This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PGerm 183.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Achtzehnter Jahrgang.

Cincinnati, O.
1866.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Sensualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Einleitung.

Wir beginnen den achtzehnten Jahrgang der Fackel. Jene der vielen Leser des Blattes, die uns im Geiste von Anbeginn gefolgt sind, erkennen es, daß die Tendenz, nämlich: Förderung geistiger Freiheit, stets dieselbe ist; daß aber ein stufenweiser Fortschritt uns im Gebiete der Forschung von der Besprechung der Bibel, ihrer Heroen und ihrer Widersprüche, von der Erörterung und Widerlegung der christlichen Dogmen auf das Feld der Negation geführt hat, wo wir so oft hören mußten: „Du schüttest das Kind mit dem Bade aus.“ Ja, dieser Vorwurf der Halbheit ist gerecht, aber auch völlig zu rechtfertigen. Das Kind ist ja nichts Anderes als die in christlich dogmatische Windeln gewickelte übersinnliche Religion und speculative Philosophie. Diese aber muß mit dem Bade der crassen Superstition ausgeschüttet werden, um den Menschen zu einem selbstständigen höheren Wesen heranzubilden, das über jeden Zweifel erhaben unerschütterlich fest steht auf seinem Standpunkt der auf das Stoffliche der Natur basirten Wahrheit. — Thomas Paine, Strauß, Bruno Bauer und Feuerbach, die den Lesern der Fackel nicht nur dem Namen, sondern auch den Principien nach bekannt sind, kömmt das Verdienst zu, aus Gläubigen Zweifler gemacht zu haben, das Uebersinnliche zu negiren und bei Vielen sogar Widerwillen dagegen zu erwecken. Obigen Männern des Fortschritts reihten wir, gleichsam an eine geistige Perlenschnur, die Namen eines Vogt, Büchner und Moleschott an, indem wir den Leser mit dem Wesen ihrer gehaltvollen Schriften vertraut machten. Vom Leichten gingen wir zum Schwereren über. Die Pfaffengeißelung wurde als unzureichend bei Seite gelegt, und auf dem Wege der Negation und Bekämpfung theologischer Systeme und Irrthümer kamen wir bei jener Station des Fortschritts an, wo weder uns selbst, noch andren gebildeten Lesern die speculative Philosophie genügt, wo wir uns nach etwas Neuem, nach etwas Positivem sehnen und diese Sehnsucht kann blos durch den Sensualismus, durch die Kenntniß unserer Sinne und der Sinnenwelt befriedigt werden. Um Dieses zu erreichen, haben wir das ernste Feld der Psychologie u. der Physiologie zu betreten, so wie auch die physischen u. chemischen Kräfte zu erklären. Mag da nun wieder hie und da ein Leser sagen: „Die Fackel war früher besser als jetzt; diese gelehrten Abhandlungen verstehe ich ja kaum;“ so erwiedre ich einem Solchen: „Ueben Sie Ihre Verstandeskräfte, lesen Sie das Unverstandene oder kaum Verstandene zwei Mal, drei Mal und Sie werden bald das Ganze verstehen und im Geiste vorwärts schreiten.“

Das Grundprincip des Sensualismus ist, bei allem Denken die Annahme übersinnlicher Dinge auszuschließen. Wir haben nach klaren Begriffen zu streben, um über den Zusammenhang der Dinge richtig zu urtheilen, und da muß denn aus der Wissenschaft alles Unklare übersinnlicher Glaubensdusseleien von Mysterien, Geistern und Göttern ausgeschlossen bleiben. Der Sensualismus läßt keine Phantasiegebilde zu; er strebt nach einer Erkenntniß der Welt, welche anschaulich ist und plastisch wie die antike Religion der Griechen. Die Griechen vergötterten die Naturkräfte und gaben ihnen Form durch Kunst. Die moderne Naturwissenschaft entgöttert die Natur und heiligt ihre schöpferischen Kräfte durch Erkenntniß ihrer Wirkung. Die Verbreitung des Christenthums emancipirte zuerst die Naturwissenschaften und so gab es seinem schlimmsten Feinde die Fähigkeit, sich zu der Macht zu erheben, welcher es endlich ret-

tungslos wird unterliegen müssen. Galiläi, Kepler und Baco von Verulam legten den Grundstein zu dieser Macht die gehemmt, doch nicht unterdrückt werden kann. Das Christenthum hat unbedingt das Fundament zu einer atheistischen Naturwissenschaft, so wie zu einer atheistischen Politik und Moral gelegt, die trotz Inquisition und Concilien Wurzel gefaßt hat, aus denen sich der herrliche Baum der Erkenntniß entwickeln wird. — Nach dieser Einleitung beginnen wir nun den neuen Band der Fackel mit der neuen Lehre des Sensualismus, wie er von *Dr.* Czolbe dargestellt und erklärt wird.

Psychologie.

Die Nerven als positives Substrat.

Für sinnlich wahrnehmbare Bedingungen der geistigen Vorgänge im Menschen und seiner Handlungen hält man einerseits das Nervensystem, andrerseits diejenigen physikalischen Agentien, welche auf die Sinnesnerven wirken.

In den fünf Sinnesorganen beginnen die Nervenfäden, verlaufen zur Schädelhöhle, wo sie, wie es scheint, mit eigenen Fäden des Gehirns und Anhäufungen von Ganglienzellen zu den Organen desselben zusammengelegt sind. Daraus treten wieder Nervenfäden hervor, um in den Muskeln zu enden. Die physikalischen Agentien, welche direkt auf die Sinnesnerven wirken, sind theils einfache mitgetheilte Bewegungen in ihren verschiedenen Modificationen z. B. Berührung, Druck und und Stoß, theils Vibrationen. Ebenso wie der Schall werden von Faraday u. A. sämmtliche Imponderabilien als Vibrationen, oder ähnliche mitgetheilte Bewegungen betrachtet und in den Umfang dieses Begriffes scheinen auch Geschmack und Geruch zu gehören, indem sie bei atomistischen oder molecularen Processen z. B. dem chemischen der Auflösung — ähnlich entstehen dürften, wie Licht, Wärme und Elektricität.

Da wir nun wahrnehmen, daß diese physikalischen Agentien auf die Sinnesnerven eine Wirkung ausüben und da als ihre verbreitetste, oder allgemeinste Wirkung auf die Körper ihre Fortpflanzung in dieselben bekannt ist, müssen wir vorläufig schließen, daß sie sich auch in die Sinnesnerven und deren Verlauf fortpflanzen. Gegen diesen Schluß ist nämlich die Thatsache, daß die Anwendung von Druck Stoß und Elektricität auf den Seh- und Hör Nerven Wahrnehmungen von Licht und Schall (feurige Scheine, Blitze, Kreise) bewirkt, als Einwand erhoben worden, da doch bei mechanischer Fortpflanzung, wie es scheint, Wahrnehmung von Druck, Stoß und Elektricität entstehen müßte. Die folgende Betrachtung wird zeigen, daß dieser Einwand ganz unzureichend ist.

Eine der Bedingungen zur Fortpflanzung von Vibrationen ist die Elasticität des Mediums. Es ist namentlich nach Wertheim's Untersuchungen über Cohäsions- und Elasticitäts-Verhältnisse der Nerven kein Grund ihnen Elasticität abzusprechen, die freilich nicht der Elasticität ähnlich sein wird, wie sie z. B. in Glocken, dem Kautschuk, der Luft stattfindet. Dubois-Reymond nennt die Nerven elastisch weich. Aus der Thatsache, daß sich dieselbe Vibrationsbewegung in verschiedenen elastischen Körpern mit sehr verschiedener Geschwindigkeit fortpflanzt, in manchen ihre Fortpflanzung wahrnehmbar wenigstens gar nicht stattfindet, folgt nun, daß es Körper von so eigenthümlicher Elasticität geben kann, daß sie nur für **eine** bestimmte Art von Vibrationen das Substrat bilden, oder dieselbe fortpflanzen. Wenn solche Körper durch irgend eine andere Art einfacher oder vibrirender Bewegung von gewisser Intensität einen Anstoß erhalten, können sie hiernach diese Bewegung zwar nicht fortpflanzen: indem dieselbe aber reflectirt wird, werden sie dennoch durch den in der Spitze des Reflexionswinkels erfolgten Anstoß, weil die Beschaffenheit desselben bei sämmtlichen einfachen und vibrirenden Bewegungen, oder Imponderabilien wegen ihrer oben erwähnten von Faraday anerkannten wesentlich gleichen Beschaffenheit ganz identisch sein muß, in der ihrer eigenen Elasticität angemessenen, so zu sagen vorherbestimmten Vibrationsbewegung schwingen.*) Vergleicht man mit der Annahme so beschaffener Körper die Thatsache, daß wir durch jeden Sinnesnerven nur **eine** Art von Erscheinungen wahrnehmen, was man seine specifische Energie nennt, so wird man schließen können, daß jeder Sinnesnerv durch seine atomistische, oder moleculare Struktur eine so eigenthümliche Elasticität besitze, daß er stets nur eine Art der ihn treffenden physikalischen Agentien mechanisch fortzupflanzen im Stande ist, und auch dann in der seiner Elasticität angemessenen, oder durch dieselbe vorherbestimmten Vibration schwingen muß, wenn er durch irgend eine andere Art einfacher, oder vibrirender Bewegung von gewisser Intensität einen Anstoß erhält. Die Thatsache, daß Anwendung von Druck, Stoß und Elektricität auf den Seh- und Hörnerven Wahrnehmungen von Licht und Schall bewirkt, widerlegt also keineswegs den oben gebildeten damals nur vorläufigen, jetzt aber definitiven Schluß, daß die physikalischen Agentien sich mechanisch in die Sinnesnerven fortpflanzen. Diese sind passives Substrat, können aber trotzdem in Folge eines fremdartigen Anstoßes die ihnen angemessene Thätigkeit bewirken. Darin liegt durchaus kein Widerspruch.

Da auch Lotze in der Thatsache, daß ein Nerv durch die verschiedenartigsten Reize stets nur in dieselbe Art physischer Zustände versetzt wird, nichts Wunderbares, oder Geheimnißvolles findet, indem der Reiz sein Substrat ja nicht als leeren Raum, sondern in so specifisch gearteter Form vorfinde, daß es die Form der Wirkung des

*) Helmholtz sagt in seiner Schrift über die Wechselwirkung der Naturkräfte (Königsberg 1854): „Wärme, Elektricität, Magnetismus, Licht, chemische Verwandtschaft stehen mit den mechanischen Kräften in enger Verbindung. Von jeder dieser verschiedenen Erscheinungsweisen der Naturkräfte aus kann man jede andere in Bewegung setzen, meistens nicht blos auf einem, sondern auf mannigfach verschiedenen Wegen."

Reizes nothwendig mitbestimmen müsse, da er diesen Vorgang als den Anstoß eines elastischen Körpers veranschaulicht und auch auf das Identische in dem bloßem Anstoß aller verschiedenartigen Imponderabilien hindeutet — so ist wahrlich nicht einzusehen, weshalb er die mechanische Fortpflanzung der physikalischen Agentien in die Nerven in Abrede stellt. Einen Grund hat er dafür nicht angegeben. Wenn man bedenkt, wie die Annahme der Nichtfortpflanzung sofort ganz unklare Begriffe über die Nerventhätigkeit bedingt, die in gar keinem Zusammenhange mit unserer Empfindung des Lichtes, Schalles ꝛc. stehen und eine speculative oder übersinnliche Psychologie, mögen wir uns auch noch so sehr dagegen sträuben, zur nothwendigen Consequenz haben —, wenn man erkannt hat, wie hier ganz unzweifelhaft der tiefste Differenzpunkt des Sensualismus und einer speculativen Weltauffassung liegt: so ist die Oberflächlichkeit unbegreiflich, mit welcher selbst sensualistische Physiologen z. B Vogt und Moleschott das Dogma von der Nichtfortpflanzung der physikalischen Agentien in die Nerven unbesehen hinnehmen und sich dadurch jede befriedigende Entwickelung ihrer sensualistischen Grundansicht absolut unmöglich machen. Sie ist allein möglich bei der Anerkennung, daß die physikalischen Agentien sich in der auseinandergesetzten Weise in die Nerven mechanisch fortpflanzen.

Daß beim Neugebornen die Beschaffenheit der verschiedenen Sinnesnerven ganz dieselbe sei und erst dadurch, daß jedes Sinnesorgan wegen seines eigenthümlichen Baues nur einbestimmtes Agens auf seinen Nerven wirken läßt, allmählig die später thatsächlich verschiedene Beschaffenheit, oder specifische Energie der Sinnesnerven entstehe, scheint unrichtig zu sein. Denn die Haut z. B. ist so gebaut, daß die Licht- und Schallwellen sich ganz gut hindurch in die zugehörigen Nerven fortpflanzen könnten; trotzdem nehmen wir Licht und Schall nicht durch die Haut wahr. Die Sinnesorgane können nur dazu dienen, gewisse Bedingungen, bevor sie den Nerven treffen, zu verstärken, sie sicher zum Nerven zu leiten und durch eine passende Lagerung des Nerven seine Berührung recht leicht und vollständig zu machen. Das Auge regelt den Gang der Lichtstrahlen zum Sehnerven, so daß auf denselben ein deutliches Bild fällt. Die übersinnliche specifische Energie der Sinnesnerven, für welche wir nach dem Grundprincipe des Sensualismus einen anschaulichen Begriff: ihre specifische Elasticität gefunden haben, wäre hiernach nicht allmählig entstanden, sondern den Nerven angeboren.

Die von Dubois Reymond u. A. in den Nerven erwiesenen elektrischen Ströme dürften durch den Proceß entstehen, welcher, wie wir annehmen müssen, einen Wiedererſatz der Nerven fortdauernd bewirkt. Damit stimmt zusammen, daß die Ganglienzellen einerseits von vielen Physiologen mit Grund für Apparate zum Wiedererſatz der Nerven gehalten werden, indem diese als feine Röhren vielleicht den Inhalt der Ganglienzellen capillar, oder auch endosmotisch sehr langsam anziehen — andrerseits die elektrischen Lappen des Zitterrochens bloße Aggregate von sehr großen multipolaren Ganglienkörperchen sind, welche von einem sehr reichen, weitmaschigen Gefäßnetze durchwirkt werden.

Wir beobachten genug Räume, in denen gleichzeitig Licht, Schall, Elektricität, Duft ꝛc. stattfinden; es können ferner gleichzeitig eine unendlich große Zahl von Wellensystemen sich in demselben Raume fortbewegen und sich kreuzen, ohne sich gegenseitig zu stören: man denke an die große Zahl verschiedener Tonwellensysteme, welche ein Orchester gleichzeitig in Bewegung setzt, an die tausend Lichtstrahlen, welche in einem erleuchteten Saale sich kreuzen und deren jeder richtig und unverändert zu seinem Ziele kommt; soll doch kürzlich das Wiener Telegraphenamt außer Zweifel gesetzt haben, daß ein und derselbe Draht in entgegengesetzten Richtungen zu derselben Zeit zur Beförderung telegraphischer Depeschen verwendet werden kann, indem die elektrischen Ströme sich nicht kreuzen, sondern an beiden Endpunkten anlangen. Aus diesen Gründen darf es nicht für unmöglich gehalten werden, daß auch in den Nerven elektrische Strömungen zugleich mit den andern Imponderabilien vorkommen. Daß in dem Momente der Reizung eines Nerven seine elektrische Strömung eine Schwächung (Schwankung, oder Unterbrechung) erfährt, dürfte ein entschiedener Beweis dafür sein, daß Empfindung nicht auf Elektricität beruhe. In diesem Falle müßte ja die permanente Strömung durch Reizung verstärkt werden. Zwei verschiedenartige Thätigkeiten aber, die gleichzeitig in demselben Körper stattfinden, müssen sich stets einigermaaßen stören. Sollte es sich auch für die Sinnesnerven bestätigen, was nach Helmholtz für die Bewegungsnerven sicher zu sein scheint, daß die Geschwindigkeit der Nervenaction sehr viel geringer ist, als die Geschwindigkeit der bekannten Imponderabilien, so würde dies nicht widerlegen, daß das Licht im Sehnerven und dessen Fortsetzung ins Gehirn, der Schall im Hörnerven ꝛc. thätig sind. Es dürfte ihre gewöhnliche Geschwindigkeit durch irgend einen Umstand gehemmt werden und es liegt nahe, daß diese Hemmung wenigstens zum Theil die gleichzeitig in den Nerven waltende Elektricität ist. Diese Ansicht wird dadurch bestätigt, daß nach Helmholtz die Geschwindigkeit des Nervenprocesses keineswegs eine constante, sondern eine mit inneren Zuständen des Nerven wechselnde ist. Im gesunden Menschen ist sie dreimal rascher, als im Frosche.

Ich wiederhole es, daß die Schwächung oder Unterbrechung des elektrischen Stromes in den Nerven durch Empfindung und Bewegung (die sogenannte negative Stromesschwankung) mir für einen entschiedenen Beweis gilt, daß die Thätigkeit, welche Empfindung und Bewegung bedingt, etwas anderes als Elektricität ist, daß diese nicht als die vollständige Nerventhätigkeit, sondern nur als etwas nebenherlaufendes anzusehen ist.

Eine Erklärung der Empfindung ist absolut unausführbar, wenn man, wie einige exacte Naturforscher z. B. Ludwig, Eckhard aus du Bois's gewiß ausgezeichneter Entdeckung den gar nicht nothwendigen, oder exacten, sondern den sehr willkührlichen Schluß macht, daß die Nervenaction allein elektrisch sei. Du Bois selbst hat dies nicht gethan. Ebenso unexact ist es, wenn Ludwig aus dem Resultate der elektrischen Untersuchung du Bois's, nach welchem all r Orten die Nerven dieselbe elektrische Anordnung darbieten, auf eine vollständige Identität aller Nerven schließt. Indem Ludwig zugiebt, daß die chemische Untersuchung der Nerven noch sehr unvollkommen sei und bei einer vollkommen identischen Form innerhalb des Nerven dennoch die mannigfaltigste Anordnung der krafterwickelnden Elemente bestehen kann, so daß die Anatomie hier entweder gar nicht oder nur sehr bedachtsam zur Entscheidung herbeigezogen werden darf, scheint es mir eine Inconsequenz, wenn er zugleich deshalb die Nerven für überall identisch erklärt, weil man durch physikalische, oder chemische Prüfungsmittel ihre Verschiedenheit nicht erweisen kann. Ist denn eine richtige auf sinnliche Wahrnehmung basirte Logik nicht auch ein sehr wesentliches Prüfungsmittel bei physiologischen Untersuchungen? Mit Hülfe desselben mußten wir oben auf eine verschiedene innere Elasticität der Sinnesnerven schließen. Da Ludwig vielfach auf die Existenz von Atomen und eine Atomstruktur schließt, Dinge, die noch kein Mikroskopiker gesehen hat und jemals sehen wird, so dürfte es auch wohl wissenschaftlich erlaubt sein, auf eine durch verschiedene Atomstruktur bedingte verschiedene innere Elasticität der Sinnesnerven zu schließen. Wir beharren dabei und in der oben damit entwickelten Ueberzeugung, daß sich die physikalischen Agentien mechanisch in die ihnen angemessenen Nerven fortpflanzen.

Die physikalischen Agentien als Sinnesqualitäten.

Bilden die in den Sinnesnerven stattfindenden Bewegungen: einfacher Stoß in seinen verschiedenen Modificationen, Schall, Licht, Wärme, Geschmack und Geruch ganz allein die in uns zum Bewußtsein kommenden Sinnesqualitäten —, oder sind sie nur quantitativ verschieden (verschiedene Quantitäten der einen mitgetheilten Bewegung) und kommen von anderswoher gewisse Quantitäten hinzu z. B. zu den Lichtbewegungen Farben, zu den Schallbewegungen Töne? Die Physiologen setzen dies letztere gewöhnlich als sich fast von selbst verstehend voraus, ohne indeß trotz der ungemeinen Wichtigkeit der Frage die darin vorliegenden Begriffe genauer zu analysiren und zu vergleichen. Der Werth ihrer Voraussetzung dürfte deshalb sehr zweifelhaft sein.

Die verschiedene Quantität eines in bestimmtem Dichtigkeitszustande befindlichen Körpers entsteht theils durch die verschiedene Zahl gleicher Volumina, theils durch Volumina desselben von verschiedener Länge, Breite und Dicke. Der Begriff „Quantität" besteht also in Bezug auf die Körper allein aus zwei Elementen der Mathematik: der verschiedenen Zahl und den verschiedenen Dimensionen des Volumens, zu welchen in dieser Wissenschaft als ihr drittes Element noch die Form des Volumens kommt.

Mitgetheilte Bewegungen müssen, da wir keinen Grund haben, sie für unendlich zu halten, eine Begrenzung, wie die Körper haben, man muß auch bei ihnen von Volumen sprechen, welches verschiedene Dimensionen hat. Sie sind deshalb auch verschieden an Zahl. Soweit kann man also den Begriff Quantität, wie wir ihn bei Körpern fanden, auch auf die mitgetheilten Bewegungen ausdehnen. Wenn nun aber zunächst aus ihrem Verhältnisse zur Elasticität des Substrates, in welches sie sich fortpflanzen ihre Geschwindigkeit resultirt (wie z. B. die Geschwindigkeit des Schalles von der Elasticität seines Substrates abhängt), so gehört diese offenbar nicht in den Umfang jenes Begriffes. Man nahm deshalb außer der erörterten Quantität, welche man extensive nannte, noch eine intensive an, zu welcher unter andern die Geschwindigkeit der Bewegung gehöre. Das Gemeinsame beider Quantitäten sollte die Meßbarkeit sein. Ist nicht aber Alles in der Welt meßbar? Da man sich auch die Sinnesqualitäten als Einheiten und begrenzt vorstellen muß, würde bei einer so großen Ausdehnung des Begriffes Quantität Alles nur quantitativ verschieden sein. Es dürfte deshalb derselbe sehr viel enger, als ein rein mathematischer zu fassen und nur eine extensive Quantität anzunehmen, die verschiedene Geschwindigkeit der mitgetheilten Bewegungen aber *a priori* als qualitativ oder ganz specifisch verschieden anzusehen sein.

Wenn es ferner heißt, die wahrnehmbare verschiedene Geschwindigkeit der sich bewegenden Körper sei mit den Sinnesqualitäten nicht im mindesten zu vergleichen, so ist darauf zu erwidern, daß weil die letzteren ja nicht durch die Geschwindigkeit der Körper, sondern durch die der mitgetheilten Bewegungen an sich erklärt werden sollen, jener Vergleich nichts beweise. Da die Ortsveränderung der Körper eine Wirkung der ihnen mitgetheilten Bewegung ist, sind beide wesentlich zu unterscheiden, so daß man von der Beschaffenheit der einen durchaus nicht auf die Beschaffenheit der andern schließen darf. Der mitgetheilten Bewegungen an sich können wir uns allein durch einen Akt bewußt werden, welcher der vollständigen sinnlichen Wahrnehmung vorhergeht und den man wohl am besten die innere Erfahrung im Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung nennt (im Gegensatze zu den Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen ꝛc., welche auch innere Erfahrung heißen). Diese innere Erfahrung ist nicht etwa durch den Ort der Entstehung verschieden von der sogenannten äußeren, denn beide finden innerhalb des Gehirns statt; der Unterschied besteht darin, daß die äußere Erfahrung, oder die vollständige Wahrnehmung überhaupt nur dadurch möglich ist, oder es als das

einfachere nothwendig voraussetzt, daß Sinnesqualitäten in uns entstehen, aus welchen sie zusammengesetzt ist, namentlich Farben, aus denen die Bilder der uns umgebenden Körper bestehen. Der Proceß des Sehens läßt sich eben geistig zerlegen erstens in das Bewußtwerden der Farben an und für sich, welches innere Erfahrung genannt werden kann, weil wir dadurch noch nichts von äußeren Dingen erfahren, zweitens in das Bewußtwerden der aus den Farben zusammengesetzten Bilder äußerer Dinge die sogenannte äußere Erfahrung. Durch letztere allein nehmen wir nun, wie bemerkt, verschieden schnelle Bewegungen von Körpern (oder den denselben entsprechenden Bildern) wahr, von denen wir aber wegen des erörterten Unterschiedes keinen Grund haben auf die Beschaffenheiten der mitgetheilten Bewegungen an sich in ihrer verschiedenen Geschwindigkeit zu schließen. Die Beschaffenheit der mitgetheilten Bewegung an sich kann uns allein durch die innere Erfahrung zum Bewußtsein kommen. Diese sagt uns aber, daß mitgetheilte Bewegungen von verschiedener Geschwindigkeit uns als specifisch verschiedene Sinnesqualitäten bewußt werden. Durch Analyse des Begriffes „Quantität" erkannten wir *a priori*, daß die verschiedene Geschwindigkeit der mitgetheilten Bewegung nicht quantitativ, oder mathematisch, sondern qualitativ, oder specifisch verschieden sei; dasselbe beweist die innere Erfahrung, die einzige, welche hier entscheiden kann.

Die Voraussetzung der Physiologen, daß die in der Physik als mitgetheilte Bewegungen erkannten äußeren Agentien der Sinne nur quantitativ verschieden seien und von anderswoher gewisse Qualitäten im Gehirne sich mit ihnen verbinden, dürfte hiernach erstens auf einer mangelhaften Analyse des Begriffes Quantität und zweitens auf einem gar nicht anwendbaren Vergleiche beruhen, welcher durch Verwechselung der Bewegung an sich entstanden ist. Wir erkennen deutlich, daß die verschiedenen Geschwindigkeiten der mitgetheilten Bewegungen uns als etwas qualitativ, oder specifisch verschiedenes bewußt werden müssen: dies ist das befriedigende Ziel der Erklärung. Weshalb sie uns nun aber grade als Farben, Töne, Gerüche ꝛc. ꝛc. zum Bewußtsein kommen, scheint eine Frage zu sein, welche über dieses Ziel hinausgeht.

Aus der Thatsache, daß dieselbe Bewegung eines Körpers gleich dichten Körpern von verschiedenem Volumen Bewegungen mittheilt, deren Geschwindigkeit sich umgekehrt, wie ihre Volumina verhalten, kann man schließen, daß aus dem Verhältnisse einer bestimmten Bewegung zu dem Volumen, in welches sie sich verbreitet hat, dasjenige resultirt, was man die Intensität der mitgetheilten Bewegung nennt. Es versteht sich von selbst, daß von dieser alles das gilt, was von der Geschwindigkeit gesagt worden ist. Da diese durch die innere Erfahrung als das Material der Sinnesempfindungen erkannt wird, folgt nothwendig, daß wir uns auch der verschiedenen Intensität der Bewegungen in verschiedener Weise durch die innere Erfahrung bewußt werden müssen, was auch wirklich der Fall ist. Wir werden uns sowohl der Verhältnisse bewußt, welche zwischen der verschiedenen Intensität und Geschwindigkeit jener Bewegungen stattfinden, als auch der verschiedenen Intensität an und für sich.

Was zunächst das Verhältniß der Intensität zu den Bewegungen von verschiedener Dauer, wie den Farben, Tönen ꝛc. ꝛc. betrifft, so wird dasselbe uns als eine verschiedene Deutlichkeit derselben bewußt. Licht- und Schallwellen von sehr geringer Intensität werden uns als blasse Farben, matte und klanglose Töne bewußt, ihre Deutlichkeit wächst in gradem Verhältniß zur Intensität der Bewegungen. Daß das Verhältniß der Intensität zur Geschwindigkeit uns als eine Einheit zum Bewußtsein kommt, ist nicht wunderbar, da es auch objektiv eine Einheit ist.

Was zweitens die Intensität an sich betrifft, ohne Rücksicht auf die verschiedene Dauer der Bewegungen, so wird sie uns in verschiedenen Graden, wie die innere Erfahrung lehrt, als verschiedene Qualitäten bewußt, welche hier Gefühle genannt werden und in drei Gruppen zerfallen: Bedürfnisse, angenehme Gefühle und Schmerzen. Wenn nämlich physikalische Agentien von sehr *geringer* Intensität auf unsere Sinnesnerven wirken, so werden wir uns des quälenden, beunruhigenden Gefühls bewußt, welches wir Bedürfniß nennen. So entstehen Hunger und Durst durch zu schwache Reizung der sie bedingenden Nerven (nicht etwa durch gänzlich fehlende, welche eben gar nichts bewirken würde), Geschlechtstrieb durch denselben Zustand der Geschlechtsnerven. Durch zu geringe Erleuchtung entsteht das Bedürfniß nach Licht, durch zu geringe Wärme das Bedürfniß nach Wärme. Die auf zu geringer Intensität beruhende Undeutlichkeit der mehr zusammengesetzten Wahrnehmungen, der Vorstellungen und Begriffe ist zugleich mit dem Bedürfnisse nach Klarheit, oder Deutlichkeit derselben verbunden. Dagegen bewirken Reize von zu *großer* Stärke verschiedene Grade des Schmerzes, was schon vor längerer Zeit *Henle* specieller erörtert hat. Haben die in unsere Sinnesnerven sich fortpflanzenden Bewegungen eine *mittlere* Intensität, so kommen mit der hinreichenden Deutlichkeit auch die verschiedenen Grade des Angenehmen der Lust oder Freude zum Bewußtsein

Bei zusammengesetzten, oder sich zusammensetzenden mitgetheilten Bewegungen z. B. Bildern, die aus Farben bestehen, Toncombinationen — resultirt aus der Art der Zusammensetzung der Theile entweder Gleichgewicht, oder Mangel desselben. Gleichgewicht dürfte z. B. durch Zusammenstellung in einem mathematischen Verhältnisse, was man Regelmäßigkeit nennt, entstehen; oder durch Zusammenstellung zweier gleicher Dinge in entgegengesetzter Richtung ihrer Theile: die Symmetrie. Der Begriff der Symmetrie dürfte mit dem des Gegensatzes oder Contrastes identisch sein. Durch Zusammenstellung verschiedener Dinge, wel-

che in einem, oder mehreren wesentlichen Theilen übereinstimmen, oder die etwas Gemeinsames haben, mag dies nun Zweck, Stoff, Form, Thätigkeit, Ursprung ꝛc. sein, dürfte dasjenige Gleichgewicht entstehen, welches wir Harmonie nennen. Unregelmäßigkeit dagegen, Asymmetrie und Disharmonie dürften Mangel des Gleichgewichts bedingen.

Das Gleichgewicht der zusammengesetzten Bewegung gehört offenbar auch nicht unter den Begriff der Quantität, sondern ist etwas Qualitatives, ein Verhältniß, welches, wie oben von dem Verhältnisse der verschiedenen Deutlichkeit bemerkt wurde, eine objektive Einheit ist, deshalb auch als solche zum Bewußtsein kommen muß. Die innere Erfahrung lehrt, daß es als ein Gefühl des Angenehmen bewußt wird. Mangel des Gleichgewichts, ebenfalls ein Resultat der Zusammensetzung der Bewegung, kann aber erstens dadurch entstehen, daß Theile darin fehlen. Dann kommt der Manzel des Gleichgewichts als das Gefühl des Bedürfnisses zum Bewußtsein. So wird die unvollständige, oder mangelhafte Beschaffenheit von Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffen als Bedürfniß nach vollständigen bewußt; unvollständige Vorstellungscomplere im Causalverhältnisse bewirken das Bedürfniß nach vollständigen. Mangel des Gleichgewichts zusammengesetzter mitgetheilter Bewegungen entsteht aber nicht blos durch Unvollständigkeit der Theile, sondern auch theils durch die eigenthümliche Art der Combination selbst, theils durch ein Zuviel von Theilen, durch Theile, die z. B. eine regelmäßige, oder symmetrische, oder harmonische Combination nicht hineingehören, sie verwirren. Solcher Mangel des Gleichgewichts, lehrt die Erfahrung, kommt als ein unangenehmes, schmerzliches Gefühl zum Bewußtsein.

Wie die verschiedene Intensität der mitgetheilten Bewegungen in drei Gruppen von Qualitäten: den Bedürfnissen, den angenehmen Gefühlen u. den Schmerzen bewußt wurde, so ist es auch mit dem Gleichgewicht zusammengesetzter Bewegungen. Daraus, daß jede der drei Abtheilungen der Intensität verschiedene Grade hat und dies auch bei dem Gleichgewichte und den beiden Arten des mangelnden Gleichgewichts der Fall zu sein scheint, sind die verschiedenen Grade der Bedürfnisse, Lustgefühle und Schmerzen erklärlich; wenn jede dieser drei Gefühlsarten aber noch außer der verschiedenen Gradation eine sehr mannigfaltige Beschaffenheit zu haben scheint, so dürfte dies daher kommen, daß theils Gefühle verschiedener Grade und verschiedener Arten, theils Gefühle mit den unzähligen Arten der durch die Geschwindigkeit bedingten einfachen und combinirten Qualitäten (den Empfindungen), welche wiederum verschieden deutlich sind, sich mischen. Dadurch entsteht eine unendliche Menge von Combinationen, die wir irrthümlich für einfache Gefühle halten.

Da die Geschwindigkeit und Intensität der mitgetheilten Bewegungen stets verbunden und auch die zusammengesetzten Bewegungen ohne eine gewisse Geschwindigkeit und Intensität undenkbar sind, so folgt, daß das Bewußtsein der durch die verschiedene Geschwindigkeit bedingten Qualitäten: der Töne, Farben ꝛc., mögen sie einfach sein, oder als Bilder, Melodien ꝛc. zusammengesetzt — stets von einem Gefühle des Bedürfnisses, oder einem angenehmen, oder einem schmerzhaften Gefühle begleitet sein muß und daß umgekehrt diese Gefühle niemals ohne jene andern Qualitäten existiren. Damit stimmt die Erfahrung überein und die Ausnahmen sind nur scheinbar. Denn wenn es zuweilen scheint, daß gewisse Wahrnehmungen, oder Vorstellungen mit keinerlei Gefühl von Bedürfniß, oder Lust, oder Schmerz verbunden sind, so kommt dies wohl nur daher, daß die sie begleitenden Gefühle sich mit andern ähnlichen, oder gleichen in uns zu dem sogenannten Gemeingefühl, oder der Stimmung mischen und nicht als besondere, speciellen Wahrnehmungen und Vorstellungen entsprechende unterschieden werden können. Wenn andrerseits Gefühle für sich zu bestehen scheinen, namentlich jenes Gemeingefühl, so dürften dieselben doch niemals ganz rein, sondern stets mit Empfindungen gemischt sein; das Gemeingefühl dürfte vorzugsweise durch Bewegungen entstehen, die zu allgemein im Nervensysteme verbreitet und einzeln zu schwach, um gesondert zum Bewußtsein zu kommen, eben nur als unbestimmte Summe, oder Resultante bewußt werden. Dabei ist zu bemerken, daß die Gefühle, weil sie viel weniger unvergleichbar sind, als die Empfindungen, sich viel eher, als diese zu einer Summe, oder Resultante vereinigen können.

Die noch nicht hinlänglich festgestellte Thatsache, daß nach Einathmungen von Aether, oder Chloroform bei chirurgischen Operationen zuweilen die gleichgiltige Wahrnehmung der Operation fortbesteht, während der Schmerz unterdrückt ist, könnte dahin erklärt werden, daß allein die Intensität der in gleicher Geschwindigkeit fortbestehenden Thätigkeit in den verwundeten Nerven so gemindert ist, daß der Rest des speciellen Gefühls in dem Gemeingefühle untergeht. Denn wenn in solchen seltenen Fällen kein Schmerz gefühlt wurde, so kann doch nicht behauptet werden, daß auch das Gemeingefühl erloschen war.

Für die Fackel.

Meine Luftfahrt in Paris am 18. Oktober 1863.

Von Dr. A. Janisch.

Es war am Nachmittage des 18. Okt. 1863, als ich am *Boulevard Italien* vor meinem Caffe sitzend meine Cigarre schmauchte, und behaglich meine Tasse Mocca schlürfte. — Das Gewühl der Menge war außergewöhnlich, und hatte wirklich Ursache darüber nachzudenken ob wohl die fröhlichen Stimmungen, welche sich heute auf allen Gesichtern der Pariser ausprägten denjenigen gleichkamen

als vor 49 Jahren an demselben Tage die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wurde und so unheilbringend und verderblich für die Franzosen ausfiel. — Ich gedachte freudigen Herzens der freudigen Stimmung, welche jenseits des Rheins sich in allen deutschen Herzen heute kund gibt und manifestirt. — Aber auch in Paris der Metropole des heute so gewaltigen Frankenlandes wurde ein Fest begangen; es war dieß das Schauspiel, welches der berühmte Photograph Charles Nudar den Parisern bereitete, daß er mit seinem riesigen Luftballon „Jean" vom Marsfelde aufstieg, und seinen zweiten Versuch machte, denen Parisern und sohin Frankreich zu zeigen, daß das Problem der Lenkbarkeit des Luftballons keine Fabel sei.

Die größten Vorbereitungen waren zu diesem Ende getroffen, und dieß umsomehr als dem Publikum bekannt wurde, daß der Kaiser selbst, in Begleitung des neuen Königs von Griechenland, welcher sich auf seiner Durchreise in seine neue Heimath eben in Paris befand, sammt der Kaiserin und dem ganzen Hofstaate dieses Volksfest mit ihrer Gegenwart illustriren sollten.

Auch ich wollte nicht fehlen und begann mich auf die Lauer zu legen, um einen deren Tausenden von Omnibussen, welche heute nach dem Marsfelde fuhren, zu occupiren; aber vergebens, Alles war besetzt und die Conducteure machten die ihnen so eigenen ernsten und stolzen Mienen, mit denen sie gewöhnlich sagen wollen: „armer Chevalier bei mir kommst du heute nicht unter."

Da auf einmal trat mein Freund Bansard, Redacteur des Siecle, auf mich zu und fragte mich, warum ich so spekulire, und als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, den heutigen Nachmittag am Marsfelde zuzubringen, schob er mich mit beiden Händen in seine Equipage, und dirigirte seinen Kutscher dahin, herzlich froh einen Compagnon gefunden zu haben.

In einer kleinen Viertelstunde waren wir am Eingange des Marsfeldes, auf dem sich schon eine Zuschauermenge von circa 80—90,000 Menschen eingefunden hatte. — In der Mitte dieses ungeheueren Platzes war von Soldaten eine große Kreisspaliere gebildet und der riesige Ballon „Jean" stand 4½ Uhr bereits gefüllt da. — Um die Größe des „Jean" recht zur Anschauung zu bringen, hatte man den ebenfalls riesigen Luftballon der „Adler", den Gebrüdern Godard gehörig, gefüllt, welchen ich bereits in Wien gesehen hatte, und der auch heute dazu bestimmt war, eine Ascension zu machen. — Mein Begleiter stellte mich Godard vor, u. als ich den Wunsch äußerte auch einmal eine ähnliche Fahrt zu machen, lud uns Derselbe augenblicklich ein, dieses Vorhaben gleich heute zu verwirklichen, was wir uns nicht zweimal sagen ließen und sogleich entschlossen waren. — Da diese Fahrt nun glücklich überstanden, so liegt mir nur noch die journalistische Pflicht ob, meine Erlebnisse vor das lesende Publikum zu bringen.

Ich bin auf stürmischen Meeren gefahren und auf leise hingleitenden Nachen im Strome; ich habe das Dampfroß benutzt in seinem rasendsten Extrafluge und den schleichenden Bauernwagen in melancholisch-murmelndem Sande, ich habe auf elenden Klepperu mich humpelnd durchgebracht und bin in Ungarn auf weitausholendem Roße, dem Sturme gleich, über Haiden gejagt.

Nur Eines war mir neu und wie ein süßes Geheimniß räthselhaft, wie ein verschlossener Gral zu entsiegeln u. den zauberischen Kelchduft in mich zu saugen — das war eine Fahrt in den Lüften, eine Reise hoch über allen Häuptern der Menschheit, allen Giebeln und Thurmzinnen, allen Bergspitzen und horizontalumschließenden Nebeln dieser Erde.

Frage mich Keiner erst, wie so ein Ballon aussieht, wie er eingerichtet ist und ob er wohl nicht für „Balken im Wasser", aber in der Luft sorgt.—Das sind Dinge, die man in einem technischen oder anderen Lexikon nachsehen möge. Auch erlasse mir Jeder die Beschreibung der Vorbereitung. — Da standen die fast oval runden, ob ihrer Form eigenthümlichen, eleganten „Säcke voll Luft" im mächtigen Umfange, „Jean" heute nicht weniger als 180,000 und „Adler" 18,000 Kubikfuß Gas fassend, und von strotzender Fülle zeugend. — Bei dem leisesten Luftstoße schüttelten und rüttelten sie die Arbeiter, die ihn bändigend zur Erde hielten.

Die Menge guckte die Ballons neugierig an, und da ich mich bis zur Abfahrt von ihnen entfernt hielt, thaten mir Freunde und Bekannte im Hintergrunde den Gefallen fortwährend zu fragen: „Haben Sie keine Angst?" — Haben Sie für Ihr Testament gesorgt? — Wenn Sie fallen? und derlei liebliche Fragen mehr, die äußerst geeignet sind den Muth zu erhöhen, auf mich aber glücklicherweise den Eindruck machten, wie der Schaum der Wellen auf den Matrosen.

Die losgelassenen kleinen Probeballons zeigten eine nordöstliche Richtung, nach dem Gewirre der Stadt zu, und gingen unsere großen Ballons ihnen nach, so war unsere Fahrt voraussichtlich eine — wie ich sie mir träumerisch ersehnt — über dem Babel, in dessen wirrem Gewinde mein Fuß so oft durch eine Reihe von Jahren herumgeirrt.

Freund Godard tummelte sich wacker um die Peripherie der Ballons, regulirte die Gasröhren, legte und hob die Ballastsäcke prüfte und knüpfte die Taue, schalt und ermunterte die Arbeiter, ließ die Umgethüme endlich um mehr als eine Klafter heben, um die Fahrzeuge daran zu binden; ich sah einen runden Korb von circa 3 Fuß Durchmesser, bis zur Hälfte reichend und aus Tauen so durchsichtig u. so luftig gefügt, wie etwa die Stahlkugeln, in denen die Damen ihre Strickwolle tragen. — Das war das Nest der neuesten Frühlingsvögel, und es sah in der That luftiger aus als irgend ein Vogelnest.

„Jetzt! rief Godard mir zu. Kommen Sie!"

Es war die bestimmte Stunde — halb 5 Uhr — ich sprang rasch ein. — Wir zogen die Taue an uns — ein Klingeln der Signalglocke — ein Schuß — und Hurrah! schrie die Menge, denn wie ein

Pfeil in die Höhe geschossen waren wir schon über ihren Lüften.

Ob ich zitterte? Ob ich Angst hatte? fragt gewiß Einer oder der Andere. — Heute ist es vorüber und ich könnte, wie der junge Soldat nach der Schlacht gestehen: „Anfangs ist mir's schlimm gegangen.“ Aber nein, meine Brust schwellte nur Sehnsucht, den großen Anblick zu genießen; und die Menge, der ich zum Abschied zugrüßte, ja Freunde, denen ich mich noch in der ersten Sehweite zuneigte und mit meinem weißen Taschentuche ein besonderes Valet zuwinkte, werden mir bezeugen, daß nur Freude mich bewegte. — Ich habe die Pyramiden von Aegypten in die Höhe und Tiefe erstiegen, ich habe vom Rigi und Montblanc über die Welt Rundschau gehalten, ich bin in 13 Schlachten gestanden, aber nie hat sich meinem nimmer müden Auge ein ähnliches Panorama aufgerollt.

Klingeln, Schuß, Hurrahgeschrei und Hochschweben in der Luft waren gleichzeitig das Werk eines Augenblickes. Wir stiegen wie die Flamme eines ruhig brennenden Lichtes gerade in die Höhe und das entzückte die Menge so sehr, daß sie in gewaltiges Schreien ausbrach. — Im ersten Augenblicke suchend, wohin ich über all' diese Weite mein Auge wenden sollte, fiel der Blick unwillkührlich auf die schreiende Menge; sie umstand uns nach einer Seite im weiten Halbkreise über die breite Straße und lief hinein über die Militärschule. — Als ich aus dem schwarzen Kreise diese emporgereckten, weißgelben Gesichter, eines an dem andern, und die Totalität der tausend und tausend offenen Mäuler, aus denen das Schreien kam, das mir in der Höhe vielleicht zehnmal stärker und sonderlicher klang, als unten, durch mein scharfes Opernglas sah, mußte ich unwillkührlich in Lachen ausbrechen. — Und nun nahm ich einen vollen Athemzug der reinen Luft, und sah weit, weit hinaus! — Mein schönstes Hoffen war erfüllt, der Zufall, der mir hundertmal hätte ungünstig sein können, begünstigt uns dießmal, denn wir trieben nicht ins Feld, sondern Paris zu.

Die Luft war ruhig, majestätisch schwammen wir dahin, wie ein Schwan, der nur unsichtbar leise rudernd durch die klaren Fluthen langsam vorwärts kömmt. — Wir versuchten vorerst die Schnelligkeit; die ausgeworfenen Papierstreifen entfernten sich verhältnißmäßig nur langsam von uns; wir begannen den Ballastsand auszuwerfen, und höher, immer höher stiegen wir dem Firmamente zu, das sich immer weiter über uns breitete. Was mich oben zuerst überraschte, war das Tosen, Sausen, Surren, Schnurren, Klappern, Brummen und Rollen unter uns. — Sie haben sicherlich schon aus geringer Entfernung zwei aneinanderfahrende Eisenbahnzüge gehört; denken Sie sich dieses schauerliche Lärmgewirre fortgesetzt, immer fort und fort von unten heraufsönend, und Sie haben die Sprache der Menschheit, das Thun der großen Menge, die Harmonie einer Groß- und Culturstadt in den Ohren.

Es gewinnt an Verständniß, wie da unten Einer den Anderen nicht versteht, nicht hören mag, und nur sich selbst gehorchen mag.

Es ist ferner ein schlechter Witz, wenn ich sage, daß die Allmacht Gottes da unendlich gewinnen muß, im Bedenken, daß er aus all diesem schauerlichen Lärm nicht nur von Paris, sondern aller Städte und Dörfern den Einzelnen heraushören soll!

Freund Göbard wollte haushälterischer mit den Sandsäcken umgehen als ich; aber ich benutzte die volle Gelegenheit, dieser Gleiches gewohnten Menge einmal Sand in die Augen zu streuen und dadurch empor zu kommen — und herab mußte eine Portion um die andere — wir stiegen und stiegen. — Es war ein über alle Beschreibung entzückender, erhabener Anblick! — Es war ein zweifelhafter Tag gewesen, und die Abendsonne zerstreute die Nebel, die heute nicht so dicht stiegen, weil eben der Tag nicht heiß war. — Dieß ließ uns alles klar erscheinen. — Die ganze große Stadt mit ihrer meilenweiten Umgebung lag vor und unter mir wie ein aufgeschlagenes Buch, dessen Zeilen ich mit Einem Blick übersah. — Eine auslaufende Straße war mir eine Pause und ein Dorf ein Strich- oder Schlußpunkt. — Die Leute erzählten mir später, der Ballon hätte ein lange nicht gesehenes prachtvolles Schauspiel geboten, indem er geraume Zeit, scheinbar unbeweglich, eine Handfläche groß über der Stadt schwebte, während Nadar's Riesenballon „Jean“ gleich über *pere la chais* durch die Lappen ging.

Ich selbst kam mir vor wie ein Falter, der über einer farbenreichen Blume schwebt. — Jede Häusergruppe war mir ein Blatt in der Centifolie und die Thürme und Zinnen waren mir die begehrenden emporgestreckten Staubfäden. — Mir war wohler als dem Falter; ich durfte nicht einmal die Schwingen regen. — Paris ist weit schöner, wenn man darüber hinweg, als wenn man darinnen ist. — Die kleinen Krümmungen für die Gehenden bestehen da oben nicht, da liegt fast Alles gerade, in rechten Winkeln; und denken Sie sich nun diese, ich möchte fast sagen, Harmonie der Confusion! — Die größten Baudenkmale, zu denen ich unten den Kopf emporstreckte, schienen mir nun unten vom Zuckerbäcker gefertiget; ich hätte mögen das Tragant *port St. Mathieu* oder *Notre Dame* Kirche in den Korb hereinheben.

Ich hatte vor mehreren Jahren ein Modell von Paris gesehen, das ein Invalide zur Schau ausstellte und das er in langen Mußejahren — Haus für Haus getreu gefertigt. — Da lag wieder das Modell des Invaliden vor mir.

Der Lärm von vorhin verminderte sich, er ward immer schwächer und schwächer, er drang immer weniger empor, ich hörte endlich gar Nichts. — Wir waren über alle Schallwellen und alles Tonreich von unten, wir zogen nun seelig dahin; und das so leise, so unfühlbar gleitend, daß nicht einmal die Taue zitterten, oder beim Durchschneiden der Luft wie nachhallende Saiten hauchend sich regten. Wir

waren dem Fußweg in gerader Richtung gerechnet eine halbe Stunde vom Vendomeplatze entfernt, ich sah doch mitten hinein auf dieses Säulchen, auf dem der große Cäsar steht. Und die schwarzen Fleckchen noch tiefer, das waren unzweifelhaft Gruppen von Hunderten im Gucken so vielfach geübter nimmermüder Pariser. Der Straßburger Eisenbahntrain kroch mühsam dahin, und der schwarze Wurm, Waggonzug geheißen, machte mich so dünken, als ein von einem müden Gaule geräderter Omnibus, oder eine längere Droschke. Von einem Pferde oder gewöhnlichen Wagen, die sich tummelten, will ich gar nicht reden, das war vergebliches Wägen vorwärts zu kommen. Ueber das Alles breitete sich nun der Thalnebel und begann es grau zu machen. — Wir selbst strichen durch eine Nebelschichte, von unten als eine Wolke gesehen. — Was ich sah? Ich habe schon Nichts gesehen in meinem Leben! Ich habe eine Menge neuer Journale und Romane gelesen — das ist sicher Nichts; ich habe geschriebene Betheuerungen, auch gedruckte — ganz gewiß Nichts; aber so total Nichts, so klar und deutlich Nichts, — das ist mir noch nicht vorgekommen. — Wenn dieses Nichts nicht einmal vorhanden war, als das Nichts in der Welt gewesen, so kann ich mir erst einen Begriff machen, warum das Alles in der Welt so nichtig ist, das aus jenem Nichts gemacht wurde.

Doch nur eine kurze Zeit und der entzückende, ungehemmte Ausblick kehrte wieder. — Wir waren durch und über die Nebel weggekommen. — Die Abendsonne, die längst schon unten verschwunden war, verglühte purpurn noch für uns hinter den Bergen und unsere Augen dürften heute noch die einzigen gewesen sein, welche sie scheidend grüßen konnten.

Fortwährend Ballast hinaus, um, trotz der in den Ballon dringenden atmosphärischen Luft, auf gleicher Höhe zu bleiben. Wir zogen leise und seelig über die Gewässer. — kein Vogel in unserer Nähe, denn sie waren in ihrem höchsten Fluge unsichtbar unter uns. — Ich holte das Meßinstrument hervor und wollte bestimmen — da rann mir das Quecksilber in die Hand; ich hatte es wahrscheinlich beim Einsteigen zerbrochen. Wir waren nach beiläufiger Berechnung, welche Gerard anstelle, 10,000 Fuß hoch, also tief in der Schneehöhe. Kälte empfand ich trotzdem wenig; ich war warm gekleidet und der Himmel über mir war bedeckt.

Es darf sich Niemand wundern, ich war sicherlich in gehobener Stimmung!

Wir bogen nun wieder, vom sanften Zuge geleitet, nach rechts über *pere la chaise* ab. Was ich sprach, leise sprach, klang so hell und rein. — Ach Gott, warum gibt man den Tenors nicht kleinere Gagen, und pumpt lieber Luft aus den Theatern um dieselben dünner zu machen; ich versichere, ein Tenor singt dreimal so lange, zu 85 Jahren, den Melchthal oder Papagena, auch der Tannhäuser; ja, er braucht nur leise zu tremoliren und es klingt wie Ander- und Roger in Schrei-floribus.

Ich versuchte zu schreien, ich glaubte in der That, ich sei ein hoher Tenor. Kein Echo, kein Wiederhall. Es schauderte mich einen Augenblick an, mir war es als sänke der Ton vor meinen Lippen todt nieder, als stürbe er selbst. Und wahrlich, ich weiß nicht was mich überkam; mir war es, als müßte ich mein Echo haben, als wäre ich so etwas vom traurigen Peter Schlemihl ohne Schatten, und ich erkannte das Süße des Wiederhalls in der Menschenbrust! Ich sang nochmals zur Probe. — Ich sang. — Was glauben Sie? — „Wo ist des Deutschen Vaterland!?" — So hoch hat das sicher noch kein Mensch in der Welt gesungen; auch ohne Wiederhall in den höheren Schichten; und gibt es einen besseren Ort, das zu singen als in der Luft, und dazu in der französischen Luft! — Vielleicht war ich so närrisch zu glauben, da ich nun dem lieben Gott so viel näher sei, daß er mir Antwort auf diese sonderbare Frage geben und, besonders da wir so allein und ohne Zeugen waren, etwas darüber anvertrauen werde. — Aber so weit die deutsche Zunge auch da reichte — o, nein! nein! nein! — Ich empfand nur ein Drücken in den Ohren, als ob mir etwas in den Ohren, oder an den Ohren läge. — Wer weiß was das bedeutete! Warf auch Sand hinunter. — Ich mußte doch wieder mein Auge von den weiten Aussichten nach Westen zurückwerfen, nach Südwest — Ich sah nach Paris. — Mein Gott! ist jene tieflagernde, fahlgraue, schmutzige, flache, fast an der Erde klebende Staubwolke Paris?

Mein Eindruck war wahrhaft Bangen und Schrecken. — In jener Athmosphäre athmen 1,800,000 Menschen, lebe auch ich! In jener qualmdicken Luftschichte wachsen Hunderttausende kleiner Wesen groß — sollen und mögen alt werden — lechzen Tausende von Kranken um Genesung und herzquickende Luft! — Es war wahrhaft peinlich, das Bild eines Tischchens blieb mir ein besteckter Tisch im großen Gasthof der Schöpfung, auf dem die Gäste allmählich den Tod zehren. — In dieser Pein schwellte ich doppelt so stark meine Brust, um den reinen, herrlichen Aether, in dem ich schwamm, mit vollen Zügen in mich zu saugen. — Ich konnte mein Auge lange nicht von dem länglichen, dicken, flachen Dunstkreis wenden.

Das waren 1,800,000 Herzen — Menschenherzen! Das trieb und drängte im selben Augenblicke nach seinen hohen Zielen da unten; das gebar eben und starb, hochzeitete und begrub, sah neidisch auf ein Kleid, auf ein Equipagen-Würmchen, ein Haus — Ha! Ha! Gelächter! Gelächter! Herr Gudard that gut, zwei geladene Taschenpistolen vor der Fahrt zu sich zu stecken — er weiß nicht, was aus seinem Gefährten für ein toller Geselle wird und ihm eine Kugel in's wirre Hirn ist besser, als mit ihm zerschmettert zur Erde zu gehen, in dem Glauben, wir seien alle nur schrecklich komische Ameisen in einem verdammt muffigen und eckigen Ameisenhaufen!

Doch fürchte Niemand — ich lebe und bin gesund, schreibe diese Zeilen in der anmuthigsten Gegend Amerika's, und die Taschenpistole habe ich und mein Gefährte sehr gemüthlich mit einander auf Erden entladen.

Ueber der grünen Saat war nur schwer unser Fortkommen zu merken; nur ein verschwindendes Dorf, eine große entronnene grüne Fläche, das waren unsere Kennzeichen und Wegzeichen. – Ich hatte schon lange einen Druck in den Ohren empfunden, wollte aber nichts sagen, und hatte nur immer „noch höher! höher!“ gerufen und Sand ausgeworfen. – Ich hätte gar zu gern wenigstens die Bekanntschaft der Venus gemacht.

Doch der Ballon hegte irdische Neigungen und begann endlich allmählich etwas tiefer zu gehen. Plötzlich, nach einiger Zeit war es mir als wie im Bade, wenn sich das wasserenthaltene Ohr von seinen Banden löst, das Wasser sinkt und man mit Vergnügen wieder, wie in einer neuen Welt, zu hören beginnt. Das war ganz ähnlich, nur ohne jene begleitende Wärmeempfindung. Ich lauschte fast mit Entzücken, – und horch! Wir schwammen über einem Meere von Gesang, – erst leise ziehende, dann immer deutlichere, hellere, reine Töne.

Es war Abend und die Lerchen gingen zu Neste! Jedermann weiß es, daß sie den trauten Ort lange umschwirren, sich abermals und abermals erheben, und hoch in den Lüften ihr Lied schmettern.

Der Wanderer auf Erden sieht in die erstaunenswerthe Höhe empor, und sieht einen zitternden Punkt, nämlich die Lerche. Wie oft hat ich das! Hier aber hatte ich die gefiederten Sänger tief, tief unter mir, und so wie ich dahin zog über ein förmliches Netz von Sängern, über einen wahren See von entzückenden Klängen, – dazu schlugen auch Wachteln den Tact – und so viel ich mir dabei Mühe gab, einen Vogel zu entdecken, es war vergebens.

Langes, entzückendes Dahingleiten. Ich empfand wahrhaft wie in höheren Regionen.

Und endlich – nach geraumer Weile – tiefer und deutlicher, Häuser und Saaten und die Menschen und die früheren Wagenpunkte. – Dorfbewohner zu Wagen fuhren schon in aller möglichen Eile der Gegend zu, wo sie unser Niederkommen vermutheten. Die Guten hatten vergebens ihre Gäule angestrengt; der Horizont täuscht gewaltig.

Aber was mich bald in aller höheren Stimmung lachen machte – waren die Hasen. – Wir waren noch in solcher Höhe, daß wir die hohen Gebüsche sahen wie aus der Erde gekeimte Saatenspitzen, und schon hatten die Hasen das hoch über ihnen schwebende Ungethüm erblickt, und liefen wie Meister Campe in merkwürdiger Menge und Verwirrung kreuz und quer durch die Gaue, im buchstäblichen Sinne das Hasenpanier ergreifend!

Da wir aber sahen, daß wir in Saatenfelder kämen und bedeutenden Schaden anrichten könnten, warfen wir den letzten Ballast aus – wir hoben uns blitzschnell wieder – noch Ein entzückendes Aufleuchten der Wonneflamme – wir schwebten in Kurzem wieder in der Nähe eines Dorfes und sahen nicht ferne eine brach liegende Fläche. Ein bedeutender Wind fing an sich zu heben; wir durften nicht lange laviren – glücklicher Weise trug er uns dem erwünschten Ziele entgegen, und aus dem Ventil entbrauste das frei gemachte Gas. Wir strichen quer über die große Landstraße – ich entdeckte einen Wanderer, der mir noch immer keine Beine zu haben schien, hölte meine Hände und schrie mit aller Kraft festgefügter Lunge: „Wo sind wir?!“ Nach mehrmaligem Rufen verstand der gute Mann oder errieth was wir wollten und freute sich, so seltsamen Rufenden Auskunft geben zu können. Er schrie mehrmals mit aller Anstrengung, und ich hörte endlich „Maue“, das war 4 Stunden von Paris.

Nochmalige zahlreiche Hasenretirade – der günstige Wind trieb uns weiter in's Brachfeld. – Den Anker hinaus! – Er strich am Seile dahin und faßte endlich an einem Rain. – Zwei Bauern, die schon eine geraume Weile nachliefen, faßten unsere ausgehängten Seile. Wir zogen mit aller Kraft am Ventile – die Dorfbewohner, die schon eine Viertelstunde ihre Beine tüchtig ausgeholt hatten, gelangten endlich in's Feld hinaus, griffen nach den ausgeworfenen Seilen, und hielten das Ungethüm. Wir waren im Menschenkampfe und – erschrecken Sie nicht, wenn ich sage, denn ich schreibe ja noch hinterher – auf demselben Platze gefallen, wo vor der Einnahme von Paris durch die alliirten Truppen Kaiser Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm *III.* ihr Hoflager gehalten. Welche Erinnerung an diesem Jahrestage für einen aus den Wolken gefallenen Deutschen und Wiener! Seeliges Zugrundegeh'n!

Was soll ich die Leser mit der Beschreibung unserer nun beginnenden Arbeit auf Mutter Erde mit der Zähmung des Ballonungethüms und der Landleute hinhalten, die erschreckt losließen und davonliefen, wenn sie der seidene, dickleibige Koloß ein wenig in die Höhe ließ? Kaum waren wir auf der Erde, so erhob sich ein heftiger Wind, und fünf Minuten länger hätten uns wer weiß wohin getrieben, das Niederlassen auf unbestimmt unmöglich gemacht, und in der Stadt hegte man bereits Besorgnisse. Der Ballon lag nach einer halben Stunde, wie ein Waschbündel zusammengerollt, schwer am Boden; es war bereits dunkel, die Dorfbewohner gingen mit ihrer Entschädigung in's Wirthshaus und brachten einen Leiterwagen auf, der uns aus der unabsehbaren, bereits sternbedeckten Ebene zur Erquickung nach dem Dorfhotel und nach der Stadt brachte. Denken Sie, mit einer so seltenen, stolzen und hohen Equipage hinaus und mit einem Leiterwagen herein! Ja, ja, wir waren tief gesunken und ganz herabgekommen. Anderthalb Stunden hatten wir uns süß gewiegt und vier volle Stunden stolperte nun der Wagen über die Erde hin.

Aber, wenn das ganze Lebensgeschick an mir rüttelt und zehrt, diese anderthalb Stunden in höherer Sphäre werde ich nie und nimmer vergessen.

Der Ballon zur Krönung des russischen Kaisers gefertigt, hieß „Adler“.

Nicht gleiches Geschick hatte Charles Nadar mit seinem „Jean“; denn wie bekannt fiel er in Deutschland bei Hannover und richtete großes Unheil an.

Nach dem Original-Manuscript.

Briefe an Gräfin Sfarky Skerlech.

Von S. Ludwigh.

Wartburg, bei Eisenach.
6. Juni 1834.

Bis hierher, erhabene Freundin, war das Ziel meiner Reise in Deutschland gesetzt, bis zur Wartburg, wo jener merkwürdige Mönch, dessen Protest dem geistigen Fortschritt eine neue Bahn gebrochen hat, durch Friedrich den Weisen gegen seine Feinde in Sicherheit gebracht wurde. Von hier aus sende ich Ihnen diese Skizze. Ein herrliches Panorama breitet sich vor meinen Blicken aus, und ich bedaure, wie so oft, auch hier, daß ich alle diese Schönheiten der Natur nicht mit Ihrem empfänglichen, poetischen Geiste zu theilen vermag. Heftiger Wind saust durch den Thüringer Wald und sanft schlägt mein Herz in den Trümmern der Burg.

Was Griechenland und Italien dem Alterthum waren das ist der von mir durchstreifte Theil des schönen Deutschland, ein wahrhaft classischer Boden. Die sächsische Schweiz — wie reich an Reiz und Erhabenheit! Dresden, welch' freundlicher Sitz der schönen Künste! Leipzig, welch' ein Emporium des deutschen Buchhandels! Jena, Weimar, Gotha, Eisenach welch' interessante Städte! Endlich alle jene Schlachtfelder, welch' sprechende Zeugen der blutigen Größe des fränkischen Eroberers, Zeugen heldenmüthiger Thaten! Ich sah die Gräber eines Tschirner, Jakobi, Arndt, Plattner, Schiller, Göthe und Wieland. Wie in einem Zauberspiegel ziehen nun alle diese ideenreichen Momente meinem Geiste vorüber.

Was wäre aus Griechenland ohne einen Miltiades, was aus Europa ohne einige Männer, wie Friedrich der Weise, Luther und Calvin geworden, die Kraft besaßen, sich an die Spitze der Ideen zu stellen, kühn jene Fesseln zersprengend, welche Rom einer christlichen Welt anzulegen gesonnen war! Ein zweites China, unter noch weit rückkehrenderen Verhältnissen des Despotismus. Und dennoch, wie weit ist die Menschheit noch zurück; wie viele Messiasse und Reformatoren sind noch nothwendig, um die einfachen Grundsätze einer auf Natur und Vernunft basirten Moral geltend zu machen!

Die Gegend um Erfurt hat wenig Reiz; die Stadt ist großartig gebaut und hat einige ansehnliche Paläste und Plätze. Gotha ist eines der freundlichsten Städtchen in Deutschland. Menschen und Gefilde tragen den Typus einer höheren Cultur an sich. Die Stadt ist mit Alleen und Gärten umgeben, in denen geschmackvolle Sommer-Residenzen den Reiz der Landschaft erhöhen. Gotha, die größte Stadt des Herzogthums Sachsen Coburg, hat 12,000 Einwohner, liegt an der Leina, an einem Canal und hat verschiedene Fabriken; überhaupt reges Leben und blühenden Handel. Die Residenz der Herzoge daselbst, Friedrichstein genannt, erhebt sich auf Terassen, welche Aehnlichkeit haben mit denen von Windsor in England. Ein schönes Lustschloß ist Friedrichsthal, in einer der Vorstädte. Sehenswerth sind auch das Haus des Prinzen Friedrich, in italienischem Styl gebaut, und das Landschaftshaus. Ich habe im Terassenschloß das Museum besucht. Außer der Bibliothek und dem Münzcabinet interessirten mich vorzüglich im ersten Zimmer chinesische Vorhänge und Tapeten, im zweiten Pieren aus Alabaster und Elfenbein, Haus- und Taschengötzen und Thierstücke; im dritten Cabinete eine große Sammlung von chinesischem Porcellain, besonders schöne Vasen; im vierten verschiedene Chatoullen aus lackirter Baumrinde; im fünften eine Sammlung von Götzenbildern, aus Speckstein; von Fächern und chinesischen Laternen.

Im ersten Gemach der Bildergallerie sind meist Thierstücke von Löber; im zweiten Landschaften von Hacker; im dritten Landschaften von Vogt; im vierten perspectivische Gemälde und eine schöne Landschaft von Van Goyen; im fünften Rembrand's Mutter u. Rembrand, Rubens, als Schäfer, mit seiner Gattin; im sechsten die altdeutsche Schule von Dürer, Cranach; besonders schön Luther's Portrait; im siebenten Lindenau's Portrait, von Graff; im achten Cabinet ist die flammänische Schule; im neunten Loth's liebliche Töchter, von Van der Velst; ferner classische Werke von Veronese, Caracci, Paulo Veronese und Pordenone.

Der herzogl. Park ist herrlich, die Orangerien werden von wenigen in Deutschland übertroffen. Felder, Wiesen, Gärten wechseln mit Ebenen, Wäldern, Hügeln, Ruinen und hohen Häupiern des Thüringer Waldes.

Die Reise von Gotha nach Eisenach habe ich zu Fuß gemacht. Diese Stadt hat 9000 Einwohner, ist von waldigen Höhen und Hochflächen umgeben, hat mehre Fabriken, ein Gymnasium, ein Forstinstitut, einen botanischen Garten. Das Fürstenhaus und die Hauptkirche sind ansehnliche Bauten.

Wenige Burgen sind so gut erhalten wie die Wartburg, diese vormalige Residenz der Landgrafen von Thüringen. Erwähnenswerth ist da die Kapelle, mit einem Altarblatt, und der große Saal mit einer Sammlung denkwürdiger Rüstungen. Imposant der Anblick geharnischter Ritter, z. B. Friedrich der Erste, Landgraf von Thüringen, Heinrich der Zweite, König von Frankreich, Schönfels, Albrecht mit seinem Sohne, Friedrich mit der gebissenen Wange, Kunz von Kaufungen, mit den beiden von ihm geraubten Prinzen Ernst und Albert; Ludwig, der Springer, der Gründer der Wartburg, vom Jahr 1067 und mehre Andere. Auch sind da Fahnen aus dem 30jährigen Krieg, Feldschlangen und mehre andere Geschütze. Im großen Rittersaal sind die ältesten Bildnisse: Lutolfus, 843, und Bruno, 880. In diesem Saal wurde das Reformationsfest gefeiert, wobei sich meh-

re Jünglinge der Burschenschaft politisch compromittirt hatten.

Das Zimmer, wo Luther verborgen war und wo er die Bibel übersetzte, ist ein kleines Gemach. Ein Tisch u. ein Mammuth-Rückenwirbel, welcher Luther als Fußschemmel gedient haben soll, sind das Geräthe. An der Wand drei Oehlportraite des Reformators; Eins aus Bronz mit einem Mooskranz umschlungen und eine Büste aus Gyps, im Jahr 1817 ihm von den Burschen gewidmet.

Welch' eine denkwürdige Stube! Welche Folgen der Festigkeit eines kühnen Mönches, so noch bedeutender sein könnten, wäre des Mönches Kutte frei von scholastischem Staub und seine Vernunft einer freieren Richtung fähig gewesen!

Ueber der Thür des Stübchens liest man:

Hier ist's, wo Luther einst der große deutsche Mann,
Als er zu Worms entging den drohenden Gefahren,
Den Schutzort fand, entführt, um vor des Papstes Bann
Und vor des Kaisers Zorn ihn sicher zu bewahren.
Bis ihn dann Carlstadt's Wuth, die durch die Schranken brach,
Zurück nach Sachsen rief, die Heerde selbst zu weiden.
Die Wohnung war zwar schlecht; betrachte das Gemach;
Doch hat es Werth durch ihn, betracht' es, Freund, mit Freuden!

Von hier, gute Gräfin, werde ich meine Wanderung heimwärts nach dem schönen Liebenstein fortsetzen und in Liebe zeichnet sich einstweilen, bis auf baldiges Wiedersehen

der Freund und

Verehrer Adrinen's.

Für die Fackel.

Wunder in der Insektenwelt.

Von Lehrer Funke,
Mitglied des entom. Vereins zu Stettin.

Nun wollen wir zuerst an den ... Bach gehen und sehen, was sich etwa unserer Aufmerksamkeit darbieten wird.

Wenn wir nicht fischen oder krebsen wollen, wozu übrigens das Wasser zu klar ist, weiß ich nicht, was da zu holen sein wird.

Doch vielleicht Etwas, was du bewundern wirst. Gehen wir nur noch ein Stück. — So, nun sieh einmal recht aufmerksam in dieses helle Wasser, und sag' mir, was du auf dem sandigen Grund wahr nimmst.

Ich sehe gewiß nichts! Hie und da wird ein bischen zusammengeklebtes Holz vom Wasser fortgespielt und bleibt auch wieder hängen!

Nun, dieses solltest du gerade sehen. Laß uns einige heraus nehmen. — Da sind Holzsplitter, Sand, kleine Stückchen von Blättern in eine längliche Hülse zusammengeklebt. Da drinnen lebt ein Thier, eine Larve. Jetzt kommt sie mit dem Kopf und den Vorderbeinen heraus, und möchte gar fort. Warte noch ein wenig.

Diese Larve ist schwerer als das Wasser, und müßte sonach immer auf dem Grunde leben — denn im Wasser muß sie leben, weil sie von Wasserinsekten sich nährt — und würde dann wohl oft eine kärgliche Mahlzeit zu halten gezwungen sein. Da lehrte die Natur sie ein Mittel, sich ein größeres Volumen zu verschaffen, und so, zu bleiben, wer sie ist, oder mit dem Wasser fortzutreiben auf einen besseren Weideplatz. Und so lebet sie Monate, ja manche Jahre lang in diesem Zustande.

„Das ist erstaunlich!"

Zuweilen klettern sie auch an Wasserpflanzen empor und lauern, ob Beute an ihnen vorüberschwimmt. Kommt ihnen etwas nahe genug, so schnellen sie die Fangzangen vor und erhaschen ihre Nahrung. Manche verpuppen sich in dieser Hülse, sind aber kaum von der Larve zu unterscheiden. Manche aber kriechen in die Uferlöcher und verpuppen sich da. Viele leben in klaren fließenden Wässern, viele auch in stagnirenden Gräben oder Sümpfen.

„Was wird später daraus? Etwa solche schwarze Wasserkäfer?"

Keineswegs, sondern ein Thier mit 4 Flügeln, das sich nur in der Luft wiegt, — die Wasserjungfern oder Libellen und Afterjungfern (*Libellula* und *Phrygäena* ꝛc.)

„Die langleibigen Wasserjungfern? Ja, wie kommen die heraus?"

Ist die Zeit gekommen, so kriecht das Wassergeschöpf, die Puppe, an einer Pflanze in die Höhe bis über das Wasser; es dehnt und reckt sich, bis der vordere Theil der Haut berstet und das vollkommene Thier kommt heraus. Wie es bei den Schmetterlingen geht, so auch hier. Die Flügel müssen sich erst vermittelst entfalten und trocknen, ehe es seine Wiege verlassen kann. Diese Thiere nennt man Netzflügler (*Neuroptera*), weil ihre Flügel netzförmig geadert oder gegittert sind. Sie haben auch, wie die Vorhergehenden 6 Füße. Wie sie als Larven Raubthiere waren, so sind es die auch jetzt noch, welche überhaupt Nahrung genießen, und zwar fangen sie sich Insekten im schnellen, unstäten Fluge. Oft sehen wir sie nahe der Oberfläche des Wassers gleichsam stille stehen in der Luft. Dann lassen sie ihre Eier in das Wasser fallen.

„Es ist doch ganz merkwürdig, diese Mannigfaltigkeit zu finden unter dieser Klasse kleiner Thiere!"

Allerdings ist der Unterschied ungleich stärker, als in einer andern Thierklasse. Hier haben wir aber auch Hunderttausende von verschiedenen Arten, abgesehen von den Hunderttausenden, die wir noch nicht kennen, weil sie noch von Niemand entdeckt und beobachtet wurden.

„In unserer Gegend aber kennen sie doch wenigstens Alle."

Du bist sehr im Irrthum. Ich habe in meinem früheren Wohnorte 20 Jahre, in diesem jetzigen 10 Jahre gewohnt, und habe jene 20 und diese 10 Jahre gesucht und beobachtet, und habe an beiden Plätzen jedes Jahr neue Entdeckungen gemacht. Man müßte das ganze Jahr an jedem Tage und in jeder Stunde, — denn die Nacht verbirgt uns noch Manches — an jedem Platze sein, und gleichzeitig Pflanzen, lebende und todte Thiere, Mist, trockene und sumpfige Erde, alte und neue Gebäude, altes und junges geschnittenes Holz, Ameisen-Colonien, Kehricht, Wasser und Stein ꝛc. ꝛc. untersuchen können, dann dürfte man vielleicht nach langen Jahren behaupten können, in der Gegend könne nichts Neues mehr gefunden werden. Und selbst dann nicht, denn Wind und Wasser und Umstände bringen es doch.

„Da gibt es aber ja gar kein Ende, und es wird Niemand damit fertig!"

Das soll auch so sein. Der Mensch soll nicht aufhören, seiner Mutter-Natur die sorgfältigste Aufmerksamkeit und Beobachtung zu widmen. Sie, diese Mutter-Natur ist das Allbelebende, Allaustheilende, Alldurchdringende. Sind wir Menschen ihre mehr begabten Kinder, so soll n wir doch nicht die übrigen Geschöpfe der Thierwelt verächtlich aus dem Auge lassen. Alles Wesende, alles Seiende gehört zu ihren Kindern u. verdient von uns gekannt und geschätzt zu werden. Mit dem Einen ihrer Kinder hat sie diesen Zweck mit andern einen andern; ohne Zweck hat sie keines geboren und bestellt! Leider kennen wir diese Zwecke erst zum kleinsten Theile, und noch schlimmer, die meisten Menschen verstopfen Augen und Ohren, um sie nicht kennen lernen zu müssen.

O, was für herrliche, den Geist erhebende, aber auch zugleich demüthigende Betrachtungen könnten die Menschen, welche in ihrer Selbstliebe, in ihrem Eigennutze, Pflanzen und Thiere, namentlich Insekten wegwerfend mit dem Fuße fortstoßen, oder leichtsinnig oder auch grimmig zertreten, wie der Elephant im Reisfeld, das ihn nährt; welchen Genuß könnten sie haben, welche zur Nächstenliebe anspornenden Beobachtungen könnten sie machen.

Da gehen sie wohl hinaus, sehen und erfrischen sich im Wald; da gehen sie hinaus auf die Jagd, worden muthwilligerweise, nur aus Mordlust, die nützlichsten Thiere; da gehen sie wohl hinaus und sehen ihre Saatfelder ꝛc. an; wie Wenige sind aber unter ihnen, die nur den Muthwillen und den durch ihn verübten Schaden, kennen, den sie üben; wie Wenige sind unter ihnen, die ja an den großen Haushalt der Natur denken, an die große Kette aller Glieder, worin eins das andere halten, eins das andere stützen muß? O, ihr Thoren und trägen Herzens, thut eure Augen und Ohren auf, und benutzt sie, und sagt nicht so kindisch, „der fängt Fliegen un Hummeln und könnte doch unterdeß Geld machen."

„Es ist wahr, ich habe früher auch so gedacht; doch seit ich so viel von Ihnen gelernt habe, sehe ich mit anderen Augen. Wahrlich, wenn ich nicht so alt wäre, ich finge auch noch an, mir eine Insektensammlung anzulegen."

Das ist durchaus nicht nothwendig; du kannst auch ohne Sammlung die Wunder der Natur, insbesondere der Insektenwelt sehen und kennen lernen.

Mich trieb ein Unglück. Von frühester Jugend auf war ich ein Freund schöner, bunter Steine und die ich fand, trug ich heim und ergötzte mich, von Schulstunden frei, an Farbe und Gestalt derselben. Später, in den Stand dazu gesetzt, und mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, legte ich mir eine Mineraliensammlung an.

Da starb meine Geliebte, meine zukünftige Gattin. Was konnte meinen Schmerz stillen? Was konnte Balsam auf die, jetzt noch in meinem 54. Jahre, blutende Wunde träufeln?

Ich suchte die Einsamkeit. Ich ging in den düstersten Wald, warf mich aufs Angesicht und raufte schmerzerfüllt Gras und Kraut aus. Da kommt eilig ein Raubkäfer (im engeren Sinne, *Staphylinus*) daher, einen andern Käfer der sich genug wehrte, in seinen Zangen haltend. Ich mußte unwillkührlich meine Aufmerksamkeit auf ihn richten. Das ließ mich eine Minute lang meinen entsetzlichen Schmerz vergessen. Nun hatte ich aber ein Mittel gefunden, meine Leiden, als ein Mann, in den Hintergrund zu drängen. Wenn meine Geschäfte beendiget waren, so ging ich in die freie Natur, ich beobachtete, ich sammelte, und — fand allmählich Ruhe, wenn auch nie ganze Heilung. Wunden des Herzens lassen sich durch kein Mittel ganz heilen.

Doch, mein Lieber, ich hatte unsern Zweck ganz außer Augen gelassen. Laß uns weiter!

„O, lassen Sie es sich nicht gereuen! Viele, und ich selbst, dachten, Sie hätten für viele gar nichts Sinn, als, wie Sie sich selbst ausdrückten, für Fliegen und Hummeln. Ihre Auslassung hat mich nur mit viel tieferer Achtung für Sie erfüllt, als ich schon hatte!"

Gut, laß uns nun aber zu unsern Netzflüglern zurückkehren. Da ist ein Thier, das du in meiner Sammlung, jetzt aber nicht lebendig sehen kannst, es ist der „Aest" (Augustfliege) (*Ephemera*). Dieses merkwürdige Thier lebt an Flüssen, aber nur an eilligen, in Deutschland, und an diesen in ungeheuren Massen, wieder nur an besonderen Plätzen. An einem meiner früheren Wohnorte schwärmte diese Eintagsfliege den 22. und 23. August jeden Jahres in solchen Unmassen, daß man, da sie weiß aussieht, in einem Schneewetter zu stehen glaubte. Die Fliege lebt nur wenige Stunden. Sie kommt aus, begattet sich, läßt ihre Eier ins Wasser und stirbt.

Die Knaben an jenem Orte machen am Flußufer Feuer an, wodurch eine Menge dieser Thiere herbeigelockt und getödtet wird. Mehr Nutzen hat dieses Treiben dadurch, daß die Knaben die gestorbenen Thiere dem Feuer überliefern, wodurch gefährliche Ausdünstungen verhindert werden. Obwohl dieses Thier, als vollkommenes Insekt nur wenige Stunden lebt, so lebt es doch als Larve und Puppe Jah-

re lang, man behauptet 6 Jahre, im Wasser und in Uferlöchern.

„Da hat aber die Fliege auch gar nichts vom Leben!“

Wahrscheinlich desto mehr im unvollkommenen Zustande.

„Doch hier kommen wir auf einen sandigen Hügel, der nur sparsam mit Bäumen bewachsen ist, da werden Sie nicht viel finden!“

Nicht viel; aber doch eins, welches deine Aufmerksamkeit ganz gewiß fesseln wird. Versuche eine Ameise oder eine kleine Wanze oder dgl. zu fangen und bringe sie mit.

Jetzt komm' behutsam hieher, — siehe diesen kleinen Trichter; er ist kaum 2 Zoll im Durchmesser und kaum so tief. Nun laß deine Ameise, oder was du hast, an den Rand der Trichters laufen. Nöthige sie mit einem Halme dazu. Gib recht Achtung!

„Nun, jetzt ist sie dort, — noch ein wenig, — sie wird jetzt hinabgleiten, — nein, sie wehrt sich. — Aber, was war jetzt das? Wie kam der Sandregen aus der Grube herauf auf die Ameise? Jetzt rutscht sie weiter hinunter. — Noch einmal ein solcher Sandstrahl. Jetzt ist sie unten! Jetzt ist sie verschwunden! Aber wohin ist sie? Was ist das?“

Zu deiner Belehrung wollen wir dieser Mörderei hier ein Ende machen. Wir finden noch mehr solcher Mordgruben. Ich habe zu diesem Ende dieses kleine löffelähnliche Grabscheit mitgenommen. Ich steche es hier seitwärts ein und hebe damit Mördergrube, Mörder und Opfer mit einander auf.

Hier flog früher ein den Wasserjungfern ähnelndes Thier die Ameisenmotte (*Myrmeleon*) umher, und ließ in den Sand hier ein Ei fallen. Aus dem Ei entwickelt sich diese Larve hier.

„Das ist ein garstiges Thier!“

Vor dem, etwa wie eine kleine Kaffeebohne, großen Leibe sitzt das sehr bewegliche Bruststück, das sie wie eine Schaufel gebrauchen kann. Da am Kopfe siehst du die großen, starken Kiefern. Sie sind hohl. Jetzt wollen wir diese Larve einmal laufen lassen.

„Ah, sie geht rückwärts!“

Nöthige sie, vorwärts zu gehen!

„Sie thut es nicht!“

Nun, sie kann nicht. Sie ist aber ein Raubthier; wovon soll sie sich nun nähren? Siehe nun dies Wunder! Die Larve gräbt sich eine kreisrunde trichterförmige Grube in den Sand. Unter dem untern engen Ende des Trichters hat sie ein kleines Gemach für sich. In diesem sitzt sie, hat aber die Zangen in der Grube. Kommt nun ein Insekt an die Grube, so weicht der Sand, und es gleitet hinab. Kann es sich, wie vorhin die Ameise, noch etwa am Rande erhalten, so gebraucht diese Larve, Ameisenlöwe genannt, seine Schaufel und schnellt Sand nach seinem Opfer, so daß es hinunter in seine Zangen muß. Ich sagte schon, diese seien hohl, damit nun saugt der Ameisenlöwe seine Opfer aus.

Wenn er sich verpuppen will, so geht er noch tiefer in den Sand. Im Spätsommer kommt dann der Netzflügler aus.

„Das ist ein äußerst merkwürdiges Thier!“

Du siehst daraus, wie unsere Allmutter-Natur auch für das geringste ihrer Kinder gesorgt hat. Das eine hat sie mit dieser, das andere mit jener Kunst ausgestattet aber gerade so, wie es für seine Lebensweise und seine Umstände nöthig und passend ist.

„Im Spätsommer, wenn man des Abends Licht anzündet, kommt oft auch eine solche Fliege in das Zimmer. Es ist ein sehr feines Thierchen mit grünen Flügeln. Was ist denn das?“

Sie ist auch ein Netzflügler, unter dem Namen Florfliege, Kameelfliege oder Hopfwame (*Hemerobius*) bekannt. Diese Fliege ist in der That sehr schön. Durch ihre dünnen, glasartigen, grünen Flügel schimmert noch ihr grüngoldspielender Leib hindurch! Und wie schön sind die großen rothgolden glänzenden Augen. Die Larve dieser Fliege wird uns als Blattlauslöwe, also Blattlausfresser, ziemlich nützlich.

Doch es wird uns gut thun, wenn wir uns hier im duftigen Grase ein wenig lagern und der herrlichen Aussicht genießen. Ich will dir dabei von einem Netzflügler erzählen, den ich zwar selbst nicht gesehen, der aber von Reichenbach in seinem Buche der Thierwelt nach Smeathmann sehr interessant beschrieben wird, wie ich jetzt erzähle.

Die Termite (*Termes*) oder weiße Ameise, wie man sie früher nannte, wird jetzt zu den Netzflüglern gezählt. Dann sollte man aber auch mehre Arten unserer Ameisen dazu zählen, die in ihrem ganzen Wesen den Termiten ähnlich, und wie diese zu gewissen Zeiten auch mit Netzflügeln versehen sind; oder aber man hätte sie bei den Hautflüglern lassen sollen, wozu man die Ameisen rechnet. Doch gleichviel, ich fühle mich nicht berufen, neue Systeme zu machen, deren es schon zu viele gibt; ich wollte es eben nur erwähnen.

Die Termiten leben, wie die Ameisen, gemeinschaftlich und führen auch, nur fester, solche Baue auf, wie diese, und theilen sich auch so ein, wie diese.

Es gibt Geschlechtslose, die nie Flügel haben, und Geschlechtliche mit Flügeln und dann die sogenannten Königinnen. Man bedient sich auch oft technischer Bezeichnungen: Arbeiter, Soldaten und Königin. (Leider sind der Beobachtungen durch Sachkundige noch wenige).

Sie leben innerhalb der Wendezirkel und errichten in baumarmen Gegenden Wohnungen aus Lehm und Sand, welche sie mit einer leimartigen Substanz zusammenkitten und die sehr fest sind mehre Fuß hoch sind, je nach der Stärke der Colonie.

„Gewöhnlich (sagt Smeathmann) sind sie 12 Fuß hoch und sind nach Verhältniß dick, so daß sie den Wohnungen der Wilden gleichen. Zuerst errichten sie 2 oder 3 fast einen Fuß hohe Erdthürmchen in der Gestalt eines Zuckerhutes. Diese bilden gleichsam das Gerüste oder vielmehr den Grund des Gebäudes. Sie nehmen schnell an Zahl und Höhe zu, werden dann unten erweitert, oben zu einer

Kuppel verbunden und ringsum durch eine Erdwand befestiget. Hat nun das Ganze die oben erwähnte kegelförmige Gestalt erhalten, so werden die inneren Thürmchen weggenommen und die Erde davon wird anderweitig verwendet. Nur diejenigen Thürmchen bleiben, welche als Gipfel hervorragen. Blos der untere Theil des Gebäudes wird von den Einwohnern eingenommen. Der obere Theil, oder die Kuppel bleibt leer und dient vorzüglich als Schutz gegen ungünstige Witterung, gegen Feinde und um den untern Theilen die gehörige Brutwärme und Feuchtigkeit zu erhalten, weshalb diese Kuppel auch sehr stark und fest ist. Der bewohnte Theil enthält das königliche Zimmer, in dem König und Königin wohnen, die Ammenstube für die Jungen, das Vorrathshaus oder die Niederlage für das Futter und unzählige Gänge. Durchgänge ꝛc. In der Mitte des Gebäudes, gerade unter dem Gipfel und ziemlich auf gleicher Höhe mit der Erde liegt das königliche Zimmer, ein Gewölbe von halbovaler Gestalt oder der Form eines Backofens. Es ist anfangs nicht über 1 Zoll lang, wird aber auf 8 und mehr Zoll vergrößert, so wie die Königin an Größe und Dicke zunimmt. In diesem Zimmer sind König und Königin gefangen; denn die Eingänge sind so eng, daß kaum ihre kleinsten hindurch, König und Königin aber gar nicht wieder heraus können. Unmittelbar an dieses Gemach und rundherum nach allen Seiten, auf die Entfernung von ein und mehr Fuß, sind unzählige Räume verschiedener Gestalt und Größe, jedes in das andere geöffnet und zur Bequemlichkeit der Soldaten und Dienerschaft eingerichtet, von denen immer mehre Tausend bereit sind auf die Befehle des königlichen Paares zu warten. (Die Unterthanen müssen für diese bloße Fortpflanz-Maschine denken und thun, wie in der Monarchie!) Nächst diesen Zimmern kommen die Ammenstuben oder Nähranstalten und Magazine. Erstere sind immer von Eiern und Jungen angefüllt, und sind beim Beginn des Nestes nicht in dem Königszimmer; wenn aber die zunehmende Größe der Königin ein größeres Zimmer erfordert, und die Beizimmer für die vermehrte Dienerschaft die Wegräumung der Eier nöthig machen, so werden die kleinen Ammenstuben abgebrochen und in einiger Entfernung größere und in vermehrter Anzahl gebaut. In dem Baumaterial unterscheiden sie sich dadurch von den übrigen, daß sie aus Holzsplittern gebaut sind, die durch einen klebrigen Schleim verbunden werden. Eine Anzahl dieser dichten, unregelmäßigen nicht ½ Zoll weiten Zimmer sind wieder in eine gemeinschaftliche Kammer von Erde eingeschlossen, die manchmal die Größe eines Kinderkopfes hat. Die Magazine liegen mit den Ammenstuben untermischt und sind immer mit Vorrath wohlversehen aus Erde gebaute Kammern. Der Vorrath besteht aus Holzsplittern, Gummi und eingedickten Pflanzensäften. Diese Magazine und Nährzimmer sind durch kleine leere Kammern und Gänge, die mit einander in Verbindung stehen, oder rings herum laufen, von einander abgesondert, setzen sich an allen Seiten nach der äußeren Wand des Gebäudes fort und reichen darin bis ⅓ der Höhe hinauf. Sie fällen jedoch nicht den ganzen untern Theil des Hügels aus, lassen vielmehr unter der Kuppel ein offenes Feld, das dem Schiffe einer alten Kirche gleicht, indem sein Dach von 3 oder 4 gothischen Bogen getragen wird, von denen der mittelste manchmal 2—3 Fuß hoch ist, die andern aber schnell an Größe abnehmen, wie eine Bogenreihe in der Perspective.

Die Kammern, Nährzimmer ꝛc. werden von einem flachen Dache bedeckt, zum Abhalten der Nässe, wenn etwa die Kuppel schadhaft werden sollte, und jenes Feld, das etwas höher als das Königszimmer ist, hat auch eine wasserdichte flache Diele, und ist so angelegt, daß sie allen etwa eindringenden Regen in die unterirdischen Gänge laufen läßt. Diese Gänge sind von bedeutender Größe, manche von 1 Fuß im Durchmesser und vollkommen walzenrund, u. dienen ursprünglich als die Anbrüche, aus denen die Baumaterialien genommen werden, und nachher zu den großen Ausgängen, durch welche die Termiten ihre Räubereien ausführen, die sie in einiger Entfernung von ihrer Wohnung vornehmen. Sie laufen in schiefer Richtung unter dem Boden des Hügels zur Tiefe von 3—4 Fuß, verzweigen sich dann sächtig nach jeder Seite hin und laufen unter der Erde nahe an der Oberfläche ungemein weit fort. Bei ihrem Eingange in das Innere stehen sie mit andern kleinen Gängen in Verbindung, welche an der Innenseite der äußeren Hülle spiralförmig aufsteigen, sich rund um die ganze Wohnung bis zum Gipfel winden u. vielfach durchkreuzen u. sich theils durch die Kuppel, theils in den untern Theil des Gebäudes öffnen.

Da die Termiten nicht gut senkrecht aufsteigen können, sind eben jene Gänge spiral- oder stufenförmig gebaut und um dieselbe Schwierigkeit in den innern senkrechten Theilen des Gebäudes zu vermeiden, wird ein oft 1½ Zoll breiter Fußpfad gemacht, der stufenweise sich aufwindet, gleich einer Bergsteige. Ja, zur Abkürzung ihrer Arbeit haben sie auch eine Art Brücke gebaut, mit einem ungeheuren Bogen, der von der Diele des Feldes zu den obern Zimmern an der Seite des Hauses geht, und die Zeit zur Wegschaffung der Eier in die obersten Erdzimmer abkürzt, indem diese Brücke die Stelle einer bequemen Treppe vertritt. Ein solcher maß eine von diesen Brücken. Sie war ½ Zoll breit, ¼ Zoll dick, 10 Zoll lang, und bildete die Seite eliptischen Bogens. Welch ein unglaublicher Fleiß, welche große Ausdauer und Geschicklichkeit gehört aber dazu, ein solches Riesenwerk aufzuführen! Denn bei der Kleinheit des ½ Zoll langen Thieres müssen wir es ein Riesenwerk nennen. Welche Einheit muß bei diesen Thierchen herrschen, wenn so viele Tausende beisammen leben, unaufhörlich hin und hergehen und einander doch nicht stören.

„Da wundern sich die Menschen, un-

ter, deren Raub und Mord herrschen, ein schönes Beispiel nehmen!"

Ein anderer Reisender erzählt: Auf der Mitte des ersten Termitenbaues stand eine Esche und auf seiner Seite auch der rothe Beeren tragende Strauch, den die Negerinnen lieben, um ihre Zähne damit zu poliren. Es ist ein nicht ungewöhnlicher Anblick, einen wilden Ochsen, der der Führer und Hüter der Heerde ist, seine Stellung auf der Spitze eines Termitenkegels zu sehen, wie auf einem Wartthurm. Da mich die Neugier trieb, das Arbeitsgetriebe der Gemeinde eines großen Kegels zu sehen, so befahl ich den mich begleitenden Negern, einzubrechen. Entweder aus religiöser Scheu vor den bösen Geistern, oder aus Furcht vor den scharfen Kiefern der Thiere, weigerten sie sich, so daß ich selbst mit langen Stangen das Gebäude angreifen mußte, und da die Einbrüche, obgleich dicht, doch brüchig war, so war bald eine beträchtliche Oeffnung in den Außenwerken zuwege gebracht. Bei dem Einbruche in den ersten Gang ging ein lautes Zischen von den Tausenden aus, welche so überfallen wurden; eine Menge rachedürstiger Köpfe zeigten sich; die Avantgarden schickten unzählige Kämpfer nach allen Richtungen vor, welche zeitigen Rückzug räthlich machten. In wenigen Minuten, als die Ruhe wieder hergestellt war, brach ich tiefer in den Kegel ein, und sah nun deutlich zwei Abtheilungen von Termiten, von denen die eine sich zurückzog, die andere kühn vorrückte. Die Ersteren waren die Arbeiter, die Letzteren die Soldaten.

Merkwürdig ist, fügt Reichenbach bei, daß die Königin, wenn sie im Begriff ist, Eier zu legen, einen ungeheuren Umfang erlangt hat; denn sie übertrifft wohl an 30,000mal den Umfang der Arbeiter und ist mehr Hundertmal größer, als ihr königlicher Gemahl. Ihr Körper ist nämlich außerordentlich ausgedehnt, da sie an Einem Tage an 80,000 Eier legen soll.

Der Reisende erzählte weiter: In einem an die Ebene anstoßenden Holze fand ich von der andern Art das größte Thurmnest, das ich in Afrika sah. Es war 4—5 Fuß hoch und hatte fast 2 Fuß im Durchmesser. Ein kegelförmiges Dach bedeckte es mit Kupfer Spitze, dessen Rand aber mehre Zolle über den Säulenschaft hervorragte. Diese Dächer sind bewundernswürdig eingerichtet, um den Unterbau von dem heftigen Schlage des Regens in der Regenzeit zu sichern. Ein mäßiger Stoß kann das Nest in zwei Stücke trennen und die einfache Einrichtung der inneren Räume zu Tage legen, die wie ein Bündel perpendiculärer Kanäle erscheinen und von geringem Durchmesser sind. Die Bewohner dieser Thurmnester sind kleiner als ihre Anverwandten in den kegelförmigen Nestern. Der zum Baue ihrer, einem Pilze ähnlichen Gebäude von ihnen verwendete Thon ist von blaugrauer Farbe, die kegelförmigen dagegen sind aus rother Erde gebaut.

Smeathmann erzählt weiter: Schlägt man mit einer Hacke oder einem Beile ein Loch in den Hügel, so kommt nach wenigen Secunden ein Soldat heraus, um zu sehen, was vorgeht; bald folgen mehre und endlich so viele, als nur irgend die Bresche durchlassen will. Ihre Hitze und Wuth läßt sich nicht beschreiben. Sie verlieren in der Eile oft ihr Gleichgewicht und stürzen an den Seiten des Hügels herunter, helfen sich aber bald wieder auf und beißen, weil sie b l i n d sind, in jedes Ding, an das sie rennen, wodurch ein lautes Geräusch entsteht, wie das Picken einer Taschenuhr. Bekommen sie ein Bein zu packen, so saugen sie gleich 6mal so viel Blut aus, als sie selbst wiegen, und der Blutfleck auf dem Strumpfe wird zollgroß. Sie schlagen ihre Kiefern so tief ein, daß sie ihren Platz nicht verlassen, auch wenn man sie entzwei reißt.

Weicht man ihnen aber aus, so ziehen sie sich nach einer halben Stunde wieder zurück; nun kommen die Arbeiter zu Tausenden mit einem Klümpchen Mörtel im Maule, um die Bresche auszubessern; in sehr kurzer Zeit sieht man, unerachtet der Verwirrung einen Wall emporsteigen, der die Bresche wieder ausfüllt.

Unter tausend Soldaten sieht man hie und da einen Soldaten herum laufen, der sich nie um den Mörtel bekümmert; er stellt sich dicht an den Wall, dreht sich gemächlich nach allen Seiten hin, wie ein Polier und beißt alle zwei Minuten auf das Gebäude, wodurch ein Schall entsteht, der von den Arbeitern mit einem lauten Gezisch erwiedert wird. Sie verdoppeln dann ihre Schritte und arbeiten schneller als vorher. Stößt man sie wieder, so ziehen sich plötzlich die Arbeiter zurück und die Soldaten sind in wenig Secunden wieder da, um sich zu wehren. Dies kann man wiederholen, so oft man will. Der innere Bau ist sehr schwer zu untersuchen, weil die Gemächer feucht und daher sehr zerbrechlich sind, man aber auch die Bisse der Soldaten zu fürchten hat, und die Arbeiter, während man untersucht, alle Gänge so schnell verstopfen, daß man nur unförmliche Lehmklumpen findet. Hackt man in einem Hügel gerade auf das königliche Gemach zu und legt die zahlreichen Zimmer und Gänge offen, so sind sie schon am nächsten Morgen mit Lehm zugeschlossen. Zerstört man auch das ganze Gebäude, läßt aber nur König und Königin, so wird dennoch bald jeder Raum zwischen den Räumen, wo der Regen eindringen könnte, wieder bedeckt und das Gebäude erreicht binnen Jahr und Tag wieder seine vorige Größe. Nimmt man das königliche Zimmer heraus und thut es unter eine große Glasglocke, so laufen dennoch die Aufwärter immer um König und Königin herum, bleiben bei der letzten zuweilen stehen, als wenn sie ihr etwas darreichten, nehmen ihr die Eier ab, tragen sie weg und legen sie irgendwo in der Kammer zusammen. (In dem Termitenstaate ist nämlich immer zur Beyschaffung der Eier, welche die Königin legt, und dies sind in einer Minute wohl 60, eine Menge Arbeiter im königlichen Zimmer und den anstoßenden Gängen, um sie in die Ammenstube zu tragen.) Nur einige wenige verlassen das Zimmer und laufen im Glase umher, als wenn sie es untersuchen wollten, kehren aber dann wieder zur Königin zurück, und bleiben dort, bis endlich alle sterben. Einige fangen auch an,

Lehm von ausstoßenden zerbrochenen Körnern zu nehmen, denselben mit Saft aus ihrem Munde zu befeuchten, um ein dünnes Gewölbe über die Königin zu machen, das am andern Morgen schon ganz fertig ist. Der König kommt fast nie zum Vorscheln, sondern wird, wegen seiner Kleinheit, von der Königin fast immer bedeckt!

Im südlichen Amerika ist eine Termite, welche, wie die schwarze Ameise (*Formica fusca*), häufig in alten hölzernen Bauernhäusern in Deutschland thut, unter den untersten Holzbalken sich eingraben, und von da aus alles Holzwerk im Hause durchfressen, sich aber wohl hüten, die Außenseite des Holzes zu zerstören. Später füllt diese Termite die hohlgefressenen Balken und Pfosten wieder mit Thon aus, und läßt nur die nothwendigen Gänge und Kammern. Daß die leichtgebauten Häuser in diesen warmen Ländern, so behandelt, oft zusammenstürzen, läßt sich leicht begreifen. So legt sie ihre Nester oft auch in abgestorbenen nächststehenden oder auch liegenden Baumstämmen an.

Bettziech-Beta erzählt von den Termiten:

In jeder Gesellschaft gibt es blos zwei geschlechtlich vollkommen entwickelte Exemplare, einen geflügelten König und eine geflügelte Königin, die jedoch später auch ihre Schwingen verlieren.

Jede Gesellschaft besteht aus 4 Klassen oder Kasten:

1) dem König und der Königin; 2) Arbeitern; 3) Nymphen u. 4) geschlechtslosen Vaterlandsvertheidigern.

König und Königin sind unter den Millionen jedes Staates die einzigen Vertreter der privilegirten Klassen, die nicht arbeiten, mit allen Ehren und Rücksichten bedient werden, allein im großen Staate, mit zwei großen hervorragenden Augen, sehen können (alle anderen sind blind) und allein für die fabelhafte Masse von Nachkommenschaft sorgen.

Die Arbeiter bilden die zahlreichste, die Soldaten hundertfach an Zahl übertreffende Klasse und sind kleiner als letztere, die wieder etwas kleiner sind, als das Königspaar.

Die Arbeiter haben alle Bauten und sonstige Künste zu besorgen, bei Hofe aufzuwarten, die Tausende von Eiern der Königin in die von ihnen verbreiteten Gemächer zu schaffen, die ausgekrochenen Jungen zu warten und zu pflegen und Staat, Straßen, Wege, Stege, Zimmer und Gemächer zu reinigen.

Die Soldaten, deren Uniform aus langen spitzigen Kiefern besteht, haben den Staat und die Gesellschaft gegen äußere Angriffe zu vertheidigen und resp. Krieg zu führen.

Aeußerlich sind die Nymphen wenig von ihnen unterschieden, hauptsächlich durch Flügel, die aber zunächst in Flügelbehältern ganz versteckt liegen und den ersten Beobachtern ganz entgingen. Erst in einer bestimmten Periode springen die Flügel rasch und groß heraus, von denen sie sich myriadenweise in Luft und Leben, Häuser und Menschengesichter, Licht verfinsternd, Wolken bildend, tragen lassen. Dies geschieht jedesmal nach dem ersten Sturm zu Ende der trockenen Jahreszeit, so daß sie mit ihren ersten Schwärmen die nasse Jahreszeit verkünden. Diese beschwingten Nymphen schwärmen eines Abends in zahllosen Myriaden hervor; vom Winde und ihren leichten, großen Schwingen getragen und verschlagen, füllen die Luft und Häuser, löschen die Lichter darin aus, und überfüllen selbst ganze Schiffe in Häfen. Am Morgen bedecken sie, flügellos, die Oberfläche von Erde und Wasser, unbeholfen wie große Maden und werden Menschen, Ameisen, Vögeln, Reptilien ꝛc. zur wehrlosen Beute, so daß wohl kaum ein Paar von Millionen entkommt und zu dem Acte der Fortpflanzung gelangt, um welchen sich die männlichen Exemplare oft in rücksichtsloser Wuth zerfratzen und zerbeißen, wenn je zwei Eine Geliebte verfolgen. Der Insektenkundige König sagt, daß in Ostindien alte und schwache Personen die Königinnen als rückenstärkende Medicin einnehmen. Die Art, die schwärmenden Massen vor dem Ausfluge zu fangen und zuzubereiten, sei: Sie machen zwei Löcher in den Bau derselben; vor das eine stellen sie einen mit einem wohlriechenden Kraute geriebenen Topf und machen vor dem andern ein stinkendes Feuer. So füllt sich der Topf mit Termiten, die sie rösten und mit Mehl zu allerlei Pasteten kneten. Zu reichlich genossen, sollen diese aber eine in 2—3 Stunden tödtende, epidemische, cholikartige Krankheit erzeugen.

Die Africaner machen es sich bequemer und verzehren sie einfach geröstet. Nach Livingstone schmecken sie angenehm, doch nicht so süß, als die Delicatesse westindischer Epicuräer, die Larve des Palmenrüsselkäfers.

„Da muß man in der That staunen, wenn man solche Dinge von so kleinen Geschöpfen hört und sieht. Doch hat mich Vieles in Ihrer Erzählung an unsere Ameisen und Bienen erinnert."

Sie haben auch wirklich viel Aehnliches, obschon diese zu einer andern Ordnung der Insekten gehören, zu der wir uns auch bald wenden wollen. Es sind die Hautflügler (*Hymenoptera*).

Für die Fackel.

Streiflichter.

Von C. Ludwigh.

November, 1845.

Endlich ist die Maschine, nach dem lästigen, Zeit und Geld raubenden Umzug, wieder im Gange. Ich habe mir meinen Aufenthalt in Cincinnati, im selben Raume wo die Fackel gesetzt wird, Office genannt, so bequem wie möglich gemacht. Ein Bett, ein Kanapee, ein Schreibtisch, ein Toilettentisch, zwei Stühle, ein Bücher- und ein Junggesellen-Küchenschrank, für Kopf und Magen, ein Ofen und die weißen Wände mit Gemälden decorirt — ist das nicht Alles,

was ein Philosoph für sich wünschen kann, um in stiller Zurückgezogenheit von der kalten Außenwelt seinen Idealen, seiner Muse, seinen Erinnerungen, seinem Geschmacke in Beschäftigung, die langsam schafft und nie zerstört, leben zu können?!

Unbemerkt und unbeachtet von Volk und Presse, als hätte ich für das Volk nicht das Geringste geleistet, als gäbe es kein Echo für die lauten Hurrahs die meinen Reden in Cincinnati oft zugerufen wurden, saß ich vier Wochen da in meinem Sanctum, ohne Besuch, ohne Willkomm, ohne die Frage eines Radikalen oder freien Mannes: „freut mich, Sie hier zu sehen, wie geht es Ihnen, kann ich mit Etwas behilflich sein?" — Hilf dir selbst — scholl es mir bei jedem Schritt in meiner comfortablen Stube entgegen und — ich werde mir auch selbst helfen; ganz besonders dazu gedrängt durch Lug und Trug sogenannter politischer Freunde weiland in Baltimore und jüngst zu St. Paul. Jene waren hervorragende Demokraten zur Zeit Van Buren's, Diese hervorragende Republikaner zur Zeit Lincoln's — Drahtzieher von der gemeinsten hervorragenden Klasse.

Ueber alles Das sich ruhig erheben, beseelt mit einem ganz eigenthümlichen, diabolisch süßem Gefühl und macht selbstständig, stark und stolz. Ueber ein Kleines wird es im großen Rath des souverainen Volkes heißen: „Mohr, du hast uns seit achtundzwanzig Jahren gute Dienste geleistet, bist alt geworden — du bist entlassen."

Eine ausgepreßte Citrone, eine zerbrochene Geige, ein zerrissener Rock sind Rokokos ohne Werth; eben so werthlos sind ein lahmer Tanzmeister, eine alte Sängerin, ein abgenützter Schauspieler, ein alter Reformer, ein Volksredner mit gebrochener Stimme — für Diese giebt es keine Pension; man wirft sie weg und schickt sie, mit Lorbeeren bekränzt, zur Hölle oder, aus Dankbarkeit, in's Hospital. *Sapienti pauca.*

Mein getreuer Setzer, Herr Christian Vogler, ist endlich, nachdem ich ihn schon aufgegeben und es mit einem Andern versucht hatte, von St. Paul angekommen und so kann ich denn in Hinsicht des Satzes der Fackel beruhigt sein und ihm während meiner Abwesenheit mit vollem Vertrauen die Führung des Geschäftes überlassen. Der alte Adler mag denn wieder, leider schon mit etwas gelähmten Schwingen, seine Ausflüge fortsetzen nach Ost und West, nach Nord und Süd, bis er endlich die ewige Ruhe finden wird im Schooße der Mutter alles Seins, am stoffwechselnden Busen des Lebens und des Todes, der an und für sich ja nichts Anderes ist, als neues Leben unter anderer Form.

Auf denn, alter Junge, streiche dir muthig den Bart, reinige dich vom Kohlenruß der Königin des Westens und ziehe hin nach Osten, um jenen Lumpenstoff, Geld genannt, einzusammeln, der absolut nothwendig ist, um unter zivilisirten Menschen kein Lump zu sein.

Es war am 9. November, dem denkwürdigen Sterbetag Robert Blum's, des edlen Mannes, als ich mich in einem Expreß Wagen nach dem großen Depot der Michigan Centralbahn fahren ließ, um — meiner eigenen Freiheit eine Gasse zu öffnen. Der nächste Weg nach Detroit wäre *via* Toledo gewesen; doch die seltene Zuvorkommenheit des General-Ticket-Agenten Wendworth von der Michigan Central-Bahn, eine Freikarte anzubieten, veranlaßte mich über Chicago zu reisen. Auch Herr Whitman, von der Grand-Trunk-Bahn, versah mich mit einem Paß durch Canada nach Buffalo.

Wir verließen halb nach 5 N. M. Chicago und kamen früh des Morgens in Detroit an. So ungerne ich auch mein altes Absteigquartier im Hotel Mauch aufgab, ließ ich mich doch nach dem neuen deutschen Hotel Erichsen bringen, wo ich freundliche Menschen, ein prachtvolles Zimmer und guten Tisch fand.

In Detroit versucht man wieder die Maulesel-Ordonanz, genannt Sonntags-Gesetz, mit Strenge zu handhaben, um den Tag des jüdischen Herrn, Jesus Christus, nicht durch profane Concerte und Theater zu entheiligen. *A bas* mit der Vernunft! Es lebe das Muckerthum! Das Volk ist souverain und es ist ein gläubiges Volk, ein demüthiges Volk, geführt und angeführt von Heuchlern und Demagogen. Zehn Stunden Arbeit ist zu viel — nach acht Stunden sehnt sich der Proletarier — die Freuden des Sonntags opfert er gerne der Kirche und gegen diesen schändlichen Mißbrauch der Freiheit giebt es keine Agitation der Arbeiter, keine Sturmpetitionen, keine Indignations-Versammlungen, keine Revolution. Von Menschenrechten hat der große Lümmel kaum eine Ahnung. Brod und Fleisch auf Erden, *plenty* Lagerbier dazu, und Manna im Himmel, das ist das große Losungswort.

Johnson reconstruirt die Union durch Werke der Barmherzigkeit, die *de facto* politischen Selbstmord begehenden Staaten der Rebellen wählen Hochverräther für den Congreß und die Bonzen des Muckerthums construiren die Freiheit nach dem Maaßstab des Glaubens und der Dummheit. Wir sind ein großes Volk, ein freies Volk in dieser Musterrepublik! Es lebe die Gnade und das Pfaffenthum!

Trotz alledem sind wir noch nicht reif genug für die „blauen Gesetze." Noch fahren die Eisenbahnwagen auch in Detroit am heiligen Schaboth in der breiten Jefferson Avenue auf und nieder und einige „Ausgestoßene" Deutsche feierten sogar am 12 November das letzte Schützenfest A. D. 1865, zum Hohne des Sonntagsgesetzes, und zum Verderben von Presidenten und Weltschöpfern. Auch Behr und Strehlinger erkühnen sich, ihre frequenten Lokale zur Erfrischung der „Gottlosen" offen zu halten, zum Aerger der Frommen, der Heuchler und der Pharisäer. Man hat vor Kurzem Tausende in Sonntags-Schlachten hingemordet; es ist also Zeit, im „gottgesandten" Frieden Buße zu thun und den Zorn des Königs im Himmel und des Präsidenten im weißen

Hause durch strenge Kirchenzucht zu sühnen. Also arbeitet 8 Stunden per Tag und am Sabbath gebt Gott, was Gottes ist und dem Pfaffen, was des Pfaffen ist: das beste Viertel von des Volkes Eselsbraten!

Detroit ist eine interessante Stadt der jungen Republik, die blos den Fluß zu passiren hat, wenn sie freiheitsmüde mit der Monarchie kokettiren will, oder *vice versa*. Detroit ist nicht mehr jener bretterne Häusercomplex, wie ich ihn vor circa 25 Jahren sah; es ist eine compacte Grosstadt von Palästen u. großen Geschäftshäusern. Die ersten Einwohner der Stadt waren meist Franzosen, vom *ancient regime*. Die wenigen Amerikaner waren meist Beamte des General- oder des Territorial-Gouvernements, mit ihren Freunden und Verwandten, die es gewagt hatten, über Buffalo hinaus zu gehen. Die Emigration hatte sich noch nicht so weit nach dem fernen Westen erstreckt und der Unternehmungsgeist beschränkte sich auf den Pelzhandel. Detroit war damals nicht mehr als eine ostindische Compagnie, stationirt zu Hindostan. Da bewegten sich der Gouverneur des Territoriums und seine hohe Familie, die Militär-Functionäre und Justiz-Beamten, wie Nabobs, und die untergeordneten Klassen von Traders, Franzosen, Indianern und Halfbreeds. Das gesellige Leben war sehr angenehm; es fehlte nicht an Bällen und Parties und es tanzte Jedermann mit Jedersfrau und Jungfrau. Wo das französische Element vorherrschend ist, dort gibt es keinen steifen Ton. Die Geschäftsläden jener Zeit waren mit Pelzwaaren gefüllt, und die Luxusartikel bestanden aus hellgefärbten Calicos, Hirschfellen, Moccasins und Indianer-Handarbeiten; freilich noch lange nicht in dem feinen Geschmack wie man sie jetzt z. B. im Bazar des Herrn Max Brooks zu Niagara findet. Die Holztrottoirs, wo ein tetowirter Pottawattimie, ein schlanker Sac oder Fox Indianer stolz wie ein König promenirte, haben sich in breite Steintrottoirs verwandelt und wo Gruppen von Winnebagos und ihre *squaws*, mit ihren blauen Blankets geschmückt, sich herumtummelten, bewegen sich jetzt civilisirte *Dandies* und *Ladies*, die in ihrer Sufficance mit derselben hochnäsigen Anmaßung auf die untere Schichte der Kaukasier und die *inferior race* der Neger und Mulatten herabblicken, wie jene edlen Rothhäute mit Silberzierathen am Arm und an der Nase auf die verachteten Mennomonies herabblickten, auf diese nordamerikanischen Kinder von Judah. Die Aristokratie ist so alt wie das Menschengeschlecht und sie wird sich zu jeder Zeit, bei jeder Kulturstufe geltend zu machen suchen, so lange es Menschen giebt! Wo vormals am Ufer des Detroit-Flusses conische Zelte, aus Birkenrinde aufgeschlagen waren, in deren innerem Raume die Indianerin ihr Succotasch in eisernen Kesseln kochte, um welche herum hungrige, halbnackte Kinder sich bewegten, indeß wölfische Hunde, auf den Abfall lauernd, sich vor den Zelten sonnten; wo der Wilde seine Pfeile abschoß, und Matronen in Hängmatten von Häuten und Rinden ihre Papoos schaukelten, dort braut man jetzt Lagerbier, dort rauchen die Schornsteine von Fabriken, dort zieht eine Eisenbahn durch ein breites Avenue hin und der Fluß ist belebt mit Segeln und mit Dämpfern. Wie hat sich Detroit in dieser kurzen Zeit verändert! Anstatt der Indianer *Squaws* sieht man jetzt elegante Damen, gekleidet in Sammt und Seide. Das französische Patois ist verdrängt durch das Idiom der Amerikaner und Deutschen. Der große Geist des „rothen Mannes" mußte dem dreieinigen Gott des „blassen Gesichtes" weichen. Jener besitzt im Geiste an; dieser schließt seinen Gott in Kirchen ein und quält ihn mit Weihrauch und langen Gebeten. Die Stelle der Wigwams nehmen Paläste ein und Kirchen mit hohen Thürmen. Der Indianer hatte keine Presse, keine Literatur, keinen Schinderhannes u. keinen Kosmos; keine italienische Oxer und keine Minstrels. Wie verschieden ist die Physiognomie des alten Detroit von der wie sie jetzt ist! und diese Physiognomie ist bedeutend markirt durch deutsche Züge. Ja, zu Handel, Wandel und Gewerkthätigkeit liefern die Germanen ein bedeutendes Contingent. Da findet man deutsche Hotels, deutsche Aerzte und deutsche Apotheken, von denen die des Hrn. Leuschner und *Dr.* Scherer besonders erwähnenswerth; Bernhard, Stroh, Strehlinger, Brenner und Andere brauen gutes Lagerbier; Henkel und Mehling machen große Geschäfte in Grocerien; Diedrich und Braisacher liefern Feuerwasser, Wein und allerlei Liqueure; Kanter vermag eine ganze Flotte mit den nöthigen Schiffsrequisiten zu versehen, die Gebr. Wolff fabriciren und verschicken nach mehren Staaten ausgezeichnete Koffer und Valisen; H. Weber hat ein großartiges Meubelgeschäft; Reichle fabricirt schöne Kutschen und Buggies, der Kunstgärtner Gladewig versieht die schöne Welt mit Bouqueten und wenn im Sommer Alles über Hitze klagt, ist Lahrmann da, der mit seinem Eise (ohne *cream*) Alt und Jung abkühlt und labt. Detroit hat gute deutsche Schulen und zwei tägliche deutsche Zeitungen. Die Kunst hat eine retrograde Richtung genommen und ein Tempel Thalias wurde in Asche gelegt. Herr Straßburger, sagt man, wird den Platz kaufen und ein Lokal für Bälle eröffnen. Auch der Turnverein hat gegenwärtig keine eigene Halle und verspricht, wie der Phönix sich aus der Asche zu regeneriren. Der deutsche Buchhandel wird durch Hrn. M. Böhnlein versehen u. seinen Bruder, als thätiger reisender Agent im Staate.

Von Detroit fuhr ich auf der Grand Trunk Bahn, durch Canada, nach Buffalo. Die Bahnstrecke bis Port Huron ist dispeptischen Personen zu empfehlen; denn solche Stöße auf holprigen Schienen müssen unbedingt auf die Verdauungswerkzeuge wirken. Passirt man da den St. Clair, so findet man gute Schienen und bequeme Waggons. Die Gegend ist monoton; doch nicht ohne hübsche Farmen, einzelne schöne Residenzen und man passirt mehre recht freundliche Städchen.

Am selben Tage als ich zu Buffalo in Gruener's Hotel ankam, sind auch meine Gattin und Tochter nebst Gatten von einem Besuche in New-York angekommen. Und das war denn wieder ein angenehmes Wiedersehen für Ahasverus, den ewigen Juden.

Ich machte einen flüchtigen Abstecher nach Niagara und fuhr von Buffalo, nach einem dreitägigen Aufenthalt, *via* Rochester, Rom und Syrakus, nach Troy. Die Fahrt dahin ist sehr angenehm und die Lage von Troy, am Hudson-Flusse, prachtvoll. Indeß meine alten Freunde hier, in *specie* die Herren Rupp, Bonn, Hilke und Kirchner vom Beginn der Fackel bis zum Erlöschen derselben auszuharren scheinen, ist hier wenig Propaganda für Wissenschaft und freie Principien zu machen; noch weniger aber im nahen Albany mit ihren vielen Deutschen, wo die Fackel nicht einen einzigen Abonnenten hat.

Die Fahrt nach New York machte ich auf der Harlem-Bahn. Das Wetter war sehr unfreundlich und die in finstern Abendschleier gehüllte majestätische Gegend am Hudson bot mir dieses Mal keinen Genuß. Die Tausende von Gaslichter funkelten wie Sterne als wir die Weltstadt erreichten und ein Omnibus brachte mich den brillant erleuchteten Broadway entlang nach dem Prescott House des Hrn. Diez.

Welches Jagen! welches Treiben! Welcher Luxus! Welcher Schmutz in manchen Quartieren und welche Spuren von Armuth! — Das ist eben das Bild der freien Concurrenz und über diese hinaus scheint es der Mensch im Allgemeinen mit allen seinen Freiheitsbestrebungen nicht zu bringen; denn Egoismus und Leidenschaften aller Art machen Socialismus und Communismus in *praxi*, leider, zur Chimäre. Am Mark unserer Capitalisten und Arbeitsgeber zehren jetzt die hohen Taxen und Steuern, und die Arbeiter verlangen nach hohem Lohn und acht Stunden Arbeit. Ich halte dafür, daß der Absatz der Waare den Preis der Arbeit regulirt, daß die Gesetzgebung sich nicht in zopfalterliche Bevormundung der Arbeiter, respective Gesellen, einmischen sollte, die in einem freien Staate souverain sind; daß bei kürzerer Arbeitszeit alle sonstigen Preise den Arbeiter indirecte besteuern müßten und Derselbe, in der Regel, anstatt die Mußestunden der Bildung seines Geistes, oder dem Wohle seiner Familie zu widmen, nur noch mehr zum Bummler würde. Uebrigens möget Ihr Arbeiter agitiren so viel Ihr wollt; ich habe Nichts dagegen. Auf fünfhundert meiner Abonnenten kommen höchsten 10 Arbeiter per excellentiam; wir stehen also seit lange her in keinem engeren geistigen Verkehr zusammen und ich erlaube mir euch jungen Leuten blos einen wohlgemeinten Rath zu geben, welcher ist: Lernet irgend ein Geschäft tüchtig, damit Ihr keine Pfuscher seid; arbeitet 6 Tage fleißig und amüsirt euch am 7.; seid jedoch hübsch sparsam und suchet mit dem Ersparten selbstständig und unabhängig zu werden! Haltet Ihr ehrgeizige junge Demagogen, die an eure Leidenschaften appelliren, für bessere Freunde als den alten durch Erfahrung gereiften Fackler, so folget ihnen. An Täuschung wird es euch nicht fehlen und wohl euch, wenn Ihr nicht zu spät enttäuscht werdet und zu rechter Zeit eure Jugendkraft, eure Stellung in der Gesellschaft, eure Rechte und Ansprüche kennen lernt! — Geht zu „den alten Gesellen" Weitling's in die Schule, macht euch mit unseren früheren Bestrebungen, zu Kriege's und Arnold's Zeit, etwas vertraut, und Ihr werdet euch vor ähnlichen Blamagen bewahren! Neben der Arbeiter-Frage höre ich eben in der Großstadt viel von der Fenier-Brüderschaft sprechen. Eine Brüderschaft setzt Brüder voraus und Brüder sollen sich ja lieben und einig sein. Ach, habe fast den Glauben an Bruderliebe verloren. Doch ich will sie nicht absolut negiren und zugeben, daß die Fenier durch diese seltene Eigenschaft beseelt sind. Und was ist ihr Streben? Irland frei zu machen, eine irische Republik zu gründen, und — Canada an die Ver. Staaten zu annectiren. Nun, das ist allerdings ein großartiges Streben, ausgeheckt in einem „smarten" irischen Gehirn; aber, ach, die Masse des irländischen Gehirns, von dem wir Theile hier zu Land in politischer und socialer Activität sehen, giebt mir wenig Hoffnung auf Erfolg dieser revolutionären, weit verzweigten Bewegung. Wohlan, versucht euer Heil! Der Baum fällt mit Einem Hiebe nicht, kann jedoch wiederholten Schlägen nicht widerstehen. So mit den Thronen; doch kann die Republik nur dann auf permanenten Sieg rechnen, wenn sie durch ein intelligentes und tugendhaftes Volk mit Blut getauft errungen wird. — Aber, mag mich etwa ein Revolutionär fragen, haben wir denn in den Vereinigten Staaten ein intelligentes und tugendhaftes Volk? Intelligenz und Tugend sind allerdings nicht Gemeingut der Massen; die Masse stimmt ja blos, schreit Hurrah, läßt sich im glücklichen Glauben der Souverainetät regieren und die Zahl Jener, die eigentlich regieren, ist, in der That, sehr gering. Nun, Dieses zugegeben, könnte wohl auch Irland als Republik bestehen — und wollen wir auch, um consequent und principientreu zu sein, einigen Millionen ungeschulten Schwarzen das Stimmrecht unbedingt ertheilen, ohne Fiasko zu machen, so wäre am Ende wohl jedes Volk reif für die Republik. Die Form ist freilich noch lange nicht der Geist; doch bietet ihm die freie Form weiteren Spielraum zur Entwickelung und ist die rohe Masse auch weder intelligent, noch besonders tugendhaft, so will sie doch frei sein dem Instinkt nach.

An Kirchen und Freischulen leidet unsere Republik nur nicht seinen Mangel, sondern überbietet damit alle anderen Völker. Die Kirchen sind jedoch keine Schulen der Moral, sondern Verdammungsanstalten und Schauplätze für den täglich mehr überhandnehmenden Luxus in Kleidern. In den Schulen wird blos das Gedächtniß in Anspruch genommen und Tausende von Eltern entziehen ihren Kindern selbst diese spärliche Quelle. Die ungezogenen Straßenjungen, wenn sie das Glück haben dem Lasterthum zu entgehen,

werden in Fabriken gesteckt, oder lernen ein Handwerk, oder ergreifen den Pflug. Jene Wenigen, die einen Drang fühlen nach Wissen, erziehen sich selbst und machen zuweilen sogar eine politische Carriere. Indeß die Meisten der besser gebildeten durch Pfaffen-, Kirchen- und Sonntagsschul-Dressur zu frömmlern, Geldjägern u. Heuchlern werden, bildet der ungebildete Gegensatz ein Element der crassesten Unwissenheit und flegelhaften Impertinenz und Rohheit.

Halten wir nun Revue über die Parteipresse, über die Broschüren, welche dem Volke gekoten werden, und über das Theater, so wird sich uns das Resultat von selbst ergeben. Die Schauspielhäuser, englische und deutsche, sind zu förmlichen Maschinen herabgesunken, um durch triviale und sittenverderbende Stücke Geld zu machen. Besonders ist Dies der Fall gegenwärtig in New-York. In dem Maaße aber als die Bühne entartet, vermehrt sich das Verbrechen; anstatt die Schule des Wahren, des Schönen, des Edlen zu sein, ist sie die Lehrerin des Lasters. Der elegante Verführer einer armen Frau, die ihre Tugend dem Geschenk von Seide und Sammt hinopfert, ein schlauer Meuchelmörder werden beklatscht, und wollüstig exponirte Brüste schöner Mädchen-Gruppen erhitzen die Phantasie der Jugend und verlocken sie nach den Freudenhäusern. Ein Schurke, wie Jack Sheppard, wird als Held dargestellt und spornt Jünglinge an, ihm ähnlich zu werden. „Der Anfang Nothzucht; das Ende ein Duell" — das ist der Angel, der zieht; das ist das Thema, das dem zügellosen Jauhagel gefällt. *Hinc illae lacrymae.* Uebrigens kann man mit dem Franzosen sagen: *c'est tout comme chez nous.* Das hiesige Volk ist ja weiter Nichts als ein Ableger der alten Madame Europa und New-York hat der Verbrechen nicht mehr als Paris oder London. In Großen Städten gehen überall Luxus, Elend und Laster Hand in Hand. Die republikanischen Tugenden muß man auf dem Lande suchen und trotz aller Corruption und geistiger Verkommenheit haben wir noch immer Intelligenz, Tugend und politischen Takt genug, um die republikanische Staatsmaschine im Gang zu erhalten. Der Mensch ist ein Abklatsch seiner Verhältnisse, ein Spielball der Leidenschaft und man muß Menschen eben nehmen wie sie sind, nicht wie wir sie haben wollen. Am lächerlichsten aber ist es sich selbst allein für vollkommen, für das *non plus ultra* von Tugend und Intelligenz zu halten. *Nosce te ipsum!* (Kenne dich selbst!)

Ich habe zwei Opern gesehen: Somnambula und die Afrikanerin. Daß mir, als vorherrschend Gefühlsmenschen, Jene mehr Genuß gewährte als Diese, ist selbstverständlich. Der Bau der Academy of Music macht dem Architekten, der sie gebaut, nicht nur keine Ehre, sondern entehrt ihn sogar. Enge Passage und schlechte Akustik machen das Haus eher für eine Scheuer als für ein Opernhaus geeignet. Einen Ersatz für diesen verunglückten Bau wird in Bälde ein neuer Tempel des französischen Theaters bieten, nach dem Plan der *Opera Comique* in Paris.

Die Sterne der jetzigen italienischen Oper in New-York, unter Direction des unverwüstlichen Max Maretzek, sind: Signor Ilfre, Herr Müller, Signor Antonucci, Mlle. Ortolani und Mde. Reichart. Sterne erscheinen am Horizont der Kunst und verschwinden, um andren Platz zu machen. Mit der verlorenen Stimme geht die Leistung des Sängers, der Sängerin verloren; indeß Schriftsteller, Dichter, Bildhauer und Maler fortleben in ihren Werken und beitragen zur Unsterblichkeit des Geistes, in so weit diese sich eben mit dem Begriff des Endlichen alles Irdischen, mit dem das Geistige eng und unzertrennlich verknüpft ist, vereinigen läßt. Künstlerleben ist auf jeden Fall das schönste, das interessanteste, das höchste. Der Geist des Künstlers altert nie und seine Schöpfung begeistert die Nachwelt, wenn Nabobs längst vergessen und die Paläste der Reichen in Trümmer zerfallen sind. Ist Das kein Lohn, des Schweißes, der Sorgen und der Kämpfe der Edlen werth? Ist das nicht der einzige Adel, der an u. für sich dem Geweihten Werth u. Vorzug verleiht? Welches Verdienst kann die Geburt, als solche, dem Aristokraten verleihen? Und welchen inneren Werth kann Reichthum geben, von dessen Nimbus umstrahlt Dummköpfe und Schurken nicht selten prangen?! —

Das Opernhaus führte mich der Marmorfront eines palastähnlichen Gebäudes vorüber; es ist: Steinway's Piano-Niederlage. Wo ist der Pianist in Amerika und in Europa, der den Namen Steinway nicht kennt!? Elegant an Form und unübertrefflich an Ton sind Steinway's Instrumente, anerkannt durch Preise zweier Welttheile. Und ihnen zunächst stehen Chickering's Pianos, in Boston und die der Gebrüder Decker. Es macht mir besonders Vergnügen, dieser letztern Firma, in New-York, zu erwähnen; denn ich kenne sie seit dem Jahr 1844, als sie noch schlichte Arbeiter und eifrige Mitglieder meines damaligen Nationalisten-Vereins waren. Anstatt sich der Agitation der malcontenten Arbeiter hartnäckig hinzugeben, anstatt zu bummeln, oblagen sie mit Fleiß ihrem Berufe, lebten frugal, begannen mit sehr geringen Mitteln auf der selbstständigen Bahn der Concurrenz, um jetzt, nach wenigen Jahren, mit den hervorragendsten Pianofabriken in die Schranken treten zu können. Dem geschickten Arbeiter stehen alle Wege offen, die zu gutem Erfolge, zu Wohlstand und zu Ansehen führen, wenn er mit Eifer sein Ziel verfolgt; indeß der Stümper, der von Neid geplagte Raisonneur, im Schimpfen und in Bummeln ergraut, nie das Ziel der Selbstständigkeit erreicht, zum gerechten Lohn seiner meist grundlosen und ungerechten Unzufriedenheit. Das ist wenigstens die Regel; das Nichtvorwärtskommen des Geschickten, des Fleißigen, des Sparsamen gehört zur Ausnahme, da auch Accommodation, der sich Manche mit Recht nicht fügen wollen, und das Glück ihren Einfluß

auf der Rennbahn des Lebens beanspruchen.

„Ich wallfahrtete den Broadway auf und nieder und sah der Schönen und des Schönen gar Vieles wieder.“ Elegant gekleidete Herren und Damen, die den stolzen Pfau an Pracht und Farbenschmelz bieten. Aber ich sah auch das tolle Treiben und Rennen und Jagen, wo man stets Angst hat überfahren zu werden, und wo Omnibus-Pferde hinstürzen auf dem glatten Steinpflaster und gepeitscht werden vom christlichen Treiber, bis sie sich erheben, um weiter hin fortzuschleppen den Troß im vollgestopften Wagen. — Diese Omnibus-Treiber sind Thier- und Menschenquäler zugleich. Nicht Ein Sitz ist für Einen Passageur bestimmt; die Wagen werden zum drücken — das zuweilen seine angenehme Seite hat in *puncto puncti* — ja, fast zum erdrücken vollgepaut, damit die Compagnie so viel wie möglich mache, um todtgeschundene Pferde mit frischen zu ersetzen. Auch in dieser Hinsicht ist der Türke ein besserer Mensch als der Christ; denn Thierquälerei ist ihm ein Greuel.

Germania-Life-Insurance-Company las ich an Einem der Geschäftspaläste am Broadway. Bei dem „schnellen Leben“ und den häufigen Eisenbahn-Unglücksfällen hier zu Lande sind die Lebensversicherungs-Anstalten eine Nothwendigkeit und große Wohlthat für die Menschen. Ich selbst hatte bis jetzt mein Leben, aus purer Oekonomie und Fatalismus-Duselei, bei den unsichtbaren Göttern gratis versichert und sie haben mich bei allen meinen Fahrten und Irrfahrten oft — ohne an Wunder zu glauben, auf das Wunderbarste beschützt; so, daß ich jetzt mich beinahe fürchte, durch irgend eine irdische Assecuranz den Zorn dieser nie gesehenen und Nichts sehenden *nonentia* zu reizen und ihre Rache auf mich herabzubeschwören. Herab — denn noch kein Mensch hat die Götter unten gesucht; folglich müssen sie folgerecht auch ganz gewiß oben sein. Uebrigens ist Gott, oder sind die Götter nicht allen Menschenkindern so geneigt wie dem Fackler, der ihn und sie nie in ihrem allmächtigen Wirken tadelt, noch mit Gebeten und Bitten belästigt. Daher wäre es Thorheit, den Grundsatz aufzustellen, daß man sich einzig und allein nur auf den Himmel, das heißt blos nur auf das blinde Glück verlassen müsse. Klugheit und auch Pflicht geboten es, das Bischen Leben, das so vielfältig bedroht wird, zu versichern und die Kosten nicht zu scheuen, so damit verbunden sind. Wem also sein Leben werth ist, oder vielmehr, für wen das Leben seiner Descendenten einen Werth hat, der versichere es. Die Germania hat ein Activ-Capital von circa einer Million Dollars und so kann es denn für sie ein Leichtes sein, Versicherungsscheine pünktlich zu honoriren. Die Gesellschaft bezahlte vom 1. Januar bis zum 30. Juni dieses Jahres für Todesfälle $110,000. Da möchte man ja, wahrlich, beinahe versucht werden, *per steam* in die Luft gesprengt zu werden, um seiner Familie ein Capital zu sichern!

Ich machte einen Abstecher nach Newark, wo ich weiland docirte und advocirte. Auch diese Stadt im Staat New-Jersey, mit ihren vielen Fabriken, ist seit jener Zeit zur Grosstadt geworden. Daß das deutsche Element hier stark vertreten, versteht sich wohl von selbst. Dem Staat gebührt die große Ehre, aus Liebe zur Negersklaverei, gegen das Amendement der Constitution gestimmt zu haben; indeß Süd Carolina, der Herd der Secession, dafür gestimmt hat. Nichtsdestoweniger ist New-Jersey ein freier Staat, wo im sandigen Boden gute Pfirsige wachsen. — Das Amendement zur Constitution durch drei Viertheile der Gesammtstaaten endlich angenommen, ist nun ein wesentlicher Theil der Verfassung selbst und — die Sklaverei ist — den Secessionisten sei es gedankt — für immer todt. Was Vernunft und Reform nicht vermocht hatten, das hat der mörderische Krieg vollbracht. Der Preis ist wohl des Opfers werth.

December, 1865.

Von New-York reiste ich nach New-Haven, Norwich und Boston. Die Neuengland-Staaten haben einen sehr sterilen Boden für den Pflug; doch findet der Tourist hier recht hübsche Scenerien, mitunter auch pittoreske Bergpartien, und wer das Fabrikwesen studiren will, sei es in technischer oder socialer Hinsicht, der findet da ein sehr ergiebiges Feld.

Sämmtliche Städte der Neuengland-Staaten zeichnen sich besonders aus durch breite, mit schattigen Bäumen bepflanzte Straßen, durch schöne Gebäulichkeiten, Gartenanlagen, und exemplarische Reinlichkeit. Wie die Ritter von *olim* wohnen selbstverständlich auch unsere modernen Raubritter, die nicht im Schweiße des Angesichtes arbeiten, sondern vom Schweiß der Arbeiter leben, in Palästen, gebaut in allerlei, oder vielmehr in keinem Styl; ein planloses Mosaik von Gothisch, Dorisch, Corinthisch, Schweizerisch und Amerikanisch. — Das Ameublement dieser Residenzen ist fürstlich mit aristokratischem Gepräge; u. dem Baumwollen-Molasses-Stockfisch- und *Shoddy*-Adel fehlt Nichts, um sich von der plejeischen Masse auszuzeichnen, als — die höhere Bildung des europäischen Geburts-Adels.

Von Norwich nach Boston hatte ich über eine Stunde an der Worchester-Station auf den Zug zu warten. Im Sitzzimmer der Gentlemen, das ziemlich unfreundlich und schmutzig, saßen einige Herren am Ofen und rauchten Cigarren. Ich stopfte denn auch meinen kleinen Meerschaumkopf, (der große wurde kürzlich in einem Depot aus der Reisetasche gestohlen.) *Beware of pickpockets!* Kaum machte ich einige Züge, als ein Etiquettes-Wächter zu mir trat und sprach: Es ist hier nicht erlaubt aus Pfeifen zu rauchen. Nun, das bietet doch Alles. Cigarren darf man rauchen; aber keine Pfeifen. Ich moquirte mich laut über diese Altfernheit und Geruchsnerven-Feinheit der Yankees und verließ die Stube. Dem Depot gegenüber, hoch gelegen, ist das *Asylum for the Insane*.

Insane heißt, nach der lateinischen Ableitung von *sanus*, ungesund, nach dem englischen Idiome übersetzt man es mit unsinnig. Nun aber ist dieses Asyl kein Asyl für Unsinnige, sondern für Wahnsinnige, ein Irrenhaus, oder wie es in Oesterreich gewöhnlich genannt wird, ein Narrenhaus. Narren sind ungesund dem Gehirn nach, und unsinnig der Sprache nach; doch nicht alle Ungesunden und Unsinnigen sind Narren, sonst müßte man ja alle Kirchen in Narrenhäuser umtaufen, in denen die Priester und Prediger als Wächter und Aufwärter fungiren; denn ihr Gehirn ist in der Regel gesund genug, um die Dummheit als solche zu erkennen, welche sie dem gläubigen Volke gegen guten Gehalt amtspflichtig vorpredigen. „Der Mensch betrügt und will betrogen sein." „Hütet Euch vor Taschendieben!" liest man in allen Räumen der Depots und selbst das Schloß meiner Reisetasche in einer Gepäck-Kammer vermochte es nicht, mir meinen theuren Pfeifenkopf zu bewahren.

In Boston stieg ich dieses Mal im Gasthause des Herrn Deichert ab. Es waren da eben einige interessante Persönlichkeiten vom französischen *Vaudeville*-Theater und ein vielgereister Jude, Namens Heinemann. Das Männchen ist 54 Jahre alt, machte Reisen nach Egypten, nach China, Japan, Brasilien und auf 40 Seereisen hat ihn Jehova stets liebreich beschützt. Sein Vater sagte er mir, sei Leibarzt am bairischen Hofe bei Max dem I. gewesen.

Nach der Uebergabe Lee's erbot sich des k. Leibarztes leiblicher Sohn, Herr Heinemann, mit einer Ver. Staaten-Flagge in der Hand zu Fuß von Boston nach Washington (600 Meilen) zu gehen. Der Mayor von Boston gab ihm denn wirklich eine Flagge, welche er nach einem sechstägigen Triumphmarsche, an den Stationen überall jubelnd begrüßt, dem Präsidenten im weißen Hause überreicht hat. General-Major Grant verehrte ihm eine Windhund-Hündin *Spencer Rifle*, welche der Schnelläufer natürlich als Trophäe seines Ruhmes in großen Ehren hält. So sind die Wege nach dem Tempel des Ruhmes verschieden. Der Eine geht hinein, der Andre läuft hinein; Diese tanzen, Jene singen, Bildhauer meißeln, Maler malen, Dichter dichten, Feldherren hauen sich hinein; indeß Brutus einen Cäsar und Booth einen Lincoln modelt, um sie und sich selbst mit dem Nimbus der Unsterblichkeit zu umgeben. Schinderhannes nicht zu vergessen; denn wenn es sich blos darum handelt, noch lange nach dem Tode im Gedächtniß der Nachwelt zu leben, so wäre es wohl Cins, Cartouche oder Alexander gewesen zu sein. „Der Sterne moralischer und geistiger Größe giebt es am Horizonte des Unsterblichkeitshimmels nur Wenige." Der großen Todtschläger, der Verheerer und Henker, der Scheusale von Päpsten und nichtswürdigen Kaiser und Könige desto mehr. Lest die Geschichte! Sie ist durch Klio mit Blut aus dem Tintenfaß der Schande geschrieben.

Durch Herrn Sommer im Orpheus-Club — jetzt unter Zerrahn's Direction — introducirt, entschwand mir bei Gesang und „geistreichem" Domino-Spiel im neuen und eleganten Salon des Herrn Hausmann ein sehr vergnügter Abend in Gesellschaft intelligenter junger Männer. Und, siehe da, wer suchte mich hier auf? Herr Rentschler, der Schreiner und Pianomacher, mit dem ich im Jahr 1837 die Zwischendeckfahrt über den Ocean machte und mit dem und dessen Gattin ich sechs Wochen lang in Einem Bette schlief; wenn man anders berechtigt ist, einen Bettverschlag, ohne Bettgewand, ein Bett zu nennen. Es war hart, sehr hart, aber ich schlief gut und hatte so herrliche Träume, als läge ich in einem Thronbett auf Eiderdunen. O, die Träume der Kaiser und Könige sind, wahrlich, nicht immer angenehm! Das innere Glück, die Seligkeit der Phantasie, werden am allerwenigsten durch Prunk und Glanz äußerer Dinge bedingt.

Rentschler suchte, so wie ich eine bleibende Heimath in St. Paul, hatte dort sein eigenes Haus und nun folgte er mir gleichsam auf dem Fuße nach, um wieder nach Boston zurückzukehren, das er vor mehren Jahren, die sehnsuchtsvollen Blicke nach dem Eldorado des fernen Westens gerichtet, verlassen hatte.

Eine bleibende Heimath — ja, ich hoffte sie in Minnesota zu finden, und sang dort, gleich nach meiner Ankunft — auf Commando von Politikern und seinen Aemterjägern mit einem Fackelzug begrüßt —

Erfreut hat mich der Fackelzug
Ob des Princips wohl sehr
Doch, ach, wo ist der schönste Kranz,
Der nicht vergänglich wär?!

Die Freiheit lebt im Ideal
Die Welt treibt Politik —
Und wer der Wahrheit sich empfiehlt,
Dem bricht sie das Genick.

Hinausgebannt vom Vaterland
Ruh hier der Wanderstab!
Wo ich Natur und Herzen fand,
Sei einst des Dichters Grab.

Das war, in der That, ein prophetischer Sang! Die Vermittler jenes Fackelzuges konnten die Wahrheitsliebe des Fackels nicht vertragen und ließen ihn nicht nur bald im Stich, wie man zu sagen pflegt, sondern wurden seine offenen Feinde. Und so war denn der Kranz, von Politikern geflochten, von kurzer Dauer. — Auch der Wanderstab sollte nicht ruhen und das schöne, das kalte Minnesota nicht des alten Dichters Grab werden.

Und die Hetzen? Ach, lassen wir dieses Thema unberührt; es thäte mir das Herz nur weh, wollte ich über Hetzen schreiben.

Das Sonntagsgesetz ist ein besseres Thema, da es höchstens die untersten Ganglionnerven berührt u. bei vernünftigen Menschen blos etwas Ekel erregt. Auch in Boston u. überhaupt in den Städten der frommen Yankees wird es streng aufrechterhalten. Alle Boutiquen geschlossen, nur nicht die Apotheken für Kranke und Conditeurs von gutem Brandy, und die Buben der Uebrigbleibenden Sonntagsarbeiter im Weinberg des Herrn für das fromme Volk im Allgemei-

nen. Es wohnen wohl in Boston viele Deutsche, einem Lande des Gemüths entsprossen, wo es keine Freiheit giebt, die sich selbst in Ketten schlägt; auch erscheinen hier zwei deutsche Wochenblätter und ein echt teutsches Journal, Heinzen's Pionier; doch sagt, wie viele Pioniere in teutscher und englischer Sprache wären wohl nothwendig, um diese Republik von all dem geistigen Schund zu säubern, so ihren Tempel, wie Ruß den Schornstein besleckt?!

Der Sonntagszwang, der dem Volk zur Erholung blos die Thüren der Kirchen offen hält, ist übrigens das beste Mittel, neben den Pfaffen auch Kupp'erinen „ein volles Haus" zu machen. So soll es auch, wie man mir sagte, in der That sein, indem die jungen Leute besonders an Sonntagen in Freudenhäusern Erholung suchen, Erholung, von welcher sich Mancher Jahre lang nicht wieder erholen kann. O, Civilisation, du hast es weit gebracht! *A bas* mit der freien Liebe! Es lebe die christliche Ehe und Heu!

In Boston erscheint seit vielen Jahren der Investigator, ein freisinniges, antikirchliches Wochenblatt, herausgegeben von Seaver und Mendum. Ich empfehle es den Lesern der Fackel, die für sich, ihre Freunde oder Kinder ein freies Blatt in englischer Sprache zu haben wünschen.

Eine englische Fackel unter so vielen Kirchenlichtern und Tractat-Verdummungs-Lampen im einem Lande, wo die Presse frei ist! Ist Das nicht charakteristisch? Ist Das nicht ein Zeichen, daß der große Lümmel, das Volk, selbst wenn es frei und souverain ist, nicht vernünftig, nicht geistig selbstständig werden will und statt des Königs des Pfaffen und des Demagogen bedarf, um sich am Gängelbande führen zu lassen?!

Es war Sonntags, als ich des Abends Boston verließ. Um mich, vor Abgang des Zuges nach Springfield, zu restauriren, drängte ich mich, mit meiner Reisetasche in der Hand, durch einen Schwall von elegant „gedreßten" Herren und Damen, die fast alle intelligente Gesichter hatten, nach Reichert's Restauration in Washington-Straße. Er ist, wie er mir sagte, der Einzige, der *per fas* und *nefas* Sonntags offen hält. Ich warf die Tasche in eine Ecke, nahm Platz an einem der gedrückten Tische, sah auf die unten vorüberziehenden Pilgrime, die aus der Kirche kamen, u. sprach zu mir selbst: Menschen, die zur Kirche gehen können blos Dummköpfe, Heuchler, Gewohnheitsthiere, oder Schurken sein. Und ich lasse mir es nicht nehmen: die große Mehrheit der civilisirten Ebenbilder Gottes besteht aus Wölfen und aus Eseln. Hie und da begegnet man einem Löwen, einem Adler und unter dem weiblichen Geschlechte giebt es der Gänse weit mehr, als der Schwäne — der modernen Kleidung nach kann man sie füglich alle, die Füße abgerechnet, in das Geschlecht der männlichen Pfauen versetzen.

Waiter — das heißt auf Teutsch, Kellner — ein hier zu Land verpönter Titel — also *Waiter*, bitte um ein Glas Rheinwein. „Müssen auch Etwas essen, sonst dürfen wir keine Getränke verabreichen." So? Nun, da hat man die germanisirte Yankee-Weisheit wieder in bester Form. Ich bin gekommen, um zu essen; doch ist es mir noch ein wenig zu früh! „So können Sie denn auch später Etwas trinken." Das ist logisch richtig. Indessen setzte sich der freundliche Wirth zu mir und alsbald ist auch der Wein erschienen; aber — aber aus einer Pfeife rauchen, war auch hier verboten. Von Cigarren habe ich mich gänzlich entwöhnt und will mich auch bei dem hohen Preis für meist elenden Stoff nicht mehr daran gewöhnen.

In meiner Jugend habe ich mich oft über die Thorheit der Mönche gewundert, die sich von der Welt zurückziehen und in Klostermauern einsperren. Je mehr ich jetzt mit nüchternem Verstand die Welt, das heißt, die Menschen analysire desto weniger sehne ich mich nach ihrem Umgang, nach ihrer Gesellschaft und wenn das nüchterne Studium noch einige Jahre so fort geht, so dürft' ich, der einst feurige Jüngling, dem die Welt zu klein war, selbst auch das enge Narrenhaus des Klosters dem großen Narrenthurm der Welt, das heißt, in der Einsamkeit ein contemplatives Leben dem Geräusch des geselligen Lebens nach Außen vorziehen.

Einstweilen wollen wir noch reisen und auf Löwen und auf Schwäne Jagd machen, und so möge denn auch sogleich die Reise nach Springfield, im Staat Machassusetts, gehen, um dort einige Löwen und einen Schwan zu sehen. Ich bin im United States Hotel des Herrn Burbach abgestiegen und nach flüchtigem Aufenthalte ungerne ausgestiegen; denn es gefiel mir da. Was soll ich von Springfield sagen? Es ist eben auch eine sehr hübsche Stadt mit Neu-Englands Gepräge. Unter den vielen Fabriken sind die Pistolenfabrik und eine, wo Goldketten gemacht werden, besonders zu erwähnen. In der großen Ver. Staaten-Waffenfabrik arbeiten jetzt, nachdem der mörderische Krieg vorüber ist, blos 900 Personen. Hörst du, Geist von Pythagoras, blos 900 Personen! —

Eine photographische Anstalt liefert ausgezeichnete Arbeiten und ist wohl die größte des Staates. Doch größer als der Größte ist der kleine, nicht kopf-, doch beinlose „*Pop Corn man*. *Pop* heißt Knall; auch Pfuff, *Corn* heißt Korn und *man* heißt Mann. Also: ein Knallkorn-Mann, oder ein Mann, der verpuffites Welschkorn verkauft. Doch das ist noch immer ein Mysterium, und kennt man diesen amerikanischen Lecker-Artikel — der fast in allen Eisenbahn-Waggons, neben Zuckerwerk und Butternüssen, feilgeboten wird — nicht *a posteriori*, so ist es unmöglich, Jemand davon einen richtigen Begriff *a priori* beizubringen.

Kurz und gut, man denke sich den belebten Rumpf eines Menschen, der in einem Wägelchen sitzt, gezogen von einem Eselchen von Morgen bis Abend durch alle Straßen fährt mit dem tausend und tausendmal wiederholten Rufe: *Pop Corn*! und man hat einen annähernd richtigen

Begriff von dem interessanten Original: *On dit*, daß der Mann jeden Tag nicht weniger als für 10 Dollars Werth von seinem verpufften und nun, *sine stola*, gepufften Welschkorn absetze. Und Das ist gewiß ein gutes Geschäft, das blos Einen Esel, ohne Betriebs-Capital, erfordert, indeß manches Geschäft, trotz vieler Esel, mit großem Capital sich schlecht oder gar nicht remirt. Und hierin liegt eben die Größe des genialen kleinen Knallkornmannes von Springfield. Ich wette ihm, nachdem sein öffentliches und gemeinnütziges Leben verpufft sein wird, ein Monument aus der Staatskasse, mit der Inschrift, „*Here lies the Pop Corn man, dead, and gone — alike his Corn in atoms poped and blown*". Das Hautrelief seiner Equipage nicht zu vergessen. Es werden so manchen Esel-Monumente errichtet und Mausoleen erbaut; warum sollte nicht ein freier Staat einem braven Mann ein Denkmal errichten, der so viele Männer, Frauen und Kinder gespeiset hat, und der bei seinem Genie blos eines Esels bedurfte, um — reich zu werden. Reich sein aber ist hier zu Lande der Gipfel Höchster. *Ergo.* —

Von Springfield ging es nach Hartford. Gott Lob, der schreckliche Doctor, der mir bei meinem letzten Hiersein so viel zu schaffen machte, war fort, fort nach New-York, um ein größeres Feld für sein nobles Wirken zu suchen! Auch streckte mir dieses Mal keine Kupferschlange ihre giftige Zunge entgegen und auch das Collectiren machte mir sehr wenig Mühe; denn die Abonnenten sind auf Sechs herabgeschmolzen. Frau Bethm. aber ist noch immer die heitere, gesprächige Frau und ihr Haus sehr gut. Beten und Trinken machen hier sichtbare Fortschritte. Herr Hawley hat eben eine neue große Brauerei vollendet und ihr gegenüber ist eine deutsche lutherische Kirche in Bau. Endlich wird also auch diesem, lange gefühlten, „geistigen" Bedürfniß abgeholfen. — Möge sie gedeihen die fromme Gemeinde und ihr Hirt die ihm anvertraute Heerde bewahren vor dem Gifte des gottlosen Unglaubens! *Sela.*

Eine halbe Stunde zu früh im Depot ankommen, ist besser als Eine Minute zu spät. Dieses Mal ist mir diese meine Maxime von besonderem Nutzen gewesen. Dem Depot gegenüber las ich in großer Schrift: „*Travelers Life Insurance.*" Ich ging, am unsichtbaren Gottesfaden schwebend u. beschützt, gleichgültig vorüber. Endlich, des Wartens müde drängte sich mir der Gedanke auf: sollst doch sehen, ob du da keine Anzeige bekommen kannst. Zufällig hatte ich ein Circular und ein Fackelheft in der Reisetasche und — nicht vergebens. Der Amerikaner läßt sich äußerst selten überrezen und wo er seinen Vortheil wahrnimmt, handelt er rasch und macht wenig Worte. Kann ich die erste Seite des Umschlages haben, frug der Secretär? Ja. „Was kostet es?" Hundert Dollars per Jahr. „Das ist viel." Das sind die Bedingnisse. „Wohl, Sie mögen sie haben — gehen Sie indessen in's Nebenzimmer, wenn Sie ein Freund von Gemälden sind; die Anzeige soll sogleich geschrieben werden." Ich fand da wirklich eine sehr werthvolle Sammlung von Oelgemälden, bei denen ich ganz abgesehen vom Geschäfte, gerne den Zug verpaßt haben würde. Und — um nicht absolut und blind dem unsichtbaren Faden zu vertrauen, werde ich am Ende selbst noch mein junges Leben versichern lassen!

Via New-York nach Philadelphia gefahren. Ich machte hier die Bekanntschaft mit einem interessanten Schriftsteller, 72 Jahre alt, der unter dem Namen, Philadelphia manches Gediegene und Freisinnige geschrieben hat. Ich bin kein Freund von Anonymität und will ihn denn auch bei seinem rechten Namen Herr Porsch nennen. Da Derselbe, mir einige Beiträge für die Fackel gab, wird nun auch der Leser mit seinem Geiste bekannt werden. Ich besuchte mit ihm einen Vortrag des Hrn. Schünemann-Pott, der wie alle seine Arbeiten schulgerecht ausgearbeitet, aber durchaus nicht geeignet war, ein Publikum zu begeistern und zu wecken, sondern vielmehr durch das in kalte Form gegossene geschichtliche Thema von einigen 30 der Zuhörer 6 *de facto* in süßen Schlaf gewiegt hat. Das Thema war Protestation. Porsch wunderte sich mit mir, daß die seit Jahren bestehende freie Gemeinde noch immer nicht über Luther's Protestation hinaus ist und der Hunderten von Reden über das Christenthum nicht überdrüßig wird. Ich habe alle Achtung vor Hrn. Schünemann's Talent und gediegenen Kenntnissen; doch als Reformer wird er nie einen Einfluß üben, der Kirche keinen Abbruch thun und stets nur Prediger eines auserkornen Häufleins bleiben.

Wir besuchten auch Hrn. Grimal, den eigentlichen Pionier freier Ideen in Philadelphia. Es gab eine Zeit, wo Grimal Epoche machte, sie war von kurzer Dauer, und jetzt giebt „Pegasus im Joche" Unterricht in Sprachen. Für eine solche Stellung hat die Natur vergebens ihren Genius an ihn verschwendet. Die freien Principien über Liebe u. Ehe, die er mit Begeisterung seine Grundsätze gelehrt hat, waren die Fülle, in welcher er sich selbst gefangen hat, um — sie seinen besten Freunden geben zu wollen. Mit stürmischem Beifall ist bekanntlich, von Bewunderern und Verehrern über Luther erhaben, vom Clerus ein Greuel, mit allen Eigenschaften ausgestattet, so einen Reformer zum Reformer qualificiren, in der Geschichte stetsfort bewundert, hinreissend, wenn über Liebe nur volle Gefühle reden, hat die Theorie der Vernunft die Praxis der Unvernunft und Befangenheit zum Opfer gebracht. Lachen Sie, oder Freund über Ihren Versuch, die Menschen u. s. vom Schlamm der Sinnlichkeit in das ätherische Reich der Vernunft erheben zu wollen; lachen Sie, wie Mephisto lache, und seien Sie glücklich im Bewußtsein, das Wahre gelehrt, das Gute empfohlen zu haben. Der Samen, den Sie gestreut, ist zum Theile dennoch auf fruchtbaren Boden gefallen; er ist aufgegangen in Kopf und Herz von Tausenden und wird seine Früchte tragen. Was wir im Geiste säen, das muß und wird in

was ein Philosoph für sich wünschen kann, um in stiller Zurückgezogenheit von der kalten Außenwelt seinen Idealen, seiner Muse, seinen Erinnerungen, seinem Geschmacke in Beschäftigung, die langsam schafft und nie zerstört, leben zu können?!

Unbemerkt und unbeachtet von Volk und Presse, als hätte ich für das Volk nicht das Geringste geleistet, als gäbe es kein Echo für die lauten Hurrahs die meinen Reden in Cincinnati oft zugerufen wurden, saß ich vier Wochen da in meinem Sanctum, ohne Besuch, ohne Willkomm, ohne die Frage eines Rabbiners oder freien Mannes: „freut mich, Sie hier zu sehen, wie geht es Ihnen, kann ich mit Etwas behilflich sein? —" Hilf dir selbst — scholl es mir bei jedem Schritt in meiner comfortablen Stube entgegen und — ich werde mir auch selbst helfen; ganz besonders dazu gedrängt durch Lug und Trug sogenannter politischer Freunde weiland in Baltimore und jüngst zu St. Paul. Jene waren hervorragende Demokraten zur Zeit Van Buren's, Diese hervorragende Republikaner zur Zeit Lincoln's — Drahtzieher von der gemeinsten hervorragenden Klasse.

Ueber alles Das sich ruhig erheben, beseelt mit einem ganz eigenthümlichen, diabolisch süßem Gefühl und macht selbstständig, stark und stolz. Ueber ein Kleines wird es im großen Rath des souverainen Volkes heißen: „Mohr, du hast uns seit achtundzwanzig Jahren gute Dienste geleistet, bist alt geworden — du bist entlassen."

Eine ausgepreßte Citrone, eine zerbrochene Geige, ein zerrissener Rock sind Rokokkos ohne Werth; eben so werthlos sind ein lahmer Tanzmeister, eine alte Sängerin, ein abgenützter Schauspieler, ein alter Reformer, ein Volksredner mit gebrochener Stimme — für Diese giebt es keine Pension; man wirft sie weg und schickt sie, mit Lorbeeren bekränzt, zur Hölle oder, aus Dankbarkeit, in's Hospital.

Sapienti pauca.

Mein getreuer Setzer, Herr Christian Vogler, ist endlich, nachdem ich ihn schon aufgegeben und es mit einem Andern versucht hatte, von St. Paul angekommen und so kann ich denn in Hinsicht des Satzes der Fackel beruhigt sein und ihm während meiner Abwesenheit mit vollem Vertrauen die Führung des Geschäftes überlassen. Der alte Adler mag denn wieder, leider schon mit etwas gelähmten Schwingen, seine Ausflüge fortsetzen nach Ost und West, nach Nord und Süd, bis er endlich die ewige Ruhe finden wird im Schooße der Mutter alles Seins, am stoffwechselnden Busen des Lebens und des Todes, der an und für sich ja nichts Anderes ist, als neues Leben unter anderer Form.

Auf denn, alter Junge, streiche dir muthig den Bart, reinige dich vom Kohlenruß der Königin des Westens und ziehe hin nach Osten, um jenen Lumpenstoff, Geld genannt, einzusammeln, der absolut nothwendig ist, um unter civilisirten Menschen kein Lump zu sein.

Es war am 9. November, dem denkwürdigen Sterbetag Robert Blum's, des edlen Mannes, als ich mich in einem Expreß Wagen nach dem großen Depot der Michigan Centralbahn fahren ließ, um — meiner eigenen Freiheit eine Gasse zu öffnen. Der nächste Weg nach Detroit wäre *via* Toledo gewesen; doch die seltene Zuvorkommenheit des General-Ticket-Agenten Wendworth von der Michigan Central-Bahn, eine Freikarte anzubieten, veranlaßte mich über Chicago zu reisen. Auch Herr Whitman, von der Grand-Trunk-Bahn, versah mich mit einem Paß durch Canada nach Buffalo.

Wir verließen halb nach 5 N. M. Chicago und kamen früh des Morgens in Detroit an. So ungerne ich auch mein altes Absteigquartier im Hotel Mauch aufgab, ließ ich mich doch nach dem neuen deutschen Hotel Erichsen bringen, wo ich freundliche Menschen, ein prachtvolles Zimmer und guten Tisch fand.

In Detroit versucht man wieder die Maulesel-Ordonanz, genannt Sonntags-Gesetz, mit Strenge zu handhaben, um den Tag des jüdischen Herrn, Jesus Christus, nicht durch profane Concerte und Theater zu entheiligen. *A bas* mit der Vernunft! Es lebe das Muckerthum! Das Volk ist souverain und es ist ein gläubiges Volk, ein demüthiges Volk, geführt und angeführt von Heuchlern und Demagogen. Zehn Stunden Arbeit ist zu viel — nach acht Stunden sehnt sich der Proletarier — die Freuden des Sonntags opfert er gerne der Kirche und gegen diesen schändlichen Mißbrauch der Freiheit giebt es keine Agitation der Arbeiter, keine Sturmpetitionen, keine Indignations-Versammlungen, keine Revolution. Von Menschenrechten hat der große Lümmel kaum eine Ahnung, Brod und Fleisch auf Erden, *plenty* Lagerbier dazu, und Manna im Himmel, das ist das große Losungswort.

Johnson reconstruirt die Union durch Werke der Barmherzigkeit, die *de facto* politischen Selbstmord begehenden Staaten der Rebellen wählen Hochverräther für den Congreß und die Bonzen des Muckerthums construiren die Freiheit nach dem Maaßstab des Glaubens und der Dummheit. Wir sind ein großes Volk, ein freies Volk in dieser Musterrepublik! Es lebe die Gnade und das Pfaffenthum!

Trotz alledem sind wir noch nicht reif genug für die „blauen Gesetze." Noch fahren die Eisenbahnwagen auch in Detroit am heiligen Schaboth in der breiten Jefferson Avenue auf und nieder und einige „Gottvergessene" Deutsche feierten sogar am 12 November das letzte Schützenfest A. D. 1865, zum Hohne des Sonntagsgesetzes, und zum Verderben von Preisenten und Welschhühnern. Auch Behr und Stechlinger erkühnen sich, ihre frequenten Lokale zur Erfrischung der „Gottlosen" offen zu halten, zum Aerger der Frommen, der Heuchler und der Pharisäer. Man hat vor Kurzem Tausende in Sonntags-Schlachten hingemordet; es ist also Zeit, im „gottgesandten" Frieden Buße zu thun und den Zorn des Königs im Himmel und des Präsidenten im weißen

Hause durch strenge Kirchenzucht zu sühnen. Also arbeitet 8 Stunden per Tag und am Sabbath gebt Gott, was Gottes ist und dem Pfaffen, was des Pfaffen ist: das beste Viertel von des Volkes Eselsbraten!

Detroit ist eine interessante Stadt der jungen Republik, die blos den Fluß zu passiren hat, wenn sie freiheitsmüde mit der Monarchie kokettiren will, oder *vice versa*. Detroit ist nicht mehr jener bretterne Häusercomplex, wie ich ihn vor circa 25 Jahren sah; es ist eine compacte Grosstadt von Palästen u. großen Geschäftshäusern. Die ersten Einwohner der Stadt waren meist Franzosen, vom *ancient regime*. Die wenigen Amerikaner waren meist Beamte des General- oder des Territorial-Gouvernements, mit ihren Freunden und Verwandten, die es gewagt hatten, über Buffalo hinaus zu gehen. Die Emigration hatte sich noch nicht so weit nach dem fernen Westen erstreckt und der Unternehmungsgeist beschränkte sich auf den Pelzhandel. Detroit war damals nicht mehr als eine ostindische Compagnie, stationirt zu Hindostan. Da bewegten sich der Gouverneur des Territoriums und seine hohe Familie, die Militär-Functionäre und Justiz-Beamten, wie Nabobs, und die untergeordneten Klassen von Traders, Franzosen, Indianern und Halfbreeds. Das gesellige Leben war sehr angenehm; es fehlte nicht an Bällen und Parties und es tanzte Jedermann mit Jedersrau und Jungfrau. Wo das französische Element vorherrschend ist, dort gibt es keinen steifen Ton. Die Geschäftsläden jener Zeit waren mit Pelzwaaren gefüllt, und die Luxusartikel bestanden aus hellgefärbten Calicos, Hirschfellen, Moccasins und Indianer-Handarbeiten; freilich noch lange nicht in dem feinen Geschmack wie man sie jetzt z. B. im Bazar des Herrn Max Brooks zu Niagara findet. Die Holztrottoirs, wo ein tetowirter Pottawattimie, ein schlanker Sac oder Fox Indianer stolz wie ein König promenirte, haben sich in breite Steintrottoirs verwandelt und wo Gruppen von Winnebagos und ihre *squaws*, mit ihren blauen Blankets geschmückt, sich herumtummelten, bewegen sich jetzt civilisirte *Dandies* und *Ladies*, die in ihrer Suficance mit derselben hochnäsigen Anmaßung auf die untere Schichte der Kaukasier und die *inferior race* der Neger und Mulatten herabblicken, wie jene edlen Rothhäute mit Silberzierathen am Arm und an der Nase auf die verachteten Mennomonies herabblickten, auf diese nordamerikanischen Kinder von Judah. Die Aristokratie ist so alt wie das Menschengeschlecht und sie wird sich zu jeder Zeit, bei jeder Kulturstufe geltend zu machen suchen, so lange es Menschen giebt! Wo vormals am Ufer des Detroit-Flusses conische Zelte, aus Birkenrinde aufgeschlagen waren, in deren innerem Raume die Indianerin ihr Succotasch in eisernen Kesseln kochte, um welche herum hungrige, halbnackte Kinder sich bewegten, indeß wölfische Hunde, auf den Abfall lauernd, sich vor den Zelten sonnten; wo der Wilde seine Pfeile abschoß, und Matronen in Hängmatten von Häuten und Rinden ihre Papoos schaukelten, dort braut man jetzt Lagerbier, dort rauchen die Schornsteine von Fabriken, dort zieht eine Eisenbahn durch ein breites Avenue hin und der Fluß ist belebt mit Segeln und mit Dämpfern. Wie hat sich Detroit in dieser kurzen Zeit verändert! Anstatt der Indianer *Squaws* sieht man jetzt elegante Damen, gekleidet in Sammt und Seide. Das französische Patois ist verdrängt durch das Idiom der Amerikaner und Deutschen. Der große Geist des „rothen Mannes" mußte dem dreieinigen Gott des „blassen Gesichtes" weichen. Jener besitzt im Geiste an; dieser schließt seinen Gott in Kirchen ein und quält ihn mit Weihrauch und langen Gebeten. Die Stelle der Wigwams nehmen Paläste ein und Kirchen mit hohen Thürmen. Der Indianer hatte keine Presse, keine Literatur, keinen Schinderhannes u. keinen Kosmos; keine italienische Oper und keine Minstrels. Wie verschieden ist die Physiognomie des alten Detroit von der wie sie jetzt ist! und diese Physiognomie ist bedeutend markirt durch deutsche Züge. Ja, zu Handel, Wandel und Gewerkthätigkeit liefern die Germanen ein bedeutendes Contingent. Da findet man deutsche Hotels, deutsche Aerzte und deutsche Apotheken, von denen die des Hrn. Leuschner und *Dr.* Scherer besonders erwähnenswerth; Bernhard, Stroh, Strehlinger, Brenner und Andere brauen gutes Lagerbier; Henkel und Mehling machen große Geschäfte in Grocerien; Diedrich und Braisacher liefern Feuerwasser, Wein und allerlei Liqueure; Kanter vermag eine ganze Flotte mit den nöthigen Schiffsrequisiten zu versehen, die Gebr. Wolff fabriciren und verschicken nach mehren Staaten ausgezeichnete Koffer und Valisen; H. Weber hat ein großartiges Meubelgeschäft; Reichle fabricirt schöne Kutschen und Buggies, der Kunstgärtner Gladewig versieht die schöne Welt mit Bouqueten und wenn im Sommer Alles über Hitze klagt, ist Lahrmann da, der mit seinem Eise (ohne *cream*) Alt und Jung abkühlt und labt. Detroit hat gute deutsche Schulen und zwei tägliche deutsche Zeitungen. Die Kunst hat eine retrograde Richtung genommen und ein Tempel Thalias wurde in Asche gelegt. Herr Straßburger, sagt man, wird den Platz kaufen und ein Lokal für Bälle eröffnen. Auch der Turnverein hat gegenwärtig keine eigene Halle und verspricht, wie der Phönix sich aus der Asche zu regeneriren. Der deutsche Buchhandel wird durch Hrn. M. Böhnlein versehen u. seinen Bruder, als thätiger reisender Agent im Staate.

Von Detroit fuhr ich auf der Grand Trunk Bahn, durch Canada, nach Buffalo. Die Bahnstrecke bis Port Huron ist dispeptischen Personen zu empfehlen; denn solche Stöße auf holprigen Schienen müssen unbedingt auf die Verdauungswerkzeuge wirken. Passirt man da den St. Clair, so findet man gute Schienen und bequeme Waggons. Die Gegend ist monoton; doch nicht ohne hübsche Farmen, einzelne schöne Residenzen und man passirt mehre recht freundliche Städtchen.

Am selben Tage als ich zu Buffalo in Gruener's Hotel ankam, sind auch meine Gattin und Tochter nebst Gatten von einem Besuche in New-York angekommen. Und das war denn wieder ein angenehmes Wiedersehen für Ahasverus, den ewigen Juden.

Ich machte einen flüchtigen Abstecher nach Niagara und fuhr von Buffalo, nach einem dreitagigen Aufenthalt, *via* Rochester, Rom und Syrakus, nach Troy. Die Fahrt dahin ist sehr angenehm und die Lage von Troy, am Hudson-Flusse, prachtvoll. Indeß meine alten Freunde hier, in *specie* die Herren Rupp, Bonn, Hilke und Kirchner vom Beginn der Fackel bis zum Erlöschen derselben auszuharren scheinen, ist hier wenig Propaganda für Wissenschaft und freie Principien zu machen; noch weniger aber im nahen Albany mit ihren vielen Deutschen, wo die Fackel nicht einen einzigen Abonnenten hat.

Die Fahrt nach New York machte ich auf der Harlem-Bahn. Das Wetter war sehr unfreundlich und die in finstern Abendschleier gehüllte majestätische Gegend am Hudson bot mir dieses Mal keinen Genuß. Die Tausende von Gaslichter funkelten wie Sterne als wir die Weltstadt erreichten und ein Omnibus brachte mich den brillant erleuchteten Broadway entlang nach dem Prescott House des Hrn. Diez.

Welches Jagen! welches Treiben! Welcher Luxus! Welcher Schmutz in manchen Quartieren und welche Spuren von Armuth! — Das ist eben das Bild der freien Concurrenz und über diese hinaus scheint es der Mensch im Allgemeinen mit allen seinen Freiheitsbestrebungen nicht zu bringen; denn Egoismus und Leidenschaften aller Art machen Socialismus und Communismus in *praxi*, leider, zur Chimäre. Am Mark unserer Capitalisten und Arbeitsgeber zehren jetzt die hohen Taxen und Steuern, und die Arbeiter verlangen nach hohem Lohn und acht Stunden Arbeit. Ich halte dafür, daß der Absatz der Waare den Preis der Arbeit regulirt, daß die Gesetzgebung sich nicht in zopfsalterliche Bevormundung der Arbeiter, respective Gesellen, einmischen sollte, die in einem freien Staate souverain sind; daß bei kürzerer Arbeitszeit alle sonstigen Preise den Arbeiter indirecte besteuern müßten und Derselbe, in der Regel, anstatt die Mußestunden der Bildung seines Geistes, oder dem Wohle seiner Familie zu widmen, nur noch mehr zum Bummler würde. Uebrigens möget Ihr Arbeiter agitiren so viel Ihr wollt; ich habe Nichts dagegen. Auf fünfhundert meiner Abonnenten kommen höchsten 10 Arbeiter per excellentiam; wir stehen also seit lange her in keinem engeren geistigen Verkehr zusammen und ich erlaube mir euch jungen Leuten blos einen wohlgemeinten Rath zu geben, welcher ist: Lernet irgend ein Geschäft tüchtig, damit Ihr keine Pfuscher seid; arbeitet 6 Tage fleißig und amüsirt euch am 7.; seid jedoch hübsch sparsam und suchet mit dem Ersparten selbstständig und unabhängig zu werden! Hattet Ihr ehrgeizige junge Demagogen, die an eure Leidenschaften appelliren, für bessere Freunde als den alten durch Erfahrung gereiften Fackler, so folget ihnen. An Täuschung wird es euch nicht fehlen und wohl euch, wenn Ihr nicht zu spät enttäuscht werdet und zu rechter Zeit eure Jugendkraft, eure Stellung in der Gesellschaft, eure Rechte und Ansprüche kennen lernt! — Gehet zu „den alten Gesellen" Weitling's in die Schule, macht euch mit unseren früheren Bestrebungen, zu Kriege's und Arnold's Zeit, etwas vertraut, und Ihr werdet euch vor ähnlichen Blamagen bewahren! Neben der Arbeiter-Frage höre ich eben in der Großstadt viel von der Fenier-Brüderschaft sprechen. Eine Brüderschaft setzt Brüder voraus und Brüder sollen sich ja lieben und einig sein. Ach, habe fast den Glauben an Bruderliebe verloren. Doch ich will sie nicht absolut negiren und zugeben, daß die Fenier durch diese seltene Eigenschaft beseelt sind. Und was ist ihr Streben? Irland frei zu machen, eine irische Republik zu gründen, und — Canada an die Ver. Staaten zu annectiren. Nun, das ist allerdings ein großartiges Streben, ausgeheckt in einem „smarten" irischen Gehirn; aber, ach, die Masse des irländischen Gehirns, von dem wir Theile hier zu Land in politischer und socialer Activität sehen, giebt mir wenig Hoffnung auf Erfolg dieser revolutionären, weit verzweigten Bewegung. Wohlan, versucht euer Heil! Der Baum fällt mit Einem Hiebe nicht, kann jedoch wiederholten Schlägen nicht widerstehen. So mit den Thronen; doch kann die Republik nur dann auf permanenten Sieg rechnen, wenn sie durch ein intelligentes und tugendhaftes Volk mit Blut getauft errungen wird. — Aber, mag mich etwa ein Revolutionär fragen, haben wir denn in den Vereinigten Staaten ein intelligentes und tugendhaftes Volk? Intelligenz und Tugend sind allerdings nicht Gemeingut der Massen; die Masse stimmt ja blos, schreit Hurrah, läßt sich im glücklichen Glauben der Souverainetät regieren und die Zahl Jener, die eigentlich regieren, ist, in der That, sehr gering. Nun, Dieses zugegeben, könnte wohl auch Irland als Republik bestehen — und wollen wir auch, um consequent und principientreu zu sein, einigen Millionen ungeschulten Schwarzen das Stimmrecht unbedingt ertheilen, ohne Fiasko zu machen, so wäre am Ende wohl jedes Volk reif für die Republik. Die Form ist freilich noch lange nicht der Geist; doch bietet ihm die freie Form weiteren Spielraum zur Entwickelung und ist die rohe Masse auch weder intelligent, noch besonders tugendhaft, so will sie doch frei sein dem Instinkt nach.

An Kirchen und Freischulen leidet unsere Republik nur nicht einen Mangel, sondern überbietet damit alle anderen Völker. Die Kirchen sind jedoch keine Schulen der Moral, sondern Verdummungsanstalten und Schauplätze für den täglich mehr überhandnehmenden Luxus in Kleidern. In den Schulen wird blos das Gedächtniß in Anspruch genommen und Tausende von Eltern entziehen ihren Kindern selbst diese spärliche Quelle. Die ungezogenen Straßenjungen, wenn sie das Glück haben dem Loaferthum zu entgehen,

werden in Fabriken gesteckt, oder lernen ein Handwerk, oder ergreifen den Pflug. Jene Wenigen, die einen Drang fühlen nach Wissen, erziehen sich selbst und machen zuweilen sogar eine politische Carriere. Indeß die Meisten der besser gebildeten durch Pfaffen-, Kirchen- und Sonntagsschul-Dressur zu frömmlern, Geldjägern u. Heuchlern werden, bildet der ungebildete Gegensatz ein Element der crassesten Unwissenheit und flegelhaften Impertinenz und Rohheit.

Halten wir nun Revue über die Parteipresse, über die Broschüren, welche dem Volke gekotzen werden, und über das Theater, so wird sich uns das Resultat von selbst ergeben. Die Schauspielhäuser, englische und deutsche, sind zu förmlichen Maschinen herabgesunken, um durch triviale und sittenverderbende Stücke Geld zu machen. Besonders ist Dies der Fall gegenwärtig in New-York. In dem Maaße aber als die Bühne entartet, vermehrt sich das Verbrechen; anstatt die Schule des Wahren, des Schönen, des Edlen zu sein, ist sie die Lehrerin des Lasters. Der elegante Verführer einer armen Frau, die ihre Tugend dem Geschenk von Seide und Sammt hinopfert, ein schlauer Meuchelmörder werden beklatscht, und wollüstig exponirte Brüste schöner Mädchen-Gruppen erhitzen die Phantasie der Jugend und verlocken sie nach den Freudenhäusern. Ein Schurke, wie Jack Sheppard, wird als Held dargestellt und spornt Jünglinge an, ihm ähnlich zu werden. „Der Anfang Nothzucht; das Ende ein Duell" — das ist der Angel, der zieht; das ist das Thema, das dem zügellosen Janhagel gefällt. *Hinc illae lacrymae.* Uebrigens kann man mit dem Franzosen sagen: *c'est tout comme chez nous.* Das hiesige Volk ist ja weiter Nichts als ein Ableger der alten Madame Europa und New-York hat der Verbrechen nicht mehr als Paris oder London. In Großen Städten gehen überall Luxus, Elend und Laster Hand in Hand. Die republikanischen Tugenden muß man auf dem Lande suchen und trotz aller Corruption und geistiger Verkommenheit haben wir noch immer Intelligenz, Tugend und politischen Takt genug, um die republikanische Staatsmaschine im Gang zu erhalten. Der Mensch ist ein Abklatsch seiner Verhältnisse, ein Spielball der Leidenschaft und man muß Menschen eben nehmen wie sie sind, nicht wie wir sie haben wollen. Am lächerlichsten aber ist es sich selbst allein für vollkommen, für das *non plus ultra* von Tugend und Intelligenz zu halten. *Nosce te ipsum!* (Kenne dich selbst!)

Ich habe zwei Opern gesehen: Somnambula und die Afrikanerin. Daß mir, als vorherrschend Gefühlsmenschen, Jene mehr Genuß gewährte als Diese, ist selbstverständlich. Der Bau der Academy of Music macht dem Architekten, der sie gebaut, nicht nur keine Ehre, sondern entehrt ihn sogar. Enge Passage und schlechte Akustik machen das Haus eher für eine Scheuer als für ein Opernhaus geeignet. Einen Ersatz für diesen verunglückten Bau wird in Bälde ein neuer Tempel des französischen Theaters bieten, nach dem Plan der *Opera Comique* in Paris.

Die Sterne der jetzigen italienischen Oper in New-York, unter Direction des unverwüstlichen Max Maretzek, sind: Signor Ilfre, Herr Müller, Signor Antonucci, Mlle. Ortolani und Mde. Reichart. Sterne erscheinen am Horizont der Kunst und verschwinden, um andren Platz zu machen. Mit der verlorenen Stimme geht die Leistung des Sängers, der Sängerin verloren; indeß Schriftsteller, Dichter, Bildhauer und Maler fortleben in ihren Werken und beitragen zur Unsterblichkeit des Geistes, in so weit diese sich eben mit dem Begriff des Endlichen alles Irdischen, mit dem das Geistige eng und unzertrennlich verknüpft ist, vereinigen läßt. Künstlerleben ist auf jeden Fall das schönste, das interessanteste, das höchste. Der Geist des Künstlers altert nie und seine Schöpfung begeistert die Nachwelt, wenn Nabobs längst vergessen und die Paläste der Reichen in Trümmer zerfallen sind. Ist Das kein Lohn, des Schweißes, der Sorgen und der Kämpfe der Edlen werth? Ist das nicht der einzige Adel, der an u. für sich dem Geweihten Werth u. Vorzug verleiht? Welches Verdienst kann die Geburt, als solche, dem Aristokraten verleihen? Und welchen inneren Werth kann Reichthum geben, von dessen Nimbus umstrahlt Dummköpfe und Schurken nicht selten prangen?! —

Das Opernhaus führte mich der Marmorfront eines palastähnlichen Gebäudes vorüber; es ist: Steinway's Piano-Niederlage. Wo ist der Pianist in Amerika und in Europa, der den Namen Steinway nicht kennt!? Elegant an Form und unübertrefflich an Ton sind Steinway's Instrumente, anerkannt durch Preise zweier Welttheile. Und ihnen zunächst stehen Chickering's Pianos, in Boston, und die der Gebrüder Decker. Es macht mir besonders Vergnügen, dieser letztern Firma, in New-York, zu erwähnen; denn ich kenne sie seit dem Jahr 1844, als sie noch schlichte Arbeiter und eifrige Mitglieder meines damaligen Nationalisten-Vereins waren. Anstatt sich der Agitation der malcontenten Arbeiter hartnäckig hinzugeben, anstatt zu bummeln, oblagen sie mit Fleiß ihrem Berufe, lebten frugal, begannen mit sehr geringen Mitteln auf der selbstständigen Bahn der Concurrenz, um jetzt, nach wenigen Jahren, mit den hervorragendsten Pianofabriken in die Schranken treten zu können. Dem geschickten Arbeiter stehen alle Wege offen, die zu gutem Erfolge, zu Wohlstand und zu Ansehen führen, wenn er mit Eifer sein Ziel verfolgt; indeß der Stümper, der von Neid geplagte Raisonneur, in Schimpfen und in Bummeln ergraut, nie das Ziel der Selbstständigkeit erreicht, zum gerechten Lohn seiner meist grundlosen und ungerechten Unzufriedenheit. Das ist wenigstens die Regel; das Nichtvorwärtskommen des Geschickten, des Fleißigen, des Sparsamen gehört zur Ausnahme, da auch Accommodation, der sich Manche mit Recht nicht fügen wollen, und das Glück ihren Einfluß

auf der Rennbahn des Lebens beanspruchen.

„Ich wallfahrtete den Broadway auf und nieder und sah der Schönen und des Schönen gar Vieles wieder.“ Elegant gekleidete Herren und Damen, die den stolzen Pfau an Pracht und Farbenschmelz bieten. Aber ich sah auch das tolle Treiben und Rennen und Jagen, wo man stets Angst hat überfahren zu werden, und wo Omnibus-Pferde hinstürzen auf dem glatten Steinpflaster und gepeitscht werden vom christlichen Treiber, bis sie sich erheben, um weiter hin fortzuschleppen den Troß im vollgestopften Wagen. — Diese Omnibus-Treiber sind Thier- und Menschenquäler zugleich. Nicht Ein Sitz ist für Einen Passageur bestimmt; die Wagen werden zum drücken — das zuweilen seine angenehme Seite hat in *puncto puncti* — ja, fast zum erdrücken vollgepaut, damit die Compagnie so viel wie möglich mache, um todgeschundene Pferde mit frischen zu ersetzen. Auch in dieser Hinsicht ist der Türke ein besserer Mensch als der Christ; denn Thierquälerei ist ihm ein Greuel.

Germania-Life-Insurance-Company las ich an Einem der Geschäftspaläste am Broadway. Bei dem „schnellen Leben“ und den häufigen Eisenbahn-Unglücksfällen hier zu Lande sind die Lebensversicherungs-Anstalten eine Nothwendigkeit und große Wohlthat für die Menschen. Ich selbst hatte bis jetzt mein Leben, aus purer Oekonomie und Fatalismus-Duselei, bei den unsichtbaren Göttern gratis versichert und sie haben mich bei allen meinen Fahrten und Irrfahrten oft — ohne an Wunder zu glauben, auf das Wunderbarste beschützt; so, daß ich jetzt mich beinahe fürchte, durch irgend eine irdische Assecuranz den Zorn dieser nie gesehenen und Nichts sehenden *nonentia* zu reizen und ihre Rache auf mich herabzubeschwören. Herab — denn noch kein Mensch hat die Götter unten gesucht; folglich müssen sie folgerecht auch ganz gewiß oben sein. Uebrigens ist Gott, oder sind die Götter nicht allen Menschenkindern so geneigt wie dem Fackler, der ihn und sie nie in ihrem allmächtigen Wirken tadelt, noch mit Gebeten und Bitten belästigt. Daher wäre es Thorheit, den Grundsatz aufzustellen, daß man sich einzig und allein nur auf den Himmel, das heißt blos nur auf das blinde Glück verlassen müsse. Klugheit und auch Pflicht geböten es, das Bischen Leben, das so vielfältig bedroht wird, zu versichern und die Kosten nicht zu scheuen, so damit verbunden sind. Wem also sein Leben werth ist, oder vielmehr, für wen das Leben seiner Descendenten einen Werth hat, der versichere es. Die Germania hat ein Activ-Capital von circa einer Million Dollars und so kann es denn für sie ein Leichtes sein, Versicherungsscheine pünktlich zu honoriren. Die Gesellschaft bezahlte vom 1. Januar bis zum 30. Juni dieses Jahres für Todesfälle $110,000. Da möchte man ja, wahrlich, beinahe versucht werden, *per steam* in die Luft gesprengt zu werden, um seiner Familie ein Capital zu sichern!

Ich machte einen Abstecher nach Newark, wo ich weiland dozirte und advocirte. Auch diese Stadt im Staat New-Jersey, mit ihren vielen Fabriken, ist seit jener Zeit zur Grosstadt geworden. Daß das deutsche Element hier stark vertreten, versteht sich wohl von selbst. Dem Staat gebührt die große Ehre, aus Liebe zur Negersklaverei, gegen das Amendement der Constitution gestimmt zu haben; indeß Süd Carolina, der Herd der Secession, dafür gestimmt hat. Nichtsdestoweniger ist New-Jersey ein freier Staat, wo im sandigen Boden gute Pfirsige wachsen. — Das Amendement zur Constitution durch drei Viertheile der Gesammtstaaten endlich angenommen, ist nun ein wesentlicher Theil der Verfassung selbst und — die Sklaverei ist — den Secessionisten sei es gedankt — für immer todt. Was Vernunft und Reform nicht vermocht hatten, das hat der mörderische Krieg vollbracht. Der Preis ist wohl des Opfers werth.

December, 1865.

Von New-York reiste ich nach New-Haven, Norwich und Boston. Die Neuengland-Staaten haben einen sehr sterilen Boden für den Pflug; doch findet der Tourist hier recht hübsche Scenerien, mitunter auch pittoreske Bergpartien, und wer das Fabrikwesen studiren will, sei es in technischer oder socialer Hinsicht, der findet da ein sehr ergiebiges Feld.

Sämmtliche Städte der Neuengland-Staaten zeichnen sich besonders aus durch breite, mit schattigen Bäumen bepflanzte Straßen, durch schöne Gebäulichkeiten, Gartenanlagen, und exemplarische Reinlichkeit. Wie die Ritter von *olim* wohnen selbstverständlich auch unsere modernen Raubritter, die nicht im Schweiße des Angesichtes arbeiten, sondern vom Schweiß der Arbeiter leben, in Palästen, gebaut in allerlei, oder vielmehr in keinem Styl; ein planloses Mosaik von Gothisch, Dorisch, Corinthisch, Schweizerisch und Amerikanisch. — Das Ameublement dieser Residenzen ist fürstlich, mit aristokratischem Gepräge; u. dem Baumwollen-Molasses-Stockfisch- und *Shoddy*-Adel fehlt Nichts, um sich von der plejeischen Masse auszuzeichnen, als — die höhere Bildung des europäischen Geburts-Adels.

Von Norwich nach Boston hatte ich über eine Stunde an der Worchester-Station auf den Zug zu warten. Im Sitzzimmer der Gentlemen, das ziemlich unfreundlich und schmuzig, saßen einige Herren am Ofen und rauchten Cigarren. Ich stopfte denn auch meinen kleinen Meerschaumkopf, (der große wurde kürzlich in einem Depot aus der Reisetasche gestohlen.) *Beware of pickpockets!* Kaum machte ich einige Züge, als ein Etiquettes-Wächter zu mir trat und sprach: Es ist hier nicht erlaubt aus Pfeifen zu rauchen. Nun, das bietet doch Alles. Cigarren darf man rauchen; aber keine Pfeifen. Ich moquirte mich laut über diese Albernheit und Geruchsnerven-Feinheit der Yankees und verließ die Stube. Dem Depot gegenüber, hoch gelegen, ist das *Asylum for the Insane*.

Insane heißt, nach der lateinischen Ableitung von *sanus*, ungesund, nach dem englischen Idiome übersetzt man es mit unsinnig. Nun aber ist dieses Asyl kein Asyl für Unsinnige, sondern für Wahnsinnige, ein Irrenhaus, oder wie es in Oesterreich gewöhnlich genannt wird, ein Narrenhaus. Narren sind ungesund dem Gehirn nach, und unsinnig der Sprache nach; doch nicht alle Ungesunden und Unsinnigen sind Narren, sonst müßte man ja alle Kirchen in Narrenhäuser umtaufen, in denen die Priester und Prediger als Wächter und Aufwärter fungiren; denn ihr Gehirn ist in der Regel gesund genug, um die Dummheit als solche zu erkennen, welche sie dem gläubigen Volke gegen guten Gehalt amtspflichtig vorpredigen. „Der Mensch betrügt und will betrogen sein." „Hütet Euch vor Taschendieben!" liest man in allen Räumen der Depots und selbst das Schloß meiner Reisetasche in einer Gepäck-Kammer vermochte es nicht, mir meinen theuren Pfeifenkopf zu bewahren.

In Boston stieg ich dieses Mal im Gasthause des Herrn Deichert ab. Es waren da eben einige interessante Persönlichkeiten vom französischen *Vaudeville*-Theater und ein vielgereister Jude, Namens Heinemann. Das Männchen ist 54 Jahre alt, machte Reisen nach Egypten, nach China, Japan, Brasilien und auf 40 Seereisen hat ihn Jehova stets liebreich beschützt. Sein Vater sagte er mir, sei Leibarzt am bairischen Hofe bei Max dem I. gewesen.

Nach der Uebergabe Lee's erbot sich des k. Leibarztes leiblicher Sohn, Herr Heinemann, mit einer Ver. Staaten-Flagge in der Hand zu Fuß von Boston nach Washington (600 Meilen) zu gehen. Der Mayor von Boston gab ihm denn wirklich eine Flagge, welche er nach einem sechzehntägigen Triumphmarsche, an den Stationen überall jubelnd begrüßt, dem Präsidenten im weißen Hause überreicht hat. General-Major Grant verehrte ihm eine siebenläufige *Spencer Rifle*, welche der Schnellläufer natürlich als Trophäe seines Ruhmes in großen Ehren hält. So sind die Wege nach dem Tempel des Ruhmes verschieden. Der Eine geht hinein, der Andre läuft hinein; Diese tanzen, Jene singen, Bildhauer meißeln, Maler malen, Dichter dichten, Faiseurs hauen sich hinein; indeß Brutus einen Cäsar und Booth einen Lincoln modelt, um sie und sich selbst mit dem Nimbus der Unsterblichkeit zu umgeben. Schinderhannes nicht zu vergessen; denn wenn es sich blos darum handelt, noch lange nach dem Tode im Gedächtniß der Nachwelt zu leben, so wäre es wohl Eins, Cartouche oder Alexander gewesen zu sein. „Der Sterne moralischer und geistiger Größe giebt es am Horizonte des Unsterblichkeitshimmels nur Wenige." Der großen Volksschläger, der Eroberer und Heroen, der Scheusale von Päpsten und nichtswürdigen Kaiser und Könige desto mehr. Lese die Geschichte! Sie ist durch Klio mit Blut aus dem Tintenfaß der Schande geschrieben.

Durch Herrn Sommer im Orpheus-Club — jetzt unter Zerrahn's Direction — introducirt, entschwand mir bei Gesang und „gestrichenem" Domino-Spiel im neuen und eleganten Salon des Herrn Hausmann ein sehr vergnügter Abend in Gesellschaft intelligenter junger Männer. Und, siehe da, wer suchte mich hier auf? Herr Rentschler, der Schreiner und Pianomacher, mit dem ich im Jahr 1837 die Zwischendeckfahrt über den Ocean machte und mit dem und dessen Gattin ich sechs Wochen lang in Einem Bette schlief; wenn man anders berechtigt ist, einen Bettverschlag, ohne Bettgewand, ein Bett zu nennen. Es war hart, sehr hart, aber ich schlief gut und hatte so herrliche Träume, als läge ich in einem Thronbett auf Eiderdunen. O, die Träume der Kaiser und Könige sind, wahrlich, nicht immer angenehm! Das innere Glück, die Seligkeit der Phantasie, werden am allerwenigsten durch Prunk und Glanz äußerer Dinge bedingt.

Rentschler suchte, so wie ich eine bleibende Heimath in St. Paul, hatte dort sein eigenes Haus und nun folgte er mir gleichsam auf dem Fuße nach, um wieder nach Boston zurückzukehren, das er vor mehren Jahren, die sehnsuchtsvollen Blicke nach dem Eldorado des fernen Westens gerichtet, verlassen hatte.

Eine bleibende Heimath — ja, ich hoffte sie in Minnesota zu finden, und sang dort, gleich nach meiner Ankunft — auf Commando von Politikern und feilen Aemterjägern mit einem Fackelzug begrüßt —

Erfreut hat mich der Fackelzug
Ob des Princips wohl sehr;
Doch, ach, wo ist der schönste Traum,
Der nicht vergänglich wär?!

Die Freiheit lebt im Ideal
Die Welt treibt Politik —
Und wer der Muse sich empfahl,
Dem bricht sie das Genick.

Hinausgebannt vom Vaterland
Ruh hier der Wanderstab!
Wo ich Natur und Herzen fand,
Sei einst des Dichters Grab.

Das war, in der That, ein prophetischer Sang! Die Vermittler jenes Fackelzuges konnten die Wahrheitsliebe des Fackels nicht vertragen und ließen ihn nicht nur bald im Stich, wie man zu sagen pflegt, sondern warben seine offenen Feinde. Und so war denn der Kranz, von Politikern geflochten, von kurzer Dauer. — Auch der Wanderstab sollte nicht ruhen und das schöne, das kalte Minnesota nicht des alten Dichters Grab werden.

Und die Herzen? Ach, lassen wir dieses Thema unberührt; es thäte mir das Herz nur weh, wollte ich über Herzen schreiben!

Das Sonntagsgesetz ist ein besseres Thema, da es höchstens die untersten Ganglionnerven berührt u. bei vernünftigen Menschen blos etwas Ekel erregt. Auch in Boston u. überhaupt in den Städten der frommen Yankees wird es streng aufrechterhalten. Alle Boutiquen geschlossen, nur nicht die Apotheken für Kranke und Conditeurs von gutem Brandy, und die Buben der Ehrwürdigen Sonntagsarbeiter im Weinberg des Herrn für das fromme Volk im Allgemei-

auf der Rennbahn des Lebens beanspruchen.

„Ich wallfahrtete den Broadway auf und nieder und sah der Schönen und des Schönen gar Vieles wieder.“ Elegant gekleidete Herren und Damen, die den stolzen Pfau an Pracht und Farbenschmelz bieten. Aber ich sah auch das tolle Treiben und Rennen und Jagen, wo man stets Angst hat überfahren zu werden, und wo Omnibus-Pferde hinstürzen auf dem glatten Steinpflaster und gepeitscht werden vom christlichen Treiber, bis sie sich erheben, um weiter hin fortzuschleppen den Troß im vollgestopften Wagen. — Diese Omnibus-Treiber sind Thier- und Menschenquäler zugleich. Nicht Ein Sitz ist für Einen Passageur bestimmt; die Wagen werden zum drücken — das zuweilen seine angenehme Seite hat in *puncto puncti* — ja, fast zum erdrücken vollgepaut, damit die Compagnie so viel wie möglich mache, um todtgeschundene Pferde mit frischen zu ersetzen. Auch in dieser Hinsicht ist der Türke ein besserer Mensch als der Christ; denn Thierquälerei ist ihm ein Greuel.

Germania-Life-Insurance-Company las ich an Einem der Geschäftspaläste am Broadway. Bei dem „schnellen Leben“ und den häufigen Eisenbahn-Unglücksfällen hier zu Lande sind die Lebensversicherungs-Anstalten eine Nothwendigkeit und große Wohlthat für die Menschen. Ich selbst hatte bis jetzt mein Leben, aus purer Oekonomie und Fatalismus-Duselei, bei den unsichtbaren Göttern gratis versichert und sie haben mich bei allen meinen Fahrten und Irrfahrten oft — ohne an Wunder zu glauben, auf das Wunderbarste beschützt; so, daß ich jetzt mich beinahe fürchte, durch irgend eine irdische Assecuranz den Zorn dieser nie gesehenen und Nichts sehenden *nemesis* zu reizen und ihre Rache auf mich herabzubeschwören. Herab — denn noch kein Mensch hat die Götter unten gesucht; folglich müssen sie folgerecht auch ganz gewiß oben sein. Uebrigens ist Gott, oder sind die Götter nicht allen Menschenkindern so geneigt wie dem Fackler, der ihn und sie nie in ihrem allmächtigen Wirken tadelt, noch mit Gebeten und Bitten belästigt. Daher wäre es Thorheit, den Grundsatz aufzustellen, daß man sich einzig und allein nur auf den Himmel, das heißt blos nur auf das blinde Glück verlassen müsse. Klugheit und auch Pflicht gebieten es, das Bischen Leben, das so vielfältig bedroht wird, zu versichern und die Kosten nicht zu scheuen, so damit verbunden sind. Wem also sein Leben werth ist, oder vielmehr; für wen das Leben seiner Descendenten einen Werth hat, der versichere es. Die Germania hat ein Activ-Capital von circa einer Million Dollars und so kann es denn für sie ein Leichtes sein, Versicherungsscheine pünktlich zu honoriren. Die Gesellschaft bezahlte vom 1. Januar bis zum 30. Juni dieses Jahres für Todesfälle $110,000. Da möchte man ja, wahrlich, beinahe versucht werden, *per steam* in die Luft gesprengt zu werden, um seiner Familie ein Capital zu sichern!

Ich machte einen Abstecher nach Newark, wo ich weiland dozirte und advocirte. Auch diese Stadt im Staat New-Jersey, mit ihren vielen Fabriken, ist seit jener Zeit zur Grosstadt geworden. Daß das deutsche Element hier stark vertreten, versteht sich wohl von selbst. Dem Staat gebührt die große Ehre, aus Liebe zur Negersklaverei, gegen das Amendement der Constitution gestimmt zu haben; indeß Süd Carolina, der Herd der Secession, dafür gestimmt hat. Nichtsdestoweniger ist New-Jersey ein freier Staat, wo im sandigen Boden gute Pfirsige wachsen. — Das Amendement zur Constitution durch drei Viertheile der Gesammtstaaten endlich angenommen, ist nun ein wesentlicher Theil der Verfassung selbst und — die Sklaverei ist — den Secessionisten sei es gedankt — für immer todt. Was Vernunft und Reform nicht vermocht hatten, das hat der mörderische Krieg vollbracht. Der Preis ist wohl des Opfers werth.

December, 1865.

Von New-York reiste ich nach New-Haven, Norwich und Boston. Die Neuengland-Staaten haben einen sehr sterilen Boden für den Pflug; doch findet der Tourist hier recht hübsche Scenerien, mitunter auch pittoreske Bergpartien, und wer das Fabrikwesen studiren will, sei es in technischer oder socialer Hinsicht, der findet da ein sehr ergiebiges Feld.

Sämmtliche Städte der Neuengland-Staaten zeichnen sich besonders aus durch breite, mit schattigen Bäumen bepflanzte Straßen, durch schöne Gebäulichkeiten, Gartenanlagen, und exemplarische Reinlichkeit. Wie die Ritter von *olim* wohnen selbstverständlich auch unsere modernen Raubritter, die nicht im Schweiße des Angesichtes arbeiten, sondern vom Schweiß der Arbeiter leben, in Palästen, gebaut in allerlei, oder vielmehr in keinem Styl; ein planloses Mosaik von Gothisch, Dorisch, Corinthisch, Schweizerisch und Amerikanisch. — Das Ameublement dieser Residenzen ist fürstlich mit aristokratischem Gepräge; u. dem Baumwollen-Molasses-Stockfisch- und *Shoddy*-Adel fehlt Nichts, um sich von der plejeischen Masse auszuzeichnen, als — die höhere Bildung des europäischen Geburts-Adels.

Von Norwich nach Boston hatte ich über eine Stunde an der Worchester-Station auf den Zug zu warten. Im Sitzzimmer der Gentlemen, das ziemlich unfreundlich und schmutzig, saßen einige Herren am Ofen und rauchten Cigarren. Ich stopfte denn auch meinen kleinen Meerschaumkopf, (der große wurde kürzlich in einem Depot aus der Reisetasche gestohlen.) *Beware of pickpockets!* Kaum machte ich einige Züge, als ein Etiquettes-Wächter zu mir trat und sprach: Es ist hier nicht erlaubt aus Pfeifen zu rauchen. Nun, das bietet doch Alles. Cigarren darf man rauchen; aber keine Pfeifen. Ich moquirte mich laut über diese Albernheit und Geruchsnerven-Feinheit der Yankees und verließ die Stube. Dem Depot gegenüber, hoch gelegen, ist das *Asylum for the Insane*.

Insane heißt, nach der lateinischen Ableitung von *sanus*, ungesund, nach dem englischen Idiome übersetzt man es mit unsinnig. Nun aber ist dieses Asyl kein Asyl für Unsinnige, sondern für Wahnsinnige, ein Irrenhaus, oder wie es in Oesterreich gewöhnlich genannt wird, ein Narrenhaus. Narren sind ungesund dem Gehirn nach, und unsinnig der Sprache nach; doch nicht alle Ungesunden und Unsinnigen sind Narren, sonst müßte man ja alle Kirchen in Narrenhäuser umtaufen, in denen die Priester und Prediger als Wächter und Aufseher fungiren; denn ihr Gehirn ist in der Regel gesund genug, um die Dummheit als solche zu erkennen, welche sie dem gläubigen Volke gegen guten Gehalt ausspendig vorpredigen. „Der Mensch betrügt und will betrogen sein." „Hütet Euch vor Taschendieben!" liest man in allen Räumen der Depots und selbst das Schloß meiner Reisetasche in einer Gepäck-Kammer vermochte es nicht, mir meinen theuren Pfeifenkopf zu bewahren.

In Boston stieg ich dieses Mal im Gasthause des Herrn Deichert ab. Es waren da eben einige interessante Persönlichkeiten vom französischen *Vaudeville*-Theater und ein vielgereister Jude, Namens Heinemann. Das Männchen ist 54 Jahre alt, machte Reisen nach Egypten, nach China, Japan, Brasilien und auf 40 Seereisen hat ihn Jehova stets liebreich beschützt. Sein Vater sagte er mir, sei Leibarzt am bairischen Hofe bei Max dem I. gewesen.

Nach der Uebergabe Lee's erbot sich des k. Leibarztes leiblicher Sohn, Herr Heinemann, mit einer Ver. Staaten-Flagge in der Hand zu Fuß von Boston nach Washington (600 Meilen) zu gehen. Der Mayor von Boston gab ihm denn wirklich eine Flagge, welche er nach einem sechzehntägigen Triumphmarsche, an den Stationen überall jubelnd begrüßt, dem Präsidenten im weißen Hause überreicht hat. General-Major Grant verehrte ihm eine siebenläufige *Spencer Rifle*, welche der Schnelläufer natürlich als Trophäe seines Ruhmes in großen Ehren hält. So sind die Wege nach dem Tempel des Ruhmes verschieden. Der Eine geht hinein, der Andre läuft hinein; Diese tanzen, Jene singen, Bildhauer meißeln, Maler malen, Dichter dichten, Feldherren hauen sich hinein; indeß Brutus einen Cäsar und Booth einen Lincoln mordet, um sie und sich selbst mit dem Nimbus der Unsterblichkeit zu umgeben. Schinderhannes nicht zu vergessen; denn wenn es sich blos darum handelt, noch lange nach dem Tode im Gedächtniß der Nachwelt zu leben, so wäre es wohl Cinq-Cartouche oder Alexander gewesen zu sein. „Der Sterne moralischer und geistiger Größe giebt es am Horizonte des Unsterblichkeitshimmels nur Wenige." Der großen Volksschlächter, der Eroberer und Helden, der Scheusale von Päpsten und nichtswürdigen Kaiser und Könige desto mehr. Leset die Geschichte! sie ist durch Klio mit Blut aus dem Tintenfaß der Schande geschrieben.

Durch Herrn Sommer im Orpheus-Club — jetzt unter Zerrahn's Direction — introducirt, entschwand mir bei Gesang und „geistreichem" Domino-Spiel im netten und eleganten Salon des Herrn Hausmann ein sehr vergnügter Abend in Gesellschaft intelligenter junger Männer. Und, siehe da, wer suchte mich hier auf? Herr Rentschler, der Schreiner und Pianomacher, mit dem ich im Jahr 1857 die Zwischendeckfahrt über den Ocean machte und mit dem und dessen Gattin ich sechs Wochen lang in Einem Bette schlief; wenn man anders berechtigt ist, einen Bettenverschlag, ohne Bettgewand, ein Bett zu nennen. Es war hart, sehr hart, aber ich schlief gut und hatte so herrliche Träume, als läge ich in einem Thronbett auf Eiderdunen. O, die Träume der Kaiser und Könige sind, wahrlich, nicht immer angenehm! Das innere Glück, die Seligkeit der Phantasie, werden am allerwenigsten durch Prunk und Glanz äußerer Dinge bedingt.

Rentschler suchte, so wie ich eine bleibende Heimath in St. Paul, hatte dort sein eigenes Haus und nun folgte er mir gleichsam auf dem Fuße nach, um wieder nach Boston zurückzukehren, das er vor mehren Jahren, die sehnsuchtsvollen Blicke nach dem Eldorado des fernen Westens gerichtet, verlassen hatte.

Eine bleibende Heimath — ja, ich hoffte sie in Minnesota zu finden, und sang dort, gleich nach meiner Ankunft — auf Commando von Politikern und feilen Aemterjägern mit einem Fackelzug begrüßt —

Erfreut hat mich der Fackelzug
Ob des Princips wohl sehr,
Doch, ach, wo ist der schönste Traum,
Der nicht vergänglich wär?!

Die Freiheit lebt im Ideal
Die Welt treibt Politik —
Und wer der Wahrheit sich ermahnt,
Dem bricht sie das Genick.

Hinausgebannt vom Vaterland
Ruht hier der Wanderstab!
Wo ich Rast und Herzen fand,
Sei einst des Dichters Grab.

Das war, in der That, ein prophetischer Sang! Die Vermittler jenes Fackelzuges konnten die Wahrheitsliebe des Fackels nicht vertragen und ließen ihn nicht mit bald im Stich, wie man zu sagen pflegt, sondern wurden seine offenen Feinde. Und so war denn der Kranz, von Politikern geflochten, von kurzer Dauer. — Auch der Wanderstab sollte nicht ruhen und das schöne, das kalte Minnesota nicht des alten Dichters Grab werden.

Und die Hetzen? Ach, lassen wir dieses Thema unberührt; es thäte mir das Herz nur weh, wollte ich über Hetzen schreiben.

Das Sonntagsgesetz ist ein besseres Thema, da es höchstens die untersten Ganglionnerven berührt u. bei vernünftigen Menschen blos etwas Ekel erregt. Auch in Boston u. überhaupt in den Städten der frommen Yankees wird es streng aufrechterhalten. Alle Boutiquen geschlossen, nur nicht die Apotheken für Kranke und Conditeurs von gutem Brandy, und die Buben der Übrigen Sonntagsarbeiter im Weinberg des Herrn für das fromme Volk im Allgemei-

nen. Es wohnen wohl in Boston viele Deutsche, einem Lande des Gemüths entsprossen, wo es keine Freiheit giebt, die sich selbst in Ketten schlägt; auch erscheinen hier zwei deutsche Wochenblätter und ein echt teutsches Journal, Heimzen's Pionier; doch sagt, wie viele Pioniere, in teutscher und englischer Sprache wären wohl nothwendig, um diese Republik von all dem geistigen Schund zu säubern, so ihren Tempel wie Ruß den Schornstein befleckt?!

Der Sonntagszwang, der dem Volk zur Erholung blos die Thüren der Kirchen offen hält, ist übrigens das beste Mittel, neben den Pfaffen auch Kupp'elrinen „ein volles Haus" zu machen. So soll es auch, wie man mir sagte, in der That sein, indem die jungen Leute besonders an Sonntagen in Freudenhäusern Erholung suchen, Erholung, von welcher sich Mancher Jahre lang nicht wieder erholen kann. O, Civilisation, du hast es weit gebracht! A *bas* mit der freien Liebe! Es lebe die christliche Ehe und Heil!

In Boston erscheint seit vielen Jahren der „Investigator", ein freisinniges, antikirchliches Wochenblatt, herausgegeben von Seaver und Mendum. Ich empfehle es den Lesern der Fackel, die für sich, ihre Freunde oder Kinder ein freies Blatt in englischer Sprache zu haben wünschen.

Eine englische Fackel unter so vielen Kirchenlichtern, und Traktat-Verpummungs-Lampen in einem Lande, wo die Presse frei ist! Ist Das nicht charakteristisch? Ist Das nicht ein Zeichen, daß der große Lümmel, das Volk, selbst wenn es frei und souverain ist, nicht vernünftig, nicht geistig selbstständig werden will und statt des Königs des Pfaffen und des Demagogen bedarf, um sich am Gängelbande führen zu lassen?!

Es war Sonntags, als ich des Abends Boston verließ. Um mich, vor Abgang des Zuges nach Springfield, zu restauriren, drängte ich mich, mit meiner Reisetasche in der Hand, durch einen Schwall von elegant „gekleideten" Herren und Damen, die fast alle intelligente Gesichter hatten, nach Reichert's Restauration in Washington-Straße. Er ist, wie er mir sagte, der Einzige, der *per fas* und *nefas* Sonntags offen hält. Ich warf die Tasche in eine Ecke, nahm Platz an einem der gedeckten Tische, sah auf die unten vorüberziehenden Pilgrime, die aus der Kirche kamen, u. sprach zu mir selbst: Menschen, die zur Kirche gehen können blos Dummköpfe, Heuchler, Gewohnheitsthiere, oder Schurken sein. Und ich lasse mir es nicht nehmen: die große Mehrheit der civilisirten Ebenbilder Gottes besteht aus Wölfen und aus Eseln. Hie und da begegnet man einem Löwen, einem Adler und unter dem weiblichen Geschlechte giebt es der Gänse weit mehre, als der Schwäne — der modernen Kleidung nach kann man sie füglich alle, die Füße abgerechnet, in das Geschlecht der männlichen Pfauen versetzen.

Waiter — das heißt auf Teutsch: Kellner — ein hier zu Land verpönter Titel — also *Waiter*, bitte um ein Glas Rheinwein. „Müssen auch Etwas essen, sonst dürfen wir keine Getränke verabreichen." So? Nun, da hat man die germanisirte Yankee-Weisheit wieder in bester Form. Ich bin gekommen, um zu essen; doch ist es mir noch ein wenig zu früh! „So können Sie denn auch später Etwas trinken." Das ist logisch richtig. Indessen setzte sich der freundliche Wirth zu mir und alsbald ist auch der Wein erschienen; aber — aber aus einer Pfeife rauchen, war auch hier verboten. Von Cigarren habe ich mich gänzlich entwöhnt und will mich auch bei dem hohen Preis für meist elenden Stoff nicht mehr daran gewöhnen.

In meiner Jugend habe ich mich oft über die Thorheit der Mönche gewundert, die sich von der Welt zurückziehen und in Klostermauern einsperren. Je mehr ich jetzt mit nüchternem Verstand die Welt, das heißt, die Menschen analysire desto weniger sehne ich mich nach ihrem Umgang, nach ihrer Gesellschaft und wenn das nüchterne Studium noch einige Jahre so fort geht, so dürft' ich, der einst feurige Jüngling, dem die Welt zu klein war, selbst auch das enge Narrenhaus des Klosters dem großen Narrenthurm der Welt, das heißt, in der Einsamkeit ein contemplatives Leben dem Gerausch des geselligen Lebens nach Außen vorziehen.

Einstweilen wollen wir noch reisen und auf Löwen und auf Schwäne Jagd machen, und so möge denn auch sogleich die Reise nach Springfield, im Staat Machassusetts, gehen, um dort einige Löwen und einen Schwan zu sehen. Ich bin im United States Hotel des Herrn Burbach abgestiegen und nach flüchtigem Aufenthalte ungerne ausgestiegen; denn es gefiel mir da. Was soll ich von Springfield sagen? Es ist eben auch eine sehr hübsche Stadt mit Neu-Englands Gepräge. Unter den vielen Fabriken sind die Pistolenfabrik und eine, wo Goldketten gemacht werden, besonders zu erwähnen. In der großen Ver. Staaten-Waffenfabrik arbeiten jetzt, nachdem der mörderische Krieg vorüber ist, blos 900 Personen. Hörst du, Geist von Pythagoras, blos 900 Personen! —

Eine photographische Anstalt liefert ausgezeichnete Arbeiten und ist wohl die größte des Staates. Doch größer als der Größte ist der kleine, nicht kopf-, doch heinlose „*Pop Corn man*. *Pop* heißt Knall; auch Pfuff, *Corn* heißt Korn und *man* heißt Mann. Also: ein Knallkorn-Mann, oder ein Mann, der verpuffies Welschkorn verkauft. Doch das ist noch immer ein Mysterium, und kennt man diesen amerikanischen Lecker-Artikel — der fast in allen Eisenbahn-Waggons, neben Zuckerwerk und Butternüssen, feilgeboten wird — nicht *a posteriori*, so ist es unmöglich, Jemand davon einen richtigen Begriff *a priori* beizubringen.

Kurz und gut, man denke sich den belebten Rumpf eines Menschen, der in einem Wägelchen sitzt, gezogen von einem Eselchen von Morgen bis Abend durch alle Straßen fährt mit dem tausend und tausendmal wiederholten Rufe: *Pop Corn*! und man hat einen annähernd richtigen

Begriff von dem interessanten Original. *On dit*, daß der Mann jeden Tag nicht weniger als für 10 Dollars Werth von seinem verpafften und nun, *sine stola*, gepufften Welschkorn absetze. Und Das ist gewiß ein gutes Geschäft, das blos Einen Esel, ohne Betriebs-Capital, erfordert, indeß manches Geschäft, trotz vieler Esel, mit großem Capital sich schlecht oder gar nicht remitt. Und hierin liegt eben die Größe des genialen kleinen Knallkornmannes von Springfield. Ich wollte ihm, nachdem sein öffentliches und gemeinnütziges Leben verpufft sein wird, ein Monument aus der Staatskasse, mit der Inschrift, *„Here lies the Pop Corn man, dead, and gone like his Corn in atoms poped and blown“*. Das Hautrelief seiner Equipage nicht zu vergessen. Es werden so manchen Esel-Monumente errichtet und Mausoleen erbaut; warum sollte nicht ein freier Staat einem braven Mann ein Denkmal errichten, der so viele Männer, Frauen und Kinder gepelket hat, und der bei seinem Geize blos eines Esels bedurfte, um — reich zu werden. Reich sein aber ist hier zu Lande der Güter Höchstes. *Ergo.*

Von Springfield ging es nach Hartford. Gott Lob, der schreckliche Doctor, der mir bei meinem letzten Hiersein so viel zu schaffen machte, war fort, fort nach New-York, um ein größeres Feld für sein nobles Wirken zu suchen! Auch streckte mir dieses Mal keine Kupferschlange ihre giftige Zunge entgegen und auch das Collectiren machte mir sehr wenig Mühe; denn die Abonnenten sind auf Sechs herabgeschmolzen. Frau Brehm aber ist noch immer die heitere, gesprächige Frau und ihr Haus sehr gut. Beten und Irren machen hier sichtbare Fortschritte. Herr Horsley hat eben eine neue große Brauerei vollendet und ihr gegenüber ist eine deutsche lutherische Kirche in Bau. Endlich wird also auch diesem, lange gefühlten, „geistigen“ Bedürfniß abgeholfen. — Möge sie gedeihen die fromme Gemeinde und ihr Hirt die ihm anvertraute Herde bewahren vor dem Gifte des gottlosen Unglaubens! *Sela.*

Eine halbe Stunde zu früh im Depot ankommen, ist besser als Eine Minute zu spät. Dieses Mal ist mir diese meine Maxime von besonderem Nutzen gewesen. Dem Depot gegenüber las ich in großer Schrift: *„Travelers Life Insurance.“* Ich ging, am unsichtbaren Gottesfaden schwebend u. beschützt, gleichgültig vorüber. Endlich, des Wartens müde drängte sich mir der Gedanke auf: sollst doch sehen, ob du da keine Anzeige bekommen kannst. Zufällig hatte ich ein Circular und ein Fackelheft in der Reisetasche und — nicht vergebens. Der Amerikaner läßt sich äußerst selten überreden und wo er seinen Vortheil wahrnimmt, handelt er rasch und macht wenig Worte. Kann ich die erste Seite des Umschlages haben, frug der Secretär? Ja. „Was kostet es?“ Hundert Dollars per Jahr. „Das ist viel.“ Das sind die Bedingnisse. „Wohl, Sie mögen sie haben — gehen Sie indessen in's Nebenzimmer, wenn Sie ein Freund von Gemälden sind; die Anzeige soll sogleich geschrieben werden.“ Ich fand da wirklich eine sehr werthvolle Sammlung von Oehlgemälden, bei denen ich ganz abgesehen vom Geschäfte, gerne den Zug verpaßt haben würde. Uns — um nicht absolut und blind dem unsichtbaren Faden zu vertrauen, werde ich am Ende selbst noch mein junges Leben versichern lassen!

Via New-York nach Philadelphia gefahren. Ich machte hier die Bekanntschaft mit einem interessanten Schriftsteller, 72 Jahre alt, der unter dem Namen, Philadelphia manches Gediehene und Freisinnige geschrieben hat. Ich bin kein Freund von Anonymität und will ihn denn auch bei seinem rechten Namen, Herrn Horsch nennen. Da Derselbe mir einige Beiträge für die Fackel gab, wird nun auch der Leser mit seinem Geiste bekannt werden. Ich besuchte mit ihm einen Vortrag des Hrn. Schünemann-Pott, der wie alle seine Arbeiten schulgerecht ausgearbeitet, aber durchaus nicht geeignet war, ein Publikum zu begeistern und zu wecken, sondern vielmehr durch das in kalte Form gegossene geschichtliche Thema von einigen 80 der Zuhörer 6 *da fato* in süßen Schlaf gelullt hat. Das Thema war Protestation. Horsch wunderte sich mit mir, daß die seit Jahren bestehende freie Gemeinde noch immer nicht über Luther's Protestation hinaus ist und der Hunderten von Reden über das Christenthum nicht überdrüssig wird. Ich habe alle Achtung vor Hrn. Schünemann's Talent und gediegenen Kenntnissen; doch als Redner wird er nie einen Einfluß üben, der Kirche keinen Abbruch thun und stets nur Prediger eines auserkornen Häufleins bleiben.

Wir besuchten auch Hrn. Grad, den eigentlichen Pionier freier Ideen in Philadelphia. Es gab eine Zeit, wo Grad Epoche machte, sie war von kurzer Dauer, und jetzt geht „Pegasus im Joche“ Unterricht in Sprachen. Für eine solche Stellung hat die Natur vergebens ihren Genius an ihn verschwendet. Die freien Principien über Ehe u. Ehe, die er mit Begeisterung seine Gemeinde gelehrt hat, waren die Fülle, in welcher er sich selbst gesungen hat, um — sie seinen besten Freunden gestern zu verleiden. Mit stürmischem Beifall ist beklatscht, was Bewunderer und Verehrer über Luther erhoben, vom Klerus ein Greuel, mit allen Eigenschaften ausgestattet, so seinen Redner zum Reformer qualificiren, in der Geschichte vielseitig bewandert, hinreißend, wenn über Ueberzeugung viele Gefühle reden, hat die Theorie der Vernunft als Prinzip der Unsterblichkeit und Befreiung zum Opfer gebracht. Suchen Sie, oder Freund über Ihren Versuch, die Menschen aus dem Schlamm der Vorurtheile in das lichterische Reich der Vernunft erheben zu wollen, lachen Sie, wie Mephisto lacht, und seien Sie glücklich im Bewußtsein, das Wahre gelehrt, und Gole empfohlen zu haben. Der Samen, den Sie gestreut, ist zum Theile dennoch auf fruchtbaren Boden gefallen; er ist aufgegangen in Kopf und Herz von Tausenden und wird seine Früchte tragen. Was wir im Geiste säen, das muß und wird in

Geiste reisen. Indeß so manche durch Haß siegen, mußten Sie durch Liebe unterliegen. Auch ich habe viel geliebt und viel genossen, weit mehr als Sie, u. wenn Liebe und Zärtlichkeit vor dem Richterstuhle der Orthodoxen-Dummheit ein Verbrechen, so mag man mich, nach meinem Tode, zum Verbrecher stempeln. Ich bereue keinen Genuß und bedaure blos, daß die Zeit des Genießens im Reich der Liebe vorüber ist. Ich hatte mir aus Liebe ein Weib genommen, das ich noch immer vor allen andern Wesen liebe; doch die gesetzliche Manogamy der Christen konnte meinen freien Geist nie in Sklavenketten schlagen. Ich folgte stets dem Drang der Gefühle und habe nie Pflichten verletzt, die mit Vernunft und Natur sich vertragen. Mein Bewußtsein ist mein Himmelreich und das Urtheil von Thoren hat mich nie gekümmert.

In Baltimore hatte ich das Vergnügen, General Sigel in der jetzigen Qualität eines Mitherausgebers und Redacteurs des „Wecker" zu begrüßen. Eine schwere Stellung, in der That, für seinen freien Geist und zugleich eine viel zu beschwerliche für seine schwache, körperliche Constitution. Ein solcher Beruf zündet die Fackel an beiden Enden an.

Baltimore ist nicht mehr die Rowdy-Stadt, die sie vor dem Kriege war. Das deutsche Element nimmt mit jedem Jahr größere Dimensionen an. Der Turnverein ist in principieller Bestrebsamkeit nicht mehr das, was er zu einer früheren Zeit war; doch ist Hoffnung da für allmählige geistige Erholung. Die Concordia, durch schlichte Handwerker und Kaufleute gegründet, ist bis achthundert Mitglieder herangewachsen. Das Gebäude, das der Verein errichtet hat, imponirt durch eine schöne, massive Front; die innern Räume, Lesezimmer, Billiardsaal, Speisesaal u. s. w. sind elegant und der Salon für Theater und Concerte ist prachtvoll. Demnach haben sich, besonders in Bezug auf Corridor, Küche, Keller u. Heizung, Baufehler eingeschlichen, welche das Baumaterial und der Architekt nicht leicht verantworten können.

Ich sah eine Theater-Vorstellung: „Jeaneton", unter Direction Bach, in der Turnhalle, und eine: „Therese Krones", Direction Maupert, in der Concordia. Beide Gesellschaften haben gewandte Kräfte und spielten sehr brav. Die Sitze in der Concordia-Halle, welche sechzehnhundert Personen fassen, waren alle besetzt. Das Orchester ist gediegen, und im Ganzen lag, der äußern Brillanz die Kunstleistungen entsprechend, eine Harmonie, so höchst angenehm auf mich gewirkt und mir endlich wieder ein Memento des deutschen Geistes geboten hat.

Auch Speisen und Getränke sind gut und die Preise sehr billig.

Die Expansion des deutschen Geselligkeits-Triebes offenbart sich eben auch wieder durch Ankauf eines Parkes für den Schützen-Verein. Der Grund faßt zwanzig Acres, mit einem geräumigen Gebäude und herrlichen Schattenbäumen. Herr Schmitz wird nicht nur als allseitig beliebter Wirth von Baltimore für den materiellen Genuß seiner Gäste sorgen, sondern auch, als Gärtner, den Park verschönern. Die Lage ist sehr angenehm, in der Nähe des Baltimore Cemetery, und Omnibusse sind da im steten Verkehr. Die Zahl der Mitglieder des Vereins ist 450 und vermehrt sich seit Ankauf des Schützen-Parks mit jedem Tag. *Vis-a vis* dem Parke an der Heerstraße befindet sich Georg Roß's Brauerei, eine der größten und betriebsamsten der Stadt. Die Dampfmaschine ist von 16 Pferdekraft. Die Keller sind 42 Fuß tief in der Erde, 700 Fuß lang, gewölbt, und fassen 12,000 Fässer. Herr Roß hat 15,000 Dollars Taxen zu bezahlen. Das muß Brauern in Deutschland, in der That, fabelhaft klingen. Eben so fabelhaft erscheint ja auch die Ursache der hohen Taxen, der vierjährige Krieg mit seinen colossalen Dimensionen, mit seiner Million Soldaten, im Kampfe gegen die Rebellen, mit seinen extemporirten tüchtigen Generälen Grant, Sherman, Thomas, Sheridan, Bohlen, Blenker, Schimmelpfennig, Osterhaus, Sigel, Schurz, Stahel u. m. Anderen; der rasche Uebergang zum Frieden, die ruhige, schwierige, doch sichere Reconstruction, überhaupt ein durch den Fortbestand der Republik gelöstes Problem, an das weder gekrönte Häupter, noch Staatsmänner in Europa geglaubt haben.

Als ich die Hannover-Straße passirt, überraschte mich höchst angenehm die Firma: *M. Treiber, Importer of Hardware.*

Herrn Treiber kannte ich, als er noch Lehrling war. Später fungirte er eine Zeit lang zu Cumberland, Md., wo er das Rexier House rignet, als Agent der Fackel und ich hegte für ihn seines reinen Gemüthes wegen stets die höchste Achtung. Ich hatte ihn seit Ausbruch des Krieges nicht wiedergesehen. In einem Sklavenstaat von Secessionisten umgeben, blieb ihm, wenn ihm sein Leben und Eigenthum lieb war, keine andere Wahl als selbst auch Secessionist zu werden. Seit Kurzem hat er sich in Baltimore etablirt. Durch ihn erfuhr ich, daß ein alter Freund von mir, *Dr.* Reichard, zu Cumberland, vor Kurzem gestorben ist. Nun aber hört! Reichard hatte eine gewählte Bibliothek. Als diese, nebst seinen Meublen versteigert wurde, waren einige Pri estre v anwesend, denen einige Bände der Fackel von besonderem Interesse zu sein schienen; denn — sie steigerten, die ketzerischen Werke bis zu dem enormen Preise von sechzig Dollars. Und warum? Um sie auf der Straße öffentlich zu verbrennen. Also ein Autodafé im neunzehnten Jahrhundert, in der freien Republik von Amerika! Wahrlich, das ist die größte Ehre, so der Fackel von Seiten fanatischer Pfaffen bis jetzt noch erwiesen wurde. Ja, es fehlt diesen Cannibalen nur die Macht, um alle Greuel des Mittelalters herbeizuführen. Drei Fackeln, und viele andre Letzen auf dem Scheiterhaufen verbrennen — das wäre so ein Werk zur Ehre Gottes, ein Hochgenuß für die geistlichen Herren der allseligmachenden Kirche. Ist Das die Liebe, die Euch Christus gelehrt? Ist Das die

Freiheit der Republik, von der Ihr Gebrauch macht, um mißliebige Schriften zu verbrennen? *O, sanctas gentes!* O, Ihr heiligen Quacksalber! Heiliget doch vor Allem das Palladium der Republik: Gewissensfreiheit! Treibt nach Belieben und Amtspflicht Hokus Pokus, doch gönnt auch andern Leuten nach ihrer Weise zu denken, zu leben und selig zu werden.

Nachdem ich einen Abstecher nach Washington gemacht, die neue Freiheitsgöttin auf der Kuppel des Capitols und den Präsidenten im weißen Hause gesehen, fuhr ich, mit flüchtigem Aufenthalt zu Wheeling und Zanesville, nach Cincinnati zurück, um endlich wieder, nach dem Misere des Umziehens, ein Heft der Fackel in alle Welt zu schicken. Regelmäßigkeit hat noch nie zu den Tugenden meines Lebens gehört und da die Fackel ein Theil meines geistigen Lebens ist, gehemmt und barrikadirt durch allerlei materielle Schwierigkeiten, so muß sie sich begnügen, auf Nachsicht bauend, zwanglos zu erscheinen, und somit zum Schlusse den Lesern ein glückliches Neues Jahr!

Für die Fackel.

Materialismus gegen Spiritualismus,

oder:

Spiritualistische Offenbarungen.

Von Dr. Pötsch.

So sollte man eigentlich — nach der Gleichbedeutung des lateinischen *Spiritus* — mit dem menschlichen Geiste jede Erfahrung nennen, durch welche es gewiß wird, daß eine menschliche, oder menschenähnliche willkührliche Kraft dabei thätig sein müsse, wenn das, was uns dadurch zur Erscheinung wird, weder ein Product leblosen Dinge, noch eines nicht menschlichen Thieres sein kann.

Zur richtigen Entscheidung über die Ursachen der Naturerscheinungen waren indessen mehr Kenntnisse nöthig, als dem menschlichen Schöpfer das göttlichen Spiritus zu Gebot standen. Gott ist freilich nur ein Wortgespenst, deshalb aber nothwendig auch ein menschliches Hirngespinnst, welches die frommen Kinder als ihren Seligmacher u. ihre Seele verehren; folglich durch Atheismus um ihre Seele und Seligkeit zu kommen fürchten. Diese Furcht ist mindestens zur Hälfte berechtigt; denn durch die Entgötterung der Natur verliert man die „süße Hoffnung" sich einen vollkommenen Seligkeitszustand, als Vorherbestimmung des Naturschöpfers, durch frommes Leben, Leiden und Sterben zu erwerben. Die gottlosen Naturforscher setzen an die Stelle Gottes ewige Gesetze, die den bewußtlosen ewigen Materien innewohnen und vergaßen bisher in ihrem Widerwillen gegen den Priesterbetrug, in ihrem heiligen Eifer für die gute Sache der Befreiung von allem Aberglauben, an die richtige Methode der Volksaufklärung zu denken. Statt zu belehren und zu versöhnen mit dem natürlichen Schicksale, erschrecken sie die lebenslustigen Kinder Gottes durch die Gewißheit der Vernichtung des Bewußtseins und gehen in ihren Angriffen auf die Priesterlisten zu weit; indem sie überall nur absichtliche Betrug und Heuchelei voraussetzen; dadurch die aufrichtigen Verehrer des Wortes Gottes beleidigen, die wirklichen Heuchler und Halbaufgeklärten unter ihnen aber nur mit neuen Waffen zur Fortsetzung des Betruges versehen. Denn es ist ein allgemeiner Fehler, der Halbdenker, daß sie es unterlassen, über die natürliche Entstehung des Wunderglaubens weiter nachzudenken, sich in die eigne Kindheit zurückzuversetzen und zu bedenken, wie es in dem jetzigen Zustande der Welt für die große Mehrheit der Erwachsenen noch unmöglich geworden, sich von allen falschen, angezogenen Vorurtheilen zu befreien.

Meine Erfahrungen überzeugten mich, daß der jetzt noch obwaltende blutige Streit unter den sogenannten Spiritualisten und Materialisten auch von den Letztern nicht immer mit derjenigen Ruhe und Sicherheit geführt wird, welche die Gegenwart des wissenden Geistes in ihnen bekunden würde. Die Kunst, dem Gegner Widersprüche gegen die Vernunft, oder falsche Folgerungen aus vernünftigen Erfahrungen nachzuweisen, ist unzulänglich für Bekehrung der Spiritualisten, weil die Materialisten sich desselben Widerspruches schuldig machen, sobald sie die vernünftige Erfahrung verlängnen, daß das Leben in Menschengestalt eine naturgesetzliche Erscheinung für Jeden wird und folglich auch in Zukunft wieder werden müsse. Allein ehe wir zu der Lösung des Widerspruchs in den Glaubenslehren der Materialisten und Spiritualisten nicht auf versöhnliche Weise gelangt sind; ehe wir nicht in beiden Gegnern die Anerkennung ihres Irthums in der Auffassung der Naturerscheinungen bewirkt haben, ist auch kein Frieden in der Gattung und keine Verbesserung der beklagenswerthen Zustände der Menschheit zu hoffen; denn der Glaube an die Nothwendigkeit einer Möglichkeit dieser Verbesserung kann allein den Menschen bestimmen, dieselbe auch zunächst in sich selbst zu beginnen. Beide Gegner sind jedoch so fest von der Wahrheit ihrer eignen Schicksalsansicht überzeugt, daß keiner derselben auf andre Weise mit dem Gegner sich vereinigen will, als durch dessen Uebertritt zu den Fahnen des Widerspruchs.

Dem unerachtet finden wir, daß die Materialisten schon den ersten und nothwendigsten Schritt zur möglichen Vereinigung gethan haben, indem sie die menschliche Vernunft als die einzige natürlich gegebne Grundlage aller Erkenntniß anerkennen, den natürlichen Zweck des Lebens in der vollkommnen Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse finden und weder Gott, noch Teufel, noch Mensch zu ehren, zu achten oder zu fürchten für Pflicht halten, wenn es darauf ankommt sich von Noth und Leiden zu befreien.

Aus ihren Reihen sind die Naturforscher und radikalen Politiker hervorgegangen und sie haben sich auch stark ver-

mehrt durch Ueberläufer aus den Lagern der Gegner. Ich kenne hier einen von denselben kennen, der schon viel älter war als ich, auch bereits den wahren Schicksalsglauben gefunden hatte und so lange er lebte, mit mir in freundschaftlichem Verkehre blieb. Er hatte sich die rechte Methode angeeignet, den Wundergläubigen u. besonders auch den absichtlichen Gaunern zu begegnen, welche durch die, jetzt ausschließlich „spiritualistisch“ genannten, Offenbarungen noch immer viele schwache Geister bethören.

Man versteht jetzt als spiritualistische Offenbarungen solche Begebenheiten, aus denen sich die Wahrheit der gelehrten Unsterblichkeit des Geistes ergeben soll. Natürlich können dergleichen Gaukeleien nur bei Leuten Anklang finden, welche noch im Gottesglauben befangen und dennoch von den kirchlichen Wundererzählungen und katholischen Wunder-Produktionen nicht ganz befriedigt sind. Sowohl der große Zudrang den die kirchlichen Sekten aller Art hier finden, als die vorherrschende Neigung des Volkes, sich durch die natürliche Magie täuschen und im Unsterblichkeitsglauben befestigen zu lassen, sind natürliche Folgen der Unkenntniß der Naturgesetze, deren Verbreitung erst gegenwärtig begonnen und sich nur auf Diejenigen beschränkt hat, welche durch Vorbildung und Neigung zur Aufnahme fähig geworden. Eine von einem Staate autorisirte Schule, worin der Atheismus als eine nothwendige Ergänzung und Berichtigung des Christenthums gelehrt und durch Geschichts- und Naturphilosophie begründet wird, giebt es noch nirgend und selbst die französische Revolution hat ein solches Resultat noch nicht zu Tage gefördert.

Da die Gottesgläubigen und Spiritualisten sämmtlich in der Ueberzeugung leben, daß die Unsterblichkeit der Seele die ewige Fortsetzung des persönlichen Empfindens und Wissens nach dem Tode — wirklich das höchste Gut sei, welches der Mensch, mit Gotteshilfe, sich erwerben könne; so hat man schon früher versucht, die Todesfürchtigen zu überzeugen, daß sie hierin im großen Irthum sich befinden und daß dies in der That das größte Unheil für uns wäre. Weil jedoch das denkende Prüfen der Folgen ihrer Wünsche durchaus nicht Sache derjenigen ist, welche im Leben unbefriedigt bleiben und den vorzeitigen Tod fürchten, so bleiben alle materialistischen Anpreisungen des ewigen Todes fruchtlos. Gegen die spiritualistischen Wunderthäter aber kann man am Sichersten wirken, wenn man die von Ihnen producirten Thatsachen als wirkliche anerkennt; sich auch die Miene gibt, als glaube man an die Richtigkeit der daraus gezogenen Folgerungen; sodann aber durch neue Experimente jene Folgerungen als unrichtige und entweder als unbedachtsame Selbsttäuschung, oder als absichtliche Täuschung durch Andre nachweisen.

Mein oben erwähnter Freund war hierin ziemlich gewandt und da ich noch einen schriftlichen Bericht von ihm besitze, worin er seine anti-spiritualistischen Feldzüge mir einst mittheilte, so wird es eine kleine Erheiterung für Sie sein, wenn ich Ihnen einen Auszug daraus mittheile und den Verstorbenen selbst reden lasse, wodurch er gleichsam ein wiedererscheinender, verstorbener Gott wird für Alle, welche den Geist der Schrift verehren — wie er geehrt zu werden verdient, als ein sichtbares und vergängliches Denkmal eines lebendig gewesenen Menschen in welchem der wahre und gute Geist des menschlichen Naturells sich thätig bewiesen.

„Als ich noch im Vaterlande im Familienkreise behaglich lebte und meinen heranwachsenden Töchtern gestattete, nähere Schulgenossen und Freundinnen zur gegenseitigen Unterhaltung um sich zu versammeln, trat ich eines Tages in diese Versammlung nachdem sich die Gesellschaft eben damit amusirt hatte, die Tischbegeisterung an einem kleinen zierlichen Dreibein zu versuchen.

„Der Versuch war, nach dem mir abgestatteten Berichte, ausgezeichnet gelungen. Nicht nur hatte der Tisch sehr bald die Bewegung der ihn umstehenden Mädchen nachgemacht; er hatte ihnen auch durch Erhebung der Füße und wiederholtes Aufklopfen, Antworten auf Fragen gegeben, die ihm vorgelegt worden, welche richtig waren und folglich — nach der Meinung der Kinder — unwiderleglich bewiesen, daß der Tisch einen menschenähnlichen Geist — ein unsichtbares Wesen — in sich berge, welches Vernunft und freien Willen hat.

„Als ich meine Zweifel hierüber kund gab, wollten die Mädchen sogleich ihren Begeisterungs-Prozeß wiederholen, um mich gläubig zu machen. Allein ich lehnte das ab, mit dem Ersuchen, sich allseitig ruhig niederzulassen und mir allein den Versuch zu gestatten, mich mit der Tischseele in Correspondenz zu setzen. Man willigte ein und ich setzte mich nun in der Entfernung einige Schritte vor den bezauberten Dreibein auf einen Stuhl, streckte ihm meine Hand entgegen u. sprach zu ihm, wie wenn ich ihn in der That für ein beseeltes Kunstprodukt hielte:

„Ich ersuche Dich, mein lieber Tischgeist, zu mir zu kommen und mir eine Deiner hölzernen Pfötchen zu reichen, damit ich die Gewißheit erlange, daß Du menschliche Sprache verstehst und Dich willkührlich bewegen kannst. Denn, wenn Du Dich nur bewegst, nachdem ein Kreis lebendiger Menschen Dich umtanzt und berührt hat; so kann ich daraus noch nicht schließen, daß Du selbst die Ursache Deiner Bewegung bist, oder sie in Deinem hölzernen Kleide hast. Du warst vorher in Ruhe, bist jetzt abermals ganz ruhig und scheinst mir also allen andern Tischen ganz gleich zu sein, mir noch keine Spur deines selbstbewegenden Geistes zeigst. Es ist zwar ganz verständig, daß man die bewegende Ursache eines sich bewegenden Gegenstandes in demselben suche, so lange man nicht entdeckt, daß bezüglich äußere Berührungen, Stoß- oder Wurfkräfte von Menschen oder Thieren die Bewegung veranlassen; doch ebenso verstän-

dig ist es, die Kraft der Selbstbewegung denjenigen Dingen abzusprechen, deren äußere Bewegungs-Ursachen man kennt. Diese Ursachen liegen bei Dir in den Bewegungen und Berührungen der Mädchen vor. Diese konnten in Deiner darauf folgenden Bewegung nur etwas Wunderbares voraussetzen, weil sie nicht wußten, oder auch nicht daran dachten, daß Erde und Himmelsluft in beständiger Bewegung sind; daß man bereits längst das Vorhandensein elektrischer und magnetischer Strömungen im Menschenkörper, wie in dem Erdkörper entdeckt und sogar erfahren hat, daß menschliche Kräfte solche Strömungen auch in andern Körpern willkührlich hervorrufen, durch Reibung, Berührung und Rotations-Bewegungen in den an sich unbeweglichen Dingen zeitlich verursachen können. Selbst diese elektrischen, magnetischen u. organischen Kräfte u. Bewegungs-Ursachen sind unwillkührliche. Des Menschen Wille ist nicht die Ursache der unaufhörlichen Blut- und Nerven-Strömungen in seinem Körper. Seitdem man die ewige Bewegung der Weltkörper kennt, hat man es für verständig gehalten, die Bewegungen von Dingen, deren Bewegungs-Ursachen man nicht kennt, nicht mehr, wie ehemals, als Beweise ihrer Willkührlichkeit zu betrachten; man schreibt weder der Luft, noch dem Licht, diese Eigenschaft zu und glaubt nicht mehr, daß ein willkührliches, unsichtbares Wesen die Weltkörper in Bewegung gesetzt habe und sie in Ordnung erhalten müsse. Das untrügliche Merkmal einer Willkühr besteht jetzt vielmehr darin, daß der Willkührliche nicht nach dem Beispiele der Weltkörper in ununterbrochnen und in denselben Bahnlinien sich bewege, sondern in der Richtung seiner Bewegung beliebige Aenderungen machen, seine Geschwindigkeit beliebig mäßigen und beschleunigen und bald vorwärts, bald rückwärts gehen, sogar stille stehen und ruhen kann. In alten Zeiten, wo die Scheinbewegungen der Planeten noch nicht von den wahren unterschieden werden konnten, wurden die Himmelsbeobachter einigermaßen berechtigt, aus ihrem scheinbaren Rücklaufen und Stillstand auf Willkühr in ihnen zu schließen und die astrologischen Dichtungen von dem Einflusse der Planeten auf die Schicksale der Menschen sind leider noch jetzt in dem falsch belehrten Volke sehr beliebt; doch aufgeklärte Christen haben sich von diesem Aberglauben befreit und glauben mit Recht, daß der menschliche Geist und seine Willkühr an die menschliche Gestalt gebunden sei. Man kann zwar im Scherze auch Wohlgefallen an den kindlichen Dichtungen der Griechen finden, welche menschliche Gefühle und menschlichen Willen in alle leblosen Gestalten und in alle nicht menschlichen Thiergestalten hineindichteten; doch genau erwogen, wäre es ja das grausamste aller Schicksale, wenn durch irgend eine herrschende Naturmacht die Seelen gestorbner Menschen, mit allen ihnen dem menschlichen Organismus allein entsprechenden Fähigkeiten und Wünschen in solche Körper versetzt werden könnten, welche die Mittel zur Erfüllung dieser Wünsche nicht gestatten. Solchen gemeinen Naturgeist kennen wir nicht und glauben nicht an ihn. Wenn ich mir denke, daß Du eine menschliche Seele in Dir hast, die der meinigen ähnlich und daß Du nicht einmal im Stande bist, Dich selbst zu bewegen, sondern warten mußt, bis lebende Menschen Dich umtragen; so muß ich Dich herzlich bedauren und ziehe es also vor, Dich für ein seelenloses, todtes Wesen zu erklären. Sollte aber wirklich Willkühr und Verständniß meiner Sprache Dir innewohnen, so würdest Du doch mindestens im Stande sein müssen, jetzt meine Frage, ob dem so ist, auf ähnliche Weise zu beantworten, wie Du — nach der Aussage der Kinder — ihre Fragen beantwortet hast, ohne unmittelbare Berührung derselben, durch Aufheben eines Fußes und einmaliges Niederlassen desselben. Sollte dies nicht erfolgen, so bin ich berechtigt, anzunehmen, daß auch Deine früheren Antworten keine Beweise Deines Verstandes und freien Willens waren, sondern durch äußere Einwirkungen derselben Willkührkräfte erzeugt wurden, welche die Fragen an Dich richteten und auch allein vorher bestimmten, welche Deutung man Deinen Fußtritten zu geben habe."

„Hier bemerkte ich, daß ein Paar der anwesenden Mädchen verlegen wurden und erröthten. Nachdem der Tisch meine Bitte unerfüllt gelassen und von mir mit komischem Pathos für einen „Lügengeist" — das heißt für einen erlognen, nicht wirklichen Geist — erklärt worden, wandte ich mich wieder an die Mädchen und ermahnte sie, ihren geselligen Unterhaltungen einen würdigen Inhalt zu geben und sich von der unsittlichen Leichtfertigkeit zu befreien, welche sich ein Vergnügen daraus macht, Andre zu täuschen, oder auch sich selbst — lediglich um die Mühe zu sparen, sich durch weiteres Lernen und Forschen und Denken, die klare Einsicht in das wahre Verhältniß des Menschen zur Natur und zu seiner Gattung zu verschaffen. Ich erbat mich, ihnen sonntäglich statt der kirchlichen, wissenschaftliche Andachtsstunden in meiner Wohnung zu verschaffen und ihnen eine würdigere Interpretation des Wundergaubens zu geben, als die priesterliche bisher war. Dies Anerbieten wurde dankbar adoptirt, jedoch nur von Denen benutzt, deren Eltern es gestatteten, weil sie selbst nicht mehr orthodox — im pfaffenchristlichen Sinne — waren."

„Hier in Amerika lernte ich auch unter den kirchlich gesinnten Sekten Spiritualisten kennen, welche sich regelmäßig versammeln, um zu beweisen, daß die heiligen Geister der Verstorbnen mit den Lebendigen verkehren können. Man glaubt durch gemeinsames Andenken u. Sehnen die Seelen der Verstorbnen in den Versammlungssaal locken zu können. Die Seligen inkorporiren sich dann gewissen Mitgliedern, — die man Media — Mittel — nennt, weil durch sie die spiritualistische Offenbarung vermittelt wird. In der Regel sind diese Media zugleich die Vorsteher — Leiter der Versammlung —

hier meistens Priester oder mindestens Schriftgelehrte — die mehr oder weniger Betrüger und Heuchler sind, wie ich aus der Mittheilung eines Bekannten schloß. Derselbe hatte sich den Spiritualisten angeschlossen, weil er den Betrug noch nicht durchschaute. Das präsidirende Medium hatte eines Abends die Inspiration eines Geistes gespürt, war in einen schlafähnlichen Zustand verfallen und hatte mit geschlossenen Augen eine lange Rede in einer Sprache gehalten, welche keiner der Anwesenden verstand und von deren Inhalt auch das inspirirte Medium selbst, nach dem Ausfahren des fremden Geistes, nichts zu wissen behauptete. Ein andres geistliches Medium hatte hierauf der Versammlung erklärt, daß die unbekannte Sprache wahrscheinlich eine der vielen untergegangnen indianischen Stammsprachen gewesen. Man könne nicht verhüten, daß auch solche Geister sich inkorporiren, welche kein persönliches Interesse für uns haben. Dieser Umstand erschien sogar als eine weise Fügung Gottes; weil ein inspirirtes Medium, welches Sprachkenntnisse verräth, die es weder vor, noch nach der Inspiration hat, dadurch den Zuhörern den unzweideutlichen Beweis liefere, daß es unsterbliche Geister gibt, die sich uns offenbaren. Die Unwissenheit des Mediums sei eine gründliche Abwehr des gehässigen Verdachtes einer Täuschung!"

„Wohl ausgesonnen, Pater Lamennais", dachte ich und lächelte, als der Bekannte mir diesen Vorfall erzählte und sich zugleich als Mitglied jener Versammlung kund gab."

„Mich — bemerkte ich — könnte die schlaue Argumentation des Reverend nicht an die Inspiration glauben machen. Wenn ich einen Menschen mit geschlossenen Augen und ohne andre als Lippenbewegung sprechen sehe und höre, so glaube ich entweder, daß er ein lebhafter Träumer oder Spaßvogel ist, welcher etwas, was er auswendig gelernt hat, spricht, wie ein Träumender und wie nachher erzählt, er wisse nichts davon, was er gesagt, es sei der Geist eines Verstorbnen, der aus ihm gesprochen habe. — Doch wenn ich auch zugeben wollte, daß verstorbne Seelen sich uns durch Inkorporirung in die Gestalt der Lebenden offenbaren könne, so würde hieraus keineswegs zu schließen sein, daß ein menschl. Geist ohne menschliche und lebendige Gestalt, Leben und Bewußtsein behalten könne. Sprechen die Seligen mit durch lebendige Medien, so ist es viel wahrscheinlicher, daß sie weder vor, noch nach der Inkorporirung Bewußtsein haben und behalten, weil wir von einem Empfinden und Wissen ohne Gestalt weder Erfahrung noch Begriff haben. Um die Seelenunsterblichkeit zu beweisen, müssen also körperlose, reine, durchsichtige Luftgeister, sich uns auf eine unzweideutige Weise, als menschlich fühlenden u. handelnden Wesen offenbaren und diese Aufgabe ist noch zu lösen."

„Mein Bekannter hatte diese Bemerkung seinem Reverend hinterbracht und ich erhielt bald nachher eine Einladung zu einer andren Versammlung, worin mir der verlangte Beweis geliefert werden sollte."

„In dieser Versammlung erklärte der Vorsitzende, daß ein trauernder Bräutigam unter ihnen sei, der vor wenigen Tagen seine geliebte Emilie in die Gruft versenkt sah. Die Sehnsucht des Ueberlebenden habe wahrscheinlich die unsterbliche Seele der Verstorbnen bereits angezogen; allein, als eine jungfräuliche müsse sie Anstand nehmen, sich einem männlichen Leibe zu inkorporiren. Es sei aber sehr wahrscheinlich, daß die unsichtbaren Körper der Seligen auch Mittel haben, sich ohne Einverleibung in sterbliche Leiber durch Handlungen zu offenbaren, welche über ihre Anwesenheit und ihr Leben keinen Zweifel zulassen. Ein solches Mittel würde z. B. die Handschrift sein. — Darauf zog der Redner ein Blättchen weißes Papier aus seiner Brusttasche, zeigte es den Anwesenden als rein von jeder Schrift vor und hielt es, nebst seiner Hand, unter die Tischdecke, während er die Verstorbne laut ersuchte, ihren Namen auf das Blatt zu schreiben, wenn dies nicht etwa außer dem Bereiche der den Geistern gesetzten Schranken liege. Nach einer Minute etwa brachte er das Papier zum Vorschein, machte auch durch Aufheben der Tischdecke Jedem sichtbar, daß kein sterblicher Gehilfe etwa dort sich verborgen hat. Er überbrachte das Blatt mit lächelndem Blicke dem sehnlich danach haschenden Trauernden. Dieser brach in Thränen der Freude aus, als er auf dem Blatte deutlich den Namen Emilie und zwar genau in der eigenthümlichen Form erblicke, welche er in *billet-doux* so oft gesehen u. geküßt hatte. Diese Freude des Bräutigam-Wittwer's steckte viele Anwesende an und mancher Zweifler erklärte sich sogar gläubig. Ich aber trat vor, legte ein weißes Blatt und Bleistift aus meiner Brieftasche auf den Tisch und ersuchte die anwesende selige Emilie höflich und dringend, noch einmal ihren Namen vor meinen Augen auf das Papier zu schreiben, damit ich im Stande sei, dies Document meinen ungläubigen Freunden als einen klaren Beweis vorzuzeigen, daß die Seelen nicht sterben, daß sie sogar mit durchsichtigem Leibe menschliche sichtbare Namen schreiben können. — Ich fügt hinzu, daß ich die bereits gelieferte Namensschrift meinen Freunden nicht als solchen Beweis anführen könne, weil diese mir sofort entgegnen würden, daß die Nachahmung von Namenszügen längst ein vielgeübtes Kunststück sei; daß man schon lange durch Entdeckung der Eigenschaften chemischer Flüßigkeiten im Stande sei, Namen oder Worte auf Papier zu schreiben, welche anfangs unsichtbar bleiben, bei oberflächlicher Anschauung jedoch durch Wärme, oder Annährung an andre Körper, oder ans Licht, farbig hervortreten. Der Vorsitzende hätte vorher das von ihm gewählte Blatt uns zur genauren Untersuchung übergeben, oder

einem von uns die Papierlieferung überlassen müssen, um den Verdacht abzuwehren, daß die producirte Namensschrift ein menschlich präparirter und nicht ein Werk der Seligen sei."

Der Vorsitzende wurde roth und zornig u. hielt mir im Eifer eine Strafpredigt, worin er mich einen Antichristen nannte. Er behauptete, daß ich lange werde warten müssen, ehe die Selige sich entschließe meine Bitte zu erfüllen; denn es ist nicht die Pflicht, oder die Neigung der seligen Geister, sich zur Bekehrung solcher Ketzer herzugeben, die nicht einmal an die Unsterblichkeit der Seele glauben.

„Nun hatte ich erreicht, was ich eigentlich wollte." Der Pastor hatte sich eine Blöße gegeben in seinem Zorne, welche ich zu seiner Niederlage benutzte." „Ei, erwiederte ich, Sie stellen da selbst so unchristliche Behauptungen auf, daß ich die Anklage der Ketzerei auf Sie zurückwerfen und mich als echten Christen legitimiren kann vor der Versammlung." — Die Mehrheit derselben wurde sehr gespannt auf meine weitere Erkundigung. — „Mein Zweifel an dem Leben der verstorbenen Emilie als körperloser Geist, ist allerdings so groß, daß ich hier die absolute Unmöglichkeit behaupte, dieselbe habe die vorgezeigte Schrift hier im Saale geschrieben. Dieser Zweifel ist orthodox-christlich; denn die Kirche, wie das Evangelium lehren nicht Auferstehung des Geistes ohne Leib, sondern Auferstehung des Leibes mit dem Geiste. Die Lehre von Fortsetzung des Bewußtseins ohne Körper ist nicht nur eine Naturketzerei, sondern auch eine Kirchen-Ketzerei. Ich will indessen auch zugeben, daß der unerforschliche Rathschluß Gottes die frühern Gesetze für die Geisterwelt geändert, und den Seelen solche „verklärte Körper" gegeben habe, welche von sterblichen Augen nicht gesehen werden können. Meine Bitte an die Selige wäre dennoch gerechtfertigt und ich müßte sie selbst für eine unchristliche Seele erklären, wenn sie dieselbe aus dem Grunde abschlüge, weil ich nicht an ihre Auferstehung glaube. Solche Leute, welche an Fortdauer des Bewußtseins und an Verkehr mit gestorbnen Geistmenschen glauben, bedürfen ja gar keiner Offenbarung darüber; am wenigstens sollten sie die Seligen durch ihre Klagen und Thränen in ihrer reinen Seligkeit stören. Wenn aber Gott die Bekehrung der Menschen zu dem Glauben seines Sohnes beabsichtigt und die abgeschiedenen Seelen zu diesem Zwecke bevollmächtigen will, so wird es sicherlich nur auf dieselbe Art geschehen, wie zur Zeit der Auferstehung des Heilandes. Dieser wußte, daß Thomas — sein eigener Jünger — an der Auferstehung des Herrn zweifle und darum zeigte sich ihm Christus mit seinem verklärten Leibe und erschien ihm bei verschlossnen Thüren, plötzlich, ließ ihn seinen Leib als einen wirklichen, und noch mit Narben bedeckten, sichtbaren und fastbaren erkennen, worauf Thomas gläubig wurde und nur mit Unrecht noch in Volkes Munde als der Ungläubige bezeichnet wird. Die selige Emilie sollte sich ein Beispiel an dem Heilande nehmen und auch mich überzeugen. Wenn sie es nicht thun sollte, so erkläre ich öffentlich, daß hier eine absichtliche Täuschung des jungen Bräutigams vorgegangen."

„Der Rector beschloß nunmehr, die Versammlung aufzuheben und künftig keine ungläubigen Gäste mehr zuzulassen." Soweit der Bericht meines Freundes!

Bald nachher gab mir ein andrer Spiritualist ein Buch von einem gewissen Andrew Jackson Davis geschrieben, aus welchem ich mit Erstaunen entnahm, daß dieser Amerikaner den, bei uns längst vergessnen, Swezenborg'schen Himmel sich zum Ideal erwählt; jedoch sein Machwerk mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit durch Benützung der naturwissenschaftlichen Fortschritte in der Astronomie, Physik und Chemie, zu einem naturphilosophischen System vervollkommnet hat, welches den englischen Amerikanern als eine ganz neue Offenbarung erscheinen konnte und großen Anhang selbst unter allen halbgebildeten Deutschen gefunden hat, die nach der göttlichen Phantasie das Majestätsrecht über die Natur und Vernunft andichten und durch Rede und Schrift unbedenklich — u. so ohne an den Ursprung der Worte und Gedanken zu denken — zu ihrer Befriedigung nachweisen können. Mit weitern Experimenten um Geister zu citiren, geben sie sich nicht ab und begnügen sich mit den schriftlichen und mündlichen Offenbarungen ihres Meisters und seiner Eingeweihten.

Sie sagen: der Tod ist nur eine Trennung der unsichtbaren geistigen Substanzen von dem schweren undurchsichtigen Leibe, und folglich behält die sterbende Seele ihren materiellen Zusammenhang und sogar alle Formen des lebendigen Leibes, nebst allen Fähigkeiten und Bedürfnissen desselben. Sie wird nur freier in ihrem Wirkungskreise, welcher sich — gleich den menschlichen Gedanken — nicht auf die Erde allein beschränkt. Die verklärten Leiber haben ihren Wohnsitz in verschiednen Regionen des Erdenhimmels, deren Entfernung bis auf 40 Meilen Höhe steigt, sind aber insofern ewige Erdengeister, als sie ihre leiblichen Bedürfnisse, ihre Nahrung, von dem Erdboden entnehmen müssen, ohne jedoch selbst für die Erzeugung von Nahrungsmitteln und Kleidungsstoffen etwas thun zu dürfen; denn „die himmlischen Gestalten bedürfen keiner „Kleider und Falten" und sie begnügen sich mit rohen Natur-Produkten. „Sehet die Vögel unter dem Himmel; sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch." — Sie leben aber in Geschlechtsverschiedenheit und begatten sich und haben endlich auch das Bedürfniß des täglichen Schlafes. Ihre höhere Bestimmung und Seligkeit besteht in der Erwerbung größerer Gottes- und Welt-Kenntniß durch Reisen auf die Weltkörper unsers Stern-Systems, wo sie, theils durch Anschauung, theils durch Unterricht von Seiten der schon erfahrenern und weiseren Weltgeister, zu ei-

ner genauern Kenntniß des Schöpfungs- oder Bildungs Prozesses der Natur körper im Großen gelangen und ihre erlangte Kenntniß sodann ihren irdischen und „noch nicht aufgefahrnen“ ehemaligen Lebensgefährten in nächtlichen Besuchen durch Visionen, Träume schon seit Jahrtausenden offenbart haben und noch immer offenbaren, damit diese, (die der Offenbarung Gewürdigten) sie weiter verbreiten u. dadurch die ganze lebende Menschheit in einem solchen Glauben an das ewige Leben vereinigen, welcher Jeden befriedigt und damit auch zur Beendigung der Feindseligkeiten führen kann, die bisher noch durch die entgegengesetzten Meinungen über das Schicksal des Menschen nach dem Tode, und vorzugsweise durch die atheistische Verzweiflung am ewigen Leben, entstanden.

Die wohlwollende Absicht dieser „modernen Spiritualisten“ — wie ich sie benennen hörte — ist unverkennbar; aber, nachdem ich von einigen Mitgliedern ihrer Verbindung zum Beitritt aufgefordert war, erbat ich mir die Erlaubniß, mich schriftlich darüber erklären zu dürfen, weil ich damals schon die naturgesetzliche Wiederholung des menschlichen Geisteslebens und Geistestodes als Endurtheil aus der Kombination aller wissenschaftlichen Errungenschaften unsers Zeitalters gewonnen hatte und in den Lehren dieser modernen Spiritualisten einige Anhaltspunkte entdeckte, welche mir die Möglichkeit gaben, sie zu Proselyten des wahren Glaubens zu machen, weshalb ich es vermeiden wollte, die nothwendig scharfe Kritik ihrer Abweichungen von der vernünftigen Methode des Denkens ihnen mündlich vorzutragen und sie unabsichtlich zu beleidigen und zu nutzlosen Unterbrechungen des Vortrages zu reizen. Meine Erklärung lasse ich hier folgen. —

„Die Beschäftigung mit Nachdenken über die Möglichkeit einer bessern Zukunft erkenne ich als ein natürliches Bedürfniß des Menschen an, der bereits die mannichfachen Uebel des Lebens und die großen Mängel aller frühern Glaubenslehren anerkannt und auch in der Theilnahme an der erweiterten Erkenntniß der Naturgesetze die Materialien besitzt, um eine befriedigendere Lösung der Schicksalsfrage sich selbst und Andern verschaffen zu können. Unterläßt man es jedoch, sich selbst zuvor von dem christlichen Gottesglauben zu befreien und die Willkühr im Denken, wie im Handeln, für immer und in jeder Gestalt den Naturgesetzen der Vergänglichkeit der Gestalt und des Wissens zu unterwerfen; so muß das offenbarte Produkt der Gedankenarbeit nur immer den Werth einer willkührlichen Dichtung haben, die uns allenfalls einige Stunden amusirt, wenn das darin ausgesprochne Wunderbare auch ein Verräther der kindischen oder göttlichen Gelüste des Dichters wird; sobald wir aber wahrnehmen, daß darin wissenschaftliche Erkenntniß und Sprachkunst verwendet sind, um dem herrschenden Wunderglauben neue Unterstützung zu geben; so darf ein Wissender solche Lügen-Poesie nicht mehr für unschädlich halten, sondern er muß sich bemühen, ihre schädlichen Einflüsse durch scharfe Kritik zu neutralisiren.“

„Eine solche verderbliche Tendenz spricht sich in dem Bestreben aus, den unsterblichen Leibern die Vogelfreiheit auf Erden zu sichern und sich ohne irgend eine menschliche Arbeit, zu nähren und zu befriedigen. Daß man sich nicht entschließt, den Vogelfreien auch einen unsichtbaren Vogelkörper zu geben, will ich gerne als eine Verbesserung der griechischen Seelenwanderungslehre erkennen und der Erkenntniß zuschreiben, daß menschliches Empfinden und Denken auch in einem menschengleichen Körper entstehen und bestehen bleiben kann. Doch bei dem Versuche, diese Gleichheit auch in einem unsichtbaren, also durchsichtigen, luftartigen Körper glaublich zu machen, verlor man die Möglichkeit, dieselbe auf andre Weise, als durch gleiche Benennung zu vollziehen; denn eine vernünftige Vorstellung von der Haltbarkeit der unsichtbaren Organe, welche die Möglichkeit des Essens, Trinkens und Verdauens bedingen, kann man sich nicht machen. Das leere Wort bleibt also die einzige Wahrheit der durchsichtigen Menschenkörper im Himmel.“

„Die luftförmige Körperlichkeit war vielleicht nothwendig, um die Möglichkeit eines Wohnortes der Seligen in 40 Meilen Höhe mit der wissenschaftlichen Erkenntniß zu versöhnen, daß alle irdische Luftwärme dort in Eiskälte übergegangen sein muß. Die Luftigen können wenigstens nicht zu Eis werden und Oben erfrieren. Allein die Vernichtung der Schwere, welche mit dem Reisen auf andre Planeten sich wohl verträgt, wird wiederum unverträglich mit der nothwendigen Herablassung zur Erde, als Vorrathskammer u. Wirkungskreis unter den Lebendigen. — Die Nichtbeachtung solcher Widersprüche beweiset deutlich, daß der moderne Spiritualismus nur solchen Personen schmackhaft gemacht werden sollte, die Alles für möglich halten, was ihr Gott will.“

„Man könnte solche poetische Beschönigung des Aberglaubens allenfalls übersehen und sogar entschuldigen, wenn in den Offenbarungen höherer Weisheit und Wissenschaft, die von den höheren Welten entlehnt werden, irgend eine Spur von Uebermenschlichkeit im Dichten, Denken und Wissen zu entdecken wäre. — Daß Davis mehr gelesen und gedacht hat, als viele Andre, kann zugegeben werden, aber Alles, was er offenbart, ist — insofern es wahr ist — nicht von ihm oder seinen himmlischen Meistern neu entdeckt oder erdacht, sondern stimmt nur mit denjenigen Offenbarungen überein, welche unsre deutschen Naturforscher längst gemacht haben. Alles, was man als neu erdacht, oder combinirt anerkennen darf, ist dagegen keine erkennbare Wahrheit, auch kein solches wahres Urtheil über natürliche und menschliche Vergangenheit und Zukunft, welche man als möglich, oder nur erwünschenswerth erkennen kann, sobald man über die Folgen einer Erfüllung seines Glaubens nachdenkt.“

„Als ein gelungener Versuch, das künftige ewige Leben zu einem ewig seligen zu machen und dabei doch die Erinnerung an das irdische Leben und die Verbindung mit den Sterblichen zu bewahren, den feindlichen Kampf der Sterblichen gegen das Unsterbliche und den Kampf dergleichen Geister unter sich zu beseitigen, ist der Swedenborgianismus nicht anzuerkennen. Die gänzliche Entkörperung und Entkleidung von allen leiblichen Bedürfnissen, welche den reinen Geist durch beständige Vermehrung der Erkenntniß im Fluge durch die Unendlichkeit des Weltalls zu beseligen trachtete, war eine vollkommnere Dichtung, die sich freilich weder mit den Naturgesetzen, noch mit dem, zu ihrer Begründung erdichteten, Schöpfer und Herrn der Welt vereinigen läßt. Aber schon die kindliche Dichtung von dem himmlischen Leben der christlichen Heiligen, in Gemeinschaft mit ihrem Gottvater, war ästhetisch schöner und wird selbst in der lächerlichen, ironischen Form, welche ihr den Dichter des bekannten „bayrischen Himmels" gegeben, wohlgefällig für unbefangne Leser und Hörer. Die Heiligen beiderlei Geschlechtes spielen, wie gesättigte Erdenkinder, mit ihren erlernten Sprach- und Ton-Künsten. Cäcilie – die christliche Muse der Musik — „läßt ein sanftes *Adagio* streichen", Alle singen u. tanzen u. treiben sogar allerhand Possen u Schnacken"; „Petrus kneipt St. Ursula in die Backen" „u. der heilige Geist giebt ihr nen Kuß u. Alles ruft: bravo zum Schluß." Alle ihre Freuden sind ungetrübt durch die Beseitigung des Geschlechtstriebes und des Ernährungs- und Verdauungs-Prozesses, denn es schließt einer der Verse: „und Eines vor Allem ist schön, man darf nicht aufs Häusel mehr geh'n."

„Nehme ich den Himmel der modernen Spiritualisten dagegen als ein mögliches Schicksal aller menschlichen Geister an und vervollständige das daraus entstehende Phantasiebild, um mich von der Dauer der versprochnen Seligkeit zu überzeugen; so wird mir sogleich klar, daß der Verkehr der Seligen mit den Lebenden sehr bald ein offner Krieg werden muß, weil die Seligen sich zu einer übermenschlichen Mehrheit ausbilden müssen und doch von den sterblichen Erdenkindern ernährt werden wollen Wenn ich auch annehmen will, daß die himmlische Begattung unfruchtbar bleiben u. der Geschlechtstrieb blos zur Lust befriedigt werden soll, so muß doch schon durch die fortgesetzte Sterblichkeit der Irrischen, die Zahl der nicht abtretenden Miteser des Himmelreiches auf viele tausend Millionen gestiegen sein; denn, nach der statistischen Berechnung, sterben in einem Jahrhundert drei Mal so viel als die Zahl der gleichzeitig Lebenden beträgt. Die lebenden Landarbeiter und Gärtner und Hausökonomen haben nicht allein eine Menge Nichtarbeiter, Kinder, Weiber, Beamte und reiche Müssiggänger zu ernähren; sie haben sich unaufhörlich gegen Würmer, Insekten, Mäuse und Ratten und geflügelte Kerndrißer und Kornfresser zu wehren. Sie könnten sich mit vollem Ranzen bei dem himmlischen Papa darüber beklagen, daß er ihnen noch die Ernährung derjenigen Kinder zumuthet, welche er wieder zu sich genommen hat. Diese Beschwerde der sterblichen Kinder wäre jedoch nur in dem Falle gerecht, wenn die lieherigen Erfahrungen dafür sprächen, daß die unsterblich gewornen Erdenhimmelsbewohner wirklich die Speisekammern den Lebenden berauben. Bisher sind aber solche Beraubungen immer nur als Diebstähle hungriger oder lüsterner Lebenden ermittelt; daher denn auch die Zahl der Swedenborgianer und modernen Spiritualisten ziemlich unbedeutend geblieben gegenüber den Orthodoxen, welche von einer Fortsetzung der leiblichen Bedürfnisse nach dem Tode durchaus nichts wissen wollen. Die Unsterblichkeit der Leiber war offenbar eine unkluge, unbedachtsame Erfindung und konnte nur aufrecht erhalten werden, wenn man sich erlaubt, der alten Voraussetzung zu folgen, wonach die ganze unendliche Welt nur zur Lust des Menschengeschlechts geschaffen und, auf unzähligen Sternen, mit Paradieseswohnungen für die gehorsamen, fromm gebliebnen Nachfolger Christi versehen worden, wohin die verklärten Leiber der Seligen (vermittelst des Luftballons ihres Glaubens an die übernatürliche Macht des ewigen Geistes) sich schwingen — so lange sie mit irdischen, schweren Leibern noch sprechen singen u. schreiben — oder wie sie lieber sagen — dichten und denken können.

Weit entfernt, es tadeln zu wollen, daß Jeder, nach Maaßgabe seiner Kraft, sich von der Furcht vor dem ewigen Leben ohne Seligkeit zu befreien trachtet, bin ich vielmehr auf die Unsterblichkeits- und Seligkeits-Vorstellungen der modernen Spiritualisten gerne eingegangen, weil ich darin eine Abweichung von dem kirchlichen Unsterblichkeitsglauben entdeckte, die vielleicht zu unsrer Vereinigung auf dem rechten Wege zum wahren Schicksalsglauben führen kann. Das Zugeständniß des Schlafbedürfnisses der Seligen enthält offenbar schon die Verzichtleistung auf ein geistiges, bewußtes Leben ohne Unterbrechung. Ein schlafender Geist ist kein Geist für sich, weil er seines Daseins sich nicht bewußt ist. Indem ich mich selbst fragte: warum warst du einst so hartnäckig bestrebt, die Vernichtung des Bewußtseins durch den Tod und die Verwesung des Leibes als eine natürliche Nothwendigkeit zu bestreiten? erinnerte ich mich sehr wohl, daß meine jugendliche Treue im Glauben an die Wahrheit Gottes nur dadurch genährt wurde, daß ich keinen andern Weg kannte, um dem Glauben an ewige Vernichtung des persönlichen Bewußtseins zu entgehen. Es fehlte mir die Erkenntniß derjenigen Naturgesetze, welche den Wunderglauben nicht nur widerlegen, sondern in deren Erkenntniß auch die Wahrheit hervortritt, welche der Gottesglaube in sich enthält. Es ist eine Ungerechtigkeit und unwissenschaftliche Halbheit, wenn die Gegner der Kirche sich damit begnü-

gen, den Mißbrauch zu rügen, welcher mit den Glaubenslehren getrieben wird, um die Ungerechtigkeiten in der menschlichen Gesellschaftsordnung zu heiligen. In der christlichen Kirche wird der Glaube an Gottes Dasein auch als eine nothwendige Folgerung, als ein Postulat, aus der Erfahrung der Entstehung des persönlichen Gestalt- und Seelen-Lebens gelehrt. „Gott ist also auch die ewige Ursache des menschlichen Geistes. Diese Identifikation Gottes und des Menschen wird zwar nicht klar ausgesprochen, aber das Gefühl derselben verräth sich bei jedem Gottesgläubigen sobald man es versucht, ihm den Glauben an das Dasein Gottes, als Schöpfers der Welt, zu widerlegen. – Er folgert dann sogleich, daß mit Gott auch das Wesen seiner Seele vernichtet sei. Der Glaube an das ewige Wesen Gottes, welches uns ewig unbekannt bleiben muß, wird durch den Glauben an die ewige und unsichtbare Kraft gerechtfertigt, welche Leben und Gestaltung in der irdischen Natur werden, vergehen und wieder werden macht. Mit der Anerkennung dieser Wahrheit kann man beginnen und sodann die Belehrung folgen lassen, wie die menschlichen Irthümer vom Wesen des Natürlichen entstehen konnten, wie die mystischen, irrthümlichen Worterklärungen und Glaubens-Satzungen der Kirche nach u. nach sich gebildet haben und auf welche Weise man sie auf ihren natürlichen Grund, auf ihre Grundwahrheit, zurückführen kann. Die Nothwendigkeit des Wieder-Lebens in menschlicher Person, wie des Wiedersterbens, kann man füglich als allgemeines Resultat der Erfahrungs-Wissenschaft und als Ergänzung und Berichtigung der falschen Dogmen vom ewigen Leben oder ewigen Sterben, jedem Wundergläubigen begreiflich machen, sobald er nur bereitwillig zuvor die moralische Unzuverlässigkeit des Willens Gottes anerkannt und das Unabänderliche, Naturgesetzliche, Bewußtlose wie eine wohlthätige Beschränkung jeder Willkühr eingesehen hat."

Auf diesem Wege habe ich manchen Wundergläubigen bereits zur wahren Religion bekehrt. Nur bei den alten Schriftgelehrten fand ich eben so unbelehrbare Subjekte wie unter den ganz rohen, sprachunkundigen Kindern der Natur. „Die Selbstverdummung ist ein göttliches Privilegium."

Diese gelehrte Selbstverdummung war für viele Millionen ein unvermeidliches Schicksal, weil kein Mensch im Anfange seines Lebens sich den Einflüssen derer entziehen kann, welche ihn durch Erziehung, Beispiel und Lehre zu einem Gattungsgliede ausbilden und dies immer nur nach Maaßgabe ihrer eignen, auf gleiche Weise erworbnen, Erfahrungen und Erkenntnisse thun konnten. In dem zerrissnen Zustande der Menschheit, welcher leider noch besteht, und Krieg, Noth und vorzeitigen Tod zur täglichen Erfahrung machte, war es nicht zu verwundern, daß das Streben nach Vermehrung der wissenschaftlichen Hilfsmittel zur Abwendung aller Lebensnoth, zu einer Zeit, wo die unerläßlichen Vorkenntnisse noch nicht erworben waren, sehr bald zur Verzweiflung an dem Gelingen vollkommner Selbstbefriedigung führte und daß man also Phantasie und Erdichtung zu Hilfe nahm, um die lebendige Seele von dem ewigen Tode zu erlösen. Das kühnste und bequemste Mittel hinzu, war durch die Sprachkunst gegeben. Der Tod des Leibes wurde Fortsetzung des Seelenlebens in andrer, oder auch ohne irgend eine Gestalt. Christus dagegen hatte in seinem himmlischen Vater die Bürgschaft für die Wiederherstellung des menschlichen Leibes mit der Seele gefunden, ohne sich dabei an dem Widerspruche zu stoßen, daß die Erschaffung eines ausgewachsnen menschlichen Körpers dem bisher von Gott gewählten Mittel, Menschen zu machen, durchaus nicht conform sei. Seine Jünger waren vernünftiger, u. dachten sich das Menschwerden in Zukunft nicht anders, als es jetzt geschehen. Deshalb zweifelten sie auch an der Auferstehung und dem ewigen Leben im Himmel; denn ihr Selbstbewußtsein war mit dem Körper so identisch, daß sie die Vergänglichkeit des Leibes für eine Vernichtung ihres Selbst, ihres Wesens, annahmen; um sich die Möglichkeit eines neuen Menschenlebens mit demselben Bewußtsein vorzustellen, glaubten sie, es müsse dann der ganze Mensch wieder in den Leib derselben Mutter zurückkehren und wieder geboren werden. Sie bezweifelten diese Möglichkeit mit Recht und der Heiland war unfähig, ihnen das Irrige in ihren Vorstellungen von der Wiederbelebung, und die Wahrheit der Lebenswiederholung begreiflich zu machen. Heute würde ein neuer Messias sie auf andre Weise belehren.

„Kann man mit Wahrheit behaupten, daß der Mensch geboren wird? Ist ein neugebornes Kind ein Mensch, d. h. ein sich selbst regierendes, seiner Sinne und Glieder mächtiges Wesen? Und warum verlangt man, um sich einst wieder als menschlich bewußtes Wesen zu erkennen, die Wiederholung derselben Formen und Farben und Lebensschicksale? Entdecken wir nicht in allen verschiednen Racen und sonstigen Ungleichheiten in Größe, Farbe, und Physiognomien dieselben menschlichen Entwickelungsgesetze und die gleichen Bedürfnisse und Triebe? Ja, kann ein alt gewordner Mensch nicht wissen, daß das, was er sein Wesen nennen darf, nicht die ganze Gestalt sein kann, weil er, ohne sein Wissen und Wollen, seine kindliche, jugendliche Leibesbeschaffenheit verloren, sich äußerlich verändert hat und dennoch im Stande ist, sich seiner jugendlichen Gefühle und Thaten zu erinnern? Liegt jener Identification des Bewußtseins mit der persönlichen Leibesbeschaffenheit, nicht das Vorurtheil zum Grunde, daß jede Verschiedenheit in Farben, Mienen u. Form-Verhältnissen die Möglichkeit einer Gleichartigkeit im Wesen ausschließe? Daß andres componirtes Blut in den Adern des Mannes und Weibes, des Mohren,

Negers, Chinesen, Kaukasiers und Tartaren fließe?

Doch wäre es ungerecht, die Vorurtheile der Anfänger in der Religions- und Schicksals-Philosophie strenge zu rügen, wenn dieselben nicht noch immer von den unwissenschaftlichen Anhängern der alten Götter- oder Geister-Lehren als die höchste Weisheit behauptet würden. Es sind nicht die Priester der Kirche allein, welche noch fortfahren, den Wunderglauben durch die geheim gehaltene Wissenschaft zu nähren. Die neuen Entdeckungen der Chemie und Optik — in den Gesetzen des Lichtes, — die Erfindung der Brenn- oder Hohl-Spiegeln, welche das Spiegelbild vor sich werfen, haben den Aberglauben an sichtbare Luftgeister — verklärte Gestalten — vielfach unterstützt und nicht blos zu Betrügereien verleitet, wie sie in Schiller's „Geisterseher" geschildert wurden; sondern auch, durch Duldung des Gewerbes der sogenannten natürlichen Magier, der Aufklärung geschadet, weil es den Gewerbetreibern nicht zur Pflicht gemacht wird, das Publikum zu belehren, durch welche Hülfsmittel sie ihre Kunststückchen ausführen.

Die Gesetzlichkeit in der Reflektion — der Zurückwerfung — der Lichtstrahlen von ebnen, Metall- und Glas-Spiegelflächen sind Ihnen von der Schule her bekannt. Das Licht wird stets unter demselben Winkel zurückgeworfen, unter welchem es auf die Ebne fällt. Bei Hohlspiegeln concentrirt sich aber das Bild des Gegenstandes, von welchem die Lichtstrahlen auf den Spiegel fallen, in einem bestimmten Punkte, den man Brennpunkt nennt, focus, — und zwar stets in einer genau zu wissender Entfernung, die durch die mehr oder minder concave Schleifung des Spiegels bedingt wird. — Ein sehr schönes Exemplar solchen Hohlspiegels kann man im Museum zu Cassel sehen. Der Spiegel ist so aufgestellt, daß man beim Eintritt in das Zimmer zuerst das farbige Spiegelbild einer schönen Blumen-Vase in einer Entfernung von 10—12 Fuß vor sich erblickt und dasselbe für das Original hält, bis man sich selbst vor den Spiegel stellt, wo durch das Licht- und Luft-Bild natürlich verschwindet und dagegen das Original in weiterer Entfernung sichtbar wird.

Sie werden leicht begreifen, daß man durch bewegliche Spiegel also auch den Luftbildern Beweglichkeit verleihen kann. Die Phantasmagorien dieser Gattung waren eine Zeit lang sehr beliebt. Könnten sie nicht die Mängel der Volksschulen ergänzen und als Experimental-Physik gemeinnützig werden?

Doch die Fortschritte in der Chemie führten auch bald zu neuen Entdeckungen im Gebiete der Theorie vom Lichte, wovon ich später etwas mehr zu sagen haben werde und hier nur die von Daguerre zuerst erfundene Photographie als eine Offenbarung unsichtbarer und bis dahin unbekannt gebliebner Thätigkeiten des Luft- und Licht-Aethers berühren will. Die photographischen Bilder sind keine Spiegelbilder, vielmehr Schattenrisse, denn sie zeigen nicht die Farben des Originals. Das Bild des Gegenstandes ätzt sich auf chemisch präparirten Metall-, Glas-, Knochen-, Feder- oder auch Papier-Platten ein und die Licht- oder Luft-Atome müssen ihren Weg durch geschliffnes Glas nehmen, bewirken dennoch in wenigen Sekunden die correkte Zeichnung der Formen des Originales, von denen sie reflektirt werden. Diese Reflektion geschieht nicht etwa durch unmittelbaren Sonnenschein, vielmehr ist das gemilderte Tageslicht das zuträglichste für die Lichtmalerei. Nicht um lebendige und organische Körper auch leblose und unorganische Objekte müssen daher beständig nach allen Seiten hin diese feinen Lichtwellen zurückwerfen und da dieselben kräftig genug sind ihre Wirkung auf die photographirten Platten sichtbar zu machen, kann man ihnen sicherlich die Wirklichkeit, — die Materialität — nicht absprechen und wird zugleich genöthigt die Porosität des Glases und die minutiöseste Theilbarkeit der durchsichtigen Materie anzuerkennen, — ohne dabei die Wunderkraft des Herrn der Welt als schaffende Ursache uns in den Kopf zu setzen, denn wir haben sämmtliche Ursachen dieses Wunders in den natürlichen Gegenständen in dem Menschen und in seiner wissenschaftlichen Kunstfertigkeit vor uns. Allein die Poeten der Tagesliteratur waren damals noch Liebhaber des Unmöglichen in dem Sinne, daß für sie nichts unmöglich sei, was Gott will. In einer Zeitschrift las ich eine Abhandlung über die Daguerre'sche Erfindung, worin behauptet wurde:

Wenn es erwiesen ist, daß von allen irdischen Gestalten Lichtströmungen ins Unendliche strömen, so sei es auch denkbar, daß dadurch auf andern Planeten, oder auf Sternen in weiterer Entfernung Lichtbilder von irdischen Begebenheiten gesehen werden könnten, welche schon seit Jahrtausenden vergangen sind, weil die Fortpflanzung der Lichtströmung — wie den Astronomen bereits damals ermittelt hatten — trotz der großen Geschwindigkeit doch mehrere 1000 Jahre verbraucht, um von den Sternen der Milchstraße zu uns zu gelangen. Mit dem reflektirten Sonnenlichte müßte also, für jene Welten, der gleiche Fall eintreten, — er erwähnte ausdrücklich jener Kreuzigung Christi.

Genug lasse ich es dahin gestellt, ob der unbekannte Skribent wirklich die Absicht gehabt hat, auf so originelle Weise die Geschichte menschlicher Verirrungen zu einer allgemeinen Weltgeschichte — im des Wortes verneuertesten Bedeutung — zu erheben. Doch der wissenschaftliche Ritter kann die verbogenen Worte solcher Irrlehren nicht als Entschuldigung eines offenbaren Mißbrauches der Sprachgesetzsamkeit gelten lassen. Es sind ihrer noch so viele Leser nicht, denen die Fähigkeit abgeht, das Mögliche und Unmögliche in dergleichen poetischen Offenbarungen zu unterscheiden. — Es ließe sich auf solche Voraussetzung sofort den Beweis gründen, daß die ganze Meinung nichtig sei, nach welcher die Erde der Hauptbestandtheil der Welt und der Einzige vom lebenden Geschöpfen bewohnten Weltkörper sei. Denn, wenn die Lichtbilder menschlicher Thaten auf andren Sternen

ten. Er gewann dadurch einen großen Theil der Veteranen. Sein trefflicher Feldherr M. Vipsanius Agrippa, ein Mann von geringer Herkunft, aber ausgezeichnet durch wissenschaftliche Bildung und kriegerische Talente, drängte darauf die Feinde nach Hetrurien, wo er sie in der Stadt Perusia einschloß. Mehrere Feldherren des Antonius, die mit ansehnlichen Heerhaufen in Gallien standen, rückten zwar zum Entsatz heran, da sie aber von ihrem Gebieter weder Befehl noch überhaupt Nachricht erhielten, so wagten sie kein entscheidendes Vorgehen. Nun ward natürlich die von Hunger bedrängte Stadt zur Uebergabe gezwungen. Der Sieger entließ den L. Antonius sowie Fulvia und ihre vornehmsten Anhänger ungefährdet. Unter vielen Flüchtlingen kam zu Nonius auch Julia, seine Mutter, die bei Pompejus in Sicilien Schutz gefunden hatte und dem Sohne Bund und Freundschaft ihres Beschützers antrug.

M. Antonius stand jetzt an der letzten Stufe, die zu der ersehnten Höhe führte. Noch ein Schritt, dann war er auf dem Gipfel, und alle Herrlichkeit der Welt lag vor ihm ausgebreitet. Denn Ahenobarbus mit seiner Flotte hatte sich ihm unterworfen, Pompejus stand zu seiner Verfügung, Asien gehorchte ihm, die Legionen seines Gegners zeigten sich ihm geneigt. Dennoch that er den Schritt nicht; denn er war nicht mehr derselbe Mann, wie nach dem Tode Cäsar's. Ein Weib, die Königin von Aegypten, hielt ihn in Fesseln, die Genüsse des Orients hatten seine Kraft geschwächt; nur selten loderte die Flamme der alten Thatkraft in ihm auf, um bald wieder in dem Hange für erbärmlichen Zeitvertreib zu verglühen. Darum berennte er zwar Brundusium zu Wasser und zu Lande und ermunterte den Pompejus zu verheerenden Einfällen in Campanien und in das brutische Gebiet; aber er ließ sich doch bald in Unterhandlungen ein, die zum Abschluß eines neuen Vertrages, des Brundusischen, führten. Durch denselben wurden ihm alle Provinzen östlich von Skodra in Illyrien, Octavian die westlichen Länder zugetheilt. Lepidus mußte sich mit Afrika begnügen, zu dessen Behauptung er sechs weniz zuverlässige Legionen erhielt. Da unterdessen Fulvia gekränkt durch die Vorwürfe ihres Gemahls in Athen gestorben war, so willigte Antonius in eine Ehenverbindung mit der liebenswürdigen Octavia, der Schwester seines Nebenbuhlers, deren geistige und körperliche Vorzüge wohl geeignet waren, einen würdigen Mann zu fesseln, nicht aber den schwelgerischen Wüstling, den sich Triumvir nannte. Freilich bereute das Volk den Vertrag, der ihm Sicherheit und Frieden zu bringen schien. Als aber neue Steuern zum Kriege gegen Pompejus ausgeschrieben und durch die Corsaren dieses Seekönigs die Getreidezufuhr gehemmt und dadurch Hungersnoth verursacht wurde, da trieb die Verzweiflung zur Empörung. Sie war, wie in Sinuessa Pinna gedämpft, allein die furchtbare Noth und die deshalb überall herrschende Gährung nöthigten dennoch die Machthaber zu einem Vergleiche. Auf dem Hafendamm zu Misenum wurden die Unterhandlungen gepflogen, da kam man überein, daß Pompejus die See frei geben, jährlich eine bestimmte Menge Getraide nach Rom liefern, dafür aber im unumschränkten Besitz von Sicilien, Sardinien und selbst von Achaia (Griechenland) bleiben solle. Die Verlobung des M. Marcellus, Stiefsohns des Antonius, mit der Tochter des Pompejus, und die üblichen Gastmähler vollendeten die Versöhnung. Nunmehr trafen zuerst die Herren der römischen Welt auf der gewaltigen Hexere (Sechsruderschiff) des Pompejus zusammen. Sie lagerten friedlich in den Polstern des Triclinium's beim leckern Mahl im Angesichte des herrlichen Golfs, der Stadt, der Villen und vielgestaltigen Berge. Sie leerten die Becher köstlichen Weines und heitere Reden erhöhten die Freude, gleich als ob niemals ein Streit zwischen ihnen bestanden hätte. Da trat der Freigelassene Menodorus, ein kühner Corsaren-Capitän des Pompejus, zu seinem Herrn. Er flüsterte ihm zu, wenn er Lust habe, Herr des gesammten römischen Reiches zu werden, so solle er jetzt eilends die Anker lichten. Nach kurzem Besinnen verwies Pompejus, Menodorus hätte besser gethan zu handeln, statt zu schwatzen, er selbst dürfte nicht die Ehrlosigkeit des Meineides auf sich laden. Ein Gastmahl, das die Triumvirn an der Küste veranstalteten, beschloß die Festlichkeiten. Darauf zogen die Letztern überall mit fast göttlichen Ehren gefeiert, nach Rom, wo Senat und Volk schon gelernt hatten, vor ihren Gebietern den Staub zu küssen. Sie ergänzten den Senat mit ihren Creaturen, Ausländer, Sclavensöhne, Freigelassene; sie vergaben Aemter und Provinzen nach Willkür, ernannten Consuln auf nur auf Monate und erhielten Bestätigung dieser und anderer Verfügungen.

Die Frauen der französischen Revolution.

Die Vendeerinnen im Jahre 90 und 91.

In dem Augenblick, wo die Auswanderten, den Feind an der Hand führend, ihm am 24. u. 25. August, am Jahrestage der Pariser Bluthochzeit, die östlichen Grenzen Frankreichs geöffnet hatten, war im Westen der Krieg der Vendeer ausgebrochen.

Sonderbar! Dies geschah am 25. August an jenem Tage, wo der Bauer der Vendee die Revolution angriff, jene Revolution, die, in ihrer großmüthigen Parteilichkeit, den langen Prozeß der Jahrhunderte zu Gunsten des Bauernstandes entschied und die Rechte des Herrenstandes aufhob ohne Entschädigung.

In demselben Augenblick nahmen alle Nationen, Savoyen, Italien, Belgien, das deutsche Rheinland u. die Städte, die deren Thore sind, Nizza, Chambery, Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Mainz, die dreifarbi-

ge Fahne an: Alle geizten nach der Ehre, französisch zu werden. Und trotzdem findet sich im Herzen Frankreichs selbst ein dergestalt verblendetes Volk, daß es gegen seine Mutter, gegen das Volk, dem es selber angehört, zu den Waffen greift. Diese armen, unwissenden und verführten Vendeer rufen, ihre weißen Fahnen erhebend: Tod der Nation!

Alles ist geheimnißvoll in diesem Kriege der Vendée. Es ist ein Krieg der Finsterniß u. des Räthsels, ein Krieg der Phantome und unergreifbarer Geister. Im Volke kreisen darüber die widersprechendsten Gerüchte. Nach irgend einer tragischen That langen die abgeschickten Commissäre der Nationalversammlung unerwartet am Orte jener That an und finden die Gemeinde im tiefsten Frieden. Der Bauer ist bei seiner Arbeit. Die Frau sitzt vor der Thür in der Mitte ihrer Kinder und spinnt, den Rosenkranz am Halse. Und der Gutsherr? Man findet ihn bei Tische; er ladet die Angekommenen ein und trinkt mit ihnen auf das Wohl des Vaterlandes. Beruhigt und entzückt kehren die Commissäre nach Paris zurück; doch schon am andern Morgen beginnen die Morde u. Brandstiftungen von Neuem ihre Schrecken zu verbreiten.

Vergebens fragte sich die Nationalversammlung, wo und wie der flüchtige Geist des Bürgerkrieges zu fangen, zu ergreifen ist.

Blicken wir näher um uns. Aber wir sehen nichts, als dort unten auf der Steppe, in der Heide, eine graue Schwester, eine Nonne, die niedergebeugten Hauptes dahinschleicht. Weiter unten, zwischen zwei Gehöften, erblicken wir eine Dame zu Pferde, begleitet von ihrem Diener; sie reitet blitzschnell, überspringt die Gräben, verläßt die Fahrstraße und reitet, unbekümmert, ob ihr Jemand begegnet, querfeldein.

Auf derselben Landstraße wandert den Korb am Arme, Eier oder Früchte tragend, eine ehrbare Bäuerin. Auch sie eilt, denn auch sie will noch vor Anbruch der Nacht die Stadt erreichen.

Doch wohin geht diese Nonne, diese Dame, diese Bäuerin? Sie gehen auf drei verschiedenen Wegen und langen dessenungeachtet an einem und demselben Orte an. Alle drei pochen an die Thür eines Klosters. Und warum nicht? Die Dame besucht ihre junge Tochter, die hier erzogen wird; die Bäuerin verkauft hier ihre Waare, die fromme Schwester sucht hier Obdach, nur für eine Nacht.

Wer will sagen, daß sie gekommen sind, um sich Befehl zu holen vom Priester? Heute ist Keiner da! — Ja, aber gestern war er hier. Doch wer kann es verfänglich finden, wenn er Sonnabends kommt, um hier die Beichte der Nonnen entgegenzunehmen. Beichtvater und Leiter der frommen Schwestern, leitet er durch sie die Herzen ihrer unermüdlichen Zunge, vertraut er ein Geheimniß, das alle Welt erfahren soll, ein falsches Gerücht, das man verbreiten will, ein Signal, nach dem sich Jeder richten soll. Unbeweglich in seiner Zurückgezogenheit setzt er mit Hilfe dieser gleichfalls unbeweglichen Nonnen die ganze Umgegend in Bewegung.

Frau und Priester, da ist Alles, da ist die Vendée, da ist der Bürgerkrieg! Ohne Beistand der Frau vermöchte selbst der Priester nichts!

— Ah! Ihr Räuberinnen! rief einmal eines Abends ein republikanischer Anführer, in einem Dorfe angelangt, in welchem die Frauen allein zurückgeblieben waren zu einer Zeit, als dieser schreckliche Krieg das Leben so vieler Männer verschlungen hatte. Ihr Weiber, sagte er, seid an allem Unglück schuld. Ohne Euch Frauen, stände die Republik schon lange fest! Geht, Ihr Alle, Alle sollt sterben. Morgen schießen wir Euch nieder, und übermorgen kommen Eure Männer, die Räuber, um uns dafür niederzuschießen.*)

Er schoß sie nicht nieder, diese Frauen, aber er hatte ein wahres Wort gesagt. Er kannte die geheime Ursache, die Triebfeder des Bürgerkrieges, besser als jeder Andere; denn dieser republikanische Offizier war Priester gewesen und hatte seine Kutte abgeworfen: er wußte, daß jedes Werk der Finsterniß nur durch das kluge, sinnige Einverständniß zwischen Frau und Priester gelingen könne.

Denn die Frau ist das Haus, aber sie ist auch mehr als das allein: sie ist Kirche und Beichtstuhl. Dieser düstere Eichenschrank, wo die Frau, knieend unter Thränen und Gebeten, den satanischen Funken empfängt und mit sich fortträgt, dieser Beichtstuhl ist der wahre Herd des Bürgerkrieges.

Und außerdem ist die Frau das Bett, der mächtige Einfluß der ehelichen Gewohnheiten, die unbesiegbare Gewalt der Seufzer und Thränen. Der ermüdete Mann ist eingeschlafen. Sie aber, sie schläft nicht. Sie dreht und wendet sich so lange, bis er aufweckt. Sie stöhnt, sie seufzt, sie weint. — Was hast du wieder? fragt der Mann. — Ach, unser guter König sitzt gefangen im Temple! Sie haben ihn geschändet, wie die Pharisäer unsern Herrn und Heiland Jesus Christus! Und wenn der Mann, nachdem sie beruhigt, wieder einzuschlafen versucht, weckt sie ihn von Neuem mit den Worten: Man sagt, man wolle die Kirche verkaufen, und das Pfarrhaus soll Jedem, der es kaufen wagt

Und auf diese Weise hatte jedes Haus, ihre Familie in der Person einer glühenden, eifrigen, unversöhnlichen, keineswegs verdächtigen, aufrichtigen, und meinleidenschaftlichen Predigerin der Contre-Revolution, einen Prediger, welcher weinte und litt, und kein Wort sprach, dem nicht anzuhören war, daß ihm dabei das Herz brach.

So begann sich nach und nach, dieses grenzenlose Unglück, diese grausame Scheidung zu offenbaren. Die Frau ward das Hinderniß und der Widerspruch des revolutionären Fortschritts, den der Mann begehrte.

Dieses Factum das ernste und schrecklichste jener Epoche, war bisher wenig oder gar nicht bemerkt und hervorgehoben worden.

Das Eisen zerschnitt den Lebensfaden

*) Wörtlich aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Sapinaud. E. M. D.

vieler Männer. Dies aber war nicht das Schlimmste. Weit schlimmer noch war jenes unsichtbare Eisen, das die Bande der Familie zerschnitt und das Weib zum Gegner ihres Mannes machte.

So war es gegen 92. Die Frau ward, sei's aus Liebe zur Vergangenheit, Macht der Gewohnheit, sei's aus Schwäche des Herzens und aus leider nur allzu natürlichem Mitleid für die Opfer der Revolution, sei's endlich aus Abhängigkeit und Gehorsam für den Priester, der nimmer ruhende, ewig klagende Anwalt der Contre-Revolution.

Es war auf dem materiellen Gebiete der Erwerbung der Nationalgüter, auf dem sich hauptsächlich der moralische Kampf zwischen Mann und Frau entspann.

War dies eine materielle Frage? Man kann Ja und Nein sagen.

Für die Revolution war es eine Frage auf Leben und Tod. Da die Abgabe nicht einging, blieb ihr kein anderes Mittel, als der Verkauf der Nationalgüter. Wenn dieser sich nicht verwirklichte, dann war sie entwaffnet und den Gefahren der Invasion bloßgegeben. Das Heil der moralischen Revolution, der König der Principien, beruhte auf der finanziellen Revolution.

Kaufen ist ein bürgerliches Geschäft, eine Sache der Hoffnung und des Vertrauens. Jeder Kaufende gab zu erkennen, daß er sich und sein Gut dem Gefahr laufenden Staatsschiff anvertraue und entschlossen sei, darauf zu landen oder unterzugehen. Der gute Bürger kaufte; der schlechte hingegen verhinderte zu kaufen.

Auf der einen Seite die richtige Zahlung der Abgaben, auf der anderen den Verkauf der Nationalgüter verhindern, der Revolution alle Lebensmittel abschneiden und sie sterben lassen durch Hunger: das war der sehr einfache und ganz gut berechnete Vorsatz der kirchlichen Partei.

Der Edelmann zog den Fremden heran und der Priester verhinderte, daß man sich gegen den heranrückenden Feind vertheidigte. Dieser entwaffnete, Jener erdolchte Frankreich.

Wodurch war's dem Priester möglich gemacht, das Rad der Revolution zu hemmen? Dadurch, daß er sie in den Schooß der Familie überpflanzte, die Frau dem Manne gegenüberstellte, indem er mit Hilfe der Frau die Börse des Mannes zu den Bedürfnissen des Staates schloß.

In diesem Sinne arbeiteten vierzigtausend Kanzeln, hunderttausend Beichtstühle — eine ungeheure Maschine, von unberechnenbarer Kraft, ohne Schwierigkeit ankämpfend gegen die revolutionäre Maschine der Zeitungspresse und Clubbs, denen nun ihrerseits, wenn sie siegen wollten, kein anderer Ausweg blieb, als den Schrecken zu Hilfe zu rufen.

Der kirchliche Schrecken hatte schon 89, 90, 91 und sogar schon 92 in den Predigten und Beichten gewüthet. Die beichtende Frau wurde gebeugt, erschreckt, zernirscht nach Hause geschickt. Von allen Seiten hatte ihr der Priester nichts als Hölle und ewige Flammen gezeigt. Man konnte nichts mehr thun, ohne sich dafür verdammt zu sehen. Der Priester hatte ihr gerathen, dem Gesetze den Gehorsam aufzukündigen und der Revolution keine Abgabe zu zahlen. Wer anders handelte, war verdammt. Aber die Tiefe dieses Abgrunds, der Schrecken der Qualen ohne Heilmittel, die spitzeste Kralle des Teufels war Jenem bestimmt, der sich so weit vergaß, Nationalgüter anzukaufen. Wie hätte die Frau es wagen sollen, mit einem solchen Menschen fortzuleben? Sein Brot war ja nur Asche! Welche Frau hätte den Muth gehabt, noch länger das Bett eines solchen Verstoßenen zu theilen?

Wer ist im Stande zu sagen, auf wieviel Arten der Mann verfolgt, bedroht und gequält ward von Seiten seiner Frau, kein Nationalgut zu kaufen!

Und so kam's daß der Ankauf dieser Güter dem Staate wenig einbrachte, Keiner wollte sie sich aneignen, weil seine Frau ihm tausendmal wiederholte: es ruhe der Fluch der Kirche darauf.

So standen die Sachen in fast ganz Frankreich, vor Allem aber in der Vendee, in Anjou, in Maine und in der Bretagne, überall, wo die Frau mit dem Priester eng verbunden war. Das Weib verhinderte den Mann, Nationalland zu kaufen. Diese vom Bauer so sehr erwünschte und seit Jahrhunderten erstrebte Erde war in dem Augenblick, wo der Staat sie ihm gewährte, nicht vorhanden für ihn, weil die Frau ihn, im Namen Gottes, vom Ankaufe derselben zurückhielt.

Nach unserer Ansicht waren die Frauen noch aufrichtiger, noch heftiger fanatisch als die Priester selbst. Sie rissen jene fort, die sie zu leiten schienen. Die Frauen waren es, welche ihre Beichtväter beherrschten und ihre Männer in dem Bürgerkrieg.

Der Bauer, der bis 1789 mit der Kirche, wegen des Zehnten, in beständigem Kriege gelegen hatte, stand jetzt auf der Seite des Priesters. Wer hatte ihn so schnell ausgesöhnt? Die Revolution selbst, indem sie den Zehnten aufhob. Durch diese mehr großherzige als politische Maßregel gab sie dem Priester all' seinen ganzen Einfluß auf das Land wieder. Hätte der Zehnten fortbestanden, nie hätte er die Waffen gegen die Revolution ergriffen.

Die widerspenstigen Priester kannten vollständig den Zustand der ihnen ergebenen Landbevölkerung, das tiefe Schmerzgefühl der Frauen, die düstere Empörung der Männer. Und daraus schöpften sie große Hoffnungen und unternahmen es, ihre Hoffnungen dem Könige mitzutheilen. In einer Menge von Briefen die sie im Frühjahre 92 theils selber schrieben, theils schreiben ließen, ermuthigen sie ihn, standhaft zu bleiben, keine Furcht vor der Revolution zu haben und jede Maßregel, welche Thron oder Kirche gefährden könnte, durch das constitutionelle Hinderniß, durch sein Veto, zu beseitigen. In allen Tonarten und nach den verschiedenartigsten Beweisgründen predigt man ihm Widerstand gegen das Andrängen der Revolution. Bald sind es Bischofsbriefe

angefüllt mit Phrasen von Bossuet: Sire, Sie sind der allerhöchste König ... erinnern Sie sich Ihrer glorreichen Vorfahren ... was hätte Ludwig der Heilige gethan? Bald sind es Briefe, geschrieben von frommen Schwestern oder in deren Namen. Diese klagenden Tauben, herausgerissen aus ihrem Klosternester, verlangen vom Könige die Erlaubniß darin bleiben, darin sterben zu dürfen. Sie wollen, anders ausgedrückt, daß der König die Vollstreckung der Gesetze, die sich auf den Verkauf der Kirchengüter beziehen, aufhalte.

Die kühnsten Briefe aber kommen vom Priesterstande.

„Sire," schreibt Einer, „Sie sind ein frommer Mann. Wir haben dies nicht vergessen. Sie werden thun, was Sie können. Aber Zeit ist es, daß Sie erfahren, was Sie nicht zu wissen scheinen: das Volk ist müde der Revolution. Sein Geist hat sich geändert ... sein frommer Glaube ist zurückgekehrt .., Kirchen und Beichtstühle werden wieder besucht. Den Liedern der Revolutionen sind die Gesänge der Kirche gefolgt. Das Volk ist auf unserer Seite!"

Einer dieser Briefe, ganz geeignet, den König zu täuschen, zu ermuthigen und ihn desto schneller an den Abgrund zu drängen, ist der, den die in Angers vereinigten Priester, welche den Eid zu leisten sich geweigert, am 9. Februar 92 an Ludwig *XVI.* geschrieben. Offen und kühn verkündigt er den Bürgerkrieg. Sie brüsten sich mit einer Armee, mit einer Jacquerie von Bauern, die zu ihrer Verfügung steht. Diese blutigen Zeilen scheinen niedergeschrieben von der Hand, von dem Dolche Berniers, eines jungen Pfarrers zu Angers, sie durch Verbrechen befleckt, durch seinen Ehrgeiz gespalten und zu seinem eigenen Vortheile ausgebeutet hat.

„Man sagt," heißt es in seinem Briefe, „daß wir die Bevölkerung aufreizen. Wir thun aber gerade das Gegentheil. Was würde aus dem Königreiche, wenn wir das Volk nicht zurückhielten? Ihr Thron würde sich dann nur auf einen Haufen von Leichnamen und Trümmern stützen. Sie wissen, Sire, Sie wissen es zu gut, was ein Volk, das sein Vaterland liebt, zu thun im Stande ist. Aber Sie wissen nicht, was dieses Volk im Stande sein wird, wenn man ihm seine Religion, seine Altäre anzutasten oder zu zertrümmern wagt."

In diesem Briefe liegt eine kühne Drohung. Dieses *Va-tout* eines Priesters ist, man merkt es, sein letzter Schrei vor dem Bürgerkriege. Er zögert nicht, die geheime Ursache seiner Verzweiflung zu offenbaren: den Schmerz, losgerissen zu werden von Jenen, deren Gewissen er leitet. „Man wagt es, fährt dieser Brief fort, jene Mittheilungen zu unterbrechen, welche die Kirche nicht allein erlaubt, sondern ausdrücklich vorschreibt."

Diese Propheten des Bürgerkrieges waren ihrer Sache nur zu gewiß. Sie liefen nicht Gefahr, sich zu täuschen, indem sie voraussagten, was sie selber thun würden. Die Haushälterinnen u. Wirthschafterinnen der Pfarrer und anderer Priester waren die Ersten, die mit mehr als ehelicher Heftigkeit gegen die beeidigten Priester losbrachen. In Cervan, bei Saint-Malo, kams zu einer wahren Weiber-Meute. Im Elsaß war die Haushälterin eines Pfarrers die Erste, welche die Sturmglocke läutete, um Jagd zu machen auf die Priester, welche den Bürgereid geleistet hatten. Die Frauen der Bretagne läuteten nicht, aber sie schlugen zuerst los. Mit Besen bewaffnet stürmten sie in die Kirche und jagten den beeidigten Priester vom Altare weg. — Noch weit sicherere Schläge wurden von den Nonnen geführt. Die Ursulinerinnen brüteten in den ihrer Leitung anvertrauten Mädchenschulen den Krieg der Chouans aus. Die *Filles de la sagesse*, deren Mutterhaus sich zu Saint-Laurent, bei Montagu befand, bliesen den Funken zur Flamme an. Diese frommen Kranken-Pflegerinnen impften Jedem ihrer Patienten die Wuth gegen den tollen Hund der Revolution ein.

— Laßt sie laufen, sagten die Philosophen, die Freunde der Duldung. Laßt sie weinen und schreien und ihre alten Kirchenlieder abheulen. Was kann das uns schaden?

Ja, aber tretet Abends in diese Dorfkirche ein und seht wie das Volk hineinströmt. Hört Ihr diese Gesänge und schaudert Ihr nicht? Diese alten Litaneirn und Hymnen werden durch die Art und Weise, wie man sie singt, eine andere Marseillaise. Und dieses *„Dies irae"*, mit Wuth gebrüllt, was ist es anders als ein Gebet des Mörders, ein Ruf an die ewigen Feuer göttlicher Rache?

— Laßt sie gewähren, sagte man, sie singen, aber thun nichts!

Und unterdessen sammelten sich große Haufen. Im Elsaß versammelten sich achttausend Bauern, um zu verhindern, daß man die Gerichtssiegel lege auf ein Kirchengut. Diese guten Leute, sagte man, hatten freilich keine andere Waffe, als ihren Rosenkranz. Andere aber hatten sie Abends, als der constitutionelle Pfarrer, nach seiner Behausung heimgekehrt, Steinwürfe erhielt durch die Fensterscheiben.

Man wandte nicht kleine, schüchtern angelegte Intriguen, sondern kühn und keck die gröbsten Mittel an, um den Fanatismus der Leute anzufachen: man schenkte ihnen Irrthum und Mord in vollen Zügen ein. Die gute Jungfrau Maria erschien und verlangte, daß man jeden Feind der Kirche ihres gekreuzigten Sohnes tödte. In Apt und Avignon bewegte sie sich, that Wunder und erklärte, sie wolle nicht länger in den Händen der Constitutionellen bleiben, und man entriß sie nach blutigem Kampfe der Hand des beeidigten Priesters. In der Provence aber ist zu viel Sonne. Die Jungfrau erschien lieber in der Vendee, in den Nebeln, in den dichten Gestrüppen, in den undurchdringlichen Hecken. Sie benutzte den alten localen Aberglauben und zeigte sich auf drei verschiedenen Orten und immer in der Nähe einer alten druidischen Eiche. Aber ihr Lieblingsaufenthalt war jenes Saint-Laurent, von wo die „Töchter der Weisheit", die Wunder der heiligen

den Ruf nach Rache

Alle diese Vorbereitungen zum Bürgerkriege, dies tiefe Einverständniß der Frauen mit den Priestern, der Priester mit dem Könige und des Königs (damals blos vorausgesetzt und später erst bewiesen), mit den Feinden Frankreichs, deren Heere er seit 1791 herbeigerufen, dies Alles verfehlte seine Wirkung nicht. Die constitutionellen Royalisten, welche geglaubt hatten, die Freiheit und das Königthum mit einander auszusöhnen, fanden sich grausam getäuscht durch den König selbst und durch die Geistlichkeit. Gebrochen, machten sie Platz der Gironde, welche das Königthum, und endlich den Montagnards, die den König tödteten, die aber, eben dadurch, im Gefühle des Volks und in den Herzen der Frauen das gefährlichste Werkzeug der Gegen-Revolution hervorriefen: die Legende Ludwigs *XVI.*

Psychologisches.

Von Dr. W. Erbmann.

Gegensatz der Geschlechter-Stellung in der Liebe, Ehe, Familie, Emancipation der Frauen, ihr Einfluß u. ihre Macht.

Um ein wirkliches Unterschiedensein der Menschen zu denken, werden wir ihn so denken müssen, daß nicht nur für die Betrachtung oder Vergleichung seine natürliche Beschaffenheit die Negation einer andern ist, sondern daß sie dies an sich ist. Dies aber findet nur dort Statt, wo Eines wirklich sich selbst von dem Andern unterscheidet, indem es an diesem sein Unterschiedenes oder Negatives, d. h. sein Gegentheil hat, dem es entgegengesetzt ist. Wenn ich den Tisch mit dem Briefbogen vergleiche, so ist jenes nur für mich ein Anderes, weil ich sie auf einander beziehe; dagegen aber hat das Gute an dem Bösen kein Anderes, von dem es nicht nur unterschieden wird, sondern sich scheidet. „Unser Begriff vom Menschen ist erst dann vollständig, wenn wir ihn in einem von Natur gesetzten Gegensatz denken."

Das Verständniß der männl. u. weiblichen Natur wird ganz unmöglich, wenn man meint, dieselben seien nur unterschieden, anstatt anzuerkennen, daß sie sich ganz entgegengesetzt sind, wie die beiden Elektricitäten, und darum sich polarisch zu einander verhalten. Nur das Mißkennen dieses Punctes hat dazu geführt, daß man von einem Vorzug des einen Geschlechts vor dem andern hat sprechen können. Im Alterthum ist die Ansicht von einer Rangordnung der Geschlechter allgemein, und selbst der griechische Philosoph, welcher das Weib höher stellt als irgend Einer unter seinen Landsleuten, und sogar so weit geht, daß er in der Ehe die Gleichberechtigung der Gatten ausspricht: Aristoteles, selbst dieser kann sich noch nicht davon losmachen, daß das Weib nur ein unvollendeter, unreifer Mann sei. Hält man dagegen fest, daß eine Polarität zwischen den Geschlechtern Statt findet, so kann von dergleichen Absolutheiten ebenso wenig die Rede sein, als in dem eben angeführten Beispiel von einem Vorzug der einen Elektricität vor der andern. Da der Gegensatz überhaupt in dem Verhältniß des Positiven zum Negativen besteht, so ist es nicht ein bildlicher, sondern ein ganz exacter Ausdruck, wenn wir sagen, der Mann stehe als das Negative der Frau als dem Positiven gegenüber. Dagegen sind es allerdings nur bildliche Ausdrücke, oder vielmehr Vergleichungen, wenn einige Naturphilosophen das Weib mit dem Wasserstoff oder dem Basischen oder der Pflanze, den Mann mit dem Sauerstoff oder der Säure oder dem Thiere zusammengestellt haben. Je höher eine Form des Gegensatzes steht, desto eher kann man sich einen solchen Vergleich erlauben, je niedriger dagegen, um desto mehr nähert man sich der bloßen Spielerei. Schon ein ganz flüchtiger Blick auf eine normale männliche und weibliche Gestalt läßt in jener eine gewisse Starkheit und Eckigkeit erkennen, wo die Umrisse sich in gerade Linien zu legen suchen, während bei dieser Alles sich abrundet und an die Kreislinie erinnert. Das Vorherrschen dieser beiden Linien hat hier eine symbolische Bedeutung, die ins Unendliche verlängerbare Gerade zeigt das Aus-sich-Herausstreben, der Kreis ist Sinnbild des In-sich-zurückgekehrt-seins, und in der That ist es dieser Gegensatz der Excentricität und Centralität, den uns die beiden Geschlechter nicht nur in den äußeren Umrissen ihrer Gestalt, sondern auch in ihrem innern Leben zeigen. Die breitern und stärkern Schultern des Mannes, die eigenthümliche Weise, wie sich bei ihm das Bein an die schmalere Hüfte schließt, macht ihn geschickter zu einem mächtigen Gebrauch der Gliedmassen, womit der Mensch die Erde angreift und von sich stößt. Rousseau macht die Bemerkung, es gebe eine Bewegung, die der schönsten Frau schlecht stehe. Dies sei schnelles Laufen. Er hätte ganz dasselbe sagen können von allen Armbewegungen, die eine sehr große Anstrengung verlangen, z. B. den Bewegungen beim Ringen oder Fechten. Sie sind bei einer Frau unschön, weil es nicht schön von ihr ist, wenn sie vor uns flieht oder gegen uns kämpft. Sie ist dazu bestimmt, sich einholen zu lassen und sich zu ergeben. Die Verhältnisse der ganzen Gestalt und der einzelnen Theile weisen immer auf dieses Eine hin, daß beim Manne die Richtung nach Außen vorwiegt. So hat die Frau einen verhältnißmäßig größern Kopf als der Mann — der des Apoll von Belvedere ist nur $^{1}/_{16}$ von dem der Mediceischen Venus —, weil bei ihr der Centraltheil des Nervensystems, die Gehirnmasse, im Verhältniß zu der Masse der herausstrebenden Nerven größer ist, als beim Manne, bei welchem gerade die letztere überwiegt. Auf andere Functionen überzugehen, so eignet der Mann sich mehr Stoff an als die Frau, er ißt und trinkt viel mehr, er athmet viel stärker, sie kann länger hungern, ist schwerer zu ersticken als er, weil bei ihm

die Assimilation, der ihr die Assimilation mächtiger ist. Der Kreis der sinnlichen Wahrnehmungen ist beim Manne weiter, dagegen nimmt in seinem engern Kreise die Frau schärfer wahr als er; das in der Nähe Gesprochene entgeht ihrem Ohr viel weniger als ihm, und in der Dämmerung sieht sie besser als er. — Alles dies ist ein Fingerzeig, daß von Natur die Frau bestimmt ist, das in sich Einige, mit sich Identische und innerlich Gehaltene darzustellen, was eben mit dem Begriffe des Positiven zusammenfällt, während der Mann den Menschen von seiner negativen Seite zeigt, indem in ihm das Unbefriedigte und Zerrissene fällt, welches überhaupt zur Thätigkeit nach Außen führt. Ist nun die Wirksamkeit nach Außen das, wonach die Stärke gemessen wird, und nennt man andererseits harmonische Einheit mit sich Schönheit, so ist es begreiflich, daß die Bezeichnungen starkes und schönes Geschlecht umgekehrt genommen werden können, daß man von dem Manne vor Allem Kraft verlangt, von der Frau besonders Anmuthige Schamhaftigkeit. Das Gräulichste, was es gibt, ist ein feiger Mann und ein frechs Weib. Die Lateinerinnen der neuen Zeit mögen mir verzeihen, wenn wir jenen ein Weib, diese einen Drachen nennen, Worte, die an und für sich doch gewiß keine Schelmworte sind, hier aber dazu werden. Da nun Liebe doch das ästhetische Wohlgefallen nicht das Wesentliche sein kann, so ist es auch begreiflich, warum Männer und Frauen am meisten gefallen, wo sie sich ihrer Natur gemäß zeigen. Der Ausdruck des Muthes verschönert jeden Mann, ja selbst der Kreis seiner Behäbigkeit, der Zorn kann es; dagegen ist ein zanniges Weib immer häßlich, und wenn alle Frauen wüßten, wie die selbst vor zur Wohlgefälligkeit gehörige Schüchternheit sie verschönert, sie würden die Zeit zurückwünschen, wo diese zarte Blüthenstaub noch nicht abgestreift war. Der Mann, den nichts so häßlich macht, wie die Angst, verliert in ästhetischer Hinsicht nichts, ja er gewinnt sogar, wenn er die Schüchternheit und Aengstlichkeit ablegt; darum ist über für uns andere Geschlecht kein Schluß zu ziehen.

Lassen Sie mich jetzt nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen über den Gegensatz der beiden Geschlechter ihn in seinen einzelnen Beziehungen schärfer bezeichnen. Da die Natur den Mann zum Hinausstreben aus sich prädestinirte, so ist er mehr als die Frau auf die Außenwelt angewiesen. Daher die größere Geselligkeit und die größere Genußsucht, dahin auf der andern Seite eine Energie, die sich nur im Handeln bethätigt, während die Frau weit leichter entbehrt, und eine Energie im Dulden zeigt, die uns Bewunderung abzwingt. Sie sind nie in diese äußersten Extreme des leeren schattenlosen Arbeitens und des bis zum Excess getriebenen Genusses, zwischen denen das Leben des Mannes so leicht schwankt, weil sie sich nicht, wie er, zu verlieren, sondern zu bewahren bestimmt ist. Daher ihnen fast absolute Unmöglichkeit für den Mann, sich in Verhältnisse, höhern Standes u. s. w. hineinzuleben, während die Frau wegen ihrer ideellen Unabhängigkeit von ihnen, dies viel leichter vermag. Aus sich selbst schöpft die Frau, darum bleibt Alles in ihr objektiv; gründet sich auf ein unmittelbares Gefühl, auf einen für uns unbegreiflichen Takt, mit dem sie Alles intuitiv auffaßt. Anders der Mann, der abstrahirt fortwährend von aller Subjectivität, darum überhaupt nach objectiven Gründen, verfällt in Discurse, läßt sogar ein Gefühl vor dem Verständigen Raisonnement zurücktreten. Daher die stete Voraussetzung des Mannes, man solle consequent sein, die ihn so oft zur Einseitigkeit, zum Extrem führt, während die Frau mit ihrer angeborenen Antipathie gegen Logik dennoch, weil sie stets das Ganze im Auge hat, in der Praxis so oft Recht behält. Darum ist sie, obgleich sie sehr oft in den allercomplicirtesten Verhältnissen, aus uns ein geradezu Knoten scheint, nicht zerhaut, sondern löst dennoch für das Raisonnement völlig unmöglich, und wenn Frauen raisonniren, d. h. auf durch Abstractionen gewonnene Allgemeinheiten Beweis, so geschieht es in der Regel so, daß gewisse Sentenzen, die aus Büchern oder Gesprächen aufgelesen wurden, *à tort et à travers* eingeflickt werden, zum Grauen aller Männer, die nicht wissen, wie dasjenige hierher gehört, und keinen Menschenverstand darin sehen. Wenn sie sagen: Männerverstand, so hätten sie auch Recht, sie vergessen aber, daß ein subjectiver Zusammenhang darin ist, indem diese Sentenz sich in demselben Kopf gefunden, wo das, wovon eben gesprochen wurde, und daß dieser Zusammenhang der Frau fehlt. Diese objective Richtung im Gegensatz gegen den grundlosen Objectivismus zieht sich nun auch in das Gebiet des Wollens und in alle ethischen Verhältnisse. Die Frau will gefallen und geliebt sein, der Mann mögen, willgeachtet sein und sucht Ehre, d. h. jene will daß die Zuneigung, die ihr geschenkt wird, sich auf subjective, diese, daß sie sich auf objective Gründe stütze. Unter Ehre verstehen beide Männer und Frauen etwas ganz verschiedenes; bei letzterm steht sie immer in näherer oder entfernterer Beziehung zur Liebe, während beim Manne es sich um objective Bestimmungen, um gesellschaftliche oder politische Relationen handelt. Eben weil der Subjectivismus des Frauen die Richtung auf die Sache nicht angeboren ist, eben deswegen soll man nicht tadeln, sondern als eine Thatsache gelten lassen, daß die Unterhaltungen der Frauen sich nur um den lieben Nebenmenschen drehen, während Männergespräche oft ganz Anderes betreffen. Es ist so, und den Männern, welche stets über die Klatschereien im Damenhause den Mund voll nehmen, denen möchte ich zu bemerken geben, daß die Gespräche über neu angekommene Weinsorten, über eine merkwürdige Domino- oder Whistpartie eben auch seinen sublimen Charakter haben. Mit Recht aber fordere ich diese Billigkeit von den Frauen; Weinsorten und Karten, Wiegenkoseln und die ganze leidige Politik, sie sind Sachen und keine Personen, und darum ist es erklärlich, wenn Männer sich stundenlang darüber unterhalten. Ebenso zeigt sich ein

... Neigung, die ... Frau erreicht ja übers... Mann an Intensität ... Liebe — (der Mutterliebe möchte keine gleichkommen) — dagegen ist sie ... unfähig zur Freundschaft, wenigstens überdauert diese nie einen Conflikt mit der Liebe, so daß es begreiflich ist, daß die Freundschaften junger Mädchen so oft durch Heirathen, ja nur durch Verlobungen, einen Stoß erleiden. Nicht anders ist es mit den verschiedenen Aeußerungen der Abneigung. Vergleichen Sie z. B. den Mann und die Frau in der Eifersucht. Da richtet sich der Hauptzorn der Frau auf die Nebenbuhlerin, die beneidet, vielleicht in Tracht und Putz nachgeahmt wird; die Liebe zum Ungetreuen kann dabei gleich intensiv bleiben. Umgekehrt beim Manne. Ganz besonders zürnt er der Frau, welche einen so Erbärmlichen u. s. w. ihm vorziehen konnte. Sehen Sie bei Beiden den Haß, so wird er im äußersten Grade beim Manne zum brutalen Mord, bei der Frau zur langsamen Grausamkeit führen; und wenn es einmal erlaubt ist, den Mann mit dem Thiere, die Frau mit der Blume zu vergleichen, so wird uns der hassende Mann den blutdürstigen Tiger, die hassende Frau die giftige Blume darbieten, die immer — *bella donna* bleibt. Fort aber von diesem Gebiete in ein erfreulicheres.

Es hieße in denselben Fehler verfallen, den ich an Aristoteles tadelte, wollte ich hinsichtlich der höchsten Erscheinungen im Menschenleben, ich meine der Sittlichkeit, der Erhebung im Kunstgenuß und in der religiösen Andacht, einem der beiden Geschlechter eine größere Fähigkeit zuschreiben, als dem andern, wie denn die Kirche auch keinem der beiden Geschlechter einen Vorzug giebt. Damit aber ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier sich ein sehr großer Unterschied zeigen wird. Zur richtigen Beurtheilung dieser Unterschiede muß als leitender Gesichtspunkt festgehalten werden, daß das weibliche Geschlecht uns den Menschen in seiner Einheit und harmonischen Uebereinstimmung mit sich selbst zeigt, und daß wir es darum als ein Unnatürliches ansehen müssen, wenn in den Geist und das Gemüth des Weibes die Widersprüche und Gegensätze hineingebracht werden, deren sich der Mann nicht erwehren kann und nicht erwehren soll. Eben darum verleugnet der Mann wenigstens nicht sein Geschlecht, wenn er in sittliche Verirrungen geräth, und es giebt für ihn leichter eine Rettung aus denselben, nach welcher seine Kraft, wenn auch vielleicht geschwächt, doch nicht gelähmt ist. Was er that, war, obgleich schlimm genug, doch nicht eine Verletzung der Natur. Anders bei der Frau; weil sie dazu bestimmt ist, in innerer Harmonie zu bleiben, deswegen ist es ein unnatürliches Vergehen, wenn sie ihr Gemüth von schwarzen Leidenschaften zerreißen, wenn sie sich dahin bringen läßt, leck der Sitte Hohn zu sprechen. Sie wird es mehr und länger zu büßen haben als der Mann, denn wer die höchste Seligkeit verscherzt, dessen Strafe ist um so härter. Ein ähnlicher Unterschied zeigt sich in der Kunst. Nur aus inneren Widersprüchen, um sie los zu werden, wird nicht nur Göthe's Werther sondern jedes andere Kunstwerk geboren; dann aber ist es begreiflich warum wir die Schöpfer großer Kunstwerke nur unter den Männern zu suchen haben. Wäre nun die Kunst nichts als das Hervorbringen des Kunstwerks, so müßte ich allerdings sagen, die Kunst ist nur Sache der Männer. Dies aber ist nicht so, vielmehr da die Kunst die beseligende Himmelstochter nur darum ist, weil sie Himmlisches, Ewiges, Ideales offenbart, ein Offenbarer aber ohne Einen, dem offenbar würde, nicht denkbar ist, so ist jenes Hervorbringen nur erst das Mittel und das Kunstwerk ist vollendet, d. h. sein Zweck erreicht erst da, wo vor dem vollendeten Jupiter der Anbetende niederfällt, und wäre es auch, wie in diesem Falle, zunächst nur der Künstler selbst. Indem es genossen wird, wird erst das Kunstwerk vollendet, und zu dieser Vollendung trägt das Weib ebenso viel, wenn nicht mehr bei. Am deutlichsten wird dies bei den Künsten, wo das Werk des Künstlers nur in der Composition besteht, zu welcher dann die Ausführung hinzukommt. Das Tonstück, die Tragödie ist erst vollendet, wo sie aufgeführt werden, und beide Geschlechter liefern dazu die Virtuosen. Es ist deshalb nicht blos ein Gallicismus, der einen Talma sagen läßt: *j'ai crea ce role.* Als Schiller zum ersten Male Fleck den Wallenstein spielen sah, soll er gesagt haben, jetzt erst lerne er seinen Helden kennen. Hätte Shakespeare seine Julia so sehen können, wie ich sie das erste Mal in meinem Leben sah, er hätte in Mme. Crelinger (damals Stich) mit einem Händedruck die Mitschöpferin seines schönsten Werkes begrüßt. Aber auch in den andern Künsten ist es ebenso. Das Kunstwerk, das nicht genossen wird, ist unvollendet, und im Genießen desselben thun es uns die Frauen zuvor. Unser Privilegium ist, es zu erzeugen, ihres, es zu empfangen, zu pflegen, und damit zu vollenden. Ja es ist eigentlich seltsam, dies ein Privilegium zu nennen, da sie ja vollenden, während wir nur — die Anfänger sind. (Vielleicht aber werden Sie in den letzten Worten ein Bei-Seitesetzen der Erfahrung sehen, welche uns doch zeige, daß Frauen wirklich Kunstwerke erzeugten. Betrachten Sie aber die Fälle genauer, so werden Sie finden, daß der lyrische Erguß, sei es nun als Dichtung oder Composition subjectiver Zustände, und das Portrait, wie es theils der Pinsel, theils Briefe liefern, das Einzige ist, was Frauen gelang, was wiederum für die Richtigkeit meiner Charakteristik spricht. Wo sie Objectives darstellen, wo sie den Conflikt sittlicher Mächte schildern wollten, da mißlang es, ja Annäherungen an den Erfolg, wie in manchen von Frauen verfaßten Tendenzromanen, wurden mit, nicht unverdienten, Spottnamen bestraft, die auf die Ueberschreitung der von der Natur gezogenen Grenzen hinweisen.) — Wie die Frau im Gebiete der Kunst dem Manne gleich steht, so auch im Gebiete der Religion. Auch hier werden die innern Kämpfe, welche dem

vorausgehen, daß das geschaute und gefühlte Göttliche geoffenbart werden kann, in männliche Gemüther fallen, und nur das männliche Geschlecht wird Religionsstifter aufzuweisen haben; aber schon unter den ersten Gläubigen und Glaubensmärtyrern finden sich Frauen und Männer, und zur Ausbreitung der Religion haben auf dem leisen Wege der frommen Erziehung sie vielleicht mehr beigetragen, als die Männer; ganz wie hinsichtlich der Erhaltung und Verbreitung des Sinnes für Schönheit dies ihnen nicht abgesprochen werden kann. Dem Sittlichen also, dem Schönen und dem Heiligen, sind beide Geschlechter gleich zugänglich. Derselbe Unterschied aber, auf welchen bei Gelegenheit der ersten Offenbarer des Schönen und Religion hingewiesen wurde, dieser zeigt sich auch noch weiter in der Art, wie es in den beiden Geschlechtern lebt. In der Frau geschieht dies normaler Weise nur in der Form des Gefühls, ihr ästhetischer Sinn und Geschmack, ihr religiöses Gemüth und ihr frommer Sinn, darin besteht ihr Dienst der Schönheit und ihr Gottesdienst. Wie ihre Sittlichkeit stets den Charakter seliger Unschuld behält, weil sie versenkt ist in die Substanz der Sitte, ihr angehört, wie das Kind dem Vaterhause, ganz ebenso ist es die unbefangene (substanzielle) Religiosität und der nie getrübte, sich hingebende Genuß des Schönen, den sie vor uns voraus hat. Von jenen innern Widersprüchen, jenem Irrewerden, welche den Mann, der über seinen Genuß reflektirt, zur Kritik und zur wissenschaftlichen Aesthetik, zum Zweifel und zur Religionswissenschaft führen, von diesen weiß die Frau Nichts, darum interessirt sie sich für dergleichen nicht, höchstens um ihres Mannes willen, dem dergleichen von Werth ist. Daß, was so begeistert und anspricht, unter der Loupe des Verstandes zerlegt wird, das erscheint ihr als eine Art Profanation, und als eine prosaische Betrachtung die, welche nach Gründen sucht, warum es schön ist.

Bis jetzt ist der Gegensatz der Geschlechter nur so dargestellt, wie er sich augenblicklich dem Beobachter kund thut. Es ist aber kein Gewicht darauf gelegt, was doch auch oben gesagt war, daß beide in polarischem Verhältniß zu einander stehen, u. hierin gerade liegt, wie sie ihren Gegensatz gegen einander heiligen. Das Wort Polarität, mit welchem allerdings in der deutschen Wissenschaft lange Zeit Mißbrauch getrieben wurde, ist neuerdings so in der Achtung gefallen, daß bei Manchen der Geruch desselben hinreicht, um für einen unwissenschaftlichen Phantasten zu gelten, ganz wie in einem andern Gebiete der Mißbrauch des Wortes Freiheit ähnliche Folgen gehabt hat. Nichts desto weniger drückt dies Wort auf die kürzeste und prägnanteste Weise ein sehr wichtiges Verhältniß aus. Wir sprechen nämlich von Polarität dort, wo zwei nicht nur einander entgegengesetzt sind, und als beim Einswerden sich aufheben, sondern wo zugleich jedes darnach trachtet, mit dem Entgegengesetzten Eins zu werden, so daß es also in diesem Zustande des Widerspruchs sich befindet, daß es alle seine Kraft anwendet, um entkräftet zu werden, daß sein Sein darin besteht, dem Nichtsein entgegen zu streben. Diesen Zustand pflegt man, weil ein Aehnliches bei dem gespannten Bogen Statt findet, als den der Spannung zu bezeichnen, und sagt also z. B., daß die Säure und Basis gegen einander gespannt sind, weil jede nur mit Gewalt von der andern entfernt gehalten werden kann, indem ihr innerer Drang darauf geht, die andere zu absorbiren und zugleich sich von ihr absorbiren zu lassen. In diesem selben gespannten oder polarischen Verhältniß stehen nun auch die, welche, mit Aristoteles zu sprechen, nicht ohne einander leben können, Mann und Weib, und dem schon im Magnetismus und der Electricität sich zeigenden Gesetze gemäß, nach welchem das Ungleichnamige sich anzieht, das Gleichnamige sich abstößt, verlangt Eines nach der Vereinigung mit dem Andern. Dieses Sich-suchen ist, wie es schon die älteste Urkunde des Menschengeschlechts sagt, und wie es später Plato, freilich mehr scherzhaft, wiederholt, ein Streben nach der verloren gegangenen Hälfte, mit der sich der einseitige Mensch zum ganzen Menschen ergänzt, es ist wirkliche Wahlverwandtschaft, welche zu der völligen Vereinigung bringt, die wir mit dem Worte Liebe bezeichnen, indem wir so das Wort, welches überhaupt das Gegentheil von Egoismus bedeutet, auf diejenige Erscheinung beschränken, in der zuerst die Trennung der spröden Herzen aufhört, indem Zwei ein Herz und eine Seele werden, weil der Gegensatz von Ich und Du, Mein und Dein verschwunden ist. Es liegt übrigens eben darum auch auf der Hand, warum die gegenwärtige Liebe zur Ehe, d. h. zur ewigen Liebe, und zwar zur Monogamie werden muß. Ein Vorbehalt hinsichtlich der Zeit, ein Vorbehalt, sein Herz auch mit Andern zu theilen, wäre das Bekenntniß: man habe nicht sein ganzes Herz hingegeben, d. h. man liebe nicht.*)

Indem ich nun zur rein psychologischen Betrachtung der Liebe übergehe, muß zuerst das Entstehen derselben ins Auge gefaßt und die Frage beantwortet werden, was den Mann an der Frau anzieht und was der Frau an dem Manne gefällt. So richtig es nun wäre, wenn ich antwortete: dort die Weiblichkeit, hier die Männlichkeit, so muß dies doch näher bestimmt werden. Nach dem, was ich vorhin sagte, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich es als das allein Normale ausspreche, daß den Mann die Schönheit des Weibes zur Liebe bringt. Eben darum wird es kaum vorkommen, daß ein Mann die Geliebte nicht schön fände; und wäre auch nur die Haarfarbe, wäre es die Hand oder die Nasenspitze, gleich viel, mindestens Etwas wird ihm schön erscheinen, denn ohne Wohlgefallen an der Schönheit einer Frau entsteht einmal normaler Weise keine Liebe bei dem Mann.**) Ich

*) Der Verfasser sollte Liebe vom sinnlichem Genuß unterscheiden — jene ist geistig dieser körperlich. — L.

**) Kein Verliebtsein. L.

ten. Er gewann dadurch einen großen Theil der Veteranen. Sein trefflicher Feldherr M. Vipsanius Agrippa, ein Mann von geringer Herkunft, aber ausgezeichnet durch wissenschaftliche Bildung und kriegerische Talente, drängte darauf die Feinde nach Hetrurien, wo er sie in der Stadt Perusia einschloß. Mehrere Feldherren des Antonius, die mit ansehnlichen Heerhaufen in Gallien standen, rückten zwar zum Entsatz heran, da sie aber von ihrem Gebieter weder Befehl noch überhaupt Nachricht erhielten, so wagten sie kein entscheidendes Vorgehen. Nun ward natürlich die von Hunger bedrängte Stadt zur Uebergabe gezwungen. Der Sieger entließ den L. Antonius sowie Fulvia und ihre vornehmsten Anhänger ungefährdet. Unter vielen Flüchtlingen kam zu Nionius auch Julia, seine Mutter, die bei Pompejus in Sicilien Schutz gefunden hatte und dem Sohne Bund und Freundschaft ihres Beschützers antrug.

M. Antonius stand jetzt an der letzten Stufe, die zu der ersehnten Höhe führte. Noch ein Schritt, dann war er auf dem Gipfel, und alle Herrlichkeit der Welt lag vor ihm ausgebreitet. Denn Ahenobarbus mit seiner Flotte hatte sich ihm unterworfen, Pompejus stand zu seiner Verfügung, Asien gehorchte ihm, die Legionen seines Gegners zeigten sich ihm geneigt.

Dennoch that er den Schritt nicht; denn er war nicht mehr derselbe Mann, wie nach dem Tode Cäsar's. Ein Weib, die Königin von Aegypten, hielt ihn in Fesseln, die Genüsse des Orients hatten seine Kraft geschwächt; nur selten loderte die Flamme der alten Thatkraft in ihm auf, um bald wieder in dem Hange für erbärmlichen Zeitvertreib zu verglühen. Darum verrannte er zwar Brundusium zu Wasser und zu Lande und ermunterte den Pompejus zu verheerenden Einfällen in Campanien und in das brutische Gebiet; aber er ließ sich doch bald in Unterhandlungen ein, die zum Abschluß eines neuen Vertrages, des Brundusischen, führten. Durch denselben wurden ihm alle Provinzen östlich von Skodra in Illyrien, dem Octavian die westlichen Länder zugetheilt, Lepidus mußte sich mit Afrika begnügen, zu dessen Behauptung er sechs meine zuverlässige Legionen erhielt. Da unterdessen Fulvia gestorben war, so willigte Antonius in eine Ehe verbindung mit der liebenswürdigen Octavia, der Schwester seines Nebenbuhlers, deren geistige und körperliche Vorzüge wohl geeignet waren, einen würdigen Mann zu fesseln, nicht aber den schwelgerischen Wüstling, der sich Triumvir nannte.

Freudig begrüßte das Volk den Vertrag, der ihm Sicherheit und Frieden zu bringen schien. Als aber neue Steuern zum Kriege gegen Pompejus ausgeschrieben und durch die Corsaren dieses Seekönigs die Getreidezufuhr gehemmt und grausame Hungersnoth verursacht wurde, so trieb die Verzweiflung zur Empörung. Sie war, wie in Sturmen Rom gedämpft, allein die furchtbare Noth und die deshalb überall herrschende Gährung nöthigten dennoch die Machthaber zu einem Vergleiche. Auf dem Hafendamm zu Misenum wurden die Unterhandlungen gepflogen, da kam man überein, daß Pompejus die See frei geben, jährlich eine bestimmte Menge Getreide nach Rom liefern, dafür aber im unumschränkten Besitz von Sicilien, Sardinien und selbst von Achaia (Griechenland) bleiben solle. Die Verlobung des M. Marcellus, Stiefsohns des Antonius, mit der Tochter des Pompejus, und die üblichen Gastmähler vollendeten die Versöhnung. Nunmehr trafen zuerst die Herren der römischen Welt auf der gewaltigen Herrere (Sechsruderschiff) des Pompejus zusammen. Sie lagerten friedlich in den Polstern des Triclinium's beim leckern Mahl im Angesichte des herrlichen Golfs, der Stadt, der Villen und vielgestaltigen Berge. Sie leerten die Becher köstlichen Weines und heitere Reden erhöhten die Freude, gleich als ob niemals ein Streit zwischen ihnen bestanden hätte. Da trat der Freigelassene Menodorus, ein kühner Corsaren-Capitän des Pompejus, zu seinem Herrn. Er flüsterte ihm zu, wenn er Lust habe, Herr des gesammten römischen Reiches zu werden, so solle er jetzt eilends die Anker lichten. Nach kurzem Besinnen versetzte Pompejus, Menodorus hätte besser gethan zu handeln, statt zu schwatzen, er selbst dürfte nicht die Ehrlosigkeit des Meineides auf sich laden. Ein Gastmahl, das die Triumvirn an der Küste veranstalteten, beschloß die Festlichkeiten. Darauf zogen die Letztern überall mit fast göttlichen Ehren gefeiert, nach Rom, wo Senat und Volk schon gelernt hatten, vor ihren Gebietern den Staub zu küssen. Sie ergänzten den Senat mit ihren Creaturen, Ausländer, Soldknechte, Freigelassene; sie vergaben Aemter und Provinzen nach Willkür, ernannten Consuln auf Monate und erhielten Bestätigung dieser und anderer Verfügungen.

Die Frauen der französischen Revolution.

Die Vendeerinnen im Jahre 90 und 91.

In dem Augenblick, wo die Auswanderer, den Feind an der Hand führend, ihm am 24. u. 25. August am Jahrestage der Pariser Bluthochzeit, die östlichen Grenzen Frankreichs geöffnet hatten, war im Westen der Krieg der Vendeer ausgebrochen.

Sonderbar! Dies geschah am 25. August an jenem Tage, wo der Bauer der Vendee die Revolution angriff, jene Revolution, die, in ihrer großmüthigen Parteilichkeit, den langen Prozeß der Jahrhunderte zu Gunsten des Bauernstandes entschied und die Rechte des Herrenstandes aufhob ohne Entschädigung.

In demselben Augenblick nahmen alle Nationen, Savoyen, Italien, Belgien, das deutsche Rheinland u. die Städte, die deren Thore sind, Nizza, Chambery, Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Mainz, die dreifarbi-

ge Fahne an: Alle geizten nach der Ehre, französisch zu werden. Und trotzdem findet sich im Herzen Frankreichs selbst ein dergestalt verblendetes Volk, daß es gegen seine Mutter, gegen das Volk, dem es selber angehört, zu den Waffen greift. Diese armen, unwissenden und verführten Vendeer rufen, ihre weißen Fahnen erhebend: Tod der Nation!

Alles ist geheimnißvoll in diesem Kriege der Vendée. Es ist ein Krieg der Finsterniß u. des Räthsels, ein Krieg der Phantome und unergreifbarer Geister. Im Volke kreisen darüber die widersprechendsten Gerüchte. Nach irgend einer tragischen That langen die abgeschickten Commissäre der Nationalversammlung unerwartet am Orte jener That an und finden die Gemeinde im tiefsten Frieden. Der Bauer ist bei seiner Arbeit. Die Frau sitzt vor der Thür in der Mitte ihrer Kinder und spinnt, den Rosenkranz am Halse. Und der Gutsherr? Man findet ihn bei Tische; er ladet die Abgeordneten ein und trinkt mit ihnen auf das Wohl des Vaterlandes. Beruhigt und entzückt kehren die Commissäre nach Paris zurück; doch schon am andern Morgen beginnen die Morde u. Brandstiftungen von Neuem ihre Schrecken zu verbreiten.

Vergebens fragte sich die Nationalversammlung, wo und wie der fluchtige Geist des Bürgerkrieges zu fangen, zu ergreifen sei.

Blicken wir näher um uns. Aber wir sehen nichts, als dort unten auf der Steppe, in der Heide, eine graue Schwester, eine Nonne, die niedergebeugten Hauptes dahinschleicht. Weiter unten, zwischen zwei Gehöften, erblicken wir eine Dame zu Pferde, begleitet von ihrem Diener; sie reitet blitzschnell, überspringt die Gräben, verläßt die Fahrstraße und reitet, unbekümmert, ob ihr Jemand begegnet, querfeldein.

Auf derselben Landstraße wandert, den Korb am Arme, Eier oder Früchte tragend, eine ehrbare Bäuerin. Auch sie eilt, denn auch sie will noch vor Anbruch der Nacht die Stadt erreichen.

Doch wohin geht diese Nonne, diese Dame, diese Bäuerin? Sie gehen auf drei verschiedenen Wegen und langen dessenungeachtet an einem und demselben Orte an. Alle drei pochen an die Thür eines Klosters. Und warum nicht? Die Dame besucht ihre junge Tochter, die hier erzogen wird; die Bäuerin verkauft hier ihre Waare, die fromme Schwester sucht hier Obdach, nur für eine Nacht.

Wer will sagen, daß sie gekommen sind, um sich Befehl zu holen vom Priester? Heute ist Keiner da! — Ja, aber gestern war er hier. Doch wer kann es verfänglich finden, wenn er Sonnabends kommt, um hier die Beichte der Nonnen entgegenzunehmen. Beichtvater und Leiter der frommen Schwestern, leitet er durch sie die Herzen ihrer unerfahrenen Zunge, vertraut er ein Geheimniß, das alle Welt erfahren soll, ein falsches Gerücht, das man verbreiten will, ein Signal, nach dem sich Jeder richten soll. Unbeweglich in seiner Zurückgezogenheit setzt er mit Hülfe dieser gleichfalls unbeweglichen Nonnen die ganze Umgegend in Bewegung.

Frau und Priester, da ist Alles, da ist die Vendée, da ist der Bürgerkrieg! Ohne Beistand der Frau vermöchte selbst der Priester nichts!

— Ah! Ihr Räuberinnen! rief eines Abends ein republikanischer Anführer, in einem Dorfe angelangt, in welchem die Frauen allein zurückgeblieben waren, zu einer Zeit, als dieser schreckliche Krieg das Leben so vieler Männer verschlungen hatte. Ihr Weiber, sagte er, seid an allem Unglück schuld. Ohne Euch Frauen stände die Republik schon lange fest! Geht, Ihr Alle, Alle sollt sterben. Morgen schießen wir Euch nieder, und übermorgen kommen Eure Männer, die Räuber, um uns dafür niederzuschießen.*)

Er schoß sie nicht nieder, diese Frauen. Aber er hatte ein wahres Wort gesagt. Er kannte die geheime Ursache, die Triebfeder des Bürgerkrieges, besser als jeder Andere; denn dieser republikanische Offizier war Priester gewesen und hatte seine Kutte abgeworfen; er wußte, daß jedes Werk der Finsterniß nur durch das tiefsinnige Einverständniß zwischen Frau und Priester gelingen könne.

Denn die Frau ist das Haus, aber sie ist auch mehr als das allein: sie ist Kirche und Beichtstuhl. Dieser düstere Eichenschrank, wo die Frau, knieend unter Thränen und Gebeten, den fanatischen Funken empfängt und mit sich fortträgt, dieser Beichtstuhl ist der wahre Herd des Bürgerkriegs.

Und außerdem ist die Frau das Bett, der mächtige Einfluß der ehelichen Gewohnheiten, die unbesiegbare Gewalt der Seufzer und Thränen. Der ermüdete Mann ist eingeschlafen. Sie aber, sie schläft nicht. Sie dreht und wendet sich so lange, bis er aufweckt. Sie stöhnt, sie seufzt, sie weint. — Was hast du wieder? fragt der Mann. — Ach, unser guter König sitzt gefangen im Tempel! Sie haben ihn geächtet, wie die Pharisäer unsern Herrn und Heiland Jesus Christus! Und wenn der Mann, nachdem sie beruhigt, wieder einzuschlafen versucht, weckt sie ihn von Neuem mit den Worten: Man sagt, man wolle die Kirche verkaufen, und das Pfarrhaus noch Jedem, der es kaufen wagt!

Und auf diese Weise hatte jedes Haus, jede Familie in der Person einer glühenden, eifrigen, unermüdlichen, keineswegs verdächtigen, aufrichtigen und neidenschaftlichen Predigerin der Contre-Revolution, einen Prediger, welcher weinte und litt, und kein Wort sprach, dem nicht zuzuhören war, daß ihm dabei das Herz brach.

So begann sich nach und nach dieses grenzenlose Unglück, diese grausame Scheidung zu offenbaren. Die Frau ward das Hinderniß und der Widerspruch des revolutionären Fortschritts, den der Mann begehrte.

Dieses Factum das ernste und schrecklichste jener Epoche, war bisher wenig oder gar nicht bemerkt und hervorgehoben worden.

Das Eisen zerschnitt den Lebensfaden

*) Wörtlich aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Lapinaud. E. M. S.

vieler Männer. Dies aber war nicht das Schlimmste. Weit schlimmer noch war jenes unsichtbare Eisen, das die Bande der Familie zerschnitt und das Weib zum Gegner ihres Mannes machte.

So war es gegen 92. Die Frau ward, sei's aus Liebe zur Vergangenheit, Macht der Gewohnheit, sei's aus Schwäche des Herzens und aus leider nur allzu natürlichem Mitleid für die Opfer der Revolution, sei's endlich aus Abhängigkeit und Gehorsam für den Priester, der nimmer ruhende, ewig klagende Anwalt der Contre-Revolution.

Es war auf dem materiellen Gebiete der Erwerbung der Nationalgüter, auf dem sich hauptsächlich der moralische Kampf zwischen Mann und Frau entspann.

War dies eine materielle Frage? Man kann Ja und Nein sagen.

Für die Revolution war es eine Frage auf Leben und Tod. Da die Abgabe nicht einging, blieb ihr kein anderes Mittel, als der Verkauf der Nationalgüter. Wenn dieser sich nicht verwirklichte, dann war sie entwaffnet und den Gefahren der Invasion bloßgegeben. Das Heil der moralischen Revolution, der König der Principien, beruhte auf der finanziellen Revolution.

Kaufen ist ein bürgerliches Geschäft, eine Sache der Hoffnung und des Vertrauens. Jeder Kaufende gab zu erkennen, daß er sich und sein Gut dem Gefahr laufenden Staatsschiff anvertraue und entschlossen sei, darauf zu landen oder unterzugehen. Der gute Bürger kaufte, der schlechte hingegen verhinderte zu kaufen.

Auf der einen Seite die richtige Zahlung der Abgaben, auf der anderen Seite den Verkauf der Nationalgüter verhindern, der Revolution alle Lebensmittel abschneiden und sie sterben lassen durch Hunger: das war der sehr einfache und ganz gut berechnete Vorsatz der kirchlichen Partei.

Der Edelmann zog den Fremden heran und der Priester verhinderte, daß man sich gegen den heranrückenden Feind vertheidigte. Dieser entwaffnete, Jener erdolchte Frankreich.

Wodurch war's dem Priester möglich gemacht, das Rad der Revolution zu hemmen? Dadurch, daß er sie in den Schooß der Familie überpflanzte, die Frau dem Manne gegenüberstellte, indem er mit Hilfe der Frau die Börse des Mannes zu den Bedürfnissen des Staates schloß.

In diesem Sinne arbeiteten vierzigtausend Kanzeln, hunderttausend Beichtstühle — eine ungeheure Maschine, von unberechnenbarer Kraft, ohne Schwierigkeit ankämpfend gegen die revolutionäre Maschine der Zeitungspresse und Clubbs, denen nun ihrerseits, wenn sie siegen wollten, kein anderer Ausweg blieb, als den Schrecken zu Hilfe zu rufen.

Der kirchliche Schrecken hatte schon 89, 90, 91 und sogar schon 92 in den Predigten und Beichten gewüthet. Die beichtende Frau wurde gebeugt, erschreckt, zerknirscht nach Hause geschickt. Von allen Seiten hatte ihr der Priester nichts als Hölle und ewige Flammen gezeigt. Man konnte nichts mehr thun, ohne sich dafür verdammt zu sehen. Der Priester hatte ihr gerathen, dem Gesetze den Gehorsam aufzukündigen und der Revolution keine Abgabe zu zahlen. Wer anders handelte, war verdammt. Aber die Tiefe dieses Abgrunds, der Schrecken der Qualen ohne Heilmittel, die spitzeste Kralle des Teufels war Jenem bestimmt, der sich so weit vergaß, Nationalgüter anzukaufen. Wie hätte die Frau es wagen sollen, mit einem solchen Menschen fortzuleben? Sein Brot war ja nur Asche! Welche Frau hätte den Muth gehabt, noch länger das Bett eines solchen Verstoßenen zu theilen?

Wer ist im Stande zu sagen, auf wieviel Arten der Mann verfolgt, bedroht und gequält ward von Seiten seiner Frau, kein Nationalgut zu kaufen!

Und so kam's daß der Ankauf dieser Güter dem Staate wenig einbrachte, Keiner wollte sie sich aneignen, weil seine Frau ihm tausendmal wiederholte: es ruhe der Fluch der Kirche darauf.

So standen die Sachen in fast ganz Frankreich, vor Allem aber in der Vendee, in Anjou, in Maine und in der Bretagne, überall, wo die Frau mit dem Priester eng verbunden war. Das Weib verhinderte den Mann, Nationalland zu kaufen. Diese vom Bauer so sehr erwünschte und seit Jahrhunderten erstrebte Erde war in dem Augenblick, wo der Staat sie ihm gewährte, nicht vorhanden für ihn, weil die Frau ihn, im Namen Gottes, vom Ankaufe derselben zurückhielt.

Nach unserer Ansicht waren die Frauen noch aufrichtiger, noch heftiger fanatisch als die Priester selbst. Sie rissen jene fort, die sie zu leiten schienen. Die Frauen waren es, welche ihre Beichtväter beherrschten und ihre Männer in dem Bürgerkrieg.

Der Bauer, der bis 1789 mit der Kirche, wegen des Zehnten, in beständigem Kriege gelegen hatte, stand jetzt auf der Seite des Priesters. Wer hatte ihn so schnell ausgesöhnt? Die Revolution selbst, indem sie den Zehnten aufhob. Durch diese mehr großherzige als politische Maßregel gab sie dem Priester all' seinen ganzen Einfluß auf das Land wieder. Hätte der Zehnten fortbestanden, nie hätte er die Waffen gegen die Revolution ergriffen.

Die widerspenstigen Priester kannten vollständig den Zustand der ihnen ergebenen Landbevölkerung, das tiefe Schmerzgefühl der Frauen, die düstere Empörung der Männer. Und daraus schöpften sie große Hoffnungen und unternahmen es, ihre Hoffnungen dem Könige mitzutheilen. In einer Menge von Briefen die sie im Frühjahre 92 theils selber schrieben, theils schreiben ließen, ermuthigen sie ihn, standhaft zu bleiben, keine Furcht vor der Revolution zu haben und jede Maßregel, welche Thron oder Kirche gefährden könnte, durch das constitutionelle Hinderniß, durch sein Veto, zu beseitigen. In allen Tonarten und nach den verschiedenartigsten Beweisgründen predigt man ihm Widerstand gegen das Andrängen der Revolution. Bald sind es Bischofsbriefe

angefüllt mit Phrasen von Bossuet: Sire, Sie sind der allerhöchste König ... erinnern Sie sich Ihrer glorreichen Vorfahren ... was hätte Ludwig der Heilige gethan? Bald sind es Briefe, geschrieben von frommen Schwestern oder in deren Namen. Diese klagenden Tauben, herausgerissen aus ihrem Klosternest, verlangen vom Könige die Erlaubniß darin bleiben, darin sterben zu dürfen. Sie wollen, anders ausgedrückt, daß der König die Vollstreckung der Gesetze, die sich auf den Verkauf der Kirchengüter beziehen, aufhalte.

Die kühnsten Briefe aber kommen vom Priesterstande.

„Sire," schreibt Einer, „Sie sind ein frommer Mann. Wir haben dies nicht vergessen. Sie werden thun, was Sie können. Aber Zeit ist es, daß Sie erfahren, was Sie nicht zu wissen scheinen: das Volk ist müde der Revolution. Sein Geist hat sich geändert ... sein frommer Glaube ist zurückgekehrt ... Kirchen und Beichtstühle werden wieder besucht. Den Liedern der Revolutionen sind die Gesänge der Kirche gefolgt. Das Volk ist auf unserer Seite!"

Einer dieser Briefe, ganz geeignet, den König zu täuschen, zu ermuthigen und ihn desto schneller an den Abgrund zu drängen, ist der, den die in Angers vereinigten Priester, welche den Eid zu leisten sich geweigert, am 9. Februar 92 an Ludwig *XVI.* geschrieben. Offen und kühn verkündigt er den Bürgerkrieg. Sie brüsten sich mit einer Armee, mit einer Jacquerie von Bauern, die zu ihrer Verfügung steht. Diese blutigen Zeilen scheinen niedergeschrieben von der Hand, von dem Dolche Berniers, eines jungen Pfarrers zu Angers, sie durch Verbrechen befleckt, durch seinen Ehrgeiz gespalten und zu seinem eigenen Vortheile ausgebeutet hat.

„Man sagt," heißt es in seinem Briefe, „daß wir die Bevölkerung aufreizen. Wir thun aber gerade das Gegentheil. Was würde aus dem Königreiche, wenn wir das Volk nicht zurückhielten? Ihr Thron würde sich dann nur auf einen Haufen von Leichnamen und Trümmern stützen. Sie wissen, Sire, Sie wissen es zu gut, was ein Volk, das sein Vaterland liebt, zu thun im Stande ist. Aber Sie wissen nicht, was dieses Volk im Stande sein wird, wenn man ihm seine Religion, seine Altäre anzutasten oder zu zertrümmern wagt."

In diesem Briefe liegt eine kühne Drohung. Dieses *Va-tout* eines Priesters ist, man merkt es, sein letzter Schrei vor dem Bürgerkriege. Er zögert nicht, die geheime Ursache seiner Verzweiflung zu offenbaren: den Schmerz, losgerissen zu werden von Jenen, deren Gewissen er leitet. „Man wagt es, fährt dieser Brief fort, jene Mittheilungen zu unterbrechen, welche die Kirche nicht allein erlaubt, sondern ausdrücklich vorschreibt."

Diese Propheten des Bürgerkrieges waren ihrer Sache nur zu gewiß. Sie liefen nicht Gefahr, sich zu täuschen, indem sie voraussagten, was sie selber thun würden. Die Haushälterinnen u. Wirthschafterinnen der Pfarrer und anderer Priester waren die Ersten, die mit mehr als ehelicher Heftigkeit gegen die beeidigten Priester losbrachen. In Servan, bei Saint-Malo, kams zu einer wahren Weiber-Meute. Im Elsaß war die Haushälterin eines Pfarrers die Erste, welche die Sturmglocke läutete, um Jagd zu machen auf die Priester, welche den Bürgereid geleistet hatten. Die Frauen der Bretagne läuteten nicht, aber sie schlugen zuerst los. Mit Besen bewaffnet stürmten sie in die Kirche und jagten den beeidigten Priester vom Altare weg. — Noch weit sicherere Schläge wurden von den Nonnen geführt. Die Ursulinerinnen brüteten in den ihrer Leitung anvertrauten Mädchenschulen den Krieg der Chouans aus. Die *Filles de la sagesse*, deren Mutterhaus sich zu Saint-Laurent, bei Montagu befand, bliesen den Funken zur Flamme an. Diese frommen Kranken-Pflegerinnen impften Jedem ihrer Patienten die Wuth gegen den tollen Hund der Revolution ein.

— Laßt sie laufen, sagten die Philosophen, die Freunde der Duldung. Laßt sie weinen und schreien und ihre alten Kirchenlieder abheulen. Was kann das uns schaden?

Ja, aber tretet Abends in diese Dorfkirche ein und seht wie das Volk hineinströmt. Hört Ihr diese Gesänge und schaudert Ihr nicht? Diese alten Litaneien und Hymnen werden durch die Art und Weise, wie man sie singt, eine andere Marseillaise. Und dieses *„Dies irae"*, mit Wuth gebrüllt, was ist es anders als ein Gebet des Mörders, ein Ruf an die ewigen Feuer göttlicher Rache?

— Laßt sie gewähren, sagte man, sie singen, aber thun nichts!

Und unterdessen sammelten sich große Haufen. Im Elsaß versammelten sich achttausend Bauern, um zu verhindern, daß man die Gerichtssiegel lege auf ein Kirchengut. Diese guten Leute, sagte man, hatten freilich keine andere Waffe, als ihren Rosenkranz. Andere aber hatten sie Abends, als der constitutionelle Pfarrer, nach seiner Behausung heimgekehrt, Steinwürfe erhielt durch die Fensterscheiben.

Man wandte nicht kleine, schüchtern angelegte Intriguen, sondern kühn und keck die gröbsten Mittel an, um den Fanatismus der Leute anzufachen: man schenkte ihnen Irrthum und Mord in vollen Zügen ein. Die gute Jungfrau Maria erschien und verlangte, daß man jeden Feind der Kirche ihres gekreuzigten Sohnes tödte. In Apt und Avignon bewegte sie sich, that Wunder und erklärte, sie wolle nicht länger in den Händen der Constitutionellen bleiben, und man entriß sie nach blutigem Kampfe der Hand des beeidigten Priesters. In der Provence aber ist zu viel Sonne. Die Jungfrau erschien lieber in der Vendee, in den Nebeln, in den dichten Gestrüppen, in den undurchdringlichen Hecken. Sie benutzte den alten localen Aberglauben und zeigte sich auf drei verschiedenen Orten und immer in der Nähe einer alten druidischen Eiche. Aber ihr Lieblingsaufenthalt war jenes Saint-Laurent, von wo die „Töchter der Weisheit", die Wunder der heiligen

vieler Männer. Dies aber war nicht das Schlimmste. Weit schlimmer noch war jenes unsichtbare Eisen, das die Bande der Familie zerschnitt und das Weib zum Gegner ihres Mannes machte.

So war es gegen 92. Die Frau ward, sei's aus Liebe zur Vergangenheit, Macht der Gewohnheit, sei's aus Schwäche des Herzens und aus leider nur allzu natürlichem Mitleid für die Opfer der Revolution, sei's endlich aus Abhängigkeit und Gehorsam für den Priester, der nimmer ruhende, ewig klagende Anwalt der Contre-Revolution.

Es war auf dem materiellen Gebiete der Erwerbung der Nationalgüter, auf dem sich hauptsächlich der moralische Kampf zwischen Mann und Frau entspann.

War dies eine materielle Frage? Man kann Ja und Nein sagen.

Für die Revolution war es eine Frage auf Leben und Tod. Da die Abgabe nicht einging, blieb ihr kein anderes Mittel, als der Verkauf der Nationalgüter. Wenn dieser sich nicht verwirklichte, dann war sie entwaffnet und den Gefahren der Invasion bloßgegeben. Das Heil der moralischen Revolution, der König der Principien, beruhte auf der finanziellen Revolution.

Kaufen ist ein bürgerliches Geschäft, eine Sache der Hoffnung und des Vertrauens. Jeder Kaufende gab zu erkennen, daß er sich und sein Gut dem Gefahr laufenden Staatsschiff anvertraue und entschlossen sei, darauf zu landen oder unterzugehen. Der gute Bürger kaufte, der schlechte hingegen verhinderte zu kaufen.

Auf der einen Seite die richtige Zahlung der Abgaben, auf der anderen Seite den Verkauf der Nationalgüter verhindern, der Revolution alle Lebensmittel abschneiden und sie sterben lassen durch Hunger: das war der sehr einfache und ganz gut berechnete Vorsatz der kirchlichen Partei.

Der Edelmann zog den Fremden heran und der Priester verhinderte, daß man sich gegen den heranrückenden Feind vertheidigte. Dieser entwaffnete. Jener erdolchte Frankreich.

Wodurch war's dem Priester möglich gemacht, das Rad der Revolution zu hemmen? Dadurch, daß er sie in den Schooß der Familie überpflanzte, die Frau dem Manne gegenüberstellte, indem er mit Hilfe der Frau die Börse des Mannes zu den Bedürfnissen des Staates schloß.

In diesem Sinne arbeiteten vierzigtausend Kanzeln, hunderttausend Beichtstühle — eine ungeheure Maschine, von unberechnenbarer Kraft, ohne Schwierigkeit ankämpfend gegen die revolutionäre Maschine der Zeitungspresse und Clubbs, denen nun ihrerseits, wenn sie siegen wollten, kein anderer Ausweg blieb, als den Schrecken zu Hilfe zu rufen.

Der kirchliche Schrecken hatte schon 89, 90, 91 und sogar schon 92 in den Predigten und Beichten gewüthet. Die beichtende Frau wurde gebeugt, erschreckt, zerknirscht nach Hause geschickt. Von allen Seiten hatte ihr der Priester nichts als Hölle und ewige Flammen gezeigt. Man konnte nichts mehr thun, ohne sich dafür verdammt zu sehen. Der Priester hatte ihr gerathen, dem Gesetze den Gehorsam aufzukündigen und der Revolution keine Abgabe zu zahlen. Wer anders handelte, war verdammt. Aber die Tiefe dieses Abgrunds, der Schrecken der Qualen ohne Heilmittel, die spitzeste Kralle des Teufels war Jenem bestimmt, der sich so weit vergaß, Nationalgüter anzukaufen. Wie hätte die Frau es wagen sollen, mit einem solchen Menschen fortzuleben? Sein Brot war ja nur Asche! Welche Frau hätte den Muth gehabt, noch länger das Bett eines solchen Verstoßenen zu theilen?

Wer ist im Stande zu sagen, auf wieviel Arten der Mann verfolgt, bedroht und gequält ward von Seiten seiner Frau, kein Nationalgut zu kaufen!

Und so kam's daß der Ankauf dieser Güter dem Staate wenig einbrachte, Keiner wollte sie sich aneignen, weil seine Frau ihm tausendmal wiederholte: es ruhe der Fluch der Kirche darauf.

So standen die Sachen in fast ganz Frankreich, vor Allem aber in der Vendee, in Anjou, in Maine und in der Bretagne, überall, wo die Frau mit dem Priester eng verbunden war. Das Weib verhinderte den Mann, Nationalland zu kaufen. Diese vom Bauer so sehr erwünschte und seit Jahrhunderten erstrebte Erde war in dem Augenblick, wo der Staat sie ihm gewährte, nicht vorhanden für ihn, weil die Frau ihn, im Namen Gottes, vom Ankaufe derselben zurückhielt.

Nach unserer Ansicht waren die Frauen noch aufrichtiger, noch heftiger fanatisch als die Priester selbst. Sie rissen jene fort, die sie zu leiten schienen. Die Frauen waren es, welche ihre Beichtväter beherrschten und ihre Männer in dem Bürgerkrieg.

Der Bauer, der bis 1789 mit der Kirche, wegen des Zehnten, in beständigem Kriege gelegen hatte, stand jetzt auf der Seite des Priesters. Wer hatte ihn so schnell ausgesöhnt? Die Revolution selbst, indem sie den Zehnten aufhob. Durch diese mehr großherzige als politische Maßregel gab sie dem Priester all' seinen ganzen Einfluß auf das Land wieder. Hätte der Zehnten fortbestanden, nie hätte er die Waffen gegen die Revolution ergriffen.

Die widerspenstigen Priester kannten vollständig den Zustand der ihnen ergebenen Landbevölkerung, das tiefe Schmerzgefühl der Frauen, die düstere Empörung der Männer. Und daraus schöpften sie große Hoffnungen und unternahmen es, ihre Hoffnungen dem Könige mitzutheilen. In einer Menge von Briefen die sie im Frühjahre 92 theils selber schrieben, theils schreiben ließen, ermuthigen sie ihn, standhaft zu bleiben, keine Furcht vor der Revolution zu haben und jede Maßregel, welche Thron oder Kirche gefährden konnte, durch das constitutionelle Hinderniß, durch sein Veto, zu beseitigen. In allen Tonarten und nach den verschiedenartigsten Beweisgründen predigt man ihm Widerstand gegen das Andrängen der Revolution. Bald sind es Bischofsbriefe

angefüllt mit Phrasen von Bossuet: Sire, Sie sind der allerhöchste König ... erinnern Sie sich Ihrer glorreichen Vorfahren ... was hätte Ludwig der Heilige gethan? Bald sind es Briefe, geschrieben von frommen Schwestern oder in deren Namen. Diese klagenden Tauben, herausgerissen aus ihrem Klosternneste, verlangen vom Könige die Erlaubniß darin bleiben, darin sterben zu dürfen. Sie wollen, anders ausgedrückt, daß der König die Vollstreckung der Gesetze, die sich auf den Verkauf der Kirchengüter beziehen, aufhalte.

Die kühnsten Briefe aber kommen vom Priesterstande.

„Sire," schreibt Einer, „Sie sind ein frommer Mann. Wir haben dies nicht vergessen. Sie werden thun, was Sie können. Aber Zeit ist es, daß Sie erfahren was Sie nicht zu wissen scheinen: das Volk ist müde der Revolution. Sein Geist hat sich geändert ... sein frommer Glaube ist zurückgekehrt .., Kirchen und Beichtstühle werden wieder besucht. Den Liedern der Revolutionen sind die Gesänge der Kirche gefolgt. Das Volk ist auf unserer Seite!"

Einer dieser Briefe, ganz geeignet, den König zu täuschen, zu ermuthigen und ihn desto schneller an den Abgrund zu drängen, ist der, den die in Angers vereinigten Priester, welche den Eid zu leisten sich geweigert, am 9. Februar 92 an Ludwig *XVI.* geschrieben. Offen und kühn verkündigt er den Bürgerkrieg. Sie brüsten sich mit einer Armee, mit einer Jacquerie von Bauern, die zu ihrer Verfügung steht. Diese blutigen Zeilen scheinen niedergeschrieben von der Hand, von dem Dolche Berniers, eines jungen Pfarrers zu Angers, sie durch Verbrechen besudelt, durch seinen Ehrgeiz gespalten und zu seinem eigenen Vortheile ausgebeutet hat.

„Man sagt," heißt es in seinem Briefe, „daß wir die Bevölkerung aufreizen. Wir thun aber gerade das Gegentheil. Was würde aus dem Königreiche, wenn wir das Volk nicht zurückhielten? Ihr Thron würde sich dann nur auf einen Haufen von Leichnamen und Trümmern stützen. Sie wissen, Sire, Sie wissen es zu gut, was ein Volk, das sein Vaterland liebt, zu thun im Stande ist. Aber Sie wissen nicht, was dieses Volk im Stande sein wird, wenn man ihm seine Religion, seine Altäre anzutasten oder zu zertrümmern wagt."

In diesem Briefe liegt eine kühne Drohung. Dieses *Va-tout* eines Priesters ist, man merkt es, sein letzter Schrei vor dem Bürgerkriege. Er zögert nicht, die geheime Ursache seiner Verzweiflung zu offenbaren: den Schmerz, losgerissen zu werden von Jenen, deren Gewissen er leitet. „Man wagt es, fährt dieser Brief fort, jene Mittheilungen zu unterbrechen, welche die Kirche nicht allein erlaubt, sondern ausdrücklich vorschreibt."

Diese Propheten des Bürgerkrieges waren ihrer Sache nur zu gewiß. Sie liefen nicht Gefahr, sich zu täuschen, indem sie voraussagten, was sie selber thun würden. Die Haushälterinnen u. Wirthschafterinnen der Pfarrer und anderer Priester waren die Ersten, die mit mehr als ehelicher Heftigkeit gegen die beeidigten Priester losbrachen. In Cervan, bei Saint-Malo, kams zu einer wahren Weiber-Meute. Im Elsaß war die Haushälterin eines Pfarrers die Erste, welche die Sturmglocke läutete, um Jagd zu machen auf die Priester, welche den Bürgereid geleistet hatten. Die Frauen der Bretagne läuteten nicht, aber sie schlugen zuerst los. Mit Besen bewaffnet stürmten sie in die Kirche und jagten den beeidigten Priester vom Altare weg. — Noch weit sicherere Schläge wurden von den Nonnen geführt. Die Ursulinerinnen brüteten in den ihrer Leitung anvertrauten Mädchenschulen den Krieg der Chouans aus. Die *Filles de la sagesse*, deren Mutterhaus sich zu Saint-Laurent, bei Montagu befand, bliesen den Funken zur Flamme an. Diese frommen Kranken-Pflegerinnen impften Jedem ihrer Patienten die Wuth gegen den tollen Hund der Revolution ein.

— Laßt sie laufen, sagten die Philosophen, die Freunde der Duldung. Laßt sie meinen und schreien und ihre alten Kirchenlieder abheulen. Was kann das uns schaden?

Ja, aber tretet Abends in diese Dorfkirche ein und seht wie das Volk hineinströmt. Hört Ihr diese Gesänge und schaudert Ihr nicht? Diese alten Litaneirn und Hymnen werden durch die Art und Weise, wie man sie singt, eine andere Marseillaise. Und dieses *„Dies irae"*, mit Wuth gebrüllt, was ist es anders als ein Gebet des Mörders, ein Ruf an die ewigen Feuer göttlicher Rache?

— Laßt sie gewähren, sagte man, sie singen, aber thun nichts!

Und unterdessen sammelten sich große Haufen. Im Elsaß versammelten sich achttausend Bauern, um zu verhindern, daß man die Gerichtssiegel lege auf ein Kirchengut. Diese guten Leute, sagte man, hatten freilich keine andere Waffe, als ihren Rosenkranz. Andere aber hatten sie Abends, als der constitutionelle Pfarrer, nach seiner Behausung heimgekehrt, Steinwürfe erhielt durch die Fensterscheiben.

Man wandte nicht kleine, schüchtern angelegte Intriguen, sondern kühn und keck die gröbsten Mittel an, um den Fanatismus der Leute anzufachen: man schenkte ihnen Irrthum und Mord in vollen Zügen ein. Die gute Jungfrau Maria erschien und verlangte, daß man jeden Feind der Kirche ihres gekreuzigten Sohnes tödte. In Apt und Avignon bewegte sie sich, that Wunder und erklärte, sie wolle nicht länger in den Händen der Constitutionellen bleiben, und man entriß sie nach blutigem Kampfe der Hand des beeidigten Priesters. In der Provence aber ist zu viel Sonne. Die Jungfrau erschien lieber in der Vendee, in den Nebeln, in den dichten Gestrüppen, in den undurchdringlichen Hecken. Sie benutzte den alten localen Aberglauben und zeigte sich auf drei verschiedenen Orten und immer in der Nähe einer alten druidischen Eiche. Aber ihr Lieblingsaufenthalt war jenes Saint-Laurent, von wo die „Töchter der Weisheit" die Wunder der heiligen

Jungfrau und ihren Ruf nach Rache verbreiteten.

Alle diese Vorbereitungen zum Bürgerkriege, dies tiefe Einverständniß der Frauen mit den Priestern, der Priester mit dem Könige und des Königs (damals blos vorausgesetzt und später erst bewiesen), mit den Feinden Frankreichs, deren Heere er seit 1791 herbeigerufen, dies Alles verfehlte seine Wirkung nicht. Die konstitutionellen Royalisten, welche geglaubt hatten, die Freiheit und das Königthum mit einander aussöhnen, fanden sich grausam getäuscht durch den König selbst und durch die Geistlichkeit. Gebrochen, machten sie Platz der Gironde, welche das Königthum, und endlich den Montagnards, die den König tödteten, die aber, eben dadurch, im Gefühle des Volks und in den Herzen der Frauen das gefährlichste Werkzeug der Gegen-Revolution hervorriefen: die Legende Ludwigs *XVI.*

Psychologisches.

Von Dr. M. Erdmann.

Gegensatz der Geschlechter-Stellung in der Liebe, Ehe, Familie, Emancipation der Frauen, ihr Einfluß u. ihre Macht.

Um ein wirkliches Unterschiedensein der Menschen zu denken, werden wir ihn so denken müssen, daß nicht nur für die Beobachtung oder Vergleichung seine natürliche Beschaffenheit die Negation eines andern ist, sondern daß sie dies an sich ist. Dies aber findet nur dort Statt, wo Eines wirklich sich selbst von dem Andern unterscheidet, indem es an diesem sein Unterschiedenes oder Negatives, d. h. sein Gegentheil hat, dem es entgegengesetzt ist. Wenn ich den Tisch mit dem Briefbogen vergleiche, so ist jenes nur für mich ein Anderes, weil ich sie auf einander beziehe; dagegen aber hat das Gute an dem Bösen kein Anderes, von dem es nicht nur unterschieden wird, sondern sich scheidet.) „Unser Begriff vom Menschen ist erst dann vollständig, wenn wir ihn in einem von Natur gesetzten Gegensatz denken."

Das Verständniß der männl. u. weiblichen Natur wird ganz unmöglich, wenn man meint, dieselben seien nur unterschieden, anstatt anzuerkennen, daß sie sich ganz entgegengesetzt sind, wie die beiden Elektricitäten, in darum sich polarisch zu einander verhalten. Nur das Mißkennen dieses Punctes hat dazu geführt, daß man von einem Vorzug des einen Geschlechts vor dem andern hat sprechen können. Im Alterthum ist die Ansicht von einer Rangordnung der Geschlechter allgemein, und selbst der griechische Philosoph, welcher das Weib höher stellt als irgend Einer unter seinen Landsleuten, und sogar so weit geht, daß er in der Ehe die Gleichberechtigung der Gatten ausspricht, Aristoteles, selbst dieser kann sich noch nicht davon losmachen, daß das Weib nur ein unvollendeter, unreifer Mann sei. Hält man dagegen fest, daß eine Polarität zwischen den Geschlechtern Statt findet, so kann von dergleichen Absurditäten ebenso wenig die Rede sein, als in dem eben angeführten Beispiel von einem Vorzug der einen Elektricität vor der andern. Da der Gegensatz überhaupt in dem Verhältniß des Positiven zum Negativen besteht, so ist es nicht ein direkter, sondern ein ganz exacter Ausdruck, wenn wir sagen, der Mann stehe als das Negative der Frau als dem Positiven gegenüber. Dagegen sind es allerdings nur bildliche Ausdrücke, oder vielmehr Vergleichungen, wenn einige Naturphilosophen das Weib mit dem Wasserstoff oder dem Basischen oder der Pflanze, den Mann mit dem Sauerstoff oder der Säure oder dem Thiere zusammengestellt haben. Je höher eine Form des Gegensatzes steht, desto eher kann man sich einen solchen Vergleich erlauben, je niederer dagegen, um desto mehr nähert man sich der bloßen Spielerei. Schon ein ganz flüchtiger Blick auf eine normale männliche und weibliche Gestalt läßt in jener eine gewisse Starrheit und Eckigkeit erkennen, wenn die Umrisse sich in gerade Linien zerlegen lassen, während bei dieser Alles sich abrundet und an die Kreislinie erinnert. Das Vorherrschen dieser beiden Linien hat hier eine symbolische Bedeutung, die ins Unendliche verlängerbare Gerade zeigt das Aus-sich-heraustreten, der Kreis ist Sinnbild des In-sich-zurückgekehrtseins, und in der That ist es dieser Gegensatz der Excentricität und Centralität, den uns die beiden Geschlechter nicht nur in den äußeren Umrissen ihrer Gestalt, sondern auch in ihrem innern Leben zeigen. Die breitern und stärkern Schultern des Mannes, die eigenthümliche Weise, wie sich bei ihm das Bein an die schmalere Hüfte schließt, macht ihn geschickter zu einem mächtigen Gebrauch der Gliedmassen, womit der Mensch die Erde ergreift und von sich stößt. Rousseau macht die Bemerkung, es gebe eine Bewegung, die der schönsten Frau schlecht stehe. Dies sei schnelles Laufen. Er hätte ganz dasselbe sagen können von allen Armbewegungen, die eine sehr große Anstrengung verlangen, z. B. den Bewegungen beim Ringen oder Fechten. Sie sind bei einer Frau unschön, weil es nicht schön von ihr ist, wenn sie vor uns flieht oder gegen uns kämpft. Sie ist dazu bestimmt, sich einholen zu lassen und sich zu ergeben. Die Verhältnisse der ganzen Gestalt und der einzelnen Theile weisen immer auf dieses Eine hin, daß beim Manne die Richtung nach Außen vorwiegt. So hat die Frau einen verhältnißmäßig größern Kopf als der Mann — der des Apoll von Belvedere ist nur so wie von dem der Mediceischen Venus —, weil bei ihr der Centraltheil des Nervensystems, die Gehirnmasse, im Verhältniß zu der Masse der herausstrahlenden Nerven größer ist, als beim Manne, bei welchem gerade die letztere vorwiegt. Auf andere Functionen überzugehen, so eignet der Mann sich mehr Stoff an als die Frau, er ißt und trinkt viel mehr, er athmet viel stärker, sie kann länger hungern, ist schwerer zu ersticken als er, weil bei ihm

die Assimilation, der ihr die Resignation mächtiger ist. Der Kreis der sinnlichen Wahrnehmungen ist dem Manne weiter, dagegen nimmt in seinem engern Kreise die Frau schärfer wahr als er. Was in der Nähe ist, ist Gesprochene entgeht ihrem Ohr viel weniger als ihm, und in der Dämmerung sieht sie besser als er. Alles dies ist ein Fingerzeig, daß von Natur die Frau bestimmt ist, das in sich Einige, in sich Identische und innerlich Gehaltene darzustellen, was eben mit dem Begriff des Positiven zusammenfällt, während der Mann die Menschen von seiner negativen Seite zeigt, indem in ihm das Unbefriedigte und Zerrissensein fällt, welches überhaupt zur Thätigkeit nach Außen führt. Ist nun die Wirksamkeit nach Außen das, wonach die Stärke gemessen wird, und nennt man andererseits harmonische Einheit mit sich Schönheit, so ist es begreiflich, daß die Bezeichnungen starkes und schönes Geschlecht entstehen konnten, daß man von dem Manne vor Allem Muth verlangt, von der Frau besonders reine Sittsamkeit. Das Gräulichste, was es gibt, ist ein feiger Mann und ein freches Weib. Die Verhöhnung der Natur, Thorheit, unverzeihlich, wenn wir jenes ein Weib, diese einen Drachen nennen. Worte, die an und für sich doch gewiß keine Schimpfworte sind, hier aber schon verweisen. Da nun Liebe doch das sittliche Wahlgefallen nicht das Wissenschaftliche ersetzen kann, so ist es auch begreiflich, warum Männer und Frauen am meisten gefallen, wo sie sich ihrer Natur gemäß zeigen. Der Ausdruck des Muthes verschönert jeden Mann, ja selbst der Ernst seiner Behauptung, der Zorn kann es; dagegen ist an einem zanksüchtigen Weib selbst Muthwille häßlich, und wenn alle Frauen wüßten, wie die selbst durch zur Unredlichkeit gehende Dialektik sie verschönert, sie würden die Zeit zurückwünschen, wo diese zweite Waffe stark noch nicht abgestumpft war. Der Mann, dem nichts so häßlich macht, wie die Angst, verliert in ähnlicher Hinsicht nichts, ja er gewinnt sogar, wenn er die Sanftmuth und Aengstlichkeit ablegt, darum ist [illegible] über für uns andere Geschlechter ein Gebot zu sehen.

Lassen Sie mich jetzt nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen über den Gegensatz der beiden Geschlechter in seinen einzelnen Beziehungen sich bewegen. Da die Natur den Mann zum Hinausstreben aus sich prädestinirte, so ist er mehr als die Frau auf die Außenwelt angewiesen. Daher die größere Geschäftigkeit und die größere Genußsucht, dahingegen auf der andern Seite eine Energie, die sich nur im Handeln behauptet, während die Frau weit leichter entbehrt, und ohne Energie im Dulden zäh, wie uns Bewunderung abzwingt. Sie hält nie in diese äußersten Extreme des leeren schaffenden Treibens und des bis zum Excess gehenden Genusses, zwischen denen das Leben des Mannes so leicht schwankt, weil sie sich nicht, wie er, zu verlieren, sondern zu bewahren bestimmt ist. Daher auch die fast absolute Unmöglichkeit für den Mann, sich in Verhältnisse niederer Stände, in fremde Verhältnisse, höhere Stände u. s. w. hineinzuleben, während die Frau vermöge ihrer innerlichen Unabhängigkeit von ihnen, dies viel leichter vermag. Aus sich selbst schöpft die Frau, darum bleibt Alles, was ihr objektiv, gründet sich auf ein unmittelbares Gefühl, auf einen für uns unbegreiflichen Takt, mit dem sie Alles unmittelbar auffaßt. Anders der Mann, der absichtlich fortwährend von aller Subjectivität, darum vermittelst er nach objectiven Gründen, verfällt häufig, ja sogar sein Gefühl vor dem Verständigen Raisonnement zurücktreten. Daher die starke Forderung des Mannes, man solle consequent sein, die ihn so oft zur Einseitigkeit, zum Extrem führt, während die Frau der ihr angeborenen Antipathie gegen Logik dennoch, weil sie stets das Ganze im Auge hat, in der Praxis so oft Recht behält. Darum ist sie, obgleich sie sehr oft in den allercomplicirtesten Verhältnissen, aus uns ein gordischer Knoten scheint, nicht zerhaun, sondern lösen, dennoch für das Raisonnement völlig unmöglich, und wenn Frauen raisonniren, d. h. durch Abstraction gewonnene Allgemeinheiten beimischt, so geschieht es in der Regel so, daß gewisse Sentenzen, wie aus Büchern oder Gesprächen aufgelesen wurden, *in loci communes* eingestreut werden, zum Grauen aller Männer, die nicht wissen, wie dasjenige hierher gehört, und keinen Menschenverstand darin sehen. Wenn sie sagen, Männerverstand, so hätten sie auch Recht, sie vergessen aber, daß ein subjectiver Zusammenhang darin ist, indem diese Sentenzen sich in derselben Kapsel finden, wie das, wovon eben gesprochen wurde, und daß dieser Zusammenhang der Frau genügt. Diese objective Richtung im Gegensatz gegen den grünlichen Objectivismus zieht sich nun auch in das Gebiet des Wollens und in alle ethischen Verhältnisse. Die Frau will geliebt und geliebt sein, der Mann dagegen will geachtet sein und sucht Ehre, d. h. jene will daß die Zuneigung, die ihr geschenkt wird, sich auf subjective, dieser, daß sie sich auf objective Gründe stütze. Unter Ehre verstehen der Männer und Frauen etwas ganz verschiedenes; bei letzterm steht sie immer in näherer oder entfernterer Beziehung zur Liebe, während beim Manne es sich um objective Bestimmungen, wissenschaftliche oder politische Verdienste handelt. Eben weil der Subjectivismus der Frauen die Richtung auf die Sache nicht angeboren ist, ebendeswegen soll man nicht tadeln, sondern als ohne Thatsache gelten lassen, daß die Unterhaltungen der Frauen sich nur um den sichern Nebenumstand drehen, während Männergespräche oft ganz Anderes betreffen. Es ist so, und den Männern, welche sich über die Klatschereien im Damenhause den Mund nicht voll nehmen, denen es Mund zu bemerken gebeut, daß die Gespräche über neu angekommene Weinsorten, über eine merkwürdige Dosirung von Champagner auch ihre Ehre haben. Mit Recht aber fordere ich diese Billigkeit von den Frauen; Weinsorten und Karten, Wiegenkochen und die ganze leidige Politik, sie sind Sachen und keine Personen, und darum ist es erklärlich, wenn Männer sich stundenlang davon unterhalten. Ebenso zeigt sich ein

Gegensatz hinsichtlich der Zuneigung, die sie schenken. Die Frau erreicht, ja übertrifft vielleicht den Mann an Intensität der Liebe — (der Mutterliebe möchte keine gleichkommen) — dagegen ist sie fast unfähig zur Freundschaft, wenigstens überdauert diese nie einen Conflikt mit der Liebe, so daß es begreiflich ist, daß die Freundschaften junger Mädchen so oft durch Heirathen, ja nur durch Verlobungen, einen Eteß erleiden. Nicht anders ist es mit den verschiedenen Aeußerungen der Abneigung. Vergleichen Sie z. B. den Mann und die Frau in der Eifersucht. Da richtet sich der Hauptzorn der Frau auf die Nebenbuhlerin, die beneidet, vielleicht in Tracht und Putz nachgeahmt wird; die Liebe zum Ungetreuen kann dabei gleich intensiv bleiben. Umgekehrt beim Manne. Ganz besonders zürnt er der Frau, welche einen so Erbärmlichen u. s. w. ihm vorziehen konnte. Sehen Sie bei Beiden den Haß, so wird er im äußersten Grade beim Manne zum brutalen Morde, bei der Frau zur langsamen Grausamkeit führen, und wenn es einmal erlaubt ist, den Mann mit dem Thiere, die Frau mit der Blume zu vergleichen, so wird uns der hassende Mann den blutdürstigen Tiger, die hassende Frau die giftige Blume darbieten, die immer — *bella donna* bleibt. Fort aber von diesem Gebiete in ein erfreulicheres.

Es hieße in denselben Fehler verfallen, den ich an Aristoteles tadelte, wollte ich hinsichtlich der höchsten Erscheinungen im Menschenleben, ich meine der Sittlichkeit, der Erhebung im Kunstgenuß und in der religiösen Andacht, einem der beiden Geschlechter eine größere Fähigkeit zuschreiben, als dem andern, wie denn die Kirche auch keinem der beiden Geschlechter einen Vorzug giebt. Damit aber ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier sich ein sehr großer Unterschied zeigen wird. Zur richtigen Beurtheilung dieser Unterschiede muß als leitender Gesichtspunkt festgehalten werden, daß das weibliche Geschlecht uns den Menschen in seiner Einheit und harmonischen Uebereinstimmung mit sich selbst zeigt, und daß wir es darum als ein Unnatürliches ansehen müssen, wenn in den Geist und das Gemüth des Weibes die Widersprüche und Gegensätze hineingetragen werden, deren sich der Mann nicht erwehren kann und nicht erwehren soll. Eben darum verleugnet der Mann wenigstens nicht sein Geschlecht, wenn er in sittliche Verirrungen geräth, und es giebt für ihn leichter eine Rettung aus denselben, nach welcher seine Kraft, wenn auch vielleicht geschwächt, doch nicht gelähmt ist. Was er that, war, obgleich schlimm genug, doch nicht eine Verletzung der Natur. Anders bei der Frau; weil sie dazu bestimmt ist, in innerer Harmonie zu bleiben, deswegen ist es ein unnatürliches Vergehen, wenn sie ihr Gemüth von schwarzen Leidenschaften zerreißen, wenn sie sich dahin bringen läßt, keck der Sitte Hohn zu sprechen. Sie wird es mehr und länger zu büßen haben als der Mann, denn wer die höchste Seligkeit verscherzt, dessen Strafe ist um so härter. Ein ähnlicher Unterschied zeigt sich in der Kunst. Nur aus inneren Widersprüchen, um sie los zu werden, wird nicht nur Göthe's Werther sondern jedes andere Kunstwerk geboren; dann aber ist es begreiflich warum wir die Schöpfer großen Kunstwerke nur unter den Männern zu suchen haben. Wäre nun die Kunst nichts als das Hervorbringen des Kunstwerks, so müßte ich allerdings sagen, die Kunst ist nur Sache der Männer. Dies aber ist nicht so, vielmehr da die Kunst die beseligende Himmelstochter nur darum ist, weil sie Himmlisches, Ewiges, Ideales offenbart, ein Offenbarer aber ohne Einen, dem offenbar würde, nicht denkbar ist, so ist jenes Hervorbringen nur erst das Mittel und das Kunstwerk ist vollendet, d. h. sein Zweck erreicht erst da, wo vor dem vollendeten Jupiter der Anbetende niederfällt, und wäre es auch, wie in diesem Falle, zunächst nur der Künstler selbst. Indem es genossen wird, wird erst das Kunstwerk vollendet, und zu dieser Vollendung trägt das Weib ebenso viel, wenn nicht mehr bei. Am deutlichsten wird dies bei den Künsten, wo das Werk des Künstlers nur in der Composition besteht, zu welcher dann die Ausführung hinzukommt. Das Tonstück, die Tragödie ist erst vollendet, wo sie aufgeführt werden, und beide Geschlechter liefern dazu die Virtuosen. Es ist deshalb nicht blos ein Gallicismus, der einen Talma sagen läßt: *j'ai créé ce rôle.* Als Schiller zum ersten Male Fleck den Wallenstein spielen sah, soll er gesagt haben, jetzt erst lerne er seinen Helden kennen. Hätte Shakespeare seine Julia so sehen können, wie ich sie das erste Mal in meinem Leben sah, er hätte in Mme. Crelinger (damals Stich) mit einem Händedruck die Mitschöpferin seines schönsten Werkes begrüßt. Aber auch in den andern Künsten ist es ebenso. Das Kunstwerk, das nicht genossen wird, ist unvollendet, und im Genießen desselben thun es uns die Frauen zuvor. Unser Privilegium ist es zu erzeugen, ihres, es zu empfangen, zu pflegen, und damit zu vollenden. Ja es ist eigentlich seltsam dies ein Privilegium zu nennen, da sie ja vollenden, während wir nur — die Anfänger sind. (Vielleicht aber werden Sie in den letzten Worten ein Beispiel der Erfahrung sehen, welche uns doch zeige, daß Frauen wirklich Kunstwerke erzeugten. Betrachten Sie aber die Fälle genauer, so werden Sie finden, daß der lyrische Erguß, sei es nun als Dichtung oder Composition subjectiver Zustände, und das Portrait, wie es theils der Pinsel, theils Briefe liefern, das Einzige ist, was Frauen gelang, was wiederum für die Richtigkeit meiner Charakteristik spricht. Wo sie Objectiveres darstellen, wo sie den Conflikt sittlicher Mächte schildern wollten, da mißlang es, ja Annäherungen an den Erfolg, wie in manchen von Frauen verfaßten Tendenzromanen, wurden mit, nicht unverhienten, Spottnamen bestraft, die auf die Ueberschreitung der von der Natur gezogenen Grenzen hinweisen.) — Wie die Frau im Gebiete der Kunst dem Manne gleich steht, so auch im Gebiete der Religion. Auch hier werden die innern Kämpfe, welche dem

vorausgehen, daß das geschaute und gefühlte Göttliche geoffenbart werden kann, in männliche Gemüther fallen, und nur das männliche Geschlecht wird Religionsstifter aufzuweisen haben; aber schon unter den ersten Gläubigen und Glaubensmärtyrern finden sich Frauen und Männer, und zur Ausbreitung der Religion haben auf dem leisen Wege der frommen Erziehung sie vielleicht mehr beigetragen, als die Männer; ganz wie hinsichtlich der Erhaltung und Verbreitung des Sinnes für Schönheit dies ihnen nicht abgesprochen werden kann. Dem Sittlichen also, dem Schönen und dem Heiligen, sind beide Geschlechter gleich zugänglich. Derselbe Unterschied aber, auf welchen bei Gelegenheit der ersten Offenbarer des Schönen und Religion hingewiesen wurde, dieser zeigt sich auch noch weiter in der Art, wie es in den beiden Geschlechtern lebt. In der Frau geschieht dies normaler Weise nur in der Form des Gefühls, ihr ästhetischer Sinn und Geschmack, ihr religiöses Gemüth und ihr frommer Sinn, darin besteht ihr Dienst der Schönheit und ihr Gottesdienst. Wie ihre Sittlichkeit stets den Charakter seliger Unschuld behält, weil sie versenkt ist in die Substanz der Sitte, ihr angehört, wie das Kind dem Vaterhause, ganz ebenso ist es die unbefangene (substanzielle) Religiosität und der nie getrübte, sich hingebende Genuß des Schönen, den sie vor uns voraus hat. Von jenen innern Widersprüchen, jenem Irrewerden, welche den Mann, der über seinen Genuß reflektirt, zur Kritik und zur wissenschaftlichen Aesthetik, zum Zweifel und zur Religionswissenschaft führen, von diesen weiß die Frau Nichts, darum interessirt sie sich für dergleichen nicht, höchstens um ihres Mannes willen, dem dergleichen von Werth ist. Daß, was so begeistert und anspricht, unter der Loupe des Verstandes zerlegt wird, das erscheint ihr als eine Art Profanation, und als eine prosaische Betrachtung die, welche nach Gründen sucht, warum es schön ist.

Bis jetzt ist der Gegensatz der Geschlechter nur so dargestellt, wie er sich augenblicklich dem Beobachter kund thut. Es ist aber kein Gewicht darauf gelegt, was doch auch oben gesagt war, daß beide in polarischem Verhältniß zu einander stehen, u. hierin gerade liegt, wie sie ihren Gegensatz gegeneinander bethätigen. Das Wort Polarität, mit welchem allerdings in der deutschen Wissenschaft lange Zeit Mißbrauch getrieben wurde, ist neuerdings so in der Achtung gefallen, daß bei Manchen der Versuch desselben hinreicht, um für einen unwissenschaftlichen Phantasten zu gelten, ganz wie in einem andern Gebiete der Mißbrauch des Wortes Freiheit ähnliche Folgen gehabt hat. Nichts desto weniger drückt dies Wort auf die kürzeste und prägnanteste Weise ein sehr wichtiges Verhältniß aus. Wir sprechen nämlich von Polarität dort, wo zwei nicht nur einander entgegengesetzt sind, und als beim Einswerden sich aufheben, sondern wo zugleich jedes darnach trachtet, mit dem Entgegengesetzten Eins zu werden; so daß es also in diesem Zustande des Widerspruchs sich befindet, daß es alle seine Kraft anwendet, um einträchtig zu werden, das sein Sein darin besteht, dem Nichtsein entgegen zu streben. Diesen Zustand pflegt man, weil ein Aehnliches bei dem gespannten Bogen Statt findet, als den der Spannung zu bezeichnen, und sagt also z. B., daß die Säure und Basis gegen einander gespannt sind, weil jede nur mit Gewalt von der andern entfernt gehalten werden kann, indem ihr innerer Drang darauf geht, die andere zu absorbiren und zugleich sich von ihr absorbiren zu lassen. In diesem selben gespannten oder polarischen Verhältniß stehen nun auch die, welche, mit Aristoteles zu sprechen, nicht ohne einander leben können, Mann und Weib, und dem schon im Magnetismus und der Electricität sich zeigenden Gesetze gemäß, nach welchem das Ungleichnamige sich anzieht, das Gleichnamige sich abstößt, verlangt Eines nach der Vereinigung mit dem Andern. Dieses Sich-suchen ist, wie es schon die älteste Urkunde des Menschengeschlechts sagt, und wie es später Plato, freilich mehr scherzhaft, wiederholt, ein Streben nach der verloren gegangenen Hälfte, mit der sich der einseitige Mensch zum ganzen Menschen ergänzt, es ist wirkliche Wahlverwandtschaft, welche zu der völligen Vereinigung bringt, die wir mit dem Worte Liebe bezeichnen, indem wir so das Wort, welches überhaupt das Gegentheil von Egoismus bedeutet, auf diejenige Erscheinung beschränken, in der zuerst die Trennung der spröden Herzen aufhört, indem Zwei ein Herz und eine Seele werden, weil der Gegensatz von Ich und Du, Mein und Dein verschwunden ist. Es liegt übrigens eben darum auch auf der Hand, warum die gegenwärtige Liebe zur Ehe, d. h. zur ewigen Liebe, und zwar zur Monogamie werden muß. Ein Vorbehalt hinsichtlich der Zeit, ein Vorbehalt, sein Herz auch mit Andern zu theilen, wäre das Bekenntniß: man habe nicht sein ganzes Herz hingegeben, d. h. man liebe nicht.*)

Indem ich nun zur rein psychologischen Betrachtung der Liebe übergehe, muß zuerst das Entstehen derselben ins Auge gefaßt und die Frage beantwortet werden, was den Mann an der Frau anzieht und was der Frau an dem Manne gefällt. So richtig es nun wäre, wenn ich antwortete: dort die Weiblichkeit, hier die Männlichkeit, so muß dies doch näher bestimmt werden. Nach dem, was ich vorhin sagte, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich es als das allein Normale ausspreche, daß den Mann die Schönheit des Weibes zur Liebe bringt. Eben darum wird es kaum vorkommen, daß ein Mann die Geliebte nicht schön fände; und wäre auch nur die Haarfarbe, wäre es die Hand oder die Nasenspitze, gleich viel, mindestens Etwas wird ihm schön erscheinen, denn ohne Wohlgefallen an der Schönheit einer Frau entsteht einmal normaler Weise keine Liebe bei dem Mann.**) Ich

*) Der Verfasser sollte Liebe vom sinnlichem Genuß unterscheiden — jene ist geistig dieser körperlich. — L.

**) Kein Verliebtsein. L.

habe es sehr oft, namentlich von Frauen aussprechen hören, dies sei an dem Manne eine unbegreifliche, ja verächtliche Seite, daß die Geschiedensten manchmal sich noch einen Gans verliebten, blos weil sie hübsch ist. Ob verächtlich, ob nicht, es ist einmal, und es liegt in der Natur. Uebrigens sollten die Frauen doch nicht so stolz auf uns herabblicken, denn sie urtheilen ganz wie wir einem Naturgesetz. Was ihnen an den Männern so gefällt, daß es sie zur Liebe bringt, ist zunächst nichts als der Ausdruck der Kraft und des Muthgefühls, der Muth*). Hinein der unwiderstehliche Reiz, dem die Söhne des Mars nicht nur für Kindermägde, sondern für den größten Theil des ganzen Geschlechts haben, welches gerade so denkt, wie jene Dame, welche von der Civil-Ehe nichts wissen wollte, weil sie die Militär-Ehe vorzöge. Wer seine Frau in jeder Beziehung als Schwächling erscheint, den wird sie nicht lieben, und Niemand aber ist darüber nichts zu mäkeln, wenn eine geistreiche Frau sich in einen Mann verliebt, nur weil er eine herkulische Gestalt, ein imposantes Aussehen hat. Es ist eben natürlich. Der Einwand, den man machen könnte, daß nach dieser Ansicht die Liebe aufhören müsse, wenn die Frau häßlich, der Mann kränklich oder schwach würde, dieser trifft mich gar nicht, da ich nur vom Entstehen der Liebe spreche, die einmal zustandene Liebe aber durch sich selbst dauert, ganz wie eine Feuersbrunst nicht aufhört, wenn die Kerze verlischt, die sie hervorrief**). Wichtiger ist ein anderes, daß sehr viele Fälle vorkommen, wo solche (d. h. Liebes-) Ehen geschlossen werden, und erwiesener Maaßen das Wohlgefallen nur durch Vorzüge des Herzens und Geistes hervorgerufen wurde. Ich leugne diese Fälle nicht allein, bei näherer Betrachtung zieht sich rein bei ihnen (wenigstens am Anfange) das Band auch immer einen andern Charakter an, als den der eigentlich so zu nennenden Liebe. Wo der Mann von einem Weibe, das er nicht schön findet, gefesselt wird, weil sie geistreich ist, ist Hunderte gegen Eins zu wetten, daß sie älter ist als er. Da ist es eine fast filiale Verehrung, die ihn an sie kettet, die dann von ihrer Seite mit einer fast mütterlichen Sorgfalt erwidert wird. Gewinnt dagegen ein Mann ein Mädchen lieb, das er häßlich findet, die aber ein Engel von Gemüth ist, ein Fall, der fast nur Statt finden wird, wo der Mann sehr viel jünger ist als die Frau, da hat seine Liebe jenen Beisatz von Mitleiden oder wenigstens väterlicher Neigung, die sie als Ausnahme stempelt. Analog, aber diametral entgegengesetzt verhält sich's hinsichtlich der Frauen. Wenn ein junges Mädchen einen unkräftigen Mann sich gewinnt, weil er der Gütigste der Männer ist, so ist dies fast immer ein Greis und mit töchterlicher Schonung schmiegt sie sich an ihn, auch wo er ihr Mann geworden ist. Umgekehrt. Geistesgaben, intellectuelle Vorzüge des Mannes gewinnen die Liebe fast nur in dem Fall, wo die Frau älter ist als er, ihre Liebe bekommt dann Etwas von dem Stolz einer Mutter oder einer Gouvernante auf ihren Zögling, weil sie so geschickt war, diesen Diamant, wenn auch nicht zu schleifen, so doch zu erkennen. Ich will also, wie gesagt, gar nicht leugnen, daß aus allen diesen Verhältnissen glückliche Ehen hervorgehen können, wie sie ja auch oft dort Statt finden, wo ganz äußerliche Rücksichten, sei es der Wille der Aeltern, sei es die Rücksicht auf Vermögen, sei es der Wunsch, unter die Haube zu kommen, sei es die Sorge für die verwaisten Kinder, zur Ehe schreiten ließen. Da entsteht nämlich in der Ehe von durch die Ehe jene der Freundschaft ähnlichere eheliche Liebe, die bei dem naturgemäßen Anfange der Ehe, aus dem sie sich normal entwickelt, auch nicht ausbleibt. Ich leugne eben nur, daß die ehen charakterisirten Fälle naturgemäße Anfangspunkte der Ehe abgeben. Eben weil ihnen die Natürlichkeit fehlt, eben deswegen lehrt auch die Erfahrung, daß, wo das normale Verhältniß demnach endlich eintritt, dies nur nach heftigen Schwankungen des ehelichen Glückes geschieht, die ihren Grund in der gewaltsam zurückgedrängten Natur haben. Wie viele Beispiele sind mir bekannt, wo der jüngere Mann, der mit fast sagenhafter Bewunderung von der geistbegabten Gattin hing, in jugendhafter Unbeholfenheit, zum Hausmonarchen wurde. Wie viel andere, wo die Frau so stolz auf ihren geistig ausgezeichneten Mann sah, dabei aber, eben weil ihre Liebe diesen Gouvernanten-Charakter hat, dazu gekommen ist, Alles besser zu wissen und klarer zu durchschauen als er, wo sie in jeden vermessenen Plan des Mannes das Wasser des Zweifels an seiner Kraft gießt. Damit er sich nicht übergehe, ihm gern die Bewunderung, die er erregt, verheimlicht, damit er nicht aufgeblasen werde. Dabei, lobt sich die gute Seele noch selbst, daß sie so verständig ist. Sie wäre es auch wirklich, wenn sie zur Gouvernante engagirt wäre. Jetzt habe sie sich's selbst zuzuschreiben, wenn sie allmälig im Hause die Stellung einer solchen bekommt. Bei manchen andern Ehen ist bald nach der Hochzeit aus dem väterlichen Schützer ein wegwerfender Protector, aus der höchlich verehrten Gattin ein eigenwilliges Kind geworden. In dergleichen Rückschlägen rächt sich die mißhandelte Natur, und es bedarf der Kunst des charakterstarken Weibes, damit das allendliche Resultat ein gesundes, ehliches Leben werde. Neben diesen Bestimmungen, die aus der Natur der beiden Geschlechter folgen, und darum allgemeingültig sind, wird bei dem Entstehen der Liebe noch die individuelle Wahlverwandtschaft eine wichtige Rolle spielen, welche sich darauf gründet, daß jedes Individuum als nach seiner Ergänzung nach dem verlangen wird, was ihm abgeht, und was ihm die gesuchte Hälfte zubringt. Wenn ich nun auch hierbei nicht so weit gehe, zu behaupten, daß immer der Schwarze die Blonde, die Kleine den Langen lieben werde, so habe ich doch schon bei Gelegenheit der verschiedenen Temperamente darauf hingewiesen, daß ein gewisser Contrast hier nöthig ist, und daß z. B. Eigensinn und Eigensinn schlecht zusammenpaßt, ist ebenso wenig zu ver-

*) Also Sinnlichkeit.
**) Läßt sich viel dagegen sagen. L.

wundern, als dies, daß Stahl und Messing sich weniger reiben, als Stahl und Stahl, oder Stein und Stein.

Wichtiger als die Regeln für den Moment, wo sie am wenigsten befolgt werden, könnten die erscheinen, welche das Verhältniß der beiden Geschlechter betreffen, dort, wo die Liebe erwacht ist und Erwiderung findet. Ich könnte ebenso gut sagen: ihre Stellung in der Ehe, da ich bereits erklärt habe, daß jede wahre Liebe zur Ehe werden muß, und Ehe mir nichts anderes ist als unverbrüchliche und darum eben heilig gesprochene Liebe. Auch der Sprachgebrauch nennt die Verhinderung der Ehe eine unglückliche, d. h. verunglückte Liebe. Sieht man nun hier auf das Zu-Stande-kommen einer solchen Verbindung, so liegt es in der Natur des Mannes, als des negativen, determinirenden Momentes, daß die Initiative ihm zufällt, während das weibliche Herz vermöge seiner positiven Natur, dem differenten Körper gleich, erst durch die Annäherung des elektrisch Gespannten, selbst in Spannung geräth. Es ist nicht die schwächste und nicht prosaischste Liebe, sondern vielmehr das Gegentheil, die in einem Mädchenherzen bewußtlos lebt und erst im Momente der Erklärung ihr selbst und dem Geliebten zugleich offenbar wird. Der Mann trägt seine Liebe an und das Mädchen nimmt sie an, er bittet um die Hand und sie gewährt sie. Wer dies eine untergeordnete Stellung der Frau nennt, wird auch den Bittsteller, weil er die Initiative hat, über den Fürsten stellen müssen. Daß die Erklärung von dem Manne ausgeht, hat dann aber noch weiter seinen Grund darin, daß mit beiden durch eine Verbindung vorgeht. Es ist kein Zufall, daß man vom Manne sagt, er binde sich, während die Frau ge- (d. h. be) freit wird. Diese Worte drücken das Verhältniß ganz richtig aus. Er, der bis dahin ungebunden der Gesellschaft angehörte, die er nach wechselnder Laune sich suchte, er, der bisher von Gasthaus zu Gasthaus ging, um seine Abende zuzubringen, er beschränkt sich jetzt auf ein Haus, und wird Glied einer Familie. Sie dagegen, die bisher in der Clausur des Hauses gehalten war, nur ein Glied der Familie, der sie angehörte, sie tritt jetzt in die Gesellschaft, in die Welt, sie bekommt Gäste und waltet im wirthlichen Hause. Ihr Kreis hat sich erweitert, der seinige verengt; eine nicht von ihm ausgehende Zumuthung dazu wäre ein Attentat gegen seine Ungebundenheit, die nur dann der wahren Freiheit Platz macht, wenn sie aus eigenem Antriebe aufgegeben wird. Alles, was die Stellung des Hauses nach Außen, zur Welt, betrifft, bestimmt er, der den Hausstand gründet, der seiner Familie den Namen und Stand giebt, und der in seinem Berufe nach wie vor ungebundener Alleinherrscher bleibt. Innerhalb des Hauses aber ist das Verhältniß umgekehrt, da ist sie Herrin; den Geist und Ton des Hauses, und wer zur nähern Intimität daselbst gelangen soll, das bestimmt sie. Mit Recht dies eifersüchtig verlangend, daß in Hinsicht des häuslichen Lebens der Mann sich ihr unterordne, trennt sie ihn mehr oder minder von der Familie, der er bis dahin angehörte. Man braucht nur zu sehen, welche ganz andere Rolle in jedem Hause die Mutter der Frau spielt, als die des Mannes und wie schnell die Annäherung des Letztern geschieht an die Brüder und Schwestern seiner Gattin, um die namentlich für jene Zeit, bewundernswerthe psychologische Wahrheit des Buchs der Bücher zu bewundern, das, indem es den Mann als den Herrn des Weibes proclamirt, zugleich ihm weissagt, daß er Vater und Mutter verlassen werde, um an seinem Weibe zu hangen. Darin, daß ein Hausstand immer den Geist seiner Herrin athmet, darin liegt die unermeßliche Gewalt, welche sie über die Männer und so, indirect, aber um so sicherer, über die Welt ausüben. Jeder Versuch der directen Einwirkung schwächt ihre Macht, anstatt sie zu erhöhen oder rächt sich sonst auf irgend eine Weise. Ich habe Ehen gesehen, wo der sonst nicht zur Geheimnißkrämerei geneigte Mann Alles, was seine Berufsgeschäfte betraf, ängstlich vor seiner Frau verbarg. Der Grund war leicht zu erkennen; gescheidt genug, um zu wissen, daß sie Nichts davon verstand, worin sie doch Rath geben wollte, sich selbst genug kennend, um zu wissen, was sie sage, mache immer einen Eindruck auf ihn, schnitt er die Gelegenheiten ab, wo Conflikte nicht ausbleiben konnten, und für ein ganzes Gebiet des Lebens waren getrennt die doch in Allem Eins sein sollten. Ich habe Andere gesehen, die, wenn sie von Ehrgeiz und andern Leidenschaften gestachelt nach Hause kamen, anstatt durch die friedliche Atmosphäre, die ein klarer weiblicher Geist um sich verbreitet, beruhigt zu werden, nur noch mehr aufgestachelt wurden, bitterer an den Kampf mit der Welt gingen, als sie aus demselben gekommen waren, und endlich, obgleich vom Glück überhäuft, an tantalischen Qualen zu Grunde gingen. Wer zählt und classificirt die Fälle, die alle auf das Eine zurückkommen, daß so viele Frauen den Zauberstab ihrer Macht aus den Händen legten, der da ist: Frau bleiben. Dies heißt nicht, den Frauen nur den Strickstrumpf lassen, oder ihnen die Küche als einzigen Schauplatz ihrer Thaten lassen. Nein, die Frau theile Alles mit dem Manne, aber in ihrer Weise. Sie interessire sich für Gebiete, die ihr fremd sind, weil es seine sind, sie sei ihm ein Trost im Leiden, sie beschwichtige seinen Zorn, indem sie ihn in ein Herz schauen läßt das niemals zürnt, sie streiche mit lindernder Hand die Wunden, die der Undank schlug, sie ermuntere, wo er anfängt, an der Ausführung eines angefangenen Werkes zu verzagen, durch Appellation an seine Kraft, und sie wird seine Gebieterin sein so, wie sie es soll und kann. Allein ich sehe, daß ich fast in den Predigton verfallen bin. Verzeihen Sie, und lassen Sie mich einlenken, indem ich die verschiedene Stellung beider Geschlechter im Hause von einer andern Seite her ins Auge fasse.

Wenn ein Hausstand die Erweiterung erfährt, welche nicht eigentlich als

die Vollendung, sondern als beglückende Zugabe der Ehe angesehen werden muß, so ist die Liebe, welche die Glieder der Familie verbindet, eine ganz verschiedene. Die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde ist ganz unmittelbar und natürlich, daher fehlt sie auch in der Natur nirgends; die Mutter liebt in ihrem Kinde einen Theil ihrer selbst. Anders ist dies beim Vater. Dieser liebt zunächst in seinem Kinde das Kind seiner Frau. Nur unmittelbar, durch Vertrauen, wird jenes Kind sein. Darum giebt es sehr oft gute Stiefväter, selten — vielleicht nie — Frauen, die ihre eigenen Kinder nicht vorzögen. Daß dies nicht seinen Grund in bessern Herzen der Männer hat, dafür liefert den Beweis, daß hinsichtlich der eigenen Kinder die Fälle viel häufiger sind, wo ein Vater, als wo eine Mutter sie verstößt und vergißt. Wegen dieses ganz andern Verhältnisses ist es kein Verdienst, sondern es liegt in der Natur, daß der Vater weniger blind ist bei den Fehlern seiner Kinder, während bei der Mutter zur Liebe sich die Selbstliebe gesellt, um sie zu verblenden, und daß eben darum in der Erziehung jener als der Strenge, diese als die Beschwichtigende erscheint. Wenn Einer, der vor seinem Vater sich nie gefürchtet hat, wohl geräth, so ist's des Himmels Wille. Dies aber schließt so wenig die Liebe des Kindes zum Vater aus, daß es vielmehr erklärlich macht, warum in den ersten Jahren die Kinder den Vater mehr zu lieben pflegen, als die Mutter. Abgesehen, das diese es ist, die dem Kinde die unangenehmen Empfindungen des Gewaschen-werdens u. s. w. giebt, abgesehen von dem Reize der Neuheit, den der seltener gesehene Vater gewährt, ist bei dem Kinde eine gewisse Dosis Furcht zur Liebe nöthig; seine Liebe soll den Charakter des Dankes für unverdiente Liebe haben, hinsichtlich der Mutter fühlt es sich von Anfang an mehr berechtigt; es fordert mit Recht seine Nahrung, und diese Nahrung ist der mütterliche Leib, es ist, als wisse das Kind ebenso gut wie die Mutter, daß es Fleisch von ihrem Fleisch ist und daß sie von ihm nicht lassen kann, während der Vater es als sein Kind anerkennt, weil er seinem Weibe vertrauen will. So ist das Kind erfreut und gerührt, Liebe zu finden bei dem, der ja auch sein Stiefvater sein könnte und dessen Güte ihm nicht durch sein unmittelbares Anrecht gesichert ist. Diese vermittelnde Stellung zwischen Vater und Kind nimmt dann auch später die Mutter ein, indem sie die Unarten theils vor dem Vater verbirgt, theils, was besser und eben darum auch klüger ist, entschuldigt. Hier tritt nun abermals ein sehr merkwürdiger Unterschied hervor, je nach dem verschiedenen Geschlecht der Kinder. Zwischen Vater und Tochter braucht die Mutter selten diese vermittelnde Stellung einzunehmen, ja wenn die Tochter älter wird, kann es kommen, daß deren Vermittlung manchmal von der Mutter in Anspruch genommen wird. Warum? Weil der Vater in der Tochter immer mehr die Mutter aufblühen sieht, und seine Liebe zu ihr darum eine Art Wiederholung wird der Zeit, wo jene sein Herz zuerst fesselte, so daß wohl die Mutter manchmal neidisch auf ihre jüngere Nebenbuhlerin blicken kann, über welche die alte Freundin zurückgesetzt wird. Anders ist's beim Sohn. Mit ihm geht's der Mutter so, wie dem Vater mit der Tochter, es mischt sich etwas fast Bräutliches in ihre Liebe. Gerade das aber, was sie doppelt an den Sohn fesselt, die Aehnlichkeit mit dem, wie der Vater war, gerade dies bringt leicht Conflikte mit diesem hervor, einmal, weil es Jedem etwas unangenehm ist, sich copirt zu sehen, dann aber, weil man gerade dieser Aehnlichkeit wegen leicht an den Jüngeren Forderungen stellen kann, deren Lösung nur das Alter möglich macht. Hier führt nun die Mutter vor dem ältern Manne den Prozeß des jüngern, und mancher Vater, der sich darüber ärgert, daß die Mutter in ihren Jungen vernarrt ist, weiß nicht, wen sie in ihm sieht und liebt. Alle diese hier angedeuteten Unterschiede, welche sich jedem Beobachter leicht zeigen werden, folgen aus dem, was ich bisher gesagt habe, und können uns nicht befremden; allein eine sehr häufig vorkommende Erfahrung kann ich aus diesen Principien nicht ableiten, und ich gestehe, daß sie mir immer ein sehr merkwürdiges Problem gewesen ist. Da das Verhältniß zwischen Vater und Tochter immer ein viel zärtlicheres ist, als zwischen Vater und Sohn, woher der so häufig vorkommende Wunsch gerade bei den Vätern nach Söhnen, der ja bekanntlich bei Manchen fast bis zum Wahnsinn geht! Ich glaube, daß wir den Grund nicht in der Natur des Menschen, sondern in künstlichen Verhältnissen suchen müssen. Daß in einer alten Familie der Wunsch herrschend ist, den Namen nicht aussterben zu lassen, ist in der Ordnung. Wo es Mannslehen giebt, ebenso. Daß aber, wo alles dies nicht Statt hat, ein Mann, wenn er nur ein Kind haben soll, durchaus sich einen Sohn wünscht, das halte ich für eine Folge davon, daß wir von Jugend auf dies bei den Männern so gefunden und uns gewöhnt haben, es für natürlich zu halten; die Tradition selbst aber halte ich für einen Ueberrest der barbarischen Zeit wo man die gleiche Berechtigung beider Geschlechter nicht anerkannte, sondern den Mann für etwas besseres hielt als das Weib. Das größte Glück für eine Familie sind gewiß Kinder verschiedenen Geschlechts, damit alle Familienrelationen erlebt werden, die Schwester erfahre, wie man den Bruder und wie man die Schwester liebt. Soll aber nur ein Kind die Ehe beglücken, so halte ich es für einen Beweis gesunder, naturgemäßer Entwicklung, wenn sich der Vater eine Tochter, die Mutter einen Sohn wünscht; die Erfahrung lehrt, daß dieser Wunsch sich am seltensten, der entgegengesetzte sehr oft durch schmerzliche Erfahrungen, als thöricht erweist.

Es ist nicht die Furcht, in Ihren Augen sonst gar zu sehr als Anhänger der alten Schule zu erscheinen, sondern

es ist der Gang meiner Reflexionen, der mich dahin bringt, da ich es eben als eine Barbarei bezeichnet habe, wenn den beiden Geschlechtern nicht gleiche Berechtigung eingeräumt wird, einige Worte über die so viel besprochene Emancipation der Frauen zu sagen. Ich will hier von jenen lächerlichen Uebertreibungen nicht sprechen, welche die Lage unserer Frauen so schildern, daß, wenn ein Turke sie lese, er glauben müßte, sie würden bei uns noch schlimmer behandelt, als in einen Harem gesteckt, sondern ich will nur das gar nicht abzuleugnende Faktum berücksichtigen, daß auch bei liebenswürdigen Frauen sich das Verlangen zeigt, nicht nur in äußern Gewohnheiten den Männern ähnlicher zu werden, sondern auch sich direkt bei dem zu betheiligen, was bisher nur diese beschäftigte, an der Direktion der Staatsangelegenheiten, der Literatur u. s. w. Bei dieser Erscheinung kann ich nun nicht, wie Viele meines Geschlechts, meinen Zorn auf die Frauen werfen, nicht nur weil ich ihnen überhaupt nicht zu zürnen vermag, sondern weil diese Erscheinung in unserer Zeit nothwendig ist. Ich habe die Geschlechter oben mit den beiden Elektricitäten verglichen und werde wegen des positiven Charakters des weiblichen Geschlechts diesem die Stelle anweisen, die in der elektrischen Reihe dem Wasserstoff zukommt, während das männliche Geschlecht dem Sauerstoff entspräche. Aber selbst der Wasserstoff kann negativ elektrisch werden, wenn anstatt des Sauerstoffes jenes in der Natur nie vorkommende, nur künstlich darzustellende Kalium sich ihm nähert. Was hier das Kalium wirkt, das bewirkt in unserer weiblichen Generation das männliche Geschlecht unserer Tage. Es ist so indifferent und kraftlos, daß es in dem andern Geschlechte eine Energie hervorruft, die nicht in seiner Natur liegt. Wenn der Tyrtäus, der „mit seinem Gott gegrollt", sich hinter seine Frau verkriecht, so ist es begreiflich, daß sie ihm kühn zur schützenden Barrikade dient. Wenn bei unsern Revolutionen die Männer, welche die Regierung leiten, zu Weibern werden, so ist's kein Wunder, daß die einzigen, die sich als Männer zeigen, königlich gesinnte Frauen sind. Aber wozu auf Schlachten und krachende Throne blicken? Kommen Sie auf irgend einen Ball und überzeugen sich, daß, wenn es nicht noch Schülergäbe, nur die Touren getanzt würden, wo die Damen sich ihre Tänzer auffordern; sehen Sie hier unsere Lions — bärtig, aber haarhäuptig — wie sie höchstens Sinn haben für L'hombre oder religiösen und politischen Skepticismus, und Sie werden es den schönen Kindern vergeben, wenn sie anfangen, nach den Blicken des Spröden zu haschen, der vielleicht auf nichts wartet, als auf eine Liebeserklärung von ihrer Seite. Also von einem Tadel ist hier nicht die Rede, höchstens fiele er auf uns Männer. Wie es aber oft geht, so auch hier: den Schaden trägt nicht der Schuldige. Niemand büßt hier so viel ein, wie die Frauen, sie verlieren, was sie bis dahin gehabt haben, die Herrschaft der Welt. Wer nach dem bloßen Augenschein urtheilt, das Kind oder der Wilde, glaubt, daß an der Uhr die Zeiger Hauptsache seien; wer den innern Mechanismus kennt, weiß das besser. In demselben Maaße, als sie die unsichtbare Feder waren, haben die Frauen Alles gemacht. — (ich bitte Sie, ist in den Zeiten wo es noch keine Staatskunst gab, das Lächeln einer Frau oder ein süßes Versprechen nicht wichtiger gewesen, als gewonnene Schlachten?) — sobald sie äußerlich ihre Wirksamkeit zeigen wollen, sind sie gleich den Zeigern der Uhr, und werden von Männern an den Fäden der Eitelkeit oder andern geleitet. Mir fällt in unserer Zeit oft eine Posse ein, die ich vor Jahren im Königstädter Theater sah, wo durch die von einem Europäer hervorgerufene Revolution in einem Amazonenstaat die Männer, die bis dahin das „schwache Geschlecht" gewesen waren, zur Herrschaft kommen, und nun ein junger Mann, zu dessen Füßen bisher die Kriegs-Ministerin geseufzt hatte, genöthigt ist, auf ihren Befehl ihr die Hand zu küssen, weil, wie er seufzend sagt, „wir das stärkere Geschlecht", sind. Wir gehen einer gleichen Revolution entgegen, nicht nur im figürlichen, sondern im wirklichen Sinne, denn da die Zahl der jungen Männer, die keinen Tabaksrauch vertragen können ebenso wächst, wie die Cigarrenconsumtion bei den Damen, so kann es nicht lange währen, und jene werden es vorziehen, die Hand anstatt des Mundes zu bieten. Dann wird die Emancipation ihre Triumphe feiern und eine Gleichheit Statt finden, der gleich, die im Jahre 1848 eine Torfträgerin einer geschmückten Dame weissagte: „Ja, Madamchen, Alles wird gleich. Sie werden Torf tragen und ich in Seide gehen." Was ich in unserer Zeit bedaure, ist der geringe Einfluß der Frauen, die Ohnmacht des Geschlechts, welches die Penaten der Sitte und der Bildung hütet. Wie jener Antäus ist es stark, ist es unüberwindlich, so lange es auf dem Boden der Natur steht. Listige Feinde sind ihm genaht und haben ihm gerathen, sich zu erheben, und ihm die Hülfe zu solcher Erhebung angeboten. Armer Antäus! er steht nun noch mit den Fußspitzen auf dem Boden und freut sich des erweiterten Gesichtskreises, noch etwas höher und — seine Macht ist dahin. Da mit der Macht der Frauen die Bildung der Welt wächst und fällt, so ist, was die Rückkehr der Barbarei, die wie ein drohendes Gespenst uns ängstigt, verhindern kann, in ihre Hand gegeben. Mögen sie sich emancipiren und darum der Rohheit in die Arme werfen. Mögen sie sich besinnen und zum beiderseitigen Glück die simple Wahrheit wieder einsehen, daß es am Ende besser ist, mit einem Kuß die Welt zu regieren, als mit Dissertationen ihr zu dienen, und zwar oft nur zur Langeweile.

Die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter besteht darin, daß jedes das Recht und die Pflicht hat, seine eigne Bestimmung zu erfüllen. Wie diese bei dem Schließen des Bundes verschieden war, wie sie sich als verschiedene zeigte

innerhalb der Verbindung, dieß Beides habe ich zu zeigen versucht. Es ist nun endlich darauf hin zu weisen, welches das Resultat des Verbunden-seins für Beide sein wird. Was dahin führte, wird mit dem Worte „Spannung" bezeichnet: Da nun darunter nichts verstanden war, als der Zustand eines innern Widerspruches, dieser aber begreiflich auf eine Lösung ausgeht, so muß natürlicher Weise auch die Spannung der beiden Geschlechter auf eine Ausgleichung hingehen. Diese wird nun eben in der gegenseitigen Liebe, welche in ihrer wahren Offenbarung Ehe war, erreicht, in welcher, da der Mann und das Weib nur eine Seite der Menschheit war, die ganze, volle Menschheit existirt. Es ist darum ein sinniger Gebrauch, daß erst der verheirathete Mann als Mann, die Verehelichte als Frau bezeichnet wird, als wären sie dies vor der Ehe noch nicht vollständig. Der Junggesell ist kein Mann, das Mädchen keine Frau, weil sie ihre Bestimmung noch nicht erfüllt haben. In einer naiven Weise, möchte ich sagen, zeigt dies die Natur darin, daß die Hagestolzen mit der Zeit etwas Weibisches, die alten Jungfern dagegen etwas unnatürlich Mannhaftes bekommen, und dies ist der Grund, warum beide Stände so oft zum Gegenstand des Spottes werden. Wer sich aber auch diesen Spott nicht erlaubt, wer Rücksicht nimmt auf die oft ehrenwerthen, oft mindestens unverschuldeten Gründe, welche im bestimmten Falle die Ehelosigkeit hat, auch diesem zeigt das Mitleid, womit ihn der Anblick des celibataire und der vieille demoiselle erfüllt, daß sein Gefühl hier auf ein verfehltes Ziel hinweist, auf ein Nicht-vollendet-sein des Menschen. Nicht nur Fouque's Undine und die russischen Leibeigenen bekommen erst durch Verheirathung eine Seele, sondern eine ähnliche Veränderung geht durch die Liebe in Jedem vor. Es fragt sich, da in diesem Augenblick behauptet wurde, der Mann höre in seiner Verbindung mit dem Weibe nicht auf, Mann zu sein, worin jene Veränderung besteht? Offenbar in einer Ergänzung mit dem, was jedem von beiden in der Trennung abgeht, und so wäre der Ausdruck, den man wohl gebraucht hat, der Mann werde dadurch feinfühlender, taktvoller, die Frau dagegen verständiger, zuläßig, wenn nur nicht mit demselben sich Vorstellungen verbänden, die mit dem Festhalten des Geschlechtscharakters unvereinbar sind. Will man ganz genau sprechen, so wird man sagen müssen: der Mann lernt so denken, wie das Weib fühlt, das Weib so fühlen, wie er denkt. Es handelt sich hier nicht um unnütze Spitzfindigkeiten, sondern um das Praktische, was es giebt, um Liebes-, d. h. Lebensglück, was ohne solche Distinction Gefahr läuft. Was nämlich die beiden Geschlechter so an einander fesselt, ist der stete Reiz der Neuheit, den sie für einander haben, daß sie einander stets unergründlich und darum interessant bleiben. Das Studium der Frauen wird nicht absolvirt und jeder Fortschritt bietet neue Aufgaben dar, und das ist es, was es so süß macht. Ebenso ist das Wort, welches in einem schönen Munde ein Tadel sein soll: „Nein, die Männer sind doch unbegreiflich!" das ist gerade ein Beweis, daß jener Mund einmal doch süße Worte flüstern wird. Daß wir an uns zu studiren haben, und nie damit zu Ende kommen, das ist es, was uns anzieht. (Darum finden Sie auch nur unter den Verächtern der Frauen die, welche behaupten, die Frauen zu kennen.) Allein der große Unterschied in diesem Studium ist, daß uns das Unbegreifliche das Frauenherz ist, während die Frau immer wieder erstaunt steht, was ein Männerkopf doch für Einfälle haben könne. Die Einseitigkeit beider Geschlechter macht, daß der Mann fortwährend reflektirt, in jedem Verhältniß die verschiedenen Seiten hervortreten läßt und eben darum, da auch das geistige Auge nur einen Punkt zur Zeit ganz fixirt, leicht einseitig wird, während die Frau durch ihren unmittelbaren Takt stets das Ganze im Auge hat, mögen auch darüber die einzelnen Seiten zu wenig beachtet werden. Jetzt denken Sie sich Mann und Frau in dem Augenblick, wo etwas, was der Mann gethan hat oder thun will, besprochen wird. Sie können sicher sein, er wird Gewicht legen allein auf die Gründe, die ihn leiten, sie dagegen wird ebenso gewiß die ganze Situation im Auge haben, das, was die Welt dazu sagen, was dabei herauskommen wird, kurz Alles, was daran hängt. An eine eigentliche Verständigung ist, wenn sie verschiedener Ansicht sind, hier nicht zu denken, weil sie auf ganz verschiedenem Terrain stehen, und nur Nachgeben wird der Differenz ein Ende machen. Wenn nun, nachdem der Mann seinen Willen durchgeführt hat, die Erfahrung ihm zeigt, daß, woran er nicht, die Frau aber wohl gedacht hat, wirklich eingetreten ist, und sich dergleichen Erfahrungen mehren, so wird es begreiflich, daß nun ihm immer von Wichtigkeit wird, wie seine Frau ein Unternehmen ansieht. Dies ist nicht eine Schwäche, sondern das ist vernünftig, denn die über alle Einseitigkeiten gehende Vernunft lehrt, daß die Folgen ebenso zur That gehören, wie die Gründe, woher auch das im Namen der Vernunft sprechende Gewissen und das Gesetz (die auch beide neutris generis sind) auf Beides Rücksicht nehmen. Aber wohlbemerkt, nur da handelt er vernünftig, wenn er auf das Urtheil der Frau Gewicht legt, wo sie wie eine Frau urtheilt. Kommt sie mit Gründen, da soll er taub sein, denn sie sind seine Sache. Er wird also, um seine Sache vollständig zu erschöpfen, auch immer dies mit erwägen, wie sie im Geiste der Frau sich spiegelt, und was ihr das Gefühl sagt, wird ihm auf diesem Umwege sein Denken sagen. Je mehr Beide sich miteinander einlebten, je schneller wird dieses im eignen und der Frau Namen Handeln vor sich gehen, welches ich oben sein „Denken, wie sie fühlt," genannt habe. Auf der andern Seite ist Alles, was der abstrahirende Verstand hervorbringt, von Natur nicht Sache der Frauen. Hierher gehört nun Alles, was man mathematische oder buchstäbliche Gesetzlichkeit und Correctheit nennen kann. Wenn ich auch weit davon entfernt bin, zu sagen, daß alle Frauen schmuggeln, zu spät kommen und überseihen, so ist doch nicht zu

leugnen, daß die Befolgung einer vielleicht unvernünftigen, aber gesetzlichen Regel und die Präcision auf die Minute ihnen leicht als pedantisch vorkommt; ja selbst daß sie gern ein wenig aus chmücken, kann ich nicht ganz leugnen, obgleich in meinen Augen ihre Bestimmung sie entschuldigt, die ja eben ist, unser Leben — auszuschmücken. Die buchstäbliche Gerechtigkeit, welche in allen bloß rechtlichen Verhältnissen waltet, ist mehr unsere Sache, während sie dagegen ein feineres moralisches Gefühl haben. Hier wird nun die Frau oft erfahren, daß, was sie für eine Kleinigkeit hält, vom Manne streng getadelt wird, daß, wo sie die Billigkeit in Anspruch nimmt, er auf contraktliche Bestimmungen hinweist u. s. w. Das Resultat wird sein, daß sie zuerst jeder Zumuthung, den bloßen Buchstaben zu verletzen, entgegensetzen wird: Mein Mann will das nicht. Und m sie uns nicht nur Andern, sondern ebenso den eignen Gefühlen entgegensetzt, wird endlich die Belehrung des Mannes eigne Gewohnheit in ihr, und wenn sie gleich sich nie überzeugen wird von der Heiligkeit des Buchstabens, so wird sie ihn befolgen, wie sie richtig spricht, ohne sich der tiefern Gründe der grammatischen Regeln bewußt zu sein. Dies meinte ich, wenn ich sagte, sie lernt, „so fühlen, wie der Mann denkt." In diesem normalen Verhältniß, wie ich es eben beschrieb, wird die Frau vom Manne die Belehrung empfangen, er dagegen von ihr die Bildung; er klärt sie durch sein Raisonnement auf, sie bildet und erzieht ihn durch ihr Sein und durch Offenbarung ihres Empfindens, beide aber empfangen diese Ausbildung, nur durch die Liebe, welche sagt: was mein ist, das ist dein, und in der das eine Ich sich im andern findet. Eben darum aber ist auch kaum irgend Etwas ein so gewöhnlicher Anfangspunkt für die Liebe, als dieses in der Ehe sich bethätigende Lehr- u. Erziehungsverhältniß. Es giebt sehr wenige junge Männer, welche, wenn eine hübsche Coquette sie zur Lehrmeisterin nahm, nicht, um einen Jean Paul'schen Witz zu wiederholen, Mehrleistungen wünschen, und ein Candidat der Theologie, der einer hübschen Dame religiöse Scrupel löste, ohne sich in sie zu verlieben, ist mir noch nicht vorgekommen. Umgekehrt aber, nichts gewinnt das Frauenherz mehr, als wenn man es zur Offenbarung seiner tiefsten Gefühle bringt, und seit der Wittwe von Ephesus hat es gar viele gegeben, die, während sie um einen Verlust weinten, dem verstrichen, den sie gewürdigt hatten, Zeuge ihrer Thränen zu sein. Dagegen aber stößt Nichts den jungen Mann von einem Mädchen mehr ab, als wenn sie ihn belehren will, wie ich auf der andern Seite nicht glaube, daß eine Dame dem Manne Etwas schwerer vergeben wird, als wenn er ihr eine Taktlosigkeit vorwerfen sollte. (Wer war es doch, der gesagt hat, die größte Beleidigung für eine coquette Frau sei, wenn man die Bemerkung mache, es werde dunkel? Wer es auch war, er hatte Recht.) Die Umkehrung des normalen Verhältnisses wird nun der Stein des Anstoßes für manche Liebe und manches eheliche Glück. Ich will es dem Manne nicht rathen, Erziehungsversuche mit seiner Frau zu machen, indem er sie auf Gewohnheiten aufmerksam macht, die Mangel an seinem Gefühl oder Lebensart verrathen. Er wird schwerlich reussiren. Allein selbst wenn es ihm gelänge, wozu am meisten Hoffnung ist, wenn er Hrn. Toute le monde als Alliirten auftreten läßt, indem er zeigt, daß dergleichen lächerlich mache, selbst dann hat er mehr verloren als gewonnen. Die Wunde die er schlug, ist nicht der Eitelkeit seiner Frau geschlagen, sondern in ihr schreit das Geschlecht um Rache, und eben deswegen wird sie kaum ausbleiben. Viel besser er geht den objectiven Gang, er tadle nicht an ihr, sondern im Allgemeinen, d. h. an andern Frauen, was ihm an der eignen nicht lobenswerth erscheint; er wird zum Ziel kommen, ohne zu verletzen. Ganz ähnliche Rathschläge möchte ich mancher Frau geben; das an Principien und Grundsätze sich anlehnende Raisonnement ist einmal nicht ihre Sache, die allgemeinen Sätze und Axiome, die sie anführen können, sind von Andern gehört, meistens vom eignen Manne, wo nicht, doch aus Büchern geschöpft, die er kennt, oder aus Gesprächen, denen er beiwohnte. Eben weil sie nicht auf eignem Boden gewachsen sind, eben deswegen bleiben sie im Gespräch der Frauen exotische Gewächse und dienen in der Regel nur dazu, ihr liebenswürdiges und geistreiches Sich-gehen-lassen zu unterbrechen, so daß die systematischen Männer ganz aus ihrem Concert kommen wegen dieser Sprünge. Wenn die Frauen wüßten, wie gefährlich es für ihren Einfluß sei, wenn der Mann sich gewöhnt, irgend etwas, was sie sagen, zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus gehen zu lassen, sie würden alle Sätze vermeiden, in denen die Worte Alle, oder Immer oder Nie vorkämen, denn diese pflegen immer das angedeutete Loos zu haben. Dergleichen ist nämlich unsere Sache, nur uns gehören die Allgemeinheiten und damit ist nicht etwa uns das Privilegium des Geistreich-seins zugesprochen, sondern gerade den Frauen, denn geistreich ist, wer etwas Besonderes zu sagen weiß. Ich habe früher, wenn mich doctrinäre Frauen so ärgerten, geglaubt, das habe nur persönliche Gründe, und habe, wenn ich nach diesen suchte, manchmal die arme Frau angeklagt, deren schauerliche Belehrungen über Tonarten und Takt, die sie dem kleinen Jungen gab, mich heute noch mit ihrem Nachhall von Langeweile peinigen; ich habe dann in späterer Zeit sehr ernsthaft untersucht, ob es nicht bloß verletzte Eitelkeit sei, die mich bestimmt, ich bin aber zu dem Resultat gekommen, daß wie in dem oben angeführten analogen Falle die Frau, so hier ich völlig in meinem Rechte bin, wenn ich mich erbose. Zu dem Gefühl nämlich, daß die Rechte unsers Geschlechts angetastet werden kommt bei mir noch etwas Anderes, was — wenn dies möglich wäre — mich bei dem andern Geschlecht sehr accreditiren müßte, das Interesse an den Frauen. Bewundernswerth, wie sie in concreto urtheilen, unwiderstehlich und von uns be-

meidet gleichsam als Ueberreste jenes intuitiven Erfassens der Dinge, nach dem manche Philosophen vergeblich gerungen, haben sie es vorgezogen, den Pegasus vor den Ackerpflug zu spannen, fördern nichts und werden, um zu sein wie die Männer, trivial. Das Wort ist heraus und ich will es nicht zurücknehmen. Die Sentenzen, die wir aus ihrem Munde vernehmen, die haben wir wirklich schon gehört, als wir noch im Trivio waren, Trivium aber und Quadrivium hat uns nicht dahin gebracht, mit solcher Sicherheit des Blickes Verhältnisse zu überschauen wie sie, warum also wollen sie nicht in dem Gebiete bleiben, wo wir uns vor ihnen beugen, anstatt sich der Gefahr auszusetzen, daß wir unter einem verlegenen Lächeln, das spottende, ja vielleicht gar das Gähnen verbergen?

Sie könnten nun vielleicht bemerken, daß auf diese Weise eigentlich nie ein volles Verständniß zwischen beiden Liebenden Statt finden könne, indem Beide sich in der Lage Zweier befänden, die verschiedene Sprachen reden. Ich nehme das Gleichniß an, es ist richtig; sie verstehen sich wirklich nur, indem die Frau die Belehrungen des Mannes ins Schöne (Weibliche), er die Offenbarungen ihres Gefühls und ihrer geistreichen Einfälle ins Systematische (Männliche) übersetzt. Ist dies ein Schade? Haben Sie mir doch selbst gestanden, daß es Ihnen stets Freude mache, in fremdem Idiom zu sprechen, nicht nur um sich darin zu üben, sondern weil die geistige Anstrengung, die es kostet, sich in eine Denkweise, in die ganze Logik einer andern Nation hinein zu versetzen, Ihnen eine solche geistige Elasticität gebe, daß Sie oft bemerkt hätten, sie seien geistreicher, wenn sie französisch sprächen? Nun ich denke, dies ist — wenn dies anders bei Ihnen noch möglich ist — gewiß kein Unglück. Ganz Aehnliches aber geschieht uns jedesmal im Gespräch mit einer Frau, die uns interessirt, geschieht im weit höhern Grade da, wo wir sie lieben; geschieht um so mehr, je mehr in unsern Gesprächen jene Solöcismen der weiblichen Natur hervortreten, die wir so wunderschön finden, obgleich unsere plumpen männlichen Wendungen sie nicht ganz wiederzugeben vermögen. Wir wollen nicht unnütz bescheiden sein. Aehnlich wird es den Frauen auch mit uns gehen, auch sie werden manche Wendung des männlichen Denkens nur annäherungsweise übersetzbar finden; desto besser für sie und für uns. Gute Bücher liest man im Original, bei Fabrikwaare begnügt man sich auch mit der Uebersetzung. Könnten wir und die Frauen uns jemals ganz verstehen, so hörte das Interesse an einander auf; in der gegenseitigen Unergründlichkeit unseres Wesens liegt die Macht, die uns an einander bindet. Man studirt sich, wie ich schon einmal sagte, man studirt immer weiter wird alt und grau bei diesem Studium und bedauert nicht, daß es zu keinem Ziele führte, sondern nur — daß man nicht von Neuem anfangen kann.

Gerade heute, wo ich diesen langen Brief zu schließen gedenke, lese ich in mehrern Zeitungen von einer neuen Passion in Amerika, wo zu dem Goldfieber und Landfieber eine Journalistin ein anderes Fieber in die Welt bringt, indem ihrem Beispiel, Männertracht anzulegen, die Mädchen und Frauen schaarenweise folgen sollen. Warum auch nicht! Die Männer Amerikas sind auch zum größern Theil Kinder des 19. Jahrhunderts, und wenn sie nicht größere Energie zeigen, als die diesseits des Oceans Geborenen, so geschieht ihnen schon Recht, wenn man ihnen zumuthet, die abgelegten Roben der Frauen zur Kleidung zu nehmen. Thun es aber erst die Amerikaner, so kann das ja bei uns nicht fehlen, denn *Ir eslem wie ars Germans*! Ehedem Königsstädtes Theater! wer hätte vor 18 Jahren gedacht, daß du der delphische Tempel, prächtiger Beckmann, wer hätte gewähnt, daß in Dir eine Pythia stäke! Die Einzigen, die ich bedauere, sind nicht unsre Herrenvesse, die jetzt nur spinnen, dann aber auch die Kinder warten werden, sondern unsere Omphalen. Denn jenes Räthsel, was mich als Knaben sehr intriguirte, wo von dem Sarge gesagt ward: „wer es sieht, der braucht es nicht“ u. s. w., ist auf das Symbol der Herrschaft im Hause viel besser anzuwenden. *Qui la porte ne la porte pas: et qui ne la porte pas la porte. Adieu.* Die Miß Bloomer hat sich verstimmt, ich sehe ganz schauerliche Bilder vor meinen Augen. Ich gehe, um mich zu erheitern zur Lektüre eines Buchs, von dem Sie nicht glauben werden, daß ein Bücherfresser wie ich, es bisher noch nicht gelesen hatte — Hippel's Buch von der Ehe. Hätte ich es früher gelesen, so hätte ich vielleicht für diesen Brief geplündert. Jetzt lesen Sie es wieder. Nochmals Adieu.

Aus den Memorien

der

Lola Montez,

Gräfin v. Landsfeld.

Tsching-Lai und seine Favoritin.

Neue Bekanntschaft. — Ein englischer Naturforscher. — Die Wildniß.

Am selben Tage, da ich Agra verlassen hatte, traf ich in einer der Stationen mit einem englischen Professor zusammen. Es war ein ganz eigenthümlicher Kauz dieser Professor. Schon sechs Jahre durchreiste er zu wissenschaftlichen Zwecken Indien. Er war Naturforscher, und ich muß gestehen, daß ich bei keinem Menschen je eine größere Vorliebe für die Natur gefunden habe. Er hatte nur einen Bedienten und zwei Indianer bei sich. Die beiden letztern mußten in einem Palankin nicht etwa den Professor, welcher zu Fuße nebenher ging, sondern verschiedene Kasten und Säcke, in welchen er verschiedene merkwürdige Mineralien und Vegetabilien mit sich führte. Ich fragte ihn, wohin er sich zunächst begeben wollte, und er sagte mir, daß

er an diesem Tage nur eine kleine Excursion nach einem Walde machen wollte, der sehr seltene Baumarten und Gesträuche enthalte.

Eine Excursion nach einem Walde? fragte ich. Ist das weit von hier, mein Lieber?

Nein, nur drei kleine Stunden.

Und wenn ich Sie nun dahin begleiten wollte, mein Herr? —

Der Professor sah mich mit großen Augen an.

Das möchte ich Ihnen nicht rathen, sagte er dann, der Wald ist den Damen sehr gefährlich.

Desto besser, desto besser! rief ich.

So haben Sie also Sehnsucht, sich von Schlangen beißen zu lassen?

Wissen Sie, denn nicht, mein Herr Professor, daß wir Frauen schon seit Eva's Zeiten mit den Schlangen gut stehen und sie also nicht zu fürchten haben?

So werden Sie aber doch wenigstens den Tiger fürchten?

Auch den nicht, wir sind gar sehr vertraut mit dieser Race.

Ich meine auch weniger die vierfüßigen, als die zweibeinigen, mein schönes Kind.

Ich habe auch gar keine anderen als die zweibeinigen gemeint, versetzte ich.

Und darunter verstehen Sie uns Männer im Allgemeinen?

Im Allgemeinen und im Besonderen, mein Herr.

Nun, da müssen Sie schon schlimme Erfahrungen gemacht haben. Ich meine aber, meine Liebe, daß die Tugenden und Laster sehr gleichmäßig beiden Geschlechtern zugetheilt sind. Wir Männer sind in der That nicht mehr Tiger, als die Frauen Schlangen sind.

Ich glaube, daß Sie den Frauen mit diesem Ausspruche Unrecht thun, und ich glaube überhaupt nicht, daß ein Mann gegen eine Frau je gerecht sein kann.

Das ist mindestens sehr befangen ausgesprochen, meine Liebe.

Das ist es nicht, mein Herr, nur das Weib vermag dem Weibe die Tugenden und Leidenschaften, die in seiner Seele leben, nachzuempfinden, und es ist eine Ungerechtigkeit, daß über die Frauen Männer zu Gericht sitzen.

Und nach demselben Grundsatze ist es auch ein Unrecht, daß die Frauen über Männer zu Gericht sitzen? sagte der Professor lächelnd.

Das geschieht ja auch nirgends.

Ich sage Ihnen, daß es überall geschieht, wo die Männer keine Tiger sind, also in allen civilisirten Ländern.

Das ist mir etwas ganz Neues.

Das glaube ich nicht, denn Sie selbst haben so eben ein sehr schlimmes Urtheil über die Männer gefällt, und es giebt keine Frau, welche nicht geneigt wäre, den Männern das Allerböseste nachzusagen.

Aber Beurtheilen und Verurtheilen oder Richten, das sind ja ganz verschiedene Dinge, mein Herr. Ein Ding oder einen Menschen zu beurtheilen steht wohl Jedem zu, aber — —

Verzeihen Sie, meine Liebe, wenn die Männer beurtheilen, so verurtheilen sie solche zugleich, und wenn sie solche verurtheilen, so sind sie zugleich Richterin, ich meine Henkerin. Die Frauen sind den Männern gegenüber Alles in Allem, und ich glaube, es geziemt ihnen am wenigsten, sich über die Männer zu beklagen.

Ich muß nach dieser Aeußerung annehmen, sagte ich, daß Sie die Natur der Frauen weniger studirt haben, als die der Steine und Pflanzen.

Mehr, mein liebes Kind, mehr. Die Menschen hatten bei meinem Studirplane die Vorhand, dann die Thiere, dann endlich erst die Pflanzen und Steine. Ich bin Naturforscher im weitesten Sinne des Worts. Ach, da kommen schon meine Indianer, es ist Zeit zum Aufbrechen; haben Sie noch Lust, mich zu meinem Abenteuer zu begleiten?

Weshalb sollte sie mir denn vergangen sein? fragte ich.

Weil ich glaube, daß Sie keine große Vorliebe für die Tiger haben.

Ich liebe sie nicht, aber ich fürchte sie auch nicht, mein Herr! Aber welche Bewandtniß hat es mit dem Tiger?

Haben Sie nichts von dem Prinzen Tsching-Lai gehört?

Ist er nicht mit dem Prinzen von Kabul verwandt?

Ganz recht.

Nun, ich habe von ihm gehört, daß er den größten Weiberharem in Indien besitzen soll.

Und daß seine Favoritin eine Engländerin ist, wissen Sie das nicht?

Eine Engländerin, die er etwa gekauft hat?

Ich weiß nicht, auf welche Weise sie in seinen Harem gekommen ist, aber sie scheint sich da zu gefallen, sonst wäre sie nicht darin.

Sie glauben also, es würde ihr leicht zu entfliehen werden, wenn sie an dem wilden Prinzen keinen Geschmack fände?

Sicher, ganz England würde ihr zu ihrer Befreiung behülflich sein.

So ist ihr diese Hülfe schon einmal angeboten?

Schon mehrere Male, und ich will eben sehen, ob ihr es noch heute in dem Harem gefällt, im anderen Falle befreie ich sie.

Sie? sagte ich erstaunt.

Ja, ich, meine Schöne, versetzte der Professor sehr kaltblütig. —

Wie wollen Sie das anfangen?

Das werden Sie bald erfahren, wenn wir so weit sind.

Wollen Sie aufbrechen?

Ja, gewiß.

Dann müssen Sie aber Ihren Palankin zurücklassen und den Weg nach dem Walde zu Fuß machen.

Ich that, wie der sonderbare Mensch verlangte, und einige Minuten später befand ich mich mit ihm, seinen zwei Indianern und seinem Bedienten auf dem Wege nach der Wildniß.

Der Professor war, trotz aller seiner Sonderbarkeiten, ein sehr geistreicher Mann. Unsere Unterhaltung war sehr angenehm. Es schien mir, als fand er Gefallen an mir, und wir waren bald sehr gute Freunde. Der gelehrte Herr war 25 Jahre alt und eine große stattliche

Figur, mit einer herrlichen und intelligenten Stirn. In seinem Gesichte lag etwas Gebieterisches, sein Auge ruhte durchdringend auf dem Gegenstande, den es erfaßte. In Bezug auf seinen Charakter konnte ich nicht sobald mit meinem Urtheile fertig werden. Bald schien er mir mehr stolz und kalt, bald mehr wohlwollend und menschenfreundlich zu sein.

Nach einigen Stunden hatten wir den Wald erreicht.

Es war in der That eine beschwerliche Wanderung, Ueberreste von Vegetabilien, hohes Gras, Lianen, verworrenes Gestrüpp, Baumstämme bereiteten uns die größten Hemmnisse. Auf jedem Schritt und Tritt sahen wir uns aufgehalten. — Die Bäume waren so dicht belaubt, daß Luft und Sonne nur mit der größten Mühe in die grünen Wölbungen eindrangen. Ein fast erstickender Dampf herrschte in dieser Wildniß, welche von der Gährung der Pflanzenerde erzeugt wurde, die den Boden in ziemlich starken Schichten bedeckte.

Die durchdringenden Düfte der Tropenblumen sättigten diese glühende Atmosphäre. Ich spürte eine Art Trunkenheit und Schwere im Kopfe, daß ich im ersten Augenblicke fast ganz theilnahmlos für die großartigen Reize wurde, welche die Natur in dieser stolzen Wildniß entfaltete. Die belaubten Säulengänge, die sich unabsehbar im Halbdunkel des Waldes ausdehnten; das bunte glänzende Gefieder der Papageien und Kolibris, die ihr lustiges, heiteres Spiel unter dem Gezweig trieben, goldgeflügelte Insekten pickten oder aromatische Kambeschenholzbeeren zerknackten; die Affen, welche ihre grotesken Sprünge von Baum zu Baum machten oder sich auf Blumengewinden schaukelten, dies Alles sah ich in diesem Augenblicke nur mit zerstreutem Blicke an. — Ich dachte an das Serail des Tsching-Lai und seine englische Favoritin, und bemerkte gar nicht, daß meine Kleidung durchaus nicht dazu geschaffen war, die Reise durch einen Urwald zu machen. Der Ast eines stachligen Feigenbaumes hatte mir einen großen Riß in mein Kleid gemacht, trotzdem daß die beiden Indianer uns voran gingen und uns mit Aexten den Weg bahnten.

Der Professor ging indessen Schritt vor Schritt weiter und sah sich dann und wann die Bäume mit großer Aufmerksamkeit an, auch einzelne Strauchparten betrachtete er mit großer Befriedigung. Er hatte schon eine große Büchse voll gesammelt, die ihm sein Bedienter nachtragen mußte.

Hat denn der Prinz Tsching-Lai keinen besseren Eingang zu seinem Weiberpalaste? fragte ich.

Allerdings, meine Liebe, giebt es einen Pfad, der nach seinem Palaste führt, aber ich wählte eben diesen, der verschiedenen merkwürdigen Baumarten wegen. Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, wir werden bald den Pfad erreichen, und dann können Sie Ihre Füßchen ohne Scheu und Hinderniß gebrauchen.

Haben wir noch weit?

Hm, eine gute Stunde müssen wir noch laufen, in einer halben erreichen wir den Pfad.

Der Professor bemerkte eben wieder eine seltene Strauchart und wandte dieser seine ganze Aufmerksamkeit zu. Ich sah ein, daß ich nicht eher wieder mit ihm eine Unterhaltung anknüpfen konnte, bis wir den Pfad erreicht hatten und seinen Naturforschungen kein Stoff mehr geboten war.

Nach einer halbstündigen mühsamen Wanderung glänzten wir endlich auf den Pfad, der Herr Professor legte seine gelehrte Miene ab und wurde wieder galant.

Nun, meine Liebe, wollen wir hier unter diesem Annanasbaum ein wenig ausruhen? fragte er. — Sie werden müde sein und Hunger haben.

Das Letzte muß ich gestehen, versetzte ich, aber müde bin ich durchaus noch nicht, und ich schlage vor, unsern Weg ungesäumt bis zum Ziele fortzusetzen.

Sie sind wohl sehr begierig, mit dem liebenswürdigen Tsching-Lai nähere Bekanntschaft zu machen? sagte er lächelnd.

O, ich habe schon genug wilde Prinzen kennen gelernt und finde sie allerdings nicht so liebenswürdig, aber ich muß gestehen, daß ich mehr Verlangen darnach habe, eine Landsmännin von Ihnen als Sultanin zu sehen, als den Tsching-Lai kennen zu lernen.

Als wir so sprachen, erhob sich vor uns eine gewaltige Staubwolke, und wir sahen bald, daß sich uns ein Trupp Reiter, welche auf Kameelen saßen näherten.

Sie kamen dicht an uns heran, und Einer von ihnen sprengte hervor, u. fragte uns, wohin wir wollten und wer wir seien.

Ist der Prinz Tsching-Lai unter Euch? fragte der Professor in indischer Sprache.

Er ist in unserer Mitte.

So sagt ihm, daß ein Engländer mit seiner Dame ihm die Aufwartung machen wollten.

Wir werden einen guten Empfang haben, sagte der Professor zu mir, denn Tsching-Lai ist unserer Nation sehr ergeben und hat uns in der That manche Vortheile zu verdanken.

Es währte auch gar nicht lange, so stieg Tsching-Lai von seinem Kameele herab und kam uns zu Fuß entgegen.

Es war eine hohe, imposante Gestalt. Er mochte wohl nicht älter als 25 Jahre sein, grüßte uns ehrerbietig und ich bemerkte, daß er etwas mehr von unseren europäischen Sitten angenommen hatte, als die übrigen indischen Fürsten, die ich bisher kennen gelernt hatte.

Er führte uns in seinen Palast, und auf meinen Wunsch, seine Favoritin kennen zu lernen, führte er mich sogleich zu ihr.

Es war eine hohe, stolze Gestalt, ihr ganzes Wesen bekundete eine geistige Ueberlegenheit, die imponirte. Man merkte ihr nicht den geringsten Kummer an, sie schien sich in ihrem Harem durchaus wohl zu befinden. Das Gespräch, welches ich mit ihr anknüpfte, war für mich vom größten Interesse.

Sie scheinen glücklicher zu sein, als die morgenländischen Frauen, sagte ich,

und doch sind Sie als freie Engländerin geboren.

Als freie Engländerin? sagte ich spöttisch, in welchem Lande sind die Frauen frei? — Im Morgen- oder im Abendlande, in der Barbarei oder im civilisirten Staate, ist das Weib überall mehr, als Sklavin ihres Mannes oder der Männer überhaupt?

Das ist vollkommen auch meine Meinung. Wenn das Weib sich dieser Sklaverei, welche ein ungerechtes Geschick über sie verhängt hat, auf eine oder die andere Weise entziehen will, augenblicklich wird sie moralisch getödtet.

Ja, versetzte sie, und tödten sie die Männer nicht, so sind es die Frauen selbst, welche wie Tigerkatzen über sie herfallen. Es ist ein Unglück für unser Geschlecht, daß die Frauen sich so willig in ihre Knechtschaft fügen, als wäre sie von ihrem Dasein ihrem Leben und Wirken unzertrennlich.

Ich sollte meinen, sagte ich ganz erstaunt, bei diesen Ideen hätten Sie eher alles Andere, als die Favoritin eines wilden Prinzen werden müssen.

O, ich bin hier freier, als irgendwo. Der Prinz liebt mich auf's Innigste, es ist mir gelungen, das von seiner indischen wilden Natur allmählig loszulösen, was mir mißfiel. Ich genieße alle Freiheit, der ich mich bedienen will.

Wie? Sie sind nicht zu dem einförmigen, nichtigen Leben verdammt, wie es die Frauen des Harems gewöhnlich führen?

Durchaus nicht. Der Prinz hat nur noch Sklavinnen und zwar zu meiner Belustigung und Bedienung in seinem Harem, ich aber bin seine einzige Frau.

Und Sie sind von seiner Eifersucht gesichert?

Vollkommen, wenigstens vor den Ausbrüchen seines Zornes. Ich leite meinen wilden Mann wie ein Kind.

Und wenn nun dennoch seine Liebe erkalten sollte?

So verlaß ich ihn mit Schätzen überhäuft und lebe als freies Weib wo und wie ich will.

Sind Sie dessen so gewiß, daß Sie zu jeder Zeit die Macht haben werden, diesen Aufenthalt gefahrlos zu verlassen?

Zu jeder Zeit. Es bedarf nur eines Winkes und Tausende von Armen sind zu meinen Diensten bereit, um mich gegen jede Gefahr zu decken. Durch meinen Einfluß auf den Prinzen Tsching-Lai und seine Freunde und Verwandten, die Prinzen von Kaboul, habe ich meiner Nation unermeßliche Dienste geleistet. Jeder Engländer hält sich verpflichtet, für mich sein Leben zu lassen.

Ich weiß es, daß die Prinzen von Kaboul mit Tsching-Lai verwandt sind.

Ja, sie sind Consins.

Die Prinzen von Kaboul kenne ich sehr gut. Ich war mit ihnen in Simla zusammen und habe mir manchen Spaß mit ihnen gemacht.

Als ich kaum ausgesprochen hatte, trat Tsching-Lai mit dem Professor in's Gemach.

Ich muß gestehen, diese so sehr von den indischen Sitten, wie sie in Bezug auf die Frauen beobachtet werden, abweichende Art versetzte mich in nicht geringes Erstaunen.

Der Prinz Tsching-Lai, dachte ich, muß durchaus auf dem Wege sein, zum Christenthume überzutreten, sonst hätte er sich unmöglich schon von diesen Sitten losgesagt. Das Einzige, was noch daran erinnerte, daß wir uns in einem Harem befanden war, daß die Prinzessin Tsching-Lai, als der Professor eintrat, ihren Schleier über's Gesicht fallen ließ, und ihn während der Unterredung vorbehielt.

Während er sich mit ihr und Tsching-Lai sich mit mir unterhielt, bemerkte ich, daß ihr der Professor einen oder mehrere Briefe verstohlen zusteckte.

Es ist doch eine merkwürdige Nation, diese englische. Jeder Bürger, auf welcher Stufe er auch stehen mag, ist ein geborner Diplomat, und weiß, wo er sich auch immer befinden mag, die Interessen seines Landes auf eine geschickte Weise zu vertreten. Die Rolle, welche die Engländer in Indien, überhaupt in allen uncultivirten Ländern von einiger Wichtigkeit spielen, ist eine eben so geheimnißvolle wie gut ersonnene und durchgeführte.

Hierin besteht zum großen Theile mit die Stärke dieser Nation.

Nachdem unsere Unterredung zu Ende war, wurde uns ein köstliches Mahl vorgesetzt, an welchem Niemand außer dem Professor und mir Theil nahm.

Der Aufenthalt schien Ersterem sehr zuzusagen und ich selbst fand, daß man ein Paar Tage an diesem reizenden Ort sehr angenehm verleben könnte, vorzüglich weil mir die Prinzessin Tsching-Lai sehr gefiel und ich mir noch manche interessante Unterhaltung mit ihr versprach.

Es wurde also beschlossen, auf den Vorschlag Tsching-Lai's, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, einzugehen.

Auf den andern Tag wurde eine große Jagd beschlossen, welche natürlich auch die jungen Prinzen von Kaboul, welche an diesem Tage eine Ausflucht zu einem befreundeten Nadja in der Nähe gemacht hatten, mitmachen sollten.

Den Kopf voll von den sonderbarsten Einfällen und Phantasien begab ich mich erst spät am Abend zur Ruhe. Der Herr Professor schien noch bis spät in die Nacht hinein eine Unterredung mit Tsching-Lai zu haben.

Eine englische Sultanin. — Die Jagd. — Die Entführung.

Am andern Tage brachen wir wirklich zur Jagd auf. Die Prinzen von Kaboul waren schon sehr früh am Morgen von ihrer kleinen Reise zurückgekehrt, sie erkannten mich natürlich wieder und schienen sehr erfreut zu sein. Ich war der Meinung, daß Tsching-Lai's Gemahlin uns folgen würde, da sie nicht selten mit dem Prinzen auf die Jagd ging, jedoch sie blieb, da sie nicht recht munter war, in ihrem Harem zurück. Der Professor begleitete uns aber, und ich erkannte, daß er ein vortrefflicher Reiter war. Die

Prinzen hielten sich stets an meiner Seite, und namentlich schien der Aeltere die feste Absicht zu haben, die Unterhandlung, welche ich in Simla auf eine für ihn so unangenehme Weise abgebrochen hatte, wieder anknüpfen.

Meine Vermuthung bestätigte sich sehr bald und er begann von Neuem in mich zu dringen, ihm den Preis zu nennen, mit dem er meine himmlische Schönheit, wie er sagte erkaufen könnte.

Meine Lage hatte sich allerdings jetzt wesentlich verändert. Als ich mich damals in Simla auf den Scherz einließ, war ich Gattin, mußte mich wenigstens als solche betrachten, so unglücklich ich mich als solche fühlte. Jetzt aber hatte ich mit meinem Manne völlig gebrochen, denn der Entschluß stand bei mir fest, niemals wieder zu ihm zurück zu kehren, und doch konnte ich auch die Ueberzeugung haben, daß meine Mutter mich nicht aufnehmen würde. Das waren allerdings trostlose Aussichten für eine Frau ohne Vermögen, die an jeden Luxus des comfortablen Lebens gewöhnt war. Der Prinz von Kaboul bot mir nun Schätze die Fülle, und es wandelte mich die Lust an, in die Fußtapfen der Gemahlin Tsching-Lai's zu treten.

Vielleicht, so sagte ich mir, gelingt es Dir ebenfalls, den wilden Prinzen zu bekehren und zu civilisiren, und dann möchte das Leben einer Prinzessin von Kaboul kein unangenehmes sein. Wie wäre es, wenn Du es einmal versuchtest?

Das könnte aber ein sehr unglücklicher Versuch werden, antwortete ich mir dann; und wenn mir die Bekehrung des Prinzen nicht gelänge, wenn er seine indianische und ich meine europäische Natur nicht abstreifen wollte, könnte es eines schönen Morgens heißen:

Meine schöne Lola, Dein Kopf gehört mir.

Ich schauderte bei diesem Gedanken, denn ein seidenes Schnürchen oder eine scharfe gekrümmte Degenklinge sind keine angenehme Halsbänder.

Woran denkst Du? fragte mich der Prinz von Kaboul.

Ich denke an den Preis, welchen ich für mich von Dir begehren will, sagte ich lachend.

Nun so fordere! So fordere! rief er leidenschaftlich.

Ich würde fordern, sagte ich — höre! Wenn ich auch mit Dir gehen wollte, ich könnte mich niemals den Sitten des Harems fügen.

Wie willst Du leben? rief er voll Gluth.

Ganz wie ich jetzt lebe — frei!

Wie? Ich sollte Dich mit andern Männern verkehren lassen? —

Gewiß, ich will leben wie die Frau Tsching-Lai's.

Die Frau Tsching-Lai's, sagte der Prinz, die lebt wie ein Mann, sie lebt mit ihm wie Bruder und Bruder, so mag ich mit Dir nicht leben.

Und ich nicht anders mit Dir, versetzte ich, gab meinem Pferde die Sporen und galloppirte fort, um unsere Gesellschaft hinter welcher wir ein gutes Stück zurückgeblieben waren, wieder zu erreichen.

Er folgte mir blitzschnell und holte mich auch bald ein.

Aber warum willst Du nicht in meinem Harem als erste Sultanin leben, fragte er, wo Du Herrin bist über alle meine Sklavinnen und Besitzerin aller meiner Schätze, wo Du gebieten kannst über Alles, was Dein Herz begehrt, und gepflegt wirst wie eine Rose des Paradieses?

Darnach sehne ich mich gar nicht, sagte ich zu ihm, ich mag unter keinen andern Bedingungen, als die, welche ich Dir gestellt habe, mit Dir ziehen.

Der Prinz wurde sehr nachdenklich, er schien in der That über meinen Vorschlag ernstlich nachzudenken.

Ich will es mir bis Morgen überlegen, sagte er darauf. Aber wenn ich dann auf Deine Bedingungen eingehe, wirst Du auch nicht zurücktreten?

Das wird sich finden, versetzte ich, ich behalte mir allerdings ebenfalls vor, meinen Entschluß noch einmal zu überlegen.

Der Prinz schien kein rechtes Vertrauen zu diesem zu haben, denn er sah sehr niedergeschlagen aus; doch hielt er mich diesmal nicht zurück, als ich wieder zu galloppiren anfing. Bald hatte ich die Gesellschaft erreicht.

Na da sind Sie ja, rief der Professor, mit dem Finger drohend. Ich habe schon geglaubt, daß Sie sich von dem Prinzen entführen lassen wollten.

Da haben Sie fast recht vermuthet, rief ich lachend. Was meinen Sie dazu, Herr Professor, der Prinz von Kaboul will mich durchaus kaufen.

Ja, ja, sagte der Professor sehr ernsthaft, wenn er, was ich übrigens nicht bezweifle, einen guten Preis bietet!

Rathen Sie, daß ich einschlagen soll?

Gewiß.

Wollten Sie in dem Falle mein Leib-Mammeluck werden? fragte ich, denn ohne einen sehr treuen und muthigen Beschützer möchte die Sache sehr gefährlich werden.

Nicht so gefährlich, wie Sie denken, versetzte er. Sie sehen es an Tsching-Lai. Dieser Prinz war wirklich ein Tiger, ich habe ihm mit dieser Bezeichnung nicht Unrecht gethan, und doch ist es meiner liebenswürdigen Landsmännin geglückt, ihn zu einem Lamm zu machen.

Hat die englische Armee und Diplomatie nicht auch das Ihrige dabei gethan? fragte ich zurück.

Allerdings läßt es sich England sehr angelegen sein, dieses herrliche, paradiesische Land gänzlich zu civilisiren, aber was die Armee betrifft, so leistet uns eine kluge und hübsche Frau oft bessere Dienste, als alle unsere Soldaten und Diplomaten.

Und welchen Ehrentitel würde ich von England empfangen, fragte ich lachend, wenn ich mich der schwierigen Aufgabe unterzöge, den Prinzen von Kaboul zu bekehren?

Ich glaube, daß diese Sache sehr lohnend sein würde, versetzte er.

Nun, ich habe dem Prinzen die Bedingungen schon gestellt.

Und die sind, wenn ich fragen darf?

Er muß es mir gestatten, wie eine Europäerin in seinem Harem zu leben.

Der Professor lachte laut auf, als er das hörte.

Warum lachen Sie denn? fragte ich. Ich denke, daß Sie das als Gast eines Tsching-Lai's durchaus nicht befremden kann.

Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß meine Landsmännin, ehe sie den heroischen Entschluß faßte, seine Favoritin zu werden, ihm derlei Bedingungen gestellt hat. Kein indischer Prinz würde darauf eingehen, oder, wenn er es thäte, sie halten können. Allein durch ihre geistige Ueberlegenheit und Charakterenergie hat meine Landsmännin den Tsching-Lai fast zu einem Europäer umgewandelt.

Das ist viel, sagte ich, das traue ich mir nicht zu, ich verspüre wenigstens keine Lust, es auf eine Probe ankommen zu lassen.

Und warum nicht? Wenn es Ihnen nicht gelingt, so gehen Sie davon.

Und lasse meinen Kopf zurück, nicht wahr?

Ich übernehme es, Sie jeder Zeit zu befreien.

Wenn Sie nicht etwa inzwischen eine sehr interessante Baumart entdecken, die Sie erst studiren müssen.

Thut nichts, thut nichts, meine Liebe, das läßt sich Alles vereinigen. Eine schöne Frau befreien, eine merkwürdige Pflanze beobachten, das sind Dinge, die sich nicht allzusehr widersprechen.

Ein Sonderling, wie fast alle diese reisenden Engländer, dachte ich, und brach das Gespräch ab, da eben jetzt Tsching-Lai an uns heransprengte und mit uns eine Unterhaltung begann.

Die Jagd war beendet und wir kehrten nach Tsching-Lai's Palast zurück. Bei einem köstlichen Mahle stillten wir unsern Appetit, und der Tag verging unter angenehmen Scherzen und Spielen. Es war schon Mitternacht, als wir uns zur Ruhe begaben.

Ich schlief in einem Zimmer, das eine köstliche Aussicht nach Tsching-Lai's Garten eröffnete, und welcher in den majestätischen Wald auslief, in dem wir gejagt hatten. Ich weiß nicht, was mich so sehr bewegte und unruhig machte, aber ich vermochte trotz meiner Müdigkeit nicht einzuschlafen. Es war mir als mußte mir in dieser Nacht etwas zustoßen, obwohl ich mir über diese meine Befürchtung keine Rechenschaft zu geben vermochte. Endlich überwand mich die Müdigkeit und ich schlief ein. Die sonderbarsten Träume umgaukelten mich. Bald kämpfte ich mit einem Tiger, bald mit einer Schlange, bald tanzte mir ein Affe auf dem Leib herum, bald war ich wieder auf der Jagd und sah mich von dem Prinzen von Kaboul verfolgt, als mich eine plötzliche sehr heftige Berührung aus meinem unruhigen Schlummer weckte.

Wer ist da? rief ich mit schwerer Zunge.

St! St! rief eine Stimme, die ich nicht gleich erkennen konnte.

Wer da? Wer da? schrie ich noch lauter.

Aber das war auch Alles, was ich noch zu meiner Vertheidigung thun konnte. Ein großes Tuch wurde mir über den Kopf geworfen, ein Paar nervige Arme umschlangen mich, so wurde ich fortgetragen. Ich weiß nicht auf welche Weise man in und aus dem Zimmer gelangt war. Ich fühlte nur noch, daß ich auf ein Pferd gehoben wurde, die Arme des Räubers umschlangen mich noch immer, so ging's im Gallopp vorwärts.

Wohin? Und was hatte man mit mir vor?

Der Versteck. — Kampf und Niederlage. — Ein Rath Tsching-Lai's. — Das Versprechen. — Ein gewagter Entschluß.

Nachdem ich eine lange Strecke fortgeschleppt worden war, wurde ich endlich im Dickicht eines Waldes zur Erde gesetzt, und ich gewann Muße meinen Entführer mir näher zu betrachten. Es war ein Indianer von riesiger Größe und einem so starken Körperbau, daß von meiner Seite an Widerstand nicht zu denken war. Ich wollte daher vor Allem wissen, was man mit mir vor hatte, und dann mit der einzigen Waffe, die mir diesem Menschen gegenüber zu Gebote stand, der List, mein Heil versuchen.

Warum hast Du mich aus meiner Ruhe gestört? fragte ich den Indianer.

Es ist mir so befohlen, versetzte er.

Und wer ist Dein Herr, der Dir solches befohlen hat?

Er wird bald hier sein.

Hier? — Also hier sollst Du ihn erwarten? Ist es der Prinz von Kaboul?

Der ist es.

Nun gut, sagte ich, so werde ich indessen weiter schlafen, bis er kommt. Wirst Du hier Wache halten?

Ich werde Dich beschützen gegen alles Ueble, was Dir begegnen könnte, versetzte der Indaner.

Ist der Wald noch tief und lang? fragte ich.

Eine halbe Stunde gegen Mittag, 4 Stunden gegen Morgen.

Wir sind also 4 Stunden von der Wohnung Tsching-Lai's entfernt?

So ist es.

Ich legte mich nun auf den Rasen nieder und sann hin und her. Meine Situation war eben nicht angenehm, denn wenn mich einmal der wilde Prinz in seiner Gewalt hatte, so war wenig Hoffnung für mich da. Dennoch war an ein Entrinnen nicht zu denken. Diese Indianer sind noch schlimmer als die Jagdhunde, wen sie verfolgen, der wird ihnen nur schwer entrinnen. Aber ich wollte den Versuch machen und es auf einen glücklichen, rettenden Zufall ankommen lassen. Für den Fall des Mißlingens traf ich meine Vorsichtsmaßregeln.

Ich holte mein Notizbuch hervor und schrieb auf alle Blätter, die ich noch vorräthig hatte:

„Lola Montez, von dem ältern Prinzen von Kaboul aus der Wohnung Tsching-Lai's entführt, hofft, daß Diejenigen, welche sie suchen,

alles Mögliche zu ihrer Re tung aufbieten werden."

Einen solchen Zettel heftete ich am Baum an, unter welchem ich jetzt lag, die übrigen hielt ich in Bereitschaft.

Dann legte ich mich nieder.

Der Indianer setzte sich etwas entfernt von mir ebenfalls nieder und summte ein Liedchen.

Ich glaube, ich höre jetzt Stimmen, sagte ich zu ihm nach einer Pause.

Ich horchte auf.

Ich höre nichts, sagte er dann ruhig.

Ich habe großen Durst, kannst Du mir nichts zu trinken schaffen? fragte ich nach einer Pause den unbeweglichen Cerberus. —

Die Blätter über Deinem Haupte sind angefüllt mit Wasser, sagte er, trinke.

Für einen Durstigen war allerdings genug Wasser oder Thau in den großen zusammengerollten Blättern, aber ich wollte nicht trinken, sondern meinen Wächter entfernen. Ich trank, um ihn nicht argwöhnisch zu machen, ließ dann abermals eine kleine Pause verstreichen und sagte dann:

Ich möchte auch gerne etwas essen, Du wirst mir eine Annanas pflücken.

Der Indianer erhob sich. Es standen genug Annanasbäume in dem Walde, aber glücklicher Weise war keiner in der nächsten Nähe. Er entfernte sich und ich benutzte diese Zeit. Schnell erhob ich mich, lief einige Schritte zurück und kletterte auf den höchsten Wipfel eines Baumes, dessen blätterreiche Krone mich völlig einhüllte.

Ich hatte das Klettern, welches ich in meiner Kindheit so gut verstand, noch nicht verlernt. Schnell wie ein Eichkätzchen war ich hinaufgekommen und sah mich in meiner luftigen Wohnung von einigen Affen umgeben, die mich ganz befremdet anglotzten und mir Fratzen schnitten. Sie schienen nicht recht einig darüber, ob ich eines ihres Gleichen oder ein anderes, ihnen feindlich gesinntes Geschöpf sei.

Um ihnen die letztere Meinung zu benehmen und ihre Freundschaft zu erlangen, schnitt ich ihnen die freundlichsten Grimassen und trieb allerhand Kurzweil mit ihnen. Nach und nach wurden sie zutraulich, ja sogar zudringlich, und forderten mich immerfort zu neuen Spielen auf.

Indessen kam mein Indianer mit seiner Annanas zurück und machte ein pudelnärrisches Gesicht, als er mich nicht mehr vorfand. Er fluchte ganz entsetzlich und rief nach mir. Dann schien er eine Weile aufzuhorchen, um vielleicht den Hall meiner Fußtritte zu hören. Endlich lief er nach der Richtung zu, von der wir hergekommen waren.

Lauf Du nur zu, dachte ich, und liebkoste vergnügt den Affen, der mir jetzt eben auf den Schooß sprang und mit meinem Kleid spielte.

Ich konnte nun weiter nichts thun, als vorläufig ruhig in meinem Verstecke zu verharren und das Ende meines Abenteuers abzuwarten. Denn an Flucht war noch nicht zu denken, ich wäre sicher meinem Verfolger in die Arme gerannt. Auf der andern Seite war aber das Ende meiner gefährlichen Situation gar nicht abzusehen.

Das, was sich jetzt ereignete, schnitt mir indessen alle meine Reflexionen über meine Lage ab.

Ich hörte Tritte, und bald sah ich den Prinzen von Kaboul mit mehreren Indianern sich der Stelle nähern, wo ich im Verstecke saß. Der arme Teufel, welcher mich entführt hatte, befand sich in der Mitte zweier Indianer. Es war das Schlimmste zu fürchten. Der Prinz von Kaboul sah mehr traurig als zornig aus und warf spähende Blicke nach allen Seiten hin. In diesem Momente führte ein unglücklicher Zufall zu meiner Entdeckung. Die Zudringlichkeit der Affen wurde nämlich so unausstehlich, daß ich in Zorn gebracht, dem einen mit einem abgebrochenen Zweige einen derben Hieb überzog. Der Affe war weit entfernt, sich hierfür freundschaftlich zu bedanken, er biß mir vielmehr dergestalt in den Arm, daß ich laut aufschrie. Der Prinz von Kaboul war der Erste, welcher meine Stimme hörte, seine Blicke fielen jetzt auf die Blätterkrone, welche mich umhüllt, und sofort befragte er einen Indianer, den Baum hinauf zu klettern und ihn zu untersuchen. Es währte nicht lange, so glotzte mich ein häßliches bronzenes Gesicht an, und mit lauter Stimme schrie er dem Prinzen zu:

Zwei Affen und noch ein Wesen, das kein Affe ist.

Bringe es herunter! befahl der Prinz.

Ich war entschlossen, mich auf das Aeußerste zu vertheidigen, und forderte die Affen auf, mir ritterlich beizustehen.

Sag' Deinem Herrn, rief ich dem Indianer zu, daß er unverantwortlich gegen mich handelt, und daß ich die Rache seines Brahma auf ihn herabrufen würde, wenn er von seinem schlechten Beginnen nicht abstände.

Sag' ihm das selbst, versetzte der Indianer trocken und suchte mich bei den Beinen zu packen. Ich war oben und hatte allerdings hierdurch einigen Vortheil über ihn, da mir aber jede Waffe fehlte, so wurde der Kampf, dennoch sehr ungleich. Ich packte in meiner Verzweiflung einen der Affen, die mehr Neigung für den Indianer als für mich zu haben schienen, und schleuderte ihn auf den Indianer. Ebenso machte ich es mit dem zweiten. Aber Alles, was ich hierdurch erlangte, war ein kleiner Aufschub. Der Indianer entledigte sich bald der Affen und packte mich so derb bei den Beinen, daß er mich sicher in zwei Hälften gerissen hätte, würde ich mit meinen Armen den Baum noch länger umklammert gehalten haben. Ich ließ nach, der Indianer nahm mich unter seinen Arm und ließ sich mit dem andern allgemach zur Erde nieder.

Der Prinz von Kaboul trat mit einem freudigen Ausrufe an mich heran.

Tochter der Sonne, rief er, warum entfliehst Du Deinem Freunde und ver-

birgst Dich vor Denen, die Dich wie eine Göttin ehren?

Prinz, sagte ich zornig, woher hast Du den Muth, Dich meinen Freund zu nennen? Ist das Freundschaft, eine Frau mitten in der Nacht von dem Lager, auf welchem sie sich wehrlos der Ruhe hingiebt, aus dem Hause, welchem sie sich vertrauungsvoll der Gastfreundschaft übergeben hatte, zu entführen?

Der Prinz wurde stutzig, als ich ihn so anredete. Aber er faßte sich bald wieder und ergriff meine Hand.

Du zürnst mir allerdings nicht mit Unrecht, sagte er, aber beruhige Dich. Es soll Dir nichts geschehen, was Dir mißfällig ist. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Höre! Ich weiß, daß die Frauen Deiner Nation u. des Abendlandes andern Sitten huldigen, daß sie neben dem Manne stehen, nicht unter ihm, und daß nur Eine Frau sich zu einem Manne gesellt. Unser Freund Tsching-Lai hat auch eine Favoritin aus Deiner Nation, und ich habe ihn gestern ausführlich darum befragt, und er hat mir gestanden, daß er recht zufrieden lebe, und daß er zu der Erkenntniß gekommen ist, daß Brahma sein jetziges Leben mit wohlgefälligeren Augen betrachten müßte, als sein früheres. Er hat sich seine Sultanin auch geraubt, und sie lebt dennoch glücklich bei ihm und beklagt sich nicht, und er rieth mir, es ihm nachzumachen. Das leuchtete mir ein, und ich that, was ich gethan habe. Willst Du nun, Tochter des Paradieses, mir folgen, und den Versuch mit mir machen, ob Du bei mir so glücklich sein wirst, wie die Blume, welche Tsching-Lai in seinem Harem pflegt?

Und wenn ich nun „Nein" sagte, versetzte ich nach kurzer Ueberlegung, würdest Du mich zu Tsching-Lai zurückführen?

Ich werde Dich dann zurückführen, sagte er mit gesenktem Haupte.

Nun, wohlan denn, Prinz! fuhr ich nach einer kleinen Pause fort! ich will Dir nach Deiner Residenz und in Deine Wohnung folgen, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich als Deine Freundin, nicht als Deine Favoritin betrachtest. Ich will Dein Gast sein, so lange es mir gefällt. Kurz, ich will mein eigner Herr bleiben und kein Mensch soll mich in meinen Handlungen beschränken dürfen. Bist Du damit zufrieden?

Topp, rief der Prinz vergnügt und reichte mir seine Rechte.

Ich habe Dein Wort und vertraue Dir, sagte ich, ihm die Hand reichend.

Der Prinz legte seine Hand auf's Herz zur Bestärkung seiner Worte, dann rief er ein Paar Indianer herbei, welche eine Tragbahre, aus Baumzweigen künstlich geflochten, bei sich führten. Ich setzte mich hinein Ein Paar Indianer gingen voraus und ebneten uns den Weg, bis wir wieder auf die Landstraße kamen. Hier wurde der Prinz von seinem ganzen Gefolge erwartet. Ein köstlicher Palankin stand für mich bereit. Ich setzte mich hinein, und hatte nun, mir selbst wieder überlassen, Muße genug über meine sonderbare Lage nachzudenken.

Also Prinzessin von Kaboul, wenn ich will? sagte ich zu mir. Es muß doch gar nicht übel sein, Macht über Land und Leute zu besitzen. Ja, wenn man eben nicht befürchten müßte, nur eine Harem-Prinzessin zu werden. Tsching-Lai hat einen ganz andern Charakter, als der Prinz von Kaboul. Was würde ich als Prinzessin von Kaboul sein? — Eine Herrscherin oder ein nichtiges Spielzeug?

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, bis mich endlich die Müdigkeit übermannte und ich einschlief. Allerlei phantastische Träume umgaukelten mich. Bald saß ich als Prinzessin im morgenländischen Kostüm im Harem des Prinzen von Kaboul, bald auf einem europäischen Fürstenthrone, und es war mir als riefe mir eine Stimme aus dem Himmel zu:

Du mußt gebieten!

Das sind Menschenträume. Die arme, verlassene und unglückliche Lola konnte noch träumen Gebieterin zu sein, während sie in Gefahr stand die Sklavin eines Wilden zu werden.

Indianer und Engländer. — Christus und Brahma. — Der Fürst von Maratta und seine 47 verbrannte Frauen.

Als ich erwachte, stand der Prinz von Kaboul an meinem Palankin, und forderte mich auf, auszusteigen und einige Erfrischung einzunehmen. Wir waren bei einer Station, und ich hatte in der That darnach Verlangen, mich ein wenig zu restauriren. Dabei fiel mir ein, daß ich hier wohl den Anfang mit meinen Versuchen, den Prinzen zu civilisiren, machen könnte. Ich forderte ihn also ohne Umschweife auf, mit mir in Gemeinschaft das Frühstück einzunehmen, womit er mir einen großen Gefallen erweisen würde. Giebt er Dir hierin nach, so dachte ich so ist es ein gutes Omen für spätere Versuche.

Ich hatte die Freude, daß er mir nach einigem inneren Widerstreben nachgab.

Nachdem mir dieses gelungen war, fuhr ich fort, ihn in unsere europäischen Sitten einzuweihen. Er hörte meine Mittheilung mit großem Interesse und aufmerksam an, und sprach den Wunsch aus, Europa zu bereisen, und namentlich die Städte Paris u. London zu besuchen, und fragte mich, ob ich ihn wohl auf diesen Reisen begleiten würde.

Ich hatte nichts dagegen, und auf seinen Wunsch machte ich ihm eine Beschreibung von diesen beiden Weltstädten, welche das Verlangen, sie zu besuchen, bei ihm noch vergrößerten.

Ich hob namentlich bei meinen Mittheilungen das Leben der europäischen Frauen hervor, und seine Fragen waren in dieser Beziehung oft sehr naiv, daß ich nicht umhin konnte, darüber laut aufzulachen.

Wenn Eure Könige und Prinzen auch nur Eine Frau haben, so halten sie doch wohl wenigstens für diese Sklavinnen in ihrem Harem?

Unsere Fürsten, sagte ich, haben weder Sklavinnen noch Harem. Sie leben mit ihren Frauen gewissermaßen wie zwei gleich berechtigte, vollkommen ebenbürtige Wesen in ihrem Palaste zusammen. Die Fürsten sind von Herren, welche hohe Würden bekleiden, und die Prinzessinnen von großen Damen umgeben.

Und diese großen Herren und Damen sind keine Sklaven, die der Fürst prügeln oder tödten kann?

Die Sklaverei ist bei uns nicht erlaubt. Jeder Mensch, selbst der Aermste, Niedrigste ist frei, weil ihn Gott so erschaffen hat, einen Menschen wie den andern. Wer, und wäre es selbst der Höchststehende, einem Menschen seine Freiheit rauben oder nur seinen Willen gewaltthätig unterdrücken wollte, würde schwere Strafe erdulden. So kann auch der König selbst seine Bedienten höchstens aus ihren Aemtern entfernen, nie aber an ihrer Freiheit bestrafen, wenn sie sich nicht schwer gegen die Gesetze vergangen haben. In diesem Falle ist es aber Sache des Richters, Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu untersuchen. Der Fürst kann nur begnadigen, nicht strafen.

Aber wer wird Eure Könige daran hindern, wenn sie es dennoch thun wollen?

Diese Frage brachte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich wollte einen wilden Prinzen eben in unserm constitutionellen Mechanismus unterrichten, und schon legte er mir eine Frage vor, auf die ich ihm eigentlich, wenn ich wahr sein wollte, antworten mußte:

Wenn die Fürsten bei uns den Willen haben, ungerecht und grausam zu sein, d. h. die Gesetze zu übertreten, kann sie allerdings nur Derjenige daran hindern, welcher mehr Macht hat als sie.

Der Prinz hätte mich dann gewiß gefragt:

Und wer hat bei Euch mehr Macht als die Fürsten?

Die Republikaner wären gar bald mit ihrer Antwort fertig gewesen, sie würden nicht ermangelt haben zu sagen:

Die Revolution!

Ich aber hätte mich wohl gehütet, dem Prinzen eine solche Antwort zu geben. Die Revolution! — Als wäre sie etwas anderes als das Unrecht Aller gegen das Unrecht eines Einzigen!

Du giebst mir auf meine Frage keine Antwort, sagte der Prinz.

Du frägst, wer die Fürsten daran hindern wollte oder könnte, das zu thun, was die Gesetze ihnen verbieten? — Laß mich Dir mit einer Frage antworten: Wer hat Dich bis jetzt gehindert, gegen die Gesetze Deines Landes zu verstoßen?

Nun, die Sitte, sagte er, der von unsern Vätern ererbte Sinn für Recht und Unrecht, die Religion.

Gerade so ist es auch bei uns, versetzte ich, die Sitte und Religion hat bei uns die Sklaverei verdammt, dem weiblichen Geschlechte eine andere Stellung angewiesen als bei Euch. Die Religion und die Sitte beschränken auch unsere Fürsten in ihren Handlungen.

Wie kommt es doch, fragte der Prinz mit einer sehr nachdenkenden Miene, daß das, was unsere Religion heiligt, die Eure verbietet?

Weil Christus ein größerer Gott als Brahma ist, antwortete ich dreist.

Das sagt Ihr immer, Ihr Europäer, rief der Prinz, und doch seid Ihr nicht besser als wir!

Dieser Ausruf des wilden Prinzen frappirte mich ungemein, und soll ich die Wahrheit gestehen, ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben. Was haben z. B. die Engländer gethan, um den Indiern Achtung vor ihrer Religion, vor ihrem Gotte einzuflößen? — Geht man die Annalen der Geschichte von dem Augenblick, da sie sich in Indien festsetzten, bis auf die Gegenwart durch, so wird man sie angefüllt mit Ungerechtigkeiten sehen. Unter der schändlichen u. heuchlerischen Maske der Humanität und Civilisation haben sie ein freies, sanftes, liebenswürdiges u. tugendhaftes Volk zu ihrem Sklaven gemacht, und das Raffinement, welches sie die Frechheit haben, „Civilisation" zu nennen, hat nichts anderes erzielt und erzielen wollen, als ein Volk, welches die Natur so reich gesegnet hat, auszubeuten und ihm den Segen des Herrn zum Fluche umzuwandeln. Ob die Indier den Brahma anbeten oder irgend einen Fetisch verehren, das ist ihren Unterdrückern eigentlich gleichgültig. Gebieter, Herren über sie zu sein, sich in den ungestörten und unangefochtenen Besitz ihres schönen und reichen Landes zu setzen, ihrem raffinirten Luxus zu fröhnen, die Mittel zu schöpfen, um die ungeheuren Steuern und Zinsen ihrer Staatsschuld im Mutterlande zu decken, das ist es, worauf es ihnen überall ankommt. Wo man das Christenthum predigt, da geschieht es, um die wilde kräftige Natur zu zähmen und zu bändigen, und um sie nach europäischer Art besser regieren zu können. Ich bin aber überzeugt, daß sich diese frommen und sittenreinen Indier besser so wie sie sind regieren lassen, als die stolze und aufgeblähte Bourgeoisie in Frankreich und in England, als das von ihrem Luxus und ihrem Afterdünkel angesteckte Volk.

Diese Betrachtungen, welche mir schwer auf die Seele fielen, gaben meinem Entschluß, es der Favoritin des Tsching-Lai nachzumachen, eine ganz andere Richtung. Ich sehe nicht ein, sagte ich mir, welches Interesse ich daran habe, den wilden Prinzen für die Engländer zu civilisiren und ihrem Schachergeist eine neue Stütze zu schaffen. Der Prinz gefällt mir gerade so wie er ist, mit Ausnahme seines Harems und seiner Vielweiberei. Nur darin werde ich ihn zu verbessern suchen. Ich will ihn civilisiren, aber für mich allein. Das ist in der That ein lockender Plan. Gelingt er mir, nun gut, dann ist es doch immer schon etwas, Prinzessin von Kaboul zu sein, und als solche werde ich sicher eine andere Politik befolgen, als die Prinzessin Tsching-Lai. Wir werden das Joch Englands abschütteln, wir werden uns nicht mehr von ihnen bei der Nase herumziehen lassen. Mein wilder Prinz wird sich als Held zeigen und ich an seiner Seite kämpfen.

Wir Frauen haben doch eigenthümliche Momente in unserem Leben. Wenn

wir uns einmal entschließen, einen Mann lieben zu wollen, dann sind wir im Stande, Alles aus ihm zu machen, natürlich nur in der Phantasie. Das weibliche Herz, das sich mit seiner Liebe oder seiner Neigung schmeicheln will, welches, je unerklärlicher ihm diese ist, jemehr das Bedürfniß fühlt, den Gegenstand seiner Neigung mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, ist erfinderisch an Combinationen, welche ihm den geliebten Gegenstand oft zu einem ganz anderen Wesen machen, als er ist. Daher kommt es, daß die Liebe so oft allen denen als die größte Thorheit erscheint, welche eben keine Neigung zu diesem Gegenstande falscher Vergötterung haben.

Ich war also entschlossen, meinen Prinzen für mich ganz allein zu civilisiren, und ich fuhr während unserer Reise in meinen Versuchen fort, die einen sehr guten Boden fanden. Freilich war es bis jetzt noch bloße Theorie, und es mußte sich erst ausweisen, ob der Prinz auch in der Praxis bestehen würde.

Nach einigen Tagereisen kamen wir nach der Stadt Padna, woselbst der Prinz einen befreundeten Radja besuchen wollte. Aber er war am Tage zuvor gestorben. — Wir hörten, viele Schritte von seinem Palaste entfernt, schon das Geheul der Klageweiber. Der Prinz wollte dem Leichenbegängnisse mit beiwohnen, und wir wurden von dem Sohne des verstorbenen Radja auf das Freundlichste aufgenommen. Aber der Aufenthalt wurde mir durch das unausstehliche und wirrige Geschrei der Frauen, welches Tag und Nacht währte, sehr verleidet. Die Ceremonie des Begräbnisses selbst hatte aber dafür nicht das Schauerliche, welches in früherer Zeit und selbst noch heute bei Begräbnissen indischer Fürsten vorkommt. Ich meine die Verbrennung der Weiber. Die Engländer, das muß man gestehen, haben sich die größte Mühe gegeben, diese schreckliche Unsitte völlig auszureiten. Aber es ist Ihnen bis jetzt noch nicht vollkommen gelungen, und man hört bei dem Tode größerer indischer Fürsten von der oft wirklich freiwilligen Verbrennung der Weiber. Man ist in Europa gewöhnt diese Handlung als einen Heroismus zu betrachten und zu bewundern. Es ist aber nichts als Fanatismus, und oft genug ergreift die unglücklichen Frauen, sobald sie die Flammen berührt haben, die fürchterlichste Verzweiflung. Die fürchterlichste Scene, welche die indischen Annalen in dieser Beziehung kennen, hat sich bei dem Tode eines Fürsten von Maratta ereignet. Die Fürsten dieses Landes waren bekanntlich den Engländern früher sehr gefährlich und die mächtigsten und kriegerischsten in Indien. Die Intriguen, welche die Engländer spielten, um die Macht dieser Fürsten zu brechen, würde eine Chronica scandalosa der Diplomatie abgeben, wie sie die Geschichte keines andern Volkes vielleicht aufzuweisen hat. In diesem Lande der Maratten starb ein 80jähriger Fürst, und mit seiner Leiche sollen nicht weniger als 47 Frauen lebendig verbrannt worden sein. Die Ceremonien bei seiner Leichenfeierlichkeit waren folgende:

Außerhalb der Stadt war eine tiefe, zirkelrunde Grube verfertigt worden. Mitten in derselben stand ein hoher hölzerner Pfahl, auf dessen Spitze ein reich verzierter Kasten angebracht war, in welchem der verstorbene Fürst in seinem größten Staate lag. Nachdem die Braminen ihre Gebete und Segnungen verrichtet hatten, wurde der Pfahl angezündet und die unglücklichen Frauen, reich mit Edelsteinen und Blumen geschmückt, näherten sich, Todtenlieder singend, in einem feierlichen Zuge. Sie gingen nun so lange um den Rand der Grube, bis das Bette mit der Leiche von den Flammen ergriffen und herunter gestürzt war. Die Favoritin des verstorbenen Fürsten, welche dessen Schwert in ihrer Hand trug, reichte es dem Nachfolger mit folgenden Worten hin:

Nimm hin dieses Schwert, mit welchem der verstorbene Herrscher, mein jetzt im Paradiese einherwandelnde Herr und Gebieter, über seine Feinde triumphirt hat. Bewahre es wie eine theure Reliquie, verdirb, vertilge damit Deine Feinde, wie er es gethan, aber hüte Dich, es jemals mit dem Blute Deiner Unterthanen zu beflecken. Herrsche als Vater, wie er geherrscht hat, und Du wirst glücklich und lange leben wie er, und erst spät, wie er, Dein ruhmvolles Leben beschließen. Da er nicht mehr ist, mag auch ich nicht länger in der Welt bleiben. Meine einzige Sehnsucht ist, ihm zu folgen.

Nachdem sie diese Worte gesprochen, überreichte sie das Schwert dem neuen Fürsten, welcher durchaus nicht gerührt schien und wenig Theilnahme für das Geschick der Fürsten zeigte. Diese schien zuerst selbst sehr gefaßt zu sein. Eine ihrer Dienerinnen, eine Christin, hatte oft mit ihr über Religion gesprochen, aber sie hatte nie den mindesten Eindruck auf sie machen u. sie von ihrem Götzendienst abziehen können. Jetzt mochte ihr wohl Manches von diesen Unterredungen einfallen, denn mit einem Blick voll Verzweiflung schrie sie, als sie sich dem Feuer näherte:

Ach! Muß so alle menschliche Glückseligkeit enden? Und ich soll mich mitten in diese furchtbaren Flammen stürzen!

Entsetzen und Angst malte sich in ihren Zügen, dann aber suchte sie sich zu fassen, heftete ihre Blicke fest auf den brennenden Pfahl, rief ihre Götter an u. stürzte in das Flammenmeer.

Die zweite Frau war die Schwester eines Prinzen, der bei diesem entsetzlichen Opfer zugegen war. Sie näherte sich ihrem Bruder und gab ihm die Juwelen, womit sie geschmückt war. Der Schmerz übermannte ihn, er brach in Thränen aus, und umarmte krampfhaft seine unglückliche Schwester. Sie hingegen blieb unbewegt, rang sich von ihm los und sah bald den Pfahl, bald die ihn Umstehenden an. Mit dem lauten Rufe: Chiva! Chiva! (der Name eines ihrer Götzen) sprang sie in die Glut. Ihr folgten nun Eine nach der Andern. Einige gefaßt, aber die Mehrzahl voll Angst und Verzweiflung. Eins von ihnen lief zu einem christlichen Soldaten, den sie unter der Wache gewahr wurde, umklammerte ihn, und bat ihn, sie

zu retten. — Doch mitleidslos stieß sie dieser Abtrünnige mit solcher Gewalt vor sich, daß sie in die Grube und in die Flammen fiel. Diese Gräuelthat soll ihn aber gleich darauf mit solchen Gewissensbissen erfüllt haben, daß er darüber in ein heftiges Fieber verfiel und daran verstarb.

Viele Frauen zeigten anfänglich die größte Seelenruhe, aber wenn sie dem Pfahle so nahe kamen, daß sie die Glut anhauchte, geriethen sie in die schrecklichste Angst und wollten wieder umkehren. Dann aber wurden sie von der Wache mit Stößen wieder zurückgetrieben, und so stürzte Eine über die Andere in das Feuer. Den Tag darauf sammelten die Braminen die Knochen und versenkten sie in den See. Der Stumpf des Pfahls, der in die Erde gesenkt und vom Feuer nicht verzehrt war, wurde abgehauen und auf dem Platz ein Tempel errichtet. Der verstorbene Fürst und seine verbrannten Frauen wurden nun unter die Zahl der Götter und Göttinnen versetzt.

Jetzt kommen, wie gesagt, dergleichen entsetzliche *Auto da fés* nur selten vor, und bei dem Begräbnisse des Radja von Padna hatten seine Weiber nichts Anderes zu thun, als zu schreien und sich das Haar auszuraufen.

Ich fand unter diesen heulenden und scheinbar verzweifelnden Frauen auch eine Christin, welche sich mir näherte und mir in englischer Sprache in's Ohr rannte, daß sie sich sehr unglücklich fühle, und nach einem Auswege suche, dem Elend, welches ihr bevorstehe, zu entkommen. Da ich wußte, daß der Prinz von Kabaul bei dem Sohne des verstorbenen Radja übernachten wollte, so ersuchte ich diesen, mich diese Nacht in Gesellschaft der Christin zubringen zu lassen, was er mir auch gern gestattete.

Die Unglückliche umarmte mich vor Freuden, als ich ihr die angenehme Mittheilung machte.

O, endlich, rief sie, sendet mir Gott ein Wesen, vor dem ich mein Herz ohne Scheu ausschütten kann!

Ich war in der That neugierig, die nähere Mittheilung der Frau zu hören. Im Begriffe, einem wilden Prinzen unter dessen Dach zu folgen, mußte mir jeder Aufschluß über das Leben in einem Harem von Interesse sein.

Für die Fackel.

Wunder in der Insektenwelt.

Von Carl Funke,
Lehrer in Louisville, Ky.

Wir wollen jetzt sehen, daß wir Eichen- und auch Rosenbüsche finden.

„Nach Rosenbüschen brauchen wir, denke ich, nicht weit zu gehen. Wenn ich nicht irre, stehen dort drüben an dem sonnigen Abhange des nächsten Hügels genug Rosensträucher. Aber was wollen Sie dort? Wollen Sie einen Rosenstrauß pflücken?"

Nein, das nicht; aber komm nur. Hast Du nicht an Rosenstöcken hie und da statt eine Rose etwas anderes gesehen?

„Ich erinnere mich nicht — doch ja! Dann und wann wächst statt einer Rose etwas, das fast wie Moos aussieht; was es aber ist, weiß ich nicht, obschon es Einem Verdruß macht.

Nun hier ist schon ein Moosgewächs. Schneide mir es ab.

Siehe da, unterhalb dieses moosartigen Gewächses, das fast selbst wie eine fremdartige Blume aussieht, ist eine Anschwellung. Schneide diese behutsam auf.

„Ach, da ist eine Made darin!"

Ja, eine Made — eine Larve ist darin; und sie und ihre Mutter sind die Schöpfer dieser fremden Blume.

Ich habe die von den Schlupfwespen, die zu diesen Hautflüglern gehören, erzählt, als wir auf der Schmetterling- und Raupenjagd waren. Ganz ähnlich jenen Schlupfwespen, die ihre Eier in Larven und Raupen legen, sind die Gallwespen (*Cynips*). Diese aber legen ihre Eier, je eins, in die Blätter und Zweige von Pflanzen wahrscheinlich in Begleitung einer reizenden Substanz, welche mehr Säfte nach dieser verwundeten Stelle zieht, wodurch dann gewisse Auswüchse entstehen. Eine Gallwespe ist es nun auch, ein Thierchen, welches der gewöhnlichen Wespe ziemlich ähnlich gebaut ist, — nur kleiner — welche in die Rosenzweige ihre Eier legt. An der Stelle entsteht dieser Auswuchs, oder diese Galle, und erst auf dieser wächst die fremde Blume, die der Volksmund Schlafapfel genannt hat.

„Das hätte ich nun wohl selbst finden können da ich diese Schlafäpfel oft in meinem Garten gesehen habe."

O ja! Aber wie Du, so sind gar viele Menschen. Sie sehen Erscheinungen, allein sie streben nicht, die Ursache derselben zu erkennen. Wäre es denn sonst möglich, daß — nicht blos in alten finsteren Zeiten — wie heute noch, von Beherungen, Hexerei, Hexen, Hexendoctoren, Teufelsaustreibungen ꝛc. die Rede sein könnte?

Diese Rosengallen-Wespe nützt und schadet uns nichts, wenn wir nicht allenfalls den Aerger eines Rosenzüchters zu dem Schaden zählen wollen. Aber es giebt deren, die uns großen Nutzen gewähren, und nicht weniger bewundernswerth sind. Da ist der Galläpfelwurm. Eine solche Gallwespe in Syrien legt ihre Eier nieder an einer Eichenart. Wie hier am Rosenstrauch entsteht eine Galle oder Kupper, und diese wird zur Bereitung der Tinte ꝛc. benützt. Eine ähnliche Gallwespe lebt auch bei uns. Die Galläpfel (Eichäpfel) aber, die durch ihren Stich entstehen, sind nicht viel werth, werden aber doch in der Färberei benutzt.

In der Heimath der Feigenbäume giebt es eine Gallwespe (*C. Benes*) de-

ren Stich merkwürdige Folgen hat, und die deswegen gehegt wird. Ein Stich ähnlich, die Freiheit dieser Insecten [illegible] auch eines Hellsehers über und [illegible] denn theils werden sie wirklich [illegible] tigen, so daß ein Baum, an welchem dieses Insect besonders thätig war, oft [illegible] vierfachen Betrag an Schwers von Früchten liefert, als ohne denselben.

Ich habe manchmal auch so kleine Wespen in die Löcher kriechen sehen, wie in den alten Fensterstöcken meines Hauses sind. Sind es auch solche Schmarotzer- oder Gallwespen? Oder haben sie ein kleines Räupchen hineingetragen?

Das sind keine Schlupf- und Gallwespen, gehören aber auch zu den Hautflügeln. Es sind [illegible] oder auch Mauerwespen [illegible]

Ich will Dir das Wundersame, von nur einigen erzählen, vielleicht finden wir auch noch mehr auf unserem Wege. Alle zusammen machen sie entweder eine oder auch mehrere cylindrische Höhlen in die Erde, oder in modere Holz, oder sie bauen sie aus Erde, aus andere Gegenstände. In jede solche Röhre legen sie ein Ei und stopfen zugleich eine Larve, Raupe oder Honig hinein, worauf die Röhre von außen geschlossen wird. Das Junge muß von den Mitteln bis zur Entwickelung leben. Die Mutter täuscht sich auch nicht über die Größe des Vorrathes.

Eine Art macht diese Höhle in Sand. Nach dem sie das Ei hineingelegt, verschließt sie dieselbe ganz leicht. Dann fliegt sie fort und holt eine Raupe, die oft mehrmal größer ist, als sie selbst, oder sie holt mehre kleine und stopft sie in die Röhre. Sie scharrt dann Sand und Erde nach in das Loch, so lange, bis es mit der andern Fläche des Bodens gleich ist.

Eine andere, eben so häufige Art ist die Mauerwespe, die in Mauerritzen zwischen Steinen eine mehre Zoll tiefe Röhre macht. Den verarbeitet sie mit Speichel zu einer feuchten Masse zusammen und setzt die an das gemachte Loch her, so daß also noch keine Röhre entsteht. Auf dem Grunde der Röhre, die sie an der Mauer legt, [illegible] Holz ist oft [illegible] 12 Stück kleine Raupen, die sie, wie Todtschlafen zu sich genommen hat, und [illegible] hinein. In diese Röhre wird nun von ihr dem Ei, und mit dem Material die [illegible] zugemauert. Hierauf wiederholt sie ihre Arbeit, bis sie alle ihre Eier [illegible] hat.

Wir [illegible] nicht die Merkwürdigkeiten einer Thierart in Australien, Afrika und Canada [illegible] finden, [illegible] Thieren [illegible] genug zu finden. Wie aber [illegible] Besuch [illegible] will von diesen wie von [illegible] wissen.

Die Töpferwespe, eine andere Art, macht ihre Röhren in Hügel, aber nicht [illegible] sondern [illegible] petzt, [illegible] ihren Jungen [illegible] schützen, dieselben noch mit Thon aus.

Eine der merkwürdigsten Arten ist in Kentucky, Indiana [illegible] Sie baut gewöhnlich an die [illegible] Wände der [illegible] Gemächer über den Wohnungen der Menschen. Die weiße feuchte Erdklümpchen zusammen und mauert sie kunstvoll gegen [illegible] an, bis ein Gebäude von [illegible] Zoll an Decke entsteht, welches [illegible] Zoll [illegible] Zoll Breite und 2–3 Zoll lang ist. Wenn [illegible] Zellen [illegible] Zoll [illegible] sind, [illegible] sie [illegible] Eier abgesetzt und die [illegible] Röhre mit einem kleinen Magazin versehen, so wird [illegible] die Zelle ein Deckel gemauert.

„Ich habe diese [illegible] selbst [illegible] beobachtet, und gesehen, wie sie neu [illegible] von nassen oder feuchten Stellen [illegible]

Weißt Du aber auch, daß es Wespen gibt, die Papier [illegible] machen, [illegible] was sie [illegible] gebrauchen?

Da könnte man jetzt bei dem [illegible] Papier der Tapeten recht gut [illegible] etwas [illegible] könnte [illegible] Du [illegible] keine Wespe gestochen, wenn Du in den Apfel [illegible] oder wenn Du [illegible] abschneidest?

Diese [illegible] Gäste kenne ich ja wohl [illegible] Das sind die genannten Papierfabrikanten. Es gibt Wespen, die ihre Colonien [illegible] Erde anlegen; andere thun es in Mauerlöchern, andere an Hauswänden, andere unter Dächern und an [illegible] Bäumen. Alle Bewohner einer Wespencolonie sind Weibchen, Männchen und Geschlechtslose. Das Weibchen ist bedeutend größer, als das Männchen, die [illegible] Arbeiten, diese aber größer als die Geschlechtslosen. Sie sieht das [illegible] Holz, reißen mit ihren starken Kiefern [illegible] Fasern los, befeuchten sie mit ihrem Speichel und kneten eine Art Papier daraus. Davon bauen sie ein äußeres Gehäuse, in diesem wird eine Etage mit fast [illegible] Zellen angelegt, und zwar die Oeffnungen nach unten. Ist die Colonie groß so wird das äußere Haus vergrößert und immer neue Etagen werden gebaut, die mit eben solcher Papiermasse an die vorhergehenden [illegible] werden, doch immer so, daß ein [illegible] Raum zwischen zwei Etagen bleibt. Ich habe schon Nester gefunden, wenn auch sehr selten, die sieben solcher Etagen hatten und mehr als 18 Zoll im Durchmesser hielten. Und sie werden oft sehr nothwendig gebraucht. Die Wespen haben jährlich dreimal junge Larven, so [illegible] wohl an 30000 Zellen gebraucht werden. Daß nun diese Brut nicht durch den Regen leidet, ist erstens die äußere Papiermauer gebaut worden. Doch die könnte erweichen werden, dafür ist gesorgt worden. Es werden daher an der [illegible] Seite der Mauer noch etwas [illegible] Anbaue gebracht. Und dann sind auch die [illegible] Etagen nicht an die Außenmauern angeheftet.

Um aber diese ungeheure Brut zu ernähren, dazu gehört Arbeit. Die Wespen selbst leben von [illegible] Früchten und auch von Fleisch. Ihren Larven aber bringen sie Insecten und Insectenlarven, und füttern sie, wie die Vögel ihre Jungen, äußerst zärtlich.

Mit welcher Emsigkeit und Umsicht sie Allen bei ihrem Raub umgehen, davon erzählt der Naturforscher Darwin Folgendes:

Eine Wespe fuhr plötzlich auf eine

große Spinne los und flog dann fort. Die Spinne war augenscheinlich verwundet, denn als sie fliehen wollte, wollte sie einen kleinen Abhang hinunter hauen aber noch Kraft genug in einen dichten Strauch zu kriechen. Die Wespe kehrte bald zurück und schien erstaunt, als sie ihr Opfer nicht gleich fand. Dann machte sie eine regelmäßige Jagd und machte kurze Flüge im Halbkreise. Die Spinne, obschon wohl verborgen, wurde bald entdeckt und die Wespe, offenbar noch in Furcht vor den Kinnladen des Gegners, packte sie, nach vielem Manövriren, in die untere Seite des Bruststücks. Endlich untersuchte sie sorgfältig mit ihren Fühlern die jetzt bewegungslose Spinne und fing an, den Körper hinwegzuziehen, um ihn in ihr Nest zu schleppen. Die Wespe kannte also sicher die Gefährlichkeit des Gegners und seine Waffen. Hienach richtete sie ihre Angriffe ein. Sie wußte aber auch, was ihre Waffe und ihr Gift werth sei, in wie viel Zeit es wirken mußte, und flog darum weg.

„Nun ihre Wuth und Tapferkeit hat wohl Jeder schon erfahren, der unversehens in die Nähe ihrer Behausungen kam. Man kann sich ja wahrhaftig gar nicht vor ihnen retten. Aber ich wollte gern noch etwas wissen. Sie sagten, daß in Einem Neste 50,000 Junge jährlich ausgebrütet würden. Da könnte man ja aber gar nicht mehr vor Wespen existiren."

Nicht ganz so, ich sagte, daß sie für drei Brüten so viel Zellen bedürfen. Nun kommt aber die letzte Brut in den späten Herbst, zu einer Zeit, in welcher die Wespen sterben. Gewöhnlich bleiben nur einige trächtige Weibchen leben, die sich so gut als es eben geht, gegen die Winterkälte zu schützen suchen. Ehe nun die Geschlechtslosen, ihren Tod erleidend, ziehen sie die Larven aus ihren Zellen und setzen sie auf die Straße, wo sie wie ausgesetzte Säuglinge oder alte Krüppel, über die sich Niemand erbarmt, umkommen. — Im Frühling kommt das Weibchen aus seinem Asyle, baut sich ein kleines Haus und legt seine Eier. Die Geschlechtslosen kommen zuerst aus, und helfen der Mutter nun alle Arbeit sorgfältig, sowohl im Weiterbau des Hauses, als auch als Ammen.

Im nördlichen Sibirien kommt eine Wespe vor (*Vespa arctica*), deren Nest äußeres Gehäuse nicht blos aus Papier, sondern auch einer feinen und sehr festen Pappe besteht. Die Colonien sind aber nicht sehr stark bevölkert.

Ich kann die ganze Wespenart überhaupt nicht lieben, obgleich ich viele Neue von ihnen entdeckt habe, manche höchst merkwürdig ist. Ich erinnere mich aber jetzt noch einer Art Wespennester, die ich in Wäldern Indiana's an Bäumen hängen sah. Dagegen ist das Nest, welches Sir Barham erwähnt, kleine Ochsenaugen-Nester (und nun fallen mir Ihre Papierfabrikanten recht wohl ein), die 2½ Fuß lang und 1½ Fuß dick waren. Ich habe sie innerlich nicht gesehen, weil ich den Menschenfeinden, den Wespen, auch den Wespen gehe; was ich aber von unten sehen konnte, war mir auffällig. Diese großen Nester, die wie Riesenfrüchte aussehen, hängen an ganz schwachen Zweigen, kaum ½ Zoll stark, und dieser Zweig eines jeden ist in das Nest mit hinein gebaut. Das Gehäuse ist aber nicht so rein von Papier gefertigt, sondern es sind ganze Baumblätter mit hineingebaut. Ich habe sie nur an Eichen gesehen."

Ein solches Nest habe ich. Daß es aber das einzige ist, so kenne ich es nicht im Querdurchschnitt. Die Wespe muß, nach dem Eingangsthore zu schließen, ein ziemlich großes Thier sein.

Die größte, massenhafteste der Wespenarten ist die Hornisse (*V. Crabro*). Unter Umständen werden sie Menschen und Thieren gefährlich. Sie bauen ähnlich Nester wie die Wespen, verunglimpfen Papier, doch sind die einzelnen Zellen nicht so regelmäßig und sauber aneinander. Am liebsten bauen sie in hohle Bäume und in alte, höhere Gebäude. In der Nähe meines frühern Wohnortes war in dem Nebengebäude eines Bauernhauses ein solches Hornissennest. Da in diesen Nestern ein gewisser sehr feiner Raubkäfer lebt, der noch selten zu finden ist, so wollte ich dies Nest durchsuchen. Ich bestopfte zu dem Ende vorsichtig alle Eingänge mit Werg und schüttete dann durch einen derselben siedendes Wasser in dasselbe. Da kam ich aber schön an! Ich machte wahrscheinlich ein Thier nicht besonders heiter, und indem ich anfing Wasser zu schütten, schwärmte und brummte ein ganzes Chor Diabolisse um mich herum. Ich hatte keine andere Rettung als zum Fenster hinaus auf den Düngerhaufen zu springen. Allein auch das war vergebens. Sie verfolgten mich in ihrer Wuth, und in der Angst meines Herzens sprang ich, so gut Beine und Arme wollten, mitten mich mit dem Schöpfer vertheidigend, nach dem etwa 200 Schritte entfernten Flusse und stürzte mich hinein. Da ich nur eine Minute untergetaucht hatte, war ich meines böswilligen Verfolgers los. Ich kann aber versichern, daß, wo ich mir 2 Stichen davon gekommen war, ich mir wieder Käfer in Hornissennestern gesucht habe.

Am nützlichsten von aller Hautflüglern, und am bewundernswerthesten ist die Honigbiene. Sie ist wahrscheinlich ein ächt europäisches Thier. Nach Amerika wurde sie 1675 verpflanzt. Hier wurde sie, sich über den ganzen Continent ausbreitend, bald wild, und baut, als solche, ihre Wohnung in alle hohle Bäume.

Man theilt eine solche Bienencolonie ebenfalls in männliche, weibliche und geschlechtslose Thierchen, welch letztere aber Weibchen sind, die nur nicht Eier legen können. Und sie sind die eigentlichen Arbeitsbienen, die mit unermüdlichem Kunstsinn und mit Ordnungsliebe und Fleiß uns Menschen so manches Pfund Honig und Wachs bereiten.

Die Arbeitsbiene ist am kleinsten, und kaum halb so groß als die Königin, obgleich jene, seinen andern Ursprung hat, als jene. Die Eier sind dieselben, allein diejenigen, aus welchen Königinnen werden sollen, werden mit viel besserer Kost versehen, als denen der Arbeitsbienen, und

wohnen in größeren Zellen, werden auch überhaupt besser gepflegt.

„Ist es nicht gerade, wie auch bei den Menschen? Es läuft manch besserer General mit dem Kuhfuß einher, als die, welche Säbel tragen. Es geht manch besserer Philosoph hinter dem Pflug her, als die in Hörsälen, auf Kanzeln ꝛc. ihr Bischen Witz auskramen. Es läuft manch besserer Präsident oder Fürst im ruhigen Werktagskleide herum, als die, welche auf Thronen oder jetzt in weißen Häuserln sitzen."

Bei den Menschen bauen die Bienen in die bereit gehaltenen Körbe oder Bienenstöcke. Wunderbar ist es nun, wie emsig und geschäftlich diese Thierchen zu Werke gehen, wenn sie eine neue Wohnung beziehen. Viele machen die neue Wohnung rein, Andere suchen alle kleinen Löcher und Ritzen auf und verstopfen sie aufs Genaueste mit herbeigetragenem Wachs, um jeden Feind, jeden Wind ꝛc. abzuschließen. Sodann fangen sie an, ihre Waben zu bauen, wobei sie oben am Deckel beginnen, und eine sechseitige Zelle an die andere setzen. Diese Waben aber haben auf beiden Seiten Zellen, und sind von einander so weit abstehend, daß die Bienen bequem dazwischen vorübergehen können. Zwischen den einzelnen Zellen findet aber auch nicht das geringste Zwischenraum Statt. Diese Zellen nun haben verschiedene Bestimmung. In sehr vielen wird Honig aufgespeichert, und, wenn sie gefüllt sind, werden sie mit Wachs vermauert. In anderen hüten die Bienen ihre eigene und die Nahrung der Brut, das sogenannte Bienenbrod auf. Wieder andere sind die Zellen, in welche je ein Ei von der Königin gelegt wird. Nachdem dies geschehen, kommt nach 3 Tagen aus dem Ei die kleine Larve, welche da sie nicht spazieren, auch nicht nach Nahrung zu gehen braucht, auch keine Füße von der Natur erhalten hat. Eine Menge Pfleger gibt es, die für sie sorgen und sie füttern müssen. Ist die Zeit unter dieser Macht so weit verflossen, daß die Larve in ein anderes Stadium des Lebens, in den Puppenstand übergehen will, so werden auch diese Zellen von außen mit Wachs vermauert.

In diesem Sarge von Wachs geht nun die Verwandlung in eine junge Biene vor sich. Ist aber die Zeit zur Auferstehung als solche da, so zernagt sie den Deckel und kommt, aber ziemlich unansehnlich und zerknittert, hervor. Sofort eilen aber dann die alten Ammen herbei, und zupfen und g'atteln das Kleidchen und die Schwingen zurecht, daß die neue Bürgerin hofmäßig erscheine. Und dies ist auch sehr nöthig. Häufig verläßt (ganz gegen die Gewohnheit ihrer menschlichen Schwestern), die alte Königin mit ihrem Anhange (Schwarme) den Stock kurz vor der Zeit, ehe die Brut auskommt. Dieser junge Anwuchs schließt sich nun einer neuen jungen Königin an, und versucht ebenfalls eine Völkerwanderung. Werden zuletzt noch mehre Königinnen geboren, ohne daß die Völker für alle ausreichten, so müssen jene es auskämpfen, wer die Herrscherin sein soll. Und hitzig sind diese Kämpfe, da in jeder Colonie mehr als eine Königin sein darf.

„Was machen denn unterdeß die Männchen?"

Ach, diese armen Geschöpfe sind eben nichts weiter, als Lebwesen, ich meine, nichts weiter, als gute Männer, ihrer Frauen wegen. Den männlichen Bienen oder Drohnen die größer und breiter als die Arbeitsbienen sind, hat die Natur sogar den Stachel versagt, den alle Uebrigen haben. Fliegt die Königin einmal spazieren, so begleiten sie dieselbe. Doch auch diese Herrlichkeit dauert nur bis in den Hochsommer. Die Arbeiter bekommen dann faulen gewordenen Drohnen satt, die Verschwörung kommt zum Ausbruch und man mordet sie unter entsetzlichen Qualen. Man zerstückt sie mit giftigen Stacheln, man zerfetzt sie, reißt ihnen die Flügel ab, um unter Wuthgezisch weren die Verstümmelten an die Luft gesetzt.

„Wie viel Bienen mögen wohl in einem solchen Stocke sein?"

Auf großen Colonien rechnet man 30—40,000; doch sind die meisten kleiner. Vom Frühling bis Herbst legt die Königin an 50—60,000 Eier, und zwar legt sie die in männliche Zellen in eine, die in weibliche Zelle oder umgekehrt. Die Zellen für die künftigen Königinnen sind am Ende der Waben und zwar senkrecht angebracht, während alle übrigen wagerecht liegen.

Wenn ein Schwarm die Colonie verläßt, so folgt Alles der Königin, daher man sie auch Weisel, Weisel nennt.

Gewöhnlich hängt sie sich dann an ein Baumästchen, eine Dachrinne und dergl. und alle ihre Begleiter hängen sich an und um sie, wie an einer Traube die Beeren. Von hier fängt man dann den Schwarm ein, entweder mit einem Sacke oder Kasten, oder in einem Sieb, worin man sie mit Wasser bespritzt, um sie dann in ihr neues zukünftiges Haus bringt.

„Diese bauen nun wieder; aber woher bekommen sie das Wachs, oder wie bereiten sie es?"

Alle Arbeitsbienen haben an den hintern Schienbeinen der Länge nach eine Aushöhlung, die man die Schaufel nennt. Außerdem sind diese, wie die ganze Biene, mit zierlichen Haaren bedeckt, und schaufeln den Staub, dessen ihnen zum Fortschaffen des Blumenstaubes. Haben sie nun diese Last geladen, so sagt man, sie tragen Höschen, und manche, die ihre Kräfte überschätzt, wird dadurch ihr Raub des Todes. Manche können den verfolgenden Vögeln nicht schnell genug entkommen, und manche fallen, namentlich bei starkem Winde, auf Straßen und Wege, wo sie von Menschen und Thieren zertreten werden. Andere saugen die Honigsäfte aus den Blumen und Blüthen, den sie in einem besonderen Honigmagen nach Hause tragen, dort durch den Mund wieder von sich geben und in die Zellen füllen.

Über das Wachs

Wieder andere saugen auch Honigsäfte aus den Blumen, die sie aber in ihrem Magen zu Wachs verkneten, welches dann in äußerst feinen Blättchen zwischen den Hinterleibsringen gleichsam hervorschwitzt. Andere Bienen, welche beim Bau beschäftigt sind, nehmen diese Blättchen jenen ab und verwenden sie sofort. Endlich müssen noch andere das Stopfwachs eintragen, welches sie von den harzigen Knospen der Pappeln, Birken ꝛc. nehmen, um damit Löcher und Ritzen zu verstopfen, oder auch Körper, die sie nicht hinwegschaffen können, die ihnen aber schädlich werden würden, todte Mäuse ꝛc. damit zu überziehen.

Der Mittelpunkt der ganzen Colonie ist und bleibt die Königin; denn stirbt sie, ohne daß sie von einer andern ersetzt werden kann, so geht die Colonie zu Grunde. Es ist eben ein geheimnißvolles Band zwischen ihnen. Die Bienen stellen alle Arbeiter ein, werden traurig und sterben entweder oder verflüchtigen sich.

Welches sind aber die Früchte dieser unermüdlichen Arbeiter? Ach, dies ihnen der arme menschliche Unterthan bald. Der Mächtige kommt und entreißt sie ihm unter dem Schein des Rechts, mit List oder Gewalt.

Wenn die Bienen wieder frisch Honig und Wachs sammeln können, kommt der riesige Mensch nicht in ihre Wohnung und raubt die angesammelten Schätze, die bei einer großen Colonie sich auf 20—30 Pfd. Honig und 2—3 Pfd. Wachs belaufen, — des Menschen Macht schont weder des Wolfsfußes noch der kleinen Biene.

Doch wir wollen wieder in den Wald gehen und noch einmal nach Ameisen umsehen. Einiges habe ich Dir neulich schon auf unserem ersten gemeinschaftlichen Wanderung erzählt.

Die Ameisencolonien, die sehr verschiedenartig angelegt sind, bestehen durchaus aus Männchen, Weibchen u. Geschlechtslosen, den Arbeitern. Die ersten beiden sind im Frühjahr geflügelt und schwärmen dann in Unmassen umher. Dies ist die Begattungszeit. Ist die Begattung vorüber, so gehen die Männchen zu Grunde. Den Weibchen aber beißen die Arbeiter die Flügel ab, oder und namentlich die Weibchen, welche nicht mehr in ihren alten Wohnort zurückkehren, sondern eine neue Stadt gründen, schlagen sich dieselben selbst ab, und nun gilt es ans Eierlegen. Jedes Weibchen legt 7—8000 weiße Eier, die so klein sind, daß man sie für klargestoßenen Zucker ansehen könnte.

„Legen nicht manche auch ziemlich große Eier? Ich habe doch schon viele für meine Nachtigallen und Sprosser gekauft, ja auch sogar selbst davon eingetragen!"

Hättest Du ein solches vermeintliches Ei behutsam geöffnet, so hättest Du die vollkommene Ameise, allerdings noch von weißer Farbe darin gefunden. Was Du meinst, sind nicht die Ameiseneier, dies sind die Ameisenpuppen.

„Da ist ein Haufen von der großen rothbraunen Ameise!"

Gut denn, fangen wir bei der Holzameise (Formica rufa) an. Es wird allerdings schon etwas dunkel, doch werden wir wohl noch Alles genugsam beobachten können, was uns wichtig ist.

„Ach! Es sind keine Ameisen mehr da; es ist ein verlassener Haufen!"

Im Gegentheil; es ist eine sehr bedeutende Colonie, obgleich Du jetzt keine laufen siehst. Wie Du weißt und siehst, ist der ganze Haufen aus kleinen Holzstückchen, Erdklümpchen, Blättern, Tannennadeln ꝛc. aufgebaut. Ueberall sind kleine Oeffnungen in dem Haufen, durch welche die Ameisen aus- und eingehen können.

„Die habe ich aber ebenso wenig, wie die Ameisen selbst."

Geduld! Diese Holzameise ist am wahrscheinlich einige Tage, manchmal Wochen, ja Monate lang, wenn der Winter kommt, so zieht sich die ganze Schaar tief ins Innere. Nun einzelne Ameisen bleiben auch dann noch, nehmen die als Vorrathskammern dienenden Baumaterialien, oder holen auch deren, wo es darf, und verbauen die Eingänge so, daß sie gar Niemand bemerkt. Einzelne bleiben als Wachen an den Thoren hinter Holzstückchen und dergleichen verborgen. Kommt der neue helle Morgen, so werden die Thore wieder geöffnet.

„Wenn das wahr ist, — es ist aber doch gar zu merkwürdig, — so muß ich einmal hineinwühlen."

Aber leicht und vorsichtig! — Es das war gut gemacht. Siehst Du nun in diesem Saale Ameisen?

„Ja, es sind aber noch nicht viele!"

Es scheint hier blos die Wachtstube zu sein! Nun sieh Dir aber auch die vielen durcheinander gewundenen Gänge an.

„Ach ja, das ist bewundernswürdig, und alle münden sie in diesem Saal. Es kommt mir vor, wie die Straßen einer Stadt, wenn man von einem hohen Thurme herniederschaut."

Nun nimm noch eine solche Schicht behutsam ab, — siehe, da findest Du ein ganz anderes Volk beisammen. Es wird aber nun zu dunkel. Würden wir noch mehr abnehmen und einen oder mehre Säle bloslegen, so würden wir auch die Puppen und die Männchen und die Weibchen finden. Die Larven und die Puppen werden von den Arbeitern immer in den Gemächern gebracht, wo die für diese hülflosen Geschöpfe zuträglichste Temperatur herrscht; also schaffen sie vielleicht bei der Nachtkühle in ein tiefer von der Oberfläche entferntes Gemach. Am Morgen werden sie der Sonnenwärme wieder näher getragen.

Die Ameisen haben keine Vorräthe wie die Bienen und dergl., sondern sie lassen jeden Tag für sich selbst sorgen. Haben sie Hunger, so wandern sie auf den Wegen, die strahlenförmig von ihrem Haufen ausgehen, dahin, um Nahrung zu suchen, die sie auch leicht finden, da sie sehr verschiedenartige Dinge fressen. Süßen einen Honig, Zucker ꝛc. sind ihre besten Delicatessen, dann süße Früchte, Le chagrin von kleinen Thieren, Larven, Würmern, Insekten ꝛc. Zucker u. dgl. kann man gegen sie schützen. Benj. Franklin ging es nicht besser; wohin auch immer er seine Zuckerbüchse setzte, er hatte Ameisen darin. Endlich

hinter die selbe an eine Schnur an der Decke auf, und lachte die heißhungrigen Räuber aus, die allenthalben vergeblich suchend umherliefen. Doch fuhr er nach einiger Zeit eine Ameise an der Decke hin, die Schnur herunter, und in die Zuckerbüchse spazieren. Als sie ihr Mahl geendet, ging sie denselben Weges zurück, und siehe da, es war keine Stunde Zeit verflossen, so kam von der Decke der ein ganzer Schwarm, und alle nahmen denselben Weg, wie die erste.

Will man Blechdose mit Vögeln, die vermöge ihrer recht rein und schön abgeschliffenen Beine nur in eine Schachtel, die mit mehren Löchern versehen ist, legen, und diese in einen Ameisenhaufen stecken. Nach kurzer Zeit ist auch nicht eine Faser mehr an dem feinsten Knöchelchen.

Sie laufen häufig äußerst geschäftig an Bäumen und Sträuchern auf und ab. Was mag ihre Absicht wohl dabei sein?

Keine andere, als Nachbarlichkeit. Hier suchen sie die Blattläuse und auch einige Käferarten auf, die aus ihrem Hinterleibe einen süßen Saft ausschwitzen, welcher für sie ein ganz besonderer Leckerbissen ist. Sie warten aber, wenn sie diese ihre Milchkühlein finden, gar nicht einmal darauf, daß diese ihnen den Mund süß machen, sondern betteln es ihnen förmlich ab, indem sie mit ihren Fühlern ihnen den Körper allenthalben zärtlich streicheln. Das mag den Blattläusen wohlthun und bald erscheinet ein solches ersehntes Tröpfchen, das sorgfältig verzehrt wird.

„Das ist wunderbar! Wie aber leben sie denn im Winter?"

Sie bedürfen im Winter sehr wenige Nahrung. Des Kälte halber gehen sie sehr tief in die Erde. Erlaubt es die Witterung, so gehen sie wohl auf die Oberwelt. In der Regel aber meiden sie die erwähnten Milchkühe in ihrer Wohnung. Sie haben nämlich diesen Blattläuse eingetragen und an noch nicht ganz dürre Stücke von Zweigen, diese ebenfalls als Winterfutter für jene hineingestopft haben, angesetzt. Es nährt also ein Thier das andere. Kann das möglich sein?

Nicht nur möglich, mein Freund, sondern wirklich, und ist eins der schönsten Wunder. Es giebt sogar eine Ameisenart, die gelbe (Formica flava), die gar nicht nach Nahrung ausgeht, sondern hat eine Menge Blattläuse in ihrer Wohnung, wo an den Pflanzen und deren Wurzeln um dieselbe. Und wie ich Dir früher von einigen Käfern erzählte, so auch hier. Bei einem feindlichen Angriffe werden zuerst diese Wohlthäter und nach dieser die Brut in Sicherheit gebracht. Da um dieselben werden oft sehr hitzige Schlachten gekämpft, wenn die Bewohner einen benachbarten Ameisenwohnung kommen, um sie zu rauben, da sie vielleicht Mangel haben.

Mit dem nächsten Spaziergang will ich Dir noch einiges Wissenswerthe von diesen so unterhaltenden Thierchen erzählen und zeigen.

Nach dem Original-Manuscript.

Briefe an Gräfin Esarh Sterkelz.

Liebenstein, den 18. Juni 1854.

Zu den angenehmsten Spaziergängen meines Lebens zähle ich den von der Wohnung hieher in das schöne Lehnhaus. Entzückt erquickt sich die Feder an Abenteuern davon ein Bildchen zu skizziren. Von den Zinnen der Wohnung leite ich am Waldhorne eines Försters vorüber einen lieblichen Fichtenwald. Und bald durch ein Wiesenthal, hinauf eine offene grüne Hochfläche, wo sich schöne Entfernungen die Weingärten gezeigt haben. Der Fahrweg dehnte sich rechts und links hinaus und schien nicht endenzulaufen. Die Sonne war hoch, sprühte Funken und Wärme zur Erde herab, ich schlug, sprühte Funken und Wärme zur Erde herab, ich schlug, unter mir die Gras- und Weinfelder, die Weisung hätten gänzlich, sind oft am steilen Felsenhange mit grünem Hochlaub schmeichelnde Lebensgefährten, nicht umgestürzt, sondern gerade sich hinaufwärts die richtige Bahn, Blick über die Mist das Abwärtsgehen ging; endlich gleichmäßig, aber begann mein nächstes Geschäft. Allmählig zu wandeln, und ich ruhte von den Anstrengungen. Ich sah einen Feldweg, der Terrain schonend, mich führte, wo ich einen Bächlein wohl weniger sicheres aber für mein Gehen nicht sehr gefährliches Steg durch bis ich mich einen kühnen Sprung ein zweites Ufer, der Spaziergänge und in die Umgebung hinaus und in die Umgebung hinaus, ich sah Schnee in dichten weißlichen Büschen, Hier stellen sich Betrachtungen über den Sprung und die Irrwege meines Lebens, welche oft so stolzen Vorsätzen das weiten Wollens, hinaufgesiegend, und ferne Gipfel wege verachtend, verführen mich als von Gebirgen in dem Verlassen sich beugend, nöthigen hinabzugehen, hinüberzuwandeln, um wieder höhere zu erreichen des Lebens rechte Bahn.

Wie Gäste zogen vorüber. Ich schenkte [illegible] eine [illegible] Bücher [illegible] Dahin [illegible] Mündung Finken [illegible] Wald [illegible] Gesichtsstimme [illegible] Lieder und [illegible] begeisterten über [illegible] Wiesen [illegible] Höhen [illegible] Schneeflocken [illegible] Wanderte [illegible] Buchenhain [illegible] Schloß [illegible] Sonnenschein [illegible] Wege [illegible] Comtesse [illegible]

tägl. Hacke hinab nach Wilhelmsthal. Es ist ein Hochstämmiges Buchen-Gebüsch, abwechselnd mit Tannen und Fichten, gemischten heiligen Dunkel, das Rauschen der Waldströme, das Rascheln der Blätter und das Jubeln des Geistes der Einsamkeit des Wanderers Brust.

Unter Hohensonnen überwölbt eine Felsgrotte, wo zwei weiß bemalte Kanapees zur Ruhe winken. Zu beiden Vorderseiten sind künstliche Hügel angelegt, zur Hälfte mit Gräsern, zur Hälfte mit Immergrün geschmückt; vier majestätische Buchen am Saume einer Schlucht aus welcher sich ein Felsberg emporhebt, bilden gleichsam die Pforte dieses melancholischen Plätzchens. Still vergnügt saß ich da und dachte: durch einen Pfeiler aus fernem Land sei dieß liebliche Haus Amerika's Granit gegrüßt. Links an diesen Grotte führen Steintreppen, neben einer hohen, mit Moos malerisch schattirten Felswand hinauf zu dem Hirschstein. Ueber die Schlucht schlingt sich eine Brücke, deren Geländer aus Baumästen zusammengefügt ist. Tief im Thalschooße schlängelt der Weg im Gehölze hinab nach Wilhelmsthal. Dieß, mit seinem blumigen Gestade an einem See und mit den Gebäuden des Großherzogs von Weimar, ist eine sehr anmuthige Landschaft. Von hier führt man auf der Meiningen-Straße meist im angenehmen Bergparadies über Waldau, Fischbach und Kumpfdorf, nach Altstein und Liebenstein. Hier ist herrliche Gegend und das Thal mit den Bädern von Liebenstein, welche zu Sachsen-Meiningen-Hildburghausen gehören, ist besonders schön. Die Bauten im Schooße hoher Buchen und dazwischen Felsen sind großartig, obwohl nur leichtweg gebaut. Das Sauerwasser ist lieblich zu trinken. Das Bad wird von zahlreichen Gästen besucht. Man erwartete hier soeben die Königin von England und andere hohe Herrschaften. Die Gastwohnungen sind rein und mehre davon elegant. Der untere Saal ist groß, mit einem Tapeten-Teppiche der Stadt Lyon geziert. Eine Felsgrotte nächst den Bädern gewährt ein angenehmes, kühles Plätzchen. Von da führen schattige Wege hinauf zur Ruine Liebenstein, wo man über die Hochflächen und Gebirge einen großartigen Ausblick genießt. Alles athmet Lust und Liebe in diesem stillen Tempel, einsam durchzieht ich Berg und Thal, und der Liebe Schauer und des Geistes Gluthen folgt dem Pilger überall.

Hildburghausen, 18 Juni 1834.

Von Liebenstein, gute Grüße, ließ ich mir den Weg durch das Gebirg, über Steinbach, Winterstein, nach Ilmenau weisen. In Steinbach sind 2 Eisenhämmer, 146 Messerschmiede, 90 Schlosser und 6 Schleifmühlen, welche einer von waldigen Höhen umschlossenen Wiesenschlucht, romantisches Ansehen geben. Aus dieser Wiesenschlucht kommt man in einen Wald, wo man sich rechts auf einem Fußsteige zu halten hat und tritt bald auf eine weite Hochfläche hinaus, in deren Mitte der zweifelnden Wanderer mehrere Hände als Wegweiser entgegenwinken. Links führt der Weg nach Ruhla, rechts nach Brotterode und in gerader Richtung fort geht man in diese Waldschluchten hinab und folgt zwischen riesigen Tannen und Fichten, an rieselnden Quellen dem Fußweg nach Winterstein. Von da ging ich über Taboz, stets auf Gangstiegen, wo es nirgend an Wegweisern zu freundlichen Menschen fehlte, nach Reinhardsbrunnen. Hier ist ein Lustschloß des Herzogs von Gotha, wo ein von Ludwig dem Springer gestiftetes Benedictiner-Kloster stand. Dieses romantische Thal, ein wahres Tempe an Anmuth, ist rings von Tannenbergen umkränzt. Ein großer Teichspiegel vor dem Schlosse, prangt mit Blumen besetzt, erhöht den Reiz dieses romantischen Landsitzes. Das Plätschern der Wellen an einer Mühle, das Tönen des Holzes im Wald, der Jubel der Vögel belebten den Hain. Das Schloß in altgothischem Style ist noch nicht ganz ausgebaut. Die sogenannte Belle Etage ist herrlich, die Arbeiten Maleréi des Herrn Posse aus Hamburg unübertrefflich, die Blumenguirlanden und Kränze sind wie durch den Zauber der Natur an die Wände hingehaucht. Das Mittelmonument in diesem Geschosse soll gothisch sein. Zu ebener Erde ward ein altdeutscher Saal gebaut. In der zweiten Etage sind die Zimmer des Herzogs und der Herzogin; im dritten Stockwerke sind die einfach eingerichteten, doch sehr geschmackvollen Wohnungen für Gäste. Einige Plafonds malte Herr Bluhm aus Hannover.

Die Anlagen in den Wäldern sind weitausgedehnt.

Von Reinhardsbrunnen ging ich nach Friedrichsroda, ein kleines Städtchen im Thüringer Walde, mit guten Garn- und Leinwandbleichen; von da über Engelsbach, Altenburg, in einem reizenden Thale, nach Georgenthal. Hier verläßt man den interessanten Thüringerwald, man tritt aus den dunkeln Thälern und Schluchten in einen freien Wiesenplan hinaus, wo den fernen Gesichtskreis Gebirgsketten, schließen, unter denen der Inselsberg majestätisch sich emporhebt.

Die Hauptgebirge der herzoglich-sächsischen Länder sind der Thüringerwald und das Rhöngebirge. Die höchsten Punkte bilden der 3133 Fuß hohe Beerberg, der 3113 Fuß hohe Schneekopf und der 2947 Fuß hohe Inselberg. Sämmtliche Gewässer gehören entweder zu dem Stromgebiet der Elbe, oder der Weser, oder des Rheins. Zu ersterem gehört die Saale, mit den Nebenflüssen: weiße Elster, Ilm und Unstrut. Zum Flußgebiet der Weser gehört die Werra, mit der Felda, Ulster, Nesse und Hörsel. Zum Letzteren gehören die Ih und die Bibis.

Außer Georgenthal führt ein näherer Weg über Friedrichswarth nach Ilmenau; doch ist es besser den kleinen Umweg über Ohrdruf zu machen. Es ist dies eine freundliche Stadt mit 4500 Einwohnern an der Ohra, mit einem Schloß, Lyceum und mit ansehnlicher

Gewerkthätigkeit. Von hier geht man über eine Anhöhe hin nach Ilmenau und kommt durch Tannenwälder, Ilmenhayn und Pera vorüber, nach Elgersburg. Hier sind Braunstein-Bergwerke. Noch eine Stunde hieß es da, ist es bis nach Ilmenau. Ich habe eine große Meinung von dieser Stadt und durch ein Schreiben aus Lewis sehr gar Hoffnung an Buchhändler Vogt einen Verleger für meinen Pilger nach Syrakus, und die Reise nach Belgrad zu finden. Die rauhen Nadelberge, sammt allem übrigen Einklange dieser Gegend, hatten jedoch so wenig Anziehendes für mich, ich fühlte mich kaum mehr im kultivirten Sachsen zu sein, daß ich je näher zu Ilmenau, desto mehr die Hoffnungen für meine Manuscripte scheitern sah; als ich aber erst in das todte Städtlein mit seinen bunt bemalten Holzhäusern trat, da konnt ich den Gedanken nimmer fassen, daß hier mein Pilger das Licht der Welt erblicken soll. Nun den Brief mußt du ja doch abgeben, dacht ich, nahm unwillig meine Schriften und ging — zu Vogt. Luden's Worte: dort werden Sie Ihre Rechnung nicht finden schwebten meinem Geiste vor. Der gute Mann, Herr Vogt in Ilmenau, wunderte sich, wie ein Dichter aus Ungarn sich in seine Berge verirrte u. bei Antrieben der Reise in Ungarn sagte er: wer kümmert sich in Deutschland um Ungarn. Die Deutschen gehen nur nach Ungarn, wenn sie Pferde kaufen wollen — mit der Reise nach Syrakus ließ sich allenfalls Etwas machen. Nun, da muß man freilich nur aus Ilmenau sein, um in Ungarn nur Pferde zu suchen. Hätet Ihr bereits allerdings schon kultivirere Deutschen einen Nationalgeist, Tasso, Ferdinand, ein Adelaid, einen Kosmos, einen Bonaventura, ein Kreuzgang, wie würden sie zu Dichter Lobpreisungen stimmen! — Wenn man gegangen durch Erhebungen solch herrlichen, schönen, majestätischen, gesegneten Landes, aber ist nur einmal die Heerstimme der Bücherpresse tiefer eingedrungen in die Räume jener Bauern, läßt die Barbaren kommen, wo das rostige Princip des Aristokratismus mit seinen alles hemmenden Prärogativen wegfällt, wenn den Fluren Pannoniens und man wird staunen, was Ungarn wägen wird in der europäischen Waagschale der Politik, des Handels, der Künste und der Wissenschaften.*)

Von Ilmenau führt eine herrliche Straße über einen hohen Berg, an dessen Scheitel sich dem Rückblick tief über Fichtenschluchten hinab ein reizendes Panorama von Hochflächen eröffnet, das sich in terrassenartiger Form gleichsam an den Aether zu lehnen scheint. Zwei Stunden führt jene vortreffliche Straße zwischen hohen Fichten, bis man endlich hinab zu einem Jägerhause kömmt, das in Ermangelung eines Gasthauses dem müden Wanderer Erfrischung reicht. Man befindet sich hier in Preußen, und das nahe Dorf Stützerbach gehört bald zu Weimar, bald zu Meiningen. Armes, zerrissenes Deutschland! — Von da hat man eine halbe Stunde nach Frauenwald, und zwei eine halbe Stunde nach Schleusingen. Frauenwald, am Rücken eines Berges, in der Ferne über waldige Schluchten hin, von hohen Alpen umgeben, hat eine schöne evangelische Kirche; die Häuser sind ganz aus Holz gebaut. Von diesem Orte beginnt einer der lieblichsten Spaziergänge, tief hinab im Schatten dichtstämmiger Nadelbäume nach Neudorf. Hier öffnet sich ein freundliches Thal, durch das ein Fahrweg hinzieht, über Hinterau nach Schleusingen. Die Berge sind hier in saatenreiche Hochflächen umgestaltet, und besonders schön ist das Thal zwischen dem Städtchen und dem Dorfe Erlau. Freundlicher, eleganter und billiger traf ich auf der ganzen Reise noch keinen Gasthof, als den zum grünen Baum in Schleusingen. Von da führt eine vortreffliche Straße nach Hilsburghausen; sie ist breit, fest gebaut und schlängelt in weiten Krümmungen um die Gebirge. Wenn man den höchsten Theil der Berge erreicht, bietet sich eine überraschende Perspektive dar. In grüner Linie laufen die Bergrücken hinab, die vorne Sonneberg, unter einem hohen konischen Berge, welcher bis zum Scheitel mit Saaten geschmückt ist, romantisch eine kleine Kirche sich darstellt, indem Hintergrund in ungemessene Ferne die Gebirge von Baiern bilden. Diesen entzückenden Anblick, wenn man der Stadt nähet, genießt man fährt zwischen hohen Felsen hat vor sich eine Reihe niederer Hochflächen, deren letzterer Theil der sogenannte Wald ist, in welchen sich die Thüringer und Hörer des schönen Hildburghausen sich schlingen schauen.

Durch eine breite Wiesenaue kam ich über den imposanten Marktplatz zum Englischen Hofe. Ich wollte hier blos das bibliographische Institut des Herrn Meyer aufsuchen und sogleich nach Coburg abreisen, allein es geschah anders. Es war Sonntag. Die gepredigt hat Herr Consistorial-Rath Reinhard, der beliebteste und thätigste Gelehrten und Redakteure des vielgelesenen Conversations-Lexikons, zog mich in die Kirche aus der herrlichen Rede bewog mich Herrn Meyer persönlich meine Verehrung zu bezeugen. Die 3 Führer durch die Wälder, Hoffnung, waren das Thema der kräftigen und präzisen Rede, wogegen der Redner hoffnungsvoll im Willen des Herrn, Ermunterung und Kampf, umfassen sein Gebet.

Hildburghausen ist der Ort, sagte Luden, wo Sie einen Verleger für Ihre Schriften finden werden, und diese Hoffnung nährte nun auch Nanne, indem er mir die Kesselring'sche Hofbuchhandlung besonders vortheilhaft empfahl. Man erbot sich dort auch wirklich, sowohl die Reise in Ungarn, wie die nach Syrakus gegen das verlangte Honorar in Verlag zu nehmen, falls ich die Manuscripte zur Einsicht zu übersenden

*) Diese Zeit rückt sichtbar näher u. näher.

*) Schon damals betete ich nicht mehr; war jedoch begeistert von „Gott und Unsterblichkeit.“ L.

[illegible] Es schien ich [illegible], [illegible] in Hoffnung, von hier, [illegible] Hoffnung, [illegible] freundlichen Hildburghausen unter den Auspizien eines [illegible] gebildeten Mannes und eines so gelehrten Directors Sigler, der sich durch seine Reise nach Italien für Kunst und Wissenschaft hohes Verdienst erwarb, auch den armen Pilger nach Syrakus endlich das Licht der Welt erblicken werde.

Angenehm entschwand mir die Zeit in Hildburghausen. Das bibliographische Institut, in einem palastähnlichen Gebäude, hätte ich gerne an einem Wochentage gesehen, an welchem gearbeitet wird. Es beschäftigt 32 Kupferdruckerpressen, eine Schnellpresse, eine Columbia-Presse von Stanhope und mehre andere gewöhnliche. Mayer ist ein sehr gebildeter, freundlicher Mann, dem es zu wünschen wäre, daß sein seltener Unternehmungsgeist mit gutem Erfolge gekrönt würde. Einen angenehmen Nachmittag genoß ich im Parke des vormaligen Residenzschlosses des Herzogs von Hildburghausen und in der Schießstätte, meist in Gesellschaft des biedern Julius Hoffmann, Geschäftsführers der Kesselring'schen Buchhandlung.

Wenn Sie, gute Gräfin, diese Zeilen lesen, ist längst Hildburghausen dem Auge entschwunden, so wie Alles dahinschwindet im ewigen Wechsel der Erscheinungen, von denen nur Jene stets in der Erinnerung leben, die am mächtigsten zum Herzen sprechen, und so vergeß ich denn auch Hildburghausen nie, mit seinen freundlichen Bergen, mit seinen freundlichen Menschen.

Im Geiste grüßt Adorinen

Ludwigh.

Die Reise in Ungarn wurde gegen Honorar angenommen und gedruckt. Die Reise nach Syrakus erschien 1844 in New York.

L.

Sensualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Das Bewußtsein als eine durch den Bau des Gehirns bewirkte Qualität.

Alle geistigen Thätigkeiten: Wahrnehmungen, Bedürfnisse, Lust- und Schmerzgefühle, Vorstellungen, Begriffe ꝛc. haben eine gemeinsame Qualität, welche man Bewußtsein nennt. Worin besteht diese Qualität?

Jede der genannten Erfahrungen ist eine Einheit, in welcher der Ausgangspunkt einer gewissen Thätigkeit, den man das Ich, oder Subjekt nennt, und der End- oder Zeitpunkt, den man das Objekt nennt, zusammentreffen. In einer Wahrnehmung z. B. nehme ich — etwas wahr, in einem Gefühle fühle ich den Schmerz, oder die Lust, oder das Bedürfniß, in einer Vorstellung stelle ich mir etwas vor. Dieses Ich ist nicht etwa das Bild unserer körperlichen oder geistigen Persönlichkeit, das keineswegs in jeder Wahrnehmung, in den Gefühlen, den Vorstellungen enthalten ist, sondern eben nur der inhaltslose Anfangspunkt des Wahrnehmens, Fühlens und Vorstellens. Man hat dies Identität des denkenden Subjekts mit dem gedachten Objekte genannt. Eine solche Einheit aller Erfahrungen ist anschaulich nur zu begreifen, wenn die sie bildenden Thätigkeiten eine in sich selbst zurücklaufende Richtung haben, so daß sie gegen sich selbst gerichtet sind, oder sich selbst zum Angriffspunkte dienen. Die Richtung einer Thätigkeit fällt aber nicht unter den Begriff der Quantität, wie ich ihn im vorigen § feststellte. In der in sich selbst zurücklaufenden Richtung aller Erfahrungen, welche eine nicht weiter zerlegbare Einheit dieser Thätigkeiten bildet, scheint mithin ihre gemeinsame Qualität „das Bewußtsein" zu bestehen.

Wenden wir uns nun zu den in den vorigen §§ auseinandergesetzten physikalischen Thätigkeiten in den Sinnesnerven, so ist experimentell bekannt, daß dieselben erst im Gehirne und allein darin zum Bewußtsein kommen. Das Gehirn ist ein complicirter Apparat, der jedenfalls geeignet ist, gewissen in ihn sich fortpflanzenden Bewegungen eine in sich selbst zurücklaufende Richtung zu geben, mag dies nun durch einen kreisförmigen Faserverlauf, durch Reflexion, Rotation, oder auf irgend eine andere physikalische Art geschehen. Daraus, und aus dem Begriffe des Bewußtseins, wie er sich eben durch Vergleichung der Erfahrungen bildete, können wir mit Recht schließen, daß das Gehirn dem physikalischen Materiale diejenige Richtung giebt, in welcher wir das Wesen des Bewußtseins erkannten. Dieses ist also durch die Construktion des Gehirns bedingt.

Wenn der Wiederersatz der Nerven des Gehirns, wie es wahrscheinlich ist, langsamer stattfindet, als ihre Abnutzung und hierdurch eine physikalische Hemmung der Bewegungen des Gehirns periodisch entsteht, so muß in diesen Perioden auch die allgemeine Qualität, welche durch jene Bewegungen gebildet wird, das Bewußtsein — aufhören. Darin dürfte der Schlaf bestehen. Weil der Herzschlag, die Bewegung des Athems u. des Darms durch ihren kurzen rhythmischen Verlauf fortdauernde periodische Momente der Ruhe haben, bedürfen vielleicht die Nerven, von denen sie ausgehen, nicht des Schlafes zur Restauration.

Man wird einwenden, daß wenn das Bewußtsein allein durch die angegebene Richtung der Thätigkeiten bedingt wäre, sich dasselbe theils sehr leicht künstlich darstellen lassen, theils auch außerhalb des thierischen Organismus in der Natur vorfinden würde. Ich finde keinen Grund, es in Abrede zu stellen, daß außerhalb des thierischen Organismus Thätigkeiten stattfinden können, welche die Qualität des Bewußtseins haben. Sie sind dann aber theils so vereinzelt, theils so ganz zufällig unter einander und mit andern Thätigkeiten combinirt, daß sie

unmöglich unsern Sinnen so manifestiren können, als wir es an thierischen Organismen gewohnt sind. Wenn bewußte Thätigkeiten sich in dieser gewohnten Weise manifestiren sollen, so dürfte dies allein durch eine solche Combination derselben möglich sein, wie sie durch den thierischen Organismus bewirkt wird; dieser dürfte das einzige Mittel dazu sein. Es kann aber nichts dem einfachsten thierischen Organismus in seiner wesentlichen Construktion auch nur im entferntesten ähnliches vom Menschen künstlich dargestellt werden, und findet sich auch nichts derartiges sonst in der Natur. Diese Vorstellung von der möglichen Existenz bewußter Thätigkeiten auch außerhalb des thierischen Organismus dürfte wenigstens kaum so phantastisch sein, als das, was Lotze a. a. O. § 11 u. 12 über die Beseelung der Pflanzen und der unorganischen Natur z. B. die Gefühle der Lust und Unlust in den Atomen bemerkt.

Mit der Ansicht, daß das Bewußtsein stabiles, unveränderliches und unverrückbares Verhältniß die in sich selbst zurücklaufende Richtung der physikalischen Thätigkeiten im Gehirne sei, steht es ferner in scheinbarem Widerspruch, daß die Beschaffenheit des Bewußtseins in demselben Menschen dem Sprachgebrauche nach sehr veränderlich, bald klar, bald unklar ist. Wenn dasselbe vor Beginn des Schlafes unklar wird, so dürfte dies dadurch geschehen, daß die Nerventhätigkeit durch die allmählig eintretende Hemmung langsamer und weniger intensiv wird, auch nicht auf einmal, sondern theilweise gänzlich aufhört, wodurch die Wahrnehmungen offenbar träger, blasser und fragmentarisch werden müssen. Das Bewußtsein, wo es besteht, ist ganz dasselbe geblieben, nur sein Material hat sich verändert. — Man sagt ferner, daß bei der Entwickelung des Denkens, wie es beim Kinde und bei Erwachsenen stattfindet, das Bewußtsein anfangs unklar sei und erst allmählig klar werde. Die Entwickelung des Denkens besteht aber nur darin, daß sich das Material des Bewußtseins theils vermehrt, theils in seiner Zusammensetzung ändert; das Bewußtsein selbst bleibt dasselbe. — Man spricht drittens irrthümlich von Unklarheit des Bewußtseins bei Wahrnehmungen, die, weil sie am Anfange mit unsern andern Wahrnehmungen und Gedanken nicht zusammenpassen, durch diesen Mangel des Gleichgewichts ein unangenehmes Gefühl erregen und dadurch besonders bemerkbar werden z. B. das Klappern einer Mühle, der Lärm einer großen Stadt, das Geräusch einer Uhr. Wenn diese Wahrnehmungen sich oft wiederholt und dadurch unsern andern Wahrnehmungen und Gedanken angepaßt haben, so daß der Grund zu jenem unangenehmen Gefühle wegfällt, werden sie dadurch auch viel weniger bemerkt, oder man wird sich ihrer weniger klar bewußt. Derartige unbeachtete Wahrnehmungen beweisen aber keine Veränderlichkeit in der Qualität des Bewußtseins, das sich also auch hier als ein stabiles unveränderliches Verhältniß bewährt. — Ebensowenig, als bei der sinnlichen Wahrnehmung im strengsten Sinne des Wortes von einer Unklarheit des Bewußtseins die Rede sein kann, sondern das, was man so nennt, wie wir gesehen haben, in der Mangelhaftigkeit des Materials und seiner Zusammensetzung, sowie in unbeachteten Wahrnehmungen besteht, ebensowenig ist bei den complicirteren psychischen Phänomenen die Qualität des Bewußtseins, wie oft behauptet wird, eine veränderliche. Ursache des unklaren Denkens ist mangelhaftes Material und fehlerhafte Zusammenstellung desselben. Damerow nennt (Kritik des polit. u. relig. Wahnsinns 1851) den Wahnsinn im Allgemeinen eine Verrückung des Bewußtseins. „Der Wahnsinnige habe vergessen, wer er sei und halte sich in der Einbildung für einen ganz anern, als wofür er sich früher bei noch ungestörter Gesundheit des Geistes ansah. Eine solche Verrückung des Bewußtseins zeigt, wie das menschliche Bewußtsein gar nichts so festes, unwandelbares, unverrückbares sei, als man gewöhnlich glaubt." Eine sehr zu bezweifelnde Behauptung! Von dem Materiale des Bewußtseins kann man wohl sagen, daß es im Wahnsinn in Unordnung gekommen sei, das reine Verhältniß des Bewußtseins aber, abgesehen von seinem Inhalte, ist wohl ganz dasselbe geblieben. Es scheint der Wahnsinn den auseinandergesetzten Begriff der bewußten Thätigkeit als einer gegen sich selbst gerichteten, welcher allerdings unverrückbar, oder stabil ist, nicht zu widerlegen.

Nachdem Spieß*) in dem Bewußtsein diejenige Einheit der Seele gefunden, von der die Philosophen so viele Worte machen, und bemerkt hat, daß auch die einfachsten Sinnesempfindungen in dem Bewußtsein erscheinen (was doch soviel heißt, als daß es auch ein nothwendiger Bestandtheil der Sinnesempfindungen sei), — begeht er die wunderliche Inconsequenz, den ohne Zweifel empfindenden Thieren das Bewußtsein abzusprechen. Durch die Phrase, es fehle ihnen wenigstens das höhere Bewußtsein, was den Menschen erst zum Menschen mache, wird jener Widerspruch nicht verdeckt. Wie wir keinen Grund zur Annahme einer größeren, oder geringeren Klarheit des Bewußtseins fanden, so ist auch keiner zur Annahme einer größeren, oder geringeren Würde desselben. Daß die menschliche Seele gewiß unendlich höher steht als die der Thiere, bedingen die Objekte oder das Material ihres Bewußtseins.

Man wird, wenn man gegen die Logik der bisherigen Auseinandersetzung nichts auszusetzen hat, sie wahrscheinlich unbefriedigend finden. Sowie jede neue Ansicht erst Ueberzeugungskraft erlangt, wenn man sich außer ihrer logischen Begründung an sie gewöhnt hat und sie namentlich mit der ganzen Weltauffassung vergleicht, so wird es freilich der Gewöhnung und der Kenntniß unserer ganzen sensualistischen Entwickelung bedürfen, um die obige Ansicht vom Bewußtsein befriedigend zu finden.

*) Ueber das körperliche Bedingtsein der Seelenthätigkeiten. Frankfurt a. M. 1854 S. 82 u. 83.

Sinnliche Wahrnehmung.

Von diesen Qualitäten, welche durch die verschiedene Dauer der Bewegung bestimmt sind einfach zum Bewußtsein kommen, so nennt man sie Sinnesempfindungen. So spricht man von Lichtempfindung, Tonempfindung, Empfindung eines Süßes Z weilen nennt man aber auch die zweite Gruppe von Qualitäten, welche meistentheils als verschiedenartiges Gefühl bezeichnet wird, Empfindung. So spricht man von freudiger, schmerzlicher Empfindung.

Jedesmal wenn dem Drucke auf einen elastischen Körper die entgegengesetzte Bewegung folgt, so folgt auch nach der Einwirkung einer Lichtbewegung auf den speciell ehemischen Sehnerven die entgegengesetzte nach der Empfindung des Roth die Ergänzungsfarbe, Grün und umgekehrt nach der Empfindung des Grünen das Roth*) Der physikalische Tatbestand aber, daß elastische Körper durch einen Anstoß nicht bis zum Stillstand, sondern eine Zeitlang schwingend, entsprechen die sogenannten Nachempfindungen.

Wenn nun die sinnliche Wahrnehmung von Körpern beginnt, so fallen zunächst von den einzelnen Punkten der uns zugekehrten Oberfläche eines Körpers Lichtkegel mit ihrer Basis auf unsere Augen, ihre Strahlen werden durch die Medien desselben so gebrochen, daß sie sich in der Axe jedes Kegels wieder in einem Punkte auf der Netzhaut vereinen. Diese farbigen Punkte stehen in derselben Ordnung als die Punkte an der uns zugekehrten Oberfläche des Gegenstandes, so daß die Form dieses Bildes mit der einseitigen Form des Gegenstandes genau übereinstimmen muß. Indem dieses Bild parallel mit sich selbst im Sehnerven fortrückt, so daß es auch auf jeder Durchschnittsfläche resultirend bis zum Gehirn wiederkehrt, ist es keineswegs nothwendig, daß jede einen Farbenpunkt bildende Lichtbewegung eine ganze Nervenfaser braucht, um von den nächstbarten Lichtbewegungen isolirt, oder geschieden zu bleiben; nach Volkmann ist es sogar wahrscheinlich, daß mindestens zehn Farbenpunkte getrennt in derselben Faser sich fortpflanzen. Einer Vermischung der Farben, die doch nur auf zu große gegenseitiger Annäherung so daß die Grenzen der Lichtbewegungen in einander fallen, beruhen kann, dürften wir uns nur dann bewußt werden, wenn sie gemischt die Netzhaut treffen, was z. B. bei oft mangelhafter Akkommodation d. h. unangemessener Entfernung zwischen Linse und Netzhaut stattfindet.

In dem Bewußtwerden mehrerer einzelner Farbenpunkte des Bildes liegt aber *implicite* auch das Bewußtsein nicht nur der Ausdehnung, Begrenzung, Größe und Form des einzelnen Punktes, sondern auch das Bewußtsein der Anzahl, der gegenseitigen Lage mehrerer Punkte d. h. ihrer Ruhe, oder Bewegung.

Die verschiedenen Körper, welche gleichzeitig uns umgeben, kommen als Bilder zum Bewußtsein, welche ebenso wie die Körper selbst einander stehen müssen. Wenn die Unterscheidung, oder Analyse der Bestandtheile eines Bildes, oder der Farbenpunkte unmittelbar in ihrem Bewußtwerden liegt und nicht durch einen weiteren Proceß bedingt ist, da gar kein Grund vorhanden ist, weshalb Verschiedenes als Gleiches bewußt werden sollte, so liegt auch die Unterscheidung der Bilder, welche die verschiedenen Körper in uns bewirken, oder einzelner Theile derselben unmittelbar in ihrem Bewußtwerden. Die bessere, oder schlechtere Unterscheidung aber ist bedingt theils durch die oben erwähnte Akkommodation des Auges welche, wenn sie der Entfernung der Gegenstände angemessen ist, ihre Bilder auseinanderhält, so daß sie sich nicht vermischen können, theils durch die Intensität der Lichtwellen. Lichtwellen von zu geringer Intensität bewirken nur ein blasses Bild, deutliche Farben entstehen erst durch eine gewisse größere Intensität der Lichtwellen. Durch Bewegungen des Auges, Kopfes und ganzen Körpers ferner erhalten die Wahrnehmungen des Auges nicht nur die größte Ausdehnung, sondern auch die größtmögliche Deutlichkeit, indem dadurch die Stelle des deutlichsten Sehens in der Netzhaut den einfallenden Bildern dargeboten werden kann.

Die Unterscheidung der Bilder, welche, wie bemerkt, ihr Bewußtwerden in sich schließt, dürfte man unwillkührliche Vergleichung nennen können Unterscheidung und Vergleichung sind ganz dieselben und keineswegs verschiedene Vorgänge. Wenn aber das eine Bild deutlicher ist und deshalb auch das Gefühl, oder Interesse mehr erregt, als die andern, welche auch wohl, mit dem Gemeingefühl sich mischend, nicht mehr an sich zu unterscheiden sind, oder gänzlich verschwinden so dürfte dies unwillkührliche Abstraktion von den letzteren sein. Durch Abstraktion findet offenbar eine Trennung statt und es dürfte deshalb auch Abstraktion und geistige Analyse ganz dieselben Vorgänge sein.

Unter den nebeneinanderliegenden Bildern der Netzhaut muß sich nun auch das unseres eigenen Körpers, soweit Lichtstrahlen von demselben in unser Auge fallen, befinden. Die Bilder der andern Körper liegen deshalb in unserm Bewußtsein neben dem Bilde, oder was ganz dasselbe ist, außerhalb des Bildes unserer eigenen Person, wir unterscheiden uns „das Subjekt" von den Dingen außer uns „den Objekten". Hier werden die Ausdrücke Subjekt und Objekt freilich in ganz anderem Sinne gebraucht, als bei der Definition des Bewußtseins, wo sie den Anfangspunkt und den Endpunkt jeder geistigen Thätigkeit bezeichneten. In dem Nebeneinander der Bilder, zu denen auch das unserer Person gehört, liegt die einfache Lösung des Räthsels der sogen-

*) Nach den neuen Untersuchungen Brücke's entstehen Gegenbilder nicht blos aus thätiger Reaction der Netzhaut gegen ihre früheren Zustände, wie oben angedeutet ist, sondern auch aus Abstumpfung der Netzhaut gegen die gesehene Farbe des Objekts. Sie ist dann nämlich bei allgemeiner Lichtwirkung nur noch fähig, alle in wahrnehmen, welche eben die Complementärfarben.

nannten Projektion der sinnlichen Wahrnehmungen des Gehirns nach Außen, welche mithin keines weiteren Vorganges bedarf. Daß wir ferner die Bilder der Gegenstände, obwohl sie verkehrt auf die Netzhaut fallen, dennoch aufrecht sehen kommt daher daß beim gewöhnlichen Sehen auch das Bild unserer Person verkehrt die Netzhaut trifft. Dadurch verlieren hier die Begriffe „aufrecht" und „verkehrt" offenbar allen Sinn. Wir werden uns der Körper außerhalb der Fläche unserer Netzhaut in derjenigen Stellung zu unserm Körper und zu allen andern Körpern bewußt, in der sie sich wirklich befinden. Ist aber beim Sehen durch ein Fernrohr die Wahrnehmung unseres Körpers durch das Auge gehindert, so bleibt doch neben dem Bilde des Gegenstandes im Gehirne die Wahrnehmung der Lage unserer Körpertheile durch Gemeingefühl, Haut und Muskelempfindungen, welche uns unterscheiden läßt, wann das durch das Fernrohr isolirte Bild in gewöhnlicher, oder umgekehrter Lage auf die Netzhaut fällt.

III.

Zu derselben Zeit in der wir durch das Auge ein Bild außer uns wahrnehmen, werden wir uns durch den bewegten Tastsinn des größeren, oder geringeren Widerstandes d. h. der Cohäsion und Schwere der Körper, indem dadurch die Hautnerven gedrückt, oder angestoßen werden, bewußt. Wie in der Empfindung verschiedener Farbenpunkte *implicite* Mehrfaches lag, so liegt auch in der Wahrnehmung des verschiedenen Widerstandes der Körper durch verschiedene Grade des Druckes *implicite* das Bewußtsein nicht nur durch Ausdehnung des einzelnen Körpers nach verschiedenen Dimensionen, seiner Begrenzung, Gestalt, Glätte und Rauhigkeit der Oberfläche, der wirklichen absoluten Größe, des Aggregatzustandes, Gewichts und der Temperatur desselben, sondern auch das Bewußtsein der Anzahl, gegenseitigen Anordnung und Entfernung und der Veränderung der gegenseitigen Lage der Körper bei ihrer Ruhe und Bewegung. Wie durch Bewegungen des Auges die Wahrnehmungen desselben mehr Ausdehnung und Deutlichkeit erhalten, so ist namentlich, um alle jene Eigenschaften der Körper vollständig kennen zu lernen, die flache Bewegung der tastenden Hautstelle und intensive Bewegung, um sie deutlich zu empfinden, nöthig.

Ferner werden wir uns bewußt daß die Wahrnehmung des Bildes allen Bewegungen correspondirt, welche wir mit dem Gegenstande mittelst der Hand ausführen. Ruht derselbe, so ruht auch die Wahrnehmung des Auges wieder bewegt, so bewegt sie sich, wird er ganz aus der Richtung des Auges entfernt, so hört sie auch auf. Wir schließen daraus auf einen Zusammenhang beider Wahrnehmungen, oder daß sie durch eine und dieselbe Ursache, welche wir Körper nennen, bewirkt werden. Dadurch scheint zunächst eine Uebereinstimmung des sehr kleinen Netzhautbildes mit der wirklichen Größe der Gegenstände bewirkt zu werden, indem auf jeden Punkt jener durch den Tastsinn wahrgenommenen Körperfläche ein Farbenpunkt des Netzhautbildes bezogen wird. Dieses dehnt sich dadurch zu der Größe aus, in der wir seiner bewußt sind. Indem wir uns ferner theils durch den Tastsinn der Hand, theils den Raum mit dem Schritt durchdringend der wirklichen Entfernung und Größe eines bestimmten Gegenstandes bewußt werden, bemerken wir, daß je größer die Entfernung, desto geringer die Lichtstärke und die Größe des entsprechenden Bildes erscheint und umgekehrt. Daraus folgt, daß die Größe des Flächenbildes nur eine scheinbare ist, die sich aber der wirklichen immer mehr nähert, je näher der Gegenstand unserem Auge sich befindet. Wenn er ganz nahe ist, nehmen wir seine wirkliche Größe mit dem Auge wahr. Nehmen wir dann ihr Verhältniß seiner wirklichen Größe nach bekannten Gegenstand nur mit dem Auge wahr, so schließen wir von der Lichtstärke und Größe seines Bildes auf seine wirkliche Entfernung. Ist uns von einem Gegenstande die wirkliche Entfernung bekannt, so schließen wir daraus und aus der scheinbaren Größe auf seine wirkliche Größe. — Da die einzelnen Theile des Fadenbildes in verschiedenem Grade beleuchtet sind, so schließen wir, daß sie in der Wirklichkeit verschieden von einander entfernt, also nicht in einer Fläche sind, daß wir einen Körper vor uns haben; wir schließen auf seine Gestalt. — Das richtige Schließen auf die wirkliche Entfernung und Größe der Gegenstände von der allgemeinen Lichtstärke und Größe ihres Bildes kann aber nur stattfinden, wenn sie unserm Tastsinne bekannt sind. Wo dies nicht der Fall ist z. B. bei den Gestirnen ist solch ein Schluß mit Hülfe der Mathematik möglich.

Endlich werden wir uns bei der Wahrnehmung eines Körpers seines eigenthümlichen Tones, oder Klanges, seines Geruchs und Geschmacks bewußt. Von dem Klange schließen wir auf Elasticität. Dichte und Härte des Körpers; die Stärke des Tones tönender Körper, oder des Geruchs riechender Leiter uns ebenso, wie die verschiedene Stärke ihres Lichtes, bei dem Schluß auf ihre Entfernung.

So etwa pflegt in frühester Jugend aus den verschiedenartigen Wahrnehmungen und den daraus entstehenden Schlüssen im Gehirne das sich allmählig zusammensetzen, oder reproduciren, was man in späteren Jahren für einfache Wahrnehmung der Körper hält. Wenn bei dem Menschen die Selbstbestimmung beginnt, ist jener Prozeß größtentheils längst geschehen und wir vermögen deshalb kaum bestimmte Erfahrungen darüber zu machen. Bei Blindgebornen, die in späteren Jahren durch eine Operation sehend wurden, hat man ihn zum Theil beobachtet, wie bei ihnen durch die verspätete Bildung des Geistes durch Vernunft und Reflexion werden muß.

Nach dem Gesagten liegt in dem Bewußtwerden der Körper *implicite* das Bewußtwerden ihrer Begrenzung u. Anzahl. Durch die ebenfalls oben erörterte unwillkührliche Abstraktion können wir uns über der verschiedenartigen Begrenzung und Zahl auch an und für sich, oder

Sinnliche Wahrnehmung.

Wenn diejenigen Qualitäten, welche durch die verschiedene Dauer der Bewegung bedingt sind einfach zum Bewußtsein kommen, so nennt man sie Sinnesempfindungen. So spricht man von Lichtempfindung, Tonempfindung, Empfindung eines Stoßes. Zuweilen nennt man aber auch die zweite Gruppe von Qualitäten, welche meistentheils als verschiedenartiges Gefühl bezeichnet wird, Empfindungen. So spricht man von freudiger, schmerzlicher Empfindung.

Aehnlich, wie dem Drucke auf einen elastischen Körper die entgegengesetzte Bewegung folgt, so folgt auch nach der Einwirkung einer Lichtbewegung auf den specifisch elastischen Sehnerven die entgegengesetzte: nach der Empfindung des Rothen die Ergänzungsfarbe, Grün, und umgekehrt nach der Empfindung des Grünen das Roth.*) Der physikalischen Thatsache aber, daß elastische Körper durch einen Anstoß nicht blos momentan, sondern eine Zeitlang schwingend, entsprechen die sogenannten Nachbilder.

Was nun die sinnliche Wahrnehmung von Körpern betrifft, so fallen zunächst von den einzelnen Punkten der uns zugekehrten Oberfläche eines Körpers Lichtkegel mit ihrer Basis auf unsere Augen, ihre Strahlen werden durch die Medien desselben so gebrochen, daß sie sich in der Axe jedes Kegels wieder in einem Punkte auf der Netzhaut vereinen. Diese farbigen Punkte stehen in derselben Ordnung als die Punkte an der uns zugekehrten Oberfläche des Gegenstandes, so daß die Form dieses Bildes mit der einseitigen Form des Gegenstandes genau übereinstimmen muß. Indem dieses Bild parallel mit sich selbst im Sehnerven fortrückt, so daß es auch auf jeder Durchschnittsfläche desselben bis zum Gehirn wiederkehrt, ist es keineswegs nothwendig, daß jede einen Farbenpunkt bildende Lichtbewegung eine ganze Nervenfaser braucht, um von den benachbarten Lichtbewegungen isolirt, oder geschieden zu bleiben; nach Volkmann ist es sogar wahrscheinlich, daß mindestens zehn Farbenpunkte getrennt in derselben Faser sich fortpflanzen. Einer Vermischung der Farben, die doch nur auf zu großer gegenseitiger Annäherung so daß die Grenzen die Lichtbewegungen in einander fallen, beruhen kann, dürfen wir uns nur dann bewußt werden, wenn sie gemischt die Netzhaut treffen, was z. B. bei oft mangelhafter Akkommodation von d. h. unangemessener Entfernung zwischen Linse und Netzhaut stattfindet.

In dem Bewußtwerden mehrerer einzelner Farbenpunkte des Bildes liegt aber *implicite* auch das Bewußtsein nicht nur der Ausdehnung, Begrenzung, Größe und Form des einzelnen Punktes, sondern auch das Bewußtsein der Anzahl, der gegenseitigen Lage mehrerer Punkte d. h. ihrer Ruhe, oder Bewegung.

Die verschiedenen Körper, welche gleichzeitig uns umgeben, kommen als Bilder zum Bewußtsein, welche ebenso wie die Körper neben einander stehen müssen. Wie die Unterscheidung, oder Analyse der Bestandtheile eines Bildes, oder der Farbenpunkte unmittelbar in ihrem Bewußtwerden liegt und nicht durch einen weiteren Proceß bedingt ist, da gar kein Grund vorhanden ist, weshalb Verschiedenes als Gleiches bewußt werden sollte, so liegt auch die Unterscheidung der Bilder, welche die verschiedenen Körper in uns bewirken, oder einzelner Theile derselben unmittelbar in ihrem Bewußtwerden. Die bessere, oder schlechtere Untersuchung aber ist bedingt theils durch die oben erwähnte Akkommodation des Auges, welche, wenn sie der Entfernung der Gegenstände angemessen ist, ihre Bilder auseinanderhält, so daß sie sich nicht vermischen können, theils durch die Intensität der Lichtwellen. Lichtwellen von zu geringer Intensität bewirken nur ein blasses Bild, deutliche Farben entstehen erst durch eine gewisse größere Intensität der Lichtwellen. Durch Bewegungen des Auges, Kopfes und ganzen Körpers ferner erhalten die Wahrnehmungen des Auges nicht nur die größte Ausdehnung, sondern auch die größtmögliche Deutlichkeit, indem dadurch die Stelle des deutlichsten Sehens in der Netzhaut den einfallenden Bildern dargeboten werden kann.

Die Unterscheidung der Bilder, welche, wie bemerkt, ihr Bewußtwerden in sich schließt, dürfe man unwillkührliche Vergleichung nennen können. Unterscheidung und Vergleichung sind ganz dieselben und keineswegs verschiedene Vorgänge. Wenn aber das eine Bild deutlicher ist und deshalb auch das Gefühl, oder Interesse mehr erregt, als die andern, welche auch wohl, mit dem Gemeingefühl sich mischend, nicht mehr an sich zu unterscheiden sind, oder gänzlich verschwinden, so dürfte dies unwillkührliche Abstraktion von den letzteren sein. Durch Abstraktion findet offenbar eine Trennung statt und es dürfte deshalb auch Abstraktion und geistige Analyse ganz dieselben Vorgänge sein.

Unter den nebeneinanderliegenden Bildern der Netzhaut muß sich nun auch das unseres eigenen Körpers, soweit Lichtstrahlen von demselben in unser Auge fallen, befinden. Die Bilder der andern Körper liegen deshalb in unserm Bewußtsein neben dem Bilde, oder was ganz dasselbe ist, außerhalb des Bildes unserer eigenen Person, wir unterscheiden uns „das Subjekt" von den Dingen außer uns „den Objekten". Hier werden die Ausdrücke Subjekt und Objekt freilich in ganz anderem Sinne gebraucht, als bei der Definition des Bewußtseins, wo sie den Anfangspunkt und den Endpunkt jeder geistigen Thätigkeit bezeichneten. In dem Nebeneinander der Bilder, zu denen auch das unserer Person gehört, liegt die einfache Lösung des Räthsels der sogenannten

*) Nach den neuen Untersuchungen Brücke's entstehen Gegenbilder nicht blos aus thätiger Reaction der Netzhaut gegen ihre früheren Zustände, wie oben angedeutet ist, sondern auch aus Abstumpfung der Netzhaut gegen die gesehene Farbe des Objekts. Sie ist dann nämlich bei allgemeiner Lichtwirkung auf sie nur noch fähig, alle andern Farben wahrzunehmen, welche zu jenem eben die Complementärfarbe bilden.

nannten Projektion der sinnlichen Wahrnehmungen des Gehirns nach Außen, welche mithin keines weiteren Vorganges bedarf. Daß wir ferner die Bilder der Gegenstände, obwohl sie verkehrt auf die Netzhaut fallen, dennoch aufrecht sehen kommt daher daß beim gewöhnlichen Sehen auch das Bild unserer Person verkehrt die Netzhaut trifft. Dadurch verlieren hier die Begriffe „aufrecht" und „verkehrt" offenbar allen Sinn. Wir werden uns der Körper außerhalb der Fläche unserer Netzhaut in derjenigen Stellung zu unserm Körper und zu allen andern Körpern bewußt, in der sie sich wirklich befinden. Ist aber beim Sehen durch ein Fernrohr die Wahrnehmung unseres Körpers durch das Auge gehindert, so bleibt doch neben dem Bilde des Gegenstandes im Gehirne die Wahrnehmung der Lage unserer Körpertheile durch Gemeingefühl, Haut und Muskelempfindungen, welche uns unterscheiden läßt, wann das durch das Fernrohr isolirte Bild in gewöhnlicher, oder umgekehrter Lage auf die Netzhaut fällt.

Zu derselben Zeit in der wir durch das Auge ein Bild außer uns wahrnehmen, werden wir uns durch den bewegten Tastsinn des größeren, oder geringeren Widerstandes d. h. der Cohäsion und Schwere der Körper, indem dadurch die Hautnerven gedrückt, oder angestoßen werden, bewußt. Wie in der Empfindung verschiedener Farbenpunkte *implicite* Mehrfaches lag, so liegt auch in der Wahrnehmung des verschiedenen Widerstandes der Körper durch verschiedene Grade des Druckes *implicite* das Bewußtsein nicht nur durch Ausdehnung des einzelnen Körpers nach verschiedenen Dimensionen, seiner Begrenzung, Gestalt, Glätte und Rauhigkeit der Oberfläche, der wirklichen absoluten Größe, des Aggregatzustandes, Gewichts und der Temperatur desselben, sondern auch das Bewußtsein der Anzahl, gegenseitigen Anordnung und Entfernung und der Veränderung der gegenseitigen Lage der Körper bei ihrer Ruhe und Bewegung. Wie durch Bewegungen des Auges die Wahrnehmungen desselben mehr Ausdehnung und Deutlichkeit erhalten, so ist namentlich, um alle jene Eigenschaften der Körper vollständig kennen zu lernen, die flache Bewegung der tastenden Hautstelle und intensiv Bewegung, um sie deutlich zu empfinden, nöthig.

Ferner werden wir uns bewußt daß die Wahrnehmung des Bildes allen Bewegungen correspondirt, welche wir mit dem Gegenstande mittelst der Hand ausführen. Ruht derselbe, so ruht auch die Wahrnehmung des Auges wieder bewegt, so bewegt sie sich, wird er ganz aus der Richtung des Auges entfernt, so hört sie auch auf. Wir schließen daraus auf einen Zusammenhang beider Wahrnehmungen, oder daß sie durch eine und dieselbe Ursache, welche wir Körper nennen, bewirkt werden. Dadurch scheint zunächst eine Uebereinstimmung des sehr kleinen Netzhautbildes mit der wirklichen Größe der Gegenstände bewirkt zu werden, indem auf jeden Punkt jener durch den Tastsinn wahrgenommenen Körperfläche ein Farbenpunkt des Netzhautbildes bezogen wird. Dieses dehnt sich dadurch zu der Größe aus, in der wir seiner bewußt sind. Indem wir uns ferner theils durch den Tastsinn der Hand, theils den Raum mit dem Schritt durchdringend der wirklichen Entfernung und Größe eines bestimmten Gegenstandes bewußt werden, bemerken wir, daß je größer die Entfernung, desto geringer die Lichtstärke und die Größe des entsprechenden Bildes erscheint und umgekehrt. Daraus folgt, daß die Größe des Flächenbildes nur eine scheinbare ist, die sich aber der wirklichen immer mehr nähert, je näher der Gegenstand unserem Auge sich befindet. Wenn er ganz nahe ist, nehmen wir seine wirkliche Größe mit dem Auge wahr. Nehmen wir dann irgend eine der seiner wirklichen Größe nach bekannten Gegenstand nur mit dem Auge wahr, so schließen wir von der Lichtstärke und Größe seines Bildes auf seine wirkliche Entfernung. Ist uns von einem Gegenstande die wirkliche Entfernung bekannt, so schließen wir daraus und aus der scheinbaren Größe auf seine wirkliche Größe. — Da die einzelnen Theile des Fadenbildes in verschiedenem Grade beleuchtet sind, so schließen wir, daß sie in der Wirklichkeit verschieden von einander entfernt, also nicht in einer Fläche sind, daß wir einen Körper vor uns haben; wir schließen auf seine Gestalt. — Das richtige Sehen auf die wirkliche Entfernung und Größe der Gegenstände von der allgemeinen Lichtstärke und Größe ihres Bildes kann aber nur stattfinden, wenn sie unserm Tastsinne bekannt sind. Wo dies nicht der Fall ist z. B. bei den Gestirnen ist solch ein Schluß mit Hülfe der Mathematik möglich.

Endlich werden wir uns bei der Wahrnehmung eines Körpers seiner eigenthümlichen Tones, oder Klanges, seines Geruchs und Geschmacks bewußt. Von dem Klange schließen wir auf Elasticität. Dichte und Härte des Körpers; die Stärke des Tones tönender Körper, oder des Geruchs riechender Leiter uns ebenso, wie die durch eine Stärke ihres Lichtes, bei dem Schluß auf ihre Entfernung.

So etwa dürfte in frühester Jugend aus den verschiedenartigen Wahrnehmungen und den daraus entstehenden Schlüssen im Gehirne das sich allmählig zusammensetzen, oder reduciren, was man in späteren Jahren für einfache Wahrnehmung der Körper hält. Wenn bei dem Menschen die Selbstbesinnung beginnt, ist jener Prozeß größtentheils längst geschehen und wir vermögen höchstens bestimmte Erfahrungen darüber zu machen. Bei Blindgebornen, die in späteren Jahren durch eine Operation sehend wurden, hat man ihn zum Theil beobachtet, ohne bis jetzt durch die verworrene Bildung des Geistes sich genügend und motivirt weisen zu können.

Nach dem Gesagten liegt in dem Bewußtwerden der Körper *implicite* das Bewußtwerden ihrer Begrenzung u. Anzahl. Durch die ebenfalls oben erörterte unwillkührliche Abstraktion können wir uns über der verschiedenartigen Begrenzung und Zahl auch an und für sich, oder

abgesehen von den sie ausfüllenden, oder bildenden Qualitäten (den Farben, dem Widerstande ꝛc.) bewußt werden. Die mehr oder weniger große Ausdehnung der Begrenzung, welche man Volumen nennt, u. die Zahl – bilden wie schon in § 2 auseinandergesetzt wurde, den Begriff der Quantität. Folgt man dazu noch die Form der Begrenzung so hat man den Gegenstand der Mathematik. Man sagt zwar gewöhnlich, die Mathematik beschäftige sich mit Raum und Zahl. Mit der Beschaffenheit des Raumes beschäftigt sie sich aber keineswegs (dies war immer ein Theil der Mathematik), deshalb scheint mir der Ausdruck Begrenzung, welcher zugleich auf ihren Ursprung hinweist, viel bezeichnender. Daß der Gegenstand der Mathematik nach der durch Nichts bewiesenen Behauptung vieler Mathematiker etwas nur im menschlichen Geiste vorhandenes (Speculatives, oder Uebersinnliches) und die Mathematik deshalb von den Naturwissenschaften, welche sich allein mit sinnlichen Wahrnehmungen beschäftigten, wesentlich verschieden — eine speculative Wissenschaft im Gegensatze der empirischen — sei, ist hiernach durchaus zu bezweifeln. Sie ist eine abstrakte Wissenschaft, da sie von den Qualitäten der Körper abstrahirt, ihr Gegenstand ist aber entschieden sinnlich, oder anschaulich. Die mathematischen Axiome sind nichts anderes, als sinnliche Wahrnehmungen. Sätze, wie der, daß zwei grade Linien keine Fläche einschließen können, sind aus der Erfahrung hergenommen d. h. aus den vergeblichen Versuchen, dergleichen auszuführen. Biot sagt: „Die Mathematiker haben eine vollkommene Kenntniß des Kreises, obgleich ihnen weder die Natur, noch die Kunst jemals eine vollkommene Kreislinie gezeigt haben." Die Behauptung ist durchaus richtig. Aber ebenso gewiß steht es fest, daß der Mensch die Eigenschaften des Kreises nur etwa durch Kreislinien im Sande, nur durch sinnliche Wahrzeichen entdecken konnte. Aus den wahrgenommenen unvollkommenen Kreislinien entstand durch Abstraktion und als Begriff die Vorstellung der vollkommenen, wie ja jeder Begriff befreit, oder gereinigt ist von dem Individuellen, oder Unvollkommenen der seinen Umfang bildenden Dinge. Eine specielle Begründung der Ansicht, daß die mathematischen Axiome stets aus sinnlichen Wahrnehmungen entstehen und eine Widerlegung Whewell's der sie für etwas angebornes Uebersinnliches hält, findet sich in Mill's inductiver Logik (1849); ferner in Ozzoomers Methode der Wissenschaft (1852). Auch spricht sich Drobisch in seiner Logik (1851) dafür aus.

Was die Intensität der sinnlichen Wahrnehmungen betrifft, so beweist, wie schon früher auseinandergesetzt wurde die Erfahrung, daß einfache Empfindungen zunächst um so deutlicher sind, je intensiver die sie bewirkende Bewegung. Außerdem sind aber dunkele Empfindungen, die durch eine physikalische Thätigkeit von zu geringer Stärke entstehen, von dem Gefühl des Bedürfnisses noch deutlicher begleitet (Hunger und Durst, Geschlechtstrieb ꝛc.); Empfindungen, denen eine physikalische Thätigkeit von zu großer Intensität zu Grunde liegt, sind in verschiedenem Grade und in verschiedener Modifikation unangenehm, oder schmerzhaft, — angenehm endlich solche von mittlerer Intensität. Da ich zu den einfachen Empfindungen die der Complementarfarben rechnete, ist hier noch zu bemerken, daß das Angenehme derselben wohl in dem Gleichgewichte der hier stat findenden Zusammenstellung, welche eine Art Symmetrie sein dürfte, besteht. — Sind die einfachen Empfindungen zu Wahrnehmungen von Körpern zusammengesetzt, so wird die verschiedene Intensität dieser Wahrnehmungen in derselben Weise bewußt, wie bei den einfachen Empfindungen. Es kommen hier aber vorzugsweise, die Gefühle in Betracht, welche als Gleichgewicht, oder Mangel desselben in der Form der Zusammensetzung bei mehr, oder weniger complicirten Wahrnehmungen bewußt werden. Dunkle und mangelhafte Wahrnehmungen, oder Wahrnehmungscomplexe sind von dem Bedürfniß nach klaren und vollständigen begleitet, angenehme und unangenehme Gefühle begleiten zunächst die schönen und häßlichen Wahrnehmungen. Schön nennen wir sehr verschiedenartige Gegenstände; mehr oder weniger bedeutende, leblose und lebendige, solche, die nur auf die Sinne wirken und solche, die eine Welt von Gedanken und Gefühlen in uns anregen. Alle aber dürften das Gemeinsame haben, daß darin die Begriffe: Regelmäßigkeit, Symmetrie, Harmonie, Plastik oder scharfe Begrenzung, Erhabenheit, Mannigfaltigkeit, Zierlichkeit, Grazie, Maaß ꝛc. ꝛc., von denen die ersteren erörtert wurden, vielfach combinirt sind. Die Combination ihrer Gegensätze scheint den Begriff des Häßlichen zu bilden. Wie die Welt aus Schönem und Häßlichem, Freude und Schmerz besteht, so erregt auch wohl ein Kunstwerk das lebhafteste Gefühl, wenn darin das Häßliche, der Schmerz die Folie der Freude bilden; aber die letztere muß überwiegen, es muß eine Versöhnung resultiren. Damit ein Kunstwerk auf uns Eindruck mache, bedürfen wir freilich zunächst der Fähigkeit, es einigermaßen zu übersehen, oder das gegenseitige Verhältniß seiner Theile zu erkennen.

Für die Fackel.

Eine Flug-Maschine.

Von Th. Hielscher.

Die Möglichkeit einer solchen, ihre Construktion und ihre Umwandlung.

Schon im grauen Alterthum beschäftigten sich Menschen, wie die Fabel von Dädalus und Icarus beweist, mit dem Gedanken des Fliegens. Die Mechanik

der neueren Zeit hat die Aufgabe durch die Erfindung des Luftballons zu lösen versucht und die Theologie durch die Erfindung der Engel und Erzengel, denen sie Gänseflügel an die Schultern heftete. Vielerlei Versuche sind gemacht worden, den Luftraum zu durchteilen und Manche sind auch wohl bei solchen Versuchen verunglückt, bis endlich die Menschheit dahingekommen zu sein scheint, die ganze Geschichte als lächerlich, oder unausführbar aufzugeben.

Und doch ist der Gedanke der Luftschifffahrt ein so vollkommen berechtigter, wie es die Seeschifffahrt nur sein kann. Was war das erste Schiff, das die Wellen trugen? Höchst wahrscheinlich ein Baumstamm, an den bei einer Ueberschwemmung ein Mensch sich klammerte, um nicht in der Fluth zu versinken und der denselben in Sicherheit trug. Das Aushöhlen eines Baumstammes, zuerst durch Feuer und später durch Werkzeuge, war der nächste Fortschritt und andrerseits das Verbinden mehrerer Stämme zu einem Floß. Und nun bedenke man, welche lange Reihe von Versuchen und Verbesserungen seit jenen ersten unbeholfenen Anfängen es erforderte, ehe unsere heutigen Kriegs- und Handels-Flotten entstehen konnten! Wer hätte z. B. früher daran gedacht, daß Eisen schwimmen könnte? Und doch gehen heut zu Tage die größten Eisendampfer über den Ocean. Wie stolz mag dasjenige Volk gewesen sein, aus dessen Mitte ein Mensch, wahrscheinlich durch Füße der Wasservögel aufmerksam gemacht, die Ruder erfand? Wie mag man dann später die Erfindung des Segels als Höhepunkt alter Vollkommenheit betrachtet haben! Und doch wurde auch dieser Erfindung später eine noch größere entgegengesetzt: die Schaufelräder und Schrauben, durch Dampfkraft bewegt. Hatten die Räder das Wasser selbst zu Hülfe genommen, so machte das Segel die Luft unterthan und die Dampfkraft nahm das Feuer zum Bundesgenossen des Schiffes.

Grade so kann es auch mit der Luftschifffahrt gehen. Allerdings ist es noch nicht sehr lange her, daß die ersten wirklichen Versuche damit gemacht wurden, wenn man nicht etwa das Fliegen der Engel oder die „Himmelfahrt" des Menschensohnes als solche bezeichnen will. Heut zu Tage scheinen indeß nicht allein die Wolken ihre Tragfähigkeit für Menschen verloren zu haben, sondern die Astronomie hat den ganzen Himmel zertrümmert u. uns statt desselben den Weltraum mit seinen Millionen von Erden und Sonnen geschenkt. So mußte sich also auch Montgolfier an das Wirkliche halten und der Luftballon war die Folge seines Nachsinnens und seiner Kühnheit. Das ist aber noch nicht länger her, als etwa hundert Jahre und während schon zu Xerxes Zeiten, also fünfhundert Jahre vor Christo, und viel früher noch bei den Phöniziern, große Flotten auf dem Meere schwammen, während dessen ist der Luftballon erst das Ei, aus dem der Vogel auskriechen wird. Und er wird auskriechen.

Gab es doch unter den Thieren im Meer auch erst Seeblasen, ehe es Krebse, Fische oder gar Seevögel gab. Warum also, wenn selbst die Natur erst das Unvollkommenere und später dann das Vollkommenere hervorbrachte, warum sollte der Menschengeist von diesem allgemeinen Gesetze des Fortschrittes abweichen?

Was die Seeblase für das Schwimmen im Wasser, das ist der Ballon für das Schwimmen in der Luft. Die Seeblase, Seenessel oder auch Qualle genannt, ist so rund wie der Ballon. Oben schwebt eine häutige, runde Blase und unter dieser hängen die Fangarme und der Körper des eigentlichen Thieres. Dieses Thier nun schwimmt wohl auf dem Wasser aber lenken kann es sich nicht, sondern es wird nur von der Strömung mit fortgeführt. Bei herannahendem Sturme senkt sich die Seeblase auf den Grund des Meeres oder sie scheitert. Und ganz eben so geht es mit unserm heutigen unvollkommenen Luftschiff.

Aber bei all dieser Unvollkommenheit, bei aller Unbeholfenheit, Unlenkbarkeit und Hülflosigkeit hat doch der Ballon die erste Hauptbedingung für das Gelingen der ganzen Aufgabe gelöst. Er ist wenigstens doch eine Schwimmblase und wird erst als solche aufgefaßt, so ist auch der weitere Fortschritt gegeben. — Wie? — Das wird uns der Fortschritt in der Natur, von der Seeblase aufwärts, zeigen.

Wie dies Thier an seiner Blase, so hängt der Luftschiffer in seiner Gondel am Ballon. Die Schwimmblase des Thieres ist noch außerhalb des Thieres selbst, der Ballon außerhalb der Gondel. — Betrachten wir uns dagegen den Fisch.

Hier ist die Schwimmblase in wendig und statt des willenlosen Treibens im Wasser hat der Fisch durch die Flossen willkührliche Bewegung erhalten, die noch durch das Aufgeben der kreisrunden und die Einführung der länglichen Gestalt gefördert, ja bedingt wird. Die Rückenflosse hält ihn im Gleichgewicht. Die Vorderflossen allein heben den Vorderkörper nach oben, die Afterflossen allein den Hinterkörper, alle zusammen schieben ihn grade vorwärts, während die Schwanzflosse als Steuerrad die Wendungen nach rechts und links möglich macht.

Aehnlich muß das Luftschiff verändert werden, wenn es lenkbar werden soll. Es darf:

1) nicht mehr rund sein, sondern länglich, wie der Fischkörper;
2) der Ballon, die Schwimmblase, muß inwendig angebracht werden;
3) Bewegungs-Werkzeuge sind nothwendig;
4) ein leichtes, aber festes Material muß gefunden werden, und endlich
5) eine bewegende Kraft.

Betrachten wir diese Punkte der Reihe nach.

1) So lange die runde Gestalt beibehalten wird, ist es unmöglich, daß das

Luftschiff lenkbar sei. Wird es aber erst in länglicher Gestalt, oval oder vorn und hinten spitz zulaufend, gebaut, so wird der Fortschritt ungefähr sein, wie wenn ein Knabe, der sich früher eines Waschzubers zu seinen Fahrten auf einem Teiche bediente hätte, einen Kahn bekäme, oder wie der Fortschritt in der Seeschifffahrt von den rundbäuchigen Holländerschiffen des 16. Jahrhunderts zu den heutigen Klippern. Ein solcher amerikanischer Klipper fuhr im 1852 von New York nach London, von da nach Calcutta, von da nach Canton, von dort nach San Francisco, und endlich ums Kap Horn herum wieder nach New-York. Und das Alles in 151 Tagen, die Zeit des Ladens in den Häfen inbegriffen, während jene alten Holländer oft 9 Monate zu einer Fahrt von Europa nach Amerika brauchten. Gerade so würde ein fischförmiges vorn und hinten zugespitztes Luftschiff, der Makrele ähnlich, ganz andere Schnelligkeit und Lenkbarkeit besitzen, als die Luftblasen, die man heute zu Tage benützt.

2) Der Ballon in seiner jetzigen Gestalt, der größte als das eigentliche Luftschiff, nämlich die Gondel, ist würde selbstverständlich nicht inwendig in der Gondel angebracht werden können. Das verbesserte Luftschiff muß diese Schwierigkeit zu heben suchen, so groß sie auch scheinen mag. Aber man bedenke wohl, daß der Ballon in seiner jetzigen Gestalt das Luftschiff nicht blos mit der Luft ins Gleichgewicht bringt, sondern es auch zu einer bedeutenden Höhe emporhebt. Der Kraftaufwand für die letztere, das Emporheben nämlich, kann und muß bei dem verbesserten Luftschiffe wegfallen, und es wird also künftig nur noch so viel Kraft erforderlich sein, als zum Gleichgewicht des Luftschiffes mit der Luft nöthig ist oder nur ein Geringes mehr. So viel Kraft aber erspart werden kann, um eben so viel kann der Umfang des Ballons vermindert werden.

Diese Ersparniß würde sich auf vielleicht fünf Sechstel des jetzigen Raum-Inhalts belaufen. Wahrscheinlich würde sich dann auch ein länglicher, doppelter Ballon, der doppelten Schwimmblase des Fisches ähnlich, als nothwendig erweisen, so daß das Gas nach Bedürfniß entweder im Vordertheile oder Hintertheile des Luftschiffes vermehrt werden könnte, je nachdem dasselbe steigen oder fallen sollte. Zum praktischen Gebrauche, und darauf kommt es ja der heutigen Zeit vor Allem an, ist es durchaus nicht nöthig, daß das Luftschiff sich bis 10,000 Fuß durch die Luftblase allein erhebe; in den meisten Fällen möchte eine Erhebung von 2000 Fuß vollkommen genügend sein. Diese Erhebung aber zu gewinnen, dazu müssen auch die Bewegungs-Werkzeuge helfen, nicht allein die Luftblase, und Alles, wonach es noch anstäme, wäre, den Unterschied im Gewichte des Luftschiffes mit dem Gewichte der Luft aufzuheben. Natürlich ist dazu keine so große Luftblase, wie dieselbe erforderlich und dieselbe könnte dann ganz bequem im Innern des fischförmigen Luftschiffes angebracht werden. Eine solche Flug-Maschine würde dann auch ganz andere Resultate erreichen, in Bezug auf Lenkbarkeit sowohl wie auf Schnelligkeit, als man bis jetzt mit den runden Blasen und der unten angehängten Gondel erreichen konnte.

Damit soll übrigens den heutigen Luftschiffern nicht zu nahe getreten werden. Sie haben mit großer Ausdauer und Kühnheit die Idee der Luftschifffahrt aufrecht erhalten, gerade so wie die Seiltänzer und Athleten die Idee der Ausbildung des Menschenkörpers, im Gegensatz zu der verwichlichenden Erziehung des vorigen Jahrhunderts lebendig erhielten, bis heut zu Tage endlich die Turnkunst vom ganzen Volke als nothwendig erkannt wird. Die Astrologen gingen den Astronomen voran; die Alchymisten den Chemikern; die Zauberer und Taschenspieler den Physikern und die alten Chronikenschreiber den Geschichtsforschern. „Hoher Sinn" liegt ja so gar oft im „kindischen Spiele", und die Luftschifffahrt war schon bei ihrer ersten Entstehung durchaus kein harmloses kindisches Spiel, sondern eine halsbrechende Wirklichkeit und es müßte sonderbar zugehen, wenn sie der Menschheit nicht noch reiche Früchte brächte.

3, Um aber dahin zu gelangen, daß die waghalsige, gefährliche Fahrt durch die Luft der Menschheit wirkliche Früchte bringe und obendrein ihre Gefährlichkeit verliere: dazu gehört auch, daß das Luftschiff Bewegungs-Werkzeuge erhalte. Dieselben werden sich natürlich dem Elemente in welchem es sich bewegen soll, anpassen müssen. Wenn die Segel das Schiff vor dem Winde treiben, so muß das Luftschiff die Luft oder den Wind unter sich fangen und wie den Zugvögeln ein Gegenwind der liebste ist, weil er ihnen die Last ihres Körpers tragen hilft, so wird auch die neue Flugmaschine darauf berechnet sein müssen, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen. Welches wird aber die beste Form dieser Luftruder sein? — Fischflossen sind für ein Element berechnet, das 800mal schwerer ist als die Luft; sie sind viel zu klein. Außerdem haben sie den Fisch nicht zu tragen, sie sind nur Ruder, die das Wasser nicht unter sich fassen, sondern hinter sich schieben. Der Flügel des Vogels dagegen faßt wirklich die Luft unter sich und ferner ist dem Vogel auch in seinem Schwanze ein Fallschirm gegeben, wie Jeder, der eine Taube oder einen anderen Vogel sich wo niederlassen sieht, leicht beobachten kann. Ein besonderes Steuer-Ruder braucht der Vogel nicht mehr, weiter durch Zusammenziehen der Schwungfedern des einen oder des anderen Flügels jede Seitenbewegung mit Leichtigkeit ausführen kann. Indeß möchte es bedeutend schwer halten Vogelflügel nachzumachen. Aber es giebt ein anderes Thier, dessen Flügel und Schwanz sehr wohl zum Modell für die Bewegungs-Werkzeuge des Luftschiffes dienen können. Es ist die Fledermaus; ein Thier das, obgleich zu den Säugethieren gehörig, dennoch fast nie den Erdboden berührt, sondern seine Nahrung, Käfer und Nachtschmetterlinge (und die

neswegs Speck, wie die Unwissenheit öfters behauptet) im schnellen Fluge in der Luft fängt. Selbst schlafend kommt die Fledermaus (eigentlich Flattermaus) nicht auf den Boden, sondern hängt sich mit den Nägeln ihrer Daumen in irgend einer dunkeln Höhlung, in einem Baumloche oder Schornsteine auf, damit sie sich nur fallen zu lassen braucht, wenn sie wieder fliegen will. Man könnte die Fledermaus einen lebendig gewordenen Fallschirm nennen.

Wer je eine Fledermaus im Fluge betrachtet hat, wird sich gewiß über ihre Schnelligkeit verwundert haben. Kein Vogel selbst die Schwalbe nicht, kann solche kurze Wendungen machen, wie die Fledermaus. Indem sie den einen Flügel ruhig ausgebreitet hält und den andern bewegt, ist sie im Stande, sich äußerst schnell in einem engen Kreise umzuwenden. Wie sie das macht — das zeigt ein Blick auf ihre Flügel und ihren Schwanz. Die Flügel sind Häute, in denen Arme, Finger, Beine und Schwanz nur wie Adern erscheinen. Die Finger sind sehr lang, nur der Daumen ist eine kurze Kralle zum Aufhängen und Fortrutschen auf dem Boden. Jeder Flügel bildet einen haben Fallschirm und ebenso der Schwanz, so daß der ganze Flug-Apparat aus drei verbundenen Fallschirmen besteht. Nur nach dem Kopfe zu ist keine Flughaut, die Flügel sind aber dafür nach vorn am längsten.

Wenden wir nun diese Construktion auf das Luftschiff an, so sehen wir, daß die Luftschiffer bereits mit richtigem Takte den Fallschirm neben dem Ballon benutzt haben, aber beide getrennt von einander. Es kommt nun darauf an, das Luftschiff mit fallschirmähnlichen Bewegungs-Werkzeugen zu versehen und die bisher nur zur Verlangerung des Ballons benutzten Schirme zum Mittel der Bewegung und Erhebung zu machen. Natürlich wird das Luftschiff dann auch nicht mit ganzen Schirmen, sondern mit schirmförmigen Flügeln versehen sein und je länger es ist, desto mehr solcher Flügel muß es zu beiden Seiten haben. Vielleicht wäre die Anwendung einer gewölbten festen Flughaut zu beiden Seiten, mit weiter nach vorn angebrachten beweglichen Flügeln, die beste Construktion. Der Bauch des Luftschiffes müßte möglichst flach, der Rücken gewölbt sein und selbstverständlich würde man es nicht vom Boden aufsteigen, sondern von einem erhöhten Standpunkte seine Fahrt antreten lassen, so daß also dann selbst der Schneider von Ulm, der gar nicht so dumm gewesen zu sein scheint, wieder zu Ehren käme. Hinten müßte die Flughaut vollständig geschlossen sein.

Das Luftschiff würde also dann ein etwas langgestreckter ovaler Körper sein, mit flachem Bauch, scharfgewölbtem Rücken und inwendig angebrachter Schwimmblase. An den Seiten und nach hinten eine ausgebreitete, schirmartige Flughaut; noch vorn Flügel mit beweglichen Enden, der Schwerpunkt des Ganzen zwischen den Flügeln.

4) Ein Hauptpunkt in der ganzen Sache ist das Material, der Stoff, aus dem das Ganze zu machen ist. Es muß ein Stoff sein, der dünn, aber fest ist und der nicht in sich zusammenfällt, wie der jetzige Ballon. Die Wandung kann also nicht mehr aus luftdichtem Taffet bestehen, sondern aus sehr dünnem Metallblech. Stahlblech. Der Ballon, die Schwimmblase im Innern würde einfach eine gewölbte Decke sein, durch eine Scheidewand vom untern Theile getrennt, die Flügel und die Flughaut würden wiederum aus festerem Material als der jetzige Fallschirm bestehen müssen, so daß an ein Umklappen, wie es manchmal zum Aerger der Besitzer von Regenschirmen bei letzterem der Fall ist, nicht zu denken wäre. Außerdem müßten, wie im Vogelkörper die Knochen, alle Stäbe und Stützen hohle Röhren sein, um auch auf diesem Wege das Gewicht möglichst zu verringern. Die Fenster könnten aus Glimmer (*Lainglass*) bestehen und der Fußboden im Innern aus starkem Blech.

5) Wir kommen nun zum Wichtigsten, der bewegenden Kraft. Menschenkraft — davon kann keine Rede dabei sein, ebenso wenig ist die Dampfkraft anwendbar, weil die Erzeugung des Dampfes Brennmaterial erfordert, welche natürlich die Schwere des Ballons bedeutend vermehren würde. Auf Luftströmungen allein, könnte sich ebenfalls der Luftschiffer nicht mehr verlassen, denn es ist ja grade die Frage, wie der Ballon unabhängig von diesen Strömungen, sich künstig bewegen könne. Kommen solche Strömungen dem Luftschiffer dann zu Hülfe, — um so besser. Aber verlassen kann er sich nicht darauf; er wird sogar oft gegen die Strömungen fahren müssen, da ein Gegenwind das Luftschiff tragen hilft, wie die Zugvögel ganz wohl wissen.

Wo aber nun eine solche Kraft hernehmen, die gar kein Material zu ihrer Unterhaltung bedarf? Es giebt nur eine solche Kraft, die Federkraft nämlich, dieselbe die unsere Taschenuhren treibt. Denken wir uns so viele aufgewundene starke Federn, als das Luftschiff Flughäute hat und diese Federn mit regulirenden Räderwerken verbunden und die Flugmaschine ist da. Die Federkraft ist auch vollkommen verläßlich und durchaus ungefährlich und Alles was noch nöthig schiene, wären einige Reservefedern und Reserveflügel, welch letztere bequem an die Seiten des Luftschiffes flach oder zusammengefaltet angelegt werden könnten, so lange man sie nicht braucht. Würde außerdem noch die Methode der Wandervögel benützt, die sich auch stets erst zu einer beträchtlichen Höhe erheben und dann mit ausgebreiteten Flügeln, gleichsam auf der Luft schwimmend, sich langsam senkend weiter bewegen, bis sie wieder aufs Neue zu steigen beginnen: so wäre auch sofort die Möglichkeit, die Federn aufzuziehen gegeben.

Das wäre also ungefähr die Einrichtung des lenkbaren Luftschiffes.

Aber wozu soll ein solches dienen? wird man vielleicht fragen. Die Antwort darauf kann nur sein: das Luftschiff wird dazu dienen, um Höhen zu erreichen und zu überwinden. Auf dem Ocean und auf dem Flusse geht das Schiff, auf dem Lande fährt den Reisenden der Eisenbahn-Wagen weiter — wie wäre es nun, wenn ihn am Fuß der Gebirge ein Luftballon aufnähme und drüber hinwegtrüge. Wie wäre es, wenn der Luftballon über eistreibende Ströme, wo kein Schiff es mehr wagen darf, die Verbindung der Ufer herzustellen u. statt daß der Mensch den Qualen des Durstes fast erliegend, auf halbverschmachtendem Lastthier durch die Wüste irrt, wie wäre es, wenn ihn das Luftschiff sicher in die reine blaue Höhe hinaustrüge und majestätisch mit ihm über die tief unter ihm liegende brennende Sandfläche hinüberseegelte? Was im Kriege mit solchen Luftschiffen zu erreichen wäre: davon braucht kaum die Rede zu sein, indem wahrscheinlich die ganze jetzige Kriegführung dann entweder total verändert oder vollständig aufhören würde. Eben so wenig brauchen wir den Gewinn für alle Zweige der Wissenschaft aufzuzählen, der aus einer solchen Verbesserung des Luftschiffes folgen würde. Eins aber ist gewiß: ein neues Verbindungsmittel für die Menschen wäre gefunden und viele Gefahren und Mühseligkeiten hätten ihr Ende erreicht.

Der gottlose Humor.

Von Philadelphia.

1. Selbstbefreiungs-Mittel.

Geboren sind wir nach dem Sündenfalle, und kommen nur zum Himmel durch die Hölle. Das Leben hier wird bitter wie die Galle, wenn sich der Teufel aufdrängt als Geselle und immerfort die menschliche Natur darstellt als göttliche Karrikatur. Doch sucht Herr Satan ärgerlich das Weite, erfaßt man seine lächerliche Seite. Verfolgt man ihn bis zum höchsten Sitz des Herrn der Welt, der auch sein Vater ist, so wird „Gott sei bei uns“ zum schlechten Witze und der befreite Geist wird Humorist.

Humor aber liefert kein Zerrbild; er zeichnet nicht Karrikatur. Wird dennoch der gnädige Herr wild, so ist Er die böse Natur.

2. Nichts, Gott und Welt.

Spruch u. Widerspruch. Paradoxa.

„Aus Nichts hat Gott die Welt geschaffen.“ Herr Luther schrieb's; die Schüler gaffen die Worte an und blieben stumm; doch blieben sie nicht alle dumm. „Wenn Nichts vor Gott gewesen, bevor die Welt er schuf, (wie deutlich hier zu lesen,) so fühle ich Beruf,“ sprach einer von den Knaben, zunächst Nichts kennen zu lernen, „um Gott gewiß zu haben. Ich will mich von Schule und Kirche entfernen, anstatt der Schrift die Welt studiren, in welcher Gott Nichts konnte realisiren; denn, daß er selbst Nichts gewußt hat, als er von Nichts umgeben war, das wird bald jedem Kinde klar, wenn es zum Denken Lust hat. Die Welt ist mein einziger Gegenstand, sie wird auch Gottes Gegensatz genannt; doch Gottes Wesen blieb uns unbekannt; wir glauben nur, daß wir mit ihm verwandt; demnach muß ich die Welt analysiren, Alles auf Nichts reduciren; sodann von Nichts abstrahiren; das heißt die Welt ig'norren; was dann noch bleibt ist Gott allein, und dieses kann ich selbst nur sein.“ Und nun beginnt die Geschichte des Spottes der stets vermehrten Ebenbild der Gottes.

3. Mensch, Fisch u. Teufel.

a. Der angelnde Mensch.

„Es zuckt!“ Er hat angebissen! Ha, welch ein stattlicher Hecht! Bald hätt er die Schnur mir zerriss'n. Komm Bürschchen, Dir geht es nun schlecht! Dein trauriges Ende, es gleichet dem menschlichen Untergang, wenn ihn das Verderben erreichet, weil er seine Lust nicht bezwang.

b. Der Fisch.

Schweig, alberner Moralisirer, und lerne vom sterbenden Fisch! Du warst ja selbst der Verführer des Opfers für Deinen Tisch. Du kanntest die Macht meiner Triebe und übtest abscheuliche List. So handelte göttliche Liebe auch gegen Dich, gläubiger Christ!

c. Der Angler.

Stirb Bursche! Du sprachst ja vermessen; natürliche Fische sind stumm; Dich hatte der Teufel besessen, doch macht der den Frommen nicht dumm.

d. Der Teufel.

Die Mühe konnt ich ersparen; das that schon mein seliger Papa und seine himmlischen Schaaren von Engeln. Halleluja! Es ist mein fürstliches Sorgen, daß fromm Ihr bleibet und treu; dann bleibt Euch die Wahrheit verborgen, die Lüge beherrschet Euch frei. Wie soll ich die Kirche nicht lieben und ihren Rokoko-Staat? Ich bin ja der Fischer im Trüben, der älteste Aristokrat. Zech-Brüder und Kaffee-Schwestern, seid fruchtbar und mehret Euch! Wer's ferner noch waget zu lästern das göttliche Himmelreich, dem sag' ich: „Gott läßt sich nicht spotten!“ Der Herr sprach: „Die Rache ist mein; wo Ketzer zusammen sich rotten, da haut mit dem Schwerdte drein!“

4. Der Teufels-Pact.

Tod und Teufel zanken sich an des kranken Doctors Bette, ob man ihm das

Leben rette oder nicht. „Ich wundre mich," sprach der finstre Sensenmann, daß du dieses argen, alten Sünders Lebens willst erhalten. Sicher denkst du nicht daran, daß ihn Gottes Strafgericht, Dir sogleich zum ew'gen Leben in der Hölle übergeben wird, weil er die Pflicht „nicht zu toten", übertrat und sich obenein die Qualen ließ mit schwerem Gold bezahlen, die er, als Allöopath, zugefügt, selbst wo Natur, trotz der giftigen Arzneien, noch Genesung konnte verleihen. Ihm schlägt jetzt die Todten-Uhr!

Ei Du sprichst ja wie ein Kind, rief der Satan, schier verdrossen, weißt Du nicht, daß solche Possen längst für uns vorüber sind? Sein man glaubt, daß Gottes Wort Tod und Teufel überwunden, ist mein Todtenreich verschwunden, doch im Leben herrsch' ich fort, bis man Dich und mich erkannt, uns nicht mehr als Schreckgespenster malt an Kirchenthür und Fenster oder an den Kirchhof bannt. Dann erst wird mir ew'ge Ruh, und mein Wirkungskreis wird enger. Jetzt sind wir noch Doppelgänger. Du bist ich, und ich bin Du! Größer zwar ist deine Macht, aber ich bin aufgeklärter, darum höre nun, mein Werther; was ich klüglich ausgedacht. Während Du Dich amusirst mit Abschlachten und Verwesen, ließ ich mir Kollegia lesen, habe Politik studirt. Laß nur Deine Sense ruhn! Soll es sein beim Alten bleiben, müssen wir es anders treiben, Wisse, was wir fortan thun! „Aerzte, Priester lassen wir (auch die Themis-Priester) leben, möglichst lange; denn sie geben sorgen eifrig nur dafür, daß wir Beide, fast vereint, immer, was wir wünschen, haben. Du hast Freude am Begraben, ich, wenn Menschheit klagt und weint."

Grinsend fiel der Tod hier ein: nimm die Knochenfaust zum Bunde! Feierlichst in dieser Stunde soll er fest geschlossen sein:

„Allen Guten frühes Grab! Langes Leben allen Bösen! Will sich einer selbst erlösen; hol' ihn mir, ich thu' ihn ab!"

Als der Patient erwacht und sich frei gefühlt von Schmerzen, hat er gleich vom ganzen Herzen Tod und Teufel ausgelacht.

5. Grablied des deutschen Humors. 1851.

Nun ist er begraben, der deutsche Humor, des Verstandes Sohn und der Liebe; es jubelt darüber ein frecher Chor politischer Tagediebe. Der Selige hatte die derbste Natur und einen vortrefflichen Magen, doch konnt' er die deutsche Regierungs-Mixture und Diät nicht länger ertragen. Er ist gestorben an fauler Luft der Höfe von Gottes Gnaden und an dem giftigen Leichenduft von Wien, Berlin und von Baden. Sein schriftlicher Nachlaß ist confiscirt, (er pflegte Satyre zu schreiben,) die Narren können jetzt ungenirt die alten Kreiselchen treiben. Erwachen wird wieder des Volkes Durst zum Bier, zum Wein und zum Lachen; es werden Herr Caspertle und Hans-Wurst die faxeste Späße machen. Hoch schlagen die Herzen dann unter dem Stern, doch unter den Sternen giebts Lumpen! Vergessen der Armuth und loben den Herrn, des Lebens sich freuend beim Humpen. Denn er blieb ja Sieger, der alte Patron, des göttlichen Staates-Mechanismus. Sein Leben fristet die innere Mission, die Bibel, der Katechismus. Es mehren sich Schätze und Seelenzahl, doch auch Verbrechen und Laster. Man haut dann Kirchen, Zuchthäuser, Spital, als loyale Gewissenspflaster. Das „*Suum cuique*!" welch köstlicher Spruch! „O Herr! laß mir nur das Meine! Ich hab's ja erworben durch Deinen Fluch und meine Sünde ist Deine!" Historische Basis hat festgesetzt, das heilige Recht, unverletzlich, doch wenn der Herr es selber verletzt, dann ist die Verletzung gesetzlich! „Was Gott thut ist immer auch wohl gethan," das lernen wir schon aus der Fibel. Und steht es den Menschen auch übel an, so bleibt es nothwendiges Uebel. Drum ohne ein herrliches Kriegsheer, kann Kirche und Staat nicht bestehen. Der Waffengewalt soll immer mehr das Glück des Volkes erhöhen. Ein jedes lobt seinen *esprit du corps* und schreibt davon lange Geschichten. Einst wird der auferstandne Humor darauf seine Nothdurft verrichten!

6. Königsberger Standbilds-Enthüllungs-Feierlichkeits-Gedanken-Sünden. 1852.

Friedrich Wilhelm *III.* und *IV.*

Wer ihn gekannt in Fleisch und Bein und sieht sein Bild enthüllen, so kolossal in Erz und Stein, der schweigt und denkt im Stillen: Er war ein guter Patriarch im Staats- und Ehebette, doch mein' ich daß er, als Monarch, zuviel gebetet hätte. Er wollte seiner Kinder Wohl, im Hause wie im Lande, doch es verdarb ihm seinen Kohl die Demagogenbande. Ergriffen hatte ihn die Zeit doch er sie nicht begriffen. Er dachte dran, die Ewigkeit als König zu durchschiffen. Zu frühe macht er Testament; zu spät ist er gestorben, und dennoch hat das Regiment sein Sohn zu jung erworben. Der erbte uns, wir erbten ihn, den Sohn vom heil'gen Vater, der heil'ge Geist ward nicht verliehen; Will's Gott, kommt der wohl später. Sie schlossen einen neuen Bund mit ihrem Gott die Sünder, denn Denken ist zu ungesund, für solche alten Kinder. Wir haben jetzt ein Standbild mehr! Ist das nicht zum Entzücken? „Ein todter König." O, wie sehr kann die Idee beglücken!

7. Der Fürstenspiegel. 1854.

Vergesset nicht des Dankes Schuld, Ihr Könige von Preußen! Ihr existirt nur durch die Huld des Kaisers aller Reussen. So huldigt ganz ihm, tauft Euch um, auf seines Volkes Namen. Ihr habt ein *jus historicum* hiezu, und er sagt Amen! Ihr seid ja Russen und nichts mehr! Po-Russen hießen Preußen. Ihr könntet Euch zu größrer Ehr' auch Po-Po-Russen heißen. O möchten alle Fürsten so nach Namenseinheit streben! Wir würden dann

[illegible] sich erheben, [illegible] auf dem Teich, im [illegible] zehren, indessen sie [illegible] den Fürsten Spiegel [illegible]!

8. Frederick le grand.

Eine Geiste stimme.

Ich hielt es für höchste *raison* als Herr und König auf Erden, daß Jeder nach seiner *façon* im Staate kann selig werden. Doch habe ich lang mich geplagt, die Unterthanen zum Glücke zu zwingen mit Zopf und Perrücke. Hab manchen Narren verjagt, mit Zunge, Feder und Krücke, allein ihre Zahl war zu groß, die Narrheit scheint menschliches Loos. Drum hab' ich auch ehrlich gesagt: „ich wurde am Ende vom Liede der Sklavenbeherrschung müde." Es scheint vom ganzen Fürsten-Orden nach mir noch Keiner klug geworden. Wird die Despotenlust uns ferner angezogen, so bleib's beim Spruch der Theologen: „Das Seligwerden ist den Todten vorbehalten." Wer's glaubt, der läßt das blinde Schicksal walten. Den Glücklichen ist's Gott, in kindlichem Behagen; die Andern haben mit dem Teufel sich zu vertragen. Zwar war ich viele Jahre Atheist, doch sterbend wurde ich ein guter Christ, „Unsterblich wollt' ich werden durch den Tod;" zur Sonne fahren aus der Erdennoth. Es ward mir bange auf dem Sterbekissen, ein ew'ger König sein zu müssen. Doch käme ich jetzt wieder auf den Thron, begänne ich von Oben Revolution!

9. Mephistopheles an die Unions-Demokraten.

Ich acceptire den Titel als böser Lügen-Prophet und lese Euch gleich ein Kapitel, wie Lüge als Wahrheit besteht. Ihr fürchtet wie Himmelseinfall, die reine Demokratie und fühlt Euch nur glücklich im Schweinstall der göttlichen Monarchie; denn Ihr seid Scheindemokraten, die unter dem Freiheitspanier die Rechte des Menschen verrathen und Sklaven erziehen, wie Ihr! „Was schadet's, wenn unter dem Hiebe der Peitsche ein Neger weint? Er hat ja die christliche Liebe, er liebt ja sogar seinen Feind. Er weiß ja, die liebsten der Kinder, hat Gott sich zu Opfern bestimmt, die er vom Altare der Sünder, höchstgnädiglich zu sich nimmt." Was Ihr von dem Christenthume behalten, ist Arbeiters Fluch, geschmückt mit dem göttlichen Ruhme, durch plumpesten Priesterbetrug. Von mir wollt Ihr nimmer was hören, ich bin der gesunde Verstand der göttlichen Freiheitslehren, die ich als Lügen erkannt. Ich bin Euer Gott der Geschichte, die immer zur Blutschuld führt. Eure Klage und Strafgerichte, sie lassen mich ungerührt. Ihr lebt wie die Blinden im Lichte, verderbt durch die Seele den Leib; Eure Tugenden sind nur Gedichte, Euer Leben ist Zeitvertreib!"

10. Stimme von unten, aus dem Grabe eines katholischen Selbstmörders.

Da ich ein Leben verwarf, das lieblos, kalt, mich zurückstieß
hat man mich ungeehrt, hier an der Seite verscharrt.
Weib und Kinder, beklagt nicht jammernd mein ferneres Schicksal,
weil mich die Kirche verdammt, richtend nach falschem Gesetz.
Was mir das Leben entzog, hab' ich vom Tode erobert,
Freiheit von menschlicher Qual, Freiheit von irdischem Wahn.
Hab' neu-römisch gelebt und bin alt-römisch gestorben,
fürchte die Hölle nicht mehr; habe mich selbst absolvirt.
Einst, wenn Jeder den Tod vorzieht unwürdiger Knechtschaft
wird das Leben ein Gut ohne den himmlischen Herrn!

11. Thesen und Antithesen.

Ergänzungen.

1.

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er den einz'gen Sohn hingiebt, um Sünder zu beglücken!

Das mag die Sünder wohl erfreu'n, allein sein Sohn will ich nicht sein. Ich kehre ihm den Rücken.

2.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang der bleibt ein Narr sein lebenlang."

Doch, wer sie liebt und macht sich krank, der sitzt auch auf der Narrenbank!

3.

„Eines schickt sich nicht für Alle! Sehe Jeder, wo er bleibe, sehe Jeder, wie er's treibe, und, wer steht, daß er nicht falle!"

Solche Fürstendichter meinen, Alles schicke sich für Einen und die auserwählten Seinen. Es erreget ihre Galle, sucht man gleiches Wohl für Alle. Meidet diese Mausefalle! Schickt sich Eines nicht für Alle, weil wir ungleichzeitig leben, kommt doch Jedem gleiches Streben mit der Zeit und auch die Weihe für das Schickliche an Jeden, stellt sich Jeder nur in Reihe. Doch wer sich will überreden, es sei recht, sich auszuschließen vom Geschicke der Gemeinen; will Unschickliches genießen, und es kann ihn dann verdrießen, will der Wahrheit Sonne scheinen.

4.

„Der Mensch denkt, aber Gott lenkt."

Also: Gott denkt nicht, und der Mensch lenkt nicht? Aber das göttliche Lenken, wider menschliches Denken, muß Menschen kränken. Wie ist das abzulenken? Der Mensch muß göttlich denken, dann Gott menschlich lenken!

12. Nothdurft des auferstandnen deutschen Humors.

Februar 1855.

Europa hat wiederum böse Zeit. Der Westen kämpft gegen den Osten, und jeder politische Zinngießer schreibt: Herr Gott, wieviel Geld wird das kosten! „Das heilige russische Reich ist blokirt, von vorn sowohl wie von hinten. Nicht's

weiter wird ein- oder ausgeführt, als Diplomatien und Finten. „Die Ostsee das weiße, das schwarze Meer, sind von Blockadeschiffen; der Hanf und Kaviar, Juchten und Theer, sind ganz sicher bei uns schon vergriffen." „Die Noth in Rußland ist sich ecklich groß, man kann sie sich deutlich malen; denn wird der Mensch seine Güter nicht los, so kann er nicht Steuern bezahlen. Was nutzen ihm alle Produkte der Welt, wenn er von seinem Kapital zehrt? Es ist ja ausgemacht, daß nur das Geld der menschlichen Arbeitsqual werth."

Der Krieg ist Vater der Speculation; der Glücksspitze, Millionäre, doch giebt er auch Allen die Lection: das Kapital sei Chimäre.

Lord *Napier* zerstörte Bomarsund, recognoscirte auch Cronstadt; doch hier verzog er den Heldenmuth, weil Niemand ihn da um Pardon bat. Lord Punch, in seinem parlamentarischen Grimm, will Preußen jetzt karrikiren, weil sie ihm nicht helfen, in der Krim die Russen zu englisiren. Deshalb ist in Preußen verboten der Punch. Ihn trinket und liest kein Minister. Es dürfen die Russenfreunde nach Wunsch verspotten die Punch-Philister.

„John Bull ward einst geboren auf See, wird seekrank nur auf dem Lande, betrinkt sich in Porter und Rum und Theer, ist folglich ein Mann von Stande. „Das „*Rule Brittannia*," „*God save the Queen*" ist seine ewige Lyrik. Sein böses Gewissen nur drängt ihn zur nützersten Sonntagsfeier. Er ist philologisches Kraftgenie, denn, wahrlich, er spricht unbeschreiblich, und schreibt unaussprechlich; die Ironie verfolgt ihn daher unausbleiblich. Einst war er im theologischen Fach recht brav, als Puritaner. Dem eignen Könige bot er Schach und wurde Republikaner. Allein das ist schon zu lange her; er kann sich nicht mehr darauf besinnen. Jetzt liebt er seine Victoria sehr, und lernte fein weben und spinnen. Mit seinen Lords und der Klerisei ist er schon innig verwachsen. Sie ließen den Glauben ihm steuerfrei, für Sonnenlicht nehmen sie Taxen. Fest glaubt er, daß er kein Sklave sei, damit er's jedoch nicht vergesse, schreibt's täglich die Presse; die ist sehr frei, das heißt die Matrosenpresse." Den Sklavenhändler, den kennt er auf; denn Menschen zu kaufen ist sündlich; doch treibt er mit Geldern Soldaten zuhauf und macht sie gleich Sklaven verbindlich. Der Britte erbarmet sich seines Viehs. Sein Esel führt keine Beschwerde. Man quält in dem britischen Thierparadies Engländer wohl, aber nicht Pferde. Viele Marmorbilder mit Lorbeerkranz enthalten St. Paul's und Westminster; doch blieb es, trotz allem Ruhmesglanz, in brittischen Köpfen noch fester Geschichte erzählte Sir Walter Scott wie eine romantische *story*. Wir lernen daraus, daß „der liebe Gott" die Welt regiert, wie ein *Tory*; Gesetze, Sitten und Religion des brittischen Staatsverbandes sind offenbare Prostitution des schwachen Menschenverstandes.

Doch leider, was ich jetzt sagte, es gilt von allen Völkern und Ländern. Die eignen Fehler nur Jede schilt am Andern; sich will er nicht ändern. Vergöttert wird von der Literatur das Krankhafte, Nationale. Der Witz, die Kritik selbst, nagen nur an der Oberfläche und Schale! Die ewige Waffen-Execution beweiset die Wahrheit der Klage, daß die gerühmte Civilisation nicht Wohlthat sei, sondern Plage. Und dennoch lobet die Christenheit den himmlischen Schicksalsgeber als guten Vater, zu gleicher Zeit als Henker und Tortenbäcker. „Am wenigsten ist mit der Schalk verbaßt," erklärt er den Schalk Mephistophel, verdammt uns zu selbstgeschaffnem Kontrast und schließt seinen Himmel. Wie schofel!

Europa stellt uns als Jungfrau dar ein phantasiereicher Pinsel. Der Kopfputz der alten Prinzessin war bisher die britannische Insel. Unsichtbar an der Figur ist der Kopf; er steckt in dem schottischen Helme. Grün Irland hängt hinten, als dicker Zopf, drin ihren viel römischen Schelme. Das Herz Europa's wird Frankreich genannt, die Deutschen bewohnen den Magen, der Fuß ist hier warm in dem Stiefelland, die Schleppe muß Rußland tragen. Die lange und schwere Schleppe trägt beständig der Freiheit Gassen, was unter ihr kriechend sich bewegt wird klüglich im Dunkeln gelassen. Vom Podagra ist der Fuß geplagt, Pantoffeln nur darf er tragen, und wenn er sich zu erheben wagt, besteigt er den Leichenwagen. Das große Herz ist mit Blut überfüllt, Blutegel sind ihm unentbehrlich; doch deren Appetit wird immer gestillt, sie wurden dem Herzen gefährlich. Der Magen hat auch schon revoltirt, denn die Prinzessin wird schlank, weil sie sich bei Hofe zu enge geschnürt; bleichsüchtig auch gar zu viel Thee trank. Man fürchtet sehr für ihr Gleichgewicht. Sie balancirt auf dem Halbmond, und leidet am Schwindel, wenn man spricht, wie in ihr das goldene Kalb thront. Der Kopf wird ihr schwer, von dem langen Druck atmodischer Staatsperrücken. Sie liebt aber diesen häßlichen Schmuck, geduldig läßt sie sich drücken, und schlecht, nachtwandelnd, im Völker-Chor als Lady Macbeth vorüber. Der auferstandne deutsche Humor erweckt sie durch Nasenstüber!

Der deutsche Humor war begraben schon, doch hatt' ihn nur Scheintod bezwungen. Ein Wunder that er, der Wunderjohn; im Grabe selbst hat er gesungen. Als Wunderdoctor jetzt practicirt er origineller Weise, und mit den Wunderglauben kurirt, mit homöopathischer Spitze.

13. Des bösen Wortes Recht-fertigung.

Der gute Geist gleicht einer frischen Rosenblüthe. Freimuth in Rede und Schrift ist nur sein Blütenduft, in seinen kräftigen, feinen Lebens schönes Zeugniß. Der Dorn umgiebt die Rose, daß er sie behüte vor frevelhafter Hand, vor Tod in Kerkerluft, und Rosendornen sind erlaubter Waffen Gleichniß, daher vergleich ich ihnen jetzt das böse Wort, und setze scherzend die Vergleichung weiter fort. Zu schwach sind Rosendornen und des Wor-

tes Spitzen, um gegen den verwegnen stärkern Feind zu schützen. Der Teufel holt die Seelen, wie der Ziegenbock die Rose frißt; er schont den kahlen Dornenstock. Gefährlicher wie Ziegenböcke ist der Wurm, der an den Dornen selbst empor sich hilft zur Blume, die Lebenskraft verzehrt in ihrem Heiligthume, die Blüthe schon im Lenz hingiebt dem rauhen Sturm. Der Wurm ist jener supernaturale Wahn der morgenländischen, erkrankten Phantasie, die einst, sich selbst nicht kennend, ihre Kraft verlieh dem Worte. „Alles," sprach sie, „hat das Wort gethan." Man rühmt dies noch, als den erhabnen Dichterschwung, der jugendlichen höheren Begeisterung und spielt mit solchen falsch verstandnen Redensarten, in denen Trug-Orakel längst sich offenbarten, die uns zu jeder Zeit verderblich schon geworden. Der Wahnsinn dominirt im Süden wie im Norden. In Wahrheit hatte Satan Christum überwunden, doch umgekehrt erzählt man's in den Andachtsstunden. Indeß, „am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe." Nicht alle Blüthenopfer fielen ganz vergebens. Es zeigte schon sich in der alten Teufelsmythe die Spur des guten und nur halb verirrten Strebens. Was Wunder! Wer beständig Geistesblüthen speist, wird *nolens volens* endlich selbst ein schöner Geist. In Esaus fuhr der Satan vor 2000 Jahren, zu Luthers Zeit war er in Gottes Wort gefahren und ward gebannt durch den berühmten Dintenklecks. Allmählig ist er „ordentlicher Mensch" geworden, ist weder Luther's Feind, noch der des Dr. Eck's; er liebt sogar die höchsten Staats- und Kirchenorden. Man nennt am passendsten ihn Herrn von Multipler, denn er wird Fürst, Soldat, auch Kaufmann und Jurist, Bischof und Jude, Türke oder Fatalist; lebt pünktlich nach der Uhr u. hält auf feine Sitten; im Unterrock ist er auf Thronen selbst gelitten. Dabei ist ihm die Armuth herzlich lieb und werth; wohlthätig sorgt er, daß sie sich vermehrt und nährt. Ihr lacht. Ihr merkt wohl die Mystification? Die hasse ich und spreche gleich aus andrem Ton.

Zur Aufklärung des Volks, in Protestantenlanden, ist früher schon gelehrt und schweigend zugestanden, daß Teufel nur Symbol für böser Menschen Willen und nie Entschuldigung sei für unsre Uebelthaten. Doch scheuten sich die Herren, hieraus die Folgerung auf's Wörtchen „Gott" auch zuzulassen. Ganz im Stillen zurück zu lenken fanden sie sehr bald gerathen. „Das Volk ist noch nicht reif für Wahrheit, ist zu jung," „wir können's nur durch Furcht und Aberglauben zügeln."

Wer selbst nicht klug geworden, kann nur immer klügeln.

„Die Geister aufzuklären, bringt dem Leib Gefahren, wir wollen also, alten Sprachgebrauch bewahren." „Der gute Geist ist Gott, der böse ist der Teufel." Die Dichter ließen gerne Gott u. Teufel fahren; denn Jener hat nur einen guten Reim, den Spott, den Dieser gar nur einen schlechten Reim, den Zweifel. So blieb der Teufel ungereimter stets als Gott, wiewohl sie beide wahrlich böse Worte sind, wenn man sie nicht als Menschenschöpfungen erkennt und ihren Schöpfer auch den Kindern richtig nennt. Wer Kinder will betrügen, ist noch selbst ein Kind, und wär' er auch an Jahren ein Methusalem. Er holte aus der Chronik von Jerusalem die Weisheit sich von David und von Salomon, und macht es wie der Jugendgott zu Babylon, verwirrt die Sprachen, fürchtend, daß die Menschenkinder sich sonst verständigen und ihm zu trotzen lernen. Er theilte, um allein zu herrschen. Zu entfernen die Himmelsstürmer, wurde er ein Spracherfinder. Durch neue Worte weiß er Reden so zu drechseln, daß Viele Böses mit dem Guten leicht verwechseln. „Der Worte Mißverstand, das ist der Teufel eben! So lange Gott noch lebt, wird auch der Teufel leben." Das heißt, der Fromme lernet nie das Böse meiden, weil er's in Gottes Wort nicht magt zu unterscheiden. Die Wortvergötterung hat ihm den Sinn verrückt; denn hört er nur „Gottwill's", so wird er gleich entzückt, bewaffnet sich mit Flinte, Schwert und Pickelhaube und giebt den jungen Leib dem Zufallstod zum Raube. „Mit uns ist Gott!" Der Teufel also ist der Gegner, doch Der schreit ebenso; Der Kampf wird stets verwegner. „Es ist ja ehrenvoll für's Vaterland zu sterben." Ein schmählicher Betrug! Doch dies glaubt weder Sieger noch der Besiegte. Dieser nimmt als Gottes Krieger, die Knechtschaft hin als Strafe. Reuig und mit Wehmuth bezahlt er seine Todten, preißt sie betend, selig, und pocht auf künft'gen Sieg. Die christlich-fromme Demuth verwandelt sich in Muth. Die Kampflust wächst allmählig und siehe da! „Der Weg des Herrn bleibt wunderbar." Zum Herrscher wird oft heut', wer gestern Knecht noch war!

Doch gegen solche pseudo-göttliche Extreme erhebt sich strafend des Verstandes heil'ge Vehme. Wer Lebensopfer will als Tugendprobe lehren, der spricht dem menschlichen Naturgesetzen Hohn. Wer nicht sein Leben liebt, wie lange wird er's ehren in Andern? Fort mit solcher Resignation! Sie ist des Menschensohnes ew'ge Marterkrone, verschafft nur längre Frist dem alten Teufelsthrone. Der übermüth'ge Lord bekam den Ehrenspleen, als ihn das Volk umringte mit gerechten Klagen. Die böse Wahrheit war zu bittre Medicin für den durch Lob und Dank geschwächten alten Magen. Sich zu versüßen jene *asafoetida*, erfand er die *Epitheta ornantia* und läßt von Niemand sich Unangenehmes sagen, in andern als in unterthänigen, leeren Phrasen. Die Grobheit bleibt Regal für allerhöchsten Styl. Vermischt mit Selbstlob, füllt sie Unterthanennasen. Auch mit den Schriftgelehrten „fackelt man nicht viel." Wer „unbescheiden" schreibt und spricht, heißt Hochverräther, und wird mißhandelt wie ein andrer Uebelthäter. Dies ist die Sünde wider unsern heil'gen Geist, die man mit Recht für immer unverzeihlich heißt. Ja, könnten die bösen Lehren unser Herz vergiften, so thäten's die Gesetze und die heil'gen Schriften. Sie sind Gerichte aus der alten Hexenküche; betäubende Opiate, gift'ge Wohlgerüche. Zur Tugend stempeln sie das ärgste per Verbrechen, durchs Recht, ein böses Wor-

durch böse That zu rächen. Durch die Erfindung der Verbalinjurien verwandelten sich Menschen schon in Furien. Man kann den Schriftgebrauch deshalb gewiß nicht loben, allein das Aergerniß kam offenbar von Oben. Wer zu mir spricht: „Du Narr," der ist des Feuers schuldig," sagt Gottes Wort, und macht die Furchtsamen geduldig.

Gesetzt, Ihr nennt mich „Satan," um mich zu beschimpfen, so werd ich deshalb nicht mit Horn und Bocksfuß hinken. Gesetzt ich schrieb „Popo," Ihr könnt die Nase rümpfen, doch bleibt es aufgemacht: das Wörtchen kann nicht stinken. Wer zu mir „Esel" sagt, macht mir nicht lange Ohren, nicht Eselsfell; er lügt nur und er ist viel dümmer als ich, wenn er noch an die Macht des Wortes glaubt. Doch, dümmer wie ein Esel wird der Mensch geboren, deshalb vergeb' ich ihm und denk' von ihm nicht schlimmer als von mir selbst, da ich mir Gleiches einst erlaubt, wenn ich als Knabe, beim Spaziergang um die Wette mit andern stritt, wer von uns größre Weisheit hätte. Jetzt nenn ich den nur dumm, der nichts mehr lernen will, hochmüthig spricht: weiß Alles besser, schweiget still! So macht es leider jede hohe Staatsregierung und übt durch Strafgewalten den Gewissenszwang, den sie moralisch nennt, doch macht es geistes-krank und ist den Unterthanen „göttliche Verführung" zum innern Widerspruch, zur Freiheitsschwärmerei. Was man verhüten sollte, führt man selbst herbei. Den Schwachen knechtet man, den Starken läßt man frei. Es blühen darum Ironie, Satyre, Hohn, der Dummheit nur der Bosheit wahrer Sündenlohn. Durch's Wort poetische Gerechtigkeit zu üben, ist unser gutes Recht und darf Niemand betrüben. Wer's übel nehmen will, der denk' ans Lied vom Zopf, das uns Chamisso sang und wov' ein Titelkopf. Doch Jerusalems Zerstörung war noch kein Anfang rauher Selbstbekehrung. Um einzusehen, daß Bekehrung nöthig sei, bedurfte es Weltbekehrungen ganz andrer Art, als der gegebnen von den Göttern Tyrannei. Sie fehlet noch den Meisten in der Gegenwart. Ein Weiser braucht kein Lob, kann auch den Herrn nicht loben, doch bleibt er über das Parteigezänk erhoben. Ihm ist nicht alles schlecht, was Royalisten tadeln, doch auch nicht Alles recht, was Demokraten adeln. Im ganzen Leben, wie in der Literatur, in Staat und Kirche, in Geschichte wie in Dichtung, verfolgt er überall des bösen Feindes Spur und deckt den Irthum auf, wie die verkehrte Richtung. In dem Erhabensten zeigt er das Gräßliche, in mancher schön genannten Kunst das Häßliche. Die Unzucht weist er nach in Eigenliebe und Treue, sowie in Gottes-Lieb' und Bajaderenreue. Wer sich noch einbildet, daß ewig Voll regiere, den wirft er in die heiße Hölle der Satyre, allwo ihm der Humor ein komisch Grablied singt, den Fürstenspiegel zeigt und Prinzenpfeifen bringt. Da wird gehenkt, allein es thut nicht weh, denn Delinquenten giebt's nur in effigie. Zwar hört er laut noch über Ehrverletzung schreien, doch macht ihm dies Geschrei nicht mehr Gewissenspein. Es war nur frevelhaft mit altem Wahn zu scherzen, so lang die Wissenschaft der Wahrheit neue Schmerzen und keine Heilung für die frischen Wunden brachte. Jedoch das böse Wort, was Gott, als Herrn beleidigt, indem es zeigt, daß ihn der gute Geist verachtet, es wird, sogleich sein Freund, der ihn als Mensch vertheidigt. Wir Alle leiden durch die Sünden unsrer Väter, und wurden, ihnen gleich, heimgesucht Uebelthäter. Wir können ferner auch die schönste Kraft vergeuden, wenn wir die höheren, die geist'gen Lebensfreuden, die Wissenschaft und Kunst, den Völkern vorenthalten, sie stets in Nothwehr setzen, durch gemachte Noth. Nothwehr ist kein Gut, ist eines von den alten und nicht nothwend'gen Uebeln, denn leicht zu wehren durch Nichtübung, ohne Zwang und Strafgebot, wenn wir uns zu dem Seligkeitsprinzip bekehren. Was Allen wohlthut, werde allgemeines Gut, und bleib' nur so genannt, so lange es gut thut. Vergänglichkeit des Wohlseins sei uns stets das Böse, sobald das Neue, Andre, was entgegenkommt, nicht neues Wohl bringt. Vergiß nicht ein Gesetz des Buches der Natur, die Jedem wirklich frommt, denn so erhebt und jede schmerzliche Erfahrung zur unzweideutigen und sichern Offenbarung des Irthums, welchen wir in Zukunft meiden müssen, wenn wir nicht alte Schmerzen stets erneuern wollen. Daß dieses Keiner will, kann Jeder an sich wissen, drum spricht der Weise jetzt nicht mehr von müssen, sollen, also, wie es für Jeden die Gerechtigkeit, die Gleichheit Aller im Geschick, persönlich macht, als allgemeine und natürliche Bedingung des möglichen und des vollkommnen Seligkeit. Die alten Pflichten, Lehren hat den Wahn erdacht, ein kleiner Theil der Gattung nur sei zur Erringung und zum Genuß desjenigen Gutes noth bestimmt, was seine Kraft durch Uebermacht und List erwirken und durch die Unterjochung schwächrer Seinesgleichen als Recht behaupten kann. In unsrer Zeit vernimmt der Mensch erst ganz die Schwere der Verirrung, nachdem er sich befreit von aller Sprachverwirrung und in Voraussetzen Recht und Pflicht erkannt. Verlorne Liebe gibt ihm wieder der Verstand. Er wirft das gärtisch heraus, Befehl und Drohwort verächtlich wie das abgedroschne leere Stroh fort, denn sondert er die Spreu von reinem Weizensamen, so werden Ehrentitel ihm zu Ekelnamen. Sobald man in sich selbst die Herrschsucht überwunden, ist auch der rechte Sprachgebrauch sehr bald gefunden. Der letzte böse Vers wird lachend dann gesungen: „Von Gottes Gnaden Wir, Wir lassen euch verkünden, das neue Strafgesetz für die begangnen Sünden. Von Gottes Gnaden Wir, Wir armen, dummen Jungen!"

14. Philadelphia an Georg Herwegh.

Ein Gruß ich Deinem Ruhm gezollt
Bewunderung
und Rede Dich noch jetzt, weil Du den
Herrn verrathen
zu meinem Heil, wiewohl nicht so, wie
Du gewollt.

Du hattest noch nicht g'nug mit Deinem Gott gegrollt
und warst ihm allzumrog in Worten, wie in Thaten,
als Deine Muse sang, wie wenn der Donner rollt
und streute Drachenzähne aus, Medea-Saaten.
Jedoch Dir war das Schicksal durch Versagung hold.
Zwar trieb der neue Philipp Dich aus seinen Staaten,
weil ihm verdroß des Dichters grobe Briefesgrosa,
doch starbst Du nicht wie Napoleon bei Jena;
doch auch nicht morbete, wie Jenen, Dich Helena.
Mich Paris kanntest Du ein besser Schicksal wählen,
durch Liebe mit dem schönen Weibe Dich vermählen,
in's neue Troja fliehn und kleine Neu-Trojaner,
Pariser, zeugen, lustige Deutsch-Republikaner.
Du zogst als Troubadour in's Land der muntern Franken,
wo man den Cafenburg erfand, die Ritterschranken,
Champagner, Guillotine; wo die Republik
als Vorspiel nur erscheint zum großen Heldenstück:
„Der kleine Corporal" als Kaiser ohne Charte,
worin zum Dritten Mal agirt ein Bonaparte.
Das souveraine Volk ist streng im Dirigiren,
es pfeift die Helden aus, wenn sie schlecht memoriren,
und bessert sie das nicht, so folgt das Relegiren,
zuweilen auch das Operiren, Trepaniren.
Dem Monde gleicht, der Franzmann, leuchtet mit der Sichel,
im Auf- und Niedergange scheint er roth wie Blut
und kulminirend bringt er Ebbe uns und Fluth.
Doch ein Polarstern ist der fromme deutsche Michel:
als treuer Landsknecht steht er bei des Nordens Bären,
wer ihn verlocken will, den weiß er abzuwehren.
Für deutsche Freiheit hast Du Waffen selbst getragen
und bist dafür von Deutschen in die Flucht geschlagen,
doch glücklicher als Kinkel und als Robert Blum,
entgingst Du noch dem Kerker und Märtyrerruhm.
Wenn Feinde Dich verspotten, Freunde Dich verklagen,
weil Du für's Vaterland Dein Leben nicht gelassen.
als Du für Freiheit kämpftest in den Herengassen,
bin ich dir froh und will noch nicht an Dir verzagen.
Wie ein besiegter Ritter fielst Du in den Sand
ich reiche deshalb Dir zuerst als Freund die Hand,
und will Dich werben für ein neues Siegs-Panier.
Erhebe Dich vom Staube, öffne Dein Visir
und reinige Dein Antlitz von den Lanzensplittern,
die Du empfingst in dem Turnier mit „todten Rittern"
Frisch! kämpfe in Dir selbst den Ritterstolz erst nieder;
dann blicke unparteiisch auf das Schlachtfeld wieder!
Dort wollen wir als freie Geister, uns begegnen
und nicht mit Dichterzungen fluchen, oder segnen.
Der starke Arm des Herrn das ist der hohe Galgen
an welchem viele Menschenherzen blutend hängen,
interessen unter ihm sich Köpfe, Fäuste balgen,
mit Opfern zu dem Hochgericht des Herrn sich drängen.
O höre, wie Jehovah's Donnerstimme schreit!
Aus Volkes Munde ruft sie laut: Gerechtigkeit!
Was meint sie mit dem Wort? den Mord, die blut'ge Rache!
Das nennt man schmeichlerisch „der Menschheit heil'ge Sache,"
verehrt das Götzenbild der Souverainetät
des Volk's, des Fürsten, der an seiner Spitze steht;
Doch Fürsten, Pfaffen sind des Volkes Götzenbilder
für welche es im Wahn erhebet seine Schilder,
weil es in ihnen glaubt das höchste Glück zu sehn
wonach die Unterthanen stets vergebens flehn,
das Glück zu ernten, ohne selbst zuvor zu sä'n.
Des Volkes Freiheit ist das Recht, durch Uebermacht,
im Rath wie in der That, die Freiheit zu verkümmern
der Schwächern Minderzahl. Das Recht ist nicht erracht,
es ist nicht Geistes Recht! Er muß sein Glück zertrümmern,
wenn er Naturgesetze der geistlosen Massen
sich selbst zur Regel macht; sie da will gelten lassen,
wo Willkür, freie Wahl, naturgesetzlich bleibt
und wenn er jenen Massen den Beistand zuschreibt,
den sie nicht haben können, der ihm selbst noch fehlt,
so lang' er sich mit Fragen nach Bestimmung quält.
Der Wissende erkennet in dem Sonnen-Nimbus
des dicken Massengomes den Infamen-Limbus.
Bist du es müde in dem Herrschafts-Koth zu patschen?
Im Traum der Pflicht zu leben unter Schädelstätten?
zu ringen nach der großen Kinder Beifallklatschen?
Und, möchtest du was thun; die Kleinen zu erretten?
So suche mich nur auf in Nordamerika,

Du findest überall hier Philadelphia...
Hier ist für den befreiten Geist Elysium,
denn fromme Väter zogen aus dem Christenthum
cosmopolitisch-demokratische Moral.
Gedankenfreiheit ist des Volkes Ideal!
Zwar Kinder Gottes kamen her aus allen Zonen
und hielten gläubig fest an „Mosen und Propheten,"
doch lernten sie hier schon, bei Heiden friedlich wohnen;
es kann das Wort des Herrn den Geist nicht wieder tödten,
weil gleiche Freiheit allen Irrthumslehren bleibt
und aus dem Irrthum neue Wahrheits-Keime treibt.
Hier bauen Enkel einst das neue Paradies,
aus welchem Adam klüglich Gott, den Herrn verstieß,
weil der ihm wehren wollte, von der Frucht zu essen,
die Gutes lehrt behalten, Böses lehrt vergessen.
Hier rüsten wir bereits den Arm zum letzten Siege,
der zu erringen ist in dem Titanenkriege.
Dann opfern hier nicht mehr, der Cain und der Abel
und Neid und Brudermord verschwinden mit der Fabel!

Oden.

Von Friedrich, dem Großen.

Die Verläumdung.

Welch ein Phantom, welch ein Ungeheuer, verfolgt unaufhörlich meine Schritte? Es ist den Grenzen des Schattenreichs entflohen; seine Blicke drohen mir den Untergang. Ströme von Bitterkeit und Galle schießen aus dem lästernden Munde dieses bleichen wüthenden Gespenstes. Es hatte niemals einen andern wirklichen Körper, als nur Lügen, Betrug, Bitterkeit, Meineid und List.

Ich erkenne deine niederträchtigen Gesichtszüge, barbarische Tochter des Neides. Ich erkenne dich an der nimmer gestillten Begierde nach Verrätherei und Schandthaten; an der Unverschämtheit deiner Handlungen; an deinen Schlangen und Drachen, welche die Wuth gesäugt; an dem Schleier, welcher dein Haupt verhüllt, und an dem Schalle der falschen Trompete, diesem deinem Werkzeuge der Unbilligkeit.

Indem du den trüben Schimmer der schwarzen Fackeln der Tisiphone wieder auffachst, schüttelst du sie nah am Thron, der unter ihrem Dampfe verschwindet. So wie deine Wuth ihn belagert hält, dringen die Klagen der Unschuld die er beschützte, nicht mehr zu ihm hinauf; bald wird er ein Mitverbrecher in deinen Lastern; dient dir, und unterdrückt alles, was dein Haß verdammt hat.

Mit der Larve der Politik bedecktest du dein scheußliches Gesicht. Die Verwegenheit deiner unbilligen Zunge erhob sich wider die Könige. Mit einem schrecklichen Gebrüll schreit wider mich an allen Höfen der strafbare Haß. Du wirst Allein die Seele des Staatsbedienten, und verwandelst seine lachenden Tage in traurige Nächte.

Und so vergiftet das flüchtige Gerücht, voll von deinen Schmähungen, mit seiner Wuth den ganzen Weltkreis. Europa, welches nach Neuigkeiten dürstet, verschlingt den Rauch, welchen dein vergifteter Athem aushaucht; und in dem Irrthum, worein du es gestürzet, hält es die Orakel der Lügen für den Ausspruch der Wahrheit.

Dein Rost heftet sich beständig an hohe berühmte Namen. Ihre zu sehr strahlende Schönheit verletzt deine schielenden finstern Augen. Der schreckliche Dämon, von welchem du besessen bist, befleckte Cäsars Ruhm beim Nikomed, und verschonte nicht der Scipionen. Du verwiesest den Belisarius ins Elend und verkehrtest durch deine Zauberei ihre Lorbeern vor den Augen des Pöbels in Disteln.

Wo sind jemals große Verdienste gewesen, gegen die du dich nicht erbittert hast? Du verfolgtest den Thersites nicht. Deine grausamen Anhänger waffneten sich in Griechenland mit dem Ostracismus, allen Heldenmuth zu ersticken. Nur große Männer sind deine Opfer, und noch raucht ihr Blut, welches deine Laster vergossen, auf deinen schwarzen Altären.

In deiner thörichten Trunkenheit wurde Luxemburg der Zauberei beschuldigt. Selbst Eugen trug in seiner Jugend*) die Kennzeichen deiner Zähne. Colbert, dieser ehrwürdige Staatsmann macht, daß sich Frankreich noch jetzt der Schande schämt, mit der es ihn belastet; durch dich ward selbst die Bildsäule des großen Ludwigs gleich einem Augenblick nach seinem Tode entehrt.

Dein Dolch, der die Ehre durchbohrt, macht daß die Helden wieder aufstehen. Mehr als ein berühmter Heerführer war seine Triumphe den Nebenbuhlern seines Ruhms schuldig, indem er alle Hindernisse überwindet, dient sein Name nach so vielen Wundern, deinem Gifte zum Gegengifte, und da du dich nur wider große Namen verbittertst, verblendet ihr außerordentlicher Glanz die Augen der Sterblichen in deinen Finsternissen nur desto mehr.

Ich fürchte also nicht weiter den Vorwurf, daß auch Ich unter deiner Wuth gelitten, da alle Pfeile, die du abschießest, nur die Tugend treffen. Vergeblich stellt man sich deiner List entgegen. Selbst Minerva mit der Medusa bewaffnet, würde dich nicht versteinern können. Die glückliche Wohlthat der Zeit allein, kann deine Bosheit entdecken und uns vor der Welt rechtfertigen.

Und ihr, ihr Treulosen, welche das

---

*) Man nannte ihn zu Paris Dame Claude, wie man Cäsarn zu Rom die Frau aller Männer nannte.

Ungeheuer aufgezogen und selbst genährt hat; ihr, deren mörderische Zungen ihre Bosheit auslegen; mische eure lästernde Stimme, das Werkzeug des niederträchtigsten Betrugs, zu ihrem wilden Geheule: schlagen nicht mehr die Wellen des Meers, nichts stört mich in meiner tiefen Ruhe.

Indem in unsern blühenden Gärten die Biene von Blume zu Blume fliegt, und zu ihrem Nektar Süßigkeit einsammelt, saugt indeß der unfruchtbare Schwarm der Wespen auf schädlichen Kräutern, und bereitet seinen Gift zu. Wenn gegen den arbeitsamen Bienenkorb die neidische Wespe heranfummt, nimmt das Heer der Bienen seinen Flug gegen die Wolken.

Eben so, wenn jetzt die immer nützende Unschuld glücklich und ruhig und mit ihrem Schicksal zufrieden, für das Wohl des menschlichen Geschlechtes arbeitet, sieht man in deinen barbarischen Händen den schneidenden Stahl von Lüge geschärft, bis auf die kleinste Spur das neue Denkmal zerstören, welches die Weisheit und Glückseligkeit aufgerichtet.

Unzähligmal hab ich gesehen, daß deine unglaubigen Hände dem Tonen geschmeichelt, um die Lebenden desto mehr zu verletzen. Deine Laster hüllen sich in die Nacht ein, und scheuen den Tag, der sie entlarven würde; gleich den traurigen Raben, welche sich in den dichtern Cypressen um die Gräber versammeln, und mit ihrem Geschrei die Schatten erschrecken.

Und du giftige Natter, die du mit deinem schlangenbissigen Zahne jenen gütigen Menschen, jenen für das allgemeine Beste geborenen Prinzen, verwundet; mit dem blutdürstigen Tigerbiß! Ich entsage der undankbaren Arbeit, deine wilden Sitten zu mildern. Eher würde der Mann unter der brennenden Linie die Wuth der afrikanischen Ungeheuer bändigen können.

Sei der Nacheiferer Virgils, o Herrscher auf dem gedoppelten Berge; das Gebeute des Apollo wird dich doch vom Helikon herabsetzen; der verworfene Neider, welcher in seinem Fluge bis zum Palaste des Gottes des Tags sich erhob, läßt die Schwingen sinken, und wird plötzlich zum Raubvogel, und zum gefräßigen Geier verwandelt.

Indem du die Verläumdung mit einem von ihrem Gift aufgeschwollnen Herzen heiligst, verschmähst du das Gemälde, deinen Gesang, und deine göttlichen Harmonien. Mißbrauche die Begeisterung nicht; die Galle der Verläumdung vergiftet die Quellen der Hypokrene; ich ziehe deiner Beredtsamkeit das weise tugendhafte Stillschweigen des Bernard vor, welcher die Liebesgötter besang.

So sieht die trostlose Najade, wenn die aufrührischen Winde ihr stilles Gewässer empört, aus dem Schooße ihrer tiefen Grotten den sandigen Grund in die Höh wallen; der Sand vermischt sich mit den Wogen, und trübt die kristallnen Fluthen. Aber wenn die Stille wieder herrscht, wird die Quelle durchsichtig, folgt dem kleinen dem sanften Abhange, und nichts unreines trübt ihre Wellen.

Eben so treffen die bekanntgemachten Schandthaten, indem sie noch neu sind, nur die Luft; man verachtet sie, man vergißt sie, und die Schmähschrift wird von den Würmern zernagt. Nur das wahre Verdienst findet in sich selbst einen dauerhaften Schutz; ohne sich zu betrügen sieht es der Unbilligkeit des frechen Verläumders, welches es nicht agt, die billige Rache, weit entgegen.

Zuletzt triumphirt die entstellte Wahrheit über den Irthum. Julian findet wider die heilige Verläumdung einen Vertheidiger; wenn der Hof, sein Gefolge, und der Neid im Staube liegt, erscheint die Tugend ohne fernere Schutzwehr nöthig zu haben; und wir sehen in der ehrwürdigen Geschichte die Lorbeern des Ruhms wieder grünen, welche der Neid entblättert gehabt.

An Graessel.

Göttin der Dichtkunst, Göttin der denkenden Wesen, neige von dem Palaste der Geister, aus welchem deine Blitze schießen, von dem strahlenden Heiligthum, in welchem dir die Sterblichen räuchern, zu meinen Tönen dein Ohr herab.

Nichts kann deiner mächtigen Gewalt widerstehen; du rührst die Seelen; du machst, daß unsre Thränen fließen; deine Rednerstimme, welche bezaubert und niederdonnert, ist die Siegerin der Herzen.

Deine hellen Strahlen schmücken die Natur. Deine Hand bevölkerte das Meer, die Luft, die Erde und die Himmel. Pallas ist dir ihre Aegide, und Venus ihren Gürtel schuldig; du erschufst alle Götter.

Die kühne Erdichtung verbarg unter einer zaubrischen Larve die anmuthigen Lehren der Tugend; die strenge Wahrheit schien dadurch verschönert, und rührte desto besser unsre Sinnen.

Du besangst die Helden; dein erhabnes Genie, in seiner Unermeßlichkeit wohlthätig und fruchtbar, erhob ihre Thaten, verschönerte ihr Leben, und machte sie ganz zu dem, was sie sind.

August ist deinen Ruhm der Leier des Horaz schuldig; Virgil widmete ihm seine edlen Erdichtungen. Durch ihre schönen Lieder versüßt, verzeihen ihm die Sterblichen die Verfolgungen und den Mord seiner Mitbürger.

Indem die gemeinen Sterblichen, schwer, durch die Materie unterdrückt, müßig, und ohne zu denken, den Pflanzen gleich, wachsen, und ihre Augen nur durch den Trieb der Sinnen eröffnen;

Indem die gefallne Beredtsamkeit der Schriftsteller am Fuße des Helikons im Sumpfe krächzet, nach Schlangenart fortschießt, oder den Schildkröten gleich; fern von den Schritten des Apollo sich hinschleppt;

Nimmst du, o Sohn der Götter, du Lehrling der Grazien, deinen Flug zu dem Himmel, welchen die neun Schwestern bewohnen, und auf deinen Fußtapfen entstehen wechselsweise Blumen und Früchte.

Deine harmonischen Lieder, zierlich ohne Schmuck, und in ihrer Einfalt weit von der pedantischen Kunst entfernt pre-

digen als Kinder des Gottes des Geschmacks und der Natur, die Wollust.

Deine arbeitsamen Bemühungen rühmen uns die Faulheit und jeder deiner Verse scheint das Gegentheil davon zu zeigen. Nein, ich erkenne die schwere Verdrießlichkeit nicht in dem, was sie mich empfinden machen.

Im Mittelpunkte des guten Geschmacks, eines neuen Athens, erntest du in Ruhe die Ehre der Talente, indem der Weltkreis neidisch auf die Seine, deinen Gesängen Beifall zuruft.

Berlin ist dadurch gerührt; komm auf seine Stimme, die dich ruft, die Seufzer der Musen der Erde zu erregen; komm, und sing unter dem süßen Ton deiner unsterblichen Leier die Liebe und den Scherz.

Die Standhaftigkeit

Blinde Mordsucht! Zerstörerin der Sterblichen; nicht deine verblendete Raserei ist es, der ich Altäre errichte: Es ist jene standhafte, feste, heroische, geduldige Tugend, die allen Stürmen des Schicksals trotzt, und unempfindlich bei dem Geschrei des Neides, voll von Liebe zum Leben, aus Tugend den Tod verachtet.

Der aufgebrachte Zorn der Götter über die freche That des verwegenen Prometheus, welcher ihnen das Feuer des Himmels geraubt, ließ aus dem verderblichem Geschenke der Pandora den höllischen Schwarm der Uebel sich über den Erdkreis ausbreiten; nur blieb durch einen Ueberrest ihrer Gnade die Hoffnung auf dem Boden dieses verderblichen Geschenkes zurück.

Die Natur scheint auf diesem erstaunlichen Schauplatz, worauf die Sterblichen die spielenden Personen sind, als ihre Stiefmutter, sich nur an ihrem Unglück zu ergötzen. Verdienst, Würden, Geburt, nichts befreit uns vom Leiden, und das Unglück waltet in allen unsern Schicksalen vor. Ich sehe den Galiläi in Ketten, die Medicis ins Elend verwiesen, und Carl*) auf der Blutbühne. — Hier feuert ein dir geraubtes Glück deine Rache an; dort durchbohren die Pfeile des Neides dein schuldloses Herz; bald gießt der scharfe schneidende Schmerz seine grausamen Schrecken über deine blühende Gesundheit aus; bald ist es dein Weib, deine Mutter, dein getreuer Achat, oder dein Bruder die dich durch ihren Verlust zu Thränen zwingen.

So schweben zerbrechliche Schiffe, ungeachtet der gewaltsamen Wuth der Tyrannen der Wogen, auf dem stürmischen Meer. Die von den Winden empörten Fluthen werfen sie an die Wolken, und stürzen sie wieder bis zur Hölle hinab; der Himmel kündigt ihren Schiffbruch an, aber durch ihren Muth gestärkt, trotzen sie dem Wüthen des Meers.

So sind in diesen unruhigen Tagen Muth und Standhaftigkeit der Schild und die Waffen, die ich der Widerwärtigkeit entgegen stelle; das Schicksal mag mich verfolgen, mag meinen Fall vorbereiten, oder beschleunigen; keine Gefahr wird mich erschüttern. Wenn dem furchtsamen Pöbel alle Hoffnung verschwunden scheint, muß der tapfere Mann sich hervor thun.

Der Gott der Zeit entflieht mit eilendem Fittig, und kehrt nie wieder zurück. Im Entfliehen scheint er uns selbst seine Flucht zur Wohlthat anzurechnen; alle Uebel, die er verursacht und auslöscht, nimmt er bis auf die geringste Spur mit sich hinweg; aber er kann das Schicksal nicht ändern. Warum sollten wir denn über ein kurzes Unglück, das im Augenblick vorüber ist, seufzen, oder uns unaufhörlich beklagen?

Ich erkenne den Ovid; der traurige, in seinem Elend kriechende furchtsame Schmeichler seines Tyrannen, hat in seinem Herzen nichts Männliches mehr. Nach seinen Klagen sollte man glauben, daß außer den stolzen Mauren von Rom, für Sterbliche keine Hoffnung mehr übrig sei. Wie glücklich, wenn er in seiner Verbannung wie Horaz hätte sagen können: Ich trage mein Glück in mir selbst.

Ihr starken philosophischen Geister, ihr irdischen Bürger der Himmel, ihr Sterne der stoischen Schulen, aus Sterblichen, werdet ihr Götter. Eure Weisheit, euer unerschütterter Muth, triumphiren über die Menschheit. Was vermag Schmerz und Widerwärtigkeit über ein entschlossenes festes Herz, welches unfähig ist, zu leiden?

Regulus überliefert sich Carthago, verläßt Vaterland und Freunde, in der Gefangenschaft die Wuth seiner wilden Tyrannen zu besänftigen. Ich schätze den Belisarius in der Verachtung und im Elende höher, als im Schooße der Glückseligkeit; und wenn ich den großen Ludwig bewundre, so ist es da, wenn das Unglück ihn niederdrückt, und er seine Nachkommenschaft verliert.

Eine gemeine Seele ruht im Schooße des Glückes, ohne sich anzustrengen; der Mensch genießt des Glückes, welches ihm allein der Zufall gegeben. Nicht im günstigen Schicksal kann sich ein edler Geist hervorthun; er wird mit der Menge vermischt; aber dies ist die Probe der Tugend, wenn sein Herz, mitten unter den Stürmen des Schicksals wächst, und sich erhebt.

Das blinde Verhängniß ist unerbittlich, vergeblich sucht man es zu besänftigen; welcher Sterbliche darf sich seinem unüberwindlichen Schicksal entgegen setzen? Nein, alle Stärke Alcidens hätte ihn nicht wider den Strom eines reißenden Flusses schwimmen gemacht. Mit standhafter Seele muß man die Wuth des Unglücks ertragen, welches sich nicht ändern läßt.

Die Schmeichelei.

Welch eine heilige Wuth? Welch ein Gott begeistert mich? Welch ein Feuer bemächtigt sich meiner Sinnen? Komm, o Muse; laß mich die Leier wieder nehmen, und deinen Bezauberungen folgen. Unterstütze mich, tugendhafter Neid, du,

*) Carl der Erste, König in England,

die Völker froh und e nig sich erh bn, und, wie die Enten auf dem Teich, im Schlamme lustig zehren, indessen sie zum Himmel re ch, den Fürsten-Spiegel kehren!

8. *Frederick le grand.*

Eine Geiste stimme.

Ich h elt es für höchste *raison* als Herr und König auf Erden, daß Jeder nach seiner *fagon* im Staate kann se ig w.rd n. Doch habe ich lang mich ge p'agt, die Unterthanen zum Glücke zu zwingen m it Zepf und P rücke. Hab marchen Narren verjagt, mit Zunge, Feder und Krücke, all in ihre Zahl war zu gros, die Narrheit scheint menschliches Loos. Drum hab' ich auch ehrlich ge sagt: „Ich wurde am Ende vom Liede der Sklav nrebellschung müde." Es scheint vom ganzen Fürsten-Orden nach mir noch K iner klug geworden. Wird die Despotenkust uns ferner angezogen, so bleib's beim Spruch der Th olegen: „Das Seligwerden ist den Todten vorbehalten." Wer's glaubt, der läßt das blinde Schicksal walt n. Den Glücklichen ist's Gott, in kindl chem Behagen; die Andern haben mit dem Teu'el sich zu vertrag n. Zwar wär ich v ele Jahre Atheist, doch st rbend wurde ich ein guter Christ, „Anst rblich wollt' ich werden durch den Tod;" zur Sonne fahr n aus der Erdenneth. Es ward mir bange auf dem Sterbekissen, ein ew'ger König sein zu müssen. Doch käme ich jetzt wieder auf den Thron, begänne ich von Oben Revolution!

9. Mephistopheles an die Unions-Demokraten.

Ich acceptire den Titel als böser Lügen-Prophet und lese Euch gleich ein Kapitel, wie Lüge als Wahrheit besteht. Ihr fürchtet wie Himmelseinfall, die reine Demokratie und fühlt Euch nur glücklich im Schweinsfall der göttlichen Monarchie; denn Ihr seid Scheindemokraten, die unter dem Freiheitspanier die Rechte des Menschen verrathen und Sklaven erz e-

hen, wie Ihr! „Was schadet's, wenn unter dem Hiebe der Peitsche ein Neger weint? Er hat ja die christliche Lieb, er liebt ja sogar seinen Feind. Er weiß ja, die liebst n der Kinder, hat Gott sich zu Opfern bestimmt, die er vom Altare der Sünder, höchstgnädiglich zu sich nimmt." Was Ihr von dem Christenthume h alten, ist Arbeiters Fluch, g schmückt mit dem göttlichen Ruhme, durch plumpesten Priesterbetrug. Von mir wollt Ihr nimmer was hören, ich bin der gesunde Verstand der göttlichen Freiheitslehren, die ich als Lügen erkannt. Ich bin Euer Gott der Geschichte, die immer zur Blutschuld führt. Eure Klage und Strafgerichte, sie lassen mich ungerührt. Ihr lebt wie die Blinden im Lichte, verderbt durch die Seele den Leib; Eure Tugenden sind nur Gerichte, Euer Leben ist Zivilstreib!"

10. Stimme von unten, aus dem Grabe eines katholischen Selbstmörders.

Da ich ein Leben verwarf, das lieblos,
kalt, mich zurückstieß
hat man mich ungeehrt, hier an der Seite
verscharrt.
Weib und Kinder, d klagt nicht jammernt
mein ferneres Schicksal,
weil m ch die Kirche verdammt, richtend
nach falschem Gesetz.
Was mir das Leben entzog, hab' ich vom
Tode erobert,
Freiheit von menschlicher Qual, Freiheit
von irrischem Wahn.
Hab' neu-römisch gelebt und bin alt-römisch gestorben,
fürchte die Hölle nicht mehr; habe mich
selbst absolvirt.
Einst, wenn Jeder den Tod vorzieht unwürdiger Knechtschaft
wird das Leben ein Gut ohne den himmlischen Herrn!

11. Thesen und Antithesen.

Ergänzungen.

1.

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er den einz'gen Sohn hingiebt, um Sünder zu beglücken!

Das mag die Sünder wohl erfreu'n, allein sein Sohn will ich nicht sein. Ich kehre ihm den Rücken.

2.

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang der bleibt ein Narr sein lebenlang."

Doch, wer sie liebt und macht sich krank, der sitzt auch auf der Narrenbank!

3.

„Eines schickt sich nicht für Alle! Sehe Jeder, wo er bleibe, sehe Jeder, wie er's treibe, und, wer steht, daß er nicht falle!"

So che Fürstendichter meinen, Alles schicke sich für Leinen und die auserwählten Seinen. Es erreget ihre Galle, sucht man gleiches Wohl für Alle. Meidet diese Mausefalle! Schickt sich Eines nicht für Alle, weil wir ungleichzeitig leben, kommt doch Jedem gleiches Streben mit der Zeit und auch die Weihe für das Schickliche an Jeden, stellt sich Jeder nur in Reihe. Doch wer so will überreden, es sei recht, sich auszuschließen vom Geschicke der Gemeinen; will Unschicklichkeit genießen; und es kann ihm dann verziehen, weil der Wahrheit Sonne scheinen.

4.

„Der Mensch denkt, aber Gott lenkt."

Also! Gott denkt nicht, und der Mensch lenkt nicht? Aber das göttliche Lenken, wider menschliches Denken, muß Menschen kränken. Wie ist das abzulenken? Der Mensch muß göttlich denken, dann Gott menschlich lenken!

12. Nothdurft des auferstandnen deutschen Humors.

Februar 1855.

Europa hat wiederum böse Zeit. Der Westen kämpft gegen den Osten, und jeder politische Zeitungsschreiber: Herr Gott, wieviel Geld wird das kosten! „Das heilige russische Reich ist blokirt, von vorn sowohl wie von hinten. Nicht's

weiter wird ein- oder ausgeführt, als Diplomaten und Finten. „Die Ostsee das weiße, das schwarze Meer, sind von Blockadeschiffen; der Hanf und Kaviar, Juchten und Theer, sind ganz sicher bei uns schon vergriffen.“ „Die Noth in Rußland ist sich eklich groß, man kann sie sich deutlich malen; denn wird der Mensch seine Güter nicht los, so kann er nicht Steuern bezahlen. Was nützen ihm alle Produkte der Welt, wenn er von seinem Kapital zehrt? Es ist ja ausgemacht, daß nur das Geld der menschlichen Arbeitsqual werth.“

Der Krieg ist Vater der Speculation; der Glückspilze, Millionäre, doch giebt er auch Allen die Lection: das Kapital sei Chimäre.

Held *Napier* zerstörte Bomarsund, recognoscirte auch Cronstadt; doch hier verzog er den Heldenmuth, weil Niemand ihn da um Pardon bat. Lord Punch, in seinem parlamentarischen Grimm, will Preußen jetzt karikiren, weil sie ihm nicht helfen, in der Krim die Russen zu engagiren. Deshalb ist in Preußen verboten der Punsch. Ihn trinket und liest kein Minister. Es dürfen die Russenfreunde nach Wunsch verspotten die Punch-Philister.

„John Bull ward einst geboren auf See, wird seekrank nur auf dem Lande, betrinkt sich in Porter und Rum und Thee ist folglich ein Mann von Stande. „Das „*Rule Brittannia*,“ „*God save the Queen*“ ist seine ewige Leier. Sein böses Gewissen nur drängt ihn zur nützersten Sonntagsfeier. Er ist philologisches Kraftgenie, denn, wahrlich, er spricht unbeschreiblich, und schreibt unaussprechlich; die Ironie verfolgt ihn daher unausbleiblich. Einst war er im theologischen Fach recht brav, als Puritaner. Dem ersten Könige bot er Schach und wurde Republikaner. Allein das ist schon zu lange her; er kann sich nicht mehr darauf besinnen. Jetzt liebt er seine Victoria sehr, und lernte fein weben und spinnen. Mit seinen Lords und der Kleriseh ist er schon innig verwachsen. Sie ließen den Glauben ihm steuerfrei, für Sonnenlicht nahmen sie Taxen. Fest glaubt er, daß er kein Sklave sei, damit er's jedoch nicht vergesse, schreib's täglich die Presse; die ist sehr frei, das heißt die Matrosenpresse.“ Den Sklavenhändler, den kennt er auf; denn Menschen zu kaufen ist sündlich; doch treibt er mit Geldern Soldaten zuhauf und macht sie gleich Sklaven verbindlich. Der Britte erbarmet sich seines Viehs. Sein Esel führt keine Beschwerde. Man quält in dem britischen Thierparadies Engländer wohl, aber nicht Pferde. Viele Marmorbilder mit Lorbeerkranz enthalten St. Paul's und Westminster; doch blieb es, trotz allem Ruhmesglanz, in britischen Köpfen noch fester Geschichte erzählte Sir Walter Scott wie eine romantische *story*. Wir lernen daraus, daß „der liebe Gott“ die Welt regiert, wie ein *Tory*; Gesetze, Sitten und Religion des britischen Staatsverbandes sind offenbare Prostitution des schwachen Menschenverstandes.

Doch leider, was ich jetzt sagte, es gilt von allen Völkern und Ländern. Die eignen Fehler nur Jede schilt am Andern; sich will er nicht ändern. Vergöttert wird von der Literatur das Krankhafte, Nationale. Der Witz, die Kritik selbst, nagen nur an der Oberfläche und Schale! Die ewige Waffen-Execution beweiset die Wahrheit der Klage, daß die gerühmte Civilisation nicht Wohlthat sei, sondern Plage. Und dennoch lobet die Christenheit den himmlischen Schicksalsgeber als guten Vater, zu gleicher Zeit als Henker und Tortenbäcker. „Am wenigsten ist mit der Schalk verhaßt,“ erklärt er den Schalk Mephistophel, verdammt uns zu selbstgeschaffnem Kontrast und schließt seinen Himmel. Wie schön sei!

Europa stellt uns als Jungfrau dar ein phantasiereicher Pinsel. Der Kopfputz der alten Prinzessin war bisher die britannische Insel. Unsichtbar unter der Figur ist der Kopf; er steckt in dem schottischen Helme. Ein Irland hängt hinten, als dicker Zopf, drin ihren viel römischen Schleime. Das Herz Europa's wird Frankreich genannt, die Deutschen bewohnen den Magen, der Fuß sitzt warm in dem Stiefelland, die Schleppe muß Rußland tragen. Die lange und schwere Schleppe fegt beständig der Freiheit Gassen, was unter ihr kriechend sich bewegt wird klüglich im Dunkeln gelassen. Vom Podagra ist der Fuß gepackt, Pantoffeln nur darf er tragen, und wenn er sich zu erheben wagt, besteigt er den Leichenwagen. Das große Herz ist mit Blut überfüllt, Blutegel sind ihm unentbehrlich; doch deren Appetit wird immer gestillt, sie wurden dem Herzen gefährlich. Der Magen hat auch schon revoltirt, denn die Prinzessin war zu schlank, weil sie sich bei Hofe zu enge geschnürt; bleichsüchtig auch gar zu viel Thee trank. Man fürchtet sehr für ihr Gleichgewicht. Sie balancirt auf dem Halbmond, und leidet am Schwindel, wenn man spricht, will in ihr das goldene Kalb thront. Der Kopf wird ihr schwer, von dem langen Druck atmosphärischer Staatsgrübeln. Sie liebt aber diesen häßlichen Schmuck, geduldig läßt sie sich drücken, und schlecht, nachtwandelnd, im Völker-Chor als Lady Macbeth vorüber. Der auferstandne deutsche Humor erweckt sie durch Nasenstüber!

Der deutsche Humor war begraben schon, doch hatt' ihn nur Scheintod bezwungen. Ein Wunder that er, der Wunderjohn; im Grabe selbst hat er gesungen. Als Wunderdoctor jetzt practicirt er originneller Weise, indem er den Wunderglauben kurirt, mit homöopathischer Spitze.

13. Des bösen Wortes Rechtfertigung.

Der gute Ruf ist gleicht einer frischen Rosenblüthe. Freimuth in Rede und Schrift ist nur sein Blüthenduft, ist seines kräftigen, feinen Lebens schönes Zeugniß. Der Dorn umgiebt die Rose, daß er sie behüte vor frevelhafter Hand, vor Tod in Kerkerluft, und Rosendornen sind erlaubter Waffen Gleichniß, daher vergleich ich ihnen jetzt das böse Wort, und setze scherzend die Vergleichung weiter fort. Zu schwach sind Rosendornen und des Wor-

tes Spitzen, um gegen den verwegnen, stärkern Feind zu schützen. Der Teufel holt die Seelen, wie der Ziegenbock die Rose frißt; er schont den kahlen Dornenstock. Gefährlicher wie Ziegenböcke ist der Wurm, der an den Dornen selbst empor sich hilft zur Blume, die Lebenskraft verzehrt in ihrem Heiligthume, die Blüthe schon im Lenz hingiebt dem rauhen Sturm. Der Wurm ist jener supernaturale Wahn der morgenländischen, erkrankten Phantasie, die einst, sich selbst nicht kennend, ihre Kraft verlieh dem Worte. „Alles," sprach sie, „hat das Wort gethan." Man rühmt dies noch, als den erhabnen Dichterschwung, der jugendlichen höheren Begeisterung und spielt mit solchen falsch verstandnen Redensarten, in denen Trug-Orakel längst sich offenbarten, die uns zu jeder Zeit verderblich schon geworden. Der Wahnsinn dominirt im Süden wie im Norden. In Wahrheit hatte Satan Christum überwunden, doch umgekehrt erzählt man's in den Andachtsstunden. Indeß, „am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe." Nicht alle Blüthenopfer fielen ganz vergebens. Es zeigte schon sich in der alten Teufelsmythe die Spur des guten und nur halb verirrten Strebens. Was Wunder! Wer beständig Geistesblüthen speist, wird *nolens volens* endlich selbst ein schöner Geist. In Säue fuhr der Satan vor 2000 Jahren, zu Luthers Zeit war er in Gottes Wort gefahren und ward gebannt durch den berühmten Dintenklecks. Allmählig ist er „ordentlicher Mensch" geworden, ist weder Luther's Feind, noch der des Dr. Eck's; er liebt sogar die höchsten Staats- und Kirchenorden. Man nennt am passendsten ihn Herrn von Multipler, denn er wird Fürst, Soldat, auch Kaufmann und Jurist, Bischof und Jude, Türke oder Fatalist; lebt pünktlich nach der Uhr u. hält auf feine Sitten; im Unterrock ist er auf Thronen selbst gelitten. Dabei ist ihm die Armuth herzlich lieb und werth; wohlthätig sorgt er, daß sie sich vermehrt und nährt. Ihr lacht. Ihr merkt wohl die Mystification? Die hasse ich und spreche gleich aus andrem Ton.

Zur Aufklärung des Volks, in Protestantenlanden, ist früher schon gelehrt und schweigend zugestanden, daß Teufel nur Symbol für böser Menschen Willen und nie Entschuldigung sei für unsre Uebelthaten. Doch scheuten sich die Herren, hieraus die Folgerung auf's Wörtchen „Gott" auch zuzulassen. Ganz im Stillen zurück zu lenken fanden sie sehr bald gerathen. „Das Volk ist noch nicht reif für Wahrheit, ist zu jung," „wir können's nur durch Furcht und Aberglauben zügeln."

Wer selbst nicht klug geworden, kann nur immer klügeln.

„Die Geister aufzuklären bringt dem Leib Gefahren, wir wollen also, alten Sprachgebrauch bewahren." „Der gute Geist ist Gott, der böse ist der Teufel." Die Dichter ließen gerne Gott u. Teufel fahren; denn Jener hat nur einen guten Reim, den Spott, den Dieser gar nur einen schlechten Reim, den Zweifel. So blieb der Teufel ungereimter stets als Gott, wiewohl sie beide wahrlich böse Worte sind, wenn man sie nicht als Menschenschöpfungen erkennt und ihren Schöpfer auch den Kindern richtig nennt. Wer Kinder will betrügen, ist noch selbst ein Kind, und wär' er auch an Jahren ein Methusalem. Er holte aus der Chronik von Jerusalem die Weisheit sich von David und von Salomon, und macht es wie der Jugendgott zu Babylon, verwirrt die Sprachen, fürchtend, daß die Menschenkinder sich sonst verständigen und ihm zu trotzen lernen. Er theilte, um allein zu herrschen. Zu entfernen die Himmelsstürmer, wurde er ein Spracherfinder. Durch neue Worte weiß er Reden so zu drechseln, daß Viele Böses mit dem Guten leicht verwechseln. „Der Worte Mißverstand, das ist der Teufel eben! So lange Gott noch lebt, wird auch der Teufel leben." Das heißt, der Fromme lernet nie das Böse meiden, weil er's in Gottes Wort nicht magt zu unterscheiden. Die Wortvergötterung hat ihm den Sinn verrückt; denn hört er nur „Gottwill's" so wird er gleich entzückt, bewaffnet sich mit Flinte, Schwert und Pickelhaube und giebt den jungen Leib dem Zufallstod zum Raube. „Mit uns ist Gott!" Der Teufel also ist der Gegner, doch Der schreit ebenso; Der Kampf wird stets verwegner. „Es ist ja ehrenvoll für's Vaterland zu sterben." Ein schmählicher Betrug! Doch dies glaubt weder Sieger noch der Besiegte. Dieser nimmt als Gottes Krieger, die Knechtschaft hin als Strafe. Reuig und mit Wehmuth beweint er seine Todten, preißt sie betend, selig und pfeift auf künft'gen Sieg. Die christlich-fromme Demuth verwandelt sich in Muth. Die Kampflust wächst allmählig und siehe da! „Der Weg des Herrn bleibt wunderbar." Zum Herrscher wird oft heut', wer gestern Knecht noch war!

Doch gegen solche pfeyda-göttliche Extreme erhebt sich strafend des Verstandes heil'ge Rehme. Wer Lebenskopfer will als Tugendprobe ehren, der spricht dem menschlichen Naturgesetzen Hohn. Wer nicht sein Leben liebt, wie lange wird er's ehren in Andern? Fort mit solcher Resignation! Sie ist des Menschensohnes ew'ge Marterkrone, verschafft nur längre Frist dem alten Teufelsthrone. Der übermüth'ge Lord bekam den Ehrenspleen, als ihn das Volk umringte mit gerechten Klagen. Die böse Wahrheit war zu bittre Medicin für den durch Lob und Dank geschwächten alten Magen. Sich zu versüßen jene *assafoetida*, erfand er die *Epitheta ornantia* und läßt von Niemand sich Unangenehmes sagen, in andern als in unterthänigen, leeren Phrasen. Die Grobheit bleibt Regal für allerhöchsten Styl. Vermischt mit Selbstlob, füllt sie Unterthanennasen. Auch mit den Schriftgelehrten „fackelt man nicht viel." Wer „unbescheiden" schreibt und spricht, heißt Hochverräther, und wird mißhandelt wie ein andrer Uebelthäter. Dies ist die Sünde wider unsern heil'gen Geist, die man mit Recht für immer unverzeihlich heißt. Ja, könnten die bösen Lehren unser Herz vergiften, so thäten's die Gesetze und die heil'gen Schriften. Sie sind Gerichte aus der alten Hexenküche; betäubende Opiate, gift'ge Wohlgerüche. Zur Tugend stempeln sie das ärgste per Verbrechen, durchs Recht, ein böses Wor-

durch böse That zu rächen. Durch die Erfindung der Verbalinjurien verwandelten sich Menschen schon in Furien. Man kann den Schriftgebrauch deshalb gewiß nicht loben, allein das Aergerniß kam offenbar von Oben. Wer zu mir spricht: „Du Narr," der ist des Feuers schuldig," sagt Gottes Wort, und macht die Furchtsamen geduldig.

Gesetzt, Ihr nennt mich „Satan," um mich zu beschimpfen, so werd ich deshalb nicht mit Horn und Bocksfuß hinken. Gesetzt ich schrieb „Popo," Ihr könnt die Nase rümpfen, doch bleibt es aufgemacht: das Wörtchen kann nicht stinken. Wer zu mir „Esel" sagt, macht mir nicht lange Ohren, nicht Eselsfell; er lügt nur und er ist viel dümmer als ich, wenn er noch an die Macht des Wortes glaubt. Doch, dümmer wie ein Esel wird der Mensch geboren, deshalb verzeih' ich ihm und denk' von ihm nicht schlimmer als von mir selbst, da ich mir Gleiches einst erlaubt, wenn ich als Knabe beim Spazierengehen um die Wette mit andern stritt, wer von uns größre Weisheit hätte. Jetzt nenn ich den nur dumm, der nichts mehr lernen will, hochmüthig spricht: weiß Alles besser, schweiget still! So macht es leider jede hohe Staatsregierung und übt durch Strafgewalten den Gewissenszwang, den sie moralisch nennt, doch macht es geistesblind und ist der Unmenschen „göttliche Verführung" zum innern Widerspruch, zur Freiheitsschwärmerei. Was man verhüten sollte, führt man selbst herbei. Den Schwachen knechtet man, den Starken läßt man frei. Es heißen darum Ironie, Satyre, Hohn der Dummheit nur der Bosheit wahrer Sündenlohn. Durch's Wort werd' ich Gerechtigkeit nie üben, ist unser gutes Recht und darf Niemand betrüben. Wer's übel nehmen will, der denk' ans Lied vom Zopf, das uns Chamisso sang, und werd' ein Tintenkopf. Doch Jerusalems Zerstörung war noch kein Anfang radikaler Selbstbekehrung. Um einzusehen, daß Bekehrung nöthig sei, bedurfte es Belehrungen ganz andrer Art, als der gegebnen von den Thoren Tyrannei. Sie fehlen noch den Meisten in der Gegenwart. Ein Weiser braucht kein Lob, kann auch den Herrn nicht loben, doch bleibt er über das Parteigezänk erhoben. Ihm ist nicht alles schlecht, was Royalisten tadeln, doch auch nicht Alles recht, was Demokraten adeln. Im ganzen Leben, wie in der Literatur, in Staat und Kirche, in Geschichte wie in Dichtung, verfolgt er überall des bösen Feindes Spur und deckt den Irthum auf, wie die verkehrte Richtung. In dem Erhabensten zeigt er das Gräßliche, in mancher schön genannten Kunst das Häßliche. Die Unzucht weist er nach in Gluthensucht und Treue, sowie in Gottes Lieb' und Bajaderenreue. Wer sich noch einbildet, daß ein Volk regiere, den wirft er in die heiße Hölle der Satyre, allwo ihm der Humor ein komisch Grablied singt, den Fürstenspiegel zeigt und Prinzenopfer bringt. Da wird gut denkt, allein es thut nicht weh, denn Delinquenten giebt's nur in effigie. Zwar hörter laut noch über Ehrverletzung schrein, doch macht ihm dies Geschrei nicht mehr Gewissenspein. Es war nur frevelhaft mit altem Wahn zu scherzen, so lang die Wissenschaft der Wahrheit neue Schmerzen und keine Heilung für die frischen Wunden brachte. Jedoch das böse Wort, was Gott, als Herrn beleidigt, indem es zeigt, daß ihn der gute Geist verachtet, es wird, sogleich sein Freund, der ihn als Mensch vertheidigt. Wir Alle leiden durch die Sünden unsrer Väter, und wurden, ihnen gleich, heimgesucht Uebelthäter. Wir können ferner auch die schönste Kraft verurtheilen, wenn wir die höheren, die geistigen Lebensfreuden, die Wissenschaft und Kunst, den Völkern vorenthalten, sie stets in Nothwehr setzen, durch gemachte Noth. Nothwehr ist kein Gut, ist eines von den alten und nicht nothwend'gen Uebeln, denen leicht zu wehren durch Nothwendigung, ohne Zwang und Strafgebot, wenn wir uns zu dem Selbstgeständniß bekehren, Was Allen wohlthut, werde allgemeines Gut, und bleib' nur so genannt, so lange es gut thut. Vergänglichkeit des Wohlseins sei uns stets das Böse, sobald das Neue, Andre, was entgegenkommt, nicht neues Wohl bringt. Dies ist nicht ein Gesetz des Buches der Natur, die Jedem wirklich frommt, denn sie erhebt und jede schmerzliche Erfahrung zur unzweideutigen und sichern Offenbarung des Irthums, welchen wir in Zukunft meiden müssen, wenn wir nicht alte Schmerzen stets erneuern wollen. Daß dieses Keiner will, kann Jeder an sich wissen, drum spricht der Weise jetzt nicht mehr von müssen, sollen, als so wie es für Jeden die Gerechtigkeit, die Gleichheit Aller im Geschick, verständlich macht, als allgemeine und natürliche Bedingung des möglichen und des vollkommenen Seligkeit. Die alten Pflichten, Lehren hat den Wahn erdacht, ein kleiner Theil der Gattung nur sei zur Erringung und zum Genuß desjenigen Gutes noch bestimmt, was seine Kraft durch Uebermacht und List erwirbt, und durch die Unterjochung schwächrer Seinesgleichen als Recht behaupten kann. In unsrer Zeit vernimmt der Mensch erst ganz die Schwere der Verirrung, nachdem er sich befreit von aller Sprachverwirrung und in Naturgesetzen Recht und Pflicht erkannt. Verlorne Liebe giebt ihm wieder der Verstand. Er wirft das gräulich herrische Befehl- und Drohwort verächtlich wie das abgedroschne leere Kind fort, dann sondert er die Spreu vom reinen Weizensamen, so werden Ehrentitel ihm zu Eselnamen. Sobald man in sich selbst die Herrschsucht überwunden, ist auch der rechte Sprachgebrauch sehr bald gefunden. Der letzte böse Vers wird lachend dann gesungen: „Von Gottes Gnaden Wir, Wir lassen euch verkünden, das neue Strafgesetz für die begangnen Sünden. Von Gottes Gnaden Wir, Wir waren dumme Jungen!"

14. Philadelphia an Georg Herwegh.

Einst gab ich Deinem Muth Bewunderung gezollt
und liebe Dich noch jetzt, weil Du den Herrn verrathen
zu meinem Heil, vielleicht nicht so, wie Du gewollt.

Du hattest noch nicht g'nug mit Deinem Gott gegrollt
und warst ihm allzumrog in Worten, wie in Thaten,
als Deine Nase lang, wie wenn der Donner rollt
und spritzte Drachenzähne aus, Medea-Saaten.
Jedoch Dir war das Schicksal durch Versagung hold.
Zwar trieb der neue Philipp Dich aus seinen Staaten,
weil ihm verdroß Dir Dich als große Friedrich Barbarossa,
doch starbst Du nicht wie Napoleon bei Jena;
doch auch nicht mordete, wie Jenen, Dich Helena.
Statt Paris konntest Du ein besser Schicksal wählen,
durch Liebe mit dem schönen Weibe Dich vermählen,
in's neue Troja fliehn und kleine Neu-Trojaner,
Pariser, zeugen, künftige Deutsch-Republikaner.
Du zogst als Troubadour in's Land der muntern Franken,
wo man den Cakendburg erfand, die Ritterschranken,
Champagner, Guillotine; wo die Revolution
als Vorspiel nun erscheint zum großen Heldenstück:
„Der kleine Corporal" als Kaiser ohne Charte,
worin zum Dritten Mal agirt ein Bonaparte.
Das souveraine Volk ist streng im Dirigiren,
es pfeift die Helden aus, wenn sie schlecht memoriren,
und bessert sie das nicht, so folgt das Relegiren,
zuweilen auch das Operiren, Trepaniren.
Dem Monde gleicht der Franzmann, leuchtet mit der Sichel,
im Auf- und Niedergange scheint er roth wie Blut
und kulminirend bringt er Ebbe uns und Fluth.

Doch ein Polarstern ist der fromme deutsche Michel:
als treuer Landsknecht steht er bei des Nordens Bären,
wer ihn verlocken will, den weiß er abzuwehren.
Für deutsche Freiheit hast Du Waffen selbst getragen
und bist dafür von Deutschen in die Flucht geschlagen,
doch glücklicher als Kinkel und als Robert Blum,
entgingst Du noch dem Kerker und Märtyrerruhm.
Wenn Feinde Dich verspotten, Freunde Dich verklagen,
weil Du für's Vaterland Dein Leben nicht gelassen,
als Du für Freiheit kämpftest in den Herrengassen,
bin ich Dir froh und will noch nicht an Dir verzagen.
Wie ein besiegter Ritter fielst Du in den Sand
ich reiche deshalb Dir zuerst als Freund die Hand,
und will Dich werben für ein neues Siegs-Panier.
Erhebe Dich vom Staube, öffne Dein Visir
und reinige Dein Antlitz von den Lanzensplittern,
die Du empfingst in dem Turnier mit „sorten Rittern"
Frisch! kämpfe in Dir selbst den Ritterstolz erst nieder;
dann blicke unparteiisch auf das Schlachtfeld wieder!
Dort wollen wir als freie Geister, uns begegnen
und nicht mit Dichterzungen fluchen, oder segnen.
Der starke Arm des Herrn das ist der hohe Galgen
an welchem viele Menschenherzen blutend hängen,
interessen unter ihm sich Köpfe, Fäuste balgen,
mit Opfern zu dem Hochgericht des Herrn sich drängen.
O höre, wie Jehovah's Donnerstimme schreit!

Aus Volkes Munde ruft sie laut: Gerechtigkeit!
Was meint sie mit dem Wort? den Mord, die blut'ge Rache!
Das nennt man schmeichlerisch „der Menschheit heil'ge Sache,"
verehrt das Götzenbild der Souverainetät
des Volk's, des Fürsten, der an seiner Spitze steht;
Doch Fürsten, Pfaffen sind des Volkes Götzenbilder
für welche es im Wahn erhebet seine Schilder,
weil es in ihnen glaubt das höchste Glück zu sehn
wonach die Unterthanen stets vergebens flehn,
das Glück zu ernten, ohne selbst zuvor zu säen.
Des Volkes Freiheit ist das Recht, durch Uebermacht,
im Rath wie in der That, die Freiheit zu verkümmern
der Schwächern Minderzahl. Das Recht ist nicht erdacht,
es ist nicht Geistes Recht! Er muß sein Glück zertrümmern,
wenn er Naturgesetze der geistlosen Massen
sich selbst zur Regel macht; sie da will gelten lassen,
wo Willkür, freie Wahl, naturgesetzlich Heldt
und wenn er jenen Massen den Beistand zuschreibt,
den sie nicht haben können, der ihm selbst noch fehlt,
so lang' er sich mit Fragen nach Bestimmung quält.
Der Wissende erkennet in dem Sonnen-Nimbus
des alten Massengottes den Infamen-Limbus.
Bist du es müde in dem Herrschafts-Koth zu patschen?
Im Traum der Pflicht zu leben unter Schädelstätten?
zu ringen nach der großen Kinder Beifallklatschen?
Und, möchtest du was thun; die Kleinen zu erretten?
So suche mich nur auf in Nordamerika,

Du findest überall hier Philadelphia...
Hier ist für den befreiten Geist Elysium,
denn fromme Väter zogen aus dem Christenthum
cosmopolitisch-demokratische Moral.
Gedankenfreiheit ist des Volkes Ideal!
Zwar Kinder Gottes kamen her aus allen Zonen
und hielten gläubig fest an „Mosen und Propheten,"
doch lernten sie hier schon, bei Heiden friedlich wohnen;
es kann das Wort des Herrn den Geist nicht wieder tödten,
weil gleiche Freiheit allen Irrthumslehren bleibt
und aus dem Irrthum neue Wahrheits-Keime treibt.
Hier bauen Enkel einst das neue Paradies,
aus welchem Adam klüglich Gott, den Herrn verstieß,
weil der ihm wehren wollte, von der Frucht zu essen,
die Gutes lehrt behalten, Böses lehrt vergessen.
Hier rüsten wir bereits den Arm zum letzten Siege,
der zu erringen ist in dem Titanenkriege.
Dann opfern hier nicht mehr, der Cain und der Abel
und Neid und Brudermord verschwinden mit der Fabel!

Oben.

Von Friedrich, dem Großen.

Die Verläumdung.

Welch ein Phantom, welch ein Ungeheuer, verfolgt unaufhörlich meine Schritte? Es ist den Grenzen des Schattenreichs entflohen; seine Blicke drohen mir den Untergang. Ströme von Bitterkeit und Galle schießen aus dem lästernden Munde dieses bleichen wüthenden Gespenstes. Es hatte niemals einen andern wirklichen Körper, als nur Lügen, Betrug, Bitterkeit, Meineid und List.

Ich erkenne deine niederträchtigen Gesichtszüge, barbarische Tochter des Neides. Ich erkenne dich an der nimmer gestillten Begierde nach Verrätherei und Schandthaten; an der Unverschämtheit deiner Handlungen; an deinen Schlangen und Drachen, welche die Wuth gesäugt; an dem Schleier, welcher dein Haupt verhüllt, und an dem Schalle der falschen Trompete, diesem deinem Werkzeuge der Unbilligkeit.

Indem du den trüben Schimmer der schwarzen Fackeln der Tisiphone wieder auffachst, schüttelst du sie nah am Thron, der unter ihrem Dampfe verschwindet. So wie deine Wuth ihn belagert hält, dringen die Klagen der Unschuld die er beschützte, nicht mehr zu ihm hinauf; bald wird er ein Mitverbrecher in deinen Lastern; dient dir, und unterdrückt alles, was dein Haß verdammt hat.

Mit der Larve der Politik bedecktest du dein scheußliches Gesicht. Die Verwegenheit deiner unbilligen Zunge erhob sich wider die Könige. Mit einem schrecklichen Gebrüll schreit wider mich an allen Höfen der strafbare Haß. Du wirst Allein die Seele des Staatsbedienten, und verwandelst seine lachenden Tage in traurige Nächte.

Und so vergiftet das flüchtige Gerücht, voll von deinen Schmähungen, mit seiner Wuth den ganzen Weltkreis. Europa, welches nach Neuigkeiten dürstet, verschlingt den Rauch, welchen dein vergifteter Athem aushaucht; und in dem Irrthum, worein du es gestürzet, hält es die Orakel der Lügen für den Ausspruch der Wahrheit.

Dein Rost heftet sich beständig an hohe berühmte Namen. Ihre zu sehr strahlende Schönheit verletzt deine schielenden finstern Augen. Der schreckliche Dämon, von welchem du besessen bist, befleckte Cäsars Ruhm beim Nikomed, und verschonte nicht der Scipionen. Du verwiesest den Belisarius ins Elend und verkehrtest durch deine Zauberei ihre Lorbeern vor den Augen des Pöbels in Disteln.

Wo sind jemals große Verdienste gewesen, gegen die du dich nicht erbittert hast? Du verfolgtest den Thersites nicht. Deine grausamen Anhänger waffneten sich in Griechenland mit dem Ostracismus, allen Heldenmuth zu ersticken. Nur große Männer sind deine Opfer, und noch raucht ihr Blut, welches deine Laster vergossen, auf deinen schwarzen Altären.

In deiner thörichten Trunkenheit wurde Luxemburg der Zauberei beschuldigt. Selbst Eugen trug in seiner Jugend*) die Kennzeichen deiner Zähne. Colbert, dieser ehrwürdige Staatsmann macht, daß sich Frankreich noch jetzt der Schande schämt, mit der es ihn belastet; durch dich ward selbst die Bildsäule des großen Ludwigs gleich einem Augenblick nach seinem Tode entehrt.

Dein Dolch, der die Ehre durchbohrt, macht daß die Helden wieder aufstehen. Mehr als ein berühmter Heerführer war seine Triumphe den Nebenbuhlern seines Ruhms schuldig, indem er alle Hindernisse überwindet, dient sein Name nach so vielen Wundern, deinem Gifte zum Gegengifte, und da du dich nur wider große Namen verbitterst, verblendet ihr außerordentlicher Glanz die Augen der Sterblichen in deinen Finsternissen nur desto mehr.

Ich fürchte also nicht weiter den Vorwurf, daß auch Ich unter deiner Wuth gelitten, da alle Pfeile, die du abschießest, nur die Tugend treffen. Vergeblich stellt man sich deiner List entgegen. Selbst Minerva mit der Medusa bewaffnet, würde dich nicht versteinern können. Die glückliche Wohlthat der Zeit allein, kann deine Bosheit entdecken und uns vor der Welt rechtfertigen.

Und ihr, ihr Treulosen, welche das

---

*) Man nannte ihn zu Paris Dame Claude, wie man Cäsarn zu Rom die Frau aller Männer nannte.

Ungeheuer aufgezogen und selbst genährt hat; ihr, deren mörderische Zungen ihre Bosheit aufgelegen; mischet eure lästernde Stimme, das Werkzeug des niederträchtigsten Betrugs, zu ihrem wilden Geheule; schlagen sie mehr die Wellen des Meers, als stört mich in meiner tiefen Ruhe.

Indem in unsern blühenden Gärten die Biene von Blume zu Blume fliegt, und zu ihrem Nektar Süßigkeit einsammelt, saugt indeß der unfruchtbare Schwarm der Wespen auf schädlichen Kräutern, und bereitet seinen Gift zu. Wenn gegen den arbeitsamen Bienenkorb die neidische Wespe hinsummt, nimmt das Heer der Bienen seinen Flug gegen die Wolken.

Eben so, wenn jetzt die immer nützende Unschuld, glücklich und ruhig und mit ihrem Schicksal zufrieden, für das Wohl des menschlichen Geschlechtes arbeitet, sieht man in deinen barbarischen Händen den schneidenden Stahl von Eifer geschärft, bis auf die kleinste Spur das neue Denkmal zerstören, welches die Weisheit und Glückseligkeit aufgerichtet.

Unzähligmal hab ich gesehen, daß deine undankbaren Hände den Tadel geschmeichelt, um die Lebenden desto mehr zu verletzen. Deine Laster hüllen sich in die Nacht ein, und scheuen den Tag, der sie entlarven würde; gleich den traurigen Raben, welche sich in den dichten Cypressen um die Gräber versammeln, und mit ihrem Geschrei die Schatten erschrecken.

Und du giftige Natter, die du mit deinem Schlangenbiß jenen gütigen Regenten, jenen für das allgemeine Beste geborenen Prinzen verwundet; wilder blutdürstiger Tigerdrache! Ich entsage der undankbaren Arbeit, deine wilden Sitten zu mildern. Eher würde der Mohr unter der brennenden Linie die Wuth der afrikanischen Ungeheuer bändigen können.

Sei der Nacheiferer Virgils, u. herrsche auf dem gedoppelten Berge; das Geheule des Zoilus wird dich doch vom Helikon herabjagen; der wenrege Neid, welcher in seinem Fluge bis zum Palaste des Gottes des Tags sich erhob, läßt die schwingen sinken, und wird plötzlich zum Raubvogel, und zum gefräßigen Geier verwandelt.

Indem du die Verläumdung mit einem von ihrem Gift aufgeschwollnen Herzen heiligst, beschimpfst du das Gemälde, deinen Gesang, und deine göttlichen Harmonien. Mißbrauche die Begeisterung nicht; die Galle der Verläumdung vergiftet die Quellen der Hypokrene; ich ziehe deiner Beredtsamkeit das weise tugendhafte Stillschweigen des Bernard vor, welcher die Liebesgötter besang.

So sieht die trostlose Najade, wenn die aufrührischen Winde ihr stilles Gewässer empört, aus dem Schooße ihrer tiefen Grotten den sinnigen Grund in die Höh wallen; der Sand vermischt sich mit den Wogen, und trübt die krystallnen Fluthen. Aber wenn die Stille wieder herrscht, wird die Quelle durchsichtig, folgt viel klarer dem sanften Abhange, und nichts unreines trübt ihre Wellen.

Eben so treffen die bekanntgemachten Schandthaten, indem sie noch neu sind, wie die Lust; man verachtet sie, man vergißt sie, und die Schmähschrift wird von den Würmern zernagt. Nur das wahre Verdienst findet in sich selbst einen dauerhaften Schutz; ohne sich zu beeifern sitzt es der Unbilligkeit des frechen Verläumders, welches es anklagt, die billige Rache entgegen.

Zuletzt triumphirt die entstellte Wahrheit über den Irrthum. Julian findet wider die heilige Verläumdung einen Vertheidiger; wenn der Hof u. sein Gefolge, und der Neid ein Standbild regt, erscheint die Tugend ohne fernere Schutzwehr nöthig zu haben; und wir sehen in der ehrbegierigen Geschichte die Lorbeern des Ruhms wieder grünen, welche der Neid entblättert gehabt.

An Graffet.

Göttin der Dichtkunst, Göttin der denkenden Wesen, neige von dem Palaste der Geister, aus welchem deine Blitze schießen, von dem strahlenden Heiligthum, in welchem dir die Sterblichen räuchern, zu meinen Tönen dein Ohr herab.

Nichts kann deiner mächtigen Gewalt widerstehen; du rührst die Seelen; du machst, daß unsre Thränen fließen; deine Rednerstimme, welche bezaubert und niederdonnert, ist die Siegerin der Herzen.

Deine hellen Strahlen schmücken die Natur. Deine Hand bevölkerte das Meer, die Luft die Erde und die Himmel. Pallas ist dir ihre Aegide, und Venus ihren Gürtel schuldig; du erschufst alle Götter.

Die kühne Erdichtung verbarg unter einer zaubrischen Larve die anmuthigen Lehren der Tugend; die strenge Wahrheit schien dadurch verschönert, und rührte desto besser unsre Sinnen.

Du besangst die Helden; dein erhabnes Genie, in seiner Unermeßlichkeit wohlthätig und fruchtbar, erhob ihre Thaten, verschönerte ihr Leben, und machte sie ganz zu dem, was sie sind.

Augusts seinen Ruhm der Leier des Horaz schuldig; Virgil widmete ihm seine edlen Erdichtungen. Durch ihre schönen Lieder versüßt, verzeihen ihm die Sterblichen die Verfolgungen und den Mord seiner Mitbürger.

Indem die gemeinen Sterblichen, schwer durch die Materie unterdrückt, müßig, und ohne zu denken, den Pflanzen gleich, wachsen, und ihre Augen nur durch den Trieb der Sinnen eröffnen;

Indem die gefallne Beredtsamkeit der Schriftsteller am Fuße des Helikons im Sumpfe krächzet, nach Schlangenart forschießt, oder den Schildkröten gleich; fern von den Schritten des Apollo sich hinschleppt;

Nimmst du, o Sohn der Götter, du Lehrling der Grazien, deinen Flug zu dem Himmel, welchen die neun Schwestern bewohnen, und auf deinen Lustgefilden entstehen wechselsweise Blumen und Früchte.

Deine harmonischen Leyer, zierlich ohne Schmuck, und in ihrer Einfalt weit von der prächtigen Kunst entfernt, re-

digen als Kinder des Gottes des Geschmacks und der Natur, die Wollust.

Deine arbeitsamen Bemühungen rühmen uns die Faulheit und jeder deiner Verse scheint das Gegentheil davon zu zeigen. Nein, ich erkenne die schwere Werklichkeit nicht in dem, was sie mich empfinden machen.

Im Mittelpunkte des guten Geschmacks, eines neuen Athens, ernotest du in Ruhe die Ehre der Talente, indem der Weltkreis, neidisch auf die Seine, deinen Gesängen Beifall zuruft.

Berlin ist dadurch gerührt; komm auf seine Stimme, die dich ruft, die Seufzer der Musen der Elbe zu erregen; komm, und sing unter dem süßen Ton deiner unsterblichen Leier die Liebe und den Scherz.

Die Standhaftigkeit

Blinde Mordsucht! Zerstörerin der Sterblichen; nicht deine verblendete Raserei ist es, der ich Altäre errichte: Es ist jene standhafte, feste, heroische, geduldige Tugend, die allen Stürmen des Schicksals trotzt, und unempfindlich bei dem Geschrei des Neides, voll von Liebe zum Leben, aus Tugend den Tod verachtet.

Der aufgebrachte Zorn der Götter über die freche That des verwegenen Prometheus, welcher ihnen das Feuer des Himmels geraubt, ließ aus dem verderblichem Geschenke der Pandora den höllischen Schwarm der Uebel sich über den Erdkreis ausbreiten; nur blieb durch einen Ueberrest ihrer Gnade die Hoffnung auf dem Boden dieses verderblichen Geschenkes zurück.

Die Natur scheint auf diesem erstaunlichen Schauplatz, worauf die Sterblichen die spielenden Personen sind, als ihre Stiefmutter, sich nur an ihrem Unglück zu ergötzen. Verdienst, Würden, Geburt, nichts befreit uns vom Leiden, und das Unglück waltet in allen unsern Schicksalen vor. Ich sehe den Galliläi in Ketten, die Medicis ins Elend verwiesen, und Carl*) auf der Blutbühne. — Hier feuert ein dir geraubtes Glück deine Rache an; dort durchbohren die Pfeile des Neides dein schuldloses Herz; bald gießt der scharfe schneidende Schmerz seine grausamen Schrecken über deine blühende Gesundheit aus; bald ist es dein Weib, deine Mutter, dein getreuer Achat, oder dein Bruder die dich durch ihren Verlust zu Thränen zwingen.

So schweben zerbrechliche Schiffe, ungeachtet der gewaltsamen Wuth der Tyrannen der Wogen, auf dem stürmischen Meer. Die von den Winden empörten Fluthen werfen sie an die Wolken, und stürzen sie wieder bis zur Hölle hinab; der Himmel kündigt ihren Schiffbruch an, aber durch ihren Muth gestärkt, trotzen sie dem Wüthen des Meers.

So sind in diesen unruhigen Tagen Muth und Standhaftigkeit der Schild und die Waffen, die ich der Widerwärtigkeit entgegen stelle; das Schicksal mag mich verfolgen, mag meinen Fall vorbereiten, oder beschleunigen; keine Gefahr wird mich erschüttern. Wenn dem furchtsamen Pöbel alle Hoffnung verschwunden scheint, muß der tapfere Mann sich hervor thun.

Der Gott der Zeit entflieht mit eilendem Fittig, und kehrt nie wieder zurück. Im Entfliehen scheint er uns selbst seine Flucht zur Wohlthat anzurechnen; alle Uebel, die er verursacht und auslöscht, nimmt er bis auf die geringste Spur mit sich hinweg; aber er kann das Schicksal nicht ändern. Warum sollten wir denn über ein kurzes Unglück, das im Augenblick vorüber ist, seufzen, oder uns unaufhörlich beklagen?

Ich erkenne den Ovid; der traurige, in seinem Elend kriechende furchtsame Schmeichler seines Tyrannen, hat in seinem Herzen nichts Männliches mehr. Nach seinen Klagen sollte man glauben, daß außer den stolzen Mauren von Rom, für Sterbliche keine Hoffnung mehr übrig sei. Wie glücklich, wenn er in seiner Verbannung wie Horaz hätte sagen können: Ich trage mein Glück in mir selbst.

Ihr starken philosophischen Geister, ihr irdischen Bürger der Himmel, ihr Sterne der stoischen Schulen, aus Sterblichen, werdet ihr Götter. Eure Weisheit, euer unerschütterter Muth, triumphiren über die Menschheit. Was vermag Schmerz und Widerwärtigkeit über ein entschlossenes festes Herz, welches unfähig ist, zu leiden?

Regulus überliefert sich Carthago, verläßt Vaterland und Freunde, in der Gefangenschaft die Wuth seiner wilden Tyrannen zu besänftigen. Ich schätze den Belisarius in der Verachtung und im Elende höher, als im Schooße der Glückseligkeit; und wenn ich den großen Ludwig bewundre, so ist es da, wenn das Unglück ihn niederdrückt, und er seine Nachkommenschaft verliert.

Eine gemeine Seele ruht im Schooße des Glückes, ohne sich anzustrengen; der Mensch genießt des Glückes, welches ihm allein der Zufall gegeben. Nicht im günstigen Schicksal kann sich ein edler Geist hervorthun; er wird mit der Menge vermischt; aber dies ist die Probe der Tugend, wenn sein Herz mitten unter den Stürmen des Schicksals wächst, und sich erhebt.

Das blinde Verhängniß ist unerbittlich, vergeblich sucht man es zu besänftigen; welcher Sterbliche darf sich seinem unüberwindlichen Schicksal entgegen setzen? Nein, alle Stärke Alcidens hätte ihn nicht wider den Strom eines reißenden Flusses schwimmen gemacht. Mit standhafter Seele muß man die Wuth des Unglücks ertragen, welches sich nicht ändern läßt.

Die Schmeichelei.

Welch eine heilige Wuth? Welch ein Gott begeistert mich? Welch ein Feuer bemächtigt sich meiner Sinnen? Komm, o Muse; laß mich die Leier wieder nehmen, und deinen Bezauberungen folgen. Unterstütze mich, tugendhafter Alcid, du,

*) Carl der Erste, König in England,

dessen unerschrockner Wuth die schrecklichsten Ungeheuer bekämpfte! Eben wie du muß ich, als ein Rächer der Erde, mit noch viel gefährlichern Ungeheuern kriegen.

Stürme, die mit ihrer Wuth die Schiffe an Felsen zerschmettern, und die Meere mit dem Schiffbruch von tausend verwegnen Seeleuten bedecken; Lüfte, die mit ihrem verpesteten Ausdunst aus der verwüsteten Oede einen scheußlichen Schauplatz des Atropos machen; sind weniger auf diesem Erdballe zu fürchten, als der feile Schmeichler, welcher das Herz der Helden verführt.

Die gefällige Schmeichelei ist die Tochter des Eigennutzes; die Verstellung, welche sie erzogen, hat ihr den Aufputz der Tugenden gegeben. Sie sitzt beständig am Fuße des Throns, und ihr leerer Weihrauch, der ihn umringt, berauscht die Könige und Großen; die Larve der Höflichkeit bedeckt die kriechende Niederträchtigkeit ihres falschen Beifalls.

So verbirgt eine Schlange, die unter dem Grase versteckt liegt und ihre verwickelten Ringe zusammengerungen, ihr stolzes Haupt dem verwegenen Afrikaner. Sie kriecht, um ihn zu überfallen, und der Betrug mit dem sie ihn zu verderben sucht, ist unter dem Schmelze der Blumen versteckt. Oder so verführt ein leichtes Irrlicht den unachtsamen Wanderer in dem Augenblicke, da es leuchtet.

Ein verschlagner Schmeichler verbirgt unter der kalten Süßigkeit einer Lobrede sein verderbendes Gift. Seine Lippen sind falsch und betrügerisch, seine Zunge ein tödtender Pfeil, der unvermerkt treffe und durchbohrt; so wie der grausame Gesang der Sirene mit dem Vergnügen den Tod bringt.

Himmel! welch eine Verwandlung macht aus einem Rohrstab eine Ceder, aus der Distel eine Rose, und aus einer Mücke einen Stier! Nävius wird Virgil; Thersit ist der Nebenbuhler Achills; alles wird mit einander vermischt. Könige! lernt die Schmeichelei kennen, sie ist es, die Vergötterung euer Laster zu Tugenden macht.

Oft beriet ihre Niederträchtigkeit verabscheuenswürdige Tyrannen an, billigte ihre Schandthaten, und verkaufte ihnen ihren Weihrauch theuer; das stolze Glück, die Verräther, und die glückliche Verwegenheit, fanden ihre Verehrer. Würde Cartouche, wenn ihn eine Krone geziert, oder Catilina auf dem Throne, seiner Schmeichler gemangelt haben?

Wenn mein erhitztes Blut von Ader zu Ader getrieben, sich entzündet, und die plötzliche Gluth bis zu meinem zitternden Herzen dringt; wenn meine trübe Seele mich schon seiner Raserei überläßt; vergebens würde da ein unverschämter Schmeichler mit einer betrügerischen Beredtsamkeit die Schönheit meiner Farbe und die Vollkommenheit meiner Gesundheit rühmen.

Anstatt daß die niedere Schmeichelei unsere Fehler verschönern sollte, hilft diese strafbare Vergötterung nur dem Ruhm der Helden. Die Menschen mögen uns loben oder tadeln, wir bleiben was wir sind, krank oder gesund, offen oder verschlossen. Nein, nicht eure Beredtsamkeit, die Stimme meines Gewissens ist es, die meine Tugenden entscheiden.

Ludwig, der die Erde beben machte dieser König, dessen Arm man so sehr gefürchtet, war sehr groß im Kriege, und sehr klein in der Oper. Alle die Denkmäler der Ehre, die ein König seinem eignen Gedächtniß heiligt, machen seine Triumphe verhaßt; und ich verkenne auf dem Thron den Eroberer Babylons, als er sich für einen Sohn der Götter ausgab.

Erwacht aus eurer Trunkenheit, Könige, Fürsten, Weise und Helden, und bezwingt eine Schwachheit, die eure herrlichsten Lorbeern welk macht! Seht das Meer des Irrthums, in welches aus Eitelkeit eure blinde Selbstliebe sich stürzt. Empört euch wider die Schmeichler, und zerbrecht den untreuen Spiegel, der euch die Wahrheit verbarg.

O reine glänzende Wahrheit, unsterbliche Tochter des Himmels! Steige herniedere zu diesen Gegenden aus deiner strahlenden Wohnung. Licht ist dein Theil, zerstreue die finstre Wolke, womit der Stolz die Vernunft verdunkelt; so wie vor den sanften Strahlen des Morgenroths der dicke Nebel entflieht, welcher sich über den Horizont verbreitet.

Staatsmänner, die ihr dem Beispiel des Cimons, oder Murray folgt, ihr allein verdient den Tempel, welcher nur großen Namen geweiht ist. Ihr, deren scharfer Tadel, indem er erinnert, sich gefällig zu machen weiß, ihr allein seid wahre Freunde; Schmeichler, gebraucht nicht mehr eurer List, glaubt nicht, daß sie mich betrügen werde, ich kenne eure feindlichen Pfeile.

Cesarion, du getreuer Freund, zärtlicher als Pirithous, in dir finde ich das Beispiel von der ersten aller Tugenden. Laß die kühne Freundschaft, ohne Schwachheit uns unsere Irrthümer und Fehler enthüllen. So reinigt und scheinet sich im Feuer das Gold vom Blei, und den niedrigsten Metallen.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Madame Roland (1791–1792).

Es bedurfte, um die Republik zu wollen, um sie zu schaffen, nicht blos eines großen Herzens, eines großen Geistes, es bedurfte außer diesen beiden Eigenschaften noch einer dritten: man mußte jung sein, jene Jugend der Seele, jene Gluth der Leidenschaft, jene Art von Verblendung besitzen, die schon erzeugt glaubt das, was noch in der Seele schlummert. Man mußte den Glauben dazu haben.

Es bedurfte einer gewissen Uebereinstimmung, nicht blos des Willens und der Gedanken, sondern auch der Sitten und Gewohnheiten der Republik: man mußte

in sich tragen die moralische Republik, die Einzige, die berechtigt ist, die politische Republik zu gründen. Man mußte, um uns klarer auszudrücken, die Herrschaft über sich selbst errungen haben und seine Freiheit in der Erfüllung seiner Pflichten suchen.

Mehrere Deputirte und Journalisten holten sich nach den Tagen der Erschöpfung und Entmuthigung, in Stunden, in welchen ihr republikanischer Glaube zu schwanken und zu fürchten begann, Muth und Kraft in einem Hause, in dem diese beiden Stützen niemals fehlten. Es war ein kleines bescheidenes Haus: das dritte Hotel in der Guenegaud-Straße in der Nähe des Pont-neuf. Diese düstere Straße, die nach der Rue Mazarine führt, welche noch weit stiller ist, hat keine andere Aussicht als die langen Mauern des Münzgebäudes. — Man stieg 3 Treppen hinauf und war jederzeit gewiß, zwei Personen anzutreffen, die sich in ihren Arbeiten gegenseitig unterstützen. Herrn und Madame Roland, die erst kurz vorher von Lyon nach Paris gekommen waren. Im kleinen Salon befand sich ein großer Tisch, an dem beide Gatten schrieben. Die halbgeöffnete Thür, die ins Schlafzimmer führte, zeigte zwei Betten, deren ganzer Luxus in ihrer blendenden Reinlichkeit lag.

Roland war ein Sechsziger. Seine Frau zählte sechsunddreißig Jahre und sah noch viel jünger aus als sie es wirklich war. Roland schien der Vater seiner Frau. Seine Gestalt war groß und mager, seine Miene ernst und leidenschaftlich. Dieser Mann, den man allzusehr dem Ruhme seiner Frau aufgeopfert hat, war ein eifriger Bürger, der sein Vaterland in der tiefsten Tiefe seines Herzens trug, einer jener alten Franzosen von der Race der Vauban und Boisgilbert, die unter dem vollsten Glanze des Königthums, den Muth besaßen, ihr Leben der heiligen Idee des allgemeinen Wohls zu weihen. Inspektor der königlichen Manufakturen hatte Roland sein ganzes Leben unter Arbeiten und Reisen verlebt, keine andere Sorge als die: Frankreichs Industrie auf jede Weise zu verbessern und zu heben. Er hatte bereits mehrere seiner Reisen und verschiedene Abhandlungen und Denkschriften, wie sich auf einzelne Handwerke bezogen, erscheinen lassen. — Seine schöne, muthige Frau, nicht zurückgeschreckt durch die Trockenheit dieser Gegenstände, copirte, übersetzte und machte allerhand Auszüge für ihn. Die Kunst, Torf zu stechen, die Kunst geschorene Wolle zu verarbeiten, das Wörterbuch der Manufacturen hatten lange Zeit die schöne Hand der Madame Roland beschäftigt, ihre besten Jahre absorbirt und ihr keine andere Zerstreuung, als die Stillen ihres einzigen Kindes gewährt. Eng verbunden mit den Arbeiten und Plänen ihres Gemahls, besaß sie für ihn eine Art höherlicher Anbetung, die so weit ging, daß sie häufig sogar für ihn kochte, was sie um so mehr für ihre Pflicht hielt, weil der Magen des Greises schwach und von der Arbeit vergestalt angegriffen war, daß er nur leichte Speisen zu verdauen mochte.

Madame Roland mischte sich, wenn die Freunde ihres Mannes kamen, nie unaufgefordert in deren Gespräch. Sie setzte ihre Arbeit fort und sprach nur dann mit, wenn sie veranlaßt wurde. Dann aber entwickelte sie die Gründe ihrer Ansicht mit so vielem Geiste, mit so vielem Scharfsinn, daß bald Jeder, der sie hörte, ihrer Meinung war.

Beim ersten Anblick war man versucht, in ihr Rousseau's Julie zu sehen. Aber nur mit Unrecht! Sie war weder Julie, noch Sophie, sie war Madame Roland.

Manon Phlippon (so hatte sie als Mädchen geheißen) war die Tochter eines Kupferstechers. Auch sie selbst stach im väterlichen Hause. Ihr frisches Aeußere verrieth die Tochter aus dem Volke. Sie hatte eine schöne, aber keineswegs kleine Hand, einen etwas großen Mund, ein etwas aufgestülptes Kinn, eine schön gewölbte Taille und jenen Reichthum an Hüfte und Busen, der bei den sogenannten „Damen der höhern Stände" nur zu den Ausnahmen gehört.

Von allen Heldinnen Rousseau's unterschied sich Manon dadurch, daß sie nicht deren Schwächen besaß. Madame Roland war tugendhaft, nicht verweichlicht durch Unthätigkeit und Träumerei, worin die Frauen langsam hinschmachten; sie war im höchsten Grade arbeitsam und thätig. Die Arbeit schützte ihn vor Unlugend. Auf ihrem schönen ausdrucksvollen Gesichte lagerte von der Geburt bis zum Tode das Glück ein ernsthaften Idee: Pflicht genannt. Sie selber giebt sich dieses Zeugniß in einem Augenblicke, wo man nicht mehr lügt. — Niemand sagt sie, hat weniger als ich das Gefühl der Wollust gekannt: jederzeit habe ich meine Sinne zu beherrschen gewußt.

Der leichtsinnige Lebenswandel ihres Vaters, der sich dem Trunke ergeben, hatte sie genöthigt sich in ein Kloster zu flüchten. Es lag in der Straße Notre-Dame, Etienne, die nach dem Pflanzengarten führt; eine kleine, durch die Erinnerung an Pascal, Rollin und Vincent de Saint-Pierre berühmt gewordene Straße. In diesem Kloster lebte sie, nicht als Nonne, sondern als Schützling in ihrer stillen Zelle zwischen Plutarch und Rousseau, heiter und muthig in der drückendsten Armuth, mit einer mehr als spartanischen Mäßigkeit. Schon hier fand sie Gelegenheit, sich in den Tugenden der Republik zu üben.

Und so rein sie das Haus am Quai de l'Horloge verlassen hatte, so rein war sie in das Haus ihres Gatten eingetreten, und noch eben so rein sah sie an der Wiege ihres Kindes, das sie trotz heftiger Schmerzen selber stillte. Und welche innige Treue ist sie in den Briefen, die sie an ihre jungen Freunde schreibt, die sie zugethan sind mit leidenschaftlicher Freundschaft, die unter Manchen bei Weitem nicht ganz frei von Liebe ist. Sie ermahnt sie, sie rügt sie und sieht sie über deren Schwäche. — Und daher kommt es, daß Keiner von allen ihren Freunden erfährt was daß Alle ihr treu bleiben bis zum Tode, nicht wie einem Weibe, sondern wie der Tugend selbst, der man ewige Treue geschworen hat.

Einer dieser Freunde weiß sich, mit-

ten in einer Zeit, wo ringsumher Schrecken herrscht, Eingang in ihren Kerker zu verschaffen, und nicht bedenkend die Gefahren, die ihm drohen, aus ihren Händen jene unsterblichen Blätter zu empfangen, die sie in den Mauern ihres Kerkers geschrieben, jene Blätter, worin sie ihr Leben erzählt.

Er selber, verbannt und verfolgt, durch den Schnee flüchtend, ohne Obdach, rettet diese heiligen Blätter, die er auf seiner Brust mit sich fortträgt, diese Blät..., die ihn vielleicht gerettet haben, weil d.. Gluth jenes großen Herzens, das sie ge.rieben, sich seinem eigenen Herzen mit.theilt haben mag.

(.. war es, derselbe würdige Bese.der, in.. Augenblicke des Scheidens sich über sich selbst erhebend, ihr den edlen Rath erthe.. hatte, sich nicht zu vergiften, ihren Tod nicht den Blicken des Volkes zu entziehen, das Schaffot vorzuziehen öffentlich zu ster.en und durch ihren Muth die Republik und die Menschlichkeit zu ehren. Und sie befolgte seinen Rath und schreitet mit ..ogelächelnder Miene, Hand in Hand mit ihrem ..tern Gemahle, umgeben von jeder Gruppe junger, vorwurfsfreier Freunde, ..e Bose, Champagneur und Pancal des Issarts, der Unsterblichkeit zu.

Neidische Menschen, ..e nicht fähig sind, an eine vollkommene Tu.. zu glauben, haben sich bemüht, irgend ein Schwäche, irg.. einen Fehltritt in dem ..en d.. er Frau aufzusuchen, und diese Leute ..en ohne den mindesten Grund, neue irgen.. ein ..ffriges Anzeichen zu behaupten gewagt, sie habe am Ende des Dr.. was, im Momente ihres höchsten Aufschwunges, mitten unter den Schrecken u. Gefahren der Septembergräuel, Zeit und Muth gefunden, Galanterien anzuhören und sich lieben zu lassen. Das Einzige, was diese Verläumder in Verlegenheit setzt, ist, daß Keiner von ihnen den Namen des begünstigten Liebhabers zu nennen weiß*).

*) Weit entfernt, den Nimbus der Mad. Roland verkleinern zu wollen, sei es uns erlaubt, an ein zu jener Zeit vielverbreitetes Gerücht und an den Antinous der Gironde, an Charles Barbaroux, zu erinnern.

E. M. D.

Noch einmal gesagt: Nichts ist da, wodurch sich jene Verläumdung beweisen ließe. Madame Roland war immer unbeschränkte Herrin ihres Willens, ihrer Handlungen. — Aber hatte diese starke und dennoch leidenschaftliche Seele niemals eine Versuchung zu bestehen? Diese Frage ist eine ganz andere, und ohne Zaudern beantworten wir sie durch: Ja!

Diese bis jetzt noch wenig aufgeklärte Thatsache ist eine keineswegs unwichtige Episode aus ihrem Privatleben. Diese Thatsache übte im Jahre 91 auf Madame Roland einen tiefen Einfluß aus, und die mächtige Thatkraft die sie seit jener Zeit entwickelte, würde Manchem weit weniger erklärbar sein, zeigte man ihm nicht nackt und ungeschminkt die geheimen Ursachen, die damals jene Seele bewegten, welche bis dahin ruhig und stark, aber nur stark in und durch sich selbst, ohne Thätigkeit nach Außen gewesen war.

Im Jahre 89 hatte Madame Roland arbeitsam, unbemerkt, in ihrer öden traurigen Hütte zu La Platiere, in der Nähe von Villefranche, nicht weit von Lyon gelebt. Hier hört sie, wie ganz Frankreich, die Kanonen der Bastille. Ihr Busen schwellt, ihr Herz erhebt sich. Das wunderbare Ereigniß scheint alle Träume ihrer Jugend, Alles zu verwirklichen was sie von den alten Heldenthaten gelesen und sich eingebildet hatte. Mit Einem Male hat sie ein Vaterland. Die Revolution breitet sich über ganz Frankreich aus. Lyon, Villefranche, die ganze Umgebung, das Land und die Dörfer erwachen. Das Verbrüderungsfest ruft die Hälfte des ganzen Königreichs, als Abgeordneten der Nationalgarde von Corsika bis Lothringen, nach Lyon. Seit frühem Morgen steht Madame Roland in unbeschreiblicher Extase auf dem wunderbar schönen Rhone-Quai, berauschend an diesem Volke, an dieser Brüderlichkeit, an dieser glänzenden Umgebung, einer neuen, über ganz Frankreich heraufgezogenen Zukunft. Am Abende desselben Tages schreibt sie ihren Bericht darüber für ihren Freund Champagneur, einen jungen Mann von Lyon, der ohne Vortheil, blos aus reiner Vaterlandsliebe, ein Journal schrieb, an welchem sie Mitarbeiterin war. Von der Nummer, in welcher ihr Bericht (ohne ihren Namen) erschien, wurden sechszigtausend Exemplare verkauft. All' diese Nationalgarden tragen, nach ihrer Heimath zurückkehrend, ohne es zu wissen, die Seele der Madame Roland, deren begeisterte Liebe für das Vaterland mit sich fort. — Und auch sie kehrte heim, nachdenkend in ihrer Einsamkeit, die ihr jetzt, viel mehr als bisher, trocken, kurz u. unheimlich vorkam. Wenig geeignet für die technischen Arbeiten, die zu jener Zeit ihren Gatten beschäftigten, las sie, um sich zu beschäftigen und zu zerstreuen, den interessanten *Procès verbal* der Wähler von 89, die Revolution des 14. Juli, die Erstürmung der Bastille.

Der Zufall fügte es, daß einer der Wähler, Pancal des Issarts, an die Rolands empfohlen war und einige Tage in ihrem Hause verlebte. Pancal, Sohn einer Fabrikantenfamilie, die sich von Montpellier nach Clermont übergesiedelt hatte, war dort Notar gewesen; erst vor Kurzem hatte er diese einträgliche Stellung aufgegeben, um sich uneingeschränkt den Studien seiner freien Wahl, den staatswissenschaftlichen und menschenfreundlichen Bestrebungen, den Pflichten des Bürgers zu widmen. Ungefähr vierzehn Jahre alt, besaß er nichts Glänzendes, aber ungemein viel Milde, ein gutes, mitleidiges Herz. Er hatte eine sehr religiöse Erziehung genossen, und nachdem er einen politisch-philosophischen Abschnitt, den Nationalconvent, und eine lange Gefangenschaft in Oesterreich zurückgelegt hatte, starb er in tiefster Frömmigkeit über der Bibel, die er in hebräischer Sprache zu lesen versuchte.

Pancal ward durch einen jungen Arzt, Lanthenas, einen Freund der Rolands, nach La Platiere gebracht, wo er selber ganze Monate zubrachte, um mit ihnen

und für sie zu arbeiten und deren Aufträge zu besorgen. Lanthenas Milde, das gefühlvolle Wesen Bancals, die ernste und dennoch feurige Güte ihres Gemahls, ihre gemeinschaftliche Liebe zu allem Guten und Schönen, ihre Anhänglichkeit an diese Frau, die ihnen das Bild jeder Vollkommenheit war, das Alles bildete natürlicherweise eine vollständige Harmonie. Sie vertrugen sich so gut, daß sie sich fragten, ob sie nicht so mit einander fortleben könnten. Von welchem dieser drei Männer diese Idee ausging, man weiß es nicht; doch so viel ist gewiß, daß sie von Roland mit Wärme aufgefaßt, mit Eifer festgehalten ward. Beide Gatten konnten, wenn sie Alles, was sie besaßen, zusammennahmen, vielleicht sechszigtausend Francs herbeischaffen. Lanthenas hatte zwanzigtausend oder etwas mehr, wozu dann noch an hunderttausend von Bancal's Seite hinzukamen. Dies zusammen machte eine ziemlich runde Summe, die den Freunden erlaubte, Nationalgüter, welche damals zu Spottpreisen zu haben waren, für gemeinschaftliche Rechnung anzukaufen.

Es giebt nichts Rührendes, nichts Würdigeres und Anständigeres als jene Briefe, welche Roland in Bezug auf dieses Vorhaben an Bancal schrieb. Dieses edle Vertrauen, dieser Glaube an Freundschaft und Tugend, giebt uns einen hohen Begriff von Roland und seinen beiden Freunden.

„Kommen Sie, mein lieber Freund, kommen Sie, schreibt er. Ach, warum Sie? Sie kennen mein Haus und mich und wissen, daß man in meinem Alter sich nicht ändert. Wir, meine Frau und ich, predigen Vaterlandsliebe, auch der Doctor thut seine Schuldigkeit. Meine Frau ist die Apothekerin der Armen des Cantons. Wir Beide, Sie und ich, werden die andern Geschäfte besorgen."

Die große Aufgabe Rolands war die, die Bauern der Umgegend aufzuklären u. ihnen das neue Evangelium zu predigen. Trotz seines Alters ein bewundernswerther Fußgänger, begleitete er seinen Freund Lanthenas häufig bis nach Lyon, unterwegs überall ausstreuend das Samenkorn der Freiheit. Der edle Mann hoffte in Bancal einen würdigen Hülfsgenossen, einen neuen Missionär zu gewinnen, dessen mildes, salbungsvolles Wort Wunder wirken würde. Gewohnt, den uneigennützigen Eifer des jungen Lanthenas zu sehen, der Madame Roland in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen unterstützte, kam es ihm nicht in den Sinn, zu ahnen, daß Bancal, älter und ernster als Lanthenas, etwas anderes als Frieden bringen könne in das ihm gastfreundlich geöffnete Haus. Er hatte vergessen, daß seine Frau, die er so innig liebte, ein Weib war, während er in ihr nur den unwandelbaren Gefährten seiner Arbeiten sah. Madame Roland, arbeitsam, mäßig, frisch und züchtig, mit ihrem durchsichtig reinen Teint, mit ihrem festen, klaren Blick, war, Alles in Allem, das beruhigendste Bild der Kraft und Tugend. Mit der Anmuth des Weibes verband sie den Geist und das stoische Herz eines Mannes. Viel eher hätte man, ihr gegenüber, die Freunde, die sie umgaben, für schwächliche Frauen halten können: Bancal, Lanthenas, Bosc, Champagneux, sie Alle hatten weiche, fast weibliche Züge. Doch der Allerweiblichste, der Allerschwächste war, durch sein Herz, gerade der, der sich für den Festesten hielt, der ernste, strenge Roland, ein schwacher Greis, dessen Herz mit tiefer Leidenschaft von dem Herzen seiner Frau abhing.

Diese Lage war, wenn auch nicht gefährlich, doch wenigstens voll Kampf und Sturm. Roland glich Rousseau's Volmar, welcher Saint-Preux in die Nähe seiner Julie ruft: er glich der auf den Felsen von Meillerie in Gefahr gerathenen Barke. Er hat, wir glauben es, nicht Schiffbr. gelitten; klüger aber wär's gewesen, sich dieser Gefahr gar nicht auszusetzen.

Das ist's, was Madame Roland selbst in einem ihrer Briefe an Bancal schrieb. Dieser wunderbar unvorsichtige Brief ist, gerade durch seine Unvorsichtigkeit, ein unschätzbares Denkmal der Reinheit, der Unerfahrenheit, der Jungfräulichkeit ihres Herzens geblieben. Man kann ihn nur knieend lesen.

Es giebt nichts Rührendes, als diesen Brief! Dieser Held war also doch ein Weib! Hier also ist der Augenblick, (der Einzige in ihrem Leben), wo dieser starke Muth sich gebeugt fühlt. Der halbgeöffnete Harnisch des Kämpfenden zeigt uns ein Weib mit Clorinden's blutendem Herzen.

Bancal hatte an Roland einen Brief voll zarter Freundschaft geschrieben. Er sprach darin von der beabsichtigten Verbindung. „Sie wird den Reiz unseres Lebens ausmachen, sagt er darin, wir werden Eine Familie bilden von dem Wunsche beseelt, Andern nützlich zu werden."

Roland, der sich in Lyon befand, schickte diesen Brief an seine Frau. Sie war mutterseelenallein auf ihrem Landgute: die Hitze war, ob man sich gleich schon im Oktober befand, unerträglich. Der Donner grollte und das Gewitter hielt mehrere Tage an; Sturm am Himmel und auf Erden, in ihrem Herzen wogte der Sturm der Leidenschaft; draußen wüthete der Sturm der Revolution. Alles deutete auf große Unruhen, auf eine Fluth von Ereignissen, bestimmt, manches Herz zu brechen. In diesen großen Augenblicken unheimlicher Erwartung glaubt jeder mit sich selbst abrechnende Mensch, Gott lasse seine mahnenden Donner nur für ihn erschallen.

Madame Roland las den Brief und zerfloß in Thränen. Sie setzte sich an den Tisch, ohne zu wissen, was sie darauf antwortete; sie schrieb von ihrer Unruhe und verbarg ihm sogar nicht, daß sie weine. Wohl war dieß mehr als blos Freundschaft. Und doch fand sie in sich den Muth und die Seelenstärke, sich selbst und ihm jede Hoffnung abzuschneiden. „Nein, schrieb sie ihm, ich glaube nicht an Ihr Glück und werde mir nie verzeihen können, es beunruhigt zu haben. Aber ich halte es für Pflicht, Ihnen zu gestehen, daß Sie Ihr Glück an Mittel und Aussichten knüpfen, die ich für falsch halte, an eine Hoffnung, die ich Ihnen unversagen muß." — Alles Uebrige, was sie ihm schreibt, ist ein zitterndes Gemisch von Tugend, Leidenschaft und Seelenkampf.

Von Zeit zu Zeit entschlüpft ihr ein wehmüthiger Gedanke und ein düsteres Vorgefühl ihrer Bestimmung. — „Wann werden wir uns wiedersehen?“ — das ist die Frage, die ich öfmals an mich richte, ohne daß ich sie zu beantworten wage. — Wozu auch versuchen, in die Zukunft zu schauen, welche die Natur uns wohlweislich verhüllt hat? — Lassen wir sie also in jenem dichten Schleier, der sie deckt, weil es uns nicht gegeben ist, ihn zu lüften.“ —

Buzot war klug und ehrlich. Traurig und niedergeschlagen reise er, trotz des Winters, nach England und blieb dort lange Zeit, länger vielleicht, als Madame Roland selbst es gewünscht haben mag. So inconsequent ist das Frauenherz, selbst das tugendhafteste. Ihre Briefe bieten, aufmerksam durchgelesen, eine seltsame Ebbe und Fluth sich oft widersprechender Gefühle dar. Bald entfernt und bald nähert sie sich wieder. In einzelnen Augenblicken mißtraut sie ihrem eigenen Herzen; bald aber ist sie dessen wieder ganz gewiß.

Wer kann sagen, ob sie nicht eine geheime Freude empfand, als im Februar die Angelegenheiten der Stadt Lyon ihren Gemahl nach Paris riefen, wohin sie ihn begleitete. Trug sie kein Verlangen, in diesem großen Mittelpunkte Buzot wiederzufinden? Aber gerade Paris gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Sie wandte ihre Leidenschaft den öffentlichen Angelegenheiten zu. Madame Roland liebte jetzt nichts Anderes mehr als Frankreich.

Handelte es sich um eine andere Frau, dann würden wir sagen, daß sie durch die Revolution, durch die Republik, durch den Kampf, durch den Tod vor sich selbst gerettet wurde. Ihr ernstes Zusammenleben mit Roland ward in Paris noch fester geknüpft durch deren gemeinschaftliche Theilnahme an den Ereignissen der fieberhaft aufgeregten Zeit. Diese Heirath gemeinschaftlicher Arbeit ward eine Heirath gemeinschaftlicher Kämpfe, Anstrengungen und heldenmüthiger Aufopferungen. So geläutert, geläutert sie, rein, unbefleckt, siegreich zum Schaffot und von dort zum Tempel des Nachruhms.

Sie kommt nach Paris im Februar 91, am Vorabende jenes wichtiges Moments, wo die Frage der Republik ihrer Entscheidung entgegengeht. Sie bringt zwei mächtige Bundesgenossen mit: Tugend und Leidenschaft! Die Tugend ihres Geistes, die Frische ihrer Idee, Eindrücke und Gefühle sind geeignet, selbst die ermüdeten Kämpfer zu verjüngen und von Neuem anzufeuern zur Erreichung ihres großen gemeinschaftlichen Zieles.

Der erste Blick, den Madame Roland auf Paris wirft, macht einen tiefergreifenden Eindruck auf ihr Herz. Die Nationalversammlung flößt ihr Schauder ein: ihre Freunde erregen ihr Mitleid. Ihr scharfes Auge durchschaut dort, wie im Clubb der Jakobiner, auch Charactere: sie sieht die Falschheit, die Feigheit, die Niedrigkeit, mit Einem Wort das Puppenspiel der constitutionellen Partei in ihrer ganzen ekelerregenden Nacktheit. Sie sieht die Ausflüchte, die Umschweife, das unentschlossene Hin- und Herschwanken der Freunde der Freiheit. Sie schont weder Brissot, den sie liebt, noch Condorcet, den sie für doppelzüngig hält, noch Fauchet, in dem sie nur den Priester sieht. Kaum läßt sie Petion und Robespierre Gerechtigkeit widerfahren. Die Mäßigung, das Zaudern und Zögern derselben, genügen ihrer Ungeduld nicht. Jung und feurig, verlangt sie Rechenschaft von Allen und will nichts von Aufschub, nichts von Hindernissen hören. Die Frau ermahnt sie, Männer zu sein und als solche zu handeln.

Bei dem traurigen Anblick der kaum geborenen, längst ersehnten und, nach ihrer Ansicht, schon wieder verlorenen Freiheit, vergißt sie blutige Thränen und will nach Lyon zurückkehren.

Wir brauchen (sagt sie am 4. Mai) eine neue Insurrection, oder unsere Freiheit, kaum errungen, ist verloren. Aber ich fürchte, daß es dem Volke dazu an Kraft und Muth gebricht. Selbst der Bürgerkrieg, wie schrecklich er auch immer sein mag, würde dazu beitragen, unsern Character und unsere Sitten neu zu gestalten. — Man muß auf Alles gefaßt sein, selbst auf den Tod ohne Bedauern.

Diese Generation die Madame Roland so tief gefallen glaubte, besaß dessenungeachtet große, bewundernswürdige Eigenschaften: einen unerschütterlichen Glauben an den Fortschritt, den aufrichtigen Wunsch, das ganze Menschengeschlecht frei und glücklich zu wissen; sie hat durch die Größe der Opfer, die sie diesem Glauben, diesem Wunsche gebracht, die Welt in Staunen gesetzt; zu jener Zeit aber wohl ist dies wahr! fehlte es ihr noch an Muth zum Handeln; es fehlt ihr — wir nehmen selbst Mirabeau, trotz seines riesenhaften Talentes, nicht davon aus — der Anstoß des Genie's.

Die großen Männer jener Zeit hatten unendlich viel geschrieben, gesprochen und debattirt. Das Leben all' dieser Männer der Nationalversammlung, die ungeheure Thätigkeit der Zeitungspresse scheint uns ein Problem, ein Räthsel. Die Nationalversammlung hielt tagtäglich zwei Sitzungen, rastlos wie die Sitzungen der Jakobiner und der andern Clubbs, oft bis um Mitternacht; dann die Reden, die für den folgenden Morgen vorzubereiten wären, die Zeitungsartikel, die Geschäfte und Intriguen die Sitzungen der Ausschüsse, die politischen Verabredungen ... der ungeheure Anstoß des ersten Augenblicks, die unbestimmte Hoffnung, die sie belebte, hatte ihnen die Kraft verliehen, all' diese Anstrengungen muthig zu ertragen. Dieser Anstoß hatte fortgedauert: überall Arbeit ohne Ende, ohne Grenze. Kein Wunder also, wenn manche dieser Kräfte allmählig erlahmten.

Am 22. Juni, inmitten der allgemeinen Unschlüssigkeit der Parteien, war Madame Roland die Einzige, die nicht zauderte. Sie schrieb und ließ schreiben an die Provinzen, um sie aufzufordern, einfach durch Ja oder Nein zu entscheiden, ob die monarchische Regierungsform beizubehalten sei oder nicht.

Und zwei Tage später bewies sie, daß das Fortbestehen der königlichen Gewalt Ludwigs *XVI.* unmöglich geworden sei.

Fast Alle nach wichen zurück, schwankten und zögerten. Im Jahre 89, sagte Camille Desmoulins, gab's in ganz Frankreich nicht mehr als zwölf Republikaner. Im Jahre 91 hatte sich die Zahl derselben, Dank der Flucht des Königs nach Varennes, bedeutend vermehrt, und sehr Viele waren seitdem Republikaner geworden, ohne es zu wissen. Man mußte sie darüber aufklären. An der Spitze dieser Vorhut stand Madame Roland. Sie warf in die unentschlossene Wage das goldene Schwert ihrer Ueberzeugung, ihres Muthes, und die Idee des Rechts. Und so war sie es, von der das Losungswort ausging: Republik!

Für die Fackel.

Der weiße Mann im weißen Haus.

Von E. Ludwigh.

Das weiße Haus, in dem unsre Excellenzen, bald vier, bald acht Jahre lang, als exekutive Gewalt die Rechte der Republik wahrzunehmen und zu überwachen haben, befindet sich in der Stadt Washington und heißt eben „weißes Haus", weil es weiß ist; wogegen sich vernünftigerweise gewiß Nichts einwenden läßt. Daß man aber dem Diener des Volkes, dem Präsidenten, dessen höchste Ehre in getreuer Pflichterfüllung besteht, den monarchischen Rattenschwanz „Excellenz" anhängt, um ihm mit etwas Nimbus zu umgeben, dagegen läßt sich wohl „vernünftigerweise" Etwas einwenden. Ob die Gründer der Republik, das von britischer Herrschaft befreite, Volk der Colonisten, repräsentirt im Congreß durch seine Abgeordneten, für weniger vernünftig und tugendhaft hielten als Eine Person, die sie, obschon ohne Scepter und Krone, mit der Gewalt des Veto, wenn gleich beschränkten Veto's bekleidet, dies wollen wir hier dahingestellt sein lassen; so wie auch die Frage: ob es überhaupt in einem demokratischen Staate nothwendig und ersprießlich sei, an die Spitze des „Zwei- oder Einkammer-Systemes, einen König in schlichtem Bürgerrock zu stellen? Wir wollen uns bei dieser kurzen Discussion vorzugsweise an das Weiß, an diese Farbe der Unschuld halten, da das „weiße Haus", der Tradition und dem Volksglauben nach, blos für weiße, wenn auch nicht immer zugleich weise, Excellenzen gegründet wurde. Ein schwarzer Präsident im weißen Hause wäre für unsere „hochgebildete" Zeit ganz gewiß eine schreckenerregende Erscheinung, eine Erscheinung, die freilich für den Augenblick aus zureichenden Gründen eine politische Unmöglichkeit ist. Daß übrigens schwarze Sklaven vor nicht lange her das weiße Haus fegten, war ein eben so schöner Farben-Contrast, wie Licht und Schatten und Perspektive bei einem Gemälde, und eine constitutionelle Consequenz, wie die Aufhebung der schwarzen Sklaverei als militärische Consequenz, zur Ehre der Weißen und Schwarzen auf hundert Schlachtfeldern, betrachtet werden kann. Der Mensch wird frei geboren; aber er wurde eben, bis jetzt der „Farbenmannigfaltigkeit" wegen, nicht auch zugleich politisch und social gleich geboren und daß diese Gleichheit nicht in der Republik, für Menschenrechte gegründet, Geltung bekommen möge, daß ist jetzt das Hauptstreben vieler unsrer hervorragenden Staatsmänner und des unweisen weißen Volkes im Allgemeinen.

Der Schwarze, heißt es, ist eine untergeordnete Rasse. Zugegeben. Doch läßt sich die von Natur weniger begünstigte Rasse durch Erziehung bilden und veredlen; das ist bewiesene Thatsache. Der Schwarze, sagt man, ist faul und muß mit der Peitsche getrieben werden. Angenommen. Doch warum? Ganz gewiß blos darum, weil Leibeigenschaft und Sklaverei durchaus nicht das Mittel in sich besitzen, dem Leibeigenen und Sklaven die Arbeit angenehm zu machen und ihn zum Fleiße anzuspannen.

Der Weiße soll Herr sein; der Schwarze aber Sklave! Welche Humanität! Welche Freiheit! Welche Gerechtigkeit! Dennoch gab es und giebt es auch der weißen Parias und Sklaven noch gar viele. — Eben weil Humanität, Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden allüberall nur hie und da sich geltend zu machen beginnen.

Der Schwarze mag in Kinzes am Bock des weißen Herrn die Pferde lenken; der Schwarze mag den Weißen rasiren, an der Tafel ihn bedienen, für ihn kochen; die schöne, die reizende Quarteronne mag dem weißen Pflanzer als Maitresse dienen; die schwarze gesunde Amme das Kind der schwachen Mutter des sonnigen Südens säugen; die weißen Cavaliere mögen das Bett mit schwarzen Sklaven-Mädchen theilen und die Mulatten, ihre Kinder, auf dem Markt verkaufen; die Schwarzen möge man als Christen für den Himmel erziehen, wo alle Seelen weiß sind: alles Das vertrug sich (trotz des Klauenfußes der Unabhängigkeits-Erklärung) mit der Constitution. Doch ein weißer Kutscher für einen schwarzen Herrn — welche Ironie auf die edle Haut eines Kaukaso-Amerikaners! Ein weißer einen schwarzen rasiren, ihn bedienen, für ihn kochen — welche Entehrung der edlen Rasse! Eine weiße Dame als Maitresse eines schwarzen Gentleman; eine weiße Amme eines schwarzen Kindes — welche Verkehrtheit der Natur, welch' verdorbener Geschmack! Mit Farbigen christliche Kinder ziehen — welche Entheiligung des amerikanischen Christenthums; welche Entwürdigung der Ehre! An der Tafel mit Farbigen speisen, in Waggons mit Schwarzen reisen; schwarze Kinder mit weißen in Eine Schule schicken; in Kirchen, Theatern und Concerten mit Farbigen auf Einer Bank sitzen — das hieße unsere socialen Rechte mit Füßen treten; das wäre zu viel verlangt von Christen, von Republikanern, von

Demokraten, von einem hoch und fein gebildeten weißen Volk des Jahrhunderts eines Humboldt. —

Es ist wahr, ich konnte mich bei meinen öftmaligen Reisen im Süden überzeugen, daß die Sklaven, besonders die Hausklaven, im Allgemeinen glücklich waren; eben so glücklich, wie ihre Pferde und Maulesel, die bei gutem Stallfutter ungehindert ihren Geschlechtstrieb befriedigen konnten und bei der geringsten Krankheit den Thierarzt zu Hülfe bekommen. Ja, die Sklaven, Sache und Eigenthum wie fernstige Thiere, hatten über diese und sogar auch über unsere bei 12 Stunden täglicher Arbeit in die Fabriken des freien Nordens gesperrten Arbeiter den Vorzug, im Alter, unfähig zur Arbeit, das Gnadenbrod des Meisters zu genießen. Diese Erfahrung hätte mich oft bewogen, zu sagen und zu schreiben: daß ich bei freier Wahl lieber Sklave im Süden wäre als freier Neger im Norden, ein Paria, politisch und social geächtet. Diese Alternative war jedoch für mich nie zureichender Grund, der Sklaverei das Wort zu sprechen; sondern ich opponirte sie vielmehr, selbst mit Lebensgefahr, nach besten Kräften; denn ich sah ja auch den scheußlichen Handel mit Menschen auf den Sklavenmärkten; ich sah Sklaven der brutalen Willkühr und Peitsche der Aufseher preisgegeben und das Tödten eines Sklaven ungerächt und ungestraft bleiben; ich sah durch den Dünkel der Oligarchie die Grundsätze der Demokratie verhöhnt und den weißen Arbeiter verachtet; ich sah, wie man dem Sklaven bei schwerer Strafe, das Lesen und Schreiben Lernen, verboten, und es so wie die Verbreitung abolitionistischer Schriften mit Zuchthausstrafe geahndet, oder summarisch durch Theeren und Federn, oder Hängen bestraft hatte; und alles Das und noch mehr mit der „Institution" unzertrennlich verbundene Grausame und Entehrende geschah und wurde geduldet im Namen der Constitution und der die allgemeine Freiheit verhöhnenden Souverainitäts-Rechte der Staaten. Diese *State Sovereignity* war die Muter und Pflegerin der Sklaverei; diese Staaten-Souverain tät verschlüßte Calhoun das Recht der Nullification und Secession zu lehren; diese heillose Sonderbündelei gestattete und ermöglichte es, auf hochverrätherische Weise dem Norden den Krieg zu erklären, Waffen zu stehlen und nach südlichen Festungen zu bringen unter den Auspicien des damaligen Präsidenten Buchanan und auf diesem morschen Steckenpferde der Staats-Rechts-Souverainität reitet auch der geistig-lahme Ritter Johnson, der jetzige weiße Mann im weißen Hause. Daß dieser Mann ein guter Schneider wär, kann ihm vor dem Tribunale der Vernunft nur zur Ehre gereichen, welche um so größer sein müßte, würde er seiner frühern unbedeutenden Stellung und des Arbeiterstandes eingedenk, jetzt bis zur höchsten politischen Stelle emporgehoben „das Wohl der großen Republik und die Freiheit für Alle" im Auge haben, anstatt die Fortschrittspartei, die ihn gewählt, zu verrathen; den mit Waffengewalt besiegten Rebellen nicht nur großmüthig verzeihen, sondern sogar sie begünstigen; Alles aufbietend, auf haarsplitterische Demagogenweise sich an das todte Gespenst der Constitution und Staaten-Souverainität klammernd, den Congreß, als den eigentlichen Repräsentanten des Volkes, mit diktatorischen Gebehrden bedrohend und Maßregeln der beiden Häuser mit seinem Veto belegend, zum Jubel der Rebellen, und ihrer Freunde im freien Norden.

Dieser weiße Mann im weißen Hause ist in der That eine, obschon sehr anrüchige Celebrität geworden. Von den Rebellen — die er *par tout* in alle ihre frühern Rechte der Union einzusetzen strebt — und von Jenen des Volkes, die während des Krieges mit ihnen sympathisirten, den Neger hassen und seine Gleichberechtigung verabscheuen, gepriesen, verdammen ihn sämmtliche Journale und Stimmen der freien Richtung, welche die Humanität, die Einheit der Republik, der Gerechtigkeit und höhren Staatsklugheit huldigen; so sehr, daß Einige ihm das Loos jenes Königs wünschen, dem sein Veto den Kopf gekostet, Andere ihn als Verräther am Siege über die Rebellion für den Galgen reif halten und die Gemäßigtesten sich dahin aussprechen, daß man ihn in Anklagestand versetze und seines Amtes verlustig erkläre.

Dieser weiße Mann im weißen Hause, mit seinen schwarzen Tendenzen im Herzen, nannte sich in einer humanistischen Anwandelung von Stumpfbegeisterung den Moses der Sklaven, der sie, deren Viele an der Seite der Weißen für die Union kämpften, bluteten, starben, aus der Knechtschaft in das Land der Freiheit führen werde und dieser Pseudo-Moses ~~belegt die im Haus~~ und Senat passirte Civilrechts-Bill zum Sturze der Farbigen in den secedirten Staaten, mit seinem Veto; worüber die Rebellen jubeln und die Freunde der Freiheit trauern; dieser Moses frägt jetzt, ob auch die Indianer und hier gebornen Zigeuner neben den Negern Bürger sein sollen, die alle insgesammt mehr Freiheits-Instinkt besitzen als er selbst; dieser weiße Mann im weißen Hause erklärt in einer Botschaft, als wäre er Pascha von drei Rosschweifen ohne das Volk durch seine Repräsentanten im Congreß zu fragen, daß die Rebellion besiegt, der Friede wieder hergestellt sei, folglich das Militär aus den secedirten Staaten, (die nach seiner Theorie stets in der Union waren, die aber dennoch der Reconstruction bedürfe) zurückgezogen und die Freigegebenen (*Freedmen*) durch die dortigen Civilgerichte gerichtet, die Abgeordneten der Staaten früher in Rebellion im Congresse zugelassen werden müssen, um Das praktisch durchzuführen, was dem Süden von Interesse und Nutzen ist und wäre es, nach den Worten des umsichtigen Rebellengenerals Lee, eine wiederholte Secession. — Wahrlich, man kann diesem Herrn Johnson, wie einst die Römer dem Catilina, die Frage stellen: *quamdiu abuteris patientia nostra?* (Wie lange wirst du unsere Geduld mißbrauchen?)

Die heillose Reconstruktions-Politik dieses weißen Mannes hat ihn das feindliche Heer, das Haß im Inneren nährt und nach Rache schnaubt, zum Busenfreund und Lobredner gemacht; diese Politik sendet ihren Sonnenstrahl der Hoffnung in den Kerker des Jeff. Davis; bei dieser Politik mag Lee sich schmeicheln, von seinen loyalen Mitbürgern als Präsidentschafts-Candidat aufgestellt zu werden; bei dieser Politik mit einem weißen Mann im weißen Hause wie Johnson, Lee oder Jeff. Davis und einem Congreß aus loyalen Rebellen und staatsrechtlich gesinnten, guten Demokraten aus der alten Schule, sind wahrhaftig, alle Dinge möglich, selbst die Wiedereinführung der Sklaverei, oder factische Trennung der Union. Doch dem Zeitgeist und dem gesunden Sinne des Congresses und des Volkes in den schwergeprüften Staaten sei es gedankt, daß wir hoffen dürfen, daß die Stimme des freien Volkes die Stimme des weißen Mannes im weißen Hause und seiner Satelliten übertönen und ihre Pläne und Rathschläge zu Schanden machen werde. Schon äußern sich Symptome dafür: besonders die Wahlen in Connecticut und die Passirung der zum zweiten Mal vorgelegten Civilrechts-Bill, trotz des Veto's der Ersten.

Die Republik hat auf der mit Blut geweihten Bahn noch einen gewaltigen Gährungsprozeß durchzumachen, bei dem der weiße Mann im weißen Hause als eitriges Präcipitat zu Boden geschlagen und die Göttin der Freiheit sich in einer edleren Gestalt präsentiren wird, um nicht länger von andern Völkern als feile Metze verhöhnt zu werden. *Sela.*

Für die Fackel.

Benutzet die Zeit.

Von Samuel Ludwigh.

Die Zeit besteht aus Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Des Menschen Eigenthum ist blos der gegenwärtige Moment, der nach einem anderen Moment schon der Vergangenheit verfällt und keine sichere Garantie hat für die Zukunft. Den ausgeschlagenen Augenblick giebt dir kein Gott zurück. So manche Zeit, wo man etwas Nützliches treiben könnte wird uns entzogen, so manche entwischt uns durch Trägheit, Leichtsinn, Tändelei und Völlerei, und das: „Aufgehoben ist nicht aufgeschoben" hat meist Reue im Gefolg. Verschiebe nicht auf Morgen, was du heute verrichten kannst und thue Nichts halb, sondern ruhe nicht bis das Ziel erreicht ist.

Die meisten Menschen kennen den Werth der Zeit nicht; so wie die meisten Menschen Kinder an Verstand sind, weil sie in der Jugend sich nicht Zeit nahmen, ihre Verstandeskräfte zu üben, ihren Geist zu bilden. Der Mensch ist ein vorherrschend sinnliches Produkt der Erde; Genuß sein Streben. Wir sollen genießen. Genießen heißt ja eigentlich leben; aber das Leben hat auch seine ernsten Forderungen an den Menschen: er soll thätig sein, soll etwas Nützliches lernen, soll arbeiten und geistig thätig sein. Arbeit soll so wenig ausschließlicher Zweck des Lebens sein wie sinnlicher Genuß; wir leben nicht, um blos zu arbeiten, doch sollen wir arbeiten, um zu leben und zu genießen. Arbeit ist Mittel; Nutzung und weiser Genuß sind Zweck. Der Mensch arbeitet des Lohnes wegen und einem Arbeiter den Lohn entziehen, ist höchste Ungerechtigkeit. Nur die Tugend ist über materiellen Lohn erhaben; sie kann man mit Geld nicht kaufen, noch verkauft sie sich für Geld. So ist auch der höchste Lohn für geistige Arbeit nicht Geld, sondern geistiger Genuß und das freudige Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gegen sich selbst und seine Nebenmenschen. Der Handarbeiter zieht jenen Arbeitsgeber vor, der den höchsten Lohn bezahlt; der geistige Arbeiter von Princip und selbstständigem Charakter wird nie sein Bewußtsein, nie seine Arbeit an den Meistbietenden verschachern. Er wird nie ein Amt suchen, oder annehmen, dem er entweder nicht gewachsen, oder dem er nicht ohne Aufopferung seiner Ueberzeugung vorstehen kann; er wird nie dem König dienen, wenn er Republikaner im Herzen ist; nie einer Partei, wenn er nicht ihre Grundsätze vollkommen theilt; er wird nie die Rednerbühne besteigen, um sich gegen seine Grundsätze emporzuschwingen auf den Schultern des Volkes, das der Demagog durch Sophismen, durch Lügen oder Accommodation betrügt; er wird nie die Kanzel für seinen Beruf erwählen, wenn er nicht an die Dogmen glaubt, die er da predigen soll. Aber, aber — solche Menschen sind mit der Laterne des Diogenes zu suchen, weil es, der Selbstsucht und Indolenz wegen mehr charakterlose als charakterfeste Menschen giebt: Das beweisen hochgestellte Personen in Monarchien, die den Staub des Thrones leckend wie Würmer sich vor dem Popanze krümmen, um eine Rolle zu spielen; das beweisen Demagogen und feile Aemterjäger in Republiken, die durch Dick und Dünn mit der Partei gehen, und sollte die Freiheit selbst dadurch zu Grunde gehen; dies beweisen Priester und Prediger, die, mit aller Gelehrsamkeit ausgerüstet, Das lehren und predigen, was sie selbst nicht glauben und die nicht nur Dogmen sondern Gott selbst verläugnen würden, sobald sich die Gemeinde geneigt zeigte, sie dafür gut zu bezahlen. Es ist so u. daß es so ist, haben wir der Schlechtigkeit der menschlichen Natur zuzuschreiben, welche, dem Egoismus verfallen und irrige Begriffe von Glücklichsein hegend, nicht fähig ist, dem Universalismus, der Menschheit, Opfer zu bringen. Ich könnte als Illustration selbst so manchen Namen von Personen nennen, die mit allen Fähigkeiten für Entfesselung der Menschen ausgerüstet Parteien, Gemein-

den und Lügen blindlings dienen, anstatt deren Irrthümer und Fehler zu rügen. Doch der Dienst nützt ihnen, und die Rüge würde ihnen materiell schaden; also huldigen sie als bereitwillige Betrüger dem heillosen Satze: „die Welt will betrogen sein.“ Hätten diese Leute den Werth der Zeit besser kennen gelernt und sie auf Studien und Arbeiten angewendet, welche nicht ihnen allein, sondern auch ihren Nebenmenschen wahrhaft nützen; hätten sie die Wahrheit gesucht und festgehalten: daß wenig bedarf, um zu leben und Jener nicht arm ist, dem noch Etwas übrig bleibt; würden sie ihrer inneren, besseren Stimme gefolgt, die ihre Heuchelei, ihre Schwenkungen, ihre Lügen, ihre Accommodation in nüchternen Momenten rügt und sie nicht wahrhaft glücklich sein läßt; sie wären gewiß einem Berufe nicht gefolgt, den ihr besseres Ich selbst verdammen muß; sie würden lieber Taglöhner als Minister, lieber schlichte Arbeiter als Priester sein.

Benutzet die Zeit, ihr Knaben und Jünglinge, in der Schule; denn was Hänschen versäumt, kann Hans nur mit sehr schwerer Mühe nachholen!

Benutzet die Zeit, Ihr Lehrlinge in diesem oder jenem Geschäfte; damit Ihr tüchtig und geschickt werdet in eurem Fache! „Den Geschickten hält man werth; den Ungeschickten Niemand begehrt.“ Stümper, Pfuscher und Quacksalber sind Pestbeulen der bürgerlichen Gesellschaft.

Benutzet die Zeit, Ihr Mädchen, zur Erlernung von solchen Gegenständen, die unbedingt nothwendig für den Beruf und das Glück einer Hausfrau und Mutter! Huldiget Reinlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit, gutem Geschmack in Kleidung u. Wohnung; doch hütet euch vor Putzsucht und übertriebenem Luxus, der Familien zu Grunde richtet und selbst Staaten ruinirt.

Benutzet die Zeit, Ihr Alle, die Ihr in der kurzen Zeit des Lebens glücklich zu sein wünscht, damit Ihr, wenn der Tod euch ruft, sagen könnt: „ich habe gelebt; ich habe gewirkt und genossen; ich bin bereit zu sterben; Tod, ich folge dir!“

Doch wie kann ich, Das? mag sich wohl so Mancher fragen, der es nicht gelernt hat, die Zeit zu benützen, der sein inneres Glück zu sehr von äußern Dingen abhängig gemacht, dem das Leben wenig Genuß und viele Sorgen, viele Leiden bereitet und der sich mit dem Tode nicht vertraut gemacht hat. Ich will es Euch sagen, wie Ihr es könnt. Also, wenn Ihr Ohren habt zu hören, so höret und befolget den Rath der Weisheit. Bildet euren Geist durch Lesen vernünftiger Werke. Glaubt nicht, daß Ihr im Vielwissen das Lebensglück findet, sondern in der guten Verdauung solcher Grundsätze, die euch weise Männer bieten. Man muß sich mit wenigen guten Schriftstellern vertraut machen und nicht Bücher als Schau in Schränken aufhäufen. Wer überall ist, der ist nirgends. — Wer an einem Platze verweilt, findet eher intime Freunde, als der so immer auf Reisen ist. Es nützt die Speise dem Körper nicht, welche der Magen unverdaut auswirft. Eben so ist es mit Büchern. Wenn du einen Roman nach dem andern verschlingst, so wirst du darin sehr wenig stärkende, geistige Nahrung finden. Wenn du Einen heidnischen Philosophen studirst und geistig in dir als Freund und Tröster aufnimmst; wenn du Ein Werk lesest und wieder lesest, das dich frei von Vorurtheilen macht, dich logisch denken lehrt und dein Herz veredelt, so wird es dir von größerem Nutzen sein, als wenn du die Namen aller Autoren kennst und Tausende von Büchern oberflächlich gelesen. Für mich hat blos jenes Buch einen Werth, in dem ich Gedanken finde, die werth sind excerpirt, verdaut und nachgeahmt zu werden. Wie unzufrieden, wie unglücklich würde ich, nach so vielen Sorgen u. Täuschungen des Lebens, jetzt im Alter sein, hätte ich nicht schon in der Jugend an alten Classikern Geschmack gefunden, die ich jetzt erst auf ihrer hohen geistigen Stufe richtig zu würdigen verstehe; Classiker, die uns über Reich und Arm, über Tugend und Laster, über Leben und Tod richtige Begriffe beibringen, die über das Urtheil der nach Scheingütern jagenden Masse erheben, selbstständig und innerlich glücklich machen.

Ihr jaget nach Reichthum und macht euch gewöhnlich dadurch blos elend, indem Ihr entweder vergebens darnach jaget, oder im glücklichen Falle, euch durch die Angst das Gewonnene, das Zusammengescharrte oder Gestohlene zu verlieren weit ärmer macht, als Ihr es früher bei der sogenannten Armuth gewesen seid. Es ist eine ehrliche Sache um die heitere Armuth; wer eben heiter und fröhlich ist, der kann nicht arm sein — sagt Seneca. Nicht wer wenig hat, sondern wer mehr und immer mehr wünscht, ist arm.“

Ihr sehnet Euch nach Titeln und sogenannten Ehrenstellen, und beneidet Jene in hohen Aemtern. — Wüßtet Ihr, daß kein Titel einen Menschen ehren kann, wenn ihm als Mensch nicht Ehre gebührt; wüßtet Ihr, auf welchen Wegen durch welche Mittel Ehrenstellen und hohe Aemter gewöhnlich erreicht werden; bedächtet Ihr, daß man auf hohen Bergen mehr Stürmen ausgesetzt ist als in Thälern, Ihr würdet weder Könige noch Fürsten beneiden; Ihr würdet die Mittel verachten, durch welche man zu hohen Aemtern kömmt, wenn Ihr anders Euch selbst zu achten im Stande seid; Ihr würdet das Strohdach im friedlichen Thale dem auf Bergzinnen gebauten Palast vorziehen. Doch Alles Das wißt Ihr nicht; denn Ihr seid große Knaben, die Knaben bleiben selbst mit grauen Haaren am Kopfe, den Ihr nie in Anspruch genommen habt, um den Menschen und die Welt zu studiren; um zu forschen, zu vergleichen, zu bestimmen. Ihr seid Kinder, die in Angst und Furcht leben, wo Nichts zu fürchten ist als euer eigenes rohes, ungemodeltes Ich, das auf offener See herum treibt, ohne zu wissen, daß Ein Moment hinreicht, um das stillwogende Meer in Sturm und Aufruhr zu versetzen. Ihr jagt nach Dem, was ferne von Euch ist, und Das, was nahe liegt, versteht Ihr nicht zu würdigen, nicht zu genießen. Die meisten Menschen schweben als elende Creaturen zwischen der Last des Lebens,

welche sie sich meist selbst durch verkehrte Begriffe auferlegen — und der Furcht vor dem Tode.

So rennt der Alltagsmensch, wie ein vom Hunger Geplagter, oder vom Feinde gehetztes Thier, auf der schönen Bahn des Lebens hin, immer suchend und fast nie findend; oft bei voller Tafel hungernd, weil Kopf oder Magen verderben; an Rosen keinen Reiz findend, oder aus Furcht vor den Dornen sie fliehend. Die Meisten arbeiten, weil sie arbeiten müssen, nicht weil Arbeit ein Genuß ist u. sie beten nicht um für das Wenige, das ihnen beschert, zu danken, sondern um Das zu erhalten, was meist außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit liegt; oder um für ihre Schlechtigkeiten von ihrem Gott Vergebung zu erhalten u. nach ihrem elenden Dasein auf Erden im Himmel selig zu werden. So kömmt das Alter herbei und man klagt über Nichtigkeit und Kürze des Lebens. Es naht der Tod und sie zittern vor ihm zwischen Furcht vor der Hölle und Hoffnung der Seligkeit im Himmel; denn sie haben sich im Leben nie mit ihm vertraut gemacht, um ihn als Freund zu begrüßen, der sie nach vielen Leiden und wenigen Freuden der gemeinschaftlichen Mutter „Erden" zuführt, aus der sie entsprossen, die sie ernährt hat und in ihren Schooß aufnimmt, um aus ihren Stoffen neue Formen, neues Leben zu schaffen.

Die Natur ist gerecht; lernet sie und ihre Gesetze kennen! Mit dem Tag schuf sie auch die Nacht und kein Licht ohne Schatten. Auch keine Freude frei von Schmerz: Genießet jene und vertraget diesen ohne Murren; denn er hört auf Schmerz zu sein, wenn er unerträglich ist und — endet das Leben. Also benutzet die Zeit, so euch beschert ist zum Leben! Genießet das Leben und fürchtet den Tod nicht, des Menschen Freund und Erlöser! —

Für die Fackel.

Ueber Blutegelzucht.

Von C....

So viel dem Einsender dieses bekannt ist, existiren in den Ver. Staaten von Nord-Amerika keine Anstalten, in welchen die Blutegel gezüchtet werden. (Belehrung über etwaigen Irrthum wäre dem Einsender sehr lieb.) Es ist dies um so auffallender, als für dieses Land die Blutegelzucht jedenfalls nicht allein ein Bedürfniß ist, sondern auch ohne Zweifel sehr lucrativ sein dürfte. Wir wollen diese Behauptungen in der Kürze etwas näher beleuchten.

Die hier zu Lande benützten Blutegel werden unsers Wissens von Europa, namentlich von Deutschland und Frankreich importirt und schon dies, und weil die weite Versendung über See vielen dieser Thiere den Tod bringt, macht den Gebrauch derselben zu einem sehr kostspieligen, so daß nur Bemittelte sie anzuwenden vermögen. Nun weiß jeder Sachkenner, daß in den Krankheitsfällen, wo von den Blutegeln Gebrauch gemacht zu werden pflegt, kein Surrogat gleich gute, namentlich gleich rasche Dienste leistet, seien es Schröpfköpfe oder Aderlässe oder künstliche Blutegel. Es liegt also im Interesse eines jeden resp. Kranken, daß ihm der Gebrauch der Blutegel möglichst erleichtert werde.

Die künstliche Blutegelzucht ist in Deutschland und Frankreich schon seit längeren Jahren nothwendig und üblich geworden, weil die ohne Zuthun menschlicher Hülfe vor sich gehende Blutegelproduction in Folge eines durchaus irrationellen Wegfangens der in der freien Natur lebenden Thiere, wobei man auf die Zuchtperiode keine Rücksicht nahm, fast gänzlich ausgerottet wurde. Namentlich war Deutschland, sonst eins der reichsten Blutegelländer, so arm daran geworden, daß es das Bedürfniß durch Bezüge aus dem Auslande, in welchem der Mangel an diesem Artikel sich ebenfalls immer fühlbarer macht, (so in Rußland, Polen, Afrika), zu decken gezwungen war.

Dieselbe Erscheinung bietet sich auch in Frankreich dar, was zur Folge gehabt hat, daß in dessen südlichen Theilen sich unter besonders günstigen Verhältnissen die künstliche Blutegelzucht zu einem Lieblingsfache der Landwirthe in neuer Zeit um so mehr heranbildete, als zum Theile der dort sumpfige Boden geringe Erträge abwirft. Die Blutegelzucht fand aber im südlichen Frankreich in dem Maße höhere Beachtung, als die Erträge derselben stiegen und glänzende Erfolge zur Nachahmung reizten. Kaum dürfen wir in der Geschichte der Industrie und Landwirthschaft ein Seitenstück zu den Vorgängen entdecken, welche die französische Blutegelzucht seit den letzten Decennien characterisiren. Aus den schüchternen Versuchen Einzelner gingen großartige Unternehmungen hervor, die schon jetzt im Stande sind, ganz Frankreich und noch andere Länder mit Blutegeln zu versehen. Zu den auch von der Regierung ermunterten und unterstützten Schöpfern der Blutegelzucht in der Gironde, namentlich in dem Terrain von Bordeaux, gehört vor Allen ein Herr Breyer, der von einem kleinen Landwirthe ein reicher Mann wurde. Er verwandelte magere, morastige Landstrecken, auf denen man bisher nur Binsen schnitt die kaum den darauf verwandten Arbeitslohn ausglichen, in sachgemäß construirte Blutegelcolonien; ja, was ganz einzig in der Geschichte der Industrie dasteht, nach Verlauf einer kurzen Zeit konnte er diese fast werthlosen Strecken an den Eigenthümer derselben, Hrn. Pichon, von welchem er sie für jährlich 300 Fr. gepachtet hatte, für jährlich 25,000 Fr. zurückverpachten. — Die Umgegend von Bordeaux ist freilich in ein Blutegelproductionsland verwandelt, wenigstens geben dort etwa 4000 Hectaren schlechten Landes einen jährlichen Umsatz von 40 Millionen Francs und doch wissen Kenner recht gut, daß diese Production verzehnfacht werden müßte, wenn den star-

ken, namentlich überseeischen Nachfragen ein Genüge geleistet werden sollte.

In Deutschland befinden sich gleichfalls an verschiedenen Orten Anstalten für künstliche Blutegelzucht von bedeutendem Umfange, so namentlich im Königreich Hannover seit etwa 20 Jahren, von wo ab eine große Masse Blutegel ins Ausland, nach Schweden, England ꝛc gesandt werden.

So viel uns bekannt ist, befinden sich in den Gewässern der Ver. Staaten keine, bei Krankheiten der Menschen brauchbare Blutegel, und es würde also hier, da, wie oben gesagt, jedenfalls das Bedürfniß derselben nicht wegzuläugnen ist, durch künstliche Züchtung dem Mangel abzuhelfen sein. Die Bodenverhältnisse sind hier zu Lande für die Blutegelzucht in hohem Grade qualificirt, es finden sich hier ja unzählige Bäche und Teiche, überhaupt Gewässer, die sich zur Anlegung von Blutegelcolonnien benutzen lassen. Und gewiß würde die Zucht höchst rentabel sein, weil theils das dazu zu verwendende Land, insbesondere sumpfiges oder quellen- und wasserreiches, zu einem verhältnißmäßig geringen Preise zu haben ist, theils die Anlage selbst und deren Unterhaltung im Allgemeinen sehr wenig Kosten verursacht, dagegen, da ohne allen Zweifel für unzählige Krankheitsfälle die Anwendung von Blutegeln wünschenswerth erscheint, ein großer Absatz der producirten Blutegel nicht ausbleiben kann.

Es würde zu weit führen, hier die Construction der anzulegenden Blutegel-Colonien näher zu beschreiben, jedenfalls leitet der gesunde practische Sinn auf die richtige Bahn. Nur so viel sei uns zu bemerken erlaubt, daß bei solchen Anlagen, wenn sie profitabel sein sollen, vollständig ausgewachsene, also neunjährige Blutegel benutzt werden müssen, weil erst mit dem neunten Jahre die Zeugungsfähigkeit eintritt. Hierbei sind Betrügereien leicht möglich, indem man durch Blut stark aufgefütterte Egel als Mutter-Egel an den Mann zu bringen sucht und so den Käufer in die Lage bringt, ein Capital jahrelang unverzinslich angelegt zu haben.—

Es sollte uns freuen, wenn diese Bemerkungen anregend wirken würden; unser Zweck wäre dann erreicht.

Die Nahrungsmittel.

Von Dr. J. F. G. Moleschott.

„Die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens ist tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt."

Georg Forster.

Der Begriff von Nahrungsstoff und Nahrungsmittel.

Aus dem Blut werden die Gewebe und die Bestandtheile der Absonderungen. Zu dem Blut kehren die Stoffe der Gewebe zurück, nachdem sie einen gewissen Grad von Zersetzung erlitten haben, der sie untauglich macht für die den verschiedenen Werkzeugen eigenthümliche Verrichtung. Diese Erzeugnisse der Zersetzung sind es, welche die ausscheidenden Drüsen dem Blut entziehen und aus dem Körper entleeren.

Die Ausscheidungen vermindern das Gewicht des Körpers und verändern die Ernährung der Gewebe. Die Zusammensetzung bedingt die Verrichtung, und für eine große Abtheilung der Nerven unseres Körpers besteht diese Verrichtung in der Empfindung. Die Nerven der Empfindung vermitteln die Wahrnehmung aller inneren und äußeren Eindrücke. Im Gehirn werden wir uns dieser Eindrücke bewußt.

Hunger und Durst sind die Empfindungen, welche die Verarmung des Bluts durch Vermittlung der Nerven dem Hirn verkündigen. In der Sprache des Volks heißt jeder Stoff ein Nahrungsmittel, der Hunger und Durst zu stillen vermag. Die wissenschaftliche Bestimmung des Begriffs der Nahrungsmittel ergiebt sich aus der Ursache jener Empfindungen. Was dem Blute seine verloren gegangenen wesentlichen Bestandtheile ersetzt und vom Blute aus den Kreislauf durch die Gewebe beginnt, das ist im weitesten Sinne als Nahrungsmittel zu betrachten.

Nahrungsmittel, die dem Blute die Chlorverbindungen und Salze, Fett und Eiweiß wieder ersetzen, stillen den Hunger. Der Durst wird gelöscht, wenn dem Blut das fehlende Wasser wieder zugeführt wird.

Hunger und Durst sind Anzeichen, daß durch die Lebensthätigkeiten ein Theil unseres Körpers aufgerieben wurde. Den aufgeriebenen Theil müssen die Nahrungsmittel ersetzen.

Die Nahrungsmittel sind aus Nahrungsstoffen zusammengesetzt.

Unter letzteren sind alle diejenigen Verbindungen zu verstehen, welche entweder den wesentlichen Blutbestandtheilen gleich oder ähnlich genug sind, um sich durch die Verdauung in dieselben umzuwandeln. Wesentliche Bestandtheile des Bluts sind aber alle diejenigen, welche nicht von der Rückbildung der Gewebe herrühren.

Dieser allgemeinen Begriffsbestimmung steht als besondere die Unterscheidung der Nahrungsstoffe von den Nahrungsmitteln gegenüber. Durch einfache Lösungsmittel, wie Wasser, Weingeist, Aether, kann man aus den Nahrungsmitteln einfachere Bestandtheile ausscheiden, aus den Nahrungsstoffen nicht. Jene einfacheren Bestandtheile der Nahrungsmittel, die sich nicht mehr durch einfache Lösungsmittel in mehre Bestandtheile trennen lassen, sind die Nahrungsstoffe selbst.

Wenn man nun auch die Nahrungsstoffe häufig als die Grundbestandtheile der Nahrungsmittel bezeichnen hört, so sind sie doch keineswegs mit den Grund-

stoffen in chemischem Sinne zu verwechseln. Diese lassen sich nicht mehr in Theile zerlegen, die außer der Form und der Farbe verschiedene Eigenschaften besitzen; die Nahrungsstoffe wohl, jedoch nur durch Mittel, welche heftiger eingreifen, als die einfachsten Lösungsmittel: das Wasser, der Weingeist und der Aether.

Aus weniger als zwei Grundstoffen ist kein Nahrungsstoff zusammengesetzt. Die einfachsten Nahrungsstoffe, wie Wasser u. Kochsalz, sind Verbindungen zweier Grundstoffe; jenes besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff, dieses aus Natrium und Chlor.

Sehr viele Nahrungsstoffe, Fett, Zucker, die meisten Pflanzensäuren, enthalten Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, die anorganischen Salze bestehen aus einer Basis und einer Säure, in welchen der Sauerstoff mit einem verschiedenen Grundstoff verbunden ist. Alle diese Nahrungsstoffe werden durch drei Grundstoffe gebildet.

Vier Grundstoffe finden sich in den Seifen, die außer dem Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff der fetten Säure noch das Metall enthalten, welches mit Sauerstoff das Alkali der Seife bildet.

Diejenigen organischen Nahrungsstoffe endlich, in denen sich Stickstoff und Schwefel zum Kohlenstoff, Wasserstoff u. Sauerstoff gesellen, sind aus fünf andern, die außerdem noch Phosphor enthalten, aus sechs Grundstoffen zusammengesetzt. Zu jenen gehört der Leim, zu diesen das Eiweiß.

Es giebt nur eine natürliche Eintheilung der Nahrungsstoffe. Sie zerfallen in anorganische, organische stickstofffreie und organische stickstoffhaltige.

Zu den anorganischen Nahrungsstoffen gehören die Chlorverbindungen, wie das Kochsalz, und die aus anorganischen Säuren und Basen zusammengesetzten Verbindungen, die der Chemiker, den gewöhnlichen Sprachgebrauch verlassend, mit dem Namen der Salze bezeichnet.

Die stärkmehlartigen Körper, die Fette, bei weitem die meisten Säuren unserer Nahrungsmittel sind sämmtlich stickstofffreie organische Nahrungsstoffe.

Stickstoffhaltig sind unter den organischen Nahrungsstoffen die eiweißartigen Körper, der Farbstoff des Bluts und der Leim.

Die aus Nahrungsstoffen zusammengesetzten Nahrungsmittel lassen sich nicht in ähnlicher Weise nach chemischen Gründen in verschiedene Gruppen eintheilen. Denn dieselben Nahrungsstoffe kommen in den verschiedensten Nahrungsmitteln vor, in denen entweder das Mengenverhältniß der übereinstimmenden Bestandtheile oder einzeln neu hinzukommende Stoffe den Unterschied bedingen. Allein nicht nur die verschiedenen Mengen, in denen die Nahrungsmittel die gewöhnlichen Nahrungsstoffe mit einander verbunden enthalten, sondern auch jene neuen Stoffe sind so zahlreich, daß die Nahrungsmittel, wenn man einen chemischen Eintheilungsgrund befolgte, nur zu sehr kleinen Gruppen vereinigt werden könnten, keineswegs geeignet, die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern.

Deshalb ist hier keine andere Eintheilung gewählt, als eine, die von jeher im Munde des Volks gelebt hat. Es werden nach einander die Speisen, die Getränke und die Würzen behandelt. Keine von diesen Abtheilungen bedarf einer Worterklärung.

Vor Einem Irrthum will ich indeß warnen, dem man nicht selten begegnet. Wenn man glaubt, die Speisen stillen nur den Hunger, während die Getränke nur den Durst löschen, so vergißt man, daß ein einziger Nahrungsstoff, das Wasser, den Zustand des Bluts aufhebt, der den Durst bedingt. Wasser ist aber in allen Speisen so reichlich vorhanden, daß im Durchschnitt mehr als die Hälfte des Gewichts derselben aus Wasser besteht. Andrerseits enthalten alle Getränke auch andere Nahrungsstoffe neben dem Wasser. Denn selbst in dem einfachsten Getränk, dem Trinkwasser, sind immer Chlorverbindungen und Salze enthalten, und die Milch ist alles in allem, indem sie aus Wasser, Chlorverbindungen, Salzen, Käsestoff, Fett und Zucker zusammengesetzt ist.

Auch die Würzen sind in der Beschränkung, in der ich sie hier behandeln will, vorzugsweise aus Nahrungsstoffen zusammengesetzt. Nur einzelne derselben enthalten Bestandtheile, welche zwar die Geschmacksnerven kitzeln, die Verdauungsorgane zu größerer Thätigkeit reizen, nicht aber als Ersatzmittel zu betrachten sind für die Ausgaben des Körpers.

Wie sich die einfachsten Nahrungsstoffe in der Natur nicht finden, so reicht auch keiner derselben allein hin, um den Körper zu ernähren. Nicht einmal eine ganze Gruppe, wie deren oben drei aufgestellt wurden, ist, wenn ihre Glieder ausschließlich genossen werden, im Stande das Leben zu unterhalten, das selbst zwei jener Abtheilungen mit Ausschluß der dritten nicht zu fristen vermögen.

Weder Zucker allein, noch Salze allein, noch Eiweiß, wenn es ohne Nahrungsstoffe der anderen beiden Abtheilungen genossen wird, sind fähig, die Folgen zu vernichten, welche der Stoffwechsel erzeugt, wenn er dem Körper die Ausscheidungen entzieht, ohne die Gewebe zu ernähren.

Ohne phosphorsauren Kalk können keine Knochen gebildet werden, wenn wir auch noch so viel reines Eiweiß und Fett genießen. Kein Muskelgewebe kann entstehen ohne Eiweiß, wenn man auch den Magen mit Zucker und Salz überladen wollte. Ohne Fett endlich kein Gehirn.

Aber Knochen, Hirn und Muskeln, alle drei sind gleich wesentliche Werkzeuge des menschlichen Körpers.

Kein Grundstoff läßt sich in einen anderen verwandeln. Dies ist die ganze Lösung des Geheimnisses. Aus Phosphor wird kein Sauerstoff, aus Sauerstoff kein Kohlenstoff, aus Kohlenstoff kein Stickstoff, aus Stickstoff kein Schwefel. Keine Macht ist im Stande, eine Ausnahme von dieser Regel zu bewirken. So wenig aus Nichts etwas geboren wird, so wenig vermag eine schöpferi-

sche Kraft des Körpers Eisen in Wasserstoff, oder Chlor in Calcium zu verwandeln.

Die stickstofffreien organischen Nahrungsstoffe können sich nicht in stickstoffhaltige umsetzen, die stickstoffhaltigen nicht in anorganische Salze, die noch andere Grundstoffe als Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel und Phosphor enthalten.

Es bliebe denkbar, daß sich Eiweiß in Fett verwandelte, da das Eiweiß, so gut wie das Fett, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff enthält. Es wäre ebenso denkbar, daß kohlensaure Alkalien und Wasser, in denen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff vertreten sind, Zucker erzeugten. Allein die Erfahrung hat gelehrt, daß der thierische Körper das Erstere nicht in hinlänglicher Menge und das Andere gar nicht vermag.

Deshalb können vollständige Ersatzmittel, Nahrungsmittel, die auf die Dauer das Leben erhalten, nur durch ein Gemenge aus allen drei Gruppen der Nahrungsstoffe gebildet werden.

Je leichter diese Nahrungsstoffe in den Verdauungsflüssigkeiten gelöst und in Blutbestandtheile umgewandelt werden können, um so größer ist ihre Verdaulichkeit. Denn die Verdauung erfordert nicht blos Auflösung, sondern auch Umwandlung in die wesentlichen Stoffe des Bluts. Beide Bedingungen sind gleich wichtig.

Wenn also zwei Stoffe mit gleicher Leichtigkeit oder Schwierigkeit gelöst werden, dann wird derjenige der verdaulichere sein der mit irgend einem Bestandtheil des Bluts die größere Aehnlichkeit hat. Talgstoff u. Perlmutterfett zum Beispiel besitzen beinahe gleich geringe Löslichkeit in den Verdauungssäften; da sich nun Perlmutterfett im Blute findet, Talgstoff aber nicht, so ergiebt sich daraus, daß das Perlmutterfett den Talgstoff an Verdaulichkeit übertrifft.

Ist aber bei zwei Nahrungsstoffen die Uebereinstimmung mit Bestandtheilen des Bluts gleich groß, dann ist der löslichere der verdaulichere. Lösliches Eiweiß und Faserstoff stehen dem Blute gleich nahe; denn beide sind im Blute enthalten. Weil nun das lösliche Eiweiß in den Verdauungssäften leichter gelöst wird als Faserstoff, so ist dieser schwerer verdaulich als lösliches Eiweiß.

Daraus folgt, daß die Schwierigkeit, mit welcher die Nahrungsstoffe gelöst werden, in vielen Fällen ausgeglichen werden kann durch die Uebereinstimmung mit fertigen Stoffen des Bluts. Obgleich zum Beispiel Stärkegummi viel leichter löslich ist als Fett, so kann doch Fett, wenn es nicht in zu größer Menge in einen gesunden Magen gelangt, eben so leicht, unter Umständen sogar leichter verdaut werden als Stärkegummi. Denn Stärkegummi ist im Blut nicht vorhanden, während Fett zu dessen wesentlichen Bestandtheilen gehört. Stärkegummi muß sich erst in Zucker, dann in Milchsäure, endlich in Buttersäure und andere Fettstoffe verwandeln, während im Fett ein Stoff des Bluts fertig gebildet vorliegt; Oelstoff und Perlmutterfett sind in unserem Blut enthalten.

Wenn aus Stärkemehl Fett gebildet wird, so muß es erst in Stärkegummi, dann in Zucker, der Zucker in Milchsäure, die Milchsäure in Buttersäure übergehen. Daraus ergiebt sich, daß von diesen Stoffen, selbst wenn sie alle gleich löslich in Wasser wären, die Milchsäure am verdaulichsten ist, und der Milchsäure folgen Zucker, Stärkegummi, Stärkemehl, unter denen jeder folgende Stoff schwerer verdaut wird, als der nächst vorhergehende. Nun sind überdies noch Milchsäure und Zucker löslicher als Stärkegummi, Stärkegummi löslicher als Stärkemehl. Letzteres ist also aus doppeltem Grunde der unverdaulichste der genannten Nahrungsstoffe. Es ist ein Beispiel für die Regel, daß ein Stoff, der zugleich leichter in den Verdauungssäften gelöst und leichter in Bestandtheile des Blutes verwandelt wird, als ein zweiter, diesen doppelt an Verdaulichkeit übertrifft.

Unter den Nahrungsmitteln sind diejenigen am verdaulichsten, welche am meisten leicht lösliche und leicht in Blutstoffe übergehende Nahrungsstoffe enthalten.

Drei Verhältnisse bedingen die Nahrhaftigkeit der Speisen und Getränke. Die Nahrhaftigkeit hängt nämlich ab von der Verdaulichkeit, von der Menge und von der richtigen Mischung der in einem Nahrungsmittel enthaltenen Nahrungsstoffe.

Wenn ein Nahrungsmittel viel verdauliche Nahrungsstoffe enthält, die ungelöst mit dem Koth wieder ausgeleert werden, dann muß es um ebenso viel an Nahrhaftigkeit verlieren. Denn nur was als wesentlicher Bestandtheil in das Blut übergeht, ist überhaupt als Nahrungsstoff zu betrachten. Darum ist ein Nahrungsmittel um so nahrhafter, je verdaulicher es ist.

Bei der Beurtheilung des Werthes eines Nahrungsmittels, nach der Menge der in demselben vorhandenen Nahrungsstoffe, wird der Wassergehalt nicht berücksichtigt. Das Wasser ist in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen so leicht zu haben, daß es den Nahrungswerth der Speisen und Getränke nicht mitbedingen kann. In einer wasserlosen Wüste, da würde freilich das Wasser zum wichtigsten Nahrungsstoff, u. ein wasserreiches Nahrungsmittel wäre die nahrhafteste Speise. Wo es an Wasser nicht fehlt, da ist das Nahrungsmittel am nahrhaftesten, welches am meisten feste Nahrungsstoffe enthält und deshalb dem Blut die größte Menge seiner wesentlichsten Bestandtheile zuführt.

Außer der Verdaulichkeit und dem Reichthum an festen Bestandtheilen ist aber auch die Mischung eines Nahrungsmittels von der größten Bedeutung. Da nämlich das Blut mehr Eiweiß als Salze und mehr Salze als Fett enthält, so muß ein entsprechendes Verhältniß dieser Nahrungsstoffe ein nahrhaftes Nahrungsmittel auszeichnen. So wie gleich lösliche Nahrungsstoffe um so verdaulicher sind, je vollkommener sie mit einzelnen Bestandtheilen des Bluts übereinstimmen, so ist ein Nahrungsmittel im Ganzen um so nahrhafter, je genauer die Mischung seiner

Nahrungsstoffe der Zusammensetzung des Bluts entspricht. Ein nahrhaftes Nahrungsmittel muß mehr stickstoffhaltige organische Stoffe als anorganische, und mehr anorganische als stickstofffreie organische Nahrungsstoffe enthalten. Mageres Fleisch ist das Nahrungsmittel, welches diesen Anforderungen am vollkommensten entspricht.

Allein, wie schon oben bemerkt wurde, Stoffe aus jeder der drei Gruppen sind gleich unentbehrlich, obgleich sie in verschiedener Menge erfordert werden. Chlorverbindungen und Salze, Fett oder Fettbildner sind ebenso unerläßlich nothwendig wie Eiweiß oder Leim. Deshalb ist es immer einseitig, wenn man von irgend einem Nahrungsmittel sagt, es sei nicht nahrhaft. Allerdings sind Kartoffeln weniger nahrhaft als Fleisch; denn letzteres ist dem Blute sehr ähnlich, während Kartoffeln sehr wenig Eiweiß und sehr viel Stärkmehl enthalten. Behauptet man aber in Bausch und Bogen, Kartoffeln seien nicht nahrhaft, so vergißt man, daß Stärkmehl sich durch die Verdauung in Fett verwandelt und daß Fett einen wesentlichen Bestandtheil des Bluts darstellt. Kartoffeln mit etwas Eiweiß vermischt werden ebenso nahrhaft wie Milch oder Fleisch.

Will man mit Einem Worte die Verdaulichkeit von der Nahrhaftigkeit unterscheiden, so drückt jene die Schnelligkeit aus, mit welcher die Nahrungsstoffe eines Nahrungsmittels sich in Bestandtheile des Bluts verwandeln; die Nahrhaftigkeit aber bezeichnet die Menge der Nahrungsstoffe, welche eine Speise oder ein Getränk dem Blute zuführt. Die Verdaulichkeit bezieht sich auf die Zeit, in welcher das Blut mit neuen Bestandtheilen bereichert wird; die Nahrhaftigkeit auf die Menge, um welche ein Nahrungsmittel das Blut in regelrechter Mischung zu bereichern vermag. Es geht hieraus hervor, daß von Verdaulichkeit auch bei Nahrungsstoffen, von Nahrhaftigkeit dagegen nur bei zusammengesetzten Nahrungsmitteln die Rede sein kann.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von dem specifischen Gewicht.

Vermöge der Schwere übt ein jeder Körper auf seine Unterlage einen Druck aus, der um so größer ist, je mehr der Körper Volumen hat. Die Größe dieses Drucks heißt das (absolute) Gewicht des Körpers. Daß die festen, wie die flüssigen Körper bei gleichem Volumen, doch sehr im Gewicht von einander abweichen ist bekannt. Gibt man nun das Verhältniß der Massentheile, die in Körpern von gleichem Volumen enthalten sind, in Zahlen an, so nennt man diese Zahlen das specifische oder eigenthümliche Gewicht des Körpers.

Durch Destillation möglichst gereinigtes Regenwasser ist als Einheit (Grundlage) angenommen, nach welcher das Verhältniß der Massentheile für Körper von gleichem Volumen angegeben wird.

Weiß man, daß ein Kubikzoll Gold 19, Quecksilber 13½, Korkholz ¼mal so viel wiegt, als ein Kubikzoll reines Wasser, so geben die Zahlen 19, 13½, ¼ das specifische Gewicht des Goldes, Quecksilbers und Korkholzes gegen das reine Wasser an. Bimsstein, frisches Eichenholz, Buchen, Tannen, und Korkholz sind specifisch leichter als Wasser. Die Kenntniß des specifischen Gewichts der Körper ist darum für die Naturforschung so sehr wichtig, weil es das einzige Mittel ist, durch welches die Dichtigkeit der Körper mit einander verglichen und bezeichnet werden kann. Obgleich nun das specifische Gewicht nichts anderes ist als das Zahlenverhältniß zwischen den absoluten Gewichten der Körper bei gleichem Volumen, so hat doch die Auffindung desselben mehr Schwierigkeiten, als man dem ersten Begriffe nach vermuthet u. die Vergleichung des specifischen Gewichts fester und flüssiger Körper gegen einander, würde in vielen Fällen mangelhaft ausfallen, wenn nicht die Gesetze vom Gleichgewicht des Wassers einfachere Mittel für diese Bestimmungen darböten.

Wird nämlich ein fester Körper in Wasser, das im Gleichgewicht ist, eingetaucht, so muß er eine Wassermasse verdrängen, deren Volumen vollkommen dem seinigen gleich ist. Das Wasser, das ihn umgibt, wird daher von ihm ebenso stark gedrückt, als es vorher von der Wassermasse, deren Stelle der eingetauchte Körper eingenommen hat, gedrückt worden ist. Da nun im Zustand des Gleichgewichts die verdrängte Wassermasse einen ebenso großen Gegendruck erlitt, als die ihrige ausmachte, so ist jetzt dieser Gegendruck gegen den eingetauchten Körper gerichtet. Hieraus geht hervor, daß der eingetauchte Körper von zwei Kräften getrieben wird, die einander entgegen wirken. Die eine Kraft, welche in dem Gewicht des Körpers liegt, treibt ihn abwärts, die andere aber, welche in dem Gegendruck des Wassers liegt, treibt ihn aufwärts. Hier sind daher 3 Fälle möglich:

1. Der eingetauchte Körper wiegt gerade so viel, als die Wassermasse, deren Stelle er einnimmt — er schwebt.

2. Er wiegt mehr; in diesem Fall muß er sinken und zwar mit einem Gewicht, das übrig bleibt, wenn man das Gewicht der verdrängten Wassermasse von seinem Gewicht abzieht.

3. Er wiegt weniger als die Wassermasse, deren Stelle er einzunehmen strebt — er schwimmt.

Man drückt dieses Gesetz allgemein für alle drei Fälle so aus: Jeder feste Körper, den man in eine Flüssigkeit taucht, verliert darin von seinem absoluten Gewichte gerade so viel, als die Flüssigkeit wiegt, die er aus ihrer Stelle verdrängt.

Von diesem Gesetze ausgehend, lassen sich die specifischen Gewichte der Körper mit Hilfe einer hydrostatischen Wage bestimmen. Dieß ist jene gemeine, aber höchst empfindliche Wage, die an der einen Schale unten ein Häkchen hat, um die Körper etwa an einem Pferdehaar daran zu hängen.

1. Das specifische Gewicht eines Körpers zu bestimmen, der im Wasser unauf-

lösbar und groß genug ist zum Aufhängen an die hydrostatische Wage, dabei im Wasser untergeht.

Man bestimmt zuerst das absolute Gewicht des Körpers, sodann dessen Gewichtsverlust im Wasser. Mit diesem dividirt man in jenes, so gibt der Quotient das specifische Gewicht gegen Wasser an. Das absolute Gewicht eines Körpers sei 1240 Gran; sein Gewichtsverlust im Wasser 118 Gran; demnach ist sein specifisches Gewicht:

$$\frac{1240}{118} = 10\frac{1}{2}.$$

2. Ein Körper sei specifisch leichter als Wasser.

Das absolute Gewicht des Körpers, der specifisch leichter als Wasser ist, sei 100 Gran und das absolute Gewicht des ihm verbundenen Körpers, der specifisch schwerer ist als Wasser, sei 2700 Gran. Für sich allein verliert dieser 500 Gran und mit jenem verbunden, sei der ganze Gewichtsverlust 700 Gran. Der specifisch leichtere Körper hat demnach für sich allein 200 Gran verloren. Daher ist sein specifisches Gewicht gegen Wasser gleich 100 : 200 = ½. Außer diesen giebt es noch mehrere Fälle.

Nicht allein dem Naturforscher ist die Untersuchung über das specifische Gewicht höchst wichtig, sondern auch dem Technologen, Handelsmanne und Oekonomen, indem sie ihn in den Stand setzt, den Gehalt flüssiger Körper, z. B. des Weingeistes, Branntweins, des Bier, der Säuren, Laugen u. s. w. prüfen zu können. Man hat aber hiezu eigene Instrumente erfunden, deren Gebrauch sehr einfach ist. Sie führen allerei Namen: Soolwagen, Salzspindel, Laugenwagen, Bier- und Branntweinwagen, und werden allgemein Aräometer, hydrostatische Senkwagen genannt. Die Aräometer sind hohle, verschlossene Kugeln oder Cylinder von Glas oder Metall, die unten beschwert sind, damit sie senkrecht stehen und die entweder mit einer Skala versehen sind oder mit Gewichten beschwert werden.

Branntwein und Alkohol sind desto gehaltreicher, je weniger Wassertheile sie enthalten, je leichter sie sind, je tiefer sich demnach das Aräometer darin einsenkt. Damit man nun die Grade an dem hervorstehenden Theil wahrnehmen kann, sind sie von unten nach oben aufgetragen von 0—100. Bei Salzauflösungen, bei Laugen u. dgl. ist es umgekehrt. Diese Flüssigkeiten sind desto gehaltreicher, je schwerer sie sind, je weniger demnach das Aräometer darüber einsinkt; daher geht hier die Gradleiter von oben nach unten.

Besser als das graduirte ist das Gewicht-Aräometer, das nach seinem Erfinder das Fahrenheit'sche genannt wird. Dieses Aräometer besteht aus einem hohlen Cylinder, auf dessen oberem Ende eine kleine Schale sitzt, in die sich Gewichtchen einlegen lassen. Die Tiefe, bis wohin das Instrument in die leichteste Flüssigkeit, die man haben kann, für sich allein einsinkt, ist am Halse des Cylinders markirt. In jeder andern Flüssigkeit sinkt es erst dann bis an die Marke ein, wenn hinlänglich Gewichtchen in die Schale gelegt werden. Je mehr Gewichtchen nun dazu erforderlich sind, desto schwerer ist die Flüssigkeit und eben hierauf beruhet sein Gebrauch.

Vom Schwimmen.

Die Aräometer zeigen, daß feste Körper von größerem specifischen Gewicht als Wasser darin schwimmen können, weil sie wegen ihrer hohlen Beschaffenheit mehr Flüssigkeit verdrängen als sie wiegen. Es hängt also häufig von der Gestalt der Körper ab, ob sie schwimmen. Anwendung hievon geben die Schiffe, das Schwimmen mit Blasen Schwimmgürtel u. s. w.

Holz schwimmt im Wasser, obgleich es specifisch schwerer ist, wegen seiner porösen Beschaffenheit. Die Zwischenräume sind mit der 800mal leichteren Luft angefüllt. — Salzwasser ist specifisch schwerer als süßes Wasser, darum sinkt ein Hühnerei in süßem Wasser unter, in genugsam gesalzenem Wasser kann es schweben.

Von den luftförmigen Körpern.

Die Erdkugel ist von einer sehr feinen, nicht einmal sichtbaren, äußerst leichten Materie umgeben, die nach allen Seiten hin verschoben und getrennt werden kann und die man zum Unterschied von andern luftförmigen Körpern, atmosphärische Luft nennt. Jeden andern luftförmigen Körper nennt man eine Luftart oder ein Gas.

Die atmosphärische Luft umgibt die Erde auf etwas über 10 Meilen senkrechter Höhe und bildet eine Dunstkugel um dieselbe. Von den tropfbar flüssigen Körpern unterscheiden sich die luftförmigen hauptsächlich dadurch, daß sie nie Tropfen bilden, dagegen das Bestreben haben, sich in einen immer größern Raum auszudehnen und überall hin zu entweichen, wenn das Gefäß in dem sie enthalten sind, nicht von allen Seiten her dicht genug verschlossen ist. Man nennt diese Eigenschaft Expansibilität. Auch Dünste und Dämpfe sind expansibel, können aber durch Abkühlung tropfbar werden, was bei keinen luftförmigen Körpern der Fall ist und eben darin liegt der Unterschied beider.

Von den chemischen Eigenschaften der atmosphärischen Luft.

So lange man keine andere luftförmige Körper als allein die atmosphärische Luft kannte, war man der Meinung, daß diese ein Element, d. h. ein einfacher, nicht zerlegbarer Grundstoff sei. Genauere Untersuchungen der Chemie haben aber gezeigt, daß die atmosphärische Luft aus einer Mischung von 21 Theilen Lebensluft, durch welche allein das Athmholen warmblütiger Thiere und das Verbrennen der Körper möglich ist, und 79 Theilen Stickstoff, in welcher weder ein Feuer brennen, noch ein warmblütiges Thier athmen kann, in Verbindung mit etwas wenigem kohlensaurem Gas bestehe. Außer diesen Bestandtheilen enthält dieselbe noch eine Menge zum Theil überaus feiner Dünste. Hiezu gehören außer sehr

vielen Gasarten, die im Innern und auf der Oberfläche der Erde erzeugt werden, auch noch die zahllose Menge von Ausdünstungen, die sowohl von festen als tropfbaren Körpern in die Luft emporsteigen und sich mit ihr vermischen. Daher ist es leicht begreiflich daß die Dunstkugel der Erde ein Gemisch äußerst vieler, höchst feiner Flüssigkeiten sein muß. Mag es auch sein, daß die größere Menge dieser Stoffe nur den unteren Luftregionen beigesellt ist, die höheren Gegenden aber eine einfachere und reine Luft genießen, so beweisen doch Feuerkugeln, Nordlichter, Sternschnuppen und andere ähnliche Erscheinungen, daß auch in diesen Gegenden die atmosphärische Luft nicht ganz rein sein kann, sondern daß auch hier noch viele Stoffe, über deren Wesen wir noch nicht einmal begründete Vermuthungen aufstellen können, mit ihr verbunden sein müssen.

Von den mechanischen Eigenschaften der atmosphärischen Luft.

Jeder Raum, den man gewöhnlich leer zu nennen pflegt, ist es deßhalb nicht, weil er von Luft erfüllt ist. Eben hieraus ergibt sich, daß die atmosphärische Luft farblos und unsichtbar ist. Man kann aber durch sie hindurchsehen, sie ist durchsichtig, und da sie jedem Körper, der in den Raum, den sie erfüllt, eindringen will, einen Widerstand entgegensetzt, so ist sie undurchdringlich; sie ist ferner zusammendrückbar, ungemein elastisch und wie alle andere Erdkörper auch schwer.

Weder durch Kälte noch durch Druck kann man die Elasticität aufheben oder auch nur vermindern, daher die atmosphärische Luft beständig und bleibend (permanent) elastisch ist; selbst dann, wenn man eine Portion Luft Jahre lang zusammengepreßt erhält, ist dennoch keine Abnahme ihrer Elasticität wahrzunehmen.

Daß die atmosphärische Luft schwer ist und darum auf ihre Unterlage drückt, wurde vor alten Zeiten bezweifelt. Den Eintritt des Wassers im Pumpen oder Spritzen glaubte man in der Ursache suchen zu müssen, daß das Wasser den leeren Raum verabscheue. Erst im Jahre 1643 verfiel der Naturforscher Toricelli auf einen Versuch, aus welchem hervorgeht, daß die ganze Erscheinung lediglich dem Druck der Luft zuzuschreiben ist.

Dieser für die Physik so wichtige Versuch besteht in Folgendem:

Eine gläserne Röhre von wenigstens 30 Zoll Länge, die an einem Ende zugeschmolzen ist, wird vermittelst eines papiernen Trichters durchaus mit Quecksilber gefüllt. Wenn sie ganz voll, mithin gar keine Luft mehr darin ist, hält man die Oeffnung mit dem Daumen zu und bringt sie so geschlossen in ein Gefäß mit Quecksilber und zieht alsdann den Daumen weg. Da nun das Quecksilber in der Röhre mit dem im Gefäße communicirt, so müßte es so lange aus der Röhre ausfließen, bis es mit dem Gefäße gleiche Höhe hat. Statt dessen bleibt aber eine Quecksilbersäule in der Röhre, die ungefähr 28 Pariserzoll hoch über dem Quecksilberspiegel im Gefäße hervorsteht.

Nur der Druck der Luft auf dem Wasserspiegel im Gefäße vermag die Säule in der Röhre 28 Zoll hoch zu erhalten. Oeffnet man die Röhre oben, so findet der Druck einen Gegendruck und die Säule fällt herab, bis sie mit der Fläche im Gefäße communicirt. Der obere Raum ist völlig luftleer. Die ganze Vorrichtung nennt man die Toricellische Röhre und den obern leeren Raum die Toricellische Leere.

Je specifisch leichter die Flüssigkeit ist, die man zu diesem Versuche nimmt, auf einer desto größeren Höhe kann sie natürlich durch den Druck der Luft erhalten werden. Da nun Wasser beinahe 14mal specifisch leichter als Quecksilber ist, so muß derselbe Luftdruck eine Wassersäule von 28mal 14 = 392 Zoll, ungefähr 32 Fuß hoch erhalten.

Der Versuch mit der Toricellischen Röhre steht mit der Weite der Röhre nicht in Verbindung. Wie weit dieselbe auch sein mag, immer müßte eine Quecksilbersäule von 28 Zoll Höhe darinnen stehen bleiben. Ist die Grundfläche dieser Säule 1 Pariser-Quadratzoll groß, so beträgt die ganze Säule 28 Kubikzoll, diese wiegen etwas über 15 Pariserpfund. 1 Quadratfuß = 144 Pariser-Quadratzoll hält demnach 144 mal 28 = 4032 Par.-Kubikzoll. 28 : 15 = 4032 : 15 = 4032.; 2160 Par.-Pfund gleich 20 Centner.

Die Oberfläche eines ausgewachsenen Menschen zu 15 Par.-Quadratfuß angenommen, so ist der Luftdruck 15mal 20 = 300 Ctr. auf einen Erwachsenen. Dieser Druck ist aber: 1) gleichförmig auf alle Theile des Körpers, 2) ist in jedem Körper Luft enthalten, die der äußeren entgegen drückt, 3) Muskeln und Nerven, überhaupt alle Theile unseres Körpers sind dicht gespannt genug, um diesen Druck zu erwiedern. Auf hohen Bergen ist die äußere Luft viel dünner und daher nicht geeignet, dem Druck von innen das Gleichgewicht zu halten, — daher das Ausfließen des Blutes aus Augen, Ohren, Nase.

Vom Barometer.

Nicht nur an verschiedenen Orten der Erde, sondern auch an einem und demselben Orte ist die Höhe der Quecksilbersäule in der Toricellischen Röhre nicht immer dieselbe; daraus geht hervor, daß der Druck der Luft veränderlich ist. Die Toricellische Röhre, welche mit einer Zollskala versehen ist, dient dazu, diesen Druck zu messen und heißt deßhalb Barometer, Druckmesser. Ein vollkommen gutes Barometer zu verfertigen, hat unüberwindliche Schwierigkeiten.

Die Ursachen auszumitteln, welche einen stärkern oder schwächern Luftdruck erzeugen, ist schwer. Von großem Einfluß mag wohl der Zug und die Stärke der Winde, so wie der größere und geringere Grad der Wärme sein, weil dadurch die Dichtigkeit und Elasticität der Luft erhöht oder vermindert werden kann. Ebenso wird man sich leicht überzeugen, daß die größere und geringere Menge von Dünsten, die in der Luft schweben oder

aus ihr niedergeschlagen werden, auf den Druck der Luft von großer Wirkung sein muß. Die Regel, daß ein hoher Barometerstand schönes, ein niedriger aber schlechtes Wetter andeute, trifft daher nur unter sehr vielen Ausnahmen zu. Nur wenn das Barometer anhaltend u. langsam steigt, läßt sich einigermaßen auf heiteres, so wie im Gegentheil, wenn es anhaltend und langsam fällt auf regnerisches Wetter schließen.

Von der Luftpumpe.

Die Ehre der Erfindung kommt Otto v. Guerike zu und fällt in das Jahr 1650. Die meisten Luftpumpen, die man jetzt verfertigt, sind so eingerichtet, daß sie sowohl zur Verdünnung als Verdichtung der Luft gebraucht werden können; ihrer ursprünglichen und vorzüglichen Bestimmung nach ist aber die Luftpumpe als bloße Verdünnungspumpe zu betrachten.

Die wesentlichsten Theile bei der einfachsten Einrichtung sind: der Stiefel, ein hohler Cylinder, in welchem der Stempel oder Kolben vermittelst der Kolbenstange auf- und niedergezogen wird, der Stempel ist mit in Oel getränktem Leder umwunden, damit er vollkommen luftdicht an die innern Wände des Stiefels anschließt. Mit dem Stiefel ist eine gebogene Röhre in Verbindung, die an ihrem obern Ende offen und mit einem Gewinde versehen ist, an welchem ein metallener Teller angeschraubt ist. Bei den meisten Versuchen wird dieser Teller dazu benützt, um eine Glasglocke, einen Recipienten luftdicht darauf anzudrücken. Am Boden des Stiefels befindet sich eine Klappe (Ventil), die sich nach dem Innern des Stiefels öffnet, so daß sie durch die aus der Röhre kommende Luft aufgeschlossen wird, wenn der Stempel in die Höhe gezogen wird. Wird nun der Stempel wieder niedergedrückt, so schließt sich diese Klappe, dagegen öffnet sich ein anderes an der Seite des Stiefels angebrachtes, nach außen gehendes Ventil und die Luft entweicht. So wird fortgefahren, bis die Glasglocke (beinahe) ganz luftleer ist. Unterhalb des Tellers hat die Röhre einen Hahnen, durch den man nach Belieben wieder Luft hinzulassen kann, nachdem die Luft aus der Röhre fortgeschafft worden ist.

Ein völlig luftleerer Raum wie in der Toricellischen Röhre kann nicht entstehen, weil die Luft im Recipienten endlich nicht Gewalt genug besitzt, das Ventil aufzudrücken. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, so fällt das Queckſilber, Waſſer braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um sogleich zu sieden und in völlig durchsichtigen, elastischen Dämpfen aufzusteigen.

Holz gibt eine Menge Luft von sich und sinkt dann im Wasser unter. Schießpulver entzündet sich nicht und brennendes Licht verlischt; den Schall hört man gar nicht; alle warmblütigen Thiere sterben sogleich, kaltblütige, z. B. Frösche erholen sich wenn bald Luft zugelassen wird.

Aerostatische Erscheinungen und Versuche.

Bekannt mit den Gesetzen über den Druck und die Ausdehnsamkeit der Luft ist man im Stande, eine große Menge aerostatischer Erscheinungen und Versuche zu erklären. Hier nur einige:

1. Der Heber. Diesen Namen führt eine jede gebogene, an beiden Enden offene Röhre, wie unsere Küfer sie haben. Setzt man einen Heber mit der Mündung in Wasser und saugt durch die andere Oeffnung die Luft aus, so wird nicht nur der ganze Heber mit Wasser angefüllt, sondern es läuft auch das Wasser von selbst beständig ab.

2. Der Stechheber. Ein ziemlich bekanntes Gefäß, um aus dem Spundloche eines Fasses eine Portion der darin enthaltenen Flüssigkeit auszusaugen. Die untere Oeffnung des Stechhebers verläuft sich in eine feine Spitze, die obere ist größer, kann aber mit dem Finger geschlossen werden. Ist der Heber mit einer Flüssigkeit erfüllt und die obere Oeffnung geschlossen, so kann aus der untern engen Oeffnung, auf welche die äußere Luft jetzt vielseitig drückt, nichts ausfließen. Oeffnet man oben, so fließt die Flüssigkeit und stehet so wie man schließt wieder still. Eine Menge von Spielsachen: das magische Tintenfaß, die magische Schreibfeder, der Zaubertrichter, der Oekonom der Wittwe u. s. w. beruhen auf derselben Wirkung wie beim Stechheber.

3. Das Spundloch in einem Fasse. Wozu dieses dient, wenn das Faß durch das Krahnenloch geleert werden soll, ist leicht einzusehen. Soll es nemlich durch diese Oeffnung geleert werden, so muß das Spundloch offen sein, sonst wird durch den einseitigen Druck der Luft auf die Oeffnung am Krahnen, wenn sie nicht weit genug ist, der Ausfluß zurückgehalten. Thee- und Kafferkannen bekommen aus demselben Grunde oben im Deckel ein kleines Löchlein.

4. Das Athemholen. Beim Einathmen erweitert sich die Brusthöhle; dadurch wird die Luft in den Lungen verdünnt und die äußere Luft strömt nun hinein. Beim Ausathmen verengt sich die Brusthöhle und die dadurch verdichtete Luft strömt nun in die äußere hinein. Das Trinken, das Saugen mit dem Munde, beruht auf denselben Gründen. Ebenso beim Tabakrauchen.

5. Die Saugpumpe. Sie besteht aus einer Saugröhre, die im Wasser stehet und aus einem Stiefel, in welchem der Kolben vermittelst der Kolbenstange auf- und niedergezogen werden kann. Die Saugröhre und der Kolben haben ein Ventil, das sich aufwärts öffnet. Wird nun der Kolben in die Höhe gezogen, so entsteht unter ihm im Stiefel ein luftleerer Raum. Die Luft in der Saugröhre drückt nun das Ventil auf und breitet sich in dem Stiefel aus, wodurch sie verdünnt wird und der stärkere Druck der äußern Luft treibt das Wasser durch die Saugröhre. Wird der Kolben niedergelassen, so wird dadurch das Ventil an der Saugröhre zugedrückt, die dichter gewordene Luft öff-

net dann das Kolbenventil und entweicht aus dem Stiefel. Auf diese Weise kann das Wasser mit jedem folgenden Zug durch die Saugröhre in den Stiefel und endlich durch das Kolbenventil dringen und fließt sonach durch die Ausgußröhre ab. Setzt man mehrere Pumpen über einander, so kann man das Wasser zu einer bedeutenden Höhe heben. Die Feuerspritze ist unter andern ebenfalls ein Druckwerk. Sie hat meistens zwei Stiefel, die im Wasserkasten stehen. Die Kolbenstange ist an einem Hebebaum so befestigt, daß immer der eine Kolben niedergeht (drückt), wenn der andere in die Höhe geht (saugt). Wenn der Kolben saugt, geht das Ventil auf das Wasser u. tritt in den Stiefel. Wenn der Kolben drückt, schließt sich das Ventil wieder, das Wasser im Stiefel öffnet das Ventil der Steigröhre und geht in den kupfernen Kessel, den Windkessel. Auf dieselbe Weise wirkt auch der andere Kolben. Hierdurch wird die Luft in dem Windkessel immer mehr verdichtet und drückt nun das unter ihr liegende Wasser in die Röhre oder in einen Schlauch hinein. Die Mündung der Röhre oder des Schlauches hält man, bis sie voll Wasser und die Luft im Kessel gehörig verdichtet ist, mit dem Daumen fest geschlossen, wo dann, wenn sie geöffnet wird, die verdichtete Luft einen langen und starken Wasserstrahl heraustreibt, der durch anhaltendes Pumpen ununterbrochen unterhalten wird.

6. Der Schröpfkopf. Dieser besteht aus einer kleinen gläsernen Glocke, welche man über ein Licht hält, um die Luft darin zu verdünnen. In diesem Zustand wird er auf die kleinen Oeffnungen, die man in der Haut mit dem Schröpfschnäpper gemacht hat, gesetzt und durch die äußere Luft angedrückt, durch die dann auch das Blut in den Schröpfkopf hineingetrieben wird.

So wie man die Wirkung des Luftdrucks dadurch vergrößern kann, daß man die in einem gewissen Raume enthaltene Luft immer mehr zusammenpreßt, so kann man dieß auch dadurch, daß man zu der Luft, die einen gewissen Raum ausfüllt, noch andere hineinschafft, um eine größere Elasticität zu erzeugen. Man nennt dieses Verfahren die Compression und bedient sich dabei eigener Compressionspumpen. Hierauf gründet sich die Einrichtung und der Gebrauch der Windbüchsen. Bier, das in Krügen gährt, bringt ebenfalls eine solche Wirkung hervor. Beim Gähren entwickelt sich viel Gas, das sich zwischen dem Bier und dem Pfropfen anhäuft und dadurch verdichtet wird. Ist es hinlänglich verdichtet, so wirft es entweder den Pfropfen heraus und entweicht mit einem starken Knalle und wenn dieser so fest sitzt, daß er nicht weicht, so zersprengt es den Krug.

Da die Wärme die Luft ausdehnt, so drückt diese die kältere Luft, von der sie umgeben ist, zurück und steigt, da sie leichter als diese ist, in die Höhe. Durch die Wärme wird daher ein doppelter Luftstrom bewirkt; oben strömt die wärmere Luft ab und unten strömt die kältere zu. Man kann dieses an der Thüre eines geheizten Zimmers wahrnehmen, wenn man diese etwas öffnet und ein brennendes Licht an die Oeffnung hält. Oben wird die Lichtflamme auswärts, unten einwärts spielen. Auf diese Art entsteht der Luftzug in Oefen und Kaminen und so werden durch Erwärmung und Abkühlung einzelner Luftregionen, heftige Winde erzeugt.

Von den Gasarten.

Durch die Erfindung des Barometers und der Luftpumpe, lernte man die mechanische Eigenschaften der Luft kennen. Die Entdeckung der Gasarten verbreitete Licht über die chemischen Eigenschaften der Luft. Legt man Quecksilber, das in einer Schale sich befindet, ein kleines Stückchen Phosphor und stürzt einen gläsernen Recipienten darüber, dessen Rand ringsum durch das Quecksilber gesperrt wird, daß von außen keine Luft hineindringen, von innen keine entweichen kann; sucht man den auf dem Quecksilber liegenden Phosphor zu entzünden, etwa durch einige glühende Kohlen, die man äußerlich an den Recipienten hält, so steigt — wenn der Phosphor zu brennen aufhört, die Dämpfe, die sich dabei gebildet haben, wieder niedergeschlagen sind und der Recipient wieder erkaltet ist — das Quecksilber ziemlich hoch in den innern Raum des Recipienten hinauf. Hebt man den Recipienten jetzt ab, und hält man eine brennende Kerze in denselben hinein, so erlischt sie auf der Stelle, und streut man von der verbrennten Phosphormasse etwas auf einen blauen Pflanzensaft (Lakmustinktur, Veilchensaft, Kornblumentinktur), so wird dieser roth davon gefärbt. Stellt man den Versuch mit einem schicklich eingerichteten Apparat so an, daß man das Gewicht der eingesperrten Luft und das des Phosphors vor der Entzündung desselben genau bemerken kann, so findet sich nach der Verbrennung zwar im Ganzen dasselbe Gewicht wieder, aber die Luft hat für sich allein einen Gewichtsverlust erlitten, und um ebenso viel hat die verbrannte Phosphormasse an Gewicht zugenommen. Da der Phosphor nach dem Verbrennen die Eigenschaft einer Säure (blaue Pflanzensäfte roth zu färben) angenommen hat, so muß er der Luft einen Sauerstoff entzogen haben und also Sauerstoffgas einen Bestandtheil der atmosphärischen Luft ausmachen. Die Luft, die nach dem Verbrennen noch in dem Recipienten zurückblieb, war aber untauglich zur Unterhaltung des Verbrennungsprozesses und ein warmblütiges Thier muß in ihr ersticken; dieses ist demnach ein Stickstoff, u. Stickstoffgas ist demnach der andere Bestandtheil der atmosphärischen Luft. Außerdem enthält sie noch einen kleinen Theil (etwa 1 Theil) Kohlensäure.

Der Sauerstoff der eingeathmeten Luft verbindet sich mit dem Kohlenstoff in den Lungen zu einem kohlensauren Gas und dieses wird nebst dem größten Theil des eingeathmeten Stickgases wieder ausgeathmet. Man kann sich hievon überzeugen, wenn man ein warmblütiges Thier, z. B. eine Maus unter den genannten Vorrichtungen unter einen Re-

cipienten setzt. Das Thier bekommt Verzuckungen und stirbt. Früher als das erste stirbt ein zweites, das man darauf unter denselben Recipienten setzt, wieder etwas früher ein drittes und endlich stirbt eines augenblicklich. Die Menge Luft in dem Recipienten ist dabei nicht, wie bei dem Verbrennen des Phosphors, merklich vermindert worden, daher auch kein Quecksilber in den innern Raum der Glocke eingedrungen. Die Thiere, die athmend den Sauerstoff verzehrt haben, müssen daher eine ebenso große Menge andere Luft ausgeathmet haben. Legt man jetzt ein Stück frisch gebrannten Kalk unter den Recipienten, so wird sich die Luft in demselben fast in eben dem Verhältniß, wie bei der Verbrennung des Phosphors, vermindern und nur noch Stickgas in dem Recipienten zurückbleiben. Da es nun aus Versuchen bekannt ist, daß frisch gebrannter Kalk die Kohlensäure anzieht, so muß kohlensaures Gas von den Thieren ausgeathmet worden sein.

Anmerk.: Es ist eine sehr wichtige Gesundheitsregel, täglich, selbst bei kalter Witterung, Wohn- u. Schlafzimmer auszulüften.

Die Verwandlung der Metalle in eine kalkige, erdige Haut (Rost, Grünspan ꝛc.), welche, wie man aus Versuchen weiß, dadurch geschieht, daß sie aus der Luft den Sauerstoff anziehen, nennt man die Oxydation.

Oxygeen gleich Sauerstoff, Sauerluft.

Die Maschine, welche dazu dient, die Gasarten, die man künstlich bereitet, bei ihrer Entbindung aufzufangen, nennt man Gaswanne.

1. Das Sauerstoffgas (Lebensluft) erhält man aus Metallkalken (Metalloxyden), die in einer luftdichten Retorte glühen, besonders aus gepulvertem Braunstein, aus rothem Quecksilberkalk, aus Salpeter und aus allen Säuren, deren Dämpfe durch glühende irdene Röhren streichen. Es ist völlig geschmack- und geruchslos, es hat auch keine Farbe, ist unsichtbar, durchsichtig und permanent elastisch. Mit Wasser ist es nicht vermischbar. Im Sonnenschein wird dieses Gas von den Pflanzen ausgehaucht; daher befindet man sich im Sommer, wenn die Sonne scheint, im grünen Walde so wohl, was nicht blos von dem kühlen Schatten, sondern vorzüglich von der Lebensluft herührt, welche der blätterreiche Wald aushaucht.

2. Das Stickstoffgas (Stickluft) erhält man, wenn man einen Körper in einem gesperrten Raum atmosphärischer Luft verbrennt, wie bei dem Versuche mit dem Phosphor. Der Rückstand ist Stickstoffgas. Im reinen Zustand ist es geruch-, geschmack- und farblos und permanent elastisch. Es findet sich dieses tödtliche Gas in den Schwimmblasen der Fische, in Zimmern, die frisch mit Oelfarbe überstrichen worden sind oder lang verschlossen waren, in Höhlen, in Kellern die keinen Luftzug haben, in Brunnen, an Sümpfen, Kirchhöfen und überhaupt an allen Orten, wo organische Körper verwesen.

3. Das Wasser-Stoffgas (brennbare Luft). Das Wasser ist kein Element, sondern läßt sich in seine Bestandtheile zerlegen. Man bedient sich beim Versuche eines eigenen Gefäßes, bei welchem der Wasserdampf durch eine glühende Röhre über einen Metalldraht wegstreicht, der in der Röhre ist. Läßt man den Wasserdampf in Wasser gehen, so steigt er nicht als Dampf, sondern als Luftblasen auf, welche sich durch einen brennenden Fidibus entzünden lassen und mit einem leichten Knalle verpuffen. Aus diesem Versuche zog man den Schluß, daß der Wasserstand, der über glühenden Eisendraht streicht, in zwei Bestandtheile zerlegt werde. Der eine Bestandtheil ist der Sauerstoff; dieser verbindet sich mit dem Eisendraht in der Röhre und oxydirt denselben. Der andere Bestandtheil ist der eigentliche Wasserstoff; dieser bildet mit Wärme verbunden die entzündlichen Luftblasen. Dem aus dem Wasserstoff entbundenen Gas gab man den Namen Wasserstoffgas, brennbare oder entzündbare Luft.

Ganz dasselbe Gas erhält man in noch weit größerer Menge, wenn man Eisenfeile und Zink in verdünnter Schwefelsäure (Vitriol) oder Salzsäure auflöst. Hundert Gran Wasser enthalten 85 Gran Sauerstoff und 15 Gran Wasserstoff, und obgleich das Wasser eines der wohlthätigsten Naturprodukte ist, so gehört doch das Wasserstoffgas zu den mephitischen Luftarten, d. h. zu denen, in welchen kein Feuer brennen, kein warmblütiges Thier athmen kann. Es ist farb- und geschmacklos, hat aber oft einen eigenen, höchst unangenehmen Geruch, obgleich es auch bei gewissen Entbindungsarten geruchlos sein kann. Für sich selbst untauglich, den Verbrennungsprozeß zu unterhalten, entzündet es sich doch an der Stelle, wo es mit der atmosphärischen Luft in Berührung ist, woher es auch den Namen brennbares Gas erhalten hat. (Gasbeleuchtung.) Mit Schwefel verbunden, heißt es Schwefel-Wasserstoffgas, mit Phosphor, Phosphor-Wasserstoffgas ꝛc. Letzteres hat die Eigenschaft sich von selbst zu entzünden, sobald es mit der freien Luft in Berührung kommt und findet sich auf Plätzen, wo thierische Körper verwesen. Wahrscheinlich entstehen daher die Irrlichter.

4. Das kohlensaure Gas (fixe Luft) erhält man, wenn man auf gepulverte Kalkerde (Marmor, Kreide, Kalkspath, gemeinen Kalkstein) irgend eine Säure, am besten verdünnte Schwefelsäure gießt. Den Namen Kohlensäure hat sie dadurch erhalten, daß man entdeckt hat, daß sie durch Verbrennung der Holzkohle in reinem Sauerstoffgas erzeugt wird und die Eigenschaften einer Säure hat. Am reinsten findet sich der Kohlenstoff im Diamanten. Das kohlensaure Gas ist farblos, in kleinen Portionen von angenehmem Geruch und hat einen säuerlichen Geschmack. Feuer kann in ihm nicht brennen und warmblütige Thiere können in ihm nicht leben. Darum ist Kohlendunst sehr schädlich, in vielen Fällen tödtlich. Wo Kohlenstoff mit Sauerstoff sich verbindet, entsteht kohlensaures Gas, wie dieß beim Prozeß des Athemholens der Fall ist. In manchen Gegenden, beson-

sers in der Nähe von Vulkanen und mineralischen Quellen, steigt es oft in großer Menge aus der Erde hervor. Weil das kohlensaure Gas so bedeutend schwerer als die atmosphärische Luft ist, so kann man es frei aus einem Glase in ein anderes gießen, oder über ein Licht schütten, das dann davon erlischt, oder über ein kleines Thier, das dann davon stirbt, obgleich das Glas anscheinend leer ist. Mit dem Wasser läßt es sich durch Schütteln vermischen und ertheilt ihm einen säuerlichen und erquickenden Geschmack, daher es ein Hauptbestandtheil aller Sauerbrunnen ist.

An allen Orten, wo Gährungen vor sich gehen, besonders in Kellern, wo Wein und Bier gährt, entwickelt sich kohlensaures Gas in großer Menge. Die Kohlensäure widersteht der Fäulniß und unterdrückt sie, wenn sie eben erst angefangen hat. Fleisch, das in einem Gefäß mit kohlensaurem Gas hängt, kann lang frisch erhalten und sogar bei angefangener Fäulniß wieder schmackhaft gemacht werden. Auf langen Seereisen dienen daher Fässer, die inwendig verkohlt sind, zur Aufbewahrung von Fleisch u. Wasser. Uebelriechende oder mit Krankheitsstoffen geschwängerte Luft, kann durch Kohlensäure gereinigt werden.

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Antonius im Morgenland.

Nach dem Siege bei Philippi und der Vertheilung des Reiches hielt sich Antonius einige Zeit in Griechenland, besonders in Athen auf, wo ihm die Schmeicheleien der gewandten Hellenen gar wohl behagten. Er nahm an Spielen, Festlichkeiten und philosophischen Disputationen Theil, desgleichen an Trinkgelagen, wo er es gerne hörte, wenn man ihn mit Dionysos verglich. Noch besser gefiel es ihm in Asien, wohin er ging, um Geld aufzutreiben und die Parther zu bekriegen. Da buhlten Könige und Königinnen um seine Gunst, da klangen Flöten und Harfen, und Tänzerinnen und Gaukler erfreuten ihn mit ihren Künsten. In Ephesus kamen ihm die Frauen als Bacchantinnen, Männer und Knaben als Satyrn entgegen. Sie nannten ihn den gnadenreichen Dionysos und geleiteten ihn in die mit Weinlaub und Epheu geschmückte Stadt. Er war auch in der That gnadenreich gegen Schmeichler und Diener, verschenkte Schätze und Häuser an Tänzer, Köche, Trinkbrüder. Das Alles verhinderte ihn nicht, schonungslos Geld einzutreiben, das er wieder in Masse verschleuderte. Etwas vorsichtiger soll er geworden sein, als ihm ein freimüthiger Mann offen erklärte, wenn er doppelte Steuern fordere, so solle er auch in einem Jahre zwei Ernten schaffen.

Auf seiner Rundreise kam der Triumvir nach Tarsus in Cilicien, wohin er die ägyptische Königin Kleopatra zur Verantwortung beschieden hatte. Voll Ungeduld über ihr langes Ausbleiben saß er einst auf dem Forum zu Gericht, da verbreitete sich die Nachricht, Aphrodite (Venus), die meerentstiegene Göttin, sei gekommen, den Bacchus zu besuchen, sie sei in goldner Barke mit Purpursegeln den Fluß Cydnus heraufgefahren und erwarte ihn, auf glänzender Muschel ruhend. Alles Volk lief sogleich dem Flusse zu, wo das Wunder sich sehen ließ. Der Triumvir wartete noch einige Zeit, dann machte er sich selbst auf den Weg. Was er nun sah, grenzte in der That an das Wunderbare. Es war Abend geworden; aber Fluß und Ufer erhellte ein zauberischer Lichtglanz, der von einem reich vergoldeten Fahrzeug ausging. Nereiden und Grazien führten das Steuer und handhabten die Purpursegel; Liebesgötter umstanden ein Ruhebett unter einem reich geschmückten Baldachin, und darauf war die Göttin der Schönheit selbst anmuthig gelagert. Sie winkte dem glücklichen Feldherrn, der nicht zögerte, an Bord zu kommen, während Flöten- und Harfenspiel und liebliche Gesänge ihn begrüßten. So erblickte er zum ersten Mal Kleopatra, ein Weib, dessen natürliche Schönheit durch den geistigen Reiz der Unterhaltung, durch die Anmuth in jeder Bewegung, selbst durch den melodischen Klang der Stimme so hinreißend war, daß nicht leicht ein Mann den Eindruck vergessen konnte. Schon der große Cäsar, der sie als junges, unerfahrenes Mädchen erblickte, ward von ihr eingenommen; jetzt war sie 24 Jahre alt, in der üppigen Fülle entwickelter Formen und ihrer Vorzüge sich bewußt; wie hätte ihr Antonius widerstehen können? In der That entschied diese erste Begegnung über sein ganzes Leben; er ward ihr unterthan, wie nur ein leibeigner Knecht seinem Herrn. Obgleich die Mißverhältnisse in Italien und ein drohender Einfall der Parther seine Gegenwart und Thätigkeit forderten, folgte er ihr doch nach Aegypten, wo er im Rausche stets wechselnder Vergnügungen Herrschaft, Nebenbuhler und den Reichsfeind vergaß.

Unsere Erzählung führt uns also nach Aegypten, dem Wunderlande, dem Lande uralter Weisheit, wie die Sage ging, über welches schon vor Jahrtausenden mächtige Könige geherrscht hatten. Aber diese Herrlichkeit war längst vergangen, wie die Pracht der hunderthorigen Hauptstadt Theben, wo der Memnons-Koloß, die Königsgräber und andere Denkmäler dem Wanderer noch von der alten Zeit erzählen. Noch erheben sich in ihrer uralten Majestät die Pyramiden und Obelisken in Mittel- und Unteräggypten; sie geben Zeugniß von den Werken und Thaten der ehemaligen Bewohner, deren Nachkommen in der von uns dargestellten Zeit dem griechisch-macedonischen Königegeschlechte der Ptolemäer unterthan waren. Der letzte Sprößling desselben, die Königin Kleopatra, träumte sich Beherrscherin des römische: Reichs, weil sie den mächtigsten Mann, den Triumvir Antonius, zu ihrem erge-

benen Sklaven gemacht hatte. In der Weltstadt Alexandrien, in der Ueppigkeit des Hoflebens wußte sie durch immer neue, ausgesuchte Lustbarkeiten den Feldherrn an sich zu fesseln. Sie ging auf seine soldatischen Manieren ein, schmauste, zechte mit ihm, begleitete ihn auf die Jagd, zog Nachts verkleidet mit ihm durch die Straßen, wobei er friedliche Bürger auf pöbelhafte Art neckte, dafür auch manchmal eine Tracht Prügel mit in den Kauf nahm. Bei den Schmausereien galt es, die ausgesuchtesten Leckereien herbeizuschaffen. Nicht weniger suchte man die Genüsse durch Musik, Aufführung von Tänzen, Spielen, Athleten- und Gaukelkünsten und allerlei Kurzweil zu erhöhen; Gondelfahrten, Reisen zu den Pyramiden bei Memphis und Besichtigung anderer Monumente, Jagdzüge u. s. w. füllten die Zwischenzeit aus. Im Fischfang mit Angeln und Haken dagegen zeigte der Triumvir wenig Geschick. Kein Fisch wollte anbeißen, während die Königin und ihre Begleiter gewöhnlich ansehnliche Beute machten. Er kam daher auf den Einfall, durch Taucher das scheue Gethier an seinen Haken heften zu lassen. Zum Erstaunen der Theilhaber schien er bald der glücklichste Fischer. Einstmals aber that er einen besonders merkwürdigen Fang. Er zog nämlich einen großen gesalzenen Fisch vom pontischen Meere heraus, den die Königin, seinen Kunstgriff durchschauend, durch ihren Taucher hatte anhängen lassen. Ein schallendes Gelächter brachte den unglücklichen Fischer in Verzweiflung; wie er aber voll Unmuths sich erhob rief ihn die Aegypterin mit schmeichelnder Rede zu: „Die Angelruthe, o Imperator, überlasse uns kleinen Fürsten, du aber fange Städte, Länder und Könige!“

Antonius verharrte in dem Taumel der Lust, wie berauscht von Zauber- und Liebestränken, womit ihn, wie man glaubte, Kleopatra berückt hatte, bis ihn Nachrichten von den Wirren in Italien und von einem Heereszuge der Parther von seinem Lotterbette aufscheuchten. Letztere, geführt von dem Königssohne Pacorus und dem römischen Flüchtlinge Labienus hatten Syrien, Phönicien, Cilicien mit großer Macht überzogen. Städte und Kriegsvolk waren zu ihnen übergegangen und selbst das wichtige Antiochien war eingenommen worden, weil man den Schwelger in Alexandrien verachtete und seiner Mißhandlungen überdrüssig war. Dieser segelte nun endlich mit seiner Flotte gen Tyrus; allein das Hülfsgeschrei seiner Partei in Italien rief ihn eilends dorthin. Während er nun mit Octavian kämpfte, bald aber sich vertrug, überließ er seinem wackern Legaten Ventidius den Krieg in Asien. Er hatte den rechten Mann ausgewählt; denn derselbe schlug die Parther durch Benutzung der gebirgigen Oertlichkeit in zwei Schlachten, erlegte den Labienus u. trieb den parthischen Prinzen mit den Trümmern seines Heeres über den Euphrat zurück. Im folgenden Jahre versuchte Pacorus nachmals sein Glück; allein statt mit seinen Reiterschaaren die Ebene zu behaupten, bestürmte er den auf einer Höhe stehenden Feind. Da fiel er selbst mit dem größten Theile seiner Macht unter den Geschossen und den würgenden Schwertern der Legionen. Ventidius feierte darauf einen glänzenden Triumph über die bisher unbesiegten Parther.

Weniger entscheidend war der folgende Feldzug, obgleich Antonius selbst vorübergehend daran Theil nahm. Indessen schien der Feldherr zu größerer Thätigkeit erwacht zu sein. Die edle Octavia, welche gemäß dem Brundisischen Vertrag als Gattin mit ihm verbunden war, suchte in ihm die bessere Gesinnung, die oft erprobte Kraft früherer Jahre wieder zu wecken. Er lebte längere Zeit mit ihr in Athen. Das niederträchtige Volk daselbst trug ihm, als dem jungen Bacchus, seine Göttin Pallas Athene zur Ehefrau an, was er nicht ausschlug. Er forderte dagegen eine Million Denare als Brautschatz; denn er brauchte Geld zu seinen umfassenden Rüstungen gegen die Parther. Nachdem diese vollendet waren, sandte er Octavia nach Rom zurück, wo sie als würdige Matrone seinem Hause vorstand, seine Kinder aus früherer Ehe und ihre eigenen erzog und den Frieden zwischen Gatten und Bruder zu erhalten suchte. Er selbst rückte mit Heereskraft in Syrien ein; aber statt sogleich nach dem Euphrat aufzubrechen, verbrachte er widerrum kostbare Zeit mit Kleopatra, die er nach Laodicea beschieden hatte. So gerieth er wieder in den alten Bann und trieb Thorheiten, welche ihn allgemein verächtlich machten. Das Jahr war schon weit vorgerückt, als er endlich an der Spitze eines mächtigen Heeres von 100,000 Mann, darunter 60,000 Römer den Feldzug eröffnete. Er überschritt den Euphrat, zog, ohne Widerstand zu finden, in nördlicher Richtung durch Mesopotamien und suchte dann in das innere Land vorzudringen, wo er durch einen entscheidenden Sieg dem Krieg ein Ende zu machen hoffte. Er sehnte sich nach Alexandrien zurück, alle seine Sinne waren von den ägyptischen Wohllüsten umnebelt, wie einst die des Crassus von der Begierde nach Gold. Deswegen eilte er, den Feldzug zum Schlusse zu bringen; er ließ sogar sein Belagerungsgeräth unter dem Schutze von zwei Legionen zurück und zog in Eilmärschen vorwärts. Als er die feste und wichtige Stadt Phraata erreichte, wartete er auf die Maschinen; anstatt ihrer kamen versprengte Reiter mit der Botschaft, die Legionen seien von dem König Phraates niedergehauen und das Geräth verbrannt worden. Obgleich man in der baumlosen Gegend den Verlust nicht ersetzen konnte, unternahm der Triumvir dennoch die Belagerung.

Antonius lag bis in den Spätherbst vor der Stadt; da jedoch die parthischen Reiter das ebene Land beherrschten und die Zufuhr erschwerten; mußte er sich zum Rückzug entschließen, der, wie gewöhnlich, ringsum von Reiterschwärmen bedrängt, nur unter beständigen Gefechten und mit schwerem Verluste ausgeführt werden konnte. Daß etwa die

Hälfte des Heeres den römischen Boden erreichte, verdankte man seiner in der Zeit der Gefahr wieder erwachten Thatkraft, womit er den Marsch leitete, und durch kluge Anstalten sicherte.

In Phönicien hielt sich der Triumvir schadlos für die ausgestandenen Mühseligkeiten; denn daselbst begrüßte ihn Kleopatra und ersann mit erfinderischem Geiste Feste und Schwelgereien neuer Art, die den niedergeschlagenen Feldherrn bald trösteten. Er vertheilte Kleider und Geld an das Kriegsvolk, dann folgte er der lockenden Circe wieder nach Alexandrien, welches er nur auf kurze Zeit verließ, um den abtrünnigen König von Armenien, dem er allen Verlust während des parthischen Feldzugs zuschrieb, in seine Gewalt zu bringen und in silbernen Ketten nach seiner Residenz zu führen. Die edle, hochherzige Octavia, welche ihm alle Kränkungen vergessend, auserlesenes Kriegsvolk, Rüstzeug und Geld zuführte, hieß er auf dem Wege umkehren; dagegen verschenkte er an Kleopatra und ihre Kinder Provinzen des Reichs und nannte sie Königin der Könige. Sich selbst und seiner Aegypterin legte er göttliche Ehren bei. Sie erschienen nämlich beide öffentlich mit den Abzeichen des Dionysos und der Isis, während ihre zwei ältesten Kinder als Helios (Sonnengott) und Selene (Mondgöttin) sie begleiteten. Vornehme Römer mußten die Mummerei mitmachen, das Volk aber Geschenke und Opfer darbringen. Alle diese Tollheiten wurden nach Rom berichtet, wo bereits Octavian erbittert über die Zurücksetzung seiner Schwester und nach Alleinherrschaft begierig, auf den Untergang seines Mitregenten sann.

Für die Fackel.

Das Sonntagsgesetz.

Von S. Ludvigh.

Es hat vernünftige Könige gegeben, die ihr Volk bilden und frei machen wollten; in unsrer Republik schmiedet sich das unvernünftige Volk selbst die Ketten.

Nicht unter wilden Indianern, unter civisirten Christen sitze ich da eines März-Sonntags im Jahre unseres Herrn Jesus Christus 1866 im Staat Indiana, in der Stadt Madison. Ich bin hier in Gesellschaft eines deutschen Occulisten, der für hundert bis tausend Dollars Blinde sehend, und Halbsehende blind macht, angekommen und in einem und demselben Hotel abgestiegen. Der Doctor, der in Parenthesi gesagt, ein jovialer Gesellschafter, zu jenen Freigeistern gehört, die weder Religion haben noch das Sittengesetz ehren, deren höchstes Streben Geld ist; Geld *a tout prix*, dieser Doctor ist des Morgens zum Priester gegangen und in die Kirche, um zu sehen, ob es in der Stadt keine physisch Blinden zu operiren giebt; ich aber ging zu meinen hellsehenden Abonnenten, um zu collectiren.

Apotheken und Tabaksgeschäfte waren vorne offen, die Trinklokale blos von Hinten zugänglich; die Fenster mit Vorhängen bedeckt gegen die Blicke von verdächtigen Gästen und christlichen Verräthern; die Thüren geschlossen und nur nach Anklopfen „bekannten und verlässigen Stimmen" geöffnet. Die breiten, symmetrischen Straßen öde und menschenleer; die vielen Kirchen mit elegant gekleideten Herren und Damen gefüllt, die zum Theile dumm, zum Theile schlecht, sich bei dem Hokus Pokus des Priesters bekreuzen, oder bei den Schilderungen der Höllenqualen, bei dem süßen Namen Jesus und der Gnade Gottes, seines Vaters, der da mit dem heiligen Geist Eins ist, sich beugen, auf die Kniee sich werfen, stöhnen, beten, singen und brüllen.

Ist Das das Land, das einst durch Revolution die monarchischen Fesseln zerbrach, frug ich mich, ist Das das Land, wo man einst die Menschenrechte proklamirt und der staunenden Welt erklärt hat, daß die Menschen gleich geboren werden, begabt mit unveräußerlichen Rechten? Ist Das das Land, wo man seit beinahe einem Jahrhundert des Segens der freien Presse sich erfreut, deren Stentorstimme in Monarchien durch gekrönte Häupter systematisch überwacht und gehemmt wird? Sind Das die Errungenschaften der politischen und geistigen Freiheit in einem Land, wo der Mensch Geltung haben soll; nicht vorzugsweise der Christ, der Jude, der Heide, der Atheist; der Kaukasier, der Mongole, der Malaye, der Neger, der Amerikaner? Sind Das die Gesetze einer Majorität von Menschen, basirt auf eine bombastische Unabhängigkeits-Erklärung, welche Gesetze den Juden u. Nichtchristen zwingen, unter Strafe einen Tag zu feiern, sich von Geschäften zu enthalten, Trinklokale, Theater u. s. w. zu schließen? Heißt Das den Staat von der Kirche trennen, oder ist es nicht vielmehr ein sichtbarer, wenn auch indirecter, Eingriff der christlichen Kirche in die Rechte des Staates, für Menschen gegründet? Hat überdies euer Herr und Meister, der Jude Christus, ein Sonntagsgesetz anbefohlen? Hat er gelehrt, daß Ihr lange Gesichter schneiden sollt, wie die Heuchler und plappern wie die Heiden? Hat er euch gesagt, Ihr sollt Tempel bauen von Menschenhänden gemacht, oder vielmehr Ihr sollt euch in euer Kämmerlein sperren, wenn Ihr beten wollt und euren Gott im Geiste anbeten?! Hat dieser euer Lord Jesus das Papstthum eingeführt mit seinen Satelliten von Cardinälen, Bischöfen, Priestern, Mönchen und Nonnen, oder wollte er nicht vielmehr in seinem übertriebenen Eifer und seiner beschränkten Weltanschauung ein Reich Gottes gründen, in dem Alles das Fleisch tödtet und sich

kasteiet?! — Habt Ihr eure Feinde geliebt, wie er lehrte, als der Süden secediren wollte mit seinem „biblisch göttlichen Institut der Sklaverei," die Ihr, Heuchler u. Pharisäer des Nordens, schlecht oder dumm genug waret als „constitutionelle Berechtigung" jahrelang anzuerkennen und zu dulden? Habt Ihr sie als Brüder in Frieden ziehen lassen, oder im angebotenen Kriege als Feinde hingemordet? War der Zweck eures „gesetzlichen" Mordes Befreiung von vier Millionen Sklaven, oder der, die Union *statu quo* zu erhalten und euch die Herrschaft der Aemter zu sichern? Waren jene Secessionisten, im beleidigten Wahnsinn ihrer bedrohten Rechte Rebellen? Für solche habt Ihr sie ja in allen Zeitungen erklärt; indeß Ihr sie dennoch durch die Art und Weise des Kriegführens als „kriegführende Macht" behandelt habt; indeß Ihr weder Galgen noch Beil hattet für Rebellen; indeß Ihr kein competentes Gericht findet zur Richtung euers Erzrebellen Jeff. Davis, indeß der, *oi devant* Schneider, Präsident Johnson im weißen Hause dictatorisch Gnade ertheilt, ohne gerichtlich vorhergegangenem Urtheilsspruch; confiscirtes Eigenthum zurückerstattet; hervorragende Rebellen in hohe Aemter einsetzt; auf das verjährte Gespenst der demo-sklavokratischen Constitution sich mit wüthendem Demagogen-Eifer berufend, überhaupt alles Das thut, was ein wahrhaft demokratischer und republikanischer Staatsmann in seiner hohen Stellung im Geiste der Unabhängigkeits-Erklärung und in Folge der Rebellion nicht thun könnte, oder nicht thun würde, um nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Freiheit als Ignorant oder politischer Schwindler zu erscheinen. Ja, Ihr seid ein großes, humanes Volk; Ihr seid die fleischgewordene Consequenz aller Dummheiten und Schlechtigkeiten, die sich je auf Erden ein schlechter Regent zu schulden kommen ließ.

Theorien sind noch lange keine Praxis und wie das Volk, so die Regierung. Wehe der Minorität einer Republik, wo die Majorität mit Eseln, Schaafen u. Wölfen sich categorisiren läßt! Die Theorie lehrt uns, daß alle Menschen gleich geboren: die Praxis zeigt, daß Ihr die Neger im Sklavenjoch entmenscht und den, gegen euer Wollen und Hoffen, befreiten Sklaven die Rechte des Menschen verweigert. Mensch ist, wer sich in der organischen Naturproduktion als äußersten Ring an den Affen reiht, aufrecht geht, Sprachorgane und Denk- und Urtheilsfähigkeit besitzt; gleichviel, ob in Europa weiß, in Asien gelbbraun, in Afrika schwarz, in Amerika kupferfarbig, in Australien schwarzbraun geboren. Oder ist der deutsche Ochs weniger ein Ochs wie der ungarische, weil jener braunroth und dieser weißgrau ist; oder ist er etwa, neben Katzen, Ziegen, Pferden u. s. w., blos der Farbe wegen gar kein Ochs? Wahrlich, nur ein Mensch, dem blos die Hörner fehlen, um sich geistig mit dem Ochsen zu messen, kann solche Behauptung aufstellen, so mit Natur und Vernunft in offenem Widerspruch steht.

Ja, würdet Ihr sagen: der plötzlich befreite Sklave soll jetzt noch keine politische Rechte erhalten, weil er gänzlich verthiert ist; so könnte man mit Euch argumentiren u. allenfalls erwiedern: öffnet dem Entmenschten die Schule u. bestimmt eine Zeitfrist, innerhalb welcher er seine Rechte als Mensch und Bürger haben soll, so wie Ihr es für uns Fremdgeborne bestimmt habt. Rassenunterschied oder vielmehr „Rassenverachtung und Entrechtigung" beruht blos auf Unwissenheit und Vorurtheil. Doch hier liegt eben der Haas im Pfeffer: Unwissenheit und Vorurtheil! Nicht nur in Europa's despotischen Staaten, auch in unserer hiesigen Republik. Individuelle u. National-Thorheiten und Fehler sind europäische Ableger und obschon hier der Fremde gerade nicht mehr ein Elender heißt und der Jude nicht, wie noch immer in manchen Ländern Europa's, in fremden Gassen leben muß, so sind wir Fremde doch auch hier noch, trotz aller Theorien und Phrasen, durch den Dünkel der Eingebornen, oft elend daran; und die große demokratisch-republikanische Heerstraße der Farbigen kann man füglich jetzt und wohl noch lange hin: *„the road of misery"* nennen. Der vor nicht lange her beendigte Bürgerkrieg scheint Lotosfrüchte zu tragen und dieses Vergessen „der Folge von Ursache, dürfte, leider, höchst wahrscheinlich auch noch mit Blut gesühnt werden zur Strafe der Corruption und der Unwissenheit. *Thus we go.* Versteht es der Schneider nicht, richtiges Maas zu nehmen; so kann daraus nur ein verpfuschter Rock entstehen. Eben so mit politischen Fehlern; nur daß es sich bei diesem nicht um Tuch handelt, sondern um Menschenleben und Staatenuntergang.

Um am Sonntag zu Madison nicht den Sonntag aus den Augen zu verlieren, muß ich einlenken und sage: Gewissensfreiheit gehört ganz besonders zu den unveräußerlichen Rechten eines Menschen; „doch wie weit uns, bei einem theils trüben, theils hüben verdummten Volk, u. dessen Führern, Pfaffen, Heuchlern, Actelträgern und Demagogen, die gepriesene Religionsfreiheit gebracht hat, das zeigen die Millionen Bibeln und geistvergiftenden Traktätchen; ferner die wie Pilze aufschießenden Schaafställe, genannt Kirchen, die fashionablen Kleiderausstellungsmagazine, wo Eins das Andere und der Pfaffe Alle betrügt; das zeigen die zahlreichen, stets sich vermehrenden Verbrechen, aus Ueberfluß an Religion und Mangel an Moral und selbstständiger Tugend; das zeigt uns die Wucherpflanze des Katholicismus und des Methodismus im Garten der Superstition und des Fanatismus; das zeigt die unsinnige Verwechselung der Mäßigkeit, als Tugend, mit der gänzlichen Enthaltsamkeit, als Gehirnverrücktheit; das zeigt uns endlich das schändlichste, das frechste, das ungerechteste, das Menschen- und persönliche Rechte verhöhnende Sonntagsgesetz; diese jüdische christliche Zwitter, dieses Gebot des Fabel-Gottes Jehova: daß am Sabbath „Mensch und Esel" ruhen müssen; denn es sei der Tag des Herrn.

Nun, dies angenommen, ist es der Samstag oder der Sonntag, wo Mensch und Esel den Schabbes heiligen sollen? —

Mag ein Moses es für klug erachtet haben, seinem in Knechtschaft verthierten Volke, im Namen einer unsichtbaren Gewalt, ein solches Gesetz zu geben, mag ein christlicher Monarch, dessen Wille Gesetz ist, aus irgend einer Absicht geleiten, den Sonntag zu heiligen, oder ein türkischer Sultan, im Glauben seines Mahomed befangen, den Freitag als türkischen Schabbes, anbefehlen; so läßt sich Dieses mit dem Willen eines Autokraten in Einklang bringen, ohne uns jedoch zu berechtigen, das Gesetz ein vernünftiges, ein für ein politisch freies Volk passendes und gerechtes zu nennen. In einer auf Menschenrechte basirten Republik ist solch ein Gesetz unvernünftig und ungerecht zugleich; denn es widerspricht und verletzt die Verfassung selbst und ist ein Beweis, daß die Majorität eines republikanischen Volkes für Vernunft und Verfassung eben so wenig eine sichere Garantie ist, wie der Name der Executive, weil sie Präsident und nicht König heißt. — Wohl, die Menschheit liegt eben noch in den Windeln; der Gährungsprozeß der Vernunft und der Freiheit wird noch sehr lange dauern und der große Lümmel, das souveraine Volk, hat noch einen schweren Cursus der Erfahrung durchzumachen, ehe es zur Einsicht kömmt, was es heißt: in einem demokratischen Staate frei zu sein."

Sklaverei.

Von S. Ludwigh.

März, 1866.

Ich habe die Leser der Streifzüge gegen Ende des vorigen Jahres zu Washington verlassen, ohne ihnen auch nur ein Wörtchen von den großen politischen Thaten des Präsidenten Andreas Johnson zu sagen; von seiner seltenen Consequenz, die sich wie ein schwarzer Faden durch das Unterfutter eines neuen Rockes hinzieht; von seiner Verheißung, als radikaler Republikaner, und seinem Schwur, daß die Regierung auf den „ewigen Grundsätzen der Gerechtigkeit und politischen Gleichheit" reconstruirt werden müsse; von seiner Anhänglichkeit zu Chase, Sumner und Wade, diese hervorragenden Radikalen im Congresse; von seiner Mission, die er als Moses zur Befreiung der Farbigen beanspruchte. Doch, ach und wehe, in welch' ganz anderem Lichte erscheint nun nach wenigen Monaten dieser gewandte Schneider, dieser ex-republikanische Vice-Präsident; dieser durch Booth's meuchlerische Kugel zum Präsidenten gemachte Heros unserer Zeit; dieser moderne Pseudo-Moses; dieser durch das Gnadebetteln der hochgestellten Rebellen aufgeblähte Thor, jener Rebellen, die ihn einst als Plebejer verachteten, dieser vormalige Sklaven-Demokrat von Tennessee; dieser durch Weihrauch verblendete geheime Anbeter des südlichen goldnen Kalbes; dieser Renegat und politische Bajazzo!

Man mag einen, von nördlichen Massen gehetzten und consequenten Secessionisten achten; aber solch ein Kameeleon! Das Laster ist so schrecklich seinem Wesen nach, daß es blos gesehen werden darf, um sich davor zu entsetzen; doch wird man erst mit ihm vertraut, so mildert sich sein Schrecken; man bedauert es und endlich umarmt man sogar das schreckliche Gespenst." Dies paßt ganz auf Johnson, diesen Wetterhan, der sich dem geheimen Pakte seines Mephisto, die Rebellen, Seward, Lackey und Kraut!

So unmöglich es ist, einen Mohren weiß zu waschen, einen Sklavenbesitzer in seinem innersten Wesen für Humanismus und Menschenrecht zu gewinnen; einen Rebellen durch irgend ein Mittel im Herzen loyal zu machen, oder von ihm Liebe gegen Jene zu hegen, gegen die er im Kampfe war und besiegt wurde, eben so unmöglich ist es anzunehmen, daß die Zulassung der jetzigen Rebellenbevölkerung zum Stimmkasten (mögen auch einzelne freie Männer in ihrer Mitte sich befinden), daß die Zulassung ihrer Repräsentanten im Congresse, unter dem durch Gewalt abgedrungnen Eid der Treue, der allgemeinen Freiheit einen Segen bringen könne; oder daß ein Partei-Phalanx, der seit Jahren die Sklaverei indirekt verherrlicht und als constitutionelles Recht beschützt hat, der den Neger haßt und seiner gleichen Rechte mit den Weißen widrig hält, sich je für Realisirung radikaler Grundsätze wird gebrauchen lassen und nur dann in seinen retrograden Wirkungen total unschädlich gemacht werden kann, wenn ihm der Boden durch den Sieg einer Majorität der Menschenrechts-Freunde gänzlich entzogen und die verjüngte Republik in ein neues, dauerndes Stadium der allgemeinen Freiheit getreten sein wird. Ach, das wird noch eine Weile dauern! Da wird noch viele Tinte und auch nicht wenig Blut fließen.

Möge denn Herr Johnson in seinem brutalen Trotze dem Congresse und denen die ihn ermächtigt gegenüber beharren; möge er seinen Reconstructionsplan zu Gunsten der in seiner verrückten Idee plötzlich zu loyalen Bürgern umgezauberten Rebellen hartnäckig verfolgen; desto besser! Doch, genug hierüber.

Nach der Secession von zweien meiner Töchter habe auch ich die schwere Aufgabe, mein kleines Union zu reconstruiren, aus der ich die Unionsmüden freiwillig austreten ließ, um ihr Glück nicht zu hindern. Als hätte der Blitz in das Haus geschlagen, so wankte die Glieder meiner Familie vier Monate lang, in alle Winde erstreut und ich saß einsam und allein als alter Bachelor im Sanctum meines Office. Endlich fand sich nach vielem Suchen eine Wohnung; endlich wurde wieder Stück für Stück neu angekauft und die Räume durch Comfort und Geschmack zum angenehmen Aufenthalt gestaltet.

Freilich giebt es da keine majestätischen Eichen, wie zu St. Paul in weitem europäischen Eden, keinen Garten zu be-

stellen, wo mir die Stürme des Krieges in stiller Beschäftigung vorüberzogen; keine Blumen zu pflegen, diese schuldlosen Kinder der Natur; keine Hühner zu füttern; keine Kuh zu melken; keine Hausthiere, deren Umgang mir weit lieber ist, als der Contact mit rohen, unwissenden, anmaßenden, falschen, frömmelnden und heuchlerischen Gabelthieren. Doch darum keine Klage. Ist nicht die Erde ein großer Garten; hat nicht Cincinnati eine prachtvolle Lage, pittoreske Berge, einen schönen Fluß, den Ohio? Blühen hier nicht die herrlichsten Blumen, deren man schon im April für fünf oder zehn Dollars eine ganze Ladung kaufen kann? Wächst hier nicht der edle Catawba und Virginia Sterbling? Diese reinen Thränen Christi, (*lacryma Christi*), welche selbst der verstockteste Ungläubige sich gerne täglich als heiliges Abendmal würde reichen lassen! Giebt es hier nicht der öffentlichen Vergnügungsplätze aller Art und neben der Hefe des gemeinen Pöbels auch intelligente Menschen, wo man Vergnügen und Ideenaustausch finden kann, wenn man sich diesem nicht selbst aus Mysanthropie oder sonstigen Ursachen entzieht? Freilich riecht es in Cincinnati nicht blos nach Blumen; es stinkt auch in manchen Quartieren ganz entsetzlich nach Mephitik von Schlachthäusern u. Seifenfabriken, welche da errichtet worden, als man noch nicht ahnte, daß die Stadt eine solche Dimension annehmen werde. Nun wäre es freilich an der Zeit, wenn es auch nur durch das Vorkommen der Cholera geschehen könnte, das Volk — das sich leichter an Gestank als an Pestluft gewöhnen läßt — zu bewegen, diese für das gesundheitige und reinliche Menschengeschlecht unerträglichen Etablissements zu entfernen. Nun, wer weiß, was noch geschehen wird durch die Angst vor der Cholera! *Exempero*, hoffen wir!

Wie gefällt es Ihnen in Cincinnati? werde ich sehr häufig von meinen Freunden und Abonnenten gefragt. Ich will hier die Antwort summarisch geben; nicht so gut wie in St. Paulz denn hat man dort nur Geld genug, um sich ein solides Haus anzuschaffen und Holz für sieben monatliche Heizung zu kaufen; so sind die intensive Kälte, der anhaltende Schnee, die reine Luft, der blaue Himmel, das gesunde Clima jedenfalls dem steten Witterungswechsel, der feuchten Kälte, den halb gefrornen, halb kothigen Straßen der Mittelstaaten vorzuziehen, und ein so idyllisches Plätzchen, wie ich dort hatte, werde ich wohl schwer oder nie wieder finden. Der Vorzug jedoch, so mir durch den Tausch geworden, liegt in der centralen Lage der Stadt, von wo aus ich leicht meine Excursionen machen und in kurzer Zeit wieder zu Hause sein kann, und im Geschäfte selbst, der Anzeigen und des leicht zu findenden Setzerpersonales wegen. So habe ich denn auch schon bereits sehr viel durch Anzeigen gewonnen und seit Januar ein halbes Dutzend Streifzüge gemacht. Da hat sich aber des Interessanten so wenig dargeboten, daß ich das Notizbuch nur selten in Anspruch nahm und jetzt wie nach einer mageren Erndte Nachlese halte, um solche Beeren aufzulesen, die einigen Saft enthalten.

Nachdem ich den heiligen Sylvester-Abend einsam im Reiche der Ideenwelt zugebracht und am ersten Tage des Jahres 66 keine Glückswünsche erhielt, noch Andern von Haus zu Hause trug, wie es die christliche Sitte mit sich bringt, deren gemüthliche Seite nicht ganz außer Acht zu lassen, machte ich mich für den ersten Jahres-Streifzug reisefertig, das heißt, packte ich reine Wäsche und Subscribenten-Liste in die Reisetasche und fuhr an Bord eines eleganten Steamers der U. St. Mail-Line nach Louisville, im angrenzenden Staate Kentucky. Hier zählen Fackel und Fackler bei Freunde viele, bei denen ich, wie gewöhnlich freundliche Aufnahme fand und von denen auch nicht Einer sagte: „Sind Sie denn schon wieder da?“ wenn es sich um das große radikale Opfer handelt, das als Jahresabonnement für eine freie Zeitschrift gebracht werden soll.

Brustbeschwerden und Husten, als Folge des Kohlenfeuers in geschlossenem Raume und des fatalen Witterungswechsels, hinderten mich einen öffentlichen Vortrag zu halten, um nicht nur durch Schrift, sondern auch durch Rede das freie Wort zu verkünden. Es giebt jetzt Leute, die blos Jene für Patrioten halten, die mit dem Säbel und dem Bajonet in der Hand gegen die Rebellen kämpften. Nun, nach dieser Meinung bin ich freilich ein schlechter Patriot, um so mehr, da ich durchaus nicht geneigt bin, dem barbarischen Kriegshandwerk das Wort zu sprechen und nur dann es zu billigen mich gedrungen fühle, wenn die Gabelthiere sich anmaßen, ihre Nebenmenschen zu knechten, jeder Reform sich entgegenstemmend, das letzte Mittel brutaler Gewalt zur Nothwendigkeit machen, um die Entscheidung den blinden Chancen des Krieges zu unterwerfen. — So wurde denn auch, durch eine glückliche Wendung, über die Institution der Sklaverei endlich rechtsgültig entschieden, was mit weniger Kosten, ohne Menschenopfer, ohne fürchterliche Leiden auf Schlachtfeldern und in Spitälern hätte geschehen können, würden die Menschen, durch Schrift und Wort geleitet, auf dem Wege der Reform vorwärts schreiten, anstatt dem Instinkte, der Herrsch- und Habsucht folgend, sich der friedlichen Entwickelung zu widersetzen und an den brutalen Kriegsgott zu appelliren. Nicht nur Könige, auch die Völker lernen wenig aus der Geschichte und vergessen bald das Wenige, das sie gelernt. So wird es auch mit Klio's jüngster Lehre geschehen. Ihr habt durch Waffenüberlegenheit des Nordens den Süden besiegt; doch Ihr seid zu schlecht, um den Sieg für die allgemeine Freiheit auszubeuten; indeß einzelne Radikale das allgemeine Stimmrecht der Bürger, ohne Unterschied der Farbe, beanspruchen, eifern die Meisten eurer loyalen Bürger dagegen, versagen die meisten der schon früher frei gewesenen Staaten dieses Recht dem Farbigen, verweigert man ihm den Zutritt in Theater u. dergl., um neben den Weißen zu sitzen; behandelt ihn noch immer, trotz

Emancipations-Proklamationen, trotz mosaischer Verheißungen, trotz seiner Theilnahme am errungenen Siege über die Secession, als entehrten Pariah glaubt, daß alles Dieses geschehen könne ohne böse Folgen, ohne die Folgen eines Rassenkrieges, vor welchem euer Gott im Himmel euch, eure Weiber und Kinder bewahren möge. Doch dieser euer Gott ist ja der Abklatsch seiner Ebenbilder auf Erden; schlecht und dumm wie diese, in Masse, lechzt er wie sie nach Blut und ächtet Vernunft und Gerechtigkeit die friedlichen Hebel der Reform. Also schlagt euch in Gottes Namen todt und ehrt dann Ihn als Patrioten, die im Morden die größten und die glücklichsten waren. Wir Einzelne, mit der Waffe der Stahlfeder in der Hand, machen keinen Anspruch in dieser Weise Patrioten zu sein, gegen Bounties und hohe Offiziers-Gagen, das Leben in die Schanze schlagend; wir begnügen uns euch über Ursachen und Folgen zu instruiren; euch vom Wahn der Vorurtheile zu befreien; euch mit dem Begriff von Menschenrechten vertraut zu machen; euch von der colossalen Dummheit oder Schlechtigkeit zu befreien, die da glaubt, man könne ungestraft Andern Rechte absolut und für immer vorenthalten, die man selbst beansprucht und genießt. Ihr habt durch Tyraden dem im Wahn des Sklaveneigenthumsrechtes vergezogenen Süden gegen euch empört und den Sklaven, gegen eurem Willen, durch militärische Nothwendigkeit, frei gemacht: hütet euch, die Consequenzen der befreiten Neger durch barbarische Vorenthaltung der Rechte, welche von der Freiheit nicht ungerächt getrennt werden können, zu mißachten, die Befreiten im Süden schutzlos und der Gnade der Rebellen zu überlassen und die Freien im Norden systematisch als Parias zu behandeln. Habt Ihr Ohren und hört nicht, Augen und sehet nicht, so werdet Ihr fühlen müssen, was es heißt, eure Schuld im Blute zu sühnen, das fließen wird durch Rache der rohen schwarzen Masse geführt durch intelligente farbige u. freie Weiße, die Ihr heute euch empört. Der Fortschritt auf der Bahn des rastlosen Zeitgeistes hat blos zwei Wege: Reform und Revolution. Wählet!

Ich hatte dieses Mal mein früheres Absteigquartier „zur Jägerhalle", mit dem Metropolitan-Hotel vertauscht. Ein deutsches Haus erster Klasse, seit Kurzem durch Hrn. August Johnson eröffnet und sehr gut geführt. Gute Häuser kann man zum Besten der Reisenden nicht oft genug empfehlen; so wie es Pflicht ist Jene deutsche Landsleute zu rügen, die es nicht begreifen wollen, daß man außer einem „reinen Bett" auch einen Wasch-Apparat, ein Tischchen, einen Stuhl, einen Spiegel und ganz besonders einen „nächtlichen Blumentopf" haben müsse, um einigermaßen als civilisirter Mensch zufriedengestellt zu werden. Die Küche der Deutschen ist gewöhnlich gut bestellt; an Reinlichkeit und Comfort sind jedoch viele noch Rivalen der Wallachen.

Die Rückreise machte ich *via* Aurora über Lawrenceburg per Eisenbahn. Aurora ist noch immer schön wie die aufgehende Sonne, wenn sie sich in den Wellen des Ohiostromes spiegelt und mit den Nymphen der pittoresken Berge kokettirt. Weniger reizend ist die Lage von Lawrenceburg; doch ist diese Stadt rühriger als das nahe Aurora.

Im Waggon kam ich da hinter zwei junge Frauenzimmer zu sitzen, denen die Natur Reize verlieh, um sie zu entwürdigen und denen Schneider und *Marchands des Modes* die Form verliehen, um für Damen zu passiren. Himmel, welche Creaturen! Beide Göttinnen von Paphos, also beide Pariser, wetteiferten sich an Gemeinheit zu überbieten. Sie sprachen laut; machten dem Ohr ihrer Nachbarn den Hof; kokettirten mit den neben ihnen sitzenden Passagieren, die sie jedoch, zu ihrer Ehre sei es gesagt, keiner Antwort auf Blicke und Fragen würdigten; würzten ihre trivialen Phrasen mit *God damns*, kauten Tabak und spuckten die eklige Brühe weit von sich weg. Als die Eine der Zügellosen sich auch an mich gewendet, sprach ich: *Want of modesty is want of sense.* Frappirt wiederholte die Hetäre den Satz zu wiederholten Malen ganz leise und da sie den Sinn herausgefunden hat: „Mangel an Bescheidenheit, ist Mangel an Verstand," gab sie sich wirklich Mühe bescheiden zu sein, wodurch der Bremser ein meisten verloren zu haben schien. Ich habe des Gemeinen viel im Leben gesehen und mich oft überzeugt, daß das Weib, wenn es ein Mal die Grenze der Schamhaftigkeit und Tugend überschritten, tief unter den gemeinsten Mann herabsinkt; doch solche amerikanische Prachtexemplare, für 5 Dollars per Stück, finden sich selbst kaum im Prater zu Wien, auf dem Schloßberg zu Preßburg, auf dem Berg in Hamburg, oder in der *Strada Cavalcanti* zu Neapel. Die Prostitution, diese Ausgeburt der Civilisation, kann, leider, bei den bestehenden Eheverhältnissen, bei der großen Anzahl der im Cölibate Lebenden theils Lebennüssenden; ferner bei der Putzliebe der Frauenzimmer und dem irrigen Begriff von Ehre und Schande betreff der Arbeit unmöglich verbannt werden und es fallen mir hier die Worte einer jungen Amerikanerin ein, der ich als sie Mädchen war den Hof machte und die jetzt an einen wohlhabenden Deutschen verheirathet die Rolle der Dame zu spielen versteht. Diese Dame, die Tochter eines englischen *ci devant* reichen Handwerkers, sagte mir eines Tages, als es sich um Musik-Unterricht ertheilen handelte, wie ich erwarten könne, daß eine Musiklehrerin in einer respectablen Gesellschaft introducirt werden könne und daß sie sich nicht wundere, daß viele arme Amerikanerinen lieber der Prostitution sich in die Arme werfen, als sich durch Unterricht oder Arbeit ernähren. Hört, Ihr gebildeten jungen, armen Damen, die Ihr auch ohne den Pfauenschmuck des Kleides und der Schminke auf diesen Namen vollen Anspruch habt, hört die Stimme einer verbildeten Anglo-Amerikanerin und staunet über solche colossale Dummheit und Ver-

kehrtheit der Begriffe in einer Republik von Krämern und Handwerkern, deren politisches Schiboleth es ist und in der That es sein sollte: „die Arbeit ehrt den Menschen.“ Das mußte ich, aus Freiheitsliebe des Vaterlandes beraubt, wo ich in der Jugend selbst noch ein Thor unter Thoren war, hier in einer Republik erfahren, wo auch meine eigene Tochter einer respectablen Gesellschaft nicht würdig sein soll, weil sie Piano-Unterricht ertheilt. Hört dies auch, Ihr Freiheitsbewunderer in Europa, und staunet! Daß im Süden neben der Sklavenarbeit auch die Arbeit der Weißen entehrt wurde, ist eine natürliche Folge der oligarischen Institution, daß es aber auch in den Staaten, die sich mit Demokratie und Freiheit brüsten, so weit gekommen, das ist zu beklagen, daß ist Folge einer einseitigen, verkehrten Hauserziehung durch „unerzogene Mütter“, u. Boarding-School-Dressur. —

Einen zweiten Streifzug machte ich nach Portsmouth und Chillicothe, einen dritten nach Dayton, Columbus, Toledo, Sandusky, Cleveland, Erie und Buffalo; lauter Ausflüge, die lohnend in geschäftlicher Hinsicht, doch dieses Mal arm an interessanten oder pikanten Ereignissen waren.

Zu Portsmouth wurde noch immer kein neues Eisenbahnbahndepot gebaut; die Waggons sind noch so zerlumpt und so schmierig wie voriges Jahr; Chillicothe, die Bergbekränzte, ist schön wie immer; Dayton scheint das außerordentliche Bedürfniß zu fühlen, eine deutsche Zeitung mit freier Tendenz zu besitzen; zu Columbus florirt der Staatsbesoffe, ohne eine Opposition von Seiten der Rapikalen befürchten zu müssen; Toledo verschönert sich mit jedem Jahr und Peter Lenk kann mit den besten Brauern des Landes in die Schranken treten; Sandusky City, gegenüber Kelly's Island u. Put in Bay liefern ausgezeichneten Wein und wer daran zweifelt, der lasse sich Proben senden von den Herren: Geiersdorf, Rinckleff, Schraidt, Moos, Freyensee und Lorch; deutsche Männer, die der geistigen Freiheit huldigen, die wissen, daß im Weine Wahrheit und der echte schwarze Traubensaft dem sauren weißen Fusel vorzuziehen ist, so wie der geistig und moralisch gebildete Farbige dem weißen verkommenen Lumpen, oder dem unwissenden anmaaßenden Menschenvieh, dem blos die Hörner fehlen, um sich *de jure* und *de facto* mit dem Ochsen messen zu können. Cleveland, unbedingt die schönste Stadt im Staat Ohio, hat eine große deutsche Bevölkerung und intelligente Kräfte, die jedoch zerstreut und brach liegen, ohne durch „gemeinsames“ Streben für Geselligkeit, so für Kunst und Wissenschaft etwas Erfreuliches zu liefern. Erie, eine der ältesten Landstädte in Pennsylvanien, hatte das Loos lange Zeit zu stagniren; bis es endlich einen Aufschwung nahm und jetzt sichtbar vorwärts schreitet. Buffalo, ihre Nachbarin im Staate New-York, ist indessen zur Großstadt geworden. Hierher war ich dieses Mal gekommen, um meine Gattin aus ihrer langen Hotelgefangenschaft zu erlösen und nach ihrer neuen temporären Heimath, nach Cumminsville zu bringen. Ja, nach Cumminsville, mit Cincinnati durch eine Straßen-Eisenbahn in directer Verbindung. Ein hübsches, man dürfte sagen deutsches Städtchen, in einem von Höhen bekränzten Thale gelegen, durch das ein Bach hinfließt, genannt Mill Creek. Eine breite, mit Doppel-Alleen bepflanzte, macadamisirte Straße, an welcher von beiden Seiten die einspännigen Eisenbahn-Wagen, in der Entfernung von circa 2 Meilen verkehren, bildet den eigentlichen *Corso* von Cincinnati. Bei günstiger Witterung, besonders in der wärmeren Saison, wo Rosen duften und Schlachterhäuser stinken, jagen da Hunderte von Zweispännern und *Buggies* in rasendem Wettrennen, dahin, um zu sehen und gesehen zu werden, und sich in den öffentlichen Lokalen der Amerikaner und Deutschen von Cumminsville mit *Cock Tails*, *Julaps*, Wein und Bier zu erfrischen, indeß die schweißtriefenden Gäule sich zu frischem Galoppe erholen. — Himmel, wie muß das Blut dieser edlen weißen Pferdeschinder wallen, wie muß es in ihrem tollen Gehirne brausen und kochen; indeß ich da oft im stillen Betrachtungen zu Fuß hinwandle, bis zum Brighton-Hause, um mich in freier Luft zu bewegen und die Natur zu genießen! Die ganze Thalfläche ist Ein großer Gemüsegarten, auf dem meist durch Deutsche von einigen Geldbrotzen gepachteten Grund und Boden. Von Deutschland bis nach Batavia ist des Deutschen Vaterland; überall Spuren deutschen Fleißes, deutsche Gewerbthätigkeit, deutsche Religiösität, deutsche Intelligenz — nirgends ein einiges, großes, freies teutsches Volk. Zerrissenheit dort und Zerstückelung hier: überall Mangel an wahrem Stolz, sich einen Teutschen zu nennen. Ja, nicht Teut's würdige Abkömmlinge seid Ihr; Ihr seid verkommene Deutsche, die sich in russische, ungarische, französische, amerikanische und sonstige Formen fügen, ohne selbstständiges, inneres stolzes, männliches Gepräge; ein Combahen-Geschlecht, beherrscht und benutzt durch gekrönte Häupter und feile Aemterjäger. Soll es denn noch lange so bleiben? Soll es sich denn wirklich blos darum handeln, ob nachdem Polen zerrissen, Preußen oder Oesterreich Schleswig-Holstein besitzen, ob das Haus Hapsburg den italienischen Raub gegen Eintausch der Donaufürstenthümer fahren lassen; ob Rußland seine Macht aufrechterhalten u. vergrößern; ob der „kranke Mann“ zu Constantinopel auf europäischem Boden geruldet werden; ob England perfid calculiren und Frankreich ungerächt intriguiren soll? — Nein, nein, es kann nicht immer so bleiben; es hat Alles seine Zeit, Alles seine Grenzen und wenn das Maaß voll ist, dann geht es über. Alles Endliche ist dem Wechsel, ist der Zerstörung, der Stoffumwandlung unterworfen; auch Throne, Kronen und Kirchen sind endlich — endlich werden auch sie fallen, werden fallen müssen; denn die Naturgesetze sind unabänderlich

und der Zeitgeist ist wie Quecksilber, das sich mit Fingern nicht halten und nicht bannen läßt.

Es geht doch Nichts über eine Heimath, sagte meine Sarah, und wäre sie auch noch so klein, fügt meine Adorine hinzu und Alles schmeckt zu Hause am besten, intonirt der alte Fackler, der seit zwanzig Jahren blos als Gast zu Hause ist. Und so wollen wir denn nach einer Siesta von einigen Wochen in der Nähe des prachtvollen Friedhofes von Spring Grove, nahe Cumminsville, aus dessen Gräbern keine Wanderung mehr stattfindet, abermal einen andern Streifzug antreten und zwar einen längeren; nach Madison, Columbus, Indianapolis, Terrehaut, South Bend, Laporte, Fort Wayne, Logansport, Lafayette, im Staate Indiana, genannt Hoosierstaat; *via* Chicago nach Lockport, Joliet, Peru, Peoria, Bloomington, Decatur, Springfield, Quincy, im Prärie-Staat Illinois, nach Hannibal und St. Louis, im Staat Missouri und zurück *via* Cairo, Evansville und Tell City nach Cincinnati; auch Porkopolis genannt, der großen Schweineschlachtereien wegen, von *porcus*, das Schwein, *polis*, die Stadt.

Es war eines Tages im rauhen März als ich an Bord eines Dampfers der „U. States Mail Line" auf den Wogen des Ohiostromes nach Madison fuhr und da eines Sonntags überliegen mußte und unsrer Freiheit wegen an Weltschmerz leidend einen Aufsatz über das Sonntags-Gesetz schrieb. Hinten offen, vorne geschlossen; vorne das Gesetz, hinten die Umgehung desselben; vorne die Kirche, hinten das Gefängniß; vorne der Rosenkranz, hinten der Sektenhaß; vorne das Volksgehirn und weder vorne, noch hinten Verstand und Gerechtigkeitssinn: das ist so die lümmelhafte Flegels-Physiognomie unserer „Glorreichen." Hätte mich nicht Herrn Schmidt's Prämium-Seeding von der Letargie befreit, ich wäre, wahrlich, ein Opfer des Spleens geworden, von dem mich nur Gott Morpheus hätte retten können. Ach, welch' herrliche Medicin ist der Schlaf! Man träumt von Idealen, von Menschenrechten und Freiheit, die man beim Lachen bei jedem Schritte ernten sieht.

In Jeffersonville, der Stadt Louisville gegenüber, durch den gefälligen Superintendenten mit einer Freikarte, Paß genannt, versehen, fuhr ich nach Columbus. Die freisinnigen Deutschen haben hier mit großen Opfern eine Schule gegründet, die unter Leitung des Hrn. Seyffert im besten Gedeihen ist. Aus diesen Zöglingen wird wohl schwerlich ein Präsident hervorgehen, der armen Seelen den Himmel verheißt und sie in's Fegfeuer sendet; noch ein Bremser, der diesem Burschen auf dem Zuge nach Indianapolis gleich, nach Willkühr männlichen Passazieren, die ihm gefallen, im Harem des Damenwaggons Zutritt gestattet und Mißfällige dictatorisch zurückweis't. Würde man den Dämon der Vorurtheile schon bei Kindern erstechen, würde man die Jugend richtig denken lehren, so stünde es besser um die Menschheit, als bei der religiösen Humbug- und Freischulen-Gedächtniß-Dressur unseres aufgeklärten Jahrhunderts der christlichen Civilisation. Vermag die Schule auch nicht Alles, so vermag sie doch sehr viel zur Veredlung des Menschen. Sind auch viele Laster, Schlechtigkeiten u. Verbrechen Folge der Leidenschaften; so wurzeln doch auch sehr viele in den Gebrechen des Staates und der Erziehung.

Zu Indianapolis erscheinen 2 deutsche Zeitungen: die Eine nimmt Johnson's Politik, in der sich die politischen und socialen Physiognomien der Masse des Volkes spiegeln, in Schutz und die Andere opponirt und verdammt sie. So sind eben „die Geschmäcker" verschieden. Humboldt und Tamerlan waren beide Menschen; aber welche geistige Kluft zwischen diesen beiden Individuen! Ein gewandter Advokat kann die schlechteste Sache plausibel machen und ihr den Schein des Rechtes und der Wahrheit geben: die Wahrheit selbst kann, trotz aller Scheingründe, nur Eine sein. Daß man zu ihrer Beurtheilung nicht den Maaßstab des stupiden Plebs anlegen muß, ist selbstverständlich und nur jene Republik wird die beste sein, wo Stupidität und Rohheit in der Minorität sind. Eine Republik mit allgemeiner Intelligenz und Tugend ist vor der Hand und wird noch lange, lange bleiben — ein frommer Wunsch. —

Man kann eher eine Kupferschlange bewegen, mit einem Neger an Einem Tische zu sitzen, als einen Superintendenten der Terrehaut-Bahn, einem deutschen Editor eines andern Staates einen Paß zu geben. Also erspart euch die Mühe; da giebt es weder eine Anzrige, noch Courtoisie, Charaktere u. Interessen sind eben verschieden und hat man diese lange genug studirt, so hört man auf sich über irgend Etwas zu wundern — selbst über das Gräßlichste; denn was die Natur wilden Thieren an Grausamkeit verliehen hat, das hat der liebe Gott seinem Ebenbild, dem König der Schöpfung, in reichem Maaße beschert. Man darf sich gar nicht wundern, daß ein unbekannter Verfasser den Jahn und Kotzebue die „Verzwiflung" geschrieben haben. Und dennoch sollen wir wirken und hoffen, und nicht verzweifeln, da eben der Mensch ein progressives Geschöpf ist, das den Lauf der Gestirne berechnet und wissenschaftliche Systeme schafft; das Rad und Galgen, Tortur, Guillotine und Kanonenhöle erfindet und das zugleich der erhabensten Handlungen, der größten Tugenden und Aufopferung für Andere fähig ist. Seltsames Geschöpf! Zu gut für einen Teufel zu schlecht für einen Engel, ein Mittelding zwischen einem idealen Gott der Liebe und dem Satan.

Indianapolis hat während des Krieges einen großen Aufschwung genommen; jetzt sind die Geschäfte ziemlich flau. Die Hotels bieten jetzt Raum genug für Reisende und in Eisenbahn-Waggons braucht man um keinen Sitz verlegen zu sein. Am meisten vermissen jedoch die Trinklokale die Green backs der Soldaten, bei denen, mit wenigen Ausnahmen, Sparsamkeit keine militärische Tugend war.

Herr Emmenegger, der bekannte frühere Eigenthümer der Union-Hall, hat

vor Kurzem ein niedliches Hotel eröffne, das sich durch schöne Zimmer und gute Tafel auszeichnet. Unter den vielen Salons gehört wohl Descher's zu den schönsten und besten.

Die deutsche freie Schule, sagte man mir, erfreut sich eines guten Gedeihens. Auch giebt es der freisinnigen Elemente hier viele, denen, wie allen andern hier zu Lande, bloss das Organisations-System der katholischen Kirche und die Opferbereitwilligkeit der Gläubigen fehlt, um Zwecke zu erreichen, die durch vereinzelte Kräfte theils schwer, theils nie zu erreichen sind.

Von Indianapolis nach Terrehaut gefahren. Eine lustige, kerngesunde Prairiestadt. Ich wohnte im Cheennathaus u. hatte Ursache zufrieden zu sein. Seit Kurzem erscheint hier ein neues Blatt, die „Bürgerzeitung" von Wittenberg aus Gerstenhauer. Möge sie gedeihen und echte Bürgertugenden verbreiten!

Unverhoffte Genüsse sind die süßesten. Dies erfuhr ich auch zu Terrehaute in der Turnhalle durch eine Vorstellung des Trauerspieles: Lucretia Borgia, von Victor Hugo. Ich erwartete wie gewöhnlich in Landstädten etwas sehr Mittelmäßiges, wobei ein Akt genügt, um die Vogelscheuche zu bestimmen. Ein weniger als mittelmäßiges Orchester im geräumigen Lokale machte als Vorspiel einen schlechten Eindruck; doch, siehe da, als der Vorhang sich hob und die Vorstellung begann, fühlte ich mich ganz freudig überrascht, so trefflich zusammenwirkende Kräfte zu finden.

Fräulein E. Völler, die vor Kurzem mit ihrer Mutter aus Californien kam, als Lucretia, hat mich durch ihre schöne Bühnenfigur, ihre correcte Sprache, ihre Gebehrden und Auffassung der Rolle so sehr gefesselt, daß ich mit Vergnügen um so mehr der ganzen Vorstellung beiwohnte, da auch die Herren Hohlfeldt, als Alphonso, Penner, als Gennaro, und Hr. Seemann, als Gubitta, sich als sehr gewandte Schauspieler bewährt hatten. Nächsten Tag hatte ich das Vergnügen den Damen Völler vorgestellt zu werden. Möge die Bescheidenheit und ihre Bühnenleistungen jene Anerkennung finden, so ihnen gebührt und von Intriguen verschont bleiben, welche dem Talente so oft ungerecht entgegenwirken! Die Mutter Völler spielte in Deutschland zur Zeit Birchpfeiffer's und hatte einen guten Ruf.

Am heiligen Charfreitag fuhr ich über die noch mit Schnee bedeckte Prairie nach Chicago. Ostern fiel am ersten April, einem würdigen Tage, an dem seit Jahrhunderten Kinder u. gläubige Narren „in den April geschickt werden." Drei Tage war der Messias todt; er stand vom Grabe auf und — fuhr hinauf in den Himmel! Alles Das wird durch evangelische Zeugen bestätiget; wer sollte also die Wahrheit der Fabel bezweifeln, um so mehr, da Christus Gott und Mensch in Einer Person war, und bei Gott alle Dinge möglich sind!? — Trotz alledem ging ich unverbesserlicher Ketzer nicht in die Kirche, um mich durch eine salbungsreiche Predigt über die Auferstehung zu erbauen, sondern promenirte des Morgens hinaus zum Leuchtthurm am Michigan See, über dessen Licht Herr Lobstein die Hochwache hält. Wie der Pharus dem Schiffbrüchigen tröstend und erhebend mit seinem Lichtstrahle zuwinkt; so blickt der Unglückliche, der im Sturm des Lebens Beängstigte nach dem Himmel hinauf, wo ein guter Vater thront, in dessen Hände er seinen Geist empfiehlt und von dem er Erlösung von seinen Leiden erfleht u. hofft. Für uns, die an keinen Vater im Himmel glauben, an keine persönliche Vorsehung, ist der Himmel kein Pharus; wir müssen Trost und Kraft suchen in eigener Brust und uns den unabänderlichen Gesetzen der Natur ohne Murren unterwerfen; unser Erlöser ist nicht Jesus, noch Allah oder Mahomet, unser Leuchtthurm im Sturme des Lebens ist die Vernunft, die uns als Atome des Universums Bescheidenheit lehrt und zur Resignation führt, die weder betet noch flucht, wenn es stürmt, sondern schweigend der Allmacht der Natur sich unterwirft. —

Vom Leuchtthurm zurückgekehrt nahm ich in einem der Straßen-Eisenbahn-Wagen Platz und fuhr nach Camp Douglas. Oede und leer stehen jetzt die vielen Barracken da, in denen sich vor nicht lange her Tausende von Soldaten bewegten und Hunderte von Gefangenen dem Ende ihrer Leiden entgegensahen.

Nach einem guten Ostermal in Kadish's Restauration, fuhr ich des Nachmittags hinaus in die Turnhalle, wo im großen Saale ein Paar tausend Menschen *utriusque generis* in Tabaksrauch gehüllt bei Lagerbier und Concert sich vergnügten. Die Musik war ausgezeichnet; doch der Rauch verscheuchte mich nach sehr kurzem Aufenthalt. Neben der Halle befindet sich ein Lokal, das ich ebenfalls gut besucht fand. Es wurde da musicirt und comödirt. Von der Musik konnte ich mich nur mit Mühe überzeugen, daß sie aus einem Klavier herausgehämmert wurde und auf der Bühne trug ein an dreihundert Pfund schwerer deutscher Amateur englische Possen vor, die lauten Beifall geerndet haben. Ich aber ging bald seufzend fort und sprach in der Nähe bei einem alten Freund, Apotheker Claß ein, wo eben einige deutsche Herren sich besannen und ihrer Seelenvergnügtheit durch allerlei triviale Witze Luft machten. Der Eine meinte, er könne nach dem vielen Bier etwas Magenstärkung vertragen, worauf der Andere sagte, er habe erst 15 Glas getrunken und sehne sich nach mehr. Es geht Nichts über einen wohlhabigen Deutschen in Amerika, der es, als stolzer Demokrat, im Saufen zum Virtuosen gebracht hat. Daß es zu Ostern an deutschen Bällen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Ich hatte weder nach Ball, noch nach Theater Verlangen.

Außer den beiden hiesigen deutschen Zeitungen: Illinois Staatszeitung und Union, wird nächstens auch ein norwegisches Blatt erscheinen, mit dessen Herausgeber, Herren Trane, ich Gelegenheit hatte, Bekanntschaft zu machen. Zeitungen entstehen hier zu Lande wie Pilze, von denen einige die Herausgeber zu

reichen Männern gemacht haben, aber die Zahl der freien Zeitungen im freien Lande, die es wagen, den Moloch des Pfaffenthums u. die Verkommenheit der Parteien anzugreifen, steht unter Null. Gelmenschen die auf die Dummheit der Masse, auf die Gunst der Pfaffen und Drahtzieher speculiren, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, sind nicht nur nicht fähig, principielle Opfer zu bringen, sondern hemmen den Fortschritt im geistigen, politischen und socialen Leben eben so sehr durch Arcanumoralen und Halbheit wie Jene, die ihn offen bekämpfen. Wie wäre es sonst möglich, daß Kirchen und Verbrechen seit den letzten Decennien solche Fortschritte hätten machen können und wir uns, als Frucht der Siege auf dem Schlachtfeld, nun im Frieden, in Folge crasser Vorurtheile und interessirter Simplicität, von einem Massenkriege bedroht sähen? Anstatt die Freiheit der Presse zur Bildung des Volkes, zur Hebung der Masse zu benutzen, ist sie der geschickte Hebel zur systematischen Verdummung, Aufhetzung und sichtbarer Demoralisirung im Allgemeinen herabgesunken. Schmach über euch, Ihr Demagogen und Heuchler, die Ihr eure bessere Ueberzeugung dem Dollar oder dem Amte zum Opfer bringt! Mögt Ihr euer Ziel erreichen, eure wohlverdiente Lohn kann doch kein anderer sein, als Selbstverachtung, wenn Ihr zuweilen in euch selbst zurückkehrt und da über eure Inconsequenzen und moralische Schlechtigkeiten Selbstschau halten. Verbrechen, die dem äußern Richter verborgen und unzugänglich bleiben, entgehen dem inneren Richter nicht und dieser richtet gerecht in gleichem Maaße über Gelungenes und Mißlungenes.

April 1866.

Am 3. April auf dem guten Schiffen der Michigan Southern Bahn nach South Bend gefahren und in einem amerikanischen Hotel abgestiegen. Man fragte mich, ob ich, da Alles besetzt, mit einem Andern in einem Bett schlafen wolle. *Ya*, sagte ich, *I sleep only with my wife and one bed*, nahm meine Tasche und wollte weiter gehen. Man hielt mich jedoch zurück und überraschte mich mit einem freundlichen Zimmer. Nächsten Tag fand ich mich, ohne darüber in Kenntniß gesetzt zu werden, quarantin. Es giebt eben nicht nur Staats-, Grafschafts- und Stadtrechte, sondern auch Hotelrechte und das Unrecht wird nicht selten durch Gebrauch zum Recht gestempelt. Es wohnte daselbst auch ein Arzt, ein deutscher Jude aus Ungarn, der zu Jenen gehört, die der „Elendgasse" in ihrer Heimath vergessend, ihre hiesige Freiheit dazu benutzen, um Andere zu knechten und zu ächten. Der rohe weiße Stiernacken und der halbgebildete, anmaßende Weiße heucheln sich mit Superiorität über die schwarze Rasse und glauben sich selbst zu adeln, wenn sie sich in ihrem Dünkel über Andere erheben. Ueberhebt Euch, ob weiß oder schwarz; den wahren Adel und Menschenwerth verleihen weder Haut, noch Pergament, weder Beschneidung noch Taufe, weder Geld noch Amt, u. diese einfache Wahrheit begreifen, leider, so Viele nicht!

Neben dem Turn- und Gesangverein hat sich vor Kurzem in Mainen South Bend unter Regie des Dr. Gast ein deutscher Verein gebildet, der am Ostermontag zum ersten Male ein Vergnügen gab. Wäre wohl gerne in der Mühle gewesen, aber noch lieber in Wien, dem gemüthlichen Wien. Die Brücke dahin hat der Teufel abgetragen und es wird mir wohl schwerlich ein Gott eine neue Brücke nach der Heimath bauen. Nun, diese Sehnsucht quält mich nicht, wo ich bin, dort ist die Welt. Der Heimathsengherzigkeit Schranken überflügelt der Geist und das Herz schließt alle Brüder der Liebe in sich.

Endlich ist es Frieden im Lande geworden, indem es wahrlich Zeit so Jahre Johnson zu Washington; die Rebellen sind loyal geworden und würdig im Congreß ihre alten Sitze einzunehmen; der Wolf liegt friedlich neben dem Schaaf, der Geier fraternisirt mit der Taube und der Weiße nennt den Schwarzen, als Bruder. Sind das nicht erfreuliche Zeichen der Zeit! *Te Deum laudamus*. Heil dem Präsidenten! Heil der Friedensbotschaft! Heil allen großen und guten Geistern! Nun beginnt das tausendjährige Reich. Gleiche Rechte für Alle und — spiritistische Resolutionen! Hörst du, Mephisto, friedliche Absolutionen sind unser Losungswort. Schalk, du teuflischer! Wir kennen deine Kniffe; *apage*, hebe dich weg von uns! — Es soll dir nicht gelingen, das große Werk der Reconstruction zu vernichten und sollten alle Teufel auf Erden und in der Hölle mit ihr feiern. Geschmeidiger Bösewicht, du zuckst die Achsel, und grinsest mir zu, die Dummheit ist Fortschritt und Satan ist ihr Prophet!" Schrecklicher, deine Stimme ist der Hölle entsprossen, selbst wenn sie Wahrheit spricht. Geh dich weg von mir, du Verführer der Menschen! Mit Einer Macht wird es gelingen, dich endlich möglichst unschädlich zu machen: „der Wissenschaft, gepflegt durch Erfahrung und geleitet durch Weisheit."

Zu La Porte besuchte ich die Maschinen-Werkstätte der Michigan Southern-Bahn, wo ebenfalls viele Arbeiter beschäftigt waren, unter denen ein Viertel Deutsche. Ich machte die Bekanntschaft mit Hrn. W. Schröder, der vor Kurzem für Verbesserung eines Korn- und Samen-Pflanzmaschine ein Patent erhielt. Der Vorzug über die frühern Maschinen besteht darin, daß nun die Furchen nicht aufzuwerfen braucht, wodurch die Hälfte an Arbeit erspart wird. Was wird aus den Frauleuten werden, wenn das Geschrei, als man ihre schwerfälligen Fuhrwerke mit der Locomotive ersetzt hat, welche nie einer langen Reihe von Karren hinjagt? Was soll aus den armen Arbeitern werden, wenn sie durch Maschinen in der Arbeit beeinträchtigt werden? Nun, lange das Geschrei.

vor Kurzem ein niedliches Hotel eröffnet, das sich durch schöne Zimmer und gute Tafel auszeichnet. Unter den vielen Salons gehört wohl Descher's zu den schönsten und besten.

Die deutsche freie Schule, sagte man mir, erfreut sich eines guten Gedeihens. Auch giebt es der freisinnigen Elemente hier viele, denen, wie allen andern hier zu Lande, bloß das Organisations-System der katholischen Kirche und die Opferbereitwilligkeit der Gläubigen fehlt, um Zwecke zu erreichen, die durch vereinzelte Kräfte theils schwer, theils nie zu erreichen sind.

Von Indianapolis nach Terrehaut gefahren. Eine tüchtige, kerngesunde Prairiestadt. Ich wohnte im Eheinnathhaus u. hatte Ursache zufrieden zu sein. Seit Kurzem erscheint hier ein neues Blatt, die „Bürgerzeitung" von Mittenberg und Gerstenhauer. Möge sie gedeihen und echte Bürgertugenden verbreiten!

Unverhoffte Genüsse sind die süßesten. Dies erfuhr ich auch zu Terrehaute in der Turnhalle durch eine Vorstellung des Trauerspieles: Lucretia Borgia, von Victor Hugo. Ich erwartete wie gewöhnlich in Landstädten etwas sehr Mittelmäßiges, wobei ein Ach genügt, um die Vogelscheuche zu bekommen. Ein weniger als mittelmäßiges Orchester im geräumigen Lokale machte als Vorspiel einen schlechten Eindruck; doch, siehe da, als der Vorhang sich hob und die Vorstellung begann, fühlte ich mich ganz freudig überrascht, so trefflich zusammenwirkende Kräfte zu finden.

Fräulein C. Völler, die vor Kurzem mit ihrer Mutter aus Californien kam, als Lucretia, hat mich durch ihre schöne Bühnenfigur, ihre correcte Sprache, ihre Gebehrden und Auffassung der Rolle so sehr gefesselt, daß ich mit Vergnügen um so mehr der ganzen Vorstellung beiwohnte, da auch die Herren Hohlfeld, als Alphonso, Penner, als Gennaro, und Hr. Seemann, als Gubetta, sich als sehr gewandte Schauspieler bewährt hatten. Nächsten Tag hatte ich das Vergnügen den Damen Völler vorgestellt zu werden. Möge die Bescheidenheit und ihre Bühnenleistungen jene Anerkennung finden, so ihnen gebührt und von Intriguen verschont bleiben, welche dem Talente so oft ungerecht entgegenwirken! Die Mutter Völler spielte in Deutschland zur Zeit Birchpfeiffer und hatte einen guten Ruf.

Am heiligen Charfreitag fuhr ich über die noch mit Schnee bedeckte Prairie nach Chicago. Ostern fiel am ersten April, einem würdigen Tage, an dem seit Jahrhunderten Kinder u. gläubige Narren „in den April geschickt werden." Drei Tage war der Messias todt; er stand vom Grabe auf und — fuhr hinauf in den Himmel! Alles Das wird durch evangelische Zeugen bestätiget; wer sollte also die Wahrheit der Fabel bezweifeln, um so mehr, da Christus Gott und Mensch in Einer Person war, und bei Gott alle Dinge möglich sind!? — Trotz alledem ging ich unverbesserlicher Ketzer nicht in die Kirche, um mich durch eine salbungsreiche Predigt über die Auferstehung zu erbauen, sondern promenirte des Morgens hinaus zum Leuchtthurm am Michigan See, über dessen Licht Herr Lobstein die Hochwacht hält. Wie der Pharus dem Schiffbrüchigen rettend und erhebend mit seinem Lichtstrahle zuwinkt; so blickt der Unglückliche, der im Sturm des Lebens Beängstigte nach dem Himmel hinauf, wo ein guter Vater thront, in dessen Hände er seinen Geist empfiehlt und von dem er Erlösung von seinen Leiden erfleht u. hofft. Für uns, die an keinen Vater im Himmel glauben, an keine persönliche Vorsehung, ist der Himmel kein Pharus; wir müssen Trost und Kraft suchen in eigener Brust und uns den unabänderlichen Gesetzen der Natur ohne Murren unterwerfen; unser Erlöser ist nicht Jesus, noch Allah oder Mahomet, unser Leuchtthurm im Sturme des Lebens ist die Vernunft, die uns als Atome des Universums Bescheidenheit lehrt und zur Resignation führt, die weder bebet noch flucht, wenn es stürmt, sondern schweigend der Allmacht der Natur sich unterwirft. —

Vom Leuchtthurm zurückgekehrt nahm ich in einem der Straßen-Eisenbahn-Wagen Platz und fuhr nach Camp Douglas. Oede und leer stehen jetzt die vielen Barracken da, in denen sich vor nicht lange her Tausende von Soldaten bewegten und Hunderte von Gefangenen dem Ende ihrer Leiden entgegensahen.

Nach einem guten Ostermal in Kadish's Restauration, fuhr ich des Nachmittags hinaus in die Turnhalle, wo im großem Saale ein Paar tausend Menschen *utriusque generis* in Tabaksrauch gehüllt bei Lagerbier und Concert sich vergnügten. Die Musik war ausgezeichnet; doch der Rauch verscheuchte mich nach sehr kurzem Aufenthalt. Neben der Halle befindet sich ein Lokal, das ich ebenfalls gut besucht fand. Es wurde da musicirt und consumirt. Von der Musik konnte ich mich nur mit Mühe überzeugen, daß sie aus einem Klavier herausgehämmert wurde und auf der Bühne trug ein an dreihundert Pfund schwerer deutscher Amateur englische Possen vor, die lauten Beifall geerndet haben. Ich aber ging bald seufzend fort und sprach in der Nähe bei einem alten Freund, Apotheker Claß ein, wo eben einige deutsche Herren sich befanden und ihrer Seelenvergnügtheit durch allerlei triviale Witze Luft machten. Der Eine meinte, er könne nach dem vielen Bier etwas Magenstärkung vertragen, worauf der Andere sagte, er habe erst 15 Glas getrunken und sehne sich nach mehr. Es geht Nichts über einen wohlhabigen Deutschen in Amerika, der es, als stolzer Demokrat, im Sausen zum Virtuosen gebracht hat. Daß es zu Ostern an deutschen Bällen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Ich hatte weder nach Ball, noch nach Theater Verlangen.

Außer den beiden hiesigen deutschen Zeitungen: Illinois Staatszeitung und Union, wird nächstens auch ein norwegisches Blatt erscheinen, mit dessen Herausgeber, Herren Trane, ich Gelegenheit hatte, Bekanntschaft zu machen. Zeitungen entstehen hier zu Lande wie Pilze, von denen einige die Herausgeber zu

reichen Männern gemacht haben, aber die Zahl der freien Zeitungen im freien Lande, die es wagen, den Moloch des Pfaffenthums u. die Verkommenheit der Parteien anzugreifen, steht unter Null. Geldmenschen die auf die Dummheit der Masse, auf die Gunst der Pfaffen und Drahtzieher speculiren, die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, sind nicht nur nicht fähig, principielle Opfer zu bringen, sondern hemmen den Fortschritt im geistigen, politischen und socialen Leben eben so sehr durch Accommodation und Halbheit wie Jene, die ihn offen bekämpfen. Wie wäre es sonst möglich, daß Kirchen und Verbrechen seit den letzten Decennien solche Fortschritte hätten machen können und wir uns, als Früchte der Siege auf dem Schlachtfeld, nun im Frieden, in Folge crasser Vorurtheile und intensiver Gewinnsucht, von einem Massenkriege bedroht sähen?! Anstatt die Freiheit der Presse zur Bildung des Volkes, zur Hebung der Masse zu benutzen, ist sie der geschmeidige Hebel zur systematischen Verdummung, Aufhetzung und sichtbarer Demoralisirung im Allgemeinen herabgesunken. Schmach über euch, Ihr Demagogen und Heuchler, die Ihr eure bessere Ueberzeugung dem Dollar oder dem Amte zum Opfer bringt! Mögt Ihr euer Ziel erreichen; euer wahrer Lohn kann doch kein anderer sein, als Selbstverachtung, wenn Ihr zuweilen in euch selbst zurückkehrt und da neben eure Inconsequenzen und moralische Schlechtigkeiten Selbstschau halten. Verbrechen, die dem äußern Richter verborgen und unzugänglich bleiben, entgehen dem inneren Richter nicht und dieser richtet gerecht an gleichem Maaße über Wissende und Unwissende.

April 1866.

Am 3. April auf dem guten Schiffen der Michigan Southern Bahn nach South Bend gefahren und im dortigen amerikanischen Hotel abgestiegen. Man frug mich, ob ich, da Alles besetzt, mit einem Andern in Einem Bett schlafen wolle. *Na*, sagte ich, *I sleep only with my wife and my bed*, nahm meine Tasche und wollte weiter gehen. Man hielt mich jedoch zurück und überraschte mich mit einem freundlichen Zimmer. Nächsten Tag fand ich mich, ohne darüber in Kenntniß gesetzt zu werden, ausquartirt. Es giebt eben nicht nur Staats-, Gemeinde- und Stadtrechte, sondern auch Gastrechte und das Unrecht wird nicht selten durch Gebrauch zum Recht gestempelt. Es wohnte da eben auch ein Arzt, ein deutsch Jude aus Ungarn, der zu Jenen gehört, die der „Elendgasse" in ihrer Heimath vergessend, ihre hiesige Freiheit dazu benutzen, um Andere zu knechten und zu ächten. Der rohe weiße Straßenkoth und der halbgebildete, anmaßende Weiße schmeicheln sich mit Superiorität über die schwarze Rasse und glauben sich selbst zu adeln, wenn sie sich in ihrem Dünkel über Andere erheben. Aber doch bleibt Blut, ob weiß oder schwarz; den wahren Adel und Menschenwerth verleihen weder Haut, noch Pergament, weder Beschneidung noch Taufe, weder Geld noch Amt, in diese einfache Wahrheit begreifen, leider, so Viele nicht.

Neben dem Turn- und Gesangverein hat sich vor Kurzem im Lokale Bond unter Regie des Dr. Carl ein dänischer Verein gebildet, der am Ostermontag zum ersten Male die Damen mit Musik gab. Wäre wohl gerne in der Nähe gewesen, aber noch lieber in Wien, dem gemüthlichen Wien. Die Brücke dahin hat der Teufel abgetragen und es wird nun wohl schwerlich ein Gott eine neue Brücke nach der Heimath bauen. Nun, diese Sehnsucht quält mich nicht, wo ich bin, dort ist die Welt. Der Heimath enge Schranken überflügelt der Geist und das Herz schließt alle Brüder der Liebe in sich.

Endlich ist es Frieden im Lande geworden, Lincoln so wie auch sein Vasall Johnson zu Washington; die Rebellen sind loyal geworden und würdig im Congreß ihre alten Sitze einzunehmen; der Wolf liegt friedlich neben dem Schaaf, der Geier fraternisirt mit der Taube und der Wolfe umarmt den Schwarzen, als Bruder. Sind das nicht erfreuliche Zeichen der Zeit?! *Te Deum laudamus*. Heil dem Präsidenten! Heil der Friedensbotschaft! Heil allen großen und guten Geistern! Nun beginnt das wiedervereinigte Reich. Gleiche Rechte für Alle und — spirituelle Meseine! Hörst du, Mephisto, friedliche Absicht ist unsere Losungsworte. Schalk, du lächelst? Wir kennen deine Kniffe; *apage*, hebe dich weg von uns! — Es soll dir nicht gelingen, das große Werk der Reconstruction zu vernichten und sollst du alle Teufel auf Erden und in der Hölle mit deiner feinen Geschmeidigkeit beschwören, du sollst die Achsel, und grinsest mir zu, die Dummheit ist Souverain und Satan ist ihr Prophet! Schrecklicher, deine Stimme ist der Hölle entsprossen, spricht wenn sie Wahrheit spricht. Heb dich weg von mir du Brutstätte der Menschenmörder! Nie Einer Macht wird es gelingen, mich endlich möglichst unschädlich zu machen: die Waffe des Geistes, gepflegt durch Erfahrung und geleitet durch Weisheit.

In La Porte besuchte ich die Maschinen-Werkstätten der Michigan Southern Bahn, wo eben gewöhnliche Arbeiter beschäftigt waren, unter denen ein Viertel Deutsche. Ich machte die Bekanntschaft mit Hrn. W. Schröder, der vor Kurzem für Verbesserung eines Korn- und Samen-Pflanzmaschine ein Patent erhielt. Der Vorzug über die früheren Maschinen besteht darin, daß nun die Furchen nicht aufgeworfen braucht, wodurch die Hälfte an Arbeit erspart wird. Was wird aus den Frauleuten werden, wenn das Geschrei, als man ihre schwerfälligen Fuhrwerke mit den Locomotive ersetzt hat, welche nun eine lange Reihe von Karren hinjagt?! Was soll aus den armen Arbeitern werden, wenn sie durch Maschinen in der Arbeit beeinträchtigt werden?! Nur hinweg das Geschrei.

Was soll aus uns Weißen werden, verlautet es jetzt sehr häufig, wenn uns die Schwarzen das Brod nehmen? Alle diese Fragen sind Ergüsse der Beschränktheit und Engherzigkeit, die einfach durch „Verbesserung der socialen Zustände" beantwortet werden können. Welcher Former würde es wünschen von der Maschinenarbeit zum alten Systeme zurückzukehren? Wer könnte noch so thöricht sein, die Erfindung der Lokomotive zu verdammen u. in Hinsicht des Schwarzen sage ich euch Engherzigen, daß er dasselbe Recht auf Leben, Arbeit und Freiheit hat wie Ihr selbst und daß er als freier Arbeiter durch Consumtion das Gleichgewicht der Concurrenz aufrecht erhält.

Via Plymouth das rührige Städtchen, das vor Kurzem durch Feuersbrunst bedeutend gelitten hat, nach 60 Meilen gefahren und im Metzer-Houstal Quartier genommen. Herr Lehmann ist ein vortrefflicher Wirth, seine Zimmer rein, seine Tafel gut und die hübschen Aufwärterinnen haben seit meinem letzten Hiersein bedeutende Fortschritte gemacht in Hinsicht prompter Bedienung. Die Stadt verschönert sich mit jedem Jahr und aus den vielen Kirchen kann man auf eine starke Bevölkerung schließen. Der goldene Engel auf einem Kirchlein, dessen ich bei einem frühern Streifzug Erwähnung that, hat seine Posaune gesenkt und ein bescheidene, lauschende Position eingenommen, als wolle er nicht nur für die Todten zu blasen, sondern auch für die Lebenden zu beten. Wahrscheinlich wird er auch meiner nicht vergessen, da ich auch seiner gedenke.

Der Turnverein zählt gegenwärtig 75 Mitglieder und verspricht durch Einwirkung einzelner kräftiger jüngerer Elemente aus dem Stadium der fatalen drei großen C in eine Crisis überzugehen, welche das geistige Turnen nicht ganz außer Acht setzt: eine schwere Aufgabe bei dem überall vorherrschenden Kneipenthum unserer jungen Leute; doch nicht eine unlösbare.

Sonntags traf ich in einem Garten-Lokal zu Blumenthal viele Gäste, bei Bier und Kartenspiel; indeß in der Stadt alle Trinklokale geschlossen waren. Ein verrücktes Volk, in der That, dieses freie Volk von Amerika, das die absurdesten Gesetze macht, um sie großentheils mit Füßen zu treten. Eine Inconsequenz wie man sie nirgends in der Welt zu finden vermag.

Am 9. fuhr ich via Huntington, einer sehr rührigen jungen Stadt, nach Logansport. Diese Stadt nimmt sichtbar an Dimension zu und ist ein guter Geschäftsplatz, durch Eisenbahnen und den Wabash- und Erie-Kanal begünstigt. In Gesellschaft des Hrn. Wächter, eines sehr tüchtigen Musikers, Jakob Klein's neue Brauerei besucht. Nach abgewickelten Geschäften eilte ich zum Depot; doch dieses Mal hat Eile Nichts geholfen. Ein Zug in der Nähe war aus den Schienen gelaufen und ich hatte da fast ganzen Tag über zu laviren. Nun, so lästig Das auch ist, so ist es doch immer besser als durch Collision verstümmelt oder verbrüht zu werden. Durch die Verzögerung mußten wir zu Richmond übernachten, einer Stadt mit vielen Deutschen, wo ich blos Einmal die Ehre hatte einen Tag lang zu verweilen und von einem Whiskey-Faß herab im Freien den unfreien Zuhörern, zur Zeit der Freemont Campagne, die damals neue Doctrin der „Nichtausdehnung der Sklaverei" zu lehren. Ach das war eine gefährliche Arbeit, die jedoch durch inzwischen eingetretenen Einfluß der mächtigen Ereignisse sehr lohnende Früchte trug. Mit der Ausdehnung der Sklaverei hat es ein Ende u. die Aufgabe der republikanischen Partei ist jetzt, die Ausdehnung der Rechte der Farbigen in Schutz zu nehmen und zur Wahrheit zu machen.

Via Hamilton, eine sehr freundliche Stadt im Staat Ohio, am 14. in Cincinnati angekommen. Des Turnvereins und der guten deutschen Schule zu Hamilton that ich schon früher Erwähnung. Von der großen Brauerei des früheren Eigenthümers, Hrn. W. Sohn, ist jetzt Herr Jacobi Miteigenthümer, früher Theilhaber an dem Cincinnati Volksblatt, wo jetzt seit Kurzem Herr Hasbarek an der Herausgabe und Redaktion betheiligt ist.

Im Wagen hatte ich Gelegenheit, ein Wesen glücklich zu machen. Als ein ungarischer Bauer weiland von dem König sich eine Gnade erbitten konnte, bat er um Speck für seine ganze Lebenszeit. Jenes Wesen, das ich im Waggon glücklich machte, saß mit drei Kindern mir gegenüber und betrachtete mich, da ich eben rauchte, mit einer leeren irdenen Pfeife in den Hand, mit glühendem Verlangen und ich glaube, daß ihr den präsentirte türkische Tabak von eben so hohem Werth war, als jenem Bauer der Speck. Eine interessante Dame mit einer Cigarette in der zarten Hand lasse ich mir gefallen; doch ein gewöhnliches Weib mit einer ordinären Pfeife im Mund ist eben kein ästhetischer Anblick. Wenn übrigens das Weib die Tugenden des Mannes theilt, so mag sie sich wohl auch seine Untugenden zu Schulden kommen lassen; es von bürgerlichen Rechten ausschließen ist jedenfalls ein ungerechtes Ueberbleibsel der männlichen Ungerechtigkeit u. Barbarei. Sollten die Frauen in der Republik das Stimmrecht beanspruchen; ich würde unbedingt zu ihren Gunsten stimmen. Eine Frau Rose, oder Lilienthal, zwei begabte Rednerinnen, würden jedenfalls die höchste Stelle im Staate besser ausfüllen als ein Herr Andreas Johnson. Und die freie Liebe? *La moilat l. Je veux d. accord.*

Nach kurzem Aufenthalt in Cincinnati fuhr ich nach Lafayette, im Staat Indiana. Ich war seit mehren Jahren nicht da gewesen und fand nun die Stadt bedeutend verschönert und ein ganz anderes deutsches, mehr gebildetes Publikum. Da eben ein Preisschießen stattfand, war das Haus des Hrn. März, wo ich abstieg, besetzt und der Wirth war so freundlich mir sein eignes Zimmer anzuweisen.

Es bestehen zu Lafayette eine Turngemeinde, deren gegenwärtiger Sprecher, Herr C. Kimmel, den richtigen Geist eines Turners besitzt, eine Liedertafel und

eine freie deutsche Schule. Ein englisches Theater ist eben im Bau. Es sind da drei Brauereien von denen die beiden von Thieme und Newman die größten. Die Herren Michel, Kreis, Zeeburgh, Scheible und Capt. Welschbillig haben sich durch geschmackvoll eingerichtete Salons verdient gemacht. Das frühere Lahr House wurde vergrößert und nimmt, unter Führung eines Amerikaners, den ersten Rang ein. Das alte Courthaus steht noch. Möge es doch bald zusammenstürzen ohne einen Menschen zu beschädigen! das ist gewiß ein gerechter Wunsch zur Verschönerung der Stadt.

Lafayette liegt am Wabash Fluß und Wabash- und Toledo-Canal. Es sind da drei Bahnhöfe, vier Maschinenwerkstätte. Die Einwohnerzahl ist bereits auf 18,000 herangewachsen. Was mich da, neben der regen Theilnahme an der Fackel, am meisten freute, war der Umschwung der Ideen und die freundliche Aufnahme von Solchen, die mich früher meiner politischen Principien wegen haßten. Das große Dilemma, in dem sich auch hier, so wie überall in Indiana, die freisinnigen Deutschen befinden, besteht im Muckerthum und Temperenz-Fanatismus, mit dem so viele Republikaner u. sich radikal nennende Amerikaner behaftet sind und das Manche der Freisinnigen schwankend macht. Solche Fanatiker findet man jedoch in beiden Parteien und der beste Damm, welchen wir ihnen setzen können sind: ein rechtlicher Lebenswandel mit würdiger Opposition gegen das Pfaffenthum, und Mäßigkeit im Trinken. Das übertriebene Bummeln und Saufen muß jeder vernünftige und anständige Mensch um so mehr verdammen, da eben dieses Extrem das andere hervorruft und in seinen hirnlosen Bestrebungen zu größrer Thätigkeit ermuntert.

Von Lafayette *via* Chicago nach Joliet. Es war Nacht, als ich im großen Michigan-Centralbahnhof ausstieg. Die Straße war mit Kutschen und Omnibussen blockirt, unverschämt und zudringlich, wie gewöhnlich an Stationen. Zwei Kerle versuchten es, mir die Reisetasche aus der Hand zu reißen und nahmen Reißaus als ich laut nach der Polizei rief. Joliet ist für katholische Blätter ein besseres Feld als für die Fackel. Bei dem Schatzmeister, Hrn. Sehring, wie gewöhnlich eine Tasse Kaffee getrunken. Er bekleidet schon zu wiederholten Malen das Amt und ist es der Mittel wegen müde, ferner sich dafür zu bestreben, da sie für den freien Mann entehrend sind. Kürzlich versuchte ein Dieb eine Eisenkiste in der Schatzkammer Office zu erbrechen, in welchen eben 60,000 Dollars sich befanden; konnte jedoch seinen Zweck nicht erreichen. Es ist entsetzlich, wie Diebstahl, Einbruch, Mord u. s. w. überhand nehmen! Nicht nur Einzelne, ganze Familien werden ermordet. So wie Kirchen die ergiebigen Pflanzschulen von Dumms und Heuchelei sind, so ist der Krieg, die Schule des systematischen Raubmords, die ergiebige Quelle von allerlei Laster und Verbrechen auf ungesetzlichem Wege zur Zeit des Friedens.

In Joliet bei der Familie Kornmeier übernachtet und nach Peru gefahren, im Staate Illinois. Bei dem unverbesserlichen Demokraten und joviale Wirth Wohlwend abgestiegen; *all went well*.

Von Chicago aus über mutterseelenbare Prärien, mit dem Eisenrosse hinjagend, bin ich am 19. in Peoria angekommen; eine der größten Städte genannten Staates. Der Name dieses Staates ist französischen Ursprunges; von *isle des noix* (das Eiland der Nüsse). Ein solches Eiland mit Nüssen trafen nämlich einige französische Abenteurer in der Nähe des Mississippi Flusses, in welchen der Illinois-Fluß mündet, und nannten den Fluß in ihrer Sprache Nuß-Eiland. Neben den zahlreichen Trinklokalen hat Peoria wohl auch einzige deutsche Tavernen; aber, trotz der großen Bevölkerung, noch immer kein deutsches Hotel. Es erscheinen hier zwei deutsche Zeitungen. Eine geht für Menschenrechte in die Schranken; die Andere für Rechte der Weißen. Ich las z. B. in dieser eine Stelle, welche deutlich genug ist, um für sich selbst zu sprechen. Am 19. April, hieß es da, hielten die Nigger (!) in Washington einen großen Jubel über ihre Befreiung im Distrikt Columbia, welche dem Lande so etwa 100 Millionen gekostet. — Der Präsident hielt eine Rede und erklärte ihnen, wer ihre falschen und heuchlerischen Freunde seien. Wirklich? — So wenig ich auch geneigt bin, den Humanismus der republikanischen Partei, als solcher in Bezug auf die Farbigen zu preisen; so ist es aber doch, wahrlich, der tölpelhafteste Jesuitenkniff, den sich Jene zu Schulden kommen lassen, wie da sagen. Herr Präsident Johnson und die Copperheads seien die aufrichtigsten Freunde des Negers. 100 Millionen Dollars für die Befreiung von blos 4 Millionen Neger! Ist das nicht eine grenzenlose Verschwendung eines christlichen Volkes? Menschen sind Nullen; also Opfer an Menschenleben sind gar keiner Erwähnung werth! — Ich wohnte einer englischen Vorstellung des Stückes Octoroon bei. Der Saal, wo die Bühne aufgeschlagen, ist groß; bedarf jedoch des Kalkes, um ein respektables Ansehen zu erhalten. Das Orchester war erträglich; die Akustik so schlecht, daß ich nur durch Combination die Handlung auffassen konnte. Ich habe das auf allen Bühnen so oft gegebene Charakterstück hier zum ersten Male gesehen. Die Scene handelt auf einer südlichen Plantage der Wittwe des Richters Peyton. Ihr Sohn erhielt seine Erziehung in Europa. Zurückgekehrt verliebt er sich in Zoe, eine schöne Octoroone, die sein Vater mit der Freiheit beschenkt und der Wittwe überlassen hat. Der vormalige Aufseher der Plantage, Hr. Closky, jetzt Miteigenthümer des Gutes, verliebte sich ebenfalls in das Fräulein. Der junge Peyton erklärt ihr seine Liebe und wünscht sie zu heirathen; doch das ihn ebenfalls liebende Mädchen verweist ihn auf die Unmöglichkeit einer Ehe zwischen ihnen, indem sie ihm durch

das Weiße im Aug und durch die Farbe der Nägel an den Fingern Beweise ihrer Abkunft von der schwarzen Rasse zu geben sucht. Den Nebenbuhler Peyton's verabscheute sie. Als eines Tages ein Indianer in Begleitung seines kleinen Sohnes einen Postsack brachte, tödtete Jener den Knaben, erbrach den Sack und bemächtigte sich des Inhaltes. Der Indianer rast bei dem Anblick seines todten Kindes, schwört dem Thäter Rache und verfolgt seine Spur. Schulden wegen kömmt das Gut der Wittwe nebst den dazu gehörigen Sklaven zum Verkauf. Closky beweist nun, daß die Octorone Sklavin sei, indem bei ihrer Freilassung auf der Plantage des Richters ein Judgement ruhte, demnach er nicht berechtigt war, ihr die Freiheit zu schenken. So wird denn das Fräulein auf dem Markte mit den übrigen Sklaven verkauft und an das Scheusal Closky für 25,000 Dollars abgeschlagen. Ehe er seiner Beute sich bemächtigen konnte, kam der Beweis, daß er den Knaben ermordet habe. Der Indianer findet ihn endlich und tödtet ihn. Die reizende Quaderoone zog den freiwilligen Tod durch Gift der Sklaverei vor.

Wer dieser Handlung ungerührt beiwohnen kann und noch länger der Sklaverei das Wort zu sprechen vermag, der ist werth mit Tigern classificirt zu werden.

Miß Buchanan, als Zoe, zeigte sich als gewandte Künstlerin. Mr. Buchanan, als Indianer, spielte die Rolle des Wilden ausgezeichnet. So spielten auch die Herren W. J. Hurley, als George Peyton, und Fraal Wilcher, ein Yankee, als Sklavenaufseher, sehr brav.

Das deutsche Theater unter Direktion des Hrn. Schröder ist sehr gut. —

Sonntags bei Hrn. Ph. Bender dinirt und mit ihm *post prandium* einen Spaziergang nach einer Gartenwirthschaft im Freien gemacht. Wir kennen uns seit länger als zwanzig Jahren und er ist Abonnent der Fackel seit mehren Jahren; doch war es ihr nicht möglich, ihn zu — entdemokratisiren. Trotz unserer divergirenden politischen Anschauungen und Grundsätze, blieben wir aufrichtige Freunde.

Indeß in der Stadt gekegelt wurde vor der Stadt gekegelt. Heil dem Humbug des Sonntagsgesetzes! Unter den Keglern befand sich auch ein General, Herr Funk, der im 11. Illinois-Regiment als Major in's Feld zog u. aus vielen Schlachten unversehrt nach Peoria zurückkehrte. Auch ich versuchte es, ob ich noch kegeln kann; aber — „es ging halt nimmer mehr;" die Kugel lief bald rechts, bald links ab und die Kegel blieben stehen. Es hat so Alles seine Zeit: selbst das Kegeln, in dem ich mich in der Jugend mit Jedem messen konnte.

Auf der Fahrt nach Bloomington mußte ich zu El Paso überliegen, und die Langeweile bewog mich Rastlosen an einige dortige Deutsche die ganz prosaische Frage zu stellen: Wollen Sie für die Fackel abonniren? Zwei *Yes* und vier *No* war die salomonische Antwort. Es sind in diesem kleinen Stadtembryo zwei deutsche Kirchen, eine Schule, ein Musikcorps, ein Liebhabertheater und eine Brauerei des Hrn. Huber.

In Bloomington habe ich vernommen, daß gegenwärtig die deutschen Vereine „in bester Harmonie leben."

Die nächste Station war Decatur. In dem Maaße als zu Bloomington der freie Geist abnimmt, hat er zu Decatur zugenommen. Zeitungen u. Zeitschriften, so an einem Platze vorherrschend gelesen werden, sind der beste Maaßstab der öffentlichen Meinung.

Von Decatur nach Springfield. Hier ward mir das Vergnügen, in Gesellschaft des Hrn. Jörger die Brauerei des Hrn. Hermann und Lincoln's Grab zu besuchen. Hier trafen wir eben einen betrunkenen Amerikaner aus Californien, der in doppelter Begeisterung dem Verstorbenen Weihrauch streute. Endlich ist es bestimmt, daß das Monument hier errichtet wird.

In Springfield hat vor Kurzem Herr Adolph Meyer ein deutsches Gasthaus eröffnet, das Jefferson Haus, das gut geführt wird. Es ist hier ein neues Theatergebäude im Bau, das Herr Brauer Rudolph bauen läßt.

Im Waggon bei der Abfahrt nach Quincy überraschte mich ein Abonnent, Herr Hermann, Frachtagent der Toledo- und Wabashbahn, mit einer Freikarte. Quincy ist eine der größten Städte des Staates Illinois, mit einer sehr hübschen Lage am Mississippi. Das deutsche Element, besonders das katholische ist stark vertreten: also fehlt es auch nicht an Bier- und Trinklokalen. Die neue Brauerei der Gebrüder Dick gehört zu den schönsten und besten im Lande. Bei Senger (Nr. 9) ißt man gut und trinkt man ausgezeichneten Wein. Im Sommer findet man da unter einer großen Weinlaube erquickenden Schatten.

Via Hannibal, im Staate Missouri, einem sehr freundlichen Städtchen, am Terminus der Hannibal- und St. Joseph-Bahn gelegen, fuhr ich per Steamer nach St. Louis.

Der Frühling hatte bereits sich in seiner vollen Schönheit und Frische entfaltet und ich liebkoste *con amore* das reizende Mädchen im grünen Kleide, das ich schon so oft aus dem langen Winterschlafe erwachen sah. Des Menschen Frühling blüht ein Mal; mir hat er abgeblüht; doch ist der Geist noch jung und empfänglich für alles Schöne und im magischen Dunkel des Phantasienhains singt noch immer Philomele.

Mai, 1866.

St. Louis hat ein sehr empfehlenswerthes deutsches Hotel, Lang und Co. und die englischen Hotels wurden vor Kurzem mit einem neuen vermehrt, dem Metropolitan, das an Größe, innerer Eleganz und an Comfort Paris und London Ehre machen würde. Von den vielen hübschen Salons kann sich jedoch an geschmackvoller Einrichtung keiner mit de-

nen in Boston niessen. Der Walhalla gebürt wohl der erste Rang und der Eigenthümer versteht es, sein Lokal in jeder Hinsicht anziehend zu machen. Am ersten Mai wurde da zum ersten Male Bockbier kredenzt und durch die Zeitungen „die deutsche Intelligenz und Noblesse" zur Eröffnung des dreitägigen Bockfestes eingeladen. Am Eingang begrüßte uns ein mit Bändern decorirter Bock, zuweilen mit den Hörnern ganz diabolisch an ein Bierfaß stoßend, zur Belustigung der Gäste. Der Saal war mit Bäumen und grünen Gewinden ausgeschmückt und das Ganze zeigte, daß der Eigenthümer unter den Wirthen der Bock der Böcke ist. St. Louis ist eine deutsche Stadt, die an Vergnügen Alles bietet, was man in der alten Heimath findet und ich halte dafür, daß es hier der intelligenten und gebildeten Deutschen verhältnißmäßig mehr gibt als in irgend einer andern Stadt der Union.

Unter meinen hiesigen Freunden vermißte ich hier dieses Mal Einen der freisinnigsten und bestrebsamsten Deutschen, Hrn. Gottschalk, den Gründer der noch bestehenden freien Schule in dem Bremen genannten Stadttheile. Ehre und Achtung dem Andenken des Edlen! Das bei einem frühern Streifzug erwähnte Testament des Hrn. Andre, durch welches die freie Schule zu Bremen ein namhaftes Legat und der Hochwächter, der Investigator und die Fackel, so lange sie bestehen, jährlich 50 Dollars beziehen sollen, befindet sich in den Händen eines Executors, und es wird sich zeigen, ob dieses höchst seltsame Document eines Sterbenden den bevorzugten Lebenden, die seinem Geist noch und verwandt waren, zu Gute kommen wird!

Einen Sonntag besuchte ich einen alten Freund, Hrn. W. Preiß, dessen Sohn in Deutschland Montanistik studirte und nun eben im Begriff ist, die große Reise nach Montana anzutreten, wo er als geologischer Ingenieur angestellt ein großes Feld für seine Kenntnisse und jugendliche Thätigkeit finden wird. Es traf mich wieder das Loos im Concordia-Park einem großen Pic-Nic beizuwohnen, das zum Besten der Turnzöglinge gegeben wurde. Ich ging in Gesellschaft des Hrn. Fr. Gottschalk dahin und fand wie voriges Jahr eine Masse Menschen, gute Musik und sehr schlechte Bedienung. Auch sprachen wir auf dem Wege bei Brauer Köhler ein, einem unserer freisinnigsten Deutschen im Westen und besonderen Verehrer Carl Heinzens. Ich bedauerte, nicht einige Tage länger in der Stadt verweilen zu können, um in Böhm's Washington-Garten der Eröffnung seiner neuen Bühne beizuwohnen, für welche er die besten Kräfte für die Saison engagirt hat.

Bei Carl Seitz entschwand mir eine sehr angenehme Stunde. Sein Sohn kehrte vor Kurzem von einer Reise in Deutschland, Schweiz, Frankreich u. England zurück, brachte schöne Memento's mit, erzählte viel Interessantes und rühmte ganz besonders seinen Aufenthalt in Wien und das gemüthliche österreichische Volk. Ja, es giebt nur Eine Kaiserstadt, es giebt nur Ein Wien: — wo möchte ich wohl hin. Die Reiselust der Amerikaner wird bald jener der Engländer gleichen und Jeder bringt eine gute Meinung von Deutschland zurück.

Im Theater sah ich den „Viehhändler aus Oesterreich", welche Rolle Herr Scherer, als Gast, ausgezeichnet gespielt hat. Das Haus ist nicht sehr geräumig; doch ziemlich geschmackvoll und das Orchester sehr gut besetzt.

Die Deutschen üben einen großen Einfluß auf das gesellige Leben und bei dem namhaften Gewicht, das sie in die Wagschale legen, könnten sie auch noch größern Einfluß auf die Politik üben, wenn sämmtliche Journale der entschieden freien Richtung folgten. — Nachtigallen giebt es jetzt keine; aber Nachtvögel giebt es, leider, noch genug, denen Westenhut sich mit dem Sonnenlichte nicht verträgt. Am Fürchten, glaube ich, sind die Deutschen in St. Louis bei der Polizei vertreten; denn ich erfuhr, daß hier 162 deutsche Polizisten in Activität sind. Der Chef, Oberst Laibold, ist ein Deutscher, ebenso der Capitain, Herr Römer und der Clerk, Herr Neudorf.

Am 2. Mai ging ich, von Hrn. Peltier begleitet, an Bord eines Memphis-Boots und fuhr nach Cairo. Auf der monotonen Reise wurde mir die Gesellschaft des Hrn. Lingenau, Agent der Germania-Lebensversicherungs-Gesellschaft, zu Theil. Ich war seit mehrern Jahren nicht zu Cairo, das dem Areal nach, am Einfluß des Ohio in den Mississippi niedrig gelegen, mir nie die Hoffnung abgewinnen konnte, daß es sich zu einer großen Stadt erheben werde. Ich erinnere mich wie man vor vor 25 Jahren neben wenigen Breiterhäusern ein großes Hotel gebaut u. sogar eine Bank errichtet hat. Das Hotel steht noch; die Bank, eines der vielen zu jener Zeit gebrosteten Schwindel-Institute, ist gebrochen. In den Dämmen, welchen man zum Schutz der projectirten Stadt in Embryo gebaut hatte, machte der Strom solche Breschen, daß ihre Beschützung an das Unmögliche zu grenzen schien. Und dennoch ist Cairo während der Dauer des Krieges zu einer Stadt von 10,000 Einwohnern herangewachsen, die in mir ein Staunen hervorrief, ähnlich dem, als ich vormals nach einer Pause von circa vier Jahren Chicago wieder sah. Beide Städte haben mit der colossalen Schwierigkeit des Terrains zu kämpfen; beide haben sie schon zum Theil überwunden und wenn man Jemand, der mit den hiesigen Verhältnissen, der Fähigkeit und Ausdauer der Amerikaner nicht vertraut ist, erzählte, daß diese Städte von Chicago acht bis zwölf Fuß hoch aufgefüllt, solide Häuser, Hotels und Kirchen zu dieser Höhe emporgeschraubt wurden und das schlechte Holztrottoir, wo man Treppe auf Treppe ab zu steigen hatte, zu dem ebenen *Pavement* von Steinplatten umgewandelt wurde, so würde man ihn als Lügner verschrieen. Die afrikanische Rasse hat zu Cairo über 2000 Ableger, von denen die meisten während des Kriegs hier durch die Regierung beschäftigt waren. Unter den Deutschen giebt es viele wohlhabende Geschäftsleute. Es ist hier eine freie

Schule unter der Leitung des Lehrers Appel, auf den das Publikum mit Recht stolz ist. Der junge Turnverein zählt 40 durchaus freisinnige Mitglieder. Für Gambrinus sind drei Throne erbaut. Die Washington-Halle des Hrn. Scheel hat einen Garten und großen Tanz-Saal. Das Musik-Chor, *Brass Band*, spielt sehr brav. Es sind hier zwei deutsche Aerzte und die Apotheke des Hrn. Schuh ist schön und reich sortirt. Auch eine radikale Zeitung erscheint, herausgegeben von Hrn. Joh. Schneider. An der belebten Levee steht eine lange Reihe von Geschäftshäusern, unter denen mehre solid und in gutem Style gebaut sind. Die Straßen sind breit und regelmäßig ausgelegt, die meisten mit Bäumen bepflanzt und die Riesenarbeit der Ausfüllung von 4 bis 14 Fuß hat bereits große Fortschritte gemacht, indeß zugleich eine Dampfpumpe per Minute 360 Barrel des Sumpfwassers dem Ohio zuführt. Von Ueberschwemmung, sagte man mir, sei selbst bei hohem Wasserstand Nichts mehr zu fürchten. Sollten je alle diese Straßen, die jetzt großentheils durch brückenartige Holztrottoirs verbunden sind, aufgefüllt werden, so dürfte man wohl diesen amerikanischen Straßenbau eben so bewundern, wie den Bau der Pyramiden in Egypten.

Auf dem Ohio lagen über 6 Raddampfböte, die für den mexikanischen Golf als Monitors bestimmt sind.

Nach dem die Herren Mehmert und Ringenam die Liste der Fackel mit 18 Abonnenten, meist Turnern, vermehrt hatten, fuhr ich auf dem Ohio weiter hinauf nach Evansville, Ind. Die Fahrt kostet $5,00; gewiß sehr wenig, angenommen, daß man Bett und vier sehr gute Mahle erhält. Nach Memphis kostet die Fahrt von Cairo 15, nach New Orleans 35 Dollars. Es waren viele Passagiere an Bord, die mich ebenso unberührt ließen, als wären sonstige zwei- oder vierbeinige Gabelthiere um mich herum gewesen.

Trotz der großen deutschen Bevölkerung von 10,000 Seelen giebt es zu Evansville kein deutsches Hotel. An Salons mangelt es nicht und der schönste und frequenteste darunter ist die Courthouse Exchange von Wehnstedt und Ehrhardt. Auch findet man da zwei große Gartenwirthschaften mit Schattenbäumen. Ich besuchte sie mit E. Bischof, der vor Kurzem seine journalistische Carriere mit der Essigfabrikation vertauscht hat, eines Sonntags. In der Stadt Sonntagsgesetz — außerhalb der Stadt Nichtachtung desselben, durch Trinken, Kegeln, Musiciren und Tanzen. Am selben heiligen Tag der Christen hat auch ein Pic-Nic stattgefunden, wo es sehr lebhaft hergegangen sein mag; denn es kam zu einer allgemeinen Keilerei, bei welcher ein Mann drei gefährliche Stiche erhielt. Ich habe hier überhaupt interessante, doch nichts weniger als erfreuliche Studien gemacht, welche ich vorläufig nicht als auf Rechnung des deutschen Publikums mitgetheilt wissen will, sondern als Beispiel der vielen Verbrechen in dieser „sonnigen" Republik, neben den vielen Inconsequenzen, Dummheiten und Albernheiten, welche bei dem denkenden Beobachter blos ein Lächeln erregen. Ich will dann mit dieser Categorie des Lächerlichen beginnen, ehe ich das Scheußliche erwähne. *Relata refero.* Das heißt, ich sage, was mir von Hrn. B. mitgetheilt wurde.

Eine deutsche protestantische Gemeinde führte bei dem Vorstand Klage gegen ihren Prediger und wollte ihn von seinem Amte entlassen, weil Se. Ehrwürden weiße Hosen tragen und seine Gattin einen *Bonnet* (Hut), der für die Frau eines Pastors zu theuer sei. Welches Vergehen! Ein Glück war es für den Ehrwürdigen, daß der Vorstand Verstand hatte, sonst hätte er der weißen Hosen wegen über die Klinge springen müssen. Ein christlicher Prediger in profanen weißen Hosen auf der Straße — welche Entwürdigung des Christenthums! — Ferner: in einem Trinklokale war ein Plakat angeschlagen, mit der Warnung: „Hier darf nicht über Politik gesprochen werden." In einem Lande, wo das Volk souverain ist, darf nicht über Politik gesprochen werden. Hört Ihr es, Ihr Unterthanen von Rußland u. Oesterreich? Ein freier Mann eines freien Staates ist berechtigt und sogar moralisch verpflichtet, an der Politik Theil zu nehmen. Ein vernünftiger Bürger weiß es, daß kein freier Staat ohne Opposition sein kann, weil die Ansichten und Interessen des Volkes verschieden sind; daher er Jedem ein Recht auf seine Meinung giebt und seine Gegner mit Argumenten zu überzeugen und zu gewinnen sucht. Unvernünftige Menschen kennen keine Argumente; sie werden nicht durch Principien, sondern durch Instinkt geleitet; daher vor Wahlen ganz besonders so viele Keilereien, Schlägereien und mitunter blutige Köpfe. Dieses mag jener Wirth besagter Plakate wahrscheinlich gewußt haben; daher seine an Wahnsinn grenzende Warnung, um sein Haus nicht zum Rauf- oder Schlachterhaus des souverainen Bengels zu machen.

Nun zum Scheußlichen. Vor Kurzem spielten einige Knaben auf einem Rasenplatz nahe dem Bahnhof und siehe, sie stießen auf Zehen eines Fußes, welcher aus dem Boden hervorragte. Entsetzt darüber ergriffen sie die Flucht, brachten die Kunde nach der Stadt und man fand alsbald den Leichnam eines jugendlichen Frauenzimmers, dem der Kopf abgeschnitten war." Alle Nachforschungen sind bis jetzt fruchtlos geblieben.

Ein anderer Fall, der sich nicht lange her ereignet hat. Ein Neger begegnet einer Frau auf der Fahrstraße, nahe der Stadt, überfällt sie, schleppte sie über einen Zaun, versetzt ihr einige Schnittwunden am Halse und schändet sie. Durch einen Vorübergehenden aufgeschreckt ergreift er die Flucht und wird alsbald ergriffen und nach dem Gefängniß gebracht. Auf Verdacht hin wurde auch ein anderer Neger verhaftet. Die Frau erzählte in vollem Bewußtsein den Hergang der schändlichen That, mit dem Bemerken, daß sie den Neger erkennen würde, u. daß er allein war. Nächsten Tag versammelte sich eine Rotte vor dem Courthouse, erbrach die Thüren

des Gefängnisses, ohne darin Widerstand zu finden, schleppte die beiden Neger auf die Straße, wo sich bald Tausende versammelt hatten, schlägt sie mit Knütteln todt, hängt sie auf einen Laternenpfahl und steckt ihnen Cigarren in den Mund."

Die Menge jauchzte über die Execution der Volksjustiz und Frauen mit Kindern auf dem Arm hoben diese hoch empor, um die Gehenkten zu sehen. Nun, so scheußlich auch, und so strafbar jene That war, so ist es doch immer ein Zeichen der Brutalität, wenn die rohe Masse jenes Amt auf so abscheuliche Weise ausübt, was der Staat der Justiz im Sinne der Gesetze übertragen hat. Doch da hilft eben keine Rüge; der Mensch ist an und für sich ein durch Leidenschaft beherrschtes Wesen und je roher der Mensch, desto wilder seine Leidenschaft, desto schrecklicher seine Rache. Solche Scenen erinnern zugleich an das Lynchgesetz des Südens, das dort so häufig an Weißen vollzogen wurde, die sich eine Schuld gegen die „göttliche Institution der Sklaverei" zugezogen hatten oder „*not sound on the goose*" waren, wie man diese Leute in ihrer niedrigsten Stadium gegen einer Mißbilligung der Institution zu nennen pflegte. Ist es nicht schade, daß jene glorreiche Zeit „vor der Hand" vorüber ist? Wenn sie nicht wiederkehren! —

Referent, der die Menschen nicht nimmt wie sie sind, sondern wie er sie zu haben wünscht, war noch weit mehr entrüstet über jene Volksjustiz als ich, besonders da der eine Neger unschuldig war. Ist Ersteres auch streng zu rügen, so ist Dieses doch besonders zu verdammen und bezeichnend, daß die Rache bei solchen Fällen keine Grenzen kennt und der Schein genügt, um ihr zum Opfer zu fallen.

Evansville hat vier protestantische Gemeinden, und jede derselben baute ihrem Seelsorger ein solides Wohnhaus. Ganz in der Ordnung. Ihr mögt zum Theile in ärmlichen Hütten wohnen; euer Seelenhirt, der euch den Himmel assecurirt, muß Comfort haben, um mit Muße seinem Berufe zu obliegen. Ihr mögt nach, der sogar zwölf Stunden arbeiten, für ihn sind zwei Stunden genug. Der Hirt steht ja über den Schafen, und noch über sie; also ehret den Einwirdigen und bezahlet ihn gut, damit er keine Sorgen habe; er muß auch kommen, das kann ihn hier zu Lande nur um so populärer machen; er mag als Mensch auch seine Schwächen und Fehler haben; aber er hüte sich, wie andere profane Leute, meißt Hasen zu tragen!

Trotz der vier protestantischen Gemeinden und der katholischen Christen gebe es zu Evansville auch viele intelligente Leute, die auf ihre eigene Façon, ohne Seelsorger und Schaafhürden, selig werden wollen auf Erden, und denen auch der Himmel eben so gut wie den Gläubigen offen stände, wenn er mehr als Hirngespinst wäre.

Auch nicht über. Es war während meines Aufenthaltes zu Evansville durch Dr. von Roy eine große Abendunterhaltung angezeigt auf einem neuen (!) Instrument, genannt die Cither.

Am 8. an Bord des großen Dampfers Jaroslon 80 Meilen nach Tell City abfahren. Ich hatte früher noch nie hier angehalten und der Leser der Streifzüge wird sich etwa noch meiner letzten Aeußerung erinnern, als ich in Hinsicht ausschließlich deutscher Städtchen sagte, es sei schwer zu sehen und keine Satyren zu schreiben. Nun aber habe ich Tell City gesehen und keine Ursache Satyren zu schreiben, sondern, meine Ueberraschung zu äußern über den Aufschwung dieser von Arbeitern mit sehr geringen Mitteln gegründeten Stadt, diesem jungen und verheißenden Sprößling des Schweizer Ansiedlungs-Vereins.

Es war spät Abends, als wir landeten. Im Wharfboot traf ich Hrn. Keller, Eigenthümer des Hotels, wo so freundlich war mir mit seiner Laterne nach dem nahen deutschen Gasthaus an der Levee zu leuchten. Ordnung u. Reinlichkeit machten den ersten guten Eindruck auf mich.

Das regnerische Wetter verleidete mir einigermaßen den Aufenthalt in der Stadt, die erst im Straßenbau begriffen, noch keine Trottoirs hat. Trotz dessen ging ich in Begleitung des Hrn. Hartmann, eines braven Schweizers, die hochgelegene deutsch-englische Freischule besuchen. Ich fand da 350 Schüler, unter Leitung von fünf Lehrern, die sämmtlich deutsche und freisinnige Männer sind. Hieraus mag der Leser schließen, daß die junge Stadt berechtigt ist, auf einen intelligenten Nachwuchs zu zählen. Der Turnverein hat 60 Mitglieder, bei denen das gelungene Turnen Hauptsache. Es wird hier überhaupt sehr viel gelesen; so hat z. B. das radikale Louisviller Volksblatt 1400 Abonnenten. Ich vernehme, daß hier Alexander Koch hier nächstens ein deutsches Blatt herausgeben wird. Möge das Unternehmen gelingen! Die Einwohnerzahl gab man mir zu 4000 an. Es sind da bereits mehre solide Backsteinhäuser. Würden die auswärtigen Eigner von Bauplätzen die sitzige Speculation dem Gedeihen opfern und dieselben verkaufen anstatt durch liegen lassen, so würde die Stadt sich um so rascher entwickeln und vergrößern.

Da man hier zu Lande nirgends ohne Berührung auf Boden glücklich u. ohne Erkrankung im Himmel selig werden kann, so hat man auch hier bereits eine Druiden- und Oddfellow-Loge; ein katholisches Kirchlein, leider noch ohne Priester, und die Hoffnung, bald auch ein protestantisches „Gotteshaus" zu erhalten. Ohne Gott will es eben nicht gehen und kann der liebe Gott gegen schlechtes Wetter ein Obdach haben und die Gläubigen in seiner unmittelbaren Nähe ihn verehren mögen, ist es ganz folgerecht Gotteshäuser zu bauen, die manche Gottlose mit dem Namen Schaafställe entehren, als ob sie ein Recht hätten, die Gemeinde mit Schaafen zu vergleichen, da sich ihr geistlicher Führer auch Hirt, das heißt Hirt nennt. Uebrigens giebt es hier auch wie allüberall Kirchensteine, neben Tempel

die Natur ist, die sämmtliche Dogmen mit dem des Glaubens an einen persönlichen Gott abgestreift und die gottlose Fackel mit ihren sensualistischen Tendenzen freudig in ihrer Mitte aufgenommen haben.

Es bestehen hier auch ein Gesangverein, ein Schützenverein und zwei gute Musikbanden. Ferner sind da bereits 3 Sägemühlen, 1 Mahlmühle, 2 Möbel- und 2 Stuhlfabriken, 1 Blasebalg-Fabrik, 1 Ackerbaumaschinen-Fabrik, 1 Eisengießerei, 5 Schindelmaschinen, 1 Thür- und Fensterrahmen-Fabrik, 3 Ziegelbrennereien, 3 Brauereien und 1 Wollenfabrik. Ist das nicht außerordentlich für eine so junge Stadt, von deren Gründern keiner über 200 Thaler Capital besaß und von denen so manche Familie Anfangs mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte? Ein sicheres Zeichen, was Ausdauer, fester Wille und Fleiß vermögen. Ich fand auch, daß hier viel gearbeitet, viel gelesen und sehr wenig gebummelt wird.

Die Lage von Tell City ist ganz für eine Fabriksstadt geeignet und es kann nicht fehlen, daß sich aus diesem Embryo ein namhafter Platz entwickeln wird.

Ich traf hier Männer, die mich vor 10 und 20 Jahren gekannt haben und sich meiner Vorträge erinnern.

Von Hrn. Schöttlin begleitet verließ ich Tell City, nachdem es in jeder Hinsicht meine Erwartung übertroffen. Schöttlin und Co. sind in Besitz eines Patentes für Oefen zu Füßern u. fabriciren auch Nürnbergerspielwaaren. Der Export der Fabrikate von Tell City geht meistens nach dem Süden, besonders nach Memphis.

An Bord der *Ellen Faber* (*yellow fever*), 139 Meilen nach Portland gefahren. Passagierpreis $3.50. Der monotone untere Ohio nimmt einige Meilen oberhalb Tell City, bei Cannelton, interessantere Conturen an.

In Portland angekommen fuhr ich per Eisenbahn nach Louisville, wo ich am Freitag im Laden eines alten Bekannten, Hrn. J. H. Schröder, meine Reiseflaschen mit Bourbon füllte und an Bord des Gen. Buel Passage nahm nach Cincinnati. Buel ist ein großes elegantes Boot der U. States-Line und fährt, wie alle zwischen Louisville u. Cincinnati täglich verkehrenden Boote, ausgezeichneten Tisch. Mit uns zugleich ging auch der General Grant, von der People's Linie, ab, und es begann bald zwischen den beiden Booten ein Wettrennen, in dem Grant den Buel geboten hat. Das Wetter war mild und die Fahrt auf dem Belle Riviere eine sehr angenehme. Ja, der Ohio ist ein hübscher Strom; doch reich an Scenerien ist er durchaus nicht. Der obere Mississippi ist schöner; der hat großartige Bluffs und einige erhabene Perspectiven, doch beide übertrifft an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Hudson. Das Imposante, das Schaurige, das Majestätische der Natur muß man in Californien suchen. Ich las vor Kurzem eine Beschreibung des Yosemite-Thales in den Sierras, dessen 3000 Fuß hohe Granitfelsen wohl an die Schweiz erinnern mögen.

Der letzte Abend dieser Tour war prachtvoll. Die Sonne senkte ihr Strahlenhaupt, einer Feuerkugel ähnlich, in den grünen Hügelschooß hinab. Der westliche Horizont glühte in Purpur und die Fluth glich einem Strome von geschmolzener Lava. Hesperus schwebte einsam am blauen Dome; jener herrliche Stern, der mir auf meinen einsamen Wanderungen in Europa so oft als „Müdem" zugewunken, und schweigend in der Abenddämmerung-Schleier saß ich bis spät vor meiner Cajüte, ein isolirter Punkt im großen All, fühlte innilglich wohl und pries meinen Stern, der mich auf so vielen, oft gefährlichen Reisen stets glücklich in den sicheren Hafen begleitet hat. Möge er mir auch künftig leuchten; bis endlich der müde Wanderer an der letzten Station angelangt, Styx und Lethe passirend, seine Atome der guten Mutter Tellus zurückgiebt, um daraus im ewigen Stoffwechsel neues Leben zu schaffen!

Ein Fest im Himmel.

Mitgetheilt von C. Strumel.

Es starb einmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, hell wie Sonnenschein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dies Bäuerlein ins Paradies.
Es ging an den bestimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort,
Kam an das Thor von Diamant,
Und klopfte sittsam mit der Hand.
St. Peter hüttete die Thür,
Und schrie: „Nun, wer ist wieder hier?"
Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan
Als seine Felder angebaut
Mit einem Weibe sich getraut.
Die mir zum Stecken und zum Stab
Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steueren meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte was der Pfarrer sprach,
Kam treulich seinen Lehren nach,
Und zahlt ihn redlich, wie mich deucht,
Für seine Predigt, Meß und Beicht.
Ich starb. Er salbte mich mit Oel,
Ein Engelein wies meine Seel
Zu dir ins Paradies herauf:
O, heil'ger Peter, mach mir auf!
Nun öffnete die Pforte sich.
St. Peter sprach: ich lobe dich,
Du guter Mann verdienst gewiß
Ein Plätzchen in dem Paradies.
Du sollst's auch haben, aber heut',
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Fest,
Was mich an dich nicht denken läßt.
Geh' dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmlischem Jasmin,
Und warte bis ich komme da,
Bei Nektar und Ambrosia."
Das Bäuerlein sprach: Hab' Dank!
Setzt sich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter kam.
Erhabne Stille herrschte hier.
Doch plötzlich sprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war ein Chor.
Es schwammen süße Symphonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines Priesters schwebt
Herauf, vom Lobgesang erbebt,
Der Himmel leuchtet wie ein Stern.

Komm, du gesegneter des Herrn.
Mit Abraham und Isaak saß
Der Selige zu Tisch und aß
Zum ersten Mal Ambrosia;
Und Amen und Halleluja
Sang laut der Seraphinenchor
Um des entzückten Priesters Ohr. —
Und erst am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor und nahm
Mit sich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch sein Plätzchen an.
Der Bauer faßte wieder Muth,
Und sprach: „Herr Peter, sei so gut,
Und sage mir, warum denn heut'
Im Himmel solche große Freud?
Sahst du's denn nicht, sagt Peter drauf,
Ein frommer Priester schwebt herauf?
„Drum hat ob seiner Seligkeit
Der Himmel solche große Freud!
So müssen — fiel der Bauer ein,
Im Himmel lauter Feste sein,
Weil's so viel tausend Priester giebt,
Und jeder seinen Herrgott liebt?"
St. Peter lachte laut dazu,
Und sprach: du liebe Einfalt du!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh',
Doch solche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft so häufig an,
Daß ich sie selten zählen kann.

Gottlose Lieder

von Philadelphia.

Nr. 1.

Besteht Du Deine Wege
auf diesem Wanderstern
und deines Leibes Pflege
nicht Knechten, auch nicht Herrn.
Sie sind nicht wohl berathen
durch ihre Religion,
denn alle ihre Thaten
begleitet Passion.

Sie reden, wie im Traume,
von einem „Herrn der Welt,"
der „über der Zeit und dem Raume"
sie schuf und auch erhält;
und, wie in Leichentüchern
das modernde Gebein,
verhüllen sie in Büchern
der Wahrheit Sonnenschein.

Sie plagen sich mit Pflichten,
sie plagen sich mit Recht;
die Plagen zu vernichten
verstehen sie sehr schlecht.
Sie bauen neu — Ruinen
aus Trümmern alter Zeit.
Es spricht aus ihren Mienen
Schmerz der Vergänglichkeit.

Die Trauer heißt „erhaben,"
die Freude „lächerlich."
Den Schwächlingen, den Knaben,
erscheint es fürchterlich,
wenn auf dem hohen Meere,
im leichten Rettungsboot,
nach seinem Kompaß Sphäre
kühn steuert der Pilot.

Geheimnißvoll, in Stille,
komm Leben, Schlaf und Tod!
war dies des Herren Wille?
Es war des Menschen Noth!
Kein guter Gott, in Wahrheit,
wär's, der uns Noth ersann;
doch — geistige Unklarheit,
sie beten fürchtend an.

Erkannt ist jetzt das Walten
der Kräfte der Natur,
die uns in den Gestalten
verbergen ihre Spur.
Ich bin nicht, was ich scheine
und weiß nicht, was ich bin;
doch weiß ich wohl dies Eine:
Das Forschen bringt Gewinn.

Auf freier Liebe Wegen,
gebahnt durch eigne Kraft,
erringen wir den Segen
der Kunst und Wissenschaft.
Mag Schlaf, mag Tod begraben
des alten Schicksals Feind!
Wir wollen Gott nicht haben;
wir wollen Götter sein!

Nr. 2. An die Sänger.

Die Tonkunst ist die Schöpfung ohne Tadel,
wodurch der Mensch sich gleichstellt im Adel
den höchsten Kräften der Natur.
Sie macht Geister auf die Lange schließen,
wenn ihre Stimmen ziehn durch Höhn und Tiefen,
„durch Nacht zum Licht," durch Moll in Dur.

Wo Farben glühn, wo bunte Formen weben,
wird unser Auge mächtig angezogen;
im Wonnewechsel schwelgt der Blick;
jedoch die reinsten Freuden in dem Leben
sind uns von unsichtbarer Macht gegeben
im Geistergruß der Musik.

Des Virtuosen Töne, ohne Worte,
eröffnen schnell sich unsrer Seele Pforte,
erfüllen uns mit süßer Lust;
gesungne Worte, oder ziehn wie Düfte,
getragen von dem Hauche reiner Lüfte,
beseligend in unsre Brust.

Wenn durch den Zauber lieblicher Gestalten
der Sehnsucht Regungen sich rasch entfalten,
erquillt aus Busen Melodie.
Bald findet sie den freundlichen Gesellen
und in des Duo's kunstverschlungnen Weilen
erklingt dann Seelenharmonie.

Ach, warum mischt der heitern Lust
der eignen Schöpfung wühlender Zerstörer?
warum ertönte Schlachtgesang?
Vermögt ihr nichts, ihr lichtumflossnen Geister,
der Tonwelt, über euren hohen Meister,
der euch zum Dienst der Mondlust zwang?

Nein! Machtlos seid ihr gegen taube Ohren,
die an die Leidenschaft sich selbst verloren
und die kein Orpheus mehr bekehrt.
Es klagen nur elegische Gesänge,
daß fort und fort der Drachenleib der Menge
Den Geist der echten Kunst begräbt.

Der freie Sänger, strebt zum schönen Ganzen,
indem er alle Dichter-Dissonanzen
als Text der Melodie verschmäht.
Das Volk wird nie von seinem Wahn genesen
durch Bachus-Lieder oder Marseillaisen,
auch nicht durch Messen und Choral.

O, lasst im Kampfe feindlicher Gewalten
das heil'ge Feuer nicht in Euch erkalten,
bewahrt die Liebe zu der Kunst!
Sie hellte Saul mit Davids Harfenklängen, —
sie kann auch unsern Herrscherwahn verdrängen,
uns wiederbringen Schicksals Gunst.

Der todte Stoff selbst fügte sich zum Schönen,
als Orpheus Bogen ihm in Sphärentönen
erheben ließ an Glückes Rand.
Die Harmonie des ewig Unsichtbaren
in Mensch wie in Natur zu offenbaren,
erschien die Tonkunst in Sand.

Nr. 3. Ein Lied von der Lerchenhecke.

„Lerchensang im Vogelhauer L"
Ja, die Götter-Poesie
schafft sich Lust an Andrer Leiden.
Bittre Schicksals-Ironie!
Nicht, vor allen wilden Sängern
liebe ich die Lerche mir
und beschloß, von ihren Dingen
zu befreien das arme Thier.
Hörte lieber mehl das Flöten
einer Nachtigall einst an;
doch, mich dünkt es, daß durch Tödten
Leben sie nur fristen kann.
Bin deshalb kein frommer Schwärmer
welcher Fleischgenuß verschmäht;
aber auch nicht freudenkrämer
ohne Lerchenfleisch-Pastet.
Oft, wenn Nordens Winter drohte
zu verlängern Menschenweh,
spähte ich, ob der Frühlingsbote
wäre unter Nachts Schnee,
und die Furcht vorm Todtenhemde
der Natur sogleich verschwand
wenn „mein Mädchen aus der Fremde"
wenn die Lerche Heimath fand.
Meine freie Sängerliebe,
Feindin aller Diebs-Moral,
machte mich zum Lerchendiebe
ohne Schuldbewußtseins Qual.
Dies Vergehen ward ein Segen
für den Vogel, wie für mich;
denn auf unsichtbaren Wegen,
— ohne Wunder sicherlich! —
ging mir aus der Lerchenkehle
ein Offenbarung zu,
welche mancher Sünder-Seele
stören wird Gewissensruh.

Langsam steigend auf zur Höhe,
blieb die Sängerin bemüht,
dankbar, in des Retters Nähe
zu verweilen, und ihr Lied
tönte zwar nach alter Weise,
aber — sonderbar! — ich fand
Text im Melodien-Kreise
den ich früher nie verstand. —
Seit dem Tage mußt' ich wandern
aus der Lerchen Heimathland
in die Länder, in die andern,
wo der Text noch unbekannt.
Wenn die Leutchen mich verstehen
weile ich im Furchen-Nest;
eile fort, zu fernen Höhen
wenn die Herzen, gläubig-fest,
unempfindlich sind für Töne
meiner Lerchen-Melodie,
unempfänglich für die schöne,
wahre Freiheits-Poesie.
Mag mein Lied im Sturm verklingen!
Bis mich deckt der Erde Schoos
werd' ich unverdrossen singen:
„Lerchen-Glück ist Geistes Loos!"
Die gefurchten grünen Hügel
fesseln, nährend, Dichters Leib;
seine Seele — ohne Flügel —
ist des Erdenhimmels Weib.
Und je höher der Gedanke
sich erhebt zum ew'gen Licht,
desto tiefer sinkt die kranke
Ehrfurcht vor dem Weltgericht.
Prüfet eure Herrscher-Rechte,
ihr Regierer dieser Welt,
ob sie gute, oder schlechte,
ehe ihr ein Urtheil fällt!
Eure Fesseln freier Liebe,
Todesfurcht und Hungersnoth,
wecken Räuber-, Mörder-Triebe
gegen den, der damit droht.
Lüftet kühn der Wahrheit Schleier!
Nicht zu Sais stand ihr Bild so,
denn ein weiser Geist, ein freier,
braucht nicht Schleier auch nicht Schild.
Nimmer aus der Wahrheit Schranken
schweife forten Dichters Kraft;
immer ohne durch Gedanken
sie das Meer der Leidenschaft.
Irrend sucht man „über Sternen"
seiner Freiheit ew'ges Glück;
wissend kehre man aus den Fernen
zu der Erde gern zurück.
Ewigkeiten zu erfüllen
steht in keines Geistes Macht!
Neues Leben zu enthüllen
braucht Natur des Todes Nacht.
Wechsel ist das Loos des Lebens;
zeitlich nur ist Geistes Lust,
und das Einerlei des Strebens
füllt mit Schmerzen unsre Brust.
„Ewig sterben — ewig leben"
war ein kindisches Geschwätz.
Aus dem Schlafe sich erheben
bleibt dem Geist Naturgesetz.
Aber ach! für lange Zeiten
sind wir noch zum Streit verdammt;
Wahn als Wahrheit zu verbreiten,
ist noch Schriftgelehrter Amt!

Nr. 4. Ein Abendlied für künftige Emigranten auf dem Meer zu singen.

Nun schlafen viel menschliche Wehn;
die Nacht hat den Himmel umzogen;
im Phosphor-Licht glänzen so schön
des Oceans schäumende Wogen;
ein günstiger Ost hat die Segel geschwellt;
wir sind in der Nähe des besseren Welt.

Wir wissen, die bessere Welt,
sie ist nicht die vollkommen gute,
doch giebt sie ein freieres Feld
dem strebenden Jugendmuthe.
Die Erde dort harrt noch des Schöpfers Hand
und wird dem Verständ'gen gelobtes Land.

Es fehlte auch uns nicht an Muth,
für Gleichheit im Rechte zu kämpfen;
doch fließet vergebens das Blut
in Bürgerkriegs häßlichen Krämpfen.
Wo Irrthum nur gegen Irrthum kriegt,
ist's leider ein Irrthum, der immer siegt. —

Wir lassen hochmüthige Herrn,
im Bunde mit gierigen Knechten,
um Titel, um Ordensstern,
um Schätze, noch rechten und fechten;
wir machen die Arbeit der Freude gleich,
und dienen nicht minder in Mammons Reich.

Uns lödert den Scharfrichterbeil
der Ablaßkrämer gewiß nicht.
Das Herz ist Europa müd',
doch sucht es kein Ruhekissen;
die Lebensliebe, die in ihm schlägt,
sie gleichet der Kraft, die die Welt bewegt.

Nr. 5. Der nächtliche Eislauf.

Wo jüngst noch auf schaukelnder Welle,
fortsegelnd mit Windes Schnelle,

wir lenkten den zierlichen Kahn;
da bietet zu künstlichem Tanze
der Strom uns in silbernem Glanze
nun ebne, krystallene Bahn.

Wir ziehen auf blinkendem Eise,
gleich Sternen, elliptische Gleise
und Sterne beleuchten die Luft.
Wir blicken hinauf zu den Hohen,
beseligen, denkend, mit frohen
Gefühlen die schwellende Brust.

Wir fürchten nicht Gott und nicht Teufel
uns quälen nicht kindische Zweifel,
nicht Sorgen um Leben und Tod;
wir wissen die menschlichen Blüthen
vor tödtlichem Frost zu behüten,
zu wenden die irdische Noth.

Wir sehen, daß, irrend auf Erden,
die Brüder sich vielfach gefährden
auf steilem und schlüpfrigem Pfad.
Mitfühlend die Leiden der Andern,
die seufzend das Leben durchwandern,
beginnen wir rettende That.

Wir dringen mit sonnigem Strahle
hinab zu den Schöfern im Thale
der alternden, mythischen Nacht;
wir lösen die eisige Rinde
vom Herzen; vom Auge die Binde,
bis lächelnd der Träumer erwacht.

Die Kinder ägyptischer Nächte —
die alten barbarischen Rechte —
wir lassen für immer sie ruhn!
Befreit von den lästigen Geistern,
folgt Segen geordnetem Thun.

Nr. 5. Der erste Tod.

Ein Wechselgesang.

1.

Der erste Tod
bringt rasch ins erste Leben:
ins Morgenroth,
von dichten Nebeln umgeben.
Kein Machtgebot
kann siegreich schützend widerstreben,
wenn er das Leben,
das Morgenroth, mit Nacht bedroht, der
erste Tod.

2.

Willkommen Tod,
mir armen, Lebensmüden!
Kein Morgenroth
such' ich im Grabe, nur den Frieden.
Kein Machtgebot
erschallt dann herrisch, daß hienieden
mir nur beschieden,
für Arbeit — Brod, in Schweiß und Noth.
Willkommen Tod!

3.

Verstand Pilot!
Wer strafte falsches Streben,
aus Wissens-Noth,
die er allein vermag zu heben,
durch frühen Tod?
Wer hat dem ersten, kurzem Leben
den Fluch gegeben,
daß Machtgebot den Geist bedroht mit ew'gen Tod!

4.

Du fragest wer?
Er, der die Welt erschaffen
und auch das Heer
von Menschen, welche sie begaffen.
Such ihn nicht mehr,
und fluche nicht den Gottes-Affen,
den Fürsten, Pfaffen!
Das Wort ist — leer, der Wahn ist — schwer; du selbst bist — Er!

5.

Der erste Tod
weicht einst dem zweiten Leben!
Kein Machtgebot,
Natur, die ew'ge muß es geben.
Doch wenn die Noth
stets hemmt des Geistes freies Streben,
bleibt jedes Leben
nur Morgenroth, mit Nacht bedroht, durch frühen Tod.

6.

Vertilgt die Noth!
Verstummen laßt die Klage!
Das Morgenroth
verwandle sich zum hellen Tage!
Gebt ihr den Tod,
des alten frechen Lügen-Sage
von ew'ger Plage
durch Machtgebot des Zebaoth. Gebt ihr den Tod!

Schwanengesang.

Noch einmal erfüllet die Brust
das heimwehmüthige Sehnen
nach selbst erschaffener Lust
an süßen Klängen, — an Thränen
der Freude, welche Ekstn'rung giebt
der Seele, die lange gelebt, geliebt.

Schon dringet aus nächtlichem Flor,
durchbrochen vom Schimmer der Sterne,
ein dichter, buntfärbiger Chor
von Elfen, gestaltend das Ferne.
Es sind die Gefährten der Jugendzeit,
entstiegen dem Grab der Vergessenheit.

Sie treiben ein wunderlich Spiel,
wetteifernd im Jagen und Ringen,
sie schmausen und plaudern auch viel
vom „Tanze der Horen," sie singen
Erlkönigslieder und laden ein:
„o selig, o selig, ein Kind zu sein!"

Ein jeder erhebt seinen Schild,
worauf seines Höchsten Name;
daneben, gemalet, das Bild
der angebeteten Dame;
und „honny soit, qui mal y pense,"
ist Schluß des Ritterorden-Gesangs. —

„Vorüber, ihr Schäfchen!" Dem Weh,
der Wonne, romantischer Minne,
entsag' ich, Sophia, ich steh'
auf „höherer Warte," ich sinne
nicht weiter auf Ehre und Liebesruhm,
ich kostete sattsam dies Opium!

Einst spielte' ich am Bernsteinstrand —
der Wiege Herkulls und Potrimpos —
um Preise aus göttlicher Hand,
um Freuden vom hohen Olympos
und fand, an der Grenze der Jugendkraft
im göttlichen Streben nur Leidenschaft.

Oft sah ich ein Engelgesicht
Treuliebend zu frühe verbleichen;
ich zählte viel Opfer der Pflicht, —
verstümmelte, blutige Leichen;
auf Siegesfeldern, in Schlachten, wenn
die Lüge des Himmels mir offenbart.

Da faßt ich Titanenmuth
die heidnischen Götzen zu stürzen,
die, grausam, mit Menschenblut
des Mahles Freuden sich würzen.
Der gekreuzigte Gott ward Ideal
des Menschen in seiner Schicksalsqual.

Ich hab' ihn bezwungen, den Feind,
den eingebildeten Schöpfer,
der stets seine Weisheit verneint,

gleich einem unwissenden Töpfer,
der seiner Werke Zerstörung liebt,
weil sie zum Schaffen Ursache giebt.

Die göttliche Selbst-Ironie
in menschlichen Sünden enthüllen,
die Leere der Trugpoesie
von geistiger Allmacht erfüllen
und zeigen, was Schicksal ist, was nicht;
das wurde des heiligen Geistes Pflicht!

Bald schweiget der singende Schwan
und senket die Flügel, die müden,
doch endet er nicht seine Bahn
im Sehnsuchtszuge gen Süden;
er suchet ein Grab sich im Frühlingsschnee,
in nördlicher Heimath, am stillen See!

Die Union.

1. Teleskopische Ansicht.

Kennt ihr das Land, wo Mais und Pfirsich blühn?
Der Büffel graf't in ungemähtem Grün?
Wo breite Ströme und meergleiche See'n
Urwald umfluthen und Gebirges Höhn?
Kennt Ihr es wohl? Dahin, dahin
möcht' ich mit Euch, Ihr Kinder! Euch uns ziehn!

Kennt Ihr das Volk, das seinem Geist vertraut?
Dem freien Worte keine Kerker baut?
Das mit Gewissenszwang sich nicht mehr plagt;
den Wanderer nicht nach Paß und Heimath fragt?
Kennt Ihr es wohl? Dahin, ꝛc.

Kennt Ihr das Haus? Es zeigt kein Prunkgemach;
der Gleichheit Banner weht vom hohen Dach.
Kein Höfling schildert da vor goldnem Thron.
Das ist das weiße Haus der Union.
Hoch Washington! und hoch Franklin!
Dahin, dahin, Ihr Kinder, laßt uns ziehn!

2. Mikroskopische Ansicht.

Wir sahen das Land. Wohl ist es groß und reich;
doch, die Bewohner, sind nicht frei und gleich
die Habsucht hat die Köpfe längst bethört,
in Bruderhaß hat Liebe sich verkehrt;
die Knechtschaft ist der fleiß'gen Armuth Lohn
und nur ein Name blieb die Union!

3. Natürliche Ansicht.

Noch in der Wiege liegt das Götterkind,
der junge Herkules, — am Geiste blind.
Die Hydra hat den Helden-Leib umstrickt;
er ahndet nicht den Feind, der ihn erdrückt.
Liebkosend streichelt er das Schlangenhaar
und spielt mit der ihm drohenden Gefahr.

Dem sichern Untergang ist er geweiht,
wenn ihn sein treuer Wächter nicht befreit.—
Die Hydra ist des Aberglaubens Macht,
sie hüllet die Vernunft in ew'ge Nacht. —
Der Wächter ist der höhere Verstand,
der nur als Flüchtling hier sein Obdach fand.

Er untergräbt, als wackrer Pionier,
das alte Fundament der Dummheit hier.
Den Götzendienern ist er tief verhaßt,
nur Wenigen ist er willkommner Gast,
weil furchtlos er für Recht und Wahrheit zeugt
und keiner Leidenschaft den Nacken beugt.

Ihn schrecket nicht der Basiliskenblick
der Freiheit in der jungen Republik,
noch ihre Frucht, das Basilisken-Ei
der schwarzen wie der weißen Sklaverei.
Er naht sich ihr als der verlorne Sohn,
dem sie im Liebeswahnsinn einst entflohn.

Erkennt sie ihn; so weichet auch ihr Wahn.
Sie glaubt nicht mehr zu müssen, was sie kann
Sie sucht nicht mehr in der Vergangenheit
das Bild unmöglicher Vollkommenheit.
Sie sieht der Zukunft wahres Ideal
und wendet sich ihm zu aus freier Wahl.

Römische Geschichte.

Von **Dr. W. Wägner.**

Octavian gegen Sextus Pompejus.

Ehe der kluge Rechner in Rom, der Herr des Abendlandes, gegen seinen Genossen im Triumvirat sich wendete, mußte er den Beherrscher des Meeres zu beseitigen suchen. Die Machthaber begehrten Krieg, da hatten Eid und Vertrag, Gut und Blut der Völker wenig Werth. Menodorus, der kühne Corsaren-Capitän des Pompejus, erkannte den Zwiespalt der Oberhäupter, und da sein Gebieter ihm Mißtrauen bezeugte, ging er zu dem Gegner über. Er überlieferte ihm zugleich sein Geschwader sammt der Insel Sardinien. Pompejus forderte Auslieferung des Verräthers, die aber verweigert wurde. Auf gleiche Weise kamen andere Streitpunkte zur Sprache, deren Lösung dem von beiden Seiten gezogenen Schwert überlassen blieb. Octavian rüstete zwei Flotten aus, die eine zu Ostia, die andere zu Ravenna, um in Sicilien zu landen. Erstere wurde jedoch von dem tapfern Menekrates in der Bucht von Cumä durch einen stürmischen Angriff zu Grunde gerichtet; letztere, bei der Octavian selbst war, durch Demochares, den Nachfolger des im Treffen gefallenen Menekrates, und darauf durch einen nächtlichen Sturm in der Meerenge von Messina fast gänzlich zerstört. Nur der seekundige Menodorus rettete sein Geschwader, indem er die hohe See gewann. Ringsum auf den Meeren wehte siegreich die Flagge des Pompejus, und seine Corsaren verbreiteten Verwüstung an den italienischen Küsten. Anstatt aber seinen Sieg zu verfolgen, feierte derselbe fröhliche Feste, nannte sich einen Sohn Neptuns und trug forthin einen meerfarbenen Mantel.

Octavian dagegen unternahm unverdrossen neue Rüstungen. Er berief aus Gallien seinen erprobten Agrippa, da er die eigene Unzulänglichkeit erkannte. Ihm übertrug er den Bau sowie die Leitung der Flotten. Nach dem Plane des neuen Admirals ward nun zuerst eine sichere Schiffswerfte geschaffen. In dem Meerbusen von Cumä, wo nördlich vulkanische Berge den von Landhäusern und Gärten bedeckten Strand umgränzen und der Lucriner-See ausmündet, ließ er diesen mit dem entfernteren Averner-See durch einen Kanal verbinden. Das hierdurch gewon-

nene Bassin diente zur Aufnahme der Schiffe, die ringsum an den Ufer erbaut und vom Stapel gelassen, oder vielmehr in's Wasser geschoben wurden. Ferner wurde Antonius bewogen, 120 Schiffe zu den Geschwadern stoßen zu lassen, wofür er einige erprobte Legionen erhielt. Sogar der träge Lepidus machte sich auf, nicht um als treuer Bundesgenosse Octavian's den Kampfplatz zu betreten, sondern um wo möglich die Perle des Mittelmeers, das gesegnete Eiland Trinakria (Sicilien) für sich selbst zu erbeuten. Dagegen ging der verrätherische Menodor wieder zu seinem früheren Gebieter über und kreuzte mit einem ansehnlichen Geschwader um die lucanische und bruttische Küste.

Im Frühjahr verließ Agrippa mit der neu geschaffenen, mächtigen Flotte den Hafen. Seine Fahrzeuge waren hochbordig, geräumig, zum Theil mit kleinen Thürmen und griechischen Enterhaken versehen. Stolz schwamm die stattliche Armada auf den Wellen daher; aber am lucanischen Vorgebirge Palinurum kam ein Sturm über sie, der sie übel zurichtete, und am folgenden Tage überfiel sie Menodor, verbrannte mit Feuergeschossen viele Schiffe und zerstreute die übrigen. So strahlte noch einmal dem Herrn des Meeres ein glückliches Gestirn; leider wußte er es nicht zu benutzen, und während er seinen Waffenplatz Messana zu sichern suchte, gewann sein rühriger Gegner den wankelmüthigen Corsaren wieder, der wie Wenige mit den Wellen vertraut war. Nun konnte Agrippa bei Lipara vor Anker gehen, Octavian aber bei Rhegium die Legionen zum Angriff auf Sicilien sammeln. Unfern von der Stadt und Landzunge Mylä und der Nordküste entbrannte bald eine wüthende Schlacht zwischen den beiderseitigen Flotten. Auf der einen Seite führte Agrippa, auf der andern der nicht minder tapfere Seeheld Demochares den Oberbefehl. Erst am späten Abend mußte sich der Letztere mit bedeutendem Verluste nach dem Vorgebirge Pelorum zurückziehen, wohin ihm der Feind wegen der unbekannten Sandbänke nicht zu folgen wagte. Während dieser Zeit war Octavian mit drei Legionen übergesetzt und südlich von Tauromenium gelandet. Er sah sich jedoch bald von allen Seiten bedroht und eingeschlossen. In der Nacht versuchte er eine günstige Stellung einzunehmen; allein er gerieth in unwegsame Gegenden. Der Sturm heulte, die Erde bebte, vom Aetna herüber leuchtete eine Feuersäule; die Geister der Elemente schienen ihre Macht vereinigt zu haben, um den Sohn Neptuns zu beschützen, seinen Feind aber zu verderben. Solchen Schrecknissen war der Triumvir nicht gewachsen. Er bestieg am Morgen ein Boot, das ihn zu den noch immer vor Anker liegenden Schiffen führte. Als er eilends durch die Meerenge steuerte, überfiel ihn der zurückkehrende Demochares. Seine Fahrzeuge wurden theils versenkt, theils an Klippen getrieben, wo sie scheiterten, sodaß er selbst kaum das nackte Leben retten konnte. Ohne jedoch durch die gehäuften Unfälle entmuthigt zu sein, sammelte er überall seine Streitkräfte und ertheilte namentlich dem Agrippa Befehl auf jede Gefahr hin Kampf und Landung zum Entsatze der auf der Insel verlassenen Legionen zu wagen. Solche Beharrlichkeit erzwang zuletzt die Gunst des Glückes, das so lange dem Gegner gelächelt hatte. Agrippa landete, eroberte Mylä, nahm die Legionen auf, soweit sie nicht Wunden und Krankheiten erlegen waren, und siegte in einer Hauptschlacht bei Naulochus, zwischen Mylä und Pelorum, während am Ufer nicht nur die Völker des Pompejus und Octavian zusahen, sondern auch der zweideutige Lepidus, der mit bedeutender Macht vorgerückt war. Demochares stürzte sich in sein Schwert; sein Gebieter entfloh mit wenigen Schiffen nach Asien, wo ihn Antonius bereitwillig aufgenommen hätte, wenn er nicht mit den Parthern in heimliche Verbindung getreten wäre. Voll Zorn über seinen verunglückten Feldzug ließ ihn der Triumvir wegen dieser Umtriebe aufgreifen und hinrichten, was er freilich bald bitter bereuen sollte.

Auf Sicilien erntete zunächst Lepidus die Früchte der Siege. Das Kriegsvolk des Pompejus schloß sich ihm an, und er sah sich an der Spitze einer so bedeutenden Macht, daß er seinem Genossen im Triumvirat Trotz bieten konnte. Allein Octavian wußte die Legionen für sich zu gewinnen. Er kam zwar in die äußerste Gefahr, als er sich mit geringem Gefolge in das feindliche Lager wagte; allein beim ersten Angriff gingen die Cohorten, eine nach der andern, zu ihm über. Dem verrathenen Feldherrn blieb kein anderer Ausweg, als seine Gnade anzuflehen, die er auch sammt der Oberpriesterwürde erhielt, nachdem er auf die Theilnahme an der Herrschaft verzichtet hatte. Octavian war nun alleiniger Gebieter aller abendländischen Provinzen.

Kampf der Triumvirn.

Seeschlacht bei Actium.

Die beiden noch übrigen Machthaber schienen sich einträchtig in die Herrschaft getheilt zu haben; denn Octavian ließ seinem Mitregenten im Morgenland für seine geringen Erfolge Ehrenbezeugungen zuerkennen, die den seinigen gleich kamen, was dieser als gerechte Würdigung ohne großen Dank hinnahm. Während aber Antonius am Born der Freude sich berauschte, drang jener in die Hochgebirge im Norden und Osten Italiens, deren trotzige Bewohner noch nicht den freien Nacken unter das Joch beugten, sondern oft wild und zerstörend wie ihre Bergwasser aus den Schluchten hervorbrachen und Italien mit Verwüstung heimsuchten. Die klug entworfenen und beharrlich fortgesetzten Unternehmungen gelangen; die kriegerischen Stämme wurden mehr oder minder bezwungen. Unter diesen würdigen Kämpfen blieb Italien in Frieden; das Volk fing an, sich von den schweren Leiden zu erholen, da Octavian Alles aufbot, um es mit seiner Verwaltung zufrieden zu stellen. Indessen bald erschienen Anzeichen, daß neue Stürme im Anzuge seien. Die Stimme des Unwillens gegen Antonius erhob sich immer lauter, immer

allgemeiner, sein Nebenbuhler aber schürte erst heimlich, dann aber, als die Spaltung unvermeidlich war, ohne Hehl den verheerenden Brand. Beide Männer wechselten Vorwürfe und Schmähungen. Octavian erhielt den Scheidebrief und mußte das Haus ihres Gatten verlassen. Die hierauf erfolgte Kriegserklärung erging nicht gegen Antonius, sondern gegen Kleopatra; Rüstungen in umfassendem Maaße wurden von beiden Seiten veranstaltet. Während aber Octavian mit Mühe und durch harte Erpressungen die nöthigen Mittel aufbrachte und den Widerstand, der sich dagegen erhob, mit Waffengewalt bezwang, standen seinem Gegner die an Geld und Menschen reichen Ostprovinzen zu Gebote. Könige und Fürsten von Mauritanien, Arabien, Judäa, Medien, Cappadocien, Pontus u. a. folgten seinem Aufgebote, die Land- und Seemacht von Aegypten, die Flotten der Inseln und Städte des östlichen Mittelmeers sammelten sich zu Ephesus, wohin der Triumvir, eine Zeitlang sein schwelgerisches Lager verlegt hatte. Den Kern seiner Macht bildeten neunzehn römische Legionen, die nun an seinen Namen sich gewöhnten, während schon in der Waffenbruderschaft, Genosse früherer Kämpfe, und sein eigener Thatkraft von ihm gewichen war.

Antonius zog von Ephesus nach Samos, dann nach Athen, überall schwelgend, trinkend, spielend, wie sein Vorbild Dionysos. Er versammelte hierauf seine Seemacht bei Corcyra, um nach Italien überzugehen, wo sein Gegner noch keineswegs hinlänglich gerüstet war; allein bei seiner Lässigkeit kam der Herbst herbei. Nunmehr vertheilte er seine Macht in verschiedene Städte von Achaia, das ansehnlichste Geschwader nahm bei dem Vorgebirge Actium am Eingange des Meerbusens von Ambrakia (Arta) Stellung. Er selbst hielt zu Paträ an der Nordküste des Peloponneses Hof, ohne sich um Heer und Flotte zu bekümmern, obgleich der kühne Agrippa noch während des Winters die griechischen Küsten umschwärmte und beunruhigte.

Im Frühjahr landete Octavian erst auf Corcyra, darauf südlich von den akrocerauischen Bergen. Seine Legionen marschirten der epirotischen Küste entlang in gleicher Linie mit der Seemacht. Auf einer Höhe am nördlichen Ufer des ambracischen Golfs bezogen sie ein festes Lager. Sie konnten die Flotten und das in der Ebene aufgestellte Landheer des Gegners übersehen, auf welches, weithin über Land und Meer strahlend, der Marmortempel des Apollo von dem Gipfel des Vorgebirges herabschaute. Anfangs verfuhr Antonius vertheidigungsweise, als aber seine ganze Macht vereinigt war, ging er über den Golf und suchte den Feind einzuschließen. Indessen wurde seine Reiterei aus dem Felde geschlagen. Da nun auch Agrippa Korinth und andere Städte in seinem Rücken eroberte und ein abgesandtes Geschwader vernichtete, zog er sich entmuthigt in seine vorige Stellung zurück. Der Mangel an Zufuhr nöthigte ihn jedoch, eine Schlacht anzunehmen. Er wählte, wie man sagt, auf den Rath der Kleopatra, das Meer zum Schauplatz der Waffenentscheidung; allein er hatte wohl noch andere Gründe, als den Willen seiner Gebieterin; denn wenn er die Seemacht des Gegners vernichtete so konnte er den Krieg überall hin, auch nach Italien verlegen, wo ihm keine Legionen entgegen standen. Auch vertraute er auf seine riesigen Galeeren von fünf bis zu zehn Ruderbänken, die er mit 22,000 Schwergerüsteten und Schützen besetzt hatte.

Am 2. September verließ die ganze Flotte die Meerenge; sie nahm dicht geschlossen eine bogenförmige Stellung und war mit den hohen Verdecken und den hölzernen Thürmen anzusehen wie eine feste Stadt. Octavian führte seine viel kleineren, aber gewandten Schiffe gleichfalls in halbmondförmiger Linie dem Feinde entgegen. Als er aber die feste Stellung desselben wahrnahm, ließ er die Ruder senken, denn er sah keine Möglichkeit, den Angriff auf die hochragende Burg zu beginnen. Gegen Mittag dehnte er seine Linien weiter aus, um auf beiden Seiten dicht am Lande die unbeweglichen Kolosse zu überflügeln. Jetzt ging der feindliche linke Flügel vor; es entstanden Lücken und der Kampf entbrannte, während die Legionen von beiden Ufern herab dem schrecklichen Schauspiele zusahen. Leicht und schnell unternahmen die Galeeren Octavian's ihre Angriffe, oder zogen sich zurück, fielen die Kolosse von verschiedenen Seiten an, streiften die Ruder ab, durchbohrten mit ihren Eisenschnäbeln die Flanken, wurden dagegen mit einem Hagel von Katapultenpfeilen und jeder Art von Geschossen überschüttet, mit Enterhaken ergriffen, wobei ihrer viele zu Grunde gingen.

Noch dauerte der fürchterliche Kampf ohne Entscheidung; da brach Kleopatra, die Sache des Antonius aufgebend, oder von weiblicher Furcht ergriffen, mit ihren 60 ägyptischen Galeeren, welche die Nachhut bildeten, durch die geöffneten Linien. Ein frischer Landwind blähte die aufgehißten Segel und führte die flüchtige Königin aus dem wilden Getümmel in die Ferne. Antonius erkannte die Purpursegel seiner Herrin. Sie zurückzuführen, mit ihr zu sterben, sie noch einmal zu sehen — er wußte nicht, was er wollte — eilte ihr der Triumvir in einem schnell rudernden Boote nach. Als er an Bord genommen wurde, rang er nach Worten, der Königin Vorwürfe zu machen; allein ihr Anblick, ihre Stimme raubte ihm Rede und Besinnung; er ließ sich, wie ein Kind, nach dem tänarischen Vorgebirge, dann nach Aegypten führen. Unverdrossen kämpfte indessen die Flotte fort, bis die Flucht des Feldherrn bekannt und Feuerpfeile gegen die Schiffe geschleudert werden, da ergiebt sie sich, und sieben Tage später folgt das Landheer diesem Beispiele. Die Schlacht bei Actium entschied über das Reich; der Sieger weihte eroberte Schiffe und Spiele dem actischen Apollo; auf der Stelle aber, wo sein Lager gestanden hatte, befahl er die Gründung einer Stadt, die er Nikopolis (Stadt des Sieges) nannte.

Folgen der Schlacht bei Actium.

Octavian verfolgte nach erfochtenem Siege die Flüchtlinge nicht sogleich. Den Uebermuth der Veteranen fürchtend, löste er mehrere Legionen auf, indem er sie auf die ägyptische Beute vertröstete. Nach Italien, wo sein kluger Rathgeber Mäcenas die Ordnung erhielt, sandte er zu dessen Unterstützung seinen bewährten Agrippa. Dennoch entstanden meuterische Bewegungen, während er Griechenland und Kleinasien lohnend, strafend und ordnend durchzog. Wie im Fluge eilt er nach Brundusium, wo ihm Senatoren und Ritter ihre Unterthänigkeit bewiesen. Er beschwichtigt die dringendsten Forderungen der Veteranen und bietet zu dem Ende sogar seine und seiner Freunde Güter aus. Bald ist er wieder in Asien, um nach Aegypten vorzurücken.

Antonius hatte unterdessen, vergeblich einige schwache Versuche gemacht, ein Heer aufzubringen. An Göttern, Menschen, an sich selbst verzweifelnd, zog er sich nach Alexandrien in eine einsame Wohnung zurück, die er sich auf einem abgelegenen Hafendamme hatte erbauen lassen. Doch Kleopatra wußte ihn zu trösten; an ihrer Seite berauschte er sich wieder im schäumenden Becher der Lust, obgleich des Verderbers schon an die Thore seines Freudenhimmels pochte. Freilich versuchte er, sowie Kleopatra, Unterhandlungen; auch machten beide mancherlei Entwürfe, auf dem rothen Meere in ferne Länder zu fliehen, oder auch in Hispanien eine neue Herrschaft zu gründen. Dergleichen Anschläge kamen jedoch nicht zur Ausführung, weil Octavian wenigstens der Königin die Aussicht auf gänzliches Vergessen und Vergeben nicht benahm. Inzwischen rückte der Sieger unaufgehalten weiter, nahm Pelusium und erschien vor Alexandria. Die Aegypterin täuschte sich nicht über das Schicksal, das ihr bevorstand. In goldenen Ketten den Zug des Triumphwagens zu schmücken, das wollte, das konnte sie nicht ertragen. In das von ihr schon längst errichtete feste Grabmal barg sie die königlichen Schätze und Brandstoff jeder Art; da wollte sie, wenn alle Hoffnung früh schlage, in den lodernden Flammen mit den Kostbarkeiten untergehen. Doch vertraute sie noch auf ihre Schönheit, auf ihre Kunst, Männer zu berücken vielleicht — was freilich ihre Schande vollendet — auf verrätherisches Preisgeben des Antonius.

Der unglückliche Triumvir dachte dagegen an Widerstand. Mit verzweifeltem Muthe warf er sich an der Spitze einiger Reiterschaaren auf die anrückenden feindlichen Geschwader, zersprengte und verfolgte sie bis in's Lager. Am folgenden Tage rückte er mit gesammter Macht aus; allein die Reiterei ging zum Feinde über, und als er die Flotte zum Angriffe auslaufen ließ, fand er sich auf gleiche Weise verlassen und verrathen. Er kehrt in die Stadt zurück, wo man ihm hinterbringt, Kleopatra habe selbst Hand an sich gelegt. Nun ist sein Schicksal entschieden; denn ohne sie hat das Leben, auch das glänzendste, keinen Werth, wie viel weniger das elende Dasein, das er noch durch Vertheidigung der Stadt kurze Zeit fristen kann! Er kehrt das mörderische Eisen gegen die eigene Brust. Wie er in seinem Blute bewegungslos am Boden liegt, verkündigen laute Stimmen: Kleopatra lebe, sie habe sich in ihr Grabmal eingeschlossen. Der süße Name dringt durch die Schauer des Todes, er erwacht zum Bewußtsein, er wird auf seine Bitten an das fest vermauerte Monument gebracht und mit Stricken hinaufgewunden. Noch einmal erblickt er das geliebte Angesicht, hört er den Klang ihrer Stimme, dann beschließt er in ihren Armen sein trauriges Dasein.

Octavian zog mit seinen Legionen in die Stadt ein; aber es lag ihm mehr an den Schätzen und der Person der Königin, als an dem Zujauchzen der feilen Menge. Er hatte der schuldigen Frau freundliche, aber unbestimmte Zusicherungen gegeben, da sie jedoch ihr Monument nicht verließ, so erkannte er wohl, daß, sobald er Gewalt gebrauche, ein Flammenstab sie mit ihren Reichthümern aufnehmen werde. Da sandte er zwei vertraute Männer zu ihr, die sie durch Versprechungen täuschten und sich hierauf ihrer Person bemächtigten. Nun wurde sie wieder in den königlichen Palast gebracht, wo man sie sammt ihren Frauen und ergebenen Dienern ehrenvoll behandelte. Als sie daselbst beruhigt schien, ließ sich Octavian anmelden. Er fand sie auf ihrem Ruhebette gelagert, umgeben von Bildern des großen Cäsar. Noch vertraute sie auf ihre Reize, auf die Macht ihrer Rede, ihrer Klagen und Thränen; konnte nicht der dritte Gebieter des römischen Reiches hierdurch dienstbar gemacht werden? Aber ihre Schönheit war jetzt, in ihrem neun und dreißigsten Jahre, verblüht, und der Mann, der vor ihr saß, war so klug, so berechnend, so leidenschaftslos, daß ihm alle Weiber der Welt weder mit Bitten, noch mit verführerischen Reizen in seinen Entwürfen irre gemacht hätten. Er gab ihr die freundlichsten Zusicherungen und blieb doch verständig kalt, ungerührt, als ob er kein Herz unter dem Purpur trüge. Sie erkannte nun ihr Schicksal, daher flehte sie beim Abschiede, man möge ihr ein gemeinschaftliches Grab mit Antonius gönnen; sie wünsche auch im Reiche der Schatten an seiner Seite zu wandeln. Octavian begriff ihren Entschluß; er ließ sie sorgfältig bewachen und alle gefährlichen Werkzeuge entfernen. Durch diese Maßregeln hoffte er seine Beute sicher zu sein; allein der erfahrene Rechner hatte den Stolz des königlichen Weibes nicht in Anschlag gebracht. Er empfing bald nachher einen Brief von ihrer Hand, worin sie die Bitte um ein gemeinschaftliches Grab mit Antonius wiederholte. Er schickte sogleich zuverlässige Leute zu ihr, kam auch selbst, um, wo möglich, die glänzendste Zierde seines Triumphzuges zu erhalten; allein Kleopatra war den goldenen Ketten entronnen. Sie ruhte im königlichen Schmucke auf ihrem Lager; Iras, eine ihrer Frauen, sterbend zu ihren Füßen; die andere, schon wankend, war beschäftigt, das Diadem ihrer Gebieterin zu befestigen. Sie soll durch den Biß einer Natter gestorben sein, die man ihr in einem Blu-

mesklothe heimlich zugebracht habe; nach anderen Nachrichten trug sie das tödtende Gift in einer Haarnadel bei sich.

Von den Kindern der Königin wurden die zwei ältesten auf Octavian's Befehl zum Tode geführt, eine Tochter erhielt ein mauretanischer Fürst zur Ehe, zwei Söhne nahm die edle Octavia zu sich und erzog sie, sowie die Kinder der Fulvia, wie ihre eigenen.

Kleopatra war die letzte Beherrscherin Aegyptens; ihre Schönheit, ihre Regierung, ihre Schicksale geriethen in Vergessenheit; nur zwei Obelisks (die zwei Nadeln der Kleopatra,) deren einer aufgerichtet bei Alexandrien sich erhob, während der andere in seiner Nähe Jahrhunderte lang am Boden lag, bewahrten ihren Namen. Aegypten ward römische Provinz und einem von dem Staatsoberhaupte ernannten Präfekten untergeordnet.

Nachdem Octavian die nöthigen Verfügungen getroffen hatte, ging er nach Asien, wo er die Streitigkeiten mit den Parthern zum Abschluß brachte und überall als Richter und Gesetzgeber strafte, belohnte, schlichtete und beruhigte. In Rom erkannte man ihm natürlich die höchsten Ehren zu. Gelübde, Dankfeste, goldene Kränze, Standbilder wurden ihm zu Ehren vom Senate und Volke dekretirt, die tribunicische Gewalt und das oberste Richteramt ihm zugetheilt.

Nun nahte er endlich selbst mit Trophäen, Schätzen und Gefangenen der Hauptstadt. Der glückliche Mann, dessen Schlauheit und Berechnung ihn zum Sieger über alle Mitbewerber um die Weltherrschaft machten, hielt seinen dreitägigen Triumph über dalmatische und nordische Stämme, über die Völker des Orients, die bei Actium seinem Schwert erlegen waren, und über die Unterjochung Aegyptens. Nach dieser Feier ging er an das Geschäft, die Legionen zu befriedigen. Schon in Aegypten hatte jeder anwesende Kriegsknecht den rückständigen Sold und außerdem 250 Denare erhalten; die Obersten das Vierfache; jetzt wurden sämmtliche Kriegsleute mit Geld, mit Staatsländereien, oder, wo diese nicht ausreichten, mit angekauften Grundstücken befriedigt. Ferner verabreichte das Staatsoberhaupt den Bürgern Geschenke, bezahlte seine Schulden, erließ dagegen seine eigenen Ausstände. Durch diese Freigebigkeit wurden so bedeutende Summen in Umlauf gesetzt, daß der Zinsfuß auf vier Prozent herabsank. Solche Gaben brachten die überstandenen Leiden in Vergessenheit, und da noch festliche Spiele hinzukamen, bei welchen nie gesehene Bestien, wie Rhinocerosse und Nilpferde, vorgeführt wurden und barbarische Fechter auftraten, so war des Jubels kein Ende. Octavian war der Friedensspender, der Friedensbringer; er schloß zum Zeichen der allgemeinen Ruhe den Tempel des Janus. Während er aber den Staat mit Wohlthaten überhäufte, forderte er für sich selbst weder Geld noch Gut, weder Dictatur noch Diadem, sondern begnügte sich mit dem, was er wirklich erstrebt hatte, mit der wirklichen Macht. Die republikanischen Formen ließ er fortbestehen, aber er war Consul, Censor, Volkstribun, nach des Lepidus Tode auch Oberpriester; die Beamten dienten ihm als Legaten, der gereinigte Senat als Reichsrath, die Legionen als Stützen seiner Gewalt. Die Monarchie stand aufgerichtet, vollendet an der Stelle der Republik.

Nach dem Original-Manuscript.

Briefe an Gräfin Esky.

Von Samuel Ludwigh.

Regensburg, 18. Juni 1834.

Einem schönen Augenpaare gegenüber, liebe Gräfin, fuhr ich mit dem Eilwagen nach Coburg, und ohne mich hier um die Sternwarte, Bibliothek, Residenzschloß, Ehrenburg, Moritz-Kirche und Zeughaus umgesehen zu haben, zog ich packer in der Gegend am Fichtelgebirge *per pedes* nach Deutsch dahin. Wenn man fährt, verliert man Vieles, wenn man schönen Augen gegenüber fährt, Alles, oder eigentlich gar Nichts, denn man ist ja im Besitze von dem Höchsten, was das Sehorgan zu entzücken vermag. Mit dieser paradoxen Idee pilgerte ich wohlgemuth an der in ein Lustschloß umgewandelten Festung Coburgs vorüber, und ward einige Schritte vor der Stadt durch eine hübsche tempelförmige Baute überrascht. Der Eigenthümer davon, Herr Hofapotheker Donauer, hieß mich freundlich eintreten in sein kleines Paradies, wo wir zusammen ein angenehmes Viertelstündchen verplauderten. Die Umgebungen von Coburg präsentiren sich da allerliebst.

Indem nach Deutsch keine Poststraße führt, ließ ich mir genaue Weisung geben über Seltmannsdorf, Ebersdorf, Waldhausen, Fedlitz und Burgundstadt. Besonders schön ist die Lage von Waldhausen. Eine Stunde von hier ist zwischen Coburg-Gotha und dem Königreiche Baiern. Das erste Dorf in Baiern heißt Lettenreuth. Hier öffnen sich herrliche Thäler, durchschlängelt vom Main, in der Ebene wechseln üppige Wiesen mit Aeckern, welche die höchsten Scheitel der Berge durchschneiden. Die namhaftesten Ortschaften sind Altenberg-stadt und Burgundstadt, wo überall der Fleiß der Bewohner sichtbar ist. Von Mainrod fuhr ich mit einem Einspänner durch Eulenbach, der einstmaligen Festung Plassenburg vorüber, nach Beureuth. Es ist dies eine schön gebaute, lebhafte Stadt mit 12,800 Einwohnern, im Ober-Mainkreise am rothen Main, mit einem Gymnasium, einem Irren- und Strafhaus, worin eine Marmor- und Fayenz-Fabrik sich befinden; das Opernhaus ist eines der größten in Deutschland; die Stadtkirche, die Schloßkirche, und die Kaserne sind imposante Bauten. Die Lustschlösser in der Nähe von Beureuth: Phantasie, Eremitage,

und Sanspareil konnte ich nicht besuchen. Von Beureuth fuhr ich nach Amberg; die Lage dieser Stadt, von anmuthigen Hügeln umgeben, ist sehr freundlich, doch ist die Bauart nicht so schön, als zu Beureuth. Von Amberg nach Regensburg hat die Gegend keinen Reiz, einen Punkt ausgenommen, bevor man nach Schwandorf kommt. Hier bieten Böhmens Grenzgebirge ein großartiges Panorama. Dort in jener Lichtung sind Eger und Carlsbad, wohin ich so gerne gegangen wäre; allein allein Zeit und Börse, zwei mächtige Hebel im Leben, zwingen mich zum zweiten Male, die Donaufahrt nach Wien zu zu machen.

Wie so viele tausend Hoffnungen im Leben täuschen, so täuschte ich mich auch hinsichtlich des Postschiffes, welches wöchentlich von Regensburg nach Wien zu gehen pflegt. Gestern ging es ab, hieß es bei meiner Ankunft, und so blieb mir denn nichts anderes übrig, als zu Fuß nach Straubing zu ziehen. Dreizehn Jahre sind es, seit ich in Regensburg war. Es ist ein eigenes Gefühl, die Räume zwischen Einst und Jetzt in fernen Gegenden zu betrachten. Gerne erinnere ich mich der Zeit meiner ersten Wanderschaft, und so ist mir auch diese Stadt doppelt werth in der Erinnerung. Die steinerne Brücke mit fünfzehn Bogen über die Donau, welche hier den Regie-Fluß aufnimmt, die Domkirche mit dem schönen Monumente Dalberg's und seltener Mosaikmalerei, das Rathhaus, berühmt durch den einst hier gefeierten Reichstag, das Regierungsgebäude und das Palais des Fürsten Thurn-Taxis, der botanische Garten, die Sternwarte, die Bibliothek und das Museum, Alles erschien mir noch so, als hätte ich es vor wenigen Tagen gesehen; freundlich wie einst sprach mich der Obelisk in den schönen Anlagen und Alleen an, mit der bescheidenen Inschrift: Carl Anselm, Fürst von Thurn-Taxis, ohne zu erwähnen, daß Er es war, der so Vieles beitrug zur Verschönerung der Umgebungen von Regensburg. Mehrere Gartenhäuser haben sich neu erhoben, und es überraschte mich ein geschmackvolles, einfach großes Monument, geschmückt mit einer colossalen Büste, unter welcher man liest:

„Eustach Ch. v. Schultz-Görtz."

An der Vorderseite des Denkmals ist geschrieben:

„Familientreue, Wohlthätigkeit, Bürgersinn, Geselligkeit, Frömmigkeit, Vaterlandsliebe."

Unter der Büste an der Vorderseite des Monumentes:

„Ihm und seinen Tugenden von seinen Freunden und Verehrern. 1824."

Zur linken Seite:

„Geboren zu Schlitz, den 5. April 1737. Gestorben zu Regensburg, den 7. August 1821."

Zur rechten Seite:

„Ausgezeichneter Staatsmann und Bürger."

Unten:

„Demmelmeyer."

Rückwärts sind:

drei Wappen.

Im Theater sah ich Belisar. Der gefeierte Mime, Herr Kunst, gab eben seine erste Vorstellung im zweiten Cyklus seines Gastspiels. Der Charakter des Römers, sowie das unübertreffliche Spiel des Künstlers Kunst haben mich so sehr ergriffen, daß ich wie betäubt das Haus verließ. Herr Waldmann als Justinian, Madame Kalies-Padjera als Antonia spielten sehr brav und vortrefflich war Demoiselle De Druin in der Rolle Irene's.

Passau, den 18. Juni 1834.

Fröhlich soll der Mensch in Hoffnung sein, ja festhalten muß man an Anker und nur der Muthige siniret nicht. So zog ich denn heiter bis hieher nach Passau, wo endlich ein Schiffchen aus Tyrol ankam, mit dem ich, wenn es die Winde wollen, bald gegen Wien steuern werde.

Neun Uhr schlägt die Glocke; auf des Abends heiteren Schwingen wogen melodische Töne militärischer Musik von dem Festungsberge herab; süß bewegt, wie einst so oft in meiner friedlichen Klause, wenn der Wächter neun Uhr rief, ergreife ich die Feder, um Adorinen kürzlich die Reise hierher mitzutheilen.

Die Straße nach Straubing ist nichts weniger als lobenswerth, aber desto herrlicher die Gegend. Fruchtbare Aecker in in unübersehbaren Ebenen, und jenseits der Donau malerische Berggruppen mit Dörfern und Schlössern entzücken des Wanderers Auge. Straubing ist ein hübsches Städtchen an der Donau, mit 6,700 Einwohnern, der Sitz des Appellationsgerichtes für den Unterdonaukreis hat ein Gymnasium, ein Schullehrer Seminar und lebhaften Handel.

Von Straubing fuhr ich nach Bogen. Plötzlich zogen schwarze Wetterwolken einher, und bald stürzten sie furchtbar herab. Die Blitze kreuzten sich, die Donner rollten im Gebirge, zitternd flog das Gefieder durch die empörte Natur. Wir mußten landen, und wenige Minuten vergingen, als mich ein Schauspiel entzückte, wie es keine Fee zu gewähren vermöchte. Wie himmelanragende Obelisken standen die Thürmen von Straubing in westlicher Nebelferne, die Sonne tauchte aus einer Wolke hervor, gen Osten deckte Dunstschleier die malerischen Berggipfeln, und unter zwei Triumphpforten, durch Iris fünffarbigen Gürtel gespannt, lag wie magisch hingedacht, die Landschaft des Marktes Bogen, mit dem Cap des Bogenberges und seiner berühmten Wallfahrtskirche. Schweigend stand ich am äußersten Theile des Nachens, durchschiffte den himmlischen Bogen der Iris, und das Entzücken löste sich in ein lautes: Herrlich! — Von Bogen nach Pfolling und Welchenberg sind abwechselnd fruchtbare Thäler. Nach Deggendorf führte mich ein Bäcker, der unter anderen naiven Bemerkungen sagte, daß Deggendorf und Nauplig die bedeutendsten Wallfahrtsorte für Baiern seien,

denn dorthin wären im Jahre 1813 des Himmels wegen 34,000 Pilger gekommen, und nach Griechenland, meinte er, zogen wohl auch schon eben so viele der lieben Erde wegen; ich bin neugierig, welche von Beiden in ihren Hoffnungen besser fahren werden.

Von Degendorf spazierte ich in anmuthiger Gegend zur Fähre nach Pleintling. Schön ist die Lage dieses Marktes an der Donau, von pittoresken Bergen umgeben, wo das morsche Gemäuer der Felsruine Ikeleberg den Reiz der Landschaft erhöht. Eines der lieblichsten Thäler ist das von Vielshofen, in der Länge einer Meile. Von beiden Seiten sind Hügel mit Nadelgehölz, nahe zur breiten Straße zieht der alte Ister dahin, indeß an der anderen Site der Thalfläche schöne Saaten sich erstrecken. Von dem freundlichen Städtchen Vielshofen geht täglich Abends um sechs Uhr eine Stallfuhr nach Passau. Es sind drei Meilen.

Die Gesellschaft im großen Wagen war klein, aber auserwählt: ein Mann aus Passau, der als Original des Tölpels passiren dürfte; ein übertragenes Stubenmädchen, in der Hand ein Bouquet blühender Blumen haltend; ein Hund, der in treuen Diensten des Postillons ergraute, und ein Bauer aus der neuen Welt, versehen mit fünfzehn Schweifen, sage fünfzehn Pfauenschweifen, mit denen er Handel trieb. Ein Bauer aus der neuen Welt? Ja, doch nicht aus Amerika, wohin so viele Deutsche wandern, daß schon von den Kanzeln herab dawider gedonnert worden, inreß auch nicht von Otto's neuem Hellenenstaate, aus einer viel interessanteren neuen Welt, zwischen Böhmen und Oesterreich, wo sich am Fuße des Dreisesselberges eine unternehmende Colonie niedergelassen hat. Auf der Spitze jenes Berges sollen drei sesselförmige Felsblöcke sein, von denen die Sage geht, daß sich drei Könige aus der alten Welt an der Gränze ihrer Reiche die Hände bieten können. Jene Neuweltmenschen im Winkel zwischen Baiern, Böhmen und Oesterreich treiben starken Schleichhandel mit Taback, Pfauenfedern, Schnittwaaren, Zucker und Kaffee, und nach Baiern hinüber mit Leinwand, besonders aber mit Eisen.

Die Gegend um Passau ist sehr romantisch. Man fährt auf guter Straße, meist an der Donau, neben schönen Gestäden und Ufern. Hier ist die Donau am gefährlichsten für die Schifffahrt, indem da viele Felsspitzen und Sandbänke sind.

Vor dem Dorfe Wörth überrascht ein gigantischer Löwe aus Stein mit der Inschrift:

„Maximilian I., König der Baiern öffnete hier über von keinem Menschen je betretenen Felsen dem öffentlichen Verkehre diese sichere Bahn.

„Zum Denkmal seiner Fürsorge von den Bewohnern des Unterdonaukreises, im Jahre 1823."

Das Denkmal wurde durch Jordan verfertigt. Melancholisch schwebte der Mond über dem Löwen, magisches Licht über die reizende Gegend verbreitend.

Bei den Dörfern Hof, Schelding, Hehning verliert sich das fichtenbewachsene Felsgestade, das Thal erweitert sich, geschmückt mit Aeckern u. Wiesen.

Bei Steinbach erblickt man zuerst die herrlich situirte Stadt, mit ihren Thürmen und Häusern. Dies große Panorama im Schleier des Abends, diese Gärten und Alleen vor der Stadt, benahmen mir den Vorsatz, noch in der Nacht abzureisen, um das Postschiff zu erreichen.

Dem Inn, welcher hier in die Donau fließt, dem Theatergebäude und der bischöflichen Residenz vorüber, kam ich über den Hauptwachplatz hinab in den Gasthof zum wilden Mann, wohin ich Sie, liebe Gräfin, gleichsam Schritt für Schritt geführt habe. Nun folgen Sie mir noch zu der Umgebung von Passau und seinen merkwürdigen Bauten, und fort dann, ich — fort, der Heimath zu! Das Wort Heimath spricht so zauberisch zum Herzen; o, dieser Zauber ist für mich nur ein Grab — nichts, nichts sonst! Traum nur, zerstörter Traum! Zerstörte Träume sind ein schrecklich Nichts! Das Schiff geht ab; im Geiste küsset Adorinen

Ihren

Ludwigh.

Für die Fackel.

Wunder in der Insektenwelt.

Von Carl Funke,
Lehrer in Louisville, Ky

Wir wollen heute den Weg noch einmal nach der Ameisen-Colonie nehmen, die wir das letztemal sahen. Gehen wir aber dort oben am Bergrande hin nach den beiden großen Pappeln. —

„Da laufen unten am Stamme ziemlich viel große schwarze Ameisen."

Nun, größer sind sie auch nicht, als die, welche wir schon sahen, die Holz-Ameise; aber sie leben anders. Du findest hier herum keine Haufen. Nehme ich nun meinen Meisel und steche hier am Fuße des Baumes das Moos und den Rasen weg, siehe, so kommst du in einen Theil der Wohnung dieser schwatzen Ameise (*F. fusca*). Diese Familie aber hat, wie ich sehe, ihre Hauptwohnung in der verrotteten Höhlung des Baumes, wo sie es gar sehr lieben, zu wohnen. Oft gerathen sie auch in alte hölzerne Häuser. Und ob da oder in Bäumen zernagen sie das Holz und machen Tausende von Gängen neben einander auf- und abwärts.

„Ist das diese Ameise? O, ich habe in N. ein Haus gesehen, dessen ganzen unteren Stock man mit neuen Balken versehen mußte. Alle alten Schwellen und Säulenbalken waren so durchzogen, daß man sie mit der Hand zusammendrücken konnte. Um aber auch die Amei-

sen mit zu vertilgen, setzte die im Hause wohnende Frau an verschiedenen Stellen Un ertassen, die sie mit starkem klebrigen Syrup ausgestrichen hatte. Alle Stunden konnte sie in jeder Tasse eine sehr bedeutende Menge Ameisen mit kochendem Wasser todt brühen."

Dies kommt hie und da vor, aber doch nicht sehr häufig. Ich kenne auch einen, aber auch nur Einen derartigen Fall. Nun aber, Freund, untersuche einige Fuß vom Baume rings um ihn her den mosigen Boden.

„Ah! Hier ist unter dem Moose ein Gang, der ziemlich glatten Grund hat!"

Hier sind noch mehre dergleichen. Untersuche einmal, wie lang er sich fortzieht. —

„Er geht bis hierher an diese Stelle, die doch wenigstens 25 Fuß von der Pappel entfernt ist."

Dies sind ihre Straßen, auf denen sie ausgehen, um ihre Geschäfte zu besorgen und wieder ungefährdet heimzukehren.

„Das habe ich noch nicht gesehen, so merkwürdig es auch ist."

Und so wie du, Millionen, weil sie sich nicht die Mühe nehmen, diese kleinen verachteten Geschöpfe zu beobachten, die so viel Wunderbares uns darbieten. In der Kirche hat man es bequemer, da thut ein Anderer die nutzlose Arbeit für uns; und ist das Gesalbader zu kraft- und saftlos, so kann man doch wenigstens ein ungestörtes Schläfchen machen. Auch kann man bei solchen Beobachtungen durchaus nicht nachdenken, so wie man es bei einer Predigt in der Kirche kann, wie man durch ein Linsengericht seinen Bruder und Nächsten über's Ohr hauen kann. O Wahrheit! O Ehrlichkeit! Doch wir wollen weiter und die Prediger der Gnade ihres Gewissens empfehlen. — In alten Baumstumpfen oder umgeworfenen Bäumen lebt auch, wie die schwarze, die Roßameise (*F. Herculanea*), aber in kleinen Familien. Auch sie meiselt eine große Menge stets un er ein-

ander verbundener neben eina der liegender senkrechter Gänge aus.

Nun hier kommen wir wieder zu unsrer *F. rufa*,

„Aber ich habe doch das Nest ziemlich zerstört, und jetzt ist es wieder wie unbeschädigt! Können sie das so schnell wieder herstellen?"

Viele Hände geben Ende, und Morgenstunde hat Gold im Munde. Am frühen Morgen ist Alles herzugeeilt und Alles hat mit Eifer und rastlosem Fleiß zugegriffen. Uebrigens hattest du nur einen kleinen Theil des Nestes zerstört. Solcher Säle, wie du zwei blos legtest, giebt es in dieser Wohnung vielleicht an 16 — 18. Dann kommen erst die Kellerwohnungen, deren es wohl eben so viele unter einander gibt.

„Das ist erstaunlich! Ich möchte es sehen und doch will ich sie nicht noch einmal stören!"

Dann will ich es thun, um dir noch etwas Anderes zu zeigen. Stelle dich hieher, der Sonne gegenüber. Nun wühle ich ein — —

„Ich sehe ganz feine Dampfstrahlen in Bogen nach allen Richtungen hinfallen."

Siehe, das ist die Ameisensäure, die den äußerst starken angenehmen Geruch giebt u. auf unserer Haut als ein Gift wirkt, denn wühlt man einigemal hinter einander in den Ameisenhaufen herum, so schält sich die Haut von den Händen ab. — Jetzt krübbelt und wibbelt aber Alles, jetzt sind sie wüthend. Nimm einmal diese Ameise von meinem Finger!

„Sie läßt nicht los!"

Nein, sie läßt nicht los, ich muß sie zerreißen. — Jetzt können wir auch die Colonie ganz untersuchen, denn diese Familie verläßt nun doch ihren Platz. Wenn sie 2—3mal gestört werden, so legen sie in einiger Entfernung eine andere Wohnung an, und tragen ihr Eigenthum nach und nach dahin. Oft thun sie dies auch ohne Störung freiwillig, wenn sie sich bei der ersten Anlage geirrt haben, daß z. B. der Platz zu düster und feucht, oder daß er zu nahe am Wege oder dergl. ist.

„Jetzt sehe ich die vielen Säle und Gänge und Scheidewände. Es ist merkwürdig!"

Es ist nicht blos merkwürdig, es ist wunderbar, wenn man bedenkt, welch' kleine Thiere es sind, die so große und zweckentsprechende Baue ausführen, es wird aber noch wunderbarer, wenn man daran denkt, daß Tausende von Baumeistern einen so geordneten Bau ausführen, während es bei den menschlichen Baumeistern mit Recht heißt: Viele Köche verderben den Brei.

Wenn zwei Ameisen-Colonien sich einander zu nahe kommen, wenn sie auch derselben Art angehören, so entsteht zwischen den aus beiden sich Begegnenden stets ein Kampf auf Leben und Tod, indem sie sich zu zerbeißen und zu vergiften suchen. Sie stecken dabei den Hinterleib zwischen den Beinen vor. Sind andere von der einen oder der andern Colonie in der Nähe, so eilen sie zu Hülfe. Ob aber jene regelrechten Kämpfe, wie sie der alte Ameisenkundige, Huber und nach ihm Oken beschreiben, vorkommen können, lasse ich dahingestellt, da mir in meiner mehr als 20jährigen Praxis nichts der Art zu Gesicht gekommen ist.

Erwähnen will ich noch der Wanderameise (*F. Captratotes*), die uns ein Fräulein von Merian verführt. Sie lebt in 6—8 Fuß tiefen Höhlungen in der Erde; verläßt diese aber jährlich und wandert aus. In Cayenne werden sie Jägerameisen genannt und sind für die Bewohner, deren Häuser sie der Reihe nach besuchen, statt einer Plage, eine Wohlthat, denn sie säubern das Haus vollständig von allem Ungeziefer, das in diesem „gesegneten" Lande gewiß in nicht geringer Menge vorhanden ist. Da giebt es Ratten, Mäuse, Scorpionen, Spinnen, Tausendfüße, Kakerlaken, Schaben, Mosquitos und wie diese lieben Gesellschafter des Menschen alle heißen. Aber Nichts von alledem wird von der Wan-

derameise verschont. 1—2 Tage vorher wird ihre Ankunft von einer Art Ameisen-Drossel verkündiget. Dann öffnen die Bewohner Kisten und Kasten und verlassen das Haus, welches sie, wenn nicht die Ameisen kämen, des Ungeziefers wegen ganz verlassen müßten. Kommen diese aber, so reinigen sie es in Zeit von 5—6 Stunden. Keine Fuge und Spalte ꝛc. wird von ihnen ununtersucht gelassen, und was darin verborgen ist, wird hervorgezogen und als gute Beute behandelt. Nachdem sie alles Gefundene getödtet und vor das Haus geschafft haben, so halten sie ihr Mahl. Aber nun kommen auch die Vögel auf sie herab, und verzehren Tausende. Endlich setzen die Ameisen ihren Weg fort und das gesäuberte Haus ist wieder bewohnbar.

Nun, glaube ich, könnte es uns nach unserer ermüdenden Wanderung nichts schaden, wenn wir im Bache dort ein erfrischendes Bad nähmen.

„Ich werde auf Sie warten, da ich der Bremsen wegen nicht gern im Freien bade!"

Nun dann lernst du gleich eine neue Ordnung der Insekten und mit ihr manches Wunderbare kennen. Ich meine die Zweiflügler (*Diptera*), welche einen Saugrüssel, 6 Füße und 2häutige Flügel haben. Die meisten von ihnen sind durch die Orte merkwürdig, und wie sie dahin gelangen, wo sie ihren Larvenzustand verleben.

Da sind zuerst die Bremsen, die und da auch Bremen genannt.

„O ja, die die Kühe und Pferde so arg stechen und plagen."

Dieselben; nur plagen sie nicht durch einen schmerzhaften Stich, sondern sie plagen durch ihre Nachkommenschaft. Da ist die Ochsenbremse; diese legt ihre Eier auf den Rücken des Rindviehes. Die später ausgekommene fußlose Larve kehrt sich nun in die Haut des Thieres. Dadurch entsteht ein eiterndes Geschwür, und eben der Eiter ist die Nahrung der Larve.

„O, ich erinnere mich, daß wir als Knaben, wenn wir an unseren Kühen Buckel bemerkten, dieselben von zwei Seiten stark drückten, und daß dann eine große Made, fast so groß, wie ein Engerling heraus kam. Aber wie wird denn aus dieser Larve eine Bremse?"

Wenn die Zeit der Verwandlung gekommen ist, so verläßt die Larve ihre zeitherige Speisekammer und läßt sich auf die Erde herabfallen und verpuppt sich hier und liefert dann die spätere Bremse.

Allerdings giebt es auch einige andere Arten, die dem Rindvieh und den Pferden das Blut aussaugen. Ihre Larven aber leben in der Erde oder im Miste.

Noch merkwürdiger, als die Ochsenbremse, suchen die Pferdebremsen ihre Brut an den rechten, passenden Ort zu bringen. Ihre Larven leben nämlich im Magen der Pferde.

„Nun, darüber würde ich lachen, wenn Sie mir nicht schon so viel Wunderbares erzählt hätten! Die Bremse kann doch nicht bis in den Magen kriechen?"

Dessen bedarf es nicht. Die Pferde lecken oft ihre Nasenlöcher sowohl, als auch die Knie ꝛc. Dahin nun legt die Bremse ihre Eier, und ist nun sicher, daß sie in den Magen kommen. Ist endlich ihre Zeit gekommen, so gehen sie mit dem Kothe ab.

„Da staunt man in der That über die merkwürdigen Verbindungen, welche die Natur zu Wege bringt."

Auch die Schaafe und Ziegen haben derartige Einwohner; zwar nicht im Magen, sondern in den Nasenhöhlen, wo sie sich von dem Nasenschleim nähren und oft schmerzhafte und gefährliche Krankheiten erzeugen.

In diese Ordnung gehören auch die vielen Arten Fliegen, von den Süddeutschen fälschlich „Mucken" genannt.

„Da möchte ich aber nur wissen, wo diese unzähligen Schwärme von den Stubenfliegen herkommen."

Das Räthsel kann ich dir lösen. Wenn vor 14—16 Tagen eine Fliege ihre Eier legte und sie lebt noch, so kann sie heute schon mit ihren Kindern aus Einer Schüssel essen. Ihre ganze Verwandlung vom Ei an braucht nicht mehr Zeit. Nimm nun blos die Nachkommenschaft einer einzigen Fliege in einem Sommer an und du wirst Millionen haben.

„Es ist aber doch ein unausstehliches Geschöpf, und wo die Weisheit der Natur bei ihrer Schöpfung gewesen ist, weiß ich nicht!"

Da haben wir's wieder! Weil sich dir zuweilen eine auf die Nase setzt oder im Mittagsschläfchen stört, möchten sie mit einem Schlage aus der Schöpfung verbannt werden, ohne zu bedenken, daß wenn ein Glied in der großen Kette der Geschöpfe verbrochen wird, die ganze Kette nachfolgen muß. Warum aber setzest du in deinem Zimmer kein Fliegengift auf?

„Ach, das hilft auch nichts! Ich kann es thun, und am Abende ein Quart todter Fliegen hinauswerfen, so sind doch am andern Tage gerade so viel wieder da."

Du hast recht! So viele Fliegen auch durch das Gift getödtet werden, so werden andere doch erst recht durch den Gebrauch wieder in das Zimmer gelockt. Das beste Gift gegen sie ist strenge Reinlichkeit gepaart mit etwas Dunkelheit in den Gemächern. Im Zimmer, wo Koth und Unflath herrschen, Ueberbleibsel von allen Arten Eßwaaren umherstehen oder kleben und dergleichen, von ungereinigten Kindern gar nicht zu sprechen, wird man auch stets einen Fliegenschwarm finden, und wenn man sie täglich auch Buschelweise vertilgte. Es wäre aber auch entsetzlich, wenn man sie völlig vertilgen könnte, und vertilgte. Diese unzählbaren Millionen, allerdings eckelhafter Thiere sind doch ungemein große Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Sie verzehren ungeheure Massen stinkenden und die Luft verpestenden Unflathes. Ohne sie und die aasfressenden Vögel und die Todtengräber (*Necroph*) und die Mistkäfer wäre das Menschengeschlecht längst an pestartigen Krankheiten abgestorben.

„Wunderbar! Sie sind so widerlich und doch unsere Wohlthäter!“

Ja so ist es. Und die Natur selbst hat durch die ungeheure Vermehrung derselben dem Menschen einen Riegel vorgeschoben, sie auszurotten.

„Wo legt denn die Fliege ihre Eier hin; man findet doch nirgend deren so groß, daß eine Fliege daraus kommen könnte?“

Die Fliege legt sehr kleine Eier an schmutzige Orte, am liebsten in Ställe. Daraus kommen von Kothe lebende kleine Larven, die sich in braune Puppen verwandeln. Aus ihnen werden die Fliegen geboren. Und merke dir ein für allemal, daß alle Insekten, welche eine vollkommene Verwandlung durchmachen, nicht wachsen im vollkommenen Zustande. Sie bleiben so groß oder klein, als wie sie aus der Puppe sich befreiten. Nur diejenigen Insekten, welche im vollkommenen Zustande aus dem Ei kommen, wachsen, wie z. B. die Laus. Doch davon auf einem späteren Spaziergange. Dies nur einstweilen, damit es dir nicht geht, wie einst dem *Dr. med. B.* Er besah eines Tages meine Käfersammlung. In einem Kasten, worin die Mai- und Brachkäfer ꝛc. staken, schien er sich bekannt zu fühlen. „Da sind Maikäfer, sagte er; ach da haben Sie auch junge, fügte er bei, als er den Gartenkäfer (*Anisoplia horticola*) sah! Ich schämte mich für ihn als *Dr. Med.* vor meinen jungen Kindern, die sich einander lächelnd ansahen und verwundert, daß ein so großer Mann solch albernes Zeug rede. Siehe, durch einige Beobachtungen kann Jeder solchen Fatalitäten ausweichen.

„Ich danke Ihnen, wie für so vieles Neue, auch besonders für diese Mittheilung. Ich habe wirklich bis hieher geglaubt, die Käfer, Fliegen ꝛc. wachsen auch, da ich doch oft sehr kleine Fliegen sah.“

Diese sind keine Stubenfliegen, sondern andere und kleinere Arten, trotz ihrer Aehnlichkeit. Doch jetzt laß uns in dies Farmhaus gehen und ein Glas Milch trinken. Da kommt ganz gelegen der Farmer aus der Erndte. Nun, Herr, wie fällt dies Jahr die Weizenernte aus?

„Kaum eine Mittelernte wirds. Die Hessenfliege hat zu arg gewirthschaftet!“

„Ich habe nun doch so viel schon von der Hessenfliege gehört, und weiß doch nichts Näheres!“

Es ist dies eine sehr kleine Fliege, deren Flügel auch schwarz und nur an der Wurzel rothbraun sind. Sie ist ein wirklich amerikanisches Thier, ein *native*, und hat mit den Hessen oder deren Lande auch nicht die Spur zu schaffen. Freilich war sie früheren Zeiten nicht beachtet worden, da sie weniger häufig, weil auch ihre Nahrung nicht sehr häufig war. Im Jahr 1788 aber hatten sie den Weizen gar mitgespielt. Es heißt, daß in der Erndte die Hälfter von ihnen so voll waren, daß jede Schüssel jedes Trinkgefäß damit angefüllt war. Sie verbreitete sich nach und nach von der Küste aus über das Land und die in den Naturwissenschaften sehr jungen Amerikaner waren, und sind wohl heute noch zu einem guten Theil, der Ueberzeugung, daß dieses Thierchen mit den 1776 bei New York gelandeten hessischen Landeskindern eingefahrt worden sei. Sie ist aber, wie schon bemerkt, ein speciesisch amerikanisches Thier. 1789 war sie schon gegen 200 Meilen weit ins Innere des Landes vorgedrungen und jetzt macht sie dem Farmer allenthalben großen Verdruß. Der schändliche Name „Hessenfliege“ blieb. —

Nun aber laß uns weiter wandern. Unterwegs erzähle ich dir noch von einer andern, und zwar von allen Menschen gehaßten Zweiflügler, ich meine die „Stingmücke, Stechschnacke, Moskuito.

„Nun, wenn ich auch Alles g'laube, so kann ich doch nie glauben, daß Sie diese schändlichen Blutsauger in Schutz nehmen können. Ich wollte diesem Ungeziefer allenfalls noch das Tröpfchen Blut verzehren; allein ihr jämmerliches Gesinge nie. Dies kann Einen zur Verzweiflung bringen.“

Wenn ich sie nun aber doch in Schutz nehmen würde?

„Neugierig wäre ich darauf doch!“

Diese Neugierde hättest du schon befriedigen können, wenn du den Artikel: Moos und Muskiten von C. Hering *pag.* 55 Januarheft 1864 der deutsch-amerikanischen Monatshefte von C. Butz gelesen hättest. Es heißt dort: „Als ich im Lande der Muskiten war, da bemerkte ich, daß die Stubenfliegen — sie sind ganz dieselben wie hier, und gerade so unverschämt, und die Muskiten auch dieselben wie hier — ein sonderbare Wahl treffen. Hängt man einen schwarzen Hut an die Wand, und einen weißen daneben, so setzen sich die Muskiten an den schwarzen Hut, die Fliegen aber an den weißen; die letzten sind also Lichtfreunde, und stören uns daher in unserem Mittagsschläfchen, die andern sind Gefährtinnen der Nacht. Nun wollte ich wissen, weil ich dem Gegensatz in den Dingen der Schöpfung nachforschte, der sich z. B. bei den Raupen in der Farbe zeigt, wo die Gegenfarbe sehr oft zum Vorschein kommt, das Roth bei der Raupe wird sehr oft grün bei den Faltern und eben so umgekehrt; aber sehr oft ist noch keine Regel — doch darüber ein andermal. Also weil die Stubenfliegen Lichtfreunde sind, ihre Maden aber, wenn man sie beobachten will und untersuchen und hat halb überschattete Gefässe, mit großem Eifer sich immer ins Finstere hineinarbeiten, das Licht scheuen wie ächte Dunkelmänner, weil also die Fliegenmaden das Finstere lieben, und die fertigen Fliegen das Helle, so wollte ich wissen, ob das auch bei den Mücken sich umkehre, und ob da die Maden sich nach dem Lichte ziehen. So wars denn auch. Ich stellte eine Reihe halbverdunkelter Gläser auf den Tisch in die Sonne, die Gläser waren mit Wasser aus stehenden Lachen gefüllt und jedes Glas enthielt ein Menge Mückenwürmchen oder Schneckenlarven, oder Wassermaden, aus

denen sich die Muskiten entwickeln. Alle ruderten eifrig nach dem sonnigen Lichte.

Als ich nun eine halbe Stunde darauf wieder zu den Gläsern kam, bemerkte ich zu meinem Erstaunen: das unreine Wasser war hell und klar und rein geworden. Das konnte nun aber nicht geschehen durch Abschmelzen und Verbinden des Abgeschmolzenen mit je dem Wasser beigemengten Theilen, denn die Maden sind wie die Raupen, sie haben eine geronnene erstarrte Hautoberfläche; wenn ihnen diese durch das Wasser zu enge wird, so zersprengen sie dieselbe, und kriechen mit einer neuen, weichen, zarten, ausdehnsamen Haut versehen heraus — wäre nicht eine hübsche Einrichtung, wenn unsere Mädchen auch so mit neuen seidenen Kleidern aus den alten herauskriechen? — Die Mückenmaden ringen und strecken sich wie die Kinder beim Aufwachen, und fressen dann wieder desto eifriger fort. Meine kleinen Maden mußten also das, was das Wasser unrein machte, verzehren, etwa wie die Raupen die Blätter. So wie diese den unbrauchbaren Abgang von den Zweigen hinabrollen lassen, sank ihr Abgang im Wasser und blieb auf dem Boden liegen. Nun machte ich noch eine Menge Versuche und überzeugte mich bald: zersetzte Pflanzenstoffe waren ihre angewiesene Nahrung. Die kleinen grünen, schleimigen, faserigen Pflanzen, vielleicht mitsammt jener kleinen darin sich bildenden Urthierchen, kurzum das, was uns das Wasser der Sümpfe untrinkbar macht, eben das verzehren sie; und man muß nur nicht etwa meinen, das wäre wenig. Ein einziges thätiges Würmchen reinigt in etwa einer Stunde mindestens eine halbe Pint Wasser. Jeder Arzt weiß, daß thierische faulende Stoffe, so sehr sie auch die Nase kränken und so sehr sich die Lungen darüber entsetzen, doch nicht so wesentlich der Gesundheit schaden, wie man aus dem Widerwillen vor dergleichen schließen könnte. Zwar, daß ein solcher Gestank ersticken kann, wenn er gar zu dick wird, versteht sich; gesund ist er keineswegs, aber man weiß, daß die Anatomen gewöhnlich alt werden, ebenso wie die Lohgerber und Leimsieder. Dagegen ist bekannt, wo Pflanzen faulen und besonders nachher, wenn dergleichen durch die Sonne beschienen wird, und zu trocknen anfängt, was da sich der Luft mittheilt. Was dann aus dem Zeuge für Gase kommen mögen, ist auch eine große Rücksicht. Allerdings wissen wir es noch nicht hinreichend mit der Wissenschaft zu erreichen, aber desto sicherer durch die Erfahrung. Aus den Sümpfen kommen die Seuchen. Das stehende Wasser in Pfuhlen und Lachen ist es, mit seinen faulenden, sich zersetzenden Pflanzen, was die Lüfte verpestet; obendrein durch die Sinne nicht wahrnehmbar, steigt es alle Nächte tückisch aus dem Boden auf und bildet Luftschichten, die sich mit großer Zähigkeit an alle Pflanzen anhängen und an alle sich darbietenden Oberflächen, den wahrsten Thieren verderblich, den Menschen aber am allerärgsten.

Unermüdlich nun zerstören diese kleinen Thiere das Faulende im Sumpfwasser. Nehmen wir das Allergeringste als Maaßstab: eine halbe Pint in der Stunde für ein Würmchen; ein Jeder kann sich davon überzeugen, daß ein solches Thier jeden Tag, auch wenn wir ihm acht Stunden Ruhe zugestehen, eine Gallone reinigt. Das macht in seinem kurzen Leben, was etwa 3 Wochen währt, schon 21 Gallonen für jedes. Daß es Millionen Muskiten giebt, räumt Jeder ein, den sie einmal im Schlafe stören. Die Hauptsache aber, die wißt Ihr nicht und solltet es doch wissen. Alle die Muskiten, die Euch nächtliche Besuche machen sind junge ganz unschuldige Mädchen. Darum sind sie auch so artig und singen. Da kommen sie denn mit einander, und wollen jedes nur etwas Oel auf ihre Lampen, ein so winziges Tröpfchen, daß ihrer ein ganzes Dutzend mit einander Euch noch keinen ganzen Tropfen Blut rauben. Und nur einmal in ihrem ganzen Leben thun sie's! Haben sie ihr Theil, so setzt sich eine jede still und bescheiden irgendwohin an die Wand. Sie hat als Made 21 Gallonen Sumpfwasser unschädlich gemacht. Vergeßt es nicht, Ihr Undankbaren, sie hat sich Verdienste erworben! Wenn sie still und ruhig ihre winzige Mahlzeit verdaut hat, fliegt sie fort, im Abendsonnenschein wird Hochzeit gehalten, hernach fliegt sie weiter, bis ihr zartes Näschen Sumpfluft wittert. Dort entledigt sie sich ihrer anwachsenden Bürde mit einer Kunst und einer Vorsicht, wie sie die Menschen bewundern sollten, u. legt Euch 300 Eier u. – stirbt. Aus diesen Eiern schlüpfen aber 300 Maden. Diese reinigen an der giftigen Quelle der Sumpfluft in ihrem Lebenslaufe 6000 Gallonen. Das ist es, wozu das 1/12 Tröpfchen Blut, ja kaum die Hälfte ist's, dieselbe befähigte. Nun rechnet Euch das Weitere aus.

Eine einzige erschlagene Jungfrau an der Wand würde, wenn es nicht noch andere Hindernisse gäbe, möglicherweise, da sie jeden Sommer 6, ja 7mal ihren Beruf erfüllen, und Geschlechter auf Geschlechter sich drängen, 6000 Billionen Gallonen Wasser durch ihre Nachkommen unschädlich haben machen können. Freilich ist nur die Möglichkeit gegeben; aber das ist's gerade, was Ihr zerstört! Zerstört mit einem Schlage eine solche Möglichkeit, und warum? Barbarische Rachsucht ists! und Unwissenheit! Eine einmal pollgesogene Mücke thut Euch nichts mehr zu Leide. Darum laßt sie ruhig verdauen und nachher davon fliegen und ihren Beruf erfüllen.

„Nun, wahrhaftig, ich weiß gar nicht, was ich daran denken oder dazu sagen soll! Mir steht ordentlich der Verstand still!"

Nein, nein, jetzt nicht; er hat früher still gestanden. Jetzt ist er in Bewegung gesetzt und du bist auf Beobachtungen hingewiesen, die du selbst leicht machen kannst. Nun für heute leb' wohl!

„Wenn aber machen wir die nächste Excursion? Ich kann es kaum erwarten."

Den ersten freien Tag.

Für die Fackel.

Theologie und Moral.

Von S. Ludwig.

Unsere Herren Doktoren der Gottesgelehrtheit behaupten, daß die „Erleuchtung der Menschen in unserer Zeit" einzig und allein die Folge der christlichen Religion, folglich diese die einzig wahre und heilbringende sei. Abgesehen davon, daß der Begriff von Gott ein Begriff ist ohne Object, der blos in der Subjectivität des Menschen liegt und auf die verschiedenste Weise gedacht wird, ist es eitle Anmaaßung, der christlichen Theologie und Moral einen Vorzug vor der heidnischen zu geben. Der Glaube an eine Sache ist noch lange kein Beweis für die Existenz oder Wahrheit derselben. Und haben auch alle civilisirten Völker irgend eine Religion und Theologie; glaubten und glauben auch hervorragende Gelehrte an einen Gott; so sind doch alle diese Religionen so sehr von einander verschieden, und der Gottesglaube solcher Gelehrten so ganz des erforderlichen Beweises bar, daß der kühne Forscher sich unmöglich von solchen Dingen überzeugen lassen kann, die blos „auf Glauben" beruhen. Uebrigens wollen wir zeigen, daß es längst vor dem Christenthume Menschen gab, die an Einen Gott glaubten und Moral lehrten.

Herr Voß sagt: Ein wohlunterrichteter Christenknabe weiß mehr von Gott und Tugend als Sokrates. In der That? — Auch der Kirchenvater Tertullian setzt die Kenntnisse eines Handwerksmannes, der ein Christ ist weit über die Kenntnisse der berühmtesten Philosophen des Heidenthums. Ich aber sage: der Christenknabe, der Handwerksmann, der Christ ist, und der berühmteste heidnische Philosoph wissen so viel von Gott als der Affe von Metaphysik weiß. Wir wollen hier jedoch blos nachweisen, daß die Menschen im Punkte der Religion durchaus nicht erleuchteter sind, als sie es vor der Ankunft des Fabelkönigs Jesus Christus waren.

Vom Dasein Gottes.

Grotius, sagt Freret, der eine große Belesenheit in den Schriften der Alten hatte, zeigt in seiner „Wahrheit der christlichen Religion," daß die Heiden über die Gottheit ebenso gedacht haben, wie die Juden, und daß die christliche Moral den vernünftigen Heiden lange vor Christo bekannt gewesen. Die polizirten Nationen, erkannten alle eine Gottheit, haben Aristoteles, und nach ihm Cicero, schreiben, daß alle Menschen darin einig wären, daß ein Gott existirte. Sie gingen sogar so weit, daß sie diesen Begriff von einer Gottheit für angeboren hielten. Dieser Meinung war auch Dio Chrysostomus, Jamblich und der Kaiser Julian. Die berühmtesten Gesetzgeber waren überzeugt, daß der Glaube an eine Gottheit ein Fundament-Artikel wäre, ohne den kein Staat bestehen könne. Zaleukus fing seine Gesetze damit an, daß alle Lokrier von dem Dasein einer Gottheit müßten überzeugt sein. Plato glaubte, daß kein vernünftiger Mensch an der Existenz Gottes zweifeln könne. Xenophon hielt keine Wahrheit für so evident, wie die vom Dasein Gottes. Cicero schreibt, daß keine einzige Nation, sie möge so wild sein, wie sie wolle, das Dasein eines Gottes verleugnen könne, womit auch Seneka einstimmt. Die Kirchenväter, als z. B. Irenäus, Arnobius, Gregorius von Nazianza, Clemens von Alexandrien, Laktanz, haben ebenso von den Heiden gedacht.

Gott ist ein Geist.

Plato war einer der vornehmsten Philosophen von denen, welche behaupteten, daß Gott unkörperlich wäre. Man darf nur seinen Timäus lesen, um sich vollkommen davon zu überzeugen. Er hält den Körper für ein Zeichen der Unvollkommenheit und folgert daraus, daß, da Gott das vollkommenste Ding sei, er nothwendig unkörperlich sein müsse. Eben so dachten seine Schüler. Diese Philosophen, schreibt Augustin von ihnen, deren Ansehen und Verdienste alle übrigen übertreffen, haben sehr wohl eingesehen, daß Gott nicht körperlich sein könne. Der höchste Gott, sagt Porphyr, ist unkörperlich und untrennbar. Eben diese Immaterialität suchte auch Aristoteles zu beweisen. Anthistenes wollte nicht, daß man sich von Gott ein Bild machen sollte, und schon vor ihm hatte Numa Pompilius solches durch ein Gesetz verboten. — „Gott," schreibt Cicero, „kann nicht anders als ein von aller Materie abgesonderter Geist, der Alles weiß, Alles bewegt, und von Ewigkeit her sich selbst bewegt, vorgestellt werden." Delion versichert in seinen Reisen, daß in den heiligen Büchern der Indianer enthalten sei, daß Gott ein Geist sei, unermäßlich und ewig.

Einigkeit Gottes.

Die Einigkeit Gottes erkannte Plato und alle seine Schüler. Plotin setzt überall einen einzigen Gott voraus, und eben das thun Jamblich, Porphyr und andere. Aristoteles und seine Anhänger waren gleichfalls dieser Lehre zugethan. Er sagt, es giebt nur einen Gott, dem man aber verschiedene Namen gegeben hat. Er führt die Verse vom Orpheus an, worin Gott der Urheber aller Dinge genannt wird. Die Heiden, welche weder die Christen disputirten, waren in dem Artikel von der Einigkeit Gottes mit diesen einverständig. „Welche Wahrheit habt ihr uns gelehrt," sagt Laktanz zu einem von ihnen? „Ihr wollt das Heidenthum verfechten und ihr werfet es selbst übern Haufen, da ihr den höchsten Gott lobt, den ihr den Herrn der Herren, den Gott der Götter, den Schöpfer Himmels und der Erden, den Urquell aller Güter, und den Vater aller Menschen nennt. Derjenige Heide, der wider den Arnobius schrieb, er-

klärte es für eine Verläumdung, wenn Christen behaupteten, daß die Heiden Götzendiener wären.

Nicht alle Philosophen, sondern auch ganze Völker hielten die Einigkeit Gottes für eine ausgemachte Wahrheit. Tertullian behauptet, daß es eine allgemeine Meinung der Heiden sei, daß es ein höchstes Wesen gäbe, welcher der Fürst der Welt und dessen Gewalt und Ansehen vollkommen wäre. Seneca trägt kein Bedenken, die den Göttern beigelegten verschiedenen Namen von verschiedenen Eigenschaften des höchsten Wesens zu erklären. Maximus von Tirus behauptet daß der unter den Völkern eingeführten verschiedenen Glaubensartikel ohngeachtet, sie doch darin einig wären, daß sie sämmtlich nur einen Gott einen Vater der Götter glaubten. Einige Gelehrte behaupten, daß in den Mysterien der Heiden die Einigkeit Gottes als ein Fundamental-Artikel sei gelehrt worden.

Die Aegypter hatten ihres Aberglaubens ohngeachtet, doch nur einen Gott, welcher der Vater aller übrigen Götter und Creaturen war. Die Slaven und andere nordische Völker glaubten nur an einen Gott. Die Indianer haben einen obersten Gott. Die Einwohner des Königreichs Jugarethe glauben an einen Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, jedoch beten sie auch den Teufel an, weil sie ihn für den Statthalter Gottes auf Erden halten. Die Jiguianner meinen, daß der höchste Gott viele Götter unter sich habe, daß alles Gute auf der Welt von ihm und alles Böse vom Teufel herkomme. Eben das war der Glaube der Bewohner von Formosa. Sie glaubten an einen allmächtigen Gott, den sie aber für ein böses Wesen hielten, welches sich jedoch durch Opfer besänftigen ließe. Die Amerikaner hatten gleichfalls einen Begriff von einem höchsten Wesen, welches Schöpfer Himmels und der Erden war, und verschiedene Namen führte. Endlich hatten die Einwohner von Madagaskar, die Malabaren und selbst einige Wilden in Canada eine Idee von einem höchsten Wesen, von dem sie glaubten, alles abhienge.

Die Dichter waren mit den Philosophen einverstanden, daß es nur Einen Gott geben könnte. Homers Jupiter ist stärker als alle andere Götter und Menschen zusammengenommen. Virgils Gott regiert die Götter und die Menschen.

Aufgeklärte Heiden hielten die Vielgötter für eine Entehrung der Gottheit. Tertullian gesteht es selbst, wenn er frägt: „Seid ihr nicht überhaupt genommen darin einig, daß es ein Wesen giebt, welches mächtiger ist, als alle übrige, das man den Herrn der Welt nennen kann und unter dessen Befehlen die andern Gottheiten stehen?“ Maximus der Heiden erklärt es gegen Augustin für eine Narrheit die Einigkeit Gottes zu leugnen. Er entschuldigt den Götzendienst der Heiden damit, daß die verschiedenen Gottheiten blos die verschiedenen Tugenden des höchsten Wesens andeuten sollten.

Unveränderlichkeit Gottes.

Plato beweiset aus der Vortrefflichkeit der göttlichen Natur ihre Unveränderlichkeit. „Gott,“ sagt er, „der ganz vollkommen ist, muß immer der nämliche sein.“ Seine Schüler haben diesen Satz beständig behauptet. „Sie sehen wohl,“ schreibt Augustin, „daß der höchste Gott dem Wechsel nicht unterworfen sein könne.“ „Sich verändern oder etwas bereuen,“ sagt Maximus von Tirus „ist nicht nur dem Wesen eines Gottes, sondern sogar eines weisen Menschen zuwider. Der, welcher das Bessere erwählte, war vorher im Irrthum, und der, welcher das Schlimmere wählte, ist gar nicht zu entschuldigen. Gott ist diesen Veränderungen nicht unterworfen, weil er nicht Böses thun kann.“ Das göttliche Wesen behauptet Jamblich ist unveränderlich. Proklus und Philolaus hielten die Unveränderlichkeit für eine nothwendige Eigenschaft Gottes. Der Philosoph Sallustius sucht die Unveränderlichkeit Gottes aus seiner Ewigkeit und Unabhängigkeit zu erweisen. Nach dem Seneca ist Gott unveränderlich, weil er immer das Beste thun muß.

Ewigkeit Gottes.

Kann man wohl einen Gott gedenken, der nicht von Ewigkeit gewesen wäre: sagt Cicero? Thales antwortete auf die Frage, welches das älteste Ding sei, daß es Gott wäre, welcher ohne Anfang und Ende existirte. Plato's Gott ist von Ewigkeit her. Poltin und Proklus glauben, daß diese Wahrheit von keinem vernünftigen Menschen bezweifelt werden könne. Aristoteles behauptet, daß die Ewigkeit Gott eben so wesentlich sei, als die Wirklichkeit. Plutarch beruft sich zum Beweis dieser Wahrheit auf die Uebereinstimmung aller Völker. Er glaubt, daß es zwar wohl möglich sei ein Volk zu finden, das keinen Gott glaube, aber er hält es für unmöglich eines zu finden, welches einen Gott glaube, aber seine Ewigkeit und Unsterblichkeit leugne.

Unermeßlichkeit Gottes.

Die berühmtesten Philosophen hielten dafür, daß Gott allenthalben wäre. „Gott sieht euch überall, – bei allen euren Handlungen fürchtet die Gegenwart Gottes, dem nichts verborgen ist,“ predigt Demophilus. Wie könnte sich die Natur in einer so schönen Ordnung erhalten, wenn Gott nicht überall wäre. Die Sonne hat die Kraft eines Erdballs zu erleuchten, und sollte der, der die Sonne gemacht hat, nicht überall sein? sagt Epiktet. Aus dem Lehrsatze, daß Gott überall ist, folgerten Themistius und Simplicus, daß die Wallfahrten zur Ehre Gottes sehr unnütz wären. „Gott,“ sagte sie, „den ihr in entfernten Tempeln anbeten wollt, ist bei euch und überall.“

Allwissenheit Gottes.

Daß Gott eine Wissenschaft ohne Grenzen besitzt, war fast eine allgemeine Lehre aller heidnischen Philosophen und Dichter. Ein alter Philosoph, dem die Frage vorgelegt wurde, ob die Menschen ihre Handlungen nicht der Gottheit verbergen könnten, antwortete, daß Gott alles wisse,

selbst die Gedanken, der Menschen. Valerius Maximus und Clemens von Alexandrien legen diese Antwort dem Thales bei. Sokrates lehrte, daß die Götter alles wüßten, was die Menschen sagten, was sie thäten und selbst ihre Gedanken. Plato hielt es für unmöglich, daß die Götter nicht wissen sollten, was auf Erden geschähe. „Man muß zuförderst wissen," schreibt Arian, „daß es es einen Gott und eine Vorsehung giebt, die sich über alle Dinge erstreckt, vor welcher wir weder unsere Handlungen noch unsere Gedanken verbergen können." „Wir wenden uns mit unsern Gebeten zu den Göttern, denen alles bekannt ist," sagt Seneca. Diese Allwissenheit Gottes erstreckten auch die Heiden nicht allein auf das Vergangene, sondern auch auf das Zukünftige. Die Orakel sind hievon der beste Beweis. „Griechen und Barbarn, schreibt Xenophon, glauben, daß Gott das Zukünftige eben sowohl wisse, als das Vergangene." Auch das, was wir das Ohngefähr nennen, wüßten die Götter. Plato hielt es für abgeschmackt zu leugnen, daß Gott das Zukünftige wisse, und Proklus bewies die Abwesenheit Gottes aus den nämlichen Gründen, aus denen die christlichen Philosophen zu beweisen pflegen. „Gewöhnliche Menschen, sagte Apollonius von Tiana, wissen dasjenige was geschieht, Weisere sehen auch wohl einige zukünftige Begebenheiten voraus, aber Gott sieht alles was geschehen soll, vorher." Ammonius Hermias sucht den Einwurf aus dem Wege zu räumen, den man aus der Freiheit der menschlichen Handlungen, wider die Allwissenheit Gottes zu machen pflegt.

Allmacht Gottes.

In Sokrates Schule war es eine ausgemachte Wahrheit, daß Gott allmächtig sei. Xenophon sagt, die Macht Gottes erstreckt sich über alles. Linus ermunterte die Menschen niemals in ihren Widerwärtigkeiten alle Hoffnung aufzugeben, weil Gott kein Ding unmöglich sei. „Wenn ihr einen Gott glaubt, so wisset auch, sagt Callimachus, daß er alles thun kann was möglich ist." Virgil, Ovid und andere Dichter nennen den Jupiter sehr oft den Allmächtigen.

Güte Gottes.

Zaleukus befahl seinen Bürgern die Götter zu ehren, weil sie die Urheber alles Guten wären, das uns begegnete. Proklus und die Platoniker lehrten einmüthig, daß alles Gute von Gott herkomme. Jamblich widerlegte diejenigen, welche sich einbildeten, daß Gott böses könnte. „Der Mensch nähert sich der Vollkommenheit der Götter, wenn er Gutes thut, sagte Dio Chrisostomus." Seneca ist über die Behauptung der Epikurer, daß sich Gott um die Regierung der Welt nicht bekümmerte, und also auch den Menschen, das Gute, was ihnen widerfährt, nicht erzeigte, sehr böse. Aus der Gewohnheit der Menschen Gott um Gnade anzurufen, glaubt er einen unumstößlichen Beweis führen zu können, daß Gott den Menschen hold sei. Gott ist seiner Natur nach wahrhaftig gut, lehrt Plato. Weil Gott gut ist, so regiert er auch die Welt durch seine bewunderungswürdige Vorsehung, schrieb Alcinous. Nach der Meinung des Numenius ist Gott die Güte selbst, womit Arrian, Hierokles, Proklus und Seneca übereinstimmen. Numa suchte den Römern die Götter deswegen als liebenswürdig vorzustellen, weil sie beständig über das menschliche Geschlecht wachten, und selbige alles Gute von ihnen bekämen. Die Menschen sind dann Gott am ähnlichsten, wenn sie unter einander Liebe üben, sagt Cicero. Die Scithen redeten Alexandern ganz dreist an; „wenn du willst ein Gott sein, als wofür du dich ausgiebst, so mußt du den Menschen Gutes thun, nicht aber ihnen nehmen, was ihnen gehört." Pithagoras hielt es für unmöglich, daß die Götter Böses thun können, und Plato behauptete diese Lehre mit vieler Wärme. Sallustius hielt das Böse in der Welt, wie unsre neuen Philosophen, für die Abwesenheit einer Realität, und bewies daher, daß das Böse nichts positives, sondern blos etwas negatives sei.

Von der Vorsehung.

Was können die Menschen ohne Gott thun, bricht Aeschilus aus. Ohne den Willen Gottes kann den Menschen nichts widerfahren, sagt Theognis. Cicero führt den Ennius an, welcher den Balbus also reden läßt. „Wer kann den Himmel ansehen, ohne vollkommen überzeugt zu werden, daß er von einem höchsten Wesen regiert werde: .... Wer daran zweifeln will, der muß auch an dem Dasein der Sonne zweifeln, denn diese ist nicht sichtbarer als die Vorsehung, die sie regiert. Diese Meinung, fährt er fort, ist auch so allgemein, daß sie durch nichts aus den Gemüthern der Menschen geriffen werden kann, obgleich sonst viele Vortheile mit der Zeit ihren Untergang finden." Wenn sich die Venus beim Virgil an Jupiter wendet, so redet sie ihn also an: „O Gott dein Reich erstreckt sich über die Menschen und über die Götter." Pithagoras bewies dem Abaris, daß alles, was in der Welt geschehe, ein Beweis der Vorsehung wäre Architas glaubte, daß Gott in der Welt das wäre, was ein General bei der Armee ist. Plato behauptete, daß die Vorsehung sich auch auf Kleinigkeiten erstreckt. Das Weltall ist seine Erhaltung der Vorsehung schuldig, ohne welcher es zertrümmern würde. Attikus hielt es für eine große Bosheit die Vorsehung zu leugnen. Hierokles schrieb zum Beweis der Vorsehung ein eigenes Buch. Plotin bewies, daß die Vorsehung sich auch auf diejenigen Dinge erstreckte, welche die Menschen der Vorsehung unwürdig hielten, als auf die verachtesten Thiere, Gewürme und Blätter. Proklus schrieb ein eigenes Werk über die Vorsehung, worin er die zwölf damals bekannten Einwürfe mit aller Scharfsinnigkeit widerlegte und so raisonnirte, als wenn er in der wolfischen Philosophie wäre unterrichtet worden. Aristoteles setzt die Vorsehung Gottes als eine allgemein anerkannte Wahrheit vor-

aus. Seneca hat ein Buch über die Vorsehung geschrieben, worin er unter andern die Schwierigkeit zu heben sucht, wie das guten Menschen so oft in dieser Welt angethane Böse mit der Vorsehung bestehen könne. Er sagt, Gott lasse solches zu, um die Tugend zu prüfen. Antonin berief sich zum Beweis der Vorsehung auf alles was um und neben uns ist. Alexander sagte zu seinen Soldaten, da er der Nachstellung des Philotas entgangen war, daß er solches der göttlichen Vorsehung zu danken habe. Varro behauptete, daß blos diejenigen eine wahre Idee von Gott hätten, welche behaupteten, daß er alles regierte. Dionis von Halikarnaß ist über diejenigen sehr ungehalten, welche die göttliche Vorsehung leugnen. Plinius fängt seine Lobrede auf Trajan damit an, daß er nach alter Gewohnheit die Hülfe der Götter anrufen wolle, weil ohne ihren Willen nichts geschehe. Cicero fängt seine Gesetze folgendergestalt an. „Die Bürger müssen zuförderst überzeuget sein, daß alles darin von ihrer Macht, von ihren Willen und von ihrer Vorsehung abhänge; — daß sie die Völker mit Wohlthaten überhäufen; — daß sie die geheimsten Gedanken der Menschen wissen, — das Innerste ihres Herzens ihnen nicht verborgen ist, und daß sie das Gute belohnen und das Böse bestrafen."

Alle policirte Völker, welche einen Gott glaubten, zweifelten auch nicht an der Vorsehung, da sie solche für eine nothwendige Eigenschaft hielten. Bei den Griechen und Persern war diese Lehre nach Plutarchs Zeugniß ganz allgemein. Im Leben des Timoleon sagt er von dem Tyrannen Dionis, daß viele Menschen ihn blos deshalb gesehen hätten, um an ihm zu lernen, was das Glück der Sterblichen sei, und wie die Vorsehung am Ende doch immer das Böse bestrafe. Eben dieses sagt Livius von den Römern, da er die Geschichte des Appius Claudius und des Virginius erzählt. Die Indianer, die Celten, die Aegypter, die Aethiopier, die Caldäer, kurz alle policirte Nationen, glaubten eine göttliche Vorsehung, die alles regierte.

Gerechtigkeit Gottes.

Homers Jupiter sagt mit Verachtung auf die unwürdigen Richter herab, welche ungerechte Urtheil fällen. „Ihr Könige, sagt Hesiodus, bedenkt was ihr thut, da die unsterblichen Götter eure Handlungen benutzen und eure Königssprüche erwägen." Euripides bezeugt, daß Gott diejenigen bestrafe, die sich von dem Wege der Gerechtigkeit entfernen. Gott sieht mit einem gnädigen Auge an die Gerechten, und mit einem zornigen die ungerecht handeln. Gott wird einem jeden vergelten, nachdem er gehandelt hat, es sei gut oder böse. Charondons ermunterte seine Bürger gerecht zu sein, weil Gott gerecht wäre. Je gerechter die Menschen sind desto mehr ähndeln sie Gott, sagte Plato. Als Apollonius von Tiana ersucht wurde, Fürbitte bei Gott einzulegen, antwortete er, daß solches nicht nöthig wäre, weil Gott das Gebet der Gerechten erhörte. Gott ist Gerechtigkeit selbst, sagt Plutarch. Wer Gott liebt, ist auch gerecht, sagte Dio Chrisostonus. Antonin, Jamblich, Maximus von Tirus, Simplicius, Plinius der Jüngere, lehren einmüthig, daß die Gerechtigkeit eine wesentliche Eigenschaft Gottes sei. Proklus sagt, daß Gott das Böse aus dem Grunde nicht auf den Fuß bestrafe, weil er den Menschen Zeit zur Besserung geben wolle. Der Glaube, daß Gott das Gute nach diesem Leben belohne und das Böse bestrafe, ist nach Plutarchs Meinung so alt, daß man keinen Anfang desselben weiß. Die ältesten Bücher und Traditionen erwähnen des Tartarus und der elisäischen Felder. Orpheus lehrte nach Plutarchs Bericht, daß die Seelen der Gerechten eine unaussprechliche Freude genössen. „Ihr könnt versichert sein, sagte Sertus, daß ihr, wenn ihr ungerecht gewesen seid, ewige Strafe leiden werdet, so wie ihr, wenn ihr die Gerechtigkeit geliebt habt, ohne Ende werdet belohnt werden." „Ob man gleich den Ort der Bestimmung der frommen Seelen nach diesem Leben nicht weiß, sagt Plato, so ist es doch gewiß, daß sie glücklich sein werden." Laktanz behauptet daß Zeno einen Himmel und eine Hölle gelehrt habe. Cicero sagt, daß Diejenigen, die auf Erden Gutes gethan haben, in Ewigkeit dafür belohnt werden. Makrobius gibt den Gerechten den Trost, daß sie ewig leben und mit Freud erfüllt werden. Kurz alle Völker, welche eine Unsterblichkeit der Seelen glaubten, waren auch überzeugt daß Gott nach diesem Leben belohne und das Böse bestrafe. Seneka behauptet, daß alle Völker einen Himmel und eine Hölle glauben. Plutarch sucht sogar zu bestimmen, worin die Qual der Gottlosen nach diesem Leben bestehen werde. Die Braminen lehrten, daß es in Ansehung der ewigen Strafen sowohl, als auch der ewigen Belohnungen, gewisse Stufen gäbe.

Von der Seele.

Plato hielt die Seele für eine geistige Substanz, die sich selbst bewegte. Xenokrates für ein Wesen, das ohne allen Körper existirte. Alcinous erklärte sie durch eine unkörperliche Substanz; Ammonius und Nemestus schrieben Bücher zur Widerlegung der Materialisten; Proklus bewies aus den Eigenschaften der Seele, daß sie unkörperlich sein müsse; Porphyr hielt die Seele für eine Substanz ohne Ausdehnung, ohne Materie und für unzerstörbar; Aristoteles behauptete, daß sie nicht körperlich; Cicero hält den für sehr einfältig und unwissend, der an der Immaterialität der Seele zweifelt.

Die Kirchenväter hingegen, als Irenäus, Tertullian, Hilarius, Ambrosius u. s. w., hielten die Seele für ein körperliches Wesen.

Unsterblichkeit der Seele.

Phörecides war, so viel man weiß, der erste, der die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen suchte. Pythagoras lehrte sie ebenfalls, und Zamolxis und seine Schüler breiteten sie öffentlich aus. Thales, Empedokles, Anaxagoras, Alkmeon, Isokrates und die berühmtesten Männer des

Alterthums waren von dieser Lehre überzeugt. „Wir sind einig," sagt Plato in seinem Phädon, „daß die Seele unsterblich ist. Wisset ihr nicht," sagt er in seiner Republik, „daß die Seele weder sterben, noch ein Ende nehmen könne?" In seinem Buche von Gesetzen schreibt er: „Man muß glauben, daß die Seele eines jeden Menschen unsterblich ist, und daß sie dereinst von allen ihren Handlungen Gott Rechenschaft geben muß. Phädon ist blos in der Absicht von ihm geschrieben, um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Xenophon läßt seinen Cyrus als einen Prinzen reden, der von der Unsterblichkeit der Seele vollkommen überzeugt ist. Cicero hielt die Stelle für so schön, daß er sie übersetzte. Nicht allein Platoniker, sondern auch Cyniker glaubten an eine Unsterblichkeit der Seele. Cicero sucht sie aus der Immaterialität zu erweisen. Seneca beruft sich zum Beweis auf das einstimmige Zeugniß aller Menschen. Der Verfasser des Buches *de secretiore parte divinae sapientiae secundum Aegyptios* lehrte die Unsterblichkeit der Seele und glaubte, daß daran unter den Alten niemals gezweifelt worden. Es bedarf keiner Zeugnisse mehr, da die Heiden eine Belohnung und Bestrafung nach diesem Leben lehrten, woraus unwidersprechlich der Glaube und Unsterblichkeit folgt.

Bei den Griechen und Römern machte diese Lehre einen sehr wichtigen Theil ihrer Theologie aus. Man erinnere sich nur ihrer Mysterien. Es war eine gemeine Meinung, daß die Initiirten nach diesem Leben viel glücklicher sein würden, als die Profanen. Nach Pausanias Berichte waren die Magier, Kaldäer und Indianer die ersten, welche eine Unsterblichkeit behaupteten. Herodot hingegen versichert dieses von den Aegyptern. Die Gallier waren so gewiß davon überzeugt, daß sie ihren Todten ein Stück Geld mit gaben, um es in der Ewigkeit zu gebrauchen. Cicero und Seneka sind einverstanden, daß alle bekannten Völker eine Unsterblichkeit behaupten. Die Brammen predigen beständig, wer Gutes thut, wird es gut finden, und wer Böses thut, wird es böse finden. Die Bewohner von Formosa, die Talapen in Siam, die Ost- und West-Indier, ja sogar die Kaffern, die sonst gar keine Religion haben sollen glauben eine Unsterblichkeit.

Die Heiden hatten also, ob sie gleich nichts von der Bibel wußten, sehr reine Begriffe von Gott, von seiner Vorsehung und von der Unsterblichkeit der Seele. Lassen Sie uns nun untersuchen, ob ihre Grundsätze in der Moral eben so gut und richtig gewesen sind.

Die Freiheit des Willens lehrten die berühmtesten Philosophen. Sie glaubten, wie unsere Theologen, daß ohne Freiheit keine Moralität der Handlungen stattfinden könne. Proklus schrieb ein ganzes Buch, um die Freiheit mit der Vorsehung Gottes zu vereinbaren. Aristoteles sucht in einer Moral gleichfalls die Freiheit zu beweisen. Simplicius sagt: „Bedenkt ihr Menschen, daß es blos von euch abhängt, ob ihr gut oder böse handeln wollt, weil ihr von Gott die Kraft erhalten habt, frei zu handeln." Seneka behauptet, daß die Tugend mit der Freiheit stehe und falle.

Die berühmtesten Philosophen glaubten einstimmig, daß unsere Handlungen an sich entweder gerecht oder ungerecht wären, und daß es ein ewiges unveränderliches Gesetz gäbe, nach welchem wir unsere Handlungen normiren müßten. Dieses ewige Gesetz war nach Pythagoras und Plato's Meinung Gott selbst, dem wir so ähnlich zu werden suchen sollten, als es unsere Schwachheit zuläße. Aristoteles versichert, daß alle Menschen darin übereinstimmten, daß alle Handlungen an sich entweder gerecht oder ungerecht wären. Eben das lehrten die Stoiker, und Cicero Gellius erzählt, daß ihn, da die Neugierde nach Athen zu dem berühmten Philosophen Peregrinus, der sich in der Gegend aufhielt, getrieben, und daß ihm dieser große Mann eines stens gesagt, daß der Weise niemals sündigen würde, auch dann nicht, wenn auch seine Sünde Gott und Menschen unbekannt bleiben könnte, weil ihn nicht Furcht vor der Strafe, sondern die Liebe zu dem, was Recht ist, abhielte. Schon vor ihm hatte Horaz einen ähnlichen Gedanken.

Diese Männer sahen auch sehr wohl ein, daß unsere Handlungen erst dadurch ihre Vortrefflichkeit erhalten, wenn sie sich auf die Quelle aller Vollkommenheiten, auf Gott, beziehen. Pythagoras sagte daher, daß wir Gott beständig vor Augen haben müßten. Die größte menschliche Vollkommenheit besteht nach Plato's Anweisung in der Aehnlichkeit mit Gott. Die Stoiker, Plotin, Hierokles, Jamblich, Arrian, Porphyr, Seneka, Plutarch, Mark Antonin, u. s. w., allerweisen alle zur Nachahmung Gottes und zum Bestreben, ihm ähnlich zu werden. Das ist der Zweck der ganzen Philosophie, schreibt Themistius. Diese vortrefflichen Männer machten aber auch zugleich bekannt, daß man nie hoffen müsse, Gott jemals vollkommen ähnlich zu werden, weil er zu sehr über uns erhaben wäre, worin sie also viel vernünftiger waren, als manche Lehrer des Christenthums, welche verlangen, daß die Menschen vollkommen Gott gleich sein müssen.

Von der Liebe des Nächsten.

Die Liebe des Nächsten war im Alterthume eine Tugend, ohne welche alle übrigen nichts waren. Cicero genehmigt von ganzem Herzen den Grundsatz des Antipaters, daß jeder Mensch aller Menschen wegen da sei. Diese Tugend wohnte auch damals nicht allein bei den Philosophen, sondern war überall zu Hause. Einige hundert Jahre vor Jesu Ankunft lehrte Konfuzius, daß wir alles dasjenige unseren Nebenmenschen thun müßten, was sie wünschen, daß sie uns thun möchten. In Folge dieser Wahrheit war die Gastfreundschaft unter allen Völkern eingeführt. Alle Menschen hielten sich für Brüder untereinander, und derjenige, der diese allgemeine Pflicht vernachlässigte, wurde mit eben dem Abscheu betrachtet, mit dem wir einen Vater ansehen würden, der seinem Sohne die Herberge versagte. Die Sache ist so

bekannt, daß ich keine Zeugnisse anführen will. In Lieta hatte man öffentliche Häuser für Fremdlinge, und die Lukaner bestraften den hart, der nach Sonnenuntergang einem Reisenden sein Haus verwehrte.

Von der Dankbarkeit.

Die Gesetze der Perser, sagt Marcellin, sind sehr strenge, besonders gegen diejenigen, die sich undankbar bezeigen. Die Gesandten von Kampanien sagten zu dem römischen Senate, daß die Undankbaren des Schutzes der Götter unwürdig wären. Seneka hält die Undankbarkeit für das größte Laster.

Von der Barmherzigkeit.

Aus dem Gebote, seinen Nächsten zu lieben, entspringt auch diese Tugend. — Warum leidest du Reicher, daß der ehrliche Mann darbet? schreibt Horaz. Zuförderst, sagt Plinius, muß man mit dem Seinigen zufrieden sein, und hernach denjenigen helfen, die unserer Hülfe bedürfen. Nigrinus glaubte, daß wir unsere Reichthümer zu keinem anderen Behufe hätten, als dem Anderen zu helfen.

Von der Liebe der Feinde.

Pythagoras rieth statt der Rache die Freundschaft der Feinde zu suchen, und Sixtus, der Pythagoräer, sagte, daß wir die Rache Gott überlassen müßten. Pittakus gebot, daß man von seinen Feinden nichts Böses reden und ihnen nichts Böses wünschen sollte. Kleobul, Ariston und Chion wollten, daß man für die Wohlfahrt seiner Feinde sorgen müßte. Als Sokrates einst sagen hörte, daß man seinen Freunden Gutes und seinen Feinden Böses thun müßte, so antwortete er, daß dieser Satz halb wahr wäre, man müßte nämlich seinen Freunden Gutes thun, keineswegs aber seinen Feinden Böses. Aus der Tugend der Gerechtigkeit folgerte Plato, daß man sich nie rächen dürfte. Der, welcher sich rächet, sagte Hieroklis, handelt eben so böse, als der, welcher ihm vorher Unrecht gethan hat. Maximus von Tyrus hält schon den Gedanken sich rächen zu wollen, für böse. Mark Antonin war überzeugt, daß man seinen Feinden Gutes thun müßte. Nichts ist einem großen Manne anständiger, als gegen ihn begangene Fehler zu verzeihen, sagte Cicero. Wahrheit und Gerechtigkeit müsse uns immer begleiten, und wer uns Unrecht thut und hasset und verfolget, dem müssen wir Gutes erzeugen, lehrte Confuzius.

Von der Lüge.

Man muß immer die Wahrheit sagen war eins von den vornehmsten Geboten des Pythagoras, und überhaupt unter den Philosophen eine ausgemachte Wahrheit. Die Perser hielten die Lüge für ein sehr großes Verbrechen. Charondas ermahnt seine Bürger, beständig die Wahrheit zu sagen. Apollonius von Tyan lehrte, daß der ehrliche Mann niemals lügen könnte. Plutarch rieth allen Eltern, ihren Kindern in der frühesten Jugend das Schändliche dieses Lasters recht lebhaft vorzustellen. Die Perser machten diesen Rath zum Gesetz. Der heilige Hieronymus hingegen rechtfertigt die Lüge mit dem Beispiele Jehu's, der durch eine Lüge die Baalspriester verleitete und sie nachher umbringen ließ. Wie sehr die Christen diese nicht heidnische, sondern christliche Lehre ausgeübt haben, ist leider mehr als zu wohl bekannt.

Vom Eide.

Pythagoras wollte, daß man niemals bei Gott schwören müßte, um seinen Namen nicht zu entheiligen, und seine Schüler verloren lieber, was ihnen Andere schuldig waren, als daß sie schwören sollten. Therilus sagte, daß man niemals schwören müßte, und Menander, daß unsere Reden Ja Ja und Nein Nein sein müßten. Ein Meineidiger wurde für einen großen Verbrecher gehalten, auf den außer der menschlichen Strafe auch noch die göttliche Rache wartete.

Vom Geiz.

In der gar zu großen Anhänglichkeit an Reichthümern liegt so etwas niedriges, daß man sich nicht wundern darf, daß Jedermann solches leicht bemerkt. Die Philosophen redeten daher von diesem Laster immer mit der größten Verachtung. Die Pythagoräer waren besonders geschworne Feinde des Geizes, und wie weit die Cyniker gingen ist überall bekannt. Anthistenes behauptete, daß ein Geiziger kein rechtschaffener Mann sein könne, weil der, welcher Gold und Silber für seinen Gott halte, sich auch verpflichtet halte, diesem alles aufzuopfern, Cicero sagt, daß nichts so sehr die Niedrigkeit des Gemüths verrathe, als der Geiz, und daß den ehrlichen und rechtschaffenen Mann nichts besser charakterisire als Freigebigkeit u. Anwendung seines Vermögens zum allgemeinen Besten. Seneca nennt die Armuth ein Gut, das wenige Menschen kennen. Menander hält den Geiz für die größte Sünde. In Lacedämonien hielt man den Reichthum für etwas Böses, und die Babilonier hielten den Geiz für die Wurzel alles Uebels und aller Verbrechen.

Von dem Respekt gegen Eltern.

Die Eltern sind die Vornehmsten, die wir nach Gott lieben und ehren müssen, sagt Plutarch. Euripides versichert, daß derjenige, welcher Vater und Mutter ehrt, im Himmel besonders belohnt, und auf Erden ein fröhliches Leben führen werde. Antiphanes glaubte, daß derjenige Gott verachte, der seine Eltern nicht ehre. Die Pythagoräer behaupten, daß die Verachtung der Eltern sowohl in diesem, als in jenem Leben bestraft würde. Plato bedrohet die Verächter der Eltern, so wie auch diejenigen, welche sie nicht unterstützen, mit der Strafe nach dem Tode. Er will, daß man sie aus der Gesellschaft verbannen soll. Epikt sagt: „Kinder, wenn euch euer Vater Unrecht thut, so bedenkt doch immer, daß es euer Vater ist." Solon machte ein Gesetz, das diejenigen mit der Infamie belegte, die ihren Eltern in der Noth nicht beistünden. In Athen konnte Niemand Archont werden, ehe er nicht das Zeugniß seiner El-

tern beigebracht hatte, daß er sich gut aufgeführt hätte. Romulus machte kein Gesetz wider den Vatermord, weil er ein solches Verbrechen für unmöglich hielt. Eben das erzählt man auch vom Solon, der deshalb von den zwei größesten Köpfen des heidnischen Roms dem Cicero und Seneca gelobt wird. Es war in Rom ein ausdrückliches Gesetz, daß Kinder ihre Eltern nicht vor Gericht verklagen durften. Die Chinesen sind dieser Tugend wegen überall berühmt.

Von der Verläumdung.

Die Heiden glaubten, daß die Verläumdung ein eben so großes Verbrechen sei, als der Todschlag. Chilon machte es einem verständigen u. tugendhaften Mann zum Grundsatz, von keinem Menschen Böses zu reden. Artabanus sagte, daß bei der Verläumdung eine doppelte Ungerechtigkeit begangen würde, eine von Seiten des Verläumders, und eine andere von Seiten desjenigen, der sogleich das Böse, was man ihm von einem dritten erzählt, glaubt. Eben so dachte auch Apollonius von Thana. Da die Heiden überhaupt einstimmig glaubten, daß e n Mensch des andern wegen geboren wäre, und daß ein jeder dasjenige dem ändern thun müßte, was er wolle, daß er ihm thun möchte; so mußten sie nothwendig die Verläumdung für schändliches Ding halten.

Von der Mäßigkeit.

Die weise Lehre des Plato, daß wir nicht leben des Essens willen, sondern, daß wir essen des Lebens willen, ist jedermann bekannt. Hierar hielt die Mäßigkeit für das sicherste Kennzeichen eines gesunden Verstandes. Jamblich glaubte, daß die Mäßigkeit der Grund der Tugend und eine äußerliche Zierde wäre, worin alle Philosophen übereinkommen.

Von der Keuschheit.

Der heilige Augustin giebt den Heiden das Zeugniß, daß es keine Nation unter ihnen gegeben habe, welche sich nicht geschämt nackend zu gehen. Er sagt, daß sogar die Wilden sich im Bade begürteten. Zaleukus setzte die Mäßigkeit und Keuschheit unter die vornehmsten Tugenden seiner Bürger, und Pythagoras lehrte die Weiber Schamhaftigkeit und Gehorsam gegen ihre Männer, und diese Mäßigkeit und Bescheidenheit. Er brachte es durch seinen Unterricht dahin, daß die vornehmen Frauen die stoffene Kleider und die übrigen Zierathen als Werkzeuge der Wollust und der Ueppigkeit ablegten, und sie der Juno zum Geschenk machten, weil sie überzeugt waren, daß die wahre Zierde der Frauen nicht ihre Kleider, sondern ihre Tugenden wären.

Mark Antonin dankte Gott, daß er ihm Beistand gegeben hätte, in seiner Jugend seine Keuschheit zu bewahren. Die schlüpfrigsten Dichter rühmen die Tugend der Keuschheit.

Aristoteles will die jungen Leute, die sich angewöhnen Zoten zu reißen, gestraft, und die Alten, die sich dergleichen schuldig machen, mit Verachtung angesehen wissen. Er meint, daß die Fertigkeit Böses zu reden, auch zur Fertigkeit Böses zu thun verleite. Eine eheliche Treue war bei den Heiden sowohl die Pflicht des Mannes als der Frau. Auf die Verletzung des Ehebettes war Strafe gesetzt.

Die Bücher der Siamer, Japaner Chineser enthalten die vortrefflichen moralischen Maximen, und es wäre zu wünschen, daß sie überall ausgeübt werden möchten. Die Siamer haben ein Gesetzbuch von mehr als zwei hundert Artikeln, von welchen einige ganz genau mit den Lehrsätzen des Evangeliums übereinkommen, als z. B. daß man nicht für den morgenden Tag sorgen, nicht mehr als einen Rock haben soll ꝛc. ꝛc. Der Pater Tachard gesteht, daß ein Christ nichts vollkommeners, als die siamische Religion vorschreibt, lehren könne. „Sie befiehlt ihm, sagt er, das Gute zu thun, und verbietet ihm nicht allein alle böse Handlungen, sondern auch alle böse Begierden und Gedanken." Kurz es gibt keine einzige moralische Wahrheit, welche die Heiden nicht eben so gut wie die Christen gewußt hätten.

Also, lehren die Christen nichts Neues. Paulus selbst sagt, die Heiden thun von Natur des Gesetzes Werke.

Der Religionsstifter der Siamer Simmonocodem, der sich für den Sohn Gottes ausgab, hat, nach Tranchard Zeugniß eben eine solche Moral, wie Jesus gelehrt.

Confuzius, in China, hat sie wenigstens eben so bestimmt vorgetragen, als es in der Bibel geschehen ist.

Zoroaster, Fo, Apollonius von Thana, Mahomet ꝛc. ꝛc. lehren alle die nämliche Moral, und der erstere hat sie überdem so weitläufig und mit so vielen Wiederholungen abgehandelt, daß man einen Kirchenvater oder Mönch zu lesen glaubt.

Von den Philosophen findet man die ganze christliche Moral bei den Pythagoräern, Platonikern und Essäern. Diese Moral war allen Juden schon lange bekannt, ehe Jesus in die Welt trat, S. Kap. 58. Jesaias, und die strengen Lehrsätze, wodurch er sich das Volk günstig machte, hat er von den Essäern lernen kennen, wie aus dem Philo erhellt.

In Zend Avesta findet der Christ auch Alles zusammen, wenn er sich die Mühe geben will darin zu lesen, und in dem Gesetzbuche der Siamer findet er es noch leichter. Mich dünkt, dieser Beweis hat wiederum den Fehler aller andern an sich, nämlich es kann ihn eine jede Religionsparthei für sich gebrauchen, und beweiset er also Nichts.

Der Leser sieht hieraus, daß die Theologie der Christen vor jener der Heiden nicht den geringsten Vorzug hat und daß ihre Moral nichts anderes ist, als ein Nachäffen der Heiden. Ließe sich das Dasein Eines Gottes durch den Glauben eines Plato, Sokrates, Seneca und und Cicero beweisen, so wäre solcher Beweis unbedingt mehr plausibel als die Offenbarung eines Moses, des grausamen Despoten, als eines Jesus, des schwärmerischen Essäers; aber — die Vernunft des kühnen Forschers fordert mehr als „Autorität von berühmten Namen, und die sichtbar sich selbst regierende Natur ist der sicherste Beweis gegen die Existenz Eines Gottes oder mehr Götter aus ꝛc.

halb der Natur in einer persönliche Vorsehung. Sträubt sich das Gefühl gegen den Sensualismus, so verlange keine Argumente, die es blos mit Realitäten, blos mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen zu thun haben. Eben so verhält es sich mit der Unsterblichkeit der Seele. Ich mag mich sehnen darnach; beweisen kann ich sie schon darum nicht: weil ohne Stoff des Gehirns keine Gedanken, und ohne Gedanken kein Bewußtsein, keine Erinnerung, kein Erkennen denkbar und möglich ist. Das aber laß ich mir nicht nehmen, daß ein tugendhafter Mensch, ohne Glaube an Gott, an Lohn und Strafe, das edelste Produkt der Erde ist.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Madame Roland. (Fortsetzung)

Zu jener Zeit war Madame Roland, nach ihren Briefen zu urtheilen, viel heftiger, als sie es später zu sein schien. Sie sagt mit nackten Worten:

„Im Verständniß der Staaten ist der Sturz des Thrones beschlossen. Der König muß gerichtet werden. Grausames Geschick zu denken, daß das Menschengeschlecht nur durch Blut regenerirt werden kann!“

Das Blutbad auf dem Marsfeld*), bei dem Jene, welche die Republik verlangt hatten, am Altare niedergeschossen wurden, schien ihr der Tod der Freiheit. An Robespierre, den sie in Gefahr glaubte, nahm sie den innigsten Antheil. Um 11 Uhr Abends ging sie nach der *Rue de Saintonge au Marais*, in welcher Robespierre wohnte, um ihm einen Zufluchtsort in ihrer Wohnung anzubieten. Er aber war bei dem Tischler Duplay*). Von ihm gingen Herr und Madame Roland zu Buzot, um ihn zu bitten, Robespierre in der Nationalversammlung zu vertheidigen. Buzot verweigerte dies; Gregoire**) aber, der zugegen war, versprichtete sich, es zu thun.

Sie waren, wie wir schon früher erwähnt, nach Paris gekommen in Angelegenheiten der Stadt Lyon. Nachdem sie das, was sie gewollt, erreicht hatten, kehrten sie in ihre Einsamkeit zurück. — Bald darauf (am 27. September 91) schrieb Madame Roland an Robespierre einen halb spartanischen, einen ihrer würdigen, aber etwas allzuschmeichelhaften Brief, einen Brief, der, bei aller Schönheit etwas steif, die Absicht und Berechnung, die ihm zu Grunde lagen, nicht verläugnen konnte. Sie war sichtbar betroffen von der wunderbaren Elasticität, mit welcher die jakobinische Maschine, weit entfernt, durch jenen Schlag gebrochen zu sein, sich in ganz Frankreich von Neuem erhob. Sie war sichtbar überrascht von der großen politischen Rolle jenes Mannes, der gleichsam der Mittelpunkt, die Seele dieser Masse war.

Aus ihrem Briefe an Robespierre heben wir nur folgende Stelle heraus:

„Sie haben viel, sehr viel gethan, um jene Principien, die Sie beleben, auch Andern einzupflanzen. Es ist schön, es ist trostreich, sich ein solches Zeugniß geben zu können in einem Alter, in dem so viel Andere noch gar nicht wissen, welche Laufbahn ihnen vorbehalten ist.“

Wir wissen nicht, ob und was Robespierre ihr auf dieses Entgegenkommen geantwortet hat. Zwischen den Girondisten und Jakobinern lag ein so großer, nicht zufälliger, sondern natürlicher, angeborener Unterschied, ein so instinktmäßiger Haß wie zwischen Hund und Wolf. Madame Roland namentlich verscheuchte ihn durch ihre glänzenden Eigenschaften. Beide hätten das, was die Menschen gegenseitig näher zu bringen scheint und was gerade im Gegentheil die lebhaftesten Antipathien in ihnen erzeugt: sie hatten Beide denselben Fehler. Unter dem Heldenmuthe der Einen wie unter der bewunderungswürdigen Ausdauer des Andern verbarg sich ihr gemeinschaftlicher Fehler, sagen wir es frei und unumwunden, eine Lächerlichkeit. Beide waren schreibselig, Beide waren geborene Scribesare, wie das Volk zu sagen pflegt. Beide haben Tag und Nacht, lebend und sterbend geschrieben, und, selbst in den fürchterlichsten Krisen und schon halb und halb unter dem Messer der Guillotine waren Feder und Stift für Beide der Gedanke, den sie sich halsstarrig in den Kopf gesetzt. Echte Kinder des achtzehnten, vorzugsweise literarischen und belletristischen Jahrhunderts, wie die Deutschen sagen, behaupteten sie diesen Charakterzug selbst in den blutigen Trauerspielen eines andern Zeitalters. Madame Roland schreibt, feilt und liebkost ihre Federzeichnungen, während unter ihren Fenstern die öffentlichen Ausrufer den Tod der Frau Roland verkünden. Robespierre rundet am Vorabende des 9. Thermidors, zwischen dem Gedanken eines Meuchelmords und dem des Schaffots, seine Perioden ab, weniger bekümmert, wie es scheint, um zu leben, als um ein guter Schriftsteller zu bleiben.

Seit jener Zeit liebten sie sich weder als Politiker, noch als Schriftsteller.

Erst 92, als die Macht der Verhältnisse, der Sturz des Thrones, die Girondisten ans Staatsruder gebracht hatten, kamen Herr und Madame Roland wieder nach Paris. In den vergoldeten Sälen des Ministeriums des Innern war Madame Roland das, was sie in ihrer ländlichen Einsamkeit gewesen war. Manchen aber, der die ernste, steife, männliche Miene, die ihr angeboren, für Stolz und Hochmuth hielt, ward dadurch ihr Feind. Es ist falsch, grundfalsch, daß sie Anstellungen gegeben. Weit wahrer ist, daß sie nur jene Gesuche, die es verdienten, der Aufmerksamkeit ihres Mannes empfahl.

Die beiden Ministerperioden Rolands gehören mehr der Geschichte als der Le-

*) 16. Juli 1791.

*) *Rue Saint Honore* Nummer 366.
**) Ehemaliger Bischof von Blois.

bensbeschreibung an. Nur einige Worte noch über seinen berühmten Brief an den König, in Folge dessen man, gewiß mit Unrecht, die Ehrenhaftigkeit des Ministers und seiner Frau verdächtigt hat.

Roland, republikanischer Minister eines Königs, der sich tagtäglich mehr bei Seite gesetzt fühlte, hat, seinen Fuß in die Tuilerien nur unter der Bedingung gesetzt, daß ein ausdrücklich dazu ernannter Secretär Tag für Tag alle Berathungen, die zwischen ihm und dem Könige gepflogen wurden, Wort für Wort niederschreibe, damit Roland sich im Fall einer Perfidie, die man ihm aufbürden möcht, genau auf die Aussage des Protocolls berufen könne.

Aber dies Versprechen ward nicht gehalten. Der König wollte es nicht. Roland mußte, um sich zu decken, ein anderes Mittel anwenden. Ueberzeugt, daß Oeffentlichkeit die Seele eines freien Staates ist, veröffentlichte er täglich in einem Journale, „*le Thermometre*" Alles, was im Conseil berathen und beschlossen worden war; außerdem entwarf er, mit Hilfe der Feder seiner Frau, einen Brief an den König, um sich vor ihm und später vielleicht auch dem Volke gegenüber zu rechtfertigen, wenn der König ihn jemals verläugnen sollte.

Dieser Bericht war durchaus nicht vertraulicher Art; er hatte nicht versprochen, ihn geheim zu halten. Er war eben so gut an Frankreich, wie an den König gerichtet, und erklärte mit nackten Worten, Roland habe aus Mangel eines Secretärs und eines Protocolls, das für ihn zeugen könne, seine Zuflucht zu diesem Mittel genommen.

Dieser Brief ward durch ihn an den König geschickt am 10. Juni, an demselben Tage, an welchem der Hof eine neue Mine gegen die Nationalversammlung springen ließ, eine drohende Bittschrift, in welcher im Namen von achttausend sogenannter Nationalgarden treuloser Weise behauptet ward, daß das Herbeirufen von zwanzigtausend Federirten aus den Departements eine Beschimpfung der Pariser Nationalgarde sei.

Als weder am 11. noch am 12. der König von dem bewußten Brief sprach, entschloß sich Roland, ihn laut vorzulesen im Staatsrath. Dieses Actenstück, wahrhaft beredt, ist die letzte Protestation einer republikanischen Redlichkeit, die dem Könige die letzte Thüre des Heiles zeigt. Es finden sich darin harte, aber doch edle, erhabene Worte.

„Nein, heißt es darin, das Vaterland ist kein leeres Wort: es ist ein Wesen, dem man theure Opfer gebracht, das man sich durch große Anstrengungen geschaffen hat und das man liebt eben so durch das, was es uns kostet, als durch das, was wir von ihm zu hoffen und erwarten berechtigt sind."

Dann folgen wichtige Fingerzeige, nur allzuwahre Weissagungen über die schrecklichen Folgen des Widerstandes, der die Revolution dazu zwingen würde, blutig zu enden.

Dieser Brief hatte den besten Erfolg, den der Verfasser desselben davon erwarten konnte. In Folge dieses Briefes ward Roland von seinem Posten abgesetzt.

In einem andern Buche haben wir die Fehler gezeigt, welche Roland beging, als er zum zweiten Male Minister geworden war: seine Unentschlossenheit, beim Herannahen der Invasion in Paris zu bleiben oder es zu verlassen, die Ungeschicklichkeit, mit welcher man Robespierre durch einen so leichtfertigen Mann, wie es Louvet*) war, angreifen ließ, die unpolitische Strenge, mit welcher man das Entgegenkommen Dantons zurückwies. Hinsichtlich des Vorwurfs, der Nationalgüter nicht genug beschleunigt und Frankreich in so großer Gefahr ohne Geldmittel gelassen zu haben, hatte Roland die größten Anstrengungen gemacht, ihn nicht verdient zu haben; aber trotz allen Drängens von seiner Seite, trotz der dringendsten Aufforderungen, waren die Verwaltungsbehörden der Departements, die in den Händen der Girondisten lagen, taub und unthätig geblieben.

Seit dem September 92 liefen Herr und Madame Roland die größte Gefahr für ihr Leben und für ihre Ehre. Man wagte nicht, sich des Dolches zu bedienen; aber man wendete gegen sie die weit gefährlichere Waffe der Verläumdung an. Im Dezember 1792 kam ein erbärmlicher Ränkeschmied, Namens Viard, zu Chabot und zu Marat, um sie in die Intriguen einer großen girondistischen Verschwörung einzuweihen, an welcher Roland und seine Frau Antheil haben sollten. Marat stürzte sich mit der Gier eines Haifisches auf diesen Angelhaken. Chabot, ein leichtgläubiger Tropf, beeilte sich, zu glauben und hütete sich, zu prüfen. Der Convent verlor einen ganzen Tag damit, Alles selbst zu untersuchen, hin und her zu streiten und sich gegenseitig Beleidigungen an den Kopf zu schleudern. Man erzeigte diesem Viard die Ehre, ihn kommen zu lassen, und bald erwies es sich, daß dieser ehrenwerthe Zeuge, auf dessen Aussage Chabot und Marat sich berufen hatten, ein elender Spion war, der abwechselnd bald dieser, bald jener Partei zu dienen pflegte. Man hörte und verhörte Madame Roland, die durch ihren Geist und Verstand, durch ihre Worte voll Sinn und Wahrheit, voll Bescheidenheit und Tact die Anklage gegen ihren Mann und sie vollständig entwaffnete. Chabot war zu Boden geschlagen. Marat, wüthend außer sich, erklärte Abends in seinem „Volksfreunde," das Ganze sei von den Rolandisten angezettelt worden, um die Vaterlandsfreunde hinters Licht zu führen und sie lächerlich zu machen.

Am 2. Juni, als die meisten Girondisten sich entfernten oder verbargen, waren die Rolands, ohne Vergleich, die Tapfersten, die muthig auf dem Schlachtfelde blieben. Madame Roland fürchtete weder Gefängniß, noch Tod; sie bebte vor keiner persönlichen Beschimpfung zurück und um immer freie Gebieterin über ihr

*) Es ist dies derselbe leichtfertige, leichtsinnige Louvet de Couvray, dessen Name längst vergessen wäre, hätte er nicht den Leichtsinn gehabt, mitten in den Stürmen der Revolution die Liebschaften des Faublas" zu schreiben. E. M. D.

Schicksal zu bleiben, begab sie sich keine Nacht zur Ruhe, ohne ein Pistol unter ihr Kopfkissen zu legen.

Auf die Nachricht, daß die Commune einen Verhaftsbefehl gegen ihren Mann erlassen habe, stürzte sie in die Tuilerien, um die Ankläger desselben zu Boden zu schlagen, die Bergpartei niederzuschmettern durch ihren Muth und ihre Beredsamkeit und dem Convente den Beschluß der Freilassung ihres Gatten zu entreißen.

Mitten in der Nacht ward sie selber festgenommen. Man muß diese ganze Scene in ihren unvergleichlich schönen Memoiren lesen, Memoiren, die uns glauben machen, sie habe sie weniger mit einer Feder als mit dem Dolche Cato's niedergeschrieben.

Nichts that sie, um sich der Gefangennahme zu entziehen. Auch sie brachte man in die Conciergerie in einen Kerker, dicht neben jenen der Königin, in jene Gewölbe, die Vergniaud und Brissot erst unlängst verlassen hatten. Hier trat sie ein mit stolzem, ungebeugtem Heldenmuthe, nachdem sie, wie Vergniaud, das Gift, das sie bei sich trug, weggeworfen hatte, fest entschlossen, bei hellem Tage, vor den Augen Aller, so muthig zu sterben, als sie zu leben gewohnt war. Sie glaubte die Republik zu ehren durch ihren unerschütterlichen Muth vor dem Tribunale, und durch die Festigkeit, mit welcher sie die Stufen des Schaffots erstieg.

Die, welche sie in der Conciergerie gesehen, sagen, sie sei während ihres Aufenthalts daselbst schön und heiter, voll Reiz und, trotz ihrer neununddreißig Jahre, jünger, frischer und blühender als je gewesen: in ihren schönen Augen habe die Flamme ewiger Jugend, der magische Zauber ihres Geistes geglüht. Ihre größte Macht lag in der vorwurfsfreien Harmonie ihrer Person und ihrer Rede. Sie fand eine Unterhaltung darin, von ihrem Kerker aus an Robespierre zu schreiben, nicht, um etwas für sich zu erflehen, sondern ihm gute Lehren zu ertheilen. Das wollte sie auch vor dem Tribunale thun; aber man schloß ihr den Mund: man fürchtete sich, sie anzuhören.

Der Achte, an welchem sie ihr schönes Haupt unter das Alles gleichmachende Messer der Guillotine beugte, war ein kalter Novembertag. Die düstere, ihres Schmucks beraubte Natur harmonirte mit dem trostlosen Zustande der Herzen: auch die Revolution näherte sich mehr und mehr ihrem Winter und sah, um sich blickend, alle ihre großen, schönen, stolzen Hoffnungen entblättert und im Schnee begraben. Zwischen den beiden Gärten ohne Blätter langte sie beim Herannahen der Nacht um halb 6 Uhr Abends — am Fuße der colossalen Bildsäule an, welche, die Freiheit darstellend, dicht an der Guillotine, auf jener Stelle stand, auf welcher sich jetzt der Obelisk von Luxor erhebt, erstieg leicht wie ein Vogel die Stufen des Schaffots und sprach, die Statue der Freiheit anblickend, mit ernster Milde ohne Vorwurf:

O Freiheit, wie viel Verbrechen begehen sie in Deinem Namen!

In ihr sank der Ruhm ihrer Partei, der Nimbus ihres Gatten. Sie hat, ohne es zu wollen, den Namen ihres Mannes verdunkelt. Und doch war es gerade sie, die seiner antiken, strengen, aber begeisterten Seele volle Gerechtigkeit widerfahren und ihr eine Art religiöser Anbetung angedeihen ließ.

Als sie einen Augenblick daran gedacht hatte, sich vergiften zu wollen, schrieb sie ihm, um sich bei ihm zu entschuldigen, daß sie über ihr Dasein verfügen wolle ohne dessen Genehmigung. Sie wußte es, daß dieser starke Greis nur eine einzige, fast kindische Schwäche besaß: seine glühende Liebe für sie, die sein Alles war.

Als man sie zum Tode verurtheilt hatte, beunruhigte sie nur Ein Gedanke, der Gedanke an ihn.

— Roland wird sich tödten! rief sie aus.

Man kann ihm ihren Tod nicht verbergen. Zurückgezogen in der Nähe von Rouen, bei Freundinnen, in deren Hause der Geächtete sich sicher glaubte, entrann er, nachdem er die Hinrichtung seiner Manon erfahren hatte, seinem Schlupfwinkel und wollte, ohne Spur zurückzulassen, ziellos weiter ziehen. Der Greis wäre in dieser Jahreszeit, er fühlte es selbst, nicht weit gekommen. Unterwegs begegnete ihm eine elende Kutsche. Mit Hilfe derselben erreichte er gegen Abend die Grenzen der Eure. Da Alles, was Polizei hieß, abgeschafft war, hatten die Straßenräuber freies Spiel. Sie machten die Landstraßen unsicher, plünderten die Pächter und wurden von der Gensdarmerie verfolgt. Das beunruhigte ihn, u. bald gab er den Gedanken, den er kurz vorher beschlossen hatte, wieder auf. Er stieg aus, verließ die Fahrstraße und folgte einer Seitenallee, die nach einem Schloß hinführte. Er hielt am Fuße einer Eiche, zog seinen Stockdegen und durchbohrte sich damit. Man fand seinen Namen und ein Blatt, auf das er seine letzte Bitte geschrieben:

Achtet die Ueberreste eines tugendhaften Menschen.

Wir können, bevor wir uns von ihm trennen, nicht widerstehen, ein Protrait zu copiren, welches uns Lemontey von der Frau dieses Mannes hinterlassen hat.

„Ich habe einige Male," schreibt er, „Madame Roland vor 1789 gesehen. Ihr Wuchs, ihre Augen und ihre Haare waren von auffallender Schönheit; ihre zarte, durchsichtige Gesichtsfarbe hatte ein ungemein frisches Colorit, das ihre Züge, voll Rückhalt und Keuschheit, wunderbar verjüngte. Aber jene leichte, gefällige Eleganz der Pariserin, die sie sich in ihren Memoiren zuschreibt, habe ich bei ihr nicht gefunden; ich will damit nicht sagen, daß sie linkisch gewesen sei, weil Alles, was einfach und natürlich ist, seinen eigenthümlichen Zauber hat. Als ich sie zum ersten Male sah, machte sie auf mich den Eindruck von Rousseau's Julie, und als sie zu sprechen begann wuchs noch mehr meine Illusion. Madame Roland sprach schön, sehr schön. Die Eigenliebe Anderer wollte

ihren Reden anhören, daß sie alle vorbereitet seien; das war aber falsch und unwahr. Geist, Scharfsinn, eigenthümliche Ausdrucksweise, pikante Vernunft, naive Anmuth, dies Alles quoll natürlich ungesucht aus ihren Elfenbeinzähnen und Rosenlippen hervor. Man konnte dem Zauber ihrer Reize nicht widerstehen. — Im Laufe der Revolution habe ich sie nur ein Mal wiedergesehen: es war im Anfange des ersten Ministeriums ihres Gemahls. Auch damals hatte sie noch nichts von ihrer Frische, Jugendlichkeit und Einfachheit eingebüßt; ihr Mann glich einem Quäker, dessen Tochter sie zu sein schien. Um sie her flatterte ihr Kind*), mit langen schwarzen Haaren, die bis zum Gürtel herabflossen. Beim Anblick dieser einfachen Familie glaubte man Bewohner Pennsylvaniens, überpflanzt in den Salon des Herrn von Calonne, vor sich zu sehen. Madame Roland sprach nur noch von den öffentlichen Angelegenheiten und ich konnte es ihr anhören, daß meine Mäßigung ihr einiges Mitleid einflößte. Ihre Seele war exaltirt, ihr Herz aber weich und gefühlvoll geblieben. Wiewohl jene blutigen Wirren, welche die Monarchie zerrissen, damals noch nicht statt gefunden hatten, verhehlte sie sich doch nicht, daß die Vorzeichen der Anarchie schon fühlbar zu werden begannen. Sie versprach, dagegen bis zum letzten Hauche ihres Lebens anzukämpfen. Ich erinnere mich des ruhigen und entschlossenen Tones, mit welchem sie erklärte, daß sie, wenn es sein müßte, ihr Haupt aufs Schaffot tragen würde, und ich gestehe, daß das Bild dieses zeitigen Kopfes, dem Schwerte des Henkers anheimgefallen, auf mich einen tiefen, unvertilgbaren Eindruck gemacht hatte. Und so kam es, daß mich später die wunderbare Festigkeit ihres Characters und die heiterenmüthige Art ihres Todes durchaus nicht überrascht hat. Alles in dieser berühmten Frau war tief empfunden, wahr; nichts war in ihr erheuchelt. Madame Roland war nicht blos der stärkste, sondern auch der wahrste Character unserer Revolution. Und schon darum wird die Geschichte sie nicht verurtheilen und jede andere Revolution uns um sie beneiden."

*) Keiner von allen Biographen der Madame Roland erwähnt, was aus diesem Kinde — wir wissen nicht einmal, ob's ein Knabe, ob's ein Mädchen war — nach der Hinrichtung seiner Mutter, nach dem Selbstmorde seines Vaters geworden ist.
E. M. O.

Memorien
der
Lola Montez,
Gräfin v. Landsfeld.

Griechenland.

Athen. — Der Tempel des Theseus. — Quarantaine. — Das Lazareth. — König und Königin. — John Johnson. — Konstantinopel. — Rom. — Athen. — Konstantinopels Zukunft.

Einige Tage später machte mir der König das Vergnügen, mir einen höheren bayrischen Beamten vorzustellen, welcher im Auftrage seines Hofes, Egypten, die Türkei und Griechenland besucht hatte. Ich war besonders neugierig etwas von Griechenland und namentlich dem klassischen Athen, der Residenz des Sohnes Sr. Majestät zu erfahren, und der Beamte machte mir das Vergnügen, auf meinen Wunsch sofort einzugehen.

„Am 7. Juli 1854", so erzählte er, „verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampffregatte von französischem Bau, aber mit englischer Maschine, den Hafen von Alexandrien. Auf dem Mittelländischen Meere findet man kein schöneres u. schnelleres Schiff. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien kostete nur 180 Fr., 6 Fr. zahlten wir für die tägliche Beköstigung. Es giebt keine Gewohnheit des eleganten, comfortablen Lebens, welche man auf diesen Dampfschiffen, welche die französischen Ingenieure auf die merkwürdigste Weise vervollkommnet waren, entbehren müßte. Die Verbindung zwischen Malta, Alexandrien, Athen, Konstantinopel, Smyrna und Marseille ist durch die Französischen Packetboote ungemein erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in kaum einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüsteter und zum Dienst geeigneter Dampfschiffe zusammenziehen. Die Ausrüstung der Englischen gestattet nicht dieselbe Vortheile, sie sind nur zum Transport der Briefe und Reisenden geeignet und ungemein langsam.

Ein sonniger Himmel, dessen Gluth durch einen leisen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage, um 6 Uhr Morgens, hatten wir zu unserer Linken Amorgo und die kleine Insel Anapi, vor uns lagen die Cykladen. Wir fuhren zwischen Paros und Naxos hindurch, und um 2 Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir konnten das Schiff nicht verlassen, bis wir die Quarantaine bestanden hatten. Die Inseln des Aegäischen Meeres, welche im Alterthume so sehr berühmt waren, sind jetzt unfruchtbar und nackt, aber dennoch nähren sie auch heute eine fleißige und redliche Bevölkerung, deren Wohlstand die Dampfschifffahrt erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Auf solche Weise aber ist das berühmte Delos gesunken, daß ein hier zur Quarantaine ausgesetzter Esel nichts zu fressen fand. Syra, dessen tiefer, hufeisenförmiger Hafen uns gegen die Nordwestwinde keinen Schutz gewährte, war vor der griechischen Revolution ein Seeräuberneſt. Da die Packetboote, welche den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres befahren, hier einlaufen, so hat sich hier eine Stadt gebildet, welche an 18,000 Einwohner zählt.

Konstantinopel sollte eigentlich zuerst unser Reiseziel sein, aber da die von Stambul kommenden Schiffe in den griechischen Häfen einer ungemein strengen

Quarantaine unterworfen sind, beschlossen wir, um diese zu vermeiden, zuerst Griechenland zu besuchen. Wir machten also mit dem Leonidas die Fahrt nach Athen, wo wir aber das Schiff nicht verlassen durften und deßhalb wie in einem Gefängniß waren. Indeß war unser Capitän so gefällig, uns zu erlauben, in der Schaluppe mehrere Streifpartieen um die Insel zu machen. Man kann sich nun keinen lebendigeren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in welchem Englische, Russische, Amerikanische und Türkische Flaggen wehten. Drei Oesterreichische und drei Französische Dampfschiffe ragten mit ihren Schornsteinen aus diesem Mastenwalde empor. Wir fuhren um 10 Uhr Abends in Gesellschaft des „Mahmudie" ab, oder besser, dieser segelte eine halbe Stunde vor uns ab, um uns gleichsam zum Wettlaufe aufzufordern. Wir eilten ihm rasch nach, und unsere in Soho-Square verfertigten Maschinen spritzten den klassischen Schaum des Meeres auf, welchem Aphrodite entstiegen war. Ein solches Kirchthurmsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl einiges Interesse, aber es ist doch an und für sich zu wenig poetisch und steht in solchem Widerspruche zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klassischen Erinnerungen, daß man sich dadurch eher zu sentimentalen Empfindungen, als zu Gefühlen der Bewunderung hingerissen fühlt. Ich wollte die ersten Strahlen der Sonne sich am Vorgebirge Surium brechen sehen, stand deshalb um 2 Uhr Morgens auf und sah wirklich das verschimmerte Bild des Tempels und Felsens. Um 4 Uhr begab ich mich wieder auf's Verdeck. Auf dem hellen Meeresspiegel kreuzten sich tausend kleine Barken, rechts tauchten die erhabenen Umrisse des Parthenon und der Akropolis auf, links Aegina mit seinem zerfallenen Tempel. Es war mir unmöglich, das Verdeck zu verlassen.

Ein ungemein belebtes Bild entfaltete sich vor unsern Augen, aber die enttäuschte Phantasie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anstatt der Galeeren des Themistokles belebten moderne Schaluppen und Yachten den Blick des Reisenden, und der schneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth und Calais, die in Italienischem Styl erbauten Häuser, die flachen Terrassen, die abendländisch aussehenden Straßen überhaupt die unverkennbare Nachahmung macht den Enthusiasmus erkälten. Das schöne Englische Schiff „Asia" lag vor Anker, die Mannschaft sang das „*Rule Brittania!*", wir wurden davon bewegt, aber die klassischen Bilder, welche unserer Phantasie bis jetzt vorgeschwebt, waren verschwunden. Selbst das Grab des Themistokles ist profanirt, an einem Pfahle prangt mit rohen Buchstaben der Name des Liqueurhändlers John Johnson. Der Amerikanische Reisende Stephens gerieth über diese Entweihung in solchen Zorn, daß er schnell seinen Platz verließ, um, wie er sagte, das wüthendste und verzweifeltste Mahl einzunehmen.

Die an unserm Maste wehende Flagge gab zu erkennen, daß wir die Quarantaine noch nicht bestanden hatten. Man hielt uns daher überall in gemessener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beschränken. Ueber die modernen Gebäude ragte der Gipfel des Parthenon hinaus, und weiterhin der Hymettus und Pentelikon. Am Strande herrschte eine außerordentliche Bewegung. Die Kaufleute theilten sich an den Thüren der Kaffeehäuser die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffer luden ihre Waare aus, und die Schildwachen in weißen Westen und blauen Röcken schritten auf und nieder. Die Schaluppen der Kriegsschiffe, welche mit regelmäßigem Ruderschlage die Wogen durchschnitten, vervollständigten dieses durchaus moderne Bild und verwischten die letzte Erinnerung an das alte, klassische Griechenland vollständig.

So lange der „Leonidas" auf der Rhede lag, hielten wir uns am Bord desselben auf. Am 19. ging er nach Syra ab, und wir mußten unseren liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl sagen. Nun mußten wir uns nach dem neuen Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhause hatte erbauen lassen, übersiedeln. Diese Lage entzieht aber den unglücklichen Gefangenen jede Aussicht auf den Hafen. An Luxus war natürlich nicht zu denken. Die kahlen Mauern, die dürftig möblirten, fast leeren Zimmer, die scheibenlosen Fenster, die von sehr unangenehmen Gästen eingenommenen Betten machten diesen traurigen Aufenthalt noch unleidlicher. Und dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Nahrungsmittel, welche uns ein Restaurateur lieferte, war eben so übertrieben. Als ein Mittel gegen die uns quälende Langeweile gab uns der Direktor des Lazareths Italienische Uebersetzungen der „Corinne" und des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller.

Unsere Hauptzerstreuung aber bestand darin, daß wir unsere Romaische Philologie auf Kosten der Schildwache übten, die nicht wußte, was sie auf unsere unverständlichen Fragen antworten sollte. Endlich nach fünftägigem Harren wurde die Thüre unseres Kerkers geöffnet, und wir in Freiheit gesetzt. Jetzt erhielt Alles eine ganz andere Gestalt: unsere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten sich uns nun vertraulich, der Direktor reichte uns die Hand und frühstückte mit uns, und die Schildwache sah uns mit einem zufriedenem Blicke nach, welcher auszusprechen schien: Glückliche Reise! Gott sei Dank, daß ich Euch los bin, nun hole Euch der Teufel!

Der erste Gegenstand, welcher nun unsere Aufmerksamkeit erregte, war ein — Omnibus. Die Ankündigung besagte: Der Omnibus geht vom Bazar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. An beiden Orten macht er einen Halt von 5 Minuten, während des Haltens läßt der Conducteur in die Trompete. Preis des Platzes; eine Drachme. Von diesem Omnibus empört mietheten wir zwei

Kalesche, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruine des Themistokles bewundert, als wir vor einer ächten Schenke, wo Branntwein und gewürzte und gepfefferte Liqueure, wie sie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen ließ uns diese schmähliche Neuerung etwas vergessen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theseus, bei welchem der Weg vorbeiführte, in Augenschein genommen zu haben.

Wir fanden die Gasthöfe alle überfüllt, endlich fanden wir im albergo tralt in Casaki ein sehr theures Unterkommen. Es ist überhaupt für einen Fremden sehr schwer, zumal, wenn er einen Bedienten bei sich hat, in Athen für weniger als eine Guinee täglich zu leben. Und, welche grausamen Nächte verlebt man in diesem theuren Gasthof! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unserer Ankunft opferten, waren die Fliegen und andere Insekten, welche uns keinen Schlaf gestatteten. Während wir mit diesen furchtbaren Quälgeistern einen Kampf auf Tod und Leben führten, hörten wir im benachbarten Zimmer das Geräusch umgestürzter Möbel und Irische Flüche, was auf ähnliche Leiden, wie die unsern, schließen ließ. Endlich ward es Morgen. Ich hatte das Romaische studirt, in der Hoffnung, mich den Neugriechen verständlich zu machen. Bald aber bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sie nicht gern ihre Muttersprache mit Fremden sprechen. Das Italienische ist in der ganzen Levante verbreitet. Die meisten Reisenden, welche aus London oder Dublin kommen, haben die Meinung, daß das Englische die einzige allkundige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache ist. Ihre Verwunderung ist wirklich belustigend, wenn sie laut reden, und der Commissionär, oder der Aufwärter sie nicht versteht.

Es war endlich Zeit, Athens Ruinen zu besichtigen. Unser erster Besuch galt dem Theseus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt ist, und in welcher noch eine Menge antiker Ueberreste sind. Es würde ein prächtiges Museum sein, wenn die Gegenstände, die es enthält, der Nation und der Zeit, an welche es erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weißem Marmor, aus der Zeit des Miltiades, stehen noch aufrecht empor, obgleich die türkischen Bomben und Kugeln sie vielfach beschädigt haben. Dennoch werden sie sicherlich auch die neue Bedachung überdauern. Vom Theseus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarsten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Festung erschweren die Trümmerhaufen, welche vor ihr liegen. Es ist schwer, ohne dem Verdacht der Ueberspannung sich auszusetzen, die Empfindungen zu schildern, welche diese verwahrten Reste so vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überschritt rasch die eingesunkenen Stufen der Propyläen und stand nun inmitten umgestürzter Säulenschäfte. Man muß es der Regierung zum Lobe nachsagen, daß sie nichts unterläßt, was zur Wiederherstellung dieser Ruinen dienen kann. Der Tempel der Victoria wird wieder aufgerichtet. Unglücklicherweise ist das Curiöse und Lächerliche hier mit großartigsten Empfindungen und erhabensten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thomas aus Dublin scheinen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denselben prange. Mit dieser herrlichen Inschrift haben sie alle Denkmäler in Athen verziert.

Diese Abweichung führte uns wieder auf die Gegenwart zurück. Als wir den Ilissus gänzlich versiegt sahen, und in der Kallirhoe kaum so viel Wasser fanden, daß wir unsere Finger hineintauchen konnten, konnten wir wohl nicht anders, als unserem klassischen Enthusiasmus Schweigen zu gebieten. Die Schatten der alten Zeit umschwebten uns. Als wir das Thor des Hadrian, das choragische Denkmal, welches gewöhnlich die Laterne des Diogenes heißt, den Tempel der Winde besichtigten, stand trotz der tiefen Bewunderung, welche uns diese Ruinen einflößten, zugleich die neue Welt, d. h. das Elend und die Unordnung vor uns. Es giebt keine andere Stadt, welche in dieser Beziehung Athen den Preis streitig machen könnte. Ganze Straßen sind zerfallen, und Trümmerhaufen umgeben die türkischen Moscheen, die griechischen Kirchen und die alten Bazars. Die Regierung besitzt leider nicht die nöthigen Mittel, um diesen Schutt aufzuräumen. Hier und da erblickt man ein neues Haus, welches das Bild der Verwüstung nur um so greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch keineswegs elegante, doch wenigstens bequeme Villen erheben sich in dem östlichen Viertel der Stadt. Dort bewohnten der König und die Königin ein kleines Haus, als der herrliche Palast, der nach Klenze's Zeichnung erbaut worden ist, noch nicht vollendet war.

Athen hat 20,000 Einwohner, aber sie sind eben so arm, wie die Stadt. Man kann Sonntags Abends über sie Musterung halten, denn die heutigen Athenienser, welche eitel und neugierig sind, versäumen keine Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden. Ich unterließ nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier sah ich den König und die Königin, welchen vorgestellt zu werden ich bald darauf die Ehre hatte, vorbeireiten. Der König war in Griechischem Kostüm, die Königin trug ein Amazonenkleid. Sie wird von allen Parteien geliebt und gilt für eben so gebildet, als wohlthätig. Ein allerliebstes Mädchen, an welchem die Blicke der Vorübergehenden mit besonderer Theilnahme haften, begleiteten Ihre Majestäten. Es war die Tochter von Marco Bozzaris.

Des Aufenthalts in der einst so glorreichen, jetzt so gesunkenen Stadt überdrüssig, besuchten wir die Marmorbrücke des Pentelikon und durchwanderten in

Bedeutung unter Pericles, von dem man einen Vers gedient zu haben vergaß, den Athens von Korinth. Unter den griechischen Perioden gibt es nur wenige die nicht Vers gedient haben sollten; es ist für sie ein Mittel, den Preis für sich zu steigern. Soll ich von den Erschütterungen sprechen, welche die große Vergangenheit dieses Landes in meiner Brust hervorrief? Ich beschäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Mauern, welche das heutige Korinto bilden, vergaß ich das schöne Korinth mit seinen goldenen und marmornen Palästen."

So erzählte der interessante Mann; aber ich war weit entfernt, von dieser Mittheilung befriedigt zu sein; ich bestürmte ihn mit so vielen Fragen, daß er mir am Ende sagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß sie vom alten Griechenland mehr wissen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht gesehen und dennoch wissen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es aussieht. Ihre Phantasie ist in der That erstaunenswerth.

Es ist nicht die Phantasie, versetzte ich, welche mir das erzählt hat, sondern Se. Majestät waren so gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, dessen Thron sein erhabener Sohn einnimmt, und zu dessen Befreiung der König einst mit so großer Begeisterung mitgewirkt hat. O, wie sehnte ich mich darnach, dieses Athen zu sehen, von wo aus ganz Europa seine Bildung erhalten, die Stadt, welche fast so viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, sagte mein Gast, ist es nicht genug, diesen Wunsch laut werden zu lassen, um seiner Erfüllung gewiß zu sein?

Nun, in diesem Jahre nicht mehr, versetzte ich, aber im nächsten Jahre hoffe ich sowohl die Türkei, als Griechenland zu sehen, es zieht mich mit tausend Banden nach diesen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, sagte der Herr v. J. Diejenigen, welche Konstantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren sich sehr. Rom ist trotz der christlichen Bildung, welche die römische verdrängt, trotz der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltstadt gehaust, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwischen; das neue Rom steht eben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieses alte, klassische Rom, wenn auch nur wie ein Riesengespenst, aus seinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geist in diesem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von diesen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat sich die Größe der päpstlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermischt, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und sie schützten sich gegenseitig. Trotz so unendlich vieler Widersprüche beider Zeitalter fanden sie doch eben so viele Anknüpfungspunkte, und durch dieses Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den sinnig Betrachtenden macht stets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es sich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart scheint hier völlig gelöst, Athen interessirt fast mehr durch das, was es jetzt nicht ist, als durch das, was es einst gewesen. Diese Behauptung mag paradox klingen, aber sie ist demungeachtet wahr.

Mit Konstantinopel verhält es sich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man sich in einer Residenz des ehemals römischen und griechischen Kaiserthums befindet. Drei Jahrhundere der türkischen Herrschaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klassischen Alterthums und des so bewegten Mittelalters fast gänzlich zu verwischen. Man denkt hier nicht an Constantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Justinian und seinen großen Belisar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrscht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erstaunt.

Ja gewiß ich wenigstens habe recht oft an diese Macht gedacht.

Ich verstehe Sie nun, versetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es schon öfter ausgesprochen, daß diese Türken ein Anachronismus in Europa sind, und der Gedanke, welcher den phantastischen und doch so geistreichen Potemkin sein ganzes Leben beschäftigt, und mit welchem er seine Kaiserin inficirt hat, ist ein durchaus geschichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geschichte nicht ermangeln wird. Die Türken müssen aus Europa — oder sie müssen Christen werden, d. h. christliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein erobernder aufzutreten, wenn sich nicht etwa England und Frankreich verbinden, diesen Staat im Interesse der Humanität für sich in Beßz zu nehmen, oder wenn es Oesterreich nicht wagt: — wer wird sonst noch den Muth haben, als dieses Rußland, dessen Riesenkraft sich von Tage zu Tage steigert, welches stark sein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarstaaten zumal abgeschwächt sein werden?

Als ich damals diese Worte sprach, waren die Verhältnisse noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre später.

Ist aber nicht Rußland in diesen wenigen Jahren seinem Ziele, welches es seit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie steht es heute mit Oesterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zwei der gewaltigsten Rivalen, ist gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, ist nicht angethan, Rußland in seinen politischen Bestrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn

Rußland erst seinen Fuß auf den Nacken von Stambul gesetzt?

Es bleibt sich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geschichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu sein, nicht aufhören, ihr „*o tempora, o mores*" zu rufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre später in Erfüllung gegangen sein?

Zehn Jahre sind wenig, aber reist die Geschichte nicht wie die Menschen auf Eisenbahnen?*)

Sensualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Vorstellung.

Der Einfluß von Druck oder Stoß auf einen Körper bewirkt eine mehr oder weniger dauernde Veränderung seines molekularen Gefüges, die zwar bei vielen Körpern ungemein gering sein, aber dennoch niemals gänzlich fehlen wird. Da nun Licht, Schall, Geschmack, Geruch ꝛc. mitgetheilte Stoßbewegungen sind, so müssen sie in den Körpern, zu welchen sie hingeleitet werden, auch Veränderungen bewirken, deren Größe im graden Verhältniß zur Häufigkeit der Wiederholung oder zur Dauer der Ursache steht. Unmittelbar beweist dies die Entdeckung der Daguerreotype und Moserschen Lichtbilder. In festen Körpern dürfte durch derartige Veränderungen oft die innere Elasticität, also auch die Fähigkeit, mitgetheilte Bewegungen fortzupflanzen, oder die Beweglichkeit wachsen. Je elastischer sie die Veränderung macht, desto schneller und intensiver werden sie durch irgend einen Anstoß bewegt werden müssen. Hat solche Veränderung der Molekularstruktur eine gewisse Form, so wird irgend ein Anstoß des Körpers eine Schwingung des veränderten Theiles in derselben Form bewirken. Auf die Realität dieser Verhältnisse kann man direkt z. B. aus der Thatsache schließen, daß wenn ein Blasinstrument wiederholt falsch geblasen worden ist, die falschen Töne späterhin immer wieder zum Vorschein kommen, auch wenn ein Kunstverständiger sich des Instrumentes bedient. Nur durch oft wiederholtes, angestrengtes richtiges Spiel gelingt es, das Instrument wieder zurecht zu blasen d. h. die Moleküle des Instrumentes erhalten jetzt mittelst der während des Tönens in ihm vor sich gehenden Schwingung allmählig wieder das Lagerungsverhältniß zu einander, durch welches die Reinheit der Töne bedingt wird.

Vergleicht man diese physikalischen Verhältnisse mit der Nerventhätigkeit, wie sie bei der sinnlichen Wahrnehmung stattfindet, so kann man *per anomaliam* folgendes schließen:

Die einzelnen Wahrnehmungen müssen im Gehirne entsprechende Veränderungen zurücklassen. Da die Elasticität der veränderten Stelle gesteigert ist, so muß ein Anstoß an dieselbe die Wiederholung bewirken. Ebenso wie die oben erwähnten falschen Töne selbst bei richtigem Blasen wieder entstehen, wird irgend ein Anstoß an jene leicht bewegliche, oder schwingende Stelle des Gehirns — man dürfte sie wohl Vorstellungsfigur nennen — genügen, eine der Wahrnehmung entsprechende Vorstellung zu bewirken. Je häufiger aber eine Wahrnehmung stattfand, oder je länger sie andauerte und je bedeutender somit die molekulare Veränderung des Nerven und seine Beweglichkeit an dieser Stelle wurde, um so leichter wird die entsprechende Vorstellung entstehen. Vorstellungen, die den Wahrnehmungen der Geruchs-, Geschmacks- und Hautnerven entsprechen, kommen im gesunden Zustande in geringerem Maaße vor, vielleicht weil entweder wegen der Seltenheit jener Wahrnehmungen im Verhältniß zu denen des Auges und Ohrs, oder wegen ihrer angeborenen Beschaffenheit Geruchs-, Geschmacks- und Hautnerven nie so beweglich, oder zu Schwingungen geneigt werden, daß durch einen Anstoß darin viele und intensive Vorstellungen entstehen können. Beim Thiere, wo sich der Geruchsnerv in sehr starken Ausbreitungen auf der Ventrikelwandung befindet, scheinen Geruchsvorstellungen eine große Rolle zu spielen.

Woher kommt der genannte Anstoß, oder was regt unser Gehirn, in dem durch sinnliche Wahrnehmungen bestimmte Neigungen, oder Fähigkeiten zu Vorstellungsbewegungen bewirkt werden, zu diesen an? Der Anstoß dazu besteht nach dem Gesetze der Resonanz, oder der mittönenden Schwingungen, das nicht blos für den Schall, sondern für alle Vibrationen gelten dürfte, zunächst aus Wahrnehmungen, die durch die Sinnesorgane ins Gehirn gelangen und hier Vorstellungen, anregen. Jede dieser beiden Anregungs-Arten findet in dem bekannten mathematischen Verhältnisse obigen Gesetzes statt. Eine Saite fängt an, in Schwingungen zu gerathen, oder zu tönen, wenn in ihrer Nähe ein Ton entsteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den sie selbst gestimmt ist, oder der in einem harmonischen Verhältniß, im Verhältnisse der Oktave, Terze, Quinte, Quarte zu demselben steht; sie bleibt klanglos bei allen höheren, oder tieferen, oder nicht im harmonischen Verhältniß von 2, 3, 4, u. s. w. in Betreff der Geschwindigkeit der dabei stattfindenden Schwingungen zu ihr stehenden Tönen, selbst wenn die erschütternde Wirkung durch die Luftwellen bei letzteren eine sehr bedeutende ist. Hiernach müssen Wahrnehmungen und Vorstellungen die ähnlichen Vorstellungen erwecken, was man Association der Vorstellungen nennt. Contrast entsteht, wenn ich einer Sache eine gleiche, aber in umgekehrtem Zustande gegenüberstelle, Contrast ist also auch eine gewisse Aehnlichkeit. Es kann deshalb durch eine Wahrnehmung oder Vorstellung auch eine contrastirende, wenn die Fähigkeit d. h. die Vorstellungsfigur dazu da ist, affectirt werden. Aehnliche, oder contrastirende Wahrnehmungen, die in einer gewissen Gruppirung, oder Rei-

*) Ja, ganz besonders jetzt 1866. D. R.

henfolge stattfanden, werden in derselben Gruppirung, oder Reihenfolge als Vorstellungen wieder hervorgerufen. Je größer die Aehnlichkeit zwischen zwei Vorstellungen ist mit desto mehr Schnelligkeit werden sie sich associiren. Eine Vorstellung kann kürzere, oder längere Zeit andauern je nach der Dauer ihrer nächsten Veranlassung (des sie associirenden Anstoßes). Je länger sie dauert, um so mehr Vorstellungen wird sie associiren können, weil Zeit dazu ist. Vorstellungen, die gleichzeitig entstanden und von denen jede eine gewisse Beziehung zu dem momentanen Gemeingefühle hatte, associiren sich nicht gegenseitig nach einander, sondern werden durch die Wiederkehr jenes Gemeingefühls gleichzeitig hervorgerufen. – Allein nicht blos Wahrnehmungen und Vorstellungen, sowie das aus nicht unterscheidbaren Theilen derselben bestehende Gemeingefühl regen andere Vorstellungen an, auch durch den Druck des bewegten Blutes (namentlich bei Congestionen nach dem Kopfe) erhalten Stellen des Gehirns, die zu Vorstellungen fähig geworden sind, dazu den Anstoß. So entstehen unzählige Vorstellungen, deren Veranlassung nicht speciell nachzuweisen, oder zu erkennen ist.

Diese Vorgänge bilden zunächst das, was wir Erinnerung, oder Gedächtniß nennen. Lotze, obwohl so entschiedener Gegner der physikalischen Psychologie, unterstützt diese Ansicht vom Gedächtnisse a. a. O. S. 150 in folgender Weise. „Spiritualistische Ansichten finden die Begründung des Gedächtnisses durch eine unendliche Fortdauer aller Eindrücke in den Nervenelementen unmöglich, weil sie befürchten, daß diese unzähligen Erregungen einander stören, oder bis zur Unkenntlichkeit sich vermischen würden. Allein Millionen Bewegungen, die mit verschiedenen Richtungen und Geschwindigkeiten denselben Punkt treffen, können wohl momentan sich an ihm zu einer einfachen Resultante mischen, oder sich gar in ein Gleichgewicht der Ruhe setzen, in welchem sie völlig verschwunden scheinen; sobald jedoch einer von diesen Einflüssen aufhörte, würde sofort die früher durch eine balancirte Bewegung wieder zum Vorschein kommen, und sich als eine völlig unverlorene erweisen. In der Atmosphäre durchkreuzen sich die Schwingungen vieler Lichtquellen und die unzähligen zurückgeworfenen Strahlen, die Schallwellen, die von zahllosen Körpern ausgehen, nebst den Bewegungen, welche die Luft durch mancherlei Thätigkeit lebendiger Weise erhält, und doch entsteht im Allgemeinen keine üble Verwirrung. Ebenso würde die größte Mannigfaltigkeit der Erregungen kein absolutes Hinderniß für ihre ungestörte Coexistenz im Nervenmark sein. Allerdings entstehen in der äußern Natur aus jener Durchkreuzung auch Mischungen der Bewegungen, Interferenzen und Brechungen aller Art; aber gleiche Umwandlungen erfährt ja in der That auch die Summe unserer Sinneseindrücke; manches verschmilzt im Gedächtniß, setzt sich zusammen, oder geht neue Verbindungen ein, die ihm ursprünglich fremd waren."

Wenn wir unter Gedächtniß, oder Erinnerung die Entstehung der Vorstellungen in derselben Verbindung und Reihenfolge, wie sie bei den vorhergegangenen eigenen Wahrnehmungen oder den Erzählungen Anderer stattfand, verstehen, so ist doch kein Grund, daß Vorstellungen sich blos in dieser Weise associiren sollten. Die physikalischen Verhältnisse erlauben es, daß die Reproduktion von Vorstellungscomplexen, oder einzelnen Vorstellungen, oder Theilen derselben, in auseinandergesetzter Weise ursprünglich angeregt, auch in ganz neuer Verbindung und Reihenfolge verläuft. Diesen Vorgang nennt man Phantasie.

Der Gegenstand des Bewußtseins bei den Vorstellungen muß wohl ganz derselbe sein, wie bei den Wahrnehmungen. Vergleicht man aber die bei der sinnlichen Wahrnehmung bewußt werdenden drei Gruppen der Qualitäten: verschiedene Dauer der Bewegung, ihre verschiedene Intensität und das Gleichgewicht, oder den Mangel desselben in der Form der Zusammensetzung, so ergiebt sich zur näheren Bestimmung der Vorstellung folgendes.

Die Dauer oder Geschwindigkeit der Bewegung, scheint es, muß bei der Vorstellung dieselbe sein, wie bei der Wahrnehmung. Wenn man aber bedenkt, daß der innere Anstoß des Gehirns bei den Vorstellungen nur ungemein schwach ist im Verhältniß zu dem von Außen stattfindenden bei den sinnlichen Wahrnehmungen, der zum Theil durch die Sinnesorgane sehr verstärkt wird, so folgt, daß die Intensität der Bewegung bei der Vorstellung unvergleichlich geringer sein muß, als bei der Wahrnehmung. Da von der Intensität wie wir gesehen haben, zunächst die Deutlichkeit der Qualität, die uns bewußt wird, abhängt z. B. die Deutlichkeit der Farbe und des Klanges, ist es begreiflich, weshalb die Vorstellungen eine so blasse Farbe, oder einen so matten Klang haben, daß man sie sogar, obwohl gewiß irrthümlicherweise farb- und klanglos genannt hat. „Nach meiner Erfahrung," sagt Fechner (Centralblatt 1853 Nr. 40) reicht es hin, sich Gegenstände mit lebhafter contrastirenden Farben z. B. ein Gericht von Spinat mit durchgeschnittenen Eiern darauf, in welchem Falle Grün, Weiß, Gelb lebhaft gegen einander abstechen — lebhaft vorzustellen, um auch etwas von der Qualität der Farbe in der Erinnerung zu produciren." Die verschiedenen Grade von Deutlichkeit, oder Klarheit der Vorstellungen, bei denen ihre Theile mehr, oder weniger genau unterschieden werden können, hängen von der größeren, oder geringeren Intensität ab. Diese wird um so größer sein, je häufiger erstens die entsprechenden Wahrnehmungen wiederholt worden sind, oder je länger sie gedauert haben, weil das Substrat (die Vorstellungsfigur) um so elastischer geworden ist, zweitens je intensiver, häufiger und dauernder der Anstoß der Vorstellungsfigur ist.

Vorstellungen unterscheiden sich aber von Wahrnehmungen nicht blos dadurch, daß sie sehr viel undeutlicher sind, sondern

auch dadurch, daß sie sich nicht außerhalb unserer Person zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen in dem wahrnehmbaren Sehfelde befinden. Dieser Ausdruck scheint richtiger zu sein, als die Vorstellungen, wie gewöhnlich geschieht, raumlos zu nennen. Denn wenn man sich unter Raum allgemein unbegrenzte, durchdringliche Ausdehnung vorstellt, so hat dagegen das Sehfeld zwar veränderliche Grenzen, aber doch Grenzen; es ist ferner continuirlich aus Bildern zusammengesetzt, so daß gar kein Grund ist, es Raum zu nennen. Da aber jede Vorstellung als Bild eine begrenzte Ausdehnung hat, wie jede sinnliche Wahrnehmung, so muß man sie sich auch, ebenso wie diese im Raume denken, so daß sie mithin keineswegs raumlos ist. Die Thatsache aber, daß Vorstellungen sich nicht in unserm Sehfelde befinden, ist leicht erklärlich. Sie müßten die bezeichnete Stellung, oder Oertlichkeit einnehmen, wenn sie innerhalb des Bildes der Außenwelt entstänben, welches von der Netzhaut in das Gehirn sich fortpflanzend daselbst in dem sogenannten centralen Ende des Sehnerven zum Bewußtsein kommt. Da sie nun nicht außer uns, oder zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen liegen, folgt nothwendig, daß sie außerhalb des centralen Endes des Sehnerven an einer andern Stelle des Gehirns, die aber jedenfalls mit dem Sehnerven in Verbindung ist, entstehen. Wenn die Vorstellungen an einer andern Stelle entstehen, als die sinnlichen Wahrnehmungen, versteht sichs ganz von selbst, daß sie nicht zwischen unsern Wahrnehmungen, außerhalb unserer Person in dem sinnlich wahrgenommenen Sehfelde stattfinden können. Sie finden ohne dasselbe, oder außerhalb desselben statt, oder sind, um den gewöhnlichen, aber gewiß falschen Ausdruck zu wiederholen, raumlos. Werden aber Vorstellungen ausnahmsweise durch ungewöhnliche absolute, oder relative Intensität, oder durch irgend einen andern physikalischen Vorgang in das centrale Ende des Sehnerven, d. h. zwischen die Bilder der Außenwelt gedrängt, so müssen sie auch im Sehfelde zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen oder außen uns und mit intensiverer Farbe erscheinen. Dies sind die Hallucinationen.

Was ich über die Oertlichkeit der Lichtvorstellungen gesagt habe, gilt natürlich auch von den Tonvorstellungen und von den durch die andern Sinneswahrnehmungen: Geruch, Geschmack und Hautwahrnehmungen bewirkten Vorstellungsfigur. Auf diese letzteren müssen die abnormen Zustände, welche Gesichts- und Gehörshallucinationen bedingen, ganz besonders stark einwirken. Denn Geruchs-, Geschmacks- und Haut-Vorstellungen scheinen aus mechanischen Gründen wenigstens beim gesunden Menschen in geringerem Maaße vorzukommen; entsprechende Hallucinationen sind aber sehr zahlreich.

Die Wahrnehmung unserer eigenen Person durch alle Sinne im Unterschiede von der Außenwelt, oder das Selbstbewußtsein, indem es durch das Gesetz der Association die Vorstellungen beherrscht, bewirkt, daß sie in einem natürlichen, oder der wirklichen Welt entsprechenden Zusammenhange entstehen. Wie unsere Unterscheidung der Wahrnehmungen als unwillkührliche Vergleichung derselben, — das deutliche, lebhafte Bewußtwerden der einen, während die andern im Gemeingefühl verschwinden, als unwillkührliche Abstraktion oder Analyse betrachtet wurde, — in derselben Weise scheinen auch im Gebiete der Vorstellungen unwillkührliche Vergleichung und Abstraktion, oder Analyse stattzufinden.

Während die Vorstellungen im wachen Zustande auch durch den Contrast mit den zu gleicher Zeit stattfindenden sehr viel intensiveren sinnlichen Wahrnehmungen von blässer Farbe und mattem Klange erscheinen, ähnlich den Sternen am Tage: müssen die Vorstellungen im Schlafe, bei welchem keine sinnlichen Wahrnehmungen stattfinden, oder die Träume — eben durch ihr Allein-sein uns sehr viel deutlicher, oder lebhafter vorkommen. Es wäre indeß auch möglich, daß die größere Intensität der Traumvorstellungen nicht blos eine relative, sondern, so die mechanischen Verhältnisse des Gehirns im Schlafe sich ändern, auch eine absolute sei. Die Intensität der Traumbewegungen bewirkt es, daß wir uns darin oft an vergangene Dinge erinnern, die uns im Wachen nicht mehr einfallen, daß ein kurzer Zeitraum oft von einer großen Menge Traumvorstellungen erfüllt ist. Diese Illusion, daß diese Phantasiegebilde für wirkliche Erscheinungen gelten, findet aber nebst ihrer Zusammenhangslosigkeit vorzugsweise deshalb statt, weil im Schlafe außer den andern Wahrnehmungen auch die unserer eigenen Person, das oben erwähnte Selbstbewußtsein — fehlt, die Traum-Vorstellungen mithin durchaus selbstständig, ohne ein sie beherrschendes, oder in den natürlichen Zusammenhang bringendes Centrum sind.

Die verschiedene Intensität der Vorstellungen kommt aber nicht blos als ihre verschiedene Deutlichkeit zum Bewußtsein, sondern auch, wenn sie sehr gering ist, als ein die dunkle Vorstellung begleitendes Gefühl des Bedürfnisses nach mehr Klarheit, und wenn sie einen mittleren Grad hat, als ein angenehmes Gefühl. Schmerzhaftigkeit einer Vorstellung durch zu große Intensität ist zwar denkbar, kommt aber in der Wirklichkeit wohl nicht vor. Bei einer gewissen großen Intensität dürfte, wie schon bemerkt ist, aus der Vorstellung die Hallucination entstehen. — Das einzelne Vorstellungen und Vorstellungscomplexe begleitende Gefühl des Bedürfnisses nach Klarheit und Vollständigkeit derselben, sowie die sie begleitenden angenehmen und unangenehmen, oder schmerzhaften Gefühle — werden indeß sehr viel mehr durch ihre verschiedene Intensität, als durch das Gleichgewicht, oder den Mangel des Gleichgewichts ihrer Zusammensetzung in der bei den Wahrnehmungen auseinandergesetzten Weise bewirkt. Zusammensetzung findet hier aber nicht blos zwischen den Theilen einzelner Vorstellun-

gen und in Vorstellungencomplexen statt, sondern auch zwischen neu in uns entstehenden Vorstellungen und der Summe der alten uns vorher mitgetheilten, indem beide entweder zusammenpassen (harmoniren), oder sich widersprechen. Das im ersten Falle entstehende Gleichgewicht muß als angenehmes, der im zweiten entstehende Mangel desselben als unangenehmes Gefühl zum Bewußtsein kommen.

Unter Affect (Zorn, Furcht) versteht man den hohen Grad eines angenehmen, oder unangenehmen Gefühls, das weniger durch bestimmte Wahrnehmungen, oder Vorstellungen an sich, als durch das eben erörterte Verhältniß derselben zu der Summe unserer alten Vorstellungen bedingt ist; unter Stimmung eine unbestimmte Mischung von Gefühlen, welche durch Wahrnehmungen und Vorstellungen bewirkt werden. Affect ist momentan; Stimmung, welche man auch intellectuelles Gemeingefühl im Gegensatze zu dem bisher mehr hervorgehobenen sinnlichen nennen könnte, ist dauernd.

Für die Fackel.

Stimmen aus Amerika.

Von Samuel Ludwigh.

Juni, 1856.

Ich habe mich noch nie unaufgefordert von Innen an den Schreibtisch gesetzt, um ein Gedicht zu schreiben, und folge stets nur dem Ruf der Muse und der Stimme des Gottes, der wie Horaz sagt, in uns wohnt und uns erwärmt. Selbst Prosa schreiben, ist mir eine unangenehme Arbeit, wenn ich, ohne Arbeit durch innern Drang aufgefordert, schreiben muß; was freilich höchst selten geschieht. Ein tägliches Blatt redigiren, einen Aufsatz schreiben, auf den der Setzer wartet, wäre für mich, in der That, eine wahre Buße. Ich habe halbe Nächte hindurch gedichtet und geschrieben und oft auch wochenlang keine Feder zur Hand genommen, wovon eben nicht geistige Trägheit die Ursache, an welchem Uebel ich nie zu laboriren pflegte. So war denn auch jetzt wieder seit mehren Wochen kein Verlangen in mir nach der Feder, um den Gedanken eine flüchtigen Notizen auf der Reise Form zu geben.

Bald fühlte ich zu warm und bald zu kalt;
Bald jugendlich frisch, bald fade und alt,
Bald suchte ich des innern Glückes Spur
Im stillen Haus;
Bald füllte die freie Natur
Des Herzens Sehnsucht aus.
Bald schwelgte ich im stillen Meinenschein,
Bald bestürmte ich mit Sturm,
Bald kürzte mich in den Strom hinein,
In dem mir Weisheit lernen,
Wenn Menschen sich latzbalgen, mühen, plagen,
Um das Bischen Brod und Butter zu erjagen.

Ritt auf dem Eisenroß auch wieder
Und seines Wieherns rauhe Wiegenlieder
Lullten mich in süßen Schlummer ein,
Auf Eisen etwas weicher oder als Stein.
Und Thal und Hügel, üppig, frisch und grün
Und Wüste, Städte, Farmen
Sah ich vor meinem Blick vorüberziehn
Und dennoch konnt ich nicht erwarten,
Ja, selbst des Niagara's Tosen
Und der Najaden lieblich Kosen
Konnten meinen Gott im Innern nicht entzücken,
Um das Gefühl in Worten auszudrücken.
Bis endlich an dem prachtvollen Genesee,
Mit seinen Stromesschnellen,
Seinen Fällen,
Die räthselhafte Phantasie
Mich aus dem Schlummer weckte,
Den Pegasus die Muse neckte,
Die in der Jugend mich so oft entzückte,
Wenn „der Moment", der günstige, mich beglückte.

Und so nahm ich denn endlich wieder die Feder zur Hand und begann das Gesehene u. das Geschehene, auf dem Juni-Streifzuge, wie gewöhnlich im Fluge, zu skizziren — und wenn ein Mal die Ader geöffnet, so fließt das Blut von selbst, wenn es auch nicht immer Ichor ist.

Die Glanzpunkte am Horizont des häuslichen Glückes während der letzten 4 Wochen waren ein Besuch meiner Tochter Cora, Frau Hubbard von Minnesota; Lucretia Borgia, eine Vorstellung der italienischen Operngesellschaft des Hrn. Maretzek; ein Ausflug mit der Familie in der prachtvollen Umgebung von Cincinnati, nach dem Sycamore Hill, mit dem großartigen Panorama der bergbekränzten Stadt; nach Walnut Hill und Clifton, mit ihren herrlichen Gartenanlagen und schönen Residenzen reicher Nabobs; und auch die täglichen Spaziergänge von circa einer Meile in der breiten Avenue von Cumminsville nach dem Zollhause.

Die Welt ist schön überall, wo der Mensch nicht hinträgt seine Qual. „Liebe aber und ein zufriedenes Gemüth verleihen Anmuth selbst unwirthbaren Stepen."

Es war Sonntag, am 10. Juni, als ich mit der leichten Reisetasche, genannt *carpet bag*, in einem mit Deutschen gefüllten Straßen-Eisenbahn-Wagen nach dem Brighten House und von da nach dem Bahnhofe der Little Miami Compagnie fuhr, und da Platz nahm für die weite Fahrt nach Pittsburg. Zu Newark, O., einer sehr anmuthig gelegenen u. rührigen Landstadt, hatte ich einen halben Tag zu überliegen, um mit dem Zuge nach Pittsburg zu verbinden. Wir sind da um Mitternacht angekommen u. ich nahm, der Bequemlichkeit wegen, im eleganten Union-Hotel-Depot Quartier, siedelte jedoch nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen nach der „Stadt Hanau" über, da ich nicht Lust hatte, vier Dollars per Tag zu bezahlen, obschon diese Summe für Das, was man erhält durchaus nicht zu viel ist.

Ich sehnte mich nach langem Schweigen wieder ein Mal einen öffentlichen Vortrag zu halten und wählte Birmingham, Pittsburg gegenüber, über den Monongahela-Fluß durch eine Straßeneisen-

bahn in Verbindung da dort das deutsche freisinnige Element viel stärker vertreten ist als in ihren Schwesterstädten Pittsburg und Allegheny City. Um das Thema: „Das Christenthum, seine Prediger und jetzigen Bekenner" drei Mal in den Zeitungen anzuzeigen, machte ich zur Ausfüllung der Pause einen Ausflug in den romantischen Thälern 78 Meilen nach Johnstown, im Staate Pennsylvanien. Vor diesem besuchte ich, in Gesellschaft der freisinnigen Freunde Räder und Nestle, zu Allegheny-City, einen alten Freund Aug. Hartje zu Spring-Hill. Seine Wohnung, umgeben von Weingärten, Obstbäumen und Blumenpartien, mit der Ansicht pittoresker Höhen u. einem Theile der Stadt Pittsburg, ist ein wahres Eldorado. Die Kirschen prangten eben wie verkörperte Blutstropfen im Dickicht der grünen Aeste und als wir uns an ihrer Süße labten, schwebten die Kirschbäume in den Weingärten meines Vaters meinem Geiste lebendig vor. Der Knabe ahnte einst auf der Bäume Gipfeln nicht, daß er im Alter in einem andern Welttheil Kirschen essen werde. Wohl, Kirschen schmecken überall süß, und „wo Du bist, dort sei deine Heimath, dort deine Welt!" Der Mensch, der sich stets dorthin sehnt wo er nicht ist, wo er nicht sein kann, macht sich blos elend. Ist es also nicht Thorheit, durch vergebene Sehnsucht sich selbst um das Glück der Gegenwart zu betrügen? Und dennoch leiden an dieser Thorheit Tausende und Tausende von Menschen, bei denen die Wogen des Gefühls die Ufer der Vernunft und Besonnenheit überfluthen. Das Glücklichsein des Menschen ist viel durch Organisation bedingt und um sich selbst und das Leben in allen seinen Nuancirungen zu studiren und daraus die innere Ruhe und irdische Seligkeit zu abstrahiren, dazu gehört — anhaltendes, ernstes Studium. Ernste Studien aber machen die Menschen blos ausnahmsweise; daher Unglücklichsein und eingebildete Leiden zur Regel gehören. „Mach mich anders als ich bin," ruft mir etwa ein Unglücklicher zu. Diesen aber vergleiche ich mit dem Marmorklotze, der da zum Bildhauer sagen würde: mach' mich anders als ich bin! Die Venus von Canova war ein rohes Stück Marmor, ehe des Künstlers Geist ihm Leben einhauchte. Was der Bildhauer dem Marmorkloze ist, das sind Studium und Vernunft dem belebten Erdenklotz, Vermögen auch Streben, Forschen, ernstes Wollen nicht Alles über den Menschen, so vermögen sie über ihn doch Vieles.

In Gesellschaft des Hrn. Georg Fischer zu Birmingham fuhr ich in einem *Buggy* aus dem deutschen Stalle der Gebrüder Hamm circa eine Meile nach Schattong's Milchwirthschaft und von da machten wir einen Spaziergang den Berg hinauf zu Hrn. Franz, der kürzlich mit einer hübschen jungen Frau von Deutschland zurückkehrte. „Wo das Herz zum Herz sich findet, dort ist der „Himmel auf Erden." Den „Himmel auf dem Himmel" können blos gläubige Theologen, selbst wenn sie herzlos wären, und ihre Schaafe, die getauft sind und glauben in Anspruch nehmen. Wir wünschen nicht in ihrer Gesellschaft zu sein *and that 's all.*

Milch ist des Menschen erste Nahrung und ich glaube, tränken die Menschen blos Milch und Wasser, so würden dadurch viele Krankheiten und Uebel vermieden; doch man findet eben auch Geschmack an Kaffee und Thee, an Wein und Bier und geistigen Getränken. Mäßigkeit in jedem Genuß gebietet Vernunft, um uns nicht durch unmäßiges Genießen krank und elend zu machen. Mäßigkeit ist Tugend, so überall empfohlen und gepriesen werden sollte. Gänzliche Enthaltsamkeit von irgend einem fleischlichen oder sinnlichen Genuß ist Hirnverrücktheit, die nur Zeloten predigen können.

Frische Milch und Butter im kühlen Schatten von Obstbäumen waren uns bei Schattong ein Hochgenuß; doch nicht minder mundete dem Gaumen Franzen's echter Bordeaux mit delicater Wurst credenzt, nahe dem Haus an einer Quelle, umschattet von Ahorn und Linde. Im Wein ist Wahrheit und wenn der Mensch erschlafft, ist es der echte Rebensaft, der mäßig genossen, heiter stimmt und die Nerven spannt. Betrinken sollte sich Niemand; am wenigsten der Bösewicht; denn „was er nüchtern verschweigt, das verrathet der Rausch."

Zu Johnstown wohnte ich, wie gewöhnlich, im Forster House, das gut geführt wird. Der Mensch lebt nicht von Brod allein; doch hätte man Nichts als Butter u. Brod, wie es Bäcker Krebs hier bäckt, so könnte man wahrlich zufrieden sein. Für Lager sorgen da die Brauer Hartmann und Bockerod. Für Gesundheit und Seelenheil der Lutheraner sorgt ein Prediger aus Ungarn, der zugleich als Arzt fungirt. Für das Seelenheil ist man hier überhaupt sehr besorgt und es sind eben wieder zwei Kirchen in Bau. Jeder hat so seinen eigenen Geschmack und zu bedauern ist es blos, als Hemmschuh des geistigen Fortschrittes, daß so viele Ungläubige ihr Scherflein beitragen zum Kirchenbau und die Kirche besuchen, die sie nie verlassen, ohne sich durch eine ihnen unverdauliche Predigt den Geschmack zu verderben. Ja, das Geschäft, das Geschäft, der liebe Dollar! Das ist der eigentliche Kitt, der noch die Tempel zusammenhält „von Menschenhänden gemacht." — Hörst du es, Jude Christus, dort oben im Himmel zur rechten Hand Gottes, Tempel von Menschenhänden gemacht, gegen welche du so sehr geeifert hast, daß du den Pfaffen deiner Zeit und dem Pöbel zum Opfer fielst! — Und die Nächstenliebe der Christen und ihre Liebe zu Feinden, wie muß dich diese erfreuen, wenn du zuweilen mit dem himmlischen Telescope herabsiehst auf uns Erdenwürmer.

Ich bin auch in Johnstown wieder für Momente im Himmel auf Erden gewesen, in den mich eine junge Künstlerin, Fräulein Lina Luckhardt am Klavier, durch melodische Zauberaccorde von Lisz und Thalberg versetzt hat. Ja, Lina gehört zu den wenigen Auserwähl-

ten unter den vielen Berufenen. Es ist mit der Musik wie mit der Malerei und Bildhauerkunst: wo die innere Weihe fehlt, bringt es selbst Fleiß nicht über die Mittelmäßigkeit des — Porträtirens. Also vorwärts, Lina, Sie sollen einst als Stern erster Größe glänzen!

Wenn man aus dem Bereiche der Kunst in eine Fabrik geht, wo der Mensch Tag und Nacht arbeitet, um sich des Hungers zu erwehren, so regen sich wohl seltsame Gefühle in der Brust, die überwiegend traurig sind und man wird versucht zu fragen: ob die Civilisation, trotz Wissenschaft und Kunst, dem Menschen mehr Glück und Freiheit bietet, als das rohe Naturleben der Wilden? In den Eisenstreckwerkstätten zu Johnstown sind an 3000 Arbeiter beschäftigt. Diese Cambria-Eisenwerke liefern per Jahr 60,000 Tonnen Eisenbahnschienen, meist für den Westen. Daß die Gesellschaft dieser Werke reich ist, das ist wohl selbstverständlich, und daß ein gewöhnlicher Arbeiter, bei dieser herkulischen Anstrengung jetzt nicht mehr als einen Dollar u. zweiundvierzig Cts. verdient, ist gewiß sehr zu beklagen. Das gehört eben auch zu den Auswüchsen der Civilisation und der freien Concurrenz, wo die Arbeit, als Bettlerin, dem Capital dient, und aus welchem Schreckenslabyrinthe den Lastathleten in Menschengestalt kaum ein Ausweg offen ist; denn — der Communismus, heißt es, ist Chimäre. Also Monarchie oder Republik? das ist die große Frage; kaum werth darüber zu entscheiden, so lange das Geld der höchste Gott des Staates ist und neben dem stolzen Reichthum sich die demüthige Armuth krümmt. Wo ist der Messias, der uns von diesem Uebel erlöst? Ach, der Mensch, das Gewohnheitsthier, hat es ja noch nicht einmal so weit gebracht, um ohne Könige und Pfaffen existiren zu können und da er sich durch Dummheit selbst um die Freiheit der Erde betrügt, verläßt er sich, durch dieselbe Dummheit beseelt, auf die Freuden des Himmels, nachdem ihn der Tod von den Bürden des Jammerthales befreit. So ist es, und es wird noch lange so bleiben. Den kläglichsten Beweis von Völkerdummheit und Indolenz liefern uns eben gegenwärtig wieder die Zustände Europa's, wo es einigen gekrönten Affen möglich ist, Hunderttausende zu bewaffnen, um sich gegenseitig zu morden, damit dieser oder jener siegreiche Schurke ein Stück Land erobere und mit diesem die Unterthanen als willige Schaafe scheere. Nur die Studenten von Paris haben bis jetzt noch einen Ruf der Vernunft in der Wüste ergehen lassen. Wird er ein Echo finden? Ihr seid gerüstet: Volk, gegen Volk, Stamm gegen Stamm. Wohlan, lasset die mörderischen Kanonen erschallen! Doch wisset, daß es außer Kanonen noch eine andere Macht giebt — das Verhängniß — und daß der brausende Strom der fein Bett verließ, eine Richtung nehmen kann, welche weder in eurem Plane, noch in eurer Controlle liegt. Trotz aller Fürstenmacht der Bajonete, trotz aller Schaafsgeduld und Ignoranz der Massen sind doch Throne und Kirchen morsch und wie es blos eines Funkens bedarf, um ein Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so genügt Ein unvorhergesehener Moment des Verhängnisses, um Throne und Kirchen zu vernichten. Freilich gab es schon solche Momente; doch Dummheit mit Schlechtigkeit gepaart hat aus den Trümmern neue Götzenbilder geschaffen, und wird deren wohl auch künftig wieder welche schaffen, wenn im Sturme das Alte untergeht; aber neben dem Götzendienst des Sklavensinns und der Herrsucht gedeiht auch der Dienst der Freiheit im Reiche der Vernunft und die Zeit wird kommen, muß kommen, nach den ewigen Entwickelungsgesetzen der Natur, wo Throne und Altäre als Rocockos nur im Buch der Geschichte, als Denkmäler der Barbarei, prangen werden.

Als ich am 15. von Johnstown nach Pittsburg zurückgekehrt und mich in Reinemann's empfehlenswerthem Speisesaal restaurirte, las ich einen Zettel auf dem Tische, welcher mir für den Abend einen geistigen Genuß verkündet hat, durch ein „großes Orgel-Concert" in der Catherale. Habe oft als Knabe den Blasebalg einer Orgel gezogen; habe sehr oft orgeln gehört und manchmal beim Orgelspiele profane Blicke nach den hübschen Weibern und Mädchen gesendet; habe die größte Orgel Europa's zu Catania, in Sicilien, gesehen; doch ein Orgel-Concert war für mich bis jetzt etwas Niegehörtes. Also Abends geht es in die Kirche; ja, in die Kirche. Nicht, um eine Predigt zu hören; nicht, um einer Messe beizuwohnen; nicht, um Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten; um mich in den Tonneswogen zu baden und in den Sphären der Melodie geistig zu schwelgen. Und es war für 1 Dollar Entree, in der That ein seltener geistiger Genuß, den mir der berühmte Organist G. W. Morgan durch sein ausgezeichnetes Spiel und Fräulein Scully und die Herren Apfelbaum u. Wamelink durch ihren herrlichen Gesang bereitet haben. Das magische Helldunkel des großen gothischen Domes machte das trunkene Gemüth noch mehr empfänglich für den Eindruck der Musik. So imposant und herrlich auch die Kunstleistungen auf der großen Orgel war, so hätte ich doch gewünscht, daß man mehr als zwei Gesang-Partien auf dem Programm gehabt hätte, um die Harmonie des Ganzen nicht durch Monotonie zu drücken. Ich sage, drücken; denn das Erhabene, das Erschütternde einer Orgel, wenn zu lange hingehalten, wirkt drückend auf das Gemüth und wird endlich sogar langweilig. Das Concert war von einem nicht zahlreichen, doch sehr fashionablem Publikum besucht. Ein geringeres Entree von 50 Cents hätte wahrscheinlich die Kirche gefüllt und wenn nicht „mehr Geld" doch gewiß mehren Zuhörern Genuß gebracht. Durch meine Ideenwelt während des Concertes streiften allerlei Betrachtungen über Religion und Priester, über Katholizismus und Protestantismus, über Irrthum und Wahrheit, Gottesglaube und Atheismus

und unwillkührlich nahm ich mein Notizbuch heraus, um Folgendes niederzuschreiben, das ein Recht zu beanspruchen schien auch von Anderen gelesen zu werden.

„Es ist weder Schande noch Verdienst an Gott zu glauben; doch es ist Schande an einen Gott im Himmel zu glauben und seine Gebote nicht zu halten, so wie es Verdienst ist, an keinen Gott zu glauben und dennoch tugendhaft zu sein."

Die Kirche lehrt anders — daher ich auch gegen die Kirche, gegen jede Kirche bin und mit Kirchengläubigen keine Gemeinschaft pflege.

Sonntag um 11 hielt ich den Vortrag zu Birmingham. Der Druidenhain, ein Hain der Natur ohne alle religiöse Grundlage, hatte die Güte mir seine schöne Halle unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Doch siehe da, der Hauseigenthümer protestirte dagegen und wollte es nicht zulassen, daß ich Ungläubiger in seinem Hause spreche. Allein der protestantische Christ eifere vergebens, und mußte Jenen nachgeben, die ihre Halle von ihm zur freien Verfügung gemiethet hatten. Interessant ist es zu erwähnen, daß bei dieser Controverse Herr Polster, ein deutscher rationalistischer Prediger der äußersten Linken, seine Kirche angeboten hat, um dort die Rede zu halten. Trotz des Regenwetters hatte ich eine zahlreiche Versammlung. Es waren da freie Männer selbst aus Pittsburg und Allegheny-City und unter den Propheten hatte ich das Vergnügen, auch den Prediger Polster zu begrüßen; ihn, der — ein Ungar etwa 6 Stunden weit von meiner Vaterstadt geboren — mir auch geistig ziemlich nahe steht, der alle Dogmen verwirft und blos einen Gott predigt, „den man sich nicht vorstellen könne." Ja, das ist eben dieser philosophische Gott in der Natur, ohne Form, ohne Eigenschaften, der subjective Gedanke des Menschen, das Gefühl seiner Ohnmacht, die Forderung seines Herzens — es ist eigentlich gar kein Gott — es ist der Mensch selbst, der unwissend und staunend, oder im Gottesglauben erzogen zu feige oder zu bescheiden ist, zu sagen: es giebt keinen Gott. Die Natur ist ewig, ist heilig, sie erschafft und zerstört ohne ein den menschlichen Selbstbewußtsein ähnliches Wollen, die sich, wie der Geruch an der Blume, die Flamme am brennbaren Stoffe in ihrer höchsten Triproduction, dem Menschen, der sich in der organischen Kette als letzter Ring an den Affen reiht, dem Menschen manifestirt, diesem feigstolzen Gabelthier, das sich anmaaßt von Göttern u. Teufeln Etwas zu wissen, die blos Hoffnung und Furcht im kranken Gehirn erschuf.

Ich habe Sonntags auch den Turn-Verein von Pittsburg besucht, der gegenwärtig 150 Mitglieder zählt. Es war eben Geschäftsversammlung und unter den Beschlüssen war auch die Bestellung der Fackel, was mich sehr gefreut hat; denn diese Bestellung ist ja ein Zeichen des geistigen Turnens, was von vielen Vereinen, leider, sehr wenig beachtet wird. Die Pflicht der Turnverein ist es, nicht nur in corpore, sondern auch insbesondere die freie Presse zu unterstützen; denn was nützt dem Fortschritt alles gymnastische Turnen, wenn im gesunden Körper kein gesunder Geist wohnt, der Opposition macht gegen Sklaverei des Geistes? —

Die außerordentliche Bestellung von 6 Exemplaren der Fackel nach Meadville bewog mich, auf meiner Tour nach dem Osten Meadville zu besuchen und bei dieser Gelegenheit auch die Oehlregion, *via* Franklin, Oil-City, Story-Farm und Titusville. Doch — die Menschen denken; die Verhältnisse lenken. Das abscheuliche Wetter hat meinen Plan für dieses Mal vereitelt. Ich kam blos bis Meadville und schlug den nächsten trockenen Weg ein, per Eisenbahn *via* Salemanca nach Buffalo.

Herr Polykrates Schmidt, Musik-Lehrer, war es, der die Fackel bestellt und mich bewogen hat, Meadville zu besuchen. Ihn suchte ich denn sogleich auf, und durch ihn erfuhr ich, daß man eben im Begriff war, 50 Dollars mir nach Cincinnati zu schicken, um nach Meadville zu kommen und einen freien Vortrag zu halten. — Nun war ich selbst da; doch die mir zugemessene Zeit und das schauderhafte Wetter ließen es nicht zu, einen Vortrag zu halten. Die Herren Schunk, der im Jahr 1844 meine Vorträge in New York besuchte, Schreiber und Wälte, denen die Fackel seit Jahren bekannt, haben mich mit solcher Zuvorkommenheit und Liebe aufgenommen, wie sie mir noch nie im Leben zu Theil ward. Nicht zufrieden, mir in wenigen Stunden 10 Abonnenten verschafft zu haben, wetteiferten sie, mir Geld anzubieten und wären es 100 Dollars. Ich hätte blos unverschämt sein müssen, um ihre Güte und Gesinnungstüchtigkeit zu mißbrauchen. Wahrlich, solche Charaktere trifft man selten und sie sind es, die uns Rosen streuen auf der dornigen Bahn der Reform. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch des Hrn. Conrad Ebert, aus Ironton, O, zu erwähnen, der kurz vor meiner Abreise mich in Cincinnati besucht hat. Er wußte, daß die Schriften der Fackel abgenutzt und ich neue Typen brauche. So bot er mir denn Geld an, um welche zu kaufen und da ich nur wenige Tage früher bereits welche angeschafft hatte, lehnte ich dankend sein Anerbieten ab. Nun traf es sich, daß er in meiner Bibliothek ein Exemplar meiner Reden und Vorlesungen in die Hände bekam, das er zu haben wünschte. Als ich sagte, daß es das einzige Exemplar sei, das noch von der zweiten Auflage übrig, frug er, warum ich es nicht wieder drucken lasse? Aus Mangel an Capital. — War die kurze Antwort. Was würde es denn kosten, das Werk herauszugeben? Je, nachdem die Auflage, vier oder fünfhundert Dollars. — Wohl, ich kann Ihnen fünfhundert Dollars auf 6 Monate vorschießen, wenn Sie glauben, damit Etwas zu verdienen. Da die Stereotypplatten der Reden, so auch jene des „Meslier" vorhanden, und von keinem dieser Werke ein Exemplar am Lager ist, nahm ich das Anerbieten an, um den Druck bei dieser Reise in Baltimore, wo die Platten deponirt sind, zu besorgen. Wir haben der reichen und wohlhabenden Leute in unseren Reihen genug;

Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient zu haben vorgab, den Isthmus von Korinth. Unter den griechischen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Byron gedient haben wollten; es ist für sie ein Mittel, den Preis für sich zu steigern. Soll ich von den Empfindungen sprechen, welche die große Vergangenheit dieses Landes in meiner Brust hervorrief? Ich beschäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häusern, welche das heutige Korinto bilden, vergaß ich das schöne Korinth mit seinen goldenen und marmornen Palästen."

So erzählte der interessante Mann; aber ich war weit entfernt, von dieser Mittheilung befriedigt zu sein; ich bestürmte ihn mit so vielen Fragen, daß er mir am Ende sagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß sie vom alten Griechenland mehr wissen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht gesehen und dennoch wissen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es aussieht. Ihre Phantasie ist in der That erstaunenswerth.

Es ist nicht die Phantasie, versetzte ich, welche mir das erzählt hat, sondern Se. Majestät waren so gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, dessen Thron sein erhabener Sohn einnimmt, und zu dessen Befreiung der König einst mit so großer Begeisterung mitgewirkt hat. O, wie sehnte ich mich darnach, dieses Athen zu sehen, von wo aus ganz Europa seine Bildung erhalten, die Stadt, welche fast so viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, sagte mein Gast, ist es nicht genug, diesen Wunsch laut werden zu lassen, um seiner Erfüllung gewiß zu sein?

Nun, in diesem Jahre nicht mehr, versetzte ich, aber im nächsten Jahre hoffe ich sowohl die Türkei, als Griechenland zu sehen, es zieht mich mit tausend Banden nach diesen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, sagte der Herr v. J. Diejenigen, welche Konstantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren sich sehr. Rom ist trotz der christlichen Bildung, welche die römische verdrängt, trotz der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltstadt gehaust, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwischen; das neue Rom steht eben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieses alte, klassische Rom, wenn auch nur wie ein Riesengespenst, aus seinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geist in diesem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von diesen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat sich die Größe der päpstlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermischt, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und sie schützten sich gegenseitig. Trotz so unendlich vieler Widersprüche beider Zeitalter fanden sie doch eben so viele Anknüpfungspunkte, und durch dieses Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den sinnig Betrachtenden macht stets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es sich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart scheint hier völlig gelöst, Athen interessirt fast mehr durch das, was es jetzt nicht ist, als durch das, was es einst gewesen. Diese Behauptung mag paradox klingen, aber sie ist demungeachtet wahr.

Mit Konstantinopel verhält es sich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man sich in einer Residenz des ehemals römischen und griechischen Kaiserthums befindet. Drei Jahrhunderte der türkischen Herrschaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klassischen Alterthums und des so bewegten Mittelalters fast gänzlich zu verwischen. Man denkt hier nicht an Constantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Justinian und seinen großen Belisar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrscht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erstaunt.

Ja gewiß ich wenigstens habe recht oft an diese Macht gedacht.

Ich verstehe Sie nun, versetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es schon öfter ausgesprochen, daß diese Türken ein Anachronismus in Europa sind, und der Gedanke, welcher den phantastischen und doch so geistreichen Potemkin sein ganzes Leben beschäftigt, und mit welchem er seine Kaiserin inficirt hat, ist ein durchaus geschichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geschichte nicht ermangeln wird. Die Türken müssen aus Europa — oder sie müssen Christen werden, d. h. christliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein erobernder aufzutreten, wenn sich nicht etwa England und Frankreich verbinden, diesen Staat im Interesse der Humanität für sich in Beschlag zu nehmen, oder wenn es Oesterreich nicht wagt: — wer wird sonst noch den Muth haben, als dieses Rußland, dessen Riesenkraft sich von Tage zu Tage steigert, welches stark sein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarstaaten zumal abgeschwächt sein werden?

Als ich damals diese Worte sprach, waren die Verhältnisse noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre später.

Ist aber nicht Rußland in diesen wenigen Jahren seinem Ziele, welches es seit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie steht es heute mit Oesterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zweier der gewaltigsten Rivalen, ist gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, ist nicht angethan, Rußland in seinen politischen Bestrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn

Rußland erst seinen Fuß auf den Nacken von Stambul gesetzt?

Es bleibt sich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geschichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu sein, nicht aufhören, ihr „*delenda est*" zuzurufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre später in Erfüllung gegangen sein?

Zehn Jahre sind wenig, aber meist die Geschichte nicht wie die Menschen auf Eisenbahnen?*)

Sensualismus.

Von Dr. Heinrich Czolbe.

Vorstellung.

Der Einfluß von Druck, oder Stoß auf einen Körper bewirkt eine mehr, oder weniger dauernde Veränderung seines molekularen Gefüges, die zwar bei vielen Körpern ungemein gering sein, aber dennoch niemals gänzlich fehlen wird. Da nun Licht, Schall, Geschmack, Geruch ꝛc. mitgetheilte, oder Stoßbewegungen sind, so müssen sie in den Körpern, zu welchen sie hingeleitet werden, auch Veränderungen bewirken, deren Größe im graden Verhältniß zur Häufigkeit der Wiederholung, oder zur Dauer der Ursache steht. Unmittelbar beweist dies die Entdeckung der Daguerretype und Moserschen Lichtbilder. In festen Körpern dürfte durch derartige Veränderungen oft die innere Elasticität, also auch die Fähigkeit, mitgetheilte Bewegungen fortzupflanzen, oder die Beweglichkeit wachsen. Je elastischer sie die Veränderung macht, desto schneller und intensiver werden sie durch irgend einen Anstoß bewegt werden müssen. Hat solche Veränderung der Molekularstruktur eine gewisse Form, so wird irgend ein Anstoß des Körpers eine Schwingung des veränderten Theiles in derselben Form bewirken. Auf die Realität dieser Verhältnisse kann man direkt z. B. aus der Thatsache schließen, daß wenn ein Blasinstrument wiederholt falsch geblasen worden ist, die falschen Töne späterhin immer wieder zum Vorschein kommen, auch wenn ein Kunstverständiger sich des Instrumentes bedient. Nur durch oft wiederholtes, angestrengtes richtiges Spiel gelingt es, das Instrument wieder zurecht zu blasen d. h. die Moleküle des Instrumentes erhalten jetzt mittelst der während des Tönens in ihm vor sich gehenden Schwingung allmählig wieder das Lagerungsverhältniß zu einander, durch welches die Reinheit der Töne bedingt wird.

Vergleicht man diese physikalischen Verhältnisse mit der Nervenhäufigkeit, wie sie bei der sinnlichen Wahrnehmung stattfindet, so kann man *per anomaliam* folgendes schließen:

Die einzelnen Wahrnehmungen müssen im Gehirne entsprechende Veränderungen zurücklassen. Da die Elasticität der veränderten Stelle gesteigert ist, so muß ein Anstoß an dieselbe die Wiederholung bewirken. Ebenso wie die oben erwähnten falschen Töne selbst bei richtigem Blasen wieder entstehen, wird irgend ein Anstoß an jene leicht bewegliche, oder schwingende Stelle des Gehirns — man dürfte sie wohl Vorstellungsfigur nennen — genügen, eine der Wahrnehmung entsprechende Vorstellung zu bewirken. Je häufiger aber eine Wahrnehmung stattfand, oder je länger sie andauerte und je bedeutender somit die molekulare Veränderung des Nerven und seine Beweglichkeit an dieser Stelle wurde, um so leichter wird die entsprechende Vorstellung entstehen. Vorstellungen, die den Wahrnehmungen der Geruchs-, Geschmacks- und Haut-Nerven entsprechen, kommen im gesunden Zustande in geringerem Maaße vor, vielleicht weil entweder wegen der Seltenheit jener Wahrnehmungen im Verhältniß zu denen des Auges und Ohrs, oder wegen ihrer angeborenen Beschaffenheit Geruchs-, Geschmacks- und Hautnerven nie so beweglich, oder zu Schwingungen geneigt werden, daß durch einen Anstoß darin viele und intensive Vorstellungen entstehen können. Beim Thiere, wo sich der Geruchsnerv in sehr starken Ausbreitungen auf der Ventrikelwandung befindet, scheinen Geruchsvorstellungen eine große Rolle zu spielen.

Woher kommt der genannte Anstoß, oder was regt unser Gehirn, in dem durch sinnliche Wahrnehmungen bestimmte Neigungen, oder Fähigkeiten zu Vorstellungsbewegungen bewirkt werden, zu diesen an? Der Anstoß dazu besteht nach dem Gesetze der Resonanz, oder der mittönenden Schwingungen, das nicht blos für den Schall, sondern für alle Vibrationen gelten dürfte, zunächst aus Wahrnehmungen, die durch die Sinnesorgane ins Gehirn gelangen und hier Vorstellungen, anregen. Jede dieser beiden Anregungs-Arten findet in dem bekannten mathematischen Verhältnisse obigen Gesetzes statt. Eine Saite fängt an, in Schwingungen zu gerathen, oder zu tönen, wenn in ihrer Nähe ein Ton entsteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den sie selbst gestimmt ist, oder der in einem harmonischen Verhältniß, im Verhältnisse der Oktave, Terze, Quinte, Quarte zu demselben steht; sie bleibt klanglos bei allen höheren, oder tieferen, oder nicht im harmonischen Verhältniß von 2, 3, 4, u. s. w. in Betreff der Geschwindigkeit der dabei stattfindenden Schwingungen zu ihr stehenden Tönen, selbst wenn die erschütternde Wirkung durch die Luftwellen bei letzteren eine sehr bedeutende ist. Hiernach müssen Wahrnehmungen und Vorstellungen die ähnlichen Vorstellungen erwecken, was man Association der Vorstellungen nennt. Contrast entsteht, wenn ich einer Sache eine gleiche, aber in umgekehrtem Zustande gegenüberstelle, Contrast ist also auch eine gewisse Aehnlichkeit. Es kann deshalb durch eine Wahrnehmung, oder Vorstellung auch eine contrastirende, wenn die Fähigkeit d. h. die Vorstellungsfigur dazu da ist, affectirt werden. Aehnliche, oder contrastirende Wahrnehmungen, die in einer gewissen Gruppirung, oder Rei-

*) Ja, ganz besonders jetzt 1866. D. R.

henfolge stattfanden, werden in derselben Gruppirung, oder Reihenfolge als Vorstellungen wieder hervorgerufen. Je größer die Aehnlichkeit zwischen zwei Vorstellungen ist mit desto mehr Schnelligkeit werden sie sich associiren. Eine Vorstellung kann kürzere, oder längere Zeit andauern je nach der Dauer ihrer nächsten Veranlassung (des sie associirenden Anstoßes). Je länger sie dauert, um so mehr Vorstellungen wird sie associiren können, weil Zeit dazu ist. Vorstellungen, die gleichzeitig entstanden und von denen jede eine gewisse Beziehung zu dem momentanen Gemeingefühle hatte, associiren sich nicht gegenseitig nach einander, sondern werden durch die Wiederkehr jenes Gemeingefühls gleichzeitig hervorgerufen. – Allein nicht blos Wahrnehmungen und Vorstellungen, sowie das aus nicht unterscheidbaren Theilen derselben bestehende Gemeingefühl regen andere Vorstellungen an, auch durch den Druck des bewegten Blutes (namentlich bei Congestionen nach dem Kopfe) erhalten Stellen des Gehirns, die zu Vorstellungen fähig geworden sind, dazu den Anstoß. So entstehen unzählige Vorstellungen, deren Veranlassung nicht speciell nachzuweisen, oder zu erkennen ist.

Diese Vorgänge bilden zunächst das, was wir Erinnerung, oder Gedächtniß nennen. Lotze, obwohl so entschiedener Gegner der physikalischen Psychologie, unterstützt diese Ansicht vom Gedächtnisse a. a. O. S. 150 in folgender Weise. „Spiritualistische Ansichten finden die Begründung des Gedächtnisses durch eine unendliche Fortdauer aller Eindrücke in den Nervenelementen unmöglich, weil sie befürchten, daß diese unzähligen Erregungen einander stören, oder bis zur Unkenntlichkeit sich vermischen würden. Allein Millionen Bewegungen, die mit verschiedenen Richtungen und Geschwindigkeiten denselben Punkt treffen, können wohl momentan sich an ihm zu einer einfachen Resultante mischen, oder sich gar in ein Gleichgewicht der Ruhe setzen, in welchem sie völlig verschwunden scheinen; sobald jedoch einer von diesen Einflüssen aufhörte, würde sofort die früher durch eine balancirte Bewegung wieder zum Vorschein kommen, und sich als eine völlig unverlorene erweisen. In der Atmosphäre durchkreuzen sich die Schwingungen vieler Lichtquellen und die unzähligen zurückgeworfenen Strahlen, die Schallwellen, die von zahllosen Körpern ausgehen, nebst den Bewegungen, welche die Luft durch mancherlei Thätigkeit lebendiger Weise erhält, und doch entsteht im Allgemeinen keine üble Verwirrung. Ebenso würde die größte Mannigfaltigkeit der Erregungen kein absolutes Hinderniß für ihre ungestörte Coexistenz im Nervenmark sein. Allerdings entstehen in der äußern Natur aus jener Durchkreuzung auch Mischungen der Bewegungen, Interferenzen und Brechungen aller Art; aber gleiche Umwandlungen erfährt ja in der That auch die Summe unserer Sinneseindrücke; manches verschmilzt im Gedächtniß, setzt sich zusammen, oder geht neue Verbindungen ein, die ihm ursprünglich fremd waren."

Wenn wir unter Gedächtniß, oder Erinnerung die Entstehung der Vorstellungen in derselben Verbindung und Reihenfolge, wie sie bei den vorhergegangenen eigenen Wahrnehmungen oder den Erzählungen Anderer stattfand, verstehen, so ist doch kein Grund, daß Vorstellungen sich blos in dieser Weise associiren sollten. Die physikalischen Verhältnisse erlauben es, daß die Reproduktion von Vorstellungscomplexen, oder einzelnen Vorstellungen, oder Theilen derselben, in auseinandergesetzter Weise ursprünglich angeregt, auch in ganz neuer Verbindung und Reihenfolge verläuft. Diesen Vorgang nennt man Phantasie.

Der Gegenstand des Bewußtseins bei den Vorstellungen muß wohl ganz derselbe sein, wie bei den Wahrnehmungen. Vergleicht man aber die bei der sinnlichen Wahrnehmung bewußt werdenden drei Gruppen der Qualitäten: verschiedene Dauer der Bewegung, ihre verschiedene Intensität und das Gleichgewicht, oder den Mangel desselben in der Form der Zusammensetzung, so ergiebt sich zur näheren Bestimmung der Vorstellung folgendes.

Die Dauer oder Geschwindigkeit der Bewegung, scheint es, muß bei der Vorstellung dieselbe sein, wie bei der Wahrnehmung. Wenn man aber bedenkt, daß der innere Anstoß des Gehirns bei den Vorstellungen nur ungemein schwach ist im Verhältniß zu dem von Außen stattfindenden bei den sinnlichen Wahrnehmungen, der zum Theil durch die Sinnesorgane sehr verstärkt wird, so folgt, daß die Intensität der Bewegung bei der Vorstellung unvergleichlich geringer sein muß, als bei der Wahrnehmung. Da von der Intensität wie wir gesehen haben, zunächst die Deutlichkeit der Qualität, die uns bewußt wird, abhängt z. B. die Deutlichkeit der Farbe und des Klanges, ist es begreiflich, weshalb die Vorstellungen eine so blasse Farbe, oder einen so matten Klang haben, daß man sie sogar, obwohl gewiß irrthümlicherweise farb- und klanglos genannt hat. „Nach meiner Erfahrung," sagt Fechner (Centralblatt 1853 Nr. 40) „reicht es hin, sich Gegenstände mit lebhafter contrastirenden Farben z. B. ein Gericht von Spinat mit durchgeschnittenen Eiern darauf, in welchem Falle Grün, Weiß, Gelb lebhaft gegen einander abstechen — lebhaft vorzustellen, um auch etwas von der Qualität der Farbe in der Erinnerung zu produciren." Die verschiedenen Grade von Deutlichkeit, oder Klarheit der Vorstellungen, bei denen ihre Theile mehr, oder weniger genau unterschieden werden können, hängen von der größeren, oder geringeren Intensität ab. Diese wird um so größer sein, je häufiger erstens die entsprechenden Wahrnehmungen wiederholt worden sind, oder je länger sie gedauert haben, weil das Substrat (die Vorstellungsfigur) um so elastischer geworden ist, zweitens je intensiver, häufiger und dauernder der Anstoß der Vorstellungsfigur ist.

Vorstellungen unterscheiden sich aber von Wahrnehmungen nicht blos dadurch, daß sie sehr viel undeutlicher sind, sondern

auch dadurch, daß sie sich nicht außerhalb unserer Person zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen in dem wahrnehmbaren Sehfelde befinden. Dieser Ausdruck scheint richtiger zu sein, als die Vorstellungen, wie gewöhnlich geschieht, raumlos zu nennen. Denn wenn man sich unter Raum allgemein unbegrenzte, durchdringliche Ausdehnung vorstellt, so hat dagegen das Sehfeld zwar veränderliche Grenzen, aber doch Grenzen; es ist ferner continuirlich aus Bildern zusammengesetzt, so daß gar kein Grund ist, es Raum zu nennen. Da aber jede Vorstellung als Bild eine begrenzte Ausdehnung hat, wie jede sinnliche Wahrnehmung, so muß man sie sich auch, ebenso wie diese im Raume denken, so daß sie mithin keineswegs raumlos ist. Die Thatsache aber, daß Vorstellungen sich nicht in unserm Sehfelde befinden, ist leicht erklärlich. Sie müßten die bezeichnete Stellung, oder Oertlichkeit einnehmen, wenn sie innerhalb des Bildes der Außenwelt entständen, welches von der Netzhaut in das Gehirn sich fortpflanzend daselbst in dem sogenannten centralen Ende des Sehnerven zum Bewußtsein kommt. Da sie nun nicht außer uns, oder zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen liegen, folgt nothwendig, daß sie außerhalb des centralen Endes des Sehnerven an einer andern Stelle des Gehirns, die aber jedenfalls mit dem Sehnerven in Verbindung ist, entstehen. Wenn die Vorstellungen an einer andern Stelle entstehen, als die sinnlichen Wahrnehmungen, versteht sichs ganz von selbst, daß sie nicht zwischen unsern Wahrnehmungen, außerhalb unserer Person in dem sinnlich wahrgenommenen Sehfelde stattfinden können. Sie finden ohne dasselbe, oder außerhalb desselben statt, oder sind, um den gewöhnlichen, aber gewiß falschen Ausdruck zu wiederholen, raumlos. Werden aber Vorstellungen ausnahmsweise durch ungewöhnliche absolute, oder relative Intensität, oder durch irgend einen andern physikalischen Vorgang in das centrale Ende des Sehnerven, d. h. zwischen die Bilder der Außenwelt gedrängt, so müssen sie auch im Sehfelde zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen oder außen uns und mit intensiverer Farbe erscheinen. Dies sind die Hallucinationen.

Was ich über die Oertlichkeit der Lichtvorstellungen gesagt habe, gilt natürlich auch von den Tonvorstellungen und von den durch die andern Sinneswahrnehmungen: Geruch, Geschmack und Hautwahrnehmungen bewirkten Vorstellungsfigur. Auf diese letzteren müssen die abnormen Zustände, welche Gesichts- und Gehörshallucinationen bedingen, ganz besonders stark einwirken. Denn Geruchs-, Geschmacks- und Haut-Vorstellungen scheinen aus mechanischen Gründen wenigstens beim gesunden Menschen in geringerem Maaße vorzukommen; entsprechende Hallucinationen sind aber sehr zahlreich.

Die Wahrnehmung unserer eigenen Person durch alle Sinne im Unterschiede von der Außenwelt, oder das Selbstbewußtsein, indem es durch das Gesetz der Association die Vorstellungen beherrscht, bewirkt, daß sie in einem natürlichen, oder der wirklichen Welt entsprechenden Zusammenhange entstehen. Wie unsere Unterscheidung der Wahrnehmungen als unwillkührliche Vergleichung derselben, — das deutliche, lebhafte Bewußtwerden der einen, während die andern im Gemeingefühl verschwinden, als unwillkührliche Abstraction, oder Analyse betrachtet wurde, — in derselben Weise scheinen auch im Gebiete der Vorstellungen unwillkührliche Vergleichung und Abstraction, oder Analyse stattzufinden.

Während die Vorstellungen im wachen Zustande auch durch den Contrast mit den zu gleicher Zeit stattfindenden sehr viel intensiveren sinnlichen Wahrnehmungen von blasser Farbe und mattem Klange erscheinen, ähnlich den Sternen am Tage: müssen die Vorstellungen im Schlafe, bei welchem keine sinnlichen Wahrnehmungen stattfinden, oder die Träume — eben durch ihr Allein-sein uns sehr viel deutlicher, oder lebhafter vorkommen. Es wäre indeß auch möglich, daß die größere Intensität der Traumvorstellungen nicht blos eine relative, sondern, da die mechanischen Verhältnisse des Gehirns im Schlafe sich ändern, auch eine absolute sei. Die Intensität der Traumbewegungen bewirkt es, daß wir uns darin oft an vergangene Dinge erinnern, die uns im Wachen nicht mehr einfallen, daß ein kurzer Zeitraum oft von einer großen Menge Traumvorstellungen erfüllt ist. Diese Illusion, daß diese Phantasiegebilde für wirkliche Erscheinungen gelten, findet aber nebst ihrer Zusammenhangslosigkeit vorzugsweise deshalb statt, weil im Schlafe außer den andern Wahrnehmungen auch die unserer eigenen Person, das oben erwähnte Selbstbewußtsein — fehlt, die Traum-Vorstellungen mithin durchaus selbstständig, ohne ein sie beherrschendes oder in den natürlichen Zusammenhang bringendes Centrum sind.

Die verschiedene Intensität der Vorstellungen kommt aber nicht blos als ihre verschiedene Deutlichkeit zum Bewußtsein, sondern auch, wenn sie sehr gering ist, als ein die dunkle Vorstellung begleitendes Gefühl des Bedürfnisses nach mehr Klarheit, und wenn sie einen mittleren Grad hat, als ein angenehmes Gefühl. Schmerzhaftigkeit einer Vorstellung durch zu große Intensität ist zwar denkbar, kommt aber in der Wirklichkeit wohl nicht vor. Bei einer gewissen großen Intensität dürfte, wie schon bemerkt ist, aus der Vorstellung die Hallucination entstehen. — Das einzelne Vorstellungen und Vorstellungscomplexe begleitende Gefühl des Bedürfnisses nach Klarheit und Vollständigkeit derselben, sowie die sie begleitenden angenehmen und unangenehmen, oder schmerzhaften Gefühle — werden indeß sehr viel weniger durch ihre verschiedene Intensität, als durch das Gleichgewicht, oder den Mangel des Gleichgewichts ihrer Zusammensetzung in der bei den Wahrnehmungen auseinandergesetzten Weise bewirkt. Zusammensetzung findet hier aber nicht blos zwischen den Theilen einzelner Vorstellun-

gen und in Vorstellungscomplexen statt, sondern auch zwischen neu in uns entstehenden Vorstellungen und der Summe der alten uns vorher mitgetheilten, indem beide entweder zusammenpassen (harmoniren), oder sich widersprechen. Das im ersten Falle entstehende Gleichgewicht muß als angenehmes, der im zweiten entstehende Mangel desselben als unangenehmes Gefühl zum Bewußtsein kommen.

Unter Affect (Zorn, Furcht) versteht man den hohen Grad eines angenehmen, oder unangenehmen Gefühls, das weniger durch bestimmte Wahrnehmungen, oder Vorstellungen an sich, als durch das eben eröffnete Verhältniß derselben zu der Summe unserer alten Vorstellungen bedingt ist; unter Stimmung eine undeutliche Mischung von Gefühlen, welche durch Wahrnehmungen und Vorstellungen bedingt werden. Affect ist momentan, Stimmung, welche man auch intellectuelles Gemeingefühl im Gegensatze zu dem bisher mehr hervorgehobenen sinnlichen nennen könnte, ist dauernd.

Für die Fackel.

Ein Tag auf Long Island.

Von Samuel Ludwigh.

Juni, 1866.

Ich habe mich noch nie unaufgefordert von Innen an den Schreibtisch gesetzt, um ein Gedicht zu schreiben, und folge stets nur dem Ruf der Muse und der Stimme des Gottes, der wie Horaz sagt, in uns wohnt uns uns erwärmt. Selbst Prosa schreibend, ist mir eine unangenehme Arbeit, wenn ich, ohne Arbeit durch innern Drang aufgefordert, schreiben muß; was freilich höchst selten geschieht. Ein tägliches Blatt redigiren, einen Aufsatz schreiben, auf den der Setzer wartet, wäre fürwahr, in der That, eine schwere Buße. Ich habe halbe Nächte hindurch gedichtet und geschrieben und oft auch wochenlang keine Feder zur Hand genommen, wovon eben nicht geistige Trägheit die Ursache, an welchem Uebel ich nie zu laboriren pflegte. So war denn auch jetzt wieder seit mehren Wochen kein Verlangen in mir nach der Feder, um den Gedanken und flüchtigen Notizen auf der Reise Form zu geben.

Bald fühlte ich zu warm und bald zu kalt;
Bald jugendlich frisch, bald fade und alt,
Bald suchte ich des innern Glückes Spur
Im stillen Haus;
Bald füllte die freie Natur
Des Herzens Sehnsucht aus.
Bald schwelgte ich im stillen Mondenschein,
Bald bekümmte ich mich um Sternen,
Bald stürzte ich mich in den Strom hinein,
In dem wir Weisheit lernen,
Wenn Menschen sich latzhalgen, mühen, plagen,
Um das Bischen Brod und Butter zu erjagen.

Ritt auf dem Eisenroß auch wieder
Und seines Wiehern's rauhe Wiegenlieder
Lullten mich in süßen Schlummer ein,
Auf Sitzen etwas weicher wohl als Stein.
Und Thal und Hügel, üppig, frisch und grün,
Und Wüste, Städte, Farmen
Sah ich von meinem Blick vorüberziehn
Und dennoch konnt ich nicht erwarmen.

Ja, selbst des Niagara's Tosen
Und der Najaden lieblich Kosen
Konnten meinen Gott im Innern nicht entzücken,
Um das Gefühl in Worten auszudrücken.
Bis endlich an dem pittoresken Genesee,
Mit seinen Stromesschnellen,
Seinen Fällen,
Die räthselhafte Phantasie
Mich aus dem Schlummer weckte,
Den Pegasus die Muse neckte,
Die in der Jugend mich so oft entzückte,
Wenn „der Moment", der günst'ge, mich beglückte.

Und so nahm ich denn endlich wieder die Feder zur Hand und begann das Geschehene u. das Geschehene, auf dem Juni-Streifzuge, wie gewöhnlich im Fluge, zu skizziren — und wenn ein Mal die Ader geöffnet, so fließt das Blut von selbst, wenn es auch nicht immer Ichor ist.

Die Glanzpunkte am Horizont des häuslichen Glückes während der letzten 4 Wochen waren ein Besuch meiner Tochter Cora, Frau Hubbard von Minnesota; Lucretia Borgia, eine Vorstellung der italienischen Operngesellschaft des Hrn. Maretzek; ein Ausflug mit der Familie in der prachtvollen Umgebung von Cincinnati, nach dem Sycamore Hill, mit dem großartigen Panorama der hergekränzten Stadt; nach Walnut Hill und Clifton, mit ihren herrlichen Gartenanlagen und schönen Residenzen reicher Nabobs; und auch die täglichen Spaziergänge von circa einer Meile in der breiten Avenue von Cumminsville nach dem Zollhause.

Die Welt ist schön überall, wo der Mensch nicht hinträgt seine Qual. „Liebe aber und ein zufriedenes Gemüth verleihen Anmuth selbst unwirthbaren Steppen."

Es war Sonntag, am 10. Juni, als ich mit der leichten Reisetasche, genannt *carpet bag*, in einem mit Deutschen gefüllten Straßen-Eisenbahn-Wagen nach dem Brighton House und von da nach dem Bahnhofe der Little Miami Compagnie fuhr, und da Platz nahm für die weite Fahrt nach Pittsburg. Zu Newark, O., einer sehr anmuthig gelegenen u. rührigen Landstadt, hatte ich einen halben Tag zu überliegen, um mit dem Zuge nach Pittsburg zu verbinden. Wir sind da um Mitternacht angekommen u. ich nahm, der Bequemlichkeit wegen, im eleganten Union-Hotel-Depot Quartier, siedelte jedoch nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen nach der „Stadt Hanau" über, da ich nicht Lust hatte, vier Dollars per Tag zu bezahlen, obschon diese Summe für Das, was man erhält durchaus nicht zu viel ist.

Ich sehnte mich nach langem Schweigen wieder ein Mal einen öffentlichen Vortrag zu halten und wählte Birmingham, Pittsburg gegenüber, über den Monongahela-Fluß durch eine Straßenbrücken-

bahn in Verbindung da dort das deutsche freisinnige Element viel stärker vertreten ist als in ihren Schwesterstädten Pittsburg und Allegheny-City. Um das Thema: „Das Christenthum, seine Prediger und jetzigen Bekenner" drei Mal in den Zeitungen anzuzeigen, machte ich zur Ausfüllung der Pause einen Ausflug in den romantischen Thälern 78 Meilen nach Johnstown, im Staate Pennsylvanien. Vor diesem besuchte ich, in Gesellschaft der freisinnigen Freunde Räder und Nestle, zu Allegheny-City, einen alten Freund Aug. Hartje zu Spring-Hill. Seine Wohnung, umgeben von Weingärten, Obstbäumen und Blumenpartien, mit der Ansicht pittoresker Höhen u. einem Theile der Stadt Pittsburg, ist ein wahres Eldorado. Die Kirschen prangten eben wie verkörperte Blutstropfen im Dickicht der grünen Aeste und als wir uns an ihrer Süße labten, schwelten die Kirschbäume in den Weingärten meines Vaters meinem Geiste lebendig vor. Der Knabe ahnte einst auf der Bäume Gipfeln nicht, daß er im Alter in einem andern Welttheil Kirschen essen werde. Wohl, Kirschen schmecken überall süß, und „wo Du bist, dort sei deine Heimath, dort deine Welt!" Der Mensch, der sich stets dorthin sehnt wo er nicht ist, wo er nicht sein kann, macht sich blos elend. Ist es also nicht Thorheit, durch vergebene Sehnsucht sich selbst um das Glück der Gegenwart zu betrügen? Und dennoch leiden an dieser Thorheit Tausende und Tausende von Menschen, bei denen die Wogen des Gefühls die Ufer der Vernunft und Besonnenheit überfluthen. Das Glücklichsein des Menschen ist viel durch Organisation bedingt und um sich selbst und das Leben in allen seinen Nuancirungen zu studiren und daraus die innere Ruhe und irdische Seligkeit zu abstrahiren, dazu gehört — anhaltendes, ernstes Studium. Ernste Studien aber machen die Menschen blos ausnahmsweise; daher Unglücklichsein und eingebildete Leiden zur Regel gehören. „Mach mich anders als ich bin," ruft mir etwa ein Unglücklicher zu. Diesen aber vergleiche ich mit dem Marmorklotze, der da zum Bildhauer sagen würde: mach' mich anders als ich bin! Die Venus von Canova war ein rohes Stück Marmor, ehe des Künstlers Geist ihm Leben einhauchte. Was der Bildhauer dem Marmorklotze ist, das sind Studium und Vernunft dem belebten Erdenklotz. Vermögen auch Streben, Forschen, ernstes Wollen nicht Alles über den Menschen, so vermögen sie über ihn doch Vieles.

In Gesellschaft des Hrn. Georg Fischer zu Birmingham fuhr ich in einem *Buggy* aus dem deutschen Stalle der Gebrüder Hamm circa eine Meile nach Schattong's Milchwirthschaft und von da machten wir einen Spaziergang den Berg hinauf zu Hrn. Franz, der kürzlich mit einer hübschen jungen Frau von Deutschland zurückkehrte. „Wo das Herz zum Herz sich findet, dort ist der „Himmel auf Erden." Den „Himmel auf dem Himmel" können blos gläubige Theologen, selbst wenn sie herzlos wären, und ihre Schaafe, die getauft sind und glauben in Anspruch nehmen. Wir wünschen nicht in ihrer Gesellschaft zu sein *and that 's all.*

Milch ist des Menschen erste Nahrung und ich glaube, tränken die Menschen blos Milch und Wasser, so würden dadurch viele Krankheiten und Uebel vermieden; doch man findet eben auch Geschmack an Kaffee und Thee, an Wein und Bier und geistigen Getränken. Mäßigkeit in jedem Genuß gebietet Vernunft, um uns nicht durch unmäßiges Genießen krank und elend zu mamen. Mäßigkeit ist Tugend, so überall empfohlen und gepriesen werden sollte. Gänzliche Enthaltsamkeit von irgend einem fleischlichen oder sinnlichen Genuß ist Hirnverrücktheit, die nur Zeloten predigen können.

Frische Milch und Butter im kühlen Schatten von Obstbäumen waren uns bei Schattong ein Hochgenuß; doch nicht minder mundete dem Gaumen Franzen's echter Bordeaux mit delicater Wurst kredenzt, nahe dem Haus an einer Quelle, umschattet von Ahorn und Linde. Im Wein ist Wahrheit und wenn der Mensch erschlafft, ist es der echte Lebenssaft, der mäßig genossen, heiter stimmt und die Nerven spannt. Betrinken sollte sich Niemand; am wenigsten der Böse-wicht; denn „was er nüchtern verschweigt, das verrathet der Rausch."

Zu Johnstown wohnte ich, wie gewöhnlich, im Forster House, das gut geführt wird. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein; doch hätte man Nichts als Butter u. Brod, wie es Bäcker Krieb hier bäckt, so könnte man wahrlich zufrieden sein. Für Lager sorgen da die Brauer Hartmann und Vockerod. Für Gesundheit und Seelenheil der Lutheraner sorgt ein Prediger aus Ungarn, der zugleich als Arzt fungirt. Für das Seelenheil ist man hier überhaupt sehr besorgt und es sind eben wieder zwei Kirchen in Bau. Jeder hat so seinen eigenen Geschmack und zu bewundern ist es blos, als Hemmschuh des geistigen Fortschrittes, daß so viele Ungläubige ihr Scherflein beitragen zum Kirchenbau und die Kirche besuchen, die sie nie verlassen, ohne sich durch eine ihnen unverdauliche Predigt den Geschmack zu verderben. Ja, das Geschäft, das Geschäft, der liebe Dollar! Das ist der eigentliche Kitt, der noch die Tempel zusammenhält „von Menschenhänden gemacht." Hörst du es, Jude Christus, dort oben im Himmel zur rechten Hand Gottes, Tempel von Menschenhänden gemacht, gegen welche du so sehr geeifert hast, daß du den Pfaffen deiner Zeit und dem Pöbel zum Opfer fielst! — Und die Nächstenliebe der Christen und ihre Liebe zu Feinden, wie muß dich diese erfreuen, wenn du zuweilen mit dem himmlischen Telescope herabsiehst auf uns Erdenwürmer.

Ich bin auch in Johnstown wieder für Momente im Himmel auf Erden gewesen, in den mich eine junge Künstlerin, Fräulein Lina Luckhardt am Klavier, durch melodische Zauberaccorde von Liszt und Thalberg versetzt hat. Ja, Lina gehört zu den wenigen Auserwähl-

ten unter den vielen Berufenen. Es ist mit der Musik wie mit der Malerei und Bildhauerkunst: wo die innere Weihe fehlt, bringt es selbst Fleiß nicht über die Mittelmäßigkeit des — Porträtirens. Also vorwärts, Lina, Sie sollen einst als Stern erster Größe glänzen!

Wenn man aus dem Bereiche der Kunst in eine Fabrik geht, wo der Mensch Tag und Nacht arbeitet, um sich des Hungers zu erwehren, so regen sich wohl seltsame Gefühle in der Brust, die überwiegend traurig sind und man wird versucht zu fragen: ob die Civilisation, trotz Wissenschaft und Kunst, dem Menschen mehr Glück und Freiheit bietet, als das rohe Naturleben der Wilden? In den Eisenstreckwerkstätten zu Johnstown sind an 3000 Arbeiter beschäftigt. Diese Cambria-Eisenwerke liefern per Jahr 60,000 Tonnen Eisenbahnschienen, meist für den Westen. Daß die Gesellschaft dieser Werke reich ist, das ist wohl selbstverständlich, und daß ein gewöhnlicher Arbeiter, bei dieser herkulischen Anstrengung jetzt nicht mehr als einen Dollar u. zweiundvierzig Cts. verdient, ist gewiß sehr zu beklagen. Das gehört eben auch zu den Auswüchsen der Civilisation und der freien Concurrenz, wo die Arbeit, als Bettlerin, dem Capital dient, und aus welchem Schreckenslabyrinthe den Lastathleten in Menschengestalt kaum ein Ausweg offen ist; denn — der Communismus, heißt es, ist Chimäre. Also Monarchie oder Republik? das ist die große Frage; kaum werth darüber zu entscheiden, so lange das Geld der höchste Gott des Staates ist und neben dem stolzen Reichthum sich die demüthige Armuth krümmt. Wo ist der Messias, der uns von diesem Uebel erlöst? Ach, der Mensch, das Gewohnheitsthier, hat es ja noch nicht einmal so weit gebracht, um ohne Könige und Pfaffen existiren zu können und da er sich durch Dummheit selbst um die Freiheit der Erde betrügt, verläßt er sich, durch dieselbe Dummheit beseelt, auf die Freuden des Himmels, nachdem ihn der Tod von den Bürden des Jammerthales befreit. So ist es, und es wird noch lange so bleiben. Den kläglichsten Beweis von Völkerdummheit und Indolenz liefern uns eben gegenwärtig wieder die Zustände Europa's, wo es einigen gekrönten Affen möglich ist, Hunderttausende zu bewaffnen, um sich gegenseitig zu morden, damit dieser oder jener siegreiche Schurke ein Stück Land erobere und mit diesem die Unterthanen als willige Schaafe scheere. Nur die Stubenten von Paris haben bis jetzt noch einen Ruf der Vernunft in der Wüste ergehen lassen. Wird er ein Echo finden? Ihr seid gerüstet: Volk, gegen Volk, Stamm gegen Stamm. Wohlan, lasset die mörderischen Kanonen erschallen! Doch wisset, daß es außer Kanonen noch eine andere Macht giebt — das Verhängniß — und daß der brausende Strom der sein Beet verließ, eine Richtung nehmen kann, welche weder in eurem Plane, noch in eurer Controlle liegt. Trotz aller Fürstenmacht der Bajonete, trotz aller Schaafsgeduld und Ignoranz der Massen sind doch Throne und Kirchen morsch und wie es blos eines Funkens bedarf, um ein Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so genügt Ein unvorhergesehener Moment des Verhängnisses, um Throne und Kirchen zu vernichten. Freilich gab es schon solche Momente; doch Dummheit mit Schlechtigkeit gepaart hat aus den Trümmern neue Götzenbilder geschaffen, und wird deren wohl auch künftig wieder welche schaffen, wenn im Sturme das Alte untergeht; aber neben dem Götzendienst des Sklavensinns und der Herrsucht gedeiht auch der Dienst der Freiheit im Reiche der Vernunft und die Zeit wird kommen, muß kommen, nach den ewigen Entwickelungsgesetzen der Natur, wo Throne und Altäre als Rocockos nur im Buch der Geschichte, als Denkmäler der Barbarei, prangen werden.

Als ich am 15. von Johnstown nach Pittsburg zurückgekehrt und mich in Reinemann's empfehlenswerthem Speisesaal restaurirte, las ich einen Zettel auf dem Tische, welcher mir für den Abend einen geistigen Genuß verkündet hat, durch ein „großes Orgel-Concert" in der Cathedrale. Habe oft als Knabe den Blasebalg einer Orgel gezogen; habe sehr oft orgeln gehört und manchmal beim Orgelspiele profane Blicke nach den hübschen Weibern und Mädchen gesendet; habe die größte Orgel Europa's zu Catania, in Sicilien, gesehen; doch ein Orgel-Concert war für mich bis jetzt etwas Unerhörtes. Also Abends geht es in die Kirche; ja, in die Kirche. Nicht, um eine Predigt zu hören; nicht, um einer Messe beizuwohnen; nicht, um Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten; um mich in den Toneswogen zu baden und in den Sphären der Melodie geistig zu schwelgen. Und es war für 1 Dollar Entree, in der That, ein seltener geistiger Genuß, den mir der berühmte Organist G. W. Morgan durch sein ausgezeichnetes Spiel und Fräulein Scully und die Herren Apfelbaum u. Wamelink durch ihren herrlichen Gesang bereitet haben. Das magische Helldunkel des großen gothischen Domes machte das trunkene Gemüth noch mehr empfänglich für den Eindruck der Musik. So imposant und herrlich auch die Kunstleistungen auf der großen Orgel war, so hätte ich doch gewünscht, daß man mehr als zwei Gesang-Partien auf dem Programm gehabt hätte, um die Harmonie des Ganzen nicht durch Monotonie zu drücken. Ich sage, drücken; denn das Erhabene, das Erschütternde einer Orgel, wenn zu lange hingehalten, wirkt drückend auf das Gemüth und wird endlich sogar langweilig. Das Concert war von einem nicht zahlreichen, doch sehr fashionablem Publikum besucht. Ein geringeres Entree von 50 Cents hätte wahrscheinlich die Kirche gefüllt und wenn nicht „mehr Geld" doch gewiß mehren Zuhörern Genuß gebracht. Durch meine Ideenwelt während des Concertes streiften allerlei Betrachtungen über Religion und Priester, über Katholizismus und Protestantismus, über Irrthum und Wahrheit, Gottesglaube und Atheismus

und unwillkührlich nahm ich mein Notizbuch heraus, um Folgendes niederzuschreiben, das ein Recht zu beanspruchen schien auch von Anderen gelesen zu werden.

„Es ist weder Schande noch Verdienst an Gott zu glauben; doch es ist Schande an einen Gott im Himmel zu glauben und seine Gebote nicht zu halten, so wie es Verdienst ist, an keinen Gott zu glauben und dennoch tugendhaft zu sein."

Die Kirche lehrt anders — daher ich auch gegen die Kirche, gegen jede Kirche bin und mit Kirchengläubigen keine Gemeinschaft pflege.

Sonntag um 11 hielt ich den Vortrag zu Birmingham. Der Drudenhain, ein Hain der Natur ohne alle religiöse Grundlage, hatte die Ecke mit seine schöne Halle unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Doch siehe da, der Hauseigenthümer protestirte dagegen und wollte es nicht zulassen, daß ich Ungläubiger in seinem Hause spreche. Allein der protestantische Christ eiferte vergebens, und mußte Jenen nachgeben, die ihre Halle von ihm zur freien Verfügung gemiethet hatten. Interessant ist es zu erwähnen, daß bei dieser Controverse Herr Polster, ein deutscher rationalistischer Prediger der äußersten Linken, seine Kirche angeboten hat, um dort die Rede zu halten. Trotz des Regenwetters hatte ich eine zahlreiche Versammlung. Es waren da freie Männer selbst aus Pittsburg und Allegheny-City und unter den Propheten hatte ich das Vergnügen, auch den Prediger Polster zu begrüßen; ihn, der — ein Ungar etwa 6 Stunden weit von meiner Vaterstadt geboren — mir auch geistig ziemlich nahe steht, der alle Dogmen verwirft und blos einen Gott predigt, „den man sich nicht vorstellen könne." Ja, das ist eben dieser philosophische Gott in der Natur, ohne Form, ohne Eigenschaften, der subjective Gedanke des Menschen, das Gefühl seiner Ohnmacht, die Forderung seines Herzens — es ist eigentlich gar kein Gott — es ist der Mensch selbst, der unwissend und staunend, oder im Gottesglauben erzogen zu feige oder zu bescheiden ist, zu sagen: es giebt keinen Gott! Die Natur ist ewig, ist heilig, sie erschafft und zerstört ohne ein den menschlichen Selbstbewußtsein ähnliches Wollen, die sich, wie der Geruch an der Blume, die Flamme am brennbaren Stoffe in ihrer höchsten Evproduction, dem Menschen, der sich in der organischen Kette als letzter Ring an den Affen reiht, dem Menschen manifestirt, diesem feigstolzen Gabelthier, das sich anmaaßt von Göttern u. Teufeln Etwas zu wissen, die blos Hoffnung und Furcht im kranken Gehirn erschuf.

Ich habe Sonntags auch den Turn-Verein von Pittsburg besucht, der gegenwärtig 150 Mitglieder zählt. Es war eben Geschäftsversammlung und unter den Beschlüssen war auch die Bestellung der Fackel, was mich sehr gefreut hat; denn diese Bestellung ist ja ein Zeichen des geistigen Turnens, was von vielen Vereinen, leider, sehr wenig beachtet wird. Die Pflicht der Turnvereine ist es, nicht nur in corpore, sondern auch insbesondere die freie Presse zu unterstützen; denn was nützt dem Fortschritt alles gymnastische Turnen, wenn im gesunden Körper kein gesunder Geist wohnt, der Opposition macht gegen Sklaverei des Geistes? —

Die außerordentliche Bestellung von 6 Exemplaren der Fackel nach Meadville bewog mich, auf meiner Tour nach dem Osten Meadville zu besuchen und bei dieser Gelegenheit auch die Oehlregion, *via* Franklin, Oil-City, Story-Farm und Titusville. Doch — die Menschen denken; die Verhältnisse lenken. Das abscheuliche Wetter hat meinen Plan für dieses Mal vereitelt. Ich kam blos bis Meadville und schlug den nächsten trockenen Weg ein, per Eisenbahn *via* Salamanca nach Buffalo.

Herr Polykrates Schmidt, Musik-Lehrer, war es, der die Fackel bestellt und mich bewogen hat, Meadville zu besuchen. Ihn suchte ich denn sogleich auf, und durch ihn erfuhr ich, daß man eben im Begriff war, 50 Dollars mir nach Cincinnati zu schicken, um nach Meadville zu kommen und einen freien Vortrag zu halten. — Nun war ich selbst da; doch die mir zugemessene Zeit und das schauderhafte Wetter ließen es nicht zu, einen Vortrag zu halten. Die Herren Schunk, der im Jahr 1844 meine Vorträge in New York besuchte, Schreiber und Wälte, denen die Fackel seit Jahren bekannt, haben mich mit solcher Zuvorkommenheit und Liebe aufgenommen, wie sie mir noch nie im Leben zu Theil ward. Nicht zufrieden, mir in wenigen Stunden 10 Abonnenten verschafft zu haben, wetteiferten sie, mir Geld anzubieten und wären es 100 Dollars, Ich hätte blos unverschämt sein müssen, um ihre Güte und Gesinnungstüchtigkeit zu mißbrauchen. Wahrlich, solche Charaktere trifft man selten und sie sind es, die uns Rosen streuen auf der dornigen Bahn der Reform. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch des Hrn. Conrad Ebert, aus Ironton, O, zu erwähnen, der kurz vor meiner Abreise mich in Cincinnati besucht hat. Er wußte, daß die Schriften der Fackel abgenutzt und ich neue Typen brauche. So bot er mir denn Geld an, um welche zu kaufen und da ich nur wenige Tage früher bereits welche angeschafft hatte, lehnte ich dankend sein Anerbieten ab. Nun traf es sich, daß er in meiner Bibliothek ein Exemplar meiner Reden und Vorlesungen in die Hände bekam, das er zu haben wünschte. Als ich sagte, daß es das einzige Exemplar sei, das noch von der zweiten Auflage übrig, frug er, warum ich es nicht wieder drucken lasse? Aus Mangel an Capital. — War die kurze Antwort. Was würde es wohl kosten, das Werk herauszugeben? Je, nachdem die Auflage, vier oder fünfhundert Dollars. — Wohl, ich kann Ihnen fünfhundert Dollars auf 6 Monate vorschießen, wenn Sie glauben, damit Etwas zu verdienen. Da die Stereotypplatten der Reden, so auch jene des „Meslier" vorhanden, und von keinem dieser Werke ein Exemplar am Lager ist, nahm ich das Anerbieten an, um den Druck bei dieser Reise in Baltimore, wo die Platten deponirt sind, zu besorgen. Wir haben der reichen und wohlhabenden Leute in unseren Reihen genug;

aber — wo der Himmel abhanden gekommen, dort fehlt in der Regel die Opferbereitwilligkeit.

Heinzen's Freunde z. B. wünschten eine Vergrößerung des Pioniers und machten aus eigenem Antrieb Schritte für Beiträge zu dem gewünschten Zweck. Diese kamen bald aus verschiedenen Gegenden herbei und so erfreulich sie auch jedem Freunde freier Prinzipien waren, so reichten sie doch nicht aus, für die Dauer eine Vergrößerung erwähnten Blattes zu ermöglichen. Als Gegensatz würde ich denn nun vorschlagen, das Format des Pionier kleiner zu machen und blos Originalien von Heinzen selbst zu liefern. Das wäre ein geistiges Gericht für den *haut gout*, das mehr Werth hätte, als alle einheimischen Gemüse aus dem Garten der Neuigkeiten. Ein Paar auswärtige Correspondenten wären allenfalls noch als Asseten zu empfehlen. Heinzen sollte überhaupt keine wöchentliche Flugschrift, sondern eine politisch-wissenschaftliche Monatsschrift herausgeben, die nicht nur in der Gegenwart, sondern, als Buch, auch in der Zukunft wirkt. Doch Carl scheint das nicht zu wollen, und ich bedaure es, „der Schnecke des Fortschritts" wegen.

Via Salamanka nach Dunkirk. Ich hatte zu Salamanka, am Allegbany Fluß, zwischen grünen Höhen 5 Stunden lang in einem elenden Depot zu laviren. Wer wird in Salamanka nicht an Don quixot denken? Nicht an die Windmühlen, gegen die er angekämpft hat? — Ich frug mich da, am harten Fußboden liegend, ob unser Streben auf der Bahn des Fortschritts nicht auch ein Kampf mit Windmühlen sei? Es scheint fast so, wenn man die colossalen Dummheiten und Schlechtigkeiten in Betracht zieht und dennoch scheint es nur so; denn für den Geist der sich so schwer entwickelt, geht Nichts verloren, was im Geiste gesäet wird. —

Nachdem ich von Dunkirk nach Buffalo kam, und da eine geschäftliche Nachlese hielt, eilte ich nach Niagara, um den Fällen, die mir gleichsam seit vielen Jahren zum Mecca geworden, einen flüchtigen Besuch abzustatten. Das selbe Rauschen und Toben der Stromschnellen und Fälle wie seit Jahrhunderten, obschon nicht dieselbe Fluth. So die Menschen — dasselbe Jagen und Treiben, wenn gleich unter verschiedenen Nuancirungen; doch nicht dieselben Individuen. Die Fälle, majestätisch und groß, machen stets einen tiefen Eindruck auf mich, aber selbst das Größte, sinkt bedeutend herab, wenn man es zu oft zu wiederholten Malen sieht und ich muß, etwa zu meiner Schande bekennen, daß mir eine leckere Mahlzeit bei Behr im River House in materieller Hinsicht eben so großen Genuß gewährt hat, als der colossale Fall in geistiger Beziehung. Nur das Brausen und Toben der Stromschnellen des Niagarafluſſes vor den Fenstern besagten Hauses gewährt mir stets denselben Hochgenuß: es ist ein wahres Wiegenlied für mich, das in lauten Accorden Poseidon's in süße Träume lullt.

Es waren, wahrscheinlich des ungünstigen Wetters wegen, blos circa 300 Gäste zu Niagara. Die Straßen menschenleer, vor den colossalen Gasthöfen lungerten einige Gentlemen, mit dem Ausdruck der Langeweile auf den Gesichtern; die Kaufleute saßen müßig im Sanctum ihrer Raritäten-Läden, geschmückt mit indianischen Handarbeiten u. s. w. und die vielen Kutschen, (*Hacks*) lauerten wie hungrige Möven auf Kunden, die ihrer Pferde und Weisung bedürfen, um das Sehenswertheste der Fälle diesseits und jenseits am Canadaufer zu sehen. Unter den wenigen deutschen Gästen traf ich da einen in Dänemark gebornen Kaufmann aus Californien mit seiner Frau. Die guten Leute verloren im Goldlande ihren einzigen Sohn, 24 Jahre alt, und haben jetzt keinen andern Verlust mehr zu befürchten, als den ihres Geldes, von dem sie eine ziemliche Portion bei sich zu haben schienen; in Gewahrsam und ewig bewacht durch die Frau Gemahlin, die das Zimmer nie verließ, ohne die verhängnißvolle Tasche, welche die Schätze enthielt. Wohl ihr, wenn die amerikanischen Beutelschneider das Geheimniß nicht wittern, gegen die alle ihre Vorsicht nicht ausreichen würde. Reichthum ist stets mit Angst begleitet, und Schätze, die keine Motten fressen, haben mehr Werth als Brokat und Zobelpelz. Ich selbst hatte blos einige hundert Thaler im Sack. Die mich aber dennoch mehr incommodirten als hätte ich blos zehn gehabt; denn ich fühlte oft unwillkührlich an die Hosentasche, ob der papierene Dämon noch fest sitzt; um so mehr, da ich Das sehr leicht verliere, was bei mir nicht knochenfest ist. Viel haben, ist eben so sehr mit Sorgen verbunden, wie Nichts haben. Stets einige Thaler als Ueberfluß in der Tasche, ist der größte Reichthum, den ich mir je gewünscht. So weit hätte ich es doch endlich gebracht und „die Götter" werden mich wohl auch künftig vor jenem Ballast bewahren, den *vulgus profanum* Reichthum nennt. Etwas mehr Ueberfluß wäre freilich zu wünschen, um die Fackel elegant auszustatten und mehr freie Bücher drucken zu lassen. Das würde weniger mir selbst als Andern zugute kommen. Und die Kinder? Die sollen erzogen und müssen mit Kopf oder Hand arbeiten, wenn sie — essen wollen; denn es heißt ja, wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. — Der Mensch lebt freilich nicht blos, um zu arbeiten; aber er soll etwas Nützliches schaffen, um zu leben. Wie die emsigen Bienen die Drohnen aus ihren Zellen entfernen; so sollte man Könige, Fürsten, Pfaffen und sonstige Müßiggänger aus dem Staate verbannen; aber, aber — Bienen besitzen in dieser Hinsicht mehr Verstand als die Menschen; was sich factisch beweisen läßt.

Von Niagara ging es, in abwechselnd hübscher Gegend, durch das pittoreske Mohawk-Thal nach Troy, im Staate New York. *Fuimus Troiae* — Helenen's Unterrock war die Ursache des trojanischen Krieges. In unserer Welt ist Aquisition von Thronen und Ländern der mächtige Hebel in den Händen gekrönter Affen, welche sie in Bewegung setzen, um ihre Herrsch- und

Habsucht zu befriedigen. Troy, ist eine compacte, sehr schön gelegene Stadt am Hudson. Boote zwischen hier und New York sind in täglichem Verkehr. Ich habe hier wenige, aber alte und warme Freunde. Einige Piecen durch Prof. Kirnal auf dem Klavier vorgetragen, und Gesang von 4 Stimmen, unter dem kühlen Laubdach im Hofe des biedern Hrn. Joh. Rapp, würzten mir den kurzen Aufenthalt zu Troy.

... und Herrn Bonn einem alten Freunde, im Bahnhof Abschied nehmend fuhr ich des Nachts nach New York. Ehe ich auf einen der gepolsterten Waggon-Sitze mich zur Ruh begebe muß ich noch, zum Besten der Reisenden, Hilke's deutsches Gasthaus und Bahnhof von Troy erwähnen, das in jeder Hinsicht empfohlen zu werden verdient.

Wer nun auf dem Hudson fährt und das Comfortable eines eleganten Dampfers dem rasselnden Eisenbahnwagen vorzieht, der wird gewiß die Fahrt bei Tag und zu Wasser machen. Ich habe den Hudson oft genossen und liebe die schnelle Bewegung; also zog ich die Eisenbahn vor und machte die Reise bei Nacht, um bei Tag in New York anzukommen. Dennoch war die Fahrt nicht ohne allen Genuß; denn ich erwachte bald nach Sonnenaufgang und labte mich an dem kaleidoskopähnlich vorüberziehenden prachtvollen Scenerien am Hudson mit ihren sanften Hügeln, felsigen Bluffs, Palisaden, geschmackvollen Gartenanlagen und Sommerresidenzen.

Da ich dieses Mal einen meiner Söhne abzuholen kam, der seit mehren Monaten bei meiner Tante zu Williamsburg sich befand, entsagte ich dem Comfort des Hotel Diez (Prescot House) und schlug für einige Tage bei der Cousine meine Wohnung auf. Williamsburg, das ich als einen Platz von wenigen Straßen gekannt, ist nebst ihrer Schwester Brooklyn zur Gypsstadt herangewachsen. Das deutsche Element ist in Beiden stark vertreten; doch mit uns auch nicht im Geringsten geistig verwandt. Man könnte da wohl und auch in New York Propaganda machen, wenn man Lust hätte; sich beim radikalen Michel durch Suchen und lästiges Fragen zu introduciren. Das ist mir seit mehr als 10 Jahren hier nicht in den Sinn gekommen, und so ist denn die Zahl der Abonnenten der Fackel in diesem großen Städtecomplex nicht größer, als in so mancher Landstadt des Westens. Die Fackel könnte allerdings die zehnfache Zahl an Abonnenten besitzen, wenn ihr Herausgeber sich das amerikanische Ausbeuten durch Agenten zum Ziel setzte. Da jedoch das Blatt eine solide Basis von ausdauernden Abonnenten besitzt und das „Geldmachen" eben nicht Hauptzweck der Redaktion ist, so verschmäht sie um so mehr jenes System des Ausbeutens. Mag der radikale Michel nicht aus eigenem Antrieb das freie Element fördern, so mag er durch seine geistige Trägheit der Despotie in die Hände arbeiten!

Eine Mahlzeit im Prescot House, eine Wanderung im Broadway und ein Spaziergang im großen prachtvollen Central-Park waren dieses Mal die einzigen Genüsse, so ich gesucht und gefunden habe.

Schon sind bald wieder 3 Wochen entschwunden und ich habe zu eilen, um diese Tour zu vollenden; daher ich auch nach einem Aufenthalt von 2 Tagen nach Newark abreiste, einen Abstecher nach dem 5 Meilen entfernten, sehr schön gelegenen Orange machte und die Reise nach Philadelphia fortsetzte.

In Newark wohnte ich im Hause der Frau Ginal, deren Tochter vor Kurzem von Deutschland zurückkehrte. Eine interessante junge Dame, die recht brav Clavier spielt und singt. Zu Orange machte ich bei Landsmann Mohor die Bekanntschaft eines ungarischen Advokaten, der vor Kurzem nach Amerika kam und seine Carrière — der englischen Sprache unkundig — als Sattlerlehrling beginnen wird. Das ist vernünftig! Wer sich hier sogleich dem praktischen Leben in die Arme wirft, anstatt zu betteln, zu bummeln oder dem Weltschmerz sich hinzugeben, der kommt sicher vorwärts. *Exempla docent.*

Die Fahrt von Newark nach Philadelphia durch ein fleißig cultivirtes Farmland ist sehr anmuthig. Die Bahn gehört zu den frequentesten der Union.

Am Tage meiner Ankunft wurde der Sängerbund von dem Sängerfeste zu Providence zurück erwartet. Als ich des Abends nach meinem Quartier, dem Philadelphia-Eigenhotel des biedern Herrn Ruslius, ging, traf ich dort viele Menschen auf der Straße den Zug erwartend. Einige Häuser waren festlich illuminirt und auch in meinem Zimmer fand ich Lichter brennen. Bald erschien der Zug, der wirklich imposant war. Die Musik erscholl und Raketen stiegen in prachtvollem Strahlenglanze empor. Es giebt seltene Feier in unseren großen Städten ohne Feuer und es ertönten auch hier bald die Schellen und Glocken der Dampflöschmaschinen. Dies und das wilde Geschrei der Feuerleute verpappelte die Märsche des Festzuges zu einer wahren Janitscharen-Musik, und gab dem festlichen Zuge fast ein diabolisches Ansehen. Man sagte mir, daß zwei Gesang-Vereine auf wunderkünstlerische Weise sich stets gewaigert hatten, dem allgemeinen Sängerbund von Philadelphia sich anzuschließen. Ob es aristokratische Tendenzen im Sänger-Merkur gegen das demokratische Element der Arbeit, oder künstlerische Anmaßungen „besserer Leistungen" waren, weiß ich nicht. Mögen sie bedenken, was Einheit stark macht.

Um meine Reminiszenzen zu vervollständigen und einigen freien Sonntagen auszustreichen auf pennsylvanischer Erde, wo es durch das Umsichgreifen des Philisterthums und Sonntagsgesetzes, mit jedem Jahre finsterer zu werden scheint, kündigte ich für Sonntag Abend einen Vortrag in der Arbeiterhalle an. Der Demokrat hat die Anzeige mit so kleinen Lettern gesetzt u. so sehr verborgen, daß es mir mit bewaffnetem Auge kaum möglich war, ihr auf die Spur zu kommen. Die Bitte, editoriell auf den Vortrag aufmerksam zu

machen, wurde demokratisch abgelehnt und hätte nicht die Freie Presse, ein Organ des Fortschrittes, darauf hingewiesen, so wäre wohl keine Seele gekommen. Die Seelen aber, die gekommen waren, konnte man leicht zählen; ihre Zahl (in einer Stadt wie Philadelphia) mag circa 30 gewesen sein. Sage Dreißig. Freilich stimmte mich die Zahl etwas diabolisch bitter, da der untere Trinksalon gefüllt war mit Herren und mit Frauen; nichts desto weniger sprach ich mit Begeisterung zu einer begeisterten, kleinen Schaar von Zuhörern. Etwa, um mich trösten zu wollen, oder um die Ehre des freien Deutschthums der Stadt zu retten, gaben mir einige Herren den Rath das nächste Mal früher an sie zu schreiben, um den Vortrag durch dreimalige Anzeigen gehörig bekannt machen zu können. Nun, des Trostes bedurfte ich wohl nicht; denn ich habe im besten Falle höchstens 100 Zuhörer erwartet. Ich kenne ja *a priori* und *a posteriori* meine Städte und ihre Pappenheimer, die der großen Trommel bedürfen, um in ihrer geistigen Schwerfälligkeit und Indifferenz in einige Bewegung gesetzt zu werden. Das Muckerthum, dem unsere Halben und viele radikale Heuchler indirekte in die Hände arbeiten, hat sie daher auch schon „an Tagen des Herrn" so fest am Kragen, daß sie kaum mehr frei athmen können und das geschieht ihnen ganz recht; denn wer nicht hört, der muß fühlen. Da lobe ich mir doch den bairischen Michel, der in seinem Eifer für „das Hopfenprinzip" gegen Willkühr und Gesetz revolirt, wenn es sich um Erhöhung des Bierpreises handelt. Bier ist aber auch Etwas, das man sehen, kosten, schmecken und fühlen kann, indeß das Streben nach geistiger Freiheit blos eine Abstraction, für welche Michel noch weit weniger in Bewegung zu setzen ist als für politische Freiheit. —

Kirchen und Tempel bauen — das ist die hohe geistige Aufgabe des amerikanischen Michels, dessen Schlafmütze noch tiefer sitzt als die des deutschen Bengels. Was soll man von einem Volk erwarten, das für das Pfaffenthum die größten Opfer bringt. So hat z. B. eine Judengemeinde in Philadelphia, Rodef Scholem, sich einen Rabbi in Deutschland engagirt, mit 4000 Dollars jährlichem Gehalt, lebenslänglich. Es wurde außer dem so eben für seine Meubeln collectirt, um die Wohnung des Ehrwürdigen so splendid wie möglich zu machen. Ich sah selbst Unterschriften von 10 bis 50 Dollars! — Hört Ihr es, Ihr Freunde Heinzen's, 4000 Dollars Gehalt für einen heiligen Quacksalber und einige tausend Dollars für Meublen! Das Volk ist eben ein gläubiger, unwissender Lümmel, der *par tout* in den Himmel und in Abrahams Schoos kommen will. Des Volkes Stimme aber ist Gottes Stimme und so lange man an einen Gott glauben wird, wird es Pfaffen geben, die ihn ausbeuten. —

Von der Stadt der Bruderliebe, wie man Philadelphia zu nennen pflegt, fuhr ich nach Baltimore, der Monumentstadt. Es ist dies eine der schönsten Städte der Union an der *Chesepeak Bay* anmuthig gelegen. Durch einen großen Park verherrlicht, hat sich auch die Zahl der Monumente wieder vermehrt. Auf einem Plateau des breiten Broadway überraschte mich eine schlanke, sehr geschmackvolle weiße Marmorsäule mit dem Standbilde eines Herrn Wilde, dessen Andenken — wie man mir sagte, als Stammvater der Odd Fellows von Baltimore, durch dieses Monument von den Logen verherrlichet wurde. Im Schützenpark hat man dem General Steuben eine Büste errichtet u. im Garten des Herrn Brauer Roß sah ich eine Büste von Gouverneur Swann.

Eines Sonntags besuchte ich aus Verzweiflung über das heuchlerische weiße Gesindel eine Kirche der Schwarzen, wo ich vielen Stoff fand bei psychologischer Betrachtung.

Ich habe hier den 4. Juli gefeiert und es war dies die stillste Feier, die ich seit 30 Jahren erlebt. Auf den Zinnen mehrer Gebäude wehte die Ver. Staaten Flagge; gewiß nicht zur besonderen Erbauung der vielen hiesigen amerikanischen und deutschen Secessionisten. In den Straßen herrschte Sabbathstille, nur selten vom Knall der Feuerfrösche durchbrochen. Das Schießen mit Pistolen war durch den Stadtrath verboten, was man gewiß nur billigen kann. Gesellschaften und Familien machten Ausflüge auf den Schienen in's Freie nach allen Richtungen der Stadt hin. In den Parks war Feuerwerk von der Behörde angeordnet. Ich hatte dieses Mal in dieser vormaligen Rowdy-Stadt keine Exkesse gesehen und es kam mir auch nirgends ein Betrunkener zu Gesicht.

Des Nachmittags besuchte ich die Turnhalle, wo Herr W. Rapp, der gegenwärtige Miteigenthümer und Chefredacteur des Bote, Weckerr, die Festrede hielt, in welcher besonders das Verdienst der deutschen Generäle im letzten Kriege mit dem Süden hervorgehoben wurde. Nach ihm hatte man mich gerufen. In der Versammlung hatte ich das Vergnügen, neben andern Bekannten auch den General-Major Sigel zu begrüßen, der sich vorzüglich für Missouri großes Verdienst erworben und — sehr bittere Erfahrungen gemacht hat, was ihn jedoch nicht schmerzlich berühren sollte; denn er soll ja wissen, daß: *Ingratis Semper Respublica* *).

Indeß wir hier den 4. Juli feiern, an dem sich die Ver. Staaten einst unabhängig von der britischen Monarchie erklärt hatten, ist es im alten Vaterlande, nachdem sich, nach vielen Drohungen und Rüstungen, weder Preußen noch Oesterreich in Ehre zurückziehen konnten, zum Kriege gekommen, wo sich deutsche Stämme gegenseitig todtschießen, um über das Geschick der arroganten Dynastien zu entscheiden. Die Zaunkönige zittern und fliehen vor Preußens Zündnadeln und so sehr auch Oesterreich in seinem legalen Länderraube in Folge von Tractaten im positiven Recht sein mag, so wäre es dennoch zu wünschen, daß Preußen der Duodezfürstenhümelei ein Ende machte, um endlich früher den Republikanern Gelegenheit zu geben dem preußischen König-

*) Republiken sind stets undankbar.

thum den Garaus zu machen und einen einigen teutschen Freistaat zu gründen. Italiens und Ungarns Unabhängigkeit wäre dabei freilich eine *conditio sine qua non*; doch so lange das Papstthum in Italien fortbesteht und der Ungar in bornirter Suffisance den Deutschen verachtet und ihm sein beliebtes *ebatta czudar ne'met* (das dem amerikanischen *God damned Dutchman* gleichkömmt) entgegenbrüllt, sehe ich nicht ein, welche Begriffe ein solches Volk von Freiheit und Menschenrechten haben, und was es gewinnen kann wenn es sich frei schlägt vom österreichischen Systeme. Wohl, die Geschichte geht ihren Gang und der Steg mag sich auf diese oder jene Seite neigen, so kann man doch auf einigen guten Erfolg rechnen, auch wenn Brudermord und Elend die Völker noch immer nicht zur Selbsterkenntniß erwecken sollten. Man kann die Macht der gekrönten Häupter und die geistige Gewalt ihrer Minister nicht hinwegläugnen; aber es giebt noch eine größere Macht als Kanonen und Minister-Calculationen, es ist das Verhängniß.

Von der Turnhalle fuhr ich hinaus nach dem Schützenpark. Es ist dies unbedingt der schönste deutsche Vereins-Platz in ganz Amerika. Daß man hervorragende Nativisten als Ehrenmitglieder aufgenommen und einen hervorragenden freien Deutschen die Aufnahme verweigert hat, wird eben in mehreren Zeitungen bitter gerügt. Ich wundere mich über gar Nichts mehr und finde es natürlich, daß gerade das wahre Verdienst am wenigsten Anerkennung findet. *Sapienti non fit injuria*, sagt Seneca und ich habe es oft erfahren, daß die Tugend der Bescheidenheit nirgends so schlechte Früchte bringt wie hier, in diesem Lande der Krämer und Politiker.

Ich konnte mich im Schützenparke eines besonderen Glückes erfreuen; ich fand nämlich auf den Treppen des Restaurationsgebäudes eine Brieftasche, welche ich sogleich für meine eigene erkannt, und 5 Minuten vor dem Fund da verloren hatte. Ein Verlust von circa 400 Dollars an Noten darin, wäre ein harter Schlag gewesen. Auch fand ich im Waggon auf der Fahrt von Washington nach Baltimore einen halben Dollar in Silber, der zu meinen Füßen lag. Silber finden, jetzt wo man dieses Metall blos in Banken und bei Wechslern als Waare zu Gesicht bekömmt, ist allerdings etwas sehr Seltenes. Als ich eines Abends im kühlen Hofraume der Concordia bei einer Tasse Kaffee mit dieser Münze die Pfeife belegte, um die Funken zu verschließen, fiel sie auf den Boden und konnte durchaus nicht gefunden werden. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es; als ich aber des Abends mich an den Schreibtisch setzte, das Notizbuch herausnahm und es öffnete, fiel der halbe Dollar mit einem heiteren Klang auf den Boden, als wollte er mir sagen: „das Glück läßt sich oft vergebens suchen und erscheint nicht selten im Schlafe."

Washington ist nach dem Kriege wieder die alte, monotone Bureaukratenstadt, mit breiten Straßen und imposanten öffentlichen Gebäuden. Das weiße Haus, so verlautet es, soll nicht mehr gut genug und die Lage nicht gesund genug sein. *„For our King in the dresscoat"*. Freilich haben wir Kaufmannsfürsten, die eleganter wohnen als der Präsident; dennoch wäre den Herrn Republikanern im Allgemeinen etwas mehr Simplicität im Haushalte zu empfehlen und der Lage wegen ist da noch keiner der Präsidenten erkrankt; den wenigsten Herr Johnson, dessen Constitution noch stärker ist als jene, welche er für kerngesund erachtend weder einem rationellen Arzt, noch Quacksalbern zur Cur anvertrauen will. Ist er gleich selbst kein promovirter Arzt, um eine richtige Diagnose anzustellen, so will er doch von seinem guten Rechte als Leichenbeschauer Gebrauch machen, und sein Verdict ist: „Gestorben", aber noch immer nicht todt."

Ich habe mich blos Einen Tag zu Washington aufgehalten. Bei 105 Fahrenheit Hitze in der Sonne collectirt; im empfehlenswerthen Hotel des Herrn Rullmann genunscht; eine Fahrt nach dem *Navy Garden* des Hrn. Leins gemacht und dem Capitol mit seinen Gemälden, Statuen und Büsten, einen Besuch abgestattet — ist der ganze Cyklus der flüchtigen Erscheinung. Die beiden Flügel des Capitols, als Neuanbau, sind der Vollendung nahe. Die neue Göttin der Freiheit auf der Spitze der colossalen Kuppel steht felsenfest. Der Park (*Capitol Ground*) ist anmuthig und wird sehr rein gehalten; doch seit die Sklaverei im Süden unterging wächst hier blos Gras und es blühen keine Blumen mehr auf zierlichen Beeten wie in früheren Jahren. Hr. Johnson mag wohl kein besonderer Freund von Blumen sein. — Vielleicht wird der nächste Präsident, (General Grant oder Butler) die verblichene Flora zu neuem Leben erwecken? *We shall see.*

Sehr angenehm war es mir zu Washington, nach vielen Jahren Hrn. Ch. L. Fleischmann wieder zu sehen, dessen Name in der literarischen Welt rühmlich bekannt ist.

Am 10. *via* Philadelphia retour nach New York gefahren. Auf der Fähre zwischen Jersey City und New York traf ich eine bekannte junge Dame, in Begleitung eines kürzlich aus Deutschland gekommenen Mädchens und eines jungen Mannes. Das Mädchen, noch grün wie Gras, üppig gebaut, hübsch und kerngesund, war auf ihrer Reise nach St. Louis begriffen. Freundin und Freund begleiteten sie bis New York. Doch, siehe da, sie sollte die weite Reise nicht allein machen. Der junge Mann, dessen Geschäft, wie er sagte, nicht am besten ging, faßte auf der Fähre den abenteuerlichen Entschluß, die Vereinsame zu begleiten und in St. Louis sein Glück zu versuchen. O, das wird er ja schon auf der Reise finden und es sollte mich gar nicht wundern, wenn ich das glückliche Paar bei meiner nächsten Tour in St. Louis als Mann und Weib treffen sollte. Mit dem Verheirathen geht es hier zu Lande eben so schnell wie mit dem Entheirathen; ebenso eine gerichtliche Scheidung mit sehr vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Also man sehe sich wohl um,

ob das Herz zum Herzen sich gefunden; denn die unteren Ganglionnerven sind kein festes Band der Ehe. — Ich schied von der dem Verhängniß anheimgefallenen Trias in einer Eisenbahn-Office, wo sie sich Reisekarten kauften; stattete dem Präsidenten der weitverzweigten und rühmlich bekannten Germania-Feuerversicherungsgesellschaft, Hrn. Rudolph Garrigue, einen Besuch ab, holte mir Briefe bei den Tuchimporteuren Hütte u. Dieckmann, stürzte mich ein Sandkorn in den bewegten Strom des Broadway, bestieg alsbald einen *Bus* und fuhr nach dem New Haven Depot, fand den Zug in Bereitschaft und — nach einer angenehmen, rüstigen Fahrt von vier Stunden, durchstreifte *Ahasverus* wieder die Straßen der schönen Stadt New Haven. Ja, sie ist schön und züchtig und fromm, wie alle ihre übrigen Schwestern in den Neuenglandstaaten. Trotz der vielen Kirchen, trotz des strengen Sabbathgesetzes und des *Main Liquor Law*, welch' letzter Baum verschiedener Früchte seine Aeste immer mehr und mehr auszubreiten strebt, ist der Fortschritt der geistigen Freiheit doch auch in diesen Staaten sichtbar; denn Man verbrennt keine Hexen mehr; es giebt christliche Gemeinden, die an keine Hölle mehr glauben, viele Leute, die gar keiner Kirche angehören und sogar ein Investigator und ein Pionier dürfen erscheinen, ohne Gefahr der Exilirung, christlich-amerikanisch gelyncht zu werden. Selbst das Sonntagsgesetz ist in Boston nicht so streng wie zu Philadelphia und Baltimore. —

Die Stadt New Haven wurde durch ein prachtvolles Gebäude „für die schönen Künste" verherrlicht. Die Zahl der Studenten, die man da von den entferntesten Staaten trifft, ist groß. Gegenwärtig sind sogar Einige aus Indien hier. Es erscheint hier auch eine deutsche Zeitung. Da, das Land der *pop corn eaters*, bekannt unter dem Namen *Yankees*, besitzt viel Intelligenz und das ruchlose Kirchenwesen beruht mehr auf Interesse und Kleider-Ausstellung als auf Pietät und orthodoxem Glauben.

Am 12. des Abends in Springfield angekommen und in Hrn. Burbeck's U. States Hotel abgestiegen. Ein Haus das Reisenden empfohlen werden kann. Ich besuchte die Ver. Staatenwaffenfabrik, wo es trotz des Friedens sehr lebhaft ist. Auch wollte ich des deutschen Künstlers, Hrn. F. Wulf's Fresco-Malereien, die sehr gerühmt werden, in Augenschein nehmen; doch verhinderte es der kurze Aufenthalt in der Stadt.

Auf der Fahrt *via* Worcester nach Boston stürzte an einer Station ein Rudel Knaben in den Waggon mit dem Rufe: *Lil's — one Cent for each*. Die Sumpf-Lilien wurden im Nu aufgekauft und es verbreitete sich ein dem Jasmin ähnlicher Parfüm, der betäubend auf die Nerven wirkte. Die Blume ist prachtvoll; weiß, mit einer gelben Staubfädenkrone. Hat die erste Lilie die Hand eines persönlichen Gottes geschaffen? Nein, so wenig wie Metalle, Thiere und Menschen! Die Natur selbst ist die Schöpferin alles Lebens und Seins, und die Erde unsere gemeinschaftliche Mutter, die gebärt und zerstört, um ewig in abwechselnden Formen zu gebären. Heiliger Gedanke der Ewigkeit, der Unsterblichkeit des Stoffes, der endliche Verstand des Menschen zittert ohnmächtig vor deiner Größe und Allmacht! — Der Glaube an einen persönlichen Gott außer der Natur ist eine Entheiligung der Natur selbst. Mag dein Herz im Gottesglauben schwelgen; die höchste Vernunft vermag es nicht eines Gottes Dasein zu beweisen. Von solchen Gedanken beseelt bin ich zu Boston angekommen. Es war hier schon vor vielen Jahren ein gutes deutsches Hotel, das des mailand biedern Herrn Pfaff, in dem ich oft comfortabel wohnte. Dieses Mal stieg ich in Menzel's Hotel ab, wo man schöne Zimmer und guten Tisch findet. Ich hatte hier einen sehr vergnügten Sonntag zugebracht; dinirte bei *Dr.* Geist's gebildeter Familie u. soupirte bei Hrn. Sommer, dem Stiefsohn des berühmten Optikers Voigtländer, in Deutschland. Dort würzte das Mal vortrefflicher Catawbawein von Eggharbor-City; hier Rheinwein und Vorträge auf dem Piano, durch Sommers gebildete junge Gattin, die erst vor Kurzem von Deutschland kam. Montags war Schützenfest und Picnic, dem ich beiwohnen wollte; doch, wie gewöhnlich die Pflicht dem Vergnügen vorziehend, wurde ich durch Mangel an Zeit daran gehindert. Am 24. Juli wird ein Kinderconcert von 4300 Individuen, unter Professor Zerrahn's Direktion, stattfinden, das gewiß höchst Interessantes und Seltenes verspricht. Auch hörte ich hier von dem Rufe eines Virtuosen auf dem Piano, Herrn Peterssilie, der erst 22 Jahre alt, in Deutschland in mehren Concerten großen Ruhm geerndet hat. Das Talent kann ausgebildet werden; das Genie wird geboren.

Alle Blicke sind gegenwärtig nach Europa gerichtet, wo die Kriegsfackel in lichterlohen Flammen brennt. Nach den neuesten Berichten hat Oesterreich von Preußen eine fürchterliche Schlappe erhalten. Indeß den Oesterreichern in Italien das Glück ihre trügerische Gunst zugewendet und Garibaldi eine leichte Wunde erhalten, doch bis jetzt noch keine Lorbeern geerndet, haben die tapferen Preußen die österreichische Armee, unter Benedeck, in Böhmen auf eclatante Weise besiegt und in eine Position zurückgetrieben, daß der Kaiser sich gedrungen sah, die Vermittelung Napoleons anzusprechen und ihm Venedig anzubieten. Noch gestern nicht lange her erklärte der Kaiser, daß er Venedig selbst gegen die Entschädigung von den Donaufürstenthümern nicht abtreten würde, und jetzt sucht er Hilfe bei dem verhaßten Parvenue und bietet ihm die „trauernde Venetia" an. So sind die Loose des Krieges! Schon sind an 30,000 Oesterreicher auf dem Schlachtfelde gefallen, schon sind 116 Kanonen verloren, 3 Erzherzoge verwundet, Fürst Lichtenstein und Windischgrätz gefangen, ganze Bataillone aufgerieben; und nur zwei Festungen stehen den siegestrunkenen Borussen auf dem Marsche nach Wien im Wege. Was wird Napoleon thun? Das ist jetzt die allgemeine Fra-

ge. Wird er Venedig für sich behalten, oder an Victor Emanuel abtreten? Wird Rußland und der Papst sich mit Oesterreich verbinden? Wird Preußen sich Mitten im Triumphe mit einem Frieden begnügen? Ohne auswärtige Hilfe ist Hapsburg vernichtet, so wie es von Ungarn besiegt wär, ohne russische Hilfe. — Was wird Ungarn thun? Wird es Scharpien zupfen, oder die Gelegenheit benutzen, um sich von Oesterreich frei zu machen? Ein verhängnißvoller Krieg, in der That. Bismark ist eine Person, sagte kürzlich ein französisches Blatt von New York, Oesterreich ist ein Princip der Despotie, Wem soll man den Sieg wünschen? Das Verhängniß wird entscheiden. Daß der alte Benedek dem jugendlichen Preußen Nicht gewachsen, ist constatirt. Es wird den Lesern der Fackel nicht uninteressant sein zu vernehmen, daß Benedek im Jahre 1815 mein Schulkamerad im lutherischen Gymnasio zu Oedenburg war. Er ist der Sohn eines sehr tüchtigen Arztes, war ein schöner Junge und ausgezeichneter Student. Wir nahmen zusammen Tanzunterricht und zu unsern Mitschülern gehörte auch Asboth, der in Folge des ungarischen Krieges nach Amerika verschlagen, hier im letzten Kriege es zum Generalen gebracht hat und jetzt als Minister fungirt. Wie seltsam sind die Schicksale des Menschen!

Napoleon der Erste, heirathete eine Prinzessin des verhaßten Hauses Hapsburg, um seinen Thron zu stützen und Franz Joseph, der Hapsburger bittet Napoleon den Dritten um Hilfe, um seinen Thron zu retten. Und England, das von seinen Colonisten in Amerika besiegte stolze England, hißt am 4. Juli, am Tag der Unabhängigkeitserklärung, die Flagge auf seinen Schiffen auf und feiert den Tag mit den Republikanern von Amerika. Welche Anomalie! Bei Gott und den Fürsten sind alle Dinge möglich. Reue, Eidesspruch, Lug und Meineid sind ihre Tribute. Und das Volk? Ist noch immer ein unwissender Lümmel, ohne Bewußtsein seiner Kraft.

Ich konnte Boston nicht verlassen, ohne das Vergnügen zu haben, Carl Heinzen, den Pionier und rücksichtslosen Freund der Wahrheit, meinen Besuch abzustatten. Auch in seine mariirten Züge hat die Zeit bereits Furchen des Alters gegraben, obschon sein Geist stets frisch und jung bleiben wird. Und das ist eben einer der Vorzüge, welche geistreiche und geistesthätige Männer über phlegmatische und geistlose Automate besitzen. Heinzen wohnt mit Frau Doctor Zakrzevska in einem Hause zu Roxbury; durch Blumen, schattige Bäume und Reben, meist durch seine Hand gepflanzt, zu einem wahren Tusculum umgestaltet. Ich konnte nicht umhin, das Gespräch auf eine monatliche, oder vierteljährige Herausgabe des Pioniers zu lenken; wodurch seine kräftigen und bildenden Aufsätze auch noch in der Zukunft wirken und Lesern Genuß verschaffen würden. Er schien dazu nicht abgeneigt zu sein, doch meinte er, sein Publikum scheine Das nicht zu wollen. Ich aber sagte Heinzen's Publikum wird ihm nie untreu werden und der Pionier wird ihm noch mehr zum Bedürfniß werden als er es jetzt ist, da er in solcher Form mit mehr Muße u. ausführlicher geschrieben werden könnte. Wir tranken ein Glas Rheinwein zusammen und über nicht lange wird Heinzen selbst seinen eigenen Wein aus Delawares u. Catawbas keltern. Möge der Pionier noch lange ein Pharus in unsrer finsteren Zeit und ein Licht für die Zukunft sein!

Von Boston fuhr ich *via* Worcester Station nach Norwich. Es fehlt hier an Deutschen nicht; doch die Zahl der Leser freier Schriften ist sehr gering. Die Herren Steiner, vom Germania-Hause, und Klein waren so gefällig mich in einem *Buggy* spazieren zu fahren. Eine Spazierfahrt durch die mit Alleen besetzte Washington Straße nach der Oberstadt, und zurück durch den breiten schattigen Broadway war bei 100 Grad Fahrenheit im Schatten ein doppelter Genuß. Man erinnert sich seit 20 Jahren hier einer solchen Hitze nicht. Wir sprachen im Salon des Hrn. Adam, eines intelligenten und freisinnigen Deutschen ein, wo uns trotz des Temperenzgesetzes guter Rheinwein mit Limburger kredenzt wurde. Ein erwünschter Gewitterregen gegen Abend kühlte die Luft ab und man konnte wieder etwas freier athmen. Die erwähnten beiden Straßen zeichnen sich durch viele schöne Residenzen und Anlagen aus und es fehlt auch nicht an historischen Merkwürdigkeiten. Man zeigte mir das Haus des jetzigen Ober-Mayors, das des Vice-Präsidenten Foster, den Platz, wo der Verräther Arnold das erste Recht der Welt erdrückte, die beiden großen Ulmen, unter denen Washington auf seinem Umzug von Boston nach New York campirte und das Grabmal des Indianer-Häuptlings Uncas. Dieser Wilde erstach einen andern Häuptling, und schnitt ihm ein Stück Fleisch vom Leibe und aß es. Das ist mir beste Fleisch, das ich je gegessen, sagte der Cannibale im Genuß seiner gestillten Rache.

Die Fahrt von Norwich *via* New-London und New Haven nach Bridgeport ist sehr angenehm. Fluß, Bay und Felspartien gewähren abwechselnd schöne Scenerien.

Die Umsiedelung eines Abonnenten und alten Freundes, Hrn. Joh. Schmitt, bewog mich in Bridgeport anzuhalten, und ich war da überrascht, so viele freisinnige Deutsche zu finden, von denen Hr. Schmitt in Einer Stunde 9 Abonnenten für die Fackel gewonnen hat. Es besteht da ein Turnverein, ein Schützenverein, ein Gesangverein, Germania, u. ein Arbeiter Krankenunterstützungsverein. Die Zahl der Deutschen gab man mir zu 600 an. Die Lutheraner haben eine Kirche und eine deutsche Schule. In Zepp's Akademie werden politische Studien gemacht. An hübsch eingerichteten Trinklokalen fehlt es nicht und es giebt da mehre sehr tüchtige Geschäftsleute.

Von Bridgeport kehrte ich wieder nach New York zurück, übernachtete im eleganten Prescott Hause und fuhr nach Philadelphia, um da meinen Sohn Kalman abzuholen. Am 21. fuhren wir

auf den guten Schienen der Pennsylvania Centralbahn durch die imposanten Alleghenygebirge nach Pittsburg und von da, ohne Aufenthalt, nach Wheeling.

Seit die Geister in Wheeling aufgehört haben zu klopfen finde ich keinen Stoff, über diese Stadt Etwas zu schreiben und ich muß mich mit der Wiederholung begnügen, daß sie sehr schön gelegen, viele Fabriken hat und eine Drahtbrücke über den Ohio, welche imposant ist. Der radikale Louis Keller erinnerte mich an die Zeit, wo man nach einem freien Vortrag mit faulen Eiern auf uns geworfen hat. Jetzt würde Das nicht mehr geschehen; denn – „die Erde rächt sich trotz alledem."

Zu Zanesville hatte ich gerade so viel Zeit, um im U. States Hotel des Hrn. Getz ein gutes Mahl zu verschlingen, und ohne Aufenthalt *via* Columbus nach Cincinnati zu fahren. Bald nach meiner Ankunft lasen wir die erfreuliche Nachricht von der Vollendung des unterseeischen Telegraphen. Die größte Errungenschaft des Jahrhunderts! Der Friede in den Ver. Staaten ist trotz der „weisen Reconstruktions-Politik unseres weißen Präsidenten noch immer nicht garantirt. Krawalle zu Memphis und New-Orleans, die bevorstehende Convention der Demokraten und conservativen Republikaner in Philadelphia, die Vertagung des Congresses und die Stimmung im Allgemeinen umziehen den Horizont mit finsterem Gewölke, das uns mit Sturm bedroht. In Europa steht ein fauler Friede in Aussicht, vor dem die Götter die alte Dame bewahren mögen. Obschon Oesterreich durch preußische Nadelstiche tödtlich verletzt, ist Habsburg doch noch immer nicht verloren und das mögliche Resultat eines deutschen Kaiserreiches ist noch lange keine deutsche Republik. Die Ungarn hassen Preußen geschichtlicher Erinnerungen wegen und das dürfte nun dem Kaiser Franz Joseph von großem Nutzen sein, wenn Kossuth und Klapka keinen Strich durch die Rechnung machen. Wie einst Maria Theresia, hat auch er sich in der Noth an seine tapfern Ungarn gewendet. Drüben und hüben deckt die Entwickelung der Zukunft noch ein dichter Schleier. Ueberhaupt die Zeit ist fern, sehr fern, wo die befreiten Völker in Thomas Moore's herrliche Worte werden intoniren können:

„Then – then, when all
„Earth's shrines and thrones before our banner fall;
„When the glad Slave shall at these feet lay down
„His broken chain, the tyrant Lord his crown,
„The Priest his book, the Conqueror his wreath,
„And from the lips of Truth one mighty breath,
„Shall like a whirlwind, scatter in its breeze
„That whole dark pile of human mockeries:
„Then shall the reign of mind commence on earth,
„And starting fresh as from a second birth,
„Man, in the sunshine of the World's new spring,
„Shall walk transparent, like some holy thing!"

Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum.

„Unwissenheit und blinder Glaube sind die Grundpfeiler der Despotie; Intelligenz und Tugend die Basis der politischen und geistigen Freiheit."

Thron, Kirche und Pfaffenthum erheben sich aus der Unwissenheit der blindgläubigen Völker und je mehr Intelligenz und Tugend durch *vernünftige* Schulen und *freie* Schriften verbreitet werden, desto mehr sinkt die Herrschaft der Despotie.

Ohne Betriebscapital gelang es mir, mit Mühe und Sorgen, seit einer Reihe von Jahren, neben der Fackel mehre freie Werke im Druck herauszugeben, die von Tausenden gelesen werden und der Kirche viele Mitglieder entzogen haben. Noch bin ich rüstig, noch beseelt mich der Drang zu wirken; doch eben jener erwähnte Mangel an Capital hemmt mich in meinem Wirken.

Was ich vereinzelt nicht zu leisten vermag, Das kann durch vereinte Kräfte wohlhabender Fortschrittsmänner erreicht werden.

Diese Wahrheit bewog mich, an den *Geldbeutel* zu appelliren und einen Plan zu entwerfen, um gegen Kirche und Pfaffenthum in den letzten Jahren meines Lebens noch erfolgreich in die Schranken treten zu können. Dieser Plan ist: die Gründung eines

Propagandisten-Vereins,

durch Actien zu zehn Dollars jede derselben.

Wer Eine oder Mehrs Actien unterzeichnet und bezahlt, ist Mitglied der Propaganda.

Der Betrag kann an mich, mit genauer Namens-Angabe, mittels Post-Orders eingesandt werden.

Für jede durch mich unterzeichnete Actie erhält der Propagandist portofrei zwölf Exemplare eines freien Werkes, dessen Ladenpreis auf Einen Dollar festgesetzt wird.

Da in der Regel blos Freisinnige *freie* Schriften kaufen, müßte die Propaganda um so mehr erfolgreich sich bewähren, wenn die Actionäre statt Exemplare — nach der Weise der Bibel- und Tractat-Gesellschaften — unentgeltlich vertheilten.

Die erste Serie der im Druck herauszugebenden Werke von Samuel Ludvigh ist folgende:

1. Frisch und frei. Eine Sammlung freisinniger Aufsätze. Erste Auflage.
2. Der gesunde Menschenverstand. Aus dem französischen Meslier's übersetzt. 3. Auflage.
3. Alt und neu. Freisinnige Aufsätze. 1. Auflage.
4. Reden und Vorlesungen im Gebiet der Religion, Philosophie und Geschichte. 3. Auflage.
5. Der Priesterspiegel. Mysterien der römisch-katholischen Kirche. 2. Auflage.

Die Namen der Vereinsglieder (außer Solchen, die nicht genannt sein wollen) werden in den Heften der Fackel bekannt gemacht.

Das Werk der Serie Nr. 1, „Frisch und frei" wird im November 1866 die Presse verlassen.

Wer nicht vorauszuzahlen wünscht, kann eine auf mündliches oder schriftliches Verlangen ihm zugestellte Actie unterzeichnen, dieselbe an mich retourniren, bei Empfang der Exemplare den Betrag entrichten und somit seine Actie einlösen, die zur Mitgliedschaft berechtigt.

Turn-, Arbeiter- und sonstige Vereine freier Richtung können sich durch ihre Sprecher oder sonstige beliebige Individuen repräsentiren lassen und Mitglieder der Propaganda werden.

Samuel Ludvigh.
Cincinnati, O. Post-Box 2784.

Für die Fackel.

Wie alt ist die Welt?

Von Lehret Funke.

Das Alter eines Menschen, Kind oder Greis, schätzen wir, indem wir ihm ins Gesicht sehen, und selten irren wir uns um mehr als ein Paar Jahre.

So wollen wir denn auch der Welt ins Antlitz schauen, eine Schätzung, wie alt sie wenigstens sein müsse, oder wie alt sie höchstens sein könne, werden wir dann doch wohl wagen dürfen.

Aufschauend gen Himmel erblicken wir einen Sternengürtel, und wie der Gürtel einer jungfräulichen Königin an ihrem Krönungstage mit unzähligen Brillanten geschmückt ist, so ist der Himmelsgürtel bedeckt mit unzähligen Sonnen.

Sämmtliche Sonnen bilden Ein Ganzes und machen vereint einen Körper aus. Nur anders ist die Gestalt dieses Körpers, wenn man inmitten desselben; wenn man an seiner Grenze; wenn man aus weiter Ferne ihn betrachtet. Im ersten Falle zeichnet er auf den dunkeln Himmelsgrund die Gestalt eines Ringes, im zweiten die eines Stabes, im dritten die einer Linse.

Auf dem ersten Standpunkte stehen wir selbst, und darum ist uns die Milchstraße ein Ring um den Himmel, auf dem zweiten befinden sich die Bewohner des am weitesten von der Centralsonne entfernten Sternes; in dem dritten die Wesen, welche außerhalb des Centralsonnengebietes in dem Weltraume oder wohl gar auf einer andern Sonne wohnen.

Auf einer andern Centralsonne? – Kühner, verwegener Gedanke, wie könntest du es wagen, in ein menschliches Gehirn dich einzuschleichen! Mit dem Lichtstrahl segelten wir auf der vorigen Station unserer Reise, und Jahrtausende waren zu kurz, und Hunderttausende reichten kaum, um uns aus einer Provinz des Centralsonnenlandes in die andere zu bringen! Sind dir auch solche Räume noch zu enge? Willst du auch über sie noch hinausfliegen?

Um zu zeigen, wie ungeheuer ein solcher Gedanke wäre, wollen wir es versuchen, die Milchstraße, das Gebiet der Centralsonne, auszumessen.

Bei Entfernungen auf der Erde nehmen wir als Grundlage und Einheit des Masses unsern Fuß, und fangen damit aus.

Bei Entfernungen in dem Gebiete unserer Sonne gebrauchen wir als Maaß den Halbmesser der Erde, eine Länge von 20,640,000 Fuß.

Schreiten wir hinaus über das Gebiet unserer Sonne, so dient als Meßruthe der Durchmesser der Erdbahn, eine Länge von 48,837 Erdhalbmessern. Aber leider ist dieser Zollstab, so colossal er uns auch vorkommt, gleichwohl so winzig, daß man ihn als gänzlich unbrauchbar, so oft man sich seiner bediente, immer wieder wegwerfen mußte. Doch nein, da man keinen andern hatte, so mußte man ihn schon beibehalten, und nur die Sterne, deren Entfernung man messen wollte, wurden verlassen, und andere gewählt, bis man endlich 5 oder 6 fand, für welche er nothdürftig ausreichte.

Will man aber mit ihm die Entfernungen der Sonnen messen, so bekommt man so große, unbequeme Zahlen, als wenn man die Entfernungen unserer Hauptstädte in Linien aussprechen wollte. Man schuf daher eine größere Einheit, die Sternweite, oder Weltraummeile=400,000 Erdbahn-Durchmessern. Wenn das Licht von einem Ende dieses Maaßstabes bis zum andern laufen will, so braucht es fast 10 Jahre.

Das Gebiet der Centralsonne ist aber so groß, daß es von ihr aus, bis zu dem entferntesten Stern, wenigstens 40,000 solcher Weltraummeilen ist, daß also ihr ganzes Gebiet 80,000 solcher Weltraummeilen im Durchmesser, 240,000 im Umfange hat, daß das Licht, um diesen Körper zu umkreisen, Millionen von Erdenjahren bedarf. Es scheint also, daß, wenn es auch nur eine solche Sternen-Insel oder Sternenoase im Weltraume giebt, als sei dann die Welt groß genug und als könnten wir auf die Idee mehrer Centralsonnen verzichten.

Jetzt aber, nach diesem nur flüchtigen Blicke in das Antlitz der Welt, können wir schon einen kleinen Versuch machen, auf ihr Alter zu rathen.

Millionen von Jahren bedarf, wie wir so eben hörten, das Licht, um das Centralsonnengebiet zu umkreisen.

Nun aber bewegt sich nicht nur das Licht der Sonnen, sondern die Sonnen selbst bewegen sich. Sie bewegen sich um ihre Centralsonne, und unsere Sonne bedarf, um einmal die Centralsonne zu umkreisen, 182,000,000 Erdenjahre. Hier bekommen wir eine andere Art von Jahren als wir bisher kannten, nämlich Jahre der Sonne, und da wir solche nicht Sonnenjahre nennen dürfen, weil das Wort Sonnenjahr schon für einen andern Begriff in Anspruch genommen ist, so nennen wir diese neue Art von Jahren Weltraumjahre.

Das Weltraumjahr unserer Sonne ist unter den übrigen Weltraumjahren weder das kürzeste, noch das längste. Näher an der Centralsonne haben die Sonnen kürzere, weiter weg von ihr haben sie längere Jahre. Wäre unsere Sonne die von der Centralsonne entfernteste, so gäbe es für uns keine Milchstraße, sondern einen Milchstab; auf der Hälfte des Stabes stände Alcyone mit den Plejaden. Zu beiden Seiten längs des Stabes hin ständen einzelne Sonnen. Dem Stabe gegenüber, da, wo jetzt das Sternbild des Scorpions steht, wäre der Himmel leer und rabenschwarz.

Unsere Sonne ist also nicht die von der Centralsonne entfernteste. Giebt es aber Sonnen, welche tausendmal oder millionenmal weiter von der Centralsonne abstehen, so haben sie nicht nur größere Kreise zu durchlaufen, sondern sie bewegen sich auch viel langsamer, so daß wir Weltraumjahre bekommen, welche, so viele Billionen Jahre, als unsere Sonnenweltraumjahre Millionen von Erdenjahren haben.

Hat Calvisius nicht falsch gerechnet, und glauben wir, daß den heiligen Männern, welche die Bibel schrieben, der heil. Geist die Feder führte, so konnte der Allwissende nur solche Jahre gemeint haben, darin jedes 182 Billionen Erdenjahre umfaßt, und dann, ja, dem ist eher beizustimmen, ist die Welt 1092,000 Billionen (1,092,000,000,000,000,000) Erdenjahre alt.

Aber die Frage: Wie alt ist die Welt? ist noch nicht beantwortet; zu flüchtig haben wir erst der Welt ins Angesicht gesehen, und was wir bisher für die Welt hielten, das war die Welt nicht,

sondern nur erst ein ganz kleines Theilchen derselben.

Es giebt nämlich nicht eine Centralsonne, sondern unzählige, und nicht eine Milchstraße, und nicht ein Centralsonnengebiet, sondern ihre Anzahl ist eine unermeßliche.

Zu groß ist dieser Gedanke, und zu unfruchtbar ist der menschliche Geist, als daß er ihn hätte erzeugen können: dann erst, als die körperlichen Sinne das Dasein unzähliger Milchstraßen ihm zeigten, durfte er nicht ferner es bezweifeln.

Ja, die Sinne führten zuerst uns hinaus über das Gebiet der Centralsonne, freilich nicht das bloße Auge, sondern das mit Herschels 40fässigem Fernrohr bewaffnet.

Weit, weit jenseit der Milchstraße zeigt sich dem Auge eine zweite, welche ebenfalls, einem Ringe gleich, den Himmel umschließt, doch besteht diese zweite, noch Billionenmal größere Milchstraße nicht aus einzelnen Sternen, sondern aus Sternenhaufen in der Gestalt von Scheibchen oder Linsen.

Bekannt ist aus dem Vorigen, daß unser Centralsonnengebiet, aus großer Ferne betrachtet, die Gestalt einer mattleuchtenden Linse annehmen müßte, und so sind denn auch jene mattleuchtenden Sternlinsen nichts anderes, als Centralsonnengebiete.

Es ist uns ärgerlich, daß wir für den Sternenverein, welcher das Gebiet der Centralsonne ist, keinen besseren Namen finden, als: „Milchstraße," „Sternenlinse", die Nahrungsmittel der Erd-Infusorien, welche jetzt, da wir auf so hohem Standpunkte uns befinden, so unendlich klein erscheinen.

Steigen wir aber noch höher, und Niemand wehrt uns das, da der Raum keine Grenzen hat und der Gedanke sich hinbegeben kann, wohin er will, so werden die erhabenen Himmelslinsen so klein, als uns erst die irdischen Linsen vorkamen, und wie ein Ackerfeld, nachdem der Säemann seinen Saamen ausgestreuet hat, mit Körnern bedeckt ist, so finden wir die grenzenlosen Fluren der Himmelsräume mit Sternlinsen besät, in deren jeder als unscheinbarer Keim eine Centralsonne steckt; nur ist ihre Zahl weit größer, nur ist der Weltraumacker viel dichter bedeckt.

Wie weit eine solche Sternlinse von uns entfernt ist, wissen wir nicht. Wir haben gar keinen Maaßstab.

Erst nach 90 Millionen Jahren, wenn wir uns auf unserer Reise um die Centralsonne auf dem entgegengesetzten Punkte unserer Bahn befinden, werden wir auch einen Maaßstab haben, um die Entfernungen fremder Centralsonnen zu messen. Dann haben wir als Einheit eine Meßruthe von wenigstens 170 Weltraummeilen, welche das Licht in 3400 Jahren durchläuft, und auf solch' eine Einheit läßt sich dann schon eine Berechnung gründen.

Bis dahin erlauben wir uns eine Schätzung dieser Entfernungen.

Ungeheuer sind die Räume, welche die Stern- und Sternensysteme von einander trennen.

Unser Sonnensystem (Planeten-Insel oder Planeten-Linse) hat im Durchmesser (wenn wir als den äußersten Umfang desselben die Uranusbahn annehmen) 800 Millionen Meilen, oder wenn wir die Entfernung des jenseit des Uranus entdeckten Neptun zum Grunde legen, 1600 Millionen Meilen.

Aber zwischen unserer Planeten-Insel, deren Centralstadt die Sonne ist, und der ihr am nächsten gelegenen befindet sich ein leerer Zwischenraum, welcher 2000mal größer ist, als der Durchmesser dieser Planetenlinse.

Ist nun der Zwischenraum zwischen den mit Sternen gefüllten Centralsonnengebieten ebenfalls 2000mal größer, als der Durchmesser eines jeden Centralsonnengebietes, so bedarf das Licht, um von einer solchen Sternenlinse bis zur andern zu gelangen, viele tausend Millionen Jahre.

Hier haben wir wieder einen Anhalt, um das Alter der Welt zu schätzen. Um von der nächsten Sternenlinse bis zu uns zu gelangen, bedarf das Licht viele tausend Millionen Jahre, es ist aber bereits angelangt, folglich müssen jene Sternenlinsen schon vor vielen tausend Millionen Jahren gewesen sein.

Aber wie sich Monde um Planeten, Planeten um Sonnen, Sonnen um Centralsonnen drehen, so müssen sich auch sämmtliche Centralsonnen mit ihren sie umgebenden Milchstraßen um eine Centralmilchstraße bewegen.

Und hier haben wir nochmals eine neue Art von Jahren, das Milchstraßen-, oder Centralsonnenjahr.

Ein Sonnenjahr ist 182,000,000mal länger als ein Erdenjahr; — ist ein Centralsonnenjahr 182 Millionenmal länger als ein Sonnenjahr, so währt es 33,324 Billionen Erdenjahre.

Legen wir nun die Berechnung des Calvisius zu Grunde, und nehmen wir an, daß die Jahre, welche er in der Bibel gefunden Centralsonnenjahre sind, so ist die Welt

200,000,000,000,000,000,000

Erdenjahre alt.

Obgleich ein solcher Zeitraum gegen die Ewigkeit immer noch ein Nichts ist, so kommt er uns doch so unendlich lang vor, daß wir, einmal so weit gekommen, besser zu geben, die Welt sei ewig.

Hier aber stehen wir nun wirklich an den Grenzen, nicht etwa der Welt, sondern der menschlichen Vernunft. Es stoßen uns Fragen auf, welche keine Philosophie zu beantworten im Stande ist; z. B.

Was eigentlich ist denn die Welt?

Nahm sie einen Anfang?

Wird sie ein Ende nehmen?

Was war in dem Raume, ehe die Welt entstand?

Was wird im Räume sein, wenn sie nicht mehr ist?

Ist die Welt ewig?

Hat die Welt Grenzen, und wo sind sie?

Wenn sie begrenzt ist, was befindet sich jenseits der Welt, wo blos noch Raum ist?

Astronomie und Christenthum.

In tiefer Ehrfurcht vor dem heiligsten aller Bücher ist wohl der größte Theil aller Männer und Frauen unter uns erzogen. Mit unendlicher Liebe umfaßte das kindliche Gemüth seinen Heiland, der von dem Strahlenthrone des ewigen Vaters herniedersteigend, in Niedrigkeit lebte und den qualvollsten Tod erduldete, um uns Arme vom ewigen Verderben zu erlösen.

Nach dieser Sonne, die unser Gemüth belebte, ging uns späterhin das Licht der Wissenschaft auf, welches unsern Geist

erleuchtete. Hatte uns früher die unendliche Liebe Gottes ergriffen, so erfaßte uns nun sprachlose Bewunderung der Größe der Natur.

Lange Zeit lebten beide Gefühle neben einander friedlich in unserem Herzen. Die Dogmen, welche so vielen Streit seit Jahrhunderten erregt hatten, ließ man an seinen Ort gestellt sein, die Liebe zum Heilande, und die Ehrfurcht vor der Größe der Natur vertrugen sich ganz gut mit einander.

Doch wurden endlich die alten Streitsätze wieder hervorgezogen, da die Wissenschaft immer größere Fortschritte machte, namentlich stellte man dem starren Christenthum die Ergebnisse der Astronomie entgegen. Und in der That können beide nicht neben einander bestehen; denn es sind mehre Punkte, in denen sie sich feindlich berühren, als

1) Die Bewegung der Erde.

Der erste Angriff auf die Bibel kam von Seiten des Papstthums selbst vor 800 Jahren. Feindlich trat dieses dem Copernicanischen Weltsystem entgegen, indem es sich auf die Stelle stützte Josua 16, 12: Sonne, stehe stille zu Gibeon, und Mond im Thal Ajalon.

Ob Copernicus diese Bibelstelle gekannt hat, ist ungewiß. Es ahnete ihm aber, daß er heftigen Widerspruch finden, vielleicht auch, daß dieser von Seiten des Papstthums ausgehen und auf religiöse Gründe sich stützen würde.

Ueberzeugt von der Unumstößlichkeit seines Systems*), stellt er es doch nur als Hypothese, welche die Erscheinungen am Himmel auf eine leichtere Art, und ungezwungen erklärte, als das künstliche Ptolemäische System.

Um sicherer zu gehen, um einen mächtigen Schutz zu haben in den Kämpfen, welche ihm bevorstanden, widmete er sein Buch, welches unter dem Titel: De orbium coelestium revolutionibus, libri IV, zu Würzburg 1544 in Folio erschien, dem Oberhaupt der Kirche Paul III.

Alles vergebens. Vom Vatican aus wurde der Bannstrahl auf ihn und sein Werk geschleudert. Doch sah Copernicus weder die Wirkungen seiner Schrift, noch empfand er die Kraft des Kirchenbannes. Wenige Tage nach der Vollendung des Druckes wurde er dahin versetzt, wo über astronomische Systeme kein Streit mehr ist.

Weit schlimmer erging es dem berühmten Galilei, dem Vater der heutigen Physik.*) Groß sind die Verdienste dieses vortrefflichen Mannes. Er zuerst richtete das Fernrohr nach dem Himmel, fand den Mond uneben, lehrte die Höhe der Berge aus deren Schatten messen. Den Nebelfleck, die Krippe genannt, löste er in Sterne auf, und vermuthete, daß die ganze Milchstraße durch bessere Fernröhre sich eben so werde auflösen lassen. Er zuerst sah den Saturnring. Aus den Sonnenflecken erkannte er die Umdrehung der Sonne und die Richtung ihrer Achse. Auch die Jupiter-Trabanten erkannte er zuerst am 7. Januar 1600.

Durch seine Entdeckung der abwechselnden Lichtgestalten des Mars, des Mercur, und der Venus verschaffte er dem Copernicanischen System — damals der Zankapfel, um den man im heftigsten Streite entbrannt war, den vollständigsten Sieg.

Schon längst hatten die Dunkelmänner diesem Treiben Galilei's mit Mißfallen zugesehen, nun schien es ihnen, als dürften sie nicht länger schweigen. Das Ansehen der Bibel war gefährdet, er war ein Ketzer; überall predigten die Mönche gegen ihn.

Um diesen Sturm zu beschwichtigen, eilte Galelei nach Rom und versprach, weder mündlich noch schriftlich sein System ferner zu behaupten. Mit Mühe entging er jedoch den Mißhandlungen des Inquisitions-Gerichts. Um ihn derselben zu entziehen, mußte ihn sein Beschützer, der Großherzog von Toskana, schnell zurückrufen.

Jedoch — zu groß ist die Kraft der Wahrheit; ein Feuer im Busen läßt sich nicht verbergen: auch Galilei vermochte nicht zu schweigen.

Im Jahre 1632 erschien das berühmte Werk:

Dialogo di Galilei dove ne congressi di quatro giornate si discorre de due massimi sistemi Tolomaico et Copernico.

Es treten hier 3 Personen auf. Einer vertheidigt das Ptolemäische, der Andere das Copernicanische System. Ein Dritter wägt deren Gründe ab, und läßt es unentschieden, wer Recht hat. Natürlich fallen die Grunde des Copernicaners weit stärker ins Gewicht, als die seines Gegners. An Kraft und Biegsamkeit der Schreibart, sagen Kenner der italienischen Sprache, sowie an Faßlichkeit ist Nichts diesem vortrefflichen Buche zu vergleichen. Galelei reiste damit nach Rom, und erlangte glücklich das Imprimatur. In Florenz wurde es gedruckt.

Nun aber erhob sich ein gräßliches Ungewitter, welches Galileis ganzes Leben verwüstete. Die Anhänger des Aristoteles, im Mittelalter eine mächtige Partei, an ihrer Spitze Chiaramonti, Professor zu Pisa, standen in Massen gegen ihn auf.

In dem Buche kommt eine Person vor, „Simplicio," welche das alte System mit den einfältigsten Gründen vertheidigt. Dem Papste Urban VIII., setzten die Mönche ins Ohr: unter diesem Simplicio sei er verspottet, der den Druck des anstößigen Buches freigegeben. Vorher, ehe er Papst wurde, war Urban Galileis Freund und Verehrer, jetzt wurde er sein Feind.

Es ward eine Commission niedergesetzt von Mönchen, Cardinälen und Mathematikern (!?) — alle Galileis erbitterte Gegner. Sie untersuchten sein Buch und fanden den Inhalt „höchst gefährlich." Er wurde vor das Inquisitionsgericht gefordert.

Um das Maaß voll zu machen, starb um diese Zeit Galilei's Gönner und Beschützer, der Großherzog, Cosmo III., und sein Sohn Ferdinand II. hatte nicht die Kraft, der Kirche Widerstand zu leisten.

Im Winter 1633 erschien der ehrwürdige Greis in Rom, und wurde sogleich ins Gefängniß geworfen. Auf den Knieen mußte er die großen Wahrheiten, die er bekennt, die Hand auf die Bibel gelegt, abschwören.

„Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supra dictos errores et haereses,*) so hieß die Eidesform, welche nachzusprechen er gezwungen wurde.

Voll innigen Grimmes stampfte er, als

*) Daß sich nämlich nicht die Sonne um die Erde, sondern im Gegentheil, daß sich die Erde um die Sonne drehe.

*) Geb. 1564, gest. 1642.

*) Mit aufrichtigem Herzen und ungeheucheltem Glauben schwöre ich ab, verfluche und verabscheue ich die oben erwähnten Irrthümmer und Ketzereien.

er sie ausgesprochen, mit dem Fuße, und sagte halblaut mit verbissenen Muthe: und sie bewegt sich doch.

Aber mit dieser Strafe waren die guten Christen noch nicht zufrieden. Er wurde auf unbestimmte Zeit zum Kerker verurtheilt, und mußte 3 Jahre hindurch alle Wochen einmal die 7 Bußpsalmen beten. Sein Dialogo wurde verboten und sein System als der Bibel zuwider verworfen.

Nach Florenz zurückgekehrt, wurde ihm seine Villa zu Arcetri als Verbannungsort angewiesen, und er durfte mit Niemand ohne Zeugen reden. Zwei Jahre vor seinem Tode erblindete er.

Und heutigen Tages noch müssen Strenggläubige an jenem Bibelspruch festhalten.

Die Gegner des Copernicanischen Sonnen-Systems klammerten sich, nachdem Alles verloren war, noch an die Bibel. Es mögen Viele unter ihnen recht gut gewußt haben, daß dort von gar keinem astronomischen System die Rede war, aber da sie die Vertheidiger des Copernicus nicht widerlegen konnten, da sie ihnen ihren Sieg nicht gönnten, da ihr eigenes Ansehen als Gelehrte und Diener Gottesgefährdet war, so wollten sie ihnen wenigstens Schweigen auferlegen, und brauchten dazu die Macht der Kirche.

Die Wahrheit jedoch lebte fort und siegte. In unsern Tagen, da endlich die Bewegungen der Erde mit so einfacher Sicherheit vor unser Auge treten, wie nur irgend eine mathematische Wahrheit es thun kann, erscheinen die Feinde Galilei's als ruchlose Feinde der Astronomie und selbst als Ankläger der Bibel.

Auf Befehl Josua's sollen der Mond und die Sonne stillgestanden haben.

Es erregt Lächeln, wenn man bedenkt, was hätte erfolgen müssen, wenn durch Josua's Befehl beide plötzlich in ihren Bewegungen gehemmt worden wären.

Zuerst wurde der Tag auch nicht um eine Secunde dadurch länger, denn wenn wirklich beide Weltkörper auch still standen, so bewegte sich die Erde fort, und der Tag behielt seine gewöhnliche Dauer.

Will man weiter gehen, so kann man sagen, die Bewohner der Sonne und des Mondes würden gegen ihren Weltkörper geschleudert, oder sie flögen fort von ihm in den Weltraum. Ja, das ganze Sonnen-System wäre in Unordnung gekommen.

Wurde blos die Erde in ihrer Unordnung gehemmt, so kamen die Feinde der Israeliten, ohne daß es eines Schwertes bedurft hatte, um ihr Leben, aber auch diese selbst gingen sämmtlich zu Grunde, da sie alle zusammen mit der fürchterlichsten Gewalt zu Boden geschleudert worden wären. Doch ich will über das Lächerliche nicht weiter sprechen, da der Gläubige, wie schon bemerkt, bei der Bibel bleibt und den Wahrheiten der Astronomie den Rücken kehrt. Christenthum und Astronomie führen einen Vertilgungskrieg.

2. Eben so auch in Bezug auf Alter und Größe der Welt.

Als Christus geboren war, kamen die (jetzt heiligen) drei Weisen aus dem Morgenlande, und ein Stern ging vor ihnen her, um ihnen den Weg zu zeigen, und blieb endlich über dem Hause stehen, da Christus innen war. Dies erzählt die Bibel, dies erzählt dir jeder christliche Priester und dies nimmt jeder Gläubige hin als die reinste von Gott selber garantirte Wahrheit.

Unter einem Sterne verstehen wir, die Gebildeten der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, einen Weltkörper. Käme ein solcher herab zur Erde, so daß er vor Jemand hergehen, und endlich über einem Hause still stehen könnte, so erschien uns selbst der kleinste, z. B. Vesta, viele tausendmal größer als der Mond, und folglich gar kein Stern mehr. Käme ein Fixstern, folglich eine Sonne uns so nahe, so müßten wir alle wie vom Magnet angezogene Eisenfeilspäne nach ihm hinüberspringen.

Die Sternkunde sagt bestimmt gegen Christenthum und Bibel: ein Stern war es nicht.

Wir lesen im Kalender: die Erde sei in diesem (1862) Jahre genau 6011 Jahre alt, und diese Berechnung soll sich, nach Calvisius*) auf die Angabe und Zahlen der Bibel gründen.

Gegen diese Behauptung streitet nicht nur die Geognosie, sondern auch die Astronomie; beide thun ein weit höheres Alter unwidersprechlich dar.

Die Geognosie behauptet, die Erde müsse wenigstens 1,000,000 Jahre alt (nach Cotta 9'000,000), wahrscheinlich aber weit älter sein. Es gehet das hervor aus den verschiedenen Schichten der Erdoberfläche und deren Bau. Sie hat aus der Tiefe der Brunnen und Bergwerke eine Urwelt hervorgezogen, welche die jetzt auf der Erde lebende Thier- und Pflanzenwelt an Größe weit übertrifft. Sie hat nachgewiesen, daß verschiedene Urwelten dort unten über einander lagern, daß die unvollkommneren Geschöpfe zuerst, die vollkommneren zuletzt entstanden sind. Alle Arten der jetzt lebenden Thiere besaß auch schon die Urwelt, aber nicht den Menschen; dieser trat erst auf, als die übrige Schöpfung schon vollendet war.

Auf diese Wissenschaft lassen wir uns jedoch nicht weiter ein, sondern gehen über zur Astronomie, und hören, was diese uns sagt.

Lang, sehr lang währt uns ein Jahr, wenn uns nach Ablauf desselben ein Wunsch in Erfüllung gehen soll. Zurückgelegt ist es kurz, noch kürzer, wenn wir es mit den Jahren anderer Weltkörper vergleichen.

Zwar giebt es Weltkörper, welche ein noch kürzeres Jahr, d. h. eine noch kürzere Zeit zum Umlauf um ihren Centralkörper haben.

Der 1. Saturnsmond hat ein Jahr von 22, der 1. Jupitersmond von 42 Stunden, wie sehr Mond von 28 Tagen, Merkur von 88, Venus von 224 Tagen. Aber schon Jupiters Jahr währt 12mal länger, als das der Erde, das des Uranus dauert so lange, wie das höchste Menschenalter, 84 Erdenjahre.

Das kürzeste Kometenjahr ist immer noch 3mal länger als das unsrige; wie lange das längste dauert, wissen wir nicht, daß aber viele Kometen in 3000 Erdenjahren ihren Umlauf noch nicht vollenden, ist vollkommen entschieden.

Bedeutend länger sind die Jahre der Sonnen. Auch sie schwingen sich um einen Centralkörper, da aber unsere ältesten Sternverzeichnisse über 2000 Jahre alt sind und dennoch nur eine fast unmerkliche Fort-

*) Geb. 21. Febr. 1556 im Thüringischen und starb in Leipzig 23. Novbr. 1617 als Chronolog, Astronom und Musiker.

rückung einiger weniger Sonnen andeuten, so legen wohl die meisten Sonnen in 3000 Erdenjahren kaum eine Grad-Minute, den 21,600 Theil ihrer Bahn zurück, und vollenden ihren ganzen Umlauf erst in 21 Millionen Jahren.

Ist wohl die Welt erst ein solches Sonnenjahr alt? Ist es nicht weit wahrscheinlicher, daß sie Tausende, daß sie Millionen solcher Jahre schon gesehen hat?

Ihr Gläubigen mißt den Umfang der Welt als Eintagsfliegen mit euren Füßchen, das Alter derselben mit der Spanne eures Daseins. Wollt ihr von dem Alter der Welt reden, so müßt ihr die Jahre ansehen, wie ein Centralsonnenbewohner, dem 1000 Jahre sind wie ein Tag.

Nach dem Original-Manuscript.

Briefe an Gustav Efsky Eberleh.

Von S. Ludwigh.

Linz, am 18. Juni 1834.

Zum dritten Male, erhabene Freundin, wäre ich denn wieder in dem freundlichen Linz. Ich wohne an der Donau, nahe zur Eisenbahn, welche nach Budweis führt; mein Fenster zeigt mir den Spiegel des Stromes mit der Brücke, welche den jenseitigen Flecken Urfahr mit der Stadt verbindet, die durch die erst vor Kurzem vollendeten Festungsthürme ein imposantes Ansehen gewann. Plötzlich erhebt sich ein Sturm — der Tag scheint in Nacht verwandelt, der Donner rollt durch die Gebirge, die Blitze kreuzen sich, Wolken stürzen herab, als wollten sie eine Welt überschwemmen, die Mauren halten mich gefangen; doch diese Gefangenschaft versüßt ja der schriftliche Verkehr mit Adarinen, die mir nun im Geiste folgen möge nach Passau und von dort hieher in die Hauptstadt des Landes ob der Ens.

Sehr majestätisch ist die Lage von Passau, umgürtet von hohen Bergen und bespült von den Wogen der Donau, des Inn, und der Ilz. Außer den vielen Gebirgspartien hat Passau auch schöne Gärten-Anlagen und eine Promenade am Gestade des Inn, welche man Sand nennt. Besonders verdient Freudenhain mit seinem Lustschlosse erwähnt zu werden.

Der kleinen Hauptwache vorüber kömmt man über den Neumarkt, wo die Post und mehre Gasthöfe sind, zur Stadtpfarrkirche, und von da hinaus zur Donaubrücke, welche aus Holz gebaut den Neumarkt und die Altstadt — welche zusammen eine Halbinsel bilden — mit der Vorstadt Angen verbindet. An der Brücke zieht unter hohen Felswänden die Straße nach Böhmen hin; auf dieser kam ich zu einem Felsthor, vor welchem die Ilz in die Donau fließt. An diesem Thore führt der Weg zur Festung hinauf, welche in das Oberhaus und Unterhaus getheilt wird. Das Innere der Festung hatte für mich Nichtsoldaten weniger Interesse, als die herrliche Umgebung. Sehen Sie, liebe Gräfin, hat gleich Oesterreich noch kein Parlament, so hat doch Passau ein Ober- und ein Unterhaus.*) Nachdem ich mich an der herrlichen Landschaft ergötzt hatte und zufrieden war, in der Festung Soldaten, Kanonen und Kugeln gesehen zu haben, ging ich am nördlichen Rücken des Berges, über 346 Steintreppen hinab zur Donaubrücke, ließ mich zu Wasser übersetzen und kam durch ein steiles Gäßchen zum Paradeplatz, welcher ziemlich groß ist, doch keine besondere Bauten hat. Hier sieht man Maximilian Joseph's colossale Statue, auf einem hohen Steinpiedestale stehend, die linke Hand ausgestreckt, in der Rechten Scepter und Krone haltend, mit der Inschrift: magna charta. Vorne am Piedestal lies't man: dem geliebten Könige Maximilian Joseph I. sein treues Volk im untern Donaukreise. Am 16. Hornung 1824.

Im Hintergrunde: Wie die Geschichte seine Thaten, so möge das Metall sein Bild den kommenden Geschlechtern überliefern.

Parallel an beiden Seiten sind die Buchstaben M. J. in einem Oberbogen.

Dem Monumente gegenüber ist die imposante Domkirche mit schönen Kolonnaden, hübschen Altären und herrlichen al fresco Malereien; der Plafond ist hoch und besonders fleißig gemalt.

Nun schweben wir am Zauberbande der Phantasie auf einem Tyroler Floße aus den pittoresken Ufern von Passau, durchschneiden die Silberwogen des Inn, und ziehen bei heiterem Himmel zwischen Nadelhöhen dahin.

In Hafnerzell ist die Grenze von Baiern. Hier wurde gelandet. Die Gendarmen von Baiern sehen sehr gut aus; ihre Uniform ist grün mit rothen Aufschlägen; überhaupt ist das baierische Militär weit schöner und kräftiger als das Sächsische, das in protestantischem Kontraste ziemlich dem Päbstlichen gleicht; wenn man aber unsere ungarischen Husaren, Genadiere, und böhmischen Dragoner betrachtet, so erscheinen freilich Jene gesammt als Knaben in militärischer Rüstung. Die österreichische Dienstzeit von 14 Jahren macht wohl tüchtige Männer; ist aber doch zu viel, indem der ausgediente Mann, wenn er zurückkehrt zu seinem Heerde, meist ein unnützes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft wird; 6 Jahre hingegen wie in Baiern ist zu wenig, da bei dieser kurzen Dienstzeit die Armee meist aus Rekruten besteht. 9 Jahre dürfte die richtige Mitte sein.

Es war ein köstlicher Morgen, keine Wolke trübte den Himmel, die Vögel sangen und lieblich schlugen die Wellen an den Floß. Vom Zollamte zu Engelzell fuhren wir 4 Stunden bis nach Neuhaus, wo auf waldigen Höhen ein Fürst Taxisches Schloß romantisch situirt ist. Hier erweitert sich das Thal, durch das die Donau in breiten Spiegeln dahinfluthet.

Von Neuhaus fährt man in 3 Stunden nach Linz. Bei Aspach, einem schönen Flecken, am westlichen Ufer der Donau ist majestätische Gegend, in südlicher Ferne von schneebedeckten Gebirgshäuptern geschlossen. Die schönsten Punkte außer Aspach sind: nördlich die Schlösser Schaumburg, Stauffen und Waldsee, südlich auf einem hohen Bergthrone die Festung von Linz.

Bei Gattenheim, 1 Stunde vor Linz, macht die Donau starke Wellenbewegung, indem sie in einem engen Thalbeete dahinzieht. Ein herrliches Panorama schwimmen dem Auge die Hochgebirge bei Ischel und Gmunden vorüber.

Ueberraschend ist die erste Aussicht von Linz.

*) Das Parlament hatte es endlich erhalten; aber — jetzt in 1866 ist „halt" bald Alles zu End.

Zwischen felsigen Nadelholzbergen zieht der breite Strom hin, an beiden Ufern dehnen sich neben Gelände[r]n die Straßen, an Felsen schmiegen sich die Häuser der Vorstadt, unter denen mehre Bäder sind, die Festungswerke umschlängeln die Berge und bilden eine gleichsam unbezwingbare Schutzwehr der Stadt; die Kirchthürme am Festungsberge ragen himmelan, und die schönsten Hochflächen schlingen einen weiten malerischen Halbgürtel um die stromgetheilte Stadt.

Plötzlich oft im Leben der Wechsel der Dinge, schnell oft der Uebergang von Lust zu Schmerz, von Schmerz zur Lust; so der Sturm, welcher kurz bevor Staubwolken durch die Lüfte trieb und mit grausem Regen den Tag in Nacht verwandelte. Es lächelt die Sonne wieder; ich eile ihrem freundlichen Wink entgegen und freue mich nach einem frohen Nachmittag der fernen Freundin bei stiller Nacht ein Bildchen von Linz zu entwerfen.

Nachts.

Eine Anzeige des Bartholomeo Festorazzi über ein großes Blumenfest zur Aloysiusfeier, mit glänzender Tulpen- oder chinesischer Schirmbeleuchtung, machte mich auf den Volksgarten aufmerksam. Ich ging hinaus und fand dort eine zahlreiche Versammlung aus allen Ständen in bunten Gruppen beisammen. An drei Seiten ertönte Musik in dem geschmackvollen Halle, welcher, nach dem Wiener Volksgarten angelegt, zuerst im Jahre 1829 eröffnet wurde. Viele Orangenbäume und Blumen sind an den Wegen symetrisch geordnet und die Bauten sowohl wie die Anlagen sind hübsch, nur konnte mir nicht gefallen, daß kein offener Punkt zur freien Aussicht der majestätischen Schneehäupter von Steiermark gewählt wurde. Ich theilte dieses Mißfallen dem Inhaber des Gartens Hrn. Festorazzi mit, und er versprach durch Wegräumung einiger Bäume diese entzückenden Lichtpunkte zu öffnen.

Die Promenade in Linz ist ein anmuthiger Ort; wo man aber statt der eleganten Welt, die an Promenaden gerne sieht und gesehen sein will, meist Ammen, Kinder und Hunde findet. Freilich wandelt das schlichte Menschenkind zwischen Hunden und Kindern oft ungenirter und sicherer, als im Schooße raffinirter Drehpuppen, dacht ich, und kehrte durch das Landhaus, dem Regierungsgebäude und dem Rathhause vorüber, zum Adler zurück.

Obwohl mich im Landstädtchen Theater, unter Leitung von Neufeld und Börnstein das eben angezeigte Stück „das Schloß Lichtenwalden in Graubünden" gar nicht ansprach, ging ich doch hinein, um das Haus zu sehen. Es ist geräumig; war aber ziemlich leer. Ich wohnte eine Weile den gräßlichen Räuberscenen bei, ließ mir die Ohren vollschließen, und verließ etwas ärgerlich die mißhandelte Thalia.

Es ist eine herrliche Nacht — meiner Sehnsucht Seufzer ziehn zu den Sternen hin. Ach, dort soll ja ein guter Vater wohnen. Welch' unlösbares Räthsel ist und bleibt trotz aller wissenschaftlichen Enthüllungen diese Welt! — Auf den Schwingen der Nacht sendet Adorinen seine Küsse der Freundschaft

Ludwigh.

Wien, 18. Juni 1834.

Welle schlägt um Welle über, im Strome der Alles hinfluthenden Zeit. Wie viel entzückende Bilder rauschen nun wieder, liebe Gräfin, dem bewegten Lebensnachen vorüber; und fortleben sie, im Spiegel der Erinnerung. Ja, Leben und Reifen heißt Leben! Dieses Leben wie vielseitig, oft wie herrlich öffnet es dem sein Füllhorn, der nicht gebannt steht im einförmigen Kreise des alltäglichen Treibens. Freudig sehe ich dem Herbste des Lebens entgegen, wo all' jene Eindrücke, all' jene Erscheinungen des Frühlings und des Sommers vom Phantasieengürtel festgehalten, das ruhige Herz beleben werden. Würde noch der Traum einer sorgenfreien Existenz im Schooße häuslichen Glückes realisirt; so hätte ich mehr im Leben erreicht, als der kühne Geist des Jünglings je zu wünschen es wagte.

Vom Städtchen Ens — mit dem Auersperg'schen Schloß Enseck — vorüber, schifften wir bei günstigem Wetter nach Mathausen, das seiner großen Salzmagazine und der dortigen vortrefflichen Granitsteinbrüche wegen merkwürdig ist. Auch hier hat man den majestätischen Anblick der steiermärkischen Gebirge. Von Ens nach Grein ist die Gegend minder romantisch; doch ist die Lage dieses Städtchen am Fusse einer felsigen Anhöhe sehr malerisch. Eine halbe Stunde von Dornau, zwischen Grein und dem sogenannten Hausstein — einem morschen Burggemäuer ist der Strom (Strudel), und eine viertel Stunde von da zwischen dem Hausstein und dem am nördlichen Felsgestade liegenden Dorfe Niklaus ist der Wirbel. Sechs eine halbe Stunde von Linz. Die Donau macht da heftige Wellenbewegungen, und weh' der Steuermann die sichere Fähre nicht, so verschlingen die wirbelnden Wogen das Schiff. Flöße schwimmen am sichersten durch. Der Wirbel ist in einem anmuthigen Thale, mit Nadelwäldern und den Dörfern Niklaus und Seibligstein geschlossen. Ein und eine halbe Stunde fährt man zwischen monotonen Bergen, dann öffnen sich wieder imposante Partieen. Die Pforte dieses großen Saales bilden an den beiden Gestaden, südlich Donaudorf, mit einem freundlichen Schlosse, nördlich gegenüber auf einer Anhöhe Persenbeug, das Lustschloß des Kaisers von Oesterreich; in südlicher Richtung hinab ist das große Versorgungs-Haus, mit dem Städtchen Yps, und gegenüber in grauer Ferne lugten aus einem Wolkenschleier die Zwillingsthürme des Wallfahrts-Ortes Maria Taferl, südöstlich von Maria-Zell.

Das Thal von Pechling nach Melk ist herrlich. Sehr malerisch ist die Lage dieses Fleckens an der Donau, welche hier die Melk aufnimmt. — Die Abtei, auf einem felsigen Granithügel erbaut, ist das prächtigste Stiftsgebäude in Niederösterreich und hat eine schöne Kirche, eine Bibliothek, Münz-, Konchilien- und Mineralien-Sammlung, eine theologische Lehranstalt und ein Konvikt.

Eine halbe Stunde von Melk öffnen sich, wieder am rechten Felsgestade der Donau zwei malerische Punkte, ein neues, schönes Schloß in Sefenstein, und neben auf einem Felspostament eine Kirche. Auch bei Spitz ist es sehr romantisch. Heitere Dörfer, Weinterassen bis auf den höchsten Rücken der Berge, Saaten und Gärten und Ruinen alter Raubschlösser gewähren da manch interessantes Bild. Auf einem der höchsten Felsgipfel erhebt sich das Kloster von Etwelg, und imposant bietet sich dem entzückten Auge das Felsschloß Dür-

renstein war, wo einst Richard Löwenherz 15 Monate lang gefangen saß. Hier macht die Donau bedeutende Krümmungen, und man wird bald durch die pittoreske Landschaft der beiden Städtchen Stein und Krems, am Saume eines waldbesäten Berges, überrascht.

Wahrlich, die Fahrt auf der Donau ist ein Wechsel der schönsten, der erhabensten Landschaftsbilder, welche den Freund der Natur süß dahinwiegen am Spiegel des Stromes.

Dem Helden Schmidt, der 1805 bei Dürrenstein gestorben ist, hat man zu Krems ein kleines Monument mit einer großen Inschrift errichtet.

Qui giace Tiziano — fiel mir aus Italien ein; wie kurz! Im Namen nicht im Schwulst der Worte liegt die Kraft und der Werth des großen Mannes.

In Nußdorf wurde gelandet, und nachdem Floß und Pässe gemustert waren, auf einem Arm der Donau hinein in die Region der Leopoldstadt gesteuert.

Hier sitze ich denn wieder beim goldenen Lamm auf der Wieden. — Wie doch das menschliche Herz so schwach ist, liebe Gräfin; das fatale Liebes-Protokoll! Giebt es denn wirklich Demone, die den Sterblichen nach ihrem unabänderlichen Willen leiten, u. so manchen schwärmerischen Trubadour überirdisch bei der Nase führen? Besser wäre es gewesen zu den Steppen von Bessarabien zu wandern, die so wunderthätig das liebekranke Herz durch die Quintessenz von Bulgaren, Wallachen und Tataren heilen sollen. Noch ganz in Phantasie getaucht, all jene gesehenen Bilder der Reise im Herzen wiegend, fällt mir ein Theaterzettel in die Hände. — K. K. Hofburgtheater: das Liebesprotokoll — k. k. Hoftheater: die Nachtwandlerin. Einen eigenen Zauber hatte für mich die Nachtwandlerin, und überdieß zog mich auch Pantomie und Musik weit mehr an, als jenes Lustspiel; aber wie eine Himmelsflamme tauchte plötzlich die sehnende Frage auf: ob sie denn nicht in Wien sei?*) Ist sie da, folgerte die Liebe, so kann sie im Theater sein; doch in welchem? Im Burgtheather antwortete ein Demon — und fort zog es mich, unwiderstehlich fort zur Burg.

*) Comtesse Betty Zigray.

Das Liebesprotokoll öffnete sich — d. h. das Lustspiel begann, aber ein Trauerspiel lebte in mir, und der Komet war darin fixe Idee. Costenoble, Löwe und Alles um mich schien ein todtes Tapetengebilde; und Dies aber noch mehr, als plötzlich das Auge oder vielmehr das Herz ein Wesen neben der Hofloge erblickte, das die glühende Phantasie sogleich erkannt hätte.

Der Liebe letzte Strahl erbleicht allmählig; die Leidenschaft hat über den Geist keine hinreichende Gewalt mehr, am innern Frieden zu nagen; und so selige Augenblicke auch zuweilen dem Schwärmer der Liebe süßer Schmerz gewährte, freue ich mich doch, bald wieder frei zu fühlen, und, ferne von schmachtendem Hinbrüten einer fixen Idee, frei zu handeln. Und diese Freiheit, diese Harmonie zwischen Herz und Geist wird dann einst doppelt süß sein, umduftet vom Zauber der Erinnerung. Der Mann soll nicht klagen, heißt es, sondern ringen und handeln; das geziemt den Göttern und allen Starken.

Güns, 16. Juni 1834.

Seid gegrüßt ihr grünen Wipfel, rief ich den Pappeln zu, als ich meine friedliche Klause wieder betrat. Säuselt Ruhe dem Pilger, dessen Herz zu ewiger Ebbe und Fluth bestimmt zu sein scheint, säuselt ihm Ruhe. Ruhe? — wo außer ersehntem Kleinode des Herzens auch noch Sorgen drücken, und dem thätigen Geiste noch lange kein Strahl des Besserwerdens blinkt, dort ists wohl noch schwer an Ruhe zu denken. Muth denn also im Kampfe! ruft eine Stimme aus mir. — Geld — elendes Geld, du könntest wohl dem Sklaven die Fesseln zersprengen? du wärest wohl zu erhalten; doch nicht alle Mittel heiligen den Zweck, und leider die Edelsten führen am schwersten zum Ziele! „So leb denn wohl, du stilles Haus“ — höre ich eben unter meinen Fenstern kleine Mädchen singen. — Wer hat euch Kleinen dies Lied gelehrt? Der Ton greift so tief ins Herz; kaum angekommen, sendet ihr mir schon wieder Töne des Lebewohls herauf. — Ja, ja, fort, weit fort — wird es wohl heißen; doch — kömmt Zeit, kömmt Rath.

Ein Blut, das leicht in den Adern kreist, ein Geist zur Heiterkeit geschaffen; ein Herz voll Liebe — und ein freier offener Sinn für alles Edle, Große, Schöne, durch die Verhältnisse gleichsam an Ketten geschmiedet, ist mein Loos. Selbst zur so nahen Freundin darf ich nicht hineilen, um Lust und Weh an ihr Herz zu legen. Zeit! liegt in dir der Zauber, so jenes Band zu lösen vermag? o, daß ich es nicht zerhauen kann, frei und glücklich sein in Freundschaft und Liebe; doch die Fäden sind so zart, so mirr um Herz und Ehre gesponnen, daß der Verstand an kein Lösen, an kein Zerhauen zu denken vermag. Ich bin oft zerfallen mit mir und der Welt, in der Unendlichkeit des Innern gähnt eine Leere zuweilen, die nirgends für lange Befriedigung findet; wohl ist der Geist frei und thätig, doch lange nicht so, als er es sein könnte, u. die Thierheit, welcher sich kein Sterblicher ganz entschwingen kann, nicht entschwingen soll, seufzet im Joche der Entsagung, so daß Seele und Herz nicht selten in hirnlose Manie versinken, und den Zustand des Lebens unerträglich machen. Wohl bin ich meist heiter, aber diese Heiterkeit ist krankhafter Zustand, welcher nur zu rasch nach den Genüssen in Lethargie entartet. Kein Wesen, kein einziges Wesen, dem ich mich ganz mittheilen könnte. Leben will Leben, der todte Buchstabe genüget nicht, Herz will Herz. O, des unseligen Geschickes, das Geister eint und Körper trennt!

In meiner Brust, liebe Gräfin, giebt es nur Uebergänge von höchster Seligkeit zu namenloser Apathie, Sturmakkord, nie ne stille Harmonie. Jedes Auge sieht anders, jedes Herz fühlt anders, jedes Geschöpf strebt nach etwas Anderem, und die Abstufungen des menschlichen Geistes gleichen nach Misley einem wirren Spinnengewebe. Hat der Topf ein Recht zu fragen, Meister, warum hast du mich so gemacht? Die Lerche läßt der Instinkt den Luftkreis durchwirbeln. Der stolze Mensch mit seinem paradoxen freien Willen steht hingebannt in die Schranken der Nothwendigkeit — sein höchstes Ziel ist am Ende dennoch eitel, sein höchstes Wissen: — ich begreife es nicht. — Man soll aber dennoch nach dem Höchsten streben, das Beste wol-

Zwischen felsigen Nadelholzbergen zieht der breite Strom hin, an beiden Ufern dehnen sich neben Geländern die Straßen, an Felsen schmiegen sich die Häuser der Vorstadt, unter denen mehre Bäder sind, die Festungswerke umschlängeln die Berge und bilden eine gleichsam unbezwingbare Schutzwehr der Stadt; die Kirchthürme am Festungsberge ragen himmelan, und die schönsten Hochflächen schlingen einen weiten malerischen Halbgürtel um die stromgetheilte Stadt.

Plötzlich oft im Leben der Wechsel der Dinge, schnell oft der Uebergang von Lust zu Schmerz, von Schmerz zur Lust; so der Sturm, welcher kurz bevor Staubwolken durch die Lüfte trieb und mit grausem Regen den Tag in Nacht verwandelte. Es lächelt die Sonne wieder; ich eile ihrem freundlichen Wink entgegen und freue mich nach einem frohen Nachmittag der fernen Freundin bei stiller Nacht ein Bildchen von Linz zu entwerfen.

Nachts.

Eine Anzeige des Bartholomeo Festorazzi über ein großes Blumenfest zur Akoyfusfeier, mit glänzender Tulpen- oder chinesischer Schirmbeleuchtung, machte mich auf den Volksgarten aufmerksam. Ich ging hinaus und fand dort eine zahlreiche Versammlung aus allen Ständen in bunten Gruppen beisammen. An drei Seiten ertönte Musik in dem geschmackvollen Halle, welcher, nach dem Wiener Volksgarten angelegt, zuerst im Jahre 1829 eröffnet wurde. Viele Orangenbäume und Blumen sind an den Wegen symetrisch geordnet und die Bauten sowohl wie die Anlagen sind hübsch, nur konnte mir nicht gefallen, daß kein offener Punkt zur freien Ansicht der majestätischen Schneehäupter von Steiermark gewählt wurde. Ich theilte dieses Mißfallen dem Inhaber des Gartens Hrn. Festorazzi mit, und er versprach durch Wegräumung einiger Bäume diese entzückenden Lichtpunkte zu öffnen.

Die Promenade in Linz ist ein anmuthiger Ort; wo man aber statt der eleganten Welt, die an Promenaden gerne sieht und gesehen sein will, meist Ammen, Kinder und Hunde findet. Freilich wandelt das schlichte Menschenkind zwischen Hunden und Kindern oft angenehmer und sicherer, als im Schooße raffinirter Drehpuppen, dacht ich, und kehrte durch das Landhaus, dem Regierungsgebäude und dem Rathhause vorüber, zum Adler zurück.

Obwohl mich im Landstädtchen Theater, unter Leitung von Neufeld und Börnstein das eben angezeigte Stück „das Schloß Lichtenwalden in Graubünden" gar nicht ansprach, ging ich doch hinein, um das Haus zu sehen. Es ist geräumig; war aber ziemlich leer. Ich wohnte eine Weile den gräßlichen Räuberscenen bei, ließ mir die Ohren vollschießen, und verließ etwas ärgerlich die mißhandelte Thalia.

Es ist eine herrliche Nacht — meiner Sehnsucht Seufzer ziehn zu den Sternen hin. Ach, dort soll ja ein guter Vater wohnen. Welch' unlösbares Räthsel ist und bleibt trotz aller wissenschaftlichen Enthüllungen diese Welt! — Auf den Schwingen der Nacht sendet Adorinen seine Küsse der Freundschaft Ludwigh.

Wien, 18. Juni 1834.

Welle schlägt um Welle über, in Ströme der Völker hinfluthenden Zeit. Wie viel entzückende Bilder rauschten nun wieder, liebe Gräfin, dem bewegten Lebensnachen vorüber; und fortleben sie, im Spiegel der Erinnerung. Ja, Lieben und Reisen heißt Leben! Dieses Leben wie vielseitig, oft wie herrlich öffnet es Dem sein Füllhorn, der nicht gebannt steht im einförmigen Kreise des alltäglichen Treibens. Freudig sehe ich dem Herbste des Lebens entgegen, wo all jene Eindrücke, all jene Erscheinungen des Frühlings und des Sommers vom Phantasieengürtel festgehalten, das ruhige Herz beleben werden. Würde noch der Traum einer sorgenfreien Existenz im Schooße häuslichen Glückes realisirt; so hätte ich mehr im Leben erreicht, als der kühne Geist des Jünglings je zu wünschen es wagte.

Dem Städtchen Ens — mit dem Auersperg'schen Schloß Enseck — vorüber, schifften wir bei günstigem Wetter nach Mathausen, das seiner großen Salzmagazine und der dortigen vortrefflichen Granitsteinbrüche wegen merkwürdig ist. Auch hier hat man den majestätischen Anblick der steiermärkischen Gebirge. Von Ens nach Grein ist die Gegend minder romantisch; doch ist die Lage dieses Städtchen am Fusse einer felsigen Anhöhe sehr malerisch. Eine halbe Stunde von Dornau, zwischen Grein und dem sogenannten Hausstein — einem morschen Burggemäuer ist der Strom (Strudel), und eine viertel Stunde von da zwischen dem Hausstein und dem am nördlichen Felsgestade liegenden Dorfe Niklaus ist der Wirbel. Sechs eine halbe Stunde von Linz. Die Donau macht da heftige Wellenbewegungen, und weiß der Steuermann die sichere Fahre nicht, so verschlingen die wirbelnden Wogen das Schiff. Flöße schwimmen am sichersten durch. Der Wirbel ist in einem anmuthigen Thale, mit Nadelwäldern und den Dörfern Niklaus und Seibtingstein geschlossen. Ein und eine halbe Stunde fährt man zwischen monotonen Bergen, dann öffnen sich wieder imposante Partieen. Die Pforte dieses großen Saales bilden an den beiden Gestaden, südlich Donaudorf, mit einem freundlichen Schlosse, nördlich gegenüber auf einer Anhöhe Persenbeug, das Lustschloß des Kaisers von Oesterreich; in südlicher Richtung hinab ist das große Versorgungs-Haus, mit dem Städtchen Ips, und gegenüber in grauer Ferne lugten aus einem Wolkenschleier die Zwillingsthürme des Wallfahrts-Ortes Maria Taferl, südöstlich von Maria-Zell.

Das Thal von Pechling nach Melk ist herrlich. Sehr malerisch ist die Lage dieses Fleckens an der Donau, welche hier die Melk aufnimmt. — Die Abtei, auf einem felsigen Granithügel erbaut, ist das prächtigste Stiftsgebäude in Niederösterreich und hat eine schöne Kirche, eine Bibliothek, Münz-, Konchilien- und Mineralien-Sammlung, eine theologische Lehranstalt und ein Konvikt.

Eine halbe Stunde von Melk öffnen sich, wieder am rechten Felsgestade der Donau zwei malerische Punkte, ein neues, schönes Schloß in Sessenstein, und neben auf einem Felspostament eine Kirche. Auch bei Spitz ist es sehr romantisch. Heitere Dörfer, Weinterassen bis auf den höchsten Rücken der Berge, Saaten und Gärten und Ruinen alter Raubschlösser gewähren da manch interessantes Bild. Auf einem der höchsten Felsgipfel erhebt sich das Kloster von Etwelg, und imposant bietet sich dem entzückten Auge das Felsschloß Dür-

renstein war, wo einst Richard Löwenherz 10 Monate lang gefangen saß. Hier macht die Donau bedeutende Krümmungen, und man wird bald durch die pittoreske Landschaft der beiden Städtchen Stein und Krems, am Saume eines weinbesäten Berges, überrascht.

Wahrlich, die Fahrt auf der Donau ist ein Wechsel der schönsten, der erhabensten Landschaftsbilder, welche den Freund der Natur süß dahinwiegen am Spiegel des Stromes.

Dem Helden Schmidt, der 1805 bei Dürrenstein gestorben ist, hat man zu Krems ein kleines Monument mit einer großen Inschrift errichtet.

Qui giace Tiziano — fiel mir aus Italien ein; wie kurz! Im Namen nicht im Schwulst der Worte liegt die Kraft und der Werth des großen Mannes.

In Nußdorf wurde gelandet, und nachdem Floß und Pässe gemustert waren, auf einem Arm der Donau hinein in die Region der Leopoldstadt gesteuert.

Hier sitze ich denn wieder beim goldenen Lamm auf der Wieden. — Wie doch das menschliche Herz so schwach ist, liebe Gräfin; das fatale Liebes-Protokoll! Giebt es denn wirklich Demone, die den Sterblichen nach ihrem unabänderlichen Willen leiten, u. so manchen schwärmerischen Trubadour überirdisch bei der Nase führen? Besser wäre es gewesen zu den Steppen von Bessarabien zu wandern, die so wunderthätig das liebekranke Herz durch die Quintessenz von Bulgaren, Wallachen und Tatgren heilen sollen. Noch ganz in Phantasie getaucht, all jene gesehenen Bilder der Reise im Herzen wiegend, fällt mir ein Theaterzettel in die Hände. — K. K. Hofburgtheater: das Liebesprotokoll — k. k. Hoftheater: die Nachtwandlerin. Einen eigenen Zauber hatte für mich die Nachtwandlerin, und überdieß zog mich auch Pantomie und Musik weit mehr an, als jenes Lustspiel; aber wie eine Himmelsflamme tauchte plötzlich die sehnende Frage auf: ob sie denn nicht in Wien sei?*) Ist sie da, folgerte die Liebe, so kann sie im Theater sein; doch in welchem? Im Burgtheather antwortete ein Demon — und fort zog es mich, unwiderstehlich fort zur Burg.

*) Comtesse Betty Sigray.

Das Liebesprotokoll öffnete sich — d. h. das Lustspiel begann, aber ein Trauerspiel lebte in mir, und der Komet war darin sire Idee. Costenoble, Löwe und Alles um mich schien ein todtes Tapetengebilde; und Dies aber noch mehr, als plötzlich das Auge oder vielmehr das Herz ein Wesen neben der Hofloge erblickte, das die glühende Phantasie sogleich erkannt hätte.

Der Liebe letzte Strahl erbleicht allmählig; die Leidenschaft hat über den Geist keine hinreichende Gewalt mehr, am innern Frieden zu nagen; und so selige Augenblicke auch zuweilen dem Schwärmer der Liebe süßer Schmerz gewährte, freue ich mich doch, mich wieder frei zu fühlen, und, ferne von schmachtendem Hinbrüten einer fixen Idee, frei zu handeln. Und diese Freiheit, diese Harmonie zwischen Herz und Geist wird dann einst doppelt süß sein, umtaucht vom Zauber der Erinnerung. Der Mann soll nicht klagen, heißt es, sondern zürnen und handeln; das geziemt den Göttern und allen Starken.

Güns, 18. Juni 1834.

Seid gegrüßt ihr grünen Wipfel, rief ich den Pappeln zu, als ich meine friedliche Klause wieder betrat. Säuselt Ruhe dem Pilger, dessen Herz zu ewiger Ebbe und Fluth bestimmt zu sein scheint, säuselt ihm Ruhe. Ruhe? — wo außer ersehntem Kleinode des Herzens auch noch Sorgen drücken, und dem thätigen Geiste noch lange kein Strahl des Besserwerdens blinkt, dort ists wohl noch schwer an Ruhe zu denken. Muth denn also im Kampfe! ruft eine Stimme aus mir. — Geld — elendes Geld, du könntest wohl dem Sklaven die Fesseln zersprengen? du wärest wohl zu erhalten; doch nicht alle Mittel heiligen den Zweck, und leider die Edelsten führen am schwersten zum Ziele! „So leb denn wohl, du stilles Haus" – höre ich eben unter meinen Fenstern kleine Mädchen singen. – Wer hat euch Kleinen dies Lied gelehrt? Der Ton greift so tief ins Herz; kaum angeklammen, sendet ihr mir schon wieder Töne des Lebewohls herauf. — Ja, ja, fort, weit fort — wird es wohl heißen; doch – kömmt Zeit, kömmt Rath.

Ein Blut, das leicht in den Adern kreist, ein Geist zur Heiterkeit geschaffen; ein Herz voll Liebe — und ein freier offener Sinn für alles Edle, Große, Schöne, durch die Verhältnisse gleichsam an Ketten geschmiedet, ist mein Loos. Selbst zur so nahen Freundin darf ich nicht hineilen, um Lust und Weh an ihr Herz zu legen. Zeit! liegt in dir der Zauber, so jenes Band zu lösen vermag? o, daß ich es nicht zerhauen kann, frei und glücklich sein in Freundschaft und Liebe; doch die Fäden sind so zart, so mir um Herz und Ehre gesponnen, daß der Verstand an kein Lösen, an kein Zerhauen zu denken vermag. Ich bin oft zerfallen mit mir und der Welt, in der Unendlichkeit des Innern gähnt eine Leere zuweilen, die nirgends für lange Befriedigung findet; wohl ist der Geist frei und thätig, doch lange nicht so, als er es sein könnte, u. die Thierheit, welcher sich kein Sterblicher ganz entschwingen kann, nicht entschwingen soll, seufzet im Joche der Entsagung, so daß Seele und Herz nicht selten in hirnlose Manie versinken, und den Zustand des Lebens unerträglich machen. Wohl bin ich meist heiter, aber diese Heiterkeit ist krankhafter Zustand, welcher nur zu rasch nach den Genüssen in Lethargie entartet. Kein Wesen, kein einziges Wesen, dem ich mich ganz mittheilen könnte. Leben will Leben, der todte Buchstabe genüget nicht, Herz will Herz. O, des unseligen Geschickes, das Geister eint und Körper trennt!

In meiner Brust, liebe Gräfin, giebt es nur Uebergänge von höchster Seligkeit zu namenloser Apathie, Sturmakkord, nie ne stille Harmonie. Jedes Auge sieht anders, jedes Herz fühlt anders, jedes Geschöpf strebt nach etwas Anderem, und die Abstufungen des menschlichen Geistes gleichen nach Misley einem wirren Spinnengewebe. Hat der Topf ein Recht zu fragen, Meister, warum hast du mich so gemacht? Die Lerche läßt der Instinkt den Luftkreis durchwirbeln. Der stolze Mensch mit seinem paradoxen freien Willen steht hingebannt in die Schranken der Nothwendigkeit — sein höchstes Ziel ist am Ende dennoch eitel, sein höchstes Wissen: — ich begreife es nicht. — Man soll aber dennoch nach dem Höchsten streben, das Beste wol-

len und nicht zittern und nicht zagen, wenn eine Welt in Trümmer fällt. —

Ihr Freund in Liebe

Ludwigh.

Für die Fackel.

Biblische Blumenlese

im Gebiete des Widerspruches, des Absurden und des Obscönen.

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. 1. Buch Mos. V. 1.

„Und die Erde war ohne Form und leer." 1. B. Mos. 2.

Gott schuf den Menschen nach seinem eigenen Ebenbild. 1. B. M. 27.

„Und der Herr sprach: siehe der Mensch ist geworden wie Einer von uns." 3. B. M. 22.

„Wer kann dem Herrn gleichen?" Psalm 89. 6.

Gott sprach zu dem Menschen: du magst von jedem Baum im Garten essen. 1. B. Mos. 16.

„Und er stellte im Osten des Gartens Cherubinen auf mit feurigem Schwerdt, um den Weg zu dem Baum des Lebens zu versperren." 1. B. M. 3. 24.

Am ersten Tag schuf er den Himmel, indem er das Licht von der Finsterniß schied. 1. B. M. 4.

„Er machte den Moegen und den Abend am zweiten Tag." 1. B. M. 8.

Gott segnete sie und sprach: seid fruchtbar und mehret euch. 1. B. M. 28.

„Gesegnet sind die Unfruchtbaren." Luk. 23. 29.

Gott ruhte von aller seiner Arbeit. 1. B. M. 2.

„Der Vater arbeitet fortwährend." Joh. 5. 17.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. 1. B. M. 18.

„Es ist nicht gut ein Weib zu berühren." 1. Cor. 7.

Das Weib sah bevor es aß. 1. B. M. 3. 6.

„Ihre Augen werden geöffnet, nachdem sie gegessen." 1. B. M. 3. 7.

Kain wird durch Gott bezeichnet, damit ihn Niemand tödte. 1. B. M. 4. 16.

„Wer Blut vergießt muß sterben." 1. B. M. 9. 6.

Ich will Menschen und Thiere vertilgen, ihrer Sünden wegen. 1. B. M. 6. 7.

„Ich werde die Erde nicht wieder verfluchen, und kein lebendes Wesen, des Menschen wegen vertilgen." 1. B. M. 8. 21.

Saat und Erndte sollen nie aufhören. 1. B. M. 8. 22.

„Sieben Jahre soll keine Erndte sein."

Die Völker der Heiden werden nach ihrer Sprache vertheilt. 1. B. M. 10. 5.

„Auf der ganzen Erde waltet nur Eine Sprache." 1. B. M. 9. 1.

Arphaxat zeugte Salah. 1. B. M. 11. 13.

„Arphaxat zeugte Cainan. Luk. 3. 36.

Es reute Gott, daß er Menschen gemacht hat. 1. B. M. 6. 6.

„Gott ist kein Mensch, der lügt, noch der Sohn eines Menschen, der Etwas bereut." 4. B. M. 23. 19.

Jakob nannte den Platz Peniel; denn ich sah Gott von Angesicht. 1. B. M. 32. 30.

„Kein Mensch soll mein Angesicht sehen." 2. B. M. 33. 20.

Er nannte den Platz Berseba; denn sie schworen beide. 1. B. M. 21. 31.

„Du sollst nicht schwören." Math. 5. 34.

Es umgürte sich Jeder mit dem Schwerdt und tödte jeder Mann seinen Bruder, seinen Freund, seinen Nachbar. 2. B. M. 32. 27.

„Gott ist die Liebe." 1. Joh. 4. 8.

„Du sollst nicht tödten." 2. B. M. 20. 13.

Erschlage Amalek und vernichte Alles was sie haben, Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schaafe, Kameele und Esel. 1. Sam. 15. 3.

„Gott ist nicht der Urheber der Verwirrung, sondern des Friedens." 1. Cor. 14. 33.

Siehe Gott macht die Erde leer und verwüstet sie. Jes. 14, 1.

„Die Erde ist voll der Güte Gottes." Psalm 33. 5.

Jakob habe ich geliebt und Esau gehaßt. Röm. 9. 13.

„Gott kennt kein Ansehen der Person." Apostelgesch. 10. 34.

Ich, euer Gott bin ein eifriger Gott, der die Sünden der Väter bestraft an den Kindern. 2. B. M. 20. 5.

„Der Sohn soll nicht die Sünden des Vaters verantworten, noch der Vater die des Sohnes." Ezekiel 18. 20.

Du sollst das Weib deines Bruders nicht entblößen. Lev. 18. 16.

„Ihres Mannes Bruder soll zu ihr gehen und sie zum Weibe nehmen." 5. B. M. 25. 5.

Ihr sollt die Egypter plündern. 2. B. M. 3. 22.

„Du sollst deinen Nachbar nicht betrügen noch bestehlen." 3. B. M. 19. 13.

Moses hatte Furcht. 2. B. M. 2. 14.

„Moses hatte keine Furcht." Hebr. 11. 27.

Ich habe dich gemacht zum Gotte Pharaos. 2. B. M. 7. 1.

„Du sollst keine anderen Götter neben mir haben." 2. B. M. 20. 3.

Gott antwortete mit seiner Stimme. 2. B. M. 19. 19.

„Du hast seine Stimme nie gehört." Joh. 5. 7.

Du sollst den Sabbath heiligen. 2. B. M. 20. 8.

„Die Priester können ihn nach dem Gesetz unbestraft entheiligen." Math. 12. 5.

Du sollst den Gerechten nicht tödten. 2. B. M. 23. 7.

„Ich (Gott, der Herr) will den Gerechten und den Bösen vernichten." Ez. 21. 3.

Er wird den Schuldigen unter keiner Bedingniß freisprechen. 2. B. M. 34. 7.

„Er rechtfertigt den Gottlosen." Römer 4. 5.

Es starben an der Pest 24,000. 4. B. M. 25. 9.

„Es sind daran blos 23,000 gestorben." 1. Cor. 10. 8.

Michal hatte kein Kind bis zu ihrem Tod. 2. Sam. 6. 23.

„Die fünf Söhne von Michal." 2. Sam. 21. 8.

Israel soll sich schämen. Hos. 10. 6.

„Mein Volk wird sich nie schämen." Joel 2. 26.

Ich habe zu David geschworen, daß sein Saame nicht aussterben u. sein Thron wie

meine Sonne fortbestehen soll. Psalm 59., 35 und 36.

„Du hast ihm seinen Ruhm genommen und seinen Thron vernichtet." Psalm 59. 44.

Das Gebet eines Gerechten ist viel werth. Jam. 5. 16.

„Es giebt keinen Gerechten, auch nicht Einen." Röm. 3. 10.

Elias fuhr in einem Wirbelwind in den Himmel hinauf. 2. Cor. 2. 11.

„Und kein Mensch ist in den Himmel hinaufgestiegen." Joh. 3. 11.

Der Herr war mit Juda — und er vertrieb die Bewohner aus den Gebirgen, konnte aber die Bewohner des Thales nicht hinaustreiben; denn sie hatten Wagen von Eisen. Richt. 1. 19.

„Bei Gott sind alle Dinge möglich." Mark. 10. 27.

Weisheit ist der größte Schatz; strebe nach Weisheit und Vernunft. Sprichw. 4. 7.

„In der Weisheit liegt viel Sorge, und wer seine Kenntnisse erweitert, vermehrt seine Leiden." Col. 1. 18.

Auch lüget das Vertrauen Israels nicht, und bereuet nicht; denn nicht Mensch ist Er, um zu bereuen. 1 Sam. 15. 29.

„Gott reute es, daß er Saul zum König über Israel gesetzt hat." V. 35.

Wenn Ihr auch des Betens viel macht, höre ich nicht. Jos. 1. 15.

„Betet unablässig." Thes. 11. 17.

Wer ohne Gesetz gesündigt, wird auch ohne Gesetz umkommen. Röm. 2. 12.

„Wo kein Gesetz ist, da ist auch keine Uebertretung." Röm. 4. 15.

Nun tödtet alle Männliche unter den Kindern, und alle Weiber, welche einen Mann erkannt im Beischlaf, tödtet! 4. B. M. 31. 17.

„Du sollst nicht tödten." 2. B. M. 20. 14.

Also leuchte euer Licht vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Math. 5. 16.

„Hütet euch, eure Gerechtigkeit zu üben vor den Leuten, um von ihnen gesehen zu werden, wo nicht, so habt Ihr keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel." Math. 6. 1.

Ich sage euch, daß man dem Bösen nicht widerstehen soll. Math. 5. 39.

„Widersteht dem Teufel (dem Bösen), so wird er von euch fliehen." Jak. 4. 7.

Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet. Math. 7. 1.

„Wisset Ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?" Kor. 6. 2.

Schaffet euch keine Tasche auf den Weg, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab. Math. 10. 10.

„Er gebot ihnen, daß sie Nichts auf den Weg nehmen, denn allein einen Stab." Mar. 6. 8.

Und siehe zwei Blinde, die am Wege saßen. Math. 20. 30.

„Saß ein Blinder am Wege." Luk. 18. 35.

Sehr früh kamen sie an das Grab, als die Sonne aufgegangen war. Mark. 16. 2.

„Kömmt Maria Magdalena, zum Grab, als es noch finster war. Joh. 20. 1.

Und sahen einen Jüngling zur Rechten sitzen. Mark. 16. 5.

„Sieht zwei Engel sitzen in weißen Kleidern." Joh. 20. 12.

Erwirket euch die Speise nicht, die vorzüglich ist. Joh. 6. 17.

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." 2. Thessal. 3. 10.

Die Welt kann euch nicht hassen. Joh. 7. 7.

„Weil Ihr nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt." Joh. 15. 19.

Die Juden sprachen (zu Pilatus), uns ist nicht erlaubt Jemanden hinzurichten. Joh. 18. 31.

„Die Juden antworteten ihm: „wir haben ein Gesetz und nach diesem muß er sterben." Joh. 19. 8.

Kein Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes in Jesu Christo, unserm Herrn. Röm. 8. 39.

„Denn ich wünsche selbst verflucht und geschieden zu sein von Jesu Christo." Röm. 9. 3.

Ihr seid um theuren Preis erkauft; werdet nicht Knechte der Menschen. Eph. 6. 5

„Was ein Jeglicher Gutes gethan, wird vergolten, er sei Knecht oder freier." Eph. 6. 5.

Traget Einer des Andern Lasten. Gal. 6. 2.

„Ein Jeglicher wird seine Last zu tragen haben. Gal. 6. 5.

Und Gott versuchte Abraham. 1. B. M. 22. 1.

„Gott ist unversuchbar zum Bösen; versuchet aber auch Niemanden." Joh. 1. 13.

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen; — nicht lernen sie fürder den Krieg. Proph. Micha 4. 3.

„Ihr werdet hören von Krieg u. Kriegsgerüchten; — es wird Volk wieder Volk aufstehen." Math. 24. 6. 7.

„Da stieg hinauf Mose und Aaron ꝛc. und sie schauten den Gott Israel; er legte aber nicht die Hand an die Edlen und sie aßen und tranken. 2. B. M. 24. 8. 10. 11.

„Der König der Könige, der allein Unsterblichkeit hat, den kein Mensch gesehen, noch sehen kann." 1. Tim. 6. 16.

Wähnet nicht, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen. Math. 10. 34.

„Da er Frieden verkünden ließ durch Jesum Christum." Apg. 10. 36.

Alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen. Math. 26. 52.

„Eure Lenden seien umgürtet." Luk. 12. 35.

Wer nicht hasset seinen Vater, seine Mutter, und Weib und Kinder, und Brüdern und Schwestern, ja auch sogar sein Leben, kann nicht mein Jünger sein. Luk. 14. 26.

„Ehre deinen Vater und deine Mutter, denn das ist das erste Gebot mit Verheißung." Eph. 6. 2.

„Ihr Männer liebet eure Weiber." Eph 6. 25.

„Ihr Weiber, seid unterthan euren Männern." Eph. 5. 22.

„Niemand hat je sein eigen Fleisch gehaßt." Eph. 6. 29.

Wer lästert wieder den heiligen Geist, erhält keine Vergebung in Ewigkeit, sondern ist des ewigen Gerichtes schuldig. Mark. 5. 29.

„Ein jeder, der da glaubet, wird gerechtfertiget." Apostelg. 10. 38.

Gott salbet Jesum mit dem heiligen Geist, heilend Alle, die überwältigt waren vom Teufel. Apg. 10. 38.

Die Teufel bitten ihn, sie in eine Heerde Schweine zu treiben; er that es und die ganze Heerde kam um im Wasser, in das sie hineinstürzte. Math. 8. 32.

„Schmiede nicht gegen deinen Nachbar Böses." Spr. Sal. 3. 29.

Betastet mich und sehet! Lukas 24. 39.

„Rühre mich nicht an; denn, noch bin ich nicht aufgestiegen zu meinem Vater!" Joh. 20. 17.

Ich und der Vater sind Eins! Joh. 10. 30.

Alles was der Vater hat, ist mein. Joh. 16. 15.

„Eloi, eloi, lamma, sabachthani, d. h. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!" Mark. 15. 34.

„Mein Vater ist größer als ich." Joh. 14. 28.

Liebet eure Feinde! Thut wohl Denen, die euch hassen! Luk. 6. 27.

„Jene, meiner Feinde, die mich nicht zum König über sich haben wollen, bringt hieher und erwürget sie vor mir." Luk. 19. 27.

Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt wird, ohne durch des Gesetzes Werke. Römer 3. 28.

„Ihr sehet also, daß der Mensch durch Werke gerechtfertigt wird, nicht allein durch den Glauben." Jak. 2. 24.

Es schwindet die Wolke und fährt hin: also, wer zur Unterwelt sinkt, steigt nicht wieder empor. Hiob 7. 9.

„Und die Gräber thaten sich auf und viele der Entschlafenen standen auf." Math. 27. 52.

Da kam Jehova herab, um die Stadt und den Thurm zu sehen. 1 B. M. 11. 5.

„Bin ich denn Gott aus der Nähe, spricht Jehova, erfüll ich nicht Himmel und Erde?" Jeremia 23. 23. 23. 24.

Und es starb alles Vieh der Egypter. 2. B. M. 9. 6.

„Und die Egypter jagten nach und kamen alle Rosse Pharao's hinein in's Meer." 2. B. M. 14. 23.

Du sollst dir kein Bild machen, noch irgend ein Gleichniß! 2. B. M. 20. 4.

„Und mache zwei Cherubs von Gold!" 2. B. M. 25. 18.

Debora, eine Prophetin, richtete das Volk Israels. Rich. 4. 4.

„Einem Weibe zu lehren, gestatte ich nicht, noch sich ein Ansehen anzumaaßen über den Mann." 1. Tim. 2. 12.

(Gott), der in unzugänglichem Lichte wohnt. 1. Tim. 6. 16.

„Jehova hat beschlossen, zu wohnen im Dunkel." 1. B. der Kön. 8. 12.

Er erschlug 50tausend und 75 Mann, weil sie die Lade Jehova's angeschaut. 1. B. Sam. 6. 19.

„Barmherzig ist der Herr und mitleidig." Jak. 5. 11.

Der Teufel ging weg vom Angesichte Jehova's und schlug Hiob (den Guten) mit bösen Beulen von der Fußsohle bis zu seiner Scheitel. Hiob 2. 7.

„Und wer wird euch übel thun, wenn Ihr dem Guten nachstrebet?" 2. B. Pet. 3. 13.

Der Engel sprach zu ihr: Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten dich überschatten. Luk. 1. 35.

„Du sollst nicht ehebrechen!" 2. B. M. 20. 14.

Jehova ein barmherziger und gnädiger Gott, langmüthig und reich an Gnade und Treue. 2. B. B. 24. 6.

„Ein eifernder und rächender Gott ist Jehova und voll Grimmes." Nah. 1. 2.

Diese wenigen hier zusammengestellten Widersprüche sind so schlagend, so deutlich, daß nur die crasseste Dummheit eines gedankenlosen Lesers sie nicht „mit Händen greifen" kann. Da hilft auch keine Subtilität einer Interpretation, mit dem sophistische Theologen das „Wort Gottes" von Widerspruch und Absurdität retten wollen. Ein Rokokko der grauen Vorzeit, eine Compillation vieler obscurer Schreiber jener Zeit, eine höchst unzuverlässige historische Quelle, das ist die Bibel!

Den erwähnten Widersprüchen fügen wir noch einige andere Blüthen bei, um zu beweisen, daß diese sogenannte heilige Schrift nicht nur nicht Gottes Wort ist, sondern aus Schulen verbannt und dem lüsternen Auge der Jugend entzogen werden sollte.

Hören wir! In der Offenbarung Joh. 11. 8. heißt es: „Den Feigen und Ungläubigen (!) und Sündern und Mördern und Hurern und Zauberern und Götzendienern und Lügnern wird ihr Theil sein im Pfuhle, der wie Feuer und Schwefel brennt, der zweite Tod."

O, Mensch, der Dieses sprach oder schrieb, dir fehlen blos die langen Ohren, um dem Esel würdig an die Seite gestellt zu werden!

Und welche Charaktere sind jene Männer Gottes, deren Namen politische Pfaffen und heuchlerische Prediger von der Kanzel herab preisen, indem sie Männer wie Thomas Paine, Voltaire und sonstige freie und edle Männer verdammen?!

Noah war nach 1. B. M. 21 besoffen in seinem Zelte, er entblößte sich dort, und Canaan's Vater, Ham, Noah's Sohn, beichtete es seinen Brüdern; worüber Noah, als er nüchtern ward, ausrief: Verflucht sei Canaan, ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Und diesen Menschen ließ Jehova, der heiligen Sage nach, dreihundert und fünfzig Jahre nach der Sündfluth leben.

Abraham gab sein Weib für seine Schwester aus und verkuppelte sie dem Pharao. Seine Frau Sarah war lange Zeit unfruchtbar und so großmüthig, daß sie ihm den Rath gab ihrer Magd Hagar beizulegen. Der alte Abraham willigte ein und Hagar gebar ihm einen Sohn, Ismael. Dieser Abraham läßt sich in seiner Unwissenheit durch Gott versuchen, seinen geliebtesten Sohn Isaak als Brandopfer hinzuschlachten und vor der gräßlichen That warnte ihn die Stimme eines Engel's Jehova's. Welcher Begriff von einem Gott! Welche Grausamkeit! Welche Dummheit!

Lot's Geschichte mit seinen Töchtern ist zu bekannt, um sie hier zu erwähnen. Jakob log, indem er sagte, er habe Gott gesehen. Moses schlug einen Egypter todt. David war ein Lügner und Ehebrecher. Salomon mordete seinen Bruder Adoniah. Jeremias belog eine Prinzessin auf Geheiß Zedezias's. Ezekiel hat Excremente gefressen, dessen Anblick selbst Ekel erregt. Jesus war furchtsam; er spielte den Zauberer, indem er einen Feigenbaum verfluchte. Er trieb 2000 Schweine, die fremdes Eigenthum waren, in die Fluth, wo sie ersoffen. Die treulose Juda hurte, nach Jer. 3. 9., und trieb Ehebruch mit Stein und Holz. Die Fürsten Israel's sind, nach Cap. 22. V. 6 u. f. w., beflissen, Blut zu vergießen, sie entblößten des Vaters Schaam, beschlafen die Weiber in ihrer Unreinigkeit, Jeder treibt mit dem Weibe des Andern Greuel, Jeder beschläft seine Schwester und Schwiegertochter. Verläumder werden sie genannt und Wucherer. „Eine saubere Sippschaft!"

Nach Joel 3. 8. gab man einen Knaben hin für eine Hure und um Wein verkauften sie das Mädchen. Moses aber befahl, laut 2. B. 22. 21., daß man eine Braut, bei der die Jungfernschaft nicht bewiesen werden

konnte, vor die Thüre ihres Vaters führe, u. die Leute ihrer Stadt sollen sie steinigen, daß sie sterbe. „Der sanfte, der weise Mose!"

Schließlich sage ich noch, was kann man von einem einst rohen Volk der Juden erwarten, dessen Gott, nach der Schilderung der Bibel, als das größte Scheusal erscheint? Was von christlichen Priestern und Predigern unserer, sogenannten aufgeklärten, Zeit, welche die Bücher jenes Volkes den Kindern und Gläubigern als „heilige Schrift" empfehlen?!

Cholera-Gedanken.

Von Samuel Ludvigh.

Geschrieben am 19. August 1866.

Des Geborenwerdens erster Augenblick
Ist der erste Augenblick des Todes,
Thier' und Menschen haben ihr Geschick —
Und in hehrem Glanz des Morgenrothes
Schimmert eines ew'gen Wechsels Strahlengold
In der Stoffveränderung nothwend'gem Sold.

Schon im Mutterleibe stirbt so manches Kind,
Und wie Eintagsfliegen, kaum geboren,
Wie das zarte Blatt wird hingeweht vom Wind,
Sterben Myriaden; doch verloren
Geht im All', dem majestät'schen Weltenstrom,
Nicht das kleinste Theilchen vom Atom.

Was sind hundert Jahre im endlosen Raum,
Die höchst selten nur ein Mensch erreicht?!
Ein Moment, ein flüchtig hingeschied'ner Traum,
Eines Tons Verhallen, der entfleucht,
Wenn die Saite springt, und zittert, wogt und bebt,
Unsichtbar im Ur der Harmonieen schwebt.

Warum sollte man den Tod wohl fürchten, wenn
Er blos Uebergang zu neuem Leben?
Warum zittern, wenn wir an der Pforte steh'n,
Wo die Parcen unermüdlich weben
Und die endlich aufgefaßte Spanne Zeit
Eine Linie kaum der finstern Ewigkeit? —

Warum hadern mit der heiligen Natur,
Die, bedingt durch eigene Gebote,
Schafft, mit Blumen schmückt die Erdenflur,
Neues Leben wecket aus dem Tode,
Der die Form zerstört, um aus ihr neue Form
Vorzubringen durch's Gesetz der eig'nen Norm?!

All' das Böse bringt nur er, der Mensch allein,
Durch des Wahnes und des Lasters Gierde
In des Lebens flüchtigen Moment hinein;
Er entstellt der Erde schönste Zierde
Durch der schnöden Furcht und eitlen Hoffnung Trug:
Statt der Wahrheit huld'gend Wahn und Lug.

Nicht zufrieden, was die Muttererde beut,
Hascht er stets nach Dem, was ferne lieget,
Hofft auf Morgen und verscherzt das Glück von Heut',
Wuchert, heuchelt, betet und betrüget,
Jagt und ringt als wär sein kurzes Erdensein
Blos ein Labyrinth für Trübsal und für Pein.

Nie sich selbst erkennend, stets des Andern Fehl
Rügend, kennt er weder die Gebote,
Noch den Geist, der frei und kühn und ohne Hehl,
Stets zerstörend wirkt und aus dem Tode
Frisches Sein gebärt und Neues stets erschafft,
Wenn das abgelebte Alte weggerafft.

Er, der — Sclave und Despot zugleich — sich beugt
Vor dem Starken und den Schwachen drücket;
Der sich knechtisch vor des „Gottes Zorne" neigt,
Und ein Teufel sich am Weh entzücket,
Das er Anderen durch Bosheit und durch Trug,
Neid- und haßerfüllt, kalt ohn' Erbarmen schlug.

Er, der auf des mächt'gen Königs Aufgebot
Sich als Schlachtvieh in die blut'gen Reihen
Stellt, um blindlings sich Verstümmelung und Tod
Für des Fürsten Thron und Macht zu weihen,
Wird zum Feigling, wimmert, klaget, betet, zagt,
Wenn der Tod durch Krankheit an dem Leben nagt.

Menschen morden und verstümmeln in der Schlacht,
Ist dem Thoren eine Ehrensache;
Doch wenn die Natur ihn selbst von dannen rafft,
Hadert mit dem Himmel er, der Schwache,
Glaubt durch Opfer, Sühne, Buße und Gebet
Käm' die Reue für Verbrechen nie zu spät.

Ein Atom, hält er, der aufgeblähte Thor,
Sich für Gottes Ebenbild auf Erden,
Der ihn blos für Liebe auserkorz
Doch wenn Leiden drücken und Beschwerden,
Wenn Natur dem Sterblichen mit Sterben droht,
Aechzt und bebt der Feige vor dem nahen Tod.

So steht man auch jetzt, wo sich die Cholera,
Die geheimnißvolle Unbekannte,
Ihre vielen Todesopfer, fern und nah,
Auf der See, in Städten, auf dem Lande
Wählet, wie der Stolz sich vor ihr neigt
Und die Angst die Menschen niederbeugt.

Und die Furcht ist's, so das Uebel noch vermehrt,
Dem Vernünft'ge ruhig sich ergeben,
Wenn es um sich greift und schonungslos verheert,
Weder Reichthum schont, noch junges Leben;
Denn da gilt kein Ansehn der Person,
Da ist's gleich, ob Hütte oder Thron.

Jene Thoren, die an Völlerei gewöhnt,
Die zu schwelgen im Genuß nicht scheuten,
Sind jetzt, ach, durch Angst mit Mäßigkeit versöhnt.
Ja, man sieht sie selbst das Beste meiden,
Fürchtend selbst der Früchte süßen Duft,
Aengstlich scheuend Wasser, Speise, Luft.

Wer gewohnt an Ordnung die Gesetze kennt,
Die ihn mit Organischem verbinden,
Wird das Feu'r nicht tadeln, weil die Flamme brennt,
Wird nicht freveln, sondern Ruhe finden,
Wenn der Horizont mit Stürmen sich umtrübt,
Und Gefahr den Menschen überall umgiebt.

„Herr, Dein Wille soll geschehen," sprach einst Christ,
Doch die Christen fürchten seinen Willen.
Nur der Weise, der das Leben frei genießt,
Fügt sich der Natur und denkt im Stillen:
„Ein Atom kehr' nach des Lebens flücht'gem Glück
Ich in das Atomenall' der Welt zurück."

Menschen lernet leben, machet euch vertraut
Mit dem Tod, vor dessen ernsten Zügen
Einer ew'gen Stoffverwandlung es euch graut!
Lernet Weisheit, meidet Trug und Lügen!
Wollt Ihr euch des flücht'gen Daseins wahrhaft freu'n,
Müßt Ihr ohne Furcht und Grau'n dem Tod euch weih'n!

Der Luxus.

Von Julius Weber.

Luxus, Ueppigkeit ist der Gegensatz von Bedürfniß und als Uebermaß nie gut; ohne Geschmack artet er aus in Schwelgerei, welche physische und moralische Entnervung, ekelhaften Egoismus und Ehrlosigkeit im Gefolge führt. Niemand hat noch Befriedigung des Hungers und Durstes oder eines dritten noch dringenderen Bedürfnisses Luxus genannt, nur in der Art und Weise der Befriedigung und im Verhältniß unserer Mittel liegt der Luxus, der dann erst unmoralisch wird durch

Kollision mit höhern Pflichten, die wir ihm opfern. — Der Luxus fragt nicht: Uebersteigt die ausgesuchte Art, deine Bedürfnisse zu befriedigen, nicht die Einnahme? wird das, was ich habe, auch bis ans Ende reichen? kann nicht Unglück kommen? geht das Glück deiner Familie nicht verloren? paßt auch dein Aufwand zu deiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft? wenn man in Gottes Namen — heimliche Schulden macht und sich heimliche niederträchtige Prellereien erlaubt?

Der Mensch ist halb Geist, halb Körper; ganz Körper ist er in den ersten Zeiten der Kultur, und will er auch ganz Geist sein, so tritt Ueberfeinerung ein und Verfall. Nur ein gehöriges Verhältniß macht die schöne männliche Kultur, die der Staat durch weise Leitung der Bevölkerung, durch Verhinderung allzuvolkreicher Städte, durch Kolonien und gerade auch durch Hindernisse eines weitgehenden Luxus befördern kann. Dem Staat ist der Luxus mehr vortheilhaft als schädlich, weil der Wohlstand arbeitender Klassen dadurch gewinnt, und es braucht keiner Aufwandsgesetze, wenn über Fleiß und gute Sitten gewacht wird, die Nation mehr erwirbt als verzehrt, und der Wohlstand nicht vorübergehend ist oder auf zufälligen veränderlichen Umständen beruht. Der Staat kann in Hinsicht Einzelner ruhig sein und hat seine Pflicht erfüllt; eingebildete Bedürfnisse machen auch eingebildete Unterschiede zwischen den schwachen Menschen. Arm war sonst, der sich nicht satt essen und nicht kleiden konnte — jetzt aber, wer sich nicht nach der Mode kleiden, weder Equipage noch Bedienten halten, keine schönen Zimmer und Mobilien und Theaterlogen haben und kein Haus machen kann! Reich ist nur in den Augen des Philosophen der, welcher mehr hat, als er braucht, Genügsamkeit natürlicher Reichthum — Luxus erkünstelte Armuth.

Melon, Mandeville, Hume, Home, Stewart, Genovesi ꝛc. sind Lobredner des Luxus; Montesquieu, Pinto, Helvetius, Plonquer ꝛc. seine Tadler, denn sie unterscheiden nicht den Luxus der Staaten und Einzelner, öffentlichen und Privatluxus und sahen mehr die moralischen Nachtheile, als die politischen Vortheile. Die Alten zwangen die Sklaven zur Arbeit; uns zwingt Luxus dazu und macht uns selbst zu Sklaven und noch mehr. Der Ausruf: „Es kostet mich auch was Ehrliches!“ kostet gar oft die — Ehrlichkeit selbst! Oeffentlicher Luxus belebt den Kunstfleiß und ist nützlich, wir müßten denn zu Lykurgs Eisengold, schwarzem Brei und Heloten zurückkehren wollen; aber der Luxus des Einzelnen oder der Mißbrauch des Reichthums ist ein Uebel. Bequemlichkeitsluxus muß man schon gelten lassen bei fortschreitender Kultur; aber das Bedürfniß des Ueberflüssigen oder der Luxus der Eitelkeit ist stets schändlich, richtet sich aber auch wieder nach den Verhältnissen. Aristipp, der 50 Drachmen für ein Rebhuhn zahlte, konnte mit Recht den tadelnden Schreiern: „Höchstens 3—4 Obolen!“ sagen: „50 Drachmen sind mir, was euch 3—4 Obolen.“ Mandeville in seiner berühmten Bienenfabel hat die Nützlichkeit der Laster im Staate erwiesen. Was würde aus Handel und Marine ohne Geiz? was wären Künstler und Schneider ohne Eitelkeit? was Soldaten ohne Ehrgeiz? was Schlosser ohne Diebe? was ohne Laster alle drei Fakultäten?

Allzugroßer Hang zu Genüssen sucht sich mit Pflicht u. Vaterland möglichst abzufinden und giebt, um in seiner Sinnlichkeit nicht gestört zu werden, Gold und Goldeswerth, anstatt Geisteskräfte und Leben, und einen bloßen Goldstaat wirft der erste Windstoß über den Haufen. Luxus des Volks war stets Zeichen des abnehmenden, nicht des zunehmenden, Wohlstandes, u. Aufwandsgesetze haben das Verderben nie abgestellt, sondern bloß auf Schleichwegen in neues Verderben geführt. Das beste Aufwandsgesetz ist — das Beispiel des Regenten; ist dieser und sein Hof einfach, so sind es auch die höheren Stände, und diese wirken wieder zurück auf das Volk, wie wir unter unsern Friedrichen und Josephs sahen und unter dem letzten Markgrafen von Baden. Und so dachte auch Henri IV., der freilich einen Sully hatte.

Aus diesem Gesichtspunkte scheinen die Alten den Luxus betrachtet zu haben und nannten ihn daher Luxus, Luxatio, Verrenkung. Die Neuern sahen ihn zwar auch als Unkraut an, das aber nicht wohl ausgerottet werden kann, wenn das Kraut, unter das es sich mischt, nicht darunter leiden soll; sie wollen also das Unkraut nur beschränken. — Neue leichtsinnige Botaniker behaupten, daß es eigentlich gar kein Unkraut gebe, und haben die Stimme der Weiber für sich; denn gar viele, die Damen geworden sind, halten Spitzen für nöthiger als Hemden, und schöne Mobilien und Kupferstiche für nöthiger als Mehl, Holz und Lichter — denn jene sieht man, diese nicht, und wozu Kastenvorrath, wenn man Kredit hat? Manche halten sich sogar für Haushälter, wenn sie ohne Licht schlafen gehen, im Sommer selbst ohne Licht zu Abend essen und im Winter selbst recht zeitig niederlegen und recht spät aufstehen, um das Ofenfeuer zu sparen; aber das Tageslicht kostet sie wieder weit mehr in Gärten und auf der Kegelbahn. In Zeiten der Ueppigkeit hat das schwächere Geschlecht noch stets das stärkere verführt; das Weib ist Kind geworden, und der Mann Weib, und Beide Sklaven der Sinnlichkeit. Deutschland verbrauchte 1819 an Kolonialwaaren 172 Millionen Gulden, nämlich allein für Kaffee, Chokolade, Thee, Zucker, Tabak und Gewürze, 52 Millionen für italienische, französische und andere Seidenwaaren, Wein und Luxusartikel, allein 130 Millionen für englische Waaren, = 350 Millionen Gulden für lauter Entbehrlichkeiten, nicht daran zu denken, daß jeder Zuckerhut einem Schwarzen, und jede Perlenschnur einem Taucher das Leben kostet, wie jede Louisnacht bei Maintenon vielleicht hundert — Hugenotten!

Das Glück eines Staates besteht in Tugend oder guten Sitten, die den Einzelnen glücklicher machen als Reichthum, und aus Einzelnen besteht der Staat; Einfachheit ist der Weg dazu, und sie herrschte, wo man noch rief: „Herr König, Gott verleihe Dir langes Leben!“ noch vom seligen Herrn sprach, seine Verwandten uneigennützig liebte, wie eigene Kinder, und mehr handelte, als schwatzte. Unsere Alten machten Stiftungen; jetzt schlägt sich der Arme mit Hunger, Wind, Wetter und Bettelvögten und stirbt auf dem Schub — man bemitleidet ihn und geht in — Spitalkeller. Lykurg trug das ganze Jahr Einen Rock, und Phocion lehnte das Geschenk Alexanders von hundert Talenten ab, holte sich selbst Wasser und wusch sich selbst die Füße. Juan de Castro, Generalgouverneur des portugiesischen Indiens, hinterließ — drei Realen und eine Geißel. Unsere

Staatsdiener ziehen sich zurück auf ihre Güter mit fetten Pensionen; der Staat lebte sonst von seinen Bürgern, jetzt lebt ein Viertel derselben vom Staate!

Jene Zeiten gefallen mir, wo der Landgraf Philipp von Hessen für seinen Sohn hundert Thaler Kostgeld zahlte auf der Schule; ich zahlte einem Prediger achtzig Gulden auf dem Gymnasium (1782) für Kost und Logis, und es war besser als jetzt für dreihundert Gulden, studirte mit vierhundert Gulden, und jetzt brauchen die Herrchen eben so viel auf dem Gymnasium. Mir gefallen die Zeiten, wo der Hofjude dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg seine Rechnung einreichte: „Für das Hurenkind Magdalenchen," Gustav Adolph u. Carl XII. vor dem Heere beteten und sangen, und Elisabeth dem Gesandten Henri's IV. zum Beweise, daß sie den Heirathsantrag aus Staatsgründen ablehne und aus Furcht zu mißfallen — ihr weißes Knie zeigte — der Gesandte küßte es und entwaffnete ihren Unwillen durch die Worte: „Mein König hätte es auch gethan!" Dem Hofe Carls von Burgund verdanken wir die verlorene Einfachheit der Höfe und dafür ihren kostbaren Glanz. Offenbar verbreitete sich der Luxus der Höfe auf den Mittelstand und die Beamtenwelt. Die einfachen großen Männer meiner Zeit sind dahin, selbst im Mittelstand — wie mein unbedeutender Großvater, dessen Tischblatt eine große Schiefertafel war, worauf er rechnete und mich auch rechnen ließ, um Papier zu sparen.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam,
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutsch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthschaft kein widriger Gram;
Sie las nicht Romane, sie ging an den Heerd,
Und ihr Kind war mehr als ein Schoßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief auch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O gäbe den Deutschen ein holdes Geschick
Die glücklichen Großmutter-Zeiten zurück!

Der alte und der neue Mensch verhalten sich wie alte und neue Häuser: die alten waren schmal, ohne Prunk, hatten aber viele Tiefe und Bequemlichkeiten — man denke nur an die vielen Kämmerchen (Abtritte), an die Fensterchen in der Küche, an die Warmstübchen hinterm Ofen, an die Oeffnung in ein oberes Zimmer — die neuen haben eine stattliche Façade, wenig Tiefe, und Bequemlichkeiten müssen der Schönheit weichen. Unsre Alten bauten so dicht und fest, daß wir weit mehr Zeit brauchen, den Bau abzubrechen als einen neuen aufzuführen: sie dachten an die Nachkommen; wir bauen so leicht, daß das Haus kaum Schutz gegen Hitze und Kälte gewährt, und so schnell, daß die Mauern gerade so dicht sind, daß sie nicht zusammenfallen in unsern Tagen. Alles geht auf Schein hinaus — die Tapeten haben vielleicht dazu beigetragen — man möchte der geheuchelten Tugend das aufrichtigste Laster vorziehen. Vormals war doch noch die Rede vom Vaterland und seiner Freiheit, selbst da, wo man die Leibeigenen als Schanzkörbe betrachtete und dafür die Pferde bepanzerte; die Jahre 1813 und 1814 versprachen viel, aber noch jetzt gilt es mehr Glück oder Brod zu suchen, und was einst zum Helden machte, macht zum — Narren, und an manchen Orten könnte sich ein guter patriotischer Redner statt des Kreuzes — eiserne Ringe verdienen!

Welche Veränderung habe ich nicht selbst erlebt in Hinsicht der Sitten und zähle erst sechsundsechzig Jahre! In meiner Jugend speiste man um elf Uhr zu Mittag und ging dann wieder an die Arbeit, jetzt um ein Uhr, denn die Hausfrau ist Dame geworden, die nicht schicklich vor neun bis zehn Uhr aufstehen kann; und noch vornehmer ist eine Siesta, und nach dieser geht es zu einem Ausflug oder zu einer Gasterei. Wo soll Zeit herkommen, sich der Wäsche anzunehmen? seria in crastinum — fragt in acht Tagen wieder nach! Es kommen kalte Herbsttage, kein Stecken Holz im Vorrath — und nun gar nähen und flicken und spinnen, wozu sind denn die Näherinnen und Dienstmädchen? Meine gute schöne Mutter saß noch Abends mit den Mägden freundlich am Spinnrocken, während Andere am Spieltische sitzen, die weit weniger Bildung haben; sie besorgte die Küche, machte Lichter und Seife und Brod, und zwischenhinein Kleidchen für die Kinder. Sie verstand mehr Französisch als mein Vater, der mir nie anders rief als Charles, denn er war am Hofe gewesen, meine Mutter auch, sie rief aber stets: Carl. Einer der Mörder König Albrechts, von der Wardt, lebte noch drei Tage auf dem Rade, und seine Frau saß unter dem Rade, bis er todt war — welche eiserne Stirne und Nerven! Warum machte sie nicht eine Zerstreuungs- oder Betäubungsreise und sah sich nach einem Andern um? An großen Städten ist die Zeit ganz zur Unzeit geworden, daher der ältere Pitt, einst zu einer solchen Unzeit zur Mittagstafel eingeladen, sich entschuldigen ließ: „daß er bereits für die nämliche Stunde ein Abendessen angenommen habe."

Das armseligste Städtchen hat jetzt sein Casino, wohin selbst Kinder kommen, die sonst in der Schule saßen. In langen Winterabenden besuchten sich gute Freunde auf Bier und Tabak, und die Frauen mit ihren Spinnröcken auf Obst, Nüsse und Hutzelbrod; an einem schönen Tage ging man ebenfalls einmal auf ein Dörfchen, und wir Kinder trugen Kaffee, Zucker und Wecken nach. Die Kinder mußten um acht Uhr zu Bette sein; am Sonntag ging Alles in die Kirche und mußte schon am Vorabend sich stille verhalten, jetzt aber ist der Sonntag der wahre Schwärmtag, dem mehr als ein blauer Montag nachfolgt, und Sonntagskleider und Werktagskleider einerlei. Knaben und Mädchen wurden in die abgelegten Kleider der Eltern gekleidet, jetzt muß Alles funkelnagelneu sein. Noch führe ich im Hause die Taschentücher, die mir meine Mutter mit auf die Schule gab, selbstgemacht, und vertauschte sie nicht gegen ostindische, zumal die Mode abgekommen ist, die Zipfel aus der Tasche hangen zu lassen. Jener Schuster beknieremte seinen Jungen, dem er aus seinen alten zwanzig Jahre getragenen Hosen neue machen ließ, daß sie in den ersten acht Tagen zerrissen waren — das war ein Extrem der alten Welt! In meiner Jugendzeit kannte man kaum silberne Taschenuhren, goldene waren schon Luxus, und Repetiruhren nur in den Ta-

schen des Adels, die niedern Klassen führten gar keine und hielten sich an die Kirchenuhr; jetzt tragen Knäbchen, die noch kaum lesen und schreiben können, Uhren. Knaben, die seelenfroh waren, wenn ihnen Papa oder Mama einen Kreuzer Sonntags schenkte, betrachten jetzt höhnisch einen Sechser oder Groschen, und Mädchen gehen mit Shawls und seidenen Mänteln in die Schule, die sonst erst der Bräutigam der Braut verehrte. Der Oheim aus jenen Zeiten wollte seinem Niecechen von sechs Jahren aus jetziger Zeit ein Bieberröckchen zum Christgeschenk machen lassen von dem nämlichen Bieber, den er selbst trug, die Mama belehrte ihn aber, daß solches von Merino mit Sammt sein müßte, und so blieb das Mädchen — ohne Ueberrock.

Der Mägdelohn ist jetzt verdoppelt, und sie kleiden sich wie sonst Frauen, was nicht anginge, wenn sie nicht nebenher mit einem Kapitälchen wucherten, das sie nie verlieren können. Von männlichen Bedienten wußte man im Mittelstand noch nichts, so wenig als von Köchinnen, denn diese machten die Hausfrauen. Jetzt ist auch ein männlicher Bediente nothwendig, dessen Lohn man aber stehen und zu Kapital anwachsen läßt, das man nicht bezahlt. Vor einigen Jahren habe ich einen solchen Bedienten dadurch von Verzweiflung gerettet, daß ich ihm heilig versprach, er solle seine 200 fl. und zwar mit Zinsen in meinem Testamente finden, die ich ihm eher gönnte als lachenden Erben, und werde Wort halten. Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß noch mit meinem Großvater die Mägde zu Tische aßen; an ihrem ganzen Leibe war gewiß kein Seidenfaden zu finden; indessen jammerte doch der Vater Abraham zu Wien, daß der Atlas, der sonst die ganze Welt getragen habe, jetzt von jedem Stubenmädchen auf dem Rücken getragen werde. Jetzt nimmt man sogar Anstand, die Kinder in die Schule zu schicken; wo möglich muß ein eigner Hauslehrer gehalten werden. „Sie haben einen Hauslehrer angenommen?" fragte ich eine Amtsdame. „Ja — einen Hofmeister!" sagte sie schnippisch.

Im Mittelstand sah man nur Sonntags Braten auf dem Tische, nur Sonntags gab es Kaffee und Semmel zum Frühstück, und in der Woche nur Wassersuppe, worüber allenfalls die Mama bei guter Laune Milch goß — jetzt ist alle Tage Sonntag. Kam Besuch, so gab es eine Schüssel weiter, aber keine Traktamente wie jetzt — zweierlei Gemüse — zweierlei Braten, Fisch und Krebs, zweierlei Auflaufe, süße und saure, und statt des Obstes oder gedörrter Nüsse und Zwetschgen — Zuckergebackenes, Creme, fremden Wein, Punsch und Spiel. Unsere Alten waren sparsam und doch gastfrei; wir lassen mehr auftragen und traktiren, damit man davon rede und das Silber sehe, worauf es vorzüglich einem gewissen Geheimenräth ankam: „Wenn ich dies wichtige Geschäft geendet habe," sagte er mir, „gebe ich ein großes Diner, Sie müssen auch kommen." Natürlich kam ich nicht. Das Allerwidrigste bei solchen Mahlen, die sonst nur Fürsten gaben, ist mir die Rede der eiteln Hausfrau: „Sie müssen eben mit Hausmannskost vorlieb nehmen!"

Wo sonst ein Reit- oder Dienstpferd war, das nebenher die Viehmagd versehen mußte, ist jetzt noch eine Equipage mit einem Johann, den der Herr lange nicht so oft ruft als Madame. Söhne und Töchter, wenn sie wohin wollten, wußten nicht anders, als daß sie den Weg unter die Füße zu nehmen hätten, u. die Söhne auf Schulen erhielten statt Pferde oder Wagen einen Boten, der ihre schwarze Wäsche und Kleidung zu tragen und sie zu begleiten hatte in die Ferien. Der höchste Wunsch einer Amtsdame, die durchaus ihre Stellung vergaß, war schöne Equipage, statt des einfachen Dienstpferdes, um rufen zu können: „Johann spann ein!" Johann spannte ein, und das so oft, daß endlich die Gläubiger ausspannten, und der Mann ins Zuchthaus kam. Wenn man sonst aufs Land ging, so ging man auch; unsere Redensart: „Es geht," sollte uns aufs Wort merken machen, und noch mehr: „Es geht nicht," bevor es wirklich nicht mehr geht. Geht nicht selbst der König zur Armee oder in das entfernteste Seebad? und geht nicht der Admiral sogar auf die Flotte?

Die Geräthe von Tannenholz sind in die Gesindestube verwiesen, die man früher gar nicht kannte, so wenig als ein besonderes Speisezimmer und besondere Zimmer für Herr und Frau, für den Herrn Sohn und Fräulein Tochter. Nur Mahagoni- und artistische Mobilien werden geduldet; aber unser Kirschbaumholz wäre wahrlich eben so schön, wenn es nur nicht einheimisch und so gemein wäre. Sopha und Kanapee hat Großvaterstühle verdrängt, wie Flügel das Klavier, wenn auch die Virtuosin kaum ein paar Walzer klimpern kann. In meinem elterlichen, bürgerlichen aber wohlhabenden Hause gab es noch kein Sopha, das man jetzt bei Handwerkern findet; erst als die Fräuleins heranwuchsen, mußte die Mutter, da der Vater entschlafen war, ein Sopha anschaffen, wie manche andere Dinge, die der Vater nach seiner Gewohnheit mit der Elle gemessen hätte. — Der Erfinder der Sopha's hat die Hälfte der Hörner auf seiner Seele. In den besten, wohlhabendsten bürgerlichen Häusern sah man noch keine Tapeten, noch weniger Kupferstiche, Gemälde und Antikenabgüsse, höchstens die Bildnisse der Eltern und Freunde, und das oft nur en Silhouette, welche jetzt von den Kindern in die Rumpelkammer verwiesen sind. „Und welcher Skandal, eine Ofenbank!" rief eine in eine Hauptstadt verheirathete Tochter; wenn sie erst gewußt hätte, daß Philosoph Meiners Ofenbänke für Zeichen sklavischer Abkunft erklärt hat!

Unsere Väter und Mütter wußten noch nichts von Badekuren und Badereisen in einer Badezeit — höchstens von einem Hausbade im Waschhause, wenn es der Hausarzt verordnete. Jetzt fährt man jährlich in Bäder zur bloßen Aufheiterung und Erholung, der Mann oft in ein besonderes und das Weib in ein besonderes Bad. Unsere Voreltern kannten nur Geschäftsreisen; jetzt will man Zerstreuungsreisen wegen des häuslichen Einerlei, und wo gerade Einsamkeit, um sich zu sammeln und zu bekennen: „Ich habe gesündiget!" und die strengste Oekonomie nöthig wäre, macht man sogar echte — Betäubungs-Reisen! Alte Chroniken liefern Wirths-Rechnungen reisender Potentaten von wenig Thalern; jetzt brauchen wandernde Schuster und Schneider oder gar die gelehrten Bursche eben so viel. Von Gulden zu sprechen ist kleinstädtisch; Dukaten, Louis ꝛc. nimmt sich anders aus, Banquiers sprechen gar nur von Millionen, wie Finanzminister, und Juden tragen den Werth ganzer Provinzen in der Tasche! Stickmuster und Stickrahmen haben das Rad und den Spinnrocken, das Nähe- und

Strickzeug verdrängt, das nur für Mägde gehört, und Madame ißt und trinkt lieber schlechter, so lange sie nicht ein Halbdutzend silberner Leuchter mit Wachskerzen aufstellen kann, seit sie ein besonderes Speisezimmer errungen hat, das dann Gelegenheit giebt, paar- und paarweise einzuziehen, wie sie es — am Hofe gesehen hat. Mit diesem unserm Luxus steht es wie mit dem Glanz unserer Stiefel: das englische Wix macht sie aufspringen im ersten halben Jahre; der Schmeer unserer Alten glänzte nicht, erhielt aber die Stiefel aufrecht 5 bis 6 Jahre. – Die Alten trachteten überhaupt nicht nach Glanz: meine Großmutter zeigte lieber ihre Schränke mit Weißzeug, als Silber und Mobilien; Jenes war Werkzeug ihres eigenen Fleißes, letzteres unbedeutend, aber doch bezahlt, und dafür hatten sie Kapitalien, statt Schulden. Mein Großvater, Registrator, als er seinen ledigen Bruder, Kaufmann zu Frankfurt, beerbte, wollte nun flotter leben — er war aus Schwäbisch Hall — die Großmutter aber, eine Predigerstochter, sagte: „Warum verdient Er nicht mehr? Warum hat Er nicht mehr gelernt? das Erbe und selbst die Zinsen davon gehören unsern Kindern!“ – Dank dir, Großmutter, und deiner wohlthätigen Pantoffelherrschaft!

Indessen thun die Verzierungen eines Hauses den Augen wohl und sind ganz in der Ordnung, wenn das Uebrige in Ordnung ist; auch wird wohl der reinere Geschmack der Griechen und Römer wieder die grotesken egyptischen Dinge verdrängen, die man Napoleon zu Ehren einführte, grotesk, wie die Butterbüchse eines gewissen Arztes in Gestalt eines Todtenkopfes, und das Etui einer Frau Nachbarin in Form eines Lichtüberrestes. Der Geschmack meiner Gegend protestirt zwar auch gegen meinen Pfeifenkopf, der als Todtenkopf gemacht ist; das ist aber was Anderes, und der Geschmack meines Freundes wird ohnehin nie allgemein werden, der seinen Nachtstuhl aus neun scheinbaren Folianten gebildet hat, die ihm die Täuschung gewähren, seine Nothdurft zu verrichten in — Moreris historisches Wörterbuch, wovon er mehr Ehre hat als ein anderer eitler Mann, der stets Moreri auf seinem Pult aufschlagen liegen hat — er nützt eben nicht Moreri viel ab, denn ich habe nach 14 Tagen denselben Band und dieselbe Seite aufgeschlagen gefunden.

Wenig hörte man sonst an kleinen Orten von unehelichen Geburten, öffentlichen Dirnen und Ehebruch, und die, die sich etwas zu Schulden kommen ließen, wurden darum angesehen; man sprach wohl gar vom Zuchthause oder floh sie — jetzt spricht man lachend von ihren Geschichtchen; trotz der sogenannten Hausfreundschaften giebt es Mädchen, die in der Dämmerung gehorsamst guten Abend wünschen, und vor kleinen Dieben darf man sich auch hüten, denn in diesem Punkte sind wir Spartaner geworden. Die französische, englische und italienische Sprache, Musik, Zeichnen, Tanzen, Sticken ꝛc. hat die alten Lektionen in der Religion und Kochkunst, im Nähen und Stricken vertrieben; wo Theater und Casino und Lesegesellschaft ist, nimmt man Antheil, wie sich von selbst versteht, und die Fräuleins müssen wenigstens ein Jahr in der Residenz zugebracht haben. Alle jene Künste bleiben zwar im Ehestande liegen, aber die Künstlerinnen werden darüber weniger gute Weiber und Mütter als die Großmütter, die daher auch weniger — sitzen blieben. Das Faux brillant ist leider, Geist der Zeit!

Sonst hatte man die Kinder stets vor Augen: jetzt hält man ein Kindermädchen, und die Kinder machen sich Visiten. Der alte Respectus parentelae,*) der sonst oft der Affenliebe oder Sorglosigkeit der Eltern eine für die Aeffchen wohlthätige Diversion machte, ist hebräisch; Oncle und Tante kommen ihnen so komisch vor als Juden mit Bärten, und sie sind im Stande, ihnen den Esel zu bohren bei Erinnerungen, oder gar alte Hausfimpel in ihnen zu sehen, die man füttert, um sie mit der Zeit ins Haus zu schlachten. Die Dienstboten lassen sie oft herunterlaufen so meisterhaft, daß sie von der Gesellschaft bewundert werden, wie Jünglinge von Weibern, denen ein junger Tambour lieber ist als ein alter General, und Mädchen von ihren Seladons. Quintilian schon sagte tadelnd: Schon dem Knaben muß man eine große Achtung bezeugen, deutsch: Jeder Frischling, der von Universitäten, Reisen oder Garnison kommt, und jedes Fräulein, das in einer Pensionsanstalt oder in der Hauptstadt — verzogen worden ist, sollen alte, graue, hinter dem Ofen daheim sitzende Leute, die nicht mehr wissen, was sie herbrummen, in Ehren halten und wissen, wen sie vor sich haben — die Hoffnung besserer Zeiten!

Es giebt gar keine Kinder mehr! Eingeweiht in Alles, muß man sie für voll nehmen, und was unsere groben Alten Naseweisheit nannten, ist eigentlich besser entwickelter Verstand durch bessere Studien, vorzüglich aber durch die Gesellschaft, die sie auch lehrt, die Furcht vor Eltern abzulegen, so abgeschmackt als Gespensterfurcht.

Wie gräulich ist der Abfall der Folgezeit!
Der Väter schlimmeres Volk als der Ahnen zeugt
Ein ärgeres Geschlecht, das künftig
Eine verdorbnere Brut hervorbringt.

*) Das Verhältniß der Kinder zu den Geschwistern der Eltern.

Für die Fackel.

Der Traum einer Novize.

Von E. Porsch.

Es war um Mitternacht. Das tiefste Schweigen
beherrschte rings die klösterlichen Schwellen;
des Mondes Licht, gebrochen von den Zweigen
der Eichen, konnte spärlich nur erhellen
der jungfräulichen Zellen engen Raum,
worin ich enden soll des Lebens Traum.
In heißer Andacht sank ich vor dem Bilde
der Mutter aller Gnaden betend nieder;
erflehte mir von ihrer Macht und Milde,
daß sie erstarke meine schwachen Glieder
und mein, dem Frohsinn zugewandtes Herz
gefühllos mache gegen Opferschmerz. —
Da drangen leise, nie gehörte, Klänge
ins Ohr mir, ähnlich zwar den Menschenstimmen,
doch lieblicher als unsre Chorgesänge;
erschien, sie wollten wieder schnell verschwinden
ein Blattgelispel, in des Windes Ton,
als, wie im Schlaf, die Sonne mir entflohn.

Doch schlief ich nicht. Ich fühlte mich erhoben
und meine Kraft durch Uebermacht gebunden.
Gesang vernahm ich deutlicher von oben;
das Nichtbare war nur für mich entschwunden.
Ich war ganz Ohr in meiner Dunkelheit;
von abergläub'ger Furcht war ich befreit. –
Als ich das Auge endlich konnt erschließen,
da stand vor mir die schönste aller Frauen,
gewandlos, unverhüllt. Zu ihren Füßen,
zerbrochen, war das Krucifix zu schauen;
es strahlte aus dem höhren Angesicht
der Liebe und des Mitleids mildes Licht.
Sie sprach zu mir mit zärtlicher Gebehrde
und mit der Zaubermacht des reinsten Tones:
ich bin, gleich dir, ein Kind der Mutter Erde
und war die Mutter eines Heldensohnes,
den du als Gott verehrst der dies Wort
so mißverstand, wie Viele fort und fort.
Laß ab vom Grübeln über schwere Leiden,
die der Gekreuzigte längst überwunden!
den Wahn, dem er erlag, kannst du vermeiden —
der Weg zum wahren Heil ist bald gefunden,
wenn man nur Alles was die Seele kränkt
aus Kopf und Herzen muthig selbst verdrängt.
Erwachend hier zum ersten Mal zum Leben,
im steten Kampf mit unbekannten Mächten,
erlernt der Mensch erst spät, sich zu erheben
zu der Erkenntniß von den Götter-Rechten
die seine Neigung sind und sein Beruf
für den die irdische Natur ihn schuf. —
Aus einem Wesen Alles herzuleiten;
aus einem Paar die Gattung zu erzeugen;
zu Einer Herrlichkeit für alle Zeiten
den Willen der Unmündigen zu beugen;
die Furcht zu pflanzen in des Kindes Brust;
das Weib zu knechten zu des Knechtes Lust; —
das waren göttliche Regierungskünste
der ersten hochverehrten Staatengründer.
„Für uns sind es nur schwache Hirngespinnste
unwissender, doch stark gewordner Kinder.
Der Irrthum und der innere Widerspruch,
das war des jungen Geistes Schicksalsfluch.
Ein Heer von Uebeln und von Mißgestalten;
ein kränkelndes Geschlecht, mühsam zu pflegen, —
das waren Folgen von dem Heilighalten
der Ehe und von Gottes Kindersegen.
Der Schwächre wird zuerst der Wollust Raub,
vorzeitig öft der Mutterleib zu Staub. —
Gesundheit, Wohlgestalt, und selbst das Leben
des Kindes, hat Natur dem Mutterleibe
vorzüglich anvertraut, und – Weisheit eben
des Mannes war es nicht, daß er dem Weibe
das gleiche Wissen, gleiches Recht entzog,
die Mutter Gottes und sich selbst betrog.
Nun frage nicht, ob Nonne, ob Hetäre,
nicht schlimmer sei, als Hausfrau in der Ehe.
Wenn aus der bösen Wahl kein Ausgang wäre,
dann freilich blieb uns nur ein wenig Wahn!
Die Liebe kennt den Zwang der Liebe nicht,
zum Kloster, wie zur Ehe keine Pflicht.
Ihr nennt es Tugend unfrei sich zu machen;
zu thun, zu lassen, wie man einst geschworen;
die innern Triebe strenge zu bewachen,
damit die Treue bliebe unverloren;
selbst wenn die Treue Schmerz und Tod gebiert,
so heißt Euch Tugend, was zum Unglück führt;
die echte Tugend lehrt uns Uebel meiden
und Seligkeit durch Kraftgebrauch erringen.
Es ist kein Sinn in jenen Tugend-Leiden,
von denen alte Hiobslieder singen
Geduld im Leiden unverdienter Qual
ist keines guten Geistes Ideal!
Die wahre Tugend kann auch Neigung werden,
denn böser Wille wird nicht angeboren,
nur anerzogen durch die Pflichtbeschwerden
und durch das schlechte Beispiel alter Thoren.
Wer ganz bewußtlos in das Leben tritt
bringt guten nicht, nicht bösen Willen mit.
Habt nur erst Muth zu inniger Verbindung
Ihr, die Ihr frei von ehelichen Pflichten;
dann folget bald der Muth zur Ueberwindung
der falschen Scham; Ihr lernt dann, recht zu wissen.
Vollzieht in Euch Emancipation, –
dann sprecht sie aus und fürchtet keinen Hohn!
Du wurdest eingeweiht in wahres Wissen
und willst dich opfern einem falschen Glauben?
Es hat der Pflichtenstreit dein Herz zerrißen
weil Elternwahn die Freiheit dir will rauben.
Sei stark, und bleibe der Vernunft getreu;
in ihrem Dienst nur blüht das Glück dir neu!" —
Hier weckte mich der Strahl der Morgensonne
und vor mir — Freundin! — lag dein zärtlich Schreiben,
das gestern mich erfüllt mit Hoffnungswonne.
Du mahnest mich, nicht länger hier zu bleiben?
Du bietest ein Asyl mir? Zweifelst kaum,
daß ich dir folge? — Antwort sei — mein Traum!

Das neue Weltgericht.

Genug des Kampf's und Spiel's! Die Zeit ist da
zu richten die Lebendigen und Todten!

So spricht der Geist. Das Himmelreich ist nah
und sendet allen Völkern Freudensboten.
Vergebt die Schuld! Welch Unheil auch geschah —
Verbrecher waren es die Strafen drohten.
Unwissenheit macht uns zu Menschenfeinden
und theilte uns in tausend Strafgemeinden.

Entkräftet denkend jedes böse Wort,
woran sich heften alle Nothgedanken!
Gedankennoth erfand Gedankenmord
durch Aufbau vieler schwarzer Geistesschranken
in Büchern, Pergamenten. Immerfort
ertönt noch unerquicklich Schrei'n und Zanken.
Statt eifernd euch beim Worte festzuhalten
sucht lieber neu das Leben zu entfalten!

Befreit euch kühn von jedem Arbeitsfluch,
und schaffet „ohne Furcht und ohne Zittern"
was euch beglückt. An Stoffen habt ihr gnug.
Ihr dürft um „Mein und Dein" euch nicht zersplittern.
Laßt euch durch Priester- oder Richter-Spruch
das Leben in Gemeinschaft nicht verbittern!
Gesetze, Bibeln, Akten, tragt zusammen
und macht sie nützlich in des Ofens Flammen!

Erschreckt nicht über dieses Spruchsgericht
und fürchtet nicht ein schleuniges Verderben,
wenn Niemand mehr durch Zwang- und Strafgericht
genöthigt wird um Arbeitslohn zu werben.
Die Trägheit ist der Freiheit Tochter nicht;
wie konnten sie nur von der Herrschfucht erben.
Sie schlug den schwachen Arm in Sklavenbande!
verwandelnd Arbeitslust in Arbeitsschande.

Vernichtet sei der Herrschaft schnödes Recht!
Wir wollen ihm ein heitres Grablied singen.
Es bleibt der Herr doch nur der Knechte Knecht;
nichts würd' ihm ohne ihren Arm gelingen
und Sklaventreue — bliebe sie auch echt —
kann Sorgen wohl, doch keinen Segen bringen.
Tyrannen, unterm Schutz geschworner Henker,
erbeben vor dem Worte freier Denker.

Verzweifelnd an der wahren Seligkeit,
die unterging in dem Geräusch der Waffen,
hat schon in mythischer Vergangenheit
der Mensch den Zufall sich zum Gott erschaffen.
Des Reichthums Glück gebar den innern Streit;
denn Geld und Gut sucht Jeder zu erraffen;
der Wahnsinn trotzet den Naturgesetzen
und fordert ewige Frucht von todten Schätzen.

Einmal gewichen aus der Sonnenbahn
verfällt er knechtisch dem Gesetz der Schwere —
der junge Geist in seinem Götterwahn;
und immer schneller stürzt er durch die Leere
des Lügen-Himmels, wenn nicht Retter nah'n —
herab, — ein Ikarus, — bis in dem Meere,
worin der athemlose Leib verschwindet,
der Tiefgefallne sterbend Ruhe findet.

Erneuert die zerstörte Harmonie
der Seele mit des Leibes hell'gen Trieben!
Ersetzet nicht der Jugend Phantasie
durch das Gebot: „Gott mehr als sich zu lieben."
Ein weises Beispiel nur lehrt ohne Müh,
die Selbstbeherrschung freudig auszuüben.
Ergötzet euch am wahrhaft Guten, Schönen,
und bildet's nach in Farben, Formen, Tönen.

Sucht niemals „hohen Sinn im kind'schen Spiel"
und Tugend nicht im Irren, oder Träumen.
Des Kindes Paradies ist nicht das Ziel
des Mannes, der aus unermeßnen Räumen
das Maaß sich holt in seinem Kraftgefühl,
dem große Thaten nach und nach entkeimen.
Zur Sonne erst muß sich der Christ erheben
um auf der Erde selbst als Gott zu leben.

Der Mensch ist Gott, wenn er sich froh bewußt,
daß keine Wundermacht in Himmels Höhen
ihm zugewogen seines Lebens Lust,
vorherbestimmt des Lebens herbe Wehen;
wenn er den Neid verbannet aus der Brust,
als Gleicher nur mit Gleichen hier will gehen;
wenn er als Künstler schafft mit frischem Muthe,
in jeder Form erstrebt das Menschlichgute.

So wirkend stört ihn nicht die Flucht der Zeit.
In Jahren, Wochen, Stunden und Sekunden.
Er hat im Anschau'n der Unendlichkeit
die ewige Gestalt und Zeit gefunden
und jede Furcht vor der Vergänglichkeit
des Wesens in den Formen überwunden.
Er zählt es jetzt zu seinen Jugend-Sünden,
daß er des Weltalls Ursach wollt' ergründen.

Dies ist des wahren Gottes Weltgericht,
denn anders kann der gute Christ nicht sprechen;
doch, wenn im Zorn Jemand ferner spricht:
„es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen
so seht an ihm des Bösen Angesicht;
er wurde stark durch unsre Geistesschwächen.
Mit Waffen nicht, mit Beten nicht mit Singen,
nur durch Erkenntniß ist er zu bezwingen.

Der Pastor spricht:
Es könnten Staat und Kirche nicht bestehen,
wenn solcher Glaube würde allgemein.
Der Dichter erwiedert:
Drum müssen beide auch erst untergehen

bevor die Menschen können selig sein. —
Wer dies noch nicht begreift, sei — Gott befohlen!
Doch, wenn ich spräch, der Teufel mag ihn holen
so kläng' es wohl nicht höflich, fromm und fein;
allein die Folgen würden stets dieselben sein.

Urzeugung.

Von Louis Büchner.

Es ist gewiß, daß die Erscheinung der thierischen Körper auf der Erdoberfläche ein Ausdruck solcher Kräfte, eine Function derselben ist, welche mit mathematischer Sicherheit aus den bestehenden Verhältnissen resultirt.

Burmeister.

Es gab eine Zeit, da die Erde als ein glühender Feuerball nicht allein unfähig war, lebende Wesen hervorzubringen, sondern auch jeder Existenz pflanzlicher oder thierischer Organismen geradezu feindlich sein mußte. Erst in Folge ihrer allmähligen Abkühlung und Erstarrung und des Niederschlags der sie umgebenden Wasserdunstmasse auf ihre Oberfläche nahm die Erdrinde eine Gestaltung an, welche in ihrer weiteren Entwickelung die Möglichkeit für die Existenz mannigfaltiger organischer Formen vorbereiten mußte. Mit dem Auftreten des Wassers und sobald es die Temperatur nur irgend erlaubte, entwickelte sich auch organisches Leben. Es bildeten sich weiter in Folge der gegenseitigen Einwirkung, welche Luft, Wasser und Gestein auf einander ausübten, langsam und im Laufe einer unendlichen Reihe verschiedener, über einander liegender Erdschichten, deren genauere Erforschung uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit die wunderbarsten und wichtigsten Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte unseres Erdkörpers und auf ihm lebenden und gelebthabenden Organismen geliefert hat, da jede einzelne Erdschichte die deutlichen und wohlerhaltenen Reste und Spuren dieser Organismen, sowohl pflanzlichen als thierischen Ursprungs, in sich trägt. Schon in den allerunterſten, durch die Kräfte des Wassers bewirkten Erdablagerungen, auf welchen eine verminderte Temperatur und das Vorhandensein eines erdigen Bodens das Entstehen organischer Wesen möglich machte, sind dieselben vorhanden. Gleichen Schritt haltend mit der Entstehung dieser einzelnen Erdschichten nun sehen wir eine allmählige und langsam aufsteigende Entwickelung der auf ihnen lebenden Pflanzen- und Thierwelt. Je älter die Schichte, desto niederer und unvollkommener sind ihre organischen Formen, und um so entwickelter und vollkommener, je jünger eine solche Schichte. Dabei zeigt sich jedesmal eine ganz bestimmte Beziehung der äußeren Verhältnisse der Erdoberfläche zu der Existenz der organischen Wesen und eine nothwendige Abhängigkeit der letztern von den äußeren Zuständen der Erde. Als noch das Meer den ungleich größten Theil der Erdoberfläche bedeckte, konnten nur Seethiere, Fische und Wasserpflanzen ihre Existenz fristen. Mit der größeren Ausbreitung des festen Landes bedeckte sich dieses bald mit endlosen, dichten Wäldern, welche die überschüssige Menge der in der Athmosphäre enthaltenen Kohlensäure, eines zur Pflanzenexistenz unentbehrlichen Stoffes, an sich zogen. Erst nachdem auf diese Weise die Atmosphäre von diesem, dem Leben höherer luftathmender Thiere feindlichen Stoffe gereinigt war, wurde höheres thierisches Leben auf der Erde möglich. Mit der enormen Entwickelung der Pflanzenwelt stand zunächst das Auftreten riesiger Pflanzenfresser im Zusammenhang, auf welche erst später die fleischfressenden Thiere folgten, als auch für deren Existenz hinreichend Nahrung vorhanden war. So zeigt jede einzelne Erdschichte die Spuren einer ihr eigenthümlichen organischen Welt; frühere organische Formen verschwinden, je nachdem ihre äußeren Lebensbedingungen sich ändern, neue treten auf oder zu den alten hinzu. Gleichen Schritt haltend mit den Entwickelungsstufen der Erde selbst steigt auch ihre organische Bevölkerung von den einfachsten zu immer höheren und complicirteren Formen, von der dürftigsten Artenzahl zu immer zahlreicheren und mannigfaltigeren Complicationen auf. Diese immer zunehmende Mannigfaltigkeit ist bedingt durch den nunmehr eingetretenen belebenden Wechsel der Wolken und Winde, des Lichtes und der Wärme. In der Juraperiode erhielt die Erdoberfläche wieder einen ganz veränderten Charakter, und im Einklang damit begegnen wir in dieser Periode auch wieder ganz veränderten und eigentlichen organischen Einschlüssen, so jenen bekannten und merkwürdigen, heute völlig untergegangenen Amphibienformen. Aber erst nachdem die jetzt bestehenden klimatischen Unterschiede der Erdoberfläche auftraten, entstand auch jene endlose Mannigfaltigkeit der organischen Formen. welche wir heute vor uns erblicken, und diese Formen selbst nähern sich immer mehr den Gestalten der heutigen Schöpfung. In der Tertiärgruppe begegnen wir zahlreichen Säugethieren von oft höchst wunderbaren Formen, welche jetzt entweder nicht mehr oder nur in schwachen Analogis vorhanden sind, so dem Dinotherium, zahlreichen Pachydermen, den Mastodonten. Von dem Menschen, als dem höchstorganisirten Wesen der Schöpfung, war in früheren, vorweltlichen Zeitabschnitten keine Spur vorhanden; erst zuletzt, in der obersten Erdschichte, der s. g. Alluvialschicht, auf der zuerst menschliches Leben möglich wurde, tritt derselbe, gleichsam als der Gipfelpunkt jener stufenweisen Entwickelung, auf die Bühne des Daseins.*) — Diese paläontologisch so bestimmt charakterisirten Beziehungen der jedesmaligen Bildungszustände der Erde selbst und äußerer Einflüsse überhaupt zu Entstehung, Wachsthum und Fortpflanzung der organischen Wesen, welche ein bestimmtes natürliches Abhängigkeitsverhältniß zwischen beiden documentirt, haben sich auch theilweise noch bis in unsere Zeit erhalten, und wir sehen uns allerorten von Beispielen dieser Art umgeben. Eine zahlreiche Klasse von Thieren, die s. g. Eingeweidewürmer, ent-

*) In Belgien will man in der letzten Zeit Reste von Menschenknochen, welche sich dem afrikanischen Typus nähern, im Diluvium gefunden haben, so daß demnach der Mensch wenigstens nicht das allerletzte Glied der Schöpfung sein würde.

wickeln sich nur an ganz bestimmten Orten und zeigen die verschiedensten Formen und Lebensweisen, je nachdem sie sich in diesem oder jenem Thiere, in diesem oder jenem Organ aufhalten. Auf einem niedergebrannten Wald entwickeln sich bestimmte Pflanzenarten, auf abgetriebenem Nadelholzwald wachsen Eichen und Buchen. Wo Luft, Wärme und Feuchtigkeit zusammenwirken, da entwickelt sich oft in wenigen Augenblicken jene zahllose Welt merkwürdiger und mit den sonderbarsten Gestalten versehener Thierchen, welche wir Infusorien nennen. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren und auch namentlich nachweisen, wie innerhalb der einzelnen Arten von Pflanzen oder Thieren äußere Lebenseinflüsse die mannigfaltigsten und tiefgreifendsten Modificationen zu erzeugen im Stande sind. Trotz der enorm großen und fast unvereinbar scheinenden Verschiedenheit der einzelnen Menschenrassen erklärt sich doch heute eine Mehrzahl von Naturforschern in dem alten Streite über die Abstammung des Menschengeschlechtes von einem oder mehreren Paaren dahin, daß wenigstens keine bestimmten wissenschaftlichen Gründe der Annahme der Entstehung von einem Paare entgegenstehen, und daß man alle jene Verschiedenheiten als Produkte äußerer und allmähliger Einwirkungen ansehen könne. „Ich glaube," sagt Huseland, „die Verschiedenheit des Hundegeschlechts ist viel größer, als die des Menschengeschlechts. Ein Spitzhund weicht weit mehr von einem Bullenbeißer ab, als ein Neger von einem Europäer. Wird man nun wohl glauben, daß Gott jede dieser unendlich verschiedenen Abarten geschaffen, oder nicht vielmehr, daß sie alle aus dem Urgeschlecht des Hundes durch allmählige Ausartung entstanden?"*)

So bedeutend und mächtig diese Einflüsse indessen auch heute noch sein mögen, so konnte man doch bis jetzt weder beobachten, daß dadurch eine dauernde Verwandlung einer Thierart in eine andere gesetzt worden wäre, noch daß einigermaßen höhere Organismen blos durch eine Vereinigung anorganischer Stoffe und Kräfte und ohne einen vorher dagewesenen, von gleichartigen Eltern früher erzeugten Keim entstanden wären. Es scheint heute ein allgemeines durchgreifendes Gesetz der organischen Welt zu sein: Omne vivum ex ovo, d. h. Alles, was lebt entsteht nur aus einem vorher dagewesenen Keim, welcher von gleichartigen Eltern erzeugt worden ist, oder durch unmittelbare Fortpflanzung aus einem vorher dagewesenen elterlichen Körper heraus; aus einem Ei, einem Samen, oder auch durch s. g. Theilung, Knospung, Sprossung u. s. w. Immer müssen ein oder mehrere Individuen derselben Gattung vorher dagewesen sein, um ähnliche weitere entstehen zu lassen. Die Erzählungen des alten Testaments drücken diese schon frühe erkannte Wahrheit allegorisch dahin aus, daß sie vor der großen Sündfluth ein Paar von jedem lebenden Thiergeschlecht in die rettende Arche aufnehmen lassen. Für Diejenigen nun, welche sich mit biblischen Erzählungen nicht genügen lassen, drängt sich im Angesicht eines solchen Verhältnisses mit Nothwendigkeit die Frage nach dem Woher? nach dem Wie? der Entstehung, nach dem ersten Ursprung der organischen Wesen auf. Wenn alles Organische von Eltern gezeugt wird, wie sind alsdann die ersten Eltern entstanden? Konnten dieselben von selbst, blos durch das zufällige oder nothwendige Zusammentreffen äußerer Umstände und das Erscheinen der zu ihrer Existenz nöthigen Bedingungen entstehen, oder mußten sie durch das Zuthun einer äußeren Gewalt geschaffen werden? Und wenn das erste, warum geschieht es heute nicht mehr?

Diese Frage hat von jeher Philosophen und Naturforscher beschäftigt und zu den mannigfaltigsten und weitläufigsten Strei-

*) Die häufig in naturphilosophischem Sinne erörterte Frage über die Abstammung des menschl. Geschlechts von einem oder mehreren Paaren dürfte indeß für den nächsten Zweck unserer Untersuchung ziemlich gleichgültig erscheinen. War die Natur im Stande, an irgend einem Orte aus eigenen Kräften den Menschen hervorzubringen, so konnte dieses ebensowohl einmal, als mehrmals, da oder dort, geschehen. Uebrigens scheinen die Resultate der Naturforschung kaum einen Zweifel darüber zu lassen, daß das Menschengeschlecht nicht blos von mehreren, sondern sogar von sehr vielen Paaren abstammt. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der s. g. botanischen und zoologischen Provinzen der Erde, welche sich nicht blos auf das Jetzt, sondern auch auf die Vorwelt erstrecken, und auf welche Agassiz zuerst mit Bestimmtheit aufmerksam gemacht hat, deuten unverkennbar auf die Existenz ebensovieler s. g. Schöpfungsmittelpunkte (um einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen), an denen Pflanzen, Thiere und Menschen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben mußten. — noch weit entschiedener aber, als die Resultate der Naturforschung, sprechen zu Gunsten dieser Ansicht die Resultate der Sprachforschung. Die Wurzeln und die ganze Entstehungsweise der verschiedenen Völkersprachen zeigen eine durchgreifende und hochgradige Verschiedenheit, daß an einen gemeinschaftlichen Ursprung derselben aus einer Wurzel gar nicht gedacht werden kann. Ja es muß sogar aus diesen Resultaten gefolgert werden, daß nicht einmal dieselbe Menschenrasse jedesmal von einem Paare abstammt, sondern daß z. B. die kaukasische Rasse zwei verschiedene Ursprungspunkte besitzt. A. W. Schlegel theilt die verspiedenen Sprachen der Erde je nach den Stufen ihrer Entwickelung in drei große Klassen ein, analytische, organische und synthetische Sprachen, wobei jede dieser Sprachen-Gruppen auf eine durchaus besondere Weise entstanden ist. Zu den analytischen Sprachen ist hauptsächlich die chinesische zu rechnen. Die organischen Sprachen bilden wieder zwei durchaus getrennte Unterabtheilungen, zwischen denen auch nicht die mindeste Verwandtschaft nachgewiesen werden kann. Es sind der indogermanische und der semitische Sprachstamm. Die Indogermanen hatten ihre ursprünglichen Sitze in Asien (Afghanistan). Später trennten sie sich; ein Theil ging nach Osten; dies waren die Indier. Andere gingen in's westliche Asien; dies waren die Perser und Armenier. Wieder andere kamen nach Europa; dies waren Celten, Römer, Griechen, Germanen, Slaven. Alle diese bildeten ursprünglich eine Einheit. — Ganz verschieden von ihnen sind die Semiten, ohne irgend welche Sprachverwandtschaft. Diese sind: Araber, Hebräer, Carthager, Phönizier, Syrer und Assyrer. Unter die synthetischen Sprachen rechnet man die der alten Egypter oder Kopten, der Finnen, Lappen, verschiedener Völker im Innern Rußlands, der Ungarn. Ob auch Türken, Tartaren und Mongolen hierher gehören, ist fraglich.

tigkeiten Anlaß gegeben. Ehe wir uns in die nähere Betrachtung dieser Frage einlassen, haben wir den vorhin ausgesprochenen Satz: Omne vivum ex ovo näher dahin zu bestimmen, daß derselbe, wenn auch für die unendliche Mehrzahl aller Organismen gültig, doch selbst unter unseren heutigeu Verhältnissen nicht ein durchaus und vollkommen durchgreifender zu sein scheint. Wenigstens ist die wissenschaftliche Streitfrage der s. g. Generatio aequivoca immer noch nicht völlig erledigt. Sie bedeutet eine Zeugung organischer Wesen ohne vorher dagewesene gleichartige Eltern oder Keime, blos durch das zufällige oder nothwendige Zusammentreffen anorganischer Elemente und Naturkräfte, oder auch aus einer organischen aber nicht von gleichartigen Eltern gelieferten Materie. Haben nun auch die neuesten wissenschaftlichen Forschungen dieser Art von Zeugung, welcher man früher einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis zuschrieb, immer mehr wissenschaftlichen Boden entzogen, so ist es dennoch nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe für die kleinsten und unvollkommensten Organismen auch heute noch möglich ist.*)

Wenn nun aber für alle höhere organisirten pflanzlichen und thierischen Wesen das Gesetz gilt, daß sie sich nur durch gleichartige Zeugung, nur unter Voraussetzung von Eltern entwickeln, so bleibt die Frage nach der ersten Zeugung, nach der Urzeugung dieser Wesen eine offene und scheint auf den ersten Anblick nicht ohne die Annahme einer höheren Macht gelöst werden zu können, welche die ersten Organismen aus eigner Machtvollkommenheit und nach freiem Belieben geschaffen und ihnen die Fähigkeit der Fortpflanzung mit auf den Weg gegeben habe. Mit Befriedigung weisen gläubige Naturforscher auf diese Thatsache hin, erinnern zugleich an die kunstvolle und zusammengesetzte Construktion der organischen Welt und erkennen darin mit Ueberzeugung das Walten und die Absicht einer höheren unmittelbaren oder persönlichen Schöpferkraft, welche diese Welt nach Zweckbegriffen geschaffen haben müsse. „Ein unlösbares Räthsel," sagt B. Cotta, „bei dem wir nur an die unerforschliche Macht eines Schöpfers appelliren können, ist, ebenso wie der erste Ursprung der Erdmasse, auch die Entstehung organischer Wesen." —

Man könnte nun diesen Gläubigen, ohne sich allzuviel mit einer natürlichen Erklärung des organischen Wachsthums zu bemühen, antworten, es seien die Keime zu allem Lebendigen, versehen mit der Idee der Gattung, von Ewigkeit her und der Einwirkung gewisser äußerer Umstände harrend, in jener formlosen Dunstmasse, aus welcher heraus sich die Erde nach und nach consolidirt hat, oder im Weltraum vorhanden gewesen, und, indem sie sich nach Bildung und Abkühlung der Erde auf dieselbe niederließen, nur da und dann zufällig zur Ausbrütung und Entwickelung gekommen, wo sich gerade die äußeren nothwendigen Bedingungen dazu vorfanden. Damit wäre die Thatsache jener Aufeinanderfolge organischer Schöpfungen hinreichend erklärt und eine solche Erklärung zum Mindesten weniger abenteuerlich und weniger weit hergeholt, als die Annahme einer schaffenden Kraft, welche in jeder einzelnen Periode der Erdbildung sich damit belustigt hat, Pflanzen- und Thierarten hervorzubringen und damit gewissermaßen langwierige und für eine als vollkommen vorgestellte Schöpferkraft gewiß ganz unnöthige Vorstudien für die Erschaffung des Menschen zu machen.*) Doch bedürfen wir solcher Behelfe nicht; im Gegentheil weisen die wissenschaftlichen Thatsachen mit großer Bestimmtheit darauf hin, daß die organischen Wesen, welche die Erde bevölkert, nur einem in den Dingen selbst liegenden Zusammenwirken natürlicher Kräfte und Stoffe ihre Entstehung und Fortpflanzung verdanken, und daß die allmählige Veränderung und Entwickelung der Erdoberfläche selbst die alleinige oder doch hauptsächlichste Ursache für jenen allmähligen Anwachs des Lebendigen wurde.

Wie und auf welche genauer zu bestimmende Weise dieser Anwachs jedesmal im Einzelnen vor sich ging, kann allerdings bis jetzt noch in keiner Weise mit wissenschaftlicher Bestimmtheit gesagt werden, wenn auch zu hoffen ist, daß spätere Forschungen hierüber ein genaueres Licht verbreiten werden. Doch reichen unsere Kenntnisse wenigstens so weit, um uns die spontane Entstehung der organischen Wesen und die allmählige langsame Hervorbildung der höheren Formen aus vorher dagewesenen niedrigeren und unvollkommeneren, unter steter Bedingniß durch die äußeren Zustände des Erdkörpers und ohne Eingriff einer unmittelbaren höheren Gewalt, zur höchsten wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit, ja subjektiven Gewißheit zu machen. Diese stufenweise und allmählige Entwickelung und Hervorbildung der niedersten organischen Formen zu stets höheren und vollkommeneren Bildungen ist gegenwärtig eine durch die paläontologischen Forschungen derart mit Sicherheit hergestellte wissenschaftliche Thatsache, daß daran in keiner Weise etwas abgemäkelt werden kann, und es weist diese Thatsache mit Bestimmtheit auf ein ihr zu Grunde liegendes und die Entstehung organischer Wesen vermittelndes Naturgesetz hin. Je höher dabei die Entwickelungszustände der Erde selbst wurden, um so mannigfaltiger gestaltete sich der Bau der einzelnen Thiere, um so höher wurden

*) Nach den Betrachtungen von Dr. Cohn in Breslau ist der Tod der gemeinen Stubenfliege im Herbst Folge einer Pilzentwickelung im Innern derselben. In dem Blute dieses Thieres treten zahllose, sehr kleine, freie Zellchen auf, welche rasch zu einer bedeutenden Größe wachsen und sich in einen mikroskopischen Pilz, Empusa muscae, verwandeln. Verschiedene Gründe sprechen für die Entstehung dieser Empusa-Zellen durch freie Zellbildung in dem krankhaft veränderten Blute der Fliege. Vielleicht entsteht auch die s. g. Muskardine der Seidenraupen, eine epidemisch auftretende Pilzkrankheit dieser Thiere, auf ähnliche Weise. — Verfasser von seinem Standpunkte aus hegt aus allgemeinen Gründen keinen Zweifel über das Vorhandensein der Generatio aequivoca auch in heutiger Zeit, sowie darüber, daß dieselbe früher oder später auf wissenschaftlichem Wege mit Bestimmtheit gefunden werden wird.

*) Ein wissenschaftlicher Versuch, nicht nur die Ewigkeit aller Organismen, sowie des Menschen und seiner verschiedenen Rassen, sondern auch die Ewigkeit der Erde als Einzelwesens, sowie der ganzen jetzt bestehenden Ordnung der Himmelskörper — freilich sehr im Widerspruch mit den bisher ziemlich allgemein angenommenen Theorien des Kosmogenie — zu behaupten, ist vor Kurzem von Dr. Czolbe in seiner schon öfters erwähnten, übrigens geistvollen Schrift: Neue Darstellung des Sensualismus, 1855, gemacht worden.

die Arten — Beweis genug für die Abhängigkeit, in welcher die Entstehung concreter thierischer Formen vom Dasein äußerer bestimmender Ursachen stand. Die fossilen Thier- und Pflanzenreste sind die langsam und allmählig abgestorbenen unreifen Glieder einer fortschreitenden Entwickelungsreihe, und wir finden in ihnen die wunderbarsten und übereinstimmendsten Vorbildungen späterer Organisationen. Je älter ein solcher Rest ist, um so zahlreichere Formen späterer Bildungen schließt er in sich ein. Einzelne einfache fossile Formen vereinen in sich die Anlagen zu sämmtlichen später auftretenden und zum Theil heute noch lebenden zahlreichen und differenten Modificationen. Sao hirsuta, ein Trilobit aus den böhmischen Schiefern, ist in seinem ersten Entwickelungszustand so unähnlich den späteren aus ihm hervorgegangenen Entwickelungszuständen, daß man dieselben nicht für das nämliche Thier halten würde, wenn nicht seine einzelnen Uebergangsstufen mit Bestimmtheit nachgewiesen wären. In den fossilen Cölanthinen (Fischen) steckt die Scelettbildung der gesammten Rückgratthiere. Die vorweltlichen Labyrinthodonten sind nach Burmeister's Ausspruch die wahren und schönsten Prototypen des Amphibienbegriffs in seiner Totalität, welcher sich in einer Entwickelung von Millionen Jahren in vielerlei verschiedene Gestalten aufgelöst hat. Sie liefern eine Mischung von Eigenschaften der heterogensten, später aus ihnen hervorgegangenen Gruppen. Der Plesiosaurus ist gewissermaßen der erste Versuch der Natur, aus der Fisch- und Reptilperiode heraus zu kommen; den Rumpf hat er vom Wallfisch, den Hals vom Vogel, den Kopf vom Alligator. Er hat sich von da in unzähligen Species wiederholt und modificirt. Der Megalosaurus vereinigt die Anatomie der Reptilien und Säugethiere in sich. Eine Stufe höher zum Säugethier repräsentirt er sich als Iguanodon, eine Rieseneidechse, „mit der die Schöpferkraft der Natur gleichsam die gigantischen Geschlechter der Amphibien vollenden zu wollen schien." (Buch der Geologie.) Der Pterodaktylus oder Armgreif, ein merkwürdiges und räthselhaftes Thier aus der Juraperiode, ist ein sonderbar gebildetes Geschöpf, halb Fledermaus und Reptil, halb Amphibie und Vögel, das man bereits zu allen Thierklassen gezählt hat. In der Tertiärperiode nehmen die Megatherien schon die gegliederte Form der Säugethiere an, erinnern aber sonst noch an die Reptilien. Als der erste Repräsentant der höheren Klasse der Säugethiere erscheint das Paläotherium, ein interessantes, in sehr zahlreichen Exemplaren vorhandenes Thier, welches man von der Größe eines Haasen bis zu der eines Pferdes findet, als verschiedene Spielarten desselben Genus. Es kann gewissermaßen als ein Prototyp der Säugethierklasse angesehen werden, denn es schlummern in ihm die Ideen zu den verschiedensten Säugethiergestalten.

Diese Beispiele könnten wir beliebig vermehren; doch die gesammte paläontologische Wissenschaft ist ein fortlaufendes Beispiel. Die niedersten Formen traten stets zuerst auf, und von ihnen aus begann die aufsteigende Stufenfolge weiterer Entwickelung sowohl bezüglich der Arten als Individuen. „Die in der Erde vorgefundenen Ueberreste", sagte Oersted, „zeigen uns eine Reihe von mehr und mehr entwickelten Formationen, welche auf einander folgten, bis endlich der Zustand vorbereitet war, worin der Mensch und eine dem Menschen angemessene Thier- und Pflanzenwelt gedeihen konnte." —

Dieses Gesetz allmähliger Entwickelung hat sich auch auf die jetzt lebende organische Welt aus der Vorwelt fortgepflanzt und ihr sein unverkennbares Siegel aufgedrückt. Die ganze, in der neueren Zeit mit so besonderer Vorliebe ausgebildete Wissenschaft der vergleichenden Anatomie beruht auf dem Streben, die Uebereinstimmung der anatomischen Formen durch die ganze Thierreihe nachzuweisen, und auf der wissenschaftlichen Erkenntniß, daß ein gemeinsamer und nur im Einzelnen Modification erleidender Grundplan für alle thierischen Formen existirt. Eine ununterbrochene Reihe der vielfachsten und mannigfaltigsten Uebergänge und Aehnlichkeiten verbindet die ganze Thierwelt unter einander vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Selbst der Mensch, der sich in seinem geistigen Hochmuthe weit erhaben über die ganze Thierwelt dünkt, ist weit entfernt, von diesem Gesetz eine Ausnahme zu machen. Die äthiopische Menschenrasse verbindet ihn durch eine Menge der schlagendsten Aehnlichkeiten mit der Thierwelt auf eine ganz unverkennbare Weise. Die langen Arme, die Bildung des Fußes, die fleischlose Wade, die langen schmalen Hände, die allgemeine Hagerkeit, die wenig vortretende Nase, das vorragende Gebiß, die niedrige zurückfliegende Stirn, der schmale nach hinten verlängerte Kopf, der kurze Hals, das enge Becken, der aufgetriebene, hängende Bauch, die Bartlosigkeit, die Hautfarbe, der abscheuliche Geruch, die Unreinlichkeit, das Grimassenschneiden beim Reden, die hellen, kreischenden Töne der Stimme, das Aeffische des ganzen Wesens sind ebenso viele Kennzeichen, welche in allen körperlichen Formen und Verhältnissen des Negers die entschiedenste Annäherung an den Affen unmöglich verkennen lassen. Daß auch seine geistige Individualität dem entspricht, ist bekannt genug und durch die besten Beobachter dargethan.

Aber nicht blos der Neger, sondern eine Menge anderer wilder Menschenstämme, so der Buschmann, der Hottentotte, der Peschorä, der Vandiemensländer, der Neuholländer u. s. w. tragen an Körper und Geist die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren von der innen zunächst stehenden höheren Thierwelt, aus der sie hervorgegangen sind, an sich.

Zum drittenmal offenbart sich uns das Gesetz des allmähligen Uebergangs in der s. g. Entwickelungsgeschichte der einzelnen thierischen Individuen. Noch heute sind alle thierischen Formen in der ersten Zeit ihrer individuellen Entstehung einander so gleich oder ähnlich, daß man, um ihre s. g. Grundtypen wieder zu erkennen, nur auf diese ihre Entstehungsgeschichte zurückzugehen braucht. Es ist eine höchst interessante u. bezeichnende Thatsache, daß alle Embryonen einander gleichen, und daß es oft geradezu unmöglich ist, ein entstehendes Schaaf von einem entstehenden Menschen, dessen künftiges Genie vielleicht die Welt in Bewegung versetzen wird, zu unterscheiden. Ja, es geht dieses Verhältniß so weit, daß man sogar nicht ohne Glück versucht hat, in der Entwickelungsgeschichte eines jeden Thieres oder des Menschen selbst nachzuweisen, wie der Embryo auf verschiedenen Stufen seiner körperlichen Entwickelung die Haupttypen der ganzen unter ihm stehenden Thierreihe jedesmal repräsentire und wiederhole, also gewissermaßen ein in engen Rahmen gefaßtes Mi-

niaturbild einer ganzen Schöpfungsreihe darstelle. So getrennt die beiden Geschlechter des Menschen in ihrer letzten Ausbildung erscheinen, so ist es doch in den ersten Monaten des menschlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu sagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geschieht, mag vielleicht von ganz zufälligen äußerlichen Bedingungen abhängig sein. „Es ist ein allgemeines Gesetz," sagt Vogt, „welches sich durch die ganze Thierwelt bestätigt, daß die Aehnlichkeit des gemeinsamen Planes der Struktur, welcher einzelne Thiere mit einander verbindet, um so klarer hervortreten, je näher dasselbe dem Punkte seiner Entstehung sich befindet, und daß diese Aehnlichkeiten sich um so mehr verwischen, je weiter die Thiere in ihrer Ausbildung vorschreiten, und je mehr sie sich den äußern Elementen unterwerfen, von welchen sie ihre Nahrung ziehen." Mit den letzten Worten deutet Vogt zugleich an, welchen wichtigen und bestimmenden Einfluß äußere Umstände und Lebensbedingungen auf Entwickelung und Formirung der Organismen ausüben können und müssen. Je jünger die Erde war, um so mächtiger und bestimmender mußten auch diese Einflüsse sein, und es ist, wie wir sehen werden, durchaus nicht unmöglich oder undenkbar, daß dieselben Keime durch sehr verschiedene äußere Umstände zu sehr heterogenen Entwickelungen gebracht werden konnten. Nachweisbar gingen eine Menge vorweltlicher Formen unter, als ihre äußeren Bedingungen sich verloren; wesentlich geänderte Verhältnisse tödteten eine ältere Organisation und erzeugten eine neue.

Daß diese Einflüsse in den vorweltlichen Perioden der Erdbildung ungemein kräftigere gewesen sein müssen als heute, daß sie im Stande waren, Wirkungen zu erzeugen, welche heute vielleicht nicht mehr allgemein von ihnen beobachtet werden, welcher Vernünftige wird dies abstreiten wollen? Haben wir doch sogar bestimmte wissenschaftliche Anhaltspunkte für eine solche Annahme! Vor Allem war die allem Entstehen und Wachsthum so ungemein förderliche Temperatur eine ungleich höhere als heute, und Sibirien, welches heute nur kümmerliche Sträucher und an kaltes Klima gewöhnte Thiere hervorbringt, war bevölkert von einer Unzahl von Elephanten, welche eines üppigen Pflanzenwuchses zu ihrer Erhaltung bedurften. Merkwürdige Pflanzen von fremdartigen, uns unbekannten Formen, welche keinen Frost vertragen und nur in einem sehr warmen und sehr feuchten Klima leben konnten, waren in der Steinperiode über die ganze Erdoberfläche gleichmäßig verbreitet. Am südlichen Abhang des sächsisch-böhmischen Erzgebirges grünten einst Palmen- und Zimmtbäume. (Roßmäßler.) Auch in jenen merkwürdigen abenteuerlichen Formen, welche uns die Thiere der Vorwelt mitunter darbieten, sowie in der größeren Anzahl durch enorme Größe ausgezeichneter Thiergeschlechter offenbart sich die verhältnißmäßig größere Kraft der Natur in jenen Perioden. Wir kennen heute keine Thierart mehr, welche so enorme Größenunterschiede der individuellen Entwickelung darbietet, wie das schon genannte Paläotherium.

Unter diesen Umständen scheint es uns wenig begreiflich, wie manche Naturforscher sich gegen die Annahme eines Gesetzes allmähliger stufenweiser Verwandlung und Auseinanderwickelung der organischen Welt sträuben können — und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil unter unseren heutigen Verhältnissen zumeist eine derartige Trennung der einzelnen Thierarten beobachtet wird, daß gleiche Eltern immer nur wieder gleiche Jungen erzeugen. Kann denn das Gesetz der Uebergänge, dessen Züge so tief und unverkennbar sind, ohne einen tieferen Grund, kann es gesetzlos vorhanden sein? Und welches Recht haben wir bezüglich dieses Punktes aus der unendlich kurzen Spanne Zeit, deren Erfahrung uns zu Gebote steht, auf jene endlosen vergangenen Zeiträume, und aus den natürlichen Verhältnissen der Jetztzeit auf diejenigen Zustände der Erde zurückzuschließen, in denen die Natur unzweifelhaft jünger und kräftiger und mächtiger in Hervorbringung organischer Formen war! Es mußte unter jenen Verhältnissen möglich sein, daß ein organischer Keim unter wesentlich geänderten äußeren Verhältnissen die ihn bald zufällig, bald nothwendig betrafen, sich nicht zu einem mit seinem Erzeuger gleichartigen Wesen, sondern zu einer verschiedenen Form, ja zu einer verschiedenen Species oder Art entwickelte. Sagt doch C. Vogt selbst, ein Gegner der Metamorphosenlehre: „Wir haben keinen Grund, die Möglichkeit zu verwerfen, daß in vorweltlicher Zeit die Thiere Jungen erzeugten, die in vielen Punkten von ihren Eltern abweichen." Wenn wir in der Jetztzeit beobachten, daß die Aenderungen, welche Klima, Lebensweise, äußere Einflüsse auf die Metamorphose der Thiere ausüben, wohl sehr bedeutend sind, dennoch aber, wie es scheint, nie über die Art hinausgehen, so ist abermals zu bedenken, daß neben der ungleich größeren und mit heutigen Zuständen nicht mehr vergleichbaren Intensität und Bedeutung jener äußeren Einflüsse, neben der gewaltigeren Action natürlicher Kräfte in jener Zeit, auch die ungeheure Dauer fast endloser Zeiträume mitwirkte, in denen scheinbar kleine oder geringfügige Einflüsse große und unmöglich scheinende Wirkungen hervorbringen konnten, und in denen Zufälligkeiten und besondere Combinationen gewisser Verhältnisse auftreten mochten, für welche wir aus unserer kurzen Erfahrung kein Beispiel aufzuweisen vermögen.

Aber wir sagen das Letztere mit Unrecht, denn wir entbehren dieser Beispiele in der That nicht so vollkommen, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Vor allen Dingen haben wir das Recht, die merkwürdigen Erscheinungen des erst in neuester Zeit genauer erkannten s. g. Generationswechsels der Thiere für uns anzuführen, wobei eine Verwandlung verschiedener niederer Thierformen in aufsteigender Linie mit durchaus von einander abweichender Gestalt, Organisation und Lebensweise stattfindet, und zwar in der Weise, daß die Verwandlung nicht von einem und demselben Individuum, wie bei der Metamorphose der Schmetterlinge oder Frösche, vollbracht wird, sondern daß jede einzelne Gestalt während ihres ganzen Lebens dieselbe bleibt, also die ganze Erscheinung eine eigentliche Wandlung der Art darstellt. Diesen Wechsel der Generation hat man bei mehreren Eingeweidewürmern beobachtet, ferner bei den Salpen, bei den Medusen und Polypen, bei den Blattläusen, und bei mehreren anderen Thieren setzt man sein Dasein mit Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit voraus. Freilich setzt sich dieser Wechsel der Gestalten nicht in's Unbegrenzte fort, wie es sein müßte, wenn er das Gesetz von der Begrenzung der Arten umstürzen sollte,

sondern er hält sich innerhalb gewisser Grenzen der Verwandtschaft und kehrt nach dem Durchlaufen einer oder mehrerer Generationen wieder zu seiner früheren Form zurück, wird also nach einem regelmäßigen Cyclus von Gestalten wieder aufgehoben. Aber wer wollte in dieser interessanten Erscheinung eine Annäherung an das Metamorphosengesetz der Thiere verkennen und es für unmöglich halten, daß in vorweltlicher Zeit dieser Generationswechsel sich nicht in so fixirten Grenzen gehalten habe, wie heute! Endlich aber besitzen wir seit zwei Jahren durch einen unserer berühmtesten und zuverlässigsten Beobachter, Johannes Müller, eine Entdeckung, welche zu den wichtigsten und folgereichsten der Neuzeit gehören und die Möglichkeit einer dauernden Entwickelung einer Thierart aus einer anderen selbst noch in unserer Zeit über jeden Zweifel erheben dürfte. Wir meinen die bekannte Entdeckung der Erzeugung von Schnecken in Holothurien durch den genannten Beobachter, eine Entdeckung, bei welcher ihr in Glaubenssachen orthodoxer Entdecker selbst sich von Zweifeln und innerer Verwirrung ergriffen bekennt. Holothurien und Schnecken gehören zwei ganz getrennten Abtheilungen des Thierreichs an, von denen die Letzteren in der Reihenfolge der Thiergeschlechter ungleich höher stehen, zweien Abtheilungen ohne die geringste Aehnlichkeit und Verwandtschaft. Müller selbst, obgleich ungern, gesteht ein, daß diese Erscheinung mit dem Generationswechsel nichts zu thun haben könne. Diese Beobachtung würde beweisen, daß auch in historischer Zeit die bis da geleugnete Möglichkeit des unmittelbaren Uebergangs oder Hervorgangs einer Thierart aus einer anderen besteht, sie würde ein seltenes, aber in historischer Zeit beachtetes Beispiel einer auf natürlichen Umständen beruhenden Neuschöpfung, kurz eines Metamorphosengesetzes sein, welchem vielleicht in vorweltlicher Zeit eine größere Bedeutung und Macht zukam, als heute; sie würde zeigen, daß selbst noch heute das Gesetz der gleichartigen Zeugung Ausnahmen erleidet. „Der Eintritt verschiedener Thierarten in die Schöpfung," sagt Müller, „ist zwar gewiß, nämlich ein Factum der Paläontologie, aber supranaturalistisch, so lange dieser Eintritt sich nicht im Acte des Geschehens und bis in die Elemente einer Beobachtung wahrnehmen läßt. Wenn dies aber möglich würde, so würde das Supranaturalistische aufhören und dieses in die Ordnung einer höheren Reihe der Erscheinungen treten, für welche auf dem Wege der Beobachtung auch Gesetze zu suchen wären." Wer bürgt uns nach einer solchen Entdeckung dafür, daß dergleichen Verwandlungen nicht auch in jetziger Zeit öfter vorkommen, daß ihnen vielleicht neben der gleichartigen Zeugung eine Bedeutung zukommt, von welcher wir bis jetzt keine Ahnung haben!

Wenn aber selbst heute noch Verhältnisse aufkommen können, unter denen ein so außerordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwissenschaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, daß einst Verhältnisse müssen bestanden haben können, unter denen auch in der höheren Thierwelt ein ähnlicher oder gleicher Vorgang möglich ward, oder unter denen ein Affe, ja irgend ein beliebiges anderes Thier die Geburt eines Menschen veranlaßte! Man wird von nun an, im Angesichte einer solchen Thatsache und im Hinblick auf das, was wir über die anders gestalteten äußeren Zustände der Erdoberfläche in vorweltlicher Zeit erfahren haben, nicht mehr Denjenigen, welche die organische Schöpfung aus allmähligen Verwandlungen hervorgehen lassen, antworten können: Warum geschieht es heute nicht mehr? Man wird nicht mehr nöthig haben, den Menschen, wie es Oken that, aus dem Meerschlamm entstehen zu lassen, und eben so wenig wird man sich versucht fühlen, mit der bornirten und in scholastischem Wust und Unsinn erstickenden Mönchsweisheit des Mittelalters sich endlosen Streitigkeiten darüber anzuschließen, ob der erste Mensch einen Nabel gehabt habe oder nicht. — „Der Boden," sagt Reichenbach, „auf welchem der erste Mensch entstand, war ein Thier, seine erste Mutter ein Thier und die erste Nahrung seines Mundes die Milch eines Thieres."

Mit dieser Anerkennung eines Gesetzes der Verwandlungen in diesem Sinne, wobei die Verwandlung nicht, wie es die alte naturphilosophische Schule wollte, eine ganz allmählige, sondern eine mehr sprungweise und schon in der embryonalen Entwickelung jedesmal vorhanden gewesen sein muß, ist ein Anhaltspunkt für die Beurtheilung der ganzen Frage nach dem Woher? der organischen Wesen gewonnen. Aus dem unscheinbarsten Anfang, dem einfachsten organischen Formelement, welches eine Vereinigung anorganischer Stoffe auf dem Wege der unfreiwilligen Zeugung zu Stande brachte, aus der dürftigsten Pflanzen- oder Thierzelle konnte sich fortschreitend mit Hülfe ungewöhnlicher Naturkräfte und endloser Zeiträume jene ganze reiche und unendlich mannigfach gegliederte organische Welt entwickeln, von der wir uns umgeben finden.*) Es versteht sich dabei von selbst, daß wir nicht gemeint sind oder

*) „Die Keime für die höheren Thiere," sagt Prof. Baumgärtner „konnten nur die Eier niederer Thiere sein. — Wahrscheinlich gingen die am höchsten entwickelten Thiere einer Thierklasse aus den Eiern niederer Thiere derselben Klasse, und diese aus den höheren einer vorausgehenden hervor. Dieses konnte selbst bei den Säugethieren der Fall sein, da die Eier derselben ꝛc. leicht nach Außen gelangen konnten. Es lehrt die Extrauterinschwangerschaft und die geglückte Transplantation der Eierstöcke, daß bei diesen Thieren die Eier auch an andern Stellen, als den ursprünglich für sie bestimmten, sich entwickeln können ꝛc. Es fanden demnach durch die ganze Thierreihe hindurchgehende, in die Schöpfungsperioden fallende Generationswechsel statt. — Aehnlich verhielt es sich mit den Pflanzen." —

„Neben dem Emporschieben der Pflanzen- und Thierwelt zu höherer Entwickelung fand in jeder Entwicklungsperiode die Bildung neuer Urkeime statt, welche die Grundlage zu neuen Metamorphorsirungen wurden ꝛc. ꝛc."

Baumgärtner erklärt weiter die Metamorphosirungen der organischen Keime und damit der Organismen selbst mit einer Vervielfältigung der Keimspaltungen während der Schöpfungsperioden, und diese Keimspaltungen selbst als bewirkt durch mehrere und verschiedene Einflüsse der äußeren Natur. Die ersten Menschen sollen nach ihm aus den Keimen ihnen zunächst stehender Thiere hervorgegangen, aber anfangs ein Leben in s. g. Larvenzustande geführt haben. Ferner stammt nach ihm das Menschengeschlecht nicht von einem Paare ab, sondern erschien sogleich in verschiedenen Rassen und in zahlreichen Individuen.

gemeint sein können, die ganze organische Welt der Erde aus einem einzigen Entstehungspunkte herzuleiten. Im Gegentheil weisen alle Thatsachen und Forschungen mit großer Bestimmtheit darauf hin, daß diese Entstehung von zahlreichen, für sich bestehenden Schöpfungsmittelpunkten ausgegangen sein muß. Es erstrecken sich diese Mittelpunkte sowohl auf die Pflanzen- als Thierwelt, und die Aehnlichkeit und dennoch wieder große Verschiedenheit dieser einzelnen Schöpfungskreise unter einander deutet recht überzeugend auf das ihnen zu Grunde liegende eigenmächtige Walten der Natur.

Wir halten diese ganze Untersuchung nicht für so müßig, wie manche naturwissenschaftlichen Schriftsteller; denn nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse dürfte es allzu abenteuerlich erscheinen, der Generatio aequivoca die unmittelbare Entstehung aller organischen Geschlechter und des Menschen selbst, wenn auch in vorweltlicher Zeit, aufbürden zu wollen. Wozu wäre alsdann überhaupt dieses ganze unverkennbare Gesetz allmähliger Entwickelung und Prototypenbildung! diese Aehnlichkeit, ja Gleichheit in der ersten Entwickelung der Individuen, wenn nicht dadurch die Möglichkeit eines Auseinanderschlagens in differente Formen und Arten unter verschiedenen äußeren Verhältnissen mit Bestimmtheit angedeutet würde. Unzweifelhaft muß auch der Generatio aequivoca in vorweltlicher Zeit eine größere Bedeutung eingeräumt werden, als heute, und es mag kaum geleugnet werden können, daß damals auch höher organisirte Wesen, als heute, auf diesem Wege mußten entstehen können. Sichere Kenntnisse indessen oder auch nur gegründete Vermuthungen über das Nähere dieses Verhältnisses besitzen wir heute nicht und wir sind weit entfernt, diese Unwissenheit nicht eingestehen zu wollen. Mag uns indessen noch so Vieles und Manches über die genauere Art der organischen Schöpfung unklar oder zweifelhaft sein — so viel können wir doch mit Bestimmtheit sagen; daß sie ohne das Zuthun äußerer Gewalten vor sich gegangen sein kann und muß. Wenn uns diese Schöpfung heute, indem wir uns in der uns umgebenden Natur umsehen, über die Maßen imponirt, und der geistige Eindruck einer unmittelbaren schaffenden Ursache sich nicht immer abweisen läßt, so ist der Grund für dieses Gefühl eben nur darin zu suchen, daß wir die endlichen Wirkungen einer während vieler Millionen von Jahren thätigen Action natürlicher Kräfte in ein Gesammtbild vereinigt vor uns sehen, und, indem wir nur an das Gegenwärtige, nicht an das Vergangene denken, uns auf den ersten Anblick nicht wohl vorstellen mögen, daß die Natur dieses Alles aus sich selbst hervorgebracht habe. Aber dennoch ist dieses so. — Mag es auch im Einzelnen geschehen sein, wie es wolle, das Gesetz der Aehnlichkeiten, der Prototypenbildung, der nothwendigen Abhängigkeit, welche die organischen Wesen in Entstehung und Form von den äußeren Zuständen der Erdrinde zeigen, mit einem Worte die allmählige Hervorbildung höherer organischer Formen aus niederen, Schritt haltend mit den Entwickelungsstufen der Erde, der Umstand namentlich, daß die Entstehung organischer Wesen nicht ein momentaner, sondern ein durch alle geologischen Perioden hindurch fortdauernder Prozeß war, daß jede geologische Periode durch ihre besonderen Geschöpfe charakterisirt wird, von denen nur einzelne aus einem Zeitabschnitt in den anderen hineinragen — alle diese Verhältnisse und Umstände beruhen auf unumstößlichen Thatsachen und sind gänzlich und durchaus unvereinbar mit dem Gedanken an eine persönliche und mit Machtvollkommenheit ausgerüstete Schöpferkraft, welche sich unmöglich zu einer derartigen langsamen, allmähligen und mühsamen Schöpfungsarbeit bequemen und sich in dieser Arbeit abhängig von den natürlichen Entwickelungsphasen der Erde machen konnte. „Eine wichtige Frage," sagt Zimmermann (die Wunder der Urwelt), „ist: woher kamen diese Thiere? wie entstanden sie? Die Annahme, daß Gott sie willkührlich geschaffen, ist nicht nur zu wenig befriedigend, sondern zu unwürdig. Der große Weltgeist, welcher Sonnensysteme und Milchstraßen schuf (?), kann sich mit Töpfergeschirr — wozu wir nach dieser Ansicht werden — unmöglich abgeben, kann auch nicht Proben von Thieren machen und sie laufen lassen, und sehend, daß sie nicht gut seien, andere machen, die besser sind."

Im Gegensatze hierzu mußte die Arbeit der Natur bei ihren halb zufälligen, halb nothwendigen Erzeugnissen eine unendlich langsame, allmählige, stufenweise, nicht vorherbedacht sein. So erblicken wir denn in dieser Arbeit nirgends einen ganz unvermittelten, auf persönliche Willkühr deutenden Sprung; Form reiht sich an Form, Uebergang an Uebergang. „Die Natur," sagte einst Linne, „macht keinen Sprung," und in der That ist jede neue Entdeckung oder Thatsache in der Naturforschung ein weiterer Beweis für diese Behauptung. Unvermerkt geht die Pflanze in das Thier, das Thier in den Menschen über. Trotz aller Bemühungen ist man doch bis auf den heutigen Tag nicht im Stande gewesen, eine feste Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich, zwei anscheinend so streng getrennten Abtheilungen organischer Wesen, aufzufinden, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß man es jemals im Stande sein werde. Ebensowenig existirt jene unübersteigliche Grenze zwischen Mensch und Thier, von welcher man so viel reden hören muß, vielleicht weil die Redenden fürchten, ihr eigner Verstand möge bei einer solchen Vergleichung an Ansehen verlieren. — Die Geologen berechnen das Alter des Menschengeschlechts auf 8 — 100 Tausend Jahre, gleich dem Alter der s. g. Alluvialschicht, auf der zuerst menschliches Leben möglich wurde; dagegen existirt die Geschichte menschlichen Daseins, also sein culturfähiger Zustand, erst seit wenigen tausend Jahren. Welche Zeit mußte demnach vergehen, bis der Mensch sich auf einen solchen Punkt geistiger Höhe schwang, auf dem es ihm Bedürfniß wurde, seine Erlebnisse seinen Nachkommen traditionell mitzutheilen! u. welches Recht haben wir, den heutigen Culturmenschen, der auf der obersten Sprosse einer hunderttausendjährigen Leiter steht, als ein Produkt übernatürlicher Einwirkung zu citiren? Wenn wir an seinen Ursprung zurückdenken, werden wir anders urtheilen. Ohne Zweifel näherte sich der Mensch in jenen früheren Perioden in seinem ganzen Wesen mehr den Thieren, als dem Bilde seines heutigen Zustandes, und die ältesten ausgegrabenen Menschenschädel zeigen rohe, unentwickelte und thierähnliche Formen.*) In

*) „In der Republik Peru in Südamerika hat Pentland an den Ufern des

welcher Weise sich der Schädelbau der europäischen Menschheit im Laufe selbst der historischen Zeit allmählig vervollkommnet hat, wird im Kapitel „Gehirn und Seele" eine genauere Erwähnung finden.

Wollte man dennoch, entgegen allem naturphilosophischen Verstand, annehmen, es habe die unmittelbare Hand des Schöpfers selbst diese Vorgänge überall und allerorten, zerstreut durch Raum und Zeit, geleitet, so würde man sich damit allgemeinen pantheistischen Vorstellungen nähern und könnte nicht umhin zuzugeben, daß dieses Verhältniß noch fortdaure, da die Entwickelung der Erde und der auf ihr lebenden Pflanzen- und Thiergeschlechter nicht aufgehört hat, sondern in gleicher oder ähnlicher Weise fortdauert, daß kein Schäflein ohne Zuthun jener schaffenden Allgewalt gezeugt und geboren werden könne, und daß jede Mücke, welche ihre Eier legt, auf die unmittelbare Sorge jener Gewalt für Ausbrütung ihrer Nachkommenschaft Anspruch zu machen habe. Aber die Wissenschaft hat längst das Natürliche, Mechanische und Zufällige in diesen Vorgängen zur Evidenz nachgewiesen und jeden Gedanken an übernatürliche Dazwischenkunft verbannt. So kann uns auch dieses Verhältniß zum Beweis unserer ausgesprochenen Ansichten werden, da ein Rückschluß von der Natürlichkeit der heutigen Vorgänge der organischen Welt auf einen ebenso natürlichen Anfang gerechtfertigt ist, und umgekehrt. „Wer A sagt, muß auch B sagen. Ein supranaturalistischer Anfang erfordert nothwendig eine supranaturistische Fortsetzung.

„Als Individuum abgeschlossen," sagt Burmeister, „blieb die Erde in gewissen unabänderlichen Beziehungen zu ihrer Umgebung, und was auf ihr, unabhängig von diesen Bedingungen, vorging, das vollbrachte sie selbst aus eigener Kraft; denn es gab und giebt noch heute keine Gewalt auf der Erde, als diejenige ist, welche sie nun einmal besitzt. Mit dieser Kraft hat sie sich entwickelt; wie weit deren Wirkungen sich erstreckten, reichten auch ihre Erfolge; wo die irdischen Kräfte schwindet auch alle und jede Wirkung auf Erden, und was sie nicht hervorbringen konnte, das ist nie dagewesen, das wird nie hervorgebracht werden!" —

Niemals hat die Wissenschaft einen glänzenderen Sieg über diejenigen davongetragen, welche ein außerweltliches oder übernatürliches Princip zur Erklärung des Daseins herbeiziehen, als in der Geologie und Petrefaktenkunde; niemals hat der menschliche Geist entschiedener der Natur ihr Recht gerettet. Weder kennt die Natnr einen übernatürlichen Anfang, noch eine übernatürliche Fortsetzung; sie, die Alles gebärende, ist sich selbst Anfang und Ende, Zeugung und Tod. Aus eigner Kraft brachte sie den Menschen hervor, aus eigner Kraft wird sie ihn wieder zu sich nehmen. Kann nicht auch diese Menschenart zu Grunde gehen und eine vollkommenere an ihre Stelle treten?*) Niemand weiß es, Niemand hat es gewußt, Niemand wird es wissen, als die Ueberlebenden!

*) Das Menschengeschlecht als Ganzes trägt eine eben solche Menge Andeutungen zu neuen, höheren individuellen Gestalten in sich, wie die Thiere der Vorwelt solche zu später aus ihnen hervorgegangenen Thierformen trugen. Es liegt kein Grund gegen die Möglichkeit der Annahme vor, es habe die stufenweise Entwickelung der organischen Welt nicht aufgehört, sondern werde sich nach und nach zu immer höheren Daseinsformen heraufbilden.

Titikaka-See's in neueren Zeiten unzählige Grabmäler von großartiger Bauart entdeckt, welche Gebeine von Menschen eines jeden Alters enthalten, deren Schädel beweist, daß sie einer ausgestorbenen Menschenart angehörten, welche von allen Menschen verschieden war, die jetzt auf Erden leben, indem sie so gebaut sind, daß ⅔ der gesammten Hirnmasse hinter dem Hinterhauptloche sich befand, und deren Gesichtsknochen affenartig verlängert werden."

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludwigh.

August, 1866.

Am 26. August fällt mein Namenstag und derselbe Tag ist der Geburtstag Eines meiner drei Stammhalter. Trotz dieses doppelten Feiertages reiste ich am 25. nach Louisville ab. Welch ein gemüthloses Leben! Man wird in diesem Lande des rastlosen Jagens endlich bei aller Tiefe des Gefühls zu einem wahren Petrefact der trockensten Prosa. Aber gerade durch Abstreifen dieser altherkömmlichen Formen, durch dieses Nomadenleben eines großen Theiles der Bevölkerung dieser Glorreichen, der oft seinen Wohnsitz verändert und noch öfter auf Reisen ist, wird der Mensch gewohnt von äußern Dingen zu abstrahiren, seine Welt und sein Glück in sich selbst zu suchen und Jene die er liebt, und von denen er so oft getrennt lebt, geistig in sich selbst aufzunehmen. Ich selbst, ein Theil dieser Nomadenschaar ohne stabile Heimath und ohne Heimathsgefühl, habe wohl seit 28 Jahren meiner Ehe 10 Jahre auf Reisen zugebracht. Ein stetes Scheiden u. Wiedersehen! So wird es wohl dauern so lange ich im Stande bin die Beine zu bewegen. Und bis jetzt war ich noch immer glücklich, ohne einem der vielen Accidents zu begegnen, von denen ich so wenig Furcht hege, daß ich selbst nicht mein Leben versichere. Es ist Dies nicht Leichtsinn, sondern Vertrauen in das bewährte Glück, das beinahe zum blinden Fatalismus geworden. Auch die Cholera, die in diesem Staat in Cincinnati so viele Opfer sich auserlesen, ließ mich und die Meinigen unberührt, obschon wir, trotz des städtischen Verbotes, Welschkorn, Gurken und Melonen aßen u. uns ganz wohl befanden. Ich kann mich einmal nicht überzeugen lassen, daß dieser Würgengel in reifen Früchten stecke oder in besonderen Gemüsen, sondern bin vielmehr geneigt zu glauben, daß er miasmatischer Natur ist und, wie bei allen Seuchen und an-

steckenden Krankheiten Disposition im Menschen vorhanden sein müsse, um als Gift tödtend zu wirken. Ich war in Constantinopel zur Zeit der Pest, sah die Cholera im Jahr 1831 in Ungarn wüthen und habe sie hier im Lande drei Mal erlebt, ohne das Gespenst zu fürchten und es wäre die größte Thorheit, wenn ich jetzt mit 66 Jahren, so gerne ich auch lebe, den Tod fürchten würde, der ja nichts anders als Auflösung der Form und bewußtloser Stoffwechsel des animalischen Organismus, im unendlichen All der Natur.

Wohlan, so lasset uns denn leben und genießen, so lange wir leben und lernen, jede Stunde bereit sein, zu sterben! Möchte freilich noch eine Weile leben, nicht so sehr meiner selbst wegen, als um meine Knaben zu erziehen und — durch Herausgabe freier, bildender Werke gegen die Kirche Opposition zu machen, die den Menschen systemakisch verdummt, anstatt ihn frei u. glücklich zu machen. Nun, die Natur, (körperliche Beschaffenheit und Verhältnisse) werden wohl auch diesen bescheidnen Wunsch, einige siebenzig Jahre zu erreichen, noch erfüllen, um das begonnene Werk der Aufklärung erfolgreich zu vollenden und der Welt ein Beispiel zu geben von Consequenz und daß der Mensch auch ohne Glaube die Tugend lieben und nach Kräften üben könne.

Die Reise an Bord des eleganten Steamers Major Anderson auf dem pittoresken Ohiostrome nach Louisville war bei heiterem Himmel eine sehr angenehme. Herr Sauermann hatte die Güte für den Sonntag eine Rede anzuzeigen u. ein Local zu besorgen. Das Thema war: Nicht Religion, sondern Vernunft und Tugend machen den Menschen frei. Ich hatte eine intelligente Versammlung von circa 200 Personnen. Nach der Rede machte ich meinen neuen Plan zur Gründung einer Propaganda durch Herausgabe freier Werke gegen Kirche und Pfaffenthum bekannt, fand auch sogleich einige Mitglieder, die den Reigen für Lousville begannen, das der freisinnigen Deutschen viele zählt, und die Gesammtzahl von 19 Theilnehmeru überzeugte mich alsbald, daß es hier Männer giebt, die nicht nur auf der Zunge das freie Wort führen, sondern auch nach Kräften der geistigen Freiheit ein materielles Opfer bringen, daß unbedingt nothwendig ist, um einigermaaßen mit Erfolg, mittels der Presse gegen die schwarze Brut, der Verfinsterung anzukämpfen. Nur Einer von meinen wohlhabenden Freunden sagte: „es helfe ja doch Nichts; man müsse sich auf die Zeit verlassen." Auf die Zeit? Ist denn die Zeit etwas anderes als ein abstracter endlicher Begriff des Unendlichen? Wie kann die Zeit eine geistige Reform anbahnen, wenn nicht der Mensch, der in der Zeit lebt, durch Wort und Schrift, durch Wissenschaft und durch Beispiel sich an Dem betheiligt, was Reform bezweckt und sie fördert? — Wurde die Inquisition durch die Zeit in's Leben gerufen, oder durch einen Mönch und einen heiligen Vater zu Rom? Hat die Zeit den Kreuzzug gepredigt, oder Peter, der Ermit? Hat die Zeit die Reformation geboren, oder hat sie Martin Luther hervorgerufen? Hat die Zeit es, gegen die Bibel, gelehrt, daß die Erde sich um die Sonne drehe, oder Galilei? Hat die Zeit die alten Dogmen entkräftet, oder Männer wie Thomas Paine, Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach und Andere geistige Heroen der Vorzeit? Wurden die Naturwissenschaften durch die Zeit ausgebeutet, oder bedurfte es eines Humboldt, eines Moleschott, eines Büchner, eines Roßmäßler, Czolbe und Anderer, um die Theologie und Metaphysik zu bekämpfen und endlich zu besiegen? Alle diese Fragen sind leicht zu beantworten, wenn man anderes nicht geneigt wäre, die absurde Behauptung aufzustellen, daß die Zeit, die innere Schmerzen des Herzens heilt, auch ein Glied amputiren, die Natur in ihrem Wirken erforschen und der Wahrheit, der Wissenschaft den Sieg über Tugend und Irrthum verschaffen könne.

Hieraus sehen Sie denn, mein geehrter Freund, daß nicht die Zeit, sondern die Menschen in der Zeit in später Zukunft die Kirchen entbehrlich machen werden. Es ist nicht die Zeit, welche das freie deutsche Element auch in Ihrer Stadt vermehrt hat, sondern die Presse und das freie Wort; es ist nicht die Zeit, welche Ihre freie Schule in's Leben gerufen hat, sondern der freie Geist und der mächtige Dollar, den auch Sie für dieselbe zum Opfer gebracht haben. „Intelligenz ist Macht." Das haben die Jesuiten und Priester im Allgemeinen bewiesen und wäre das Volk so intelligent wie seine Pfaffen, so gäbe es kein Pfaffenthum. Das haben Napoleon, der Völkerschlächter, und Napoleon, der Freiheitsmörder, bewiesen, und die Republik wird nur dann die Monarchie erfolgreich besiegen, wenn die Völker, im Laufe der Zeit, durch Wort und Schrift über das Wesen der Selbstregierung aufgeklärt und durch den nothwendigen Grad der Intelligenz der Knutenherrschaft entwachsen sein werden. Das hat in jüngster Zeit Bismark bewiesen, der seinem Gegner geistig überlegen einen Jahrhundert hindurch mächtigen Thron erschüttert, dem Hause Hapsburg, als deutscher Macht, den Todesstoß versetzt und Deutschland dem später unvermeidlichen Loos der Einheit näher gebracht hat. Und war es die Zeit, die diese Republik von der alten Schmach der Sklaverei befreit hat? frage ich endlich, und sage: nein, es war die Agitation und — die große Kanone. Und von der Agitation der Presse und der Rede, von der Intelligenz und Tugend der Majorität unseres Volkes wird es abhängen, ob bei der Reconstruktion der Union die Politik unseres weißen Mannnes im weißen Hause oder die des Congresses zu Gunsten der Menschenrechte und künftigen Sicherheit der Republik siegen werde. Nicht wer klagt und schimpft und am Fortschritt verzagt nützt der Menschheit, sondern wer belehrt und thatkräftig eingreift in die Speichen der der Zeit.

Louisville verschönert u. verbessert sich bedeutend. Es werden eben wieder viele neue Bauten aufgeführt, Straßen und Levee in guten Zustand versetzt und Schienen gelegt nach allen Richtungen der Stadt hin; auch ist eine deutsche protest. Kirche im Bau, welche blos 100,000 Doll. kostet! —

Nach meiner Rede ging ich von einigen Freunden begleitet, nach Struve's Garten, wo Sonntags bei sehr gutem Orchester im Schatten der Bäume der Deutsche seine Muße genießt. Abends besuchte ich in Heser's Garten das Theater. Man gab, und zwar sehr brav: „Das Porträt der Geliebten," ein geistreiches Lustspiel von Töpfer.

Am 28. fuhr ich auf der Jeffersonville- und Indianapolisbahn nach Columbus, im Staate Indiana. Die Straßen waren sehr belebt; denn es war eben ein Circus da, eine sogenannte „show." Wasser- und Zuckermelonen sah ich selten so viele und

von solcher Größe wie sie hier die Farmer zur Stadt brachten. Jene sind sehr gut; diesen fehlt das feine Aroma.

Herr Stadler machte mir das Vergnügen, mich 4 Meilen weit in's Land zu fahren. Wir besuchten Herrn Gressel, einen itelligenten deutschen Farmer, wo wir uns mit Melone und Milch erfrischten. Der Boden in diesem County (Bartholomes) ist der fruchtbarste im Staate und wird meist für Welschkornbau benutzt. Die Erndte dieses Jahres wird eine sehr ergiebige sein.

An der freien Schule wurde ein neuer Lehrer angestellt, da der frühere, Herr Seyfert, nach New Albany übersiedelte. Dieser Stadt thäte es sehr Noth freie Schulen in's Leben zu rufen; denn die Orthodoxie in Religion und Politik hat hier gewaltige Wurzel geschlagen.

Am 3. d. M. wird General Willich die Deutschen von Columbus addressiren, um Propaganda gegen Hrn. Johnson zu machen. Die demokratischen Blätter sind über den Generalen, als Politiker, sehr ungehalten; meinen, er verdiene den Namen eines Freisinnigen nicht, sondern sei Fanatiker, da er in seinen Reden die Katholiken beschimpfe und die Behauptung aufstelle, nur sie und unwissende Leute bekennen sich zur demokratischen Partei, und da er mit Gewalt von 300,000 Mann drohe, falls sie sich nicht zu Gunsten des Congresses bekehren würden. Es wird in Parteiblättern viel entstellt; ja, leider, sogar viel gelogen; kann also nicht glauben, daß Willich anstatt durch Gründe das Volk, ohne Unterschied des Glaubens, über die schwebenden Fragen der beiden Parteien und das Schisma zwischen Präsident und Congreß, aufzuklären und Proselyten für sich und seine Partei zu machen, durch beleidigende Behauptungen und Drohungen sich selbst und der Partei Schaden zufüge, für die er in die Schranken trat. Hätte ich jene Aeußerungen, deren er beschuldigt wird, aus seinem Munde gehört, so würde auch ich selbst unbedingt in den Tadel unserer Gegner einstimmen und ihm zurufen: Herr General, Sie mögen ein guter Taktiker im Felde sein; doch für den Stump fehlt Ihnen der Takt, welcher nothwendig ist, um durch Gründe Andere für sein politisches Credo zu gewinnen. Mit dem Dreschflegel-Takt kann man weder einen intelligenten und umsichtigen Feldherrn besiegen, noch unwissende Gegner der Intelligenz zuführen.

Zu Columbus findet ein freier Redner guten Boden, der eine ergiebige Erndte geben kann, wenn der Saame durch geschickte Hand gesäet wird.

Von Columbus nach Indianapolis gefahren und im Spencer House übernachtet. Es bestehen hier drei deutsche Zeitungen. Wäre Herr Johnson in den letzten Jahren seines „letzten politischen Wirkens" sich so consequent geblieben, wie mein alter Freund und politischer Gegner aus Philadelphia, der Herausgeber der demokratischen Zeitung zu Indianapolis, hätte er den Pegasus des Zeitgeistes bestiegen anstatt das Demagogenroß zu reiten; hätte er den Sieg der Waffen unserer braven Generäle und Soldaten für die Menschenrechte auszubeuten verstanden, anstatt sein bescheidenes „I and my policy" dem Congresse aufoctroyiren zu wollen; wäre er mit den loyalen Fortschrittsmännern des Nordens u. des Südens Hand in Hand gegangen, anstatt mit den Rebellen zu liebäugeln, wäre er intelligent genug, um einzusehen, daß eine der Zeit angemessene Abänderung der Constitution keine Vernichtung, sondern Befestigung derselben sein müsse; kurz, wäre der Mann mehr Staatsmann, als gewöhnlicher Politiker, so stände es, nach meiner Meinung, besser um unsere Gegenwart und nächste Zukunft, die in der That eine sehr düstere zu sein scheint, wenn die Zeichen der Zeit im Süden nicht trügen. Der Schluß der Johnson-demokratischen Logik: „Die in Rebellion gewesenen Staaten waren nie aus der Union, folglich müssen jene Staaten, nachdem die Rebellion besiegt ist, alle jene Rechte erhalten, welche andern Staaten zukommen," ist ganz richtig. Wie steht es aber mit diesem Schluß: „Die Rebellen haben als Hochverräther alle Rechte als Bürger verwirkt und sind des Todes schuldig; nun aber ist die Rebellion besiegt: folglich müssen die Rebellen jetzt sogleich mit loyalen Bürgern gleiche Rechte erhalten!? Hängen konnte man sie nicht alle, man läßt sie vielmehr alle laufen, und übt Gnade, Großmuth und Barmherzigkeit an den „verirrten" Brüdern, anstatt sie bis zur nächsten Generation politisch todt zu machen; was ja immer noch ein Act der Gnade wäre, wenn sie wirklich Hochverräther waren, für welche Ihr sie ausposaunt und als solche verdammt habt. Das Dilemma, der Knoten ist allerdings schwer zu lösen, um so schwerer, da die äußerste Consequenz der Vernichtung der Sklaverei in das Suffragium der farbigen Rasse ausläuft; doch die Lösung ist nicht unmöglich und sollte unsere Staatskunde und die Majorität des stimmberechtigten Volkes den Schlüssel zu dieser friedlichen Lösung nicht finden, so wird man eben den Knoten zerhauen müssen, wie es bei allen Zeitfragen der Fall ist, „wo an der Verschuldung der Reform die Revolution sich rächt." — In einem solchen Dilemma befinden sich gegenwärtig auch Herr von Bismark nebst seinem König, als Sieger, und Kaiser Franz Joseph, als Besiegter. Jenem obliegt es, auf constitutionellem Wege ein einiges teutsches Reich zu gründen; Diesem, mit Aufopferung seiner deutschen Provinzen (ein anderes österreichisches Venedig), die slavischen Elemente seines paralisirten Reiches constitutionell zu vereinigen und sein Augenmerk auf „Fiume und Constantinopel" zu richten. Die Aufgabe und Lösung Preußens ist eine leichte; die von Seiten Oesterreichs, der heterogenen Elemente wegen, eine sehr schwierige, bei deren Lösung auch der Kaiser von Rußland mitzusprechen haben wird. Die natürlichen Grenzen der Länder sind Meere, Flüsse, Berge; die natürlichen Grenzen der Nationen sind ihre Sprache. Das künstlich Erzwungene und Aufgedrungene ist von kurzer Dauer.

Via Indianapolis, Terrehaut und Lafayette ging es nach Chicago, wo ich, bei Ermangelung eines deutschen Hotels erster Classe wieder so glücklich war, im Restaurant des Herrn Kadish Das zu finden, was mich auf Reisen zufrieden zu stellen vermag.

Zu Terrehaut traf ich die Schauspieler Hohlfelder und Seemann, deren ich in einem früheren Streifzug rühmlichst Erwähnung that, in der Rolle von „Koch und Kellner." Das Stück: „Prairie-Hahn", durch Herrn Hohlfelder eigenhändig dressirt und aufgeführt, überzeugte mich, daß Derselbe in der Küche eben so gerechtes Lob verdient wie auf der Bühne.

Zu Lafayette wohnte ich im Dell House

und hatte da den Sonntag über zu laviren. Den Vormittag den Musen gewidmet und Nachmittags in Gesellschaft des Herrn Kimmel einige Besuche gemacht, in specie. bei Herrn Kächlein, einem gemüthlichen Wiener.

Reicheren Stoff zur Mittheilung hat mir dieses Mal Chicago geboten ; denn am Tage meiner Ankunft, am 5. Septbr., ist spät Abends auch der weiße Mann vom weisen Hause mit seinem Hofstaat angekommen, um am 6. die Grundsteinlegung des Monumentes für Stephen Douglas zu verherrlichen. Die hohen Herrschaften wurden in Detroit durch eine Compagnie Ver. Staaten-Infanterie, eine Compagnie Cavallerie und 80 personificirte Parodien moderner Ritter des Templer-Ordens nach dem Depot escortirt, wo ihnen nebst der Delegation von Chicago und andern Auserwählten durch den braven General-Superintendenten der Michigan-Bahn, Herrn R. N. Rice, und seinen Assistenten Herrn Muir 4 elegante Waggons angewiesen wurden. Daß Hochdieselben auf allen Stationen, Ypsilanti, Ann Arbor, Jackson u. s. w. von den Bürgermeistern der respectiven Städte durch Reden empfangen und von der versammelten Menge mit Hurrahs begrüßt wurden, ist selbstverständlich und es läßt sich dagegen Nichts einwenden, wenn das souveraine Volk seinem Präsidenten und Dienern in hohen Aemtern durch öffentliche Demonstrationen seine Achtung zu erkennen giebt. Die großartigste solcher Demonstrationen war wohl jene, zu Ehren des durch Meuchelmord gefallenen Lincoln. Solchen Pomp, solchen Triumphzug, obschon verschieden motivirt, könnte blos der heilige Vater von Rom erwarten, wenn er nach New-York käme und eine Tour durch die Ver. Staaten machte. Auch der Kaiser von Rußland und der Kaiser von China dürften mit Zuversicht auf Tausende von volkssouverainen Kehlen rechnen, die ihnen donnernde Hurrahs zuriefen, wenn Ihre Majestäten geruhen würden, dieses freie Land mit ihrem Besuche zu beehren. Je geistig kleiner der Mensch, desto mehr bewundert er, desto tobender beklatscht er solche Größen, die er, wenn er eben mehr Verstand und ein Bischen Charakter hätte, entweder mit Stillschweigen dahinnehmen, oder sogar, nach Umständen, mit Verachtung von sich weisen sollte. Der Weise legt wenig Gewicht auf die Hurrahs von Gaffern und Klaffern, und der laute Beifall der Stupidität und Servilität ist für ihn kein Maaßstab des wahren Verdienstes ; sei dieses zum Wohl eines Individuums, eines Volkes, oder der Menschheit. Ich habe dem Pomp einer Königskrönung im alten Vaterlande beigewohnt und seit bald dreißig Jahren hier zuLande gar manche Volksdemonstration und „lappalien-decorirte" Prozessionen mit angesehen; aber die widrigsten von allen denselben waren mir die Hard-Cider-Prozessionen zur Zeit Harrison's und die Reise des Herrn Johnson nach dem Grabe Douglas, um durch die vielen trivialen Reden eines Stump-Politikers über „J and my policy" die Dignität des Präsidentenamtes und das Grab eines begabten Politikers zu entweihen, der Lincoln und der lauwarmen republikanischen Fortschrittspartei im Leben mit all seiner Beredtsamkeit sich entgegenstemmte und beim Sterben die großen Worte aussprach : „Wer mit den Rebellen sympatisirt, ist im Herzen ein Verräther." Hört Ihr es? Ja wohl ; doch Ihr könnt oder wollt es nicht begreifen, bis Ihr endlich wieder werdet fühlen müssen. —

Der König a Chapeau, durch Gottes und Booth's Gnade auf vier Jahre zu dieser hohen und wichtigen Stelle erhoben, wurde auch in Chicago von hundert modernen Templern ritterlich empfangen. Der König erschien in einfachen schwarzen Civilkleidern, ohne Krone und ohne Orden ; doch seine Macht war dennoch groß, auch ohne Decoration, im Civil sowohl wie im Militär, und seine Guillotine schwebt über Tausenden in Aemtern, die Seiner Majestät Politik nicht gut heißen. Die Ritter aber waren geschmückt mit rothen Kreuzen, mit bunten Scherpen und glänzenden Orden, als wollten sie das Motto des Mittelalters : Sub hoc signo vincis (unter diesem Zeichen wirst du siegen) der Neuzeit einimpfen, die Errungenschaften der Wissenschaft verhöhnend, und das republikanische Volk, das jetzt mehr als je constitutionell gehumbugt wird, lüstern machen nach den Ordensauszeichnungen der Monarchien. Sollte der Mensch nicht thatsächlich in gerader Linie vom Affen abstammen; so ist er ihm doch an Nachahmung noch ähnlicher als an Form. Davon kann sich der stille Beobachter bei kleinen wie bei großen Kindern überall sehr leicht überzeugen. Einen Ritterorden des finstern Mittelalters in einem demokratischen Staate nachäffen, das bietet Alles an Blasirtheit was noch je da gewesen.

Ich mische mich höchst selten in ein Gedränge. Hier versuchte mich der Böse, die Ankunft des Präsidenten und Gefolges vor dem Sherman House zu sehen. Der Menschenstrom drängte mich aber immer weiter und weiter von der Balkon-Seite ab, so daß ich weder die Gäste sehen, noch die Reden vernehmen konnte. Das Schlimmste war, daß ich zuweilen so gedrückt wurde, um vor Schmerz ächzen zu müssen und — einen meiner Glacee-Schuhe verlor, was mich besorgt machte, auf dem kalten Steintrottoir mir Krankheit zuzuziehen. Wie wailand ein König ausrief: mein Königreich für ein Pferd ; so rief ich laut: my shoe, my shoe, J lost my shoe! Meine nächste Umgebung muß aus sehr vernünftigen Menschen bestanden haben, denn anstatt im Schmerzruf eines Schuhes wegen mich auszulachen, bemühte man sich, so gut es ging, ihn zu suchen und ein Herr war, in der That, so artig, mir den im Gewühl Zertretenen und Beschmutzten zu präsentiren. Das Anziehen war eine eben so schwierige Aufgabe wie das Suchen. Endlich war die Komödie vorüber und der Menschenstrom zertheilte sich nach allen Richtungen hin, Jeder nach seiner Denkweise motivirt zufrieden oder unzufrieden, lobend und bewundernd, oder tadelnd und, wie der Engländer sagt, disgusted. Ich sah eine Menschenmasse wie man sie selten einiger Menschen wegen zusammenbringen kann ; sah Raketen und hörte Kanonen donner und Hurrahs des Beifalls und Zischen des Tadels; (eine Stimme rief : that's Moses) ; doch in Betreff der Reden mußte ich mich mit den Zeitungen vertrösten, und daraus ersah ich, daß His Honor der Mayor His Excellency den Präsidenten den Rittern oben u. den Plebejern unten vorstellte und ihn und seine distingvirten Begleiter im Namen der Stadt willkommen hieß, in der Hoffnung, daß Seine Excellenz eine angenehme Erinnerung an diese progressive Stadt des Nordwestens mit nach Hause nehmen werde. Hierauf erwiederte die demokratische Excellenz mit der bei sol-

ther Gelegenheit üblichen Dankesformel; versicherte, daß sie sich stets bestrebt habe, ihre Pflicht zu erfüllen, daß sie sich stets auf das Volk verlassen und dabei nie getäuscht wurde; daß Se. Excellenz diese Demonstration nicht als eine ihm individuell veranlaßte, sondern als eine Manifestation der Zustände betrachte, in welchem jetzt das Land verwickelt ist, als eine Herzergießung des Volkes, die sich in Bälde auf das Deutlichste wird zu erkennen geben.

Das heißt: Das Volk wird seine Politik adoptiren und ihn bei der nächsten Wahl wieder als Präsident nominiren. Nun, Herr Johnson steht allerdings nicht allein da; er hat alle Rebellen (wie man sie ja doch nannte) für sich, auch alle Jene, die durch Principienverläugnung im Amte bleiben, oder durch aufrichtige oder geheuchelte Sympathie ins Amt kommen wollen, und die ganze Masse der demokratischen Partei, nebst dem Schock der republikanischen Ueberläufer. Aber, aber das ist immer nur noch ein Theil des Volkes, einer mächtigen Opposition gegenüber, welche — im Süden sowohl wie im Norden — die Politik des Präsidenten verdammt und jene des durch ihn so häufig beschimpften Congresses billigt. Auf dem Wege des Stimmens fährt Herr Johnson bei Weitem nicht so sicher, als er auf dem Wege des Meuchelmordes gefahren ist und neben der Großmuth und Liebe zu den verirrten Brüdern, neben der Liebe zu der von Denselben mit Füßen getretenen Constitution, die er ewig als Köder im Munde führt, mag wohl auch eine geheime Angst des großen J vor einem andern südlichen „Boothus" die Triebfeder „of my policy" sein, geführt durch die zitternde Meisterhand des schwer heimgesuchten Staatssekretärs, Herrn Seward. Seine Stellung ist jedenfalls eben so schwierig, wie seine Politik vom Standpunkt der Menschenrechte, der Humanität und der Staatsklugheit verwerflich ist und so sehr auch ich seine Maaßregeln und seine politische Proselytenmacherei auf der Tour nach dem Grabe seines Freundes Douglas mißbillige, so bin ich doch nicht geneigt, ihn als absolut schlechten und absichtlichen Verräther auf den Pranger zu stellen, obschon ihn von diesem nur eine sehr dünne Linie scheidet und ihm dieser Platz, im Punkte der allgemeinen Freiheit und Humanität, de jure und de facto gebührt.

Nach der kurzen Rede des Präsidenten vom Balkon des Sherman Hauses introducirte der Bürgermeister einzeln die Herren Seward, General Grant, Admiral Farragut, A. W. Randall und — die Erscheinung rauschte vorüber.

Nächsten Tag, während der Feier, waren das Postamt, das Zollhaus, die Banken und mehre andere Häuser geschlossen.

Der Grund, auf welchem das Douglas-Monument errichtet wird, befindet sich drei Meilen vom Centrum der Stadt, am Saume des Michigan Sees. Es ist dies der hübscheste Platz in der flachen Umgegend von Chicago; sanft hügelig; mit Bäumen bewachsen und nach dem See abdachend. Zur Zeit des Krieges war in der Nähe ein großes Lager mit ausgezeichneten Barracken. Auch befindet sich in der unmittelbaren Nähe die Universität, ein großartiges und schönes Gebäude. Der Platz ist mit der Stadt durch eine Straßen-Eisenbahn in Verbindung. Am Tage des Festes liefen alle zehn Minuten Züge von mehren Waggons. Da ich, wie Pilatus in's Credo, unverhofft zu diesem Feste kam, wollte ich doch auch Alles prima facie in Augenschein nehmen und so fuhr ich denn mit dem ersten Zuge der Central Bahn hinaus nach dem Festgrund. Im Salon des „dicken" Kleinert mit Rheinwein und Schinken gehörig vorbereitet und gestärkt, begab ich mich nach dem Monumentplatz. Hier traf ich, in der Front gegen den See, eine hohe Platform, errichtet mit Sitzen für dreitausend Personen. Noch war der Zug in der Stadt nicht in Bewegung und schon hatten einige hundert Personen, für den Preis von drei Dollars, ihre Sitze eingenommen. Auch ich wollte sitzender Zuschauer und Auscultant sein; löste mir denn eine Karte am Eingang und anstatt auf der Platform Platz zu nehmen, präsentirte ich mich dem Cerberus am Eingange zur Tribüne der Notabilitäten und Festredner als Reporter eines deutschen Magazins von Cincinnati und postirte mich im sichern Selbstvertrauen der Legitimität auf eine Bank der Herren von der Presse.

Um das Grab des Gefeierten herum hat man nun eine 4laterale, auf 30 Fuß hohen Säulen gestützte Struktur errichtet, mit Ver. Staaten Flaggen, schwarzen Draperien und Guirlanden von Immergrün und Blumen geschmückt. Im Centrum des Grabes stand eine sehr gut gearbeitete Marmorbüste von Stephen A. Douglas, über welcher ein Stern schwebte. Möge sein Ruhm die Dauer dieses Sternes überleben, dachte ich; denn er war bloß aus Pappe gemacht und mit Goldpapier überzogen. Daß Douglas ein großer Redner, großer Staatsmann und großer Patriot war, darin stimmten alle Festredner überein und sie mögen Recht haben; denn ohne die politischen Debatten Lincoln's mit Douglas, wäre auch Jener kein große Präsident, kein großer Mann, kein Märtyrer geworden, den das amerikanische Volk seinem geliebten Washington an die Seite stellt. Also, de mortuis nil nisi bene, über das verum und die eigentliche Größe beider dieser gefeierten Männer, die nun im Himmel keine Politik mehr treiben, wird die spätere Nachwelt ein ruhigeres Urtheil fällen als die enthusiasmirte Gegenwart. Jedem das Seine. Herr Lincoln war als Politiker so wenig für Menschenrechte und Humanismus begeistert, wie es sein Gegner Douglas gewesen und so wenig es Herr Johnson kraft seiner Erziehung und Stellung sein kann. Ihr Herz und ihr Sinn hing an der Constitution wie sie war; für diese hat man Armeen in's Feld gerufen, für diese hat man sich brüderlich todtgeschlagen und gemordet, und diese ist es, dieses antiquirte Panzerhemd, mit dem sich Andy umgürtet, um mit dem Congreß und den gottlosen Radikalen, die eine dem Sieg und dem Fortschritt angemessene Verbesserung der Constitution befürworten, einen Kampf auf Leben u. Tod zu führen. Ich zweifle gar nicht daran, daß Douglas, wie Herr Johnson sich ausdrückte, wenn er auferstände, jetzt in dieser Crisis an seiner Seite kämpfen würde. Und so viel ich im Stande bin, Herrn Lincoln's geistigen Standpunkt und seine politischen Antecedenzen zu beurtheilen, so glaube ich, daß es sehr problematisch ist, ob er, falls er lebte, die besiegten Staaten für Territorien erklären und die sogenannten Rebellen politisch todt machen würde, zum Heil der allgemeinen Freiheit. — Was er gethan hat, wissen wir — er war zäh, ging schwer und fast nur durch überwältigenden Einfluß von Außen vorwärts; aber er hielt auch fest an dem Einmal Erfaßten und ging nie rückwärts. — Das kann man von Herrn

Johnson allerdings nicht sagen; denn wir wissen, was er sprach und was er spricht, was er zu thun verheißen und was er thut. Hierin liegt der wesentliche Unterschied dieser beiden Männer, deren Name fortleben wird, so lange die Geschichte lebt, die von ihnen der großen Ereignisse wegen nicht getrennt werden kann: Jener war ein Charakter; dieser hat keinen Charakter. c'est tout.

Die Sonne brannte heiß und stand schon am Zenith, als endlich schallende Blechmusik die Ankunft der großen Menagerie, alias Prozession, verkündete, bestehend aus allerlei Societäten, Rittern, Maurern, sonderbaren Brüdern, Temperenzlern, Turnern und Soldaten; Amerikanern, Deutschen, Irländern, Böhmen, Franzosen und sonstigen Nationalitäten; Bürgern u. Bürgerinnen in Kutschen, Buggies und hoch zu Roß. Als die Kutsche mit dem Präsidenten und Gefolge außerhalb des Festgrundes ankam, da erscholl im Troß ein donnerndes Hurrah, daß die Luft wiederhallte. Der Präsident, mit Secretär Seward Arm in Arm, General Grant, Admiral Farragut, General Postmeister Randall, Secretär Wells, die Generäle Custer, Rousseau und Mead gingen zu Fuß durch eine Spalier nach der für sie errichteten Tribüne am Monument des Gefeierten. Ihnen voran gingen General Dix, der Festredner, das Anordnungs-Committee und Mayor Rice.

Nun sah ich da, so günstig placirt, die Sterne unserer Gegenwart mir vorüberziehen; der Präsident jedoch und die beiden Secretäre nahmen eine für uns „bleibewaffneten Scribenten" auf der Tribüne eine sehr ungünstige Stellung ein, da sie uns den Rücken kehrten und wir sie blos, wie olim Moses den Jehova, von hinten sehen konnten.

Die Arena war von Tausenden dicht besetzt und vor Allen ragte durch seine Körperlänge Long John hervor. Auch ein Stern, Vielen bekannt, noch Mehren unbekannt, der eine Weile leuchtet, um über eine Weile spurlos zu verschwinden. Nicht nur der große Festgrund war mit Menschen besät, selbst auf Dächern und Bäumen standen und hingen Exemplare des neugierigen animal bipes. Eine „Komödie", die mich wenigstens zu Einer ernsten Betrachtung stimmen konnte; zu der: Daß der Gedanke Eines Menschen in Tausenden Wurzel schlagen kann und sich weit über den Tod Jenes fortpflanzt, der ihn gedacht und ausgesprochen hat. Und dieser Gedanke, der den hier Gefeierten populär machte, war: Die Squatter-Souverainität, kraft der die Majorität eines Territoriums der Ver. Staaten das Recht haben sollte, die Sclaverei daselbst einzuführen oder auszuschließen. Mir konnte, wie auch so vielen Andern jener Blüthenzeit des Herrn Douglas, dieser Gedanke nie zusagen und machte mich zu seinem entschiedenen Gegner, so sehr ich mit Dir, dem Festredner, zuzugeben geneigt war, daß die Absichten des großen Politikers in dieser Frage rein und ehrlich gewesen sein mögen. Der Krieg hat diesen politischen Knoten, über welchen so viel und so heftig debattirt und geschrieben wurde, gewaltsam zerhauen, und der demokratischen Partei nach erstincter Selaverei nur noch Einen Haltpunkt gelassen, den: „Dem Stimmrecht der farbigen Rasse sich auf Leben und Tod zu widersetzen und alles Das zu befürworten, was den besiegten Rebellen auf großmüthige Weise alle jene Rechte zusagt und garantirt, welche loyale Bürger besitzen." Herr Johnson hat sich durch seine politische Schwenkung zum Haupte dieser Partei gemacht, um — höchst wahrscheinlich — sich selbst und die einst so ehrwürdige old slave democracy in Einem Grabe zu begraben.

Wie alle unsere Feierlichkeiten wurde auch diese der Grundsteinlegung mit einem salbungsreichen Gebet eines Ehrwürdigen eröffnet und ich wünschte im Stillen, daß auch die geistige Sclaverei einst aufhören möge und hoffte, daß die Ehrwürdigen Gelehrten und Heuchler, die sie jetzt noch vertheidigen und pflegen, ad antidiluviana gehören werden, wie Exorcisten, Wahrsager, Hexenmeister und sonstige Nachtgeister der christlichen Barbarei und Finsterniß. Nachdem der Großmeister den Stein gelegt hatte, folgte ein zweites Gebet, gespickt mit Lord und Saviour, in das die Anwesenden mit entblößtem Haupte und tiefem Schweigen einstimmten. Eine solche Menschenmasse, zerknirscht in Andacht, sah ich blos einst in Rom, bei einem Fest, als der Papst dem Volke seinen Segen ertheilte. Die Rede des Generalen Dix war fleißig „elaborirt", frei von Parteihudelei und schilderte den Verstorbenen und seine Zeit mit getreuen Farben. Es wurden da noch mehre Reden gehalten und auch Hr. Johnson hat wieder gesprochen und das war sehr gut; denn jemehr er spricht, desto besser wird das Volk mit seinem Ich und seiner Politik vertraut. Er nannte Douglas seinen Freund im Leben und sprach den Glauben aus, daß er auch jetzt, wenn er lebte, an der Constitution festhalten und an *seiner* Seite stehen würde. Ja, *sehr* wahrscheinlich. Aber auch noch mehr als wahrscheinlich ist es, daß die „Constitution wie sie war" aufgehört hat Das zu sein, was sie war, weil auch „die Union wie sie war" nicht mehr vorhanden und eine Reconstruction ohne Abänderung und zeitgemäße Verbesserung der Constitution zur absoluten Unmöglichkeit geworden ist.

Unter den Ersten, die ankamen, war ich auch unter den Ersten, die den Festgrund verließen und bereute es nicht, da gewesen zu sein und indirect beigesteuert zu haben zum Monumente von Stephen Douglas. Jedem das Seine.

Via Racine nach Milwaukee gefahren. Racine ist eine rührige, anmuthig gelegene Landstadt an Michigan See und Milwaukee, eine Größstadt mit bedeutendem Handel, wo deutsche Gewerkthätigkeit, deutsche Intelligenz und Bildung stark vertreten sind; übrigens weit entfernt dem usurpirten Namen eines *deutschen Athen's* betreff Kunst und Wissenschaft, zu entsprechen, könnte man die „Schöne am See" weit eher ein „deutsches Rom im Kleinen" nennen. Gute deutsche Schulen, ein guter Gesangverein, mittelmäßige Bühnenkräfte, photographische Ateliers und Bildhauerwerkstätte für Grabsteine und Friedhof-Monumente machen noch lange kein Athen; doch das wuchernde Gedeihen des Katholicismus, der Sitz eines Bischofs, Nonnenklöster und Kirchen sind „Errungenschaften" der zwei letzten Dekaden, welche Milwaukee füglich zu dem Namen eines „deutschen Roms" berechtigen. Ist es nicht so, Herr College vom „Seeboten"?

Da lebte in diesem „vormaligen deutschen Athen" ein junger Mann, ein begeisterter Panslawist, mit dem deutschen Namen *Fingerhut* geboren, und dieser deutsch-böhmische Fingerhut gab eine Flugschrift heraus, in welcher mit allegorischen Holzschnitten, mit Satyren, Witz und Hu-

mor den Pfaffen, besonders der römisch-katholischen Kirche, auf Leben und Tod der Krieg erklärt wurde; aber trotz alledem ist der damalige römische Keim zum mächtigen Baume herangewachsen, gepflegt durch katholische Einwanderung, durch römisches Geld und consequent loyolistisches System der Kirche. Seller Fingerhut aber, nachdem er hier alle Phasen der freien Bestrebungen und der freien Liebe durchgemacht, kehrte nach seiner Vaterstadt Prag zurück, nachdem seine Mutter bei'm Kaiser einen Fußfall gethan für den sündigen doch reuigen Sohn, und dieser ci devant „Pfaffenfresser", dieser reuige Sohn bekehrte sich alsbald zur alleinseligmachenden Kirche, entsagte der Vernunft und preist jetzt die „göttliche Dummheit" und betet und fastet und beichtet; doch indeß der Segen der Kirche auf ihm ruht, trifft ihn der Fluch des „freien Mannes" und in seinem Innern erscheint ihm zuweilen ein Gespenst und raunt ihm in die Ohren: „Du bist ein Schuft; bist Dummkopf oder ein Heuchler — wähle! — Das ist Voyta, der Geistreiche; was mag wohl aus seiner Katinka, der Geistreichen, geworden sein? Es fielen mir einst bei'm Anblick dieses Pärchens oft Romeo und Julie ein; doch Julie hat die Liebe zu Romeo und Romeo hat das Prinzip der Freiheit verrathen. Nun, der Mensch ist eben sich und Andern ein Räthsel, für das sich noch kein psychologischer Hauptschlüssel gefunden hat und es sehe ein Jeder, wie er es treibe!

Schon wieder Sonntag. Wohl, einen Sonntag im katholischen Milwaukee lasse ich mir noch gefallen. Hier hat der puritanische Esel wenig Hoffnung für Propaganda. — Dem Katholicismus ist es noch nie eingefallen, das gläubige, systematisch verdummte und geschundene Volk auch um die karge Freude des Sonntags zu betrügen: Diese Infamie hat sich der Protestantismus vorbehalten. Daher hörte ich auch in neuerer Zeit schon so manchen intelligenten Deutschen die Worte aussprechen: „Mir thut die Wahl weh, für welche Partei ich stimmen soll, die demokratische mit ihrem römischen Popanz und ihren südlichen Tendenzen, oder für die republikanische mit ihrem Temperenz-Unfug und ihrer Sonntags-Eselei? Und diese Frage ist auch zugleich eine Antwort auf die Thatsache, daß wir viele intelligente Männer in der demokratisch-katholischen Partei finden, von denen man es, wie man zu sagen pflegt, nicht erwarten sollte. Mir selbst wird die Wahl nicht so schwer; ich kämpfe gegen den puritanischen Esel und gegen das römische Staatsroß und stimme lieber gar nicht, wenn ich in der einen Partei die Scylla, in der andern die Charybdis erblicke, von denen jede die Freiheit zu verschlingen droht. Nach einem Amt gelüstet mich nicht und je mehr Feinde, desto besser: wenige Freunde genügen mir, zwei, einer, auch keiner; so lange der beste Freund im Innern wohnt und mit dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht belohnt.

Ein heiterer Himmel, angenehmer Nachmittag. Wohin soll ich gehen? Wäre gern nach Lüdemann's Garten gegangen; denn hätte dort interessante Gesellschaft getroffen. Doch, ach, dem alten Mann war der Weg zu weit und im Leihstall war kein Gaul zu haben, um mich dorthin zu tragen, wohin ich mich gesehnt. Trottirte also hinaus nach Melms Brauerei: neue solide, palastähnliche Bauten. Das sind wohl die größten Keller, das größte Malzhaus, das ich je gesehen. Neben stehen noch die Rudera der alten Brauerei, die jährlich circa tausend Faß geliefert hat; indeß jetzt, nach kaum zwanzig Jahren, die drei hiesigen größten Brauereien, Melms, Best und Blatz, wie man mir sagt, jede jährlich an 15,000 liefert. Gambrinus in Amerika hat Deutschland bereits überflügelt, und der Reichthum unserer Brauer wird bald dem der englischen wenig nachstehen.

Per Eisenbahn fuhr ich nach Schüngel's Park hinaus. Dieser anmuthige, große Park wurde durch Quentin angelegt und war stets einer der frequentesten Plätze für Sonntagsvergnügungen. Hoch gelegen bietet der Park eine hübsche Ansicht der Stadt. Schattige Bäume, schlängelnde Wege, Blumenbeete, Schaukel, Kegelbahn, Carousel, gutes Orchester, frisches Lagerbier und ausgezeichneter Kaffee — da findet gewiß Jeder Etwas, was seinem Geschmacke zusagt. Ich labte mich an Blumen, Kaffee und Orchester und sah ich da ein gesundes deutsches Mädchen mit rosigen Wangen, so ergötzte ich mich an ihrem Blumenschmelz und dachte: ach, wie schön ist die Jugend, wie häßlich das Alter! Ja, wenn sie doch ewig grünend bliebe — nun das Paradies, das Paradies, die Houris, die ewige Jugend, der ewige Genuß, der nie ermattet und nie Ueberdruß bringt, ist das nicht ein herrlicher Gedanke, dieser Gedanke des Moslem?! Der Gegensatz des Christenthums: „ewiges Gottschauen — ach, wie langweilig! Süßer Traum des Paradieses, geistiges Schwelgen im Gottschauen — wo soll ich eure Realität suchen? Wo? In der Individualität des Menschen. „Vermodern, verfaulen, aufgelöstwerden in die Uratome, nichtempfinden, nichtfühlen, nichtdenken, vergessen, ewiges Vergessen" — o, wie kalt, wie prosaisch, und doch wie höchst wahrscheinlich, weit wahrscheinlicher als: „Houris im Paradiese und — Gott im Himmel." Also lebet, so lange Ihr lebet; denn jede Sekunde des Lebens ist eine Sekunde des Todes und wenn die letzte Sekunde verlebt, gleichviel, ob zwanzig oder hundert Jahre, dann ist es vorbei, vorbei für ewig und den „versäumten Augenblick giebt Dir kein Gott zurück". —

Am Montag des Abends wohnte ich einer demokratischen Massenversammlung bei. Die große Musik-Halle war gedrängt voll. Unter den Rednern bemühte sich auch ein Herr Doolittle, ein Ueberläufer aus dem republikanischen Lager, aus den verschiedenen Resolutionen, und aus Lincoln's Proclamationen nachzuweisen, daß die Constitution allein die Norm der Reconstruction sein könne und demnach die früheren Staaten in Rebellion unmittelbar zur Repräsentation im Congresse zugelassen werden sollen. Auch empfahl er Großmuth gegen besiegte Feinde und citirte ein Beispiel dafür aus der römischen Geschichte. Wenn man behauptet, die Secessionisten seien Rebellen und Verräther an der Constitution gewesen, so meine ich, wäre es wohl großmüthig genug, sie blos politisch todt zu machen, das heißt, der jetzigen Generation, die den Norden unmöglich lieben, nur hassen und die unmöglich loyal sein kann, jeden Einfluß in der Regierung der Republik zu entziehen und sie bei dem strengsten Schutz der befreiten Sklaven, durch Gouverneure als besiegte kriegführende Macht zu behandeln. Nun, das ist ja eben das schwierige Dilemma, in das uns der Krieg gebracht hat, um es entweder durch die Repräsentanten des Congresses ohne Zulassung der Rebellen, die ihre

Rechte verwirkt, friedlich zu lösen, oder den unlösbaren Knoten mit dem Schwerte des Damokles, das noch über den Häuptern des Südens schwebt, zu zerhauen und dort für immer tabula rasa zu machen. Es wird und muß sich bald entscheiden; denn der Süden ist besiegt; doch haben Freiheit und Sicherheit dort noch immer kein Asyl.

Von Milwaukee fuhr ich per Eisenbahn nach Horricon und von da per Stage nach Mayville, dem Städtchen, wo vor einigen Jahren ein antichristlicher Verein von freien Männern in's Leben trat, der uns Großes verheißen hat; der es jedoch nicht verhindern konnte, sich von den Gläubigen überflügeln zu lassen, die ihre erfolgreiche Propaganda bereits durch eine katholische und eine protestantische Kirche bethätigt haben. In der Schenkstube eines Gasthauses, in dem ich wohnte, wurde ich dem katholischen Priester vorgestellt, von dem einige freie Männer mir sagten, er sei sehr liberal und — aufgeklärt. Nach einer ganz ruhigen Debatte in lateinischer Sprache kam es zu einer Deutschen, an welcher auch Herr Mann, ein junger Farmer, Theil nahm. Und siehe da, der liberale, der aufgeklärte Priester (der Freund des Gründers und früheren Sprechers des Freimännervereines in Parenthese gesagt), hat sich nicht nur als römischer Zelot gezeigt, sondern mich impertinent grob behandelt, indem er beanspruchte, daß man einen Menschen, der gegen die Religion spricht und somit die Religionsfreiheit und die Constitution verletzt (!); der da komme, um Zwietrach zu streuen und ihn und den protestantischen Prediger um's Brod zu bringen (!) in keinem Hause aufnehmen, ihm kein Nachtlager geben sollte. Hört, Ihr freien Männer von Mayville, das ist die Stimme eines Priesters im Hause eines freien Mannes, von freien Männern umgeben! Ich frage euch, wie würde sich der Aufgeklärte gebehrden, wenn er mich in einem katholischen Haus träfe, umgeben von Katholiken? Bekennen wir es nur, trotz der deutschen Schule des Freimännervereins, mit 140 Kindern, in welcher keine Religion gelehrt wird, aber auch aus ökonomischen Rücksichten keine opponirt werden darf, hat bei Euch die Religion bereits solche Wurzel geschlagen, welche durch 10 oder 12 grundsatzfeste freie Männer nicht mehr vertilgt werden können, damit der Baum des Glaubens nicht empor wachse, um Euch zu verdunkeln. — Nirgends thut eine Propaganda gegen „Kirche und Pfaffenthum" mehr Noth wie bei Euch; denn nirgends hat man, auf so kleinem Raum so Großes verheißen, wie zu Mayville. Ja, es war, in der That, ein May geistiger Bestrebungen, dessen Blüthen mich entzückt hatten als ich zum ersten Male bei Euch war und begeisterte Aufnahme fand als Pionier und Gesinnungsgenosse. Jene Blüthen sind bereits vom Mehlthau der Superstition beschädigt und — ich besorge sehr — sie werden keine Früchte tragen; denn — gewisse Ursachen haben gewisse Folgen! Indifferentismus ist schlechter als Obscurantismus. Si sapis bene est, ego sapio. Und somit ein herzlich Lebewohl an Euch, Ihr Wenigen, die noch den Muth habt, unter Wölfen die Sprache des freien Menschen zu sprechen! Grüßet mir auch euren liberalen Priester; ich werde wohl weder ihn, noch Euch je wiedersehen. Er wird für Proselyten sorgen; denn es fehlt ihm nicht an Eifer, auch nicht an Aufklärung, und diese ist es ja, nach welcher wir streben; freilich, auf sehr verschiedenen Wegen.

Es that mir so wohl, daß ich allein im Stage-Wagen die Reise zurück nach Horricon machen konnte; denn die letzten Eindrücke unter Menschen waren so niederschlagend, daß ich mich unwohl in der Nähe von Menschen fühlte.

Nachdem ich eine ausgezeichnete Omlette mit einer guten Tasse Kaffee im Hause des Herrn Schubel consumirt, trottirte ich hinab nach dem Depot, und setzte die Reise fort nach Madison, der Capitolstadt des Staates Wisconsin. Hier hatte ich das Vergnügen, Richard, einen Sohn des den Lesern der Fackel rühmlich bekannten Gelehrten und Literaten E. Porsch kennen zu lernen, der als Kaufmann eine von seinem Vater gänzlich verschiedene Lebensrichtung verfolgt, dessen geistiges Streben jedoch nicht unterging in der Prosa des Schachers. Der biedere Greis Porsch schrieb mir in seinem letzten Briefe aus Philadelphia: „Augenblicklich bin ich wieder hinreichend bei Humor, um das Schöne und Wahre im idealen Leben zu genießen und mit dem Trivialen des wirklichen Lebens so weit auszusöhnen, als es möglich ist." Ja, man muß nach einer Reihe von Lebenserfahrungen wirklich bei Humor sein, um durch die Verkommenheit des menschlichen Idos nicht auch in der Idenwelt banquerout zu machen. Herr E. Porsch legte ein höchst interessantes Manuscript in meine Hände, um es zu publiciren. Da es geistig reformirend tief eingreift in die Mängel unserer Gesellschaft und als Hebel der Aufklärung erfolgreich zu wirken vermag, bin ich gesonnen das Werk in die Serie der Propaganda der durch Actien herauszugebenden Werke einzureihen. Und das ist ja auch der einzige Weg, um dieses oder irgend ein anderes Werk herausgeben zu können und durch Thätigkeit und Gesinnungstüchtigkeit der Actionäre gehörig zu verbreiten.

Auch hatte ich zu Madison wieder das Vergnügen, die Gesellschaft des Dr. Fuchs zu genießen, der als wissenschaftlich gebildeter, in Deutschland graduirter Arzt, und Skeptiker in der Arzneiwissenschaft, es verabscheut, neben und mit ignoranten, gewissenlosen Quacksalbern zu praktiziren, und es vorzieht, an der hiesigen Universität die modernen Sprachen zu dociren. Männer mit Charakter laufen gar viele in der Welt umher; aber der eigentlichen Charactere giebt es nur wenige.

In Madison erscheint eine norwegische Zeitung; doch ist der hiesige Michel nicht im Stande, ein deutsches Blatt zu souteniren, und wäre es auch ein ultrademokratisches. Die Turnhalle ist eine solide Baute; doch die Zeit soll erst kommen, wo man auch auf geistige Solidität sein Augenmerk richtet. Der Mensch ist eben ein vorherrschend sinnliches Animal; der animus ist trotz seiner Volatilität sehr schwer für das Edle und Wahre in Bewegung zu setzen und so leicht es auch ist, die Menschen im Glauben an den hl. Geist zu dressiren und zu erhalten, so schwer ist es, sie für das profane Geistige zu interessiren und heranzubilden.

Von Madison fuhr ich auf der Eisenbahn nach Mezomanie und von da in einem gedeckten Postwagen nach Sauk City. Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei Amerikanern und einem Mädchen, das an meine grüne Seite zu sitzen kam. Um den unvermeidlichen Contact im fahren zu vermeiden, verbarrikadirte sich die Schöne mit ihrem Reisekorb; ich aber legte sogleich, als stille Antwort, meine Reisetasche auf den

schützenden Korb und saß da wie eine Mumie, ohne auf der ganzen Reise ein Wort zu sprechen; außer: that window might be down — so meine Nachbarin, auf das offene Kutschenfenster blickend — yes, I think so too, erwiederte ich, ohne ihr den Gefallen zu thun, es herabzulassen. Hätte sie, wie es einer gebildeten Dame geziemt, gesagt: please, let that window down, so wäre Niemand schneller im Gehorchen gewesen als ich, denn ich war ja stets ein Verehrer des schönen Geschlechts, und bin es noch, doch Rohheit und Anmaßung behandle ich jetzt mit Kälte und Verachtung. Odi profanum. Die beiden Herren sprachen viel über Politik und Religion, rühmten Lincoln, tadelten Johnson und freuten sich über den Fortschritt der Temprenz-Gesellschaften und die vielen Kirchen, die überall im Lande gebaut werden. Man sieht also, ich war nicht nur in schöner, sondern auch in guter Gesellschaft und so sehr ich das Schöne verehre und das Gute liebe, auch gerade kein Bewunderer von Lincoln, noch weniger von Johnson und kein Freund von Völlerei und Saufen bin, der Mäßigkeit vielmehr, in jedem Genuß, gerne das Wort spreche, so waltete doch keine Sympathie zwischen mir und meiner Umgebung und ich fühlte wieder das Glück, nicht Langeweile zu fühlen, wenn ich allein bin, oder in der Nähe von heterogenen Geistern.

Es war spät Abend als wir vor Sauk City am Wisconsin-Fluß ankamen. Semele's goldne Sichel schwebte über dem schönen Gau von Bergen, Fluß und Ebene und die Ruinen einer Brücke erhöhten den Reiz der Landschaft in der Abendbämmerung Schleier. Wir wurden auf einer temporären Fähre hinüber gezogen und ich stieg im Gasthause des Herrn Lenz ab, von der stets freundlichen Hausfrau freundlich begrüßt.

Nicht nur die zerstörte Brücke, von welcher einen Theil das Eis fortriß, zeigte mir hier ein sichtbares Zeichen des Fortschrittes, und die Nothwendigkeit aus dem zerstörten Alten Neues zu schaffen; auch eine Halle besitzt Sauk, dem geistigen Fortschritte gewidmet. Ich bin Tausende von Meilen in der Union gereist, habe Tausende von Kirchen verschiedener Confessionen gesehen; doch nirgends einen Tempel der Vernunft, eine Halle der Natur und Wissenschaft geweiht. Nur hier in diesem Städtchen, in einem wenig bekannten Winkel von Wisconsin ist es einem intelligenten Häuflein von Humanisten gelungen, eine solide Baute aufzuführen von kleiner Dimension, einfach und schlicht wie ihre Gründer, die von ihrer politischen Freiheit Gebrauch machen, um — im Gegensatz zu Cultus und positiver Religion — dem Geist eine Bahn zu brechen, ihn von den Fesseln der alten Systeme zu befreien und zu einer neuen Weltanschauung zu erheben. Der Oekonom und Redner, Herr Schröter, hält hier, so wie in der Nähe auf dem Lande, bei den Farmern, seit dreizehn Jahren bildende Vorträge über Natur und Humanismus, über wissenschaftliche und gemeinnützige Gegenstände und dennoch hat sich auch hier in unmittelbarer Nähe eine große Kirche erhoben, die mit ihrem Kreuze nach dem Himmel weist und mit Hohn über das Häuflein herabzublicken scheint, das seinen Himmel auf Erden sucht.

Ach, wie schwer ist es, alte Kinder Vernunft lehren! Wie schwer, auf den alten Bäumen verjährter Religionssysteme einen fruchttragenden Zweig der Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze zu pfropfen! Einige Dekaden vermögen sehr wenig; um so weniger, wenn sich, wie es so häufig der Fall, der wenigen aus dem Priesterjoch Befreiten der selbstsüchtige Demon des Indifferentismus bemächtigt, zu arm oder zu filzig, um Opfer zu bringen, unbekümmert um Andere die noch am Draht der Theologie wie Puppen gezogen und benutzt werden. Was Theologen Jahrhunderte lang dem gläubigen Volk als Wahrheit gelehrt haben, das werden Naturforscher nach einem Gährungsprozesse von einigen hundert Jahren als Irrthum blosstellen. Der Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß hat bereits begonnen und wird nicht aufhören, bis nicht der Bibel der ihr als Antiquität gebührende Rang angewiesen und durch die Offenbarung der Natur die Offenbarung eines Fabelgottes verdrängt sein wird.

Bei Schröter und Halasz, meinem Landsmann — dessen Herz an Ungarn hängt wie der Säugling an der Brust der Mutter — habe ich wieder recht angenehme Momente genossen. Besonders hier bei Anwesenheit des naturwissenschaftlich gründlich gebildeten Dr. Lachmann. Ich fühle mich nirgends wohler als in Gesellschaft gebildeter Damen und solcher Männer, von denen man Etwas lernen kann. Der Ernst des Gespräches löst'e sich durch Fräulein Halasz am Klavier in Heiterkeit auf und als ich ungarisch sang und sie ein ungarisches Tonstück spielte, ergriff Begeisterung den ernsten Vater und er tanzte und machte jugendliche Sprünge, daß es eine Freude war, die Wirkung der Heimathsklänge auf das von Liebe geschwellte Magyarenherz zu sehen.

Habt Ihr je vom Spielberg gehört? Ach, ein gräßlicher Name — dort hat schon mancher Tyrann mit Patrioten-Herzen gespielt, mancher Edle für seine Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes in Ketten gebüßt; dort sang auch der Dichter Farkas: —

Multakban nincs oeroem,
Joevoeben nincs remeny,
Hanjatlo szep hazam,
Miattad verzem en.

Miattad zeng panacz,
Miattad szenvedem;
Soetet felhoek alatt
Az elet gyasz nekem, u. s. w.

Es giebt wohl keine Sprache, die das Gefühl in wenig Worten so einfach und so tief auszudrücken vermag wie die ungarische. Ich würde mich vergeblich bemühen, diese Verse auf ebenso kurze Weise und eben so herrlich in gebundener Form verdeutscht wiederzugeben; daher ich mich begnüge die tiefen Gedanken in freier Form dem Leser mitzutheilen:

„Keine Freude heut die Vergangenheit,
Keine Hoffnung die Zukunft,
für dich blute ich, mein schönes, mein gebeugtes Vaterland.

Deiner wegen ertönt die Klage; deiner wegen leide ich; Unter finstern Wolken ist mir das Leben eine Trauer."

Das ist die Sprache eines edlen, eines gebrochenen Herzens; das ist der stille Fluch, der nach Rache schreit und das ist zugleich die Schmach eines Volkes, das keine Mittel findet, um das politische Verbrechen der Patrioten und seine eigenen Leiden mit dem Blut des Tyrannen zu sühnen.

Von Sauk via Milton Junction nach Janesville und nach Watertown. Janesville hat wenig Deutsche, blos drei Abonnenten der Fackel und dennoch ein thätiges Mitglied meiner Propaganda. Watertown, eine deutsche Stadt, hat blos 8 Fackel-Leser. Ich wohnte im Buena Vista Haus und hatte die Bona vista (schöne Aussicht) auf ein halbdutzend Kirchthüme, die mir mit Geisterstimme zuriefen: „Hier ist keine Propaganda zu machen gegen Kirche und Pfaffenthum; das Terrain gehört uns und unsern Dienern; Fluch der Vernunft!" Beide diese Städte sind rührig und hübsch gelegen; besonders Janesville.

Mehr Anklang findet das freisinnige Element zu Oshkosh, ebenfalls im Staate Wisconsin. Als wir da ankamen, standen drei Omnibusse vor dem Depot und der Ruf erscholl aus vollen Kehlen, Fremont House, Peter House, Revere House! Ich wählte mein altes Absteigquartier bei Peter, wo man freundlich und gut bedient wird. Frau Peter gab mir das beste Zimmer im Haus, wofür ich ihr gerne einen Kuß in Ehren hätte gegeben; aber Küsse alter Männer stehen unter Null und haben keinen Werth bei jungen Frauen.

Seit meinem letzten Hiersein hat sich eine starke Brücke über den Wolfsfluß erhoben, und in der Stadt wird nicht hie und da ein Haus gebaut, sondern eine ganze Straße, in Folge einer Feuersbrunst. Hier erscheinen die belletristischen Monatshefte von Kohlmann und in Bälde werden da die „Apostel" von Renan, in 3000 Exemplaren, die Presse verlassen. Dieses Werk eines Ex-Priesters ist ganz geeignet, gegen die Kirche Propaganda zu machen; daher ich es Bestens empfehle.

Auf der Fahrt von Oshkosh nach Neenah hatten wir im Wagen eines Frachtzuges zwei hervorragende Persönlichkeiten an Bord: den Gouverneur Seymour, aus New York, und eine achtzigjährige Indianerin. Wenn das Kleid den Mann macht, so konnte wohl Niemand in Herrn Seymour den Gouverneur erkennen. Se. demokratische Excellenz waren sehr gesprächig und unterhielten sich auch mit der alten Squaw.

Von Neenah machte ich einen langen Strich bis nach La Crosse, am Mississippi. Hier war es, wo ich in früheren Jahren, vom prüfenden Schicksal nach St. Paul verschlagen, so oft das Kreuz auf mich nehmen mußte, wenn ich von einer weiten Tour zurückgekehrt bei grimmiger Kälte Burbank's Stage-Wagen bestieg, um auf einer Fahrt von 120 Meilen die Sünden des Fleisches abzubüßen, denen sich der arme Sterbliche nicht ganz entziehen kann und wäre es auch nur, daß man sich mit einer Lieblingsspeise den Magen überladen, oder ein Weib angesehen, um ihrer zu begehren und somit, mit Jesu zu sprechen, die Ehe gebrochen habe. Aber es gab auch einige Winter, wo ich zu La Crosse im Theater, unter Dardenne's Direction, recht vergnügt war, und auf Bällen, damals noch in der zweiten Lebens-Blüthe von einigen fünfzig Jahren, so recht inniglich, mitunter diabolisch warm fühlte, im Walzen das Weib eines Andern (o des sündigen Menschen!) umschlingend. Ach, auch diese Blüthe hat verblüht; es giebt keine dritte im Leben und der hohe Sechziger hat sein Auge hoch hinauf nach dem Paradiese zu richten, „wo die Jugend ewig blüht und die Freude nie in Schmerz und Weh verglüht."

Der Nordstern des biederen Ulrich läßt sein Licht noch immer über Bluffe und Prärie leuchten; so, daß man in der Stadt bei finsterer Nacht füglich das Gaslicht entbehren kann und wäre nur der Sand nicht so entsetzlich tief, durch den man sich durcharbeiten muß, um von einer Straße in die andere zu kommen, so könnte man La Crosse mit allem Rechte zu einer der angenehmsten Städte von Wisconsin zählen. Es giebt hier ein wohnliches deutsches Hotel, das St. Charles; einen Turnverein, Theater und einen Gesangverein, mehre große deutsche Geschäfte z. B. Heil's Schuhgeschäft, Fähr's Blechwaarenladen, Fungen's Wein- und Liqueur-Geschäft, hübsche Salons, und mehre Schnittwaaren- und Kleiderhandlungen im Besitz von unsern Leuten, „wo gemacht wird eppes Profit und Beschores, von dem man doch auch in Amerika muß leben, wenn man nicht will sterben vor Hunger, oder bleiben ein armer Teufel, bis es wird haben geschellt, um einzukehren in Abrahams Schooß, wo es giebt kane Armuth, nicht e mol Greenbäcker, blos schweres Gold und Silber und Alles was gut und koscher ist in abundance. — Und um diesen Schooß der Fülle hat der Jude Christus uns arme Teufel von Nichtjuden gebracht, durch sein neues Evangelium und durch seinen schmählichen Tod am Kreuze, ohne uns Gewißheit zu geben, ob der christliche Himmel eine communistische Anstalt, oder ob man dort bei freier Concurrenz sich blos mit Manna und Engelschören wird begnügen müssen. Abraham und Mahomed waren doch ganz andere Kerle, als jener ascetische Straßen-Philosoph Jesus, der arme vom Pöbel verspottete König mit der Dornenkrone. Ueber nicht lange wird St. Paul mit dem Osten durch eine Eisenbahn verbunden sein; von Winona, achtundzwanzig Meilen oberhalb La Crosse, ist der Verkehr auf den Schienen bis St. Paul und Owatonna bereits in vollem Gange und die große St. Paul- und Pacificbahn ist fertig bis St. Cloud. In weniger als zehn Jahren wird das kalte Herz des schönen und fruchtbaren Minnesota mit einem Eisenbahnnetz umschlungen sein, wodurch ihre innere, in Proportion zu andern Staaten höchst rasche Entwickelung zu geometrischer Progression sich steigern wird. Ja, man friert dort oben in den Wintermonaten barbarisch; man erfriert sogar, wenn man das Unglück hat einem der sich zuweilen einstellenden Schneestürmen anheimzufallen; aber trotz alledem bietet jener unerschöpfliche Agriculturstaat solche Reize im Sommer, und dem Farmer solche Vortheile, daß Nichts seine künftige Größe im Staatenbunde, oder auch außerhalb demselben, verhindern kann. Eine Auswanderung nach den südlichen Staaten, selbst nach dem gesegneten Missouri, kann man Europäern jetzt bei den ungeregelten Verhältnissen durchaus nicht mit gutem Gewissen empfehlen und auch später, wenn dort Gesetz und Sicherheit an die Stelle der Willkühr und Gefahren getreten — wird der Deutsche, der Norweger und der Schwede stets den Nordwesten, Iowa, Wisconsin und Minnesota, dem heißen Süden vorziehen. Ueberlasset und sichert jene Baumwollenstaaten der Arbeit des Negers! Auch er ist jetzt freier Mensch und hat ein Recht zu leben und die Vortheile der Freiheit zu genießen. Die Pflicht der edleren Rasse, ist, die untergeordnete zu veredeln und zu heben. Das Gegentheil zu thun, ist ungerecht und Barbarei.

Nach Winona fuhr ich per Dampfboot und entschloß mich die Tour hinauf zu Wasser zu machen und zurück per Eisenbahn zu

kommen, um auch jenen Theil von Minnesota in Augenschein zu nehmen und darauf hinzuweisen.

Mehr als alles Uebrige interessirte mich auf dieser Fahrt meine Tochter Cora Hubbard, die Gott Hymen nach dem pittoresken Lake City, am See Pepin, exilirt hat. Nachdem ich zu Reeds Landing angehalten und im Fluge meine Lumpen collectirt hatte; erreichte ich die nächste Station Lake City, im Regen und bei finsterer Nacht. Wie der Geliebte, trotz Sturm und Gefahr, auf den Schwingen der Liebe zur Geliebten eilt, so der Vater zur geliebten Tochter; doch das ist ja Privatsache, ist Herzenssache, die eigentlich blos mich berührt und als Würze dieses Streifzuges blos durch mich selbst in Anspruch genommen werden kann. Also keine Worte über Das, was das Herz schweigend entzückt.

Nach einem kurzen Aufenthalt von kaum zwei Tagen brachte mich mein Schwiegersohn, in Begleitung seine Dear, in einem Wagen bis nach der nächsten Station Redwing. Ein prachtvoll situirtes, rühriges Städtchen am Mississippi. Es war eine angenehme Fahrt durch wilde Thalpartien, begünstigt durch einen jener magischen Herbsttage Minnesota's, die man da „Indianer-Sommer" nennt. Aber kein Licht ohne Schatten und die Natur, welche den Tag schuf, hat auch die Nacht gemacht. Je entzückender das Wiedersehen, desto schmerzlicher das Scheiden. Solche Zähren-Perlen überwiegen Diamanten. Ich ermannte mich; aber das „Ermanne dich!" kann man dem Weibe nicht zurufen; ihr Herz ist sehr schwer in der kalten Region der Moa zu acclimatisiren; ihre Philosophie sind ihre Thränen; ihre Argumente sind ihre Klage und wohl ihr, wenn Zeit und Beschäftigung den Schmerz heilen und die Ruhe wiedergeben. Ist ja doch Alles flüchtig auf Erden, selbst das längste Leben; ein stetes Gewinnen und Verlieren, Kommen und Scheiden, Freuden und Leiden. Man denke nur recht oft über diese Wahrheit nach und der Erfolg wird ein sehr lohnender sein. Es ist nicht möglich, den Schmerz nicht zu fühlen; aber es ist möglich, ihn zu besiegen.

Von Redwing ging es, via Hasting, nach St. Paul — zu den zwei Eichen.

Diese Tour soll künftig, so lange ich reise, meine Pilgerfahrt nach Mekka sein und jene Plätze, wo auf dem Wege dahin Eins meiner Kinder weilte, sollen mir eine Station sein, wie dem frommen Katholiken auf dem Kreuzwege nach Golgatha. Auch St. Paul ist mir an gewissem Sinne zum Golgatha geworden; aber die Leiden waren auch reich in Freuden und meine letzte Abreise von dort, so schwer sie mir fiel, kann ich mit Recht als ein Auferstehungsfest preisen.

Es war eine brillante Nacht als wir landeten. Viele tausend Sterne prangten am blauen Dome und die kalte Kokette Minna, im reizenden Nachtgewand, schien Alles aufzubieten, um mir das Herz schwer zu machen, daß ich sie verlassen habe; doch sie kennt mein Herz nicht. Ich habe sie genossen; ich genieße sie auch jetzt im Gürtel der melancholischen Nacht; so wie ich so viel Schönes im Leben genossen habe und es überall genieße, wo ich es finde, ohne mich fesseln zu lassen an Ort und Raum, an Gegenstand und Zeit. Das Subjective ist des Menschen Geist — wo Du bist, dort ist, dort sei deine Welt!

Die nächsten Hotels zur Levee sind das Merchants- und das Globe-Hotel. Jenes war überfüllt, in diesem wollte ich nicht drei Trepoen hoch steigen, und so trottirte ich denn nach dem International, wo man, für drei Dollars per Tag, Ursache hat zu frieden zu sein. Bei Julius Groß wohnt und ißt man gut; doch war mir dahin der Weg zu weit. Die Eichen grünten noch. Das Haus meines Tusculums war eben unbewohnt und vier Kühe regalirten sich im Garten am zurückgelassenen Kohl und an Paradies-Aepfeln; ich aber pflückte eine Pflaume, die sauer war, u. verließ das zerstörte Paradies, ohne die geringste Sehnsucht, es je wieder zu bewohnen. Von den Katalpen, die ich gepflanzt, sind blos zwei übrig; die Aepfel- und Birnbäume sind dem Winterfrost erlegen: Nichts ist übrig geblieben, als vier sybirische Aepfelbäume, und — der heilige Baum, eine italienische Pappel, welche mein Nachfolger im „seligen" Besitz einen andern Platz anwies, ohne zu wissen, welch' tiefen Sinn jener Baum für mich, dem alt gewordenen Dichter, hatte, bei dem Liebe und Verehrung nie im Lethe sterben.

St. Paul hat sich in letzterer Zeit durch mehre solide Häuser, ganz besonders in der dritten Straße, bedeutend verschönert. Auch ein Opernhaus ist eben im Bau unter Aufsicht des Herrn Munger. Viele der Holzbarraken verschwanden durch Feuersbrunst. Wie herrlich wäre es, wenn der Löbliche Stadtrath die noch übrigen Holzhütten kaufen und diese Front am hohen Bluff zu einer Promenade umgestalten würde! Es wäre dies unbedingt die schönste Promenade in den Ver. Staaten.

Ich habe per Eisenbahn einen Ausflug nach den Städtchen St. Anthony u. Minneapolis gemacht. Indeß Jene noch immer öde und brach da liegt, herrscht in Dieser ein reges Leben, das wirklich Staunen erregt. Begünstigt durch Wasserkraft und herrliches Farmland in unmittelbarer Nähe, steht Minneapolis eine große Zukunft in Aussicht und dürfte wohl, nach dem jetzigen Embryo zu schließen, ein zweites Chicago werden. Schon jetzt sind da mehre bedeutende Fabriken: Tuchfabriken, Papiermühlen, Maschinenwerkstätte für Locomotiven u. Waggons, Sägmühlen, Mahlmühlen u. s. w. Die tobenden Mississippi-Fälle und neben die thätigen Fabriken sind etwas Imposantes, das gesehen und gerühmt zu werden verdient. Die beiden Städte sind durch eine Drahtbrücke (ähnlich der Shuylkill-Brücke in Philadelphia) verbunden. Ein Eiland daselbst von 25 Acker Land wurde für 40,000 Dollars verkauft und zu Bauplätzen ausgelegt, anstatt es zu einem öffentlichen Park zu verwenden.

St. Anthony hat in früheren Jahren durch unverschämte Forderungen für Bauplätze zur Anlegung von Fabriken die Speculanten verscheucht und hat jetzt durch Ueberflügelung der Schwesterstadt die verdiente Strafe zu leiden. Uebrigens wird eine Zeit kommen, wo man beide Städte in Eine Corporation vereinigen und den Namen des heiligen Anton der schönen und großen Minneapolis opfern wird.

In Gesellschaft der gebildeten Familien Grethen und Van der Huck sind mir einige recht angenehme Momente geworden.

Die St. Paul- und Pacificbahn, 60 Meilen bis St. Cloud vollendet, ist jetzt schon eine sehr frequente und lohnende Bahn. Die Gesellschaft ist in Besitz von gutem Land, wovon schon viel verkauft ist.

Wie gesagt, trotz des kalten Winters, hat Minnesota eine große Zukunft zu erwarten."

Der junge Staat hat in Deutschland an Herrn Ed. Pelz einen tüchtigen Gewährsmann gefunden. Derselbe hat in Folge persönlicher Anschauung ein empfehlenswerthes Werkchen geschrieben, das im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg dieses Jahr erschienen ist. In seinem Vorwort sagt er: „Von der Fruchtbarkeit kann man sich ohne eigene Anschauung keinen richtigen Begriff machen; denn sie übertrifft in der That Alles, was anderwärts vorkömmt." Ja, so ist es, und den Verkehr begünstigen die Wasserstraßen sowohl wie die Eisenbahnen, von denen bereits große Strecken vollendet sind.

Am 29. des Morgens um halb 6 brachte mich ein Omnibus über die Mississippi-Brücke hinüber nach West St. Paul, wo der Eisenbahnzug in Bereitschaft stand, um die Passagiere nach Shakopee zu bringen. Die Entfernung ist 28 Meilen. Das Wetter war, seit ich Lake City verließ, prachtvoll. Von Shakopee fuhr ich mit Burbank's Stage auf trockenen Wegen bis St. Peter. Hier traf ich einen Geschäfts-Reisenden aus Milwaukee, mit dem ich in einem offenen Wagen, den wir in einem Leihstall für 3 Doll. des Tags gemiethet, die Reise nach New Ulm fortsetzten. Wir stiegen in Seiter's Dacotah Haus ab, das sehr gut geführt wird und sich sehr gut rentirt. Die Stadt hat sich seit den Indianer-Greuelscenen bedeutend vergrößert u., nachdem von Seiten der Wilden keine Gefahr mehr droht, kann es gar nicht fehlen, daß bei dem Strome der Einwanderung und der Begünstigung der Eisenbahn, New Ulm eine der großen Städte von Minnesota werden wird. Auch ist New Ulm berufen, eine vorherrschend deutsche Stadt zu werden und wurde auch der ursprüngliche Zweck der Turneransiedelung, dem radikalen Elemente hier ein ausschließliches Asyl zu gründen, verfehlt, so wird doch das freisinnige Element sich nicht leicht durch das orthodoxe Streben der Gläubigen politisch und social überflügeln lassen. Freilich hat die Stadt, mit einer Einwohnerzahl von circa 2000 Seelen, bereits drei Kirchen, eine katholische und zwei akatholische, die auf einer Hochfläche erbaut, sich contrastirend an die neue, große Turnhalle anreihen; aber auch der Phalanx gegen Kirche und Pfaffenthum ist stark und thätig und wenn ich sage, daß die Fackel hier mehr Abonnenten hat als in irgend einer Großstadt der Union, so kann man daraus wohl unfehlbar auf Intelligenz u. Freisinnigkeit schließen. Auch fehlt es an Solchen nicht, die weniger aus Frömmigkeit Propaganda für die Kirche machen, als aus materiellem Interesse der Stadt, um die Bauplätze höher zu verwerthen. Wohl, das Leben ist eben Kampf; in dem der Stärkste und Gewandtste siegt. Der freien Concurrenz wie jede andere Stadt verfallen, heißt es eben concurriren im materiellen Leben sowohl, wie im geistigen und wo der Ungläubige das Recht in Anspruch nimmt gegen die Kirche zu operiren, dort hat der Gläubige dasselbe Recht Kirchen zu bauen und ihre Lehre zu verbreiten. Ueber diese freie Concurrenz hat es eben unsere Glorreiche noch nicht gebracht und es scheint, daß sie es nicht so bald weiter bringen wird. In Bezug auf Lagerbier hat auch New Ulm bereits Großes geleistet und fünf Brauereien zeigen gewiß von „viel Durst" und gutem Stoff.

Die Schule hat zwei tüchtige Lehrer, Herrn Stauß u. Herrn Hilscher. Die Zeitung, „New Ulm Post", wird gut redigirt und hat eine große Circulation. Außer mehren Wohnhäusern ist eben auch eine Windmühle im Bau.

Im Hause Schilock, ward mir ein angenehmer Abend. Die gebildete Hausfrau, eine ausgezeichnete Pianistin, trug Piecen vor von Bethoven und andern klassischen Componisten. Es befand sich da auch ein Amerikaner (Advokat von Profession), der den heillosen Grundsatz aufstellte; daß Jeder zu kaufen und die Verkäuflichkeit blos durch die Summe bedingt sei. Heißt das nicht für seine eigene Schlechtigkeit zeugen? Daß es der feilen Menschen, die ihre Principien für ein Linsengericht verkaufen, viele giebt, kann nicht geleugnet werden; aber ohne Ausnahme jede Principientreue hinwegläugnen wollen, ist blos ein Beweis der Characterlosigkeit Solcher, die an keine Tugend glauben. Ich habe in Europa auch gar viele junge Maulhelden kennen gelernt, die dem Weibe jede Tugend absprachen, mit dem Bemerken: „daß nur der Rechte kommen müsse," und sich mit Siegen brüsteten, welche sie nie errungen hatten. Dies ist grenzenloser Leichtsinn und Schlechtigkeit zugleich, die nicht genug gerügt werden kann. Das Weib nennen die Männer das „schwache Geschlecht;" obschon es stärker im Leiden und Kampfe der Versuchung ist als der Mann. Die Tugend aber bewährt sich nur im Kampf und je schwerer dieser, desto ehrenhafter der Sieg.

Oktober, 1866.

Von New Ulm fuhr ich mit meinem deutschen Gefehrten via Mankato nach St. Peter zurück. Auch Mankato ist bestimmt eine gute Landstadt zu werden. Die Lage der Stadt am Mississippi, von Hügeln umgeben, ist sehr anmuthig; in der Nähe sind viele große und ergiebige Farmen. Die Brauerei des Herrn Bierbauer gehört zu den größten und besten im Staate. Im Hause des Wilhelm Schimmel finde ich stets gute Aufnahme und angenehme Momente. Philipp Stelzer führt ein gutes Haus und beabsichtigt es zu verkaufen. So auch Adolph Seiter in New Ulm. Beide sind frequente Häuser, und verdienen Käufern empfohlen zu werden.

In Mankato und andern Städten von Minnesota hat vor Kurzem ein katholischer Missionär zelotische Predigten gehalten, die „Wankenden" im Glauben gestärkt und einen guten Saamen ausgestreut im Weinberg des Herrn, indeß neben den vielen Bauten für Geistesschwache zu St. Peter eben auch eine Irrenanstalt im Bau ist, was sehr erfreulich; denn der Geisteskranken gibt es auch im Nordwesten, trotz des kalten Klimas, bereits sehr viele. — Durch die der Vollendung nahe Eisenbahn wird auch St. Peter sich namhaft vergrößern. In Shakopee habe ich im Schooße der geistig Schlafenden eine Nacht zugebracht und fuhr von da auf den Schienen nach St. Paul zurück. Und so hatte ich denn den Heiligen von Minnesota meinen flüchtigen Besuch abgestattet und empfehle dem heiligen Vater, seinen Wohnsitz pro spiritualibus irgendwo im Mississippi-Thale aufzuschlagen, anstatt, wie es heißt, Malta zu wählen. Unsere Religionsfreiheit könnte gewiß Nichts dagegen ein-

wenden und wie herrlich wäre es, die Neue Welt mit dem alten Papstthume zu beglücken, Ketzern und Ungläubigen den Krieg zu erklären und sie zu überzeugen, daß nach den diabolischen Begriffen des Pfaffen von Maysville es eine Verletzung der Constitution sei: „gegen die heilige Religion zu sprechen und zu schreiben. Hört Ihr es, Ihr Natives, the Pope in the land of the Free. Good night, Liberty! — Doch lassen wir uns vom Schein im Kleinen nicht trügen und hegen wir keine Furcht, daß die finstere Zeit der päpstlichen Hoheit je wieder erscheinen würde. Der gute Max auf der Reise nach Oesterreich. — Oesterreich en decadence — der Papst in den letzten Zügen gedrängt sich um ein Stück fremde Erde umzusehen. Es dauert eben Alles nur eine kleine Weile und das Ende liegt im Anfang alles Endlichen.

Am 6. kam ich nach St. Paul retour. Hier besuchte ich in Gesellschaft der Herren Ahrendt, Scheffer und Betz die Weinhandlung von Benz und Becht, wo wir kreuz fidel waren bei Rheinwein und bei Szekszardy. (Eljen a haza)!

Nachdem ich zu West St. Paul im Waggon Platz genommen, fuhren wir alsbald bis an die Bahnverbindung bei Mendota. Die Gegend ist hier prachtvoll. Als wir auf dem Plateau hinzogen präsentirten sich dem wonnetrunkenen Auge die Stadt St. Paul mit ihren soliden Steinhäusern, zur Linken das alte Fort Snelling, am Einfluß des Minnesota-Flusses in den Mississippi, hoch gelegen; das Städtchen Mendota, dem Fort gegenüber, und ein Theil des schönen Minnesota-Thales. Bald entschwand dieses reizende Bild und wir bogen in ein Gehölz ein und jagten bald über eine unabsehbare Prairie dahin, in ferner Perspective mit Höhen bekränzt. Besseren Boden für Waizenbau bietet wohl nirgends die Welt. Schon sind da viele große Farmen und Städtchen schießen rasch empor, von denen auf dieser Route nach Winona die bedeutendsten: Farrington, Northfield, Owatonna, St. Charles und Rochester. Diese letztere Stadt hat eine reizende Lage. Begünstigt durch das herrlichste Wetter eines Indianer-Sommers von Minnesota war diese meine Tour eine sehr angenehme. Kleine Stürme von Außen genoß ich meist einsam auf mich selbst angewiesen eine innere Ruhe, eine Stille, wie ich sie in der Jugend nie kannte. Damals Ambition, Ruhmsucht, Wanderlust, Leidenschaft der Liebe, unbefriedigte Sehnsucht, mitunter auch Nahrungssorgen u. es glich des Dichters Herz einer sturmgepeitschten Fluth; jetzt im Alter frisch und ruhig im Innern, über jede Illusion erhaben, geistig und körperlich gesund, im Besitze von befriedigten, meist schwer erreichten Wünschen, gleicht das Leben einem stillen Thal von Tempe, wo keine Stürme die Reize und Harmonie des Hains vernichten.

Auf der Fahrt per Eisenbahn von St. Paul nach Winona sind mir im gewöhnlichen Troß der Reisenden blos zwei erwähnungswerthe Exemplare vorgekommen: zwei Knaben, die auf den Knieen ruschten, also auf Vieren gingen und die mit der Geige sich durchs kümmerliche Leben schleppen, und ein Herr, ein förmliches Skelet, das noch magerer war als ich, und das will allerdings sehr viel sagen!

Mein Reiseziel von Winona war, via Lansing, nach Guttenberg, Dubuque, Galena, Freeport, Davenport u. s. w. nach Keokuk am Mississippi, im Staate Iowa. Die Scenerien bis nach Keokuk sind abwechselnd und schön. In Lansing, meine bergbekränzte Favoritin, ist ein Stappelplatz für Getraide, in welchem Zweige die Gebrüder Berndt und Herr Hufschmied große Geschäfte machen. Auf meiner Mekka-Fahrt nach St. Paul habe ich mir ganz besonders Lansing für eine heilige Station erkoren, wo ich auf dem erkorenen Fels Theonit mein jährliches Gebet im Geist und im Gefühl schweigend verrichte. Nichts von einem Gott außerhalb der Natur bittend, dankbar ergeben dem verschleierten Bild zu Sais, selbst für das geringste Gut, ohne Murren die Kämpfe des Lebens bestehend.

Es ist so schön dort oben am Theonit. Man ist dem Theos näher, den Gläubige stets oben suchen; es ist reizend, theils wild romantisch. Ich fühlte so wohl auf der Steinplatte neben zwei Birken sitzend, so innig wohl wie das Kind an der Mutterbrust, wie der Fromme in seinem Tempel. Unter mir wirkte und regte sich das bunte Leben der Menschen; Farmer zogen zu Dutzenden mit Waizen beladenen Wagen die Straße hinab, indeß neben mir Alles ernst und still war im Flathengau mit seinen pittoresken Höhen und waldigen Gestaden. In grellem Contraste eilten unten am Mississippi Indianer, in farbige Plankets gehüllt, in schnellen Schritten dahin, als Nachzügler eine erlöschende Rasse repräsentirend, die ihrem Ende der Existenz auf diesem ihrem Continent rasch entgegeneilt.

Die Schuld der Weißen gegen die Rothhäute ist allerdings groß; doch die Natur, die fürchterlich Gerechte, folgt ihren Gesetzen und kümmert sich weder um den Untergang von Individuen noch um den ganzer Rassen und Geschlechter. Ein ewiges Schaffen, ein ewiges Zerstören — ein ungefordertes Insdaseintreten, ein nothwendiges Abtreten von der Schaubühne des flüchtigen Lebens: das ist der sichtbare Gott in der Natur, ja, das ist die Natur selbst, die verkörperte Spontaneität des Lebens und des Todes.

Abends fand vor dem St. Nicholas Hotel eine abscheuliche Keilerei im souverainen Volke statt, das in Folge der Wahlen seine Politik mit blutigen Köpfen bewahrheiten wollte. Ach, die Rohheit! die Brutalität eines weißen Plebs, der sich anmaaßt kraft seiner Farbe einer höheren Rasse anzugehören; vergessend, daß nur Tugend und Bildung den Werth der Rasse bestimmen, sie möge leichter oder schwerer geistig zu veredlen, sie möge weiß, kupferfarbig oder schwarz sein!

Die Oktoberwahlen sind überall höchst günstig für die republikanische Partei ausgefallen — ich möchte sie lieber die Congreß-Partei nennen — der Rebellenfreunde und Johnsonpartei gegenüber. Der Traum des großen Schneiders unserer Zeit war kühn; doch von kurzer Dauer und unbarmherzig schnitten die Parcen den Faden seines politischen Lebens entzwei. Ja, todt wird es bald heißen, politisch todt für immer, nicht ein Mal der Dornenkrone eines Märtyrers werth.

Des Nachts räusperte und plätscherte es in meinem von dünner Bretterwand getrennten Nebenzimmer und als der Porter, alias Hausknecht mich um Mitternacht weckte, frug mich eine Frauenstimme hinter den Coulissen, ob es ein Boot sei down to McGregor. Yes Ma'm, I am very sorry that I have to hurry and cannot afford

you any assistance. Good by! Mit Abenteuern „ist's halt vorbei."

Die Nebel sind der Schifffahrt in dieser Saison ein großes Hinderniß; doch entschädigen die Comp. dafür durch die hohen Preise. Für 70 Meilen nach Guttenberg hatte ich $3.75 zu bezahlen; Nebel, Essen und Strohsack miteingerechnet.

Auch die Mississippiboote haben ihre verschiedenen Sitten und Gebräuche. Auf dem War Eagle speis'ten wir nach der Karte. Den Damen, cum ecclesia überall voran, wird mit einem Glöcklein das Zeichen zum Speisen gegeben. Dann dröhnt der barbarische Cong und die Männer stürzen sich wie hungrige Wölfe auf ihre elegant servirte Beute von allerlei Thieren und Gemüsen, Puddings, Pies und sonstigen Delicatessen. Ländlich sittlich.

Die Verschwendung im Essen ist in Amerika überall zu Hause; doch nirgends so sehr wie an Bord der meisten Dampfboote. Uebrigens kann man da mit jenem Römer sagen: „Ich bin nicht verschwenderisch; doch in Rom braucht man eben viel, um zu leben." Da wird in der That mehr über Bord geworfen als die ärmeren Classen in Europa das Jahr hindurch zu Gesicht bekommen.

Es war wieder ein herrlicher Tag. Die Bluffs mit ihren pittoresken Felsformationen, geschmückt mit Bäumen und Gesträuchen; in ihrem bunten Herbstschmuck lugten durch den Nebelschleier, der sich allmählig lös'te und endlich verschwand. Keine Wolke hing über dem großen Panorama von Prairie du Chien.

Das Leben hat Freuden; aber es hat auch Schmerzen. Zu Guttenberg badete keine Dame in meinem Nebenzimmer; Schmerzesruf und Stöhnen schneidet mir durch alle Nerven des Mitleides. Es waren die Wehen einer Mutter, die ein todtes Kind zur Welt brachte.

Ich hatte zu Guttenberg einen Besuch eines Landsmannes, Namens Roka, der sich hier in einem englischen Fox metamorphosirt hat. Der arme Teufel sprach mich um eine kleine Gabe an und erzählte, daß er Schneider von Profession sei, Haus und zwei Kinder durch Feuer verlor und eben vom Irrenhaus komme, wo er 6 Wochen lang gewesen sei. Traurig, wenn die Geschichte wahr ist, so darf man wohl bei den vielen Bummlern sagen, die bettelnd das Land durchstreichen. Nun, es ist besser zu geben, als zu nehmen u. ich beklage den schuldigen Bummler nicht minder als den wirklich Unglücklichen ohne Verschulden. Richte nicht voreilig und verdamme nicht, so sehr du auch das Laster verabscheuen mögest!

Guttenberg hat eine hübsche Häuserfront an der Levee; eine Mahlmühle, welche in 24 Stunden über 200 Faß Mehl liefert, eine Sägmühle, drei Brennereien, eine Raffinerie, fünf Brauereien, eine Apotheke des Herrn Heine und außer einer Freischule, wo englisch und deutsch gelehrt wird, sogar ein Liebhaber-Theater, unter Regie des Hrn. Reiß. Es war für den Abend eben eine große Vorstellung von lebenden Bildern angezeigt. Ich mußte mich begnügen, einige prosaische Bilder im Schenkzimmer und einige recht hübsche Frauen und Mädchen im Saale zu sehen; dann eben als der Vorhang sich hob, kam die Key City herangeschwommen; ebenfalls ein imposantes Lebensbild, das besonders des Nachts durch die Beleuchtung an Reiz gewinnt, wie eine geschminkte Theater-Prinzessin. Streichmusik ertönte am Bord und die Passagiere tanzten die Quadrille, daß es eine Freude war, dies lustige Lebensbild eine Weile mit anzusehen. Mit 16 Jahren tanzt man gerne, mit 50 sieht man gerne zu und mit 60 liebt man die Ruh. —

In Dubuque wohnte ich im Germania Hause eines deutschen Oberstlieutenants, der vormals Turner von Cincinnati und Mitgründer von Guttenberg war. Dubuque hat eine reizende Lage. Die Stadt ist schön und hat viele große Kirchen. Das christliche Volk, besonders die Luxemburger können eben ohne Kirche nicht selig werden.

Die größten der vielen Brauereien sind die der Herren Schmied und Scherr und die des Herrn Heeb. Dieser hat eben ein großes Malzhaus mit Dampfkraft im Bau, 41 bei 100 Fuß, vier Geschosse hoch, mit 16 Malzkellern; alle solid gewölbt. Der Braukessel ist aus Stein, ganz mit Kupfer ausgefüttert. Die Platte aus Einem Stück wiegt 1000 Pfund und wurde in Pittsburg gemacht.

Die Wahlen fielen selbst in der erzdemokratischen Stadt Dubuque zu Gunsten des Congresses aus und überall lautet der Grabgesang: Mr. Johnson's Policy is lost, and will be buried forever.

Am 12. October zu Galena angekommen, der reizenden, bergbekränzten. Mit dem Bergsteigen, um eine schöne Aussicht zu genießen, wird es bald ein Ende haben und als hoher Sechziger kann man von Glück sagen, wenn die Maschine auf ebenem Wege noch wohl dahin läuft.

Hrn. Grg. Houy's Federbett ist mir jedenfalls jetzt lieber, als ein Mondschein-Spaziergang im Gebirge.

Bin so oft bei Houy's eingestiegen und ausgestiegen und ich frug mich auf dem weichen Lager: „bist viel im Leben gestiegen, hast dich oft verstiegen; wie lange wird wohl das Ab„ Ein„ und Aussteigen noch dauern? „Nichts war zu hoch und Nichts zu fern, — was nahe liegt, hab' ich jetzt so gern."

Indem in Dubuque keine Propoganda zu machen und in Freeport Propaganda Noth thut, da diese Stadt mit circa 9000 Einwohnern b l o s 15 Kirchen hat, so eilte ich ungewöhnlich schnell dahin; aber, das Bestehen einer freien deutschen Schule anerkennend, ist für freie Werke auch hier wenig zu propagiren und so konnte ich denn auch von hier bald abmarschieren und ich eilte um so mehr, da ich mich sehnte, die Meinigen wiederzusehen. Noch habe ich Städte in Jowa zu besuchen und in diesem Staate ist es Davenport allein, wo man die Menschen nicht mit der Laterne zu suchen braucht, die empfänglich sind für das Wahre und das Schöne in der Wesenheit der Natur und im Wesen des Menschen in seinem geistigen und socialen Leben.

Den Städten Jowa City, Muscatine und Fort Madison habe ich meinen letzten Besuch abgestattet. In Ersterer vermißte ich Herrn Sporleder, traf ihn jedoch zu Burlington als Clerk und Miteigenthümer des Dämpfers Jowa City; in Letzterer berührte mich die Klage des biedern Stempel schmerzlich, da er versicherte, daß sich der Weinbau, dem er viel geopfert an Geld und Arbeit, so schlecht belohne, daß er ihn wohl aufgeben werde müssen.

Keokuck in Jowa war meine letzte Geschäftsstation und zu Springfield im Staate Illinois, dem großen Prairiestaate, verweilte ich gerne einen Tag, trotz Eile und Sehnsucht; denn es besitzt ein freisinniges

deutsches Publikum, in dem ich einige recht warme Freunde zähle. Und nun will ich denn schließlich noch die Hauptzwecke dieser Tour erwähnen, welche war: Propaganda zu machen gegen Kirche und Pfaffenthum. Ich muß bekennen, daß dieser mir wie im Schlafe durch den rastlosen Geist aufgedrungene Plan, mittelst Actien meine antireligiösen und antikirchlichen Schriften herauszuhauen, sich weit über meine Erwartung realisirt hat. Indeß ich blos etwa fünfzig Actionäre zu finden dachte, ersieht man aus dem Namenverzeichniß am Schlusse des 4. Heftes der Fackel, daß deren Zahl auf 124 gestiegen ist und dadurch fast die ganze Auflage des Werkes in Serie 1. „Frisch und Frei" vergriffen ist. Und alle Diese habe ich blos unter den Lesern der Fackel rekrutirt und dadurch der Sache und auch mir selbst namhaft genützt. Nun eröffne ich die zweite Serie mit dem Werk: „Der gesunde Menschenverstand" u. hoffe auf fernere Theilnahme an meinen Bestrebungen, die seit einigen Jahren fast auf Null herabgesunken waren, aus Mangel an eigenem Betriebscapital. Ja, wir können einen Saamen streuen, der im Gebiete der geistigen Freiheit gute Früchte tragen wird, tragen muß. — „Wissen ist Gewalt, indeß der blinde Glaube den Gewaltigen sich dienstbar macht, um Sklave auf Erden und im Himmel König zu werden."

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Mademoiselle Keralio (Mad. Robert) — (17. Juli 1791.)

Der erste Akt der Republik, die berühmte Bittschrift, datirt vom Marsfelde, weder Ludwig XVI. noch irgend einen Andern als König anzuerkennen, dieser am 16. Juli 91, mitten im Volke, am Altare des Vaterlands improvisirte Akt wird noch bis zum heutigen Tage aufbewahrt in den Archiven des Seine-Departements. Dieser Beschluß wurde niedergeschrieben von Cordelier Robert.

Seine Frau (Mademoiselle Keralio) hatte es am Abende jenes Tages der Madame Roland gesagt. Und auch das Aktenstück selbst spricht für ihn. Es ist sichtlich von der Hand Roberts, der auch einer der Ersten war, die es mit unterzeichnet hatten.

Robert war ein dicker, ziemlich schwerfälliger Mann, der — was so häufig der Fall ist! — mehr Gesinnungstüchtigkeit als Talent besaß. Seine Frau dagegen, eine bekannte Schriftstellerin, ein unermüdlicher Journalist, ein rascher, lebhafter, äußerst gewandter Geist, muß ihm wahrscheinlich das Meiste dictirt haben.

Jenes Aktenstück aber ist von hoher Bedeutung. Die Jakobiner, denen es damals noch an Muth gebrach, waren damit nicht einverstanden. Selbst der Girondist Brissot, der den König stürzen wollte, hatte einen andern Entwurf ausgearbeitet, der aber so zahm und schüchtern war, daß die Cordeliers ihn beseitigten. Von den Leitern des Letzteren waren die Einen Morgens arretirt worden, die Andern hatten sich versteckt, um nicht, wie Jene, festgenommen zu werden. Es gab einen Augenblick, wo, Danton, Desmoulins, Freron, Legendre sich nicht sehen lassend, die untergeordneten Cordeliers, zu denen dieser Robert gehörte, in die erste Linie vorrückten und im Stande waren, die Initiative zu ergreifen.

Die kleine Madame Robert, gewandt, geistreich und stolz (das ist das Bild, das Madame Roland von ihr entworfen hat), vor Allem aber ehrgeizig, aus der Dunkelheit einer Frau hervorzutreten, welche von ihrer Feder lebt, ergriff diese günstige Gelegenheit beim Schopfe, um sich hervorzuthun. Die kleine Frau — es unterliegt keinem Zweifel — dictirte und der dicke schwerfällige Robert schrieb.

Der Styl verräth den wahren Autor. Die abgebrochenen Sätze dieser Anrede, mehrere Nachlässigkeiten, die kleinen Nadelstiche lassen uns die weibliche Hand nicht verkennen, welche die Feder ihres Mannes geleitet hat.

Madame Roland war am Morgen auf dem Marsfelde gewesen, um sich zu überzeugen, welchen Lauf die Dinge nehmen. Sie kehrte zurück in dem Glauben, daß hier nichts mehr zu thun sei.

Die Cordeliers allein, Herr und Madame Roland an der Spitze, waren auf dem Marsfelde inmitten des Volkes zurückgeblieben und hatten den Muth, diese geistige Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen.

Es sei uns vergönnt, Herr und Madame Robert, die Urheber jener gewagten Initiative, näher ins Auge zu fassen.

Mademoiselle Louise Felicite Guinemet Keralio (geb. zu Paris am 25. Aug. 1758) war damals eine Frau von 33 Jahren, eine Schriftstellerin, ja sogar eine Gelehrte, erzogen von ihrem Vater, der gleichfalls Schriftsteller und Mitglied der Akademie der Inschriften war. Herr v. Keralio, nebenbei pensionirter Major und Ludwigsritter, hatte 1756 einen Ruf nach Parma erhalten, um am dortigen Hofe, gemeinschaftlich mit Condillac, die Erziehung des Infanten Don Ferdinand zu leiten. Nach Verlauf einiger Jahre wieder nach Paris zurückgekehrt, war er zum Professor der Taktik und bald darauf zum Inspektor sämmtlicher Militairschulen, deren Zahl sich damals auf 12 belief, ernannt worden. Unter seinen Schülern befand sich der junge Corse Bonaparte. — Da Keralio's Gehalt nicht ausreichend war, seine Familie zu erhalten, schrieb er (weniger aus Neigung als aus Nothwendigkeit) für das „Journal des Sovants" und übersetzte Vieles aus den fremden Sprachen, u. A.: „Gmelins Reisen nach Sibirien." Seine kleine Tochter war kaum 17 Jahre alt, als auch sie anfing, an den Journalen mit zu arbeiten, zu übersetzen und zu compiliren aus andern Zeitschriften. Ein Jahr später debutirte sie mit einem Romane, der „Adelaide", welcher — zu ihrem größten Erstaunen — spurlos vorüberging und, kaum aufgetaucht, ins Meer der Vergessenheit sank. Dann opferte sie 10 Jahre ihres jungen Lebens einer ernsten Arbeit, einer langen ausführlichen Geschichte der Königin Elisabeth von England, einem Werke, reich an Quellenstudium und historischen Forschungen. Aber unglücklicher Weise vollendete sie diese Arbeit erst 1789; da kam sie leider zu spät. Anstatt Geschichte zu lesen, machte man sie in Frankreich. Schnell wandten sich Vater und Tochter den Gegenständen der Zeit, den Fragen

des Tages zu. Mademoiselle Keralio trat selbstständig als Journalistin auf und schrieb das "Journal de l'Etat et du citoyen", das Staats- und Bürger-Blatt. Der alte Keralio ward, unter Lafayette, zum Lehrer der Nationalgarde ernannt; doch wollte es scheinen, daß weder er, noch sie viel dabei gewonnen habe. Er verlor diese Stelle, von der er lebte, als seine Tochter, gerade zu rechter Zeit, einen Mann fand.

Dieser Mann hieß Pierre Francois Joseph Robert und war (geboren 1763 zu Gimmer bei Givet) fünf Jahre jünger als seine Frau, was dieser aber eben recht zu sein schien. Robert, der vor Ausbruch der Revolution Advokat gewesen und bald darauf, aus Mangel an Kundschaft, Professor des öffentlichen Rechts geworden war, hatte sich endlich auch auf die Journalistik geworfen. Als solcher redigirte er nun im Vereine mit seiner jungen Frau den "Mercure nationale", der ihm in den Augen des Volkes einige Geltung verschaffte. Als Cordelier war er den Fußstapfen Camille Desmoulins gefolgt und hatte unter anderm auch eine Schrift, betitelt: „der Republikanismus auf Frankreich angewendet", erscheinen lassen.

Auch Madame Keralio, obgleich adelig von Geburt und erzogen in der Welt der alten Herrschaft, warf sich mit Hals und Kopf in die Strudel der neuen Bewegung. Ihre Verbindung mit Robert führte sie an den brennendsten Heerd der Pariser Aufregung, in den Club der Cordeliers. An dem Tage nun, wo die Häupter dieser Partei, theils arretirt, theils auf der Flucht, auf dem gefährlichen Posten des Altares des Vaterlandes nicht erschienen waren, war sie da, um für sie zu handeln, war sie da, um durch die Hand ihres Mannes den entscheidenden Schlag zu führen.

Die Sache war nicht ganz gefahrlos. Wiewohl Niemand voraussah, was am Abende dieses Tages die Royalisten und Lafayette's Soldaten unrichteten, war das Marsfeld doch schon am Morgen Zeuge einer verhängnißvollen Spielerei, die blutig zu Ende ging.

Die royalistisch. Edelleute liebten schlechte Witze. In den "Actes des apotres" und in den andern, in ihrem Solde stehenden Blättern machten sie aus ihren politischen Gegnern unversiegbares Waldwerk auf das sie Jagd machten in dem Glauben, sie durch faule, spottbillige Späße todt zu hetzen. Jetzt lachten sie schadenfroh über das Verschwinden der Anführer der Cordeliers und über die Prügel, die mancher darunter von der Hand der Lafayettisten erhalten hatte. Selbst die Royalisten der unteren Stockwerke, die Ex-Laquais, die Thürhüter, die Perückenmacher, erlaubten sich rohe Späße und spielten den Republikanern manchen Schabernak. Vor Allen wären die Perruquieurs, welche durch die Revolution am meisten gelitten hatten, die wüthendsten Royalisten. Unter dem ancien regime nothwendige, unentbehrliche Zeugen des „Lever" und ausgelassener Alkovenscenen, waren auch sie, auf eigene Faust und Rechnung, etwas ausschweifende Wüstlinge.

Einer dieser Lümmel hatte Sonnabend Nachts, am Vorabende des 17. Juli, einen Einfall, der nur im Gehirnkasten eines müßiggehenden Libertins Platz fassen kann, den Einfall nämlich, sich unter die durchsichtigen Bretter des Altares zu verstecken, um allen Frauen, die ihn bestiegen, unter die Röcke zu gucken. Die stolzen Republikanerinnen, die Tribunen in Hauben, die Rednerinnen der Clubbs, die Schriftstellerinnen, sie Alle stiegen hinauf, um von hier aus Reden zu richten an's lauschende Volk. Er dachte es sich possirlich und lustig, zu sehen, was er sehen wollte, um darüber schlechte Witze zu machen. Falsch oder wahr, gleichviel: die hohen Damen liebten es, von den Republikanerinnen das Schlechteste zu glauben und das Lügenhafteste für wahr zu halten, um über sie zu lachen aus vollem Halse; denn der Ton, der in den Salons der Royalisten und selbst im Kreise der hochgestellten Damen herrschte, war mehr als frei: er war geradezu frech. In den Memoiren Lauzun's sieht man mit Erstaunen, was diese, selbst in Gegenwart der Königin, zu sagen sich erlaubten; den Frauen, welche Louvets Faublas und andere noch viel schlimmere Bücher lasen, wären die Beschreibungen jenes Perückenmachers zweifelsohne sehr willkommen gewesen.

Dieser da wollte sich in seinen finstern, unterirdischen Schlupfwinkel nicht allein einsperren; er wollte, um sich besser zu unterhalten, einen Kameraden haben. Er wählte einen alten Soldaten, nicht weniger königlich gesinnt und ausschweifend, als er selbst es war. Sie nahmen Lebensmittel und ein Fäßchen Wein, zogen Nachts auf Marsfeld hinaus, hoben eine Leiste heraus und stiegen hinab, nachdem sie dieselbe wieder geschickt eingefügt hatten. Alsdann begannen sie mit Hilfe mitgebrachter Drillen an verschiedenen Stellen bequeme Guckslöcher zu bohren. — Die Nächte im Juli sind kurz. Es begann schon Tag zu werden und noch immer arbeiteten sie. Die Erwartung des großen Tages hatte frühzeitig viel Volk und viel Elend herbeigetrieben mit der Hoffnung, etwas von seiner Waare an den Mann zu bringen. Eine Limonadenhändlerin, die allen Andern zuvorkommen wollte, lauerte bereits in Erwartung auf dem Altare des Vaterlandes. Plötzlich fühlt sie unter ihrem Fuße einen Bohrer. Sie hat Furcht und schreit laut auf. Das hörte ein Lehrbursche, der sich frühzeitig genug eingestellt hatte, um mit Muße die patriotischen Inschriften zu studiren. Er läuft, um die Wache von Gros-Caillou herbeizurufen. Diese aber will nicht von der Stelle. Er ruft Arbeitsleute mit ihrem Handwerkszeuge herbei; man hebt die Bretter aus und findet die beiden Lümmel, die, tief bestürzt, sich die Miene geben, als ob sie fest eingeschlafen wären. Es stand sehr schlecht mit ihnen: damals scherzte man nicht auf dem Altare des Vaterlandes. Ein Offizier, der in Brest darüber zu spotten gewagt hatte, mußte diesen Spott mit dem Leben bezahlen. Hier trat noch ein erschwerender Umstand hinzu: sie hatten ihre pöbelhafte Absicht gestanden. Die Bevölkerung von Gros-Caillou bestand größtentheils aus Wäscherinnen, aus rohen, mit Stöcken und Prügeln bewaffneten Weibern, die mehr als einmal einen Aufstand, eine Emeute auf eigene Faust u. Gefahr unternommen hatten. Diese Damen nahmen die Kunde von der ihrem Geschlechte zugedachten Beschimpfung mit höchster Entrüstung auf. Andererseits circulirten unter dem Volke Gerüchte schlimmerer Art: man erzählte sich, die Royalisten hätten ihnen eine lebenslängliche Rente versprochen, um sie zu bewegen, einen Coup auszuführen. Aus dem Weinfäßchen, das von Mund zu Munde lief, ward ein Pulverfaß, ein riesengroßes Pulverfaß gemacht und daraus der Schluß gezogen, diese beiden Schurken hätten sich nur darum ver-

sammelten Volke in die Luft sprengen. Die herbeieilende Nationalgarde kann sie nicht länger in Schutz nehmen; man entreißt ihr die beiden Schuldigen; man erwürgt sie; dann schneidet man Beiden die Köpfe ab und trägt sie, um durch deren Anblick die Aristokraten in Schreck zu jagen, auf Piken und unter dem höhnenden Gebrülle des Revolutionsliedes: „Ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne“ nach Paris. Am Neid war man im Palais-Royal.

Einen Augenblick später erließ die Nationalversammlung, bewegt und indignirt, aber geschickt geleitet durch die Royalisten gegen die republikanische Petition, die sie voraussahen und deren Eindrücke sie fürchteten, das Dekret, „daß Diejenigen, welche durch Einzel- oder Sammelschriften das Volk zum Widerstande aufreizen, sich des Hochverraths der beleidigten Nation schuldig machen.“ Auf diese Weise fand sich die Petition mit dem am Morgen begangenen Meuchelmorde identificirt und der Präsident der Versammlung, Charles de Lameth, erließ an den Gemeinderath den Befehl, die rothe Fahne aufzupflanzen und die Nationalgarde auf das Marsfeld zu schicken, um dort die Petitionäre der Republik mit Waffengewalt aus einander zu treiben.

Die dort zusammengeströmte Volksmenge hatte sich bis dahin ganz ruhig verhalten. Sie zählte, wie ein Augenzeuge erzählt, weit mehr Frauen als Männer. Unter Denen, welche die Petition unterzeichneten, befanden sich Frauen und Mädchen, die — es war ja Sonntag — am Arme ihrer Männer, Väter und Brüder hier erschienen waren, um, gläubend an die neue Lehre, an dieser großen Volkskommunion theilzunehmen. Wohl gab es Viele unter ihnen, welche die Wichtigkeit jenes Aktes, den sie unterzeichneten, nicht begriffen. Gleichviel, sie blieben muthig am Altare des Vaterlandes und mehr als Eine unter ihnen hat die Unterzeichnung jenes Aktes mit ihrem Blute besiegelt.

Die Zahl der Unterschriften muß in der That sehr beträchtlich gewesen sein. Auf jenen Blättern, die sich bis jetzt erhalten haben, zählt man viele Tausende. Es ist erwiesen, daß viele dieser Blätter verloren gegangen sind. Das letzte Blatt trägt die Seitenzahl 50.

Dieser erstaunenswerthe Eifer, womit das Volk diesen dem Könige und der Nationalversammlung feindlich gesinnten Akt unterzeichnete, mußte Letztere in hohem Grade bestürzt machen. Man überreichte ihr eine der Abschriften, welche cirkulirten, und diese souveräne Versammlung, bis jetzt Richter zwischen König und Volk, gewahrte mit Schrecken, daß sie zu einer Angeklagten herabgesunken war. Jene Zusammenrottung auf dem Marsfelde mußte also um jeden Preis aus einander gejagt, jene Petition um jeden Preis beseitigt werden.

Sicher war dies der Gedanke, wir wollen nicht sagen der ganzen Versammlung, die sich leiten ließ, wohl aber der Gedanke ihrer Führer. Sie gaben vor, Kunde erhalten zu haben, daß die Volksmasse auf dem Marsfelde beschlossen habe, auf die Versammlung loszurücken (eine Unwahrheit, der von allen Augenzeugen, die noch am Leben sind, widersprochen wird). Es mag sein, daß in dieser zahllosen Menge irgend ein Narr jenen Zug in Vorschlag gebracht; aber keiner hatte so viel Macht, so viel Einfluß, die Menge zu diesem Schritte fortzureißen. Die Bewohner der umliegenden Vorstädte, nichts wissend von den letzten Ereignissen, waren nun gleichfalls herbeigeströmt, vor Allen die östliche Bannmeile, die Bevölkerung von Vaugirard, Issy, Sevres, Saint-Cloud, Boulogne u. s. w. Sie kamen wie zu einem Feste; aber einmal auf dem Marsfelde, hatten sie keine Idee weiter zu gehen; vielmehr suchten sie, weil der Tag sehr heiß war, etwas Schatten unter den Bäumen auf, um auszuruhen.

Gegen vier Uhr langte im Stadthause ein letzter drohender Befehl von Seiten der Nationalversammlung an und gleichzeitig verbreitete sich auf dem Greveplatz in den Reihen der bewaffneten Nationalgarde das derselben Quelle entsprungene Gerücht: „Ein Trupp von fünfzigtausend Räubern und Mordbrennern, die sich auf dem Marsfelde zusammengerottet habe, sei im Begriff gegen die Nationalversammlung anzurücken.“

Die Municipalität konnte nun nicht länger widerstehen. Die rothe Fahne wurde aufgepflanzt. Der Maire Bailly stieg leichenblaß auf den Greve-Platz hinab und stellte sich an die Spitze einer Colonne der Nationalgarde. Lafayette schlug einen andern Weg ein.

Wir lassen hier den bisher ungedruckten Bericht eines höchst glaubwürdigen Augenzeugen folgen, der als Nationalgardist mit der Bevölkerung der Vorstadt Saint-Antoine nach dem Marsfelde hinauszog.

„Der Anblick, den dieser ungeheure, mit zahllosen Menschenmassen angefüllte, Platz gewährte, erfüllte uns mit Erstaunen: wir erwarteten eine zur Furie ausgeartete Volksmenge zu erblicken; statt dessen sahen wir nichts Anderes, als friedliche Spaziergänger in Familien-Gruppen, der Mehrheit nach aus Frauen und Kindern bestehend; in der Mitte derselben Leute, welche Lebkuchen, Cöco und andere Erfrischungen verkauften. In dieser ganzen Masse sah man keinen Einzigen, welcher bewaffnet war, einige Nationalgardisten ausgenommen, die, in Uniform, ihren Säbel trugen. Die Meisten darunter begleiteten ihre Frauen und hatten durchaus nichts Drohendes, durchaus nichts Verdächtiges. Die Sicherheit war so groß, daß Mehrere ihre Flinten in Pyramidenform aufgepflanzt hatten. Von Neugier angetrieben, gingen Einige bis in die Mitte des Marsfeldes. Bei ihrer Rückkehr befragt, sagten sie, sie hätten durchaus nichts Feindliches bemerkt und nur gesehen, daß man an den Stufen des Altars eine Bittschrift unterzeichne.

Dieser Altar war ein ungeheures Gerüst von hundert Fuß Höhe. Es ruhte auf vier massiven Grundlagen, welche die Ecken des festen Vierecks hielten. Diese Grundlagen waren unter sich durch Treppen von sehr beträchtlicher Breite verbunden, daß ein ganzes Bataillon in Front hinaufsteigen konnte. Auf der Plattform, zu der diese Treppen hinaufführten, erhob sich pyramidenartig, durch eine Masse von Stufen, eine große Fläche, die den Altar des Vaterlands umgab, der von einer Palme umschattet war.

Die auf den viet Seiten angebrachten Stufen boten, vom Fußboden bis zum Gipfel, der durch das lange Umherwandeln und durch die glühende Juli-Hitze ermüdeten Menge Sitze zum Ausruhen dar. Und so kam es, daß bei unserer Ankunft dies große Monument einem lebendigen, von menschlichen Wesen gebildeten Bergrücken glich. Niemand unter uns ahnte, daß die-

des im Herz eines Festes improvisirte Hindernis ich in ein blutiges Schaffot verwandeln wollte."

Weder Bailly noch Lafayette waren blutdürstig. Sie hatten den Befehl ertheilt, nur im Fall des Widerstandes Gewalt anzuwenden. Aber die Ereignisse rissen Alles mit sich fort. Die besoldete Garde (eine Art von Gensdarmerie) durchzog die Mitte des Marsfeldes, als man ihr sagt, am andern Ende des Platzes sei auf den Maire geschossen worden. Und in der That war aus einer Gruppe exaltirter Männer ein Pistolenschuß gefallen, der, dicht hinter Bailly, einen Dragoner verwundet hatte.

Man sagt! Wer aber ist dieses Man? Zweifelsohne sind's die Royalisten, vielleicht auch die Gevatter Perückenmacher, die, in großer Anzahl und bis zu den Zähnen bewaffnet, herbeigeströmt war, um ihren am Morgen getödteten Kameraden zu rächen.

Die besoldete Garde wartet nicht und stürzt sich, ohne jenes „Man sagt" zuvor genauer zu untersuchen, wüthend auf den Altar und feuert auf die dort befindlichen Frauen- und Kindergruppen ihre Gewehre ab.

Robert und seine Frau bleiben von den Kugeln verschont. Sie aber sind's und deren Freunde, die Cordeliers, die mitten im Feuer die zerstreuten Blätter jener Petition zusammenraffen, in deren theilweisem Besitze wir noch heutzutage sind.

Abends flüchteten sich Herr und Madame Robert in die Behausung der Madame Roland. Man muß deren Bericht lesen, welcher, durch seine Gereiztheit, nur allzusehr die außerordentliche Zaghaftigkeit der girondistischen Partei in helles Licht stellt.

„Als ich — erzählt Madame Roland — gegen eilf Uhr Abends aus dem Jacobinerklubb heimgekehrt war, fand ich bei mir Herrn und Madame Robert."

„Wir kommen," sagte die Frau mit der vertrauensvollen Miene einer alten Freundin, „um bei Ihnen einen Zufluchtsort zu suchen. Man braucht Sie nicht oft gesehen zu haben, um an die Aufrichtigkeit Ihres Characters und Ihrer Vaterlandsliebe zu glauben. Mein Mann ist's, der auf dem Marsfelde die Petition entworfen hat . . . ich stand an seiner Seite. Wir sind der Metzelei entronnen, wagen es aber nicht, weder zu uns, noch zu bekannten Freunden zurückzukehren, weil wir befürchten müssen, daß man uns dort suchen würde, um uns einzukerkern.

— Ich weiß Ihnen Dank, erwiderte ich, daß Sie in einer so traurigen Lage gerade an mich gedacht haben. Ich machte mir eine Ehre daraus, die Verfolgten bei mir aufzunehmen; leider aber muß ich befürchten, daß Sie hier nicht gut aufgehaben sind. (Ich wohnte damals im Hotel Britanique, rue Guenegaud.) Dieses Haus wird sehr besucht, und der Eigenthümer desselben ist ein warmer Anhänger Lafayette's.

— Es handelt sich nur um diese Nacht. Morgen wird es uns gelingen, einen andern Zufluchtsort aufzufinden.

Ich ließ der Wirthin sagen, daß eine Frau meiner Verwandtschaft, die, in diesem Augenblick allgemeiner Unruhe in Paris angelangt, ihr Reisegepäck auf der Post zurückgelassen habe, bei mir übernachten werde, weßhalb ich sie bitten ließe, in meiner Wohnung zwei Betten aufzurichten. Herr Robert ward im Salon untergebracht. Seine Frau aber schlief im Bette meines Mannes, dicht neben dem meinigen. Am andern Morgen, frühzeitig aufgestanden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als Briefe zu schreiben, um meine abwesenden Freunde von Allem zu unterrichten, was während des gestrigen Tages in Paris vorgefallen war. — Herr und Madame Robert, die ich für sehr thätig hielt und von denen ich, da sie Journalisten waren, erwartete, daß sie einen weit ausgebreiteteren Briefwechsel mit den Provinzen unterhielten, zogen sich gemächlich an, plauderten beim Frühstück, das ich ihnen auftragen ließ, und stellten sich auf den Balkon hinaus. Sie gingen sogar so weit, aus dem Fenster hinauszurufen und einen ihrer Bekannten, der zufällig vorüberging, zu sich einzuladen.

Ich befand dies Benehmen von Leuten, die sich verbergen wollten, höchst unpassend. Die Personnage, die sie zu sich hinaufgerufen hatten, unterhielt sie mit komischem Eifer von den Ereignissen der vergangenen Nacht und rühmte sich, ihren Säbel einem Nationalgardisten durch den Leib gerannt zu haben. Er sprach dies Alles in dem Nebenzimmer, das an das meinige stieß, so laut, so überlaut, daß mir kein Wort seiner Erzählung entging. Ich rief Madame Robert und sagte zu ihr:

— Madame, ich habe Sie bei mir aufgenommen, im Interesse der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit als ehrenwerthe Leute, die sich in Gefahr befinden; aber nicht allen Ihren Bekanntschaften kann ich Asyl gewähren. Sie setzen sich der größten Gefahr aus, wenn Sie sich in einem solchen Hause wie dieses so überlaut mit Jemand unterhalten, der so wenig zurückhaltend wie dieser Herr da ist. Ich pflege Besuche von Deputirten zu empfangen, welche risktirten, sich blosgestellt zu sehen, wenn sie hier eintreten würden in einem Augenblick, wo Ihr Freund sich gewisser Dinge rühmt, die nicht für jedes Ohr geeignet sind. Ich bitte Sie deßhalb, ihn einzuladen, sich zurückzuziehen.

Madame Robert rief ihren Herrn Gemahl. Ich wiederholte ihm meine Bemerkungen mit etwas erhöhterer Stimme, weil jene Personnage, etwas dickhäutig, eines etwas härtern Eindrucks nöthig zu haben schien. Endlich verabschiedete man diesen Mann. Ich erfuhr, daß er Bachard heiße und Vorsitzender eines Clubbs sei, dessen Mitglieder sich „Indigents" (Nothleidende) nannten. Beide rühmten seine höchst vortrefflichen Eigenschaften und seine glühende Vaterlandsliebe. — Ich seufzte im Stillen über den hohen Werth, den sie auf den Patriotismus eines Individuums legten, das den ganzen Zuschnitt von dem besaß, was man eine „Mauvaise tete" nennt und das wenigstens auf mich den Eindruck eines vollendeten Taugenichts gemacht hatte. — Erst später erfuhr ich, daß dieser Bachard ein Austräger der Marat'schen Zeitschrift war, der weder lesen noch schreiben konnte, jetzt aber dessenungeachtet Verwalter des Pariser Departements ist und unter seines Gleichen eine ziemlich imposante Rolle spielt.

— Unterdessen war es Mittag geworden. Herr und Madame Robert sprachen davon, in ihre Wohnung heimzukehren, wo Alles in der größten Unordnung sein müßte. Ich sagte ihnen, daß, wenn sie aus diesem Grunde meine Suppe mit mir theilen wollten, ich ihretwegen heute früher als gewöhnlich essen würde. Sie erwiderten mir, sie zögen es vor, lieber wieder zu kommen, und als sie gingen, versprachen sie es. Und wirklich sah ich sie vor drei Uhr

wiederkommen. Beide hatten auffallend große Toilette gemacht. Madame trug viel Schminke u. große Federn und Monsieur einen himmelblau-seidenen Rock, vor dem seine schwarzen Haare, die in großen Locken auf den Kragen herabsanken, sonderbar abstachen. Ein langer Degen, der an seiner Seite hing, verlieh seinem ganzen Costüme etwas Theatralisches, das mich, ganz im Stillen, etwas wenig lächeln machte. Dumm Zeug, sind diese Leute denn Narren? fragte ich mich selbst. Und ich ließ sie reden, um mich zu überzeugen, ob Beide nicht den Verstand verloren haben. Der dicke Robert war bei beneidenswerthem Appetite und seine kleine Frau schwatzte nach Herzenslust. Endlich verließen sie mich. Und seitdem habe ich sie lange Zeit nicht wieder gesehen.

Als Herr Robert im folgenden Winter meinen Gemahl bei den Jakobinern traf, machte er ihm zärtliche Vorwürfe und bedauerte es endlich, in keiner Beziehung mehr mit uns in Verbindung zu stehen. Seine Frau besuchte mich mehrere Male, um mich dringend einzuladen, zweimal wöchentlich ihren Gesellschaftszirkel zu besuchen, in welchem sich, wie sie sagte, die verdientesten Männer der Legislatur einzufinden pflegten.

Einmal endlich machte ich ihr meinen Gegenbesuch. Ich fand bei ihr Herrn Antoine, dessen ganze Mittelmäßigkeit mir bekannt war, einen winzig kleinen Mann, ganz geeignet, auf einen Nippestisch gesetzt zu werden, Verse machend, allerliebste Kleinigkeiten schreibend, die aber alle ohne innern Gehalt und ohne allen Charakter waren. Ich fand dort Deputirte, Patrioten nach der Elle, anständig wie Chabot. Einige Frauen, wetteifernd in jeder Gattung von Bürgertugend, und mehrere Mitglieder der „Brüdergesellschaft" vollendeten die Zusammensetzung einer Gesellschaft, die mir durchaus nicht behagte und die ich nie wieder besuchen wollte.

Einige Monate später ward Roland ins Ministerium berufen. Kaum waren seit jener Ernennung 24 Stunden verflossen, als ich Madame Robert bei mir eintreten sah.

— Sehen Sie wohl! riefen sie aus, Ihr Herr Gemahl ist nun Minister! Sie können nicht glauben, wie sehr uns dies freut . . . meinen Mann und mich. Aber die Freunde des Vaterlandes müssen sich gegenseitig unterstützen. Ich hoffe, daß Sie den Meinigen nicht vergessen werden.

— Ich würde entzückt sein, Madame, Ihnen nützlich werden zu können; doch weiß ich leider nicht, was ich für Sie thun könnte. Sein Sie indeß überzeugt, daß Herr Roland bei Besetzung vacanter Stellen, im Interesse des allgemeinen Wohls, nur wahrhaft fähige Köpfe bevorzugen wird.

Es vergehen vier Tage. Am fünften besuchte mich Madame Robert schon am frühen Morgen. Wenig Tage darauf ein zweiter Besuch und immer neues Drängen über die Nothwendigkeit, ihren Mann anzustellen und über seine gerechten Ansprüche auf Anstellung, in Bezug auf seinen nie erkaltenden Patriotismus. Ich erklärte ihr, der Minister des Innern habe über keine andern Stellen, als die seines Bureaux zu verfügen, und daß diese bereits besetzt wären, u. daß ungeachtet der Zweckmäßigkeit, manche dieser Stellen anders zu besetzen, es einem vorsichtigen Minister doch wohl zukäme, erst genaue Sachen und Menschen zu prüfen, bevor er zu Neuerungen schreite, die den regelmäßigen Lauf der Geschäfte hemmen, und daß endlich, nach Allem, was sie mir selbst von ihrem Manne mitgetheilt, diesem mit der untergeordneten Stelle eines Commis oder gewöhnlichen Abschreibers unmöglich gedient sein könne.

— In der That, sagte sie, mein Robert ist zu etwas Besserm, als das, gemacht.

— In diesem Fall kann der Minister des Innern leider nichts für ihn thun.

— Nun, fuhr Madame Robert fort, dann spreche er wenigstens mit dem des Auswärtigen, daß dieser meinem Manne irgend eine Mission gebe.

— Ich fürchte, daß es in den strengen Grundsätzen Herrn Roland's liegt, für Niemand zu bitten und sich überhaupt nicht in eines der Departements seiner Amtsgenossen zu mischen; aber da Sie allem Anscheine nach weiter nichts als ein Zeugniß für den Bürgersinn Ihres Gemahls beanspruchen, so werde ich den Meinigen ersuchen, ihm ein solches zu ertheilen.

Madame Robert heftete sich an den Mantelsack des General Dumouriez, an die Fersen Brissot's und kam nach Verlauf von drei Wochen wieder zu mir, um mir in der Freude ihres Herzens mitzutheilen, der Erstere habe ihr versprochen, ihren Robert unterzubringen, und sie käme, um mich zu bitten, Dumouriez, sobald ich ihn sehe, an sein Versprechen zu erinnern.

Im Laufe der Woche aß er bei mir. Auch Brissot und Andere waren zugegen.

— Sagen Sie mir, Dumouriez, haben Sie nicht einer gewissen, sehr drängenden, man könnte sogar sagen, zudringlichen Dame versprochen, deren Mann ungesäumt irgendwo unterzubringen? Sie hat mich gebeten, Sie daran zu erinnern.

— Ist das nicht Robert, von dem Sie sprechen? fragte Brissot.

— Errathen!

— Ah, sagte Brissot mit jener ihm eigenthümlichen Treuherzigkeit, Sie müssen (sich an Dumouriez wendend) diesen Mann da jedenfalls anstellen. Er ist ein treuer Freund der Revolution, ein eifriger Patriot, aber nicht glücklich. Das Reich der Freiheit muß Denen, die es lieben, nützlich werden.

— Wie? unterbrach ihn Dumouriez eben so rasch als heiter, Sie sprechen da von dem kleinen Manne mit dem schwarzen Kopfe, der eben so breit als lang ist? — Meiner Treu, ich habe nicht Lust, mich zu blamiren. Ich werde eine so lächerliche Figur nirgends hinschicken.

— Aber, erwiderte Brissot, unter den Agenten, die Sie anstellen, werden sich nur Wenige finden, die so viel Fähigkeit besitzen, wie dieser Robert.

— Kennen Sie ihn denn so genau? fragte Dumouriez.

— Ich habe Herrn Keralio, den Vater seiner Frau, einen höchst achtenswerthen Mann, gekannt . . . . bei ihm sah ich diesen Robert. Ich weiß, daß man ihm einige Verschobenheiten vorwirft; aber ich halte ihn für einen Mann, der ehrlich ist und ein vortreffliches Herz, durchdrungen von wahrer Bürgertugend, besitzt und der es wohl verdient, eine Anstellung zu finden.

— Solch einen Narren stelle ich durchaus nicht an!

— Aber Sie haben es doch seiner Frau versprochen?

— Allerdings, aber nur eine unterge-

[illegible] Thalern Ge[illegible] und diese hat er nicht gewollt. Was Sie, was er verlangt? Den Gesandtschaftsposten in Constantinopel!

Ist es möglich? fragte Brissot, in Gelächter ausbrechend. Nein, das ist unmöglich!

— Ich sage Ihnen, so ist es!

— Gut, erwiderte Brissot, dann habe ich nichts mehr zu sagen.

— Auch ich nicht, fügte Dumouriez hinzu, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich das dicke Faß, wenn sich's noch einmal bei mir sehen läßt, bis auf die Straße hinausrollen und seiner Frau den Eintritt zu mir untersagen lassen.

Noch einmal wandte Madame Robert sich an mich; ich wollte mich ihrer um jeden Preis, aber ohne Aufsehen, entledigen. Sie beklagte sich über Dumouriez und dessen Säumseligkeit, sein ihr gegebenes Wort zu erfüllen. Ich sagte ihr, daß ich mit ihm gesprochen; doch verhehlte ich ihr nicht, daß sie Feinde habe, die allerlei böswillige Gerüchte über sie verbreiten, und ich forderte sie auf, hinaufzusteigen bis zur Quelle dieser Gerüchte, um dieselben unschädlich zu machen, damit ein öffentlicher Beamteter, der eine Person, über welche so ungünstige Vorurtheile verbreitet worden sind, anstellen wollte, sich dadurch nicht den Vorwürfen böswilliger Spötter preisgebe.

— Madame Robert ging zu Brissot, der in seiner Ungenirtheit ihr erklärte, sie habe einen sehr dummen Streich begangen dadurch, daß sie für ihren Mann den Gesandtschaftsposten in Constantinopel begehrt, und daß sie mit derlei übertriebenen Ansprüchen endlich dahin gelangen werde, gar nichts zu erreichen.

Wir sahen sie seitdem nicht wieder. Ihr Mann aber rächte sich dadurch, daß er ein Pamphlet gegen Brissot schrieb und ihn darin als Austheiler von Anstellungen und zugleich als einen Wortbrüchigen anklagte, der ihm die Gesandtschaftsstelle in Constantinopel zugesagt und es ihm später abgeläugnet habe. Darauf warf er sich den Cordeliers in die Arme, verband sich mit Danton und erbot sich, als dieser am 10. August Justizminister geworden war, ihm als Secretär zu dienen, was dieser annahm. Durch Dantons Einfluß ward Robert von der Stadt Paris in den Convent gewählt, bezahlte dann seine Schulden, machte großen Aufwand, sah an seiner Tafel den Herzog von Orleans und tausend Andere. Jetzt ist er reich, verläumdet und beschimpft Roland und dessen Frau. — Das Alles begreift sich; er treibt sein Handwerk und gewinnt Geld dabei.

Dies bittere, hämische, ungerechte Portrait beweis't, daß selbst die größten Characterе, zu denen unstreitig Madame Roland gehört, nicht frei von kleinen Schwächen sind. — Das Bild, das sie uns von dem Manne der Mademoiselle Keralio entworfen hat, ist sehr ungenau und in Einem Punkte sogar falsch. Robert warf sich nicht erst gegen Ende 92 in die Arme der Cordeliers; er gehörte ihnen seit 91, seit deren Entstehen an.

Robert war ein guter Mensch. Im August 93 war er einer Derjenigen gewesen, die mit Garat einige Versuche mit Robespierre wagten, um die Girondisten zu retten, die damals rettungslos verloren waren und die wihm auch sie nicht mehr zu retten vermochten.

Ein unbedeutender Zufall ward für ihn verhängnißvoll. Der Convent hatte ein sehr strenges Gesetz gegen die Getraideaufkäufer, gegen die Kornwucherer erlassen. Man denunzirte bei ihm eine Tonne Rum's. Er hatte gut dagegen laut zu protestiren und zu sagen. Dies kleine Fäßchen habe er zu eigenem Verbrauche angekauft. Nichts desto weniger ward er von den Jakobinern für einen Wucherer ausgeschrieen.

Aber was auch Madame Roland dagegen einwenden möge, weder Robert noch seine Frau haben sich auf Kosten des Volkes bereichert. Nach der Revolution lebte die arme Frau, wie in früherer Zeit, einzig und allein von ihrer Feder, indem sie für die Buchhändler eine Masse von Uebersetzungen aus dem Englischen besorgte und nebenbei von Zeit zu Zeit Romane schrieb, wie „Amelia und Caroline, oder Liebe und Freundschaft.", „Alphonse und Mathilde, oder die spanische Familie," „Rose und Albert, oder Emma's Grab", (1810). Dies war ihr letztes Werk und wahrscheinlich auch das Ende ihres Lebens.*)

Aber alle diese Romane, sogar ihre große Geschichte der Königin Elisabeth sind vergessen. Das aber, was Frankreich nie vergessen wird, ist der große Anstoß, der am 17. Juli 91 von ihr und ihrem Manne ausgegangen war.*)

*) Herr Michelet irrt sich. Sie starb erst 11 Jahre später, 1821, in Brüssel. E. M. O.

Geistige Entwickelung.

Der Mensch wird nicht mit Vernunft, sondern mit Vernunftfähigkeit geboren. Die Entwickelung ist bei einem Individuum leichter, bei dem andern schwerer, und so wie die Organisation verschieden, so sind auch die staatlichen und sonstigen Verhältnisse verschieden, welche das Glauben und Wissen des Menschen bedingen. Es ist keine Schande, Dies oder Jenes zu glauben, und Wenig zu wissen; aber es ist eine Schande, hartnäckig im Irrthum beharren und Nichts lernen zu wollen. In christlichen Staaten werden die Kinder christlich dressirt und da die Dogmen des Christenthums gegen Naturgesetz und Vernunft sind, so ist es die natürliche Folge, daß günstig organisirte Köpfe, oft auch ohne höhere Schulbildung, zu Zweiflern an der Lehre werden, so man ihnen als Wahrheit gleichsam eingeimpft hat. Die große Mehrzahl, ohne wissenschaftliche Ausbildung, groß gewachsen, schwört, blinder Autorität sich ergebend, in die Worte ihres Meisters, fürchtet den geringsten Zweifel und hält den freien Gedanken für eine schwere Sünde. Daher der Haß der orthodox Gläubigen gegen Jene, die ihnen den Glaubenssatzungen nach als Ungläubige gegenüber stehen; indeß Haß und Verfolgung der Priester, die geistig über ihrer gläubigen Masse stehen, sich auf eine ganz andere Quelle reduciren läßt: auf die des materiellen Vortheiles. „Der Prie-

*) Robert hatte sich nach der Restauration der Bourbons in Brüssel niedergelassen, etablirte sich daselbst als Destillateur und starb hier im Jahre 1826. Im Convente hatte er zu Jenen gehört, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt. Er soll dies niemals bereut haben. E. M. O.

ster ist arm, heißt es; aber die Kirche ist reich und in der Kirche, oder vielmehr durch die Kirche läßt es sich, wenn auch nicht im Reichthum schwelgen, doch ganz gemächlich leben. —

Hat man es sich zur Aufgabe gemacht, gegen Kirche und Pfaffenthum zu wirken, so muß man es sich gefallen lassen, von Kirchenleuten und Priestern angefeindet und sogar verdammt zu werden. Dies Loos ist, in meiner Stellung, auch das Meinige geworden; doch hatte ich häufig das Vergnügen, sagen zu hören: „ich habe Sie gehaßt und verflucht; nun aber habe ich den Muth gefaßt, mich mit Ihren Schriften vertraut zu machen und ich liebe Sie jetzt, da Sie es sind, der mich frei machte im Geist."

Ein Brief, welchen ich vor Kurzem erhielt, mag als Beleg zu Obigem dienen; kann jedoch nicht mit Angabe des Namens mitgetheilt werden, damit die Verwandten den Schreiber des Briefes nicht darin erkennen mögen.

Sept., 1866.

Geehrtester Herr L.!

Noch nie hat ein Buch solchen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht und mit solcher Begeisterung erfüllt, als Ihr mir kürzlich zu Hand gekommenes Werk: „Der Priesterspiegel". Obgleich ich schon mehreren Büchern mit ähnlichem Inhalte, namentlich „Renan's Leben Jesu" meine besondere Aufmerksamkeit schenkte, so fand ich doch in keinem derselben solche kühne, erhabene, aber doch authentische Ideen, die nicht blos die Religionssysteme aller Nichtchristen, sondern auch das christliche Religionssystem an der Wurzel ergreifen, um es über den Haufen zu werfen, als dem Ihrigen; in keinem fand ich den Muth des Autors, die Bibel in ihrer Echtheit göttlicher Inspiration so zu brandmarken und dieselbe als das Produkt menschlicher Unwissenheit hinzustellen, wie Sie es thaten. Ich könnte mich kaum zur Annahme Ihrer Ideen entschließen, hätten Sie dieselben nicht auf die treffendste Weise durch die Bibel selbst vertheidigt. Beim Durchlesen der ersten Seiten Ihres originellen Werkes gerieth ich mit mir selbst in Zweifel, ob ich es nicht, um der vollständigen Einbüßung meines wenigen Glaubens vorzubeugen, bei Seite legen solle; ja, ich war öfters ganz ungehalten gegen Sie, daß Sie es wagen konnten, das unschätzbare Kleinod so vieler Millionen Menschen auf so geringschätzige Weise zu insultiren. Doch ich las energisch fort u. immer mehr leuchteten mir Ihre Ideen ein, immer tiefer faßte der Zweifel an die Echtheit göttlicher Offenbarung der Bibel Wurzel, immer mehr kam ich zur Einsicht, daß mein bisheriger Glaube ein blinder war, daß überhaupt das ganze gegenwärtige Religionssystem das Machwerk nichtswürdiger Betrüger, herrschsüchtiger, tyrannischer Despoten ist, daß der Glaube der armen, betrogenen Menschheit, wie Sie sich so treffend ausdrücken, der Widerhall eines tiefeingewurzelten, tausendjährigen Betruges ist, der sich durchaus nicht auf einen moralischen Grundsatz oder vernünftigen Zweck zurückführen läßt.

Ich versichere Sie, in mir hat innerhalb einigen Wochen durch das Lesen Ihres Werkes, ein geistiger Umschwung stattgefunden, mein Religionszweifel hat sich Bahn gebrochen und dem freien Denken den Platz eingeräumt. An die Stelle meiner Unzufriedenheit, die mir namentlich meine letzten Lebensjahre verbitterte, die mich sogar manchmal des Lebens überdrüssig machte, trat eine innerliche Ruhe und Zufriedenheit, in der mir die Natur, als das Ideale und Reale alles Seins, viel herrlicher erscheint wie zuvor, und die mir meine kommenden Lebenstage versüßen wird. Meine gegenwärtige Lebenszeit werde ich später als die wichtigste Periode meines Lebens, als die Uebergangsperiode aus der Dummheit zur Aufklärung, aus der Sklaverei zur Selbstbeherrschung, aus der Unzufriedenheit zur Zufriedenheit und Glückseligkeit preisen.

Um mich auch fernerhin auf der angefangenen Lebensbahn zu erhalten und zu befestigen, schicken Sie mir nebst dem Priesterspiegel, der vielleicht schon in einer neuern Auflage erschienen ist, einige andere Ihrer Werke, die Sie für mich am Besten erachten.

Hochachtungsvollst

Ihr ergebener F.

Die Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Der Luftball on.

Ein Luftball ist ein kugeliger oder birnförmiger Körper, der für sich allein oder auch mit Lasten beschwert in die Luft steigt. Soll dieses möglich sein, so muß der Luftballon, mit sammt seinen Lasten, ein geringeres Gewicht haben, als eine Luftmasse von demselben Volumen. Ein Körper, der aus einem an sich schon leichten Stoffe besteht und luftdicht ist, kann daher zum Steigen gebracht werden, wenn man die in ihm enthaltene Luft durch Hitze hinlänglich verdünnt, oder ihn mit dem so leichten Wasserstoffgas anfüllt. Da die Dichtheit der Luft je höher, desto geringer wird, so läßt sich gleich einsehen, daß ein Ballon nur so lange steigen kann, so lange sein specifisches Gewicht kleiner als das der Luftschichte ist, in der er sich befindet, daß also das Steigen in allen Fällen bis auf eine gewisse Grenze beschränkt sein muß.

Vom Schalle (Akustik).

Mit dem Worte Schall bezeichnet man die mancherlei Arten zitternder und schwingender Bewegungen theils fester, theils flüssiger Körper, die innerhalb gewisser Grenzen durch das Ohr empfunden werden.

Man unterscheidet bei der Lehre vom Schalle:

1. Die schallenden Körper, deren zitternde und schwingende Bewegungen den Schall erzeugen,
2. Die Materie oder das Mittel, wodurch der Schall fortgepflanzt wird.
3. Die Wahrnehmung des Schalles.

Von den schallenden Körpern.

Körper, die durch schlagen, stoßen, reiben, durch streichen mit einem Bogen oder durch sonst ein schickliches Mittel in zitternde oder bebende Schwingungen (Oscillationen, Vibrationen) versetzt werden können, werden schallende Körper genannt.

Elastizität ist das erste Erforderniß eines schallenden Körpers. Unelastische Körper, z. B. Seide, Wolle, Papier, weiches Wachs

ꝛc. sind zu solchen Schwingungen ungeschickt und geben daher nicht nur keinen Schall von sich, sondern dämpfen sogar den, der von einem schallenden Köper ausgeht. Der hohe Grad von Elastizität, welcher der Luft und allen luftförmigen und expansiblen Flüssigkeiten eigen ist, macht daher diese Körper zu solchen, die vorzüglich schallend sind. Der Knall einer Peitsche, der Knall eines Schießgewehrs, das Sausen und Pfeifen der Luft, wenn ein Stab oder eine Peitsche schnell hin- und hergeschwungen wird, das Rauschen des Wassers, das Heulen der Winde, das Krachen des Donners, das Reden und Singen, das summende Getöse fliegender Insekten und so vieles andere Getön und Geräusch, das in der Luft entsteht, sind Folgen eines plötzlichen Zusammenschlagens und Ausdehnens der Luft, vermöge ihrer großen Elasticität.

Auch feste Körper, Stahl, Glocken von Glas und Metall, gespannte Draht- oder Darmsaiten und noch viele andere feste Körper besitzen Elastizität, sind also schallende Körper.

Obgleich Elastizität eines der ersten Erfordernisse eines schallenden Körpers ist, so ist sie doch keineswegs die einzige hinreichende. Viele Körper sind sehr elastisch, z. B. Schwamm, Federharz u. dgl., gehören aber doch nicht zu den schallenden. Damit ein Körper Schallfähigkeit habe, müssen also außer der Elastizität auch noch andere Umstände, die theils im Gefüge der Körpertheile, theils in einem bestimmten Grad von Sprödigkeit und Spannung zu suchen sind, mit dabei sein. Auch das Werkzeug, womit man den Schall zu wege bringen will, ist in den meisten Fällen gewissen Eigenschaften unterworfen, ohne welche auch der schallfähigste Körper keinen Schall von sich gibt.

Daß nicht jeder elastische, schallfähige Körper einerlei Schall von sich gibt, liegt außer der materiellen Verschiedenheit, der Cohäsion und dem Gefüge, auch in der Gestalt des schallenden Körpers. Die Schwingungen können durch den ganzen Körper sich erstrecken, oder es schwingen nur einzelne Theile des Körpers und andere bleiben dabei in Ruhe. Dergleichen Theile nennt man Ruhestellen oder Schwingungsknoten. Diese Schwingungsknoten kann man dem Auge sichtbar machen, wenn man eine dünne Scheibe von gemeinem Glase mit feinem, recht trockenen Sand, der nicht staubig, von Unreinigkeiten und groben Stücken frei ist, bestreut, sie dann spitz zwischen den Daumen u. den Zeigefinger fast u. nun ohne ihren Rand mit der Hand, in der man sie hält, zu berühren, mit einem Violinbogen in senkrechter Richtung streicht. In dem Augenblicke, wo die Scheibe zu klingen beginnt, wird der Sand von den schwingenden Stellen weggeschleudert und sammelt sich dagegen in den Schwingungsknoten an. Diese Ansammlung bildet zugleich allerlei sehr regelmäßige Figuren, um so regelmäßiger, je reiner der Klang der Scheibe gewesen ist. Chladni hat dieses einfache und sinnreiche Mittel zuerst angegeben, daher nennt man die sich bildenden Figuren die Chladnischen Klangfiguren.

Auch bei einem Glase, das etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist und über dessen Rand man recht schnell mit einem nassen Finger herumfährt, zeigen sich solche Ruhestellen, indem die Wellen, die sich beim Klange des Glases auf der Oberfläche des Wassers bilden, nur von bestimmten Stellen ausgehen und an andern Stellen in Ruhe bleiben.

Von der Fortpflanzung des Schalls.

Wie in einem ruhigen Wasser, in welches man einen Stein hineinwirft, kreisförmige Wellen entstehen, deren Peripherie von dem Punkte an, wo sie entstehen und der ihr gemeinsamer Mittelpunkt ist, immer größer wird, bis sie endlich in ziemlicher Entfernung sich verlieren, so werden durch die Zusammenpressungen und Wiederausdehnungen der Luft, vermittelst der Schwingungen eines schallenden Körpers, ähnliche Wellen gebildet, die man Schallwellen nennt. An Geschwindigkeit übertreffen sie bei weitem jene Wasserwellen, und weil sie rings um den schallenden Körper herum stattfinden, so sind es auch nicht bloße Flächen, wie die Wasserwellen, sondern kugelige Wellen, deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt an der Stelle liegt, wo der Schall entstanden ist. Ein merkliches Fortrücken der einzelnen Lufttheilchen kann aber bei der Bildung der Schallwellen nicht stattfinden. Dieses läßt sich dadurch einsehen, daß eine Lichtflamme, die neben einen stark tönenden Körper, z. B. eine tönende Glocke gehalten wird, sich nicht bewegt, so wie dadurch, daß man mehrere Schälle auf einmal und zu gleicher Zeit hören und unterscheiden kann. Strömte die Luft fort, so würde man in solchen Fällen nur ein Getön hören, aber keine ordentlichen Schälle und Klänge unterscheiden können. Auch hierin haben die Schallwellen Aehnlichkeit mit den Wasserwellen, welche entstehen, wenn mehrere Steine in geringer Entfernung von einander in ein ruhiges Wasser geworfen werden. Die Wellen werden sich dann mannigfach durchschneiden, ohne sich in einander zu verwirren.

Anmerk.: Mehrere Physiker behaupten, daß die Fortpflanzung des Schalles mehr stoßartig sei.

Auf freiem Felde hört man ein fernes Geräusch, z. B. Wagengerassel, Hufstritte der Pferde ꝛc. weit besser, wenn man das Ohr an die Erde legt. Durch Thüren und Wände dringt Glockengeläute, Musik, laute Reden, was auf eine Fortpflanzung des Schalles durch feste Körper schließen läßt. Völlig unelastische Körper sind jedoch zur Fortpflanzung des Schalles ebenso ungeschickt, als sie es zu dessen Hervorbringung sind. — Auch Wasser und andere liquide Körper sind fähig, den Schall fortzuleiten. Einen Büchsenschuß kann man 12 Fuß tief unter Wasser hören.

Durch welches Mittel auch der Schall fortgeleitet wird, immer braucht er doch einige Zeit, um von dem Ort seiner Entstehung bis zum Ohre zu gelangen. Um diese zu bestimmen, ging man von der Erfahrung aus, daß die Geschwindigkeit, mit der das Licht sich fortpflanzt, gegen die Geschwindigkeit des Schalls so unendlich groß ist, daß für jene Fortpflanzung von einem Orte der Erde zum andern, wären sie auch noch so weit auseinander, fast gar keine Zeit verfließt. Von einer Kanone, die man zur Nachtzeit auf dem einen Standpunkte losbrannte, sah man daher den Blitz augenblicklich am andern Standorte, den Knall aber hörte man später. Die Zwischenzeit zwischen Blitz und Knall konnte mit Hilfe einer guten Sekundenuhr bestimmt werden. Eine vielfache Wiederholung dieses Versuchs hat dann ergeben, daß der Schall mit einer Geschwindigkeit

von etwa 1040 Pariserfuß für 1 Sekunde sich fortpflanze. Bei weitem unbestimmter ist das Gesetz über die Fortpflanzung des Schalls durch feste und liquide Körper.

Die Stärke des Schalles nimmt in eben dem Verhältniß ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Ist man 2 Meilen von dem schallenden Körper weg, so ist der Schall unter sonst gleichen Umständen viermal schwächer, als in der Entfernung von 1 Meile; in der Entfernung von 3 Meilen ist er neunmal schwächer. Das sogenannte Wetterleuchten hat zuweilen seinen Grund in der großen Entfernung der Gewitterwolke.

Es ist ausgemacht, daß die Schallwellen oder Schallstrahlen von allen Körpern, deren Oberfläche die gehörige Härte und Glätte hat, oder sonst dazu geeignet ist, unter demselben Winkel wieder zurückgeworfen (reflektirt) werden, unter dem sie angeschlagen haben. Ein so zurückgeworfener Schall wird, wenn er undeutlich und verwirrt ist, ein Wiederhall, und wenn er deutlich ist, ein Echo genannt. Der Erfahrung gemäß, kann man zwei auf einander folgende Sylben deutlich von einander unterscheiden, wenn zwischen der einen und der andern wenigstens ein Achtel oder ein Neuntel einer Sekunde verfließt. Folgen sie schneller auf einander, so kann sie das Ohr nicht mehr unterscheiden.

Auf der Zurückprallung der Schallstrahlen beruhen auch die Erscheinungen der Sprachröhre, der Hörröhre und Sprachgewölbe. Schon dadurch, daß man einen Schall durch die rohrförmig gebogene Hand, noch besser durch ein cylindrisches Rohr gehen läßt, wird er verdichtet und verstärkt. Weit mehr aber ist dieses der Fall, wenn das Rohr kegelförmig ist. In einem solchen werden die Schallstrahlen, ehe sie herauskommen, erst vielmal zurückgeworfen und dabei so sehr verdichtet, daß sie eine große Verstärkung erhalten. Von dieser Form ist auch das eigentliche Sprachrohr, dessen man sich auf Schiffen und Thürmen bedient. Mit seiner Beihülfe kann man sich auf eine Meile weit Gehör verschaffen. Hält man die enge Oeffnung eines Sprachrohrs an das Ohr, so hört man das leiseste, was durch die enge Oeffnung geflüstert wird. So gebraucht, nennt man es ein Hörrohr, weil schwer hörende Menschen sich seiner, nur in viel kleinerer Gestalt, zu bedienen pflegen. Die Sprachgewölbe und Sprachsäle sind gewöhnlich elyptisch, d. h. in einer länglicht runden Form gebaut. In ihnen kann Jemand in dem einen Brennpunkt hören, was von einem andern, der in dem andern Brennpunkte stehet, so leise geflüstert wird, daß es sonst Niemand zu vernehmen im Stande ist.

Das Organ zum Hören ist das Ohr, dessen Einrichtung in der Lehre vom Menschen ausführlicher beschrieben ist.

Von der Wärme.

Mit der Lehre von der Wärme beginnt eine neue große Reihe der interessantesten und merkwürdigsten Naturerscheinungen, zu deren Erklärung die allgemeinen Gesetze über Bewegung, Druck und Schwere nicht mehr zureichen und zu deren Hervorbringung Wesen ganz eigener Art wirksam zu sein scheinen. Zu ihnen gehören Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus. Sind es Wesen von materieller Beschaffenheit, so müssen sie an Feinheit die luftförmigen Körper bei weitem übertreffen, da sie mit diesen nicht nur die Unsichtbarkeit gemein haben, sondern auch gar nicht mehr wägbar sind, das Gewicht eines Körpers nicht im mindesten vergrößern, sich nicht in Gefäße, wie dicht diese auch sein mögen, einsperren und willkührlich versetzen lassen, was alles noch mit dem leichtesten wägbaren Körper, dem Wasserstoffgas geschehen kann. Aus diesem Grunde nennt man auch diese Wesen, insofern man sie als körperliche Wesen betrachtet, unwägbare (imponderable) Stoffe, Imponderabilien.

Von der Ursache der Wärme.

Das Feuer, diese mächtige Kraft, wirkt auf alle Naturkörper ein und wenn sie dieselben nicht ganz zerstört und in neue Körper verwandelt, doch in einen flüssigen, geschmolzenen und dunstförmigen Zustand zu versetzen vermag, flammend und leuchtend, wie es sich gewöhnlich zeigt und woran man auch in der Regel denkt, wenn von Feuer die Rede ist, hat man es von Alters her als die Quelle aller Wärme betrachtet, und viele Völker haben dem Feuer und der Sonne, die man für ein Feuermeer ansah, göttliche Verehrung gezollt. Richtig ist aber die Idee, daß die Wärme durch flammendes und leuchtendes Feuer entstehe, keineswegs, indem Wärme ohne Flamme und ohne Licht entstehen kann. So kann ein Metall, das geschmolzen und flüssig geworden ist, seinerseits wieder andere Körper, z. B. Eis, Schwefel und selbst anderes Metall, das leichter schmilzt, zum Schmelzen und flüssige Körper zum Sieden bringen, obschon es weder flammt noch leuchtet. Siedendes Wasser kann andere Körper so erwärmen, daß sie sich sehr ausdehnen und erweicht werden. Darum muß man die Wärme, abgesondert von Licht und Flamme, als etwas Eigenthümliches sich denken.

Bei weitem der größte Theil der Physiker und Chemiker nehmen eine eigene Materie, die sie Wärmestoff nennen, als Ursache der Wärmeerzeugung an. Dieser muß aber, wenn er wirklich existirt, so höchst fein und über alle Maßen subtil sein, daß er, obgleich man ihn nicht zeigen, nicht darstellen kann, doch alles durchdringt. Den Stoffen anderer Körper ist er bald mehr, bald weniger verwandt und eben diese Verwandtschaft ist es, vermöge welcher er sich mit mehr oder weniger Innigkeit mit ihnen verbindet. Die Verwandtschaft kann so groß, die Bindung so innig werden, daß der Wärmestoff alle Thätigkeit verliert und für unsere Sinne ganz unwirksam wird. Alsdann nennt man ihn die gebundene oder latente Wärme. Unter freier Wärme hingegen versteht man den Wärmestoff, dessen Wirkungen unsern Sinnen wahrnehmbar sind. Die Empfindungen, die durch freie Wärme in uns erregt werden, die Gewalt, die sie auf andere Körper auszuüben im Stande ist, haben aber ihre Grade. Mit der Wärme, die aus einer glühenden Kohle frei wird, kann man ein Stück Schwefel schmelzen, ein Stück Silber wird davon nicht geschmolzen werden. Wie ganz anders ist das Gefühl, das durch eiskaltes, lauliches und siedendes Wasser in uns erregt wird. Dieser Ungleichheit in der Wirkung der freien Wärme auf uns und andere Körper, dem verschiedenen Grad dieser Wirkung unter verschiedenen Umständen hat man den Namen Temperatur gegeben. Sie heißt bald heißere oder kältere, hohe oder niedrige. Völlige Abwesenheit aller Wärme würde eine absolute Kälte sein. Diese findet sich aber in der Natur nirgends, so wie sich auch keine absolute Hitze, d. h. ein so hoher Grad von

Wärme sich findet, der gar keines Zusatzes mehr fähig wäre.

Von der ausdehnenden Kraft der Wärme.

Alle Körper, sowohl feste als tropfbare und expansible, vergrößern sich nach allen Richtungen, wenn sie wärmer, und verkleinern sich wieder nach allen Richtungen, wenn sie kälter werden. Am stärksten ist dieser Einfluß der Wärme auf expansible Flüssigkeiten, geringer schon ist er auf tropfbare und am geringsten auf feste Körper. So gehen Schuhe und Stiefel, wenn sie eng sind, schwer aus und an, wenn der Fuß warm ist. Ein fester Körper, dessen specifisches Gewicht nur um so wenig kleiner als das des Wassers ist, daß er kaum noch darauf schwimmen kann, geht in warmem Wasser sicher unter, weil die Menge des Wassers durch die Wärme sich so ausgedehnt hat, daß sie leichter geworden ist und nun den Körper nicht mehr tragen kann, z. B. ein Wachskügelchen. Wird Wasser in einem vollkommen dicht verschlossenen Gefäß zum Sieden gebracht, so wird das Gefäß gesprengt. Hätt man eine schlaffe zugebundene Blase über glühende Kohlen, so dehnt sich darin die Luft so aus, daß die Blase aufschwillt.

Von dem allgemeinen Gesetz der Ausdehnung fester Körper durch die Wärme, finden sich zwar dem ersten Anblicke nach einige Ausnahmen, indem feuchter Thon, nasses Holz und andere Körper, die viele Feuchtigkeiten enthalten, in der Hitze schwinden, allein die Ausnahmen sind nur scheinbar. Die Ausnahme dauert nur so lange, so lange die Masse noch Feuchtigkeit enthält. Ist sie erst völlig ausgeglüht und ausgetrocknet, so folgt sie auch dem allgemeinen Gesetz der Ausdehnung, wie jeder andere feste Körper.

Ueber die Ausdehnung der tropfbaren Körper hat die Beobachtung so viel gelehrt, daß jeder tropfbare Körper in der Mitte seines eigenen Frost- und Siedpunktes eine Strecke hat, in welcher er sich fast gleichförmig ausdehnt. Sehr merkwürdig ist aber in dieser Hinsicht der Gang, den das Wasser in seiner Ausdehnung durch die Wärme befolgt. Dieses wird zwar dichter, je weiter es sich von seinem Siedepunkt entfernt, erhält aber seine größte Dichtigkeit in einer Temperatur von 3½ Grad nach dem 80theiligen Quecksilberthermometer und dehnt sich von da bis zum Gefrierpunkt wieder aus. Man schreibt diese sonderbare Erscheinung dem Bestreben nach der Krystallisation zu, indem von hier an die Theile ihre Stellung zu einander verändern und aus einander getrieben werden. Theils daher, theils auch durch die im Eise eingeschlossenen Luftblasen, nimmt das Eis einen größern Raum ein als das Wasser, aus dem es entstanden ist, wodurch es ein kleineres specifisches Gewicht bekommt und auf dem Wasser schwimmen kann.

Von den Thermometern.

Die Wahrnehmung, daß alle Körper durch steigende Wärme ausgedehnt, durch abnehmende zusammen gezogen werden, hat die Erfindung von Werkzeugen veranlaßt, durch welche man im Stande ist, die Zu- und Abnahme der Wärme mit ziemlicher Genauigkeit zu messen. Man nennt sie Thermometer, Wärmemesser. Da alle Körper der ausdehnenden Kraft der Wärme unterworfen sind, so gibt es im Grunde keinen, der nicht zur thermometrischen Substanz sich eignete; indessen sind Luft, Weingeist, Quecksilber und Streifen fester Metalle diejenigen, die gewöhnlich dazu angewandt werden.

Das Quecksilberthermometer, welches unter allen Themometern das gebräuchlichste und zweckmäßigste ist, besteht aus einer gläsernen Röhre, welche sich unten in eine Kugel erweitert. Die Kugel und ein Theil der Röhre sind mit Quecksilber angefüllt und neben der Röhre ist die, in gleiche Theile eingetheilte, Scala angebracht, auf welcher das Steigen oder Fallen des Quecksilbers in der Röhre abgemessen wird.

Auf dieser Scala sind zunächst zwei feste Punkte verzeichnet, von denen der eine der Eis- oder Gefrierpunkt, der andere der Siedepunkt genannt wird. Man bestimmt den ersteren, indem man die Kugel des Thermometers und den unteren Theil der Röhre, so weit das Quecksilber reicht, in schmelzenden Schnee oder schmelzendes Eis taucht und die Stelle auf der Röhre mit einem feinen Strich bezeichnet, bis zu welcher das Quecksilber in der Röhre reicht. Ebenso findet man den Siedepunkt, indem man das Thermometer in siedendes Wasser oder besser, in die Dämpfe von siedendem Wasser taucht und ebenfalls die Stelle auf der Röhre verzeichnet, bis zu welcher das Quecksilber steigt. Den Zwischenraum zwischen dem Eis- und Siedepunkt theilt man am zweckmäßigsten in hundert gleiche Theile und nennt diese Theile Grade. Eben solche Theile trägt man auch noch über dem Siedepunkte und unter dem Eispunkte auf.

Diese Eintheilung, bei welcher an den Eispunkt Null, an den Siedepunkt 100 geschrieben wird, heißt die Centesimal-Eintheilung oder die Eintheilung nach Celsius. In Deutschland ist besonders die Eintheilung nach Reaumur sehr gebräuchlich, bei welcher an den Eispunkt ebenfalls Null, aber an den Siedepunkt 80 zu stehen kommt. In England bedient man sich vorzüglich des Thermometers von Fahrenheit, welcher an den Eispunkt die Zahl 32 und an den Siedepunkt 211 schreibt und also den Zwischenraum in 180 gleiche Theile theilt. Bei sämmtlichen Eintheilungen werden die Grade über Null mit plus, die Grade unter Null mit minus bezeichnet.

Anmerk. Die Grade der einen Eintheilung können leicht in die der andern umgewandelt werden, da 4 Grad Reaumur gleich 5 Grad Celsius, gleich 9 Grad Fahrenheit sind, wobei man jedoch nicht außer Acht zu lassen hat, daß Fahrenheit an den Eispunkt nicht Null, sondern 32 schreibt.

Von der Erregung der Wärme.

Nimmt man als Ursache der Wärme einen eigenen sehr feinen Wärmestoff an, so wird Wärme überhaupt dadurch erregt, daß dieser Stoff aus den Körpern in denen er gebunden ist, entbunden und frei wird. Die Entbindung selbst aber kann auf mancherlei Weise bewerkstelligt werden.

1. Durch Reiben. Man erfährt dieß, wenn man die Hände an einander oder andere Theile des Körpers reibt. Zwei Seile, zwei Holzarten, eine härtere und eine weichere, können durch schnelles und heftiges Reiben sich zuletzt entzünden. Bohrer, Sägen, Hobel, Feilen u. dgl. Instrumente werden beim Gebrauche, wo immer eine starke Reibung stattfindet, oft glühend heiß. Würden die Achsen bei Wagenräder nicht geschmiert, so könnten

sie sich beim schnellen Fahren erhitzen oder gar entzünden. Durch das Feuerschlägen mit dem Stahl werden kleine Theile getrennt, die durch schnelle Reibung glühend geworden sind. Fängt man die Funken mit einem Papiere auf und betrachtet sie durch ein gutes Mikroskop, so sieht man abgetrennte Stahlstückchen.

2. Durch die Sonnenstrahlen. Ein Körper wird durch die Sonnenstrahlen am stärksten erwärmt, wenn dieselbe seine Oberfläche senkrecht treffen. Unter verschiedenen Jahreszeiten muß daher die Wirkung der Sonnenstrahlen unterschiedlich sein. Im Winter, wo wir der Sonne beträchtlich näher als im Sommer sind, ist es eben darum doch so kalt, weil ihre Strahlen schräg zu uns gelangen. Auch dann wirken die Sonnenstrahlen um so kräftiger, je mehr sie verdichtet werden. Brennspiegel und Brenngläser liefern Belege dazu. Von wesentlichem Einfluß auf die Erwärmung ist auch die Beschaffenheit seiner Oberfläche, insbesondere die Farbe. Schwarze oder dunkel gefärbte Körper erhitzen sich in den Sonnenstrahlen stärker, als weiße oder hell gefärbte.

3. Chemische Mischungen, wenn nämlich mit der Mischung eine große Veränderung in den Eigenschaften der gemischten Körper vorgeht. Wo dieses nicht der Fall ist, z. B. bei der Vermischung des Wassers mit geistigen Getränken, mit salzigen Körpern, wird nur wenig Wärmestoff frei. Die stärkste Erregung durch chemische Mischung findet bei der Verbindung eines brennbaren Körpers mit Sauerstoffgas statt.

Phosphor entzündet sich von selbst an der atmosphärischen Luft bei einer Temperatur von etwa 20 Grad R., Schwefel bei 120 Grad, die Kohle in einer noch höhern. Ueberhaupt kann, wenn die Temperatur den erforderlichen Grad hat, durch jede Auflösung, Gährung, Verwitterung, Verwesung und gehörig bedingte Vermischung eine Selbstentzündung erfolgen. Auf diese Weise entzünden sich Heu, Getraide, Mehl und andere vegetabilische Körper. Hanf, Flachs und viele andere Körper entzünden sich, wenn sie mit Oel oder Fett benetzt werden, eine Zeit lang fest zusammengeballt liegen und dann an einen warmen Ort gerathen, wo die fettigen Theile wieder verdunsten können.

Von der Mittheilung der Wärme.

Wenn zwei Körper von verschiedenem Wärmegrad sich berühren, so theilt der wärmere dem kälteren so lange Wärme mit, bis sie beide zu gleicher Temperatur gelangt sind. Ist dieser Zustand eingetreten, so befinden sich dieselben rücksichtlich des Wärmegrads in einem Gleichgewicht, welches das thermometrische heißt.

Die Mittheilung der Wärme geschieht jedoch bald geschwinder, bald langsamer, indem es Körper gibt, welche die Wärme leicht u. schnell, andere, welche sie schlecht und langsam fortleiten.

Die besten Wärmeleiter unter den festen Körpern sind die Metalle, die jedoch unter sich verschieden sind. Alle andere feste Körper sind bei weitem schlechtere Wärmeleitere. Sehr [illegible]ere Körper sind meistens auch sehr schlechte Wärmeleiter. Außer den Holzarten gehören in diese Klasse: Asche, Kohlen, Papier, Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand, Pelzwerk, Moos, Haare, Stroh, Federn ꝛc. Einer der schlechtesten Wärmeleiter ist Kork.

Zum Warmhalten taugen daher am besten die schlechten Wärmeleiter, weil diese die Wärme nicht so leicht wieder fortleiten. Bäume und Brunnen hüllt man im Winter mit Stroh, Kellerlöcher belegt man mit Mist, Stubenböden mit wollenen Teppichen; unter einem Strohdach ist es im Winter wärmer, im Sommer kühler. Streut man ein wenig Asche in die Hand, so kann man eine glühende Kohle damit halten, ohne sich zu verbrennen. Lockerer Schnee gehört ebenfalls zu den schlechten Wärmeleitern. Der Einfluß der Farbe findet auch bei der Mittheilung der Wärme statt. Dunkelfarbige Körper leiten die Wärme besser als hellfarbige fort.

Auch die Luft, wenn sie trocken ist, gehört im ruhigen Zustand zu den schlechten Wärmeleitern. Borfenster und Borthüren, weite Kleider, Mäntel. — Ist aber die Luft feucht, so leiten die Dünste, die sich dann niederschlagen, die Wärme weit stärker fort. Eine Luftmasse, die nicht ruhig ist, gehört auch trocken zu den guten Wärmeleitern. Darum kann man sich in einem Luftzug so leicht erkälten. Auf dem Weg der Strömungen geschieht, wie beim Wasser, das zum [illegible] wird, auch das Heizen der Zimmer. Zimmer, die sehr hoch sind, lassen sich daher nicht so geschwind erwärmen als niedrigere. Im Freien hören bei einer bedeutenden Höhe die Strömungen auf und die Luft bleibt kalt. Dieses wäre mit ein Grund, aus dem sich erklären ließe, warum es auf den Gipfeln hoher Berge auch im Sommer kalt bleibt. — Bekanntlich ist es über einer Flamme heißer als neben derselben. Dieses ist eine natürliche Folge von der Strömung der Luft. Daher die spitzzulaufende Gestalt der Flamme.

Wenn man vor einer geöffneten Ofenthüre steht, so daß man das Feuer im Ofen sehen kann, so empfindet man eine starke Hitze und diese verschwindet, wenn man so steht, daß man das Feuer nicht sieht, oder die Ofenthüre zu macht, oder eine Glasplatte vors Gesicht hält. Man nennt diese die strahlende Wärme.

Von der specifischen Wärme.

Verschiedenartige Flüssigkeiten, wie Wasser und Oel, Wasser und Branntwein, Wasser und Scheidwasser ꝛc., die in abgesonderten Gefäßen gleichmäßig erhitzt werden, zeigen verschiedene Grade, wenn man den Thermometer in sich hält. Diese Erscheinung liefert den Beweis, daß die Körper eine sehr verschiedene Empfänglichkeit (Capacität) für den Wärmestoff haben und ihn in ganz verschiedener Menge in sich aufzunehmen, festzuhalten und dadurch unwirksam auf äußere Umgebungen zu machen vermögen. Man nennt dieses die specifische Wärme. Diejenige Materie hat die größte Empfänglichkeit, deren Temperatur am niedrigsten ist; denn diese Materie kann noch einen Zusatz an Wärmestoff ertragen, ehe sie diejenige Temperatur bekommt, welche die andere Materie von höherer Temperatur zeigt.

Je mehr die Capacität sich vermehrt, desto mehr Wärme wird dann auch gebunden und wirksam gemacht, so wie im Gegentheil bei einer Capacitäts-Verminderung und eben darum entsteht Wärme, wenn Wasser in Kalk sich auflöst. Die Mischung von Schwefelsäure mit Wasser ist ebenfalls eine Capacitäts-Verminderung, daher auch hier Wärme entsteht.

Wärme [illegible]agt Kochsalz im Wasser oder Kochsalz mit Schnee vermischt eine Capacitätvermehrung, wo also Kälte entstehen muß. Setzt man eine Bouteille gefrornen Wein in kaltes Wasser, so zieht das Eis sehr begierig den benachbarten Wärmestoff an sich; das Wasser um die Bouteille herum verliert also so schnell so viel Wärmestoff, daß es gefrieren muß. Der Wein hat nemlich eine größere Capacität für die Wärme, als das Wasser. Derselbe Fall zeigt sich bei gefrornen Kartoffeln, gefrornem Obst u. s. w., die man in kaltes Wasser legt. In dem heißesten Zimmer kann man einen Teller auf den Tisch frieren lassen, wenn man auf den Tisch Wasser gießt und einen zinnernen Teller darauf setzt, auf welchem man zerstoßenes Eis oder Schnee mit Kochsalz vermengt.

Von der trennenden Kraft der Wärme.

Der trennenden Kraft der Wärme verdankt der Mensch die Kunst, Körper aufzulösen, sowohl auf nassem Wege durch die auflösende Kraft der Flüssigkeiten, am häufigsten des Wassers, als auf trockenem Wege durch die noch gewaltigere des Feuers. Eine große Menge von Körpern wird durch die Hitze getrennt, in ihre ungleichartigen Bestandtheile zerlegt, d. h. zersetzt; dahin gehören überhaupt Körper, die aus Theilen bestehen, die nicht sehr innig zusammenhängen, vornehmlich solche, die aus organisirten Körpern entstanden sind. Andere dagegen erleiden keine Zersetzung, sondern nur eine Aufhebung ihrer Cohäsion und gehen dadurch aus dem festen in den tropfbarflüssigen und zuletzt aus diesem in den elastischflüssigen Zustand über. So leidet z. B. Marmor, der aus Kohlensäure und Kalkerde besteht, eine Zersetzung. Die Metalle hingegen verlieren ihre Cohäsion, kommen, wie man es nennt, in den Fluß und werden geschmolzen.

Da die Cohäsion so sehr verschiedene Grade hat, so versteht es sich leicht von selbst, daß manche Körper leicht, andere schwerer schmelzen. Jene heißen leichtflüssige, diese strengflüssige Körper. Blei, Zinn, Zink, Schwefel, Talg, Wachs ꝛc. gehören zu den leichtflüssigen; Eisen, Silber, Gold, Kupfer, Messing ꝛc. zu den strengflüssigen Körpern. Für sehr strengflüssige Körper, z. B. Sand, Quarz, Kiesel, Platin ꝛc. hat man gewisse Zusätze erfunden, mit denen verbunden sie leichter schmelzen. So sind z. B. Fluß- und Kalkspath Schmelzungsmittel für manche Erze, Arsenik für Platin, Potasche und Salpeter für Sand, Gyps für Quarz ꝛc.

Ist ein Körper in den tropfbaren Zustand versetzt, sei es nun seiner natürlichen Beschaffenheit nach, wie das Wasser, oder durch die trennende Kraft der Wärme, wie ein geschmolzenes Metall, so behält er diesen Zustand so lange bei, so lange die trennende Kraft der Wärme den erforderlichen Grad dazu behält. Nimmt aber dieser Grad fortwährend zu, so fängt die Flüssigkeit an, aus dem tropfbaren in den ausdehnbaren Zustand überzugehen und dieses ist, was man allgemein Verdunstung nennt. Aber nicht allein unter der angeführten Bedingung findet eine Verdunstung statt; es lösen sich vielmehr auch in den höchsten Kältegraden noch immer eine unzählige Menge sehr kleiner Theilchen von der Oberfläche eines jeden Körpers auf und gehen in unsichtbarer Dunstgestalt in die Luft, dieses kann man theils durch das Gewicht, theils durch den Geruch beobachten. Erfahrungen der Art ergeben, daß jeder Körper stets eine gewisse Menge Wärmestoff enthalte, die auf jeden Fall hinreicht, seine trennende Kraft an dessen Oberfläche geltend zu machen und äußerst feine Theilchen derselben in Dunst zu verwandeln.

Aus dieser Ansicht über die Verdunstung folgt nun von selbst, daß zwischen Dunst und Dampf nur der Unterschied stattfindet, daß jener bei jeder Temperatur unmerklich von der Oberfläche der Körper ausgeht, dieser aber eine höhere Temperatur erfordert, mehr sichtbar und rascher erfolgt.

Werden tropfbar flüssige Körper oder geschmolzene feste Körper einer so starken Hitze ausgesetzt, daß die Hindernisse, die der Verdunstung im Wege stehen — der Druck der flüssigen Theile unter sich, sowie der äußere Luftdruck — dadurch überwunden werden können, so fängt diese durch alle Theile der Flüssigkeit sich zu zeigen an und durch die Dunstblasen, die dann aufsteigen, werden manche Flüssigkeiten in jene wallende Bewegung gesetzt, die man das Sieden oder Kochen nennt. Ueber viele feste Körper hat erst die stärkste Hitze einige Gewalt. Diese nennt man feuerbeständig. Zu ihnen gehören unter andern viele Metalle, z. B. Gold, Platin, Eisen ꝛc., auch die Kohle und die reinen Erden.

Der Uebergang des Wassers in Dampf ist mit einer so ungeheuern Raumvergrößerung verbunden, daß ein Kubikzoll Wasser zu einem Kubikfuß Dampf sich ausdehnt, gleich 1728mal mehr Raum einnimmt. Wenn daher Wasser in einem Gefäße kocht, das von allen Seiten her so vollkommen gesperrt ist, daß kein Dampf daraus entweichen kann, so muß die Expansivkraft des Dampfes in eben dem Verhältniß zunehmen, nach welcher er sich ausdehnen würde, wenn er entweichen könnte. Hieraus läßt sich die ungeheure Gewalt begreifen, die gesperrter Wasserdampf auszuüben vermag.

Füllt man ein kupfernes Gefäß, das eine schnabelförmige Röhre mit einer engen Mündung hat und das man Dampfkugel nennt, mit Wasser und läßt dieses darin kochen, so strömen durch die enge Mündung der Röhre die Dämpfe mit solcher Gewalt heraus, daß sie ein leichtes Rad in Bewegung zu setzen vermögen.

Man benutzt auch die Expansivkraft der Dämpfe des kochenden Wassers, um die großen Pumpenwerke in Salzsiedereien, Berg- und Hüttenwerken und andere Maschinen dadurch in Bewegung zu setzen, so wie zur Schifffahrt und Eisenbahnen. Eine zu solchem Gebrauch eingerichtete Maschine, welche man eine Dampfmaschine nennt, ist vorzüglich geeignet, die gewaltige Wirkung gesperrter Dämpfe im Großen zu zeigen. Eine einzige gut eingerichtete Maschine vermag oft mehr als dreißig, vierzig und noch mehr starke Pferde zu leisten.

Von dem Wassergehalt der Luft.

Im Winter, werden die Dünste in einem erwärmten Zimmer, wenn sie die kalten Fensterscheiben berühren, wieder zu Wasser verdichtet. Dasselbe geschieht, wenn sie sich bei eintretendem Thauwetter an steinerne Wände hängen, welches man bekanntlich das Ausschlagen nennt. Diese Erscheinungen, so wie überhaupt alle Arten von wässerigen Erscheinungen, die im Luftkreise sich zutragen und zu denen Nebel, Wolken, Thau, Reif, Regen, Schnee und Hagel gehören, zeigen hinlänglich, daß die Luft zu

jeder Zeit und selbst dann, wenn sie dem Gefühle nach völlig trocken zu sein scheint, eine Menge Wasserdunst enthalten müsse, daß aber diese Menge, auf welche außer dem Temperaturwechsel der Luft, auch deren beständige Bewegung Einfluß hat, sich immerfort verändert.

Die Entstehungsart des trockenen oder feuchten Zustandes der Luft, die, wie sich leicht denken läßt, mehrere Ursachen haben kann, hängt jedoch im Allgemeinen von folgenden Umständen ab:

1. Wenn durch irgend eine Ursache die Luftmasse einer Gegend sich schnell vermehrt und ihr Druck, was man durch das Steigen des Barometers wahrnehmen kann, schnell zunimmt, so drückt sie auch stärker auf die Wasserdünste, die sie enthält. War nun die Luft vor der Zunahme ihres Druckes beinahe schon mit Wasserdunst gesättigt, so kann sie nunmehr diesen so verdichten, daß er über sein Maximum gebracht und ausgeschieden wird. Wenn nun auch gerade in diesem Fall nicht immer Regen eintritt, so wird doch der Himmel bedeckt und die Luft mehr oder minder trübe, nebeligt und feucht sein. Man sieht hieraus, daß ein hoher Barometerstand, zumal wenn er schnell erfolgt, nicht immer heitere und trockene Witterung im Gefolge haben muß.

2. Ein Wind, der aus einer wasserreichen und wärmern Gegend kommt, was für Deutschland besonders der Westwind ist, der von dem atlantischen Ocean herweht, ist gewöhnlich mit viel Wasserdunst beladen. Dadurch kann die Luft in den Zustand der Sättigung, sogar der Uebersättigung gerathen. In der That ist für Deutschland der Westwind auch der eigentliche Regenwind.

3. Ist die Wärme anhaltend und wird stille Witterung, so kann die Luft bei anhaltend fortdauernder Verdunstung durchsichtig und trocken sein, so lange bei der bestehenden Temperatur keine Uebersättigung eintritt. Tritt aber, während die Luft diesem Zustand nahe gekommen ist, eine Temperatur-Erniedrigung, also kühleres Wetter ein, so kann die aufgenommene Dunstmenge plötzlich über das Maximum ihrer Dichtigkeit steigen und zu einer wässerigen Erscheinung sich ausscheiden.

Sensualismus.

Von Dr. Heinrich Cyplbe.

Muskelbewegung.

Die Vibration in den motorischen Nerven, welche Muskelverkürzung bewirkt, dürfte durch eine eigenthümliche, jenen Nerven angeborne Elastizität bedingt sein. In derselben Weise, in welcher jede Art von Bewegung — im Sehnerven, ohne sich in ihm fortzupflanzen, allein Lichtvibration bewirkt, dürften die verschiedenartigen Thätigkeiten in den Empfindungsnerven der Centraltheile durch bloßen Anstoß diese motorische Vibration erregen, von der es ganz unwahrscheinlich ist, daß sie mit einer der bekannten Schwingungen oder Strömungen identisch sei. Elektricität (wenigstens in der gewöhnlichen Form) kann sie nicht sein, weil sie dann die von Dubois Reymond in ungereizten motorischen Nerven erwiesene elektrische Strömung verstärken müßte, während sie dieselbe im Gegentheile schwächt, oder unterbricht. Auch ist ihre Geschwindigkeit nach Helmholtz viel geringer, als sonst die der Elektricität, oder des Lichts, der Wärme und des Schalles, was freilich durch irgend eine Hemmung bedingt sein könnte. Obwohl die Intensität der Muskelaktion oft sehr groß ist, so dürfen doch noch nach Ludwig die in jedem kleinsten Zeittheil entwickelten erregenden Kräfte des Willens, oder die Willensimpulse nur sehr klein sein, indem man die Muskeln und ihre Nerven als Gebilde erwiesen hat, die auf eine sehr verwickelte Weise zusammengesetzt sind und zwar aus Stoffen, welche bei ihrer Umsetzung beträchtliche mechanische Kräfte durch kaum meßbare mechanische Veranlassungen frei machen.

„Auf Erregung eines jeden bewegungerweckenden Hirntheils," sagt Ludwig, „erhält man stets Bewegungen complicirter Art; denn niemals sind es einfache stetige Zusammenziehungen eines oder mehrerer Muskeln, welche genau so lange sich erhalten, als die Einwirkung des Erregers dauert, sondern immer Bewegungen von Muskelgruppen, deren einzelne Abtheilungen nach einer solchen Reihenfolge in die Zusammenziehung eintreten, daß z. B. eine scheinbar [illegible] stimmtes Ziel gerichtete Bewegung einer Gliedmasse, oder ähnliches zu Stande kommt." — Indem es auch sonst Thatsache sein dürfte, daß die Muskeln wohl selten allein, in der Regel in ganz bestimmten Gruppen zusammengezogen werden, so daß zweckmäßige, d. h. zur Erhaltung des Organismus dienende Bewegungen resultiren, kann man schließen, daß die einzelnen Nerven jeder solcher Muskelgruppe sich im Gehirne in einem Punkte vereinigen, so daß ein einziger Anstoß dieses Punktes von den sensitiven Nerven aus sie alle gleichzeitig in Thätigkeit versetzt. Solcher motorischer Centralpunkte dürfte es so viele geben, als es zweckmäßige einfach combinirte Bewegungen (Combinationen ersten Grades) giebt, welche zunächst ganz zufällig durch den Anstoß, oder die Fortpflanzung der verschiedenartigen in den sensitiven Nerven stattfindenden Thätigkeiten entstehn werden. Eine gewisse einfache Zweckmäßigkeit von Muskelbewegungen beweist durchaus nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ihre Willkührlichkeit. Indem sie in erwähnter Weise häufig entstehn, wird nicht nur nach dem Gesetze von dem leichteren Zustandekommen der Nerventhätigkeiten auch ihr Zustandekommen immer leichter, oder wir werden darin geübt (Gedächtniß, Gewohnheit und Uebung beruhen alle auf demselben physikalischen Grunde), wir erhalten auch, indem wir jede solche Bewegung mit Auge und Tastsinn wahrnehmen, die Fähigkeit zur Vorstellung von ihr und gleichzeitig zur Erinnerung an das durch sie bewirkte Muskelgefühl. Die combinirten Bewegungen der Muskeln und der dadurch bewegten sie überziehenden Haut kommen nämlich, da sie auch äußere Reize sind, als verschiedene combinirte sogenannte Muskelgefühle (die aus Empfindungen der Richtung, Geschwindigkeit und Größe der Bewegungen und den entsprechenden Gefühlen zusammengesetzt sind) zum Bewußtsein und müssen, namentlich, wenn sie wiederholt werden, im Gehirne Veränderungen, oder Muskelgefühl — Figuren zurücklassen, durch deren Anstoß jene Muskelgefühle freilich nur in der abgeblaßten Weise der Vorstellungen wieder entstehn werden. Es scheint, daß diese Figuren an der Stelle der oben erwähnten Central-

Wärme sich [illegible] unkte der zu den einfach [illegible]- oder zweckmäßigen Bewegungen bestimmten motorischen Nerven im Gehirne sich bilden, so daß durch ihren Anstoß nicht blos die Erinnerung an das Muskelgefühl entsteht, sondern auch zugleich ein Impuls zur Entstehung der entsprechenden combinirten Bewegung gegeben ist. Da die Fähigkeit zur Vorstellung unseres Körpers ursprünglich gleichzeitig mit der Fähigkeit der Erinnerung an das durch dieselbe Bewegung bewirkte Muskelgefühl entstand, findet eine Beziehung zwischen beiden statt, so daß jene Bewegung von jetzt an nicht mehr allein durch zufälligen Anstoß der Thätigkeit sensitiver Nerven entstehen wird, sondern auch dadurch, daß auf irgend eine der bekannten Arten die Vorstellung der Bewegung entsteht, welche bei gewisser Intensität das entsprechende Muskelgefühl associirend zugleich den Impuls zu jener Bewegung giebt. Wenn das Kind eine ihm geläufige Bewegung, welche es sich deshalb auch vorstellen kann, bei einem andern Menschen wahrnimmt, so associirt diese Wahrnehmung in ihm die entsprechende Vorstellung, welche die Bewegung bewirkt. In dieser Weise dürften mit physikalischer Nothwendigkeit die Nachahmungsbewegungen entstehn.

Zur Befriedigung unserer Bedürfnisse ist es nöthig, die geeigneten Objekte zu ergreifen und zu verarbeiten, die nur selten uns so nahe liegen, daß die bisher betrachteten einfach combinirten Bewegungen dazu hinreichen, obwohl dies bei vielen Thieren der Fall sein mag. Die Ergreifung und Bearbeitung geeigneter Objekte ist beim Menschen meistentheils durch vielfaches gleichzeitiges und successives Zusammenwirken jener einfach combinirten Bewegungen: durch Combinationen höherer Grade bedingt. Wir bewegen z. B. unsere unteren Extremitäten an einen Baum, brechen dann mit den oberen eine Frucht und nachdem wir sie in den Mund geführt, stillen wir nach Bewegung der Kaumuskeln u. a. den Hunger. Dieses Zusammenwirken einfach combinirter Bewegungen, oder die mehrfach combinirten Bewegungen dürften auf folgende Weise entstehn. Sie setzen, scheint es, Urtheile voraus, welche aussagen, daß durch eine bestimmte gleichzeitige, oder successive Combination der uns schon geläufigen Bewegungen ein bestimmtes Bedürfniß befriedigt, oder auch ein Schmerz verhütet oder beseitigt wird, — oder in denen vielfache Combinationen der uns schon geläufigen Bewegungsvorstellungen einen Bestandtheil bilden, welcher durch Associirung der entsprechenden Muskelgefühle zugleich den Impuls zu der mehrfach combinirten Bewegung giebt. Wie diese Urtheile theils durch Hülfeleistung und Anleitung Anderer (namentlich der Eltern), theils durch eigene Erfahrungen, theils als Schlüsse entstehn, die aus allen diesen Erfahrungen folgen, ist schon früher auseinandergesetzt worden. Was die Anleitung durch Andere betrifft, so sind die oben erklärten Nachahmungsbewegungen bekanntlich hier ein wichtiges Hülfsmittel; auch ist dabei nicht zu vergessen, daß wenn andere Menschen Glieder des Kindes bewegen, dadurch ebenso die entsprechenden Bewegungswahrnehmungen und Muskelgefühle entstehn müssen, als wenn jene Bewegungen eigene sind.

Die Urtheile, welche aussagen, daß durch eine bestimmte Combination der uns schon geläufigen Bewegungen ein bestimmtes Bedürfniß befriedigt, oder auch ein Schmerz verhütet, oder beseitigt wird, stehn aber nicht blos mit den entsprechenden Muskelgefühlen, sondern auch mit den entsprechenden Bedürfnissen und Schmerzen wegen ihrer gleichzeitigen Entstehung, oder wegen ihres Inhaltes in Beziehung, so daß Bedürfnisse und Schmerzen jene Urtheile associirend, welche wiederum die entsprechenden Muskelgefühle associirend, die Bewegungen bewirken. Darin scheint der Prozeß der willkührlichen Bewegung zu bestehn.

Was die Entstehung der Sprache betrifft, so dürften zuerst im Kinde die einzelnen Laute oder Buchstaben des Alphabets durch ganz zufällige Einwirkung sensitiver Thätigkeiten auf die Centralpunkte von 24 angebornen Muskelcombinationen häufig entstehn. Dadurch erhält das Kind nicht nur die Fähigkeit sich 24 verschiedenartiger Muskelgefühle zu erinnern, sondern, indem es seine eigenen Laute hört, auch die Fähigkeit zu ebensoviel Schallvorstellungen, welche geeignet sind, die Muskelgefühle zu associiren und dadurch zugleich den Impuls zum Aussprechen der Buchstaben des Alphabets zu geben. Hört man ein Kind von andern Menschen ein Wort, d. h. eine Lautencombination aussprechen, so muß diese Wahrnehmung die entsprechenden dem Kinde einzeln geläufigen Lautvorstellungen im Zusammenhange, d. h. als Wortvorstellung associiren, welche durch Association der entsprechenden Muskelgefühle bewirkt, daß das Kind das Wort ausspricht. Die Entstehung der Sprache scheint mit der Entstehung aller Nachahmungsbewegungen zusammenzufallen. Angeboren ist dem Menschen die Fähigkeit, die Buchstaben des Alphabets auszusprechen, indem für jeden eine Muskelcombination präformirt ist, die Verbindung der Buchstaben zu Worten und deren weitere Verknüpfung beruht aber auf der oben auseinandergesetzten Nachahmung. Das Kind spricht deshalb die Sprache seiner Umgebung. Bevor es sprechen kann, denkt es schon, wenn auch einfach. Hier also ist der Gedanke vor der Sprache. Beim Sprechenlernen lernt es aber viele Worte, deren Gegenstand es erst viel später erkennt; hier ist also die Sprache dem Denken voraus.

Indem das Kind neben den Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne gleichzeitig gewisse Worte und Wortverbindungen hört, welche für die einzelnen wahrgenommenen Dinge gebraucht werden (für eine Eigenschaft ein Adjektivum, für einen Körper ein Substantivum, für eine Thätigkeit ein Verbum, für ein Verhältniß einen Satz), bilden sich, scheint es, neben den durch jene Wahrnehmungen entstandenen Vorstellungsfiguren auch solche, welche durch ihre Namen bedingt sind. Nachdem wir nun die Erfahrung gemacht haben, daß bestimmte Bedürfnisse und Schmerzen durch das Aussprechen gewisser Gedanken mittelst bestimmter Worte und Wortverbindungen beseitigt werden, associiren jene unangenehmen Gefühle in uns nicht blos die Gedanken, sondern auch die dieselben bezeichnenden Worte. Darin dürfte das willkührliche Sprechen bestehn.

Willkührliche Muskelcontraktionen dürfen nicht grade die Außenwelt verändernde Handlungen sein, oder Worte bewirken; sie können auch blos als Mienen und Gesten auftreten, welche den Zweck haben, gewisse äußere Einflüsse auf unsere Sinne zuzulassen, oder davon abzuhalten, z. B. das Oeffnen, oder Schließen der die Augen umgebenden Muskeln; oder bei gewissen Bewegungen die Stärke unserer inneren Erregung kund zu thun, z. B. das Accen-

tuiren in der Rede; oder den Zweck, in Andern die Erinnerung an gewisse Gedanken und Gefühle lebhafter anzuregen, als dies durch Worte möglich ist. Diese willkührlichen Mienen und Gesten sind wegen der gemeinschaftlichen Zwecke bei allen Menschen im Allgemeinen dieselben.

Die willkührliche Thätigkeit, durch welche der Mensch Das herbeischafft, was seine sinnlichen und geistigen Bedürfnisse befriedigt und den Schmerz beseitigt, nennt man Arbeit. Die Arbeit ist das Mittel zum Zweck, oft an sich unangenehm und nur befriedigend durch die Erwartung ihrer Resultate.

Unwillkührliche Bewegungen sind zuerst diejenigen, zu denen ein aus schmerzlichen oder freudigen Affekten entstandenes Gemeingefühl den unmittelbaren Impuls giebt. Dieses darf, wie es scheint, ohne Schaden für die andern Vorgänge im Gehirn einen gewissen Grad der Intensität nicht überschreiten; wird es intensiver, so verliert es dadurch an der schädlichen Stärke, daß es Impulse zu gewissen präformirten Muskelbewegungen giebt, zu denen das Weinen, Lachen, Laute der Freude und des Schmerzes gehören. Sie wirken, wie in einem Mechanismus das Sicherheitsventil, indem wir uns darnach erleichtert fühlen, bei ihrer Hemmung aber wohl zuweilen der Tod eintritt. Der Gesang stimmbegabter Thiere, die Beschleunigung oder Hemmung von Bewegungen innerer Organe, z. B. des Herzens — gehören hierher. Eine besondere Art des Gemeingefühls giebt den unmittelbaren Impuls zur Schamröthe und ebenso unwillkührlich entsteht das Zittern bei Freude und Schmerz. Damit verbinden sich bloße Wirkungen der Schwere, z. B. das Sinken in die Knie bei Furcht wegen Schwere des Körpers, das Zittern des Unterkiefers und der damit zusammenhängenden Lippen und Zähne wegen seiner Schwere. Die unwillkührlichen Mienen und Gesten sind bei allen Menschen im Allgemeinen dieselben wegen der gemeinsamen Organisation. Ohne einen starken Willen und Uebung können wir sie nicht unterdrücken.

Eine zweite Art unwillkührlicher Bewegungen sind solche, welche von Vorstellungen ausgehn, die nicht durch Bedürfnisse oder Schmerzen associirt sind. Denn dies ist, wie mehrfach bemerkt wurde, ein nothwendiges Element des Willens. Es gehören hierher die früher erklärten Nachahmungsbewegungen.

Unwillkührliche Muskelbewegungen entstehn drittens, wenn bewußtlose Nerventhätigkeit, d. h. solche, die nicht das Organ des Bewußtseins: das Gehirn, erreicht hat, im Rückenmark oder in den Ganglien des Sympathikus den motorischen Nerven einen Impuls giebt. Dies sind die sogenannten Reflexbewegungen, welche zum Theil andauernd sind z. B. der Tonus des Körpers, der Herzschlag, das Athmen —, theils nur vorübergehend entstehn z. B. das Husten, Niesen, die Saugbewegungen, nachdem das Kind an die Mutterbrust gelegt ist. Der Reiz zu jenen andauernden Bewegungen darf nicht allein das unaufhörlich durch den Körper strömende Blut sein. Spieß hat in s. Nervenphysf. sehr anschaulich auseinandergesetzt, wie wenigstens der Muskeltonus durch den andauernden Ernährungsprozeß der Nerven bedingt sein dürfte, welcher, wie ich schon erwähnte, wahrscheinlich in der höchst langsamen capillaren, oder auch endosmotischen Anziehung des Inhaltes der Ganglienzellen durch die Nervenröhren besteht. Daß durch diesen Prozeß, wie ebendaselbst auseinandergesetzt wurde, auch die in den Nerven erwiesene elektrische Strömung bewirkt wird, stände mit seiner mehr, oder weniger direkten Funktion, den Tonus zu erregen, nicht im Widerspruch. — Daß die Reflexbewegungen zur Erhaltung und Entwicklung des Organismus dienen, hat seinen Grund in der zweckmäßig präformirten Verbindung der hier concurrirenden sensitiven und motorischen Nerven.

Wenn auch nach dem, was über Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen bei Thieren gesagt wurde, kein Grund ist, daß nicht viele auch einen vollständigen Willen haben, so sind doch die Bedingungen des Wohles, oder der Thätigkeitskreis der Thiere so ungemein geringer, als beim Menschen, daß der geschilderte complicirte Prozeß des Willens hier sehr oft überflüssig ist. Eigenthümliche Energien oder Elasticitätsverhältnisse der Sinnesnerven z. B. eine bestimmte Beziehung der Geschmacks- u. Geruchsnerven gewisser Thiere zu gewissen Pflanzen, der Sehnerven anderer zu Licht, oder Finsterniß, — ferner präformirte Combinationsnerven in Centralgebilden jeder Thierart und Thiergattung eigenthümlich sind: dürften allein der Grund ihrer sogenannten instinktiven, d. h. derjenigen ihrer zweckmäßigen Handlungen sein, welche nicht durch äußere Erfahrungen bedingt sein können. Wer dieselben für zu complicirt, als daß sie auf diese Weise entstehen könnten, oder wem diese Erklärung des Instinktes zu einfach ist, den darf man auf die unserem Bewußtsein entzogene bewunderswürdige Thätigkeit unseres Herzens, unserer Lungen und des Magens verweisen, die doch ohne Zweifel durch solche Präformation im Gehirne bedingt sind. Wer nur einmal die Rolle betrachtet hat, die das Herz bald als Druckpumpe, bald als Saugpumpe spielt, um das Blut abwechselnd bald durch die Lungen, bald durch den ganzen Körper zu jagen, der wird gestehn, daß diese Thätigkeit eine höchst zweckmäßige, fein berechnete und kunstvolle ist, kunstvoller als das Gewebe der Spinne. Daß beim Menschen complicirtere Combinationen der Bewegungsnerven nur für innere Organe existiren, bei den Thieren aber auch für die Extremitäten, z. B. für die Beine der Spinne — ist bei der Verschiedenheit des Baues des Nervensystems des Menschen und der Thiere, und der Thiere unter sich nicht wunderbar. Die instinktiven Thätigkeiten der Thiere werden bewußtlos, d. h. reine Reflexbewegungen sein, wenn sie von einem Centraltheile ausgehn, der dem Rückenmarke oder den Ganglien des Sympathikus entspricht. Es könnte Thiere geben, in denen allein solche Reflexbewegungen stattfinden, so daß das Bewußtsein nicht nothwendiges Merkmal thierischer Organisation wäre. Befinden sich aber die Nervencombinationen für die instinktiven Thätigkeiten in einem dem Gehirne entsprenden Centraltheile, so werden sie durch die verschiedenartigen Bedürfnisse und Schmerzen in Bewegung gesetzt werden und das Thier wird der Freude oder des Glücks fähig sein. Hier bewirken also Bedürfnisse oder Triebe und Schmerzen allein zweckmäßige Bewegungen, ohne daß bei den willkührlichen Bewegungen stattfindende Mitelglied der Vorstellungen und Urtheile. Daß der organische Grund des Instinktes der Thiere zugleich der Grund ihrer geistigen Stabilität im Gegensatze zu

Wärme sich [illegible] Menschen sein muß.

haben hiernach die Muskelbewegungen in willkührliche und unwillkührliche geschieden, von denen die letzteren in vier Klassen zerfallen. Erstens gehn sie blos von Gemüthsbewegungen, zweitens von reinen Vorstellungen aus, drittens sind es die bewußtlosen Reflexbewegungen und viertens die instinktiven Thätigkeiten der Thiere.

Aufmunterung zur Freude.

Hilft es wohl im Grame hier stets zu leben,
Und verdient das Opfer der Ruhe die Welt auch? —
Wahrlich, nein. — Bekämpfet den Schmerz der Seele,
Suchet die Freude!

Drücken Leiden, herrsche der Geist als Sieger,
Winken Freuden, leite die Lust er weise.
Lebet, liebet, würzet das kurze Sein mit Duftenden Blumen!

Freund! von dannen winket der Greis, der hag're,
Ob in Grames düsterem Dunkel traurig,
Ob in heiter rosigem Duft dein Leben
Freudig gehüllt war.

Gleich gilt es den Fäden des Dreigeschwisters,
Ob du reich von Königgeblüt entsprossen,
Oder arm von Bettlergeschlecht dich zählest,
Opfer des Orkus!

Güter, durch die Donau bespühlet läßt du;
Schätze, in der Wohnung gehäufet bleiben
Hier zurück den lachenden Erben, die sich
Deren bemeistern.

Allen fällt der Urne entschüttelt, zaudernd
Oder schleunig, sicher das Loos zu, das uns
Zur Verbannung ewiger Dauer trotzig
Liefert dem Kahne.

Oeffnet, Brüder, weise den Born der Freude,
Gießet in den Becher des Lebens Nektar;
Schnell entflieht die goldene Zeit der Jugend;
Suchet die Freude! —

Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum.

Die Leser der Fackel sind bereits durch eine frühere Mittheilung mit dem Plane, freisinnige Werke herauszugeben, vertraut. Die Actie kostet 10 Dollars, wofür von einem und demselben Werke, dessen Ladenpreis $1.00 beträgt, 12 Exemplare, broschirt, abgeliefert werden. Die herauszugebenden Werke sind in Serien getheilt und es steht Jedem frei, für Eine, für Zwei oder Alle zu zeichnen; je nachdem es des Theilnehmers Mittel erlauben, für die Propaganda durch Verbreitung der Exemplare ein Opfer zu bringen. Von Solchen, die eine Actie nehmen, um die dafür erhaltenen Werke in ihrem Kreise zu verkaufen und nicht alle Exemplare absetzen können, nehme ich die an Hand gebliebenen Exemplare gegen Erlag des Ladenpreises zurück; da man von Freunden nur **Billiges** verlangen soll.

Serie 1. „Frisch und Frei" hat die Presse verlassen und wurde an sämmtliche Actionäre per Expreß abgesandt. Das Porto, das Actionäre vorlegen, erbiete ich mich zu vergüten.

Für das nächste Werk in Serie 2: „Der gesunde Menschenverstand, von Meslier, aus dem Französischen übersetzt; ist jetzt die Subscription eröffnet und ich ersuche Jene, die sich an dessen Herausgabe und Verbreitung betheiligen wollen, mich darüber brieflich in Kenntniß zu setzen. Den Betrag von $10.00 für 1 Actie sende man gefälligst in Post-Orders, wofür durch Zusendung einer Actie quittirt wird. Bei meinen persönlich bekannten Abonnenten ist keine Vorausbezahlung nothwendig; es genügt eine briefliche Bestellung, wofür nach Empfang der Exemplare bezahlt wird.

Das Werk in Serie 2. wird binnen 3 bis 4 Monaten erscheinen. Dann folgen: „Alt und Neu." Freisinnige Aufsätze, in Serie 3.

Ludvigh's Reden und Vorlesungen, in Serie 4.

Der Priesterspiegel, oder Mysterien der römisch-katholischen Kirche, in Serie 5 und sehr wahrscheinlich auch

Der wahre Glaube, von Carl Porsch, in Serie 6.

Das höchste Opfer für alle 6 Werke wäre denn 60 Dollars, gegen Ablieferung von 12 Exemplaren von einer jeden der 6 erwähnten Serien. Gewiß eine geringe Summe für wohlhabende Freunde des geistigen Fortschrittes, um dadurch gegen Kirche und Pfaffenthum ersprießliche Propaganda zu machen und auch mir selbst zu nützen, der nach vieljährigem Wirken endlich auch auf materiellen Lohn Anspruch zu machen sich berechtigt fühlt.

Samuel Ludvigh,
Cincinnati, O., Post-Box 2734.

Propaganda.

Die Propaganda, gegründet von Samuel Ludvigh, im Monat Augu 1866, wird folgende Werke in fünf Serien herausgeben: 1. Frisch und Frei. Der gesunde Menschenverstand. 3. Alt und Neu. 4. Reden und Vorlesungen Gebiet der Religion, Philosophie und Geschichte. 5. Der Priesterspiegel. 6. Der wahre Glaube, gegründet auf Vernunft.

Mitglieder der Propaganda und Actionäre für das Werk:

Frisch und Frei, in Serie 1.

1. P. Bogen, Weinpflanzer, Cincinnati
2. Christ. Wüst, Schmidt, dto.
3. W. (Anonymus), dto.

4. Carl Kuckenberger, Getraidehändler, Cincinnati.
5. Joh. Hauck, Brauer, dto.
6. H. Eckel, Apotheker, dto.
7. A. Pick, Porcl-. u. Glash. Chicago, Il.
8. Conr. Ebert, Irontown, O.
9. Jakob Fischer, Brauer, Louisville, Ky.
10. Greve, Burlage u. Co., Möbelfabrikanten, dto.
11 H. Nolte, Kleiderhändler, dto.
12. W. Bangerth, Bäcker, Jeffersonville, Ind.
13. F. Pfisterer, Buchhltr., Louisville, Ky.
14. Franz Schönlaub, Schuhmacher, dto.
15. G. H. Ducker, Färber, dto.
16. J. Fleck, Oelfabrikant, dto.
17. A. Wellisch, Müller, dto.
18. Chr. Dörr, Seifensfabrikant, dto.
19. Gebr. Ehrmann, dto.
20. Carl Schuff, Lederhändler, dto.
21. Ed. Diezmann, Schuhhdlr., dto.
22. C. (Anonymus), dto.
23. Hr. Eschmann, Schreiner, dto.
24. Conrad und Fabel, Gerber, dto.
25. J. H. Wrampelmeier, Möbelfabrikant, dto.
26. W. Göpper, Gastwirth, dto.
27. O. Springer, Apotheker, dto.
28. H. Rettwisch, Kaufm., Columbus, Ind.
29. A. Nolte, Wirth, dto.
30. Georg Kitzinger, Kaufmann, dto.
31. Georg Greßel, Farmer, dto.
32. Jakob Kraus, Tapeten- und Teppichhandlung, Indianapolis, I.
33. J. Ritzinger, dto.
34. C. C. Hunt, Tabakhdl.r, dto.
35. D. A. Bohlen, Architekt, dto.
36. J. Müller, Importeur, dto.
37. Herm. Weinberger, Zuckerbäcker, dto.
38. Hugo Dünweg, Reg.-Steuereinnehmer, Terrehaut, Ind.
39. Matth. Mogger, Brauer, dto.
40. Heinr. Keunecke, Wirth, dto.
41. Jak. Steinmehl, Wirth, dto.
42. Lud. Seeberger, Metzger, dto.
43. Fr. W. Stöcker, Assessor, dto.
44. Fr. Thieme, Brauer, Lafayette, Ind.
45. L. Kimmel, Land- und Assec.-Agent, dto.
46. G. von Zeeburgh, dto.
47. J. (Anonymus), dto.
48. J. F. Schmalz, Tabakhdlr., dto.
49. U. (Anonymus), dto.
50. L. Kächlein, Uhrm., Lafayette, Ind.
51. J. G. Newmann, Brauer, dto.
52. Dr. Joh. Isler, dto.
53. Sal. Wise, Importeur, dto.
54. F. Burcky, Bäcker, Chicago, Ill.
55. J. Brown, Thürrahmen- und Schalousfensfabr., dto.
56. Carl Reisig, Dampfkessel-Fabr., dto.
57. S. (Anonymus), dto.
58. Heinr. Johepdt, Schuhm., dto.
59. D. K. (Anonymus), dto.
60. J. Wolff u. Stempel, Lebens- u. Feuerass.-Ag. dto.
61. G. F. Prussing, Particulier, dto.
62. W. G. J. Piepgras, dto.
63. Carl Kadisch, Restaurant, dto.
64. B. Lichtenheld, Färber, Racine, Wisc
65. A. Platz, Gerber, dto.
66. Joh. Fr. Beyer, dto.
67. Fr. Heck, Brauer, dto.
68. L. A. Schmidtner, Architekt, Milwaukee, Wisc.
69. Paul Schüngel, dto.
70. Carl Schwarz, Lackierer, dto.
71. M. (Anonymus), dto.
72. Fr. Becker, Kaufmann, dto.
73. B. (Anonymus), dto.
74. Aug. Mann, Farmer, Mayville, Wisc.
75. Z. Snell, Gärtner, Janesville, Wisc.
76. R. Porsch, Kaufmann, Madison, Wisc.
77. Conr. Hinrichs, Wirth, dto.
78. Conrad Deininger, Brauer, Sauk City, Wisc.
79. Carl Nebel, Kaufmann, dto.
80. Chr. Sarau, Friedensrichter u. Notar, Oshkosh, Wisc.
81. Carl Mierswa. Wagner, dto.
82. Sam. Paus, Wächter, dto.
83. Gottl. Mierswa, Schmidt, dto.
84. Gustav Carl, Wirth, La Crosse, Wisc.
85. Wilh. Freise, Metzger, dto.
86. Joh. Chr. Führ, Sprecher der Turngemeinde, dto.
87. Fräulein El. Hach, Wabashaw, Minn.
88. L. E. Schmidt und W. F. Pracht Redwing, Minn.
89. Aug. Hillig, Farmer, dto.
90. Carl Scheffer, Staatsschatzkämmerer, St. Paul, Minn.
91. M. Auerbach, Importeur, dto.
92. Carl Ahrendt, Kaufmann, dto.
93. J. Orth, Brauer, St. Anthony, Min.
94. A. Grethen, County-Auditor Minneapolis, Min.
95. H. Weber, Kaufm., &
96. A. Hammer, Sattler, St.
97. H. Hammer, Schreiner, New Ulm, Minn.
98. August Schell, Brauer, dto.
99. Carl Roos, dto.
100. Jak. u. Wilh. Bierbauer, Brauer, Mankato, Minn.
101. W. (Anonymus), St. Peter, Minn.
102. Jak. Honer, Töpfer, Carver, Minn.
103. G. Kerndt u. Brüder, Handelshaus, Lansing, Iowa.
104. C. W. Kupferschmied, Importeur, dto.
105. A. Heeb, Brauer, Dubuque, Iowa.
106. J. Schmid u. B. Scherr, Brauer, dto.
107. Carl Meyer, Restaurant, Freeport, Ill.
108. H. (Anonymus), dto.
109. Jul. Koch u. E. Lemme, Davenport, Iowa.
110. G. Lahrmann u. Fr. Schmiedt, dto.
111. Nic. v. Fejervary, Particulier, dto.
112. B. Peters u. P. B. Harding, dto.
113. Th. Hering, Tabakhdlr., Moline, Ill.
114. Heinr. Sporleder, Eigenthümer des Dämpfers Iowa City, Iowa City, Iowa.
115. G. H. Mundhenk, Brauer, Cincinnati, O.
116. Fr. Becker, Importeur u. Cigarenfabr., Burlington, Iowa.
117. Jak. Jörger, Wirth, Springfield, Ill.
118. Fr. Schmitt, Gastwirth, dto.
119. Aug. Nolte, Tabak- u. Cigaren-Geschäft, dto.
120. Phil. Ackermann, Brauer, dto.
121. Leo Benkert, Philadelphia, Pensyl.
122. Turngemeinde, Tell City, Ind.
123. Turngemeinde, Louisville, Ky.
124. M. Schneider, Farmer, Weinburg, O.
125. Fr. Rush, Getraidehändler im Großen, Indianapolis, Ind.
126, 127, 128. C. Touche. 3 Actien. New Orleans

des Tages zu. Mademoiselle Keralio trat selbstständig als Journalistin auf und schrieb das "Journal de l'Etat et du citoyen", das Staats- und Bürger-Blatt. Der alte Keralio ward, unter Lafayette, zum Lehrer der Nationalgarde ernannt; doch wollte es scheinen, daß weder er, noch sie viel dabei gewonnen habe. Er verlor diese Stelle, von der er lebte, als seine Tochter, gerade zu rechter Zeit, einen Mann fand.

Dieser Mann hieß Pierre Francois Joseph Robert und war (geboren 1763 zu Gimmer bei Givet) fünf Jahre jünger als seine Frau, was dieser aber eben recht zu sein schien. Robert, der vor Ausbruch der Revolution Advokat gewesen und bald darauf, aus Mangel an Kundschaft, Professor des öffentlichen Rechts geworden war, hatte sich endlich auch auf die Journalistik geworfen. Als solcher redigirte er nun im Vereine mit seiner jungen Frau den "Mercure nationale"; der ihm in den Augen des Volkes einige Geltung verschaffte. Als Cordelier war er den Fußstapfen Camille Desmoulins gefolgt und hatte unter anderm auch eine Schrift, betitelt: „der Republikanismus auf Frankreich angewendet", erscheinen lassen.

Auch Madame Keralio, obgleich adelig von Geburt und erzogen in der Welt der alten Herrschaft, warf sich mit Haß und Kopf in die Strudel der neuen Bewegung. Ihre Verbindung mit Robert führte sie an den brennendsten Heerd der Pariser Aufregung, in den Club der Cordeliers. An dem Tage nun, wo die Häupter dieser Partei, theils arretirt, theils auf der Flucht, auf dem gefährlichen Posten des Altars des Vaterlandes nicht erschienen waren, war sie da, um für sie zu handeln, war sie da, um durch die Hand ihres Mannes den entscheidenden Schlag zu führen.

Die Sache war nicht ganz gefahrlos. Wiewohl Niemand voraussah, was am Abende dieses Tages die Royalisten und Lafayette's Soldaten anrichteten, war das Marsfeld doch schon am Morgen Zeuge einer verhängnißvollen Spielerei, die blutig zu Ende ging.

Die royalistisch-Edelleute liebten schlechte Witze. In den "Actes des apotres" und in den andern, in ihrem Solde stehenden Blättern machten sie aus ihren politischen Gegnern unversiegbares Waidwerk auf das sie Jagd machten in dem Glauben, sie durch faule, spottbillige Späße todt zu hetzen. Jetzt lachten sie schadenfroh über das Verschwinden der Anführer der Cordeliers und über die Prügel, die mancher darunter von der Hand der Lafayettisten erhalten hatte. Selbst die Royalisten der untern Stockwerke, die Ex-Laquais, die Thürhüter, die Perückenmacher, erlaubten sich rohe Späße und spielten den Republikanern manchen Schabernak. Vor Allem waren die Perruquieurs, welche durch die Revolution am meisten gelitten hatten, die wüthendsten Royalisten. Unter dem ancien regime nothwendige, unentbehrliche Zeugen des „Lever" und ausgelassener Alkovenscenen, waren auch sie, auf eigene Faust und Rechnung, etwas ausschweifende Wüstlinge.

Einer dieser Lümmel hatte Sonnabend Nachts, am Vorabende des 17. Juli, einen Einfall, der nur im Gehirnkasten eines müßiggehenden Libertins Platz fassen kann, den Einfall nämlich, sich unter die durchsichtigen Bretter des Altares zu verstecken, um allen Frauen, die ihn bestiegen, unter die Röcke zu gucken. Die stolzen Republikanerinnen, die Tribunen in Hauben, die Rednerinnen der Clubbs, die Schriftstellerinnen, sie Alle stiegen hinauf, um von hier aus Reden zu richten an's lauschende Volk. Er dachte es sich possirlich und lustig, zu sehen, was er sehen wollte, um darüber schlechte Witze zu machen. Falsch oder wahr, gleichviel: die hohen Damen liebten es, von den Republikanerinnen das Schlechteste zu glauben und das Lügenhafteste für wahr zu halten, um über sie zu lachen aus vollem Halse; denn der Ton, der in den Salons der Royalisten und selbst im Kreise der hochgestellten Damen herrschte, war mehr als frei: er war geradezu frech. In den Memoiren Lauzun's sieht man mit Erstaunen, was diese, selbst in Gegenwart der Königin, zu sagen sich erlaubten; den Frauen, welche Louvets Faublas und andere noch viel schlimmere Bücher lasen, wären die Beschreibungen jenes Perückenmachers zweifelsohne sehr willkommen gewesen.

Dieser da wollte sich in seinen finstern, unterirdischen Schlupfwinkel nicht allein einsperren; er wollte, um sich besser zu unterhalten, einen Kameraden haben. Er wählte einen alten Soldaten, nicht weniger königlich gesinnt und ausschweifend, als er selbst es war. Sie nahmen Lebensmittel und ein Fäßchen Wein, zogen Nachts auf Marsfeld hinaus, hoben eine Leiste heraus und stiegen hinab, nachdem sie dieselbe wieder geschickt eingefügt hatten. Alsdann begannen sie mit Hilfe mitgebrachter Brillen an verschiedenen Stellen bequeme Guckslöcher zu bohren. — Die Nächte im Juli sind kurz. Es begann schon Tag zu werden und noch immer arbeiteten sie. Die Erwartung des großen Tages hatte frühzeitig viel Volk und viel Elend herbeigetrieben mit der Hoffnung, etwas von seiner Waare an den Mann zu bringen. Eine Limonadenhändlerin, die allen Andern zuvorkommen wollte, lauerte bereits in Erwartung auf dem Altare des Vaterlandes. Plötzlich fühlt sie unter ihrem Fuße einen Bohrer. Sie hat Furcht und schreit laut auf. Das hörte ein Lehrbursche, der sich frühzeitig genug eingestellt hatte, um mit Muße die patriotischen Inschriften zu studiren. Er läuft, um die Wache von Gros-Caillou herbeizurufen. Diese aber will nicht von der Stelle. Er ruft Arbeitsleute mit ihrem Handwerkszeuge herbei; man hebt die Bretter aus und findet die beiden Lümmel, die, tief bestürzt, sich die Miene geben, als ob sie fest eingeschlafen wären. Es stand sehr schlecht mit ihnen: damals scherzte man nicht auf dem Altare des Vaterlandes. Ein Offizier, der in Brest darüber zu spotten gewagt hatte, mußte diesen Spott mit dem Leben bezahlen. Hier trat noch ein erschwerender Umstand hinzu: sie hatten ihre pöbelhafte Absicht gestanden. Die Bevölkerung von Gros-Caillou bestand größtentheils aus Wäscherinnen, aus rohen, mit Stöcken und Prügeln bewaffneten Weibern, die mehr als einmal einen Aufstand, eine Emeute auf eigene Faust u. Gefahr unternommen hatten. Diese Damen nahmen die Kunde von der ihrem Geschlechte zugedachten Beschimpfung mit höchster Entrüstung auf. Andererseits circulirten unter dem Volke Gerüchte schlimmerer Art: man erzählte sich, die Royalisten hätten ihnen eine lebenslängliche Rente versprochen, um sie zu bewegen, einen Coup auszuführen. Aus dem Weinfäßchen, das von Mund zu Munde lief, ward ein Pulverfaß, ein riesengroßes Pulverfaß gemacht und daraus der Schluß gezogen, diese beiden Schurken hätten sich nur darum ver-

sammelten Volke in die Luft sprengen. Die herbeieilende Nationalgarde kann sie nicht länger in Schutz nehmen; man entreißt ihr die beiden Schuldigen; man erwürgt sie; dann schneidet man Beiden die Köpfe ab und trägt sie, um durch deren Anblick die Aristokraten in Schreck zu jagen, auf Piken und unter dem höhnenden Gebrülle des Revolutionsliedes: „Ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne“ nach Paris. Am Reich war man im Palais-Royal.

Einen Augenblick später erließ die Nationalversammlung, bewegt und indignirt, aber geschickt geleitet durch die Royalisten gegen die republikanische Petition, die sie voraussahen und deren Eindrücke sie fürchteten, das Dekret, „daß Diejenigen, welche durch Einzel- oder Sammelschriften das Volk zum Widerstande aufreizen, sich des Hochverraths der beleidigten Nation schuldig machen.“ Auf diese Weise fand sich die Petition mit dem am Morgen begangenen Meuchelmorde identificirt und der Präsident der Versammlung, Charles de Lameth, erließ an den Gemeinderath den Befehl, die rothe Fahne aufzupflanzen und die Nationalgarde auf das Marsfeld zu schicken, um dort die Petitionäre der Republik mit Waffengewalt aus einander zu treiben.

Die dort zusammengeströmte Volksmenge hatte sich bis dahin ganz ruhig verhalten. Sie zählte, wie ein Augenzeuge erzählt, weit mehr Frauen als Männer. Unter Denen, welche die Petition unterzeichneten, befanden sich Frauen und Mädchen, die — es war ja Sonntag — am Arme ihrer Männer, Väter und Brüder hier erschienen waren, um, gläubend an die neue Lehre, an dieser großen Volkskommunion theilzunehmen. Wohl gab es Viele unter ihnen, welche die Wichtigkeit jenes Aktes, den sie unterzeichneten, nicht begriffen. Gleichwohl, sie blieben muthig am Altare des Vaterlandes und mehr als Eine unter ihnen hat die Unterzeichnung jenes Aktes mit ihrem Blute besiegelt.

Die Zahl der Unterschriften muß in der That sehr beträchtlich gewesen sein. Auf jenen Blättern, die sich bis jetzt erhalten haben, zählt man viele Tausende. Es ist erwiesen, daß viele dieser Blätter verloren gegangen sind. Das letzte Blatt trägt die Seitenzahl 50.

Dieser erstaunenswerthe Eifer, womit das Volk diesen dem Könige und der Nationalversammlung feindlich gesinnten Akt unterzeichnete, mußte Letztere in hohem Grade bestürzt machen. Man überreichte ihr eine der Abschriften, welche circulirten, und diese souveräne Versammlung, bis jetzt Richter zwischen König und Volk, gewahrte mit Schrecken, daß sie zu einer Angeklagten herabgesunken war. Jene Zusammenrottung auf dem Marsfelde mußte also um jeden Preis aus einander gejagt, jene Petition um jeden Preis beseitigt werden.

Sicher war dies der Gedanke, wir wollen nicht sagen der ganzen Versammlung, die sich leiten ließ, wohl aber der Gedanke ihrer Führer. Sie gaben vor, Kunde erhalten zu haben, daß die Volksmasse auf dem Marsfelde beschlossen habe, auf die Versammlung loszurücken. Eine Unwahrheit, der von allen Augenzeugen, die noch am Leben sind, widersprochen wird. Es mag sein, daß in dieser zahllosen Menge irgend ein Narr jenen Zug in Vorschlag gebracht; aber keiner hatte so viel Macht, so viel Einfluß, die Menge zu diesem Schritte fortzureißen. Die Bewohner der umliegenden Vorstädten, nichts wissend von den letzten Ereignissen, waren nun gleichfalls herbeigeströmt, vor Allen die östliche Barrière, die Bevölkerung von Vaugirard, Issy, Sevres, Saint-Cloud, Boulogne u. s. w. Sie kamen wie zu einem Feste; aber einmal auf dem Marsfelde, hatten sie keine Idee weiter zu gehen; vielmehr suchten sie, weil der Tag sehr heiß war, etwas Schatten unter den Bäumen auf, um auszuruhen.

Gegen vier Uhr langte im Stadthause ein letzter drohender Befehl von Seiten der Nationalversammlung an und gleichzeitig verbreitete sich auf dem Greveplatz in den Reihen der besoldeten Nationalgarde das derselben Quelle entsprungene Gerücht: Ein Trupp von fünfzigtausend Räubern und Mordbrennern, die sich auf dem Marsfelde zusammengerottet habe, sei im Begriff gegen die Nationalversammlung anzurücken.

Die Munizipalität konnte nun nicht länger widerstehen. Die rothe Fahne wurde aufgepflanzt. Der Maire Bailly stieg leichenblaß auf den Greve-Platz hinab und stellte sich an die Spitze einer Colonne der Nationalgarde. Lafayette schlug einen andern Weg ein.

Wir lassen hier den bisher ungedruckten Bericht eines höchst glaubwürdigen Augenzeugen folgen, der als Nationalgardist mit der Bevölkerung der Vorstädt Saint-Antoine nach dem Marsfelde hinauszog.

„Der Anblick, den dieser ungeheure, mit zahllosen Menschenmassen angefüllte, Platz gewährte, erfüllte uns mit Erstaunen: wir erwarteten eine zur Furie ausgeartete Volksmenge zu erblicken; statt dessen sahen wir nichts Anderes, als friedliche Spaziergänger in Familien-Gruppen, der Mehrheit nach aus Frauen und Kindern bestehend; in der Mitte derselben Leute, welche Lebkuchen, Coco und andere Erfrischungen verkauften. In dieser ganzen Masse sah man keinen Einzigen, welcher bewaffnet war, einige Nationalgardisten ausgenommen, die, in Uniform, ihren Säbel trugen. Die Meisten darunter begleiteten ihre Frauen and hatten durchaus nichts Drohendes, durchaus nichts Verdächtiges. Die Sicherheit war so groß, daß Mehrere ihre Flinten in Pyramidenform aufgepflanzt hatten. Von Neugier angetrieben, gingen Einige bis in die Mitte des Marsfeldes. Bei ihrer Rückkehr befragt, sagten sie, sie hätten durchaus nichts Feindliches bemerkt und nur gesehen, daß man an den Stufen des Altars eine Bittschrift unterzeichne.

Dieser Altar war ein ungeheures Gerüst von hundert Fuß Höhe. Es ruhte auf vier massiven Grundlagen, welche die Ecken des vasten Vierecks hielten. Diese Grundlagen waren unter sich durch Treppen von sehr beträchtlicher Breite verbunden, daß ein ganzes Bataillon in Front hinaufsteigen konnte. Auf der Plattform, zu der diese Treppen hinaufführten, erhob sich pyramidenartig, durch eine Masse von Stufen, eine große Fläche, die den Altar des Vaterlands umgab, der von einer Palme umschattet war.

Die auf den viet Seiten angebrachten Stufen boten, vom Fußboden bis zum Gipfel, der durch das lange Umherwandeln und durch die glühende Juli-Hitze ermüdeten Menge Sitze zum Ausruhen dar. Und so kam es, daß bei unserer Ankunft dies große Monument einem lebendigen, von menschlichen Wesen gebildeten Bergrücken glich. Niemand unter uns ahnte, daß die-

ses zur Feier eines Festes improvisirte Denkmal sich in ein blutiges Schaffot verwandeln sollte."

Weder Bailly noch Lafayette waren blutdürstig. Sie hatten den Befehl ertheilt, nur im Fall des Widerstandes Gewalt anzuwenden. Aber die Ereignisse rissen Alles mit sich fort. Die besoldete Garde (eine Art von Gensdarmerie) durchzog die Mitte des Marsfeldes, als man ihr sagt, am andern Ende des Platzes sei auf den Maire geschossen worden. Und in der That war aus einer Gruppe exaltirter Männer ein Pistolenschuß gefallen, der, dicht hinter Bailly, einen Dragoner verwundet hatte.

Man sagt! Wer aber ist dieses Man? Zweifelsohne sind's die Royalisten, vielleicht auch die Gevatter Perückenmacher, die, in großer Anzahl und bis zu den Zähnen bewaffnet, herbeigeströmt war, um ihren am Morgen getödteten Kameraden zu rächen.

Die besoldete Garde wartet nicht und stürzt sich, ohne jenes „Man sagt" zuvor genauer zu untersuchen, wüthend auf den Altar und feuert auf die dort befindlichen Frauen- und Kindergruppen ihre Gewehre ab.

Robert und seine Frau bleiben von den Kugeln verschont. Sie aber sind's und deren Freunde, die Cordeliers, die mitten im Feuer die zerstreuten Blätter jener Petition zusammenraffen, in deren theilweisem Besitze wir noch heutzutage sind.

Abends flüchteten sich Herr und Madame Robert in die Behausung der Madame Roland. Man muß deren Bericht lesen, welcher, durch seine Gereiztheit, nur allzusehr die außerordentliche Zaghaftigkeit der girondistischen Partei in helles Licht stellt.

„Als ich — erzählt Madame Roland — gegen eilf Uhr Abends aus dem Jacobinerklubb heimgekehrt war, fand ich bei mir Herrn und Madame Robert."

„Wir kommen," sagte die Frau mit der vertrauensvollen Miene einer alten Freundin, „um bei Ihnen einen Zufluchtsort zu suchen. Man braucht Sie nicht oft gesehen zu haben, um an die Aufrichtigkeit Ihres Characters und Ihrer Vaterlandsliebe zu glauben. Mein Mann ist's, der auf dem Marsfelde die Petition entworfen hat .... ich stand an seiner Seite. Wir sind der Metzelei entronnen, wagen es aber nicht, weder zu uns, noch zu bekannten Freunden zurückzukehren, weil wir befürchten müssen, daß man uns dort suchen würde, um uns einzukerkern.

— Ich weiß Ihnen Dank, erwiderte ich, daß Sie in einer so traurigen Lage gerade an mich gedacht haben. Ich machte mir eine Ehre daraus, die Verfolgten bei mir aufzunehmen; leider aber muß ich befürchten, daß Sie hier nicht gut aufgehaben sind. (Ich wohnte damals im Hotel Britanique, rue Guenegaud.) Dieses Haus wird sehr besucht, und der Eigenthümer desselben ist ein warmer Anhänger Lafayette's.

— Es handelt sich nur um diese Nacht. Morgen wird es uns gelingen, einen andern Zufluchtsort aufzufinden.

Ich ließ der Wirthin sagen, daß eine Frau meiner Verwandtschaft, die, in diesem Augenblick allgemeiner Unruhe in Paris angelangt, ihr Reisegepäck auf der Post zurückgelassen habe, bei mir übernachten werde, weßhalb ich sie bitten ließe, in meiner Wohnung zwei Betten aufzurichten. Herr Robert ward im Salon untergebracht. Seine Frau aber schlief im Bette meines Mannes, dicht neben dem meinigen. Am andern Morgen, frühzeitig aufgestanden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als Briefe zu schreiben, um meine abwesenden Freunde von Allem zu unterrichten, was während des gestrigen Tages in Paris vorgefallen war. — Herr und Madame Robert, die ich für sehr thätig hielt und von denen ich, da sie Journalisten waren, erwartete, daß sie einen weit ausgebreiteteren Briefwechsel mit den Provinzen unterhielten, zogen sich gemächlich an, plauderten beim Frühstück, das ich ihnen auftragen ließ, und stellten sich auf den Balkon hinaus. Sie gingen sogar so weit, aus dem Fenster hinauszurufen und einen ihrer Bekannten, der zufällig vorüberging, zu sich einzuladen.

Ich befand dies Benehmen von Leuten, die sich verbergen wollten, höchst unpassend. Die Personnage, die sie zu sich hinaufgerufen hatten, unterhielt sie mit komischem Eifer von den Ereignissen der vergangenen Nacht und rühmte sich, ihren Säbel einem Nationalgardisten durch den Leib gerannt zu haben. Er sprach dies Alles in dem Nebenzimmer, das an das meinige stieß, so laut, so überlaut, daß mir kein Wort seiner Erzählung entging. Ich rief Madame Robert und sagte zu ihr:

— Madame, ich habe Sie bei mir aufgenommen im Interesse der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit als ehrenwerthe Leute, die sich in Gefahr befinden; aber nicht allen Ihren Bekanntschaften kann ich Asyl gewähren. Sie setzen sich der größten Gefahr aus, wenn Sie sich in einem solchen Hause wie dieses so überlaut mit Jemand unterhalten, der so wenig zurückhaltend wie dieser Herr da ist. Ich pflege Besuche von Deputirten zu empfangen, welche risklirten, sich blosgestellt zu sehen, wenn sie hier eintreten würden in einem Augenblick, wo Ihr Freund sich gewisser Dinge rühmt, die nicht für jedes Ohr geeignet sind. Ich bitte Sie deßhalb, ihn einzuladen, sich zurückzuziehen.

Madame Robert rief ihren Herrn Gemahl. Ich wiederholte ihm meine Bemerkungen mit etwas erhöhterer Stimme, weil jene Personnage, etwas dickhäutig, eines etwas härtern Eindrucks nöthig zu haben schien. Endlich verabschiedete man diesen Mann. Ich erfuhr, daß er Bachard heiße und Vorsitzender eines Clubbs sei, dessen Mitglieder sich „Indigents" (Nothleidende) nannten. Beide rühmten seine höchst vortrefflichen Eigenschaften und seine glühende Vaterlandsliebe. — Ich seufzte im Stillen über den hohen Werth, den sie auf den Patriotismus eines Individuums legten, das den ganzen Zuschnitt von dem besaß, was man eine „Mauvaise tete" nennt und das wenigstens auf mich den Eindruck eines vollendeten Taugenichts gemacht hatte. — Erst später erfuhr ich, daß dieser Bachard ein Austräger der Marat'schen Zeitschrift war, der weder lesen noch schreiben konnte, jetzt aber dessenungeachtet Verwalter des Pariser Departements ist und unter seines Gleichen eine ziemlich imposante Rolle spielt.

— Unterdessen war es Mittag geworden. Herr und Madame Robert sprachen davon, in ihre Wohnung heimzukehren, wo Alles in der größten Unordnung sein müßte. Ich sagte ihnen, daß, wenn sie aus diesem Grunde meine Suppe mit mir theilen wollten, ich ihretwegen heute früher als gewöhnlich essen würde. Sie erwiderten mir, sie zögen es vor, lieber wieder zu kommen, und als sie gingen, versprachen sie es. Und wirklich sah ich sie vor drei Uhr

wiederkommen. Beide hatten auffallend große Toilette gemacht. Madame trug viel Schminke u. große Federn und Monsieur einen himmelblau-seidenen Rock, vor dem seine schwarzen Haare, die in großen Locken auf den Kragen herabsanken, sonderbar abstachen. Ein langer Degen, der an seiner Seite hing, verlieh seinem ganzen Costüme etwas Theatralisches, das mich, ganz im Stillen, etwas wenig lächeln machte. Guter Gott, sind diese Leute denn Narren? fragte ich mich selbst. Und ich ließ sie reden, um mich zu überzeugen, ob Beide nicht den Verstand verloren haben. Der dicke Robert war bei beneidenswerthem Appetite und seine kleine Frau schwatzte nach Herzenslust. Endlich verließen sie mich. Und seitdem habe ich sie lange Zeit nicht wieder gesehen.

Als Herr Robert im folgenden Winter meinen Gemahl bei den Jakobinern traf, machte er ihm zärtliche Vorwürfe und bedauerte es endlich, in keiner Beziehung mehr mit uns in Verbindung zu stehen. Seine Frau besuchte mich mehrere Male, um mich dringend einzuladen, zweimal wöchentlich ihren Gesellschaftszirkel zu besuchen, in welchem sich, wie sie sagte, die verdientesten Männer der Legislatur einzufinden pflegten.

Einmal endlich machte ich ihr meinen Gegenbesuch. Ich fand bei ihr Herrn Antoine, dessen ganze Mittelmäßigkeit mir bekannt war, einen winzig kleinen Mann, ganz geeignet, auf einen Nippestisch gesetzt zu werden, Verse machend, allerliebste Kleinigkeiten schreibend, die aber alle ohne innern Gehalt und ohne allen Charakter waren. Ich fand dort Deputirte, Patrioten nach der Elle, anständig wie Chabot. Einige Frauen, wetteifernd in jeder Gattung von Bürgertugend, und mehrere Mitglieder der „Brüdergesellschaft" vollendeten die Zusammensetzung einer Gesellschaft, die mir durchaus nicht behagte und die ich nie wieder besuchen wollte.

Einige Monate später ward Roland ins Ministerium berufen. Kaum waren seit jener Ernennung 24 Stunden verflossen, als ich Madame Robert bei mir eintreten sah.

— Sehen Sie wohl! riefen sie aus, Ihr Herr Gemahl ist nun Minister! Sie können nicht glauben, wie sehr uns dies freut . . . meinen Mann und mich. Aber die Freunde des Vaterlandes müssen sich gegenseitig unterstützen. Ich hoffe, daß Sie den Meinigen nicht vergessen werden.

— Ich würde entzückt sein, Madame, Ihnen nützlich werden zu können; doch weiß ich leider nicht, was ich für Sie thun könnte. Sein Sie indeß überzeugt, daß Herr Roland bei Besetzung vacanter Stellen, im Interesse des allgemeinen Wohls, nur wahrhaft fähige Köpfe bevorzugen wird.

Es vergehen vier Tage. Am fünften besuchte mich Madame Robert schon am frühen Morgen. Wenig Tage darauf ein zweiter Besuch und immer neues Drängen über die Nothwendigkeit, ihren Mann anzustellen und über seine gerechten Ansprüche auf Anstellung, in Bezug auf seinen nie erkaltenden Patriotismus. Ich erklärte ihr, der Minister des Innern habe über keine andern Stellen, als die seines Bureaux zu verfügen, und daß diese bereits besetzt wären, u. daß ungeachtet der Zweckmäßigkeit, manche dieser Stellen anders zu besetzen, es einem vorsichtigen Minister doch wohl zukäme, erst genauer Sachen und Menschen zu prüfen, bevor er zu Neuerungen schreite, die den regelmäßigen Lauf der Geschäfte hemmen, und daß endlich, nach Allem, was sie mir selbst von ihrem Manne mitgetheilt, diesem mit der untergeordneten Stelle eines Commis oder gewöhnlichen Abschreibers unmöglich gedient sein könne.

— In der That, sagte sie, mein Robert ist zu etwas Besserm, als das, gemacht.

— In diesem Fall kann der Minister des Innern leider nichts für ihn thun.

— Nun, fuhr Madame Robert fort, dann spreche er wenigstens mit dem des Auswärtigen, daß dieser meinem Manne irgend eine Mission gebe.

— Ich fürchte, daß es in den strengen Grundsätzen Herrn Roland's liegt, für Niemand zu bitten und sich überhaupt nicht in eines der Departements seiner Amtsgenossen zu mischen; aber da Sie allem Anscheine nach weiter nichts als ein Zeugniß für den Bürgersinn Ihres Gemahls beanspruchen, so werde ich den Meinigen ersuchen, ihm ein solches zu ertheilen.

Madame Robert heftete sich an den Mantelsack des General Dumouriez, an die Fersen Brissot's und kam nach Verlauf von drei Wochen wieder zu mir, um mir in der Freude ihres Herzens mitzutheilen, der Erstere habe ihr versprochen, ihren Robert unterzubringen, und sie käme, um mich zu bitten, Dumouriez, sobald ich ihn sehe, an sein Versprechen zu erinnern.

Im Laufe der Woche aß er bei mir. Auch Brissot und Andere waren zugegen.

— Sagen Sie mir, Dumouriez, haben Sie nicht einer gewissen, sehr drängenden, man könnte sogar sagen, zudringlichen Dame versprochen, deren Mann ungesäumt irgendwo unterzubringen? Sie hat mich gebeten, Sie daran zu erinnern.

— Ist das nicht Robert, von dem Sie sprechen? fragte Brissot.

— Errathen!

— Ah, sagte Brissot mit jener ihm eigenthümlichen Treuherzigkeit, Sie müssen (sich an Dumouriez wendend) diesen Mann da jedenfalls anstellen. Er ist ein treuer Freund der Revolution, ein eifriger Patriot, aber nicht glücklich. Das Reich der Freiheit muß Denen, die es lieben, nützlich werden.

— Wie? unterbrach ihn Dumouriez eben so rasch als heiter, Sie sprechen da von dem kleinen Manne mit dem schwarzen Kopfe, der eben so breit als lang ist?

— Meiner Treu, ich habe nicht Lust, mich zu blamiren. Ich werde eine so lächerliche Figur nirgends hinschicken.

— Aber, erwiderte Brissot, unter den Agenten, die Sie anstellen, werden sich nur Wenige finden, die so viel Fähigkeit besitzen, wie dieser Robert.

— Kennen Sie ihn denn so genau? fragte Dumouriez.

— Ich habe Herrn Keralio, den Vater seiner Frau, einen höchst achtenswerthen Mann, gekannt . . . . bei ihm sah ich diesen Robert. Ich weiß, daß man ihm einige Verschobenheiten vorwirft; aber ich halte ihn für einen Mann, der ehrlich ist und ein vortreffliches Herz, durchdrungen von wahrer Bürgertugend, besitzt und der es wohl verdient, eine Anstellung zu finden.

— Solch einen Narren stelle ich durchaus nicht an!

— Aber Sie haben es doch seiner Frau versprochen?

— Allerdings, aber nur eine unterge-

ordnete Stelle mit tausend Thalern Gehalt .... und diese hat er nicht gewollt. Wissen Sie, was er verlangt? Den Gesandtschaftsposten in Constantinopel!

— Ist es möglich? fragte Brissot, in Gelächter ausbrechend. Nein, das ist unmöglich!

— Ich sage Ihnen, so ist es!

— Gut, erwiderte Brissot, dann habe ich nichts mehr zu sagen.

— Auch ich nicht, fügte Dumouriez hinzu, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich das dicke Faß, wenn sich's noch einmal bei mir sehen läßt, bis auf die Straße hinausrollen und seiner Frau den Eintritt zu mir untersagen lassen.

Noch einmal wandte Madame Robert sich an mich; ich wollte mich ihrer um jeden Preis, aber ohne Aufsehen, entledigen. Sie beklagte sich über Dumouriez und dessen Säumseligkeit, sein ihr gegebenes Wort zu erfüllen. Ich sagte ihr, daß ich mit ihm gesprochen; doch verhehlte ich ihr nicht, daß sie Feinde habe, die allerlei böswillige Gerüchte über sie verbreiten, und ich forderte sie auf, hinaufzusteigen bis zur Quelle dieser Gerüchte, um dieselben unschädlich zu machen, damit ein öffentlicher Beamteter, der eine Person, über welche so ungünstige Vorurtheile verbreitet worden sind, anstellen wollte, sich dadurch nicht den Vorwürfen böswilliger Spötter preisgebe.

— Madame Robert ging zu Brissot, der in seiner Ungenirtheit ihr erklärte, sie habe einen sehr dummen Streich begangen dadurch, daß sie für ihren Mann den Gesandtschaftsposten in Constantinopel begehrt, und daß sie mit derlei übertriebenen Ansprüchen endlich dahin gelangen werde, gar nichts zu erreichen.

Wir sahen sie seitdem nicht wieder. Ihr Mann aber rächte sich dadurch, daß er ein Pamphlet gegen Brissot schrieb und ihn darin als Ausheiler von Anstellungen und zugleich als einen Wortbrüchigen anklagte, der ihm die Gesandtschaftsstelle in Constantinopel zugesagt und es ihm später abgeläugnet habe. Darauf warf er sich den Cordeliers in die Arme, verband sich mit Danton und erbot sich, als dieser am 10. August Justizminister geworden war, ihm als Secretär zu dienen, was dieser annahm. Durch Dantons Einfluß ward Robert von der Stadt Paris in den Convent gewählt, bezahlte dann seine Schulden, machte großen Aufwand, sah an seiner Tafel den Herzog von Orleans und tausend Andere. Jetzt ist er reich, verläumdet und beschimpft Roland und dessen Frau. — Das Alles begreift sich; er treibt sein Handwerk und gewinnt Geld dabei.

Dies bittere, hämische, ungerechte Portrait beweis't, daß selbst die größten Charactere, zu denen unstreitig Madame Roland gehört, nicht frei von kleinen Schwächen sind. — Das Bild, das sie uns von dem Manne der Mademoiselle Keralio entworfen hat, ist sehr ungenau und in Einem Punkte sogar falsch. Robert warf sich nicht erst gegen Ende 92 in die Arme der Cordeliers; er gehörte ihnen seit 91, seit deren Entstehen an.

Robert war ein guter Mensch. Im August 93 war er einer Derjenigen gewesen, die mit Garat einige Versuche mit Robespierre wagten, um die Girondisten zu retten, die damals rettungslos verloren waren und die selbst auch sie nicht mehr zu retten vermochten.

Ein unbedeutender Zufall ward für ihn verhängnißvoll. Der Convent hatte ein sehr strenges Gesetz gegen die Getraideaufkäufer, gegen die Kornwucherer erlassen. Man denaturirte bei ihm eine Tonne Rum's. Er hatte gut dagegen laut zu protestiren und zu sagen, Dies kleine Fäßchen habe er zu eigenem Verbrauche angekauft. Nichts desto weniger ward er von den Jakobinern für einen Wucherer ausgeschrieen.

Aber was auch Madame Roland dagegen einwenden möge, weder Robert noch seine Frau haben sich auf Kosten des Volkes bereichert. Nach der Revolution lebte die arme Frau, wie in früherer Zeit, einzig und allein von ihrer Feder, indem sie für die Buchhändler eine Masse von Uebersetzungen aus dem Englischen besorgte und nebenbei von Zeit zu Zeit Romane schrieb, wie „Amelia und Caroline, oder Liebe und Freundschaft.", „Alphonse und Mathilde, oder die spanische Familie," „Rose und Albert, oder Emma's Grab", (1810). Dies war ihr letztes Werk und wahrscheinlich auch das Ende ihres Lebens.*)

Aber alle diese Romane, sogar ihre große Geschichte der Königin Elisabeth sind vergessen. Das aber, was Frankreich nie vergessen wird, ist der große Anstoß, der am 17. Juli 91 von ihr und ihrem Manne ausgegangen war.*)

*) Herr Michelet irrt sich. Sie starb erst 11 Jahre später, 1821, in Brüssel. E. M. O.

Geistige Entwickelung.

Der Mensch wird nicht mit Vernunft, sondern mit Vernunftfähigkeit geboren. Die Entwickelung ist bei einem Individuum leichter, bei dem andern schwerer, und so wie die Organisation verschieden, so sind auch die staatlichen und sonstigen Verhältnisse verschieden, welche das Glauben und Wissen des Menschen bedingen. Es ist keine Schande, Dies oder Jenes zu glauben, und Wenig zu wissen; aber es ist eine Schande, hartnäckig im Irrthum beharren und Nichts lernen zu wollen. In christlichen Staaten werden die Kinder christlich dressirt und da die Dogmen des Christenthums gegen Naturgesetz und Vernunft sind, so ist es die natürliche Folge, daß günstig organisirte Köpfe, oft auch ohne höhere Schulbildung, zu Zweiflern an der Lehre werden, so man ihnen als Wahrheit gleichsam eingeimpft hat. Die große Mehrzahl, ohne wissenschaftliche Ausbildung, groß gewachsen, schwört, blinder Autorität sich ergebend, in die Worte ihres Meisters, fürchtet den geringsten Zweifel und hält den freien Gedanken für eine schwere Sünde. Daher der Haß der orthodox Gläubigen gegen Jene, die ihnen den Glaubenssatzungen nach als Ungläubige gegenüber stehen; indeß Haß und Verfolgung der Priester, die geistig über ihrer gläubigen Masse stehen, sich auf eine ganz andere Quelle reduciren läßt: auf die des materiellen Vortheiles. „Der Prie-

*) Robert hatte sich nach der Restauration der Bourbons in Brüssel niedergelassen, etablirte sich daselbst als Destillateur und starb hier im Jahre 1826. Im Convente hatte er zu Jenen gehört, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt. Er soll dies niemals bereut haben. E. M. O.

ster ist arm, heißt es; aber die Kirche ist reich und in der Kirche, oder vielmehr durch die Kirche läßt es sich, wenn auch nicht im Reichthum schwelgen, doch ganz gemächlich leben.

Hat man es sich zur Aufgabe gemacht, gegen Kirche und Pfaffenthum zu wirken, so muß man es sich gefallen lassen, von Kirchenleuten und Priestern angefeindet und sogar verdammt zu werden. Dies Loos ist, in meiner Stellung, auch das Meinige geworden; doch hatte ich häufig das Vergnügen, sagen zu hören: „ich habe Sie gehaßt und verflucht; nun aber habe ich den Muth gefaßt, mich mit Ihren Schriften vertraut zu machen und ich liebe Sie jetzt, da Sie es sind, der mich frei machte im Geist."

Ein Brief, welchen ich vor Kurzem erhielt, mag als Beleg zu Obigem dienen; kann jedoch nicht mit Angabe des Namens mitgetheilt werden, damit die Verwandten den Schreiber des Briefes nicht darin erkennen mögen.

Sept., 1866.

Geehrtester Herr L.!

Noch nie hat ein Buch solchen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht und mit solcher Begeisterung erfüllt, als Ihr mir kürzlich zu Hand gekommenes Werk: „Der Priesterspiegel". Obgleich ich schon mehreren Büchern mit ähnlichem Inhalte, namentlich „Renan's Leben Jesu" meine besondere Aufmerksamkeit schenkte, so fand ich doch in keinem derselben solche kühne, erhabene, aber doch authentische Ideen, die nicht blos die Religionssysteme aller Nichtchristen, sondern auch das christliche Religionssystem an der Wurzel ergreifen, um es über den Haufen zu werfen, als dem Ihrigen; in keinem fand ich den Muth des Autors, die Bibel in ihrer Echtheit göttlicher Inspiration so zu brandmarken und dieselbe als das Produkt menschlicher Unwissenheit hinzustellen, wie Sie es thaten. Ich könnte mich kaum zur Annahme Ihrer Ideen entschließen, hätten Sie dieselben nicht auf die treffendste Weise durch die Bibel selbst vertheidigt. Beim Durchlesen der ersten Seiten Ihres originellen Werkes gerieth ich mit mir selbst in Zweifel, ob ich es nicht, um der vollständigen Einbüßung meines wenigen Glaubens vorzubeugen, bei Seite legen soll; ja, ich war öfters ganz ungehalten gegen Sie, daß Sie es wagen konnten, das unschätzbare Kleinod so vieler Millionen Menschen auf so geringschätzige Weise zu insultiren. Doch ich las energisch fort u. immer mehr leuchteten mir Ihre Ideen ein, immer tiefer faßte der Zweifel an die Echtheit göttlicher Offenbarung, den Bibel Wurzel, immer mehr kam ich zur Einsicht, daß mein bisheriger Glaube ein blinder war, daß überhaupt das ganze gegenwärtige Religionssystem, das Machwerk nichtswürdiger Betrüger, herrschsüchtiger, tyrannischer Despoten ist, daß der Glaube der armen, betrogenen Menschheit, wie Sie sich so treffend ausdrücken, der Widerhall eines tiefeingewurzelten, tausendjährigen Betruges ist, der sich durchaus nicht auf einen moralischen Grundsatz oder vernünftigen Zweck zurückführen läßt.

Ich versichere Sie, in mir hat innerhalb einigen Wochen durch das Lesen Ihres Werkes, ein geistiger Umschwung stattgefunden, mein Religionszweifel hat sich Bahn gebrochen und dem freien Denken den Platz eingeräumt. An die Stelle meiner Unzufriedenheit, die mir namentlich meine letzten Lebensjahre verbitterte, die mich sogar manchmal des Lebens überdrüssig machte, trat eine innerliche Ruhe und Zufriedenheit, in der mir die Natur, als das Ideale und Reale alles Seins, viel herrlicher erscheint wie zuvor, und die mir meine kommenden Lebenstage versüßen wird. Meine gegenwärtige Lebenszeit werde ich später als die wichtigste Periode meines Lebens, als die Uebergangsperiode aus der Dummheit zur Aufklärung, aus der Sklaverei zur Selbstbeherrschung, aus der Unzufriedenheit zur Zufriedenheit und Glückseligkeit preisen.

Um mich auch fernerhin auf der angefangenen Lebensbahn zu erhalten und zu befestigen, schicken Sie mir nebst dem Priesterspiegel, der vielleicht schon in einer neuern Auflage erschienen ist, einige andere Ihrer Werke, die Sie für mich am Besten erachten.

Hochachtungsvollst

Ihr ergebener F.

Die Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Der Luftballon.

Ein Luftball ist ein kugeliger oder birnförmiger Körper, der für sich allein oder auch mit Lasten beschwert in die Luft steigt. Soll dieses möglich sein, so muß der Luftballon, mit sammt seinen Lasten, ein geringeres Gewicht haben, als eine Luftmasse von demselben Volumen. Ein Körper, der aus einem an sich schon leichten Stoffe besteht und luftdicht ist, kann daher zum Steigen gebracht werden, wenn man die in ihm enthaltene Luft durch Hitze hinlänglich verdünnt, oder ihn mit dem so leichten Wasserstoffgas anfüllt. Da die Dichtheit der Luft je höher, desto geringer wird, so läßt sich gleich einsehen, daß ein Ballon nur so lange steigen kann, so lange sein specifisches Gewicht kleiner als das der Luftschichte ist, in der er sich befindet, daß also das Steigen in allen Fällen bis auf eine gewisse Grenze beschränkt sein muß.

Vom Schalle (Akustik).

Mit dem Worte Schall bezeichnet man die mancherlei Arten zitternder und schwingender Bewegungen theils fester, theils flüssiger Körper, die innerhalb gewisser Grenzen durch das Ohr empfunden werden.

Man unterscheidet bei der Lehre vom Schalle:

1. Die schallenden Körper, deren zitternde und schwingende Bewegungen den Schall erzeugen.
2. Die Materie oder das Mittel, wodurch der Schall fortgepflanzt wird.
3. Die Wahrnehmung des Schalles.

Von den schallenden Körpern.

Körper, die durch schlagen, stoßen, reiben, durch streichen mit einem Bogen oder durch sonst ein schickliches Mittel in zitternde oder bebende Schwingungen (Oscillationen, Vibrationen) versetzt werden können, werden schallende Körper genannt.

Elastizität ist das erste Erforderniß eines schallenden Körpers. Unelastische Körper, z. B. Seide, Wolle, Papier, weiches Wachs

ꝛc. sind zu solchen Schwingungen ungeschickt und geben daher nicht nur keinen Schall von sich, sondern dämpfen sogar den, der von einem schallenden Köper ausgeht. Der hohe Grad von Elastizität, welcher der Luft und allen luftförmigen und expansiblen Flüssigkeiten eigen ist, macht daher diese Körper zu solchen, die vorzüglich schallend sind. Der Knall einer Peitsche, der Knall eines Schießgewehrs, das Sausen und Pfeifen der Luft, wenn ein Stab oder eine Peitsche schnell hin- und hergeschwungen wird, das Rauschen des Wassers, das Heulen der Winde, das Krachen des Donners, das Reden und Singen, das summende Getöse fliegender Insekten und so vieles andere Getön und Geräusch, das in der Luft entsteht, sind Folgen eines plötzlichen Zusammenschlagens und Ausdehnens der Luft, vermöge ihrer großen Elasticität.

Auch feste Körper, Stahl, Glocken von Glas und Metall, gespannte Draht- oder Darmsaiten und noch viele andere feste Körper besitzen Elastizität, sind also schallende Körper.

Obgleich Elastizität eines der ersten Erfordernisse eines schallenden Körpers ist, so ist sie doch keineswegs die einzige hinreichende. Viele Körper sind sehr elastisch, z. B. Schwamm, Federharz u. dgl., gehören aber doch nicht zu den schallenden. Damit ein Körper Schallfähigkeit habe, müssen also außer der Elastizität auch noch andere Umstände, die theils im Gefüge der Körpertheile, theils in einem bestimmten Grad von Sprödigkeit und Spannung zu suchen sind, mit dabei sein. Auch das Werkzeug, womit man den Schall zu wege bringen will, ist in den meisten Fällen gewissen Eigenschaften unterworfen, ohne welche auch der schallfähigste Körper keinen Schall von sich gibt.

Daß nicht jeder elastische, schallfähige Körper einerlei Schall von sich gibt, liegt außer der materiellen Verschiedenheit, der Cohäsion und dem Gefüge, auch in der Gestalt des schallenden Körpers. Die Schwingungen können durch den ganzen Körper sich erstrecken, oder es schwingen nur einzelne Theile des Körpers und andere bleiben dabei in Ruhe. Dergleichen Theile nennt man Ruhestellen oder Schwingungsknoten. Diese Schwingungsknoten kann man dem Auge sichtbar machen, wenn man eine dünne Scheibe von gemeinem Glase mit feinem, recht trockenen Sand, der nicht staubig, von Unreinigkeiten und groben Stücken frei ist, bestreut, sie dann spitz zwischen den Daumen u. den Zeigefinger faßt u. nun ohne ihren Rand mit der Hand, in der man sie hält, zu berühren, mit einem Violinbogen in senkrechter Richtung streicht. In dem Augenblicke, wo die Scheibe zu klingen beginnt, wird der Sand von den schwingenden Stellen weggeschleudert und sammelt sich dagegen in den Schwingungsknoten an. Diese Ansammlung bildet zugleich allerlei sehr regelmäßige Figuren, um so regelmäßiger, je reiner der Klang der Scheibe gewesen ist. Chladni hat dieses einfache und sinnreiche Mittel zuerst angegeben, daher nennt man die sich bildenden Figuren die Chladnischen Klangfiguren.

Auch bei einem Glase, das etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist und über dessen Rand man recht schnell mit einem nassen Finger herumfährt, zeigen sich solche Ruhestellen, indem die Wellen, die sich beim Klange des Glases auf der Oberfläche des Wassers bilden, nur von bestimmten Stellen ausgehen und an andern Stellen in Ruhe bleiben.

Von der Fortpflanzung des Schalls.

Wie in einem ruhigen Wasser, in welches man einen Stein hineinwirft, kreisförmige Wellen entstehen, deren Peripherie von dem Punkte an, wo sie entstehen und der ihr gemeinsamer Mittelpunkt ist, immer größer wird, bis sie endlich in ziemlicher Entfernung sich verlieren, so werden durch die Zusammenpressungen und Wiederausdehnungen der Luft, vermittelst der Schwingungen eines schallenden Körpers, ähnliche Wellen gebildet, die man Schallwellen nennt. An Geschwindigkeit übertreffen sie bei weitem jene Wasserwellen, und weil sie rings um den schallenden Körper herum stattfinden, so sind es auch nicht bloße Flächen, wie die Wasserwellen, sondern kugelige Wellen, deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt an der Stelle liegt, wo der Schall entstanden ist. Ein merkliches Fortrücken der einzelnen Lufttheilchen kann aber bei der Bildung der Schallwellen nicht stattfinden. Dieses läßt sich dadurch einsehen, daß eine Lichtflamme, die neben einen stark tönenden Körper, z. B. eine tönende Glocke gehalten wird, sich nicht bewegt, so wie dadurch, daß man mehrere Schälle auf einmal und zu gleicher Zeit hören und unterscheiden kann. Strömte die Luft fort, so würde man in solchen Fällen nur ein Getön hören, aber keine ordentlichen Schälle und Klänge unterscheiden können. Auch hierin haben die Schallwellen Aehnlichkeit mit den Wasserwellen, welche entstehen, wenn mehrere Steine in geringer Entfernung von einander in ein ruhiges Wasser geworfen werden. Die Wellen werden sich dann mannigfach durchschneiden, ohne sich in einander zu verwirren.

Anmerk.: Mehrere Physiker behaupten, daß die Fortpflanzung des Schalles mehr stoßartig sei.

Auf freiem Felde hört man ein fernes Geräusch, z. B. Wagengerassel, Hufstritte der Pferde ꝛc. weit besser, wenn man das Ohr an die Erde legt. Durch Thüren und Wände dringt Glockengeläute, Musik, laute Reden, was auf eine Fortpflanzung des Schalles durch feste Körper schließen läßt. Völlig unelastische Körper sind jedoch zur Fortpflanzung des Schalles ebenso ungeschickt, als sie es zu dessen Hervorbringung sind. — Auch Wasser und andere liquide Körper sind fähig, den Schall fortzuleiten. Einen Büchsenschuß kann man 12 Fuß tief unter Wasser hören.

Durch welches Mittel auch der Schall fortgeleitet wird, immer braucht er doch einige Zeit, um von dem Ort seiner Entstehung bis zum Ohre zu gelangen. Um diese zu bestimmen, ging man von der Erfahrung aus, daß die Geschwindigkeit, mit der das Licht sich fortpflanzt, gegen die Geschwindigkeit des Schalls so unendlich groß ist, daß für jene Fortpflanzung von einem Orte der Erde zum andern, wären sie auch noch so weit auseinander, fast gar keine Zeit verfließt. Von einer Kanone, die man zur Nachtzeit auf dem einen Standpunkte losbrannte, sah man daher den Blitz augenblicklich am andern Standorte, den Knall aber hörte man später. Die Zwischenzeit zwischen Blitz und Knall konnte mit Hilfe einer guten Sekundenuhr bestimmt werden. Eine vielfache Wiederholung dieses Versuchs hat dann ergeben, daß der Schall mit einer Geschwindigkeit

von etwa 1040 Pariserfuß für 1 Sekunde sich fortpflanze. Bei weitem unbestimmter ist das Gesetz über die Fortpflanzung des Schalls durch feste und liquide Körper.

Die Stärke des Schalles nimmt in eben dem Verhältniß ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Ist man 2 Meilen von dem schallenden Körper weg, so ist der Schall unter sonst gleichen Umständen viermal schwächer, als in der Entfernung von 1 Meile; in der Entfernung von 3 Meilen ist er neunmal schwächer. Das sogenannte Wetterleuchten hat zuweilen seinen Grund in der großen Entfernung der Gewitterwolke.

Es ist ausgemacht, daß die Schallwellen oder Schallstrahlen von allen Körpern, deren Oberfläche die gehörige Härte und Glätte hat, oder sonst dazu geeignet ist, unter demselben Winkel wieder zurückgeworfen (reflektirt) werden, unter dem sie angeschlagen haben. Ein so zurückgeworfener Schall wird, wenn er undeutlich und verwirrt ist, ein Wiederhall, und wenn er deutlich ist, ein Echo genannt. Der Erfahrung gemäß, kann man zwei auf einander folgende Sylben deutlich von einander unterscheiden, wenn zwischen der einen und der andern wenigstens ein Achtel oder ein Neuntel einer Sekunde verfließt. Folgen sie schneller auf einander, so kann sie das Ohr nicht mehr unterscheiden.

Auf der Zurückprallung der Schallstrahlen beruhen auch die Erscheinungen der Sprachröhre, der Hörröhre und Sprachgewölbe. Schon dadurch, daß man einen Schall durch die rohrförmig gebogene Hand, noch besser durch ein cylindrisches Rohr gehen läßt, wird er verdichtet und verstärkt. Weit mehr aber ist dieses der Fall, wenn das Rohr kegelförmig ist. In einem solchen werden die Schallstrahlen, ehe sie herauskommen, erst vielmal zurückgeworfen und dabei so sehr verdichtet, daß sie eine große Verstärkung erhalten. Von dieser Form ist auch das eigentliche Sprachrohr, dessen man sich auf Schiffen und Thürmen bedient. Mit seiner Beihülfe kann man sich auf eine Meile weit Gehör verschaffen. Hält man die enge Oeffnung eines Sprachrohrs an das Ohr, so hört man das leiseste, was durch die enge Oeffnung geflüstert wird. So gebraucht, nennt man es ein Hörrohr, weil schwer hörende Menschen sich seiner, nur in viel kleinerer Gestalt, zu bedienen pflegen. Die Sprachgewölbe und Sprachsäle sind gewöhnlich elyptisch, d. h. in einer länglicht runden Form gebaut. In ihnen kann Jemand in dem einen Brennpunkt hören, was von einem andern, der in dem andern Brennpunkte stehet, so leise geflüstert wird, daß es sonst Niemand zu vernehmen im Stande ist.

Das Organ zum Hören ist das Ohr, dessen Einrichtung in der Lehre vom Menschen ausführlicher beschrieben ist.

Von der Wärme.

Mit der Lehre von der Wärme beginnt eine neue große Reihe der interessantesten und merkwürdigsten Naturerscheinungen, zu deren Erklärung die allgemeinen Gesetze über Bewegung, Druck und Schwere nicht mehr zureichen und zu deren Hervorbringung Wesen ganz eigener Art wirksam zu sein scheinen. Zu ihnen gehören Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus. Sind es Wesen von materieller Beschaffenheit, so müssen sie an Feinheit die luftförmigen Körper bei weitem übertreffen, da sie mit diesen nicht nur die Unsichtbarkeit gemein haben, sondern auch gar nicht mehr wägbar sind, das Gewicht eines Körpers nicht im mindesten vergrößern, sich nicht in Gefäße, wie dicht diese auch sein mögen, einsperren und willkührlich versetzen lassen, was alles noch mit dem leichtesten wägbaren Körper, dem Wasserstoffgas geschehen kann. Aus diesem Grunde nennt man auch diese Wesen, insofern man sie als körperliche Wesen betrachtet, unwägbare (inponderable) Stoffe, Imponderabilien.

Von der Ursache der Wärme.

Das Feuer, diese mächtige Kraft, wirkt auf alle Naturkörper ein und wenn sie dieselben nicht ganz zerstört und in neue Körper verwandelt, doch in einen flüssigen, geschmolzenen und dunstförmigen Zustand zu versetzen vermag, flammend und leuchtend, wie es sich gewöhnlich zeigt und woran man auch in der Regel denkt, wenn von Feuer die Rede ist, hat man es von Allers her als die Quelle aller Wärme betrachtet, und viele Völker haben dem Feuer und der Sonne, die man für ein Feuermeer ansah, göttliche Verehrung gezollt. Richtig ist aber die Idee, daß die Wärme durch flammendes und leuchtendes Feuer entstehe, keineswegs, indem Wärme ohne Flamme und ohne Licht entstehen kann. So kann ein Metall, das geschmolzen und flüssig geworden ist, seinerseits wieder andere Körper, z. B. Eis, Schwefel und selbst anderes Metall, das leichter schmilzt, zum Schmelzen und flüssige Körper zum Sieden bringen, obschon es weder flammt noch leuchtet. Siedendes Wasser kann andere Körper so erwärmen, daß sie sich sehr ausdehnen und erweicht werden. Darum muß man die Wärme, abgesondert von Licht und Flamme, als etwas Eigenthümliches sich denken.

Bei weitem der größte Theil der Physiker und Chemiker nehmen eine eigene Materie, die sie Wärmestoff nennen, als Ursache der Wärmeerzeugung an. Dieser muß aber, wenn er wirklich existirt, so höchst fein und über alle Maßen subtil sein, daß er, obgleich man ihn nicht zeigen, nicht darstellen kann, doch alles durchdringt. Den Stoffen anderer Körper ist er bald mehr, bald weniger verwandt und aben diese Verwandtschaft ist es, vermöge welcher er sich mit mehr oder weniger Innigkeit mit ihnen verbindet. Die Verwandtschaft kann so groß, die Bindung so innig werden, daß der Wärmestoff alle Thätigkeit verliert und für unsere Sinne ganz unwirksam wird. Alsdann nennt man ihn die gebundene oder latente Wärme. Unter freier Wärme hingegen versteht man den Wärmestoff, dessen Wirkungen unsern Sinnen wahrnehmbar sind. Die Empfindungen, die durch freie Wärme in uns erregt werden, die Gewalt, die sie auf andere Körper auszuüben im Stande ist, haben aber ihre Grade. Mit der Wärme, die aus einer glühenden Kohle frei wird, kann man ein Stück Schwefel schmelzen, ein Stück Silber wird davon nicht geschmolzen werden. Wie ganz anders ist das Gefühl, das durch eiskaltes, laulichtes und siedendes Wasser in uns erregt wird. Dieser Ungleichheit in der Wirkung der freien Wärme auf uns und andere Körper, dem verschiedenen Grad dieser Wirkung unter verschiedenen Umständen hat man den Namen Temperatur gegeben. Sie heißt bald heißere oder kältere, hohe oder niedrige. Völlige Abwesenheit aller Wärme würde eine absolute Kälte sein. Diese findet sich aber in der Natur nirgends, so wie sich auch keine absolute Hitze, d. h. ein so hoher Grad von

Wärme sich findet, der gar keines Zusatzes mehr fähig wäre.

Von der ausdehnenden Kraft der Wärme.

Alle Körper, sowohl feste als tropfbare und expansible, vergrößern sich nach allen Richtungen, wenn sie wärmer, und verkleinern sich wieder nach allen Richtungen, wenn sie kälter werden. Am stärksten ist dieser Einfluß der Wärme auf expansible Flüssigkeiten, geringer schon ist er auf tropfbare und am geringsten auf feste Körper. So gehen Schuhe und Stiefel, wenn sie eng sind, schwer aus und an, wenn der Fuß warm ist. Ein fester Körper, dessen specifisches Gewicht nur um so wenig kleiner als das des Wassers ist, daß er kaum noch darauf schwimmen kann, geht in warmem Wasser sicher unter, weil die Menge des Wassers durch die Wärme sich so ausgedehnt hat, daß sie leichter geworden ist und nun den Körper nicht mehr tragen kann, z. B. ein Wachskügelchen. Wird Wasser in einem vollkommen dicht verschlossenen Gefäß zum Sieden gebracht, so wird das Gefäß gesprengt. Hält man eine schlaffe zugebundene Blase über glühende Kohlen, so dehnt sich darin die Luft so aus, daß die Blase aufschwillt.

Von dem allgemeinen Gesetz der Ausdehnung fester Körper durch die Wärme, finden sich zwar dem ersten Anblicke nach einige Ausnahmen, indem feuchter Thon, nasses Holz und andere Körper, die viele Feuchtigkeiten enthalten, in der Hitze schwinden, allein die Ausnahmen sind nur scheinbar. Die Ausnahme dauert nur so lange, so lange die Masse noch Feuchtigkeit enthält. Ist sie erst völlig ausgeglüht und ausgetrocknet, so folgt sie auch dem allgemeinen Gesetz der Ausdehnung, wie jeder andere feste Körper.

Ueber die Ausdehnung der tropfbaren Körper hat die Beobachtung so viel gelehrt, daß jeder tropfbare Körper in der Mitte seines eigenen Frost- und Siedpunktes eine Strecke hat, in welcher er sich fast gleichförmig ausdehnt. Sehr merkwürdig ist aber in dieser Hinsicht der Gang, den das Wasser in seiner Ausdehnung durch die Wärme befolgt. Dieses wird zwar dichter, je weiter es sich von seinem Siedepunkt entfernt, erhält aber seine größte Dichtigkeit in einer Temperatur von 3½ Grad nach dem 80theiligen Quecksilberthermometer und dehnt sich von da bis zum Gefrierpunkt wieder aus. Man schreibt diese sonderbare Erscheinung dem Bestreben nach der Krystallisation zu, indem von hier an die Theile ihre Stellung zu einander verändern und aus einander getrieben werden. Theils daher, theils auch durch die im Eise eingeschlossenen Luftblasen, nimmt das Eis einen größern Raum ein als das Wasser, aus dem es entstanden ist, wodurch es ein kleineres specifisches Gewicht bekommt und auf dem Wasser schwimmen kann.

Von den Thermometern.

Die Wahrnehmung, daß alle Körper durch steigende Wärme ausgedehnt, durch abnehmende zusammen gezogen werden, hat die Erfindung von Werkzeugen veranlaßt, durch welche man im Stande ist, die Zu- und Abnahme der Wärme mit ziemlicher Genauigkeit zu messen. Man nennt sie Thermometer, Wärmemesser. Da alle Körper der ausdehnenden Kraft der Wärme unterworfen sind, so gibt es im Grunde keinen, der nicht zur thermometrischen Substanz sich eignete; indessen sind Luft, Weingeist, Quecksilber und Streifen fester Metalle diejenigen, die gewöhnlich dazu angewandt werden.

Das Quecksilberthermometer, welches unter allen Themometern das gebräuchlichste und zweckmäßigste ist, besteht aus einer gläsernen Röhre, welche sich unten in eine Kugel erweitert. Die Kugel und ein Theil der Röhre sind mit Quecksilber angefüllt und neben der Röhre ist die in gleiche Theile eingetheilte, Scala angebracht, auf welcher das Steigen oder Fallen des Quecksilbers in der Röhre abgemessen wird.

Auf dieser Scala sind zunächst zwei feste Punkte verzeichnet, von denen der eine der Eis- oder Gefrierpunkt, der andere der Siedepunkt genannt wird. Man bestimmt den ersteren, indem man die Kugel des Thermometers und den unteren Theil der Röhre, so weit das Quecksilber reicht, in schmelzenden Schnee oder schmelzendes Eis taucht und die Stelle auf der Röhre mit einem feinen Strich bezeichnet, bis zu welcher das Quecksilber in der Röhre reicht. Ebenso findet man den Siedepunkt, indem man das Thermometer in siedendes Wasser oder besser, in die Dämpfe von siedendem Wasser taucht und ebenfalls die Stelle auf der Röhre verzeichnet, bis zu welcher das Quecksilber steigt. Den Zwischenraum zwischen dem Eis- und Siedepunkt theilt man am zweckmäßigsten in hundert gleiche Theile und nennt diese Theile Grade. Eben solche Theile trägt man auch noch über dem Siedepunkte und unter dem Eispunkte auf.

Diese Eintheilung, bei welcher an den Eispunkt Null, an den Siedepunkt 100 geschrieben wird, heißt die Centesimal-Eintheilung oder die Eintheilung nach Celsius. In Deutschland ist besonders die Eintheilung nach Reaumur sehr gebräuchlich, bei welcher an den Eispunkt ebenfalls Null, aber an den Siedepunkt 80 zu stehen kommt. In England bedient man sich vorzüglich des Thermometers von Fahrenheit, welcher an den Eispunkt die Zahl 32 und an den Siedepunkt 211 schreibt und also den Zwischenraum in 180 gleiche Theile theilt. Bei sämmtlichen Eintheilungen werden die Grade über Null mit plus, die Grade unter Null mit minus bezeichnet.

Anmerk. Die Grade der einen Eintheilung können leicht in die der andern umgewandelt werden, da 4 Grad Reaumur gleich 5 Grad Celsius, gleich 9 Grad Fahrenheit sind, wobei man jedoch nicht außer Acht zu lassen hat, daß Fahrenheit an den Eispunkt nicht Null, sondern 32 schreibt.

Von der Erregung der Wärme.

Nimmt man als Ursache der Wärme einen eigenen sehr feinen Wärmestoff an, so wird Wärme überhaupt dadurch erregt, daß dieser Stoff aus den Körpern in denen er gebunden ist, entbunden und frei wird. Die Entbindung selbst aber kann auf mancherlei Weise bewerkstelligt werden.

1. Durch Reiben. Man erfährt dieß, wenn man die Hände an einander oder andere Theile des Körpers reibt. Zwei Seile, zwei Holzarten, eine härtere und eine weichere, können durch schnelles und heftiges Reiben sich zuletzt entzünden. Bohrer, Sägen, Hobel, Feilen u. dgl. Instrumente werden beim Gebrauche, wo immer eine starke Reibung stattfindet, oft glühend heiß. Würden die Achsen bei Wagenräder nicht geschmiert, so könnten

sie sich beim schnellen Fahren erhitzen oder gar entzünden. Durch das Feuerschlägen mit dem Stahl werden kleine Theile getrennt, die durch schnelle Reibung glühend geworden sind. Fängt man die Funken mit einem Papiere auf und betrachtet sie durch ein gutes Mikroskop, so sieht man abgetrennte Stahlstückchen.

2. Durch die Sonnenstrahlen. Ein Körper wird durch die Sonnenstrahlen am stärksten erwärmt, wenn dieselbe seine Oberfläche senkrecht treffen. Unter verschiedenen Jahreszeiten muß daher die Wirkung der Sonnenstrahlen unterschiedlich sein. Im Winter, wo wir der Sonne beträchtlich näher als im Sommer sind, ist es eben darum doch so kalt, weil ihre Strahlen schräg zu uns gelangen. Auch dann wirken die Sonnenstrahlen um so kräftiger, je mehr sie verdichtet werden. Brennspiegel und Brenngläser liefern Belege dazu. Von wesentlichem Einfluß auf die Erwärmung ist auch die Beschaffenheit seiner Oberfläche, insbesondere die Farbe. Schwarze oder dunkel gefärbte Körper erhitzen sich in den Sonnenstrahlen stärker, als weiße oder hell gefärbte.

3. Chemische Mischungen, wenn nämlich mit der Mischung eine große Veränderung in den Eigenschaften der gemischten Körper vorgeht. Wo dieses nicht der Fall ist, z. B. bei der Vermischung des Wassers mit geistigen Getränken, mit salzigen Körpern, wird nur wenig Wärmestoff frei. Die stärkste Erregung durch chemische Mischung findet bei der Verbindung eines brennbaren Körpers mit Sauerstoffgas statt.

Phosphor entzündet sich von selbst an der atmosphärischen Luft bei einer Temperatur von etwa 20 Grad R., Schwefel bei 120 Grad, die Kohle in einer noch höhern. Ueberhaupt kann, wenn die Temperatur den erforderlichen Grad hat, durch jede Auflösung, Gährung, Verwitterung, Verwesung und gehörig bedingte Vermischung eine Selbstentzündung erfolgen. Auf diese Weise entzünden sich Heu, Getraide, Mehl und andere vegetabilische Körper. Hanf, Flachs und viele andere Körper entzünden sich, wenn sie mit Oel oder Fett benetzt werden, eine Zeit lang fest zusammengeballt liegen und dann an einen warmen Ort gerathen, wo die fettigen Theile wieder verdunsten können.

Von der Mittheilung der Wärme.

Wenn zwei Körper von verschiedenem Wärmegrad sich berühren, so theilt der wärmere dem kälteren so lange Wärme mit, bis sie beide zu gleicher Temperatur gelangt sind. Ist dieser Zustand eingetreten, so befinden sich dieselben rücksichtlich des Wärmegrads in einem Gleichgewicht, welches das thermometrische heißt.

Die Mittheilung der Wärme geschieht jedoch bald geschwinder, bald langsamer, indem es Körper gibt, welche die Wärme leicht u. schnell, andere, welche sie schlecht und langsam fortleiten.

Die besten Wärmeleiter unter den festen Körpern sind die Metalle, die jedoch unter sich verschieden sind. Alle andere feste Körper sind bei weitem schlechtere Wärmeleitere. Sehr lockere Körper sind meistens auch sehr schlechte Wärmeleiter. Außer den Holzarten gehören in diese Klasse: Asche, Kohlen, Papier, Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand, Pelzwerk, Moos, Haare, Stroh, Federn ꝛc. Einer der schlechtesten Wärmeleiter ist Kork.

Zum Warmhalten taugen daher am besten die schlechten Wärmeleiter, weil diese die Wärme nicht so leicht wieder fortleiten. Bäume und Brunnen hüllt man im Winter mit Stroh, Kellerlöcher belegt man mit Mist, Stubenböden mit wollenen Teppichen; unter einem Strohdach ist es im Winter wärmer, im Sommer kühler. Streut man ein wenig Asche in die Hand, so kann man eine glühende Kohle damit halten, ohne sich zu verbrennen. Lockerer Schnee gehört ebenfalls zu den schlechten Wärmeleitern. Der Einfluß der Farbe findet auch bei der Mittheilung der Wärme statt. Dunkelfarbige Körper leiten die Wärme besser als hellfarbige fort.

Auch die Luft, wenn sie trocken ist, gehört im ruhigen Zustand zu den schlechten Wärmeleitern. Vorfenster und Vorthüren, weite Kleider, Mäntel. — Ist aber die Luft feucht, so leiten die Dünste, die sich dann niederschlagen, die Wärme weit stärker fort. Eine Luftmasse, die nicht ruhig ist, gehört auch trocken zu den guten Wärmeleitern. Darum kann man sich in einem Luftzug so leicht erkälten. Auf dem Weg der Strömungen geschieht, wie beim Wasser, das zum [illegible] wird, auch das Heizen der Zimmer. Zimmer, die sehr hoch sind, lassen sich daher nicht so geschwind erwärmen als niedrigere. Im Freien hören bei einer bedeutenden Höhe die Strömungen auf und die Luft bleibt kalt. Dieses wäre mit ein Grund, aus dem sich erklären ließe, warum es auf den Gipfeln hoher Berge auch im Sommer kalt bleibt. — Bekanntlich ist es über einer Flamme heißer als neben derselben. Dieses ist eine natürliche Folge von der Strömung der Luft. Daher die spitzzulaufende Gestalt der Flamme.

Wenn man vor einer geöffneten Ofenthüre steht, so daß man das Feuer im Ofen sehen kann, so empfindet man eine starke Hitze und diese verschwindet, wenn man so steht, daß man das Feuer nicht sieht, oder die Ofenthüre zu macht, oder eine Glasplatte vors Gesicht hält. Man nennt diese die strahlende Wärme.

Von der specifischen Wärme.

Verschiedenartige Flüssigkeiten, wie Wasser und Oel, Wasser und Branntwein, Wasser und Scheidwasser ꝛc., die in abgesonderten Gefäßen gleichmäßig erhitzt werden, zeigen verschiedene Grade, wenn man den Thermometer in sich hält. Diese Erscheinung liefert den Beweis, daß die Körper eine sehr verschiedene Empfänglichkeit (Capacität) für den Wärmestoff haben und ihn in ganz verschiedener Menge in sich aufzunehmen, festzuhalten und dadurch unwirksam auf äußere Umgebungen zu machen vermögen. Man nennt dieses die specifische Wärme. Diejenige Materie hat die größte Empfänglichkeit, deren Temperatur am niedrigsten ist; denn diese Materie kann noch einen Zusatz an Wärmestoff ertragen, ehe sie diejenige Temperatur bekommt, welche die andere Materie von höherer Temperatur zeigt.

Je mehr die Capacität sich vermehrt, desto mehr Wärme wird dann auch gebunden und wirksam gemacht, so wie im Gegentheil bei einer Capacitäts-Verminderung und eben darum entsteht Wärme, wenn Wasser in Kalk sich auflöst. Die Mischung von Schwefelsäure mit Wasser ist ebenfalls eine Capacitäts-Verminderung, daher auch hier Wärme entsteht.

Wärme sich sättigt. Kochsalz im Wasser oder Kochsalz mit Schnee vermischt eine Capacitätvermehrung, wo also Kälte entstehen muß. Setzt man eine Bouteille gefrornen Wein in kaltes Wasser, so zieht das Eis sehr begierig den benachbarten Wärmestoff an sich; das Wasser um die Bouteille herum verliert also so schnell so viel Wärmestoff, daß es gefrieren muß. Der Wein hat nemlich eine größere Capacität für die Wärme, als das Wasser. Derselbe Fall zeigt sich bei gefrornen Kartoffeln, gefrornem Obst u. s. w., die man in kaltes Wasser legt. In dem heißesten Zimmer kann man einen Teller auf den Tisch frieren lassen, wenn man auf den Tisch Wasser gießt und einen zinnernen Teller darauf setzt, auf welchem man zerstoßenes Eis oder Schnee mit Kochsalz vermengt.

Von der trennenden Kraft der Wärme.

Der trennenden Kraft der Wärme verdankt der Mensch die Kunst, Körper aufzulösen, sowohl auf nassem Wege durch die auflösende Kraft der Flüssigkeiten, am häufigsten des Wassers, als auf trockenem Wege durch die noch gewaltigere des Feuers. Eine große Menge von Körpern wird durch die Hitze getrennt, in ihre ungleichartigen Bestandtheile zerlegt, d. h. zersetzt; dahin gehören überhaupt Körper, die aus Theilen bestehen, die nicht sehr innig zusammenhängen, vornehmlich solche, die aus organisirten Körpern entstanden sind. Andere dagegen erleiden keine Zersetzung, sondern nur eine Aufhebung ihrer Cohäsion und gehen dadurch aus dem festen in den tropfbarflüssigen und zuletzt aus diesem in den elastischflüssigen Zustand über. So leidet z. B. Marmor, der aus Kohlensäure und Kalkerde besteht, eine Zersetzung. Die Metalle hingegen verlieren ihre Cohäsion, kommen, wie man es nennt, in den Fluß und werden geschmolzen.

Da die Cohäsion so sehr verschiedene Grade hat, so versteht es sich leicht von selbst, daß manche Körper leicht, andere schwerer schmelzen. Jene heißen leichtflüssige Körper. Blei, Zinn, Zink, Schwefel, Talg, Wachs ꝛc. gehören zu den leichtflüssigen; Eisen, Silber, Gold, Kupfer, Messing ꝛc. zu den strengflüssigen Körpern. Für sehr strengflüssige Körper, z. B. Sand, Quarz, Kiesel, Platin ꝛc. hat man gewisse Zusätze erfunden, mit denen verbunden sie leichter schmelzen. So sind z. B. Fluß- und Kalkspath Schmelzungsmittel für manche Erze, Arsenik für Platin, Potasche und Salpeter für Sand, Gyps für Quarz ꝛc.

Ist ein Körper in den tropfbaren Zustand versetzt, sei es nun seiner natürlichen Beschaffenheit nach, wie das Wasser, oder durch die trennende Kraft der Wärme, wie ein geschmolzenes Metall, so behält er diesen Zustand so lange bei, so lange die trennende Kraft der Wärme den erforderlichen Grad dazu behält. Nimmt aber dieser Grad fortwährend zu, so fängt die Flüssigkeit an, aus dem tropfbaren in den ausdehnbaren Zustand überzugehen und dieses ist, was man allgemein Verdunstung nennt. Aber nicht allein unter der angeführten Bedingung findet eine Verdunstung statt; es lösen sich vielmehr auch in den höchsten Kältegraden noch immer eine unzählige Menge sehr kleiner Theilchen von der Oberfläche eines jeden Körpers auf und gehen in unsichtbarer Dunstgestalt in die Luft, dieses kann man theils durch das Gewicht, theils durch den Geruch beobachten. Erfahrungen der Art ergeben, daß jeder Körper stets eine gewisse Menge Wärmestoff enthalte, die auf jeden Fall hinreicht, seine trennende Kraft an dessen Oberfläche geltend zu machen und äußerst feine Theilchen derselben in Dunst zu verwandeln.

Aus dieser Ansicht über die Verdunstung folgt nun von selbst, daß zwischen Dunst und Dampf nur der Unterschied stattfindet, daß jener bei jeder Temperatur unmerklich von der Oberfläche der Körper ausgeht, dieser aber eine höhere Temperatur erfordert, mehr sichtbar und rascher erfolgt.

Werden tropfbar flüssige Körper oder geschmolzene feste Körper einer so starken Hitze ausgesetzt, daß die Hindernisse, die der Verdunstung im Wege stehen — der Druck der flüssigen Theile unter sich, sowie der äußere Luftdruck — dadurch überwunden werden können, so fängt diese durch alle Theile der Flüssigkeit sich zu zeigen an und durch die Dunstblasen, die dann aufsteigen, werden manche Flüssigkeiten in jene wallende Bewegung gesetzt, die man das Sieden oder Kochen nennt. Ueber viele feste Körper hat erst die stärkste Hitze einige Gewalt. Diese nennt man feuerbeständig. Zu ihnen gehören unter andern viele Metalle, z. B. Gold, Platin, Eisen ꝛc., auch die Kohle und die reinen Erden.

Der Uebergang des Wassers in Dampf ist mit einer so ungeheuern Raumvergrößerung verbunden, daß ein Kubikzoll Wasser zu einem Kubikfuß Dampf sich ausdehnt, gleich 1728mal mehr Raum einnimmt. Wenn daher Wasser in einem Gefäße kocht, das von allen Seiten her so vollkommen gesperrt ist, daß kein Dampf daraus entweichen kann, so muß die Expansivkraft des Dampfes in eben dem Verhältniß zunehmen, nach welcher er sich ausdehnen würde, wenn er entweichen könnte. Hieraus läßt sich die ungeheure Gewalt begreifen, die gesperrter Wasserdampf auszuüben vermag.

Füllt man ein kupfernes Gefäß, das eine schnabelförmige Röhre mit einer engen Mündung hat und das man Dampfkugel nennt, mit Wasser und läßt dieses darin kochen, so strömen durch die enge Mündung der Röhre die Dämpfe mit solcher Gewalt heraus, daß sie ein leichtes Rad in Bewegung zu setzen vermögen.

Man benutzt auch die Expansivkraft der Dämpfe des kochenden Wassers, um die großen Pumpenwerke in Salzsiedereien, Berg- und Hüttenwerken und andere Maschinen dadurch in Bewegung zu setzen, so wie zur Schifffahrt und Eisenbahnen. Eine zu solchem Gebrauch eingerichtete Maschine, welche man eine Dampfmaschine nennt, ist vorzüglich geeignet, die gewaltige Wirkung gesperrter Dämpfe im Großen zu zeigen. Eine einzige gut eingerichtete Maschine vermag oft mehr als dreißig, vierzig und noch mehr starke Pferde zu leisten.

Von dem Wassergehalt der Luft.

Im Winter werden die Dünste in einem erwärmten Zimmer, wenn sie die kalten Fensterscheiben berühren, wieder zu Wasser verdichtet. Dasselbe geschieht, wenn sie sich bei eintretendem Thauwetter an steinerne Wände hängen, welches man bekanntlich das Ausschlagen nennt. Diese Erscheinungen, so wie überhaupt alle Arten von wässerigen Erscheinungen, die im Luftkreise sich zutragen und zu denen Nebel, Wolken, Thau, Reif, Regen, Schnee und Hagel gehören, zeigen hinlänglich, daß die Luft zu

jeder Zeit und selbst dann, wenn sie dem Gefühle nach völlig trocken zu sein scheint, eine Menge Wasserdunst enthalten müsse, daß aber diese Menge, auf welche außer dem Temperaturwechsel der Luft, auch deren beständige Bewegung Einfluß hat, sich immerfort verändert.

Die Entstehungsart des trockenen oder feuchten Zustandes der Luft, die, wie sich leicht denken läßt, mehrere Ursachen haben kann, hängt jedoch im Allgemeinen von folgenden Umständen ab:

1. Wenn durch irgend eine Ursache die Luftmasse einer Gegend sich schnell vermehrt und ihr Druck, was man durch das Steigen des Barometers wahrnehmen kann, schnell zunimmt, so drückt sie auch stärker auf die Wasserdünste, die sie enthält. War nun die Luft vor der Zunahme ihres Druckes beinahe schon mit Wasserdunst gesättigt, so kann sie nunmehr diesen so verdichten, daß er über sein Maximum gebracht und ausgeschieden wird. Wenn nun auch gerade in diesem Fall nicht immer Regen eintritt, so wird doch der Himmel bedeckt und die Luft mehr oder minder trübe, nebeligt und feucht sein. Man sieht hieraus, daß ein hoher Barometerstand, zumal wenn er schnell erfolgt, nicht immer heitere und trockene Witterung im Gefolge haben muß.

2. Ein Wind, der aus einer wasserreichen und wärmern Gegend kommt, was für Deutschland besonders der Westwind ist, der von dem atlantischen Ocean herweht, ist gewöhnlich mit viel Wasserdunst beladen. Dadurch kann die Luft in den Zustand der Sättigung, sogar der Uebersättigung gerathen. In der That ist für Deutschland der Westwind auch der eigentliche Regenwind.

3. Ist die Wärme anhaltend und wird stille Witterung, so kann die Luft bei anhaltend fortdauernder Verdunstung durchsichtig und trocken sein, so lange bei der bestehenden Temperatur keine Uebersättigung eintritt. Tritt aber, während die Luft diesem Zustand nahe gekommen ist, eine Temperatur-Erniedrigung, also kühleres Wetter ein, so kann die aufgenommene Dunstmenge plötzlich über das Maximum ihrer Dichtigkeit steigen und zu einer wässerigen Erscheinung sich ausscheiden.

Sensualismus.

Von Dr. Heinrich Cyrbe.

Muskelbewegung.

Die Vibration in den motorischen Nerven, welche Muskelverkürzung bewirkt, dürfte durch eine eigenthümliche, jenen Nerven angeborne Elastizität bedingt sein. In derselben Weise, in welcher jede Art von Bewegung — im Sehnerven, ohne sich in ihm fortzupflanzen, allein Lichtvibration bewirkt, dürften die verschiedenartigen Thätigkeiten in den Empfindungsnerven der Centraltheile durch bloßen Anstoß diese motorische Vibration erregen, von der es ganz unwahrscheinlich ist, daß sie mit einer der bekannten Schwingungen oder Strömungen identisch sei. Elektricität (wenigstens in der gewöhnlichen Form) kann sie nicht sein, weil sie dann die von Dubois Reymond in ungereizten motorischen Nerven erwiesene elektrische Strömung verstärken müßte, während sie dieselbe im Gegentheile schwächt, oder unterbricht. Auch ist ihre Geschwindigkeit nach Helmholtz viel geringer, als sonst die der Elektricität, oder des Lichtes, der Wärme und des Schalles, was freilich durch irgend eine Hemmung bedingt sein könnte. Obwohl die Intensität der Muskelaktion oft sehr groß ist, so dürfen doch noch nach Ludwig die in jedem kleinsten Zeittheil entwickelten erregenden Kräfte des Willens, oder die Willensimpulse nur sehr klein sein, indem man die Muskeln und ihre Nerven als Gebilde erwiesen hat, die auf eine sehr verwickelte Weise zusammengesetzt sind und zwar aus Stoffen, welche bei ihrer Umsetzung beträchtliche mechanische Kräfte durch kaum meßbare mechanische Veranlassungen frei machen.

„Auf Erregung eines jeden bewegungerweckenden Hirntheils," sagt Ludwig, „erhält man stets Bewegungen complicirter Art; denn niemals sind es einfache stetige Zusammenziehungen eines oder mehrerer Muskeln, welche genau so lange sich erhalten, als die Einwirkung des Erregers dauert, sondern immer Bewegungen von Muskelgruppen, deren einzelne Abtheilungen nach einer solchen Reihenfolge in die Zusammenziehung eintreten, daß z. B. eine scheinbar einfach bestimmtes Ziel gerichtete Bewegung einer Gliedmasse, oder ähnliches zu Stande kommt." — Indem es auch sonst Thatsache sein dürfte, daß die Muskeln wohl selten allein, in der Regel in ganz bestimmten Gruppen zusammengezogen werden, so daß zweckmäßige, d. h. zur Erhaltung des Organismus dienende Bewegungen resultiren, kann man schließen, daß die einzelnen Nerven jeder solcher Muskelgruppe sich im Gehirne in einem Punkte vereinigen, so daß ein einziger Anstoß dieses Punktes von den sensitiven Nerven aus sie alle gleichzeitig in Thätigkeit versetzt. Solcher motorischer Centralpunkte dürfte es so viele geben, als es zweckmäßige einfach combinirte Bewegungen (Combinationen ersten Grades) giebt, welche zunächst ganz zufällig durch den Anstoß, oder die Fortpflanzung der verschiedenartigen in den sensitiven Nerven stattfindenden Thätigkeiten entstehn werden. Eine gewisse einfache Zweckmäßigkeit von Muskelbewegungen beweist durchaus nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ihre Willkührlichkeit. Indem sie in erwähnter Weise häufig entstehn, wird nicht nur nach dem Gesetze von dem leichteren Zustandekommen der Nerventhätigkeiten auch ihr Zustandekommen immer leichter, oder wir werden darin geübt (Gedächtniß, Gewohnheit und Uebung beruhen alle auf demselben physikalischen Grunde), wir erhalten auch, indem wir jede solche Bewegung mit Auge und Tastsinn wahrnehmen, die Fähigkeit zur Vorstellung von ihr und gleichzeitig zur Erinnerung an das durch sie bewirkte Muskelgefühl. Die combinirten Bewegungen der Muskeln und der dadurch bewegten sie überziehenden Haut kommen nämlich, da sie auch äußere Reize sind, als verschiedene combinirte sogenannte Muskelgefühle (die aus Empfindungen der Richtung, Geschwindigkeit und Größe der Bewegungen und den entsprechenden Gefühlen zusammengesetzt sind) zum Bewußtsein und müssen, namentlich, wenn sie wiederholt werden, im Gehirne Veränderungen, oder Muskelgefühl — Figuren zurücklassen, durch deren Anstoß jene Muskelgefühle freilich nur in der abgeblaßten Weise der Vorstellungen wieder entstehn werden. Es scheint, daß diese Figuren an der Stelle der oben erwähnten Central-

Wärme [illegible] unkte der zu den einfach [illegible] oder zweckmäßigen Bewegungen bestimmten motorischen Nerven im Gehirne sich bilden, so daß durch ihren Anstoß nicht blos die Erinnerung an das Muskelgefühl entsteht, sondern auch zugleich ein Impuls zur Entstehung der entsprechenden combinirten Bewegung gegeben ist. Da die Fähigkeit zur Vorstellung unseres Körpers ursprünglich gleichzeitig mit der Fähigkeit der Erinnerung an das durch dieselbe Bewegung bewirkte Muskelgefühl entstand, findet eine Beziehung zwischen beiden statt, so daß jene Bewegung von jetzt an nicht mehr allein durch zufälligen Anstoß der Thätigkeit sensitiver Nerven entstehen wird, sondern auch dadurch, daß auf irgend eine der bekannten Arten die Vorstellung der Bewegung entsteht, welche bei gewisser Intensität das entsprechende Muskelgefühl associirend zugleich den Impuls zu jener Bewegung giebt. Wenn das Kind eine ihm geläufige Bewegung, welche es sich deshalb auch vorstellen kann, bei einem andern Menschen wahrnimmt, so associirt diese Wahrnehmung in ihm die entsprechende Vorstellung, welche die Bewegung bewirkt. In dieser Weise dürften mit physikalischer Nothwendigkeit die Nachahmungsbewegungen entstehn.

Zur Befriedigung unserer Bedürfnisse ist es nöthig, die geeigneten Objekte zu ergreifen und zu verarbeiten, die nur selten uns so nahe liegen, daß die bisher betrachteten einfach combinirten Bewegungen dazu hinreichen, obwohl dies bei vielen Thieren der Fall sein mag. Die Ergreifung und Bearbeitung geeigneter Objekte ist beim Menschen meistentheils durch vielfaches gleichzeitiges und successives Zusammenwirken jener einfach combinirten Bewegungen: durch Combinationen höherer Grade bedingt. Wir bewegen z. B. unsere unteren Extremitäten an einen Baum, brechen dann mit den oberen eine Frucht und nachdem wir sie in den Mund geführt, stillen wir nach Bewegung der Kaumuskeln u. a. den Hunger. Dieses Zusammenwirken einfach combinirter Bewegungen, oder die mehrfach combinirten Bewegungen dürften auf folgende Weise entstehn. Sie setzen, scheint es, Urtheile voraus, welche aussagen, daß durch eine bestimmte gleichzeitige, oder successive Combination der uns schon geläufigen Bewegungen ein bestimmtes Bedürfniß befriedigt, oder auch ein Schmerz verhütet oder beseitigt wird, — oder in denen vielfache Combinationen der uns schon geläufigen Bewegungsvorstellungen einen Bestandtheil bilden, welcher durch Associirung der entsprechenden Muskelgefühle zugleich den Impuls zu der mehrfach combinirten Bewegung giebt. Wie diese Urtheile theils durch Hülfeleistung und Anleitung Anderer (namentlich der Eltern), theils durch eigene Erfahrungen, theils als Schlüsse entstehn, die aus allen diesen Erfahrungen folgen, ist schon früher auseinandergesetzt worden. Was die Anleitung durch Andere betrifft, so sind die oben erklärten Nachahmungsbewegungen bekanntlich hier ein wichtiges Hülfsmittel; auch ist dabei nicht zu vergessen, daß wenn andere Menschen Glieder des Kindes bewegen, dadurch ebenso die entsprechenden Bewegungswahrnehmungen und Muskelgefühle entstehn müssen, als wenn jene Bewegungen eigene sind.

Die Urtheile, welche aussagen, daß durch eine bestimmte Combination der uns schon geläufigen Bewegungen ein bestimmtes Bedürfniß befriedigt, oder auch ein Schmerz verhütet, oder beseitigt wird, stehn aber nicht blos mit den entsprechenden Muskelgefühlen, sondern auch mit den entsprechenden Bedürfnissen und Schmerzen wegen ihrer gleichzeitigen Entstehung, oder wegen ihres Inhaltes in Beziehung, so daß Bedürfnisse und Schmerzen jene Urtheile associirend, welche wiederum die entsprechenden Muskelgefühle associirend, die Bewegungen bewirken. Darin scheint der Prozeß der willkührlichen Bewegung zu bestehn.

Was die Entstehung der Sprache betrifft, so dürften zuerst im Kinde die einzelnen Laute oder Buchstaben des Alphabets durch ganz zufällige Einwirkung sensitiver Thätigkeiten auf die Centralpunkte von 24 angebornen Muskelcombinationen häufig entstehn. Dadurch erhält das Kind nicht nur die Fähigkeit sich 24 verschiedenartiger Muskelgefühle zu erinnern, sondern, indem es seine eigenen Laute hört, auch die Fähigkeit zu ebensoviel Schallvorstellungen, welche geeignet sind, die Muskelgefühle zu associiren und dadurch zugleich den Impuls zum Aussprechen der Buchstaben des Alphabets zu geben. Hört man ein Kind von andern Menschen ein Wort, d. h. eine Lautencombination aussprechen, so muß diese Wahrnehmung die entsprechenden dem Kinde einzeln geläufigen Lautvorstellungen im Zusammenhange, d. h. als Wortvorstellung associiren, welche durch Association der entsprechenden Muskelgefühle bewirkt, daß das Kind das Wort ausspricht. Die Entstehung der Sprache scheint mit der Entstehung aller Nachahmungsbewegungen zusammenzufallen. Angeboren ist dem Menschen die Fähigkeit, die Buchstaben des Alphabets auszusprechen, indem für jeden eine Muskelcombination präformirt ist, die Verbindung der Buchstaben zu Worten und deren weitere Verknüpfung beruht aber auf der oben auseinandergesetzten Nachahmung. Das Kind spricht deshalb die Sprache seiner Umgebung. Bevor es sprechen kann, denkt es schon, wenn auch einfach. Hier also ist der Gedanke vor der Sprache. Beim Sprechenlernen lernt es aber viele Worte, deren Gegenstand es erst viel später erkennt; hier ist also die Sprache dem Denken voraus.

Indem das Kind neben den Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne gleichzeitig gewisse Worte und Wortverbindungen hört, welche für die einzelnen wahrgenommenen Dinge gebraucht werden (für eine Eigenschaft ein Adjektivum, für einen Körper ein Substantivum, für eine Thätigkeit ein Verbum, für ein Verhältniß einen Satz), bilden sich, scheint es, neben den durch jene Wahrnehmungen entstandenen Vorstellungsfiguren auch solche, welche durch ihre Namen bedingt sind. Nachdem wir nun die Erfahrung gemacht haben, daß bestimmte Bedürfnisse und Schmerzen durch das Aussprechen gewisser Gedanken mittelst bestimmter Worte und Wortverbindungen beseitigt werden, associiren jene unangenehmen Gefühle in uns nicht blos die Gedanken, sondern auch die dieselben bezeichnenden Worte. Darin dürfte das willkührliche Sprechen bestehn.

Willkührliche Muskelcontraktionen dürfen nicht grade die Außenwelt verändernde Handlungen sein, oder Worte bewirken; sie können auch blos als Mienen und Gesten auftreten, welche den Zweck haben, gewisse äußere Einflüsse auf unsere Sinne zuzulassen, oder davon abzuhalten, z. B. das Oeffnen, oder Schließen der die Augen umgebenden Muskeln; oder bei gewissen Bewegungen die Stärke unserer inneren Erregung kund zu thun, z. B. das Accen-

tuiren in der Rede; oder den Zweck, in Andern die Erinnerung an gewisse Gedanken und Gefühle lebhafter anzuregen, als dies durch Worte möglich ist. Diese willkührlichen Mienen und Gesten sind wegen der gemeinschaftlichen Zwecke bei allen Menschen im Allgemeinen dieselben.

Die willkührliche Thätigkeit, durch welche der Mensch Das herbeischafft, was seine sinnlichen und geistigen Bedürfnisse befriedigt und den Schmerz beseitigt, nennt man Arbeit. Die Arbeit ist das Mittel zum Zweck, oft an sich unangenehm und nur befriedigend durch die Erwartung ihrer Resultate.

Unwillkührliche Bewegungen sind zuerst diejenigen, zu denen ein aus schmerzlichen oder freudigen Affekten entstandenes Gemeingefühl den unmittelbaren Impuls giebt. Dieses darf, wie es scheint, ohne Schaden für die andern Vorgänge im Gehirn einen gewissen Grad der Intensität nicht überschreiten; wird es intensiver, so verliert es dadurch an der schädlichen Stärke, daß es Impulse zu gewissen präformirten Muskelbewegungen giebt, zu denen das Weinen, Lachen, Laute der Freude und des Schmerzes gehören. Sie wirken, wie in einem Mechanismus das Sicherheitsventil, indem wir uns darnach erleichtert fühlen, bei ihrer Hemmung aber wohl zuweilen der Tod eintritt. Der Gesang stimmbegabter Thiere, die Beschleunigung oder Hemmung von Bewegungen innerer Organe, z. B. des Herzens — gehören hierher. Eine besondere Art des Gemeingefühls giebt den unmittelbaren Impuls zur Schamröthe und ebenso unwillkührlich entsteht das Zittern bei Freude und Schmerz. Damit verbinden sich bloße Wirkungen der Schwere, z. B. das Sinken in die Knie bei Furcht wegen Schwere des Körpers, das Zittern des Unterkiefers und der damit zusammenhängenden Lippen und Zähne wegen seiner Schwere. Die unwillkührlichen Mienen und Gesten sind bei allen Menschen im Allgemeinen dieselben wegen der gemeinsamen Organisation. Ohne einen starken Willen und Uebung können wir sie nicht unterdrücken.

Eine zweite Art unwillkührlicher Bewegungen sind solche, welche von Vorstellungen ausgehn, die nicht durch Bedürfnisse oder Schmerzen associirt sind. Denn dies ist, wie mehrfach bemerkt wurde, ein nothwendiges Element des Willens. Es gehören hierher die früher erklärten Nachahmungsbewegungen.

Unwillkührliche Muskelbewegungen entstehn drittens, wenn bewußtlose Nerventhätigkeit, d. h. solche, die nicht das Organ des Bewußtseins: das Gehirn, erreicht hat, im Rückenmark oder in den Ganglien des Sympathikus den motorischen Nerven einen Impuls giebt. Dies sind die sogenannten Reflexbewegungen, welche zum Theil andauernd sind z. B. der Tonus des Körpers, der Herzschlag, das Athmen —, theils nur vorübergehend entstehn z. B. das Husten, Niesen, die Saugbewegungen, nachdem das Kind an die Mutterbrust gelegt ist. Der Reiz zu jenen andauernden Bewegungen darf nicht allein das unaufhörlich durch den Körper strömende Blut sein. Spieß hat in s. Nervenphys. sehr anschaulich auseinandergesetzt, wie wenigstens der Muskeltonus durch den andauernden Ernährungsproceß der Nerven bedingt sein dürfte, welcher, wie ich schon erwähnte, wahrscheinlich in der höchst langsamen capillaren, oder auch endosmotischen Anziehung des Inhaltes der Ganglienzellen durch die Nervenröhren besteht. Daß durch diesen Proceß, wie ebendaselbst auseinandergesetzt wurde, auch die in den Nerven erwiesene elektrische Strömung bewirkt wird, stände mit seiner mehr, oder weniger direkten Funktion, den Tonus zu erregen, nicht im Widerspruch. — Daß die Reflexbewegungen zur Erhaltung und Entwicklung des Organismus dienen, hat seinen Grund in der zweckmäßig präformirten Verbindung der hier concurrirenden sensitiven und motorischen Nerven.

Wenn auch nach dem, was über Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen bei Thieren gesagt wurde, kein Grund ist, daß nicht viele auch einen vollständigen Willen haben, so sind doch die Bedingungen des Wohles, oder der Thätigkeitskreis der Thiere so ungemein geringer, als beim Menschen, daß der geschilderte complicirte Proceß des Willens hier sehr oft überflüssig ist. Eigenthümliche Energien oder Elasticitätsverhältnisse der Sinnesnerven z. B. eine bestimmte Beziehung der Geschmacks- u. Geruchsnerven gewisser Thiere zu gewissen Pflanzen, der Sehnerven anderer zu Licht, oder Finsterniß, — ferner präformirte Combinationsnerven in Centralorganen jeder Thierart und Thiergattung eigenthümlich sind: dürften allein der Grund ihrer sogenannten instinktiven, d. h. derjenigen ihrer zweckmäßigen Handlungen sein, welche nicht durch äußere Erfahrungen bedingt sein können. Wer dieselben für zu complicirt, als daß sie auf diese Weise entstehen könnten, oder wem diese Erklärung des Instinktes zu einfach ist, den darf man auf die unserem Bewußtsein entzogene bewunderswürdige Thätigkeit unseres Herzens, unserer Lungen und des Magens verweisen, die doch ohne Zweifel durch solche Präformation im Gehirne bedingt sind. Wer nur einmal die Rolle betrachtet hat, die das Herz bald als Druckpumpe, bald als Saugpumpe spielt, um das Blut abwechselnd bald durch die Lungen, bald durch den ganzen Körper zu jagen, der wird gestehn, daß diese Thätigkeit eine höchst zweckmäßige, fein berechnete und kunstvolle ist, kunstvoller als das Gewebe der Spinne. Daß beim Menschen complicirtere Combinationen der Bewegungsnerven nur für innere Organe existiren, bei den Thieren aber auch für die Extremitäten, z. B. für die Beine der Spinne — ist bei der Verschiedenheit des Baues des Nervensystems des Menschen und der Thiere, und der Thiere unter sich nicht wunderbar. Die instinktiven Thätigkeiten der Thiere werden bewußtlos, d. h. reine Reflexbewegungen sein, wenn sie von einem Centraltheile ausgehn, der dem Rückenmarke oder den Ganglien des Sympathikus entspricht. Es könnte Thiere geben, in denen allein solche Reflexbewegungen stattfinden, so daß das Bewußtsein nicht nothwendiges Merkmal thierischer Organisation wäre. Befinden sich aber die Nervencombinationen für die instinktiven Thätigkeiten in einem dem Gehirne entsprenden Centraltheile, so werden sie durch die verschiedenartigen Bedürfnisse und Schmerzen in Bewegung gesetzt werden und das Thier wird der Freude oder des Glücks fähig sein. Hier bewirken also Bedürfnisse oder Triebe und Schmerzen allein zweckmäßige Bewegungen, ohne daß bei den willkührlichen Bewegungen stattfindende Mittelglied der Vorstellungen und Urtheile. Daß der organische Grund des Instinktes der Thiere zugleich der Grund ihrer geistigen Stabilität im Gegensatze zu

Wärme sich [illegible] Menschen sein muß.

[illegible] haben hiernach die Muskelbewegungen in willkührliche und unwillkührliche geschieden, von denen die letzteren in vier Klassen zerfallen. Erstens gehn sie blos von Gemüthsbewegungen, zweitens von reinen Vorstellungen aus, drittens sind es die bewußtlosen Reflexbewegungen und viertens die instinktiven Thätigkeiten der Thiere.

Aufmunterung zur Freude.

Hilft es wohl im Grame hier stets zu leben,
Und verdient das Opfer der Ruhe die Welt auch? —
Wahrlich, nein. — Bekämpfet den Schmerz der Seele,
Suchet die Freude!

Drücken Leiden, herrsche der Geist als Sieger,
Winken Freuden, leite die Lust er weise.
Lebet, liebet, würzet das kurze Sein mit Duftenden Blumen!

Freund! von dannen winket der Greis, der hag're,
Ob in Grames düsterem Dunkel traurig,
Ob in heiter rosigem Duft dein Leben
Freudig gehüllt war.

Gleich gilt es den Fäden des Dreigeschwisters,
Ob du reich von Königgeblüt entsprossen,
Oder arm von Bettlergeschlecht dich zählest,
Opfer des Orkus!

Güter, durch die Donau bespühlet läßt du;
Schätze, in der Wohnung gehäufet bleiben
Hier zurück den lachenden Erben, die sich
Deren bemeistern.

Allen fällt der Urne entschüttelt, zaudernd
Oder schleunig, sicher das Loos zu, das aus
Zur Verbannung ewiger Dauer trotzig
Liefert dem Kahne,

Oeffnet, Brüder, weise den Born der Freude,
Gießet in den Becher des Lebens Nektar;
Schnell entflieht die goldene Zeit der Jugend;
Suchet die Freude! —

Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum.

Die Leser der Fackel sind bereits durch eine frühere Mittheilung mit dem Plane, freisinnige Werke herauszugeben, vertraut. Die Actie kostet 10 Dollars, wofür von einem und demselben Werke, dessen Ladenpreis $1.00 beträgt, 12 Exemplare, broschirt, abgeliefert werden. Die herauszugebenden Werke sind in Serien getheilt und es steht Jedem frei, für Eine, für Zwei oder Alle zu zeichnen; je nachdem es des Theilnehmers Mittel erlauben, für die Propaganda durch Verbreitung der Exemplare ein Opfer zu bringen. Von Solchen, die eine Actie nehmen, um die dafür erhaltenen Werke in ihrem Kreise zu verkaufen und nicht alle Exemplare absetzen können, nehme ich die an Hand gebliebenen Exemplare gegen Erlag des Ladenpreises zurück; da man von Freunden nur Billiges verlangen soll.

Serie 1. „Frisch und Frei" hat die Presse verlassen und wurde an sämmtliche Actionäre per Expreß abgesandt. Das Porto, das Actionäre vorlegen, erbiete ich mich zu vergüten.

Für das nächste Werk in Serie 2: „Der gesunde Menschenverstand, von Meslier, aus dem Französischen übersetzt; ist jetzt die Subscription eröffnet und ich ersuche Jene, die sich an dessen Herausgabe und Verbreitung betheiligen wollen, mich darüber brieflich in Kenntniß zu setzen. Den Betrag von $10.00 für 1 Actie sende man gefälligst in Post-Orders, wofür durch Zusendung einer Actie quittirt wird. Bei meinen persönlich bekannten Abonnenten ist keine Vorausbezahlung nothwendig; es genügt eine briefliche Bestellung, wofür nach Empfang der Exemplare bezahlt wird.

Das Werk in Serie 2. wird binnen 3 bis 4 Monaten erscheinen. Dann folgen: „Alt und Neu." Freisinnige Aufsätze, in Serie 3.

Ludvigh's Reden und Vorlesungen, in Serie 4.

Der Priesterspiegel, oder Mysterien der römisch-katholischen Kirche, in Serie 5 und sehr wahrscheinlich auch

Der wahre Glaube, von Carl Porsch, in Serie 6.

Das höchste Opfer für alle 6 Werke wäre denn 60 Dollars, gegen Ablieferung von 12 Exemplaren von einer jeden der 6 erwähnten Serien. Gewiß eine geringe Summe für wohlhabende Freunde des geistigen Fortschrittes, um dadurch gegen Kirche und Pfaffenthum ersprießliche Propaganda zu machen und auch mir selbst zu nützen, der nach vieljährigem Wirken endlich auch auf materiellen Lohn Anspruch zu machen sich berechtigt fühlt.

Samuel Ludvigh,
Cincinnati, O., Post-Box 2734.

Propaganda.

Die Propaganda, gegründet von Samuel Ludvigh, im Monat Aug. 1866, wird folgende Werke in fünf Serien herausgeben: 1. Frisch und Frei. Der gesunde Menschenverstand. 3. Alt und Neu. 4. Reden und Vorlesungen Gebiet der Religion, Philosophie und Geschichte. 5. Der Priesterspiegel. 6. Der wahre Glaube, gegründet auf Vernunft.

Mitglieder der Propaganda und Actionäre für das Werk:

Frisch und Frei, in Serie 1.

1. P. Bogen, Weinpflanzer, Cincinn
2. Christ. Wüst, Schmidt, dto.
3. W. (Anonymus), dto.

4. Carl Kuckenberger, Getraidehändler, Cincinnati.
5. Joh. Hauck, Brauer, dto.
6. H. Eckel, Apotheker, dto.
7. A. Pick, Porcl-. u. Glash. Chicago, Il.
8. Conr. Ebert, Irontown, O.
9. Jakob Fischer, Brauer, Louisville, Ky.
10. Greve, Burlage u. Co., Möbelfabrikanten, dto.
11 H. Nolte, Kleiderhändler, dto.
12. W. Bangerth, Bäcker, Jeffersonville, Ind.
13. F. Pfisterer, Buchhltr., Louisville, Ky.
14. Franz Schönlaub, Schuhmacher, dto.
15. G. H. Ducker, Färber, dto.
16. J. Fleck, Oelfabrikant, dto.
17. A. Wellisch, Müller, dto.
18. Chr. Dörr, Seifenfabrikant, dto.
19. Gebr. Ehrmann, dto.
20. Carl Schuff, Lederhändler, dto.
21. Ed. Diezmann, Schuhhdlr., dto.
22. C. (Anonymus), dto.
23. Hr. Eschmann, Schreiner, dto.
24. Conrad und Fabel, Gerber, dto.
25. J. H. Wrampelmeier, Möbelfabrikant, dto.
26. W. Göpper, Gastwirth, dto.
27. O. Springer, Apotheker, dto.
28. H. Rettwisch, Kaufm., Columbus, Ind.
29. A. Nolte, Wirth, dto.
30. Georg Kitzinger, Kaufmann, dto.
31. Georg Greßel, Farmer, dto.
32. Jakob Kraus, Tapeten- und Teppichhandlung, Indianapolis, I.
33. J. Ritzinger, dto.
34. C. C. Hunt, Tabakhdlr, dto.
35. D. A. Bohlen, Architekt, dto.
36. J. Müller, Importeur, dto.
37. Herm. Weinberger, Zuckerbäcker, dto.
38. Hugo Dünweg, Reg.-Steuereinnehmer, Terrehaut, Ind.
39. Matth. Mogger, Brauer, dto.
40. Heinr. Keunecke, Wirth, dto.
41. Jak. Steinmehl, Wirth, dto.
42. Lud. Seeberger, Metzger, dto.
43. Fr. W. Stöcker, Assessor, dto.
44. Fr. Thieme, Brauer, Lafayette, Ind.
45. L. Kimmel, Land- und Assec.-Agent, dto.
46. G. von Zeeburgh, dto.
47. J. (Anonymus), dto.
48. J. F. Schmalz, Tabakhdlr., dto.
49. U. (Anonymus), dto.
50. L. Kächlein, Uhrm., Lafayette, Ind.
51. J. G. Newmann, Brauer, dto.
52. Dr. Joh. Isler, dto.
53. Sal. Wise, Importeur, dto.
54. F. Burcky, Bäcker, Chicago, Ill.
55. J. Brown, Thürrahmen- und Schalousiensfabr., dto.
56. Carl Reisig, Dampfkessel-Fabr., dto.
57. S. (Anonymus), dto.
58. Heinr. Lohezds, Schuhm., dto.
59. D. K. (Anonymus), dto.
60. J. Wolff u. Stempel, Lebens- u. Feuerass.-Ag. dto.
61. G. F. Prussing, Particulier, dto.
62. W. G. J. Piepgras, dto.
63. Carl Kadisch, Restaurant, dto.
64. B. Lichtenheld, Färber, Racine, Wisc
65. A. Platz, Gerber, dto.
66. Joh. Fr. Beyer, dto.
67. Fr. Heck, Brauer, dto.
68. L. A. Schmidtner, Architekt, Milwaukee, Wisc.
69. Paul Schüngel, dto.
70. Carl Schwarz, Lackierer, dto.
71. M. (Anonymus), dto.
72. Fr. Beiler, Kaufmann, dto.
73. B. (Anonymus), dto.
74. Aug. Mann, Farmer, Mayville, Wisc.
75. J. Snell, Gärtner, Janesville, Wisc.
76. R. Porsch, Kaufmann, Madison, Wisc.
77. Conr. Hinrichs, Wirth, dto.
78. Conrad Deininger, Brauer, Sauk City, Wisc.
79. Carl Nebel, Kaufmann, dto.
80. Chr. Sarau, Friedensrichter u. Notar, Oshkosh, Wisc.
81. Carl Mierswa. Wagner, dto.
82. Sam. Paus, Wächter, dto.
83. Gottl. Mierswa, Schmidt, dto.
84. Gustav Carl, Wirth, La Crosse, Wisc.
85. Wilh. Freise, Metzger, dto.
86. Joh. Chr. Führ, Sprecher der Turngemeinde, dto.
87. Fräulein El. Hach, Wabashaw, Minn.
88. L. E. Schmidt und W. F. Pracht Redwing, Minn.
89. Aug. Hillig, Farmer, dto.
90. Carl Scheffer, Staatsschatzkämmerer, St. Paul, Minn.
91. M. Auerbach, Importeur, dto.
92. Carl Ahrendt, Kaufmann, dto.
93. J. Orth, Brauer, St. Anthony, Min.
94. A. Grethen, County-Auditor Minneapolis, Min.
95. H. Weber, Kaufm., St.
96. A. Hammer, Sattler, St.
97. H. Hammer, Schreiner, New Ulm, Minn.
98. August Schell, Brauer, dto.
99. Carl Roos, dto.
100. Jak. u. Wilh. Bierbauer, Brauer, Mankato, Minn.
101. W. (Anonymus), St. Peter, Minn.
102. Jak. Honer, Töpfer, Carver, Minn.
103. G. Kerndt u. Brüder, Handelshaus, Lansing, Iowa.
104. C. W. Kupferschmied, Importeur, dto.
105. A. Heeb, Brauer, Dubuque, Iowa.
106. J. Schmid u. B. Scherr, Brauer, dto.
107. Carl Meyer, Restaurant, Freeport, Ill.
108. H. (Anonymus), dto.
109. Jul. Koch u. E. Lemme, Davenport, Iowa.
110. G. Lahrmann u. Fr. Schmiedt, dto.
111. Nic. v. Fejervary, Particulier, dto.
112. B. Peters u. P. B. Harding, dto.
113. Th. Hering, Tabakhdlr., Moline, Ill.
114. Heinr. Sporleder, Eigenthümer des Dämpfers Iowa City, Iowa City, Iowa.
115. G. H. Mundhenk, Brauer, Cincinnati, O.
116. Fr. Becker, Importeur u. Cigarenfabr., Burlington, Iowa.
117. Jak. Jörger, Wirth, Springfield, Ill.
118. Fr. Schmitt, Gastwirth, dto.
119. Aug. Nolte, Tabak- u. Cigaren-Geschäft, dto.
120. Phil. Ackermann, Brauer, dto.
121. Leo Benkert, Philadelphia, Pensyl.
122. Turngemeinde, Tell City, Ind.
123. Turngemeinde, Louisville, Ky.
124. M. Schneider, Farmer, Weinburg, O.
125. Fr. Rush, Getraidehändler im Großen, Indianapolis, Ind.
126, 127, 128. C. Touche. 3 Actien. New Orleans

Wärme sich

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Sensualismus. Von Dr. Heinrich Czolbe	3
Meine Luftfahrt in Paris am 18. Oktober 1863. Von Dr. A. Jentsch	8
Briefe an Gräfin Csaky Sterlez. Von S. Ludwigh	13
Wunder in der Insektenwelt. Von Lehrer Funke	14
Streifzüge. Von Samuel Ludwigh	19
Materialismus gegen Spiritualismus, oder Spiritualistische Offenbarungen. Von C. Porsch	29
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	39
Die Frauen der französischen Revolution. Von Jules Michelet	40
Psychologisches. Von Dr. J. E. Erdmann	44
Aus den Memoiren der Lola Montez	54
Lola Montez	57
Wunder in der Insektenwelt. Von Carl Funke	64
Briefe an Gräfin Csaky Sterlez. Von S. Ludwigh	69
Sensualismus. Von Dr. Czolbe	72
Eine Flugmaschine. Von Th. Hilscher	76
Der gottlose Humor. Von Philadelphia	80
Oden. Von Friedrich dem Großen	87
Die Frauen der französischen Revolution. Von Jules Michelet	90
Der weiße Mann im weißen Haus. Von Samuel Ludwigh	95
Benutzet die Zeit. Von S. Ludwigh	97
Ueber Blutegelzucht. Von C....	99
Die Nahrungsmittel. Von Dr. J. F. G. Moleschott	100
Naturlehre. Von C. G. Rau	103
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	109
Das Sonntagsgesetz. Von S. Ludwigh	111
Streifzüge. Von Samuel Ludwigh	113
Ein Fest im Himmel. Von C. Strumel	126
Gottlose Lieder. Von Philadelphia	127
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	130
Briefe an Gräfin Csaky Sterlez	134
Wunder in der Insektenwelt. Von Lehrer Funke	136
Theologie und Moral. Von S. Ludwigh	141
Die Frauen der französischen Revolution. Von Jules Michelet	148
Memoiren der Lola Montez	151
Sensualismus. Von Dr. Czolbe	155
Streifzüge. Von Samuel Ludwigh	158
Wie alt ist die Welt? Von Lehrer Funke	169
Briefe an Gräfin Csaky Sterlez. Von S. Ludwigh	173
Biblische Blumenlese	176
Choleragedanken. Von S. Ludwigh	179
Der Luxus. Von Jul. Weber	179
Der Traum einer Novize. Von C. Porsch	183
Urzeugung. Von Louis Büchner	186
Streifzüge. Von Samuel Ludwigh	193
Die Frauen der französischen Revolution. Von Jules Michelet	207
Geistige Entwickelung	212
Die Naturlehre. Von C. G. Rau	213
Sensualismus. Von Dr. Heinr. Czolbe	219
Aufmunterung zur Freude	222
Propaganda	222

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Neunzehnter Jahrgang.

Cincinnati, O.
1867.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Von der Beschneidung und Lösung der Erstgeburt.

Von H. Hundt von Radowsky.

Es wäre einseitig und ungerecht, würden wir blos dem Christenthum, seinen Dogmen und Priestern den Krieg erklären, ohne auch das Judenthum, Moses und seine Propheten, die heiligen Rabbis und ihre Satzungen zu berühren. Da es die Aufgabe freier Schriften sein soll, auf den Trümmern des Christenthums und Judenthums endlich das Panier des Menschenthums aufzupflanzen, die elende Scheidewand niederzureißen, welche Juden von Nichtjuden, Katholiken von Akatholiken, Gläubige von Ungläubigen feindlich trennt, und dahinzuwirken, daß an die Stelle von Tempeln und Kirchen Hallen für Kunst und Wissenschaft treten; so wollen wir denn auch bei Beginn dieses neunzehnten Jahrgangs der Fackel unserer Aufgabe treu zu bleiben suchen und beginnen auf dem Gebiete der Religion mit folgendem Aufsatz über Beschneidung.

„Meine gefühlvollen Leserinnen werden sich wahrscheinlich schon lange nach diesem Kapitelchen gesehnt haben, um zu erfahren, wo und wie die kleinen Juden paradiesfähig gemacht werden. Manchen von Ihnen möchte eine sehr umständliche Beschreibung dieser schmerzhaften Operation leicht Ohnmachten zuziehen; darum will ich mich mit möglichster Kürze fassen. Wem dies nicht genügt, der lese das zweite Kapitel in Buxtorfs Judenschule, wo man Alles, sogar die Wöchnerin und die Wiege in saubern Holzschnitten dargestellt findet.

Die Beschneidung selbst geschieht an der großen Zehe des rechten Fußes, und was dort beschnitten wird, heißt die Vorhaut, lateinisch das Präputium, weil es sich an der äußersten Spitze des menschlichen Körpers befindet. Blos die Knaben werden beschnitten; warum nicht auch die kleinen Mädchen, weiß ich nicht!

Wenn ein männliches Jüdchen geboren ist, dann ist das ganze Haus voll Jubel und Entzücken, voll Freude und Wonne; denn beide Eltern schmeicheln sich mit der freundlichen Hoffnung, daß ihr Neugeborner der verheißene Messias sein werde. Der Vater sorgt nach Möglichkeit, daß seine Küche und Keller reichlich mit Allem, was einen Gaumen nur kitzeln kann, angefüllt werden. Kuhn- oder Truthähne, Gänse, Hühner und Enten sind in der Nähe eines solchen Judenhauses sich ihres Lebens nicht sicher, denn was nicht gekauft wird, das muß gerupft, und zum Beschneidungsmahl geschächtet werden. Fische dürfen beim Beschneidungsmahl, welches am achten Tage nach der Geburt gefeiert wird, gleichfalls nicht fehlen. Zu diesem Gastmahl ladet der glückliche Vater nicht weniger als ein Minjan, d.h. zehn Mannspersonen, sämmtlich über dreizehn Jahre alt, ein.

Am siebenten Abend vor der Beschneidung kommen alle oder doch einige der Geladenen nebst andern zu der Wöchnerin. Man ißt und durchwacht die ganze Nacht bei ihr, singt und treibt Possen, um die Mutter zu erheitern, und sie über den bevorstehenden Schmerz ihres kleinen Lieblings zu trösten. Nebenher liest man auch recht andächtig einige fromme Gebete, und der Mohel (Beschneider) wird fleißig ermahnt, sich nicht allzu stark zu betrinken, weil er sonst leicht die ganze Zehe mit Allem, was daran hängt, wegschneiden könnte.

Dieser Mohel muß ein Mann und natürlich ein Jude sein, und sein Fach gehörig kennen. Einem Neuling, der noch keine Proben von seiner Fähigkeit ablegte, gestatten die wohlhabendern Israeliten nicht leicht, dies heilige und wichtige Geschäft an ihren Kindern zu vollziehen. Er soll an meinem Bart nicht scheeren lernen! sagen die Reichen, und nur die Armen vertrauen einem solchen Lehrling die große Zehe ihrer Kleinen, um von ihm zu verdienen „eppes Moos", welches natürlich sehr bedeutend ist, wenn die Beschneidung üble, oder gar tödtliche Folgen haben sollte. Für einen sol-

chen unglücklichen Fall, der sich nicht selten ereignet, wird immer mit dem Mohel etwas Gewisses bedungen; verliert man dann auch das Kind, so bekömmt man doch das Geld, und der Schade wird um so leichter verschmerzt, da er gewöhnlich nach neun bis zehn Monaten wieder ersetzt ist. Wie den Vogel an den Federn und die Katze an den Klauen, so erkennt Ihr den Mohel gleichfalls an den Nägeln seiner beiden Daumen, die lang und vorne zugespitzt sind. Zur Beschneidung selbst bedient man sich scharfer Messer von Stahl, die bei reichen Geld- und Papierjuden in Gold und Silber eingefaßt und mit Edelsteinen besetzt sind.

Am Morgen des achten Tages nach der Geburt wird das Kind gebadet, gesalbt und in reine Tücher gewickelt, weil der Mohel sonst kein Gebet über dasselbe sprechen dürfte. Hierauf werden die Gäste zur Beschneidung gerufen. Diese wird entweder im Hause selbst oder in der Synagoge vollzogen; gewöhnlich bei Sonnenaufgang, wenn das Kind noch nüchtern ist, damit es nicht zu viel bluten, und sich nicht so leicht verunreinigen möge. Zwei, nach Möglichkeit kostbar geschmückte Sessel stehen, der eine für den Propheten Elias, der andere für den Herrn Gevatter bereit, und zwar, wenn die Beschneidung in der Synagoge vollzogen wird, bei der Arche, in welcher das Gesetz aufbewahret wird. Der Gevatter stellt sich mit dem Mohel, neben dem für ihn bestimmten Sitz; ihnen folgen die übrigen Gäste, und einer ruft laut: daß man bringen solle, was zur Beschneidung gehört. Hierauf kommen zwei von Knaben: einer mit einem großen Armleuchter, auf welchem zwölf Wachslichter zum Andenken der zwölf Stämme Israels brennen; zwei mit Bechern voll rothen Wein, einer mit dem Beschneidemesser, und endlich noch einer, der eine Schüssel mit Baumöhl und Scharpie zum Verbinden trägt. Sie stellen sich um den Mohel her, um von ihm zu lernen, und müssen ihre kleinen Aemter für Geld erkaufen. Außer diesen geistlichen Ehrenämtern finden sich auch andere, die für die leiblichen Bedürfnisse sorgen, und dem Vater, dem Gevatter, dem Mohel und den Uebrigen mit Zuckerwerk, gutem Wein und dergleichen das Herz stärken. Wenn Alles versammelt ist, setzt sich der Gevatter auf seinen Sessel, der Prophet Elias läßt aber den seinigen leer. Indessen glauben doch alle frommen Israeliten, er nehme, unter ihnen unsichtbar, seinen Platz ein, um zu sehen, ob sie die Beschneidung vorschriftsmäßig vollziehen. Elias ist nemlich, wie sie lehren, von Gott selbst beauftragt, hierüber zu wachen, und deshalb rufen sie, wenn sie den Stuhl für ihn zubereiten, laut aus: dies ist der Sessel des Propheten Elias! denn, wenn das nicht geschieht, kömmt Elias nicht. Sein Stuhl bleibt drei Tage lang stehen. Der Mohel stellt sich dem Gevatter gegenüber und singt das im 15. Kapitel des 2. Buch Mosis enthaltene Lied der Israeliten. Hierauf wird das Kind gebracht, und mit dem Ausruf: Baruch habba! (gesegnet sei, der da kömmt!) von dem Gevatter, der es auf den Schooß nimmt, und den Uebrigen empfangen. Der Mohel entblößt die große Zehe des Kindes, faßt die Haut und reibt sie mit den Worten: Gelobet seist du, Gott unser Herr, König der Welt, daß du uns durch dein Gesetz geheiliget, und uns den Bund der Beschneidung gegeben hast! und dann schneidet er die Haut so weit weg, daß man das Fleisch an der Spitze der Zehe sehen kann. Das Abgeschnittene wirft er schnell in eine Schüssel mit Sand; giebt das Beschneidemesser dem neben ihm stehenden Knaben, aus dessen Becher er den Mund voll Wein nimmt, womit er das Kind besprützt und die Wunde wäscht. Nachher nimmt er die Zehe in den Mund, saugt das Blut aus, und sprützt es in einen Becher mit Wein oder in die Schüssel mit Sand. Dies muß dreimal geschehen und heißt Mezizah. Wenn das Blut etwas gestillt ist, faßt der Mohel mit seinen scharfen, spitzigen Nägeln die beschnittene Haut, zieht sie aus einander, und streift sie zurück, so daß das vordere Glied der Zehe gänzlich entblößt ist. Dies nennt man die Priah oder die Entblößung, und es muß dem armen gemarterten Kinde weit schmerzhafter sein, als die Beschneidung selbst. Hierauf wird, wenn Alles mit Oel verbunden ist, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs für das angenehme Geschenk der Beschneidung herzlich gedankt, und dann wäscht der Mohel sich Mund und Hände. Nachher stellt sich der Gevatter mit dem Kinde vor den Beschneider; dieser nimmt den andern Becher mit Wein und segnet das Kind mit den Worten: Herr unser Gott, und Gott unserer Väter, stärke und erhalte dies Kind seinem Vater und seiner Mutter; sein Name soll unter dem Volk Israels genannt werden: Naben oder Schamucher! Es freue sich sein Vater über den, der aus seinen Lenden entsprossen, es freue sich seine Mutter über diese Frucht ihres Leibes, wie geschrieben steht: daß sich deine Vater und deine Mutter freuen und fröhlich sein, die dich gezeuget haben! Und ich ging dir vorbei, und sahe dich in deinem Blute liegen und sprach: in deinem Blute sollst du leben! Bei diesen Worten taucht der Beschneider seinen Finger in den Becher Wein, in welchen er das Blut sprützte, und benetzt dreimal die Lippen des kranken Kindes damit. Mit dem übrigen Wein werden die anwesenden Knaben bewirthet, und damit ist das Possen vorbei.

Sollte das Kind, wie es nicht selten der Fall sein mag, sich während der heiligen Handlung verunreinigen, so muß der Mohel augenblicklich mit seinen Gebeten und Segnungen inne halten, und das lebende Zäpfchen muß wieder gesäubert werden, damit man den Namen des hochgelobten, heiligen Gottes nicht gleichfalls beschmutze!

Zum Beschneidungsmahl, welches nach beendigter Ceremonie, die Gesellschaft erwartet, sind außer den übrigen Gästen gewöhnlich mehrere Rabbinen geladen. Diese halten über Tische lange Gebete und Predigten, von denen aber wie gewöhnlich, die Nutzanwendungen verloren gehen, da die Aufmerksamkeit der Zuhörer mehr auf die Speisen und Getränke, als auf die heiligen Reden gerichtet ist. Der Beschneider bleibt nachher einige Tage bei den Eltern des Kin-

des, und muß die Heilung der Wunden desselben besorgen.

Kranke Kinder werden nicht am achten Tage, sondern später beschnitten; sterben sie vorher, so beschneidet man sie auf dem Begräbnißplatz, das Gebet fällt aber dann weg, und in einem Denkmale, welches man auf dem Grabe errichtet, ersucht man die frommen Israeliten, für das abgeschiedene Kind fleißig zu beten, damit der heilige, hochgelobte Gott es doch am Auferstehungstage erwecken und wieder lebendig machen möge.

Mit den Töchtern macht man weniger Umstände; auch gewährt ihre Geburt den Eltern lange nicht die Freude, wie die eines Knaben. Ja, oft ist man sogar voll Kummer und Herzeleid darüber, wenn man mit inniger Sehnsucht die Erscheinung eines kleinen Messias erwartete, und sich plötzlich in seinen süßesten Hoffnungen getäuscht sieht.

Wenn das Kind sechs Wochen alt ist, kommen einige junge Mädchen, setzen sich um die Wiege, die mit schönen Tüchern, und nach Maßgabe des Wohlstandes der Eltern mit goldnen und silbernen Gürteln und mit Bändern geschmückt ist; heben die Wiege drei bis vier Mal in die Höhe, und geben der kleinen Tochter einen Namen. Das Mädchen, welches am Haupte des Kindes steht, ist die Pathe oder Gevatterin, und die ganze Feierlichkeit wird mit einem fröhlichen Mahle beschlossen.

Während der sechs Wochen der Kindbetterin leben die Eheleute in einer Art von Abgeschiedenheit von einander. Die Frau wird für unrein gehalten; sie darf mit dem Mann nicht aus einer Schüssel essen, und er darf sie nicht einmal anrühren. Nach vierzig Tagen badet sich die Frau Liebste in kaltem, oder kalt sein sollendem Wasser, legt weiße, reine Kleider an, und unser Verkehr wird wieder hergestellt.

Wenn das erstgeborne Kind ein Sohn ist, so ist es, nach der mosaischen Vorschrift 2. B. M. 34, V. 19 und 20, dem Herrn geheiligt, und muß am 31. Tage nach der Geburt mit fünf Seckel Silber (etwa 2 Rthlr. 12 Groschen) gelöst werden. Hiezu ladet der Vater einen Cohn oder Priester und einige seiner Freunde und Bekannten ein, und spricht zu dem erstern, indem er das Kind und das Geld ihm vorlegt: Siehe: meine Frau hat mir gewonnen einen Bechor, und das Gesetz befiehlt, ich soll ihn dir geben.

Der Priester: Giebst Du mir also deinen Bechor (Erstgebornen) nach Ordnung des Gesetzes?

Der Vater: Ja!

Der Priester zur Mutter: Bist Du nie vorher von einem Kinde oder einer Mißgeburt entbunden?

Die Mutter: Nein.

Der Priester zum Vater: Was ist dir lieber, Dein Geld oder Dein Bechor?

Der Vater: Mein Bechor!

Hieranf nimmt der Priester das Geld, legt es neben das Haupt des Kindes und spricht: Dieser Sohn ist ein Bechor, und der heilige, hochgelobte Gott hat befohlen, ihn zu lösen, wie geschrieben steht: ihre Lösung soll geschehen nach einem Monat mit fünf Seckel Silber. Da du noch im Mutterleibe warest, warst du in der Gewalt deines himmlischen Vaters und deiner Eltern; jetzt aber bist du in meiner Gewalt, da ich ein Cohn [Priester] bin. Deine Eltern wünschen dich zu lösen, weil du ihr Bechor und dem Herrn geheiliget bist, denn es stehet geschrieben: heilige mir alle Erstgeburt unter den Kindern Israel, sowohl von Menschen, als von Vieh, denn alles ist mein. Jetzt soll dies Geld an deine Statt kommen, zu deiner als eines Bechors Lösung, und es soll mir dem Priester geschenkt sein. Hab' ich dich nun gelöset, wie recht ist, so sollst du gelös't sein; wo nicht, so bist du doch nach jüdischem Gesetz gelöst, und sollst wachsen zur Furcht Gottes, zum Ehestande und zu allen guten Werken, Amen.

Stirbt der Vater vor dem 31. Tage, so braucht die Mutter den Bechor nicht zu lösen, sondern man hängt ihm ein Zettelchen oder eine kleine silberne Platte, worauf die Worte: Bechor schaello niphdeh, d. h. dieser Erstgeborne ist noch nicht gelöst, geschrieben sind, an den Hals. Wenn er nachher erwachsen ist, muß er sich selbst lösen.

Der Preis von dritthalb Thalern für ein Kind Gottes, für einen erstgebornen Sohn Abrahams, Isaaks und Jakobs scheint zwar nicht unbillig zu sein; wenn man aber bedenkt, daß alle übrige Erstgeburt der für rein geachteten Thiere gleichfalls den Priestern zugesprochen war, so muß man gestehen, daß Moses durch die Stiftung, falls sie wirklich von ihm herrührt, sehr gut für die Kaste der Leviten gesorgt hatte. Ueberhaupt waren wohl, mit Ausschluß der Katholiken und Tibetaner, die Priester keiner einzigen Religionssekte mit so bedeutenden Einkünften, so vieler behaglichen Muße und so wenig Arbeit gesegnet, als die jüdischen.

Die Beschneidung ist ägyptischen Ursprungs, und ward zwar von Abraham bei seiner Nomadenhorde eingeführt, nachher aber wieder versäumt, bis Moses, der von ägyptischen Priestern erzogen war, ihr aufs Neue das Ansehen eines göttlichen Gesetzes gab. Uebrigens herrscht sie nicht allein bei den Juden, sondern bei manchen andern morgenländischen Völkern; und jene irren daher, nach meiner Ansicht, gar sehr, wenn sie den Defekt an ihrem Präputium für einen Beweis ausgeben, daß sie das auserwählte Volk Gottes sind, dem die Wohlthat der Beschneidung ausschließlich zu Theil geworden ist. Beschneiden kann man schon, nur nicht zusetzen. Es gilt vom Schneiden, was vom Schreiben gilt: Scriptura pro scribente non probat.*] Hätten die Israeliten vor andern Völkern statt des Minus ein Plus voraus, so wollten wir ihnen eher glauben.

*] Die Schrift beweis't Nichts für den Schreiber.

Für die Fackel.

Freie Gedanken in unfreien Formen.

Von C. Porsch.

1. An meinen Sohn; zur Rechtfertigung des Titels.

Gedichte sind oft nur Klangfiguren — in denen die armen Poeten-Naturen – dem tonangebende Herren sich fügen — bald göttlich, bald diabolisch lügen — in Nachtigallentönen trillern — in Regenbogenfarben schillern —, des Lesers Vernunft mystificiren — seine Gedanken auf sich fixiren und regelmäßig krystallisiren. —

Anstatt vergeblich hierüber zu zanken — und Jenen den Ruhm der Welt zu beneiden — wollt' ich von ihnen mich unterscheiden — und nannte meine Gedichte „Gedanken". — Sie sollen belehren, im Scherz, wie im Ernst. — Genieße sie heiter, indem Du lernst. — Das Anorganische dem Organischen — das Mechanische dem Dynamischen sinnreich vergleichend entgegen zu stellen, — um dadurch des Glaubens Nacht zu erhellen, — in unfreien Formen sich frei zu bewegen — und ihren Inhalt dabei zu zerlegen; — die Thaten zu richten nach wahrem Werth — und nicht so, wie es die Menge begehrt; — des Lebens Kriminalprozeß zu schlichten; — das war Deines Schöpfers Trachten und Dichten.

2. An die Leser.

Gönnet euch zum Lesen Muße! — Nehmet auf Gedankensaat! — Sie erzeugt nicht Reu' und Buße — sondern Muth zu neuer That. — Lernt den hohen Sinn ergründen — in den Fabeln alter Zeit, die uns Seligkeit verkünden in des Wahn's Beharrlichkeit. — Lernt des Geistes Macht versuchen — gegen Gottes Wort und Recht — die mit Lohnen, Strafen, Fluchen — herrschen über das Geschlecht — des zum Sündenfall Erkornen — der die Weisheit von sich stieß, — suchend nach dem unverlornen — Ignorantum-Paradies. — Wahren Glaubens Allgemeinheit — lehren Worte, einfach klar, — doch des guten Willens Reinheit macht die That nur offenbar. — Wer des Geistes sich bemächtigt, der vom Himmel zu uns spricht, fühlt sich auch alsbald berechtigt zu dem neuen Weltgericht. — Einst, wenn Jeder Gott gerichtet — wie er recht zu richten ist — wird auf immerdar geschlichtet der verhaßte Bruderzwist und die Erde wird ein Friedens-Eiland, — jeder Vater, jeder Sohn — wird ein heil'ger Geist und Heiland — und der Teufel ist entfloh'n.

3. Das allein seligmachende Princip.

Wollt ihr zur Seligkeit die Wege finden, — im Labyrinth der Schrift euch nicht verlieren, nicht irre werden an der Völker Sünden, die sich mit eitelm Tugendnamen zieren; — so möge euch der innre Trieb regieren, den uns Natur als Wahrheit läßt empfinden: der nie zum Schmerz, zur Freude nur will führen. Gefühl des Schmerzes mag uns stets verkünden: „Hier herrscht Irrthum." Diesem nachzuspüren in unsers Lebens Anfang; anzuzünden das Sonnenlicht, vor dem das Irrlicht schwindet, das uns verleitet, auf falschen Bahnen das Heil zu suchen, dessen wir entbehren. — Das ist der gute Trieb, der uns verbindet und einigt unter echten Ehrenfahnen, indem er uns befreit von bösen Lehren!

4. Das Staats- und Pflicht-Princip.

Dem Seligkeits-Princip stellt sich entgegen das Pflicht-Princip der Staats-Religion. „Nicht Freude," sagt es, „nur Resignation auf Freuden dieser Welt bringt ew'gen Segen. Wer nicht mitgeht auf vorgeschriebnen Wegen, die uns durch Gottes Wort und Gottes Sohn gegeben im Gesetz und Evangelium, ja, wer nur widerspricht dem Christenthum und seinen Hoffnungen auf Gottes Lohn, den stoßen wir aus unsrer Gemeinde und überlassen ihn der Strafe seiner Sünden, — denn: alle guten Geister loben Gott den Herrn! Den Atheisten halten wir uns fern — und werden niemals uns mit ihm verbünden, — wir sind, für diese Welt, geschworne Feinde!"

5. Abschied von den Theologen.

Resignation auf Freuden dieser Welt und ew'ge Seligkeit gleich nach dem Tode! — Das ist der Hoffnungs-Anker, der es fest noch hält — das Kirchenschifflein nach der alten Mode! — Und Ihr, die Ihr in diesem Glauben wandelt, Ihr glaubt wohl, daß Ihr selbst schon resignirt und Euch die ew'ge Seligkeit erhandelt, wenn Ihr in Kirchen prediget und betet, Almosen gebt, Gesetz nicht übertretet; — Gott danket für die reichen Liebesgaben, die Menschen doch für Euch bereitet haben. — Ihr resignirt, als Priester, aber nur auf Leiden, die Andre plagen. Furcht vorm Arbeitsfluch — beherrscht Euch. Jeder möcht' ihn gern vermeiden, doch war er Aller Loos, nach Bibelspruch! — Nun, runzelt nur nicht gleich die finstern Stirnen! Ich war, wie Ihr seid, kann Euch drum nicht zürnen. — In Frieden möchte ich von Euch jetzt scheiden. Ich weiß genug, um unsern Widerspruch zu heben. Erst will ich denken, dann Gedanken geben! Die Freuden, die gepaart mit Andrer Leiden, veracht' ich jetzt und will mich davon trennen. Es kommt zunächst drauf an, das Schicksal zu erkennen. Sind wir hierüber einig; dann, zu guter Stunde, — dann lichten wir den Anker aus dem Modergrunde!

6. Abschied von den Politikern.

So lang ich glaubte, daß ein guter Geist uns führe, blieb ich getreu der Pflicht und den geschwornen Eiden. Ich harrte auf die Oeffnung seiner Himmelsthüre, geduldig theilend Kinderlust und Kinderleiden. Geburt, Erziehung,

hatten mich privilegirt. Zum Götzen-Priesterdienst war ich prädestinirt. Ich habe lang gespielt mit Worten, wie mit Münzen; Respekt gehabt vor Gott, vor Königen und Prinzen; ich war sogar ein Glied im großen Heeres-Bandwurm, freiwilliger Mörder in dem allgemeinen Landsturm. Auch träumte ich einmal vom deutschen Alexander und seinem großen Freunde Aristoteles, allein es blieb bei Faust und Göthe — Mephistopheles. — Des Wartens bin ich satt. Wir müssen auseinander — ihr deutschen Herren! Auf euren weichen Polsterfitzen, auf Thron und Stuhl; in Kabinetten und in Kammern, — wo Herzen frieren, Köpfe rauchen, Steiße schwitzen, — wo Viele jubiliren, wenn die Andern jammern, — wo Jeder sich empfiehlt als echten Patrioten: — seh' ich nur Ignoranten und Partei-Zeloten! — Drum werfen wir uns gegenseitig zu den Todten! — Die offenbare Frucht der Kirche und des Staats — ist die Verewigung des Proletariat's. Daß dies auch Zweck sei, — dessen Euch man will beschuldigen, — behaupt' ich nicht, doch dem System will ich nicht huldigen. Mir scheint der Plan der Staats- und Rechts-Philosophie gleich dem der Zahlen- oder Klassen-Lotterie, worin die Spieler ihren Einsatz stets verlieren, und wenn sie alle auch das große Loos gewännen. Das klingt wie Unsinn; doch ist's leicht zu demonstriren — sobald wir nur des Spieles Einsatz recht erkennen. Der wahre Einsatz ist die Kraft und Zeit des Lebens! Sie sind unschätzbar. Wer nach Geld sie will taxiren — und würd' er auch ein Krösus — lebte doch vergebens. Er stirbt als Kind und hofft, als Weiser zu erwachen, doch muß er einst als Kind von Neuem Anfang machen. Der Wunderglaube giebt unmögliches Versprechen und seine Unwahrheit und Unerfüllbarkeit als Wohlthat zeigen, ist politisches Verbrechen, — geheime Wissenschaft der Denker unsrer Zeit. Es giebt derselben leider nur noch wenige — im Reich der alten Schach- und Kegel-Könige. Vermehren will ich sie, damit bald Jeder sehe, woher die lange Nacht uns kam in Sonnen-Nähe. Ich schlage meinen Staats-Glückskopf in tausend Scherben! Ich will kein Glück mehr kaufen, stehlen oder erben, — ich will als Wissender, als reicher Bettler sterben!

7. Der Kinder Klage.

So willst Du uns den guten Vater rauben, an den Du selbst uns einst gelehrt, zu glauben? Es war so süß, in kindlichem Vertrauen auf guten Ausgang jeder That zu bauen. Die wir beginnen in des Höchsten Namen, von dem wir die Gebote überkamen durch heiliger Propheten reinen Mund, die mit ihm schlossen einen ew'gen Bund. Es ist so tröstend, auf Verzeihung hoffen, wenn in dem heißen Drang nach Lebenslust wir strauchelten und, unsrer Schuld bewußt, vor seinem Richterauge stehn betroffen. Es ist so stärkend, sich mit Millionen in gleichem Glauben und Gefühl zu wissen; und Er wird angebetet, wo nur Menschen wohnen. Die Wenigen, die schon sich losgerissen, und frei sein wollten von der mächtigen Armee, sie fanden nicht bei ihm, bei Menschen nicht Erbarmen. Ist dies nicht seines Daseins, seiner Allmacht Probe? Selbst seines Sohnes Mund, voll von des Vaters Lobe, verkündet Tod dem trotzigen Gattverächter, und Christus starb zum Heil der kommenden Geschlechter! O, laß uns ferner schweigend, duldend, wandeln! Gefährlich ist's, auch nur in Worten streiten, wo Red' und Schrift bestraft wird gleich dem Handeln. Gedulde Dich, erwarte bessre Zeiten!

8. Des Vaters Antwort.

Ich hörte Eurer Stimmen leises Warnen, als ich eintrat in jener Kämpfer Reihen, die sich befreiten aus des Bösen Garnen und muthig streben, Andre zu befreien. Wie oft der Wahrheit Stimmen auch verklingt, sie tönt, bis sie in Aller Ohren dringt; denn sie ist nicht Jehovah's Donnerstimme, der sein Geschöpf zur Sklaverei verflucht, wenn es sich nicht will beugen seinem Grimme. Sie lobt auch nicht den Vater, der sein Kind versucht, wie lange es gehorchen will und dulden, den Wechsel zwischen Strafen und Verschulden. Sie lehret nicht, das Schicksal in dem Blutgerichte vergöttern, welches heißet „Weltgeschichte". Sie zeigt das böse Beispiel in dem Reich der Todten, weil sie gehandelt nach des Herrn Geboten. Die Götterlehre war bisher nur schlechte Dichtung. Natur- und Seelen-Lehre geben, durch Vernichtung derselben, unserm Willen erst die rechte Richtung.

Für die Fackel.

Oesterreich's Macht und Verfall.

Von Samuel Ludwigh.

Alles Endliche ist dem Wechsel unterworfen: so ist es mit Systemen, mit Individuen, Familien, Nationen und selbst mit Rassen. Das Haus Hapsburg hat sich aus einer machtlosen Familie zu einer mächtigen Dynastie erhoben; da es aber auch in die Categorie des Endlichen gehört, so darf man sich nicht wundern, daß es keine Ausnahme von der Regel macht. Aristokratie hat Jahrhunderte hindurch die civilisirte Welt regiert. Denn sie war ja der Demokratie an „Besitz und Bildung" überlegen. Je mehr Intelligenz Gemeingut eines Volkes wird, desto mehr sinken Einfluß und Macht der Aristokratie. Die Intelligenz der Aristokratie war auch in der Regel stets mit Besonnenheit und Staatsklugheit gepaart; daher sie Jahrhunderte hindurch ihre Herrschaft zu behaupten wußte. Als Beispiel mag England mit seiner Magna Charta, Ungarn mit seiner Bulla Aurea und (ein seltsamer Kontrast) der Süden der

nordamerikanischen Republik mit seinem „göttlichen Institut" der Sklaverei dienen.

England besteht noch als Großmacht; wird jedoch bedeutend bedroht und mögen auch seine Heere den „Fenier'n" überlegen sein, so ist doch diese Bewegung eine Mahnung des Zeitgeistes, dessen Stimme man nicht unbeachtet lassen kann, ohne sich Blößen zu geben in der Auffassung der Progression der Völker.

Venedig war eine mächtige Republik — doch ihre Basis, ihre Verwaltung, ihre Macht nach Innen und nach Außen war wesentlich aristokratisch. Venedig, als Nation, war ein Gegenstand der Bewunderung jener Republikaner, deren Namen im siebenten Jahrhundert in England hochgeehrt waren. Venedig hatte seine maritime und politische Glanzperiode erreicht; es fiel und trauerte zu den Füßen des siegenden Hauses von Hapsburg. Mit dem erwachten Selbstbewußtsein der Völker, bei dem rastlos wirkenden Zeitgeist, bei der Anomalie fremder Herrschaft über ein Volk, mußte die Zeit kommen, wo Hapsburg seinen jure belli errungenen Anspruch auf Venedig aufgeben mußte, da ihm die Staatsklugheit fehlte, es freiwillig aufzugeben, um seine Macht, durch Aquisition mehr homogener Länder und Völkerschaften, zu wahren und zu befestigen.

Die römische Republik war aristokratisch ihrem Wesen nach und die Macht des Senates war die Macht der Republik. Der Widerstand der „Vielen" gegen die „Wenigen" stürzte die Republik und öffnete — aus Mangel an allgemeiner Volks-Intelligenz und Tugend — der Autokratie (der Herrschaft Eines) die Pforten.

Aristokraten und ihre Bewunderer behaupten, daß Regierungen auf aristokratischer Basis die dauerhaftesten von allen sind, weil sie sich durch Klugheit leiten lassen und nicht überstürzen. Ich glaube ich, daß es nicht so sehr die Besonnenheit ist, welche diese Regierungsform lange aufrecht erhält, als die langsame Entwickelung der Intelligenz und des daraus entsprießenden Selbstbewußtseins, welche nothwendig sind, der Demokratie den Sieg über die Aristokratie zu gewähren und dauerhaft zu sichern. Rom, Venedig, England, Ungarn und unsere Sklavokratie sind sichtbare Beispiele dieser Wahrheit. Unbesonnenheit, Ueberstürzung und blasirte Selbstüberschätzung haben allerdings einen großen Einfluß auf Individuen und auf Nationen, wofür in neuester Zeit Oesterreich und der oligarchische Süden unserer Republik sprechende Zeugen sind. Die amerikanische Aristokratie, von nördlichen Politikern stets gehätschelt und gepflegt, hatte bis zum Jahre 1861 eine politische Macht, einen dominirenden Einfluß auf die Regierung errungen, der Nichts von dem Treiben der Abolitionisten im Norden zu besorgen hatte, am allerwenigsten von der Erwählung eines conservativen Lincoln zum Präsidenten der Ver. Staaten; doch der böse Geist der Herrschsucht und des „Alles oder Nichts" hat die so kluge Zeit gepriesenen südlichen Staatsmänner und Matadoren auf jene schlüpfrige Bahn geführt, auf welcher sie, durch „Unbesonnenheit, Ueberstürzung und Ueberschätzung ihrer selbst", alles Das verloren haben, was sie selbst mit dem wüthendsten Abolitionisten im Präsidentenstuhle, dem Zeitgeist zum Trotz und Hohn, noch ein Jahrhundert hindurch hätten usurpiren und besitzen können. Mit Blindheit geschlagen, vertrauten die Sklavenbesitzer und ihre Befürworter zu sehr auf die Geduld und Nachgiebigkeit des Nordens; Stephen Douglas, ihr aufrichtiger Freund, und die ganze nördliche Demokratie wurden desavouirt, der alte Buchanan als williges Werkzeug benutzt und der gewaltige Schlag gegen die Union gewagt, der zum Selbstmord führte, wie er in der Geschichte eines stolzen Volkes noch nie dagewesen.

Nicht absolut gleich, doch ähnlich ist das jüngste Loos des Hauses Hapsburg. Die amerikanische Republik, eine Union von souverainen Staaten, wurde bis zum Jahr 1861 de facto durch südliche Intelligenz regiert; so wurde Oesterreich, ein Complex heterogener Länder und Völkerschaften, durch eine mächtige Aristokratie beherrscht, mit dem Kaiser, aus dem Hause Hapsburg, an der Spitze.

Der Gründer dieses Hauses ist Rudolph von Hapsburg, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als Kaiser, für seine Familie Oesterreich, Steiermark, Carinthien und Carniolien aquirirte. Vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Erlöschung des deutschen Kaisertitels gehörten fast sämmtliche Kaiser dem Hause Hapsburg an. Einen Theil seiner Größe und Macht verdankte Hapsburg der „Heirath". Schon Mathias Corvinus, der große König von Ungarn, schrieb, wie in prophetischem Geiste, ein lateinisches Epigramm:

„Bella gerant alii: tu felix nube!
Nam quæ Mars aliis dat tibi regna Venus."

Ich übersetze diese Strophe:

„Laß Andere kriegen: Du, Glücklicher, freie!
Länder, wie Anderen Mars, giebt Dir die Venus."

Uebrigens sind im letzten Jahrhundert die Heirathen zwischen französischen Prinzen und österreichischen Prinzessinnen so schlecht ausgefallen, daß an eine Wiederholung solcher Spekulationen kaum mehr zu denken ist.

Die österreichischen Prinzen, die über vier Jahrhunderte lang regierten, waren Abkömmlinge der steiermärkischen Linie. Ernst, ein Sohn jenes Leopold, der in der Schlacht bei Sempach von den Schweizern besiegt wurde und fiel, wurde Herr von Steiermark, Carinthien und Carniolien. Abergläubig, wie fast alle seine Zeitgenossen, machte er eine Pilgerreise nach Palestina. Er lebte mit seinem Bruder, trotz seiner Frömmigkeit, in steter Fehde. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hörte dieser ritterliche Prinz von der Schönheit und den geistigen Vorzügen Cymburga's, einer polnischen Dame aus dem Hause der Jagellonen. Er ging incognito nach Warschau, warb um ihre Hand und erhielt sie. Sie soll so starke Fäuste gehabt haben,

daß sie des Hammers entbehren konnte, um einen Nagel in die Wand zu schlagen. Daß sie, ohne die Etiquette zu verletzen, oft Nüsse mit den Fingern knackte, mag man wohl glauben. Nur Ernst, der sich das Prädikat „von Eisen" erwarb, konnte es wagen, sein häusliches Geschick einer so herkulischen Muskelcombination anzuvertrauen. Dieses körperlich starke Paar kann man als die eigentlichen Gründer jenes Hauses von Oesterreich annehmen, das vierhundert Jahre hindurch in der Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, obschon sie und ihre Descendenten auf dem soliden Fundamente Rudolphs von Hapsburg sich erhoben hatten. Ob die „dicken Lippen" der hapsburgischen Familie von Cymburga, der Polin, oder von Maria von Burgund herstammen, darüber sind die Geschichtschreiber nicht einig, obschon es gewiß ist, daß Kaiser Heinrich der Dritte, Ernst und Cymburga's Sohn, mit dicken Lippen begabt war. Dieser Heinrich regierte 53 Jahre und von ihm erbte das Haus Hapsburg nicht nur die „dicken Lippen", sondern auch den Kaisertitel. Seine lange Regierung verherrlichte er durch keine große That und vergeudete seine Zeit mit Astrologie, Alchemie und dergleichen Lieblings-Grillen.

Die Buchstaben A. E. I. O. U. schrieb er in alle seine Bücher, ließ er an alle seine Gebäude setzen, um dadurch die künftige Größe Oesterreichs zu prophezeien. Die gelehrten Herren seiner Zeit haben sich viel über den Sinn jener mysteriösen Buchstaben die Köpfe zerbrochen, und das Räthsel erst nach seinem Tode, durch seine eigene Handschrift gelöst, und war: „Austria Est Imperare Orbi Universo." (Deutsch: „Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan.") Der grübelnde Astrolog war eben kein schlechterer Prophet wie viele Andere, die den Nagel auf den Kopf trafen; denn noch weniger als fünfzig Jahren herrschte Oesterreich über Deutschland, die Niederlande, Neapel, Sizilien, Mailand, Ungarn und Böhmen, Spanien, England und Irland (durch die Heirath Philipp des Zweiten mit Mary der Ersten, Regentin von England); über einen Theil von Amerika und den nördlichen Theil von Afrika, die Philippinen und einige kleinere Besitzungen. Ehe Holland's Unabhängigkeit völlig etablirt war, nachdem die Verbindung mit England aufgehört, kam Portugal unter die Herrschaft der spanischen Branche des Hauses Oesterreich, mit allen ihren großen Colonial-Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien. Philipp der Zweite war lange Zeit mächtiger in Frankreich, als irgend ein anderer Souverain. So wie einst Cäsar Herr der civilisirten Welt jener Zeit war, so konnte eine solche Herrschaft mit vollem Recht in neuerer Zeit Oesterreich beanspruchen, und zwar meist in Folge von „Heirath". Friedrich der Dritte heirathete eine portugiesische Prinzessin, deren Mutter dem königlichen Haus von Castilien entsprossen war. Damals, im fünfzehnten Jahrhundert, hatte Portugal einen hohen Standpunkt eingenommen. Durch diese Heirath kam Oesterreich mit den regierenden Häusern von Portugal, Castilien und England in Connexion, da die Prinzessin Eleonora von den Plantagenets abstammt. Ihr Sohn, später Kaiser Maximilian der Erste, nahm Maria von Burgund zur Gemahlin und erhielt den größten Theil ihrer Domänen. Mit diesem Maximilian hat das heilige römische Reich in der alten Bedeutung sein Ende erreicht und die österreichische Monarchie ihren Anfang erhalten. Sein Sohn, Philipp der Schöne, der sich im Jahr 1496 mit Juana, einer Erbin der spanischen Monarchie, verheirathet hat, wurde durch sie, seiner vielen Galanterien wegen, aus Eifersucht vergiftet. Er hinterließ zwei Söhne und vier Töchter, die alle einflußreiche Heirathen eingingen. Der älteste Sohn war Carl der Fünfte, den einige Historiker den größten der deutschen Kaiser nennen.

Carl I. heirathete Isabella von Portugal und zeugte mit ihr Philipp II., der die österreichischen Besitzungen mit Portugal vermehrte und durch seine zweite Heirath mit Mary Tudor, Königin von England, der unglücklichen Mary, mit England in Verwandtschaft kam. Diese Ehe war kinderlos. Hätte Maria nicht vergebens um einen Erben gebetet, so hätten die menschlichen Schicksale jener Zeit eine ganz andere Richtung genommen!

Der zweite Sohn Philipp des Schönen mit Juana war Ferdinand, nach seinem Großvater, Ferdinand dem Katholischen, so genannt. Er war der Gründer der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, der jüngeren, welche nur noch in der weiblichen Linie existirt! Er ist als Ferdinand der Erste, Kaiser von Deutschland, bekannt und verstand es ebenfalls sehr wohl, seine Familie durch Heirath zu bereichern. Nach dem Tode des unglücklichen Ludwig des Zweiten, der 1526 in einer Schlacht mit den Türken bei Mohacs fiel, begingen die Ungarn den großen Fehler, jenen Monarchen zu ihrem König zu wählen, wozu wohl auch Das beigetragen haben mag, daß er die Tochter von Ludwig zum Weib hatte.

Die Heirathen des Hauses Oesterreich waren seit dem 16. Jahrhundert nicht so erfolgreich, als sie es in jenem Jahrhundert gewesen sind; dennoch hatten sie ausnahmsweise Einfluß auf große Ereignisse. So die Heirath von Maria Antoinette mit Ludwig dem 16., König von Frankreich, und die von Marie Louise mit Napoleon, dem Kaiser von Frankreich; eine Spekulation, die dem corsicanischen Löwen schlechte Zinsen getragen hat. Ludwig der 13. und Ludwig der 14. hatten österreichische Prinzessinnen von der spanischen Linie zu Gemahlinen.

Die Größe Oesterreichs im 17. Jahrhundert war blos in Deutschland sichtbar, nach dem Tode Philipp des Vierten von Spanien. Die deutschen Hapsburger hatten damals großen Einfluß und große Macht; waren jedoch oft bedroht von ihren spanischen Vettern. Sie waren die Rivalen der französischen Könige jener Zeit und die Politik Englands begünstigte bedeutend ihr Haus und ihre Interessen, welche von jeher durch „Intoleranz in Religion und Politik" bedingt waren.

Jakob der Zweite, König von England, suchte nach seinem Sturz Hilfe bei Leopold dem Ersten, Kaiser von Oesterreich; doch, obschon sie beide katholisch waren, konnte er sie nicht erhalten, da wohl bei Leopold das materielle Interesse neben dem katholischen das überwiegende gewesen sein mag. Obschon er blos in der römisch-katholischen Kirche Heil und Glückseligkeit gesucht hat, hielt er es doch mit Wilhelm dem Dritten, dem Ketzer. England war in der That oft die Stütze der deutschen Habsburger, als sie von Feinden gefährlich bedroht waren. Aus einem in schlechtem Französisch geschriebenen Brief des kaiserlichen Ministers am englischen Hof, des Grafen Joh. Wenzeslaus Wratislaw, an die Königin Anna, kann man sehen, wie sehr am Anfang des 18. Jahrhunderts Oesterreichs Macht zu sinken begann und in welch schwieriger Lage die Regierung sich befunden hat. Glücklicherweise rückte Malborough mit seiner Armee nach Deutschland, vereinigte sich mit Eugen und setzte, nach einer entscheidenden Schlacht bei Blenheim, dem ferneren Umsichgreifen Frankreichs Grenzen.

Als fast der ganze Continent von Europa feindlich gegen das Haus Oesterreich gesinnt war, fand Maria Theresia, Tochter Carls des Sechsten, eine mächtige Stütze an England. Und jener Kaiserin gelang es, als Königin von Ungarn, mit ihrem kleinen Sohn Joseph im Arme, das Herz der stolzen und heldenmüthigen Ungarn zu erweichen, daß sie, trotz ihrer Unzufriedenheit mit dem Fremdeneinfluß der Habsburger, ausriefen: Moriamur pro rego nostro, Maria Theresia! (Lasset uns für unsern König, Maria Theresia, sterben!) Dieser (Kaiser) Joseph war unstreitig der weiseste Sprosse des Hauses Habsburg, der Stolz des österreichischen Thrones; doch zu freisinnig, dem katholischen Clerus gegenüber, und zu cosmopolitisch in seinen edlen Reformbestrebungen, den auf ihre Sprache und Privilegien stolzen Magyaren, überflügelte er seine Zeit und sah sich bitter getäuscht.

Daß England im siebenjährigen Krieg es mit Preußen hielt und Friedrich dem Großen geholfen hat, seine glänzenden Siege zu erringen, war Oesterreichs eigene Schuld. Dennoch ging es nach jenem merkwürdigen Kampfe ziemlich unversehrt hervor und das Reich schien noch immer eine ansehnliche Macht zu sein; leider, eine Macht, die trotz der französischen Revolution und der ewigen Wahrheit, daß man den menschlichen Geist nicht hermetisch verschließen könne, ganz den Josephinischen Reformen entgegen, an dem entgegengesetzten Extrem der Stabilität des Despotismus festhielt und dem zur Folge sich selbst zu seinem Todtengräber machte.

Obschon in vier Kriegen mit Frankreich geschlagen, entschied es doch das Schicksal des fünften, im Jahre 1814—15, und Kaiser Franz und sein Mephisto Metternich boten Alles auf, um dem übermüthigen Herrn Schwiegersohn einen Platz anzuweisen, wo „England's Love" durch Gift dem Leben des gefangenen Löwen ein Ende machen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, direkt des „Meuchelmordes" gebrandmarkt zu werden. Durch dieses Kriegsglück, durch diese scheinbare Macht — die bereits faul im Innern war — begünstigt, glaubte Europa noch immer an eine Größe Oesterreichs, besonders nach den Begebenheiten des Jahres 1809. Selbst Napoleon ließ sich von dieser „Scheingröße" täuschen, die er als Schöpfer neuer Königreiche — den Nationalitäten angemessen — leicht hätte vernichten können; ohne zum Propheten seines eigenen Unterganges zu werden.

Es ist nicht schwer, heterogene Völker, die noch auf der untersten Stufe der Cultur stehn, durch Metternische Systeme zu beherrschen, durch Vertheilung der Militärkräfte im Zaume zu halten und im Falle eines Auflehnens irgend einer der Nationalitäten, diese mit Bajoneten zum Gehorsam zu bringen; doch der rastlos strebende Menschengeist ist eben zu flüchtig, um ihn mit Mandaten und Bajoneten bannen zu können. Wie chemische Stoffe gähren, sich auflösen, zersetzen, präcipitiren, so ist es auch in der Ideenwelt. Der Zeitgeist zur Zeit Rudolphs von Hapsburg war nicht dem Zeitgeist des siebenjährigen Krieges, dieser nicht mehr jenem der französischen Revolution ähnlich, und obschon die Guillotine den Kanonen gekrönter Häupter gegenüber ohnmächtig war; obschon man ein revolutionäres Volk physisch überwältigen kann, so ist es doch absolut unmöglich, dem rastlosen Streben des Geistes und der ewigen Sehnsucht nach Veränderung und Besserung unübersteigliche Schranken zu setzen. Würden Regenten und Minister von dieser Wahrheit überzeugt sein, anstatt zu glauben, daß man ein Volk Jahrtausende lang als eine Heerde von Schaafen behandeln könne; so stände es besser um sie selbst, und die Throne würden endlich dem unvermeidlichen System der Volksregierung, bei intensiv sich verbreitender Intelligenz, ohne blutige Katastrophen weichen.

Im Jahr 1815, nach dem Fall von Napoleon, war Oesterreich noch immer eine Großmacht zwischen England und Rußland und bis zum Jahr 1848 stand es höher als Preußen und Frankreich. Hätte Oesterreich, anstatt seine Macht nach Italien ausdehnen zu wollen, mit staatsmännischer Klugheit die „Wünsche und National-Vorurtheile" der Ungarn auszubeuten verstanden, so wäre es nie zu jener Epoche gekommen, da es ohnmächtig zu den Füßen der tapfern Magyaren lag und seine fernere Existenz nur durch Hilfe Rußlands fristen konnte. Man pflegt oft von einem Menschen zu sagen: er hat mehr Glück als Verstand, und dessen kann sich unstreitig auch Oesterreich rühmen. Selbst die Niederlagen im italienischen Krieg führten zu keiner besondern Bedeutung und die siegreichen Waffen der Franzosen mußten sich vor dem mächtigen „Viereck" beugen und der Sieger hatte in der That um Frieden vor dem Besiegten zu betteln.

Hätte Oesterreich die Zeit des Friedens vom Jahr 1815 an zur Entwickelung seiner innern Resourcen und zur Be-

friedigung der Wünsche seiner heterogenen Völker zu benutzen verstanden, so wäre es nie zu einem ungarischen Befreiungskriege gekommen: Kossuth hätte nie als Agitator eine Rolle gespielt und der beklagenswerthe Görgey hätte nie den Schein eines Verräthers auf sich gezogen.

Durch religiöse Bigotterie an Rom gefesselt, auf die Gewalt der Bajonete mehr vertrauend als auf die Liebe des Volkes, am Staatskarren stets rückwärts ziehend, nie sich mit der zeitgemäßen Vorwärtsbewegung vertrauend, weder tugendhaft noch lasterhaft, blos nach dem haschend, was der Engländer expediency nennt, die Leiche Metternich's anbetend und den lebendigen Geist seiner Völker verachtend, mußte Oesterreich die Demüthigung erleben, vom intelligenten Preußen, einer untergeordneten Macht, auf die Schlachtbank geführt und als Großmacht für immer vernichtet zu werden. Im verhängnißvollen Jahr 1809 hatte Oesterreich noch den Schein der Macht für sich, im Jahr 1866 haben preußische Geistesüberlegenheit und Zündnadelgewehr die civilisirte Welt vollkommen überzeugt, daß Oesterreich als deutsche Macht unter Null herabgesunken und einzig und allein noch von dem ungarischen und slavischen Elemente Heil zu erwarten hat.

Mußte Oesterreichs Politik es dahin bringen, Venedig durch Waffenüberlegenheit zu verlieren, so sollte jetzt Oesterreichs Staatsklugheit seine deutschen Provinzen als ein anderes Venedig betrachten, das eines Vierecks entbehrt und sich nie mit den slavischen Stämmen für die Dauer auf künstlich erzwungene Weise assimiliren wird lassen. Die Folge davon? — Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Carinthien und Carniolien, mit den herrlichen Städten Wien und Gratz, gehören zu Deutschland und müssen und werden so gewiß an Deutschland sich schließen, als Preußen in Deutschland aufgehen muß, aufgehen wird. Das fait accompli ist blos eine Zeitfrage.

Durch Preußen in jüngster Zeit besiegt, ward der Doppeladler seiner Kraft beraubt. Doch ist er noch immer stark genug, um sich von den geschlagenen Wunden zu erholen und als Monarchie noch (etwa) ein anderes Jahrhundert fortzubestehen. Um aber dies zu vermögen, muß der Titel eines Kaisers von Oesterreich aufhören. Oesterreich, das heißt als deutscher Theil des gegenwärtigen Complexes, muß, gegen Entschädigung der Donaufürstenthümer, an Preußen abgetreten werden; der König von Preußen werde constitutioneller Kaiser von Deutschland und der Kaiser von Oesterreich begnüge sich mit dem Titel eines constitutionellen Königs von Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, Croatien, Slavonien, Wallachien, Servien, Bulgarien, Dalmatien, Illyrien und des europäischen Türkei, mit Constantinopel, indem er — mit Hilfe Preußens, oder vielmehr des deutschen Kaisers — den kranken Mann nach Asien spedirt. Es ist zeitgemäß, ein einiges Deutschland mit einem Kaiser, mit beschränktem Veto, an der Spitze zu gründen und ein ungarisches Königreich, mit beschränktem Veto und selbstständiger innerer Verwaltung der verschiedenen slavischen Nationalitäten, nach dem Beispiele der souveränen Staaten der Ver. Staaten von Nordamerika. Dies, scheint mir, wäre ein zeitgemäßer Fortschritt ohne jene blutigen Katastrophen, die bis jetzt stets in Despotismus ausliefen, herbeizuführen. Aber, aber, Könige haben nie den Scharfblick in die Zukunft; auch scheinen sie nicht geneigt zu sein, Etwas von der Vergangenheit zu lernen und vertrauen dem Zufall mehr als der Staatsklugheit, und so ist es denn auch wahrscheinlicher, daß Oesterreich, gegenwärtig am Rande des Verfalles, gerade solche reaktionäre Maßregeln ergreifen wird, die zur Revolution und zu seinem sichern Falle führen.

Oesterreich, das einen Krieg mit Preußen, 1866, um jeden Preis hätte vermeiden müssen, sollte künftig suchen, einen Bund mit Preußen zu schließen, um neben Deutschland, England, Rußland und Frankreich eine ungarische Monarchie, mit demokratischen Institutionen, zu gründen. Die Republik wird endlich von selbst kommen; denn so wenig man das Naturgesetz vernichten kann, vermöge dessen Kinder wachsen müssen, so wenig vermögen die feinsten Combinationen der Regierungskunst es dahin zu bringen, daß die Intelligenz eines Volkes nicht endlich zur stabilen Selbstregierung führe.

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Augustus.

Privatleben des Kaisers, Regierung, Staatsverfassung.

Octavian (später Octavianus Augustus) war Oberhaupt des Reiches, unumschränkter Monarch, wenn er die Gewalt, die er in Händen hatte, zur Anwendung brachte. Er that es nicht; das republikanische Gefühl schonend, führte er mit gelinder, wohlthuender Hand das Volk allmählich in die Bahn der monarischen Ordnung, in welcher der Staat allein noch bestehen und die erforderliche Kraft entfalten konnte. Man erkannte in ihm nicht mehr den blutbespritzten Triumvir; er war dem Anscheine nach ein anderer geworden und doch in Wirklichkeit derselbe geblieben. Denn von Anfang seiner Laufbahn bis an's Ende war Berechnung und Politik seine Führerin bei Allem, was er that. Was sein Adoptivvater gewollt, schwebte ihm vor Augen; aber da ihm Cäsar's überwältigendes Genie und dessen furchtbares Schwert nicht zu Gebote stand, so suchte er durch die feinste Staatskunst, durch

Klugheit und zähe Beharrlichkeit das Mangelhafte zu ersetzen. Dazu besaß er von Natur einen klaren Blick, der, ungetrübt durch Leidenschaften und Vorurtheile, Menschen, Verhältnisse und vornehmlich die eigene Befähigung durchschaute und erkannte. Nicht weniger war sein Wille stark, daß er ebenso seine leibliche Schwäche, die Hinfälligkeit seiner Gesundheit bezwang, wie die natürlichen Regungen des Herzens. Darum entfesselte er den Mord durch die Proscriptionen; denn Gut und Blut der Opfer waren nothwendige Rüstzeuge gegen die Verbündeten im Orient. Darum schwang er nach seinen Siegen das Richtschwert über einzelne Widersacher und begnadigte andere, je nachdem er sie für gefährlich oder versöhnlich hielt. Tief versteckt unter der glatten Außenseite lagen die Entwürfe seines hochstrebenden Ehrgeizes. Sein offenes, durchdringendes Auge schaute so zuversichtlich, so fest und vertrauensvoll in das begegnende, daß, wer Gefahr fürchtete, Vertrauen gewann, wer Schlimmes im Schilde führte, leicht davon abgelenkt wurde, wie er denn einst durch seinen zuversichtlichen Blick Mörderhände entwaffnete. Ueberhaupt hätte man, nach dem Aeußern zu urtheilen, den Mann von unansehnlicher, schmächtiger Gestalt und gefälligen Formen der riesenhaften Entwürfe nicht fähig halten sollen, die er mit furchtbarer Energie verfolgte.

Als Octavian auf der Zinne des Tempels stand, dessen Stufen er unverdrossen, Schritt für Schritt erstiegen hatte, blieb zwar fortwährend die Politik seine Führerin, aber durch die Maske der Zurückhaltung und vorgeblicher Geringschätzung erlangter Machtfülle leuchtete doch seine bessere, seine eigenthümliche Natur hervor. Mag man immerhin über seine Verstellung den Stab brechen; unleugbar ist und ruhmwürdig, daß nicht die eigene bevorzugte Stellung das alleinige Ziel seines Ehrgeizes war, sondern vielmehr die gesetzliche Ordnung, die Beruhigung, der möglichst glückliche Zustand aller Länder, die sein Reich umfaßte. Diesem Zweck widmete er unausgesetzt die mühevollste Thätigkeit, ihm opferte er Alles, Zeit, Gesundheit u. Kräfte. Dafür belohnten ihn freilich die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen; aber er suchte auch Lohn und Erholung im Kreise vertrauter Freunde und in seiner Familie. Da ließ er die Schranke der Etikette, den Purpur des Herrschers fallen, da war er der liebenswürdigste Gesellschafter, der bei Würfelspiel und Becherklang die Sorgen verscheuchte, der die Enkel auf den Knieen schaukelte und ihre zarten Händchen den Schreibgriffel führen lehrte. Indessen gerade hier, im Schooße der Familie, wo er nur Mensch sein wollte, nur Friede und Liebe begehrte, fand er die bittersten Täuschungen. Aus Staatsklugheit hatte er in früher Jugend des Antonius Stieftochter Clodia geheirathet, dann nach erfolgter Scheidung die Scribonia, die mit Sextus Pompejus verwandt war und ihm Julia gebar. Ohngeachtet seiner Freude über die Geburt einer Tochter schickte er der Gattin bald darauf den Scheidebrief zu, weil ihm die einnehmende Livia, aus dem alten Geschlechte der Claudier und vermählt mit Tiberius Nero, zu fesseln wußte. Diese Frau, herrschsüchtig, wie das Geschlecht, von welchem sie abstammte, war des Kaisers guter und böser Genius in Einer Person. Mit seltener Klugheit stand sie berathend dem Gemahl zur Seite, leitete unmerklich seine Schritte, so daß er, der sonst alle Welt zu täuschen und zu beherrschen gewohnt war, unbewußt sich am sanften Gängelbande seines Weibes bewegte. Er fühlte sich dabei ganz wohl; denn ihre Rathschläge erwiesen sich als zweckmäßig in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten. Wenn aber freilich ihr Interesse in's Spiel kam, so mußte jedes andere demselben nachstehen. Sie übte dann eine dämonische Gewalt, die selbst das Oberhaupt des Reiches und des Hauses mit unlösbarem Bann umstrickte.

Was die herrschsüchtige Frau hauptsächlich im Auge hatte, war die Nachfolge ihrer Söhne erster Ehe, Tiberius und Drusus, auf dem römischen Herrschersitz. Diesen Gedanken verfolgte sie, da ihre Ehe mit Octavian kinderlos blieb, mit aller Feinheit der weiblichen Intrigue, ohne daß sie denselben jemals gegen den Gemahl äußerte. Sie hatte aber im Palaste selbst nicht verächtliche Gegnerinnen, nämlich die allverehrte Octavia, des Antonius Wittwe, und die muntere, liebenswürdige, aber auch ausgelassene Julia, des Kaisers Tochter, welche beide ihr verdecktes Spiel durchschauten und sie tödtlich haßten. Während der Anstand, den das Oberhaupt forderte, zur äußern Freundlichkeit und zum gefälligen Umgang zwang, arbeitete im Stillen die Zwietracht. Die Absichten des Herrschers selbst waren aber denen seines Weibes durchaus entgegen. Er wollte das Julische Geschlecht auf dem Throne befestigen. Daher vermählte er den siebzehnjährigen Marcellus, den Sohn der Octavia, mit seiner Tochter, und als derselbe schon nach drei Jahren starb, erwählte er seinen erprobten Freund und Feldherrn Agrippa zu seinem Eidam. Nach dessen Tode adoptirte er die Söhne desselben, als seine Enkel, Cajus und Lucius; aber auch sie starben in der Blüthe der Jugend. Noch waren die Tochter und deren zwei jüngere Kinder übrig, da erfährt er, daß erstere, die mit schmeichelnden Worten so oft für Uebertretung der strengen Sitte Verzeihung erlangt hatte, bei nächtlichen Gelagen alles Schamgefühl abgelegt habe. In leidenschaftlicher Aufregung berichtete er selbst darüber an den Senat und bestätigte das Urtheil, das die Unglückliche auf die einsame Insel Pandataria an der campanischen Küste verwies. Tiberius, den sie vorher ungeachtet gegenseitiger Abneigung als dritten Gatten hatte ehelichen müssen, betrauerte die Verbannte nicht; denn er war nun dem Throne nahe gerückt. Nur die zwei Kinder der Julia, eine Tochter gleiches Namens und ein Sohn, Agrippa Posthumus, standen ihm noch im Wege. Indessen wußte man auch für sie ein Verbannungsdecret zu erschleichen, und nun stand das kaiserliche Haus verödet, dem alternden Monarchen aber kein Haupt mehr nahe, um es mit der Glorie der Herrschaft

zu schmücken, als sein niemals geliebter Stiefsohn. Livia hatte nicht nur mit allen Mitteln schlangenglatter Kunst, wie mit unsichtbarer Hand das Spiel vierzig lange Jahre gespielt, sondern auch unbedenklich, wo die Kabale unwirksam war, durch künstliche Getränke nachgeholfen — sie war Giftmischerin. Es ist freilich nur ein unverbürgtes Gerücht, das sie des Verbrechens zeiht; aber ihr Character und die gehäuften Todesfälle in der kaiserlichen Familie machen es sehr wahrscheinlich.

Das römische Volk erkannte nicht die Zerstörungen, welche der Tod und die Verbannung seiner Lieblinge in dem Gemüth des Herrschers anrichteten, noch die heimlich genährte Erbitterung, die giftigen Blicke der Menschen, die sich in den Prunkgemächern begegneten. Es sah nur die glänzende Aussenseite, die scheinbare Ruhe und Zufriedenheit, die über der schauerlichen Entzweiung ausgebreitet war, wie eine Blumendecke über einer verpesteten Lache. Das Leben des Monarchen war einfach, entfernt von unmäßigem Prunk, nicht verschieden von dem eines wohlhabenden Senators. Sein Haus auf dem Palatin stand andern Palästen an Schmuck und Ausdehnung nach. Freigelassene und Sklaven in mäßiger Zahl versahen den Dienst. Nur einige Lorbeerbäume vor dem Eingang und eine Schaar Prätorianer, von denen drei Cohorten in der Stadt vertheilt waren, kennzeichneten den kaiserlichen Palast. Freund der Wissenschaften und schönen Künste, deren hervorragende Zierden er zu ehren wußte, empfing er hier in seinem Tricliniun Gelehrte, Dichter und Künstler, und der gefeierte Horaz hat ihm in seiner Zurückgezogenheit gar manchmal die trüben Stunden verscheuchen müssen, die den mächtigsten Herrscher der damaligen Welt oft genug beschlichen. Während Regierungssorgen und Familienangelegenheiten den kaiserlichen Herrn in Anspruch nahmen, waren die Damen des Hauses nach alter Sitte mit Handarbeiten beschäftigt, da der Gebieter des Staates selbst seine Hausgewänder von ihnen anfertigen ließ. Auswärts trug derselbe die senatorische Toga mit dem Purpursaum. In diesem Kleide schritt er ohne Lictoren durch die Straßen, besuchte den Senat, die Comitien, die Gerichtshöfe. Dort gab er, wie jeder Andere, seine Stimme ab, vertheidigte seine Vorschläge, ließ sich Widerlegungen gefallen; hier sprach er für Clienten, stellte Zeugniß aus und schien nur ein schlichter Privatmann zu sein.

Die Wirklichkeit war von dem Schein, den das Reichsoberhaupt über Thun und Walten ausbreitete, durchaus verschieden. Mit seinen vertrauten Freunden berieth der Monarch die Regierungsmaßregeln und brachte sie auf möglichst schonende Weise zur Ausdehnung. Seine Cabinetsräthe und treuen Gehülfen waren C. Cilnius Mäcenas und M. Vipsanius Agrippa; deren Thätigkeit schon mehrmals Erwähnung geschehen ist. Ersterer stammte von einem alten etruskischen Geschlecht. Durch Geschäftskenntniß, Geschicklichkeit in Unterhandlungen und Einsicht in die Verhältnisse wurde er seinem Herrn unentbehrlich. Daher durfte er demselben einst bei Erlaß von Todesurtheilen zurufen: „Stehe endlich auf, Henker!" Zweimal führte er die Regentschaft in Italien während der Abwesenheit Octavians, obgleich er niemals ein republikanisches Amt bekleidete. Später zog er sich mehr von Geschäften zurück und lebte seinem Hange zu Vergnügungen. In seinem von Gärten umgebenen Palaste hatten berühmte Mimen, gefeierte Dichter und Philosophen freien Zutritt. Da lustwandelte der Kunst und Poesie liebende und fördernde Mann in weiblicher, nachlässiger Kleidung, bei rauher Witterung oft bis an die Ohren eingewickelt, mit zahlreichem Gefolge und empfing seinen Herrn, wenn derselbe kam, um seinen Rath einzuholen.

Von anderem Gepräge war Agrippa, die rechte Hand Octavian's, der seine Schlachten schlug. Er war seines Werthes sich bewußt und forderte öffentliche Anerkennung. Er empfing die Hand der Marcella, einer Nichte des Kaisers; er grollte seinem Schwager Marcellus, dem Schwiegersohn und muthmaßlichen Nachfolger des Herrschers, weil er ihm nachstehen mußte. Als er deßhalb zur Vermeidung öffentlichen Aergernisses die Statthalterschaft von Syrien erhielt, blieb er trotzig auf Lesbos zurück, indem er die Verwaltung der Provinz seinem Legaten überließ. Der Kaiser aber, die Widersetzlichkeit übersehend, berief nach dem Tode des Marcellus den erprobten Freund wieder zu sich und fesselte ihn durch die Hand der verwittweten Julia mit unauflöslichen Banden an sich.

Mit Hülfe dieser Männer suchte Octavian zunächst den tiefgesunkenen Senat wieder zu Ansehen zu bringen. Als Censor bewog er viele unwürdige Mitglieder zum freiwilligen Ausscheiden; andere, darunter starre Republikaner, entfernte er selbst kraft seines Amtes, wodurch er zugleich die Körperschaft zu einem gefügigen Werkzeuge seiner Politik machte. Darauf ergänzte er die Zahl der Patricier, da die alten Häuser, durch Dolch und Schwert gelichtet, zum Theil gänzlich erloschen waren. Ferner veranstaltete er eine Zählung der römischen Bürger im ganzen Reich. Es ergab sich daraus, daß die Zahl der waffenfähigen Männer über vier Millionen betrug. Diese weit zerstreute Volksmenge verpflichtete er sich durch Aufhebung der unter dem Triumvirat erlassenen tyrannischen Verordnungen; noch mehr gewann er den großen Haufen in der Stadt durch Spiele und Getraidespenden, die verarmten Senatoren durch bedeutende Summen, welche ihnen an dem gesetzlichen Census fehlten. Dafür erhielt er im folgenden Jahre, als er nach seiner gekannten Politik die Niederlegung der Regentschaft beantragte, mit Erneuerung der Imperatorenwürde den Oberbefehl über das gesammte Heerwesen u. zugleich das Oberstatthalteramt auf Lebenszeit. Er nahm diese Stellung freilich nur auf zehn Jahre an und wiederholte auch regelmäßig die Abdankungsposse; allein natürlich wurde er mit dem Oberbefehl regelmäßig wieder betraut. Jetzt zum ersten Male

begrüßten ihn Senat und Volk mit dem Ehrennamen Augustus (der Ehrwürdige), und mit dieser Benennung bezeichnet ihn forthin die Geschichte.

Vermöge des übernommenen Statthalteramtes ordnete der Kaiser die Verwaltung der Provinzen. Die beruhigten Landschaften, wie Sicilien, Afrika, Kleinasien und andere, überließ er dem Senat, welcher Proconsuln mit reicher Ausstattung und großem Pomp dahin sandte; die Sorge für die unruhigen und bedrohten Länder übernahm er großmüthig selbst. Die Statthalter, denen er die Verwaltung übertrug, mußten sich mit dem bescheidenen Titel Proprätoren und mit sechs Beiträgern begnügen; aber sie hatten unbeschränkte Macht über Leben und Tod, und Legionen zur freien Verfügung, während die Beamten des Senats der Militairmacht gänzlich entbehrten. Man bewunderte, man pries laut den aufopfernden Edelmuth des Herrschers, wenn man gleich das feine Spiel, das ihm die Legionen sicherte, wohl durchschaute. Und doch verdiente er die öffentliche Anerkennung; denn mit unermüdlicher Thätigkeit steuerte er in den Provinzen den Erpressungen, dem Wucher, richtete er durch Straßen, durch Belebung von Handel und Industrie den Wohlstand auf. Kein Statthalter durfte Geschenke oder gar ungerechte Steuern einfordern; er erhielt einen festen Gehalt aus der Staatskasse, z. B. der von Kleinasien eine Million Sesterzen (gegen 60,000 Thaler), die cäsarischen nur den zehnten oder zwölften Theil. Durch die Fürsorge des Kaisers kamen mehrere Provinzen in blühenden Zustand; namentlich war dies der Fall in Aegypten, wo die Bewässerung verbessert, der unmittelbare Handel mit Indien eröffnet wurde. Auch beschwerliche Reisen scheute Augustus trotz seiner schwächlichen Gesundheit nicht. Er ging in demselben Jahre, in welchem er die Regentschaft wieder übernahm, nach Gallien. Daselbst erhob er das vorher unbedeutende Lugdunum (Lyon) zum Mittelpunkte der Regierung, zog eine zahlreiche Bevölkerung herbei, theilte das ganze Land in vier Provinzen, ließ eben so viele Staatsstraßen anlegen und suchte durch Colonien und Anlage von Tempeln die eingeborenen Völker mit den Römern, ihren Glauben mit dem römischen zu verschmelzen. Darauf reis'te er nach Hispanien, wo sich noch immer die kriegerischen Bergbewohner gegen das Joch sträubten. Seine Legaten und zuletzt Agrippa dämpften durch blutige Siege sowie durch Verpflanzung der wilden Stämme die Unruhen.

Erst nach drei Jahren kehrte der Monarch in die Hauptstadt zurück, wo man ihm neue Ehren zuerkannte. Man bekleidete ihn mit der erweiterten tribunicischen Gewalt auf Lebenszeit. Er erschien dadurch als der rechtmäßige Stellvertreter und Schirmherr des Volkes, der mit starker Hand Unrecht von ihm abwehrte, an den man in allen gerichtlichen Angelegenheiten appelliren konnte. Ebenso nahm er später, nachdem er das Consulat niedergelegt hatte, die consularische Gewalt auf die Dauer an und in gleicher Weise statt der Censur das Sittenrichteramt, kraft dessen er eine zweite Reinigung des Senats veranstaltete und die Zahl der Mitglieder dieser Körperschaft auf 600 festsetzte. Die eingeführte kräftige Verwaltung beschränkte sich nicht auf die obersten Behörden allein; auch die Sorge für die öffentliche Sicherheit lag ihr ob. Sieben Cohorte Feuerwehr, jede zu 700 Mann, und eine Cohorten Sicherheitsdiener (6000 Mann), durchzogen die Straßen bei Tag und Nacht. Aehnliche Einrichtungen waren in ganz Italien getroffen, wodurch das Räuberwesen gründlich beseitigt wurde. Der Schutz an den Gränzen gegen äußere Feinde war den stehenden Heeren anvertraut. In gewöhnlichen Zeiten genügten 25 Legionen, die mit den Hülfsvölkern eine Macht von etwa 30,000 Mann bildeten. Dazu kamen neun Cohorten Prätorianer (9000 Mann), von denen drei in Rom selbst, die übrigen in benachbarten Städten vertheilt waren. Auf dem Meere hatte man keinen andern Feind zu bekämpfen, als Piraten, und diese ließ die stattliche Seemacht nirgends aufkommen. Sie war in drei Geschwader vertheilt, deren ansehnlichstes seinen Standort in der geräumigen Bucht von Misenum hatte.

Die neue Verwaltung und Ordnung des Reiches kostete natürlich weit größere Summen, als die republikanische. Nur allein der Aufwand für das stehende Heer betrug, soweit man darüber urtheilen kann, 300 Millionen Thaler, die jährliche Getraidevertheilung erforderte wohl zwei Millionen. Augustus ließ es sich angelegen sein, die Finanzen des Staates so zu ordnen und so zu beaufsichtigen, daß der nothwendige Aufwand bestritten werden konnte. Ehemals floß ein großer Theil der Einkünfte in die Taschen der Beamten; jetzt leitete die strengste Aufsicht den reichen Strom in die Staatskasse. Die sonst steuerfreien Bürger entrichteten nunmehr Vermögenssteuer nach dem Census. Von den Handelsartikeln wurde bei'm Verkauf ein Procent abgegeben, von Sklaven das Doppelte. Die Kriegskasse nahm von den Hinterlassenschaften, die nicht an die nächsten Blutsfreunde fielen, den zwanzigsten Theil in Anspruch. In den Provinzen wurden Kopf- und Grundsteuer entrichtet; noch mehr aber ertrugen die Zölle. Die Einkünfte von Aegypten sollen sich unter den Ptolemäern auf zwölf Millionen Thaler, die von Kleinasien unter Sulla nur auf fünf Millionen belaufen haben. Die bessere Finanzverwaltung mußte sie bedeutend erhöhen.

Das ganze Reichsgebiet umschloß die fremdartigsten Elemente. Völker, die alte Kultur-Epochen schon durchlaufen hatten, und rohe Barbaren, in der vollen Kraft ungezügelter Natur, waren nun durch das Band gemeinsamer Verwaltung und durch die Gewalt des Schwertes zusammengezwungen. Kein gleiches Interesse verband sie, das Reich war nicht ihr Vaterland, ihm schuldeten sie weder Liebe, noch Treue, noch Bereitwilligkeit zu hochherzigen Opfern. Indessen fanden doch römische Kultur, Sitte und Sprache mehr oder weniger Eingang, wie denn Gallien und Hispanien im Laufe der Jahrhunderte ganz rö-

misch wurden. Vieles trug hierzu die Pflege der Werke des Friedens, besonders auch die der Kunststraßen bei, die Augustus durch alle Provinzen führen ließ. Es wurden von Station zu Station Posten eingerichtet, welche nicht nur öffentliche Depeschen, sondern auch durch kaiserliche Vergütung Reisende und Privatsendungen etwa mit der Geschwindigkeit der gegenwärtigen Eilwagen beförderten. Alle diese Verbindungswege hatten in Rom ihren Mittelpunkt; daher ließ Augustus auf dem Forum einen goldnen Meilenzeiger errichten.

Krieg unter Augustus.

Dreimal schloß Augustus den Janus-Tempel zum Zeichen allgemeinen Friedens; in der übrigen Zeit kämpften die Legionen an den Gränzen mit barbarischen Völkern. Dacier, Bastarner und andere Stämme an der untern Donau schlug der Legat M. Crassus zurück und besetzte Mösien, das heutige Bulgarien und Serbien. Von Aegypten aus suchte man das glückliche Arabien zu erreichen, allein die streitbaren Nomadenstämme der Wüste vereitelten diesen Zug.

Um die Zustände in Griechenland und Asien selbst kennen zu lernen, begab sich Augustus in diese Länder. Auf Samos langte eine Gesandtschaft eines indischen Königs bei ihm an, welche Geschenke überbrachte und ein Bündniß antrug. In Syrien erschienen parthische Boten. Im Auftrag des Königs Phraates, der sich vor der kaiserlichen Hoheit beugte, überlieferten sie dem Herrscher die von dem unglücklichen Crassus eingebüßten Adler und Trophäen.

Augustus rechnete diesen unblutigen Gewinn unter seine schönsten Siege.

Mit den Völkern, welche rings um Italiens Nordgränzen die Alpenketten bewohnten, lagen die Legionen im fortwährenden Kriege. Zuerst wurden die Salasser durch Hinterlist bezwungen und fast ganz vertilgt; darauf überwältigten Tiberius und Drusus, des Kaisers Stiefsöhne, Noricum, Rhätien und Vindelicien unter blutigen Gefechten. Durch die Thäler, über die steilen Höhen drangen die Römer, das ganze Gebirge erklang von Waffenlärm und Kriegsruf; bis an die Donau mußten die Völker nach Jahre lang fortgesetztem Widerstande den trotzigen Nacken unter das Joch beugen.

Auch in Gallien, wo man sich an die Schatzung (Census), überhaupt an die neu eingeführte Ordnung nicht gewöhnen konnte, zeigten sich unruhige Bewegungen, während in den Alpen und weiterhin durch Pannonien (Ungarn) der schonungslose Krieg wüthete. Diese Gelegenheit benutzten am untern Rheine die Sigambrer, Usipeter und Tenchterer. Sie gingen über den Strom und, nachdem sie die römische Reiterei geschlagen hatten, griffen sie den Statthalter M. Lollius in seinem Lager an. Der nachlässig bewachte Wall ward erstiegen, die fünfte Legion in Stücke gehauen, das übrige Kriegsvolk in die Flucht getrieben. Mit einem erbeuteten Adler kehrten die Germanen zurück, ohne den Sieg weiter zu verfolgen, da der Kaiser selbst eilends eintraf und neue Rüstungen betrieb. Augustus fand indessen reichlich Arbeit; denn eben jener Statthalter Lollius und andere Beamten hatten sich viele Bedrückungen erlaubt, die abgestellt werden mußten. Um vor künftigen Einbrüchen der Germanen gesichert zu sein, ließ er einen großen Waffenplatz, castra vetera (auf dem Fürstenberge bei Xanten) anlegen, der den offenen Landstrich auf dem rechten Rheinufer im Gebiete der Lupia (Lippe) beherrschte. Bevor er nach Rom zurückkehrte, übertrug er die völlige Beruhigung Galliens und zugleich den Krieg gegen die germanischen Völker seinem Stiefsohn Drusus. Der junge, schon in manchem Kampfe erprobte Held war der rechte Mann für die schwierige Aufgabe. Wenn sein Bruder Tiberius schon im Aeußern durch den kolossalen, unsymmetrischen Gliederbau, noch mehr durch seinen finstern Blick abstieß, so wirkte seine männliche Schönheit, verbunden mit Leutseligkeit und Bescheidenheit, wohlthuend auf seine Umgebung. Er verstand es, die gallischen Edeln zu gewinnen, indem er zur Einweihung des dem Augustus und der Roma bei Lugdunum errichteten Altars ein großes Nationalfest feierte, was ihrer Eitelkeit ungemein schmeichelte. Darauf bereitete er seine Unternehmungen gegen die germanischen Stämme vor. Er ließ eine Flotte auf dem Rheine bauen, einen Kanal aus diesem Flusse nach dem Flevo (dem damals noch sehr schmalen Zuyder-See) führen und leitete Unterhandlungen ein mit den Friesen und andern Bewohnern der Seeküste, um im folgenden Jahre den Feldzug zu eröffnen.

Ueber Anstand und Lebensart.

Aus Demokritos.

La sagesse est trop ancienne,
Il faut vivre à la mode!¹

Die Natur scheint alle harten, eckigen Formen zu verabscheuen: im Thierreich, wie im Pflanzenreich, ist Alles gerundet, oval, cylindrisch, wellenförmig, nur im Mineralreiche finden wir eckige, plumpe Formen. In der Menschenwelt soll der Anstand die scharfen Ecken decken, die man allenfalls nur noch auf dem Lande ganz entblößt sieht, denn hier ist das wahre Mineralreich der Menschheit zu suchen; in

¹ Weisheit ist zu alt, man muß nach der Mode leben!

großen Städten und an großen und kleinen Höfen trägt man Larven und Masken, und der gute ehrliche Mann, der sich da offen zeigt, ist verloren, wie ein Kind. Jeder Mensch hat indessen seine moralischen Pudenda, die er nicht gern sehen läßt, und so mag der Anstand das sein, was Unterrock und Hose.

Der Anstand gehört par excellence unter die Gebräuche, die zur Mode gezählt werden müssen, welche zwar im engern Sinne blos Sachen ordnet, Kleider, Hausgeräthe, Wohnung, Schmuck, Equipagen ꝛc., im weitern Sinn aber Personen und deren gesellige Gebräuche, und diese Conventionen nennen wir Anstand und Lebensart. Wer in Gesellschaft zu wenig Acht auf sich selbst hat, verfällt in Ungeschliffenheit; wer zu viel, in Ziererei. Die eigene Selbstliebe Anderer Selbstliebe aufopfern, ist Gefälligkeit, die auch ein gutherziger Bauer haben kann; Solches aber auf schickliche Art, mit Zartgefühl zu thun, ist feine Lebensart, Welt. Der höchste Grad aber ist die Humanität — nicht das, was die gemeine Welt so oft ausspricht, sondern Zuvorkommenheit aus innerer gefühlter Achtung für Menschenwürde, ganz verschieden von französischer Artigkeit, von der Montesquieu sagte: „Meine Landsleute haben die feinste Lebensart, weil sie am eitelsten sind." Girard hat sieben Wörter für unser einziges Wort höflich: honnete, civil, poli, obligeant, prevenant, affable, gracieux — Alles verschwand mit der Revolution und meinen lieben Girondisten, Alles mußte die Segel streichen vor rohen, unverschämten und pöbelhaften Jakobinern.

Der humane Mann achtet in Andern weniger Stand und Ansehen, als den Menschen, und ist, was Weltlinge blos scheinen. Er wird nie seine abweichenden Meinungen zu einer Zeit vortragen, wo er Andere damit kränken und verlegen machen könnte; sein Tadel wird in dem Fehlenden stets den Menschen schonen und dessen Schwächen ignoriren, und selbst bei seinen Wohlthaten wird er nie Abhängigkeit fühlen lassen oder gar nach lautem Danke geizen. Sein lächelndes Auge ist der Vorbote seiner wohlthätigen Handlungen, wie die Blüthe die Vorbotin der Früchte, seine Höflichkeit ist Höflichkeit des Herzens, nicht der Manieren. Man kann Anstand und Welton im hohen Grade besitzen und neben allem Diesen hohe Brutalitas oder Immanitas, worüber Pontanus ein herrliches Kapitel hat; ja es giebt Männer so ganz nach der Welt, daß sie nichts mehr in der Welt sind. Wäre das Gold nicht so selten, dächte man schwerlich an Vergoldung, und diese Vergoldung ist unsere verstellte Humanität, die man auch die ästhetische nennen könnte; sie steht da, wie der Hühnerhund vor einem Rebhühnerlager, bescheiden und geduckt; noch demüthiger ducken sich die Vögel, aber Beide möchten etwas Anderes thun. Man muß wohl unter gewissen Umständen aus Respekt thun und reden als ob man glaube; aber der ist ein Dummkopf, der auch aus Respekt wirklich glaubt. Jenes fordert der Anstand, den viele junge Herren in Gesellschaft älterer Personen gar nicht zu kennen scheinen, ob sie gleich nur zu gut wissen, was es heißt, auf dem Anstand sein.

Wenn Lichtenberg und Weikardt ihre Höcker zu verbergen suchten, oder Gibbon wegen seines Bodenbruchs und daher watschelnden unbehülflichen Ganges wo möglich zum Sitzen eilte, und Dickhäuse ewig an Halsbinde und Weste zupfen, so suchen wir noch weit mehr unsere moralischen Gebrechen mit den Hosen des Anstandes zu decken und haben uns in der That aus Löwen der Vorwelt in Eichhörnchen umgewandelt und verfeinert, und man muß jetzt die Portion Salz, die unsern Vorfahren genügte, ihren Mann kennen lernen, verdreifachen. Viele moralisiren sogar, wie gedruckt, und ihre Moral ist weiter nichts, als ein gut zugerittenes Wiener Reitpferd, das Sanscrit macht. Wir spielen mit dem Anstand, aber er spielt eben so oft mit uns: der Anstand z. B. fordert, daß man nicht so laut spreche und nicht stark accentuire; aber der Accent ist gerade die Seele einer Rede von Wahrheit und Empfindung, daher wird er gefürchtet; denn eine Maxime des Welttones ist: „Jeder giebt zuerst guten Wein, wenn aber die Gäste trunken sind, den schlechten." Der Welton hat sogar seinen eigenen Zeitmesser: ihm ist lächerlich, von einer guten Handlung länger als einen Tag zu sprechen; von einem neuen Theaterstück mag man schon zwei bis drei Tage reden, von einer Jagdpartie oder Bal paré acht Tage zuvor und acht Tage darnach, von einer verfluchten Satyre oder scandalösen Liebesgeschichte, je wahrer jene, und je greller diese ist, wohl vierzehn Tage, von einer neuen Gardeuniform oder neuen Orden, von einem Minister- oder Maitressenwechsel aber Monate lang!

Selbst wilde Völker haben ihre Mode, sich zu begrüßen, und ihr erstes Anstandsgesetz ist, nicht zu widersprechen, ja Zeichen des Beifalls aus bloßer Höflichkeit zu geben, was christliche Missionäre gar oft für Zeichen der Ueberzeugung und des Glaubens genommen haben. Die Besuche der Sinesen bestehen in reinem Ceremoniell, wobei sie oft mehr Verbeugungen als Worte machen, und noch heute machen im ganzen Orient die überfeinen Gesetze des Anstandes den Umgang schwer, wie bei uns vor hundert Jahren, wo man förmliche Vorschriften hatte für den Umgang mit Frauenzimmern, für Briefe, Scherze und jede Körperbewegung, eigene Complimente für Neujahr-, Geburts- und Namenstage, für Purgir- und Aderlaßtage, für Condolationen, Gratulationen und Gesundheiten bei Tische. Nichts übertraf aber den echt sinesischen Umgang eines Bräutigams mit der Braut, und der Tanzmeister lehrte sorgfältig, wie man eine Prise Tabak und dann eine Dame recht galant bei der Hand nehme, in Ermanglung weißer Handschuhe — mit dem Rockzipfel. So reichte jenes Fräulein dem pulsfühlenden Arzt ihren Arm bedeckt mit dem Hemde, und so legte jenes Mädchen, das zum ersten Male bei einem großen Mahle war, und der die Mutter empfahl, ja die Beine

hübsch auf den Teller zu legen, wenn Fleisch käme, ihre Füße geradezu auf den Tisch.

In Europa giebt es eine Gesellschaft, von der man überall spricht, ohne bestimmt zu wissen, wo sie ist, und was sie ist; Jeder will ihr angehören, und es ist Beleidigung, das Gegentheil zu behaupten; sie hat Gesetze, deren Handhabung keinen Kreuzer kostet, und Gebräuche, die blindlings befolgt werden; weder Geburt noch Gunst, weder Schönheit noch Talent, weder Reichthum noch Wissen finden hier Ausnahme; nur Fremdlinge laufen Gefahr, dieser Gesellschaft geopfert zu werden, wie vormals in Taurien; Jahrtausende sind in den Abgrund der Ewigkeit, große Städte, Männer und Staaten, nur diese Gesellschaft hat sich erhalten und bildet gleich den Juden eine Nation, zerstreut unter allen Nationen; das größte Verdienst in dieser Gesellschaft ist — zu amüsiren, und das größte Vergehen — zu langweilen; das Lächerliche ist die Exekutivgewalt, gleich dem heiligen Alten, der ohne Truppen überall unsichtbar herrschte, und diese Gesellschaft heißt: la bonne compagnie, wenn sie gleich Colmann ein Lebenssystem genannt hat, calculated to destroy society for the sake of company,[1] und daher halte ich es längst mit meinem lieben S. Pierre: la diete des alimens nous rend la sante du corps, et la diete des hommes la tranquilite de l'ame.[2]

Die ganze Gesetzgebung dieser Gesellschaft besteht in zwei Worten: C'est l'usage, und eben so lakonisch sind die Worte: Cela ne se fait pas! Die Worte delicieux und detestable, piquant und ennuyant sind Schlagworte, wie der Juden ihr kosher und treyheh! Wie oft habe ich rufen hören: Ca est delicieux![3] und erst hinten drein kam: Qu'a-t-il dit?[4] Gerade darin liegt das Geheimniß der feinen Welt, daß eine Antwort auf fünfundzwanzig Fragen gleich gut paßt, und der wahre Gesellschaftston in der Kunst besteht, zu reden, ohne etwas zu sagen — worüber man noch lachen kann; aber traurig ist, daß das, was noch im vorigen Jahrhundert c'est un honnete homme hieß, jetzt homme de bonne compagnie heißt, im Gegensatz zu der mauvaise compagnie, wie der Brief eines Pariſers aus einem kleinen Städtchen beweist: La bonne compagnie est rare, mais la mauvaise y est excellente.[5] Chesterfield's berühmte Briefe, in ganz Europa gelesen, in deren jedem er seinem Stanhope Anstand, feines Betragen und den Tanzmeister empfiehlt neben der klarsten Moral, machen jetzt höchstens komische Wirkung, und nur ein echter bon-ton ist im Stande, die sechs Bände auszuhalten. Johnson nennt ihn einen schönen Geist unter Lords und einen Lord unter Schöngeistern, und sagt, daß die Briefe die Moral einer Buhlerin lehrten und die Sitten eines Tanzmeisters.

Champforts Definition der großen Welt, un mauvais lieu avoue, 1 ist übertrieben, und richtiger das Bild der beiden Schweizer, die vor den Palästen des bon-ton und bon-gout stehen; beide verwehren gar oft der Freude und Natur den Eingang. Lord Holland aber blieb bei der Natur. Er versicherte einer Dame alles Mögliche. „Aber wenn ich häßlich, arm und verlassen wäre?" — „Und wenn Sie nackend wären, würde ich Ihnen dienen." — Es scheint mir nicht sehr philosophisch von unserem Garve, daß er sich so gerne zu glänzenden Gesellschaften drängte, wo man ihn noch überdies als Menschenbeobachter scheute, und sich so grämte, als ein offener Schaden im Gesicht ihn davon abhielt; tieferblickende Philosophen finden da, schon nach den ersten Besuchen, in der Regel den Sitz der frivolite, wo über Dinge am meisten gesprochen wird, die man am wenigsten versteht, so wie etwa eine Deutschin eine italienische Arie singt, und viele Repräsentanten — Constitutionen haben machen helfen, und wo gerade die Thoren die lautesten Rollen spielen, reine Theaterrollen, bei deren Schlusse sie auseinandergehen, und die Klügeren sprechen: Ils se rendent justice en se meprisant tous,[2] altdeutsch: „Ein Esel heißt den andern Langohr?"

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter nach Haus.
„Wie sind Sie zufrieden gewesen?" —
„Wären's Bücher — ich würd' sie nicht lesen."

Mir ist oft in Gesellschaften die Anekdote vom Hofe Louis XIV. eingefallen, die so viel zu lachen gab. Die Hofleute hatten ein Rendezvous aller Papageien festgesetzt, wo ein Witzling dem seinigen die Worte gelehrt; Ah, que des perroquets![3] Herren und Damen waren versammelt am bestimmten Tage, und der Papagei, der der letzte von allen sein sollte, war der erste und rief sein; Ah, que des perroquets! Das französische Wort s'amuser, wofür wir kein rechtes deutsches haben, ist wie gemacht für solche Gesellschaft — s'amuser, die Muse los zu werden; ein zweiter Swift sollte mit Ideen unter die Arme greifen, wie der ältere in seinen politen Gesprächen gethan hat. Wie viele Diners ohne Verdauung! wie viele Supers ohne Vergnügen! wie viele Unterhaltungen ohne Zutrauen! wie viele Verbindungen ohne Freundschaft! wie viele Sophascenen ohne Liebe! Was kann der, der die Männer kennt und der

1 Darauf berechnet, die Gesellschaft um der Geselligkeit willen zu zerstören.

2 Diät in Lebensmitteln giebt uns die Gesundheit des Leibes, Diät in Betreff der Menschen die Ruhe der Seele.

3 Es ist Brauch. — Es geht nicht. — Kostbar, verabscheuungswürdig, pikant, langweilig. — Das ist kostbar.

4 Was hat er gesagt?

5 Ehrlicher Mann. — Mann von guter Gesellschaft. — Schlechte Gesellschaft. — Die gute Gesellschaft ist hier selten, aber die schlechte ausgezeichnet.

1 Eingestandener Weise ein übel berüchtigter Ort.

2 Sie erweisen sich Gerechtigkeit, indem sie sich sämmtlich verachten.

3 Ach, wie viel Papageien.

Weiber nicht mehr bedarf, noch in den meisten Gesellschaften? Man stößt auf so viele Kratzfüße, Hasenfüße und Hasenköpfe, auf so Viele mit der Teinture von (Oberflächlichkeit wäre allzu deutsch) allem Wissenswürdigen, die Madame von einem deutschen Hofmeister haben wollte, der ihr sagte, „Gnädige Frau, stellen Sie lieber einen Färber an!" daß man sich lieber nach vollbrachten Geschäften in die Stille seines Zimmers oder in die Einsamkeit der Natur zieht, und allenfalls Delille's Conversation liest. Der wesentlichste Unterschied zwischen feiner und gemeiner Gesellschaft ist dort ein Dutzend Wachskerzen — hier ein Unschlittlicht!

Noch heute begreife ich nicht, wie man große Gesellschaften, wo man sich einige Artigkeiten sagt, dann zur Tafel und von da an den Spieltisch eilt, guten Umgang nennen konnte, der, verglichen mit Familien- oder vertrauter Freunde Cirkeln, Natur und Büchern — wahre Sklaverei ist. Aus dem Bette aufs Kanapee, dann zur Toilette, von da in Wagen oder aufs Pferd, dann zur Tafel, Loge, Spieltisch, Souper, und wieder ins Bett! Welch ein high life! —

Blases en tout, aussi durs et polis,
Toujours hors d'eux, ou d'eux seuls remplis, [1]

lieben diese Leutchen, wenn man sie sprechen hört, die Menschen nicht schlechtweg, sie sind von ihnen entzückt; sie freuen sich nicht, sie zerschmelzen; das Schöne ist göttlich, und der Freund ihr zweites Ich — überall Enthusiasmus in — Worten; unsere Altvordern waren zwar ehrliche Leute, aber rohe Klötze; die Nachkommen, wenn sie Alles wörtlich nehmen, werden kanonisiren müssen. Ich begreife dieses Weltleben nur dann, wenn ich Monboddo's und Rousseau's Hypotheſen annehme, daß der Mensch nichts anderes sei als ein gebildeter Ourangoutang.

Zwei Gesetze regieren die Welt, das Gesetz des Stärkern und das des Feinern, und die große Welt macht es wie die Kaufleute mit ihren Waaren: gut wird wenig geachtet; schön ist schon etwas; fein — ah, c'est ca! und da der titulus de verborum significatione [2] blos für Juristen geschrieben ist, und nur Kinder und Narren die Wahrheit reden, so ist die Feinheit allerdings vorzuziehen; die Kunst zu kitzeln führt am weitesten, und daher nannten schon die Lateiner die Welt mundus, rein — rein, wie wir etwa einen Taugenichts einen saubern Gesellen nennen, oder meine Großmutter ihre verschimmelten Zwetschen überzuckerte nannte, was mich täuschte, folglich zufriedener machte. Nicht überall ist die gerade Linie die kürzeste, und da Jeder seinen moralischen Kitzelfleck hat, so verlohnt sich schon die Mühe, die Kunst zu kitzeln einzustudiren. Es macht schon in der physischen Welt einen gewaltigen Unterschied, ob Hans die Gretel, oder Selmar die Selma kitzelt, und noch delikater ist die Sache in der moralischen: überkitzelt man, so merkt der Gekitzelte Unrath, und man hat mehr verdorben; daher es recht gut ist, daß die Meisten den Solagänsen der Hebriden gleichen, die der Fänger durch kluges Kitzeln fängt. Am weitesten kommt man damit bei Damen: sie haben alle ihren Kitzelfleck an derselben Stelle, und wegen Ueberkitzelns kann man ruhig sein. Galanterie hat schon oft zu höheren Zwecken geführt, die man ohne sie nicht erreicht hätte — beide Geschlechter sind einmal für einander da; nur ein Joseph kann der Potiphar den Rock lassen; in eilenden Fällen bleibt nichts liegen als höchstens — die Hose.

Est modus in rebus, dit le grand Isocrate,
C'est en latin — nous animons, qu'on nous gratte. [1]

Der Anstand oder das Decorum macht fast die ganze Moral des Welt- und Hofmannes, und etwas davon ist immer gut; die ewige Handhabung der Bücher oder Feder macht Gelehrte so schwerfällig wie den Bauern Hacke und Pflug, und in der Gesellschaft behandeln sie oft die Gesellschaft als Nebensache, und man lacht mit Recht. Vielleicht geht es mir hier und da in diesem Werke nicht besser, ohne es zu merken, und wie jenem Professor, der einem Landbedelmann mit seinen lateinischen Programmen aufwartete, oder jenem Prälaten, der an der Tafel zur Seite einer Fürstin den vor ihm liegenden Vorlegelöffel als Auszeichnung ansah und, von sich ablehnend, der Fürstin präsentirte. Die Zierbengel oder elegans tires à 4 epingles kommen weiter, wenn gleich ein gescheiter Mann nicht begreift, wie man sich täglich dreimal umkleiden und um alle Kleinigkeiten bekümmern mag, als jener Magister, der im Vorzimmer seines Mäcen seinen Anzug von Neuem ordnete und gerade seine seidenen Strümpfe mit einem Bindfaden fester machte, als der Gönner herein trat. Es versteht sich ohnehin, daß man bei Aufwartungen alles Tabaks, Biers und Branntweins sich enthalte, aller Rettige, Hülsenfrüchte und Knoblauchs, und Jeder thut wohl, da man in Vorzimmern oft lange warten muß, sich zuvor — zu erleichtern.

Von dem wackern Anson sagte die Welt: Anson ist um die Welt, aber nicht in der Welt gewesen, und Tavernier antwortete auf Louis XIV. Frage: „Warum wählten Sie Aubonne in der Schweiz zum Wohnsitz, und nicht Paris?"

---

[1] Für Alles stumpf, so hart wie glatt, gestempelt und verflacht,
Sind sie stets außer sich und doch nur auf sich selbst bedacht.

[2] Der Titel über die Bedeutung der Worte (Rechtsformeln in den Pandekten).

[1] Est modus in rebus, * so sagt uns der Lateiner,
Das heißt verdeutscht: das Kitzeln fein verschmäht gewißlich Keiner.

(* Es ist ein Maaß in den Dingen. Die Stelle ist aus einer französischen Komödie, worin Jemand, der das Latein nicht versteht, jene Worte Damen erklären will.)

„Ich liebe die Freiheit!“ Prediger Schulz zu Gilsdorf wurde berühmt, nicht durch seine Sittenlehre für alle Menschen, sondern weil er predigte — im Zopf. Auf manchen Gelehrten hat man in großen Residenzen mit dem Finger gezeigt, daß er angefahren kam mit einem Fiacre und nicht in einer Remise; zu Wien will ich es Keinem rathen, nach gewissen Kunstgalleries und Gärten zu Fuße zu kommen, wenn er nicht mit einem Dukaten oder wenigstens mit Augengläsern seinen Ueberrock relief[1] zu geben weiß. Hier, wo so Viele nicht auf zwei, sondern auf acht und mehr Füßen durchs Leben wandern, machen fiacres, cabriolets, voitures, equipages etc. einen wesentlichen Unterschied. Sieht der Kutscher wie eine Vogelscheuche und die Pferde wie wandernde Gerippe aus, so hat der arme Fußgänger nichts zu besorgen; rollt ein Cabriolet vorüber, die Peitsche nachlässig über das Vorderleder hangend, so ist auch nichts zu besorgen; aber ist die Peitsche auf dem Rücken des Pferdes, dann drückt euch in die Ecke. Eine bürgerliche Kutsche ist selten zu fürchten; aber gare, die hochadeligen; schon die Pferde tragen die Nase hoch in der Luft. Und nun erst Gesandtschaftsequipagen? Sie rennen eher Mensch und Vieh über den Haufen, als das Wohl Europens um eine Stunde zu verspäten. Die Schriftsteller über Gesandtschaftsrechte haben dieses Recht vergessen, und am allergefährlichsten sind die reitenden Gesandten, die jungen Adjutanten oder Legationssekretäre.

So wie die innere Gediegenheit der Geisteswerke der Alten den neuern fadesten Meßprodukten nachstehen muß, weil ihnen der schöne Styl fehlt — Styl ist, wie bei Damen die Moden, Hauptsache — so ruft der Weltmann dem, seine Meinung mit Beweisen belegen wollenden Gelehrten zu: Ah, je ne veux pas qu'on me prouve.[2] Der Anstand ist so hoch kultivirt, daß selbst der Henker einem ungeberdigen Patienten sagte: „Es ist nicht genug, mein Herr, daß man geköpft wird, man muß sich auch dabei zu benehmen wissen.“ Unsere hochverfeinerte Zeit hat sogar eine Menge überzuckernde Terminologien erfunden, und in unserem langen Kriege ging keine Kanone verloren, sie blieb blos aus Mangel an Pferden stehen; man floh nie, sondern machte blos eine Bewegung rückwärts; man wurde nie geschlagen, sondern zurückgedrängt, und siegend überließ man dem Feinde ganze Provinzen; die Kriegsrelationen waren offizielle Verwunderungen im Posaunenton, wenn die Leute einmal ihre Schuldigkeit gethan hatten. Man nahm nichts, man requirirte blos, und Franzosen invitirten zu Bällen und Mahlen, welche die Geladenen zahlen mußten. Jourdan stand 1799 mitten in Schwaben, behauptete aber, es sei keine Feindseligkeit, sondern blos eine militärische Stellung, welche die Umstände erheischten. Doch — behauptete nicht schon Friedrich, als er in Schlesien einrückte, er nehme es blos en depot? Unsere Alten sagten: „Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden.“ Wir sind noch weit höflicher, wir loben und belohnen sogar — ungeschehene Dinge!

Französische Armeen konnten Unfälle treffen, sie konnten aufgerieben werden, aber nur durch die Elemente und Verrath; sie verloren stets nur den vierten Theil von dem, was der Feind verlor, der in der Regel pulverisirt war von dem Feuer und der Sonne von Austerlitz. Die Oesterreicher waren allein Schuld, daß 1805 London nicht genommen ward; bei Eylau war es ein Schneegestöber, bei Aspern Ueberschwemmung der Donau, in Spanien Hitze, in Rußland Frost, bei Leipzig ein voreiliger Sappeur und bei Bellealliance ein panischer Schrecken, der die Helden weichen machte. Die fliehenden Römer bauten dem Jupiter Stator einen Tempel, wir hätten zu viel Tempel zu bauen gehabt. Qu'en pensez vous? fragte der Held meiner Zeit, von Leipzig kehrend, seinen Minister Talleyrand. Ils me parait, Sire, que c'est le commencement de la fin.[1]

Der schnelle Erwerb von Reichthümern hieß in der Armee: se faire un sort, oder auch gagner, beim bloßen Soldaten trouver; voler, sagten sie, est malhonnete.[2] Wer sucht, der findet, und wer anklopft wie Soldaten, dem wird aufgethan. Schon Simplissimus, der den dreißigjährigen Krieg durchgemacht hatte, las das Wort Beit (Beute) nur rückwärts, und die Zigeuner sprechen von Erben, was denn, wenn es recht ins Große geht, Erobern heißt. Man muß die Erbschaften, die Napoleon und Ehren Davoust und Vandamme ꝛc. in Zigeunermanier machten, nach Millionen rechnen — man nannte sie nicht Räuber, sondern Marschälle, Ducs, Protektors; aber sie überluden sich beim Prädre, und es mußte nach dem Laufe der Natur das Rendre folgen, unter Beihülfe der Blücherschen und Wellingtonschen Pillen.

In der Sprache Galliens gab es indessen schon weit früher so überzuckernde Terminologien: der filou hieß längst chevalier d'industrie, die Hure maitresse, und ein Spielbetrüger war ein Mann, qui corrige la fortune.[4] War der Bettel nicht längst von Handwerksburschen und Kutten veredelt durch Fechten und Termíniren, Bettelmönche durch Mendikanten und Hurerei durch Galanterie? Nannten nicht längst galante Damen ihr Harem von Männern — Männer, die sie interessiren, und behauptete nicht jenes Malers Sohn, als er Tambour wurde, er habe die Musik gegen die Malerei vertauscht? Das Artilleriefeuer selbst spielt blos in die Flanken, und dies ist noch verzeihlicher als

---

[1] Glanz.
[2] Ich will nicht, daß man mir beweist.

---

[1] Was halten Sie davon? — Sire, ich glaube es ist der Anfang vom Ende.
[2] Sich ein Loos verschaffen — gewinnen — finden — Stehlen ist unanständig.
[3] Einnehmen — ausleeren.
[4] Spitzbube. — Industrieritter. — Gebisterin. — Der das Glück verheuert.

daß der altfranzösische Zwang, der das Parlament zur Einregistrirung harter Edikte nöthigte, lit de justice[1] hieß. Die Justiz schlief, und so brauchte sie freilich ein Bette!

Wie überzuckert sind nicht die Ausdrücke: derangirte Umstände und derangirte Taillen? so schön als die Ausdrücke: Eheleute vor Gott, statt concubinarii, oder Kleinhandel für Hurenhandwerk. Die Nullität eines Ehemanns heißt complaisance, oder es ist ein guter Weibermann, und von der häßlichsten Krankheit sagt man: Il a attrape une petite galanterie; selbst der derbe Britte nennt seine Boxerei — Pugilistik.[2] Heißt nicht der Hurer — ein großer Verehrer des Geschlechts? Selbst das air degage[3] der Fräuleins ist so eine Sache; aber seit wir das französische Wort Galanterie an Kindesstatt angenommen haben, hört man dafür selten mehr von Ehebruch sprechen. Die Revolutionsmänner sprachen von travailler le peuple, deutsch: aufwiegeln, und wir sind wenigstens so zart, das beliebte Schuldenwesen des Adels Creditwesen, die Verwirrungen bei Einverleibung der Mediatisirten Organisationen zu nennen, wie Hochzeit und Leichen — Beilager und Beisetzung. Vielen frazösirenden Deutschen geht es wie dem Revisor, der einen Rechnungsführer fragte: „Was soll Aufgeld eigentlich besagen?" Dieser schrieb darunter; „Aufgeld ist ein ausländisches Wort, zu Deutsch Agio.

Jener Gascogner sagte von seinem gehängten Vater, daß er verticalement gestorben sei, und ein Prediger, von dem vornehme Verwandte eines Gehängten einen Todesschein verlangten, bescheinigte, daß solcher 1697 selig verstorben, gegen das Ende aber ein wenig gezappelt habe; er war feiner als jener deutsche Michel, der savoir faire durch Betrügen übersetzte, und gar viele deutsche Gelehrte, wo Kant oben an steht — aber was verziehe man einem Kant nicht? Friedrich verzieh auch dem Reinhold Forster, als er ihm sagte: „Ich habe außer einem Dutzend wilden Königen auch zwei zahme gesprochen, aber keiner ist mir vorgekommen wie Euer Majestät." — Die gelehrte Welt meiner Zeit verwandelte sogar Eigennamen in Zeitwörter und gebrauchte Klopstocken für erhaben, Schillern für liebenswürdig, Kanten und Schellingen für unverständlich, Mecklen und Röschlauben für grob, Kotzebuen für mittelmäßig sein, Wernern für langweilen, Schlachen für kannegießern und Schlegeln für anmaßend sein. Merkel war der Cotin[4] unserer Literatur; aber der Anstand wurde verletzt von den bedeutendsten Männern und aller Humanität vergessen, was eine Erbsünde der Recensenten zu sein scheint, die freilich meist noch jung sind. Auf einen groben Privatbrief mag man privatim auch grob antworten, wie Kästner: „Ihr Schreiben liegt vor mir, wird aber sogleich hinter mir liegen." Aber publice thäten wir besser, den wegen Höflichkeit verschrienen Britten nachzuahmen; I find it will not do (es taugt den Teufel nicht); it will do no more[1] (es ist vorbei). Bei gewissen Fragen der Großen ist es ohnehin gut, weder Ja noch Nein zu sagen, sondern wie Asmus in der Audienz zu Japan: „Ich bitte — unterthänigst — um Vergebung ꝛc." Ich meine, die kritische Philosophie habe uns sattsam belehrt, daß wir hinieden kein Ding an sich erkennen, sondern nur Erscheinungen der Dinge. — Schein! Schein! Franzosen sind die besten Lehrer des Anstandes selbst in kritischen Augenblicken, das muß ihnen ihr ärgster Feind lassen; hier können wir Deutsche am meisten von ihnen lernen; ihr hohes Lebensmotto heißt: Sauver les apparences![2]

---

1 Bett der Justiz.
2 Er hat eine kleine Galanterie erwischt. — Kunst des Faustkampfes.
3 Unbekümmerte Miene.
4 Ein Schmaher, Boileau's Lesern bekannt.

Die Kunst der Rede.

Von L. Weinberg.

Nach der allgemeinen Charakteristik der Künste, welche in den Kreis der Aesthetik gehören, beschränken wir uns auf die Kunst der Rede, der poetischen wie der prosaischen. Diese Kunst bedient sich der Sprache, als ihres Materials, wie der Bildhauer des Marmors, der Musiker des Tons. Nicht alle Sprachen sind gleich geeignet für die kunstreiche Bearbeitung, einige sind zu spröde, andere zu weich, einige zu roh, andere zu gebildet, einige zu arm, andere, man möchte sagen, zu reich, wie die deutsche, was zwar ein schöner Fehler ist, wenn überall einer, was aber doch dem Dichter oder Redner bei der Wahl der Wörter und Ausdrücke nicht selten auch die Qual verursacht. Allein der wichtigste Unterschied den dieses Material, dieser Gedankenmarmor, die Sprache darbietet, ist der, ob dasselbe unmittelbar und ursprünglich aus dem Urfels der Nationalität gebrochen und gewonnen wird, oder ob es nur ein ausgebrochenes Stück Sprache ist, das vom Urfelsen getrennt, nur bedeutungslose, gesprungene und unterbrochene Adern aufweiset; ich meine, ob die Sprache eine Grundsprache oder eine abgeleitete ist. Keiner kann die Tiefe dieses Unterschiedes begreifen, als der, dessen Begriffe in einer Grundsprache wurzeln, der selbst das Glück genießt, einem Volke anzugehören, dessen Sprache eine ewig fortrieselnde Quelle ist, deren Ursprung sich in die Felsen und Gebüsche der dunkelsten Vorzeit verliert. Man disputire nicht mit einem Franzosen über den Vorzug der beider-

---

1 Ich finde, es geht nicht. — Es geht nicht mehr.
2 Den Schein retten.

ker Sprachen, und wenn der Franzose, was jetzt häufig von jungen und gekstreichen Parisern zum Studium Göthe's, Hoffmann's und anderer deutschen Schriftsteller geschieht, wenn er auch das Deutsche mit einiger Fertigkeit lesen und sprechen gelernt hat und den besten Willen zeigt, ohne altfranzösisches Vorurtheil die Vergleichung beider Sprachen anzustellen, so wird er doch nie den größten Vorzug des Deutschen vor dem Französischen, die Ursprünglichkeit begreifen und mit auf die Wagschale legen. Niemand hat diesen Punkt eindringlicher und tiefer erörtert, als Fichte in seinen unsterblichen Reden an die deutsche Nation; ich verweise Sie auf diese Stelle, wenn Sie Ihr Herz recht mit stolzen Gefühl durchdringen wollen, wie hoch unsere deutsche Muttersprache über den neuen europäischen steht. Freilich an äußerem Reiz ist manche ihr überlegen, heitrer, anmuthiger, gesellschaftlicher ist die französische, grandiöser die spanische, sangreicher die italienische, allein seelenvoller und herzinniger gestaltreicher und gedankendurchflichtiger, als alle, ist und bleibt die deutsche. Die französische und alle abgeleiteten Sprachen mehr und minder sind mehr rhetorischer, die deutsche und alle ursprünglichen Sprachen mehr poetischer Natur. In jener hat sich die Sprache abgelöst vom sprachschaffenden, sprachbildenden Genius, vom Herzen, vom Bewußtsein der Nation, sie ist ein Aeußeres und Fremdes geworden, und wer sich ihrer bedient, nimmt sie nicht aus sich, sondern aus dem Vorrath conventioneller Formeln und Redensarten, die für alle Zeiten gestempelt sind. In dieser, der ursprünglichen, ist Sprache und Seele eins, wer Deutsch spricht, spricht es aus seinem eignen Innern heraus und bedient sich der Sprache nicht wie einer bloßen Convention, sondern als eines Naturprodukts, das in seinem eignen Lebensblute Wurzel faßt und seinen Geist vielästig mit Blüthen und Früchten durchwächst. Göthe vergleicht daher sehr richtig die französische Sprache mit ausgeprägter Scheidemünze, die Jeder in der Tasche bei sich trägt und der er sich auf das Schnellste im Handel und Wandel bedienen kann, die deutsche aber mit einer Goldbarre, die sich ein Jeder erst münzen und prägen muß; woher es auch ein gewöhnlicher Fall, daß der gemeinste Franzose rasch und fließend spricht, da er seine Wörter ungezählt nur so ausgiebt, der Deutsche aber, selbst der gebildete, sich nur selten so rund und voll auszudrücken vermag, als er wohl wünscht. Demselben Umstande hat die französische Prosa ihre Vollkommenheit zu verdanken und sie, die Prosa, ist es vor allen Dingen, was den Ruhm und auch den Werth der französischen Literatur gegründet hat, obwohl darüber nach Manche im Unklaren sind und die französische Poesie, die Trauerspiele eines Corneille, Racine, die gereimten Lustspiele eines Molière, die Henriade eines Voltaire u. s. w. für die einflußreichsten und am meisten klassischen Produkte der französischen Literatur erachten. Ich weiß nicht, ob die Franzosen ein rein poetisches Produkt zu Stande gebracht haben, ich wüßte keins, wo nicht der Redner den Poeten überwöge, oder wenigstens ihm den Rang abzulaufen versuchte; selbst in der neuesten romantischen Schule, an deren Spitze Viktor Hugo steht, und die ohne Zweifel an poetischem Gehalt die altfranzösisch klassische überflügelt, spielt die Rhetorik, die Floskelei, die Tiradensucht die Hauptrolle. Was sind die französischen Poeten gegen die französischen Prosaiker, welche Sterne des Parnassus kann man einem Büffon, Rousseau, Diderot, Voltaire, Chateaubriand und Andern entgegenstellen? Im Deutschen möchte der Fall umgekehrt sein, den europäischen Ruhm unserer Literatur verdanken wir unsern Dichtern und ich glaube mit Recht. Abstrahiren wir von den tiefsinnigen Gedanken, von den wissenschaftlichen Systemen, welche unsere Prosa seit mehren Jahren entwickelt hat — wir wollen uns diesen Ruhm nicht schmälern, aber wir wollen nur bedenken, welch ein geringer Theil der Nation von diesem Tiefsinn, dieser Wissenschaftlichkeit Frucht gezogen hat — was bleibt uns nach; sei es politisch oder moralisch oder sonst was in Prosa, was wir gegen die Werke unserer Poesie, gegen nur einen einzigen Dichter, wie Göthe, ja gegen nur ein einziges Gedicht, wie den Faust in die Schanze schlagen möchten? Ich wüßte es nicht. Es kann aber auch nicht anders sein, als daß bisher die deutsche Poesie hinter sich ließ. Ich glaube den Grund schon einmal angedeutet zu haben und zwar bei der Gelegenheit, als ich meine Freude über das kräftigere Aufblühen unserer heutigen jugendlichen Prosaiker aussprach. Die deutsche Prosa wird nie der französischen gleichgeartet werden, wer es von unserer Seite auf Nachahmung anlegte, wie es von Diesem und Jenem wirklich geschieht, der ahnt den Genius nicht, den er verkühnt. Herz und immer wieder Herz muß dringen und klingen aus deutscher Rede, ob sie einfach-prosaisch dahinfließt, oder rythmische Echos hören läßt; wir haben eine Natursprache, die sowohl an den Gedanken als an die Empfindung sich anschmiegt, ohne der effektvollen Kleider zu bedürfen: Natur, Wahrheit, Herzlichkeit, das sind die drei Farben, welche dem Deutschen so wohl stehen und die keine Kunst der Rednerei, der Witzelei, der Phantasterei ersetzt. Allein, bedenken wir die bisherigen Zustände der Deutschen, bedenken wir diese miserabeln bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände der Deutschen, so begreifen wir leicht, warum die deutsche Prosa, der treue Spiegel dieser Zustände, jetzt im Allgemeinen eben so miserabel aussehen mußte, als sie wirklich that und thut. Ja, nehmen wir nur die ausgezeichnetsten Prosaiker der neuern Zeit, die viel Mühe und Fleiß auf die Ausbildung ihrer Sprache verwandt haben und denen es besser wie Tausenden geglückt ist, einen Fichte, Schleiermacher, Schiller, Göthe, welchen, selbst Göthe nicht ausgeschlossen, möchte man der Jugend als reines Muster empfehlen. Fichte's Periodengeflechte sind mehr dornigt als blumigt, Schleiermacher spinnt fast unsichtbare Gewebe und in dem Werk, was man für das Meisterstück seines

Sprachskelets ausgiebt, in den Monologen, schreibt er Jamben, statt Prosa; Schiller überbietet sich in einer glänzenden, aber nur zu oft undeutschen und hohlklingenden Paradesprache, und Göthe, der weit entfernt von diesem Fehler ist, hat in seinen Prosaromanen eine solche Menge glatter, höflicher Wendungen bei der Hand, daß man oft nicht weiß, wie man mit ihm daran ist. Der Styl ist der Mensch selber, sagt Büffon; und Jean Paul: wie jedes Volk sich in seiner Sprache, so malt jeder Autor sich in seinem Styl. Kräftigen, reinen und schönen Styl wird kein Schriftsteller in unkräftiger, unreiner und unschöner Zeit erwerben, füge ich hinzu, denn der Schriftsteller ist im höhern Grad als ein Anderer, oder vielleicht nur sichtbarer, ein Kind seiner Zeit.

Doch dieses sind Gedanken, die wir später noch weiter auszuführen haben; für jetzt und zunächst soll es nicht die Prosa, sondern die Poesie der neuen Zeit sein, an welche wir unsere Aesthetik zu knüpfen gedenken.

Es ist ein alter Satz, daß die Poesie älter ist, als die Prosa. Bewiese es nicht die Geschichte der Menschheit, so bewiese es die Bildungsgeschichte eines jeden Kindes, dem wir die Fibel mit gereimten Sprüchen und Sprichwörtern füllen. Mit Recht. Die Poesie gehört den Kindern, und was in uns kindlich geblieben ist, gehört der Poesie. Gebt mir eine frische Kinderfreude, eine Seligkeit um nichts, eine thaufrische Anschauung, einen von jenen lebhaften Eindrücken, die keine Zeit verwischt, und deren der Greis sich noch am Stabe erinnert, alles das gehört der Poesie an. Jede Empfindung gehört der Poesie an, wenn sie aus ihrem ordinairen Zustande entrückt, reiner, frischer, tiefer wird, ohne zu wissen wie, so auch jeder Gedanke, dessen Mutter nicht grade das Einmaleins oder die logische Formel des Widerspruchs und des exclusi tertii ist, jeder Gedanke kann einen poetischen Körper annehmen und aus der abstrakten Luft in den grünen Garten der Poesie herabgezogen werden. Unsere Dichter treiben dergleichen Geschäft als Kunst, den wirklichen Dichtern und den Kindern und dem Volke ist es Natur, so zu denken und zu fühlen. Ich will die Poesie nicht definiren, es geht ihr wie der Schönheit und allem Besten, was gottlob den Definitionshäschern zu hoch liegt, aber wenn ich sage: zieht von diesem Menschen, diesem Volke, dieser Zeit das ab, was ihre Religion, ihr Katechismus, ihr besonderer geschichtlicher Charakter, ihr positiver Gehalt, ihre spezielle Weltanschauung ist, so bleibt jedem Menschen, jedem Volk eine Saite, die rein menschlich oder rein göttlich tönt, deren Klang und Ton alle Menschen verstehen, und ständen sie auch Tausende von Jahren auseinander, das ist die Poesie. Grade diesen Gedanken, diesen Begriff der Poesie wünschte ich Ihnen recht lebhaft zur Aneignung darzustellen. Die Poesie ist die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen, und sie ist es dadurch, daß sie unmittelbar aus dem Herzen dringt, aus jener unergründlichen Tiefe, wo die Kraft neben der Leidenschaft schläft, aus jenem Kern des menschlichen Wesens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menschheit in Staub zerfallen ließe. Nicht als ob die Poesie in ihrer Aeußerung bei diesem, jenem Volke, diesem, jenem Menschen keine persönlichen, volksthümlichen, charakteristischen Elemente und Beisätze enthielte — es giebt eben so wenig eine abstrakte Poesie, als überhaupt etwas abstrakt Lebendiges — sondern es hat die Poesie vom Himmel die Gabe empfangen, trotz ihrer beschränkt geschichtlichen Aeußerung, im Tiefsten das Reinmenschliche, Allen Verständliche, Allen bis zu einem gewissen Grade Genießliche, für ewig Zeit aufzubewahren; eine Gunst, der sich weder Philosophie noch Religion zu rühmen vermag. Wie auch der Indier, der Chinese denkt und handelt, das mag uns ungereimt, unverständlich vorkommen, so daß wir uns eben so gut ein außermenschliches Wesen, einen Mondbürger in seiner Person imaginiren können, aber er liebt, wie wir, er haßt, wie wir, er hofft, er verzweifelt, er jauchzt, er blutet, wie wir, und diese rein menschliche Empfindung macht sich unwiderlich Luft aus der Maske seines geschichtlichen Charakters und erinnert uns an die Bande der Brüderschaft, die alle Menschengeschlechter mit einander verknüpfen. Lesen Sie das indische Gedicht Naal und Damajanti — Vieles wird Ihnen fremdphantastisch und Gewächs der indischen Zone scheinen — aber nicht die göttliche Liebe und Treue, welche sich darin verkörpert. Lesen Sie den Tschi-King, das Liederbuch der Chinesen, mit dessen Uebersetzung uns Rückert sein neuestes Geschenk gemacht hat, und Sie werden hinter dieser wundersam geschnörkelten, steifen Schale des so ganz eigenthümlichen Volks den Kern des Reinmenschlichen bewahrt sehen. In die Poesie flüchtet sich das mißhandelte Herz, hier und hier allein war es vom Priesterzwange frei, der sonst das ganze Leben und selbst den Gedanken des Volkes beherrschte. Und darum hat der herrliche Rückert Recht, wenn er in der poetischen Einleitung sagt:

Ich fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschiednen Zungen,
Hat Völker, Zeiten nah und fern
Durchhaucht, durchleuchtet und durchsungen,
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas reicher oder steifer —
Ihr seid Gewächs aus einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

Nicht ist der Liebe Morgenroth
Von China's Mauer ausgeschlossen,
Auch dort liebt Liebe bis in Tod
Und treu bleibt Liebe, auch verstoßen.
Und alle starken Herzensbande
Um Kinder, Eltern und Verwandte
Und Vorfahr'n, aller Lebensnoth
Entrückt zum Götterstande.

Der Mutter, die uns Alle trug,
Der Erde pflegen sie und warten,
Der Kaiser selber lenkt den Pflug,
Und um ihn blüht des Reiches Garten.
Denn Landesnoth und Kriegesjammer,
Beweinte Bräut' in öder Kammer,
Und Unmuth, der die Saiten schlug,
Heiligen Zorns Entflammer.

Und den letzten Vers schließt Rückert mit den tiefsinnigen Worten:

Daß ihr erkennt: Weltpoesie
Allein ist Weltversöhnung.

Bleibe ich zum Schluß noch einige Augenblicke bei diesem neugewonnenen Liederschatze stehen und hebe eins derselben heraus. Der bei weitem größte Theil derselben enthält Reklamationen des menschlichen Gefühls, Klagen und Protestationen, gegenüber dem strengen Gesetz oder der willkührlichen Handhabung desselben. Nur der kleinste Theil derselben ist servil und weihräuchert dem Kaiser, der Regierung, den Sitten — im Gegentheil, sind manche sogar geradezu revolutionair. Es ist der Schmerz und Ruf der Natur unter dem Druck barbarischer Gesetzkonsequenzen und als solcher charakterisirt sich auch folgendes Lied eines Eunuchen, der seinen Fluch ausspricht über den Urheber seiner Schande, einen Verläumder:

Der sein Zungenschwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den scharfen Tatzen
Aller Leun und Tigerkatzen.

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn angegriffen scheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden.

Wenn die nordischen Barbaren
Selber ihm das Leben sparen,
Gebet ihn der Hölle hin
Ihm zu thun nach meinem Sinn.

Ich Kong-Tsee, der dies Lied gesungen,
Bin ein Opfer von Verläumdungen,
Im Pallast des Kaisers ein Eunuch.
Die ihr höret meinen Spruch,
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, euren Fluch.

So weiß sich ein chinesischer Eunuch in poetischem Zorn Luft zu schaffen, während die geistigen Eunuchen unserer schlaffen Zeit das Messer küssen, das sie geschändet hat.

Geschichtstabelle

der allmähligen Aufklärung des menschlichen Verstandes.

Von F. H. Ziegenhagen.

Erster Zeitraum.

Vormosaische Zeit bis zu Moses.

Bibel ist ein griechisches Wort, Biblia, und bedeutet Pergamentröllchen oder Büchelchen, weil die Bibel aus vielen kleinen Schriften besteht. — Testament, foedus oder Bündniß bedeutet einen gegenseitigen Vertrag zwischen zweien Personen, der bei den alten Völkern, Griechen, Römern u. s. unter Aufopferung eines Thiers gemacht wurde. Daher auch der Ausdruck: icere foedus, ein Bündniß hauen. Ein solches Bündniß machten die Israeliten mit Gott selbst durch blutige Opfer Thieropfer, die Christen mit das blutige Opfer Christi. Jenes wurde das alte, dieses das neue Bündniß oder Testament genannt.

Moses sammelte die Philosophie seiner Vorfahren und Zeitgenossen wahrscheinlich aus mündlichen Ueberlieferungen, und setzte sie seiner Geschichte der Israeliten vor. Sie war unter Völkern im Schwunge, welche schon so weit in der Aufklärung fortgerückt waren, daß sie Feuer und Metalle kannten, Ackerbau, Viehzucht und Handel trieben, und in Städten zusammen wohnten. Aber dennoch ist diese Philosophie die allerälteste, die uns bekannt geworden, und vielleicht die Kinderphilosophie des celtischen Urvolks, welche bei den Philosophien in den auf uns gekommenen Schriften anderer Völkern zum Grunde liegt.

1. Philosophie über den Schöpfer und seine Eigenschaften.

1. Buch Moses. „Wir nahmen mehrere Gottheiten an, benennen daher Gott mit einem Namen in der Mehrzahl, Elohim, Götter — von Eloah, Gott. „Lasset uns Menschen machen ꝛc. so redet die Gottheit selbst" und: „Der Mensch ist geworden gleich Einem von uns." Wir verehren auch mehrere Gottheiten zugleich. Ein von diesen nennet sich unterscheidungsweise, und um allen Irrthum vorzubeugen die Gottheit Abrahams den Gott zu Bethel und Jakob schwört bei der Furcht oder auch Gottheit Isaaks. „Unter der Gottheit Abrahams und den Gottheiten Nahors machen wir einen Unterschied.

Eine unter den Gottheiten ist die vorzüglichste. — Diese heißt Jehova, der Ewige, Unveränderliche, Wahrhaftige; auch Jehova Elohim, der Ewige der Götter; auch El, der Starke; auch El Eljon, der starke, höchste Gott; Konch haschamajm wehaarez, der Besitzer des Himmels und der Erde. Doch nennen wir den Jehova so wie die Untergötter auch mit einerlei Namen Elohim.

Die Eigenschaften des Jehova und Elohim sind: Sie sehen, hören, reden, gehen, riechen, ruhen, haben Athem und eine körperliche Gestalt, welcher der Mensch gleicht, steigen vom Himmel herab, um etwas genauer zu sehen und zu untersuchen; sind nicht ganz allwissend, darüber geräth ihnen die Schöpfung fast eines ganzen Menschengeschlechts nicht, und sie müssen es durch Wasser verderben; haben Erinnerungsvermögen; Leidenschaften, als Reue, Traurigkeit, Bekümmernisse.

Erläuterungen.

Gewöhnlich steht in der Originalsprache: Elohim, Götter, schuf — nicht schufen — Himmel und Erde; doch kommt auch das Letztere vor; Abraham sagt: die Götter Hessen mich aus meines Vaters Hause weg irren; und Jakob sagt: die Götter offenbarten sich mir.

Luther übersetzt den ersten Namen durch Herr, und den andern durch Gott der Herr, nämlich Herr der übrigen Gottheiten und der Menschen.

Was erklärt gewöhnlich die Aehnlichkeit des Menschen mit Gott geistig; aber man findet nirgends Spuren des Begriffs von einem geistigen und unkörperlichen Wesen. Ruach, welches man Geist, übersetzt hat, bedeutet Hauch, Luft, Wind, Kraft. Und K. 5, 1—3 wird göttliches Schaffen und menschliches Zeugen und göttliche und menschliche Aehnlichkeit ganz körperlich verglichen: Als Elohim den Menschen schuf, — heißt es hier — machte er ihn nach der Aehnlichkeit des Elohims V. 1; als aber Adam 130 Jahr alt war, zeugte er einen Sohn nach seiner Aehnlichkeit und seinem Bilde V. 3.

Die Menschen dieses Zeitalters glaubten also eine obere Gottheit und mehrere Untergötter, und dies scheint schon der zweite Fortschritt in der Philosophie zu sein. Denn eine letzte Ursache zu haben, ist Grundgefühl der Seele oder anerschaffne Regel des Denkens. Beim ersten Nachdenken wird also schon der Mensch auf einen Schöpfer geführt. Dies ist der erste Schritt. Aber nun thut er den zweiten, und will auch das Wesen, die Eigenschaften und die Wirkungsweise dieser letzten Ursache bestimmen. — Er denkt sie sich so vollkommen, als er kann, d. h. er legt ihr alle, ihm bekannten, Kräfte des Menschen, und diese im höchsten Maaße bei, findet aber doch, daß sie als Mensch unmöglich das Ganze allein verwalten könne. So entstehen mehrere Untergötter und Gottheitsgehülfen. Dieser Stufengang wird durch die Geschichte bewiesen.

2. Philosophie über die Entstehung der Welt.

1. B. M. K. 1. Im Anfange schuf Elohim, Götter, den Himmel und die Erde K. 1. — Die Erde war ungestaltet und leer, Finsterniß auf dem Abgrunde, und Elohims Ruach schwebte über dem Gewässer, V. 2. Da sprach Elohim: „Es sei Licht!" und es ist Licht, V. 3. Als er das Licht für gut erkannte, machte er eine Abtheilung zwischen dem Licht' und der Finsterniß, und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Nun wurde es Abend und Morgen. Da sprach Elohim ferner: „Es sei ein Boden zwischen dem Wasser, und der sei eine Abtheilung zwischen dem Wasser." Er machte auch den Boden, und sonderte dadurch das Wasser über dem Boden von dem Wasser unter dem Boden. Den Boden nannte er Himmel. So wurde es Abend und Morgen. Nun sprach Elohim: „Es seien Lichter am Boden des Himmels, um Tag und Nacht, Jahrszeiten und Jahre zu unterscheiden!" und es geschieht u. s. w. „Die Erde lasse lebendige Seelen verschiedener Art hervorgehen — große und kleine Thiere!" und es geschieht. „Nun wollen wir Menschen machen, sprach Elohim: nach unserm Bilde, daß sie uns ähnlich seien; und nun bildete er den Staubmenschen aus Erde, und blies in seine Nase einen Lebensathem; da wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen. Aber unter allen Thieren wurde für Adam keine passende Gehülfin gefunden. Jehova ließ also einen tiefen Schlaf über ihn kommen; nahm dann Eine von seinen Rippen, an deren Statt er Fleisch wieder einsetzte, und bauete aus derselben das Weib K. 2, 20, 21.

Erläuterungen.

Der Philosoph dieses Zeitalters faßt erst den Urstoff der Erde schaffen, und diesen dann ausbilden. Sie ist gleich einem finstern Abgrunde oder Meere, auf welchem der Wind, den die alte Sprache Athem Gottes, Ruach nennt, 2. M. 15, 8. braus't.

Die Schöpfung denkt er sich ganz menschlich. So wie der menschliche Baumeister nichts ohne Licht vornehmen kann, so wird auch hier das Licht zuerst geschaffen, und Tag und Nacht, Abend und Morgen entstehen ohne Sonne.

Er hält den blauen Luftraum für einen festen Boden, und meint, über demselben seien große Wasserbehälter mit Schleusen, Fenstern oder Klappen, welche bei starken Platzregen eröffnet würden 1. Mos. 7, 11.

Er weiß noch nichts von Fixsternen oder Sonnen, nichts von Planeten oder bewohnbaren Erden, welche sich um jene Sonnen bewegen, nichts von Monden oder bewohnbaren Erden, welche sich um Planeten bewegen. Sonne, Mond und Sterne sind große Lichter, die am Himmelsboden befestigt sind. Auch die Erde ist nicht kugel-, sondern tellerrund; daher soll ein Thurm ge-

bauet werden, der ihnen zum Zeichen diene, damit sie sich nicht auf der ganzen Erde zerstreuen. Der Himmelsboden ist auch nicht sehr hoch; denn die Spitze des Thurms soll bis an denselben reichen K. 11, 4.

Die Thiere wachsen nach seinen Kenntnissen aus der Erde, wie Pflanzen; denn so weit es V. 10 heißt: die Erde ließ Gewächse hervorgehen: so heißt es hier: die Erde lasse lebendige Wesen hervorgehen.

Aus allem Diesem erhellt, daß hier nicht blos von einer Umbildung der Erde, sondern von einer Weltschöpfung die Rede sei, da auch der Schöpfung der Sonne, des Monds der Sterne und des ganzen Luftraums gedacht wird; daß diese ganz nach menschlichen, und zwar nach sehr unvollkommenen menschlichen Kenntnissen beschrieben werde, da alles so geschildert wird, als es den Sinnen erscheint; daß aber die Abtheilung in sieben Schöpfungstage wahrscheinlich ein später Zusatz sei, um zu beweisen, daß man sechs Tage arbeiten und am siebenten ruhen müsse; denn Schöpfungsperiode kann es nicht bedeuten, weil sonst der Sinn von K. 2, 2. wäre: Gott hätte in der siebenten Periode geruhet, u. dabei läßt sich doch gar nichts denken.

3. Philosophie über Vorsehung.

Unerklärlichnatürliche Wirkungen kennen wir nicht, alles Unerklärliche ist übernatürlich und wundervoll. — Uebernatürlich sind große Ueberschwemmungen K. 6, 7; übernatürlich die Entstehung der Verschiedenheit der Sprachen K. 9; übernatürlich die Verheerung einer Gegend voll Pechgruben durch den Blitzstrahl; übernatürlich Träume; übernatürlich Weiberfruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit K. 29, 31. K. 30, 22; übernatürlich das Ueberwinden im Kriege; übernatürlich der helle Schein brennbarer Dünste, die sich in finsterer Nacht am Opferfleische zeigen K. 15, 17; übernatürlich das Schrecken, welches ein Meuchelmord erweckt; kurz übernatürlich Alles, Gutes oder Böses, dessen Ursachen nicht in die Augen fallen; alles Dieses wirkt die Gottheit, Jehova, unmittelbar. — Jehova kann dies aber nicht alles selbst wirken; er hat viele Diener, Gesandte oder Engel, welche er abschickte, um seine Entschlüsse auszuführen; oft steht auch ganze Heere derselben umhergehen K. 32, 1. Diese werden auch Elohim, Götter, genannt K. 31, 11, 13. Jehova aber geht selbst, wenn die Unternehmung wichtig ist, und Untersuchung erfordert. Es befindet sich in dieser Absicht ein Thor im blauen Himmelsboden und eine Leiter, auf welcher sie auf und absteigen K. 28, 12, 17.

Erläuterungen.

Die Noachische Fluth traf höchst wahrscheinlich nur die niedrigen Gegenden an den Flüssen, Euphrat und Tigris, und die höchsten Berge, über welche sie fünfzig Ellen wegging, waren die Berge oder vielmehr die Hügel in diesen Ebenen.

In Luthers Uebersetzung stehen Tongruben, statt Pech- oder Asphaltgruben. Noch jetzt enthält die Gegend einen Ueberfluß desselben.

Aus allem diesem erhellet Folgendes: Da der Mensch noch nicht wußte, daß der Lauf des Ganzen von festen Naturgesetzen abhienge; da er sich die Gottheit ganz körperlich dachte: so mußte er auch bei jedem unerklärlichen Vorfalle — und ihm war nach seinen Kenntnissen noch fast alles unerklärlich — entweder einen Gott selbst, oder einen Engel leibhaftig handeln und überall Wunder sehen. Es donnert! Was ist das? — Gott redet; denn er kennt ja noch die Eigenschaften der Luft nicht. Ein Blitzstrahl fährt herab, oder eine Sternschnuppe! Was ist das? — Ein Bote Gottes oder Gott selbst; denn er kennt weder Elektricität noch brennbare Luft. — Ein noch nie gehabter und auffallender Gedanke entsteht plötzlich ohne sinnliche Veranlassung! Woher der? ich brachte ihn ja selbst nicht hervor. — Die Gottheit gab ihn mir ein; denn er kennt noch keine vom Körper verschiedene selbstthätige Seele. Ein Traum! eine Phantasie! Woher das? meine Sinne waren doch gegen alle äußere Eindrücke verschlossen? — Die Gottheit wirkte auch auf mich u. s. w.

4. Philosophie über den Menschen.

Der Mensch ist aus Staub gebildet, denn er wird wieder zu Staub K. 2, 7. K. 3, 19. Er ist mit einer Nephesch oder einem Lebenshauche begabt, der sich dadurch von der Nephesch der Thiere unterscheidet, da diese aus Erde besteht K. 1, 24, und jene Gottes Athem ist K. 2, 7. Die Nephesch wird gezeugt, gebohren K. 12, 15. K. 46, 15, kommt aus den Lenden des Vaters 46, 26, wird aus dem Feuer errettet K. 19, 17, 19, verläßt einen sterbenden Menschen K. 35, 18, ist mit dem Blute vereinigt, K. 9, 5, und ganz körperlich. — Das körperliche Herz, Lev, ist der Grund der bewußtseienden Thätigkeit; er besitzt eine gewisse Bildungskraft, Jezer, K. 8, 21, Gedanken und die Affekten K. 6, 5. Mit ihm reden heißt denken K. 8, 21. K. 6, 6.

Erläuterungen.

Eine vom groben Körper getrennte mit vernünftiger Freiheit, Gedächtniß und Gefühlen begabte, den Tod des äußern Körpers überlebende Seele ist jetzt noch nicht bekannt. Athem, Blut, Herz und Kraft ist der Grund der innern und äußern menschlichen Thätigkeit 5. Mos. 6, 5.

Die lebhaften Wirkungen der Einbildungskraft, vorzüglich wann diese ohne Sinneneinfluß, als im Traume oder in Entzückungen oder in lebhaften Phantasien bei verschlossenen Augen z. B. während dem Beten, innerwürket neue Bilder und Gedanken erweckt, oder wann sie mit Erfahrung und Vernunft vereinigt, zu-

künftige Ereignisse sehr wahrscheinlich bestimmt muß das Zeitalter für unmittelbare Einwirkung einer Gottheit halten; da es noch keine selbstthätige, vom Körper verschiedene Seele kennt, 4. Mos. 22, 8, 20. K. 23, 4, 16. Vorzüglich muß das Ahnungsvermögen, oder die Fähigkeit nach dunkel bewußten Gründen einen Erfolg vorher zu empfinden, zu solchen Wahrsagungen sehr oft Veranlassung gegeben haben. Unter diesen Umständen müssen nicht selten körperliche Offenbarungen Gottes und Vorhersagungen erfolgen.

Hieraus, und aus der Meinung: Alles Unerklärliche sei Uebernatürlich und Wundervoll, folgte von selbst, daß Wunder und Offenbarungen und Wahrsagungen und Weissagungen desto häufiger wären, je stärkere Imagination der Mensch mit Unwissenheit in Naturkenntnissen verband. So entstand der Glaube an das Wunderbare und Uebernatürliche, der sich Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeiten erhielt.

6. Philosophie über den Ursprung des Uebels.

1. B. M. K. 2, 8 bis K. 3. Ende. Jehova schuf eine schöne Gegend im Lande Eden morgenwärts, K. 8. Ein Fluß entsprang in diesem Lande, bewässerte dies reizende Bergthal, und zertheilte sich dann in vier große Ströme, V. 10. Emporsprießen ließ er hier aus der Erde allerlei Holz, oder Bäume und Stauden, angenehm für den Geschmack und schön für das Gesicht, und Bäume und Stauden des Lebens und des Erkenntnisses vom Guten und Bösen, V. 9. Nun setzte es das erste Menschenpaar in diese Gegend, um zu bauen und zu bewahren; aber sprach zu ihnen: Esset euch Lust von allen Bäumen und Stauden der Gegend, nur nicht von denen des Erkenntnisses Gutes und Böses; wann ihr von denselben esset, werdet ihr unvermeidlich sterben, V. 15, 16, 17. — Die Schlange aber war listiger als alle Thiere des Feldes, und sprach zu dem Weibe: Hat Gott wohl gesagt, ihr sollt nicht essen von allen Bäumen der Gegend? — Wir essen, erwiederte das Weib, von allen Bäumen der Gegend, nur nicht von denen des Erkenntnisses Gutes und Böses; wir müssen sonst sterben. — Gar nicht müsset ihr sterben, antwortete die Schlange; eröffnen werden sich vielmehr eure Augen, und ihr werdet gleich der Gottheit wissen, was Gut und Böse ist, V. 5. Das Weib aß, und gab auch ihrem Manne zu essen, V. 6. Es eröffneten sich nun auch ihre Augen, und sie sahen, — daß sie nackt waren, und schämten und fürchten sich und machten Schürze von Feigenblättern, V. 7. Als sie aber hörten die Stimme Jehova's der in der Abendkühlung umherging, versteckten sie sich in's Gesträuche, V. 8. Er aber rief sie, stellte ihnen ihre Fehler vor und kündigte ihnen und der Schlange folgende Strafe an: Verflucht seist du Schlange, mehr als alle Thiere der Wildniß! Auf deinem Bauche sollst du gehen und Staub essen, so lange du lebst! Feindschaft will ich erregen zwischen deinen und des Weibes Nachkommen; sie sollen dir den Kopf zertreten, und du wirst ihnen die Fersen zerschmettern. — Sehr vermehren will ich, o Weib! deine Schmerzen und deine Schwangerschaft. Gegen deinen Mann soll deine Lust gerichtet sein; aber er soll dich beherrschen. — Und verflucht sei der Boden deinethalben, o Mann! Mit Schmerzen sollst du dich, solange du lebst, von ihm ernähren. Dorn und Diesteln soll er dir hervorgrünen, und du sollst essen das Kraut des Feldes. Im Schweiße deines Angesichts sollst du Speise genießen, bis du zur Erde zurückkehrst; denn von ihr bist du genommen. Staub bist du und zu Staub sollst du werden, V. 14, 19. — Ferner sprach der Ewige unter den Göttern: Nun weiß der Mensch gleich Einem von uns, Gutes und Böses. Er möge auch ausstrecken seine Hand, und essen von den Bäumen und Stauden des Lebens und leben ewig; darum will ich ihn vertreiben aus der Gegend um das Feld zu bebauen, V. 22, 23. Er vertrieb ihn, und besetzte mit dem Kerubine und mit einem hin- und herfahrenden Flammenschwerte den Zugang zu den Bäumen des Lebens.

Erläuterungen.

Bei solchen philosophisch eingekleideten Geschichten, wie obige, sind die Bestandtheile derselben von dem philosophischen Gewande wohl zu unterscheiden. Jene enthalten Thatsachen; dieses sind Ideen, welche oft erst Jahrhunderte hernach ausgedacht wurden. Die Thatsachen sind hier; daß die ältesten Völker in einer schönen hohen Gegend wohnten; daß sie durch den Genuß gewisser Früchte eine Zerrüttung in ihrem Körper und in den damit verbundenen Affekten verspürten, und dann aus Furcht vor einem feurigen Gegenstande die schöne Gegend verließen. Alles übrige sind Ideen und spätere Ausschmückungen.

Bäume des Erkenntnisses vom Guten und Bösen ist die Benennung von schädlichen Gewächsen; denn so mußte sie ja der damalige Mensch, welcher nur Gesundheit bisher empfunden hatte, nennen, als er durch sie auch Krankheit kennen lernte.

Von allen den damaligen Menschen unerklärlichen Wirkungen kann er nach seinen Kenntnissen nur Gott unmittelbar zur Ursache machen. Unerklärlich ist ihm das erschreckende Gefühl, von den schädlichen Gewächsen, welches seine unverdorbenen Sinne mit Uebermuth verbunden bewirkten. Da er aber Denken und Empfinden als eine innerliche Sprache ansieht, K. 8, 21, so sagt er: Gott sprach es zu mir.

Augen heißen über Gefühl. Die schädlichen Speisen erregen fieberhafte Gefühle, unnatürliche Reize, Mißbehagen, Kleinmuth; und daher die Empfindung der Blöße, Scham und Furcht. — Hier also unter diesen

kindisch-philosophirenden Menschen ist die Entstehung der falschen Schamhaftigkeit, und jenes Pfuischäme dich zu suchen.

Die Stimme Jehovas ist der Donner, Hiob 40, 4; die Gedanken, welche der Donner im Menschen erweckt, die Sprache Gottes; so wie die Gedanken, welche die Schlange oder eine Eselin 4. Mos. 22, 30 erweckt, Sprache der Schlangen und der Eselin sind.

Die Rede Gottes ist voll Irrthümer. Denn die Schlange ist nicht unglücklicher als andere Thiere. Sie hat, ihrem Körperbaue nach, nie anders als auf dem Bauche gehen können. Sie ißt keinen Staub, sondern kleine und große Thiere; Vögel und Frösche, aber auch Hirsche und Tiger. Den Kopf kann man nur kleinen Schlangen zertreten. Die Weiber natürlich lebender Völker haben fast gar keine Geburtsschmerzen, und starke Geburtsschmerzen sind Folgen einer unnatürlichen Lebensart, welcher man durch kolonistische vorbeugen kann. Der weibliche Geschlechtstrieb ist nichts Böses, er ist auch bei den Männern, und Gehorsam gegen den stärkern Mann erfordert die Ordnung. — Der Boden der Erde ist nicht verflucht oder verdorben. Dorn und Disteln sind eben so wichtig im Ganzen, als Getraide, und Tausende von glücklichen Geschöpfen wären ohne sie nicht. Ohne anstrengende Arbeit ist keine vorzügliche Gesundheit, Stärke und Dauerhaftigkeit erreichbar, und ländliche Arbeiten sind die allergesundesten.

Der Mensch hat noch äußerst dunkle oder gar keine Begriffe von Seelenfortdauer; weil er den Menschen zu Staub werden sieht, und keine selbstthätige Seele kennt, denkt er, mit dem Tod ist alles aus. Doch kann er diesen Gedanken mit seinem Grundtriebe nach nie aufhörendem glücklichem Leben nicht reimen. Gott will er die Schuld dieses Widerspruchs nicht beimessen; er sucht sie also in einer Bestrafung menschlicher Fehler. Zu noch mehrerer Entschuldigung Gottes glaubt er, in Eden habe es Gewächse gegeben, deren Genuß dem Menschen Unsterblichkeit würden verschafft haben, wenn er nur nicht von gewissen Bäumen des Erkenntnisses Gutes und Böses gegessen hätte. Denn er soll entweder unsterblich sein und ewig leben, aber nicht Gutes und Böses unterscheiden können, oder er soll Gutes und Böses kennen, aber nicht unsterblich sein; beides mit einander verbunden, würde ihn nach damaligen Begriffen zu einem Gotte gemacht haben. Weil er nun Gutes und Böses kennt, treibt ihn Gott aus dem Paradiese, um nicht von dem Baume des Lebens oder der Unsterblichkeit zu essen. Anlaß zu dieser Philosophie gab

die feurige Lufterscheinung, vielleicht ein Wetterstrahl, Irrwisch u. dergleichen er Engel nennt Ps. 104, 4. Da er diese als etwas Unerklärliches Gott unmittelbar beilegt, so hält er auch die zufällige Wirkung derselben, den Schrecken, welchen sie ihm mittheilen, für absichtlich, nämlich, um ihn zu verjagen. Und da er in der Folge darüber mehr nachdenkt, um den Grund zu entdecken, warum er vertrieben sei, kann er keinen andern finden, als: es ständen dort gewiß Bäume, deren Früchte Unsterblichkeit verschafft hätten; aber die sollte ich nicht haben, weil ich sonst Gott gleich geworden wäre.

Wenn man durch Hülfe der heutigen philosophischen, historischen und geographischen Kenntnisse, verglichen mit obiger Philosophie und Geschichte männlich-philosophische und selbstbelehrende Blicke in eine Vorwelt thut, welche weder Ueberlieferungen, noch Schriften kannte, so lassen sich über die ursprüngliche Beschaffenheit der ersten Menschen, ihre Wohnplätze, Lebensart u. s. f. folgende wahrscheinliche Bemerkungen machen: Die ersten Stammmenschen waren mit einem gesunden, starken Körper, mit unverdorbenen Seelenanlagen und Fähigkeiten, und mit sanften Gefühlen (Affekten), so wie sie bei einer unverdorbenen Seele und einem gesunden Körper nicht beständig Statt finden, erschaffen; aber nicht mit Gewandtheit, Kenntnissen und Erfahrungen begabt. Selbst ihre Speisen kannten sie nicht; sie richteten sich blos nach ihren unverdorbenen und ungeschwächten Sinnen und Gefühlen. Sie waren nicht unsterblich auf dieser Erde, sondern sie starben vor Alter, wenn sie sich nicht durch unverhältnißmäßigen Gebrauch ihrer Körper- und Seelenkräfte das Leben verkürzten. Der erste Wohnplatz dieser Stammmenschen war höchstwahrscheinlich Eines der Gebirgsthäler des Kaukasus 1. Mos. 2, 8—10 fgl. Noch jetzt ist dieses Land ein wahres Paradies, noch jetzt scheint die Natur ihre Gaben in vollem Maaße über dasselbe ausgeschüttet zu haben. Es bringt alle Arten von Getraide, alle Kleidungsprodukte, alle Arten von Baumfrüchten, Feigen und Kirschen und Birnen und Aepfel, die glühendsten, prächtigsten Blumen und Weinstöcke hervor. Sie führten hier gewiß ein sehr glückliches, aber freilich ganz sinnliches Leben. Durch lauter gesunde natürliche Speisen blieben sie frei von aller Schwäche und Krankheit, und also auch frei von Leidenschaften; (?) allein ihr reichliches Klima setzte sie auch in keine Nothwendigkeiten, ließ ihre Körper- und Seelenkräfte ziemlich unentwickelt, und das ganze Urvolk in einem Kinderstande bleiben. Daher selbst die ältesten Völker von diesem Leben nur dunkle und keine andere Nachrichten haben mußten, als wir von unserm Kindesalter, d. h. daß sie aßen und tranken und wohl waren. — Aber bald machte theils die vermehrte Anzahl, theils der Vervollkommnungstrieb, daß sie das fruchtbare Gebirge verließen, und sich auch über die weniger fruchtbaren Thäler verbreiteten. — Hier weckte Bedürfniß den Forschungsgeist und die Betriebsamkeit.

Zufall, Noth und auch Neu- und Wißbegierde lehrte sie das Feuer, die Metalle, Künste und Handwerke erfinden; Noth lehrte sie jagen, Thiere zähmen, Fleischessen, Milch trinken, den Getraide- und überhaupt den Feld- und Gartenbau kennen; aber verleitete sie auch, ungesunde, statt gesunder Speisen zu wählen, und dann — durch Schaden klug zu werden. Doch bekam dadurch der Körper immer mehr Fremdartiges, Schwäche, Krankheiten und Scham — und Kleidungen entstanden. — Dies alles machte den Glückstrieb und das Nachdenken immer reger, und die Philosophie trat allmählich aus ihrem Dunkel hervor. — So wie nun aber in der Kindheit das Alter der Menschengesellschaft war, so mußten auch ihre Begriffe und Kenntnisse, Sprache und ganze Philosophie in der Kindheit sein.

Nach dem Resultate obiger Philosophie und den Erläuterungen derselben, gewann das Menschengeschlecht mehr durch die Uebertretung jenes Verbots, als es verlor. Der damalige Mensch brach gleichsam die Bahn, auf welcher seine Nachkommen auf den richtigen Weg der Wahrheit oder des richtigen Verhältnisses geleitet werden sollten. Er that hier den ersten Schritt auf denselben und sammelte durch das Gefühl eines Mißverhältnisses die erste Erfahrung, nach welcher der Mensch, als vernünftigsinnlichfreies Wesen sich selbstthätig vervollkommnen, und sein richtiges Verhältniß mit der ihn umgebenden Schöpfung gründen sollte. Die Zunahme an Kenntnissen die der alte Philosoph „Fall des Menschengeschlechts“ nennt, heißt also richtiger — Erhöhung des Menschengeschlechts. Und doch ist dadurch der Glaube an ein angeerbtes Verderben oder eine sogenannte Erbsünde leider bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt worden.

6. Philosophie über Bestimmung des Menschen.

1. B. Moses. Begattet, vermehret euch! — sagt Elohim; — füllet die Erde an, und unterjochet sie! herrschet über die Fische im Meere, über die Vögel unterm Himmelsboden, und über alles, was auf der Erde lebt! vor euch sollen sie sich fürchten. Ich habe euch alles zu essen gegeben, den Thieren nur die grünen Pflanzen. Esset die Thiere nur nicht mit dem Blute; es ist ihre Nephesch. Aber darum will ich auch euer Blut fordern, will es von jedem Thiere fordern, will von der Hand des Menschen die Nephesch des Menschen fordern. Dieses nur verlange ich von euch. — Böse ist Sodomiterei, Hurerei, Diebstahl und Ehebruch. — Wir müssen gastfreundschaftlich sein, so können wir vielleicht Jehova selbst, oder doch seine Engel bewirthen, und müssen gern verzichten; denn durch das Böse erreicht die Gottheit oft ihre Absichten K. 45, 7. K. 50, 20. — Den Elohim und dem Jehova müssen wir, wenn sie sich uns offenbaren, den blindesten Gehorsam leisten; denn sie stellen uns oft auf die Probe K. 22. Opfer sind für Jehova ein süßer Geruch K. 8, 21. Gebete sind deswegen nöthig, weil sich die Gottheit durch gute Worte leicht erbitten läßt, etwas Gutes zu geben, was sie ohne das nicht würde gegeben haben. Gott unterhält sich aber mit einigen Menschen lieber, als mit andern; diese heißen daher Propheten, Nawiim. — Altäre bauen, Segen oder Glückswünsche austheilen und empfangen, die Vorhaut abschneiden, sind Handlungen, auf welche die Gottheit genaue Rücksicht nimmt, und durch welche ihr ein großer Dienst geleistet wird. Diejenigen, welche diese Vorschriften und Gebräuche pünktlich beobachten, nennen wir Söhne und Töchter Gottes; die dies nicht thun, Söhne und Töchter des Menschen. Wer mit Elohim wandelt, den nimmt er zu sich und er ist nicht mehr. Wenn wir sterben, so werden wir zu unserm Volke gesammlet.

Erläuterungen.

Das heißt: befriedigt alle eure Triebe, und esset kein Thierblut, denn dieses ist die Nephesch, oder der wesentliche Grund des Lebens. Daher verschüttet auch kein Menschenblut. — Dies mußte Pflicht werden, sobald die Menschen wußten, daß mit dem Blutverlust das Leben; das größte Gut des Menschen, verloren wäre. — Richtig oder unrichtig benutzte Erfahrung brachte sie bald auf die übrigen Pflichten.

Einen Menschen versuchen oder zu einer unvernünftigen That reizen, um zu sehen ob er sie seiner Vernunft zum Trotze ausführen werde, ist allerdings ein sehr unwürdiger Begriff von der Gottheit; da sie uns die Vernunft gegeben und dadurch verpflichtet hat, dieser angemessen zu handeln, wenn auch eine Gottheit das Gegentheil verlangte. Nach unsern Begriffen hätte also Abraham ganz umgekehrt handeln und sich nicht zur Aufopferung seines Sohns entschließen müssen, wenn es ihm auch Gott noch so oft befahl; so wie sich eine Schildwache dadurch brav bezeigt, daß sie sich gegen die Verwaltungsgesetze des ihr anvertrauten Postens zu handeln, von Niemand, selbst vom Generale nicht bereden läßt. — Aber nach den damaligen kindischen Begriffen, nach welchen sich die Menschen gegen den Schöpfer, wie Leibeigene, gegen ihren Herrn betrachteten, mußte blinder Gehorsam die größte Tugend sein.

Alle diese Vorschriften gründeten sich auf Unbekanntschaft mit wahrer Tugend, oder Gemeinnützigkeit. Sie hatten wohl das Gefühl, daß den Menschen, als Geschöpfen Gottes, gewisse Pflichten oblagen; aber es fehlte ihnen die Kenntniß dieser Pflichten.

Das ist Alles, was sie von Bestimmung nach dem Tode wußten.*)

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Charlotte Corday.

Sonntag am 7. Juli war General-Marsch geschlagen worden und in Folge dessen hatten sich auf dem grünen Teppich der großen Wiese von Caen die Freiwilligen versammelt, die nach Paris zogen in den Krieg gegen Marat. Es waren ihrer nicht mehr als dreißig. Die schönen Frauen, die sich in Begleitung der Abgeordneten von Paris eingefunden hatten, waren unangenehm überrascht und wenig erbaut von dieser geringen Anzahl. Eine unter diesen Damen schien betrübter darüber als alle Andern; diese Eine war Mademoiselle Marie Charlotte Corday d'Armans, ein junges, schönes Mädchen, von armer, aber adeliger Familie, eine glühende Anhängerin der Republik, die zu Caen im Hause ihrer Tante lebte. — Pétion, welcher sie daselbst einige Male gesehen hatte, vermuthete, es befinde sich darunter zweifelsohne ihr Gebieter, dessen Abreise ihr so sehr zum Herzen ging. Gewohnt, rohe Scherze zu machen, sagte er zu ihr:

— Nicht wahr, es macht Sie sehr unglücklich, daß diese Leute da abreisen?

Der blasirte Girondist war nicht fähig, das neue, jungfräuliche Gefühl, die glühende Flamme, die dieses jugendliche Herz belebten, zu errathen. Er wußte nicht, daß seine Reden und die seiner Freunde, die im Munde dieser Männer eben nur Reden waren, auf das Herz der jungen Corday einen Eindruck gemacht, der bei ihr über Leben und Tod entschied. Auf dieser Wiese von Caen, die groß genug war, um hunderttausend Menschen zu fassen und auf der sich nicht mehr als dreißig versammelt, auf dieser Wiese sah sie Etwas, was kein Anderer sah: das verlassene Vaterland!

Und da die Männer so wenig dafür thaten, so sagte sie sich, daß es Zeit sei, daß die Hand einer Frau ihm zu Hülfe eile.

Charlotte Corday stammte von einem Adel, der ihr jungfräuliches Herz mit gerechtem Stolze erfüllte: sie war die nächste Verwandte der Heroinen Cornelle's, ein Abglanz Chimenens, die Enkelkindsnichte des Dichters von „Cinna" und des „Cid". — Groß und erhaben, wie ihr unsterblicher Oheim, sagte sie sich: Es giebt keine Freiheit ohne Gesetz! Das Gesetz ist der Friede. Wer aber hat am 2. Juni das Gesetz, mithin den Frieden und die Freiheit getödtet? — Marat vor allen Andern! Wird der Mörder des Gesetzes getödtet, dann lebt der Friede von Neuem auf. Der Tod eines Einzigen wird neues Leben für Alle bringen.

Das war ihr ganzer Gedanke. An ihr eigenes Leben, das sie hingab, dachte sie nicht. Aber dieser Gedanke war eben so beschränkt, als edel. Sie sah Alles in einem Einzigen; mit dem Lebensfaden dieses Einzigen glaubte sie die ganze traurige Bestimmung Frankreichs eben so sicher zu durchschneiden, wie sie den Faden ihrer Spindel durchschnitt.

Man halte sie darum nicht für ein Mannweib, die vor Blut nicht zurückbebt. Nein! Gerade um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, beschloß sie diese blutige That auszuführen. Sie glaubte eine ganze Welt zu retten dadurch, daß sie den Würgengel erwürgte. Sie hatte ein weiches, gefühlvolles Herz. Die That, die sie sich auferlegte, war eine That des Mitleids.

In dem einzigen Bilde, das von ihr vorhanden ist und das man im Augenblicke ihres Todes aufgenommen hat, fühlt man die außerordentliche Milde ihrer Seele. Hier ist kein Zug, der mit jener blutigen That, wodurch sie ihren Namen verewigt hat, auch nur im Entferntesten übereinstimmt. Wir sehen eine echt jungfräuliche Physiognomie, angehaucht von dem zarten Schimmer des blühenden Apfelbaums. Sie scheint weit jünger als ihr Alter von fünf- und zwanzig Jahren. Man glaubt ihre kindliche Stimme und jene Worte zu hören, die sie ihrem Vater schrieb, in jener Orthographie, welche die schleppende Aussprache der Normandie charakterisirt: Pardonnais-moi, mon pere, u. s. w.

In diesem mitleiderregenden Bilde erscheint sie unendlich gefühlvoll, bewegt und bedächtig, wie es fast alle Frauen ihrer Heimath sind. Nimmt sie sich ihr Schicksal nun leicht zu Herzen? O nein, durchaus nicht! Hier offenbart sich nirgends ein Symptom von falschem Heroismus. Man muß bedenken, daß sie eine Stunde nach vollbrachter That gemalt ward. Wenn man ihr Bild näher betrachtet, entdeckt man auf ihren Lippen eine leichte Bewegung, eine Art schmollender Miene. Wie? Nichts mehr als ein bloßes Schmollen gegen den Tod, gegen das grausame Messer der Guillotine, die das junge, laut pulsirende Leben mit Einem Schlage vernichten wird?! — Man ist bestürzt, sie so sanft, so gelassen, so ruhig zu sehen ... unsere Augen verdunkeln sich ... wir müssen sie abwenden.

Der Maler dieses Bildes hat für uns Männer den Gegenstand eines ewigen Bedauerns geschaffen. Keiner kann dieses Bild betrachten, ohne sich in seinem Herzen zu gestehen: „O, warum ward ich zu spät geworden! O, wie würde ich sie geliebt und angebetet, bewundert und vergöttert haben!

Sie hat aschbraune Haare und trägt eine weiße Haube

*) Und was wissen wir, im 19. Jahrhundert? Daß wir Nichts wissen.

und ein weißes Kleid. Soll dies als ein Zeichen ihrer Unschuld zu ihrer Rechtfertigung dienen? Wir wissen es nicht. In ihren Augen liegt Zweifel und Traurigkeit. Traurigkeit über ihr Loos ... das glauben wir nicht ... vielleicht aber über die begangene That. Fühlt doch selbst der Beherzteste, der eine solche That begeht, im letzten Augenblick, gleichviel, was auch sein Glaube sei, beengende Zweifel sich erheben!

Und wenn man tiefer in ihre milden, trauererfüllten Augen blickt, fühlt man ein Etwas noch, das vielleicht ihr ganzes Verhängniß erklärt. In diesen Augen ist zu lesen; sie war immer allein gewesen. In diesem schönen, guten Wesen hat eine finstere Macht gewaltet: der böse Geist der Einsamkeit.

Vor Allem hatte sie keine Mutter ... die ihrige war frühzeitig gestorben ... sie wußte nicht, was mütterliche Zärtlichkeit ist. Sie entbehrte in den ersten Jahren ihres Lebens jener süßen Muttermilch, deren Balsam nichts Anderes zu ersetzen vermag. — Auch hatte sie fast so gut als keinen Vater. Der ihrige, ein armer Landedelmann, ein utopistischer, mit romanhaften Ideen angefüllter Kopf, beschäftigte sich viel mit seinen Büchern und wenig oder gar nicht mit seinen Kindern. — Man kann sogar sagen, daß sie auch nicht einmal einen Bruder gehabt. Wenigstens waren die beiden Brüder, die sie hatte, so weit von den Gesinnungen ihrer Schwester entfernt, daß Beide, 92, Dienste nahmen im Heere des emigrirten Condé.

Mit dreizehn Jahren ins Kloster der Abbaye-aux-Dames zu Caen gebracht, wo man die Töchter des armen Adels der Normandie aufnahm, war sie nicht auch dort allein und sich selbst überlassen? Man wird dies glauben, wenn man weiß, wie sehr in diesen klösterlichen Freistätten, welche der heilige Wohnsitz christlicher Gleichheit sein sollten, die Armen von den Reichen verachtet und bei jedem Anlaß zurückgesetzt werden. Kein Ort schien mehr geeignet, als die Abbaye-aux-Dames, die Traditionen des Familienstolzes beizubehalten. Gegründet von Mathilde, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, beherrscht diese Abtei die Stadt und trägt in ihren abenteuerlichen Wölbungen, aufgethürmt und überaufgethürmt, die feudale Anmaßung und Unverschämtheit zur Schau.

Charlottens junge Seele suchte zuerst einen Zufluchtsort im Gebete und einen Trost in der Freundschaft ihrer Klostergefährtinnen. Vor Allem liebte sie zwei Mädchen, adelig, aber eben so arm, als sie selbst es war. Sie fing an, die Welt und deren Vorurtheile zu errathen. Eine weltlich gesinnte Gesellschaft junger Leute erhielt Zutritt zum Sprachgitter und in die Säle der Abtei. Die Seichtheit und Gehaltlosigkeit derselben trug nicht wenig bei, das männliche Herz des jungen Mädchens in der Entfernung von der Welt und in ihrem Hang zur Einsamkeit immer mehr und mehr zu bestärken.

Ihre einzigen Freunde waren ihre Bücher. Die Philosophie des Jahrhunderts drang auch in die Klöster ein. Zufällige und wenig ausgewählte Lektüre: Raynal vermischt mit Rousseau. — Ihr Kopf, sagt ein Journalist, war eine Furie, angefüllt mit Lektüre jeder Gattung.

Aber sie gehörte zu Jenen, die alle Bücher und alle Meinungen lesen können, ohne dadurch ihre eigene Reinheit einzubüßen. Mitten in ihrer Kenntniß des Guten und des Bösen erhielt sie sich die ihr angeborene Gabe moralischer Jungfräulichkeit, kindlicher Unverdorbenheit. Das sprach sich am klarsten und deutlichsten in den Tönen ihrer fast kinderhaften Stimme aus, aus der ihre ganze Persönlichkeit herauszuhören war. Möglich war's, die Züge der Corday zu vergessen, aber nicht ihre Stimme. Jemand, der sie ein einziges Mal in Caen, in einer ganz gleichgültigen Sache, hatte sprechen gehört, trug noch zehn Jahre später in seinem Ohre den Klang dieser glockenreinen, silberhellen, durch nichts getrübten Stimme.

Diese Verlängerung der Kindheit war auch eine Eigenthümlichkeit der Jungfrau von Orleans, jener Jeanne d'Arc, die ein kleines Mädchen blieb und Niemals Frau ward.

Das aber, was mehr als alles Andere ungemein auffallend war und sie für immer unvergeßbar machte, war, daß diese kindliche Stimme in so wunderbarem Einklange stand mit dem Ernste ihrer Schönheit, die männlich durch ihren Ausdruck, aber echt weiblich durch die Feinheit der einzelnen Züge war. Dieser Gegensatz übte einen doppelten Reiz, einen zwiefachen Zauber aus: den zu imponiren und gleichzeitig anzuziehen. Jedermann betrachtete und bewunderte sie, aber Jeder sagte sich, daß in dieser Blume der Zeit irgend etwas lag, was, nicht der Zeit angehörend, Jeden einschüchterte: ein gewisses Vorgefühl, eine Ahnung der Unsterblichkeit. Es schien, als lebe sie bereits unter den Helden im Elysium Plutarch's, unter Jenen, die freiwillig ihr irdisches Leben hingeben, um jenseits des Grabes fortzuleben für alle Zeiten.

Die Girondisten hatten nicht den geringsten Einfluß auf sie. Nur zweimal hatte sie Barbaroux*) als Abgeordneten der Provence gesehen, um sich von ihm einen Empfehlungsbrief an einen seiner Pariser Freunde zu erbitten. Auch Faucher, den Bischof von Calvados, hatte sie kennen gelernt; aber sie liebte und achtete ihn nicht, weil er Prie-

*) Die romantischen Geschichtsschreiber sind noch immer bemüht, zu beweisen, daß Charlotte Corday verliebt gewesen sei. Barbaroux, sagen sie, soll die Flamme ihres Herzens gewesen sein. Andere haben, auf die Aussage einer alten Dienerin, einen gewissen Franquelin zu ihrem Liebhaber gemacht. (Herr Michelet vergißt hier ein Gerücht anzuführen, das wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit als die beiden andern hat. Diese Geschichtschreiber jener Zeit erzählen, Charlotte Corday habe für den Vicomte Henri de Belsunce, einen royalistischen Offizier, geschwärmt, der zu Caen, wo er in Garnison stand, 1789 auf Marat's Antrieb vom Volke niedergemetzelt worden war. Oettinger.)

ster und noch obenein ein unmoralischer Priester war. Es ist unnöthig zu sagen, daß Charlotte Corday mit keinem Priester in Berührung kam und nie gebeichtet hat.

Als sie nach der Aufhebung der Klöster ihren Vater neu verheirathet wiedergefunden hatte, war sie nach Caen geflüchtet zu einer alten Tante, Frau von Bretteville. Hier war's, wo sie jene That beschlossen hatte.

Doch hatte sie diesen Beschluß ohne Zaudern gefaßt? O, nein! Einen Augenblick lang war sie davon zurückgehalten worden, durch den Gedanken an ihre Tante, die gute alte Frau, die sie so herzlich bei sich aufgenommen hatte und die sie nun zur Belohnung dieser Güte so grausam der Gefahr preisgeben wollte.

Eines Tages hatte Frau von Bretteville in den Augen ihrer Nichte Thränen bemerkt.

— Und um wen weint mein frommes Kind? hatte die Tante gefragt.

— Ich weine um Frankreich, erwiederte Charlotte, um meine Verwandten und um Sie! Wer von uns ist sicher seines Lebens, so lange noch ein Tyrann wie dieser Marat lebt?

Sie vertheilte ihre Bücher, mit Ausnahme eines Bandes der Lebensbeschreibung Plutarch's, den sie mit sich nahm. Im Augenblicke des Scheidens aus dem Hause ihrer Tante begegnete sie im Hofe dem Kinde eines Arbeiters, der mit ihr unter einem Dache wohnte. Ihm schenkte sie ihre Pappschachtel mit Zeichnungen, küßte es und ließ eine Thräne auf dessen Wange fallen.

Charlotte Corday vermochte es nicht, aus diesem Leben zu scheiden, ohne zuvor noch einmal ihren Vater wiedergesehen zu haben. Sie begab sich zu ihm nach Argentan und empfing seinen Segen. Von hier fuhr sie nach Paris mit einem öffentlichen Wagen, in Begleitung einiger Montagnards, die insgesammt große Verehrer Marat's waren und sich sammt und sonders in sie verliebten und der Reihe nach um ihre Hand warben. Sie that, als ob sie schliefe, und wenn sie dann wieder die Augen aufschlug, lächelte sie, als ob sie geträumt hätte, und spielte mit einem Kinde, das an ihrer Seite saß.

Donnerstag am 11. Juli langte sie gegen Mittag in Paris an und stieg in der Rue des Vieux-Augustins, Nummer 17, im Hôtel de la Providence ab. Schon um 5 Uhr Nachmittags begab sie sich zu Bette und schlief, ermüdet von der Anstrengung der Reise und von Gedanken, bis zum andern Morgen den Schlaf sorgloser Jugend und friedlichen Gewissens. Ihr Opfer war gethan, ihre That im Gedanken bereits geschehen. Es erhöhte sie weder Unruhe, noch Zweifel. Und ihr Vorhaben stand bei ihr dergestalt fest, daß sie kein Bedürfniß fühlte, die Ausführung zu beschleunigen. Ruhig war sie damit beschäftigt, vor Allem eine Freundschaftspflicht, die ihr den Vorwand zu ihrer Reise nach Paris gegeben, gewissenhaft zu erfüllen. In Caen hatte sie einen Brief von Barbaroux an dessen Freund Duperret erhalten, um mit dessen Hülfe, wie sie sagte, vom Ministerium des Innern die Rückgabe gewisser Papiere zu erhalten, um die sie eine ihrer ausgewanderten Freundinnen, Mademoiselle Forbin, dringend gebeten hatte.

Morgens traf sie Duperret nicht, weil er im Convente war. Sie kehrte in den Gasthof zurück und brachte den Tag damit hin, ruhig die Lebensbeschreibungen Plutarch's, diese Bibel großer Seelen, zu lesen. Abends ging sie wieder zu Duperret und fand ihn mit seiner Familie und seinen unruhigen Mädchen bei Tische. Er versprach ihr verbindlich, sie morgen zu begleiten. Der Anblick dieser Familie, deren Ruhe sie gefährdete, machte sie bewegt, daß sie mit fast flehendem Tone zu Duperret sagte:

„O reisen Sie früher nach Caen! Fliehen Sie vor morgen Abend,"

Und schon in dieser Nacht und vielleicht schon in dem Augenblick, wo sie mit ihm sprach, war er bereits verbannt oder ganz nahe daran, es zu werden. Aber dessen ungeachtet erfüllte er sein Versprechen und begleitete sie am andern Morgen zum Minister, der sie nicht annahm und ihm begreiflich machen ließ, daß sie, Beide verdächtig, der ausgewanderten Dame nur mehr schaden, als nützen könnten.

Sie kehrte nach ihrem Gasthofe zurück, um Duperret, der sie hinbegleitet hatte, höflich zu verabschieden, ging dann sogleich wieder aus und ließ sich das Palais royal zeigen. In diesem mit Sonnenstrahlen, spielenden Kindern und lachenden Gesichtern angefüllten Garten suchte und fand sie einen Messerschmied und kaufte für vierzig Sous ein frisch geschliffenes Messer mit einem Griff von Ebenholz, das sie in ihr Busentuch versteckte.

Im Besitze dieser Waffe, fragte sie sich, wie sie sich derselben bedienen solle. Gern hätte sie der Vollziehung des Urtheils, das sie über Marat gefällt, eine Art von Feierlichkeit verliehen. Nach ihrer ersten Idee, wie sie dieselbe in Caen gefaßt, ausgebrütet und nach Paris gebracht hatte, wollte sie den Feind Frankreichs auf dem Marsfelde, unter freiem Himmel, bei der Feierlichkeit des 14. Juli, vor den Augen des ganzen Volkes treffen und ihn, diesen König der Anarchie, am Jahrestage der Niederlage des Königthums, für seine blutigen Frevel bestrafen. Als würdige Nichte Corneille's wollte sie buchstäblich wahr machen jene berühmten Verse Cinna's:

„Demain, au Capitole, il faut un sacrifice,
Qu'il en soit la victime, et faisons en ces lieux
Justice au monde entier, a la face des dieux."

Aber da das Fest hinausgeschoben worden war, so faßte sie einen andern Plan, den Marat am Schauplatze seines Verbrechens, an jenem Orte zu bestrafen, wo er, die Vertretung der Nation vernichtend, dem Convente vorgeschrieben hatte, alle Mitglieder der Gironde zum Tode zu verurtheilen. Sie hatte beschlossen, ihn auf dem Gipfel des Berges, im Schooße des Convents, zu tödten. Aber Marat

war krank und ging nicht mehr in die Versammlung. Sie mußte ihn also in seiner Wohnung, an seinem Heerde aufsuchen, die Aufsicht Derer täuschen, die ihn umgaben, um zu ihm zu gelangen, mit ihm in Berührung zu kommen.

Der erste Brief, den sie an Marat schrieb, blieb ohne Antwort. Sie schrieb ihm einen zweiten, in welchem sich eine gewisse Ungeduld, ein Fortschritt der Leidenschaft, die sie belebte, kundgab. Sie ging so weit, ihm zu schreiben: sie habe ihm ein Geheimniß mitzutheilen; sie werde verfolgt, sei unglücklich und appellire an sein Mitleid. — Das Alles that sie, um den zu täuschen, den sie als unerbittlichen Feinde der Menschlichkeit den Tod geschworen hatte.

Am 13. Juli, Abends gegen 7 Uhr, verläßt sie ihren Gasthof, nimmt auf der Place des Victoires ein öffentliches Fuhrwerk, fährt über den Pont neuf und steigt an der Wohnung Marat's, Rue des Cordeliers, Nummer 20*), an jenem großen, finstern Hause ab, das, vor jenem mit dem Thürmchen, die Ecke bildet.

Marat wohnte im düstern Stockwerke dieses düstern Hauses, auf der ersten Stiege, bequem für das fortwährend bewegte Leben des Journalisten und Volkstribunen, dessen Wohnung so öffentlich wie die Straße ist für das Zuströmen der Zeitungsträger und Zettelträger, für das ewige Kommen und Gehen Derer, die ihn besuchten.

Das Innere, die Einrichtung, zeigte einen auffallenden Gegensatz, ein treues Abbild jener Widersprüche, welche Marat und dessen Bestimmung bezeichneten. Die finstern Stuben, die auf den Hof hinaussahen, waren mit alten Möbeln und schmutzigen Tischen angefüllt, worauf seine Colporteure die Blätter des Ami du peuple falzten. Diese Zimmer glichen der traurigen Wohnung eines armen Handwerkers. Von hier aus gelangte man in einen kleinen Salon, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen, in ein Zimmer, das mit weiß und blauem Damast tapeziert, mit schönen seidenen Vorhängen, mit Porzellan-Vasen, mit duftenden Blumen angefüllt, ausgeschmückt war. Dies war allem Anscheine nach das Wohnzimmer einer Frau, einer guten, zärtlichen, aufmerksamen Frau, die, besorgt für ihren Mann, mit besonderer Vorliebe das Zimmer ausschmückte, in welchem er auszuruhen pflegte von seiner Arbeit. Hier befand sich das Geheimniß im Leben Marat's, jenes Mysterium, das später durch seine Schwester enthüllt ward. Er wohnte hier nicht bei sich.

„Marat (es ist seine Schwester Albertine, die uns dies erzählt), kam bei der Herausgabe seines Volksfreundes nicht auf seine Kosten; ein göttliches Weib, gerührt von seiner hilflosen Lage, bot ihm, als er aus einem Keller in den andern floh, ein Asyl in ihrer Wohnung an: sie weihte dem „Volksfreund" ihr Hab und Gut und opferte ihm ihre Ehre, ihre Ruhe."

In Marat's Papieren fand man ein Heirathsversprechen an Catharine Evrard. Sie hieß die Geliebte, die er schon lange geheirathet hatte, derentwegen er sich mit der er in wilder Ehe lebte.

Dieses unglückliche und vor der Zeit gealterte Geschöpf befand sich seinetwegen in beständiger Unruhe. Ueberall sah sie den Mann, den sie mit der ganzen Wärme ihres Herzens liebte, von Todesgefahr umringt; und darum wachte sie mit der Treue eines Hundes an seiner Thür und wehrte Jedem, dessen Gesicht ihr verdächtig schien, den Eingang zu Dem, den sie mehr als sich selber liebte.

Das Gesicht der Corday war ihr durchaus nicht verdächtig erschienen. Ihre bescheidene Provinzialtracht sprach für sie. In jener Zeit, wo Alles in Extreme ausgeartet, wo Haltung und Kleidung entweder vernachlässigt oder cynisch war, erschien das junge Mädchen von normännischem Schrot und Korn, einfach und züchtig, seine Schönheit nicht zur Schau tragend, mit einem bescheidenen Kopfputze, der aus einer weißen Haube mit einem grünen Bande bestand, das ihren herrlichen Haarwuchs zusammenhielt. Ganz gegen die Gewohnheit jener Tage und trotz der schwülen Julihitze war ihr Busen streng verhüllt durch ein seidenes auf dem Rücken zugeknüpftes Kragentuch. Sie trug ein blendendweißes Kleid und einfache Spitzen, womit die flatternden Bänder ihrer Haube besetzt waren. Ueberdies zeigte sich auf ihren frischen Wangen keine Spur von Blässe, nicht das geringste Zeichen von Aufregung. Ihre Stirne war so ruhig und sicher wie ihre ganze Haltung.

Festen Fußes hat sie die erste Schranke überschritten, nicht achtend auf die Frage der Portiersfrau, die ihr vergebens nachgerufen hatte. Ruhig erträgt sie die wenig wohlwollende Musterung Catharinens, die durch die halbgeöffnete Thür die Fremde von der Schuhsohle bis zum Bande ihrer Haube mißt. Charlotte begehrt den Bürger Marat zu sprechen. Catharine wehrt ihr den Eintritt. Die Worte, welche diese beiden Frauen wechseln, werden von Marat gehört, zu dessen Ohre die lieblich-reine, glockenhelle Stimme seines Besuches dringt. Marat war kein Weiberfeind und wiewohl im Bade, befahl er seiner Freundin, sie eintreten zu lassen.

Das Gemach war klein und dunkel. Marat lag, mit einem schmutzigen Tuche zugedeckt, in einer Badewanne, vor sich ein Brett, worauf er schrieb. Sie sah nur seinen Kopf, seine Schultern, seinen rechten Arm. Seine fetten Haare, von einem Schnupftuche zusammengehalten, seine gelbe Haut, sein von Blatternarben zerrissenes Gesicht, sein großer, dick hervortretender Mund erinnerten nur wenig daran, daß dies Wesen der menschlichen Gattung angehöre. Dies Alles aber — man wird dies wohl begreifen — sah sie nicht. Sie hatte ihm in dem Briefe, den sie an ihn geschrieben, Nachrichten aus der Normandie versprochen. Er befragte

*) Heut zu Tage heißt jene Straße Rue de l'Ecole de medecine und das Haus, in welchem Marat gewohnt, führt jetzt die Nummer 18.

sie darum und vor Allem nach den Namen der nach Caen geflohenen Deputirten der Gironde; sie nannte sie ihm und Marat schrieb sich Namen für Namen auf. Als er damit zu Ende war, sagte er: Es ist gut; in acht Tagen werden sie ihren Kopf auf die Guillotine tragen.

Charlotte, die aus dieser Drohung einen Zuwachs von Muth und einen Grund mehr zur Ausführung ihres Vorsatzes geschöpft, zog aus ihrem Busen das Messer und stieß es bis zum Stiele in Marat's Herz hinein. Dieser Stoß, von der Höhe herabfallend und mit wunderbarer Kraft und Sicherheit ausgeführt, ging am Schlüsselbeine vorbei, durchstach die ganze Lunge und öffnete den Stamm der Halspulsadern, die einen Blutstrom ergossen.

— Mir dies, meine theure Freundin?

— Das war Alles, was er sagen konnte.

Einen Augenblick später war er todt.

Tod der Charlotte Corday (19. Juli 93.)

Zuerst stürzte Albertine, dann der Commissionär hinein. Sie finden Charlotte, aufrecht und wie versteinert, in der Nähe des Fensters. Der Mann schlägt ihr einen Stuhl an den Kopf und verrammelte die Thür, auf daß sie nicht entfliehe. Sie aber weicht nicht von der Stelle. Albertine reißt ein Fenster auf und schreit um Hilfe. Die Nachbarn, alle Vorübergehenden, die ganze Straße, das halbe Viertel strömt herbei. Man ruft einen Wundarzt. Er kommt und findet einen Todten. Die Nationalgarde, die unterdessen gleichfalls am Orte der That angelangt war, hat Alles aufzubieten, um zu verhindern, daß man Charlotte nicht in Stücke reißt. Man band ihr beide Hände. Sie dachte nicht daran, sich zu wehren. Starr und unbeweglich blickte sie um sich mit trübem, kaltem Blicke. Ein Friseur aus dem Viertel, der die Mordwaffe genommen, schwang sie, laut um Rache schreiend. Sie hörte nicht darauf. Das Einzige, was sie erstaunen und beunruhigen ließ, war das verzweiflungsvolle Geheul Catharinens. Sie war es, die in Charlottens Seele den schmerzlichen Gedanken wachrief, daß Marat trotz Allem Mensch und, nach Catharinens Jammer zu schließen, von ihr geliebt worden war.

Gegen drei Viertel auf Sieben langt der Polizeicommissär an; dann kommen die Polizeiverwalter Louvet und Marino, dann die Conventsmitglieder Maure, Chabot, Drouet*) und Legendre**), die geradeswegs aus der Versammlung herbeigeeilt sind, um das Ungeheuer zu sehen. Sie sind nicht wenig erstaunt, mitten unter den Soldaten, die sie umringen, ein junges, schönes Mädchen zu erblicken, das, äußerst ruhig, jede an sie gerichtete Frage mit Festigkeit und ohne Spur von Schüchternheit und ohne Emphase beantwortet. Sie gestand sogar, daß sie entflohen wäre, wenn sie es gekonnt hätte. Das sind die Widersprüche der Natur. In einer Adresse an das französische Volk, die sie vor Ausführung ihrer blutigen That niedergeschrieben, hatte sie erklärt, sie wolle sterben, damit ihr Kopf, durch die Straßen von Paris getragen, das Feldgeschrei, das Losungswort für alle Freunde des Gesetzes werde.

Außerdem aber noch ein anderer Widerspruch: Sie hatte gesagt und geschrieben: sie hoffe unbekannt zu sterben, Niemand solle erfahren, wer diese That begangen. Und dennoch fand man den Taufschein und den Reisepaß bei ihr, der Jedem sagte, wer sie sei.

Die andern Gegenstände, die man bei ihr fand, sprechen für die vollkommenste Ruhe und Sorglosigkeit ihrer Seele. Es waren Sachen, die jede Frau, die auf sich Sorgfalt verwendet, bei sich trägt. Außerdem fand man bei ihr den Schlüssel zu ihrer Uhr, ihre Baarschaft, einen Fingerhut und Zwirn, um die Kleider, die man ihr bei ihrer Gefangennehmung, wie sie vorausgesehen hatte, zerrissen würde, im Gefängnisse auszubessern.

Die Fahrt von Marat's Wohnung bis zu Abbaye währte nur einige Augenblicke, aber sie war mit großer Gefahr für sie verbunden. Die ganze Straße war mit Marat's Freunden und Anhängern, mit wüthenden Jakobinern angefüllt, welche weinten und heulten und ungestüm verlangten, daß die Meuchelmörderin der Rache des Volkes überliefert werde. Charlotte hatte alle Arten eines gewaltsamen Todes vorausgesehen und fürchtete nur die Eine zerrissen zu werden. Als sie das wüthende Geschrei der empörten Menge vernahm, soll sie einen Augenblick ohnmächtig geworden sein. Bewußtlos erreichte sie das Gefängniß der Abbaye.

---

*) Drouet war jener Postmeister zu Saint-Menehould, der den König auf seiner Flucht erkannt und festgenommen und von der Nationalversammlung dafür eine Nationalbelohnung von 30,000 Francs erhalten hatte. Nach der Rückkehr der Bourbons aus Frankreich verbannt, erhielt er sich einige Zeit lang in Deutschland auf, kehrte dann heimlich nach Frankreich zurück und starb unter dem angenommenen Namen Merger am 11. April 1824 zu Macon (der Vaterstadt Lamartine's).

E. M. O.

**) Louis Legendre, der seiner Profession nach Fleischer war, verband sich mit Danton, Marat, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins, ward einer der Gründer des Clubbs der Cordeliers und von Paris in den Nationalconvent gewählt. Er hatte durchaus keine Bildung, konnte weder lesen noch schreiben und nahm erst gegen Ende seiner Laufbahn Unterricht in der Grammatik. Er starb am 13. Dezember 1797, hinterließ eine einzige Tochter und ein Testament, in welchem er seinen Leichnam, um den Menschen selbst nach dem Tode noch nützlich zu sein, der medicinischen Schule zum Secziren vermachte.

E. M. O.

Hier, mitten in der Nacht durch die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses von Neuem befragt, zeigte sie nicht Festigkeit allein, sondern sogar Heiterkeit.

Legendre, ganz aufgeblasen von der Wichtigkeit seiner Person und in beständiger Angst, daß man auch ihn ermorden wolle, fragte sie:

— Ist nicht die Bürgerin Corday gestern früh, als Nonne verkleidet, auch bei mir gewesen?

— Der Bürger irrt sich, erwiderte Charlotte mit Lächeln. Ich habe nicht geglaubt, daß sein Leben oder sein Tod wichtig genug sei für das Wohl der Republik.

Chabot spielte beständig mit seiner Uhr und legte sie nicht aus der Hand.

— Ich war der Meinung, sagte sie, die Capuciner hätten das Gelübde vollständiger Armuth abgelegt.

Das aber, was diesen Chabot und die Andern, welche sie ausfragten, am meisten verdroß, war, daß sie weder bei ihr noch in ihrer Aussage irgend etwas fanden, woraus sich hätte schließen lassen, sie sei von den Girondisten von Caen zu Marat's Ermordung aufgehetzt worden.

Während des nächtlichen Verhöres behauptet der schaamlose Excapuciner, sie halte in ihrem Busen ein Papier versteckt. Er benutzt diesen Vorwand und den Umstand, daß ihr die Hände gebunden sind, um frech genug sie anzutasten. Charlotte aber stieß ihn mit solcher Kraft und Heftigkeit zurück, daß durch diese Anstrengung die Schnüre ihres Mieders platzten, wodurch ihr blendend weißer keuscher Busen zum Vorschein kam. Alle waren gerührt durch ihre jungfräuliche Entrüstung. Man entfesselte ihre Hände, auf daß sie selbst ihr Mieder wieder zuschnüren könne.

Morgens am 16. Juli ward sie von der Abbaye nach der Conciergerie gebracht. Am Abende desselben Tages schrieb sie einen langen, ausführlichen Brief an Barbaroux, einen Brief, der augenscheinlich darauf berechnet war, um — was uns schmerzlich berührt und sogar weh thut — durch die Heiterkeit seines Tones die vollständige Ruhe ihrer Seele zu offenbaren.

Das aber, was zu beweisen schien, daß sie trotz des Anscheines, den sie sich gab, in ihrem Innern doch nicht ganz ruhig war, war der Umstand, daß sie viermal darin auf das zurückkam, was jenen Mord motiviren und entschuldigen soll: Der Friede, der Wunsch nach Frieden. Ihr Brief ist datirt vom 2. Tage des Versuchs zur Wiederherstellung des Friedens.

Dieser Brief ward durch ganz Paris verbreitet und von Jedermann verschlungen.

Außerdem schrieb sie noch an ihren Vater, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie auf diese Weise über ihr Leben verfügt habe. Sie citirte darin den bekannten Vers:

„Le crime fait la honte et non pas l'echafaud."

Einen dritten Brief schrieb sie an den Neffen der Aebtissin von Caen, an das Conventsmitglied Doulcet de Pontecoulant, einen vorsichtigen Girondisten, der — wie Charlotte sagt — auf dem Berge sitzt. Ihn wählte sie zu ihrem Vertheidiger.

Wenn einer Bemerkung, die sie durch die Familie des Malers, der ihr Bild in der Conciergerie gemalt, erhalten hat, Glauben zu schenken ist, so hat sich Charlotte Corday eine neue Haube für den Tag ihrer Hinrichtung machen lassen. Und nur dadurch erklärt es sich, daß sie während ihrer kurzen Gefangenschaft sechsundzwanzig Francs gebraucht.

Ganz Paris fragte sich, nach welchem Systeme man die Anklage gegen sie formuliren werde. Der Gemeinderath schrieb in einer Proklamation Charlottens That den Einflüsterungen der Federalisten zu und erklärte: „Diese Furie sei von der Wohnung des ehemaligen Grafen Dorset ausgegangen." — Fouquier-Tinville*) schrieb dem Sicherheitsausschuß: man habe ihn so eben unterrichtet, Charlotte Corday sei die Geliebte Belzunce's. Diesen Belzunce und einen seiner Anverwandten Biron, neuerdings denuncirt durch Marat, habe sie rächen wollen, und zu diesem Akte blutiger Rache habe sie vor Allen Barbaroux gedrängt u. s. w.

Das Volk aber täuschte sich nicht. Alle Welt begriff, daß Charlotte keine Mitschuldigen und keine andern Rathgeber hatte, als ihren Muth, ihre Vaterlandsliebe, ihren Fanatismus.

Die Gefangenen der Abbaye und der Conciergerie, sogar das Volk in den Straßen betrachteten sie mit dem Stillschweigen achtungsvoller Bewunderung.

„Als sie im Gerichtssaale erschien, hatten Alle — Richter, Geschworene und Zuschauer — das Ansehen, die Angeklagte für einen Richter zu halten, der sie vor den höchsten Gerichtshof, vor den Thron des ewigen Richters lud. Man konnte ihre Züge zeichnen, ihre Worte wiedergeben; keine Kunst aber wäre im Stande gewesen, ihre große Seele zu malen, die aus ihrer Physiognomie hervorstrahlte. Der moralische Eindruck der Prozeßverhandlungen gehört zu jenen Dingen, die sich wohl fühlen, unmöglich aber beschreiben lassen."

Sodann berichtigt er ihre Antworten und Aussagen, die der „Moniteur" — (dieser große offizielle Lügner) so gewandt entstellt, verstümmelt und absichtlich entfärbt hatte, um den Eindruck derselben zu schwächen. Alles, was sie vor den Schranken ihrer Richter gesprochen hatte, trug den Stempel Corneille's.

— Wer, fragte der Richter, hat Dir so vielen Haß eingeflößt?

— Ich bedurfte nicht des Hasses Anderer, erwiderte sie, mein eigener Haß genügte mir.

— Diese That muß Dir eingeflößt worden sein!

— Man vollbringt nur schlecht, was man nicht selbst beschlossen hat.

*) Der öffentliche Ankläger der Republik.

— Was aber haßtest Du in ihm?

— Die Größe seiner Verbrechen!

— Und was verstehst Du darunter?

— Die Verheerungen Frankreichs!

— Und was hofftest Du, indem Du ihn tödtetest?

— Meinem Vaterlande den Frieden wiederzugeben.

— Glaubst Du denn alle Marats getödtet zu haben?

— Vielleicht wird der Tod des Einen den Andern Furcht einflößen.

— Und seit wann hattest Du diesen blutigen Vorsatz gefaßt?

— Seit dem 31. Mai, wo man, auf Marats Antrag, die Vertreter des Volkes festgenommen hat.

Der Präsident fragt nach einer ihre Schuld erschwerenden Aussage:

— Was hast Du darauf zu erwidern?

— Nichts, als: daß die That mir geglückt ist.

Nur in Einem Punkte verläugnet sie die Wahrheit. Sie behauptet bei der Revue zu Caen dreißigtausend Mann gesehen zu haben. Dies ist die einzige Unwahrheit, die sie gesagt, um diesen Richtern und Paris Furcht einzujagen.

Mehrere ihrer Antworten bewiesen, daß ihr entschlossenes Herz bei allem Muthe, der es aufrecht hielt, nicht ohne Mitleid war. Die Aussage, welche Marat's Geliebte unter Schluchzen und Thränen gegen sie hervorgebracht hatte, vermochte sie nicht bis zum Ende anzuhören.

— Genug, genug! rief sie, die Weinende unterbrechend. Ja, ja, ich bin's, die ihn getödtet hat!

Nicht minder bewegt schien sie in dem Augenblick, als ihr das Werkzeug ihrer That, das Messer, gezeigt ward. Erschreckt wandte sie das Gesicht ab, stieß es mit der Hand zurück und rief mit schluchzender Stimme:

— Ich erkenne es, ich erkenne es!

Fouquier-Tinville erinnerte daran, daß sie den Stoß, um nicht zu fehlen, von oben herab ausgeführt.

— Ohne Zweifel, warf er hin, hat sie sich darin zuvor wohl geübt!

— O dies Ungeheuer! rief sie empört. Er hält mich für einen Meuchelmörder!

Dieses Wort, erzählt Chauveau-Lagarde, sank wie ein Blitzstrahl nieder. Die Verhandlungen waren sofort geschlossen. Sie hatten kaum eine halbe Stunde gewährt.

Der Präsident Montane hatte sie retten wollen. Er verwandelte die Frage, die an die Jury zu richten war, und begnügte sich, sie zu fragen: Hat sie die That mit Vorbedacht gethan? Er unterdrückte die zweite Hälfte der Formel, welche lautet: „mit verbrecherischem, contre-revolutionärem Vorsatz?*).

Der Präsident, um sie zu retten, die Jury, um sie zu demüthigen, hatten ihrem Vertheidiger den Rath gegeben, sie für geisteskrank, für verrückt zu erklären. Dieser aber betrachtete sie und las in ihren Augen; er diente ihr, wie sie es verlangte, räumte die Schuld des lang gehegten Vorbedachtes ein und erklärte statt aller Vertheidigung: sie wolle durchaus nicht vertheidigt sein. Jung und über sich selbst erhoben durch den Anblick dieses großen, unerschütterlichen Muthes, wagte er das Wort (so nahe ans Schaffot streifend): diese Ruhe der Angeklagten ist erhaben über alle Schrecken des Todes.

Nachdem das Gericht sie verurtheilt hatte, ließ sie sich zu ihrem jungen Vertheidiger führen und sagte ihm mit der ganzen Anmuth, der ihr eigen war, sie danke ihm für seine zartfühlende und großmüthige Vertheidigung und er möge ihr gestatten, ihm einen Beweis ihrer Achtung zu geben.

— Diese Herren da, fügte sie hinzu, auf die Richter weisend, haben mir so eben erklärt, daß meine Güter confiscirt sind. Ich schulde noch eine Kleinigkeit der Conciergerie und bitte Sie, für mich diese Schuld zu bezahlen.

Vom Gerichtssaale herabsteigend auf der dunkeln Treppe, die zu den unterirdischen Kerkern führt, lachte sie alle Gefängnißgefährten, die sie vorüberkommen sahen, mit freundlicher Miene an und entschuldigte sich bei dem Schließer Richard und seiner Frau, deren Frühstück sie zu theilen versprochen hatte. — Bald darauf empfing sie den Besuch eines Priesters, der ihr seinen Trost anbot.

— Danken Sie in meinem Namen den Leuten, die Sie zu mir geschickt, sagte sie und geleitete ihn artig bis zur Thür ihres Kerkers.

Während des Verhörs hatte sie bemerkt, daß ein Maler es versucht habe, ihre Züge zu erfassen. Nachdem sie verurtheilt war, ließ sie ihn rufen, um ihm die letzten Augenblicke zu schenken, die ihr von der Hinrichtung übrig blieben. Dieser Maler — Hauer — war zweiter Commandant des Bataillons der Nationalgarde, das größtentheils aus Cordeliers bestand. Dieser Eigenschaft allein hatte er die Begünstigung zu verdanken, daß man ihm Einlaß zu ihrem Kerker gewährte, ohne andere Zeugen, als einen Gensdarmen. Während er ihr Bild vollendete, plauderte sie mit ihm mit der größten Seelenruhe von den gleichgiltigsten Dingen, endlich auch von ihrer Verurtheilung und von dem moralischen Frieden, der sie belebe und ihr vollen Muth zum Sterben verleihe. Sie bat Herrn Hauer, die letzte Bitte einer Sterbenden zu erfüllen und eine Copie des Bildes ihrer Familie zu schicken.

Nach anderthalb Stunden hörte sie leise an die kleine Thür pochen, die hinter ihr war. Man öffnete. Der Henker (Sanson) trat ein. Charlotte erblickte, sich umwendend, die Scheere und das rothe Hemde, das er trug. Da konnte sie sich einer leichten Gemüthsbewegung nicht erwehren und rief unwillkührlich:

— Wie, schon jetzt?

*) In Folge dessen ward Montane einige Tage darauf, der Contre-Revolution verdächtigt, verhaftet.

Bald aber sammelte sie sich wieder und sagte zum Maler:

— Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll für die Mühe, die Sie sich um mich gegeben. Ich habe Ihnen nicht Anderes anzubieten, als dies da. Bewahren Sie es als ein Andenken an mich.

Dann nahm sie die Scheere aus der Hand des Henkers, schnitt eine schöne Locke ihrer langen Haare ab, die aus der Haube hervorquollen, und gab sie Herrn Hauer. Selbst der Henker und die ihn begleitenden Gensdarmen waren gerührt.

Im Augenblick, wo sie den Karren bestieg, wo die Menge, von zwei entgegengesetzten Glaubensschwärmereien, von Wuth und von Bewunderung beseelt, aus der niedern Säulenhalle der Cordeliergerie dieses junge, schöne, leuchtende Opfer im rothen Mantel hervortreten sah, schien die Natur mit der menschlichen Leidenschaft zu harmoniren: es brach ein heftiger Sturm aus. Aber dieses Unwetter währte nur kurze Zeit und schien vor ihr zu fliehen, als sie auf dem Pont-neuf erschien und von dort langsamen Schritts durch die Sanct Honore-Straße gezogen wurde. Vor sieben Uhr Abends langte sie auf dem Richtplatze an. Die Sonne stand hoch und brannte noch. Der Widerschein des rothen Hemdes erhöhte auf fantastische Weise den Eindruck ihrer Gesichtsfarbe und den milden Schimmer ihrer Augen.

Man versichert, Robespierre, Danton, Camille Desmoulins hätten sich in der Straße aufgestellt, um sie vorüberziehen zu sehen und betrachten zu können. Danton soll sich nicht enthalten haben, auszurufen: Welch ein Engel! Ermordet zu werden von solcher Hand, muß nicht schrecklich sein! Robespierre aber schwieg und mochte in der Stille seines Herzens denken: Ich kann sie nicht hassen, denn sie hat mich von einem gefährlichen Nebenbuhler meiner Macht befreit.

Die ersten Beobachter, die sie bis zum Platze der Hinrichtung begleiteten, Schriftsteller, Journalisten, Aerzte, waren erstaunt über eine seltsame Erscheinung. Selbst die beherztesten dieser zum Tode geführten Verurtheilten hielten sich aufrecht durch den Trost patriotischer Gespräche oder durch furchtbare Flüche und Verwünschungen, die sie auf das Haupt ihrer Feinde niederfallen ließen. Nur sie allein behauptete unter diesem wilden Geschrei der Menge ihre vollkommene Seelenruhe, ihre ernste Heiterkeit. An dem Fuße der Guillotine angelangt, erschien sie von einer wunderbaren Majestät angehaucht und wie transfigurirt durch die Strahlenkrone der untergehenden Sonne.

Ein Arzt, der sie auf dem ganzen Wege nicht aus dem Auge verloren hatte, erzählt, daß sie sich beim Anblick der Guillotine einen Moment entfärbt habe. Bald aber waren die frischen Farben auf ihr Angesicht zurückgekehrt und festen Schrittes bestieg sie die Stufen des Schaffots. Tiefe, echt jungfräuliche Schaam röthete ihr Gesicht in dem Augenblick, als die Hand des Henkers ihr das Busentuch entriß. Das tödtende Schaamgefühl jagte sie wie von selbst unter das Beil der Guillotine.

In dem Augenblick, wo ihr Haupt fiel, hatte ein maratistischer Zimmermann, dem Henker als Gehilfe dienend, die bodenlose Frechheit, ihren schönen Kopf bei den Haaren zu erfassen, ihn ringsum dem Volke zu zeigen und ihn endlich sogar zu ohrfeigen. Ein Schauer des Abscheus durchrieselte die Menge. Viele darunter glaubten gesehen zu haben, daß der abgeschlagene Kopf erröthet sei. Vielleicht war dies nur Einbildung oder optische Blendung, denn in demselben Augenblick blitzten die rothen Strahlen der niedersinkenden Sonne durch die Bäume der Champs-Elysees.

Aber die Commune von Paris und das Revolutionstribunal gaben Genugthuung dem beleidigten Gefühle des Volkes dadurch, daß jener brutale Henkershelfer noch am Abende desselben Tages deßhalb eingekerkert ward.

Das Geschrei der Maratisten ward durch den allgemeinen Eindruck der Bewunderung und des Schmerzes übertönt, der sich in allen Klassen der Bevölkerung und als Wiederhall desselben auch in den Journalen kundgab. Trotz der Sklaverei, in welcher die Presse jener Tage geschmachtet, besaß die „Chronique de Paris" den Muth, die Kühnheit, eine Lobrede Charlotte Corday's zu drucken.

Man hat die Theilnahme des Präsidenten Montane und dessen Versuch, sie zu retten, man hat die tiefe Gemüthsbewegung ihres Vertheidigers gehört. Nicht minder groß war die Theilnahme des Malers. Die Kunstausstellung jenes Jahres brachte ein Bild Marat's das er allem Anscheine nach nur darum ausgestellt hatte, um sich zu entschuldigen, daß er das Bild der Corday gemalt. Sein Name aber erschien seitdem bei keiner Ausstellung mehr. Marat's fatales Bild war das Letzte seines Pinsels.

Der Eindruck ihres Todes war erschrecklich: man begann durch sie den Tod zu lieben. Die ruhige Unerschrockenheit dieses jungen Mädchens, die heldenmüthige Aufopferung ihres Lebens, erzeugte in mehr als einem jugendlichen Herzen den Wunsch, den Trieb, das heiße Verlangen dieser Judith von Caen zu gleichen.

Ein junger Deutscher, Adam Lux, nach Paris geschickt, um die Vereinigung seiner Vaterstadt Mainz mit Frankreich einzuleiten, ließ eine Broschüre erscheinen, in der er zu sterben verlangte, um mit Charlotte Corday vereinigt zu werden. Dieser Unglückliche, hieher gekommen mit einem Herzen voll Enthusiasmus, glaubte in der französischen Revolution das reine Urbild der menschlichen Wiedergeburt zu erblicken und vermochte die allzufrühzeitige Verdunkelung seines Ideals nicht zu vertragen. Er begriff nicht die oft allzugrausamen Schmerzen, die dem Geborenwerden einer neuen Zeit vorangehen. Seine melancholischen Augen erblickten in Charlotte Corday die zur Guillotine geschleppte Freiheit. Er sieht sie in ihrer rührenden und bewundernswürdigen Unerschrockenheit vor den Schranken ihrer scheußlichen Richter; er sieht sie in der majestätischen Glorie ihres

Muths auf dem Schaffot. Nur zweimal ist sie ihm erschienen. Genug! Auch er ist dem Tode verfallen!

„Wohl glaube ich", schrieb er, „an ihren Muth; was aber sollte aus mir werden, wenn ich diese ganze Milde mitten unter barbarischem Geheul, diesen durchdringenden Blick, diese lebendigen, feuchten Funken, die aus ihren schönen Augen sprühten, aus welchen eine eben so zärtliche als muthige Seele sprach, unter dem Beile des Henkers sah! O unsterbliche Erinnerungen! Süße und bittere Gemüthsaufregungen, die ich bis dahin nie empfunden hatte. Sie sind's, die in mir die Liebe zu dem Lande erhalten, für welches sie sterben gewollt, und dem durch Adoption auch ich angehöre. Mögen die Feinde Frankreichs auch mir die Ehre ihrer Guillotine angedeihen lassen. Jetzt, seitdem die Engel wie Charlotte Corday darauf gestorben, ist das Schaffot zum Altar geworden."

Seine reine Seele, sein mystisches Herz verehrte Charlotte Corday, aber nicht deren blutige That. „Ohne Zweifel", schrieb er, „hat Jedermann das Recht, einen Usurpator, einen Tyrannen zu tödten; Marat aber war weder das Eine noch das Andere."

Nicht so dachten die Girondisten und die Anhänger des Königsthums. Ihre Wuth bedurfte einer Heiligen, einer Legende. Charlotte Corday besaß für sie mehr Poesie als Ludwig XVI., der in ihren Augen ein gewöhnlicher Märtyrer war, in welchem nichts Anderes Theilnahme erweckte, als sein Unglück.

Aus Charlottens Blute aber sproß ein neuer Glaube: die Religion des Dolches.

Andre Chenier weiht dieser neuen Gottheit eine Hymne, welche sagt:

O vertu! Le poignard, seul espoir de la terre,
Est-tu donc armé contre!

Diese Hymne, neu umgeschmolzen in jeder Zeit und in jedem Lande, blitzt am Ende von Europa, in Rußland, in Puschkin's „Hymne an den Dolch" auf.

Brutus, der alte Schutzheilige heldenmüthiger Mörder, der bleiche Schatten des grauen Alterthums sieht sich jetzt in eine neue, mächtigere und verführerischere Gottheit verwandelt. Der junge Schwärmer, der einen großen Schlag träumt, der sich Carl Sand oder Alibaud nennt, wovon träumt er jetzt? Ist Brutus sein Vorbild? Nein, jetzt ist's jene reizende Charlotte Corday, ganz so wie sie es war in dem unheimlichen Glanze des rothen Mantels, in der blutigen Aureole der Julisonne, im Purpur der niedersteigenden Nacht!

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Dr. Jac. Moleschott.

Von den Speisen.

Das Fleisch und die Eier.

Wenn man von dem Wallfischthran der Grönländer und dem Bärentalg, den ein Mongolischer Stamm genießt, hinaufsteigt bis zu der verfeinerten Küche der Reichen in den verschiedensten Ländern der Erde, in denen Austern und Trepang, ein zu den Strahlthieren gehöriges röhrenförmiges Thierchen, beliebte Leckergerichte darstellen, dann findet man bald, daß keine Klasse von Thieren besteht, welche nicht irgend einen Beitrag lieferte zu den Speisen des Menschen. Bei allen gebildeten Völkern werden aber diejenigen Thiere vorgezogen, welche sich von Kräutern ernähren.

In diesem Sinne darf man behaupten, daß die Pflanzen zuerst die Speisen des Menschen bereiten. Und zwar verstehen sie es, aus sehr einfachen Bestandtheilen vortreffliche Gerichte zu mischen. Freilich werden von den Pflanzen, welche die nahrhaftesten Speisen bilden, auch zusammengesetzte organische Nahrungsstoffe aufgenommen. Allein ebensowenig läßt es sich läugnen, daß die Pflanzen ausschließlich von Kohlensäure, Ammoniak, Wasser und einigen anorganischen Stoffen leben können, und von diesen einfachen Nahrungsstoffen bei weitem die Hauptmasse ihres Körpers in allen Fällen wirklich herleiten. Die Kohlensäure, das Ammoniak, eine sehr einfache Verbindung von Stickstoff mit Wasserstoff, und Wasser sind alle drei Bestandtheile der Luft. „Indeß das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt," — sagt Forster, er, der es vor Allen verdiente, der Naturforscher des Volkes zu heißen, — „saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte glüht der siebenfache Lichtstrahl und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel!"

Alle Thiere, die sich von Pflanzen ernähren, machen nicht mit Unrecht den Eindruck größerer Reinheit auf unsere wählerischen Sinne, die der ranzige Geruch fleischfressender Säugethiere und der thranige Geschmack der Raubvögel beleidigend zurückstößt. Daher die Vorliebe für die Pflanzenfresser. Und unter diesen behaupten die Wiederkäuer und die Vielhufer den ersten Platz. In ganz Mittel-Europa wird kein anderes Fleisch so häufig gegessen, wie das von Rindern und Schweinen.

Das Fleisch der Ochsen veranschaulicht die Zusammensetzung aller anderen Fleischarten. Die Mischung des

Ochsenfleisches sei uns ein Beispiel, an welches sich die Abweichung der anderen gebräuchlichsten thierischen Speisen mit Leichtigkeit anknüpfen lassen.

Wie in allen Nahrungsmitteln, welche im Stande sind, auch wenn sie mit Ausschluß jeder anderen Speise genossen werden, das Leben der Menschen zu erhalten, so sind im Ochsenfleisch die drei Gruppen der einfachen Nahrungsstoffe vertreten. Ein Gemenge von eiweißartigen Körpern, Fett und Salzen, reichlich mit Wasser getränkt, ist Alles, was erfordert wird, um das Leben zu fristen.

Die eiweißartigen Stoffe des Ochsenfleisches sind der Faserstoff der Muskeln und das eigentliche Eiweiß. Jener bildet die feinsten Fleischfasern, dieses ist der Hauptbestandtheil des Nahrungssaftes, der die Zwischenräume der festen Theile erfüllt. Seine rothe Farbe verdankt das Fleisch hauptsächlich dem Blute, das in seinen zahlreichen Gefäßen enthalten ist. Dieses Blut aber enthält Eiweiß, Blutbläschenstoff, Faserstoff und eine Spur von Käsestoff, und zu allen diesen eiweißartigen Verbindungen gesellt sich noch der eisenhaltige Farbstoff des Bluts.

Nicht blos die eiweißartigen Körper des Fleisches sind Ersatzmittel für die Eiweißstoffe unseres Bluts, die nach der vom Leben bedingten Rückbildung mit den Ausscheidungen verloren gehen. Denn die feinsten Muskelfasern werden von leimgebendem Gewebe, von sogenanntem Bindestoff umgeben und zu Bündeln vereinigt. Durch das Kochen verwandelt sich der Bindestoff in Leim und wird in Wasser löslich. Der Leim aber wird in unserm Organismus wieder zu Eiweiß. Sehr oft kommen genesende Kranke beinahe ausschließlich durch den Genuß von Knochengallerte zu Kräften. Leim ist der einzige stickstoffhaltige Körper, den sie in dieser Gallerte reichlich genießen. Da nun das Blut des Menschen keinen Leim, als nothwendige Bedingung seiner regelmäßigen Mischung aber Eiweißstoffe enthält, so ist keine andere Annahme möglich, als daß sich der Leim in eiweißartige Verbindungen verwandle.

Daß das Bindegewebe in dem Muskelfleisch von einigen elastischen Fasern durchsetzt wird, ist für das Fleisch als Nahrungsmittel von keiner Bedeutung. Denn diese elastischen Fasern werden in den Verdauungsflüssigkeiten nicht gelöst. Sie sind ein Theil jener ungelösten Ueberbleibsel der Speisen, welche mit Ausscheidungsstoffen des Bluts den Koth zusammensetzen.

Fleischstoff, Fleischbasis, Fleischsäure sind regelmäßige stickstoffhaltige Bestandtheile des Ochsenfleisches. Sind sie als Nahrungsstoffe zu betrachten? Daß sie in unser Blut und vom Blut aus in unsre Muskeln übergehen, läßt sich kaum bezweifeln. Ist aber Quecksilber ein Nahrungsstoff, weil es durch das Blut in die Knochen wandert und hier in Kügelchenform wiedergefunden wird? Dagegen sträubt sich auch der Verstand des Laien. Der Fleischstoff aber, die Fleischbasis und die Fleischsäure können deshalb nicht als Nahrungsstoffe im eigentlichen Sinne gelten, weil sie der Rückbildung angehören, die, vom Sauerstoff angeregt, alle organischen Stoffe unserer Gewebe den Ausscheidungsdrüsen zuführt.

Viel weniger mannigfaltig als die stickstoffhaltigen, sind die stickstofffreien organischen Verbindungen, welche das Fleisch der Rinder auszeichnen. Sie bestehen aus Fetten und Milchsäure. Das Fett der Wiederkäuer verdankt dem Talgstoff seine Härte. Der Talgstoff ist von Perlmutterfett und Oelstoff begleitet, neben welchen das phosphorhaltige Fett und das Gallenfett der Nerven und des Bluts wegen ihrer geringen Menge kaum Berücksichtigung verdienen.

Chlorkalium und phosphorsaures Kali sind die eigenthümlichen anorganischen Stoffe des Fleisches. Sie wären allein genug, um Fleisch von Blut zu unterscheiden. Während das Natron im Blut das Kali um das Siebzehnfache übertrifft, wird es in dem Fleisch des Ochsen beinahe dreifach vom Kali übertroffen. Phosphorsaure Salze von Natron, Kalk, Bittererde und Eisenoxyd sind in nicht unbeträchtlicher Menge im Ochsenfleisch enthalten; von schwefelsauren Alkalien dagegen nur eine Spur, die dem Blute der Muskeln zugeschrieben werden muß. Der Wassergehalt ist so bedeutend, daß er durchschnittlich mehr als drei Viertel des ganzen Ochsenfleisches beträgt.

Die obige Schilderung bezieht sich auf das rohe Fleisch. Was wird aus diesem, wenn es gekocht oder gebraten wird?

Wenn man ein Stück Fleisch in kochendes Wasser bringt und es lange genug in der Siedhitze verweilen läßt, dann gerinnen die löslichen eiweißartigen Stoffe. Der Faserstoff verwandelt sich in zwei neue Verbindungen, die beide reicher an Sauerstoff sind als der Faserstoff selbst, von denen aber nur der eine die Schwerlöslichkeit des Faserstoffs theilt. Der andere, den man auch aus Eiweiß erhalten kann, wird leicht in Wasser gelöst.

Der Farbstoff des Bluts bekommt eine braune Farbe, indem er sich bei der Siedhitze zersetzt. Dabei verliert er seine Löslichkeit in Wasser.

Es lösen sich die Bindefasern, weil sie sich durch das Kochen in Leim verwandeln.

Die Fette schmelzen. Von den anorganischen Verbindungen geht der leichter lösliche Theil ins Wasser über. Ebenso die Milchsäure, welcher der Fleischsaft seine saure Beschaffenheit verdankt, Fleischstoff, Fleischbasis und Fleischsäure.

Weil das Eiweiß in den äußeren Schichten durch das siedende Wasser sogleich gerinnt, so bildet es eine schwere durchdringliche Decke um die inneren Theile. Deshalb bleibt ein großer Theil der löslichen Nahrungsstoffe, welche unter günstigen Verhältnissen das Wasser dem Fleisch entziehen würde, in diesem zurück. Aber die Hitze pflanzt sich nach innen fort. Jedes Fleischbündel umgiebt sich gleichsam mit einer Scheide von geronnenem Eiweiß. Diese schützt den Leim und die Salze, die Milchsäure und den Fleischstoff, vor allen aber die eigentliche Fleischfaser, welche durch die

unmittelbare Einwirkung des kochenden Wassers immer härter und zäher werden würde. Und so giebt das Fleisch nur wenig von seinen Bestandtheilen an das Wasser ab. Mit den Nahrungsstoffen behält es nicht nur seine Nahrhaftigkeit, sondern auch seinen Geschmack.

Deshalb siedet der Kessel, aus dem die Hausfrau ein saftiges, wohlschmeckendes, gehaltreiches Fleisch erhalten will, bevor sie das rohe Stück hineintaucht.

Nicht so, wenn es sich um die Bereitung einer kräftigen Brühe handelt. Wenn das Fleischstück mit kaltem Wasser aufgesetzt wird, das man allmälig erwärmt, dann sind ihm die löslichen Nahrungsstoffe entzogen, bevor das Eiweiß gerinnen konnte. Dieses aber geht selbst in das Wasser über. Wenn der Auszug wallt, dann haben sich freilich eine Menge geronnener Eiweißflöckchen gebildet, welche mit gebräuntem Farbstoff des Bluts und anderen anhängenden Bestandtheilen abgeschäumt werden. Ein anderer Bestandtheil des Eiweißes aber bildet durch den Einfluß des Kochens eine sauerstoffreichere, in Wasser lösliche Verbindung. Ebenso der Muskelfaserstoff, der mit dem siedenden Wasser in unmittelbare Berührung kommt. So entsteht eine Lösung, in welcher veränderte Eiweißstoffe, Fleischstoff, Fleischbasis und Fleischsäure, Leim und Milchsäure neben Salzen enthalten sind, während kleine Eiweißflöckchen und geschmolzene Fette, die bekannten Fettaugen, ungelöst in der Flüssigkeit herumschwimmen.

Die Brühe ist schmackhaft, das Fleisch um so fader, und zäher, je langsamer erhitzt und je länger auch nachher noch die Einwirkung des siedenden Wassers fortgesetzt wurde.

Hierdurch wird es erklärt, weshalb man in Deutschland in bürgerlichen Haushaltungen, in denen das Fleisch kalt aufgesetzt wird, selten oder nie gekochtes Fleisch ohne Fleischbrühe ißt. Denn das gekochte Fleisch sammt der Fleischbrühe werden erfordert, um unser Muskelfleisch zu bilden. In anderen Ländern, in den Niederlanden, z. B., ist gekochtes Fleisch ohne Suppe eine sehr gewöhnliche Speise. Darum setzen die holländischen Hausfrauen das Fleisch, das keine Suppe geben soll, mit siedendem Wasser auf.

Wie in dem letzteren Falle, so wird auch beim Braten eine Hülle um das Fleisch gebildet. Das Eiweiß gerinnt in den äußeren Schichten, die zunächst durch die Zersetzung des Farbstoffs, sodann aber durch die Bildung brenzlicher Stoffe eine braune bis schwarzbraune Farbe annehmen. Diese Schichte behält den größeren Theil der löslichen Stoffe im Fleische zurück, aus welchem nur ein dicker, gehaltreicher Saft in verhältnißmäßig spärlicher Menge ausquillt. Ein Theil der Fette wird zersetzt, Talgsäure z. B. in Perlmutterfettsäure verwandelt. Ein wichtiger Stoff wird endlich neu gebildet. Denn die Essigsäure, welche in Folge der trocknen Hitze entsteht, die man beim Braten anwendet, erleichtert die Lösung der eiweißartigen Stoffe. Essig macht das Fleisch in ähnlicher Weise leichter verdaulich, wie das Kochsalz, indem es die Eiweißkörper lösen hilft. Das ist die Bedeutung des in der Volkssprache üblichen Ausdrucks, der Essig mache das Fleisch kurz. Kurzes Fleisch ist leicht verdaulich.

Sind große Fleischstücke nach dem Kochen oder Braten im Innern blutig, so hält man in Deutschland das Fleisch nicht für gar, während der Engländer es als ein Zeichen guter Zubereitung fordert. Was ist die Ursache der blutigen Beschaffenheit? Daß der Farbstoff des Bluts sich erst dann in einen braunen Körper zersetzt, wenn die Wärme über siebzig Grad gesteigert wird. Die inneren noch blutigen Theile haben jenen Wärmegrad nicht erreicht.

Obgleich die Verschiedenheit des Geschmacks verschiedener Fleischarten mit Nothwendigkeit Unterschiede in der Mischung voraussetzt, sind diese doch für das Fleisch der Säugethiere nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse sehr unerheblich. Das Fleisch der Hämmel und Rehe, die, wie das Rind, zu den Wiederkäuern gehören, stimmt in dem Gehalt an Nahrungsstoffen am genauesten mit dem Ochsenfleisch überein. Nur ist das Fett der Hämmel in der Regel noch härter, d. h. reicher an Talgstoff, das der Rehe aber überhaupt spärlicher vorhanden, als im Ochsenfleisch.

Schweinefleisch ist reicher an Fett, dagegen ärmer an eiweißartigen Körpern als Ochsenfleisch, wenn auch der letztere Unterschied nicht bedeutend ist.

Alle Säugethiere aber, welche wild herumlaufen, sind durch Reichthum an Fleischstoff vor unsern Hausthieren ausgezeichnet. Diese dagegen übertreffen jene an Fett. Der Grund ist sehr natürlich. Denn während die Ruhe bei dem zur Mästung bestimmten Ochsen die Fettbildung begünstigt und den Stoffwechsel mäßigt, athmet der Hirsch, indem er sich in den Wäldern herumtummelt, eine größere Menge Sauerstoff ein, der die stickstoffhaltigen Grundlagen seiner Gewebe in Fleischstoff überführt. Ebenso die Vögel. Ihr kräftiger Flug und ihre lufterfüllten Knochen steigern die Aufnahme des Sauerstoffs. Die höhere Eigenwärme des Vogels in den Lüften beweist, daß der Sauerstoff ihn schneller verzehrt, als das Gewürm, das an der Erde kriecht, ja schneller selbst als die Säugethiere, die einzigen, mit denen er den Namen warmblütiger Thiere theilt. Daher die raschere Zersetzung seiner Eiweißstoffe, unter denen überdies das lösliche Eiweiß reichlicher vertreten ist, als in dem Fleisch der Säugethiere; daher der Reichthum der Vogelmuskeln an Fleischstoff.

Während im Wassergehalt zwischen Säugethieren und Vögeln kein regelmäßiger Unterschied beobachtet worden, steigen die drei Viertel Gewichtstheile, welche das Fleisch der warmblütigen Thiere an Wasser enthält, in dem Fleisch der Fische bis auf vier Fünftel und höher. Wenig Blut und daher meistens weiße Farbe, viel weniger Muskelfaserstoff, etwas mehr leimgebendes Gewebe und vor allen Dingen ein phosphorhaltiges Fett, das sich nicht beschränkt auf den Inhalt der Blutgefäße, sind regelmäßige Eigenthümlichkeiten, die das Fleisch von Fischen auszeichnen. Und jenes phos-

phorhaltige Fett ist nicht der einzige Unterschied, der sich über die Mengenverhältnisse hinaus auf die Eigenschaften erstreckt. Denn das lösliche Eiweiß der Fische, dessen Menge mit der im Vogelfleisch vorhandenen ziemlich übereinstimmt, gerinnt in der Hitze viel leichter als das lösliche Eiweiß der warmblütigen Thiere. Von diesem ist es auch in der Zusammensetzung verschieden, da es keinen Phosphor enthält.

Nicht nur die Art der Thiere, deren Muskeln das Fleisch liefern, sondern zahlreiche andere Verhältnisse sind zu berücksichtigen, welche das Fleisch, bevor es auf unsern Tisch gelangt, verändern.

So ist das Fleisch junger Thiere ärmer an Faserstoff als das der erwachsenen, dagegen reicher an löslichem Eiweiß, an leimgebenden Fasern und Wasser und deshalb zarter. Durch jenen Reichthum an Leim erklärt es sich, daß die Brühe von Kalbfleisch und Lämmerfleisch rascher steif wird als die von Ochsen und Hämmeln. Denn der Leim ist es, der beim Erkalten in der Brühe zu einer Gallerte gesteht.

Läßt sich der im gewöhnlichen Leben so bekannte Einfluß, den die Nahrung der Thiere auf den Geschmack ihres Fleisches ausübt, auf bestimmte Unterschiede in der Zusammensetzung zurückzuführen? Der Geschmack der Krammetsvögel nach Wachholderbeeren, die sie fraßen, und die thranige Beschaffenheit, welche das Fleisch mancher Enten und anderer Wasservögel auszeichnet, die sich von Fischen, Schnecken und Krebsen ernähren, ist eine handgreifliche Belehrung dieser Frage. Auf O-Taitiki wurden zu Cook's Zeiten die Schweine nur mit Früchten gefüttert, und während ihr Fett nichts von dem geilen Geschmack hatte, den es in Europa zu haben pflegt, verglich Forster ihr Fleisch mit Kalbfleisch. Die Wissenschaft hat die Frage mit besonderer Rücksicht auf die Fette beantwortet, oder vielmehr die tausendjährige Erfahrung des häuslichen Lebens, die Wage in der Hand, durch zuverlässige Zahlen richtig gedeutet. Es ist jetzt kein Zweifel mehr darüber, daß die Stoffe, mit denen wir unsere Ochsen, Schweine, Hühner mästen, unsere Gänse stopfen, Rüben, Kartoffeln, Sägemehl, Wälschkorn, Reis und anderes Gesäme, durch einen reichlichen Gehalt an Fettbildnern ausgezeichnet sind. Denn in allen diesen Futterarten ist kein Stoff in größerer Menge enthalten, als das Stärkmehl, Zucker und verwandte Stoffe, welche der thierische Körper in Milchsäure, Buttersäure und sauerstoffärmere Fette umsetzt. Das Wildpret verdankt seinen würzigen Geschmack zu einem großen Theile dem reichlichen Gehalt an Fleischstoff. Durch das Mästen nimmt die Menge des Fleischstoffs ab. Daher verlieren Rebhühner ihren Geschmack, wenn man sie einsperrt und sie wie Haushühner füttert, wie es hin und wieder in sehr strengen Wintern geschieht, um sie vor der Kälte zu schützen. Zahme Enten werden mager und nehmen den angenehmen Geschmack des Wildprets an, wenn man sie ihrer Freiheit überläßt.

Obgleich nicht gerade ein empfindsames Herz dazu gehört, das Stopfen der Gänse mit einer Regung von Widerwillen anzusehn, so hat doch der Mensch viel grausamere Eingriffe in das thierische Leben nicht verschmäht, wo es galt seinem Gaumen einen neuen Kitzel zu verschaffen. Nicht nur die Hähne und Hennen hat er durch das Ausschneiden der Fortpflanzungsorgane zu Kapaunen und Poularden gemacht, sondern auch Säugethiere und Karpfen wurden auf dieselbe Weise verstümmelt. Weshalb das Fleisch durch jenes Verfahren zarter und schmackhafter wird, haben chemische Untersuchungen noch nicht aufgeklärt. Kühe sollen nach dem Verlust der Eierstöcke leichter fett werden. Das Hetzen aber, das man in früherer Zeit bis zum Tode anwendete, während es jetzt doch nur auf der Jagd geschieht, verflüssigt den Faserstoff, den unlöslichsten Nahrungsstoff des Fleisches, und dadurch muß das Letztere zarter werden.

Die Eingeweide, die von verschiedenen Thieren häufiger gegessen werden, die Därme, mit deren Hülfe man die Würste bereitet, die Leber, das Hirn, die Nieren, die Milz und das Bröschen oder die sogenannte Kalbsmilch schließen sich in den Eigenschaften ihrer Bestandtheile sehr nahe an das Fleisch. Der Unterschied liegt hauptsächlich in den Mengenverhältnissen. Leber, Milz, Bröschen, Hirn und Nieren sind durch ihren Reichthum an löslichem Eiweiß ausgezeichnet. Während das Bröschen neben diesem Reichthum an Eiweiß auch viel leimgebendes Gewebe und eine äußerst geringe Menge Fett enthält, gesellt sich zu den gewöhnlichen Nahrungsstoffen eine bedeutende Menge phosphorhaltigen Fetts in Hirn und Leber.

In den Knochen sind die stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe beinahe nur durch leimgebendes Gewebe vertreten. Obgleich es nun keinem Zweifel unterliegt, daß der Leim in Eiweiß übergehen kann, so erfolgt doch diese Verwandlung zu langsam, als daß die Knochen allein ein geeignetes Nahrungsmittel abgeben könnten. Der Leim, der als solcher im gesunden Blute fehlt, der also erst in Eiweiß verwandelt werden muß, um zu einem Bestandtheil des Bluts zu werden, ist eben deshalb viel schwerer verdaulich als Eiweiß, trotzdem daß er mit Leichtigkeit im Magensaft gelöst wird. An Fett und den wichtigsten Salzen fehlt es den Knochen nicht. Da diese aber nur zum Theil in die Tafeln übergehen, welche man aus dem Leim der Knochen verfertigt, um Fleischbrühe aus denselben zu bereiten, so ist der Gebrauch dieser Tafeln als Hauptspeise doppelt verwerflich. Deshalb wurden bei den Engländern, die es in der Sorge für gehaltreiche Nahrung allen Völkern der Erde zuvorthun, schon zu Cook's und Forster's Zeiten jene Tafeln aus gallertartig eingekochter Fleischbrühe bereitet. Wenn auch Knochen und anderer Abfall zur Anfertigung der Tafeln mit verwendet wurden, so lieferte doch frisches Rindfleisch den Haupttheil des eingekochten Saftes, der in kleine Kuchenformen gegossen wurde. Diese Kuchen lassen sich nach

der Auflösung mit wahrer Fleischbrühe vergleichen und haben Anspruch auf den Namen tragbarer Suppe. Nach ähnlichen Grundsätzen hat man in neuester Zeit Fleischzwieback bereitet, in welchem die kräftigen und schmackhaften Bestandtheile des Fleisches mit den Nahrungsstoffen des Weizenmehls verbunden sind. Was man in Frankreich unter dem Namen Bouillontafeln verkauft, ist nichts als Leim, ein schwer verdauliches, wenig nahrhaftes und deshalb tadelnswerthes Machwerk. Keine Sparsamkeit ist so verwandt mit Verschwendung, wie die der Hausfrau, die, um Fleisch zu sparen, aus jenen Tafeln Suppe bereitet. Denn diese Brühe ersetzt die Ausgaben des Körpers nicht, und folglich begleitet nur eine nutzlose Ausgabe des Beutels eine nothwendige Verarmung des Bluts.

Kein anderes Nahrungsmittel vereinigt so vollständig die Vorzüge des Fleisches in sich, wie die Eier unserer Hausvögel.

Dotter und Eiweiß bestehen hauptsächlich aus eiweißartigen Körpern; der Dotter aus Dotterstoff, dessen Sauerstoffgehalt den des Eiweißes übertrifft, das Eieriweiß aus löslichem Eiweiß, das etwas mehr Schwefel enthält, als die gleichnamige Verbindung des Bluts, und aus einem sehr schwefelreichen schwerlöslichen eiweißartigen Körper, der in der Gestalt von Häutchen Zellen bildet, die das lösliche Eiweiß umschließen.

Warum die Eier beim Kochen hart werden, darauf giebt das Hauptmerkmal des Eiweißes die Antwort. Die Wärme des siedenden Wassers theilt sich durch die Schale hindurch der dicken Eiweißlösung mit; das Eiweiß gerinnt.

Das Eiweiß des Eies ist reicher an Wasser als der Dotter; während dieser nur etwas mehr als zur Hälfte aus Wasser besteht, sind im Eiweiß viet Fünftel an Wasser vorhanden.

Um so reicher ist der Dotter an Dotterstoff und Fett. Viel Oelstoff mit wenig Perlmutterfett, weniger phosphorhaltigem Fett und noch weniger Gallenfett setzen das Eieröl zusammen.

Was fehlt nach der bisherigen Aufzählung dem Ei noch weiter, um allein ein vollkommenes Nahrungsmittel darzustellen? Nur die Salze und Chlorverbindungen des Bluts, und diese finden sich alle wieder in den anorganischen Bestandtheilen des Eiweißes und des Dotters.

Fleisch macht Fleisch. So lautet ein volksthümliches Sprichwort. Ich schließe mich um so lieber an diese Auffassung bei der Betrachtung des Fleisches in seinem unmittelbaren Verhältnisse zu unserem Körper, weil sie richtiger ist, als wenn es hieße: Fleisch macht Blut. Nicht nur das Kali, das im Fleisch vorherrscht, unterscheidet dieses vom Blut mit seinem größeren Reichthum an Natron. Denn während im Blut viel mehr Eiweiß, als Faserstoff vorhanden ist, hat in den Muskeln der Faserstoff das Uebergewicht über das Eiweiß.

Fleisch ist also vollkommener geeignet die verlorenen Theile unserer Muskeln, als die des Bluts zu ersetzen.

Steht es damit in Widerspruch, daß alle Nahrungsmittel nur durch das Blut ihren Weg in die Gewebe finden? Gewiß nicht. Der Speisesaft, der aus dem Fleisch entsteht, vermischt sich, wie jeder andere, mit dem Blut, dem er von der Speisesaftröhre zugeführt wird. Weil aber unser Fleisch nicht zufällig, sondern nach einem nothwendigen Gesetze der Anziehung zu einem großen Theile aus Chlorkalium, phosphorsaurem Kali und Faserstoff besteht, so muß ein reichlicher Gehalt des Bluts an diesen Theilen unsern Muskeln zu Gute kommen.

Und wirklich geht der Faserstoff bei vorherrschender und mehr noch bei ausschließlicher Fleischkost in größerer Menge in das Blut über. Und wirklich sind kräftige Muskeln eine nothwendige Folge dieses reichlichen Uebergangs von Faserstoff ins Blut. Oder kennt man nicht die Indianerstämme, die in Nord- und Süd-Amerika ihren Lebensunterhalt auf der Jagd erbeuten, an ihrem derben Muskelbau und ihren feurigen Bewegungen? Bringt nicht die Viehzucht dieselbe Wirkung hervor bei Tartaren und Kalmucken, bei den Hirtenvölkern der Alpen und des Schottischen Hochlands? Wer kennt nicht die Vorzüge des Englischen Arbeiters, den sein Roast-beef kräftigt, vor dem Italienischen Lazzarone, dessen vorherrschende Pflanzenkost einen großen Theil seines Hanges zur Faulheit erklärt? Und ist nicht endlich die geringere Kraft der Lappen und Samojeden, der Grönländer und Kamtschadalen, die sich fast ausschließlich von Fischen nähren, in welchen kaum mehr als drei Viertel des Faserstoffgehalts von Vögeln und Säugethieren zu finden sind, ein neuer Beweis für die Richtigkeit des Wortes: Fleisch macht Fleisch?

Je reicher unsere Fleischgerichte an löslichem Eiweiß, je ärmer sie sind an Faserstoff und Fett, desto leichter sind sie verdaulich, wenn nicht andere Bestandtheile diese Eigenschaft aufheben. So ist das Fleisch von Tauben und Hühnern verdaulicher als Kalbfleisch, Kalbfleisch verdaulicher als die Muskeln von Ochsen, Hämmeln und Rehen. Mit diesen stimmt das Pferdefleisch ohne Zweifel nahe überein, dessen Vorzüge als Nahrungsmittel den Mongolen, Patagonen und Aucas, aber auch den christlichen Völkern Europa's zu Zeiten der Hungersnoth sehr gut bekannt und durch Untersuchungen französischer Aerzte in neuerer Zeit auch wissenschaftlich anerkannt worden sind. Deshalb hat der heilige Bonifazius mit Unrecht den Genuß von Pferdefleisch für ein heidnisches Gelüste erklärt, und der Dalai Lama hat es so gut verboten, wie Papst Gregor III. Der Reichthum an Fett ist die Ursache, warum die Muskeln von Schweinen und Gänsen zu den schwerverdaulichsten Fleischgerichten gehören. Und umgekehrt verdanken die meisten Arten des Wildprets ihre Vorzüge dem geringen Fettgehalt, der sie von dem Fleisch unserer gemästeten Hausthiere unterscheidet.

Das Fleisch der Fische müßte man nach der verhältnißmäßigen Armuth an Faserstoff und dem Reichthum an löslichem Eiweiß für leicht verdaulich halten. Allein der Gehalt an phosphorhaltigem Fett macht die Fische schwer löslich in den Verdauungssäften, und nicht nur die Fische, sondern auch das Hirn und die Leber aller Wirbelthiere. Unter den Eingeweiden gielt es keine verdaulichere Speise als das Bröschen des Kalbs, das durch seine Armuth an Fett und Faserstoff ebenso ausgezeichnet ist, wie durch seinen Reichthum an löslichem Eiweiß.

Wegen der Bildung von Essigsäure in den äußeren, und wegen der weniger vollständigen Gerinnung der inneren Theile, die beim Braten großer Stücke so häufig blutig bleiben, d. h. einen weniger hohen Wärmegrad erreichen, ist Fleisch, das nicht mit zu vielem Fett gebraten ist, verdaulicher als gekochtes.

Weich gesottene Eier werden im Ganzen leichter gelöst als harte. Indem aber gelöstes Eiweiß durch die Säure des Magensafts gerinnt und nachträglich wieder gelöst wird, thut das Hartkochen, wenn es nicht übertrieben wird, der Verdaulichkeit der Eier keinen erheblichen Eintrag.

Da alle Fischarten genug Fleisch u. Salze enthalten, um dem menschlichen Körper die anorganischen Bestandtheile der Ausleerungen und die umgewandelten Fette zu zersetzen, so darf man das Fleisch, welches am reichsten an eiweißartigen Körpern ist, auch für das nahrhafteste halten. Darum sind Rehfleisch und Ochsenfleisch nahrhafter als Kalbfleisch, und Kalbfleisch viel nahrhafter als Fisch. Dagegen übertrifft das Fleisch von Tauben und Hühnern an Nahrhaftigkeit das Ochsenfleisch, dem es im Gehalt an eiweißartigen Körpern nicht nachsteht und in der Verdaulichkeit den Vorrang abgewinnt. Schweinefleisch endlich ist aus dem doppelten Grunde weniger nahrhaft als Ochsenfleisch, weil es zugleich weniger reich an eiweißartigen Verbindungen und durch seinen übergroßen Fettgehalt weniger verdaulich ist.

Mit einem Reichthum des Bluts an Faserstoff wird auch das Herz, das aus Muskelfasern gewebt ist, kräftiger ernährt, folglich die Thätigkeit des Kreislaufs erhöht. Die Erregung dieser Thätigkeit, die nach dem reichlichen Genuß von Wildpret wahrgenommen wird, ist — abgesehen von dem Reichthum an eiweißartigen Körpern — wahrscheinlich zum Theil von dem verhältnißmäßig ansehnlichen Gehalt an Fleischstoff abzuleiten.

Blutbildung und Ernährung werden, wie alle jene Thatsachen beweisen, durch Fleischkost gesteigert. Ist es zu verwundern, daß demnach bei reichlichem Genuß von Fleisch oder Eiern auch alle Absonderungen und Ausscheidungen, die eiweißartige Stoffe oder von diesen abgeleitete Verbindungen enthalten, an Menge und vorzüglich im Gehalt an stickstoffhaltigen Stoffen zunehmen? Daß der Samen reichlicher gebildet wird, die Milch üppiger fließt und die Menge des Harnstoffs und der Harnsäure, die in vierundzwanzig Stunden ausgeleert werden, sich um ein Bedeutendes steigert? Ist es zu verwundern, daß das Blut rascher strömt, die Muskeln sich kräftiger zusammenziehen und der Geschlechtstrieb mächtiger erregt wird? So wahr ist es, daß reichliche Blutbildung den ersten Anstoß giebt zu einem lebendigen Stoffwechsel. So wahr ist es, daß alle erhöhte Thätigkeit auf einen nothwendigen Vorrath an Stoff zurückgeführt werden muß.

Gute Gedanken.

Aus lateinischen Classikern für die Fackel übersetzt.

Der schmählichste Verlust von Zeit ist der durch eigene Nachlässigkeit verschuldet.

Die meisten Menschen vergeuden ihre Zeit mit Nichtsthun; indeß sie einen Theil damit zubringen, Schlechtes zu thun oder Solches, das weder ihnen selbst, noch Andern nützt.

Indeß Du die Zeit verschiebest, entschwindet dir ein Theil des Lebens. Den Verlust der Zeit kann selbst Dankbarkeit nicht wieder ersetzen.

Wer mit einem kleinen Ueberschuß zufrieden ist, der ist nicht arm.

Du mußt dich mit gewissen Denkern und Charakteren vertraut machen, wenn du willst, daß sich Etwas aus ihrer geistigen Hinterlassenschaft in deinem Geist befestige. Flüchtiges Haschen nach Neuem, und vieles Lesen, ohne dabei zu denken, hat keinen Nutzen für den Geist. Eine Pflanze, die man zu oft versetzt, gedeiht nicht. Verschiedenheit gewürzter Speisen mag wohl den Gaumen reizen, den Körper nährt blos einfache Kost.

Lese nicht blos gute Bücher, sondern mache dir auch Auszüge davon; was von großem Nutzen ist.

Unser Wissen ist ein wechselseitiger Austausch und wer Nichts lernt, der weiß auch Nichts.

Es ist etwas Herrliches in der Armuth heiter zu sein; wer aber heiter ist, den kann ich nicht arm nennen. Nicht wer wenig hat, ist arm, sondern wer mehr wünscht als er hat. Was ist daran gelegen, wie viel Geld Jemand aufgehäuft hat, wie voll Scheuer und Keller sind, wenn man sich dennoch nach mehr sehnt, anstatt Das was man besitzt zu genießen.

Bedenke wohl, wen du dir zum Freund wählest. Hast du einen Freund gefunden, so vertraue dich ihm ganz an; doch handle stets so, als ob er später dein Feind werden könnte.

Es giebt Menschen, die gerne schwätzen und Das, was man blos Freunden sagen sollte, Jedem anvertrauen, indeß Andere kaum sich selbst glauben und jedes Geheimniß in sich selbst verschließen. Es ist eben so thöricht, Jedem zu ver-

trauen, wie Keinem: der erste Fehler ist ehrbarer, der andere sicherer.

Wer immer ruht, verdient Tadel u. auch Jener, der nie zu sich selbst kömmt. Folge der Natur; sie wird dir sagen, daß sie den Tag gemacht und auch die Nacht.

Die meisten Menschen schweben zwischen der Furcht vor dem Tode und den Qualen des Lebens: sie verstehen es nicht, zu leben und wollen nicht sterben. Genieße heiter das Leben und bekämpfe die Sorgen. Wer im Besitz von irgend einem Gute ist, der muß auch gefaßt sein, es zu verlieren. Stähle deinen Geist gegen alle Zufälligkeiten des Lebens, selbst gegen die schrecklichsten, so dich treffen mögen! Das Glück giebt Nichts, was es nicht auch wieder nehmen könnte; vertraue ihm deine innere Ruhe nicht an: das Meer wird durch einen Moment empört und Schiffe, die auf den ruhigen Fluthen spielten, scheitern im Sturm.

Wer sein eigenes Leben verachtet, macht sich zum Herrn eines Andern.

Was der Natur genügt, ist leicht erworben; das Ueberflüssige ermüdet.

Dein Kleid sei weder glänzend, noch schmutzig und geschmacklos.

Dein Streben sei, ein besseres Leben zu führen als der Pöbel, ohne ihm hochmüthig zu begegnen.

Wer zu dir kömmt, der finde mehr Gefallen an dir selbst, als an deinen Geräthschaften! Der Vernünftige legt ordinären Geräthschaften keinen geringeren Werth bei als kostbaren: der Unterschied liegt blos im Stoff und dieser, ob Gold oder Eisen, kann dem Menschen keinen inneren Werth verleihen.

Wer Nichts hofft, der fürchtet Nichts. Hoffnung hat stets Angst im Gefolge.

Thiere fliehen vor sichtbarer Gefahr und fühlen sich sicher, wenn sie ihr entflohen: der Mensch quält sich mit der Vergangenheit und mit der Zukunft.

Wer sich selbst zum Freund hat, ist Allen ein Freund.

Man muß nachahmen, oder verachten. Verkehre am meisten mit dir selbst und suche Umgang mit Solchen, die dich besser machen und lasse Jene zu, von denen du glaubst, daß du sie bessern kannst.

Democritos sagt: mir genügen Wenige; es genügt Einer und auch — Keiner.

Was nützt es dir, wenn dich Andere loben und du selbst dich tadeln mußt?!

Aus dem „hinkenden Teufel."

Von Le Sage.

Asmodi, der hinkende Teufel, zeigt dem Don Kleophas mehre Personen und erzählt ihm, was sie den Tag über getrieben haben.

„Ich will Euch einmal," hub der Dämon gegen Kleophas an, „erzählen, was die Leute, die um dieses Hotel herum wohnen, heute gethan haben. Es wird Euch gewiß Spaß machen." — „Ich zweifle nicht daran," antwortete Leandro; „vor Allem aber sagt mir, wie es sich mit dem Kapitän dort verhält, der eben seine Stiefel anzieht. Der Mann sieht aus, wie wenn ihm ein wichtiges Geschäft weit von hier wegriefe." — „Allerdings," antwortete Asmodi, „er ist im Begriff abzureisen; schon stehen seine Pferde auf der Straße: er muß nach Katalonien, wohin sein Regiment commandirt ist.

Da er kein Geld hatte, so wandte er sich gestern an einen Wucherer. „Sennor Sanguisuela," sagte er zu ihm, „könntet Ihr mir nicht tausend Dukaten leihen?" — „Sennor Capitano," antwortete der Wucherer mit lächelndem freundlichem Gesicht, „ich selbst habe sie nicht; doch wollte ich wohl einen Mann ausfindig machen, der sie Euch borgt, d. h. er giebt Euch vierhundert Dukaten baar, wenn Ihr ihm einen Wechsel auf tausend ausstellt; und von diesen vierhundert werdet Ihr die Güte haben, mir eine Kleinigkeit von sechzig für meine Mühe abzulassen. Ach, das Geld ist heutigen Tages so rar!" — „Ein abscheulicher Wucher," fuhr ihn der Offizier an; „600 Dukaten für 340! Welche Spitzbüberei! Henken sollte man die hartherzigen Schufte."

„Nur kalt, Sennor Capitano," antwortete der Wucherer phlegmatisch; „wenn Ihr dies nicht wollt, so könnt Ihr Euch ja anderswo umsehen. Worüber beklagt Ihr Euch denn? Zwinge ich Euch etwa, die 340 Dukaten anzunehmen? Ihr könnt es ja immer noch halten, wie Ihr wollt." Der Kapitän wußte hierauf nichts zu erwidern und ging. Da er aber fortmußte und keine Zeit zu verlieren hatte, ohne Geld es unmöglich länger aushalten konnte, so ging er heute früh wieder zu dem Mäkler, der ihm an seiner Hausthüre begegnete, in schwarzem Mantel mit kurzem Kragen und abgestutzten Haaren, in der Hand einen großen, mit Schaumünzen behangenen Rosenkranz. „Hier bin ich wieder, Sennor Sanguisuela," sagte er zu ihm; „ich nehme Eure 340 Dukaten an: die Noth treibt mich dazu." — „Ich gehe jetzt in die Messe," antwortete der Wucherer gravitätisch; „wenn ich zurück komme, so könnt Ihr das Geld abholen." — „Ei nicht doch," versetzte der Kapitän, „ich bitte Euch, kehrt sogleich um, die Sache ist ja in einem Augenblick abgemacht; fertigt mich ab, denn ich bin sehr pressirt." — „Unmöglich," erwiderte Sanguisuela; „ich habe die Ge-

wohnheit, jeden Morgen, bevor ich an ein Geschäft gehe, die Messe zu hören. Ich habe mir dies nun einmal zum Gesetz gemacht und will es getreulich beobachten, so lang ich lebe."

So ungeduldig nun auch der Offizier nach Geld war, so mußte er sich doch in das Gesetz des frommen Sanguisuela fügen: er waffnete sich mit Geduld, und als ob er gefürchtet hätte, die Dukaten möchten ihm entwischen, begleitete er den Mäkler in die Kirche und hörte die Messe mit an. Als diese vorbei war, wollte er gehen; allein Sanguisuela flüsterte ihm in's Ohr: „Einer der geschicktesten Kanzelredner von Madrid wird heute predigen, den darf ich nicht versäumen."

Der Kapitän, dem schon die Messe viel zu lange gedauert hatte, ärgerte sich nicht wenig über diesen neuen Aufschub, blieb aber dennoch in der Kirche. Indessen tritt der Prediger auf und fängt an, gegen den Wucher zu eifern. Der Offizier freute sich darüber und beobachtet den Mäkler genau, indem er bei sich selbst sagte: „Wenn nur der Spitzbubenjude sich rühren ließe, wenn er mir nur 600 Dukaten gäbe, so wollte ich gerne zufrieden sein." Endlich ist die Predigt aus, der Wucherer geht zur Kirche hinaus, der Kapitän mit ihm und sagt: „Nun, was haltet Ihr von diesem Prediger? Findet Ihr seine Rede nicht sehr eindringlich? Ich wenigstens bin ganz davon gerührt." — „Ihr habt Recht," antwortete der Wucherer; „er hat sein Thema ganz gut ausgeführt und ist ein gelehrter Mann. Er hat seine Sache recht brav gemacht, gehen wir jetzt an die unsrige."

„Ei," rief Don Kleofas, „wer sind denn die beiden Mädchen dort im Bette, die so laut auflachen? Es scheinen zwei recht lustige Dirnchen zu sein." — „Zwei Schwestern," antwortete der Teufel, „deren Vater heute früh begraben wurde. Derselbe war ein Murrkopf und hatte einen solchen Abscheu vor der Ehe oder vielmehr so wenig Lust, seine Töchter auszustatten, daß er jede auch noch so vortheilhafte Partie, die sich für sie zeigte, abwies. Sie unterhielten sich gegenwärtig über den Charakter des Seligen. „Endlich," sagt die Aeltere, „endlich ist er todt, der unnatürliche Vater, der sich ein grausames Vergnügen daraus machte, uns als alte Jungfern zu sehen; jetzt wird er sich unsern Wünschen nicht mehr widersetzen." — „Was mich betrifft, liebe Schwester," sagt die Jüngere, „so sehe ich auf etwas Solides. — Ich will einen reichen Mann, wenn er auch ein Dummkopf ist, und den dicken Don Blanco würde ich auf der Stelle nehmen." — „Nur sachte, Schwesterchen," antwortet die Aeltere, „wir werden die Männer bekommen, die uns bestimmt sind; denn unsere Ehen sind im Himmel aufgeschrieben." — „Das wäre nicht gut," erwiderte die Jüngere, „denn ich fürchte sehr, unser Vater zerreißt das Blatt, worauf sie stehen." Die Aeltere hat über diesen Einfall lachen müssen, und jetzt lachen sie noch immer mit einander.

Im Hause daneben wohnt eine Abenteurerin aus Arragonien. Sie sieht in diesem Augenblick in den Spiegel, statt zu Bette zu gehen, und wünscht ihren Reizen Glück zu einer bedeutenden Eroberung, die sie heute gemacht haben: Sie studirt Mienen und hat eben eine neue entdeckt, die morgen große Wirkung auf ihren Liebhaber machen wird. Sie kann ihn nicht freundlich genug behandeln, denn er verspricht viel; auch hat sie noch nicht lange zu einem ihrer Gläubiger, der Geld verlangte, gesagt: „Wartet noch einige Tage, guter Freund; denn ich stehe gegenwärtig mit einem der vornehmsten Herren von der Zolleinnahme in Unterhandlung."

„Ich brauche nicht zu fragen," sagte Leandro, „wer dieser Herr dort ist, der so viele Briefe um sich liegen hat; er muß den ganzen Tag geschrieben haben." — „Das Lustigste dabei," antwortete der Dämon, „ist, daß diese Briefe alle dasselbe enthalten. Er schreibt an alle seine Freunde und meldet ihnen etwas, was ihm heute Nachmittag begegnet ist. Er liebte eine Wittwe, dreißig Jahre alt, schön und eingezogen; er widmete ihr seine Huldigungen und wurde nicht abgewiesen; zuletzt machte er ihr einen Heirathsantrag, der ebenfalls angenommen wurde. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit konnte er sich täglich in ihrem Hause besuchen. Noch diesen Nachmittag ging er zu ihr und da zufällig Niemand um den Weg war, um ihn anzumelden, so trat er ohne Weiteres in's Zimmer der Dame, die er in einem galanten Morgenkleide, oder vielmehr beinahe nackt auf einem Ruhebettchen traf. Sie lag in tiefem Schlafe. Er näherte sich leise, um die Gelegenheit zu benutzen, u. raubte ihr einen Kuß; sie erwachte und rief mit einem zärtlichen Seufzer: „Ach, schon wieder, Ambrosio, ich bitte dich, laß mich jetzt in Ruhe." Der Cavalier, ein Mann von Ehre, war sogleich entschlossen: er entsagte der Wittwe und verließ das Zimmer. An der Thüre begegnete ihm Ambrosio; zu diesem sagte er: „Geh nicht hinein, Ambrosio, deine Gebieterin bittet dich, sie in Ruhe zu lassen."

„Zwei Häuser weiter sehe ich in einem kleinen Häuschen ein merkwürdiges Stück von einem Ehemann, der über den Vorwürfen seiner Frau, daß er den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen sei, ruhig einschläft. Sie würde noch aufgebrachter sein, wenn sie wüßte, wie er seine Zeit todtgeschlagen hat." — „Ohne Zweifel mit einem galanten Abenteuer?" fragte Zambullo. „Errathen," sagte Asmodi; „ich will es Euch erzählen."

Dieser Mann gehört dem bürgerlichen Stande an, und heißt Patrizio; er ist einer von den liederlichen Ehemännern, die in den Tag hineinleben und sich weder um Weib noch Kind bekümmern. Und doch hat er eine junge, liebenswürdige und tugendhafte Frau und drei Kinder: zwei Mädchen und einen Sohn. Heute früh ging er aus, ohne darnach zu fragen, ob Brod im Hause sei, woran es nur gar zu oft fehlt. Sein Weg führte ihn über den Markt, wo er sich bei den Anstalten zu dem heutigen Stiergefechte aufhielt: es waren schon überall Gerüste

aufgeschlagen und wer es nicht erwarten konnte, fing bereits an Platz zu nehmen.

Während er dies Alles betrachtete, bemerkte er eine hübsch gewachsen, schön gekleidete Dame, die beim Heruntersteigen von einem Gerüste einen wohlgeformten Fuß in rosenfarbenem seidenen Strumpf u. mit silbernem Strumpfbande sehen ließ. Mehr war nicht nöthig, um dem schwachen Bürgersmann den Kopf zu verrücken. Er näherte sich der Dame, deren Begleiterin durch ihr ganzes Wesen deutlich genug zu verstehen gab, weß Geistes Kinder sie seien. „Meine schönsten Damen," sagte er zu ihnen, „wenn ich Euch mit etwas dienen kann, so habt nur die Güte zu befehlen; Ihr werdet mich stets bereit finden." — „Senor Cäballero," antwortete die Nymphe mit den rosenfarbenen Strümpfen, „Euer Anerbieten ist dankenswerth. Wir hatten schon unsere Plätze, allein wir sind wieder weggegangen, um ein Frühstück zu suchen, weil wir diesen Morgen so unvorsichtig waren, auszugehen, ohne unsere Chokolade getrunken zu haben. Da Ihr nun so galant seid, uns Eure Dienste anzubieten, so ersuchen wir Euch, führt uns an einen Ort, wo wir einen Bissen bekommen können. Es sollte aber ein etwas abgelegener Ort sein; Ihr wißt ja, daß ein Mädchen seinen guten Ruf nicht genug schonen kann."

Patrizio wurde immer höflicher, und führte die beiden Prinzessinnen nach einem Wirthshaus in der Vorstadt, wo er ein Frühstück verlangte. „Mit was kann ich aufwarten?" fragte der Wirth; „ich habe noch Einiges übrig von einem großen Festmahl, das gestern bei mir gehalten wurde. Junge Hühner, leonische Rebhühner, Tauben aus Alkastilien und mehr als einen halben Estremadura-Schinken." — „Mehr als genug," sagte der Begleiter der Vestalinnen; „Sucht Euch aus, schöne Damen, was Euch beliebt." — „Ganz wie Ihr wollt," antworteten sie. „Wir verlassen uns vollkommen auf Euren Geschmack." Hierauf bestellte der Bürgersmann zwei Rebhühner und zwei junge Hühner, kalt, aber auf ein besonderes Zimmer, indem die Damen, die er begleitete, sehr streng auf Anstand sahen.

Man führte ihn mit seiner Gesellschaft in ein abgelegenes Cabinet, wohin sogleich das bestellte Essen nebst Wein und Brod gebracht wurde. Unsere Lucrezien hatten großen Appetit und stelen gierig darüber her, indeß der Gimpel, der die Zeche bezahlen sollte, voll Vergnügen seine Luftia betrachtete. So hieß die Schöne, in die er sich vergafft. Er bewunderte ihre weißen Hände, an denen ein großer Ring flimmerte, den sie einstens im Spiele gewonnen, was sie freigebig mit Namen wie Stern und Sonne um sich, und konnte vor eitel Entzücken nichts essen. Er fragte seine Göttin, ob sie verheirathet sei: sie sagte Nein, aber sie stehe unter Aufsicht eines Bruders v. Mamo Jekken her, hätte sie hinzufügen müssen, wenn sie die Wahrheit hätte sagen wollen.

Indeß verschlangen die Harpien nicht nur jede ein junges Huhn, sondern tranken auch verhältnißmäßig dazu. Bald ging der Wein aus, und der gutmüthige Bürgersmann eilte fort, um selbst welchen zur Stelle zu schaffen. Kaum war er zur Thüre hinaus, so packte Jacinta, Luisitens Begleiterin, die zwei Rebhühner, die noch auf der Platte lagen, zusammen, und steckte sie schnell in eine große Tasche unter ihrem Rocke. Unser Adonis kam mit frischem Wein zurück, und da er sah, daß die Platten leer waren, fragte er seine Venus, ob ihr nichts mehr gefällig sei. „Ich wünschte etwas von den Tauben," sagte sie, „von denen der Wirth sprach, vorausgesetzt, daß sie sehr gut sind. Im andern Fall würde ich mit einem Stückchen Estremadura-Schinken vorlieb nehmen." Kaum hatte sie dieses gesagt, so ging Patrizio aufs Neue nach Mundvorrath aus, und bestellte drei Tauben, nebst einem tüchtigen Stück Schinken. Die Raubvögel fingen von vorn an ihre Schnäbel zu wetzen und während der gute Mann zum dritten Mal sich entfernen mußte, um Brod zu verlangen, schickten sie noch zwei Tauben zu den übrigen Gefangenen in ihre Tasche.

Nach dem Mahle, das mit einem Dessert von Obst beschlossen wurde, wie man es um diese Jahreszeit haben kann, drang der verliebte Patrizio in Luisiten, sie möchte ihm nun die erwarteten Beweise ihrer Erkenntlichkeit geben. Die Dame wollte nichts davon hören, machte ihm aber doch einige Hoffnung, indem sie sagte, jedes Ding habe seine Zeit und ein Wirthshaus sei nicht der Ort, wo sie sich für das ihr bereitete Vergnügen dankbar zeigen könne. Indeß schlug es ein Uhr, sie stellte sich sehr unruhig und sagte zu ihrer Begleiterin: „Ach, liebe Jacinta, jetzt sind wir erst übel dran, wir werden keine Plätze mehr bekommen, um das Stiergefecht mit anzusehen." — „Sei unbesorgt," antwortete Jacinta, „der Cavalier darf uns ja nur dahin zurückführen, wo er uns so höflich angeredet hat, und das Uebrige wird er schon in's Reine bringen."

Ehe sie aus dem Wirthshause gingen, mußte erst mit dem Wirthe abgerechnet werden, der eine Rechnung von 50 Realen zusammengeschrieben hatte. Der Bürgersmann griff in seine Börse; da er aber nur dreißig vorfand, sah er sich genöthigt, seinen mit silbernen Münzen behangenen Rosenkranz zu versetzen. Hierauf führte er die Abenteurerinnen wieder dahin, wo er sie gefunden hatte, und verschaffte ihnen einen angenehmen Platz auf einem Gerüste, dessen Eigenthümer ein Bekannter von ihm war und ihm Credit gab.

Kaum hatten sie sich gesetzt, so verlangten sie aufs Neue Erfrischungen. „Ich sterbe fast durch Durst!" rief die Eine; „der Schinken hat mich entsetzlich durstig gemacht." — „Es geht mir auch so," sagte die Andere, „und ich gäbe jetzt viel um ein Glas Limonade." Patrizio, dem man nicht mit dem Holzschlägel zu winken braucht, eilte hinweg, um Getränke zu bestellen, hielt sich aber doch unterwegs mit folgendem Selbstgespräche auf: „Wohin gehst du, Unsinniger? Ist's nicht, als hättest du hundert Pistolen in deiner Tasche oder zu Hause? und doch hast du nicht über einen Maravedi zu verfügen. Was ist da zu machen? Ich kann doch unmöglich zu der Dame zurückgehen, ohne ihr

das Gewünschte mitzubringen. Und auf der andern Seite mag ich ein Unternehmen, das schon so weit gediehen ist, nicht wieder aufgeben."

In dieser Verlegenheit bemerkte er unter den Zuschauern einen guten Freund, der ihm schon oft seine Dienste angeboten, die er aber aus Stolz nie hatte annehmen wollen. Im gegenwärtigen Augenblick war sein Schamgefühl minder kitzlich geworden. Er ging eilig auf ihn zu, entlehnte eine doppelte Pistole von ihm und flog damit mit neuem Muthe zu einem Limonadeschenken, bei dem er so viel Gefrornes und Confekt für seine Prinzessinnen auskaufte, daß die Dublone kaum zu diesem neuen Aufwande hinreichte.

Endlich mit Anbruch der Nacht geht die Lustbarkeit zu Ende und unser Held will seine Dame nach Hause begleiten, in der süßen Hoffnung, sich's bei ihr wohl sein zu lassen. Allein als sie vor das Haus kommen, das sie als ihre Wohnung bezeichnet, läuft eine Art Magd Luisiten entgegen und sagt in großer Aufregung zu ihr: „Um's Himmelswillen, woher kommt Ihr so spät? Sennor Don Gasparda, Heridor, Euer Bruder, wartet schon seit zwei Stunden auf Euch und flucht wie ein Heide." Die Schwester stellt sich erschrocken und sagt leise mit einem Händedruck zu ihrem Galan: „Mein Bruder ist ein schrecklich hitziger Mann; aber sein Zorn vergeht schnell wieder. Bleibt ein wenig auf der Straße und laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis wir ihn wieder besänftigt haben. Er geht alle Abende aus und sobald er fort ist, soll Jacinta es Euch sagen und Euch hereinführen."

Getröstet durch dies Versprechen, küßt der Bürgersmann voll Entzücken die Hand seiner Luisite, die ihn noch mit einigen Liebkosungen beglückt, um ihn guten Muths zu erhalten; sodann geht sie mit Jacinta und der Magd in's Haus. Patrizio bleibt geduldig auf der Gasse, setzt sich auf einen Stein zwei Schritte davon, und bleibt da lange Zeit, ohne daß ihm einfiele, daran zu denken, daß man ihn für Narren halten wolle. Nur kann er nicht begreifen, warum Don Gasparido nicht herauskommt, und er fürchtet, der verwünschte Bruder möchte diesen Abend gar nicht ausgehen.

Indessen schlägt es zehn, elf, zwölf. Nun beginnt sein Vertrauen zu wanken, und die Dame wird ihm verdächtig. Er nähert sich der Thür, geht hinein, und tappt durch einen finstern Gang, bis er auf eine Treppe stößt. Er wagt es nicht, hinaufzugehen, sondern lauscht nur aufmerksam, und hört das mißtönende Conzert eines bellenden Hundes, einer miauenden Katze und eines wimmernden Kindes. Endlich, nachdem er lange genug Maulaffen feil geboten hatte, macht er den Schluß, er sei betrogen, und seine Vermuthung wird zur Ueberzeugung, als er durch den finstern Gang hindurchtappt und sich in einer andern Straße befindet.

Jetzt ärgerte er sich über seine zwecklose Verschwendung, wünschte alle rosenfarbenen Strümpfe zum Teufel und ging fluchend heimwärts. Er pochte an die Hausthüre; seine Frau öffnete ihm mit Thränen in den Augen und einem Rosenkranz in der Hand, und bewillkommte ihn mit folgenden herzergreifenden Worten: „Ach, Patrizio! wie konntest du so dein Haus verlassen, und dich um Weib und Kinder gar nicht bekümmern? Was hast du denn seit heute früh um sechs Uhr getrieben?" Der arme Mann wußte nicht, was er darauf antworten sollte, überdies schämte er sich, daß er sich von zwei Spitzbübinnen hatte zum Narren halten lassen; also zog er sich aus und ging zu Bette, ohne ein Wörtchen zu sagen. Seine Ehehälfte aber, die nun einmal in's Moralisiren gerathen war, hat so lange fortgepredigt, bis er so eben eingeschlafen ist.

Nun aber — fuhr Asmodi fort — schon einmal auf das große Haus dort neben der Wohnung des Cavaliers, der seinen Freunden den Bruch mit der Gebieterin Ambrosio's meldet: Ihr bemerkt doch wohl eine junge Dame auf dem goldgestickten Bette von karmoisinrothem Atlas?" — „Gewiß," antwortete Don Kleophas; „sie schläft, und wenn ich nicht irre, hat sie ein Buch auf ihrem Kopfkissen." — „Ganz richtig," versetzte der Hinkenbein. „Diese Dame ist eine sehr geistreiche und höchst aufgeräumte junge Gräfin. Sie litt seit sechs Tagen an Schlaflosigkeit, was sie sehr entkräftete, und heute ist es ihr nun eingefallen, einen der sauertöpfischen Medizimer von der ganzen Facultät zu sich zu bescheiden. Er kam, sie klagte ihm ihre Umstände, und er verschrieb ihr ein Rezept, daß sich nach seiner Versicherung schon im Hippokrates vorfindet. Die Dame spottete darüber, der Doctor aber, ein eigensinniger Kamerad, der keinen Spaß versteht, sagte mit aller nur erdenklichen Doctorgravität: „Sennora, Hippokrates ist kein Mann, über den man sich nur so mir nichts dir nichts lustig machen darf." — „Ach, Sennor Dottore," antwortete die Gräfin mit ernsthafter Miene, „wie könnte ich mich unterfangen, über einen so berühmten und gelehrten Schriftsteller spotten zu wollen? ich schätze ihn im Gegentheil sehr hoch und bin überzeugt, daß meine Schlaflosigkeit vergehen wird, wenn ich ihn nur aufschlage; ich besitze ihn in der neuen Uebersetzung des gelehrten Azero, die unstreitig die beste ist; man bringe sie mir her. Die Zauberkraft dieser Lection ist wirklich bewundernswürdig: gleich bei der dritten Seite sank die Dame in tiefen Schlaf.

In den Ställen dieses Hotels hat ein dürftiger, einarmiger Soldat für die Nacht sein Hauptquartier aufgeschlagen; die mitleidigen Stallknechte lassen ihn auf dem Stroh schlafen. Den Tag über bettelt er, und erst vor einigen Stunden hatte er ein lustiges Gespräch mit einem andern Bettler, der in der Nähe von Buen-retio wohnt, wo der Hof vorbeizufahren pflegt. Dieser treibt sein Geschäft sehr gut u. kann jetzt behaglich leben; auch hat er eine mannbare Tochter, die unter den Bettlern für eine reiche Erbin gilt. Der Soldat hat nun diesen Vater mit den vielen Maravedi's also angeredet: „Sennor Mendigo, ich habe meinen rechten Arm verloren; ich kann dem Könige nicht mehr dienen und muß nun, um mein Leben zu fristen, wie Ihr

auch, den Vorübergehenden Höflichkeiten sagen. Ich weiß wohl, daß dieses Geschäft seinen Mann am allerbesten nährt, und daß ihm weiter Nichts fehlt, als ein Bischen mehr Anständigkeit." — „Im Gegentheil," erwiderte der Andere, „wenn es anständiger wäre, so trüge es Nichts mehr ein; dann würde Jeder in unser Handwerk pfuschen wollen."

„Ihr habt Recht," entgegnete der Einarm; „nun topp, ich bin Euer Collega und möchte gern in nähere Verbindung mit Euch treten. Gebt mir Eure Tochter." — „Was fällt Euch ein, guter Freund?" antwortete der reiche Mann; „meine Tochter muß eine bessere Partie machen. Ihr seid noch lange nicht verkrüppelt genug, um mein Eidam werden zu können; ich verlange einen solchen, der auch dem unbarmherzigsten Wucherer Mitleid einflößen muß." — „Wie!" sagte der Soldat, „bin ich denn noch nicht elend genug?" — „Nicht doch!" erwiderte der Andere rasch; „Ihr seid ein bloßer Einarm und wagt es, um meine Tochter anzuhalten? Wisset Ihr auch, daß ich sie einem Muldenrutscher abgeschlagen habe?"

Das Haus neben dem Hotel der Gräfin — fuhr Asmodi fort — darf füglicher Weise auch nicht übergangen werden. Es wohnen darin ein trunkliebender alter Maler und ein Poet, der gerne stichelt. Der Maler ging heute früh um sieben Uhr aus, um für seine todtkranke Frau einen Beichtvater zu holen; da begegnete ihm ein guter Freund, der ihn in eine Kneipe schleppte, von wo er erst Abends um zehn Uhr nach Hause zurückkam. Der Poet, dem man nachsagt, daß er für seine beißenden Verse zuweilen einen gar kümmerlichen Ehrensold erhalte, wundbeutelte so eben auf einem Kaffeehause, wo von einem Abwesenden die Rede war: „Er ist ein Schurke, dem ich hundert Stockprügel geben will." — „Das muß Euch freilich eine Kleinigkeit sein," versetzte ein Spaßvogel: „Ihr habt ja große Kapitalien angelegt."

Auch den Auftritt darf ich nicht vergessen, der heute bei einem erst neuerdings hier ansäßigen Bankier in dieser Straße stattfand. Es ist noch kein Vierteljahr, daß er mit großen Schätzen aus Peru zurückkam. Sein Vater ist ein ehrlicher Schuhflicker aus Viejo de Mediana, einem großen Flecken Altkastiliens, unweit der Gebirge von Sierra d'Avila, wo er mit seinem Weibe, die ungefähr eben so alt, als er, d. h. sechzigjährig ist, in bester Eintracht lebt.

Schon vor langer Zeit hatte ihr Sohn sie verlassen, um in Indien ein besseres Glück zu suchen, als sie ihm verschaffen konnten. Mehr als zwanzig Jahre waren seitdem verflossen, ohne daß sie ihn gesehen hatten. Sie sprachen oft von ihm, baten den Himmel tagtäglich, ihm beizustehen, und ließen ihn regelmäßig jeden Sonntag nach der Predigt durch ihren guten Freund, den Pfarrer, dem ganz besondern Schutze Gottes empfehlen. Der Bankier seinerseits vergaß sie auch nicht. Sobald er sein Geschäft gegründet hatte, beschloß er, sich persönlich zu erkundigen, wie es seinen Aeltern wohl gehen möchte. Er sagte seinen Leuten, sie können seinetwegen unbekümmert sein, und reiste heut vor vierzehn Tagen zu Pferde ganz allein nach seinem Geburtsorte ab.

Es war etwa zehn Uhr Abends und der gute Schuhflicker schlief neben seinem Weibchen, als sie auf einmal durch ein Pochen an ihre kleine Hausthüre aufgeweckt wurden. Sie fragten: „Wer pocht?" — „Macht auf," antwortete der Bankier; „ich bin's, euer Sohn Fracillo." — „Das macht einem Andern weiß," erwiderte der gute Alte; „geht euers Wegs, ihr Diebe, bei mir habt ihr Nichts zu holen. Francillo ist gegenwärtig in Indien, wenn er noch am Leben ist." — „Nein," antwortete der Bankier, „euer Sohn ist aus Peru zurückgekommen und steht vor eurer Thüre. Ihr werdet ihn doch nicht abweisen wollen?" — „Wir wollen doch aufstehen, Jakob," sagte jetzt die Mutter; ich glaube, daß es wirklich Francillo ist; ich meine, ich kenne ihn an der Stimme."

Sie standen also Beide auf; der Vater zündete ein Licht an, die Mutter warf eilig etwas um sich und öffnete die Thüre. Sie faßte den Fremden scharf in's Auge, und da sie ihn sogleich als ihren Francillo erkannte, stürzte sie ihm um den Hals und schloß ihn fest in ihre Arme. Auch Vater Jakobs Herz überströmte von Freude; er umarmte ihn mehrere Male, und alle Drei fühlten sich so glücklich durch diese frohe Wiedervereinigung nach langjähriger Abwesenheit, daß sie ihrem Vergnügen kaum Worte geben konnten.

Als die erste Freude vorüber war, zäumte der Bankier sein Pferd ab und führte es in einen Stall, wo eine Kuh lag, die Ernährerin des ganzen Hauses; hierauf fing er an, von seinen Reisen zu erzählen und den Schätzen, die er aus Peru mitgebracht. Sein Vortrag war zwar etwas weitschweifig und hätte gleichgültige Zuhörer langweilen können; allein die Herzensergießungen eines Sohnes, der seine Erlebnisse erzählt, können die Aufmerksamkeit eines Vaters und einer Mutter nie ermüden: für sie giebt es keinen geringfügigen Umstand. Sie hörten ihm also begierig zu, und jedes Wörtchen, das er sagte, machte einen lebhaften Eindruck auf sie.

Er schloß seine Erzählung mit der Erklärung, daß er gekommen sei, um ihnen einen Theil seines Vermögens anzubieten, und er ersuche daher seinen Vater nicht mehr zu arbeiten. „Nein, mein lieber Sohn," sagte Vater Jakob, „ich habe Freude an meinem Handwerk und mag es nicht aufgeben." — „Wie so?" versetzte der Bankier, „wäre es denn nicht endlich Zeit, daß Ihr Euch zur Ruhe begäbet? Ich schlage Euch nicht vor bei mir in Madrid zu wohnen; ich weiß, daß es Euch in der Stadt nicht gefallen würde, und will Euer ruhiges Leben nicht stören, aber Ihr solltet Euch doch wenigstens schwerer Arbeiten überheben und Euch mehr Bequemlichkeiten verschaffen, da Ihr es sehr gut könnt."

Die Mutter stimmte dem Sohne bei, und Vater Jakob gab endlich nach. „Nun gut, Francillo," sagte er, „dir zu Liebe will ich nicht mehr für alle Leute im Dorfe arbeiten, sondern bloß noch mir selbst und unserm guten Freunde,

dem Herrn Pfarrer, die Schuhe flicken." Nach dieser Ueberkunft aß der Bankier zwei gesottene Eier, legte sich dann zu seinem Vater ins Bett und schlief mit einer Seelenruhe, wovon sich nur Kinder von so vortrefflichem Herzen einen Begriff machen können.

Am andern Morgen übergab Francillo seinen Eltern einen Beutel mit dreihundert Pistolen und kehrte dann nach Madrid zurück. Heute früh aber wurde ihm die große Ueberraschung zu Theil, seinen Vater Jakob bei sich zu sehen. „Was führt Euch hieher, lieber Vater?" fragte er ihn. „Mein Sohn," antwortete der Alte, „ich bringe dir deinen Beutel zurück: nimm dein Geld wieder; ich will von meinem Handwerk leben, denn ich vergehe vor langer Weile, seitdem ich nicht mehr arbeite." — „Nun gut, mein Vater," erwiderte Francillo, „arbeitet immerhin auf Euerm Handwerk fort, aber nur zu Eurer Unterhaltung. Nehmt den Beutel wieder nach Hause und fordert von mir, so viel Ihr wollt." — „Aber was soll ich denn mit all diesem Gelde anfangen?" fragte Vater Jakob. „Die Armen unterstützen," antwortete der Bankier; „überhaupt verwendet es so, wie Euer Pfarrer Euch rathen wird." Mit dieser Antwort gab sich der Schuhflicker zufrieden und reiste nach Medina zurück.

Dem Don Kleophas gefiel die Geschichte Francillo's sehr gut, und er war schon im Begriff, dem guten Herzen des Bankiers alles gebührende Lob widerfahren zu lassen, als seine Aufmerksamkeit auf einmal durch ein gellendes Geschrei abgelenkt wurde. „Sennor Asmodi," rief er, „was soll dieser Höllenlärm bedeuten?" — „Er kommt aus einem Tollhause," antwortete der Teufel, „dessen Bewohner sich die Kehlen heiser singen und schreien. Wir sind nicht weit davon." — „Ich dächte," sagte Don Kleophas, „wir besehen es auch." — „Recht gern," erwiderte der Dämon; „ich will Euch sogleich diesen Spaß machen und zugleich erklären, wie und warum diese Narren ihren Verstand verloren haben." Sprach's und versetzte den staunenden Musensohn in einem Nu auf die Casa de los locos. (Forts. folgt.)

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Benutzung der Dämpfe.

Die Dampfmaschine.

Wie schon erwähnt wurde, ist der Nutzen der Dämpfe im gewerblichen Leben von ungemeiner Wichtigkeit. Außer zum Kochen und Bleichen, bedient man sich seiner in Brennereien, Siedereien, Färbereien, Papiermühlen u. s. w. Der wichtigste und merkwürdigste Nutzen des Wasserdampfes ist aber seine Anwendung bei den Dampfmaschinen zu verschiedenen Zwecken. Die wesentlichsten Bestandtheile einer Dampfmaschine sind folgende:

1. Der Dampfkessel, in welchem das Wasser sich befindet.

2. Der Dampfcylinder, in welchen der Dampf, der aus dem Dampfkessel kommt, hineingeleitet wird.

3. Der Kolben, der mittelst der Dämpfe im Cylinder auf- und abgeht.

4. Der Condensator. Diesen Namen führt ein Behältniß, in welches der Dampf einströmt, wenn er im Cylinder seine Wirkung gethan hat. Das andere Ende des Condensators steht mit einer Cysterne, in welcher kaltes Wasser ist, in Verbindung. Durch dieses Ende tritt das kalte Wasser dem Dampf entgegen, wodurch dieser selbst wieder zu Wasser wird.

5. Pumpen, durch welche das Wasser aus der Cysterne gehoben und durch eine Röhre, die Speiseröhre, wieder in den Dampfkessel geleitet wird.

6. Verschiedene Communicationsröhren, Ventile und Hahnen.

7. Der Balancier. Dieser ist ein aus dicken eichenen Balken zusammengefügter, zweiarmiger Hebel. Die Kolbenstange von dem Kolben im Dampfcylinder, sowie die Verrichtungen zu den Ventilen sind durch starke eiserne Ketten mit dem einen Arm des Balanciers verbunden, mit dessen andern Arm sind es die Kolbenstangen der Pumpen. Tritt der Dampf über den Kolben hin, so wird dieser in den Cylinder hinabgedrückt. Der mit ihm verbundene Balancirarm macht diese Bewegung mit und der andere Arm mit dem Pumpengestänge geht dann in die Höhe. Hat der Kolben im Dampfcylinder seinen tiefsten Stand erreicht und wird er jetzt durch die Oeffnung eines Ventils oder Hahns von dem Druck befreit, der den Dampf auf ihn ausübte, so bekommt nun der andere Balancirarm die Oberhand, er senkt sich und hebt den Arm wie den Dampfkolben wieder in die Höhe. Auf diese Weise wird die Bewegung der Maschine unterhalten und andere Maschinen, die durch ein Räderwerk oder auf irgend eine Weise mit dem Balancir in Verbindung sind, müssen ebenfalls in Bewegung kommen.

Die Destillirkunst.

Auf der Eigenschaft der Dämpfe, in der Kälte sich zu verdichten und wieder tropfbar zu werden, beruht auch die Destillirkunst. Diese besteht darin, daß man eine Flüssigkeit, die noch erdige Theile in sich hat, wie z. B. Wasser, oder aus Bestandtheilen von verschiedener Flüssigkeit zusammengesetzt ist, in einer eigenen Destillirgeräthschaft in Dämpfe verwandelt, die man in Röhren, die durch kaltes Wasser geleitet sind, in ein Gefäß, welches man die Vorlage nennt,

wieder sammelt, indem sie, durch die kalten Röhren streichend, tropfbar in die Vorlage kommen.

Von dem Lichte.

Bei der Lehre von den Gesetzen der Lichterscheinungen stehen zwei Fragen an der Spitze der ganzen Untersuchung: Was ist das Licht und worin besteht es? heißt die eine und: wie wirkt es auf den Gesichtssinn? die andere Frage.

Die Physiker theilen sich, was diese Fragen betrifft, in zwei Theorieen, deren eine den berühmten Mathematiker Euler, die andere den nicht weniger berühmten Newton zum Urheber hat, und die man durch die Benennung des Vibrations- und Emanations-Systems von einander unterscheidet. Das Vibrationssystem nimmt an, der ganze Weltraum sei von einer überaus feinen, ganz unwägbaren und höchst elastischen Flüssigkeit, die man den Aether nennt, erfüllt, und dieser werde durch einen leuchtenden Körper in Schwingungen versetzt, denen sehr ähnlich, in welche die Luft durch die Schwingungen eines schallenden Körpers geräth.

Das Emanationssystem, dem die meisten Physiker beipflichten, nimmt dagegen an, daß aus den leuchtenden Körpern wirkliche Lichtstrahlen ausgehen, durch welche, insofern sie das Auge treffen, der Gegenstand sichtbar wird.

Von den Bewegungen des Lichts.

Eine allgemein bekannte Erfahrung ist es, daß manche Körper durch eigenes Licht sichtbar sind. Außer der Sonne gehören hieher die Lichtflamme und andere brennende und glühende Körper, faules Holz, manche Fische, wenn sie verwesen, Johanniswürmchen und mehrere andere Insekten, einige Phosphorarten, Nordlichter, Sternschnuppen, Irrlichter und noch manche andere Körper, sowie das zahllose Heer der Fixsterne, die am nächtlichen Himmel glänzen. Dergleichen Körper nennt man daher selbstleuchtende Körper. Sehr viele Körper sind aber nur dann sichtbar, wenn sie erst Licht von außen her empfangen; sie leuchten daher aus sich selbst gar nicht, sondern geben nur das erlangte Licht wieder zurück. Die Erde und fast alle irdischen Gegenstände, alle Planeten mit ihren Monden gehören in diese Klasse und werden daher dunkle oder erleuchtete Körper genannt. Eine wesentliche Verschiedenheit der dunkeln Körper unter sich besteht aber darin, daß sie das empfangene Licht entweder durch sich hindurch lassen oder es aufhalten. Jene nennt man durchsichtige, diese undurchsichtige Körper. Wasser und viele andere tropfbare Körper, Glas und noch andere feste Körper, die atmosphärische Luft und noch andere Luftarten sind durchsichtige Körper.

Das erste Gesetz der Lichtbewegungen drückt man so aus: Das Licht bewegt sich in einem und demselben Mittel (d. h. die materielle Beschaffenheit des Raums, in welchem eine Bewegung statt hat) in geraden Linien. Aendert sich aber die Dichtigkeit oder materielle Beschaffenheit des durchsichtigen Mittels, gehen z. B. Lichtstrahlen durch Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit, oder aus Luft durch Wasser oder Glas und umgekehrt, so leidet auch ihre Richtung eine Veränderung und wird gebrochen, indem alsdann die Lichtstrahlen in neuen Richtungen fortgehen, die mit den vorigen einen Winkel machen. Trifft aber ein Lichtstrahl auf einen Körper, der undurchsichtig ist, so wird er von dessen Oberfläche zurückgeworfen, reflektirt, indem er in neuer Richtung durch dasselbe Mittel, durch welches er auf den Körper gekommen ist, wieder zurückkehrte.

Diese merkwürdigen Erfolge der Lichtbewegungen, zu denen auch noch die Beugung hinzukommt, die ein Lichtstrahl erleidet, wenn er nahe an den Kanten eines Körpers vorbeigeht, sowie das wunderbar liebliche Farbenspiel des Lichts stehen aber unter eigenthümlichen Gesetzen und eben hierdurch zerfällt die ganze Lehre vom Licht, die man allgemein die Optik nennt, in einzelne Abhandlungen. So nennt man den Theil der optischen Wissenschaften, der vom geraden Licht und vom Sehen mit bloßem Auge handelt, Optik im engern Sinn; — Dioptrik nennt man denjenigen Theil der Optik, der die Gesetze des gebrochenen Lichts und das Sehen durch geschliffene Gläser oder mit bewaffnetem Auge behandelt, und Katoptrik den Theil, der die Gesetze des zurückgeworfenen Lichts und das Sehen mittelst der Spiegel zum Gegenstande hat.

Wie überhaupt alle Erscheinungen, welche durch das Licht bewirkt werden, von außerordentlicher und erstaunungswürdiger Art, so ist es auch die Geschwindigkeit, mit welcher die Lichtstrahlen sich fortpflanzen. Obgleich diese nicht unermeßlich ist, wie man in frühern Zeiten geglaubt hat, so ist sie doch so ungeheuer groß, daß man durch Vergleichung mit keiner der bekannten Geschwindigkeiten eine deutliche Vorstellung von ihr erlangt und daß die Zeit, welche das Licht braucht, um von dem Ort seiner Entstehung in verschiedenen Entfernungen sichtbar zu werden, gar nicht gemessen werden kann, weil jede Entfernung von einem Ort auf der Erde zu einem andern gegen die Geschwindigkeit des Lichts auf jeden Fall zu unbeträchtlich ist.

Erst dann, wenn der Weg, den das Licht von dem Ort seiner Entstehung bis zu seiner Wahrnehmung braucht, sehr groß ist, kann eine Messung seiner Geschwindigkeit stattfinden, und dieses ist mit dem Licht der Fall, das die Himmelskörper uns zusenden. So hat man durch astronomische Messungen gefunden, daß das Licht der Sonne die Erde in 8 Minuten 7½ Sekunden erreicht, und daß es, soweit wir zu urtheilen vermögen, eine vollkommen gleichförmige Geschwindigkeit habe. Das Licht legt also in jeder Sekunde einen Weg von mehr als 42,000 Meilen zurück, da der Abstand der Sonne von der Erde 20½ Millionen Meilen beträgt.

Obgleich das Licht mit so erstaunlicher Schnelligkeit durch den Weltraum sich fortpflanzt, so braucht es doch lange Zeit, ehe es auch nur von den nächsten Fixsternen seinen

Schimmer zur Erde bringt. Die Astronomen haben durch Beobachtung und Rechnung gefunden, daß die Fixsterne, die im Universum der Sonne am nächsten stehen, doch wenigstens 206,000mal den Abstand der Erde von der Sonne übertreffen. Es gehen also wenigstens 3 Jahre darauf, bis der Lichtstrahl, der aus einem der nächsten Fixsterne kommt, die Erde erreicht, und Jahrhunderte können darauf gehen, bis das Licht der, wegen ihrer ungeheuren Entfernung kaum mehr sichtbaren Fixsterne zur Erde gelangt.

Das Gesetz, welches den Hauptsatz über die Ausmessung der Lichtstärke enthält, pflegt man wörtlich so abzufassen: Die Stärke des Lichts nimmt in dem Verhältniß ab, in welchem das Quadrat der Entfernung zunimmt. In der Voraussetzung, daß die Stärke des Lichts durch sonst nichts, als nur allein durch die Ausbreitung auf eine größere Fläche geschwächt werde, muß man demnach, um in einer doppelten Entfernung von dem Lichte ebenso hell zu haben, als in der einfachen Entfernung von demselben, vier solche Lichter, in der dreifachen Entfernung neun solche Lichter leuchten lassen.

Die Richtigkeit des angeführten Gesetzes von der Abnahme der Beleuchtung kann man dadurch inne werden, daß man zwischen eine Wand und eine Lampe ein Brett, ein Kartenblatt oder dergleichen hält, in welches eine Oeffnung eingeschnitten ist. Durch diese Oeffnung fällt das Lampenlicht auf die Wand und beleuchtet einen gewissen Raum, z. B. einen Quadratzoll derselben. Entfernt man nunmehr die Wand noch einmal so weit von der Lampe, so findet sich, daß jetzt der erleuchtete Raum viermal größer ist, als er zuerst war, also z. B. vier Quadratzoll groß, und da durch die Oeffnung noch immer dieselbe Lichtmenge geht, so muß auch die Erleuchtung viermal schwächer geworden sein. Hieraus läßt sich einsehen, warum das Licht der Fixsterne am Tage nicht wahrgenommen wird, obgleich sie hellglänzende und große Sonnen sind.

Anmerk. Ist die Lichtfläche von geraden Linien begrenzt, so bilden die auf dieselbe fallenden Lichtstrahlen einen Strahlenkörper, der in diesem Fall Strahlenpyramide, und wenn die Fläche rund ist, Strahlenkegel heißt; der leuchtende Körper wird als punktförmige Spitze angenommen.

Das Grundgesetz der ganzen Optik, daß die Lichtstrahlen nur in gerader Linie sich verbreiten, führt von selbst darauf, daß das Licht, welches von einem leuchtenden Körper auf einen dunkeln, undurchsichtigen Körper fällt, nur den Raum erleuchten kann, der dem Lichte zugekehrt ist. Daher muß hinter jedem undurchsichtigen Körper allemal ein Raum vorhanden sein, in welchen kein Licht des leuchtenden Körpers fallen kann; dieser Raum wird der Schatten genannt. Befindet sich hinter dem Schatten ein zweiter undurchsichtiger Körper, so wird auf ihm der Durchschnitt des Schattenraums sichtbar, und nur dieser sichtbare Durchschnitt ist es, an welchen man in der Regel denkt, wenn von einem Schatten die Rede ist. Insofern man aber nicht nur diesen Durchschnitt, den man auch den Schlagschatten nennt, sondern den ganzen Raum mit dem Namen Schatten belegt, läßt sich allemal der Theil dieses Raums, in welchen gar kein Licht fallen kann und den man Kernschatten nennt, von dem Theil des Raums unterscheiden, der mehr oder weniger Licht empfängt, welcher dann der Halbschatten genannt wird. Die Größe, Lage und Gestalt sowohl des Kern- als des Halbschattens läßt sich aber mathematisch bestimmen und richtet sich nach der Größe, Lage und Gestalt des leuchtenden und des dunklen Körpers, nach ihrer Entfernung von einander und nach der Lage und Gestalt der Fläche, welche den Schlagschatten auffängt.

Der gerade Schagschatten, d. i. der Schatten, den ein senkrecht stehender Körper auf eine horizontale Fläche wirft, und der umgekehrte Schlagschatten, d. i. der Schatten, den ein horinzontaler Körper auf eine lothrechte Fläche wirft, hat in der Regel die Umrisse des dunklen Körpers. Sind aber der leuchtende und dunkle Körper kugelförmig, so hängt die Gestalt des Schattens von der Größe der Kugeln ab. Sind beide Kugeln gleich groß, so ist der Schatten cylinderförmig und geht, insofern ihm nichts entgegen steht, ohne Ende fort. Bei ungleicher Größe der beiden Kugeln wird die Gestalt des Schattens kegelförmig. Ist die dunkle Kugel größer als die leuchtende, so nimmt der Durchmesser des Schattens immer zu, je weiter er fortgeht; daher auch dieser Schatten im leeren Raum nie zu Ende gehen kann; es zeigt sich dann nie des Kegels Spitze und die Gestalt des Schattens ist eigentlich becherförmig. Ist aber der dunkle Körper kleiner als der leuchtende, so nimmt der Durchmesser des Schattens immer ab und endigt zuletzt in eine Spitze, wird demnach zum vollkommenen Kegel. Einen solchen Schatten wirft die Erde, werfen alle andern Planeten und Monde. Bewegt sich der leuchtende oder der dunkle Körper, so bewegt sich auch der Schatten, aber er bewegt sich in entgegengesetzter Richtung, wenn der leuchtende Körper sich bewegt. Hierauf gründet sich der Gebrauch der Sonnenuhren.

Vom Sehen.

Der Erfahrung gemäß giebt es für jedes Auge eigene Grenzen, die man die Entfernung des deutlichen Sehens nennt, innerhalb welcher es die Gegenstände am deutlichsten sieht. Ein Auge, dessen Entfernung für das Sehen nur ein paar Zoll beträgt, heißt kurzsichtig, und weitsichtig wird es genannt, wenn dessen Entfernung des deutlichen Sehens merklich weiter als etwa 10 Zoll reicht. Bei einem kurzsichtigen Auge vereinigen sich die Lichtstrahlen entfernter Gegenstände vor der Netzhaut, bei einem weitsichtigen Auge dagegen liegt der Vereinigungspunkt naher Gegenstände hinter der Netzhaut, wodurch also das Auge zu nahe Gegenstände nicht wahrnehmen kann. Das Auge kann durch Uebung verbessert oder verschlimmert werden.

Von der Zurückwerfung des Lichts.

Die Erscheinungen, welche durch die Zurückwerfung entstehen, hängen von der Befähigung des Körpers, das Licht in größerer oder geringerer Vollkommenheit zurückzuwerfen, ganz vorzüglich ab. Diese Befähigung liegt aber einestheils in der Farbe des Körpers, anderntheils und hauptsächlich auch in der Gestalt dessen Oberfläche. Fällt das Licht auf die Oberfläche eines dunklen Körpers, von welcher es zwar zurückgeworfen, aber nicht in derselben Ordnung zurückgeworfen wird, in welcher es auf sie zuging, so bewirkt die Zurückwerfung auch nichts weiter, als daß die erleuchtete Oberfläche des Körpers dem Auge sichtbar wird. Fällt aber das Licht auf die Oberfläche eines dunklen Körpers, von welcher es in derselben Ordnung wieder zurückgeworfen wird, in welcher es auffiel, so bilden die zurückgeworfenen Strahlen den Gegenstand ab, von welchem das Licht herkam und man hat den Anblick eines Gegenstandes im Bilde.

Die Oberfläche eines Körpers muß, wenn ein Bild des Gegenstandes entstehen soll, glatt und eben sein. Von Körpern, deren Oberfläche rauh und uneben ist, werden die Lichtstrahlen so unordentlich durch einander fahrend zurückgeworfen, daß sie zu keinem vollständigen Bild sich zu vereinigen vermögen. Ein Körper von der oben angegebenen Beschaffenheit heißt überhaupt Spiegel und die reflektirende Oberfläche Spiegelfläche.

Als eigentliche von der Natur gebildete Spiegelflächen bleiben nur flüssige Körper (obgleich man eigentlich die Oberfläche eines jeden Körpers, sobald sie nur erforderlichermaßen geglättet ist, als Spiegelfläche betrachten kann), besonders Wasser und Quecksilber, die über einem dunklen Grunde stehen, übrig, und die man auch die natürlichen Spiegel zu nennen pflegt. Eine große Deutlichkeit besitzt aber das Bild eines solchen natürlichen Spiegels keineswegs. Zu den vollkommenen Spiegeln gehören demnach nur die künstlichen Spiegel, die man aus festen Körpern, denen man den erforderlichen Grad von Politur geben kann, verfertigt, und unter welchen einige einfache und zusammengesetzte Metalle den ersten Platz einnehmen.

Obgleich die Glasspiegel für den gewöhnlichen Gebrauch vollkommen hinreichend sind, so können sie jedoch zu optischen Versuchen, bei welchen eine große Genauigkeit erlangt wird, nicht mehr benützt werden.

Die Erscheinungen der Zurückwerfung hängen sehr von der Gestalt der Spiegelfläche ab. Man theilt daher die Spiegel in ebene und gekrümmte Spiegel. Bei einem ebenen Spiegel werden die Bilder in dem Spiegel, oder richtiger hinter demselben wahrgenommen, und schon dem Augenschein nach so weit dahinter liegend, als der Gegenstand davor ist. In einem ebenen Spiegel macht daher ein jeder Gegenstand ein Bild, welches ihm an Größe und Gestalt vollkommen gleich ist und von welchem jeder Theil so weit hinter dem Spiegel liegt, als derselbe Theil des Gegenstandes vor demselben sich befindet.

Bilden zwei Spiegelflächen irgend einen Winkel, z. B. von 45,36 oder 30 Graden, so sieht man diesen oder jenen Gegenstand sich mehrfach abbilden. Hierauf beruht die Einrichtung des Kaleidoskops oder Prachtsehrohrs.

Mittelst des Hohlspiegels wird durch die Vereinigung der Sonnenstrahlen in einem Raume, der fast nur als ein bloßer Punkt zu betrachten ist, welcher der Brennpunkt (Fokus) genannt wird, nicht nur ein sehr helles und blendendes Licht erzeugt, sondern auch eine so große Hitze wird bewirkt, daß brennbare Körper, z. B. Papier, Holz ꝛc., die in diesem Raume liegen, sich augenblicklich entzünden. Darum nennt man auch einen Hohlspiegel Brennspiegel.

Von der Brechung des Lichts.

Durch die Strahlenbrechung, von der oben die Rede war, wird ein sichtbarer Körper, dessen Lichtstrahlen durch verschiedene brechende Mittel zum Auge gelangen, in einer andern Lage und an einem andern Ort gesehen, als er in der Natur hat. Legt man z. B. auf den Boden eines Gefässes ein Geldstück und entfernt sich so weit vom Gefässe, daß man den Boden nicht mehr sehen kann, so wird dieser und mit ihm das Geldstück wieder sichtbar, wenn man das Gefäß mit Wasser füllt. Steine, Fische und andere Dinge, welche auf dem Grund eines klaren Wassers gesehen werden, scheinen höher zu liegen, als es wirklich der Fall ist. Wer nach einem Fische im Wasser schließen will, darf daher nicht dahin zielen, wo er ihn sieht, sondern etwa um $\frac{1}{4}$ tiefer. Ein Stock, den man schief in's Wasser stellt, sieht gekrümmt aus. Hieher gehört auch die astronomische Strahlenbrechung, welche darin besteht, daß jeder Himmelskörper nicht so weit nach dem Horizont hin zu stehen scheint, als er wirklich steht. Da durch die stetig zunehmende Thätigkeit der Lichtschichten die Strahlen der Himmelskörper in krummer Linie zur Erde gelangen, so werden Sonne und Mond eigentlich schon gesehen, ehe sie noch aufgegangen sind; ebenso sieht man diese Himmelskörper noch eine Weile am Rande des Horizonts schweben, wenn sie auch wirklich schon untergegangen sind. — Auf der Strahlenbrechung beruhen auch die sehr merkwürdigen Erscheinungen der Luftspiegelungen. Da nämlich die untersten Luftschichten immerwährender, sehr mannigfaltiger Veränderungen unterworfen sind, so daß zuweilen auch in gewissen Gegenden (z. B. in heißen Sandebenen durch die Hitze des Bodens) die untern Luftschichten mehr ausgedehnt und dünner werden, als die zunächst darüber liegenden, so erzeugt diese Unregelmäßigkeit ganz eigene, sehr merkwürdige Erscheinungen in der Luft. Wo nämlich dieses der Fall ist, werden Strahlen, welche aus den obern Luftschichten sehr schief auf die untern und dünnern fallen, nicht mehr gebrochen, sondern reflektirt. In den Sandwüsten Unter-Egyptens sind dergleichen Luftspiegelungen

gar nichts seltenes. Dörfer, die in der weiten Ebene liegen, stellen sich dem Auge wie Inseln dar, die über einem See zu liegen scheinen. An der Meerenge von Messina sind sie unter dem Namen Fata Morgana bekannt.

Besonders wichtig und von großem Nutzen ist die Brechbarkeit der Lichtstrahlen in ihrer Anwendung auf allerlei Arten von geschliffenen Gläsern. Ist ein Glas so geschliffen, daß die einander entgegengesetzten Oberflächen eben und gleichlaufend sind, so heißt es ein Planglas. Sind aber die Oberflächen gekrümmt und bilden sie einen Kugelabschnitt, so nennt man sie Linsen oder Lupen. Sie wirken theils als Sammelgläser, theils als Zerstreuungsgläser. Jene bringen die durchfahrenden Lichtstrahlen näher zusammen, diese bringen sie weiter aus einander. Alle Sammelgläser sind erhaben oder convex, daher in der Mitte dicker, als am Rande; alle Zerstreuungsgläser sind hohl, vertieft oder concav, daher am Rand dicker, als in der Mitte.

Bei den Convexlinsen lassen sich die durchgehenden Sonnenstrahlen mit einer weißen Fläche, welche hinter der Hinterfläche des Glaser liegt, auffangen, und durch mehrmaliges Hin- und Herrücken läßt sich die Stelle finden, wo die durchgehenden Lichtstrahlen in dem kleinsten Raum zusammenfallen. Diese Stelle heißt der Brennpunkt und ihre Entfernung von der Hinterfläche des Glases die Brennweite der Linse. Brennbare Körper, die in diesem Punkte liegen, können in Brand gesetzt werden, weßhalb man sie auch Brenngläser nennt.

Bei einer Concavlinse verkleinert sich der Gegenstand und zwar um so mehr, je stärker sie gekrümmt ist und je weiter sie von dem Gegenstand wegrückt.

Geschliffene Gläser und Spiegel liefern Werkzeuge, ohne welches manches Auge in vielen Fällen und bei mancher Verrichtung gar nicht zurecht kommen könnte und durch welche allein es erst gelang, die Naturgeschichte und Astronomie auf jene Stufe der Vollkommenheit zu bringen, auf welcher sie heutzutage sich befinden. Zu den optischen Werkzeugen zählt man die Brillen, die Mikroskope, die Fernröhre, die Camara obscura und klara.

Von den Farben.

Eine der lieblichsten Erscheinungen, welche mit der Brechung des Lichts in Verbindung steht, ist die Trennung des weißen Sonnenlichts in verschiedene Farben. Folgender Versuch, von Newton angestellt, liegt der Erscheinung der Farbenzerstreuung zu Grunde. Wenn man Sonnenstrahlen durch eine enge Oeffnung von etwa 3—4 Linien im Durchmesser in ein finsteres Zimmer fallen läßt, so entsteht auf der gegenüber liegenden Wand ein kreisrunder, stark schimmernder weißer Fleck. Läßt man aber einen Sonnenstrahl, eher die Wand erreicht, erst durch ein dreiseitiges Prisma hindurchgehen, so muß der Sonnenstrahl gebrochen werden. Hiemit ist aber die sehr merkwürdige Erscheinung verbunden, daß der Strahl in sieben Strahlen von sieben verschiedenen Farben zertheilt worden ist. Diese Farben, die sich an der gegenüber stehenden Wand darstellen, folgen in einer gewissen Ordnung auf einander, die von der Lage des Winkels, der von den beiden brechenden Flächen des Prisma eingeschlossen wird, abhängt. Ist dieser Winkel nach unten gerichtet, so liegen diese sieben Farben in folgender Ordnung von oben nach unten: violett, dunkelblau (indigo), hellblaugrün, hellgelb, dunkelgelb (orange), roth. Ist aber dieser Winkel nach oben gerichtet, so zeigen sich die Farben in umgekehrter Ordnung. Mit diesem Versuche ist zugleich auch noch der merkwürdige Umstand verbunden, daß der Raum des Farbenbildes nicht in sieben gleiche Theile abgetheilt erscheint, sondern wenn man das Farbenbild in 300 gleiche Theile theilt, auf das Violette 80 solcher Theile, auf Indigo 40, Hellblaue 60, Grüne 60, Hellgelbe 48, Orange 27 und Rothe 45 Theile kommen. Läßt man das Farbenbild, ehe er in die Wand trifft, erst noch durch eine Convexlinse gehen, so zeigt sich auf der Wand, wenn sie im Brennpunkte der Linse steht, wieder das weiße Sonnenlicht. Aus diesen Versuchen leitete Newton den Schluß ab, daß das weiße Sonnenlicht aus sieben einfachen oder Grundfarben bestehe und daß umgekehrt durch die Vermischung aller prismatischen Farben das weiße Licht entstehe. Daß die weiße Farbe in der That aus den sieben Grundfarben zusammengesetzt sei, läßt sich auch noch dadurch bestätigen, daß man eine kreisrunde Scheibe von Holz oder Pappendeckel durch Halbmesser in sieben Ausschnitte theilt, deren Größe nach dem angegebenen Verhältnisse des Raums bestimmt wird, so daß der eine Bogen zwei Neuntel, der andere ein Neuntel u. s. f. der ganzen Peripherie enthält. Dreht man eine solche Scheibe, welche man Farbenspindel nennt, um einen senkrechten durchgesteckten Stift sehr schnell um und sind alle Farbentöne gleich stark aufgetragen, so fließen die Farben so in einander, daß die ganze Spindel weiß erscheint. Da indessen eine Farbenspindel auch dann bei schneller Umdrehung weiß erscheint, wenn sie blos drei Abschnitte, roth, gelb und blau, oder roth, grün und violett enthält, so sind einige der Meinung, daß nur diese oder jene drei Farben eigentliche Grundfarben seien, aus welchen die andern nach gewissen Verhältnissen zusammengesetzt wären.

Auch bei Gläsern, welche nach einer andern Form geschliffen und deren brechende Flächen nicht parallel sind, zeigt sich eine Farbenzerstreuung, z. B. in den geschliffenen Gläsern der Kronleuchter. Aber nicht nur gläserne Körper, auch durchsichtige Körper aus anderer Materie zertheilen das weiße Licht in Farben, wie man unter andern an dem Diamanten und andern geschliffenen Steinen, an Seifenblasen, Thautropfen u. s. w. wahrnehmen kann.

Auf diese Weise entsteht auch die bekannte Erscheinung des Regenbogens, die, wenn sie sich Morgens zuträgt, in Westen, Abends aber in Osten wahrgenommen werden muß und für uns nie in Süden sich zeigen kann. Diese Erscheinung kann sich nämlich nur dann zutragen, wenn die Sonne

einer dunkeln Regenwolke gegenüber steht. Regnet es nun aus dieser Wolke, so werden die Sonnenstrahlen, welche auf die Regentropfen fallen, darin gebrochen, von der dunkeln Regenwand zurückgeworfen, beim Austritt aus den Tropfen abermals gebrochen und in Farben zerstreut.

Außer der Sonne zeigen auch viele andere leuchtende Körper ein farbiges Licht. So brennt z. B. Weingeist mit Kupfersalz gemischt mit grünlicher, mit Strontiansalz gemischt mit röthlicher Farbe. Mischt man ihn mit Küchensalz oder Kampfer, so giebt er, wenn er brennt, den Gesichtern der Anwesenden eine todtenbleiche Farbe.

Von den dunkeln, undurchsichtigen Körpern erscheinen manche im Sonnenlichte weiß und werfen demnach alles Licht, das auf sie fällt, unverändert zurück, andere hingegen erscheinen farbig und werfen daher nur diese oder jene Farbe zurück, verschlucken dagegen die andern. Wird alles Licht von einem Körper verschluckt, so nennt man ihn schwarz. Alle diese Erscheinungen zu erklären, hat Newton aus den mannigfaltigen Versuchen gefolgert, daß das weiße Licht eine verschiedene Verwandtschaft zu den Körpern habe, auf welche es fällt und durch welche es zum Auge gelangt.

Sensualismus.

Von Dr. H. Czolbe.

Moralische Freiheit.

Es ist auseinandergesetzt worden, wie die ununterbrochene und veränderliche Berührung des Menschen durch die Natur stets Bedürfnisse, oder Schmerzen in ihm bewirken muß, und wie beide das physikalische Motiv seiner Handlungen sind, welche alle den Zweck haben, Bedürfnisse zu befriedigen und Schmerzen zu verhüten, oder zu beseitigen.

Ich finde keinen Grund, daß unsere Bedürfnisse sich allein auf Dinge und nicht auch auf Menschen außer uns beziehen sollten. Durch die Berührung, oder das Zusammensein mit Menschen entsteht schon in dem Kinde gleichzeitig mit den andern sinnlichen Bedürfnissen und ganz in derselben Weise dasjenige mit Menschen zusammenzusein (der Naturtrieb der Geselligkeit, oder das Bedürfniß nach Gesellschaft), sie im Zustande der Freude, oder des Glückes zu sehen, und Schmerz, oder Mitleid bei der Wahrnehmung ihrer Leiden, mit einem Worte: das Wohlwollen gegen Andere (der Keim der Menschenliebe, oder Humanität). Sind doch auch die Thiere gesellig und beweisen unzählige Beispiele der oft rührendsten und uneigennützigsten Aufopferung, welche eine Thierart gegen eine ganz andere und gegen den Menschen (der Hund) in sichtlich freudiger Reflexmotion ausübte, daß auch in diesen anerkannten Mechanismen das Gefühl des Wohlwollens existirt. Schon Hugo Grotius erkannte, daß dasselbe mit dem Geselligkeitstriebe im innigsten Zusammenhange steht. Wie alle Bedürfnisse, so entwickelte sich das Bedürfniß unter Glücklichen zu wohnen und die schmerzliche Theilnahme am Unglücke in den verschiedenen Menschen je nach ihrer angeborenen Natur und Erziehung in sehr verschiedenem Grade. Wie die durch Dinge angeregten Bedürfnisse und Schmerzen das Motiv derjenigen Handlungen des Menschen sind, welche zu seinem eigenen Genusse und Schutze dienen und welche wir egoistische nennen, sind die eben erwähnten durch Menschen bewirkten Bedürfnisse und Schmerzen das Motiv der Handlungen der Selbstentäußerung, oder Aufopferung sind Andere. Sie entstehen nicht nur physikalisch ebenso durch die Sinne, sondern treiben auch ebenso physikalisch zu Handlungen an, als die egoistischen Bedürfnisse. Es hat freilich selbst das Christenthum anerkannt, daß neben dem Wohlwollen gegen Andere, oder die Liebe auch der Gedanke: „was Du willst, das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch," sowie das Bedürfniß nach dem Genuß, oder der Seligkeit des Wohlthuns, welches beides offenbar ein indirekter, oder feinerer Egoismus ist — unsere aufopfernden Handlungen motiviren können. Erfahrungsgemäß sind jedoch diese Motive, wohl eben weil sie indirekt sind, oder uns ferner liegen ungemein schwach im Verhältniß zum Motive des Wohlwollens gegen Andere.

Es entstehen aber Bedürfnisse in uns nicht blos durch Dinge und durch andere Menschen; durch das Bewußtwerden unserer ganzen physischen und geistigen Persönlichkeit, durch Vergleichen derselben mit den Persönlichkeiten besserer Menschen und weiteres Nachdenken entsteht in späteren Jahren in der Seele die mehr, oder weniger deutliche Vorstellung einer ausführbaren Vollendung, oder eines Ideals unserer selbst, dessen Realisirung in Augenblicken ernster Selbstbetrachtung, Wunsch, Sehnsucht, Bedürfniß wird. Es ist unzweifelhaft denkbar, daß wir zu einer unseren angeborenen Fähigkeiten und unsern äußeren Verhältnissen angemessenen Vollkommenheit gelangen und dieser Gedanke bewirkt es, daß wir von gewissen Schwächen und Fehlern, von Leidenschaften und Lastern, welche alle die Harmonie unseres Körpers und unserer Seele stören und zerstören, frei, daß wir mäßig, besonnen, muthig, tapfer u. s. w. sein möchten. Nicht Klugheit, oder Verlangen nach dem Genuß, welcher mit persönlicher Vollendung sich verbindet, ist in der Regel das Motiv ihrer Realisirung, wie Epicur oberflächlich behauptete, sondern nach der scharfsinnigeren Analyse der Stoiker das unmittelbare Bedürfniß nach jenem Ideal. Den Sklaven treibt zur Erlangung der Freiheit oft genug nicht die Aussicht auf mehr Genuß, indem es ihm vielleicht nie angenehmer gehen kann, als bei seinem guten Herrn, sondern das Bedürfniß nach Menschenwürde, das Widerstreben, als Eigenthum, oder Sache zu gelten, das Ehrgefühl. Bedenken wir dabei, daß vom Standpunkte des Sensualismus

alle Gedanken und Handlungen nicht durch eine uns ursprünglich innewohnende übersinnliche und selbstständige Kraft, sondern ohne unseren Willen von Außen entstehen, daß wir deshalb das Gute in uns nur als ein dankbar hinzunehmendes Glück und nicht als persönliches Verdienst betrachten dürfen, so ist damit ein Gegengewicht gegen jenes Gefühl der Menschenwürde gegeben, damit es nicht in Eitelkeit, Stolz und Anmaßung umschlage.

Das Wohlwollen gegen Andere und das Streben nach eigener Vollendung bilden die moralischen Bedürfnisse. Da sie wenigstens zum Theil und im Keime gleichzeitig mit den gröber sinnlichen, oder egoistischen entstehen müssen, ist es falsch zu sagen, daß im Allgemeinen die einen die andern ursprünglich, oder durch die ursprüngliche Einrichtung im Menschen überwiegen, oder daß die Menschen im Allgemeinen natürliche Neigung zum Guten, oder zum Bösen (Erbsünde) haben. Sie neigen eben zu beidem, oder sind zu beidem fähig. Jeder sittlichen Handlung muß natürlich die Vorstellung der nach den verschiedenen äußern Verhältnissen verschiedenen Art und Weise ihrer Ausführung vorhergehen. Die daraus entstehenden Begriffe z. B. Dankbarkeit, Wohlthätigkeit einerseits und Mäßigkeit, Besonnenheit andrerseits — dürften die sogenannten Sittengesetze, oder die moralischen Pflichten gegen Andere und gegen uns selbst sein. Die der sittlichen Handlung vorhergehende Vorstellung ihrer Art und Weise ist aber nur der unmittelbare, nicht der tiefere Beweggrund. Wie wir sahen, daß der Wille des Menschen im Allgemeinen aus zwei Elementen besteht: einem Bedürfnisse, oder Schmerze, die eine Vorstellung associiren, so besteht auch der sinnliche Wille, oder das Motiv des sittlichen Handelns einerseits aus der Theilnahme für Andere, welche sich mit der Vorstellung der Art und Weise ihnen zu helfen verbindet, andrerseits aus dem persönlichen Ehrgefühle, welches die Vorstellung einer anständigen Lebensweise associirt.

Der sinnliche, oder egoistische und der sinnliche Wille bilden oft genug einen Gegensatz, der Individuen, wie ganze Völker bewegt. Beide Arten des Willens müssen sich nämlich nach dem Gesetze der Association contrastirender Gedanken gegenseitig hervorrufen. Ist der moralische Wille, oder die ihn bildende Nervenschwingung von größerer Intensität, so wird er den egoistischen hemmen, gänzlich vernichten und die Handlungen des Menschen allein hervorbringen, oder bestimmen. Indem dieser durch solche moralische Kraft unabhängig, oder frei von seinem Egoismus ist, nennt man ihn moralisch frei. Moralische Freiheit besteht in der überwiegenden Intensität, oder in der Herrschaft des moralischen Willens. Ist diese nicht vorhanden und sind dagegen die egoistischen Bedürfnisse stark (böse Gewohnheiten und Leidenschaften), so siegen diese und der Mensch ist ein Sklave seiner Sinnlichkeit, oder seines Egoismus.

Es erhellt aus dem Bisherigen hinreichend, daß die moralische Freiheit ganz gut bestehen kann ohne die Annahme der absoluten Freiheit des Willens. Diese dürfte sogar einen innern Widerspruch enthalten. Denn wenn ein Mensch in dem Augenblicke, in welchem er etwas will, auch etwas anderes wollen könnte, müßte etwas zugleich sein und nicht sein können. Die präsumirte Eigenschaft des Menschen gleichzeitig verschiedenes wollen zu können ist ebenso unmöglich, oder absurd, als daß eine bestimmte Figur gleichzeitig dreieckig und viereckig, oder roth und grün sein könnte. Ideler scheint in einer kürzlich erschienenen Schrift, in welcher er den Sensualismus auf's bitterste anklagt, diesen Umstand wenigstens zu fühlen, indem er trotz seiner häufigen Berufung auf die freie Selbstbestimmung erklärt: „Man hebt den Begriff der Zurechnungsfähigkeit gänzlich auf, wenn man ihn von der absoluten Herrschaft der Vernunft abhängig macht, welche bei keinem Menschen vorausgesetzt werden darf, weil sie jedesmal von heftigen Affekten und Leidenschaften unterdrückt wird."

Der sittliche Wille ist identisch mit dem, was man Gewissen nennt. Auch ist es ohne Zweifel sehr passend, daß die sogenannte Vernunft von Ideler mit dem Gewissen identificirt wird. Es ist nach dem Gesagten einzusehen, wie dasselbe verschiedene Grade haben kann, wie es, wenn wir uns nur guter Handlungen zu erinnern haben, oder dieselben zu thun beabsichtigen, ein Gleichgewicht unserer Gedanken bewirkt, welches als das beseligende Gefühl des guten Gewissens, bei Erinnerung, oder Beabsichtigung egoistischer, schlechter Handlungen einen Mangel des Gleichgewichts, welcher als das peinigende Gefühl des bösen Gewissens zum Bewußtsein kommt.

Da die moralische Freiheit in der überwiegenden Intensität des sittlichen Willens besteht, diese aber zwei Elemente: einerseits die sittlichen Bedürfnisse, andrerseits die Vorstellungen von der Art und Weise des sittlichen Handelns in sich faßt, so fragt es sich, welches von beiden Elementen bei der moralischen Erziehung besonders in Betracht kommt. Die Art und Weise des sittlichen Handelns, oder die Sittengesetze genau gelernt zu haben und von ihrer Zweckmäßigkeit, oder ihrem Nutzen für das Allgemeinwohl überzeugt zu sein, ist ohne Zweifel ein wünschenswerther Bestandtheil der moralischen Freiheit; sehr viel wichtiger aber ist, wie die Erfahrung lehrt, die Kraft, oder Intensität der sittlichen Bedürfnisse. Sowohl Bedürfniß nach Anderer Glück und Theilnahme bei ihrem Unglück, als auch persönliches Ehrgefühl anzuregen, scheint die Hauptsache bei der moralischen Erziehung des Menschen zu sein und theils indirekt durch äußerlicher Abhaltung u. Beschränkung sinnlicher, oder egoistische Bedürfnisse, theils direkt durch äußerliche Veranlassung zu sittlichem Verhalten bewirkt zu werden, obwohl jene Beschränkung und Veranlassung meistentheils nicht zu unmittelbar sein, oder zu absichtlich erscheinen dürfen. Die dadurch veranlaßten moralischen Handlungen werden zwar am Anfange nicht selten nur äußerlich sein; allein, wie sich

die sinnlichen Bedürfnisse durch häufige Befriedigung steigern, so muß auch durch die Wiederholung jenes sittlichen Verhaltens, welches doch jedesmal das in jedem Menschen wenn auch geringe Wohlwollen gegen Andere und geringe Ehrgefühl assoziirt, eine Steigerung dieser sittlichen Bedürfnisse entstehen, bis sich die blos äußerlich guten Handlungen zu wahrhaft, oder vollständig guten umgewandelt haben. Wenn die moralische Freiheit, oder die Intensität des sittlichen Willens gewiß größtentheils von der Erziehung des Menschen abhängt, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß sie auch durch seine angeborne Natur, oder die ursprüngliche Beschaffenheit seines Nervensystems bedingt ist. Die Erfahrung beweist es, indem aus gleichen Lebensverhältnissen und derselben Erziehung Menschen hervorgehen, die an moralischer Freiheit sehr ungleich sind. Es ist auch begreiflich, daß, wenn die Entstehung der Bedürfnisse überhaupt zum Theil von der nicht wahrnehmbaren molecularen Struktur der Nerven abhängt und hierdurch verschiedene Individuen verschiedene Bedürfnisse dem Grade und der Art nach haben müssen, ein Theil der Menschen zur moralischen Erziehung mehr Fähigkeiten mitbringt, als ein anderer.

Obwohl man der bisherigen Auseinandersetzung selbst der Verbrecher stets durch das Endresultat seiner angebornen Natur und einer unmoralischen Erziehung, zu der auch alle andern Lebensverhältnisse zu zählen sind, nämlich durch die Intensität seines Egoismus und durch andere moralische Schwächen mit physikalischer Nothwendigkeit gezwungen wird, schlecht zu handeln, so ist doch damit keineswegs gesagt, weder daß die angeborne Natur und die Wirkungen der schlechten Erziehung nicht noch oft nachträglich zum Guten verändert werden können, noch daß die Gesellschaft irgend Grund hat, den Schaden zu ertragen, den ihr der Verbrecher zufügt. Darauf basirt die Berechtigung zur Bestrafung der Verbrecher. Die Strafe ist ein verschiedenartiges Verfahren der Regierung eines Staates zur möglichsten Hinderung, oder Vorbeugung der Verbrechen, indem sie die Verbrecher theils bessern (nachträglich erziehen), theils, wenn dies nicht möglich ist, unschädlich machen, theils alle Mitglieder des Staates von den Verbrechen abschrecken soll. Daß dieser Zweck sehr oft, vielleicht in der Hälfte der Fälle nicht erreicht wird, widerlegt nicht jene Definition, da überall in der Welt Zwecke nur soweit erreicht werden, als es die gegebene ursprüngliche Beschaffenheit der Dinge erlaubt. Es ist mithin irrthümlich, zu glauben, daß das Recht zur Bestrafung allein auf die Annahme einer absoluten Freiheit des menschlichen Willens, welche Annahme dem hier festgehaltenen Standpunkte entschieden widerspricht, gegründet werden könne. Die Todesstrafe, selbst eine Draconische Gesetzgebung sind mit der sensualistischen Regierung der absoluten Freiheit des Willens logisch vollkommen vereinbar.

Daß die Strafe, wie man oft behauptet, eine Negation, oder Aufhebung des Verbrechens sei, ist (abgesehen vom Schadenersatz, was nicht hierher gehört) sowohl in der Wirklichkeit falsch, denn das Verbrechen ist eine unabänderliche Thatsache, als auch falsch in der Vorstellung, weil die Regierung des Staates dem Verbrecher einen Schaden zufügt (als ein solcher ist die Strafe von diesem Standpunkte zu betrachten) und dadurch zu seinen Maximen herabsteigt. Das Verbrechen wird verdoppelt, aber nicht aufgehoben. Deshalb ist es auch eine der Sittlichkeit der Staatsregierung unwürdige Auffassung, die Strafe als ein Aequivalent, oder gerechten Lohn der bösen That (als Rache) anzusehen. Hier in ähnlicher Weise innerlich bewegt zu werden, wie bei Unglücksfällen ist gewiß passender, als jenes schadenfrohe Gefühl, das sich in den Worten: ihm ist Recht geschehen! — Luft macht. Besserung ist zugleich Sühne des Verbrechens, sie läßt wieder Gleichgewicht, oder Frieden in die Seele des Verbrechers zurückkehren und insofern ist die Strafe, wie man sich ausdrückt, das Recht des Verbrechers. Strafe ohne Besserung aber bewirkt jenes Gleichgewicht nicht.

Es scheint, als ob dieser Ansicht von der Berechtigung zur Bestrafung der Verbrecher, obwohl dieselben durch ihre Natur zur That gezwungen wurden, die Behauptung, Idelers gilt, daß darnach der Verbrecher nicht als Mensch, sondern als Thier beurtheilt und behandelt werde, welches der freien Selbstbestimmung unfähig, nur durch mechanischen Zwang genöthigt werden kann. „Vor solcher Auffassung, meint er, würden wohl die entschlossensten Deterministen und Materialisten zurückschrecken.“ Allerdings liegt eine gewisse Kälte darin, aber ebendieselbe findet sich auch in den ausgesprochenen Worten Idelers: „Sind das Gewissen u. die damit verbundenen edleren Gefühle zu schwach, um den Menschen vom Abgrunde des Verderbens zurückzuschrecken, so enthält sein Gemüth Nichts mehr, was ihn zum Anspruch auf die Theilnahme Anderer berechtigen könnte, und ist zwischen ihm und dem ganzen übrigen Menschengeschlechte jedes Verhältniß zerstört, so muß er auch auf jedes gemeinsame Recht Verzicht leisten.“ Wird denn hiermit der Verbrecher nicht ebenfalls, wenn auch in anderer Weise dem Thiere, welches auch rechtlos ist, gleichgestellt? Da der Verbrecher durch Negation der absoluten Freiheit des Willens als Unglücklicher erscheint, da man wenigstens strebt, ihn durch die Strafe zu bessern, kann man die hier vertheidigte Auffassung bei der Begründung der Ethik durch das Wohlwollen sogar die sittlichere, oder humanere nennen. Es liegt doch immer noch ein Grad von Theilnahme für den Menschen darin, welche der gewöhnlichen, von Idelers vertheidigten Ansicht gänzlich fehlt, da hier an Stelle des Begriffes „Unglück“ der Begriff „absolute Bösartigkeit“ tritt. Der Verbrecher könnte gut sein, will es aber nicht. Idelers stellt ihn deshalb nicht einmal dem Thiere gleich, sondern unendlich tiefer. Denn Niemand hält das Thier für absolut bösartig in obigem Sinne.

Es werden indeß auch Verbrechen begangen, deren Ursache nicht das Resultat der angebornen Natur und mangel-

hafter moralischer Erziehung: der Egoismus, oder auch andere moralische Fehler z. B. irgend ein Laster, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Furcht ꝛc. —, sondern ein Krankheitszustand des Thäters ist, und es kann diese Ursache, wenn überhaupt, so nicht in Strafanstalten, sondern nur durch ärztliche Behandlung in Irrenanstalten beseitigt werden. Bei einem Verbrecher entsteht von unserm Standpunkte nicht die Frage: war er bei der That absolut frei, oder unfrei? — sondern die Frage: war die Ursache seiner That Egoismus, oder irgend ein anderer moralischer Fehler, — oder war sie Krankheit? Im ersten Falle mag man ihn immerhin zurechnungsfähig nennen, wenn man unter Zurechnungsfähigkeit nur nicht absolute Freiheit des Willens versteht, die in beiden Fällen mangelte. Die Hauptsache bei der Beantwortung obiger Frage wird — in diesem praktischen Endresultate stimmt der Sensualismus vollständig mit Idelers Forderung überein — eine genaue Entwickelung der ganzen psychischen und äußerlichen Vergangenheit des Verbrechers sein, und erst dann, wenn sich aus diesen Prämissen, oder dieser Charakterschilderung ein unmoralisches Motiv der That nicht als psychologische Consequenz herausstellt, darf man an eine Krankheit denken. Daß es unrichtig wäre, die Frage zu stellen, ob der Verbrecher bei der That gesund, oder krank gewesen sei, geht, wie Ideler bemerkt, daraus hervor, daß gewisse Zustände der Gesundheit z. B. die Leidenschaften und Affekte sich äußerlich von Zuständen des Wahnsinns, der Melancholie und Tobsucht nicht unterscheiden, oder daß es eine sinnlich wahrnehmbare scharfe Grenze zwischen den Zuständen der geistigen Gesundheit und Krankheit gar nicht giebt. Es versteht sich fast von selbst, daß wenn bei einer egoistischen, oder sonst unsittlichen That wirklich erwiesene Krankheit, körperliches, oder geistiges Elend, oder auch nur irgend ein gut gemeinter Fanatismus mitwirkten, dies die Zurechnungsfähigkeit in geringerem, oder höherem Grade mindert, wodurch der scheinbare Rigorismus, welcher man Ideler vorwirft, vollkommen mit dem ächt menschlichen Grundsatze: hanc veniam damus petimusque vicissim in Uebereinstimmung gebracht wird.

Wenn viele Aerzte aus dem Prinzipe, daß die geistigen Vorgänge durch physikalische entstehen, äußerst willkührlich schließen, daß Affekte und Leidenschaften durch Krankheitszustände verursacht werden, daß der Wille allein durch die leibliche Organisation bedingt, der sittliche Wille durch jede Blutcongestion, jede Stockung, im Pfortadersysteme gehemmt, oder unterdrückt werde, daß es eine Mania transitoria, eine Dipsomanie, Kleptomanie, Pyromanie gäbe ꝛc. ꝛc., so hat Ideler ohne Zweifel Recht, sich aufs entschiedenste gegen solche Schlüsse, welche zurechnungsfähige Verbrecher der Strafe entziehen, zu erklären. Ungerecht aber scheint es mir, das sensualistische Prinzip zu verdammen, weil unsinnige Folgerungen draus gezogen werden; denn dies geschieht bekanntlich oft genug bei dem anerkannt besten Prinzipe. Stimmt es doch mit dem von mir oben auseinandergesetzten sensualistischen Standpunkte durchaus überein, weil Ideler von dem bösartigen Gemüthe sagt, „weil darin alle sittliche Gegenwirkung fehlt, so vermag es auch seinen wilden Begierden gar keinen Zaum anlegen und seine sinnlose Empörung gegen das Gesetz ist nicht der schuldfreie Ausbruch einer wirklichen Seelenstörung, sondern die letzte gereifte Frucht eines pflichtwidrigen Lebenswandels."

Der von mir eingeschlagene Weg führt ohne Verletzung der Logik zu den praktischen Resultaten Idelers, vermeidet aber erstens den in dem Begriffe der absoluten Freiheit früher erwiesenen logischen Widerspruch und zweitens den Dualismus des speculativ-empirischen Denkens, welches weder das durch die Entwickelung der empirischen Wissenschaften gesteigerte Bedürfniß des Verstandes, noch das einer gewissen Gemüthsart irgend befriedigt. Diese Bedürfnisse müssen sich offenbar immer mehr steigern und niemals werden die Aerzte anders denken und fühlen, als heute. Wenn man die neuesten Discussionen der Philosophen über das Prinzip der Ethik, wie sie z. B. in Fichte's Zeitschrift, veranlaßt durch Fechner's Schrift „über das höchste Gut" jahrelang resultatlos sich fortspinnen, durchdenkt, kann man zu diesem Wege kein Vertrauen gewinnen. Nicht, daß die Aerzte zum Sensualismus neigen, ist zu beklagen, sondern daß mancherlei tief wurzelnde Vorurtheile die Entstehung einer gründlichen und in sich consequenten sensualistischen Psychologie hindern. In diesem Paragraphen habe ich versucht, das Vorurtheil von Seiten der Ethik einigermaßen zu erschüttern. Die tiefe Wahrheit in den Bemühungen Idelers, die Psychiatrie durch psychologische Begriffe aufzuklären, dürfte erst durch solche sensualistische Psychologie allgemeiner anerkannt werden.

Die hier vertheidigte Auffassung der Ethik verletzt aber nicht nur nicht die Rechtsinstitute im Staate, wie eben erwiesen worden ist, sie steht auch mit der Existenz einer Kirche durchaus nicht im Widerspruch. Gerade der Sensualismus, weil er, wie schon bei Eröterung des Ehrgefühls bemerkt wurde, überzeugt ist, daß alle Gedanken und Handlungen nicht durch eine uns ursprünglich innewohnende, selbstständige Kraft entstehen, der es nur als ein dankbar hinzunehmendes Glück betrachtet, wenn durch Erziehung und andere äußere Verhältnisse, zum Theil auch durch eigene vom Willen unabhängige körperliche Beschaffenheit das Gute in dem Menschen Wurzel gefaßt hat, es nicht als persönliches Verdienst desselben ansieht, grade der Sensualismus, welcher in diesem Punkte so wesentlich mit einem tieferen Christenthume übereinstimmt, bedarf einer äußern Kirche, welche das Gute nicht nur allein lehrt, sondern fortdauernd daran mahnt, zu guten Werken anleitet, im Unglücke tröstet und unterstützt.

Daß der Rationalismus und die speculative Philosophie viel weniger einer äußeren Kirche bedürfen, weil ihrer Meinung nach ja dem Menschen eine eigene selbstständige Kraft des Guten innewohnt, ist leicht einsichtlich. Ein in

sich klarer und consequenter Sensualismus, weit entfernt, das Institut der Kirche anzufeinden, muß ihm vielmehr, wie es auch praktische Theologen dringend verlangen, die Macht zu einer concreteren Wirksamkeit wünschen, als es heute (wenigstens im Protestantismus) besitzt; nur die theologische Dogmatik weist er entschieden ab, indem er sie für nichts weiter, als für einen vergänglichen Entwickelungszustand des menschlichen Geistes halten kann. Erläuterung und Kräftigung ethischer Lehren durch ihre Beziehung auf das dem Christenthume zu Grunde liegende welthistorische Ereigniß ist damit nicht ausgeschlossen, wenn man dies Ereigniß nur in natürlicher Weise auffaßt. Ein gesundes Gemüth wird durch solche Auffassung tiefer bewegt, als durch die der theologischen Dogmatik.

Die Seele.

Der Ausdruck Seele (geistige Persönlichkeit, oder Ich) ist nichts weiter, als ein Collectivname, indem er die Summe aller bisher entwickelter psychischer Thätigkeiten, wie sie in einem Individuum stattfinden, bezeichnet. In dieser großen Gruppe von Vorgängen unterscheidet man kleinere Gruppen.

Von den Gefühlen abstrahirend, versteht man unter Intelligenz die Summe der Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse; indem man von allem diesem abstrahirt, faßt man die Gruppe der Gefühle mit dem Namen Gemüth zusammen; die Gruppe der Willensvorstellungen aber nennt man Charakter. Während ein Theil der Intelligenz, nämlich die Fähigkeit zur Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen Verstand heißt (Scharfsinn wohl die Fähigkeit zur Abstraktion, oder Analyse), wurde als Vernunft mit Ideler der sittliche Wille, oder das Gewissen angesehen.

Unter Temperament versteht man eine jedem Individuum eigenthümliche Schnelligkeit, Intensität, Mannigfaltigkeit, Consequenz oder Unstätigkeit aller psychischen Prozesse, die von Entwickelung des Körpers und geistiger Erziehung entschieden unabhängig ist und deshalb durch eine angeborne Verschiedenheit theils der nervösen Substrate, theils des sie wiederersetzenden Blutes und Stoffwechsels bewirkt werden muß. Das Temperament hat ohne Zweifel begünstigenden, oder hemmenden Einfluß auf die durch Erziehung und andere Lebensverhältnisse bewirkte Entwickelung der Intelligenz, des Gemüths und des Charakters. So dürfte z. B. die materielle Grundlage der Temperamente auf die allgemeine Beschaffenheit des Gedächtnisses, der Fähigkeit zu unterscheiden und zu combiniren, der Phantasie, welches alles zur Intelligenz gehört, Einfluß haben und alles dieses somit zum Theil angeboren sein.

Die Seelen der Individuen sind indeß nicht blos allgemein verschieden durch die eben erwähnten Temperamente, sondern auch verschieden durch Anlagen, oder Fähigkeiten, welche durch die eigenthümliche Beschaffenheit einzelner Theile des Gehirns bedingt sein müssen. Ohne Zweifel sind die centralen Enden der Sinnesorgane bei verschiedenen Individuen ursprünglich verschieden, so daß bald einem, bald mehreren Sinnen größere Deutlichkeit der Auffassung und feinere Abschätzung der gegenseitigen Verhältnisse möglich ist. Darauf können nicht nur die Talente zur Musik und Malerei, der Ortssinn, das Zahlengedächtniß, das Talent für Mathematik beruhen, sondern auch die Neigungen zu bestimmten sinnlichen Bedürfnissen, zur Genußsucht im Allgemeinen. Die Thatsache, daß Taubstumme ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen, Blinde zur Musik haben, was jedenfalls aus der stärkeren Uebung eines Sinnes bei dem Fehlen eines andern entsteht, beweist freilich, daß vieles von dem, was man angebornes Talent für irgend etwas nennt, auf Rechnung größerer Uebung und Ausbildung einzelner Sinne zu setzen ist. Auch ist in dieser Beziehung an die Aeußerung des berühmten Kopfrechners Dase zu erinnern, daß ihm seine Aeltern als zartem Kinde Dominösteine zum Spielen gegeben hätten, womit er sich sehr lange beschäftigt und hierdurch den Grund zu der erstaunenswerthen Sicherheit und Schnelligkeit in der Auffassung aller Zahlenverhältnisse gelegt habe (Damerows Zeitschrift). Ebenso wie an den Centralenden der Sinnesnerven dürften an den Centralenden der einfach combinirten Muskelbewegungen im Gehirne bei verschiedenen Individuen Verschiedenheiten stattfinden und davon körperliche Geschicklichkeiten aller Art und Gewandtheit in technischen Verrichtungen abhängen. Da wenigstens viele dieser Talente und Neigungen von der Erziehung wenig abhängig zu sein scheinen, so dürfte folgen, daß sie in der ursprünglichen Construktion der Centralorgane irgend einen Grund haben. Aus den genannten angebornen primitiven geistigen und körperlichen Fähigkeiten entstehen durch Combination und Erziehung Anlagen zu specielleren Lebensberufen. Der Unterschied zwischen Talent und Genie endlich dürfte nur ein quantitativer sein.

Die Scheidung der Seelenvorgänge in Intelligenz, Gemüth und Charakter ist offenbar nur eine künstliche, oder abstracte und bei der engen Verkettung dieser Prozesse ist es falsch, abgesonderte Organe für sie zu präsumiren, so daß z. B. das Vorderhirn der Sitz der Intelligenz, das Mittelhirn der des Gemüths, das Hinterhirn der des Charakters wäre. Wahrscheinlichkeit dagegen hat die Ansicht von Lotze, daß vorzugsweise die Hemisphären des großen Gehirns Ernährungsorgane, die andern Theile des Gehirns aber die eigentlichen Apparate psychischer Thätigkeiten sind. Da die Intensität, Schnelligkeit, das ganze Bestehen derselben von der Ernährung ihrer Apparate abhängen, haben die Ernährungsorgane nicht nur einen physischen, sondern auch einen psychischen Werth, indem von ihnen Klarheit, Schnelligkeit, zuweilen selbst die ganze Existenz psychischer Thätigkeiten abhängen. Da die Hemisphären meist aus Ganglien bestehen, vereinigt sich diese Ansicht Lotze's mit der er-

wähnten Ansicht über die Ganglienzellen als Vermittler der Ernährung der Nervenröhren. Erklärlich wird dabei die gegen den Materialismus angeführte Thatsache, daß oft Wunden und Entartungen des Gehirns von großer Ausdehnung keine, oder wenig merkliche Störungen im Seelenleben bewirken. Bei Unfähigkeit der Funktionirung einzelner Theile können freilich bei der Paarigkeit der Hirnorgane auch andere ihre Funktion übernehmen.

Es läßt sich schließlich wohl nicht in Abrede stellen, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen dem verschiedenen Gewichte und den verschiedenen Dimensionen des Gehirns und somit der Gestalt des Schädels mit den verschiedenen psychischen Eigenthümlichkeiten der Menschen stattfindet.

Aus dem „hinkenden Teufel."

Von Le Sage.

Wie Don Kleophas und der Teufel das Tollhaus mustern.

Zambullo durchstreifte mit forschenden Blicken alle Gemächer und besah sich die darin eingesperrten Narren und Närrinnen. Hierauf sagte der Teufel zu ihm: „Ihr sehet hier Narren von allen nur erdenklichen Arten: männliche und weibliche, traurige und lustige, junge und alte; jetzt muß ich Euch aber auch sagen, wie sie es geworden sind. Zu dem Ende wollen wir von Zelle zu Zelle gehen und mit den männlichen den Anfang machen.

Der Erste, den wir da sehen, und der sich so wüthend geberdet, ist ein kastilianischer Neuigkeitskrämer und gebornet Madrider: ein stolzer Bürgersmann, dem die Ehre seines Vaterlandes wichtiger ist, als weiland einem römischen Bürger. Er wurde närrisch aus Aerger, weil er in einer Zeitung las, 25 Spanier haben sich von 50 Portugiesen schlagen lassen.

Sein Nachbar ist ein Licentiat, den es so gewaltig nach einer Pfründe gelüstete, daß er 10 Jahre lang bei Hof den Heuchler machte. Der Verdruß, sich bei allen Beförderungen übergangen zu sehen, hat ihm den Kopf verrückt: doch weiß er sich zu trösten, denn er lebt des festen Glaubens, er sei Erzbischof von Toledo. Ist er es auch nicht wirklich, so hat er doch wenigstens das Vergnügen, es sich einzubilden, und ich schätze ihn um so glücklicher, als ich seine Narrheit für einen schönen Traum ansehe, der nur mit seinem Leben verfliegt, und als er in der andern Welt keine Rechenschaft über die Verwendung seiner Einkünfte abzulegen braucht.

Der Nächste nach ihm ist ein Unmündiger, den sein Vormund für wahnsinnig ausgegeben hat, um sich seines Vermögens zu bemächtigen. Der arme Junge ist aus Wuth über diese Einsperrung wirklich närrisch geworden. Nun folgt ein Schulmeister, der hieher kam, weil er mit aller Gewalt das Paulopostfuturum des griechischen Verbums auffinden wollte, und nach diesem ein Kaufmann, dessen Vernunft an der Nachricht von einem Schiffbruche scheiterte, nachdem sie dauerhaft genug gewesen war, zweien Bankerotten zu widerstehen.

Die darauf folgende Zelle bewohnt der alte Capitän Zanubio, ein neapolitanischer Cavalier, der sich in Madrid niedergelassen. Eifersucht hat ihn hieher gebracht. Ich will Euch seine Geschichte erzählen.

Er hatte eine junge Frau Namens Aurora, die er nie aus den Augen ließ: sein Haus war allen Männern unzugänglich. Aurora ging nie aus, außer etwa in die Messe, und auch dahin begleitete sie ihr alter Tithonus. Zuweilen nahm er sie auch mit auf sein Landgut in der Nähe von Alcantara. Trotz all dem hatte ein Cavalier, mit Namen Don Garcias Pacheco, sie zufällig in der Kirche gesehen und sich sterblich in sie verliebt: der junge Mann war unternehmend und der Aufmerksamkeit einer unglücklich verheiratheten hübschen Dame im vollsten Maße würdig.

So schwer es auch war, in Zanubio's Haus zu gelangen, so ließ Don Garcias dennoch die Hoffnung nicht sinken. Da er noch keinen Bart hatte und ein recht hübscher Bursche war, so verkleidete er sich als Mädchen, steckte eine Börse mit hundert Pistolen zu sich und ging auf das Gut des Capitäns, sobald er erfuhr, daß der Eifersüchtige demnächst mit seiner Frau dahin kommen wollte. Er wandte sich an die Gärtnerin und sagte zu ihr im Ton einer Heldin in Ritterromanen, die von einem Riesen verfolgt wird: „Edle Frau, ich werfe mich in Eure Arme und bitte um Euer Mitleid. Ich bin ein Mädchen aus Toledo und stamme aus einer eben so vornehmen als reichen Familie. Meine Verwandten wollen mich mit einem Manne vermählen, den ich hasse. Ich habe mich nächtlicher Weile ihrer Tyrannei entzogen und bedarf jetzt einer Zufluchtsstätte. Hier wird man mich nicht suchen, deßwegen erlaubt, daß ich da bleibe, bis meine Familie mildere Gesinnungen gegen mich zu hegen anfängt. Nehmt diese Börse von mir an: hier ist Alles, was ich Euch für den Augenblick bieten kann; doch werde ich hoffentlich bald in den Stand kommen, Eure Gefälligkeit besser zu belohnen."

„Herzlich gern," erwiderte die Gärtnerin, welcher namentlich der Schluß dieser Rede sehr einleuchtete. „Ich kenne mehrere junge Damen, die alten Männern geopfert wurden, und weiß wohl, daß sie keine Ursache haben, zufrieden zu sein. Ich nehme Antheil an ihrem Herzleid, und Ihr hättet Euch an Niemand besser wenden können, als an

mich. Ich will Euch ein abgesondertes Stübchen anweisen, wo Ihr so sicher sein sollt, wie in Abrahams Schooß."

So brachte Don Garcias mehrere Tage auf dem Gute zu und harrte mit glühender Ungeduld, ob Aurora immer noch nicht komme. Endlich erschien sie mit ihrem Eifersüchtigen, der nach seiner löblichen Gewohnheit sogleich alle Zimmer, Kabinette, Böden und Keller durchsuchte, ob sich nicht vielleicht irgend ein Feind seiner Ehre hieher versteckt habe. Die Gärtnerin, die ihn schon kannte, kam ihm zuvor und erzählte ihm, wie ein junges Mädchen sie um eine Zufluchtsstätte angegangen habe.

Zanubio, der sonst so mißtrauische Zanubio, hatte diesmal nicht die mindeste Ahnung von einem Betrug, wünschte jedoch die Unbekannte zu sehen. Sie bat ihn um Erlaubniß, ihren Namen zu verschweigen, da sie diese Schonung ihrer Familie schuldig sei, auf welche durch ihre Flucht gewissermaßen ein Fleck falle; dann aber erzählte sie ihm mit so viel Geist einen ganzen Roman, daß der Capitän darüber hocherfreut war. Er fühlte, daß er diesem liebenswürdigen Mädchen gut sein mußte, und da er sich mit der Hoffnung schmeichelte, irgend einmal Nutzen daraus ziehen zu können, so bestimmte er sie zur Gesellschafterin seiner Frau.

Sobald Aurora die Unbekannte sah, erröthete sie und wurde unruhig, ohne zu wissen warum. Der Cavalier bemerkte es und schloß daraus, sie müsse ihn in der Kirche, wo er sie gesehen hatte, ebenfalls beobachtet haben. Um nun seiner Sache gewiß zu werden, sagte er zu ihr, sobald sie mit einander allein waren: „Sennora, ich habe einen Bruder, der mir immer viel von Euch sagte; er hat Euch einen Augenblick in einer Kirche gesehen und von diesem Augenblick an, der ihm beständig vor der Seele schwebt, befindet er sich in einem Zustand, der Euer Mitleid gewiß verdiente."

Bei diesen Worten betrachtete ihn Aurora aufmerksamer und gab ihm dann zur Antwort: „Ihr selbst habt zu viel Aehnlichkeit mit diesem Bruder, als daß ich mich länger durch Eure List sollte täuschen lassen. Ich sehe wohl, daß Ihr ein verkleideter Cavalier seid, und erinnere mich noch recht gut des Tages, wo sich während der Messe meine Mantille einen Augenblick öffnete und Ihr mich sahet. Aus Neugierde sah ich ebenfalls nach Euch, aber Ihr verwendetet kein Auge von mir. Als ich aus der Kirche ging, seid Ihr mir wahrscheinlich nachgelaufen, um zu erfahren, wer ich sei und wo ich wohne. Ich vermuthe dies blos, denn ich wagte es nicht, nach Euch umzusehen; mein Mann, der mich begleitete, hätte es gewiß bemerkt und mir ein Verbrechen daraus gemacht. Am zweiten, dritten und vierten Tag ging ich wieder in dieselbe Kirche; dort sah ich Euch regelmäßig und merkte mir Eure Züge so gut, daß ich Euch trotz aller Verkleidung wieder erkenne."

„Nun gut, Sennora," antwortete Don Garcias, „so muß ich mich also entlarven. Ja, ich bin ein Mann, den Eure Reize um seine Ruhe gebracht haben. Don Garcias Pacheco steht vor Euch, durch die Liebe hieher geführt." — „Und ohne Zweifel," entgegnete Aurora, „hoffet Ihr, ich werde Eure tolle Leidenschaft gutheißen, Eure List begünstigen und das Meinige dazu beitragen, um meinen Mann in seinem Irrthum zu erhalten? Allein Ihr täuschet Euch gewaltig; er soll sogleich Alles erfahren. Es handelt sich um meine Ehre und um meine Ruhe, und überdies freut es mich, eine so schöne Gelegenheit zu finden, wo ich ihm zeigen kann, daß seine Wachsamkeit minder sichere Bürgschaften gewährt, als meine Tugend, und daß ich trotz all seiner argwöhnischen Eifersucht schwerer zu überraschen bin, als er."

Kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen, als der Capitän erschien und sich in's Gespräch mischte mit der Frage: „Ueber was unterhaltet ihr euch, meine Holden?" Aurora ergriff sogleich das Wort und sagte rasch: „Wir sprachen eben von den jungen Herren, die sich bei jungen Frauen, welche alte Männer haben, beliebt zu machen suchen, und ich sagte, wenn je ein solcher Geck verwegen genug sein sollte, sich in irgend einer Verkleidung in Euer Haus einzuschleichen, so würde ich seine Frechheit schon zu bestrafen wissen."

„Und Ihr, Sennora," sagte Zanubio gegen Don Garcias gewendet, „wie würdet Ihr in diesem Fall mit einem jungen Cavalier umgehen?" Don Garcias war so ganz aus dem Concepte gebracht, daß er nicht wußte, was er dem Capitän antworten sollte, und dieser hätte gewiß seine Verlegenheit bemerkt, wenn nicht im selben Augenblick ein Bedienter gemeldet hätte, ein Herr aus Madrid wünschte ihn zu sprechen. Er ging also hinaus, um zu sehen, was er von ihm wolle.

Nun warf sich Don Garcias Auroren zu Füßen und sagte zu ihr: „Ach, Sennora, wie könnt Ihr Euch ein Vergnügen daraus machen, mich in Verlegenheit zu bringen? Solltet Ihr wohl grausam genug sein, mich der Rache eines wüthenden Gemahls preiszugeben?" — „O nein, Pacheco," antwortete sie lächelnd; „junge Frauen, die eifersüchtige alte Männer haben, sind nicht so grausam; seid deßhalb ohne Sorgen: ich wollte Euch blos zum Spaß ein wenig erschrecken, aber weiter gedenke ich's nicht zu treiben. Das ist doch wohl nicht zu viel für meine Gefälligkeit, daß ich Euch erlauben will, hier zu bleiben." Bei diesen tröstenden Worten fiel unserm Don Garcias ein Stein vom Herzen und er faßte Hoffnungen, welche die gütige Aurora auch nicht Lügen strafte.

Eines Tages, als sie sich eben auf Don Pacheco's Zimmer die unzweideutigsten Beweise von Freundschaft gaben, kam der Capitän dazu. Wäre er auch nicht der eifersüchtigste aller Sterblichen gewesen, so sah er doch jetzt mehr als genug, um mit allem Grund annehmen zu können, daß seine schöne Unbekannte nichts Anderes sei, als ein verkleideter Cavalier. Dieser Anblick machte ihn rasend: er rannte auf sein Zimmer, um Pistolen zu holen, allein mittlerweile nahmen die Liebenden Reißaus, verschlossen seine Cabinetsthüre von außen, steckten den Schlüssel ein und erreichten in aller Eile ein benachbartes Dorf, wo Don Garcias seinen

Kammerdiener mit zwei guten Pferden zurückgelassen hatte. Hier legte er seine Frauenkleider ab, nahm Aurora hinter sich auf's Pferd und brachte sie auf ihre Bitten in ein Kloster, wo eine Tante von ihr Priorin war. Sodann kehrte er nach Madrid zurück und sah dem Ausgang dieses Abenteuers ruhig entgegen.

Indessen erhob Zanubio, als er sich eingesperrt sah, ein lautes Geschrei und rief seine Leute zu Hülfe. Endlich kam ein Bedienter, fand aber die Thüre verschlossen und konnte somit nicht öffnen. Der Capitän gab sich alle Mühe sie aufzubrechen; weil dies aber nicht geschwind genug von Statten ging, so sprang er in seiner Ungeduld mit den Pistolen in der Hand, zum Fenster hinaus: er fiel rücklings auf den Boden und verwundete sich dergestalt am Kopfe, daß er bewußtlos liegen blieb. Nun rannten seine Bedienten herbei und trugen ihn in einen Saal auf ein Ruhebett. Sie spritzten ihm Wasser in's Gesicht und brachten ihn endlich mit vieler Mühe wieder zu sich. Mit der Besinnung erneuerte sich auch seine Wuth wieder. „Wo ist meine Frau," fragte er wild, und man antwortete ihm, sie sei mit der fremden Dame zur kleinen Gartenthüre hinaus gegangen. „Pistolen her!" schrie er noch wilder und man mußte sie ihm geben. Endlich ließ er ein Pferd satteln und sprengte, ohne Rücksicht auf seine Wunden, davon, nahm aber einen andern Weg als das verliebte Paar. Den ganzen Tag streifte er fruchtlos umher und erst, als es Nacht wurde, kehrte er in einer Dorfschenke ein, um Ruhe zu schöpfen. Hier zogen ihm seine Mattigkeit und seine Wunden ein hitziges Fieber zu, an dem er beinahe gestorben wäre.

Kurz und gut, er lag in diesem Dorfe vierzehn Tage lang krank. Als er wieder hergestellt war, kehrte er auf sein Gut zurück, wo er sich unablässig mit seinem Unglück beschäftigte, bis er allmählig den Verstand verlor. Sobald Aurorens Verwandte dies erfuhren, ließen sie ihn nach Madrid in's Tollhaus schaffen. Seine Frau ist noch im Kloster, wo die Verwandten sie einige Jahre lassen wollen zur Strafe für ihre Untreue, oder wenn Ihr lieber wollt, für einen Fehltritt, den sie selbst zu verantworten haben.

„Gleich neben Zanubio — fuhr der Teufel fort — wohnt Don Blaz Destichado, ein ausgezeichneter Cavalier. Der Tod seiner Gemahlin ist die Ursache seines beklagenswerthen Zustandes." — „Das ist sehr merkwürdig," sagte Don Kleophas. „Ein Mann, den der Tod seiner Frau um den Verstand bringt! Ich hätte nie geglaubt, daß man die eheliche Liebe so weit treiben könnte." — „Nur sachte," unterbrach ihn Asmodi. „Nicht aus Schmerz über den Verlust seiner Frau ist Don Blaz wahnsinnig geworden, sondern das hat ihm den Kopf verrückt, daß er, da sie ihm keine Kinder hinterließ, ihren Verwandten 30,000 Dukaten zurückbezahlen mußte, die er in seinem Heirathscontract von ihr empfangen zu haben anerkannte." — „Ja, das ist etwas Anderes," versetzte Leandro, „nun wundere ich mich nicht mehr. Aber sagt mir doch, wenn ich bitten darf, wer der junge Mensch dort im anstoßenden Kämmerchen ist, der bald Sprünge macht wie ein Böcklein„ bald wieder stehen bleibt und dann ein schallendes Gelächter aufschlägt, so daß er sich die Seiten halten muß? Das ist einmal ein recht lustiger Narr." — „Seine Narrheit," antwortete Asmodi, „kommt auch von übermäßiger Freude her. Er war Portier in einem vornehmen Hause; als solcher erfuhr er den Tod eines reichen Contadors, dessen einziger Erbe er war, und aus Freude darüber wurde er verrückt.

„Jetzt kommen wir an den großen Lümmel, der Guitarre spielt und mit Gesang accompagnirt. Dies ist ein melancholischer Narr, ein Liebhaber, den die Strenge seiner Dame zur Verzweiflung gebracht hat, so daß man ihn einsperren mußte." — „Der arme Schelm!" sagte der Student, „er dauert mich. Dies Unglück kann dem bravsten Mann widerfahren; wäre ich in eine grausame Schöne verliebt, weiß Gott, es könnte mir auch so gehen." — „Daran," antwortete der Dämon, „erkenne ich Euch als wahren Castilianer. Man muß im Herzen von Castilien geboren sein, um sich für fähig zu halten, daß man sich zum Närrischwerden verlieben könne, wenn man das Unglück hat, nicht zu gefallen. Die Franzosen sind nicht so zärtlich, und wenn Ihr den Unterschied zwischen einem Franzosen und einem Spanier in diesem Punkte wissen wollt, so darf ich Euch nur das Liedchen sagen, das dieser Narr im Augenblick singt; er hat es so eben erst gemacht:

Ardo y lloro sin sossiego;
Llorando y ardiendo tanto
Que ni el llanto apaga el fuego,
Ni le fuego consume el llanto.

Mir brennt das Herz in Liebesglut,
Aus meinen Augen brechen Zähren;
Nicht löschen kann die Thränenflut
Den Brand, und er sie nicht versehren.

„So drückt sich ein Spanier aus, wenn er von seiner Dame mißhandelt wird; ein Franzose beklagte sich wirklich in ähnlichem Falle folgendermaßen:

Die Huldin, der mein Leben sich geweiht,
Verschmäht empfindungslos mein treues Lieben;
Bei meinen Seufzern, meiner Traurigkeit
Ist immerdar gleichgiltig sie geblieben.
Kann wohl ein Loos wie meines grausam sein!
Nun denn! erhört sie nicht mein Flehen,
Will auch den Tag ich nicht mehr sehen!
Kommt, Freunde, scharret mich bei Payen ein.

„Dieser Payen ist vermuthlich ein Traiteur?" fragte Kleophas. „Ganz richtig," antwortete der Teufel. „Nun wollen wir noch zu den andern Narren gehen." — „Lieber zu den weiblichen," sagte Don Leandro, „ich bin äußerst be-

gierig, sie zu sehen." — „Das kann Euch werden," antwortete Asmodi; „doch sind noch zwei bis drei unglückliche Männer da, die ich Euch vorher gern zeigen möchte. Wer weiß, ob ihre Geschichte nicht belehrend für Euch sein kann!

„Seht einmal gleich in der nächsten Zelle nach dem Guitarrenspieler das blasse, abgezehrte, zähnefletschende Gesicht, das die eisernen Gitter vor seinem Fenster fressen zu wollen scheint. Es ist ein ehrlicher Mann, aber unter einem so unglücklichen Gestirne geboren, daß er mit allen möglichen Vorzügen und trotz zwanzigjähriger Bemühung sich keinen sichern Bissen Brod erarbeiten konnte. Er kam von Sinnen, als er einen sehr unbedeutenden Menschen aus seiner Bekanntschaft, der nichts als ein wenig rechnen konnte, sich an einem Tage auf die Höhe des Glücksrads emporschwingen sah.

„Sein Nachbar, ein alter Secretär, ist übergeschnappt, weil er den Undank eines Herrn vom Hof, dem er sechzig Jahre gedient, nicht ertragen konnte. Der Eifer und die Treue dieses Dieners verdient wirklich alles Lob; er forderte nie etwas und es war ihm genug, seine Dienste und seinen Fleiß sprechen zu lassen. Nur Schade, daß sein Herr nicht der macedonische König Archelaus war, der abschlug, wenn man bat, und gab, wenn man nicht bat; er starb ohne ihn zu belohnen und hinterließ ihm kaum soviel, daß er den Rest seines Lebens im tiefsten Elend und unter den Narren zubringen kann.

„Jetzt will ich Euch nur noch auf Einen aufmerksam machen, denjenigen dort, der die Ellenbogen auf sein Fenster gestützt hat und in tiefes Nachdenken versenkt zu sein scheint. Ihr erblickt in ihm einen Sennor Hidalgo von Tafalla, einer kleinen Stadt in Navarra. Er kam nach Madrid, wo er sein Vermögen wirklich sehr gut angewendet hat. Er hatte nämlich die Wuth, alle Schöngeister kennen lernen und bewirthen zu wollen. Täglich waren bei ihm Schmausereien und wiewohl die Autoren ein undankbares Geschlecht ohne alle Lebensart sind und sich fortwährend über ihren Gastgeber lustig machten, so ruhte er doch nicht eher, als bis er seine kleine Habe mit ihnen verjubelt hatte." — „Wahrscheinlich," sagte Zambullo, „ist er dann aus Aerger närrisch geworden, weil er sich auf eine so alberne Art ruinirt hat?" — „Ganz im Gegentheil," antwortete Asmodi: „er wurde es deßwegen, weil er sich außer Stand sah, dies Leben fortzusetzen.

„Jetzt zu den Damen!" — „Wie?" rief der Student, „ich sehe ja bloß sieben bis acht, es gibt also weit weniger als ich gedacht hätte." — „Die Närrinnen sind nicht alle hier," antwortete der Dämon lächelnd. „Wenn Ihr es wünschet, will ich Euch sogleich in ein anderes Viertel der Stadt bringen, wo ein großes Haus ganz voll von ihnen ist." — „Dies ist nicht richtig," antwortete Kleophas; „ich begnüge mich mit diesen hier." — „Ihr habt Recht," versetzte der Dämon; „es sind fast lauter Damen von Stande, wie Ihr schon aus ihrer feinen Wäsche sehen könnt. Ich will Euch nun erklären, wie und warum sie närrisch wurden.

„In der ersten Zelle wohnt die Frau eines Corregidors; sie wurde aus Aerger närrisch, weil eine Dame vom Hof sie ein Bürgersweib nannte. In der zweiten befindet sich die Gemahlin des Generalschatzmeisters des Raths von Indien: sie wurde närrisch, weil sie in einer engen Gasse ihren Wagen zurückschieben lassen mußte, damit die Herzogin von Medina-Celi vorbeifahren konnte. In der dritten haust eine junge Wittwe aus einer Kaufmannsfamilie, die ihren Verstand verloren hat, weil es ihr mit einem großen Herrn, den sie zum Mann zu bekommen hoffte, fehlschlug. In der vierten eine vornehme Dame, Namens Donna Beatrix, deren Unglück ich ausführlich erzählen muß.

Diese Dame hatte eine Freundin, Donna Mencia mit Namen, mit der sie tagtäglich zusammenkam. Ein hübscher und galanter Ritter aus dem St. Jago-Orden machte Bekanntschaft mit ihnen, und bald wurden aus Freundinnen Nebenbuhlerinnen; sie kämpften lange um den Besitz seines Herzens, das indessen mehr für Donna Mencia fühlte, so daß diese endlich seine Gemahlin wurde.

Donna Beatrix, welche die Zauberkraft ihrer Reize gar hoch anschlug, ärgerte sich gewaltig, daß sie den Kürzern gezogen. Als gute Spanierin nährte sie im Innersten ihres Herzens bereits große Begierde nach Rache, als sie von Don Jacinta de Romarata, ebenfalls einem Liebhaber von Donna Mencia, ein Billet erhielt, worin er ihr schrieb, die Heirath seiner Geliebten sei ihm nicht weniger empfindlich als ihr, und er habe im Sinne, sich mit dem Ritter, der sie ihm entrissen, zu schlagen.

Dieser Brief war ihr sehr willkommen, denn sie verlangte den Tod des Sünders und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als daß Don Jacinto seinen Nebenbuhler erlegen möchte. Während sie nun voll Ungeduld dieser christlichen Genugthuung entgegen sah, geschah es zufällig; daß ihr Bruder mit eben diesem Jacinto in Streit gerieth und im Duell zwei Stiche von ihm bekam, an denen er auch starb. Donna Beatrix wäre nun verpflichtet gewesen, den Mörder ihres Bruders gerichtlich zu verfolgen; sie that es aber nicht, um Don Jacinto Zeit zu lassen, den St. Jago-Ritter anzugreifen. Ein deutlicher Beweis, daß den Damen nichts so heilig und theuer ist, als wobei ihre Schönheit in's Spiel kommt! Eben so handelte Pallas, als Ajax die Kassandra schändete; die Göttin bestrafte den ruchlosen Griechen, der ihr Heiligthum entweiht hatte, nicht auf der Stelle; er mußte sie zuvor wegen des Richterspruches des Paris rächen helfen. Aber ach! Donna Beatrix war nicht so glücklich, als Minerva, und sollte die Süßigkeit der Rache nicht kosten. Romarata fiel im Kampfe mit dem Ritter, und der Verdruß darüber hat die schöne Dame um ihren Verstand gebracht.

„Die beiden folgenden Närrinnen sind: die eine die Großmutter eines Advokaten, die andere eine alte Marqui-

[illegible] wunderlichen Launen ihr[illegible], daß er sie endlich mit guter [illegible] hat. Letztere war von jeher [illegible] ihrer eigenen Schönheit. Statt dem Alter [illegible] und Gelassenheit entgegen zu schauen, weinte [illegible] sie ihre Reize verblühen sah, und end[illegible] [illegible], als sie sich in einem treuen Spiegel betrachtete, [illegible] über."

„Das ist vielleicht noch ein Glück für sie," sagte Don Leandre; „in ihrer Verstandeszerrüttung merkte sie wohl nicht, welche Verwüstungen die Zeit an ihr angerichtet hat?" „Ganz richtig," antwortete der Teufel; „sie sieht nicht die mindeste Spur von Alter auf ihrem Gesichte, sondern hält im Gegentheil ihren Teint für eine Mischung von Lilien und Rosen. In ihrer Nähe sind nichts als Grazien und Liebesgötter, mit Einem Wort, sie sei die leibhaftige Göttin Venus." — „Ist sie also," fragte der Musensohn, „nicht glücklicher in ihrer Narrheit, als wenn sie ihren wahren Zustand wüßte?" — „Zuverlässig," antwortete Asmodi. „Nun haben wir nur noch eine einzige Dame zu beobachten; sie wohnt in der letzten Zelle und ist nach drei höchst unruhigen Tagen und Nächten so eben endlich eingeschlafen. Ihr Name ist Donna Emerenciana. „Ich finde sie sehr schön," antwortete Zambullo. „Ei wie schade, daß eine so hübsche Frau wahnsinnig sein muß! Durch welches Unglück ist sie es geworden?" — „Hört mir aufmerksam zu," antwortete Asmodi, „es ist eine traurige Geschichte.

Still und heiter lebte Donna Emerenciana, die einzige Tochter des Don Wilhelm Stephani, im Hause ihres Vaters zu Siguenza, als Don Kimen de Lizana durch seine Bemühungen, ihr zu gefallen, ihre Ruhe störte. Sie nahm die Huldigungen des Ritters nicht nur huldvoll auf, sondern war auch schwach genug, zu den lustigen Erfindungen die Hand zu bieten, auf welche er verfiel, um mit ihr reden zu können. Bald schwuren sie einander ewige Treue.

An Geburt waren die beiden Liebenden sich gleich, nur daß das Fräulein für eine der besten Partien in ganz Spanien gelten konnte, während Don Kimen ein jüngerer Sohn war. Noch ein anderes Hinderniß stand ihrer Vereinigung entgegen. Don Wilhelm haßte die ganze Familie Lizana und ließ es nur zu deutlich merken, sobald die Rede auf sie fiel. Insbesondere schien er gegen Don Kimen noch mehr Widerwillen zu haben, als gegen seine übrige Familie. Emerenciana grämte sich sehr über diese feindselige Stimmung, die ihr für ihre Liebe nichts Gutes zu weissagen schien; gleichwohl überließ sie sich auf gut Glück dem süßen Triebe ihres Herzens und hielt nach wie vor geheime Zusammenkünfte mit ihrem Lizana, den eine Zofe von Zeit zu Zeit nächtlicher Weile in's Haus ließ.

In einer dieser Nächte geschah es, daß Don Wilhelm zufällig noch wachte, als der Liebhaber seiner Tochter in's Haus schlich. Er glaubte, in ihrem Zimmer, das nicht weit von dem seinigen war, ein Geräusch zu hören, und mehr bedurfte es nicht, um einen so argwöhnischen Vater in Unruhe zu versetzen. Zwar hatte Emerenciana Alles so geschickt eingeleitet, daß er keine Ahnung von ihrem Einverständnisse mit Don Kimen haben konnte, doch war es ihr nicht möglich gewesen, seinen Argwohn ganz einzuschläfern. Er stand leise auf, öffnete ein Fenster nach der Straße zu und hatte die Geduld, so lange hier zu warten, bis er Lizana, den er beim Mondschein erkannte, an einer seidenen Strickleiter vom Balkon hinabklettern sah.

Welch ein Anblick für Stesthani, den rachgierigsten und blutdürstigsten aller Sizilianer! Indeß bemeisterte er seinen Zorn, um nicht durch voreiliges Lärmschlagen das vornehmste Opfer seiner Rache zu verlieren. Er that sich Gewalt an und wartete, bis seine Tochter aufgestanden war. Dann ging er zu ihr, und als sie allein waren, zog er seinen Dolch und redete sie mit wuthfunkelnden Augen also an: „Unglückselige, die du dich trotz deiner edlen Herkunft nicht entblödest, ein ehrloses Leben zu führen, mache dich gefaßt, gerechte Strafe dafür zu leiden. Sieh, mit diesem Dolche nehme ich dir das Leben, wenn du nicht die Wahrheit gestehst. Sag', wer ist der Verwegene, der heute Nacht in mein Haus kam, es zu entehren?"

Emerenciana erschrak dermaßen über diese Drohungen und war so bestürzt, daß sie kein Wort vorbringen konnte. „Elende," fuhr der Vater fort, „dein Schweigen und deine Bestürzung sind mir nur zu deutliche Beweise für dein Verbrechen. Unwürdige Tochter, meinst du, ich wisse von Allem nichts? Ich habe den Verwegenen heute Nacht gesehen, ich habe Don Kimen erkannt; es war dir nicht genug, einen Mann bei Nacht in dein Zimmer zu lassen: dieser Mann mußte auch noch mein bitterster Feind sein. Doch ich will wissen, wie weit er es getrieben hat: sprich ohne Hehl: nur durch Aufrichtigkeit kannst du dem Tode entgehen."

Der armen Emerenciana leuchtete in diesen letzten Worten ein Strahl von Hoffnung; sie faßte sich ein wenig und antwortete ihrem Vater also: „Sennor, ich habe mich nicht erwehren können, Lizana anzuhören, aber der Himmel sei Zeuge von der Reinheit seiner Absichten. Da er weiß, daß Ihr seine Familie hasset, so hat er es noch nicht gewagt, um Eure Einwilligung zu bitten. Nur, um uns über die Mittel, wie diese zu erhalten sein möchte, berathen zu können, habe ich ihm bisweilen erlaubt hierher zu kommen." — „Und wer trägt eure Briefe hin und her?" fragte Stephani. „Einer Eurer Pagen," antwortete seine Tochter. „Mehr verlange ich nicht zu wissen, erwiderte der Vater; „jetzt handelt es sich nur noch darum, den Plan, den ich mir entworfen habe, auszuführen." Sofort zwang er sie, fortwährend den Dolch in der Hand, ihrem Geliebten folgendes Billet zu schreiben, das er ihr diktirte:

„Theuerster Gemahl, einzige Freude meines Lebens, ich melde Euch, daß mein Vater soeben auf sein Gut abgereist ist und erst morgen zurückkommen wird. Benutzet

diese Gelegenheit; ich schmeichle mir, daß Ihr der Nacht mit gleicher Ungeduld entgegensehen werdet, wie ich."

Nachdem Emerenciana dieses verrätherische Billet geschrieben und versiegelt hatte, sagte Don Wilhelm weiter zu ihr: „Jetzt laß den Pagen kommen, der sein Aemtchen so gut versteht, und befiehl ihm, dieses Schreiben an Don Kimen zu überreichen. Hoff' indeß nicht, mich zu hintergehen. Ich werde mich hier in deinem Zimmer verstecken, aber so, daß ich dich beobachten kann, wenn du es ihm befiehlst. Sagst du ihm nur ein Wörtchen oder giebst du ihm den kleinsten Wink, der ihm die Botschaft verdächtig machen könnte, sieh, diesen Dolch stoße ich dir sogleich in's Herz." Emerenciana kannte ihren Vater zu gut, als daß sie ihm Gehorsam hätte versagen können. Sie gab also dem Pagen das Billet wie gewöhnlich.

Stephani steckte nun seinen Dolch wieder ein, ging aber den ganzen Tag seiner Tochter nicht von der Seite, ließ sie mit keiner Seele reden und machte es ihr auf diese Art unmöglich, den armen Lizana vor der Schlinge zu warnen, die ihm gelegt wurde. Der junge Mann stellte sich pünktlich zum Rendezvous ein. Kaum aber war er im Hause seiner Geliebten, als er sich auf einmal von drei kräftigen Burschen angepakt fühlte. Sie entwaffneten ihn, ohne daß er sich ihrer erwehren konnte, stopften ihm ein Tuch in den Mund, verbanden ihm die Augen und knebelten ihm die Hände auf den Rücken. In diesem Zustand schleppten sie ihn in eine schon dazu bestellte Kutsche, stiegen zur Sicherheit alle Drei selbst mit hinein nnd brachten ihn auf Stephani's Landhaus zu Miedes, einem Dorfe vier kleine Meilen von Siguenza. Bald darauf folgte in einem andern Wagen Don Wilhelm, mit seiner Tochter, zwei Kammermädchen und einer mürrischen Duenna nach, die er am selben Nachmittage in seine Dienste genommen hatte. Auch seine übrigen Leute nahm er alle mit, bis auf einen alten Bedienten, der von Lizana's Wegschleppung nichts wußte.

Sie kamen Alle vor Tagesanbruch nach Miedes. Hier war Stephani's erstes Geschäft, den armen Don Kimen in einen gewölbten Keller einsperren zu lassen, der nur durch eine ganz schmale Oeffnung ein spärliches Licht erhielt. Hierauf befahl er seinem vertrauten Bedienten Julio, dem Gefangenen keine andere Nahrung zu geben, als Wasser und Brod, und zur Lagerstätte eine Schütte Stroh. So oft er ihm seine Nahrung bringe, solle er jedesmal zu ihm sagen: „Siehst du, niederträchtiger Verführer, so thut Don Stephani denjenigen, die frech genug sind, ihn zu beschimpfen." Nicht minder hart behandelte der grausame Sizilianer seine Tochter. Er sperrte sie in eine Kammer, die keine Aussicht in's Freie hatte, nahm ihr ihre Kammermädchen und gab ihr als Kerkermeisterin die neue Duenna, die ihres Gleichen nicht hatte, wenn es darauf ankam, arme Mädchen zu quälen.

So verfuhr er also mit den beiden Liebenden; allein es sollte dabei sein Bewenden nicht haben. Er hatte Don Kimens Tod beschlossen, wollte sich aber zugleich vor aller Strafe sichern und dies schien ihm keine leichte Aufgabe zu sein. Da er den Cavalier durch seine Bedienten hatte fortschleppen lassen, so konnte er sich nicht schmeicheln, daß eine That, die so viele Mitwisser hatte, lange ein Geheimniß bleiben würde. Mit den Gerichten wollte er auch nichts zu schaffen haben, und was sollte er also thun? Er nahm seine Maßregeln als hartgesottener Bösewicht. Er ließ alle seine Mitschuldigen in einem von dem Schlosse abgesonderten Hause zusammenkommen, erklärte ihnen seine ungemeine Zufriedenheit mit ihrem Eifer und sagte zugleich, zum Beweis seiner Erkenntlichkeit wolle er ihnen ein gutes Mahl veranstalten und jedem eine ansehnliche Summe Geldes schenken. Sie mußten sich nun an eine Tafel setzen und während sie im besten Schmausen waren, vergiftete sie Julio auf seinen Befehl; hierauf legten Herr und Diener mit einander Feuer im Hause an und ehe noch die Bauern zu Hülfe kommen konnten, ermordeten sie Emerenciana's beide Kammermädchen sammt dem schon erwähnten kleinen Pagen, deren Leichname sie hierauf unter die übrigen warfen. Bald wurde das ganze Haus von den Flammen ergriffen und trotz aller Bemühungen der Bauern in einen Aschenhaufen verwandelt. Ihr hättet sehen sollen, wie verzweiflungsvoll sich der Sizilianer geberdete; er schien ganz untröstlich über den Tod seiner Bedienten.

Als er sich nun auf diese Art der Verschwiegenheit Aller, die ihn verrathen konnten, versichert hatte, sagte er seinem Vertrauten: „Jetzt bin ich ruhig, lieber Julio; ich kann den verfluchten Don Kimen umbringen, wann es mir gefällt; ehe ich ihn aber meiner Ehre opfere, will ich zuvor noch die Wonne haben, ihn leiden zu sehen. Das Elend und das Grauenvolle langer Gefangenschaft werden für ihn peinigender sein als der Tod." In der That weinte auch Lizana unaufhörlich über sein Unglück, und da er auf keine Erlösung hoffen konnte, so wünschte er nur, durch ein baldiges Ende von seinen Leiden befreit zu werden.

Stephani seinerseits hoffte nach dieser That vergebens, seine Seelenruhe wieder erlangen zu können. Nach drei Tagen quälte ihn eine neue Angst: er fürchtete nämlich, Julio möchte, wenn er dem Gefangenen sein Essen bringe, sich durch Versprechungen gewinnen lassen; deshalb beschloß er den Tod des Einen zu beschleunigen, und sodann den Andern mit dem Pistole zusammen zu schießen. Auf der andern Seite war auch Julio nicht ohne Mißtrauen. Er dachte, sein Herr könnte nach Lizana's Ermordung wohl auf den Gedanken kommen, auch ihn seiner Sicherheit aufzuopfern, und nahm sich daher vor, des Nachts einmal zu entwischen und Alles, was sich leicht fortschaffen ließe, mitzunehmen.

Solche Plänchen schmiedeten die beiden Ehrenmänner ganz im Stillen für sich, als sie eines Tags hundert Schritte vom Schlosse auf einmal von fünfzehn bis zwanzig Häschern der heiligen Hermandad überrascht und mit dem Rufe: „Im-

Namen des Königs!" umzingelt wurden. Bei diesem Anblick erblaßte Don Wilhelm und entsetzte sich; doch faßte er sich bald wieder und fragte den Anführer der Häscher, wen er suche? „Niemand anders, als Euch selbst," antwortete der Häscher; „es liegt die Klage gegen Euch vor, Ihr habet den Don Kimen de Lizana fortschleppen lassen. Ich habe nun Befehl, genaue Nachsuchung in Euerm Schlosse anstellen und mich sogar Eurer Person zu versichern." Stephani, der sein Verderben vor Augen sah, wurde wüthend, zog zwei Pistolen aus der Tasche und erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihm sein Haus durchsuche, sondern im Gegentheil den Anführer über den Haufen schießen, wenn er sich nicht alsbald mit seiner Schaar zurückziehe. Der Anführer der heiligen Brüderschaft verachtete diese Drohung und ging auf den Sizilianer zu, der ein Pistol nach ihm abfeuerte und ihn im Gesicht verwundete. Dies kam jedoch dem Verwegenen theuer zu stehen, denn zwei oder drei Häscher gaben, um ihren Hauptmann zu rächen, sogleich Feuer auf ihn, so daß er todt zu Boden stürzte. Julio ließ sich ohne Widerstand gefangen nehmen; man brauchte ihn nicht lange zu fragen, ob Don Kimen im Schloß sei, er gestand Alles, schob jedoch, als er seinen Herrn todt sah, die ganze Schuld auf ihn.

Endlich führte er den Befehlshaber sammt seinen Häschern in den Keller, wo sie den armen Lizana, gefesselt und geknebelt, auf Stroh liegen sahen. Der Unglückliche, der in beständiger Todesangst schwebte, glaubte nicht anders, als daß diese viele Bewaffneten kommen, um ihn zu tödten. Welch angenehme Ueberraschung daher, als er erfuhr, daß die vermeintlichen Henker ihn befreien wollten! Als sie ihn losgebunden und aus dem Kerker geführt hatten, dankte er ihnen für seine Befreiung und fragte sie, wie sie seine Gefangenschaft im Schlosse erfahren hätten. „Das will ich Euch mit wenigen Worten erzählen," sagte der Kommandant.

„In der Nacht, als Ihr fortgeschleppt wurdet, war einer von Euren Räubern, der ein paar Schritte von Don Wilhelms Hause eine Liebschaft hatte, unvorsichtig genug, ihr beim Abschied Stephani's Vorhaben zu entdecken. Das Mädchen behielt diese Sache zwei oder drei Tage für sich; als sich aber in Siguenza das Gerücht von dem Brande in Mledes verbreitete und es Jedermann sehr seltsam vorkam, daß sämmtliche Bediente des Sizilianers bei diesem Unglück umgekommen sein sollen, so kam sie auf den Gedanken, diese Feuersbrunst könnte wohl ein Werk Stephani's sein. Um nun ihren Geliebten zu rächen, ging sie zu Don Felix, Euerm Herrn Vater, und erzählte ihm Alles, was sie wußte. Don Felix erschrack gewaltig über die Nachricht, daß Ihr in der Gewalt eines Mannes seiet, der zu Allem fähig war. Er führte das Mädchen zum Corregidor, der nach einem kurzen Verhör sich dahin aussprach, Stephani werde Euch lange und grausame Martern erstehen lassen, und ohne Zweifel sei er auch der teuflische Urheber der Feuersbrunst. Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, schickte er mir heute früh nach Retortillo, wo ich stationirt bin, Befehl, zu Pferde zu steigen, mich mit meiner Brigade auf das Schloß zu verfügen, Euch aufzusuchen, und Don Wilhelm todt oder lebendig zurück zu bringen. In Ansehung Eurer habe ich meinen Auftrag glücklich vollzogen, aber sehr leid thut es mir, daß ich den Bösewicht nicht lebendig nach Siguenza liefern kann. Er hat uns durch seinen Widerstand genöthigt, ihn zu tödten.

„Jetzt aber, Sennor Caballero," fuhr der Alguazil fort, „will ich über Alles, was hier vorgegangen ist, ein Protokoll aufsetzen; dann wollen wir schnell abreisen, denn Ihr sehnet Euch ohne Zweifel sehr darnach, Eure Familie aus ihrer Unruhe zu reißen?"

„Nur noch eine kleine Geduld," rief Julio, „ich kann Euch gar viel sagen, was auch in Euer Protokoll passen wird: es giebt noch einen Gefangenen zu befreien: Donna Emerenciana ist in eine dunkle Kammer eingesperrt, wo eine unbarmherzige Duenna ihr unaufhörlich mit kränkenden Worten das Leben verbittert und keinen Augenblick Ruhe läßt."

„Gerechter Gott!" rief Lizana, „dem grausamen Stephani war es also nicht genug, mich allein seine Unmenschlichkeit fühlen zu lassen. Geschwind, geschwind! laßt uns die Unglückliche von der Tyrannei ihrer Aufseherin befreien."

Hierauf führte Julio den Alguazil und Don Kimen nebst fünf bis sechs Häschern nach der Kammer, wo Don Wilhelms Tochter eingekerkert war. Sie pochten an die Thüre, die Duenna öffnete. Ihr könnt Euch denken, welch ein Entzücken sich Lizana von dem Wiedersehen seiner Geliebten versprach, woran er bereits verzweifelt hatte. Er faßte jetzt neue Hoffnungen, ja er glaubte zuverlässig an sein Glück, da die einzige Person, die Einsprache thun konnte, nicht mehr lebte. Kaum erblickte er seine Emerenciana, als er sich zu ihren Füßen stürzte: allein wer vermöchte seinen Schmerz zu beschreiben, als er statt einer Geliebten, die sein Entzücken theilen sollte, eine Wahnsinnige fand! Die Duenna hatte sie so lange gequält, bis sie von Sinnen gekommen war. Sie war lange in düsteres Nachdenken versunken, dann aber kam sie auf einmal auf den Wahn, als wäre sie die schöne Angelika, die in der Festung Albaraka von den Taktaren belagert wurde, und betrachtete alle die Männer, die in ihr Zimmer kamen, als Palatine, die zu ihrer Unterstützung erschienen seien. Den Anführer der heiligen Brüderschaft hielt sie für Roland, Lizana für Brandimar, Julio für Hubert mit dem Löwen, die Häscher aber waren Antisort, Clarion, Adrian und die beiden Söhne Oliviers. Sie empfing sie mit vieler Höflichkeit und sagte zu ihnen: „Ihr tapfern Ritter, jetzt fürchte ich Niemand mehr, weder den Kaiser Agrigant, noch die Königin Marphisa. Eine Tapferkeit vermag mich vor allen Kriegern des Erdkreises zu schützen."

Bei dieser seltsamen Anrede konnten sich die Häscher und ihr Anführer des Lachens nicht enthalten. Ganz anders war es Don Kimen zu Muthe: er war tief gebeugt, die Geliebte seines Herzens in diesem elenden Zustande zu sehen, und es fehlte nicht viel, so wäre er auch wahnsinnig geworden. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß sie wieder zu sich kommen könnte, und sagte in zärtlichem Tone zu ihr: „Meine theuerste Emerenciana, erkennt Ihr denn Euern Lizana nicht mehr? Unsere Leiden sind jetzt zu Ende; der Himmel will zwei Herzen, die er für einander geschaffen hat, nicht länger trennen, und Euer grausamer Vater, der uns so sehr quälte, kann uns nicht mehr im Wege stehen."

Darauf antwortete die Tochter des Königs Galafron abermals mit einer Anrede an die tapfern Vertheidiger der Burg Albaraka, welche jetzt doch nicht mehr darüber lachten. Selbst der Anführer der Häscher, sonst ein sehr harthäutiger Kamerad, fühlte ein menschliches Rühren und sagte zu Don Kimen, der in dumpfen Schmerz versunken dastand: „Sennor Caballero, gebt nicht alle Hoffnung auf, das Fräulein kann vielleicht noch gerettet werden. Es gibt geschickte Aerzte in Siguenza. Doch wollen wir uns nicht länger hier aufhalten. Ihr, Hubert mit dem Löwen," fügte er gegen Julio hinzu, „wißt, wo die Ställe dieser Burg sind; führt Antifort und die beiden Söhne Oliviers dahin, sucht die besten Pferde aus und spannt sie an den Wagen der Prinzessin. Ich will indeß mein Protokoll aufsetzen."

So sprechend zog er sein Schreibzeug und Papier aus der Tasche, und als er fertig war, bot er Angelika die Hand, um sie in den Hof hinab zu führen, wo sie in Folge des Diensteifers der Paladine einen mit vier Mauleseln bespannten Wagen bereit fand. Er stieg mit dem Fräulein und Don Kimen hinein und ließ auch die Duenna mitfahren, da er glaubte, der Corregidor werde sie gerne verhören wollen. Julio wurde in Ketten geschlagen und nebst dem Leichnam des Don Stephani in einem andern Wagen fortgeschafft. Die Häscher setzten sich nun wieder zu Pferde und so ging der Zug fort nach Siguenza.

Unterwegs sagte Stephani's Tochter noch mancherlei Albernheiten, die für ihren Liebhaber eben so viele Dolchstiche waren. Er konnte die Duenna nicht ohne Zorn ansehen. „Ihr, grausames Weib," sagte er oft, „Ihr seid an Allem Schuld. Ihr habt durch Eure Verfolgungen die arme Emerenciana auf's Aeußerste getrieben und um ihren Verstand gebracht." Die Alte rechtfertigte sich mit heuchlerischen Thränen und schob Alles auf den Verstorbenen. „Don Wilhelm," sagte sie, „hat ganz allein diesen Jammer angerichtet: er war gar zu hart und erschreckte das arme Mädchen jeden Augenblick so sehr mit Drohungen, daß sie endlich wahnsinnig werden mußte."

Als sie nach Siguenza kamen, ging der Häscher zum Corregidor, um ihm Bericht abzustatten. Dieser verhörte sogleich Julio und die Duenna und schickte darauf Beide in das Stadtgefängniß, wo sie noch sind. Auch Lizana wurde vernommen, verabschiedete sich aber bald, um zu seinem tiefgebeugten Vater zurückzukehren und ihm nach langer Betrübniß die Freude des Wiedersehens zu bereiten. Die unglückliche Emerenciana ließ der Corregidor nach Madrid bringen, wo sie einen Oheim von mütterlicher Seite hat. Dieser vortreffliche Vetter, der keinen sehnlichern Wunsch hatte, als das Vermögen seiner Nichte verwalten zu dürfen, wurde zu ihrem Vormund ernannt. Da er sich ehrenhalber den Anschein geben mußte, als läge ihm Alles an ihrer Wiederherstellung, so wandte er sich an die berühmtesten Aerzte und hatte auch keine Ursache, dies zu bereuen; sie verschwendeten ihr Latein umsonst und erklärten dann die Krankheit als unheilbar. Auf ihren Ausspruch hin hat nun der Vormund seine Pflegbefohlene hier einsperren lassen, wo sie allem Anschein nach den Rest ihrer Tage verbleiben wird."

„Gerechter Gott!" rief Don Kleophas, „das ist wirklich sehr traurig. Donna Emerenciana hätte ein besseres Loos verdient. Und was ist denn aus Don Kimen geworden? Ich bin sehr neugierig, was er angefangen hat." — „Das Vernünftigste, was hier zu thun war," antwortete Asmodi; „als er sah, daß sich an der Sache nichts mehr ändern ließe, ist er nach Neuspanien gesegelt. Er hofft sich durch Reisen zu zerstreuen und nach und nach eine Dame zu vergessen, an die er aus Liebe zu seiner Vernunft und Ruhe nicht mehr denken darf.... Doch," fuhr der Dämon fort, „ich habe Euch jetzt genug eingesperrte Narren gezeigt, bald sollt Ihr auch solche zu sehen bekommen, welche eingesperrt zu werden verdienten."

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Dr. Jac. Moleschott.

Das Brod und die Kuchen.

Alle Getraidearten, von Reis und Mais, dem Hafer und der Gerste bis zum Roggen und Waizen, enthalten in ihren Saamen ein Gemenge von vielen ungelösten Pflanzeneiweiß mit wenig Pflanzenleim. Die letztere Verbindung, wie das Pflanzeneiweiß zu den eiweißartigen Körpern gehörig, ist ein klebriger Stoff, der seine Eigenschaft dem ganzen Gemenge mittheilt. Daher für dieses der Name Kleber. Zum Kleber, den man anfangs fälschlich für einen einfachen Stoff hielt, gesellt sich in den meisten Getraidesaamen eine geringe Menge von löslichem Pflanzeneiweiß.

Auch die Fettbildner sind reichlich in dem Getraidemehl vertreten. Denn alle Getraidesaamen enthalten eine so be-

deutende Menge Stärkmehl, daß dieses die Menge der eiweißartigen Körper bei weitem übertrifft. Neben dem Stärkmehl ist immer etwas Stärkegummi vorhanden, und früher schrieb man den Getraidesaamen auch Zucker zu. Neuere Untersuchungen haben jedoch gelehrt, daß diese Angabe wenigstens für das Waizenmehl im frischen Zustande irrig ist.

Eine geringe Menge fertig gebildeten Fetts begleitet die Fettbildner.

Und endlich sind alle anorganischen Bestandtheile des menschlichen Körpers in den Getraidesaamen vorhanden: Natron und Kali, Bittererde und Kalk, Eisen und Chlor, Fluor, Phosphorsäure und Schwefelsäure. Phosphorsaure Alkalien und Erden herrschen unter den Salzen vor, unter den Erden die Bittererde.

Viel größer als man es nach der natürlichen Verwandtschaft ihrer Mutterpflanzen erwarten sollte, die alle zu den Gräsern gehören, ist die Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Getraidesaamen.

Kleber und Stärkmehl sind die vorzüglichsten Stoffe, deren Gehalt in dem Getraide wechselt. Im Allgemeinen stehen Kleber und Stärkmehl zu einander in umgekehrtem Verhältnisse. So ist der Waizen am reichsten an Kleber und am ärmsten an Stärkmehl, und während im Roggen ein mittlerer Klebergehalt einen mittleren Stärkmehlgehalt begleitet, findet sich die reichlichste Menge des Stärkmehls neben der geringsten Menge des Klebers in Reis und Gerste, in Hafer und Wälschkorn.

Kali herrscht in den Getraidesaamen bedeutend über Natron vor. So lehren es die neuesten Untersuchungen für Waizen und Gerste, für Hafer und Reis.

Durch einen beträchtlichen Fettgehalt ist endlich das Wälschkorn ausgezeichnet.

In der äußersten Zellenschichte des Eiweißkörpers der Getraidesaamen ist viel mehr Kleber und Fett enthalten als im Inneren desselben. Daher haben geschälter Reis und geperlte Gerste einen großen Theil ihrer Nahrhaftigkeit eingebüßt, und Kleienbrod ist viel nahrhafter als Brod von gebeuteltem Mehl. Leider aber ist Kleienbrod durch den Gehalt an hartem Zellstoff schwerer verdaulich und für schwache Verdauungswerkzeuge ein nachtheiliger Reiz, der Durchfall erzeugen kann. Deshalb darf das ungebeutelte Mehl keineswegs allgemein an die Stelle des gebeutelten treten.

Wenn man bedenkt, daß Viehzucht und Ackerbau zu den ältesten Künsten des Menschen gehören, so darf man sich nicht wundern, daß das Leben in der Erzielung eines reichlichen Ertrages um Jahrtausende der Wissenschaft voranteilte. In wie vielen Fällen blieb der Wissenschaft nichts übrig als die gewonnenen Erfahrungen richtig zu deuten! Aber auch wie oft hat die wissenschaftliche Begründung eines üblichen Verfahrens die Anwendung vor Fehltritten geschützt, die sich nur dann sicher vermeiden lassen, wenn eine klare Beleuchtung aller Gründe der im Einzelnen schwankenden Erfahrung eine feste Richtung ertheilt. Wenn der Landmann so bereit wäre dies anzuerkennen, wie der Naturforscher jenes willig zugestehen sollte, dann würden nicht so oft die Macht des Geistes und die Macht des Geldes die Mittel zersplittern, die in bewußter Weise Einem gemeinschaftlichen Ziele zusteuern sollten. Aber dem eigensinnigen Hochmuth der Gelehrten, die mit ihren Lehrsätzen alle Leistungen der landwirthschaftlichen Erfahrung umstoßen wollen und vergessen, daß mindestens ebenso oft die alte Sitte durch neue Gründe befestigt wie befestigt wurde, steht nur zu oft die ebenso eigensinnige Beschränktheit des Landwirths entgegen, der dort nicht traut, wo er nicht selbst gebaut hat.

Was im Stalle die Mästung leistet, das erzielt auf dem Feld der Dünger. Während es aber beim Vieh vorzugsweise auf reichliche Fettbildung abgesehen ist, bildet Erzeugung des Klebers das Hauptstreben des Landbaues. Je größer die Menge des Stickstoffs ist, die dem Acker in der Gestalt von Ammoniak durch den Dünger einverleibt wird, desto bedeutender ist der Klebertrag, der in den Saamen des Getraides das Blut der Menschen erneuert.

Neben dem Dünger übt die Wärme den wichtigsten Einfluß auf die Menge des Klebers, welche die Gräser auf dem Acker erzeugen. Im Sommer und in warmen Himmelsstrichen wird mehr Kleber gewonnen, als im Getraide des Winters und des rauhen Nordens.

Wenn auch aus allen Getraidearten hier und dort Brod gebacken wird, aus Reis bei den Hindus, aus Mais in Tirol wie an der Goldküste, so liefern doch Waizen und Roggen das Mehl, das bei Weitem am häufigsten zur Bereitung des Brodes in Anwendung kommt.

Unser gewöhnliches Brod wird mit Hülfe des Sauerteigs gefertigt und deshalb auch gesäuertes Brod genannt. Der Sauerteig ist nichts Anderes als ein Theil des gewöhnlichen Teigs, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, während dieser Zeit aber sauer geworden ist. Durch Gährung entwickeln sich in dem aufgehobenen Teige Milchsäure und Essigsäure. Den Sauerteig kann die Hefe ersetzen. In beiden aber ist eine eiweißähnliche Verbindung die Ursache, weßhalb der Zucker, der im Teig gebildet wird, in weinige Gährung geräth. Bei dieser zerfällt der Zucker in Weingeist, der sich verflüchtigt, und in Kohlensäure, die als Luft vom zähen Kleber eingeschlossen und im Brod zurückgehalten wird.

Mehl, das Gährungsmittel, Wasser und Salz bilden den Teig. Schon in diesem verwandelt sich ein Theil des Stärkmehls in Zucker, und dieser Zucker ist es, den der Sauerteig oder die Hefe in Weingeist und Kohlensäure verwandelt. Die vom Kleber zurückgehaltene Kohlensäure erzeugt die Löcher in der Krume und bedingt somit die Lockerung des Brodes.

Beim Backen wird in der äußeren Schichte des Brods eine neue Menge Stärkmehl in Stärkgummi und Zucker

umgewandelt. Das lösliche Eiweiß gerinnt. Der Weingeist entweicht.

Durch die Röstung bräunt sich die Rinde. Dabei bildet sich ein angenehm bitter schmeckender Stoff, der beim Rösten der verschiedensten organischen Verbindungen entsteht. Dieser Stoff ist das Röstbitter. Er ist so leicht in Wasser löslich, daß er schon durch das Wasser der Luft zerfließt.

Gutes Waizenbrod ist weiß, das eigentliche Schwarzbrod ist Roggenbrod, der bekannte Westphälische Pumpernickel. Da der Waizen reicher an Kleber ist, als der Roggen, so wiederholt sich dieses Verhältniß auch in Weiß- und Schwarzbrod. Und weil der Kleber die Kohlensäure zurückhält, welche die weinige Gährung aus dem Zucker erzeugte, so erklärt sich hieraus, warum das kleberarme Roggenbrod immer so viel weniger aufgegangen ist, als Waizenbrod.

Altbackenes Brod ist kaum trockner als frisches. In 5 Tagen verliert frisches Brod nur etwa Ein Hundertel von seinem Wassergehalt und es nimmt die Beschaffenheit des altbackenen auch dann an, wenn man es in einer mit Wasser gesättigten Luft erkalten läßt. Dagegen kann man altbackenes Brod in frisches verwandeln, wenn man es wieder in den Ofen bringt, wobei eine bedeutende Menge Wasser verloren gehen muß. Wärme und Kälte erzeugen eine Veränderung der kleinsten Theilchen, deren genauere Bestimmung der Wissenschaft noch obliegt. So viel ist ausgemacht, daß altbackenes Brod hart und fest, aber nicht nothwendiger Weise auch trocken ist.

Wäre das Brod so verdaulich, wie das Fleisch, so würde es dennoch diesem, mit Rücksicht auf die Eiweißstoffe an Nahrhaftigkeit nachstehen. Denn auch das reichste Brod enthält nur etwa zwei Drittel der eiweißartigen Körper, die im Ochsenfleisch vorhanden sind.

Aber außerdem ist die Verdaulichkeit von Brod und Fleisch nicht gleich zu achten. Denn der Kleber löst sich schwerer als der Faserstoff der Muskeln in unseren Verdauungssäften auf, und es stimmt weniger nahe mit den Eiweißstoffen des Bluts überein. Er wird also langsamer in diese verwandelt.

Das Stärkmehl, das so reichlich im Brod vertreten ist, muß sich in Fett verwandeln. Und dadurch gleicht sich mindestens die geringere Löslichkeit aus, welche dem fertig gebildeten Fett des Fleisches eigenthümlich ist.

Für das Fett, das die Ausscheidungen dem Blut entziehen, ist das Brod eine viel ergiebigere Quelle als das Fleisch. Denn mehr als ein Drittel des Waizenbrods besteht aus Stärkmehl, während ein Zehntel des Gewichts an Stärkgummi und außerdem eine geringe Menge Zucker in demselben enthalten ist.

Dieses Vorherrschen der Fettbildner erklärt es, warum Brod viel mehr feste Theile enthält als Fleisch. In jenem beträgt der Wassergehalt noch kein Drittel des Gewichtes des Ganzen.

Allein dieser Reichthum an Fettbildnern steht in gar keinem Verhältnisse zu der geringen Menge Fett, die in dem Blute sich findet, und deßhalb muß auch eine Vergleichung zwischen der Nahrhaftigkeit des Fleisches und der des ganzen Brodes zu Gunsten jenes entscheiden.

Unter den Getraidearten selbst bedingt der Klebergehalt die Nahrhaftigkeit. Denn an Fettbildnern ist in allen Ueberfluß vorhanden. Waizen, Roggen, Hafer, Gerste, Reis und Mais ist die Reihe, in welcher der Waizen das oberste Glied ausmacht, wenn man die Nahrhaftigkeit zum Maaßstab nimmt. Ist doch in Reis und Mais kaum ein Siebentel des Klebergehalts des Waizens zu finden. Für das Brod aus jenen Getraidesaamen ergeben sich dieselben Stufen der Nahrhaftigkeit. Und darum rechtfertigt die chemische Kenntniß den alten Brauch, der Waizen und Roggen für unser Brod allen anderen Getraidesaamen vorzieht.

Wie der Hasenpfeffer oder irgend ein anderes zusammengesetztes Fleischgericht, so gehören die Kuchen mehr in das Kochbuch als in eine Lehre von den Nahrungsmitteln. Eier, Fett, Zucker, die verschiedensten Würzen, Mandeln, getrocknetes oder frisches Obst werden mit dem Teig verschiedener Mehlarten vermischt, und alle diese Bestandtheile kommen ihres Orts in diesem Buche zur Sprache.

Warum sind die Kuchen der Gesundheit weniger zuträglich als Brod? ist eine Frage, die so vielen für ihr Backwerk begeisterten Hausfrauen nahe liegt, daß ich mich ihrer ausdrücklichen Beantwortung nicht entziehen will.

Der Bestandtheil, den Viele für den gefährlichsten halten, ist es am wenigsten, nämlich der Zucker. Wenn dieser nicht in übermäßiger Menge den Kuchen oder Torten zugesetzt wird, verwandelt er sich in Milchsäure, die dem Magen verdauen hilft. Aber das Fett, das in der Butter, als Bestandtheil der Eier und der Mandeln manchen Torten üppig beigemengt wird, macht vieles Backwerk so schwer verdaulich, um so schwerer, je mehr die Fette durch Erhitzung in ihre Zersetzungsprodukte übergeführt wurden. Darum sind Makronen, Mandeltorten oder Chokoladakuchen, die das Fett des Kakao enthalten, schwerer zu verdauen, als die meisten Obstkuchen und anderes Backwerk, denen Mandeln und Kakao fehlen.

Für diese aber entspricht die Schwerverdaulichkeit genau der Menge der Butter und der Eidotter, welche man zu ihrer Bereitung verwandte. Denn im Dotter ist vorzugsweise das Fett der Eier zu suchen. Und deßhalb ist ein Bund, der wenig Butter und wenig Eier enthält, der unschädlichste aller Kuchen.

Das Röstbitter, welches in der Rinde des Brods beim Backen erzeugt wird, entsteht in allen anderen Mehlspeisen auf dieselbe Weise. Röstbitter ist der Stoff, der vorzüglich Wasser aus der Luft oder aus dem Innern der Kuchen aufnimmt, und die Rinde derselben feucht macht.

Warum bleibt denn aber Backwerk in Büchsen, von

der Luft abgesperrt, am feuchtesten? Weil im verschlossenen Raum das Wasser des Kuchens weniger verdunstet, und also das Ganze weniger ausgetrocknet wird. Der Zucker, mit dem so häufig die Oberfläche bestreut wird, und das Röstbitter ziehen in der Büchse das Wasser aus dem Inneren des Kuchens an, und deshalb findet man nach einiger Zeit den Zucker geschmolzen und die Rinde feucht.

Die Erbsen, Bohnen und Linsen.

Erbsen, Bohnen und Linsen werden unter dem Namen der Hülsenfrüchte zusammengefaßt. Wollte man die Speisen in zwei Hauptgruppen vertheilen, von denen die erstere die nahrhaftesten enthielte, dann würde man in dieser die Hülsenfrüchte mit dem Fleisch und Brod vereinigen müssen.

Denn der Erbsenstoff, der allen Hülsenfrüchten zukommt, ist so reichlich in Erbsen, Bohnen und Linsen vertreten, daß dieser eiweißartige Körper nicht nur den Klebergehalt des Brodes, sondern auch den im Fleisch enthaltenen Faserstoff nicht selten übertrifft. Der Erbsenstoff ist in Wasser löslich. Essigsäure bringt in der wässerigen Lösung einen Niederschlag hervor, den auch ein Ueberschuß nicht auflöst. Durch das bloße Kochen gerinnt der Erbsenstoff nicht; wohl aber das lösliche Pflanzeneiweiß, das, wie in den Getraidesaamen, so auch in den Hülsenfrüchten in geringer Menge gefunden wird.

Ein beträchtlicher Stärkmehlgehalt, den eine nicht unansehnliche Menge Stärkegummi und, in den Zuckererbsen z. B., bisweilen auch Zucker begleitet, vertritt die Fettbildner im Innern der Bohnen, Erbsen und Linsen. Die Haut derselben und ebenso die grüne Hülse derjenigen Bohnen, welche ganz gegessen werden, besteht zum großen Theil aus einem Körper, der in allen Pflanzen die jugendliche Zellwand bildet, und darum Zellstoff genannt wird. Der Zellstoff gehört zu den Fettbildnern. Seine Zusammensetzung ist der des Stärkmehls gleich, und er wird, wie dieses, durch Säuren in Zucker verwandelt. Allein diese Umwandlung erfolgt so langsam, daß der in Wasser unlösliche Zellstoff zu den sehr schwer verdaulichen Nahrungsstoffen gehört, um so mehr, da auch das Alkali, das unser Speichel, die Galle, der Bauchspeichel und der Darmsaft enthalten, nur sehr wenig Zellstoff zu lösen vermag.

Das fertig gebildete Fett, das die Fettbildner in den Hülsenfrüchten begleitet, ist so spärlich vorhanden, daß Erbsen, Bohnen und Linsen ohne ihren reichlichen Gehalt an Stärkmehl und Stärkgummi nicht im Stande sein würden, das Fett des Körpers zu ersetzen, das wir, nachdem es zu Wasser und Kohlensäure verbrannt ist, beständig ausdünsten.

Alle Chlorverbindungen und Salze des Bluts sind in den Hülsenfrüchten zu finden; die wichtigsten Blutsalze, die phosphorsauren Alkalien und Erden, in der reichlichsten Menge.

Der Erbsenstoff verdankt seinen Namen dem Umstande, daß er den wichtigsten Nahrungsstoff der Hülsenfrüchte darstellt. Denn er vertritt die eiweißartigen Körper in Erbsen, Bohnen und Linsen, die nur eine geringe Menge lösliches Eiweiß neben ihm enthalten.

Wie kommt es, daß Erbsen, Bohnen und Linsen beim Kochen hart werden, da doch der Erbsenstoff in siedendem Wasser nicht gerinnt und die Menge des gerinnenden löslichen Eiweißes so klein ist? Daher, daß der Chemiker und die Köchin mit sehr verschiedenem Wasser kochen. Der Chemiker arbeitet nur mit Wasser, dem alle gelösten Bestandtheile entzogen sind. Er läßt Regenwasser oder Brunnenwasser durch die Wärme erst verdunsten, den Dunst in der Kälte sich wieder zu Wasser verdichten und das auf diese Weise gewonnene Wasser enthält die Kalkverbindungen nicht mehr, welche dem Wasser der Köchin nie ganz fehlen. Der Kalk aber vereinigt sich beim Kochen mit dem Erbsenstoff und verwandelt diesen in einen sehr harten Körper. Und weil das Regenwasser weniger Kalk enthält als das Brunnenwasser, bleiben in jenem die Erbsen weicher als in diesem.

Durch das Kochen in Regenwasser, das wenig Kalk enthält, wird ein erheblicher Theil des Erbsenstoffs gelöst. Darum bringt es dem Blut und dem Beutel Gewinn, wenn man Erbsen, Bohnen und Linsen nicht in trockner Form, sondern als Suppe genießt. So wie man das gekochte Fleisch mit der Fleischbrühe verbinden muß, um den verdaulichsten und nahrhaftesten Theil des Fleisches zu genießen, so ist in Erbsen- und Linsensuppen die Brühe besser als die Brocken. Es wird also ein guter Theil des Nahrungsstoffs vergeudet, wenn man die Erbsen, um sie als Gemüse zu essen, in Wasser kocht und die Brühe verloren gehen läßt.

Weil nun dichte Lösungen von Erbsenstoff auch in der Siedhitze gerinnen, hinlänglich verdünnte dagegen nicht, so muß man, um eine kräftige Erbsensuppe zu gewinnen, die Erbsen mit kaltem Regenwasser aufsetzen. Die Zellen der Erbsen selbst enthalten eine dichte Lösung von Erbsenstoff. Wollte man also die Erbsen gleich mit siedendem Wasser übergießen, so würde auf der Stelle ein guter Theil des Erbsenstoffs gerinnen. Die entstandenen Gerinnsel aber würden in den Zellen verbleiben, und die Folge wäre, daß man eine ansehnliche Menge des werthvollsten Bestandtheils auf dem Sieb behielte, um sie als Abfall zu verlieren. Es gilt also zur Bereitung einer möglichst nahrhaften Erbsensuppe dieselbe Regel, welche man behufs der Gewinnung einer kräftigen Fleischbrühe zu befolgen hat. Man muß die Erbsen mit kaltem Wasser aufsetzen und langsam erwärmen.

In der Verdaulichkeit halten die Hülsenfrüchte, wenn sie ohne Hülsen und Schalen genossen werden, die Mitte zwischen Fleisch und Brod. Denn was der Faserstoff sowohl wie das Eiweiß des Fleisches an Uebereinstimmung mit den Bestandtheilen unseres Bluts vor dem Erbsenstoff voraushaben, das zeichnet den Erbsenstoff an Löslichkeit aus vor dem Kleber des Brodes.

Nur wenn kalkreiches Wasser, wie es allerdings sehr häufig der Fall ist, den Erbsenstoff hart, und wenn die Schalen ihre Früchte schwer löslich machen, dann werden Erbsen, Bohnen und Linsen zu schwer verdaulichen, blähenden Gerichten. Darin also liegt der Nutzen der Regel, daß man die Suppen der Hülsenfrüchte aus Regenwasser bereiten und nach dem Kochen, das die Schalen sprengt, durch das Haarsieb durchschlagen soll. Nur von kräftigen Verdauungswerkzeugen werden Erbsen, Bohnen und Linsen mit den Schalen vertragen.

Wenn aber der Vergleich mit Fleisch hinsichtlich der Verdaulichkeit die Hülsenfrüchte verlieren macht, so gewinnen sie es im Reichthum an festen Bestandtheilen. Denn der Wassergehalt macht kaum mehr als ein Sechstel des Gewichts von Erbsen, Bohnen und Linsen aus. Und während der Gehalt an eiweißartigen Körpern den des Fleisches um die Hälfte übersteigen kann, sind auch die Fettbildner und Salze reichlicher in den Hülsenfrüchten vertreten.

Darum werden Blut und Fleisch, Milch und Saamen reichlich von Erbsen, Bohnen und Linsen gebildet. Und deshalb sind sie der Trost der Armen, denen Fleisch so selten oder so spärlich beschieden ist.

Ueber den ansehnlichen Phosphorgehalt des Erbsenstoffes habe ich schon früher berichtet. Das Gehirn aber kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen, das den Phosphor dem Eiweiß und Faserstoff des Bluts verdankt. Aus anderen Grundstoffen kann kein Phosphor werden. Darum ist es ein nothwendiger Schluß, daß Fleisch, Brod, Erbsen erforderlich sind, um die Ernährung des Gehirns zu erhalten, und daß Speisen, die, wie Fisch und Eier, fertig gebildetes phosphorhaltiges Fett enthalten, die Zufuhr dieses eigenthümlichen Bestandtheils in das Gehirn erleichtern müssen. An das phosphorhaltige Fett ist die Entstehung, folglich auch die Thätigkeit des Hirns geknüpft. Daher sagt man im Spaß, daß ein kluger Mann viel Phosphor im Gehirn habe. Denn im Ernste wird es kein Naturforscher meinen. Die Mischung eines Werkzeugs leidet unter dem Zuviel so gut, wie unter dem Zuwenig. Eine übermäßige Zufuhr eines einzelnen Bestandtheils lassen die Gesetze regelmäßiger Anziehung, welche die Ernährung der Gewebe bedingen, nicht so leicht befürchten, während die Verrichtung leidet, wenn der Stoff in zu geringem Verhältniß vorhanden ist. Deshalb läßt sich bei großen Denkern kein Ueberfluß an Phosphor annehmen. Und dennoch bleibt es wahr: ohne Phosphor kein Gedanke.

Für die Fackel.

Die böse Trinität.

Von C. Porsch.

Das Schwerdt, das Gold, das Wort — das waren Götter, die einst uns ketteten zu ewgem Bund. — Gesprochnes Recht ward Menschenrecht der Spötter u. Schwerdt und Gold verschlossen freien Mund. — Nur des Gedankens Blitze schmelzen jene Ketten! Nur in Gewittern kann der Geist sich selbst erretten! Befreit von seiner kindischen Verehrung der alten, bösen Götzen-Trinität, entdeckt er, daß die freche Selbstzerstörung nur durch den Mißbrauch seiner Kraft besteht. Das Schwerdt wirft er nun weg; er kämpft nur mit der Feder und hemmt des Staaten-Gottes schwere Schicksals-Räder. Das Schwerdt mag herrschen in dem Reich der Thiere, die unsers Lebens Seligkeit bedroh'n. — Des Goldes und des Silbers Glanz verliere das Recht, zu gelten als ein Tugendlohn. — Das Wort, die Schrift, sei künftig nur noch Friedensrichter — und, wer von Schlachten singt, der bleibe Schlächter-Dichter! —

Keine Vorrechte!
Nur Muth zur Selbstbefreiung!

Der Wahrheit Hauch belebte schon der Seele zarte Saiten, sie wollte gern im reinsten Ton der Göttin Sang begleiten; da drückte Gottes schwere Hand das Saitenspiel zusammen; die Seele schwieg, die Wahrheit schwand; im Herzen lodern Flammen. —

Aus Gottes Hand befreit nur Muth, zu brechen innre Schranken. Der Hölle Flamme löscht die Fluth des Meeres der Gedanken, die aus dem tiefen, reichen Schacht des Seelenlebens fließen, wenn ihn nicht mehr mit Zaubermacht des Glaubens Felsen schließen.

Laßt uns die böse Wirklichkeit von guter Wahrheit scheiden und keine Ungerechtigkeit als Gottes Vorrecht leiden! So lang wir nur in Schwachen gleich, ist Hölle hier auf Erden, — Errungen kann das Himmelreich; doch nie erbettelt werden!

Gedankenflug.

Wenn du nicht nur böse Wahrheit suchst, zum Spott; wenn dich Furcht nicht quälet vor des Volkes Gott, wenn

nicht Leidenschaften dir im Herzen haften, dann beginnet der Gedankenflug! —

Flügel wachsen dir im Licht der Wissenschaft. Selbstvertrauen wächst mit dem Gefühl der Kraft. Keine dunkeln Schranken hemmen den Gedanken, der die Quelle seines Lebens sucht.

Heiter blickst du bald durch das gelehrte Nichts: Schöpfer's Allmacht und der Spuck des Weltgerichts, — und viel fromme Rügen, Kinder zu betrügen. Alles das sinkt in Vergessenheit!

Nicht vollkommen ist die Erde überall, wo der Mensch hinkommt mit der Menschenqual; doch nicht Weltverachtung, denkende Betrachtung, führt uns auf des Lebens rechte Bahn.

Noch ist uns das Reich der guten Wahrheit fern. — Sklavisch folgt die Menge ihrem bösen Herrn. Feige Furcht vor Strafe hält den Geist im Schlafe; Wollust ist des Knechtes einz'ges Glück.

Langsam wächst des Menschen schöner Gliederbau Geistes-Perle schlummert drin, ein Tropfen Thau; Sonnenstrahlen müssen — leuchtend wach ihn küssen; — wecken erst den selbstbewußten Traum.

Wer will Gott sein, o, der strafe nicht das Kind, wenn es strauchelnd, fallend seinen Lauf beginnt. — Hilf mit Kopf und Händen seinen Bau vollenden und veredle ihm zur Kunst das Spiel.

Nicht den Lastern der Kultur sei es geweiht; unbekannt bleib' ihm der Rechts- und Pflichten-Streit. — Lehre nicht, mit Zahlen und mit Namen prahlen; — Zahl und Maaß erwecke Schönheitssinn!

Herrlich und unsträflich wird des Menschen Sohn; — Licht ist sein Gewand; die Erde ist sein Thron; — und für alle Zeiten schafft er Seligkeiten, wenn er sich erkennt als Geist der Welt!

Das neue Weltgericht.

Des Kampf's und Spieles sei genug! Die Zeit ist da zu richten die Lebendigen und Todten! — Es spricht der Geist: das Himmelreich ist nah — und sendet allen Völkern Friedensboten. — Vergebt die Schuld! Welch Uebel auch geschah. — Verbrecher waren sie, die Strafen drohten. — Die Leidenschaft macht' uns zu bösen Feinden und trennte uns in tausend Strafgemeinden.

Entkräftet, denkend, jedes böse Wort, woran sich heften Eure Nothgedanken. Gedankennoth gebar Gedankenmord, — durch Aufbau vieler schwarzen Geistesschranken, in Bücher Pergamenten. Immerfort, ertönt noch unerquicklich Schrei'n und Zanken. — Statt eifernd Euch beim Worte festzuhalten, sucht lieber neues Leben zu entfalten.

Befreit Euch kühn von jedem Arbeitsfluch und schaffet ohne Furcht und ohne Zittern was Euch beglückt. An Stoffen habt Ihr g'nug; Ihr dürft um „Mein und Dein" Euch nicht zersplittern. — Laßt Euch durch Priester-, oder Richterspruch — das Leben in Gemeinschaft nicht verbittern. — Gesetze, Bibeln, Akten, tragt zusammen — und macht sie nützlich in des Ofens Flammen!

Erschrecket nicht vor dieses Spruch's Gewicht — und fürchtet nicht ein schleuniges Verderben, wenn Niemand mehr durch Noth und Strafgericht gezwungen wird, um Arbeitslohn zu werben. — Die Trägheit ist der Frechheit Tochter nicht, nur von der Herrschsucht konnten wir sie erben. Sie schlug des Schwachen Arm in Sklavenbande — und so ward Arbeitslust zu Arbeitsschande!

Vernichtet sei der Herrschaft schnödes Recht! — Wir wollen ihm ein heitres Grablied singen. — Es bleibt der Herr doch nur der Knechte Knecht, — denn ohne sie — was würde ihm gelingen? Die Sklaventreue, wäre sie auch echt, kann Sorgen nur, nicht wahren Segen bringen. — Tyrannen, unterm Schutz geschworner Henker, — erbeben vor den Worten freier Denker!

Verzweifelnd an des Lebens Seligkeit, die längst entfloh in dem Geräusch der Waffen, hat schon in mythischer Vergangenheit der Mensch den Zufall sich zum Gott geschaffen. — Des Reichthums Glück erzeugt den innern Streit; nur Geld und Gut sucht Jeder zu erraffen. — Der Wahnsinn trotzet den Naturgesetzen u. sondert ew'ge Frucht von todten Schätzen.

Einmal gewichen aus der Sonnenbahn, verfiel er knechtisch dem Gesetz der Schwere, der kranke Geist in seinem Götterwahn, und immer schneller stürzt er durch die Leere des Lügenhimmels, wenn nicht Retter nah'n, hinab, (ein Icarus) bis in dem Meere — worin der athemlose Leib verschwindet — der Tiefgefallne sterbend Ruhe findet.

Erneuert die zerstörte Harmonie der Seele mit des Leibes heil'gen Trieben, erhitzet nicht der Jugend Phantasie — durch das Gebot: Gott mehr als sich zu lieben. Die wahre Wahrheit lehret, ohne Müh die Pflicht der Selbstregierung auszuüben. — Erfreuet Euch am Wahren, Guten, Schönen, — und bildet's nach in Farben, Formen, Tönen.

Doch sucht nicht „hohen Sinn im Kinderspiel und Weisheit nicht im Irren und im Träumen! Des Kindes Paradies ist nicht das Ziel des Mannes, der aus unermessnen Räumen das Maaß sich nimmt in seinem Kraftgefühl, dem große Thaten nach u. nach entkeimen. Zur Sonne erst muß sich der Mensch erheben, um auf der Erde dann als Gott zu leben. Der Mensch ist Gott, wenn er sich froh bewußt, daß keine Wundermacht in Himmels Höhen ihm zugewogen seines Lebens Lust, vorherbestimmend des Lebens herbe Bahn; wenn er den Neid verbannte aus der Brust; als Gleicher nur mit Gleichen hier will gehen; wenn er als Künstler schafft mit frohem Muth, in jeder Form erstrebt das Menschlichgute!

So wirkend schreckt ihn nicht die Flucht der Zeit in Jahren, Wochen, Stunden und Sekunden. — Er hat im Anschaun der Unendlichkeit, die ew'ge Gestalt und Zeit gefunden und jede Furcht vor der Vergänglichkeit des Wesens in

den Formen überwunden. — Er zählt es nur zu seinen Jugendsünden, daß er des Weltall's Ursach' wollt' ergründen.

Dies ist des wahren Gottes Weltgericht; denn anders kann der gute Geist nicht sprechen, und wenn ein Mensch im Zorne ferner spricht: „es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen", so zeigt er uns des Bösen Angesicht, der Herr geworden durch des Geistes Schwächen. — Mit Waffen nicht, mit Beten nicht und Singen, — nur durch Erkenntniß ist er zu bezwingen.

Der Pastor kritisirt:

Wenn solche Lehren gälten allgemein,
kann Staat und Kirche nicht bestehen.

Der Dichter erwiedert:

Ei, freilich müssen Beide erst vergehen,
bevor die Menschen können selig sein.
Wer das noch nicht begreift, sei — Gott befohlen!
Und wenn ich spräch: der Teufel soll ihn holen!
so klänge das wohl nicht so fromm und fein;
doch würde der Erfolg derselbe sein.

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Die Germanen.

Den Germanen, die vor mehr als hundert Jahren in heißen Schlachten die römischen Legionen niedergeworfen hatten, galten die kriegerischen Vorkehrungen des Drusus. In viele Völkerschaften geschieden, wohnten sie zwischen Rhein und Weichsel, den nördlichen Meeren und der Donau. Noch weiter über diese Gränzen hatten sie sich ausgebreitet; denn wir finden germanische Stämme auf dem linken Rheinufer, auch südlich in Vindelicien bis zu den Alpen; östlich, zwischen Daciern und Sarmaten hausend, bis an das schwarze Meer. Die Suionen endlich, wohl die Stammväter der Schweden und germanischer Abkunft, reichten bis an das starre, unbewegliche Meer, wo der untergehenden Sonne Glanz bis zum Aufgang fortdauert, wie Tacitus die mitternächtliche Sonne im hohen Norden richtig bezeichnet. Den Römern besser bekannt waren die Bataver (in Seeland und Holland), dann nördlich von ihnen an der Küste die seekundigen Friesen und Chauken, letztere weit ins innere Land bis zu den kriegerischen Chatten reichend, die zwischen Lippe und Lahn und besonders an den Ufern der Ruhr ansässig waren. Zu den Chauken gehörten wohl die Agrivarier an der untern Weser, sowie zu den Chatten die Marser an der Ems. Näher am Rhein finden wir die Brukterer, die zu Rosse kämpfenden Tenchterer, sowie die Sigambrer. Dagegen östlich, von den Quellen der Lippe und Ems bis über die Weser und nach dem Harzgebirge hin, saßen die freiheitsliebenden Cherusker, welche in heiligen Hainen die Heiligthümer der Nation treu bewahrten. Nördlich, diesseits und jenseits der Elbe hausten die Longobarden, südlicher, vom Thüringer Walde bis zur Elbe, die Hermunduren. Ein weites Gebiet bewohnten die Sueven im Binnenlande, zu denen die Semnonen zwischen Elbe u. Oder, die Markomannen in Böhmen, die Quaden an der Donau und andere Stämme gerechnet wurden.

Das Land, sowohl Berge als Thäler und Ebenen, starrte von Wäldern und unzugänglichen Sümpfen, der Himmel war den größten Theil des Jahres trübe, das Klima in Folge der dichteren, theilweise ganz undurchdringlichen Wälder viel rauher als jetzt; der Boden, wo er angebaut wurde, ergiebig für Halmfrucht, nicht für Wein und Obst. Aber die Völker liebten ihr rauhes Vaterland, ihre Freiheit und auch ihre Armuth, die ihnen Reichthum dünkte. Denn ihre Wälder gaben ihnen reichlich Wildpret, da kämpften sie mit Bären, Wölfen und dem starken Ur; die üppigen Wiesen ernährten ihre Heerden von unansehnlichen Schafen, Rindern, Pferden und Schweinen. Die Früchte, die sie bauten, reichten zur Nahrung hin und lieferten ihnen den beliebten süßen Gerstenwein, den sie bei fröhligen Gelagen nicht selten im Uebermaaße tranken. Es war ein ureignes Geschlecht, hoch, stattlich aufgewachsen, blondhaarig, mit lebhaften blauen Augen voll Kraft und Muth, rein, keusch, treu dem gegebenen Worte. Die Wohnungen, welche diese unverdorbenen Menschen besaßen, waren einfach und kunstlos wie ihre Lebensart. Sie bestanden aus unbehauenem Bauholze, das man nach Art der Blockhäuser über einander schichtete und mit einem Schindeldach versah, oder auch nur aufrecht stehend an einander reihte, so daß ein kegelförmiger Bau entstand, dergleichen sich noch jetzt die Köhler zum Aufenthalt für den Sommer herrichten. Lücken und Ritze verstopfte man mit Lehm und Moos, oft fügte man auswendig einen Bewurf von buntem, glänzendem Lehm hinzu, der sich von ferne wie Malerei ausnahm. Moosbänke an den Wänden, ein Lager für den Hausvater am Heerdfeuer, Geräthschaften und Waffen bildeten den Hausrath. Das Vieh war gewöhnlich unter demselben Dache untergebracht und etwa durch eine Holzwand, oder auch nur durch eine Brustwehr von den menschlichen Bewohnern geschieden; eine Einrichtung, die man noch jetzt in Westphalen sehen kann. Die Edeln und Fürsten hatten natürlich größere Räume für sich, ihr Gefolge und für ihre großen Viehherden nöthig. Sie umgaben ihre Gehöfte mit Erdwällen und starken Zäunen von Dorngesträuch, bisweilen auch von rohen Steinen.

sin. Die erste machte durch ihre wunderlichen Launen ihrem Enkel das Leben so sauer, daß er sie endlich mit guter Manier hier untergebracht hat. Letztere war von jeher die Anbeterin ihrer eigenen Schönheit. Statt dem Alter mit Ergebung und Gelassenheit entgegen zu schauen, weinte sie unaufhörlich, als sie ihre Reize verblühen sah, und endlich einmal, als sie sich in einem treuen Spiegel betrachtete, schnappte sie über."

„Dies ist vielleicht noch ein Glück für sie," sagte Don Leandro; „in ihrer Verstandeszerrüttung merkte sie wohl nicht, welche Verwüstungen die Zeit an ihr angerichtet hat?" „Ganz richtig," antwortete der Teufel; „sie sieht nicht die mindeste Spur von Alter auf ihrem Gesichte, sondern hält im Gegentheil ihren Teint für eine Mischung von Lilien und Rosen. In ihrer Nähe sind nichts als Grazien und Liebesgötter, mit Einem Wort, sie sei die leibhaftige Göttin Venus." — „Ist sie also," fragte der Musensohn, „nicht glücklicher in ihrer Narrheit, als wenn sie ihren wahren Zustand wüßte?" — „Zuverlässig," antwortete Asmodi. „Nun haben wir nur noch eine einzige Dame zu beobachten; sie wohnt in der letzten Zelle und ist nach drei höchst unruhigen Tagen und Nächten so eben endlich eingeschlafen. Ihr Name ist Donna Emerenciana. „Ich finde sie sehr schön," antwortete Zambullo. „Ei wie schade, daß eine so hübsche Frau wahnsinnig sein muß! Durch welches Unglück ist sie es geworden?" — „Hört mir aufmerksam zu," antwortete Asmodi, „es ist eine traurige Geschichte.

Still und heiter lebte Donna Emerenciana, die einzige Tochter des Don Wilhelm Stephani, im Hause ihres Vaters zu Siguenza, als Don Kimen de Lizana durch seine Bemühungen, ihr zu gefallen, ihre Ruhe störte. Sie nahm die Huldigungen des Ritters nicht nur huldvoll auf, sondern war auch schwach genug, zu den listigen Erfindungen die Hand zu bieten, auf welche er verfiel, um mit ihr reden zu können. Bald schwuren sie einander ewige Treue.

An Geburt waren die beiden Liebenden sich gleich, nur daß das Fräulein für eine der besten Partien in ganz Spanien gelten konnte, während Don Kimen ein jüngerer Sohn war. Noch ein anderes Hinderniß stand ihrer Vereinigung entgegen. Don Wilhelm haßte die ganze Familie Lizana und ließ es nur zu deutlich merken, sobald die Rede auf sie fiel. Insbesondere schien er gegen Don Kimen noch mehr Widerwillen zu haben, als gegen seine übrige Familie. Emerenciana grämte sich sehr über diese feindselige Stimmung, die ihr für ihre Liebe nichts Gutes zu weissagen schien; gleichwohl überließ sie sich auf gut Glück dem süßen Triebe ihres Herzens und hielt nach wie vor geheime Zusammenkünfte mit ihrem Lizana, den eine Zofe von Zeit zu Zeit nächtlicher Weile in's Haus ließ.

In einer dieser Nächte geschah es, daß Don Wilhelm zufällig noch wachte, als der Liebhaber seiner Tochter in's Haus schlich. Er glaubte, in ihrem Zimmer, das nicht weit von dem seinigen war, ein Geräusch zu hören, und mehr bedurfte es nicht, um einen so argwöhnischen Vater in Unruhe zu versetzen. Zwar hatte Emerenciana Alles so geschickt eingeleitet, daß er keine Ahnung von ihrem Einverständnisse mit Don Kimen haben konnte, doch war es ihr nicht möglich gewesen, seinen Argwohn ganz einzuschläfern. Er stand leise auf, öffnete ein Fenster nach der Straße zu und hatte die Geduld, so lange hier zu warten, bis er Lizana, den er beim Mondschein erkannte, an einer seidenen Strickleiter vom Balkon hinabklettern sah.

Welch ein Anblick für Stesthani, den rachgierigsten und blutdürstigsten aller Sizilianer! Indeß bemeisterte er seinen Zorn, um nicht durch voreiliges Lärmschlagen das vornehmste Opfer seiner Rache zu verlieren. Er that sich Gewalt an und wartete, bis seine Tochter aufgestanden war. Dann ging er zu ihr, und als sie allein waren, zog er seinen Dolch und redete sie mit wuthfunkelnden Augen also an: „Unglückselige, die du dich trotz deiner edlen Herkunft nicht entblödest, ein ehrloses Leben zu führen, mache dich gefaßt, gerechte Strafe dafür zu leiden. Sieh, mit diesem Dolche nehme ich dir das Leben, wenn du nicht die Wahrheit gestehst. Sag', wer ist der Verwegene, der heute Nacht in mein Haus kam, es zu entehren?"

Emerenciana erschrak dermaßen über diese Drohungen und war so bestürzt, daß sie kein Wort vorbringen konnte. „Elende," fuhr der Vater fort, „dein Schweigen und deine Bestürzung sind mir nur zu deutliche Beweise für dein Verbrechen. Unwürdige Tochter, meinst du, ich wisse von Allem nichts? Ich habe den Verwegenen heute Nacht gesehen, ich habe Don Kimen erkannt; es war dir nicht genug, einen Mann bei Nacht in dein Zimmer zu lassen: dieser Mann mußte auch noch mein bitterster Feind sein. Doch ich will wissen, wie weit er es getrieben hat: sprich ohne Hehl: nur durch Aufrichtigkeit kannst du dem Tode entgehen."

Der armen Emerenciana leuchtete in diesen letzten Worten ein Strahl von Hoffnung; sie faßte sich ein wenig und antwortete ihrem Vater also: „Sennor, ich habe mich nicht erwehren können, Lizana anzuhören, aber der Himmel sei Zeuge von der Reinheit seiner Absichten. Da er weiß, daß Ihr seine Familie hasset, so hat er es noch nicht gewagt, um Eure Einwilligung zu bitten. Nur, um uns über die Mittel, wie diese zu erhalten sein möchte, berathen zu können, habe ich ihm bisweilen erlaubt hierher zu kommen." — „Und wer trägt eure Briefe hin und her?" fragte Stephani. „Einer Eurer Pagen," antwortete seine Tochter. „Mehr verlange ich nicht zu wissen, erwiderte der Vater; „jetzt handelt es sich nur noch darum, den Plan, den ich mir entworfen habe, auszuführen." Sofort zwang er sie, fortwährend den Dolch in der Hand, ihrem Geliebten folgendes Billet zu schreiben, das er ihr diktirte:

„Theuerster Gemahl, einzige Freude meines Lebens, ich melde Euch, daß mein Vater soeben auf sein Gut abgereist ist und erst morgen zurückkommen wird. Benutzet

diese Gelegenheit; ich schmeichle mir, daß Ihr der Nacht mit gleicher Ungeduld entgegensehen werdet, wie ich."

Nachdem Emerenciana dieses verrätherische Billet geschrieben und versiegelt hatte, sagte Don Wilhelm weiter zu ihr: „Jetzt laß den Pagen kommen, der sein Aemtchen so gut versteht, und befiehl ihm, dieses Schreiben an Don Kimen zu überreichen. Hoff' indeß nicht, mich zu hintergehen. Ich werde mich hier in deinem Zimmer verstecken, aber so, daß ich dich beobachten kann, wenn du es ihm befiehlst. Sagst du ihm nur ein Wörtchen oder giebst du ihm den kleinsten Wink, der ihm die Botschaft verdächtig machen könnte, sieh, diesen Dolch stoße ich dir sogleich in's Herz." Emerenciana kannte ihren Vater zu gut, als daß sie ihm Gehorsam hätte versagen können. Sie gab also dem Pagen das Billet wie gewöhnlich.

Stephani steckte nun seinen Dolch wieder ein, ging aber den ganzen Tag seiner Tochter nicht von der Seite, ließ sie mit keiner Seele reden und machte es ihr auf diese Art unmöglich, den armen Lizana vor der Schlinge zu warnen, die ihm gelegt wurde. Der junge Mann stellte sich pünktlich zum Rendezvous ein. Kaum aber war er im Hause seiner Geliebten, als er sich auf einmal von drei kräftigen Burschen angepakt fühlte. Sie entwaffneten ihn, ohne daß er sich ihrer erwehren konnte, stopften ihm ein Tuch in den Mund, verbanden ihm die Augen und knebelten ihm die Hände auf den Rücken. In diesem Zustand schleppten sie ihn in eine schon dazu bestellte Kutsche, stiegen zur Sicherheit alle Drei selbst mit hinein nnd brachten ihn auf Stephani's Landhaus zu Miedes, einem Dorfe vier kleine Meilen von Siguenza. Bald darauf folgte in einem andern Wagen Don Wilhelm mit seiner Tochter, zwei Kammermädchen und einer mürrischen Duenna nach, die er am selben Nachmittage in seine Dienste genommen hatte. Auch seine übrigen Leute nahm er alle mit, bis auf einen alten Bedienten, der von Lizana's Wegschleppung nichts wußte.

Sie kamen Alle vor Tagesanbruch nach Miedes. Hier war Stephani's erstes Geschäft, den armen Don Kimen in einen gewölbten Keller einsperren zu lassen, der nur durch eine ganz schmale Oeffnung ein spärliches Licht erhielt. Hierauf befahl er seinem vertrauten Bedienten Julio, dem Gefangenen keine andere Nahrung zu geben, als Wasser und Brod, und zur Lagerstätte eine Schütte Stroh. So oft er ihm seine Nahrung bringe, solle er jedesmal zu ihm sagen: „Siehst du, niederträchtiger Verführer, so thut Don Stephani denjenigen, die frech genug sind, ihn zu beschimpfen." Nicht minder hart behandelte der grausame Sizilianer seine Tochter. Er sperrte sie in eine Kammer, die keine Aussicht in's Freie hatte, nahm ihr ihre Kammermädchen und gab ihr als Kerkermeisterin die neue Duenna, die ihres Gleichen nicht hatte, wenn es darauf ankam, arme Mädchen zu quälen.

So verfuhr er also mit den beiden Liebenden; allein es sollte dabei sein Bewenden nicht haben. Er hatte Don Kimens Tod beschlossen, wollte sich aber zugleich vor aller Strafe sichern und dies schien ihm keine leichte Aufgabe zu sein. Da er den Cavalier durch seine Bedienten hatte fortschleppen lassen, so konnte er sich nicht schmeicheln, daß eine That, die so viele Mitwisser hatte, lange ein Geheimniß bleiben würde. Mit den Gerichten wollte er auch nichts zu schaffen haben, und was sollte er also thun? Er nahm seine Maßregeln als hartgesottener Bösewicht. Er ließ alle seine Mitschuldigen in einem von dem Schlosse abgesonderten Hause zusammenkommen, erklärte ihnen seine ungemeine Zufriedenheit mit ihrem Eifer und sagte zugleich, zum Beweis seiner Erkenntlichkeit wolle er ihnen ein gutes Mahl veranstalten und jedem eine ansehnliche Summe Geldes schenken. Sie mußten sich nun an eine Tafel setzen und während sie im besten Schmausen waren, vergiftete sie Julio auf seinen Befehl; hierauf legten Herr und Diener mit einander Feuer im Hause an und ehe noch die Bauern zu Hülfe kommen konnten, ermordeten sie Emerenciana's beide Kammermädchen sammt dem schon erwähnten kleinen Pagen, deren Leichname sie hierauf unter die übrigen warfen. Bald wurde das ganze Haus von den Flammen ergriffen und trotz aller Bemühungen der Bauern in einen Aschenhaufen verwandelt. Ihr hättet sehen sollen, wie verzweiflungsvoll sich der Sizilianer geberdete; er schien ganz untröstlich über den Tod seiner Bedienten.

Als er sich nun auf diese Art der Verschwiegenheit Aller, die ihn verrathen konnten, versichert hatte, sagte er seinem Vertrauten: „Jetzt bin ich ruhig, lieber Julio; ich kann den verfluchten Don Kimen umbringen, wann es mir gefällt; ehe ich ihn aber meiner Ehre opfere, will ich zuvor noch die Wonne haben, ihn leiden zu sehen. Das Elend und das Grauenvolle langer Gefangenschaft werden für ihn peinigender sein als der Tod." In der That weinte auch Lizana unaufhörlich über sein Unglück, und da er auf keine Erlösung hoffen konnte, so wünschte er nur, durch ein baldiges Ende von seinen Leiden befreit zu werden.

Stephani seinerseits hoffte nach dieser That vergebens, seine Seelenruhe wieder erlangen zu können. Nach drei Tagen quälte ihn eine neue Angst: er fürchtete nämlich, Julio möchte, wenn er dem Gefangenen sein Essen bringe, sich durch Versprechungen gewinnen lassen; deshalb beschloß er den Tod des Einen zu beschleunigen, und sodann den Andern mit dem Pistole zusammen zu schießen. Auf der andern Seite war auch Julio nicht ohne Mißtrauen. Er dachte, sein Herr könnte nach Lizana's Ermordung wohl auf den Gedanken kommen, auch ihn seiner Sicherheit aufzuopfern, und nahm sich daher vor, des Nachts einmal zu entwischen und Alles, was sich leicht fortschaffen ließe, mitzunehmen.

Solche Plänchen schmiedeten die beiden Ehrenmänner ganz im Stillen für sich, als sie eines Tags hundert Schritte vom Schlosse auf einmal von fünfzehn bis zwanzig Häschern der heiligen Hermandad überrascht und mit dem Rufe: „In-

Namen des Königs!" umzingelt wurden. Bei diesem Anblick erblaßte Don Wilhelm und entsetzte sich; doch faßte er sich bald wieder und fragte den Anführer der Häscher, wen er suche? „Niemand anders, als Euch selbst," antwortete der Häscher; „es liegt die Klage gegen Euch vor, Ihr habet den Don Kimen de Lizana fortschleppen lassen. Ich habe nun Befehl, genaue Nachsuchung in Euerm Schlosse anstellen und mich sogar Eurer Person zu versichern." Stephani, der sein Verderben vor Augen sah, wurde wüthend, zog zwei Pistolen aus der Tasche und erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihm sein Haus durchsuche, sondern im Gegentheil den Anführer über den Haufen schießen, wenn er sich nicht alsbald mit seiner Schaar zurückziehe. Der Anführer der heiligen Brüderschaft verachtete diese Drohung und ging auf den Sizilianer zu, der ein Pistol nach ihm abfeuerte und ihn im Gesicht verwundete. Dies kam jedoch dem Verwegenen theuer zu stehen, denn zwei oder drei Häscher gaben, um ihren Hauptmann zu rächen, sogleich Feuer auf ihn, so daß er todt zu Boden stürzte. Julio ließ sich ohne Widerstand gefangen nehmen; man brauchte ihn nicht lange zu fragen, ob Don Kimen im Schloß sei, er gestand Alles, schob jedoch, als er seinen Herrn todt sah, die ganze Schuld auf ihn.

Endlich führte er den Befehlshaber sammt seinen Häschern in den Keller, wo sie den armen Lizana, gefesselt und geknebelt, auf Stroh liegen sahen. Der Unglückliche, der in beständiger Todesangst schwebte, glaubte nicht anders, als daß diese viele Bewaffneten kommen, um ihn zu tödten. Welch angenehme Ueberraschung daher, als er erfuhr, daß die vermeintlichen Henker ihn befreien wollten! Als sie ihn losgebunden und aus dem Kerker geführt hatten, dankte er ihnen für seine Befreiung und fragte sie, wie sie seine Gefangenschaft im Schlosse erfahren hätten. „Das will ich Euch mit wenigen Worten erzählen," sagte der Kommandant.

„In der Nacht, als Ihr fortgeschleppt wurdet, war einer von Euren Räubern, der ein paar Schritte von Don Wilhelms Hause eine Liebschaft hatte, unvorsichtig genug, ihr beim Abschied Stephani's Vorhaben zu entdecken. Das Mädchen behielt diese Sache zwei oder drei Tage für sich; als sich aber in Siguenza das Gerücht von dem Brande in Miedes verbreitete und es Jedermann sehr seltsam vorkam, daß sämmtliche Bediente des Sizilianers bei diesem Unglück umgekommen sein sollen, so kam sie auf den Gedanken, diese Feuersbrunst könnte wohl ein Werk Stephani's sein. Um nun ihren Geliebten zu rächen, ging sie zu Don Felix, Euerm Herrn Vater, und erzählte ihm Alles, was sie wußte. Don Felix erschrack gewaltig über die Nachricht, daß Ihr in der Gewalt eines Mannes seiet, der zu Allem fähig war. Er führte das Mädchen zum Corregidor, der nach einem kurzen Verhör sich dahin aussprach, Stephani werde Euch lange und grausame Martern erstehen lassen, und ohne Zweifel sei er auch der teuflische Urheber der Feuersbrunst. Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, schickte er mir heute früh nach Retortillo, wo ich stationirt bin, Befehl, zu Pferde zu steigen, mich mit meiner Brigade auf das Schloß zu verfügen, Euch aufzusuchen, und Don Wilhelm todt oder lebendig zurück zu bringen. In Ansehung Eurer habe ich meinen Auftrag glücklich vollzogen, aber sehr leid thut es mir, daß ich den Bösewicht nicht lebendig nach Siguenza liefern kann. Er hat uns durch seinen Widerstand genöthigt, ihn zu tödten.

„Jetzt aber, Sennor Caballero," fuhr der Alguazil fort, „will ich über Alles, was hier vorgegangen ist, ein Protokoll aufsetzen; dann wollen wir schnell abreisen, denn Ihr sehnet Euch ohne Zweifel sehr darnach, Eure Familie aus ihrer Unruhe zu reißen?"

„Nur noch eine kleine Geduld," rief Julio, „ich kann Euch gar viel sagen, was auch in Euer Protokoll passen wird: es giebt noch einen Gefangenen zu befreien: Donna Emerenciana ist in eine dunkle Kammer eingesperrt, wo eine unbarmherzige Duenna ihr unaufhörlich mit kränkenden Worten das Leben verbittert und keinen Augenblick Ruhe läßt."

„Gerechter Gott!" rief Lizana, „dem grausamen Stephani war es also nicht genug, mich allein seine Unmenschlichkeit fühlen zu lassen. Geschwind, geschwind! laßt uns die Unglückliche von der Tyrannei ihrer Aufseherin befreien."

Hierauf führte Julio den Alguazil und Don Kimen nebst fünf bis sechs Häschern nach der Kammer, wo Don Wilhelms Tochter eingekerkert war. Sie pochten an die Thüre, die Duenna öffnete. Ihr könnt Euch denken, welch ein Entzücken sich Lizana von dem Wiedersehen seiner Geliebten versprach, woran er bereits verzweifelt hatte. Er faßte jetzt neue Hoffnungen, ja er glaubte zuverlässig an sein Glück, da die einzige Person, die Einsprache thun konnte, nicht mehr lebte. Kaum erblickte er seine Emerenciana, als er sich zu ihren Füßen stürzte: allein wer vermöchte seinen Schmerz zu beschreiben, als er statt einer Geliebten, die sein Entzücken theilen sollte, eine Wahnsinnige fand! Die Duenna hatte sie so lange gequält, bis sie von Sinnen gekommen war. Sie war lange in düsteres Nachdenken versunken, dann aber kam sie auf einmal auf den Wahn, als wäre sie die schöne Angelika, die in der Festung Albaraka von den Taktaren belagert wurde, und betrachtete alle die Männer, die in ihr Zimmer kamen, als Palatine, die zu ihrer Unterstützung erschienen seien. Den Anführer der heiligen Brüderschaft hielt sie für Roland, Lizana für Brandimar, Julio für Hubert mit dem Löwen, die Häscher aber waren Antifort, Clarion, Adrian und die beiden Söhne Oliviers. Sie empfing sie mit vieler Höflichkeit und sagte zu ihnen: „Ihr tapfern Ritter, jetzt fürchte ich Niemand mehr, weder den Kaiser Agrigant, noch die Königin Marphisa. Eine Tapferkeit vermag mich vor allen Kriegern des Erdkreises zu schützen."

Bei dieser seltsamen Anrede konnten sich die Häscher und ihr Anführer des Lachens nicht enthalten. Ganz anders war es Don Kimen zu Muthe: er war tief gebeugt, die Geliebte seines Herzens in diesem elenden Zustande zu sehen, und es fehlte nicht viel, so wäre er auch wahnsinnig geworden. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß sie wieder zu sich kommen könnte, und sagte in zärtlichem Tone zu ihr: „Meine theuerste Emerenciana, erkennt Ihr denn Euern Lizana nicht mehr? Unsere Leiden sind jetzt zu Ende; der Himmel will zwei Herzen, die er für einander geschaffen hat, nicht länger trennen, und Euer grausamer Vater, der uns so sehr quälte, kann uns nicht mehr im Wege stehen."

Darauf antwortete die Tochter des Königs Galafron abermals mit einer Anrede an die tapfern Vertheidiger der Burg Albaraka, welche jetzt doch nicht mehr darüber lachten. Selbst der Anführer der Häscher, sonst ein sehr harthäutiger Kamerad, fühlte ein menschliches Rühren und sagte zu Don Kimen, der in dumpfen Schmerz versunken dastand: „Sennor Caballero, gebt nicht alle Hoffnung auf, das Fräulein kann vielleicht noch gerettet werden. Es gibt geschickte Aerzte in Siguenza. Doch wollen wir uns nicht länger hier aufhalten. Ihr, Hubert mit dem Löwen," fügte er gegen Julio hinzu, „wißt, wo die Ställe dieser Burg sind; führt Antifort und die beiden Söhne Oliviers dahin, sucht die besten Pferde aus und spannt sie an den Wagen der Prinzessin. Ich will indeß mein Protokoll aufsetzen."

So sprechend zog er sein Schreibzeug und Papier aus der Tasche, und als er fertig war, bot er Angelika die Hand, um sie in den Hof hinab zu führen, wo sie in Folge des Diensteifers der Paladine einen mit vier Mauleseln bespannten Wagen bereit fand. Er stieg mit dem Fräulein und Don Kimen hinein und ließ auch die Duenna mitfahren, da er glaubte, der Corregidor werde sie gerne verhören wollen. Julio wurde in Ketten geschlagen und nebst dem Leichnam des Don Stephani in einem andern Wagen fortgeschafft. Die Häscher setzten sich nun wieder zu Pferde und so ging der Zug fort nach Siguenza.

Unterwegs sagte Stephani's Tochter noch mancherlei Albernheiten, die für ihren Liebhaber eben so viele Dolchstiche waren. Er konnte die Duenna nicht ohne Zorn ansehen. „Ihr, grausames Weib," sagte er oft, „Ihr seid an Allem Schuld. Ihr habt durch Eure Verfolgungen die arme Emerenciana auf's Aeußerste getrieben und um ihren Verstand gebracht." Die Alte rechtfertigte sich mit heuchlerischen Thränen und schob Alles auf den Verstorbenen. „Don Wilhelm," sagte sie, „hat ganz allein diesen Jammer angerichtet: er war gar zu hart und erschreckte das arme Mädchen jeden Augenblick so sehr mit Drohungen, daß sie endlich wahnsinnig werden mußte."

Als sie nach Siguenza kamen, ging der Häscher zum Corregidor, um ihm Bericht abzustatten. Dieser verhörte sogleich Julio und die Duenna und schickte darauf Beide in das Stadtgefängniß, wo sie noch sind. Auch Lizana wurde vernommen, verabschiedete sich aber bald, um zu seinem tiefgebeugten Vater zurückzukehren und ihm nach langer Betrübniß die Freude des Wiedersehens zu bereiten. Die unglückliche Emerenciana ließ der Corregidor nach Madrid bringen, wo sie einen Oheim von mütterlicher Seite hat. Dieser vortreffliche Vetter, der keinen sehnlichern Wunsch hatte, als das Vermögen seiner Nichte verwalten zu dürfen, wurde zu ihrem Vormund ernannt. Da er sich ehrenhalber den Anschein geben mußte, als läge ihm Alles an ihrer Wiederherstellung, so wandte er sich an die berühmtesten Aerzte und hatte auch keine Ursache, dies zu bereuen; sie verschwendeten ihr Latein umsonst und erklärten dann die Krankheit als unheilbar. Auf ihren Ausspruch hin hat nun der Vormund seine Pflegbefohlene hier einsperren lassen, wo sie allem Anschein nach den Rest ihrer Tage verbleiben wird."

„Gerechter Gott!" rief Don Kleophas, „das ist wirklich sehr traurig. Donna Emerenciana hätte ein besseres Loos verdient. Und was ist denn aus Don Kimen geworden? Ich bin sehr neugierig, was er angefangen hat." — „Das Vernünftigste, was hier zu thun war," antwortete Asmodi; „als er sah, daß sich an der Sache nichts mehr ändern ließe, ist er nach Neuspanien gesegelt. Er hofft sich durch Reisen zu zerstreuen und nach und nach eine Dame zu vergessen, an die er aus Liebe zu seiner Vernunft und Ruhe nicht mehr denken darf.... Doch," fuhr der Dämon fort, „ich habe Euch jetzt genug eingesperrte Narren gezeigt, bald sollt Ihr auch solche zu sehen bekommen, welche eingesperrt zu werden verdienten."

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Dr. Jac. Moleschott.

Das Brod und die Kuchen.

Alle Getraidearten, von Reis und Mais, dem Hafer und der Gerste bis zum Roggen und Waizen, enthalten in ihren Saamen ein Gemenge von vielen ungelösten Pflanzeneiweiß mit wenig Pflanzenleim. Die letztere Verbindung, wie das Pflanzeneiweiß zu den eiweißartigen Körpern gehörig, ist ein klebriger Stoff, der seine Eigenschaft dem ganzen Gemenge mittheilt. Daher für dieses der Name Kleber. Zum Kleber, den man anfangs fälschlich für einen einfachen Stoff hielt, gesellt sich in den meisten Getraidesaamen eine geringe Menge von löslichem Pflanzeneiweiß.

Auch die Fettbildner sind reichlich in dem Getraidemehl vertreten. Denn alle Getraidesaamen enthalten eine so be-

bedeutende Menge Stärkmehl, daß dieses die Menge der eiweißartigen Körper bei weitem übertrifft. Neben dem Stärkmehl ist immer etwas Stärkegummi vorhanden, und früher schrieb man den Getraidesaamen auch Zucker zu. Neuere Untersuchungen haben jedoch gelehrt, daß diese Angabe wenigstens für das Waizenmehl im frischen Zustande irrig ist.

Eine geringe Menge fertig gebildeten Fetts begleitet die Fettbildner.

Und endlich sind alle anorganischen Bestandtheile des menschlichen Körpers in den Getraidesaamen vorhanden: Natron und Kali, Bittererde und Kalk, Eisen und Chlor, Fluor, Phosphorsäure und Schwefelsäure. Phosphorsaure Alkalien und Erden herrschen unter den Salzen vor, unter den Erden die Bittererde.

Viel größer als man es nach der natürlichen Verwandtschaft ihrer Mutterpflanzen erwarten sollte, die alle zu den Gräsern gehören, ist die Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Getraidesaamen.

Kleber und Stärkmehl sind die vorzüglichsten Stoffe, deren Gehalt in dem Getraide wechselt. Im Allgemeinen stehen Kleber und Stärkmehl zu einander in umgekehrtem Verhältnisse. So ist der Waizen am reichsten an Kleber und am ärmsten an Stärkmehl, und während im Roggen ein mittlerer Klebergehalt einen mittleren Stärkmehlgehalt begleitet, findet sich die reichlichste Menge des Stärkmehls neben der geringsten Menge des Klebers in Reis und Gerste, in Hafer und Wälschkorn.

Kali herrscht in den Getraidesaamen bedeutend über Natron vor. So lehren es die neuesten Untersuchungen für Waizen und Gerste, für Hafer und Reis.

Durch einen beträchtlichen Fettgehalt ist endlich das Wälschkorn ausgezeichnet.

In der äußersten Zellenschichte des Eiweißkörpers der Getraidesaamen ist viel mehr Kleber und Fett enthalten als im Inneren desselben. Daher haben geschälter Reis und geperlte Gerste einen großen Theil ihrer Nahrhaftigkeit eingebüßt, und Kleienbrod ist viel nahrhafter als Brod von gebeuteltem Mehl. Leider aber ist Kleienbrod durch den Gehalt an hartem Zellstoff schwerer verdaulich und für schwache Verdauungswerkzeuge ein nachtheiliger Reiz, der Durchfall erzeugen kann. Deshalb darf das ungebeutelte Mehl keineswegs allgemein an die Stelle des gebeutelten treten.

Wenn man bedenkt, daß Viehzucht und Ackerbau zu den ältesten Künsten des Menschen gehören, so darf man sich nicht wundern, daß das Leben in der Erzielung eines reichlichen Ertrages um Jahrtausende der Wissenschaft voranteilte. In wie vielen Fällen blieb der Wissenschaft nichts übrig als die gewonnenen Erfahrungen richtig zu deuten! Aber auch wie oft hat die wissenschaftliche Begründung eines üblichen Verfahrens die Anwendung vor Fehltritten geschützt, die sich nur dann sicher vermeiden lassen, wenn eine klare Beleuchtung aller Gründe der im Einzelnen schwankenden Erfahrung eine feste Richtung ertheilt. Wenn der Landmann so bereit wäre dies anzuerkennen, wie der Naturforscher jenes willig zugestehen sollte, dann würden nicht so oft die Macht des Geistes und die Macht des Geldes die Mittel zersplittern, die in bewußter Weise Einem gemeinschaftlichen Ziele zusteuern sollten. Aber dem eigensinnigen Hochmuth der Gelehrten, die mit ihren Lehrsätzen alle Leistungen der landwirthschaftlichen Erfahrung umstoßen wollen und vergessen, daß mindestens ebenso oft die alte Sitte durch neue Gründe befestigt wie beseitigt wurde, steht nur zu oft die ebenso eigensinnige Beschränktheit des Landwirths entgegen, der dort nicht traut, wo er nicht selbst gebaut hat.

Was im Stalle die Mästung leistet, das erzielt auf dem Feld der Dünger. Während es aber beim Vieh vorzugsweise auf reichliche Fettbildung abgesehen ist, bildet Erzeugung des Klebers das Hauptstreben des Landbaues. Je größer die Menge des Stickstoffs ist, die dem Acker in der Gestalt von Ammoniak durch den Dünger einverleibt wird, desto bedeutender ist der Klebertrag, der in den Saamen des Getraides das Blut der Menschen erneuert.

Neben dem Dünger übt die Wärme den wichtigsten Einfluß auf die Menge des Klebers, welche die Gräser auf dem Acker erzeugen. Im Sommer und in warmen Himmelsstrichen wird mehr Kleber gewonnen, als im Getraide des Winters und des rauhen Nordens.

Wenn auch aus allen Getraidearten hier und dort Brod gebacken wird, aus Reis bei den Hindus, aus Mais in Tirol wie an der Goldküste, so liefern doch Waizen und Roggen das Mehl, das bei Weitem am häufigsten zur Bereitung des Brodes in Anwendung kommt.

Unser gewöhnliches Brod wird mit Hülfe des Sauerteigs gefertigt und deshalb auch gesäuertes Brod genannt. Der Sauerteig ist nichts Anderes als ein Theil des gewöhnlichen Teigs, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, während dieser Zeit aber sauer geworden ist. Durch Gährung entwickeln sich in dem aufgehobenen Teige Milchsäure und Essigsäure. Den Sauerteig kann die Hefe ersetzen. In beiden aber ist eine eiweißähnliche Verbindung die Ursache, weßhalb der Zucker, der im Teig gebildet wird, in weinige Gährung geräth. Bei dieser zerfällt der Zucker in Weingeist, der sich verflüchtigt, und in Kohlensäure, die als Luft vom zähen Kleber eingeschlossen und im Brod zurückgehalten wird.

Mehl, das Gährungsmittel, Wasser und Salz bilden den Teig. Schon in diesem verwandelt sich ein Theil des Stärkmehls in Zucker, und dieser Zucker ist es, den der Sauerteig oder die Hefe in Weingeist und Kohlensäure verwandelt. Die vom Kleber zurückgehaltene Kohlensäure erzeugt die Löcher in der Krume und bedingt somit die Lockerung des Brodes.

Beim Backen wird in der äußeren Schichte des Brods eine neue Menge Stärkmehl in Stärkgummi und Zucker

umgewandelt. Das lösliche Eiweiß gerinnt. Der Weingeist entweicht.

Durch die Röstung bräunt sich die Rinde. Dabei bildet sich ein angenehm bitter schmeckender Stoff, der beim Rösten der verschiedensten organischen Verbindungen entsteht. Dieser Stoff ist das Röstbitter. Er ist so leicht in Wasser löslich, daß er schon durch das Wasser der Luft zerfließt.

Gutes Waizenbrod ist weiß, das eigentliche Schwarzbrod ist Roggenbrod, der bekannte Westphälische Pumpernickel. Da der Waizen reicher an Kleber ist, als der Roggen, so wiederholt sich dieses Verhältniß auch in Weiß- und Schwarzbrod. Und weil der Kleber die Kohlensäure zurückhält, welche die weinige Gährung aus dem Zucker erzeugte, so erklärt sich hieraus, warum das kleberarme Roggenbrod immer so viel weniger aufgegangen ist, als Waizenbrod.

Altbackenes Brod ist kaum trockner als frisches. In 5 Tagen verliert frisches Brod nur etwa Ein Hundertel von seinem Wassergehalt und es nimmt die Beschaffenheit des altbackenen auch dann an, wenn man es in einer mit Wasser gesättigten Luft erkalten läßt. Dagegen kann man altbackenes Brod in frisches verwandeln, wenn man es wieder in den Ofen bringt, wobei eine bedeutende Menge Wasser verloren gehen muß. Wärme und Kälte erzeugen eine Veränderung der kleinsten Theilchen, deren genauere Bestimmung der Wissenschaft noch obliegt. So viel ist ausgemacht, daß altbackenes Brod hart und fest, aber nicht nothwendiger Weise auch trocken ist.

Wäre das Brod so verdaulich, wie das Fleisch, so würde es dennoch diesem mit Rücksicht auf die Eiweißstoffe an Nahrhaftigkeit nachstehen. Denn auch das reichste Brod enthält nur etwa zwei Drittel der eiweißartigen Körper, die im Ochsenfleisch vorhanden sind.

Aber außerdem ist die Verdaulichkeit von Brod und Fleisch nicht gleich zu achten. Denn der Kleber löst sich schwerer als der Faserstoff der Muskeln in unseren Verdauungssäften auf, und es stimmt weniger nahe mit den Eiweißstoffen des Bluts überein. Er wird also langsamer in diese verwandelt.

Das Stärkmehl, das so reichlich im Brod vertreten ist, muß sich in Fett verwandeln. Und dadurch gleicht sich mindestens die geringere Löslichkeit aus, welche dem fertig gebildeten Fett des Fleisches eigenthümlich ist.

Für das Fett, das die Ausscheidungen dem Blut entziehen, ist das Brod eine viel ergiebigere Quelle als das Fleisch. Denn mehr als ein Drittel des Waizenbrods besteht aus Stärkmehl, während ein Zehntel des Gewichts an Stärkgummi und außerdem eine geringe Menge Zucker in demselben enthalten ist.

Dieses Vorherrschen der Fettbildner erklärt es, warum Brod viel mehr feste Theile enthält als Fleisch. In jenem beträgt der Wassergehalt noch kein Drittel des Gewichtes des Ganzen.

Allein dieser Reichthum an Fettbildnern steht in gar keinem Verhältnisse zu der geringen Menge Fett, die in dem Blute sich findet, und deßhalb muß auch eine Vergleichung zwischen der Nahrhaftigkeit des Fleisches und der des ganzen Brodes zu Gunsten jenes entscheiden.

Unter den Getraidearten selbst bedingt der Klebergehalt die Nahrhaftigkeit. Denn an Fettbildnern ist in allen Ueberfluß vorhanden. Waizen, Roggen, Hafer, Gerste, Reis und Mais ist die Reihe, in welcher der Waizen das oberste Glied ausmacht, wenn man die Nahrhaftigkeit zum Maaßstab nimmt. Ist doch in Reis und Mais kaum ein Siebentel des Klebergehalts des Waizens zu finden. Für das Brod aus jenen Getraidesaamen ergeben sich dieselben Stufen der Nahrhaftigkeit. Und darum rechtfertigt die chemische Kenntniß den alten Brauch, der Waizen und Roggen für unser Brod allen anderen Getraidesaamen vorzieht.

Wie der Hasenpfeffer oder irgend ein anderes zusammengesetztes Fleischgericht, so gehören die Kuchen mehr in das Kochbuch als in eine Lehre von den Nahrungsmitteln. Eier, Fett, Zucker, die verschiedensten Würzen, Mandeln, getrocknetes oder frisches Obst werden mit dem Teig verschiedener Mehlarten vermischt, und alle diese Bestandtheile kommen ihres Orts in diesem Buche zur Sprache.

Warum sind die Kuchen der Gesundheit weniger zuträglich als Brod? ist eine Frage, die so vielen für ihr Backwerk begeisterten Hausfrauen nahe liegt, daß ich mich ihrer ausdrücklichen Beantwortung nicht entziehen will.

Der Bestandtheil, den Viele für den gefährlichsten halten, ist es am wenigsten, nämlich der Zucker. Wenn dieser nicht in übermäßiger Menge den Kuchen oder Torten zugesetzt wird, verwandelt er sich in Milchsäure, die dem Magen verdauen hilft. Aber das Fett, das in der Butter, als Bestandtheil der Eier und der Mandeln manchen Torten üppig beigemengt wird, macht vieles Backwerk so schwer verdaulich, um so schwerer, je mehr die Fette durch Erhitzung in ihre Zersetzungsprodukte übergeführt wurden. Darum sind Makronen, Mandeltorten oder Chokoladekuchen, die das Fett des Kakao enthalten, schwerer zu verdauen, als die meisten Obstkuchen und anderes Backwerk, denen Mandeln und Kakao fehlen.

Für diese aber entspricht die Schwerverdaulichkeit genau der Menge der Butter und der Eidotter, welche man zu ihrer Bereitung verwandte. Denn im Dotter ist vorzugsweise das Fett der Eier zu suchen. Und deshalb ist ein Bund, der wenig Butter und wenig Eier enthält, der unschädlichste aller Kuchen.

Das Röstbitter, welches in der Rinde des Brods beim Backen erzeugt wird, entsteht in allen anderen Mehlspeisen auf dieselbe Weise. Röstbitter ist der Stoff, der vorzüglich Wasser aus der Luft oder aus dem Innern der Kuchen aufnimmt, und die Rinde derselben feucht macht.

Warum bleibt denn aber Backwerk in Büchsen, von

der Luft abgesperrt, am feuchtesten? Weil im verschlossenen Raum das Wasser des Kuchens weniger verdunstet, und also das Ganze weniger ausgetrocknet wird. Der Zucker, mit dem so häufig die Oberfläche bestreut wird, und das Nästbitter ziehen in der Büchse das Wasser aus dem Inneren des Kuchens an, und deshalb findet man nach einiger Zeit den Zucker geschmolzen und die Rinde feucht.

Die Erbsen, Bohnen und Linsen.

Erbsen, Bohnen und Linsen werden unter dem Namen der Hülsenfrüchte zusammengefaßt. Wollte man die Speisen in zwei Hauptgruppen vertheilen, von denen die erstere die nahrhaftesten enthielte, dann würde man in dieser die Hülsenfrüchte mit dem Fleisch und Brod vereinigen müssen.

Denn der Erbsenstoff, der allen Hülsenfrüchten zukommt, ist so reichlich in Erbsen, Bohnen und Linsen vertreten, daß dieser eiweißartige Körper nicht nur den Klebergehalt des Brodes, sondern auch den im Fleisch enthaltenen Faserstoff nicht selten übertrifft. Der Erbsenstoff ist in Wasser löslich. Essigsäure bringt in der wässerigen Lösung einen Niederschlag hervor, den auch ein Ueberschuß nicht auflöst. Durch das bloße Kochen gerinnt der Erbsenstoff nicht; wohl aber das lösliche Pflanzeneiweiß, das, wie in den Getraidesaamen, so auch in den Hülsenfrüchten in geringer Menge gefunden wird.

Ein beträchtlicher Stärkmehlgehalt, den eine nicht unansehnliche Menge Stärkegummi und, in den Zuckererbsen z. B., bisweilen auch Zucker begleitet, vertritt die Fettbildner im Innern der Bohnen, Erbsen und Linsen. Die Haut derselben und ebenso die grüne Hülse derjenigen Bohnen, welche ganz gegessen werden, besteht zum großen Theil aus einem Körper, der in allen Pflanzen die jugendliche Zellwand bildet, und darum Zellstoff genannt wird. Der Zellstoff gehört zu den Fettbildnern. Seine Zusammensetzung ist der des Stärkmehls gleich, und er wird, wie dieses, durch Säuren in Zucker verwandelt. Allein diese Umwandlung erfolgt so langsam, daß der in Wasser unlösliche Zellstoff zu den sehr schwer verdaulichen Nahrungsstoffen gehört, um so mehr, da auch das Alkali, das unser Speichel, die Galle, der Bauchspeichel und der Darmsaft enthalten, nur sehr wenig Zellstoff zu lösen vermag.

Das fertig gebildete Fett, das die Fettbildner in den Hülsenfrüchten begleitet, ist so spärlich vorhanden, daß Erbsen, Bohnen und Linsen ohne ihren reichlichen Gehalt an Stärkmehl und Stärkgummi nicht im Stande sein würden, das Fett des Körpers zu ersetzen, das wir, nachdem es zu Wasser und Kohlensäure verbrannt ist, beständig aushauchen.

Alle Chlorverbindungen und Salze des Bluts sind in den Hülsenfrüchten zu finden; die wichtigsten Blutsalze, die phosphorsauren Alkalien und Erden, in der reichlichsten Menge.

Der Erbsenstoff verdankt seinen Namen dem Umstande, daß er den wichtigsten Nahrungsstoff der Hülsenfrüchte darstellt. Denn er vertritt die eiweißartigen Körper in Erbsen, Bohnen und Linsen, die nur eine geringe Menge lösliches Eiweiß neben ihm enthalten.

Wie kommt es, daß Erbsen, Bohnen und Linsen beim Kochen hart werden, da doch der Erbsenstoff in siedendem Wasser nicht gerinnt und die Menge des gerinnenden löslichen Eiweißes so klein ist? Daher, daß der Chemiker und die Köchin mit sehr verschiedenem Wasser kochen. Der Chemiker arbeitet nur mit Wasser, dem alle gelösten Bestandtheile entzogen sind. Er läßt Regenwasser oder Brunnenwasser durch die Wärme erst verdunsten, den Dunst in der Kälte sich wieder zu Wasser verdichten und das auf diese Weise gewonnene Wasser enthält die Kalkverbindungen nicht mehr, welche dem Wasser der Köchin nie ganz fehlen. Der Kalk aber vereinigt sich beim Kochen mit dem Erbsenstoff und verwandelt diesen in einen sehr harten Körper. Und weil das Regenwasser weniger Kalk enthält als das Brunnenwasser, bleiben in jenem die Erbsen weicher als in diesem.

Durch das Kochen in Regenwasser, das wenig Kalk enthält, wird ein erheblicher Theil des Erbsenstoffs gelöst. Darum bringt es dem Blut und dem Beutel Gewinn, wenn man Erbsen, Bohnen und Linsen nicht in trockner Form, sondern als Suppe genießt. Soll man das gekochte Fleisch mit der Fleischbrühe verbinden muß, um den verdaulichsten und nahrhaftesten Theil des Fleisches zu genießen, so ist in Erbsen- und Linsensuppe die Brühe besser als die Brocken. Es wird also ein guter Theil des Nahrungsstoffs vergeudet, wenn man die Erbsen, um sie als Gemüse zu essen, in Wasser kocht und die Brühe verloren gehen läßt.

Weil nun dichte Lösungen von Erbsenstoff auch in der Siedhitze gerinnen, hinlänglich verdünnte dagegen nicht, so muß man, um eine kräftige Erbsensuppe zu gewinnen, die Erbsen mit kaltem Regenwasser aufsetzen. Die Zellen der Erbsen selbst enthalten eine dichte Lösung von Erbsenstoff. Wollte man also die Erbsen gleich mit siedendem Wasser übergießen, so würde auf der Stelle ein großer Theil des Erbsenstoffs gerinnen. Die entstandenen Gerinnsel aber würden in den Zellen verbleiben, und die Folge wäre, daß man eine ansehnliche Menge des werthvollsten Bestandtheils auf dem Sieb behielte, um sie als Abfall zu verlieren. Es gilt also zur Bereitung einer möglichst nahrhaften Erbsensuppe dieselbe Regel, welche man behufs der Gewinnung einer kräftigen Fleischbrühe zu befolgen hat. Man muß die Erbsen mit kaltem Wasser aufsetzen und langsam erwärmen.

In der Verdaulichkeit halten die Hülsenfrüchte, wenn sie ohne Hülsen und Schalen genossen werden, die Mitte zwischen Fleisch und Brod. Denn was der Faserstoff sowohl wie das Eiweiß des Fleisches an Uebereinstimmung mit den Bestandtheilen unseres Bluts vor dem Erbsenstoff voraushaben, das zeichnet den Erbsenstoff an Löslichkeit aus vor dem Kleber des Brodes.

Nur wenn kalkreiches Wasser, wie es allerdings sehr häufig der Fall ist, den Erbsenstoff hart, und wenn die Schalen ihre Früchte schwer löslich machen, dann werden Erbsen, Bohnen und Linsen zu schwer verdaulichen, blähenden Gerichten. Darin also liegt der Nutzen der Regel, daß man die Suppen der Hülsenfrüchte aus Regenwasser bereiten und nach dem Kochen, das die Schalen sprengt, durch das Haarsieb durchschlagen soll. Nur von kräftigen Verdauungswerkzeugen werden Erbsen, Bohnen und Linsen mit den Schalen vertragen.

Wenn aber der Vergleich mit Fleisch hinsichtlich der Verdaulichkeit die Hülsenfrüchte verlieren macht, so gewinnen sie es im Reichthum an festen Bestandtheilen. Denn der Wassergehalt macht kaum mehr als ein Drittel des Gewichts von Erbsen, Bohnen und Linsen aus. Und während der Gehalt an eiweißartigen Körpern dem des Fleisches um die Hälfte übersteigen kann, sind auch die Fettbildner und Salze reichlicher in den Hülsenfrüchten vertreten.

Darum werden Blut und Fleisch, Milch und Samen reichlich von Erbsen, Bohnen und Linsen gebildet. Und deshalb sind sie der Trost der Armen, denen Fleisch so selten oder so spärlich beschieden ist.

Ueber den ansehnlichen Phosphorgehalt des Erbsenstoffes habe ich schon früher berichtet. Das Gehirn aber kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen, das den Phosphor dem Eiweiß und Faserstoff des Bluts verdankt. Aus anderen Grundstoffen kann kein Phosphor werden. Darum ist es ein nothwendiger Schluß, daß Fleisch, Brod, Erbsen erforderlich sind, um die Ernährung des Gehirns zu erhalten, und daß Speisen, die, wie Fisch und Eier, fertig gebildetes phosphorhaltiges Fett enthalten, die Zufuhr dieses eigenthümlichen Bestandtheils in das Gehirn erleichtern müssen. An das phosphorhaltige Fett ist die Erhebung, folglich auch die Thätigkeit des Hirns geknüpft. Daher sagt man im Spaß, daß ein kluger Mann viel Phosphor im Gehirn habe. Denn im Ernste wird es kein Naturforscher meinen. Die Mischung eines Werkzeugs leidet unter dem Zuviel so gut, wie unter dem Zuwenig. Ohne übermäßige Zufuhr eines einzelnen Bestandtheils lassen die Gesetze regelmäßiger Anziehung, welche die Ernährung der Gewebe bedingen, nicht so leicht befürchten, während die Verrichtung leidet, wenn der Stoff in zu geringem Verhältniß vorhanden ist. Deshalb läßt sich bei großen Denkern kein Ueberfluß an Phosphor annehmen. Und dennoch heißt es wahr: ohne Phosphor kein Gedanke.

Für die Fackel.

Die böse Trinität.

Von C. Potsch.

Das Schwerdt, das Gold, das Wort — das waren Götter, die einst uns ketteten zu ew'gem Bund. — Gesprochnes Recht ward Menschenrecht der Spötter u. Schwerdt und Gold verschlossen freien Mund. — Nur des Gedankens Blitze schmelzen jene Ketten! Nur in Gewittern kann der Geist sich selbst erretten! Befreit von seiner kindischen Verehrung der alten, bösen Götzen-Trinität, entdeckt er, daß die freche Selbstzerstörung nur durch den Mißbrauch seiner Kraft besteht. Das Schwerdt wirft er nun weg; er kämpft nur mit der Feder und hemmt des Staaten-Gottes schwere Schicksals-Räder. Das Schwerdt mag herrschen in dem Reich der Thiere, die unsers Lebens Seligkeit bedroh'n. — Des Goldes und des Silbers Glanz verliere das Recht, zu gelten als ein Tugendlohn. — Das Wort, die Schrift, sei künftig nur noch Friedensrichter — und, wer von Schlachten singt, der bleibe Schlächter-Dichter! —

Keine Vorrechte,
Nur Muth zur Selbstbefreiung!

Der Wahrheit Hauch belebte schon der Seele zarte Saiten, sie wollte gern im reinsten Ton der Göttin Sang begleiten; da drückte Gottes schwere Hand das Saitenspiel zusammen; die Seele schwieg, die Wahrheit schwand; im Herzen lodern Flammen.

Aus Gottes Hand befreit nur Muth, zu brechen innre Schranken. Der Hölle Flamme löscht die Fluth des Meeres der Gedanken, die aus dem tiefen, reichen Schacht des Seelenlebens fließen, wenn ihn nicht mehr mit Zaubermacht des Glaubens Felsen schließen.

Laßt uns die böse Wirklichkeit von guter Wahrheit scheiden und keine Ungerechtigkeit als Gottes Vorrecht leiden! So lang wir nur in Schwächen gleich, ist Hölle hier auf Erden. — Errungen kann das Himmelreich; doch nie ererbt werden!

Gedankenflug.

Wenn du nicht nur böse Wahrheit suchst, zum Spott; wenn dich Furcht nicht quälet vor des Volkes Gott, wenn

nicht Leidenschaften dir im Herzen haften, dann beginnt der Gedankenflug! —

Flügel wachsen dir im Licht der Wissenschaft. Selbstvertrauen wächst mit dem Gefühl der Kraft. Keine dunkeln Schranken hemmen den Gedanken, der die Quelle seines Lebens sucht.

Heiter blickst du bald durch das gelehrte Nichts: Schöpfer's Allmacht und der Spuck des Weltgerichts, — und viel fromme Rügen, Kinder zu betrügen, Alles das sinkt in Vergessenheit!

Nicht vollkommen ist die Erde überall, wo der Mensch hinkommt mit der Menschenqual; doch nicht Weltverachtung, denkende Betrachtung, führt uns auf des Lebens rechte Bahn.

Noch ist uns das Reich der guten Wahrheit fern. — Sklavisch folgt die Menge ihrem bösen Herrn. Feige Furcht vor Strafe hält den Geist im Schlafe; Wollust ist des Knechtes einz'ges Glück.

Langsam wächst des Menschen schöner Gliederbau Geistes-Perle schlummert drin, ein Tropfen Thau; Sonnenstrahlen müssen — leuchtend wach ihn küssen; — wecken erst den selbstbewußten Traum.

Wer will Gott sein, o, der strafe nicht das Kind, wenn es strauchelnd, fallend seinen Lauf beginnt. — Hilf mit Kopf und Händen seinen Bau vollenden und veredle ihm zur Kunst das Spiel.

Nicht den Lastern der Kultur sei es geweiht; unbekannt bleib' ihm der Rechts- und Pflichten-Streit. — Lehre nicht, mit Zahlen und mit Namen prahlen; — Zahl und Maaß erwecke Schönheitssinn!

Herrlich und unsträflich wird des Menschen Sohn; — Licht ist sein Gewand; die Erde ist sein Thron; — und für alle Zeiten schafft' er Seligkeiten, wenn er sich erkennt als Geist der Welt!

Das neue Weltgericht.

Des Kampf's und Spieles sei genug! Die Zeit ist da zu richten die Lebendigen und Todten! — Es spricht der Geist: das Himmelreich ist nah — und sendet allen Völkern Friedensboten. — Vergebt die Schuld! Welch Uebel auch geschah. — Verbrecher waren sie, die Strafen drohten. — Die Leidenschaft macht' uns zu bösen Feinden und trennte uns in tausend Strafgemeinden.

Entkräftet, denkend, jedes böse Wort, woran sich hefteten Eure Nothgedanken. Gedankennoth gebar Gedankenmord, — durch Aufbau vieler schwarzen Geistesschranken, in Bücher Pergamenten. Immerfort, ertönt noch unerquicklich Schrei'n und Zanken. — Statt eifernd Euch beim Worte festzuhalten, sucht lieber neues Leben zu entfalten.

Befreit Euch kühn von jedem Arbeitsfluch und schaffet ohne Furcht und ohne Zittern was Euch beglückt. An Stoffen habt Ihr g'nug; Ihr dürft um „Mein und Dein" Euch nicht zersplittern. — Laßt Euch durch Priester-, oder Richterspruch — das Leben in Gemeinschaft nicht verbittern. — Gesetze, Bibeln, Akten, tragt zusammen — und macht sie nützlich in des Ofens Flammen!

Erschrecket nicht vor dieses Spruch's Gewicht — und fürchtet nicht ein schleuniges Verderben, wenn Niemand mehr durch Noth und Strafgericht gezwungen wird, um Arbeitslohn zu werben. — Die Trägheit ist der Frechheit Tochter nicht, nur von der Herrschsucht konnten wir sie erben. Sie schlug des Schwachen Arm in Sklavenbande — und so ward Arbeitslust zu Arbeitsschande!

Vernichtet sei der Herrschaft schnödes Recht! — Wir wollen ihm ein heitres Grablied singen. — Es bleibt der Herr doch nur der Knechte Knecht, — denn ohne sie — was würde ihm gelingen? Die Sklaventreue, wäre sie auch echt, kann Sorgen nur, nicht wahren Segen bringen. — Tyrannen, unterm Schutz geschworner Henker, — erheben vor den Worten freier Denker!

Verzweifelnd an des Lebens Seligkeit, die längst entfloh in dem Geräusch der Waffen, hat schon in mythischer Vergangenheit der Mensch den Zufall sich zum Gott geschaffen. — Des Reichthums Glück erzeugt den innern Streit; nur Geld und Gut sucht Jeder zu erraffen. — Der Wahnsinn trotzet den Naturgesetzen u. fordert ew'ge Frucht von todten Schätzen.

Einmal gewichen aus der Sonnenbahn, verfiel er knechtisch dem Gesetz der Schwere, der kurze Geist in seinem Götterwahn, und immer schneller stürzt er durch die Leere des Lügenhimmels, wenn nicht Retter nah'n, hinab, (ein Icarus) bis in dem Meere — worin der athemlose Leib verschwindet — der Tiefgefallne sterbend Ruhe findet.

Erneuert die zerstörte Harmonie der Seele mit des Leibes heil'gen Trieben, erhitzet nicht der Jugend Phantasie — durch das Gebot: Gott mehr als sich zu lieben. Die wahre Wahrheit lehret, ohne Müh die Pflicht der Selbstregierung auszuüben. — Erfreuet Euch am Wahren, Guten, Schönen, — und bildet's nach in Farben, Formen, Tönen.

Doch sucht nicht „hohen Sinn im Kinderspiel und Weisheit nicht im Irren und im Träumen! Des Kindes Paradies ist nicht das Ziel des Mannes, der aus unermessnen Räumen das Maaß sich nimmt in seinem Kraftgefühl, dem große Thaten nach u. nach entkeimen. Zur Sonne erst muß sich der Mensch erheben, um auf der Erde dann als Gott zu leben. Der Mensch ist Gott, wenn er sich froh bewußt, daß keine Wundermacht in Himmels Höhen ihm zugewogen seines Lebens Lust, vorherbestimmend des Lebens herbe Bahn; wenn er den Neid verbannte aus der Brust; als Gleicher nur mit Gleichen hier will gehen; wenn er als Künstler schafft mit frohem Muth, in jeder Form erstrebt das Menschlichgute!

So wirkend schreckt ihn nicht die Flucht der Zeit in Jahren, Wochen, Stunden und Sekunden. — Er hat im Anschaun der Unendlichkeit, die ew'ge Gestalt und Zeit gefunden und jede Furcht vor der Vergänglichkeit des Wesens in

den Formen überwunden. — Er zählt es nur zu seinen Jugendsünden, daß er des Weltall's Ursach' wollt' ergründen.

Dies ist des wahren Gottes Weltgericht; denn anders kann der gute Geist nicht sprechen, und wenn ein Mensch im Zorne ferner spricht: „es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen", so zeigt er uns des Bösen Angesicht, der Herr geworden durch des Geistes Schwächen. — Mit Waffen nicht, mit Beten nicht und Singen, — nur durch Erkenntniß ist er zu bezwingen.

Der Pastor kritisirt:

Wenn solche Lehren gälten allgemein,
kann Staat und Kirche nicht bestehen.

Der Dichter erwiedert:

Ei, freilich müssen Beide erst vergehen,
bevor die Menschen können selig sein.
Wer das noch nicht begreift, sei — Gott befohlen!
Und wenn ich spräch: der Teufel soll ihn holen!
so klänge das wohl nicht so fromm und fein;
doch würde der Erfolg derselbe sein.

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Die Germanen.

Den Germanen, die vor mehr als hundert Jahren in heißen Schlachten die römischen Legionen niedergeworfen hatten, galten die kriegerischen Vorkehrungen des Drusus. In viele Völkerschaften geschieden, wohnten sie zwischen Rhein und Weichsel, den nördlichen Meeren und der Donau. Noch weiter über diese Gränzen hatten sie sich ausgebreitet; denn wir finden germanische Stämme auf dem linken Rheinufer, auch südlich in Vindelicien bis zu den Alpen; östlich, zwischen Daciern und Sarmaten hausend, bis an das schwarze Meer. Die Suionen endlich, wohl die Stammväter der Schweden und germanischer Abkunft, reichten bis an das starre, unbewegliche Meer, wo der untergehenden Sonne Glanz bis zum Aufgang fortdauert, wie Tacitus die mitternächtliche Sonne im hohen Norden richtig bezeichnet. Den Römern besser bekannt waren die Bataver (in Seeland und Holland), dann nördlich von ihnen an der Küste die seekundigen Friesen und Chauken, letztere weit ins innere Land bis zu den kriegerischen Chatten reichend, die zwischen Lippe und Lahn und besonders an den Ufern der Ruhr ansässig waren. Zu den Chauken gehörten wohl die Agrivarier an der untern Weser, sowie zu den Chatten die Marser an der Ems. Näher am Rhein finden wir die Brukterer, die zu Rosse kämpfenden Tenchterer, sowie die Sigambrer. Dagegen östlich, von den Quellen der Lippe und Ems bis über die Weser und nach dem Harzgebirge hin, saßen die freiheitsliebenden Cherusker, welche in heiligen Hainen die Heiligthümer der Nation treu bewahrten. Nördlich, diesseits und jenseits der Elbe hausten die Longobarden, südlicher, vom Thüringer Walde bis zur Elbe, die Hermunduren. Ein weites Gebiet bewohnten die Sueven im Binnenlande, zu denen die Semnonen zwischen Elbe u. Oder, die Markomannen in Böhmen, die Quaden an der Donau und andere Stämme gerechnet wurden.

Das Land, sowohl Berge als Thäler und Ebenen, starrte von Wäldern und unzugänglichen Sümpfen, der Himmel war den größten Theil des Jahres trübe, das Klima in Folge der dichteren, theilweise ganz undurchdringlichen Wälder viel rauher als jetzt; der Boden, wo er angebaut wurde, ergiebig für Halmfrucht, nicht für Wein und Obst. Aber die Völker liebten ihr rauhes Vaterland, ihre Freiheit und auch ihre Armuth, die ihnen Reichthum dünkte. Denn ihre Wälder gaben ihnen reichlich Wildpret, da kämpften sie mit Bären, Wölfen und dem starken Ur; die üppigen Wiesen ernährten ihre Heerden von unansehnlichen Schafen, Rindern, Pferden und Schweinen. Die Früchte, die sie bauten, reichten zur Nahrung hin und lieferten ihnen den beliebten süßen Gerstenwein, den sie bei fröhligen Gelagen nicht selten im Uebermaaße tranken. Es war ein ureignes Geschlecht, hoch, stattlich aufgewachsen, blondhaarig, mit lebhaften blauen Augen voll Kraft und Muth, rein, keusch, treu dem gegebenen Worte. Die Wohnungen, welche diese unverdorbenen Menschen besaßen, waren einfach und kunstlos wie ihre Lebensart. Sie bestanden aus unbehauenem Bauholze, das man nach Art der Blockhäuser über einander schichtete und mit einem Schindeldach versah, oder auch nur aufrecht stehend an einander reihte, so daß ein kegelförmiger Bau entstand, dergleichen sich noch jetzt die Köhler zum Aufenthalt für den Sommer herrichten. Lücken und Ritze verstopfte man mit Lehm und Moos, oft fügte man auswendig einen Bewurf von buntem, glänzendem Lehm hinzu, der sich von ferne wie Malerei ausnahm. Moosbänke an den Wänden, ein Lager für den Hausvater am Heerdfeuer, Geräthschaften und Waffen bildeten den Hausrath. Das Vieh war gewöhnlich unter demselben Dache untergebracht und etwa durch eine Holzwand, oder auch nur durch eine Brustwehr von den menschlichen Bewohnern geschieden; eine Einrichtung, die man noch jetzt in Westphalen sehen kann. Die Edeln und Fürsten hatten natürlich größere Räume für sich, ihr Gefolge und für ihre großen Viehherden nöthig. Sie umgaben ihre Gehöfte mit Erdwällen und starken Zäunen von Dorngesträuch, bisweilen auch von rohen Steinen.

Die heiligen Haine, wo der Germane seine Götter ehrte, befestigte er mit ähnlichen Einfriedigungen. Da wurden Opfer geschlachtet, von auserwählten Sängern Lieder gesungen, da verkündigten bisweilen Frauen den Willen der himmlischen Mächte. Man ehrte das Weib, das dem Manne ebenbürtig zur Seite stand, ihn zu Kampf und Sieg begeisterte, das, als Jungfrau keusch, in der Ehe züchtig, des Haushalts und der Kinder treulich wartete und mit dem Gatten im Leben, oft im Sterben vereinigt blieb. Der Krieger kämpfte wie für Heiligthümer und Freiheit, so für der Frauen Ehre und trotzte mit der nackten Brust den feindlichen Waffen. Denn er hatte keinen Harnisch, der seinen Leib, keinen Helm, der sein Haupt bedeckte, kein Schwert zum Kampf in der Nähe. Ein Sagum (Sack) oder linnener Kittel, manchmal auch ein roh gearbeitetes Lederwamms mit Pelzverbrämung war sein Harnisch, ein Schild von Brettern oder Weidengeflecht sein Schutz, eine Framea (mäßig langer Speer) mit schmalem, scharfem Metallbeschlage, bisweilen nur mit im Feuer gehärteter Holzspitze, genügte zum Angriff. Außerdem führten die Krieger zu Fuß noch einige Wurfspieße, welche sie auf unglaubliche Entfernung schleuderten. Die Edeln trugen außer dem Kittel noch einen eigenen Leibrock; sie hatten auch bisweilen Rüstungen und Schwerter, die sie von den Römern durch Eintausch oder als Beute im Kriege erhielten. Es erhellt aus dem Gesagten, daß den Germanen Linnen- und Metallbereitung nicht ganz unbekannt war. Ebenso wurde das Getraide, welches sie bauten, unzweifelhaft nicht blos zum Getränk, sondern auch zu Suppen, Brei und dergleichen Speisen benutzt, aber schwerlich zu eigentlichem Brode, weil sonst Tacitus, der Geschichtsschreiber ihrer Thaten und Sitten, solches gewiß nicht zu erwähnen vergessen hätte.

Die allgemeinen Angelegenheiten wurden in der versammelten Landesgemeinde verhandelt. Da traten die freien Männer des Stammes zusammen und beriethen sich über Krieg und Frieden und des Volkes Wohlfahrt. Die Geschlechter berathschlagten auch wohl vorher bei fröhlichen Zechgelagen; aber in der Gemeinde war Jeder nüchtern, damit nicht unbedachtsame Beschlüsse gefaßt würden. Die Fürsten selbst hatten nur größeren Einfluß, wenn sie durch Thaten und weisen Rath hervorragten, dann sammelte sich um sie ein Gefolge von tapfern Kriegern, das im Getümmel der Schlacht sie umgab. Wenn das Schicksal nicht günstig war, wenn die Walkyren (die Todtenwählerinnen) über dem Schlachtfelde schwebten, die Helden für Walhalla zu küren, so empfingen die Männer der Gefolgschaft willig den Brautkuß des Todes für ihren Herrn und erhoben sich in den Armen der Schildjungfrauen zu den Götterhöhen.

Wir sind hier durch unsere Darstellung in das Gebiet der nordischen Sagen eingetreten; allein sie stammten, wie die Völker des Nordens selbst, aus Germanien, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, hatten sie ihren Ursprung gerade in dem Theil unsers Vaterlandes, welcher der Schauplatz jener folgenschweren Thaten war, zu deren Schilderung wir jetzt übergehen müssen. Den Mittelpunkt derselben bildet das Teutoburger Waldgebirge. Es lagert sich in einem hufeisenförmigen Bogen um die Quellen der Ems und Lippe, die nur eine Meile von einander entfernt sind und auf jeder Karte nordwestlichen Deutschlands leicht aufgefunden werden können. Es heißt eigentlich Osning oder Osenegge, vielleicht von Asenegge oder Asenaue, Aue der vergötterten Heroen, die aus Assen den Völkerzug herüber führten. Drei, zum Theil parallel laufende Bergreihen erheben sich aus der westlich vorgelagerten Ebene, deren innerster Busen mit vielen Sumpfstrecken als Senner Haide bekannt ist. Den nordwestlichen Gebirgszug durchbricht in ganzer Breite die Bielefelder Schlucht, südlich thut dasselbe die Dörenschlucht. Da letztere durch Sümpfe und Quellen noch jetzt unfahrbar ist, so kann sie bei den Römermärschen nicht in Betracht kommen, wie der terrainkundige Schierenberg darthut. Noch südlicher zieht das Kohlstätter Thal durch die vorderen Bergreihen und weiter das Altenbekener Thal in gleicher Richtung nach dem mittlern Bergrücken, der offen und gangbar von Norden nach Süden streicht. Zwischen der Dörenschlucht und dem Kohlstätter Thal ist das Winfeld, eine Hochebene, wo nördlich die Grotenburg und der Bach Lichthöpde (Leichenhügel), südlicher die Externsteine, merkwürdige Sandsteinblöcke, sich finden. Zwischen dem Kohlstätter und Altenbekener Thal liegt die Hochebene Feldrom, wo Kämpen, westlich der Römerberg und der Römergrund an das weltherrschende Volk erinnern. Hier stand die Irmensäule, Mal- oder Gerichtssäule, dem Gotte Er geweiht, ein behauener Baumstamm, oben vermuthlich mit einem grob geschnitzten Menschenhaupte, hier die Eresburg und Teutoburg. Daselbst führte am Nordrand die noch nicht ergründete Halensteiner Höhle in das Reich der bleichen Hel, während im südlichen Thal der Bullerborn, der die Sage aufnimmt, nach kurzem Lauf geheimnißvoll wieder in die Tiefe versinkt. In dieser Gegend erinnern Oertlichkeiten und Namen an das himmlische Asgard (Himmelsburg), von welchem die Edda berichtet, an Balder's Tod (Palmerstod), die schauerliche Hel, an Odin oder Wodan, der die Wasser der Sage aus goldnem Becher trinkt. Darum waren hier die Mal- oder Gerichtsstätte, die heiligen Haine, und auch der umschließende Zaun fehlte nicht, wie noch jetzt der vielfach vorkommende Namen Tun (Taun oder Zaun) anzeigt, von welchem die Römer Taunus bildeten.

Zum Schirme der heiligen Asenaue waren die tapfern Cherusker bestellt; aber auch die Nachbarvölker, die Brukterer, Sigambrer, Marser und Chatten standen zur Vertheidigung bereit. Dazu fanden sie aber bald Gelegenheit, da Drusus mit großer Macht zu ihrer Unterjochung heranzog. Im ersten Feldzug suchte er mit Verheerungen die Usipeter und Sigambrer heim, fuhr dann

mit seiner zahlreichen Flotte durch den Flevo in den germanischen Ocean, steuerte in die Ems, wo er die Brukterer zu Wasser schlug, und weiter in den Jahdebusen, wodurch er die Chauken schreckte. Im folgenden Feldzuge verwüstete er das Gebiet der Sigambrer, nachdem er bei Vetera eine Brücke über den Rhein geschlagen hatte. Darauf wagte er den Zug mitten durch den Teutoburger-Wald (das Kohlstätter Thal) bis an die Weser unter beständigen Kämpfen. Er errichtete zwischen der Dimel-Mündung und Höxter ein Siegesmal. Die Völker erhoben sich jedoch in Masse für ihr bedrohtes Heiligthum. Die ganze Postenkette, die seine Verbindung deckte, wurde niedergemetzelt, zwanzig gefangene Centurionen gekreuzigt, und er selbst auf dem Rückzuge in einem Gebirgspaße (vielleicht in der Bielefelder, oder der unwegsamen Dörenschlucht) bei Arbaloh (heiliger Hain des Er oder Ar) mit solcher Erbitterung angegriffen, daß er dem Untergange nahe kam. Nur die Beutelust der Barbaren machte es ihm möglich, sich durchzuschlagen, worauf er das feste Aliso (Elsen) südlich von der Lippe, nicht weit von Paderborn, erbaute. Nachdem er hierauf noch viele Castelle am Rhein errichtet hatte, was ihn einen Sommer hindurch beschäftigte, drang er durch das Land der Chatten, wo er ein blutiges Treffen zu bestehen hatte. Den Teutoburger-Wald rechts lassend, überschritt er die Weser wahrscheinlich an der westphälischen Pforte und gelangte bis an die Elbe. Als er aber auch noch über diesen Strom setzen wollte, ängstigten ihn in dem unwirthbaren Lande, unter fortdauernden Kämpfen mit den kriegerischen Barbaren, schauerliche Träume, und eine Seherin von übermenschlicher Größe, welche, wie aus dem Wasser emporgestiegen, vor ihm erschien, rief ihm drohend entgegen: „Weiche von hinnen, Unersättlicher; denn nahe ist das Ende deiner Thaten und deines Lebens!" Er trat hierauf den Rückzug an, aber er brach durch einen Sturz mit dem Pferde den Schenkel. Unter großen Schmerzen erreichte er befreundetes Gebiet, wo er wahrscheinlich an der Yssel (Ysala, auch wohl Sala) an den Folgen des Beinbruchs starb. Man pflegt gewöhnlich die fränkische Saale als den Fluß anzunehmen, wo ihn der Tod ereilt habe; allein ein Marsch durch die Berge Thüringens ist fast undenkbar.

Während dieser Ereignisse unterwarf Tiberius in mehreren Feldzügen die Pannonier, Dacier und Dalmatier, die sich noch immer gegen das römische Joch sträubten. Darauf wendete er sich nach dem Tode seines Bruders gegen die Germanen. Ihre Oberhäupter, die der Unterhandlungen wegen zu ihm und dann zu dem Kaiser gegangen waren, der sich in Gallien aufhielt, wurden verrätherischer Weise als Kriegsgefangene festgehalten, wodurch man freilich die führerlosen Völker zur theilweisen Unterwerfung nöthigte. Tiberius unternahm darauf einen Zug bis über die Elbe; es scheint aber, daß er sich zunächst an der Küste hielt, wo er keinen bedeutenden Widerstand fand, denn von großen Siegen wird wenig berichtet. Nach seiner Zurückberufung führte Domitius Ahenobarbus den Oberbefehl, der zur Sicherung der Märsche in das innere Germanien die langen Brücken durch die Sümpfe am nördlichen Ufer der Lippe anlegte. Beunruhigt durch die römischen Unternehmungen, zogen sich die Markomannen, ein suevischer Stamm, von der Gränze weg. Sie erwählten Marbod, einen kriegerischen Fürsten, der in Rom die römische Kriegsweise kennen gelernt hatte, zu ihrem Könige und errichteten in Bojohemum (Böhmen) ein Reich, das viele suevische und andere Stämme umfaßte. Der junge Monarch sicherte seine Herrschaft durch ein wohlgeübtes Heer von 70,000 Mann. Er benahm sich zwar dem Anscheine nach sehr unterwürfig gegen den Kaiser, aber in Wirklichkeit betrachtete er sich als gleichberechtigter Fürst und nahm immer mehr Völker unter seine Obhut, so daß sich sein Reich weit über die Gränzen von Böhmen erstreckte.

Der Stern von Bethlehem.

Siegreich zogen die römischen Adler hier über den Rhein, dort über die Alpen bis an die Donau. Die streitbaren Legionen schlugen die Schlachten des mächtigen Herrschers in Rom. Doch an dem Marke des Reichs zehrte schleichende Verderbniß; denn die alte Götterverehrung erwärmte längst nicht mehr die Herzen der Menschen. Längst vergangen war jene glaubensvolle Zeit, da man sich Himmel und Erde, Luft und Wasser von überirdischen Wesen beseelt dachte, da Menschen zum Himmel emporstiegen, Götter unter den Sterblichen wandelten, da ein Hauch der Gottheit die Schöpfung durchwehte. Die Tempel standen verödet, kein Opferrauch quoll mehr von den Altären hinauf zu den himmlischen Mächten, als nur wenn das Gebot des Herrschers die heilige Feier befahl. Die Philosophie hatte die Gebildeten von dem frommen Glauben losgemacht, und vergebens suchten die Neuplatoniker, indem sie mystische Annahme von Dämonen in ihre Systeme verwebten, die alte Religion wieder aufzurichten. Sie beförderten nur den wuchernden Aberglauben, die Begierde nach Wahrsagereien, den Zulauf zu Wunderthätern, die auf Kosten von Vornehm und Gering ihre Säckel füllten. So war um diese Zeit ein vielfach bewunderter Schwärmer, Apollonius von Tyana, geboren, dessen sittliche Reinheit nicht weniger wie seine Wunder von der Menge angestaunt wurde. Er hatte Indien und Aegypten durchforscht, alle Geheimnisse, wie man glaubt, ergründet; er bannte durch magische Beschwörungen Seuchen und Erdbeben, heilte Kranke, vertrieb böse Geister, konnte Todte erwecken, durch verschlossene Thüren gehen, vor den Augen aller Anwesenden verschwinden und ähnliche Wunderdinge verrichten. Er lehrte, gleich dem in-

[illegible] sei auch zugleich [illegible] Mensch Gott gleich. [illegible] Tugend, sagte er, habe man [illegible], sondern man sei des Beistandes der [illegible] Solche Grundsätze breiteten er selbst und [illegible] Jünger aus, um dem Strome der Sittenverderbniß entgegen zu treten. Nachdem er viele Jahre gewirkt auch unter Nero und Domitian nur durch die Gewalt, welche seine äußere Erscheinung auf die Tyrannen übte, dem Tod entgangen war, soll er im hohen Alter auf unerklärte Weise von der Erde verschwunden sein.

Dem Glauben an schwarze Kunst, besonders an Astrologie, waren Gelehrte wie Ungelehrte zugethan. Selbst der kalte, finstere Tiberius schenkte während seiner Verbannung auf Rhodus dem geschickten Mathematiker Trasyllus, der seine künftige Größe in den Sternen las, unbedingtes Vertrauen. Er bestieg mit ihm allnächtlich einen Thurm auf schwindelnder Höhe, wo er mit ihm die Sterne beobachtete und seinen Auslegungen lauschte. Augustus trat dem Aberglauben durch scharfe] Verfügungen entgegen; er suchte die alte Götterverehrung, die Augurien, das Ansehen der ächten sibyllinischen Bücher herzustellen; allein er selbst glaubte nicht mehr daran. Er war seiner Bildung nach der Schule der Eklektiker zugethan, die aus allen Systemen das Glaubhafteste auslasen. Diese Schule, wie die der Epikuräer und Stoiker, verwarf die mythische Götterwelt; sie bot aber für das, was sie zerstörte, keinen Ersatz. Die Philosophie der nüchternen Verstandesanschauung konnte nur schwankende Begriffe von dem Göttlichen geben, welche die Sehnsucht des menschlichen Herzens unbefriedigt ließen. Daher waren die obern Schichten der Gesellschaft, selbst die Priester, dem rückhaltlosesten Unglauben verfallen, und diese Gottverlassenheit breitete sich allmählich unter dem ganzen Volke aus. Viel trug dazu das von Ennius übersetzte Werk des Euhemerus bei, der 300 Jahre v. Chr. den menschlichen Ursprung der Götter seinem Vorgeben nach durch Urkunden bewies. Das Buch war so einfach und verständlich geschrieben, daß es auch bei dem gemeinen Manne Eingang fand. Unter diesen Umständen zeigte sich nirgends ein Anker, nirgends eine Hoffnung, woran sich das Gemüth anklammern konnte, und mit dem Glauben und der Hoffnung sanken zugleich die Schranken löblicher Sitte, göttlichen und menschlichen Rechts. Ausschweifungen, von denen man mit Grauen hört, Wohllüste, für die wir hier keine Worte haben, wurden ohne Scheu geübt; Wünsche, Gebete ruchlosen Inhalts, die man keinem Menschen anzuvertrauen wagte, flüsterte man in den Tempeln, während man doch das Dasein der Götter leugnete. Gottlosigkeit und Gottverlassenheit hatten sich über die mächtige Römerwelt gelagert, den Himmel ihr entzogen und die Erde verpestet. So konnte es nicht bleiben; die Hülfe kam aus einem entlegenen Winkel des Reiches, wo ein kleines, gering geachtetes Volk seine Heimath hatte.

Abgeschlossen im Norden durch die Cedernwälder und schneebedeckten Gipfel des Libanon, durch Wüsten im Osten und Süden, im Westen nur hier und da das hafenlose Meer berührend, umfaßte das Vaterland der Israeliten einen Flächenraum von 460 Quadratmeilen. Hügel und Thäler, welche damals bei fleißigem Anbau eine Fülle von Früchte hervorbrachten, überlagern das ganze Land. In aufgemauerten Terrassen erhoben sich Fruchtfelder, Gärten, Weinberge über einander. Da prangten Oliven- und Feigenpflanzungen, da blühten und dufteten Myrten, Rosen und Granatbäume, und riesige Sykamoren verbreiteten ihre Schatten. Noch erhebt sich, von Thälern und Bergen umgeben, die alte Hauptstadt Jerusulem auf ihren Hügeln; aber ihr Glanz ist erblichen, ihre Herrlichkeit vergangen, auf Moriah stehen türkische Moscheen, und nur der Oelberg hat den grünen Schmuck bewahrt, womit ihn die Natur alljährlich bekleidet. Nicht weit davon entfernt, in südöstlicher Richtung, krönt Bethlehem zwei benachbarte Höhen und die dazwischen liegende Vertiefung, Fruchtgärten, wohlgepflegt und unterhalten, bekleiden die Hügel umher, aber südlich, im Grunde, dehnt sich Weideland aus, wo die Heerden des Städtchens den größten Theil des Jahres Nahrung finden.

In jener Zeit, von welcher wir berichten, „begab es sich, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus, daß alle seine Unterthanen geschätzt würden. Und Jedermann ging in seine Stadt, daß er sich schätzen ließe. Da machte sich auf Joseph, der Zimmermann, aus der Stadt Nazareth in Galiläa, zur Stadt Davids im jüdischen Lande, die da heißt Bethlehem, weil er von dem Geschlechte Davids war, damit er sich schätzen ließe, mit Maria, seinem angetrauten Weibe, die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn, wickelten ihn in Windeln und legten ihn in eine Krippe; denn es war kein anderer Raum in der Herberge. Es waren aber Hirten in derselben Gegend auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Heerden. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren; die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

„Zu derselben Zeit kamen die Weisen aus Morgenland gen Jerusalem und sprachen: Wo ist der König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten. Der König Herodes aber erforschte bei den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, wo Christus solle geboren werden. Sie sprachen: Zu Bethlehem. Da zogen sie hin, und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatte, ging vor ihnen hin, bis er kam und stand oben über, da das Kindlein war. Da sie den Stern sahen, wurden sie

froh und gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an, thaten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen."

So erzählen die Urkunden der Religion, deren Kritik wir billig Andern überlassen, da wir es nur mit den Begebenheiten zu thun haben.*)

Während Augustus, der Senat, die Großen des Reiches ihrer irdischen Macht sich freuten, Gesetze gaben, Tempel bauten, Schlachten schlugen, bereitete sich, wovon sie keine Ahnung hatten, die geistige Umwandlung des Menschengeschlechts vor, ging der helle Stern auf, der in die Finsterniß schienen, das Licht der Wahrheit, die Gluth der Liebe wieder bringen, einen neuen Himmel aufschließen sollte, da der alte zerfallen war. Aber auch eine andere äußere Weltordnung ward um diese Zeit vorbereitet, und das geschah in den dunkeln Waldgebirgen unseres Vaterlandes.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Das Palais royal im Jahr 1793. Die Gesellschaftssäle. — Auf welche Weise sich die Girondisten entkräftet haben.

Die stürmischen Gemüthsbewegungen, die gewaltsamen Wechselfolgen, Fall und Rückfall hatten nicht nur den moralischen Nerv gebrochen, sondern auch in Vielen jenes Gefühl erschlafft, das in der Regel alle anderen zu überdauern pflegt: die Lust zum Leben. Man hätte glauben sollen, daß bei Menschen, die sich so blindlings in den Strudel der Zerstreuungen hineinstürzten, die Lust zum Leben mächtiger als jedes andere Gefühl gewesen sei; es war aber gerade das Gegentheil. Viele, gelangweilt, angeekelt, lebenssatt, bedienten sich — was seit Beginn der Revolution jedem Beobachter auffallen mußte — des Vergnügens wie eines Mittels zum Selbstmord. Je schwächer und kranker eine politische Partei ward, je mehr deren Macht und Einfluß hinstarb, desto mehr überließen sich die Männer der Partei dem Lebensgenuß: das hatte man an Mirabeau, Chapelier, Talleyrand, Clermont-Tonnerre, an dem Clubb von 89, der sich beim ersten Restaurant des Palais royal versammelte, gesehen: der politische Bund war zu einer Gesellschaft von Spielern herabgesunken. Auch das Centrum der gesetzgebenden Versammlung und des Convents, so viele dieser Männer dem Laufe des Fatums anheimgefallen, suchten Trost und Vergessenheit in den Häusern des Ruins, in den Bordells und an den Spielbänken. Dies Palais royal, strahlend von Licht, Luxus und Gold, angefüllt mit schönen Frauen, die Euch entgegenkamen, Euch baten glücklich zu sein, zu lieben, zu genießen, dieser Mittelpunkt aller Vergnügungen, der ganz Leben zu sein schien, was war er anders, als das Haus des Todes?

Hier fand man den Tod in allen Formen: hier Spielbänke, dort Freudenmädchen. Die Erstern, in kleinen Weinschenken und Kaffeehäusern versteckt, boten Mittel dar, sich auf leichte und schnelle Weise in den Abgrund zu stürzen. Man verlor sein Geld beim Spiele im ersten Stockwerke, und tröstete sich über dessen Verlust an der Brust einer Dirne im zweiten Stocke. Die Börse war leer und alles Gold darin verdunstet.

Dies waren nicht mehr die ersten Zeiten des Palais royal, wo die Kaffeehäuser die Kirchen der jungen, aufkeimenden Revolution gewesen, wo Camille, im Café de Foy, den ersten Kreuzzug gegen die Tyrannei gepredigt. Das war nicht mehr jenes Zeitalter revolutionärer Unschuld, wo der gute Claude Fauchet im Circus die Lehren der „Freunde," die Lehren menschenfreundlicher Vereinigung vorgetragen hatte. — All' diese Kaffeehäuser und Restaurants waren jetzt sehr besucht, aber ernst und finster. Einige darunter sahen noch Grauenhafteres. Bei dem Restaurant Février wurde Lepelletier de Saint-Fargeau*) ermordet. Dicht nebenbei, im Café Corazza, ward der Untergang der Girondisten angezettelt.

Leben und Tod, hastiges und in raschen Zügen genossenes Vergnügen, leidenschaftlicher, aufreibender und verderbenbringender Genuß — das war das Palais royal von 93.

Vor Allem bedurfte es der Spielhäuser, um sich ohne Anstrengung, mit Hülfe einer einzigen Karte, vollständig ruiniren zu können.

Und außerdem mußten auch Mädchen dasein; nicht jene dürftige, kümmerliche, armselige Sorte, die sich in den Straßen umhertreibt und mehr geeignet ist, die Männer in ihrer Enthaltsamkeit zu bestärken, als sie zu verlocken, derselben untreu zu werden. Die Mädchen, die man damals unter den Arcaden lustwandeln sah, waren — wenn man sich so ausdrücken darf — ausgewählt, wie auf den normännischen Weideplätzen jene riesigen Thiere, blühend an Fleisch und Leben, die für den Umzug am Faschingsdienstag

*) Die Fackel hat diesen Artikel schon längst beleuchtet. L.

*) Michel Lepellier de Saint-Fargeau hatte als Mitglied des Convents für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt. Einen Tag vor der Hinrichtung des Königs ward er durch einen Garde-du-Corps, Namens Paris, an der Tafel ermordet. Sein Leichnam ward auf dem Vendome-Platze ausgestellt und von dort nach dem Panthéon gebracht. Sein Tod gab das Signal zur Verfolgung aller Royalisten.

E. M. O.

[illegible] werden. Mit entblößtem Busen, mit nackten Schultern, nackten Armen promenirten sie selbst im [illegible] Winter, den Kopf mit ungeheuern Blumenbouquets [illegible] geschmückt, um durch den Köder ihrer üppigen Reize die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Die Greise jener Zeit erinnern sich noch heutigen Tages, im Palais royal vier colossale Blondinen, wahre Atlasse der Prostitution, gesehen zu haben, die, mehr als Andere, die ganze Wucht revolutionärer Orgien zu tragen hatten. Mit Verachtung sahen sie in den Gallerien auf den Schwarm all' jener Putzmacherinnen herab, die durch geistreiche Miene und pikantes Liebäugeln die Magerkeit ihres Körpers vergessen zu machen versuchten.

Dies waren die sichtbaren Seiten des Palais royal. Wer aber die beiden Gomorrha-Thäler, die den Garten umgeben, durchzog, und wer die neun Treppen der Passage Radziwil, den wahrhaften Thurm von Sodom, erstieg, der sah dort noch ganz andere Dinge. Viele Männer zogen diese düstern Höhlen, diese finstern Löcher, kleine Kneipen und Keller, die selbst bei Tage durch Lampen erleuchtet waren, vor, wo der Verfall der Sitten sich in seiner ganzen Nacktheit offenbarte und wo Alles den pestartigen Geruch zügelloser Orgie an sich trug.

In diese finstere, schmutzige, angesteckte, schamlose Genüsse feilbietende Welt hatte sich eine Menge von Männern geflüchtet, die Einen Contre-Revolutionäre, die Anderen jetzt gar keiner Partei mehr angehörend, gelangweilt, angeekelt, gedrückt und zermalmt durch die Ereignisse, ohne Herz, ohne Idee. Diese Leute da waren entschlossen, sich ein Alibi zu schaffen an den Spielbänken und in den Armen feiler Mädchen, so lange die Zeit der Stürme dauerte. Sie verpuppten sich in diese Schlupfwinkel des Lasters, entschlossen, an nichts mehr zu denken als die Zeit zu tödten.

Das Volk starb unterdessen vor Hunger und das Heer vor Kälte. Was aber kümmerte das sie? Feinde der Revolution, die sie stets zu neuen Opfern aufrief, schienen sie ihr zu sagen: Wir mästen uns in Deiner Räuberhöhle. Du kannst uns Einen nach dem Andern verschlingen, morgen mich und heute ihn. In diesem Punkte sind wir Alle mit einander einverstanden; aber wenn es Dir einfallen sollte, wieder Menschen aus uns machen zu wollen, unser Herz aufzurütteln und empfänglich zu machen für das unbegrenzte Leid der Menschheit, dann lachen wir Dir geradezu ins Gesicht und sagen Dir nichts weiter als: Il est trop tard, il est trop tard!

Wir sind hier bis zur niedrigsten Stufe der Selbstsucht herabgestiegen, haben die Pfütze geöffnet und in den Abgrund geblickt. Genug davon!

Aber wenn wir unsere Blicke erheben, was erblicken wir über den Häusern des Spiels und der Prostitution?

Brillante Gesellschaftssäle, geöffnet von Schauspielerinnen, Schriftstellerinnen, politischen Ränkeschmiedinnen, die nicht viel besser als jener Auswurf ihres Geschlechts sind. In den Armen dieser Frauen trinkt Mancher oft noch viel Schlimmeres als Abgestumpftheit und Tod. Hier vergißt er seinen Glauben, seine Prinzipien: hier wird sein Charakter verweichlicht, seine Kraft entnervt.

Unter diesem Einfluß ist der größte Theil der Gironde untergegangen, nicht durch den Eifer des Kampfs, nicht durch den Muth, durch die Kraft zu sterben, sondern mehr durch den Muth zu siegen, um eben nicht zu sterben. Sie waren Alle weich geworden und besaßen nicht mehr jene Schärfe des Bluts, das Schlachten gewinnen macht. Sie hatten ihre ganze Willenskraft verloren. Das Vergnügen unterstützte die Philosophie .... sie entsagten. Doch von dem Augenblick, wo eine politische Partei entsagt, ist sie auch verloren.

Diese Männer, unter denen die Meisten, noch sehr jung, bis dahin in der Obscurität ihrer Provinz vergraben waren, sahen sich mit Einem Male in hellen Sonnenglanz, in einen für sie gänzlich neuen Luxus versetzt, von den Schmeicheleien und Liebkosungen eleganter Frauenwelt umringt, um so verführerischer, weil sie aufrichtig waren. Die Frauen bewunderten die Energie dieser Männer, denn sie fühlten, daß sie ihrer bedurften.

Diese Damen da waren äußerst gewandt. Sie hüteten sich, denen, die sie durch den Zauber ihrer Schmeicheleien für sich gewannen, die geheime Absicht ihres Verführungsplans zu offenbaren.

Bei Eurem ersten Besuche hättet Ihr in den Salons dieser Frauen und in ihnen selbst nichts Anderes als aufrichtige, ehrliche, aber gemäßigte Republikanerinnen erblickt. Beim zweiten Male aber hättet ihr schon Feuillants und Lafayettisten gefunden. Und erst dann, wenn sie sich ganz ihrer Macht bewußt waren, entschleierte sich der wahre Hintergrund dieser Frauenzirkel, die alten royalistischen Freunde, für die jene Frauen eben so gewandt als eifrig vorgearbeitet hatten. Es war ein Glück, wenn der arme junge Mann, als reiner Republikaner nach Paris gelangt, sich nicht, ohne es zu ahnen, mitten unter adeligen Spionen und Ränkeschmieden von Coblenz befand.

Auf diese Weise ließ sich die Gironde im verführerischen Netze der Pariser Frauengesellschaft fangen. Niemand verlangte von ihnen, sie sollten Royalisten werden. Die Royalisten suchten ihnen diese Mühe zu ersparen dadurch, daß sie selber Girondisten wurden So ward diese Partei allmählig mehr und mehr die Stütze des Royalismus, die schützende Maske, unter welcher sich die Contre-Revolution in Paris und im Angesichte der Revolution festsetzen und behaupten konnte. Die Geldaristokraten, die Männer der Bank, waren getheilt: die Einen Girondisten, die Andern Jakobiner. Der Uebergang von ihrer ursprünglichen, nur allzubekannten Gesinnung von Seite der Gironde. — Ueberdem waren die Salons der Künstlerinnen und Frauen in der Mode ein neutraler Boden, auf dem die Männer der Bank, wie durch Zufall, mit den Männern der Politik zusammentrafen, sich,

ohne gegenseitig vorgestellt zu sein, angenehm unterhielten und endlich als Freunde und Anhänger auseinandergingen.

Aber auch die reinsten, von jeder politischen Intrigue entfernten und aus wahrer Zuneigung hervorgegangenen Verbindungen trugen das ihrige bei, die Gironde zu entkräften. Die Liebe der Mademoiselle-Candeille zu Vergniaud, dem Oberhaupte der Girondisten, ist nicht freizusprechen von aller Schuld an dessen Untergange. Sein von ihrem Bilde eingenommenes Herz vermehrte die Unentschlossenheit und Trägheit seines Charakters. Man merkte es im Convente, daß seine Seele häufig auf ganz anderm Gebiete umherirrte und mit andern Gedanken erfüllt und beschäftigt war. Und man hatte wahrlich nicht Unrecht. Seine Seele wohnte zu der Zeit, wo die Gefahr des Vaterlands sie ausschließlich hätte beschäftigen sollen, in einer andern Seele. Ein Frauenherz, schwach und dennoch mächtig, hielt in sich eingeschlossen das Löwenherz Vergniaud's. Gesang und Harfenspiel der schönen, guten, anbetenswürdigen Candeille hatten ihn ganz und gar unterjocht, entzückt und bezaubert. Arm, wie er war, sah er sich von ihr den Reichen gegenüber, die huldigend ihr zu Füßen lagen, bevorzugt und geliebt, aufrichtig geliebt. Die Eitelkeit hatte keinen Theil daran: weder der glänzende Erfolg des Redners, noch jener der jungen Muse, die im Vereine mit Vergniaud, mitten in den stürmischen Fragen der Republik, Muße gefunden hatte, ein Lustspiel zu schaffen, das hundertfünfzig Wiederholungen erlebte.

Dies schöne, bezaubernde Weib, das Ideal moralischer Anmuth, hinreißend durch ihr Talent, durch die Tugenden ihres Herzens, liebte dies mißliggehende Genie, das auf dem Gipfel seines Ruhmes schlief. Und Vergniaud erwiderte ihre Liebe, hüllte sein Leben in den Zauber dieser Liebe und träumte in ihren Armen seine Träume fort. Aber mitten in diesen Träumen fühlte er, daß sie und er an einem unvermeidlichen Abgrunde stehen. Er vermochte sie, die sich ihm hingegeben, nicht zu schützen. Ihr Talent gehörte dem Publikum. Das Bedürfniß, ihre armen Aeltern zu erhalten, hatten sie zum Theater geführt und sie dort allen Launen dieser sturmbewegten Welt ausgesetzt. Sie, die nur einem Einzigen gefallen wollte, mußte Allen gefallen und die Schätze ihrer Schönheit, worauf er allein ein heiliges Recht, das Recht der Liebe besaß, mit dieser rohen, unmoralischen Menge theilen, die man „Publikum" heißt.

Das eben war's, was Vergniaud's Stolz beleidigte, was sein Herz beunruhigte und ihn zittern machte. Es war schrecklich für ihn, zu denken, daß das von ihm angebetete Weib jeden Augenblick der Spielball der Parteien, das Opfer brutaler Laune des Publikums werden konnte. Das war die verwundbare Stelle dieses Mannes. Hier fürchtete Der, der sonst gar nichts zu fürchten schien.

Aber diese Zeit liebte die Gefahr. Gerade mitten im Prozesse Ludwigs XVI., unter den mörderischen Blicken der Parteien, die sich gegenseitig Tod und Untergang geschworen hatten, enthüllten Vergniaud und Mademoiselle Candeille die Stelle, an der sie verwundbar waren. Vergniaud hatte aber den größten seiner Siege, den Triumph der Menschlichkeit, gefeiert. Mademoiselle Candeille spielte in ihrem eigenen Stücke „la belle fermiere". Sie bezauberte ganz Paris und versetzte das Publikum in ein mildes, friedliches Land, das Alles, selbst die Gefahr des Vaterlands, vergessen machte.

Die „belle fermiere" hatte einen ungeheuern Erfolg. Selbst die Jakobiner schonten dieses reizende Weib, das alle Parteien durch das Opium der Liebe, durch Lethe's Zaubertrank zu berauschen, zu beruhigen verstand. Nicht minder günstig war der Eindruck des Stücks für die Gironde. Das Werk der Freundin Vergniaud's offenbarte nur zu klar, daß seine Partei, die der Menschlichkeit und der Natur, Schutz bieten würde den Besiegten.

Aber gerade diese Grundsätze der Milde, die Vergniaud in vollen Zügen aus dem Becher der Liebe geschlürft, trieben ihn mehr und mehr dem Abgrunde zu.

Am 31. Oktober 1793 sank sein Haupt unter dem Beile des Henkers.

Danton's erste Frau (1792—93).

Die Sammlung des Obristen Maurin, jetzt leider verkauft und zerstreut, enthielt unter andern kostbaren Dingen auch einen sehr schönen Gipsabguß von der ersten Frau Danton's. Der Charakter dieses Gesichtes zeigte ungemein viel Güte, Ruhe und Seelenstärke. Kein Wunder also, daß sie so vielen Einfluß auf das Herz ihres Mannes ausgeübt hat und eben wegen dieses guten Einflusses auf ihn so allgemein betrauert worden ist.

Ihr Einfluß war in der That unbegrenzt. War sie doch die Frau seiner Jugend, seiner Armuth! Danton, damals Advokat ohne Praxis, tief verschuldet, ward von seinem Schwiegervater, einem Limonadier am Pont-neuf, erhalten, der seiner Tochter allmonatlich ein Paar Louisd'or gab, damit sie und ihr Mann, der, leichtsinnig, bei allen Schulden ziemlich flott zu leben gewohnt war, nicht verhungere. Danton machte sich über seine Lage keine Sorge. Wenn im Haushalte die nothwendigsten Lebensmittel fehlten, zog sich die Familie auf einige Zeit nach Fontenai, bei Vincennes, zurück, wo sein Schwiegervater eine Art von Meierei besaß. Danton, ausgestattet mit allen Elementen des Lasters, besaß wenigstens die Tugend, daß er weder Spieler noch Trinker war. Desto mehr aber – es ist wahr — liebte er die Frauen, nichts desto weniger aber vor allen Andern die Seinige. — Alle Parteien, die sich seiner bemächtigten, suchten ihn und seinen täglich wachsenden Einfluß mit Hilfe der Frauen auszubeuten. Die Orleanisten versuchten es, ihn

durch die Maitresse des Herzogs, durch die schöne Frau von Buffon, in ihr Netz zu locken. Danton's glühende Einbildungskraft und sein stürmisches Temperament liebte in diesem Punkte die Abwechselung. Jede Nacht aber trieb ihn das Bedürfniß nach wahrer Liebe und uneigennütziger Anhänglichkeit in die Arme der lieben guten Gefährtin seiner Jugend, an den stillen Heerd seines Weibes und ihres alten Danton's zurück, der trotz seines Leichtsinns ihr Stolz, ihr Abgott, ihr Alles war.

Das Unglück dieser armen Frau begann an dem Tage, an welchem ihr Mann urplötzlich und ganz unerwartet Justizminister geworden war in jenem furchtbaren Augenblicke, in welchem Paris die Septembergräuel sah. Zum größten Kummer ihres Mannes erkrankte sie. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Danton, nur seiner kranken Frau zu Liebe, deren Ruhe und Genesung ihm am Herzen lag, im November und Dezember die letzten, peinlichen und seinen Stolz nicht wenig erniedrigenden Schritte that, um sich der Gironde zu nähern und, wenn noch Möglichkeit dazu vorhanden wäre, den Abgrund zu schließen, der bald darauf Alle verschlingen sollte.

Die niederreißende Schnelligkeit, mit welcher in solchen Revolutionen ein Ereigniß das andere jagt, hatte Danton's Frau auf's Krankenlager geworfen. Der schreckliche Ruf ihres Mannes und seine grauenerregende Prahlerei, daß er der Haupturheber der Septembermorde sei, hatten ihr gefühlvolles Herz gebrochen. Zitternd war sie ins Hotel des Justizministeriums eingezogen und halbtodt verließ sie es. Sie war nur noch ein Schatten, als sie mit ihrem Danton die neue Wohnung im Passage du Commerce, in einem traurigen Hause, bezog, das Wölbung und Bogengang bildet zwischen dem Durchgange und der (eben so traurigen) Cordelierestraße.

Der Tod dieser Frau war für Danton ein unersetzbarer Verlust. Die Leute, die ihr Leben in so schreckenerregender Fülle ins äußere Leben hinausschleudern, die das lauschende Volk mit dem Feuer ihrer Rede, mit dem Blute ihres Herzens erhalten, sehnen sich nach den Anstrengungen des Tages in ihre stille Häuslichkeit zurück. Sie fühlen die Nothwendigkeit, daß ihr Herz, daß ihr aufgeregtes Blut sich hier wieder beruhige. Und diese Ruhe schenkt uns nur eine Frau, eine Frau, die eben so mild, eben so liebevoll wie Danton's Frau ist. Sie war eben so schön als gut. Die Leute von Arcis*), wohin sie sich oft begeben hatte, fügen hinzu, daß sie schüchtern, etwas schwermüthig, aber fromm und außerordentlich mildthätig gewesen sei.

Sie hatte das Verdienst gehabt, sich aus ihrer sorgenfreien, ruhigen Lage in die Arme des ungewissen Zufalls zu werfen, ihr Schicksal an das Schicksal dieses jungen Mannes zu knüpfen, der, ohne Ruf, ohne Vermögen, in den Augen Derjenigen, die ihn trotz seiner Armuth liebte, ein verkanntes Genie war. Tugendhaft, hatte sie ihn trotz seiner Laster, die auf seinem düstern und verstörten Antlitz nur allzusichtbar waren, auserwählt. Sie hatte den Muth und das Vertrauen, ihre Zukunft diesem unbekannten, hin und her gepeitschten, man könnte sagen auf dem Sturm gebauten Fahrzeuge, welches Danton hieß, anzuvertrauen. Eine einfache Frau, aber voll Herz, hatte sie diesen Engel der Finsterniß und des Lichts erfaßt, um ihm zu folgen über den Abgrund und die in Flammen stehende Brücke. Hier aber verließ sie die Kraft und sie sank in die Hand des Ewigen.

Das Weib ist das Glück, hat ein Dichter des Orients gesagt. Sie war nicht blos die Frau, sie war das Glück, der gute Stern, der von Danton's Seite entfloh, die Jugend und die Anmuth, das Vertrauen und der Glaube, die ihn verlassen hatten, denn war doch diese Frau es gewesen, die ihm zuerst vertraut hatte. Eine der Weiber Mahomets fragte den Propheten, warum er noch immer seine erste Frau betrauere? — Darum, weil sie die erste war, die an mich geglaubt zu einer Zeit, in der noch Niemand an mich geglaubt hat.

Danton's Frau war es gewesen, die ihm das Versprechen abgezwungen hatte, wenigstens des Königs Leben, die Königin, die fromme Prinzessin Elisabeth von Lamballe und die beiden königlichen Kinder zu retten, denn auch sie hatte ja zwei Kinder, Kinder, die sie mehr liebte als das Licht ihrer Augen. Das Eine dieser Kinder hatte Madame Danton in dem heiligen Momente der Erstürmung der Bastille, das zweite im Jahre 1791 in jenem Augenblicke empfangen, wo, als Mirabeau todt und die constituirende Versammlung erloschen, Frankreichs Zukunft in den Händen Danton's lag, welcher der neue König der neuen Versammlung war.

Diese Mutter lag auf dem Krankenbette hingestreckt, zwischen zwei Wiegen, gepflegt von der Mutter ihres Mannes. Jedesmal, wenn er heimkehrte, aufgerieben und verwundet von den Ereignissen der Außenwelt, ließ er vor der Thür seiner Häuslichkeit die Rüstung und Stahlmaske des Politikers, um am Bette seiner kranken Frau eine viel tiefere Wunde, die schreckliche, blutige Gewißheit wiederzufinden, daß er in Kurzem von diesem Herzen voll Liebe werde losgerissen werden, daß jeder Tag, jede Stunde sie näher dem Tode bringe.

Das, was ihn mehr als Alles quält, war, daß er nicht bis zum Augenblicke ihres Todes bei ihr bleiben und ihr letztes Lebewohl erhalten konnte. Es war ihm nicht vergönnt, bei ihr zu bleiben; die Pflicht rief ihn von ihrem Sterbebette hinweg. Frankreich, die Welt hatten ihre Augen auf ihn gerichtet in diesem furchtbaren Kampfe zwischen Liebe und Pflicht. Er konnte nicht reden, er konnte nicht schweigen. Wenn er nicht ein Mittel fand, sich mit der Rechten und durch sie mit dem Centrum, der großen Mehrzahl des Convents, zu versöhnen, dann blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich zu entfernen, Paris zu fliehen und sich

*) Arcis-sur-Aube war die Vaterstadt ihres Gatten.
E. M. O.

nach Belgien schicken zu lassen, von wo er dann erst wieder zurückkehren wollte, wenn der Lauf der Ereignisse den Knoten aufgelöst oder zerrissen hätte. Aber würde er diese Frau, die so krank war, noch am Leben finden? Und würde diese Frau genug Kraft, genug des Muthes in sich finden, um siegreich gegen ihre Krankheit anzukämpfen und wenigstens so lange noch zu leben, um in den Armen ihres zurückkehrenden Mannes den letzten Seufzer ihrer Leiden auszuhauchen? Man konnte voraussehen, daß es zu spät sein und daß er bei seiner Heimkehr nichts finden würde als ein verwaistes und in Trauer gehülltes Haus, Kinder ohne Mutter und dies so glühend geliebte Weib im Schooße des Grabes. Danton glaubte nicht mehr an die Seele, und darum trieb es ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt, wenigstens den Körper dieser Seele wiederzusehen. Und dieser Körper, der nach Verlauf von acht Nächten und acht Tagen entstellt und schrecklich anzuschauen war, entriß er der Erde, um ihn in seiner wahnsinnigen Liebe und Leidenschaft der Verwesung und den Würmern streitig zu machen.

Danton's zweite Frau. — Die Liebe im Jahre 1793.

Dem Sturze der Gironde war eine allgemeine, grenzenlose Entmuthigung gefolgt. Die Sieger fühlten sich von ihr fast eben so sehr ergriffen, als die Besiegten. Marat war erkrankt. Vergniaud hatte nicht einmal den Muth zu fliehen. Danton suchte in einer zweiten Heirath eine Art Alibi gegen die Stürme der Politik.

Die Liebe beschleunigte den Tod Vergniaud's, wie sie den Tod Danton's beschleunigte.

Der große Redner der Gironde, Gefangener der Rue de Clichy, die zu jener Zeit sehr öde war und fast nur aus Gärten bestand, war weniger Gefangener des Convents als der Mademoiselle Candeille. Seine Seele schwankte zwischen Liebe und Zweifel. Er fragte sich, ob die Liebe dieser Frau die Zerstörung aller andern Dinge überdauern werde. Das, was er von seinem eigenen Ich gerettet hatte, sprach sich in jenen bittern Briefen aus, die er auf die Bergpartei herniederschleuderte. Das Fatum hatte ihm die Mühe erspart, zu handeln, und er bedauerte es nicht mehr und fand es süß, so zu sterben, die schönen Thränen einer Frau schlürfend, von der er sich geliebt glaubte.

Zu derselben Zeit bereitet Danton für sich einen gleichen Selbstmord vor. Unglücklicherweise war dies damals bei vielen Männern derselbe Fall. In dem Augenblick, wo die öffentliche Angelegenheit eine Privatsache, eine Frage auf Leben und Tod wird, sagen sie verblendet: Es ist noch morgen Zeit zu den Geschäften! Heute aber wollen wir das Leben noch genießen. Sie verschließen sich in ihre Mauern, ziehen sich an ihren häuslichen Heerd zurück und suchen Trost in den Armen der Liebe. Aber diese Liebe eben beschleunigt ihren Sturz, ihren Untergang.

Danton, noch Trauer tragend um seine erste Frau, nahm sich eine zweite. Jene, die er so heiß geliebt hatte, war am 10. Februar, während seines Aufenthaltes in Belgien, gestorben. Am 17. nach Paris zurückgekehrt, hatte er sie ausgraben lassen, um sich den Trost zu verschaffen, sie noch einmal wiederzusehen. Bis zum 17. Juni waren vier Monate verflossen, während welcher er Tag für Tag heulend, brüllend vor Schmerz, die Erde von Neuem geöffnet hatte, um im Schrecken des Leichentuches Jene zu umarmen, in welcher seine Jugend, sein Glück, sein guter Stern dahingeschieden war.

Im Sterben liegend, hatte sie seine zweite Heirath verlangt und so, ohne es zu ahnen, das vorbereitet, was so viel zu seinem Sturze beitrug. Sie, die ihn leidenschaftlich geliebt hatte, errieth, daß er liebe, und wollte ihn glücklich wissen. Auch hoffte sie den beiden Kindern, die sie zurückließ, eine Mutter zu geben in der Person eines jungen Mädchens, das erst sechszehn Jahre alt zählte, aber tausend gute Eigenschaften besaß und eben so mild und fromm wie die Sterbende war. Das erste Weib, das in Folge der September-Revolution, in Folge des schrecklichen Rufes ihres Mannes starb, hoffte ohne Zweifel ihn dadurch, daß sie ihn vermählte, der Revolution zu entreißen, seine Bekehrung herbeizuführen und — da seine zweite Frau einer königlich gesinnten Familie angehörte — aus ihm einen geheimen Vertheidiger der Königin und ihres königlichen Sohnes im Temple zu machen.

Danton hatte schon als Advokat am Parlamente den Vater dieses jungen Mädchens gekannt, welcher damals Huissier gewesen war. Minister geworden, hatte er demselben eine einträgliche Stelle bei der Marine verschafft. Aber wie sehr auch die ganze Familie ihm gegenüber zu Danke verpflichtet, nichts desto weniger erschwerte sie ihm die Heirath mit ihrer Tochter. Die Mutter, nicht eingeschüchtert durch den Schrecken, den sein Name verbreitete, besaß den Muth, ihm die Gräuel des Septembers und den Tod des Königs, den er hätte retten können, vorzuwerfen.

Danton hütete sich wohl, mit ihr zu streiten. Er that, was man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, wenn man, verliebt wie er es war, seinen Zweck erreichen will: er bereute und gestand das, was wirklich wahr war, daß die Ausschweifungen des gesetzlosen Zustandes nicht länger zu ertragen seien, daß er das Treiben der Revolution herzlich satt habe und sich, wie ganz Frankreich, nach Ruhe sehne.

Das, was dem Gefühle der Mutter so sehr widerstrebte, gefiel auch der Tochter nicht. Mademoiselle Louise Gély, ein hübsches, zartes Mädchen, erzogen im Schooße ehrlicher Bürgerfamilie, gehörte ihrer Gesinnung nach zum ancien regime. Und so kam es, daß sie in Danton's Nähe ein unheimliches Staunen und weit mehr Furcht als Liebe

empfand. Dieser [illegible] Mann, halb Löwe, halb Mensch, blieb ihr ein unbegreifliches Räthsel. Mochte er noch so sehr seine Zähne verstecken, seine Klauen einziehen, sie hatte darum doch kein vollständiges Zutrauen zu diesem „erhabenen Ungeheuer“.

Dieses „Ungeheuer“ war, trotz seines Rufes, ein guter Mensch. Nur Schade, daß Alles, was groß in ihm war, [illegible] Dies Geheimniß wilder Energie, diese [illegible], von Blitzen seines Geistes verklärte Häßlichkeit, diese überströmende männliche Kraft, aus der sich eine Fluth hinreißender Ideen, unsterblicher Reden ergoß, dies Alles war mehr geeignet, das Herz des jungen Mädchens einzuschüchtern, als ihm Vertrauen einzuflößen.

Die Familie glaubte seiner Bewerbung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie ihm ein Hinderniß entgegenstellte, welches sie unübersteiglich hielt: die Nothwendigkeit, sich bei seiner Verheirathung mit ihrer Tochter den Ceremonien des katholischen Cultus zu unterwerfen. Alle Welt wußte, daß Danton, ein Apostel der Philosophie Diderot's, im ganzen Christenthume nichts als Aberglauben erblicke und überhaupt ein erklärter Feind jeder positiven Religion war und keinen andern Gott als die Natur anerkannte.

Aber gerade deßhalb fügte sich dieser geschmeidige Leibeigene der Natur um so leichter auch in diese Bedingung und gehorchte ohne Schwierigkeit. Gleichviel welch einen Altar, welch ein Götzenbild man ihm zeigte . . . er lief hin . . . er schwur darauf. So groß war die Tyrannei seines blinden Eifers. Die Natur war gleichsam seine Mitschuldige: plötzlich entfaltete sie die ganze Fülle der ihr innewohnenden Thatkraft; der etwas verspätete Frühling verwandelte sich in glühend heißen Sommer; es war ein urplötzlicher Rosen-Ausbruch. Nie hat die lachende Jahreszeit und die unruhige Lage der Dinge einen auffallenderen Gegensatz gebildet als zu jener Zeit. In dieser moralischen Niedergedrücktheit machte sich die Gewalt eines glühenden, leidenschaftlichen, liebetrunkenen Temperaments nur um so schneller geltend. Unter diesem Eindrucke erhob Danton keine Schwierigkeit, als man ihm sagte, der Bund seiner Ehe müsse durch die Hand eines nicht beeidigten Priesters gesegnet werden. Danton wäre im Nothfall durchs Feuer gelaufen. Aber dieser gewissenhafte, fanatische Priester verlangte von ihm mehr als das Stadthaus: er verlangte im Namen der Kirche, daß der Bräutigam sich vor dem Altare des Ewigen niederbeuge, daß er beichte und auf diese Weise in Einem Akte zwei Religionen entweihe: die Unsere und die der Vergangenheit!

Denen, welche die Bildnisse von Danton und vor Allem die Skizzen kennen, welche David's Meisterhand in Conventsnächten entworfen hat, wird nicht entgangen sein, wie der Mensch vom Löwen bis zum Stiere oder, richtiger gesagt, bis zum Wildschweine, entbrannt in wilder Sinneslust, herabzusinken vermag.

Dies ist die neue Kraft, die allmächtig herrschen wird in jener blutigen Epoche, die wir schildern wollen; eine verweichlichte, schreckliche Kraft, die den Nerv der Revolution bricht. Unter der anscheinenden Strenge republikanischer Sitten, unter dem Schrecken und den Trauerspielen des Schaffots, sind im Jahre 1793 das Weib und die physische Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regieren.

Man sieht da Verurtheilte, welche sorglos den Henkerskarren besteigen, eine Rose im Mund. Dies ist das wahre Bild der Zeit. Diese blutigen Rosen bringen den Mann zur Guillotine.

Danton, ganz von Liebe beherrscht und gegängelt, gestand dies mit cynischer Naivetät Als man ihn anklagte, daß er gegen die Republik conspirire, rief er:

— Ich? Das ist unmöglich! Ein Mann, der jede Nacht sich der ganzen Trunkenheit der Liebe hingiebt, hat keine Zeit zum Conspiriren!

In den melancholischen Gesängen, die man noch heut zu Tage singt, haben uns Fabre d'Eglantine und Andere die Marseillaise der republikanischen Liebe und Wollust, so oft gesungen in den Kerkern, selbst vor den Schranken des Gerichts und am Fuße des Schaffots, hinterlassen. Aus all den Liedern jener Zeit läßt sich ein und derselbe Grundgedanke heraushören, und dieser Gedanke, in Prosa übertragen, heißt:

93 schien die Liebe das, was sie wirklich ist: die Schwester des Todes.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von der Elektricität.

Diejenige Kraft in der Natur, vermöge deren gewisse Körper, wenn sie mehr oder weniger stark gerieben oder erhitzt werden, kleine leichte Körper anziehen und wieder abstoßen, nennt man Elektricität. Die erste, zufällige oder absichtliche, Beobachtung machte man am Bernstein, welcher griechisch Elektron heißt. Eine Glasstange oder eine trockene, etwas dicke Siegellackstange, die mit trockenem Flanell gerieben wird, zieht Papierschnitzchen, Strohhälmchen, Holzspänchen ꝛc., welche auf einer Tischplatte liegen, schon in einer gewissen Entfernung an sich, hält sie einige Augenblicke lang fest, stoßt sie dann wieder ab und setzt dieses Spiel fort so lange die durch die Reibung erregte Elektricität zu wirken vermag. War die Reibung etwas stark und anhaltend und die geriebene Stelle nicht zu klein, so wirkt sie auch auf alle

Organe des Sinnvermögens. Denn außer dem eigenthümlichen phosphorartigen Geruch, welchen der geriebene Körper verbreitet, bringt er auch, wenn man ihn nahe vor dem Gesicht hin und her bewegt, eine Empfindung hervor, als wenn die Haut mit feinen Spinnweben leicht berührt würde. Nähert man dem geriebenen Körper einen Fingerknöchel, so fühlt man ein leises Stechen in demselben, hört ein schwaches Knistern und sieht, wenn es dunkel ist, kleine Fünkchen aus demselben ausströmen. Hält man ihn aber an die Zunge, so empfindet man nicht nur den stechenden Funken, sondern auch einen säuerlichen Geschmack.

So lange man das Reiben nur mit der Hand betreiben konnte, waren die Erscheinungen zu schwach und von zu kurzer Dauer, um die Wirkungen der Elektricität gehörig beobachten zu können, dieses geschah erst durch die Erfindung der Elektrisirmaschine (Otto v. Guerike), deren wesentlichsten Theile der geriebene Körper oder der Reiber, der reibende Körper oder das Reibzeug und der Leiter oder Conduktor ausmachen.

Der Reiber kann aus Glas, Pech, Harz, Schwefel u. s. w. bestehen und der Form nach eine Kugel, ein Cylinder oder eine runde Scheibe sein. Je größer die Scheibe ist, desto mehr leistet sie auch.

Das Reibzeug besteht aus einem mit Roßhaaren ausgestopften und mit Leder überzogenen Kissen, welches an die Scheibe festgeschraubt und durch Federn, soweit es erforderlich ist, angedrückt werden kann.

Der Conduktor ist ein hohler Cylinder von Messingblech, dessen beide Enden abgerundet sind. Mit dem Gestell der Elektrisirmaschine steht der Conduktor in keiner Verbindung und mit der Scheibe oder sonst einem Reiber ist er blos dadurch verbunden, daß ein paar runde messingblechene Arme, die in Spitzen oder Cylinder auslaufen, Saugspitzen oder Einleiter genannt, bis nahe an die Scheibe hinreichen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß ebenso wie der Körper in Hinsicht ihres Verhaltens zur Wärme theils gute, theils schlechte Leiter, in Hinsicht ihres Verhaltens zum Licht theils durchsichtig, theils undurchsichtig sind, ebenso sind sie auch in Hinsicht ihres Verhaltens zur Elektrizität theils Nichtleiter, theils Leiter derselben. Wenn man nämlich die Scheibe einigemal umgedreht hat, so zeigt sich zwar der Conduktor in seinem ganzen Umfang gleichmäßig elektrisch, allein durch einen einzigen Funken, den man mit dem Finger und besonders mit einem metallischen Körper aus ihm zieht, verliert er auch sogleich alle gesammelte Elektricität auf einmal wieder. Bei der Scheibe aber ist es anders; diese gibt ihre Elektricität nur an der Stelle ab, an welcher sie berührt wird, während andere Stellen derselben ihre Elektricität behielten. In dieser Hinsicht wird Glas ein Nichtleiter, Metall hingegen ein Leiter der Elektricität genannt.

Zu den Nichtleitern gehören außer Glas auch alle Har-

ze, Erden, harte [illegible] empfindet. Wie
sel, Wachs, gedörrte [illegible] gegenwär-
wolle, Federn, fette [illegible] rmaßen in

Zu den Leitern [illegible] ktricität
das Wasser, der lebende [illegible] einmal
Substanzen, Staub und [illegible] f den
Die atmosphärische Luft [illegible] n sie
ist, zwar zu den Nichtleitern, [illegible] sie
mehr wird sie auch leitend. [illegible] r-

Körper, welche weder zu den [illegible]
noch zu den vollkommenen Nichtleitern
Baumwolle, Marmor, Wachstuch u. s. w.
leiter zu nennen. Ganz vollkommene
übrigens unter allen bekannten Körpern

Kein Leiter kann in den elektrischen [illegible]
werden, wenn er nicht von allen andern Leitern
gar getrennt und nur mit Nichtleitern in Berührung

Man nennt dieses das Isoliren eines Körpers.
Isolirung ist in einem Zimmer mit trockener Luft leicht
durch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an seidenen
Schnüren aufhängt oder auf ein Gestell von Glas, Pech,
Siegellack, Schwefel u. s. w. setzt.

Von den entgegengesetzten Elektricitäten.

Wenn man zwei Glasstangen durch Reiben gleich stark elektrisirt und nähert dieselben einander, so stoßen sie sich wechselseitig ab. Ebenso wird ein Korkkügelchen, das an einem Faden von reiner trockener Seide hängt, mithin isolirt ist, nachdem es von der einen Stange angezogen und darauf abgestoßen worden ist, von der andern ebenfalls abgestoßen. Nimmt man zwei solche Kügelchen und läßt das eine von der einen Stange, das andere von der andern Stange anziehen, so stoßen sie einander selbst ab, wenn man sie zusammen bringt. Die nämlichen Erscheinungen bieten sich dar, wenn man statt der Glasstangen zwei Siegellackstangen gleich stark elektrisirt. Nimmt man aber eine Glasstange und eine Siegellackstange und elektrisirt beide gleich stark, so wird ein isolirtes Kügelchen, welches die Glasstange abstößt, von der Siegellackstange angezogen und umgekehrt. Zwei isolirte Kügelchen, von denen das eine von der Glasstange, das andere von der Siegellackstange abgestoßen worden ist, ziehen sich, einander genähert, auch sogleich wechselseitig an.

De Fay, ein französischer Naturforscher, nannte die Elektricität des Glases Glas-Elektricität und die des Siegellacks Harz-Elektricität und bezeichnete die eine mit G, die andere mit H. Franklin, dem die Physik die größten Entdeckungen in der Lehre der Elektricität verdankt, nannte die Glas-Elektricität die positive, die des Harzes die negative Elektricität, für welche der Professor Ehrenberg die Zeichen + E und — E eingeführt hat.

Hieraus hat man nun folgendes Hauptgesetz abgeleitet:

Gleichartige Elektricitäten stoßen sich einander ab, ungleichartige ziehen einander an. In Zeichen ausgedrückt:

G und G, H und H stoßen sich ab;
G und H aber ziehen sich an.

Oder: + E und + E; — E — und E stoßen sich ab;
+ E und — E ziehen sich an.

Von der elektrischen Schlagweite und dem elektrischen Wirkungskreis.

Durch den Funken, den man erhält, wenn ein nicht spitziger Leiter dem elektrisirten Conduktor genähert wird, geht dessen Elektricität in den leitenden Körper über, wodurch dieser allemal, wenn er gehörig isolirt ist, dieselbe Elektricität bekommt, die auch der Conduktor hat. Man nennt dieses die Mittheilung der Elektricität.

Diese Art, einen Körper zu elektrisiren, findet zwar am vollständigsten dann statt, wenn beide Leiter sich berühren, allein der Funke kommt auch allemal schon zum Vorschein, wenn auch die Leiter in einer gewissen Entfernung von einander sind. Den Raum, innerhalb welchem Funken aus einem elektrisirten Körper gezogen werden können, nennt man die elektrische Schlagweite des Körpers. Beträgt die Schlagweite vier Zolle, so sagt man, der Conduktor gebe vierzöllige, beträgt sie fünf Zolle, so sagt man, er gebe fünfzöllige Funken ꝛc.

Aber auch ohne eine solche Mittheilung äußert sich die Wirksamkeit der Elektricität eines Körpers auf andere Körper auch außerhalb der Schlagweite. Wenn z. B. eine geriebene Glasröhre, deren Elektricität also positiv ist, gegen einen Metallstab gehalten wird, so zeigt sich das Ende des Stabes, welches der Röhre zugekehrt ist, negativ elektrisch, auch dann, wenn der Stab von der Röhre so weit entfernt ist, daß eine eigentliche Mittheilung der Elektricität nicht stattfinden kann. Diese Wirksamkeit der Elektricität innerhalb eines Raumes, der größer ist als die Schlagweite, wird der elektrische Wirkungskreis oder die elektrische Atmosphäre genannt. Ein isolirter Leiter, welcher in den elektrischen Wirkungskreis eines elektrisirten Körpers kommt, wird daher ebenfalls elektrisch.

Von der verstärkten Elektricität.

Muschenbröck in Leyden wollte Wasser in einem Glase elektrisiren und that dieß durch einen hineingelegten Metallstab. Als er nun die Flasche mit der einen Hand hielt und mit der andern diesen Stab berührte, erhielt er einen heftigen Schlag, der ihn durch Brust und Arme ging. In derselben Zeit, 1745, machte auch der Domdechant v. Kleist in Pommern, der Eisenfeile in einem gläsernen Becher elektrisiren wollte, die Entdeckung, daß bei der Berührung des Glases mit der einen und des hineingesteckten Metallstabes mit der andern Hand er einen Schlag bekam, der ihn mächtig erschütterte. Solche Flaschen wurden nachher Leyden'sche oder Kleistische genannt.

Um sie zu verfertigen, nimmt man eine weite Flasche von dünnem Glase und belegt sowohl ihre ganze innere als ganze äußere Fläche mit einem gut leitenden Körper, wozu man gewöhnlich Staniol gebraucht, jedoch so, daß sowohl von innen als außen noch einige Zolle von dem obern Rand der Flasche unbelegt bleiben, damit die beiden leitenden Belegungen keine elektrische Gemeinschaft zusammen haben, und überzieht auch wohl noch den unbelegten Rand, um leitende Feuchtigkeiten von ihm abzuhalten, mit einem harzigen Firniß. Ein runder Metallstab, dessen oberes Ende eine metallene Kugel trägt, geht von der innern Belegung, die er in mehreren Punkten berührt, durch eine Pappscheibe, welche die Oeffnung der Flasche bedeckt, einige Zoll hoch heraus und bildet demnach eine Fortsetzung der innern Belegung.

Stellt man nun eine solche Flasche so an den Conduktor einer in Thätigkeit gesetzten Elektrisirmaschine, daß der hervorragende Knopf der innern Belegung den Conduktor berührt oder auch blos nähert und die äußere Belegung nicht isolirt ist, so wird die Flasche dadurch mit Elektricität geladen und die Elektricität kann hierdurch so verstärkt werden, daß Jeder, der mit einer solchen Flasche nicht umzugehen versteht, heftig davon erschüttert, sogar in Gefahr kommen kann.

Die Erschütterung zeigt sich aber nur dann, wenn man die innere und äußere Belegung zugleich erfaßt, indem man den hervorragenden Knopf mit der einen und die äußere Belegung zugleich mit der andern Hand berührt. Da die innere Belegung nicht, wie dieses bei dem Conduktor der Fall ist, durch eine einmalige Berührung ihre Elektricität verliert, so kann man durch mehrmalige Berührung die Flasche nach und nach langsam abladen. Um aber eine stark geladene Flasche ohne Nachtheil auf einmal entladen zu können, muß man sich eines eigenen Ausladers bedienen. Dieser besteht aus einem halbkreisförmig gebogenen Messingdraht, dessen beide Enden mit kleinen Metallkugeln versehen sind, von der Einrichtung, daß man mit der einen Kugel das innere Belege oder den hervorragenden Knopf, mit der andern das äußere Belege der Flasche berühren kann, dessen Griff aber, woran man ihn faßt, von Glas oder auf irgend eine Weise isolirt ist. Noch ehe die Kugel des Ausladers den Knopf der innern Belegung berührt, entladet sich schon die Flasche durch einen krachenden Funken, so wie die andere Kugel des Ausladers an der äußern Belegung anlangt. Bei einer stark geladenen Flasche bleibt indessen noch immer ein Rückstand, der erst durch eine zweite Entladung herausgezogen werden kann.

Je größer die belegten Flächen einer Flasche sind, desto größer ist auch die Verstärkung, die man unter gleichen Umständen erhält. Wenn man daher mehrere Verstärkungs-

flaschen so zusammen setzt, daß sowohl alle innern Belegungen unter sich eine leitende Verbindung bekommen, als auch alle äußern Belegungen, so kann man hierdurch die Verstärkung außerordentlich weit treiben. Verstärkungsflaschen, welche auf diese Art mit einander verbunden sind, werden ein elektrische Batterie genannt. Um diese Verbindung auf eine einfache Weise zu Stande zu bringen, setzt man die Flaschen in einen wie Flaschenkeller gestalteten Kasten, dessen Boden mit Staniol belegt ist. Dadurch sind schon alle äußern Belegungen in der gehörigen Verbindung. Die innern Belegungen verbindet man durch Drähte, welche um die aus den Flaschen hervorragenden Metallstäbe gelegt werden. Geladen wird bei einer solchen Verbindung die ganze Batterie schon dadurch, daß man blos die innere Belegung einer einzigen Flasche mit dem Conduktor einer in Thätigkeit gesetzten Elektrisirmaschine verbindet. Die Wirkungen einer solchen Batterie sind von ungeheurer Stärke.

Von den elektrischen Wirkungen.

Die in den vorhergehenden Abschnitten angeführten Erscheinungen kann man in folgender Uebersicht zusammenfassen und daraus abnehmen, mit welchen erstaunungswürdigen und außerordentlichen Kräften, die keine Vernunft erforschen, ein gläubiges Gemüth nur ahnen kann, die Hand des Allmächtigen die sichtbaren Ereignisse der Natur beherrscht und in das Leben ruft.*)

1. Durch die elektrische Anziehung und Abstoßung können Körper in Bewegung kommen.

2. Durch die Gewalt, mit welcher die Elektricität ihr aufgehobenes Gleichgewicht wieder herstellt, und durch den Funken, der sich dabei entwickelt, können feste Körper, und zwar nicht leitende noch mehr als leitende, durchbohrt, von einander gerissen und zersplittert, tropfbare und expansible Flüssigkeiten ausgedehnter werden.

3. Der elektrische Schlag bewirkt bei manchen Körpern, durch welche er geht, ein Phosphoresciren, d. h. ein Vermögen, im Dunkeln zu leuchten.

4. Daß die Elektricität Wärme erregt, zeigt sich nicht nur am Thermometer, auf welches sie etwas anhaltend einwirkt, sondern auch darin, daß sie Metall glühend machen, sogar schmelzen kann und brennbare Substanzen zu entzünden vermag.

5. Die Elektricität vermag unter gewissen Umständen dem Magnet seine Kraft zu nehmen, dagegen aber auch Eisen magnetisch zu machen.

6. Versuche und Beobachtungen haben auch zur Genüge dargethan, daß bei sehr vielen Lufterscheinungen die Elektricität mit im Spiele ist und daß die Atmosphäre, im Sommer wie im Winter, der Himmel mag heiter oder bewölkt sein, ihre Herrschaft unausgesetzt empfindet. Wie furchtbar erhaben sie im Gewitter erscheint, ist ja gegenwärtig ohnehin fast Jedem bekannt, der nur einigermaßen in der Naturkunde Unterricht bekommen hat.

7. Auch auf die organische Natur ist die Elektricität gewiß von mancherlei Einfluß, den wir vielleicht nie einmal ganz inne werden. Ausgemacht ist ihre Einwirkung auf den thierischen Körper, besonders auf das Nervensystem, dem sie bei manchen Zufällen zum Heilmittel werden kann, das sie aber auch so heftig zu erschüttern vermag, daß sie lebenszerstörend wirkt.

Auch im Kleinen läßt sich die Elektricität zu allerlei Versuchen, Kunststückchen und belustigenden Spielwerken benützen.

*) Die Hand des Allmächtigen hat bereits durch den Forschergeist des Menschen den Starrkrampf bekommen und wir sind schon so weit voran geschritten, zu erkennen, daß die Natur allein mächtig und ihr Produkt auf Erden, der Mensch, zur Allmacht wird. Ludvigh.

Für die Fackel.

Amnestie der Presse.

Von Samuel Ludvigh

seinem Vaterland gewidmet.

So wäre denn endlich durch die „nothgezwungene" Gnade und „mürbgewordene" Staatsklugheit Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich und seiner Orakel jene Brücke über den Ocean zweier Welttheile gebaut, welche auch mich „armen Sünder" sicher nach der geliebten Heimath führt, nach welcher ich mich zwanzig Jahre lang vergebens gesehnt und so ich jetzt, nach dreißig Jahren, da ich die Hoffnung zurückzukehren bereits aufgab, nicht leicht zu passiren vermag! Nicht so sehr aus Mangel am nöthigen Brückengeld, als aus Familienrücksichten von Weib und Kindern. Ein Fremdling hier, ein Fremdling dort — ein Heimathsloser überall — das ist die Folge der Selbstverbannung eines Preßvergehens wegen. Und das war? Die Umgehung der k. k. Hofcensur in Wien, welche darin bestand, daß ich in einem zu Hildburghausen über Ungarn erschienenen Werke, in der Vorrede, gesagt habe: Ungarn werde sich, unter dem „väterlichen Schutze" Oesterreichs, zu einer selbstständigen Nation erheben. Pah, väterlicher Schutz! Warum sagte ich denn nicht: „Willkühr und Despotie?" Ach, um mit dieser Bedientenphrase die Rose der Wahrheit unter den Dornen zu bewahren und das Werk gegen absolute Verdammniß zu schützen. Dennoch vergebens. Bei angedrohter Kerkerstrafe nach einem zweiten Preßvergehen, bei diesem Geistesmorde einer auf den vormals freien Ungarn lastenden Regierung war der Richtung meines rastlosen Geistes jede Hoffnung genommen, und so verließ ich

denn im Jahre 1837, in Oesterreich zu knechtischem Schweigen verdammt, das geliebte Vaterland. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich bei meiner Ankunft in Philadelphia sogleich eine Stelle als Redakteur der „Alten und Neuen Welt" fand. Da brauchte man bei keinem Kaiser oder König um ein Privilegium zu betteln, noch um die gnädige Genehmigung eines „R a i s o n n e m e n t s"; auch brauchte man die Manuscripte nicht allunterthänigst einem Censor zu unterbreiten, um das „imprimatur" zu erhalten. Und Das gefiel mir über alle Maßen und diese Freiheit benützte ich auch treu und gewissenhaft bis zur heutigen Stunde. Es kam das Jahr 1847. Verhältnisse brachten mich nach Paris und Hamburg. Dort spuckte Communismus in geheimen Arbeiter-Versammlungen, hier sprach man in Vereinen über Republik und hielt öffentliche Vorträge gegen Kirche und Pfaffenthum. In einer Wochenschrift überraschten mich sogar Auszüge aus dem ersten Jahrgang meiner „Fackel". Es war mir also ein Leichtes, zu bemerken, daß in Europa nicht mehr der Geist herrscht, der da geherrscht hat, als ich es als Selbstverbannter verließ. Nichtsdestoweniger war der alte Zopf noch immer nicht ganz außer Mode gekommen; denn — ich wurde ja aus Hamburg ausgewiesen, in Folge einer öffentlichen Rede. Ich ging nach Leipzig. Hier verkaufte ich das Manuscript: „Licht- und Schattenseiten republikanischer Zustände" an einen Verleger und konnte dem innern Drang nicht widerstehen, die geliebte Heimath mit den gesunkenen Sternen der Hoffnung und den Gräbern der Geliebten zu besuchen. Ein gewagter, ein fast frevelhafter Schritt! Doch, ich sage: „du magst dich blindlings in Gefahren stürzen; du magst feige sie vermeiden wollen; es giebt ein Fatum, das dich in ihrem mächtigen Netz gefangen hält." Dies hat sich auch bei jenem gewagten Schritt bewährt. Schon im folgenden Jahr 1848 haben sich uns die Symptome der Freiheit zu Paris und Hamburg als Vorboten einer Revolution bewahrheitet, welche gekrönte Häupter beben und selbst Oesterreichs Thron im Jahre 1849 zittern machten. Ich, der arme Sünder," brachte ein Schwert aus Amerika, das in Canada gegen Englands Regierung geführt wurde, nach Europa, das ich, gleichsam als Gesandter der Revolution, dem Musso zu Pesth verehrt habe, ohne zu ahnen, daß bald mein Vaterland sich gegen seine v ä t e r l i c h e Regierung erheben werde, um ein unabhängiges Reich zu gründen. War Das nicht eine herrliche Revange für mich? Nicht ein Strahl der Hoffnung, daß Ungarn endlich frei wird, frei werden müsse? War es nicht ein Trost für die geschlagenen Wunden? Eine Nemesis gegen die Uebergriffe einer gewissenlosen Despotie? Und endlich, war es nicht ein wunderbares Glück, daß ich frei in den Märztagen in der Kaiserstadt mich aufhalten konnte, indeß der Mörder meines jugendlichen Strebens, Metternich, durch Flucht sein Heil suchen mußte?! Er, der vor wenigen Wochen den Befehl gab, mich bei meiner Zurückkunft aus Ungarn festzunehmen und nach der Festung zu schicken. Wahrlich, hätte ich die geringste Empfänglichkeit ein G l ä u b i g e r zu sein, ich müßte glauben, der Liebling eines Gottes zu sein und unter seinem besondern Schutz zu stehen.

Oesterreich's Thron war gewaltig erschüttert, seine Armeen lagen besiegt zu den Füßen der tapfern Magyaren; doch — der alte Sünderthron sollte noch nicht fallen; das Kaiserhaus sollte nicht plötzlich zusammenstürzen, sondern allmälig untergraben werden, um den Inwohnern Zeit und Muße zu lassen, ihre Verbrechen an den Völkern zu bereuen, am morschen Stuhl des heiligen Petrus zu Rom Vergebung der Sünden zu erlangen und zur Erkenntniß zu kommen, daß man den menschlichen Geist nicht hermetisch verschließen und Völker nicht ewig als Zug- und Schlachtvieh behandeln könne.

Im Jahr 1848 im Sommer nach New-York zurückgekehrt, traf ich auch mein Haus — das Hotel in Duane-Straße seligen Andenkens — in Trümmern, aus denen sich mein geliebtes Weib mit zwei Kindern gerettet hat, von denen das Eine, Adorine, während des Vaters Abwesenheit erblindete: arm und mit Gram und Sorgen kämpfend. Ein trauriges Wiedersehen! Und doch behaupte ich: „der Mensch, die stolze, oft übermüthige Bestie, muß leiden, um zur Erkenntniß seiner Selbst zu kommen. Da mein Capital nicht in Cents und Dollars, auch nicht in liegenden Gütern besteht, sondern in einigen Unzen Gehirn und unverwüstlichen Schätzen des Wissens, so begann ich denn, als literarischer Ex-Wirth, eine neue Carriere als Sprachlehrer und Advokat zu Newark, im Staate New-Jersey. Doch ein Feind der Pandekten und der Zwiste ekelte mich die Winkeladvokatur sehr bald an und der rastlose Geist sehnte sich nach seinem Lieblingselemente, welches war: das Wirken auf religiösem Gebiete! Ich siedelte denn nach Baltimore über und setzte im Jahre 1852 die unterbrochene Fackel fort, welche noch brennt und brennen soll, so lange ein gesunder Gedanke im Gehirn lebt und die Beine des Ahasverus in brauchbarem Zustand sind.

Nun schreiben wir 1867. Der F a c k l e r ist alt geworden — Vater, Mutter, Schwester, im Vaterland, sind todt — kein Neffe, keine Nichte, kein Cousin, keine Cousine, von denen mehre wohlhabend sind, äußerte je den Wunsch, den Onkel, den Vetter aufzufordern „nach Hause" zu kommen. Eine neue Generation wächst an meiner Seite empor, neben drei Töchtern, drei gesunde und hübsche Knaben, alle noch in der Schule und von denen wenigstens Einer des Vaters „politisches Verbrechen" sühnen und dessen Vaterland nützlich werden sollte!

Auch des Fackelers und jeden Lichtes Feind: d a s H a u s H a p s b u r g" ist alt geworden und — „es wankt der Thron jetzt wieder und die Völker singen Freiheitslieder." — Preußische Intelligenz und das Zündnadelgewehr haben den Kaiser von Oesterreich in beispiellos kurzer Zeit

zu Boden gestreckt und der durch russische Bajonete curirte Sprosse von Hapsburg leidet jetzt gewaltig an allerhöchst kaiserlichen Wehen und Dr. Beust ist es, der dem kranken Mann „Number Two" Hoffnung zu Wiedergenesung verheißt.

Die Stimmen in Ungarn ertönen wieder als mahnendes Echo von 1848 und 49. — Die Stimmen auf den Landtagen der deutsch-österreichischen Provinzen übertönen nun jene sogar und — Se. Majestät läßt sie ruhig gewähren. Zu diesem kaiserlichen Misere kommen auch noch die zerrütteten Finanzverhältnisse! Wohin soll und muß alles Dieses endlich führen? Zum Zusammensturz des Alten und zum Aufbau neuer Bauten.

Möchte gar zu gerne mein geistiges Scherflein beitragen zu dem großen, neuen Aufbau in spe; möchte wohl gerne in der alten Heimath eine Fackel anzünden, zur Beleuchtung der Geistestyrannei, der gemästeten Pfaffen und der Kirchengüter in den Händen der heiligen Müßiggänger; aber — aber — die Zeit ist in Europa, besonders in Oesterreich, noch immer nicht gekommen, wo der freie Gedanke frei sich äußern darf, opponirt und gesichtet blos durch den Gedanken und ungestraft durch Gebote despotischer Regierung. Noch Alles Chaos und Entwickelung im alten Vaterland und die

„Amnestie der Presse"

ist der Wiederhall der Verzweiflung des kranken Mannes in Wien. Ich sehe ihn meinem Geiste vorschweben, wie er am Rand des Grabes steht u. zu Dr. Beust, den Todtengräber, fleht, daß er dem Rathlosen Rath ertheile und seine Wunden heile, die Bismark schlug.

Für die Fackel.

Usurpation eines Präsidenten der Ver. Staaten und das Recht ihn abzusetzen.

Von S. Ludvigh.

Der wesentliche Unterschied zwischen einer monarchischen und einer demokratischen Regierung liegt darin, daß der Wille des Alleinherrschers Gesetz ist, daß die Person des Königs einer constitutionellen Monarchie für heilig und unverletzlich erklärt wird, da die geheiligt Majestät weder „irren noch Böses thun" könne, indeß der Präsident, die vollziehende Hand, die Executive des gesetzgebenden Körpers, als fehlbar wie jede andere Person betrachtet wird und nach weiser Vorsorge der Constitution für gefährliche, irrthümliche und schlechte Handlungen verantwortlich gemacht, für Verrath, Bestechlichkeit und sonstige Verbrechen und dem Staat Verderben oder Schande bringende Handlungen in Anklagezustand gesetzt (impeached) und seines Amtes entsetzt werden kann. Der Vorzug der demokratischen Regierungsform eines intelligenten und politisch sich selbstbewußten Volkes über die monarchische ist demnach schon dieses wesentlichen Unterschieds wegen einleuchtend und wer sich einer möglichen Anklage und einer gesetzlich darauf erfolgten Absetzung der absichtlich oder irrthümlich fehlenden Executive gewaltsam widersetzen, oder Widerstand anrathen wollte, begeht offenen Verrath an der Constitution, zu welcher er als Bürger der Ver. Staaten geschworen.

Ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen Monarchie und Republik liegt auch in der Gewalt des Veto, das in jener ein absolutes, den Volkswillen unbedingt vernichtendes, in dieser ein bedingtes ist; so, daß ein im Congreß passirtes Gesetz, erst mit Veto belegt und dann nach einer zweiten Abstimmung mit ⅔tel Mehrheit passirt, Gesetzes Kraft haben, und der Präsident dasselbe seinem Eide nach treu vollziehen müsse, obschon es mit seiner Meinung nicht übereinstimmt. Hieraus erhellt klar und deutlich, daß der Präsident keine höhere Macht besitzt als der Congreß, selbst keine gleiche, sondern diesem, einzig und allein souverainen Körper, als Repräsentant des Gesammtvolkes, untergeordnet ist. Hieraus folgt denn von selbst, ohne dem geringsten Zweifel Raum zu lassen, daß ein Präsident der Ver. Staaten, der sich weigern wollte ein durch ⅔tel Mehrheit passirtes Gesetz des legislativen Körpers treu zu exequiren, oder der sich, usurpatorische Macht aus böser Absicht, um die Regierung zu stürzen, oder aus Irrthum, falschem Eifer oder Unwissenheit, anmaaßend erlauben würde, irgend eine legislative Handlung zu begehen und in die ausschließlichen Rechte des Congresses einzugreifen, daß ein solcher Präsident de jure angeklagt werden und de facto abgesetzt werden könne und müsse, wenn Constitution und Volksfreiheit nicht blos Farce sein sollen.

Ein solcher sich möglicherweiser ereignender Fall ist allerdings eine Calamität, welche man wohl beklagen kann, doch sie nicht mit Feigheit, oder aus Parteirücksichten zurückweisen darf, ohne sich als souverainer Bürger selbst eines politischen Verbrechens schuldig zu machen.

Irren und fehlen ist menschlich und das höchste Amt schützt weder vor Irrthum, noch vor Verantwortlichkeit.

Als in frühren Jahrhunderten die Ungarn ihre Könige selbst erwählten und sich für ihre Berathungen, als Nation, auf dem Felde Rakos unter freiem Himmel versammelten, da kannten sie noch kein gerzgeltes Staatsrecht, kein absolutes, noch limitirtes Veto; doch wußten sie, daß auch der König irren und Böses im Schilde führen könne und sie behielten sich denn das Recht vor, sich Demselben, wenn ihre Rechte bedroht waren, mit Waffengewalt zu widersetzen (jus resi-

ge auserkoren werden. Mit entblößtem Busen, mit nackten Schultern, nackten Armen promenirten sie selbst im strengsten Winter, den Kopf mit ungeheuern Blumenbonquets ausgeschmückt, um durch den Köder ihrer üppigen Reize die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Die Greise jener Zeit erinnern sich noch heutigen Tages, im Palais royal vier colossale Blondinen, wahre Atlasse der Prostitution, gesehen zu haben, die, mehr als Andere, die ganze Wucht revolutionärer Orgien zu tragen hatten. Mit Verachtung sahen sie in den Gallerien auf den Schwarm all' jener Putzmacherinnen herab, die durch geistreiche Miene und pikantes Liebäugeln die Magerkeit ihres Körpers vergessen zu machen versuchten.

Dies waren die sichtbaren Seiten des Palais royal. Wer aber die beiden Gomorrha-Thäler, die den Garten umgeben, durchzog, und wer die neun Treppen der Passage Radziwil, den wahrhaften Thurm von Sodom, erstieg, der sah dort noch ganz andere Dinge. Viele Männer zogen diese düstern Höhlen, diese finstern Löcher, kleine Kneipen und Keller, die selbst bei Tage durch Lampen erleuchtet waren, vor, wo der Verfall der Sitten sich in seiner ganzen Nacktheit offenbarte und wo Alles den pestartigen Geruch zügelloser Orgie an sich trug.

In diese finstere, schmutzige, angesteckte, schamlose Genüsse feilbietende Welt hatte sich eine Menge von Männern geflüchtet, die Einen Contre-Revolutionäre, die Anderen jetzt gar keiner Partei mehr angehörend, gelangweilt, angeekelt, gedrückt und zermalmt durch die Ereignisse, ohne Herz, ohne Idee. Diese Leute da waren entschlossen, sich ein Alibi zu schaffen an den Spielbänken und in den Armen feiler Mädchen, so lange die Zeit der Stürme dauerte. Sie verpuppten sich in diese Schlupfwinkel des Lasters, entschlossen, an nichts mehr zu denken als die Zeit zu tödten.

Das Volk starb unterdessen vor Hunger und das Heer vor Kälte. Was aber kümmerte das sie? Feinde der Revolution, die sie stets zu neuen Opfern aufrief, schienen sie ihr zu sagen: Wir mästen uns in Deiner Räuberhöhle. Du kannst uns Einen nach dem Andern verschlingen, morgen mich und heute ihn. In diesem Punkte sind wir Alle mit einander einverstanden; aber wenn es Dir einfallen sollte, wieder Menschen aus uns machen zu wollen, unser Herz aufzurütteln und empfänglich zu machen für das unbegrenzte Leid der Menschheit, dann lachen wir Dir geradezu ins Gesicht und sagen Dir nichts weiter als: Il est trop tard, il est trop tard!

Wir sind hier bis zur niedrigsten Stufe der Selbstsucht herabgestiegen, haben die Pfütze geöffnet und in den Abgrund geblickt. Genug davon!

Aber wenn wir unsere Blicke erheben, was erblicken wir über den Häusern des Spiels und der Prostitution?

Brillante Gesellschaftssäle, geöffnet von Schauspielerinnen, Schriftstellerinnen, politischen Ränkeschmiedinnen, die nicht viel besser als jener Auswurf ihres Geschlechts sind. In den Armen dieser Frauen trinkt Mancher oft noch viel Schlimmeres als Abgestumpftheit und Tod. Hier vergißt er seinen Glauben, seine Prinzipien: hier wird sein Charakter verweichlicht, seine Kraft entnervt.

Unter diesem Einfluß ist der größte Theil der Gironde untergegangen, nicht durch den Eifer des Kampfs, nicht durch den Muth, durch die Kraft zu sterben, sondern mehr durch den Muth zu siegen, um eben nicht zu sterben. Sie waren Alle weich geworden und besaßen nicht mehr jene Schärfe des Bluts, das Schlachten gewinnen macht: Sie hatten ihre ganze Willenskraft verloren. Das Vergnügen unterstützte die Philosophie .... sie entsagten. Doch von dem Augenblick, wo eine politische Partei entsagt, ist sie auch verloren.

Diese Männer, unter denen die Meisten, noch sehr jung, bis dahin in der Obscurität ihrer Provinz vergraben waren, sahen sich mit Einem Male in hellen Sonnenglanz, in einen für sie gänzlich neuen Luxus versetzt, von den Schmeicheleien und Liebkosungen eleganter Frauenwelt umringt, um so verführerischer, weil sie aufrichtig waren. Die Frauen bewunderten die Energie dieser Männer, denn sie fühlten, daß sie ihrer bedurften.

Diese Damen da waren äußerst gewandt. Sie hüteten sich, denen, die sie durch den Zauber ihrer Schmeicheleien für sich gewannen, die geheime Absicht ihres Verführungsplans zu offenbaren.

Bei Eurem ersten Besuche hättet Ihr in den Salons dieser Frauen und in ihnen selbst nichts Anderes als aufrichtige, ehrliche, aber gemäßigte Republikanerinnen erblickt. Beim zweiten Male aber hättet ihr schon Feuillants und Lafayettisten gefunden. Und erst dann, wenn sie sich ganz ihrer Macht bewußt waren, entschleierte sich der wahre Hintergrund dieser Frauenzirkel, die alten royalistischen Freunde, für die jene Frauen eben so gewandt als eifrig vorgearbeitet hatten. Es war ein Glück, wenn der arme junge Mann, als reiner Republikaner nach Paris gelangt, sich nicht, ohne es zu ahnen, mitten unter adeligen Spionen und Ränkeschmieden von Coblenz befand.

Auf diese Weise ließ sich die Gironde im verführerischen Netze der Pariser Frauengesellschaft fangen. Niemand verlangte von ihnen, sie sollten Royalisten werden. Die Royalisten suchten ihnen diese Mühe zu ersparen dadurch, daß sie selber Girondisten wurden So ward diese Partei allmählig mehr und mehr die Stütze des Royalismus, die schützende Maske, unter welcher sich die Contre-Revolution in Paris und im Angesichte der Revolution festsetzen und behaupten konnte. Die Geldaristokraten, die Männer der Bank, waren getheilt: die Einen Girondisten, die Andern Jakobiner. Der Uebergang von ihrer ursprünglichen, nur allzubekannten Gesinnung von Seite der Gironde. — Ueberdem waren die Salons der Künstlerinnen und Frauen in der Mode ein neutraler Boden, auf dem die Männer der Bank, wie durch Zufall, mit den Männern der Politik zusammentrafen, sich,

ohne gegenseitig vorgestellt zu sein, angenehm unterhielten und endlich als Freunde und Anhänger auseinandergingen.

Aber auch die reinsten, von jeder politischen Intrigue entfernten und aus wahrer Zuneigung hervorgegangenen Verbindungen trugen das ihrige bei, die Gironde zu entkräften. Die Liebe der Mademoiselle-Candeille zu Vergniaud, dem Oberhaupte der Girondisten, ist nicht freizusprechen von aller Schuld an dessen Untergange. Sein von ihrem Bilde eingenommenes Herz vermehrte die Unentschlossenheit und Trägheit seines Charakters. Man merkte es im Convente, daß seine Seele häufig auf ganz anderm Gebiete umherirrte und mit andern Gedanken erfüllt und beschäftigt war. Und man hatte wahrlich nicht Unrecht. Seine Seele wohnte zu der Zeit, wo die Gefahr des Vaterlands sie ausschließlich hätte beschäftigen sollen, in einer andern Seele. Ein Frauenherz, schwach und dennoch mächtig, hielt in sich eingeschlossen das Löwenherz Vergniaud's. Gesang und Harfenspiel der schönen, guten, anbetenswürdigen Candeille hatten ihn ganz und gar unterjocht, entzückt und bezaubert. Arm, wie er war, sah er sich von ihr den Reichen gegenüber, die huldigend ihr zu Füßen lagen, bevorzugt und geliebt, aufrichtig geliebt. Die Eitelkeit hatte keinen Theil daran: weder der glänzende Erfolg des Redners, noch jener der jungen Muse, die im Vereine mit Vergniaud, mitten in den stürmischen Fragen der Republik, Muße gefunden hatte, ein Lustspiel zu schaffen, das hundertfünfzig Wiederholungen erlebte.

Dies schöne, bezaubernde Weib, das Ideal moralischer Anmuth, hinreißend durch ihr Talent, durch die Tugenden ihres Herzens, liebte dies müßiggehende Genie, das auf dem Gipfel seines Ruhmes schlief. Und Vergniaud erwiderte ihre Liebe, hüllte sein Leben in den Zauber dieser Liebe und träumte in ihren Armen seine Träume fort. Aber mitten in diesen Träumen fühlte er, daß sie und er an einem unvermeidlichen Abgrunde stehen. Er vermochte sie, die sich ihm hingegeben, nicht zu schützen. Ihr Talent gehörte dem Publikum. Das Bedürfniß, ihre armen Aeltern zu erhalten, hatten sie zum Theater geführt und sie dort allen Launen dieser sturmbewegten Welt ausgesetzt. Sie, die nur einem Einzigen gefallen wollte, mußte Allen gefallen und die Schätze ihrer Schönheit, worauf er allein ein heiliges Recht, das Recht der Liebe besaß, mit dieser rohen, unmoralischen Menge theilen, die man „Publikum" heißt.

Das eben war's, was Vergniaud's Stolz beleidigte, was sein Herz beunruhigte und ihn zittern machte. Es war schrecklich für ihn, zu denken, daß das von ihm angebetete Weib jeden Augenblick der Spielball der Parteien, das Opfer brutaler Laune des Publikums werden konnte. Das war die verwundbare Stelle dieses Mannes. Hier fürchtete Der, der sonst gar nichts zu fürchten schien.

Aber diese Zeit liebte die Gefahr. Gerade mitten im Prozesse Ludwigs XVI., unter den mörderischen Blicken der Parteien, die sich gegenseitig Tod und Untergang geschworen hatten, enthüllten Vergniaud und Mademoiselle Candeille die Stelle, an der sie verwundbar waren. Vergniaud hatte aber den größten seiner Siege, den Triumph der Menschlichkeit, gefeiert. Mademoiselle Candeille spielte in ihrem eigenen Stücke „la belle fermiere". Sie bezauberte ganz Paris und versetzte das Publikum in ein mildes, friedliches Land, das Alles, selbst die Gefahr des Vaterlands, vergessen machte.

Die „belle fermiere" hatte einen ungeheuern Erfolg. Selbst die Jakobiner schonten dieses reizende Weib, das alle Parteien durch das Opium der Liebe, durch Lethe's Zaubertrank zu berauschen, zu beruhigen verstand. Nicht minder günstig war der Eindruck des Stücks für die Gironde. Das Werk der Freundin Vergniaud's offenbarte nur zu klar, daß seine Partei, die der Menschlichkeit und der Natur, Schutz bieten würde den Besiegten.

Aber gerade diese Grundsätze der Milde, die Vergniaud in vollen Zügen aus dem Becher der Liebe geschlürft, trieben ihn mehr und mehr dem Abgrunde zu.

Am 31. Oktober 1793 sank sein Haupt unter dem Beile des Henkers.

Danton's erste Frau (1792—93).

Die Sammlung des Obristen Maurin, jetzt leider verkauft und zerstreut, enthielt unter andern kostbaren Dingen auch einen sehr schönen Gipsabguß von der ersten Frau Danton's. Der Charakter dieses Gesichtes zeigte ungemein viel Güte, Ruhe und Seelenstärke. Kein Wunder also, daß sie so vielen Einfluß auf das Herz ihres Mannes ausgeübt hat und eben wegen dieses guten Einflusses auf ihn so allgemein betrauert worden ist.

Ihr Einfluß war in der That unbegrenzt. War sie doch die Frau seiner Jugend, seiner Armuth! Danton, damals Advokat ohne Praxis, tief verschuldet, ward von seinem Schwiegervater, einem Limonadier am Pont-neuf, erhalten, der seiner Tochter allmonatlich ein Paar Louisd'or gab, damit sie und ihr Mann, der, leichtsinnig, bei allen Schulden ziemlich flott zu leben gewohnt war, nicht verhungere. Danton machte sich über seine Lage keine Sorge. Wenn im Haushalte die nothwendigsten Lebensmittel fehlten, zog sich die Familie auf einige Zeit nach Fontenai, bei Vincennes, zurück, wo sein Schwiegervater eine Art von Meierei besaß. Danton, ausgestattet mit allen Elementen des Lasters, besaß wenigstens die Tugend, daß er weder Spieler noch Trinker war. Desto mehr aber — es ist wahr — liebte er die Frauen, nichts desto weniger aber vor allen Andern die Seinige. — Alle Parteien, die sich seiner bemächtigten, suchten ihn und seinen täglich wachsenden Einfluß mit Hilfe der Frauen auszubeuten. Die Orleanisten versuchten es, ihn

ge auserkoren werden. Mit entblößtem Busen, mit nackten Schultern, nackten Armen promenirten sie selbst im strengsten Winter, den Kopf mit ungeheuern Blumenbonquets ausgeschmückt, um durch den Köder ihrer üppigen Reize die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Die Greise jener Zeit erinnern sich noch heutigen Tages, im Palais royal vier colossale Blondinen, wahre Atlasse der Prostitution, gesehen zu haben, die, mehr als Andere, die ganze Wucht revolutionärer Orgien zu tragen hatten. Mit Verachtung sahen sie in den Gallerien auf den Schwarm all' jener Putzmacherinnen herab, die durch geistreiche Miene und pikantes Liebäugeln die Magerkeit ihres Körpers vergessen zu machen versuchten.

Dies waren die sichtbaren Seiten des Palais royal. Wer aber die beiden Gomorrha-Thäler, die den Garten umgeben, durchzog, und wer die neun Treppen der Passage Radziwil, den wahrhaften Thurm von Sodom, erstieg, der sah dort noch ganz andere Dinge. Viele Männer zogen diese düstern Höhlen, diese finstern Löcher, kleine Kneipen und Keller, die selbst bei Tage durch Lampen erleuchtet waren, vor, wo der Verfall der Sitten sich in seiner ganzen Nacktheit offenbarte und wo Alles den pestartigen Geruch zügelloser Orgie an sich trug.

In diese finstere, schmutzige, angesteckte, schamlose Genüsse feilbietende Welt hatte sich eine Menge von Männern geflüchtet, die Einen Contre-Revolutionäre, die Anderen jetzt gar keiner Partei mehr angehörend, gelangweilt, angeekelt, gedrückt und zermalmt durch die Ereignisse, ohne Herz, ohne Idee. Diese Leute da waren entschlossen, sich ein Alibi zu schaffen an den Spielbänken und in den Armen feiler Mädchen, so lange die Zeit der Stürme dauerte. Sie verpuppten sich in diese Schlupfwinkel des Lasters, entschlossen, an nichts mehr zu denken als die Zeit zu tödten.

Das Volk starb unterdessen vor Hunger und das Heer vor Kälte. Was aber kümmerte das sie? Feinde der Revolution, die sie stets zu neuen Opfern aufrief, schienen sie ihr zu sagen: Wir mästen uns in Deiner Räuberhöhle. Du kannst uns Einen nach dem Andern verschlingen, morgen mich und heute ihn. In diesem Punkte sind wir Alle mit einander einverstanden; aber wenn es Dir einfallen sollte, wieder Menschen aus uns machen zu wollen, unser Herz aufzurütteln und empfänglich zu machen für das unbegrenzte Leid der Menschheit, dann lachen wir Dir geradezu ins Gesicht und sagen Dir nichts weiter als: Il est trop tard, il est trop tard!

Wir sind hier bis zur niedrigsten Stufe der Selbstsucht herabgestiegen, haben die Pfütze geöffnet und in den Abgrund geblickt. Genug davon!

Aber wenn wir unsere Blicke erheben, was erblicken wir über den Häusern des Spiels und der Prostitution?

Brillante Gesellschaftssäle, geöffnet von Schauspielerinnen, Schriftstellerinnen, politischen Ränkeschmiedinnen, die nicht viel besser als jener Auswurf ihres Geschlechts sind. In den Armen dieser Frauen trinkt Mancher oft noch viel Schlimmeres als Abgestumpftheit und Tod. Hier vergißt er seinen Glauben, seine Prinzipien: hier wird sein Charakter verweichlicht, seine Kraft entnervt.

Unter diesem Einfluß ist der größte Theil der Gironde untergegangen, nicht durch den Eifer des Kampfs, nicht durch den Muth, durch die Kraft zu sterben, sondern mehr durch den Muth zu siegen, um eben nicht zu sterben. Sie waren Alle weich geworden und besaßen nicht mehr jene Schärfe des Bluts, das Schlachten gewinnen macht. Sie hatten ihre ganze Willenskraft verloren. Das Vergnügen unterstützte die Philosophie .... sie entsagten. Doch von dem Augenblick, wo eine politische Partei entsagt, ist sie auch verloren.

Diese Männer, unter denen die Meisten, noch sehr jung, bis dahin in der Obscurität ihrer Provinz vergraben waren, sahen sich mit Einem Male in hellen Sonnenglanz, in einen für sie gänzlich neuen Luxus versetzt, von den Schmeicheleien und Liebkosungen eleganter Frauenwelt umringt, um so verführerischer, weil sie aufrichtig waren. Die Frauen bewunderten die Energie dieser Männer, denn sie fühlten, daß sie ihrer bedurften.

Diese Damen da waren äußerst gewandt. Sie hüteten sich, denen, die sie durch den Zauber ihrer Schmeicheleien für sich gewannen, die geheime Absicht ihres Verführungsplans zu offenbaren.

Bei Eurem ersten Besuche hättet Ihr in den Salons dieser Frauen und in ihnen selbst nichts Anderes als aufrichtige, ehrliche, aber gemäßigte Republikanerinnen erblickt. Beim zweiten Male aber hättet ihr schon Feuillants und Lafayettisten gefunden. Und erst dann, wenn sie sich ganz ihrer Macht bewußt waren, entschleierte sich der wahre Hintergrund dieser Frauenzirkel, die alten royalistischen Freunde, für die jene Frauen eben so gewandt als eifrig vorgearbeitet hatten. Es war ein Glück, wenn der arme junge Mann, als reiner Republikaner nach Paris gelangt, sich nicht, ohne es zu ahnen, mitten unter adeligen Spionen und Ränkeschmieden von Coblenz befand.

Auf diese Weise ließ sich die Gironde im verführerischen Netze der Pariser Frauengesellschaft fangen. Niemand verlangte von ihnen, sie sollten Royalisten werden. Die Royalisten suchten ihnen diese Mühe zu ersparen dadurch, daß sie selber Girondisten wurden So ward diese Partei allmählig mehr und mehr die Stütze des Royalismus, die schützende Maske, unter welcher sich die Contre-Revolution in Paris und im Angesichte der Revolution festsetzen und behaupten konnte. Die Geldaristokraten, die Männer der Bank, waren getheilt: die Einen Girondisten, die Andern Jakobiner. Der Uebergang von ihrer ursprünglichen, nur allzubekannten Gesinnung von Seite der Gironde. — Ueberdem waren die Salons der Künstlerinnen und Frauen in der Mode ein neutraler Boden, auf dem die Männer der Bank, wie durch Zufall, mit den Männern der Politik zusammentrafen, sich,

ohne gegenseitig vorgestellt zu sein, angenehm unterhielten und endlich als Freunde und Anhänger auseinandergingen.

Aber auch die reinsten, von jeder politischen Intrigue entfernten und aus wahrer Zuneigung hervorgegangenen Verbindungen trugen das ihrige bei, die Gironde zu entkräften. Die Liebe der Mademoiselle-Candeille zu Vergniaud, dem Oberhaupte der Girondisten, ist nicht freizusprechen von aller Schuld an dessen Untergange. Sein von ihrem Bilde eingenommenes Herz vermehrte die Unentschlossenheit und Trägheit seines Charakters. Man merkte es im Convente, daß seine Seele häufig auf ganz anderm Gebiete umherirrte und mit andern Gedanken erfüllt und beschäftigt war. Und man hatte wahrlich nicht Unrecht. Seine Seele wohnte zu der Zeit, wo die Gefahr des Vaterlands sie ausschließlich hätte beschäftigen sollen, in einer andern Seele. Ein Frauenherz, schwach und dennoch mächtig, hielt in sich eingeschlossen das Löwenherz Vergniaud's. Gesang und Harfenspiel der schönen, guten, anbetenswürdigen Candeille hatten ihn ganz und gar unterjocht, entzückt und bezaubert. Arm, wie er war, sah er sich von ihr den Reichen gegenüber, die huldigend ihr zu Füßen lagen, bevorzugt und geliebt, aufrichtig geliebt. Die Eitelkeit hatte keinen Theil daran: weder der glänzende Erfolg des Redners, noch jener der jungen Muse, die im Vereine mit Vergniaud, mitten in den stürmischen Fragen der Republik, Muße gefunden hatte, ein Lustspiel zu schaffen, das hundertfünfzig Wiederholungen erlebte.

Dies schöne, bezaubernde Weib, das Ideal moralischer Anmuth, hinreißend durch ihr Talent, durch die Tugenden ihres Herzens, liebte dies müßiggehende Genie, das auf dem Gipfel seines Ruhmes schlief. Und Vergniaud erwiderte ihre Liebe, hüllte sein Leben in den Zauber dieser Liebe und träumte in ihren Armen seine Träume fort. Aber mitten in diesen Träumen fühlte er, daß sie und er an einem unvermeidlichen Abgrunde stehen. Er vermochte sie, die sich ihm hingegeben, nicht zu schützen. Ihr Talent gehörte dem Publikum. Das Bedürfniß, ihre armen Aeltern zu erhalten, hatten sie zum Theater geführt und sie dort allen Launen dieser sturmbewegten Welt ausgesetzt. Sie, die nur einem Einzigen gefallen wollte, mußte Allen gefallen und die Schätze ihrer Schönheit, worauf er allein ein heiliges Recht, das Recht der Liebe besaß, mit dieser rohen, unmoralischen Menge theilen, die man „Publikum" heißt.

Das eben war's, was Vergniaud's Stolz beleidigte, was sein Herz beunruhigte und ihn zittern machte. Es war schrecklich für ihn, zu denken, daß das von ihm angebetete Weib jeden Augenblick der Spielball der Parteien, das Opfer brutaler Laune des Publikums werden konnte. Das war die verwundbare Stelle dieses Mannes. Hier fürchtete Der, der sonst gar nichts zu fürchten schien.

Aber diese Zeit liebte die Gefahr. Gerade mitten im Prozesse Ludwigs XVI., unter den mörderischen Blicken der Parteien, die sich gegenseitig Tod und Untergang geschworen hatten, enthüllten Vergniaud und Mademoiselle Candeille die Stelle, an der sie verwundbar waren. Vergniaud hatte aber den größten seiner Siege, den Triumph der Menschlichkeit, gefeiert. Mademoiselle Candeille spielte in ihrem eigenen Stücke „la belle fermiere". Sie bezauberte ganz Paris und versetzte das Publikum in ein mildes, friedliches Land, das Alles, selbst die Gefahr des Vaterlands, vergessen machte.

Die „belle fermiere" hatte einen ungeheuern Erfolg. Selbst die Jakobiner schonten dieses reizende Weib, das alle Parteien durch das Opium der Liebe, durch Lethe's Zaubertrank zu berauschen, zu beruhigen verstand. Nicht minder günstig war der Eindruck des Stücks für die Gironde. Das Werk der Freundin Vergniaud's offenbarte nur zu klar, daß seine Partei, die der Menschlichkeit und der Natur, Schutz bieten würde den Besiegten.

Aber gerade diese Grundsätze der Milde, die Vergniaud in vollen Zügen aus dem Becher der Liebe geschlürft, trieben ihn mehr und mehr dem Abgrunde zu.

Am 31. Oktober 1793 sank sein Haupt unter dem Beile des Henkers.

Danton's erste Frau (1792—93).

Die Sammlung des Obristen Maurin, jetzt leider verkauft und zerstreut, enthielt unter andern kostbaren Dingen auch einen sehr schönen Gipsabguß von der ersten Frau Danton's. Der Charakter dieses Gesichtes zeigte ungemein viel Güte, Ruhe und Seelenstärke. Kein Wunder also, daß sie so vielen Einfluß auf das Herz ihres Mannes ausgeübt hat und eben wegen dieses guten Einflusses auf ihn so allgemein betrauert worden ist.

Ihr Einfluß war in der That unbegrenzt. War sie doch die Frau seiner Jugend, seiner Armuth! Danton, damals Advokat ohne Praxis, tief verschuldet, ward von seinem Schwiegervater, einem Limonadier am Pont-neuf, erhalten, der seiner Tochter allmonatlich ein Paar Louisd'or gab, damit sie und ihr Mann, der, leichtsinnig, bei allen Schulden ziemlich flott zu leben gewohnt war, nicht verhungere. Danton machte sich über seine Lage keine Sorge. Wenn im Haushalte die nothwendigsten Lebensmittel fehlten, zog sich die Familie auf einige Zeit nach Fontenai, bei Vincennes, zurück, wo sein Schwiegervater eine Art von Meierei besaß. Danton, ausgestattet mit allen Elementen des Lasters, besaß wenigstens die Tugend, daß er weder Spieler noch Trinker war. Desto mehr aber — es ist wahr — liebte er die Frauen, nichts desto weniger aber vor allen Andern die Seinige. — Alle Parteien, die sich seiner bemächtigten, suchten ihn und seinen täglich wachsenden Einfluß mit Hilfe der Frauen auszubeuten. Die Orleanisten versuchten es, ihn

durch die Maitresse des Herzogs, durch die schöne Frau von Buffon, in ihr Netz zu locken. Danton's glühende Einbildungskraft und sein stürmisches Temperament liebte in diesem Punkte die Abwechselung. Jede Nacht aber trieb ihn das Bedürfniß nach wahrer Liebe und uneigennütziger Anhänglichkeit in die Arme der lieben guten Gefährtin seiner Jugend, an den stillen Heerd seines Weibes und ihres alten Danton's zurück, der trotz seines Leichtsinns ihr Stolz, ihr Abgott, ihr Alles war.

Das Unglück dieser armen Frau begann an dem Tage, an welchem ihr Mann urplötzlich und ganz unerwartet Justizminister geworden war in jenem furchtbaren Augenblicke, in welchem Paris die Septembergräuel sah. Zum größten Kummer ihres Mannes erkrankte sie. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Danton, nur seiner kranken Frau zu Liebe, deren Ruhe und Genesung ihm am Herzen lag, im November und Dezember die letzten, peinlichen und seinen Stolz nicht wenig erniedrigenden Schritte that, um sich der Gironde zu nähern und, wenn noch Möglichkeit dazu vorhanden wäre, den Abgrund zu schließen, der bald darauf Alle verschlingen sollte.

Die niederreißende Schnelligkeit, mit welcher in solchen Revolutionen ein Ereigniß das andere jagt, hatte Danton's Frau auf's Krankenlager geworfen. Der schreckliche Ruf ihres Mannes und seine grauenerregende Prahlerei, daß er der Haupturheber der Septembermorde sei, hatten ihr gefühlvolles Herz gebrochen. Zitternd war sie ins Hotel des Justizministeriums eingezogen und halbtodt verließ sie es. Sie war nur noch ein Schatten, als sie mit ihrem Danton die neue Wohnung im Passage du Commerce, in einem traurigen Hause, bezog, das Wölbung und Bogengang bildet zwischen dem Durchgange und der (eben so traurigen) Cordeliersstraße.

Der Tod dieser Frau war für Danton ein unersetzbarer Verlust. Die Leute, die ihr Leben in so schreckenerregender Fülle ins äußere Leben hinausschleudern, die das lauschende Volk mit dem Feuer ihrer Rede, mit dem Blute ihres Herzens erhalten, sehnen sich nach den Anstrengungen des Tages in ihre stille Häuslichkeit zurück. Sie fühlen die Nothwendigkeit, daß ihr Herz, daß ihr aufgeregtes Blut sich hier wieder beruhige. Und diese Ruhe schenkt uns nur eine Frau, eine Frau, die eben so mild, eben so liebevoll wie Danton's Frau ist. Sie war eben so schön als gut. Die Leute von Arcis*), wohin sie sich oft begeben hatte, fügen hinzu, daß sie schüchtern, etwas schwermüthig, aber fromm und außerordentlich mildthätig gewesen sei.

Sie hatte das Verdienst gehabt, sich aus ihrer sorgenfreien, ruhigen Lage in die Arme des ungewissen Zufalls zu werfen, ihr Schicksal an das Schicksal dieses jungen Mannes zu knüpfen, der, ohne Ruf, ohne Vermögen, in den Augen Derjenigen, die ihn trotz seiner Armuth liebte, ein verkanntes Genie war. Tugendhaft, hatte sie ihn trotz seiner Laster, die auf seinem düstern und verstörten Antlitz nur allzusichtbar waren, auserwählt. Sie hatte den Muth und das Vertrauen, ihre Zukunft diesem unbekannten, hin und her gepeitschten, man könnte sagen auf dem Sturm gebauten Fahrzeuge, welches Danton hieß, anzuvertrauen. Eine einfache Frau, aber voll Herz, hatte sie diesen Engel der Finsterniß und des Lichts erfaßt, um ihm zu folgen über den Abgrund und die in Flammen stehende Brücke. Hier aber verließ sie die Kraft und sie sank in die Hand des Ewigen.

Das Weib ist das Glück, hat ein Dichter des Orients gesagt. Sie war nicht blos die Frau, sie war das Glück, der gute Stern, der von Danton's Seite entfloh, die Jugend und die Anmuth, das Vertrauen und der Glaube, die ihn verlassen hatten, denn war doch diese Frau es gewesen, die ihm zuerst vertraut hatte. Eine der Weiber Mahomets fragte den Propheten, warum er noch immer seine erste Frau betrauere? — Darum, weil sie die erste war, die an mich geglaubt zu einer Zeit, in der noch Niemand an mich geglaubt hat.

Danton's Frau war es gewesen, die ihm das Versprechen abgezwungen hatte, wenigstens des Königs Leben, die Königin, die fromme Prinzessin Elisabeth von Lamballe und die beiden königlichen Kinder zu retten, denn auch sie hatte ja zwei Kinder, Kinder, die sie mehr liebte als das Licht ihrer Augen. Das Eine dieser Kinder hatte Madame Danton in dem heiligen Momente der Erstürmung der Bastille, das zweite im Jahre 1791 in jenem Augenblicke empfangen, wo, als Mirabeau todt und die constituirende Versammlung erloschen, Frankreichs Zukunft in den Händen Danton's lag, welcher der neue König der neuen Versammlung war.

Diese Mutter lag auf dem Krankenbette hingestreckt, zwischen zwei Wiegen, gepflegt von der Mutter ihres Mannes. Jedesmal, wenn er heimkehrte, aufgerieben und verwundet von den Ereignissen der Außenwelt, ließ er vor der Thür seiner Häuslichkeit die Rüstung und Stahlmaske des Politikers, um am Bette seiner kranken Frau eine viel tiefere Wunde, die schreckliche, blutige Gewißheit wiederzufinden, daß er in Kurzem von diesem Herzen voll Liebe werde losgerissen werden, daß jeder Tag, jede Stunde sie näher dem Tode bringe.

Das, was ihn mehr als Alles quält, war, daß er nicht bis zum Augenblicke ihres Todes bei ihr bleiben und ihr letztes Lebewohl erhalten konnte. Es war ihm nicht vergönnt, bei ihr zu bleiben; die Pflicht rief ihn von ihrem Sterbebette hinweg. Frankreich, die Welt hatten ihre Augen auf ihn gerichtet in diesem furchtbaren Kampfe zwischen Liebe und Pflicht. Er konnte nicht reden, er konnte nicht schweigen. Wenn er nicht ein Mittel fand, sich mit der Rechten und durch sie mit dem Centrum, der großen Mehrzahl des Convents, zu versöhnen, dann blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich zu entfernen, Paris zu fliehen und sich

*) Arcis-sur-Aube war die Vaterstadt ihres Gatten.
E. M. O.

nach Belgien schicken zu lassen, von wo er dann erst wieder zurückkehren wollte, wenn der Lauf der Ereignisse den Knoten aufgelöst oder zerrissen hätte. Aber würde er diese Frau, die so krank war, noch am Leben finden? Und würde diese Frau genug Kraft, genug des Muthes in sich finden, um siegreich gegen ihre Krankheit anzukämpfen und wenigstens so lange noch zu leben, um in den Armen ihres zurückkehrenden Mannes den letzten Seufzer ihrer Leiden auszuhauchen? Man konnte voraussehen, daß es zu spät sein und daß er bei seiner Heimkehr nichts finden würde als ein verwaistes und in Trauer gehülltes Haus, Kinder ohne Mutter und dies so glühend geliebte Weib im Schooße des Grabes. Danton glaubte nicht mehr an die Seele, und darum trieb es ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt, wenigstens den Körper dieser Seele wiederzusehen. Und dieser Körper, der nach Verlauf von acht Nächten und acht Tagen entstellt und schrecklich anzuschauen war, entriß er der Erde, um ihn in seiner wahnsinnigen Liebe und Leidenschaft der Verwesung und den Würmern streitig zu machen.

Danton's zweite Frau. — Die Liebe im Jahre 1793.

Dem Sturze der Gironde war eine allgemeine, grenzenlose Entmuthigung gefolgt. Die Sieger fühlten sich von ihr fast eben so sehr ergriffen, als die Besiegten. Marat war erkrankt. Vergniaud hatte nicht einmal den Muth zu fliehen. Danton suchte in einer zweiten Heirath eine Art Alibi gegen die Stürme der Politik.

Die Liebe beschleunigte den Tod Vergniaud's, wie sie den Tod Danton's beschleunigte.

Der große Redner der Gironde, Gefangener der Rue de Clichy, die zu jener Zeit sehr öde war und fast nur aus Gärten bestand, war weniger Gefangener des Convents als der Mademoiselle Candeille. Seine Seele schwankte zwischen Liebe und Zweifel. Er fragte sich, ob die Liebe dieser Frau die Zerstörung aller andern Dinge überdauern werde. Das, was er von seinem eigenen Ich gerettet hatte, sprach sich in jenen bittern Briefen aus, die er auf die Bergpartei herniederschleuderte. Das Fatum hatte ihm die Mühe erspart, zu handeln, und er bedauerte es nicht mehr und fand es süß, so zu sterben, die schönen Thränen einer Frau schlürfend, von der er sich geliebt glaubte.

Zu derselben Zeit bereitet Danton für sich einen gleichen Selbstmord vor. Unglücklicherweise war dies damals bei vielen Männern derselbe Fall. In dem Augenblick, wo die öffentliche Angelegenheit eine Privatsache, eine Frage auf Leben und Tod wird, sagen sie verblendet: Es ist noch morgen Zeit zu den Geschäften! Heute aber wollen wir das Leben noch genießen. Sie verschließen sich in ihre Mauern, ziehen sich an ihren häuslichen Heerd zurück und suchen Trost in den Armen der Liebe. Aber diese Liebe eben beschleunigt ihren Sturz, ihren Untergang.

Danton, noch Trauer tragend um seine erste Frau, nahm sich eine zweite. Jene, die er so heiß geliebt hatte, war am 10. Februar, während seines Aufenthaltes in Belgien, gestorben. Am 17. nach Paris zurückgekehrt, hatte er sie ausgraben lassen, um sich den Trost zu verschaffen, sie noch einmal wiederzusehen. Bis zum 17. Juni waren vier Monate verflossen, während welcher er Tag für Tag heulend, brüllend vor Schmerz, die Erde von Neuem geöffnet hatte, um im Schrecken des Leichentuches Jene zu umarmen, in welcher seine Jugend, sein Glück, sein guter Stern dahingeschieden war.

Im Sterben liegend, hatte sie seine zweite Heirath verlangt und so, ohne es zu ahnen, das vorbereitet, was so viel zu seinem Sturze beitrug. Sie, die ihn leidenschaftlich geliebt hatte, errieth, daß er liebe, und wollte ihn glücklich wissen. Auch hoffte sie den beiden Kindern, die sie zurückließ, eine Mutter zu geben in der Person eines jungen Mädchens, das erst sechszehn Jahre alt zählte, aber tausend gute Eigenschaften besaß und eben so mild und fromm wie die Sterbende war. Das erste Weib, das in Folge der September-Revolution, in Folge des schrecklichen Rufes ihres Mannes starb, hoffte ohne Zweifel ihn dadurch, daß sie ihn vermählte, der Revolution zu entreißen, seine Bekehrung herbeizuführen und — da seine zweite Frau einer königlich gesinnten Familie angehörte — aus ihm einen geheimen Vertheidiger der Königin und ihres königlichen Sohnes im Temple zu machen.

Danton hatte schon als Advokat am Parlamente den Vater dieses jungen Mädchens gekannt, welcher damals Huissier gewesen war. Minister geworden, hatte er demselben eine einträgliche Stelle bei der Marine verschafft. Aber wie sehr auch die ganze Familie ihm gegenüber zu Danke verpflichtet, nichts desto weniger erschwerte sie ihm die Heirath mit ihrer Tochter. Die Mutter, nicht eingeschüchtert durch den Schrecken, den sein Name verbreitete, besaß den Muth, ihm die Gräuel des Septembers und den Tod des Königs, den er hätte retten können, vorzuwerfen.

Danton hütete sich wohl, mit ihr zu streiten. Er that, was man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, wenn man, verliebt wie er es war, seinen Zweck erreichen will: er bereute und gestand das, was wirklich wahr war, daß die Ausschweifungen des gesetzlosen Zustandes nicht länger zu ertragen seien, daß er das Treiben der Revolution herzlich satt habe und sich, wie ganz Frankreich, nach Ruhe sehne.

Das, was dem Gefühle der Mutter so sehr widerstrebte, gefiel auch der Tochter nicht. Mademoiselle Louise Gély, ein hübsches, zartes Mädchen, erzogen im Schooße ehrlicher Bürgerfamilie, gehörte ihrer Gesinnung nach zum ancien regime. Und so kam es, daß sie in Danton's Nähe ein unheimliches Staunen und weit mehr Furcht als Liebe

empfand. Dieser seltsame Mann, halb Löwe, halb Mensch, blieb ihr ein unbegreifliches Räthsel. Mochte er noch so sehr seine Zähne verstecken, seine Klauen einziehen, sie hatte darum doch kein allzugroßes Zutrauen zu diesem „erhabenen Ungeheuer."

Dieses „Ungeheuer" war, trotz seines Rufes, ein guter Mensch. Nur Schade, daß Alles, was groß in ihm war, gegen ihn sprach. Dies Geheimniß wilder Energie, diese poetische, von Blitzen seines Geistes verklärte Häßlichkeit, diese überströmende männliche Kraft, aus der sich eine Fluth hinreißender Ideen, unsterblicher Reden ergoß, dies Alles war mehr geeignet, das Herz des jungen Mädchens einzuschüchtern, als ihm Vertrauen einzuflößen.

Die Familie glaubte seiner Bewerbung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie ihm ein Hinderniß entgegenstellte, welches sie unübersteiglich hielt: die Nothwendigkeit, sich bei seiner Verheirathung mit ihrer Tochter den Ceremonien des katholischen Cultus zu unterwerfen. Alle Welt wußte, daß Danton, ein Apostel der Philosophie Diderot's, im ganzen Christenthume nichts als Aberglauben erblicke und überhaupt ein erklärter Feind jeder positiven Religion war und keinen andern Gott als die Natur anerkannte.

Aber gerade deßhalb fügte sich dieser geschmeidige Leibeigene der Natur um so leichter auch in diese Bedingung und gehorchte ohne Schwierigkeit. Gleichviel welch einen Altar, welch ein Götzenbild man ihm zeigte . . . er lief hin . . . er schwur darauf. So groß war die Tyrannei seines blinden Eifers. Die Natur war gleichsam seine Mitschuldige: plötzlich entfaltete sie die ganze Fülle der ihr innewohnenden Thatkraft; der etwas verspätete Frühling verwandelte sich in glühend heißen Sommer; es war ein urplötzlicher Rosen-Ausbruch. Nie hat die lachende Jahreszeit und die unruhige Lage der Dinge einen auffallenderen Gegensatz gebildet als zu jener Zeit. In dieser moralischen Niedergedrücktheit machte sich die Gewalt eines glühenden, leidenschaftlichen, liebetrunkenen Temperaments nur um so schneller geltend. Unter diesem Eindrucke erhob Danton keine Schwierigkeit, als man ihm sagte, der Bund seiner Ehe müsse durch die Hand eines nicht beeidigten Priesters gesegnet werden. Danton wäre im Nothfall durchs Feuer gelaufen. Aber dieser gewissenhafte, fanatische Priester verlangte von ihm mehr als das Stadthaus: er verlangte im Namen der Kirche, daß der Bräutigam sich vor dem Altare des Ewigen niederbeuge, daß er beichte und auf diese Weise in Einem Akte zwei Religionen entweihe: die Unsere und die der Vergangenheit!

Denen, welche die Bildnisse von Danton und vor Allem die Skizzen kennen, welche David's Meisterhand in Conventsnächten entworfen hat, wird nicht entgangen sein, wie der Mensch vom Löwen bis zum Stiere oder, richtiger gesagt, bis zum Wildschweine, entbrannt in wilder Sinneslust, herabzusinken vermag.

Dies ist die neue Kraft, die allmächtig herrschen wird in jener blutigen Epoche, die wir schildern wollen; eine verweichlichte, schreckliche Kraft, die den Nerv der Revolution bricht. Unter der anscheinenden Strenge republikanischer Sitten, unter dem Schrecken und den Trauerspielen des Schaffots, sind im Jahre 1793 das Weib und die physische Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regieren.

Man sieht da Verurtheilte, welche sorglos den Henkerskarren besteigen, eine Rose im Mund. Dies ist das wahre Bild der Zeit. Diese blutigen Rosen bringen den Mann zur Guillotine.

Danton, ganz von Liebe beherrscht und gegängelt, gestand dies mit cynischer Naivetät Als man ihn anklagte, daß er gegen die Republik conspirire, rief er:

— Ich? Das ist unmöglich! Ein Mann, der jede Nacht sich der ganzen Trunkenheit der Liebe hingiebt, hat keine Zeit zum Conspiriren!

In den melancholischen Gesängen, die man noch heut zu Tage singt, haben uns Fabre d'Eglantine und Andere die Marseillaise der republikanischen Liebe und Wollust, so oft gesungen in den Kerkern, selbst vor den Schranken des Gerichts und am Fuße des Schaffots, hinterlassen. Aus all den Liedern jener Zeit läßt sich ein und derselbe Grundgedanke heraushören, und dieser Gedanke, in Prosa übertragen, heißt:

Es schien die Liebe das, was sie wirklich ist: die Schwester des Todes.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von der Elektricität.

Diejenige Kraft in der Natur, vermöge deren gewisse Körper, wenn sie mehr oder weniger stark gerieben oder erhitzt werden, kleine leichte Körper anziehen und wieder abstoßen, nennt man Elektricität. Die erste, zufällige oder absichtliche, Beobachtung machte man am Bernstein, welcher griechisch Elektron heißt. Eine Glasstange oder eine trockene, etwas dicke Siegellackstange, die mit trockenem Flanell gerieben wird, zieht Papierschnitzchen, Strohhälmchen, Holzspänchen ꝛc., welche auf einer Tischplatte liegen, schon in einer gewissen Entfernung an sich, hält sie einige Augenblicke lang fest, stoßt sie dann wieder ab und setzt dieses Spiel fort so lange die durch die Reibung erregte Elektricität zu wirken vermag. War die Reibung etwas stark und anhaltend und die geriebene Stelle nicht zu klein, so wirkt sie auch auf alle

Organe des Sinnvermögens. Denn außer dem eigenthümlichen phosphorartigen Geruch, welchen der geriebene Körper verbreitet, bringt er auch, wenn man ihn nahe vor dem Gesicht hin und her bewegt, eine Empfindung hervor, als wenn die Haut mit feinen Spinnweben leicht berührt würde. Nähert man dem geriebenen Körper einen Fingerknöchel, so fühlt man ein leises Stechen in demselben, hört ein schwaches Knistern und sieht, wenn es dunkel ist, kleine Fünkchen aus demselben ausströmen. Hält man ihn aber an die Zunge, so empfindet man nicht nur den stechenden Funken, sondern auch einen säuerlichen Geschmack.

So lange man das Reiben nur mit der Hand betreiben konnte, waren die Erscheinungen zu schwach und von zu kurzer Dauer, um die Wirkungen der Elektricität gehörig beobachten zu können, dieses geschah erst durch die Erfindung der Elektrisirmaschine (Otto v. Guerike), deren wesentlichsten Theile der geriebene Körper oder der Reiber, der reibende Körper oder das Reibzeug und der Leiter oder Conduktor ausmachen.

Der Reiber kann aus Glas, Pech, Harz, Schwefel u. s. w. bestehen und der Form nach eine Kugel, ein Cylinder oder eine runde Scheibe sein. Je größer die Scheibe ist, desto mehr leistet sie auch.

Das Reibzeug besteht aus einem mit Roßhaaren ausgestopften und mit Leder überzogenen Kissen, welches an die Scheibe festgeschraubt und durch Federn, soweit es erforderlich ist, angedrückt werden kann.

Der Conduktor ist ein hohler Cylinder von Messingblech, dessen beide Enden abgerundet sind. Mit dem Gestell der Elektrisirmaschine steht der Conduktor in keiner Verbindung und mit der Scheibe oder sonst einem Reiber ist er blos dadurch verbunden, daß ein paar runde messingblechene Arme, die in Spitzen oder Cylinder auslaufen, Saugspitzen oder Einleiter genannt, bis nahe an die Scheibe hinreichen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß ebenso wie der Körper in Hinsicht ihres Verhaltens zur Wärme theils gute, theils schlechte Leiter, in Hinsicht ihres Verhaltens zum Licht theils durchsichtig, theils undurchsichtig sind, ebenso sind sie auch in Hinsicht ihres Verhaltens zur Elektrizität theils Nichtleiter, theils Leiter derselben. Wenn man nämlich die Scheibe einigemal umgedreht hat; so zeigt sich zwar der Conduktor in seinem ganzen Umfang gleichmäßig elektrisch, allein durch einen einzigen Funken, den man mit dem Finger und besonders mit einem metallischen Körper aus ihm zieht, verliert er auch sogleich alle gesammelte Elektricität auf einmal wieder. Bei der Scheibe aber ist es anders; diese gibt ihre Elektricität nur an der Stelle ab, an welcher sie berührt wird, während andere Stellen derselben ihre Elektricität behielten. In dieser Hinsicht wird Glas ein Nichtleiter, Metall hingegen ein Leiter der Elektricität genannt.

Zu den Nichtleitern gehören außer Glas auch alle Harze, Erden, harte Te[illegible]
sel, Wachs, gedörrte[illegible]
wolle, Federn, fette Oe[illegible]

Zu den Leitern gehören außer [illegible]
das Wasser, der lebende thierische u. [illegible]
Substanzen, Staub und der Erdboden.

Die atmosphärische Luft gehört, wenn [illegible]
ist, zwar zu den Nichtleitern, je feuchter [illegible]
mehr wird sie auch leitend.

Körper, welche weder zu den vollkommenen [illegible]
noch zu den vollkommenen Nichtleitern gehören, wie [illegible]
Baumwolle, Marmor, Wachstuch u. s. w., pflegt man [illegible]
leiter zu nennen. Ganz vollkommene Nichtleiter gibt es übrigens unter allen bekannten Körpern nicht.

Kein Leiter kann in den elektrischen Zustand versetzt werden, wenn er nicht von allen andern Leitern ganz und gar getrennt und nur mit Nichtleitern in Verbindung ist.

Man nennt dieses das Isoliren eines Körpers. Die Isolirung ist in einem Zimmer mit trockener Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an seidenen Schnüren aufhängt oder auf ein Gestell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. s. w. setzt.

Von den entgegengesetzten Elektricitäten.

Wenn man zwei Glasstangen durch Reiben gleich stark elektrisirt und nähert dieselben einander, so stoßen sie sich wechselseitig ab. Ebenso wird ein Korkkügelchen, das an einem Faden von reiner trockener Seide hängt, mithin isolirt ist, nachdem es von der einen Stange angezogen und darauf abgestoßen worden ist, von der andern ebenfalls abgestoßen. Nimmt man zwei solche Kügelchen und läßt das eine von der einen Stange, das andere von der andern Stange anziehen, so stoßen sie einander selbst ab, wenn man sie zusammen bringt. Die nämlichen Erscheinungen bieten sich dar, wenn man statt der Glasstangen zwei Siegellackstangen gleich stark elektrisirt. Nimmt man aber eine Glasstange und eine Siegellackstange und elektrisirt beide gleich stark, so wird ein isolirtes Kügelchen, welches die Glasstange abstößt, von der Siegellackstange angezogen und umgekehrt. Zwei isolirte Kügelchen, von denen das eine von der Glasstange, das andere von der Siegellackstange abgestoßen worden ist, ziehen sich, einander genähert, auch sogleich wechselseitig an.

Du Fay, ein französischer Naturforscher, nannte die Elektricität des Glases Glas-Elektricität und die des Siegellacks Harz-Elektricität und bezeichnete die eine mit G, die andere mit H. Franklin, dem die Physik die größten Entdeckungen in der Lehre der Elektricität verdankt, nannte die Glas-Elektricität die positive, die des Harzes die negative Elektricität, für welche der Professor Ehrenberg die Zeichen + E und — E eingeführt hat.

Hieraus hat man nun folgendes Hauptgesetz abgeleitet:

Gleichartige Elektricitäten stoßen sich einander ab, ungleichartige ziehen einander an. In Zeichen ausgedrückt:

G und G, H und H stoßen sich ab;
G und H aber ziehen sich an.

Oder: + E und + E; — E — und E stoßen sich ab;
+ E und — E ziehen sich an.

Von der elektrischen Schlagweite und dem elektrischen Wirkungskreis.

Durch den Funken, den man erhält, wenn ein nicht spitziger Leiter dem elektrisirten Conduktor genähert wird, geht dessen Elektricität in den leitenden Körper über, wodurch dieser allemal, wenn er gehörig isolirt ist, dieselbe Elektricität bekommt, die auch der Conduktor hat. Man nennt dieses die Mittheilung der Elektricität.

Diese Art, einen Körper zu elektrisiren, findet zwar am vollständigsten dann statt, wenn beide Leiter sich berühren, allein der Funke kommt auch allemal schon zum Vorschein, wenn auch die Leiter in einer gewissen Entfernung von einander sind. Den Raum, innerhalb welchem Funken aus einem elektrisirten Körper gezogen werden können, nennt man die elektrische Schlagweite des Körpers. Beträgt die Schlagweite vier Zolle, so sagt man, der Conduktor gebe vierzöllige, beträgt sie fünf Zolle, so sagt man, er gebe fünfzöllige Funken ꝛc.

Aber auch ohne eine solche Mittheilung äußert sich die Wirksamkeit der Elektricität eines Körpers auf andere Körper auch außerhalb der Schlagweite. Wenn z. B. eine geriebene Glasröhre, deren Elektricität also positiv ist, gegen einen Metallstab gehalten wird, so zeigt sich das Ende des Stabes, welches der Röhre zugekehrt ist, negativ elektrisch, auch dann, wenn der Stab von der Röhre so weit entfernt ist, daß eine eigentliche Mittheilung der Elektricität nicht stattfinden kann. Diese Wirksamkeit der Elektricität innerhalb eines Raumes, der größer ist als die Schlagweite, wird der elektrische Wirkungskreis oder die elektrische Atmosphäre genannt. Ein isolirter Leiter, welcher in den elektrischen Wirkungskreis eines elektrisirten Körpers kommt, wird daher ebenfalls elektrisch.

Von der verstärkten Elektricität.

Muschenbröck in Leyden wollte Wasser in einem Glase elektrisiren und that dieß durch einen hineingelegten Metallstab. Als er nun die Flasche mit der einen Hand hielt und mit der andern diesen Stab berührte, erhielt er einen heftigen Schlag, der ihn durch Brust und Arme ging. In derselben Zeit, 1745, machte auch der Domdechant v. Kleist in Pommern, der Eisenfeile in einem gläsernen Becher elektrisiren wollte, die Entdeckung, daß bei der Berührung des Glases mit der einen und des hineingesteckten Metallstabes mit der andern Hand er einen Schlag bekam, der ihn mächtig erschütterte. Solche Flaschen wurden nachher Leyden'sche oder Kleistische genannt.

Um sie zu verfertigen, nimmt man eine weite Flasche von dünnem Glase und belegt sowohl ihre ganze innere als ganze äußere Fläche mit einem gut leitenden Körper, wozu man gewöhnlich Staniol gebraucht, jedoch so, daß sowohl von innen als außen noch einige Zolle von dem obern Rand der Flasche unbelegt bleiben, damit die beiden leitenden Belegungen keine elektrische Gemeinschaft zusammen haben, und überzieht auch wohl noch den unbelegten Rand, um leitende Feuchtigkeiten von ihm abzuhalten, mit einem harzigen Firniß. Ein runder Metallstab, dessen oberes Ende eine metallene Kugel trägt, geht von der innern Belegung, die er in mehreren Punkten berührt, durch eine Pappscheibe, welche die Oeffnung der Flasche bedeckt, einige Zoll hoch heraus und bildet demnach eine Fortsetzung der innern Belegung.

Stellt man nun eine solche Flasche so an den Conduktor einer in Thätigkeit gesetzten Elektrisirmaschine, daß der hervorragende Knopf der innern Belegung den Conduktor berührt oder auch blos nähert und die äußere Belegung nicht isolirt ist, so wird die Flasche dadurch mit Elektricität geladen und die Elektricität kann hierdurch so verstärkt werden, daß Jeder, der mit einer solchen Flasche nicht umzugehen versteht, heftig davon erschüttert, sogar in Gefahr kommen kann.

Die Erschütterung zeigt sich aber nur dann, wenn man die innere und äußere Belegung zugleich erfaßt, indem man den hervorragenden Knopf mit der einen und die äußere Belegung zugleich mit der andern Hand berührt. Da die innere Belegung nicht, wie dieses bei dem Conduktor der Fall ist, durch eine einmalige Berührung ihre Elektricität verliert, so kann man durch mehrmalige Berührung die Flasche nach und nach langsam abladen. Um aber eine stark geladene Flasche ohne Nachtheil auf einmal entladen zu können, muß man sich eines eigenen Ausladers bedienen. Dieser besteht aus einem halbkreisförmig gebogenen Messingdraht, dessen beide Enden mit kleinen Metallkugeln versehen sind, von der Einrichtung, daß man mit der einen Kugel das innere Belege oder den hervorragenden Knopf, mit der andern das äußere Belege der Flasche berühren kann, dessen Griff aber, woran man ihn faßt, von Glas oder auf irgend eine Weise isolirt ist. Noch ehe die Kugel des Ausladers den Knopf der innern Belegung berührt, entladet sich schon die Flasche durch einen krachenden Funken, so wie die andere Kugel des Ausladers an der äußern Belegung anliegt. Bei einer stark geladenen Flasche bleibt indessen noch immer ein Rückstand, der erst durch eine zweite Entladung herausgezogen werden kann.

Je größer die belegten Flächen einer Flasche sind, desto größer ist auch die Verstärkung, die man unter gleichen Umständen erhält. Wenn man daher mehrere Verstärkungs-

flaschen so zusammen setzt, daß sowohl alle innern Belegungen unter sich eine leitende Verbindung bekommen, als auch alle äußern Belegungen, so kann man hierdurch die Verstärkung außerordentlich weit treiben. Verstärkungsflaschen, welche auf diese Art mit einander verbunden sind, werden ein elektrische Batterie genannt. Um diese Verbindung auf eine einfache Weise zu Stande zu bringen, setzt man die Flaschen in einen wie Flaschenkeller gestalteten Kasten, dessen Boden mit Stanniol belegt ist. Dadurch sind schon alle äußern Belegungen in der gehörigen Verbindung. Die innern Belegungen verbindet man durch Drähte, welche um die aus den Flaschen hervorragenden Metallstäbe gelegt werden. Geladen wird bei einer solchen Verbindung die ganze Batterie schon dadurch, daß man blos die innere Belegung einer einzigen Flasche mit dem Conduktor einer in Thätigkeit gesetzten Elektrisirmaschine verbindet. Die Wirkungen einer solchen Batterie sind von ungeheurer Stärke.

Von den elektrischen Wirkungen.

Die in den vorhergehenden Abschnitten angeführten Erscheinungen kann man in folgender Uebersicht zusammenfassen und daraus abnehmen, mit welchen erstaunungswürdigen und außerordentlichen Kräften, die keine Vernunft erforschen, ein gläubiges Gemüth nur ahnen kann, die Hand des Allmächtigen die sichtbaren Ereignisse der Natur beherrscht und in das Leben ruft.*)

1. Durch die elektrische Anziehung und Abstoßung können Körper in Bewegung kommen.

2. Durch die Gewalt, mit welcher die Elektricität ihr aufgehobenes Gleichgewicht wieder herstellt, und durch den Funken, der sich dabei entwickelt, können feste Körper, und zwar nicht leitende noch mehr als leitende, durchbohrt, von einander gerissen und zersplittert, tropfbare und expansible Flüssigkeiten ausgedehnter werden.

3. Der elektrische Schlag bewirkt bei manchen Körpern, durch welche er geht, ein Phosphoresciren, d. h. ein Vermögen, im Dunkeln zu leuchten.

4. Daß die Elektricität Wärme erregt, zeigt sich nicht nur am Thermometer, auf welches sie etwas anhaltend einwirkt, sondern auch darin, daß sie Metall glühend machen, sogar schmelzen kann und brennbare Substanzen zu entzünden vermag.

5. Die Elektricität vermag unter gewissen Umständen dem Magnet seine Kraft zu nehmen, dagegen aber auch Eisen magnetisch zu machen.

6. Versuche und Beobachtungen haben auch zur Genüge dargethan, daß bei sehr vielen Lufterscheinungen die Elektricität mit im Spiele ist und daß die Atmosphäre, im Sommer wie im Winter, der Himmel mag heiter oder bewölkt sein, ihre Herrschaft unausgesetzt empfindet. Wie furchtbar erhaben sie im Gewitter erscheint, ist ja gegenwärtig ohnehin fast Jedem bekannt, der nur einigermaßen in der Naturkunde Unterricht bekommen hat.

7. Auch auf die organische Natur ist die Elektricität gewiß von mancherlei Einfluß, den wir vielleicht nie einmal ganz inne werden. Ausgemacht ist ihre Einwirkung auf den thierischen Körper, besonders auf das Nervensystem, dem sie bei manchen Zufällen zum Heilmittel werden kann, das sie aber auch so heftig zu erschüttern vermag, daß sie lebenszerstörend wirkt.

Auch im Kleinen läßt sich die Elektricität zu allerlei Versuchen, Kunststückchen und belustigenden Spielwerken benützen.

*) Die Hand des Allmächtigen hat bereits durch den Forschergeist des Menschen den Starrkrampf bekommen und wir sind schon so weit voran geschritten, zu erkennen, daß die Natur allein mächtig und ihr Produkt auf Erden, der Mensch, zur Allmacht wird. Ludvigh.

Für die Fackel.

Amnestie der Presse.

Von Samuel Ludvigh

seinem Vaterland gewidmet.

So wäre denn endlich durch die „notherzwungene" Gnade und „mürbgewordene" Staatsklugheit Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich und seiner Orakel jene Brücke über den Ocean zweier Welttheile gebaut, welche auch mich „armen Sünder" sicher nach der geliebten Heimath führt, nach welcher ich mich zwanzig Jahre lang vergebens gesehnt und so ich jetzt, nach dreißig Jahren, da ich die Hoffnung zurückzukehren bereits aufgab, nicht leicht zu passiren vermag! Nicht so sehr aus Mangel am nöthigen Brückengeld, als aus Familienrücksichten von Weib und Kindern. Ein Fremdling hier, ein Fremdling dort — ein Heimathsloser überall — das ist die Folge der Selbstverbannung eines Preßvergehens wegen. Und das war? Die Umgehung der k. k. Hofcensur in Wien, welche darin bestand, daß ich in einem zu Hildburghausen über Ungarn erschienenen Werke, in der Vorrede, gesagt habe: Ungarn werde sich, unter dem „väterlichen Schutze" Oesterreichs, zu einer selbstständigen Nation erheben. Pah, väterlicher Schutz! Warum sagte ich denn nicht: „Willkühr und Despotie?" Ach, um mit dieser Bedientenphrase die Rose der Wahrheit unter den Dornen zu bewahren und das Werk gegen absolute Verdammniß zu schützen. Dennoch vergebens. Bei angedrohter Kerkerstrafe nach einem zweiten Preßvergehen, bei diesem Geistesmorde einer auf den vormals freien Ungarn lastenden Regierung war der Richtung meines rastlosen Geistes jede Hoffnung genommen, und so verließ ich

[illegible] dem Schwei-
[illegible] Die Verhältnisse
[illegible] bei meiner Ankunft in Phi-
[illegible] als Redakteur der „Alten und
[illegible] Da brauchte man bei keinem Kaiser
[illegible] Privilegium zu betteln, noch um die
[illegible] Genehmigung eines „Raisonnements"; auch
[illegible] die Manuscripte nicht allunterthänigst ei-
[illegible] Zensor zu unterbreiten, um das „imprimatur" zu er-
[illegible] Und Das gefiel mir über alle Maßen und diese
Freiheit benützte ich auch treu und gewissenhaft bis zur
heutigen Stunde. Es kam das Jahr 1847. Verhältnisse
brachten mich nach Paris und Hamburg. Dort spuckte
Communismus in geheimen Arbeiter-Versammlungen, hier
sprach man in Vereinen über Republik und hielt öffentli-
che Vorträge gegen Kirche und Pfaffenthum. In einer
Wochenschrift überraschten mich sogar Auszüge aus dem
ersten Jahrgang meiner „Fackel". Es war mir also ein
Leichtes, zu bemerken, daß in Europa nicht mehr der Geist
herrscht, der da geherrscht hat, als ich es als Selbstverbann-
ter verließ. Nichtsdestoweniger war der alte Zopf noch
immer nicht ganz außer Mode gekommen; denn — ich
wurde ja aus Hamburg ausgewiesen, in Folge einer öf-
fentlichen Rede. Ich ging nach Leipzig. Hier verkaufte
ich das Manuscript: „Licht- und Schattenseiten republi-
kanischer Zustände" an einen Verleger und konnte dem in-
nern Drang nicht widerstehen, die geliebte Heimath mit
den gesunkenen Sternen der Hoffnung und den Gräbern
der Geliebten zu besuchen. Ein gewagter, ein fast frevel-
hafter Schritt! Doch, ich sage: „du magst dich blindlings
in Gefahren stürzen; du magst feige sie vermeiden wollen;
es giebt ein Fatum, das dich in ihrem mächtigen Netz ge-
fangen hält." Dies hat sich auch bei jenem gewagten
Schritt bewährt. Schon im folgenden Jahr 1848 ha-
ben sich uns die Symptome der Freiheit zu Paris und
Hamburg als Vorboten einer Revolution bewahrheitet,
welche gekrönte Häupter beben und selbst Oesterreichs Thron
im Jahre 1849 zittern machten. Ich, der arme Sünder,"
brachte ein Schwert aus Amerika, das in Canada gegen
Englands Regierung geführt wurde, nach Europa, das ich,
gleichsam als Gesandter der Revolution, dem Museo zu
Pesth verehrt habe, ohne zu ahnen, daß bald mein Va-
terland sich gegen seine väterliche Regierung erheben
werde, um ein unabhängiges Reich zu gründen. War Das
nicht eine herrliche Revange für mich? Nicht ein Strahl der
Hoffnung, daß Ungarn endlich frei wird, frei werden müsse?
War es nicht ein Trost für die geschlagenen Wunden? Eine
Nemesis gegen die Uebergriffe einer gewissenlosen Despotie?
Und endlich, war es nicht ein wunderbares Glück, daß ich
frei in den Märztagen in der Kaiserstadt mich aufhalten
konnte, indeß der Mörder meines jugendlichen Strebens,
Metternich, durch Flucht sein Heil suchen mußte?! Er, der
vor wenigen Wochen den Befehl gab, mich bei meiner Zu-
rückkunft aus Ungarn festzunehmen und nach der Festung zu
schicken. Wahrlich, hätte ich die geringste Empfänglichkeit
ein Gläubiger zu sein, ich müßte glauben, der Lieb-
ling eines Gottes zu sein und unter seinem besondern
Schutz zu stehen.

Oesterreich's Thron war gewaltig erschüttert, seine
Armeen lagen besiegt zu den Füßen der tapfern Magya-
ren; doch — der alte Sünderthron sollte noch nicht fal-
len; das Kaiserhaus sollte nicht plötzlich zusammenstür-
zen, sondern allmälig untergraben werden, um den In-
wohnern Zeit und Muße zu lassen, ihre Verbrechen an den
Völkern zu bereuen, am morschen Stuhl des heiligen Pe-
trus zu Rom Vergebung der Sünden zu erlangen und zur
Erkenntniß zu kommen, daß man den menschlichen Geist
nicht hermetisch verschließen und Völker nicht ewig als
Zug- und Schlachtvieh behandeln könne.

Im Jahr 1848 im Sommer nach New-York zurück-
gekehrt, traf ich auch mein Haus — das Hotel in Duane-
Straße seligen Andenkens — in Trümmern, aus denen sich
mein geliebtes Weib mit zwei Kindern gerettet hat, von de-
nen das Eine, Adorine, während des Vaters Abwesenheit
erblindete: arm und mit Gram und Sorgen kämpfend.
Ein trauriges Wiedersehen! Und doch behaupte ich: „der
Mensch, die stolze, oft übermüthige Bestie, muß leiden, um
zur Erkenntniß seiner Selbst zu kommen. Da mein Ca-
pital nicht in Cents und Dollars, auch nicht in liegen-
den Gütern besteht, sondern in einigen Unzen Gehirn und
unverwüstlichen Schätzen des Wissens, so begann ich denn,
als literarischer Ex-Wirth, eine neue Carriere als Sprach-
lehrer und Advokat zu Newark, im Staate New-Jersey.
Doch ein Feind der Pandekten und der Zwiste ekelte mich
die Winkeladvokatur sehr bald an und der rastlose Geist
sehnte sich nach seinem Lieblingselemente, welches war:
das Wirken auf religiösem Gebiete! Ich siedelte denn nach
Baltimore über und setzte im Jahre 1852 die unterbro-
chene Fackel fort, welche noch brennt und brennen soll, so
lange ein gesunder Gedanke im Gehirn lebt und die Bei-
ne des Ahasverus in brauchbarem Zustand sind.

Nun schreiben wir 1867. Der Fackler ist alt
geworden — Vater, Mutter, Schwester, im Vaterland, sind
todt — kein Neffe, keine Nichte, kein Cousin, keine Cousine,
von denen mehre wohlhabend sind, äußerte je den Wunsch,
den Onkel, den Vetter aufzufordern „nach Hause" zu kom-
men. Eine neue Generation wächst an meiner Seite empor,
neben drei Töchtern, drei gesunde und hübsche Knaben, alle
noch in der Schule und von denen wenigstens Einer des Va-
ters „politisches Verbrechen" sühnen und dessen Vaterland
nützlich werden sollte!

Auch des Facklers und jeden Lichtes Feind: das
Haus Hapsburg" ist alt geworden und — „es wankt
der Thron jetzt wieder und die Völker singen Freiheitslie-
der." — Preußische Intelligenz und das Zündnadelgewehr
haben den Kaiser von Oesterreich in beispiellos kurzer Zeit

zu Boden gestreckt und der durch russische Bajonete curirte Sprosse von Hapsburg leidet jetzt gewaltig an allerhöchst kaiserlichen Wehen und Dr. Beust ist es, der dem kranken Mann „Number Two" Hoffnung zu Wiedergenesung verheißt.

Die Stimmen in Ungarn ertönen wieder als mahnendes Echo von 1848 und 49. — Die Stimmen auf den Landtagen der deutsch-österreichischen Provinzen übertönen nun jene sogar und — Se. Majestät läßt sie ruhig gewähren. Zu diesem kaiserlichen Misere kommen auch noch die zerrütteten Finanzverhältnisse! Wohin soll und muß alles Dieses endlich führen? Zum Zusammensturz des Alten und zum Aufbau neuer Bauten.

Möchte gar zu gerne mein geistiges Scherflein beitragen zu dem großen, neuen Aufbau in spe; möchte wohl gerne in der alten Heimath eine Fackel anzünden, zur Beleuchtung der Geistestyrannei, der gemästeten Pfaffen und der Kirchengüter in den Händen der heiligen Müßiggänger; aber — aber — die Zeit ist in Europa, besonders in Oesterreich, noch immer nicht gekommen, wo der freie Gedanke frei sich äußern darf, opponirt und gesichtet blos durch den Gedanken und ungestraft durch Gebote despotischer Regierung. Noch Alles Chaos und Entwickelung im alten Vaterland und die

„Amnestie der Presse"

ist der Wiederhall der Verzweiflung des kranken Mannes in Wien. Ich sehe ihn meinem Geiste vorschweben, wie er am Rand des Grabes steht u. zu Dr. Beust, den Todtengräber, fleht, daß er dem Rathlosen Rath ertheile und seine Wunden heile, die Bismark schlug.

Für die Fackel.

Usurpation eines Präsidenten der Ver. Staaten und das Recht ihn abzusetzen.

Von S. Ludvigh.

Der wesentliche Unterschied zwischen einer monarchischen und einer demokratischen Regierung liegt darin, daß der Wille des Alleinherrschers Gesetz ist, daß die Person des Königs einer constitutionellen Monarchie für heilig und unverletzlich erklärt wird, da die geheiligt Majestät weder „irren noch Böses thun" könne, indeß der Präsident, die vollziehende Hand, die Executive des gesetzgebenden Körpers, als fehlbar wie jede andere Person betrachtet wird und nach weiser Vorsorge der Constitution für gefährliche, irrthümliche und schlechte Handlungen verantwortlich gemacht, für Verrath, Bestechlichkeit und sonstige Verbrechen und dem Staat Verderben oder Schande bringende Handlungen in Anklagezustand gesetzt (impeached) und seines Amtes entsetzt werden kann. Der Vorzug der demokratischen Regierungsform eines intelligenten und politisch sich selbstbewußten Volkes über die monarchische ist demnach schon dieses wesentlichen Unterschieds wegen einleuchtend und wer sich einer möglichen Anklage und einer gesetzlich darauf erfolgten Absetzung der absichtlich oder irrthümlich fehlenden Executive gewaltsam widersetzen, oder Widerstand anrathen wollte, begeht offenen Verrath an der Constitution, zu welcher er als Bürger der Ver. Staaten geschworen.

Ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen Monarchie und Republik liegt auch in der Gewalt des Veto, das in jener ein absolutes, den Volkswillen unbedingt vernichtendes, in dieser ein bedingtes ist; so, daß ein im Congreß passirtes Gesetz, erst mit Veto belegt und dann nach einer zweiten Abstimmung mit ⅔tel Mehrheit passirt, Gesetzes Kraft haben, und der Präsident dasselbe seinem Eide nach treu vollziehen müsse, obschon es mit seiner Meinung nicht übereinstimmt. Hieraus erhellt klar und deutlich, daß der Präsident keine höhere Macht besitzt als der Congreß, selbst keine gleiche, sondern diesem, einzig und allein souverainen Körper, als Repräsentant des Gesammtvolkes, untergeordnet ist. Hieraus folgt denn von selbst, ohne dem geringsten Zweifel Raum zu lassen, daß ein Präsident der Ver. Staaten, der sich weigern wollte ein durch ⅔tel Mehrheit passirtes Gesetz des legislativen Körpers treu zu exequiren, oder der sich, usurpatorische Macht aus böser Absicht, um die Regierung zu stürzen, oder aus Irrthum, falschem Eifer oder Unwissenheit, anmaaßend erlauben würde, irgend eine legislative Handlung zu begehen und in die ausschließlichen Rechte des Congresses einzugreifen, daß ein solcher Präsident de jure angeklagt werden und de facto abgesetzt werden könne und müsse, wenn Constitution und Volksfreiheit nicht blos Farce sein sollen.

Ein solcher sich möglicherweiser ereignender Fall ist allerdings eine Calamität, welche man wohl beklagen kann, doch sie nicht mit Feigheit, oder aus Parteirücksichten zurückweisen darf, ohne sich als souverainer Bürger selbst eines politischen Verbrechens schuldig zu machen.

Irren und fehlen ist menschlich und das höchste Amt schützt weder vor Irrthum, noch vor Verantwortlichkeit.

Als in frühren Jahrhunderten die Ungarn ihre Könige selbst erwählten und sich für ihre Berathungen, als Nation, auf dem Felde Rakos unter freiem Himmel versammelten, da kannten sie noch kein gerzgeltes Staatsrecht, kein absolutes, noch limitirtes Veto; doch wußten sie, daß auch der König irren und Böses im Schilde führen könne und sie behielten sich denn das Recht vor, sich Demselben, wenn ihre Rechte bedroht waren, mit Waffengewalt zu widersetzen (jus resi-

stenck zum Arrest). Was im Laufe der Zeit aus diesem Rechte durch die pragmatische Sanction, durch die k. k. Hofkanzlei und „väterliche" österreichische Regierung im Allgemeinen geworden ist, das ist Jedem bekannt, der mit der Geschichte einigermaßen vertraut ist.

Wir befinden uns gegenwärtig in der höchst unangenehmen Lage, unseren Präsidenten von hervorragenden Staatsmännern, und Journalisten mit Impeachment bedroht zu sehen, wobei uns nicht Leidenschaftlichkeit, Parteirücksicht u. Haß in unserem Urtheil bestimmen soll, sondern strenge Gerechtigkeit in Beurtheilung der Anklagpunkte, und in Anerkennung des vollkommenen Rechtes, durch ein Justiz-Committe dieselben zu prüfen und den Congreß als allein competentes Forum darüber entscheiden zu lassen.

Nach der Constitution besitzt das Repräsentantenhaus die ausschließliche Macht der Anklage eines Präsidenten und der Senat die einzige Gewalt über die Anklage zu urtheilen und zu entscheiden (the sole power to try all impeachments.) Das Präsidium in solchen Fällen führt der Oberste Richter (Chief Justice) und zur Verurtheilung ist die Uebereinstimmung von zteln der anwesenden Mitglieder nothwendig. Auch ein Vice-Präsident und sonstige Civil-Beamte können in Anklagezustand versetzt und des Amtes entsetzt werden. Das Urtheilt erstreckt sich jedoch nicht weiter als auf Entfernung vom Amt und Unfähigkeit künftig irgend ein Amt in den Ver. Staaten zu bekleiden.

Diese Provision der Constitution, besonders in Fällen von Verrath, Bestechlichkeit, Usurpation und sonstiger Verbrechen und Schandthaten, ist höchst zweckmäßig, und wenn unser gegenwärtiger Präsident, Herr Andrew Johnson, der fortwährend das Wort Constitution im Munde führt, wirklich ein Verehrer dieser Constitution ist, sich schuldlos fühlt und treu die durch den Congreß passirten Gesetze vollstreckt; so mag er ruhig sich seinem Geschicke fügen; nicht aber gegen den Congreß, dessen Untergeordneter er ist, auf gehässige Weise eifern und sogar — mit roher Gewalt drohen, was an und für sich allein schon hinreicht, ihn vom Amt zu entfernen. Diese „Impeachment Calamity" hat schon so weit um sich gegriffen, daß ein „Rücktritt" kaum mehr stattfinden kann, ohne sich Blößen der Ohnmacht zu geben, wie wir sie, leider, im Falle des Erzverräthers Jeff. Davis erfahren müssen.

Es ist verbrecherisch von Seiten eines Präsidenten gegen Absetzung mit Waffengewalt zu drohen und lächerlich von Seiten einer ihm günstigen Partei. — Schon die Drohung berechtigt und verpflichtet den Congreß zur Anklage und ist für den Senat ein hinreichender Grund sein „schuldig" auszusprechen.

Es ist wahr, die Corruption im Staat hat bereits weit um sich gegriffen, doch ist die amerikanische Nation noch lange nicht so tief gesunken, um sich durch Usurpation eines Präsidenten und Drohung seiler Parteiklaffer einschüchtern und von Schritten zurückhalten zu lassen, welche zur Sicherheit nach Innen und zur Ehre nach Außen nothwendig sind.

Ich bin nicht geneigt zu glauben, Johnson habe die Absicht, die Republik böswillig zu stürzen; bin jedoch der Meinung, daß er sich bereits so grober Sünden von „Misdemeanors" und „personal demeanor" schuldig gemacht habe, daß es einem Justiz-Committee ganz leicht sein wird, Gründe zur Anklage und dem Senate Gründe zur Absetzung zu finden.

Fiat Iustitia, aut pereat mundus! Was eben dasselbe sagt, als wenn ich sagen wollte:

Es geschehe Gerechtigkeit, oder — der Teufel hole die Republik!

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

Dezember, 1866.

Da ist er schon wieder der abscheuliche Gast, der kalte Winter, unter dessen eisiger Hand die Erde ihres Schmuckes beraubt in das Leichentuch des Schnees gehüllt ist und der nur der Jugend willkommen, die von innerem Feuer erwärmt Vergnügen findet am Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen; indeß Greis und Matrone, ohne inneres Feuer, nach dem Ofen sich sehnen, und da Betrachtungen anstellen über den Winter ihres eigenen Lebens, entkleidet von Knospen und Blüthen und Blumen, an den Früchten sich labend, die zuweilen recht sauer schmecken; die wenigen Jahre zählen, so ihnen vielleicht noch zur spärlichen Vegetation zugemessen sind. Auch meine bewegten Lebensblumen sind verblüht und der Gedanke alt zu sein, an den ich mich so lange nicht gewöhnen konnte, ist zur Realität geworden, die sich im Spiegel betrachtet nicht mehr hinwegläugnen läßt, und sich durch allerlei Vorboten der baldigen Decrepidität, als da sind: Husten und Hüsteln und asthmatisches Athmen geltend macht. Und dennoch immerfort auf Reisen, auf Reisen in einem Land der trockenen Prosa, wo Städte und Menschen sich überall gleichen; wo man neben Affectation und Ziererei elegant geputzter Damen und männlicher Blasirtheit und Rohheit höchst selten mit höherer Geistesbildung und edlen Charakteren in Berührung kömmt, wo viel gebetet und viel geflucht, viel geheuchelt und viel betrogen, viel politisirt und wenig reformirt, viel geraucht und gekaut und noch mehr getrunken wird. Ja, gestehen wir es nur, wir sind ein politisirendes, rabotirendes, heiliges, christliches und

verfaffenes Volk. Der Stubenhocker mag an dieser Wahrheit zweifeln, wer viel auf Reisen mit der Masse des Volkes in Berührung kömmt, dem ist sie evident und liefert eben, leider, sehr viel Stoff zu inneren Betrachtungen, die wahrlich, nicht erfreulich sind und der Brust manchen stillen Seufzer der Verzweiflung an unserer Generation erpressen.*)

Neben den tausend und tausend ekligen Wasserfällen am Hinterkopf unserer mit Eisenreifen verbarrikirten Schönen findet der Reisende blos Einen Wasserfall, der das Auge entzückt und Herz und Geist erquickt, den Niagarafall; und außer dem Hudson, oberen Mississippi und Ohio mit ihren pittoresken Ufern, wildromantischen Contouren und reizenden Perspektiven findet man auf Tausenden von Meilen west und süd, nord und ost, die arkadischen Reize und idyllischen Scenerien blos durch unübersehbare Prärien, monotone bemoos'te Wälder, Baumwollenstauden, Welschkornstengel, Telegraphendrähte und Fensriegel repräsentirt; wobei jedoch Eins nicht verschwiegen werden darf: das erfreuliche Bild, in Städten und auf dem Lande, eines allgemeinen Wohlstandes, bei dem die Züge des großen Reichthums und des Luxus eben so selten zum Vorschein kommen wie die Züge einer drückenden Armuth. Und hierin besteht einer der größten Vorzüge der Ver. Staaten über das alte, verrottete Europa.

Trotz dieser Monotonie des Landes und des Volkes, das durch geistige Ueberlegenheit, Smartness und Trug die wilde Poesie des Indianers verdrängt hat, habe ich seit vielen Jahren Reiseskizzen und Streifzüge geliefert, welche, wenn nicht von allen, doch ganz gewiß von den meisten meiner Leser und Leserinnen mit Vergnügen gelesen wurden. Ja, so manche junge Dame — doch keine von East Saginaw — sehnte sich den Verfasser persönlich kennen zu lernen und war es zuweilen der Fall, daß dieser Wunsch erfüllt wurde, so machte es mir stets ein diabolisches Vergnügen, die Täuschung und Verblüfftheit der Schönen aus ihren Augen zu lesen: über den jugendlichen Schwung der Fackel und den Minzeln des mageren Facklers. Und jetzt, da die letzte Spur der Jugend und Männlichkeit durch die fatale Zahl 66 aufgehoben ist; jetzt, da jede Illusion verschwunden, kein Traum für die Wirklichkeit entschädigt, kein schönes Auge mehr mit Vergnügen in das des Greises weilt, kein Händedruck entzückt, kein Kuß begeistert, kein schuldloses Abenteuer die trockene Prosa des Alltagslebens würzt; kurz, jetzt, wo der rüstige Wanderer, der den Aetna und den Vesuv bestieg, die schönsten Länder Europa's per pedes durchstreifte, der halbe Nächte mit den Musen im heiligen Tempel der Dichtung verkehrte, husten und hüstelnd dahin schleicht und wo der alte „Oedenburger Student" eines Glases alten Oedenburger Weines, oder Tokaiers bedarf, um — die Lebensgeister aufzufrischen, jetzt soll ich noch immer Streifzüge schreiben, an welche die Leser seit Jahren gewohnt sind. Wohl, weil es denn einmal im Buch des Schicksals geschrieben steht: „du sollst unstät sein; du mußt reisen, bis zur letzten Station zum Paradiese," so will ich denn auch jetzt u. noch ferner hin eine Weile Das niederschreiben, was sich bei meinen Streifzügen dem Geiste aufgedrungen hat und es so Anderen mittheilen, wie es der Moment der „Stimmung", der Eindrücke und der Verhältnisse gegeben hat.

Am 1. Dezember kehrte ich von einer kleinen Tour von Louisville, Columbus, Ind., Chicago, Milwaukie, und Madison, Wisc. nach Cincinnati zurück. Der Himmel war heiter, der Gau mit Schnee bedeckt, dabei so kalt, als hätte ich meinen Einzug in St. Paul gehalten.

In der Stadt herrschte, trotz der Geschäftsstille, rühriges Leben, da eben die feierliche Eröffnung der Eisenbrücke stattgefunden hat. Dieser imposante Bogen, der sich in einer Länge von 2,252 Fuß über den Ohio erstreckt, gewährt einen prachtvollen Anblick. So wie die colossale Brücke über den Niagara-Strom wurde auch die Königin der Brücken, zu Cincinnati, durch deutschen Genius ins Dasein gerufen. Ihre Kosten beliefen sich auf 1,750,000 Dollars. Würdig diesem Bau zur Seite steht der unterseeische Tunnel in Chicago, dessen grossartige Eröffnung kurz vor meiner Ankunft in der Stadt stattfand. Indeß der deutsche Geist in Amerika im Fach der Baukunst Triumphe feiert, hat sich der Amerikaner in diesem Jahr durch nautische Verdienste Lorbeeren erworben. Nämlich, durch Legung des atlantischen Kabels und das Wettlaufen zwischen den Yachten Henrietta, Fleetwing und Vesta.

Der Kabel: Es ist anerkannte Thatsache, daß dieser große wissenschaftliche Sieg des unterseeischen Telegraphen, welcher vorigen August seine Vollendung erreicht, nach 15jähriger fortwährender Arbeit, der Beharrlichkeit des Cyrus W. Field, eines Amerikaners, zuzuschreiben ist. Er war es, der fortwährend sich anstrengte und rastlos arbeitete, wenn Andere das Unternehmen als unausführbar aufgegeben hatten. Die Wichtigkeit dieses Sieges bedarf nicht mit bombastischen Worten hervorgehoben zu werden: der Telegraph spricht für sich selbst, vernehmbar über 4000 Meilen hin in 25/100 einer Secunde!

Was das Wettlaufen der drei Yachts anbelangt, so ist es Nebensache, ob man das Unternehmen einen auf Ambition gegründeten lebensgefährlichen Humbug im Großen nennen mag; so viel ist gewiß, daß die wesentliche Grundlage und Ausführung eine streng nautisch-wissenschaftliche war, ein Sieg der Navigation und des persönlichen, an Tollkühnheit grenzenden Muthes, so seines Gleichen nicht hat.

Henrietta lief 3066 Meilen, Fleetwing 3007 und Vesta 3064 Meilen, indeß die Totalentfernung zwischen beiden Plätzen am Bogen eins großen Cirkels, der nicht befahren

*): From Nature only do I love to point,
Whether she send a satyr or a saint;
To me sincerity's the one thing good,
Soiled should she be, and lost to maidenhood.
(Fitz Adam's story.)

durch die Maitresse des Herzogs, durch die schöne Frau von Buffon, in ihr Netz zu locken. Danton's glühende Einbildungskraft und sein stürmisches Temperament liebte in diesem Punkte die Abwechselung. Jede Nacht aber trieb ihn das Bedürfniß nach wahrer Liebe und uneigennütziger Anhänglichkeit in die Arme der lieben guten Gefährtin seiner Jugend, an den stillen Heerd seines Weibes und ihres alten Danton's zurück, der trotz seines Leichtsinns ihr Stolz, ihr Abgott, ihr Alles war.

Das Unglück dieser armen Frau begann an dem Tage, an welchem ihr Mann urplötzlich und ganz unerwartet Justizminister geworden war in jenem furchtbaren Augenblicke, in welchem Paris die Septembergräuel sah. Zum größten Kummer ihres Mannes erkrankte sie. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Danton, nur seiner kranken Frau zu Liebe, deren Ruhe und Genesung ihm am Herzen lag, im November und Dezember die letzten, peinlichen und seinen Stolz nicht wenig erniedrigenden Schritte that, um sich der Gironde zu nähern und, wenn noch Möglichkeit dazu vorhanden wäre, den Abgrund zu schließen, der bald darauf Alle verschlingen sollte.

Die niederreißende Schnelligkeit, mit welcher in solchen Revolutionen ein Ereigniß das andere jagt, hatte Danton's Frau auf's Krankenlager geworfen. Der schreckliche Ruf ihres Mannes und seine grauenerregende Prahlerei, daß er der Haupturheber der Septembermorde sei, hatten ihr gefühlvolles Herz gebrochen. Zitternd war sie ins Hotel des Justizministeriums eingezogen und halbtodt verließ sie es. Sie war nur noch ein Schatten, als sie mit ihrem Danton die neue Wohnung im Passage du Commerce, in einem traurigen Hause, bezog, das Wölbung und Bogengang bildet zwischen dem Durchgange und der (eben so traurigen) Cordelierstraße.

Der Tod dieser Frau war für Danton ein unersetzbarer Verlust. Die Leute, die ihr Leben in so schreckenerregender Fülle ins äußere Leben hinausschleudern, die das lauschende Volk mit dem Feuer ihrer Rede, mit dem Blute ihres Herzens erhalten, sehnen sich nach den Anstrengungen des Tages in ihre stille Häuslichkeit zurück. Sie fühlen die Nothwendigkeit, daß ihr Herz, daß ihr aufgeregtes Blut sich hier wieder beruhige. Und diese Ruhe schenkt uns nur eine Frau, eine Frau, die eben so mild, eben so liebevoll wie Danton's Frau ist. Sie war eben so schön als gut. Die Leute von Arcis*), wohin sie sich oft begeben hatte, fügen hinzu, daß sie schüchtern, etwas schwermüthig, aber fromm und außerordentlich mildthätig gewesen sei.

Sie hatte das Verdienst gehabt, sich aus ihrer sorgenfreien, ruhigen Lage in die Arme des ungewissen Zufalls zu werfen, ihr Schicksal an das Schicksal dieses jungen Mannes zu knüpfen, der, ohne Ruf, ohne Vermögen, in den Augen Derjenigen, die ihn trotz seiner Armuth liebte, ein verkanntes Genie war. Tugendhaft, hatte sie ihn trotz seiner Laster, die auf seinem düstern und verstörten Antlitz nur allzusichtbar waren, auserwählt. Sie hatte den Muth und das Vertrauen, ihre Zukunft diesem unbekannten, hin und her gepeitschten, man könnte sagen auf dem Sturm gebauten Fahrzeuge, welches Danton hieß, anzuvertrauen. Eine einfache Frau, aber voll Herz, hatte sie diesen Engel der Finsterniß und des Lichts erfaßt, um ihm zu folgen über den Abgrund und die in Flammen stehende Brücke. Hier aber verließ sie die Kraft und sie sank in die Hand des Ewigen.

Das Weib ist das Glück, hat ein Dichter des Orients gesagt. Sie war nicht blos die Frau, sie war das Glück, der gute Stern, der von Danton's Seite entfloh, die Jugend und die Anmuth, das Vertrauen und der Glaube, die ihn verlassen hatten, denn war doch diese Frau es gewesen, die ihm zuerst vertraut hatte. Eine der Weiber Mahomets fragte den Propheten, warum er noch immer seine erste Frau betrauere? — Darum, weil sie die erste war, die an mich geglaubt zu einer Zeit, in der noch Niemand an mich geglaubt hat.

Danton's Frau war es gewesen, die ihm das Versprechen abgezwungen hatte, wenigstens des Königs Leben, die Königin, die fromme Prinzessin Elisabeth von Lamballe und die beiden königlichen Kinder zu retten, denn auch sie hatte ja zwei Kinder, Kinder, die sie mehr liebte als das Licht ihrer Augen. Das Eine dieser Kinder hatte Madame Danton in dem heiligen Momente der Erstürmung der Bastille, das zweite im Jahre 1791 in jenem Augenblicke empfangen, wo, als Mirabeau todt und die constituirende Versammlung erloschen, Frankreichs Zukunft in den Händen Danton's lag, welcher der neue König der neuen Versammlung war.

Diese Mutter lag auf dem Krankenbette hingestreckt, zwischen zwei Wiegen, gepflegt von der Mutter ihres Mannes. Jedesmal, wenn er heimkehrte, aufgerieben und verwundet von den Ereignissen der Außenwelt, ließ er vor der Thür seiner Häuslichkeit die Rüstung und Stahlmaske des Politikers, um am Bette seiner kranken Frau eine viel tiefere Wunde, die schreckliche, blutige Gewißheit wiederzufinden, daß er in Kurzem von diesem Herzen voll Liebe werde losgerissen werden, daß jeder Tag, jede Stunde sie näher dem Tode bringe.

Das, was ihn mehr als Alles quält, war, daß er nicht bis zum Augenblicke ihres Todes bei ihr bleiben und ihr letztes Lebewohl erhalten konnte. Es war ihm nicht vergönnt, bei ihr zu bleiben; die Pflicht rief ihn von ihrem Sterbebette hinweg. Frankreich, die Welt hatten ihre Augen auf ihn gerichtet in diesem furchtbaren Kampfe zwischen Liebe und Pflicht. Er konnte nicht reden, er konnte nicht schweigen. Wenn er nicht ein Mittel fand, sich mit der Rechten und durch sie mit dem Centrum, der großen Mehrzahl des Convents, zu versöhnen, dann blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich zu entfernen, Paris zu fliehen und sich

*) Arcis-sur-Aube war die Vaterstadt ihres Gatten.
E. M. O.

nach Belgien schicken zu lassen, von wo er dann erst wieder zurückkehren wollte, wenn der Lauf der Ereignisse den Knoten aufgelöst oder zerrissen hätte. Aber würde er diese Frau, die so krank war, noch am Leben finden? Und würde diese Frau genug Kraft, genug des Muthes in sich finden, um siegreich gegen ihre Krankheit anzukämpfen und wenigstens so lange noch zu leben, um in den Armen ihres zurückkehrenden Mannes den letzten Seufzer ihrer Leiden auszuhauchen? Man konnte voraussehen, daß es zu spät sein und daß er bei seiner Heimkehr nichts finden würde als ein verwaistes und in Trauer gehülltes Haus, Kinder ohne Mutter und dies so glühend geliebte Weib im Schooße des Grabes. Danton glaubte nicht mehr an die Seele, und darum trieb es ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt, wenigstens den Körper dieser Seele wiederzusehen. Und dieser Körper, der nach Verlauf von acht Nächten und acht Tagen entstellt und schrecklich anzuschauen war, entriß er der Erde, um ihn in seiner wahnsinnigen Liebe und Leidenschaft der Verwesung und den Würmern streitig zu machen.

Danton's zweite Frau. — Die Liebe im Jahre 1793.

Dem Sturze der Gironde war eine allgemeine, grenzenlose Entmuthigung gefolgt. Die Sieger fühlten sich von ihr fast eben so sehr ergriffen, als die Besiegten. Marat war erkrankt. Vergniaud hatte nicht einmal den Muth zu fliehen. Danton suchte in einer zweiten Heirath eine Art Alibi gegen die Stürme der Politik.

Die Liebe beschleunigte den Tod Vergniaud's, wie sie den Tod Danton's beschleunigte.

Der große Redner der Gironde, Gefangener der Rue de Clichy, die zu jener Zeit sehr öde war und fast nur aus Gärten bestand, war weniger Gefangener des Convents als der Mademoiselle Candeille. Seine Seele schwankte zwischen Liebe und Zweifel. Er fragte sich, ob die Liebe dieser Frau die Zerstörung aller andern Dinge überdauern werde. Das, was er von seinem eigenen Ich gerettet hatte, sprach sich in jenen bittern Briefen aus, die er auf die Bergpartei herniederschleuderte. Das Fatum hatte ihm die Mühe erspart, zu handeln, und er bedauerte es nicht mehr und fand es süß, so zu sterben, die schönen Thränen einer Frau schlürfend, von der er sich geliebt glaubte.

Zu derselben Zeit bereitet Danton für sich einen gleichen Selbstmord vor. Unglücklicherweise war dies damals bei vielen Männern derselbe Fall. In dem Augenblick, wo die öffentliche Angelegenheit eine Privatsache, eine Frage auf Leben und Tod wird, sagen sie verblendet: Es ist noch morgen Zeit zu den Geschäften! Heute aber wollen wir das Leben noch genießen. Sie verschließen sich in ihre Mauern, ziehen sich an ihren häuslichen Heerd zurück und suchen Trost in den Armen der Liebe. Aber diese Liebe eben beschleunigt ihren Sturz, ihren Untergang.

Danton, noch Trauer tragend um seine erste Frau, nahm sich eine zweite. Jene, die er so heiß geliebt hatte, war am 10. Februar, während seines Aufenthaltes in Belgien, gestorben. Am 17. nach Paris zurückgekehrt, hatte er sie ausgraben lassen, um sich den Trost zu verschaffen, sie noch einmal wiederzusehen. Bis zum 17. Juni waren vier Monate verflossen, während welcher er Tag für Tag heulend, brüllend vor Schmerz, die Erde von Neuem geöffnet hatte, um im Schrecken des Leichentuches Jene zu umarmen, in welcher seine Jugend, sein Glück, sein guter Stern dahingeschieden war.

Im Sterben liegend, hatte sie seine zweite Heirath verlangt und so, ohne es zu ahnen, das vorbereitet, was so viel zu seinem Sturze beitrug. Sie, die ihn leidenschaftlich geliebt hatte, errieth, daß er liebe, und wollte ihn glücklich wissen. Auch hoffte sie den beiden Kindern, die sie zurückließ, eine Mutter zu geben in der Person eines jungen Mädchens, das erst sechszehn Jahre alt zählte, aber tausend gute Eigenschaften besaß und eben so mild und fromm wie die Sterbende war. Das erste Weib, das in Folge der September-Revolution, in Folge des schrecklichen Rufes ihres Mannes starb, hoffte ohne Zweifel ihn dadurch, daß sie ihn vermählte, der Revolution zu entreißen, seine Bekehrung herbeizuführen und — da seine zweite Frau einer königlich gesinnten Familie angehörte — aus ihm einen geheimen Vertheidiger der Königin und ihres königlichen Sohnes im Temple zu machen.

Danton hatte schon als Advokat am Parlamente den Vater dieses jungen Mädchens gekannt, welcher damals Huissier gewesen war. Minister geworden, hatte er demselben eine einträgliche Stelle bei der Marine verschafft. Aber wie sehr auch die ganze Familie ihm gegenüber zu Danke verpflichtet, nichts desto weniger erschwerte sie ihm die Heirath mit ihrer Tochter. Die Mutter, nicht eingeschüchtert durch den Schrecken, den sein Name verbreitete, besaß den Muth, ihm die Gräuel des Septembers und den Tod des Königs, den er hätte retten können, vorzuwerfen.

Danton hütete sich wohl, mit ihr zu streiten. Er that, was man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, wenn man, verliebt wie er es war, seinen Zweck erreichen will: er bereute und gestand das, was wirklich wahr war, daß die Ausschweifungen des gesetzlosen Zustandes nicht länger zu ertragen seien, daß er das Treiben der Revolution herzlich satt habe und sich, wie ganz Frankreich, nach Ruhe sehne.

Das, was dem Gefühle der Mutter so sehr widerstrebte, gefiel auch der Tochter nicht. Mademoiselle Louise Gély, ein hübsches, zartes Mädchen, erzogen im Schooße ehrlicher Bürgerfamilie, gehörte ihrer Gesinnung nach zum ancien regime. Und so kam es, daß sie in Danton's Nähe ein unheimliches Staunen und weit mehr Furcht als Liebe

empfand. Dieser seltsame Mann, halb Löwe, halb Mensch, blieb ihr ein unbegreifliches Räthsel. Mochte er noch so sehr seine Zähne verstecken, seine Klauen einziehen, sie hatte darum doch kein allzugroßes Zutrauen zu diesem „erhabenen Ungeheuer."

Dieses „Ungeheuer" war, trotz seines Rufes, ein guter Mensch. Nur Schade, daß Alles, was groß in ihm war, gegen ihn sprach. Dies Geheimniß wilder Energie, diese poetische, von Blitzen seines Geistes verklärte Häßlichkeit, diese überströmende männliche Kraft, aus der sich eine Fluth hinreißender Ideen, unsterblicher Reden ergoß, dies Alles war mehr geeignet, das Herz des jungen Mädchens einzuschüchtern, als ihm Vertrauen einzuflößen.

Die Familie glaubte seiner Bewerbung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie ihm ein Hinderniß entgegenstellte, welches sie unübersteiglich hielt: die Nothwendigkeit, sich bei seiner Verheirathung mit ihrer Tochter den Ceremonien des katholischen Cultus zu unterwerfen. Alle Welt wußte, daß Danton, ein Apostel der Philosophie Diderot's, im ganzen Christenthume nichts als Aberglauben erblicke und überhaupt ein erklärter Feind jeder positiven Religion war und keinen andern Gott als die Natur anerkannte.

Aber gerade deßhalb fügte sich dieser geschmeidige Leibeigene der Natur um so leichter auch in diese Bedingung und gehorchte ohne Schwierigkeit. Gleichviel welch einen Altar, welch ein Götzenbild man ihm zeigte . . . er lief hin . . . er schwur darauf. So groß war die Tyrannei seines blinden Eifers. Die Natur war gleichsam seine Mitschuldige: plötzlich entfaltete sie die ganze Fülle der ihr innewohnenden Thatkraft; der etwas verspätete Frühling verwandelte sich in glühend heißen Sommer; es war ein urplötzlicher Rosen-Ausbruch. Nie hat die lachende Jahreszeit und die unruhige Lage der Dinge einen auffallenderen Gegensatz gebildet als zu jener Zeit. In dieser moralischen Niedergedrücktheit machte sich die Gewalt eines glühenden, leidenschaftlichen, liebetrunkenen Temperaments nur um so schneller geltend. Unter diesem Eindrucke erhob Danton keine Schwierigkeit, als man ihm sagte, der Bund seiner Ehe müsse durch die Hand eines nicht beeidigten Priesters gesegnet werden. Danton wäre im Nothfall durchs Feuer gelaufen. Aber dieser gewissenhafte, fanatische Priester verlangte von ihm mehr als das Stadthaus: er verlangte im Namen der Kirche, daß der Bräutigam sich vor dem Altare des Ewigen niederbeuge, daß er beichte und auf diese Weise in Einem Akte zwei Religionen entweihe: die Unsere und die der Vergangenheit!

Denen, welche die Bildnisse von Danton und vor Allem die Skizzen kennen, welche David's Meisterhand in Conventsnächten entworfen hat, wird nicht entgangen sein, wie der Mensch vom Löwen bis zum Stiere oder, richtiger gesagt, bis zum Wildschweine, entbrannt in wilder Sinneslust, herabzusinken vermag.

Dies ist die neue Kraft, die allmächtig herrschen wird in jener blutigen Epoche, die wir schildern wollen; eine verweichlichte, schreckliche Kraft, die den Nerv der Revolution bricht. Unter der anscheinenden Strenge republikanischer Sitten, unter dem Schrecken und den Trauerspielen des Schaffots, sind im Jahre 1793 das Weib und die physische Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regieren.

Man sieht da Verurtheilte, welche sorglos den Henkerskarren besteigen, eine Rose im Mund. Dies ist das wahre Bild der Zeit. Diese blutigen Rosen bringen den Mann zur Guillotine.

Danton, ganz von Liebe beherrscht und gegängelt, gestand dies mit cynischer Naivetät Als man ihn anklagte, daß er gegen die Republik conspirire, rief er:

— Ich? Das ist unmöglich! Ein Mann, der jede Nacht sich der ganzen Trunkenheit der Liebe hingiebt, hat keine Zeit zum Conspiriren!

In den melancholischen Gesängen, die man noch heut zu Tage singt, haben uns Fabre d'Eglantine und Andere die Marseillaise der republikanischen Liebe und Wollust, so oft gesungen in den Kerkern, selbst vor den Schranken des Gerichts und am Fuße des Schaffots, hinterlassen. Aus all den Liedern jener Zeit läßt sich ein und derselbe Grundgedanke heraushören, und dieser Gedanke, in Prosa übertragen, heißt:

93 schien die Liebe das, was sie wirklich ist: die Schwester des Todes.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von der Elektricität.

Diejenige Kraft in der Natur, vermöge deren gewisse Körper, wenn sie mehr oder weniger stark gerieben oder erhitzt werden, kleine leichte Körper anziehen und wieder abstoßen, nennt man Elektricität. Die erste, zufällige oder absichtliche, Beobachtung machte man am Bernstein, welcher griechisch Elektron heißt. Eine Glasstange oder eine trockene, etwas dicke Siegellackstange, die mit trockenem Flanell gerieben wird, zieht Papierschnitzchen, Strohhälmchen, Holzspänchen ꝛc., welche auf einer Tischplatte liegen, schon in einer gewissen Entfernung an sich, hält sie einige Augenblicke lang fest, stoßt sie dann wieder ab und setzt dieses Spiel fort so lange die durch die Reibung erregte Elektricität zu wirken vermag. War die Reibung etwas stark und anhaltend und die geriebene Stelle nicht zu klein, so wirkt sie auch auf alle

Organe des Sinnvermögens. Denn außer dem eigenthümlichen phosphorartigen Geruch, welchen der geriebene Körper verbreitet, bringt er auch, wenn man ihn nahe vor dem Gesicht hin und her bewegt, eine Empfindung hervor, als wenn die Haut mit feinen Spinnweben leicht berührt würde. Nähert man dem geriebenen Körper einen Fingerknöchel, so fühlt man ein leises Stechen in demselben, hört ein schwaches Knistern und sieht, wenn es dunkel ist, kleine Fünkchen aus demselben ausströmen. Hält man ihn aber an die Zunge, so empfindet man nicht nur den stechenden Funken, sondern auch einen säuerlichen Geschmack.

So lange man das Reiben nur mit der Hand betreiben konnte, waren die Erscheinungen zu schwach und von zu kurzer Dauer, um die Wirkungen der Elektricität gehörig beobachten zu können, dieses geschah erst durch die Erfindung der Elektrisirmaschine (Otto v. Guerike), deren wesentlichsten Theile der geriebene Körper oder der Reiber, der reibende Körper oder das Reibzeug und der Leiter oder Conduktor ausmachen.

Der Reiber kann aus Glas, Pech, Harz, Schwefel u. s. w. bestehen und der Form nach eine Kugel, ein Cylinder oder eine runde Scheibe sein. Je größer die Scheibe ist, desto mehr leistet sie auch.

Das Reibzeug besteht aus einem mit Roßhaaren ausgestopften und mit Leder überzogenen Kissen, welches an die Scheibe festgeschraubt und durch Federn, soweit es erforderlich ist, angedrückt werden kann.

Der Conduktor ist ein hohler Cylinder von Messingblech, dessen beide Enden abgerundet sind. Mit dem Gestell der Elektrisirmaschine steht der Conduktor in keiner Verbindung und mit der Scheibe oder sonst einem Reiber ist er blos dadurch verbunden, daß ein paar runde messingblechene Arme, die in Spitzen oder Cylinder auslaufen, Saugspitzen oder Einleiter genannt, bis nahe an die Scheibe hinreichen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß ebenso wie der Körper in Hinsicht ihres Verhaltens zur Wärme theils gute, theils schlechte Leiter, in Hinsicht ihres Verhaltens zum Licht theils durchsichtig, theils undurchsichtig sind, ebenso sind sie auch in Hinsicht ihres Verhaltens zur Elektrizität theils Nichtleiter, theils Leiter derselben. Wenn man nämlich die Scheibe einigemal umgedreht hat; so zeigt sich zwar der Conduktor in seinem ganzen Umfang gleichmäßig elektrisch, allein durch einen einzigen Funken, den man mit dem Finger und besonders mit einem metallischen Körper aus ihm zieht, verliert er auch sogleich alle gesammelte Elektricität auf einmal wieder. Bei der Scheibe aber ist es anders; diese giebt ihre Elektricität nur an der Stelle ab, an welcher sie berührt wird, während andere Stellen derselben ihre Elektricität behielten. In dieser Hinsicht wird Glas ein Nichtleiter, Metall hingegen ein Leiter der Elektricität genannt.

Zu den Nichtleitern gehören außer Glas auch alle Harze, Erden, harte Steinarten, besonders Edelsteine, Schwefel, Wachs, gedörrtes Holz, Seide, Haare, Wolle, Baumwolle, Federn, fette Oele, Papier, Zucker, Asche u. s. w.

Zu den Leitern gehören außer den Metallen die Kohle, das Wasser, der lebende thierische u. Pflanzenkörper, feuchte Substanzen, Staub und der Erdboden.

Die atmosphärische Luft gehört, wenn sie recht trocken ist, zwar zu den Nichtleitern, je feuchter sie aber wird, desto mehr wird sie auch leitend.

Körper, welche weder zu den vollkommenen Leitern, noch zu den vollkommenen Nichtleitern gehören, wie Papier, Baumwolle, Marmor, Wachstuch u. s. w., pflegt man Halbleiter zu nennen. Ganz vollkommene Nichtleiter gibt es übrigens unter allen bekannten Körpern nicht.

Kein Leiter kann in den elektrischen Zustand versetzt werden, wenn er nicht von allen andern Leitern ganz und gar getrennt und nur mit Nichtleitern in Verbindung ist.

Man nennt dieses das Isoliren eines Körpers. Die Isolirung ist in einem Zimmer mit trockener Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an seidenen Schnüren aufhängt oder auf ein Gestell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. s. w. setzt.

Von den entgegengesetzten Elektricitäten.

Wenn man zwei Glasstangen durch Reiben gleich stark elektrisirt und nähert dieselben einander, so stoßen sie sich wechselseitig ab. Ebenso wird ein Korkkügelchen, das an einem Faden von reiner trockener Seide hängt, mithin isolirt ist, nachdem es von der einen Stange angezogen und darauf abgestoßen worden ist, von der andern ebenfalls abgestoßen. Nimmt man zwei solche Kügelchen und läßt das eine von der einen Stange, das andere von der andern Stange anziehen, so stoßen sie einander selbst ab, wenn man sie zusammen bringt. Die nämlichen Erscheinungen bieten sich dar, wenn man statt der Glasstangen zwei Siegellackstangen gleich stark elektrisirt. Nimmt man aber eine Glasstange und eine Siegellackstange und elektrisirt beide gleich stark, so wird ein isolirtes Kügelchen, welches die Glasstange abstößt, von der Siegellackstange angezogen und umgekehrt. Zwei isolirte Kügelchen, von denen das eine von der Glasstange, das andere von der Siegellackstange abgestoßen worden ist, ziehen sich, einander genähert, auch sogleich wechselseitig an.

Du Fay, ein französischer Naturforscher, nannte die Elektricität des Glases Glas-Elektricität und die des Siegellacks Harz-Elektricität und bezeichnete die eine mit G, die andere mit H. Franklin, dem die Physik die größten Entdeckungen in der Lehre der Elektricität verdankt, nannte die Glas-Elektricität die positive, die des Harzes die negative Elektricität, für welche der Professor Ehrenberg die Zeichen + E und — E eingeführt hat.

empfand. Dieser seltsame Mann, halb Löwe, halb Mensch, blieb ihr ein unbegreifliches Räthsel. Mochte er noch so sehr seine Zähne verstecken, seine Klauen einziehen, sie hatte darum doch kein allzugroßes Zutrauen zu diesem „erhabenen Ungeheuer."

Dieses „Ungeheuer" war, trotz seines Rufes, ein guter Mensch. Nur Schade, daß Alles, was groß in ihm war, gegen ihn sprach. Dies Geheimniß wilder Energie, diese poetische, von Blitzen seines Geistes verklärte Häßlichkeit, diese überströmende männliche Kraft, aus der sich eine Fluth hinreißender Ideen, unsterblicher Reden ergoß, dies Alles war mehr geeignet, das Herz des jungen Mädchens einzuschüchtern, als ihm Vertrauen einzuflößen.

Die Familie glaubte seiner Bewerbung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie ihm ein Hinderniß entgegenstellte, welches sie unübersteiglich hielt: die Nothwendigkeit, sich bei seiner Verheirathung mit ihrer Tochter den Ceremonien des katholischen Cultus zu unterwerfen. Alle Welt wußte, daß Danton, ein Apostel der Philosophie Diderot's, im ganzen Christenthume nichts als Aberglauben erblicke und überhaupt ein erklärter Feind jeder positiven Religion war und keinen andern Gott als die Natur anerkannte.

Aber gerade deßhalb fügte sich dieser geschmeidige Leibeigene der Natur um so leichter auch in diese Bedingung und gehorchte ohne Schwierigkeit. Gleichviel welch einen Altar, welch ein Götzenbild man ihm zeigte . . . er lief hin . . . er schwur darauf. So groß war die Tyrannei seines blinden Eifers. Die Natur war gleichsam seine Mitschuldige: plötzlich entfaltete sie die ganze Fülle der ihr innewohnenden Thatkraft; der etwas verspätete Frühling verwandelte sich in glühend heißen Sommer; es war ein urplötzlicher Rosen-Ausbruch. Nie hat die lachende Jahreszeit und die unruhige Lage der Dinge einen auffallenderen Gegensatz gebildet als zu jener Zeit. In dieser moralischen Niedergedrücktheit machte sich die Gewalt eines glühenden, leidenschaftlichen, liebetrunkenen Temperaments nur um so schneller geltend. Unter diesem Eindrucke erhob Danton keine Schwierigkeit, als man ihm sagte, der Bund seiner Ehe müsse durch die Hand eines nicht beeidigten Priesters gesegnet werden. Danton wäre im Nothfall durchs Feuer gelaufen. Aber dieser gewissenhafte, fanatische Priester verlangte von ihm mehr als das Stadthaus: er verlangte im Namen der Kirche, daß der Bräutigam sich vor dem Altare des Ewigen niederbeuge, daß er beichte und auf diese Weise in Einem Akte zwei Religionen entweihe: die Unsere und die der Vergangenheit!

Denen, welche die Bildnisse von Danton und vor Allem die Skizzen kennen, welche David's Meisterhand in Conventsnächten entworfen hat, wird nicht entgangen sein, wie der Mensch vom Löwen bis zum Stiere oder, richtiger gesagt, bis zum Wildschweine, entbrannt in wilder Sinneslust, herabzusinken vermag.

Dies ist die neue Kraft, die allmächtig herrschen wird in jener blutigen Epoche, die wir schildern wollen; eine verweichlichte, schreckliche Kraft, die den Nerv der Revolution bricht. Unter der anscheinenden Strenge republikanischer Sitten, unter dem Schrecken und den Trauerspielen des Schaffots, sind im Jahre 1793 das Weib und die physische Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regieren.

Man sieht da Verurtheilte, welche sorglos den Henkerskarren besteigen, eine Rose im Mund. Dies ist das wahre Bild der Zeit. Diese blutigen Rosen bringen den Mann zur Guillotine.

Danton, ganz von Liebe beherrscht und gegängelt, gestand dies mit cynischer Naivetät Als man ihn anklagte, daß er gegen die Republik conspirire, rief er:

— Ich? Das ist unmöglich! Ein Mann, der jede Nacht sich der ganzen Trunkenheit der Liebe hingiebt, hat keine Zeit zum Conspiriren!

In den melancholischen Gesängen, die man noch heut zu Tage singt, haben uns Fabre d'Eglantine und Andere die Marseillaise der republikanischen Liebe und Wollust, so oft gesungen in den Kerkern, selbst vor den Schranken des Gerichts und am Fuße des Schaffots, hinterlassen. Aus all den Liedern jener Zeit läßt sich ein und derselbe Grundgedanke heraushören, und dieser Gedanke, in Prosa übertragen, heißt:

93 schien die Liebe das, was sie wirklich ist: die Schwester des Todes.

Naturlehre.

Von C. G. Rau.

Von der Elektricität.

Diejenige Kraft in der Natur, vermöge deren gewisse Körper, wenn sie mehr oder weniger stark gerieben oder erhitzt werden, kleine leichte Körper anziehen und wieder abstoßen, nennt man Elektricität. Die erste, zufällige oder absichtliche, Beobachtung machte man am Bernstein, welcher griechisch Elektron heißt. Eine Glasstange oder eine trockene, etwas dicke Siegellackstange, die mit trockenem Flanell gerieben wird, zieht Papierschnitzchen, Strohhälmchen, Holzspänchen ꝛc., welche auf einer Tischplatte liegen, schon in einer gewissen Entfernung an sich, hält sie einige Augenblicke lang fest, stoßt sie dann wieder ab und setzt dieses Spiel fort so lange die durch die Reibung erregte Elektricität zu wirken vermag. War die Reibung etwas stark und anhaltend und die geriebene Stelle nicht zu klein, so wirkt sie auch auf alle

Organe des Sinnvermögens. Denn außer dem eigenthümlichen phosphorartigen Geruch, welchen der geriebene Körper verbreitet, bringt er auch, wenn man ihn nahe vor dem Gesicht hin und her bewegt, eine Empfindung hervor, als wenn die Haut mit feinen Spinnweben leicht berührt würde. Nähert man dem geriebenen Körper einen Fingerknöchel, so fühlt man ein leises Stechen in demselben, hört ein schwaches Knistern und sieht, wenn es dunkel ist, kleine Fünkchen aus demselben ausströmen. Hält man ihn aber an die Zunge, so empfindet man nicht nur den stechenden Funken, sondern auch einen säuerlichen Geschmack.

So lange man das Reiben nur mit der Hand betreiben konnte, waren die Erscheinungen zu schwach und von zu kurzer Dauer, um die Wirkungen der Elektricität gehörig beobachten zu können, dieses geschah erst durch die Erfindung der Elektrisirmaschine (Otto v. Guerike), deren wesentlichsten Theile der geriebene Körper oder der Reiber, der reibende Körper oder das Reibzeug und der Leiter oder Conduktor ausmachen.

Der Reiber kann aus Glas, Pech, Harz, Schwefel u. s. w. bestehen und der Form nach eine Kugel, ein Cylinder oder eine runde Scheibe sein. Je größer die Scheibe ist, desto mehr leistet sie auch.

Das Reibzeug besteht aus einem mit Roßhaaren ausgestopften und mit Leder überzogenen Kissen, welches an die Scheibe festgeschraubt und durch Federn, soweit es erforderlich ist, angedrückt werden kann.

Der Conduktor ist ein hohler Cylinder von Messingblech, dessen beide Enden abgerundet sind. Mit dem Gestell der Elektrisirmaschine steht der Conduktor in keiner Verbindung und mit der Scheibe oder sonst einem Reiber ist er blos dadurch verbunden, daß ein paar runde messingblechene Arme, die in Spitzen oder Cylinder auslaufen, Saugspitzen oder Einleiter genannt, bis nahe an die Scheibe hinreichen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß ebenso wie der Körper in Hinsicht ihres Verhaltens zur Wärme theils gute, theils schlechte Leiter, in Hinsicht ihres Verhaltens zum Licht theils durchsichtig, theils undurchsichtig sind, ebenso sind sie auch in Hinsicht ihres Verhaltens zur Elektrizität theils Nichtleiter, theils Leiter derselben. Wenn man nämlich die Scheibe einigemal umgedreht hat; so zeigt sich zwar der Conduktor in seinem ganzen Umfang gleichmäßig elektrisch, allein durch einen einzigen Funken, den man mit dem Finger und besonders mit einem metallischen Körper aus ihm zieht, verliert er auch sogleich alle gesammelte Elektricität auf einmal wieder. Bei der Scheibe aber ist es anders; diese gibt ihre Elektricität nur an der Stelle ab, an welcher sie berührt wird, während andere Stellen derselben ihre Elektricität behielten. In dieser Hinsicht wird Glas ein Nichtleiter, Metall hingegen ein Leiter der Elektricität genannt.

Zu den Nichtleitern gehören außer Glas auch alle Harze, Erden, harte Steinarten, besonders Edelsteine, Schwefel, Wachs, gedörrtes Holz, Seide, Haare, Wolle, Baumwolle, Federn, fette Oele, Papier, Zucker, Asche u. s. w.

Zu den Leitern gehören außer den Metallen die Kohle, das Wasser, der lebende thierische u. Pflanzenkörper, feuchte Substanzen, Staub und der Erdboden.

Die atmosphärische Luft gehört, wenn sie recht trocken ist, zwar zu den Nichtleitern, je feuchter sie aber wird, desto mehr wird sie auch leitend.

Körper, welche weder zu den vollkommenen Leitern, noch zu den vollkommenen Nichtleitern gehören, wie Papier, Baumwolle, Marmor, Wachstuch u. s. w., pflegt man Halbleiter zu nennen. Ganz vollkommene Nichtleiter gibt es übrigens unter allen bekannten Körpern nicht.

Kein Leiter kann in den elektrischen Zustand versetzt werden, wenn er nicht von allen andern Leitern ganz und gar getrennt und nur mit Nichtleitern in Verbindung ist.

Man nennt dieses das Isoliren eines Körpers. Die Isolirung ist in einem Zimmer mit trockener Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an seidenen Schnüren aufhängt oder auf ein Gestell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. s. w. setzt.

Von den entgegengesetzten Elektricitäten.

Wenn man zwei Glasstangen durch Reiben gleich stark elektrisirt und nähert dieselben einander, so stoßen sie sich wechselseitig ab. Ebenso wird ein Korkkügelchen, das an einem Faden von reiner trockener Seide hängt, mithin isolirt ist, nachdem es von der einen Stange angezogen und darauf abgestoßen worden ist, von der andern ebenfalls abgestoßen. Nimmt man zwei solche Kügelchen und läßt das eine von der einen Stange, das andere von der andern Stange anziehen, so stoßen sie einander selbst ab, wenn man sie zusammen bringt. Die nämlichen Erscheinungen bieten sich dar, wenn man statt der Glasstangen zwei Siegellackstangen gleich stark elektrisirt. Nimmt man aber eine Glasstange und eine Siegellackstange und elektrisirt beide gleich stark, so wird ein isolirtes Kügelchen, welches die Glasstange abstößt, von der Siegellackstange angezogen und umgekehrt. Zwei isolirte Kügelchen, von denen das eine von der Glasstange, das andere von der Siegellackstange abgestoßen worden ist, ziehen sich, einander genähert, auch sogleich wechselseitig an.

De Fay, ein französischer Naturforscher, nannte die Elektricität des Glases Glas-Elektricität und die des Siegellacks Harz-Elektricität und bezeichnete die eine mit G, die andere mit H. Franklin, dem die Physik die größten Entdeckungen in der Lehre der Elektricität verdankt, nannte die Glas-Elektricität die positive, die des Harzes die negative Elektricität, für welche der Professor Ehrenberg die Zeichen + E und — E eingeführt hat.

Hieraus hat man nun folgendes Hauptgesetz abgeleitet:

Gleichartige Elektricitäten stoßen sich einander ab, ungleichartige ziehen einander an. In Zeichen ausgedrückt:

G und G, H und H stoßen sich ab;
G und H aber ziehen sich an.

Oder: + E und + E; — E — und E stoßen sich ab;
+ E und — E ziehen sich an.

Von der elektrischen Schlagweite und dem elektrischen Wirkungskreis.

Durch den Funken, den man erhält, wenn ein nicht spitziger Leiter dem elektrisirten Conduktor genähert wird, geht dessen Elektricität in den leitenden Körper über, wodurch dieser allemal, wenn er gehörig isolirt ist, dieselbe Elektricität bekommt, die auch der Conduktor hat. Man nennt dieses die Mittheilung der Elektricität.

Diese Art, einen Körper zu elektrisiren, findet zwar am vollständigsten dann statt, wenn beide Leiter sich berühren, allein der Funke kommt auch allemal schon zum Vorschein, wenn auch die Leiter in einer gewissen Entfernung von einander sind. Den Raum, innerhalb welchem Funken aus einem elektrisirten Körper gezogen werden können, nennt man die elektrische Schlagweite des Körpers. Beträgt die Schlagweite vier Zolle, so sagt man, der Conduktor gebe vierzöllige, beträgt sie fünf Zolle, so sagt man, er gebe fünfzöllige Funken ꝛc.

Aber auch ohne eine solche Mittheilung äußert sich die Wirksamkeit der Elektricität eines Körpers auf andere Körper auch außerhalb der Schlagweite. Wenn z. B. eine geriebene Glasröhre, deren Elektricität also positiv ist, gegen einen Metallstab gehalten wird, so zeigt sich das Ende des Stabes, welches der Röhre zugekehrt ist, negativ elektrisch, auch dann, wenn der Stab von der Röhre so weit entfernt ist, daß eine eigentliche Mittheilung der Elektricität nicht stattfinden kann. Diese Wirksamkeit der Elektricität innerhalb eines Raumes, der größer ist als die Schlagweite, wird der elektrische Wirkungskreis oder die elektrische Atmosphäre genannt. Ein isolirter Leiter, welcher in den elektrischen Wirkungskreis eines elektrisirten Körpers kommt, wird daher ebenfalls elektrisch.

Von der verstärkten Elektricität.

Muschenbröck in Leyden wollte Wasser in einem Glase elektrisiren und that dieß durch einen hineingelegten Metallstab. Als er nun die Flasche mit der einen Hand hielt und mit der andern diesen Stab berührte, erhielt er einen heftigen Schlag, der ihn durch Brust und Arme ging. In derselben Zeit, 1745, machte auch der Domdechant v. Kleist in Pommern, der Eisenfeile in einem gläsernen Becher elektrisiren wollte, die Entdeckung, daß bei der Berührung des Glases mit der einen und des hineingesteckten Metallstabes mit der andern Hand er einen Schlag bekam, der ihn mächtig erschütterte. Solche Flaschen wurden nachher Leyden'sche oder Kleistische genannt.

Um sie zu verfertigen, nimmt man eine weite Flasche von dünnem Glase und belegt sowohl ihre ganze innere als ganze äußere Fläche mit einem gut leitenden Körper, wozu man gewöhnlich Staniol gebraucht, jedoch so, daß sowohl von innen als außen noch einige Zolle von dem obern Rand der Flasche unbelegt bleiben, damit die beiden leitenden Belegungen keine elektrische Gemeinschaft zusammen haben, und überzieht auch wohl noch den unbelegten Rand, um leitende Feuchtigkeiten von ihm abzuhalten, mit einem harzigen Firniß. Ein runder Metallstab, dessen oberes Ende eine metallene Kugel trägt, geht von der innern Belegung, die er in mehreren Punkten berührt, durch eine Pappscheibe, welche die Oeffnung der Flasche bedeckt, einige Zoll hoch heraus und bildet demnach eine Fortsetzung der innern Belegung.

Stellt man nun eine solche Flasche so an den Conduktor einer in Thätigkeit gesetzten Elektrisirmaschine, daß der hervorragende Knopf der innern Belegung den Conduktor berührt oder auch blos nähert und die äußere Belegung nicht isolirt ist, so wird die Flasche dadurch mit Elektricität geladen und die Elektricität kann hierdurch so verstärkt werden, daß Jeder, der mit einer solchen Flasche nicht umzugehen versteht, heftig davon erschüttert, sogar in Gefahr kommen kann.

Die Erschütterung zeigt sich aber nur dann, wenn man die innere und äußere Belegung zugleich erfaßt, indem man den hervorragenden Knopf mit der einen und die äußere Belegung zugleich mit der andern Hand berührt. Da die innere Belegung nicht, wie dieses bei dem Conduktor der Fall ist, durch eine einmalige Berührung ihre Elektricität verliert, so kann man durch mehrmalige Berührung die Flasche nach und nach langsam abladen. Um aber eine stark geladene Flasche ohne Nachtheil auf einmal entladen zu können, muß man sich eines eigenen Ausladers bedienen. Dieser besteht aus einem halbkreisförmig gebogenen Messingdraht, dessen beide Enden mit kleinen Metallkugeln versehen sind, von der Einrichtung, daß man mit der einen Kugel das innere Belege oder den hervorragenden Knopf, mit der andern das äußere Belege der Flasche berühren kann, dessen Griff aber, woran man ihn faßt, von Glas oder auf irgend eine Weise isolirt ist. Noch ehe die Kugel des Ausladers den Knopf der innern Belegung berührt, entladet sich schon die Flasche durch einen krachenden Funken, so wie die andere Kugel des Ausladers an der äußern Belegung anliegt. Bei einer stark geladenen Flasche bleibt indessen noch immer ein Rückstand, der erst durch eine zweite Entladung herausgezogen werden kann.

Je größer die belegten Flächen einer Flasche sind, desto größer ist auch die Verstärkung, die man unter gleichen Umständen erhält. Wenn man daher mehrere Verstärkungs-

flaschen so zusammen setzt, daß sowohl alle innern Belegungen unter sich eine leitende Verbindung bekommen, als auch alle äußern Belegungen, so kann man hierdurch die Verstärkung außerordentlich weit treiben. Verstärkungsflaschen, welche auf diese Art mit einander verbunden sind, werden ein elektrische Batterie genannt. Um diese Verbindung auf eine einfache Weise zu Stande zu bringen, setzt man die Flaschen in einen wie Flaschenkeller gestalteten Kasten, dessen Boden mit Staniol belegt ist. Dadurch sind schon alle äußern Belegungen in der gehörigen Verbindung. Die innern Belegungen verbindet man durch Drähte, welche um die aus den Flaschen hervorragenden Metallstäbe gelegt werden. Geladen wird bei einer solchen Verbindung die ganze Batterie schon dadurch, daß man blos die innere Belegung einer einzigen Flasche mit dem Conduktor einer in Thätigkeit gesetzten Elektrisirmaschine verbindet. Die Wirkungen einer solchen Batterie sind von ungeheurer Stärke.

Von den elektrischen Wirkungen.

Die in den vorhergehenden Abschnitten angeführten Erscheinungen kann man in folgender Uebersicht zusammenfassen und daraus abnehmen, mit welchen erstaunungswürdigen und außerordentlichen Kräften, die keine Vernunft erforschen, ein gläubiges Gemüth nur ahnen kann, die Hand des Allmächtigen die sichtbaren Ereignisse der Natur beherrscht und in das Leben ruft.*)

1. Durch die elektrische Anziehung und Abstoßung können Körper in Bewegung kommen.

2. Durch die Gewalt, mit welcher die Elektricität ihr aufgehobenes Gleichgewicht wieder herstellt, und durch den Funken, der sich dabei entwickelt, können feste Körper, und zwar nicht leitende noch mehr als leitende, durchbohrt, von einander gerissen und zersplittert, tropfbare und expansible Flüssigkeiten ausgedehnter werden.

3. Der elektrische Schlag bewirkt bei manchen Körpern, durch welche er geht, ein Phosphoresciren, d. h. ein Vermögen, im Dunkeln zu leuchten.

4. Daß die Elektricität Wärme erregt, zeigt sich nicht nur am Thermometer, auf welches sie etwas anhaltend einwirkt, sondern auch darin, daß sie Metall glühend machen, sogar schmelzen kann und brennbare Substanzen zu entzünden vermag.

5. Die Elektricität vermag unter gewissen Umständen dem Magnet seine Kraft zu nehmen, dagegen aber auch Eisen magnetisch zu machen.

6. Versuche und Beobachtungen haben auch zur Genüge dargethan, daß bei sehr vielen Lufterscheinungen die Elektricität mit im Spiele ist und daß die Atmosphäre, im Sommer wie im Winter, der Himmel mag heiter oder bewölkt sein, ihre Herrschaft unausgesetzt empfindet. Wie furchtbar erhaben sie im Gewitter erscheint, ist ja gegenwärtig ohnehin fast Jedem bekannt, der nur einigermaßen in der Naturkunde Unterricht bekommen hat.

7. Auch auf die organische Natur ist die Elektricität gewiß von mancherlei Einfluß, den wir vielleicht nie einmal ganz inne werden. Ausgemacht ist ihre Einwirkung auf den thierischen Körper, besonders auf das Nervensystem, dem sie bei manchen Zufällen zum Heilmittel werden kann, das sie aber auch so heftig zu erschüttern vermag, daß sie lebenszerstörend wirkt.

Auch im Kleinen läßt sich die Elektricität zu allerlei Versuchen, Kunststückchen und belustigenden Spielwerken benützen.

*) Die Hand des Allmächtigen hat bereits durch den Forschergeist des Menschen den Starrkrampf bekommen und wir sind schon so weit voran geschritten, zu erkennen, daß die Natur allein mächtig und ihr Produkt auf Erden, der Mensch, zur Allmacht wird. Ludvigh.

Für die Fackel.

Amnestie der Presse.

Von Samuel Ludvigh

seinem Vaterland gewidmet.

So wäre denn endlich durch die „nothgezwungene" Gnade und „mürbgewordene" Staatsklugheit Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich und seiner Orakel jene Brücke über den Ocean zweier Welttheile gebaut, welche auch mich „armen Sünder" sicher nach der geliebten Heimath führt, nach welcher ich mich zwanzig Jahre lang vergebens gesehnt und so ich jetzt, nach dreißig Jahren, da ich die Hoffnung zurückzukehren bereits aufgab, nicht leicht zu passiren vermag! Nicht so sehr aus Mangel am nöthigen Brückengeld, als aus Familienrücksichten von Weib und Kindern. Ein Fremdling hier, ein Fremdling dort — ein Heimathsloser überall — das ist die Folge der Selbstverbannung eines Preßvergehens wegen. Und das war? Die Umgehung der k. k. Hofcensur in Wien, welche darin bestand, daß ich in einem zu Hildburghausen über Ungarn erschienenen Werke, in der Vorrede, gesagt habe: Ungarn werde sich, unter dem „väterlichen Schutze" Oesterreichs, zu einer selbstständigen Nation erheben. Pah, väterlicher Schutz! Warum sagte ich denn nicht: „Willkühr und Despotie?" Ach, um mit dieser Bedientenphrase die Rose der Wahrheit unter den Dornen zu bewahren und das Werk gegen absolute Verdammniß zu schützen. Dennoch vergebens. Bei angedrohter Kerkerstrafe nach einem zweiten Preßvergehen, bei diesem Geistesmorde einer auf den vormals freien Ungarn lastenden Regierung war der Richtung meines rastlosen Geistes jede Hoffnung genommen, und so verließ ich

denn im Jahre 1837, in Oesterreich zu knechtischem Schweigen verdammt, das geliebte Vaterland. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich bei meiner Ankunft in Philadelphia sogleich eine Stelle als Redakteur der „Alten und Neuen Welt" fand. Da brauchte man bei keinem Kaiser oder König um ein Privilegium zu betteln, noch um die gnädige Genehmigung eines „R a i s o n n e m e n t s"; auch brauchte man die Manuscripte nicht allunterthänigst einem Censor zu unterbreiten, um das „imprimatur" zu erhalten. Und Das gefiel mir über alle Maßen und diese Freiheit benützte ich auch treu und gewissenhaft bis zur heutigen Stunde. Es kam das Jahr 1847. Verhältnisse brächten mich nach Paris und Hamburg. Dort spuckte Communismus in geheimen Arbeiter-Versammlungen, hier sprach man in Vereinen über Republik und hielt öffentliche Vorträge gegen Kirche und Pfaffenthum. In einer Wochenschrift überraschten mich sogar Auszüge aus dem ersten Jahrgang meiner „Fackel". Es war mir also ein Leichtes, zu bemerken, daß in Europa nicht mehr der Geist herrscht, der da geherrscht hat, als ich es als Selbstverbannter verließ. Nichtsdestoweniger war der alte Zopf noch immer nicht ganz außer Mode gekommen; denn — ich wurde ja aus Hamburg ausgewiesen, in Folge einer öffentlichen Rede. Ich ging nach Leipzig. Hier verkaufte ich das Manuscript: „Licht- und Schattenseiten republikanischer Zustände" an einen Verleger und konnte dem innern Drang nicht widerstehen, die geliebte Heimath mit den gesunkenen Sternen der Hoffnung und den Gräbern der Geliebten zu besuchen. Ein gewagter, ein fast frevelhafter Schritt! Doch, ich sage: „du magst dich blindlings in Gefahren stürzen; du magst feige sie vermeiden wollen; es giebt ein Fatum, das dich in ihrem mächtigen Netz gefangen hält." Dies hat sich auch bei jenem gewagten Schritt bewährt. Schon im folgenden Jahr 1848 haben sich uns die Symptome der Freiheit zu Paris und Hamburg als Vorboten einer Revolution bewahrheitet, welche gekrönte Häupter beben und selbst Oesterreichs Thron im Jahre 1849 zittern machten. Ich, der arme Sünder," brachte ein Schwert aus Amerika, das in Canada gegen Englands Regierung geführt wurde, nach Europa, das ich, gleichsam als Gesandter der Revolution, dem Museo zu Pesth verehrt hgbe, ohne zu ahnen, daß bald mein Vaterland sich gegen seine v ä t e r l i c h e Regierung erheben werde, um ein unabhängiges Reich zu gründen. War Das nicht eine herrliche Revange für mich? Nicht ein Strahl der Hoffnung, daß Ungarn endlich frei wird, frei werden müsse? War es nicht ein Trost für die geschlagenen Wunden? Eine Nemesis gegen die Uebergriffe einer gewissenlosen Despotie? Und endlich, war es nicht ein wunderbares Glück, daß ich frei in den Märztagen in der Kaiserstadt mich aufhalten konnte, indeß der Mörder meines jugendlichen Strebens, Metternich, durch Flucht sein Heil suchen mußte?! Er, der vor wenigen Wochen den Befehl gab, mich bei meiner Zurückkunft aus Ungarn festzunehmen und nach der Festung zu schicken. Wahrlich, hätte ich die geringste Empfänglichkeit ein G l ä u b i g e r zu sein, ich müßte glauben, der Liebling eines Gottes zu sein und unter seinem besondern Schutz zu stehen.

Oesterreich's Thron war gewaltig erschüttert, seine Armeen lagen besiegt zu den Füßen der tapfern Magyaren; doch — der alte Sünderthron sollte noch nicht fallen; das Kaiserhaus sollte nicht plötzlich zusammenstürzen, sondern allmälig untergraben werden, um den Inwohnern Zeit und Muße zu lassen, ihre Verbrechen an den Völkern zu bereuen, am morschen Stuhl des heiligen Petrus zu Rom Vergebung der Sünden zu erlangen und zur Erkenntniß zu kommen, daß man den menschlichen Geist nicht hermetisch verschließen und Völker nicht ewig als Zug- und Schlachtvieh behandeln könne.

Im Jahr 1848 im Sommer nach New-York zurückgekehrt, traf ich auch mein Haus — das Hotel in Duane-Straße seligen Andenkens — in Trümmern, aus denen sich mein geliebtes Weib mit zwei Kindern gerettet hat, von denen das Eine, Adorine, während des Vaters Abwesenheit erblindete: arm und mit Gram und Sorgen kämpfend. Ein trauriges Wiedersehen! Und doch behaupte ich: „der Mensch, die stolze, oft übermüthige Bestie, muß leiden, um zur Erkenntniß seiner Selbst zu kommen. Da mein Capital nicht in Cents und Dollars, auch nicht in liegenden Gütern besteht, sondern in einigen Unzen Gehirn und unverwüstlichen Schätzen des Wissens, so begann ich denn, als literarischer Ex-Wirth, eine neue Carriere als Sprachlehrer und Advokat zu Newark, im Staate New-Jersey. Doch ein Feind der Pandekten und der Zwiste ekelte mich die Winkeladvokatur sehr bald an und der rastlose Geist sehnte sich nach seinem Lieblingselemente, welches war: das Wirken auf religiösem Gebiete! Ich siedelte denn nach Baltimore über und setzte im Jahre 1852 die unterbrochene Fackel fort, welche noch brennt und brennen soll, so lange ein gesunder Gedanke im Gehirn lebt und die Beine des Ahasverus in brauchbarem Zustand sind.

Nun schreiben wir 1867. Der F a c k l e r ist alt geworden — Vater, Mutter, Schwester, im Vaterland, sind todt — kein Neffe, keine Nichte, kein Cousin, keine Cousine, von denen mehre wohlhabend sind, äußerte je den Wunsch, den Onkel, den Vetter aufzufordern „nach Hause" zu kommen. Eine neue Generation wächst an meiner Seite empor, neben drei Töchtern, drei gesunde und hübsche Knaben, alle noch in der Schule und von denen wenigstens Einer des Vaters „politisches Verbrechen" sühnen und dessen Vaterland nützlich werden sollte!

Auch des Facklers und jeden Lichtes Feind: d a s H a u s H a p s b u r g" ist alt geworden und — „es wankt der Thron jetzt wieder und die Völker singen Freiheitslieder." — Preußische Intelligenz und das Zündnadelgewehr haben den Kaiser von Oesterreich in beispiellos kurzer Zeit

zu Boden gestreckt und der durch russische Bajonete curirte Sprosse von Hapsburg leidet jetzt gewaltig an allerhöchst kaiserlichen Wehen und Dr. Beust ist es, der dem kranken Mann „Number Two" Hoffnung zu Wiedergenesung verheißt.

Die Stimmen in Ungarn ertönen wieder als mahnendes Echo von 1848 und 49. — Die Stimmen auf den Landtagen der deutsch-österreichischen Provinzen übertönen nun jene sogar und — Se. Majestät läßt sie ruhig gewähren. Zu diesem kaiserlichen Misere kommen auch noch die zerrütteten Finanzverhältnisse! Wohin soll und muß alles Dieses endlich führen? Zum Zusammensturz des Alten und zum Aufbau neuer Bauten.

Möchte gar zu gerne mein geistiges Scherflein beitragen zu dem großen, neuen Aufbau in spe; möchte wohl gerne in der alten Heimath eine Fackel anzünden, zur Beleuchtung der Geistestyrannei, der gemästeten Pfaffen und der Kirchengüter in den Händen der heiligen Müßiggänger; aber — aber — die Zeit ist in Europa, besonders in Oesterreich, noch immer nicht gekommen, wo der freie Gedanke frei sich äußern darf, opponirt und gesichtet blos durch den Gedanken und ungestraft durch Gebote despotischer Regierung. Noch Alles Chaos und Entwickelung im alten Vaterland und die

„Amnestie der Presse"

ist der Wiederhall der Verzweiflung des kranken Mannes in Wien. Ich sehe ihn meinem Geiste vorschweben, wie er am Rand des Grabes steht u. zu Dr. Beust, den Todtengräber, fleht, daß er dem Rathlosen Rath ertheile und seine Wunden heile, die Bismark schlug.

Für die Fackel.

Usurpation eines Präsidenten der Ver. Staaten und das Recht ihn abzusetzen.

Von S. Ludvigh.

Der wesentliche Unterschied zwischen einer monarchischen und einer demokratischen Regierung liegt darin, daß der Wille des Alleinherrschers Gesetz ist, daß die Person des Königs einer constitutionellen Monarchie für heilig und unverletzlich erklärt wird, da die geheiligt Majestät weder „irren noch Böses thun" könne, indeß der Präsident, die vollziehende Hand, die Executive des gesetzgebenden Körpers, als fehlbar wie jede andere Person betrachtet wird und nach weiser Vorsorge der Constitution für gefährliche, irrthümliche und schlechte Handlungen verantwortlich gemacht, für Verrath, Bestechlichkeit und sonstige Verbrechen und dem Staat Verderben oder Schande bringende Handlungen in Anklagezustand gesetzt (impeached) und seines Amtes entsetzt werden kann. Der Vorzug der demokratischen Regierungsform eines intelligenten und politisch sich selbstbewußten Volkes über die monarchische ist demnach schon dieses wesentlichen Unterschieds wegen einleuchtend und wer sich einer möglichen Anklage und einer gesetzlich darauf erfolgten Absetzung der absichtlich oder irrthümlich fehlenden Executive gewaltsam widersetzen, oder Widerstand anrathen wollte, begeht offenen Verrath an der Constitution, zu welcher er als Bürger der Ver. Staaten geschworen.

Ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen Monarchie und Republik liegt auch in der Gewalt des Veto, das in jener ein absolutes, den Volkswillen unbedingt vernichtendes, in dieser ein bedingtes ist; so, daß ein im Congreß passirtes Gesetz, erst mit Veto belegt und dann nach einer zweiten Abstimmung mit Ztel Mehrheit passirt, Gesetzes Kraft haben, und der Präsident dasselbe seinem Eide nach treu vollziehen müsse, obschon es mit seiner Meinung nicht übereinstimmt. Hieraus erhellt klar und deutlich, daß der Präsident keine höhere Macht besitzt als der Congreß, selbst keine gleiche, sondern diesem, einzig und allein souverainen Körper, als Repräsentant des Gesammtvolkes, untergeordnet ist. Hieraus folgt denn von selbst, ohne dem geringsten Zweifel Raum zu lassen, daß ein Präsident der Ver. Staaten, der sich weigern wollte ein durch Ztel Mehrheit passirtes Gesetz des legislativen Körpers treu zu exequiren, oder der sich, usurpatorische Macht aus böser Absicht, um die Regierung zu stürzen, oder aus Irrthum, falschem Eifer oder Unwissenheit, anmaaßend erlauben würde, irgend eine legislative Handlung zu begehen und in die ausschließlichen Rechte des Congresses einzugreifen, daß ein solcher Präsident de jure angeklagt werden und de facto abgesetzt werden könne und müsse, wenn Constitution und Volksfreiheit nicht blos Farce sein sollen.

Ein solcher sich möglicherweiser ereignender Fall ist allerdings eine Calamität, welche man wohl beklagen kann, doch sie nicht mit Feigheit, oder aus Parteirücksichten zurückweisen darf, ohne sich als souverainer Bürger selbst eines politischen Verbrechens schuldig zu machen.

Irren und fehlen ist menschlich und das höchste Amt schützt weder vor Irrthum, noch vor Verantwortlichkeit.

Als in frühren Jahrhunderten die Ungarn ihre Könige selbst erwählten und sich für ihre Berathungen, als Nation, auf dem Felde Rakos unter freiem Himmel versammelten, da kannten sie noch kein geregeltes Staatsrecht, kein absolutes, noch limitirtes Veto; doch wußten sie, daß auch der König irren und Böses im Schilde führen könne und sie behielten sich denn das Recht vor, sich Demselben, wenn ihre Rechte bedroht waren, mit Waffengewalt zu widersetzen (jus resi-

stendi cum armis). Was im Laufe der Zeit aus diesem Rechte durch die pragmatische Sanction, durch die k. k. Hofkanzlei und „väterliche" österreichische Regierung im Allgemeinen geworden ist, das ist Jedem bekannt, der mit der Geschichte einigermaßen vertraut ist.

Wir befinden uns gegenwärtig in der höchst unangenehmen Lage, unseren Präsidenten von hervorragenden Staatsmännern, und Journalisten mit Impeachment bedroht zu sehen, wobei uns nicht Leidenschaftlichkeit, Parteirücksicht u. Haß in unserem Urtheil bestimmen soll, sondern strenge Gerechtigkeit in Beurtheilung der Anklagpunkte, und in Anerkennung des vollkommenen Rechtes, durch ein Justiz-Committe dieselben zu prüfen und den Congreß als allein competentes Forum darüber entscheiden zu lassen.

Nach der Constitution besitzt das Repräsentantenhaus die ausschließliche Macht der Anklage eines Präsidenten und der Senat die einzige Gewalt über die Anklage zu urtheilen und zu entscheiden (the sole power to try all impeachments.) Das Präsidium in solchen Fällen führt der Oberste Richter (Chief Justice) und zur Verurtheilung ist die Uebereinstimmung von Zteln der anwesenden Mitglieder nothwendig. Auch ein Vice-Präsident und sonstige Civil-Beamte können in Anklagezustand versetzt und des Amtes entsetzt werden. Das Urtheilt erstreckt sich jedoch nicht weiter als auf Entfernung vom Amt und Unfähigkeit künftig irgend ein Amt in den Ver. Staaten zu bekleiden.

Diese Provision der Constitution, besonders in Fällen von Verrath, Bestechlichkeit, Usurpation und sonstiger Verbrechen und Schandthaten, ist höchst zweckmäßig, und wenn unser gegenwärtiger Präsident, Herr Andrew Johnson, der fortwährend das Wort Constitution im Munde führt, wirklich ein Verehrer dieser Constitution ist, sich schuldlos fühlt und treu die durch den Congreß passirten Gesetze vollstreckt; so mag er ruhig sich seinem Geschicke fügen; nicht aber gegen den Congreß, dessen Untergeordneter er ist, auf gehässige Weise eifern und sogar — mit roher Gewalt drohen, was an und für sich allein schon hinreicht, ihn vom Amt zu entfernen. Diese „Impeachment Calamity" hat schon so weit um sich gegriffen, daß ein „Rücktritt" kaum mehr stattfinden kann, ohne sich Blößen der Ohnmacht zu geben, wie wir sie, leider, im Falle des Erzverräthers Jeff. Davis erfahren müssen.

Es ist verbrecherisch von Seiten eines Präsidenten gegen Absetzung mit Waffengewalt zu drohen und lächerlich von Seiten einer ihm günstigen Partei. — Schon die Drohung berechtigt und verpflichtet den Congreß zur Anklage und ist für den Senat ein hinreichender Grund sein „schuldig" auszusprechen.

Es ist wahr, die Corruption im Staat hat bereits weit um sich gegriffen, doch ist die amerikanische Nation noch lange nicht so tief gesunken, um sich durch Usurpation eines Präsidenten und Drohung seiner Parteiklaffer einschüchtern und von Schritten zurückhalten zu lassen, welche zur Sicherheit nach Innen und zur Ehre nach Außen nothwendig sind.

Ich bin nicht geneigt zu glauben, Johnson habe die Absicht, die Republik böswillig zu stürzen; bin jedoch der Meinung, daß er sich bereits so grober Sünden von „Misdemeanors" und „personal demeanor" schuldig gemacht habe, daß es einem Justiz-Committee ganz leicht sein wird, Gründe zur Anklage und dem Senate Gründe zur Absetzung zu finden.

Fiat Justitia, aut pereat mundus! Was eben dasselbe sagt, als wenn ich sagen wollte:

Es geschehe Gerechtigkeit, oder — der Teufel hole die Republik!

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von S. Ludvigh.

Dezember, 1866.

Da ist er schon wieder der abscheuliche Gast, der kalte Winter, unter dessen eisiger Hand die Erde ihres Schmuckes beraubt in das Leichentuch des Schnees gehüllt ist und der nur der Jugend willkommen, die von innerem Feuer erwärmt Vergnügen findet am Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen; indeß Greis und Matrone, ohne inneres Feuer, nach dem Ofen sich sehnen, und da Betrachtungen anstellen über den Winter ihres eigenen Lebens, entkleidet von Knospen und Blüthen und Blumen, an den Früchten sich labend, die zuweilen recht sauer schmecken; die wenigen Jahre zählen, so ihnen vielleicht noch zur spärlichen Vegetation zugemessen sind. Auch meine bewegten Lebensblumen sind verblüht und der Gedanke alt zu sein, an den ich mich so lange nicht gewöhnen konnte, ist zur Realität geworden, die sich im Spiegel betrachtet nicht mehr hinwegläugnen läßt, und sich durch allerlei Vorboten der baldigen Decrepidität, als da sind: Husten und Hüsteln und asthmatisches Athmen geltend macht. Und dennoch immerfort auf Reisen, auf Reisen in einem Land der trockenen Prosa, wo Städte und Menschen sich überall gleichen; wo man neben Affectation und Ziererei elegant geputzter Damen und männlicher Blasirtheit und Rohheit höchst selten mit höherer Geistesbildung und edlen Charakteren in Berührung kömmt, wo viel gebetet und viel geflucht, viel geheuchelt und viel betrogen, viel politisirt und wenig reformirt, viel geraucht und gekaut und noch mehr getrunken wird. Ja, gestehen wir es nur, wir sind ein politisirendes, radotirendes, heiliges, christliches und

verfoffenes Volk. Der Stubenhocker mag an dieser Wahrheit zweifeln, wer viel auf Reisen mit der Masse des Volkes in Berührung kömmt, dem ist sie evident und liefert eben, leider, sehr viel Stoff zu inneren Betrachtungen, die wahrlich, nicht erfreulich sind und der Brust manchen stillen Seufzer der Verzweiflung an unserer Generation erpressen.*)

Neben den tausend und tausend ekligen Wasserfällen am Hinterkopf unserer mit Eisenreifen verbarrikirten Schönen findet der Reisende blos Einen Wasserfall, der das Auge entzückt und Herz und Geist erquickt, den Niagarafall; und außer dem Hudson, oberen Mississippi und Ohio mit ihren pittoresken Ufern, wildromantischen Contouren und reizenden Perspektiven findet man auf Tausenden von Meilen west und süd, nord und ost, die arkadischen Reize und idyllischen Scenerien blos durch unübersehbare Prärien, monotone bemoos'te Wälder, Baumwollenstauden, Welschkornstengel, Telegraphendrähte und Fensriegel repräsentirt; wobei jedoch Eins nicht verschwiegen werden darf: das erfreuliche Bild, in Städten und auf dem Lande, eines allgemeinen Wohlstandes, bei dem die Züge des großen Reichthums und des Luxus eben so selten zum Vorschein kommen wie die Züge einer drückenden Armuth. Und hierin besteht einer der größten Vorzüge der Ver. Staaten über das alte, verrottete Europa.

Trotz dieser Monotonie des Landes und des Volkes, das durch geistige Ueberlegenheit, Smartness und Trug die wilde Poesie des Indianers verdrängt hat, habe ich seit vielen Jahren Reiseskizzen und Streifzüge geliefert, welche, wenn nicht von allen, doch ganz gewiß von den meisten meiner Leser und Leserinnen mit Vergnügen gelesen wurden. Ja, so manche junge Dame — doch keine von East Saginaw — sehnte sich den Verfasser persönlich kennen zu lernen und war es zuweilen der Fall, daß dieser Wunsch erfüllt wurde, so machte es mir stets ein diabolisches Vergnügen, die Täuschung und Verblüfftheit der Schönen aus ihren Augen zu lesen: über den jugendlichen Schwung der Fackel und den Runzeln des mageren Facklers. Und jetzt, da die letzte Spur der Jugend und Männlichkeit durch die fatale Zahl 66 aufgehoben ist; jetzt, da jede Illusion verschwunden, kein Traum für die Wirklichkeit entschädigt, kein schönes Auge mehr mit Vergnügen in Auge des Greises weilt, kein Händedruck entzückt, kein Kuß begeistert, kein schuldloses Abenteuer die trockene Prosa des Alltaglebens würzt; kurz, jetzt, wo der rüstige Wanderer, der den Aetna und den Vesuv bestieg, die schönsten Länder Europa's per pedes durchstreifte, der halbe Nächte mit den Musen im heiligen Tempel der Dichtung verkehrte, hustend und hüstelnd dahin schleicht und wo der alte „Oedenburger Student" eines Glases alten Oedenburger Weines, oder Tokaiers bedarf, um — die Lebensgeister aufzufrischen, jetzt soll ich noch immer Streifzüge schreiben, an welche die Leser seit Jahren gewohnt sind. Wohl, weil es denn einmal im Buch des Schicksals geschrieben steht: „du sollst unstät sein; du mußt reisen, bis zur letzten Station zum Paradiese," so will ich denn auch jetzt u. noch ferner hin eine Weile Das niederschreiben, was sich bei meinen Streifzügen dem Geiste aufgedrungen hat und es so Anderen mittheilen, wie es der Moment der „Stimmung", der Eindrücke und der Verhältnisse gegeben hat.

Am 1. Dezember kehrte ich von einer kleinen Tour von Louisville, Columbus, Ind., Chicago, Milwaukie, und Madison, Wisc. nach Cincinnati zurück. Der Himmel war heiter, der Gau mit Schnee bedeckt, dabei so kalt, als hätte ich meinen Einzug in St. Paul gehalten.

In der Stadt herrschte, trotz der Geschäftsstille, rühriges Leben, da eben die feierliche Eröffnung der Eisenbrücke stattgefunden hat. Dieser imposante Bogen, der sich in einer Länge von 2,252 Fuß über den Ohio erstreckt, gewährt einen prachtvollen Anblick. So wie die colossale Brücke über den Niagara-Strom wurde auch die Königin der Brücken, zu Cincinnati, durch deutschen Genius ins Dasein gerufen. Ihre Kosten beliefen sich auf 1,750,000 Dollars. Würdig diesem Bau zur Seite steht der unterseeische Tunnel in Chicago, dessen großartige Eröffnung kurz vor meiner Ankunft in der Stadt stattfand. Indeß der deutsche Geist in Amerika im Fach der Baukunst Triumphe feiert, hat sich der Amerikaner in diesem Jahr durch nautische Verdienste Lorbeeren erworben. Nämlich, durch Legung des atlantischen Kabels und das Wettlaufen zwischen den Yachten Henrietta, Fleetwing und Vesta.

Der Kabel: Es ist anerkannte Thatsache, daß dieser große wissenschaftliche Sieg des unterseeischen Telegraphen, welcher vorigen August seine Vollendung erreicht, nach 15jähriger fortwährender Arbeit, der Beharrlichkeit des Cyrus W. Field, eines Amerikaners, zuzuschreiben ist. Er war es, der fortwährend sich anstrengte und rastlos arbeitete, wenn Andere das Unternehmen als unausführbar aufgegeben hatten. Die Wichtigkeit dieses Sieges bedarf nicht mit bombastischen Worten hervorgehoben zu werden: der Telegraph spricht für sich selbst, vernehmbar über 4000 Meilen hin in 25,000 einer Secunde!

Was das Wettlaufen der drei Yachts anbelangt, so ist es Nebensache, ob man das Unternehmen einen auf Ambition gegründeten lebensgefährlichen Humbug im Großen nennen mag; so viel ist gewiß, daß die wesentliche Grundlage und Ausführung eine streng nautisch-wissenschaftliche war, ein Sieg der Navigation und des persönlichen, an Tollkühnheit grenzenden Muthes, so seines Gleichen nicht hat.

Henrietta lief 3066 Meilen, Fleetwing 3007 und Vesta 3064 Meilen, indeß die Totalentfernung zwischen beiden Plätzen am Bogen eins großen Cirkels, der nicht befahren

*) From Nature, only do I love to point,
Whether she send a satyr or a saint;
To me sincerity's the one thing good,
Soiled shood she be, and lost to maidenhood.
(Fitz Adam's story.)

werden kann, da er über Nantucket und Cape Race sich erstreckt 2,977½ Meilen beträgt.

Die verwegenen Preisrenner verließen am 11. Dezbr. (1866) um 1 Uhr Nachmittag Sandy Hook (an der Küste New Yorks) und kamen am Needles Leuchtthurm (im englischen Canal) in folgender Weise an: Henrietta am 25. Dez., um 3 Uhr 45 Minuten; Fleetwing 26. Dez., um 12 Uhr Mittags; Vesta am 26. Dez., um 12 Uhr 40 Min. Morgens.

Laut Differenz der Needles und Sandy Hook oder New York Zeit ergiebt sich folgendes Resultat der Yachts.

Henrietta, lief 13 Tage, 21 Stunden, 55 Minuten, 16 Secunden.

Fleetwing, 14 Tage, 6 Stunden, 10 Minuten, 2 Secunden;

Vesta, 14 Tage, 6 Stunden, 50 Minuten, 16.2 Secunden.

Diese Tabelle berechtigt, in der That, zu dem Ausruf: Ruhm dem Sieger! und Ehre dem Besiegten!

Wer weiß es nicht, daß am 25. Dez. der Christtag fällt, obwohl es Niemand wissen kann, in welchem Jahr und an welchem Tag dieser König von oben geboren wurde. Daß er geboren wurde ist jedoch eben so gewiß, als daß sein Vater der heilige Geist und seine Mutter eine mit dem Zimmermann Joseph verlobte jüdische Jungfrau war, die auch, auf wunderbare Weise nach der Geburt noch eine immaculata virgo blieb. Ja, es ist gewiß, weil es die Kirche so lehrt und weil jeder gute Christ der Kirche glaubt. Seltsamer Widerspruch des menschlichen Geistes! Indeß man durch wissenschaftliche Forschungen und Bestrebungen den Lauf der Gestirne berechnet, unterseeisch Tausende von Meilen weit durch Telegraphe spricht, in 13 Tagen an Bord von Vergnügungsfahrzeugen den atlantischen Ocean durchkreuzt, glauben im 19. Jahrhundert noch Millionen Menschen an die Fabel des heiligen Geistes und das Mährchen der Unbefleckheit einer Mutter Gottes!

Auch mich hat man als christlich geboren und lutherisch getauften Knaben jene Mährchen gelehrt und der Knabe glaubte daran. Auch mir hat das Christkindlein den mit Zuckerwerk und vergoldeten Nüssen geschmückten Christbaum, unter dessen grünen Zweigen „baumwollne" Lämmlein weideten, bescheert. Und die Wachskerzchen brannten so hell — und es war so schön, so licht — und das Herz pochte vor Freude und — im Kopfe da war es so finster! Die Lichtlein erloschen, das Mährchen wurde allmälig durch das Licht der forschenden Vernunft erleuchtet und heilig — ist nur noch die Erinnerung an jene kindlich einfältige Zeit des Christtages.

Auch meine Kinder — denen das Mährchen von Christus nicht gelehrt wird — erfreuten sich am brennenden Baume, der für sie keinen andern Sinn hat, als daß sie gut sein müssen, wenn sie wünschen, daß ihnen Santa Claus (soll wohl den heiligen Nikolaus bedeuten) einen Baum bescheere mit allerlei leckern Dingen!

Ausnahmsweise brachte ich die Weihnachten und den Neujahrstag 1867 im Kreise meiner Familie zu. Und das war wieder ein genußreiches Intermezzo im Lebenswinter des greisen Wanderers. Jedes Alter hat seine Freuden und unter diesen mannigfaltigen Freuden des menschlichen Lebens wurden mir endlich auch Großvaterfreuden beschcert. Wäre es nicht thöricht, seine verlorne Jugend, die verblichene Schönheit seines Weibes zu beklagen, wenn im Schooß der Tochter ein Enkelchen lächelt, dessen Vater entzückt an ihrer Seite die ersten Vaterfreuden genießt? Es giebt für mich nichts Schöneres, als einen Säugling an der Brust einer gesunden, schönen Mutter. Kein Wunder, daß die katholische Kirche im Muttergottesbild die Liebe canonisirt hat. Nur schade, daß dieselbe Kirche, welche die Liebe blos predigt, Haß und Verdammung seit Jahrhunderten übt, mit glühenden Zangen, mit Feuer und Wasserproben, mit Scheiterhaufen, Bannbullen und Priesterfluch!

Januar, 1867.

Auch mir wurde aus Indianapolis ein Weihnachtsgeschenk zu Theil; werthvoll, licht und schön und wahr in seinem Wesen. Es ist: „Teutscher Radikalismus in Amerika, von Carl Heinzen." Da ich neben einigen lateinischen Klassikern blos neologische Werke im Gebiete der Naturwissenschaften lese und nur an Belehrendem und Piquantem Geschmack finde, so steckte ich denn den teutsch-amerikanischen Radikalismus um so willkommner in die Reisetasche, da das Wort Radikalismus sogar in der amerikanischen Politik einer Partei zum Schiboleth gemacht und gedankenlos herabgelesert wird, wie das Pater Noster im credo eines am Altare messelesenden Priesters; ein Wort, das dem Trommelfell eines guten Demokraten und conservativen Johnsonmanns eben so zuwider ist, wie das rechtgläubige Ave Maria einem unrechtgläubigen Lutheraner oder einem im heiligen Geist schwelgenden Methodisten. Und wenn dieses entsetzliche Wort in seinem wahren Gehalt erst aus dem Munde Heinzen's tönnt, dann muß es allerdings belehrend und piquant sein, um so gewisser, da der große Janhagel blos durch den Namen des Buches und des Verfassers so fürchterlich im Innern ergriffen wird, als stände er vor seinem mit der Hölle drohenden Beichtvater, oder gar vor dem lebendigen Satan.

Da wir unsere radikalen Schriften gewöhnlich im einfachen Gewand einer Broschüre in die Welt schicken, um den Einband zu ersparen, so machte ich mich denn alsbald im Waggon auf der Reise von Cincinnati nach Columbus, O., u. s. w. an's aufschneiden und kam schon beim Lesen des

ersten Aufsatzes: „Moral des Radikalismus“ zur Ueberzeugung, daß ein Kritiker, der ein vernünftiger Mensch ist, eben nicht aufzuschneiden braucht, wenn er das Werk als höchst interessantes Geistesprodukt dem Publikum empfiehlt. Ach, dem Publikum — kum, kum, kum; dumm, dumm, dumm. Wie klein ist das Publikum eines Carl Heinzen; wie groß die Zahl der Verehrer von Novellenschätzen, Bibeln, Traktätchen, Ritter- und Räubergeschichten, Schinderhannes- und Genofeva! Indem mir die Kritik eines Werkes um so weniger obliegt, da es der Spiegel meiner eigenen Anschauungsweise und Ansichten ist, so machte es mir doch Vergnügen, darauf hinzuweisen und, als Belegder im vorigen Streifzug erwähnten christlichen Liebe, aus dem zweiten Aufsatz: Ueber Die „Liebe“ einige Stellen zu excerpiren und dem Leser zum Besten zu geben.

„Wenn ich mich frage, wer die Liebe in die Welt gebracht habe, so bin ich nicht zweifelhaft zu sagen, das Weib und die Mutter.

Griechen und Römer repräsentirten die Liebe durch ein Weib, durch eine Göttin.

Erst das Christenthum machte die Erfahrung, daß es auch einen „Gott der Liebe“ gebe; aber sein Repräsentant auf Erden war ein gekreuzigter, unbeweibter, langweiliger Mensch mit einer Dornenkrone, dessen Mutter eine Jungfrau und dessen Reich nicht von dieser Welt war. Eine Liebe bei der man sich bekreuzen muß.

Das Wort, welches ein ganzes Babel von Verwirrung in sich schließt, heißt Liebe. Auf die Liebe ist Alles anwendbar. Der Eine spricht von Liebe, um seine Gedanken zu verbergen; der Andere, weil ihm die Gedanken fehlen; der Dritte, weil er an das Wort glaubt, ohne den Inhalt zu kennen, und der Vierte redet gar von Liebe, wenn er das Schwert des Hasses aus der Scheide zieht.

Die Menschheit ist getheilt in zwei Hälften: die eine Hälfte besteht aus Mördern, die andere aus Schlachtopfern; die eine aus Unterdrückern, die andere aus Geknechteten; die eine aus Schwelgern, die andere aus Hungerleidenden. Und wer regiert diese verzweifelte Menschheit? Es ist die „Liebe“, die göttliche Liebe, die christliche Liebe, die himmlische Liebe, welche anvertraut wurde den von Gott gesandten Herren der Staaten und der Kirchen. Es ist nicht die sündige, irdische Liebe, welche küßt, herzt, umarmt und ein unheiliges Leben zeigt; nein, es ist jene heilige Liebe, welche vom Himmel kömmt, und auf der Erde Alles mordet, was sie nicht knechten kann, — welche beseligend die Menschheit überschüttet wie ein befruchtender Regen von — Gift; welche rein und uneigennützig die Erde umfängt wie eine zärtliche Mutter und in ihrer Umarmung Alles erstickt. Diese großartige, unendliche, sublime Liebe ist es, welche die Menschheit beglückt mit Kanonen und Kartätschen, mit Galgen und Galeeren, mit Guillotinen und Ketten, mit Knuten und Kerkern, mit Kirchen und Kirchhöfen; mit Hunger und Bibeln. Das ist jene universelle Liebe, die vom Kreuze kömmt, und die jetzt ein Kreuz geworden. —

Was ist die Liebe, um die es sich für uns handelt? Es ist die Sicherung des Rechts und durch das Recht die Sicherung des Glückes aller Menschen. Wer die Menschheit zu lieben vorgiebt und nur ein einziges Menschenrecht verletzt, ist ein Heuchler, ein Schurke, ein Verbrecher. Deßhalb sind Heuchler, Schurken und Verbrecher alle Pfaffen und Fürsten, alle Volksverdummer und alle Blutsauger, welche die Menschenrechte verleben oder ihre Verletzung gutheißen und segnen. Den Liebe dieser Heuchler entspreche unser Haß. —

Liebe ohne Recht ist eine Lüge und die rechte Maske, ist gewiß die, auf welcher Herz und Verstand dieselbe Sprache sprechen.

Ja, das ist die einzige rechte Sprache, welche die Unterdrücker und Verdummer hassen und die Verdummten und Unterdrückten nicht verstehen. Das ist die Sprache Einzelner und aller wahrhaft freien Männer, bei denen Kopf und Herz im Einklang stehen, die nicht hohle Phrasen dreschen, sondern Prinzipien huldigen, die sich weder der Dummheit noch der Schlechtigkeit ihrer Nebenmenschen accomodiren, um selbstsüchtige Zwecke zu erreichen.

Auf einer Januar-Tour in Columbus, O. angekommen, fiel mir eine Nr. von „Harpers Weekly“ in die Hände, in der die amerikanische Politik in Holzschnitten repräsentirt wie eine Parodie auf unseren teutschen Radikalismus erschien und welche ich nicht umhin kann, zur Ehre der antiradikalen Sache Columbus hier einzuhalten.

Bei dem Empfange des Präsidenten Johnson in New-York wollte Jedermann und Jedefrau den großen Mann sehen. Ein radikaler Neger, vom gemüthlichen Schlage und mäßigem Temperamente, war in der enthusiastischen Menge der Tausenden sichtbar, der sich mit einem colossalen Teleskop a la Paul Jones oder sonstiger Seeräuber aus der guten alten Zeit bewaffnet hat, um — den großen Mann zu sehen, der so viel spricht und von sich sprechen macht.

Ein hervorragender Parteiführer mit einem kleinen Negerknaben an der Seite, präsentirt Sr. demokratischen Excellenz eine Rolle Papier mit der Inschrift: Ich wünsche, daß dieser Mitbürger sein Stimmrecht erhalte.

Neben stand ein brettschultriges Hackfleisch, mit einem großen Kopf auf dem Kopfe, dessen Ausdruck dem Geiste der Fenier glich und die alle Schönen der Menge durch ihr schwarzes Auge und ihre rothen Haare überstrahlte: das ist, Andy? sagt sie, das ist der Mann der die Boys nicht hinüber nach Canada ziehen ließ, denen ich selbst auch zehn Dollars gab, um die grüne Farbe über der rothen aufzuhissen?! Und diese Dame war der schwarzen Rasse gar nicht geneigt; sie erklärte sich für Superior und sprach: Ich glaube, daß der Neger nicht intelligent genug ist, um zu stimmen.

Ein kleiner Loafer, mit einer Cigare im Mund, stellte sich blos darum auf den „Stump“ eines Laternenpfahles, um den Präsidenten zu sehen, da er meinte, er könne eines Tages selbst auch Präsident werden.

Eine herrliche Satyre, in der That! Reichen Stoff zum Nachdenken über die Bewunderung der „Größe“ von Seiten der „Kleinen“; über die Volksintelligenz der Masse, weiß und schwarz; über die Möglichkeit aus einem verloaferten Knaben als zungengeläufiger Bar Politician Präsident zu werden u. s. w.

Einer Januar-Tour nach Hamilton, Dayton und Springfield, hätte ich beinahe vergessen zu erwähnen und da sich eben in jenen drei freundlichen rührigen Städten im Staate Ohio weder ein Ereigniß, noch eine Begebenheit zugetragen hat, so hätte die Welt dadurch auch Nichts verloren. Die freundliche Aufnahme jedoch meiner Freunde daselbst kann ich nicht ganz übergehen und will sie still in der Kammer meines Herzens verschließen. So wollen wir denn nun bei einer spätern Tour uns von Columbus nach Cleveland begeben. Im Hotel des Hrn. Weidekopf niedliches Zimmer und guten Tisch gefunden, aber — keinen warmen Ofen, bei einer Kälte, wo im warmen Gehirn jeder Gedanke zu erstarren scheint, wenn es nicht Wärmestoff von Außen erhält. Wo der Comfort fehlt, dort hört bei mir das Schreiben auf, und so kann ich denn auf den bescheidenen Titel eines Bierbank-Meraten keinen Anspruch machen. Es war sehr kalt und es schneite, und dennoch zog ich Sonntags, dem müßigen Sitzen in der warmen Gaststube das Laufen im Freien vor und die eklige Prosa des Lumpensammelns, alias Collektirens. Da ich mir einmal das Loos erwählt habe, der General-Agent der Fackel und ausschließliche Collektor zu sein, um nicht Fiasko zu machen, und das neue Evangelium des Radikalismus nach besten Kräften zu verbreiten, so habe ich mich den Schattenseiten und Beschwerden schweigend zu fügen und so trocken, so „gemein“ etwa sogar dieser selbstgewählte Beruf, als Mittel zum Zweck, auch Manchem (con raggione) erscheinen mag, so ist er mir, besonders bei den vielen ihn beglückenden Lichtseiten eines bewegten Lebens doch weit weniger lästig, als mir das Antichambriren an irgend einem Hofe in Europa, oder ein hohes Amt in Amerika wäre, erlangt durch Aufopferung meiner inneren Ueberzeugung, oder durch Gunst eines Präsidenten, dem ich durch Recommendation und Halbheit mit Schrift und Rede als Bedienter hätte dienen müssen, um mich selbst — zum Schurken zu machen. Und Schurke ist doch ganz gewiß Jeder, der blos die halbe Wahrheit sagt, um sich selbst zu nützen, wo die ganze Wahrheit der Menschheit, oder doch wenigstens dem Volk nützen würde. Sage ich auch oft, von Rohheit und Gemeinheit umgeben, zu mir selbst: wie tief bist Du, deiner europäischen Stellung gegenüber, hier in Amerika im socialen Leben gesunken! so habe ich doch das ohnende Bewußtsein für mich, moralisch mich erhoben und treu im sterilen Wetuberge des geistigen Fortschrittes gearbeitet zu haben. Und das genügt.

So sehr auch der Ungar mit Liebe an seinem Vaterland hängt, so gering auch die Zahl der Ungarn neben andern Nationalitäten in Amerika ist, so besteht doch bereits in Cleveland ein ungarischer Verein zur Unterstützung armer Landsleute. Viele der exilirten Ungarn sind in Folge der Amnestie zurückgekehrt und das geringe Contingent der Einwanderung seit 1850 besteht größtentheils aus Handelsleuten, besonders aus Juden, für welche die Ver. Staaten, mit ihrem Handels- und Schachergeiste, allerdings ein neues Jerusalem, ein wahres Eldorado sind, Europa gegenüber, wo die Menschenrechte noch immer mit Füßen getreten werden.

Ich hatte Gelegenheit einer Sitzung des ungarischen Vereins beizuwohnen, wo ein privater Fall eines Landsmannes zu heftigen Debatten Anlaß gab. Der Landsmann nämlich, ein junger Mann, der wie so viele tausend Andere zu jung zum heirathen und alt genug ist um die Früchte des Heirathens zu pflücken, in der furchtbar peinigenden und herzzerstörenden Schwebe zwischen Prostitution, Pederastie, Onanie u. wie die schönen Ableger unserer Civilisation alle heißen mögen, ließ sich durch die Allmacht des Triebes, durch diesen Stachel, der dem civilisirten Menschen gegeben, um ihn zu quälen und unter das Thier herabzusetzen, das naturgemäß dem Instinkte folgt, und weder Ehebruch, noch Nothzucht kennt, dieser junge Mann ließ sich durch den Trieb so weit hinreißen, um an einem kleinen Negermädchen seine Lust zu stillen. Die Folge war: eine ärztliche oculata des schwarzen corpus delicti und 3 Jahre Zuchthausstrafe des armen Delinquenten. Nun handelte es sich um Begnadigung des Verurtheilten, welche die Advokaten, diese Rechtsbeugerskniffe unserer Civilisation, zu erwirken versprachen, wenn man ihnen das dazu nöthige Geld garantire. Auf Antrag eines Mitgliedes für den Fall der Begnadigung dem Landsmann 50 Dollars zu bewilligen, theilten sich die Anwesenden in zwei Gruppen, die Eine, aus Mitleid bewogen, für Bewilligung der Summe; die Andere, vom Gesichtspunkte ausgehend, daß ein Wohlthätigkeitsverein keine Verbrecher unterstützen könne, ohne seine Pflicht zu verletzen und sich Schande und Tadel zuzuziehen, dagegen. — Das Mitleid hat über das positive Recht gesiegt und wir wollen hoffen, daß das Geld, das durch Kirchen und Gerichtshöfe bewegt, auch in diesem Falle seinen Zauber bethätigen möge. Um aber solche und ähnliche abnorme Fälle, in deren Falle der beste Jüngling fallen kann, künftig wenn nicht absolut unmöglich, doch so selten wie möglich zu machen, empfehle ich armer Sünder, dem, Gott und Teufel sei's gedankt, keine solche Fälle mehr droht, die — die — ach darf ich's denn wagen, es laut zu sagen, die Emanzipation der — nein, des Weibes; die freie Liebe als Ehe an die Stelle der christlichen Ehe als Contrakt und Sakrament. Ehe jedoch die Wahrheit dieser Theorie zum Segen eines

Volkes in der Praxis werden kann, müssen allgemeine geistige Bildung und die Moral des Radikalismus Unwissenheit, Brutalität und Rohheit der Halbbarbaren unserer Civilisation verdrängt haben. Und Das – wird noch lange dauern; denn der Radikalismus hat bis jetzt blos Worte zur Verfügung; keinen Staat, keine Mittel, um seine Reform zu versuchen. Ergo: was ist, hat als Bestehendes seine momentane Berechtigung und demnach wäre denn das Unvernünftige vernünftig, das Unrecht Recht, die Rohheit gute Sitte und — so bleibt es „halt" noch eine gute Weile beim Alten. Pah, da laufe ich am Ende, trotz meines 30jährigen Radikalismus, schon wieder Gefahr, mich durch die Weißwaschbürste irgend eines Kritikers mit der „Resignationsfarbe" beschmieren zu lassen. Und trotz alledem ist Resignation kein leeres Wort; denn vermag auch des Künstlers Hand aus einem rohen Marmorblock eine Aphrodite herauszumeißeln, so vermag doch keines Sterblichen Hand aus einem rohen alten Menschenklotz einen jungen Adepten des Radikalismus, ein Ebenbild von Bildung und Tugend zu machen. Nichtsdestoweniger, en avant'! Lasset uns Theorien predigen, die Praxis wird, muß endlich von selbst kommen.

Cleveland wird bald den Namen einer Großstadt verdienen. Das Prädikat Gartenstadt verdient sie in vollem Maaße und findet man da auch keine englischen Parks und Kunstgärten, so hat doch jedes der eleganten Häuser in den breiten Hauptstraßen ihre schattigen Bäume, Gesträuche und Blumenbeete. Jedenfalls ist sie die schönste, die anmuthigste Stadt im ganzen Westen. Das deutsche Element ist da stark vertreten: deutsche Handwerker, deutsche Beamte, deutsche Aerzte, deutsche Advokaten, deutsche Brauer, deutsche Kaufleute und Architekte; deutsche Zeitungen; deutsche Assecuranz-Gesellschaft, Turnverein; doch — keine deutsche Bühne. Unter den größeren deutschen Geschäftsfirmen erwähne ich die Importeure, Gebrüder Rothberg, D. Black, Jos. Stoppel; das Uhren- und Juwelengeschäft von Jakob Meyer, Perley's optisches Waarenlager, Hensch's schöne und wohl sortirte Apotheke. Zu den größeren Salons der Stadt gehört der von Haltnorth, nebst guter Restauration und bei Paul Schmidt und seinem Nachbar Seyler trinkt man echten Rhein- und Catawbawein.

Die frühere Ohio-City ist jetzt mit Cleveland vereinigt und unter dem Namen West-Side bekannt; hochgelegen bietet sie einige hübsche Punkte und Perspektive nach dem Erie-See hinaus; sie hat breite Straßen, von Straßeneisenbahnen durchschnitten; ist jedoch lange nicht so schön, so rührig wie ihre Rivalin, die sie überflügelt und endlich absorbirt hat.

Der älteste Deutsche, der jetzt in Cleveland lebt, ist Hr. Emerich; weiland tapferer Lieutenant unter Napoleon, dem Völkerschlächter, und ein enthusiasmirter Verehrer des Kaisers. Jetzt ein Greis, der nicht zu Jenen gehört, die trotz der 80 und 90 Jahre, wie z. B. der biedere Urgroßpapa Ehrmann in Louisville, ihrer vollen Geistes-kraft sich erfreuen.

Von Cleveland fuhr ich nach Sandusky City. Die schöne Bay war fest zugefroren und belebt von Fußgängern und Schlitten. So gerne ich dort drüben in den seeligen Eilanden des Bachus meine Freunde Rinckliff und Schmidt besucht und ihrem „Neuen" versucht hätte, so hinderten mich doch die Beschwerden von Husten und Asthma an der Ausführung solch' einer kalten Spazierfahrt. Wohl, ich hoffe für den nächsten Sommer; er ist ja der einzige Arzt, der mir durch seine warme Sonne schon in frühern Jahren geholfen hat und wieder helfen wird; denn die Lungen sind unversehrt, wofür mir die sardinenden Faustschläge des tüchtigen Arztes Spannagel in Chicago bürgen. Uebrigens glaube ich doch versichern zu können, daß mir eine durch Dr. Müller zu Spriegfield, O. präsentirte Dosis homeopathischer Auflösung von Arsenik in asthmatischer Hinsicht bedeutende Linderung verschafft hat. Glauben macht ja selig und die Medicin hat ihre Gläubigen und Schismatiker eben so wie die Theologie. Der wesentliche Unterschied liegt jedoch darin, daß es Dyagnostiker giebt, die mit mathematischer Gewißheit die Krankheit erkennen u. zu behandeln wissen; indeß noch nie ein Pfaff, nie ein Prophet, nie ein Gottesgelahrter, oder sonstiger heiliger Charlatan gelebt hat, der jenen Gott, denn er lehrt u. Andere anzubeten heißt, je gesehen, gerochen, geschmeckt oder betastet hat. Ein tüchtiger Arzt kann, trotz so mancher Hypothese seiner Wissenschaft, ein Ehrenmann und Menschenfreund sein; ein Theolog, wenn er sich selbst den Puls fühlt, kann sich unmöglich ein solches Zeugniß geben.

So wie mehre Städte im Westen hat auch Sandusky City einen deutschen Bürgermeister (Mayor), Hrn. Friedr. Geiersdorf. Ein Mann, der zu jenen wenigen Menschen gehört, wo Herz und Kopf in Einklang den wahren Werth des Menschen bestimmen.

Sandusky kann man beinahe eine deutsche Stadt nennen, in welcher das freisinnige Element stark vertreten ist. Hertel's „Kupferschlange" hat vor Kurzem eine „schwarze Schlange" als Gegnerin bekommen, das will sagen, neben der demokratischen Zeitung ist auch eine republikanische in's Leben gerufen worden, durch die Herren Förster und Neuerth. Den Unterschied zwischen beiden ist wohl merkbar; doch eben nicht größer als jener zwischen einer republikanischen, sich auch radikal nennenden Parteizeitung und „dem Radikalismus", der noch keine organisirte Partei hat u. auf seiner Platform sämmtlichen Schlangen und politischem Ungeziefer den Krieg erklärt. Seit dem Niederbrennen des deutschen Theaters ist eine bedeutende Ebbe im hiesigen sozialen Leben eingetreten; doch über nicht lange wird es dem eifrigen Verehrer der Bühne, Hrn. Kindt, und sonstigen Verehrern der Thalia wohl gelingen, dem seit geraumer Zeit gefühlten Mangel abzuhelfen. Sandusky hat einige große Maschinen-Werkstätte für Lokomo-

tive und Agricultur-Implemente. In letzterem Zweige liefert die Falcon Fabrik der Hrn. Otis Krommer u. Co. ausgezeichnete Maschinen, welche über einen großen Theil des Westens hin verbreitet sind. Ich besuchte selten hier zu Land eine solche Fabrik, wo mir nicht die steiliantischen Bauern vom Jahr 1827 einfielen, die mir auf meiner Wanderschaft auf jener fruchtbaren Insel mit ihren wackendedrehten Eseln begegneten, das da bestimmt war, mit eisenbeschlagenen Knütteln ausgedroschen zu werden; oder auch die Schaaren von einigen hundert Schnitten und Schnitterinnen auf ungarischen Herrschaftsfeldern, vom Aufseher (Inspector) angetrieben, und die Procedur, vor großen Scheuren das Getraide mit Pferden auszutreten! Welches Contrast zwischen der Landwirthschaft jener Länder zu jener Zeit und der Landwirthschaft der Gegenwart hier in Amerika, von dessen Boden kaum 6 Fuß tief der Urwald verschwunden sind!

Die Improvements (Verbesserungen) erstrecken sich bis auf den kleinsten Schlitten für Knaben heraus. Und auch welche Eleganz, welche zweckmäßige Form der Schlittschuhe unserer Zeit, in Vergleich die Schlitten und Schlittschuhe meiner Jugend.

Im Schlittschuhlaufen ist es hier zu Lande so weit gekommen, daß es, wie das Tanzen, bald zu den schönen Künsten wird erhoben werden, in deren Sanctum man Diplome ertheilen und wo Damen mit Herren durch Prozirtouren auf dem Eise der dazu eingerichteten Parks um den Preis laufen werden. Ja, wir sind ein Goahead-people! Wir machen colossale Fortschritte im Waschen, Essen und Trinken; im comfortablen Wohnen und Häuserbauen, im Pflügen, Säen, Schneiden und Mähen; im Todtschießen aus christlicher Liebe auf Schlachtfeldern; in Vergießung von Thränen und Blut zur Vergrößerung eines Thrones; besonders im Bau, allerlei Maschinen — und es fehlt nur noch Eine Maschine, mittels welcher es möglich sein wird, dem ganzen Menschengeschlecht in einem Nu das Lebenslicht auszublasen. Dann wird die Civilisation die höchste Stufe erreicht haben; Gott im Himmel wird sich aus Verzweiflung den Hals abschneiden und der Teufel in der Hölle wird sich aus langer Weile mit dem Daum des letzten Pfaffen erhängen. Das wird einer Sündfluth gleichkommen und wird den Tod des alten Gottes dürfte dann ein neuer Gott und mit ihm, wenn nicht durch ihn ein neues Geschlecht, ein vernünftigeres, ein besseres Geschlecht aus „Meerschaum" entstehen. Ach, wenn uns nicht wieder ein Teufel Fredigkeit, der auch das neue Gottes-Werk zerstört! Esperons das Beste von der Zukunft und begnügen wir uns einstweilen so gut es geht mit den Dingen wie sie eben sind, ohne darüber aus Verzweiflung oder Langeweile uns selbst das bischen Leben zu nehmen! Das wäre dumm, gewiß sehr dumm, nicht wahr, mein aufgeklärtes christlich Publikum!!

Ach, was ist denn das wieder für ein miserabler Spektakel! Sagt uns der Kerl nicht einmal wie viele Einwohner die Städte haben, wie weit es von Stadt zu Stadt ist — höre ich einen freundlich gesinnten guten Christen murmeln — Gotteslästerung! Gotteslästerung! O, daß die schönen Zeiten der Inquisition vorüber! O, daß man diese frechradikale Ungeziefer nicht verbrennen kann!

Mich friert, es ist so kalt im Zimmer, daß es mir eine Wohlthat schien, drei Schritte weit von der Vorhalle der Hölle zu sein! Nun so wollen wir denn die triste Stube verlassen und von Abonnenten zu Abonnenten gehen, um für die Fackel zu collectiren und sehen, ob hier Propaganda zu machen sei gegen Kirche und Pfaffenthum. Ohne Zweifel. Auch hier giebt es ja einige benutzte freie Männer, die nicht nur Herr, Herr sagen, sondern auch in die Tasche greifen, wenn es gilt armen, verdummten Christussclaven in den Himmel der Freiheit zu helfen und einige hundert Pfaffen mit Pfaffeck um die Stola zu bringen.

Kein schuldloses Wesen nur zwischen Donau und Wienen — kein Stündchen im Freien — kein Theater — kein Ball — keine Mondscheinfahrt auf der stillen wogenden Bay — kein Tete a Tete — kein Kuß in Ehren — keine Geistererscheinung — kein Knallen von Pfropfen of sparkling Catawba — aber auch gar Nichts, gar nichts lieblich Sündhaftes, radikal Pikantes dieses Mal in Sandusky! Blos impuige Grossbacks, deren innerer Werth mit jedem beliebigen Fidibus paßirt! Blos Husten und Pfeifen und schwere Noth des schweren Athmens! Misere genug, um selbst ein Kränzchen auszuschlagen, wozu Herr Schippel so freundlich war, mir eine Karte zu präsentiren.

Mein Wirth, Herr H. Weber, bei dem ich im Kalten campirte, und ich machten ein nobile pas fatrum, (nobles Bruderpaar), denn er hustete nicht weniger als ich und war, wie man zu sagen pflegt, eben so auf dem Hund wie ich selbst. Seine Frau aber machte mir ein weiches Federbett zurecht und versah den Tisch mit sehr guten Speisen. Und Das war brav, sehr brav. Gelt.

Von Sandusky fuhr ich via Clyde nach Toledo. In Clyde, wo sich zwei Bahnen kreuzen, sollten wir einige Stunden überliegen. Der American Eagle (amerikanische Adler) jedoch, ein großes neues deutsches Hotel, fachte mich so fest in seine Klauen, erwärmte mich so mild mit seinen Schwingen, daß ich über Nacht hier verweilte, um — mit Comfort husten zu können.

Toledo — Toledo heißt die Hauptstraße zu Palermo, in Sicilien, wo jedes Haus einen eisernen Balkon u. jedes tugendhafte Weib einen steinlichen Cicisbeo hat; wo im Sommer Jasmin die Luft mit Wohlgeruch erfüllt, wo zur Carnevalszeit des Winters die Schelle der Narrenkappe ertönt und in den heiligen Fastenwochen gescheidte Leute durch die noch gescheidtern Pfaffen, par excellence, zu Narren gemacht werden.

Toledo heißt auch eine Stadt im Staat Ohio, wo im Sommer ebenfalls Blumen hie und da in einem Garten

duften; wo es ebenfalls tugendhafte Weiber, aber landesüblichermaß keine Civisbeos giebt; wo es im Winter auch nicht an Narren fehlt, noch an geschelten Priestern, die smarte Leute das ganze Jahr hindurch für Narren halten.

Dieses Toledo ist einer der wenigen Sitze des deutschen Nobilitätismus, die als Pioniere des Westens schon große Opfer gebracht haben; auch bringen könnten, denn es giebt unter ihnen einige durch Fortuna und ihren eigenen Fleiß begünstigte angesehene Reiche; aber über des Fackelers Haupt ruhete hier der „dull times" Fluch; denn er konnte auch nicht Einen Teutschen für seine Propaganda gewinnen. Chacun a son gout, a son droit. Wer wollte darum grollen? Doch muß ich offen gestehen und sagen: Das hätte ich von Toledo nicht erwartet. Der Contrast in Detroit hat mich über dieses non putadam reichlich entschädigt. Aber noch willkommner als diese Entschädigung war mir im empfehlenswerthen Hotel Erichsen, zum ersten Mal auf dieser Tour, ein prachtvolles Zimmer mit warmem Ofen.

Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren war auch hier an der Tagesordnung und auch mir ward das Vergnügen zu Theil, mit Erichsen auf den weichen Dünen des Winters nach den entfernt wohnenden Abonnenten hinzugleiten.

Seit meinem letzten Hiersein wurde eine Turnhalle gebaut und ein neues Blatt die Familien-Blätter des Hrn. Marxhausen, trat ins Leben getreten. Ich wünsche Jener viele freie Männer u. geistige Turner, die ihre Aufgabe kennen und ihr gemäß handeln, diesem interessanten Blatt für den Leser und hinreichende Leser, um dem Blatte einen sichern Bestand zu sichern und den braven Herausgeber für seine Mühen zu entschädigen.

Via Annarbour auf den guten Schienen der Michigan Central Bahn nach Chicago gefahren. Mein Aufenthalt daselbst fiel gerade auf einen Tag der allgemeinen Aufregung; denn es hat die Ziehung von Crosby's Opernhaus stattgefunden. Die Waggons brachten Tausende der Hoffnungsbesessenen nach der Stadt, von denen Jedem der Haupt-Treffer im Werth von einer halben Million vor dem Spiegel der trunkenen, mitunter wohl auch betrunkenen, Seele schwebte, von denen Jeder die Gewißheit hatte, wenigstens einen Stahlstich als Nebentreffer zu gewinnen und von denen gewiß Keiner mit seinen fünf Dollars, als Einsatzgeld, für eine so brillante Hoffnung zu viel bezahlt hat.

Der Glückliche, sagt man, der das Opernhaus gewonnen hat, oder gewonnen haben soll, heißt Lee, von dem das Orakel von Chicago uns in Zweifel läßt, ob er wirklich Leo oder Lie heißt; ob er ein Strohmann oder ein wirklicher fleischlicher Mann ist. Auch ist es bei so großartigen Unternehmungen nicht cum grano salis zu nehmen und zu ermitteln, ob die Glücksaffaire auf Realität, strenger Ehrlichkeit, nur auf Humbug, oder gar auf Betrug gegründet war! Kurz die Nummer des Glücklichen wurde gezogen. Der Glücklichste soll jedoch Crosby selbst gewesen sein; denn er „machte" bei der Affaire (will nicht sagen, bei dem Schwindel) das Sümmchen von 650,000 Dollars. Gerade genug, um als American Gentleman anständig leben zu können, und auch genug, um damit durch neue Speculationen sich den Hals zu brechen.

Die bequemste und angenehmste Reise von Chicago nach Cincinnati ist auf der Michigan Centralbahn. Man fährt durch anmuthige Gegend und berührt zwei hübsche Städte, Lafayette und Indianapolis. Auch findet da kein Carwechsel statt, was den Reisenden immerhin Unangenehmes erspart. Wüßte ich eben, wie weit die Entfernung und wie viel Zeit diese Fahrt nimmt, welche ich schon so oft gemacht, so würde ich es dem Leser gerne sagen, da ich aber bei dieser fast jedem Reisenden höchstwichtigen Frage durchaus keinen Antheil nehme und mich um nichts weniger als um Meilen und Stunden kümmere, so muß ich ihn auf Appleton's Rail Road Guide verweisen, der trotz seines dicken Volumens blos 25 Cts. kostet.

Es giebt Plätze, wohin ich vorzugsweise gerne reise; doch zähle ich die Stunden nicht, so ich brauche, um dahin zu kommen, sondern freue mich des Genusses, den dort die Stunden bieten. Daß zu diesen Plätzen auch jenes Platz gehört, wo ich zeitweilig meine Residenz aufgeschlagen, ist selbstverständlich, und es freute mich denn, auch nach diesem Ausfluge „Hennie und Kückchein im Neste" wohl und unversehrt angetroffen zu haben. Nach zwei oder drei Wochen, also Anfangs Februar, gedenkt der alte Adler einen Flug via Terrehaut nach St. Louis, Cairo, Evansville und Tell-City zu machen und sind die Flügel auch etwas gelähmt, so haben die Höhen doch immer noch Reiz genug, um dem sachte fliegenden Rhasseuns einigen Genuß zu gewähren und das Leben mitunter recht hübsch zu finden.

Geschichtstabelle

der allmähligen Aufklärung des menschlichen Verstandes.

Von F. H. Ziegenhagen.

Von Moses bis David.

J. d. W. 2452—2929.

1. Philosophie über den Schöpfer und seine Eigenschaften.

Jehovah, unsere Gottheit, ist nur einer; er wird daher auch Eloah, Gott, in der einfachen Zahl genannt, und ist allein die Gottheit im Himmel oben und auf Erden unten.

Dach giebt es mehrere Gottheiten, aber sie kommen Jehovah nicht gleich 2. Mos. 5, 11. Dieser ist größer und stärker, als alle Götter; ist eine Gottheit der Gottheiten, und ein Herr der Herren 5. Mos. 10, 17. Zwar ist er körperlich und räumlich; aber er läßt sich doch unter keiner Gestalt sehen. Er ist stark, groß, furchtbar, kriegerisch, eifersüchtig, der keine andere Gottheiten neben sich verehren läßt; ehrbegierig, der vieles thut, um blos seine Macht zu zeigen; mitleidig und gnädig, gerecht und heilig (d. h. abgesondert), gütig und zuverlässig, und langsam zum Zorne 2. M. 34, 6. Aber im Zorne fürchterlich. Im Zorne tödtet er alle unschuldige Erstgeburt in Aegypten beides unter Menschen und Vieh. Im Zorne will er das ganze israelitische Volk umbringen 2. M. 32, 10; aber durch Vorstellung besänftigt schrieb er seine Heimsuchung oder Strafe bis zu einer bequemern Zeit auf v. 34, und ist für jetzt zufrieden, daß Moses 3000 Mann Brüder von Brüdern, Freunde von Freunden und Nachbarn von Nachbarn morden ließ. Im Zorne tödtet er 14,950 Menschen, und würde noch mehr getödtet haben, wenn ihn nicht Moses durch Bitten, und Aaron durch Räuchern besänftigt hätte 4. M. 16, 20. 35. 44—50. 1. Sam. 6, 19. Und er sagt selbst, daß durch das Hinrichten zweier Schuldiger sein zerstörender Zorn besänftigt und die Bestrafung des übrigen Volks ausgesöhnt sei 4. M. 25, 4. 11—13.

Erläuterungen.

Ein Fortschritt in der Philosophie war es, daß Moses die höchste Gottheit auf eine einfache Zahl zusammenzieht, und dadurch die übrigen Götter so gut als aufhebt; aber sehr unvollkommen wurde diese Verbesserung durch den Beisatz: unsere und heilige, d. h. abgesonderte Gottheit, wodurch Jehovah fast zu einer Volksgottheit wurde.

Recht froh ist der Charakter des Jehova's, der auf Sinai das Gesetz soll gegeben haben. Geh', steig' hinab! — spricht er zu Moses. — „Verdorben hat dein Volk, welches du aus Aegypten führtest, sein Betragen. Schnell hat es verlassen den Weg, welchen ich ihm zu wandeln befohl. Es hat sich ein übergoldetes Kalb gemacht, und betet es an und opfert ihm .... Darum erlaube — spricht er ferner zu Moses, daß mein Zorn entflamme und sie auffresse! dann will ich dich zu einem großen Volk machen. — Da flehte Moses Jehovah, seine Gottheit: Warum, Jehovah, entflammt dein Zorn gegen dein Volk? — Warum sollen die Aegypter sagen: im bösen Muth hat er es weggeführt, um es auf den Bergen umzubringen? — Komm doch zu dir vom Grimme des Zorns, und laß dir gereuen des Bösen, deinem Volke zugedacht. Gedenke an Abraham, Isaak und Jakob, und an deinen Schwur .... Da gereute Jehovah das Uebel wirklich. 2. Mos. 32, 7.

Jehovah sprach zu Moses: „Pinchas hat durch seinen Eifer meinen Grimm von den Israeliten gewendet. — Er hat nämlich zwei Menschen im Beischlaf ermordet — sonst hätt' ich sie ganz in meinem Eifer aufgerieben. 4. Mos. 25, 11. 5. Mos. 32, 39 bis Ende.

Diese und ähnliche Philosophien enthalten unverkennbare Züge, daß man glaubte die Gottheit werde durch Menschenaufopferung und verspritztes Menschenblut ausgesöhnt. — Aber auf solche scheußliche Verwirrungen mußten die Menschen hingeführt werden, als sie einmal in allen unerklärlichen Ereignissen Gott selbst handeln sahen; da mußten alle die traurigen Folgen menschlicher Unklugheit ihm zur Last fallen.

2. Philosophie über die Vorsehung.

Uebernatürlich ist rothschlammigtes, trübes Wasser im Nil; übernatürlich sind ungewöhnlich viele Frösche, Mücken oder Läuse, Hundesfliegen, Pest- und Viehsterben, Hagelschlag und Heuschrecken. Uebernatürlich geht Jehovah selbst umher um die unschuldige Erstgeburt zu tödten, und richtet sich dabei nach den blutbestrichenen Thürpfosten. 2. M. 12, 12. 23. Uebernatürlich leitet sie Jehovah selbst aus Aegypten. 2. M. 13, 21 Uebernatürlich müssen sie einen Umweg nach Kanaan nehmen. Uebernatürlich gehen die Israeliten bei der Ebbe über eine Untiefe durchs rothe Meer, und die Aegypter überrascht die Fluth. Uebernatürlich kommt eine Menge Wachteln, und ihr Genuß erregt übernatürliche Krankheiten. Uebernatürlich regnet es Manna vom Himmel. Uebernatürlich bleibt Moses 40 Tage und 40 Nächte auf dem Berge Sinai und redet mit Jehova. 2. M. 24, 18. K. 31 Ende. Uebernatürlich sind alle üblen Folgen, die mit der Uebertretung der Gesetze Moses verbunden sind. Uebernatürlich redet der midianitische Weise, Bileam. Uebernatürlich ist die durch Uebung erlangte Fertigkeit in Künsten und Handwerken, in der Beredtsamkeit und Dichtkunst. 1. Sam. 10, 6. 10, und der Muth zu Unternehmungen mit gutem Erfolge verbunden. Uebernatürlich hält sich die Gottheit vorzüglich zu den Israeliten, und es giebt kein Volk, zu welchen sich die Götter so sehr nähern, wenn es sie auch darum bittet. — Vorzüglich steht Jehovah den Propheten zu Gebote, ihnen macht er seine Entschlüsse bekannt, legt seine Worte in ihren Mund, und giebt ihnen übermenschliche Kräfte, um weissagen und Wunder zum Beweise der Wahrheit zu thun. Aber er giebt ihnen auch diese übermenschlichen Kräfte zum Beweise der Unwahrheit, um die Menschen zu versuchen. Auch in dieser Absicht gehen Wunder und Weissagungen in Erfüllung. 5. M. 13, 1. 2. 1. Kön. 22, 19—22.

Erläuterungen

Es mußten nothwendig die Aegypter, welche schon zusammengedrängt in Städten lebten, und zum Theil eine ganz andere und gesundere Lebensart führten, als das herumziehende Israelitische Hirtenvolk, auch viele Uebel treffen, welche diese nicht trafen. Da sie aber

die Uebel für Strafen einer Gottheit ansahen, und die Aegypter den Osiris, die Isis, den Horus u. s. w., die Israeliten, oder vielmehr Moses, aber den Jehovah verehrten: so mußten beide Nationen zur Ursach alles Uebels, welches die Eine allein traf, nur zu natürlich die Gottheit oder Andern machen.

Wachteln sind Zugvögel u. fressen gierig den menschlichschädlichen Nieswurzsaamen. Sie sind daher auch jetzt noch zuweilen schädlich.

Manna schwitzt in der Arabischen Wüste aus Stauden.

Aber der wichtige Gegenstand dieser göttlichen Unterredung ist der Bau einer Wohnung für Jehovah mit den spezialsten Umständen, die Verfertigung eines Tisches, eines Leuchters, einer Lade oder eines Schrankes, der Kleidung für Priester, deren ganze Gemeinnützigkeit in Räuchern und Opfern besteht u. s. w., kurz fast lauter abergläubiges, geringfügiges Ceremonienwesen, welches die Erwerbung gemeinnütziger Kenntnisse und Wissenschaften theils unnöthig, theils unerlaubt macht, und dadurch die Nation in Rohheit und Aberglauben erhält, und ihren Verfall beschleunigt.

Wenn aber nach Moses Ausspruch ächte, in Erfüllung gehende Wunder und Weissagungen und Eingebungen, sowohl für Unwahrheit als Wahrheit geschahen: so war es wohl mehr als gewiß, daß Beides keine göttliche, sondern menschliche Handlungen sein konnten. Aber alsdann hatte man auch gar keine Unterscheidungszeichen für die Aecht- und Unächtheit derselben, sondern ihre Bestimmung hieng blos von der Phantasie der Menschen ab.

3. Philosophie über die Bestimmung des Menschen.

So wie Jehovah unsere und eine abgesonderte Gottheit ist; so sind auch wir ein ausgesondertes (heiliges) Volk, welches er sich vor allen Völkern der Erde zum Eigenthum erwählt hat, um es mehr zu beglücken als diese. 2. M. 19, 6. 5. M. 7, 6. 14. Darum müssen wir unsere Gottheit lieben von ganzem Herzen, mit ganzem Leben u. aller Kraft; aber auch keine andere Gottheit zugleich mit ihr verehren, denn sie ist sehr eifersüchtig, und straft die Vergehungen der Eltern an Kindern, Enkeln und Urenkeln. Umbringen sollen wir den Propheten; mit eigener Hand tödten den Bruder, Sohn und Tochter, das Weib in unsern Armen, wenn sie uns zur Verehrung fremder Gottheiten reizen wollen; ja die Einwohner ganzer Israelitischer Städte niederhauen, wenn sie fremde Götter anbeten. Der Ruhetag (Schabbath) muß bei Todesstrafe gefeiert werden; denn Jehovah ruhte erquickte sich wieder an diesem nach den sechs Schöpfungstagen. Wer seinen Eltern Uebels wünscht, der muß sterben; wer aber seinen Knecht oder Magd schlägt, daß er einen Tag darauf stirbt, der ist straflos; denn derselbe ist sein Geld. K. 21, 17. 21. Wer einen Menschen unvorsichtig tödtet, der muß eiligst in Eine der Freistädte fliehen, damit ihn nicht der Bluträcher umringe. Der Menschenhändler soll ohne Gnade sterben. Wer betrogen oder gestohlen hat, soll es wieder erstatten und das Viertel oder Fünftel drüber. Gewicht und Maaß sei unverfälscht. Man verläumde nicht, man schwöre nicht falsch, und behalte nicht des Arbeiters Lohn bis Morgen. Von unserm Landsmann nehmen wir keine Zinsen, wohl aber vom Fremden. Unsern Bruder sollen wir nicht hassen; wohl aber ihm seine Fehler vorstellen, damit wir uns nicht seiner Vergehungen schuldig machen. Wir sollen keinen Groll und keine Rachgierde gegen unsere Volksverwandte hegen; sondern unsern Nächsten al uns selbst lieben. Der Fremde soll wie einheimisch unter uns sein, und auch ihn sollen wir lieben, als uns selbst. Vor einem Greise stehen wir auf, und räumen ihm unsern Platz ein. Wir scheeren nicht unsern Bart und Haupthaar ab; ritzen uns kein Mahl an unserm Leibe, und gehen nicht zu Wahrsagern und Zeichendeutern. Wir lassen Thiere von verschiedener Art sich nicht begatten; besäen nicht Land mit verschiedenem Saamen, und tragen nicht Kleider von verschiedenem Stoffe. Die ersten drei Jahre dürfen wir nicht von einem Fruchtbaume essen, dies sind die Jahre seiner Vorhaut; im vierten ist er Jehovah heilig, und im fünften zum eigenen Nutzen zu gebrauchen. Wir halten keine Nachlese auf den Feldern, keine Beerenlese im Weinberge; erndten auch nicht alles genau ab, um auch dem Armen und Fremden etwas zu überlassen. Auch nur sechs Jahr benutzen wir unsere Felder und Weinberge hinter einander; im siebten ist ihr Ertrag für den Armen, den Fremdling und für das Thier des Feldes. Es giebt reine und unreine Thiere; die Letztern verunreinigen uns auch durch die Berührung. Dreimal im Jahr müssen alle Männer vor Jehovah, aber nicht leer, d. h. ohne Opfer, erscheinen. Wer unter uns, er sei einheimisch oder Fremdling, Blut ißt, der wird vertilgt; denn die Seele jedes lebendigen Geschöpfs ist in seinem Blute. Diesen habe ich daher bestimmt, spricht Jehovah, zur Aussöhnung eurer Seelen auf dem Altar zu bringen; denn Blut ist's, das die Seele versöhnt. Brand-, Speis- und Dankopfer kann man mir nach Gefallen bringen; aber durch Sündopfer muß man sich mit mir aussöhnen, wenn man selbst einen Fehler begieng, und durch Schuldopfer, wenn man sich fremder Fehler theilhaft machte. Jedes Jahr aber wird ein großes Versöhnopfer gefeiert. In dieser Absicht nimmt der Hohepriester zwei Ziegenböcke, den Einen schlachtet er und spritzt sein Blut an den Deckel der Bundeslade siebenmal, wo Jehovah in einer Wolke gegenwärtig ist; über den Andern aber bekennt er alle Sünden und Vergehungen der Nachkommen Israels, und legt sie auf seinen Kopf, daß er sie in eine unbewohnte Gegend trage. Allen entfernten Städten bieten wir erst eine friedliche Uebergabe an, ehe wir sie bekriegen; wollen sie die nicht annehmen, und lassen sie sich mit Gewalt der Waffen erobern, so

wird alles niedergemacht, was männlich ist. Nur von sechs Nationen erhalten wir nichts am Leben; sondern weihen sie alle dem Schwerte, so wie es Jehovah, unsere Gottheit befohlen hat.

Erläuterungen.

So kann nicht ein Schöpfer des Weltalls — der doch alle diese Vorschriften soll mündlich bekannt gemacht haben — so muß aber ein menschlicher Gesetzgeber mit einem rohen Volke reden, das keiner andern Gründe, als sinnlicher Lockungen empfänglich ist; daher hätte es aber auch mit diesen geträumten Vorzügen bald ein Ende.

Man konnte also seinen Knecht oder seine Magd nach Lust prügeln, wenn nur kein Auge, Zahn oder anderes Glied des Körpers dabei verloren ging, und sie nur noch den zweiten Tag durchlebten. Wenn nun auch dieses des Eigennutzes wegen wohl nicht geschah, so wurden doch nach diesem Gesetze viele Menschen ganz unschuldiger, unverdienter und ungerechter Weise geringer geachtet, als andere, und Mißhandlungen Preis gegeben.

Der Bluträcher, d. h. ein Verwandter oder Freund des Erschlagenen, durfte den Mörder, wo er ihn fand, tödten. Tödtete er ihn aber unschuldig, so mußte er wieder sterben, um durch sein Blut das Land von der Blutschuld zu versöhnen.

Das Begatten von Thieren verschiedener Art ausgenommen ist: alles Uebrige — Aberglaube.

Dies Rein- oder Unreinsein der Schöpfungswerke war gewiß Eines der schädlichsten Vorurtheile, welches man zum Gesetze erheben konnte. Denn es machte Geschmack an Zergliederungskunst, und zum Theil an Naturkenntnissen überhaupt zum Verbrechen!!

Dies ist ganz natürliche Schlußfolge aus ihrer Philosophie. — Jehovah ist ihnen ein ganz menschliches Wesen, welchem nach menschlicher Weise gedient und, wenn es beleidigt ist, ausgesöhnt werden muß. So wie sich nun ein Mensch durch Bitten und Vorstellungen, und Demüthigungen und Geschenke geneigt machen läßt, so auch die Gottheit. Da nun Krankheiten, Pest, Krieg, Donnerwetter, Erdbeben u. s. w., welches sie für Strafen Gottes hielten, sehr häufige Todesfälle verursachten; so schloßen sie, daß der Tod ihn am leichtesten versöhnt. Da sie aber auch sahen, daß die Nephesch oder Seele mit dem Blute verbunden war, und daß der Tod erfolgte, wenn das Blut nicht mehr floß, oder gar verspritzt war; so glaubten sie, daß auch Blut das wirksamste Opfer zur Versehung einer Seele abgäbe. Daher machte auch Moses entweder durch Hinrichtung des Menschen selbst, oder eines Opferthiers an seiner Stelle bei Gott alles wieder gut.

Ein Volk muß die Sünden in eine Wildniß tragen soll Jehovah befohlen haben. Aber die Erfahrung beweiset, daß der Weltenschöpfer die übeln Folgen der fehlerhaften Handlungen seiner Geschöpfe nicht eher aufhebt, bis sie dieselben unterlassen haben.

Man muß sich Moses nicht als Propheten oder Lehrer, sondern als Fürst, Heerführer und Gesetzgeber denken, den zwar Beförderung der Glückseligkeit seines Volks beseelt; der aber doch, weil es noch zu früh ist, um vernünftige Gründe anzunehmen, Steinigungen und mörderischen Aufruhren dadurch entgeht, daß er seine Gesetze der Gottheit in den Mund legt.

Unter den mosaischen Gesetzen sind die Mehrsten nur dienlich um die Ausbrüche von schädlichen Handlungen zu verhindern; aber gar keine, welche auf Bildung aufgeklärtguter Menschen, d. h. auf den Unterricht in Naturkenntnissen und in gemeinnützigen Wissenschaften und Künsten, bei denen allein nur wahre Tugend und Tauglichkeit möglich ist, abzwecken. Moses setzt auf Kleinigkeiten, als Holz sammlen am Sabbath, Nachmachen des Salböls und Rauchwerks; Blutessen; Ausrottung und Todesstrafe, und läßt des Ersteren wegen wirklich einen Mann zu Tode steinigen, und 3000 Menschen tödten, weil sie um ein goldnes Kalb, woran sie doch in Aegypten von Jugend auf gewöhnt waren, herum tanzten; aber zur gehörigen Ausbildung der Körper- und Seelenkräfte seiner Unterthanen verordnete er gar nichts Zweckmäßiges. Ueberhaupt ging aber auch die Hauptabsicht seiner Gesetzgebung dahinaus, daß die Israelitische Nation einen guten und hinreichenden Unterhalt hätte und sich gegen feindliche Völkerschaften, welche durch ihre Eroberungen entstehen mußten, ohne fremde Hülfe erhalten könnte. Dieß beweisen die Drohungen und Verheißungen, welche er seinen Gesetzen hinzufügte.

Memoiren
der
Lola Montez,
Gräfin v. Landsfels.

Paris.

Parallelen. — Karl X. — Ludwig Philipp. — Napoleon. Robespierre und Lamartine. — Was bringt die Zukunft.

So war ich denn in Frankreich, in Paris.

Es verhält sich der französische Geist zu dem englischen, wie der Champagner zu Porter.

In London wird man erdrückt von der Riesenkraft des

Genies, welchem so ungeheure pecuniäre Mittel zur Verfügung stehen, in Paris wird man angeregt und gehoben von dem ewig sprudelnden, unversiegbaren Enthusiasmus, welcher gleichsam wie ein irrender, fahrender Ritter fortwährend auf Abenteuer ausgeht, fast in jedem Kampfe siegt und niemals gewinnt.

Ich möchte auch sagen, London ist der erste Mann der Welt — Paris ist die erste Frau der Welt.

Paris und London werden sich ewig abstoßen und ewig anziehen.

Diese beiden Städte sind Nebenbuhler in der Bewunderung, die sie der übrigen Welt entlocken, und sympathisiren in der Bewunderung, die sie sich gegenseitig zollen:

Paris ist das schöne, kokette Weib, welches alle Völker lieben, trotzdem, daß Alle es tadeln.

London ist der stolze, vornehme Mann, welchen alle Völker achten, trotzdem, daß Alle ihn fürchten.

London belohnt seine großen Männer.

Paris vergöttert seine großen Männer.

London bleibt stets sein eigener Herr.

Paris ist auf dem höchsten Gipfel des Ruhms und der Macht stets nur eine Sklavin.

London besitzt eine ungeheure Selbstachtung.

Paris eine ungeheure Eigenliebe.

London ist immer stolz und kalt.

Paris ist immer aufgeregt und empfindlich.

London sucht überall seinen Nutzen.

Paris sucht überall seinen Ruhm.

London ändert nur das alte Habit.

Paris macht ewig neue Toilette.

London will erwerben.

Paris will leben.

London will erhalten.

Paris vergeuden.

London ist der Mentor aller Nationen.

Paris ist die Bonne aller Nationen.

Von England lernen die Männer und von Frankreich die Kinder.

Obwohl ich Paris mit einer Frau vergleiche und eine solche natürlich mehr Interesse für Männer als für Frauen haben muß, so war ich nicht desto weniger mit dem Tausche sehr zufrieden, und befand mich in Paris recht wohl.

Der gute Vicomte hatte alle mögliche Fürsorge für mich getroffen, ich fand ein sehr nobel eingerichtetes Hotel, und wir waren Beide erfreut uns wieder zu sehen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris wurde ich bei der großen Oper für einige Debüts engagirt.

Der Beifall, welchen ich erntete, war außerordentlich.

Ich muß gestehen, ich wurde ganz berauscht von diesem Erfolge, welchen ich, Neuling in der Kunst, mir nicht hatte träumen lassen.

So schnell zu einer Celebrität in Paris geworden, wurde mir die ganze galante Aufmerksamkeit zu Theil, welche der Franzose in reichlichem Maße Denjenigen zollt, die ihm gefallen.

Zugleich aber auch begannen mich die galanten Abenteurer förmlich zu bestürmen.

Ich wurde von Herren aller Klassen umschwärmt, von Herzögen, von Grafen, von Diplomaten, von Künstlern, von Banquiers und Rentiers, von Militärs und Geistlichen.

Wie in London, so hatte ich auch in Paris Gelegenheit Narren der Galanterie und der Liebe kennen zu lernen.

Ich muß es aber sagen, ich habe in Paris selbst die Narren liebenswürdiger gefunden.

In London interessirten mich die Dinge mehr als die Menschen, in Paris mehr die Menschen als die Dinge.

In London vergißt man über die Dinge die Menschen, in Paris über die Menschen die Dinge.

Und doch ist es wahr, und freilich auch ganz natürlich, daß die beiden Städten die Dinge wie die Menschen sind.

Es war eine lange Zeit her, daß ich Paris nicht gesehen hatte. Und damals war ich nur ein Kind und war in Paris nur einen Augenblick.

Paris war mir also etwas ganz Neues.

Und ist Paris nicht selbst immer etwas Neues?

Das Paris von gestern ist nicht mehr das Paris von heute. — In Paris wird Keiner alt, weil Paris selbst nicht alt wird.

Paris mausert an jedem Tage.

Wenn Paris stabil wird, ist Paris nicht mehr.

Wie Rom der Weltherrschaft bedürfte, um sich selbst zu beherrschen, wie London des Welthandels bedarf, um sich selbst zu ernähren, so bedarf Paris der Weltunruhe — um sich selbst zu beruhigen.

Paris ist nicht das Weib am Heerde, Paris ist eine Salondame.

Die Völker mögen wollen oder nicht, sie werden sich von dieser galanten Herrin nicht emancipiren.

Ich finde es sehr natürlich, daß Paris nicht allein in der Mode, d. h. in der Toilette, sondern auch in der Revolution den Ton angiebt.

In Allem was Bewegung heißt, läuft Paris allen übrigen Städten den Rang ab.

Bewegung ist für Paris Lebensbedingung.

Aber gewiß ist nicht jede Bewegung Fortschritt.

Aber Paris kümmert sich darum nicht, es will sich eben nur bewegen, verändern, weiter nichts.

Darum sind die Resultate seiner Bewegung so unsolider Natur, darum giebt es so leicht wieder auf, was es so leicht erringt, darum vergeudet es seine Kräfte so leichtsinnig, weil es sie so leicht wieder ersetzt.

Die Bewegung erschöpft sich wohl leicht, aber zuvor verhundertfacht sich ihre Kraft.

Deshalb wird Paris — denn Paris ist Frankreich — für die Ruhe Europa's stets gefährlich bleiben.

Es giebt nur zwei Schutzmittel gegen Paris.

Mitbewegung — oder kein Paris.

Paris ist trotz so vieler glücklicher Vorzüge die unglücklichste Stadt der Welt.

Es sucht, wie ein Verzweifelter, der Hand an sich selbst legen will, Zuflucht vor sich selbst.

Es glaubte sie zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Mitteln zu finden.

In dem Morde der Dynastie.

Aber man sah ein, wenn man einen König auf das Schaffot führt, muß man die halbe Nation mit hinauf führen, welche ihm anhängt.

Robespierre erschrack nicht vor dieser Consequenz, aber die Nation erschrack davor.

Diese blutige Consequenz hatte sich mit der Republik verschwistert, und man haßte sie deshalb.

Man suchte Zuflucht vor sich selbst und warf dem vergötterten Manne des Ruhms die Kaiserkrone hin.

Napoleon kannte seine Nation.

Er sah es ein, daß er, um Frankreich zu beherrschen, die Welt beherrschen müsse.

Das ist das Geheimniß, warum dieser geniale Mann stets Alles auf das Spiel setzte, um nur Paris zu behaupten, und warum er Paris aufgab, weil ihm Europa verloren war.

Europa und Paris, aber kein Paris ohne Europa.

Dieses Paris, dieses Frankreich, übersättigt von seinem Ruhme, mußte sich abermals vor sich selbst retten. Es war nun lange genug Gebieter in Europa gewesen, es wollte einmal wieder Herr bei sich selbst sein.

Deshalb gab es den Kaiser fast gleichmüthig auf, den Ruhm konnte es ja dennoch behalten.

Bonaparte hatte sich selbst gemacht, aber den Napoleon hatte Paris gemacht.

Also wieder eine neue Bewegung, wie in der Mode so in der Politik.

Das Neue war alt geworden, man griff wieder zum Alten, um es neu zu machen.

Also die alte Dynastie wieder.

Aber die alte Dynastie konnte das Schaffot und die Guillotine nicht vergessen, sie konnte die Principien nicht lieben lernen, welche königliches Blut fließen gemacht hatten, die alte Dynastie wollte nicht neu werden.

Und durch die Pforte von St. Denis, durch welche Karl X. von tausendfachem „vive le roi" begrüßt eingezogen war, flüchtete er wieder — weil Paris sich wieder vor sich selbst retten wollte.

Die Republik von Robespierre stand noch in zu frischem Angedenken, um nicht vor ihr zu zittern.

Diesmal wurde nur den König gewechselt.

Noch einmal rief man:

Le roi est mort, vive le roi!

Paris glaubte das große Zauberwort gefunden zu haben, um sich selbst damit zu bannen.

Ein bürgerliches Königsthum, hieß es, das soll uns glücklich, zufrieden, ruhig machen.

Man hatte die Herrschaft des Adels vernichtet, jetzt herrschte das Bürgerthum.

Aber wie lange währte es, daß Paris einzusehen glaubte, daß es auch mit diesem Herrscherthum nichts sei?

Was bleibt nun noch übrig?

Wenn es noch eine Regierungsform gäbe, welche Frankreich noch nicht gehabt hätte, ohne Zweifel hätte es sie angenommen.

So aber blieb nichts anderes übrig, als die Republik.

Ein neuer Robespierre würde ohne Zweifel die alte Guillotine wieder eingeführt haben.

Lamartine jedoch wollte durch die Philosophie bewirken, was Robespierre durch die Guillotine bewirken wollte.

Alle Köpfe gleich machen, alle Ideen auf ein Princip richten.

Robespierre nahm allen Gegnern die Köpfe.

Lamartine wollte ihnen den seinigen geben.

Als wenn sein Kopf auf alle Schultern paßte.

Die Juni-Empörung hatte ihn anders belehrt und stutzig gemacht.

Frankreich war wieder einmal, und diesmal rascher als je, daran, sich vor sich selbst zu retten.

Es übergab sich einem tapfern Säbel und hielt darauf einem großen Namen.

In Frankreich muß sich Alles wiederholen.

Das ist die Mode der Mode.

In der Politik ist eben so wenig Neues zu machen, wie in der Kleidung.

Weshalb?

Weil hier wie dort die Menschen bleiben.

Körperlich oder geistig verändern sich wohl diese, sie werden schwächer und kleiner, klüger und unfähiger — aber der Typus bleibt.

Eine neue Politik mit den alten Menschen ist unmöglich.

Wenn Frankreich seine Regierungsform wieder ändert, und es wird sie wieder ändern, was wird es dann sein?

Was Athen, was Rom, was Pisa, was Genua, was Venedig, was Warschau wurde, als an die Stelle der Stetigkeit das Princip der Bewegung kam?

Das Volk ist die Bewegung.

Und darauf wird man mir antworten:

Auch die Zeit ist die Bewegung.

Allerdings Bewegung, aber eine nach den weisesten Gesetzen geregelte Bewegung.

Welche Macht, welcher Mensch kann sich anmaßen zu regeln wie die Natur?

Paris mag sich hüten. Ich glaube es handelt sich jetzt um mehr als um Paris.

Wird es aufhören die Stadt zu sein, welche Revolutionen zur Mode macht, ohne irgend einen reellen Gewinn zu erzielen?

Paris kann viel für Europa thun, möge es nicht vergessen, was es sich selbst und der Welt schuldig ist.

Närrend der Geschichte.

Die heilige Alliance. — Geschichtstudien. — Die Größe des großen Peters. — Eine sinnige Hypothese. — Das alte Paris.

Damals, als ich Paris zum zweiten Male besuchte, war es freilich anders als jetzt. Ludwig Philipp, welchen man, wie gewöhnlich, so lange den Weisen nannte, so lange ihm das Glück nicht verließ, saß damals auf Frankreichs Thron. Man hielt trotz des großen Mißgeschicks, welches den Thronfolger dahingerafft, die Zukunft seines Hauses für gesichert und schien die Ruhe Frankreichs unter seinem Scepter für unerschütterlich zu halten.

Ludwig Philipps Politik war eine friedliche. Er trachtete darnach, Herzen, aber nicht Länder zu erobern. Frankreich war ihm groß genug, er wollte sich selbst, sein Haus, nun auch ein wenig groß machen. Das entsprach allerdings dem ruhmsüchtigen Frankreich sehr wenig.

Ich bekümmerte mich damals nicht viel um Politik. Meine Welt war das Theater, mein Kabinet mein Boudoir, trotzdem fehlte es mir nicht an Alliancen.

Ja, ich hätte sogar der heiligen Allianz beitreten können. Man erschrecke nur nicht. Es war weder Preußen, Oesterreich, noch Rußland, welche mich aufforderten, im Bunde der Vierte zu sein.

Es war eine andere heilige Allianz.

Ich werde später davon noch sprechen.

Außer den Franzosen habe ich in Paris ein anderes Bruchstück einer unglücklichen, heldenmüthigen und ritterlichen Nation kennen gelernt — die polnische Emigration.

Viele dieser Leute, welche noch ihren Niederlage von 1831 und des für sie so traurigen Ausganges eines so ungleichen Kampfes, noch immer von der Wiederherstellung ihres Vaterlandes träumen, gehörten zu meinen treuesten Verehrern, und ihr chevaleresker Charakter gefiel mir sehr wohl.

Ich gefiel ihnen und sie gefielen mir, so ging es mir mit den Polen und den Franzosen.

Ich konnte demnach auf eine gute Anzahl galanter Abenteuer gefaßt sein. Leben, Treiben, Bewegung war ja, wie gesagt, mein Element, und Bewegung ist das Element von Paris.

Welche Schule sollte ich in dieser üppigen, lebens- und geistvollen Stadt noch durchlaufen, wie sollte ich mich wehren gegen Hunderte von Anbetern, die mir gefielen, und eben so Viele, die mir mißfielen?

Es wird einer Frau nicht schwer, unerbittlich gegen Männer zu sein, die ihr nichts zu bieten vermögen, als das, was ihr eben jeder Mann bieten kann.

So lange man über die Männer lachen kann, braucht man sie auch keineswegs zu fürchten.

Aber die wahre Liebenswürdigkeit ist für eine Frau immer gefährlich, und am gefährlichsten dann, wenn sie glaubt vor jeder Gefahr gesichert zu sein.

Treu meinem Vorsatze, keinem Manne ganz anzugehören, und die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen, stürzte ich mich keck in die Abenteuer, die so viel Lockendes für mich hatten und gegen welche ich mich, hieb- und feuerfest zu sein glaubte.

Ich stürzte mich in das Leben und Treiben, in den schäumenden Strudel des modernen Capua, mit dem jugendlichen Uebermuthe einer gefeierten Künstlerin, die nichts mehr haßte als die Langeweile und nichts mehr liebte als die Veränderung.

Unwillkürlich mußte ich in Paris an die Vergangenheit Frankreichs denken, an den galanten Hof eines Ludwigs XIV. und XV., und Heinrichs IV., an eine Gabriele, eine Pompadour, eine Maintenau und wie sie noch Alle heißen mögen, die schönen Weiber, welche die Könige, und durch diese Paris, und durch dieses die ganze Welt beherrschten.

Der Hof Ludwig Philipps war kein Serail, wie der Hof der vorgenannten Könige, aber es giebt in Paris eine Herrschaft des schönen Geschlechts, welcher sich kein Hof, kein Monarch, kein Mensch entziehen darf, welcher in Frankreich etwas gelten will.

Früher herrschten und regierten die Frauen in Frankreich, jetzt regieren sie nicht, aber sie herrschen.

Ich habe es immer geliebt die Geschichte desjenigen Landes genau kennen zu lernen, in welchem ich gerade lebte.

Die geschichtlichen Kenntnisse und Erinnerungen, welche wir Mädchen von der Schule mit ins Leben bringen, sind zu dürftig, um uns genügen zu können.

Es giebt keinen Gegenstand, den man uns schlechter lehrt, als gerade Geschichte, welche nach meiner Meinung die nützlichste und nothwendigste Wissenschaft ist.

Wir erfahren von den Männern, daß sie, wenn sie nicht gerade dumm oder blödsinnig gewesen sind, sehr große Thaten verrichtet haben, die oft in nichts Anderem bestanden, als daß sie sich für viele Hunderttausende ihrer Unterthanen haben hinschlachten lassen.

Man lehrt uns die Geschichte wie einen tollen Hexen-

spuck, der in einem Vertilgungskampfe des Menschengeschlechts besteht.

Von den Frauen erfahren wir so gut wie gar nichts, denn die Weltgeschichte trägt Hosen, es scheint nur ein Irrthum zu sein, daß man sie dem weiblichen Geschlechte zuzählt.

Außerdem erfahren wir ein Paar tolle, ein Paar schlechte, ein Paar leichtsinnige und endlich auch ein Paar sinnige Streiche, welche das edle Männergeschlecht begangen hat, und nachdem man diese Dinge alle mit Blut verbunden und zusammengekittet hat, sagt man uns:

Eure Lectüre ist beendet.

Es stände traurig um die Achtung, welche wir für das Menschengeschlecht hegen, wenn wir nun auch aufhören Geschichte zu studiren und ad verba magistri schwören, wenn wir die Menschen nicht kennen lernten, welche die Weltgeschichte vornehm ignorirt und doch das Meiste dabei thun, daß uns das Leben erträglich wird.

Man sieht es übrigens, daß die Männer das Hauptkapitel der Weltgeschichte sind. Es giebt kein Buch, in welchem so vieles närrisches Zeug vorkömmt, als in diesem.

Ich erinnere mich noch genau, wie mein Lehrer der Geschichte in der Pension mir genau beschrieb, wie Nimrod ausgesehen hat, bis zu welcher Höhe der Thurm von Babel muthmaßlich aufgeführt worden sei, und welche Sprachen das wohl gewesen seien, welche die vermessenen Bauleute in ihrer Verwirrung damals gesprochen haben. — Er vermuthete: die chinesische, arabische, chaldäische, türkische, russische und lateinische. Dann erzählte dieser Mentor, welch ein großer Mann Peter der Große gewesen sei, der sich sogar nicht gescheut habe, seine durchlauchtigste Kaiserin durchzuprügeln, um als Selbstherrscher aller Reußen nicht selbst unter der Herrschaft des Pantoffels zu stehen. Hiermit war die welthistorische Größe dieses Fürsten vollständig erschöpft, wenn nicht noch das hinzuzuzählen ist, daß er sich von Karl hat schlagen lassen und ihn wieder geschlagen hat.

Bekanntlich machen das die Kinder, und namentlich die Schulknaben überall ebenso.

Wenn uns auf diese Weise die erhabene Weltgeschichte lächerlich erscheint, weil sich alle Thorheiten, aller Dünkel, alle Narrheit, alle Eitelkeit, alle Verworfenheit, aller Irrthum der Männer nur im vergrößerten Maaßstabe in ihr abspiegeln und von einem etwas schlauen Mädchen nur bald genug durchschaut werden, dann wird es wohlthuend, alle diese Thorheiten, all diesen Dünkel, alle diese Vermessenheiten, allen Irrthum einmal in der Nähe und im Kleinen zu betrachten, um endlich einsehen zu lernen:

Die Narrheit ist die größte Tugend der Menschheit.

Ich weiß wahrlich nicht, was aus der Weltgeschichte werden sollte, wenn urplötzlich alle Narrheit, alles Laster aufhörte.

Es ist das große, göttliche Privilegium der Weisen, daß es Narren, daß es Unverstand, daß es Thorheit geben muß.

Wenn alle Thorheit dereinst aufhört, nimmt alle Weisheit ein Ende.

Doch kommen wir wieder zu unserm eigentlichen Thema zurück, zum Studium der Weltgeschichte, d. h. eigentlich der Menschengeschichte.

Es ist nicht schwer die Geschichte Frankreichs zu lernen. Von allen großen Städten Europas trägt keine ein so großes Stück versteinerter Vorzeit in sich, als Paris.

Paris hat hierin den Vorzug vor allen übrigen Städten.

Paris war schon eine Weltstadt, als der russische Koloß noch ein Embryo war, Berlin noch in den Windeln lag. Krieg, Brand und Vandalismus hat meist alle alten Städte neu gemacht, nur Paris ist noch die alte schauerliche Stadt aus der Zeit der Jungfrau von Orleans und der Esmeralda.

Ja, Paris ist durchaus noch das alte.

Freilich verbrennt man keine kriegerische Jungfrau mehr, was an der von Orleans übrigens die Engländer gethan haben, man verbrennt keine Hexen mehr, und die Weiber haben wieder das Privilegium alt zu werden, aber ist es denn so lange her, daß man die Frauen zu Hekatomben schlachtete, weil sie das Unglück hatten Herrn Robespierre oder dem schrecklichen Pomilliac, oder sonst irgend einem zerlumpten Bürger — gar zu sehr zu gefallen oder zu mißfallen.

Paris ist noch das alte, ich habe das auf allen Schritten erfahren.

Schon gleich nach den ersten Tagen meiner Ankunft in Paris wollte ich mir die Stadt und ihre Umgegend ansehen.

Aber ich konnte sehr wenig sehen, denn ich war hergestalt von Besuchen umlagert, ich mußte so viele Audienzen geben und auch Gegenbesuche machen, daß mir sehr wenig Zeit übrig blieb.

Ich mußte mich endlich gewaltsam losmachen, und verabredete mit dem Bekannte die Zeit, um eine Ausflucht nach Versailles zu machen.

Nach Versailles? — Ja, wenn Pierre B...d nicht gewesen wäre, dieser lustige Mensch, welcher mir versicherte, daß, wenn Anaxagoras mich gesehen hätte, er zum Modell seiner Venus nach keiner andern Frau verlangt haben würde.

Die Kunst zu lieben.

Pierre B...d, ein neuer Ovid. — Der Stoff des weiblichen Herzens. — Seelengröße und Selbstaufopferung. — Was wir bei der neuen Kunst Pierre B...d's gewinnen würden?

Unter allen meinen Anbetern machte mir der Herr Pierre B...d den meisten Spaß. Pierre B...d war

ein junger Mann von 26 Jahren, welcher jährlich 5000 Franks Renten hatte. Das war nicht viel für einen Mann, welcher damit umging, die Theorie der Kunst zu lieben, zu schreiben, nachdem er sie, wie er sagte, praktisch studiert, oder vielmehr, wenn er sie praktisch studiert haben würde. Denn schon war er im Begriff diese praktischen Studien abzuschließen, um Ruhe zu seinem verdienstlichen Werke zu gewinnen, als er mich tanzen lernte.

Er hatte mich tanzen sehen und sich sofort entschlossen, seinem Werke noch ein Kapitel hinzuzusetzen und mich zu lieben. Er besuchte mich und sagte mir sogleich die drei Eigenschaften, welche ihm erforderlich schienen, um mich seinem Entschlusse geneigt zu machen, daß er nämlich Pierre B...d heiße, 5000 Franks Renten habe und mit einem Buche über die Kunst zu lieben beschäftigt sei.

Aber wie erschrack der junge Autor, als er nur zu bald gewahrte, daß meine Bekanntschaft ihm nicht ein neues Kapitel, sondern ein ganz neues Buch lieferte, daß sie, statt seine Theorie zu vervollständigen, diese vollkommen umstieß.

— Die Kunst zu lieben, sagte ich ihm, ist allerdings eine sehr schwierige Kunst, ich möchte fast behaupten, die schwierigste. Sie ist bekanntlich eine altklassische Kunst, über die Ovid schon ein großes Buch geschrieben hat, und die, wie so manche alte Kunst, in unsern Tagen nicht verstanden wird.

Ich will gerne zugeben, versetzte der neue Ovid, daß sie eine sehr schwierige Kunst ist, aber ich sehe nicht ein, warum diese Kunst die schwierigste sein sollte.

Jede andere Kunst, sagte ich, hat es mit Stoffen zu thun, die sich der Hand des Künstlers willig fügen und die gewissermaßen nach Regeln bearbeitet werden können. Durch diese Fügsamkeit des Stoffes, welchem der Künstler selbst Leben und Geist einhaucht, gewinnt dessen Individualität, dessen Genie, einen freien Spielraum. Das Kunstwerk bleibt so ewig ein Messen des Kunstgenies. Welchen Stoff hat aber der Liebeskünstler? Ist das weibliche Herz auch ein solcher willfähriger fügsamer Stoff, der den Geist des Meisters als seinen eigenen in sich aufnimmt? Wie verstehen Sie die Kunst zu lieben? Ist es die Kunst des Mannes, in jedes Mädchen, jede Frau, die ihm gefällt, verliebt zu sein? Gehört nicht vielmehr dazu, auch von ihnen geliebt zu werden?

Allerdings, antwortete der junge Pierre B...d.

Nun, so möchte ich doch wissen, welche allgemeine Regeln Sie aufstellen, um jedes weibliche Wesen sich zugethan oder vielmehr in sich verliebt zu machen?

Lassen Sie das „sich" weg, versetzte Pierre B...d, dann wird es eine richtige Frage, und ich werde sie Ihnen beantworten und Sie schlagen, d. h. Ihre Voraussetzung zu Schanden machen.

Ich soll das „sich" fortlassen?

Allerdings! Die Kunst zu lieben soll der Mann nicht lehren, alle Frauenherzen in sich, den Einzigen, verliebt zu machen, sondern in Jenen, die verliebt zu machen, die er gerade liebenswürdig findet, die er liebt und von der er geliebt werden möchte.

Wenn aber ein Mann alle hübschen Frauen liebt, und das scheint mir in der Regel so zu sein, dann wird ihm Ihre Kunst also nichts nützen?

Ich setze nicht voraus, daß ein Mann so thöricht sein wird, sich in alle hübsche Frauen auf einmal oder überhaupt zu verlieben. — Es ist dieses bei der Verschiedenheit des Geschmacks auch gar nicht anzunehmen, ich setze aber voraus, daß jedes weibliche Herz zur Liebe geneigt ist, und mit dieser Voraussetzung, die Sie mir nicht streitig machen werden, fällt die Ihrige, daß nämlich dem Liebeskünstler ein weniger fügsamer Stoff als jedem andern Künstler zu Gebote steht. Das weibliche Herz ist ein so fügsamer Stoff, wie es keinen andern giebt, fügsamer als Stein und Metall.

Nun gut, ich will Ihre Ansicht vorläufig adoptiren. Sie meinen, jedes weibliche Herz ist der Liebe zugänglich, und wer diesen fügsamen Stoff zu behandeln weiß, der wird sich der Gegenliebe stets versichern können. Sie besitzen diese allergrößte Kunst, und Sie haben erklärt, daß Sie in mich zum rasend werden verliebt sind. Ist es so, oder haben Sie nur eine Redensart ausgesprochen?

Durchaus nicht, es verhält sich vollkommen so.

Nun, ich erkläre Ihnen hiemit feierlich, daß ich auch nicht die geringste Zuneigung zu Ihnen verspüre. Lächeln Sie nicht. Ich weiß recht gut, daß Sie darüber nicht in Verlegenheit gerathen, daß Sie mir antworten werden: ich glaube es Ihnen nicht, Sie sind wirklich in mich verliebt, Sie wollen es mir nicht sagen.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu entgegnen, versetzte mein Ovid, wenn Sie wirklich in mich verliebt sind, werden Sie mir das schon sagen, und wenn Sie es mir nicht sagen, so muß ich es doch sicher merken können.

Ei, warum? Ich bin vielleicht ein recht bizarres Geschöpf, liebe Sie entsetzlich und stelle mich als Ihre Todfeindin.

Das ist freilich möglich, und die Sache wäre nicht neu. Wir haben die Beispiele schon erlebt. Aber es giebt dennoch sehr sichere Kennzeichen der Liebe, die allen verstellten Haß durchbrechen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel eine Dame, die wirklich liebt, kann wohl aus Gründen, und meinetwegen aus Laune, ihre Liebe verleugnen, indem sie dem Gegenstande ihrer Liebe nichts von dem gewährt, worauf die Liebe Ansprüche machen darf. Ein liebendes Herz wird aber niemals so weit gehen, dieser Ursache wegen noch einen Andern zu lieben.

Das liebende Herz könnte sich aber auch in dieser Beziehung verstellen.

Bis zu einem gewissen Punkte, das gebe ich zu.

Bis zu einem gewissen Punkte! Sagen wir bis wie weit?

Nun, wenn Sie z. B. mich liebten und die Laune, ho-

ben, mir das durchaus verhehlen zu wollen, so können Sie vielleicht, um dies durchzusetzen, einen andern Mann vor meinen Augen küssen.

Wenn dieser Mann mein Vater oder Bruder oder irgend ein anderer Verwandter ist?

Ich meine auch jeden andern Bekannten.

Auch ihren Nebenbuhler vielleicht?

Auch vielleicht den.

Ich könnte ihn sogar auch heirathen, nicht wahr?

Auch das vielleicht.

Und das nennen Sie bis zu einem gewissen Punkte gehen? — rief ich lachend, ich denke das ist über alle Punkte hinaus.

Nein, noch lange nicht. — Sie können Jemanden heirathen, ohne ihn zu lieben.

Aus bloßer Laune?

Warum nicht? Das geschieht gar nicht so selten.

Während man einen Andern liebt, den man heirathen könnte?

Auch das. Ich gebe allerdings zu, daß dieses zu den Seltenheiten gehört, daß sonderbare Umstände obwalten müssen, um ein solches Verhältniß hervorzubringen.

Es müssen in der That sehr sonderbare Dinge sein, die eine Dame, welche wahrhaft liebt, bewegen können, den geliebten Gegenstand ohne alle äußere Veranlassung aufzugeben, um mit einem Mann, der ihr gleichgültig ist, einen Ehebund zu schließen. Ich sage ohne alle äußere Veranlassung, und nehme also an, daß keine Ahnung, kein Verbot der Eltern, Dürftigkeit oder sonst irgend ein Grund, der außerhalb einer bloßen Laune liegt, vorwalte.

Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden.

Und wenn es Ihnen möglich scheint, daß ein weibliches Herz einer solchen Laune nachgeben kann, dann nennen Sie dieses dennoch einen fügsamen Stoff?

Trotzdem nenne ich es so.

Und Sie wollen auch in diesem, wie Sie selbst gestehen, ungewöhnlichen und seltsamen Falle, daß Sie geliebt werden könnten?

Auch dann noch, und ich nenne das weibliche Herz eben deshalb einen fügsamen Stoff.

Mein Herr, ich glaube, Sie werden eine Thorheit weniger begehen, wenn Sie Ihr kostbares Werk niemals drucken lassen, denn es ist von A bis Z falsch.

Aber ich bitte Sie, wie können Sie das behaupten?

Ich wage es, das fest und bestimmt, nachdem, was ich bis jetzt von Ihnen über die Liebe gehört habe, zu behaupten, denn, daß Sie es nur wissen, mein Herr Liebeskünstler, Sie verstehen von der Liebe durchaus gar nichts.

Vergessen Sie nicht, was Sie so eben ausgesprochen haben, ich werde Sie an den Beweis erinnern.

Es ist gar nicht nöthig, Ihnen das zu beweisen, es wäre eine reine Absurdität. Wenn Sie mir den Wein beschreiben, ganz wie man das Wasser beschreiben muß, so ist es sehr natürlich, Ihnen zu antworten, Sie kennen sehr gut das Wasser, aber nicht den Wein. — Eine Liebe, die aus bloßer Laune sich so völlig verläugnet, daß sie vor Berechnung, Neid, Haß, der Gleichgültigkeit, kurz allem Möglichen, nur nicht der Liebe gleicht, kann alles Dieses, nur nicht die Liebe sein. So liebt kein Weib und nicht einmal ein Mann, so liebt kein Hottentotte, so könnte man höchstens in Einem Zustande lieben, und das ist nicht der der Laune, sondern der der äußersten Verrücktheit. Was ein Wahnsinniger thut und thun kann, darüber freilich kann ich mit Ihnen nicht rechten. Aber ich will Ihnen dennoch für den Augenblick zugeben, daß eine solche unmöglich, unsinnige Liebe möglich sei, wie wollten Sie auch bei dieser, daß Sie geliebt werden, herausfinden? Was nennen Sie den gewissen Punkt, bis zu welchem sich ein liebendes Herz verstellen könnte?

Bis zu dem Punkte der Verheirathung des geliebten Gegenstandes.

Wahrlich, das ist köstlich. Sie meinen also, ein liebendes Weib kann sich überwinden, jeden Andern aus bloßer Laune zu heirathen und thun, als wäre der Geliebte gar nicht vorhanden, so bald dieser es aber eben so machen würde, würde ihre Liebe unwillkührlich hervorbrechen, und Sie hätten es dann weg. Das meinen Sie, sei der sicherste und letzte Probirstein der Liebe.

Das ist vollkommen meine Ansicht.

Es ist dieses vielleicht eine fixe Idee bei Ihnen, und eine solche vermag man nicht wegzustreiten. Ich schlage Ihnen also etwas Anderes vor, aber wir müssen nun wieder von vorne anfangen. Sie sind also in mich wirklich verliebt?

Ich bete Sie an, ich lasse mein Leben —

Halten Sie ein, mein Herr, ein bloßes Ja, welche mir vollkommen genügt haben. Sie sind in mich verliebt, mehr bedürfen wir nicht, Sie besitzen die Kunst, auch meine Liebe betrügerisch Ihrer Güte zu entlocken, Sie wollen wenigstens über diese Kunst ein ganzes Buch drucken lassen, nun es soll mir recht vielen Spaß machen, wenn Sie gefälligst Ihre Kunst an mir erproben wollten.

Ja, wenn ich nur wüßte, daß Sie noch keinen Andern lieben.

Keinen, ich gebe Ihnen mein Wort. Mein Herz ist noch ganz frei. Sie sehen, daß ich viele Anbeter habe, worunter wieder einige, die mir nicht unangenehm sind — aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen von Allen liebe, und Sie auch nicht in die Verlegenheit kommen werden, erst meine Laune überwinden zu müssen. Alle diese Versuchungen Ihrer Künstlerschaft haben Sie durchaus nicht zu befürchten, und Sie können meinetwegen, um die Wahrheit meiner Worte, daß ich für Sie gar keine Sympathie habe, zu erproben, gleich bis zu dem gewissen, der versteckten Liebe so gefährlichen Punkte gehen. — Sie können in Gottes Namen jede Dame heirathen — wenn ich's nur nicht bin.

Ich glaubte nun den modernen Ovid gefaßt zu haben,

aber dieser Schmeichler suchte mir wie ein Aal zu entschlüpfen.

Meine Theure, versetzte er, ich bin zu sehr Künstler, um nicht über meine Kunst mich selbst vergessen zu können. Ich liebe Sie, das habe ich Ihnen betheuert, aber das thut hier gar nichts zur Sache. Meine Kunst lehrt nicht, wie ein bestimmtes Individuum die Liebe eines andern bestimmten Individuums erlangen könne, sondern sie lehrt nur, wie man überhaupt sich Liebe, d. h. die Liebe eines Weibes erwerben kann.

Sie wollten, aber wohin das „sich" nicht haben.

Sie vergessen, daß Sie das „sich" auf alle Frauen bezogen. Alle Frauen, meinten Sie, sei meine Lehre, müßten sich vermittelst meiner Kunst in einen Einzigen verlieben. Meine Kunst aber lehrt nur, die Liebe eines liebenswürdigen und verehrten Weibes zu gewinnen. Ich bin aber nicht Egoist genug, um meine Kunst nur für mich zu gebrauchen, ich kann mich zu der Seelengröße emporschwingen, Ihnen völlig zu entsagen, und einem Ihrer vielen Anbeter behülflich zu sein, sein hoch ersehntes Ziel zu erreichen.

Das ist in der That eine ungeheure Seelengröße, sagte ich, vermochte aber vor Lachen kaum weiter zu reden. Aber werden Sie denn Ihrerseits über den gewissen Punkt hinwegkommen können, mich in dem Besitz eines Andern zu sehen.

Das Herz wird mir brechen — aber meine Kunst triumphirt.

Also Ihr gedrucktes Werk wird Sie über Ihr gebrochenes Herz trösten, vielleicht wird Ihnen Ihre Kunst auch dazu behülflich sein, Ihr gebrochenes Herz wieder zu heilen.

Das ist wohl möglich, ich hoffe Alles von meiner Kunst.

Schön, mein Herr, es ist mir lieb, bei Ihnen eine Seelengröße zu entdecken, die mich von Ihrer Liebe retten wird. Wollen Sie nicht vielleicht die Güte haben, mich überhaupt aus dem Bereiche Ihrer Experimente zu lassen.

Was ist man nicht im Stande für das geliebte Wesen zu thun, rief der begeisterte Künstler, wenn ich meine Kunst meiner Liebe unterzuordnen auch einiges Bedenken trage, so trage ich doch keineswegs Bedenken, Ihrem Wunsche zu genügen.

Der Herr Ovid schien sich sehr zu freuen, so leichten Kaufes davon zu kommen, mir aber machte die Sache Spaß. Ich liebe jede Originalität, selbst in der Narrheit, natürlich so lange sie nicht lästig wird, was in diesem Fache, nämlich in der Narrheit, leicht möglich wird. Also vorläufig wollte ich mich mit dem Herrn Pierre B... d auch ein wenig amüsiren.

Erklären Sie mir doch, sagte ich ihm, was würde denn einer meiner Anbeter thun müssen, um meine Liebe zu erwerben?

Das kann ich Ihnen unmöglich mit wenigen Worten sagen.

Es kommt mir auf ein Paar Worte gar nicht an, bedienen Sie sich denn nur ihrer.

Man muß Sie erst genau kennen, Sie studieren, um Ihnen hierauf die Antwort zu geben.

Aber, mein Gott, Sie gerathen ja in tausend Widersprüchen mit sich selbst. Ich denke, Sie haben für den fügsamen, bildsamen Stoff, das weibliche Herz, ganz allgemeine Regeln?

Diejenige, von der man geliebt sein möchte, zu studieren, ist die erste allgemeine Regel der Kunst zu lieben.

Wenn also Jemand dieses Studium nicht versteht, so kann ihm Ihre Kunst nicht helfen?

Diese Regel ist unerläßlich, aber ich glaube, wer lieben kann, kann auch ein Frauenherz studieren.

Ich glaube umgekehrt, viele Männer lieben eben deshalb, weil sie das Frauenherz nicht kennen.

Sie wollen vielleicht sagen, viele Männer lieben, ohne den Gegenstand ihrer Liebe genau zu kennen.

Nein, ich wollte gerade das sagen, was ich gesagt habe; ich will Ihnen aber auch darin noch beipflichten, daß jeder Mann, welcher liebt, auch das Frauenherz verstehen könnte, wenn er sich die Mühe giebt. Was aber uns betrifft, so haben Sie nicht nöthig, mich zu studieren, ich Ihnen ganz wahrheitsreu sagen, wie ich bin. Sind Sie damit zufrieden?

O, ob ich damit zufrieden bin! Sie vervollkommnen mich damit.

Nun, wohlan, um Ihrer Kunst nützlich zu sein, denn ich habe für diese eine ganz aufrichtige Verehrung, werde ich mein Seelen- oder Herzensportrait, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf das Papier entwerfen, und dann will ich sehen, was Ihre Kunst zu thun lehren wird.

Der Künstler war mit diesem Vorschlag einverstanden, er verließ mich, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben hatte, schon nach einigen Tagen meinem Versprechen nachzukommen.

Wenn ich sagte, daß ich für seine Kunst eine aufrichtige Verehrung hegte, so habe ich in der That nicht zu viel gesagt. Wenn die Herren Alle die Liebe als eine Kunst betrachten würden, wir Frauen würden dabei unendlich viel gewinnen. Wir würden dann ein Gegenstand der Kunst sein und uns einer wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung zu erfreuen haben. Wir würden dann aufhören ein Gegenstand der Tändelei, der Willkühr und der Laune zu sein.

Wie wäre es, wenn sich das weibliche Geschlecht dahin vereinigte, zu beschließen:

Von heute an werden wir die Liebe nur als eine Kunst betrachten. Wir werden uns nur von solchen Männern lieben lassen, die diese Kunst verstehen. Wer vom andern Geschlecht unsere Liebe erwerben will, muß uns zuerst den Beweis geben, daß er und der geliebte Gegenstand vollkommen harmoniren. Er muß uns beweisen, daß er sich und diesen

Gegenstand genau kennt, und uns die Grundsätze anzeigen, nach denen er mit uns leben und uns zu behandeln gedenkt.

Wenn ich keine Freundin der sogenannten conſtitutionellen Charten bin, ſo würde ich mich doch ſofort für eine ſolche Liebescharte erklären, nach der es den Frauen freiſtehen müßte, dem Manne, welcher ſich gegen ſeine einmal angelobten und angenommenen Principien vergingе, den Abſchied zu geben.

Natürlich müßte das Geſetz dieſen Akt legaliſiren.

Mag man mir entgegnen, aus der Abneigung entwickelt ſich in der Ehe, bei längerem Zuſammenleben, oft eine Zuneigung, und die Gewohnheit gleiche manche Disharmonie aus, ich erwiedere darauf, nach meinem Syſtem würde es dieſer ſtets gefährlichen Zufälligkeit nicht bedürfen, man würde gleich wiſſen, woran man iſt, und die Disharmonie, die ſich erſt mit der Zeit ausgleicht, würde gar nie vorhanden ſein.

Man würde mir noch entgegenſetzen: die wenigſten Menſchen kennen ſich ſelbſt ſo genau, um von ſich eine Charakterſchilderung entwerfen zu können.

Ich ſage: die Männer, die ſich ſelbſt nicht kennen, geben keine Bürgſchaft für eheliches Glück, ſie brauchen uns nicht zu lieben und ſie verdienen keine Liebe.

Man wird weiter ſagen: die Männer ſind oft zu ſchlecht, um bei der Schilderung ihres Charakters wahr zu ſein und wahr ſein zu können.

Darauf iſt nichts zu erwiedern, als daß wir Frauen klug genug ſein müſſen, um uns nicht täuſchen zu laſſen, und daß wir der Schilderung des Mannes eigenes Studium hinzufügen müſſen.

Man wird endlich ſagen: Es iſt doch nicht zu verlangen, daß die Männer uns ſo bald ſo genau kennen lernen ſollen, da wir uns doch auch und ſo gut zu verſtellen und zu verſtecken verſtehen.

Ich antworte: Wir müſſen den Männern, trotzdem, daß wir das ſchwache Geſchlecht ſind, mit gutem Beiſpiele vorangehen und in jeder Beziehung wahrhaft werden.

Im Uebrigen vergeſſe man nicht, daß hier von einer Kunſt die Rede iſt, die erſt gewiſſermaßen neu gefunden werden ſoll, und deren Aufgabe es alſo ſein wird, für alle dieſe Dinge Auswege und Regeln aufzufinden, die uns dergleichen Hinderniſſe überwinden lehren.

Was aber das gute Beiſpiel der Wahrheit anbetrifft, mit der wir den Männern entgegenkommen müßten, ſo will ich für mein Theil den Anfang damit machen. Oder vielmehr, ich habe ſchon den Anfang damit gemacht, als ich dieſe Memoiren zu ſchreiben begann. Ich will indeſſen den Männern nicht allein die Wahrheit in Bezug auf ſie ſelbſt und ihren Charakter ſagen, ſondern auch über mich ſelbſt mit der größten Wahrheitstreue ein Urtheil fällen. Und ſo, denke ich, wird es dem guten Pierre Bu[illegible]d nicht ſchwer werden, mich in ſeine Kunſt zu lieben, die er eigentlich richtiger „die Kunſt geliebt zu werden“ nennen ſollte, einzuweihen.

Briefe.

Von Georg Büchner.

Aus den Briefen an die Familie.

Straßburg, im Okt. 1831.

Als ſich das Gerücht verbreitete, daß Romarino durch Straßburg reiſen würde, eröffneten die Studenten ſogleich eine Subſcription und beſchloſſen, ihm mit einer ſchwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarino den Nachmittag mit dem Generalen Schneider und Langermann ankommen würde. Wir verſammelten uns ſogleich in der Academie; als wir aber durch das Thor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht paſſiren zu laſſen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und ſtellten uns drei- bis vierhundert Mann ſtark an der großen Rheinbrücke auf. An uns ſchloß ſich die Nationalgarde an. Endlich erſchien Romarino, begleitet von einer Menge Reiter; ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenſo ein Nationalgardiſt. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen hin; wir ſtellen uns mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Muſikchor vormarſchirt. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Abſingung der Marſeillaiſe und der Carmagnole; überall erſchallt der Ruf: Viva la liberte! vive Romarino! a bas les miniſtres! a bas le juste milieu! Die Stadt ſelbſt illuminirt, an den Fenſtern ſchwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gaſthof gezogen, wo ihm unſer Fahnenträger die Fahne mit dem Wunſch überreicht, daß dieſe Trauerfahne ſich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erſcheint Romarino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat! — und die Comödie iſt fertig.

Straßburg, im Dez. 1831.

.... Es ſieht verzweifelt kriegeriſch aus; kommt es zum Kriege, dann giebt es in Deutſchland vornehmlich eine babyloniſche Verwirrung, und der Himmel weiß, was das

Ende vom Liede sein wird. Es kann Alles gewonnen und Alles verloren werden; wenn aber die Russen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel, und sollte ich's in Frankreich thun. Gott mag den allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfen gnädig sein; auf der Erde werden sie hoffentlich keine Gnade mehr finden. ....

Straßburg, im Febr. 1832.

.... Das einzige Interessante in politischer Beziehung ist, daß die hiesigen republikanischen Zierbengel mit rothen Hüten herumlaufen, und daß Herr Perier die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.*)

Straßburg, im Dez. 1832.

.... Ich hätte beinahe vergessen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungsstand gesetzt wird (wegen der holländischen Wirren). Unter meinem Fenster rasseln beständig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerciren die Truppen und das Geschütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze ist doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt. ...

Straßburg, im Jan. 1833.

.... Auf Weihnachten ging ich Morgens um 4 Uhr in die Frühmette ins Münster. Das düstere Gewölbe mit seinen Säulen, die Nase und die farbigen Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenschein erleuchtet. Der Gesang des unsichtbaren Chores schien über dem Chor und dem Altäre zu schweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knieen der buntscheckigen Pfaffen, aber der Gesang allein machte mehr Eindruck auf mich, als die faden, ewig wiederkehrenden Phrasen unserer meisten Geistlichen, die Jahr aus Jahr ein an jedem Weihnachtstag meist nichts Gescheidteres zu sagen wissen, als, der liebe Herrgott sei doch ein gescheidter Mann gewesen, daß er Christus gerade um diese Zeit auf die Welt habe kommen lassen. —

Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus Frankfurt.**) Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Es ist eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutscher die Abgeschmacktheit begehen konnte, Soldatchens zu spielen. Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir in Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geschieht, keinen Theil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen. Diese tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrthum büßte sich schwer. Irren ist übrigens keine Sünde, und die deutsche Indifferenz ist wirklich von der Art, daß sie alle Berechnung zu Schanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt sein? ....

Straßburg, im Mai 1833.

.... So eben erhalten wir die Nachricht, daß in Neustadt die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete Versammlung hergefallen sei und ohne Unterschied mehrere Personen niedergemacht habe. Aehnliche Dinge sollen sich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die liberale Partei kann sich darüber gerade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird sich finden, wer der Stärkere ist. — Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis auf das Münster hättet sehen können, so hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann sitzend gefunden. Besagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Cashmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen deutschen Rock, auf die Weste war der Name „Rousseau" gestickt, an den Beinen enge Hosen, mit Stegen,

*) Perier, der damalige Minister des Innern, der das aufgestandene Polen im Interesse des Louis Philipp'schen Friedenssystems fallen ließ.

**) Das Frankfurter Attentat betreffend.

in der Hand ein modisches Stöckchen. Ihr seht, die Carricatur ist aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zusammengesetzt: Asien um den Hals, Deutschland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er ist ein Kosmopolit — nein, er ist mehr, er ist St. Simonist! Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren gesprochen, und Ihr irrt. Es ist ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereis't. — Ohne sein fatales Costüm hätte ich nie den St. Simonisten verspürt, wenn er nicht von der femme in Deutschland gesprochen hätte. Bei den Simonisten sind Mann und Frau gleich, sie haben gleiche politische Rechte. Sie haben nun ihren pere, der ist St. Simon, ihr Stifter; aber billigerweise müßten sie auch eine mere haben. Die ist aber noch zu suchen, und da haben sie sich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach seines Vaters Eseln, mit dem Unterschied, daß — denn im neunzehnten Jahrhundert ist die Welt gar weit vorangeschritten, — daß die Esel diesmal den Saul suchen. Rousseau mit noch einem Gefährten (beide verstehen kein Wort deutsch) wollten die femme in Deutschland suchen, man beging aber die intolerante Dummheit, sie zurückzuweisen. Ich sagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den Einen hätte er sich ennuyirt und über die Anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, steckt die Hände in die Taschen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für seine Capacität gut bezahlt u. marche vers les femmes, wie er sich ausdrückt. Er ist übrigens beneidenswerth, führt das bequemste Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simonist werden, denn man müßte mir meine Capacität gehörig honoriren. . . . .

Straßburg, im Juni 1833.

. . . . Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Thorenwerk ist. Sie schreiben, man lies't sie nicht; sie schreien, man hört sie nicht; sie handeln, man hilft ihnen nicht.

Straßburg, den 8. Juli 1833.

(Reise in die Vogesen.)

Bald im Thal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum sogenannten weißen und schwarzen See. Es sind zwei finstere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felsenwänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unseren Füßen lag still das dunkle Wasser. Ueber die nächsten Höhen hinaus sahen wir im Osten die Rheinebenen und den Schwarzwald, nach West und Nordwest das Lothringer Hochland; im Süden hingen düstere Wetterwolken, die Luft war still. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf, zu unserer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerrissenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletscher in der Abendsonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir bestiegen nämlich den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5000 Fuß hohen Völgen. Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen francheComte, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entferntesten Savoy'schen Alpen. Es war gegen Sonnenaufgang, die Alpen wie blasses Abendroth über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirten haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunstig, die Sonne warf einen rothen Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölk wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, soweit der Blick reicht, eine ungeheure, schimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken u. Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. Vom Völgen stiegen wir rechts herab in das sogenannte Amarinen-Thal, das letzte Hauptthal der Vogesen. Wir gingen thalaufwärts. Das Thal schließt sich mit einem schönen Wiesengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergstraße nach Lothringen zu den Quellen der Mosel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Wassers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere interessante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier ging es seit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein ministerieller Deputirter, Herr Saglio, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte sich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemanden interessiren könnte. Die Polizei war aber entgegengesetzter Meinung und stellte deßhalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hause des Herrn Saglio auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, gestern und vorgestern Abend wurde etwas vor dem Hause gelärmt. Präfekt und Maire hielten es für die beste Gelegenheit, einen Orden zu erwischen, sie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonnette und Kolbenstöße austheilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anschlagen u. s. w.

Gießen, den 1. Nov. 1833.

. . . . Gestern wurden wieder zwei Studenten verhaftet, der kleine Stamm, und Groß. . . . .

Gießen, den 19. Nov. 1833.

. . . , Gestern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputirten. An zweihundert Personen, unter ihnen Walser und Vogt. Einige loyale Toaste, bis man sich Courage getrunken, und dann das Polenlied, die Marseillaise gesungen und den in Friedberg Verhafteten ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbowle kommt! . . . .

Gießen, im Febr. 1834.

. . . . Ich verachte Niemanden, am wenigstens wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in Niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umstände wohl Alle gleich würden, und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite unsers geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dieß, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, ins Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deßhalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was existirt, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehen. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit, ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen od. Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, u. lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal theile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr producirt und sie dupt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines todten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder, ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristocratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen; Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch besser bei meinem Stiefelputzer nach mir umsehen, mein Hochmuth und Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Objekt. Ich bitte, fragt ihn einmal . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe. . . .

Gießen, den 19. März 1834.

. . . . Wichtiger ist die Untersuchung wegen der Verbindungen; die Relegation steht wenigstens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unschädlichkeit dieser Verschwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu thun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder schleifen oder Ketten schaukeln! – Die in Friedberg Verhafteten sind frei, mit Ausnahme von Vieren. . . . .

Gießen, den 25. Mai 1834.

. . . . Das Treiben der „Burschen" kümmert mich wenig, gestern Abend hat er von dem Philister Schläge bekommen. Man schrie: Bursch heraus! Es kam aber Niemand, als die Mitglieder zweier Verbindungen, die aber den Universitätsrichter rufen mußten, um sich vor den Schuster- und Schneiderbuben zu retten. Der Universitätsrichter war betrunken und schimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam; das Possierlichste ist, daß die Buben liberal sind und sich daher an die loyal gesinnten Verbindungen machten. Die Sache soll sich heute Abend wiederholen, man munkelt sogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt. . . . .

Gießen, den 2. Juli 1834.

. . . . . Was sagt man zu der Verurtheilung von Schulz?*) — Mich wundert es nicht, es riecht nach Kommißbrod. — A propos, wißt Ihr die hübsche Geschichte vom Herrn Commissär, &c. . .? Der gute Columbus sollte in X. . . . bei einem Schreiner eine geheime Presse entdecken. Er besetzt das Haus, dringt ein. „Guter Mann, es ist Alles aus, führ' Er mich nur an die Presse." — Der Mann führt ihn an die Kelter. „Nein, Mann! Die Presse! Die Presse!" — Der Mann versteht ihn nicht, und der Commissär wagt sich in den Keller. Es ist dunkel. „Ein Licht, Mann!" — „Das müssen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen." — Aber der Herr Commissär spart dem Lande überflüssige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhausen, an einen Balken, er schlägt Feuer aus seinem Nasenbein, das Blut fließt, er

*) Dr. Wilhelm Schulz, früher hessischer Lieutenant, später Mitglied des deutschen Parlaments, wurde am 18. Juni 1834 wegen mehrerer als aufrührerisch befundenen Schriften zur Cassation und 5jähriger Festungsstrafe verurtheilt.

achtet nichts und findet nichts. Unser lieber Großherzog wird ihm aus einem Civilverdienstorden ein Nasenfutteral machen. . . . .

Frankfurt, den 3. Aug. 1834.

. . . . Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag Abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und so wanderte ich in der lieblichsten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel, legte ich während der Nacht den größten Theil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs. Gegen Mittag war ich in Offenbach. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieser Seite leichter ist, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nöthigen Papieren zu versehen. . . . .

Gießen, den 5. Aug. 1834.

. . . . Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß Minnigerode eine halbe Stunde vor meiner Abreise arretirt wurde, man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund seiner Verhaftung nicht. Unserem scharfsinnigen Universitätsrichter fiel es ein, in meiner Reise, wie es scheint, einen Zusammenhang mit der Verhaftung Minnigerode's zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank versiegelt, und man sagte mir, meine Papiere seien durchsucht worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel sogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück, nur einige französische Briefe von W . . ., Muston,*) L . . . und B . . . wurden zurückbehalten, wahrscheinlich weil die Leute sich erst einen Sprachlehrer müssen kommen lassen, um sie zu lesen. Ich bin empört über ein solches Benehmen, es wird mir übel, wenn ich meine heiligsten Geheimnisse in den Händen dieser schmutzigen Menschen denke. Und das Alles — wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereist, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligsten Rechte und verlangte dann weiter Nichts, als daß ich mich über meine Reise ausweisen sollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B., die jedes Wort bestätigen, das ich gesprochen, und unter meinen Papieren befindet sich keine Zeile, die mich compromittiren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbesorgt sein. Ich bin auf freiem Fuß und es ist unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im Tiefsten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligsten Familiengeheimnisse einzubrechen. Man hat mich auf dem Universitätsgericht bloß gefragt, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um sich darüber Aufschluß zu verschaffen, erbricht man schon am zweiten Tag in meiner Abwesenheit meinen Pult und bemächtigt sich meiner Papiere! Ich werde mit einigen Rechtskundigen sprechen und sehen, ob die Gesetze für eine solche Verletzung Genugthuung schaffen.

*) Muston, ein französischer Flüchtling, der am Savoyer-Zuge Theil genommen hatte, sich in Darmstadt aufhielt und viel mit dem Briefsteller correspondirte.

Gießen, den 8. Aug. 1834.

Ich gehe meinen Beschäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die französischen Briefe scheinen noch nicht entziffert zu sein; der Herr Universitätsrichter muß sich wohl erst Unterricht im Französischen nehmen. Man hat mir sie noch nicht zurückgegeben ... Uebrigens habe ich mich bereits an das Disciplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die Willkühr des Universitätsrichters gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entschließen, auf die mir gebührende Genugthuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligsten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimnisse, das Berühren von Papieren, die mir Heiligthümer sind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen sollte, um mich an dem Urheber dieser Gewaltthat zu rächen. Den Universitätsrichter habe ich mittelst des höflichen Spottes fast ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult versiegelt fand, lief ich zu ihm und sagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Personen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abwesenheit mein Zimmer mit seinem Besuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund seines gütigen Besuches zu fragen ꝛc. — Es ist Schade, daß ich nicht nach dem Mittagessen gekommen, aber auch so barst er fast und mußte diese beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Gesetz sagt, nur in Fällen sehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der statt halben Beweises gelten könne, dürfe eine Haussuchung vorgenommen werden. Ihr seht, wie man das Gesetz auslegt. Verdacht, am wenigsten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, sonst müßte ich verhaftet sein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Untersuchung durch Verabreden gleichlautender Aussagen und dergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts compromittirt bin und daß die Haussuchung nur vorgenommen worden, weil ich nicht liederlich und nicht sclavisch genug aussehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine solche Gewaltthat stillschweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitschuldigen machen; hieße aussprechen, daß es keine gesetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugthuung mehr erhalte. Ich will unserer Regierung diese grobe Beleidigung nicht anthun.

Wir wissen nichts von Minnigerode; das Gerücht mit Offenbach ist jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch schon

da gewesen, kann mich nicht mehr compromittiren, als jeden anderen Reisenden. — Sollte man, sowie man ohne die gesetzlich nothwendige Ursache meine Papiere durchsuchte, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus, und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anfiele, plünderte oder mordete. Es ist Gewalt, der man sich fügen muß, wenn man nicht stark genug ist, ihr zu widerstehen; aus der Schwäche kann Einem kein Vorwurf gemacht werden.

Gießen, Ende August 1834.

Es sind jetzt fast drei Wochen seit der Haussuchung verflossen, und man hat mir in Bezug darauf noch nicht die mindeste Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem Universitätsrichter am ersten Tage kann nicht in Anschlag gebracht werden, sie steht damit in keinem gesetzlichen Zusammenhang; der Herr Georgi verlangt nur als Universitätsrichter von mir als Studenten: ich solle mich wegen meiner Reise ausweisen, während er die Haussuchung als Regierungscommissär vornahm. Ihr sehet also, wie weit man es in der gesetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich nicht irre, den wichtigen Umstand anzuführen, daß die Haussuchung sogar ohne die drei, durch das Gesetz vorgeschriebenen Urkundspersonen vorgenommen wurde, und so um so mehr den Charakter eines Einbruchs an sich trägt. Das Verletzen unserer Familiengeheimnisse ist ohnehin ein bedeutenderer Diebstahl, als das Wegnehmen einiger Geldstücke. Das Einbrechen in meiner Abwesenheit ist ebenfalls ungesetzlich; man war nur berechtigt, meine Thüre zu versiegeln, und erst dann in meiner Abwesenheit zur Haussuchung zu schreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht gestellt hätte. Es sind also drei Verletzungen des Gesetzes vorgefallen: Haussuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie gesagt, noch nicht vernommen worden, und es sind drei Wochen verflossen), Haussuchung ohne Urkundspersonen, und endlich Haussuchung am dritten Tage meiner Abwesenheit ohne vorher erfolgte Vorladung.

Die Vorstellung an das Disciplinärgericht war im Grund genommen überflüssig, weil der Universitätsrichter als Regierungscommissär nicht unter ihm steht. Ich that diesen Schritt nur vorerst, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen; ich stellte mich unter seinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine Sache zu der seinigen machen, aber die Leute sind etwas furchtsamer Natur; ich bin überzeugt, daß sie mich an eine andere Behörde verweisen. Ich erwarte ihre Resolution. . . . Der Vorfall ist so einfach und liegt so klar am Tage, daß man mit entweder volle Genugthuung schaffen oder öffentlich erklären muß, das Gesetz sei aufgehoben und eine Gewalt an seine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation, als Sturmglocken und Pflastersteine gebe.

Weißenburg, den 6. März 1835.

Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reise ging schnell und bequem vor sich. Ihr könnt, was meine persönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig sein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der Aufenthalt in Straßburg gestattet werden wird. . . . Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen. . . . Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten. . . . Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg verseffen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Uebel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei. . . . Es liegt jetzt Alles in meiner Hand. Ich werde das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten und unsere Zeit ist gerade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich frischen Lebensmuth, ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte. Der beständigen geheimen Angst vor Verhaftung und sonstigen Verfolgungen, die mich in Darmstadt beständig peinigte, enthoben zu sein, ist eine große Wohlthat.

Straßburg, den 27. März 1835.

Ich fürchte sehr, daß das Resultat der Untersuchung den Schritt, welchen ich gethan, hinlänglich rechtfertigen wird; es sind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächstens deren noch mehr. Minnigerode ist in flagranti crimine ertappt worden; man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen soll, man sucht ihm um jeden Preis sein Geheimniß zu entreißen; wie sollte seine schwache Constitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen können? . . . Ist in den deutschen Zeitungen die Hinrichtung des Lieutenant Kosseritz auf dem Hohenasperg in Württemberg bekannt gemacht worden? Er war Mitwisser um das Frankfurter Complott, und wurde vor einiger Zeit erschossen. Der Buchhändler Franky aus Stuttgart ist mit noch mehreren Anderen aus der nämlichen Ursache zum Tode verurtheilt worden, und man glaubt, daß das Urtheil vollstreckt wird.*)

Straßburg, den 20. April 1835.

Heute Morgen erhielt ich eine traurige Nachricht; ein

*) Diese Angaben sind unrichtig: Kosseritz wurde begnadigt und nach Amerika entlassen, Franky von den Civilgerichten zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt.

Flüchtling aus der Gegend von Gießen ist hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg seien mehrere Personen verhaftet und bei einem von ihnen eine Presse gefunden worden, außerdem sind meine Freunde L. Becker und Klemm eingezogen worden, und Rektor Weidig von Butzbach wird verfolgt. Ich begreife unter solchen Umständen die Freilassung von P..... nicht. Jetzt erst bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verschont haben..... Ich sehe meiner Zukunft sehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten leben..... Man hat mich auch aufgefordert, Kritiken über die neu erscheinenden französischen Werke in das Literaturblatt zu schicken, sie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, aber ich bin entschlossen, meinen Studienplan nicht aufzugeben.

Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz*) und seine Frau gefallen mir sehr gut, ich habe schon seit längerer Zeit Bekanntschaft mit ihnen gemacht, und besuche sie öfters. Schulz namentlich ist nichts weniger, als die unruhige Kanzleibürste, die ich mir unter ihm vorstellte; er ist ein ziemlich ruhiger und sehr anspruchsloser Mann. Er beabsichtigt in aller Nähe mit seiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahr ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu docziren..... Die Verhältnisse der politischen Flüchtlinge sind in der Schweiz keineswegs so schlecht, als man sich einbildet; die strengen Maßregeln erstrecken sich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgesetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmsten Verhältnisse mit dem Auslande gebracht und schon beinahe in einen Krieg mit demselben verwickelt haben..... Böckel und Baum sind fortwährend meine intimsten Freunde; Letzterer will seine Abhandlung über die Methodisten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat, und öffentlich gekrönt worden ist, drucken lassen. Ich habe mich in seinem Namen an Gutzkow gewendet, mit dem ich fortwährend in Correspondenz stehe. Er ist im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er scheint viel auf mich zu halten, ich bin froh darüber, sein Literaturblatt steht in großem Ansehen..... Im Juni wird er hierherkommen, wie er mir schreibt. Daß Mehreres aus meinem Drama im Phönix erschienen ist, hatte ich durch ihn erfahren; er versicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erscheinen. Im Fall es euch zu Gesicht kommt, bitte ich euch, bei eurer Beurtheilung vorerst zu bedenken, daß ich der Geschichte treu bleiben und die Männer der Revolution gehen mußte, wie sie waren, blutig, liederlich, energisch und cynisch. Ich betrachte mein Drama wie ein geschichtliches Gemälde, das seinem Original gleichen muß.... Gutzkow hat mich um Kritiken, wie um eine besondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abschlagen, ich gebe mich ja doch in meinen freien Stunden mit Lectüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und schreibe über das Gelesene etwas nieder, so ist dieß keine so große Mühe und nimmt wenig Zeit weg.... Der Geburtstag des Königs ging sehr still vorüber, Niemand fragt nach dergleichen, selbst die Republikaner sind ruhig; sie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundsätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation mehr Anhang, und so wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltsame Umwälzung von selbst zusammenfallen... Sartorius ist verhaftet, sowie auch Becker. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn Weidig und des Pfarrers Flick zu Peterweil erfahren.

Straßburg, Mittwoch nach Pfingsten 1835.

Was ihr mir von dem in Darmstadt verbreiteten Gerüchte hinsichtlich einer in Straßburg bestehenden Verbindung sagt, beunruhigt mich sehr. Es sind höchstens acht bis neun deutsche Flüchtlinge hier, ich komme fast in keine Berührung mit ihnen, und an eine politische Verbindung ist nicht zu denken. Sie sehen so gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umständen dergleichen im Ganzen unnütz und dem, der daran Theil nimmt, höchst verderblich ist. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten das sehr gesunkene Ansehen der deutschen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das sehr lobenswerth. Straßburg schien übrigens unserer Regierung höchst verdächtig und sehr gefährlich, es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im Geringsten, nur macht es mich besorgt, daß unsere Regierung die Ausweisung der Schuldigen verlangen will. Wir stehen hier unter keinem gesetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Gesetz hier auf, sind nur geduldet und somit ganz der Willkür des Präfecten überlassen. Sollte ein derartiges Verlangen von unserer Regierung gestellt werden, so würde man nicht fragen: existirt eine solche Verbindung oder nicht? sondern man würde ausweisen, was da ist. Ich kann zwar auf Protection genug zählen, um mich hier halten zu können, aber das geht nur so lange, als die hessische Regierung nicht besonders meine Ausweisung verlangt, denn in diesem Falle spricht das Gesetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das Alles ist übertrieben. Uns berührt auch folgende Thatsache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlassen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, sich ganz ruhig verhalten und dennoch! Ich hoffe, daß unsere Regierung mich für zu unbedeutend hielt, um euch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen und daß ich somit ungestört bleiben werde. Sagt, ich sei in die Schweiz gegangen. Heumann sprach ich gestern. — Auch sind in der letzten Zeit wieder 5 Flücht-

*) Schulz war bekanntlich am 31. Dez. 1834 durch die Hilfe seiner entschlossenen Frau aus der Festung entflohen und nach Straßburg gegangen.

linge aus Darmstadt und Gießen hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereist. Rosenstiel, Wiener und Stamm sind unter ihnen.

Straßburg, im Juli 1835.

Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmstadt erfahren. Koch, Wallroth, Geilfuß und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen Becker, sind vor Kurzem hier angekommen, auch ist der junge Stamm hier. Es sind sonst noch Mehrere angekommen, sie gehen aber sämmtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu sagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmstädter Arresthaus zurückversetze. Die Unglücklichen! Minnigerode sitzt jetzt fast ein Jahr, er soll körperlich fast aufgerieben sein, aber zeigt er nicht eine heroische Standhaftigkeit? Es heißt, er sei schon mehrmals geschlagen worden, ich kann und mag es nicht glauben. A. Becker wird wohl von Gott und der Welt verlassen sein; seine Mutter starb, während er in Gießen im Gefängniß saß, vierzehn Tage darnach eröffnete man ihm!!! Kl...*) ist ein Verräther, das ist gewiß, aber es ist mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß seine Schwester und seine Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmstadt gebracht worden sind, und zwar höchst wahrscheinlich auf seine eigene Aussage hin? Uebrigens gräbt er sich sein eignes Grab; seinen Zweck, die Heirath mit Fräulein v. ..... in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn tödten. Ich fürchte nur sehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorspiel sind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß sich nicht zu mäßigen; die Vortheile, welche ihr die Zeitumstände in die Hand geben, wird sie auf's Aeußerste mißbrauchen, und das ist sehr unklug und für uns sehr vortheilhaft. Auch der junge v. Biegeleben, Weidenbusch, Floret sind in eine Untersuchung verwickelt; das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, Flick, Weidig und Thudichum sind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur sehr, daß unsere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt, doch bin ich der Verwendung der Professoren Lauth, Duvernoy und des Dr. Boeckel's gewiß, die sämmtlich mit dem Präfekten gut stehen. — Mit meiner Uebersetzung bin ich längst fertig; wie es mit meinem Drama geht, weiß ich nicht; es mögen wohl 5 bis 6 Wochen sein, daß mir Gutzkow schrieb, es werde daran gedruckt, seit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke es muß erschienen sein, und man schickt es mir erst, wenn die Recensionen erschienen sind, zugleich mit diesem zu. Anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für Gutzkow; er ist ein Preuße und hat sich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erschienenen Werke das Mißfallen seiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er sitzt vielleicht jetzt auf einer preußischen Festung; doch wir wollen das Beste hoffen.

Straßburg, 16. Juli 1835.

Ich lebe hier ganz unangefochten; es ist zwar vor einiger Zeit ein Reskript von Gießen gekommen; die Polizei scheint aber keine Notiz davon genommen zu haben. Es liegt schwer auf mir, wenn ich mir Darmstadt vorstelle; ich sehe unser Haus und den Garten und dann unwillkührlich das abscheuliche Arresthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo Einer nach dem Andern stirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurtheil, ein Schaffot, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängniß auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden! Das ist entsetzlich! Könntet Ihr mir nicht sagen, wer in Darmstadt sitzt? Ich habe hier Vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. Kl... scheint eine schändliche Rolle zu spielen. Ich hatte den Jungen sehr gern, er war grenzenlos leidenschaftlich, aber offen, lebhaft, muthig und aufgeweckt. Hört man nichts von Minnigerode? Sollte er wirklich Schläge erhalten? Es ist mir undenkbar. Seine heroische Standhaftigkeit sollte auch den verstocktesten Aristokraten Ehrfurcht einflößen.

Straßburg, 28. Juli 1835.

Ueber mein Drama muß ich einige Worte sagen: erst muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzusehr benutzt worden ist. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und immer auf die dem Ganzen nachtheiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg, und fast platter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hatte mir keinen Correcturbogen zugeschickt. Der Titel ist abgeschmackt, und mein Name steht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er steht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuscripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den

und gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde. Gutzkow's glänzende Kritiken habe ich gelesen und

*) Stud. Gustav Kl... aus Lich; schon in das Frankfurter Attentat verwickelt und deßwegen längere Zeit in Haft, aber am 20. Mai 1834 wieder freigegeben, nahm an der nun folgenden Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zur Verbreitung revolutionärer Flugschriften lebhaften Antheil und legte bei seiner am 8. Mai 1835 erfolgten zweiten Verhaftung so umfassende und absichtliche Geständnisse über seine Mitschuldigen vor dem Untersuchungsrichter ab, daß er in Berücksichtigung dieser Verdienste sowohl, als einer geschwächten Gesundheit, schon am 23. August desselben Jahres wieder freigelassen wurde (was damals bei keinem der sonstigen Angeschuldigten geschah) und von da an in fortwährender Relation mit seinem Untersuchungsrichter blieb. — Er lebte später, überall zurückgestoßen, an verschiedenen Orten.

zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die sogenannte Unsittlichkeit meines Buchs angeht, so habe ich Folgendes zu antworten: der dramatische Dichter ist in meinen Augen nichts, als ein Geschichtschreiber, steht aber über Letzterem dadurch, daß er uns die Geschichte zum 2. Mal erschafft und uns gleich unmittelbar, statt eine trockene Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein versetzt, uns statt Charakteristiken Charaktere, und statt Beschreibungen Gestalten giebt. Seine höchste Aufgabe ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein, als die Geschichte selbst; aber die Geschichte ist vom lieben Herrgott nicht zu einer Lectüre für junge Frauenzimmer geschaffen worden, und da ist es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebensowenig dazu geeignet ist. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit schildern wollte, so mußte ich sie eben liederlich sein, wenn ich ihre Gottlosigkeit zeigen wollte, so mußte ich sie eben wie Atheisten sprechen lassen. Wenn einige unanständige Ausdrücke vorkommen, so denke man an die weltbekannte, obscöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute sagen lasse, nur ein schwacher Abriß ist. Man könnte mir nur noch vorwerfen, daß ich einen solchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf ist längst widerlegt. Wollte man ihn gelten lassen, so müßten die größten Meisterwerke der Poesie verworfen werden. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut, wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. Wenn man so wollte, dürfte man keine Geschichte studiren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affectirtem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Göthe und Shakspeare, aber sehr wenig auf Schiller. Daß übrigens noch die ungünstigsten Kritiken erscheinen werden, versteht sich von selbst; denn die Regierungen müssen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweisen lassen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unsittliche Menschen sind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen, und werde jede wahrhaft ästhetische Kritik mit Dank annehmen. —

Habt Ihr von dem gewaltigen Blitzstrahl gehört, der vor einigen Tagen das Münster getroffen hat? Nie habe ich einen solchen Feuerglanz gesehen und einen solchen Schlag gehört, ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade ist der größte seit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerschmettert und weit weg geschleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuser von den herabfallenden Steinen durchgeschlagen. —

Es sind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, Nievergelder ist darunter; es sind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerst vorsichtig. Wir wissen hier von Niemand, der auf der Grenze verhaftet worden sei. Die Geschichte muß ein Mährchen sein.

Straßburg, Anfangs August 1835.

Vor Allem muß ich Euch sagen, daß man mir auf besondere Verwendung eine Sicherheitskarte versprochen hat, im Falle ich einen Geburts- (nicht Heimaths-) Schein vorweisen könnte. Es ist dies nur als eine vom Gesetze vorgeschriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweisen können, so unbedeutend es auch sei. ... Doch lebe ich ganz unangefochten, es ist nur eine prophylactische Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich sei nach Zürich gegangen; da ihr seit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Post erhalten habt, so kann die Polizei unmöglich mit Bestimmtheit wissen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geschrieben, ich sei nach Zürich gegangen. Es sind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Professor Vogt ist darunter, sie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch ist eine Schwester des unglücklichen Neuhof, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man sagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmstädter Arresthaus gebracht wurde, ist gewiß; man behauptet, sie sei die ..... Die Regierung muß die Sachen sehr geheim halten, denn ihr scheint in Darmstadt sehr schlecht unterrichtet zu sein. Wir erfahren Alles durch die Flüchtlinge, welche es am besten wissen, da sie meistens zuvor in die Untersuchung verwickelt waren. Daß Minnigerode in Friedberg eine Zeit lang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß; ich weiß es von Einem, der mit ihm saß. Er soll tödtlich krank sein; wolle der Himmel, daß seine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefangenkost bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, ist ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich voraussah, was kommen würde, ich

wäre in so einem Loch verrückt geworden. . . . In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaschine in Paris und die der Kammer vorgelegten Gesetzentwürfe über die Presse machen viel Aufsehen. Die Regierung zeigt sich sehr unmoralisch; denn, obgleich es gerichtlich erwiesen ist, daß der Thäter ein verschmitzter Schurke ist, der schon allen Parteien gedient hat und wahrscheinlich durch Geld zu der That getrieben wurde, so sucht sie doch das Verbrechen den Republikanern und Carlisten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindruck die unleidlichsten Beschränkungen der Presse zu erlangen. Man glaubt, daß das Gesetz in der Kammer durchgehen und vielleicht noch geschärft werden wird. Die Regierung ist sehr unklug; in 8 Wochen hat man die Höllenmaschine vergessen, und dann befindet sie sich mit ihrem Gesetz einem Volke gegenüber, das seit mehreren Jahren gewohnt ist, Alles, was ihm durch den Kopf kommt, öffentlich zu sagen. Die feinsten Politiker reimen die Höllenmaschine mit der Revue in Kalisch zusammen. Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben; die Höllenmaschine unter Bonaparte! der Rastadter Gesandtenmord!!

Wenn man sieht, wie die absoluten Mächte Alles wieder in die alte Unordnung zu bringen suchen, Polen, Italien, Deutschland wieder unter den Füßen! es fehlt nur noch Frankreich, es hängt ihnen immer, wie ein Schwert, über dem Kopf. So zum Zeitvertreib wirft man doch die Millionen in Kalisch nicht zum Fenster hinaus. Man hätte die auf den Tod des Königs folgende Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht sehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weise erklären. Die Republikaner haben erstens kein Geld und sind zweitens in einer so elenden Lage, daß sie nichts hätten versuchen können, selbst wenn der König gefallen wäre. Höchstens könnten einige Legitimisten hinein verwickelt sein. Ich glaube nicht, daß die Justiz die Sache aufklären wird.

Straßburg, 17. Aug. 1835.

Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde sind sämmtlich der Meinung, daß man für jetzt Alles der Zeit überlassen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürsten mit ihrer wieder erlangten Gewalt treiben, nur zu unserem Vortheil gereichen. Ihr müßt Euch durch die verschiedenen Gerüchte nicht irre machen lassen; so soll sogar ein Mensch Euch besucht haben, der sich für Einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menschen je gesehen zu haben, ihm mir die Anderen jedoch erzählten, ist ein ausgemachter Schurke, der wahrscheinlich auch das Gerücht von einer hier bestehenden Verbindung ausgesprengt hat. Die Gegenwart des Prinzen Emil, der hier ist, könnte vielleicht nachtheilige Folgen für uns haben, im Falle er von dem Präfekten unsern Ausweisung begehrte; doch halten wir uns für zu unbedeutend, als daß seine Hoheit sich mit uns beschäftigen sollte. Uebrigens sind fast sämmtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereist, und in wenigen Tagen gehen noch Mehrere, so daß höchstens fünf bis sechs hier bleiben werden.

Straßburg, 20. Sept. 1835.

Mir hat sich eine Quelle geöffnet; es handelt sich um ein großes Literaturblatt, deutsche Revue betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erscheinen soll. Gutzkow und Wienbarg werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefordert. Ob das gleich eine Gelegenheit gewesen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges Einkommen zu sichern, so habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen abgelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir erscheint. — Kl... also frei? Er ist mehr ein Unglücklicher, als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher, als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die tolle Leidenschaft des armen Teufels benützt haben. Er hatte sonst Ehrgefühl, ich glaube nicht, daß er seine Schande wird ertragen können. Seine Familie verleugnet ihn, seinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Hauptrolle in der Sache gespielt zu haben scheint. Es sind viele Leute dadurch unglücklich geworden. Mit Minnigerode soll es besser gehen. Hat denn Gladbach noch kein Urtheil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben. Mich schaudert, wenn ich denke, was vielleicht mein Schicksal gewesen wäre!

Straßburg, im Okt. 1835.

Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethe's, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen. Auch sehe ich mich eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistorischen Gegenstand um. Jetzt noch eine Zeit lang anhaltendes Studium, und der Weg ist gebrochen. Es giebt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider.

Straßburg, 2. Nov. 1835.

Ich weiß bestimmt, daß man mir in Darmstadt die abenteuerlichsten Dinge nachsagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften lassen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen und Steckbriefen muß Aufsehen machen, u. da das Publikum jedenfalls nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt, so macht es wunderliche Hypothesen.

Aus der Schweiz habe ich die besten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhielte, in welchem Fall ich alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu doctren. In

Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt, und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst überflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten. — Dabei bin ich gerade daran, sich einige Menschen auf dem Papier todtschlagen oder verheirathen zu lassen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein großes Publikum mit so wenig Geschmack, als möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, sogar, um Privatdocent der Philosophie zu sein.

Zürich, 26. Okt. 1836.

Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich Jemand sagen: „die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird sagen, es sei ein großer gewesen." Ich glaube, daß er Recht hat.

Zürich, 20. Nov. 1836.

Was das politische Treiben anlangt, so könnt Ihr ganz ruhig sein. Laßt euch nur nicht durch die Ammenmährchen in unseren Zeitungen stören. Die Schweiz ist eine Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Todtschlag. Ihr werdet überrascht sein, wenn ihr mich besucht; schon unterwegs überall freundliche Dörfer mit schönen Häusern, und dann, je mehr Ihr Euch Zürich nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlstand; Dörfer und Städtchen haben ein Aussehen, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Accessisten und faulen Staatsdienern, man riskirt nicht von einer adeligen Kutsche überfahren zu werden; dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk, und um wenig Geld eine einfache, gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Vermögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde.

Minnigerode ist todt, wie man mir schreibt, das heißt, er ist drei Jahre lang gequält worden. Drei Jahre! Die französischen Blutmänner brachten einen doch in ein paar Stunden um, das Urtheil und dann die Guillotine! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menschliche Regierung; sie kann kein Blut sehen. Und so sitzen noch an vierzig Menschen, und das ist keine Anarchie, das ist Ordnung und Recht, und die Herren fühlen sich empört, wenn sie an die anarchische Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit schweren Zinsen kann abgetragen werden, mit sehr schweren. —

Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834.

Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich. Bei uns ist Frühling, ich kann deinen Veilchenstrauß immer ersetzen, er ist unsterblich wie der Luna. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg, es geht dort allerlei vor, und du sagst kein Wort davon. Je baisse les petites mains, en goutant les souvenirs doux de Strasbourg. —

„Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup, en me donnant bientot des nouvelles." Und ich ließ dich warten! Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studirte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Exstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, — ist schauderhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Brust legen! Er wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich schrieb ihm. Ich verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsterniß wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes u. des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. Ostern ist noch mein einziger Trost; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und

die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich habe die Reise schon tausendmal gemacht und werde nicht müde. — Du frägst mich: sehnst du dich nach mir? Nennst du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann und wenn man davon gerissen ist, und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? Gieb mir doch Antwort. Sind meine Lippen so kalt? . . . . . — Dieser Brief ist ein Charivari: ich tröste dich mit einem andern.

. . . Ich dürste nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären stumm, dann könnten wir uns doch nur ansehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand starr anblicken, ohne daß mir die Thränen kämen. Es ist dies eine Augenwassersucht, die auch beim Starrsehen oft vorkommt. Sie sagen, ich sei verrückt, weil ich gesagt habe, in sechs Wochen würde ich auferstehen, zuerst aber Himmelfahrt halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich dir streitig, ich ließ ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltst mit Gleichem. . . .

. . . Der erste helle Augenblick seit 8 Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor 2 Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beständiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergiebst du? Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallender Ton aus tausend Lerchenkehlen schlägt durch die brütende Sommerluft, ein schweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrausende Wind klingt wie sein melodischer Schritt. Die Frühlingsluft löste mich aus meinem Starrkrampf. Ich erschrack vor mir selbst. Das Gefühl des Gestorbenseins war immer über mir. Alle Menschen machten mir das hypokratische Gesicht, die Augen verglast, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maschinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Walzchen und Stiftchen im Orgelkasten hüpfen und drehen sah, — ich verfluchte das Concert, den Kasten, die Melodie und — ach, wir armen schreienden Musikanten, das Stöhnen auf unsern Folter, wäre es nur da, damit es durch die Wolkenritzen dringend und weiter, weiter klingend, wie ein melodischer Hauch in himmlischen Ohren stirbt? Wären wir das Opfer im glühenden Bauch des Perryllusstiers, dessen Todesschrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen sich aufzehrenden Gottstiers klingt. Ich lästere nicht. Aber die Menschen lästern. Und doch bin ich gestraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und — vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann sitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modelliren hätte ich Reisegeld bekommen. Ich spüre, ich fange an, interessant zu werden. —

Die Ferien fangen morgen in 14 Tagen an; verweigert man die Erlaubniß, so gehe ich heimlich, ich bin mir selbst schuldig, einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt sich in mir selbst; hätte ich einen Weg für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies stummsein ist meine Verdammniß. Ich habe dir's schon tausendmal gesagt: Lies meine Briefe nicht, — kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen; — so schleppe ich dich in meine wüsten Irrgänge. Du sitzest jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir. Seit 14 Tagen steht dein Bild beständig vor mir, ich sehe dich in jedem Traum. Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen. Ich hege noch einer seligen Empfindung, die wird mir bald, bald, bei dir.

. . . Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne D . . . zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten gestoßen, und meine Reise wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verschoben worden. Ich schreibe dir jedoch vorher noch einmal, sonst ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieser Brief ist ohnedies so langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hause: Herr Studiosus Büchner. Das ist Alles. Wie ich hier zusammenschrumpfe, ich erliege fast unter diesem Bewußtsein; ja sonst wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödsinnigen beklagen mag! Aber du, was sagst du zu dem Invaliden? Ich wenigstens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausstehen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir a la hauteur du siecle; et puis me faudra-t-il du fer a cheval pour faire de l'impression a un coeur de femme? Aujourd'hui on a le système nerveux un peu robuste. Adieu.

. . . Ich wäre untröstlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich schreibe jetzt täglich, schon gestern hatte ich einen Brief angefangen. Fast hätte ich Lust, statt nach Darmstadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlsein eine ernste Wendung, — ich bin dann im

„Der zwietrachterzeugende Federalismus der politischen Sekten erlischt in der Einheit und Untheilbarkeit der Vernunft".

Und Alle vertrauten der neuen Gottheit und hofften unter ihrem Schutze auf bessere Tage, als die Republik bisher gesehen hatte.

Cultus der Frauen für Robespierre.

Das, was Jedermann in Erstaunen setzen muß, ist die Thatsache, daß ein dem äußern Anscheine nach so ernster, strenger, abstoßender Mann wie Robespierre, so arm und so einfach, von den Frauen in so hohem Grade geachtet, geliebt und gesucht ward.

Darauf giebt's nur Eine Antwort und in ihr liegt das ganze Geheimniß jenes Cultus, dessen Gegenstand er war: er flößte Vertrauen ein.

Das ernste, strenge Aussehen ist dem weiblichen Geschlechte keineswegs verhaßt. So häufig Opfer des Leichtsinns der Männer, nähern sie sich weit lieber Jenem, dessen Gesinnung ihnen Vertrauen einflößt. Instinktmäßig errathen sie, daß der ernste Mann in der Regel derjenige ist, dessen Herz der Frau, die er liebt, länger treu bleiben wird, als andere Männer.

Für sie ist das Herz Alles. Man thut ihnen unrecht, wenn man glaubt, daß sie mehr verlangen, als geliebt, aufrichtig, treu geliebt zu werden.

Was lag daran, daß die sentimentale Beredsamkeit Robespierre's etwas langweilig war? Wenn er von „Reizen der Tugend", von den „süßen Lehren mütterlicher Liebe," von der „Heiligkeit der Freundschaft" sprach, waren die Frauen von diesen und ähnlichen Phrasen gerührt, entzückt und bezaubert. Und wenn er in seiner Rede von den Mühen und Drangsalen seiner Laufbahn, von seinen persönlichen Empfindungen und Leiden sprach, hielt jede Frau, die ihn hörte, ihr Schnupftuch bereit, um hinter demselben ihren mitfühlenden Thränen freien Lauf zu lassen, und wenn er, was in jeder seiner Reden der Fall war, auf die Gefahren, die ihm drohten, und auf den Haß seiner Feinde zu sprechen kam, zerfloß das Herz der Frauen in Thränen u. Seufzern.

Sehr gut kam ihm dabei seine bleiche finstere Miene, die schon im Voraus für ihn sprach, bei den Frauen zu statten. Die abgerissenen Stellen aus „Emil" und dem „Contract social", die er jeder seiner Reden anzupassen verstand, gaben ihm das traurige Ansehen eines Bastards Rousseau's. Seine blinzelnden, äußerst beweglichen Augen durchspähten ohne Unterlaß die ganze Breite des Saales, stiegen bis in die dunkelsten Winkel herab und erhoben sich noch häufiger und, wie man sah, mit ganz besonderer Vorliebe, zu den Frauen-Tribunen. Hierzu bediente er sich mit ernster Geschicklichkeit zweier Brillen, der einen, um in der Nähe zu sehen und zu lesen, der andern, um in der Ferne zu unterscheiden, gleichsam, wie um diese oder jene Person herauszusuchen. Und Jede sagte sich: Ich bins, die er sucht!

Diese außerordentliche Partheilichkeit der Frauen zu Gunsten Robespierre's sprach sich am deutlichsten gegen Ende von 92, in seinem Kampfe gegen die Girondisten aus. Er erklärte bei den Jacobinern, daß, sobald diese Ränkeschmiede beseitigt wären, er fest entschlossen sei, die öffentliche Laufbahn zu verlassen und die Tribüne zu meiden, denn er wünsche nichts Anderes, als seine Tage in der Glückseligkeit süßer, heiliger Vertraulichkeit zu verleben. Da ließen sich von den Zuhörerbühnen herab zahlreiche Frauenstimmen hören, die ihm wie aus Einem Munde zuriefen: Wir werden Euch folgen! Wir werden Euch folgen!

In diesem Enthusiasmus lag, bei aller Lächerlichkeit, doch Etwas, was Jedem Achtung einflößen mußte. Sie folgten mit ihrem Herzen demjenigen, dessen Sitten die würdigsten waren, dessen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit selbst seine Gegner anerkennen mußten, demjenigen, der mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit sich um diese Zeit zum Vertheidiger religiöser Ideen aufwarf und, im Dezember 92, der Vorsehung zu danken wagte für das Heil des Vaterlands. (!?)

Gehaßt von den Männern, die ihn fürchteten, suchte er seinen Trost und seine Stärke in der Liebe der Frauen, die ihn bewunderten, weil er in ihren Augen der würdigste Sohn des Vaterlands, der reinste Apostel der Freiheit war.

Robespierre bei Madame Duplay (1791—94).

Wir haben ein Miniaturbild gesehen, auf welchem Robespierre, 17 Jahre alt, mit einer Rose in der Hand, abgebildet ist, vielleicht um damit anzudeuten, daß er damals Mitglied der Academie der Rosati in Arras gewesen war*).

*) Die „Societe anacreontique des Rosati" wurde am 12. Juni 1778 von dem Dichter Legay gegründet, den die Gesellschaft zum Groß-Kanzler erhob. Die Mitglieder versammelten sich in einer der Vorstädte von Arras, zu Ahezes, an den Ufern der Scarpe. Sie huldigten in Gesängen und Liedern der Rose, der Schönheit, dem Weine und der Liebe. Die Koryphäen dieses anacreontischen Liederclubbs waren Legay, Abbe Roman, Carnot (damals Capitän im Genie-Corps und später General der Republik), Charamond, Duvois de Fosseux, Feutry und — Robespierre. — Die Gesellschaft bestand bis zum Jahre 1788. Herr Arthur Dinaux hat über sie eine Abhandlung geschrieben, betitelt: „La Societe des Roses de l'imprime-

Er drückt die Rose an sein Herz. Unter dem Bilde liest man die Worte:

Alles für meine Freundin!

Ist der junge Mann, von Arras nach Paris überpflanzt, seiner sentimentalen Neigung zur Rose beständig treu geblieben? Wir wissen es nicht. In der constituirenden Versammlung mag er durch seine vertraute Freundschaft mit den beiden Lameths und andern jungen Adeligen der Linken etwas sehr davon abgewichen sein. In den ersten Monaten der Constituante machte er der Sittenverderbniß jener Zeit, vielleicht absichtlich, nicht ganz fremd geblieben sein, weil er der Freundschaft jener Roues bedurfte, um durch wohl berechnete Hingebung das Band zwischen sich und ihnen etwas fester zu knüpfen*). Bald aber erhob er sich wieder, sagte sich los von dem verführenden Umgange und ward wieder ganz Robespierre.

Wir haben erzählt, wie er am Abende der Blutmetzelei auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) ein Asyl bei einem Schreiner gefunden. Ein glücklicher Zufall hatte dies so gefügt. Aber als er dorthin zurückkehrte, um sich daselbst häuslich niederzulassen, war dies nicht mehr Zufall.

Nach der Rückkehr seines Triumphzuges von Arras hatte er sich (im Oktober 91) mit seiner Schwester Charlotte eine Wohnung in der Rue Florentin, in einer vornehmen, aristokratischen Straße gemiethet, deren adelige Bewohner ausgewandert waren.

Charlotte von Robespierre — ein starrer, unbeugsamer Charakter — besaß seit ihrer frühesten Jugend die ganze Bitterkeit einer alten Jungfer. Haltung und Geschmacksrichtung waren die einer aristokratischen Frau aus der Provinz. Alles in ihr verrieth den Hang zur großen Dame.

Aber auch Robespierre, obgleich viel weicher und weiblicher als seine Schwester, trug in der Steifheit seiner Haltung und in seiner einfachen, aber sorgfältig gepflegten Toilette einen Anstrich parlamentarischer Aristokratie zur Schau. Seine Ausdrucksweise war, selbst in häuslicher Vertraulichkeit, edel, aber etwas gesucht und nicht frei von theatralischem Pathos. In allen seinen Reden sprach sich deutlich seine literarische Vorliebe für Racine und Rousseau aus.

Robespierre war nicht Mitglied der gesetzgebenden Versammlung. Auch hatte er die Stelle des öffentlichen Anklägers, die ihm angeboten war, ausgeschlagen, weil er, wie er sagte, sich gegen Jene, die man verfolge, heftig ausgesprochen habe und aus diesem Grund als persönlicher Feind von ihnen verhorrescirt werden würde. Auch glaubte man, es würde ihm zu viel Kampf kosten, seine Abneigung gegen die Todesstrafe zu überwinden. Man weiß, daß er in der constituirenden Versammlung sich gegen die Todesstrafe, gegen das Martialgesetz, wie überhaupt gegen jede Gewaltmaßregel, die seinem Herzen widerstand, ausgesprochen hatte.

Vom September 91 bis September 92 befand sich Robespierre außerhalb aller öffentlichen Wirksamkeit und ohne jede andere Beschäftigung, als die des Journalisten und Mitglieds des Jacobinerclubbs. Er erschien darum nur selten auf dem Schauplatze der Oeffentlichkeit. Zu jener Zeit hatten sich die Girondisten dieses Schauplatzes bemächtigt und denselben geglänzt durch ihr vollkommenes Einverständniß mit dem Nationalgefühle hinsichtlich des Kriegsganges. Robespierre aber und die Jacobiner vertheidigten den Grundsatz des Friedens, eine wesentlich unvolksthümliche These, die ihnen in den Augen des Volks großen Abbruch that. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zu dieser Zeit die Popularität des großen Volksmannes das Bedürfniß fühlte, sich neuerdings zu befestigen. Robespierre hatte drei Jahre lang unermüdlich die Rednerbühne und von dort aus die allgemeine Aufmerksamkeit beherrscht; am Schlusse der constituirenden Versammlung hatte er seinen Triumph gefeiert, seine Kränze errungen. Es war zu befürchten, daß das Volk, dieser König, fantastisch wie jeder andere König und so schnell blasirt, seine Aufmerksamkeit einem andern Günstlinge zuwenden könnte. Das war's, was Robespierre beunruhigte.

Er konnte nicht seinen Charakter, nicht seine Gesinnung, wohl aber die Bühne u. die In-Scene-Setzung seiner Gedanken ändern. Hierzu bedurfte es einer Maschine; er suchte sie nicht, sie kam ihm selbst entgegen: er ergriff sie und betrachtete es als einen, von der Vorsehung herbeigeführten Zufall, seinen Wohnsitz bei einem Schreiner aufzuschlagen.

In Revolutionszeiten hängt sehr oft Vieles und manchmal Alles von der äußerlichen Erscheinung und Scenirung ab. Marat's Instinkt hatte dies sehr wohl begriffen. Obgleich er sich ganz sicher in seinem ersten Schlupfwinkel, auf dem Boden des Fleischers Legendre befand, zog er dennoch den finstern Keller der Cordeliers vor. Diese unterirdische Zurückgezogenheit, aus der jeden Morgen die zündenden Funken seiner Zeitschrift wie aus dem Krater eines unsichtbaren Vulkans herausschlugen, reizte seine eigene Einbildung und entzündete in nicht geringem Grade die des

rie anacreontique l'an 100080050. (Valenciennes 1850). 12. Diese Schrift, in deren Besitze wir uns befinden, gehört zu den bibliographischen Curiositäten. Es finden sich darin unter Anderm zwei hübsche Trinklieder von Robespierre. E. M. D.

*) Ein berühmter Künstler und aufrichtiger Bewunderer Robespierre's theilte uns eine Anekdote mit, welche ihm Alexander v. Lameth erzählt hat. Als dieser Künstler eines Tages das hochbejahrte Mitglied der constituirenden Versammlung nach Haus begleitete, zeigte ihm Letzterer in der Rue de Fleurus das alte Hotel der Lameths und erzählt ihm, Robespierre habe eines Tages bei ihnen gespeist und in dem Augenblick, als er nach seiner Wohnung (Rue de Saintonge im Marais) heim zu kehren Willens war, bemerkt, daß er seine Geldbörse vergessen. Er lieh sich von Lameth ein Sechsfrankenstück, um auf dem Rückwege eine öffentliche Dirne zu besuchen. Als ich darüber lachte, sagte er ganz trocken: „Ei nun, das scheint mir doch immer noch moralischer, als die Frauen seiner Freunde zu verführen.

Robert. Marat ahmte in diesem Punkte das Beispiel des belgischen Marats, des Jesuiten Feller*) nach, der seine Popularität dadurch verdoppelt hatte, daß er auf den Einfall gerathen war, seinen Wohnsitz hundert Fuß unter der Erde, im tiefen Schachte einer Steinkohlengrube, aufzuschlagen.

Robespierre ahmte weder Feller, noch Marat nach; aber mit Freuden erfaßte er die Gelegenheit, dem Beispiele seines Vorbildes Rousseau, dem Beispiele Emil's zu folgen.

Gegen Ende 91 war er in der Saint-Florentinstraße in Folge seiner angestrengten Arbeiten erkrankt, als Madame Duplay erschien, um seiner Schwester bittere Vorwürfe zu machen, daß sie sie von der Erkrankung ihres Bruders nicht in Kenntniß gesetzt. Und nicht eher ging sie fort, bis sie Robespierre beschwatzt hatte, in ihr Haus zu ziehen.

Robespierr quartirte sich nun, trotz der Beschränktheit der Wohnung, bei Meister Duplay ein. Hier bewohnte er eine kleine, aber sehr reinliche Dachstube, die Madame Duplay mit den besten Meubeln ihres bescheidenen Haushaltes, mit einem schönen, weiß und blauen Bette und einigen bequemen Stühlen ausgestattet hatte, damit der gefeierte Volksmann sich unter ihrem Dache heimisch und behaglich fühle. Rings um die Mauer ließen neue Bücherbretter von Tannenholz, um die kleine Bibliothek des großen Redners und seine desto zahlreichern Reden, Berichte, Denkschriften u. s. w. aufzunehmen. Außer Rousseau und Racine las Robespierre keinen andern Schriftsteller als sich selbst. Ueberhalb dieser Bücherspende hatte die gefühlvolle Hand der Madame Duplay alle Bilder, die man von ihrem Abgotte gemacht, aufgehängt. Ueberall, wo er hinsah, erblickte er sich selbst: rechts Robespierre, links Robespierre, überall Robespierre. Und diese Aufmerksamkeit, obgleich sie von einer Matrone ausging, schmeichelte so sehr seiner Eitelkeit, daß er sich in seiner Dachstube bald heimlicher und wohler als in seiner frühern Wohnung, in Gesellschaft seiner zänkischen, ewig unzufriedenen Schwester befand.

Der schlauste Politiker, der dies Haus eigends zu diesem Zwecke aufgebaut hätte, würde das Alles lange nicht so gut eingerichtet haben, als es hier der Zufall gethan. War die Stube, welche Robespierre hier bewohnte, auch eben kein Keller, wie Marats Wohnung, so verlieh doch der kleine, finstere Hof, auf den die Fenster hinaussahen, dem Zimmer den Anstrich eines dunkeln Kellers. Das kleine, niedrige Haus, dessen verschimmelte Ziegelsteine die darin herrschende Feuchtigkeit bethätigten, und das kleine, luftlose Gärtchen im Hofe stand wie gedrückt und erstickt zwischen den riesigen Häusern der Rue Saint-Honoré, die zu jener Zeit von der Bank und der Aristokratie bewohnt war. Weiter unten erhoben sich die prinzlichen Hotels der Vorstadt und die prächtige Königsstraße mit der gehäßigen Erinnerung an fünfzehnhundert Menschen, die dort bei den Feierlichkeiten der Hochzeit Ludwigs XVI., bei dem Feuerwerke, erstickt waren. Weiter hinauf, auf dem Vendome-Platze, erhoben sich die mit dem Schweiße des unglücklichen Volks erbauten Paläste der auf Kosten der Armuth reich gewordenen Generalpächter.

Welchen Eindruck machte die Wohnung des Gerechten, die Dachstube des Unbestechlichen auf die Besucher Robespierre, auf die Wallfahrer nach seiner Wohnung in diesem lasterhaften Viertel, wo Alles, was sie sahen, sie verwunden mußte? Das Haus predigte .... es sprach. Von der Schwelle bis in den armselig-traurigen Hof, in welchem die ungehobelten Bretter lagen, schien Alles, was man ansah, das Wort des Volks zu wiederholen: Hier wohnt der Unbestechliche. Und wenn sie hinaufstiegen, machte die Dachstube denselben Eindruck auf sie; ärmlich, aber reinlich, ohne andern Schmuck als die Papiere des großen Mannes auf einfachen Tannenbrettern, zeugte Alles von vollkommener Sittenreinheit, von unermüdlicher Arbeitslust, mit Einem Wort: von einem Leben, das sich ganz und gar dem Wohle des Volkes hingab. Hier fand man nicht das Theatralische und Fantasmagorische des wahnsinnigen Marats, der mit Händen und Füßen in der Dunkelheit seines Kellers um sich schlug. Hier war Alles geregelt, sauber, anständig. Man fühlte sich durch den Anblick dieser Einfachheit gerührt; man glaubte zum ersten Male in dieser sündbefleckten Welt an der Schwelle der reinsten Tugend zu stehen.

Aber bei aller Einfachheit war dieses kleine Haus nicht die Wohnung eines gewöhnlichen Handwerkers. Das erste Meubel, das Jedem in dem kleinen Salon zu ebener Erde in die Augen fiel, war ein Clavier, ein damals selbst im Bürgerstande noch ziemlich seltenes Instrument. Dies Instrument ließ auf die Erziehung der Töchter dieses Hauses schließen. Auch war der Schreiner nicht blos Schreiner, sondern auch Unternehmer von Zimmerarbeit bei neuen Bauten. Das Haus war zwar klein, aber es gehörte ihm: er wohnte bei sich.

Das Alles hatte zwei verschiedene Seiten. Einerseits war's das Volk; andererseits war es nicht das Volk: es war, wenn man's so nehmen will, das arbeitsame, unternehmende Volk, das erst unlängst durch seine Arbeit und seine Anstrengung in den Stand des Kleinbürgers eingetreten ist. Der Uebergang war überall sichtbar. Der Vater, ein rauher, aber gutmüthiger Mensch, die Mutter eine willensstarke, aber ziemlich heftige Frau, Beide voll Energie und Herzlichkeit, waren ein echtes Ehepaar aus dem Volke. Die jüngste der vier Töchter hatte die ganze Gluth, den ganzen Anlauf desselben; weit weniger waren es die Andern,

*) François Xavier de Feller war zur Zeit der Barbanter Revolution (1787—1790) einer der Koriphäen der patriotischen Partei. Als solcher redigirte er, zuerst in Luxemburg und später in Lüttich, das „Journal historique et litteraire". Beim Herannahen der französischen Revolutionsarmee zog er sich nach Westphalen und von dort nach Regensburg zurück, wo er am 26. Mai 1802 starb. E. M. O.

vor Allem die Aelteste, welche die Republikaner mit einer Art ehrfurchtsvoller Artigkeit Mademoiselle Cornelie zu nennen pflegten. Diese da war ganz entschieden Fräulein. Auch sie schwärmte für Racine, so oft Robespierre der Familie etwas aus seinem Lieblingsdichter vorlas. Bei Allem, was sie that, zeigte sie die Anmuth eines strengen Stolzes: in der Wirthschaft, wie am Claviere, in der Küche und selbst am Waschfasse unter dem Schoppen, immer war sie Cornelia.

In diesem Hause, im Schooße dieser Familie, lebte Robespierre, fern von der Tribüne, als Schriftsteller und als Journalist, tagtäglich die Reden und Zeitungsartikel*) ausarbeitend, die er Abends im Jacobinerclubb vortrug. Hier lebte er ein Jahr, das einzige, in Wahrheit, das er in dieser Welt gelebt hat.

Madame Duplay, die sich geschmeichelt und beglückt fühlte, ihn bei sich zu haben, umgab ihn mit nimmer rastender Fürsorge. Er war das Kind des Hauses, der Liebling, der Abgott der ganzen Familie. Alle waren ihm mit Liebe zugethan. Der Sohn diente ihm als Secretär, der die mühsam gefeilten, ausgestrichenen und zehnmal veränderten Reden abschrieb und immer wieder von Neuem abschrieb. Vater Duplay und der Neffe hörten diese Reden mit unersättlicher Lust und verschlangen jedes Wort des großen Redners mit wahrem Heißhunger. Die Töchter Duplay liebten ihn mehr als ihren Bruder. Die jüngste, Eleonore, lebhaft und reizend, war glücklich, wenn sie dem ernsten Manne etwas erzählen konnte, was im Stande war, seine bleiche Stirn, wenn auch nur auf Augenblicke, zu entrunzeln. Dem kleinen Hofe, belebt durch die Familie und durch die Arbeiter, fehlte es nicht an Beweglichkeit und Abwechslung. Robespierre konnte von seiner Dachstube, von dem Tannentische, an welchem er schrieb, so oft er die Augen erhob, in den Hof hinabschauen: er sah dann Cornelie und ihre reizenden Schwestern, wie sie aus dem Hause nach dem Schoppen und von dort nach dem Hause zurückgingen, und es war ihm, mit Hilfe seiner Brille, nicht entgangen, daß die Jüngste, so oft sie trällernd in den Hof hinaustrat, einen verstohlenen Blick hinaufwarf zu dem Fenster seiner Dachstube. — Wir bezweifeln nicht, daß dies die glücklichste Zeit seines trockenen, traurigen, künstlichen Lebens war.

Es versteht sich von selbst, daß die Entschädigung einer solchen Familie äußerst schwierig war. Ein abtrünniger Jacobiner machte eines Tages Robespierre den Vorwurf: er sauge das Haus Duplay aus und lasse sich von ihnen ernähren, wie Orgon den Tartüffe ernährt habe. Dieser plumpe, niedrige Vorwurf ging von einem Manne aus, dessen unwürdige Gesinnung die Brüderlichkeit jener Tage und das Glück lauterer Freundschaft nicht zu fassen verstand.

Es ist erwiesen, daß Robespierre sich bei Madame Duplay nur unter der Bedingung eingemiethet hatte, daß sie alle Dienste, die sie ihm leiste, bezahlt nehme. Sein Zartgefühl bestand darauf. Madame Duplay wagte nicht, zu widersprechen und nahm die ersten Monate, um ihn zufrieden zu stellen, Bezahlung an. Später aber, wo sein Geist mit andern Dingen beschäftigt war, wo jeder Tag ihm neue Gefahr brachte, verlor er diese Sache ganz aus den Augen, da er sich sicher genug glaubte, um die uneigennützige Familie auf andere Weise für die Dienste, die sie ihm erwies, entschädigen zu können. Außerdem besaß er nichts als das Gehalt, das er als Deputirter bezog und das er mehr als einmal sich auszahlen zu lassen vergaß. Die Unterstützung, die er seiner Schwester ausgesetzt hatte, als er von ihr weggezogen war, einige Ausgaben für Wäsche und Kleider und einige Sous, welche er auf der Straße tagtäglich unter arme Savoyarden, die ihn anbettelten, zu vertheilen pflegte, ließen ihm wenig oder gar nichts für sich selber übrig. Die zehntausend Francs, die man bei ihm am 10. Thermidor gefunden haben sollte, sind eine alberne Fabel, die seine Feinde ausgesprengt haben, um seine Uneigennützigkeit zu verdächtigen, was ihnen indeß nicht gelungen ist; denn es hat sich amtlich herausgestellt, daß die Summe, die man bei ihm fand, nicht 20 Francs überstieg. Als die Republik ihn hinrichten ließ — es war am 27. Juli 1794 — sagte er zu seinem Bruder Augustin, der mit ihm an demselben Tage das Schaffot bestieg:

— Das, was mich am meisten schmerzt, ist, daß ich meinen armen Wirthsleuten 400 Francs schuldig bin.

Aber gerade diese Schuld spricht für die Ehrenhaftigkeit seines Charakters und beweist, daß das Volk, das ihn den Unbestechlichen hieß, ein volles Recht dazu besaß.

*) Robespierre redigirte vom April 1792 bis April 1793 ein Journal, betitelt: Le defenseur de la constitution. E. M. O.

Für die Fackel.

Freie Gedanken in unfreien Formen.

Von C. Porsch.

In dominum!

Herr, du bist mir nicht mehr gnädig, weil ich that, was du verboten? — Weil ich, noch nicht Leibesledig, einging in das Reich der Todten. — Weil ich, ohne Orphens Leier, trotzte deiner Hölle Schrecken, um die Kinder, die mir theuer, aus dem Todtenschlaf zu wecken?

Weil ich mich entzog den Kämpfen, um die Güter dieser Erde, und den düstern Opferdämpfen, auf dem heimath-

lichen Heerde? — Darum soll der finstre Kerker meine freie Seele tödten? Nein: das inn're Licht wird stärker, in des Leibes schwersten Nöthen!

Schilt mich immerhin Verräther deines hohen Heiligthums; doch wär' ich nur Uebelthäter, als Verkünder deines Ruhmes! — Nicht im Golde, nicht im Eisen, nicht im Lieder-Schmeicheltone will ich deine Größe preisen; huld'ge nur dem Menschensohn.

Trotz der blut'gen Straf-Exempel, trotz der Hymnen lautem Schallen, müssen deine Götzentempel einst in Schutt und Asche fallen. — Selig, frei von eiteln Sorgen, ledig aller bösen Triebe, feiert dann der Mensch den Morgen — neuen Lebens, neuer Liebe!

Der Gegensatz im Innern.

Der inn're Mensch ist ein Magnet, der zwischen zweien Polen steht, gleich einer Kompaßnadel. — Der Liebe Südpol, positiv, — der Freiheit Nordpol, negativ, — verleih'n ihm Seelen-Adel, wenn er durch forschenden Verstand des Gegensatzes Lösung fand, und beide Pole achtet; nicht nur nach Inklination, auch nach der Deklination auf beiden Seiten trachtet.

Doch, leider, jedes Gleichniß hinkt, und seine Wahrheit ist bedingt, kann Widerspruch erfahren. — Der Mensch ward zum Magnetenstein! — Er hüllte sich in Eisen ein, seit Tausenden von Jahren. Er kennt den Werth der Pole nicht; die Schwere nur giebt ihm die Pflicht, sich zu centralisiren. Die Liebe, wie die Willkührkraft sieht man, in toller Leidenschaft, sich wechselnd potenziren.

Zwar hat man in des Ganzen Wohl, den allgemeinen Lebens-Pol schon lange ausgefunden; doch, daß ein Ganzes Jeder sei, das will der Massen Tyrannei noch immer nicht recht munden. — Nur todte Stoffe binden sich durch Uebermacht unwissentlich, nach ewigen Gesetzen. — Der Mensch hat der Verbindung Wahl, und, wird ihm eine Form zur Qual, so darf er sie verletzen.

Bisher that er's mit Schmerzen nur. Er glaubt, es lieg' in der Natur — Nothwendigkeit des Bösen. — So hat er eine Form erwählt, worin er sich vergebens quält, und friedlich nicht kann lösen. — Denn wie er glaubt, so handelt er, und jedes Gute wird ihm schwer, durch seinen bösen Glauben. — Will er nicht selber sich befrei'n; — so kehrt der heil'ge Geist nicht ein, trotz aller Kanzeltauben!

Auf andere Welten ohne Zahl, des Himmelreiches Ideal, als ein Geschenk zu hoffen, war Thorheit; aber offenbar: — hier auf der Erde ist und war, und bleibt der Himmel offen!

An den Schöpfer des Kosmos. (Humboldt).

Als um die Herrschaft in Europa's Grenzen sich einst ein blut'ger Völkerkrieg entspann, als des Jahrhunderts Held, mit Loorbeerkränzen geschmückt, sich eiteln Siegesruhm gewann, und endlich doch, dem Massengott erliegend vom Leben schied, in süßem Wahn sich wiegend, da weiltest du, ein Führer in dem Chor der Wissenden, auf fernen, freien Höh'n, und suchtest mit geübtem Aug' und Ohre, Natur und Mensch als Ganzes zu versteh'n. — Du wußtest in dem Chaos des Gewordnen die Vielheit durch der Einheit Kraft zu ordnen.

Dann gabst du uns des Himmels und der Erde anmuthig Bild; ein Bild in Wort und Schrift. — Damit es Tag in unsrer Gattung werde, zerstörtest du des Wunderglaubens Gift — dein Wort ist mehr als künstliche Gedichte; es ist der Grundstein künft'ger Weltgeschichte. Auch hast du nicht als Denker nur geschrieben; nicht fühllos bliebst du bei des Volkes Noth; des Mitleids-Wahn hat dich oft getrieben zu mahnen, ernst, wie edler Sinn gebot. — Und wo du schwiegst, in freier Selbstbegrenzung, fand ich den Pfad und Stoff zur Selbstergänzung, weshalb du eine Grenze dir gezogen, die du zu überschreiten warst befugt? — Warum du tiefer nicht die trüben Wogen des Lebens zu durchdringen kühn versucht? — Darüber mögen Kinder mit dir grollen, die stets von Einem Alles haben wollen.

Du wolltest nicht mehr lernen zum Vergessen; vergessen nicht, was wissenswürdig ist. — Mit Wortgespenstern sich im Kampfe messen, vor denen zittert mancher tapfre Christ; Dogmatik gar und Politik studiren, das hieße nur die edle Zeit verlieren. — Wie ein Kameel durchs Nadelohr mag kriechen? — Ein Reicher in das Himmelreich eingeh'n? — Dies große Wunder für die Juden-Christen hast du gethan; durch dich ist es geschehen. — Würd' alles Gold dem Wissensdurst gespendet, so wär' die Mission des Herrn vollendet.

Nie sah ich dich fernab von deinen Kreisen, durchzog ich meine tiefre Lebensbahn; doch treffen wir uns wohl auf weitern Reisen, im Reich des großen Unbekannten an. — Wir fragen nicht: was ist er? und: wie heißt er? — Geschlechts- und namenlos sind wahre Geister.

Drum weih' ich dir, nicht deinem großen Namen, dem Geiste, der ein schwierig Werk vollbracht, woran die Kraft der Alten mußt' erlahmen, die irrend tappten in des Wahnes Nacht; dir weihe ich den Dank für alle Seelen, die du geweckt aus finstern Grabeshöhlen.

Epistel an Freiligrath. (Nicht a la Geibel und nicht a la Herwegh).

„Auch du, mein Sohn," du steigst von deiner „höhern Warte", des Dichters und des Denker's nieder zu Parteien, die einst derselbe böse Geist zusammen schaarte, damit sie sich um Ruhm und Geld entzweien? — Ob demokratisch, ob monarchisch sie berathen, sie wechseln schlechte Reden nur mit schlechten Thaten. — Wohl mußte es des Menschenfreundes Herz empören, zu sehen, daß man des Armen Leben wen'ger

schätze, als das der wilden Thiere. Unbedenklich hören wir's gerne, wenn du strafst die rohen Jagdgesetze; auch ziemt es Denkern, mit der Tyrannei zu rechten. Jedoch auch da, wo Menschenrechte gleich geworden, wo, wie man sagt, Gerechtigkeit allein regiert, erfährt man, daß die Bürger sich, wie Thiere, morden; daß statt Gerechtigkeit, Gewalt nur dominirt. Die Gleichheit in der Freiheit ist noch kein Erlöser, unwissend bleibt der freie, gleiche Mensch ein böser. Kein Heil erblüht uns jemals aus Gesetzes-Normen, die wir geerbt von Priester- und von Kaiser-Reichen. — Der weise, freie Geist will schön're Lebensformen, die er nur schaffen kann mit Vielen Seinesgleichen. — Daß sich die Zahl der Freien und der Weisen mehre, dafür zu sorgen wäre Dichter's größte Ehre; doch steht er isolirt in seiner Schöpfungslust, ist unter Larven fast die einzig fühlende Brust. – Die Menge sucht ihr Heil in Steig'rung der Begierde, und nennt sich schmeichelhaft „der Schöpfung höchste Zierde."

Und; wer ist freier Geist? Ist es der Schöpfungs-Dichter, der uns Geschehenes als Thaten des Höchsten mahlt? — O, nein! Wer sich erhob zu dieses Höchsten Richter, der ist befreiter Geist, den ew'ges Licht umstrahlt. – Ihm ist Unendlichkeit nur Grenze der Gedanken, und selbst bestimmt er seines Erdenlebens Schranken! — Er sucht Erlösung nicht im Martertod am Kreuze; er will nicht sterben, wie des Herrn Apostel starben. — Er weiß, der Kampf mit Rohheit und mit dummem Geize erfordert andern Muth, den Muth, leiblich zu darben, dabei den Spott der Kinder dieser Welt zu tragen, und doch nicht an der bessern Zukunft zu verzagen; den Muth der Selbstkritik und strengen Gottverhöhnung, wodurch er erst gelangt zur heitern Selbstversöhnung. — Er heult nicht mit den Betern; jubelt nicht mit Prassern, er schwebt als Schöpfer über'm Chaos und den Wassern, und wo sich neues Leben bildet aus dem Alten, da tritt er ein, um es vollkommen zu gestalten.

An die Freunde. Abschied beim Wiedersehen.

Nun gebt mir einen Becher Wein! — Vom allerbesten will ich haben; denn heute darf ich fröhlich sein: — ich bin ja frei und war begraben in Kerkernacht; mich hielt allein aufrecht der Seele tiefer Frieden, von Lieb' und Freundschaft streng geschieden.

Ich bring Euch meinen Liebesgruß — nach deutscher Sänger alter Weise, und schlage trinkend den Verdruß erlittner Unbill auf der Reise des Lebens heute muthig nieder, und sing' mein Abschiedslied gleich wieder.

Denn, ob auch kurz des Lebens Bahn dem Alternden schon zugemessen, nie werde ich den hohen Plan, der mich begeistert, vergessen. — Ich steure meinen morschen Kahn hinaus aus deutschem Moor und Schilfe, vertrauend auf der Freunde Hilfe. Bald ziehe ich, in bessrer Welt, von Neuem meine Zauberkreise, versammele dort auf freiem Feld die Kinder, Mütter, Väter, Greise, und pred'ge unterm Himmelszelt das Evangelium, das neue — gottlos sie wachend, ohne Reue!

Frauenwürde.

Ich richte ein Wort an das „schöne Geschlecht"
in des heiligen Geistes Namen
und sorge nicht, — klänge es auch nicht recht
im Ohr der verbildeten Damen.

Das hohe Lied von dem Manngotte klang
einst lieblich, wie Sang der Sirene,
doch adelt es häßlichen Sittenzwang
als das wahre Gute und Schöne.

Der Herr ließ dem Weibe die traurige Wahl:
ob Sklavin, oder ob Herrin
und schuf durch romantische Liebesqual
den männlichen Narr und die Närrin.

Sagt an! Wie haben sich Mann und Weib
wohl über das Thier jetzt erhoben?
Begattung ward täglicher Zeitvertreib,
um die Götterkraft zu erproben.

Sie dürfen sich spreitzen, wie Henne und Hahn,
mit Eierlegen und Treten,
sobald sie den Willen des Herrn gethan
und ihn um den Segen gebeten.

Die arme Magd, die der Herr nur beschlief
aus Lust, ihr „die Unschuld zu nehmen,"
beschimpft man als „Hure", verachtet sie tief;
sie soll ihres Kindes sich schämen.

Wer immer es sei, der Leben rühmt
als tugendhaft, sittlich und rechtlich,
ich sage freimüthig und unverblümt:
die Sitte, das Recht sind verächtlich!

Ihr Frauen, lernt von dem weiblichen Thier,
den Willen des Herrn zu verachten;
erkennt seine Falschheit, dann werdet ihr
nach Frauenwürde erst trachten.

Ein weiseres Leben nur kann euch befreien
von leidigen Kindesnöthen;
Ihr werdet jungfräuliche Mütter sein
in Keuschheit und ohne Erröthen.

[illegible] menschlicher Geist,
[illegible] nur leben!
[illegible] was es heißt:
[illegible] zu geben.

[illegible] im Sklaventhum
[illegible] Ergebung
[illegible] den weiblichen Tugendruhm;
[illegible] des Geistes Erhebung.

Für die Fackel aus dem Lateinischen übersetzt.

Gute Gedanken.

Ueber den Tod.

Aus Seneca's Briefen.

Es ist besser, mit Mühe das Leben zu fristen, als ein verweichlichtes Leben zu führen. Muße ohne geistige Beschäftigung ist Tod; es heißt, lebendig begraben sein. Du magst dich hinwenden, wohin du willst, du kannst dich den menschlichen Uebeln nicht entziehen. Wo ist das Versteck, in welches Tod und Todesfurcht nicht eindringen? Wo ist die Ruhe des Menschen, welche nie durch Besorgniß und Schmerz gestört wird? Viele Uebel drohen uns von Außen, viele liegen in uns selbst und finden ihren Weg in die verborgenste Einsamkeit.

Du sollst dir durch Weisheit eine Mauer bauen, welche troß der schwersten Schläge das Schicksal nicht zerstören kann. Ein Geist, der sich über das Irdische erhebt, steht unüberwindlich fest; jeder Pfeil prallt von seiner Burg zurück.

Die Schwerter klirren — „Aeneas, jetzt braucht man Helden, jetzt thun tapfere Herzen Noth!" Kühnheit und Festigkeit erlangt der Mensch durch stetes Denken und Forschen; wenn er nicht Worte übt, sondern den Geist, und mit dem Gedanken an den Tod sich vertraut macht dessen Schreck ihm Jener nicht zu nehmen vermag, der da einfach sagt: der Tod sei kein Uebel. Man preis't die Armuth nicht, sondern Jene, die sich ruhig derselben fügen; nicht das Exil, sondern Den, der sich ruhig demselben ergiebt; nicht den Schmerz, sondern Jene, die ihn besiegen; man rühmt den Tod nicht, sondern Solche, gegen die er seinen Stachel verloren. Diese Uebel sind weder rühmlich, noch gleichgültig: zum Ruhm wird blos die Tugend, so aus demselben entsprießt. Nur Tugend und ein Geist, der über das Aeußere erhaben, entkleiden den Tod vom Uebel und machen ihn preiswürdig; dem feigen, dem geistigen Sklaven ist er ein Uebel. Der Tod ist allerdings ein scheinbares Uebel; denn Selbstliebe sträubt sich gegen Vernichtung und wünscht ewig fort zu leben; auch darum, weil man das Jetzt kennt und die Zukunft ein Schleier deckt und das Unbekannte den Menschen mit Scheu und Furcht erfüllt.

Furcht in der Finsterniß ist etwas Natürliches und Finsterniß ist für den Menschen der Tod; wäre der Tod auch etwas Gleichgültiges; ist er doch nicht zu vernachläßigen. Der Mensch muß lernen, ihm ruhig in's Antlitz zu schauen. Uebrigens muß man ihn mehr verachten als es gewöhnlich geschieht, da Viele glauben, er führe in den Kerker ewiger Nacht, wo der Hölle (orkus) Pförtner auf blutigen Gerippen sitzt u. die Schatten der Todten in Ewigkeit mit Schrecken erfüllt. Nun, glaubst du auch nicht an die Hölle, sondern an Verwesung, so giebt es doch Viele, die das Nichtsein eben so fürchten wie die Unterwelt, den Orkus. Lasse dich weder durch wirkliche, noch durch scheinbare Uebel schrecken, sondern folg' dem Ruf deines Geschickes, wohin es dich immer führen mag.

Kameraden, sprach Leonidas (im Thermopylen-Paß) zu seinen 300 Spartanern: „Verzehret euer Mittagsbrod, als solltet Ihr euer Abendbrod in der Unterwelt essen!" Ein römischer Feldherr, der sein Heer einer überlegenen Macht entgegenführte, sprach: „Soldaten, jetzt heißt es dorthin gehen, von wo man nicht mehr zurückzukehren braucht." Seht Ihr, wie einfach, wie gebieterisch die Tugend ist? Wen können Tyraden (über Himmel und Hölle) stärker machen, als jene einfachen Worte der Todesverachtung?

Nicht nur 300 Spartaner, alle Sterbliche sollen von Todesfurcht befreit werden.

Seneca's Worten fügt der Uebersetzer hinzu:

„Lernet entbehren und lernet sterben, wollt Ihr herrschen über Leben und über Tod!"

Für die Fackel.

Parodie

auf eine am 8. März 1867 in Philadelphia in einer Kirche versammelten Convention.

Von S. Ludvigh.

Wir sind, in der That, ein großes Volk. Nachdem die große Kanone vier Millionen Sklaven frei gemacht, haben wir bereits schon begonnen, das entsetzliche Wort auszusprechen: „daß der Neger Mensch sei und demnach mit

dem weißen Manne, als Bürger, gleiche Rechte haben müsse. Auch hat man es, Andrea Sapiente non obstante, auf eine solche bewundernswürdige Höhe der Staatsweisheit gebracht, daß man nicht nur als Folge des Sieges über die Rebellion berechtigt, sondern auch aus Rücksicht der Freiheit und Aufrechterhaltung der Union verpflichtet ist: die Rebellen, da man sie eben nicht alle hängen kann und auch nicht hängen soll, politisch todt zu machen und so lange unter der Zuchtruthe der Nothwendigkeit zu halten, bis sie es gelernt haben werden, ihr begangenes Verbrechen einzusehen und Jene, die sie ihrer verkehrten Erziehung und eselhaften Duldung der freien Staaten nach als Sklaven behandelt hatten, auf der Bahn des rastlosen Fortschrittes als ihres Gleichen für gleichberechtigte Menschen zu halten.

Wir sind aber auch, in der That, ein heiliges, ein christliches Volk; denn Jesus ist ja unser Meister; denn er war ja Christ, und dieser Christ Jesus ist ja unser Gott, unser dreieiniger Gott, der uns mit Allem, mit Speis und Trank, mit Kleidern aus Fellen, aus Tuch und Seide, mit Höhlen, Hütten und Palästen, mit dienstbaren Thieren, zur Arbeit, mit fetten Erndten und mit Mißerndten, mit zinsbaren Strömen und verherrenden Ueberschwemmungen, mit wohlthätigem Feuer und vulkanischen Eruptionen, mit Gesundheit und mit Krankheit, mit Katzen und mit Hyänen, mit Nachtigallen und mit Raben, mit delikaten Austern und mit Flöhen, Läusen, Wanzen, Krieg, Pestilenz und Hungersnoth und — sogar mit der Freiheit ausnahmsweise durch seine Gerechtigkeit und überschwengliche Liebe gesegnet hat. Ergo — lasset uns jetzt zur Zeit des Friedens danken für den errungenen Sieg und ihn dazu benutzen, das Christenthum zu vollen Ehren zu bringen, und die Constitution dahin zu verbessern, daß der liebe Gott, der sie uns gegeben hat, von Seiten der irrgläubigen Juden und gottlosen Infidels keinen Schaden leide, oder endlich gänzlich seine Macht im Himmel und auf Erden verliere — so sprach der heilige Clerus und versammelte sich durch seine Abgeordneten in einer Convention zu Philadelphia, der großen Stadt der Bruderliebe, der Zuchthäuser, der Kerker, der Prostitutionshäuser und der Kirchen, und brachte, durch den heiligen Geist beschattet, ein Memorial an den Congreß zur Welt, das folgendermaßen lautet:

Wir Bürger der Ver. Staaten bitten achtungsvoll Ihren erleuchteten Geist im großen Körper eines freien Volkes, Maßregeln zu ergreifen, um die Constitution der Ver. Staaten abzuändern, daß sie wesentlich laute, wie folgt:

Wir, Bürger der in spe recht bald Ver. Staaten (Wir, heilige Diener Gottes, durch deren Gebete alle guter Gaben von Oben herab kommen, Wir erkennen demüthigst in Gott, dem Allmächtigen, die Quelle aller Autorität, in Jesu Christo den Regenten der Völker und in seinem geoffenbarten Willen die höchste Autorität, um eine christl. Regierung zu gründen und eine vollkommene Union zu etabliren, Wir ordiniren und etabliren diese Constitution und beschließen:

1. Beschlossen, daß es ein im „Wort Gottes" gelehrtes und durch die Lehren der Natur und Vernunft bestätigtes Prinzip ist, daß die Staatsregierung eine Ordinanz Gottes ist, als des Regenten des Universums und daß Jene, die als Beamtete öffentliche Stellen bekleiden, Diener Gottes sind.

   Zugegeben. Ich inducire: Die fürchterliche Theokratie Mosis wird im „Wort Gottes gelehrt und ist eine Ordinanz Gottes: wer dieser Regierung sich widersetzt, oder eine andere einführt, sündigt gegen Gott und ist ein Diener des Teufels.

   Die Türken haben eine Staatsregierung; Regierungen sind von Gott, dem Regenten des Universums: also sind die Beamten des Sultans, seine Effendis, Muftis und Henkersknechte Diener Gottes.

   Im „Wort Gottes" (das heißt, in der Bibel) wird Nichts von Volkssouverainetät, von Republik und Union gelehrt, also sind ihre Beamteten Diener des Teufels und ihre Priester und Prediger reif für die Hölle.

2. Beschlossen, daß die Autorität Jehovas als die Urquelle aller Civil-Autorität betrachtet und folglich der Regierung als solcher, und Jenen, die berufen sind sie zu verwalten, die höchsten Verbindlichkeiten auferlegt werden müssen.

   Zugegeben. Die Regierung des russischen Kaisers ist der Willendsausdruck Gottes, der da ist die Urquelle aller Civil-Autorität: also sind die Verbannungen nach Sibirien wegen politischer Verbrechen höchste Verbindlichkeit des Czars und seiner Trabanten.

3. Es obliegt dem „großen Gründer" der bürgerlichen Gesellschaft zu sagen, wie und durch welche Mittel er dem Menschen seinen Willen kund geben soll, betreff der Prinzipien, die ihn als Glied der bürgerlichen Gesellschaft controlliren sollen. Die einzige Frage ist: hat uns der höchste Regent in dieser Beziehung ein Zeichen seines Willens gegeben? Dieser sein Willensausdruck, ob an das Fundament der Schöpfung geschrieben, oder in die physische, intellectuelle, morale oder sociale Constitution des Menschen oder durch das „inspirirte Wort" mitgetheilt, hat und muß nothwendigerweise Gesetzeskraft haben.

   Dummheit. Ich folgere: „Der große Gründer der Welt, der Schöpfer der Menschenfresser und afrikanischen Wilden, hat sich ihnen noch nicht offenbart, auf welche Weise sie sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft organisiren und ihre Prinzi-

pien als Glieder derselben controlliren sollen; also muß sein Willensausdruck der Menschenfresserei, der Todtschlägerei und Sklaverei Gesetzeskraft haben.

4. Aus der unstreitbaren Correctheit dieser Prinzipien folgt, daß ein Volk, wie das durch eine geschriebene Revelation begünstigte amerikanische Volk, durch die höchste Pflicht gebunden ist, mit tiefer Verehrung und Ergebenheit alle Andeutungen entgegenzunehmen, welche der unendliche Gründer dieser Offenbarung zu machen so gnädig war, in Betreff des wichtigen Verhältnisses zwischen Ihm und den Gründern des Staates.

Falsch geschlossen; denn es wäre nach dieser Logik eben so logisch richtig, zu sagen:

"Der große Gründer der britischen Regierung hat ihr seinen Willen erklärt, wie die Bürger des Staates, als solche, ihre Prinzipien controlliren sollen; die nordamerikanischen Colonien waren ein durch den Willen Gottes legalisirter Theil des britischen Reiches — die Colonien, mit Washington an der Spitze aber haben sich gegen ihre durch Gott ordinirte Regierung mit Waffengewalt widersetzt: also haben sie sich gegen den Willen Gottes empört und als Rebellen gegen ihre rechtmäßige Regierung gebrandmarkt."

Oder: Gott hat dem amerikanischen Volk im Jahre 1776 eine Constitution gegeben, durch welche die Sklaverei kraft usus und Staatssouverainetät erlaubt und geschützt war; Lincoln's Proklamation, durch militärische Nothwendigkeit abgedrungen, hat die Sklaverei aufgehoben; indeß Jeff. Davis sie auf Leben und Tod zu verewigen suchte: also war Lincoln ein Rebell gegen die Staatssouverainetät und Jefferson Davis ein Held nach dem Willen Gottes und seiner geschriebenen Revelation.

5. In seiner Revelation hat der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft es uns deutlich bekannt gemacht, daß er Einen zum Gouverneur unter den Nationen, zum König der Könige auf Erden und zum Oberhaupte Aller Dinge gesetzt habe; daher es die gebieterische Pflicht Aller ist, denen dies bekannt gemacht wurde, ihn in seinem Charakter und in seiner Stellung anzuerkennen. Und da er uns in seinem geschriebenen Wort mit der Thatsache bekannt gemacht hat, daß dieser Charakter, diese seine Stellung dem Herrn Jesus Christus zukomme, so sind wir ihm auch unbedingt solche Anerkennung schuldig.

O, Ihr reißenden Wölfe in Schaafskleidern, o, ihr Ignoranten und Heuchler!

6. In einem Gouvernement, das eine geschriebene Constitution besitzt, ist der gehörige Platz, wo wir solche Anerkennung der Existenz und der Autorität Gottes, die Verpflichtungen seines Gesetzes und die oberste Delegation der Herrschaft Jesu Christi zu suchen haben, in dem officiellen Document, das der Regierung organische Existenz giebt, und dieses Document ist die Constitution. Es ist daher unsere feierliche Ueberzeugung, daß eine Weigerung, diese Prinzipien in der Constitution anzuerkennen, uns dem gerechten Mißfallen Gottes aussetzen müßte.

„Ein scheußlicher, ein verächtlicher Gott müßte Jener sein, sage ich, der Jenen sich geneigt zeigte, die auf den Trümmern der Menschenrechte das Panier von Christen-, Juden-, Heiden- oder Atheisten-Rechten aufpflanzen, u. Jenen wohlgefällig sein könnte, die den Menschen nach dem Glauben an absurde Fabeln und verjährte Irrthümer beurtheilen und darnach handeln, nicht nach dem Maaßstabe menschlicher und bürgerlicher Pflichten und Tugenden."

7. Beschlossen, daß die Convention es höchst schmerzlich beklagt, daß in der Eidesform bei Inauguration des Präsidenten der Ver. Staaten der Name Gottes nicht erwähnt wird und beantragt ernstlich, daß diese Hinweglassung ausgefüllt werde.

Bravi, Reverendi et Reverendissimi! Das eures Meisters, Jesu Christi, Gebot: „Dein Wort sei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber ist, das ist von der Sünde," trotz aller eurer Kanzel-Salbadereien, Beichten und Communionen, trotz allen Geschwätzes von Liebe und Moral nicht hinreicht, „dem Christen auf sein Ehrenwort zu glauben und eine Eidesform erheischt, so schlage ich vor, daß in der Constitution nicht nur der Name Gottes erwähnt, sondern auch der Teufel mit Hörnern und Bocksfüßen bei brennenden Kerzen in effigie neben dem gekreuzigten Gott, dem Sohne, und dem Präsidenten aufgestellt werde, um Sr. christliche Excellenz desto mehr von Verletzung der Constitution abzuhalten.

8. Da das Gouvernement „Gottes Ordinanz" ist, nicht blos zum Besten des Volkes, sondern auch zum Ruhme Gottes und zur Etablirung seiner Autorität, in dieser Welt, so sollte die Regierung blos durch Jene verwaltet werden, die Freunde Gottes und treue Unterthanen seiner Gebote sind. Daher es der Sache Gottes und den besten Interessen der Menschheit zuwider ist, wenn Christen (Christian men) die Zügel der Regierung gottlosen, profanen, corrupten und unmäßigen Menschen, den bekannten Feinden des (obersten) Regenten, dessen Autorität sie vollziehen, anvertrauen.

Ein schlechter Regent „über einarmes Volk" gleicht einem brüllenden Löwen und einem herumirrenden Bären.

Ja, Reverendi, das Gleichniß steht fest und ist so wahr wie meine Behauptung, daß Ihr „gelehrte" Esel seid, die von Logik, Menschenrechten und Demokratie so wenig verstehen, wie der Cannibale von eures Gottes Regierungsordinanzen und sollte etwa Einer oder der Andre von Euch, Ihr Heuchler und Pharisäer, kein gelehrter Esel, sondern wirklich ein gelehrter Mann sein, dem das Interesse seines nichtswürdigen Handwerks höher steht als Prinzipientreue und Menschenrecht, so ist derselbe nicht weniger gefährlich, als ein hungriger Bär oder ein corrupter u. besoffener Präsident, gleichviel ob dieser Christ, Jude oder Atheist sei.

Endlich, Ihr Ehrwürdigen Herren, sage ich Euch: ein Mensch, der den Werth des Menschen von der Geburt, von der Farbe, von Geld und Besitz, vom Glauben an Götter, an Gott, an Jesus, an Mahomed, oder an gar keinen Gott und sonstigen Autoritäts-Popanz abhängig macht, wenn auch gerade kein Esel, oder Roß Gottes, doch ganz gewiß ein sehr dummer, oder schlechter Mensch sein muß! Medium non datur.

Da sich endlich die Extreme berühren, mache ich den Vorschlag:

1. Gott auf Erden abzuschaffen, um endlich die Völker von seinen Vermittlern, den Pfaffen, zu befreien.
2. Daß man das Amt des Präsidenten, den König im Frack abschaffe, die Wahl eines Vorsitzers dem Senate überlassend; wodurch die Corruption bei Präsidentenwahlen und Aemterverleihungen namhaft vermindert und die Wahlkörperschaft bedeutend an Werth und Ansehen gewinnen würde.

Ihr habt gesprochen, so auch ich und somit Punktum.

Für die Fackel.

Streiflichter.

Von Samuel Ludwigh.

Februar, 1867.

Den Schnee zerrinnt, der Lenz beginnt.

Nach einem sehr kalten Januar hatten wir im Februar schon einige (kränkende) warme Frühlingstage und auch ich fühle wieder wärmer im Innern, der Husten und Asthma mich verließen. Ein Karbunkel auf dem linken Knie, der 12 Tage lang an's Zimmer fesselte, scheint sämmtliche Krankheitsstoffe im Körper abgeleitet zu haben. 12 Tage lang im Zimmer! Solches Loos ist mir seit mehr als 30 Jahren nicht geworden. Hätte nicht gedacht, daß ich mich, bei so wenig Bewegung in einem engen Raume, so wohl fühlen könne. Doch war ich ja im Kreis der Familie, hatte an Confort und Lebensgenuß Alles, was man wünschen kann, las u. schrieb con amore und an solche Fessel würde sich der alte Wanderer wohl sehr bald gewöhnen, wenn es ihm vergönnt sein sollte, auf Lorbeeren zu ruhen. Der Karbunkel hatte auch das Gute in seinem „blutigen" Gefolg, daß ich länger als ich vor hatte zu Hause bleiben mußte und so das Vergnügen mir zu Theil ward, am 13. Februar mit den Meinigen meinen 66. Geburtstag zu feiern. Das Glück und Glücklichsein manifestirt sich dem Menschen auf vielfältige Weise, je nach seinem Alter, seiner Bildungsstufe, seinem Temperamente und seiner Denkweise. Für mich ist Liebe und häusliches Glück, das beseligendste, das reinste. Wonach ich mich in Europa vergebens gesehnt, das habe Ich in des Lebens Spätsommer in Amerika erreicht und im Winter ist es gut so ruhig im Innern, als hätten da nie Stürme der Leidenschaft getobt, als hätte der Wurm der Sehnsucht nie am jungen Herzen genagt. „Gott hat uns diese Muße bereitet", ließ Virgil seinen Tityrus, den glücklichen Schäfer, im Schatten der Eiche sprechen. Was mag wohl mir diese Muße im Alter bereitet haben, wo alle Illusionen verschwunden, wo kein jugendlicher Glaube an Gott und jenseitiges Wiedersehen beseelt, wo die ganze Welt in trockener Form der Prosa erscheint, wo man im offenen Kampf gegen die Existenz eines Gottes von keinem Gott Belohnung zu erwarten berechtigt ist? Was Anderes wohl, als: „Beharrlichkeit im Kampfe gegen des Schicksals Schläge, identische Assimilirung mit der Natur und ihren unabänderlichen Gesetzen, stetes Handeln nach den Dictaten einer innern Stimme u. das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht." Wem diese Stützen im Alter fehlen, glaubt es mir, der kann, auch wenn er an Gott und Unsterblichkeit glaubt, in diesem Leben unmöglich ruhig, unmöglich glücklich sein. Die Natur ist gerecht; sie bedarf keines Gottes; sie schafft und zerstört und richtet selbst auf dem Richterstuhle der ewigen Weltenharmonie. Wir sind molekulähnliche Theile von ihr, der Heiligen, untrennbar an die Macht ihrer Gesetze gebunden und je mehr wir diese verletzen, desto mehr haben wir für Unvernunft oder Frevel zu büßen.

Am 14. Februar schied ich heiter von Weib und Kindern, nahm um 7 Uhr Abends Platz im Waggon, um nach Indianapolis zu fahren. Apotheker Tilly kam an meine Seite zu sitzen, der in Folge einer Depesche, daß sein 80jähriger Vater, Dr. Tilly, am Sterben sei, ebenfalls nach Indianapolis fuhr. Nur sehr Wenige von den Millionen und Millionen Menschen erreichen ein so hohes Alter. „Ach, wie Viele rafft der Tod hinweg in der Blüthe des Lebens und es wäre Thorheit mit ihm deßhalb zu rechten. Auch an un-

serem Zug klopfte der Unerbittliche um Mitternacht, zum Schrecken der aus dem Schlummer geweckten Passagiere; doch es blieb beim Schrecken. Die Locomotive lief aus den Schienen, streckte sich schnaubend und funkensprühend auf ein Kornfeld hin und riß „with vehemence" den Tender nach sich. Der Führer der Locomotive kroch unbeschädigt aus dem Rachen des Ungeheuers hervor; wir aber standen da, wenn auch eben nicht im Trockenen, doch im Sicheren, bis 6 Uhr des Morgens, als die abgesandten Boten 6 Meilen weit von Indianapolis mit einer Locomotive herangefahren kamen.

„Ein Augenblick kann Alles umgestalten." Wenn man in Amerika 20 Jahre lang auf Eisenbahnen und auf Dampfböten reis'te und mit heiler Haut davon kam, so kann man sich wohl zu den Auserwählten der blinden Göttin des Glückes zählen und h o f f e n, in einem hohen Alter i m B e t t zu sterben. „Wie eine Lampe, wenn der letzte Tropfen Oehl verzehrt, erlöschen; aufhören zu athmen; so wie nach zerrissener Saite die letzte Toneswoge in der Unendlichkeit des Alls verschwindet — das mag wohl die erwünschteste Art des Todes sein."

Es war 5 Uhr des Morgens als wir am großen Depot zu Indianapolis ankamen! Ich lavirte bei einem Austerngerücht bis 7 Uhr, aß gute Bratwürste zum Frühstück im Lafayette-Haus des alten Hoppe und begab mich bei trübem Himmel und auf kothigen Wegen, noch ehe ich die „Union Hall" in der Stadt bezog, an's große Werk der Collection.

Welcher Contrast im Geschäftsleben während des Krieges und jetzt im Frieden! Der Strom hat eben seinen regelmäßigen Lauf wieder begonnen und indeß jetzt nach zerschmolznem Schnee und Regen die Flüsse angeschwollen ihre Ufer überfluthen, ebbt es bedeutend in den Straßen der Städte. Man hört wieder häufig das alte Lied vom Pfannenschmied, das Lied von „schlechten Zeiten." Die höchste Schlechtigkeit kulminirt wohl in einem Staate, wenn die Menschen im Kriege sich in Masse morden, u. es ist demnach ein sichtbares Zeichen einer verkehrten Civilisation, wenn während des Krieges die Geschäfte blühen u. im Frieden darniederliegen. Einzelne sind während unseres christl. Brudermordes en gros reich geworden, Tausende sind verarmt. Daß solche Zustände unvernünftig sind, ist selbstverständlich und so lange die Menschen unvernünftig bleiben, getrieben durch Instinkt und Leidenschaft, können auch die staatlichen Zustände nicht besser werden. Es sehe denn Jeder, wie er es treibe. Wer zur Zeit der guten Geschäfte seine Schulden bezahlt und spart, der wird den Druck der schlechten Geschäfte weniger fühlen, als der Thor, der da glaubt, Verschwendung sei ein Verdienst. Verschwendung führt zu Armuth u. der Geizhals darbt in der Fülle des Reichthums. Beide Extreme sind zu vermeiden; was aber eine Unmöglichkeit ist für Verschwender, die den Werth des Geldes als M i t t e l verkennen, und für Geizhälse, bei denen das Geld Zweck ist.

Wäre ich um einen Tag früher in Indianapolis angekommen, hätte ich das Vergnügen haben können, einem Maskenballe beizuwohnen und unter Narren Narr zu sein. Ach, es giebt eine Narrheit im flüchtigen Leben des Menschen, die reich an Poesie hoch über Poesie der Vernunft steht und eine geistreiche Maske mit der Schellenkappe ist, gewiß, eine weit interessantere Erscheinung als ein geistloser Mensch mit Reverenda, Doctorhut und Allonge-Perücke. Das Fadeste jedoch des Faden, das Eckigste des Eckigen, das Lächerlichste des Lächerlichen ist eine stupide Maske, deren persönliche Rohheit ein ritterliches Costüm deckt und die aus Dummheit zum Ernst des Schweigens verdammt ist; eine karrikirte Auster in Menschengestalt.

Der Unterschied zwischen Mensch und Mensch ist eben so groß, eben so wesentlich als der Unterschied zwischen Gedicht und Gedicht oder zwischen Gemälde u. Gemälde. Mögen a l l e Menschen gleichberechtigt sein auf Leben, Freiheit und Glück; so giebt es doch in der geistigen und moralischen Wesenheit derselben einen Rang, den nur ein unwissender und fanatischer Nivellist hinweg zu demonstriren gesonnen sein kann; so, wie der triviale Reimschmied, ohne die Weihe des Genius, noch lange kein Dichter u. der Farbenkleckser noch lange kein Maler ist. Zu diesem Ideengange führte mich der Bilderladen der Herren H. Lieber und Comp., wohin mich ein genialer Freund des Schönen, Herr Johann Müller, gebracht hat, um da einige Gemälde in Augenschein zu nehmen. Er postirte mich vor Nr. 1, sein Lieblingsstück: „D a s M ä d c h e n i m W a l d e." Von Ph. Schmitz. Was halten Sie davon? Ein schönes Bild; habe die hübschen Mädchen sehr lieb — würde jedoch diesen herrlichen Wald lieber sehen o h n e das faltenreich gekleidete, niedliche Mädchen — welche Idee hat wohl den Künstler bewogen, das Stadtmädchen einsam in den Wald zu versetzen? Soll sie da Blumen pflücken, Erdbeeren sammeln, oder den Liebhaber erwarten? Ich würde das blühende Mädchen, außerhalb dem Walde isolirt gemalt, sehr schön finden; aber in diesem Wald mit seinen prachtvollen Bäumen; seiner meisterhaften Perspektive verliert sie bedeutend an Reiz vor meinen beschauenden Blicken. Nun wenden wir uns zu Nr. 2. „B u c h e n w a l d." Von F. Ebel. Ein Kunstwerk, das an Zeichnung, an Colorit, Perspektive des Hintergrundes mit dem blauen Himmel wohl eben so wenig übertroffen werden kann als Nr. 3: „D o r t r e c h t, an der holländischen Küste". Von F e l i x K r e u z e r. (Ein Nachtstück.) Herr Lieber kaufte diese Gemälde in Düsseldorf und brachte sie nach Amerika. Daß d i e s e Kunstwerke länger als einige Monate in einer so großen Stadt wie Indianapolis auf einen Käufer warten müssen, zeigt, daß der Kunstsinn im allgemeinen noch wenig entwickelt; am allerwenigsten bei unseren Geld- und Shoddy-Aristokraten, bei denen kostbare Meubles, ein oder zwei Pianos von Steinway oder Gebrüder Decker nicht fehlen dürfen, wenn auch darauf blos geklimpert, oder gar

nicht gespielt wird; noch ein eleganter Bücherschrank, wenn auch die Bücher Niemand liest; noch Bilder an der reich vergoldeten Tapetenwand, Bilder von der miserabelsten Sorte des Steindruckes oder der Oehlleckerei, ohne Symetrie hingehangen, als sprechende Repräsentanten der geist- und geschmacklosen Eigenthümer des modernen Palastes. Der Styl, sagt man, ist der Mensch. Wahr. Uebrigens habe ich schon sehr interessante, sogar geistreiche Menschen, besonders Frauen, getroffen, die sehr wenig geschult gar keinen Styl hatten. Auch heißt es: Das Kleid macht den Mann. Dies ist nun geradezu eine Absurdität. Der Schneider macht das Kleid und das schöne kunstgerecht gemachte Kleid zeugt von der Geschicklichkeit des Schneiders; aber ein Esel in der Löwenhaut, bleibt ewig ein Esel und eine weibliche Gans kann weder durch Seide noch durch Sammt, oder Wasserfall und Diamanten-Glanz zur Dame gemacht werden. Uebrigens ist es die Wohnung des Menschen mehr als irgend sonst ein äußeres Zeichen, aus welcher man ziemlich genau auf dessen Geist und Geschmack schließen kann. Ich würde daher unsern ignoranten Geldbrotzen den Rath ertheilen, ihre Wohnungen durch „arme Teufel von Geschmack und Bildung" arrangiren zu lassen, um die langen Ohren in der Löwenhaut zu verbergen. He is rich — er ist reich — spricht oft der stupide Bewunderer mit einer gewissen Veneration; als könne Reichthum dem Menschen einen inneren Werth verleihen! He is honest, he is intelligent, he is liberal — er ist ehrlich, er ist vernünftig, er ist freisinnig, — diese Epithete hört man im Leben höchst selten mit Emphase betont und „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme" hat nur in so ferne einen wahren Sinn, als dieser Gott, das Urbild des Bibelgottes ist, dieses Idos der Dummheit, der Corruption und der Grausamkeit.

Von Indianapolis nach Lafayette gefahren. Als ich vor circa einem Jahr nach langer Pause wieder nach dieser Stadt kam, wurde die Fackel gleichsam mit Sturm genommen. Mit der Apathie des Geschäftslebens hat sich dieses Mal auch eine Apathie des Geistes eingestellt und es verweigerten Einige die Zahlung, trotz dessen, daß sie bereits ein Heft des laufenden Jahrganges erhalten und behalten hatten! — eine Ausnahme, welcher ich höchst selten, am wenigsten von Seiten gebildeter und radikal sein wollender Leser begegne. Uebrigens macht eine Schwalbe keinen Sommer und ich habe trotz alledem, Ursache mit den Deutschen von Lafayette in Hinsicht geistiger Verwandtschaft zufrieden zu sein. Ich habe hier einen Sonntag zugebracht, meist im Dell Haus am Schreibtisch und ein Stündchen im großen Biersalon des Capt. Welschbillig, wo mir das Vergnügen ward, unter den Gästen auch den (deutschen) Mayor Herrn Ulrich zu treffen. Bei einem Viertel der deutschen Bevölkerung läßt es sich wohl erwarten, daß das Sonntagsgesetz blos ein todter Buchstabe ist. Warum? Weil bei Wahlen die Deutschen großen Einfluß besitzen.

„Menschen denken, Umstände lenken."

Ich wollte von Lafayette nach Logansport und retour via Terrehaut nach St. Louis reisen. Da nun die Fluth zwei Brücken weggeschwemmt hat, beschloß ich, nach Chicago, und nach solchen Plätzen in Indiana zu gehen, welche nicht für diese Tour bestimmt waren.

Auch dieser Beschluß ist ohne Ausführung geblieben. Es hieß, daß der Zug um 4 Uhr des Morgens abgehe; ich stellte mich denn pünktlich am Depot ein, erfuhr aber alsbald, daß Montag Morgens kein Zug abgehe. Da um ein Viertel nach 7 Uhr ein Zug nach Terrehaut ging, so wankte ich, des lästigen Lavierens wegen, nicht lange und ging westlich, den östlichen Theil des Staates auf die nächste Tour verschiebend.

Terrehaut hat ein gutes deutsches Haus, das Cincinnati-Haus.

Die Lenzsonne hat nicht lange geschienen; es ist hier wieder kalt wie im Winter. Clima, Menschen und Geschäfte wechseln nirgends so plötzlich und so oft wie in den Vereinigten Staaten.

Terrehaut hat sich in jüngster Zeit wenig verändert und sind auch hier die Geschäfte flau, so ist es doch nicht so schlimm wie in ihren Nachbarstädten Lafayette und Indianapolis. Die Turner haben kürzlich ihr altes Standquartier verlassen und bezogen einen geräumigen Saal bei Imbery, wo an Sonntagen gemüthliche Kränzchen stattfinden, bei „Gesang, Deklamation und Becherklang." Thalia's Tempel ist geschlossen und ihre besten Söhne fungiren in Estrella's unterirdischem Gewölbe als Koch und Kellner.

Via Mattoon nach Decatur gefahren. Der alte Wachtler mit seiner hübschen jungen Frau hält zu Mattoon ein gutes deutsches Haus und Hähnle hat seit Kurzem eine Brauerei eröffnet. So schreitet die Civilisation rasch voran trotz Wüstenei und Prärienschlamm. Wer in solchen Gegenden nicht verflacht, muß ein seltener Mensch sein; übrigens wird ein genialer Mensch auf solchem Terain aus freier Wahl nie seinen Wohnsitz aufschlagen, wo nichts als leerer Vordergrund ein ewiges Gähnen von Langeweile und Fadheit repräsentirt.

Wenn hier die Leute viel trinken und viel fluchen, ist es gar nicht zu wundern; denn alles Erhabene, alles Schöne ist da verbannt.

Zu Decatur hatten vier Pferde große Mühe den Omnibus durch den tiefen halbgefrornen Koth nach dem Revere House zu schleppen. Ein warmes Zimmer war da, nach einer Nacht im Depot zu Tolono, sehr willkommen. Das Städtchen hat sich seit einem Jahr durch mehre neue Häuser bedeutend verschönert. Seelbach hält hier ein gutes Hotel und Rübsamen hat vor Kurzem einen großen Biersalon eröffnet. Die Bewohner der Stadt schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß man das Capitol des Staates Illinois von Springfield nach Decatur verlegen werde, für welchen Zweck man eine Million Dollars geboten hat; doch eine in der Le-

gislatur stassirte Bill hat sich für den Bau eines neuen Staathauses zu Springfield entschieden und so jene Hoffnung halb vereitelt. Ich sage halb; denn es sind ökonomische Gründe da, welche den Gouverneur zu seinem Veto berechtigen und einen zweiten nüchternen Gedanken der Legislatur erheischen. Nun, das ist ja das Palladium der freien Concurrenz, über welche hinaus der freieste Staatskünstler sich de facto nicht erheben kann: „Was Einem nützt, das schadet dem Andern." Diesen Schaden auf das Minimum zu reduciren, Armuth, Rohheit, Krieg und Laster, wenn nicht ganz unmöglich machen, doch so selten wie nur möglich aufkommen zu lassen, selbst das ist schon eine höchst schwierige Aufgabe, die nur nach Jahrtausenden gelöst werden kann. Also Springfield oder Decatur? Das ist jetzt die große Frage. Actie oder keine Actie zu Decatur? Echo: keine.

Springfield hat sich während des Krieges bedeutend gehoben. Die breiten Straßen durchziehen bereits Eisenschienen von zwei Compagnien. Rudolph's Opernhaus steht vollendet da und Miß Emilie Melville, die jugendliche Künstlerin im Fach der Komoedie, macht eben furore. Ein großes Ver. Staaten Postgebäude im Bau wird bald eine neue Zierde der Stadt sein; dann folgt das neue Capitol, u. die Ausführung Lincoln's Monument, sagte man mir, ist bereits in München deutscher Künstlerhand übergeben. „Das deutsche Element ist hier in allen Geschäftszweigen repräsentirt; zerfallen in allerlei Secten und getheilt in zwei Parteien, wo es freilich in keiner an einfältigen Kaffern fehlt, die stimmen, und an smarten Klaffern, die für sich stimmen lassen. Zwei deutsche Zeitungen schreiben pro bono Reipublicae. Lohman für das demokratische, Col Lieb und Dr. Heckelmann für das radikale Wohl.

So lange es in Parteisachen nicht zu Argumenten ad hominem kömmt und Parteiwuth nicht in das Privatwohl der Bürger eingreift, oder sogar zum letzten Argumente der Kanonen führt, ist Opposition die Seele des Staatslebens und die Pflegerin der Freiheit. Im entgegengesetzten Falle wird die freie Presse zum Fluch des allgemeinen Wohles, zur Dienerin der Corruption, zum Zerstörungswerkzeuge der Freiheit. Will man unserer Presse im Allgemeinen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so muß man als ruhiger Spectator, leider, gestehen, daß sie keinen Standpunkt der Humantiät und Tugend einnimmt, sondern der gemeinsten Selbstsucht verfallen am Marke des Volkes nagt und saugt, wie hungrige junge Wölfe an den Zitzen der Mutter.

Unter den Plakaten fiel mir auch eines der „Marie von Elsner, the young and wonderful cantatrice, in die Augen und siehe da, kaum hatte ich das englische Plakat gelesen, präsentirte mir auf der Straße Herr v. Elsner ein Programm nebst Karte für den Abend. Für eine junge Wundervolle hätte ich das Opernhaus erwartet; doch nachdem ich mich in einem deutschen Salon, in Hrn. Iver's Harmonie-Halle, überzeugt hatte, daß die kleine Marie wirklich ein Genie, das zur Künstlerin ersten Ranges herangebildet werden kann, so erlaube ich mir, Hrn. Elsner den bescheidenen Rath zu ertheilen, sein Töchterchen vorerst physisch zu entwickeln, sie, wenn möglich, in Deutschland ausbilden zu lassen und überhaupt sie von jedem Auftreten in untergeordneten und exclusiv-deutschen Lokalen zurückzuhalten, um den Zweck nicht zu verfehlen, den später Vater und Tochter zu erreichen berechtigt sind.

Ich habe, eines Sonntags, abermal einem (Sacred) Concert der kleinen Künstlerin beigewohnt, unterstützt von Prof. Marx, Hrn. Elsner und dem Opernhaus-Orchester. Das Haus war gut besetzt u. zwar von einem sehr anständigen, ausschließlich deutschen Publikum, wo man weder durch Tabakrauch noch rohes Benehmen im Genusse des Concertes gestört, oder verscheucht wurde. Die Ruhe, nach einer holprigen Fahrt mit Hrn. Goldarbeiter Sommer nach seiner Wohnung, drei Meilen vor der Stadt, und en passant nach Ackermann's und Rudolph's Brauereien, that mir am warmen Ofen des Saales sehr wohl. Die Leistungen der kleinen Marie als Sängerin, die ihres Vaters auf der Violine und das kräftige Zusammenwirken des Orchesters, waren, in der That, so ausgezeichnet, daß ich stets mit Vergnügen jenes genußreichen Abends gedenken werde. Das Programm war ein mit sehr gutem Geschmack gewähltes. Meinem Geschmack entsprachen ganz besonders: Casta Diva u. der Echogesang, von Marie gesungen; ein oberösterreichischer Ländler, vom Orchester, und eine Melodie von De Beriot, von Marx und Elsner vorgetragen. Herr Marx ist ein sehr gewandter Pianist und was ihn mir noch mehr interessant machte, ist sein Schicksal. Er wurde nämlich, als Musikdirektor in der Rebellenarmee, in Arkansas gefangen genommen und nach Springfield gebracht, arm und elend, wie es sich wohl denken läßt, und nachdem er Uncle Sam den Eid der Treue geleistet, etablirte er sich hier als Musiklehrer mit gutem Erfolg.

Ich wohnte zu Springfield in Ramstetter's Brilliant House, zwar nicht brillant; aber comfortabel und das Haus verdient wegen Reinlichkeit, freundlicher Bedienung und guter Küche empfohlen zu werden. Auch wenn der Wirth ein Copperhead wäre.

Um die Scylla bei Logansport zu vermeiden, ging ich nach Springfield, und siehe da, ich fiel bei Meredozia in die Charybdis. Der Illinois-Fluß war nämlich hoch angeschwollen und zerstörte einen Theil der Schienen. Eine miserable Dampffähre spedirte die Passagiere vier Meilen weit auf der mit einer dünnen Eisdecke belegten Fluth. Das Beste bei diesem Misere war, daß es nicht regnete. Herr Rudolph Meier, der auf dem Wege ist, ein steinreicher Mann zu werden, reis'te mit demselben Zuge mit dem ich nach Keokuk fuhr, nach Nauvoo, wo er ein Stück Kalksteinlager eignet, aus welchem er das Material für den Bau des neuen Capito's von Illinois, zu dem Betrag von 50,000 Doll., zu liefern contrahirt hat. Im Waggon sprach mich ein

deutscher Herr an, der im Jahr 1859 zu Sauk City, Wisc., in einer Handlung diente, wo er mich gesehen und nun wiedererkannt hat. Er ist aus Wien gebürtig und nennt sich Reuß. Von Sauk City ging er nach Texas, flüchtete während des letzten Krieges nach Mexico, ging nach New-Orleans, ließ dort seine Familie zurück und ist jetzt auf dem Wege nach Kansas, um dort eine neue Heimath zu suchen. Er sah den Kaiser Max, rühmte ihn als einen sehr intelligenten u. freisinnigen Mann, den er bedauerte, daß er Napoleon's Politik zum Opfer gefallen. Dieselbe Politik hat auch dem französischen Parvenu schlechte Früchte getragen und wir mögen es vielleicht noch erleben, daß Maximilian und Napoleon ihrer Throne verlustig werden. Dieser hat auf Banditenweise die Republik verrathen; Jener sollte sie vernichten: beide stehen jetzt am Abgrund getäuschter Hoffnungen; durch Besiegung unserer südlichen Rebellen und durch Preußen's Sieg über Oesterreich. Zwei historische Momente, deren Tragweite schwer zu berechnen ist.

Es war spät Abends als wir im Depot zu Hamilton ankamen und in einer Dampffähre den breiten Mississippi passirten. Ein Bus brachte mich zu Schaler's Rebstock, der aber so sehr mit Trauben behangen, das heißt, mit Gästen gefüllt war, daß ich genöthigt war, einen weiten Weg nach einem englischen Hotel zu trottiren.

Auch Keokuk ist trotz aller schweren Entwickelung zu einer compakten Stadt von 14,000 Einw. herangewachsen und ist des Deutschen Vaterland. Ja, das deutsche Element ist auf diesen Höhen sogar stark vertreten. Es sind da deutsche Aerzte, deutsche Wirthe, deutsche Apotheker, deutsche Handwerker und Kaufleute, Beamte und Pfaffen. In der Freischule wird auch die deutsche Sprache gelehrt. Der Turnverein zählt etliche vierzig Mitglieder und pflegt die Kunst so gut es eben geht durch ein Liebhabertheater. Auch giebt es hier, wie überall im freien Land, Maurer und Odd Fellows und Harugaris. In der Halle der Letzteren, durch Hrn. Limburg eingeführt, hatte ich Gelegenheit einer Gesangprobe des Männerchors beizuwohnen. Es sind da vier Brauereien, von denen die von Bähr, Leisy und Bruder die größte, was für 8,000 Deutsche Consumenten gewiß nicht zu viel ist. Der deutsche Handelsstand ist besonders stark repräsentirt; in Eisenwaaren durch Rotheit, in Grocerien durch Kellner, in Liqueuren durch Stracke und Caesar. Die größten Salons sind die von Spring, von Behr und von Limburg. In der Nähe der Stadt wird auch mit gutem Erfolg Wein gepflanzt. Es sind hier zwei Eisenbahnen. Die eine, 160 Meil., nach Des Moines, die andere nach Fort Madison, 25 Meilen. Nach St. Louis geht täglich ein Packetboot. Eine deutsche demokratische Zeitung sorgt für das politische Bedürfniß und für geistige Nahrung ist eben wieder eine deutsche, katholische Kirche im Bau. Nur wacker voran! Es ist auch für den Papst noch Raum genug in diesem freien Lande, wo es jetzt blos noch geistige Sklaven giebt und wo, trotz alledem, auch deren Zahl im Lauf der Zeit sich vermindern, und Papst und Pfaffen man endlich ad antediluviana zählen wird. Freilich wird das noch lange, sehr lange dauern, trotz des Fackler's Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum, die sich jetzt noch wie ein Zwerg zum Riesen verhält. Die Kirche und ihre Verdummungspressen für geistige Sklaven haben über Millionen zu gebieten für Bibeln, Testamente und Traktäte aller Art; der Propaganda für Freiheit, Wahrheit und Tugend ist es unmöglich 2,000 Dollars für Druck und Verbreitung eines radikalen Werkes aufzutreiben und dennoch — dreht sie sich.

Am Letzten des Carneval-Narrenmonats bin ich per Steamer in der Siebenhügelstadt Quincy angekommen, wohin es mir erlaubt sei, den heiligen Vater von Rom einzuladen, falls ihm sein Arzt eine Ortsveränderung anrathen oder der Zeitgeist sie ihm apodyktisch nothwendig machen sollte. Indeß auf der Umgebung der Siebenhügelstadt Rom der Fluch des Himmels zu ruhen scheint, wo der Blutgedüngte heilige Boden kaum Disteln genug für die Esel des päpstlichen Staates hervorbringt, ist die Erde von Quincy auf viele Meilen hinaus gesegnet und fruchtbar. Auch hat da die heilige Religion ein sehr ergiebiges Feld für sich, besonders die alleinseligmachende; so, daß der heilige Vater und Hirt hier auf einen glänzenden Empfang von Seiten seiner ihm demüthigst ergebenen Schaafe mit Zuversicht rechnen darf. Also avanti, Pio Nono, nach der Siebenhügelstadt von Amerika, um das gottlose Italien seinem Schicksal preiszugeben, wo der Unglaube in Religion mit dem Glauben an italienische Einheit gleich große Fortschritte macht, avanti!

März, 1867.

Es ist bekannt, daß der katholische Clerus es seinen Schaafen nicht gestattet, sich in eine Maurer- oder Odd Fellow-Loge anzuschließen, um da von räudigen Schaafen und Ketzern nicht angesteckt zu werden. Ist kaum der Mühe werth; denn die Basis dieser Logen ist ja der Gottesglaube und ihr heiliges Buch die Bibel. Freilich ist es nicht gerade der katholische Gott mit drei Köpfen; nicht die katholisch zugestutzte Bibel, und das genügt ja der alleinseligmachenden Kirche, ihre Getreuen von exotischem Gift zu bewahren. Es ist nicht lange her, daß ein Abonnent der Fackel sich bei einer Loge aufnehmen lassen wollte. Als ihm die Frage gestellt ward, ob er an ein höheres Wesen glaube, erwiederte er mit Nein. So können Sie kein Mitglied werden, hieß es. Kann ich blos durch eine Lüge Logenbruder werden, so will ich mit der Bruderschaft Nichts zu thun haben. Nun, das nenne ich Charakter; doch solche Consequenz und Prinzipientreue ist blos Ausnahme von der Re-

gut schmeckender Übersättigkeit. Fusel ist nicht Wein; der Wein der Weinländer kein Zeichen des Radikalismus ist; Bier ist Bier, wenn auch nicht jedes Malzgebräu Lagerbier ist. Gott ist Gott, gleichviel ob Dreieinig oder Einig, ob Allah, Jehova, Deus, Jeus oder höheres Wesen. So lange der Lehre von Göttern, oder von Gott aufrecht erhalten wird, wird es ein Pfaffenthum geben, das sich auf Kosten des Glaubens nährt und erhält. So lange der Staat von seinen Bürgern den Glauben an Gott und Unsterblichkeit fordert, um glaubwürdig zeugen zu können, ist er noch lange kein vernünftiger Staat, u. so lange Ihr die Tugend eines Menschen von dem Glauben an ein höheres Wesen abhängig macht, habt Ihr noch lange nicht den Begriff der höheren Selbstständigkeit des Menschen erfaßt.

In Quincy hörte ich wenig über schlechte Zeiten klagen u. gäbe es nicht überall in unserer christlichen Republik sehr viele Kirchen, so hätte man von den vielen Thürmen der Siebenhügelstadt auf die Frömmigkeit ihrer Bewohner schließend ein Recht zu sagen, daß der Segen Gottes auf ihnen ganz besonders ruhe. Sieht man aber hier, und überall wo man sich hinwendet, daß der Segen Gottes auch auf Ungläubigen, ja, sogar auf Verbrechern ruht, so hat man seine Rechnung mit Gott geschlossen und sucht und findet die Ursachen der guten und der schlechten Zeiten, der sieben fetten und der sieben mageren Kühe in ganz andern Combinationen, als denen der Vorsehung eines allweisen, eines allgütigen und barmherzigen Gottes.

Die Gebrüder Dick z. B. zu Quincy scheuen sich nicht ihren Unglauben zu bekennen und dennoch ruht der Segen auf ihrem Geschäft; denn seit 10 Jahren hat sich ihre kleine Brauerei zu einer der größten im Staate erhoben. Die Dampfmaschine ist von Sechspferdekraft. Der Kessel faßt 100 Barrel Bier, von dem jährlich 8 bis 10,000 Barrel gebraut werden. Die Malzkeller sind geräumig und auf Säulen gewölbt. Die Keller, mit ihren großen Fässern, trocken und rein, und das Eishaus, verdienten gesehen zu werden. Auch Ruff's Brauerei, so wie von Luther und Co. liefern sehr gutes Bier und es fehlt nicht an Salons, in denen der Deutschen Lieblingsgott Cambrinus verehrt wird. Die frequensten derselben sind, wie es mir schien, der Salon Nr. 9, Schünemann's-Kossuth-Haus, Buchheits Billiardsalon, des wackern Capt. Bosch's Lokal, u. Aumann's großer, geschmackvoll eingerichteter Keller. Auch in allen anderen Geschäftszweigen sind die Deutschen namhaft vertreten. Eine von den vielen Kirchen wurde von den Turnern angekauft. Ich sah hier das Lustspiel aufführen: „Nichte und Tante." Reiß und Gattin, so der gewandte Komiker Steidel spielten sehr brav. Das Orchester war sehr arm besetzt: Eine Baßgeige, eine Geige, eine Fiedel und ein altes Klavier. O, Jemine! Das Trommelfell thut Einem weh. Wo ist des Deutschen Vaterland? Ueberall, so weit hin die Civilisation sich erstreckt. Wo die Heimath der Teutschen? Man findet sie blos als Exilirte zerstreut auf Oasen.

Am 2. März an Bord des „Dampfenden" Andy Johnson in der Großstadt St. Louis angekommen und im Hotel Garni von Lang und Co. Quartier genommen. Das Haus wird sehr gut geführt und ist eben zum Verkauf ausgeschrieben. Der famose Koch Bühler, der in früheren Jahren, als es in New York im Reich der Gourmandie zu dämmern anfing, so manchen Gaumen erquickt und so manchen Magen, „ob des Zuviel des Guten," verdorben hat, ist eben im Begriff in der 4. Straße, dem Southern gegenüber, ein elegantes Hotel zu eröffnen. St. Louis hat der Feinschmecker und wohlhabigen Deutschen genug, um ein solches Etablissement zu souteniren und das Gedeihen hängt blos davon ab, ob Bühler's Kochkunst mit dem Studium der praktischen Oekonomie sich paaren wird.

Neben der edlen Kochkunst ist eben auch die deutsche Schauspielkunst wieder in Flor ibus; denn es gastiren da Johanne Claussen und Julius Koch. Ich sah in Toni Niederwieser's Walhalla Vaudeville-Theater Anna Lise, von Herman Hersch und im Varieties-Theater Lore-Ley, die Nixe des Rheins.

Ehe der Vorhang sich hob, konnte ich mich alsbald freudig überzeugen, daß die Musik in St. Louis eine ehrenvolle Stellung einnimmt. Das Orchester, unter Direktion Sauter, war ausgezeichnet, über dem Niveau trivialer Tonstücke erhaben. Das Stück Anna Lise hat mich sowohl der Handlung als der Produktion wegen bis an's Ende gefesselt. Johanna Claussen, als Anna Lise, des Apothekers Tochter, Hr. Gröhner, als Fürst von Anhalt-Dessau, und Julius Koch, als Marquis von Chalsac, haben ihre Rollen ausgezeichnet exequirt. Dem Verfasser des Stückes mußte ich am Ausgang das Zeugniß ausstellen, daß er durch das inbrünstige Vertrauen Anna's zu dem lieben Herrgott und durch Verheirathung des Fürsten mit der Apothekerstochter, in einer Zeit crasser Superstition in Kirche und Staat, dem lieben Gott und der Vernunft alle Ehre erwiesen hat. Daß dabei die „gerettete Vorsehung" und der Sieg der Liebe und Vernunft über den Kastengeist zur seltenen Ausnahme der Regel gehörte, ist selbstverständlich.

Herr Niederwieser hat den Plan, ein den Forderungen der Kunst allseitig entsprechendes Theatergebäude aufführen zu lassen. Möge der Plan zur Ausführung kommen. Die gedrängt vollen Räume des großen Varieties-Theater, eines Sonntags, bei Vorstellung Lore-Ley, der Nixe des Rheines, überzeugten mich, daß eine gute Bühne — wozu Herr Börnstein den Grundstein gelegt — nicht nur bestehen, sondern sich auch lohnen müsse, wenn in einem schönen und zweckmäßigen Lokale durch kunstfertige Direction für gute Bühnenkräfte und durch tüchtige Regie für Exequirung guter Stücke gesorgt wird.

Das Sujet des Stückes Lore-Ley aus der guten alten Zeit des Hexenglaubens und religiösen Fanatismus entsprach

ganz der Anzeige des Humbugs eines amerikanischen Sacred-Concert, (Kirchenmusik) und die Prozession, welche auf der Bühne mit dem an's Kreuz genagelten Christen gottes, dem Himmel, dem Clerus und dem gläubigen Volke zum Vorschein kam; gerade so, wie man dergleichen heilige Frohnleichnams-Possen noch heutzutage in katholischen Ländern sehen kann, mußte jeden denkenden Menschen überzeugen, daß es in der Dogmatik der christlichen Religion der Hexen und Kobolde noch gar viele giebt, die ausgetrieben werden müssen und durch die Macht der Naturwissenschaften endlich auch wirklich ausgetrieben und vernichtet werden, zum Heil der Völker. Die liebenswürdige Hexe Lorle ist ganz geeignet, den crassen Volksaberglauben, den Einfluß des Pfaffenthums und die menschliche Niedertracht in all ihrer Häßlichkeit bloßzustellen; aber, aber verbrennt man auch keine Hexen mehr, so spuckt es doch noch gewaltig in den Schedeln der Christen des 19. Jahrhunderts. Es braucht eben Alles seine Zeit.

So oft ich in letzteren Jahren nach St. Louis komme und die vielen Eisenbahnwagen in den Straßen sehe, gedenke ich jener Zeit, wo man bei kothigem Wege 8 bis 12 Ochsen vor die Wagen spannte, um durch die Marktstraße hinaus zu kommen. Vor Uhrig's Brauerei war damals die westliche Welt gleichsam mit Brettern verschlagen und jenen Wald, aus dem sich jetzt eine compakte Straße erhoben hat, konnte man füglich den Anfang der westlichen Wildniß nennen. Es sind keine 50 Jahre, seit das immense Ländergebiet westlich vom Mississippi, eine terra incognita, nicht mehr bekannt war als das Innere von Afrika. Das St. Louis Journal of Commerce vom 21. Febr. 1867 sagt: ein Ueberblick der Karte zeigt uns westlich vom Mississippi ein Territorium, das groß genug ist, um daraus acht Reiche zu machen, so groß wie das berühmte Frankreich, größer als das Reich Alexanders des Großen, als die römische Republik unter Cäsar; die Reiche Carls des Großen und Napoleons des Ersten; größer als das europäische Rußland; circa zweimal so groß als alle Staaten östlich vom Mississippi, welche zwei Dutzend Staaten und Territorien repräsentiren, von denen jeder Staat größer ist als alle Neu-England-Staaten zusammengenommen. Das irgend ein Land von ähnlicher Dimension auf Erden übertrifft und welches über nicht lange Millionen von Minenarbeitern ernähren wird, die als die besten Kunden der Farmer und Manufakturisten anerkannt sind, so wie in England und andern Minenländern. Der Bergbau ist in diesem Lande nur noch in der Wiege und doch hat sich nach authentischen statistischen Berichten der Ertrag des Jahres 1865 in den leitenden westlichen Minendistrikten auf 14 Millionen Dollars belaufen; der des Jahres 1866 auf 16,171,881.98 Dollars. Die Aussichten für das Jahr 1867 versprechen einen edlen Metall-Ertrag von mehr als 20,000,000.

Der Leser der Streifzüge wird sich wohl zu erinnern wissen, daß ich eines Herrn August Steitz erwähnte, der nach Montana ging. Zu jener Zeit, circa vor 1 Jahr, hat sich in St. Louis eine Gesellschaft unter dem Namen „St. Louis and Montana Mining Company" organisirt, unter Direktion der Herren L. M. Kennet, J. O. Broadhead, Wilhelm D' Oench, John How, Sam. Treat und Sam. Gaty. Die Direktoren zu Montana sind: Sam. T. Hauser, James Stewart, Walter B. Dance und C. B. Parker.

Die Gesellschaft acquirirte für ihre Dienste den Professor A. Steitz und Hrn. Deidesheimer, vormaliger Superintendent der Ophir-Minen in Nevada, deren gründliche Kenntnisse eine sichere Garantie sind für guten Erfolg. Das Grund-Capital der Gesellschaft ist eine Million Dollars. Die Zahl der Actien beläuft sich jetzt 1867 auf 10,000.

Ja, Nordamerika ist ein gigantisches Reich, eine Republik an Areal-Größe, wie sie noch nie auf Erden dagewesen. Wenn nur der Koloß nicht auf Thonfüßen steht! Ein Feind, der ihm an seiner Entwickelung zu vernichten drohte, ist besiegt: die Sklaverei der südlichen Staaten. Indeß dort noch Alles Chaos ist, läßt es sich doch erwarten, daß die um Alles oder Nichts gegen den Norden kämpfenden und zu Boden gestreckten Sklavenbesitzer sich in die kürzlich passirte und zum Gesetz erhobene Militär-Bill fügen und in Bälde alle Bedingnisse eingehen werden, um in den Staatenbund wieder aufgenommen zu werden. Vom Congreß aber läßt es sich erwarten, daß er Umsicht genug besitzt, um jedes politische Uebergewicht jener stets feindlich und rebellisch gesinnten Olygarchen und Politiker für immer unmöglich zu machen.

Ein anderer Feind, der dieser jungen Republik droht, ist — die Kirche, die Alles aufbietet, um — das arme Volk in den Fesseln des Glaubens zu erhalten. Katholische und protestantische Kirchen entstehen wie Pilze; aber — Heuchelei und Geschäftsrücksichten sind die stärksten Grundpfeiler derselben und je mehr sich ihre Diener bemühen, im Weinberge des Herrn das zarte Pflänzchen „Vernunft" auszurotten, die Sonntagsgesetze streng aufrechtzuerhalten, den Temperenz-Unfug recht fanatisch zu predigen, in den Freischulen, gegen das Gesetz, die Bibel einzuschmuggeln, christliche Hymnen zu singen, das Vaterunser zu beten; Congreßsitzungen und Legislaturen mit christlichem Gebet zu eröffnen und endlich beantragen: die glorreiche Republik zu einer absolut christlichen zu machen, in welcher Juden, Chinesen, Atheisten und dergleichen Antichristen aller Art, weder stimm- noch amtsfähig sein sollen, desto eher wird dem Volk die Gefahr einleuchten, die seiner Freiheit droht, wenn es sich blind den Dienern der Kirche anvertraut. Ach, das Volk. —

Erinnern Sie sich noch, frug mich Herr Wendel Wagner, als Sie vor 25 Jahren im alten Courthause zu Cincinnati eine Rede hielten, daß das Volk Sie gesteinigt hat u. wie Sie bei Ihrer Flucht zur Hinterthür hinaus in Schutz genommen haben? Ach, der Steine und Eier flogen zu jener Zeit so viele, wenn man gegen Religion und Pfaffen-

Doch, weiblicher Mensch, du bist menschlicher Geist,
und wolltest als Zuchtthier nur leben!
du lernst von der Kirche nicht, was es heißt:
sich „höhrer Bestimmung" zu geben.

Die Kirche lehret, im Sklaventhum
und in der feigen Ergebung
zu suchen den weiblichen Tugendruhm;
sie hemmet des Geistes Erhebung.

Für die Fackel aus dem Lateinischen übersetzt.

Gute Gedanken.

Ueber den Tod.

Aus Seneca's Briefen.

Es ist besser, mit Mühe das Leben zu fristen, als ein verweichlichtes Leben zu führen. Muße ohne geistige Beschäftigung ist Tod; es heißt, lebendig begraben sein. Du magst dich hinwenden, wohin du willst, du kannst dich den menschlichen Uebeln nicht entziehen. Wo ist das Versteck, in welches Tod und Todesfurcht nicht eindringen? Wo ist die Ruhe des Menschen, welche nie durch Besorgniß und Schmerz gestört wird? Viele Uebel drohen uns von Außen, viele liegen in uns selbst und finden ihren Weg in die verborgenste Einsamkeit.

Du sollst dir durch Weisheit eine Mauer bauen, welche troß der schwersten Schläge das Schicksal nicht zerstören kann. Ein Geist, der sich über das Irdische erhebt, steht unüberwindlich fest; jeder Pfeil prallt von seiner Burg zurück.

Die Schwerter klirren — „Aeneas, jetzt braucht man Helden, jetzt thun tapfere Herzen Noth!" Kühnheit und Festigkeit erlangt der Mensch durch stetes Denken und Forschen; wenn er nicht Worte übt, sondern den Geist, und mit dem Gedanken an den Tod sich vertraut macht dessen Schreck ihm Jener nicht zu nehmen vermag, der da einfach sagt: der Tod sei kein Uebel. Man preis't die Armuth nicht, sondern Jene, die sich ruhig derselben fügen; nicht das Exil, sondern Den, der sich ruhig demselben ergiebt; nicht den Schmerz, sondern Jene, die ihn besiegen; man rühmt den Tod nicht, sondern Solche, gegen die er seinen Stachel verloren. Diese Uebel sind weder rühmlich, noch gleichgültig: zum Ruhm wird blos die Tugend, so aus demselben entsprießt. Nur Tugend und ein Geist, der über das Aeußere erhaben, entkleiden den Tod vom Uebel und machen ihn preiswürdig; dem feigen, dem geistigen Sklaven ist er ein Uebel. Der Tod ist allerdings ein scheinbares Uebel; denn Selbstliebe sträubt sich gegen Vernichtung und wünscht ewig fort zu leben; auch darum, weil man das Jetzt kennt und die Zukunft ein Schleier deckt und das Unbekannte den Menschen mit Scheu und Furcht erfüllt.

Furcht in der Finsterniß ist etwas Natürliches und Finsterniß ist für den Menschen der Tod; wäre der Tod auch etwas Gleichgültiges; ist er doch nicht zu vernachläßigen. Der Mensch muß lernen, ihm ruhig in's Antlitz zu schauen. Uebrigens muß man ihn mehr verachten als es gewöhnlich geschieht, da Viele glauben, er führe in den Kerker ewiger Nacht, wo der Hölle (orkus) Pförtner auf blutigen Gerippen sitzt u. die Schatten der Todten in Ewigkeit mit Schrecken erfüllt. Nun, glaubst du auch nicht an die Hölle, sondern an Verwesung, so giebt es doch Viele, die das Nichtsein eben so fürchten wie die Unterwelt, den Orkus. Lasse dich weder durch wirkliche, noch durch scheinbare Uebel schrecken, sondern folg' dem Ruf deines Geschickes, wohin es dich immer führen mag.

Kameraden, sprach Leonidas (im Thermopylen-Paß) zu seinen 300 Spartanern: „Verzehret euer Mittagsbrod, als solltet Ihr euer Abendbrod in der Unterwelt essen!" Ein römischer Feldherr, der sein Heer einer überlegenen Macht entgegenführte, sprach: „Soldaten, jetzt heißt es dorthin gehen, von wo man nicht mehr zurückzukehren braucht." Seht Ihr, wie einfach, wie gebieterisch die Tugend ist? Wen können Tyraden (über Himmel und Hölle) stärker machen, als jene einfachen Worte der Todesverachtung?

Nicht nur 300 Spartaner, alle Sterbliche sollen von Todesfurcht befreit werden.

Seneca's Worten fügt der Uebersetzer hinzu:

„Lernet entbehren und lernet sterben, wollt Ihr herrschen über Leben und über Tod!"

Für die Fackel.

Parodie

auf eine am 8. März 1867 in Philadelphia in einer Kirche versammelten Convention.

Von S. Ludwigh.

Wir sind, in der That, ein großes Volk. Nachdem die große Kanone vier Millionen Sklaven frei gemacht, haben wir bereits schon begonnen, das entsetzliche Wort auszusprechen: „daß der Neger Mensch sei und demnach mit

dem weißen Manne, als Bürger, gleiche Rechte haben müsse. Auch hat man es, Andrea Sapiente non obstante, auf eine solche bewunderungswürdige Höhe der Staatsweisheit gebracht, daß man nicht nur als Folge des Sieges über die Rebellion berechtigt, sondern auch aus Rücksicht der Freiheit und Aufrechterhaltung der Union verpflichtet ist: die Rebellen, da man sie eben nicht alle hängen kann und auch nicht hängen soll, politisch todt zu machen und so lange unter der Zuchtruthe der Nothwendigkeit zu halten, bis sie es gelernt haben werden, ihr begangenes Verbrechen einzusehen und Jene, die sie ihrer verkehrten Erziehung und eselhaften Duldung der freien Staaten nach als Sklaven behandelt hatten, auf der Bahn des rastlosen Fortschrittes als ihres Gleichen für gleichberechtigte Menschen zu halten.

Wir sind aber auch, in der That, ein heiliges, ein christliches Volk; denn Jesus ist ja unser Meister; denn er war ja Christ, und dieser Christ Jesus ist ja unser Gott, unser dreieiniger Gott, der uns mit Allem, mit Speis und Trank, mit Kleidern aus Fellen, aus Tuch und Seide, mit Höhlen, Hütten und Palästen, mit dienstbaren Thieren, zur Arbeit, mit fetten Erndten und mit Mißerndten, mit zuzbaren Strömen und verheerenden Ueberschwemmungen, mit wohlthätigem Feuer und vulkanischen Eruptionen, mit Gesundheit und mit Krankheit, mit Katzen und mit Hyänen, mit Nachtigallen und mit Raben, mit delikaten Austern und mit Flöhen, Läusen, Wanzen, Krieg, Pestilenz und Hungersnoth und — sogar mit der Freiheit ausnahmsweise durch seine Gerechtigkeit und überschwengliche Liebe gesegnet hat. Ergo — lasset uns jetzt zur Zeit des Friedens danken für den errungenen Sieg und ihn dazu benutzen, das Christenthum zu vollen Ehren zu bringen, und die Constitution dahin zu verbessern, daß der liebe Gott, der sie uns gegeben hat, von Seiten der irrgläubigen Juden und gottlosen Infidels keinen Schaden leide, oder endlich gänzlich seine Macht im Himmel und auf Erden verliere — so sprach der heilige Clerus und versammelte sich durch seine Abgeordneten in einer Convention zu Philadelphia, der großen Stadt der Bruderliebe, der Zuchthäuser, der Kerker, der Prostitutionshäuser und der Kirchen, und brachte, durch den heiligen Geist beschattet, ein Memorial an den Congreß zur Welt, das folgendermaßen lautet:

Wir Bürger der Ver. Staaten bitten achtungsvoll Ihren erleuchteten Geist im großen Körper eines freien Volkes, Maßregeln zu ergreifen, um die Constitution der Ver. Staaten abzuändern, daß sie wesentlich laute, wie folgt:

Wir, Bürger der in specht halb Ver. Staaten (Wir, heilige Diener Gottes, durch deren Gebete alle guter Gaben von Oben herab kommen, Wir erkennen demüthigst in Gott, dem Allmächtigen, die Quelle aller Autorität, in Jesu Christo den Regenten der Völker und in seinem geoffenbarten Willen die höchste Autorität, um eine christl. Regierung zu gründen und eine vollkommene Union zu etabliren, Wir ordiniren und etabliren diese Constitution und beschließen:

1. Beschlossen, daß es ein im „Wort Gottes" gelehrtes und durch die Lehren der Natur und Vernunft bestätigtes Prinzip ist, daß die Staatsregierung eine Ordinanz Gottes ist, als des Regenten des Universums und daß Jene, die als Beamtete öffentliche Stellen bekleiden, Diener Gottes sind.

   Zugegeben. Ich inducire: Die fürchterliche Theokratie Mosis wird im „Wort Gottes" gelehrt und ist eine Ordinanz Gottes: wer dieser Regierung sich widersetzt, oder eine andere einführt, sündigt gegen Gott und ist ein Diener des Teufels.

   Die Türken haben eine Staatsregierung; Regierungen sind von Gott, dem Regenten des Universums: also sind die Beamten des Sultans, seine Effendis, Muftis und Henkersknechte Diener Gottes.

   Im „Wort Gottes" (das heißt, in der Bibel) wird Nichts von Volkssouverainetät, von Republik und Union gelehrt, also sind ihre Beamteten Diener des Teufels und ihre Priester und Prediger reif für die Hölle.

2. Beschlossen, daß die Autorität Jehovas als die Urquelle aller Civil-Autorität betrachtet und folglich der Regierung als solcher, und Jenen, die berufen sind sie zu verwalten, die höchsten Verbindlichkeiten auferlegt werden müssen.

   Zugegeben. Die Regierung des russischen Kaisers ist der Willensausdruck Gottes, der da ist die Urquelle aller Civil-Autorität: also sind die Verbannungen nach Sibirien wegen politischer Verbrechen höchste Verbindlichkeit des Czars und seiner Trabanten.

3. Es obliegt dem „großen Gründer" der bürgerlichen Gesellschaft zu sagen, wie und durch welche Mittel er dem Menschen seinen Willen kund geben soll, betreff der Prinzipien, die ihm als Glied der bürgerlichen Gesellschaft controlliren sollen. Die einzige Frage ist: hat uns der höchste Regent in dieser Beziehung ein Zeichen seines Willens gegeben? Dieser sein Willensausdruck, ob an das Fundament der Schöpfung geschrieben, oder in die physische, intellectuelle, moralische oder sociale Constitution des Menschen oder durch das „inspirirte Wort" mitgetheilt, hat und muß nothwendigerweise Gesetzeskraft haben.

   Dummheit. Ich folgere: „Der große Gründer der Welt, der Schöpfer der Menschenfresser und afrikanischen Wilden, hat sich ihnen noch nicht offenbart, auf welche Weise sie sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft organisiren und ihre Prinzi-

pien als Glieder derselben controlliren sollen; also muß sein Willensausdruck der Menschenfresserei, der Todtschlägerei und Sklaverei Gesetzeskraft haben.

4. Aus der unstreitbaren Correctheit dieser Prinzipien folgt, daß ein Volk, wie das durch eine geschriebene Revelation begünstigte amerikanische Volk, durch die höchste Pflicht gebunden ist, mit tiefer Verehrung und Ergebenheit alle Andeutungen entgegenzunehmen, welche der unendliche Gründer dieser Offenbarung zu machen so gnädig war, in Betreff des wichtigen Verhältnisses zwischen Ihm und den Gründern des Staates.

Falsch geschlossen; denn es wäre nach dieser Logik eben so logisch richtig, zu sagen:

"Der große Gründer der britischen Regierung hat ihr seinen Willen erklärt, wie die Bürger des Staates, als solche, ihre Prinzipien controlliren sollen; die nordamerikanischen Colonien waren ein durch den Willen Gottes legalisirter Theil des britischen Reiches — die Colonien, mit Washington an der Spitze aber haben sich gegen ihre durch Gott ordinirte Regierung mit Waffengewalt widersetzt: also haben sie sich gegen den Willen Gottes empört und als Rebellen gegen ihre rechtmäßige Regierung gebrandmarkt."

Oder: Gott hat dem amerikanischen Volk im Jahre 1776 eine Constitution gegeben, durch welche die Sklaverei kraft usus und Staatssouverainetät erlaubt und geschützt war; Lincoln's Proklamation, durch militärische Nothwendigkeit abgedrungen, hat die Sklaverei aufgehoben; indeß Jeff. Davis sie auf Leben und Tod zu verewigen suchte: also war Lincoln ein Rebell gegen die Staatssouverainetät und Jefferson Davis ein Held nach dem Willen Gottes und seiner geschriebenen Revelation.

5. In seiner Revelation hat der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft es uns deutlich bekannt gemacht, daß er Einen zum Gouverneur unter den Nationen, zum König der Könige auf Erden und zum Oberhaupte Aller Dinge gesetzt habe; daher es die gebieterische Pflicht Aller ist, denen dies bekannt gemacht wurde, ihn in seinem Charakter und in seiner Stellung anzuerkennen. Und da er uns in seinem geschriebenen Wort mit der Thatsache bekannt gemacht hat, daß dieser Charakter, diese seine Stellung dem Herrn Jesus Christus zukomme, so sind wir ihm auch unbedingt solche Anerkennung schuldig.

O, Ihr reißenden Wölfe in Schaafskleidern, o, ihr Ignoranten und Heuchler!

6. In einem Gouvernement, das eine geschriebene Constitution besitzt, ist der gehörige Platz, wo wir solche Anerkennung der Existenz und der Autorität Gottes, die Verpflichtungen seines Gesetzes und die oberste Delegation der Herrschaft Jesu Christi zu suchen haben, in dem officiellen Document, das der Regierung organische Existenz giebt, und dieses Document ist die Constitution. Es ist daher unsere solenne Ueberzeugung, daß eine Weigerung, diese Prinzipien in der Constitution anzuerkennen, uns dem gerechten Mißfallen Gottes aussetzen müßte.

„Ein scheußlicher, ein verächtlicher Gott müßte Jener sein, sage ich, der Jenen sich geneigt zeigte, die auf den Trümmern der Menschenrechte das Panier von Christen-, Juden-, Heiden- oder Atheisten-Rechten aufpflanzen, u. Jenen wohlgefällig sein könnte, die den Menschen nach dem Glauben an absurde Fabeln und verjährte Irrthümer beurtheilen und darnach handeln, nicht nach dem Maaßstabe menschlicher und bürgerlicher Pflichten und Tugenden."

7. Beschlossen, daß die Convention es höchst schmerzlich beklagt, daß in der Eidesform bei Inauguirung des Präsidenten der Ver. Staaten der Name Gottes nicht erwähnt wird und beantragt ernstlich, daß diese Hinweglassung ausgefüllt werde.

Bravi, Reverendi et Reverendissimi! Das eures Meisters, Jesu Christi, Gebot: „Dein Wort sei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber ist, das ist von der Sünde," trotz aller eurer Kanzel-Salbadereien, Beichten und Communionen, trotz allen Geschwätzes von Liebe und Moral nicht hinreicht, „dem Christen auf sein Ehrenwort zu glauben und eine Eidesform erheischt, so schlage ich vor, daß in der Constitution nicht nur der Name Gottes erwähnt, sondern auch der Teufel mit Hörnern und Bocksfüßen bei brennenden Kerzen in effigie neben dem gekreuzigten Gott, dem Sohne, und dem Präsidenten aufgestellt werde, um Sr. christliche Excellenz desto mehr von Verletzung der Constitution abzuhalten.

8. Da das Gouvernement „Gottes Ordnung" ist, nicht blos zum Besten des Volkes, sondern auch zum Ruhme Gottes und zur Etablirung seiner Autorität, in dieser Welt, so sollte die Regierung blos durch Jene verwaltet werden, die Freunde Gottes und treue Unterthanen seiner Gebote sind. Daher es der Sache Gottes und den besten Interessen der Menschheit zuwider ist, wenn Christen (Christian men) die Zügel der Regierung gottlosen, profanen, corrupten und unmäßigen Menschen, den bekannten Feinden des (obersten) Regenten, dessen Autorität sie vollziehen, anvertrauen.

Ein schlechter Regent „über ein armes Volk" gleicht einem brüllenden Löwen und einem herumirrenden Bären.

Ja, Reverendi, das Gleichniß steht fest und ist so wahr wie meine Behauptung, daß Ihr „gelehrte" Esel seid, die von Logik, Menschenrechten und Demokratie so wenig verstehen, wie der Cannibale von eures Gottes Regierungsordinanzen und sollte etwa Einer oder der Andre von Euch, Ihr Heuchler und Pharisäer, kein gelehrter Esel, sondern wirklich ein gelehrter Mann sein, dem das Interesse seines nichtswürdigen Handwerks höher steht als Prinzipientreue und Menschenrecht, so ist derselbe nicht weniger gefährlich, als ein hungriger Bär oder ein corrupter u. besoffener Präsident, gleichviel ob dieser Christ, Jude oder Atheist sei.

Endlich, Ihr Ehrwürdigen Herren, sage ich Euch: ein Mensch, der den Werth des Menschen von der Geburt, von der Farbe, von Geld und Besitz, vom Glauben an Götter, an Gott, an Jesus, an Mahomed, oder an gar keinen Gott und sonstigen Autoritäts-Popanz abhängig macht, wenn auch gerade kein Esel, oder Roß Gottes, doch ganz gewiß ein sehr dummer, oder schlechter Mensch sein muß! Medium non datur.

Da sich endlich die Extreme berühren, mache ich den Vorschlag:

1. Gott auf Erden abzuschaffen, um endlich die Völker von seinen Vermittlern, den Pfaffen, zu befreien.
2. Daß man das Amt des Präsidenten, den König im Frack abschaffe, die Wahl eines Vorsitzers dem Senate überlassend; wodurch die Corruption bei Präsidentenwahlen und Aemterverleihungen namhaft vermindert und die Volkssouverainetät bedeutend an Werth und Ansehen gewinnen würde.

Ihr habt gesprochen: so auch ich und somit Punktum.

Für die Fackel.

Streiflichter.

Von Samuel Ludwig.

Februar, 1867.

Den Schnee zerrinnt, der Lenz beginnt.

Nach einem sehr kalten Januar hatten wir im Februar schon einige (schöne) warme Frühlingstage und auch ich fühle wieder wärmen im Innern, da Husten und Asthma mich verließen. Ein Karbunkel auf dem linken Knie, der 12 Tage lang an's Zimmer fesselte, scheint sämmtliche Krankheitsstoffe im Körper abgeleitet zu haben. 12 Tage lang im Zimmer! Solches Loos ist mir seit mehr als 30 Jahren nicht geworden. Hätte nicht gedacht, daß ich mich, bei so wenig Bewegung in einem engen Raume, so wohl fühlen könne. Doch war ich ja im Kreis der Familie, hatte an Confort und Lebensgenuß Alles, was man wünschen kann, las u. schrieb con amore und an solche Fessel würde sich der alte Wanderer wohl sehr bald gewöhnen, wenn es ihm vergönnt sein sollte, auf Lorbeeren zu ruhen. Der Karbunkel hatte auch das Gute in seinem „blutigen" Gefolg, daß ich länger als ich vor hatte zu Hause bleiben mußte und so das Vergnügen mir zu Theil ward, am 13. Februar mit den Meinigen meinen 66. Geburtstag zu feiern. Das Glück und Glücklichsein manifestirt sich dem Menschen auf vielfältige Weise, je nach seinem Alter, seiner Bildungsstufe, seinem Temperamente und seiner Denkweise. Für mich ist Liebe und häusliches Glück, das beseligendste, das reinste. Wonach ich mich in Europa vergebens gesehnt, das habe ich in des Lebens Spätsommer in Amerika erreicht und im Winter ist es jetzt so ruhig im Innern, als hätten da nie Stürme der Leidenschaft getobt, als hätte der Wurm der Sehnsucht nie am jungen Herzen genagt. „Gott hat uns diese Muße bereitet", ließ Virgil seinen Tityrus, den glücklichen Schäfer, im Schatten der Eiche sprechen. Was mag wohl mir diese Muße im Alter bereitet haben, wo alle Illusionen verschwunden, wo kein jugendlicher Glaube an Gott und jenseitiges Wiedersehen beseelt, wo die ganze Welt in trockener Form der Prosa erscheint, wo man im offenen Kampf gegen die Existenz eines Gottes von keinem Gott Belohnung zu erwarten berechtigt ist? Was Anderes wohl, als: „Beharrlichkeit im Kampfe gegen des Schicksals Schläge, identische Assimilirung mit der Natur und ihren unabänderlichen Gesetzen, stetes Handeln nach den Dictaten einer innern Stimme u. das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht." Wem diese Stützen im Alter fehlen, glaubt es mir, der kann, auch wenn er an Gott und Unsterblichkeit glaubt, in diesem Leben unmöglich ruhig, unmöglich glücklich sein. Die Natur ist gerecht; sie bedarf keines Gottes: sie schafft und zerstört und richtet selbst auf dem Richterstuhle der ewigen Weltenharmonie. Wir sind molekülähnliche Theile von ihr, der Heiligen, untrennbar an die Macht ihrer Gesetze gebunden und je mehr wir diese verletzen, desto mehr haben wir für Unvernunft oder Frevel zu büßen.

Am 14. Februar schied ich heiter von Weib und Kindern, nahm um 7 Uhr Abends Platz im Waggon, um nach Indianapolis zu fahren. Apotheker Tilly kam an meine Seite zu sitzen, der in Folge einer Depesche, daß sein 80jähriger Vater, Dr. Tilly, am Sterben sei, ebenfalls nach Indianapolis fuhr. Nur sehr Wenige von den Millionen und Millionen Menschen erreichen ein so hohes Alter. Ach, wie Viele rafft der Tod hinweg in der Blüthe des Lebens und es wäre Thorheit mit ihm deßhalb zu rechten. Auch an un-

serem Zug klopfte der Unerbittliche um Mitternacht, zum Schrecken der aus dem Schlummer geweckten Passagiere; doch es blieb beim Schrecken. Die Locomotive lief aus den Schienen, streckte sich schnaubend und funkensprühend auf ein Kornfeld hin und riß „with vehemence" den Tender nach sich. Der Führer der Locomotive kroch unbeschädigt aus dem Rachen des Ungeheuers hervor; wir aber standen da, wenn auch eben nicht im Trockenen, doch im Sicheren, bis 6 Uhr des Morgens, als die abgesandten Boten 6 Meilen weit von Indianapolis mit einer Locomotive herangefahren kamen.

„Ein Augenblick kann Alles umgestalten." Wenn man in Amerika 26 Jahre lang auf Eisenbahnen und auf Dampfböten reis'te und mit heiler Haut davon kam, so kann man sich wohl zu den Auserwählten der blinden Göttin des Glückes zählen und hoffen, in einem hohen Alter im Bett zu sterben. „Wie eine Lampe, wenn der letzte Tropfen Oehl verzehrt, erlöschen; aufhören zu athmen; so wie nach zerrissener Saite die letzte Toneswoge in der Unendlichkeit des Alls verschwindet — das mag wohl die erwünschteste Art des Todes sein."

Es war 5 Uhr des Morgens als wir am großen Depot zu Indianapolis ankamen! Ich lavirte bei einem Austerngericht bis 7 Uhr, aß gute Bratwürste zum Frühstück im Lafayette-Haus des alten Hoppe und begab mich bei trübem Himmel und auf kothigen Wegen, noch ehe ich die „Union Hall" in der Stadt bezog, an's große Werk der Collection.

Welcher Contrast im Geschäftsleben während des Krieges und jetzt im Frieden! Der Strom hat eben seinen regelmäßigen Lauf wieder begonnen und indeß jetzt nach zerschmolznem Schnee und Regen die Flüsse angeschwollen ihre Ufer überfluthen, ebbt es bedeutend in den Straßen der Städte. Man hört wieder häufig das alte Lied vom Pfannenschmied, das Lied von „schlechten Zeiten." Die höchste Schlechtigkeit kulminirt wohl in einem Staate, wenn die Menschen im Kriege sich in Masse morden, u. es ist demnach ein sichtbares Zeichen einer verkehrten Civilisation, wenn während des Krieges die Geschäfte blühen u. im Frieden darniederliegen. Einzelne sind während unseres christl. Brudermordes en gros reich geworden, Tausende sind verarmt. Daß solche Zustände unvernünftig sind, ist selbstverständlich und so lange die Menschen unvernünftig bleiben, getrieben durch Instinkt und Leidenschaft, können auch die staatlichen Zustände nicht besser werden. Es sehe denn Jeder, wie er es treibe. Wer zur Zeit der guten Geschäfte seine Schulden bezahlt und spart, der wird den Druck der schlechten Geschäfte weniger fühlen, als der Thor, der da glaubt, Verschwendung sei ein Verdienst. Verschwendung führt zu Armuth u. der Geizhals darbt in der Fülle des Reichthums. Beide Extreme sind zu vermeiden; was aber eine Unmöglichkeit ist für Verschwender, die den Werth des Geldes als Mittel verkennen, und für Geizhälse, bei denen das Geld Zweck ist.

Wäre ich um einen Tag früher in Indianapolis angekommen, hätte ich das Vergnügen haben können, einem Maskenballe beizuwohnen und unter Narren Narr zu sein. Ach, es giebt eine Narrheit im flüchtigen Leben des Menschen, die reich an Poesie hoch über Poesie der Vernunft steht und eine geistreiche Maske mit der Schellenkappe ist, gewiß, eine weit interessantere Erscheinung als ein geistloser Mensch mit Reverenda, Doctorhut und Allonge-Perücke. Das Fadeste jedoch des Faden, das Eckigste des Eckigen, das Lächerlichste des Lächerlichen ist eine stupide Maske, deren persönliche Rohheit ein ritterliches Costüm deckt und die aus Dummheit zum Ernst des Schweigens verdammt ist; eine karrikirte Auster in Menschengestalt.

Der Unterschied zwischen Mensch und Mensch ist eben so groß, eben so wesentlich als der Unterschied zwischen Gedicht und Gedicht oder zwischen Gemälde u. Gemälde. Mögen alle Menschen gleichberechtigt sein auf Leben, Freiheit und Glück; so giebt es doch in der geistigen und moralischen Wesenheit derselben einen Rang, den nur ein unwissender und fanatischer Nivellist hinweg zu demonstriren gesonnen sein kann; so, wie der trivale Reimschmied, ohne die Weihe des Genius, noch lange kein Dichter u. der Farbenkleckser noch lange kein Maler ist. Zu diesem Ideengange führte mich der Bilderladen der Herren H. Lieber und Comp., wohin mich ein genialer Freund des Schönen, Herr Johann Müller, gebracht hat, um da einige Gemälde in Augenschein zu nehmen. Er postirte mich vor Nr. 1, sein Lieblingsstück: „Das Mädchen im Walde." Von Ph. Schmitz. Was halten Sie davon? Ein schönes Bild; habe die hübschen Mädchen sehr lieb — würde jedoch diesen herrlichen Wald lieber sehen ohne das faltenreich gekleidete, niedliche Mädchen — welche Idee hat wohl den Künstler bewogen, das Stadtmädchen einsam in den Wald zu versetzen? Soll sie da Blumen pflücken, Erdbeeren sammeln, oder den Liebhaber erwarten? Ich würde das blühende Mädchen, außerhalb dem Walde isolirt gemalt, sehr schön finden; aber in diesem Wald mit seinen prachtvollen Bäumen; seiner meisterhaften Perspektive verliert sie bedeutend an Reiz vor meinen beschauenden Blicken. Nun wenden wir uns zu Nr. 2. „Buchenwald." Von F. Ebel. Ein Kunstwerk, das an Zeichnung, an Colorit, Perspektive des Hintergrundes mit dem blauen Himmel wohl eben so wenig übertroffen werden kann als Nr. 3: „Dortrecht, an der holländischen Küste". Von Felix Kreutzer. (Ein Nachtstück.) Herr Lieber kaufte diese Gemälde in Düsseldorf und brachte sie nach Amerika. Daß diese Kunstwerke länger als einige Monate in einer so großen Stadt wie Indianapolis auf einen Käufer warten müssen, zeigt, daß der Kunstsinn im allgemeinen noch wenig entwickelt; am allerwenigsten bei unseren Geld- und Glücks-Aristokraten, bei denen kostbare Meubles, ein oder zwei Pianos von Steinway oder Gebrüder Decker nicht fehlen dürfen, wenn auch darauf blos gestümpert, oder gar

nicht gespielt wird; noch ein eleganter Bücherschrank, wenn auch die Bücher Niemand liest; noch Bilder an der reich vergoldeten Tapetenwand, Bilder von der miserabelsten Sorte des Steindruckes oder der Oehlleckserei, ohne Symetrie hingehangen, als sprechende Repräsentanten der geist- und geschmacklosen Eigenthümer des modernen Palastes. Der Styl, sagt man, ist der Mensch. Wahr. Uebrigens habe ich schon sehr interessante, sogar geistreiche Menschen, besonders Frauen, getroffen, die sehr wenig geschult gar keinen Styl hatten. Auch heißt es: Das Kleid macht den Mann. Dies ist nun geradezu eine Absurdität. Der Schneider macht das Kleid und das schöne kunstgerecht gemachte Kleid zeugt von der Geschicklichkeit des Schneiders; aber ein Esel in der Löwenhaut, bleibt ewig ein Esel und eine weibliche Gans kann weder durch Seide noch durch Sammt, oder Wasserfall und Diamanten-Glanz zur Dame gemacht werden. Uebrigens ist es die Wohnung des Menschen mehr als irgend sonst ein äußeres Zeichen, aus welcher man ziemlich genau auf dessen Geist und Geschmack schließen kann. Ich würde daher unsern ignoranten Geldprotzen den Rath ertheilen, ihre Wohnungen durch „arme Teufel von Geschmack und Bildung" arrangiren zu lassen, um die langen Ohren in der Löwenhaut zu verbergen. He is rich — er ist reich — spricht oft der stupide Bewunderer mit einer gewissen Veneration; als könne Reichthum dem Menschen einen inneren Werth verleihen! He is honest, he is intelligent, he is liberal — er ist ehrlich, er ist vernünftig, er ist freisinnig, — diese Epithete hört man im Leben höchst selten mit Emphase betont und „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme" hat nur in so ferne einen wahren Sinn, als dieser Gott, das Urbild des Bibelgottes ist, dieses Idos der Dummheit, der Corruption und der Grausamkeit.

Von Indianapolis nach Lafayette gefahren. Als ich vor circa einem Jahr nach langer Pause wieder nach dieser Stadt kam, wurde die Fackel gleichsam mit Sturm genommen. Mit der Apathie des Geschäftslebens hat sich dieses Mal auch eine Apathie des Geistes eingestellt und es verweigerten Einige die Zahlung, trotz dessen, daß sie bereits ein Heft des laufenden Jahrganges erhalten und behalten hatten! — eine Ausnahme, welcher ich höchst selten, am wenigsten von Seiten gebildeter und radikal sein wollender Leser begegne. Uebrigens macht eine Schwalbe keinen Sommer und ich habe trotz alledem, Ursache mit den Deutschen von Lafayette in Hinsicht geistiger Verwandtschaft zufrieden zu sein. Ich habe hier einen Sonntag zugebracht, meist im Dell Haus am Schreibtisch und ein Stündchen im großen Biersalon des Capt. Welschbillig, wo mir das Vergnügen ward, unter den Gästen auch den (deutschen) Mayor Herrn Ulrich zu treffen. Bei einem Theil der deutschen Bevölkerung läßt es sich wohl erwarten, daß das Sonntagsgesetz blos ein todter Buchstabe ist. Warum? Weil bei Wahlen die Deutschen großen Einfluß besitzen.

„Menschen denken, Umstände lenken."

Ich wollte von Lafayette nach Logansport und retour via Terrehaut nach St. Louis reisen. Da nun die Fluth zwei Brücken weggeschwemmt hat, beschloß ich, nach Chicago, und nach solchen Plätzen in Indiana zu gehen, welche nicht für diese Tour bestimmt waren.

Auch dieser Beschluß ist ohne Ausführung geblieben. Es hieß, daß der Zug um 4 Uhr des Morgens abgehe; ich stellte mich denn pünktlich am Depot ein, erfuhr aber alsbald, daß Montag Morgens kein Zug abgehe. Da um ein Viertel nach 7 Uhr ein Zug nach Terrehaut ging, so wankte ich, des lästigen Lavierens wegen, nicht lange und ging westlich, den östlichen Theil des Staates auf die nächste Tour verschiebend.

Terrehaut hat ein gutes deutsches Haus, das Cincinnati-Haus.

Die Lenzsonne hat nicht lange geschienen; es ist hier wieder kalt wie im Winter. Clima, Menschen und Geschäfte wechseln nirgends so plötzlich und so oft wie in den Vereinigten Staaten.

Terrehaut hat sich in jüngster Zeit wenig verändert und sind auch hier die Geschäfte flau, so ist es doch nicht so schlimm wie in ihren Nachbarstädten Lafayette und Indianapolis. Die Turner haben kürzlich ihr altes Standquartier verlassen und bezogen einen geräumigen Saal bei Imbery, wo an Sonntagen gemüthliche Kränzchen stattfinden, bei „Gesang, Deklamation und Becherklang." Thalia's Tempel ist geschlossen und ihre besten Söhne fungiren in Estrella's unterirdischem Gewölbe als Koch und Kellner.

Via Mattoon nach Decatur gefahren. Der alte Wachtler mit seiner hübschen jungen Frau hält zu Mattoon ein gutes deutsches Haus und Hähnle hat seit Kurzem eine Brauerei eröffnet. So schreitet die Civilisation rasch voran trotz Wüstenei und Prärienschlamm. Wer in solchen Gegenden nicht verflucht, muß ein seltener Mensch sein; übrigens wird ein genialer Mensch auf solchem Terain aus freier Wahl nie seinen Wohnsitz aufschlagen, wo nichts als leerer Vordergrund ein ewiges Gähnen von Langeweile und Fadheit repräsentirt.

Wenn hier die Leute viel trinken und viel fluchen, ist es gar nicht zu wundern; denn alles Erhabene, alles Schöne ist da verbannt.

Zu Decatur hatten vier Pferde große Mühe den Omnibus durch den tiefen halbgefrornen Koth nach dem Revere House zu schleppen. Ein warmes Zimmer war da, nach einer Nacht im Depot zu Tolono, sehr willkommen. Das Städtchen hat sich seit einem Jahr durch mehre neue Häuser bedeutend verschönert. Seelbach hält hier ein gutes Hotel und Rübsamen hat vor Kurzem einen großen Biersalon eröffnet. Die Bewohner der Stadt schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß man das Capitol des Staates Illinois von Springfield nach Decatur verlegen werde, für welchen Zweck man eine Million Dollars geboten hat; doch eine in der Le-

gislatur staffirte Bill hat sich für den Bau eines neuen Staathauses zu Springfield entschieden und so jene Hoffnung halb vereitelt. Ich sage halb; denn es sind ökonomische Gründe da, welche den Gouverneur zu seinem Veto berechtigen und einen zweiten nüchternen Gedanken der Legislatur erheischen. Nun, das ist ja das Palladium der freien Concurrenz, über welche hinaus der freieste Staatskünstler sich de facto nicht erheben kann: „Was Einem nützt, das schadet dem Andern." Diesen Schaden auf das Minimum zu reduciren, Armuth, Rohheit, Krieg und Laster, wenn nicht ganz unmöglich machen, doch so selten wie nur möglich aufkommen zu lassen, selbst das ist schon eine höchst schwierige Aufgabe, die nur nach Jahrtausenden gelöst werden kann. Also Springfield oder Decatur? Das ist jetzt die große Frage. Actie oder keine Actie zu Decatur? Echo: keine.

Springfield hat sich während des Krieges bedeutend gehoben. Die breiten Straßen durchziehen bereits Eisenschienen von zwei Compagnien. Rudolph's Opernhaus steht vollendet da und Miß Emilie Melville, die jugendliche Künstlerin im Fach der Komoedie, macht eben furore. Ein großes Ver. Staaten Postgebäude im Bau wird bald eine neue Zierde der Stadt sein; dann folgt das neue Capitol, u. die Ausführung Lincoln's Monument, sagte man mir, ist bereits in München deutscher Künstlerhand übergeben. „Das deutsche Element ist hier in allen Geschäftszweigen repräsentirt; zerfallen in allerlei Secten und getheilt in zwei Parteien, wo es freilich in keiner an einsäkigen Kaffern fehlt, die stimmen, und an smarten Klaffern, die für sich stimmen lassen. Zwei deutsche Zeitungen schreiben pro bono Reipublicae. Lohman für das demokratische, Col. Lieb und Dr. Heckelmann für das radikale Wohl.

So lange es in Parteisachen nicht zu Argumenten ad hominem kömmt und Parteiwuth nicht in das Privatwohl der Bürger eingreift, oder sogar zum letzten Argumente der Kanonen führt, ist Opposition die Seele des Staatslebens und die Pflegerin der Freiheit. Im entgegengesetzten Falle wird die freie Presse zum Fluch des allgemeinen Wohles, zur Dienerin der Corruption, zum Zerstörungswerkzeuge der Freiheit. Will man unserer Presse im Allgemeinen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so muß man als ruhiger Spectator, leider, gestehen, daß sie keinen Standpunkt der Humantität und Tugend einnimmt, sondern der gemeinsten Selbstsucht verfallen am Marke des Volkes nagt und saugt, wie hungrige junge Wölfe an den Zitzen der Mutter.

Unter den Plakaten fiel mir auch eines der „Marie von Elsner, the young and wonderful cantatrice, in die Augen und siehe da, kaum hatte ich das englische Plakat gelesen, präsentirte mir auf der Straße Herr v. Elsner ein Programm nebst Karte für den Abend. Für eine junge Wundervolle hätte ich das Opernhaus erwartet; doch nachdem ich mich in einem deutschen Salon, in Hrn. Iver's Harmonie-Halle, überzeugt hatte, daß die kleine Marie wirklich ein Genie, das zur Künstlerin ersten Ranges herangebildet werden kann, so erlaube ich mir, Hrn. Elsner den bescheidenen Rath zu ertheilen, sein Töchterchen vorerst physisch zu entwickeln, sie, wenn möglich, in Deutschland ausbilden zu lassen und überhaupt sie von jedem Auftreten in untergeordneten und exclusiv-deutschen Lokalen zurückzuhalten, um den Zweck nicht zu verfehlen, den später Vater und Tochter zu erreichen berechtigt sind.

Ich habe, eines Sonntags, abermal einem (Sacred) Concert der kleinen Künstlerin beigewohnt, unterstützt von Prof. Marx, Hrn. Elsner und dem Opernhaus-Orchester. Das Haus war gut besetzt u. zwar von einem sehr anständigen, ausschließlich deutschen Publikum, wo man weder durch Tabakrauch noch rohes Benehmen im Genusse des Concertes gestört, oder verscheucht wurde. Die Ruhe, nach einer holprigen Fahrt mit Hrn. Goldarbeiter Sommer nach seiner Wohnung, drei Meilen vor der Stadt, und en passant nach Ackermann's und Rudolph's Brauereien, that mir am warmen Ofen des Saales sehr wohl. Die Leistungen der kleinen Marie als Sängerin, die ihres Vaters auf der Violine und das kräftige Zusammenwirken des Orchesters, waren, in der That, so ausgezeichnet, daß ich stets mit Vergnügen jenes genußreichen Abends gedenken werde. Das Programm war ein mit sehr gutem Geschmack gewähltes. Meinem Geschmack entsprachen ganz besonders: Casta Diva u. der Echogesang, von Marie gesungen; ein oberösterreichischer Ländler, vom Orchester, und eine Melodie von De Beriot, von Marx und Elsner vorgetragen. Herr Marx ist ein sehr gewandter Pianist und was ihn mir noch mehr interessant machte, ist sein Schicksal. Er wurde nämlich, als Musikdirektor in der Rebellenarmee, in Arkansas gefangen genommen und nach Springfield gebracht, arm und elend, wie es sich wohl denken läßt, und nachdem er Uncle Sam den Eid der Treue geleistet, etablirte er sich hier als Musiklehrer mit gutem Erfolg.

Ich wohnte zu Springfield in Ramstetter's Brilliant House, zwar nicht brillant; aber confortabel und das Haus verdient wegen Reinlichkeit, freundlicher Bedienung und guter Küche empfohlen zu werden. Auch wenn der Wirth ein Copperhead wäre.

Um die Scylla bei Logansport zu vermeiden, ging ich nach Springfield, und siehe da, ich fiel bei Meredozia in die Charybdis. Der Illinois-Fluß war nämlich hoch angeschwollen und zerstörte einen Theil der Schienen. Eine miserable Dampffähre spedirte die Passagiere vier Meilen weit auf der mit einer dünnen Eisdicke belegten Fluth. Das Beste bei diesem Misere war, daß es nicht regnete. Herr Rudolph Meier, der auf dem Wege ist, ein steinreicher Mann zu werden, reiste mit demselben Zuge mit dem ich nach Keokuk fuhr, nach Nauvoo, wo er ein Stück Kalksteinlager eignet, aus welchem er das Material für den Bau des neuen Capitols von Illinois, zu dem Betrag von 50,000 Doll., zu liefern contrahirt hat. Im Waggon sprach mich ein

deutscher Herr an, der im Jahr 1859 zu Sauk City, Wisc., in einer Handlung diente, wo er mich gesehen und nun wiedererkannt hat. Er ist aus Wien gebürtig und nennt sich Reuß. Von Sauk City ging er nach Texas, flüchtete während des letzten Krieges nach Mexico, ging nach New-Orleans, ließ dort seine Familie zurück und ist jetzt auf dem Wege nach Kansas, um dort eine neue Heimath zu suchen. Er sah den Kaiser Max, rühmte ihn als einen sehr intelligenten u. freisinnigen Mann, den er bedauerte, daß er Napoleon's Politik zum Opfer gefallen. Dieselbe Politik hat auch dem französischen Parvenu schlechte Früchte getragen und wir mögen es vielleicht noch erleben, daß Maximilian und Napoleon ihrer Throne verlustig werden. Dieser hat auf Banditenweise die Republik verrathen; Jener sollte sie vernichten: beide stehen jetzt am Abgrund getäuschter Hoffnungen; durch Besiegung unserer südlichen Rebellen und durch Preußen's Sieg über Oesterreich. Zwei historische Momente, deren Tragweite schwer zu berechnen ist.

Es war spät Abends als wir im Depot zu Hamilton ankamen und in einer Dampffähre den breiten Mississippi passirten. Ein Bus brachte mich zu Schaler's Rebstock, der aber so sehr mit Trauben behangen, das heißt, mit Gästen gefüllt war, daß ich genöthigt war, einen weiten Weg nach einem englischen Hotel zu trottiren.

Auch Keokuk ist trotz aller schweren Entwickelung zu einer compakten Stadt von 14,000 Einw. herangewachsen und ist des Deutschen Vaterland. Ja, das deutsche Element ist auf diesen Höhen sogar stark vertreten. Es sind da deutsche Aerzte, deutsche Wirthe, deutsche Apotheker, deutsche Handwerker und Kaufleute, Beamte und Pfaffen. In der Freischule wird auch die deutsche Sprache gelehrt. Der Turnverein zählt etliche vierzig Mitglieder und pflegt die Kunst so gut es eben geht durch ein Liebhabertheater. Auch giebt es hier, wie überall im freien Land, Maurer und Odd Fellows und Harugaris. In der Halle der Letzteren, durch Hrn. Limburg eingeführt, hatte ich Gelegenheit einer Gesangprobe des Männerchors beizuwohnen. Es sind da vier Brauereien, von denen die von Bähr, Leisy und Bruder die größte, was für 8,000 Deutsche Consumenten gewiß nicht zu viel ist. Der deutsche Handelsstand ist besonders stark repräsentirt; in Eisenwaaren durch Rothert, in Grocerien durch Kellner, in Liqueuren durch Stracke und Caesar. Die größten Salons sind die von Spring, von Behs und von Limburg. In der Nähe der Stadt wird auch mit gutem Erfolg Wein gepflanzt. Es sind hier zwei Eisenbahnen. Die eine, 160 Meil., nach Des Moines, die andere nach Fort Madison, 25 Meilen. Nach St. Louis geht täglich ein Packetboot. Eine deutsche demokratische Zeitung sorgt für das politische Bedürfniß und für geistige Nahrung ist eben wieder eine deutsche, katholische Kirche im Bau. Nur wacker voran! Es ist auch für den Papst noch Raum genug in diesem freien Lande, wo es jetzt blos noch geistige Sklaven giebt und wo, trotz alledem, auch deren Zahl im Lauf der Zeit sich vermindern, und Papst und Pfaffen man endlich ad antediluviana zählen wird. Freilich wird das noch lange, sehr lange dauern, trotz des Fackler's Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum, die sich jetzt noch wie ein Zwerg zum Riesen verhält. Die Kirche und ihre Verdummungspressen für geistige Sklaven haben über Millionen zu gebieten für Bibeln, Testamente und Traktate aller Art; der Propaganda für Freiheit, Wahrheit und Tugend ist es unmöglich 2,000 Dollars für Druck und Verbreitung eines radikalen Werkes aufzutreiben und dennoch — dreht sie sich.

Am Letzten des Carneval-Narrenmonats bin ich per Steamer in der Siebenhügelstadt Quincy angekommen, wohin es mir erlaubt sei, den heiligen Vater von Rom einzuladen, falls ihm sein Arzt eine Ortsveränderung anrathen oder der Zeitgeist sie ihm apodyktisch nothwendig machen sollte. Indeß auf der Umgebung der Siebenhügelstadt Rom der Fluch des Himmels zu ruhen scheint, wo der Blutgedüngte heilige Boden kaum Disteln genug für die Esel des päpstlichen Staates hervorbringt, ist die Erde von Quincy auf viele Meilen hinaus gesegnet und fruchtbar. Auch hat da die heilige Religion ein sehr ergiebiges Feld für sich, besonders die alleinseligmachende; so, daß der heilige Vater und Hirt hier auf einen glänzenden Empfang von Seiten seiner ihm demüthigst ergebenen Schaafe mit Zuversicht rechnen darf. Also avanti, Pio Nono, nach der Siebenhügelstadt von Amerika, um das gottlose Italien seinem Schicksal preiszugeben, wo der Unglaube in Religion mit dem Glauben an italienische Einheit gleich große Fortschritte macht, avanti!

März, 1867.

Es ist bekannt, daß der katholische Clerus es seinen Schaafen nicht gestattet, sich an eine Maurer- oder Odd Fellows-Loge anzuschließen, um da von räudigen Schaafen und Ketzern nicht angesteckt zu werden. Ist kaum der Mühe werth; denn die Basis dieser Logen ist ja der Gottesglaube und ihr heiliges Buch die Bibel. Freilich ist es nicht gerade der katholische Gott mit drei Köpfen; nicht die katholisch zugestutzte Bibel, und das genügt ja der alleinseligmachenden Kirche, ihre Getreuen von exotischem Gift zu bewahren. Es ist nicht lange her, daß ein Abonnent der Fackel sich bei einer Loge aufnehmen lassen wollte. Als ihm die Frage gestellt ward, ob er an ein höheres Wesen glaube, erwiederte er mit Nein. So können Sie kein Mitglied werden, hieß es: Kann ich blos durch eine Lüge Logenbruder werden, so will ich mit der Bruderschaft Nichts zu thun haben. Nun, das nenne ich Charakter; doch solche Consequenz und Prinzipientreue ist blos Ausnahme von der Re-

gel allgemeiner Charakterlosigkeit. Fusel ist nicht Wein; so wie die Logenschürze kein Zeichen des Radikalismus ist; Bier ist Bier, wenn auch nicht jedes Malzgebräu Lagerbier ist. Gott ist Gott, gleichviel ob Dreieinig oder Einig, ob Allah, Jehova, Deus, Zeus oder höheres Wesen. So lange die Lehre von Göttern, oder von Gott aufrecht erhalten wird, wird es ein Pfaffenthum geben, das sich auf Kosten des Glaubens nährt und erhält. So lange der Staat von seinen Bürgern den Glauben an Gott und Unsterblichkeit fordert, um glaubwürdig zeugen zu können, ist er noch lange kein vernünftiger Staat, u. so lange Ihr die Tugend eines Menschen von dem Glauben an ein höheres Wesen abhängig macht, habt Ihr noch lange nicht den Begriff der höheren Selbstständigkeit des Menschen erfaßt.

In Quincy hörte ich wenig über schlechte Zeiten klagen u. gäbe es nicht überall in unserer christlichen Republik sehr viele Kirchen, so hätte man von den vielen Thürmen der Siebenhügelstadt auf die Frömmigkeit ihrer Bewohner schließend ein Recht zu sagen, daß der Segen Gottes auf ihnen ganz besonders ruhe. Sieht man aber hier, und überall wo man sich hinwendet, daß der Segen Gottes auch auf Ungläubigen, ja, sogar auf Verbrechern ruht, so hat man seine Rechnung mit Gott geschlossen und sucht und findet die Ursachen der guten und der schlechten Zeiten, der sieben fetten und der sieben mageren Kühe in ganz andern Combinationen, als denen der Vorsehung eines allweisen, eines allgütigen und barmherzigen Gottes.

Die Gebrüder Dick z. B. zu Quincy scheuen sich nicht ihren Unglauben zu bekennen und dennoch ruht der Segen auf ihrem Geschäft; denn seit 10 Jahren hat sich ihre kleine Brauerei zu einer der größten im Staate erhoben. Die Dampfmaschine ist von Sechspferdekraft. Der Kessel faßt 100 Barrel Bier, von dem jährlich 8 bis 10,000 Barrel gebraut werden. Die Malzkeller sind geräumig und auf Säulen gewölbt. Die Keller, mit ihren großen Fässern, trocken und rein, und das Eishaus, verdienten gesehen zu werden. Auch Ruff's Brauerei, so die von Luther und Co. liefern sehr gutes Bier und es fehlt nicht an Salons, in denen der Deutschen Lieblingsgott Cambrinus verehrt wird. Die frequensten derselben sind, wie es mir schien, der Salon Nr. 9, Schünemann's-Kossuth-Haus, Buhheits Billiardsalon, des wackern Capt. Bosch's Lokal, u. Aumann's großer, geschmackvoll eingerichteter Keller. Auch in allen anderen Geschäftszweigen sind die Deutschen namhaft vertreten. Eine von den vielen Kirchen wurde von den Turnern angekauft. Ich sah hier das Lustspiel aufführen: „Nichte und Tante." Reiß und Gattin, so der gewandte Komiker Steidel spielten sehr brav. Das Orchester war sehr arm besetzt: Eine Baßgeige, eine Geige, eine Fiedel und ein altes Klavier. O, Jemine! Das Trommelfell thut Einem weh. Wo ist des Deutschen Vaterland? Ueberall, so weit hin die Civilisation sich erstreckt. Wo die Heimath der Teutschen? Man findet sie blos als Exilirte zerstreut auf Oasen.

Am 2. März an Bord des „Dampfenden" Andy Johnson in der Großstadt St. Louis angekommen und im Hotel Garni von Lang und Co. Quartier genommen. Das Haus wird sehr gut geführt und ist eben zum Verkauf ausgeschrieben. Der famose Koch Bühler, der in früheren Jahren, als es in New York im Reich der Gourmandie zu dämmern anfing, so manchen Gaumen ergnickt und so manchen Magen, „ob des Zuviel des Guten," verdorben hat, ist eben im Begriff in der 4. Straße, dem Southern gegenüber, ein elegantes Hotel zu eröffnen. St. Louis hat der Feinschmecker und wohlhabigen Deutschen genug, um ein solches Etablissement zu souteniren und das Gedeihen hängt blos davon ab, ob Bühler's Kochkunst mit dem Studium der praktischen Oekonomie sich paaren wird.

Neben der edlen Kochkunst ist eben auch die deutsche Schauspielkunst wieder in Flor ibus; denn es gastiren da Johanne Claussen und Julius Koch. Ich sah in Toni Niederwieser's Walhalla Vaudeville-Theater Anna Lise, von Herman Hersch und im Varieties-Theater Lore-Ley, die Nixe des Rheins.

Ehe der Vorhang sich hob, konnte ich mich alsbald freudig überzeugen, daß die Musik in St. Louis eine ehrenvolle Stellung einnimmt. Das Orchester, unter Direktion Sauter, war ausgezeichnet, über dem Niveau trivialer Tonstücke erhaben. Das Stück Anna Lise hat mich sowohl der Handlung als der Produktion wegen bis an's Ende gefesselt. Johanna Claussen, als Anna Lise, des Apothekers Tochter, Hr. Gröhner, als Fürst von Anhalt-Dessau, und Julius Koch, als Marquis von Chalsac, haben ihre Rollen ausgezeichnet exequirt. Dem Verfasser des Stückes mußte ich am Ausgang das Zeugniß ausstellen, daß er durch das inbrünstige Vertrauen Anna's zu dem lieben Herrgott und durch Verheirathung des Fürsten mit der Apothekerstochter, in einer Zeit crasser Superstition in Kirche und Staat, dem lieben Gott und der Vernunft alle Ehre erwiesen hat. Daß dabei die „gerettete Vorsehung" und der Sieg der Liebe und Vernunft über den Kastengeist zur seltenen Ausnahme der Regel gehörte, ist selbstverständlich.

Herr Niederwieser hat den Plan, ein den Forderungen der Kunst allseitig entsprechendes Theatergebäude aufführen zu lassen. Möge der Plan zur Ausführung kommen. Die gedrängt vollen Räume des großen Varieties-Theater, eines Sonntags, bei Vorstellung Lore-Ley, der Nixe des Rheines, überzeugten mich, daß eine gute Bühne — wozu Herr Börnstein den Grundstein gelegt — nicht nur bestehen, sondern sich auch lohnen müsse, wenn in einem schönen und zweckmäßigen Lokale durch kunstfertige Direction für gute Bühnenkräfte und durch tüchtige Regie für Exequirung guter Stücke gesorgt wird.

Das Sujet des Stückes Lore-Ley aus der guten alten Zeit des Hexenglaubens und religiösen Fanatismus entsprach

ganz der Anzeige des Humbugs eines amerikanischen Sacred-Concert, (Kirchenmusik) und die Prozession, welche auf der Bühne mit dem an's Kreuz genagelten Christ ein gottes, dem Himmel, dem Clerus und dem gläubigen Volke zum Vorschein kam; gerade so, wie man dergleichen heilige Frohnleichnams-Possen noch heutzutage in katholischen Ländern sehen kann, mußte jeden denkenden Menschen überzeugen, daß es in der Dogmatik der christlichen Religion der Hexen und Kobolde noch gar viele giebt, die ausgetrieben werden müssen und durch die Macht der Naturwissenschaften endlich auch wirklich ausgetrieben und vernichtet werden, zum Heil der Völker. Die liebenswürdige Hexe Lorle ist ganz geeignet, den crassen Volksaberglauben, den Einfluß des Pfaffenthums und die menschliche Niedertracht in all ihrer Häßlichkeit bloßzustellen; aber, aber verbrennt man auch keine Hexen mehr, so spuckt es doch noch gewaltig in den Schedeln der Christen des 19. Jahrhunderts. Es braucht eben Alles seine Zeit.

So oft ich in letzteren Jahren nach St. Louis komme und die vielen Eisenbahnwagen in den Straßen sehe, gedenke ich jener Zeit, wo man bei kothigem Wege 8 bis 12 Ochsen vor die Wagen spannte, um durch die Marktstraße hinaus zu kommen. Vor Uhrig's Brauerei war damals die westliche Welt gleichsam mit Brettern verschlagen und jenen Wald, aus dem sich jetzt eine compakte Straße erhoben hat, konnte man füglich den Anfang der westlichen Wildniß nennen. Es sind keine 50 Jahre, seit das immense Ländergebiet westlich vom Mississippi, eine terra incognita, nicht mehr bekannt war als das Innere von Afrika. Das St. Louis Journal of Commerce vom 21. Febr. 1867 sagt: ein Ueberblick der Karte zeigt uns westlich vom Mississippi ein Territorium, das groß genug ist, um daraus acht Reiche zu machen, so groß wie das berühmte Frankreich, größer als das Reich Alexanders des Großen, als die römische Republik unter Cäsar; die Reiche Carls des Großen und Napoleons des Ersten; größer als das europäische Rußland; circa zweimal so groß als alle Staaten östlich vom Mississippi, welche zwei Dutzend Staaten und Territorien repräsentiren, von denen jeder Staat größer ist als alle Neu-England-Staaten zusammengenommen. Das irgend ein Land von ähnlicher Dimension auf Erden übertrifft und welches über nicht lange Millionen von Minenarbeitern ernähren wird, die als die besten Kunden der Farmer und Manufakturisten anerkannt sind, so wie in England und andern Minenländern. Der Bergbau ist in diesem Lande nur noch in der Wiege und doch hat sich nach authentischen statistischen Berichten der Ertrag des Jahres 1865 in den leitenden westlichen Minendistrikten auf 14 Millionen Dollars belaufen; der des Jahres 1866 auf 16,171,381.98 Dollars. Die Aussichten für das Jahr 1867 versprechen einen edlen Metall-Ertrag von mehr als 20,000,000.

Der Leser der Streifzüge wird sich wohl zu erinnern wissen, daß ich eines Herrn August Steitz erwähnte, der nach Montana ging. Zu jener Zeit, circa vor 1 Jahr, hat sich in St. Louis eine Gesellschaft unter dem Namen „St. Louis and Montana Mining Company" organisirt, unter Direktion der Herren L. M. Kennet, J. O. Broadhead, Wilhelm D' Daub, John How, Sam. Treat und Sam. Gaty. Die Direktoren zu Montana sind: Sam. T. Hauser, James Stewart, Walter B. Dance und C. B. Parker.

Die Gesellschaft acquirirte für ihre Dienste den Professor A. Steitz und Hrn. Deidesheimer, vormaliger Superintendent der Ophir-Minen in Nevada, deren gründliche Kenntnisse eine sichere Garantie sind für guten Erfolg. Das Grund-Capital der Gesellschaft ist eine Million Dollars. Die Zahl der Actien beläuft sich jetzt 1867 auf 10,000.

In Nordamerika ist ein gigantisches Reich, eine Republik an Areal-Größe, wie sie noch nie auf Erden dagewesen. Wenn nur der Koloß nicht auf Thonfüßen steht! Ein Feind, der ihm an seiner Entwickelung zu vernichten drohte, ist besiegt: die Sklaverei der südlichen Staaten. Indeß dort noch Alles Chaos ist, läßt es sich doch erwarten, daß die um Alles oder Nichts gegen den Norden kämpfenden und zu Boden gestreckten Sklavenbesitzer sich in die kürzlich passirte und zum Gesetz erhobene Militär-Bill fügen und in Bälde alle Bedingnisse eingehen werden, um in den Staatenbund wieder aufgenommen zu werden. Vom Congreß aber läßt es sich erwarten, daß er Umsicht genug besitzt, um jedes politische Uebergewicht jener stets feindlich und rebellisch gesinnten Olygarchen und Politiker für immer unmöglich zu machen.

Ein anderer Feind, der dieser jungen Republik droht, ist — die Kirche, die Alles aufbietet, um — das arme Volk in den Fesseln des Glaubens zu erhalten. Katholische und protestantische Kirchen entstehen wie Pilze; aber — Heuchelei und Geschäftsrücksichten sind die stärksten Grundpfeiler denselben und je mehr sich ihre Diener bemühen, im Weinberge des Herrn das zarte Pflänzchen „Vernunft" auszurotten, die Sonntagsgesetze streng aufrechtzuerhalten, den Temperenz-Unfug recht fanatisch zu predigen, in den Freischulen, gegen das Gesetz, die Bibel einzuschmuggeln, christliche Hymnen zu singen, das Vaterunser zu beten; Congreßsitzungen und Legislaturen mit christlichem Gebet zu eröffnen und endlich beantragen: die glorreiche Republik zu einer absolut christlichen zu machen, in welcher Juden, Chinesen, Atheisten und dergleichen Antichristen aller Art, weder stimm- noch amtsfähig sein sollen, desto eher wird dem Volk die Gefahr einleuchten, die seiner Freiheit droht, wenn es sich blind den Dienern der Kirche anvertraut. Ach, das Volk. —

Erinnern Sie sich noch, frug mich Herr Wendel Wagner, als Sie vor 25 Jahren im alten Courthause zu Cincinnati eine Rede hielten, daß das Volk Sie gesteinigt hat u. wär Sie bei Ihrer Flucht zur Hintenthür hinaus in Schutz genommen haben? Ach, der Steine und Eier flogen zu jener Zeit so viele, wenn man gegen Religion und Pfaffen-

thum öffentlich in die Schranken zu treten es gewagt hätte, erwiederte ich, daß ich mich, wahrlich, weder dieser, noch vieler anderen ähnlichen Volks-Demonstrationen insbesondere erinnere; doch so viel weiß ich mit Bestimmtheit zu sagen, daß es anders geworden, und das Steinigen fetter Redner — deren es, leider, nur sehr wenige giebt — nicht mehr zu besorgen ist, außer der Redner „schlüge mit dem Schlegel in die Schaar der gläubigen Flegel", dann dürfte er sich auch jetzt noch — besonders in kleineren Städten — auf handgreifliche Argumente gefaßt machen.

Ich hatte das Vergnügen, bei einem radikalen Brauer zu Mittag zu speisen, wozu ich wie Platus in's Credo kam. Leider hatte ich, nach kurz früher eingenommenem Lunche, eben so wenig für den fetten Turkey Appetit, wie der Brauer für meine Propaganda; wo aber der Appetit fehlt, dort ist Essen kein Bedürfniß. Der Rheinwein war ausgezeichnet und verdient propagirt zu werden; denn: im Wein ist Wahrheit.

Ein ganz schauderhaftes Clima! Heute heiß, morgen kalt, vom Frühling kaum eine Spur. Trotz unfreundlichen Wetters und kothiger Wege fuhr ich mit dem Lederhändler C. Peteler, vormals unter dem Namen Social-Reformer Vielen bekannt — 4 Meilen weit vor die Stadt hinaus, um den Park des reichen Engländers Henry Shaw in Augenschein zu nehmen. Unterwegs besuchten wir einen Friedhof, wo der brave alte Herr Gottschalk ruht, der Gründer einer freien Gemeinde und Schule, welche unter tüchtigen Lehrern jetzt noch besteht. Es ist dies jene Schule, welcher Herr Andree in seinem Testamente ein Legat vermacht hat, das noch immer in Administrations-Händen ruht. Es soll sich bald zeigen, sagte man mir, ob das Testament impugnirt, annullirt oder nach dem Willen des Testators zu Gunsten der Schule, der Fackel und des Boston Investigators exequirt werden soll. Der Park Shaw's ist, in der That, ein fürstlicher. Eine Residenz, ein botanisches Museum, 7 Treibhäuser, mit 60 Acker cultivirtem Land, eingefriedet, bilden den eigentlichen Park. Außer diesem besitzt er eben daselbst 1000 Acker Farmland, von welchem er der Stadt 200 Acker für einen öffentlichen Park als Geschenk angeboten hat. Die Kunstgärtner sind Deutsche; die Arbeiter Stockböhmen. Die Erhaltung des Parkes kostet jährlich 30,000 Dollars.

Die Treibhäuser sind reich bestellt. Besonders aufmerksam machte uns der Gärtner Möbius auf eine Trippen-Palme, u. eine araucaria excelsa. Von dieser seltenen Excelsa befindet auch sich im Garten von Lorenburg, bei Wien, ein Exemplar. Was Königen besitzen, das können ja auch reiche Republikaner kaufen; denn für Geld ist Alles zu haben; nur nicht Vernunft und Tugend.

„Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang", heißt es.

Ein Schauspieler in St. Louis, Herr Schmidt, wollte es eben auch wieder persönlich beweisen, daß die Kunst nicht altere, indem er in den heiligen Stand der Ehe trat, um sich selbst ein junges Weib beizulegen und seine 17jährige Tochter mit einer ebenbürtigen Mutter zu beglücken. Ja, freilich, altert die Kunst nicht; aber ein alter Künstler ist für die Bühne Das, was ein alter Mann für ein junges Mädchen.

Am Fasching Dienstag ließ ich, ohne Sehnsucht und Bedauern, Theater und Maskenbälle der Stadt zurück und fuhr an Bord eines großen Mississippi-Dampfers nach Cairo, wo der Ohio in den Schooß des Vaters der Ströme sich ergießt. Die Dämme von Cairo haben der Fluth, die da eben zu einem See angewachsen, kräftigen Widerstand geleistet. Indeß sämmtliche Towns und Farmhäuser im Mississippi und Ohiothale überschwemmt sind, hat das am niedrigsten gelegene Cairo am wenigsten gelitten.

An der Landung war es so schauderhaft kothig, daß mir ein zweirädriger Karren (dray) sehr willkommen war, um mich einige Schritte weit nach Louis Herbert's Hotel garni zu spediren. Das Haus wird gut geführt und ist Reisenden zu empfehlen. Die meisten meiner Freunde traf ich, nach der Aufregung eines Maskenballes, in einer philosophisch ernsten Stimmung des Katzenjammers. Ach, der schönen Zeit, wo man nach einer durchtanzten oder durchküßten Nacht katzenjammert oder katzenbejammert zu einem Gericht Heringsalat Zuflucht nimmt, um das durch „zu viel Süß" gestörte Gleichgewicht des Systemes wieder in Ordnung zu bringen. Mir hat sie abgeblüht — und der Rosa alias Domino einer einst reizenden Dame zu Raab in Ungarn, schwebt eben meinem Geiste mit mephistophelischem Lächeln ihres Hausthyrsus vor und hält mir im Phosphorlicht die Devise vor: „Es war — ja, auch ich war — sehr oft ein Narr. . . . und möchte wohl gar zu gerne zuweilen noch ein seliger Narr sein, im Nimbus der abenteuerlichen Jugend; anstatt mit Salomo zu sagen: Alles ist eitel. Wie solid, wie tugendhaft, wie stoisch, wie weise doch das Alter wird, als hätte es nie dumme Streiche gemacht! Und doch sind es gerade die dummen, die dümmsten Streiche, an welche man sich am liebsten erinnert und wohl. Dem, dreimal wohl, der sich keines schlechten Streiches bewußt ist! Champagnerrausch ist so süß — möchte gar zu gerne zuweilen noch nippen aus dem vollen, perlenden Becher! — Er ist zerbrochen — in Scherben liegt das Glas, das einst so schön, so herrlich war . . . . Und Ihr, die mir in zwei Welttheilen den Becher des Genusses und der Freude gereicht — der bis zur Hefe geleert keine Reue zurückließ — was ist aus Euch geworden? alte Mütterchen, solid, tugendhaft, weise wie euer Troubadour — und die Meisten wohl von Euch, Ihr Schönen, sind Staub und Asche, und Atome im großen Grabe des ewigen Wechsels. Das Alter zählt den Lebensmomente sehr viele, und doch ist das Leben am Ende blos Ein Moment, ein flüchtiger Moment, gewesen — Es ist mir Bewußtsein!

Man sagte mir zu Cairo, die Stadt habe zwar einen hauptsächlichen Methodist-Episkopal-Singhmann als Prediger, doch keine deutsche Kirche. Wie Schade! Die gottlosen Deut-

schen! Da kann man die heilsen Folgen sehen, wenn der Turnverein aus intelligenten Männern besteht, die das geistige Turnen zu würdigen verstehen, wie es zu Cairo der Fall ist, wo sich noch keine christliche Pyramide, als Wegweiser, nach dem Himmel erhebt. Die deutsche Schule, welche im Jahr 1864 durch einen Verein freier Männer gegründet wurde, erfreut sich unter Leitung des tüchtigen Lehrers Appel eines erfreulichen Gedeihens. Die gegenwärtige Zahl der Schüler ist circa 60. Um des Lehrers Verdiensten eine Anerkennung zu zollen, überreichte ihm der Verein Schlosser's Weltgeschichte, elegant gebunden, zum Weihnachtsgeschenk. Die Vereinsglieder sind meist Turner und die einflußreichsten im Vorstand sind: Broß, Schuh, Gericke, Reichert, Korsmeier und Neff.

Nachdem ich in Hrn. Mehner's Begleitung sämmtlichen Abonnenten der Fackel meinen Besuch abgestattet, ging ich an Bord des Bootes Quick Step und fuhr nach Evansville. Ein trauriger Anblick, in der That, für einen fühlenden Menschen, diese Städte und Farmen überschwemmt zu sehen, sich in die Leiden von „Mensch und Thier" zu versetzen und den unberechenbaren Verlust in Anschlag zu bringen. Wer bei solchem Elend noch an die Vorsehung eines barmherzigen Gottes glauben kann und in solchen und andern Catastrophen nicht die Naturgesetze erkennen lernt, kraft deren inhärirenden Geboten der Nothwendigkeit das Schwächere dem Stärkeren unterliegen muß, in der physischen sowohl wie in der moralischen Welt, der ist hoffnungslos für das freie Reich der Vernunft verloren.

In Evansville ist das deutsche Element namhaft vertreten, das orthodoxe sowohl wie das heterodoxe. Der früher schon ein Mal erwähnte geistliche Herr, dessen weiße Hosen der Gemeinde so großen Aergerniß gegeben, schreitet rühmlich mit der Civilisation fort; denn er hat, wie man mir sagt, vor Kurzem die geistliche Frau mit einem eleganten Piano beglückt. Ganz in der Ordnung. Die Turner erbauten eine Halle, mit großem Saal und Bühne. Ich hatte hier das Vergnügen, einen interessanten Herrn, aus Wien, kennen zu lernen, Ed. Woehler. Derselbe lebte 15 Jahre in Californien, diente im letzten Krieg als Obrist gegen die Secessionisten im Süden und ist jetzt Verwalter der Turnhalle. Was mir den Landsmann um so interessanter machte, ist seine Verwandtschaft mit dem Seiden-Fabrikanten Hornböstel nahe Wien, der so glücklich war, das Ideal meiner ersten Liebe, die bildschöne Amalie, des Apothekers Tochter zu Oedenburg, als seine Braut nach Hause zu führen, um mir den ersten Strich durch die Rechnung Hymens zu machen. Es geschah dies vor circa 40 Jahren und — trotz der vielen Geliebten stirbt die Liebe im Lethe nicht.

Evansville wurde eben in großen Schreck versetzt, da es hieß, der Tyrann Mississippi beabsichtige durch einen Staatsstreich die Stadt trocken zu legen; doch so oft auch der Willkühr Uebende schon seinen Lauf geändert und das von rechtmäßigen Besitzern Gestohlene Andern seiner Günstlinge zugeführt hat, so scheint es dieses Mal hier blos beim Schreck sich bewenden zu lassen.

Ich habe hier gar nicht gewohnt, da das Hotel, in dem ich abzusteigen pflege, mit Gästen überfüllt war und dennoch, wie mein Freund S. sich auf seine Weise ausdrückt, gut „ethun," trotz des epidemischen Geschäfts-Misere.

Tarascon hieß das Boot, das mich von Evansville nach Tell-City gebracht hat. Die Fahrt machten wir in einer Nacht. Als der Morgen graute landeten wir an Herrn Steiner's Wharfboot. Auch zu Tell-City war ein Theil der untern Stadt unter Wasser. Zu Spörri's Gasthaus, an der Levee, konnte man mit heiler Haut über Bretter hinkommen. Trotz Ueberschwemmung und schlechter Zeiten hat das kleine Tell-City, dem Tarascon eine große Fracht von Stäben für Faßreifen u. s. w. an Bord geliefert. Es freute mich, das brave und rührige Schweizer Völklein hier wieder zu sehen. Die Hauptstraßen wurden seit meinem letzten Hiersein in ihrem Bau vollendet; die Tell-City-Mouble-Fabrik ist in gutem Gange, so die Sägmühle. Seit Kurzem wird die Tell-City-Hobelfabrik durch associrte Arbeiter betrieben; sie liefern Thür- und Fenster-Rahmen, Kinderwagen und sonstige Spielsachen. Herr Zinkler ist reisender Agent der Fabrik.

Die zunehmende Anzahl der Schüler hat ein zweites Schulhaus nothwendig gemacht, das eben in Bau ist. Gegenwärtig hat die Freischule 5 Lehrer, mit circa 400 Schülern. Oberlehrer Dehus, Th. Beckley, J. Baumgärtner, Hetwig Knecht und Ellen Sargents. Gelehrt wird, in fünf Classen, in englischer und in deutscher Sprache. Dem Gesang wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und werden da keine Hymnen von Jesus und Lord herabgeleiert, sondern weltliche Lieder gesungen. Der gemischte Kinderchor, den ich in des Oberlehrer's Schule hörte, war der Beste, so ich je gehört. Das eine Lied war: Goldner Morgensonnenschein ꝛc., das andere: Abschied von der Heimath u. was ist des Deutschen Vaterland? Um den Geist der Deutschen von Tell-City zu beurtheilen, brauche ich blos zu sagen, daß die Fackel da 27 Abonnenten hat und 3 Actionäre für meine Propaganda.

Einer meiner Abonnenten zu Tell-City, Herr Sutthof, im Jahr 1840 Träger meines Wochenblattes, des Herolds und Wahrheitsverbreiters in Baltimore, wurde von der Frau Gemahlin eines Schuhmachers in der Bandstraße mit dem Besen zur Thüre hinausgejagt, weil das Blatt „gegen die Religion schreibe." Das religiöse Weib war nicht allein empört über solche Wahrheiten; es gaben in Einer Woche einige Dutzend Abonnenten das gottlose Blatt auf, und gefährlich war's zu jener Zeit den Leu zu wecken. Mein Aufenthalt zu Tell-City fiel auf einen Sonntag. Gegen Mittag besuchten mich 2 Herren, um mich zu bewegen, in der Turnhalle einen Vortrag zu halten. Da mich Husten und Asthma verlassen hatten u. ich stets bereitwillig bin, dem Verlangen meiner Gesinnungsgenossen zu

entsprechen, so sagte ich zu und äußerte blos den Zweifel, daß bei dem schlechten Wetter und kothigen Wegen Jemand kommen werde. Ein reitender Bote eilte denn alsbald mit einer Schelle in der Hand durch die Stadt und rief aus: „Ruddigh von der Fackel wird Nachmittags um 4 Uhr in der Turnhalle eine freie Rede halten.“ Ländlich, sittlich. Da wirst du wohl den Wänden predigen müssen, dachte ich, in Hrn. Hartmann's Begleitung, auf dem Wege nach der Halle; ward jedoch freudig überrascht, als ich ein Publikum von 150 Personen da versammelt fand. Der Vortrag war ein Stegreif, dem Momente der Begeisterung entsprossen und der Zeit angemessen, die gewöhnlichen Vorurtheile der Menschen beleuchtend und geißelnd, auf die Gefahren, womit Kirche und ihre Diener der Freiheit drohen, auf den Segen vernünftiger Schulen hinweisend und Einigkeit empfehlend, damit die junge Stadt gedeihen und ihre Bewohner unter sich glücklich sein mögen. Da ich, anstatt das Pfaffenthum, oder irgend eine Religion mit Schimpfworten zu besudeln, Jedem ein Recht auf seine Meinung einräumte, dasselbe Recht für meinen Atheismus in Anspruch nehmend, wurde mir der allgemeine Beifall zu Theil, und ich zweifle nicht, daß das freie Wort in den anwesenden Unfreien und Gläubigen Anlaß geben wird zum Selbstdenken und zum Prüfen, das endlich auf der Bahn des Zweifels zur Selbstständigkeit des Geistes führt.

Der Turnverein zählt 45 Mitglieder und hat eine Gesangsection und ein Liebhaber-Theater.

Der Abend vor der Abreise bei meinem freundlichen Wirth Sporrt war mir in Gesellschaft von 3 Lehrern und einigen andern freien Männern ein sehr angenehmer, und am nächsten Morgen, als der Morning Star herangeschwommen kam, ging ich auf Steiner's Wharfboot und nahm Passage nach Louisville. Das Wharfboot wurde vom Eigner für 4000 Dollars angekauft und rentirt sich sehr gut. Derselbe versieht die Louisville- und Evansville- u. die Louisville- u. Memphis-Packetboote mit Geflügel, Milch, Butter und Eiern. Auch auf dieser Fahrt überall Spuren des Elends und des Schadens, der sich entlang den Flüssen auf Hunderte von Millionen belaufen mag. In New-Albany und Portland stehen ganze Straßen unter Wasser und an der Levee von Louisville stieg die Fluth, an der vierten Straße, bis zum oberen Stockwerk der Häuser. Als ich das Ziel meiner Reise erreicht hatte und nach dem Brighton Hause kam, um von da nach Cumminsville zu fahren, sah ich das ganze Mill-Creek-Thal in einen See umgewandelt. Die Eisenbahn war überfluthet und ich hatte auf der hochgelegenen Fahrstraße den Weg einzuschlagen, ohne zu wissen, ob ich meine Familie von Wasser eingeschlossen, oder im Trockenen antreffen werde. Die Straßen hochgelegen, und auch meine Wohnung sind von der Ueberschwemmung verschont geblieben. „Heute mir, morgen dir“, steht es im Buch des launigen Schicksals, das keinen von Schmerz und Leiden verschont, ob reich oder arm, ob hoch, oder niedrig gestellt, ob lasterhaft, oder tugendhaft. — Stets, doch ganz besonders auf dieser Tour, konnte ich mich glücklich preisen, ohne „accident“ nach Hause gekommen zu sein. Dampfboote sanken, Brücken wurden weggeschwemmt, Eisenbahnschienen aufgerissen. Ich änderte zwei Mal meinen vor der Abreise gefaßten Reiseplan, in der Hoffnung, durch Vermeidung der Scylla nicht in die Charybdis zu fallen.

Wer nie krank war, kennt den Werth der Gesundheit nicht, wer nie mit Nahrungssorgen gekämpft, kennt das Glück nicht, frei von Sorgen da zu stehen auf selbstgeschaffener Bahn; wer für das Schlimmste vorbereitet ist, der verzagt bei Schmerz und Unglück nicht und wer sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut macht, dem ist er nicht schrecklich, er mag als drohender Sensenmann, oder als Jüngling erscheinen mit umgesenkter Fackel.

Nun lasset uns wieder einige Wochen das Familienglück genießen, bis die Stunde schlägt, die abruft zu einem andern Streifzug und so fort und fort bis endlich die letzte Stunde geschlagen haben wird, wo es kein Scheiden mehr giebt und — kein Wiedersehen.

Aus dem „hinkenden Teufel“.

Von Le Sage.

Ein Kapital dessen Besitz unveräußerlich ist.

Sehen wir nun einmal wieder nach der Stadt, ob wir nicht Leute entdecken, die wohl werth wären, hier eine Stelle einzunehmen: ich will Euch dann näher mit ihnen bekannt machen. Da kommt schon Einer, den wir nicht hinauslassen dürfen. Es ist ein junger Ehemann. Vor acht Tagen hörte er viel von den Koketterien einer Abenteurerin sprechen, in die er sich vergafft hatte; voll Wuth lief er zu ihr hin, zerschlug einen Theil ihrer Möbel, warf die andern zum Fenster hinaus, und den Tag darauf führte er sie zum Altar. — „Dieser Mann,“ sagte Zamhulla, „verdient offenbar die erste Stelle, welche im Narrenhaus erledigt wird.“

„Sein Nachbar,“ fuhr Asmodi fort, „ist nicht viel gescheiter. Er ist ein Junggeselle von fünfundvierzig Jahren, hat Vermögen genug, um davon leben zu können, und will durchaus in einen Herrendienst gehen. Ei, da bemerke ich ja auch die Wittwe eines Rechtsgelehrten. Die gute Frau hat sechzig volle Jahre auf dem Rücken; vor einigen Tagen ist ihr Mann gestorben und nun will sie in ein Kloster gehen, um, wie sie sagt, ihren Ruf vor bösen Zungen zu schützen.

„Auch zwei Jungfern erblicke ich, oder vielmehr zwei Mädchen von funfzig Jahren. Sie flehen zum Himmel, daß er die Güte haben möge, ihren Vater abzurufen, der sie noch ebenso eingeschlossen hält, wie in ihrem sechzehnten Jahre; sie hoffen nämlich mit Bestimmtheit, nach seinem Tode artige Männer zu finden, die sie aus Neigung heirathen werden." — „Warum nicht?" sagte der Student, „es giebt wohl so sonderbare Käuze." — „Allerdings," antwortete Asmodi, „sie können wohl noch Männer finden, aber sie sollten sich nicht damit schmeicheln. Eben darin besteht ihre Narrheit.

„Es wird nicht wohl ein Land geben, wo die Frauen in Beziehung auf ihr Alter ehrlich sind. Vor etwa einem Monate mußten in Paris ein Mädchen von achtundvierzig und eine Frau von neunundsechzig Jahren vor einem Commissar erscheinen, um für eine ihnen befreundete Wittwe, deren Tugend angegriffen wurde, Zeugniß abzulegen. Der Commissar vernahm zuerst die Verheirathete und fragte nach ihrem Alter. Obschon ihr nun der Taufschein auf die Stirne geschrieben war, so sagte sie dennoch keck und dreist, sie sei erst vierzig Jahre alt. Nachdem er sie verhört hatte, wandte er sich an die Ledige und fragte: „Wie alt seid Ihr, mein Fräulein?" — „Wir wollen auf andere Fragen übergehen, Herr Commissar," antwortete sie, „darnach muß man uns nicht fragen." — „Was fällt Euch ein?" versetzte er, „wißt Ihr nicht, daß bei Gericht . . . ." — „Ei, was geht das die Gerichte an, wie alt ich bin?" unterbrach sie ihn hastig: „Darum haben sie sich nicht zu bekümmern." — „Aber," sagte der Commissar, „ich kann ja Eure Aussage nicht annehmen, wenn Euer Alter nicht angegeben ist; dies wird ganz unumgänglich erfordert." — „Nun, wenn es denn durchaus sein muß," sagte sie, „so seht mich einmal genau an und bemerkt dann mein Alter auf gut Gewissen."

Der Commissar sah sie an und war galant genug, ihr nur achtundzwanzig Jahre zu geben. Hierauf fragte er sie, ob sie die Wittwe schon lange kenne. — „Ja," antwortete sie, „schon vor ihrer Verheirathung." — „Demnach," versetzte er, „hatte ich Euer Alter falsch beurtheilt; ich habe Euch blos achtundzwanzig Jahre gegeben und die Wittwe hat sich vor neunundzwanzig verheirathet." — „Nun gut!" rief das Mädchen, „so schreibt dreißig, ich habe ja die Wittwe möglicherweise schon als einjähriges Kind gekannt." — „Das läßt sich nicht wohl annehmen," schreiben wir noch ein Dutzend hinzu." — „Um Gottes willen nicht," sagte sie; „Alles, was ich zur Befriedigung des Gerichts thun kann, ist, daß ich noch ein Jahr zugebe, auch nicht einen Monat mehr, und wenn meine Ehre darauf beruhte."

Auf dem Heimweg sagte die Verheirathete zur Ledigen: „Seht doch einmal diesen Stumpf, der uns für dumm genug hält, ihm unser Alter richtig anzugeben. Schlimm genug, daß es im Taufbuche steht, er braucht es nicht auch noch in seine Papiere zu schreiben, damit Jedermann es erfährt. Das wäre doch höchst unangenehm für uns, wenn öffentlich vor Gericht abgelesen würde: Madame Richard, so und so viel sechzig Jahre alt, und Jungfer Perinella, achtundvierzig Jahre alt, bezeugen das und das. Ich muß lachen darüber, ich habe zwanzig Jahre unterschlagen; Ihr habt wohl daran gethan, es eben so zu machen."

„Wie meint Ihr das?" antwortete die Jungfer in auffahrendem Tone. „Eure gehorsamste Dienerin, Madame, ich bin höchstens fünfunddreißig Jahre alt." — „Ha, ha, mein liebes Kind," antwortete die Andere boshaft, „wem wollt Ihr das weismachen? Ich war dabei, als Ihr geboren wurdet, und das ist schon lange Zeit her. Ich erinnere mich auch Euern Vater gesehen zu haben: als er starb, war er nicht mehr jung, und nun ist er seit etwa vierzig Jahren todt." — „O mein Vater," fiel ihr die Jungfer, ärgerlich über die Freimüthigkeit der Andern, schnell in's Wort: „als mein Vater meine Mutter heirathete, so war er schon so alt, daß er keine Kinder mehr zeugen konnte."

„Nicht weit davon — fuhr der Dämon fort, — bemerke ich zwei Menschen, die auch nicht besonders gescheit sind. Der eine ist ein Muttersöhnchen, der sein Geld weder zusammenhalten, noch ohne Geld leben kann; nun ist er auf ein gutes Mittel gerathen, immer bei Kasse zu sein. Wenn er gerade viel beisammen hat, so kauft er Bücher, und sobald er auf dem Trocknen ist, schlägt er sie um die Hälfte des Ankaufspreises wieder los. Der Andere ist ein fremder Portraitmaler, hauptsächlich für das schöne Geschlecht. Er ist geschickt, seine Zeichnung ist richtig, sein Colorit vortrefflich und dabei trifft er auf's Haar. Allein er schmeichelt nicht und bildet sich dennoch ein, man werde ihn sehr suchen. Tutor studios reperatur."

„Wie!" rief der Student, „Ihr sprecht auch lateinisch?" — „Darüber dürft Ihr Euch nicht wundern," antwortete der Teufel: „ich verstehe alle Sprachen aus dem Ff; ich kann alle hebräisch, türkisch, griechisch, arabisch, was man nur will, und dennoch bilde ich mir nichts darauf ein und bin nichts weniger als ein Pedant. Diesen Vorzug habe ich vor Euren gelehrten Schulfuchsen voraus.

„In dem großen Hotel hier linker Hand werdet Ihr eine kranke Dame sehen und mehrere Frauen, die ihrer warten. Es ist die Wittwe eines berühmten und reichen Baumeisters und auf die abgeschmackteste Art adelig. Sie hat so eben ihr Testament gemacht. Ihr ungeheures Vermögen hinterläßt sie Personen vom höchsten Rang, die sie nicht einmal kennen, blos wegen der großen Namen, welche sie führen. Man hat sie gefragt, ob sie einem gewissen Manne, der ihr bedeutende Dienste geleistet hat, nicht auch etwas aussetzen wolle? „Ach nein," antwortete sie mit trauriger Miene; „es thut mir zwar leid, allein es ist nicht möglich. Ich bin nicht so undankbar, meine Verbindlichkeit gegen ihn verkennen zu wollen; allein er ist aus dem Pöbel und es wäre eine Schande für mich, wenn sein Name in meinem Testament stünde." —

„Sennor Asmodi," unterbrach hier Leandro den Red-

nen, „sagt mir doch einmal, ob der alte Mann, den ich dort in einem Cabinete lesen sehe, nicht auch ein Plätzchen hier verdiente.“ — „Ganz gewiß,“ antwortete der Dämon: es ist ein alter Licentiat, der einen Druckbogen von einem Buche liest, das er unter der Presse hat.“ — „Vermuthlich ein moralisches oder theologisches Werk?“ fragte Don Kleophas. — „Nein,“ antwortete Asmodi, „es sind lustige Gedichte, die er in seiner Jugend gemacht hat. Statt sie zu verbrennen oder wenigstens mit sich zu Grabe gehen zu lassen, giebt er sie noch bei seinen Lebzeiten heraus, aus Furcht, seine Erben möchten nach seinem Tode in Versuchung gerathen, sie bekannt zu machen, und aus schuldiger Rücksicht für sein Andenken ihnen alles Salz und alle Anmuth nehmen.

„Es wäre nicht recht, wenn ich ein Dämchen vergessen wollte, das bei dem Licentiaten wohnt; sie ist so vollkommen überzeugt, daß sie allen Männern gefalle, daß sie Jeden, der nur einmal ein Wörtchen mit ihr gesprochen hat, in das Verzeichniß ihrer Liebhaber einträgt.

„Jetzt kommen wir zu einem reichen Canonicus, den ich zwei Schritte von da sehe. Ein ganz besonderer Heiliger! er lebt äußerst frugal, aber nicht um sich zu kasteien und auch nicht aus Mäßigkeit; er hält keine Equipage, aber nicht aus Geiz.“ — „Ei, warum hält er denn seine Sachen so zusammen?“ — „Um Geld aufzuhäufen.“ — „Was will er damit thun? etwa Almosen austheilen?“ — „Nein, er kauft Gemälde, kostbare Möbel und Schmucksachen zusammen. Und meint Ihr vielleicht, er wolle dies Alles, um sich sein Leben angenehm zu machen? Ganz und gar nicht; er will blos sein Inventarium damit zieren.“ — „Ihr tragt wohl etwas zu dick auf,“ sagte Zambullo, „wie kann man annehmen, daß es einen solchen Narren gebe?“ — „Und doch,“ versetzte der Dämon, „ist es wirklich so, er hat nun einmal diese Grille; sein angenehmster Gedanke ist, man werde dereinst sein Inventar bewundern. Hat er z. B. ein schönes Schreibepult gekauft, so läßt er es gar säuberlich einpacken und in der Möbelkammer aufheben, damit die Trödler, die es nach seinem Tode kaufen werden, es noch für ganz neu halten sollen.

„Bei einem seiner Nachbarn ist es ebenfalls nicht richtig unter der Kappe: er ist ein alter Hagestolz, der vor Kurzem von den Philippinischen Inseln nach Madrid kam mit einer reichen Erbschaft, die ihm sein Vater, weiland Auditor bei der Audiencia zu Manilla, hinterlassen hat. Er führt eine ganz absonderliche Lebensweise. Den ganzen Tag sieht man ihn in den Vorzimmern des Königs und des ersten Ministers stehen. Ihr dürft ihn nicht für einen Ehrgeizigen halten, der um einen hohen Posten nachsucht; er wünscht sich gar keinen und verlangt auch sonst nichts. Also, werdet Ihr sagen, geht er nur hin, um seine Aufwartung zu machen? Noch weniger. Er spricht niemals mit dem Minister; er ist ihm gar nicht bekannt und wünscht es auch nicht zu werden.“ — „Was hat er denn für eine Absicht?“ — „Er möchte gern die Leute auf den Glauben bringen, daß er etwas gelte.“

„Ein drolliger Bursche!“ rief der Student laut auflachend; „viel Mühe um nichts! Er gehört mit Recht auf die Liste der Narren, die noch nicht eingesperrt sind.“ — „O,“ versetzte Asmodi, „ich kann Euch noch eine Menge Anderer zeigen, denen Ihr kein Quentchen Verstand mehr zutrauen dürft. Seht einmal dort in dem großen Hause, wo so viele Wachskerzen schimmern, die drei Herren und die zwei Damen, die um einen Tisch sitzen. Sie haben mit einander soupirt und spielen jetzt Karten, um die Nacht vollends hinzubringen; dann werden sie auseinander gehen. So leben diese Herren und Damen beständig! Jeden Abend kommen sie regelmäßig zusammen, verlassen sich erst mit Anbruch der Morgenröthe und schlafen dann, bis der Tag der Dunkelheit wieder weichen muß. Dem Anblick der Sonne und den Schönheiten der Natur haben sie längst entsagt. Wenn man sie so mit Lichtern umgeben sieht, so könnte man sie für Todte halten, die ihren Leichenzug erwarten.“ — „Diese Narren,“ sagte Don Kleophas, „braucht man nicht einzusperren, sie sind es bereits.“

„Dort,“ sagte der Dämon, „sehe ich in den Armen des Schlafs einen Mann, den ich wohl leiden mag und der auch mir sehr zugethan ist, ein Herrchen ganz nach meinem Herzen. Es ist ein alter Baccalaureus, und der Gott, den er anbetet, ist das schöne Geschlecht. Sobald Ihr ihm von einer hübschen Dame sagt, könnt Ihr Freude und Wohlgefallen aus seinen Augen leuchten sehen. Sagt Ihr ihm, sie habe einen zierlichen Mund, rosenrothe Lippen, Zähne von Elfenbein und eine Haut wie Alabaster; kurz, malt Ihr ihm die Schöne Zug für Zug, dann feuert er bei jedem Zuge, verspricht die Augen, die Wollust treibt ihm das Blut schneller durch die Adern. Vor zwei Tagen kam er in der Alcala-Straße am Laden eines Frauen-Schusters vorbei. Auf einmal blieb er stehen, um einen kleinen Pantoffel zu betrachten, der ihm in die Augen fiel. „Ach!“ sagte er, nachdem er ihn mit unverdienter Aufmerksamkeit lange beschaut hatte, mit schmachtendem Tone zu einem Herrn, der bei ihm stand; „ach, mein Freund, dieser allerliebste Pantoffel bezaubert meine Phantasie! Wie niedlich muß nicht der Fuß sein, für den er gemacht ist! Laßt uns geschwind weiter gehen, dieser Anblick macht mich ganz wollüstig. Eine gefährliche Straße das!“

„Dem Baccalaureus einen schwarzen Strich!“ sagte Leandro Perez. „Ja wohl, von Rechtswegen,“ versetzte Asmodi; „ebenso auch für seinen nächsten Nachbar, ein Original von einem Auditor, der eigene Equipage hat und sich deswegen fast zu Tode schämt, wenn er zufällig einmal in einer Miethkutsche fahren muß. Zum Stubenhurschen habe ich ihm seinen Vetter, einen Licentiaten, der an einer Kirche hier eine sehr einträgliche Pfründe besitzt, aber fast immer in Miethkutschen fährt, um seine eigenen prachtvollen zwei Wagen, so wie seine schönen vier Maulthiere zu schonen.

„In der Nachbarschaft von dem Auditor und dem Baccalaureus entdecke ich einen Mann, dem gleichfalls eine Stelle

im Narrenhaus ohne Unbilligkeit nicht versagt werden kann. Er ist sechzig Jahre alt und hat sich neuerdings in eine junge Dame verliebt; er besucht sie täglich und glaubt sie nicht besser unterhalten zu können, als wenn er ihr von dem Glücke erzählt, das er in den Tagen seiner Blüthe bei den Damen gemacht haben will. Sie soll ihn, meint er, jetzt dafür belohnen, daß er in seiner Jugend einmal liebenswürdig war.

„Zu dem alten Gecken könnte man einen andern sperren, der etwa zehn Schritte von uns schläft. Es ist ein französischer Graf, der hierher kam, um den spanischen Hof zu sehen. Dieser alte Herr steht bereits in seinem vierzehnten Jahrfünft. In seinen schönen Tagen hat er am Hofe seines Königs geglänzt; da bewunderte Jedermann seinen Wuchs, seine Artigkeit und ganz besonders wurde sein Geschmack im Anzug gerühmt. Er hat alle seine Kleider aufgehoben und trägt sie seit fünfzig Jahren immer noch zum Trotze der Mode, die sich in seinem Lande mit jedem Tage ändert. Das Lustigste aber dabei ist, daß er sich einbildet, er besitze noch immer dieselbe Anmuth, die man in seiner Jugend bei ihm fand."

„Ganz unbedenklich," sagte Don Kleophas, „gehört dieser Herr auch in das Verzeichniß unserer Pensionäre für die casa de los locos." — „Noch ein Zimmer," versetzte der Dämon, „muß ich für eine Dame bestimmen, die neben dem Hotel des Grafen auf einem Speicher wohnt. Es ist eine alte Wittwe, die aus allzugroßer Zärtlichkeit für ihre Kinder die Güte hatte, ihnen ihr sämmtliches Vermögen durch eine Schenkung gegen eine kleine Leibrente zu überlassen, welche ihr besagte Kinder bezahlen sollten, aber aus Dankbarkeit nicht zu bezahlen für gut finden.

„Auch einen alten Hagestolz können wir dahin schicken. Er ist von guter Familie, bekommt aber kaum einen Dukaten in die Hand, so hat er ihn schon verthan; weil er nun durchaus Geld haben muß, so ist er zu Allem fähig, um sich welches zu verschaffen. Vor vierzehn Tagen kam seine Wäscherin, der er dreißig Louisd'or schuldig war, und mahnte ihn darum, weil sie ihr Geld zur Heirath mit einem Kammerdiener, der sich um sie bewerbe, nothwendig brauche. „Du mußt also noch außerdem Geld haben," sagte er zu ihr, „denn wo beim Teufel wäre der Kammerdiener, der für dreißig Louisd'or dein Mann werden wollte?" — „Nun ja," antwortete sie, „ich habe auch sonst noch zweihundert Dukaten!" wiederholte er hastig; „mein Seel, das ist kein Spaß. Gib sie her, ich heirathe dich, und wir sind glücklich." Sie nahm ihn beim Wort und seine Wäscherin ist jetzt seine Frau.

„Noch drei Plätze müssen wir für die drei Herren aufbewahren, die vom Abendessen zurückkommen und in dieses Hotel da rechter Hand gehen, wo sie wohnen. Der eine ist ein Graf und affectirter Beschützer der schönen Wissenschaften; der andere, sein Bruder, ist ein Licentiat; der dritte, ein Schöngeist, ihr Günstling. Sie stecken fast immer beisammen und gehen nie ohne einander aus. Des Grafen einziges Geschäft ist, sich selbst zu loben; sein Bruder lobt ihn auch und sich zugleich; dem Schöngeist aber liegt die dreifache Mühwaltung ob, die beiden Herren zu loben und in ihr Lob zugleich sein eigenes zu mischen.

„Noch zwei Plätze! Den ersten für einen alten Spießbürger, einen Blumenliebhaber, der nichts zu leben hat, aber gleichwohl einen Gärtner und eine Gärtnerin halten will, um ein Dutzend Blumen in seinem Gärtchen zu pflegen. Den andern für einen Comödianten, der sich neulich über die mancherlei mit dem Bühnenleben verbundenen Beschwerlichkeiten beklagte und unter Anderem zu einigen von seinen Cameraden sagte: „Mein Seel, Brüder, mit ist die Sache entleidet; ja ich wollte lieber ein reicher Landedelmann mit 1000 Dukaten Einkünfte sein.

„Wohin ich nur blicke," fuhr Asmodi fort — entdecke ich überall kranke Gehirne. Dort fällt mir ein Calatrava-Ritter in die Augen, der auf seine geheimen Zusammenkünfte mit der Tochter eines Grandes so stolz und eitel ist, daß er sich den ersten Personen am Hofe gleichdünkt. Er hat etwas Aehnliches mit jenem Villius, der sich einbildete, Sulla's Schwiegersohn zu sein, weil er mit der Tochter des Dictators gut stand. Die Vergleichung ist um so treffender, weil der Ritter wie Villius ebenfalls einen Longarenus, d. h. einen höchst unbedeutenden Menschen zum Nebenbuhler hat, der noch mehr lustige Witze macht als er.

„Man sollte fast glauben, daß Zeit zu Zeit kommen dieselben Menschen, nur unter neuen Gestalten, wieder auf die Welt. In diesem Commissair des Ministers erkenne ich den Vollanus, der allen Leuten Grobheiten machte und jedem, dessen Gesicht ihm mißfiel, geradezu seine Meinung sagte. In dem alten Präsidenten dort sehe ich den Fusidius wieder, der sein Geld gegen fünf Procent monatlich auslieh, und Marsaus, der sein väterliches Haus der Schauspielerin Origo schenkte, lebt wieder auf in dem jungen Herrn dort, der sein Haus in der Nähe des Escurials mit einer Theater-Prinzessin durchjagt."

Asmodi wollte fortfahren, als auf einmal Instrumente stimmen hörte. Er hielt ein wenig an und sagte dann zu Kleophas: „Da unten in der Straße sind Musikanten, die der Tochter eines Alkalde de Corte ein Ständchen bringen wollen. Wenn Ihr Lust habt, die Herrlichkeit in der Nähe mit anzuhören, so dürft Ihr nur befehlen." — „Ja wohl," antwortete Kleophas, „ich habe eine große Freude an Serenaden; laßt uns näher hinzutreten, vielleicht wird auch gesungen." Er hatte noch nicht ausgesprochen, so befand er sich schon auf dem Nachbarbalkone des Alkalde.

Zuerst wurden einige italiänische Arien gespielt, hierauf folgten zwei Sänger deutsche Lieder, worauf sie folgende Verse

Si de tu hermosura quieres
Una copia pon mil graciosa

Escucha, porque pretendo
El pintarla.

Es tu frente tota nieve
Y el alabastro, batallas
Offrecio al Amor, haziendo
En ella voya.

Amor labro de tus cejas
Dos arcos para su aljova;
Y debaxo ha descubierto
Quien le mata.

Eres dueña de el lugar,
Vandolera de las almas,
Iman de los alvedrios,
Linda alhaja.

Un rasgo de tu hermosura
Quisiera yo retratarla.
Que es estrella, es cielo, es sol,
Nos es sino el alva,

Willst du deine Lieblichkeit
Schauen in getreuen Bildern,
Lausche mir! ich bin bereit,
Sie zu schildern.

Nicht gefärbt hat Amor je
Deine Stirn; sie leuchtet reiner
Als der Marmor, als der Schnee,
Spottet seiner.

Deine Brau'n hat Amor kühn
Sich als Bogen zugerichtet,
Deren Pfeilgeschoß doch ihn
Selbst vernichtet.

Herrin bist du, die's versteht,
Herzen aus der Brust zu stehlen,
Bist der mächtige Magnet
Aller Seelen.

Daß dem Abbild eine Spur
Deiner Herrlichkeit sich böte!
Stern du! Sonne! nein erst nur
Morgenröthe!

„Recht hübsche und artige Verse," versetzte der Musensohn. „Ja, sie gefallen Euch," sagte der Dämon, „weil Ihr ein Spanier seid; aber z. B. in's Französische übersetzt würden sie sich nicht besonders gut ausnehmen. Die Franzosen können so kühnen Figuren keinen Geschmack abgewinnen und würden eine bizarre Phantasie darin finden, worüber sie lachen müßten. Jedes Volk hat seinen eigenen Geschmack und seinen eigenen Genius, den es für den besten hält. Doch lassen wir die Verse jetzt gut sein, Ihr sollt sogleich eine andere Musik hören.

„Folgt mit den Augen diesen vier Männern, die auf einmal auf der Straße erschienen sind. Seht, jetzt greifen sie die Musiker an. Diese machen sich Schilde aus ihren Instrumenten, die aber den Hieben und Stößen nicht widerstehen können, sondern in Stücke zerfahren. Schaut, jetzt kommen ihnen zwei Cavaliere entgegen, von denen der eine die Serenade veranstaltet hat. Mit welcher Wuth sie auf die Angreifer losstürzen! Allein die letzteren sind nicht minder gewandt und stark und empfangen sie unerschrockenen Muthes. Wie das Feuer aus den Degen sprüht! Seht, eben fällt einer von den Vertheidigern der Serenade, eben der, welcher sie gab; er ist tödtlich verwundet. Sein Gefährte springt davon, die Angreifer flüchten sich und die Musikanten laufen auseinander. Auf dem ganzen Platze bleibt Niemand, als der unglückliche Cavalier, der den Tod als Lohn für seine Serenade empfängt. Zu gleicher Zeit könnt Ihr die Tochter des Alkalde beobachten. Sie steht am Fenster, von wo aus sie Alles mit angesehen hat. Sie ist so stolz und eitel auf ihre ziemlich mittelmäßige Schönheit, daß sie, statt den unseligen Vorgang zu beweinen, eine grausame Freude darüber empfindet und sich nur um so liebenswürdiger vorkommt.

„Es ist noch nicht genug! da kommt ein anderer Herr und bleibt bei dem Unglücklichen, der in seinem Blute schwimmt, stehen, um ihm wo möglich noch zu helfen; während er aber diese Pflicht der Menschenliebe erfüllt, kommt die Schaarwache dazu und führt ihn in's Gefängniß, wo er lange wird bleiben müssen. Die Geschichte kann ihm leicht so viel kosten, als wenn er selbst der Mörder wäre."

„Wie viel Unglück in einer einzigen Nacht!" sagte Zambullo. „Dies ist noch nicht das letzte," antwortete der Teufel. „wäret Ihr jetzt beim Sonnenthore, so würdet Ihr über ein Schauspiel, das eben beginnen wird, Euch entsetzen. Durch die Nachlässigkeit eines Bedienten ist in einem Hotel Feuer ausgebrochen und hat schon eine Menge kostbarer Möbel verzehrt. Allein alle seine Reichthümer werden den Besitzer dieses prachtvollen Hotels, Don Pedro de Escolano, nicht schmerzen, wenn er nur seine einzige Tochter Seraphine, die ebenfalls in Todesgefahr ist, retten kann."

Don Kleophas wünschte den Brand in der Nähe zu sehen und der Dämon setzte ihn im Augenblick auf ein Haus neben dem Sonnenthor, gegenüber von dem, welches brannte.

Nahrungsmittel.

Der Gemüse.

Fleisch und Gemüse ist eine so allgemein verbreitete Verbindung von Speisen in unserm gemäßigten Himmelsstrich, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, das Eine werde durch das Andere ergänzt. Und in der That, wenn man die Zusammensetzung unserer Kohl- und Krautarten, des Spinats und Sauerampfers, des Salats und des Hopfens, des Portulaks und der Spargeln betrachtet, so findet man, daß neun Zehntel ihres Gewichtes aus Wasser bestehen, dagegen noch kein halbes Hundertel aus löslichem Eiweiß. Und wenn auch ihr Gehalt an Faserstoff, sowohl an Zellstoff und Stärkemehl, welche man Stärkmehl, Wachs und dem grünen stickstoffhaltigen Farbstoff der Pflanzen begleitet sind, die Menge des Eiweißes übertrifft, so erhellt doch schon aus dem bedeutenden Wasserreichthum, daß auch die Fettbildner nur einen verhältnißmäßig kleinen Gewichtstheil der Gemüse ausmachen können.

Dagegen enthalten die Blätter und Schößlinge, die wir als Gemüse benutzen, organische Säuren, die Spargeln und die meisten Kohlarten Aepfelsäure, der Sauerampfer Kleesäure, Jene aus Kohlenstoff, Wasserstoff und vielen Sauerstoff bestehend, und diese, wie die Kohlensäure, nur aus Kohlenstoff und Sauerstoff zusammengesetzt, aber weniger sauerstoffreich als die Kohlensäure, sind im Stande, das lösliche Eiweiß des Fleisches in Lösung zu erhalten. In den Spargeln gesellt sich ein eigenthümlicher Stoff zur Aepfelsäure, der Spargelstoff, der weder saure, noch basische Eigenschaften besitzt und durch seinen Stickstoffgehalt ausgezeichnet ist. Das Sauerkraut endlich, das in gleichem Maaße den deutschen Bauer erfreut, wie es den Trost ausmacht des englischen Matrosen, verdankt seinen Namen dem säuerlichen Geschmack, den Milchsäure in demselben hervorbringt. Das geschnittene Weißkraut, das mit Salz in Tonnen aufbewahrt wird, geräth in eine Gährung, welche eben Milchsäure und außerdem noch Buttersäure erzeugt.

Die lösende Kraft dieser Säuren, die auch auf den Faserstoff des Fleisches mit einwirkt, wird vom einem reichlichen Gehalt an Chlorverbindungen und Salzen unterstützt. In Weißkraut und Spargeln, Salat und Rosenkohl herrscht das Kali bedeutend vor, während im Spinat Natron dem Kali das Gleichgewicht hält. Viel Kalk und Bittererde zeichnen den Rosenkohl aus und in den Stengeln und Blättern des Salats, in Spargeln und Blumenkohl hat man Spuren von Mangan gefunden, einem Metall, das mit dem Eisen die größte Aehnlichkeit besitzt.

Ist es demnach, wenn alle diese Gemüse, deren fester Rückstand oft kaum den hundertsten Theil des frischen Theiles ausmacht, so viel mehr Salze als Eiweiß, der kleinen ungelösten Eiweißkörper aber regelmäßig einige vegetabilische Säure enthaltend, dem Fleisch gegenüber als blutverdünnende Speisen genannt werden? Während sie selbst dem Blute nur wenig zuführen, wie es die blutlosen Muskeln der von Kräutern lebenden Thiere beweisen, helfen sie frisch im Verein mit Obst die Eiweißkörper des Fleisches lösen, und selbst nachdem sie in unser Blut gelangt sind, vermögen sie es, das Eiweiß und den Faserstoff in flüssigem Zustande zu erhalten.

Der Gehalt an Faserstoff, den in manchen Kohlarten, besonders in Strunk, reichlicher vorhanden ist, gehört zu den schwer verdaulichen Nahrungsstoffen und erklärt die blähende Wirkung, welche sie auf schwache Verdauungsorgane nicht selten ausüben. Vor den übrigen Kohlarten zeichnet sich das Sauerkraut aus, das wegen seines Gehalts an Milchsäure zu den leicht verdaulichen Speisen gehört. Mit Unrecht steht dieses nützliche Gemüse im Ruf der Schwerverdaulichkeit, den ihm Schweinefleisch und hart gekochte Erbsenbrei, die so häufig mit demselben gegessen werden, gegeben haben.

Erhellt nun aus Obigem, daß die Gemüse allein den Blute nur wenig Ersatz bieten für die ausgeschiedenen Stoffe, so erklärt sich die mangelhafte Ernährung der Gewebe bei ausschließlichem Genuß von Gemüsen von selbst. Nicht nur die Muskeln werden kraftlos, auch dem Gehirn wird wenig Stoff zugeführt. Daher ein unentschlossener Wille und feiges Aufgeben der Selbstständigkeit bei den Hindus und andern Völkern, die sich fast nur von Gemüsepflanzen nähren.

Und wenn außerdem die Nahrungsstoffe der Gemüse weniger Sauerstoff erfordern, als Fleisch und Brod oder Hülsenfrüchte, um sich in Kohlensäure und Wasser zu verwandeln, ohne daß sich deshalb die Menge des Einathmens, die wir einathmen, vermindert, so wird es klar, weshalb wir, von Gemüse lebend, mehr Kohlensäure ausathmen, als bei kräftiger Kost von Fleisch und Brod und Erbsen. Eben deshalb wird der Mensch durch bloße Gemüse nur auf kurze Zeit gesättigt; denn Blut und Gewebe werden überdies nur spärlich mit Eiweiß versorgt. Diese Eiweißarmen Gewebe liefern dagegen mehrere stickstoffhaltige Zersetzungsprodukte, und in vier und zwanzig Stunden ist die Ausscheidung von Harnstoff und Harnsäure ansehnlich vermindert. Dennoch wird die Menge des Harns durch die Salze und Säuren der Gemüse überhaupt vermehrt, und wie rasch die Anziehung der Nieren auf die Bestandtheile, welche Spargeln in das Blut bringen, dem Geruche sich kund giebt, ist allen Laien bekannt.

Wird das Gewicht des Fleisches unserer Mahle zum

Theil durch die einheimischen Gemüse ersetzt, so wird die Zufuhr eiweißartiger Stoffe gewissermaßen und die Verdauung des Genossenen erleichtert. Auf diese Weise kommt die Mischung zu Stande, welche zwischen Fleisch und Gemüse die Mitte hält; das Blut besteht mehr Wasser als das Fleisch, mehr feste Stoffe als Gemüse, und wenn man den Gehalt des Fleisches an Eiweißkörpern mit dem der Gemüse zusammenzählt, die Summe aber in zwei gleiche Hälften theilt, dann ergiebt sich für das Gemenge der trocknen Nahrungsstoffe ein Eiweißgehalt, welcher dem des Blutes nahe kommt. So wird der scheinbare Zufall zur begründeten Regel, und wo in der Wahl der Speisen ein willkührlicher Geschmack zu herrschen glaubt, da zeigt sich eine Nothwendigkeit des Gesetzes, da strahlt ein Licht in den Zusammenhang zwischen Speise und Blut, und zum Tag wird die Nacht, in der allein die ahnungsvollen Träume von Zweckmäßigkeit das Reich des Wissens mit wohlthätigen Gestirnen bevölkern konnten.

Die Kartoffeln und Rüben.

Obgleich man im gewöhnlichen Leben Kartoffeln und Rüben mit den Gemüsen auf gleiche Linie zu stellen gewohnt ist, so darf man doch nicht vergessen, daß diese Wurzeln und Wurzelknollen in ihrem Gehalt an festen Theilen die Gemüse bedeutend übertreffen. Dem im Durchschnitt ist ihr Wassergehalt nicht bedeutender als der des Fleisches.

Sind denn Kartoffeln und Rüben in ihrer Nahrhaftigkeit mit dem Fleisch zu vergleichen? Hier zeigt sich, wie wichtig es ist, das Verhältniß, in welchem die einzelnen Gruppen der Nahrungsstoffe unter den festen Theilen vertreten sind, mit der Mischung des Bluts zu vergleichen, wenn es gilt, die Nahrhaftigkeit zu beurtheilen.

Da findet sich denn, daß in Kartoffeln, in weißen, gelben und rothen Rüben, in Schwarzwurzeln und Jerusalem-Artischocken, in Lauch und Sellerie, Schalotten und Zwiebeln, Radischen und Rettig die Fettbildner das Eiweiß beinahe um ebenso viel übertreffen, als dieses jene übertreffen müßte, wenn die aufgezählten Wurzeln im Stande sein sollten, die Mischung des Blutes zu erhalten. Während das tödtliche Eiweiß, welches allein in diesen Wurzeln die eiweißartigen Körper vertritt, häufig nicht ein ganzes und nur selten zwei Hundertel des Gewichtes ausmacht, schwanken die Fettbildner zwischen einem Fünftel und einem Viertel desselben.

In den einzelnen Wurzeln und Wurzelknollen ist die Zahl der Fettbildner sehr verschieden. Zellstoff und Salze kommen freilich finden sich in allen; während sich aber die Kartoffeln durch ihren Gehalt an Stärkmehl vor Kartoffelstärke auszeichnen, finden wir in gelben und rothen Rüben, Schwarzwurzeln und Jerusalem-Artischocken einen Reichthum an Zucker.

Die letztgenannten zuckerreichen Wurzeln und die weißen Rüben enthalten eine reiche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende Verbindung, welche im Verhältniß zum Wasserstoff mehr Sauerstoff enthält als die Fettbildner. Weil dieser Stoff in unreifen Früchten die Zellstoffwände der Zellen verdickt, wird er als Fruchtmark bezeichnet. Durch Kochen verwandelt er sich in eine gallertige Säure, die man Gallertsäure nennen könnte. Weil sich aber die Gallertsäure durch unsre Verdauungssäure nicht in Zucker verwandelt, ebensowenig wie durch künstliche Mittel, so müssen Gemüse mit viel Gallertsäure nicht den Fettbildnern zugezählt werden.

Fett ist in Kartoffeln und Mohrrüben in sehr geringer Menge, und neben dem Fett auch eine Spur von Wachs in den Kartoffeln (Erdäpfeln) gefunden worden. Die Erdnüsse oder Erdmandeln enthalten dahingegen außer einer großen Menge Stärkmehl, einen bedeutenden Gehalt an fettem Oel.

Der scharfe Geschmack der dem Lauch und Knoblauch, Radischen und Meerrettig, den Zwiebeln und der Petersilienwurzel eigen ist, wird durch besondere flüchtige Oele erzeugt; denn diese Oele besitzen, wenn sie für sich dargestellt sind, ganz vollkommen den eigenthümlich scharfen Geruch und den beißenden Geschmack der Wurzeln selbst. Das Knoblauch, das alle übrigen Oele durch seinen durchdringenden Geruch und Geschmack übertrifft, ist in Wasser wenig löslich und aus Knochenstoff, Wasserstoff und Schwefel zusammengesetzt.

Organische Säuren, die ich als ein Merkmal der Gemüse erwähnte, sind auch in diesen Wurzeln zu finden; so die Aepfelsäure in Kartoffeln und Mohrrüben, eine der Aepfelsäure beinahe gleich zusammengesetzte Verbindung, die Citronensäure, und eine sauerstoffreichere Säure, die Weinsäure in den Jerusalem-Artischocken. Die Citronensäure ist ferner in mehren Wurzeln beobachtet worden, welche die oben erwähnten flüchtigen Oele auszeichnen.

Spargesstoff findet sich in den Kartoffeln, die außerdem noch durch den so eben erwähnten Gehalt an Aepfelsäure an die Zusammensetzung der Spargeln erinnern.

Während in den Kartoffeln, mit Ausnahme des Fluors alle anorganischen Grundstoffe unseres Körpers vorhanden sind, ist es eine Eigenthümlichkeit der weißen Rüben, daß sie kein Natron und nur wenig Eisen enthalten. Um so reichlicher ist das Kali in den weißen Rüben vertreten, das auch in der Kartoffelasche mehr beträgt, als alle übrigen anorganischen Bestandtheile zusammen.

Vergleicht man die Kartoffeln und Rüben mit den Gemüsen, so findet man, daß letztere an Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit jenen Wurzelwerk nachstehen. Denn einmal sind die verschiedenen Fettbildner der Wurzeln, Stärkmehl, Gummi und vorzüglich der Zucker leichter löslich als der Zellstoff der Gemüse, und andererseits sind eben jene Fettbildner und das Eiweiß, wenn letzteres auch noch so spärlich

vorhanden ist, in den Wurzeln in viel größerer Menge, in den Blättern und Schößlingen enthalten.

Wenn man aber die Wurzeln mit der Gruppe der nahrhaften Speisen, mit Fleisch, Getreidesamen und Hülsenfrüchten zusammenstellt, dann findet man auch das gewaltigste Nahrungsmittel aus jener Gruppe nahrhafter als Rüben und Kartoffeln. Reis und Mais sind nicht nur reicher an eiweißartigen Körpern als alle Wurzeln, sondern durch ihren Stärkmehlgehalt diesen beinahe vierfach überlegen.

Darum gehören die Wurzeln wie die Gemüse und das Obst zu den wenig nahrhaften Speisen, und lassen sich in einer zweiten Gruppe vereinigen, wenn man aus Fleisch, Brod und Erbsen die erste gebildet hat. In jener Gruppe zeichnen sich zwar Kartoffeln und Mohrrüben durch ihre Nahrhaftigkeit, die Mohrrüben überdies durch ihre Verdaulichkeit vortheilhaft vor den übrigen aus. Was soll man aber trotzdem von einem Nahrungsmittel halten, in dem Eiweiß und Fettbildner gerade im umgekehrten Verhältnisse von dem im Blute gegebenen vorhanden sind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiß versorgt, so kann es den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft, dem Gehirne weder Eiweiß noch phosphorhaltiges Fett zuführen. Oder soll der Mensch sich mästen wie das Vieh? Und was wäre denn anders die Folge, wenn man so viel Kartoffeln genießen wollte, als nöthig wären, um durch sie allein das Blut mit dem erforderlichen Eiweiß zu versehen? Es würde, wenn nicht die Verdauung durch die übermäßige Zufuhr gänzlich ins Stocken geriethe, ein Reichthum an Fett entstehen, den der Sauerstoff nicht bewältigen könnte, das Fett müßte einen Theil der Lebensluft den eiweißartigen Körpern rauben. Dann wäre dem rastlosen Stoffwechsel, der Ernährung wie der Rückbildung, eine Schranke gezogen und nur ein Theil, der minder wichtige, wäre in dem Strom des Werdens und Vergehens begriffen, der Willens- und Thatkraft, Bewegung und Gedanken erzeugt.

Das ist es, was den Druck der Armuth so unendlich erschwert. Das schlecht befriedigte Bedürfniß ließe sich eine Zeit lang ertragen. Die Kraft des Arms darf hoffen, bessere Nahrung zu erringen. Die Hoffnung trägt die Arbeit, die Arbeit den Lohn. Aber träges Kartoffelblut, soll es den Muskeln Kraft zur Arbeit, dem Hirne den belebenden Schwung der Hoffnung ertheilen? Armes Irland, dessen Armuth Armuth gebiert. Du kannst nicht siegen in dem Kampf gegen den stolzen Nachbar, dessen üppige Heerden die Macht seiner Söldner erzeugen! Du kannst nicht siegen! Denn Deine Nahrung kann ohnmächtige Verzweiflung erwecken, und nur Begeisterung vermag den Riesen abzuwehren, dem mit reichem Blute Thatkraft durch die Adern rollt. Du, wahrlich, dankst der neuen Welt die Gabe nicht, die Dein Elend verewigt. Und wenn Dir Hawkins die Kartoffeln brachte, wir andern mögen seine edle Absicht preisen, Dein Wohlthäter ist er nicht geworden.

Nicht blos der eigenthümliche Geschmack wird durch die flüchtigen Oele, die ich oben mehren Wurzeln zuschrieb, hervorgebracht. Der Geschmack ist nur das erste Glied in einer langen Reihe von Eindrücken, welche jene flüchtigen Oele auf den Körper bewirken. Die Lauch- und Zwiebelarten, Radischen und Rettig beschleunigen den Puls, ihr Oel wird mit dem Blut den Nerven zugeführt, die Reizbarkeit erhöht, der Geschlechtstrieb erregt. Der Geruch der Oele theilt sich dem Athem mit, und auch ohne das häufige Aufstoßen, das Radischen und Rettig erzeugen, erkennt man den vorhergegangenen Genuß von diesen und Zwiebeln, von Lauch und Knoblauch noch lange nachher an der ausgeathmeten Luft. Die Nieren entziehen in Folge jener Oele dem Blut mehr Wasser; die harntreibende Wirkung jener Wurzeln ist bekannt.

Das Fieber.

Von Rudolph Virchow.

Es gieht ein altes deutsches Fabelbuch, das einst zu den am meisten verbreiteten im deutschen Vaterlande gehörte. Aber es ist etwas lange her, daß es geschrieben ward, man sagt im 13. Jahrhundert, und da es bei den meisten in Vergessenheit gerathen ist, so läßt es sich wohl entschuldigen, wenn in unserer fabelreichen Zeit einmal daran erinnert wird. Das Buch führt den Titel: „Der Edelstein," und Bonerius, der es gedichtet, hat uns darin nicht blos einen Schatz vortrefflicher Sittensprüche, sondern auch eine Fundgrube guter, vaterländischer Worte hinterlassen, welche nachher verloren gegangen und durch oft unverstandene Fremdwörter ersetzt worden sind.

Solch' ein verklungenes und erst mit Hülfe von Wörterbüchern zu enträthselndes Wort ist „der Ritte". Von dem Ritten und einem kleinen Thiere, das selbst Göthe nur in einem mephistophelischen Liede zu nennen wagte, handelt die höchst ergötzliche 48. Fabel in dem Buche. Der Ritte erscheint als eine besondere, sprechende und thätige Person, und es dürfte für einen Unerfahrenen schwer sein, nach Durchlesung der ganzen Fabel auch nur zu ahnen, welche Art von Thier es wohl gewesen sein mag. Die Wörterbücher belehren uns, daß es das Fieber war*), und wenn wir

*) Der Edelstein von Bonerius, herausgegeben von G

etwa geeignet gewesen wären, aus dem Mangel einer ursprünglich deutschen Bezeichnung zu schließen, daß unsere kräftigeren Vorfahren von dieser Krankheit verschont geblieben seien, so müssen wir jetzt zugestehen, daß wir uns geirrt hätten. Das Wort rito als Ausdruck für Fieber hat sich schon in einem alten St. Galler Pergamentblatt, welches Glossen zu Virgil's Gedichten über den Landbau enthält, aus dem 9. Jahrhundert gefunden, und auch die verwandte angelsächsische Sprache kennt den Ausdruck hridjan (althochdeutsch ridan) für fiebern und rideroth*) für Fieber. Es kann also kein Zweifel darüber bleiben, daß wir hier eine urdeutsche Bezeichnung haben, und die Gelehrten sind nur darüber unsicher, ob sie dieselbe auf rida zittern oder rida reiten, beides Bezeichnungen, welche auf stoßweise Bewegung hindeuten, beziehen sollen. Noch bis auf diesen Tag hat sich ein ähnlicher Sinn in dem Worte Rütteln erhalten, und wenn der Ritte bei Vonerius die Schilderung seiner Heldenthaten damit beginnt, daß er sagt:

Ein wip ich marteron began;
Ich erschrotte in Gelider
Kreftiklich,

so stimmt dies ganz überein mit der Beobachtung des Schüttelfrostes, mit welchem heftige Fieber zu beginnen pflegen.

Aber schon vor der Zeit des Vonerius war der Ausdruck Fieber in unsere Sprache eingedrungen. Er findet sich in einer aus dem 12. Jahrhundert stammenden, metrischen Bearbeitung der Bücher Moses, wahrscheinlich dem Werke eines gelehrten, in der lateinischen Sprache der römischen Kirche herangebildeten Klosterbruders. Denn es war zu damals die Zeit, wo die Klöster die Pflanzstätten des gelehrten Wissens bildeten, wo Heidnisches und Christliches sich noch in naiver Vermischung befanden und wo Virgil und Galen in den geistlichen Schulen neben Moses und Johannes gepflegt wurden. Mit dem Romanismus, der unser nationales Leben und Treiben so vielfach gefärbt hat, kam auch das Wort Fieber aus dem Lateinischen herüber.

Hat es der Ritte mit dem rütteldem Frost zu thun, so bedeutet Fieber die glühende, wallende Hitze. Denn das lateinische Wort febris (Fieber), welches durch eine Versetzung der Buchstaben aus ferbis entstanden ist, stammt von ferveo, ich glühe, ich walle, und schließt sich somit ganz eng an das klassisch-griechische Wort pyretos an, welches von pyr, das Feuer**) abgeleitet, den Zustand der Fieberglut

Fr. Benecke. Berlin 1816. S. 450. — Graf, Althochdeutscher Sprachsatz. Berlin 1836. II. S. 474–75.

*) Im Trier'schen soll noch heutigen Tages das Wort „ritzeroth" im Gebrauch sein für „glühendroth".

**) Man vergleiche das englische fever (Fieber). Ich bemerke übrigens, daß holländisch ridsch und ridsig heftig bedeuten von ridsen reizen, hetzen, lasse es aber dahingestellt, ob dies mit rito, ridan etwas zu thun hat.

ausdrückt. Sonderbar genug nimmt sich dahen für den, welchem die Geschichte der Sprache und die Wurzeln der Worte offen daliegen, unser kaltes Fieber aus, jene so gangbare Bezeichnung für eine der Hauptformen des Fiebers, für den eigentlichen Ritten*).

Aber es ist auch ein sonderbares Ding, dieses kalte Fieber. Meint man doch wirklich, daß erstarrende Kälte und glühender Brand darin mit einander gemischt seien; während Hand und Fuß und Stirn eisig anzufühlen sind, zehrt Glühhitze an den Eingeweiden. Welcher Empfindung soll man glauben, der äußerlichen, die jeder mitfühlen kann, oder der innerlichen, die nur der gemarterte Kranke selbst wahrnimmt? Welche Bezeichnung ist die richtigere, die germanische, welche den schweren Anfang des Leidens festhält, oder die hellenische, welche die Störung in ihrem Verlaufe wiedergiebt?

Mehr als zwei Jahrtausende sind darüber hingegangen, ehe diese Fragen endgültig beantwortet werden konnten. Das Beobachten der Natur ist gar schwer und die bloßen Sinne sind sehr trügerische Werkzeuge. Sehr langsam, durch die Arbeit vieler einander ablösender Geschlechter werden die Mittel und Wege gefunden, welche ein spätes, wenigstens in der Erkenntniß glücklicheres Geschlecht zum Ziele führen. Zu allen Zeiten haben die besseren Aerzte sich eifrig bemüht, die mechanischen Mittel, welche die fortschreitende Technik jedem Einsichtsvollen zur Verfügung stellt, für ihre Zwecke, die Erforschung und Heilung der Krankheiten zu benutzen; nicht Weniges haben sie durch eigene Erfindung hergestellt. Aber der Gebrauch führt auch sehr leicht zum Mißbrauch, der Gewinn verleitet oft zum Verluste. So geschah es zuerst mit der Uhr.

Schon lange hatte man den Puls gefühlt und gezählt, und man wußte, daß er in fieberhaften Krankheiten von großer Bedeutung sei. Als man in der Uhr ein so sicheres Werkzeug gewann, um die Zahl der Pulsschläge in einer bestimmten Zeiteinheit sicher festzustellen, und eine zuverlässige Vergleichung zwischen früheren oder späteren Pulsbestimmungen zu machen, da verlor sich mehr und mehr der Gedanke, daß das Fieber eine ursprüngliche und wesentliche Beziehung zu der Wärme des Körpers habe. Viele begnügten sich damit, die Hand des Kranken zu fassen, mit ernsthafter Miene die Uhr zu ziehen und den Puls zu fühlen. Für sie war Fieber gleichbedeutend mit Vermehrung der Pulsschläge, und da jeder Pulsschlag einer Zusammenzie-

*) In dem „Buch der Natur" von Konrad von Megenberg, einem Regensburger Domherrn im 14. Jahrhundert, kommt sowohl das Wort Fieber (und die Ableitungen fiebern, febrizeren, fiehrig), als auch das Wort rit vielfach vor. Dieses wird hauptsächlich für das kalte Fieber gebraucht, jenes für das heiße Einmal (Ausgabe von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861. 130, 9) wird febris geradezu als haizen suehten (heiße Sucht) erklärt.

hung des Herzens entspricht, so schien kein Schluß natürlicher, als daß das Fieber seinen wesentlichen Sitz im Herzen und den Gefäßen hat.

Ein Paar Jahrhunderte gingen hin, ehe man zu der Uhr das Thermometer fügen konnte, ehe man außer der Zeit auch die Wärme messen lernte. Aber kaum war das Thermometer, zumal durch die Bemühungen unseres Landsmanns Fahrenheit aus Danzig, als ein handliches Instrument hergestellt, als es auch die Aerzte zur Erforschung der Körpertemperatur in Anwendung zogen. Daß so endlich zuverlässige Thatsachen zusammengetragen würden, welche die Fieberfrage ihrer Erledigung zuführten, ist wesentlich ein Verdienst der deutschen Wissenschaft. Wir wissen jetzt, daß auch im Fieberfrost der Körper glüht und daß nur die Oberfläche jene Erkältung erfährt, welche den Kranken selbst und noch mehr seine Umgebung täuschen kann.

So hat unser Jahrhundert wiederum eine jener dunklen Ahnungen, welche die glückliche und unbefangene Naturanschauung des frühesten griechischen Alterthums erfaßt hatte, zu einer wissenschaftlichen Wahrheit erhoben. Als Hippokrates im Tempel von Kos die Ueberlieferungen der Asklepiaden sammelte, fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, da fand er schon die Lehre von der heilen Natur des Fiebers vor, freilich eingekleidet in manche dogmatische und symbolische Umhüllung, aber doch so weit klar, daß sich das praktische Handeln des Arztes, das kühlende, beruhigende Verfahren darauf folgerichtig begründen ließ. Welcher Triumph für den Altvater der Medicin, daß in unserer Zeit fast gleichzeitig die wissenschaftliche Forschung und die einfache, praktische Erfahrung, von ganz verschiedenen Seiten her seine Grundsätze zur Geltung brachten! Während die thermischen Vorgänge des Fiebers wissenschaftlich ergründet wurden, erstand ganz unabhängig davon die Kaltwasserbehandlung und bald wurde die feuchte Kälte in einer noch vor Kurzem ungeahnten Ausdehnung, als der reinste und freilich auch einseitigste Ausdruck der antiphlogistischen Methode, in den verschiedensten Fiebern und Entzündungen mit dem größten Erfolge in Anwendung gezogen. Zuerst unbewußt in den Händen roher Empiriker, später bewußt erforscht und ausgeübt durch wissenschaftlich gebildete Männer, ist die Hydrotherapie gegenwärtig schon ein unentbehrlicher Bestandtheil der praktischen Medicin geworden, und wenn gleich die Vorstellung jener Enthusiasten, welche in dem kalten Wasser ein Universalmittel zu sehen glaubten und daher neben demselben jede andere Heilkraft zurückwiesen, ihrerseits zu Wasser geworden ist, so ist hinwiederum der Widerstand der altzünftigen Aerzte gegen die Neuerer doch schon so weit überwunden, daß man nicht mehr besorgen darf, anzustoßen, wenn man die Bedeutung der Kaltwasserkur zugesteht. Handelt es sich dabei doch zugleich um ein gewisses Stück nationalster Ehre, denn nicht nur die empirische, sondern auch ein Hauptstück der wissenschaftlichen Begründung der Hydrotherapie ist auf deutschem Boden errungen worden.

So steht jetzt also in kurzer Formel, praktisch und theoretisch, gegen einander Gluth und Abkühlung, oder, wenn man es einseitig ausdrücken will, Feuer und Wasser. Ich sage, einseitig, denn ich möchte durch diese Formel ja nicht die Vorstellung erwecken, als ob bei der Fieberwärme auch Licht frei würde, oder als ob unter allen Umständen Wasser zu ihrer Beseitigung nöthig oder nützlich wäre. Sonst würde nichts natürlicher sein, als daß wir im Sinne der Alten unsere Erfahrungen in eine mythologische Formel brächten, oder geradezu personificirten. Feuer und Wasser — Apoll und Neptun. Eine solche Gefahr ist vielleicht näher, als man glaubt. Schon erweisen viele Wasserfreunde dem Neptunsgürtel, der nassen Binde um den Leib, eine Art von abgöttischer Verehrung. Wie viel mehr Veranlassung haben wir, auf Apoll, den lichten Sonnengott zu blicken. Denn er ist es ja, den der klassische Alterthum als den Erzeuger der Krankheiten und insbesondere der fieberhaften galt, und vielleicht ist es nicht unmöglich, seine Spuren noch in unserer Zeit aufzufinden.

Jedermann kennt die schöne Stelle im Anfange der Ilias, wo Phöbos Apollon, erzürnt über die Beleidigung seines Priesters durch Agamemnon, Bogen und Köcher ergreift, um die im Schiffslager vor Troja versammelten Griechen zu strafen. Der Nacht gleich schreitet er herab. Nicht fern von den Schiffen setzt er sich und sendet seine Pfeile. Schrecklich tönt den Schall des silbernen Bogens. Die Scheiterhaufen der Todten brennen ohne Unterlaß. Neun Tage dauert die schwere Pest. Erst am zehnten Tage, nachdem die Sühnopfer gebracht sind, wird der zürnende Gott besänftigt.

Und so scheint er wieder, mit seiner Schwester Artemis, in den jammervollen Geschichten der Ruhr und der Marterpest, er, der seinen Beinamen Apollon von dem Verderben trägt, das er den Sterblichen bringt. Wir begreifen sie wohl, die gleichsam doppelte Erscheinung des Gottes, desselben, der zugleich der Gott des Lichtes, der Gesänge, der Wettkämpfe, der Flur und des Hirtes ist; er, der Leben, Gesundheit, Freude sendet, er ist es auch, der Sorge, Krankheit und Tod sendet, gleich dem großen Gestirn des Tages, das bald erwärmend und belebend, bald sengend und tödtend über dem Menschengeschlecht leuchtet. In der gläubigen Anschauung der Alten ist Gott und Gestirn gleichbedeutend. Wir, an große Städte gebannt und mit allem Schutz ausgesuchter Kulturmittel umgeben, wir empfinden den wechselvollen Einfluß der Sonne weniger, als der Landmann u. der Reisende; ja auch diese empfinden ihn weniger in un-

ferem Klima, wo die Sonne mildere Strahlen sendet. Anders wirkt ihre sengende Gluth in südlicheren Ländern, und manch' europäisches Heer hat auch in unsern Tagen die verderbende Wirkung des Sonnenstrahles erfahren. Noch immer klingt das silberne Geschoß des Gottes, und in Fiebergluth fällt der Unvorsichtige, der sich seinem Zorne aussetzt.

Wie himmelweit verschieden von uns ist der Mensch, welcher sich von dem freien Leben in der Natur noch wenig entfernt hat! Er ist zunächst von der Witterung abhängig; der Wechsel der Jahres- und Tageszeiten bestimmt die Art seines Lebens und seines Krankseins; die Erde und das Gewässer bringen ihm bald Segnungen, bald Gefahren, je nachdem der lichte oder der umwölkte Himmel ihm günstig oder ungünstig sind. Die Sonne und die Wolke, die Erde und das Meer sind für ihn nicht blos vier Elemente, wie für den Naturphilosophen; ihm sind es persönliche Erscheinungen, Wesenheiten, mit denen er in ein persönliches Verhältniß tritt, Gottheiten, deren Gnade und Ungnade sich persönlich über ihn ausgießt. Ein kindlicher Zustand, denn das Kind ist es ja vor allem, welches die Personification in seinem noch so armen Vorstellungskreise am meisten übt und zu üben befähigt ist; aber auch ein glücklicher Zustand, denn er giebt dem Streben und Hoffen, dem Vermeiden und Fürchten ein nahes und sicheres Ziel.

Hat der Naturmensch die Sonne in Apoll, den Sonnenstrahl in den Pfeil des Gottes, die Fieberursache in die durch diesen Pfeil erzeugte Verwundung des menschlichen Leibes verwandelt, so findet er leicht die Erklärung, warum er davon getroffen wird, leicht das Mittel der Sühne, welches ihn retten kann. Der Zorn des Gottes ist durch Opfer, durch Gebete, durch Beschwörungen zu besänftigen. Die Griechen vor Troja, als sie den schrecklichen Gott versöhnen wollen, bringen ihm Stierhekatomben, waschen im Meere Sünde und Hitze und alles Unreine ab und singen einen Päan. Hier ist Alles in natürlichem, logischem Zusammenhange, und auch die Fiebergluth findet ihre natürliche Erklärung, denn sie ist die auf den menschlichen Leib übertragene, in denselben eingedrungene Sonnengluth selbst. Und so begreift es sich auch weiterhin, daß es nicht so sehr im Innern der Wohnungen, als unter freiem Himmel ist, wo das Geschoß des Gottes die Menschen verwundet. Das Fieber der Alten ist vor allen Dingen das kalte oder Wechselfieber, von dem wir jetzt wissen, daß es den unreinen Aushauchungen des Erdbodens entstammt, nicht das Fieber, wie es unsere Städtebevölkerungen ergreift, meist die kleinen Leute, das geringe Volk, aber, wie die traurigste Erinnerung der jüngsten Tage lehrt, auch die Fürsten in ihren Schlössern, das Fieber, welches die Neueren das Nerven- oder typhöse Fieber genannt haben, und dessen verderbliche Quellen in dem Zusammenwohnen der Menschen zu suchen sind. Die Wechselfieber sind die Fieber der Campagna, der Sumpfländer, der Flußniederungen; die Nervenfieber sind die Fieber der Städte, der Kasernen, der Gefängnisse.

Was Apoll, der Verderber, den Griechen war, das waren andere, meist zu weniger bestimmter Persönlichkeit ausgebildete Götter bei andern Nationen. Denn der Mensch macht sich seine Götter, wie seine eigene Bildung es zuläßt. Die deutschen Stämme haben keine Göttergestalt gebildet, in der zugleich so viel Seligkeit und so viel Unseligkeit sich vereinigt hätte, als in der von Phöbos Apollon. Der nordische Himmel, das Dunkel der germanischen Wälder, die Fülle nebelzeugender Gewässer erregten andere Vorstellungen. Zwar sprechen auch germanische Sagen von Geschossen der Götter, welche den Menschen Krankheiten bringen, aber es ist nicht ein bestimmter Gott, an welchen sich die Vorstellung knüpft. Neben den Göttern tritt das verderbliche Geschlecht der Riesen, welche in der griechischen Mythologie so früh überwunden werden, in den Vordergrund. Vor allem aber sind es die Elben, Alben oder Elfen, die Gottheiten der Wiese, des feuchten Waldes, des Fußgestades, welche das Fieber bringen. Der Alp besteigt selbst den Menschen und reitet auf seiner Brust, die unter der schweren Last zusammengepreßt wird.

Die deutschen Götter sind längst vergessen, wie so vieles andere deutsche. Der Alp allein ist geblieben und noch immer reitet er auf unserer Brust, obschon wir schier vergessen haben, daß er mit dem Elbfluß mehr zu thun hat, als mit dem Alpengebirge. In dem schon erwähnten Gedichte des 12. Jahrhunderts heißt es auch: rite iouch kober (es reite euch Fieber), und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Ritte (rito) dem Alp nahe verwandt ist, denn auch das kalte Fieber drückt die Brust zusammen, daß der Athem schwer wird und der Kranke zu ersticken meint, wie unter der schwersten Last. Es umfaßt ihn, als ob die Beine eines Reiters sich eng seinem Körper anpreßten, und die rein innere Störung, welche wesentlich in einer Hemmung des Zwerchfelles oder des Herzens beruht, wird nach Außen auf eine bestimmte Person übertragen. Das ist ja an sich nichts Auffälliges. Auch die Römer waren dahin gekommen, das Fieber zu personificiren und daraus eine Göttin zu machen. In Rom allein standen drei Tempel der Dea febris, und es versteht sich wohl von selbst, daß ihr, wie Apoll, sowohl die Gewalt, krank zu machen, als die Kunst des Heilens zugeschrieben wurde.

Vor dem Christengotte sanken die Tempel Apolls und der Dea febris, vor ihm zerflossen die Gestalten der Riesen und Elben in Nebelgebilde. Aber das Gedächtniß der Völker ist zähe. Sollten denn nun plötzlich alle die alten Götter nichts sein? sollten — um bei unserem Gegenstande stehen zu bleiben; — die Krankheiten von dem Gotte herkommen, der die Liebe selbst ist? hatte nur der Würgengel des Herrn, wie in der altjüdischen Tradition, die Gewalt, das Leben hinwegzunehmen? gab es nicht neben dem allgütigen Herrscher des Himmels und der Erden ein böses Princip, dem die leiblichen und geistigen Schäden des Menschengeschlechtes zuzuschreiben waren? Alte Erinnerungen aus

der ägyptischen und persischen Religionsgeschichte bildeten sich und gewannen Gestalt. Sie knüpften sich, oft genug begünstigt durch christliche Priester, an die eben gestürzten heidnischen Gottheiten. Eine neue Feuergestalt, nicht mehr der lichte Sonnengott, sondern ein finsterer Fürst der Unterwelt, erstand in der gefürchteten Person des Teufels. Um ihn sammelten sich die kleinen Teufel, die Bösen schlechthin. Die Holden unserer alten Religionslehre wurden zu Unholden; der Alp nahm die Spukgestalt eines Kobolds an, den die gelehrte Sprache mittelalterlicher Mönche als Incubus bezeichnete, und wieder wurden Brandopfer dargebracht, die scheußlichsten, welche jemals das Menschengeschlecht gesehen hat, weil inmitten einer gebildeten Bevölkerung der überlegte Fanatismus, der verstockteste Aberglauben Menschen zum Scheiterhaufen führte, um den Namen Gottes zu heiligen.

Man verbrennt keine Hexe mehr, man beschuldigt kein altes Weib mehr, einem Menschen durch bösen Blick oder durch Zauberworte unter Anrufung des Bösen ein Fieber oder einen „Hexenschuß" angethan zu haben. Aber noch immer geht der Teufel unter den Leuten um, und selbst die wissenschaftliche Medicin hat noch in der neuesten Zeit sowohl in Deutschland, als anderswo, aus katholischem und protestantischem Lager, wohl durchdachte Systeme der Pathologie hervorgehen sehen, welche die Krankheit vom Teufel selbst oder wenigstens von der Erbsünde herleiten und das eigentliche Heilmittel in Beschwörungen, in Gebeten, im Sakrament finden.

In der Wissenschaft haben solche Versuche, das tief innerliche Ahnen religiösen Strebens in die Deutung der Naturvorgänge hineinzutragen und das Dogma auch zu einer äußerlichen Gewalt, ja zur wirklichen Herrschaft über die Erscheinung zu bringen, keine Hoffnung mehr. Die Zeit ist vorüber, wo die Kirche eine solche Elasticität besaß, daß sie sich jeder Erscheinung des äußerlichen Lebens anpassen konnte, wo sie also auch jedem Wissen über Natur und Mensch einen geeigneten Platz in ihrem System anzuweisen vermochte, wo Wissen und Glauben Eins waren und die persönliche Einwirkung Gottes oder der Heiligen, des Teufels oder der Unholden eine jederzeit fertige Erklärung für jedwedes Vorkommniß bot. Man mag diesen Mangel der Kirche beklagen. Haben doch auch die Alten, ja hat noch unser Schiller den Untergang der Götter Griechenlands beklagt. Die Phantasie verliert mit jedem Fortschritt des Wissens an Spielraum, der Dichter trauert, aber das Menschengeschlecht, das berufen ist, seinen Entwickelungsgang zu einem immer mehr bewußten, männlich ernsten und vollendeten Wissen fortzusetzen, ist um eben dieses Zweckes willen genöthigt, in dem wirklichen Geschehen nach den wirklich erkennbaren Kräften zu forschen und die Symbolik fern zu halten von den Geschäften. Auch die Wissenschaft ist allmählich ein überaus ernsthaftes Geschäft geworden, dem durch bloße Inspiration, je durch bloßen „Takt" nicht mehr beizukommen ist. Ein geübter Arzt kann die Fähigkeit erworben haben, die Zahl der Pulsschläge und der Temperaturgrade eines Fieberkranken durch bloßes Zufühlen zu schätzen, aber bevor er diese Fähigkeiten erlangt, muß er Uhr und Thermometer fleißig handhaben, und auch wenn er dies gethan hat, so wird es in wichtigen Fällen immer besser sein, sich nicht mit der Schätzung zu begnügen, sondern die technischen Hülfsmittel selbst anzuwenden.

In unserer Zeit der immer reicheren Entfaltung der Technik ist auch die Wissenschaft vom Leben, gesunden und kranken, genöthigt gewesen, immer mehr mechanische Hülfsmittel zur Erforschung und Behandlung des menschlichen Leibes und seiner Thätigkeiten zu Hülfe zu nehmen. Arbeitet doch in diesem Augenblick, Dank der einsichtsvollen Munificenz des Königs von Bayern, im physiologischen Institut in München eine eigene Dampfmaschine, um vermittelst der sinnreichsten Vorrichtungen die stündlichen und täglichen Ausgaben des Körpers an Kohlensäure, diesem wichtigen Faktor des Athmens, festzustellen. Auch dem Biologen erleichtert die fortschreitende Technik die einförmige, ermüdende Arbeit. Aber nicht blos die Hülfsmittel sind technische, sondern auch die Vorstellungen über den Hergang u. das Geschehen des Lebens sind mechanische geworden. Weder Apoll noch der Teufel, weder die Erbsünde des Menschengeschlechts, noch die Sprüche der Hexen und Zauberer lassen irgend ein wissenschaftliches Verständniß zu; das persönliche Einwirken übernatürlicher Gewalten bringt durchaus fremdartige Motive in die Betrachtung der Naturvorgänge.

Das Thermometer zeigt uns, was sie alle nicht zu leisten im Stande waren. Wir wissen jetzt, daß die mittlere Körpertemperatur gesunder Menschen zwischen 36° und 37° des hunderttheiligen Thermometers schwankt, am häufigsten 37° beträgt. In der Erzeugung und Erhaltung dieser Temperatur ist der Körper nur zum Theil abhängig von der äußeren Wärme, welche ihm als solche unmittelbar zukommt. Die umgebende Luft kann sich um viele Grade erhitzen oder erkälten, und doch ist der Körper im Stande, seine Eigenwärme zu behaupten. 30° mehr oder weniger in der Atmosphäre ändern die Eigenwärme des Körpers oft nicht $\frac{1}{4}$°. Das Gefühl des Kalt- oder Warmseins ist gar kein Maaßstab für die wirkliche Temperatur des Körpers; es bezeichnet nur den jeweiligen Zustand der Hautnerven, am häufigsten die Empfindung der Differenz, und schon so begreifen wir es, daß der Fieberkranke bei derselben Blutwärme das eine Mal Frost, das andere Mal Hitze empfinden kann. So schlecht ist es mit unserem Bewußtsein bestellt, daß wir häufig den Zustand unseres eigenen Leibes ohne technische Hülfsmittel nicht einmal abzuschätzen vermögen.

Unvollkommenes Geschöpf, wenn es sich auf seine Gefühle, auf seine Ahnungen, auf sein bloßes Bewußtsein verlassen will! Und doch, wie vollkommen, wenn die schön geordnete Mechanik seines Leibes ohne sein eigenes Wissen in

regelmäßiger Arbeit ist, wenn alle Regulatoren wirken. Sinkt die äußere Thätigkeit, so beginnt die innere Thätigkeit der Organe. Wie in einem Ofen, verbrennen die Stoffe; durch die Lungen dringt das Phlogiston, die brennende Luft, der sogenannte Sauerstoff ein, und hinwiederum entweicht durch sie der größere Theil des verbrannten Stoffes, in Form von Kohlensäure, wie sie aus dem Ofen entweicht, nachdem das Holz in Luft verwandelt ist. So erwärmt sich der Körper. Steigt dagegen die äußere Temperatur, so treten die Regulatoren in Wirksamkeit, um die innere Erhitzung nicht überhand nehmen zu lassen. Die Haut beginnt feucht zu werden, die verdampfende Feuchtigkeit bindet Wärme, der Körper kühlt sich trotz der heißern Umgebung ab. Der Durst erwacht, wir nehmen kühles Getränk, welches nicht nur durch seine niedere Temperatur wohlthätig einwirkt, sondern auch der Haut neue Verdampfungsflüssigkeit zur Verfügung stellt. So vollkommen arbeiten diese und andere Regulatoren daß jenes Gleichgewicht der Funktionen, welches das Gefühl des Wohlseins erzeugt, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen eine ziemlich lange Zeit erhalten werden kann.

Die natürliche Eigenwärme ist also keineswegs, wie die Alten meinten, eine eingeborene, gleichsam eine Mitgift der Götter, und somit selbst göttlich; sie ist auch nicht ein unaufhörlich erneuertes Geschenk der Sonne, jenes guten Gestirns, das unsere Erde als unentbehrliche Wärmequelle dient; sondern sie ist ein selbstständiges Erzeugniß des Körpers, ein Arbeitslohn thätiger Organe. Und nicht allein die Wärme des gesunden Leibes ist es; auch die Fiebergluth des kranken Körpers hat keine äußere Quelle: auch sie ist ein Erzeugniß innerer, chemischer Umsetzungen der Stoffe, der Ausdruck eines wirklichen inneren Brandes. Dieser Brand verzehrt nicht blos die von außen mit der Nahrung eingeführten Stoffe, sondern er ergreift die Gewebe des Körpers selbst; je schwerer das Fieber, um so schneller zehrt es, um so früher kommt jene so erschreckende Abmagerung, welche den von lange andauernden Fiebern den Namen der Zehr- oder hektischen Fieber gegeben hat.

Wenn man weiß, daß der Mensch in der eisigen Polarzone, wo das Quecksilber gefriert, und in der dörrenden Gluth der Tropen, wo die Sonne senkrecht auf den Scheitel ihre Strahlen wirft, seine mittlere Wärme behaupten kann, so schließt man leicht, daß in dem Fieber nicht so sehr die Temperaturgrade des Körpers abweichend sein können, als vielmehr, daß die Regulatoren eine Störung erfahren haben müssen. Und in der That, das Thermometer lehrt uns, daß in der Mehrzahl der Fieber die Körpertemperatur nur bis 38° und 39° des hunderttheiligen Thermometers, also um beiläufig 2° steigt, und daß nur in den schwersten Nerven- und Wechselfiebern, so wie in manchen Entzündungs- und Ausschlagfiebern die Temperatur des Blutes 40° und 41° erreicht, also 3—4° über das natürliche Mittel sich erhebt. Eine so geringe Steigerung der innern Temperatur ist fast unerträglich; der Durst wird unstillbar, die Brust hebt sich immer schneller, um kühlere Luft einzusaugen, hastig arbeitet das Herz, unruhig wird der Körper, hin und hergeworfen, der Geist wird aufgeregt, widerwillige Gedanken erheben sich in immer ungestümerem Gedränge, immer mehr der Selbstbestimmung entzogen, und endlich erschöpft sich der organische Bau in seinen innersten Bestandtheilen, weil die Regulatoren nicht ausreichen, dem fortschreitenden Verbrauch der Körpergewebe Einhalt zu thun.

Es ist also dringend wichtig, daß diesem Verbrauch so früh als möglich Einhalt geschehe. Zuweilen geschieht dies, wenigstens für eine gewisse Zeit, freiwillig. Ein solches Ereigniß hat man die Entscheidung (Krisis) genannt, und als Beispiel dafür dient hauptsächlich das kalte Fieber.

In diesem nämlich setzt sich jeder Fieberanfall aus drei regelmäßigen Stadien zusammen. Zuerst empfindet der Körper die eingetretene Störung als Frost; dann kommt die Gluth zu freier Entscheidung; endlich folgt der Schweiß und mit ihm die Krise und darauf eine oft lange Zeit des Nachlasses, bis in einem neuen Anfalle derselbe Verlauf der Stadien sich wiederholt. Da nun aber den meisten Fiebern des Südens etwas Intermittirendes, etwas vom Wechselfieber anhaftet, und die meisten ein bestimmtes, regelmäßiges Stadium erkennen lassen; so mußte sich natürlich den alten Aerzten die große Bedeutung der Krisen, wie sie sie einmal aufgefaßt hatten, immer wieder vor Augen stellen. Aber nicht immer ist Schweiß das Zeichen eines wirklichen Nachlasses. In den Fehrfiebern dauert der innere Zerstörungsprozeß fort, auch während der Kranke in Schweißen zerfließt, und in den Nervenfiebern folgt oft Einem Schüttelfrost wochenlange Hitze, mit abwechselndem Steigen und Fallen der Temperatur, und wenn nach langer, langer Zeit die kritischen Ausscheidungen kommen, so sind sie nicht sowohl die Mittel der Besserung, als die Folgen derselben.

Ueberhaupt läßt sich die verwickelte Mechanik des Fiebers nur begreifen, wenn man die eigenthümliche Mechanik des Körpers anschaut. Man darf sich den Körper nicht denken als eine in sich todte Masse, in welche, wie die Griechen sagten, der Hauch, das Pneuma, oder wie die alten Juden es ausdrückten, der lebendige Odem eingeht, um Alles in Thätigkeit zu setzen. Auch darf man sich den Körper nicht vorstellen wie eine eigentliche Maschine, welche die Seele nach ihren Absichten regirt. Im Gegentheil man muß den Leib auffassen als einen vielgliedrigen, durch und durch belebten Organismus, dessen einzelne Theile allerdings mechanisch arbeiten, aber von denen doch jedes einzelne zugleich den Grund seiner Thätigkeit, das Leben in sich selbst hat. Viele Leben sind hier zu einem Gesammtleben vereinigt, viele Sondereristenzen mit unabhängiger Lebens- und Wirkungsfähigkeit sind in eine gemeinsame Abhängigkeit zu einander gesetzt, und in dieser Abhängigkeit werden die einen von den andern beeinflußt, jede nach ihrer Art und der Art der andern. Manche sind höher ausgestattet und darum edler und wichtiger in dem großen Gemeinwesen, an-

dere sind schwächer, klein, arm und vereinzelt, von geringer Bedeutung scheinbar, und doch in Fällen der Noth schwer entbehrlich.

So ist der Leib des Menschen, und ebenso der des Thieres und der Pflanze überhaupt nur zu vergleichen mit organischen Einrichtungen, wo lebendige, mit eigener Selbstbestimmung begabte Einzelwesen mit einander in Beziehung treten, also nun wie der Familie, dem Staate, der Gesellschaft. Auch hier stehen die Kleinen und Unmächtigen neben den Großen und Gewaltigen; der gemeine Mann neben dem Magnaten und Potentaten, alle als lebendige Glieder eines größeren Ganzen, jedes mit eigenem Leben und Wesen, das seinen besonderen, individuellen Ausdruck hat. Auch in dem Leben der Staaten und der Gesellschaft spricht man von Fiebern und deren Krisen, um so häufiger, je mehr die natürlichen, regulatorischen Kräfte gefesselt sind.

Wo liegen nun in der gesellschaftlichen Zusammenfügung des menschlichen Leibes die großen, regulatorischen Einrichtungen? Sie liegen zunächst im Blute und im Nervensystem. Das Blut ist das Mittel des Verkehrs der Stoffe; in seinen Gefäßen, den Verkehrsadern strömt es zu allen Theilen und kehrt nach langem Umlauf, vielfach verändert, zurück zum Herzen, um von da wieder durch die Lungen, das große Emporium des Gasaustausches, getrieben zu werden. Von dort bringt es den Sauerstoff mit, welcher die Stoffe verbrennt, und dahin führt es die Kohlensäure zurück, welche aus der Verbrennung hervorgegangen ist. Aus dem Blute schöpft jeder Theil seinen Antheil an Stoffen, an das Blut giebt jeder zurück, was für ihn unbrauchbar geworden ist. Kann man sich noch wundern, daß das Blut auch eine Quelle allgemeiner Störung, der Mittelpunkt konstitutioneller Erkrankungen werden kann? Auf den verschiedensten Wegen bringen schädliche Stoffe in das Blut ein, und indem sie nun da in die einzelnen Theile gelangen, werden sie ein mächtiges Ferment für innere Zersetzungen. So entstehen die Infektionsfieber, bei denen das Blut sich zunächst verunreinigt durch allerlei verdorbene Substanzen, der Mehrzahl nach chemische Stoffe, die aus der Zersetzung organischer, pflanzlicher oder thierischer Körper entstanden sind. Der Erdboden, die menschlichen Wohnungen, die Nahrung und das Gewebe können die Gelegenheit zu solchen Zersetzungen bieten, aber auch der eigene Körper kann das Material hergeben und so zu der schlimmsten, weil geheimnißvollsten Infektion, zur Selbstinfektion Veranlassung geben. Dahin gehören viele der sogenannten Wund- und Entzündungsfieber, wie nun sie insbesondere in überfüllten Spitälern, und daher so oft im Gefolge großer Schlachten sich ausbilden sieht.

Aber nicht jede Infektion des Blutes bringt Fieber hervor. Die Cholera ist eine der schlimmsten Infektionskrankheiten und doch nicht wesentlich fieberhaft, in ihren schweren Formen bedingt sie eine so erhebliche Abnahme der Eigenwärme, daß man ihr mit Recht den Namen der eisigen beigelegt hat. Cholera algida. Die Verunreinigung des Blutes bringt nun dann das Fieber, wenn zugleich das Nervensystem in seinen wichtigsten Theilen mit ergriffen wird, wenn also vom Blute aus die schädlichen Stoffe in gewisse nervöse Theile eindringen. Nun giebt es aber viele Wege zum Nervensystem, unter denen die Bluthahn nur einer ist, und so giebt es denn manches Fieber, bei dem zunächst wenigstens das Blut ganz unbetheiligt ist und eine Verunreinigung ganz ausgeschlossen bleibt. Das sogenannte Nervenfieber, der Typhus gehört in diese Klasse aber nicht, denn gerade existirt eine so ausgemachte Infektionskrankheit, daß, wie die neueste Erfahrung lehrt, gerade bei ihm der Verdacht auf wirkliche Vergiftung ganz nahe liegt. Ursprüngliche Fieber des Nervensystems dagegen sind in populärer Weise bekannt genug. Dahin gehört das Liebesfieber, von dem die Geschichte der Medicin so wundersame Beispiele kennt. Dahin könnte man das Kanonen- und das Demokratenfieber zählen, wenn die Temperaturerhöhung dabei wirklich nachgewiesen wäre. Sicher kann man aber dahin jenes Lehrfieber rechnen, welches durch übermäßige und anhaltende Anstrengung, sei es körperliche, sei es geistige, hervorgerufen wird, nachdem die Konstitution schon vorher erschöpft, das Nervensystem geschwächt ist. Denn in allen Fällen konstitutioneller Schwäche, bei ursprünglich schwächlicher Anlage, bei mangelhafter Ernährung, bei Erschöpfung durch Arbeit, ist auch das Nervensystem zu fieberiger Aufregung geneigt.

Wir sind gewohnt zu sagen: Anstrengung. Darunter darf man sich aber durchaus nicht vorstellen, daß im Fieber eine größere Kraftentfaltung von Seiten des Nervensystems als Regel vorkommt. Im Gegentheil, alle größere Kraftentwickelung geschieht nur stoßweise, für eine beschränkte Zeit, und wo sie geschieht, ist sie vielmehr auf eine gesteigerte Reizbarkeit zu beziehen. Eine solche ist aber viel mehr ein Zeichen von Schwäche, als von Stärke. Und wirklich weisen alle Erscheinungen darauf hin, daß bei jedem Fieber, es mag entstanden sein wie immer, der Grundcharakter der Nerventhätigkeit und zwar gerade der regulatorischen Thätigkeit der einer zunehmenden Schwäche und Widerstandslosigkeit ist. Von hier hinein zeigt sich häufig ein sehr ausgesprochenes Gefühl der Ermüdung und Kraftlosigkeit, die Muskeln gehorchen nur träge den so gemachten Aufforderungen, man dehnt und streckt sich, wie nach großer körperlicher Anstrengung, man ist unlustig zu jeder Thätigkeit, zu jedem Genuß, man fröstelt vor dem leisesten Luftzuge, kurz man nimmt an allen seinen Theilen eine Störung wahr, welche nicht so sehr die Theile in ihrem eigentlichen Wesen und Sein, als vielmehr in ihren Beziehungen zu einander trifft. Das allgemeine Gleichgewicht der Theile ist aufgehoben und damit das Gefühl der inneren Disharmonie gegeben.

Diese Disharmonie tritt bald noch stärker hervor. Die Zusammenziehungen des Herzens steigern sich, der Puls wird häufiger, während alle anderen Muskeln träger sind.

gen, werden die Pole genannt, die eine der Zinkpol, die andere der Kupfer- oder Silberpol, und da man durch Versuche gefunden hat, daß von zwei Metallen, die eine galvanische Kette bilden, das leichter oxydirbare positiv, das minder oxydirbare negativ elektrisch wird, so nennt man auch das Zinkende den positiven, das Silber- oder Kupferende den negativen Pol der Säule. Jedes einzelne Plattenpaar aber wird ein Glied oder Element genannt. Werden die beiden Pole der Säule durch einen Leiter, etwa durch einen Draht, mit einander verbunden, so ist die Säule geschlossen. Ein solcher Leitungsdraht, Poldraht, wird durch Glasröhren gezogen, um ihn isolirt halten zu können, und durch ein Häckchen gesteckt, welches an den beiden Platten, die das Zink- und Kupferende bilden, angebracht ist und dort hervorragt.

Von den Wirkungen der Voltaischen Säule.

Mit einer Voltaischen Säule lassen sich eine Menge sehr merkwürdiger Versuche anstellen und ganz eigenthümliche Wirkungen des Galvanismus wahrnehmen.

1. Sind die Pole der Säule durch Metalldrähte geschlossen, so empfindet man in den Händen eine anhaltende zitternde Erschütterung, wenn man mit jeder Hand einen Poldraht ergreift. Sind die Hände naß, besonders mit Salzwasser wohl befeuchtet, so ist die Erschütterung noch viel stärker, weil die trockene Haut, besonders bei kleinen Säulen, als Isolator wirkt. Man kann auch diese Drähte in Gefäße mit Wasser leiten und mit beiden Händen das Wasser berühren, wodurch ebenfalls eine Erschütterung entsteht. Auch kann man diese Erschütterung durch andere Theile des Körpers leiten, sowie durch eine Reihe mehrerer Menschen.
2. Hält man den Verbindungsdraht des Zinkpols in einer Hand und berührt den Kupferdraht mit der Zungenspitze, so empfindet man einen alkalisch brennenden, im umgekehrten Falle aber einen sauren Geschmack. Die blitzähnliche Erscheinung vor den Augen bewirkt man, wenn man über und unter dem Auge eine Stelle befeuchtet und sie mit den Poldrähten berührt.
3. Wird eine Säule durch feuchte muskulöse thierische Theile geschlossen, so gerathen diese in heftige Zuckungen.
4. Wird an den einen Pol ein Eisendraht gehängt und mit dessen anderm Ende der andere Pol berührt, so zeigt sich ein elektrischer Funke, der aber nur eine kleine Schlagweite hat. Wird das eine Drahtende mit Goldschaum umwickelt, so ist die Erscheinung des Funkens um so gewisser, und an der Stelle, wo das Fünkchen den Goldschaum trifft, verzehrt es ihn auch. Mittelst dieser Fünkchen kann man dann leicht entzündliche Körper, z. B. Phosphor, feine Metallblättchen, Schwefel u. s. w. entflammen.

Auch in der Chemie dient der Galvanismus zu einer Menge Zersetzungen.

Magnetismus.

Nicht weniger merkwürdig als die Erscheinungen der Elektricität sind auch die des Magnetismus. Die vorzüglichsten derselben bestehen in der anziehenden Kraft, welche man schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt an einem Eisenerze wahrnahm, das nach der Stadt Magnesia den Namen Magnet erhielt. Ein solcher Magnet, dessen Farbe aschgrau oder schwarz ist und dergleichen man jetzt in vielen Bergwerken der nördlichen und südlichen Halbkugel der Erde aufgefunden hat, besitzt schon von Natur die wunderbare Eigenschaft, das Eisen in gewissen Entfernungen mit unsichtbarer Kraft anzuziehen und wird daher ein natürlicher Magnet genannt. Späterhin machte man die Entdeckung, daß metallisches Eisen und Stahl nicht nur von dem Magnet angezogen werden, sondern auch selbst magnetisch werden können. Dergleichen Magnete werden dann künstliche Magnete genannt. Außer dem Eisen kennt man aber jetzt auch noch einige andere Metalle, welche im reinen Zustand magnetische Eigenschaften besitzen, und in neuerer Zeit hat man sogar die Meinung geäußert, daß vielleicht alle feste Körper an dieser Eigenschaft theilnehmen mögen, aber in so schwachem Grade, daß nur äußerst feine Versuche es zuweilen bemerklich machen können.

Metallisches, nicht magnetisches Eisen, sowie alle eisenhaltige Körper werden von dem Magnet nicht allein angezogen, sondern auch mit beträchtlicher Kraft festgehalten. In der Regel giebt es aber bei den meisten Magneten zwei einander gegenüber liegende Stellen, wo sie ihre stärksten Anziehungskräfte haben, und diese Stellen werden die Pole des Magnets genannt. Legt man einen Magnet in Eisenfeile, so zeigt sichs, daß an diesen gegenüber liegenden Polen die stärksten Büschel sich anhängen und daß kleine Stückchen Eisendraht, z. B. Nähnadeln, an den Stellen sich senkrecht emporrichten. Das Verhalten eines Magnets giebt sich aber nicht nur dann erst kund, wenn zwischen beiden eine Berührung stattfindet, sondern wirkt auch schon in einer gewissen Entfernung, nimmt jedoch mit der Zunahme der Entfernung immer mehr ab und zwar im umgekehrten quadratischen Verhältniß der Entfernung. Wenn z. B. zwei Stücke Eisen, deren Gestalt, Lage und Größe einerlei ist, von demselben Magnet gezogen werden, so wird das eine Stück, wenn es noch einmal so weit vom Magnet entfernt ist, als das andere, viermal, in einer dreimaligen Entfernung neunmal weniger angezogen. Uebrigens wirkt die magnetische

Kraft selbst durch Metall, Holz, Pappe, Glas und andere Körper hindurch.

Für sich allein verhält sich ein Magnet so, daß er in horizontaler Lage, in welcher er sich frei bewegen kann, sich auch von selbst mit einem seiner Pole nach Norden, mit dem andern nach Süden wendet. Jenen nennt man daher den Nordpol, diesen den Südpol des Magnets, und diese merkwürdige Eigenschaft im Allgemeinen wird die Polarität des Magnets genannt. Auf der Eigenschaft der Polarität beruht sein Gebrauch als Magnetnadel. Auch zwei Magnete ziehen sich an und zwar noch stärker als Magnet und Eisen, allein hier tritt das merkwürdige Verhältniß ein, daß sie sich nur dann anziehen, wenn ihre entgegengesetzten Pole einander genähert werden. Werden aber die gleichnamigen Pole einander genähert, so stoßen sie einander ab und fliehen einander. Bezeichnet man, wie dieß gewöhnlich geschieht, den Nordpol mit + M, den Südpol mit — M, so kann man dieses wichtige Gesetz auch so ausdrücken:

+ M und + M; — M und — M stoßen sich ab;
+ M und — M aber ziehen sich an.

Aus diesem Grunde nennt man die gleichnamigen Pole eines Magnets die feindlichen, die ungleichnamigen aber die freundschaftlichen Pole.

Verstärkt wird die Kraft des Magnets, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich sind, glatt abschleift und dünne eiserne Platten, die in dicke, fußähnliche Enden auslaufen, genau daran gelegt. Diese Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eisen stärker an, als der bloße Magnet. Merkwürdig ist es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewissen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen giebt. Es ist schon oben gesagt worden, daß jeder Pol auf das Eisen schon in einer gewissen Entfernung einwirke. Den Raum, durch welchen sich diese Wirkung erstreckt, nennt man den magnetischen Wirkungskreis oder die magnetische Atmosphäre. Bei dieser Wirkung findet das nämliche Gesetz statt, wie bei der Elektricität. Ein jeder magnetische Pol sucht in demjenigen Eisen oder eisenhaltigen Körper, der in seinen Wirkungskreis kommt, eine der seinigen entgegengesetzte Kraft zu erwecken, woraus das obige Gesetz von Anziehung und Abstoßung folgt.

Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eisen- oder Stahlstabe die magnetische Kraft durch das Streichen mit. Dieses geschieht entweder durch einen einfachen Strich, indem man den Stab von seiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals streicht; oder durch den Doppelstrich, wenn man den armirten Magnet mit seinen beiden Polen der Länge nach aufsetzt und so mehreremal von dem einen Ende bis zum andern streicht und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt.

Die Magnetnadel findet wichtige Anwendungen bei der Schifffahrt als Compaß und beim Feldmesser als Boussole. Vergleicht man aber die Richtung der Magnetnadel mit der Mittagslinie, so findet man, daß sie nicht genau nach Norden zeigt, sondern in unsern Gegenden ungefähr 18° gegen Westen abweicht, während dieß an andern Orten der Erde gegen Osten geschieht und nur an wenigen Orten mit der wahren Nordlinie des Orts zusammenfällt. Diese Abweichung nennt man die Deklination.

Die Erscheinung, daß die Magnetnadel im Compaß, wenn sie sich frei bewegen kann, sich von selbst in eine solche Lage stellt, daß der eine Pol gegen Norden, der andere gegen Süden gerichtet ist, führt zu der Vermuthung, daß die Erde selbst magnetisch ist, wofür auch das Vorkommen magnetischer Eisenerze spricht. Da nun aber, wie wir oben gesehen haben, ungleichnamige Pole sich anziehen, gleichnamige sich abstoßen, so muß hiernach die Erde im Norden einen Südpol, im Süden dagegen einen Nordpol haben.

Elektrische Telegraphie.

Die Eigenschaft des elektrischen Stromes, im weichen Eisen vorübergehenden Magnetismus hervorzurufen, findet eine sehr nützliche Anwendung in der Telegraphie. Die Einrichtung der gegenwärtig in Deutschland am meisten gebräuchlichen elektrischen Telegraphen ist im Wesentlichen folgende: Um von dem Stationsorte A nach dem einige Meilen entfernten Stationsorte B hin zu telegraphiren, verbindet man beide Orte durch einen oder mehrere isolirte Kupferdrähte. Wir wollen zunächst annehmen, daß solcher Verbindungsdrähte zwei vorhanden sind. Wenn man nun die Enden dieser Drähte in B mit den Enden eines um ein Hufeisen aus weichem Eisen gewundenen Kupferdrahtes und in A die Enden der nämlichen Drähte mit den Polen einer galvanischen Batterie verbindet, so verwandelt sich fast in demselben Augenblicke, in welchem man in A die Kette schließt, das Hufeisen in B in einen Magneten und zieht einen Anker an, welcher vorher von den Polen durch eine schwache Feder nur einen kleinen Abstand entfernt gehalten wurde. Sowie man aber die Kette in A öffnet, wird der Anker durch die schwache Feder von den Polen des Hufeisens wieder losgerissen. Auf diese Art erhält man ein Mittel, durch wiederholtes Oeffnen und Schließen der Kette in A Signale nach B hin hin zu geben. — Statt zweier Verbindungsdrähte kann man auch mit einem einzigen auskommen, welcher den einen Pol der in A befindlichen Batterie mit dem einen Ende des um das Hufeisen in B gewickelten Kupferdrahtes verbindet, und den zweiten Draht durch den feuchten Erdboden ersetzen, indem man in diesen sowohl in A, als auch in B eine Metallplatte einsenkt und mit der einen von andern Pol der Batterie A und mit der andern

das andere Ende des um das Hufeisen in B. gewickelten Kupferdrahtes verbindet.

Sensualismus.

Von Dr. H. Czolbe.

Vorstellung.

Der Einfluß von Druck, oder Stoß auf einen Körper bewirkt eine mehr, oder weniger dauernde Veränderung seines molekylaren Gefüges, die zwar bei vielen Körpern ungemein gering sein, aber dennoch niemals gänzlich fehlen wird. Da nun Licht, Schall, Geschmack, Geruch ꝛc. mitgetheilte, oder Stoßbewegungen sind, so müssen sie in den Körpern, zu welchen sie hingeleitet werden, auch Veränderungen bewirken, deren Größe im graden Verhältniß zur Häufigkeit der Wiederholung, oder zur Dauer der Ursache steht. Unmittelbarer beweist dies die Entdeckung der Daguerrotypen und Moserschen Lichtbilder. In festen Körpern dürfte durch derartige Veränderungen oft die innere Elasticität, also auch die Fähigkeit, mitgetheilte Bewegungen fortzupflanzen, oder die Beweglichkeit wachsen. Je elastischer sie die Veränderung macht, desto schneller und intensiver werden sie durch irgend einen Anstoß bewegt werden müssen. Hat solche Veränderung der Molekularstruktur eine gewisse Form, so wird irgend ein Anstoß des Körpers eine Schwingung des veränderten Theiles in derselben Form bewirken. Auf die Realität dieser Verhältnisse kann man direkt z. B. aus der Thatsache schließen, daß wenn ein Blasinstrument wiederholt falsch geblasen worden ist, die falschen Töne späterhin immer wieder zum Vorschein kommen, auch wenn ein Kunstverständiger sich des Instruments bedient. Nur durch oft wiederholtes angestrengtes, richtiges Spiel gelingt es, das Instrument wieder zurecht zu blasen d. h. die Moleküle des Instrumentes erhalten jetzt mittelst der während des Tönens in ihm vor sich gehenden Schwingung allmählig wieder das Lagerungsverhältniß zu einander, durch welches die Reinheit der Töne bedingt wird.

Vergleiche man diese physikalischen Verhältnisse mit der Nerventhätigkeit, wie sie bei der sinnlichen Wahrnehmung stattfindet, so kann man per analogiam Folgendes schließen:

Die einzelnen Wahrnehmungen müssen im Gehirne entsprechende Veränderungen zurücklassen. Da die Elasticität der veränderten Stelle gesteigert ist, so muß ein Anstoß an dieselbe die Wiederholung der bei der Wahrnehmung stattfindenden Wellenbewegung bewirken. Ebenso wie die oben erwähnten falschen Töne selbst bei richtigem Blasen wieder entstehen, wird irgend ein Anstoß an jene leicht bewegliche, oder schwingende Stelle des Gehirns — man dürfte sie wohl Vorstellungsfigur nennen — genügen, eine der Wahrnehmung entsprechende Vorstellung zu bewirken. Je häufiger aber eine Wahrnehmung stattfand, oder je länger sie andauerte und je bedeutender somit die moleculäre Veränderung des Nerven u. seine Beweglichkeit an dieser Stelle wurde, um so leichter wird die entsprechende Vorstellung entstehen. Vorstellungen, die den Wahrnehmungen der Geruchs-, Geschmacks- und Haut-Nerven entsprechen, kommen im gesunden Zustande in geringerem Maaße vor, vielleicht weil entweder wegen der Seltenheit jener Wahrnehmungen im Verhältniß zu denen des Auges und Ohrs, oder wegen ihrer angeborenen Beschaffenheit Geruchs-, Geschmacks und Hautnerven nie so beweglich, oder zu Schwingungen geneigt werden, daß durch einen Anstoß darin viele und intensive Vorstellungen entstehen können. Beim Thiere, wo sich der Geruchsnerv in sehr starken Ausbreitungen auf der Ventrikelwanderung befindet, scheinen Geruchsvorstellungen eine große Rolle zu spielen.

Woher kommt der genannte Anstoß, oder was regt unser Gehirn, in dem durch sinnliche Wahrnehmungen bestimmte Neigungen, oder Fähigkeiten zu Vorstellungsbewegungen bewirkt werden, zu diesen an? Der Anstoß dazu besteht nach dem Gesetze der Resonnanz, oder der mittönenden Schwingungen, das nicht blos für den Schall, sondern für alle Vibrationen gelten dürfte, zunächst aus Wahrnehmungen, die durch die Sinnesorgane ins Gehirn gelangen und aus Vorstellungen, welche wieder andere Vorstellungen anregen. Jede dieser beiden Anregungsarten findet in dem bekannten mathematischen Verhältnisse obigen Gesetzes statt. Eine Saite fängt an, in Schwingungen zu gerathen, oder zu tönen, wenn in ihrer Nähe ein Ton entsteht, der gleiche Höhe hat mit dem, auf den sie selbst gestimmt ist, oder der in einem harmonischen Verhältnisse der Oktave, Terze, Quinte, Quarte zu demselben steht; sie bleibt klanglos bei allen höheren, oder tieferen, oder nicht im harmonischen Verhältniß von 2, 3, 4 u. s. w. in Betreff der Geschwindigkeit der dabei stattfindenden Schwingungen zu ihr stehenden Tönen, selbst wenn die erschütternde Wirkung durch die Luftwellen bei letzteren eine sehr bedeutende ist. Hiernach müssen Wahrnehmungen und Vorstellungen die ähnlichen Vorstellungen erwecken, was man Association der Vorstellungen nennt. Contrast entsteht, wenn ich einer Sache eine gleiche, aber in umgekehrtem Zustande gegenüberstelle, Contrast ist also eine gewisse Aehnlichkeit. Es kann deshalb durch eine Wahrnehmung, oder Vorstellung auch eine contrastirende, wenn die Fähigkeit d. h. die Vorstellungsfigur dazu da ist, assoziirt werden. Aehnliche, oder contrastirende Wahrnehmungen, die in einer gewissen Gruppirung, oder Rei-

henfolge stattfanden, werden in derselben Gruppirung, oder Reihenfolge als Vorstellungen wieder hervorgerufen. Je größer die Aehnlichkeit zwischen zwei Vorstellungen ist, mit desto mehr Schnelligkeit werden sie sich associiren. Eine Vorstellung kann kürzere, oder längere Zeit andauern je nach der Dauer ihrer nächsten Veranlassung (des sie associirenden Anstoßes.) Je länger sie dauert, um so mehr Vorstellungen wird sie associiren können, weil Zeit dazu ist. Vorstellungen, die gleichzeitig entstanden und von denen jede eine gewisse Beziehung zu dem momentanen Gemeingefühle hatte, associiren sich nicht gegenseitig nach einander, sondern werden durch die Wiederkehr jenes Gemeingefühls gleichzeitig hervorgerufen. — Allein nicht blos Wahrnehmungen und Vorstellungen, sowie das aus nicht unterscheidbaren Theilen derselben bestehende Gemeingefühl regen andere Vorstellungen an, auch durch den Druck des bewegten Blutes (namentlich bei Congestionen nach dem Kopfe) erhalten Stellen des Gehirns, die zu Vorstellungen fähig geworden sind, dazu den Anstoß. So entstehen unzählige Vorstellungen, deren Veranlassung nicht speciell nachzuweisen, oder zu erkennen ist.

Diese Vorgänge bilden zunächst das, was wir Erinnerung, oder Gedächtniß nennen. Lotze, obwohl so entschiedener Gegner der physikalischen Psychologie, unterstützt diese Ansicht vom Gedächtnisse in folgender Weise: „Spiritualistische Ansichten finden die Begründung des Gedächtnisses durch eine unendliche Fortdauer aller Eindrücke in den Nervenelementen unmöglich, weil sie befürchten, daß diese unzähligen Erregungen einander stören, oder bis zur Unkenntlichkeit sich vermischen würden. Allein Millionen Bewegungen, die mit verschiedenen Richtungen und Geschwindigkeiten denselben Punkt treffen, können wohl momentan sich an ihm zu einer einfachen Resultate mischen, oder sich gar in ein Gleichgewicht der Ruhe setzen, in welchem sie völlig verschwunden scheinen; sobald jedoch einer von diesen Einflüssen aufhörte, würde sofort die früher durch ihn balancirte Bewegung wieder zum Vorschein kommen, und sich als eine völlig unverlorene erweisen. In der Atmosphäre durchkreuzen sich die Schwingungen dieser Lichtquellen und die unzähligen zurückgeworfenen Strahlen, die Schallwellen, die von zahllosen Körpern ausgehen, nebst den Bewegungen, welche die Luft durch mancherlei Thätigkeit lebendiger Wesen erhält, und doch entsteht im Allgemeinen keine trübe Verwirrung. Ebenso würde die größte Mannigfaltigkeit der Erregungen kein absolutes Hinderniß für ihre ungestörte Coexistenz im Nervenmark sein. Allerdings entstehen in der äußern Natur aus jener Durchkreuzung auch Mischungen der Bewegungen, Interferenzen und Brechungen aller Art; aber gleiche Umwandlungen erfährt ja in der That auch die Summe unserer Sinneseindrücke; manches verschmilzt im Gedächtniß, setzt sich zusammen, oder geht neue Verbindungen ein, die ihm ursprünglich fremd waren.

Wenn mit unserm Gedächtniß, oder Erinnerung die Entstehung der Vorstellungen in derselben Verbindung und Reihenfolge, wie sie bei den vorhergegangenen eigenen Wahrnehmungen oder den Erzählungen Anderer stattfand, verstehen, so ist doch kein Grund, daß Vorstellungen sich blos in dieser Weise associiren sollten. Die physikalischen Verhältnisse erlauben es, daß die Reproduktion von Vorstellungs-Complexen, oder einzelnen Vorstellungen, oder Theilen derselben, in auseinandergesetzter Weise ursprünglich angeregt, auch in ganz neuer Verbindung und Reihenfolge verläuft. Diesen Vorgang nennt man Phantasie.

Der Gegenstand des Bewußtseins bei den Vorstellungen muß wohl ganz derselbe sein, wie bei den Wahrnehmungen. Vergleicht man aber die bei der sinnlichen Wahrnehmung bewußt werdenden drei Gruppen der Qualitäten: verschiedene Dauer der Bewegung, ihre verschiedene Intensität und das Gleichgewicht, oder der Mangel desselben in der Form der Zusammensetzung, so ergiebt sich zur näheren Bestimmung der Vorstellung folgendes:

Die Dauer oder Geschwindigkeit der Bewegung, scheint es, muß bei der Vorstellung dieselbe sein, wie bei der Wahrnehmung. Wenn man aber bedenkt, daß der innere Anstoß des Gehirns bei den Vorstellungen nur ungemein schwach ist im Verhältniß zu dem von Außen stattfindenden bei den sinnlichen Wahrnehmungen, der zum Theil durch die Sinnesorgane sehr verstärkt wird, so folgt, daß die Intensität der Bewegung unvergleichlich geringer sein muß, als bei der Wahrnehmung. Da von der Intensität, wie wir gesehen haben, zunächst die Deutlichkeit der Qualität, die uns bewußt wird, abhängt z. B. die Deutlichkeit der Farbe und des Klanges, ist es begreiflich, weshalb die Vorstellungen eine so blasse Farbe, oder einen so matten Klang haben, daß man sie sogar, obwohl gewiß irrthümlicherweise farb- und klanglos genannt hat. „Nach meiner Erfahrung, sagt Fechner, reicht es hin, sich Gegenstände mit lebhaft contrastirenden Farben z. B. ein Gericht von Spinat mit durchgeschnittenen Eiern darauf, in welchem Falle Grün, Weiß, Gelb lebhaft gegen einander abstechen — lebhaft vorzustellen, um auch etwas von der Qualität der Farbe in der Erinnerung zu produciren." Die verschiedenen Grade von Deutlichkeit, oder Klarheit der Vorstellungen, bei denen ihre Theile mehr, oder weniger genau unterschieden werden können, hängen von der größeren, oder geringeren Intensität ab. Diese wird um so größer sein, je häufiger erstens die entsprechenden Wahrnehmungen wiederholt worden sind, oder je länger sie gedauert haben, weil das Substrat (die Vorstellungs-Figur) um so elastischer geworden ist, zweitens je intensiver, häufiger und dauernder der Anstoß der Vorstellungs-Figur ist.

Vorstellungen unterscheiden sich aber von Wahrnehmungen nicht blos dadurch, daß sie sehr viel undeutlicher sind, sondern auch dadurch, daß sie sich nicht außerhalb unserer Person zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen in

dem wahrnehmbaren Sehfelde befänden. Dieser Ausdruck scheint richtiger zu sein, als die Vorstellungen, wie gewöhnlich geschieht, raumlos zu nennen. Denn wenn man sich unter Raum allgemein unbegrenzte, durchdringliche Ausdehnung vorstellt, so hat dagegen das Sehfeld zwar veränderliche Grenzen, aber doch Grenzen; es ist ferner continuirlich aus Bildern zusammengesetzt, so daß gar kein Grund ist, es Raum zu nennen. Da aber jede Vorstellung als Bild eine begrenzte Ausdehnung hat, wie jede sinnliche Wahrnehmung, so muß man sie sich auch, ebenso wie diese im Raume denken, so daß sie mithin keineswegs raumlos ist. Die Thatsache aber, daß Vorstellungen sich nicht in unserm Sehfelde befänden, ist leicht erklärlich. Sie müßten die bezeichnete Stellung, oder Oertlichkeit einnehmen, wenn sie innerhalb des Bildes der Außenwelt entständen, welches von der Netzhaut in das Gehirn sich fortpflanzend daselbst in dem sogenannten centralen Ende des Sehnerven zum Bewußtsein kommt. Da sie nun nicht außer uns, oder zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen liegen, folgt nothwendig, daß sie außerhalb des centralen Endes des Sehnerven an einer andern Stelle des Gehirns, die aber jedenfalls mit dem Sehnerven in Verbindung ist, entstehen. Wenn die Vorstellungen an einer andern Stelle entstehen, als die sinnlichen Wahrnehmungen, versteht sichs ganz von selbst, daß sie nicht zwischen unsern Wahrnehmungen, außerhalb unserer Person in dem sinnlich wahrgenommenen Sehfelde stattfinden können. Sie finden ohne dasselbe, oder außerhalb desselben statt, oder sind, um den gewöhnlichen, aber gewiß falschen Ausdruck zu wiederholen, raumlos. Werden aber Vorstellungen ausnahmsweise durch ungewöhnliche absolute, oder relative Intensität, oder durch irgend einen andern physikalischen Vorgang in das centrale Ende des Sehnerven d. h. zwischen die Bilder der Außenwelt gedrängt, so müssen sie auch im Sehfelde zwischen unsern sinnlichen Wahrnehmungen oder außer uns und mit intensiverer Farbe erscheinen. Dies sind die Hallucinationen.

Was ich über die Oertlichkeit der Lichtvorstellungen gesagt habe, gilt natürlich auch von den Tonvorstellungen und von den durch die andern Sinneswahrnehmungen: Geruch, Geschmack und Hautwahrnehmungen bewirkten Vorstellungsfiguren. Auf diese letzteren müssen die abnormen Zustände, welche Gesichts- und Gehörs-Hallucinationen bedingen, ganz besonders stark einwirken. Denn Geruchs-, Geschmacks- und Hautvorstellungen scheinen aus mechanischen Gründen wenigstens beim gesunden Menschen in geringerem Maaße vorzukommen; entsprechende Hallucinationen sind aber sehr zahlreich.

Die Wahrnehmung unserer eigenen Person durch alle Sinne im Unterschiede von der Außenwelt, oder das Selbstbewußtsein, indem es durch das Gesetz der Association die Vorstellungen beherrscht, bewirkt, daß sie in einem natürlichen, oder der wirklichen Welt entsprechenden Zusammenhange entstehen. Wie unsere Unterscheidung der Wahrnehmungen als unwillkührliche Vergleichung derselben, — das deutliche, lebhafte Bewußtwerden der einen, während die andern im Gemeingefühl verschwinden, als unwillkührliche Abstraktion oder Analyse betrachtet wurde, in derselben Weise scheinen auch im Gebiete der Vorstellungen unwillkührliche Vergleichung und Abstraktion, oder Analyse stattzufinden.

Während die Vorstellungen im wachen Zustande auch durch den Contrast mit den zu gleicher Zeit stattfindenden sehr viel intensiveren sinnlichen Wahrnehmungen von blasser Farbe und mattem Klange erscheinen, ähnlich den Sternen am Tage: müssen die Vorstellungen im Schlafe, bei welchem keine sinnlichen Wahrnehmungen stattfinden, oder die Träume — eben durch ihr Alleinsein uns sehr viel deutlicher, oder lebhafter vorkommen. Es wäre indeß auch möglich, daß die größere Intensität der Traumvorstellungen nicht blos eine relative, sondern, da die mechanischen Verhältnisse des Gehirns im Schlafe sich ändern, auch eine absolute sei. Die Intensität der Traumbewegungen bewirkt es, daß wir uns darin oft an vergangene Dinge erinnern, die uns im Wachen nicht mehr einfallen, daß ein kurzer Zeitraum oft von einer großen Menge Traumvorstellungen erfüllt ist. Die Illusion, daß diese Phantasiegebilde für wirkliche Erscheinungen gelten, findet aber nebst ihrer Zusammenhangslosigkeit vorzugsweise deshalb statt, weil im Schlafe außer den andern Wahrnehmungen auch die meiner eigenen Person: das oben erwähnte Selbstbewußtsein — fehlt, die Traumvorstellungen mithin durchaus selbstständig, ohne ein sie beherrschendes, oder in den natürlichen Zusammenhang bringendes Centrum sind.

Die verschiedene Intensität der Vorstellungen kommt aber nicht blos als ihre verschiedene Deutlichkeit zum Bewußtsein, sondern auch, wenn sie sehr gering ist, als ein die dunkle Vorstellung begleitendes Gefühl des Bedürfnisses nach mehr Klarheit, und wenn sie einen mittleren Grad hat, als ein angenehmes Gefühl. Schmerzhaftigkeit einer Vorstellung durch zu große Intensität ist zwar denkbar, kommt aber in der Wirklichkeit wohl nicht vor. Bei einer gewissen großen Intensität dürfte, wie schon bemerkt ist, aus der Vorstellung die Hallucination entstehen. — Das einzelne Vorstellungscomplexe begleitende Gefühl des Bedürfnisses nach Klarheit und Vollständigkeit derselben, sowie die sie begleitenden angenehmen, oder schmerzhaften Gefühle — werden indeß sehr viel weniger durch ihre verschiedene Intensität, als durch das Gleichgewicht, oder den Mangel des Gleichgewichts ihrer Zusammensetzung in der bei den Wahrnehmungen auseinandergesetzten Weise bewirkt. Zusammensetzung findet hier aber nicht blos zwischen den Theilen einzelner Vorstellungen und in Vorstellungscomplexen statt, sondern auch zwischen den in uns entstehenden Vorstellungen und der Summe der alten uns vorher mitgetheilten, indem beide entweder zusammenpassen (harmonieren), oder sich widersprechen. Das im ersten Falle entstehende Gleichge-

wicht muß als angenehmes, der im zweiten entstehende Mangel desselben als unangenehmes Gefühl zum Bewußtsein kommen.

Unter Affect (Zorn, Furcht) versteht man den hohen Grad eines angenehmen, oder unangenehmen Gefühls, das weniger durch bestimmte Wahrnehmungen, oder Vorstellungen an sich, als durch das eben erörterte Verhältniß desselben zu der Summe unserer alten Vorstellungen bedingt ist, unter Stimmung eine unbestimmte Mischung von Gefühlen, welche durch Wahrnehmungen und Vorstellungen bewirkt werden. Affect ist momentan, Stimmung, welche man auch intellectuelles Gemeingefühl im Gegensatze zu dem bisher mehr hervorgehobenen sinnlichen nennen könnte, ist dauernd.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludwig.

April, 1867.

Endlich ist der abscheuliche März mit seinen naßkalten Tagen vorüber und dem Osten seines Nachfolgers auf dem Thron des Zeitgottes scheint es Ernst zu sein, uns nicht wieder mit der beseligenden Frühlingshoffnung als gefoppte Narren in den April zu schicken. In den Gärten blüht der Crocus, indeß die Primula veris es nicht wagen darf, ihr Glasdach zu verlassen, um nicht zu erfrieren. Rosen, Narzissen, Tulpen und Kamelien schmücken die Fenster der Blumenliebhaber in der Stadt, indeß die eigentliche Heimath der schuldlosen Kinder der Natur, die freie Natur, unter dem offenen Baldachin des Firmamentes, noch blüthenleer und ohne Reiz der Mannigfaltigkeit des frischen Colorits schlummert und ihr Erwachen blos durch das sanfte Grün des keimenden Grases verkündet.

Auch ich bin wieder so glücklich meine Wohnung im anmüthigen Thale von Cumingville mit Graspartien, mit Bäumen, Gesträuchen und Blumen zu schmücken und zu einem kleinen Paradies zu machen. Reiche mögen ihre Residenzen mit einem Park verherrlichen und ihre Treibhäuser mit exotischen Pflanzen; dem ästhetischen, dem poetischen Sinn des „armen reichen Armen" genügt ein Gärtchen, geschmackvoll angelegt und eingehalten; so wie er keines Palastes bedarf, um in einer kleinen, comfortablen Wohnung sich heimisch zu fühlen und glücklich zu sein.

Cumingville hat sich seit Kurzem durch neue Bauten bedeutend verschönert; doch ist für Gärten noch fast gar Nichts zur Verschönerung gethan. Nur Herr Hoffner, deutscher Abkunft, besitzt einen großen Park mit Statuen und Treibhäusern, der durch den freisinnigen und menschenfreundlichen Eigenthümer dem Publikum zum Genuße offen steht. Sein eigenes Glück im Glück Anderer finden ist die Charakteristik eines edlen Herzens. Zu dieser Ausnahme der vielen herzlosen Gabelthiere, beherrscht durch Neid und Bosheit, zu diesen edlen Menschen gehört wohl Hoffner, der vielgeprüfte, vom Schicksal durch Verlust von zwei Gattinen und 8 Kindern schwer geprüfte 68jährige Greis. Nur ein freier Geist, dem Glaubensjoch enthoben, nur ein tiefer Blick in's flüchtige Leben, kann über Verlust und Sturm erheben und vor Verzweiflung bewahren. Ein Verlust, der nicht ersetzt werden kann, ist am schwersten zu verschmerzen und was das Herz an Liebe verliert, das können keine irdischen Schätze ersetzen, das kann einzig und allein nur in Weisheit Trost und allmälige Beruhigung finden.

Auch die Herren Härlein und Walz haben ein Treibhaus mit mannigfaltiger Flora und es ist zu wünschen, daß sie auch auf Verschönerung ihres Grundes etwas mehr Sorgfalt verwenden. Utile dulci, sagt Horaz, das Nützliche mit dem Schönen — eine Maxime, die nur wenige Menschen verstehen.

Die Thalfläche zwischen Cincinnati und Cumingville ist fast Ein Gemüsegarten deutscher Pächter, die sich jedoch um Blumen nicht kümmern, und selbst die Nabobs, die das Land eignen und da wohnen, haben sehr wenig Sinn für geschmackvolle Anlagen und Blumenpflege; ja, sie glauben, Wunder gethan zu haben, wenn sie große Rasenplätze mit kleinen Tannenbäumchen besetzen. Die Reichen auf den Höhen von Clifton haben bereits bessern Geschmack entwickelt. Ihre Wohnungen und Gartenanlagen sind wirklich prachtvoll.

Ich hatte das außerordentlich Vergnügen, einem sogenannten Schul-Concerte beizuwohnen, das die Lehrer der Freischule von Cumingville veranstalteten, um die Fonds für Ankauf einer Orgel herbeizuschaffen.

Freischule und Orgel sind zwei Objecte, die sich durchaus nicht zusammen vertragen. Die Orgel gehört in die Kirche und aus der Freischule soll, dem Gesetz nach, alles Kirchliche ausgeschlossen sein. Aber, aber was kümmern sich Mucker und Heuchler um Gesetz u. Menschenrechte! Ihr bornirter Schädel vermag es nicht, sich über das fabelhafte Christenthum zu erheben und sie bieten Alles auf, die Bibel und den Christengott, den Herrn Jesus, in die Freischule einzuschmuggeln, da zu beten u. christliche Hymnen zu singen, wohin doch auch Juden und Bürger, die zu keiner Religion sich bekennen, ihre Kinder schicken. Ist es nicht empörend, wenn man Kindern solcher Eltern, die entweder Juden sind, oder sich zu keiner Kirche bekennen,

Tractätchen schenkt, die blos dazu dienen, um den Geist zu knechten und den Sektengeist und religiösen Fanatismus zu nähren? Auch meine Knaben brachten schon einige Mal solch elenden Stoff von der Freischule nach Hause, um mir die Pflicht auszuerlegen, ihn den Flammen zu überliefern. „Verbrennt Ihr Gläubige und Pfaffenknechte freisinnige Bücher, der Dummheit zur Ehre, so müßt Ihr uns wenigstens dasselbe Recht einräumen, eure von Ignoranz strotzenden Tractätchen ganz ruhig den Flammen zu opfern, zur Ehre der Wissenschaft und der Vernunft."

Es naht der 6. April und an diesem Tage vor 46 Jahren wurde armen Eltern in Philadephia ein Kind geboren, das in der Taufe den Namen Sarah erhielt und dieses Kind wuchs heran zur blühenden Jungfrau und es ereignete sich, daß ein alter Junggeselle von 37 Jahren im Jahre des Herrn 1837 aus Ungarn nach Amerika kam, um da durch besondere Gnade der Vorsehung eine Zeitung zu schreiben, genannt: „die alte und die neue Welt." Und dieser exilirte Zeitungsschreiber aus der alten Welt sah in der neuen Welt eines schönen Wintertages die schöne Sahra und wurde roth bis hinter die Ohren und Samuel stand vor ihr vom goldnen Pfeile Amor's schwer verwundet. Und siehe da, über ein Kleines, war Sahra Samuel's Braut und nach einigen Wochen der Seligkeit dessen angetraute Gattin. Sahra aber sprach kein Wort Deutsch, noch Teutsch und Samuel verstand nur sehr wenig Englisch. Und da gab es denn bald einen eifrigen Sprachlehrer und eine eifrige Sprachlehrerin und ehe 2 Jahre um waren, haben Schüler und Schülerin, nach allerlei Mühen und Plagen, Fehlern und Mißverständnissen, die erfreulichsten Fortschritte in beiden Sprachen und auch in ehelichen Pflichten gemacht. Aber Das ist jetzt schon lange, sehr lange her und je länger Beide leben, desto mehr scheint sich das Wort zu bewähren: „je länger, je lieber." So sollte es in jeder Ehe sein; aber, aber im Ehestandshimmel giebt es eine Million Nieten zu Einem Treffer. Wohl denen, die es getroffen haben. Also: am 6. ist Sahra's Geburtstag und — am 4. muß Samuel wieder fort; denn eine Note wird fällig und sein Motto ist: „Pflicht geht vor Vergnügen." Ich werde im Geiste bei Euch sein, Ihr Frauen und Kinder, wenn Ihr an zierlich geordneter Tafel den Java trinkt, die Leckerbissen genießt und fröhlich seid. Der rein materielle Mensch klebt fest an der Materie, er muß den Gegenstand sehen, hören, betasten, um assimilirend glücklich zu sein; der geistige Mensch, der von der Materie zu abstrahiren gelernt hat, schließt den geliebten Gegenstand in sein Herz, genießt ihn geistig und ist selig im Genuß. — Das ist Selbsttäuschung, sagt Ihr vielleicht. Wohlan, der Traum ist oft süßer als die Wirklichkeit und Täuschung bietet oft mehr Genuß als Erfüllung des Wunsches.

Am 4. fuhr ich denn auf den guten Schienen der Cincinnati- und Marietta-Bahn nach Chillicothe, im Staat Ohio. Kein Vogel sang im Freien u. die schönen Contouren der Thäler, düster und öde, vermochten es nicht, den Blick angenehm zu beschäftigen und zu fesseln. Ich nahm denn eine Zeitung zur Hand, um einen geistigen Streifzug zu machen, wenn auch Zeitungen in der Regel arm sind an geistreichem Stoff. Mit geübtem Auge das große Folio überblickend fand ich zwei mir lesenswerth scheinende kurze Artikel: „Der russische Vertrag" und: „Unser Reich der Eisenbahnen." Wenn man das Areal der jetzt bestehenden Staaten dieser Union kennt und es in vielseitiger Richtung seit 20 Jahren, nach Tausenden von Meilen hin, auf den Eisenschienen durchstreift hat, so muß man wirklich sich wundern, daß die politische Maschine, so schlecht sie auch manchmal arbeiten mag, nicht in völliges Stocken geräth und „trotz alledem" dem Volk mehr Freiheit und nicht weniger Schutz verleiht als die Monarchie irgend eines europäischen Duodez-Staates. Wenn man aber erst die Karte zur Hand nimmt und jenen Flächenraum der Territorien von Colorado, Idaho, Utah, Montana, Arizona, Washington bis nach den Grenzen von Neu-Mexiko und Californien hin in Anschlag bringt, so steigt sich das Verwundern bis zum Staunen und man frägt sich: was wird aus diesem jungen Riesen, der noch nicht über die Flegeljahre hinaus ist, werden, wenn er nach 100 Jahren das Mannesalter wird erreicht haben? Republik, oder Monarchie! Fortentwickelung, oder Zusammensturz, um aus dem Chaos auf Fortschritt, oder Kreislauf zu schließen? Der beste Prophet kann irren; so viel steht fest, daß bei solch' unerschöpflichen Quellen und dem praktischen Sinne des Volkes kein absoluter Rückschritt im politischen und geistigen Leben zu besorgen ist. So lange es Spitzbuben giebt und der Schwache des Schutzes gegen den Starken bedarf, muß es Regierungen geben und ist auch keine Form derselben absolut vollkommen, so ist es doch evident, daß bei fortschreitender Cultur im wissenschaftlichen und politischen Leben auch die Regierungsform gleichen Schritt halten muß. Demnach spreche ich dem Fortschritt im großen Ganzen das Wort und hoffe auch für die nächsten Jahrhunderte der Republik das Beste im Bereich der Möglichkeit des Guten, des Wahren und des Schönen.

Betreff des Traktates mit Rußland „in spe" sagen Manche, denen es bereits vor dem großem Areal der Union schwindelt: „Wir haben mehr Territorium als wir brauchen; die Tendenz der Republiken ist, sich über die Grenzen der ökonomischen Controlle hinaus zu erstrecken; die Territorien, welche wir von Mexiko, acquirirt haben, Arizona, Neu-Mexiko u. s. w haben uns weit mehr gekostet als sie uns einbringen und tragen blos bei, unsere Resourcen zu schwächen, anstatt sie zu stärken. Andere sehen keine Gefahr in Aquisition großer Territorien. Die „Manifest destiny of certain combinations and causes" wird auch über diese

Frage endgültig entscheiden, gleichviel welche Folgen sie haben möge.*)

Die Ver. Staaten bedecken jetzt ein Areal von 3 Millionen Quadratmeilen, mit Millionen von Acker Landes, das ein Jahrhundert nicht urbar zu machen vermag. Russisch Amerika würde uns circa 400,000,000 Quadratmeilen mehr geben und die Länge unserer Seeküste fast um das Doppelte vergrößern.

Hört, Ihr Könige, jenseits des Oceans, und kommt Ihr fleißigen Bauern in dieses Land, das über gar nicht lange den atlantischen Ocean mit dem stillen Meer durch eine Eisenbahn verbinden und ein moderner Coloß von Rhodus mit einem Fuß auf der europäischen Küste und mit dem andern auf der chinesischen Mauer stehen wird, welche endlich nach Jahrtausenden ebenfalls den Gesetzen alles Endlichen gehorchen und — fallen wird müssen. Seht, das ist der Yankee-Geist; reißt ihm blos die puritanische Larve herab, und er wird ein großer und mächtiger Geist werden, wie er auf der uns bekannten Erde noch nie dagewesen.

Die große Union-Pacific-Bahn hat während weniger Monate 300 Meilen westlich vom Missouri-Fluß vollendet. Der Californa-Terminus ist dieser Richtung nach 91 Meilen vorangeschritten und zwar über die höchste Gradirung zu irgend einer andern Bahn des Landes. Diese Entfernung erhebt sich über ein Niveau von mehr als 6000 Fuß und die größten Schwierigkeiten der Vermessung wurden meisterhaft besiegt. Der Tunnel — so berichtet die Times — durch den höchsten Theil der Sierras ist fast bald durchbrochen und man glaubt, daß bis zum nächsten Juli die Gradirung bis zur berühmten Region der Silberminen von Nevada vorangeschritten sein wird. Neben den weißen Arbeitern sind 10,000 Chinesen von Seiten Californiens für den großen Bau gedungen. Die Kosten dieser Riesenbahn, vom Missouri bis zum stillen Ocean, werden sich auf 100,000,000 Dollars belaufen. Den jährlichen Brutto-Ertrag der Bahn beanschlagt man auf 3,000,000 Doll.

Durch diese Bahn wird man alle Gefahren um das Cap Horn, und die einer Reise auf dem Rothen Meer vermeiden können. Zeit und Entfernung werden vergleichungsweise fast aufgehoben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Europa den Weg nach dem asiatischen Continent auf dieser großen Pacificbahn einschlägt, wodurch es dann auch von der Größe unseres Reichs und von unserer Controlle über die enormen Schätze des Ostens ein richtiges Bild zu entwerfen im Stande sein wird.

Möchte es wohl erleben, auf dieser Bahn einen Streifzug zu machen; doch solch ein Plan wird wohl in meinem Alter auf den Tisch der frömmen Wünsche gelegt werden müssen. Und so wollen wir uns denn begnügen, Duodez-Fahrten von einigen tausend Meilen kreuz und quer im Centro der alten Union zu machen, die westlichen Fernen jüngeren Kräften anheimstellend.

Was soll ich von Chillicothe sagen? Was ich schon öfter gesagt habe: daß es ein allerliebstes Städtchen, voll von idyllischer Poesie und beglückt mit vielen prosaischen Kirchthürmen, die Gläubigen als Wegweiser nach dem Himmel dienen. Ein weiter Weg; doch Seelen segeln schnell durch die Lüfte hin und je näher sie der Pforte des heiligen Petrus in die Gefrierregion kommen, desto mehr erwarmen sie im Vorgefühl des ewigen Gottschauens. Meine Seele ist jetzt im Leben schon selig; denn sie sieht, bewundert und verehrt ihren sichtbaren Gott, der da ist die allschaffende Natur, tagtäglich, besonders in so schönem Thale, wie das von Chillicothe. Da es dieses Mal rauh war und der Gau noch im aschgrauen Winterschlafrock vor der Pforte des Lenzes Siesta hielt, so hatte ich nicht Lust eine Anhöhe zu besteigen, um eine schöne Aussicht zu genießen und begnügte mich, nahe am Fuße eines Hügels dem freisinnigen Brauer R. Wißler einen Morgenbesuch abzustatten. Nachdem ich bei 5, sage 5 Abonnenten collectirt und das Reisefläschchen bei Hrn. Rosenfeld mit dem ausgezeichneten, aus Deutschland importirten, Bitteren von Rieschler gefüllt war, um die Süßigkeiten des noch etwas fest sitzenden Asthmas zu paralysiren, fuhr ich via Hamden Junction nach Portsmouth, am Ohio-Fluß pittoresk gelegen. Auch hier giebt es viele Demokraten und viele Kirchen und wenn das Pack der sogenannten radikalen Partei fortfährt, ihren politischen Halbheiten zu fröhnen, das Muckerthum, den Nativismus u. den Abstinence-Unfug zu pflegen und zu propagiren, so sollte es mich gar nicht wundern, wenn ich am Ende selbst noch zum Demokraten würde. Freilich nur dann, wenn diese meine alte Geliebte, sich über alle Vorurtheile erhebend, die Menschenrechte in ihrer Plattform, im engsten Sinne, aufnehmen sollte, ohne Rassenhaß und ohne es der Majorität der Squattersovereignety frei zu stellen, ob sie eine freie Republik, oder Sklaverei, oder gar einen König haben wolle. Ihr mögt, und wir sollten Alle Demokraten sein; doch lernet vor Allem den eigentlichen Sinn des Wortes Demokratie kennen, damit Ihr sie nicht, mit Versündigung an den Menschenrechten, zur politischen Carrikatur und Mißgeburt einer Partei macht! Grundsätze, nicht Namen und Worte bilden das Wesen der Freiheit einer Volksregierung, d. h. einer souverainen Demokratie. Also: lasset uns Alles prüfen und nur das Gute behalten!

Auch die Gesellschaft der Zweigbahn von Hamden nach Portsmouth hat Alles Schlechte geprüft, hat endlich gute Schienen gelegt und die alten zerlumpten Waggons mit bessern ersetzt. Auch ist man daran, ein Depot in Portsmouth zu bauen, was sehr Noth thut.

Portsmouth ist am Ohio gelegen und hat, wie alle Städte am Fluß, eine sehr hübsche Lage.

Von Portsmouth fuhr ich per Telegraph, d. h. am Bord des Steamers Telegraph 30 Meilen nach Ironton. Es war

*) Da dies gesetzt wird, ist russisch Amerika bereits ein Theil der Union für Territorien bestimmt. L.

am 6. April, am 46. Geburtstag meiner Sarah. Als ich nach Tisch auf dem Hurrikan-Deck Siesta hielt, schwärmte ich im Geist mit den abwesenden Lieben zu Hause. Ich bewaffnete die Seele mit dem Fernrohr der Phantasie und schaute hinab über Berg und Thal nach dem bescheidenen Cuminsville und da sah ich denn des kunstreichen Zuckerbäcker's Schmidt geflügelten Boten hineilen, um den Frauen des Festes Eis, Torten und allerlei Süßigkeiten zu bringen; denn Frauen naschen gerne; ich aber konnte nicht bei ihnen sein und dachte im Stillen: Be happy!"

Drei Meilen diesseits Ironton beschäftigten mein Auge pittoreske Felspartien und das interessante colpo d'occhio von Iron Rock. Ironton hat seinen Namen vom Eisen (iron) erhalten, das in der Nähe gegraben und in den Hammerwerken der Stadt geschmolzen und zum Theil verarbeitet wird. Herr Conrad Ebert, der mich als Gast zu sich beschieden hatte, lud mich vor dem Frühstück zu einem Spaziergange ein, um die Eisenhämmer zu besuchen. Die Umgegend ist an Steinkohlen eben so reich wie an Eisenerz, was von wesentlichem Nutzen ist. In einem der drei Eisenhämmer zerplatzten letzten Winter zwei Kessel; einer flog durch das Dach der Fabrik, brach sich Bahn durch zwei Mauern einer nahen Werkstätte, kam vor dieser mit einem großen Mühlstein in Collision, zerspaltete ihn und fiel erschöpft in seiner Zerstörungswuth circa 500 Schritt weit in einer Schlucht nieder, wo er jetzt noch machtlos liegt; der andere nahm eine entgegengesetzte Richtung, flog über den Ohiostrom hin und wurde eine halbe Meile weit vom jenseitigen Ufer gefunden. Zum Glück waren bei der Catastrophe wenige Arbeiter anwesend und nur Einer wurde vermißt und auch keine Spur von ihm gefunden.*) Wir besuchten da auch die Ofenfabrik und die große Nagelfabrik. Letztere war eben in voller Thätigkeit. Es ist höchst interessant zu sehen, mit welcher Schnelligkeit die Nägel gemacht werden.

Mein Aufenthalt in der „Eisenstadt" fiel an einen Sonntag und da wollten denn meine Denkgenossen die Gelegenheit benutzen und auch ein Mal „Kirche halten". Es wurde dazu der geräumige Saal des Brauers Leo Ebert gewählt und das Thema, das man mir gegeben, war: „Die Mission der Deutschen in Amerika, in politischer, religiöser und socialer Hinsicht."

Mittags bei Hrn. Feuchter dinirt. Derselbe hat vor Kurzem einen Schnittwaaren-Laden geschlossen, da es im Trockenen nicht gehen wollte, und einen sehr geschmackvoll eingerichteten Trinksalon eröffnet, wo er jetzt im Nassen sehr gute Geschäfte macht. Ich habe Nichts gegen das Trinken irgend eines Getränkes, das dem Gaumen zusagt; bin aber ein entschiedener Gegner des „Zudeltrinkens", des Saufens, welches das andere Extrem der totalen Enthaltsamkeit hervorgerufen hat, und verabscheue das epidemisch gewordene „Treaten", das man sich vernünftigerweise als Ausnahme gefallen lassen könnte zwischen Freunden und guten Bekannten; aber das Zahlen Eines für Alle, das Gurgelwaschen von Leuten, die da am Schenktisch wie durstige Möven herumlungern und die man nie gesehen, dieses Gurgelwaschen, blos um der Sitte Genüge zu leisten, das ist eben so thöricht wie ungerecht und trägt sehr viel bei zur Demoralisirung des Volkes. Wie Mancher wirft sein sauer verdientes Geld für Andere auf den Schenktisch hin, indeß sein Weib zu Hause nicht Geld hat, um den Bäcker oder Metzger zu bezahlen.

Ironton hat bei einer Bevölkerung von 5000 Einwohnern blos 13 Kirchen, in denen 13 heilige, theils scheinheilige Sonntagslöhner ihre Gemeindeglieder geistig prostituiren und mit Chimären himmlischer Freuden und Drohungen höllischer Strafen traktiren. So verludert denn das Volk durch „material treats und spiritual treats" immer mehr und mehr, um — wenn es nicht lernen will, vernünftig zu denken und vernünftig zu handeln, physisch und moralisch zu Grunde zu gehen. Peregat! wenn der Lümmel nicht vernünftig werden will und sich unter die Bestialität des Thieres herabwürdigt. Gerade das Ebenbild Gottes, dieser Canubale, Hottentotte, Kaffer und Christ ist es, der von dem verachteten Thiere Mäßigkeit lernen sollte, anstatt sich zu besaufen, oder durch Fanatiker sich zum Sklaven gänzlicher Enthaltsamkeit machen zu lassen. Studire die Natur und ihre Gesetze und, glaub' es mir, du wirst das richtige Maaß für alle Genüße des Lebens finden, ohne durch Nachwehen für Uebertretung derselben büßen zu müssen.

Es sind hier 4 Freischulen, 1 Hochschule und 1 Lyceum für classische Literatur. Herr Rauch, der deutsche Lehrer, hat 60 Schüler in seiner Classe. Einer der Herren Reverends zu Ironton ist im Begriff, ein Patent herauszunehmen für ein neues Getränk, ausschließlich für Tremperenzler. Die Ingredienzen davon, heißt es, sollen sein: Abgebrühte Ratten, das Abgeschabene vom Kuhhörnern, Pferdehufen und Kuhleder. Profeciat! — Ihr armen Brauer, durch dieses neue Getränk ist es um Euch geschehen! Wer wird künftig noch Lagerbier trinken wollen!

Ein Nachmittags-Spaziergang nach dem Tunnel, der in der Länge von 250 Fuß für eine Fahrstraße nach Gallipolis gebrochen wird, versetzte mich im Geiste nach dem Posilipp von Neapel, der freilich weit großartiger ist. So auch die Lage. Mag man das Ohio-Thal, mit Recht, schön nennen; aber was ist alles Das in Vergleich mit der reizenden Bay von Neapel und ihrer paradisischen Umgebung! Sieh' Neapel, heißt es im Italienischen, und dann stirb! Ich habe Neapel gesehen und wollte doch nicht sterben, da

*) Solch einen Kessel hält Bismark in seiner vulkanischen Hand, und dieser Kessel wird zerplatzen und hinfahren über den Rhein und ist der Thron Napoleon's nicht durch des Schicksals Macht hermetisch geschützt, so wird er zusammenbrechen wie der Mühlstein und der gekrönte Filibuster wird machtlos daliegen, besiegt durch vereinte deutsche Kraft.

ich so Schönes nicht wieder sehen sollte. Die Schönheit läßt sich ja comparíren. Ich liebe das Schönste; doch auch das Schönere genügt mir, so wie das Schöne. Und an das Schöne reiht sich das Wahre, das Gute, das Edle, an dem der Mensch Wohlgefallen finden soll, um der höheren Menschenwürde zu entsprechen.

Trotz 13 Kirchen fängt es an, auch in Ironton licht zu werden; denn es werden eben Gasröhren gelegt; — und so braucht man denn auch in dieser Hinsicht der Be- und Erleuchtung keine weitere Propaganda mehr. Es werde Licht!: sprach der Herr, und es ward Licht. Bauet Gaswerke und Ihr könnt Kerzen und Lampen entbehren! Bauet Kirchen und Ihr wisst das Himmelreich! — Mein Vortrag des Abends war zahlreich besucht und schien sehr wenig Opposition gehabt zu haben. Nur eine Frau äußerte sich dahin, daß ihr Alles recht gut gefallen habe, nur das nicht, daß ich an keinen Gott glaube. Ja, gute Frau, ein solches Nichtglauben gefällt gar Vielen nicht, die zwar die Dreieinigkeit ihres Gottes verworfen, aber an der Einheit noch festhalten. Auch ich stand ja in der Blüthe meines Lebens auf dem Standpunkt des Theismus und rief oft begeistert aus: „Es ist Gott! Die ganze Natur ist Bürge seiner Existenz." Es war dies damals meine reine Ueberzeugung, mein aufrichtiger Glaube, den ich eben so frei aussprach, als ich jetzt meine gegenwärtige Ueberzeugung frei äußere: „daß es außer der Natur keinen Gott giebt." Dieser existirende oder nicht existirende Gott aber kümmert sich so wenig um die Gehirnkrümmungen und Meinungsverdrehungen eines Molecules, genannt Mensch, wie ihn das Krümmen eines Wurms kümmert und diese Meinungs- und Glaubenshosen und Wendungen des Individuums sind blos der schlagende Beweis, daß man sich in allerlei Chimären verliert, wenn man sich über sich selbst und seine Sphäre erheben und im Reich der Abstraktion einen festen Halt finden will. Auch ich dachte damals, der Gedanke: „es giebt keinen Gott," würde mir das Herz zerreissen, falls er in mir Wurzel fassen sollte und siehe da: der Gedanke hat Wurzel gefaßt und das Herz ist so ruhig im Hafen des Atheismus, ja noch weit ruhiger als früher umstrahlt vom Nimbus des Theismus. Also lasset uns kühn forschen, stets frei unsere Meinung aussprechen und Nichts fürchten, als: „die böse That."

Mit dem Märtyrertod Jesu hat auch bereits im Kreise denkender Menschen sein Leben seinen wirklichen und geschichtlichen Abschluß gefunden. Die Dogmen der Kirche werden endlich vor dem Licht der Wissenschaft verschwinden und die Frage: „Theismus oder Atheismus?" „Sein oder Nichtsein?" wird einst nur in geselligen Kreisen gebildeter und geistig freier Menschen Stoff zur Unterhaltung bilden, so wie jetzt der Satz: est Deus und non est Deus*) von Studenten in protestantischen und katholischen Lyceen debattirt wird, von Studenten, die der Theologie (als Brodstudium) sich zuwenden, und als Priester und Prediger die absurdesten Fabeln dem Volke predigen, von denen sie selbst kein Jota glauben.

Mögen Einige durch meinen Vortrag nicht ganz befriedigt gewesen sein, so machte von denselben ganz besonders ein derber, doch braver Metzger eine Ausnahme, der bei meinem Gang von der Kirche, wie ein wüthender Stier auf mich losstürzte, seine Faust an meine Stirne legte, als gälte es einen Ochsen zu tödten und laut ausrief: „Du Rindvieh, wo hescht du denn all den Verstand her? Haschst doch so einen kleinen Kopf." Halb verblüfft und lachend sagte ich: „Ja, guter Mann, der Kopf ist klein und auch das Wissen, das darin steckt, ist sehr gering."

Der Mensch hat noch um so mehr zu lernen, je mehr er glaubt, er wisse Etwas. Je mehr man eindringt in das unerschöpfliche All der Welten mit dem forschenden Gedanken, je mehr man das Unermeßliche von Himmel und Erde in Betrachtung zieht, desto mehr läßt sich der kühne Geist mit gelähmten Flügeln zur Erde nieder, desto bescheidener wird man. Mag man in Vergleich mit Vielen ein Riese sein, im Spiegel des eigenen Ich hält der bescheidene Denker sich für einen Pygmäen. Das Gedächtniß hat Gräbe — und selbst bei dem besten Gedächtniß wie Wenig findet einen bleibenden Sitz im mysteriösen Stoff des Gehirns!? Gäbe es eine ewige, sich selbstbewußte Seele; so müßte diese bei jedem Individuum eine absolut gleiche, sich von Ewigkeit her erkennende Potenz sein; allein dem ist nicht so. Nach Verschiedenheit des Gewichtes, der Lage, der Qualität des Gehirns sind auch die Gedanken der Menschen, ihr Wissen, ihr Urtheil verschieden und das höchste Wissen eines Kopfes ist blos Stückwerk eines Individuums im Universo. Wir alle könnten, mit des Metzgers Recht Alexander von Humboldt fragen: Mensch, wie hat all das Wissen in deinem Kopfe Platz? Uns vermuthlich gab es auch im Gehirn dieses (sollten Riesen noch Raum gelung, unausgefüllt und unmöglich auszufüllen.

Am 8. des Abends verließ ich, an Bord von Robert Moore, Ironton und kam, nach einer sehr angenehmen Fahrt im Ohio-Thale, nach Parkersburg, im Staate Westvirginien. Die Gegend ist da reich an Kohlenlagern und Salzquellen. Die Bäume noch immer ohne Blätterschmuck; doch sah ich endlich auf 9., den ersten Pfirsigbaum in Blüthe. Zart wie eine Pfirsigblüthe ist die Hand des Frühlings; doch hart und rauh wie Eisenerz berührt uns die Hand des Winters. Nur durch den Contrast erkennen wir das Zarte, das Rauhe, das Schöne, das Häßliche, das Schlechte, das Wahre, das Falsche, Gesundheit und Krankheit, Freiheit und Knechtschaft u. s. w.! —

Im United States Hotel des freundlichen Wirthes Mr. Brand abgestiegen, rüstete ich mich flugs für die kleine Geschäftstour, besuchte einen Landsmann, Herrn Drahos, der da als Herausgeber einer englischen Zeitung sein Exil

*) Es giebt einen Gott. Es giebt keinen Gott.

versüßt, des Bitteren nicht zu gedenken, das, besonders hier zu Lande, den Editoren reich kredenzt wird. Es wohnen hier mehre intelligente Deutsche und tüchtige Geschäftsleute. Vor dem Courthause hat während meines Hierseins eben eine Auction (Versteigerung) von Pferden stattgefunden. Die Versteigerung von Menschen hat endlich aufgehört und der Zeitgeist hat durch die Schlünde der Kanonen gesprochen: „Der Sklave soll frei sein!" Und der Sklave ist frei und der Süden fügt sich allmählig, den Neger als seines Politisch-Gleichen anzuerkennen, mit ihm, ja so gar für ihn zu stimmen. Welcher Umschwung der Verhältnisse! Welcher Sieg der „Nothwendigkeit" über das verjährte Vorurtheil der Farbe! Wohl ist noch Alles Gährung; doch das Präcipitat wird jedenfalls mit einer wesentlichen Kruste der Menschenrechte zur Vollendung kommen. Nur immer vorwärts! Und wer nicht willig geht, wird endlich vom Strome mitgerissen gegen seinen Willen. So geht es auch dem armen, guten Maxel in Mexiko: er wollte nicht gehen, als er noch freiwillig gehen konnte; jetzt wird er bald gehen müssen, wohin er gekommen war, wenn anders Juarez so großmüthig sein sollte, ihn laufen zu lassen, anstatt seinen Hapsburger-Kopf als Sühne zu fordern für die Sünden seiner Ahnen, für das Verbrechen des Filibusters Napoleon und den Schimpf der fremden Abenteurer gegen das republikanische Streben der Patrioten.

Ja, Mexiko ist demoralisirt; aber durch wen? Durch die Priester! Und diese Priester werden wohl bald die Obersten von Jenen sein, die einen Anschluß an Uncle Sam befürworten, um ihr Verdummungs-System unter der Aegide der hiesigen Religions-Freiheit fortzusetzen. Amerikaner! hütet euch vor Wölfen in Schaafskleidern! Sehet zu, daß diese gepriesene Religionsfreiheit, die jeder geistigen Prostitution der babylonisch-römischen und amerikanisch-puritanischen Kirchenhe gleiche Rechte und freies Feld einräumt, sehet zu, daß sie nicht zur Mörderin eurer politischen Freiheit werde! Das ist der wahre Sinn des: „Beware of Foreign influence!" (Hütet Euch vor fremden Einfluß!)

Ich machte einen Spaziergang von anderthalb Meilen nach Dollmeier's Destillerie und Essigfabrik. Ein sehr angenehmer Weg. Vor der Revolution hat man englische Stempelbeamte in Effigie gehenkt; jetzt werden die Liqueur-Fässer amerikanischer Fabrikanten unter Schloß und Riegel gestempelt und von amerikanischen Beamten inspicirt, um gehörig getaxt verkauft werden zu dürfen. Nun, hoffen wir, daß diese in Folge des Sieges militärischer Nothwendigkeit uns auferlegte Besteuerungsnothwendigkeit eine vorübergehende sei, und alsbald wieder ein weniger drückender Status der Taxation eintreten wird. Gleiche Ursache, gleiche Folgen. Es rächen sich stets physische sowohl wie politische Fehler und Verbrechen. Wer Reform verschmäht, muß gefaßt sein auf Revolution und ihre Folgen.

An Bord des „Cincinnati u. Marietta Transfer Boat" an das jenseitige Ohio-Ufer und von da mit dem Zug nach Marietta gefahren. Ein delicates Austergericht empfing mich hier im Restaurant des Hrn. Kehrer. Eine Spazierfahrt, bei freundlichem Wetter, nach seiner Sommerwirthschaft, circa 100 Fuß über dem Ohio-Spiegel gelegen, war ein ausgefülltes Intermezzo dieser Tour. Die Stadt ist prachtvoll gelegen und das Flußgebiet mit seinen Bergen bietet von Kehrer's Hill aus gesehen ein sehr schönes Panorama. Marietta hat 7000 Einwohner, worunter viele Deutsche. Es sind da Eisengießereien, Mahl- und Sägmühlen, Gerbereien, eine Stuhl- und eine Wassereimer-Fabrik. Die deutschen Protestanten beten Jesum in zwei Kirchen an. Ich hatte das Vergnügen Einen der Pastoren in einem Gasthaus zu begegnen, der da sehr beliebt ist. In seiner Gesellschaft befand sich ein anderer Ehrwürdiger, auf Reisen, der ebenfalls das Vergnügen äußerte, mich zu sehen und der sogar den gräßlichen Wunsch hegte, ihm die Fackel zu schicken. Ihr beklagenswerthen Freidenker in Neverenden, arbeiten habt Ihr nicht gelernt, graben wollt Ihr nicht, zu betteln schämt Ihr euch; also: wird denn gepredigt, getauft, kathechisirt, confirmirt und copulirt im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der längst schon auf der Universität von Euch gewichen war und man als religiöses Gespenst euch dienen muß, um — zu leben. Mundus vult decipi.*) Dies ist das höchste Dogma der Priester; dies ihr Trost, welcher ihnen zarten Gewissen eben so wenig Skrupel verursacht, als dem Soldaten der Mord eines Feindes, dem Metzger der Tod eines Ochsen, dem Aemterjäger das Wohl oder Weh der Republik u. s. w.

Von Marietta ging es nach Wheeling. Hier Louis, den Radikalissimus und Oesterling's Glasfabrik besucht, über die Eisenbrücke gefahren und die Reise per Eisenbahn nach Pittsburg fortgesetzt. Pittsburg, dieser Fabrikstadt, so ihres Gleichen in Amerika nicht hat; nach diesem Stadt-Vulkan, qui, wie der Franzose vom Vesuv sagt, a toujour le pipe dans la bouche.**) Der Rauch ist es auch, der hier allen Reisenden als Stoff dient zum mockiren, satyrisiren, blasphemiren, wenn sie zum ersten Mal die „Geräucherte" mit ihrem weißen Teint beehren und es mit Wort und Schrift so recht kräftig darthun, daß man sich hier 100 Mal des Tages waschen müsse und dennoch nicht rein sein könne. So ging es mir auch selbst, als ich zum ersten Mal nach Pittsburg kam, obschon mich schon damals das Imposante dieser Stadt und ihrer kahlen, zum Theile kultivirten Berge für den Ruß bedeutend entschädigt hat. Man muß mehre Tage hier weilen, das große, seltene Panorama zu verschiedenen Jahreszeiten, bei verschiedenem Colorit und verschiedener Beleuchtung sehen, man muß die Mühe nicht scheuen, die Bergwege in mehren Richtungen zu verfolgen, und man wird da Scenerien des Imposanten, des Schauri-

*) Die Welt will betrogen sein.
**) Der stets die Pfeife im Mund hat.

gen, des Erhabenen u. des Schönen in kaleidescopischer Mannigfaltigkeit finden, wie man sie kaum sonst wo auf Erden auf gleiche Weise finden kann. Der Rauch — je mehr Rauch, desto besser für eine Fabriksstadt. Gegenwärtig war eben weniger Rauch als es sein sollte; denn circa 8000 Arbeiter, sagte man mir, haben die Arbeit eingestellt, um höheren Lohn zu erzwingen. Das sind die sogenannten Strikes, die selten zu Gunsten der Arbeiter ausfallen, da sie selbst bei erzwungtem höheren Lohn das nicht ersetzen können, was sie durch Monate lange Einstellung der Arbeit verloren haben. Der Kampf zwischen Capital und Arbeit wird noch lange fortdauern und, man darf wohl sagen, da der Communismus bei den Menschen, wie sie sind unausführbar ist, immer fort bleiben; außer ein neuer Deukalion bringt ein neues, vollkommenes Geschlecht hervor.

Sonntags machte ich mit Lehrer Neuffer einen Morgenspaziergang über eine der großen Alleghenybrücken nach der jenseitigen Stadt Alleghenny-City. Man hegt den Plan, diese Stadt nebst Birmingham und anderen Ufer des Monongahelaflusses zu Einer Corporation zusammenzuschmelzen; doch wird man, der höheren Besteurung wegen, in beiden Schwesterstädten auf bedeutende Opposition stoßen. Wir verirrten uns auf unserer Tour nach einer deutschen evangelischen Kirche, die gedrängt voll war u. uns keinen Raum ließ, um das Festlichkeit einer „Confirmation der Kinder in der Wahrheit des Christenthums" beizuwohnen. Auch wir waren ja in die sse Wahrheit confirmirt worden und ich denke noch recht lebhaft daran, wie ich den Entschluß gefaßt habe, stets gut zu bleiben. Uebrigens war der Ritt meines braven geistlichen Herrn nicht stark genug, um mich unerschütterlich an die Wahrheit des Christenthums zu fesseln und das möge ein anderer geistlicher Herr, mein Onkel, der mir Mirabeau's System de la Nature im Vertrauen zum lesen gab, ganz besonders bei seinem lieben Herrn Jesus verantworten. Das Denkvermögen läßt sich eben nicht hermetisch verschließen und was selbst die Scheiterhaufen der Inquisition nicht verhindern konnten, das freie Forschen, das wird die Wissenschaft der Neuzeit um so rascher fördern helfen.

Dicht neben der Kirche besuchten wir die Turnerhalle, die, noch nicht ganz frei von kirchlichem Einfluß, bereits freies Element genug in sich selbst schließt, um meiner Propaganda Eingang zu verschaffen. Es entspann sich dabei eine interessante Debatte, ob man bei den jungen Leuten vorbereitungsweise zu Werke gehen, oder ihnen mit atheistischen Lauteren, als Meslier, plötzlich den Stahr stechen soll. Die Meisten waren für den Uebergang vom leicht Faßlichen zum Schweren und zum Kühnen. Freund Neuffer, der Ex-Theolog, hielt es mit meinem Onkel, dem geistlichen Herrn Silvius, des mir Mirabeau zu lesen gab, und bekämpfte den gesunden Menschenverstand des Pfarrers Meslier, als das faßlichste und beste Mittel eines radikalen Geistlichen. Ich für meinen Theil halte dafür, bei der freien Wahl freier Schriften, die Operation mit Strauß, Volney, Thom. Paine, Ludwigs Reden u. s. w. zu beginnen und den Cyklus mit Meslier und Mirabeau zu schließen. Kann man die reifere Jugend für Naturwissenschaften empfänglich machen und sie bewegen, die Schriften eines Vogt, Moleschott, Büchner, Czolbe u. s. w. zu studiren, so wird die Kur eine um so sicherere sein, die keinen Rückfall zuläßt. Der Uebergang von Irrthümern der Religion zu mathematischen Wahrheiten der Wissenschaft ist auf dem dornigen Pfad des Skepticismus ein sehr schwieriger; daher es Pflicht von religiösen Irrthümern befreiter Eltern ist, ihre Kinder von dem Gift des blinden Glaubens und dem Pesthauch der geisttödtenden Sonntagsschulen zu bewahren und sie nach ihrer Fassungskraft frühe mit der Naturnothwendigkeit und ihren Gesetzen vertraut zu machen, und ihnen den Leitfaden zu geben zu einer gesunden Moral des Lebens. Aber, aber — wie viele Millionen Eltern kennen diese Gesetze selbst nicht; wie viele sind durch Geschäft und Arbeit verhindert, sich mit der Erziehung und steten Aufsicht ihrer Kinder zu befassen — der Staat baut Schulhäuser, Gefängnisse und Galgen und glaubt, damit Alles gethan zu haben, was die Civilisation des 19. Jahrhunderts von ihm zu erwarten berechtigt ist. Et inde lacrymae (daher diese Thränen) der Unwissenheit, Rohheit und Verbrechen.

In Herrn Neuffer's Gesellschaft machte ich einen Spaziergang auf dem steilen Wege nach Troy Hill. Sind also Ilieder in Troja gewesen, haben hier zu unseren Füßen im vulkanischen Schooße des Flußgebietes das trojanische Roß gesehen, nicht mit Soldaten gefüllt, um die Stadt zu besiegen, sondern mit emsigen Arbeitern, die im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod verdienen und — auf dem Schlachtfelde der freien Concurrenz Einzelne zu einflußreichen Führern und reichen Matadoren des Krieges machen, der zwischen Capital und Arbeit geführt wird. — Das Panorama zu unserer Rechten mit der Aussicht von Lawrenceville und vielen rauchenden Fabriken, am Fuß der Kohlenberge, so daß zur Linken mit hübschen Residenzen und rebenbepflanzten Hochflächen und Hügeln war, in der That, ein prachtvolles. Diese Weinberge versetzten mich im Geist nach Tokay, Mada und Talya, wo der ungarische Nektar wächst, den ich als Jurist, in den Ferien bei eines jungen Freundes Keller, von der edelsten Sorte trank, wobei, besonders vor einem Jägergulasch, der „vaterländische Speck mit Paprika" (rothem Pfeffer) nicht fehlen durfte.

Wir setzten unseren Spaziergang 2 Meilen weit fort, machten Halt bei einigen Bekannten, besuchten den Gärtner Jul. Becker, der da 17 Acker mit Reben bepflanzt hat, und kehrten zur Stadt zurück. Wenn man auf dem Wege fünf Brauereien vorübergeht, so läßt es sich wohl erwarten, daß man auch einkehrt. Wir besuchten denn um so eher drei derselben, die von Hechelmann, Sedele und Ruh, da sie Leser der Fackel sind.

Den Abend vertrieb mir ein Gastspiel der gefeierten

versüßt, des Bitteren nicht zu gedenken, das, besonders hier zu Lande, den Editoren reich kredenzt wird. Es wohnen hier mehre intelligente Deutsche und tüchtige Geschäftsleute. Vor dem Courthause hat während meines Hierseins eben eine Auction (Versteigerung) von Pferden stattgefunden. Die Versteigerung von Menschen hat endlich aufgehört und der Zeitgeist hat durch die Schlünde der Kanonen gesprochen: „Der Sklave soll frei sein!" Und der Sklave ist frei und der Süden fügt sich allmählig, den Neger als seines Politisch-Gleichen anzuerkennen, mit ihm, ja so gar für ihn zu stimmen. Welcher Umschwung der Verhältnisse! Welcher Sieg der „Nothwendigkeit" über das verjährte Vorurtheil der Farbe! Wohl ist noch Alles Gährung; doch das Präcipitat wird jedenfalls mit einer wesentlichen Kruste der Menschenrechte zur Vollendung kommen. Nur immer vorwärts! Und wer nicht willig geht, wird endlich vom Strome mitgerissen gegen seinen Willen. So geht es auch dem armen, guten Maxel in Mexiko: er wollte nicht gehen, als er noch freiwillig gehen konnte; jetzt wird er bald gehen müssen, wohin er gekommen war, wenn anders Juarez so großmüthig sein sollte, ihn laufen zu lassen, anstatt seinen Habsburger-Kopf als Sühne zu fordern für die Sünden seiner Ahnen, für das Verbrechen des Filibusters Napoleon und den Schimpf der fremden Abenteurer gegen das republikanische Streben der Patrioten.

Ja, Mexiko ist demoralisirt; aber durch wen? Durch die Priester! Und diese Priester werden wohl bald die Obersten von Jenen sein, die einen Anschluß an Uncle Sam befürworten, um ihr Verdummungs-System unter der Aegide der hiesigen Religions-Freiheit fortzusetzen. Amerikaner! hütet euch vor Wölfen in Schaafskleidern! Sehet zu, daß diese gepriesene Religionsfreiheit, die jeder geistigen Prostitution der babylonisch-römischen und amerikanisch-puritanischen Kirchen — gleiche Rechte und freies Feld einräumt, sehet zu, daß sie nicht zur Mörderin eurer politischen Freiheit werde! Das ist der wahre Sinn des: „Beware of Foreign influence!" (Hütet Euch vor fremden Einfluß!)

Ich machte einen Spaziergang von anderthalb Meilen nach Dollmeier's Destillerie und Essigfabrik. Ein sehr angenehmer Weg. Vor der Revolution hat man englische Stempelbeamte in Effigie gehenkt; jetzt werden die Liqueur-Fässer amerikanischer Fabrikanten unter Schloß und Riegel gestempelt und von amerikanischen Beamten inspicirt, um gehörig getaxt verkauft werden zu dürfen. Nun, hoffen wir, daß diese in Folge des Sieges militärischer Nothwendigkeit uns auferlegte Besteuerungsnothwendigkeit eine vorübergehende sei, und alsbald wieder ein weniger drückender Status der Taxation eintreten wird. Gleiche Ursache, gleiche Folgen. Es rächen sich stets physische sowohl wie politische Fehler und Verbrechen. Wer Reform verschmäht, muß gefaßt sein auf Revolution und ihre Folgen.

An Bord des „Cincinnati u. Marietta Transfer Boat" an das jenseitige Ohio-Ufer und von da mit dem Zug nach Maritta gefahren. Ein delicates Austergericht empfing mich hier im Restaurant des Hrn. Kehrer. Eine Spazierfahrt, bei freundlichem Wetter, nach seiner Sommerwirthschaft, circa 100 Fuß über dem Ohio-Spiegel gelegen, war ein ausgefülltes Intermezzo dieser Tour. Die Stadt ist prachtvoll gelegen und das Flußgebiet mit seinen Bergen bietet von Kehrer's Hill aus gesehen ein sehr schönes Panorama. Marietta hat 7000 Einwohner, worunter viele Deutsche. Es sind da Eisengießereien, Wahl- und Sägmühlen, Gerbereien, eine Stuhl- und eine Wassereimer-Fabrik. Die deutschen Protestanten beten Jesum in zwei Kirchen an. Ich hatte das Vergnügen Einen der Pastoren in einem Gasthaus zu begegnen, der da sehr beliebt ist. In seiner Gesellschaft befand sich ein anderer Ehrwürdiger, auf Reisen, der ebenfalls das Vergnügen äußerte, mich zu sehen und der sogar den gräßlichen Wunsch hegte, ihm die Fackel zu schicken. Ihr beklagenswerthen Freidenker in Neverenden, arbeiten habt Ihr nicht gelernt, graben wollt Ihr nicht, zu betteln schämt Ihr euch; also: wird denn gepredigt, getauft, katechisirt, confirmirt und copulirt im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der längst schon auf der Universität von Euch gewichen war und nun als religiöses Gespenst euch dienen muß, um — zu leben. Mundus vult decipi.*) Dies ist das höchste Dogma der Priester; dies ihr Trost, welcher ihnen zarten Gewissen eben so wenig Skrupel verursacht, als dem Soldaten der Mord eines Feindes, dem Metzger der Tod eines Ochsen, dem Aemterjäger das Wohl oder Weh der Republik u. s. w.

Von Marietta ging es nach Wheeling. Hier Louis, den Radikalissimus und Osterling's Glasfabrik besucht, über die Eisenbrücke gefahren und die Reise per Eisenbahn nach Pittsburg fortgesetzt. Pittsburg, dieser Fabrikstadt, so ihres Gleichen in Amerika nicht hat; nach diesem Stadt-Vulkan, qui, wie der Franzose von Vesuv sagt, a toujour le pipe dans la bouche.**) Der Ruch ist es auch, der hier allen Reisenden als Stoff dient zum mockiren, sakyriren, blasphemiren, wenn sie zum ersten Mal die „Geräucherte" mit ihrem weißen Teint beehren und es mit Wort und Schrift so recht kräftig darthun, daß man sich hier 100 Mal des Tages waschen müsse und dennoch nicht rein sein könne. So ging es mir auch selbst, als ich zum ersten Mal nach Pittsburg kam, obschon mich schon damals das Imposante dieser Stadt und ihrer kahlen, zum Theile kultivirten Berge für den Ruß bedeutend entschädigt hat. Man muß mehre Tage hier weilen, das große, seltene Panorama zu verschiedenen Jahreszeiten, bei verschiedenem Colorit und verschiedener Beleuchtung sehen, man muß die Mühe nicht scheuen, die Bergwege in mehren Richtungen zu verfolgen, und man wird da Scenerien des Imposanten, des Schauri-

*) Die Welt will betrogen sein.
**) Der stets die Pfeife im Mund hat.

gen, des Erhabenen u. des Schönen in kaleidescopischer Mannigfaltigkeit finden, wie man sie kaum sonst wo auf Erden auf gleiche Weise finden kann. Der Rauch — je mehr Rauch, desto besser für eine Fabriksstadt. Gegenwärtig war eben weniger Rauch als es sein sollte; denn circa 8000 Arbeiter, sagte man mir, haben die Arbeit eingestellt, um höheren Lohn zu erzwingen. Das sind die sogenannten Strikes, die selten zu Gunsten der Arbeiter ausfallen, da sie selbst bei erzwungenem höheren Lohn das nicht ersetzen können, was sie durch Monate lange Einstellung der Arbeit verloren haben. Der Kampf zwischen Capital und Arbeit wird noch lange fortdauern und, man darf wohl sagen, da der Communismus bei den Menschen, wie sie sind unausführbar ist, immer fortbleiben; außer ein neuer Deukalion bringt ein neues, vollkommenes Geschlecht hervor.

Sonntags machte ich mit Lehrer Neuffer einen Morgenspaziergang über eine der großen Alleghenybrücken nach der jenseitigen Stadt Alleghenys City. Man hegt den Plan, diese Stadt nebst Birmingham am anderen Ufer des Monongahelaflusses zu Einer Corporation zusammenzuschmelzen; doch wird man, der höheren Besteurung wegen, in beiden Schwesterstädten auf bedeutende Opposition stoßen. Wir verirrten uns auf unserer Tour nach einer deutschen evangelischen Kirche, die gedrängt voll war u. uns keinen Raum ließ, um der Festlichkeit einer „Confirmation der Kinder in der Wahrheit des Christenthums" beizuwohnen. Auch wir waren ja in dieser Wahrheit confirmirt worden und ich denke noch recht lebhaft daran, wie ich den Entschluß gefaßt habe, stets gut zu bleiben. Uebrigens war der Ritt meines braven geistlichen Herrn nicht stark genug, um mich unerschütterlich an die Wahrheit des Christenthums zu fesseln und das möge ein anderer geistlicher Herr, mein Onkel, der mir Mirabeau's System de la Nature im Vertrauen zum lesen gab, ganz besonders bei seinem lieben Herrn Jesus verantworten. Das Denkvermögen läßt sich eben nicht hermetisch verschließen und was selbst die Scheiterhaufen der Inquisition nicht verhindern konnten, das freie Forschen, das wird die Wissenschaft der Neuzeit um so rascher fördern helfen.

Dicht neben der Kirche besuchten wir die Turnerhalle, die, noch nicht ganz frei von kirchlichem Einfluß, bereits freies Element genug in sich selbst schließt, um meiner Propaganda Eingang zu verschaffen. Es entspann sich dabei eine interessante Debatte, ob man bei den jungen Leuten vorbereitungsweise zu Werke gehen, oder ihnen mit atheistischen Lauteren, a la Meslier, plötzlich den Stahr stechen soll. Die Meisten waren für den Uebergang vom leicht Faßlichen zum Schweren und zum Kühnen. Freund Neuffer, der Ex-Theolog, hielt es mit meinem Onkel, dem geistlichen Herrn Silos, der mir Mirabeau zu lesen gab, und befürwortete den gesunden Menschenverstand des Pfarrers Meslier, als das faßlichste und beste Mittel einer radikalen Geisteskur. Ich für meinen Theil halte dafür, bei der freien Wahl freier Schriften, die Operation mit Strauß, Volney, Thom. Paine, Ludwigh's Reden u. s. w. zu beginnen und den Cyklus mit Meslier und Mirabeau zu schließen. Kann man die reifere Jugend für Naturwissenschaften einpfänglich machen und sie bewegen, die Schriften eines Vogt, Moleschott, Büchner, Czolbe u. s. w. zu studiren, so wird die Kur eine um so sicherere sein, die keinen Rückfall zuläßt. Der Uebergang von Irrthümern der Religion zu mathematischen Wahrheiten der Wissenschaft ist auf dem dornigen Pfad des Skepticismus ein sehr schwieriger; daher es Pflicht von religiösen Irrthümern befreiter Eltern ist, ihre Kinder von dem Gift des blinden Glaubens und dem Pesthauch der geisttödtenden Sonntagsschulen zu bewahren und sie nach ihrer Fassungskraft frühe mit der Naturnothwendigkeit und ihren Gesetzen vertraut zu machen, und ihnen den Leitfaden zu geben zu einer gesunden Moral des Lebens. Aber, aber — wie viele Millionen Eltern kennen diese Gesetze selbst nicht; wie viele sind durch Geschäft und Arbeit verhindert, sich mit der Erziehung und steten Aufsicht ihrer Kinder zu befassen — der Staat baut Schulhäuser, Gefängnisse und Galgen und glaubt, damit Alles gethan zu haben, was die Civilisation des 19. Jahrhunderts von ihm zu erwarten berechtigt ist. Et hinc illae lacrymae (daher diese Thränen) der Unwissenheit, Rohheit und Verbrechen.

In Herrn Nestler's Gesellschaft machte ich einen Spaziergang auf den steilen Wege nach Troy Hill. Sind also hieher in Troja gewesen, haben hier zu unseren Füßen im vulkanischen Schooße des Flußgebietes das trojanische Roß gesehen, nicht mit Soldaten gefüllt, um die Stadt zu besiegen, sondern mit emsigen Arbeitern, die im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod verdienen und — auf dem Schlachtfelde der freien Concurrenz Einzelne zu einflußreichen Führern und reichen Matadoren des Krieges machen, der zwischen Capital und Arbeit geführt wird. — Das Panorama zu unserer Rechten mit der Aussicht von Lawrenceville und vielen rauchenden Fabriken, am Fuß der Kohlenberge, so daß zur Linken mit hübschen Residenzen und rebenbepflanzten Hochflächen und Hügeln war, in der That, ein prachtvolles. Diese Weinberge versetzten mich im Geist nach Tokay, Muda und Tallya, wo der ungarische Nektar wächst, den ich als Jurist, in den Ferien in eines jungen Freundes Keller, von der edelsten Sorte trank, wobei, besonders vor einem Jägdgulasch, der „vaterländische Speck mit Paprika" (rothem Pfeffer) nicht fehlen durfte.

Wir setzten unseren Spaziergang 2 Meilen weit fort, machten Halt bei einigen Bekannten, besuchten den Gärtner Jul. Decker, der da 17 Acker mit Reben bepflanzt hat, und kehrten zur Stadt zurück. Wenn man auf dem Wege fünf Brauereien vorübergeht, so läßt es sich wohl erwarten, daß man auch einkehre. Wir besuchten denn um so eher drei derselben, die von Hechelmann, Siedle und Ruh, da sie Leser der Fackel sind.

Den Abend würzte mir ein Gastspiel der gefeierten

Künstlerin Methua Schaller, auf der englischen Bühne, in Romeo und Juliet. So ausgezeichnet das Spiel der Juliet war, so mittelmäßig war das Orchester, mit seinen dem Publikum at large angemessenen Tonstücken. Das Haus gleicht weder von Außen noch von Innen einem Kunsttempel und steht in architektonischer Hinsicht, als Theater, weit unter der Mittelmäßigkeit.

Am 18. fuhr ich nach Johnstown, im Cambria County von Pennsylvanien. Eine rührige Stadt, romantisch situirt, in einer Gegend, die reich an Kohlen und Eisen. Der Eisenhammer der Cambria Works ist von Bedeutung. Wer einen angenehmen Spaziergang machen will, der besuche hier im schönen Thale das schöne, neue Hotel des Herrn Fritz.

Von Johnstown zurückgekehrt versuchte ich es, ob es mir zu Alleghany City möglich sie, in einer Stadt mit so vielen Kirchen und frommen Leuten Zuhörer zu einer freien Rede zu bekommen. Das Thema war: „Tod und Auferstehung, in physischer, geistiger und politischer Hinsicht." Ich traf mehr Zuhörer als ich erwartet hatte, und wenn auch nicht Alle mit der radikalen Auferstehung so zufrieden gewesen sein mögen wie die radikale Frau Gr. b. ach, so verließ doch Niemand aus Entsetzen den Saal und ich durfte mit Recht den Schluß daraus ziehen, daß es trotz der vielen Kirchen auch hier Viele giebt, die, der Lehre der christlichen Dogmatik entwachsen, entweder in gar keine Kirche gehen, oder sie blos aus „Geschäftsrücksichten" zuweilen besuchen.

Wir haben in diesem Lande allerlei Gemeinden und allerlei Vereine; doch die naturhistorischen Gesellschaften, wie z. B. Eine in Cincinnati rühmlich besteht, sind noch sehr, sehr rar.

Eine Buggy-Fahrt in Birmingham mit G. N. Fischer und Hamm auf's Land, zu dem Winzer J. Franz und eine dito mit Herrn A. Hartje in Alleghany City zur Fabrik für glasirtes Eisen-Kochgeschirr der Firma Albora, Hartje und Wiley, waren der letzte Genuß während meines diesmaligen Aufenthaltes von 6 Tagen in den drei Schwesterstädten, an den interessanten Ufern der Alleghany- und Monongahela-Flüsse, welche nahe Pittsburg ihre Namen dem Ohio-Strom opfern und mit ihm sich bei Cairo in den Mississippi ergießen.

Ehe ich Pittsburg verlasse, will ich noch in Kürze von dieser Rauchstadt einige Data beifügen. 180 Fuß über der Oberfläche des Erie-Sees gelegen, von Hügeln an 400 Fuß hoch umgeben, durch die Nordost- und Nordwest-Winde gehörig ventilirt, und ferne von den schädlichen Exhalationen der Sumpfgegend des Mississippi, ist Pittsburg eine der gesündesten Städte des Westens. Das jährliche Verbrennen von mehr als 10 Millionen Buschel der bituminösen Kohle, wodurch die Luft mit reinigenden Gasen geschwängert wird, mag wohl die Hauptursache sein, daß hier pestartige Krankheiten keinen Eingang finden.

Das Frauengeschlecht ist in den Ver. Staaten im Allgemeinen nicht nur dem Namen nach, sondern wirklich ein schönes Geschlecht, obschon von sehr kurzer Blüthe, zart und — enervirt. Die Ursache ist zu delicat, um sie hier anzugeben. Um sie zu erfahren, mögt Ihr eure „vermaledeiten" Quacksalber fragen, die durch ihre Zeitungs-Annoncen, geheime Vorlesungen und Abort-Medikamente das Geschlecht zu Grunde richten. Pittsburg scheint eine Ausnahme zu machen; denn in keiner andern unserer Städte kann man so viele hübsche und kerngesunde Mädchen und Frauen sehen als eben hier. Auch in den Kleidern der Damen bemerkte ich hier weniger Extravaganz als in anderen Großstädten; schwarze und dunkle Farben sind stark vertreten. — Das mag wohl auch im Rauche seinen Grund haben, der aus den Schornsteinen von 500 großen Manufaktur-Etablissementen emporsteigt, und weder Teint noch Kleider schont. Ja, 500 große Fabriken, 50 Glaswerke, 15 Töpfereien, 46 Eisengießereien, 31 Eisenhämmer (rolling mills), 33 Maschinenfabriken, 53 Oehlraffinerien, außer verschiedenen anderen Werken, welche zusammen jährlich über 100 Millionen Doll. Werth produziren.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne, sprach der weise Salomo. Würde er jetzt aus Abrahams Schoos herab eine Reise nach Amerika machen, so würde er Vieles finden, das zu seiner Zeit die Sonne noch nicht beschienen hat. Auch ich fand bei meiner Tour von Pittsburg, via Meadville, in der Oehlregion Pennsylvaniens wieder etwas Neues für mich, das höchst interessant ist und gesehen zu werden verdient. Da hat man eine neue Phraseologie zu studiren, um sich in „the land of Derricks and of Tanks" (im Land der Gerüste und Bütten) etwas orientiren zu können. Da begegnet man z. B. mitten im Schooße der Demokratie einer Royalität, deren Krone jedoch in nichts anderem besteht, als in dem Quantum des Oehles, das von Seiten der Pächter an die Landbesitzer bezahlt wird. Die Oehlbrunnen werden theils durch die Landeigner selbst, meistens aber durch Pächter und Gesellschaften gebohrt und geschöpft. Man höre da ist den Ausdruck dry hole (trocknes Loch); dies will nicht sagen, daß da kein Oehl gefunden wurde, sondern, daß der Ertrag nicht groß genug war, um die Arbeit bezahlt zu machen. Einen Brunnen, welcher sich gut rentirt, nennt man ein big thing (ein großes Ding). Das so manche arme Schlucker durch Glück und Beharrlichkeit reich, ja Millionäre geworden, ist eben so wahr und folgerecht, als daß sehr Viele ihr Capital verbohrt und sich, wenn auch nicht fatisch verbohrt, doch bedeutend verbohrt haben. Oehlspekulanten und Goldjäger haben ein gleiches Loos. — Ein großer Treffer zu 1000 Nieten.

Ich fuhr ohne den Segen eines Passes, nach Meadville, im Crawford County, Pa. Die Reise durch gebrochnes Land ist sehr anmuthig und besonders hübsch die Lage der erwähnten Stadt. Polykrates hieß der freie

Mann, der mir den Weg nach Meadville durch eine eingesandte Subscribenten-Liste eröffnet hat. Polykrates war nun fort, doch traf ich Denkgenossen und Freunde da, wie man sie im Weinberge des Radikalismus höchst selten findet, am allerschwersten in den Landstädten von Pennsylvanien, wo es viele Deutschländer, sehr wenige Deutsche und keine Teutsche giebt. Solche Theilnahme für mich selbst, für die Fackel und meine Propaganda ist mir, in der That, noch nirgends in so hohem Maaße zu Theil geworden und ich kann nicht umhin, die Namen jener Braven, denen der Name freier Männer ganz besonders gebührt, hier laut zu nennen und den Spalten der Fackel, zum dauernden Angedenken einzuverleiben: D. Schreiber, Fr. Wälte, D. Schunk, Fr. Greeble, H. Berg, H. Stern, Nik. Dudenhöffer. Daß es außer ihnen noch mehre andere gesinnungstüchtige Männer in dem Städtchen giebt, davon konnte ich mich bei einem öffentlichen Vortrag überzeugen, durch den Beifall, so demselben gezollt ward. Die angenehmen Stunden, welche ich hier, besonders im Hause von Wälte und Schreiber, genossen habe, werden nie meinem Gedächtniß entschwinden.

Das Ziel meiner Tour von Meadville war Erie, auf dem Wege durch die Oehlregion via Oil City, Petroleum Centre und Titusville. Durch die beispiellose Rührigkeit, welche hier bei Ausbruch des sogenannten Oehl-Fiebers herrschte, durch den Andrang Tausender von Fremden wurden alsbald Eisenbahnen gebaut, welche durch die große Produktion des Petroleums (Steinöhls) zur Versendung desselben um so nothwendiger gebaut werden mußten. Die Oil Creek-Bahn wurde im Monat Juli 1866 bis Boyd's Farm, jetzt ein Theil von Petroleum Centre, vollendet. Die Compagnie baute große Waarenhäuser, schöne Officen und sorgte für Fabrikation großer Eisenbütten für den Transport auf den Schienen. Die Farmer's Bahn wurde im Okt. 1866 vollendet, mit einem Terminus zu Petroleum Centre und Oil City. Diese Stadt, an der Mündung der Oil Creek gelegen, wird von divergirenden Linien zu Eisenbahn und per Dampfboot berührt und erhielt durch diese Verbindungsbahn von etwa 8 Meilen im Mittelpunkte der Oehlregion sehr große commercielle Vortheile.

Petroleum (von petra, der Fels und oleum, Oehl) in der deutschen Sprache als Steinöhl bekannt, wurde in geringem Quantum, meist nur in Apotheken, seit langer Zeit her gekauft. Die natürliche Lage der Petroleums in den Straten ist jener der Steinkohlen ähnlich. Es occupirt gewisse Horizone zwischen den Straten, zwar unregelmäßig, doch stets unter schweren Sandfelsen, welche selbst nicht von den flüchtigsten Gasen bei der stärksten Tension durchdrungen werden können. Ein Stratum des Oehls kann von keiner großen Dicke sein; etwa blos von einigen Zollen bis höchstens zu 2 Fuß, und mag sich in der Weite von 10 bis 100 Yard weit und in der Länge mehre Meilen weit erstrecken.

Die ersten Versuche wurden im Jahr 1859 auf der Washington McClintock Farm gemacht. Der erste Brunnen, der Oehl lieferte, war Nr. 1 an der Mündung des sogenannten Wildcat Hollow, einer circularen Rapine in der Länge von ¼ einer Meile. Man pumpte daraus 20 Barrels per Tag, zu $17.00 im damaligen Werthe. Nach einem Jahr nahm der Ertrag ab und der Brunnen wurde für eine Zeit lang aufgegeben. Nachdem er nach schwerer Arbeit einiger Wochen tiefer gebohrt ward, zeigte sich der Ertrag wieder lohnend; die Größe des gebohrten Loches war 3¼ Zoll und die Instrumente, welche beim Bohren angewendet wurden, hatten das Gewicht von 250 Pfd. Individuen wetteiferten bald ihr Glück zu versuchen und große Gesellschaften organisirten sich mit namhaftem Capitale. Auf der interessanten Fahrt durch wild-romantischen Thäler sieht man jetzt Städte, die wie Pilze aus der Erde hervorgeschossen sind und hunderte von Gerüsten, (Derricks) von pyramidaler Form zur Senkung der Instrumente gebaut, geben diesem „Land der Pyramiden", in der Ferne betrachtet, das Ansehen einer Seestadt mit zahlreichen Masten.

Die extemporirten Städte bestehen aus Framehäusern und in so mancher Bretterhütte rasirt der fashionable Barbier und stellt der Kaufmann seine Waaren des Luxus zum Kauf aus. Spekulanten, und der damit gewöhnlich verbundne Schwindel, haben seit Kurzem bedeutend abgenommen; doch herrscht da in diesem modernen Oehldorado noch immer ein sehr reges Leben in Bezug auf Produktion; obschon Oil City, Petroleum Centre und Titusville jetzt bei der allgemeinen Geschäftskrisis brach da liegen; besonderes letzter Platz, wo Alles fortzieht, was nicht durch liegendes Eigenthum oder Mittellosigkeit an die Scholle gebunden ist.

Unter den vielen Oehlgesellschaften giebt es auch eine Germania Oehlcompagnie, von welcher Obrist Otto Harrhausen Agent ist. Ihre Brunnen bringen täglich von 40 bis 100 Fässer (Barrels) Oehl.

Das gefährlichste Element für diese Region ist das Feuer. Ein Zündhölzchen genügt, um das Oehl in einen verheerenden Lavastrom zu verwandeln. Das erste Feuer war hier im Sept. 1865 ausgebrochen. Man sagt, daß es auf Anderson's Farm, durch den Funken eines Sandsteines entstanden sei, als die Arbeiter mit Graben eines Bettes für eine neue Oehlbütte beschäftigt waren. Nachdem sich das Gas entzündet, wurde sogleich eine nebenstehend Bütte in Flammen gehüllt. Die Bütte enthielt 300 Barrels Oehl und außerdem floß eben aus zwei Röhren der brennenden Bütte Oehl zu. Die Leute der Maschinenhäuser sind glücklicherweise, mit verbrannten Kleidern, dem zerstörenden Element entkommen. Die Gerüste u. Gebäulichkeiten von zwei Brunnen wurden niedergebrannt und beide Maschinen ruinirt. Als die Bütte des Anderson Brunnens zerborstete floß das Oehl ein brennender Strom dahin, kam mit dem Brunnen Nr. 2 in Berührung

und zerstörte Alles dazu Gehörige, worunter Bütten mit 200 Faß Oehl. Bald erreichte der Strom eine Raffinerie. In wenigen Minuten war sie in Asche gelegt und 300 Faß gereinigtes Oehl wurden vom Feuer verzehrt. Der Strom floß noch weiter hinab in seiner zerstörenden Wuth und die Bewohner von Petroleum Centre schwebten in der größten Gefahr. Alles eilte zur Arbeit, um sich und die Stadt zu schützen. Nachdem man rasch 7 Dämme aus Schlamm und Stein über die Ravinen gebaut hatte, wurde dem brennenden Strome vor einem Brunnen Einhalt gethan, wo sich eben 1000 Faß Oehl befanden. Das Schauspiel muß fürchterlich erhaben gewesen sein. Das Krachen und Donnern, das Emporsteigen von kolossalen Rauchwolken hat den Schrecken mehre Meilen weit hingetragen im angrenzenden Revier. Das Feuer jedoch im März 1866 war das Schrecklichste für Brunneneigner und Pächter, das sich bis dahin in der Gegend ereignet hat. An 40 Acker Grund waren nach der Feuersbrunst mit geschwärzten Ueberresten von Maschinen, Gerüsten und Bütten bedeckt. Das Feuer entstand durch eine Bütte, welche durch Gas mit Donnerknall explodirte. Der Schaden dadurch belief sich auf $200,000. Der glühende Strom nahm seine Richtung der Creek zu, ergoß sich über viele mit Oehl beladene Boote, welche losgerissen vom Ufer mit der Schnelligkeit von 5 Meilen per Stunde dahin schwammen und eine Scene darboten, welche Dante's Hölle zur Wahrheit zu machen schienen. Das Weinen und Jammern von Weibern und Kindern, das wilde Heulen und Fliehen von Männern mag wohl einige Aehnlichkeit gehabt haben mit dem Ausbruch des Vesuv's, der einst Pompeji zerstört hat.

Die Gefahren, welche Menschen und ihre Habe bedrohen, sind Legion und es ist ein Zeichen crasser Borniertheit und dummen Stolzes, sich aufzublasen durch dünkelhafte Selbstüberschätzung der Geburt, des Ranges oder des Reichthums wegen.

Mein Aufenthalt in Erie, Cleveland und Fort Wayne war zu flüchtig und der Stoff für Notizen eben auch so unbedeutend, daß ich dieses Mal in jenen Plätzen Nichts zu notiren fand. Auch sehnte ich mich nach vierwöchentlicher Abwesenheit von Haus, Weib und Kinder wiederzusehen und so fuhr ich denn über Logansport rasch und ohne weitren Aufenthalt nach Cincinnati.

Es war Mittwoch, als ich an der Cuminsville-Ludlow-Station, ausstieg und im Finstern, bei starkem Regen, nach der nahen Wohnung ging. Auch dieses Mal fehlte kein Haupt.

„Hoffe immer das Beste und sei stets für das Schlimmste vorbereitet," ist eine empfehlenswerthe Maxime für Jeden, besonders aber für Jene, die viel auf Reisen sind. Nicht immer lacht Apollo — nicht immer scheint die Sonne; auch Stürme sind absolute Bedingungen des Lebens. Sape!

Für die Fackel.

Der Gegensatz der Doppel-Pole.

Von C. Porsch.

Der innre Mensch ist ein Magnet,
Der zwischen zwejen Polen steht
Gleich einer Pompaß-Nadel.
Der Liebe Südpol — positiv —
Der Freiheit Nordpol — negativ —
Verleihen ihm den Adel
Der Seele, wenn er durch Verstand
Des Gegensatzes Wahrheit fand
Und beide Pole achtet;
Nicht nur nach Inklination,
Auch nach der Deklination
Auf beiden Seiten trachtet.
Doch, leider, jedes Gleichniß hinkt,
Denn seine Wahrheit ist bedingt,
Kann Widerspruch erfahren.
„Der Mensch ist der Magnetenstein!"
Er hüllte sich in Eisen ein
Seit Tausenden von Jahren,
Er kennt den Werth der Pole nicht;
Die Schwere nur gab ihm die Pflicht,
Sich zu centralisiren.
Die Liebe wie die Willkührkraft
Sieht man in toller Leidenschaft
Sich wechselnd potenziren. —
Zwar hat man in des Ganzen Wohl
Den allgemeinen Lebens-Pol
Schon lange ausgefunden;
Doch, „daß ein Ganzes Jeder Pol"
Das will der Massen-Tyrannei
Noch immer nicht recht munden. —
Die todten Stoffe binden sich
Durch Uebermacht, unwissentlich,
Nach ewigen Gesetzen.
Der Mensch hat der Verbindung Wahl
Und, wird ihm eine Form zur Qual,
So darf er sie verletzen.
Bisher that er's mit Schmerzen nur;
Er glaubt, es lieg' in der Natur-
Nothwendigkeit des Bösen.
Drum hat er eine Form erwählt,
Worin er sich vergebens quält
Um friedlich sie zu lösen.
Denn, wie er glaubt, so handelt er
Und jedes Gute wird ihm schwer
Durch seinen bösen Glauben.
Will er sich davon nicht befrei'n,
So kehrt der heil'ge Geist nicht ein;
Trotz aller Kanzel-Tauben! —
Auf andere Welten, ohne Zahl,
Des Himmelreiches Ideal
Als ein Geschenk zu hoffen —
Ist Irrthum; aber, offenbar,
Auf dieser Erde ist und war
Und bleibt der Himmel offen!

Die Abderiten.

Von Jul. Weber.

Der Thorheit zu entbehren ist die erste Weisheit.

Die Abderiten? eine Ilias nach Homer? Geruhen die Wielandianer aber nur ruhig weiter zu lesen, und sie werden finden, daß ihr Liebling den reichen Gegenstand lange nicht erschöpft hat. Der Vorsprung der Einbildungskraft vor der kalten Vernunft -- Einfälle apres le coup -- viel Sprechen ohne Denken — Kleinigkeitsgeist, vorzüglich aber eine große Meinung von vermeinter Weisheit (die man vorzüglich uns Schwaben vorwerfen will) machen die Grundlagen des Abderiten-Charakters, daher es noch Abderiten giebt, obgleich Demokrits Vaterstadt bis auf den Namen längst verschwunden ist. Die Abderiten scheinen so unsterblich zu sein, als der Samen Abrahams, Isaaks und Jakobs, vermischt mit allen Völkern der Erde.

Die Abderiten sind beschränkte Köpfe, deren Wissen oft schlimmer ist, als natürliche Unwissenheit, weil sie es für das Non plus ultra aller Weisheit um so mehr halten, weil sie ihr Abdera Allem vorziehen, und selten mit Fremdlingen verkehren, die weiter sind. Sie schließen gerne den Stall, wenn die Kuh fort ist, und ihre dümmsten Streiche datiren sich gewöhnlich, wenn sie es recht gut machen wollen. Abderiten bauen einen köstlichen Brunnen ohne an das Wasser zu denken, stellen die Venus des Praxiteles von 5 Schuh auf einen Obelisken von 80 Schuh, und wehe dem, der nicht von den heiligen Fröschen der Latona gerade so denkt, wie sie, und pflegen diese so lange, bis deren Menge sie selbst zum Lande hinausquakt, wie Kaninchen die Bewohner der Baleuren und die Ratten die Bewohner der bermudischen Inseln vertrieben haben, statt ihnen, wie die Holländer, zuzurufen: „Jetzt packt euch, ihr alten Bewohner," oder der Einsiedler von St. Helena, den daselbst mehr als eine Ratte incommodirt zu haben scheint. Die Abderiten sahen vor lauter Fröschen, wie andere den Wald vor lauter Bäumen nicht, was beides in Holland nicht der Fall ist, und stimmten und zankten sich so lange, bis der Stundenrufer Mittag anzeigte, wo dann die Idee des Tisches andere Ideen pro patria verschlang, und dann nahte die Stunde des Theaters. Der Vers des Euripides: „O du der Götter und Menschen Herrscher, Amor!" allein schon stürzte sie in ein wahres poetisches Fieber, Alles leierte diesen Vers, und nun kam noch der Prozeß um des Esels Schatten, und stürzte sie in die tollste Prosa, so, daß es zu Abdera nichts mehr gab als Schatten und Esel.

Die Abderiten gleichen jenen Mäusen, die lange Conferenzen hielten: Wie sich am besten gegen den Katzenfeind zu benehmen sein möchte? der klügste Vorschlag schien der, jeder Katze eine Schelle anzuhängen, aber da sie schon voll Selbstgenügsamkeit auseinander gehen wollten, fiel es doch noch einer alten Maus ein zu fragen: „Aber wer hängt den Katzen die Schellen an?" Alles schwieg betroffen — glücklicher Weise rief der Stundenrufer Mittag, man ging hinaus und die Welt hatte nichts als ein Sprüchwort weiter zum Andenken Abderas. Nur damals scheint ein hochweiser Magistrat noch betroffener gewesen zu sein, als Hippokrates ihren Mitbürger Demokrit, zu dessen Heilung sie den wohlberühmten Arzt herbeigerufen hatten, für den Gescheitesten von ganz Abdera erklärte!

Der Hauptjammer der Abderiten ist, daß sie nie selbst einsehen, wo es ihnen so eigentlich fehlt, ihr unseliger Hang, jeden höheren Menschen zu sich herabzuziehen, und ihre Unverträglichkeit mit Männern, die anders denken, besser denken, und überhaupt denken — ja lange genug blos in sich gelächelt haben, wenn es nicht so arg wurde, daß sie den Spieß der Satire, wie Saul, nicht nach ihnen, sondern nur neben ihnen hin in die Wand schleuderten. In einem solchen Fall befand sich der gescheite welterfahrene Demokrit, ein Abderite, folglich hatten sie ihn schon als Knaben gesehen, wie konnte er weiser sein, als ältere Personen? er dachte und that fast von Allem das Gegentheil, wie konnte er klüger sein, als sie? er lebte einsam, und floh ihre Gesellschaft, wie konnte er sie lieben? er ging auf Reisen und suchte anderwärts, was er ja daheim besser hatte — er ist ein Narr, man rufe Hippokrates — man gebe ihm Nießwurz, hieß es .... Die Alten machten starken Gebrauch von diesem drastischen Mittel, bei uns hört man gar nichts mehr davon: sind wir weiser als die Alten und haben sich die Lieblingsphrasen der Abderiten: „Es wird sich schon geben," „Es wird schon kommen" bewahrheitet? Es scheint mir doch nicht der Fall zu sein, folglich müßten wir nothwendig mehr Abderiten zählen, denn sie? Ich kann nichts entscheiden, habe aber wenigstens selbst erfahren, daß die Priester der Latona wild wie Strobylus wurden, wenn man einen ihrer Frösche zergliederte, und ein Archon hat mich selbst mit viel Accent gefragt: „Was ist denn eigentlich der Zweck Ihrer Reisen?" meine Antwort, die er jedoch nur halb verstanden haben kann, schien nicht zu munden — die kurze Antwort: „Reisen!"

Beinahe jedes Land hat sein Abdera, wohin man alle hochweisen Albernheiten zu verlegen pflegt, wobei man aber wohl die ernste Frage aufwerfen darf: „Ob immer mit Recht?" Mich will bedünken, daß selbst dem Original-Abdera einiges Unrecht geschehen wäre, denn die wenigen Nachrichten, die wir haben, rühren vom Spötter Lucian, und scheinen mir verdächtig, und die Nachrichten, die uns Herr Professor Magnenus in seinem Democritus reviviscens geben, können den Käufer des Buches blos ärgern, denn es ist blos von Atomen die Rede! Welche heutige Stadt würde nicht einen Philosophen, der stets einsam zwischen Gräbern lebte, stets Luftgestalten erblickte — mit nichts spielte, als mit Büchern und Naturalien — nicht einmal di

Kegelbahn besuchte, noch weniger die Kirche, und zu Allem lachte, nicht auch für einen Narren erklären? die heutige Welt würde vielleicht, statt von Narren, von Idiosynkrasien und Eigenheiten blos sprechen und von Sonderlingen, ob sie aber wohl die Gutmüthigkeit des alten Abdera hätte — nach Hippokrates zu schicken?

Es scheint Abdera ergangen zu sein, wie unsern weiland Reichsstädten und Duodez-Monarchien, wohin man alle Bocksstreiche so gerne verlegte, ohne an die Schwierigkeiten zu denken, mit denen oft recht kluge und recht patriotische Männer der Stadt und des Ländchens zu kämpfen hatten, die in großen Verhältnissen gar nicht vorkommen konnten, folglich auch nicht gekannt waren. Mit einem kleinen freien Gemeinwesen stand es oft wie mit dem Komödiantenwesen, der Direktor des Theaters hat ein härteres Commando als der Generalissimus einer Armee, und der Direktor des zahlreichsten Tribunals — Alles wollte frei sein, und selbst in den weiland kleinen Duodez-Monarchien waren sie es, da Ansehen und pouvoir executif fehlte, und der Souverain seelenfroh war, wenn er mit seinem vordersten Rath keine Händel hatte, und die Kammer, neben Competenz, manchmal in ein kleines Anlehn consentirte. Ich selbst kann ein Lied hievon singen — ein Trauerlied, das in einem großen Staat ein Spottlied gewesen wäre, denn da hätte ich ohne allen Despotismus den Ruhestörer festsetzen lassen, um ihm den Prozeß zu machen, sammt den 2 — 3 Störchlern, die Nachts zu ihm schlichen, und dann ganze Gemeinden anfwiegelten, worauf die wichtigsten Akten abhanden kamen — hier, wo das ganze pourvoir executif in einem Kanzleidiener bestand – die Furcht vor dem Herrn längst verschwunden war — und Wetzlar Alles lähmte, wäre es unklug gewesen und hätte zur förmlichen Revolution geführet. Man wird stets über Abdera lächeln — wie bei den Namen Aalen, Bopfingen, Isny, selbst Nürnberg, und über das, was in den kleinen reichsritterschaftlichen gräflichen Ländchen vorging — aber bei näherer Kenntniß der Umstände fände man vielleicht auch Dinge, die Bewunderung verdienten, und auf jeden Fall Mitleiden! der Baccalaureus warf Sancho die hundert gefundenen Kronen vor in Gines Mantelsack, und dieser erwiderte: „Wenn ich für alle Prügel und Strapazen auf unsern Ritterfahrten nur für jeden vier Maravedi kriegte, müßte ich noch viele Kronen bekommen; ein jeder kehre vor seiner Thür, Jeder ist, wie ihn Gott gemacht hat, und manchmal noch schlimmer! und Gott allein weiß, was wahr ist!

Die Griechen hatten das berühmteste Abdera, wie viele andere Dinge, um die man sie beneiden dürfte und die Römer? Sie hatten zwar Abderiten und die größten sogar waren ihre Kaiser, Caligula an der Spitze, der die Brücke über das Meer baute bei Puteoli, nach dem fernen Brittanien marschirte, um von seiner Armee — Muscheln sammeln zu lassen am Strande, sich einen Gott nennen ließ, und Alles sein wollte, nur nicht Kaiser und Mensch — Römer hatten aber doch keinen Ort, wohin man Abderitenstreiche vorzüglich verlegte. Strabo sagt zwar von Cumä, daß es geneckt wurde mit seinem öffentlichen Ausrufer, der den Bewohnern, wenn er einen Regen kommen sah, melden mußte, sich unter ihre Vorhäuser zu begeben; aber Cumä war eine griechische Kolonie — wir sind also geneigter, die Orbis der Römer, ihre Urbs oder Rom für Abdera zu erklären, bis uns größere und gelehrtere Philologen vom Gegentheil überzeugen, und zwar um so mehr, als sich noch selbst im 19. Jahrhundert so viele Spuren von Abderitismus in Neu-Rom zeigen, halbbegraben in den Ruinen Alt-Roms.

Frankreich verlegt alle Abderitenstriche nach seiner Normandie und Garonne oder auch nach Beaune in Burgund, obgleich die Seine die größten Abderiten in einer Stadt vereint. Man hat eigene Sammlungen, woran sich die Hauptstädter belustigen, ohne an sich selbst zu denken, und Piron hat sich bekanntlich mit den Anes de Beaune viel Spaß gemacht. Der Bürgermeister daselbst soll einst einem Regiments-Chef, der mit demselben durch den unsichern Wald marschirte, eine Bedeckung von vier Bürgern angeboten haben, und die Stadtthore haben schließen lassen, als ihm ein Kanarienvogel entkommen war. Piron hörte im Theater mehrmals rufen: „Still, man hört nichts. — Dies geschieht nicht aus Mangel an (Kürze der) Ohren" und mußte flüchten — auf dieser seiner Flucht köpfte er alle Nesseln, ich schneide meinen Feinden die Lebensmittel ab, man drohte noch stärker, und er antwortete:

Nie wird ihr Zorn mir Furcht verleihn,
Sie sattl' ich (schlag' ich) alle, und wär' ich auch allein!

man sandte ihm Pasquille wegen seiner Flucht, und er sang in einer Ode:

Und hättet ihr Zehntausend mir geschickt,
Sie wären all von Nutzen mir gewesen.
Als eure nackten Schwerter ich erblickt,
(Zu eurem Ruhme sei's gelesen)
Gab ihr Geschenke mir zu meinem Nutzen,
Papier . . .

Von den Normannen behauptet man, daß sie alle in freier Luft stürben, und ihnen unmöglich sei, blos Oui oder Non kurz weg zu sprechen, welches letztere ich selbst bezeugen zu können glaube. Gasconnade und Großsprecherei sind längst Synonymen. Jener Gascon rief bei den Worten: „Große Helden leben nicht lange, was kann ich dafür, daß ich nicht längst todt bin?" ein andrer — dem der Postmeister einen freien Diligenceplatz versprach, wenn er ihm auf der Stelle eine Gasconnade mache, rief: „Bei Gott, nicht für 100,000 Livres Renten," und der Postmeister: „Hier ist das Billet!" — ein Dritter beim Tode seiner Frau: „O! könnt' ich meinen Schmerz doch einbalsamiren." Man sprach von einer Denksäule auf dem Schlachtfelde von Hochstädt. „Ha!" rief ein Gascon, „wenn mein König über solche Siege Denksäulen errichten wollte, sähe ganz Frankreich einem Kegelspiel ähnlich." Im Revolutionskrieg muß

es sehr viele Gascon in der Armee gegeben haben; selbst als die Alliirten Paris besetzt hatten, strotzten und grotzten noch die Helden der Revolution, selbst vor den gewöhnlichen grünen Feldzeichen der Oesterreicher, wie der Puter beim Anblick eines rothen Tuches! Von Champagner hat man das Sprüchwort: „99 Hammel und 1 Champagnard machen 100 Stück Vieh," und jener Champagnard, der zu Paris bedauerte, „daß man vor den vielen hohen Häusern die Stadt gar nicht sehen könne," verläugnete wenigstens das Sprüchwort nicht. Napoleon fragte zu Rheims, da ihm Hammelsrippen aufgetragen wurden: „Ob das Hammelfleisch hier zu Lande gut sei?" und der Maire, der ihn verstand, entgegnete lächelnd: „Sire! en Champagne?" Nun? Hammelfleisch ist nicht zu verachten, und was Alles ersetzt, ist der Vine de Champagne, roth oder weiß, mousse oder non mousse, alt oder jung — ich bin viermal von Epernay — abgefahren, und immer zwischen zwei Räuschen.

Die Engländer halsen alle Albernheiten den armen Schotten, Iren und Wallisern auf, und ihr weiser Mann von Gotham in Nottinghamshire ist unser Schildaer. Butler und Swift schon machten Gebrauch davon, die Irish-Bulls und Puns sind bekannt, und Hudibras sucht vermöge der Algebra herauszubringen, wie viel die Glocke geschlagen habe? er wußte durch die bündigsten Syllogismen zu erhärten, daß ein Mensch kein Gaul sei, und durch Sinus und Tangenten fand er das wahre Gewicht der Butter, wenn er gleich anderer Seits wieder so einfach war, daß er stets nur einen Sporn trug

Denn trabt eine Seite rasch davon,
Dacht er, die andere folgt ihr schon.

Swifts Schneider von Laputa nahm mit einem Quadranten das Maaß zum Kleide, und die Laputer suchten Bücher mittelst Maschinen zu fertigen, Sonnenstrahlen aus Kürbissen auszuziehen, und Marmor zum sanften Schlafkissen zu erweichen!

Die Italiener verlegen alle Abderitenstreiche nach Bergamo, folglich muß man sie in den Annalen des Arlequins aufsuchen, der von Bergamo stammet. Die Schweizer haben ihr Lallenburg, und wir darüber das alte lustige Lallenburgbuch. Die Schweden haben ihr Gödertelje und Trosa, und die Dänen verlegen alles nach Jütland: „Wer zum Seeländer geboren ist, wird kein Jütländer," sagt der Seeländer, der sich als Hauptstädter oder Koppenhager betrachtet. Zu Lemberg lächelt man bei dem Namen des Städtchens Kulikow, und zu Wien, wenn vom Dörfchen Etzeldau die Rede ist, wie zu Königsberg über Domnau. Die Russen halsen alles den Kosaken auf, und da sie wohl die lustigsten Menschen in der ganzen weiten Monarchie sind, so lassen sich allerdings Streiche erwarten. Es scheint in der That, daß Abderiten, wenn sie einmal wissen, daß man ihnen nichts Gutes zutraut, ihre Unbefangenheit verlieren, und gerade desto eher dumme Streiche machen.

In Deutschland haben wir einmal Schilda bei Torgau, dessen Vertheidigung Langner in einem eignen Buche nahm (1747), Schöppenstädt bei Wolfenbüttel, Teterow in Mecklenburg, Polkwitz in Obersachsen — Hirschnau bei Amberg, Etzeldau bei Wien, Rüblingen sogar im Hohenlohischen ꝛc. ja, wem fielen nicht unsere sämmtlichen weiland wohllöbliche freie Reichsstädte ein, denen häufig unrecht geschehen, jedoch passirten auch manchmal so Dinge, wie 1783 zu Windsheim, wo in öffentlicher Gesellschaft Bürgermeister und Senator sich herumprügelten: mit Flegeln, Rotzbuben und Schlingeln um sich warfen, weil der Senator sich in seiner Gegenwart — mit den Ellenbogen auf den Tisch gelegt hatte! Ich wollte von unsern 6 ersten Reichsstädten, namentlich von Frankfurt, das ich am besten kenne, viel Komisches vorbringen, das mich bei dem Weltverkehr dieser Städte oft wunderte, aber ich liebe Frankfurt und seine gastfreien und mildthätigen Bürger, vor denen sich viele egoistische hochnasigte Residenzler verkriechen müssen. Ja! wer gedächte nicht eines ganzen Landes, wenn er nicht selbst Bewohner desselben zu sein das Glück hat: „Schwaben und Schwabenstreiche." Sollte jemand fragen: Aber woher kommen diese Albernheiten? so antworte ich, wie jener Schwabe dem wißbegierigen Reisenden: „Lediglich von der Luft, wie Euer Gnaden schon an Ihrer Frage zu bemerken belieben werden."

Schilda steht oben an, denn es säete zur Verbesserung der Stadtnahrung einige 100 Centner Salz, und da junge unbekannte Pflänzchen zur Freude der Bürgerschaft hervorkamen, die den auf den Feldern sitzenden Aufsehern, wie der berühmte Focius unter der Dresdner Brücke, nicht wenig am Hintern brannten, so hielt man sie für reif zur Ernte — um den Brodmangel zu steuern, baute hochweiser Rath eine Mühle in der Größe der Schweinfurter, denn wo eine Mühle ist, giebt es auch Mehl, wo Mehl ist, ist auch Brod — die Mühlsteine wurden auf einer Anhöhe behauen und hinabgerollt, und ein Rathsglied dachte so patriotisch, den Kopf in einen hinein zu stoßen, damit man auch wisse, wo er hingerollt sei, aber es fand sich weder Rathsglied noch Mühlstein, daher Steckbriefe ausgingen, daß ein Senator entwichen sei, der statt des Halskragens einen Mühlstein trage. Für Wasser war man nicht minder besorgt, der Rath ließ einen Brunnen graben von 30 Mannslängen, beschloß selbst die Tiefe abzumessen, und Seine Magnificenz hingen sich in vollem Ornat zuerst an den Balken — der älteste Rathsherr an dessen Füße, und so jeder an die seines Vormannes, siehe! da spuckte der Bürgermeister nur so ein bischen in die Hände, und diese Kleinigkeit ward Ursache einer großen Begebenheit — der ganze Rath brach den Hals!

Bei der Ankunft des Königs ließ der Rath von Schilda ein Feuerwerk veranstalten, da es aber vorher probirt werden sollte, so war es vor der hohen Ankunft bereits in der Luft, und man verfiel auf Kanonade — aber ohne Kanonen? nun der Rath wußte auch hier Rath, die stärksten Baßstimmen stellten sich auf die Mauern, und donnerten

wenigstens wie Katzenköpfe. Die ausgestellte Schildwache vergaß das Signal zu rechter Zeit zu geben, denn sie saß gerade niederduckt bei einem unaufschieblichen Privatgeschäft, als Seine Majestät anrollte, ließ sich aber, trotz der den Reichsstädtern sonst vorgeworfenen steifen Etiquette, gar nicht stören, und begnügte sich, unter freundlicher Filzschwenkung dem König zuzurufen: Schamer Diener! Schamer Diener! Der König erschien also vor den Thoren, wo die ganze hochlöbliche Deputation sich noch badete — mutternackend trat sie aber vor, die Hände vor den pudenda, wie der Herr Bürgermeister, und da dieser durch einen unvermutheten Mückenstich sich auf den Hintern schlug, so that auch die ganze hochansehnliche Deputation Gleiches bei der gemessensten Instruktion in Allem es zu machen, wie der Hr. Bürgermeister. Während dieses Festes mußte auch ein Bürger die Rolle des Diogenes in der Tonne spielen, der König wollte den Spaß nicht verderben, und that wie Alexander, der Schildaer aber bat um einen — Vierundzwanziger!

Hart am Thore Schildas stand der Wegzeiger nach Schilda, und ihrem schönen neuerbauten Rathhause fehlte durchaus nichts, als Treppe, Abtritt und Fenster, folglich auch Licht, was jedoch auch in vielen weit weniger fehlerhaften Palästen oft fehlt. Achtzig Stämme des schönsten Bauholzes hatten sie bereits mit viel Mühe den Berg hinabgeschafft, als der 81. Stamm von selbst hinabrollte, und erstaunt über diese Erscheinung befahl der Rath jene 80 wieder hinauf zu schaffen, um sie mit mehr Bequemlichkeit hinabrollen zu lassen. Zum Andenken des harten Winters wurde eine schöne lateinische Inschrift ins Eis gehauen: und da man wegen Feindesgefahr die große Glocke in den See senkte, so machten Seine Magnificenz ein X an das Schiff, gerade an die Stelle, wo man die Glocke eingesenkt hatte, um sie desto leichter wieder aufzufinden. Der Barbier war einst drei Wochen abwesend, bei seiner Wiederkehr beliebten Seine Wohlweisheit sich barbieren zu lassen — dreimal hintereinander.

Witzig und gut zusammengestellt sind diese und ähnliche Streiche in der Empfindsamen Reise nach Schilda 1794. 8., wo auch ein Kupferstich die obgedachte Schildwache in officio verewigt, und somit die alten ächten Schildbürger, welche gleich den Abderiten und der Clerisei unvergänglichen Charakter haben, und nie aussterben, d. h. nie klug werden, wieder aufgefrisch. Ein kleines Contingent, das ihnen keine Schande macht, mag die Ehre haben, sich anzuschließen, die Gemeinde, die ihren Farren mit einer Schlinge am Halse auf des Rathhauses Thurm zog, um das übelstehende Gras da abzufressen, wobei der Schulz, als der Farre schon auf halbem Wege die Zunge herausstreckte, rief: Er wittert schon das Gras, er witterte aber seinen Erstickungstod. — Der Bürgermeister, der über die Sonnenuhr ein stattliches Wetterdach machen ließ, um sie gegen Regen zu schützen — und der Rathsdiener, der die Sonnenuhr aus dem Garten herbeibringt: „Da sehen Euer Magnificenz gütigst selbst nach, ich verstehe es nicht." — Der Magistrat, der nach einer Feuersbrunst, wo die Spritzen erbärmliche Dienste leisteten, den Befehl ausgehen ließ: „Daß künftig jedesmal 3 Tage vor einer Brunst, die Spritzen probirt werden sollten," und in die Spritzenhalle, wo die Eimer hingen, die Inschrift setzte:

Allhier in dieser großen Stadt,
Ein jeder seinen Eignen hat,
Und auch im Fall, wo Gott vor sei,
Soll jeder Bürger haben zwei!

war gewiß so würdig Schilda vorzustehen, als jener würdig war, Bürger daselbst zu sein, der auf sein Haus schrieb:

Heiliger Sankt Florian,
Verschon dies Haus, zünd' andre an!

und wenn eine verdiente, Mundköchin Seiner Magnificenz zu sein, so wäre es die gewesen, die der scheltenden Hausfrau ob ihrer Barbarei gegen das Geflügel, sagte: „Ich treibe es schon 30 Jahre so, das Geflügel weiß es nicht besser." Eine Ausnahme aber scheint mir jener schwäbische Wirth zu verdienen, der seinem Gaste, welcher von ihm Pantoffeln und einen Schwabenstreich verlangte, die von des Gastes Stiefeln abgeschnittenen Schuhe als Pantoffel präsentirte. Noch heute nennt man zu Wien alles, was die Donau herunterschwimmt, Schwaben, nicht ohne Seitenblicke, wie die Portugiesen alle Deutsche Hamburger nenne n und die Osmanli alle Abendländer Franken. Der Schwabe verzeiht gern dem Kaiserstädter, der so gemüthlich, jovial und hülfreich ist, und fühlt, daß es unartig wäre, zu Wien oder in Oesterreich von österreichischen Streichen zu sprechen, was auch die scharfe Polizei leicht übel nehmen könnte. Weniger verzeiht man den finstern, kalten, verschlaßnen, spärlichen Norden, wenn sie bei ihrem Schnaps und Bier, Butterbemmen und Knackwürsten von Schwabenstreichen sprechen, sie, denen selbst Mutter Natur den größten Schwabenstreich gespielt hat. So sprechen auch die muntern witzigen Rheinländer, die halbe Franzosen sind, gerne davon, haben einige Weinhäuser sogar „zum alten Schwaben" und „zu den sieben Schwaben" abgebildet über der Thüre, wie sie in corpore mit einem langen Spieß furchtsam losgehen auf einen Hasen: „Veitli! gang du voran, dann du hast Stiefel an, daß dichs nicht beißen ka." Diesen Wirthshäusern schreibe ich es zunächst zu, daß noch heute zu Frankfurt und am Rhein, wo doch in unserer Zeit so viele arge Streiche vorgekommen sind, ein dummer Streich noch immer Schwabenstreich heißt; aber warum auch Hessen davon sprechen, da die Schwaben schon lange nicht mehr von blinden Hessen sprechen mögen, weiß ich so wenig, als warum man die kleinen schwarzen Mehlkäfer die Schaben — Schwaben nennt?

Woher wohl die Eintheilung in 7 Schwaben rühren mag? vielleicht von der geheiligten Zahl 7 — Gelbfüßler, Knöpfleschwab, Nestel-, Mücken-, Spiegel-, Blitz- und Suppenschwab, wozu der Algäuer noch kommt, lassen sich eher erklären. Sailers Posse, die 7 Schwaben oder die Hasenjagd, lieset auch der Schwabe gerne, seit die große Hasenjagd so gut gelungen ist, und sein Gebet vor dem Angriff beweis't den frommen Sinn, der noch herrscht:

O eisar Herr Gott! was han mer dir doch thau,
Da du uns arme Schwaba wilt nimmer leba lau?
Wart! wart! mar wer die noätha,
Man werd der noitz viel b'schau
Mar waid de nimma betha,
Und nimma ins Kirchle gau!

Die ehrlichen Schwaben müssen sich viel gefallen lassen, man hat sogar aus Trajectus Suevorum Schweinfurth gemacht, und wenn sie nicht gerne jemand sagen, wohin sie gehen, (ob sie gleich sonsten nur allzu offenherzig und zutraulich waren, daher viele sogenannte Schwabenstreiche zunächst rühren mögen) so müssen sie stets nach Tripstrill gehen, welchen Ort Trepho seiner Truilla zu Ehren Trephonis Truilla nannte. Das lustige Völkchen mag sich mit den pommerischen Fräulein trösten, die sich viel müssen nachsagen lassen in ihrem flachen Paradies der Gänse, wie Westphalen im Paradies der Schweine, während Schwaben vielleicht die schönste, gesegnetste und herzigste Provinz Deutschlands genannt werden mag mit frohen, guten, redlichen Bewohnern, ob sie gleich nicht mehr die alten Schwaben sind im guten und bösen Sinne — aber wo ist es anders? Ich halte das bekannte Geschichtchen vom Spione von Aalen für erfunden, aber das glaube ich selbst gefunden zu haben, daß eine gewisse eingebildete Weisheit, und geringere Kenntniß des Auslandes vorherrscht; jene kann leicht mißbraucht werden, wenn sie Andern als blos gutmüthigen Lachern in die Hände fällt, diese führt aber, trotz aller Auswanderer, zu der Heimathsliebe, wie zum Wort: „Es geit nur a Stuttgart." Ich glaube daher an die schwäbische Kanonenwache im Wirthshause: „Kerl! warum hast du deinen Posten verlassen?" — „Herr Hauptmann! ich habe die Kanone zu heben versucht, zwei Mann tragen sie nicht fort, und kommen mehre, so kann ich ja doch nichts machen." — Wohl möchte ich noch einige ziemlich unbekannte Stückchen anführen, vorzüglich die treffliche sarcastische Antwort Napoleons auf eine gewisse Bitte — man darf im Hause des Gehenkten nicht vom Stricke reden.

Kleine Mittel, mit denen große Zwecke erreicht werden sollen, und erreicht werden, müssen uns gefallen. Wir bewundern die Hannibale, Scipione und Cäsaren, die Gustave, Peter, Friedriche und Napoleon — aber ohne Erfolg? ohne Uebereinstimmung ihrer Mittel zum vorgesetzten Zweck würden wir nur über sie lachen, wie über Don Quixote und Hudibras. Zu Abderitenstreichen rechne ich einen der größten Lebensgenüsse, die ich kenne, Reisen, wenn man zu jung reis't, ohne Vorkenntnisse, mit leerem Beutel, und zu schnell, wie die Herren Britten, sie durchfliegen die Welt, und machen le grand tour de l'Europe in — 2 Jahren! blos zum Nutzen der Wirthe, Postmeister und Mädchen, Lohnbedienten, Kunstaufseher, und ihrer eigenen Bedienten, und wo es nur halb sein kann, suchen sie lieber wieder Britten auf, als die Eingebornen des Landes, das sie wollen kennen lernen! Nach ihnen scheinen mir die Deutschen am meisten zu reisen, scheinen vortheilhafter zu reisen als die Britten, wenn sie nur nicht glaubten, daß ihre Reisen gedruckt werden müßten — doch das gehört ja zum Hauptvortheil der Reise! Die Geschichten der Kriegslisten von Polyänus und Frontinus an bis zu den Kriegslisten Napoleons, selbst bloße Weiber- oder Studentenlisten gefallen uns und machen, von gewissen Umständen begleitet, komische Wirkung. Die Gaunerstreiche der Cartouche, Lips Tullians und Rinaldinos, der bairische Hiesel, Constanzer Hans, Hannickel und Schinderhannes scheinen mir des Studiums — zwar nicht des edlen Kriegers — aber doch der Anführer der Legionum Francuum, wie Friedrich die Freicorps übersetzte, werth zu sein.

Jener Bruder Studio, der seines schweren Mantels müde, solchen zu Friedberg einem mit ihm gehenden Juden versetzt, und zu Frankfurt wieder einlöst, macht uns lächeln, wie der Taschendieb, der seinem Reisegefährten eine Prise bot: „Ich schnupfe nicht mehr, seit es Einschläfer gibt, ob ich gleich eine goldene Dose mit mir führe!" bald darauf trennten sie sich, und der Doseninhaber fand in seiner Tasche, statt seiner Dose, das Zettelchen: „Da Sie nicht mehr schnupfen, so brauchen sie auch keine Dose." Ein Gauner aus der Bande des Schinderhannes trieb 15 Jahre lang kein anderes Handwerk, als daß er von Wirthshäusern zu Wirthshäusern zog mit einem Sack voll allerlei Moos, Nachts füllte er seinen Sack mit Federn oder Pferdehaaren aus Betten und Stühlen, und stopfte in diese dafür sein Moos.

Wer müßte nicht lächeln über die List jener drei Musensöhne, die flott aufgehen ließen ohne Geld im Beutel, dann sich um die Ehre der Zahlung herumstritten, und endlich dem Kellner die Augen verbanden, damit er den ergreife, der Zahlung leisten soll, indessen sich fortschleichen, und der blinde Kellner endlich seinen Herrn Wirth ergreift: „Sie sind's, der zahlet?" Wer nicht über die List des halb erfrornen Britten, der in die Wirthsstube tritt, wo alle den Ofen belagern, er verlangte Austern für sein Pferd. Wie? Ja, ja. — alle begleiten den Wirth nach dem Stalle, der Britte wärmt sich indessen, und der mit den Austern zurückkehrende Wirth ist ihm willkommen, und wen kitzelte nicht der Schalk, der seinem Wirth, sobald alles in der Kirche sein würde, die Kunst zu lehren verspricht, dreierlei Weine aus einem Faß zu zapfen? — Der Schalk bohrte 1 Loch ins Faß, das der Wirth mit seinem Daumen zuhalten mußte, er bohrte ein 2., der Wirth hielt seinen zweiten

Daumen vor, er bohrte am 3. Loch, als ihm einfiel, der Wirth habe ja keine 3 Daumen, und sprang aus dem Keller, um einen Zapfen zu holen — kam aber nicht wieder, und der Wirth stand vor seinem Fasse, seine 2 Daumen im Loch bis die Kirche aus war!

Die Geschichte wimmelt von bekannten Weiberlisten, und wer die Listen des Zundelfrieders lesen mag, halte sich an Hebels rheinländischen Hausfreund, wo mir die drei Straßburger mit ihren Wünschen und ihrer Wette am besten gefallen haben. Ich wünschte, sprach der Erste, daß die Festungsgräben voll Nadeln wären, zu jeder Nadel ein Schneider, jeder dürfte nichts nädeln als Mantelsäcke, die dann voll Doppel-Louis sein müßten. Der Andere wünschte, daß der ganze Münster bis zur Krone voll Wechselbriefe, und auf jedem soviel verschieben, als in allen jenen Mantelsäcken Gold ist — der 3. Wünscher gewann aber doch die Wette. „Ich wünschte, daß ihr beide das hättet, was ihr wünschet, euch aber beide der Teufel holte, und ich euer Erbe wäre." Ein kräftiges Mittel ist jedoch oft besser, als alle Ränk und Listen; der Fuchs prahlte mit seinen Listen gegen die Hunde, die Hunde kamen und zerrissen ihn, während die Katze auf den Baum sprang. Am besten ist, wenn die Staaten nach vielem Frosch-Jammer das von der Akademie zu Abdera bereits vorgeschlägene Mittel wählen, die Frösche — zu speisen, wie in D. recht vernünftig bereits geschehen ist. Umgekehrt werden keine Mittel, von den man große Wirkungin erwartet, wie Pastor Adams, der im Gasthause zu London — eine halbe Guine blicken läßt, oder die Polkwitzer, die auf einen Stein im Stadtgraben schreiben: „Sieht man diesen Stein nicht, so ist das Wasser zum Ersaufen." Ino melket den Bock, während dieser das Sieb unterhält. Aber wirken nicht selbst physische Ursachen bei dem Einen ganz anders als beim Andern? die Sonne, die unsere Leinwand weiß brennt, schwärzt den Neger, und während sie Wachs und Butter schmilzt, trocknet sie den Koth und alles, was naß und dreckig ist. Ein Reichsfürst, holländischer General, erzählte einst an der Tafel von den holländischen Seedämmen, ihrer Höhe, Kunst und Kostspieligkeit, und der Leibarzt, dem man in kranken Tagen Leib und Leben anvertraute, ist gesunden aber als Hofnarren brauchte, unterbrach die Unterhaltung. „Aber Euer Durchlaucht, warum setzen die Narren denn nicht lieber Weidenkoppen, wie hier zu Lande?" (an der Jart) der Fürst verbarg sein Lachen wegen der Gäste und sagte trocken und halb aufgebracht: „Wie Er's eben versteht!" Solche Doktoren sollen schweigen, oder es wie Brid' Oison in Figaro machen: was denken Sie davon? — Meiner Treu, ich weiß nicht, was ich darüber sagen soll. Dies ist meine Art zu denken.

Abdera ist nicht mehr — selbst seine Ruinen sind nicht mehr — aber es hat sich in Krähwinkel umgewandelt; wem es gefällig ist, kann einen Spaziergang durch Krähwinkel mit dem quiescirten Herrn Runkelrüben-Commissions-Assessor Sperling zu jeder Zeit machen, und wenn gleich Großstädter gerne Abderitenstreiche in kleine Städtchen von jeher verlegten, namentlich in Reichsstädte, den Herrn Bürgermeister nicht ausgenommen (obgleich der Respekt daselbst das große Gegentheil zu thun befahl); so kann ich doch aus Erfahrung versichern, daß man in recht großen Städten Abderiten genug findet, vorzüglich aber in Städten, die sich nur für Großstädter halten, weil sie Residenzler sind. Wem wäre da noch eingefallen, sich mit der Bescheidenheit Don Quixote's, der doch gewiß in die 1. Klasse der Abderiten gehörte, selbsten den Ritter von der traurigen Gestalt zu nennen? Wo gäbe es nicht Abderiten zerstreut wie Juden? und so kenntlich wie diese noch heute? Der Guckuck behält seinen Gesang, die Glocke ihren Klang, der Krebs seinen Gang und der Narr bleibt Narr sein Lebenlang. Die Dummheit, die bis zum Absurden geht, hat Etwas Erhabenes für Demokrite, sie ist ihm, was einst den Höfen die Hofnarren waren und dem Volk der Hanswurst noch ist. Ohne Abderiten gäbe es gar keine Demokrite und Demokrit war ja selbst das berühmteste Stadtkind von Abdera —

O! jeder Ort hat seine Meriten,
Das redet kein Widersprecher mit aus,
Ist es nicht Bildung? im jeglichem Haus
Findet man — Wielands Abderiten!

Für die Fackel.

Der Puritaner in China.

Von Carl Rümelin.

Jeder Mensch nimmt den Maaßstab zur Beurtheilung fremder Länder mit sich aus dem Heimathland; am allermeisten thut dies jedoch der Amerikaner; ja ich möchte sagen, es geht diesem jeder Begriff der Billigkeit gegen andere Nationen ab. Man sollte doch bedenken, daß nothwendigerweise jedes Volk eine verschiedene Entwickelung haben muß und das jede Verkümmerung, des aus dieser Nothwendigkeit entstehenden, Rechts, eigenthümliche Sitten u. Denkungsweisen zu haben, ein schreiendes Unrecht ist. Montesquieu geht so weit, daß er die Regel aufstellt: „Gesetze sollten in solcher Weise dem Volke anpassen, für das sie gemacht sind, so daß es sehr unwahrscheinlich wird, daß dieselben irgend einem andern Volke gemäß sind." Er sagt ferner: „Jede solche Verschiedenheit ist Gleichförmigkeit, jede solche Veränderung, Beständigkeit."

Die Adulation unseres Zeitalters hat den Amerikaner

gründlich verdorben, und ihm eine Selbstüberschätzung eingegeben, die jedem andern Volke gegenüber verletzend ist, und aus dieser Selbstüberhebung entsteht auch seine Anmaßung, indem er von jedem Einwanderer verlangt, daß er seine Volkssitten aufgiebt und die seinen annimmt. Das wäre schon recht, wenn es auf dem Begriff Montesquieus beruhte, daß Amerika andere Gebräuche u. Lebensweisen haben muß, als Europa, und daß es eine ungerechte Zumuthung ist, daß die neue Welt ein bloßer Abdruck der alten sein soll. Aber nicht amerikanisirt sollen mir werden, sondern englisirt. Noch giebt es in Amerika keine amerikanische Sitten, denn noch kämpfen um Vorsprung drei Elemente, die Natur-Elemente des Landes gegen Anglizismen und Germanismen. — Ein blos anglizirtes oder germanisirtes Nordamerika, ist gerade so naturwidrig, als ein, in spanische oder portugisische Uniform, gezwängtes Südamerika, und jeder der solchen Zumuthungen entgegentritt, vertheidigt die, Amerika ersprießlichste, Freiheit.

Die Puritaner sind die Anglizisten und sie sind also ungerecht nicht allein gegen deutsche Einwanderung, sondern auch gegen die naturwüchsigen Sitten des eigenen Landes.— Es wäre mehr als ein Wunder, wenn es einem solchen Menschen einfallen würde, billig zu sein auf Reisen im Auslande. — Es nahm mich also auch gar nicht wunder, als ich das Buch des Reverend Justus Doolittle in 2 Bänden, über „das socielle Leben der Chinesen" in die Hand nahm, und darin all die engherzigen Aburtheilungen fand, welche bei einem Yankee-Missionär die zweite Natur bilden.

Gleich in der Einleitung finden wir diese Worte: „Sollten die Leser müde werden der unsinnigen und zwecklosen Meinungen, die in China herrschen, und sich ekeln über die abergläubischen Gebräuche, die bei allen Ständen bestehen, so bedenke man, daß China seit 20 Jahrhunderten den Schriften des Confucius und Mencius unterworfen war und für beinahe die gleiche Zeit den Religionen Tauismus und Buddhismus. Sein Volk braucht vor allem, die besonderen Einflüsse der Bibel, dieser Erleuchterin und Befreierin für alle die sie zu ihrem Lichte und Gesetze machen."–Nachdem ich dies gelesen hat, nahm ich die Lehren des Confucius zur Hand, und siehe da, die höchste Lehre des Stifters der Religion, welche die Puritaner besonders in Pacht genommen haben, nebst einer Masse ähnlicher allerhöchsten Weisheits-Lehren ist die: „Thue deinem Nebenmenschen wie du wünschest, daß dir gethan werde. Du brauchst nur dieses Gesetz; es ist die Grundlage u. der Grundsatz für alle andern. "So schrieb Confucius 550 Jahren vor Christus. Ich könnte andern herrliche Sätze anführen, aber ich wähle den unter Christen hochgepriesensten um die Liebloſigkeit obiger Citation aus Hrn. Doolittles Einleitung in's rechte Licht zu setzen. Jeder Christ, besonders jeder protestantische Christ sollte doch eine Idee aus der Geschichte der Kirchen und Religionen gezogen haben, und zwar die, daß die Urlehre des Gründers bald überwuchert wird von dem Wust, welchen diejenigen ausbrüten, denen die Verbreitung und Erklärung derselben übertragen wird. China's Aberglauben und sinnlose Ceremonien sind noch viel weniger Folge der Lehren von Confucius und Mencius, oder Tauismus, als der Unsinn, der von puritanischen Kanzeln gepredigt wird, aus den Lehren Christi zu folgern ist. — Sowie es eine Classe Menschen giebt, die von einer Religion leben, bildet sich der Hyperglaube aus, und aus diesem erst entsteht der Volks-Aberglaube.

Nimmt man nun das Buch selbst zur Hand, und betrachtet besonders die Abbildungen der Städte und Landschaften, sowie die Menschen, ihre Geräthschaften, ihre Spiele und Ornamente, so sieht man eben, daß auch in China Schillers Worte wahr sind,

„Und so erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

Die Dächer der Häuser sind oben und die Eingänge unten; auf Flüssen fährt man in Booten, und über Flüsse macht man Brücken; es giebt Wege, bald breit, bald eng, auch fehlen nicht viele Arten künstlicher Wasserstraßen. Auch in China baut man die Kirchen und sonstige öffentlichen Gebäude nachweis hervorragend über andere Gebäude. Nur ist Alles solid wie es alten Völkern geziemt und etwas steif, wie Leute es machen, denen Erhaltung näher liegt, als Neubildungen. Herrliche Brücken, von unglaublicher Länge und Stärke, (auf einer laufen Steine 45 Fuß lang und 3 Fuß dick von Pfeiler zu Pfeiler und die Brücke selbst ist 1000 Jahr alt), sowie kunstreiche Thürme zieren alle Städte, und es ist überhaupt überall für Verkehrs-Mittel trefflich gesorgt. Die Straßen-Eisenbahnen fehlen noch. Der Chinese geht viel zu Fuß.

Als Amerikaner richtet unser Autor seine erste Aufmerksamkeit auf die Ackerbau-Geräthschaften, und läßt nun natürlich das Gefühl der Superiorität ganz gehörig vom Stapel laufen. Die Ungerechtigkeit ruht auch hier im Vergleich. — Daß China das sich nicht verschafft, was es nicht braucht, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, eben so wenig als der deutsche Weingärtner berechtigt war, sich einem Amerikanischen Bauer gegenüber groß zu machen, weil letzterer nie eine Rebscheere gesehen hatte. China hat großen Ueberfluß an menschlicher Arbeitskraft, Amerika hat Mangel daran, also erfindet letzteres Arbeiterspar ende Maschinen, und ersteres verwendet viel von seinen überflüssigen menschlichen Arbeitskräften auf Dinge, auf welche solche Verwendung von menschlichen Kräften für Amerika eine Unmöglichkeit ist. Thee z. B. wird in China gezogen, weil dort bei Ueberfluß an menschlichen Arbeitskräften eine Pünktlichkeit erlangt wird, welche in Amerika nicht erreicht wird. Herr Doolittle giebt darüber anerkennenswerthe Aufschlüsse und bemerkt selbst, daß es viermal soviel in Amerika kosten wür-

be, Thee zu produziren, als in China. Ein ähnlicher Grund waltet auch im Reisbau vor.

Die Abbildungen der chinesischen Ackerbaugeräthschaften, deren Deutlichkeit alles Lob verdient, deuten aber für mich nicht auf Mangel an Intelligenz hin, wie Herr D. meint. Wer deutsche Bauernarbeit und amerikanische beobachtet und mitgemacht hat, der sieht auf den ersten Blick, worin der Unterschied zwischen verschiedenen Werkzeugen besteht. Bei den einen ist Sorglichkeit für die Erhaltung und volle Gewinnung des einmal produzirten, die Absicht; bei andern möglichst schnelles Arbeiten. Der Chinese ist wie der Deutsche häuslich mit dem Produkt seiner Arbeit; der Amerikaner spart an der Arbeit selbst. In Amerika erstrebt man die größtmöglichste Erndte mit der wenigst möglichen Arbeit. — In China ist man schon bei viel wichtigeren Fragen angelangt und zwar bei den von Liebig gestellten: wie erlange ich das größtmögliche Netto-Resultat auf ew'ge Zeiten!? Der Chinese spart den Boden, ist häuslich in der Erndte und düngt seine Felder, er kennt die Nährkraft seines Feldes und erhält sie in fruchtbarem Zustand; denn er will bleibenden Wohnsitz haben in seinem geliebten Vaterland. Der Amerikaner treibt Raubbau, hat kein Sitzfleisch und verschleudert einen großen Theil der gereiften Frucht; denn bei ihm ist hoher Arbeitslohn die größte Auslage. Aus diesen Gründen pflügt, pflanzt, jätet, schneidet und drescht man in China mit ganz anderen Geräthschaften als in Amerika. Das Motiv, menschlicher Handlungen ist überall Streben nach Vermögen, die Verhältnisse modifiziren die Methoden, indem sie andere Maaßstäbe aufdrängen.

Wahrhaft staunenerregend ist der Scharfsinn der Chinesen, mit welchem sie die Nährkraft ihrer Felder zu steigern und zu erhalten wissen. Ich sah letztes Jahr die Lombarden beim Reisbau und habe nun die verschiedenen Abzeichnungen der Verfahrungsweisen der Chinesen bei derselben Arbeit vor Augen und finde, daß die Irrigations-Methoden der Chinesen weit besser sind als die der Lombarden. Was der Lombarde mit Spatenarbeit thut, besorgt der Chinese durch eine endlose Kette. Auch benutzt er schon längst Natur-Produkte wie Erdgase, Erdöhle, Lignitten und Kohlen-Lager.

Merkwürdig ist auch die feine Beobachtungsgabe, mit welcher der Chinese die Eigenschaften der Thiere erkennt und sie zu benutzen weiß. Er gebraucht z. B. beim Fischfang einen Vogel Vielfraß, der für ihn gierig Fische fängt, aber in Folge einer Vorrichtung am Halse dieselben nicht fressen kann; die ihm dann der Chinese abnimmt. Unsere Bank- und Steuersysteme, besonders unser Staatsschuldenwesen bewirken das nämliche unter Menschen. — Sie steigern die Sucht zu erwerben, schnappen aber den Erwerb am Mund weg.

Asyle für Narren, Taubstumme, Blödsinnige und Blinde giebt es nicht, wohl aber Findel- und Kinder-Anstalten, wie wir später erfahren werden. Es giebt überhaupt in China keine öffentliche Wohlthätigkeit, welche große Anstalten baut, in welchem die Beamten Faullenzer sind und das Brod der Armen an gespickten Tafeln, Salairen aufzehren. Unbemittelte erhalten Stipendien, wobei wohl auch Gunst und Ungunst herrscht, und Privaten müssen nachhelfen, sowie auch der Empfänger selbst immer wieder auf seine ihm mögliche Weise mitwirkt, um sein Leben zu fristen. Der Staat prunkt dort nicht mit seinen Wohlthätigkeits-Anstalten und öffentliche Unterstützung zu erhalten bietet keine Reize. Herr D. giebt uns keine Data, nach denen wir ermitteln könnten, ob Armuth im Zu- oder Abnehmen begriffen ist.

Arbeitslöhne sind niedrig. Ein Zimmermann verdient 20 und 30 Cts. per Tag. Feldarbeiter, beiderlei Geschlechts, bekommen zwischen 4 und 6 Doll. per Monat und beköstigen sich selbst. Schulmeister, schlecht bezahlt wie in der ganzen Welt, empfangen 30 bis 60 Doll. per Jahr. Aber bei allen Lohn-Contracten ist es mitverstanden, daß Geschenke, groß oder klein, je nach Sitte, mitgegeben werden und so werden die Löhne ausgebessert.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß wir die meisten unserer deutschen Gebräuche in China wieder finden; so auch die Trinkgelder. China ist älter als Deutschland und dies beweis't entweder, daß im allgemeinen Menschliche Verhältnisse überall so ziemlich auf eins hinauslaufen, weil die Umstände nothwendigerweise viel Aehnlichkeit mit einander haben, oder daß in China die Wurzeln für unsere Sitten und Handlungsweisen zu suchen sind. Den Namen Trinkgeld wird wohl der Deutsche erfunden haben, denn Luther, der bekanntlich den Deutschen am besten kannte, sagt, daß er den Saufteufel habe. Auch sind Geschenke in China sehr selten Trinkgeschenke, sondern bestehen aus anderen werthvollen Gegenständen. Kellner, Dienstboten und besonders Fuhrleute erwarten Geschenke. Die Fuhrleute sind hierin auch in China am zudringlichsten.

Dienst-Verhältnisse haben also in China, wie in Europa, zwei Grundlagen 1) den ausbedungenen Lohn und 2) das freiwillige Geschenk. Das letztere scheint mir aus einem Gerechtigkeitsgefühl zu entstehen, das wieder auszugleichen sucht, was im Lohn-Contract zu wenig ist. Gewiß nahm das Geschenke geben, seinen Anfang im Sklavenwesen oder in Dienstverhältnissen, bei welchen der Arbeiter überkrieben ausgebeutet wird. — Jeder, der von der Arbeit Anderer lebt und durch sie einen verhältnißmäßig leichten und großen Erwerb hat, wird von sich selbst im Lauf der Geschäfte, theils in Folge des schon erwähnten Gerechtigkeitsgefühls, aber auch in Folge seiner Beobachtung, daß die Produktivität der Menschen durch den Reiz der Nachbelohnung gesteigert wird, auf Methoden verfallen, in welchen er diesen seinen Wahrnehmungen Ausdruck und Vollziehung giebt. Die mehr oder minder erzwungene und deßhalb schlechte Arbeit, soll dadurch zur freiwilligen bes-

eren gesteigert werden. Wer diese Gedanken verfolgt, wird darin auch die Lösung des Umstandes finden, warum Arbeitslöhne und Geschenke immer so leicht in steigende Verhältnisse gerathen, und warum besonders in unserer Zeit dies der Fall ist. In Amerika werden selten Geschenke gegeben, weil der Lohn meistens Vollbezahlung ist, und weil da der Arbeiter viel öfter im Vortheil ist, als sein Arbeitgeber.

Kuppler sind in der Regel die Vermittler der Heirathen in China. Auch schleichen Jünglinge und Jungfrauen sich, um diese Zeit der unbewußten Triebe, zu Wahrsagern; denn auch dort fühlt der Mensch das Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüpfen, wenn er Schritte thut, deren Tragweite er nicht ermessen kann. Verlobungs-Karten werden ausgetauscht, Hochzeitsgeschenke gegeben, und zwischen Verlobung und Hochzeit thun die Verlobten wie in anderen Welttheilen auch zimperlich mit einander. Man merkt abergläubisch auf gewisse Zeichen und Tage und prophezeit je nach denselben, glückliche oder unglückliche Ehen. Propheten und Nichtswisser stehen eben immer neben einander. Auch giebt es Hochzeitskuchen und allerlei Ceremonien, welche den Zweck haben, daß die Neuvermählten eine große Rolle spielen, und viel Wesens mit ihnen gemacht wird, statt natürlichen Gefühlen auf natürliche Weise den Lauf zu lassen. Auch das Hochzeitsbett und die Brautkammer erheischen volle Aufmerksamkeit, und Braut und Bräutigam werden auf Straßen und im Hause viel hin- und hergezogen, bis man sie endlich in Ruhe läßt. Auch in China braucht der Mensch viel hocus pocus, um natürliche Dinge ins Werk zu setzen. Die Hochzeitsgäste bringen Präsente, wie in Deutschland. In der Brautkammer brennen in der Brautnacht Lichter, die gewöhnliche Menschen bei uns, viel gescheidter, auslöschen. Bei fürstlichen Hochzeiten in Europa, sowie in den schamlosen Schlafgemächern für junge Eheleute in amerikanischen Hotels sorgt man auch für Beleuchtung! Man sagt mir auch, daß amerikanische Damen gern bei Lichte schlafen. Herr D. liefert eine Abbildung, die empörend ist. Da sitzen Braut und Bräutigam bei ihrem ersten Mahle vor reichlichen Speisen, aber nur der Bräutigam ißt, die Braut muß fasten und dies dauert den ganzen Hochzeitstag. So eine hungernde Braut und fressender Bräutigam, sehen wunderlich aus. Ich habe aber schon viele Bräute gekannt, die keinen Appetit an ihrem Hochzeitstag hatten. Ich möchte aber doch wissen, was für ein physiologisches Räthsel hinter dieser chinesischen Fastenregel steckt!?

Eine Hochzeits-Procession, von Musik und schelmischen Jungen und Mädchen begleitet, bildet die nächste Abzeichnung, und ich danke Hrn. D. für das Bild, denn ich weiß nun, wo unsere schwäbischen Bauernhochzeiten ihren Ursprung hatten. Nach der Hochzeit leben die Neuvermählten flott, wie in andern Ländern auch. Viel Süßes kommt auf den Tisch und die Vermuthung liegt nahe, daß der englische Honey Moon sein erstes Entstehen China verdankt. Hochzeitsreisen kennt man nicht und Bräute entfliehen in China nicht der Neugierde von Bekannten, um der von Fremden anheim zu fallen. — Sehr zu empfehlen!

Kinder zu bekommen und recht viele, womöglich lauter Knaben, ist in China der offen geäußerte und höchste Wunsch einer chinesischen Frau. Je mehr Buben, je höher steht sie in der Achtung der ganzen Familie und der Welt, die sie umgiebt. Seid glücklich und mehret euch! ist in China noch der Zweck der Ehe, während in Amerika die Damen, welche hübsch und elegant bleiben wollen, wohl glücklich sein wollen, aber das mehren auf ein Minimum reduzirt haben möchten.

Die Chinesen sind mit ihren Kindern gerade so große Narren, als wir. Bekanntlich ist jeder neugeborene Knabe in Amerika ein Präsident im Embryo, in China sind alle zu Weltweisen bestimmt. Schon am Ende des ersten Monats werden ihnen die Haare geschnitten, um gleich für einen guten Haarwuchs und langen Zopf zu sorgen. Auch giebt es Wiegen, Sitzapparate und Spielzeug, um das lidige Kinderhüten zu erleichtern. An Gebet wird der junge Chinese früh gemahnt. Das Bild darüber zeigt einen Papa mit einer Ruthe über einem knieenden Knaben; die Bedeutung weiß ich, ohne je in China gewesen zu sein.

Kindergeburtstagsfeste werden in China auch gefeiert. Mit dem 16. Jahre treten Kinder in eine eigenthümliche Majorenität; es fängt nämlich die Verantwortlichkeit für begangene Verbrechen und Verschuldungen an. Eine fatale Freiheit diese Freiheit oder vielmehr Straffälligkeit, um das Ding chinesisch beim rechten Namen zu nennen.

Unser theologischer Autor belächelt mit Recht, die Dummheit der Chinesen, daß sie, wenn sie krank sind, Götzen anbeten, statt Arznei einzunehmen. Oft ist eines so gut wie das andere; es helfen aber beide nicht viel. Aber wie erstaunt war ich, nach dem Lächeln unseres geistlichen Herrn, von ihm folgende Worte zu lesen: „Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod kommen immer nach göttlicher Berechnung, — alle sind controllirt von dem höchsten Lenker der menschlichen Schicksale.“ — Ist dies der Fall, so brauchen auch wir Christen keine Aerzte und Apotheker. Ist dies der echte christliche orthodoxe Begriff, so sind Geschäfte mit Amuletten, Wunderkräutern und all dem andern Kirchen-Seegen ganz am Platz, denn man kauft durch sie in Kirchen u. Klöstern indirekt von unserem lieben Herrgott sein Wohlergehen. Der Chinese hat Gesundheits- u. Krankheits-Götzen und opfert beiden, eine gewiß anerkennenswerthe Verdoppelung der Glaubens-Seeligkeit. Hilft das Privatopfern nicht, so werden Prozessionen gehalten und allerlei Sinnbilder umhergetragen, vor denen das Volk niederkniet. Auch haben sie Buß- und Bettage. Kurz die Götter sind, wie der Gott der Christen, willkürliche Wesen, die thun was nöthig ist, nicht aus eigenem Entschluß, sondern auf Bitten

und Opfer der Gläubigen. Daß das Weltall auf ewigen Gesetzen beruht, daß es keinen persönlichen Gott giebt daß Beten um Aenderung dieser Gesetze ein Unsinn ist, zu diesen Begriffen hat man sich in China ebensowenig erhoben, als in Amerika. In China ist die helfende Gottheit noch im Pluralis.

Confucius gab seiner Nation und durch sie der Welt, die unübertrefflichen Gesundheits-Regeln, welche in seinen Werken neuerdings wieder publizirt wurden, und es ist unbegreiflich, wie ein Volk, welchem diese Lehren in allen Schulen und durch sehr verbreitete Druckschriften täglich vor Augen geführt werden, alle die abergläubischen Gebräuche durchmachen kann, welche Hrn. D. uns erzählt. Aber man begreift es, wenn man den Aberglauben erwägt, der auch unter Christen herrscht. Es scheint beinahe; als ob man die Regel aufstellen dürfte, je freier von Aberglauben die Lehre eines Religionsgründers ist, desto mehr Aberglauben flicken seine Nachfolger hinein.

Confucius lehrt: „Sei tugendhaft! Controllire deine Leidenschaften! Beschränke deinen Appetit! Vermeide alles Uebermaaß! Vermeide sehr gewürzte Nahrung! Iß langsam! Kaue deine Speisen vollständig! Iß nicht bis zum Sattwerden! Frühstücke früh! Es ist nicht gut fastend auszugehen! Im Alter trinke mäßig Wein! Vermeide Zugluft wie einen Pfeil u. s. w. bis in alle Details des Lebens." Confucius die Ursache von Aberglauben!? Hat nicht die ganze Menschheit an der Quelle seiner Weisheit geschöpft!?

Der Tod, jener Schritt ins Land der Schatten, hat auch für Chinesen seine Schrecken; Wilhelms Worte:

„das tiefe Grab ist düster"

ist auch ihre Idee vom Sterben; sie brennen Lichter und streuen Weihrauch am Todtenbette, denn man sagt jenseits sei es dunkel und der Todte brauche Licht! Aus Voltaire's Grab im Pantheon in Paris streckt der Todte (sinnbildlich) eine Fackel aus dem Grabe. Mir gefällt dieser Gedanke viel besser, als das Leuchten in das Grab. Aber wie bekäme denn der chinesische Pfaffe seinen Zoll? Die Chinesen bieten den Todten Wein und Brod an, zur langen Reise ins Jenseits. Auch haben sie ein Brückenleiter bei der Hand, um das Steigen ins Elisium zu erleichtern. Ist dies wohl die alte Jakobs-Leiter? Oder ist es das Vorbild für die in gewissen geheimen Gesellschaften gebrauchte? Weiber und Kinder heulen am Sterbelager wie in aller Welt und Nachbarn halten Todtenwachen und Verwandte tragen Trauerkleider. Die Priester lesen Messen für die Todten und die nächsten männlichen Angehörigen bewähren das Bild des Todten auf und verehren es. Frühe Begräbnisse sind in China verpönt, und nur sehr armen Leuten wird es nachgesehen, wenn sie ihre Leichen bald beerdigen; man nennt solche vorschnelle Beerdigungen „Blut-Begräbnisse", weil man meint, das Blut sei noch nicht todt. — Friedhöfe sind in China auf hohen Plätzen. Da geht es also hinauf zum Grabe. Reiche werden mit Pomp begraben; arme Schlucker veranlassen auch in China keine Feierlichkeiten. Auch mit Kindern u. Unverheiratheten macht man weniger Ceremonie, desto mehr bei der Beerdigung eines Familienvaters. Der Mann trauert weniger für die Frau, als die Frau für den Mann, und der Leser wird sich auch ähnlicher Sitten sonstwo erinnern. Wir kommen später auf den Grund hiefür zurück, nämlich den Ueberfluß an Weibern.

Da die Chinesen über das Jenseits nichts wissen, gerade wie wir, so haben sie sich auch eine eigene Art Hölle oder Unterwelt ausgebildet, ein Geisterland. „Wenn auch der Körper stirbt," sagen sie, „so lebt der Geist doch!" Diesem Geist giebt man Reis und Wein auf den Weg, (aber sehr wenig meint Hr. Doolittle) und sorgt sonst für seine Ueberfahrt in die andere Welt. Man kniet vor den Todten und bezeugt ihnen seine Ehrfurcht. Diese Todtenpflichten und Ceremonien lehrt eigentlich nur die Buddhisten-Kirche in China! Diese Lehre ist überhaupt die Alt-Mutter des Kirchen-Ceremoniels.

Verehrung seiner Ahnen ist dem Chinesen ein heiliges Gefühl, und es ist für ihn das höchste Ziel im Leben, recht viele männliche Nachkommen, und so die Hoffnung, zu haben von diesen u. deren Nachkommen bis auf ewige Zeiten verehrt zu werden. Aus China stammt also der allverbreitete Familien-Ehrgeiz. Jede chinesische Familie, welcher es auf irgend eine Weise möglich ist, hat eine Ahnentafel (einen Altar) und einen Ahnensaal. Aber nur die Bilder männlicher Ahnen werden aufbewahrt und verehrt. Die Abbildung eines solchen Altars und Saales sieht ganz aus wie manche Adelskapellen und Fürstengrüften, welche jetzt noch in Ostdeutschland und Italien zu sehen sind. Ahnenstolz ist altasiatischen Ursprungs; wie überhaupt Europa nur ein durch Clima und geographische Ursachen modificirtes Asien ist. Hr. D. beschreibt diese Ahnentafeln und Tafeln, als ob Ahnenverehrung ihm etwas ganz neues wäre. Für uns Europäer haben sie grosses Interesse, weil sie uns die Anfänge unserer Feudalzustände vor Augen führen. Von Asien kamen die die Völkerwanderung ausmachenden Völker; sie brachten den Glauben an Familienvorzüge mit, und bauten darauf ihr Staatswesen, und dieselben beeinflussen noch die Entwickelung Europas. Amerika verwirft den Begriff, daß nur einzelnen Familien ein vorzüglicheres „Wesen" innewohnte. Aber ein blindes Vertrauen in das Gehirn der Rassen hat sich doch ausgebildet, ich meine das Prahlen mit der angelsächsischen Rasse. Das Andere kommt auch mit der Zeit!

Wir kommen nun zu den Kapiteln über die drei Religionen Chinas. Drei Religionen! Und Klöster, Mönche, Nonnen u. Priester ohne Zahl! Hr. D. liefert uns das Bild eines buddhistischen Priesters. Er hat eine geschorene Glatze und einen Krummstab in der Hand, mit einem Chor-

Rock, so daß ich unwissender Mensch denselben nicht vom einem katholischen Priester unterscheiden könnte. Unter ihm steht seine priesterliche Lebensregel: „Ich ignorire die beständigen Verhältnisse und Pflichten des Lebens.“ Dann folgen die Einzelheiten über die Klöster, deren Einrichtung und inneren Gebräuche. Alles gleicht auf ein Haar den Klöstern, welche Ich letztes Jahr in Rom sah. Das Chorsingen, das beschauliche Leben, das Eifern gegen Sinnlichkeit und bei allem das beständige Glockenläuten, sowie die innern Räume mit Empfang-Zimmern, Refektorien u. Bibliotheken liest sich ganz, als ob es christliche Anstalten wären. Ich hatte eine genaue Beschreibung eines Cistercienser-Klosters von Deutschland mitgebracht, und als ich nun die Bilder in Doolittle's Buch mit meiner Abbildung verglich, sahen sie sich gleich wie ein Ei dem andern. Das gemeine Volk China's haßt, wie auch christlicher Pöbel, diese Mönche; es nennt sie „glatzköpfige Esel.“ — Ich las nun, in Verbindung mit Hrn. D. Buch über China, die Beschreibung der ersten christlichen Klostereinrichtung durch Pachomius, sowie die Lebensweise seines Lehrers Palaemon und auch der Schwester des Pachomius in ihrem ersten Nonnenkloster, mit ihren ascetischen Entbehrungen, und war erstaunt zu erfahren, daß auch bei diesen das ignoriren der beständigen Verhältnisse und Pflichten des Lebens die Grundidee bildete, und ich zweifle nun nicht mehr daran, daß Buddhisten die Vorgänger der, das ganze Christenthum umwandelnden, klösterlichen Einrichtungen sind. Aus denselben floß die unselige Idee, daß das Zusammenschrumpfen der menschlichen Genüsse auf ein Minimum Gottgefällig sei, eine Idee, welcher auch die Puritaner in gewissen Aeußerlichkeiten, z. B. Sonntags und im Genuß von Getränken huldigen. Schroff gegenüber dieser Minimumslehre steht die Lehre von Confucius, welcher das Glück der Menschen in einem Maximum nach Maß und Ziel sieht, eine Lehre, welche bekanntlich auch die Volkswirthschaft in unserer Zeit wieder zu ihrer Regel gemacht hat. Die kirchliche Minimumslehre ist die Quelle all der falschen Sitten- und Zwangsgesetze im Mittelalter und bis jetzt noch in unseren Schutzzöllen. — Jetzt, wie schon angedeutet, wollen gerade die Puritaner zurückgreifen auf die verzwergende Minimumsdoktrin; indem sie in ihren Bethstunden, ihren Temperenzversammlungen und sonntaglichen Einsiedelungen, immer auf diese Welt schimpfen und von ihrer andern Welt predigen, als ob es zwei Welten gäbe, und als ob ein ignoriren der beständigen Verhältnisse und Pflichten des Lebens verdienstlich wäre!

Je manzipirter ein Volk von dieser Minimumstheorie ist, je mehr nimmt es Theil an dem Aufschwung unserer Zeit. Die Abschaffung der Korngesetze in England war ein Hinwegräumen eines Systems, das im Kleinverbrauch von Lebensmitteln Englands Wohl suchte und so ist jede Vernichtung von Zollsperren ein Schritt zu Confucius Maximumslehre (mit Maaß und Ziel). Die Finanzen der Staaten Europas werden bei näherer Untersuchung Jedem leicht die Erkenntniß geben, welche von der Minimumstheorie noch am meisten befangen sind. Oesterreich und solche Länder, sind finanziell krank, weil das Leben ihrer Massen ein winziges ist.

Nur ein Theil der chinesischen Bevölkerung ist in dieser Lebensverkümmernden Lehre befangen; sie ist besonders dem Einfluß der Buddhisten zuzuschreiben. Doch hat auch die zweite Religion des Taoismus oder auch Taosse genannt, Priester, welche wie unsere katholischen, ehelos leben. Auch bestehen Sekten, welche besonders fromm sein wollen, wie unsere Pietisten, und welche bei ihren Priestern auf besonderes heiliges Aeußere und lange Gesichter dringen und neben diesen, als ob es unvermeidlicher Gegensatz sei, existiren Geistliche und Gemeinden, welche rationalistisch frei dastehen, deren Prediger sich wie andere Leute tragen. Auch giebt es gescheidte Leute, welche sagen: „daß die Pfaffen in Wahrheit nichts glauben und nur die dummen ihre Dienste brauchen.“ So sprechen natürlich nur Ketzer!

Neben allem diesem Religionswesen, (nun merke dies wohl) giebt es, wie Hr. D. erzählt, eine wirkliche Staats-Religion, welche ihre Vorsteher, oder wenn man will Priester hat. Näher betrachtet, finden wir aber, daß es eigentlich gar keine Religion ist, im gewöhnlichen Sinn des Worts, d. h. keine Kirche ist, sondern ein Staatssystem, welchem die Erhaltung, Verbreitung und das Verständniß der Lehren von Confucius und Mencius für den Staat anvertraut ist. Die Priester sind keine Priester, und auch mit keinen klerikalen Funktionen betraut, sondern die Wissenschaften pflegende Männer, etwa wie die Ulemas der Mahometaner oder die Professoren auf unseren deutschen Universitäten. Herr Doolittle läßt es recht gut durchleuchten, daß dieser Classe von Männern die Entwickelung der Intelligenz China's anvertraut ist. Er kann sie nicht leiden, denn es sind viele darunter Atheisten, wie er sie nennt, freisinnige Männer, wie vorurtheilsfreie Männer sie nennen würden. Was die Buddhisten-Pfaffen mit ihrer verdummenden Symbolistik verderben, bringen diese Männer in das Geleise des gesunden Menschenverstands zurück. Aus ihnen kommen die höheren Beamten des Staats- und die Rathgeber des Kaisers. Kein Kind könnte kindlicher (bald hätte ich kindischer geschrieben), über diese Confucius-Priester schreiben als der Ehrwürdige Herr Doolittle. Er begreift solche nicht aus zwei Ursachen, erstens nicht, weil er als Amerikaner nichts weiß von einem speciell für den Staatsdienst erzogenen Stand und zweitens nicht, weil er als ein in seinem Glauben befangener Puritaner die Nothwendigkeit eines der Forschung und dem Wissen sich widmenden Standes, nicht einsehen kann. Er tadelt Confucius, weil er ehrlich bekannte und seine Priester es täglich widerhohlen: „daß man wenig von

den Göttern wisse," „daß er die Götter über den Verstandsvermögen der Menschen halte, und daß er nicht die Regel aufstellte, man sei Gehorsam dem Wesen schuldig, das ein Recht habe auf die Liebe und die Dienste (Services) der Menschen." Auch mißfällt es Hrn. D., daß Confucius den Satz aufstellte: „die Pflichten des Menschen bestehen in Gutes thun, seiner Familie, seinen Freunden und seinem Vaterlande." Kindliche Tugend erhob er über alle anderen sittlichen und socielen Tugenden. „Gehorsam bildet die Grundlage der menschlichen Gesellschaft und aller Regierung." „Ein Kind folgt den Aeltern, die Frau dem Mann, der Unterthan der Obrigkeit." — „Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit, Höflichkeit, Weisheit und Treue" sind die fünf Cardinaltugenden, nach Mencius. Diese Lehren, setzt Hr. D. hinzu „haben in einer mehr als 2000jährigen Erfahrung sich bewährt, als besonders passend für Chinesen und haben die Billigung ihres Geistes erhalten, indem sie deren Bedürfnisse befriedigen." Er fügt bei: „Schön sind ihre Theorien, aber die Gelehrten vergessen schmählich sie auszuführen." Gerade denselben Vorwurf machte, wie Blackwood's Magazin uns erzählt, kürzlich ein gelehrter Japanese einem christlichen Prediger, indem er nach einer Auseinandersetzung der christlichen Lehren ausrief: „Christus Lehre ist wirklich erhabener als die von Confucius! Wir hatten keine Ahnung, daß das Christenthum eine solche Religion ist; wir hielten es für einen Aberglauben, ganz passend für gemeines Volk und Krämer, ähnlich dem Buddhismus! Warum aber leben eure Leute, wenn sie hierher kommen, nicht wie Christen? Warum folgen eure Gelehrten nicht der Lehre Christi, wie wir der des Confucius folgen?"

Hr. D. giebt uns auch das Bild eines buddhistischen Priesters mit einem Rosenkranz in der Hand und erzählt uns weiter, daß vor circa 30 Jahren die Nonnen Anlaß zu Skandal gaben und dann reformirt, d. h., gewaltsam aufgelöst wurden. Er sagt: „Viele derselben wechselten gern ihr Einzelleben für die Ehe und eine beträchtliche Zahl fand Männer." Es spricht allerwärts die Stimme der Natur!

Dann widmet Hr. D. zwei Kapitel den Göttern des Plebs. Auch die Chinesen haben die Sucht, Parade zu machen. Ihre Umzüge gelten auch dort den Götzen des Publikums. Der Unsinn kann eben nirgends in der Welt zu Hause bleiben, er muß auf die Straße und seine Eselsohren in die Höhe rücken! Er thut es auch in Amerika! Centralistisch ist der Chinese nicht in seinem Götterwesen; jede Provinz hat ihren eigenen Gott. Auch jeder Stand, sogar die Hebammen. Ihr Gott sitzt bedeutungsvoll auf einem Tieger. Auch einen Kriegsgott giebt es, und des Reichthums, der Handwerker und der Schweine, — der unterste Stand. Der Gott der Spieler ist ein Tiger — (das Symbol der Gefahr) wovon gewiß auch die amerikanische Spielphrase herkommt!" „See de Tiger." Dem Matrosengott werden Umzüge in Booten gehalten, welche auf den Schultern von Menschen getragen, oder auf Fuhrwerken herumgefahren werden. Ich hielt solche Prozessionen, als ich in deutscher Unschuld nach Amerika kam, für eine nagelneue amerikanische Erfindung; jetzt hat Hr. D. mich belehrt, daß sie chinesischen Ursprungs sind. Auch die Masken, mit Ochsen- und Esels-Köpfen, sind altchinesische Sinnbilder. Er trägt sie auf der Straße, wir auf Bällen.

Mit den Kapiteln übers Regierungswesen erfahren wir aber erst recht, welch' ärmliche Copisten wir sind. Da findet man als Uralte chinesische Institutionen, all die vielfältigen (auch einfältigen) Arten von Staatseinrichtungen. Die Grundidee des Staates ist auch in Ost-Asien, „der Staat ist sich selbst Zweck! Dies ist das Fundament aller Tyrannei!" Nach ihr gehört Alles was der Bürger hat, auch sein Leben dem Staat! Gerade verkehrt! Die Chinesen haben auch das doppelte Regierungswesen erdacht. Sie haben für alle wichtigeren Funktion zwei Beamten, und die Theorie ist, einer bewacht den Andern; aber die Praktik ist, daß einer den andern im bemunkeln belehrt, und also das Volk zwei Faullenzer zu ernähren hat, statt einen. Das Buch liefert uns ferner ein sehr interessantes Bild, das eines auf Staatssesseln sitzenden Mandarins und seiner Gemahlin. Der Mann blickt mit ächter Beamtensolidität in die Welt hinein, hat beide Augen auf. Die Frau drückt aber, wie eine schwäbische Oberamtmännin ein Auge zu; ein sehr verständiges Betragen in allen Fällen, wo der Gatte officiell überschätzt wird, und die Frau am besten weiß, was wirklich an diesem Menschen ist. Es giebt in China Vicekönige, überhaupt viele Vice! Auch Schatzmeister, Richter, Salz- und Provisions-Commissäre, Präfekte, Marine und andere Inspektoren, (auch diese sehen mit beiden Augen nichts), Friedensrichter, Kanzler, Generäle und auch Corporäle. Die Hohlköpfe schwimmen auch oben auf, und die Denker sind unten. Auch bewegt sich alles Regierungswesen im Schleier des Ceremoniels. Betrogen wird auch viel, wie im New-York-Costum-Haus und wer in dessen Bereich kommt, wird gezwickt.

Die chinesische Staats-Theorie ist wie die unsere: „der Staat sorgt für das Volk!"

Auf diesen Stammsatz wird das übrige Staatswesen gepfropft. Daß aber an der ganzen Geschichte die wirkliche Wahrheit die ist, daß der Bürger für sich und den Staat sorgt, ist eben so wenigen klar in China, als in Amerika. Auch dort werden öffentliche Anstalten mit guten Zwecken gegründet, arten aber bald in's Schlechte aus. Die Schmarotzerpflanzen überwuchern aller Orten im menschlichen Lebens das Gute. Wie viele Diebe beanspruchen die Habeas-Corpus-Akte!? Wie selten nützt sie dem ehrlichen Mann!

Die höchst interessante Frage, ob quantitativ in China mehr regirt wird, als bei uns, bespricht Hr. D. sehr oberflächlich. Auch in China möchte man von der Polizei sa-

gen, wie unsere Deutschen von ihrer sagen: „Sie liegt sich in jeden Dreck!“ Doch scheint nach allem schon angeführten, das Publikum der Hauptsittenrichter zu sein. — In keinem Land der Welt beherrscht die Sitte alle Bewegungen im Leben mehr als in China. Jeder Chinese ist ihr Unterthan, — jeder ihr Beschützer! Es wird viel sehr viel regiert in China, aber sehr wenig durch die Obrigkeit. Letztere ist mehr Form und Hülle. Das Gesetz ist die Sitte. In ihr wird Jeder früh unterrichtet, und sie umgiebt ihn, wie ein eisernes Band durchs ganze Leben. Diese Sitte ist die wirkliche chinesische Mauer. Trotzdem es viele Beamte giebt, so wird dennoch nicht viel regiert, und nirgends hat die Regierung weniger Gewalt (Willkühr) als in China.

Bestechung ist auch in China ein Auswuchs des Regierungswesens. „Kissing goes by favor's“ ist auch der Wahlspruch chinesischer Beamten. Diese hängen sich wie Kletten gern an Commissionen und Büreaus zur Versorgung des Volks mit Lebensbedürfnissen. Es bleibt da immer was an den offiziellen Finger hingen.

Die Absetzung höherer Beamten macht wenig Mühe in China. Man schickt ihnen die seidene Schnur und der Inculpat hängt sich selbst. — Hr. D. unterläßt es, dieses Verfahren seinem Vaterlande anzuempfehlen. Ich erlaube mir dies nachträglich zu thun. Die Republik kann in den Ver. Staaten nicht fortbestehen, wenn nicht Vorkehrung getroffen wird, um die Aemterhalter abzusetzen, ohne daß sie wieder Aemterjäger werden. Ich mache den Vorschlag alles Ernstes, denn die Aemterjagerei ist das größte Uebel in Amerika. Wie einfach würde sich die ganze Sache gestalten, wenn die seidene Schnur jedem ehrgeizigen Amerikaner vor der Nase hänge, statt dem Präsidentenstuhl.

Stadtmauern mit fester Zeit für den Thorschluß bestehen in China noch in ihrer alten Glorie. Die bösen Buben lernen auch dort ihre erste Gymnastik im Ersteigen derselben. Ein Knabe in der Prison de la Roquette in Paris legte ihnen die Schuld seiner schlimmen Streiche bei. Er sagte: „Gäbe es keine Mauren, würde ich keine übersteigen!“

Unser Verfasser hat uns auch die Prügelaustheiler, und andere öffentliche Plagegeister, inclusive des Scharfrichters abgebildet, und dabei genau beschrieben, wie man in China die Uebelthäter prügelt, zwickt, klemmt und köpft. Die deutsche Redensart, „in die Klemme gerathen“ stammt gewiß von China, denn nach den Bildern zu urtheilen ist dort klemmen an Hals, Händen und Füßen die vorherrschende Bestrafung.

Stempelgebüren giebt es auch in China. Verkaufscontrakte über liegendes Eigenthum werden gestempelt und registrirt. Aber man hat sechs Monate Zeit. Wie liberal!

Die gescheidteren reicheren Chinesen stellen ihrer Regierung, das gleiche Armuthszeugniß aus, das die amerikanischen Kaufleute thun; sie stellen nämlich Privatwachtleute an, und gehen noch weiter, indem sie förmliche Sicherheits-Akkorde mit Dieben und Falschmünzern eingehen, die gegen gewisse Bezahlungen dann das Eigenthum und die Wechsel und Scheine dieser Versicherten nicht belästigen. Die Diebesneigung der Menschheit fordert überall ihren Tribut! In Amerika besteht bekanntlich durchs ganze Land eine Privatdetectivpolizei, die von Belohnungen großen Diebstählen und Betrügereien viel Geld verdient; Diese hat auch ihre Einverständnisse mit dem schlechten Gesindel und beide arbeiten einander in die Hände. Amerika nähert sich unbewußt chinesischen Lebensäußerungen.

Die in Amerika's und Europa's Christenthum ewig klaffende Wunde, die Bordelle, existiren auch in China, trotz Verbot. Periodisch ergreift auch dort die Bevölkerung und die Behörden die Ausrottungswuth gegen diese armen Geschöpfe und moralische Heuchler spielen auch dort die Rolle wuthentbrannter Sittenrichter!

Trotzdem, daß Confucius sich alle Vergötterung seiner Person verbat und auch in keiner Weise einen öffentlichen Cultus anordnete, hat sich doch eine kirchliche Verehrung seiner Person und seiner Lehre ausgebildet, durch welche mancher Priester seine Weide findet. Volks-Stimme! Gottes-Stimme! Sollte wohl heißen Vergötterungs-Stimme. Mir liegen die Lehren des Confucius zur Seite, während ich Hrn. D. Buch critisire, und es bleibt mir unerklärlich, wie sich in dasselbe das Spinnengewebe eines klerikalen Systems einnisten konnte. Erziehung ist seine, stets erneuerte Empfehlung. „Bilde deine Vernunft aus!“ „Mäßige deine Leidenschaften!“ „Sei verständig in Maaß und Ziel!“ Kehrt in den verschiedensten Formen, als Maximen wieder. Nur Schulen und höhere Bildungsanstalten wollte Confucius. Selbstregierung! Der Sittenzwang, welchen im Wunsche, in der Gesellschaft Achtung zu genießen, liegt, das sind die Grundpfeiler seiner Moral.

Ein Freischulen-Wesen, wie wir es haben giebt, es in China nicht, aber doch alle erdenklichen öffentlichen Schulen, wo die Aeltern nach Vermögen für ihre Kinder bezahlen. Hauslehrer halten die Reichen. Die Kinder haben auch in China die Neigung zum Laut lernen, und das Maulhalten ist so wenig ihre Schwäche als die unserer Kinder. Lehrer und Schüler sehen so ziemlich aus wie bei uns! Der Lehrer runzelt die Stirn und die Buben machen die allbekannten schelmischen Schaafsgesichter. In den höheren Bildungsanstalten, die sehr zahlreich sind und viel frequentirt werden, kostet es kein Schulgeld, sogar Wohnung ist frei. Der reiche Cincinatier McCormick hatte dieselbe Idee in seinem Testament, auch er will freie Hochschulen mit freier Wohnung. Auch auf chinesischen höheren Bildungsanstalten kennt man den Unterschied zwischen Classischen- und Real-Fächern und auch da dringen Regierung und höhere Gelehrte auf streng klassische Bildung. Mit allen Gymnasien und Universitäten sind Wohnzimmer verbunden, zur freier Benutzung der Studirenden, aber auch in China ziehen viele

es vor, nicht im Stift, wenn man mir diesen Ausdruck zur Verständigung erlauben will, sondern frei in der Stadt zu leben. Ob es Studentenkneipen und Eßlokale giebt, erzählt uns Hr. D. nicht. Es giebt auch Schulen, wie West-Point und dergleichen, wo auserlesene Schüler erzogen werden und Gage erhalten. Examinationen, auch Staats-Examina bestehen und wie in Deutschland führt der Pfad zum Staatsdienst durch die höheren Bildungsanstalten. Dieses Vorrecht der Gelehrsamkeit will natürlich unserem amerikanischen Schriftsteller nicht munden. Ihm schwebt, die in seiner Heimath geltende Bibelregel vor: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand!" was schon recht wäre, wenn Gott in Amerika das Wahlrecht hätte. Hr. D. erzählt uns auch, wie chinesische Studenten die Examination zu umgehen wissen. Ich mußte lachen, denn die angeführten Schliche kamen mir bekannt vor. Auch Nachexaminationen folgen, bei denen diejenigen durchschlüpfen, welche vorher durchgefallen sind. Die menschliche Herzensgüte ist eben überall unerschöpflich, wenn man sie zu erregen weiß.

Den Schluß des ersten Bandes bilden Erzählungen von chinesischen Jungen, welche sich durch besonders hohe Geistesgaben ausgezeichnet haben. Wir finden darin die Aufzeichnung von erstaunlichen Gedächtnißfähigkeiten, von großer Ausdauer im Erlernen schwerer Probleme, hochherzige Aufopferungsbereitwilligkeit und besonders auch sehr gescheidte Antworten, welche das Glück der Knaben herbeiführten. Auch fehlen Anekdoten nicht von jungen Witzbolden, welche ältere Personen beschämen, wobei schnellgelungene Verschen besonders hervorgehoben werden. Ein Genie zeigt sich auch in China schon in der Jugend. Solche Kindergeschichtchen werden den Schülern in den Schulen als Exempel vorgehalten, wie das Buch „Beispiele des Guten" bei uns, um sie zur Nachahmung u. sittlichen Besserung anzuspornen. Zur Bequemlichkeit des guten Lesers u. zum eigenen Ausruhen, machen wir hier einen Abschnitt, um die Besprechung des zweiten Bandes in der zweiten Nummer fortzusetzen. Wir gestehen gerne, daß unser Interesse an dem chinesischen Volke gewachsen ist, seit das Buch des Hrn. Doolittle uns dieselben als Fleisch und Blut, wie wir selbst, dargestellt hat. Wir sind denselben näher getreten und fühlen verwandter. Auf den Inseln des indischen Archipelagus, in Californien und an der ganzen Westküste der neuen Welt, sowie auf vielen westindischen Inseln treffen wir täglich mehr den Chinesen, und sein Einfluß ist überall, wo er auftritt, ein bedeutender. Er selbst bleibt sich gleich! Er amerikanisirt sich so wenig als er sich indianisirt oder christianisirt, denn er sieht nur zu deutlich, daß er gescheidter, fleißiger und sparsamer ist, als seine Nebenmenschen. Er weiß, daß man ihn aus Neid haßt, und da er an unseres Gerechtigkeitsliebe verzweifelt, bettelt er nicht um unsere Barmherzigkeit. Er hat nicht, wie wir Deutsche in Amerika, ein neues und ein altes Vaterland denn er hat, lebendig oder todt nur eine Heimath — China. Er wandert ohne sein Weib aus und verheirathet sich nicht im Ausland. Das Heimweh verläßt ihn nie. Im himmlischen Reich den langen Todesschlaf zu schlafen dünkt ihm heilige Pflicht, denn nur von dort aus, durch die hohen Friedhöfe, findet er den Weg in's Jenseits.

Die Chinesen halten im Ausland zusammen; sie organisiren bald ihre eigene Gerichtsbarkeit und selten verklagt ein Chinese seinen Landsmann vor fremden Gerichten. Er stiftet allerwärts seine geheimen Gesellschaften und hält mit unverbrüchlicher Treue sein denselben gegebenes Versprechen. Mit denselben erzielt er ähnliche Zwecke, wie unsere Arbeitervereine, und ein Christ oder Fremder, der einmal in diesen Vereinen verpönt ist, erhält nie mehr chinesische Arbeitskräfte. Sich verbinden und seinen Verbindungen Effekt zu geben, weiß kein Volk besser als das Chinesische.

Wir behandeln hier eine Nation von besonders zäher Natur. Nur ein anderes Volk kommt ihm darin gleich; das Hebräische. Beide hatten große Gesetzgeber — Confucius und Moses, und die Lehren beider erstrecken sich auf alle Theile des menschlichen Lebens, ja ich möchte sagen, bis in ihr innerstes Mark. Jude und Chinese hängen an ihren Sitten und Gesetzen ohne Zwang und ihre Religion ist beiden der Wegweiser im Leben. Der Christ hat eine Religion in seiner Kirche; in seinem Leben eine Moral und ein Jus, das anders ist als seine Religion. Der Puritaner absonderlich glaubt viel, dogmatisirt viel, aber in seinem Leben spiegelt sich wenig davon ab. Moses wollte so wenig als Confucius ein Monument. Beider Denkmäler sind ihre Völker und deren Anhänglichkeit an ihre Lehren; selbst wo solche zerstreut im Ausland leben.

Wie verschieden ist der Chinese von uns u. doch wie ähnlich! Es widerholt sich eben auch im menschlichen Leben die große Thatsache des Weltalls, daß Vielseitigkeit sich aus sehr wenigen Elementen entwickelt; die Gruppirung ist nur verschieden und aus dieser Verschiedenheit entstehen zahllose Formen. Alle Menschen sind so ziemlich sich gleich in ihrer Zusammensetzung und die Differenzen sind im einzelnen klein und nur in größeren Abständen bemerkbar. Unser Autor sieht vieles in China, was Andern entgeht, weil eben der Unterschied zwischen China und Amerika größer ist. Auch der zweite Band zeigt uns diese Eigenschaft und ist deshalb belehrend für uns.

II.

Humboldt macht über chinesische Wissenschaft die Bemerkung, „daß er die letzter zu lang sam unter uns verschwindende Abneigung gegen die chinesische Literatur nicht theile;" eine Wahrnehmung die Hrn. D. fremd bleiben mußte, weil er zu wenig reale Bildung hatte. Er tritt unter die Chinesen als orthodoxer christlicher Missionär, und setzt von diesen, als Heiden voraus, daß ihre religiöse Begriffe abergläubisch,

und ihr Moral eine sinnliche sei, und so erkennt er auch nicht, daß die Chinesen, wie alle Völker, in Folge einer innern Nothwendigkeit, sowie auch der sie umgebenden Natur, das geworden sind, was sie sind; denn er ist der Sendbote Gottes und seiner besonderen Offenbarungen. Er kann sich keine gute Völkerentwickelung denken, welche nicht in einem alle Völker umfassenden Christenthume fußt. Daß Europa's und auch Amerika's Völker einen innern Widerspruch in sich tragen, und einen steten Geisteskampf nähren, weil sie Religionen als Lebensregeln haben, welche ihrer natürlichen Anschauung und Erkenntniß nicht passen, und daß aus diesem Grunde das praktische Leben dieser Bevölkerungen nie mit ihren Religionen übereinstimmen kann, und sich bei ihnen entweder viel Unglauben oder viel Heuchelei entwickeln muß, dies war Hrn. D. gar nicht faßlich, denn ihm ist die Bibel das alleinseligmachende Buch für alle Völker der Erde. Er hat auch nicht einmal eine Ahnung, daß die Einführung einer fremden Religion das tiefste Unrecht und das größte Unglück ist, welches einem Volke begegnen kann. Er bemerkt nicht einmal das gräßliche Unheil, welches Europa's und Amerika's Einmischung in China hervorgebracht haben.

Vattel der als Schriftsteller des Völkerrechts, den Hauptgrundsatz desselben erkannte, daß alle Freiheit, sinnlose Phrase ist, welche nicht auf dem Rechte jedes Volkes beruht, sich nach eigenem, innern Antrieb umzubilden; sagte ohne Vorwurf für die Chinesen; daß sie eine weise, aber eigenthümliche Regierung haben. Vattel war Rechtsgelehrter, — Herr Doolittle Gottesgelehrter; ersterer sucht bescheiden das Recht und erklärt es, wenn er es gefunden; der zweite hat die Autorität und die Lehre von Gott, er kann sich nicht irren, er spricht beide als unumstößliches allgültiges Dogma aus.

Hr. D. vergißt, daß das Land den Menschen bildet und nicht der Mensch das Land. Europäer sind modificirte Asiaten; Amerikaner sind zum Asiatenthum zurückkehrende Europäer. Der Kreislauf der Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone um die Erde vollzieht sich (wahrscheinlich nicht zum erstenmale) jetzt vor unseren Augen, und bald wird der Verkehr Westamerikas mit Japan und China den von Ostamerika mit Europa übersteigen, und wie Amerika sich jetzt ausschließlich aus europäischem Wissen entwickelt, wird dann auch asiatisches Denken sich darein mischen, und es wird sich zeigen, ob die eine oder die andere Civilisation für Amerika eine passende ist. Europa ist ein feingegliedertes Continent, es erhielt die Anlässe zu seiner höheren Ausbildung größtentheils durch wandernde und erobernde Völker, welche auf Landwegen ganz Mittel- und Nordeuropa überfluthen. In Amerika wandern die jetzigen Völker von der See landeinwärts, und der Welthandel ist der Träger und Führer, viel mehr als das Schwert, obgleich leider! dieses auch noch seine blutige Pfade auf die Weltkarte zeichnet.

Der geburtsstolze neuste Weltbürger ging als Missionär zum geburtsstolzen ältesten Weltbürger, und beim versuchten Austausch der Gefühle und Meinungen, prallen sie von einander ab, keiner von beiden begreift, daß nothwendigerweise ein Unterschied zwischen ihnen statthaben müsse, u. sie übersehen in Folge der Schroffheit der Verschiedenheit, daß dieselbe doch mehr scheinbar, als wirklich ist. Wie kann auch die Differenz eine sehr tiefgehende sein!? Alle Menschen der gemäßigten Zone genießen so ziemlich dieselbe Nahrung; sie haben dieselben Sinne; in allen Menschen hat das Blut dieselbe Temperatur, ja dieselbe Beschaffenheit, und Verdauen, Athmen, Assimiliren und Ausscheiden der genossenen Nahrungsmittel geschieht allerwärts auf dieselbe Weise; die Körperstellung, die Organe der Mittheilung und Procreation sind bei allen die nämlichen; Alle gehorchen einem Regenten, dem großen Triebe, aus dem alles Gute u. alles Böse entsteht, ihrem Selbstinteresse. Alle streben nach zwei Endpunkten: den höchsten Genuß mit der kleinsten Kraftanstrengung zu haben, und noch hat kein Volk, das chinesische sowenig wie das amerikanische, das rechte Maaß und Ziel gefunden. Das menschliche Leben ist in steter Bewegung, stets sucht jeder das rechte Verhältniß für sich; oft meint er den rechten Maaßstab gefunden zu haben, aber bald erkennt er wieder, daß, wo kein Theil in Ruhe ist, alles messen in Zeit und Raum schwierig ist. Wir kommen also nur zu approximativen Regeln. Alle beseelt das Streben die rechte Proportion einzuhalten, Allen wird dieses Innehalten stets wieder gestört. Erfahrung, vom Chinesen überschätzt, vom Amerikaner unterschätzt, spielt hiebei eine große Rolle. Davon kommt es, daß in allen Dingen, wo Erfahrung, besonders schriftlich niedergelegte Erfahrung, wesentlich ist, uns der Chinese übertrifft. So z. B. in der Zeiteintheilung.

Die beobachtenden Leute Chinas merkten natürlich auch die periodisch wiederkehrenden Bewegungen von Sonne und Mond, und theilten ihre Zeit nach denselben ein. Sie haben also auch Jahre, vier Hauptjahreszeiten, acht Unterabtheilungen dieser Jahreszeiten (Chaiks) genannt, und diese wieder hatürt Khe's genannt. Dann 12 oder 13 Monate, und abwechselnd 29 oder 30 Tage in jedem Monat. Sie haben keine Schalttage, sondern Schaltmonate. Vollmond ist immer am 15. des Monats, Neumond am 1.; eine Regelmäßigkeit der Zeiteintheilung, welche Freimaurern, Systemten und Bauern gewiß bequemer ist als unsere Unregelmäßigkeit. Die Monatseinschaltungen, geschehen nach Berechnungen, die auf lange Erfahrung und astronomische Berechungen gestützt sind, und den Eintritt des Wechsels der Jahreszeiten vielmehr, in Einklang bringen mit dem Bestande der Temperatur und des Wetters, als unsere Zeitbestimmungen. Die meisten unserer Bauernregeln sind altchinesische Erfahrungen, denen aber die alte Zeiteintheilung abhanden gekommen ist und die also selten mehr passen. Es geht uns Christen in vielem so. —

Wir führen Gebräuche, Sitten und Anschauungen auf unsern Wanderungen mit uns für welche die primitiven Anlässe längst nicht mehr bestehen. – Wir sind wandernde Menschen, tragen Sitten auf dem Erdball herum, halten fest, was wir ändern sollten, ändern was wir behalten sollten. Unsere Monate gehen nicht mit dem Mond, unsere Jahreszeiten nicht mit der Sonne. Wir sind um den Erdkreis gewandert, haben allenthalben was mitgenommen, aber unser zusammengestoppeltes kreuzt alle natürlichen Bedingungen des Lebens und unsere Zeit ist nicht die Zeit der Natur!

Unser Autor meint, „daß die Natur nach besonders festen Regeln organisirt sein müsse, wenn die Annahmen der chinesischen Astronomen und Philosophen richtig wären"; eine Bemerkung, welche beweist, wie wenig unser geistlicher Freund von den in neuer Zeit gemachten wissenschaftlichen Errungenschaften weiß. Wir wissen jetzt, daß die Natur nach festen Gesetzen organisirt ist! Daß es keinen willkührlichen Gott giebt; daß die Ordnung des Weltalls die Regel ist und nicht die Ausnahme! Das sind allerdings schreckliche Feststellungen der Wissenschaft; schrecklich aber nur für die, welchen die Unordnung, der willkührliche Gottessegen, das tägliche Brod liefert.

Leute, welche gern was gutes essen oder trinken, haben auch in China den Gebrauch erfunden, bei gewissen Perioden etwas besseres zu genießen. Jeden „Chark" und auch „Khe" ist es gebräuchlich etwas besonderes stärkendes zu essen und zu trinken; sehr beliebt ist Hühnerbouillon und Ingwerdecoct. Auch werden dann periodische Kuren, wie bei uns im Frühjahr, gebraucht, weil um diese Zeit die athmosphärische Einflüsse der Gesundheit schädlich seien. Ob in allen Fällen ein Stück Erfahrung, oder ob nicht auch Gelüste nach gewissen Speisen und Getränken die Gebräuche eingeführt haben, wird ebenso schwierig in China zu entscheiden sein, als die Gewohnheit „Morningbitters," oder einen Schlaftrunk zu nehmen bei uns auf ihren wahren Grund zurückzuführen ist.

Der Chinese feiert mit besonderen Feierlichkeiten den Eintritt der Jahreszeiten. Confucius ordnete das feierliche Begehen dieser Tage an, als Erinnerungen an die Natur, daß die Menschen nie vergessen sollten, wie abhängig sie von derselben sind. Daß aus seinen Arbeitstagen, abergläubische Feiertage geworden sind, ist natürliche Folge der menschlichen Neigungen für Freudentage. Was wird aus unserem 4. Juli in hundert Jahren geworden sein? Was aus Washingtons Geburtstag? — Die Frühlingsfeier, bei welcher nach Confucius Anordnung Kaiser und Volk zum Pflug greift, um Alle daran zu erinnern, wie Schiller so schön sagt, daß

„Er ziert des größten Kaisers Hand;
Niemals hat er Krieg entzündet
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!"

ist leider sehr zur bloßen Ceremonie geworden. Aber immer noch besser fürs Leben als unsere, keinen Sinn mehr habenden christlichen, Festtage.

Die Neujahrsfeierlichkeiten sind in China beinahe wie die unsrigen; sie gelten den Erinnerungen der Familie und guten Wünschen für die Zukunft. Sie dauern, ähnlich unseren Weihnachts-, Neujahr- und Dreikönigs-Feierlichkeiten mehrere Wochen und auch da ist die Hauptsache viel gutes zu essen. Das chinesische Sprichwort lautet: „Im Neujahr werden die Mäuler nicht leer." Man besucht, bewirthet sich gegenseitig, bei Begegnungen verneigt man sich u. wechselt Glückswünsche u. Hr. D. giebt uns das Bild zweier Chinesen im Augenblicke ihres Zusammentreffens. Sie machen tiefe Verbeugungen, (eine Art sich wegwerfend) und die Figuren erinnern mich an die Carricaturen, welche in Harpersmonthli über ähnliche deutsche excessive Höflichkeiten vor einigen Jahren erschienen. Denkt man sich daneben Lenaus amerikanischen Gastwirth, wie er ihn im „Blockhause" beschreibt:

„Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die Wälder der Republik
Führt zu einem Gastwirth mein Geschick,
Der empfing mich kalt auf freundliche Weise
Sprach gelassen mit ungekrümmtem Rücken
Guten Abend! Und bot mir seine Hand;"

so kann man sich recht wohl mit dem Belächeln unseres Schriftstellers versöhnen, mit welchem er chinesische Hyperhöflichkeit und Ceremoniell uns erzählt. Solche Höflichkeit wird gern zur Unterwürfigkeit, zu einer Sittentyrannei. Bis jetzt hat der Amerikaner sich dem Scepter der Höflichkeit nur bei Damen unterworfen, aber der übertriebene Anfang beweist, wessen man sich auch hier von der Sittenherrschaft gewärtig halten kann. Reichthum steht schon auf der Schwelle und hinter ihr die Beamtenwelt! Hut ab! wird schon hie und da gerufen!

Neujahr ist neben großer Eßzeit auch große Spielzeit. Der Chinese ist, scheint es, eine wahre Spielratze, und wir sind alle bei ihm in die Schule gegangen.

Dienstboten und Untergebene gratuliren ihren Oberen und empfangen Geschenke um diese Zeit.

Daß Mandarinen und die ganze Beamtenwelt um diese Zeit auch ihre Ferien haben und daß sie einen ganzen Monat, doppelt so viel als andere Menschen, dazu verwenden braucht wohl kaum angeführt zu werden. Es ruht um diese Zeit die ganze Regierungsmaschine! Alles wird vor Neujahr zugesiegelt und unter großen Ceremonien zugeschlossen. Glückliches Volk! Du warst einen ganzen Monat im Jahr nicht regiert! Ob hiebei die Chinesen schon auf den Gedanken gekommen sind, die Zeit der Nichtregierung auf unbestimmte Zeit zu verlängern, um zu ermitteln,

wie wenig Regierung, wenn sie nur gut ist, die Menschheit braucht, darüber steht in Hrn. D. Buch nichts.

Der Hauptwunsch aller Chinesinen, ihre Gatten mit männlichem Kinderseegen zu beglücken, findet auch in den Neujahrsfestlichkeiten Ausdruck. In den Kirchen werden dann Laternen aufgehängt, welche die Form von Knaben mit der Inschrift haben: „Wer ernstlich bittet, wird günstige Antwort erhalten!" Und darüber spottet unser Puritaner! Er sagt: „Der Glaube erhält sich, trotzdem jedes Jahr es faktisch bewiesen ist, daß gar Viele beten und doch nicht erhört werden!" Sachte Herr Missionär! Wo bleibt die Bibel! Wo die hebräischen Weiber, welche sich auch Kinder vom Herrn erbaten; z. B. die Mutter Samuels? In der Bergpredigt sagt Christus in Witchel's dichterischer Enkleidung:

„Bittet so wird euch gegeben! Suchet
Und ihr werdet finden! Klopfet an
Mit vertrauungsvollem treuem Herzen
Und die Pforte wird Euch aufgethan."

Warum also es den chinesischen Weibern so übel uehmen, daß auch sie abergläubisch sind und sich in der Kirche das holen wollen; was ihnen zu Hause nicht zu Theil wird? In Lyons wandern auch die Französinen zum Schrein der Madonna von Fourviere und erbitten sich glückliche Niederkunft. Diese kinderfüchtigen Weiber in China und Frankreich, gefallen mir viel besser, als die kinderscheuen Amerikanerinen.

Auch ein Allerseelenfest giebt es in China und an diesem besuchen sie die Gräber ihrer Vorältern und schmücken sie. Man glaubt auch dort daran, daß die Lebenden den Todten durch Gebet und Geschenke, nützen können. Ich stimme mit Hrn. D. überein, daß dies überflüßige Werkthätigkeit ist, aber ähnliche, sehr achtungswerthe Gefühle liegen allen Begräbnissen und Monumenten zum Grunde. Wie Mancher freut sich im Leben auf den schweren Stein, welcher ihm nach dem Tode aufs Grab kommt. Die menschliche Eitelkeit wirft eben ihre Schatten vor sich, bis aufs Grab.

Ackerbaubeförderung von Amtswegen wirft auch in China sich in die Brust und hält ihren offiziellen Hohlkopf hoch in die Höhe. Hr. D. beschreibt uns chinesische landwirthschliche Feste, und wir merken wohl, daß auch dort die lateinischen Bauren den wirklichen Vorlesungen halten. Rädler beschreibt uns im pfälzer Dialekt solch ein Fest. Er sagt:

Un e Herr mit gele Händsching
Hot se uf die Kanzel g'schtellt
Un geprediget wie a Parre
Wenn er aam sein Grabred hält

Aans nur hewn i gut verschtanna
S' war am halt aa gar nix recht
Alles hat er g'saht, wär nix nutz
Wie mer's bei uns Baura mächt!"

Der Herb ist auch in China die Zeit, wo im Freien Lustparthien, stattfinden. Man sieht daräuf, daß dieselben in der Mitte des achten Monats fallen, also im Vollmond, stattfinden. Die Kränzchen bei Mondlicht und unsere süddeutschen Herbste sind auf ähnliche Weise eingeleitet, und Herzen finden sich auch da zusammen. Wunderſam ist es, daß die Chinesen Herbsthasen haben, aber keine Osterhasen. Ihr Herbsthase klopft ihnen den Reis auf und sie behaupten, daß dies Sinnbild dem Herbstlichen Monde entnommen sei, weil auf der Scheibe desselben dann auch ein Reisklopfender Hase sitze. Ich möchte doch wissen, wodurch der Hase sich den Ruf eines nützlichen Thieres verschafft hat. Uns legt er Eier, den Chinesen klopft er Reis auf!

Allenfallsigen jungen Leseru diene zur Nachricht, daß man auch in China Drachen fliegen läßt, aber im Herbst und nicht im Frühjahr wie bei uns.

Unser Autor erzählt uns, ohne die Notiz davon zu nehmen, welche wir erwarten dürften, daß der Chinese, ähnlich dem Yankee, einen „Thanksgiving Day" hat, an welchem auch jede Familie ein extra gutes Essen bereitet. Der Ehrwürdige Herr ist böse darüber, daß die Chinesen ihre Danksagung ihren Vorältern darbringen statt dem lieben Herr Gott. Er sagt: „Der Gebrauch eines jährlichen Danksagungstages ist auffallend. Es beweist ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten. Aber welch blinder Eifer! Welch falsche Anbetung! Den Vorältern zu danken und dies vor ihren Bildern zu thun, welche sie kaufen nnd vergolden! Wie sehr bedarf der Chinese das Licht der Bibel, um damit seine Dunkelheit zu erleuchten!" Nun die Frage wäre allerdings zu stellen, ob ein Volk seinen Vorältern Dankbarkeit schuldig ist? Haben diese ihren Kindern die Fruchtbarkeit des Landes ungeschmälert erhalten; haben sie Brücken und Wege für ihre Nachkommen gebaut; ließen sie ihnen keine Staatsschulden zurück; sicherten sie denselben deshalb Freiheit und Wohlergehen, so ist der Dank an sie heilige Pflicht und gewiß verständiger als der ideale Thanksgiving Day in den Ver. Staaten. Amerikaner können unmöglich das Gefühl der Dankbarkeit für Vorältern haben, denn den Meisten ist nichts zu danken, und die Erinnerung an die wirklichen großen Wohlthäter des Landes ist ein Vorwurf für die jetzige Generation.

Am Schluß des Jahres ist alles mit Vorbereitungen fürs neue Jahr und die dann eintretende Zeit des Gaumengenusses beschäftigt. Mann und Frau backen Kuchen und Confekt für Freunde, Kinder und Gesinde. Die armen Chinesen haben kein Christkindchen, keinen Christbaum ꝛc., aber dem Bilde nach zu urtheilen, das Hr. D. uns abdruckt, giebt es doch eine Bescheerung, auf einem Altar, auf dem der Küchengott thront. Es stehen Kinder um denselben herum, und gewiß verstehen sie recht gut, was der Küchengott

meint und beten ihn gern an. Also ein Küchengott und kein Christkindchen? Jenun, Kuchen schmecken bei beiden gleich gut!

Der letzte Tag des Jahres ist letzte Frist zur Abtragung allenfallsiger rückständiger Rechnungen. Also auch Schulden und Zahltage in China!? Die armen Commis haben an diesem letzten Tage einen harten Stand. Straßen auf und Straßen ab, um Einkassirungen zu besorgen! Bringen diese das Geld nicht, so zieht der Prinzipal aus, und übt sein Gewohnheitsrecht, im Hause des säumigen Schuldners, zu wettern und zu donnern und wenn sich ihm zerbrechliche wie Porzellanwaare, darbietet, solche zu zerschmettern; wobei die Hauptsache ist, daß recht viel Lärmen gemacht wird, so daß alle Welt erfährt, daß in dem bezüglichen Hause ein schlechter Bezahler wohnt. Von Schulzen, Bütteln, Einstecken und sonstigem gesetzlichen Incasso, finde ich in Hrn. D. Buch nichts, und der einzige Zwang scheint in der Schande und dem Creditverlust zu bestehen. Ich nehme keinen Anstand das chinesische Einziehungssystem als besser als unseres anzuerkennen, wenn es gleich für Porzellan etwas gefährlich ist. Unser ganzes Schuldeneinziehungs-System, durch Friedensrichter, Constables, Sherif, Advokaten ꝛc., ist äußerst kostspielig, es erfüllt selten seinen Zweck, und ist die Schande des 19. Jahrhunderts! Warum aber gerade dieses Jahrhunderts, wüßte ich nicht zu sagen, die Worte flossen in meine Feder und ich wollte blos sagen, daß unser Zwangsincasso mir nicht gefällt; was doch gewöhnlich mit der Phrase gemeint ist.

Wird ein Gläubiger am letzten Tage nicht bezahlt, so sucht er seinen Schuldner durch lautes Fragen nach ihm die ganze Nacht durch und auch noch den ersten Tag des neuen Jahrs. Er trägt dann eine brennende Laterne und giebt vor, es sei immer noch Nacht und nicht Tag. Diogenes trug auch eine solche Laterne am hellen Tage und suchte ehrliche Leute. Bis jetzt galt er für den Erfinder dieser, die Aufmerksamkeit erregenden Suchmethode; einen Charakter, den er nun mit den Chinesen theilen muß. Es giebt nichts neues unter der Sonne!

Die Festlichkeiten des letzten Abends des Jahres; die Vorbereitungen aufs neue Jahr; das Hin- u. Herrennen um Schulden zu tilgen; Einkäufe zu machen, und Kinder und Dienstpflichtige zu beschenken; erinnert selbst Hrn. D. daran daß dies unseren Weihnachten ähnlich sehe, und er bemerkt, daß es viele Aehnlichkeit mit unserem Santa-Clauß und St. Nikolas habe. Er merkt etwas!

Hr. D. eifert wiederholt gegen die vielseitigen Gebräuche, durch welche der Chinese seine Liebe für seine Vorfahren an den Tag legt. Auch am Neujahr widmet er mehrere Stunden dem Andenken seiner Vorältern. Er glaubt die Geister Verblichener haben Einfluß auf Lebende; er opfert also diesen Geistern, betet zu ihnen und sucht sich mit denselben in geistige oder leibliche Verbindung zu setzen. Wo ist aber der Mensch, welcher ganz frei ist von solchen Gedanken? Am meisten ist es der Materialist! Aber diese Classe Menschen sind ja schlimmer als Heiden! Unser Gottesgelehrter sieht den Aberglauben der Chinesen, den der Christen sieht er nicht! China hat drei Religionen, und es giebt Leute daselbst, welche, um ja sicher zu gehen, alle seelenrettende Ceremonien dieser drei Religionen mitmachen. Hilfts nichts so schadts nichts! ist die gewöhnliche Ausrede. Ich kenne einen Amerikaner, der, obgleich überzeugt, daß es keine Hölle giebt, doch bei seiner presbyterianischen Kirche bleibt. Er meint, es sei doch eine Beruhigung, zu einer Kirche zu gehören, die eine Hölle lehre, wenn möglicherweise es doch eine gäbe. Confucius und Mencius lehren keinerlei Aberglauben über die Todten, aber die Priester des Buddhism und Tauism thun es, und die Chinesen Machen manches aus letzteren Religionen aus obigen Gründen mit, obgleich sie nicht daran glauben. Tübet der Sitz des großen Lama, sendet, wie Rom es bei uns thut, seine Priester stets aufs neue wieder nach China und vergilt ihm seine physische Eroberung, wie Italien es Deutschland gemacht hat, durch kirchliche Bekehrung. So erneuert Tübet seine Wirkungen auf China. Ihr Ceremoniell hat sich in die Lehre des Confucius eingenistet, wie Schmarotzerpflanzen sich an große Gebäude anhängen und sie überwuchern. Der Mensch sucht zeitlebens nach zwei Hülfsmitteln, auf seinem Lebensgange. Er braucht Erfahrung und möchte in die Zukunft schauen. Confucius und Mencius wollten diese Bedürfnisse der Menschen, durch Erziehung und durch Organisation von höheren Bildungs-Anstalten befriedigen, indem sie dafür zu sorgen strebten, daß, als Ausfluß dieser, die Familie und der Staat unter dem Einfluß von guten Gesetzen und Regeln stehe. Sie wollten keine gesetzgebenden, sondern vielmehr gesetzentwickelnde und rechtsermittelnde Staatskörper. Buddhismus und Tauismus haben eigentliche Kirchen und diese Kirchen sind es, welche den Chinesen statt praktischen Erfahrungslehren und klugen und weisen Berechnungen für die Zukunft eine mysteriöse Symbolistik und abergläubische Ceremonien einprägen. Diese Kirchen sind aber nicht Staatskirchen, sondern blos anerkannte, vielleicht besser gesagt, geduldete Institutionen. — Der ungeheure Fortschritt, welchen „Spiritualismus" in Amerika macht, beweist, daß auch dieses jüngste Volk der Erde leicht gemißbraucht werden kann, wenn man ihm übernatürliche Befriedigung seiner Bedürfnisse bietet.

Es war mir eine interessante Erscheinung, als ich in Hrn. D. Buch las, daß in China auch die Idee eines Fegefeuers, (eine Prüfungszeit der Todten), besteht. Die Chinesen neigen sich leicht jedem Vorschlag zu, welcher Liebesbezeugungen für die Todten enthält. Wie seefahrende Nationen Leuchtthürme bauen, um dem Seemann den Weg ins Heimathland zu zeigen, so brennen die Chinesen Lampen, um die Pfade der Todten in ihrer Dunkelheit zu beleuchten. Auch einen Fluß haben ihre Todten zu über-

schreiten; aber bedächtiger als die Griechen, bauen die Chinesen eine bequeme mythische Brücke über den Fluß und versehen sie mit Lampen, damit der Todte nicht den Weg verfehlt.

Hr. D. giebt uns auch die Abbildungen der Geistermedien und die verschiedenen Arten der Aeußerungen derselben. Es giebt Sprach-, Zeichen- und Schreib-Medien, gerade wie in unserem Spiritualismus. Diese Thatsache ist die frappanteste von allen in dem Buche des Hrn. D. Sie belehrt uns, wie eng die Gränzen sind, innerhalb welcher der Mysticismus der Menschen sich bewegt, und wie ähnlich sich die Formen der verschiedenen Selbsttäuschungen der Völker sind. Allerwärts ruft die Unwissenheit der Menschen Mittelspersönlichkeiten hervor, die ihm als höhere Wesen das offenbaren sollen, was nur die Forschung der Wissenschaft ihm kundgeben kann. Im Suchen nach Weisheit, wählt er die leichteren Wege des Aberglaubens, statt die schwereren des Wissens, und verfällt dem Aberwitz von Gauklern, Heuchlern und verblendeten Menschen.

Die Chinesen haben besondere Bettage an denen sie um Regen beten, was Hrn. D. zu dem Ausruf veranlaßt: „Wie offenkundig und traurig unwissend ist doch dieses Volk über Ihn, der uns Regen vom Himmel spendet!" Dieses puritanische Hohnlächeln über chinesische Schwachheit, wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre. Worin besteht denn der Irrthum der Chinesen? Gewiß nur darin, daß sie glauben, Regen komme je nach der Willkühr seiner Götter! Glaubt aber der Puritaner wirklich etwas anders? Nein, auch er bittet um Regen, als ob Regen nicht nach unabänderlichen Gesetzen niederfiele.!

Die Priester Chinas treiben, nach Hrn. D., ein eigenthümliches, riskantes Geschäft. Sie theilen nämlich zu gewissen Zeiten des Jahres Semmeln oder Wecken von gutgebackenem Waizenbrod an Alle aus, die solches verlangen, wobei der Empfänger blos stillschweigend, sich selbst allein, das Versprechen giebt, im kommenden Jahre das doppelte zurückzuliefern. Es wird aber darüber kein Register geführt. Der Nutzen wäre also 100 pCt., wenn Alle ehrlich die Gelübde erfüllen würden. Wir haben keine Data, um festzustellen, wie viel an diesem Vertrauens geschäft verdient wird. Wir wissen nur, daß dieser Vorschußhandel schon lange fortgesetzt wird und haben ein Recht anzunehmen, daß die Kirchen nichts dabei verlieren, sonst würden sie das Verfahren nicht fortsetzen. Es bekundet ein großes Ehrgefühl unter den Chinesen, daß solch ein Brodborganstalt möglich ist, oder bedeutet es einen bedeutenden Respekt vor der borgenden Kirche? Ketzer, besonders Schüler der gelehrten Classe, mißbrauchen die Güte der Kirchen und holen sich Brod mit der Absicht es nie zurückzugeben. Unser Autor erzählt uns bei dieser Gelegenheit ein Stückchen christlicher Missionsgeschichte. Fünf Chinesen, welche zum Christenthumbe kehrt wurden, waren noch für solche geborgten Brode schuldig. Die Frage entstand nun, soll diese Schuld getilgt werden? Die Chinesen meinten: „Ja!" aber die christliche Missionsanstalt entschied, daß es sich mit christlichen Grundsätzen nicht vertrage, solche heidnische Sitten aufrecht zu erhalten. Es geht doch nichts über theologische Spitzfindigkeit.

Auch in der Beschreibung des chinesischen Geschäftslebens, begeht Hr. D. die Ungerechtigkeit, dasselbe nach dem Maaßstabe seines Vaterlandes zu beurtheilen. Er bedenkt nicht, daß die commerciellen Zustände eines sehr bevölkerten alten Landes nothgedrungen anders sein müssen, als die eines neuen weniger bevölkerten. Er scheint überhaupt unbekannt zu sein mit dem Geschäftsgange seiner eigenen Heimath. In jedem Theile des Erdkreises sind die Handelsverhältnisse anfänglich sehr einfach, aber nach und nach entstehen complicirtere Zustände, und Kauf und Verkauf, und besonders Credit bewegen sich unter fortwährend ändernden Formen. Auch in Amerika ist dies der Fall, und ganz anderns werden jetzt die Geschäfte getrieben als vor 30 Jahren. Hrn. D. übersieht dies und macht deshalb sehr einseitige Bemerkungen.

Es gefällt ihm, z. B. nicht, daß die Chinesen sich in ihrem Handel der Mäckler und dergleichen Mittelspersonen bedienen, als ob solche Personen nicht ein Bedürfniß wären wo immer der Verkehr größere Dimensionen annimmt. Noch erinnere ich mich der Zeit, in welcher in Cincinnati auch nicht ein einziger Seufal oder Brocker war, und jetzt geht ¾ Theil unseres Handels durch dergleichen Vermittler. Auch folgte ich mit regem Interesse dem lange fortgesetzten und noch nicht geendigten Kampfe des Stadtraths dieser Stadt, mit den Unterkäufern von Butter, Eier ꝛc. Unser Volk brach wiederholt in tumultuöse Widersetzlichkeiten aus gegen diese ihm anstößige Personen, und die Behörden versuchten alle Mittel dieselben aus den öffentlichen Märkten zu vertreiben. Aber jeden Tag wuchs der indirekte Handel, bei dem sich Producent und Consument der Mittelspersonen bedienten und jeden Tag verminderte sich der direkte Verkehr zwischen diesen zwei Classen von Leuten. Man braucht blos vorurtheilsfrei ins Leben hineinzublicken, und man wird sehen, daß es gewisse Unvermeidlichkeiten im Leben giebt, und daß es durchaus nicht immer Weisheit ist, sich denselben entziehen zu wollen. Göthes Scharfblick leitete ihn auf die Wahrheit auch in dieser Beziehung. Er sagt: „Der Käufer bedarf der Waare, wünscht sie, und betrachtet sie selten mit Kenner-Augen. Der Verkäufer weiß recht gut, was er giebt, der Käufer nicht immer was er empfängt." Um dieses Mißverhältniß zu Gunsten des Käufers zu wenden, ist meisten Theils der Zweck der Benutzung von waarenkundigen Mittelspersonen, wobei noch die fernere Absicht obwaltet dem Verkäufer den Verkauf, dem Käufer den Kauf, zu erleichtern. Besser wäre es immer, wenn Consument und Producent direkt und mit voller Waarenkenntniß ihre Geschäfte abmachten, aber wie ist dies immer zu bewerkstelligen? Oeffentliche Märkte und Messen sind die bekannten Methoden. Aber wie

wenig genügen diese? Wie bald treten auch da die Zwischenhändler auf und werden zum Bedürfniß?

In China bedient man sich der Mittelspersonen in allen Zweigen des Verkehrs. Vom Kuppler, der die Mädchen unter die Haube bringt (wenn's in China Ehehauben giebt) bis zum gewöhnlichen Schmuser, der Viehhandel treibt, geht alles Geschäft durch Zwischenhändler. Sie sind dort die perambulirenden Anzeigeblätter. Fünf Prozent ist die übliche Provision, wovon der Käufer drei u. der Verkäufer zwei bezahlt, eine Vertheilung die uns zu erkennen giebt, welcher Theil den größten Vortheil aus der Mittelsperson hat. Amerika hat wohl die besten und vielseitigsten Mittel, um Käufer und Verkäufer zusammenzubringen, aber sie sind auch die theuersten. Es hat neben gewöhnlichen Fürkäufern, Brockers in allen Branchen des Verkehrs, und auch Agenten aller Art. Nebenbei hat es Märkte, Börsen und für Alle wieder die Druckerpresse mit Anschlagszetteln und Anzeigen. Der Chinese läßt es sich 5 pCt. kosten; in Amerika verschlingen die Mittler das doppelte. Welche von beiden Völkern am zweckdienlichsten bedient werden, bleibt aber offene Frage? daß in Amerika mehr Menschen vom Handel leben als in China ist wohl nicht zu bestreiten, und ich will nicht leugnen, daß dies vielleicht auch ein Fortschritt ist. —

Geld, die Wurzel alles Uebels, wie oberflächliche Leute sagen, giebt es auch in China; ja, sogar seit undenklichen Zeiten auch Papiergeld. Die Chinesen haben lange schon, alles das praktisch im Leben eingeführt, was jetzt erst die vorangeschrittensten Oekonomen unseres Zeitalters für uns befürworten. Die edlen Metalle cursiren nach Gewichts-Benennungen und ohne viel durch Münzregale incommodirt zu sein. Papiergeld circulirt Jeder, welcher im Publikum Credit findet. Die Regierung enthält sich aller Controlle, ausgenommen des Prägens von Münzen und auch dies geschieht nur in sehr beschränktem Umfang. Die Banknoten sind von einem Schnitt und gleichen Aussehens, und der Chinese kam zu diesem Einverständniß, ohne ein Currency-Bureau! Falschmünzer finden es sehr schwer sie nachzumachen. Auch sind dieselben reinlich und niedlich im Aussehen. Es giebt Banken, welche schon mehrere Generationen durchlebt und stets ihren Credit aufrecht erhalten haben, und dies geschah ohne Corporations-Privilegien! Welches Volk ist hierin das praktischste?

Wer eine neue Bank errichten will, introduzirt sich der Geschäftswelt durch ein Gastmahl, eine Ankündigungsweise, die auch in Amerika Eingang gefunden hat und oft sehr übertrieben wird. Das Rad des Lebens macht eben überall ähnliche Geleise!

Die Banknoten sind auf Verlangen an den Inhaber zahlbar, und eine Volksjustiz sorgt dafür, daß die Zahlungen prompt geleistet werden. Wird Zahlung verzögert oder verweigert, so nimmt der Gläubiger, was er eben erwischen kann, und kein Gericht wird ihn für Diebstahl oder Einbruch bestrafen. Banken sind deshalb stets auf der Hut und bezahlen mit größter Bereitwilligkeit. Aufläufe sind schon vorgekommen, wenn Banken schneller zur Zahlung gedrängt wurden als sie auszahlen konnten und da ist die einzige Aushülfe, das Anheften von Bankerottplakaten und der Schluß und die Liquidation des Geschäfts durch amtliche Personen. Die Banken helfen sich bei solchen Vorfällen gegenseitig, und Combinationen zum Sprengen von Banken müssen sehr gut angezettelt sein, wenn sie gelingen sollen. Von allen Seiten springen die Banken ihrem gedrängten Geschäftscollegen bei. Ein paar Papierstreifchen auf Befehl von Mandarinen angeheftet schließt die unglückliche Bank und übergiebt sie der offiziellen Liquidation.

Alle diese Anzeigen deuten darauf hin, daß Credit in China sich auf viel freierer u. ausgedehnterer Basis bewegt als in Europa oder Amerika, woraus Herbert Spencer den Schluß ziehen würde, daß man in China eine weitere vorangeschrittene Civilisation als die unsere besitzt. Schon das Recht der Selbsthülfe beweist dies; die Leichtigkeit u. Vielseitigkeit jedoch, mit welcher Chinesen sich zu Geschäftszwecken verbinden, ohne dabei die Regierung zu bedürfen, giebt noch stärkeres Zeugniß dafür. Was der Amerikaner durch schwerfällige Corporationen thut, besorgt der Chinese durch Associationen, die leicht sich bilden u. leicht sich auflösen. Es ist zum Erstaunen, wie viele Formen die Chinesen für diesen Zweck haben. Wir wollen nur eine eigenthümliche anführeu.

Ein Club von 10 Personen wird gebildet; jeder bringt, sage 10,000 Doll., es kommen also 100,000 zusammen. Diese ersten 100,000 erhält der Gründer des Clubs. Zu einer bei der ersten Zusammenkunft zu bestimmenden Zeit kommen die 10 Mitglieder wieder zusammen und jeder bringt wieder 10,000, also zusammen wieder 100,000. Diese erhält dann nach Entscheidung des Looses, ein zweiter, und so kommen die Mitglieder 10mal zusammen und jedesmal bringt jeder 10,000, und diejenigen, welche die 100,000 noch nicht empfangen haben, loosen und empfängt jeder zuletzt einmal 100,000 in einer Summe. Zinsen werden da keine berechnet, und es versteht sich von selbst, daß nur vertraute Personen zu solchen Clubs zusammentreten können. Bei jeder Zusammenkunft giebt es ein gutes Essen, ähnlich des hier üblichen „Lunches." Daß das gegenseitige Vertrauen in China weit gediehen sein muß, beweisen solche Verbindungen. Noch wäre etwas ähnliches unmöglich in Amerika; wohl auch in Europa!

Chinesische Kaufleute, Handwerker und Arbeiter haben Alle, mit wenigen Ausnahmen, Verbindungen, um „feste Preise" in ihren Geschäften zu sichern. Auch hier schützt nicht der Staat durch Ordinanzen, nur die conventionelle Sitte erzwingt das Einhalten solcher Verpflichtungen. Es ist doch wunderlich, daß in aller Welt der Mensch sich, mehr oder minder, freiwillig, des Rechts des freien Verkehrs begiebt? Freiheit will Jeder, aber der Wunsch einen Hebel zu

haben, um den möglichst höchsten Preis für seine Waaren oder seine Arbeit zu erhalten, führt stets wieder zur Unfreiheit. — So lange die sich angelegten Fesseln mit der Zeit entstehen und untergehen, und freiwillige sind, so ist die Gefahr klein. Erst wenn solche durch den Staat erhärtet und auf mehrere Generationen ausgedehnt werden, entstehen Schwierigkeiten, weil die Auflösung zu sehr erschwert wird. Das Individuum merkt es sehr bald, daß es, alleinstehend, wohl Freiheit, aber wenig Kraft hat. Um auch dem Andrang der Welt außer ihm zu widerstehen verbindet es sich, und gewinnt Momentum auf Kosten seiner Freiheit. Schiller sagt:

„Immer strebe zum Ganzen! Und kannst du selber kein Ganzes
Werden; als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an."

Der Anschluß an solche Ganze ist einer der Haupthebel der Industrie und des Handels in unserer Zeit. In Amerika bilden sich solche für alle möglichen Zwecke, und in den meisten Staaten ist freies Vereins- u. Incorporationsrecht. In Ohio besteht wohl das freieste und ich bin stolz darauf, in unserer Verfassungsconvention hiezu mitgewirkt zu haben.

In China ist dies alte Sitte! Solche Vereine geben auch Gelegenheit extra den Mund zu laben. Unsere Arbeitervereine sind also nicht die einzigen in der Welt, bei welchen Speise und Getränk auch ein Theil der Verhandlungen ist. Merkt euch dies ihr Weiber!

Der Handschlag und das Aufgeld beim Abschluß von Händeln sind auch altchinesische Gebräuche.

Lehrlinge müssen Lehrgeld bezahlen, was Hrn. D. auffällt. Jenun so frei auch im allgemeinen die Lehrverhältnisse in Amerika sind, Lehrgeld kostet es doch. Amerika ist eine freie, aber theure Schule. Wir Einwanderer können dies bezeugen! Es giebt viel mehr Lehrlinge als Lehrstellen in China, und da geht es eben auch, wie in Europa, wo ein ähnliches Verhältniß besteht. Mißhandlungen von Lehrlingen kommen auch vor; aber der Staat überläßt die Selbsthülfe dem Lehrling und seinen Verwandten, welche dann, ähnlich dem am Neujahr unbezahlten Gläubiger, mit viel Geschrei und Lärmen einschreiten. Bei gröberen Mißhandlungen kommt es auch zu Prügeleien des Lehrherrn neben Zerwerfen seines Porzellans. Die geneigten Leser werden sich wohl erinnern, wie auch in unserem lieben Vaterlande es immer auch unserem Volke, je nach dem es Männer oder Weiber sind, in den Fäusten oder den Zungen juckt, um solche chinesische Selbstrache zu üben. Solche individuelle Polizei ist nicht die angenehmste, aber sicher die wohlfeilste.

Unser geistlicher Herr, indem er noch einmal auf Banken zurückkommt, erzählt uns als chinesische Eigenthümlichkeit, die Thatsache, daß dort die Borgenden Papiergeld, von den Banken leihen u. Zinsen dafür bezahlen; dabei Sicherheit zum vollen Werth leisten. Er meint das sei ja verkehrte Welt, denn da zahle der die Zinsen, welcher in Wahrheit die Sicherheit stelle. Das ist ja aber bei allen Papiergeldgeschäften der Fall. Der Bankier leiht seinen unversicherten Credit demjenigen her ihm Sicherheit gewährt und diese Sicherheit ist in Wahrheit die einzige Sicherheit der Banknoten. So lange das Publikum dem Bankier mehr schuldig ist, als er dem Publikum, so lange ist auch die Bank gut. Banken sind nur Tauschanstalten für Credit! Wirkliche eigene Mittel ausleihen, kann man ohne Bankier zu sein, aber anderer Leute Geld u. Credit zu benützen u. daran zu verdienen, dazu heißt man sich „Bank."

Engroshändler geben nur kurzen Credit, höchstens zwei Monate. Alle Rechnungen verfallen am 2. oder 16. des Monats. Wer nicht bezahlt, wird creditlos. Pfandhäuser und Leihbanken giebt es auch, um Creditlosen nachzuhelfen und auch da werden hohe Zinsen berechnet. Die Kirchen treiben auch Leihgeschäfte mit ihrem ersparten Geld und nehmen hohe Zinsen bei der besten Sicherheit. In China gilt es als Handelsmaxim, daß es gute Politik ist, das Geschäftsleben immer wieder so schnell wie möglich von den Geschäftsleuten zu befreien, deren Credit und Mittel gesunken sind. Sie werden erbarmungslos mitgenommen, bei jeder Gelegenheit ausgebeutet und so drängt man sie bald möglichst aus dem Verkehr.

Miethshausbesitzer haben auch in China ihre liebe Noth mit schlechten Miethsleuten u. man kann dieselben nicht los werden, außer man bezahlt denselben drei Monate Miethzins im voraus und schiebt sie so einem andern Miethsherrn ins Haus. China wäre demnach ein wahres Paradies für Miethsleute. Ich kenne Amerikaner, welche ein gutes Geschäft bei fortwährendem Herumziehen machen würden. Ich kann nur nicht begreifen, wie es möglich ist, in China Miethsherr zu bleiben. Daraus erklärt sich wohl der niedere Preis von Wohnhäusern in China, weil dort der Besitz von Häusern, um sie auszumiethen, nicht rentabel ist. Also Realestatespeculations giebt es in China nicht! Ist es so, so hat es auch sein Gutes.

Auch bei Hypotheken auf liegendes Eigenthum wird anders verfahren als bei uns. Dort tritt der Darleiher in Besitz des Eigenthums und behält es, bis er bezahlt ist, und die Hypotheke trägt keinen Zins. Bei uns bleibt der Borgende im Besitz und zahlt Zins. Beide Theile können in China ihre Rechte an das Andere übertragen. Mir scheint diese Art Hypotheke, ohne Zins, den unseren vorzuziehen ist.

Extra fromme Leute beschäftigen sich auch in China mit der geistigen und körperlichen Wohlfahrt ihrer Nachbarn und schicken zu diesem Zweck ihnen auch Traktätchen zu, um sie zum Guten zu mahnen. Mit dieser chinesischen Pfuscherei in sein Missionshandwerk ist unser Autor gar nicht zufrieden. Er sagt: „Missionäre betrachten die Austheilung solcher chinesischen Schriften als das Haupthinderniß in der

Verbreitung des Evangeliums!" Hr. D. hat die Güte, uns in seinem Buche den Inhalt mehrere solcher chinesischen Traktate mitzutheilen. Ich fand, daß sie meistens Auszüge aus den Lebensregeln des Confucius enthalten, worin nichts mystisches, sondern lauter praktische Sittensprüche dem Volke ins Gedächtniß gerufen werden. Es ärgert unsere Missionäre, daß auch die gewöhnlichen Chinesen leicht die christlichen Traktätchen von den chinesischen zu unterscheiden wissen und er klagt darüber wie folgt: „Sie ziehen Schriften vor, welche verdienstvolle und lobenswerthe Handlungen anempfehlen, statt solchen, welche sie lehren, ihre Sünden zu bereuen und auf die Verdienste des Erlösers zu vertrauen. In dürren Worten ausgedrückt: die Chinesen ziehen praktische Anweisung zum Rechtthun, mystischem Unsinn vor!

Eine eigenthümliche Achtung für beschriebenes oder gedrucktes altes Papier herrscht bei den Chinesen vor. Man meint darin die Weisheit des Landes vor Entehrung schützen zu müssen, und es bestehen Vereine und einzelne Personen, die sich damit abgeben, solches zu sammeln, dann verbrennen und in die Flüsse tragen. Dieses Capitel ist mir nicht recht klar und ich möchte gewisse Fragen stellen, welche aber nicht vor die Oeffentlichkeit passen. Die Sorgfalt unserer größeren Hotels für unbedrucktes Papier für gewisse Zwecke wird aber wohl auf die Lösung der Fragen führen.

Hr. D. eifert gegen die gut verwalteten Findelhäuser, weil die Gründer und Erhalter derselben (Privatpersonen) mit diesen wohlthätigen Anstalten sich ein Verdienst zu erwerben glauben. Unser Missionär möchte bei solchen öffentlichen Wohlthaten den Geist eines christlichen Missionärs obwalten sehen, welcher Gutes thut und sich es nicht zum Verdienst anrechnet; sondern alle Ehre dem lieben Gotte giebt. Ich bin im allgemeinen auch kein Freund prunkender öffentlicher Wohlthätigkeit, aber ich habe keinen Glauben an die übermenschliche Dienstwilligkeit, welche Hr. D. uns da vorpredigt. — Diese Findelhäuser sollen einem Uebel steuern, wegen dem China im Ausland verrufen ist, nämlich der Aussetzung und Hinwegschaffung neugeborener weiblichen Kinder. Dieselben sind musterhaft verwaltet, und es wird alle Mühe angewandt, die armen Geschöpfe am Leben zu erhalten und später zu versorgen. — Wer immer dies thut, hat sich ein Verdienst an der Menschheit erworben. In Paris und andern Hauptstädten Europas, wo solche Findelhäuser bestehen, waltet große Sterblichkeit ob. Auch in China leiden solche Anstalten durch das Dahinwelken ihrer Pfleglinge. Es beweißt sich dadurch, wie wenig künstliche Anstalten die natürlichen Erfordernisse des Lebens erfüllen können!

Wittwen versorgungsanstalten bestehen in China in Verbindung mit Kirchen. Man sieht es ungern, wenn eine Wittwe eine zweite Ehe eingeht. Dieser Wiederwille wird wohl von Aeltern herrühren, welche die Concurrenz der Wittwen mit ihren heirathsfähigen Töchtern beseitigt wissen wollen. Auch werden die jungen Damen dabei mithelfen. Es ist großer Ueberfluß von weiblichen Personen da, und natürlich entstehen daraus mancherlei, uns unerklärliche, Sitten. Die noch nie verheiratheten Mädchen dringen darauf, ein Vorrecht vor Wittwen zu haben. Dagegen sind Söhne gesetzlich verpflichtet für ihre verwittweten Mütter zu sorgen. Auch meinen die Männer, es läge Weibern, welche nachher keine Aussicht auf Wiederverheirathung haben, mehr an der Erhaltung des Lebens ihrer Männer, als im entgegengesetzten Falle. Hr. D. sieht darin eine herzlose Beschränkung der Freiheit dieser Wittwen und ganz Unrecht hat er nicht. Ein guter Ehemann ist ein besserer Versorger als ein Sohn. So denken wenigstens die meisten Wittwen in Amerika. In Asien herrscht überall weiblicher Ueberfluß, in Amerika, wenigstens in den westlichen Staaten besteht ein entgegengesetztes Verhältniß. Diese Unterschiede erklären die verschiedene Stellung des weiblichen Geschlechts in beiden Ländern. Wir werden auf diesen Gegenstand später zurückkommen.

Eine rührende Sorglichkeit der Chinesen begegnet uns in ihren Anstalten, in welchen Lieblingsthieren ein Gnadenbrod gesichert ist.

Der Einfluß der buddhistischen Religion äußert sich in gewissen Enthaltsamkeitslebensregeln, z. B. der Enthaltung vom Fleischgenuß, weil solcher die Sinnlichkeit zu sehr wecke. — So meint Hr. D. Mir scheint dafür ein tieferer Grund zu liegen. Alle indirekten Ernährungsweisen sind unverträglich mit dichter Bevölkerung. Es erfordert folgende Quantitäten Nahrungsstoff, um ein Pfund Fleisch zu produciren (nach Prof. Tanner's Berechnung im Ohioackerbaubericht publicirt):

25	lb. Milch;
100	„ Rüben;
60	„ Kartoffel;
50	„ Gelbrüben;
4	„ Rindfleisch;
9	„ Habermehl;
7½	„ Gerstenmehl;
7¼	„ Brod;
7½	„ Mehl;
3¾	„ Bohnen;
3½	„ Erbsen;

Man wird leicht einsehen, daß in Ländern, wo eher Mangel als Ueberfluß an Ackerfeld, besteht, dieselben auf Produktion von direkten Lebensmitteln angewiesen sind. Zuerst Nahrung für's Vieh zu produciren, dieses Vieh zu mästen, um deren Fleisch zu genießen, ist da solche Wirthschaft. Alle Viehzucht, bei der nicht der Hauptgewinn in der Selbsternährung der Thiere auf Waiden besteht, ist, wie obige Tabelle beweist, eine Vergeudung menschlicher Arbeit. In Amerika werden Schweine, Ochsen, Läm-

mer ꝛc. Ztel groß gezogen, ohne daß sie irgend welche, durch Menschenhand producirte, Nahrung erhalten haben. Fleischnahrung ist also vernünftige Oekonomie in Amerika. In China und einigen europäischen Ländern müßte Schlachtvieh durch Menschenhand gefüttert werden und ist deshalb zweckwidrig. — Der Chinese benützt also nur das Fleisch von seinem Zugvieh oder in Fällen, wo obige Einwendung wegfällt. Auch ist das Halten von Pferden oder anderen Thieren zum Vergnügen, unpopulär in China, weil eben die Menschen alle Nahrnng bedürfen, welche der Boden hervorbringt. — Das Fleisch ihrer alten Zugstiere wird auch nicht sehr einladend sein und Buddhismus begeguete also in seinem Eifer gegen Fleischkost halbewegs einer schon bestehenden Abneigung dagegen, und ich wundere nur, daß dennoch viel Fleisch genossen wird. Die Noth und Eigenbrödelei wird wohl auch in China, wie sie in Frankreich das Essen des Pferdefleisches herbeigeführt haben, seine Wirkungen äußern. Antifleischvereine bestehen in China, wie bei uns Antiliqueurvereine und diese Vereine plagen dort die Metzger, wie sie bei uns die Restaurationen plagen. Die Metzger verkaufen ihr Fleisch, wie die Liqueurhändler hier ihren Schnapps, trotz aller Eingriffe in ihr Geschäft. Sie wissen mit der Polizei umzugehen, und kommt einmal ein gar zu gestrenger Beamter, so macht man einen Straßenauflauf u. schüchtert ihn ein.

Wir sind nun beim 8. Capitel im 2. Buche angelangt und haben noch weitere 11 Capitel zu besprechen, zuviel um in diesem Abschnitt behandelt zu werden und wir müssen dem geduldigen Leser zumuthen, uns noch in einem 3. Abschnitt zu folgen. China verdient gewiß unsere nähere Betrachtung, u. obgleich wir das Land u. seine Leute durch die Brille eines puritanischen Geistlichen sehen, hindert uns dies nicht die Brille zu lüften und mit eigenen Augen zwischen den Zeilen zu lesen. China ist uns besonders deshalb interessant, weil es uns die älteste menschliche Erfahrung in dem größten, staatlich vereinigten, Menschencomplexe darbietet. Hr. D. erzählt uns Alles, was ihm auffiel, mit der reizenden Einfältigkeit eines Dorfpfarrers, und läßt uns Blicke in das Leben des ältesten Staates auf Erden werfen, die uns ohne seine puritanischen Vorurtheile entgehen würden. — Wir laden also den freundlichen Leser ein, auch den nächsten und letzten Abschnitt mit uns durchzumachen; wir wollen streben, ihn nicht zu sehr zu ermüden. —

III.

Ein Buch über China, welches der Fußverstümmelung der Damen nicht erwähnte, wäre natürlich undenkbar, u. Hr. D. erwähnt also auch dieses Umstandes. Wie bei uns die Gesellschaft der höheren Damenwelt einen Zwitterschönheitssinn zu Tage fördert, wodurch gewisse Theile des weiblichen Körpers bald naturwidrig eingezwängt, andere vergrößert werden, gerade so, sind kleine Füße in China zur Mode geworden. Sobald das männliche Geschlecht Puppen lieber heirathet, als gesunde Weiber, so lange werden sich auch Gebräuche ausbilden, durch welche die Mädchen zu erkennen geben, daß sie Candidaten für Puppenstellen sind. Eine Concubine des Kaisers soll vor Zeiten zuerst die Compression der Füße eingeführt haben. Jetzt haben nur die hohen ehrenhaften Damen das Recht verzwergte Füße zu tragen u. die Concubinen müssen ihre Füße lassen wie Gott sie geschaffen hat. Auch tragen alle zur Arbeit bestimmte Mädchen unverstümmelte Füße. Hr. D. giebt uns das Bild eines comprimirten Damenfußes, und auch das Portrait eines natürlich befußten Baurenmädchens, und es ist wirklich zum Erstaunen, wie Jemand den Zwergfuß, den gesunden Beinen und Füßen des letzteren Mädchens vorziehen kann. Die Einzwängung ist aber mehr ein Geradedrücken des Fußgelenkes, so daß die ganze Figur eine höhere wird, als ein Zwängen des Fußes selbst. Der Zweck ist die ganze Gestalt zu erhöhen. — Unsere Mädchen tragen hohe Absätze zu demselben Zweck und streben auch die Füße so klein als möglich zu haben. Eine elegante Dame mit plumpem Fußgestell ist auch uns nicht denkbar. Unser gelehrter Autor schließt diesen Gegenstand mit der richtigen Bemerkung: „daß unsere Damen, wenn sie über die chinesische Klemmfußmode die Nase rümpfen, zuerst bedenken sollten, ob ihre eigene Mode, ihre Kleider über Dinger ausgespannt zu tragen, welche Hühnerkörben ähnlich sehen, verständiger ist."

An die Körperverstümmelung des erwachsenen weiblichen Geschlechts, schließt sich, wie natürlich, ein anderer Gegenstand, der Mord u. die Aussetzung weiblicher neugeborner Kinder, an. Auch in China entwickelte sich schon lange ein beträchtlicher Ueberschuß weiblicher Wesen über die männlichen, und der Uebelstand wuchs endlich in solchem Maaß, daß Mütter vorzogen, ihre neugebornen Mädchen lieber dem Tode, als dem Leben zu weihen. In ganz Asien besteht, als Folge weiblicher Uebervölkerung, eine Entwerthung des weiblichen Geschlechts. Die Geburt eines Mädchens ist ein Unglück und Jederman bemitleidet, niemand bewillkommt den neuen Ankömmling. Die Verheirathung eines Mädchen ist dort eine doppelt schwierige Aufgabe und Wittwen, wie schon erwähnt, haben äußerst selten Gelegenheit sich zum zweitenmal zu verheirathen. Vielweiberei wurde so zur Nothwendigkeit und sie besteht auch in China in mäßigem Zustande; sowie auch Concubinen erlaubt sind. Wie muß eine Mutter unter solchen Verhältnissen auf ihr neugebornes Mädchen blicken? Ist der Wunsch nicht erklärlich, daß das arme Ding nie geboren worden wäre. Gehört nicht mehr Aufopferung dazu das Kind aufzuziehen, als es zu erdrücken. Wie viele Mütter habe ich schon sagen hören: „Wollte Gott, mein Kind wäre früh gestorben!" Ich sah eine Negerin in Cincinnati ihr eigenes Kind, ermorden, weil sie vorzog, es lieber todt vor sich zu sehen, als es ihrem Herrn zurückzugeben. Und was ist das ganze Leben eines weiblichen Geschöpfes in

China? Ist es besser als Sklaverei? — Man täusche sich jedoch nicht. Auch Europa und theilweise auch Amerika geht denselben socialen Uebelständen entgegen. In England giebt es in einer Bevölkerung von 30 Millionen 877,000 mehr weibliche Personen als männliche. In Würtemberg ist das Mißverhältniß noch größer. In den Ver. Staaten sind noch 730,000 mehr männliche, als weibliche Personen. Dieser Ueberschuß des männlichen Geschlechts über das weibliche gilt aber nicht für alle Staaten. In Massachussets sind jetzt schon 37,600 mehr weibliche als männl. Personen. Als die Europäer in Amerika anlangten, fanden sie das Weib entwerthet unter den eingebornen, ein Beweis, daß das Gesetz der weiblichen Mehrgeburten über den ganzen Erdkreis verbreitet ist. Setzt man hiemit die Abneigung der meisten Amerikanerinen gegen Kindergebähren in Verbindung, und man wird einsehen, daß die jetzige bevorzugte Stellung des weiblichen Geschlechts in Amerika keine bleibende sein kann. Jeder menschliche Stand ist in Gefahr, der entweder Vorrechte genießt, oder unterdrückt ist. Das Weib wird in Amerika mehr und mehr zur Puppe, und zum Spielzeug; es empfängt übertriebene Höflichkeit, was aber was ganz anderes ist, als Hochschätzung. — Es werden daraus geschrobene sociale Verhältnisse entstehen, in welchen mehr und mehr die Frauen in eine falsche Stellung gerathen. Heirathen werden wie einst in Rom seltener werden, Prostitution wird zunehmen, und Mormonismus lauert schon auf die weiteren Folgen, welche hier so wenig ausbleiben werden als in China.

Die Dienstverhältnisse reihen sich, wie natürlich dieser Frage an. China hat keinen Mangel an Dienstboten, am wenigsten an weiblichen. Viele der Dienstleute sind in einem unfreien Zustande, zu welchem die Aeltern ihre Kinder durch förmlichen Kauf verpflichten. Nur selten giebt es männliche Sklaven. Sobald die Sklavin mannbar ist, muß der Dienstherr für einen Gatten sorgen und dann hört die alte Dienstpflicht auf. Anders ist es mit männlichen Sklaven; die Nachkommen dieser bleiben Leibeigene bis in die vierte Generation, wo wir also die mosaische Sündenvererbung bis in's vierte Glied wieder finden. Aus diesen dienstpflichtigen Personen steigen oft die besten Männer China's hervor. — Das Freikaufsrecht besteht für den Sklaven und auch ihre Freunde.

Hr. D. bemerkt mit Recht, daß dieses System ein viel besseres ist, als die Negersklaverei seines Vaterlandes war. Es ist erfrischend dieses Zugeständniß eines Christen zu Gunsten heidnischer Sitten und Gesetze zu lesen. Wo bleibt nun auf einmal der wohlthätige Einfluß des Christenthums? — Es ist leicht ersichtlich, daß in dieser Frage der Partheimann den Vorsprung über den Missionär gewann. Er sagt: „Die Chinesen, sinnlich, heidnisch, bösartig u. schlecht wie sie sind, würden innerlich empört werden, wenn sie mit dem kürzlichen Status der Negersklaverei in Amerika bekannt würden." Ich möchte dies sehr bezweifeln. Wer sein eigen Fleisch und Blut verkauft, empört sich nicht so leicht!

Sismondi sah der ganzen Sklavenfrage auf den Grund. Er hält jede permanente Ausbeutung der Arbeit seiner Mitmenschen für ein Sklavensystem. Welcher Unterschied ist zwischen einem durchs Gesetz begünstigten Fabrikherrn, welcher von der Arbeit seiner Dienstleute sich bereichert, und einem Pflanzer, der von Sklavenarbeit reich wird? Wie ist überhaupt eine üppige Lebensweise, eine höhere Civilisation, wie man es nennt, möglich, wenn in der menschlichen Gesellschaft Alle nur die Früchte ihrer eigenen Arbeit genießen sollen? Humboldt meint, es sei möglich: „durch sorgfältige Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften einen wachsenden Wohlstand der Nationen herzustellen." Das thut unsere Zeit in hohem Maaße, besonders England. Dort arbeiten so viele Maschinen, daß sie gleich einer Menschenkraft von 55 Millionen Arbeitern geschätzt wurden, und doch giebt es dort Dienstleute, welche ausgebeutet werden und denen nur ein Theil des von ihnen geschaffenen Reichthums zu Gute kommt. Die Consumption wächst immer wieder der Produktion über den Kopf, und so sehr auch die Genüsse des Lebens mehr und mehr den unteren Schichten der Völker zugewandt werden, ebenso rafinirter werden auch die Lebensweisen der oberen Schichten. Höherer Arbeitslohn hält nicht gleichen Schritt mit steigenden Preisen und man sage was man will, das Verhältniß zwischen Arbeiter u. Ansteller bleibt sich in einem Punkte gleich; nämlich der Ansteller lebt von der Arbeit der Angestellten.

China hat eine 5000jährige Cultur! Es hat immer noch unfreie menschliche Dienstboten! England hat kaum eine 500jährige Cultur; es hat zwar menschl. Leibeigenschaft abgeschafft aber der Arbeiter hat die Maschine zum Kameraden bekommen, und beide werden vom Fabrikherrn ausgebeutet. — Staatsschuldensysteme bewirken jetzt indirekt, was in anderen Ländern direkt besteht. In Amerika z. B. nimmt die Bundesregierung ein Drittel alles Erwerbs, durch direkte und indirekte Steuern. Die Form der Ausbeutung ist eine andere, das Quantum der Ausbeutung ist aber sogar größer in westlichen Ländern als in China. Ein, nicht genug beherzigter Umstand, spricht zu Gunsten China's. Dort ist Dienstpflichtigkeit die Folge von temporärer Verarmung, die wohl theilweise auch selbstverschuldet ist, aus welcher aber wieder Fleiß, Sparsamkeit und Ehrlichkeit entsteht. So entsteht ein Kreislauf des Lebens, in welche das „heute mir und morgen dir" gilt. Indirekte Ausbeutung durch Staatsschulden, Schutzzölle ꝛc. ist dagegen eine finanzielle Löwengrube, in welcher wohl Fußstapfen hineinführen, aber keine heraus. Die Besteurung ist auf Allem!

Ich hoffe der Leser wird diese Abweichung verzeihen; es ist die hochwichtigste Frage unserer Zeit!

Mit dem 11. Capitel fängt der Chinese an, wohl ecklich zu werden, denn der Halunke treibt sogar Weiber-

handel und stellt darüber regelmäßige Schriftstücke aus. Die Scheide- und Abschreibungsbriefe der Aegypter und Hebräer, gegen welche Christus eifert, werden wohl ähnliche Dokumente gewesen sein. Solche Händel, wie auch die Verdingung der Sklaven, finden im Freien statt, wobei also die uralte Sitte des Heraustretens aus dem Hausverband der erste Schritt ist, und uns den Ursprung solcher Verkäufe in dem Recht des Familienhauptes über seine Untergebenen zu verfügen, finden läßt; wofür aber Hr. D. andere geheime Gründe vergeblich sucht.

Literarische und musikalische Clubs, bei welchen gut Essen und Trinken auch nicht vergessen wird, bilden auch in China die Glanzpunkte des geselligen Lebens. Auch haben kannengießernde ältere Spießbürger ihre Kränzchen, wo, abgeschlossen von gemeiner Neugierde, „die Alten jung werden," wie die Chinesen sagen, oder wie wir es ausdrücken würden, sie wie ledig thun.

Geburtstage werden auch gefeiert und Geschenke dabei gegeben. Aber die besonderen Festlichkeiten fangen erst mit dem fünfzigsten Geburtstage an. Die Gratulationswünsche sind den unseren ähnlich. Man wünscht langes Leben und Glück und Wohlstand. Manche Geschenke werden gemacht unter der Voraussetzung, daß sie dem ganzen Familienkreis zur Theilnahme bestimmt sind, z. B. Eßwaaren. — Da irren sich Gebende manchmal gewaltig u. Hr. D. erzählt uns mehrere Beispiele, wo solche Geschenke ruhig eingesackt wurden. — Ich erinnere mich noch recht gut, wie ein gewisser herrlicher Kuchen vor meinen Kinderaugen im Schrank verschlossen wurde, auf den ich schon den Mund gespitzt hatte. Papa muß auch von China gelesen haben. — Hr. D. giebt uns das Bild eines Geburtstagsgeschenke tragenden Mädchens, einer hübschen Schelmin, welche meinen Begriffen von Mignon besser entspricht, als die von Kaulbach gemalte.

Wie wir oben schon andeuteten, ist die Erstgeburt und Familienhaupt-Autorität altchinesische Gesetzlichkeit. Der älteste männliche Sprosse einer Familie ist eine Art Papst. Hr. D. spricht sich hierüber befremdend aus, weil ihm die Kenntniß anderer Länder abgeht. Er nimmt amerikanische Zustände als vollendete Lebensformen an und sieht nicht, daß sie blos für sehr kurze Zeit ausdauern können. Die losen amerikanischen Familienbande, und die geringe Autorität, welche älteren Kindern vor den jüngeren gegeben werden, sind natürlich, wo alles Gesellige des Lebens sich im Fluß von stets neuen Niederlassungen befindet, aber die Zeit wird lehren, daß Amerika der Familie festere Bande verleihen muß, wenn sich gedeihliche sociale Zustände ausbilden sollen. Carlyle erwähnt in seiner Rede an die Edinburger Universität der Begriffe Göthe's in Wilhelm Meister, daß Ehrfurcht dem jugendlichen Charakter einzuprägen sei. Amerika hat hievon zu wenig, China zu viel.

Der Chinese schließt gerne Freundschaftsbünde und hält an ihnen, wenn geschlossen, mit unverbrüchlicher Treue fest. Die Freunde werden wie Geschwister zusammen. Unser amerikanischer Autor spricht hierüber als ob es ihm völlig neu wäre. Allerdings passen auf Amerika Lenau's Worte:

„Töne, Reise Melodei
Durch die öden Straßen,
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen."

Nicht allein die Familienbande, auch die Freundschaftsbande sind sehr locker in Amerika. Dutzfreunde kann es gar nicht geben, es heißt ja immer „you."

Dem Weintrinken, wie Hr. D. es nennt, Liqueurtrinken, wie er es nennen sollte, denn er sagt selbst, es gäbe eigentlich keinen Wein in China, widmet er auch ein Capitel. Er führt an, wie bei allen Festgelagen der Wein (Liqueur) nicht fehlen darf und wie Männer und Weiber mitmachen. Bei allem Trinken wird auch gegessen, und die Chinesen trinken einander zu, bringen poetische Toaste aus und wer dies nicht kann, wird um ein extra Glas bestraft. Hr. D. hat nie ein deutsches herzlich frohes Mahl mitgenossen, nie mit Studenten gekneipt, ist wohl nie mit Herren und Frauen züchtig lebensfroh gewesen. Ihm ist Trinken von Wein (Liqueur) des Teufels Primärschule. Es ist aller Laster Anfang. Armseelige Moral!

Hr. D. kommt noch einmal auf's Geschenkegeben zurück und beschreibt uns, wie manche Geschenke nur Scheingeschenke sind. Der Chinese fühlt, scheint es, das Bedürfniß wenigstens gefällig zu scheinen, und möchte gern den Ruf der Freigebigkeit haben. In allen alten Ländern bildet sich eine solche hale Freigebigkeit und Gastfreundschaft aus, die ihre Angebote nicht wirklich meint und wohl auch nur mit einem Disconto leistet. Göthe sagt von uns Deutschen:

„Wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß!"

Auch unsere Landsleute laden oft ein, wenn sie keine Gäste wollen, und offeriren, wenn sie nicht schenken wollen. Eine ähnliche Unsitte reißt jetzt gerade in Amerika ein. Es sind dies die Geschenke Untergebener an ihre Prinzipale in Aemtern von der Regierung, Eisenbahnen und Expreßcompagnien. Es giebt kein hohleres, verdammenswürdigeres Schenken in der ganzen Welt! Es ist meistens aufgezwungene Steifbettelei! Der ohnehin zu gut gespickte Oberbeamte pfändet dabei den schlechtbezahlten Untergebenen aus.

Der Chinese hat viel mit seinem Haar zu schaffen, er frönt mit ihm seiner Eitelkeit, und trägt als guter Bürger den Zopf noch hinten. Wird er aber Revolutionär oder Radikaler, so läßt er sein Haar frei wachsen und ungebunden und ungekämmt im Winde flattern, während die Ordnungsliebenden sich an Kinn und Kopf säuberlich rasiren. Hr. D. giebt uns das Bild einer Rasirstube und Ra-

firmessers. Der Barbier schneidet die bekannten Grimassen und der Rasirte macht das gewöhnliche dumme Gesicht. Aber das Bild eines haarbewachsenen chinesischen Demokraten und Demagogen giebt er uns nicht. Der liebe Leser muß sich solches denken. Ein Chinese im Langbart! Wie komisch! Wir wissen nicht, ob Hr. D. von Amerika abreiste, als noch ein reines Kinn und saubere Oberlippe zur guten Sitte gehörten. Jetzt läuft Alles in Amerika wie ein Geißbock herum, und es eckelt mich jedesmal, wenn ich so ein, an der Oberlippe behaartes Schauf zum Tischnachbar habe. Doch man mißverstehe mich nicht! Ich bin für die Freiheit bis auf's Haar!

In Gemeinden und nachbarlichen Angelegenheiten geht die Autorität der „Alten" sehr weit. Man ruft sie auf, um Streitigkeiten und verworrene Angelegenheiten aller Art zu schlichten. In vielen Gegenden Europas, besonders in der Schweiz, hat sich dieses Institut der Alten erhalten, und es ist gewiß besser, als Friedensrichter und Constables.

Hr. D. erwähnt der vielen Aussätzigen und Bettler von denen China wimmelt; — das Gesindel scheint so unverschämt zu sein wie die bettelnden Knabenhaufen in Venedig. Ob die Steifbettelei von Geistlichen und „Schönen Seelen" besteht, bemerkt Hr. D. nicht.

Bekanntlich sind der Drache und der Phönix die Symbole China's, wie bei uns der Adler; (Raubthiere sind bei allen Regierungen das rechte Symbol). — Des chinesischen Kaisers Drache hat 5 Klauen an jedem seiner 4 Füße, also 20 Klauen! Whew! Wenn's da an's Klauen geht, so sei Gott den Unterthanen gnädig! Arme Chinesen! Arme Menschheit! Ueberall errichtet man Regierungen, um Recht und Pflicht zwischen Menschen festzustellen, aber allerwärts bleiben zuletzt nur Klauen, mit denen man die Früchte des Fleißes und der Sparsamkeit des Bürgers erfaßt und damit Faullenzer übermäßig füttert. Mangelnde Selbstregierung ruft die künstliche Ersetzung derselben, Regierungen, hervor und einmal in's Leben gerufen, wird man sie nicht mehr los. Die Klauen halten fest, wie in China.

Die Chinesen sind gute Stelzengänger, wie uns Hr. D. sie in Bildern vorführt. Dies Thema folgt dem der Regierungssymbole mit vollem Recht, denn was ist die meiste Obrigkeit anders als ein Stück Menschlichkeit auf Stelzen.

Kein Volk hat mehr Sprichwörter, und führt sie im täglichen Leben mehr mit sich, als der Chinese. Seine drei Religionen, der Buddhismus, 1000 Jahre vor Christus gegründet, Taoismus, um weniges jünger, und die Lehre des Confucius finden wir in diesen Volkssprichwörtern ausgesprochen. Sie sind die Fundgrube für die Weltweisen aller historischen Länder und Zeiten gewesen.

Ich mußte herzlich lachen über die Flüche, welche Hr. D. von den Chinesen erzählt. Sie fluchen keine Sakramente oder Sakerlotte, noch dergleichen allgemeine Ausbrüche der Aufregung. Flucht der Chinese, so flucht er ein Bein ab oder wünscht irgend ein specielles Unglück herbei. Der Kapuciner in Wallenstein's Lager nennt die Soldaten Fluchmäuler, aber was soll man die Chinesen nennen? bei ihnen ist das Fluchen Specialität; sie fluchen, wenn ich mich des Volks-Ausdruckes bedienen darf, dem Teufel ein Ohr weg. Hr. D. ist sichtlich ergriffen von ihrer frechen Blasphemie. Er bricht in die Worte aus: „Wie unendlich bedarf doch der Chinese die erneuenden und reinigenden Einflüsse der Religion Christi!" Der gute Missionär hätte nicht brauchen nach China zu reisen, um den reinigenden Einfluß anzubringen; das „Goddamn", und das „Damned Dutch" sind für deutsche Einwanderer in Amerika meistens die Anfangsworte im Erlernen der englischen Sprache.

Erfindungsreicher als die Chinesen giebt es kein Volk in allen Fächern der Schauspielkunst. Die ganze Welt muß noch von ihnen lernen. Solche Fertigkeit und Varietät, solche Wohlfeilheit der öffentlichen Belustigungen giebt es nirgends. Hr. D. ist sehr lehrreich über diesen Gegenstand, er muß ihn interessant gefunden haben. Es gab gewiß Schauspieler, ehe es Spiegel gab, und es giebt kein besseres Mittel ein Volk zu bilden, als die thespische Kunst, wenn sie nicht ausartet und zu theuer wird, wie in Amerika. Sie ist der beste Menschen-Spiegel.

Hr. D. liefert uns auch Abdrücke von Amuletten und dergleichen Münzen, durch welche der Chinese Unglück abzuwenden erwartet. — Uns ist der Gegenstand nur interessant, weil wir unsere eigene Dummheit hier auch in chinesischem Gewande finden. Allerwärts in der Welt wird der Gottes-seegen aus Nichts an specielle Menschenklassen in gewissen Gebäulichkeiten zum Detailverschleiß vermiethet u. so geschah es auch vor undenklichen Zeiten in China. Das Mysteriöse begreift Alles in sich, was der Mensch nicht weiß, und neben Unkenntniß werden die Mysterien auch immer ihre Buden aufschlagen. Jeder Tempel, jede Kirche, jedes Bethaus treibt derlei Geschäfte. Auch die puritaner Geistlichen leben von solchem „Nichts".

Ein Kapitel über Wahrsagerei reiht sich mit Recht an die Amulette an. Die Dummen und die Gescheidten treffen sich leicht im Leben, und natürlich bezahlen die Dummen.

Hierauf folgt ein Kapitel über Opium; dieses große Uebel Chinas! in welchem das christliche Europa sein größtes Bubenstück verübte. Es liefert den sprechendsten Commentar auf alle Missionärsversuche. Der heidnische Chinese raucht und schlürft das Opium, welches Christen ihm gesetzwidrig liefern, und als die besseren Männer China's dem Handel entgegenwirkten, erzwang sich England mit Waffengewalt das Recht der ferneren Zufuhr. — Wir begegnen hier dem Widerspruch zwischen dem Handel der Christen und ihren Lehren, welche fremden Nationen so auffällt. Immer mit seinem Christenthum auf den Lippen begeht der Christ

die schauderhaftesten Verbrechen gegen wehrlose Völker. Zuerst kommt der Missionär, dann eine diplomatische Gesandtschaft; ihr folgt ein Heer oder eine Flotte, und schließt mit einer Unterjochung. Wer sich vor Christen retten will, muß den zurückweisen, der mit Worten der Religion und der Freiheit auf den Lippen den ersten Schritt zur Unterwerfung thut. — Läßt ein Land diesen zu, ist sie schon halb verloren. Zwietracht im eigenen Lande ist die erste Frucht des Eindringlings. Der Opiumhandel ist ein Beweis hiefür. Missionäre verkündigten den indischen Engländern, welche Handelsquelle in dieser Waare liege. Dieser Lockspeise folgte was jetzt Geschichte ist.

Capitel 16 ist, man erschrecke nicht, mit 30 Bibelstellen versehen, welche, sowohl vom alten u. neuen Testament genommen, den Zweck haben, die Aehnlichkeit chinesischer Religionsgebräuche und Anschauungen mit den jüdischen und christlichen zu beweisen. Zuerst wünscht Hr. D. den armen Chinesen die Bibel und ihre Lehre und nachher will er nachweisen, daß ihre religiösen Begriffe aus der Bibel stammen. Ja, er hätte gar nichts dagegen, die Chinesen als die verlornen zehn Stämme Israels anzuerkennen, wenn nur die Belege dafür hinreichend wären. Ein früherer amerikanischer Missionär stellte kürzlich diese Behauptung auf, welcher Hr. D. aber nicht beistimmt. Wir danken ihm herzlich dafür, denn sonst wären uns am Ende die 300 Millionen Chinesen unter der Feder zu Juden geworden. Gottlob, sie sind noch Chinesen!

Der erste Beweis, welchen H. D. anführt, um die Aehnlichkeit der Chinesen und Hebräer darzuthun ist der, daß erstere wie letztere ihrer Gottheit Wein opfern. Aber es giebt ja gar keinen Wein in China! Wer sich nun erinnert, mit welcher Hartnäckigkeit die puritanischen Temperenzler behaupten, daß der Wein, welchen Christus beim letzten Mahle mit seinen Jüngern trank, ungegohrener, kein Alkohol enthaltender, Wein gewesen sei, so kann man sehen, in welche lächerliche Stellung ein Missionär sich begiebt, welcher aus dem Schnapsopfer der Chinesen eine Verwandtschaft mit dem Weinopfer der Hebräer folgern will. Noch mißlicher wird die Sache, wenn wir uns erinnern, daß das Opfer nicht von der chinesischen Staatsreligion, sondern von den Buddhisten ausgeht, und dann untersucht, welches das wahrscheinlichste ist, daß die Hebräer von den Buddhisten borgten, oder die Buddhisten von den Hebräern. Besonders gefährlich ist dieser Gesichtspunkt für einen Missionär; denn so wie man das christliche Kirchenwesen mit den Buddhisten vergleicht, einschließlich der wundervollen Geburt beider Stifter, so wird es ganz widersinnig, daß eine 1000 Jahre vor Christus gestiftete Religion zur Nachahmerin der christlichen Religion gestempelt wird.

Der zweite Beweis ist der: die chinesischen Frauen beten in Kirchen für Kinder männlichen Geschlechts; Hannah die Mutter des Propheten Samuels, that auch ein Gelübde, um sich ein männliches Kind von dem Herrn zu erbitten. Der Vergleich hält nicht Stich: Erstens sollte der Hannah Kind ja ein Prophet und Hoheprieſter werden und es war so wenig allgemeiner Gebrauch, solche Bitten an Gott zu thun, daß Eli der Hoheprieſter die Hannah für betrunken hielt und sie auslachte, als sie um einen Sohn bat.

Drittens soll das Darauwiegen des Abraham von 400 Shekel Silber an Ephron den Vergleichsbeweis liefern; denn auch die Chinesen wiegen ihr Silber. Wären solche Beweisführungen giltig, so wäre unser lieber Landsmann Brennus, der auch Gold mit den Römern abwog und sein Schwerdt drein legte, ein Jude. Ja, sogar unsre gute Hamburger Girobank, welche auch Silber nur nach Gewicht annimmt und erst neuerdings durch besondern Beschluß darauf zu beharren beschloß, wäre eine jüdische Anstalt.

Der vierte Beweisgrund entsteht aus der Thatsache, daß Chinesen vielfarbige Kleider tragen, wie Joseph auch ein vielfarbiges Feierkleid trug und so geht es weiter; lauter Beweise mit Haaren herbeigezogen und, wenn näher betrachtet, zu ganz andern Schlüssen berechtigend. — Z. B. alle Nationen der Welt benützen Steine zur Verewigung gewisser Thatsachen; alle thun es aus der Beobachtung, daß Aufzeichnungen auf Stein länger währen, als auf Holz oder Eisen. Auch die Chinesen haben den Gebrauch auf Steinen Geschichte zu schreiben und so hatten ihn die Hebräer. Muß nun nothwendigerweise eine Nation von der andern geborgt haben? Und wenn eine andere solche Folgerung zuläßig ist, ist es nicht wahrscheinlicher, daß die Hebräer von den Aegyptern und diese wieder von den Chinesen geborgt haben? So könnten wir der Reihe nach die Analogien durchgehen, welche Hr. D. citirt. Aber was nützt es? Wer in Europa gewohnt hat, weiß, daß man auch dort Inschriften an den Häusern hat und daß dies sowohl im innersten Rußland der Fall ist, wie in Deutschland. So mit Hochzeitszügen, Häusern zur Aufbewahrung der Todten, der Classifikation der Bevölkerung in höhere und niederere Abstufungen und correspondirender Etiquette. Ein gleiches, weil Dienstmänner mit Tragsesseln an öffentlichen Plätzen auf Kunden warten, daß in wälderarmen Ländern der Abfall der Felder zur Feuerung benutzt wird; daß man sich bei Begegnungen küßt; daß Bettler unterwürfig sind ꝛc. Einen närrischen Vergleich muß ich jedoch noch erwähnen, den nämlich, daß Hr. D. aus der Leichtigkeit der Betten der ärmeren Classen, (gar kein Bett) den Schluß zieht, daß der Lahme, den Christus gesund machte, auch so ein leichtes chinesisches Bett gehabt haben muß, weil er aufstand, sein Bett nahm und ging. Auch soll es in China vorkommen, daß man einem Bräutigam die falsche Braut in's Ehebett legt, was aber bei den brennenden Lichtern, wie man oben gesehen, doch nicht leicht möglich sein sollte, u. siehe da, auch hieraus wird ein Beweisgrund; denn fragt Hr. D., geschah dies nicht auch dem guten Jakob? Die Ziehbrunnen in

[illegible] Rebecca u. den freienden Knecht [illegible] er sieht, und benützt das Sanda- [illegible] der Chinesen ich glaubte immer sie tragen Pan- [illegible], die Neigung zu Lotterien, ihre weißen Schreibta- [illegible] mit schwarzer Schrift darauf, die leicht zu löschen ist, die Wanderungen u. Wehklagen bei Todesfällen, ihre langen [illegible] Opfer an Himmel und Hölle ꝛc. ꝛc. (alles dies [illegible] Bilderbüchern verglichen, die darauf passen, wie eine Faust auf ein Auge), um die Aehnlichkeit der Chinesen mit Hebräern und Christen zu beweisen. Auf uns macht es den entgegengesetzten Eindruck. Ich erkenne daraus, wie ähnlich unter gleichartigen Verhältnissen die Menschen sind, und wie die Urtypen vieler unserer Sitten in China zu suchen sind. Die Thatsache, daß von dort aus die große Völkerwanderung ihren Anfang nahm und daß die Eroberer Hochasiens Dschengis Chan und Tamerlan von Ostasien kamen, sowie, daß die Handelsverbindungen Südasiens mit Arabien und Aegypten schon in den ältesten Zeiten bestanden, verbunden mit der Abneigung der Chinesen gegen fremde Sitten, läßt wenig Zweifel mehr übrig, welches Volk das nachahmende, welches das aus eigener Natur sich entwickelnde war.

Hr. D. lobt es in den Religionen China's, daß es bei ihnen keine Menschenopfer giebt, und daß sie kein Sinnbild der Wollust, d. h. keine Venus haben. Aber er eifert in heiligem Grimme darüber, daß die Weisen China's sich nicht über die Erschaffung der Welt und die Regierung des Weltalls aussprechen. Er meint damit die Gelehrten aus den Staatsschulen, die Confucianer. Diese Leute, wie unsere biederen Professoren auf deutschen Universitäten, bekennen, daß sie darüber Nichts wissen und keinen Vortheil darin sehen, sich mit Hypothesen zu plagen. Hr. D. beklagt diesen Eigensinn und meint die Bibelbeschreibung der Schöpfung sei ein großer Vortheil. — Aehnliche Gleichgültigkeit beweisen diese Literati gegen die Dogmen von der Pflicht der Anbetung des Schöpfers u. des Regenten des Universums; von der Entstehung und Fortpflanzung der Sünde durch Adams Fall; von Sündenerlösung und Sündenvergebung durch die Gnade und das Blut Christi; von den Mitteln und Wegen zum Rechtthun zu gelangen; von Belohnung der Menschen im Himmel und ihrer Bestrafung in der Hölle; von dem Werth der Seele; von der Auferstehung! Für alle diese Dogmen sind diese heidnischen Gelehrten gleichgültig! Wie verletzt dies unseren Missionär!

Dieser theilt uns nun auch noch ihre ketzerischen Antworten mit. Z. B.: „Erde und Himmel seien aus Dunst (Nebel) entstanden!" — „Die Materie sei selbst existirend, ewig, da!" — „Die Schöpfung der Welt aus Nichts ist nicht verständlicher, als die Vorstellung unserer Bücher!" — „Das Apfelessen des Adam u. der Eva war ja gar keine so große Sünde!" — „Wir glauben an die eingeborne Reinheit u. Güte des menschlichen Herzens u. behaupten, daß Unreinheit und Schlechtigkeit durch Berührung mit schlechten Menschen entsteht, und besonders durch mangelhafte Erziehung!" Hr. D. spielte nun selbst den Kritiker und wollte wissen: Wie denn der Weltdunst entstanden sei? Die Chinesen blieben ihm hierauf die Antwort schuldig, gerade wie Christus, als ihn Pilatus fragte: Was ist Wahrheit? Einige sprachen von einem männlichen und weiblichen Urgrund der Dinge."

Von der Erlösung der Menschen und Vergebung ihrer Sünde durch Christi Leiden wollten diese Chinesen gar Nichts hören. Sie bestanden darauf: „daß gute Werke verdienstlich seien, und daß eine gute That entweder dem Thäter oder seinen Nachkommen zu Gute käme." Auch meinten sie, könne man schlechte Handlungen durch gute Werke wieder gut machen, besonders durch Geschenke für öffentliche Zwecke.

Von dem heiligen Geist wollten diese Herrn Nichts hören. Sie sagten: „Um gut zu sein, braucht man nur guten Willen!"

Auch verwerfen sie die Begriffe von Bestrafungen und Belohnungen in einer anderen Welt. Sie erwiederten: „Ursache und Wirkung finden auf dieser Welt ihren Abschluß!" Der Himmel der Bibel wollte ihnen nicht in den Sinn. Sie behaupteten: „Ehre, Reichthum, langes Leben, zahlreiche männliche Nachkommenschaft und dergleichen, das sind die Früchte guter Handlungen und ehrlicher vernünftiger Lebensweisen. Wer schlecht ist, verliert seinen guten Namen, wird krank und arm, bekommt kein Amt (das ist gewiß in Amerika anders) wird nicht berühmt und bekommt keine Söhne." Von der Seele haben sie eigenthümliche Begriffe. Sie setzen keinen großen Werth darauf u. sagen: der Mensch habe drei Seelen, eine bleibt nach dem Tode im Ahnenschrein des Verstorbenen, die andere bleibt im Sarge und die dritte geht in die unteren Regionen, um Sünden abzubüßen." Das ist auch eine Dreieinigkeit!

Der geneigte Leser wird bemerken, daß Hr. D. sich in diesen Antworten der Chinesen und seinen früheren Behauptungen zu widersprechen scheint. Uns scheint es daraus zu entstehen, daß er nicht klar genug, die verschiedenen Religionen China's trennt. Buddhismus hat viele Aehnlichkeit mit der eigentlichen katholischen Kirche. — Taoismus mit ihren auf Straßen herumziehenden Mönchen u. Nonnen, u. die Staatskirche, das heißt, das Staatsrecht u. die Sittenlehre China's, ist von diesen sehr verschieden. Die Gelehrten dieser Staatsanstalt sind kalte Realisten, und ungläubige Menschen. Hr. D. giebt uns oft die Worte von Buddhisten für Aussprüche der Chinesen im allgemeinen und so wieder die der Staatsmänner auf gleiche Weise. Die Antworten, welche letzt erwähnt wurden, kamen von Schülern der Lehren von Confucius. — Man muß diese Distinctionen machen, sonst würde man leicht einen Fehler begehen, der dem gleich wäre, Humboldt's Aeußerungen für preußisische Religionsbegriffe zu nehmen, oder Göthe's Sätze für christliche Dogmen zu halten.

Am schlimmsten ging es unserem Missionär aber mit

der Lehre von der Auferstehung Die Chinesen fragten naseweis: „Wo denn der Platz herkäme, wenn alle Menschen in den Himmel kämen?" Der Boden müßte ja herausfallen!

Zuletzt kommt folgendes Geständniß: „Das Christenthum macht in China langsamen Fortschritt. Die schwere Masse eines stereotypirten Aberglaubens u. Abgötterei fügen sich nicht leicht unter seine reinigenden und erhebenden Wahrheiten. Thatsachen beweisen dies aufs entschiedendste, und sie würden uns entmuthigen, wenn es keine Verheißung in der Bibel gäbe."

„Der erste Chinese wurde vor 7 Jahren bekehrt und getauft. Die erste christliche Kirche wurde 1807 unter Doctor Morrisson, dem Pionier der protestantischen Missionen, organisirt. Die jetzige Anzahl der lebenden und vertrauenswerthen Bekehrten in China (weniger als 3000) ist klein, wenn man sie vergleicht mit anderen Missionsfeldern, wo größere Resultate mit kleineren Mitteln erzielt wurden."

Hierauf zählt Hr. D. die Schwierigkeiten auf, welche Bekehrungsbestrebungen im Wege stehen. Als erste nennt er die Sprache; sie habe kein Alphabet, und eine große Masse willkührlicher Zeichen; sie passe nicht dazu, um christliche Ideen und Lehren darin auszudrücken. – Er meint, der Teufel habe die chinesische Sprache erfunden, um die Ausbreitung des Christenthums zu verhindern. Es gäbe keine Worte darin für „Gott und heiligen Geist" und mehrere andere christliche Dogmen seien nicht chinesisch auszudrücken.

Es stiegen uns bei diesen Bemerkungen Hrn. D. allerlei schlimme Gedanken auf. Wir frugen uns selbst: Wie steht es denn mit der Offenbarung Gottes, wenn es wahr ist, daß er in der Bibel eine Religion niedergelegt hat, welche gar nicht in die Sprache übersetzt werden kann, welche über zwei Drittel aller Menschen sprechen und lesen? Der Teufel erfand diese Sprache? Herr Missionär! Herr Missionär! Das sind bedenkliche Ausdrücke für einen christlichen Geistlichen!

Das 2. große Hinderniß ist, so setzt unser Amerikaner es nieder, „die nationelle Eitelkeit!" Chinesen nennen Ausländer „ausländische Teufel". England sei nicht größer als ihre Fingernägel; die Ver. Staaten seien „Nirgends!" Hr. D. giebt uns folgenden Brief von einem der bedeutenderen Schriftsteller Chinas:

> „Ich preise mich glücklich, daß ich in China geboren bin, u. denke immer, wie anders es mit mir geworden wäre, wenn ich auf der anderen Seite der Meere in irgend einem entlegenen Orte auf die Welt gekommen wäre, dessen Volk unbekannt mit den guten Maximen der antiken Könige und unwissend in ihrem häuslichen Leben, sich in die Blätter von Bäumen kleidet, Holz ißt, in Wildnissen wohnt, und in Höhlungen sich aufhält!! Aber glücklicher Weise bin ich im Reich der Mitte geboren; ich habe ein Haus zum wohnen, habe Nahrung, Getränke, elegante Meublen, Kleider, Kopfbedeckung und unermeßliche andere Vortheile! Wahrlich die höchste Glückseligkeit ist mein!!"

Das heiße ich einen Geburtsstolz! Ein amerikanischer Knownothing könnte kaum sich breiter in die Brust werfen! Es müßte ein Adler sehr lange und weite Flügel haben, um diesen Eitelkeitsflug zu erreichen! Nationaleitelkeit!? Ja unser Missionär hat Recht, sie ist ein Hinderniß in der Völkerentwickelung! Wer Ohren hat der höre!

Der 3. Anstoß ist die große Verehrung, welche Confucius und Mencius in China fortwährend gezollt wird. — Betrachten wir diesen Einwurf näher! Ein großer Mann ist der stärkste Ankergrund eines Volkes! Confucius ist der Weltweise nicht allein für China, sondern auch für Japan! Nahezu 2500 Jahre hat sich seine Macht über die Gedanken der Menschen erhalten! Gibt es einen höheren Anblick? Er war kein Eroberer! Kein religiöser Schwärmer! Nur ein reformatorischer Denker! Woher nahm er seine unsterbliche Kraft? Seine Lehren geben sie, weil sie noch nicht in Widerspruch gerathen sind mit fortschreitendem Wissen.

Das 4. Hinderniß bildet die Hochachtung, welche jeder Chinese seinen Ahnen zollt. „Die Liebe für seine Vorältern, die Ehrfurcht für „das Alte", der Gehorsam gegen das Familienhaupt bieten schwer zu beseitigende Schwierigkeiten!"

Am allermeisten versperren aber alle Bekehrungsversuche die folgenden von Hrn. D. niedergeschriebenen Ursachen: „Es ist schwierig, sagt er: eine große und intelligente Masse gegen ihre Vorurtheile und Ueberzeugungen zu beeinflussen. (Die gesperrte Schrift stammt von Hrn. Doolittle). Wären die Chinesen unwissende Wilde und Barbaren, und zählten sie nur einige Tausende oder Hunderttausende, wie die Sandwich-Insulaner vor 50 Jahren waren, so könnte man erwarten, daß sie für's Christenthum gewonnen werden möchten. Aber sie sind ein civilisirtes, oder doch wenigstens halbcivilisirtes Volk. Sie sind eine literarische Nation und ihre Literatur ist nach Einem Schnitt (unique) und voluminös. Sie zählen 400 Millionen Seelen, sprechen, lesen, schreiben eine Sprache, sind von einem Manne regiert; haben ein Gesetzwesen und hängen alle an den nämlichen National-Gewohnheiten und Sitten. Sie sind vollkommen zufrieden mit ihren eigenen Sitten. Besonders vorurtheilsvoll gegen Aenderungen und Reformen!"

Kann es ein seltsameres Zugeständniß geben, als das, was in den oben angeführten Worten liegt? Sollen wir darüber lachen? Oder darüber weinen? Das Auslachen verdient der aufgedunsene geistliche Missionär, der unkundig der Beziehungen, in welchen seine eigene Religion sich zum fortgeschrittenen Wissen unserer Zeit befindet, hinauszieht, um ein altkluges und sehr gebildetes Volk zu bekehren; bei

demselben aber Männern begegnet, welche ihn und seine hohle Dogmatik vollständig durchschauen und sich nicht einmal die Mühe nehmen, ihm Opposition zu machen, sondern ihn ruhig dem Witze und dem Scharfsinn einer Bevölkerung überlassen, welche in ihrem Sitten- und Religionswesen die größte Widerstandsfähigkeit gegen die christliche Missionsversuche besitzt. Bringt der Missionär christl. Mysticismus, so reicht ihm der Chinese den viel ältern, viel durchdachteren Mysticismus von Säkja-Muni, des Stifters der buddhistischen Religion; tritt er mit christlicher Symbolik auf, so überfluthet ihn der Chinese mit seiner viel reichhaltigeren Symbolisirung aller idealen Dinge; erscheint er im Gewande des religiösen Cynismus, so hält man ihm die Züge von solch raffinirten, die gewöhnlichen Lebensbedingnisse verachtenden Asceten entgegen, daß Hr. D. selbst lachen muß; begiebt er sich schließlich auf's Feld der Sittenlehre und der praktischen Anwendung derselben auf Volk und Regierung, so steht er wie ein Bettler vor der übervollen Universalmoral der Gelehrten der confucischen Lehren. Aber weinen sollten wir bei dem Gedanken, der sich uns unwillkührlich aufdrängt, daß auch in China die Kirchen und Staatssysteme an die Stelle des Begreifens und der Verständigung getreten sind, und daß durch ein wohlersonnenes Erziehungswesen und eine in alle Lebensschichten eingedrungene sittliche und religiöse Denkungsweise eine nationelle Eitelkeit gefördert worden ist, welche im Volke selbst jede Würdigung des Besseren aus anderen Ländern erschwert. Man nehme z. B. folgenden Auszug aus der Eingabe der Staatsgelehrten Chinas an den Kaiser in Peking, welche kürzlich überreicht wurde, und welche im Feuilleton der Wiener neuen freien Presse am 3. Mai, 1867 publicirt wurde:

„Wir wissen, daß die Leute, welche mehr ans Sprechen als ans Nachdenken gewöhnt sind, uns sagen werden, wir kümmerten uns um ziemlich unnütze Dinge, wir wollten die ehrwürdigen chines. Gebräuche nicht beiseite lassen, um fremde Bahnen einzuschlagen; es sei gegen die chinesische Würde, sich von europäischen Lehrern leiten zu lassen. Die, welche so reden, zeigen, daß sie wenig von dem wissen, was in der Welt vorgeht. Bis jetzt hat China gesucht, durch eigene Kraft mächtig zu sein. Es ist nun aber offenbar, daß der chinesische Genius das, was er konnte, hervorgebracht hat, und daß intelligente Leute es sich nicht mehr verhehlen, es müsse sich, um in Zukunft nicht allein zu gehen, dazu verstehen, von den Europäern die ihm fehlenden Künste und Wissenschaften zu entnehmen. .... Es ist dringend nothwendig, daß wir uns in allen diesen Wissenschaften (es ist namentlich von Maschinen- und Dampfschiffbau die Rede) unterrichten, und es wird diese Ansicht nicht allein von den Unterzeichneten getheilt. Vielleicht sagen Manche, es sei vortheilhafter, so fortzufahren, wie man bis jetzt gethan hat. Warum, sagen sie, von den Europäern keine Dampfschiffe miethen und kaufen? Ist das nicht weit einfacher? Hat man nicht auf solche Weise Alles, was man wünscht, ohne sich selber unnütze Kosten und Mühen zu machen? Die, welche so reden, sind ohne Zweifel Leute, die da glauben, China habe einzig Kanonen und Flinten aus Europa zu beziehen. Sie sind aber in schwerem Irrthum. Allein wäre dem auch so und wäre das bis heute verfolgte Verfahren praktisch und bequem gewesen, so bleibt es darum nicht weniger wahr, daß selbst für diese Artikel wir beständig vom Auslande abhängig bleiben und uns darein ergeben müssen, niemals deren Fabrikation kennen zu lernen. Ueberdies entzieht uns die Kenntniß der Waffen- und Maschinenfabrikation dadurch, daß sie uns selbst produciren lehrt, keineswegs die Freiheit, die alte Bahn weiter zu verfolgen und uns als Käufer an die auswärtige Industrie zu wenden. Allein wir werden es alsdann mit vollständiger Sachkenntniß thun. Es erscheint uns überflüssig, den Vorzug des Wissens vor dem Nichtwissen darzuthun u. s. w. u. s. w."

Diese chinesische Missionäre, entstanden und entstehen in der eigenen Mitte des Volks, genährt an den gelehrten Schulen nach dem Muster des Confucius, und gekräftigt in einem hochgebildeten Realismus; sie sind die einzigen wirklichen Reformatoren Chinas, wie ihre Collegen, die Männer der Wissenschaft, in christlichen Ländern es auch sind. Wir brauchen gesunde Ansichten wie diese, und solche von keiner Nationaleitelkeit verstümmelte staats- und volkswirthschaftliche Anschauungen, um China, ja den Erdkreis, zu reformiren; religiöse Missionäre haben sich überlebt, und wir verdienen, daß jedes Volk, dem wir Missionäre schicken, uns seine eigenen auch schickt, so daß wir recht deutlich einsehen, wie sinnlos solche Bekehrungsversuche sind. Nicht die Pfaffen China's bringe man in Contakt mit unseren Pfaffen; sie können nicht von einander lernen, aber die Männer der Wissenschaft beider Länder in Berührung zu bringen, das wäre nützlich für beide Theile. Daß unser lieber Hr. D. auch gar nicht begreift, daß China gar nicht damit gedient ist, wenn man ihm eine vierte, zu seinen drei Religionen des Glaubens bringt, eben weil man nur einem Volke nützen kann, indem man ihm erweitertes Wissen darbietet, das nehme ich ihm übel, weil diese Wahrnehmung in allen Kundgebungen unseres Zeitalters zur Erkenntniß vor uns liegt. Als Beleg hiefür dient auch der kürzlich gehaltene Vortrag Liepi's über die Krankheit des Seideninsekts in Frankreich u. Italien. Er sagt in demselben: „Wenn der europäische Seidenzüchter gelernt haben wird, die Vorschriften seines Meisters in der Seidenzucht, des gewöhnlichen chinesischen Bauers, genau und richtig zu befolgen, so wird er ganz unzweifelhaft Herr des großen Uebels werden, das seine Existenz bedroht." Wie nützlich wäre ein Austausch des Wissens für Alle, den Chinesen wie den Europäer! Wie nutzlos, um nicht ein schlimmeres Wort zu gebrauchen, sind gegenseitige Mittheilungen in blos kirchlichen Dingen! Hr. D. ist der Repräs-

sentant des Glaubens der Amerikaner, also ihres Nichtswissens, und den Bock den er schoß, als er nach China wanderte und dort missionärte, war der, daß er glaubte, daß China eines andern Glaubens bedürfe, während China und sein eigenes Vaterland, vor allem, eines besseren Wissens bedürftig sind. Darum wurden ihm auch obige sehr beschämenden Bekenntnisse nicht erspart, ob er gleich deren Tragweite selbst nicht einsieht.

Das Schlußcapitel des von uns critisirten Buches beschreibt eine Reise des Verfassers nach Peking, kurz vor seiner Abreise. Er fand das Reisen auf seiner viertägigen Tour wohlfeil und ziemlich bequem. Das Gefährt war ziemlich primitiv, zweirädrig, wie in ebenen Ländern gebräuchlich, und sieht auf dem Bild viel den in Süditalien üblichen Wagen ähnlich. Der Fuhrmann sitzt auf der Deichsel, gleich hinter dem Pferde, und zeigt uns seine herabhängenden Beine, wie unsere Bauern Fuhrleute in vielen Gegenden Deutschlands es thun. Er springt mit seinem Sitze herunter und wieder hinauf, gerade wie die Postillione in Spanien thun. Er läuft viel neben dem Fuhrwerk her und ist freundlich und gesprächig mit Allen, die ihm begegnen. Auch hat er, wie alle Fuhrleute, viel von seinen Abenteuern zu erzählen, und schwatzt mit seinem Gespann, ganz gleich, ob Esel, Ochs oder Pferd, als ob es ihn verstände. Ich habe oft daran gedacht, ob nicht so ein Stück Vieh und sein Treiber einander wirklich besser verstehen, als die deutschen Bauern ihre gelehrten Pfarrer?

Das Land selbst bot Hrn. D. wenig Interessantes dar. Er sagt: „Es giebt keine Zäune (fences), Scheunen und nur wenige comfortable Wohnhäuser." Man sieht unser Yankee sucht seine heimischen Farmen und vermißt die Fenzen! Bezeichnend! „Bäume sind selten, klein und ohne Blätter." Er reis'te im März und es fehlen ihm seine heimathlichen Wälder.

Unser Autor beschreibt uns die sinnreichen chinesischen Schubkarren, und die Geschicklichkeit, mit welcher sie dieselben zur verschiedenartigsten Transportation benützen. Das Gewicht der Last ruht auf der Achse und nicht wie bei uns, zwei Drittheil in der Handhebe, also der Schulter des schiebenden Menschen. Der Chinese bewegt mit seinem Schubkarren große Lasten und bedient sich oft eines Vorspans von Vieh. Auch verschmähen Fahrlustige nicht, sich darauf fahren zu lassen. Für wie viele Kinder in Deutschland ist die erste Fahrt in's Freie die Schubkarrenfahrt! Schreiber dieses interessirte sich aber besonders für diesen Schubkarren; denn seine erste Promotion im Amerikanisirtwerden war von dem sehr unbequemen amerikanischen Schubkarren, welcher in Philadelphia in dem Spezereiladen, wo er anno 1832 diente, als Pferdegefährt im Gebrauch war. Ich kann also die sinnreiche Idee, die Last auf die Achse zu basiren, vollkommen schätzen.

Eigenthümliche Lagerstetten, (Betten kann man sie nicht nennen) sind auf einer Art Lehmösen angebracht, welche unten gelinde geheizt und so ein warmes, trockenes Lager bilden; zu dem aber der Reisende das Bettzeug mitbringt. Ich sah in Böhmen ähnliche Ruheplätze.

Peking beschreibt Hr. D. mit vieler Bewunderung. Es muß die schönste Großstadt der Welt sein! Die Stadt ist im Lande und doch auch wieder das Land in der Stadt. Die meisten Wohnhäuser haben Gärten, und die Stadt bedeckt also einen sehr großen Flächenraum. Der Chinese nennt sie die Stadt der weiten Abstände, eine Benennung, welche bekanntlich auch für Washington (City of magnificent Distance) gebraucht wird. Also ein geborgter Ausdruck. In den Wohnungen ist sehr viel Comfort, viel mehr als man nach dem Aeußeren vermuthen würde. Fahrgelegenheit, meistens ähnlich den englischen Hacks, ist im Ueberfluß an allen öffentlichen Plätzen und billig zu haben. Die Bewohner Pekings sind, wie alle Residenzler, gefälliger, intelligenter und weniger neugierig Fremde anzuklotzen, als die mehr südlichen Chinesen, unter welchen Hr. D. mehrere Jahre wohnte und welche sein Buch speciell beschreibt. Er sagt: „Man kann ganz Peking durchwandeln ohne Gefahr!" Die kaiserlichen Paläste, die großen Kirchen, und besonders die große Glocke gefallen ihm sehr. Diese Glocke hat auf sich die ganze ältere Geschichte Chinas eingetragen, und bekundet, wenn man das große Gewicht betrachtet, eine erstaunenswerthe, schon lange bestehende Fertigkeit in der Erzgießerei. Obwohl das deutsche Sprichwort: „Man muß nicht Alles an die große Glocke hängen" von China stammt!?"

Das Buch schließt mit den Worten: „Peking ist das politische und literarische Centrum eines Reiches, welches ein Drittheil des menschlichen Geschlechts umfaßt. Beamte vom höchsten Range empfangen hier ihre Bestellungen für alle Theile der 18 Provinzen des Reichs. Viele derselben müssen persönlich die Hauptstadt besuchen, ehe sie wählbar sind für die höheren Stellen in den Provinzen. Auch müssen Candidaten für die höheren literarischen und militärischen Ehrenstellen von den entferntesten Provinzen nach Peking kommen. Das kaiserliche Collegium (Hantin) ist in Peking placirt und seine Zöglinge und Genossen haben die meiste Aussicht auf Anstellung von dem Kaiser. Sie kommen aus allen Provinzen, pflegen Wissenschaften und warten auf Anstellung als Mandarinen."

Wahrlich ein scharfgezogenes Bild der gelungensten u. vollendetsten Centralisation unserer Erde! Es ist anziehend oder abstoßend, je nach den politischen Grundsätzen des Lesers. Amerika kann darin sein eigenes Bild erblicken, wenn es auf seinen jetzigen Wegen beharrt!

Schließlich statten wir noch dem Verfasser unseren herzlichen Dank ab für die vielen Aufschlüsse, welche sein Buch uns gegeben hat. Wir hoffen, daß unsere Behandlung des Gegenstandes auch dem Leser dieser Zeilen nützlich war und empfehlen uns seiner Nachsicht. C. R.

Die Kritik des Herrn C. Rümelin wird der Leser, gewiß, mit vielem Interesse lesen; doch bedaure ich, daß während meiner Abwesenheit die Correktur oberflächlich gelesen wurde, um durch mehre abscheuliche Fehler den geistig interessanten Aufsatz zu entstellen.

Ludvigh.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Mai, 1867.

Der schönste Theil des Jahres, der Wonnemonat Mai, hat mit Millionen Blüthenguirlanden seinen Reigen eröffnet. In prachtvollem Schmuck der Farben-Mannigfaltigkeit breitet sich das „Mill-Creek-Thal" vor meinem entzückten Auge aus. Eine „Maiblume", die neben Rosen in meinem Gärtchen blüht, führt mich unwillkürlich im Geiste weit über den Ocean hin nach jenem anmuthigen „Liebinger-Thal" meiner Heimath, wo ich im Jahre 1833 eine Maiblume sah, die den jugendlichen Dichter entzückt und die trauernde Lyra zu neuen Accorden der Liebe und der Hoffnung geweckt hat. Aber Hofcensur und Kastengeist haben alle meine europäischen Blumen, alle meine Hoffnungen der Liebe zerknickt und ich ahnte damals nicht, daß der Vielgeprüfte, der schwer Leidende in Amerika eine Maiblume finden werde, die sich liebend an ihn schmiegt, ihm den innern Frieden wieder giebt, mit dem Leben versöhnend, dessen bitterer Kelch bis zum letzten Tropfen geleert war; eine Maiblume zart und schön als Braut, treu als Gattin, emsig als Hausfrau und sorgsam als Mutter. Welcher Contrast zwischen Damals und Jetzt! Die innern Stürme haben längst ausgetobt, die Uebergänge von seligen Momenten zu langwährenden Leiden sind vorüber, das Leben ist normal geworden, ähnlich einem Bach, der von hohen Pappeln umschattet zwischen blumigen Gefilden dahinfließt. Selbst der Verlust des Vaterlandes ist verschmerzt und die Sehnsucht, dort zu sterben, erloschen. Ich höre und lese jetzt viel über den „Fortschritt", den Ungarn gemacht hat. Fortschritt — ach, frage ich mich, seit 30 Jahren Exilirten, worin besteht denn eigentlich dieser Fortschritt? Ist der Staat von der Kirche getrennt? Nein. Ist das Concordat aufgehoben? Nein. Ist der Unterschied zwischen Hochgeboren und Wohlgeboren vernichtet? Nein. Ist das absolute Veto dem Monarchen genommen? Nein. Ist die Presse frei? Nein. Also worin besteht der Fortschritt, über welchen Ihr jubelt? In der Erweiterung der Gewerbefreiheit — in Erlangung eines Ministeriums, in der Krönung eines gedemüthigten Hapsburgers, dessen System mich und viele Andere ihrer Heimath beraubt hat, auf dessen jungem Haupt der Fluch der zu Arad gehenkten Patrioten schwebt, befleckt mit dem Blute des edlen Grafen Batthjanyi; eines bankerotten Kaisers, der seinen deutschen Einfluß durch preußische Ueberlegenheit verloren, mit geheimem Groll der Erniedrigung sich in die Arme der stolzen leicht zu schmeichelnden und stets großmüthigen Magyaren wirft, um sich und seine Dynastie, durch Galgenfrist, zu erhalten.

Blickt hinüber nach Mexico und Ihr müßt sehen, wie auch den extemporirten Kaiser Maximilian, das Sühnopfer hapsburger Perfidie und napoleonischer Infamie die Nemesis erreicht hat. Der stolze Kaiser von Oesterreich bettelt bei der Republik um Schutz für seinen Bruder, den politischen Verbrecher und Filibuster! Das Leben verlieren ist Nichts — die Freiheit verlieren ist Viel — die Ehre verlieren ist Alles. Petöfy ist todt, doch seine Lorbeeren grünen fort und fort und sein indirekter Mörder, Franz Joseph, legt hundert lumpige Gulden auf den Altar des Fortschrittes als Beisteuer zu einem Monument des gefeierten Dichters. Welche Demüthigung! Welche Heuchelei! Wollen Se. Majestät, Höchstderoselben jetzt leicht zu bewegen sind, „politischen Verbrechern" Amnestie zu ertheilen, nicht auch noch andere hundert Gulden für ein Monnment der gehenkten Patrioten opfern? Welch neuer Fortschritt wäre das nicht für einen herabgekommenen Kaiser von Oesterreich und in spe gekrönten König von Ungarn — Jerusalem gar nicht zu gedenken! Ach, wo ist die Krone, die im Stande wäre, einer Henkermajestät von Arad die verlorene Ehre wieder zu geben! Und wo ist die Macht, die stark genug, das verbrecherische Haus Hapsburg vor längst verdienter Strafe und Verlust des Thrones zu bewahren! Der Verfall hat begonnen, der Fall wird nicht ausbleiben. — Auch der Fortschritt hat begonnen — er mag gehemmt, kann aber nicht vernichtet werden. Vous verrez.

Ich breche das Maiblümchen in meinem Garten, leg es mit drei Rosenblättern in einen Brief und sende das Symbol meiner zerknickten Hoffnungen in Europa an meine Nichte, in Güns, und wären nicht die Thränen des Schmerzes in meinem philosophischen Innern längst versiegt, würde ich einige Perlen beifügen, als Zeichen meiner nie versiegenden Liebe zur Heimath. Doch genug über Lenz-Poesie — das Leben ist zur Prosa geworden und je mehr der Nimbus von Ambition und Illusion verschwindet, desto trockener wird die Prosa, aber auch desto ruhiger, desto glücklicher das Leben.

Nach einem kurzen Intermezzo im Kreis der Familie, Blumen pflanzend, Adörinen's Tönen am Klavier lauschend, eine Enkelin im Schooße wiegend und dergleichen häusliche Freuden mehr genießend, verließ ich am 13. Mai Cincinnati und fuhr nach Chicago. Die Fahrt dauerte einen Tag und eine halbe Nacht. Ich stieg im Massesoit House, nahe am Depot ab, und übersiedelte nächsten Tag nach dem European Hotel, wo man für $1.50 per Tag ein gutes Zimmer bekömmt und nach der Karte speisen kann. Hier trank ich das erste Glas Wasser, das durch den Tunnel vom Michigan-See nach der Stadt geleitet wird.

Wenn man noch nicht in das Stadium des Lebens getreten ist, wo man gar nichts mehr bewundert, so ist Chicago unbedingt eine Erscheinung der amerikanischen Neuzeit, welche man mit Recht bewundern kann. Diese schönen Straßen, diese prachtvollen Paläste, dieses rege Treiben einer Bevölkerung von 200,000 Einwohnern! Diese Großstadt mit ihrem ausgedehnten Handel erscheint mir jetzt nach 25 Jahren wie ein Mährchen aus Tausend und Einer-Nacht.

Die Meilen-langen Straßen durchziehen Eisenbahnwagen nach allen Richtungen hin. Ueber den schiffbaren Chicagofluß sind mehre bewegliche Brücken geschlagen, wodurch die Passage für Wagen und für Fußgänger oft gehemmt wird. Ein Uebelstand, dem aber nicht lange durch Tunnels abgeholfen werden wird. Konnte man Kirchen und große, solide Gebäude emporschrauben, um die Straßen zu erhöhen, konnte man Trinkwasser vom See unterirdisch nach der Stadt leiten, so kann man auch noch Tunnels bauen, um den Fahrenden und Gehenden unter dem Flusse eine ungehemmte Passage zu öffnen. Und alles das schafft Geld und Arbeit, geleitet durch Intelligenz.

Die Arbeit war seit Jahrhunderten die Dienerin des Capitals und der Intelligenz. Je mehr sich die Intelligenz intensiv im Volk verbreitet, desto mehr strebt der Arbeiter sich vom willkürlichen Druck des Capitals zu befreien. Er will, wenn intelligent, nicht länger Maschine, sondern Mensch sein. Er will nicht leben, um als Lastthier von früh Morgens bis spät Abend zu arbeiten, sondern er will arbeiten, um zu leben und, dem Capitalisten gleich, Muße haben, das Leben geistig und social zu genießen. Dieses Gefühl beseelt Tausende der Arbeiter in Amerika, und schon hat man durch Arbeiteinstellung und Agitation den Arbeitgebern es wissen lassen, daß acht Stunden hinreichend seien für ein Tagwerk. Nun, daß glaube und befürworte ich selbst, kann es jedoch nicht billigen, daß der Staat, auf alte Zopfweise, in einem Staate der freien Concurrenz sich in „Zeit und Lohn" der Arbeit einmische. Diese Frage soll nur zwischen Arbeiter und Arbeitgeber geschlichtet werden, damit der Arbeiter nicht im Streben sich vom Kapitale zu befreien, zum Sklaven des Staates sich mache. Die sogenannten „Strikes" (Arbeitseinstellung) genügen keineswegs, da der Arbeiter dabei gewöhnlich der verlierende Theil ist. Auch läßt sich das Achtstundengesetz nicht auf alle Zweige der Arbeit anwenden. Und so empörend es ist, den Arbeiter in Fabriken 10 bis 14 Stunden lang des Tages an's Joch zu spannen, und ihm kaum Zeit gelassen wird, sein Mahl zu verschlingen; eben so wahr ist es, leider, auch, daß die meisten unserer nicht intelligenten, zum Bummlen geneigten Arbeiter die ihnen für geistige u. sociale Genüsse gelassenen Mußestunden am Biertisch und bei Kartenspiel zubringen würden. Die Arbeiterfrage ist schwer zu lösen und wird noch lange nicht dem Humanismus gemäs beigelegt werden. Eben so wichtig, ja, noch wichtiger ist es für den Arbeiter sein Augenmerk auf progressive Steuer zu richten, auf freien Boden, auf Verhütung hoher Zölle, auf Verminderung des Banknotenumlaufs, auf Entfernung ungerechter Privilegien, auf Aufhebung des puritanisch-despotischen Sonntagsgesetzes und sonstige Aus- und Mißgeburten des katholischen Pfaffenthums und des protestantischen Muckerthums. Die Sklavenfrage der Neger im Süden ist erledigt; für das allgemeine Stimmrecht, ohne Unterschied der Farbe, sorgen Politiker und Drahtzieher; denn bei ihnen gielt die Quantität der Stimmen mehr als die Qualität und „Stimmvieh läßt sich am leichtesten für Parteizwecke ausbeuten. Hier ist Rhodus, hier heißt es springen." Wir können eben die Theorie der Quantität nicht bekämpfen, ohne gegen Volkssouverainetät und Humanismus zu verstoßen; und die Praxis? Nun, ich will hoffen, daß sie durch die Quantität nicht zur Klippe der Freiheit wird. Die eigentliche Regierung der Republik liegt in den Händen von Wenigen „Smarten, Accommodations- und Ausbeutungsfähigen" und ein Trost ist es, daß nicht Einer Alle, wie in der Monarchie, sondern das Volk sich gegenseitig selbst betrügt und die Beute der Art vertheilt wird, daß es wenig darauf ankömmt, durch wessen Hände sie zeitweilig benutzt und vernutzt wird.

Den Arbeitern möchte ich noch rathen, sich nicht durch Phrasen und Verheißungen unserer gegenwärtigen radikalen Demagogen als Stimmvieh benutzen zu lassen, sondern den Radikalismus seinem Wesen nach zu studiren, sich an Grundsätze zu halten, nicht durch Namen blenden zu lassen und die politischen Pappenheimer aus ihren Früchten zu beurtheilen.

So haben wir auch den hervorragenden Politiker Jeff. Davis und den conservativen, vom Strom der Nothwendigkeit Geschobenen Abe Lincoln kennen gelernt. Jenen hat unsere Regierung gegen alles Völkerrecht zwei Jahre lang als Kriegsgefangenen in Haft gehalten. Hätte man ihn, als man seiner „im Unterrock seiner Gattin" habhaft wurde, als Rebellen wie eine vergiftete Ratte todtgeschlagen, so hätte kein Hahn nach ihm gekräht, das Volk hätte Amen gesagt, und die Herren in Washington wären nicht in Verlegenheit gerathen, wie man sich aus der Schlinge ziehen und seiner los werden könne. Endlich ließ man ihn auf Bürgschaft laufen und wer befindet sich unter den Bürgen des Helden eines Volksliedes: „hang Jeff. Davis

on a sour aple tree!?" Der Cyniker Horace Greeley, von der New-York-Tribune: das leitende Organ der republikanischen Partei, das vor dem ersten Schuß zu Fort Sumpter der friedlichen Secession das Wort sprach. Hatte die friedliche Ausscheidung aus der Union einen Rechtsboden, so fällt die Schuld der Rebellion von selbst weg und Jeff. Davis und Greeley waren im Recht. Hatte die Secession keinen Rechtsboden, so war sie Rebellion und die Strafe des Hochverrathes hätte, nicht nur Davis, sondern für jeden Rebellen, Verlust des Lebens und Confiscation der Güter sein müssen. — Indeß die allgemeine Meinung der freien Staaten, ohne Unterschied der Partei, bei Ausbruch des Krieges die Secession für Rebellion erklärt und verdammt hat, sah man sich doch, der Retaliation wegen, in die Nothwendigkeit versetzt, die Rebellen als Kriegsgefangene zu behandeln. Davis weiß es so gut wie Greeley, daß den auf Bürgschaft Freigegebenen kein Gericht als Hochverräther zum Tode verurtheilen wird. Werden ja sehen, was das Ende vom schmählichen Liede sein wird. Das Possirlichste der Posse wäre, wenn Davis das Gouvernement auf Schadenersatz für zweijährige Haft anklägte und — die demokratische Partei ihn als Präsidentschafts-Candidat aufstellte. — Bei Gott, sagt der Christusanbeter, sind alle Dinge möglich, und des Volkes Stimme ist ja des Bibelgottes Stimme.

Wir sind ein großes Volk. Wir sind auch ein dankbares Volk. Wir lassen Davis, den Erzrebellen, laufen und vergöttern Lincoln, als wäre es sein Verdienst, die Sklaven befreit zu haben. Dieses Verdienst gebührt seinem ihm geistig überlegenen Antagonisten Jeff. weit mehr; denn der Sklavenbefreier war: „die große Kanone, auf dem Karren der militärischen Nothwendigkeit." Causa causæ est causa causati. (Die Ursache der Ursache ist die Ursache des Verursachten.) Davis und Comp. waren die Ursache des Krieges, also ist die Sklavenbefreiung die Folge des Krieges. Könnt Ihr über diese Logik hinaus?

„Friß deine Knackwurst" fällt mir da ein, und halt' das Maul! „Was Große thun, ist wohlgethan, und des Volkes Stimme ist Gottes Stimme." Ich mag es weder mit den Großen, noch mit Gott halten, wo es sich um Blamage handelt. Hat Booth seinen Namen durch Meuchelmord geschändet, so habt Ihr euch durch die Posse von Davis und Farce von Lincoln auf so eclatante Weise blamirt, wie die Weltgeschichte ihres Gleichen nicht hat. Wollen sehen, was mit Maximilian geschieht. Mögen den Filibuster auch Viele bedauern, so wäre es doch eine Blamage von Seiten Juarez, wenn er sich in Folge einer Blamage seines kaiserlichen Bruders in Wien und Seward's süße Worte bewegen ließe, den gefangenen Eindringling und Füsilanten laufen zu lassen, anstatt ihn, jure talionis, zu füsiliren.

„Im Wein ist Wahrheit, im Lagerbier Klarheit." Habe dieses Mal, und zwar zum ersten Mal, die großen Tempel des Cambrinus in Chicago besucht. Es sind deren, neben mehren kleinen Kapellen, vier an der Zahl und die Priester heißen: Joh. A. Huck, Seib und Lehmann, Busch und Brand, H. B. Miller. Wenn die Bewohner von New York in Einem Jahr circa eine Million Dollars werth Eier consumiren, was mag da wohl das Bier kosten, das zu Chicago jährlich vertilgt wird? Bier war, ist und bleibt des Deutschen Lieblingsgetränk und nie wird es den Temperenzlern gelingen, das deutsche Volk für sich zu gewinnen. Eine Erhöhung des Bierpreises vermag den Deutschen in Baiern zum Revolutionär zu machen. Und die Deutschen in New York fügen sich, mit staunenswerther Geduld, in die Zwangsjacke des Sonntagsgesetzes. Man sollte glauben, daß es in einer Stadt mit so überwiegendem Fremdenelement der Polizei unmöglich wäre, dieses Eselsgesetz auch nur Einen Tag durchzuführen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn es endlich dennoch zu blutigem Conflikt führte.

Chicago athmet bis jetzt noch freier am christlichen Schabbes, am heiligen Tage des Lord Jesus. Die Straßen-Eisenbahn-Wagen stehen dem Volk zu Gebote, um Gärten zu besuchen und bei heiterer Musik sein Lagerbier zu trinken; die Turnhalle bietet ihre vortrefflichen Sonntags-Concerte, der Chicago-Arbeiter-Verein seine Kränzchen, und das deutsche Haus, so die Halle des socialen Arbeiter-Vereins sorgen für das Bedürfniß der Theaterliebhaber. Es ist Thorheit von jungen Leuten zu verlangen, daß sie 6 Tage arbeiten und am Siebenten in der Kirche gähnen sollen. Der Mensch ist ein mit geistigen Anlagen begabtes sinnliches Thier und hat als solches ein Recht, geistig und sinnlich zu genießen. Geistiger Genuß hat nur wenige Adepten und Verehrer; das Sinnliche ist vorherrschend. Das Maaß des Genusses jeder Art ist Sache der Vernunft. Schändet sich der Mensch durch Völlerei, Trunkenheit und unmäßigen Genuß, so ist er sein eigener Feind und ist eben so sehr zu rügen, als wenn geistlose Fanatiker verlangen, daß der Mensch sich, zur Ehre Gottes, casteie oder gar castrire. „Schmach über ein Combabengeschlecht!" Es faselt von himmlischen Freuden und macht die Erde zum Jammerthal. Ein Zugvieh im Joch, das nach ewiger Seligkeit lechst; ein hirnloser Lümmel, der jede Freude des Lebens als Sünde sieht. O, dieser Gnadenkäufler, dieser Wasserköpfe, dieser Heuchler und Pharisäer! Dieser Schaf's-Anbeter!

Der Mai von Chicago ist, wahrlich, kein Wonnemonat, wenigstens nicht der in diesem Jahr. Hier ist nicht der Philomelen Land; doch findet der Philomäckler ein üppiges Feld, auf dem die herrlichsten Rosen wachsen; obschon sie keine dornenlosen — denn die Fluctuationen des Handels sind eben so wetterlaunig wie das Clima.

In Ermangelung von Nachtigallen begnügt man sich mit Spottvögeln, importirt exotische Singvögel, besonders aus Italien, Brignolis, Parepas, Susinis, u. dergleichen, um das amerikanische Ohr zu ergötzen, dem das blutige

Drama des Krieges den süßesten Klang des Dollars entzogen hat.

Von Chicago machte ich einen Ausflug nach South Bend, Laporte, Plymouth u. Valparaiso. Alle diese Städte im nördlichen Indiana gelegen, sind hübsch und rührig; doch ist die Gegend flach, trist und öde. An deutschem freisinnigen Elemente und tüchtigen Geschäftsleuten fehlt es keinem dieser jungen Plätze.

Am 21. Mai nach Chicago zurückgekehrt, war das Wetter so kalt, so stürmisch, daß ich den ganzen Tag im Zimmer saß, und des Abends nicht einmal Lust hatte, im Opernhause Parepa's Casta Diva zu genießen.

Am 23. erheiterte sich der Himmel und es schien auch hier endlich Frühling zu werden. Nun, es blühen ja bereits die Obstbäume, die Wälder fangen an zu grünen und der Mensch friert am warmen Ofen nicht und schwitzt auf der Straße im Oberrocke nicht. Nur Geduld, über ein Kleines ist der Sommer da, und Jedermann und Jedefrau wird dann klagen über die entsetzliche Hitze. Ja, es giebt der Tage nur wenige, wo man sich so ganz behaglich fühlt. Das wichtigste Thema des Lebens ist denn doch immer: das Wetter.

Zu Lockport, Ill. ward mir das Vergnügen, durch Freund Kornmeier in Norton's Garten eingeführt zu werden; er ist einfach schön und geschmackvoll. Die Treibhäuser sind reich sortirt. Was mich förmlich gefesselt hat, war ein mit Glasfenstern überdachter Raum, dicht mit dem Parlour in Verbindung. Eine so reiche, so prachtvolle Flora von einigen hundert hochstämmigen Geranien und Cactusfüssen, jedes Exemplar in Blüthe, habe ich noch nirgends gesehen, weder in Europa noch in Amerika. Herr Norton versteht es, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, das beweisen die üppige Palestina-Traube unter Glasdach sowohl wie Erdbeeren- u. Himbeeren-Beete, Pfirsig-Spaliere und allerlei Kernobstsorten und Zwergbäume.

Man hofft, daß der längst projectirte Bau eines Schiffs-Canals, um St. Louis mit Chicago zu verbinden, in Bälde beginnen werde, falls das Ver. Staaten-Gouvernement geneigt sein sollte, einen Theil der Kosten zu bewilligen. Eine solche Wasserstraße wäre für die Städte in Illinois und für den Handel im Allgemeinen von großem Vortheil. Möge sie zur Ausführung kommen! Dem dichterischen Geiste eines Jünglings ist Nichts zu hoch und Nichts zu fern; dem amerikanischen jungen Riesen Nichts zu schwer, und Nichts zu theuer, wo es sich um pecuniären Vortheil handelt.

Fünf Meilen von Lockport zu Joliet Halt gemacht. Ein sehr anmuthiges; doch wenig rührriges Städtchen. Ich habe hier, im Laden eines Landsmannes, einen andern Landsmann, einen „von unsern Leuten," getroffen, ein Stück eines Abenteurers, wie man hier zu Lande gewiß höchst selten zu Gesicht bekömmt. Er beklagte den Verlust einer Frau auf der Reise und sagte, sehr arm zu sein. Es war dies der erste Arme, der mein Herz ungerührt ließ, und ich bedaure, daß ich dem Knaben, den er mit sich hatte, keine kleine Spende gab. Dieser Landsmann, der sich mir da in einer abgeschabenen gelben Soldaten-Jacke, an welche zwei österreichische Orden geheftet waren, präsentirte, hat unwillkürlich einen so widerlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich den heillosen Wunsch hegte, diese Jacke nebst den Orden des mir verhaßten Hauses von Hapsburg auf einen Galgen zu hängen, und den scheinbar mittellosen Helden, der sich vielleicht zur Unterdrückung Ungarns, oder Italiens, oder Mexiko's Verdienst erworben, über den Ocean zu spediren, um bei Sr. Henker-Majestät Ansprüche zu machen auf lebenslängliche Pension. Schade, daß dieser Landsmann nicht unter Jenen war, die den Weg zur Krönung mit Blumen bestreut hatten. Armes, unwissendes, betrogenes Volk! Ach, da darf man wohl auch aus der Ferne der Verbannung in den Jubel intoniren: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie thun!

Die nächste Station war Bloomington, wohin mich der edle Beruf des Collectirens führte. Diese freundliche Prärie-Stadt war eben in full bloom und präsentirte sich mir, von meinem Zimmerfenster des Ashley Hauses betrachtet, wie ein großer Garten in voller Blüthe. Nach kurzem Aufenthalte rollte ich wieder über die unübersehbare Prairie hin und kam via Genoa Junction nach Peoria. Ein gutes, vor Kurzem durch Obrist Funke eröffnetes deutsches Hotel war mir da eine angenehme Ueberraschung. Nach dem Wetter bilden Hotels für einen Reisenden, von gutem Geschmack, Nr. 2. Bei meiner Ankunft, am 25., fanden eben zwei Begebenheiten statt, welche man bei der allgemeinen Stagnation der Geschäfte (wo Jeder klagt und Keiner Noth leidet) sogar Ereignisse nennen darf. Eine Parade der Feuercompagnien u. Brauer Huber's Bock, der Hunderte von Kampflustigen und Ruhmdurstigen nach den Salons, besonders zu Gilligs, lockte, um ihre Stärke mit dem Allerweltsrepräsentanten der Schneider, mit dem Bock, zu messen. Möchte wohl wissen, warum man Schneider scherzweise Böcke nennt? Sind doch meist friedliebende Menschen, die viel sitzen, viel stechen und wenig stoßen. Stärke ist, in der Regel, des Schneiders Attribut gewiß nicht und so dürfte man wohl blos auf des Schneiders verliebte Natur schließen, die sich durch sitzende Lebensweise geltend zu machen weiß, und den Schlüssel zu diesem Vergleichniß finden. Das Bier aber mag man, seiner Stärke wegen, mit vollem Rechte Bockbier nennen.

Peoria hat in letzterer Zeit, außer einigen Depots, wenig innere Verschönerung erhalten. Ein Denkmal, das man denen im Secessionskriege Gefallenen errichtet hat, ist Alles, was mir auffiel. Diese weiße, schlanke Denksäule ist einfach und bescheiden, ohne zu sehr mit dem geschmacklosen, baufälligen Courthaus und dem verwahrlosten Raume, wo es steht, zu contrastiren. Auf der Spitze steht der amerikanische Adler, der eine Ausnahme von den Adlern Oesterreichs und Preußens macht, da er kein Raubvogel ist wie

firmessers. Der Barbier schneidet die bekannten Grimassen und der Rasirte macht das gewöhnliche dumme Gesicht. Aber das Bild eines haarbewachsenen chinesischen Demokraten und Demagogen giebt er uns nicht. Der liebe Leser muß sich solches denken. Ein Chinese im Langbart! Wie komisch! Wir wissen nicht, ob Hr. D. von Amerika abreiste, als noch ein reines Kinn und saubere Oberlippe zur guten Sitte gehörten. Jetzt läuft Alles in Amerika wie ein Geißbock herum, und es ekelt mich jedesmal, wenn ich so ein, an der Oberlippe behaartes Schaaf zum Tischnachbar habe. Doch man mißverstehe mich nicht! Ich bin für die Freiheit bis auf's Haar!

In Gemeinden und nachbarlichen Angelegenheiten geht die Autorität der „Alten" sehr weit. Man ruft sie auf, um Streitigkeiten und verworrene Angelegenheiten aller Art zu schlichten. In vielen Gegenden Europas, besonders in der Schweiz, hat sich dieses Institut der Alten erhalten, und es ist gewiß besser, als Friedensrichter und Constables.

Hr. D. erwähnt der vielen Aussätzigen und Bettler von denen China wimmelt; — das Gesindel scheint so unverschämt zu sein wie die bettelnden Knabenhaufen in Venedig. Ob die Steifbettelei von Geistlichen und „Schönen Seelen" besteht, bemerkt Hr. D. nicht.

Bekanntlich sind der Drache und der Phönix die Symbole China's, wie bei uns der Adler; (Raubthiere sind bei allen Regierungen das rechte Symbol). — Des chinesischen Kaisers Drache hat 5 Klauen an jedem seiner 4 Füße, also 20 Klauen! Whew! Wenn's da an's Klauen geht, so sei Gott den Unterthanen gnädig! Arme Chinesen! Arme Menschheit! Ueberall errichtet man Regierungen, um Recht und Pflicht zwischen Menschen festzustellen, aber allerwärts bleiben zuletzt nur Klauen, mit denen man die Früchte des Fleißes und der Sparsamkeit des Bürgers erfaßt und damit Faullenzer übermäßig füttert. Mangelnde Selbstregierung ruft die künstliche Ersetzung derselben, Regierungen, hervor und einmal in's Leben gerufen, wird man sie nicht mehr los. Die Klauen halten fest, wie in China.

Die Chinesen sind gute Stelzengänger, wie uns Hr. D. sie in Bildern vorführt. Dies Thema folgt dem der Regierungssymbole mit vollem Recht, denn was ist die meiste Obrigkeit anders als ein Stück Menschlichkeit auf Stelzen.

Kein Volk hat mehr Sprichwörter, und führt sie im täglichen Leben mehr mit sich, als der Chinese. Seine drei Religionen, der Buddhismus, 1000 Jahre vor Christus gegründet, Tauismus, um weniges jünger, und die Lehre des Confucius finden wir in diesen Volkssprichwörtern ausgesprochen. Sie sind die Fundgrube für die Weltweisen aller historischen Länder und Zeiten gewesen.

Ich mußte herzlich lachen über die Flüche, welche Hr. D. von den Chinesen erzählt. Sie fluchen keine Sakramente oder Sakerlotte, noch dergleichen allgemeine Ausbrüche der Aufregung. Flucht der Chinese, so flucht er ein Bein ab oder wünscht irgend ein specielles Unglück herbei. Der Kapuciner in Wallenstein's Lager nennt die Soldaten Fluchmäuler, aber was soll man die Chinesen nennen? bei ihnen ist das Fluchen Specialität; sie fluchen, wenn ich mich des Volks-Ausdruckes bedienen darf, dem Teufel ein Ohr weg. Hr. D. ist sichtlich ergriffen von ihrer frechen Blasphemie. Er bricht in die Worte aus: „Wie unendlich bedarf doch der Chinese die erneuenden und reinigenden Einflüsse der Religion Christi!" Der gute Missionär hätte nicht brauchen nach China zu reisen, um den reinigenden Einfluß anzubringen; das „Goddamn", und das „Damned Dutch" sind für deutsche Einwanderer in Amerika meistens die Anfangsworte im Erlernen der englischen Sprache.

Erfindungsreicher als die Chinesen giebt es kein Volk in allen Fächern der Schauspielkunst. Die ganze Welt muß noch von ihnen lernen. Solche Fertigkeit und Varietät, solche Wohlfeilheit der öffentlichen Belustigungen giebt es nirgends. Hr. D. ist sehr lehrreich über diesen Gegenstand, er muß ihn interessant gefunden haben. Es gab gewiß Schauspieler, ehe es Spiegel gab, und es giebt kein besseres Mittel ein Volk zu bilden, als die thespische Kunst, wenn sie nicht ausartet und zu theuer wird, wie in Amerika. Sie ist der beste Menschen-Spiegel.

Hr. D. liefert uns auch Abdrücke von Amuletten und dergleichen Münzen, durch welche der Chinese Unglück abzuwenden erwartet. — Uns ist der Gegenstand nur interessant, weil wir unsere eigene Dummheit hier auch in chinesischem Gewande finden. Allerwärts in der Welt wird der Gottes-seegen aus Nichts an specielle Menschenklassen in gewissen Gebäulichkeiten zum Detailverschleiß vermiethet u. so geschah es auch vor undenklichen Zeiten in China. Das Mysteriöse begreift Alles in sich, was der Mensch nicht weiß, und neben Unkenntniß werden die Mysterien auch immer ihre Buden aufschlagen. Jeder Tempel, jede Kirche, jedes Bethaus treibt derlei Geschäfte. Auch die puritaner Geistlichen leben von solchem „Nichts".

Ein Kapitel über Wahrsagerei reiht sich mit Recht an die Amulette an. Die Dummen und die Gescheidten treffen sich leicht im Leben, und natürlich bezahlen die Dummen.

Hierauf folgt ein Kapitel über Opium; dieses große Uebel Chinas! in welchem das christliche Europa sein größtes Bubenstück verübte. Es liefert den sprechendsten Commentar auf alle Missionärsversuche. Der heidnische Chinese raucht und schlürft das Opium, welches Christen ihm gesetzwidrig liefern, und als die besseren Männer China's dem Handel entgegenwirkten, erzwang sich England mit Waffengewalt das Recht der ferneren Zufuhr. — Wir begegnen hier dem Widerspruch zwischen dem Handel der Christen und ihren Lehren, welche fremden Nationen so auffällt. Immer mit seinem Christenthum auf den Lippen begeht der Christ

die schauderhaftesten Verbrechen gegen wehrlose Völker. Zuerst kommt der Missionär, dann eine diplomatische Gesandtschaft; ihr folgt ein Heer oder eine Flotte, und schließt mit einer Unterjochung. Wer sich vor Christen retten will, muß den zurückweisen, der mit Worten der Religion und der Freiheit auf den Lippen den ersten Schritt zur Unterwerfung thut. — Läßt ein Land diesen zu, ist sie schon halb verloren. Zwietracht im eigenen Lande ist die erste Frucht des Eindringlings. Der Opiumhandel ist ein Beweis hiefür. Missionäre verkündigten den indischen Engländern, welche Handelsquelle in dieser Waare liege. Dieser Lockspeise folgte was jetzt Geschichte ist.

Capitel 16 ist, man erschrecke nicht, mit 30 Bibelstellen versehen, welche, sowohl vom alten u. neuen Testament genommen, den Zweck haben, die Aehnlichkeit chinesischer Religionsgebräuche und Anschauungen mit den jüdischen und christlichen zu beweisen. Zuerst wünscht Hr. D. den armen Chinesen die Bibel und ihre Lehre und nachher will er nachweisen, daß ihre religiösen Begriffe aus der Bibel stammen. Ja, er hätte gar nichts dagegen, die Chinesen als die verlornen zehn Stämme Israels anzuerkennen, wenn nur die Belege dafür hinreichend wären. Ein früherer amerikanischer Missionär stellte kürzlich diese Behauptung auf, welcher Hr. D. aber nicht beistimmt. Wir danken ihm herzlich dafür, denn sonst wären uns am Ende die 300 Millionen Chinesen unter der Feder zu Juden geworden. Gottlob, sie sind noch Chinesen!

Der erste Beweis, welchen H. D. anführt, um die Aehnlichkeit der Chinesen und Hebräer darzuthun ist der, daß erstere wie letztere ihrer Gottheit Wein opfern. Aber es giebt ja gar keinen Wein in China! Wer sich nun erinnert, mit welcher Hartnäckigkeit die puritanischen Temperenzler behaupten, daß der Wein, welchen Christus beim letzten Mahle mit seinen Jüngern trank, ungegohrener, kein Alkohol enthaltender, Wein gewesen sei, so kann man sehen, in welche lächerliche Stellung ein Missionär sich begiebt, welcher aus dem Schnapsopfer der Chinesen eine Verwandtschaft mit dem Weinopfer der Hebräer folgern will. Noch mißlicher wird die Sache, wenn wir uns erinnern, daß das Opfer nicht von der chinesischen Staatsreligion, sondern von den Buddhisten ausgeht, und dann untersucht, welches das wahrscheinlichste ist, daß die Hebräer von den Buddhisten borgten, oder die Buddhisten von den Hebräern. Besonders gefährlich ist dieser Gesichtspunkt für einen Missionär; denn so wie man das christliche Kirchenwesen mit den Buddhisten vergleicht, einschließlich der wundervollen Geburt beider Stifter, so wird es ganz widersinnig, daß eine 1000 Jahre vor Christus gestiftete Religion zur Nachahmerin der christlichen Religion gestempelt wird.

Der zweite Beweis ist der: die chinesischen Frauen beten in Kirchen für Kinder männlichen Geschlechts; Hannah die Mutter des Propheten Samuels, that auch ein Gelübde, um sich ein männliches Kind von dem Herrn zu erbitten. Der Vergleich hält nicht Stich: Erstens sollte der Hannah Kind ja ein Prophet und Hoheprieſter werden und es war so wenig allgemeiner Gebrauch, solche Bitten an Gott zu thun, daß Eli der Hoheprieſter die Hannah für betrunken hielt und sie auslachte, als sie um einen Sohn bat.

Drittens soll das Darauwiegen des Abraham von 400 Shekel Silber an Ephron den Vergleichsbeweis liefern; denn auch die Chinesen wiegen ihr Silber. Wären solche Beweisführungen giltig, so wäre unser lieber Landsmann Brennus, der auch Gold mit den Römern abwog und sein Schwerdt drein legte, ein Jude. Ja, sogar unsre gute Hamburger Girobank, welche auch Silber nur nach Gewicht annimmt und erst neuerdings durch besondern Beschluß darauf zu beharren beschloß, wäre eine jüdische Anstalt.

Der vierte Beweisgrund entsteht aus der Thatsache, daß Chinesen vielfarbige Kleider tragen, wie Joseph auch ein vielfarbiges Feierkleid trug und so geht es weiter; lauter Beweise mit Haaren herbeigezogen und, wenn näher betrachtet, zu ganz andern Schlüssen berechtigend. — Z. B. alle Nationen der Welt benützen Steine zur Verewigung gewisser Thatsachen; alle thun es aus der Beobachtung, daß Aufzeichnungen auf Stein länger währen, als auf Holz oder Eisen. Auch die Chinesen haben den Gebrauch auf Steinen Geschichte zu schreiben und so hatten ihn die Hebräer. Muß nun nothwendigerweise eine Nation von der andern geborgt haben? Und wenn eine andere solche Folgerung zuläßig ist, ist es nicht wahrscheinlicher, daß die Hebräer von den Aegyptern und diese wieder von den Chinesen geborgt haben? So könnten wir der Reihe nach die Analogien durchgehen, welche Hr. D. citirt. Aber was nützt es? Wer in Europa gewohnt hat, weiß, daß man auch dort Inschriften an den Häusern hat und daß dies sowohl im innersten Rußland der Fall ist, wie in Deutschland. So mit Hochzeitszügen, Häusern zur Aufbewahrung der Todten, der Classifikation der Bevölkerung in höhere und niederere Abstufungen und correspondirender Etiquette. Ein gleiches, weil Dienstmänner mit Tragsesseln an öffentlichen Plätzen auf Kunden warten, daß in wälderarmen Ländern der Abfall der Felder zur Feuerung benutzt wird; daß man sich bei Begegnungen küßt; daß Bettler unterwürfig sind ꝛc. Einen närrischen Vergleich muß ich jedoch noch erwähnen, den nämlich, daß Hr. D. aus der Leichtigkeit der Betten der ärmeren Classen, (gar kein Bett) den Schluß zieht, daß der Lahme, den Christus gesund machte, auch so ein leichtes chinesisches Bett gehabt haben muß, weil er aufstand, sein Bett nahm und ging. Auch soll es in China vorkommen, daß man einem Bräutigam die falsche Braut in's Ehebett legt, was aber bei den brennenden Lichtern, wie man oben gesehen, doch nicht leicht möglich sein sollte, u. siehe da, auch hieraus wird ein Beweisgrund; denn fragt Hr. D., geschah dies nicht auch dem guten Jakob? Die Ziehbrunnen in

China erwartet Hrn. D. an Rebera u. den freienden Knecht Abrahams. Und so fährt er fort, und benützt das Sandalenrecht der Chinesen (ich glaubte immer sie tragen Pantoffeln) ihre Neigung zu Lotterien, ihre weißen Schreibtafeln mit schwarzer Schrift darauf, die leicht zu löschen ist, ihr Wimmern u. Wehklagen bei Todesfällen, ihre langen Gebete, ihre Opfer an Himmel und Hölle ꝛc. ꝛc. (alles dies mit Bibelstellen verglichen, die darauf passen, wie eine Faust auf ein Auge), um die Aehnlichkeit der Chinesen mit Hebräern und Christen zu beweisen. Auf uns macht es den entgegengesetzten Eindruck. Ich erkenne daraus, wie ähnlich unter gleichartigen Verhältnissen die Menschen sind, und wie die Urtypen vieler unserer Sitten in China zu suchen sind. Die Thatsache, daß von dort aus die große Völkerwanderung ihren Anfang nahm und daß die Eroberer Hochasiens Dschengis Chan und Tamerlan von Ostasien kamen, sowie, daß die Handelsverbindungen Südasiens mit Arabien und Aegypten schon in den ältesten Zeiten bestanden, verbunden mit der Abneigung der Chinesen gegen fremde Sitten, läßt wenig Zweifel mehr übrig, welches Volk das nachahmende, welches das aus eigener Natur sich entwickelnde war.

Hr. D. lobt es in den Religionen China's, daß es bei ihnen keine Menschenopfer giebt, und daß sie kein Sinnbild der Wollust, d. h. keine Venus haben. Aber er eifert in heiligem Grimmie darüber, daß die Weisen China's sich nicht über die Erschaffung der Welt und die Regierung des Weltalls aussprechen. Er meint damit die Gelehrten aus den Staatsschulen, die Confucianer. Diese Leute, wie unsere biederen Professoren auf deutschen Universitäten, bekennen, daß sie darüber Nichts wissen und keinen Vortheil darin sehen, sich mit Hypothesen zu plagen. Hr. D. beklagt diesen Eigensinn und meint die Bibelbeschreibung der Schöpfung sei ein großer Vortheil. — Aehnliche Gleichgültigkeit beweisen diese Literati gegen die Dogmen von der Pflicht der Anbetung des Schöpfers u. des Regenten des Universums; von der Entstehung und Fortpflanzung der Sünde durch Adams Fall; von Sündenerlösung und Sündenvergebung durch die Gnade und das Blut Christi; von den Mitteln und Wegen zum Rechtthun zu gelangen; von Belohnung der Menschen im Himmel und ihrer Bestrafung in der Hölle; von dem Werth der Seele; von der Auferstehung! Für alle diese Dogmen sind diese heidnischen Gelehrten gleichgültig! Wie verletzt dies unseren Missionär!

Dieser theilt uns nun auch noch ihre ketzerischen Antworten mit. Z. B.: „Erde und Himmel seien aus Dunst (Nebel) entstanden!" — „Die Materie sei selbst existirend, ewig, da!" — „Die Schöpfung der Welt aus N i c h t s ist nicht verständlicher, als die Vorstellung unserer Bücher!" — „Das Apfelessen des Adam u. der Eva war ja gar keine so große Sünde!" — „Wir glauben an die eingeborne Reinheit u. Güte des menschlichen Herzens u. behaupten, daß Unreinheit und Schlechtigkeit durch Berührung mit schlechten Menschen entsteht, und besonders durch mangelhafte Erziehung!" Hr. D. spielte nun selbst den Kritiker und wollte wissen: Wie denn der Weltdunst entstanden sei? Die Chinesen blieben ihm hierauf die Antwort schuldig, gerade wie Christus, als ihn Pilatus fragte: Was ist Wahrheit? Einige sprachen von einem männlichen und weiblichen Urgrund der Dinge."

Von der Erlösung der Menschen und Vergebung ihrer Sünde durch Christi Leiden wollten diese Chinesen gar Nichts hören. Sie bestanden darauf: „daß gute Werke verdienstlich seien, und daß eine gute That entweder dem Thäter oder seinen Nachkommen zu Gute käme." Auch meinten sie, könne man schlechte Handlungen durch gute Werke wieder gut machen, besonders durch Geschenke für öffentliche Zwecke.

Von dem h e i l i g e n G e i s t wollten diese Herrn Nichts hören. Sie sagten: „Um gut zu sein, braucht man nur guten Willen!"

Auch verwerfen sie die Begriffe von Bestrafungen und Belohnungen in einer anderen Welt. Sie erwiederten: „Ursache und Wirkung finden auf dieser Welt ihren Abschluß!" Der Himmel der Bibel wollte ihnen nicht in den Sinn. Sie behaupteten: „Ehre, Reichthum, langes Leben, zahlreiche männliche Nachkommenschaft und dergleichen, das sind die Früchte guter Handlungen und ehrlicher vernünftiger Lebensweisen. Wer schlecht ist, verliert seinen guten Namen, wird krank und arm, bekommt kein Amt (das ist gewiß in Amerika anders) wird nicht berühmt und bekommt keine Söhne." Von der Seele haben sie eigenthümliche Begriffe. Sie setzen keinen großen Werth darauf u. sagen: der Mensch habe drei Seelen, eine bleibt nach dem Tode im Ahnenschrein des Verstorbenen, die andere bleibt im Sarge und die dritte geht in die unteren Regionen, um Sünden abzubüßen." Das ist auch eine Dreieinigkeit!

Der geneigte Leser wird bemerken, daß Hr. D. sich in diesen Antworten der Chinesen und seinen früheren Behauptungen zu widersprechen scheint. Uns scheint es daraus zu entstehen, daß er nicht klar genug, die verschiedenen Religionen China's trennt. Buddhismus hat viele Aehnlichkeit mit der eigentlichen katholischen Kirche. — Taoismus mit ihren auf Straßen herumziehenden Mönchen u. Nonnen, u. die Staatskirche, das heißt, das Staatsrecht u. die Sittenlehre China's, ist von diesen sehr verschieden. Die Gelehrten dieser Staatsanstalt sind kalte Realisten, und ungläubige Menschen. Hr. D. giebt uns oft die Worte von Buddhisten für Aussprüche der Chinesen im allgemeinen und so wieder die der Staatsmänner auf gleiche Weise. Die Antworten, welche letzt erwähnt wurden, kamen von Schülern der Lehren von Confucius. — Man muß diese Distinctionen machen, sonst würde man leicht einen Fehler begehen, der dem gleich wäre, Humboldt's Aeußerungen für preußistische Religionsbegriffe zu nehmen, oder Göthe's Sätze für christliche Dogmen zu halten.

Am schlimmsten ging es unserem Missionär aber mit

der Lehre von der Auferstehung Die Chinesen fragten naseweis: „Wo denn der Platz herkäme, wenn alle Menschen in den Himmel kämen?" Der Boden müßte ja herausfallen!

Zuletzt kommt folgendes Geständniß: „Das Christenthum macht in China langsamen Fortschritt. Die schwere Masse eines stereotypirten Aberglaubens u. Abgötterei fügen sich nicht leicht unter seine reinigenden und erhebenden Wahrheiten. Thatsachen beweisen dies aufs entschiedendste, und sie würden uns entmuthigen, wenn es keine Verheißung in der Bibel gäbe."

„Der erste Chinese wurde vor 7 Jahren bekehrt und getauft. Die erste christliche Kirche wurde 1807 unter Doctor Morrisson, dem Pionier der protestantischen Missionen, organisirt. Die jetzige Anzahl der lebenden und vertrauenswerthen Bekehrten in China (weniger als 3000) ist klein, wenn man sie vergleicht mit anderen Missionsfeldern, wo größere Resultate mit kleineren Mitteln erzielt wurden."

Hierauf zählt Hr. D. die Schwierigkeiten auf, welche Bekehrungsbestrebungen im Wege stehen. Als erste nennt er die Sprache; sie habe kein Alphabet, und eine große Masse willkührlicher Zeichen; sie passe nicht dazu, um christliche Ideen und Lehren darin auszudrücken. – Er meint, der Teufel habe die chinesische Sprache erfunden, um die Ausbreitung des Christenthums zu verhindern. Es gäbe keine Worte darin für „Gott und heiligen Geist" und mehrere andere christliche Dogmen seien nicht chinesisch auszudrücken.

Es stiegen uns bei diesen Bemerkungen Hrn. D. allerlei schlimme Gedanken auf. Wir frugen uns selbst: Wie steht es denn mit der Offenbarung Gottes, wenn es wahr ist, daß er in der Bibel eine Religion niedergelegt hat, welche gar nicht in die Sprache übersetzt werden kann, welche über ¾ aller Menschen sprechen und lesen? Der Teufel erfand diese Sprache? Herr Missionär! Herr Missionär! Das sind bedenkliche Ausdrücke für einen christlichen Geistlichen!

Das 2. große Hinderniß ist, so setzt unser Amerikaner es nieder, „die nationelle Eitelkeit!" Chinesen nennen Ausländer „ausländische Teufel". England sei nicht größer als ihre Fingernägel; die Ver. Staaten seien „Nirgends!" Hr. D. giebt uns folgenden Brief von einem der bedeutenderen Schriftsteller Chinas:

> „Ich preise mich glücklich, daß ich in China geboren bin, u. denke immer, wie anders es mit mir geworden wäre, wenn ich auf der anderen Seite der Meere in irgend einem entlegenen Orte auf die Welt gekommen wäre, dessen Volk unbekannt mit den guten Maximen der antiken Könige und unwissend in ihrem häuslichen Leben, sich in die Blätter von Bäumen kleidet, Holz ißt, in Wildnissen wohnt, und in Höhlungen sich aufhält!! Aber glücklicher Weise bin ich im Reich der Mitte geboren; ich habe ein Haus zum wohnen, habe Nahrung, Getränke, elegante Meublen, Kleider, Kopfbedeckung und unermeßliche andere Vortheile! Wahrlich die höchste Glückseligkeit ist mein!!"

Das heiße ich einen Geburtsstolz! Ein amerikanischer Knownothing könnte kaum sich breiter in die Brust werfen! Es müßte ein Adler sehr lange und weite Flügel haben, um diesen Eitelkeitsflug zu erreichen! Nationaleitelkeit!? Ja unser Missionär hat Recht, sie ist ein Hinderniß in der Völkerentwickelung! Wer Ohren hat der höre!

Der 3. Anstoß ist die große Verehrung, welche Confucius und Mencius in China fortwährend gezollt wird. — Betrachten wir diesen Einwurf näher! Ein großer Mann ist der stärkste Ankergrund eines Volkes! Confucius ist der Weltweise nicht allein für China, sondern auch für Japan! Nahezu 2500 Jahre hat sich seine Macht über die Gedanken der Menschen erhalten! Gibt es einen höheren Anblick? Er war kein Eroberer! Kein religiöser Schwärmer! Nur ein reformatorischer Denker! Woher nahm er seine unsterbliche Kraft? Seine Lehren geben sie, weil sie noch nicht in Widerspruch gerathen sind mit fortschreitendem Wissen.

Das 4. Hinderniß bildet die Hochachtung, welche jeder Chinese seinen Ahnen zollt. „Die Liebe für seine Vorältern, die Ehrfurcht für „das Alte", der Gehorsam gegen das Familienhaupt bieten schwer zu beseitigende Schwierigkeiten!"

Am allermeisten versperren aber alle Bekehrungsversuche die folgenden von Hrn. D. niedergeschriebenen Ursachen: „Es ist schwierig, sagt er: eine große und intelligente Masse gegen ihre Vorurtheile und Ueberzeugungen zu beeinflussen. (Die gesperrte Schrift stammt von Hrn. Doolittle). Wären die Chinesen unwissende Wilde und Barbaren, und zählten sie nur einige Tausende oder Hunderttausende, wie die Sandwich-Insulaner vor 50 Jahren waren, so könnte man erwarten, daß sie für's Christenthum gewonnen werden möchten. Aber sie sind ein civilisirtes, oder doch wenigstens halbcivilisirtes Volk. Sie sind eine literarische Nation und ihre Literatur ist nach Einem Schnitt (unique) und voluminös. Sie zählen 400 Millionen Seelen, sprechen, lesen, schreiben eine Sprache, sind von einem Manne regiert; haben ein Gesetzwesen und hängen alle an den nämlichen National-Gewohnheiten und Sitten. Sie sind vollkommen zufrieden mit ihren eigenen Sitten. Besonders vorurtheilsvoll gegen Aenderungen und Reformen!"

Kann es ein seltsameres Zugeständniß geben, als das, was in den oben angeführten Worten liegt? Sollen wir darüber lachen? Oder darüber weinen? Das Auslachen verdient der aufgedunsene geistliche Missionär, der unkundig der Beziehungen, in welchen seine eigene Religion sich zum fortgeschrittenen Wissen unserer Zeit befindet, hinauszieht, um ein altkluges und sehr gebildetes Volk zu bekehren; bei

China erinnern Hrn. D. an Rebecca u. den freienden Knecht Abrahams. Und so fährt er fort, und benützt das Sandalentragen der Chinesen (ich glaubte immer sie tragen Pantoffeln), ihre Neigung zu Lotterien, ihre weißen Schreibtafeln mit schwarzer Schrift darauf, die leicht zu löschen ist, ihr Wimmern u. Wehklagen bei Todesfällen, ihre langen Gebete, ihre Opfer an Himmel und Hölle ꝛc. ꝛc. (alles dies mit Bibelstellen verglichen, die darauf passen, wie eine Faust auf ein Auge), um die Aehnlichkeit der Chinesen mit Hebräern und Christen zu beweisen. Auf uns macht es den entgegengesetzten Eindruck. Ich erkenne daraus, wie ähnlich unter gleichartigen Verhältnissen die Menschen sind, und wie die Urtypen vieler unserer Sitten in China zu suchen sind. Die Thatsache, daß von dort aus die große Völkerwanderung ihren Anfang nahm und daß die Eroberer Hochasiens Dschengis Chan und Tamerlan von Ostasien kamen, sowie, daß die Handelsverbindungen Südasiens mit Arabien und Aegypten schon in den ältesten Zeiten bestanden, verbunden mit der Abneigung der Chinesen gegen fremde Sitten, läßt wenig Zweifel mehr übrig, welches Volk das nachahmende, welches das aus eigener Natur sich entwickelnde war.

Hr. D. lobt es in den Religionen China's, daß es bei ihnen keine Menschenopfer giebt, und daß sie kein Sinnbild der Wollust, d. h. keine Venus haben. Aber er eifert in heiligem Grimme darüber, daß die Weisen China's sich nicht über die Erschaffung der Welt und die Regierung des Weltalls aussprechen. Er meint damit die Gelehrten aus den Staatsschulen, die Confucianer. Diese Leute, wie unsere biederen Professoren auf deutschen Universitäten, bekennen, daß sie darüber Nichts wissen und keinen Vortheil darin sehen, sich mit Hypothesen zu plagen. Hr. D. beklagt diesen Eigensinn und meint die Bibelbeschreibung der Schöpfung sei ein großer Vortheil. — Aehnliche Gleichgültigkeit beweisen diese Literati gegen die Dogmen von der Pflicht der Anbetung des Schöpfers u. des Regenten des Universums; von der Entstehung und Fortpflanzung der Sünde durch Adams Fall; von Sündenerlösung und Sündenvergebung durch die Gnade und das Blut Christi; von den Mitteln und Wegen zum Rechthun zu gelangen; von Belohnung der Menschen im Himmel und ihrer Bestrafung in der Hölle; von dem Werth der Seele; von der Auferstehung! Für alle diese Dogmen sind diese heidnischen Gelehrten gleichgültig! Wie verletzt dies unseren Missionär!

Dieser theilt uns nun auch noch ihre ketzerischen Antworten mit. Z. B.: „Erde und Himmel seien aus Dunst (Nebel) entstanden!" — „Die Materie sei selbst existirend, ewig, da!" — „Die Schöpfung der Welt aus Nichts ist nicht verständlicher, als die Vorstellung unserer Bücher!" — „Das Apfelessen des Adam u. der Eva war ja gar keine so große Sünde!" — „Wir glauben an die eingeborne Reinheit u. Güte des menschlichen Herzens u. behaupten, daß Unreinheit und Schlechtigkeit durch Berührung mit schlechten Menschen entsteht, und besonders durch mangelhafte Erziehung!" Hr. D. spielte nun selbst den Kritiker und wollte wissen: Wie denn der Weltdunst entstanden sei? Die Chinesen blieben ihm hierauf die Antwort schuldig, gerade wie Christus, als ihn Pilatus fragte: Was ist Wahrheit? Einige sprachen von einem männlichen und weiblichen Urgrund der Dinge."

Von der Erlösung der Menschen und Vergebung ihrer Sünde durch Christi Leiden wollten diese Chinesen gar Nichts hören. Sie bestanden darauf: „daß gute Werke verdienstlich seien, und daß eine gute That entweder dem Thäter oder seinen Nachkommen zu Gute käme." Auch meinten sie, könne man schlechte Handlungen durch gute Werke wieder gut machen, besonders durch Geschenke für öffentliche Zwecke.

Von dem heiligen Geist wollten diese Herrn Nichts hören. Sie sagten: „Um gut zu sein, braucht man nur guten Willen!"

Auch verwerfen sie die Begriffe von Bestrafungen und Belohnungen in einer anderen Welt. Sie erwiederten: „Ursache und Wirkung finden auf dieser Welt ihren Abschluß!" Der Himmel der Bibel wollte ihnen nicht in den Sinn. Sie behaupteten: „Ehre, Reichthum, langes Leben, zahlreiche männliche Nachkommenschaft und dergleichen, das sind die Früchte guter Handlungen und ehrlicher vernünftiger Lebensweisen. Wer schlecht ist, verliert seinen guten Namen, wird krank und arm, bekommt kein Amt (das ist gewiß in Amerika anders) wird nicht berühmt und bekommt keine Söhne." Von der Seele haben sie eigenthümliche Begriffe. Sie setzen keinen großen Werth darauf u. sagen: der Mensch habe drei Seelen, eine bleibt nach dem Tode im Ahnenschrein des Verstorbenen, die andere bleibt im Sarge und die dritte geht in die unteren Regionen, um Sünden abzubüßen." Das ist auch eine Dreieinigkeit!

Der geneigte Leser wird bemerken, daß Hr. D. sich in diesen Antworten der Chinesen und seinen früheren Behauptungen zu widersprechen scheint. Uns scheint es daraus zu entstehen, daß er nicht klar genug, die verschiedenen Religionen China's trennt. Buddhismus hat viele Aehnlichkeit mit der eigentlichen katholischen Kirche. — Taoismus mit ihren auf Straßen herumziehenden Mönchen u. Nonnen, u. die Staatskirche, das heißt, das Staatsrecht u. die Sittenlehre China's, ist von diesen sehr verschieden. Die Gelehrten dieser Staatsanstalt sind kalte Realisten, und ungläubige Menschen. Hr. D. giebt uns oft die Worte von Buddhisten für Aussprüche der Chinesen im allgemeinen und so wieder die der Staatsmänner auf gleiche Weise. Die Antworten, welche letzt erwähnt wurden, kamen von Schülern der Lehren von Confucius. — Man muß diese Distinctionen machen, sonst würde man leicht einen Fehler begehen, der dem gleich wäre, Humboldt's Aeußerungen für preußistische Religionsbegriffe zu nehmen, oder Göthe's Sätze für christliche Dogmen zu halten.

Am schlimmsten ging es unserem Missionär aber mit

der Lehre von der Auferstehung Die Chinesen fragten naseweis: „Wo denn der Platz herkäme, wenn alle Menschen in den Himmel kämen?" Der Boden müßte ja herausfallen!

Zuletzt kommt folgendes Geständniß: „Das Christenthum macht in China langsamen Fortschritt. Die schwere Masse eines stereotypirten Aberglaubens u. Abgötterei fügen sich nicht leicht unter seine reinigenden und erhebenden Wahrheiten. Thatsachen beweisen dies aufs entschiedendste, und sie würden uns entmuthigen, wenn es keine Verheißung in der Bibel gäbe."

„Der erste Chinese wurde vor 7 Jahren bekehrt und getauft. Die erste christliche Kirche wurde 1807 unter Doctor Morrisson, dem Pionier der protestantischen Missionen, organisirt. Die jetzige Anzahl der lebenden und vertrauenswerthen Bekehrten in China (weniger als 3000) ist klein, wenn man sie vergleicht mit anderen Missionsfeldern, wo größere Resultate mit kleineren Mitteln erzielt wurden."

Hierauf zählt Hr. D. die Schwierigkeiten auf, welche Bekehrungsbestrebungen im Wege stehen. Als erste nennt er die Sprache; sie habe kein Alphabet, und eine große Masse willkührlicher Zeichen; sie passe nicht dazu, um christliche Ideen und Lehren darin auszudrücken. – Er meint, der Teufel habe die chinesische Sprache erfunden, um die Ausbreitung des Christenthums zu verhindern. Es gäbe keine Worte darin für „Gott und heiligen Geist" und mehrere andere christliche Dogmen seien nicht chinesisch auszudrücken.

Es stiegen uns bei diesen Bemerkungen Hrn. D. allerlei schlimme Gedanken auf. Wir frugen uns selbst: Wie steht es denn mit der Offenbarung Gottes, wenn es wahr ist, daß er in der Bibel eine Religion niedergelegt hat, welche gar nicht in die Sprache übersetzt werden kann, welche über Zivl aller Menschen sprechen und lesen? Der Teufel erfand diese Sprache? Herr Missionär! Herr Missionär! Das sind bedenkliche Ausdrücke für einen christlichen Geistlichen!

Das 2. große Hinderniß ist, so setzt unser Amerikaner es nieder, „die nationelle Eitelkeit!" Chinesen nennen Ausländer „ausländische Teufel". England sei nicht größer als ihre Fingernägel; die Ver. Staaten seien „Nirgends!" Hr. D. giebt uns folgenden Brief von einem der bedeutenderen Schriftsteller Chinas:

> „Ich preise mich glücklich, daß ich in China geboren bin, u. denke immer, wie anders es mit mir geworden wäre, wenn ich auf der anderen Seite der Meere in irgend einem entlegenen Orte auf die Welt gekommen wäre, dessen Volk unbekannt mit den guten Maximen der antiken Könige und unwissend in ihrem häuslichen Leben, sich in die Blätter von Bäumen kleidet, Holz ißt, in Wildnissen wohnt, und in Höhlungen sich aufhält!! Aber glücklicher Weise bin ich im Reich der Mitte geboren; ich habe ein Haus zum wohnen, habe Nahrung, Getränke, elegante Meublen, Kleider, Kopfbedeckung und unermeßliche andere Vortheile! Wahrlich die höchste Glückseligkeit ist mein!!"

Das heiße ich einen Geburtsstolz! Ein amerikanischer Knownothing könnte kaum sich breiter in die Brust werfen! Es müßte ein Adler sehr lange und weite Flügel haben, um diesen Eitelkeitsflug zu erreichen! Nationaleitelkeit!? Ja unser Missionär hat Recht, sie ist ein Hinderniß in der Völkerentwickelung! Wer Ohren hat der höre!

Der 3. Anstoß ist die große Verehrung, welche Confucius und Mencius in China fortwährend gezollt wird. — Betrachten wir diesen Einwurf näher! Ein großer Mann ist der stärkste Ankergrund eines Volkes! Confucius ist der Weltweise nicht allein für China, sondern auch für Japan! Nahezu 2500 Jahre hat sich seine Macht über die Gedanken der Menschen erhalten! Gibt es einen höheren Anblick? Er war kein Eroberer! Kein religiöser Schwärmer! Nur ein reformatorischer Denker! Woher nahm er seine unsterbliche Kraft? Seine Lehren geben sie, weil sie noch nicht in Widerspruch gerathen sind mit fortschreitendem Wissen.

Das 4. Hinderniß bildet die Hochachtung, welche jeder Chinese seinen Ahnen zollt. „Die Liebe für seine Vorälkern, die Ehrfurcht für „das Alte", der Gehorsam gegen das Familienhaupt bieten schwer zu beseitigende Schwierigkeiten!"

Am allermeisten versperren aber alle Bekehrungsversuche die folgenden von Hrn. D. niedergeschriebenen Ursachen: „Es ist schwierig, sagt er: eine große und intelligente Masse gegen ihre Vorurtheile und Ueberzeugungen zu beeinflussen. (Die gesperrte Schrift stammt von Hrn. Doolittle). Wären die Chinesen unwissende Wilde und Barbaren, und zählten sie nur einige Tausende oder Hunderttausende, wie die Sandwich-Insulaner vor 50 Jahren waren, so könnte man erwarten, daß sie für's Christenthum gewonnen werden möchten. Aber sie sind ein civilisirtes, oder doch wenigstens halbcivilisirtes Volk. Sie sind eine literarische Nation und ihre Literatur ist nach Einem Schnitt (unique) und voluminös. Sie zählen 400 Millionen Seelen, sprechen, lesen, schreiben eine Sprache, sind von einem Manne regiert; haben ein Gesetzwesen und hängen alle an den nämlichen National-Gewohnheiten und Sitten. Sie sind vollkommen zufrieden mit ihren eigenen Sitten. Besonders vorurtheilsvoll gegen Aenderungen und Reformen!"

Kann es ein seltsameres Zugeständniß geben, als das, was in den oben angeführten Worten liegt? Sollen wir darüber lachen? Oder darüber weinen? Das Auslachen verdient der aufgeblasene geistliche Missionär, der unkundig der Beziehungen, in welchen seine eigene Religion sich zum fortgeschrittenen Wissen unserer Zeit befindet, hinauszieht, um ein altkluges und sehr gebildetes Volk zu bekehren; bei

demselben aber Männern begegnet, welche ihn und seine hohle Dogmatik vollständig durchschauen und sich nicht einmal die Mühe nehmen, ihm Opposition zu machen, sondern ihn ruhig dem Witze und dem Scharfsinn einer Bevölkerung überlassen, welche in ihrem Sitten- und Religionswesen die größte Widerstandsfähigkeit gegen die christliche Missionsversuche besitzt. Bringt der Missionär christl. Mysticismus, so reicht ihm der Chinese den viel ältern, viel durchdachteren Mysticismus von Säkja-Muni, des Stifters der buddhistischen Religion; tritt er mit christlicher Symbolik auf, so überfluthet ihn der Chinese mit seiner viel reichhaltigeren Symbolisirung aller idealen Dinge; erscheint er im Gewande des religiösen Cynismus, so hält man ihm die Züge von solch raffinirten, die gewöhnlichen Lebensbedingnisse verachtenden Asceten entgegen, daß Hr. D. selbst lachen muß; begiebt er sich schließlich auf's Feld der Sittenlehre und der praktischen Anwendung derselben auf Volk und Regierung, so steht er wie ein Bettler vor der übervollen Universalmoral der Gelehrten der confucischen Lehren. Aber weinen sollten wir bei dem Gedanken, der sich uns unwillkührlich aufdrängt, daß auch in China die Kirchen und Staatssysteme an die Stelle des Begreifens und der Verständigung getreten sind, und daß durch ein wohlersonnenes Erziehungswesen und eine in alle Lebensschichten eingedrungene sittliche und religiöse Denkungsweise eine nationelle Eitelkeit gefördert worden ist, welche im Volke selbst jede Würdigung des Besseren aus anderen Ländern erschwert. Man nehme z. B. folgenden Auszug aus der Eingabe der Staatsgelehrten Chinas an den Kaiser in Peking, welche kürzlich überreicht wurde, und welche im Feuilleton der Wiener neuen freien Presse am 3. Mai, 1867 publicirt wurde:

„Wir wissen, daß die Leute, welche mehr ans Sprechen als ans Nachdenken gewöhnt sind, uns sagen werden, wir kümmerten uns um ziemlich unnütze Dinge, wir wollten die ehrwürdigen chines. Gebräuche nicht beiseite lassen, um fremde Bahnen einzuschlagen; es sei gegen die chinesische Würde, sich von europäischen Lehrern leiten zu lassen. Die, welche so reden, zeigen, daß sie wenig von dem wissen, was in der Welt vorgeht. Bis jetzt hat China gesucht, durch eigene Kraft mächtig zu sein. Es ist nun aber offenbar, daß der chinesische Genius das, was er konnte, hervorgebracht hat, und daß intelligente Leute es sich nicht mehr verhehlen, es müsse sich, um in Zukunft nicht allein zu gehen, dazu verstehen, von den Europäern die ihm fehlenden Künste und Wissenschaften zu entnehmen. ... Es ist dringend nothwendig, daß wir uns in allen diesen Wissenschaften (es ist namentlich von Maschinen- und Dampfschiffbau die Rede) unterrichten, und es wird diese Ansicht nicht allein von den Unterzeichneten getheilt. Vielleicht sagen Manche, es sei vortheilhafter, so fortzufahren, wie man bis jetzt gethan hat. Warum, sagen sie, von den Europäern keine Dampfschiffe miethen und kaufen? Ist das nicht weit einfacher? Hat man nicht auf solche Weise Alles, was man wünscht, ohne sich selber unnütze Kosten und Mühen zu machen? Die, welche so reden, sind ohne Zweifel Leute, die da glauben, China habe einzig Kanonen und Flinten aus Europa zu beziehen. Sie sind aber in schwerem Irrthum. Allein wäre dem auch so und wäre das bis heute verfolgte Verfahren praktisch und bequem gewesen, so bleibt es darum nicht weniger wahr, daß selbst für diese Artikel wir beständig vom Auslande abhängig bleiben und uns darein ergeben müssen, niemals deren Fabrikation kennen zu lernen. Ueberdies entzieht uns die Kenntniß der Waffen- und Maschinenfabrikation dadurch, daß sie uns selbst produciren lehrt, keineswegs die Freiheit, die alte Bahn weiter zu verfolgen und uns als Käufer an die auswärtige Industrie zu wenden. Allein wir werden es alsdann mit vollständiger Sachkenntniß thun. Es erscheint uns überflüssig, den Vorzug des Wissens vor dem Nichtwissen darzuthun u. s. w. u. s. w."

Diese chinesische Missionäre, entstanden und entstehen in der eigenen Mitte des Volks, genährt an den gelehrten Schulen nach dem Muster des Confucius, und gekräftigt in einem hochgebildeten Realismus; sie sind die einzigen wirklichen Reformatoren Chinas, wie ihre Collegen, die Männer der Wissenschaft, in christlichen Ländern es auch sind. Wir brauchen gesunde Ansichten wie diese, und solche von keiner Nationaleitelkeit verstümmelte staats- und volkswirthschaftliche Anschauungen, um China, ja den Erdkreis, zu reformiren; religiöse Missionäre haben sich überlebt, und wir verdienen, daß jedes Volk, dem wir Missionäre schicken, uns seine eigenen auch schickt, so daß wir recht deutlich einsehen, wie sinnlos solche Bekehrungsversuche sind. Nicht die Pfaffen China's bringe man in Contakt mit unseren Pfaffen; sie können nicht von einander lernen, aber die Männer der Wissenschaft beider Länder in Berührung zu bringen, das wäre nützlich für beide Theile. Daß unser lieber Hr. D. auch gar nicht begreift, daß China gar nicht damit gedient ist, wenn man ihm eine vierte, zu seinen drei Religionen des Glaubens bringt, eben weil man nur einem Volke nützen kann, indem man ihm erweitertes Wissen darbietet, das nehme ich ihm übel, weil diese Wahrnehmung in allen Kundgebungen unseres Zeitalters zur Erkenntniß vor uns liegt. Als Beleg hiefür dient auch der kürzlich gehaltene Vortrag Liepi's über die Krankheit des Seideninsekts in Frankreich u. Italien. Er sagt in demselben: „Wenn der europäische Seidenzüchter gelernt haben wird, die Vorschriften seines Meisters in der Seidenzucht, des gewöhnlichen chinesischen Bauers, genau und richtig zu befolgen, so wird er ganz unzweifelhaft Herr des großen Uebels werden, das seine Existenz bedroht." Wie nützlich wäre ein Austausch des Wissens für Alle, den Chinesen wie den Europäer! Wie nutzlos, um nicht ein schlimmeres Wort zu gebrauchen, sind gegenseitige Mittheilungen in blos kirchlichen Dingen! Hr. D. ist der Repräs-

sentant des Glaubens der Amerikaner, also ihres Nichtswissens, und den Bock den er schoß, als er nach China wanderte und dort missionärte, war der, daß er glaubte, daß China eines andern Glaubens bedürfe, während China und sein eigenes Vaterland, vor allem, eines besseren Wissens bedürftig sind. Darum wurden ihm auch obige sehr beschämenden Bekenntnisse nicht erspart, ob er gleich deren Tragweite selbst nicht einsieht.

Das Schlußcapitel des von uns critisirten Buches beschreibt eine Reise des Verfassers nach Peking, kurz vor seiner Abreise. Er fand das Reisen auf seiner viertägigen Tour wohlfeil und ziemlich bequem. Das Gefährt war ziemlich primitiv, zweirädrig, wie in ebenen Ländern gebräuchlich, und sieht auf dem Bild viel den in Süditalien üblichen Wagen ähnlich. Der Fuhrmann sitzt auf der Deichsel, gleich hinter dem Pferde, und zeigt uns seine herabhängenden Beine, wie unsere Bauern Fuhrleute in vielen Gegenden Deutschlands es thun. Er springt mit seinem Sitze herunter und wieder hinauf, gerade wie die Postillione in Spanien thun. Er läuft viel neben dem Fuhrwerk her und ist freundlich und gesprächig mit Allen, die ihm begegnen. Auch hat er, wie alle Fuhrleute, viel von seinen Abenteuern zu erzählen, und schwatzt mit seinem Gespann, ganz gleich, ob Esel, Ochs oder Pferd, als ob es ihn verstände. Ich habe oft daran gedacht, ob nicht so ein Stück Vieh und sein Treiber einander wirklich besser verstehen, als die deutschen Bauern ihre gelehrten Pfarrer?

Das Land selbst bot Hrn. D. wenig Interessantes dar. Er sagt: „Es giebt keine Zäune (fences), Scheunen und nur wenige comfortable Wohnhäuser." Man sieht unser Yankee sucht seine heimischen Farmen und vermißt die Fenzen! Bezeichnend! „Bäume sind selten, klein und ohne Blätter." Er reis'te im März und es fehlen ihm seine heimathlichen Wälder.

Unser Autor beschreibt uns die sinnreichen chinesischen Schubkarren, und die Geschicklichkeit, mit welcher sie dieselben zur verschiedenartigsten Transportation benützen. Das Gewicht der Last ruht auf der Achse und nicht wie bei uns, zwei Drittheil in der Handhebe, also der Schulter des schiebenden Menschen. Der Chinese bewegt mit seinem Schubkarren große Lasten und bedient sich oft eines Vorspans von Vieh. Auch verschmähen Fahrlustige nicht, sich darauf fahren zu lassen. Für wie viele Kinder in Deutschland ist die erste Fahrt in's Freie die Schubkarrenfahrt! Schreiber dieses interessirte sich aber besonders für diesen Schubkarren; denn seine erste Promotion im Amerikanisirtwerden war von dem sehr unbequemen amerikanischen Schubkarren, welcher in Philadelphia in dem Spezereiladen, wo er anno 1832 diente, als Pferdegefährt im Gebrauch war. Ich kann also die sinnreiche Idee, die Last auf die Achse zu basiren, vollkommen schätzen.

Eigenthümliche Lagerstetten, (Betten kann man sie nicht nennen) sind auf einer Art Lehmösen angebracht, welche unten gelinde geheizt und so ein warmes, trockenes Lager bilden; zu dem aber der Reisende das Bettzeug mitbringt. Ich sah in Böhmen ähnliche Ruheplätze.

Peking beschreibt Hr. D. mit vieler Bewunderung. Es muß die schönste Großstadt der Welt sein! Die Stadt ist im Lande und doch auch wieder das Land in der Stadt. Die meisten Wohnhäuser haben Gärten, und die Stadt bedeckt also einen sehr großen Flächenraum. Der Chinese nennt sie die Stadt der weiten Abstände, eine Benennung, welche bekanntlich auch für Washington (City of magnificent Distance) gebraucht wird. Also ein geborgter Ausdruck. In den Wohnungen ist sehr viel Comfort, viel mehr als man nach dem Aeußeren vermuthen würde. Fahrgelegenheit, meistens ähnlich den englischen Hacks, ist im Ueberfluß an allen öffentlichen Plätzen und billig zu haben. Die Bewohner Pekings sind, wie alle Residenzler, gefälliger, intelligenter und weniger neugierig Fremde anzuklotzen, als die mehr südlichen Chinesen, unter welchen Hr. D. mehrere Jahre wohnte und welche sein Buch speciell beschreibt. Er sagt: „Man kann ganz Peking durchwandeln ohne Gefahr!" Die kaiserlichen Paläste, die großen Kirchen, und besonders die große Glocke gefallen ihm sehr. Diese Glocke hat auf sich die ganze ältere Geschichte Chinas eingetragen, und bekundet, wenn man das große Gewicht betrachtet, eine erstaunenswerthe, schon lange bestehende Fertigkeit in der Erzgießerei. Obwohl das deutsche Sprichwort: „Man muß nicht Alles an die große Glocke hängen" von China stammt!?"

Das Buch schließt mit den Worten: „Peking ist das politische und literarische Centrum eines Reiches, welches ein Drittheil des menschlichen Geschlechts umfaßt. Beamte vom höchsten Range empfangen hier ihre Bestellungen für alle Theile der 18 Provinzen des Reichs. Viele derselben müssen persönlich die Hauptstadt besuchen, ehe sie wählbar sind für die höheren Stellen in den Provinzen. Auch müssen Candidaten für die höheren literarischen und militärischen Ehrenstellen von den entferntesten Provinzen nach Peking kommen. Das kaiserliche Collegium (Hantin) ist in Peking placirt und seine Zöglinge und Genossen haben die meiste Aussicht auf Anstellung von dem Kaiser. Sie kommen aus allen Provinzen, pflegen Wissenschaften und warten auf Anstellung als Mandarinen."

Wahrlich ein scharfgezogenes Bild der gelungensten u. vollendetsten Centralisation unserer Erde! Es ist anziehend oder abstoßend, je nach den politischen Grundsätzen des Lesers. Amerika kann darin sein eigenes Bild erblicken, wenn es auf seinem jetzigen Wegen beharrt!

Schließlich statten wir noch dem Verfasser unseren herzlichen Dank ab für die vielen Aufschlüsse, welche sein Buch uns gegeben hat. Wir hoffen, daß unsere Behandlung des Gegenstandes auch dem Leser dieser Zeilen nützlich war und empfehlen uns seiner Nachsicht. C. R.

Die Kritik des Herrn C. Rümelin wird der Leser, gewiß, mit vielem Interesse lesen; doch bedaure ich, daß während meiner Abwesenheit die Correktur oberflächlich gelesen wurde, um durch mehre abscheuliche Fehler den geistig interessanten Aufsatz zu entstellen.

Ludvigh.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Mai, 1867.

Der schönste Theil des Jahres, der Wonnemonat Mai, hat mit Millionen Blüthenguirlanden seinen Reigen eröffnet. In prachtvollem Schmuck der Farben-Mannigfaltigkeit breitet sich das „Mill-Creek-Thal" vor meinem entzückten Auge aus. Eine „Maiblume", die neben Rosen in meinem Gärtchen blüht, führt mich unwillkürlich im Geiste weit über den Ocean hin nach jenem anmuthigen „Liebinger-Thal" meiner Heimath, wo ich im Jahre 1833 eine Maiblume sah, die den jugendlichen Dichter entzückt und die trauernde Lyra zu neuen Accorden der Liebe und der Hoffnung geweckt hat. Aber Hofcensur und Kastengeist haben alle meine europäischen Blumen, alle meine Hoffnungen der Liebe zerknickt und ich ahnte damals nicht, daß der Vielgeprüfte, der schwer Leidende in Amerika eine Maiblume finden werde, die sich liebend an ihn schmiegt, ihm den innern Frieden wieder giebt, mit dem Leben versöhnend, dessen bitterer Kelch bis zum letzten Tropfen geleert war; eine Maiblume zart und schön als Braut, treu als Gattin, emsig als Hausfrau und sorgsam als Mutter. Welcher Contrast zwischen Damals und Jetzt! Die innern Stürme haben längst ausgetobt, die Uebergänge von seligen Momenten zu langwährenden Leiden sind vorüber, das Leben ist normal geworden, ähnlich einem Bach, der von hohen Pappeln umschattet zwischen blumigen Gefilden dahinfließt. Selbst der Verlust des Vaterlandes ist verschmerzt und die Sehnsucht, dort zu sterben, erloschen. Ich höre und lese jetzt viel über den „Fortschritt", den Ungarn gemacht hat. Fortschritt — ach, frage ich mich, seit 30 Jahren Exilirten, worin besteht denn eigentlich dieser Fortschritt? Ist der Staat von der Kirche getrennt? Nein. Ist das Concordat aufgehoben? Nein. Ist der Unterschied zwischen Hochgeboren und Wohlgeboren vernichtet? Nein. Ist das absolute Veto dem Monarchen genommen? Nein. Ist die Presse frei? Nein. Also worin besteht der Fortschritt, über welchen Ihr jubelt? In der Erweiterung der Gewerbefreiheit — in Erlangung eines Ministeriums, in der Krönung eines gedemüthigten Hapsburgers, dessen System mich und viele Andere ihrer Heimath beraubt hat, auf dessen jungem Haupt der Fluch der zu Arad gehenkten Patrioten schwebt, befleckt mit dem Blute des edlen Grafen Batthyanyi; eines bankerotten Kaisers, der seinen deutschen Einfluß durch preußische Ueberlegenheit verloren, mit geheimem Groll der Erniedrigung sich in die Arme der stolzen leicht zu schmeichelnden und stets großmüthigen Magyaren wirft, um sich und seine Dynastie, durch Galgenfrist, zu erhalten.

Blickt hinüber nach Mexico und Ihr müßt sehen, wie auch den extemporirten Kaiser Maximilian, das Sühnopfer hapsburger Perfidie und napoleonischer Infamie die Nemesis erreicht hat. Der stolze Kaiser von Oesterreich bettelt bei der Republik um Schutz für seinen Bruder, den politischen Verbrecher und Filibuster! Das Leben verlieren ist Nichts — die Freiheit verlieren ist Viel — die Ehre verlieren ist Alles. Petöfy ist todt, doch seine Lorbeeren grünen fort und fort und sein indirekter Mörder, Franz Joseph, legt hundert lumpige Gulden auf den Altar des Fortschrittes als Beisteuer zu einem Monument des gefeierten Dichters. Welche Demüthigung! Welche Heuchelei! Wollen Se. Majestät, Höchstderoselben jetzt leicht zu bewegen sind, „politischen Verbrechern" Amnestie zu ertheilen, nicht auch noch andere hundert Gulden für ein Monnment der gehenkten Patrioten opfern? Welch neuer Fortschritt wäre das nicht für einen herabgekommenen Kaiser von Oesterreich und in spe gekrönten König von Ungarn — Jerusalem gar nicht zu gedenken! Ach, wo ist die Krone, die im Stande wäre, einer Henkermajestät von Arad die verlorene Ehre wieder zu geben! Und wo ist die Macht, die stark genug, das verbrecherische Haus Hapsburg vor längst verdienter Strafe und Verlust des Thrones zu bewahren! Der Verfall hat begonnen, der Fall wird nicht ausbleiben. — Auch der Fortschritt hat begonnen — er mag gehemmt, kann aber nicht vernichtet werden. Vous verrez.

Ich breche das Maiblümchen in meinem Garten, leg es mit drei Rosenblättern in einen Brief und sende das Symbol meiner zerknickten Hoffnungen in Europa an meine Nichte, in Güns, und wären nicht die Thränen des Schmerzes in meinem philosophischen Innern längst versiegt, würde ich einige Perlen beifügen, als Zeichen meiner nie versiegenden Liebe zur Heimath. Doch genug über Lenz-Poesie — das Leben ist zur Prosa geworden und je mehr der Nimbus von Ambition und Illusion verschwindet, desto trockener wird die Prosa, aber auch desto ruhiger, desto glücklicher das Leben.

Nach einem kurzen Intermezzo im Kreis der Familie, Blumen pflanzend, Adörinen's Tönen am Klavier lauschend, eine Enkelin im Schooße wiegend und dergleichen häusliche Freuden mehr genießend, verließ ich am 13. Mai Cincinnati und fuhr nach Chicago. Die Fahrt dauerte einen Tag und eine halbe Nacht. Ich stieg im Massesoit House, nahe am Depot ab, und übersiedelte nächsten Tag nach dem European Hotel, wo man für $1.50 per Tag ein gutes Zimmer bekömmt und nach der Karte speisen kann. Hier trank ich das erste Glas Wasser, das durch den Tunnel vom Michigan-See nach der Stadt geleitet wird.

Wenn man noch nicht in das Stadium des Lebens getreten ist, wo man gar nichts mehr bewundert, so ist Chicago unbedingt eine Erscheinung der amerikanischen Neuzeit, welche man mit Recht bewundern kann. Diese schönen Straßen, diese prachtvollen Paläste, dieses rege Treiben einer Bevölkerung von 200,000 Einwohnern! Diese Großstadt mit ihrem ausgedehnten Handel erscheint mir jetzt nach 25 Jahren wie ein Mährchen aus Tausend und Einer-Nacht.

Die Meilen-langen Straßen durchziehen Eisenbahnwagen nach allen Richtungen hin. Ueber den schiffbaren Chicagofluß sind mehre bewegliche Brücken geschlagen, wodurch die Passage für Wagen und für Fußgänger oft gehemmt wird. Ein Uebelstand, dem über nicht lange durch Tunnels abgeholfen werden wird. Konnte man Kirchen und große, solide Gebäude emporschrauben, um die Straßen zu erhöhen, konnte man Trinkwasser vom See unterirdisch nach der Stadt leiten, so kann man auch noch Tunnels bauen, um den Fahrenden und Gehenden unter dem Flusse eine ungehemmte Passage zu öffnen. Und alles das schafft Geld und Arbeit, geleitet durch Intelligenz.

Die Arbeit war seit Jahrhunderten die Dienerin des Capitals und der Intelligenz. Je mehr sich die Intelligenz intensiv im Volk verbreitet, desto mehr strebt der Arbeiter sich vom willkürlichen Druck des Capitals zu befreien. Er will, wenn intelligent, nicht länger Maschine, sondern Mensch sein. Er will nicht leben, um als Lastthier von früh Morgens bis spät Abend zu arbeiten, sondern er will arbeiten, um zu leben und, dem Capitalisten gleich, Muße haben, das Leben geistig und social zu genießen. Dieses Gefühl beseelt Tausende der Arbeiter in Amerika, und schon hat man durch Arbeitseinstellung und Agitation den Arbeitgebern es wissen lassen, daß acht Stunden hinreichend seien für ein Tagwerk. Nun, daß glaube und befürworte ich selbst, kann es jedoch nicht billigen, daß der Staat, auf alte Zopfweise, in einem Staate der freien Concurrenz sich in „Zeit und Lohn" der Arbeit einmische. Diese Frage soll nur zwischen Arbeiter und Arbeitgeber geschlichtet werden, damit der Arbeiter nicht im Streben sich vom Kapitale zu befreien, zum Sklaven des Staates sich mache. Die sogenannten „Strikes" (Arbeitseinstellung) genügen keineswegs, da der Arbeiter dabei gewöhnlich der verlierende Theil ist. Auch läßt sich das Achtstündengesetz nicht auf alle Zweige der Arbeit anwenden. Und so empörend es ist, den Arbeiter in Fabriken 10 bis 14 Stunden lang des Tages an's Joch zu spannen, und ihm kaum Zeit gelassen wird, sein Mahl zu verschlingen; eben so wahr ist es, leider, auch, daß die meisten unserer nicht intelligenten, zum Bummlen geneigten Arbeiter die ihnen für geistige u. sociale Genüsse gelassenen Mußestunden am Biertisch und bei Kartenspiel zubringen würden. Die Arbeiterfrage ist schwer zu lösen und wird noch lange nicht dem Humanismus gemäs beigelegt werden. Eben so wichtig, ja, noch wichtiger ist es für den Arbeiter sein Augenmerk auf progressive Steuer zu richten, auf freien Boden, auf Verhütung hoher Zölle, auf Verminderung des Banknotenumlaufs, auf Entfernung ungerechter Privilegien, auf Aufhebung des puritanisch-despotischen Sonntagsgesetzes und sonstige Aas- und Mißgeburten des katholischen Pfaffenthums und des protestantischen Muckerthums. Die Sklavenfrage der Neger im Süden ist erledigt; für das allgemeine Stimmrecht, ohne Unterschied der Farbe, sorgen Politiker und Drahtzieher; denn bei ihnen gielt die Quantität der Stimmen mehr als die Qualität und „Stimmvieh läßt sich am leichtesten für Parteizwecke ausbeuten. Hier ist Rhodus, hier heißt es springen." Wir können eben die Theorie der Quantität nicht bekämpfen, ohne gegen Volkssouverainetät und Humanismus zu verstoßen; und die Praxis? Nun, ich will hoffen, daß sie durch die Quantität nicht zur Klippe der Freiheit wird. Die eigentliche Regierung der Republik liegt in den Händen von Wenigen „Smarten, Accommodations- und Ausbeutungsfähigen" und ein Trost ist es, daß nicht Einer Alle, wie in der Monarchie, sondern das Volk sich gegenseitig selbst betrügt und die Beute der Art vertheilt wird, daß es wenig darauf ankömmt, durch wessen Hände sie zeitweilig benutzt und vernutzt wird.

Den Arbeitern möchte ich noch rathen, sich nicht durch Phrasen und Verheißungen unserer gegenwärtigen radikalen Demagogen als Stimmvieh benutzen zu lassen, sondern den Radikalismus seinem Wesen nach zu studiren, sich an Grundsätze zu halten, nicht durch Namen blenden zu lassen und die politischen Pappenheimer aus ihren Früchten zu beurtheilen.

So haben wir auch den hervorragenden Politiker Jeff. Davis und den conservativen, vom Strom der Nothwendigkeit Geschobenen Abe Lincoln kennen gelernt. Jenen hat unsere Regierung gegen alles Völkerrecht zwei Jahre lang als Kriegsgefangenen in Haft gehalten. Hätte man ihn, als man seiner „im Unterrock seiner Gattin" habhaft wurde, als Rebellen wie eine vergiftete Ratte todtgeschlagen, so hätte kein Hahn nach ihm gekräht, das Volk hätte Amen gesagt, und die Herren in Washington wären nicht in Verlegenheit gerathen, wie man sich aus der Schlinge ziehen und seiner los werden könne. Endlich ließ man ihn auf Bürgschaft laufen und wer befindet sich unter den Bürgen des Helden eines Volksliedes: „hang Jeff. Davis

on a sour aple tree!?“ Der Cyniker Horace Greeley, von der New-York-Tribune: das leitende Organ der republikanischen Partei, das vor dem ersten Schuß zu Fort Sumpter der friedlichen Secession das Wort sprach. Hatte die friedliche Ausscheidung aus der Union einen Rechtsboden, so fällt die Schuld der Rebellion von selbst weg und Jeff. Davis und Greeley waren im Recht. Hatte die Secession keinen Rechtsboden, so war sie Rebellion und die Strafe des Hochverrathes hätte, nicht nur Davis, sondern für jeden Rebellen, Verlust des Lebens und Confiscation der Güter sein müssen. — Indeß die allgemeine Meinung der freien Staaten, ohne Unterschied der Partei, bei Ausbruch des Krieges die Secession für Rebellion erklärt und verdammt hat, sah man sich doch, der Retaliation wegen, in die Nothwendigkeit versetzt, die Rebellen als Kriegsgefangene zu behandeln. Davis weiß es so gut wie Greeley, daß den auf Bürgschaft Freigegebenen kein Gericht als Hochverräther zum Tode verurtheilen wird. Werden ja sehen, was das Ende vom schmählichen Liede sein wird. Das Possirlichste der Posse wäre, wenn Davis das Gouvernement auf Schadenersatz für zweijährige Haft anklagte und — die demokratische Partei ihn als Präsidentschafts-Candidat aufstellte. — Bei Gott, sagt der Christusanbeter, sind alle Dinge möglich, und des Volkes Stimme ist ja des Bibelgottes Stimme.

Wir sind ein großes Volk. Wir sind auch ein dankbares Volk. Wir lassen Davis, den Erzrebellen, laufen und vergöttern Lincoln, als wäre es sein Verdienst, die Sklaven befreit zu haben. Dieses Verdienst gebührt seinem ihm geistig überlegenen Antagonisten Jeff. weit mehr; denn der Sklavenbefreier war: „die große Kanone, auf dem Karren der militärischen Nothwendigkeit.“ Causa causæ est causa causati. (Die Ursache der Ursache ist die Ursache des Verursachten.) Davis und Comp. waren die Ursache des Krieges, also ist die Sklavenbefreiung die Folge des Krieges. Könnt Ihr über diese Logik hinaus?

„Friß deine Knackwurst“ fällt mir da ein, und halt' das Maul! „Was Große thun, ist wohlgethan, und des Volkes Stimme ist Gottes Stimme.“ Ich mag es weder mit den Großen, noch mit Gott halten, wo es sich um Blamage handelt. Hat Booth seinen Namen durch Meuchelmord geschändet, so habt Ihr euch durch die Posse von Davis und Farce von Lincoln auf so eclatante Weise blamirt, wie die Weltgeschichte ihres Gleichen nicht hat. Wollen sehen, was mit Maximilian geschieht. Mögen den Filibuster auch Viele bedauern, so wäre es doch eine Blamage von Seiten Juarez, wenn er sich in Folge einer Blamage seines kaiserlichen Bruders in Wien und Seward's süße Worte bewegen ließe, den gefangenen Eindringling und Füsilanten laufen zu lassen, anstatt ihn, jure talionis, zu füsiliren.

„Im Wein ist Wahrheit, im Lagerbier Klarheit.“ Habe dieses Mal, und zwar zum ersten Mal, die großen Tempel des Cambrinus in Chicago besucht. Es sind deren, neben mehren kleinen Kapellen, vier an der Zahl und die Priester heißen: Joh. A. Huck, Seip und Lehmann, Busch und Brand, H. B. Miller. Wenn die Bewohner von New York in Einem Jahr circa eine Million Dollars werth Eier consumiren, was mag da wohl das Bier kosten, das zu Chicago jährlich vertilgt wird? Bier war, ist und bleibt des Deutschen Lieblingsgetränk und nie wird es den Temperenzlern gelingen, das deutsche Volk für sich zu gewinnen. Eine Erhöhung des Bierpreises vermag den Deutschen in Baiern zum Revolutionär zu machen. Und die Deutschen in New York fügen sich, mit staunenswerther Geduld, in die Zwangsjacke des Sonntagsgesetzes. Man sollte glauben, daß es in einer Stadt mit so überwiegendem Fremdenelement der Polizei unmöglich wäre, dieses Eselsgesetz auch nur Einen Tag durchzuführen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn es endlich dennoch zu blutigem Conflikt führte.

Chicago athmet bis jetzt noch freier am christlichen Schabbes, am heiligen Tage des Lord Jesus. Die Straßen-Eisenbahn-Wagen stehen dem Volk zu Gebote, um Gärten zu besuchen und bei heiterer Musik sein Lagerbier zu trinken; die Turnhalle bietet ihre vortrefflichen Sonntags-Concerte, der Chicago-Arbeiter-Verein seine Kränzchen, und das deutsche Haus, so die Halle des socialen Arbeiter-Vereins sorgen für das Bedürfniß der Theaterliebhaber. Es ist Thorheit von jungen Leuten zu verlangen, daß sie 6 Tage arbeiten und am Siebenten in der Kirche gähnen sollen. Der Mensch ist ein mit geistigen Anlagen begabtes sinnliches Thier und hat als solches ein Recht, geistig und sinnlich zu genießen. Geistiger Genuß hat nur wenige Adepten und Verehrer; das Sinnliche ist vorherrschend. Das Maaß des Genusses jeder Art ist Sache der Vernunft. Schändet sich der Mensch durch Völlerei, Trunkenheit und unmäßigen Genuß, so ist er sein eigener Feind und ist eben so sehr zu rügen, als wenn geistlose Fanatiker verlangen, daß der Mensch sich, zur Ehre Gottes, casteie oder gar castrire. „Schmach über ein Combabengeschlecht!“ Es faselt von himmlischen Freuden und macht die Erde zum Jammerthal. Ein Zugvieh im Joch, das nach ewiger Seligkeit lechst; ein hirnloser Lümmel, der jede Freude des Lebens als Sünde flieht. O, dieser Gnadenhäkler, dieser Wasserlöpfe, dieser Heuchler und Pharisäer! Dieser Schaf's-Anbeter!

Der Mai von Chicago ist, wahrlich, kein Wonnemonat, wenigstens nicht der in diesem Jahr. Hier ist nicht der Philomelen Land; doch findet der Philomäckler ein üppiges Feld, auf dem die herrlichsten Rosen wachsen; obschon sie keine dornenlosen — denn die Fluctuationen des Handels sind eben so wetterlaunig wie das Clima.

In Ermangelung von Nachtigallen begnügt man sich mit Spottvögeln, importirt exotische Singvögel, besonders aus Italien, Brignolis, Parepas, Susinis, u. dergleichen, um das amerikanische Ohr zu ergötzen, dem das blutige

Drama des Krieges den süßesten Klang des Dollars entzogen hat.

Von Chicago machte ich einen Ausflug nach South Bend, Laporte, Plymouth u. Valparaiso. Alle diese Städte im nördlichen Indiana gelegen, sind hübsch und rührig; doch ist die Gegend flach, trist und öde. An deutschem freisinnigen Elemente und tüchtigen Geschäftsleuten fehlt es keinem dieser jungen Plätze.

Am 21. Mai nach Chicago zurückgekehrt, war das Wetter so kalt, so stürmisch, daß ich den ganzen Tag im Zimmer saß, und des Abends nicht einmal Lust hatte, im Opernhause Parepa's Casta Diva zu genießen.

Am 23. erheiterte sich der Himmel und es schien auch hier endlich Frühling zu werden. Nun, es blühen ja bereits die Obstbäume, die Wälder fangen an zu grünen und der Mensch friert am warmen Ofen nicht und schwitzt auf der Straße im Oberrocke nicht. Nur Geduld, über ein Kleines ist der Sommer da, und Jedermann und Jedefrau wird dann klagen über die entsetzliche Hitze. Ja, es giebt der Tage nur wenige, wo man sich so ganz behaglich fühlt. Das wichtigste Thema des Lebens ist denn doch immer: das Wetter.

Zu Lockport, Ill. ward mir das Vergnügen, durch Freund Kornmeier in Norton's Garten eingeführt zu werden; er ist einfach schön und geschmackvoll. Die Treibhäuser sind reich sortirt. Was mich förmlich gefesselt hat, war ein mit Glasfenstern überdachter Raum, dicht mit dem Parlour in Verbindung. Eine so reiche, so prachtvolle Flora von einigen hundert hochstämmigen Geranien und Cactusse, jedes Exemplar in Blüthe, habe ich noch nirgends gesehen, weder in Europa noch in Amerika. Herr Norton versteht es, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, das beweisen die üppige Palestina-Traube unter Glasdach sowohl wie Erdbeeren- u. Himbeeren-Beete, Pfirsig-Spaliere und allerlei Kernobstsorten und Zwergbäume.

Man hofft, daß der längst projectirte Bau eines Schiffs-Canals, um St. Louis mit Chicago zu verbinden, in Bälde beginnen werde, falls das Ver. Staaten-Gouvernement geneigt sein sollte, einen Theil der Kosten zu bewilligen. Eine solche Wasserstraße wäre für die Städte in Illinois und für den Handel im Allgemeinen von großem Vortheil. Möge sie zur Ausführung kommen! Dem dichterischen Geiste eines Jünglings ist Nichts zu hoch und Nichts zu fern; dem amerikanischen jungen Riesen Nichts zu schwer, und Nichts zu theuer, wo es sich um pecuniären Vortheil handelt.

Fünf Meilen von Lockport zu Joliet Halt gemacht. Ein sehr anmuthiges; doch wenig rühriges Städtchen. Ich habe hier, im Laden eines Landsmannes, einen andern Landsmann, einen „von unsern Leuten," getroffen, ein Stück eines Abenteurers, wie man hier zu Lande gewiß höchst selten zu Gesicht bekömmt. Er beklagte den Verlust einer Frau auf der Reise und sagte, sehr arm zu sein. Es war dies der erste Arme, der mein Herz ungerührt ließ, und ich bedaure, daß ich dem Knaben, den er mit sich hatte, keine kleine Spende gab. Dieser Landsmann, der sich mir da in einer abgeschabenen gelben Soldaten-Jacke, an welche zwei österreichische Orden geheftet waren, präsentirte, hat unwillkürlich einen so widerlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich den heillosen Wunsch hegte, diese Jacke nebst den Orden des mir verhaßten Hauses von Hapsburg auf einen Galgen zu hängen, und den scheinbar mittellosen Helden, der sich vielleicht zur Unterdrückung Ungarns, oder Italiens, oder Mexiko's Verdienst erworben, über den Ocean zu spediren, um bei Sr. Henker-Majestät Ansprüche zu machen auf lebenslängliche Pension. Schade, daß dieser Landsmann nicht unter Jenen war, die den Weg zur Krönung mit Blumen bestreut hatten. Armes, unwissendes, betrogenes Volk! Ach, da darf man wohl auch aus der Ferne der Verbannung in den Jubel intoniren: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie thun!

Die nächste Station war Bloomington, wohin mich der edle Beruf des Collectirens führte. Diese freundliche Prärie-Stadt war eben in full bloom und präsentirte sich mir, von meinem Zimmerfenster des Ashley Hauses betrachtet, wie ein großer Garten in voller Blüthe. Nach kurzem Aufenthalte rollte ich wieder über die unübersehbare Prairie hin und kam via Genoa Junction nach Peoria. Ein gutes, vor Kurzem durch Obrist Funke eröffnetes deutsches Hotel war mir da eine angenehme Ueberraschung. Nach dem Wetter bilden Hotels für einen Reisenden, von gutem Geschmack, Nr. 2. Bei meiner Ankunft, am 25., fanden eben zwei Begebenheiten statt, welche man bei der allgemeinen Stagnation der Geschäfte (wo Jeder klagt und Keiner Noth leidet) sogar Ereignisse nennen darf. Eine Parade der Feuercompagnien u. Brauer Huber's Bock, der Hunderte von Kampflustigen und Ruhmdurstigen nach den Salons, besonders zu Gilligs, lockte, um ihre Stärke mit dem Allerweltsrepräsentanten der Schneider, mit dem Bock, zu messen. Möchte wohl wissen, warum man Schneider scherzweise Böcke nennt? Sind doch meist friedliebende Menschen, die viel sitzen, viel stechen und wenig stoßen. Stärke ist, in der Regel, des Schneiders Attribut gewiß nicht und so dürfte man wohl blos auf des Schneiders verliebte Natur schließen, die sich durch sitzende Lebensweise geltend zu machen weiß, und den Schlüssel zu diesem Vergleichniß finden. Das Bier aber mag man, seiner Stärke wegen, mit vollem Rechte Bockbier nennen.

Peoria hat in letzterer Zeit, außer einigen Depots, wenig innere Verschönerung erhalten. Ein Denkmal, das man denen im Secessionskriege Gefallenen errichtet hat, ist Alles, was mir auffiel. Diese weiße, schlanke Denksäule ist einfach und bescheiden, ohne zu sehr mit dem geschmacklosen, baufälligen Courthaus und dem verwahrlosten Raume, wo es steht, zu contrastiren. Auf der Spitze steht der amerikanische Adler, der eine Ausnahme von den Adlern Oesterreichs und Preußens macht, da er kein Raubvogel ist wie

jene, sondern Alles bar bezahlt, sogar russisch Amerika. Die vier Wände der Säule sind mit den Namen der Gefallenen gefüllt und vorne liest man: Erected to the memory of the departed Heroes of Peoria County 1866. Aus den Schädeln der Gefallenen von beiden Seiten könnte man eine große Pyramide bauen, mit der Inschrift: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die Euch hassen!" Und Davis — wandelt unter den Lebenden, gefeiert als Märtyrer einer schlechten Sache. O, göttliche Vorsehung, wie wunderbar und oft diabolisch gerecht sind deine Wege!

Sonntag. Bei Brauer Müller findet ein Pic-Nic des Peoria Gesangvereins statt. Der Himmel ist den Sängern günstig. In Gesellschaft des braven Lehrers Anker fuhr ich nach dem Festplatz. Das Fest glich allen deutsch-amerikanischen Pic-Nics: heitere Gesichter von Alt und Jung, lustige Knaben und weinende babies; Blechmusik, Kegelschieben und plenty Bier im Lager. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir nach Streibig's Sommerwirthschaft; ein hoch gelegenes, sehr anmuthiges Lokal, mit der Aussicht auf Stadt und Flußgebiet.

Vom Sonntagsgesetz hat jetzt Peoria um so weniger zu besorgen, da ein guter Demokrat Mayor der Stadt ist. Daher mag es wohl zum Theil auch kommen, daß man meiner Propaganda, außer dem liberalen Brauer Huber, keine Theilnahme gezeigt hat, weder bei reichen deutschen Radikalen noch bei conservativen, armen deutschen Seelen. Ja, es gehört auch außerordentliche Opferbereitwilligkeit eines Radikalen dazu, um, ohne Anweisung auf den Himmel, zehn Dollars vorzulegen, um dafür zwölf Dollars werth Bücher zu erhalten, welche — als Opposition der Traktat-Gesellschaften– verkauft, oder sogar verschenkt werden sollen. Das „Possirlicherbaulichste" für mich bei diesem improvisirten Actienhandel ist, wenn ein eifriger Pfaffenfeind, mit einem jährlichen Einkommen von fünf bis zehn tausend Dollars, sich freundlich wedelnd entschuldigt, daß er eben ein Haus, oder einen Stall im Bau habe, oder ein Anderer, mit einem Vermögen von hunderttausend Dollars, ängstlich frägt, ob das Zeichnen Einer Actie zu allen übrigen verpflichte. Nun die Menschen sind eben verschieden, dem Kopfe, dem Herzen und dem Charakter nach und ich muß bekennen, daß es mich wundert, daß sich im Häuflein der Freisinnigen noch so Viele finden, die freudig an dem Unternehmen Theil nehmen, um Propaganda für geistige Freiheit zu machen, ohne andern Lohn, als den des Bewußtseins: „als freie Menschen ihre Pflicht nach Kräften gethan zu haben."

Bin seit mehren Jahren nicht zu Pekin gewesen. Eine kleine Stadt, nicht weit von Peoria. Da jetzt eine Eisenbahn hinführt, entschloß ich mich um so eher zu diesem Abstecher, da ich Einen der wenigen dortigen Abonnenten, Hrn. Pellens, gerne persönlich kennen lernen wollte. Die kleine Tour war eben so lohnend wie angenehm. Wäre es auf den guten Willen des braven Turners Wildhack angekommen, so hätte die Fackel wenigstens ein Dutzend neue Abonnenten erhalten müssen. Da ich durchaus nicht mit solch einer Hoffnung gekommen war, überraschte und genügte mir die Theilnahme von Pellens und Stein an meiner Propaganda und die Erfrischung des Geistes und des Gaumens im Keller des Hrn. Lucas, in jovialer Gesellschaft, bei ausgezeichnetem 65er Alsheimer Straminer.

Pekin (nach verhunzter englisch-amerikanischer Aussprache Piken) zählt circa 6000 Einwohner, von denen 2000 Deutsche und 1000 Irländer. Für das geistliche Wohl ist hier eben so reichlich gesorgt wie für das leibliche; denn man betet in 10 Kirchen und trinkt in 25 Salons. Auch fehlt es nicht an Restaurationen, Billiardzimmern und guten Hotels a l'Amerique. Das Courthaus beschämt das von Peoria, ganz besonders durch einen mit allerlei Bäumen bepflanzten und sorgfältig gepflegten Park. Ein Kastanienbaum, welchen ein Delegat von der letzten berüchtigten Charleston-Convention hieher gebracht hat, wird einst historische Denkwürdigkeit erlangen. Möge er, gedeihen und als Denkmal dienen, daß Freiheit und Sklaverei nicht für die Dauer zusammen bestehen können! Entweder muß Jene, oder Diese im Kampfe untergehen.

Es sind hier 4 Freischulen, von denen die jüngste ein wahres Prachtgebäude ist. Der deutsche Turnverein zählt circa 50 Mitglieder. Der Arbeiterverein an 80. Vor Kurzem trat ein Gesangverein ins Leben, mit gemischtem Chor, unter Direktion von T. Schäfer. Es sind da eine Hacken- und Leiter-Feuer-Compagnie und eine Feuerspritzen-Compagnie. Auch fehlt es nicht an Vereinen der Amerikaner für kirchliche Zwecke. Eine Musikgesellschaft von Amerikanern und Deutschen leistet Tüchtiges in Concerten. Sogar ein amerikanischer „Amateur Drama Club" besteht und erfreut sich der Gunst des Publikums. Daß es an allerlei Logen nicht fehlt, ist selbstverständlich, denn — Geheimniß und Decoration wirken gar sehr auf kleine und auf große Knaben.

Eine Eisenbahn von Pekin nach Bloomington und Urbana ist eben in Vermessung.

Die vorzüglichsten Geschäfte und Fabriken werden von Amerikanern und Deutschen fast in gleichen Theilen betrieben. Es sind da Läden, welche einer großen Stadt Ehre machen würden; z. B. J. H. Smith u. Co., wo meist Wagen u. Pflüge fabricirt werden. Die Firma (Deutsch) beschäftigt an 60 Arbeiter. Die Tabakhandlung von Stein, die Schnitt- und Modewaarenhandlung von L. Steiner u. Co. machen namhafte Geschäfte. Barber, Hawley u. Co. beschäftigen von 50–100 Arbeiter und versenden Nähmaschinen bis nach Californien. Die Peoria-, Pekin- und Jackson-Eisenbahn-Compagnie hat da eine Maschinen-Werkstätte im Gang, wo auch Eisenbahnwagen gemacht werden. Der Getraidehandel von Pekin ist bedeutend; es sind da 6 große Lagerhäuser mit einem Dampf-Elevator. Ferner Dampfmühlen, Bierbrauereien und drei Banken Das ist, gewiß, sehr viel für eine Stadt von 6000 Einwohnern.

Von Pekin fuhr ich nach Peoria zurück und setzte von da die Reise fort nach Burlington, am Mississippi, im Staat Jowa. Burlington schreitet sehr langsam, doch sicher voran und ist allem Anschein nach bestimmt, eine der größten Städte des Nordwestens zu werden. Das ausgezeichnete Farmland der Nähe, der schiffbare Fluß und Eisenbahnen, welche theils fertig, theils im Bau, mit St. Louis und New Orleans direkte Verbindung anknüpfen, verbürgen das Gesagte. Ueber den Vater der Ströme wird in Bälde eine colossale Eisenbahnbrücke führen; ein Werk von großem Vortheil, das zugleich den landschaftlichen Reiz der schönen Terassen-Stadt erhöhen wird. Auch ist eben ein deutsches Hotel im Bau, das in wenigen Monaten eröffnet werden soll u. von dem sich, unter Führung des Hrn. C. Geyer, Gutes erwarten läßt. Auch in dieser Stadt liefern die Deutschen zur Bevölkerung und Gewerkthätigkeit ein nahmhaftes Contingent.

Nach dem Census zählt die Republik bereits 5 Millionen Deutsche und nach einigen Dekaden wird wohl das deutsche Element den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen. Daß bei stets zunehmender Zahl der Einwanderer sich auch die Zahl des „Pfaffenfutters und Stimmviehs" vermehrt, läßt sich wohl nicht wegläugnen, doch kommen uns auch jährlich frische intelligente Kräfte zu und indeß der deutsche Bauer am meisten zur Cultivirung des unermeßlichen Landes und zur Hebung des ökonomischen Reichthums beiträgt, wird er auch Front machen gegen den puritanischen Fanatismus, der Alles aufbietet, um das Volk durch Sabbath- und Abstinenz-Gesetze in politische und sociale Ketten zu legen. Ob der unwissende und rohe Plebs weiß oder schwarz, daran ist wesentlich Nichts gelegen, und so sehr auch das allgemeine Stimmrecht eine politische Wahrheit ist, besonders in einem demokratischen Staate, so ist es doch, leider, eben so wahr, daß es, durch den Hebel der rohen Masse, durch Kaiser und Könige nicht weniger für ihre Zwecke günstig ausgebeutet werden kann, wie durch Aemterjäger in einer Republik. Ein schwieriges Dilemma, aus dem schwer herauszukommen. Qualifikation des Stimmrechtes durch Besitz und Vermögen ist durchaus kein Mittel, der Schwierigkeit abzuhelfen; denn da würde nicht der Mensch, wie Franklin sagte, sondern der Esel im Stall stimmen. Freilich könnte man auch Esel, wie gar viele weiße und schwarze souveraine Bürger, zum stimmen gebrauchen und der politische Leithammel dürfte ihnen blos den Stimmzettel an den Hals hängen und sie zur Wahl-Urne treiben. Durch Instinkt und Gewohnheit würden sie den Weg dahin allmälig selbst finden. Auch würde die Beschränkung des Stimmrechtes die Corruption nicht beseitigen, über welche man bei vielen Beamteten und Gesetzgebern ein Recht hat zu klagen. Strenge Controlle und Verlust des Bürgerrechtes würden wohl das beste Mittel sein gegen Betrug und Bestechung. Der unermeßliche Flächenraum, die unerschöpflichen Resourcen u. die Balancirung des in viele Sekten zerrissenen Christenthums sind die besten Garanten gegen den Fall der Republik und gegen absolute Vereinigung des Staates mit der Kirche. Neben Unwissenheit und Rohheit der Masse machen auch Intelligenz und Wissenschaft Fortschritte, und es ist, wenigstens für dieses Jahrhundert, keine Hoffnung da für Throne auf den Trümmern der jungen riesenhaften Republik. Intelligenz, Tugend und volksthümliches Bewußtsein der Vereinigten Staaten verhalten sich wie Hundert zu Eins in Vergleich zu Mexiko und dennoch war es selbst dort nicht möglich, dem Volk einen Kaiser aufzuoctroyren. In den Zeitungen macht eine Proklamation Maximilians die Runde, in welcher Prinzen vor ähnlichen Gelüsten gewarnt und Louis Napoleon bitter getadelt wird. Das Document scheint ein Counterfeit zu sein; denn — eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Uebrigens liegt Wahrheit in der Botschaft und trotz des Fiasko im Spiel um Alles oder Nichts kann man dem guten Max Feigheit durchaus nicht zur Last legen. Kömmt er mit dem Leben davon, so wäre das eine Großmuth, welche ich von Mexiko nicht erwarte. Die Bloßstellung des politischen Fehlers des Kaisers von Frankreich, die Demüthigung des um Gnade bettelnden Kaisers von Oesterreich und die Niederlage Maximilians sind übrigens Strafe genug für die drei Spieler im mexikanischen Drama und ich — für meinen Theil würde an der Stelle des Letzteren eine Kugel des Feindes dessen Gnade bei Weitem vorziehen. Der Tod eines Cato läßt sich von einem Filibuster und Thronabenteurer wohl nicht erwarten. Dazu kann blos Liebe zum Vaterland und zur Freiheit bewegen.

Von Burlington fuhr ich an Bord eines guten Bootes der Nothern Line nach Davenport. Hier trifft man ein gutes Feld für freisinnige Bestrebungen. Seit Kurzem erscheint hier ein — wie man mir sagte — von 18 Deutschen gegründetes englisches Blatt. The true Radical, redigirt von Jervis einem Engländer von Geburt, dessen Haupttendenz darin besteht, die puritanisch-despotischen Abstinenz- und Sonntags-Gesetze zu opponiren. Soll das true eine Wahrheit sein, so hat das Blatt auch, und ganz besonders, das Christenthum zu bekämpfen und in der Politik die rothe Fahne aufzupflanzen; denn die demokratische sowohl wie die republikanische Partei sind weiter Nichts als colossale politische Halbheiten, wobei es sich nicht um Humanismus, sondern ganz besonders um Dollars und Cents handelt, welche Aemter, per fas u. nefas, abwerfen.

Eines sehr schönen Morgens machte ich einen Spaziergang von einer Meile nach der prachtvoll gelegenen Residenz des Hrn. Nicolaus Fejervary. Von 21 Ackern dieses Besitzes sind 5 mit Bäumen bepflanzt. Die Aussicht vom Bluff hinab auf Stadt und Flußgebiet ist reizend. Herr F. erhält regelmäßig Zeitungen aus Ungarn, seinem alten Vaterland. Aus dem Naplo, dem Organe Deak's, sah ich, welch' colossale Fortschritte unsere Landsleute machen.

Die Zeitung erscheint nicht mehr mit dem österreichischen Adler gestempelt, sondern mit einem ungarischen, sage ungarischen Kreuzer! Doch ist der junge König von Ungarn der alte Tabaksjude von Oesterreich geblieben, der sich als whole sale Schacherer und Monopolist mit dem was unter der Erde ist, als Gold, Silber u. s. w. nicht begnügt, der auch den Boden des freien (!) Ungars monopolisirt, wo es sich um Tabakbau handelt. Der Grundeigenthümer hat das Recht, 70 Quadratklafter für seinen Gebrauch mit Tabak zu bepflanzen, (welche Großmuth!); hat jedoch bei Einreichung des Gesuchs einen Gulden und außer dem jährlich für jede Klafter 27 Kreuzer Steuer zu bezahlen. Also 19 Gulden! Das ist theurer Tabak! Um sich principiell einem solchen Monopole zu fügen, muß man sehr wenig Vernunft, doch desto mehr Geduld haben. Aber ein ungarisches Ministerium! ein ungarischer Kreuzer! eine ungarische Krone! Ein ungarischer Dolman! Ungarische Tschismen! Das sind doch Errungenschaften, welche Unabhängigkeit und Freiheit entbehrlich machen. Ich wußte und schrieb es ja, daß das Haus Oesterreich noch lange nicht verloren ist, wenn es nur den Ungarn ein „freundlich Gesicht" zeigt. Der Kaiser und seine Minister haben den richtigen Weg eingeschlagen zum Herzen der Magyaren und — der Thron steht wieder fest — und würde nie wanken, wenn alle Ungarn so dächten, wie der servile Naplo schreibt. Daß sie Alle so denken, das mögen Andere glauben; ich glaube es nicht.

Interessant ist es für den Psychologen zu vernehmen, was eine Zeitung des „verbluteten Ungarn" über Maximilian, den bedrängten „Usurpator von Mexiko" schreibt. Man höre: „Es giebt Menschen, die durch das Schicksal gegen ihren Willen zu tragischen Helden gemacht werden; die nach dem Höchsten streben und Alles dafür aufopfern, um in einem Wirkungskreis für das Wohl der Menschheit zu wirken; denen jedoch das Geschick den Lohn versagt, der ihrer Aufopferung gebührt hätte." Und so spricht Deak's Organ. Das ist der Geist der Conservativen, die Alles vergessen haben, was Hapsburg verschuldet, und denen die pragmatische Sanction mehr am Herzen liegt, als Ungarn's Unabhängigkeit und Freiheit. Sieben Millionen Schulden, so auf Maximilian gelastet haben, des Bruders Rath und Napoleon's Banditenstreich waren der eigentliche Hebel der Aufopferung Maximilian's, der es unbedingt hätte wissen müssen, daß sein Unternehmen ein Spiel um einen Thron oder das Leben sein wird. Schrieb ich ja, als er nach Mexiko kam, daß ich ihn bedaure, daß ich lieber Kammerdiener in Wien als Kaiser von Mexiko sein möchte. Doch — die Schuldenlast, die Hoffnung, daß die amerikanische Union sich trennen und Platz machen werde für einige Throne, und die Ambition, „Kaiser zu sein", das waren die Motive, welche nur ein Fürsprecher der Monarchie, kein freier Mann billigen und bewundern kann.

Verlassen wir nun Ungarn und seine conservativen Geister, die wie Marionetten freudig zappeln, wenn Se. Majestät ihnen ein freundliches Lächeln zu gönnen geruht; versetzen wir uns jedoch noch im Geiste flugs nach Arad auf den Richtplatz, nach Buda-Pest auf den Krönungsplatz und nach den Tabaksfeldern, um enttäuscht zu werden über Ungarn's blumenbestreute Bahn und den Krönungsdusel vom Jahre 1867, der Staatsschuld von 300 Millionen Gulden non obstante.

Kossuth im Exil und — eingeschlossen in die Allergnädigste Amnestie. Der Blutjunge glaubt, fest im Sattel zu sitzen; denn er fürchtet selbst Kossuth nicht. Wird dieser wohl Gebrauch von der allerhöchsten Gnade machen? — „Die Gnade eines Tyrannen verschmähen, ist süße Rache eines freien Mannes. Ist Kossuth ein freier Mann? Hi szem. Wohl, mag er zurückkehren! Vielleicht gelingt es ihm noch, den letzten Hapsburger aus Ungarn zu jagen und dem Lande jene Unabhängigkeit zu sichern, die ihm gebührt.

Nun — lasset uns in das Theater gehen, um durch einen geistreichen Vortrag des Hrn. Jervis und durch Gesang u. Spiel seiner Gattin (der gefeierten Künstlerin Clausen) für Momente der trockenen, mitunter recht abscheulichen Prosa des Lebens zu vergessen. Ja, das war in der That, ein genußreicher Abend im Theater zu Davenport!

Von Davenport fuhr ich per Eisenbahn nach Freeport im Staate Illinois. Es giebt Individuen und Völker, die an dem fürchterlichen Uebel des Bandwurms leiden. Dr. W. Schulz in Freeport ist im Besitz eines Arcanum-Mittels dessen er den Patienten in einigen Stunden von diesem Uebel befreit. Ich sah da mehre Exemplare in Spiritus aufbewahrt. Auch die Völker haben den Bandwurm. Die Ingredienzen dieses Bandwurms sind Dummheit, blinder Glaube, Sklavensinn und Schlechtigkeit. — Wo sind die Aerzte, die sie davon befreien können und wie viele Jahrtausende sind nothwendig für diese Cur?

Freeport verschönert sich mit jedem Jahr und gehört zu den rührigsten Landstädten von Illinois. Das deutsche Element ist stark vertreten und, mit sehr geringen Ausnahmen, stereotyp demokratisch. Es erscheint da auch eine deutsche Zeitung, dessen Herausgeber, Hr. Wagner, ein recht biederer Mann ist. In Gesellschaft des Dr. Schulz nach Hettinger's Brauerei gefahren, welche sehr hübsch gelegen ist und guten Stoff liefert. Als ich voriges Jahr mit demselben Herrn eine Fahrt dahin machte, trafen wir auf der Fahrstraße ein Pferd in den letzten Zügen und, sonderbar, ganz nahe jener Stelle, traf auch jetzt einen Farmer das Unglück, die Thierseele eines seiner Pferde zwischen Leben und Tod kämpfen zu sehen. Unsterblich, obschon stetem Stoff- u. Formenwechsel unterworfen, sind auch die Thierseelen. Kann ein Theolog das Gegentheil beweisen? Wohl kümmert sich der Bauer nicht um die Seele seines Pferdes; aber der Verlust an Geld berührt ihn schmerzlich, gewiß schmerzlicher, als der Verlust eines bösen Weibes. Der Mensch stirbt — das Pferd krepirt — indeß bei dem Engländer: man dies, and the horse dies. Die deutsche Sprache macht eine subtile,

theologische Distinction; die Englische kennt keinen Unterschied und — der Act ist wohl ganz derselbe, was immer Theologie und menschliche Anmaßung dagegen einzuwenden haben mögen.

Von Freeport per Eisenbahn nach Galena. Es gab eine Zeit, wo diese Henne (galina) goldene Eier legte, ausgebrütet auf Blei. Jetzt, nach einigen 20 Jahren, giebt es wohl keine Stadt in Illinois von ähnlicher Dimension, wo so wenig Handel und Gewerkthätigkeit zu finden ist. Diese Stadt ist prachtvoll, am schiffbaren Fieberfluß gelegen und es wohnen hier Leute mit großem Capital; dennoch ließ man sich von der nahen Stadt Dubuque, in Iowa, schmählich überflügeln. Es gab eine Zeit, wo zu Galena auch das geistige Leben ein reges war; wie es zu Dubuque nie der Fall gewesen und wie es auch jetzt nicht vorhanden, trotz des hier wohnenden Antipfaffs, dem der Bischoff und seine Kirche längst über den Kopf gewachsen und der es erleben mußte, die Sklaverei im Süden militärisch aufgehoben und die jetzigen schwarzen Republikaner, die Trabanten des elligen Puritanismus, sich stolz gebahrden zu sehen, in ihren Bestrebungen, die Menschenrechte zur Farce zu machen. Himmel, bewahre uns vor der Scylla und lasse uns nicht fallen in die Charybdis! Echo: „Lümmel, willst du kein freier Mann sein, so werde Sklave; kennst du das A B C der Freiheit nicht, begreifst du nicht das Wesen von Republik, Demokratie und Menschenrechten, so magst du dir durch deine Pfaffen und Demagogen den Kappzaum anlegen lassen und die Ketten der Despotie schmieden helfen für deine Enkel und Urenkel!" Verstehst du mich, edler Yahoo?

Es ist lange her, daß ich von Galena über die Prairie hin nach dem Ufer des Mississippi ritt, wo damals eine irische Whisky-Bude das einzige Gebäude war — von Menschenhänden gemacht. Jetzt stehen da große Depots der Illinois-Central-Bahn. Gegenüber lag Dubuque in seinem amerikanisch hölzernen Embryo, das nun zu einer Großstadt herangewachsen, wo viele Kirchen, gegen die Lehre Christi, von Menschenhänden gemacht, Charlatanen an Sonntagen als Bude dienen, um Leute, die sich in allerlei Sekten zerrissen und zerfetzt Christen nennen, mit dem Klingelbeutel in der Hand den Weg nach dem Himmel zu weisen, von dem die Heuchler und Schaafsköpfe nicht mehr wissen als der Esel von der Algebra.

Im bin zu Dubuque in Captain Stimming's empfehlenswerthem deutschen Hotel abgestiegen, wo meist Amerikaner verkehren, besuchte ein Paar Brauereien, um Actien einzulösen und fuhr den Fluß hinauf nach Guttenberg.

Die Brauer sind in meiner Propaganda am stärksten vertreten; so daß sie allein hinreichten, wenn nothwendig, die Druckkosten eines freien Werkes zu decken. Ich habe die Opferbereitwilligkeit bei Gründung der Propaganda unserer radikalen Matadoren etwas unterschätzt und dachte, daß es schwer halten werde, 50 Actionäre zu finden. Wohl, es hat sich Etwas über das Doppelte gefunden, was jedoch durchaus nicht berechtigt mit unserem radikalen deutschen und teutschem Elemente groß zu thun. Wir sind — mit der freien Presse seit 90 Jahren in den Händen — Pygmäen, und die Finsterlinge sind Riesen geworden. David, wo bist du mit deiner Schlinge? Die Kerle in Reverenden und mit weißen Cravaten werden mit jedem Jahre unverschämter in ihren Forderungen und sie scheinen nicht eher ruhen zu wollen, bis sie die glorreiche Zeit des Hexenverbrennens und der puritanischen, blauen Gesetze herbeigeführt haben. Sollte ihnen Das, Heuchelei und Dummheit im Volke ausbeutend, wirklich gelingen, dann würde es wohl an der Zeit der Freunde der Menschenrechte sein, sie — todtzuschlagen wie Ratten, um Sammael, dem obersten der Teufel ihrem Herrn und Meister, ein gerechtes Opfer zu bringen.

Hier säße ich denn wieder in der Stadt Guttenberg, das mit sanguinischen Hoffnungen begonnen, und sich noch immer nicht über die Dimension eines Krähwinkels erhoben hat! Anmuthig an der großen Wasserstraße gelegen, fehlt dem Städtchen der Nervus und der Unternehmungsgeist, welche Handel und Gewerkthätigkeit bedingen. Einige smarte Leute machen da allerdings Geld; doch, obschon von Noth keine Spur zu sehen, hat die große Mehrzahl ein sehr frugales Leben zu führen. Der vernünftige Mensch bedarf ja auch nicht viel, um glücklich zu sein. Der Geldprotze hingegen, der immer jagt und treibt und schachert und wuchert, hat nie genug, und kann auch der — nur von Thoren beneidete „man of much property" über hunderttausend Thaler gebieten, so ist er doch, in der Regel, ein armer Tropf, den selbst der Gedanke eines Verlustes beunruhigt und der nie Zeit hat, sich des Lebens wahrhaft zu freuen.

An der Levee stehen mehre solide Geschäftshäuser. Die Straßen sind regelmäßig und breit ausgelegt; doch ist das Stadt-Terain so groß, daß es wohl nie ausgefüllt werden wird. Die meisten Familien haben ihr eignes Haus und keiner fehlt es an einem Gärtchen mit Blumen und Gemüse. Die Bevölkerung ist vorherrschend freisinnig und wo der freie Mann mit Gemüth und gesundem Menschenverstand in Berührung kömmt, dort kann er auf höhere Intelligenz und Universitätsbildung leicht verzichten. Das Schrecklichste des Schrecklichen für mich ist die God damn Classe von politischen Drahtziehern und imponirenden Majors und Colonels; ferner Die aus Mangel an eigener Bildung die Bildung verachten, den Werth des Menschen nach Dollars taxiren; der Umgang mit Besoffenen und endlich das Muckerchor, das seine Schlechtigkeiten in der Kirche abwaschen zu können glaubt, und nicht begreifen kann, wie ein Mensch, ohne Religion und ohne Gott, aus Princip und aus Liebe zum Guten, ein guter Mensch sein könne. Diese Classe findet man am stärksten unter den Amerikanern vertreten, obschon ich auch auf meinen Reisen oft mit deutschen Pracht-Exemplaren in Berührung komme, die mein demokratisches Herz und meine Gleichheitstheorien gewaltig und höchst unangenehm erschüttern. Ach, denke ich dann gewöhnlich im

Stillen: wie tief bist du social gesunken, da dich Leute für werthlos halten; weil du nicht so reich und nicht so roh bist wie sie selbst. Wohl entschädigt dafür das Urtheil und die Achtung von Tausend Andern, die den Werth des Menschen nach seinem Geist und seinen Handlungen bestimmen. Was soll man aber erst von solchen Schurken sagen, die selbst Tugend und einen sittlichen Lebenswandel in ihren eigenen Schmutz herzuziehen suchen und gewissenlos selbst solche Männer „verkommene Subjekte" (also Lumpen) schimpfen, die es sich seit Jahren zur Lebensaufgabe gemacht, Andern mit gutem Beispiele voranzugehen und durch Mäßigkeit in allen Genüssen, durch Rechtlichkeit im Geschäfte und durch Leidenschaftslosigkeit in Bekämpfung irrig erscheinender Meinungen, zu beweisen, daß man ein braver Mann sein könne, ohne reich zu sein und ohne sich zu einer Religion zu bekennen. Nur der Charakter eines Schinderhannes kann mit solchen Subjekten verglichen werden und Verachtung ist die einzige Waffe, deren sie werth sind.

Guttenberg hat eine große Mahlmühle im Gang, zwei Brauereien, eine Apotheke, einen Miniature-Buchladen des Hrn. Papin und mehre Kaufläden, von denen einige namhafte Geschäfte machen. Auch ein Liebhabertheater besteht da unter Regie des Hrn. Reis.

Die nächste Station war Lansing; meine Lieblingsstation auf der Reise nach Mekka, oder besser gesagt, Golgatha, die da heißt: St. Paul. Diese Tour werde ich jedoch blos bis La Crosse ausdehnen und von dort den Fluß hinab via Prairie du Chien heimwärts steuern. Ja, das schöne Lansing mit seinen freundlichen und intelligenten Deutschen, seinen pittoresken Bluffs und seinem heiligen Nikolaus, bei dem man so comfortabel wohnt und so ausgezeichnet speis't, dieses Lansing ist mir förmlich an's Herz gewachsen.

Die Heiligen spielen im Nordwesten eine große Rolle. Städte und Gasthäuser tragen Namen von Heiligen, getauft ursprünglich durch Pioniere der katholischen Mission.

Auch zu La Crosse wohnte ich bei einem Heiligen, im St. Charles des Hrn. Lange, der sich zwar Verdienste erworben durch gute Führung des Hauses, aber keine Schuld trägt an der heiligen Taufe desselben. La Crosse hat mich dieses Mal nicht nur, wie gewöhnlich, in geschäftlicher Hinsicht zufrieden gestellt, sondern auch Gelegenheit geboten, in Gesellschaft der Familie Führ das Theater in der Turnhalle zu besuchen und beim Kränzchen einen Walzer zu tanzen. Ja, wenn nur das fatale Asthma sich nicht zuweilen einstellte, dann ging Alles noch recht gut von statten; aber, aber, das Leben geht trotz alledem sichtbar und fühlbar auf die Neige. Dann folgt das „ewige Leben" ohne die Bürde des Körpers, ohne Bauchweh und ohne Husten, ein rein geistiges Leben — ein ewiger geistiger Wollustdusel, ein Gottschauen bei ewiger Sphärenmelodie, ein Ohneaugenschauen und ein unfehlbares Ohnehirndenken — sollte man sich da noch vor dem Tode fürchten und ihn nicht vielmehr freudig begrüßen, als einen geflügelten Engel, der den Sterblichen auf seinen ätherischen Schwingen zu den Unsterblichen emporträgt, zu den nie, nievers iegenden Freuden des ewigen Lebens?! Sehen Sie, meine schönen Leserinnen der Streifzüge, so sehr kann ein Walzer begeistern, daß er den Geist bis in den siebenten Himmel versetzt; und doch predigen unsere Mucker, das Tanzen sei eine Sünde und erst das Tanzen am heiligen Sabbath, wo die Heiligen im christlichen Himmel Nichts thun als Hymnen singen und selbst Gott ruht und sich mit kalter Küche begnügt! Na, nur voran, nur wacker voran, Ihr Mucker, damit euch der Zeitgeist desto eher den Hals breche. — Und Ihr, Ihr Schöngeister und Idealisten, eure Phantasie ist reich, doch eure Logik — gehört der Katze! — So prachtvoll die Scenerie bei Prairie du Chien, so fade und langweilig ist die Stadt selbst; wenn man anders berechtigt ist, über eine Prairie hin zerstreute Häuser eine Stadt zu nennen. Reisende, die hier auf Abgang der Böte und der Züge warten, also überliegen müssen, finden da nahe dem Bahnhof allen Comfort in einem großen und eleganten Hotel.

Von der Hunde-Prairie fuhr ich auf den Schienen nach Mezzomanie. Könnte das Nest nicht eben so wohl Pazzomanie oder Cazzomanie heißen? Mezzomanie heißt Halbmanie — was die beiden andern Benennungen auf deutsch heißen, darnach mag der wißbegierige Leser in einem italienischen Wörterbuche nachschlagen. Ich habe hier in einem sehr bescheidenem amerikanischen Haus übernachtet und fuhr mit Privatgelegenheit auf holprigen Wegen nach Sauk City. Diese kleine Strecke und die Reise von St. Peter nach New Ulm in Minnesota sind die einzigen Fahrten, so ich noch jährlich einmal per Achse zu machen habe. Ueber Beschwerlichkeiten der Reise hätte man also nur dann Ursache zu klagen, wenn Einem das Far Niente auf Dampfböten, oder das Wagengerassel auf Eisenbahnen und Stillsitzen als Last erschiene. Es giebt Menschen, denen selbst das Gehen beschwerlich fällt und Leute, die beim Essen schwitzen. Wird man auch häufig durch Plakate von Beutelschneidern (pickpockets) gewarnt; so reis't man doch in keinem Lande der Welt so sicher und so bequem, wie in den Ver. Staaten. Vor dem Kriege war es wohl in den südlichen Staaten für Jene nicht ganz sicher zu reisen, die als Abolionisten dem Volke bekannt und, wie man zu sagen pflegte, „not sound on the goos" waren; was ich, leider selbst ein Mal erfahren und mein Heil in der Flucht suchen mußte. Diese Goos (Gans) hat nicht nur ausgeschnattert, sondern ist mausetodt und König Lynch hat seine Rolle für immer ausgespielt. An manchen Grenzen der Union werden die Reisenden durch Indianer noch bedeutend gefährdet. Da ich diesen Streifzug des Monates Juni erst im Juli niederschreibe, so habe ich Gelegenheit, das Gesagte durch eine Specialdepesche aus Leavenworth vom 19. Juli zu belegen, welche da sagt: „Sonntag wurde in der Nähe von Fort Larned ein Zug (train) von den Indianern erbeutet. Bischof Lamy, zehn

Priester und sechs barmherzige Schwestern begleiteten den Zug, welcher auf dem Wege nach Santa Fe war. Die Männer wurden getödtet und in scheußlicher Weise verstümmelt. Die Frauenzimmer wurden als Gefangene weggeführt. Ihr Bischöfe und Priester, sprecht: sind Indianer, Cannibalen und Großinquisitoren auch Ebenbilder Gottes? Ist dieser euer Gott ein barmherziger, ein gerechter Gott? Denkt euch den schrecklichen Tod des Bischofs Lamy und der zehn Priester und dann erst das scheußliche Loos der barmherzigen Schwestern, und wenn Ihr dann noch an die Barmherzigkeit eines persönlichen Gottes glauben könnt, den Ihr lehrt, so seid Ihr eben so wenig eines vernünftigen Argumentes fähig wie der Wilde. Daß Ihr, aus Mangel an Vernunft und Zartgefühl, zu eben so scheußlichen und grausamen Handlungen, instinktmäßig u. aus Fanatismus, fähig seid, das haben längst die Zeiten der Inquisition bewiesen. Bestie ist Bestie; ob Tiger, Indianer oder ignoranter, fanatischer Christ. Die Natur folgt unabänderlichen Gesetzen und der Gott, den Dummheit und Feigheit des Menschen in ihr großes, staunenswerthes Reich eingeschmuggelt haben, ist nicht im Stande, jenen Gesetzen Einhalt zu thun, an die wir Alle gebunden sind, ob wild oder civilisirt, ob gut oder bös, ob hoch oder niedrig gestellt, ob Priester oder Laie, ob Nonne oder Prostituirte. Der Mensch ist der Schöpfer seines eigenen individuellen Gottes und außer der Natur giebt es keinen Gott, dem Ihr Theologen Allwissenheit, Weisheit, und Barmherzigkeit zuschreibt. Das Leben der Menschheit, die kurze Weltgeschichte und selbst das Schicksal einzelner tugendhafter Individuen erhebt diese Wahrheit über jeden Zweifel vor dem Richterstuhle eines vernünftig und furchtlos denkenden Menschen.

So lange noch ein Papst von 490 Bischöfen Adressen entgegennimmt, worin sie bezeugen, daß sie glauben u. lehren, was der Papst glaubt und lehrt; so lange Bischöfe sich von einem ökumenischen Concilium noch reiche Früchte versprechen, wie es der Fall ist im Jahre des Herrn 1867, so lange steht es noch arg um Wissenschaft und allgemeine Aufklärung. Civilisirte Barbaren sind wir im 19. Jahrhundert und nicht mehr!

„Sich von allem politischen Parteigetriebe ferne halten — einen gesetzlichen Sinn pflegen, der jederzeit in der Obrigkeit eine göttliche Anordnung erkennt und sich verpflichtet fühlt um Gottes Willen Gehorsam zu leisten —" das ist die Quintessenz der christlich kirchlichen Doctrin; dies ist das Mysterium der Pfaffenherrschaft, nach welcher Alle streben, ob altgriechisch oder neugriechisch, ob römisch-katholisch oder protestantisch; so verschieden auch die Wege sein mögen, auf welchen sie gehen, das Ziel ist Eins: geistige und politische Knechtung der Völker und Herrschaft der Kirche, im Namen Gottes und der Religion, dieser Popanze, um zu schrecken und die Gläubigen auf die Freuden des Himmels zu verweisen, nachdem man sie um die heiligsten Güter der Erde betrogen.

Ich bedauerte, nicht einige Tage früher nach Sauk gekommen zu sein, um der Feier des jährlichen Festes der hiesigen freien Gemeinde beiwohnen zu können. Nach New-Ulm in Minnesota ist es Sauk-City, in Wisconsin, wo auf so kleinem Raume das größte freisinnige Element zusammengewürfelt ist; ein Element, von dem in gar vielen Landstädten noch keine Spur vorhanden. Man bedenke, daß die Völker in Europa seit Jahrhunderten durch Staat und Kirche systematisch verdummt werden; man bedenke, daß die Bevölkerung der Ver. Staaten blos ein Ableger jenes römischen und puritanisch-monarchischen Systems ist; man bedenke, daß der gläubige Pöbel auch hier das Bedürfniß der Kirche fühlt und in seiner Geistesschwäche der Führer bedarf, die ihm den Weg nach dem Himmel weisen; man bedenke, wie dieses religiöse Bedürfniß mit Heuchelei und Geschäftsinteressen im Bunde die freie Presse in Anspruch nimmt, um die Dummheit des Volkes zu nähren, dem blinden Glauben zu fröhnen, die Geschäfte zu fördern, und den heiligen Faullenzern der vielen Kirchen Ansehen und ein gemächliches Leben zu sichern; man bedenke und erwäge alles Dieses und man wird sich wundern müssen, daß es der Kirche noch immer nicht möglich war, trotz aller ihrer feilen Bemühungen, den Staat mit sich direkt zu vereinigen, den sie, leider, bereits schon namhaft influencirt u. beschulmeistert. Das, trotz alledem, stark vertretene freisinnige, deistische und atheistische Element darf wahrhaftig nicht die Hände in den Schoos legen, wenn die Trennung des Staates von der Kirche eine Wahrheit sein und die Republik nicht zu einer theokratisch-protestantisch-christlichen Zuchthausanstalt umgewandelt werden soll. „Hütet Euch vor Wölfen in Schaafskleidern!"

Ich habe Madison, der seebespülten Schönen, dieses Mal meinen letzten Besuch abgestattet, und hatte das malheur, von einem bissigen Hunde, gegen alle meine Erwartung und Absicht, die Bestie beleidigen zu wollen, an der Brust gefaßt und etwas unsanft geschüttelt zu werden. Zum Glück hatte ich, in der Ohnmacht meiner körperlichen Schwäche, ein Stück Wurst in der Tasche, das ich ihr gab und dadurch mich frei machte. Komme fast nie mit Menschen in Streit; denn ich hüte mich vor ihnen. Ich liebe einen guten Hund weit mehr als einen rohen, böswilligen Menschen; doch giebt es eben Fälle, wo es sich auch mit Hunden nicht scherzen läßt, ohne attackirt, oder gebissen zu werden. Also: „Beware of Dogs!"

Von Madison fuhr ich via Watertown nach Janesville. Ein allerliebstes Städtchen, das mich durch die liebreiche Aufnahme einiger wackrer freier Männer erfreulich für den Hundeüberfall entschädigt hat. Nichts vollkommen auf Erden und selbst der beste Bäcker verdirbt zuweilen den Teig.

Via Chicago ging es in Dreißigmeilendampfschritten des Eisenrosses nach Cumminsville, im Millcreek-Thal. Es war Mitternacht, als wir da an der Ludlow-Station hielten. Ich nahm meine Reisetasche, öffnete den Regen-

schirm und trottirte dem Hause zu, das die Schätze meines Lebens in sich schließt, die mir mehr werth sind als Californiens Goldgruben; die, über Schläge des Schicksals und Ungerechtigkeiten der Welt erhebend, selbst Ruhm und Beifall überwiegen: denn es sind Schätze der Liebe und ohne Liebe wäre für mich Oftgetäuschten und Schwergeprüften das Leben keine Nußschaale werth.

Nun denn Siesta für einige Wochen und dann fort wieder auf der Bahn des unvermeidlichen, doch selbsterwählten und demnach angenehmen Berufes!!

Juli, 1867.

Maximilian ist nicht mehr. Der Tod eines politischen Verbrechers war der Lohn seines Filibusterstrebens nach der Kaiserkrone, um über ein Volk zu herrschen, das im Priesterjoche demoralisirt seit langer Zeit sich in fortwährenden Factionen zerfleischt. Wer einigermaßen Menschenkenntniß besitzt und die mexikanische Geschichte kennt, der konnte als Freund eines Fürsten ihn blos bedauern und als Feind der Monarchie und gekrönter Häupter sich freuen, daß der „gute Max" sich von dem gewissenlosen Kaiser der Franzosen Louis Napoleon dupiren ließ, der bei Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges auf den Untergang der Republik mit Sicherheit kalkuliren zu dürfen geglaubt hat. Ich habe kein Recht, über die inneren Beweggründe eines Menschen bei irgend einer guten oder schlechten That positiv abzuurtheilen. Maximilian mag die edle Absicht gehabt haben, den stürmischen Kämpfen der Mexikaner durch eine starke Regierung ein Ende zu machen: ich darf es moralisch weder behaupten, noch läugnen; so viel ist jedoch gewiß, daß seine zerrütteten Finanzverhältnisse, etwa auch der Rath des Schwiegervaters und die Vorspiegelung Napoleons, unterstützt durch französische Bajonete, ihn bewogen haben, sich auf die hohe See eines sturmbedrohten und stürmischen, abenteuerlichen Lebens zu begeben, um — im Sturme umzukommen. Mag man sein Loos, als guter Mensch, als getäuschter Fürst, als ritterlicher Charakter, bedauern, so mußte er doch demselben Gesetze unterworfen sein, das über seine Generäle Miramon und Mejia verhängt war und wovon er eigentlich selbst, als ultima ratio seiner Versuche, den Liberalen gegenüber der Urheber, oder doch ganz gewiß die billigende Exekutive war. Von Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Kriegsgerichtes, das ihn zum Tode verurtheilt, kann also, nach meiner Logik und ihren Consequenzen, keine Rede sein und mag ich ihn als einen Biedermann und unglücklichen Gatten, der sein Weib über Alles liebte, bedauern, so hätte ich doch auch selbst das Schuldig über ihn ausgesprochen, und wäre er mein Bruder. Uebrigens ist sein Tod, nach meiner Weise zu denken, seiner Befreiung vorzuziehen. Die Appanage verzehrt, die Gattin wahnsinnig, der Thron verloren, die Zielscheibe des Spottes und des Hohnes hoch- und allerhöchstgeborner Yahoos in seiner Heimath, das sind wohl Beweggründe genug, um nach dem Point d'honneur eines ritterlichen Fürsten den Tod als Erlöser zu begrüßen und kann auch, laut Naturgesetzen, seine arme Seele weder durch die Salbe des Papstes noch durch Communion und Absolution eines stupiden, oder heuchlerischen Priesters, das Crucifix in der Hand, in den Himmel spedirt werden, so hätte ihm doch auch die Erde wenig, oder keinen Ersatz geboten für seine namenlosen Leiden. Jedenfalls hätten sein Herr Bruder und Napoleon den schmählichen Tod, füsilirt zu werden, eher verdient als er! Wohl, es ist schwer mit dem Schicksal zu rechten und mit ihm „kein ewiger Bund" zu flechten. „Arme Charlotte", seine letzten Worte der Liebe. Ja, arme Charlotte; auch ich beklage dich. Mathilde verbrannt — und nun auch Sophie, Maximilian's Mutter, wie die Zeitungen berichten, dem Wahnsinn nah. Das ist das Werk der Nemesis. Für die Betschwester Sophie wäre der Wahnsinn ein zu großes Glück; sie sollte bis in's spätste Alter ihren vollen Verstand behalten, um für ihre Bestrebungen gegen jeden freiheitlichen Aufschwung von Individuen und Völkern und für ihre schweren Sünden gegen das blutende Ungarn zu büßen; sie sollte, als bigotte Pfaffenmetze, sich vor ihr Crucifix hinwerfen und beten, daß ihre und ihres Sohnes Franz Joseph's Seele nicht zur Hölle fahren möge.

Armer Max, arme Charlotte spricht, trotz alledem, leise mein Herz und der Verstand spricht laut: sein Lohn ist ihm geworden. Mögen gekrönte Freiheitsmörder sich ein warnendes Beispiel nehmen!

Kurz vor meiner Abreise überraschte mich eines Nachmittags im Straßen-Eisenbahnwagen die Erscheinung eines beschnurbarteten alten Herrn, in weißer österreichischer Majors-Uniform. Die Ueberraschung erreichte noch einen höheren Grad als der abenteuerliche Herr mich, meinen Namen nennend, in deutscher Sprache begrüßt hat. Es war Dr. Janisch, dessen interessante Bekanntschaft ich vor einigen Jahren an den Niagara-Fällen gemacht und der den Lesern der Fackel durch einen Aufsatz über seine Luftfahrt in Paris noch im Gedächtniß sein dürfte. Derselbe wandte sich, wie so viele Abenteurer in Civil und Militär, Lanzknechte aller Art, pour fair sa fortune, nach Mexico und hatte in seiner Capacität als Militär-Arzt und als Wiener häufigen Zutritt bei dem Kaiser und der Kaiserin. Am 3. Juni verließ er mit der verlorenen Sache seines Kaisers Mexiko und ist nun auf dem Wege nach Wien. Was wird wohl das Loos von Prinz Salm Salm werden, dessen Bekanntschaft ich in Blenker's Chor zu Washington gemacht habe?*) Auch Einer von jenen Lanzknechten, die für Gott

*) Soll vom Tod zu Gefängnißstrafe begnadigt sein.

und den Teufel kämpfen, wenn's gilt Geld und Chargen zu erwerben. Derselbe verheirathete sich mit einer interessanten Amerikanerin of obscure nativity, die in Mexiko Alles aufgeboten hat, süße Worte, Geld und Diamanten, um auf dem Wege der Bestechung Maximilian durch Flucht zu befreien. Es war vergebene Mühe und die abenteuerliche Dame der Republik mag sich gratuliren, wenn ihr fürstlicher Herr Gemahl mit heiler Haut davon kömmt.

Am 1. Juli machte ich einen Ausflug nach Louisville, um dort meinen Sohn Samuel in einer Schule unterzubringen, damit er zu Hause nicht der Gefahr ausgesetzt sei, sich selbst überlassen, durch Müßiggang während zwei Monate Ferien durch schlechte Gesellschaft roher Buben, deren kleinere amerikanische Städte großen Vorrath haben, moralisch verdorben zu werden. Im Alter von 15 bis 17 Jahren bedarf der Knabe die größte Aufsicht, um nicht durch Instinkt und Unvernunft getrieben Schiffbruch zu leiden. Dafür zu sorgen, halte ich für des Vaters höchste Pflicht. Mag aus meinen Knaben, Talent und Inclination gemäs, werden was da werden wolle; nur mögen sie keine Rowdies, keine schlechte Menschen werden; das ist mein sehnlichster Wunsch. Die Schule soll Keinem entzogen werden, so lange ich lebe. Wissen ist Macht. Das möge ihr Erbtheil sein. Ich bin nicht gesonnen, sie absichtlich zu „Zehnstunden-Arbeits-Maschinen" und zu willenlosem Stimmvieh dressiren zu lassen. Das Capital des Kopfes bringt meist kleine, doch die sichersten Zinsen und der wissenschaftlich gebildete Mensch genießt das Leben selbst bei geringem Einkommen in weit höherem und edlerem Grade, als der Geldprotze und der Spekulant, der par tout den Thaler zu machen sucht, um ihn zu haben; nicht, um ihn, als Mittel, zu genießen.

Am Brighton Hause begegnete ich einer Procession des Schützenvereins, mit General Willig, unserem gegenwärtigen Auditor, an der Spitze, hoch zu Roß. Sie zogen nach dem im Millcreekthal hochgelegenen Schützenplatz, um dort an der Feier eines Festes Theil zu nehmen. Es ist dies ein sehr schön situirter Platz mit einem großen Backsteingebäude und vielen schattigen Bäumen; Eigenthum des Vereins. Unsere Schützen treffen gut. Sollten die Mucker sich zu sehr noch für eine christliche Sabbathfeier in einer christlichen Republik, nach ihrem Sinne, mit Verhöhnung der Menschenrechte, ereifern und die Argumente und Proteste der freien Männer nicht gegen die Gewalt der Pfaffen u. ihrer Myrmidonen ausreichen, so mögen sie versichert sein, daß die d—d Dutch Turner und Schützen d—d well schießen und daß es Einer von ihnen mit zwanzig ihrer Gegner aufnimmt.

Ladet die Büchse,
Spannet den Hahn!
Zielt nach der Scheibe,
Treffet den Wahn
Heil'ger Zeloten,
Kirchendespoten,
Frömmelnder Mucker,
Temperenz-Kalmukker!
Daß sie sich krümmen
Vor deutscher Kraft,
Die für die Freiheit
Aller schafft.
Friedlich, wenn möglich,
Durch Schrift und durch Wort;
Reicht Das nicht hin, so zeiget,
Daß die Büchse der sicherste Hort.

Den 4. Juli, den Geburtstag der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung, feierte ich an Bord eines Steamers auf dem Wege nach Cincinnati, in stillen Betrachtungen über die gigantischen materiellen Fortschritte des jungen Riesen, der in geistiger Hinsicht sich schwerfällig bewegt, geführt am Gängelbande feiler Pfaffen und ämtergieriger Demagogen.

Am 7. Juli feierten wir en famille, mit einigen deutschen jungen Damen, den 25. Geburtstag meiner ältesten Tochter Adorine. Hätte ich, vor einigen dreißig Jahren, als ich mit Adorinen, der geistreichen Gräfin in Ungarn, poetisirte und correspondirte, je gedacht, daß ich in einem fremden Welttheile den Geburtstag einer Tochter feiern werde, der ich der verehrten Freundin gefeierten Dichternamen gab!? Seltsam sind des Schicksals Wege. Leiden sind oft die Quelle unserer schönsten Freuden und auch so manche Freude birgt in ihrem süßen Kelche das Gift fürchterlicher Leiden. Auf und nieder schwankt die Waage. Lebe der Gegenwart, genieße die seligen Momente; begrabe die Vergangenheit und fürchte die Zukunft nicht! Das ist meine Lebensmaxime seit vielen Jahren und ich darf sie, mit gutem Gewissen, auch Anderen empfehlen, die da wissen, daß kein Licht ohne Schatten, kein Tag ohne Nacht, keine Lust ohne Schmerz; daß man das Glück erjagen, das Leiden ertragen und nie verzagen müsse.

Wenn drohende Stürme den Horizont umwölken, wenn Feinde uns verfolgen, wenn Krankheit niederbeugt, wenn Hoffnungen täuschen und des Herzens Wünsche vereitelt werden; dann denke: Nichts vollkommen auf Erden — laß das Schicksal walten; Ein Augenblick kann Alles umgestalten.

Am 11. trat ich die Reise nach Minnesota an. Da meine Sarah sich entschlossen hat, nach Lake-City zu reisen, um unsrer jüngsten Tochter bei ihrer bevorstehenden Entbindung hilfreich beizustehen, gaben wir uns ein Rendevous nach Chicago. Hier traf ich sie denn nach einigen Tagen im Depot und wir fuhren zusammen per Steamer auf dem Michigan-See nach Milwaukee; von da ohne Aufenthalt nach der Bahnverbindung, von wo die Züge nach La Crosse

und nördlich nach Oshkosh abgehen. Hier trennten wir uns in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens.

Oshkosh, ein Emporium namhaften Holzhandels, hat sich seit der letzten Feuersbrunst sehr verschönert. Es ist so das Loos aller amerikanischen jungen Städte, daß die Bretterhäuser, besonders in der Hauptstraße, wegbrennen, oder daß man sie absichtlich, gegen Assecuranz-Vergütung niederbrennt, um soliderem Backsteinhäusern Platz zu machen. Die Schindel- und Sägmühlen der Stadt sind in vollem Gange und ich sah da keine Spuren eines Geschäftsmisere.

Auf der Rückreise nach der Bahnverbindung habe ich der Stadt Fond du Lac meinen letzten Besuch abgestattet, da der Radikalismus hier bedeutend an der Schwindsucht leidet und die wenigen radikalen Philister, die da sind, der Fackel keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, der ihnen 2 Doll. werth wäre. Es ist leichter, hier freie Männer zu finden, die 500 Thaler für ein Pferd ausgeben, als einen Actionär für eine Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum. Es hat eben Jeder sein eigenes Steckenpferd und so haben es auch die Pfaffen und Pfaffen reiten schnell. Sollte es ihnen bei der geringen Opposition, so gegen sie gemacht wird, endlich wirklich gelingen, das gesteckte Ziel der Geistestyrannei zu erreichen, dann wird der radikale, indifferente, filzige Lümmel wehklagend ausrufen: „das hätte ich nicht gedacht, daß es in diesem freien Lande so weit kommen werde." Ja, freilich, hast du das nicht gedacht, weil eben Denken, aus dem Gedachten folgern und für den Fortschritt Opfer bringen nie deine Sache war. Andere haben gedacht und auch gethan, was in ihren Kräften stand; doch ihre Zahl war zu gering, um gegen den Coloß der Pfaffenpartei und der muckerischen Sabbathgesetze Front zu machen. Ich will noch nicht alle Hoffnung aufgeben auf dem Felde, das so Wenige, so sehr Wenige mit mir bearbeiten; doch darf ich es wohl eingestehen, daß die Gefahr wirklich vorhanden ist, welche den Menschenrechten in dieser jungen Republik mit Vernichtung droht.

An der Watertown Station hatte ich zwei Stunden auf Abgang des La Crosse-Zuges zu warten. Ich hatte keine Lust zu lesen, keine Lust zu schreiben und so streckte ich mich denn im kühlen Schatten auf meine Planket hin, gedachte des Sängerfestes, das in dieser demokratischen Stadt vor Kurzem stattfand und gaff'te in's Blaue hinauf, das — ein verschlossenes Buch — Myriaden Welten in sich schließt, von denen der Astronom bereits sehr viel weiß, zu denen er aber den Hauptschlüssel für absolute und unfehlbare Eröffnung in Ewigkeit nicht finden wird.

Zu La Crosse angekommen ging ich sogleich an Bord der Key-City, um nach Winona zu fahren. Schmutzige Betten, mittelmäßiger Tisch, Mangel eines Spiegels im Schlafzimmer sind eben keine Attribute, um ein Boot zu puffen. Doch das sind ja Kleinigkeiten, über welche zu klagen es sehr kleinlich wäre, besonders wenn man eine See-Reise im Zwischendeck gemacht hat. Ach, der armen Emigranten, die zu Hause an Reinlichkeit gewohnt waren, die Bildung aber kein Geld an Bord eines Emigranten-Schiffes bringen; wie sehr sind diese zu beklagen! Wer nie eine solche Fahrt gemacht, der kann sich von Schmutz, Rohheit, Gemeinheit und Brutalität, so gewöhnlich auf Zwischendecken herrscht, keinen Begriff machen. Und wer da, in diesen Schmutz- Lausehölen, nicht Stoff findet für psychologisch-philosophische Betrachtungen über den Menschen und sociale Stellung, wer da nicht Fortschritte in den Lehren der Stoa macht, der hat keine Capacität für Betrachtungen und keine Hoffnung, je selbst Philosoph zu werden.

Winona ist eine sehr hübsch gelegene Stadt im südlichen Theile von Minnesota. Hier landet man am Eisenbahn-Depot und kann bereits auf den Schienen bis Belle Plain fahren. Bald wird die Bahn bis St. Peter fertig werden. Und New-Ulm? Wird gewiß auch nicht ohne Eisenbahn bleiben. Ich habe diese Fahrt voriges Jahr von St. Paul nach Winona gemacht. Die Reise ist sehr angenehm; blühende Städtchen springen überall empor und das höchst fruchtbare Land ist bereits in hohem Culturzustand. Deutsche, Norweger und Schweden werden den Staat Minnesota erobern. Die Einwanderung dieser Nationalitäten vermehrt sich mit jedem Jahre. Brave, fleißige Leute, bei denen man blos bedauern muß, daß sie, als ungebildete und für den blinden Glauben systematisch dressirte Automate, die Macht der Kirche verstärken helfen. Obschon das Bauermädel sich schon im ersten Jahre ihres Hierseins durch seidenes Kleid und Hut mit Schleier zur Lady amerikanisirt und der Bauer in kurzer Zeit die äußere Form seines Kleides amerikanisirt, so bleibt der innere Mensch doch derselbe. Wohl heißt es: das Kleid macht den Mann; doch behaupte ich, daß Bildung und sittliches Betragen der einzig wahre Maßstab des Menschenwerthes sind, nach dem ich die Menschen classificire und ihnen demnach einen Vorzug über die übrigen Thiere einzuräumen geneigt bin. Demokrat der politischen Gleichberechtigung nach, muß ich doch eingestehen, daß ich seit meiner frühesten Jugend ein Aristokrat der Bildung gewesen, dem Rohheit und Gemeinheit stets ein Greuel waren; gleichviel, ob sie Attribute eines Adeligen, oder Reichen, eines Plebejers, oder Armen sind.

Obschon die Bluff's und hohen Ufer des oberen Mississippi manch interessante, wild romantische Scenerie darbieten, so sind sie doch monoton und ermangeln jener „Belebtheit, welche, bei Abwechselung der Scenerie, allein im Stande ist, den Schönheitssinn des Beschauers zu fesseln.

Zu dem großartigsten colpo d'ochio gehört die Partie bei Wabashaw und Reeds Landing. Eine erhabene Perspektive! Die Sonne senkte eben ihr Strahlenhaupt in den dunklen Schooß der Berge, Wolken und Fluth mit ihrem Purpurkleide schmückend. Solche Momente sind es, die mich tief ergreifen und zu dem Ausrufe berechtigen: Welche Lust gewährt das Reisen!

Das kleine Reeds Landing hat noch immer keine Aus-

sicht für eine ergiebige Erndte der Kirche. Die Deutschen sind da, mit geringer Ausnahme, Gegner der Kirche und des Muckerthums. Zu Wabashaw hingegen finden Pfaffen, aller Farben, ein besseres Feld. Ich hatte einem Abonnenten, dem Einzigen in der Stadt, den letzten Besuch abzustatten und resignire das Feld dem katholischen Wahrheitsfreund und Consorten.

Wir passirten die deutschen Städtchen, am Wisconsin-Ufer, Fountain City und Alma. Ein Passagier stieg in einer Wildniß aus, wo auf einem Brett zu lesen war: Buffalo City Landing. Es wird dem Mann wohl schwer fallen, sich durch Moräste durchzuarbeiten und über Stock und Stein den Weg nach der Stadt zu finden. Auch ein deutsches Unternehmen, das mit der herrschenden Civilisation unzufrieden sich ein isolirtes Elvorado gründen will, bei dem es aber den Gründern an einer Hauptrequisition fehlt: an Bildung, an Liebe, an Einigkeit und an Capital. Was aus allen solchen Unternehmungen werden kann, werden muß, ohne sich einen Vorzug vor der Corruption der herrschenden Civilisation zu erobern, das kann jeder schlichte Mensch mit gesundem Menschenverstand leicht einsehen, ohne Nationalökonom oder Prophet zu sein.

Seltsam contrastirt das nahe, kleine Lake City, mit seiner rührigen Geschäftsstraße und seinen breiten schönen Nebenstraßen. Eine Yankee-Stadt, mit einigen soliden deutschen Geschäftsleuten. Ein gutes Feld für „business;" aber auch ein Muckernest, das sich mit jedem andern messen kann, wo es außer dem rastlosen Geschäftstreiben nur zwei Arten von geistiger Aufregung giebt: eine in der Kirche durch die Teufelstyraden und Gnadenbank-Allelujas der Pfaffen und eine andere im Freien beim Schlittschuhlaufen im Winter und beim Ballspielen im Sommer. Kömmt aber zuweilen ein Circus in solch' eine heilige Stadt, dann feiert der Geist seinen höchsten Triumph. Dann füllt sich die Bude mit dem dritten Theil der Bevölkerung und die Farmer kommen Meilen weit herbei gefahren. Die Ladies weiden sich an den schönen Formen der in Trickot gekleideten Kunstreiter und Seiltänzer und indeß Frömmler und Aftermoralisten über das Unmoralische des Balletes, über das Scandaleuse einer Blackcrook-Vorstellung von der Kanzel herab und in Zeitungen ein Zetergeschrei erheben, das einem König David bei seinen Straßentänzen hätte an die Seele greifen müssen und einen Altlutheraner, Presbyterianer und Methodisten ganz gewiß zu Crocodilsthränen des christlichen Mitleides rühren muß, indeß männliche Combaben sich über Blosstellung menschlicher Formen in ihrem Pseudoschamhaftigkeitsgefühl empört fühlen, sind es die amerikanischen Ladies, die sich stillschweigend an schönen männlichen Formen ergetzen und die selbst bei Ermangelung des bescheidenen Figenblattes nicht so dumm wären, über Unmoralität in die Posaune zu stoßen. Das amerikanische Weib ist überhaupt verständiger, großmüthiger, bescheidener und ehrlicher als der Amerikaner, dieses in der Regel zweiköpfige Gabelthier, dessen Gott der Dollar und dessen unumgänglich nothwendig erachtetes Mittel, ihn a tout prix zu machen, die Kirche ist.

Am 19. Juli, auf der Fahrt nach Reeds, schwebte meinem Geiste Maximilian vor, wie er in Iturbide's verhängnißvoller Halle das durch ein Kriegsgericht ausgesprochene Todesurtheil vernahm, wo er an der Seite seines Beichtvaters zur Richtstätte fuhr und von den Kugeln durchbohrt auf ein Crucifix hinfiel, dem als Judenkönig vom Pöbel eine Dornenkrone zu Theil ward; indeß er, der Erzherzog, durch falsche Ambition und subtilen Vorwand ein gesunkenes Volk erheben zu wollen geleitet, nach der Kaiserkrone gestrebt hat. Wohl, des Kaisers Traum mag schmeichelhaft und süß gewesen sein; sein Erwachen war bitter, sehr bitter und die Lehre, so daraus gezogen werden kann, ist für den Psychologen eben so interessant, wie sie für Fürsten und Völker von großer Tragweite sein dürfte.

Am 20. kam Ahasverus, der durch österreichische Censur verpönte und seit dreißig Jahren seines Vaterlands beraubte, stets heitre Wanderer nach Lake City, am See Pepin.

Die Freude des Wiedersehens hier von Weib und Tochter gehört in das geheime Privatfach des Herzens. Solche Freuden können nur Solche würdigen, die Liebe kennen. Liebe ist rein geistiger Wesenheit und kann nicht aufhören Liebe zu sein, auch wenn der geliebte Gegenstand von Bergen und von Seen, ja durch den Tod selbst getrennt sein sollte. Auf diese Höhe kann sich freilich der rein sinnliche Mensch nicht emporschwingen: er will sehen, hören, betasten, um sein Glück zu fühlen. Geistige Abstraction gehört nicht in sein Gebiet.

Um das Fortkommen meines amerikanischen Schwiegersohnes darf es mir nicht bange sein; denn er ist durch und durch Geschäftsmann, trotz seiner Jugend. Wo im Garten das Unkraut wuchert und keine Blumen blühen, dort hat die Poesie keine Stätte. Auf die Frage, warum er den Garten nicht in Ordnung halte, war die Antwort: „Es bezahlt sich nicht." In diesem Lakonischen: „it don't pay," zeigt sich der Yankee in seiner ganzen inneren Wesenheit. Nur was Zinsen bringt, hat für den Geschäftsmann wahren Werth; Blumen, besonders in einem Garten, der nicht Eigenthum ist, sind werthlos und geistige Genüsse, sind entbehrlich, wenn nur das Geschäft sich lohnt. Nach meiner Art zu denken, ist das Wort „Eigenthum" blos ein illusorischer Begriff, der mit dem Tode des sogenannten Eigenthümers für immer verjährt. Wir sind blos Nutznießer in dieser Welt, ob wir einen Palast oder eine Hütte besitzen, oder in der Miethe wohnen. Es ist Mangel an Vernunft anzunehmen, daß der Mensch, wie in Europa, mit dem Baron, oder wie in Amerika, mit dem Hausherrn beginne. Das sogenannte Eignen eines Hauses hat blos den Vorzug, daß man nicht von der Laune oder Willkühr eines Hausherrn abhängen muß und darin bleiben kann, so

lange man im Stande ist Taxen, Assecuranz und Reparaturen zu bezahlen. Uebrigens ist ein eigenes Haus der erste Sarg in dem wir uns gleichsam als glebæ adscripti (an die Scholle gebunden) selbst begraben. Und kömmt der unerbittliche Tod, so fällt das Scheiden doppelt schwer, wenn man das schöne Haus und all das prekäre Eigenthum, das man geerbt, erworben, oder zusammengerafft, den lachenden Erben in Trauerkleidern zurücklassen muß. Sapo! Das heißt: „Lerne Weisheit!" Aus Söhnen reicher Eltern, die ihnen großes Vermögen hinterließen, ist höchst selten etwas Tüchtiges geworden; die größten und tüchigsten Männer sind obscuren und armen Eltern entsprossen und schwangen sich empor durch Talent, Fleiß und Ausdauer. Wohl nimmt auch das Verhängniß und das Glück eines solchen Sichemporschwingens einen Theil für sich in Anspruch. Ohne den Geist seiner Zeit und ohne die Verderbtheit der katholischen Kirche wäre z. B. der Name Luthers, des Mönches, längst verschollen. Große Ereignisse, heißt es ja, machen große Männer: Dantons, Napoleone, und Murats; ja, sogar einen Lincoln, den Befreier der Sklaven durch militärische Nothwendigkeit.

Von Lake City, nach einem Aufenthalt von zwei angenehmen Tagen, via Redwing, dem prachtvoll situirten Städtchen, und via Hasting, wo es so still ist wie in den Straßen von Pompeji, nach St. Paul gefahren. Meine temporäre Heimath, wo ich während sieben Jahren trotz drückender Sorgen, in die ich durch Verheißungen charakterloser Menschen gestürzt und von nicht minder charakterlosen Parteikleppern ganz fürchterlich beschimpft und tief gekränkt wurde, wo ich trotz alledem, „unter den Eichen" sehr, sehr glückliche Stunden genossen habe, deren Erinnerung mir einer Reise nach diesem meinem Golgatha stets erwünscht und die Stadt selbst, die reizende kalte Kokette, stets angenehm machen wird. „Ein Tag gelebt im Paradiese, heißt es ja, ist Seeligkeit. Ach, ich war so oft im Fegefeuer; habe jedoch der Tage so viele im Paradies erlebt, daß ich dankerfüllt das matte Auge schließen werde, wenn der Jüngling mit umgesenkter Fackel zur letzten Station mich rufen wird. Wohin? Nun, bei freier Wahl, gewiß, nach dem Paradiese.

Der Mississippi war eben wieder hoch angeschwollen. West St. Paul, dessen Hoffnungen total zu Wasser geworden und das Depot jenseits der Brücke mit einer Strecke der Minnesota-Valley-Eisenbahn waren überschwemmt. Passagiere mußten seit einigen Monaten mit einem Dampfboot circa 2 Meilen weit zu den Zügen gebracht werden. St. Paul schreitet sehr langsam, doch sicher vorwärts. Es sind seit meinem letzten Hiersein mehr Häuser niedergebrannt, als neue aufgebaut; die wenigen jedoch, so gebaut wurden, und jene die noch im Bau, sind schöne und solide Steinbauten. Auch das Opernhaus steht vollendet da. Das Aeußere ist rauh und nichts weniger als ästhetisch schön; doch entspricht das Innere durch Einfachheit, Geräumigkeit und Akustik vollkommen dem Zweck. Ich sah da eine Vorstellung von Black Crook und mußte wirklich staunen, daß es die Bühne in einer so jungen Stadt im fernen Nordweste-, in Hinsicht von Scenerie und Orchester, zu einem solchen Grade gebracht hat, der, über das Mittelmäßige hinaus, Anerkennung verdient und Dank für Jene, die sich da in der kurz gi devant Wilderniß für die Entwickelung der Kunst interessiren.

Der Sonntag ist zu St. Paul noch ein freier Tag, ein Tag der Erholung und des Vergnügens für Jene, die sechs Tage arbeiten und nicht Lust haben, am siebenten sich durch die Salbadereien eines Kirchen-Charlatans langweilen zu lassen. Doch zeigen sich auch hier schon Spuren muckerischer Bestrebungen und kurz vor meiner Ankunft hat da ein dampfgebackener schweizer Theolog, ein Finsterling erster Classe, Ehrwürdigen Namens Schaf, Doctor der Gottesgelahrtheit, in englischer und in deutscher Sprache gegen die heillosen deutschen Sabbathschänder eine Philippica von Stappel gelassen, zur Erbauung aller anwesenden gläubigen heuchlerischen Schaafsköpfe, welch' Letztere mit der Religion „Handel und Politik treiben," und zur gerechten Entrüstung solcher Deutschen, die das Wort Freiheit und Menschenrechte zu würdigen wissen, die solchen teuflischen Frömmlern mit Wort und Schrift opponiren und wenn Argumente nicht ausreichen zur Rettung der Freiheit, sie und ihre Schaafsgefehrten jure revolutionis todtschlagen werden wie Kirchenmäuse. Das ist grausam, sehr grausam; doch gerecht — denn „wer Mord an der Freiheit begeht, der ist des Todes schuldig." Wir haben keine Republik ausschließlich, oder auch nur bevorzugend für Christen gemacht; wir wollen Rechte für Alle und wehe Jenen, die es wagen, ihre muckerische Hand an die Menschenrechte zu legen! Ihr Lohn wird, ihr Lohn muß sie früher oder später ereilen. Hört Ihr es, Ihr Mucker!? Juden, Katholiken, Deisten, und Atheisten, (deren Zahl bereits Legion), sind in der Sonntagsfrage gegen euch. Besser Ihr lenket ein, um später Blutvergießen zu ersparen.

Beide hiesige deutsche Zeitungen, Staatszeitung und Volksblatt, haben sich gegen Schaf und die langöhrigen Beschlüsse seiner Versammlung erklärt, besonders hat Hr. Moriz Langeloth, Redakteur des Volksblattes, den Ehrwürdigen Herrn Doctor sehr undelikat behandelt, um so mehr, da Se. Ehrwürden eine Einladung zu einer öffentlichen Debatte mit mir abzuschlagen geruht hatten. Man erwartet in Bälde einen Collegen des Ehrwürdigen Herrn Schaf, um diesen in seinen christlichen Bestrebungen zu unterstützen. Wohlan, nur herbei! Je größer die Action, desto gewichtiger wird die Reaction sein. Daß uns von Seiten der Puritaner und deutschen Mucker Gefahr droht, ist evident und wir sollten, wahrlich, die Hände nicht in den Schooß legen; denn „eternal vigilance is the price of Liberty." Wer am meisten agitirt, wer am meisten wacht, sei es für

Freiheit oder Despotie, der geht endlich aus dem Kampfe als Sieger hervor.

Schmählich, sehr schmählich wäre es, wenn im 19. Jahrhundert, das einen Humboldt, Moleschott, Strauß, Feuerbach, Büchner, Vogt, Roßmäßler, Ule und andere Größen in Europa hervorgebracht, hier in dieser jungen, hoffnungsvollen Republik die Kirche den Staat besiegen und somit die politische und geistige Freiheit vernichten sollte. Deus avertat! (Gott verhüte es!) Und dieser Gott ist der Wille der intelligenten und freien Menschen — Der möge Euch bewahren vor der Schmach einer Niederlage durch siegende Pfaffen!

Das Athenäum ist der Sammelplatz der Deutschen, für Vorträge, Concerte, Theater und Kränzchen.

Obschon die Lage nicht sehr vortheilhaft, so ist es doch zu wünschen, daß die Deutschen Alles aufbieten, um sich diese Baute zu sichern! Dies ist auch bereits durch Verkauf von Actien geschehen, wodurch die darauf haftende Schuld gedeckt ist. Vielen, besonders Hrn. Rogers, dem nächsten Nachbar des Athenäums, einem Geldbrotzen und Mucker erster Classe, ist dieses Haus der christlichen Sabbathschändung ein Greuel. Ach, feiert doch euren christlichen Schabbes, den Ihr den Juden gestohlen und auf den Sonntag verlegt habt, ganz nach Belieben auf eure Weise; doch mischt euch nicht in die Feier des Sonntags nach unserer althergebrachten europäischen Weise und wisset, daß der Staat eines freien Volkes nicht da ist, um als Glaubenswächter die Ruthe zu schwingen, sondern, um die gleichen Rechte Aller zu schützen, ohne Unterschied der Geburt, der Farbe, der Confession, des Besitzes; auch ist der Staat nicht da, um Meinungen zu richten, sondern schlechte Handlungen und Verbrechen zu bestrafen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Den jüdischen Pfaffenfeind Jesum Christum hat der durch Priester und Pharisäer aufgehetzte Pöbel an's Kreuz geschlagen; Ihr Obscuranten und Heuchler unserer Zeit wollt die Freiheit kreuzigen. Jenen haben Hohepriester gerichtet; Euch werden freie Männer richten. Wer nach 50 Jahren lebt, mag es erleben. —

Bei Hrn. Lahr, der täglich delicaten Lunch kredenzt, findet man die besten Sorten von Rheinwein und im großen Billiard-Salon des Opernhauses vorzüglichen Ungarwein. Bei Lahr lagen, neben verschiedenen amerikanischen Zeitungen, auch einige Nummern der „pfälzischen Volkszeitung", von Rohr redigirt. Da las ich: „Der Kaiser von Oesterreich hat am 30. Juni zu München Nachricht erhalten, daß sein Bruder erschossen wurde; derselbe hat sich demnach nicht nach der beabsichtigten Reise nach Possenhofen begeben, sondern kehrte sogleich nach Wien zurück." Ja, das Todtschießen eines Kaisers ist eben keine Posse, sondern eine ernste Begebenheit und ich ertheile Ihrer Hoheit Sophie, der Erzherzogin Mutter den bescheidenen Rath, auf ihrer Bracelette den Bildnissen der gehenkten Patrioten von Arad das Bild ihres erschossenen Sohnes beizufügen.

Ferner: „Der Mörder und Räuberhauptmann Andorazzi, eines der größten Scheusale der Menschheit, (mehre Päpste abgerechnet) ist mit seiner ganzen Bande in den päpstlichen Militärdienst getreten, um für Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes zu kämpfen."

Sehr christlich, in der That. Ach, Garibaldi, Garibaldi, wie lange wird der Sündenthron in der Siebenhügelstadt noch bestehen? Ach, Kossuth, ach, Kossuth, wie lange wird des heiligen Vaters treuer Knecht, Franz Joseph, die ungarische Krone entehren? O, patria, patria, quæ te dementia coepit! —" *) „Herr von Beust ist nach dem pfälzer Volksblatt ein kluger, weithinaussehender Staatsmann. Er erklärte dem Cardinal Rauscher und dem Nuntius, in einer Conferenz, daß die Aufrechterhaltung des Concordates Oesterreich in eine gefährliche Situation bringen werde."

Aufrechterhaltung, oder Beseitigung, gleichviel die Gefahr, in welcher Oesterreich schwebt, kann nicht mehr beseitigt werden und es mag die Zeit nicht ferne sein, trotz aller progressiven Flickerei der Staatsmaschine, wo Herr von Beust wird sagen müssen: „conseo Austriam esse delendam," wo Wien, Gratz u. s. w. mit dem biederen österreichischen Volke vorläufig an Preußen annectirt, später mit Deutschland verschmolzen werden; indeß Ungarn, mit Siebenbürgen, Croatien, Bosnien, Servien, Wallachei u. s. w., und Böhmen, mit Mähren, zu zwei selbstständigen Königreichen, auf freiester Basis, erhoben werden müssen; mit einer competenten Appanage der letzten Sprößlinge des Hauses Hapsburg für die ihren deutschen, slavischen und ungarischen Unterthanen Jahrhunderte hindurch geleisteten „sehr väterlichen" Dienste. — Lachet nicht! In der Welt ist Alles möglich im Bereich des Möglichen.

Ich machte einen Ausflug nach St. Anthony und Minneapolis. Der heilige Anton ist eine traurige Figur, die Tag und Nacht vor Langeweile gähnt. Minneapolis ein lebensfroher, hoffnungsvoller Jüngling, der sich das Motto gesetzt hat. Go ahead! (Vorwärts!) — Die Mississippi-Fälle, respective Stromschnellen, zwischen beiden Städten sind bei dem hohen Wasserstand prachtvoll. Tausende von Baumstämmen (logs) wurden fortgeschwemmt, und die schöne Drahtbrücke war nahe daran zerstört zu werden. Von dem Spirit Island (Geister Eiland) nahe den Fällen ist ein Theil in's Wasser gefallen. Ein neuer Beweis, daß selbst Geister, und seien es auch indianische Geister, der höheren Macht der Materie weichen müssen.

Am 23. Juli stand der Fluß um 19 Fuß 2½ Zoll über der Wassermark von 1864. Man sieht endlich einem baldigen Fallen entgegen.

Minneapolis hat sich seit vorigem Jahr wieder bedeutend durch neue solide Gebäude verschönert. Erfreulich für

*) O, Vaterland, o, Vaterland, welche Thorheit hat sich deiner bemächtigt!

die Stadt ist es, daß keine Ueberstürzung auf dem Wege der Spekulation zu besorgen ist.

Mit Auditor Goethen, bei 90 Grad Fahrenheit, im Schatten, einen Spaziergang nach Kränzlein und Müller's Brauerei gemacht, welche am Abhang eines Hügels, am rauschenden Mississippi, sehr hübsch gelegen. Das Laubdach einer blühenden Linde, dieses echten teutschen Baumes, hat wohlthätig auf uns Beide gewirkt. Ein Omnibus am Eisenbahn-Depot, der mich nach St. Anthony brachte, war meinen müden Beinen höchst willkommen.

Nach St. Paul zurückgekehrt, Hrn. Hermann Trott, den deutschen Secretär des Landdepartements der St. Paul- und Pacific-Bahn, besucht und auch die mir und meinen Bestrebungen sehr freundlich gesinnten Herren Carl Schefler und M. Auerbach; Abends einen Abendspaziergang gemacht hinauf zu den „zwei Eichen." Ich brach als Memento einen grünen Zweig und kehrte, beim Licht der Straßenlaternen, nach meinem Zimmer im Gasthause des freundlichen Wirthes Julius Gros zurück, ohne die hiesige Vergangenheit zurückzuwünschen, mit der Gegenwart vollkommen zufrieden.

Durch Hrn. Trott erfuhr ich, daß der Bau der St. Paul- und Pacific-Bahn rasch vorwärts schreitet. Eine Brücke über den Mississippi wurde im Winter gebaut, was so weit nördlich allerdings ein Triumph der Wissenschaft und der Ausdauer genannt werden darf. Der Strom der Einwanderung drängt nach Nordwest. Die armen Einwanderer sind außer den Entbehrungen aller Art, leider, Prellereien von Seiten gewissenloser Menschen ausgesetzt. Um sich von der Behandlung der von Osten nach Westen ziehenden Emigranten persönlich zu überzeugen, und nach Kräften Uebelständen abzuhelfen und Betrügereien vorzubeugen, hat vor Kurzem Hr. Bissinger, Präsident der deutschen Gesellschaft und Commissär der Emigration im Castle Garden, New-York, persönlich eine Reise unternommen. Hrn. Bissinger's Charakter hörte ich in St. Paul rühmlichst preisen; was seine Vorgänger an den Emigranten oft schwer verschuldet, sagte man mir, sucht er nach besten Kräften gut zu machen.

Hr. Münch in Missouri und Vater Pelz in Deutschland liegen sich wegen Missouri und Minnesota auf unsanfte Weise in den Haaren. Ei, das sollte doch nicht sein; verdient Minnesota seines vortrefflichen Waizenbodens wegen empfohlen zu werden, so wird Missouri Jenen willkommen sein, die sich besonders auf Weinbau oder Viehzucht verlegen wollen und einen kurzen Winter einem längeren vorziehen.

Auch der wahre Dutchman, der Holländer hat bereits sein Augenmerk nach Minnesota gerichtet. Die ersten Familien von 50 Personen haben sich diesen Sommer im Wright-County, nahe dem Mississippi, angesiedelt. Sie sind direkte von Amsterdam gekommen.

„Dem Menschen ist die Welt zu klein und das Glück, das er in der Ferne sucht, liegt ihm oft nah." Der Mensch ist eben ein migratorisches Thier und — das hat sein Gutes für die Ausbreitung der Civilisation im Allgemeinen.

Am 28., des Morgens um 5 Uhr, trottirte ich der Levee zu, um nach den Städten am Minnesota-Fluß zu reisen. Es regnete, und so war mir denn ein Fleischerwagen sehr willkommen, dessen Treiber mich für 25 Cts. hinab nach der Levee gebracht hat. Eine solche Fahrt ist allerdings sehr ordinär; aber der Fahrt eines „armen Sünders" nach dem Richtplatz gewiß vorzuziehen. Ach, welcher Contrast zwischen einer Spazierfahrt des Naturforschers und Einsiedlers von Miramara und der Fahrt des Kaisers Maximilian zu Queretaro! Seltsames Leben! Wie viel Stoff bietest du im Spiegel der Geschichte, um die Nichtigkeit eingebildeter menschlicher Größe und die Illusion des Besitzes, sei es ein Thron oder sonstiges irdisches Gut, kennen zu lernen! Doch der Mensch, in seiner Jugend- und Manneskraft, hat kein Auge für diesen Spiegel; er folgt dem Instinkte seiner Ambition, seiner Hab-, Herrsch- und sonstigen Sucht, bis er sich den Kopf an der Wand zerschlägt, oder ausnahmsweise wenige Jahre vor dem Tode im höheren Alter zu Vernunft kömmt und über seine Thorheiten im Stillen lacht, die ihn häufig elend gemacht.

Die Minnesota-Valley Bahn ist 47 Meilen weit bis Belle Plain im Fahrzustand. Schienen und Waggons sind sehr gut, doch ist das lange Anhalten an Stationen sehr langweilig. Dann noch das Ueberliegen von 5 Stunden zu Belle Plain, bis das zwischen hier, St. Peter und Mankato täglich verkehrende Boot abgeht. Wohl, es ist hier eben Alles noch neu und im Werden. Geht man von St. Paul mit dem zweiten Zug ab, so verbindet man mit dem Boot directe. Nun, das hätte ich eben wissen sollen. Man frägt nie zu oft auf Reisen. Auch ist es besser, Eine Stunde zu früh am Platz zu sein, als Eine Minute zu spät.

Der bescheidene Dämpfer führte den süßen Namen Mollie Mohler. Ich war stets ein Freund von Moll-Tönen und mohligen Pointen; auch liebe ich einfache Kost (doch gut zubereitet) und hartes Lager (besonders eine Matratze mit Springfedern); auch sehne ich mich nicht nach Luxus; würde mich jedoch ganz geschmeidig darein fügen, wenn es sich um Gemälde, Statuen, Büsten und sonstige Gegenstände ästhetischer Schönheit handelt. Also habe ich auch Mollie bald liebgewonnen; denn sie war ohne Luxus, bot einfache Kost und hartes Lager; obschon ohne Parenthese. — Auch ihr Fahrpreis, die ganze Nacht hindurch, war sehr billig; blos vier Dollars, ein Abendessen miteingerechnet. Mollies, die mehr dem Luxus fröhnen, würden ganz gewiß zehn Thaler rechnen. — Ihren weniger bescheidenen amerikanischen Schwestern glich Mollie blos darin, daß sie den Wasserfall nach Hinten trug. Und es sauste und es schäumte und ich lag in Nr. 7 und träumte wachend allerlei drollige Träume u. siehe da, wer klopft an der Thür um Einlaß? Herr Blau, der Herausgeber des Volksblattes von

St. Paul, auf einer Reise nach Oben, nicht nach dem Himmel, blos zu dem heiligen Petrus und nach New Ulm, um — zu collectiren. Nun sage man mir noch, daß verwandte Geister sich nicht anziehen! Ich meine nämlich das edle Collectiren. In der Politik verhält sich unsere Verwandtschaft wie der Südpol zum Nordpol und in Hinsicht der Religion? Ach, ob der Herausgeber einer Parteizeitung Religion hat oder keine, das ist den Parteiführern eben so gleichgültig, als ob ein Priester unter seines Gleichen glaubt oder nicht glaubt, was seines Amtes ist, zu glauben. Aber wehe, wenn der Diener einer Partei es wagt, die Religion oder den heiligen Clerus anzutasten; wehe ihm! Außer dem Schimpf seiner gläubigen Leser fallen sie ab von ihm wie faule Aepfel vom Baum und er ist ein ruinirter Mann. Kann selbst ein solches Liedlein singen über das erfreuliche Thema: „Bondstraße, Frau Schusterin mit dem Kehrbesen in der Hand und der Baltimore Wahrheitsverbreiter auf eiligem Rückzuge „vor der" höheren Macht, die ihn, durch Abfall von Abonnenten, beim Schopf, für längere Zeit der Schwerenoth auf den Hund gebracht." Doch der Hund gehetzt vom gläubigen Schund, begann alsbald in einem besseren Dienste desto lauter zu bellen, desto eindringender zu beißen und er bellt seit bald 30 Jahren fort und fort und hat es zu einer solchen Unabhängigkeit gebracht, daß er den gläubigen Schusterinen von ganz Amerika und ihren conservativen Consorten und dem ganzen Kirchenpack von Hochehrwürdigen und Ehrwürdigen mit ruhigem Lächeln zuruft: „je m'en fout." Quelle satisfaction dans ces mots! sagt der Franzose. Ja, welche Befriedigung liegt in diesen Worten, die dem etwas derben deutschen Kraftausdruck: „küßt mir den H—n, ganz nahe kommen." Ende gut; Alles gut. Ich bin dem Ende nah.

August, 1867.

Der 1. August ist ein wichtiger Tag für unsere farbige Bevölkerung. Es war am 1. August 1834, als die Sklaverei auf den britisch westindischen Inseln aufgehoben wurde, dessen Erinnerung jährlich von unserer farbigen Bevölkerung gefeiert wird. Nun erhält dieser Tag für die Neger einen noch höheren Werth; denn es war der 1. August 1867, daß die befreiten Sklaven im Staate Tennesse, als souveraine Bürger, zum ersten Mal gestimmt haben. Mag es in der Natur keinen Sprung geben, dem lateinischen Sprichworte nach, so ist doch dieser plötzliche Uebergang aus dem Sklavenjoch, ohne alle Schule, zu dem Stimmkasten ein Sprung in der Politik, vor dem es so Manchem graut, der aus der bloßen Quantität der Stimmen, ohne Qualification der Bildung, keinen Segen für die Republik herauszudemonstriren vermag! Wohl, der Krieg hat eben dieses Resultat herbeigeführt, das Reform, ohne Blutvergießen, ohne hohe Taxation und enorme Schuldenlast, in 50 Jahren mit mehr Segen für die allgemeine Freiheit bewirkt haben würde. Nun heißt es eben: „Hier ist Rhodus, hier magst du springen." Die Neger in Tennessee haben diesen Sprung meisterlich gemacht. Durch weiße und farbige Redner über ihre Rechte und Pflichten instruirt, soll diese „rohe Horde" allen Berichten nach in der größten Ordnung und mit der größten Ruhe, gegen die conservative, mit Rebellenelement stark saturirte Opposition der alten demokratischen Partei gestimmt und gesiegt haben. In den meisten Distrikten der besiegten Rebellenstaaten sind die Schwarzen numerisch den Weißen überlegen und so war denn das allgemeine Stimmrecht das einzige drastische Mittel, um die Herren Rebellen nicht nur unschädlich, sondern politisch todt zu machen. Eine Strafe, die sie ja durch freiwilliges Austreten aus dem Bunde an und für sich verdient und gleichsam sich selbst dictirt haben. Ganz so, wie Maximilian durch sein grausames Edikt gegen die Liberalen, in Waffen gegen die Monarchie, sich selbst das Todesurtheil gesprochen hat, das Juarez zu vollziehen verpflichtet war.

Mother, mother the winds are all play,
Prithee, let me be idle to day —

sagte das kleine Mädchen zur Mutter. Auch zu Mankato spielten und säuselten kühle Lüftchen durch den hübschen Gau an einem stillen, heiligen Sabbath der Christusanbeter und ich flehte zu den Musen, daß sie mir hold sein mögen in meiner Muße. Noch ist es hier den Deutschen erlaubt, Sonntags einige Sommergärten zu besuchen, um sich dort im kühlen Schatten mit ihrem beliebten „Lager" zu erquicken. Bald soll es anders werden. Die Agitation hat bereits begonnen. Der Reverend Marshall, Ignorant oder Heuchler, steht an der Spitze und ließ eben einen fulminanten Aufsatz über Stapel, mit der Aufschrift: Shall we have a Christian Sabbath? Sein würdiger Helfershelfer im Weinberg des Herrn ist Wiesner, der deutsche Pastor einer protestantischen Heerde von Mankato.

Montag fuhr ich mit Miß Mollie zurück nach St. Peter. Harf und Roß halten hier ein gutes Gasthaus; Gebr. Schimmel sind eben im Mühlenbau begriffen und Jacob und Philipp Stelzer haben ihrem rastlosen Speculationsgeist durch eine Brauerei neuen Impuls gegeben.

Obschon der Fluß hoch genug war für Dampfböte bis nach Neu-Ulm und noch weiter hinauf, so geht doch nur sehr selten, wegen Mangel an Fracht, ein Boot dahin. Ich mußte denn diese Tour wieder per Achse machen. Zwei Bekannte aus Neu-Ulm befanden sich eben zu St. Peter und waren so freundlich mir ihre Gelegenheit anzubieten, was ich um so lieber annahm, da sie gute Ponies hatten und ich dadurch auch an Zeit gewann. Die vielen Pfützen abgerechnet waren die Wege über die Prairie hin ziemlich gut. Wir verließen gegen zwei Uhr Nachmittags St. Peter und

kamen um 9 Uhr Abends zu Neu-Ulm an. Die Turnhalle, hochgelegen, war hell erleuchtet und in der Stadt regte sich das Leben nur noch in wenigen Trinklokalen. Das Dacota-Haus des Herrn A. Seiter gehört, in Betracht seiner Zimmer und guter Küche, zu den besten deutschen Häusern in Minnesota. Auch Herr Gros hält hier ein gutes Haus. Die Stadt ist seit vorigem Jahr, als ich da war, ziemlich in statu quo geblieben; doch zog ein Sturm über die von Indianern vor Kurzem schwer heimgesuchten Bewohnern hin, dessen Erschütterung noch unheimlich über den Häuptern vibrirt. Bei diesem Sturme haben, leider, die Deutschen die Rolle der Indianer übernommen, um zu beweisen, daß die aufgeregte Leidenschaft keine Grenzen kennt und den Wilden sowohl, wie den Christen und Atheisten zur Bestialität herabwürdigt, um seine Rache und Wuth zu stillen. Der Mensch ist im Allgemeinen des Menschen Feind und man sage mir nicht, daß er, bei allen seinen geistigen Anlagen und Tugenden, in manchen Situationen, wo durch Haß seine Rache, sein Fanatismus angestachelt werden, an Grausamkeit Tiger und Hyäne nicht weit übertrifft. Der fatale Fall von New-Ulm war nämlich, so viel ich erfahren konnte, dieser: „Es kamen am vorigen Christtage zwei Trapper, aus der nahen Stadt Mankato gebürtig, nach New-Ulm, erlaubten sich freche Insulten an einigen Frauen, kamen nach einem Biersalon und schimpften da über die d—d Dutch. So soll es denn zu einem Streit gekommen sein, der ein blutiges, beklagenswerthes Ende nahm. Während der Schlägerei erstach einer der Trapper einen geachteten Deutschen, Hrn. Spencer, der im letzten Kriege als Lieutenant gedient hat und Familienvater war. Dieser Mord empörte die Anwesenden in so hohem Grade, daß sie sich beider Trapper bemächtigten und sie summarisch henkten Wäre es bei dieser Lynchprocedur, deren sich hier zu Lande, leider, so viele ereignen, geblieben; hätte man die Todten begraben, oder nach Mankato geschickt, so wären die Thäter, obschon nicht ganz zu entschuldigen, doch weit weniger gravirt. Nicht zufrieden, in der höchsten Wuth das Amt des Henkers eigenmächtig in die Hand genommen zu haben, verstümmelte man die Leichen, schleppte sie nach dem Flusse, und verbarg sie unter der Decke des Eises, wo sie alsbald, nachdem sich das Gerücht verbreitet hatte, durch eine aus Mankato abgesandte Committee, die Blutspuren verfolgend, aufgefunden und ihren Familien zur Beerdigung abgeliefert worden waren. Die Aufregung war hier so groß, die Zeitungen so erbittert, daß man einen Ueberfall der Stadt besorgte und man sich einige Wochen unter Waffen bereit halten mußte, um dem angedrohten Angriff zu begegnen. Nun ist es ruhig, wie nach einem Gewitterssturm. Um bei solchen Fällen ein richtiges Urtheil zu fällen, wer die Ursache des Verursachten war, muß man ruhiger Zuschauer und Augenzeuge gewesen sein. Mag man den Menschen als Psycholog bis zur Bestialität zergliedern, seine Wuth mit des Tigers Wuth in gleiche Categorie stellen, und die aufgeregte Bestie für unzurechnungsfähig erklären; so ist es doch des Staates Pflicht, irgend eine verbrecherische Handlung streng nach dem Gesetze zu bestrafen. Und so dürften denn wohl, falls Zeugen die Thäter bezeichnen, Einige das ungesetzliche — wenn auch zum Theil verdiente — Loos der Gehenkten am gesetzlichen Galgen zu theilen haben. Es ist beklagenswerth in der That, daß einer Stadt, als deutsche Stadt ohnehin ein Dorn in den Augen der Amerikaner, ein solches Unglück wiederfahren konnte; einer jungen Stadt, die von Anbeginn gegen große Schwierigkeiten ankämpfend dennoch sichtbar gedeiht und wo es der intelligenten und braven Männer so viele giebt. Das Geschehene kann nicht ungeschehen gemacht werden; doch wird diese grausame That, verübt von zwei rohen Subjekten, den Amerikanern in der Umgebung auch als Warnung dienen, den Deutschen nicht zu unterschätzen und ihn nicht durch Umgang und brutale Rohheit zu insultiren.

In Neu-Ulm war es während meines Hierseins sehr lebhaft, da eben eine Versammlung der Farmer stattfand, um sich über die Interessen ihres auf Actien gegründeten Associations-Ladens zu berathen.

Herr Hammer, ein alter Bekannter aus Chillicothe, hat sich mir auch dieses Mal in geschäftlicher Hinsicht sehr gefällig erwiesen.

Die deutsch-englische Schule wird von circa 300 Schülern besucht. Die Lehrer Hilscher und Wiedemann sind sehr tüchtige Pädagogen, unter deren Leitung die Kinder nicht dressirt, sondern erzogen werden. Die Herren Stauß und Kompe lehren auf dem Lande, in der Nähe von Neu-Ulm.

Hat auch New-Ulm aufgehört eine Turnansiedlung zu sein, so ist doch das Turnerelement sehr gut vertreten. Es giebt keine Stadt in den Ver. Staaten, wo, bei einer ähnlichen Bevölkerung, so viele Zeitungen und Journale gelesen werden wie hier. Die Turngemeinde hat ein Liebhabertheater und eine gediegene Gesang-Sektion. Der älteste Turnzögling ist erst 62 Jahre alt und wiegt blos 230 Pfd. Wollt Ihr wissen, was der 67jährige Fackler wiegt? 99½ Pfd. und keine Unze mehr, noch weniger. Ist das nicht ein Mensch von Gewicht?!

Neu-Ulm hat circa 1200 Einwohner, unter denen blos drei amerikanische Familien. Boden und Frauen sind hier sehr fruchtbar. Ich habe noch nirgends so kerngesunde Kinder gesehen wie hier. Im Durchschnitt kommen auf jede Familie 5 Buben. Hört Ihr amerikanischen Frauen, fünf Buben auf jede Familie! Ihr — lasset Pillen walten und das deutsche Weib — die Natur. Auf welcher Seite der moralische Vorzug liegt, ist leicht zu bestimmen.

Es sind hier 5 Brauereien, von denen die größte jährlich circa 3000 Barrels braut.

Der erste Wollenverkauf in Neu-Ulm hat dieses Jahr stattgefunden und belief sich auf circa 6000 Pfd. Die bei-

den Sägmühlen und Mahlmühle der Herren Belm, Fischer, Miller und Co. machen gute Geschäfte. Meyer, Pfenninger und Börsch sind im Begriff eine neue Mahlmühle zu bauen.

Wo 5 Brauereien sind, da fehlt es auch an Bierlokalen nicht. Wohl, Ihr möget trinken; ausnahmsweise auch Bummeln; nur verbummelt nicht, nur saufet nicht, um den deutschen Namen zu ehren!

Die Neu-Ulm-Post wird von Hrn. Bogen, einen intelligenten und braven Deutschen, redigirt. Die Hand an's Herz, nicht an den Parteimaaßstab, gelegt, ist es nicht so, Herr Linau vom Volksblatt?! Ach, sollte man den Werth der Menschen nach der Kritik eines politischen Gegners beurtheilen, dann müßte jeder Zeitungsschreiber unserer Glorreichen, ein Ignorant oder Schurke sein. Einen schlechten Menschen hängen und verstümmeln ist schlecht, sehr schlecht; aber einen gemüthlich braven Mann mit dem Preßbengel moralisch tödten, ist der Schlechtigkeit und Niedertracht höchste.

Nach einem Aufenthalt von 2 Tagen fuhr ich per Stage (Postklepper) 25 Meilen nach Mankato. Hier miethete ich ein Buggy und fuhr nach St. Peter, um einige Geschäfte zu schlichten und dann mit der lieben Mollie nach Belle Plain und von dort nach St. Paul zu fahren. Mein Reisegefehrte auf der holprigen Fahrt nach Mankato war ein Amerikaner, der von Redwood kam, wo er einen kleinen Wasserfall mit 2 Acker Land gekauft hat, für Errichtung einer Mühle. Es sind dort, sagte er mir, zwei interessante Fälle: der Ramsey-Fall, 50 Fuß und der Redwood-Fall, 25 Fuß hoch. An der Fähre des Blue-Earth River begegneten uns einige Wagen mit Methodisten beladen, die nach dem 6 Meilen von Mankato entfernten Minneinneope-Fall fuhren, um ein sogenanntes „Social" zu feiern. Unter den Excursionisten bemerkte ich auch den Senator Wilkinson, in einem Buggy.

Zu Belle Plain angekommen traf ich mit Conrad Ebert, aus Ironton, zusammen. Wir gaben uns brieflich ein Rendevous nach St. Paul, um von dort zusammen nach New-Ulm zu reisen; doch irrte ich mich bei Angabe der Zeit. So reis'te er denn allein dahin, um sein Land in Augenschein zu nehmen und die Taxen zu bezahlen. Seine Rückreise gedachte er via Niagara zu machen; ich aber faßte den Plan, St. Joseph, Leavenworth und Kansas-City zu besuchen, wo ich seit 1860 nicht gewesen bin.

Als wir spät Abends in St. Paul angekommen waren, gewährte der Bluff mit seinen großen erleuchteten Residenzen einen imposanten Anblik. Die goldne Sichel schwebte über der Mississippi-Brücke und im Gau herrschte Tempelstille.

Der Fluß war indessen seit meiner Abreise so sehr gefallen, daß wir bis an's Depot fahren konnten. Ein Omnibus brachte mich nach meinem Absteigquartier, wo die nächtliche Ruhe weder durch Muskitos noch durch Wanzen gestört wurde. Und das ist gewiß ein großes Glück!

Ein ausgefüllter, ein genußreicher Sonntag. Ich machte Hrn. Carl Ahrendt den Vorschlag, eine Buggy-Fahrt via St. Anthony und Minneapolis nach dem Minnehaha-Fall zu machen. Acceptirt. Ahrendt ist ein gebildeter junger Kaufmann, den ich lieber auf der Bühne säe, als hinter Sicheln und Sensen, Zangen und Feilen, Messern und Bohrern und sonstigen Eisenwaaren. Er besitzt seltenes Bühnentalent, besonders im Fache des Komischen. Seine Declamationen, mit Nachahmung des irischen und sonstiger Dialekte und Charaktere, sind ganz vortrefflich. Uebrigens, was man bei Genies selten trifft, ist er auch ein – wie man zu sagen pflegt — ganz nobler Charakter.

Wir mietheten in einem der Leihställe ein Buggy, mit gutem Pferd. „Carl als Wagenleiter." Den „zwei Eichen" vorüberfahrend erinnerten wir uns jener vergnügten Abende, die wir in jenem „sorgen- und freudenreichen" weißen Framehause, bei Musik und Gesang oft zusammen genossen hatten und es schwebte unserm Geiste auch jener poetische Abend vor, da zwei Schwestern an der Seite ihrer Geliebten am Altare Hymens mit gesenktem Blicke standen und getraut wurden. Nun sind Beide glückliche Gattinen und Mütter. Wie eine Welle die andere drängt, so drängt sich im Leben Lust um Lust, Schmerz um Schmerz, und der gegenwärtige Moment gehört schon in der nächsten Secunde der Vergangenheit an; der Moment, den dir, bildlich gesprochen, kein Gott zurückzugeben vermag.

Auch jene Momente, die wir am Minnehaha genossen, gehören nun der Vergangenheit an und leben fort in der Erinnerung, an der Spiegelseite jener Eindrücke, welche tief und angenehm zu den Glanzpunkten des prosaischen Lebens gehören.

Der Anblick der St. Anthony-Fälle und die hohe Lage von Minneapolis ist prachtvoll. — Durch eine lange Straße von St. Anthony, ein ödes Bild des Stillstandes, fuhren wir nach der Wohnung des Hrn. Schillock, der vor Kurzem von Neu-Ulm hieher zog und in Bälde eine Bank zu etabliren gedenkt. Die gebildete und freundliche Hausfrau regalirte uns im Garten, im Schatten der Bäume, mit Kaffee und Kuchen und führte uns durch das Sanctum ihrer neuen Behausung, wo sie sich ganz glücklich fühlt.

Von hier ging es über Minneapolis nach dem Fall. Eine angenehme Fahrt von 5 Meilen über eine Ebene hin, wo Farm sich an Farm reiht; ein erfreuliches Bild sichtbaren Wohlstandes. Eine Eisenbahn führt dicht am Minnehaha vorbei. Ich habe den Fall seit mehren Jahren nicht besucht. Damals war noch Alles in der Nähe naturwüchsig wild. Jetzt ringsherum Korn- und Weizenfelder und freundliche Häuser. Am Falle ist eine Restauration, wo sich die zahlreich hier verkehrenden Fremden körperlich stärken können, nachdem sie sich an der Caskade geistig vollgesogen. Der Minnehaha-Fall ist, mit dem Niagara verglichen, blos eine Gießkanne, jedoch von solch idyllischem Reize, von solcher Schönheit pittoresker Scenerie, daß er, des Be-

suches werth, ein poetisches Gemüth, sei es das eines Dichters oder Malers, gewiß zur Bewunderung hinreißt. Die tiefe Grotte mit ihren Bäumen und Gesträuchen ist ganz geeignet, im Geiste des Dichters Erinnerungen an die Mythologie der alten Griechen zu wecken und sich in der magischen Camera der Imagination von Dryaden und Najaden, von Nymphen und Tritonen umgaukelt zu sehen. Auch drängt sich da wohl Vielen der Gedanke an die Indianer auf, wie sie mit Bogen und Pfeil und Tomahawk bewaffnet, vor dem Falle des „lachenden Wassers" Siesta hielten, ihr wildes Gemüth, in Andacht zu dem großen Geist erhoben. Eine Welle drängt und verdrängt die andere — die Civilisation der Weißen drängt die Rothhäute von Revier zu Revier und die Zeit ist nicht ferne, wo sie gänzlich verdrängt ad antidiluviana werden gehören. Bis dahin wird noch mancher weiße Scalp die Rache des verdrängten und so häufig durch Agenten betrogenen Wilden lohnen. Das Kriegführen mit Indianern erfordert Tausende von Millionen Thaler, ohne ein Resultat zu erzielen; sie für die Civilisation gewinnen, ist kaum möglich; um sich also, bei dem Drange der Weißen nach den fernen westlichen Staaten und Territorien, gegen Greuelthaten der Wilden zu schützen, wird am Ende Nichts übrig bleiben, als jeden Indianer für vogelfrei erklären: der Mensch ist des Menschen Feind. Liebe, Aufrichtigkeit und Harmonie sind so selten und so rar wie Diamanten und kostbare Perlen.

Der Mond schwebte über uns ein Pharus unbekannter Welten. Es war 9 Uhr als wir zur Fähre am Fuß von FortSnelling, kamen. Charon war am jenseitigen Ufer und wir hatten lange zu warten ehe er angeschwommen kam, um einen Obulus zu verdienen. Der Weg nach der Stadt war sehr gut und bald hielten wir vor dem Athenäum, um da einem Pseudo- sogenannten Sacred-Concert beizuwohnen. Die hübsche und geräumige Halle war mit einem fashionablen Publikum gut besetzt. Ich vergnügte mich da an einigen Gesangvorträgen und einem Concert-Stück, das, mit der Glanzpointe von Hauke's Violine, sehr brav exequirt wurde. Zum Schluß gingen „die Zerstreuten" über die Bühne; ich aber, abgespannt durch die geistige Aufregung am Minnehaha, ging ohne das Ende abzuwarten nach Hause. Ach, der ewige Wanderer ist fast täglich wo anders zu Hause, doch giebt es nur Ein „Zuhaus", wo das Herz sich befriedigt fühlt.

An Bord der Itaska nach Lake-City zurückgekehrt, und zwar in der Hoffnung, hier einen Enkel zu begrüßen. Ich kam zu früh zur — Taufe. Ob wohl der getaufte Schwiegersohn und seine ungetaufte Gemahlin die Taufe des Kindleins für nothwendig erachten werden? Sehr wahrscheinlich; denn — die Kirche „is a matter of business that — pays."

Ich konnte blos Einen Tag da verweilen und die Thränen meiner guten Cora und ihr Schluchzen und Klagen, als sähe sie mich zum letzten Mal, haben mich selbst zu Thränen gerührt. Leb' wohl! Sei glücklich in deinem poetischen Exil am Maiden-Rock. — Des Weibes Loos ist, Eltern, Verwandte und Freunde zu verlassen, um dem Gatten zu folgen.

Es war Mitternacht als ein Dampfboot angeschwommen kam. Wie die Tonewoge einer zerrissenen Saite wogte der Schmerz des Scheidens im Herzen als ich zur Ruhe ging. Des Morgens standen wir vor La Crosse. Feierliche Stille waltete im großen Fluthenrevier und still und ruhig war es auch in meinem inneren Hafen. Eine Ruhe des inneren Glückes, die man fühlen, doch weder beschreiben, noch Andern begreiflich machen kann, deren Lebensschiff, auf stürmischen Wogen durch allerlei Leidenschaften getrieben, sich noch vergebens nach einem Hafen der Ruhe sehnt.

Zu Lansing Halt gemacht, einige Freunde und gegen Abend meinen Lieblings-Bluff, den Theonit, besucht. Ein belebtes Atom unter Myriaden Atomen saß der alte Wanderer da auf der Platform eines rauhen Gesteines und labte sich an den mannigfaltigen Scenerien des malerisch situirten Städtchens. Der blaue Horizont, die wilden Contouren, Bluffs und Hochflächen, das Schellengeklingel der heimziehenden Kühe, das Blöcken der Schaafe, das Säuseln der Zephyre durch das Laubdach einer alten Birke vor mir; das melancholische Bild der die hohen Ufer wiederstrahlenden dunkeln Fluthen-Krümmung unter mir; alles Dieses wirkte so tief auf das Gewüth, daß die alte, noch nicht ganz vertrocknete poetische Ader sich unwillkürlich geöffnet und folgende englische Strophen der Arethuse des Herzens entlockt hat:

A father's Memento to his daugther Cora.

Whipe off your tear,
Pray, do not weep!
When all is clear,
The storm is but asleep,
And when the thunder roars,
Grief's sitting at the oars,
One moment all may change,
May happiness arrange.

Whipe off your tear,
Pray, do not weep!
Awake, aslepp
Be free of fear!
The present Moment do enjoy!
Lay in the grave the past!
Time flies, on wings so fast,
That mortals cannot cling,
Whit trust, to any future thing!

Whipe off then fast your tear,
Let heart. and head be clear.

To my wife Sarah, on a visit to Lake City, Min.

„Husband and wife"
That's Love, united whit strife.
Home, sweet home,
Where is a place like home?
Hurry, Sarah, comme home?
Say, when will you comme,
To sweeten our dear little home?
Come! Come!
Echo:
I come — sweet is home.

Um 8 des Morgens, eben als ich mit der Toilette fertig war, pfiff das Rohr des Dampfbootes Dubuque, von der Nord-Western-Line, auf ihrem Wege zurück nach St. Louis. Von St. Nicholas, unstreitig dem besten deutschen Haus von St. Louis bis New-Ulm, trottirte ich hinab nach der Levee und nahm Passage nach Dubuque, in Jowa. Das Wetter war herrlich. Heiter nach Außen und heiter im Inneren zog ich den breiten Strom hinab, ergetzte mich an den Scenerien und schlürfte die reine Luft, welche wie Balsam auf mich wirkte und nun die Arsenik-Pillen, gegen Asthma, überflüssig machte. Das Boot Dubuque verdient empfohlen zu werden. Reine Betten und — sogar ein Spiegel in den Schlafzimmern.

Ich traf auf dieser Fahrt mit dem Vater meines Schwiegersohnes, Hrn. Hubbard, zusammen, was mir sehr angenehm war. Wir schieden vor Dunleight, wo er den Zug nahm, nach dem Staat Illinois. Ich stieg jenseits zu Dubuque aus, nahm am Ufer einen Expreß-Wagen, machte schnell zwei Geschäftsbesuche und kam noch zur rechten Zeit, um mit demselben Boot weiter zu reisen; was mich der Qual enthoben hat, 40 Meilen mit dem alten Kasten Henderson nach Savannah zu fahren, um dort den Zug nach Rock Island zu nehmen.

Unweit Dubuque bogen wir den Fieber-Fluß hinein, um in Galena Blei einzuladen. Der Aufenthalt hat mehre Stunden gedauert und mußte ich das Vergnügen vermissen, einige alte Freunde hier zu besuchen, so machte mir doch das schöne Panorama der Stadt das Laviren angenehm.

Außer einigen hundert Tonnen Blei und Brennholz war an der Levee Nichts zu sehen, was ein Lebenszeichen des Handels an sich trug.

Did you see General Grant's House? ging es unter den Passagieren von Mund zu Mund. Ja, Grant, der schlichte Kaufmann von Galena, ist eine historische Celebrität geworden. Die großen Celebritäten der Geschichte sind mit Blut geweiht, geflossen in Schlachten und bei großen Convulsionen. Man muß Alexander oder Tamerlan, Napoleon oder Cartouche, Cicero oder Verres, Grant oder Booth sein, um in Klio's Buche dem Gedächtniß der späten Nachwelt aufbewahrt zu werden. Kleinere Generäle sind bald vergessen und wer verzeichnet den Heldenmuth so vieler Gemeinen?! Bildhauer, Maler und Dichter leben in ihren Werken fort, je nachdem sie sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben. Die Namen von vielen stürmisch aplaudirten Künstlern sind mit ihrem Leben verschollen. Der Schriftsteller hat alle Kraft, allen seinen Fleiß auf Einen Punkt zu concentriren, wenn er einige Jahrhunderte nach seinem Tode fortleben will im Gedächtniß der Nachwelt. Wer hat noch je den Namen eines gewöhnlichen Reporters, Recensenten, oder Zeitungscorrespondenten in der Geschichte aufgezeichnet gelesen, und hätten sie das Geistreichste geliefert!?

Titus oder Heliogabal, Cicero oder Catilinea, Joseph oder Tilly, Kossuth oder Görgey — das ist für die Sphäre des Ruhmes Dasselbe. Die moralische Größe, die wahre Größe, liegt in den edlen Motiven Jenes, der eine große, eine edle That vollzog. Das Bewußtsein ist ihr einziger, ist ihr höchster Lohn.

Das tiefe Blau des gestirnten Himmels, der Fluß, geschmolzner Lava ähnlich, die Hügel im Abendschleier, das Plätschern des Wassers, das Zirpen der Grille, das gegemächliche Hingleiten des Bootes, die feierliche Stille im Gau gaben dieser Fahrt auf dem Fieberfluß hinaus nach dem Vater der Ströme etwas Zauberisches, dem blos Syrenenstimmen und Flötentöne fehlten, um an eine Fahrt des Ulysses mit Calypso, oder eines Antonius mit Cleopatra zu erinnern.

Am 9. des Morgens vor der verschwundenen Gemüthlichkeit der Stadt Fulton, Clinton gegenüber, erwacht und — an vormalige Mondscheinfahrten gedacht, mit den Matadoren Wiencoop und Westphal an der Spitze. „Alles wechselt unter der Sonne." „Heut ist der Mond in voller Pracht, bald ist er eine Sichel; heute jubelt Michelchen und morgen jammert Michel."

Von Rock-Island, Davenport gegenüber, lagen wir einige Stunden, um Kohlen einzuladen. Ich dachte an d e n und dachte an d i e; doch konnte ich es nicht wagen, das Boot zu verlassen, um einige Freunde zu besuchen, die ich so gerne gesehen hätte. Mein Herz muß, in der That von enormer Elasticität sein, um in seinen Liebesporen so viele andere Herzen aufzunehmen. Und die Feinde — ach, deren Zahl ist Legion. Es liebe seine Feinde, wer sie lieben kann; ich hasse, theils verachte ich sie. Rache liegt nicht in meinem Charakter.

Als ich am Bord des Dubuque Passage nahm, dachte ich zu Fort Madison auszusteigen; doch bot mir das Boot so viel Comfort, daß ich nicht Lust hatte, ein anderes zu erwarten und fuhr bis Quincy, Ill. Nach einigen Besuchen und Postgeschäften ging ich zur Landung hinab, um von dort Mittags mit dem regelmäßigen Packetboot nach St. Louis zu fahren. Der nächste Weg nach St. Joseph, dem nächsten Ziel meiner Reise, wäre via Hannibal gewesen; doch da eben Samstag war und ich in dieser tristen Stadt

den Sonntag über hätte laviren müssen, zog ich es vor nach St. Louis, und von dort, auf der Northern Missouri, in Verbindung mit der Hannibal- und St. Joe-Bahn, nach St. Joseph zu reisen. Eine weite Tour; welche ich mehr des Vergnügens und der Gesundheit wegen unternahm, als des Geschäftes wegen. Auch wollte ich sehen, ob in den Städten am Missouri-Fluß, während und seit dem Kriege, ein materieller und geistiger Fortschritt oder Rückschritt stattgefunden habe. In St. Louis blieb ich 2 Tage, um für die 3. Series der Propaganda zu collectiren und, was der Beweggründe letzter nicht ist, um mich in Bühler's Hotel an seinem ausgezeichneten Tische zu restauriren. Tivoli fand ich niedergebrannt, die Walhalla Toni Niederwieser's in andern Händen, und sonstige Plätze des Vergnügens in statu quo. In der Turnhalle wohnte ich einem sehr guten Concerte bei, das besser besucht zu sein verdient hat. Von den deutschen Theatern hatte ich keine Lust, weder das Eine noch das Andere zu besuchen.

Die Fahrt von St. Louis nach St. Joseph bietet dem Auge manch landschaftliche Reize. Eine Strecke von circa 20 Meilen sind Hügelungen zur Linken und der Fluß zur Rechten; sonst flach, guter Boden, viele Farmen, u. auf der Prairie weiden große Heerden von Ochsen und von Pferden. Vor St. Charles auf einer mit Schienen belegten Dampffähre den trüben Missouri passirt. Im Waggon traf ich einen Bekannten aus Cleveland, den Architekten Herrn Weyle, der nach St. Charles fuhr, wo er den Bau einer deutschen, lutherischen Kirche zu inspiciren hat. „Baue ich sie nicht, so bauen sie Andere" und dagegen läßt sich vernünftigerweise wohl Nichts einwenden. Auf der weiten Reise passirten mir Wenzville, Wellsville, und einige Dutzend andre towns und villes, von denen Eine der Anderen gleich sieht, wie ein Ei dem andern. Korn- und Weizenfelder, so weit das Auge reicht; auch fehlt es nicht an Strecken mit Holzland. Zu den Unannehmlichkeiten der Reise gehörte das Rauchen im car 1. Classe und der vom Schornstein der Locomotive zuweilen durch die Fenster ziehende Rauch.

Von St. Louis bis zur Fahrsection der Bahnen, bei Macon City, sind 170 Meilen; von da nach St. Joe 136. Des Nachts im Depot angekommen erkundigte ich mich nach einem guten deutschen Gasthaus und ein Omnibus brachte mich nach dem City-Hotel. Ratten im Hof begrüßten mich bei der Ankunft im Hofe, und des Morgens nahm ich von einer Wanze Abschied, um in einem andern Hause Eine Wanze gegen Hundert einzutauschen; doch fand ich da ein Deutsches Haus, sehr freundliche Menschen, gute Küche, guten Wein und sehr guten Kaffee. Ich war da blos Eine Nacht, aber das war eine lange Nacht. In meinem Zimmer standen 6 Betten aus Eisen, alle rein überzogen; aber es bedarf mehr als reine Leintücher und Kopfkissen, um von Wanzen verschont zu bleiben.

„Ach, wie scheint der Mond so hell,
Und wie reiten die Wanzen so schnell!"
Ob's heiß? Ob's schwül?
Nun, ja, wie soll es denn bei 100 Graden
Nicht heiß sein, um zu rösten und zu braten?
Doch angenehm und kühl
Wehn Lüftchen sanft und rein
Zum Fenster und zur Thür herein;
Und schält man sich nur aus,
In seinem Marterhaus,
Bis auf die nackte Haut
Und wälzt sich bis der Morgen graut
Vom Rücken auf den Bauch,
Vom Bauche auf die Seiten,
Und sitzt 'ne Weile auch
Auf einem Stuhl, um ihn zu reiten,
Mit voller Resignation,
Dann geht es schon.
Man wird am Ende müd und matt,
Des Gähnens und des Sternengaffens satt
Und fällt in süßen Schlaf,
Wie ein geduldig Schaaf;
Wenn aber nun, verschont von Bissen
Der göttlichen Muskitos,
Von ihrem Sange eingelullt,
Das blut'ge Heer, die Wanzen,
Vortrefflich eingeschult,
Auf Leintuch und auf Kissen,
Die niedlich kleinen Puppen,
Liebkosend Menuette tanzen,
Und sich bald Solo,
Bald in Paaren, bald in Gruppen
Keck auf des Schläfers Nase setzen,
An ihrem Blute sich ergetzen,
Dann fährt der Schläfer auf
Und kratzt und schlägt barbarisch drauf;
Denn „Ein Moment kann Alles umgestalten,
Wenn man den lieben Gott läßt walten,
Und sich, von Wohlgeruch erfüllt,
Der Wanzen sucht zu wehren,
Die sich im Nu so sehr vermehren,
Daß man vom Bett muß springen
Und aus Verzweiflung singen
Mit der Muskito-Schaar,
„Deren erster Vater
Der erste Alto-Sänger war."
Ne, warum nicht gar!
Ganz sicherlich;
Ich schwör's dir beim Muskitostich.
Denn kann dich ein schön Gesicht
Begeistern zu einem Gedicht,
So, glaub' es mir, kann dich
Das nächtliche Miauen

Der Katzen auf den Dächern,
Vereinigt mit dem Grauen,
Das sich,
Ganz fürchterlich
Durch Wanzenbisse offenbart,
Bis zu dem tollsten Lachen
Begeistern und sogar zum Dichter machen.

Der Tag meiner Ankunft zu St. Joe war ein wichtiger Tag für die Stadt; denn es wurde darüber abgestimmt, ob die Stadt geneigt ist 800,000 Dollars Bonds zu zeichnen, zum Bau von 3 Eisenbahnen, von denen Eine westlich, die Andere nordwestlich und die Dritte nordöstlich gebaut werden soll. Der Antrag ging mit der sehr geringen Opposition von 61 Stimmen durch und Kanonenschüsse verkündeten den erfreulichen Sieg.

Es ist dies ein fabelhaftes Land! In Einem Jahr wird die Locomotive die weite Strecke nach Council Bluffs und Denver hinbrausen. Trotz des Krieges, trotz der hohen Besteurung in Folge desselben, trotz des Chaos der südlichen Staaten vormals in Rebellion, trotz der Jeremiaden über schlechte Geschäfte und Johnsoniaden zu Washington drängt sich der Strom nach Westen hin. Eine Stadt entsteht nach der andern und der Bau von 800 bis 1000 Häusern dieser Stadtpilze in Einem Jahr ist etwas ganz Gewöhnliches.

St. Joseph, besonders die deutsche Bevölkerung, hat während des Krieges bedeutend gelitten, ohne einen Vortheil, wie manche andere Städte, daraus zu ziehen. Im Jahr 1862 hatte man die Wahl, sich in die Rebellen-Armee pressen zu lassen, oder die Stadt zu verlassen; doch, siehe da, die Deutschen zogen hinüber nach Kansas, und organisirten sich unter Hrn. Rodman's Leitung militärisch und in Bälde standen 8 Compagnien, jede zu 100 Mann, schlagfertig da, um einem Angriff der Rebellen zu begegnen. Diese Miliz bezog ihren Gehalt von der Regierung und bestand 3 Jahre lang. Die Siege Lyon's und Siegel's in Missouri haben nicht nur St. Joe, sondern den ganzen Staat vom Verderben gerettet. Der berüchtigte Gouverneur jener Zeit, Jackson, ging mit General Price nach Arkansas und nahm als Beute alle Schul- und sonstigen Staatsgelder mit, deren er habhaft werden konnte. Ein Jahr hindurch lagen zu St. Joe alle Geschäfte total darnieder und Alle, die nicht auf irgend eine Weise gebunden waren, verließen die Stadt. Vor 2 Jahren erhob sich die junge Stadt von Neuem; so sehr, daß ich über die compacten Straßen, über die soliden und schönen Häuser, über die vielen neuen, theils durch Berge gegrabenen Straßen staunen mußte. Sogar eine Straßeneisenbahn ist bereits da! Die Einwohnerzahl hat 20,000 überstiegen. Es erscheint hier eine deutsche Zeitung, herausgegeben von General Heinrichs. Hrn. Sachse, aus Baltimore, der 2 Jahre lang, ein englisches Blatt, „St. Charles Kosmos", herausgab, traf ich hier wieder am Setzkasten. Der Turnverein hat einen neuen Aufschwung genommen und besitzt gute Kräfte. Nur das geistige Turnen nicht zu niedrig angeschlagen!

Zu St. Joe erhielt ich die freudige Botschaft, daß meine Tochter Cora, zu Lake-City, am 9. August, glücklich mit einem Knaben entbunden wurde. Dies sei meinen Freunden in Parenthese gesagt. Möge der kleine Weltbürger wachsen und gedeihen und ja kein Mucker werden; denn Mucker sind unter Menschen Das, was Wanzen sind unter Insekten.

Nach der Stadt Omaha, in Nebraska, gehen von St Joe wöchentlich ergelmäßig 3 Dampfböte. Diese Stadt und Denver, in Colorado, habe ich für einen Streifzug im Jahr 1868 vorgemerkt. „Menschen denken, Verhältnisse lenken" Die Eisenbahn nach Denver schreitet rasch vorwärts — wenn vollendet, werden 800 Meilen blos ein Katzensprung sein.

Um mich nicht zum zweiten Mal zu einem Wanzengedicht begeistern zu lassen übersiedelte ich am Abend vor meiner Abreise zu meinem vormaligen Agenten, Hrn. Julius Clemens, der ein Gasthaus dem Depot gegenüber hält. Nach einer erquickenden Nacht verließ ich um 3 Uhr des Morgens das freundliche St. Joe und hielt vor Atchison an. Ich trottirte bei hellem Mondschein nach der Fähre und von da einen weiten Marsch hinauf durch eine breite Straße, bis ich zu einem Hotel kam. Ein Kanapee im Parlor war da willkommen, um bis zur Frühstückstunde zu schlummern.

Schnell die Geschäfte abgemacht, mit einigen tüchtigen Deutschen bekannt geworden und weiter hinab nach Leavenworth gezogen. Es sind sieben Jahre seit ich nicht hier war. Außer einigen Namen früherer Abonnenten, dem Andenken an den zu jener Zeit nicht besonders empfehlenswerthen heiligen Georg u. das wüste Treiben der damaligen Barrackenstadt hatte ich Nichts von Leavenworth im Kopf behalten. Wir fuhren mit dem Bus der alten, großen Bude des Heiligen mit seinen zwei schwerfälligen Gallerien, kleinen Fenstern u. niedrigen Thüren vorüber, u. ich schwankte zwischen einem amerikanischen Hotel und dem deutschen Grant-Haus, das mir in St. Joe empfohlen wurde. Ich entschied mich für das Grant-Haus. Da es mir jedoch zu weit abgelegen war, eilte ich zurück nach dem St. George-Haus, um zu sehen, wie es da jetzt nach 7 Jahren aussieht. Welche Ueberraschung! — Capitän Odenfeld, ein Bekannter aus Springfield, O. als Barkeeper, ein gebildeter, sehr freundlicher Wirth, ein comfortables Zimmer und guter Tisch — das war wohl genug, um mit Riesenschritten den General Grant zu verlassen. Nicht nur die innere Verwaltung des alten St. George-Hotels hat sich durch Hrn. Schwarte bedeutend verbessert, auch die Stadt hat, seit meinem letzten Hiersein, eine ganz andere Physignomie erhalten. Die meisten der Bretter-Buden in den Hauptstraßen haben soliden geschmackvollen Häusern Platz gemacht und es giebt da Kaufläden, die an Eleganz und Assortement jeder Großstadt

Ehre machen würden. Obschon ich auch hier, wie überall, über schlechte Zeiten klagen höre, so sehe ich doch nirgends Spuren von Armuth und auch in Leavenworth herrscht noch immer Regsamkeit genug, um das Klagen blos auf die Zeit des Krieges passend zu finden, während dessen hier die Geschäfte blühend gewesen und Viele reich geworden sein sollen. Ich selbst habe nicht Ursache über schlechte Zeiten zu klagen u. hätte das zur Epidemie gewordene Klagelied einen Grund, so würde die Fackel gewiß nicht so viele Abonnenten erhalten, deren Zahl in den Städten, wo ich lange nicht war, weit meine Erwartung übersteigt. Hier zu Lande ist man eben nicht zufrieden, wenn man, durch Fleiß und Sparsamkeit, sein Leben macht; man will Geld machen, viel Geld — und tritt, wie jetzt nach dem Kriege, eine Krisis ein, oder regt sich Handel und Wandel in einem normalen Zustand, so wird geklagt; doch dabei trotz alledem gut gegessen und viel getrunken. —

Die Bevölkerung hat bereits die hohe Zahl von 25,000 erreicht. Es sollen hier an 3000 Farbige wohnen, die der Zeitgeist von Kansas bis jetzt noch nicht mit dem Suffragium beehrt hat. Und das Frauen-Stimmrecht? Das ist ein Hirngespinnst, wie ich aus einer deutschen radikalen Zeitung von Wyandott, genannt: „Die Fackel," ersehen konnte. Diese Fackel liefert in ihrer Nummer vom 14. August ein Gedicht aus einem alten Buch, um den ultra radikalen Thoren und Fürsprechern des Frauenstimmrechtes zu zeigen, in welche Sphäre das Weib gehört. La voila.

Die Weiber sollen sein im Haus
Klug, weis, daß nichts wird tragen draus,
Durch falsch Untreu, Maid und Knecht,
Ihrer Kinder pflegen, warten recht,
Strehlen, Kämmen und zwagen,
Kochen, waschen, nit viel fragen,
Was auf dem Rathhaus g'handelt werd.
Es würd sonst all Ordnung verkehrt,
Die blieben sind bis auf die Stund,
Drum euer Fürnehmen hat kein Grund.
Weiber sollen Weiber bleiben,
Ein jegliches seinen Beruf treiben,
Es würd sonst übel steben in der Welt.

Welcher Geist! welche Sprache aus der „güten alten Zeit!" Packt euch, Ihr Weiber, in die Kammer, schert euch in die Küche! wacht über Magd und Knecht, waschet und kämmt eure Kinder, seid euren Männern unterthan, kocht ihnen gute Suppe, Sauerkraut, Klöse und Nudel, kümmert euch nicht was außer dem Hause vorgeht, leset die Bibel und Genovefa, mischt euch nicht in Politik, sprecht über Waschen und Kochen, seid demüthig im Glauben und vermeßt euch nicht, nach klassischer Lektüre euch es gelüsten zu lassen und dem Born der Wissenschaft; denn Ihr Weiber sollt Weiber, sollt getreue Dienstmägde eurer Männer sein!

Ihr Männer aber im alten Vaterland, seid und bleibt treue Unterthanen eurer Fürsten; kümmert euch nicht um Politik, die euch am Ende lüstern machen könnte nach der heillosen Republik, wo Ihr zwar freie Bürger, aber doch Stimmvieh sein würdet, wie so viele eurer abtrünnigen Landsleute in Amerika, wo jetzt die „politische Nothwendigkeit" nicht nur den befreiten Sklaven zum stimmfähigen Bürger macht, trotz dessen, daß er weder lesen noch schreiben kann, sondern wo sogar einzelne Fanatiker, die man Reformer nennt, das Stimmrecht der Weiber verlangen, die in der Regel eben so belesen, eben so gut geschult wie die Männer und weit tugendhafter, moralisch besser und ehrlicher sind als ihre souverainen Herren. Aber die Crinoline, der Wasserfall, die ganze äußere Tournure und Figur sind die nicht ganz der männlichen Form diametral entgegengesetzt? Sind Frauen nicht auch körperlich schwächer als der Mann? Müssen sie nicht Kinder säugen? Müssen sie nicht aufhören Weiber zu sein, wenn sie sich es einfallen ließen, sich auf die Competenz des Gehirns, auf die geistigen Anlagen und die Rechte als „Menschen" zu berufen? Sind denn Frauen wirklich Menschen? Ach, Fackel von Wyandott, belehre doch den Fackler von Cincinnati, der ein so großer Verehrer der Frauen war, ist und bleiben wird und der das Weib in der Regel höher stellt als den Mann, obschon Frauen keine Matrosendienste verrichten und höchst wahrscheinlich, wenn souverain in einer Republik, dem barbarischen Handwerk des Kriegeführens für immer ein Ende machen würden; belehre ihn doch gründlich über die Bestimmung des Weibes! —

Nicht für unfähig halte ich das Weib, sich an allen Staatsangelegenheiten zu betheiligen, nur bedauren würde ich es, wenn es das Unglück hätte, sich bei unserer Culturstufe, von dem männlichen Parteischund in Zeitungen beschmutzen zu lassen und sich mit dem männlichen voting cattle meliren zu müssen, dem cattle "par excellence", roh und gemein im Allgemeinen und ganz speciell bei Wahlen vollgesoffen. Aus purem Patriotismus, aus reinster Freiheitsliebe.

Bedingte Intelligenz der Männer hat den Süden regiert und an den Abgrund der Rebellion getrieben. Wir wollen sehen, wie künftig der Süden durch unwissende Neger regiert wird. Eine Regierung durch Frauenstimmen werden wir noch lange nicht erhalten.

In Leavenworth erscheinen gegenwärtig vier englische und zwei deutsche, tägliche Zeitungen. Mag das auch ein Beweis sein, daß hier viel gelesen wird, so wäre doch eine deutsche und zwei englische tägliche Zeitungen hinreichend, um die Stadt mit Lesestoff zu versehen und den Herausgebern eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Wohl, wir leben eben in einem Staate der freien Concurenz und wer da am besten lauft, der kömmt am weitesten, wer aber fällt, der sehe zu, wie er wieder aufsteht. Help yourself! Ach, hilf dir selbst! Bist du nur frei; was kümmern dich Andere? Bist du nur „gut ab"; was kümmern dich Ande-

re? O, des kalten Egoismus, in dessen Eisregion die edelsten Gefühle erstarren und wo der begeistertste Menschenfreund sich endlich schneckenähnlich in sein eigenes stilles Loch zurückzieht, die Menschheit beklagt und mit diabolischem Lächeln sich selbst zuruft: hilf dir selbst! Wohl ihm, wenn er bei abgekühlter Begeisterung genug Charakterstärke besitzt, um dieses „Sichselbsthelfen" nicht mit Aufopferung von Grundsätzen praktisch durchzuführen und zum Schurken zu werden, der mit Principien Wucher treibt, für Geld Gott und dem Teufel, der Freiheit und der Knechtschaft dient, sich bückt und beugt, und krümmt und accomodirt, um sich selbst zu helfen! Für den Mörder einen Strick (falls man geneigt ist, der Todesstrafe das Wort zu sprechen); für den Schurken, der mit Grundsätzen Handel treibt und die Menschenrechte für ein Linsengericht feil bietet, die seidene Schnur! Das ist so meine Meinung.

Ich hatte das Vergnügen einen der Redacteure des Conservative, Hrn. Hoyt, vorgestellt zu werden. Derselbe war Anwalt des Martyrers John Brown. Der Titel entspricht dieser Zeitung durchaus nicht; denn sie ist nichts weniger als conservativ, sondern so radikal, als man es von einer sich radikal nennenden Parteizeitung erwarten kann. Auch die beiden deutschen Zeitungen verfolgen eine radikale Tendenz.

An der Vereinsschule, mit 150 Kindern, fungiren zwei Lehrer. Eine alte Bretterhütte, genannt Theater-Halle, scheint für die Kunst rettungslos verloren zu sein. Indeß Thalia einstweilen hier keine Verehrer hat; zählt der Turnverein doch circa 100 Mitglieder, bei denen das geistige Turnen einen Werth zu haben scheint; denn man forderte mich auf, einen Vortrag zu halten, welcher von Herren und Frauen zahlreich besucht war, und Mehre abonnirten für die Fackel. Besonders interessirten sich für mich die Herren Kassirer, Oberst Haas und W. Niemeyer, der mich vor 20 Jahren zu Hamburg gekannt und hier wieder erkannt hat. So wie zu St. Joe und Atchison hat auch hier Alles meine Erwartung übertroffen.

Der Gesangverein hat an Hrn. Dotter einen tüchtigen Direktor. An Unterstützungsvereinen, mit und ohne Geheimniß, mit und ohne Lappalien, Scherpen und Schürzen, fehlt es auch hier so wenig wie in andern Städten der Union. Das deutsche Element ist hier bedeutend vertreten. Es sind da eine Gießerei, mehre Mahl- und Sägemühlen, eine Wollenfabrik, eine Meubelfabrik, eine Speichenfabrik, fünf Brauereien, von denen die Herren Branson und Kirmeyer per Dampf Ale und Porter brauen und auch Sodawasser fabriziren. Von den vielen Salons sind die des Hrn. Haas und Besser und der des Hrn. Swizer, mit 10 Billiardtischen, die größten und frequentesten. Zum Sonntags-Vergnügen sind den Deutschen drei Sommergärten geöffnet, obschon sie auch noch ein Recht haben, oder doch das Recht sich nehmen dürfen, in der Stadt bei offenen Thüren ihr Lager zu trinken. Uebrigens wird hier auch viel Wein getrunken.

Ich fand da sehr guten Concord, aus Hermann. — Die Deutschen sind an allen Geschäftszweigen betheiligt; das Kleider- und Schnittwaarengeschäft ist fast ausschließlich in Händen von Israeliten. Zu den größeren Geschäften zählt man gegenwärtig das Sattlergeschäft des Hrn. Katzung, das für Schuhmacher-Requisiten des Hrn. Endriß, das Liqueurgeschäft des Hrn. Hoffmann, Uhren- u. Juwelengeschäft von Deckelmann, mehre reichsortirte Grocerien und zwei gute Apotheken. Das größte Kleidergeschäft ist jetzt das von Cohn, und die größte Eisenwaarenhandlung die von Vierguß u. Co. Auch fehlt es nicht an Kirchen; es sind da drei deutsche Kirchen, eine Synagoge und ein katholisches Bisthum. Die Stadt ist auch bereits mit einem Nonnenkloster beglückt. Wohl, die armen Schwestern sind gute Lehrerinen für Kinder gläubiger Eltern und gute Pflegerinen der Kranken. Wenn es Wanzen giebt, warum sollte es nicht auch Nonnen und Mönche geben? Fürchtest du die Bisse Jener und den römischen Einfluß Dieser, so schaffe sie dir vom Leibe und halte dich hübsch ferne von ihnen! Berechtigt zum Leben sind sie so gut wie du selbst.

Am 20. des Morgens auf der Pacificbahn 24 Meilen nach Kansas-City, Mo., gefahren. Die Entfernung von Leavenworth nach St. Louis auf dieser Bahn beträgt 309 Meilen. Die Fahrt eine Strecke am Strome hin, durch üppiges Holzland, ist sehr angenehm. Bei Wyandott, einem Städtchen in Kansas, passirte der Zug den Kawfluß und bald hielten wir am Depot von Kansas-City, im Staat Missouri. Eine aus Sandbergen mühsam herausgegrabene, rührige Stadt, mit circa 15,000 Einwohnern, von denen der dritte Theil aus Deutschen besteht. Auch hier ist seit 7 Jahren, trotz der Leiden der Stadt während des Krieges, ein bedeutender Fortschritt zu sehen. Sähe ich nicht rings um mich neue Häuser, neue Straßen, so würde ich es kaum glauben, daß hier im Jahr 1866 700 neue Gebäude aufgeführt wurden. So schreitet der Westen voran. So reiht sich auch Farm an Farm und Jene im Osten täuschen sich sehr, die da glauben, die fernen westlichen und nordwestlichen Staaten seien eine Wildniß.

Bei meinem ersten Ausgange in der Stadt hörte ich meinen Namen rufen und siehe da, es war ein alter Bekannter, Hr. Ed. Keller. Seine Freude des Wiedersehens war so groß, daß er sogleich in einen Leihstall ging, um mir das Vergnügen einer Spazierfahrt zu bereiten. Wir fuhren zu Helmreich's Brauerei und besuchten auch den Gärtner Schwanfeld, der eben mit Einsammeln einer zweiten Gemüse-Erndte beschäftigt war, da die erste von den Heuschrecken schonungslos vertilgt wurde. Man klage nicht über Heuschrecken; die Zerstörungswuth des Menschen bietet Heuschrecken und Kartoffelwurm — das beweisen ja seine Kriege.

Der Turnverein hat vor Kurzem den Bau einer sehr hübschen und geräumigen Halle vollendet. Ich hatte das Vergnügen da einen Vortrag zu halten. Das Innere, mit

der Bühne und den Gallerien, hat viel Aehnlichkeit mit dem Athenäum zu St. Paul. Nach der Rede bei heiterer Gesellschaft einen vergnügten Abend zugebracht, bei Herrn Kumpf, der uns in seinem Lokale mit ausgezeichnetem 65er Rheinwein die letzte Oehlung gab.

Die deutsche Schule wurde 1855 durch Beiträge gegründet und hat gegenwärtig circa 80 Schüler, mit einem Lehrer und einer Lehrerin. Es erscheint hier eine deutsche Zeitung von freisinniger Richtung, der die hiesigen Deutschen in der Mehrzahl huldigen.

Ich wohnte hier der Grundsteinlegung einer Eisenbahn-Brücke bei, welche über den Missouri-Fluß gebaut wird. Der Kostenanschlag beläuft sich auf 1½ Million Dollars. Von dieser Bahn, Fort Scott und Galveston Road, ist bereits eine Strecke von 240 Meilen vollendet. Die Hauptstraße war mit Neugierigen gefüllt und die Salons machten gute Geschäfte. Endlich um 12 Uhr setzte sich der Zug von allerlei Gesellschaften, mittelalterlichen und modernen, Rittern und Marschällen, Meistern und Gesellen, in Bewegung, mit den Turnern — die eigentlich den Kopf der Procession hätten bilden müssen, — im Schlepptau von Hinten. Ach, dieser Scherpen und Schürzen und theatralischen Lappalien in einem freien demokratischen Staate! Wollt Ihr denn gar nicht vernünftig werden? — „Vernunft und Tugend" bedürfen keines Schmuckes und weder Krone noch Talar, weder Doctorhut noch Seidenscherpe vermögen ihren Mangel zu ersetzen. Einfachheit in Kleidung, ohne Firlefanz, charakterisirt den vernünftigen Mann, den freien Bürger. Ueberlasset das „Costumiren und Decoriren" den Charlatanen der Kirche, den Monarchen und ihren Satelliten, und den Schauspielern; Ihr aber, als Republikaner, suchet die Wahrheit und übet das Gute, das Edle ohne Schmuck und Schaugepränge! Glaubt nicht, daß ich gegen das Princip der Vereinigung und Verbrüderung für gute Zwecke bin; ich bin blos gegen die äußere Form und wünsche, daß man jene Liebe und Mildthätigkeit, die man in Logen und Vereinen lehrt und gegenseitig üben soll, auf alle Menschen ohne Unterschied ausdehne, wenn sie der Liebe würdig und der Hälfte bedürftig sind.

Der Zug bewegte sich bei schallender Musik durch einige Straßen hinab nach dem Flusse. Die Festrede und das Gebet, mit geschlossenen Augen, wurde vom Großmeister einer Maurer-Loge gehalten. Nun, ohne Gebet geht es eben nicht. Zu bedauern ist es blos, daß das Gebet bei solchen Gelegenheiten und bei den meisten Betern nicht vom Herzen kömmt, sondern hohles Herplappern kalter, unsinniger Worte ist. Das Gebet verhält sich zur Vernunft eben so wie Schürze und Scherpen zum Radikalismus der Freiheit. „Ironie und Karrikatur."

Ich hatte während der Ceremonie einen hohen Posten auf einem Sandhügel eingenommen und fühlte — die bunte Menschenmasse unter mir — tief, daß ich so ganz allein dastehe und ich seufzte bei dem „inbrünstigen" Gebete um so mehr, da ich vor mir, jenseits dem Flusse, das Gestade vom Clay-County sah, das berüchtigt ist durch — seine Strolche und Pferdediebe. Ja, wir sind ein heiliges, ein christliches Volk!

Des Abends spielte die „Peola-Braß-Band" einige Stücke vor dem Sheridan-Hause, und zwar sehr brav. Musik erhebt den Geist, Musik veredelt das Gemüth. Gute Musik ist die Sprache der Harmonie; Harmonie ist die Tochter der Liebe — schlechte Musik ist Disharmonie, die Furie des Hasses.

Vor meinem Zimmer-Fenster des Sheridan-Hauses gruppirt sich, in der Entfernung von einigen Meilen, das Städtchen Wyandott, hoch und pittoresk gelegen.

Möge die Kansas-Fackel dort leuchten, nicht nur zur geistigen und moralischen Veredlung und Hebung des Mannes, sondern auch des Weibes!

Am 22. fuhr ich 174 Meilen auf der Pacificbahn nach Jefferson-City, der Capitolstadt von Missouri. Der Landung wegen sind die meisten Städte entlang dem Flusse auf hohes, ungünstiges Terrain gebaut; so gehört denn auch Jefferson-City in die Classe der amerikanischen Siebenhügelstädte. Ich erinnere mich sehr dunkel, daß ich vor 15 Jahren in dieser Stadt war; sie war damals und ist noch immer eine kleine Stadt.

In Ermangelung eines Omnibus brachte mich ein Expreßwagen nach einem Nr. 1 Hotel, dem McKurty-Hause. Wirth und Gäste trugen hier das Gepräge der „guten alten Zeit", wo es noch Meister und Sklaven in Missouri gab. In den Zimmern fehlte es nicht an guten Meubeln, hoch an Reinlichkeit und Ordnung; trotz dessen, daß ein ganzer Schock von Schwarzen beiderlei Geschlechts zur Bedienung da herum leiert. Das Speisezimmer im basement war des Abends spärlich mit zwei Oehllampen erleuchtet und durch die Aufwärterinen verdunkelt, daß es mir kaum möglich war das kredenzte beef vom mutton zu unterscheiden. Ach, die amerikanische Küche! Dieses Ceremoniel, diese Steifheit, dieser überflüssige Troß von Aufwärtern und der geschmacklose Fraß!

Anstatt des Gongs weckte mich am Morgen ein Neger mit der demissen Frage: „will you have your boots cleaned? No, Sir, erwiederte ich; denn ich bin seit 30 Jahren mein eigner Stiefelputzer und bin überhaupt zur Ueberzeugung gekommen, daß es am Besten ist, Nichts durch Andere verrichten zu lassen, was man selbst thun kann. Sich von Andern möglichst unabhängig machen, ist der größte Reichthum für den freien Mann.

Als ich nach dem Frühstück auf der Veranda Siesta hielt, war eben auch ein Eichhörnchen im Käfig mit seinem breakfast beschäftigt. Der Cracker, an dem es nagte, schmeckte ihm gewiß besser als mir das geschmorte Sohlenleder, genannt beefsteak.

Was leben will, muß essen und muß trinken: ob Mensch oder Eichhorn. Das Leben ist ein wechselseitiger General-

Auffressungs-Prozeß; doch zum Gourmand hat es blos der Mensch gebracht. Allerdings auch ein Vorzug der Intelligenz und welcher vernünftige Mensch von gutem Geschmack würde nicht Champagner dem Fusel und eine delikate Wiener Mehlspeise oder „Backhendel" nicht einem amerikanischen Pie und Mutton Chop vorziehen!?

Vis-a-vis der Veranda hielt eben auch eine fette Negerin Siesta und schmauchte ihr Gips-Pfeifchen, das gewiß nicht mit Knaster gefüllt war. Gewohnheit vermag viel über den Menschen und der hungrige Magen begnügt sich mit Commiß-Brod. Im Hofraum tummeln sich kleine Negerchen und Mulattchen herum. Wer weiß, ob nicht Einer von ihnen einst noch Präsident der Ver. Staaten wird, dachte ich. Wenn ein weißer Bootsknecht und ein weißer Schneider sich zum Präsidenten emporschwingen konnten, warum sollte die Zukunft, bei dem allgemeinen Stimmrecht, nicht auch einen begabten Mulatten zu dieser hohen Stelle heranbilden!? Entsetzlicher Gedanke! Hört Ihr, Demokraten und conservative Republikaner, ein schwarzer Präsident, mit einem weißen Thürsteher! Entsetzlich! Was wird die Zukunft nicht noch Alles bringen! Am Ende gar noch — eine Präsidentin. — Na, da muß dann doch die Welt bald untergehen.

Daß Weiber zu regieren verstehen, haben längst Königinen bewiesen und in Jefferson-City hatte ich das Vergnügen eine gebildete deutsche Dame kennen zu lernen, die „ein Apotheker" ist, der nicht geboten werden kann. Exempla docent.

Das State-Haus ist eine alte Baute im gewöhnlichen Capitol-Styl. Durch die Bekanntschaft mit Hrn. Rodman, dem gegenwärtigen Staatssecretär, fand ich Gelegenheit die Zimmer des Senates und die des Hauses in Augenschein zu nehmen. Auch die Kuppel erstiegen wir, wo man eine sehr hübsche Aussicht hat über die Stadt, Flußgebiet und waldige Höhen. Von deutschen Beamten im Kapitole könnte man beinahe den Schluß ziehen, daß Missouri ein deutscher Staat sei. Da giebt es jetzt außer dem deutschen Staatssecretär einen deutschen Buchhalter und drei deutsche Chief-Clerks. Ich hatte auch das Vergnügen, dem Gouverneur, Hrn. Fletcher, vorgestellt zu werden.

Im Senatzimmer sind die Portraite von Jefferson u. von Lyons, colossal zu Pferd und ein Brustbild von Washington. Im Haus die Bildnisse, in Lebensgröße, von Jefferson, Clay, Benton und Cooleß. Benton, den Rebellen als free soiler verhaßt, hatte die Ehre eine Kugel durch die Stirne zu erhalten. Als sich nemlich die letzte Rebellen-Versammlung vertagt hatte, in Folge von Blair's und Lyon's Anmarsch, schoß einer der edlen Gesetzgeber mit einem Revolver nach Benton's Portrait. Des Mahlers Pinsel hat die Wunde leicht geheilt; aber die politischen und ökonomischen Wunden der Rebellen, in Folge der tollen Secessionsgelüste, werden noch lange, lange nicht heilen.

Jefferson-City zählt an 5000 Einwohner, von denen die Hälfte Deutsche sind. Es besteht hier ein Turnverein, eine deutsche Schule mit guten Lehrern und eine radikale Zeitung: „Der Fortschritt," im Jahr 1866 durch eine Actiengesellschaft gegründet. Redacteur des Blattes ist gegenwärtig Hr. Ernst Schiereuberg. Von den drei hiesigen Buchhändlern klagte der Eine, daß das Publikum blos Schriften a la Schinderhannes und Ostereier, Blumenkörbchen und Gebetbücher kaufe. Nun, darüber braucht man sich nicht zu wundern, wenn man die Ehre hat, mit dem Publikum, dem großen souverainen Lümmel, etwas genauer bekannt zu sein. Die Geschmäcker sind halt verschieden; sagt der Oesterreicher.

Ich traf hier einen Leidensgefehrten von K. Kelu. von Schurz, Hrn. Jos. Rösen, und einen Siebenbürger, Hrn. Zoeldy, einen belesenen und vielgereisten Mann.

Handel und Gewerbe sind in Jefferson-City von keiner Bedeutung; auch für den Weinbau ist da noch wenig geschehen. Gegenwärtig ist eine Maschinenwerkstätte im Plan, für dessen Gründung von Actionären bereits 6000 Dollars eingezahlt sind.

Am 24. des Morgens um 4 Uhr fuhr ich bei hellem Mondschein nach Washington. Diese Reise bald am Flusse hin, bald durch grüne Haine, bald dicht an felsigen Bluffs hinjagend, ist sehr angenehm. Um 6 Uhr hielten wir vor Hermann, der deutschen Stadt. Knaben kamen an Bord und boten delicate Pfirsige zum Kauf an, 3 Stück für 5 Cts. Die erste Rebe in Missouri u. den ersten Pfirsigbaum haben gewiß Deutsche gepflanzt. Der erste Whisky-Brenner mag wohl ein Irländer gewesen sein.

Der Geist Mühl's, vom Lichtfreund, und Wesselhöfft's, des Herausgebers der alten und der neuen Welt, umschwebten mich hier. Beide waren Biedermänner und Teutsche von echtem Schrot und Korn. Ruhe ihrer Asche und Achtung ihrem Namen!

Um 8 Uhr restaurirte ich mich im Washington-Haus des Hrn. Fricke mit einem sehr guten Frühstück, machte die Runde in der Stadt und eilte nach St. Louis, um dort einen Sonntag materiell und geistig zu genießen.

Washington hat etwas über 2000 Einwohner. Es sind da vier deutsche Schulen, ein Turnverein mit Musik- und Gesangsection, eine Bühne mit guten Kräften und eine Zeitung: „Die freie Presse," herausgegeben von Huhn, dem gegenwärtigen Sprecher der Turngemeinde.

Im Umkreis der Stadt giebt es viele große Farmen, von denen ftel Deutsche eignen. Es sind hier zwei bedeutende Mahlmühlen, die Eine mit vier Gängen.

Die Nacht hindurch gefahren u. früh des Morgens in Bühler's Hotel um Einlaß geklopft. Was McCool unter den Boxern, Johnson unter den Demagogen, Bismark unter den Ministern, das ist Bühler unter den Köchen: groß und nur von Solchen gehörig gewürdigt, die unter civilisirten Menschen, kraft Organisation und Erfahrung, berechtigt sind, den Titel eines Feinschmeckers in Anspruch

zu nehmen. Wie Verstand und Gefühl ihre Grade haben, so hat sie auch der Gaumen, und nur ein Mensch, der seinen Geschmack hat, eignet sich zum Berufe eines Koches par excellence. Mag Käs und Brod eine gesunde Nahrung für Gesunde sein, so sind doch eine Cotelette mit Champignons, ein Hecht mit sauce piquant u. dgl. Delikatessen andere, deren Zahl im Bereich der Gourmandie Legion, gewiß eine jute Jabe Jottes, deren Werth ein Zeno nicht minder anerkennt als ein Epikur.

Das Sommertheater von St. Louis fand ich gut besetzt, das Orchester sehr brav; doch zum haut gout hat es die Bühne noch lange nicht gebracht, trotz Fehringer und Pfeiffer.

Das Auge eines Adlers, der Busen eines Schweizermädchens, der Mund gleich einer gespalteten Rosenknospe, um welche Amoretten spielen, eine gewandte Soubrette; doch etwas zu viel embonpoint für die Bühne — das ist Fräulein Fehringer.

Wie ich vernehme, soll eben in die Scene gesetzt werden: „Die Union wie sie war; oder: Die rothen Pantoffeln eines republikanischen Doctors zu St. Louis." Tragischcomische Posse in Einem Aufzug. Name des Verfassers unbekannt.

Der August ist vorüber — das war eine lange Tour, ein weiter und breiter Streifzug. — Ich kaufte mir mein Ticket im Planter's Hause, setzte mit einem der passagiere beladenen Omnibusse über den Fluß, nahm Platz im Schlafwaggon, erquickte mich mit Birnen und mit Pfirsigen, schlief sehr gut und erwachte des Morgens im Depot von Porkopolis, der Königin des Westens. All well. Ach, es war seit lange her Alles wohl — was wird die Zukunft bringen? Wenn Alles still und ruhig, sind Stürme am nächsten. Vale! rufe ich dem Leser zu und zu mir selbst spreche ich im Stillen: Sape!

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Von der Beschneidung. Radowsky	3
Freie Gedanken. C. Porsch	6
Oesterreich's Macht und Verfall. S. Ludvigh	7
Römische Geschichte. Dr. W. Wägner	11
Ueber Anstand und Lebensart. Jul. Weber	15
Die Kunst der Rede. L. Wienbarg	20
Geschichtstabelle. F. H. Ziegenhagen	23
Die Frauen der franz. Revolution. J. Michelet	29
Lehre der Nahrungsmittel. Dr. J. Moleschott	37
Gute Gedanken. C. Porsch	43
Der hinkende Teufel. Le Sage	43
Naturlehre. C. G. Rau	48
Sensualismus. Dr. H. Czolbe	53
Der hinkende Teufel. Le Sage	58
Lehre der Nahrungsmittel. Dr. J. Moleschott	65
Die böse Trinität. C. Porsch	69
Römische Geschichte. Dr Wägner	71
Die Frauen der franz. Revolution. J. Michelet	75
Naturlehre. C. G. Rau	80
Amnestie der Presse. S. Ludvigh	83
Usurpation eines Präsidenten der Ver. Staaten und das Recht ihn abzusetzen. S Ludvigh	85
Streifzüge. S. Ludvigh	86
Geschichtstabelle. F. H. Ziegenhagen	93
Memoiren der Lola Montez	96
Briefe. Grg. Büchner	113
Die Frauen der franz. Revolution. J. Michelet	118
Freie Gedanken in unfreien Formen. C. Porsch	123
Ueber den Tod. Seneca	126
Parodie auf eine Convention. S. Ludvigh	126
Streifzüge. S. Ludvigh.	129
Der hinkende Teufel. Le Sage	138
Nahrungmittel. J. Moleschott	143
Das Fieber. R. Virchow	145
Naturlehre. C. G. Rau	153
Sensualismus. Dr. H. Czolbe	156
Streifzüge. S. Ludvigh	159
Der Gegensatz der Doppel-Pole. C. Porsch	168
Die Abderiten. J. Weber	169
Der Puritaner in China. C. Rümelin	174
Streifzüge. S. Ludvigh	200

LUDVIGH'S

U. S. ADVERTISER.

Vereinigter Staaten Anzeiger.

Cincinnati, Ohio.

Der Staat Minnesota
und seine Eisenbahn-Verbindungen.

Es ist eine längst bewährte Thatsache, daß die Republik der Vereinigten Staaten, sowohl in Hinsicht ihrer Regierungsform, wie in Betreff ihrer Erwerbsquellen, für die industriellen und arbeitenden Klassen einen großen Vortheil über Europa hat, daß es aber im fernen Nordwesten, wo noch vor fünfundzwanzig Jahren das herrliche Prairie-Land, Flüsse und Seen im Besitze von den wilden Ureinwohnern waren, einen Staat giebt, der in Hinsicht seiner geographischen Lage, seines fruchtbaren Bodens und seines gesunden Clima's den besten Staaten der großen Union gleich kömmt und eine Bevölkerung von 225,000 Seelen besitzt, das ist in Europa noch wenig bekannt. Da es nun unsere Aufgabe ist, die Aufmerksamkeit der überseeischen Auswanderer und auch die Bewohner dieses Landes auf Minnesota zu lenken, so wollen wir wahrheitsgetreu einige Vortheile hervorheben und insbesondere auf das große Eisenbahnnetz hinweisen, das projectirt und zum Theil bereits im Bau ist.

Minnesota umfaßt die Central-Region des nordamerikanischen Continents, das Mittelland zwischen der heißen und kalten Zone, zwischen der Hudson's Bay und dem Golf von Mexiko, zwischen dem atlantischen und stillen Ocean. Der Staat enthält einen Flächenraum von 84,000 Quadratmeilen, mit 63,760,000 Acker Land. Die gewöhnliche Form der Bodenoberfläche ist die wellenförmige. Auch ist der Staat reich an schönen Scenerien, steilen Uferhöhen, fischreichen Seen, bewaldeten Schluchten und malerischen Wasserfällen. Der zu Minnesota gehörige Theil des großen Mississippi-Thales umfaßt mehr als drei Fünftel des Staates.

Nach dem Minnesota-Thal zu senkt sich das Land, was einen bedeutenden Einfluß auf das Klima ausübt. Das Land ist da durchaus wohl versehen mit Holz, geschmückt mit Seen und von vielen Flüssen durchschnitten.

Das St. Croix Thal hat ein Gebiet in Minnesota von 7300 Quadratmeilen. Der Boden ist strichweis fett und mit harten Holzarten bewachsen.

Das Sauk-Thal ist reich an Holz und hat sehr fruchtbaren Boden. Die Superior Abdachung durchziehen Hügelreihen, welche in das die Wasserscheide zwischen dem Superior und Mississippi-Becken bildende Hochland auslaufen.

Das Redriver-Thal umfaßt einen Flächenraum von 17,000 Quadratmeilen und bildet eine fast ununterbrochene, fette Prairie und ist, von Flüssen durchschnitten, für eins der besten Weizenländer der Welt bestimmt.

Das um den Ottersee gelegene Land gehört zu dem schönsten und fruchtbarsten Land der Welt.

An Zahl und Schönheit der Seen (Lakes) übertrifft Minnesota jeden andern Staat von Nordamerika.

Minnesota hat eine Sommertemperatur von 73 Grad. Der Anbau des Weizens erfordert eine mittlere Temperatur von 62 bis 65 Grad, während zweier Sommermonate. Demnach ist die Klage gegen den kalten Winter in dieser Hinsicht eine ungegründete und das Klima eignet sich für den erfolgreichsten Ertrag aller Arten von Cerealien. Anhaltender Regen und schwerer Nebel sind unbekannt in allen Saisonen.

Aus den Berichten des landwirthschaftlichen Departements vom Smithsonian Institut ergiebt es sich, daß Minnesota unter den jeweiligen Verheerungen des Frostes nicht mehr zu leiden hat, als die übrigen westlichen Staaten.

Minnesota ist in geologischer Hinsicht auch mit Mineralien und Salzquellen gesegnet; doch ist es der Ackerbau, der diesen Staat schon jetzt zu einer staunenswerthen Blüthe gebracht hat und ihn unbedingt zu einem der reichsten Agricultur-Staaten machen muß. Die statistischen Berichte über die Weizenernte zeigen im Jahr 1860 einen Durchschnittsertrag von 22 Buschel per Acker, indeß der Ertrag von Korn 33 Buschel per Acker war.

Ein Land in so hohem Grade von der Natur gesegnet hat unbedingt eine große Zukunft, um so mehr, wenn man seine Verbindungen in's Auge faßt, durch welche mittels Dampfschifffahrt und Eisenbahnen auch der Handel befördert wird. Minnesota verbindet mit allen großen Binnenstädten des Mississippi-Thales, mit dem atlantischen Meer, nach den Felsengebirgen und nach der Hudsonbay.

Minnesota bezieht Pelze aus dem Norden und durch den Mississippi tropische Früchte aus dem Süden und wird erst das Eisenbahn-Netz über den Staat ausgebreitet sein, so kann es seine Produkte und Waaren leicht nach allen Staaten der Union und nach Europa versenden.

Im Jahr 1857 gewährte der Congreß eine große Schenkung von circa vier und einer halben Million Acker Land zum Bau von Eisenbahnen innerhalb der Grenzen des Staates. Im Jahr 1861 passirte die Staatslegislatur eine Schenkung von 500,000 Acker Marschland zum Bau einer Bahn vom Mississippi nach dem Obersee. Die vermessenen Strecken betragen über 1000 Meilen. Der Beschluß bestimmt sechs Linien von Eisenbahnen und gewährt jeder sechs Sectionen, d. i. 3,840 Acker per Meile; der Grant wurde jedoch im vorigen Winter auf zehn Sectionen erhöht. Die Vorkaufs- und Heimstättgesetze afficiren diese Ländereien nicht, auch werden sie nicht privatim verkauft, sondern durch die zum Bau der Bahnen autorisirten Gesellschaften.

Die Hauptlinie, oder die erste Abtheilung der St. Paul und der Pacific-Bahn führt über St. Paul, St. Anthony, See Minnetonka, Crow River, nach dem Bigstone See und der Mündung des Sioux Wood-Flusses, in einer Länge von beinahe 200 Meilen.

Diese Ländereien gehören zu den fruchtbarsten des Staates, und befinden sich in den Counties von Hennepin, Carver, Wright, McLeod, Meeker, Kandiyohi und Monongalia, im Mittelpunkt von namhaften Ansiedlungen, begünstigt durch gute Märkte. Ein Zweig dieser Bahn über St. Cloud wird die Thäler des obern Mississippi, Crow-Wing und den untern Theil des Redriver-Thales durchschneiden und sich mit der großen internationalen Bahn nach dem stillen Meer verbinden. Diese Bahn ist von St. Paul nach dem Elkfluß vollendet und die Arbeiten schreiten rasch vorwärts.

Die Hauptlinie der Southern Minnesota Bahn geht von West St. Paul in der Richtung des Big Sioux River und Blue Earth County und liefert eine Strecke von circa 200 Meilen Eisenbahn.

Die Winona und St. Peter Bahn, 268 Meilen lang, wird in Verbindung mit der Root River Bahn den Erndten von Süd-Minnesota als Abzugscanal dienen. Diese Bahn ist bis Rochester, eine Strecke von 80 Meilen, in Operation und 30 Meilen weiter hinauf gradirt.

Alle diese Bahnen laufen in einer Richtung von Ost nach West und werden von der Minnesota Central durchkreuzt, welche von St. Paul und Minneapolis, 112 Meilen nach der Südgrenze des Staates läuft.

Die Superior und Mississippi-Bahn vervollständigt in einer Strecke von fernern 150 Meilen das Netz der Verbindungslinien zwischen den einzelnen Theilen des Staates und den drei großen Wassersystemen des Continents.

Die Lake Superior Bahn wird in Verbindung mit der Minnesota Valley Bahn und der Unions Bahn den Handel nach den Seen und dem stillen Meere fördern und durch die projectirten Bahnen der St. Paul und Pacific Bahn werden 3000 Meilen Dampfschiffahrt auf dem Mississippi und St. Lorenz und 3000 Meilen auf centralamerikanischen Flüssen in Verbindung gebracht.

Diese Gesellschaft bietet Ansiedlern bedeutende Vortheile. Ihre Grants, welche sich wie oben erwähnt in den fruchtbarsten Counties befinden, bestehen aus Bauholz, Wiesen und Prairie-Land, von welchem sie bereits an actuelle Ansiedler

500,000 Acker

zum Verkauf ausbietet, in Tracten von

40, 80, 160 und mehr Ackern.

Die Preise sind niedrig und es wird den Käufern auch Credit bewilligt. Das Prairieland ist ganz vorzüglich für Viehzucht geeignet, besonders für Schaafzucht. Diese Ländereien befinden sich auf der directen Route nach

den Goldminen von Idaho;

ein Vortheil, der Ansiedlern von selbst einleuchtend sein muß.

Wir haben hier blos auf das Wesentlichste über Minnesota und seine Eisenbahnverbindungen hingewiesen, welche zu den glänzendsten Verheißungen für die Zukunft des Staates berechtigen und verweisen Jene, die nähere Aufschlüsse über die St. Paul und Pacific-Bahn zu haben wünschen, an den Land-Commissär und Präsidenten

Georg L. Becker,

St. Paul.

Dieselben erhalten pünktliche Auskunft durch den Hermann Trott, deutscher Sekretär in der Office.

Consulat

für die Königreiche

Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen,

Baden, Oldenburg, Hessen, Mecklenburg-Strelitz u. Schwerin, Sachsen-Meiningen u. Altenburg,

Herzogthum

Anhalt-Dessau und

Fürstenthum

Schaumburg-Lippe.

Der Unterzeichnete ist jeden Tag während der Geschäftsstunden zu finden in seiner Office, südwestliche Ecke von Main und dritter Straße.

C. F. Adae, Consul.

C. F. Adae,

Südwestliche Ecke von Main u. 3. Straße, eine Treppe hoch,

Cincinnati, Ohio.

Wechselgeschaeft

mit

Europa.

Collectionen und Auszahlungen jeder Art in allen Theilen Deutschlands, werden von mir wie gewöhnlich auf die prompteste Art besorgt. Für Wechsel auf New-York, St. Louis, Chicago, New-Orleans und andere Handelsplätze in den Ver. Staaten kann man immer bei mir das Geld erhalten. Auf die nachstehenden Plätze sind bei mir Wechsel in größeren sowie in den kleinsten Summen zu den billigsten Coursen zu haben. Gelder, welche an eines der nachstehenden Häuser in Deutschland für ihre Rechnung eingesandt oder bezahlt werden, mit dem Bemerken, daß mir Nachricht zu geben sei, können bei mir in Cincinnati gleich erhoben werden, sobald ich die Nachricht vom Eingange der Summe erhalten habe. Da ich von meinen verschiedenen Banquiers immer mit jedem Steamer Briefe erhalte, wenn Gelder eingegangen sind, so ist dies der schnellste, sicherste und billigste Weg, um Gelder nach Amerika zu schicken.

Liste meiner Banquiers in Deutschland 2c.

Frankfurt a. M.	Herr B. Metzler, seel. Sohn u. Cons.
"	Ph. Nik. Schmidt,
Stuttgart,	Stahl u. Federer,
Heilbronn am Neckar,	C. Meyer a. Markt,
Ulm,	Theo. Kindervatter,
Ravensburg,	Joh. Jak. Dorn,
Nürnberg,	Joh. Conr. Cnopf,
Bamberg,	die königl. baier. Filial-Bank,
Würzburg,	Gregor Oehninger,
Aschaffenburg,	J. Fr. Trockenbrodt,
Landau,	Müller u. Weyland,
Neustadt a. d. Haardt,	Grohe Heinrich,
Germersheim,	J. M. Bernion,
Zweibrücken,	Georg Lilier,
Cusel,	Johann Wack,
Darmstadt,	J. A. Zöppritz,
Worms,	P. J. Valkenberg,
Mannheim,	W. H. Landenburg u. Söhne,
Heidelberg,	Gebrüder Zimmer,
Carlsruhe,	G. Müller u. Cons.,
Baden-Baden,	G. Müller u. Cons.,
Freiburg im Breisgau,	Joseph Sautier,
Schaffhausen;	Bündel u. Comp.,
Basel,	Bischof zu St. Alban,
Straßburg,	Leon Blum Ascher,
Leipzig,	Becker u. Comp.,
Berlin,	Breest u. Gelpcke,
Mühlhausen, Thür.,	A. R. Blachstein,
Cassel,	Gebrüder Pfeiffer,
Cöln,	J. H. Stein,
Trier,	G. F. Reil u. Comp.,
Coblenz,	Botsch u. Gabriel,
Osnabrück,	C. Preusing,
"	Westerkamp u. Fortlage,
Hannover,	Adolph Meyer,
Münster,	A. Schmedding und Söhne,
Preußisch-Münden,	Fr. Clemen,
Halle in Westphalen,	Wilh. Kisker,
Bremen,	C. F. Plump u. Co.,
"	Mühlendrock, Meier u. Comp.,
Hamburg,	Schlüter u. Maack.

Ferner sind bei mir Wechsel zu haben auf:

Augsburg,	Christ. v. Fröhlich u. Söhne,
Bergzabern,	Jung u. Auffarth,
Dürkheim a. d. Haadt,	Christian Haffner,
Speyer,	J. N. Gerard,
Offenburg,	Franz Xav. Fischer,
Lahr,	Theo. C. Hug,
Weißenburg,	Louis u. Vict. Boell,
Paris,	Bernes und Comp.,
Posen, Preußen,	M. u. H. Mamroth,
Saarbrücken,	B. Schlachter,
Saarlouis,	B. Schlachter,
Amsterdam	Goll und Comp.,
London,	W. Ladenburg u. Co.

1. Januar 1867.

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Zwanzigster Jahrgang.

Cincinnati, O.
1868.

△
PGerm 133.1

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Für die Fackel.

Aus dem Thierleben.

Von Th. Hilscher, Lehrer in Neu-Ulm, Minnesota.

Schon in einem früheren Aufsatz, die „Thierseele" betitelt, suchte der Verfasser dieser Zeilen nachzuweisen, daß die Thiere eben sowohl Verstand, Denkkraft, besitzen, wie der Mensch; daß es qualitativ ganz dieselbe ist, wie die menschliche Denkkraft, und daß sie nur quantitativ von der unsern verschieden, d. h., daß der Verstand des Thieres derselbe Verstand ist, wie der unsrige, aber der unvollkommneren Körper-Organisation des Thieres entsprechend, und also weniger ausgebildet, oder in geringerem Grade vorhanden ist.

Diesmal will ich einige Züge, die mir selbst bekannt geworden sind, anführen, um in denselben einen Beitrag zum Verständniß der Psychologie (Seelenlehre) der Thiere zu geben. Dabei versteht es sich von selbst, daß man nicht von allen Thieren derselben Art dieselben Leistungen erwarten darf. Giebt es doch auch unter den Menschen höher befähigte, warum sollte es also nicht auch „Genies" unter den Thieren geben? Und es giebt solche Genies darunter freilich nicht so häufig; aber das ist auch bei den Menschen nicht der Fall, obgleich häufiger, als man glaubt. Und viele Genies unter Thieren u. Menschen verunglücken durch schlechte Behandlung und Noth. Wiederum sind es auch einzelne Thierarten, die mehr solche bevorzugte Individuen liefern, als andere. Auch darf man nicht vergessen, daß je höher die Klasse steht, desto größer auch die Anzahl der Thier-Genies darin wird; auf der andern Seite aber auch, daß in Folge mangelhafter Beobachtungen viele einzelne Fälle gar nicht weiter bekannt werden. Dazu kommt noch, daß es nur zu viele Menschen giebt, die in ihrem Dünkel als „Herren der Erde" sich viel zu erhaben dünken, als daß sie sich die Mühe geben sollten, das „Vieh" zu beachten, ausgenommen da, wo es verkauft oder geschlachtet werden kann. Doch nun zur Sache.

Von niederen Thieren, die noch keinen Kopf, folglich auch kein Hirn haben, läßt sich natürlich auch keine Ueberlegung erwarten. Dazu gehören die Korallenthiere, die Seeblasen oder Seenesseln, die Meersterne, endlich alle Arten von Muscheln.

Die Schnecken stehen schon höher. Sie haben einen Kopf, aber in diesem ist nur ein Nervenknoten, wie sie ja auch an den beiden sympathischen Nervensträngen, die den ganzen menschlichen Körper durchziehen, in regelmäßigen Absätzen vorkommen. Dasselbe findet bei den Dintenfischen oder Sepien, bei den Würmern und noch bei den Insekten statt. Bei den letzteren tritt nun zum ersten Male, neben dem Instinkt oder Trieb, eine gewisse Ueberlegung hervor. Ameisen, Bienen, Wespen, Käfer und Schmetterlinge setzen uns durch ihre Leistungen in Erstaunen. Aber in diesen Leistungen ist zweierlei zu unterscheiden.

1) Der angeborne, unwillkürliche Kunst- oder Natur-Trieb, der, wie bei den Bienen, immer und regelmäßig dasselbe hervorbringt und dem Thiere offenbar nicht mehr geistige Anstrengung oder Nachdenken kostet, als uns das Athmen und der eben so unwillkürlich ist, wie dasselbe oder dem Fische das Schwimmen. Vermittelst dieses Triebes, der seine Natur am besten dadurch offenbart, daß er gleich in voller Stärke da ist, und weder gelehrt noch gelernt zu werden braucht, reinigt die kaum ausgekrochene Biene sofort ihre Brut-Zelle

und fliegt mit den andern denselben Tag noch zum Honigsammeln aus. Vermittelst dieses Triebes bauen die Wespen ihre papiernen Nester und die Ameise schleppt Körnchen auf Körnchen aus ihrem trichterförmigen Loch im Sande. Wenn aber dieser Trieb nicht gelernt zu werden braucht, so zeigt er auf der andern Seite auch keine Mannigfaltigkeit und keinen Fortschritt; denn ein Thier derselben Gattung besitzt ihn genau so wie das andere. Er äußert sich bei allen gleichmäßig und nachfolgende Generationen machen es nicht schlechter und nicht besser als ihre Vorfahren. Höchstens wirkt eine Klima-Veränderung ein. Ganz anders zeigt sich aber zuweilen und nur in einzelnen Fällen

2) Die Ueberlegung dieser Thiere. Ob in solchen Fällen der Nervenknoten des Kopfes alle Nervenkraft der übrigen in sich vereinigt, etwa wie eine Leidner Flasche die einzelnen Funken der Elektrisirmaschine zu einem einzigen großen Funken zusammenfaßt: das zu entscheiden wird wohl einem höhern Standpunkte der Wissenschaft, einem ferneren Zeitalter vorbehalten bleiben müssen. Genug für unsern Zweck ist die Wahrnehmung, daß solche Kundgebungen eines überlegenden Verstandes schon bei diesen Thieren auftreten. Einige Thatsachen mögen hier ihren Platz finden.

Wer hat nicht schon von dem „Todtengräber" gehört, jenem braungelb- und schwarzgefleckten Käfer, der seine Eier auf todte Mäuse, Frösche u. s. w. legt und damit diese Eier in Ruhe ausgebrütet werden können, die todten Thiere mit Hülfe anderer aus seiner Sippschaft, die er sich dazu herbeiholt, einscharrt. Dabei aber untersucht er den Boden und eignet sich derselbe nicht zum Einscharren, so arbeiten sich diese Käfer erst unter den todten Körper und schleppen ihn dann, natürlich langsam, auf ihrem Rücken an einen geeigneteren Platz. Ist das keine Ueberlegung, dieses Untersuchen und Auswählen des Platzes?

Aehnlich macht es der „Pillendreher", eine Art Dung- oder Mistkäfer, der aus Kuhmist runde Ballen macht, in deren Mitte sein Ei liegt, welches dann durch die Wärme des Düngers ausgebrütet wird. Der Dünger dient der Larve zur Nahrung und die Kruste des Ballens als Puppenhülse. Dabei ist es dem Käfer auch nicht gleich, wohin er die Dungpille rollt. Auch er sucht sich erst einen sicheren Platz aus und beim Fortrollen unterstützen sich gewöhnlich zwei, Männchen und Weibchen. Ich sah einst zwei Käfern dieser Gattung, (das war 1852 im Staate Maryland als ich von einem botanischen Ausfluge heimkehrte) zu, wie sie eine Pille bergauf wälzten. Der vordere zog rückwärts, der hintere schob. Mit einmal standen beide still; der hintere mußte die Pille allein halten; der vordere kam herum, faßte sie von hinten und der hintere ging nach vorn. Offenbar war der vordere müde geworden und so wechselen sie um. Ist das kein Verstand? Mit bloßem unwillkürlichem Triebe oder Instinkt, wie man es auch nennt, erklärt man dergleichen nicht.

Zu Indianapolis in Indiana saß im Sommer 1862 ein Freund von mir des Sonntags in seinem Garten und während er von dem Buche, worin er las, aufsah, bemerkte er, daß an einem Kirschbaum die Ameisen in doppelter Reihe, eine Linie aufwärts und eine andere abwärts, marschirten. Er holte etwas Theer und machte damit einen Ring um den Baum, ungefähr in der Hälfte der Höhe. Die Ameisen rannten, ängstlich hin und her, ihre Verbindung war unterbrochen. Aber nicht lange; denn plötzlich sah der Beobachter zu seinem Erstaunen, daß sie von oben und unten zugleich Blattstückchen in ihren Freßzangen herbeitrugen, dieselben auf den Theer pappten und so in kurzer Zeit eine doppelte Ueberbrückung herstellten, auf welcher sie dann ihren Zug fortsetzten.

Die Schlachten der Ameisen; die Raubzüge, um anderen Ameisen die Puppen zu stehlen und die ausgekrochene Brut als Arbeiter oder Sklaven zu halten; ferner, daß sie Blattläuse als ihre Milch- oder besser Honig-Kühe halten, um den süßen Saft, den letztern durch die zwei Röhren am Hinterleibe (Honigtrompeten) von sich geben, zu erhalten; die Geschicklichkeit der Bienen und Spinnen (besonders der Maurerspinnen); die Fallgruben des Ameisenlöwen: all dieses ist bekannt genug und braucht hier nicht weiter beschrieben zu werden.

Die Fische sind die niedrigsten Wirbelthiere. Ihr Aufenthalt im Wasser macht die Beobachtung ihrer Verstandesfähigkeiten viel schwieriger, und bis auf den Nestbau des Stichlings und die Gewohnheit einiger in Lustgärten gezogener Karpfen, auf den Klang der Fütterungs-Glocke zu hören, mag wohl wenig von jenen Fähigkeiten vorhanden sein, wie auch das Auseinanderliegen ihres Gehirns, oder vielmehr ihrer Gehirne, die paarweise jedes Paar abgesondert, hintereinander liegen, anzudeuten scheint.

Auch bei den Amphibien mangelt die eigentliche Ueberlegung noch sehr, wenigstens fehlen die Beobachtungen, um solche Züge von Ueberlegung und Verstand aufweisen zu können. Die Schlangen lauern auf ihre Beute, wenn sie hungrig sind; der Alligator thut desgleichen; der Frosch fängt fliegende Insekten im Sprunge und die Beißschildkröte (Snapper) zieht junge Enten unter das Wasser. Das ist aber auch Alles, wenn man nicht etwa noch die „Kunststücke" tanzender Brillen-Nattern erwähnen will, die aber mehr auf unwillkürlichem Zwang, dem die Schlangen nicht wiederstehen können, auf nervöser Empfindlichkeit, beruhen. Mit einem Worte, es scheint, als ob die gegliederten Thiere (Spinnen, Krebse, Bienen, Schmetterlinge, Käfer u. s. w.), oder wenigstens die höheren Klassen derselben, die eine vollkommene Verwandlung durchmachen und nicht wie Regenwürmer und Blutegel, wie

Holzböcke und Ohrwürmer, beim Wurm- oder Puppenzustand in ihrer Entwickelung stehen bleiben — es scheint, als ob die höheren Gliederthiere nicht nach, sondern zum wenigsten gleichzeitig mit den unvollkommneren Wirbelthieren (Knorpelfischen, Grätenfischen, Salamandern, Fröschen, Eidechsen, Alligatoren, Schlangen und Schildkröten) entstanden sind. Allerdings steht es auch fest, daß die Hochfläche und die Gebirgsthäler stets höhere Organismen hervorbringen, als das Wasser und der Sumpf, und daß jede der vier großen Abtheilungen des Thierreichs (Strahlthiere, Weichthiere, Kerbthiere und Wirbelthiere) zuerst vom Wasser aus gingen. Allein das würde nicht ausschließen, daß, während das trockene Land die damals möglichen höchsten Bildungen, also Käfer und Schmetterlinge, hervorbrachte, das Wasser bereits eine neue Schöpfung, nach einem vollkommneren Grundprincip (Gehirn und Rückenmark), aber mit zurückbleibender Entwickelung des übrigen Körpers gebar. (Flossen und Kiemen statt der Füße u. Lungenröhren.)

Sehen wir nun die Fische und Amphibien mit sehr geringen Geistesanlagen ausgestattet, so hebt sich die Klasse der Vögel um so höher. Auch sie beginnt mit den Bildungen der Wasser, auf welche dann die Bildungen der Sumpfgegenden folgen. Ihnen reihen sich die Gestalten der Hochebene, die Laufvögel an, die endlich im Strauß die höchste Entwickelung zum Säugethier hin erreichen, während auf der andern Seite die Vögelgestalt sich immer vollkommner herausbildet und durch die Ordnungen der Raben, Geier, Falken, Adler, Eulen, Sperber bis zu den Insektenfressern oder Singvögeln, den Bewohnern der Thäler, und endlich bis zu den Schwalben, den Seglern der Lüfte, hinaufsteigt.

Am höchsten ausgebildet zeigt sich die Ueberlegung bei den Singvögeln, die auch durch ihren künstlichen Nesterbau schon längst die Aufmerksamkeit der Naturfreunde am meisten gefesselt. Man hat schon einem Pärchen Kanarienvögel zugesehen, wie sie zuerst im leisen Gezwitscher sich über den Nestbau zu verständigen scheinen und wie dann das Weibchen den Baumeister macht, während das Männchen ihm die Baustoffe zuträgt? Und wer hat schon beobachtet, wie zornig ein solch winziges Hausmütterchen werden kann, wenn der Herr Gemahl sie einmal nicht versteht und ihr das unrechte Stück herbeibringt; wie sie ihm alles vor die Füße wirft und wie zänkisch ihr Gezwitscher dann klingt?

Kanarienvögel, Stieglitze, Zeisige und Finken sind es auch, die sich zu allerlei kleinen Kunststücken abrichten lassen. Diese kleinen Sänger besitzen viel mehr Ueberlegung, als die schwatzenden, kreischenden Papageien. Auch der Staar kann es weit bringen und selbst Tauben, Hühner, Gänse und Kraniche zeigen in einzelnen Fällen bedeutendes Nachdenken und sogar Anhänglichkeit an Menschen. Hier einige verbürgte Beispiele.

Fast in jeder Naturgeschichte findet sich die Erzählung von einem Kranichpaar, das auf einem Gute in der Lausitz gehalten wurde und wovon das Männchen sich zum Schiedsrichter des ganzen Hühnerhofes aufwarf, mit dem Vieh auf die Waide ging und sogar einmal, als der Hirt eingeschlafen war und die Zeit des Heimtreibens versäumte, die Heerde ohne den Hirten heimbrachte.

Gänse hält man gewöhnlich für dumm; sie müssen es auch werden, wenn sie auf der Wacht sind, können dann aber nichts dafür. Die Wildgans, oder Schneegans, ist ein schlauer Vogel. Sie stellen Wachen aus, wenn sie waiden und diese Wachen werden abgelöst und kennen ihr Amt so genau, wie die Schildwachen eines Lagers. Und doch gewöhnen sie sich an den Menschen. Hier, 2 Meilen von Neu Ulm, im Staate Minnesota, wohnt ein alter Schweizer, der eine gezähmte Wildgans, (aus einem Wildgans-Ei durch eine zahme ausgebrütet), besitzt. Als die Zugzeit kam, rieth ein Nachbar dem Besitzer, Hrn. Rösch, der Gans die Flügel zu stutzen; er weigerte sich aber dies zu thun. „Wenn sie ziehen will, so soll sie's thun. Ich will sie an ihrer Freiheit nicht hindern, wenn's ihr bei mir nicht gefällt!" So sprach der alte Mann und das Thier blieb. Sie geht mit ihm auf den Acker und spaziert hinter dem Pfluge drein, und wenn der Besitzer zur Stadt fährt, so muß das Thier eingesperrt werden. Einmal, als er schon über eine englische Meile von Haus weg war, rauschte es über ihm, so daß er bestürzt sich umsah. Das Freudengeschrei der Gans belehrte ihn indeß bald, daß er zwar nichts zu fürchten habe, aber den Weg noch einmal zurücklegen müsse; da er unmöglich das Thier mit nach der Stadt nehmen konnte.

Als Verfasser dieser Zeilen noch ein Knabe war, besaß ich ein Rothkehlchen, das ich 3 Jahre lang hielt. Im Herbst hatte ich es in einem Sprengel gefangen und das Thierchen war während des Winters zum Liebling der Familie geworden. Es saß beim Mittagessen stets auf dem Rande meines Tellers, und holte sich, was ihm gefiel, heraus, wenn aber meine Mutter wusch, so setzte es sich auf den Rand des Waschzubers und sang, so lange es das Plätschern der Wäsche hörte. Als das Frühjahr kam, sollten natürlich die Fenster geöffnet werden. Das wollte ich aber nicht leiden. Und doch mußte es sein. Endlich brachte mich die Mutter durch Vorstellungen und Zureden so weit, daß ich selbst die Fenster öffnen und dem Vögelchen die Freiheit schenken sollte. Mit schwerem Herzen that ichs und sah ihm betrübt zu, wie das Rothkelchen erst auf das Fenstersims hüpfte und endlich auf den großen Aepfelbaum im Garten flog. Wer aber beschreibt meine Freude, als Nachmittags, da die Sonne sich schon tiefer und tiefer senkte, mein liebes „Mätzchen" wieder auf dem Fenstersims erschien und nachdem es mit seinen klugen, runden Aeuglein sich umgesehen, ob es wohl auch am rechten Platze sei, auf meinen Ruf in die Stube und zu mir flog. Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich vor Freude laut weinte. — Aber es war nicht allein anhänglich, sondern auch pfiffig. Mein Bruder hatte

sich einige Schmetterlinge gesammelt. Einst hatte er ein „Pfauenauge" gefangen, was für ihn ein großes Ereigniß war, da diese Art Schmetterlinge in meiner Heimath (Schlesien) ziemlich selten sind. Während er mit den Vorbereitungen zum Aufstecken beschäftigt war, sah ihm das Rothkehlchen zu und betrachtete dabei mit lüsternem Auge den Schmetterling. Doch plötzlich faßte es zu und entwischte mit ihm unter das Bett, wo es ihn, trotz des Zornes meines Bruders, verzehrte. Der Junge war vollständig wüthend. Hätte ich ihm nicht mit Schlägen gedroht, er hätte mit einem Holzscheit unter's Bett geworfen, um den Vogel zu tödten. Es war freilich auch keine Kleinigkeit! Das Rothkehlchen selbst schien das aber auch zu wissen; denn es wagte sich den ganzen Tag nicht mehr unter dem Bette hervor. Bei einem Umzug in eine andere Wohnung wurde jedoch es scheu, trieb sich noch einige Tage in der Nähe umher und verflog sich endlich.

Auch Tauben zeigen große Anhänglichkeit. Ich kannte einen alten Junggesellen, einen Schuhmacher, der unter anderen Thierchen auch ein Kaninchen und einen Täuber hielt. Der Täuber maßte sich unbedingte Oberherrschaft an. Er war neidisch wie ein Hund und lockte sein Herr das Kaninchen herbei, so betrachtete er das als eine persönliche Beleidigung und trieb es mit Flügelschlägen und Schnabelhieben davon. Seinen Ruheplatz auf einem Schranke vertheidigte er gegen Jeden.

Staare sind die „lustigen Räthe" unter den Vögeln. Sie necken sich mit ihrer Umgebung, spielen andern Vögeln, die mit ihnen zusammengehalten werden, allerlei Possen, machen aber gern Freundschaft mit größeren Thieren, z. B. mit Hunden und Katzen, grade so wie Hofnarren mit Fürsten.

Raben, Krähen und Dohlen, die „Schwarzkutten" u. „Galgenvögel" sind geborene Diebe. Eine Freundin meiner Mutter erzählte einst, als sie zum Besuche bei uns war, sie habe selbst beobachtet, wie sich zwei Krähen (Nebelkrähen, wie sie jeden Herbst in Ost-Deutschland in großen Schaaren zum Ueberwintern aus Schweden u. s. w. eintreffen), mit einem Hunde um einen Knochen stritten. Der Hund hatte den Knochen in Besitz genommen; die Krähen bestritten sein „Recht," konnten aber gegen den knurrenden und seine Zähne weisenden Hund nichts ausrichten. Endlich hüpfte die eine hinter ihn und hieb ihn mit dem Schnabel in den Schwanz. Wüthend kehrte sich der Getroffene um, gab aber dabei den Knochen preis, den die andere Krähe sofort packte und im Triumph entführte. — Ein Jäger im Brandenburgischen erzählte mir einst, daß die Kolkraben, wenn sie auf die Hasenjagd gehen, es zu Vieren unternehmen und zwar so, daß das eine Paar dem andern die Beute entgegen treibt. Krähen, Raben, Elstern und Häher wissen auch den Jäger ganz gut von andern Personen zu unterscheiden. Der Häher warnt den ganzen Wald, sobald er den Jäger erblickt, zum großen Aerger des letzteren. Von Raubvögeln verfolgt, flüchten sich Lerchen und Krähen unter den Schutz des Menschen. Gerettet, kreischt die Krähe dann ihrem Feind zum Hohne nach.

Besonders zur Brutzeit und auf der Reise entwickeln viele Vögel merkwürdigen Verstand. Der Hahn ist stetig wachsam. Sobald sein Auge den Habicht erschaut, giebt er den Warnungsruf, worauf jedes Huhn sich rasch verbirgt. Ich selbst habe gesehen, wie ein Hahn und ein Jagdhund zusammen einen Habicht, der auf ein Huhn gestossen war, mit voller Wuth angriffen und ihn mit Zurücklassung seiner Beute vertrieben. In den Urwäldern von Indiana legen die Hühner, nach Straußenart, mehrere zusammen in ein Nest. Sobald eine Henne den Bruttrieb spürt, legt ihr jede der übrigen sobald wie möglich ein Ei in's Nest, damit sie gleich den andern Tag anfangen kann zu brüten. Die Nester sind gewöhnlich in alten Baumstumpen und da es dort noch ziemlich viel kleine Raubthiere giebt, so würden die Eier meistens von den Opossums und Wieseln gestohlen werden, ehe die Hühner an's Brüten kämen. Deshalb also jene Vorsicht: kömmt ein neuer Hahn auf einen Hühnerhof, so muß er mit den schon vorhandenen um jede Henne kämpfen, die sich ihm anschließen will. Der Sieger verkündet den Sieg durch ein Triumphgeschrei; der Besiegte schleicht sich blutend davon.

Höher aber noch als bei den Vögeln ist die Denkkraft der Säugethiere entwickelt. Besonders sind es drei Thiere, das Pferd der Hund und der Elephant, die oft den Menschen, den „Herrn der Schöpfung," in Erstaunen setzen. Das Pferd ist indeß mehr ein Gewohnheits-Thier, als die andern beiden. Jedoch giebt es auch merkwürdige Ausnahmen. In Pennsylvanien, 15 Meilen von Harrisburg, war im Jahre 1854 eine Fuchsstute auf der Farm von Joseph Miller, die alle übrigen Pferde der Farm als Anführer betrachteten. Das Thier machte Thüren auf, indem es mit den Zähnen den Riegel zurückzog und die übrigen (darunter weit ältere) folgten ihm. Es wußte genau den Platz, wo die Salztonne in einem Gange stand und führte mehr als einmal die ganze Schaar dahin. In Deutsch-Hammer, einem Dorfe bei Oels in Schlesien, lebte ein alter Kurschmied oder Thierarzt, der eins jener wilden Steppenpferde aus der Moldau gezähmt hatte. Das Thier ließ Niemand weiter, als ihn, aufsteigen. Auf diesem Pferde, das er schon im Kriege von 1813 geritten, besuchte der alte Thierarzt in seinen Geschäften die umliegenden Dörfer und wie es bei solchen Leuten und bei solchem Geschäft zu gehen pflegt, kam er oft spät des Nachts und mit einem ansehnlichen Rausch heim. Das Pferd trug ihn dann mit äußerster Vorsicht. Einmal aber half selbst diese Vorsicht nicht; der Alte glitt herunter. Nach vergeblichen Versuchen, ihm wieder aufzuhelfen (wie später sich durch den zerrissenen Rockkragen herausstellte) rannte das Thier heim und donnerte mit den Hufen an das Hofthor, bis der Sohn seines Herrn erwachte und mit Schrecken das ledige Pferd gewahrend

diesem dahin folgte, wo der Alte im Walde am Boden lag. Glücklicherweise war derselbe unverletzt. Als er einige Jahre darauf starb, riß sich das Pferd während des Begräbnisses im Stalle los und schloß sich dem Leichengefolge an. Nachher weigerte es sich zu fressen, riß sich nach einigen Tagen wieder und zwar des Nachts los und man fand es dann sterbend auf dem Grabe seines Herrn. — Bekannter ist eine andere Begebenheit, die Napoleon nach der Schlacht von Wagram selbst beobachtete. Als er über das Schlachtfeld ritt, bemerkte er ein Pferd, das neben seinem Gefallenen Herrn, einem österreichischen Reiter, stand. Kein Mensch durfte den Gefallenen anrühren; das Pferd biß und schlug die zur Beerdigung der Todten kommandirten Leute weg. Napoleon befahl, das Thier gewähren zu lassen und ihm zu berichten, was weiter sich begeben würde. Drei Tage lang stand das Pferd da, immer noch auf das Erwachen seines Herrn wartend. Dann versuchte es ihn aufzurichten und als alle Bemühungen umsonst waren, und es sich so von seinem Tode überzeugt hatte, rannte es schnurstracks nach der Donau, stürzte sich in den Strom und ertrank. — Ein ausgedientes Husarenpferd wurde von einem Bauer gekauft. Später, als er gerade pflügte, zog das Regiment, zu dem das Pferd früher gehört, mit klingendem Spiele durch's Dorf. Das Pferd zertrümmerte den Pflug und schloß sich dem Regimente wieder an. — Der Elephant ist höher entwickelt, als das Pferd. Der Finger an seinem Rüssel, sowie dieses ganze Organ selbst, befähigt ihn zu höheren Leistungen und hebt ihn über das bloße Gedächtniß und die Gewohnheit zum Denken und Urtheilen empor. Gezähmte Elephanten verrichten ihre Arbeit häufig allein. Gelingt sie ihnen nicht recht, so werden sie ungeduldig und ärgerlich. Als Barnum, der Menageriebesitzer, sich durch verschiedene Umstände genöthigt sah, seinen Besitz den Gläubigern zu überlassen, blieb ihm von seinen 8 Elephanten noch einer, den er dann mit auf seine Farm im Staate New-York nahm. Er wurde dort zum Pflügen, zum Aufschichten von Klafterholz u. s. w. benützt. Bei dieser letzteren Arbeit trat er dann öfter zurück, um zu sehen, ob der Haufen gerade stände, probirte auch mit dem Rüssel daran. Einmal fiel ihm aber doch ein Theil der Scheite herunter und, zornig darüber, warf er den ganzen Haufen um und fing seine Arbeit wieder von vorn an. — Barnum verkaufte ihn später, da in unserem nördlichen Klima das Futter im Winter zu theuer und während dieser Zeit die Arbeit im Freien nicht möglich war. In Ostindien hingegen, wo es schneit; wo der Pflanzenwuchs viel üppiger, die Erhaltung eines solchen Riesenthieres also ziemlich billig ist, benützt man bekanntlich zahme Elephanten zum Ein- und Ausladen der Schiffe, Sie nehmen die Baumwollenballen auf ihre Zähne, legen den Rüssel darüber und tragen so den Ballen an den angewiesenen Platz. — Noch höher als der Elephant steht jedoch der Hund, der treue Begleiter des Menschen, der von seinen beiden Stammeltern, dem Fuchs und Wolfe, Klugheit und Ausdauer, List und Beharrlichkeit geerbt hat. Hunde mit spitzen Ohren (Hirtenhund, Spitz-, Wolfs- u. Eskimohund) zeigen den Charakter ihrer Stammeltern noch deutlicher, während Pudel, Jagdhunde, Neufundländler, Fleischerhunde, Rattenfänger u. s. w. sich der Kultur mehr gefügt haben, was ihre hängenden Ohren und ihr ruhigeres Temperament beweisen. Die letzteren haben mehr Klugheit, die ersteren mehr List; der Fuchs sieht dem Spitz aus den Augen; der Wolf dem Metzgerhund. Ob vielleicht der Schakal und der scheckige Hyänenhund der afrikanischen Steppen auch Stammeltern von Hunderassen sind? Möglich wäre es. Indeß ginge eine solche Untersuchung über den Zweck dieser Zeilen hinaus. Niemand wird jedoch leugnen, daß Hunde wirkliches Nachdenken zeigen. Dieses Nachdenken zeigt sich weniger in ihrer Dressur, als bei dem, was sie freiwillig thun. Ich besaß einen Jagdhund, der Niemand außer mir an meinen Schreibtisch kommen ließ. Meinen kleinen Sohn jedoch faßte er bei der Hand und führte ihn weg, ohne ihn zu beißen. Mit einem zahmen Waschbär spielte er oft. Der Waschbär aber konnte keine Katzen leiden, während der Hund, der mit einer Katze zusammen aufgewachsen war, sich sehr gut mit ihnen vertrug. Der Waschbär biß einst einer Katze ein Ohr ab, der Hund nahm sich ihrer an und leckte sie täglich mehrere Male, bis das Ohr geheilt war. Rührend war es aber dann, zu sehen, wie anhänglich die Katze später an den Hund war. Ging ich fort, so wartete sie auf der Thürschwelle auf ihn und sah sie uns von weitem, so sprang sie dem Hunde entgegen, richtete sich auf, faßte mit ihren Pfoten seinen Kopf und leckte ihm das Gesicht. Der Waschbär zeigte seine Talente auf andere Weise. Irgend welcher Unfug war ihm zuzutrauen. Einst schmierte er sich das ganze Gesicht mit Druckerschwärze voll; ein andermal mischte er einen ganzen Setzkasten voll Lettern zu „Zwiebelfischen", (oder „Pie" wie die englischen Setzer es nennen) zusammen, so daß ich ihn zuletzt kürzer anschließen mußte. Was er mit den Vorderfüßen nicht erlangen konnte, versuchte er mit den hinteren zu erreichen; er wußte also, daß er dann um seine ganze Körperlänge weiter reichen konnte. Er untersuchte Einem die Taschen nach eßbaren Sachen. Hielt man ihm aber einen Spiegel vor, so versuchte er erst, sein Bild durch das Glas zu erreichen. Ging das nicht, so war er wie ein Blitz hinter dem Spiegel. — Ein Dachshund, den ich in Baltimore kannte, wurde einst von einer Gluckhenne tüchtig angegriffen, so daß er sich zurückziehen mußte. Vor Aerger verbarg er sich den ganzen Tag auf dem Boden des Hauses und als er später die Henne einmal wiedersah, kehrte er den Kopf weg, als wenn er sie nicht sehen könnte. — Ein alter blinder Pudel, der früher als Jagdhund gebraucht worden war, richtete sich zwei junge Katzen zur Jagd ab. Er spürte Hasen u. s. w. auf, die Katzen fingen das Wild und theilten es dann brüderlich mit ihm. Das war 1852 bei einem deutschen Farmer, 8 Meilen von Baltimore. — Zu Cumber-

land, in Maryland, besaß ein Wirth zwei Hunde. Beide gingen öfters des Nachts in den Wald auf die Jagd. Einst waren sie früh Morgens noch nicht da, kamen jedoch im Laufe des Vormittags, indem sie ein hohles Stück Holz auf die Weise schleppten, daß der große, ein Jagdhund, es mit unsäglicher Mühe mit den Zähnen zog, während der kleinere, ein Rattenfänger, das hintere Ende bewachte. Der Wirth, mit Namen Renner, hieb das Stück Holz entzwei und ein junges Häschen sprang heraus.

Auch Freundschaft und Mitleid findet man unter den Thieren. Ein alter Hahn nahm eine verlassene Brut Hühnchen an. Eine Hündin in Indianapolis rannte so schnell sie konnte, wenn sie ein Kind schreien hörte und biß Jeden, der ein Kind oder einen Hund schlug. Eine Katze, die einem Conditor, Hrn. Weinberger in Indianapolis, gehörte und der man ihre sämmtlichen Jungen ersäufet, fand man den andern Morgen mit 4 jungen Ratten, die an ihr sogen. Der Schmerz, den ihr die Milch machte, hatte hier also den natürlichen Haß überwunden. Das war im Jahre 1856. — Hunde schließen mit Pferden Freundschaft, auch mit andern Thieren, sogar mit Kaninchen u. s. w. Hier bei Neu-Ulm wohnt ein Farmer, Hull, mit Namen, der einen großen gelben Hund besitzt, dem sich ein junges Schafböckchen, dessen Mutter gestorben, angeschlossen hat. Es schläft bei dem Hunde und der Hund behütet und vertheidigt es gegen jeden andern Hund.

Das möge genügen. Und was besagen diese Beispiele? Sie besagen,

1) daß der Thier-Instinkt und Thier-Verstand zweierlei sind;
2) daß der Instinkt oder Trieb das Resultat der Ganglien-Nerven und der Verstand das der Hirn-Nerven ist;
3) daß der Verstand der Thiere nicht verschieden von dem unsrigen ist, sondern nur unvollkommener, in Folge des unvollkommneren Gehirns;
4) daß die Menschen-Vernunft nur ein höherer Grad des Thier-Verstandes ist;
5) daß Thiere einer Erziehung und geistigen Vervollkommnung fähig sind, soweit ihr Hirn es gestattet und die Umstände ihnen günstig sind;
6) daß man, anstatt den Thieren Verstand abzusprechen und die Genie's unter den Menschen verkümmern zu lassen, lieber die Thiere beobachten und jedes Genie unter den Menschen sorgfältig unterstützen und heranbilden sollte.

Für die Fackel.

Religiöses Leben in Neu-Ulm.

Von Fr. Forster in Neu-Ulm, Min.

Neues und Interessantes aus dem religiösen Leben und Treiben hier aus der Pionerstadt zu hören, wird den Lesern der Fackel sehr angenehm sein.

Am 23. August 1867 fand die Gedächtniß-Feier an die Gefallenen in der Vertheidigung von Neu-Ulm, im Jahr 1862, statt. Von kirchlicher Seite speculirte man auf diese Feier und eine Kirchengemeinschaft hatte eine besondere Todesfeier in der Kirche angeordnet. Es wäre traurig, wenn der für Neu-Ulm so merkwürdige Tag nach Jahren von Jeder hier bestehenden Kirchengemeinschaft für sich gefeiert würde. Die Feier soll eine allgemeine sein und hoffentlich wird dieser Tag, wenn gefeiert, als ein allgemeiner Gedächtnißtag beibehalten werden. Die Feier gilt, oder gelte nicht dem Lutheraner, Methodisten, Katholiken oder dem Freigeist, sondern den im Kampfe gegen die wilden Bestien gefallenen Tapfern, sowie zur Erinnerung des Tags, an dem der wilde Feind durch die Tapferkeit unserer Leute, von längerer Belagerung der Stadt, vom Morden und Brennen abstehen und sich zurückziehen mußte. Darum mache man keinen sectionellen Unterschied bei der Feier desselben! Man ist gezwungen auszurufen: „die Kirche schachert, wie der Handelsjude." Man wollte ein Profitchen daraus für die Kirche machen. So war es. —

Wie man hört, soll in der nächsten jährlichen Townversammlung beschlossen werden, wie der Tag später gefeiert und ob die Feiglinge jener Tage zu der allgemeinen Feier zugelassen werden sollen oder nicht. Von kirchlicher Seite wird man gegen solche Beschlüsse opponiren. Deren Waffen, die mit verdrehten Augen in Kellern angewandt wurden, haben nichts genützt und die, welche sie anwandten, haben fürwahr keinen Muth gezeigt gegen den Feind zu kämpfen. Es ist Thatsache, der freie Mann, nicht der Gläubige, hat sich damals im Kampfe ausgezeichnet; nur freie Männer, die sogenannten Ungläubigen, gingen muthig und unerschrocken dem Feinde entgegen, während Gläubige zurückbebten und sich verkrochen; Ungläubige sind hier im Kampfe gefallen und verwundet worden; Gläubige und Frömmler nahmen Reiß aus. — Ja, die Ungläubigen haben wacker gekämpf und jetzt wollen Feiglinge die allgemeine Feier beeinträchtigen, dieselbe für die Kirche ausbeuten. Pfui! Thut es. Weinen wie 1862 wollt und sollt ihr! Haltet Trauerfeier; andere, die gekämpft, werden den Tag zu einem Jubeltag, die Feier zu einer Jubelfeier machen. Ich frage Euch, wem soll eure Feier gelten, ihr Lutheraner, Methodisten? Sind Lutheraner, sind Methodisten hier im

Kampfe gefallen? Gewiß nicht! — Nun, für wen wollt Ihr beten? Für die, welche euer Geplapper, euren Humbug im Leben und im Tode verachteten? Sorgt für eure Heerde, da habt ihr, wahrlich, Arbeit genug!

Von Schwarzröcken war Neu-Ulm in letzter Zeit ziemlich stark besucht. Da war große Parade eine Woche lang und das „Bim, bam," spät in der Nacht, das die Brüder u. Schwestern zur Andacht einlud, versetzte anfangs Manchen in Aufregung, da man an Feuerausbruch dachte. Die Lutherisch-Evangelischen, oder Evangelisch-Lutherischen, wie die guten Leute sich nennen, wurden mit einer ähnlichen Mission beglückt. Mit dieser Gemeinde will es nicht so voran gehen, wie man sichs von Anfang dachte. Ob die Schuld daran an dem öftern Wechsel der Hirten, oder an der Heerde, den Schaafen, oder an dem Leithammel, auch Schaafs-Bock genannt, liegt, habe ich noch nicht ermittelt.

Sie sehen, wie durch allerhand Manöver für die liebe Kirche Propaganda gemacht wird. Man hört so viel über Humbug und Humbuger in der Politik sprechen und raisoniren, aber von dem weit gefährlichern Humbug in Religion schweigt man. Was ist wohl die Ursache dieses Schweigens? — Nichts anders als der allmächtige — Dollar. Da ist ein Geschäftsmann, der Innerlich über den religiösen Kriskram lacht; doch damit er nicht weniger Geschäfte mache, oder damit sein stockendes Geschäft sich hebe, schickt er Frau und Kinder zur Kirche. Dort ist ein Anderer, dessen Frau ihren Tribut zur heil. Anstalt giebt, indem sie als Lehrerin der Sonntagsschule wirkt. Oft liegt auch politischer Grund zu solchen Leistungen und Aufopferungen vor. — Dort ist ein Krämer, dort ein Salonhalter Gegner des kirchlichen Humbugs in vertrauter Gesellschaft; doch damit er nicht weniger Yards, Pfunde ꝛc. oder Trink verkaufe als jene Kopfhänger, so schweigt er und unterstützt im Geheimen die heil. Anstalt, indem er 20, 30 ja 50 Dollars für den Bau einer Kirche, eines Thurmes, oder zur Anstalt des Seelsorgers giebt. — Man sieht die Protestanten und Evangelischen haben die Heiligen abgeschafft, aber dafür die Scheinheiligen behalten. Die Katholiken haben die Heiligen behalten. Der Leser wird den Unterschied zwischen einem lebenden Scheinheiligen und einem todten Heiligen leicht finden.

Von Seiten etlicher Freien und von Turnern wird gegen den religiösen Humbug etwas, aber auch nur wenig gethan, z. B. in Unterhaltung und Versammlungen. Doch wie man diese Leute durch allerlei Mittel und Wege zu verdächtigen, wie man Haß gegen dieselben zu pflanzen sucht, sieht man aus der noch nicht lange her gemachten Aeußerung eines Pfäffleins. Das Frauen-Männlein suchte in seiner Anstalt seine Gläubigen zu belehren, daß die Turner (wegen ihres Unglaubens) die Ursache des Indianerausbruchs, und der Greuel in 1862 waren. Uns sollte nicht wundern, wenn dem frommen Mann zu behaupten einfällt, daß die Turner auch die Ursache sind der diesjährigen Metzeleien der Indianer in Kansas und Nebraska. — Begierig wäre man zu hören, wie sich das Pfäfflein heraushelfe, wenn man ihn fragte, ob er sicher glaube, daß die Turner die Ursache der Indianergreuel waren, und daß der große Gott deßhalb ganze Settlements von Gläubigen durch die Indianer morden ließ? Ist es so, dann müssen jene Ungläubigen (Turner) in großem Ansehen bei dem Gotte stehen. (Ja, der Geist der Wahrheit huldigt nicht der Verdummung). Glaubt jedoch das Pfäfflein solches nicht, dann ist er ein Schurke, solches seinen frommen Schaafen glauben zu machen.

Ihr Prediger des Evangeliums, wie Ihr Euch nennt, lehrt eure Anhänger das reine Evangelium; predigt nicht Haß und Fanatismus; lehrt die Wahrheit, nicht Lügen und Verdammung. Ihr macht den Ungläubigen den Vorwurf „unduldsam" zu sein, aber vergesset dabei, daß Ihr ärger, zehnmal ärger seid als jene. — Zum Schlusse lege ich Allen nachgenannte Wahrheit vor:

Die Welt hat es erfahren,
Daß einst der Glaub' in Priesterhand
Mehr Böses that in tausend Jahren,
Als in sechstausend der Verstand.

Ein altes Sprichwort sagt: „Hüte dich vor dem Hintertheil des Maulthiers, vor dem Vordertheil des Weibes, vor den Seiten des Wagens und vor allen Seiten eines Pfaffen."

Vorwärts!

Für die Fackel.

Der sterbende Atheist.

Von C. L. Schieferdecker.

An den Ufern des majestätischen Missouri, umgeben von hohen, mit frischem Grün bekleideten Bergen, aus denen moosumhüllte Felsen ragen, liegt das freundliche Städtchen S. Die Häuser sind meistens von Holz (frame), weiß angestrichen, von Gärten umgeben, eingefriedet mit lebendigen Hecken und umschattet von schlanken Silberpappeln; indeß immergrüne Cedern sie decken, daß man nur das blendende Weiß u. die rothen Ziegeldächer durch ihre Zweige schimmern sieht. Ein Bild der Ruhe und des Friedens. In eines dieser Häuser begleite mich der Leser, um Zeuge der letzten Augenblicke eines Atheisten zu sein.

Die Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten das Zimmer, das ich betrat. Die feierliche Stille, die da

herrschte, bewog mich unwillkührlich leise aufzutreten, als befände ich mich in einem Heiligthum. Und das sollte wohl auch ein Sterbezimmer sein; aber leider, wird ein solcher Raum nur zu oft durch Priester profanirt, die den Sterbenden mit ihren religiösen Ermahnungen martern, schrecken und trösten.

Das Abendroth umfloß das blasse Antlitz eines Sterbenden, der in der Blüthe des Lebens seinem nahen Ende ohne Furcht entgegensah. Weinend standen an seiner Seite Eltern und Verwandte, indeß die herbeigerufenen Priester in einer Ecke des Zimmers sich grouppirt hatten.

Da ihnen der Sterbende als Ungläubiger bekannt war, beglotzten sie sich gegenseitig, als wollte man sagen: „Den kriegt sicher der Teufel."

Die Strahlen der Sonne zerflossen allmählig in einem blassen Rosa, zart hingehaucht das Bild der Ruhe vollendend. Im bleichen Gesicht des Sterbenden spiegelten sich in einem verklärten Lächeln Ergebung und innerer Frieden. Der letzte Strahl der Freude sprühte aus dem ermattenden Auge des jungen Mannes. Noch ein Mal richtete er sich auf und sendet einen liebevollen Blick auf die umstehenden Verwandten und bittet sie, ihn nicht zu beklagen; indeß er unerschrocken auf die Priester hinblickte, die ihm schonungslos als Unbekehrten die ewige Verdammniß angekündigt hatten. Mit gesenktem Haupte sah er der allmählig im Schooße der grünen Bäume sinkenden Sonne nach und sprach, seine Augen auf sie gerichtet, leise und in gebrochenen Worten:

„Also soll ich dich nie wiedersehen, du herrlicher, unerforschlicher Planet! Wenn deine Strahlen sich in Dunkelheit verlieren, wird es ewig Nacht um mich herum sein. Ich werde in kühler Erde ruhen, während du in deinem Purpurgewand in einer andern Welt aufgehen wirst, um sie zu erleuchten. O, wäre es doch wahr, daß auch wir, nach einer langen Nacht, in einer anderen besseren Welt leuchten! Wären die Priester-Satzungen nicht Chimären, so würde ich leichter von dir scheiden, deren Strahlen so oft meine trübe Seele erleuchtet, deren Untergehen und Aufgehen mir so viel Genuß gewährt! Ja, die Welt ist schön und das Scheiden von ihr thut mir weh, sehr weh. Nur weil die Welt so schön ist, verlasse ich sie ungerne; aber nicht weil ich zukünftige Strafen fürchte; diese Welt, die in euren Augen so sündhaft erscheint. Wie gerne würde ich sterben, wenn ich nach dem Tode in eine bessere Welt versetzt zu werden hoffte. Ihr wollt eine bessere Welt genießen, weil Ihr euch das Leben in dieser Welt verbittert habt. Eigenliebe und Sektirerei verbargen euren Augen das Schöne, das Herrliche dieser Welt. Während Ihr euch strittet über Taufe und über Abendmahl, wegen Meinungsverschiedenheit auf der Kanzel schimpftet; während Ihr nur darauf bedacht waret, eure Seelen durch Kirchenlaufen und Beten vor dem Höllenfeuer zu bewahren; während Ihr, Priester, eure Gemeinden verdummt und unter dem Scheine wahrer Christusverehrer euch gezeigt habt, ohne dessen Herzensreinheit und Nächstenliebe zu besitzen und Opfer bringen zu wollen, seinen gleich; während Ihr dies Alles thatet, ging ich hinaus in die freie Natur, lernte sie und mich selbst kennen und machte mir mein Loos auf Erden nicht nur erträglich, sondern angenehm.

Habt Ihr je, nach einer schweren Krankheit genesen, in der schönen Natur die balsamische Luft eines Frühlingsmorgens eingeathmet, oder unter hohen Bäumen, auf grünen Wasen hingestreckt, das reine Blau des Himmels bewundert? Habt Ihr je auf weichem Grün einer Wiese gebettet das Rauschen eines Waldes belauscht, wenn Vögelein in murmelnden Bächen sich baden und durch ihr Zwitschern und Singen den Menschen ermahnen, sich der schönen Erde zu freuen? Habt Ihr je das Auf- und Untergehen der Sonne beobachtet, wenn sie den Gau mit ihrem Purpur vergoldet? Habt Ihr je die Ruhe einer Sommernacht bewundert, wenn dem Monde seine Silberstrahlen entströmen, wenn Millionen Thautropfen wie so viele Diamanten auf Bäumen und Sträuchen zittern; wenn die Blüthe der wilden Rose ihren Duft aushaucht, der von Zephyren getragen die Luft erfüllt; wenn leichte Abendwinde den Bäumen leises Flüstern entlocken, süßer als Worte von Liebenden unter ihren Schatten hingehaucht?! Habt Ihr je den Kämpfen der Elemente zugesehen, wenn Blitze auf Blitze mit ihrem zackigen Licht die vom Sturm getriebenen Wolken erleuchten und der Donner Schlag auf Schlag erdröhnt, als jauchzte er blos, um die Furcht des zagenden Menschen zu verhöhnen?

Der Sturm hat ausgetobt, die Wolken haben sich zertheilt; Mond und Sterne erscheinen am Firmament, ein hehres Bild des Friedens. Das Namenlose, das Erhabene dieser Scene, das innere Glück, das sie im Busen guter Menschen erwecken; dies sind die Belohnungen für unsere Sorgen und Mühen auf Erden.

Der Gläubige hofft Seelenruhe im zukünftigen Leben, im Himmel zu genießen; der Weise genießt sie hier auf Erden, welche Thoren für ein Jammerthal halten.

Ihr glaubt das Paradies zu erlangen, wenn Ihr zu einem imaginären Wesen betet und auf den Knieen rutscht. Ihr Priester prediget die Lehren eures Gottes um Geld, was euer Jesus nie gethan. Eurem Nächsten opfert Ihr keinen Heller, wenn er nicht glaubt wie Ihr.

Werdet Menschen, um eines Paradieses werth zu sein! Hier auf meinem Sterbebett sage ich euch: Nur Der genießt ein Paradies, der es sich selbst bereitet. Stoff dafür bietet unsere Erde in reicher Fülle.

Anstatt einen Gott, den Niemand sieht, zu lieben, liebet eure Mitmenschen! Thut Ihr Das, so werden Friede und Eintracht bei euch einkehren; Friede und Eintracht aber sind das Paradies.

Der Mensch lerne sich selbst erkennen, um den Himmel auf Erden zu erwerben! Ihr, die Ihr euch als Auserwählte Gottes und dessen Vermittler hinstellt, lehrt die Menschen

das Gute von dem Bösen unterscheiden; das Gute üben, das Böse unterlassen! Geht selbst mit gutem Beispiele voran! Bringet Opfer für die Menschheit, anstatt euch für das Wort Gottes bezahlen zu lassen! Lasset die Natur sprechen; sie ist beredter als Ihr! Ihr Thoren, die da glaubet, euer Mund könne mehr Gutes wirken als die Natur in ihrem Wirken und Schaffen!

Ich habe der Natur gehuldigt und war glücklicher als Ihr es seid, und sterbe ruhiger als Ihr einst sterben werdet. Ihr laufet zur Kirche, bittet euren Gott um Verstand und heulet: Herr, mein Gott, „ich bin ein großer Sünder!" Damit wollt Ihr euren Popanz versöhnen, der ein strenger, ein gerechter Gott, den man sich nur auf den Knieen mit hündischem Winseln nahen dürfe, um seiner Gnade werth zu sein.

Warum will man ein zukünftiges Leben haben? Weil man es nicht versteht, die Erde zum Paradies zu machen. Wilde Leidenschaften stürzen so viele Menschen in's Verderben. Die köstlichsten Gaben der Natur werden mißachtet, mißbraucht oder in den Staub getreten.

Der Mensch ist mit Denkvermögen begabt; weil aber dieses, irrig oder gar nicht entwickelt, blos dazu angewendet wird, um sinnliche Lüste, böse Anschläge zu befriedigen und den Nächsten zu übervortheilen; darum, glaubt Ihr, müsse es einen Ort geben, wo die Vernunft geläutert von allen Schlacken und vollkommen existirt und himmlische Seeligkeit genießt!

Es wurde uns ein Eden bescheert; mehr können wir nicht verlangen. Lasset uns streben, dieses Edens werth zu sein, ehe wir mehr beanspruchen!

Meine Kräfte verlassen mich — ich fühle schwach, sehr schwach; das Ende naht rasch. Trocknet eure Thränen, liebe Eltern und Verwandte, warum wollt Ihr klagen, daß die Natur Das zerstört, was sie geschaffen, um aus dem Stoffe neue Formen hervorzubringen in des Stoffwechsels unendlichem Ocean!?

Ich bin erschöpft. — Er sinkt auf das Kissen — ein Lächeln umschwebt sein Antlitz — er stirbt. —

So stirbt der Atheist.

Für die Fackel.

Ueber die Todesstrafe.

Von G. L. Schieferdecker, St. Louis, Missouri.

Die Frage wegen Abschaffung der Todesstrafe, von unserer Gesetzgebung kaum berührt, ist sofort wieder in Vergessenheit gerathen. Nur unser alter Kämpe für Licht und Recht, Friedrich Münch, ließ seine Stimme in der Sache der Humanität laut ertönen; doch sie ist, leider, ohne Wirkung verschollen und die wichtige Frage scheint völlig eingeschläfert zu sein.

Ich will denn versuchen, einige Worte darüber zu sprechen, nicht als glaubte ich, Münch's erprobte Feder zu übertreffen, sondern, vom Principe beseelt, damit das Schwache mit dem Starken gepaart doch einige Wirkung hervorrufen möge.

Es ist die höchste Zeit, daß unser human sein wollendes 19. Jahrhundert Etwas thue, was seine Ansprüche auf Ausübung von Humanität rechtfertigt. Dies kann vor Allem durch Aufhebung der Todesstrafe geschehen, an deren Stelle für schwere Verbrecher humanere Strafen zu setzen sind, die anstatt zu vernichten, moralisch bessern.

Wurden noch nie Unschuldige hingerichtet? Kann man dem unschuldig Gemordeten das Leben wieder geben? Nein. Schuldlos und in Verzweiflung ist der Verurtheilte gestorben, da der menschliche Verstand nicht immer ausreicht, den Guten von dem Bösen zu unterscheiden.

Führte man anstatt der Todesstrafe eine dem Verbrechen angemessene, auf der Basis moralischer Besserung beruhende Kerkerstrafe ein, so könnte der Staat selbst aus der Arbeit des Verbrechers Nutzen ziehen und der möglicherweise unschuldig Befundene könnte seine Freiheit wieder erlangen und die Beleidsbezeugung seiner Mitmenschen wäre ihm einiger Ersatz für das zeitweilig erlittene Unrecht der Strafe. Für einen wirklichen Verbrecher ist die jahrelange Gewissensangst im Kerker eine weit schwerere Strafe, als die kurze Todesangst vor der Hinrichtung.

Wenn es gerecht wäre, einen der getödtet mit dem Tode zu strafen, so müßte es auch recht sein, einen Meineidigen mit Meineid, einen Dieb mit Diebstahl, eine Prostituirte mit Prostitution zu strafen. Wohin würde solch eine Procedur oder „Wiedervergeltung führen müssen?!

Der Zweck der Todesstrafe soll sein: den Böswicht durch Beispiel und Aussicht auf Verlust seines Lebens vom Verbrechen abzuschrecken. Der Gedanke, sein Leben auf gewaltsame Weise zu verlieren, soll ihm so schrecklich erscheinen, daß er von jeder Missethat absteht. Die Thatsache jedoch, daß Mordthaten, trotz der Todesstrafe, verhältnißmäßig nicht abnehmen, spricht dafür, daß der Zweck der Todesstrafe durch das Schreckbild durchaus nicht erreicht wird.

Diebstahl ist im Allgemeinen der Keim zu allen gröberen Verbrechen, die erste Stufe zum Mord und dennoch ist es gerade bei Hinrichtungen, wo die meisten Taschen der Zuschauer geleert werden.

Ist das gräßliche Schauspiel nicht hinreichend einen Böswicht Angesichts desselben vom Bösen abzuhalten, so ist es wohl nicht anzunehmen, daß es auf das Gemüth eines Mörders einen bleibenden Eindruck mache.

Würde eine Hinrichtung unangenehmen Eindruck auf

einen Mörder unter den Zuschauern machen, so würde er sie nicht mit ansehen, und bliebe, oder ginge vor der Vollendung der Hinrichtung weg und so bliebe denn auch natürlich die Wirkung aus. Sollte hingegen der Zweck einer Hinrichtung sein: „Säuberung und Beschützung des Staates vor einem großen Verbrecher," so könnte das durch Gefängnißstrafe weit zweckmäßiger geschehen. Freilich müßte man dahin streben, weniger bestechliche Beamte zu haben, als es jetzt bei uns der Fall ist.*)

Gerechtigkeit und Vernunft befürworten die Abänderung der Gesetze zur Bestrafung von Mördern. Da man weiß, daß das menschliche Herz käuflich, zugänglich für Bestechung und Schmeicheleien; daß die meisten Advokaten geldgierig und gleichgültig gegen Recht und Unrecht sind; so ist es ein nicht zu billigender Akt, ein Geschwornengericht über das Leben eines Menschen aburtheilen lassen. Man soll dem Menschen nicht rauben, was man ihm nicht geben kann. Die Verurtheilung Eines Unschuldigen kann durch Ausübung jahrelanger Gerechtigkeit nicht gesühnt werden.

Faulheit, Rachsucht und heftiges Gemüth sind die Hauptantriebe zum Morden. Wer nach kalter Berechnung des Geldes wegen mordet, ist zu faul, um zu arbeiten. Für Diesen wäre gewiß die härteste und doch zugleich humanste Strafe, lebenslängliches Anhalten zur Arbeit, vereint mit Gewissensbissen. Der Mörder aus Rache hat gewiß über seinen beabsichtigten Mord nachgedacht und er wußte, daß, wenn verrathen, der Galgen sein Lohn sein wird. Dennoch mordet er sein auserlesenes Opfer und liefert einen Beweis, daß die Todesstrafe für ihn keine abschreckende Warnung war. Wer in der Hitze eines aufgeregten Gemüthes mordet, denkt gewiß auch nicht an den Galgen. Ueber Dies giebt es nicht fromme Geistliche, die dem „armen Sünder" sein Lebensstündlein erleichtern, und ihm den sichern Eingang in den Himmel versprechen; falls er sich bekehrt, oder zu ihrer Religion übertritt? Man suche doch die Ursachen so vieler Verbrechen zu beseitigen, ehe man die Folgen davon so unmenschlich bestraft. Man lasse die geistlichen Herren tüchtige Moral gratis lehren und es wird gewiß bessere Wirkung haben, als das Wimmern und Singen mit dem verurtheilten Mörder. Lasset sie die Hütten der Armen und die Hölen der Bösen aufsuchen, und sie über den Unterschied zwischen gut und bös belehren! Anstatt Bibelsprüche und Heiland's Segen, gebt Brod und Beschäftigung den Armen! Der Mörder soll des Trostes nicht entbehren, aber streben muß er doch: Die mosaischen Gesetze erheischen, und die christlichen billigen es. Darf man sich da wundern, daß die Todesstrafe noch besteht? Ueberliefern nicht die Häupter des Staates und Hauptpfeiler der Religion den politischen Verbrecher dem Schaffot? Lassen sie nicht arme Seelen in dumpfen, finsteren Kerkern ein elendes Dasein fristen? Lassen sie nicht ihre Mitmenschen bei glühender Hitze, die jammervollste Existenz auf Galeeren hinschleppen und werden nicht Menschen nach den Steppen von Sibirien verbannt, um unter der Knute elender Prinzen ihre Tage zu enden? Sehen nicht christliche Regenten und Unterthanen zu, wie ihre Mitchristen von Ungläubigen geschlachtet werden? Treiben nicht christliche Herrscher ihre Unterthanen schonungslos zum Kampf, zur Verzweiflung u. in den Tod? Prassen nicht Christen, die 3mal des Sonntags zur Kirche gehen, in Ueberfluß, darauf bedacht, daß ihren Mitchristen die reine Gotteslehre gepredigt werde; indeß ihre Brüder in Christo hungern, obdachlos und zerlumpt die Straßen großer Städte durchziehen?

Das ist die christliche Welt, die ihr Vorurtheil über die Todesstrafe auf Gottes und Mosis Wort basirt!

Lehren Jesu, wie: „Wer seinen Bruder einen Narren schilt, ist des höllischen Feuers werth," werden beherzigt und den Kindern auf die Seele gebunden. Solche Gebote, wie: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" — „vergelte Böses mit Gutem", müssen den rachedurstenden Gesetzen Mosis weichen, Gesetzen, die in einem Zeitalter roher Gewalt und höchster Barbarei gegeben wurden und die jetzt für eine Zeit passen sollen, welche den höchsten Grad der Cultur beansprucht.

Die Gesetze Mosis werden von den Christen über die Lehre Jesu erhoben. Mosis Gesetze, dem Gott seiner Uebertritte wegen das gelobte Land versagt hat, indeß die christliche Mythe Jesum in aller Glorie in den Himmel fahren läßt, bei dessen Taufe eine Stimme rief: „Das ist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Ihr Herren Christen schlagt euch mit euren eigenen Waffen; denn hätte Gott die Todesstrafe einführen wollen, so hätte er Cain gewiß getödtet und ihn nicht seinen Gewissensbissen überliefert. Und dieser euer Gott muß ja doch ein besserer Richter sein als Moses.

Ihr freien Denker Amerika's, lasset uns alle mittelalterlichen Gebräuche von uns werfen! Lasset uns dem alten Continent als Leuchte vorangehen! Lasset uns die Todesstrafe, als Erbtheil crasser Barbarei, verwerfen! Lasset uns den Gefangenen bessern, anstatt tödten! Lasset uns Menschen anstatt Henker sein und die Zahl der Verbrechen wird eine geringe werden, wenn auch nicht gänzlich verschwinden! — Ein jeder Mensch hat Ansprüche auf seines Nächsten Liebe und Nachsicht. Lasset uns Beide üben und die Nachwelt wird uns ehren als Pioniere des Humanismus.

*) Wenn der Mord an und für sich ein Verbrechen ist, so müßte auch der Henker sein Leben verwirken und so fort, bis kein Henker mehr vorhanden ist. Der Staat der den Mörder hängen läßt, ist gewöhnlich die Hauptursache aller Verbrechen. Bessere Schulen und vernünftigere staatliche Einrichtungen wären auf jeden Fall das beste Mittel, die Zahl der Verbrechen zu vermindern. L.

Für die Fackel.

In Dominum Deum.

Von C. Porsch, Philadelphia.

I.

Der Wahrheit-Hauch belebte schon
Der Seele zarte Saiten;
Sie wollte gern im reinsten Ton
Der Göttin Sang begleiten;
Da drückte Gottes schwere Hand
Das Saitenspiel zusammen,
Die Seele schwieg, — die Wahrheit schwand,
Im Herzen wüthen Flammen.

Aus Gottes Hand befreit der Muth,
Zu brechen inn're Schranken.
Der Hölle Flamme löscht die Fluth
Des Meeres von Gedanken,
Die aus dem tiefen reichen Schacht
Des innern Lebens fließen,
Sobald ihn nicht mit Zaubermacht
Des Glaubens Felsen schließen.

So lang wir nur in Schwächen gleich,
Ist Hölle hier auf Erden.
Errungen kann das Himmelreich,
Doch nie erbettelt werden.
Laßt uns die böse Wirklichkeit
Von guter Wahrheit scheiden
Und keine Ungerechtigkeit
Als Gottes Unrecht leiden!

II.

Herr, du bist mir nicht mehr gnädig,
Weil ich that, was du verboten?
Weil ich — noch nicht Leibes ledig —
Eindrang in das Reich der Todten?
Weil ich — ohne Orpheus-Leier —
Trotzte deiner Hölle Schrecken,
Um die Lieben, die mir theuer,
Aus dem Todtenschlaf zu wecken?
Weil ich mich entzog den Kämpfen
Um die Güter dieser Erde
Und den theuren Opferdämpfen
Auf dem heimathlichen Heerde?
Darum soll der finstre Kerker
Meine freie Seele töpten? —
Nein! das innre Licht wird stärker
In des Leibes ärgsten Nöthen.
Schilt mich immerhin Verräther
Deines höchsten Heiligthums!
Ich wär' nur ein Uebelthäter
Als Verkünder deines Ruhms.
Nicht im Golde, nicht im Eisen,
Nicht in Liedes-Schmeicheltone
Will ich deine Größe preisen;
Huld'ge nur dem Menschensohne!
Trotz der blut'gen Straf-Exempel,
Trotz der Jubelhymnen Schallen
Müssen deine Götzentempel
Einst in Schutt und Asche fallen. —
Selig; frei von eiteln Sorgen,
Ledig aller bösen Triebe,
Feiert dann der Mensch den Morgen
Neuen Lebens, neuer Liebe!

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jul. Michelet.

Lucile Desmoulins (April 1794).

Die constituirende Versammlung hätte das Decret erlassen, daß jede Gemeinde im Saale der Municipalität, wo die Geburten und Todesfälle angezeigt und die Hochzeiten geschlossen wurden, einen Altar aufzurichten verpflichtet sei.

Dadurch, daß die drei wichtigsten Momente der menschlichen Bestimmung am Altare der Gemeinde ihre Weihe empfingen und die Religionen der Familie sich mit denen des Vaterlandes vereinten, dadurch wäre dieser Altar bald der Einzige und die Municipalität der Tempel dieses einzigen Altars geworden.

Man hatte Mirabeau's Rath befolgt.

„Ihr hättet gar nichts gethan, unterließet Ihr das Nothwendigste: die Revolution zu entchristianisiren."

Mehrere Arbeiter der Vorstadt Saint-Antoine erklärten im Jahre 93, daß sie ihre Heirathen nicht für gesetzlich hielten, wenn sie nicht in der Gemeinde durch den Magistrat geweiht wären.

Im Jahre 91 hatte sich Camille Desmoulins in der Kirche Saint-Sulpice nach kath. Ritus trauen lassen, weil die Familie seiner Frau es ausdrücklich verlangt hatte. Aber als ein Jahr darauf ihm sein Sohn Horace geboren worden war, trug er ihn selbst nach dem Stadthause, um für sein Kind das Gesetz der Constituante zu reclamiren.

Dies war, so viel uns bekannt ist, das erste und einzige Beispiel einer republikanischen Taufe.

Aber die rührendste Erinnerung der ganzen Revolution ist jener gute, beredtsame Camille Desmoulins u. seine reizende Lucile und der Akt, der sie Beide aufs Schaffot gebracht: ihr inmitten der Herrschaft des Schreckens gewagter Vorschlag zur Gründung eines Gnaden-Ausschusses.

Arm, oder, noch richtiger gesagt, nothleidend im Jahre 1789 und selbst in Bezug auf seine physischen Eigenschaften von der Natur wenig begünstigt, fast stammelnd, hatte Camille Desmoulins einzig und allein durch die Vorzüge seines Herzens wie durch den Reiz seines pikanten Geistes seine schöne, anmuthsvolle und verhältnißmäßig reiche Lucille sich errungen. Es existirte von ihr ein Bild, das einzige vielleicht, ein köstliches Miniaturbild, in der Sammlung des Obristen Maurin, das nach dessen Tode versteigert ward. Was mag aus dieser Sammlung geworden sein und in welchen Händen mag sie sich jetzt befinden? Sie gehört der Geschichte Frankreichs an. Und darum bitten wir den gegenwärtigen Besitzer derselben, wie er auch heißen möge, dessen eingedenk zu sein und das, was jetzt für Frankreich verloren ist, uns wiederzugeben. Diese Sammlung gehört ins Louvre, wo man früher oder später ein Museum der Revolution gründen muß.

Lucile war die Tochter eines Beamten im Finanzdepartement und einer außerordentlich schönen und nicht minder vortrefflichen Frau, die in ihrer Jugend Maitresse des Finanzministers Terray*) gewesen sein soll. Ihr Bild ist das einer hübschen Frau aus der untergeordneten Klasse, was schon ihr Name „Lucile Duplessis-Laridon" beweist. Sie war hübsch und vor Allem schnippisch: ein kleiner weiblicher Desmoulins. Ihr nettes, reizendes, aufgewecktes und fantastisches Gesicht trägt den Hauch des „freien Frankreichs"**). Man merkt, daß das Genie, die Liebe eines Mannes von Genie, die Züge verschönert hat***).

Wir vermögen es nicht, der reizenden Versuchung zu widerstehen, jene einfachen Zeilen abzuschreiben, in welchen diese junge Frau von 20 Jahren ihre Eindrücke in der Nacht des 10. Augusts erzählt:

„Am 8. August (schrieb sie) war ich vom Lande zurückgekehrt: Aller Geist befand sich bereits in Gährung; ich hatte die Marseiller zu bewirthen ... wir unterhielten uns gegenseitig ziemlich gut. Nach dem Mittagsmahle begaben wir uns zu Herrn Danton. Die Mutter weinte und war außerordentlich traurig und niedergeschlagen, auch ihre Tochter hatte ein ganz zerstörtes Aussehen. Danton war zu Allem entschlossen und ich, ich lachte wie eine Närrin. Sie fürchteten, daß die bewußte Sache nicht stattgefunden habe; obgleich ich derselben doch nicht sicher war, sagte ich ihnen doch so bestimmt, als ob ichs ganz genau wüßte, sie habe stattgefunden. Aber wie kann man über so etwas Ernstes lachen? fragte mich Madame Danton. Ach, sagte ich, das eben weissagt mir, daß ich diesen Abend noch manche Thräne vergießen werde. — Das Wetter war schön. Wir machten einen kleinen Spaziergang durch die Straße, die ungewöhnlich belebt war. Mehrere Sans-Culottes rannten an uns mit dem Rufe: Es lebe die Nation! vorüber. Dann kamen kleine Trupps zu Pferde, dann ungeheuer große, zahllose Volksmassen. Da erfaßte auch mich die Furcht. — Gehen wir lieber, sagte ich zu Madame Danton. Jetzt lacht sie und zwar über meine Furcht, obgleich ihr anzusehen war, daß auch sie sich fürchtete. Darauf sagte ich zu ihrer Mutter: „Adieu, bald werden Sie die Sturmglocke hören." In ihrer Wohnung angekommen, gewahrte ich, daß Jeder sich bewaffnete. Mein Camille, mein theurer Camille, trug eine Flinte. O Gott! Ich verbarg mich in dem Alkoven, bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen und fing zu weinen an. Und doch wollte ich nicht so viel Schwäche zeigen, um Camille vor all diesen Leuten zu bitten, er möge sich in dies Alles nicht hineinmischen; ich zog es vor, den günstigen Augenblick abzulauern, um ihm dies Alles zu sagen, ohne von Andern gehört zu werden. Ich schilderte ihm meine Befürchtungen. Er suchte mich zu beruhigen, dadurch, daß er mir versprach, bei Danton zu bleiben. Erst später erfuhr ich, auch er habe sich der Gefahr ausgesetzt. Freron war fest entschlossen, zu sterben. Ich bin müde dieses Lebens, sagte er, und wünsche nichts sehnlicher als den Tod. In jeder Patrouille, die vorüberzog, glaubte ich ihn zum letzten Male zu sehen. Ich verkroch mich in den Salons, wo kein Licht brannte, um nichts von Allem, was um mich vorging, zu sehen. Die Patrioten verließen Dantons Haus. Niedergebeugt, aufgelöst mußte ich mich auf ein Bett niederlegen, und so oft ich sprechen wollte, schwatzte ich dummes Zeug. Furcht und Angst hatten meine Sinne gelähmt. Bald darauf begab sich auch Danton zu Bett. Seine Miene verrieth nicht die geringste Unruhe. So nahte Mitternacht; man kam mehrmals, um ihn zu holen; endlich begab er sich nach dem Stadthause. Bald darauf begann die Sturmglocke der Cordeliers zu läuten. Allein und in Thränen gebadet, lag ich auf den Knieen und vernahm mit Entsetzen die Töne der verhängnißvollen Glocke. Endlich kehrte Danton zurück. Mehrmals kamen Leute, um uns bald gute, bald schlimme Botschaften zu bringen. Aus ihrem Gespräche glaubte ich entnehmen zu können, daß sie

*) Abbe Joseph Marie Terray war ein Günstling der Frau v. Pompadour, durch deren Einfluß er bis zum General-Controlleur der Finanzen emporstieg, welchen Posten er bis zum 24. Aug. 1774 bekleidete. An diesem Tage, die Bluthochzeit der Minister genannt, ward er im Vereine mit dem Kapuziner Maupeou und dem Herzoge v. Aiguillon gestürzt und starb, allgemein gehaßt und verachtet, am 18. Febr. 1778.

**) „La France libre" ist der Titel eines der besten politischen Pamphlets ihres Gatten.

***) Es ist bekannt, daß Freron für diese Züge geschwärmt hat. E. M. D.

beschlossen hatten, nach den Tuilerien zu ziehen. Es war mir, als müßte ich jeden Augenblick ohnmächtig niedersinken. Madame Robert fragte Jeden, welcher kam, wo ihr Mann sei. — Stirbt er, sagte sie zu mir, dann mag auch ich nicht länger leben. Aber dieser Danton, er, der an Allem Schuld ist! Stirbt mein Mann, dann bin ich das Weib, das ihn ermordet! — Camille kehrte auf eine Stunde in meine Arme zurück, um mich zu beruhigen. Er war erschöpft und schlief auf meiner Schulter ein. Madame Danton schien darauf gefaßt, jeden Augenblick die Nachricht zu erhalten, daß ihr Mann getödtet sei. Gegen Morgen wurden Kanonen abgefeuert. Sie hörte es, erbleichte und sank in Ohnmacht. — Was soll aus uns werden, mein armer Camille! Ich hatte nicht mehr die Kraft aufzuathmen. O mein Gott, wenn es wahr ist, daß Du existirst, so rette Menschen, die Deiner würdig sind. Wir wollen, großer Gott, was es auch kosten möge, frei werden!"

Lucile, die sich hier so naiv in der ganzen Schwäche des Weibes zeigt, war eine Heldin im Augenblick des Todes.

Man muß sie sehen im Momente der Entscheidung, wo zwischen Desmoulins und seinen Freunden berathen ward, ob er im Alles mit sich fortreißenden Strome des Schreckens den gefährlichen, ihm wahrscheinlich den Tod bringenden Schritt wagen solle, im Convente die Freiheit der Presse und der Rednerbühne, die durch die Gefangennehmung seines Freundes Fabre d'Eglantine gewaltsam erstickt worden war, zurückzuverlangen.

Treten wir ein in diesem Augenblicke der Gefahr in jenes bescheidene, glorreiche Haus, in welchem dieser Schritt beschlossen ward*). Im ersten Stockwerke wohnte Freron, im zweiten Camille Desmoulins und seine reizende Lucile. Ihre Freunde waren erschreckt herbeigeeilt, um sie zu bitten und zu beschwören, von diesem Vorhaben abzustehen. Alle zeigten ihm den Abgrund, an dem er stand. Ein Mann, der gewiß nicht furchtsam war, General Brune, ein Freund des Hauses, rieth ihm Vorsicht an. Camille versuchte, ohne ihm in Abrede zu stellen, daß er recht habe, ihn zu bekehren. Es war in jenem Augenblicke, wo Freron, Camille's Freund, Lucile's glühender Anbeter, ihm die Nachricht von dem Siege und den Gefahren Toulons mitgetheilt hatte. Auch Camille war und wollte ein Held sein. „Edamus et bibamus," sagte er zu Brune, der mit ihm das Frühstück theilte, „cras enim moriemur!" Er sagte diese Worte auf lateinisch, damit Lucile sie nicht verstehe. Aber nichts destoweniger sprach er von seiner Hingebung und von dem Beschluß, den er gefaßt, mit so rührender, hinreißender Wärme, daß Lucile ihn umarmte mit dem Ausrufe: „Laßt ihn, laßt ihn. Camille erfülle seine schöne heilige Mission, er ist's, der Frankreich retten wird, und die, welche anders denken, sollen nicht meine Chocolade trinken."

*) Es lag in der Straße der Rue de l'ancienne Comedie, in der Nähe der Rue Damphine.

Die siebente Nummer des „Vieux cordelier," so dreist auftretend gegen die Gewaltschritte der beiden Regierungs-Ausschüsse, die achte Nummer, eine Anklage gegen Robespierre enthaltend, verwickelten ihn in Dantons Prozeß und gaben seinem Gegner die Waffen in die Hand, auch ihn unter das Messer der Guillotine zu schicken.

Der ungeheure Antheil, den dieser Prozeß hervorgerufen hatte, die zahllose Volksmenge, die mit gespannter Erwartung den Justizpalast umlagerte und so günstig für die Angeklagten gestimmt war, berechtigten zu dem Glauben, daß diese Gefangenen, wenn es ihnen gelänge, ihren Kerker zu verlassen, das Volk mit sich fortreißen würden. Der Kerker aber bricht die Energie der Menschen. Keiner von Allen hatte eben so wenig Waffen als Muth.

Den Letztern gab ihnen ein Weib. Camille's junge Frau irrte, in Schmerz versunken, um die Kerker im Luxembourg umher. Dort befand sich ihr Gemahl, ihr über Alles geliebter Camille, wie festgebannt an den Gitterstäben, um mit seinen Augen sie zu suchen und ihr die herzzerreißendsten Dinge, die jemals die Seele eines liebenden Weibes gefoltert haben, zu schreiben. Mehr als je fühlte sie gerade in diesem schrecklichen Momente, wie groß und heftig ihre Liebe zu ihm sei. Jung und hübsch, konnte es ihr früher Vergnügen machen, sich im Stillen von General Dillon und Freron bewundert und angebetet zu wissen. Und dieser Freron war in Paris und doch wagte er nichts für sie zu thun. Dillon wohnte im Luxembourg, trank wie ein echter Irländer und spielte Karten mit dem ersten Besten, der ihn besuchte, und dachte nicht an das Unglück jener armen Frau, deren Schönheit er noch kurz vorher so reizend fand.

Camille war verloren für Frankreich und für Lucile. Das fühlte sie und das bestimmte sie, mit ihm zu sterben.

Am ersten Tage der Gefangennehmung ihres Gatten hatte sie sich an Robespierre's Herz gewendet und ihn in dem Briefe, den sie ihm schrieb, daran erinnert, daß er ein Zeuge ihrer Hochzeit gewesen und ihr erster Freund gewesen sei, daß Camille rastlos für Robespierre's Ruhm gearbeitet und schon darum ein besseres Schicksal verdient habe. Sie schloß diesen Brief mit den Worten einer Frau, die sich jung, reizend und bemitleidenswerth fühlt und der das Leben so theuer ist, daß sie nur ungern stirbt:

Uns Beide wirst Du tödten, denn Ihn treffen heißt auch mich tödten, mich, die Du einst geliebt hast*).

Es erfolgte keine Antwort. Darauf schrieb sie an Dillon:

„Man spricht davon, wieder September zu machen**). Soll da ein Mann von Herz sich nicht wenigstens vertheidigen dürfen?"

Die Gefangenen erröthelen über die Lehre, die ihnen

*) Viele wollen wissen, Robespierre habe sie früher heirathen gewollt.

**) Anspielung auf die Niedermetzelung der Gefangenen im Abbaye-Gefängniß.

ein Weib gegeben, und beschlossen zu handeln; doch wollten sie dann erst den Versuch zum Entfliehen aus dem Kerker wagen, wenn Lucile, sich in die Reihen des Volkes werfend, die Masse zur Befreiung derselben angefeuert habe.

Dillon, brav, aber geschwätzig und indiskret, erzählte dies, etwas angetrunken, einem gewissen Laflotte, mit welchem er Karten spielte. Laflotte hörte es und machte ihn immer gesprächiger. Laflotte war Republikaner; hier aber, eingesperrt, ohne Ausweg, ohne Hoffnung, fühlte er sich schrecklich versucht. Er denuncirte nicht den Abend (3. April), wartete die ganze Nacht und zögerte vielleicht noch. Am Morgen aber erkaufte er den Preis seiner Freiheit mit der Schmach, den Plan der Gefangenen zu verrathen. Mit dieser unwürdigen Waffe erwürgte man Danton, Camille Desmoulins und einige Tage später Lucile und mehrere andere Gefangene im Luxenbourg, die von dem ganzen Plane nichts gewußt hatten.

Die Einzige, die von allen Angeklagten großen Muth zeigte, war Lucile Desmoulins. Sie blieb unerschütterlich und zeigte sich würdig des Namens ihres Gemahls. Sie erklärte, zu Dillon und zu den Gefangenen gesagt zu haben, daß, weil man wieder einen 2. September beabsichtige, es Jedermanns Pflicht sei, sein Leben zu vertheidigen.

Diese Aussage brachte sie aufs Schaffot. Es gab keinen Menschen, welcher Meinung er auch angehören mochte, dessen Herz bei der Hinrichtung Lucile's nicht geblutet hätte. Sie war weder eine Corday, noch eine Roland; sie war nichts als eine einfache Frau, dem Ansehen nach ein junges Mädchen, ja fast noch ein halbes Kind. Und ach, was hatte sie verbrochen? Sie wollte einen Geliebten, ihren Gatten, ihren guten Camille, den Anwalt des Menschengeschlechts, aus den Mauern seines Kerkers befreien, sein Leben vom Tode retten. Dieses reizende, unerschrockene Weib starb für die Tugend, für die Erfüllung heiliger Pflicht aufopfernder Gattenliebe.

Ihre Mutter, die gute und noch immer schöne Madame Duplessis, erschreckt von dem Allen, was sie nicht begreifen konnte, schrieb in der Angst ihres Herzens an Robespierre, um ihr Kind zu retten. Auch sie wagte ihn zu erinnern, daß er Lucile einst geliebt und sogar heirathen gewollt. Liebst Du sie noch, dann rette sie, so hatte das Herz der Mutter gesicht.

Doch auch darauf war keine Antwort erfolgt. Robespierre fürchtete sich bloßzustellen.

Doch alle Welt verabscheute diese kalte Vorsicht, diese gefühllose Klugheit. Jeder litt und büßte. Im ganzen Volke machte sich Eine Stimme (eine von Jenen, welche Unglück bringend) hörbar. Alle Welt sagte sich tief empört: Das geht zu weit!

Bevor wir uns trennen von dem hellleuchtenden Bilde herzergreifender Weibesliebe, sei uns vergönnt, hier den letzten Brief mitzutheilen, den Camille Desmoulins aus den Mauern seines Kerkers an seine Lucile geschrieben hat.

Aus dem Gefängniß des Luxembourg, Duodi Germinal, 5 Uhr Morgens.

Der wohlthätige Schlaf hat meine Leiden aufgehoben. Man ist frei, wenn man schläft: man fühlt nicht den Schmerz seiner Gefangenschaft. Der Himmel hat sich meiner erbarmt. Es war nur ein Augenblick: ich sah Dich im Traume. Der Reihe nach umarmte ich Dich, unsern Horace und Durousse, der bei uns war; unser Kleiner aber hatte durch einen Fluß, der sich darauf geworfen, ein Auge eingebüßt, und der Schmerz, den ich über dieses Unglück empfand, hatte mich aufgeweckt. Ich fand mich im Kerker wieder. Es begann ein wenig zu tagen. Da ich Dich nicht länger sehen und Deine Antworten vernehmen konnte, (denn Du und Deine Mutter hatten im Traume mit mir gesprochen), stand ich frühzeitig auf, um mit Dir zu sprechen und Dir zu schreiben. Doch als ich das Fenster öffnete, hat der Gedanke an meine Einsamkeit, der Anblick der scheußlichen Gitterstäbe, der Gedanke an die Riegel meines Kerkers, der mich von Dir trennt, die ganze Standhaftigkeit meiner Seele besiegt. Dann bin ich in Thränen ausgebrochen und schluchzend habe ich in meinem Grabe ausgerufen: Lucile, Lucile, o meine theure Lucile, wo bist Du? (An dieser Stelle seines Briefes gewahrt man die Spur einer Thräne). Gestern Abend hatte ich einen ähnlichen Augenblick gehabt, als ich im Garten Deine gute Mutter erblickte. Unwillkührlich war ich an den Gitterstäben meines Fensters auf die Knie gesunken und hatte meine Hände gefaltet, als wollte ich ihr Mitleid anflehen. Ich habe sie seufzen gehört, ich habe ihren Schmerz und ihre Thränen gesehen; ich sah, wie sie ihren Schleier senkte, weil sie den Anblick meines Kerkers nicht länger ertragen konnte. Wenn Ihr wiederkommt, dann bitte ich, Euch etwas mehr in meine Nähe zu setzen, damit ich Dich besser sehen kann. Es ist, wie mir scheint, keine Gefahr dabei. Meine Brille taugt nicht viel; ich möchte, daß Du mir etwas von jenen Gläsern kauftest, wie ich ein Paar davon vor 6 Monaten besaß. Begehre Nummer 15; der Kaufmann weiß, was dies sagen will; vor Allem aber, Lucile, bitte und beschwöre ich Dich bei meiner ewigen Liebe, mir Dein Bild zu schicken. Daß Dein Maler Mitleid mit mir habe, mit mir, der dies Alles nur darum leidet, weil er zu viel Mitleid mit Andern gehabt. Bitte ihn, daß er täglich zwei Mal komme, damit ich Dein Bild so bald als möglich erhalte. In dem Schrecken meines Gefängnisses wird der Tag, an dem ich Dein liebes, süßes Bild erhalte, ein Fest, ein Tag der Freude und des Entzückens sein. Bis dahin sende mir einstweilen eine Locke Deiner schönen Haare, auf daß ich sie an mein Herz, an meine Lippen drücke. Sieh, meine theure Lucile, wie Dein Camille in die Zeit seiner ersten Liebe zurückgekehrt ist, in jene schöne Zeit, wo einzig und allein nur das, was von

Dir kam, für ihn Interesse besaß. Gestern, als der Bürger, der Dir meinen Brief überbracht hatte, zu mir zurückgekehrt war, eilte ich ihm mit der Frage entgegen. „Nun, habt Ihr sie gesehen?“ ganz so, wie ich einst den Abbé Landreville gefragt, und es gewährte mir Genuß, ihn zu betrachten, gleichsam, als ob auf seiner Person und seinen Kleidern etwas von Deiner Gegenwart, etwas von Dir, haften geblieben wäre*). Dieser Mann hat eine mitleidige Seele, weil er Dir meinen Brief ungesäumt überbracht hat. Ich werde ihn, wie mir scheint, täglich zwei Mal, des Morgens und des Abends sehen. Dieser Bote unserer Schmerzen wird mir jetzt eben so theuer sein, als wäre er in früheren Tagen der Bote unseres Glücks gewesen. — In meinem Kerker habe ich einen Spalt entdeckt: ich habe mein Ohr darauf gelegt, gelauscht und seufzen gehört; ich habe einige Worte gewagt und die Stimme eines Kranken gehört, der sehr zu leiden schien. Er fragte mich nach meinem Namen: ich sagte ihm, wie ich heiße. O mein Gott! rief er bei diesem Namen aus und sank auf sein Bett zurück, von dem er sich kurz vorher erhoben hatte. Deutlich erkannte ich die Stimme Fabre d'Eglantine's. — Ja, ich bin Fabre, sagte er zu mir. Wie aber kommst denn Du hieher? Ist die Contre-Revolution gemacht? — Doch wagten wir nicht länger mit einander zu sprechen aus Furcht, daß der Haß uns selbst um diesen schwachen Trost beneide und daß wir, wenn man uns hörte, getrennt und in noch engere Kerker gesteckt würden. Hier habe ich wenigstens ein Zimmer mit einem Ofen; und das meinige wäre ziemlich erträglich, wenn ein Gefängniß dies überhaupt sein kann. Aber, theure Freundin, Du hast keinen Begriff von dem, was eingesperrt sein heißt, ohne zu wissen, weshalb, ohne bisher verhört worden zu sein, ohne ein einziges Journal zu erhalten. Das heißt leben und todt sein zu gleicher Zeit, das heißt nur leben, um zu fühlen, daß man eingesargt ist. Man sagt, daß die Unschuld ruhig und muthig ist. Ach, meine theure Lucilie, mein angebetetes Weib, sehr häufig ist meine Unschuld so schwach und muthlos, wie die eines Gatten, eines Vaters, eines Sohnes. Ja, wenn's noch Pitt oder Coburg wären, die mich grausam behandeln, daß aber meine Collegen mich eingekerkert haben, daß Robespierre den Befehl unterzeichnet hat, und daß die Republik, nachdem ich Alles für sie gethan, dies für mich thut, das ist's, was mich am tiefsten schmerzt. Das also ist der Preis, den sie mir für so viele Dienste und Opfer zuerkannt hat! In den Kerker eintretend, habe ich Herault de Sechelles, Simon, Ferroux, Chaumette, Antonelle gesehen. Sie alle sind weniger unglücklich: Keiner von ihnen ist in geheimer Haft. Nur ich bin's, ich, der ich mich seit 5 Jahren so vielem Haß und so vielen Gefahren zum Wohle der Republik hingegeben, ich, der mitten in der Revolution seine Reinheit bewahrt und keinen Andern in der ganzen Welt um Verzeihung zu bitten hat als Dich, meine theuere Lucile, und die Du ihm großherzig gewährt hast, weil Du weißt, daß mein Herz, trotz meiner Schwächen, Deiner nicht unwürdig ist. Ich bin's, der von Menschen, die sich Republikaner und meine Freunde genannt, in den Kerker, in strengen Verwahrsam geworfen ist, als ob ich ein Feind der Republik, ein Verräther wäre. Sokrates trank den Schierling; doch ließ man ihm wenigstens den Trost, in seinem Gefängniß seine Frau und seine Freunde zu sehen. Wie weh thut es mir, mich von Dir getrennt zu sehen. Hart genug wäre der größte Verbrecher gestraft, entrisse man ihn einer Lucile anders als durch den Tod, der den Schmerz einer solchen Trennung nur einen Augenblick empfinden läßt; aber ein Verbrecher, der den Tod verdient, wäre nie Dein Gatte geworden, und Du hast mich ja blos darum geliebt, weil ich nur das Glück meiner Mitbürger gewollt .... Eben ruft man meinen Namen: die Abgeordneten des Revolutionstribunals kommen, um mich endlich zu verhören.

Sie begnügten sich nur Eine Frage an mich zu richten, die: ob ich gegen die Revolution conspirirt habe? Welch ein Hohn, welch ein Spott! Kann man den reinsten Republikanismus tiefer beleidigen, schmerzlicher kränken, als durch solchen Verdacht? Daraus errathe ich das Loos, das meiner harrt. Lebe wohl, meine Lucile, meine theure Lucile, mein guter Wolf*). Ueberbringe das letzte Lebewohl von mir meinem armen, unglücklichen Vater. Du siehst in mir ein Beispiel der Barbarei und des Undanks der Menschen. Meine letzten Augenblicke werden Dich nicht entehren. Du siehst, daß meine Furcht nicht ohne Grund war, und daß unsere Vorgefühle immer eintreffen. Ich habe ein Weib, ein tugendhaftes, himmlisches Weib geheirathet; ich war ein guter Gatte, ich war ein guter Sohn und wäre auch ein guter Vater gewesen; es ist ein Wunder, daß ich in 5 Jahren so viele Abgründe der Revolution überstiegen hatte, ohne hineinzustürzen, und daß ich noch jetzt athme und mein Haupt mit Ehren stützen darf auf das Kopfkissen meiner Schriften, die, obgleich mehr als zahlreich, alle dieselbe Menschenliebe, denselben Wunsch athmen, meine Mitmenschen frei und glücklich zu machen, Schriften, die das Beil der Tyrannen nicht vernichten kann. Ich sehe jetzt wohl, daß die Macht fast alle Menschen berauscht und daß Alle wie Dionys von Syrakus sagen: „Die Tyrannei ist eine schöne Grabschrift.“ — Aber tröste Dich, untröstliche Wittwe! Ruhmwürdiger wird die Grabschrift Deines armen Camille sein: es ist die des Brutus und Cato, der Tyrannenmörder. O, meine theure Lucile, ich war geboren, um Dichter zu sein und Dich glücklich zu machen und mit Deiner Mutter, Deinem Vater und einigen Freunden, die unserm Herzen theuer sind, ein Okahaiti zu schaffen. Ich hatte mir eine Republik geträumt, die alle Welt angebetet hätte. Ich konnte nicht glauben, daß die Menschen so ungerechte

*) Es ist merkwürdig, daß ganz denselben Gedanken Göthe's Werther an seine Lotte schreibt. E. M. O.

*) Mon bon loup, war sein Lieblingsausdruck.

Bestien sind. Wie konnte ich vermuthen, daß einige leichte Scherze, die ich mir in meinen Schriften gegen meine Collegen, die mich dazu provocirt, erlaubt hatte, die Erinnerung an alle Dienste, die ich ihnen jahrelang geleistet habe, vergessen machen würden. Ich verhehle mir nicht, daß ich als ein Opfer meiner Freundschaft für Danton sterbe. Ich danke meinen Meuchelmördern, daß sie mich mit ihm und Phlippeaux sterben lassen. Und weil unsere Collegen feig genug sind, uns zu verhaften und ihr Ohr den Verläumdungen zu öffnen, die ich nicht kenne, die aber plumper als plump sein müssen, so sehe ich ein, daß wir als Opfer unseres Muthes, als Opfer unserer Wahrheitsliebe fallen. Wir dürfen das Zeugniß mit uns nehmen, daß in uns die letzten Republikaner sterben. Verzeihung, geliebte Freundin, mein wahres einziges Leben, das ich seit dem Augenblicke unserer Trennung eingebüßt, Verzeihung, Lucile, daß ich mich so lange mit mir selbst beschäftigt habe. Viel eher hätte ich darauf bedacht sein sollen, die Erinnerung an mich in Dir zu verlöschen, meine Lucile, meine süße Loulou, mein gutes Huhn! Ich beschwöre Dich, nicht länger in der Nähe meines Kerkers zu verweilen. Rufe mich nicht durch den Schrei Deiner Klagen; sie würden mir selbst im Grabe das Herz zerreißen. Lebe für unser Kind, für unsern Horace! Sprich mit ihm von mir. Später wirst Du ihm sagen, was er jetzt noch nicht verstehen kann. Ach, wie würde ich ihn geliebt haben! Aber trotz meiner Höllenpein glaube ich an Gott. Mein Blut wird meine Fehler, die Schwächen der Menschlichkeit, sühnen und Gott wird mich für das, was gut in mir war, für meine Tugenden und für meine Liebe zur Freiheit jenseits des Schaffots belohnen, dadurch, daß ich eines Tages Dich wiedersehen werde, Dich, meine Lucile! Leb' wohl, Loulou, lebe wohl, mein Leben, meine Seele, meine Gottheit hier auf Erden! Adieu, Lucile, meine theuere Lucile! Leb' wohl, Horace! Leb' wohl, mein guter Vater! Ich sehe, wie der Strom des Lebens rasch an mir vorüberzieht. Ich sehe nur noch Dich, Lucile! Ich schließe Dich in meine Arme, meine Hände drücken die Deinigen und mein Haupt ruht auf Dir! — Leb' wohl, Lucile, leb' wohl!

Für die Fackel.

Käferjagd.

Von Lehrer Funke, Columbus, Ind.

Den geneigten Lesern der Fackel, die so freundlich waren, mir und meinem Freunde (der wirklich ein schönes Museum angelegt hat), auf unsern Spaziergängen, die Wunder in der kleinen Thierwelt der Insekten zu sehen, zu folgen, mögen noch einige kleine Mittheilungen, meinetwegen Anekdoten, mitgetheilt werden, welche beweisen, daß es nicht immer gefahrlos ist, „Mucken" zu jagen.

So hatte ich einst, bei einer Kahnfahrt an das sonst von ganz steilen Felsen eingeschlossene Ufer des kleinen etwa 200 Schritte breiten Flusses ein kleines Käferchen gefunden, von dem ich bald erfuhr, das es bis dahin nur in Italien sehr selten gefunden worden sei (es war Tachyusa balteata), und daß es von allen meinen Correspondenten sehr sehnlich gewünscht ward. Eine Kahnfahrt war nicht mehr möglich, weil das kleine Fahrzeug den Weg alles Fleisches, oder vielmehr alles Holzes gegangen war. Den Käfer aber mußte ich haben, da er ein sehr ergiebiges Tauschmittel werden mußte.

Auf die etwa 200 Fuß hohen Felsen des Ufers war leicht zu kommen; aber wie hinab an das Flußufer? Zeit war auch nicht zu verlieren, da das irdische Leben dieser armen kleinen lieblichen Geschöpfe nur von sehr kurzer Dauer ist, ohne daß ihnen eine ewige Seligkeit an den sumpfigen Ufern der himmlischen Flüsse zu Theil würde. Was nun thun? — Der Felsen war der rothe Rochlitzer Sandsteinporphyr. Etwa 50 Fuß vom oberen Rande war ein einige Fuß breiter Absatz, auf dem dürre Büsche wuchsen; oben lag Steinschutt genug aus den nahen Steinbrüchen. Wir nahmen nun Baumäste und schoben den Schutt hinunter, und schon am andern Tage lag er unten so hoch, daß man im Nothfall hinunterspringen konnte. Ich wagte es! Aber nicht zum zweiten Male. Denn als ich auffiel, gab der ganze Schutt nach und ich kollerte sogar über den Absatz hinunter ohne eine noch hervorragende Strauchspitze fassen zu können. Von dort an ging es schräger abwärts auf dem zerbröckelten, verwitterten Gestein bis auf den schmalen Wiesenstreifen am Ufer, wo das früher ausgetretene Wasser ziemlich viel Geröhricht abgesetzt hatte. Darauf hatte nun mich meine Felsenfahrt abgesetzt, und zwar in so wenig Secunden, daß ich des Odems beraubt war. Als ich mich wieder erholt, einen Schluck genommen und meinen schreienden Freund beruhigt hatte, der nun zu folgen aber kein Verlangen zu verspüren schien, machte ich mich an meine Arbeit, und sammelte in 2 Stunden mehrere Hundert dieser seltenen ersehnten Thiere. Nun erst fiel mir es auf das Herz, wie hinauskommen, aus dieses Thales Gründen? Ich machte verschiedene Anläufe, kam aber mit Noth und Mühe nur 40—50 Fuß hoch, sehr leicht und schnell aber wieder thalwärts. Endlich nach langer, sehr gefährlicher Anstrengung erlangte ich doch den Vorsprung wieder. Da aber war das Klettern zu Ende, denn wenn ich den Fuß auf den Schutt setzte, gab er nach und rollte mit Gepolter in die Tiefe. Mein Freund Gr. mußte zuletzt die Steinbrecher holen, und diese zogen mich an dicken, festen Seilen hinauf. Ich versendete nun bald meine Erndte; allein das Verlan-

gen wurde größer und so suchte ich für die nächsten Jahre eine Art Weg herzustellen, der aber immer noch gefährlich genug war.

Einmal war die Noth eine andere. Ich machte 1842 eine Tour durch die schöne, und für mich äußerst fruchtbare sächsische Schweiz. Ich war gewöhnt, äußerst billig zu reisen. Mein ehemaliges Studentenränzchen enthielt all meinen Bedarf, und an malerischer Stelle wurde das einfache Mahl eingenommen. Demnach war meine Geldtasche nie so schwer, daß sie mich an einem tüchtigen Tagemarsche gehindert hätte. Bei herrlichen Aussichten oder großartigen Naturwundern hielt ich mich auf dieser zehnten oder zwölften Reise durch die sächsische Schweiz nie lange auf. Mein Zweck war, Naturalien zu sammeln, weßwegen ich häufig rechts oder links vom Wege abschweifte. Ich machte äußerst gute Geschäfte und so schweifte ich fort in die böhmische Schweiz hinein, ohne an den Stand meiner Finanzen zu denken, gleich dem Blutjungen von Oesterreich. Als ich in Rumburg mein Nachtessen, Schlafstätte und Frühstück bezahlt hatte, fanden sich noch 9 Pfennige, sage neun Pfennige im Schatz vor, um damit die Ausgaben auf meiner Reise von mehr als 30 Wegstunden zu bestreiten; denn auch mein Ränzchen entbehrte nun der Füllung. Würde ich sagen, daß meine Lage mir sehr behaglich vorgekommen wäre, so würde ich lügen, wobei mir Niemand Glauben schenken möchte. Daß ich sofort rechts kehrt machte, ist wohl kaum nöthig beizufügen. Tausend Pläne wurden gemacht, wie meine 9 Pfennige in Heckegeld zu verwandeln seien, oder wie ich anderweit Revenüen beziehen könnte. Ich hätte wohl mich in irgend den 1. besten Gasthof einlogiren u. an „die liebe Mutter" schreiben können. Allein meine Ferien waren bis auf die letzten 2 Tage zu Ende, also konnte ich nicht auf solche Umwege mich einlassen. Betteln konnte ich nicht, meine Kleider waren zu gut, ja zu elegant (ich war damals noch ein junger Mann), man hätte mir ins Gesicht gelacht. Und doch hatte sich am langen Sommer-Vormittage Hunger und Durst sehr peinigend eingestellt. So kam ich, gewiß nicht in rosenfarbener Laune, auf dem wunderbaren Probischthore an. Ich wollte auf den allerhintersten Punkt gehen, um dort ungestört nachdenken zu können, was ich denn eigentlich Alles für meine 9 Pfennige anschaffen könnte. Ach du blaues Herrgöttle von Biberach! Als ich um die letzte Felsecke bog, fiel mir das Herz vor die Füße. Eine elegante Dame in meergrünem Seidenkleid, deren Alter gewiß keinem Zweifel mehr Raum gab über die schönen Tage von Dingskirchen, declamirte Verse an die Landschaft; wahrscheinlich waren es ihre eigenen Gefühlsergüsse. Wer je Probischthor und seine nahe und ferne Aussicht genoß, weiß, daß einen nur ein stummes Entzücken überkommt, was höchstens zu einem Ach! zwingt. Und ich unglückseliges hungerndes und dürstendes nur 9 Pfennige besitzendes Geschöpf finde an dieser bezaubernden Stelle einen dichtenden Blaustrumpf. Mit wohl etwas sehr schafsmäßigem Gesicht zog ich mich stumm um die Felsecke zurück, um Probischthor zu verlassen. Meinen menschenfresserischen Humor zu steigern, schreit auf einer breiten Felsenplatte ein Oberkellner nach 2 andern dienstbaren Geistern: „Tisch mit 4 Gedecken, 2 Flaschen Tockayer!" Er hätte mir größere Freude gemacht, wenn er mir einen Stoß gegeben, der mich in den Abgrund stürzte.

Sie fragen mich vielleicht naiv genug, warum ich mir denn nicht ein Glas Bier kaufte? Sehr einfach zu beantworten; der edle Ungar kostete damals dort nur 1 Gulden, und die Flasche Bier 3 G. ($\frac{1}{8}$ Thaler). Und ich hatte 9 Pfennige!

Ich stürze fort, um den Berg herunter in das Brettmüllerdorf Hirniskretzschen zu kommen, da konnte ich mir vielleicht für einen Dreier Brod kaufen und das krystallhelle Bergwasser trinken. In der That geschah es mir einmal, daß ich mit einem Bekannten nach einer langen und anstrengenden Reise in Schandau einzog. Wir konnten vor Müdigkeit und Schlafsucht nicht essen u. legten uns in unsre Betten. Eben so wenig Frühstücken. Ich nahm ein Laib Brod mit. Die Morgenluft stärkte den Appetit, ich nahm mein Brod heraus, tauchte ein Stück in den Kirnitzschbach, so glaube ich, heißt er, und siehe da, eine große Wasserspinne kam herauf und fuhr über das Brod weg. Ich aß und es bekam mir wohl, ehe wir in den Kuh- (Ochsen) Stall einzogen. Meinem Bekannten hätte ich eine Million Thaler hinlegen können, er hätte nichts davon gegessen. Am Wasserfalle kaufte er für schweres Geld Essen. Denn wer weiß es nicht, daß an Straßen solcher Vergnügungsreisenden das Geringfügigste mit Gold aufgewogen werden muß.

Meine üble Laune legte sich aber auch nun, wenn ich an die schönen, viele Thaler werthen Sachen dachte, die ich gesammelt und im Ränzchen hatte. Könnte ich nur bis Dresden kommen ohne zu verhungern, dachte ich, dort könnte ich mir Geld leihen bei Freunden, die zwar allerdings in der Regel auch keinen Ueberfluß daran hatten.

„Ach Herr," redete mich jetzt eine sehr corpulente Dame an, „Sie sind im Begriff wegzugehen, und ich hätte Sie gern um Auskunft gebeten. Ists Ihnen nicht gefällig, einen Bissen mit uns zu essen? Dabei werden Sie vielleicht meine neugierigen Fragen gefälligst beantworten."

Gern bin ich erbötig, Ihnen zu dienen, doch fürchte ich, Sie irren in meiner Person. Ich hatte meines Wissens noch nicht die Ehre, Sie zu sehen, war meine Antwort.

„Das Dings da in Ihrer Hand sagt uns ja, daß wir nicht irren; wir haben Sie schon seit 4 Tagen begleitet."

Die Dame hatte zwei sehr nette, fast schöne Mädchen und einen jungen Herrn in ihrer Begleitung. Der Herr Gemahl der Fetten war in Dresden zurückgeblieben und die übrigen Glieder der Familie Schulenburg des Handelsherrn aus Berlin, hatten die sächsische Schweiz bereist. Jetzt fiel es mir ein, daß diese Gesellschaft bald zu Fuß, bald auf Maulthieren am Wege gehalten oder vorbeipassirt war,

wenn ich seitwärt Steine umwendete oder meinen Schöpfer handhabte, oder auch, daß ich sie passirte hatte.

Verehrte Frau, sagte ich ihr, gern stehe ich Ihnen zu Diensten, wenn ich nur heute nach Dresden kommen kann. Uebrigens werden Sie selbst lachen über das Seltsame unseres Zusammentreffens, wenn ich Ihnen Alles erzähle.

Wir gingen weiter, und die 4 Gedecke und 2 Ungarn waren für die Familie. Schnell war mehr besorgt. Und die Gesellschaft war bald vom Geiste der Heiterkeit beseelt. Ich erklärte ihnen meine Beschäftigung, aber Mamma, ein ächtes Berliner-Kind, wußte noch immer nicht, was „Käfer" sei. Ich nahm ein Fläschchen heraus, in dem einige ziemlich gleichgültige, aber lebende Käfer waren und ließ sie auf das Tischtuch laufen. Da wollte des Jubelns kein Ende werden, denn jetzt erst sahen die Glieder der Familie, was und wie Käfer wären.

Beim Glase Wein gab ich nun noch als Antwort auf das „Seltsame" meine Neunpfenniggeschichte zum Besten, und es war wirklich zu besorgen, daß wir Alle den Lachkrampf bekommen würden.

In Schulenburgs Wagen fuhr ich mit nach Dresden zurück, ohne weiter meiner 9 Pfennige zu bedürfen; da bekam ich Geld zur Weiterreise in meine Heimath. Die genannte liebenswürdige Familie habe ich später in Tharand wieder getroffen, wo sie die Schlammbäder gebrauchten.

Oft noch haben wir über die 9 Pfennige gelacht.

Ein kleiner Wasserkäfer, (Hydroporus ovatus) den der Naturforscher Sturm bei Rouen in Frankreich gefangen haben wollte, wurde für ein Fabelthier gehalten, da kein anderer Naturforscher dies Thier je gefunden, in welchem Lande er auch gewesen wäre. Auf dem Nachhausewege von einem 5 Stunden weiten Käferfangplatze schöpfte ich in der späten Dämmerung noch einmal in einem kleinen Bache mit großen mit Moos überzogenen Steinen. Was in dem Schöpfer wackelte, wurde der Dunkelheit wegen, ohne erkannt zu werden, ins Gläschen gethan. Mein Freund lachte; in seiner Müdigkeit that er weiter nichts. Beiher hatte ich noch ein Paar Molche gefangen, in ein Kästchen gesteckt und in meine Rocktasche geschoben. Unterdeß war es finster und wir Beide sehr müde geworden, also daß wir stumm hinter einander herhumpelten und verdrießlich, weil das Bischen Fang den sehr weiten Weg gar nicht lohnte. Auf einmal fängt mein Freund Gr. hinter mir, so glaubte ich, an, leise in einem Tone zu pfeifen, fast im Takte des Schrittes. Es wurde mir dies widerlich; ich sagte es ihm. Mir ists schon lange zuwider, antwortete er, daß du pfeifst. Ich blieb stehen, es war still. Als wir abermals gingen, pfiff es auch wieder und zwar in unserer allernächsten Nähe. Freund Gr. hatte seinen Kopf hinter mir ganz nahe an mich gehalten, und sagte, es pfeift bei dir — und plautz — lagen wir beide im Wasser. Unser Weg führte hart an der Weide hin und diese hatte im Ufer ziemlich große Busen ausgewaschen. Wir hatten einen andern Jagdweg eingeschlagen, darum waren uns diese Busen auf dem Heimwege nicht bekannt. Es hatte keine große Gefahr uns aus den schlammigen Bucht herauszuarbeiten, aber wie „anziehend" fanden wir uns Daheim!

Aus dem Schlamme erlöst, nahm ich das Kästchen mit den Molchen (Salamandern, dieser schönen schwarzen, gelbgefleckten, fettglänzenden, eidechsenartigen Thieren) heraus, goß das Wasser aus, und siehe da, nach kurzer Zeit pfiffen sie wieder. Ich habe den Versuch wiederholt, und so ist festgestellt, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, daß Molche (Salamander) eine Stimme haben, und daß Naturaliensammler, selbst wenn sie Naturforscher wären, in den Dr... fallen, Berge herabpurzeln, und sogar in Neunpfennigsnoth gerathen können.

In der Dunkelheit hatte ich mehrere hübsche Wasserkäfer gefangen. Darunter waren einige, die ich noch nicht kannte u. deren Beschreibung auch ich in den mir zu Gebote stehenden Werken nicht fand. Ich versendete sie zum Bestimmen und — o Freude — es war: Hydroporus ovatus Sturmii, das Fabelthier.

Tausende haben wir davon in diesem einzigen Bache gefangen und versendet. Ja, es kamen selbst Naturforscher zu Besuch, um das Thierchen lebendig zu sehen und selbst zu fangen.

Haben die geehrten freundlichen Fackelleser ihre Studien am Ernsten, so hätten sie freilich Vorstehendes nicht lesen dürfen, aber wie St. Johannes, an den sie doch alle glauben, auch zuweilen am kindischen Spiele Gefallen fand, so mögen sie auch diesmal von mir etwas Heiteres, obschon Wahres hinnehmen. Ich hätte, meine Geehrten, Ihnen erzählen können, wie mich die Käferjagd sogar vor das hochpreißliche sächsische Polizeigericht gebracht hat, aber ich will Ihre Geduld nicht mit solchem Kladderatsch ermüden, denn wenn mein Freund Ludvigh, der Fackler, auf meiner Schreiberei besteht, müssen Sie mir das nächste Mal nicht nach der Centralsonne aller Centralsonnen aller Sonnen und auch nicht nach den Ameisenhaufen, sondern in das schauerliche Waldheim, dessen Bewohner ich sein durfte, folgen.*)

*) Der Fackler glaubt, daß seine Leser dem interessanten Stern-Gucker und Käfersammler überall hin mit Vergnügen folgen. L.

Für die Fackel.

An Meine Tochter des Frühlings.

Eine Nativitäts-Stellung.

Von C. Porsch, Philadelphia.

„Mägdlein, geboren im Lenz, in den Tagen des sonnigen Brachmonds,
wo mit der Blüthen Pracht festlich die Erde sich schmückt;
machtlos strahlet der Dom des Himmels in lieblicher Dämm'rung,
Vogel und Käfer die Luft singend und summend durchzieh'n, —
solche Töchter des Lichts sind Erben der heil'gen Sehnsucht
nach der Wahrheit Sieg, Erben des himmlischen Reichs.
Klar stets leuchtet der Blick, „im Herzen wohnet die Sanftmuth;
denn von Leidenschaft fern hält sie der höhere Sinn." —
Also tönet der Spruch des schmeichelhaften Orakels,
welcher des Vaters Geist liebend und hoffend ersann.
Nicht will nähren er dir den thörichten Glauben an Schicksals
Gunst und an Wundermacht, welche beherrscht die Natur.
Wecken will er den Muth zum Anfang schönerer Schöpfung,
die der menschliche Geist frei in sich selber vollbringt,
wenn er richtig erkennt des Lebens allgültige Ordnung,
wie sie dem Menschen nur ~~zient~~, ~~nicht wie~~ die Schrift sie befiehlt.
Viel noch bleibet zu thun bevor das himmlische Reich kommt,
Frieden gebend der Welt, einigend Mensch und Natur;
denn es kommt nicht von selbst; es ist kein göttliches Machwerk;
„fertig von Ewigkeit her," wie uns die Dichter gesagt. —
Wie sich die Raupe verpuppt und lange im eignen Gespinnst lebt,
schlafend und sorgsam versteckt, bis sie als Falter erwacht;
also hat sich der Mensch, in blinder Verehrung des Schriftworts,
einst gebildet den Sarg für den lebendigen Geist.
Nicht mehr sind ihm Natur und Gefühl die Quellen der Wahrheit;
in der Geschichte allein sieht er das Recht und das Heil. —
Doch, durch dunkles Gespinnst auch dringet erwärmender Lichtstrahl,
sanft anregend den Pol schlummernder, geistiger Kraft.
Flügel erwachsen dem Wurm, selbstleuchtend durchbricht er Verhüllung
und in verschönter Gestalt klebt er nicht länger am Blatt.
Nicht das Sterben bewirkt der Seele vollkommneres Dasein;
lebend als denkender Mensch wird man ein menschlicher Gott.
Aber dies Wort unterlag vielfach unrichtiger Deutung,
Götter erschuf nur der Mensch — Menschen erschafft die Natur. —
Laß dich nicht irren vom Wahn, das dir, als Weib oder Jungfrau,
weniger eigne die Kraft, weniger zieme der Muth.
Spricht er in Räthseln zu dir, der alte kindische Manngott,
suche getrost den Verstand in dem natürlichen Sinn.
Was sich nicht offenbart, das ist auch nicht menschliche Weisheit;
Allen verständlich zu sein strebet der wahrhaftige Gott.
Menschenfreundlich verschmäht er jedes gelehrte Geheimniß;
Seligkeit, Allen gemein, lehret und schafft er zugleich.
Wo man die Wahrheit verhehlt muß Lüge herrschen und Irthum;
wo man das Gute versteckt, fürchte den Bösen als Herrn.
Hienach richte die Welt und bilde dir selber ein Urtheil;
harre dann ruhig der Zeit, welche Vollstreckung erlaubt.
Bleibt es dir noch versagt, zu erleben den Frieden der Gattung;
wisse, das Leben als Mensch bleibt wiederholt dein Geschick.
Diesen Glauben gewinnst du durch des Vaters Belehrung,
wenn du die Krücke verwirfst, welche zur Kirche dich führt. —

Europäische Nachtgedanken, im Gefängniß.

Von C. Porsch, Philadelphia.

Wahrlich, ein zärtlicher Freund bist du mir, Schlaf, der geräuschlos
naht, umarmend den Geist, welcher nach Ruhe sich sehnt.
Nicht selbstsüchtig, ertheilst wohlthuend du süße Erquickung;
forderst nicht ewigen Dank, wartest nicht gierig auf Lohn. —
Mütterlich ist deine Lieb', sorgt gern für das kindliche Wohlsein;
unbemerkt, wie du kommst, weckest du, scheidend, den Freund.
Heute entflohst du zu bald. Es scheuchte des wachsenden Halbmonds
hellaufglänzender Strahl dich und den lieblichsten Traum. —
Alle, die ich geliebt, die mir der neidische Tod nahm,
alle Liebenden auch, lebend, doch ferne im Raum,
sah ich versammelt um mich und hielt eine „nächtliche Heerschau."

aber nicht kriegerisch wild, nicht als ein Helden-Gespenst.
Wachsen sah ich die Schaar der Gleichgesinnten, und Thatlust
leuchtete Allen im Blick; aber zu Thaten des Heils.
Schon eröffnete sich mein Mund zu „geflügelter Rede,"
als deine plötzliche Flucht mich in die Wirklichkeit zog. —
Heilige Stille herrscht ringsum, nur das schnarrende „wer da?"
wachender Schergen ertönt ehrenbeleidigend laut,
mahnet mich, daß ich hier zu Kerkerleiden verdammt bin,
weil der metallene Gott, weil mich der Mammon verließ. —
Kennst du die Menschen, Mond? Es trübt sich dein himmlisches Antlitz.
Weinst du, dem Heilande gleich, als er Jerusalem sah? —
Wohl dir, daß du kein Herz hast, daß du unwissend, gefühllos
leuchtest dem nächtlichen Thun unsrer gebildeten Welt!
Wohl dir, daß du kein Ohr hast! Englisch, französisch und hochdeutsch
schnattert sie im Soldat, Knecht, im politischen Klub,
fluchet bei Spiel und Gelag und seufzet und girret im Harem,
„Legt sich die Tugend zur Ruh, setzt sich das Laster zu Tisch."
Schau in des Königs Palast! Er feiert ein prachtvolles Hoffest
wegen des letzten Triumphs über's „Rebellengezücht."
Ochslein und Eselein nah'n mit Opfern betäubenden Weihrauchs,
wiederkauend das Stroh leeren gehaltlosen Worts.
Glaubt man der Thierchen Geschrei, so braucht man zum ewigen Volksheil
nichts als Thron und Altar, Könige, Waffen und Gold.
Aber, siehe, es steigt im Osten schwarzes Gewölk auf,
schwer vom Thränenstrom duldender Armen im Staat.
Wende gen Westen dich, Mond; dort keimt das Gute — so sagt man;
hier, in der alten Welt, kennt man das Glück nur als Traum.
Doch, das Glück ist Gefühl und Thiere auch fühlen sich glücklich.
Mancher behagt sich als Wolf; mancher noch besser als Hund.
Hund ist des Menschen Bild! Er würgt auf Befehl seine Gattung;
freut sich „erfüllter Pflicht, treu, ein geschworner Soldat!
Meint ihr, dies sei Gott; ihr Ritter und Fürsten? Erkennt euch
selbst doch im Wappenschild! Ueberall Klaue und Horn!
Schwatzet mir ferner nicht mehr von „alten historischen Basen." —
Basen sind leider zu viel, leider sind alle zu jung.
Sucht ihr der Weisheit Gewähr im Alter? Ihr findet sie wahrlich
nicht in der Todten Schrift, sondern im lebenden Mann.
Sechs Jahrhunderte schon durchdenk' ich, als Erbe der Vorzeit;
Moses ist Kind gegen mich; ich bin der ältere Geist! —
Doch, sagt an: was ist Pflicht? Ist's nicht der Erde Bestellung,
daß sie dauernd mit Frucht labe das ganze Geschlecht?
Wem denn gebühret das Glück? — O, schweigt und verberget euch schamroth;
euer biblisches Recht machte die Arbeit zur Last!
Wollt ihr den Arbeitsstaat? So löset erst auf den Finanz-Staat!
Laßt nicht Geld-Capital ferner betrügen den Fleiß.
Tugend und Ehre sind Spott im Dienste des ledigen Mammons,
denn man sparet das Geld nur durch Verschwendung der Kraft.
„Aber das Kopf-Capital?" Führwahr, eine schöne Erfindung!
Wäre der Weisheit Ruhm durch den Erfolg nur bewährt.
Grande misere forgee, von Revolution überboten;
das bleibt Regel im Spiel aller regierenden Herren!
Oft schon leuchtete Blitz in die Nacht des Tyrannen-Bewußtseins,
Nacht aber kehrte zurück, eh noch der Donner verhallt. —
Wandle nun, blitzendes Wort, dich um zu magnetischem Nordlicht,
länger strahlend und mild; lehrend mit himmlischer Schrift!
Führe herauf den Tag, wo Weisheit und Liebe Gericht hält,
wo der heilige Christ handelt als heiliger Geist!

Der „hinkende Teufel."

Von Le Sage.

Ein junger Cavalier von Toledo entfernte sich, von seinem Kammerdiener begleitet, in großen Tagreisen von seiner Geburtsstadt, um den Folgen eines tragischen Abenteuers auszuweichen. Zwei kleine Meilen von der Stadt Valencia begegnete ihm am Eingang eines Waldes eine Dame, die sehr hastig aus ihrem Wagen stieg. Kein Schleier bedeckte das von Schönheit strahlende Gesicht, und das holde Kind sah so verstört um sich, daß der Cavalier sie für eine Hülfsbedürftige hielt und ihr unbedenklich seine Dienste anbot.

„Großherziger Unbekannter!" sagte die Dame zu ihm, „ich nehme Euer Anerbieten an; gewiß hat der Himmel Euch hierher gesandt, um das Unglück, das ich fürchte, ab-

zuwenden. Zwei Cavaliere haben sich in diesem Walde zu einem Zweikampfe beschieden und ich habe sie so eben hineingehen sehen. Habt die Gefälligkeit, mir zu folgen und sie trennen zu helfen." Mit diesen Worten ging sie schnell in den Wald: der Toledaner aber übergab sein Pferd dem Bedienten und eilte ihr nach.

Kaum waren sie hundert Schritte gegangen, so tönte ihnen Degengeklirr entgegen, und bald erblickten sie zwei Männer in wüthendem Kampfe begriffen. Der Jüngling lief auf sie zu und nach vielen Bitten und Anstrengungen gelang es ihm, sie zu trennen. Hierauf fragte er sie nach der Ursache ihres Streites.

„Tapferer Unbekannter," antwortete ihm einer der beiden Cavaliere: „ich heiße Don Fadriquez de Mendoza und mein Gegner Don Alvaro Ponce. Wir lieben Beide Donna Theodora, die Dame, die mit Euch gekommen ist; sie hat aber von jeher unsere Bewerbungen sehr wenig beachtet, und mit allen nur erdenklichen Bemühungen, ihr zu gefallen, vermochten wir der Grausamen keinen freundlichen Blick abzugewinnen. Was mich betrifft, so hatte ich im Sinn, ihr trotz ihrer Gleichgültigkeit auch fernerhin fortwährend meine Dienste zu weihen, nicht so aber mein Nebenbuhler, der mich forderte."

„Es ist wahr," fiel Don Alvaro ein, „ich habe diesen Schritt nöthig gefunden; denn ich glaube, wenn ich keinen Nebenbuhler hätte, so würde mich Donna Theodora möglicherweise erhören. Deßhalb will ich Don Fadriquez zu tödten suchen, um einen Mann loszuwerden, der meinem Glück im Wege steht."

„Edle Herren," sagte hierauf der Toledaner: „ich kann euern Kampf nicht gut heißen, da er für Donna Theodora beleidigend ist. Bald wird man im ganzen Königreich Valencia erfahren, daß ihr euch ihretwegen geschlagen habt, und die Ehre eurer Dame sollte euch doch theurer sein, als eure Ruhe und euer Leben. Ueberdies, welchen Lohn hat der Sieger zu erwarten? Glaubt er vielleicht, seine Geliebte werde ihn mit günstigeren Augen betrachten, wenn er ihren Ruf bloßgestellt habe? Laßt euch einen Rath geben, dessen Befolgung eurer edlen Namen würdiger ist. Bemeistert eure wüthende Erbitterung und verpflichtet euch durch einen unverbrüchlichen Eid, den Vergleich einzugehen, den ich euch vorschlagen will: euer Streit kann ohne Blutvergießen entschieden werden."

„Wie denn?" rief Don Alvaro. „Die edle Dame," versetzte der Toledaner, „soll unter euch Beiden wählen, und der verkürzte Liebhaber seinem Nebenbuhler das Feld räumen." — „Ich bin's zufrieden," sagte Don Alvaro, „und schwöre es bei Allem, was heilig ist. Donna Theodora möge nun entscheiden: wenn sie auch meinem Nebenbuhler den Vorzug giebt, so wird mir dies doch weniger unerträglich sein, als diese schreckliche Ungewißheit! — „Auch ich," sagte Don Fadriquez, „rufe den Himmel zum Zeugen an: wenn die Göttin, die ich anbete, nicht zu meinen Gunsten entscheidet, so will ich ihre Reize zu vergessen suchen und, gelingt es mir nicht, sie wenigstens nie mehr sehen."

Sofort wandte sich der Toledaner zu Donna Theodora und sagte zu ihr: „Jetzt, Sennora, ist es an Euch zu sprechen. Ihr könnt mit einem einzigen Worte diese zwei Nebenbuhler entwaffnen und braucht nur denjenigen zu nennen, dessen Beständigkeit Ihr belohnen wollt." — „Sennor Caballero," antwortete die Dame, „sucht einen andern Ausweg. Warum soll ich das Opfer ihrer Versöhnung werden? Ich schätze sowohl Don Fadriquez als Don Alvaro hoch, aber ich liebe sie nicht, und es wäre durchaus unbillig, wenn ich bloß aus Rücksicht auf den Schaden, den meine Ehre durch ihren Kampf leiden könnte, Hoffnungen erwecken müßte, die mein Herz nicht anzuerkennen vermöchte."

Sennora," erwiederte der Toledaner, „Verstellung ist hier nicht mehr am Platze: Ihr müßt die Gefälligkeit haben, Euch zu erklären. Obwohl die beiden Cavaliere gleich stattlich sind, so bin ich doch überzeugt, daß Ihr zum Einen mehr Zuneigung habt, als zum Andern. Der deutlichste Beweis ist die Todesangst, in der ich Euch so eben noch sah."

„Ihr deutet diese Angst falsch," versetzte Donna Theodora. „Der Tod des Einen oder Andern der beiden Herren würde mir allerdings nahe gehen, und ich müßte mir ewig Vorwürfe darüber machen, obwohl ich nur die unschuldige Ursache desselben wäre; aber wenn ich Euch ängstlich vorkam, so bezog sich dies einzig und allein auf die Gefahr, die meiner Ehre drohte."

Don Alvaro Ponce, ein brutaler Sterblicher, verlor endlich die Geduld und sagte in barschem Tone: „Schon gut! Da Donna Theodora sich weigert, die Sache in Güte beizulegen, so mag also das Loos der Waffen entscheiden." So sprechend schickte er sich an, Don Fadriquez zu Leibe zu gehen, der seinerseits bereits Anstalten traf, ihn gehörig zu empfangen.

Jetzt rief die Dame mehr aus Angst über diese drohenden Bewegungen, als um ihr Herz sprechen zu lassen: „Haltet ein, Sennores; ich will euern Willen thun. Wenn es kein anderes Mittel giebt, einen Kampf zu verhindern, bei dem meine Ehre betheiligt ist, so erkläre ich, daß ich Don Fadriquez de Mendoza den Vorzug gebe."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der hintangestellte Ponce, ohne ein Wort zu sagen, auf sein Pferd zulief, es abband und mit wüthenden Blicken auf seinen Nebenbuhler und seine Geliebte davonsprengte. Der glückliche Mendoza dagegen wußte sich vor Freude kaum zu fassen; bald warf er sich vor Donna Theodora auf die Knie, bald umarmte er den Toledaner und konnte nicht Worte genug finden, um die Dankbarkeit auszudrücken, von der sein Herz überströmte.

Indessen bereute es die Dame, die nach Don Alvaro's Entfernung ruhiger geworden war, daß sie sich verpflichtet hatte, die Bewerbungen eines Liebhabers zu dulden, dessen

gute Eigenschaften sie zwar anerkannte, für den aber ihr Herz nichts fühlte.

„Sennor Don Fadriquez," sagte sie zu ihm, „ich hoffe, daß Ihr den Vorzug, den ich Euch gegeben habe, nicht mißbrauchen werdet; Ihr verdankt ihn einzig der Nothwendigkeit, zwischen Euch und Don Alvaro zu wählen. Nicht als ob ich Euch nicht von jeher höher gestellt hätte, als ihn; ich weiß recht gut, daß er bei Weitem nicht alle die Vorzüge hat, die Euch auszeichnen; auch lasse ich Euch die Gerechtigkeit widerfahren, daß Ihr der vortrefflichste Cavalier von ganz Valencia seid. Ich will sogar hinzusetzen, die Bewerbung eines Mannes, wie Ihr, könne der Eitelkeit einer Frau schmeicheln; aber so ehrenvoll sie auch für mich sein mag, so muß ich doch gestehen, daß sie durchaus nicht nach meinem Sinn ist, und Ihr seid zu beklagen, wenn Ihr mich so zärtlich liebt, wie Ihr Euch den Anschein gebet. Gleichwohl will ich Euch nicht alle Hoffnung nehmen, mein Herz zu rühren; meine Unempfindlichkeit ist vielleicht nur eine Nachwirkung des noch nicht ganz geheilten Schmerzes über den Verlust meines Gemahls, Don Andre de Cifuentes, der vor einem Jahre starb. Obgleich wir nicht lange mit einander lebten und er schon im vorgerückten Alter war, als meine Eltern, durch seine Reichthümer geblendet, mich zwangen, ihn zu heirathen, so betrübte mich dennoch sein Tod sehr, und ich weihe seinem Andenken täglich einige Augenblicke.

„Und warum sollte ich es nicht?" fuhr sie fort; „er war keiner von den griesgrämigen, eifersüchtigen, alten Männern, die einer jungen Frau nicht Leidenschaftslosigkeit genug zutrauen, um ihnen ihre Schwäche zu verzeihen, und sie daher auf jedem Schritt und Tritt entweder selbst belauern oder von einer Duenna, dem blinden Werkzeug ihrer Tyrannei, belauern lassen. Ach! er vertraute auf meine Tugend, wie kaum ein angebeteter junger Ehemann zu vertrauen vermöchte. Dabei war er in allen Stücken so gefällig gegen mich, und ich darf wohl sagen, daß dieser gute Don Andre de Cifuentes es zum einzigen Bestreben seines Lebens machte, allen meinen Wünschen zuvorzukommen. Ihr könnt Euch denken, Mendoza, daß man einen so liebenswürdigen Mann nicht so leicht vergißt; er schwebt mir beständig vor Augen und ohne Zweifel trägt das nicht wenig dazu bei, meine Aufmerksamkeit von Allem abzulenken, wodurch Andere mir zu gefallen suchen."

Don Fabriquez konnte nicht umhin, Donna Theodora hier zu unterbrechen: „Ach, Senuora," rief er, „wie wohl thut es mir, aus Euerm eigenen Munde zu vernehmen, daß Ihr nicht aus persönlicher Abneigung gegen mich meine Bewerbung bisher verschmähtet! Ich hoffe, Ihr werdet dereinst doch meine Beständigkeit anerkennen." — „Von meiner Seite soll kein Hinderniß in den Weg gelegt werden," antwortete die Dame. „Ich erlaube Euch hiemit, mich zu besuchen und manchmal von Eurer Liebe zu sprechen. Gebt Euch Mühe, daß ich an Euren Galanterien Geschmack finden und Euch lieben muß; ich werde Euch keinen Hehl daraus machen, sobald Ihr mich zu Euren Gunsten gestimmt haben werdet. Wenn Euch aber dies trotz aller Bemühungen nicht gelingen will, dann, Mendoza, bedenket, daß Ihr kein Recht habt, mir Vorwürfe zu machen."

Don Fabriquez wollte etwas darauf erwidern, hatte aber nicht mehr Zeit, denn die Dame nahm des Toledaners Arm und ging schnell nach ihrem Wagen zurück; er band sein Pferd ab, führte es am Zügel und folgte seiner Angebeteten, die in eben so große Aufregung wieder in ihren Wagen stieg, als sie herausgestiegen war, wiewohl aus ganz andern Gründen. Die beiden Cavaliere ritten neben ihrem Wagen her bis an die Thore von Valencia, wo sich die Gesellschaft trennte. Die Dame fuhr nach ihrer Wohnung, Don Fabriquez aber nahm den Toledaner mit in die seinige.

Nachdem er seinem Gast einige Ruhe gegönnt und ein tüchtiges Mahl vorgesetzt hatte, fragte er ihn unter vier Augen, was ihn nach Valencia führe, und ob er sich lange hier aufzuhalten gedenke? „Nein," antwortete der Toledaner, „so kurz als nur immer möglich. Ich reise bloß durch, um das Meer zu erreichen und mich auf dem nächsten besten Fahrzeug, das die spanische Küste verläßt, einzuschiffen. Es liegt mir nichts daran, an welchem Orte der Welt ich mein unglückseliges Dasein vollenden soll; nur muß ich dieses Land des Jammers fliehen."

„Was sagt Ihr?" versetzte Don Fadriquez höchlich erstaunt; „wie mögt Ihr gegen Euer Vaterland so aufgebracht sein, und hassen, was alle Menschen unwillkürlich lieben müssen!" — „Nach dem, was mir begegnet ist," antwortete der Toledaner, „verabscheue ich mein Vaterland und hege keinen sehnlicheren Wunsch, als es auf immer zu verlassen." — „Ach, Sennor Caballero!" rief Mendoza gerührt, „wie sehr wünschte ich die Geschichte Euers Unglücks zu kennen! vermag ich Euer Leid auch nicht zu versüßen, so würde ich es doch wenigstens theilen. Eure Physiognomie hat mich auf den ersten Blik für Euch eingenommen, Euer ganzes Wesen gefällt mir ungemein gut, und ich fühle, daß ich mich schon jetzt lebhaft für Euch interessire."

„Ein sehr großer Trost für mich," antwortete der Toledaner, „und um das Wohlwollen, das Ihr mir bezeigt, wenigstens einigermaßen zu vergelten, will ich Euch offen gestehen, daß auch Ihr mir gleich im ersten Augenblick besser gefielet, als Don Alvaro Ponce. Ich fühlte mich, wie noch bei Niemand, auf den ersten Anblick sogleich zu Euch hingezogen und war daher sehr in Angst, Donna Theodora möchte Euerm Nebenbuhler den Vorzug geben; um so größer war aber auch meine Freude, als sie zu Euren Gunsten entschied. Ihr habt mich nun in diesem ersten Eindruck so vollkommen bestärkt, daß ich Euch Alles offenbaren will, und es mir eine Art Vergnügen machen wird, mein Herz gegen Euch auszuschütten. So vernehmt denn die Geschichte meines Unglücks.

Ich bin in Toledo geboren und heiße Don Juan de Za-

rata. Meine Aeltern starben, als ich noch ein kleines Kind war, und so kam ich sehr früh in den Besitz von 4000 Dukaten jährlicher Renten, die sie mir hinterließen. Da ich ganz unabhängig war und mich reich genug glaubte, um bei der Wahl einer Gemahlin nur auf die Stimme meines Herzens hören zu können, so heirathete ich ein ausgezeichnet schönes Mädchen, aber arm und von niedriger Herkunft. Ich fühlte mich überglücklich in ihrem Besitze, und um meine Freude desto ungestörter genießen zu können, führte ich sie einige Tage nach der Vermählung auf mein Landgut in der Nähe von Toledo.

Hier lebten wir froh wie Engel mit einander, als der Herzog von Naxera, der ebenfalls ein Schloß in dieser Gegend hatte, nach einer Jagdpartie bei mir einsprach. Er sah meine Frau und verliebte sich in sie; wenigstens glaubte ich so, und es wurde mir immer klarer, als er sich bald darauf sehr angelegentlich um meine Freundschaft bewarb, die ihm bisher höchst gleichgültig gewesen war. Er lud mich zu seinen Jagden ein, machte mir eine Menge Geschenke und erbot sich zu allen nur möglichen Gefälligkeiten.

Dies machte mich im Anfang etwas unruhig, und ich hatte eine Zeitlang im Sinn, mit meiner Frau nach Toledo zurückzugehen. Gewiß hatte mir diesen Gedanken ein guter Engel eingegeben, denn hätte ich dem Herzog jede Gelegenheit genommen, meine Frau zu sehen, so wäre mir all dies Unglück nicht zugestoßen, allein im Vertrauen auf ihre Tugend beruhigte ich mich wieder. Es schien mir unmöglich, daß eine Frau, die ich ohne Mitgift geheirathet und aus der Niedrigkeit hervorgezogen hatte, undankbar genug sein sollte, meine Güte zu vergessen. Aber ach, ich kannte sie schlecht. Ehrgeiz und Eitelkeit, diese zwei Erbfehler weiblicher Natur, waren auch meiner Frau im höchsten Grade zu Theil geworden.

Sobald der Herzog Gelegenheit fand, ihr seine Empfindungen mitzutheilen, so bildete sie sich Wunder was auf diese wichtige Eroberung ein. Die Aufmerksamkeit eines Mannes, der Excellenz betitelt wurde, kitzelten ihren Stolz und erregten ihren Hochmuth. Sie bekam eine viel höhere Meinung von sich, aber ihre Liebe zu mir erkaltete immer mehr. Statt das, was ich für sie gethan, dankbar anzuerkennen, verachtete sie mich: sie glaubte, ich sei ihrer Schönheit nicht würdig, und wenn dieser vornehme Herr, der sich jetzt in ihre Reize vergafft, sie vor ihrer Vermählung mit mir gesehen hätte, so würde er sie unfehlbar auch geheirathet haben. In diesem tollen Wahn und verführt durch einige Geschenke, die ihr schmeichelten, pflegte sie geheimen Umgang mit dem Herzog.

Sie schrieben einander ziemlich häufig, ohne daß ich die geringste Ahnung von ihrem Einverständniß hatte; endlich aber war ich unglücklich genug, aus meinem Schlafe zu erwachen. Eines Tags kam ich früher als gewöhnlich von der Jagd zurück und ging geradezu auf's Zimmer meiner Frau, die mich nicht so bald erwartete: sie hatte so eben einen Brief vom Herzog erhalten und war im Begriff, ihn zu beantworten. Als sie mich sah, gerieth sie in augenscheinliche Verlegenheit; ich zitterte vor Zorn, denn das Papier und die Tinte auf dem Tisch waren mir Beweis genug, daß sie meine Ehre verkaufte. Ich bestand darauf, sie solle mir zeigen, was sie schreibe, allein sie weigerte sich so hartnäckig, daß ich Gewalt brauchen mußte, um meine eifersüchtige Neugierde zu befriedigen. So sehr sie sich auch wehrte, so zog ich ihr doch folgenden Brief aus dem Busen.

„Werde ich noch lange nach einer zweiten Zusammenkunft schmachten müssen? Wie mögt Ihr doch so grausam sein, die süßesten Hoffnungen in mir zu erwecken, aber mit ihrer Erfüllung so lange zu zögern? Don Juan geht täglich auf die Jagd oder nach Toledo; und wir sollten diese Gelegenheiten benützen. Bedenkt, Sennora, welche Liebesgluth mich verzehrt, und habt Mitleiden mit mir. Wenn es eine Götterwonne ist, seinen heißesten Wunsch erfüllt zu sehen, so ist es Höllenqual, lange darauf warten zu lassen."

Dieser Brief machte mich rasend. Schon griff ich nach meinem Dolche und wollte in der ersten Hitze die Ungetreue, die meine Ehre stahl, niederstoßen; allein der Gedanke, daß dies nur eine halbe Rache wäre und daß diese Beleidigung noch ein zweites Opfer fordere, dämpfte meine Wuth. Ich verstellte mich also und sagte mit der möglichsten Ruhe zu meiner Frau: „Sennora, es ist unrecht von Euch, daß Ihr den Herzog anhört; sein hoher Rang sollte Euch nicht blenden. Doch ich weiß, junge Damen lieben den Glanz und Schimmer, und will gerne glauben, daß darin Euer ganzes Verbrechen besteht, und Ihr mir noch nicht den letzten Schimpf angethan habt. Deßhalb entschuldige ich Eure Unvorsichtigkeit, wenn Ihr auf den Weg der Pflicht zurückkehren, mir allein Eure Zärtlichkeit widmen und die meine zu verdienen suchen wollt."

Nach diesen Worten verließ ich ihr Zimmer, damit sie sich von ihrem Schreck erholen konnte; ich selbst aber suchte die Einsamkeit auf, deren ich bedurfte, um den Zorn, der in mir raste, wenigstens einigermaßen zu beschwichtigen. Zwei Tage lang stellte ich mich ruhig und gelassen, wenn ich es auch nicht sein konnte; am dritten aber sagte ich zu meiner Frau, ich habe ein Geschäft von äußerster Wichtigkeit in Toledo und müsse sie daher auf einige Zeit verlassen; indessen ersuche ich sie, während meiner Abwesenheit auf ihre Ehre Bedacht zu nehmen.

Ich reiste wirklich ab, ging aber nicht nach Toledo, sondern schlich mit Anbruch der Nacht heimlich wieder in mein Schloß und versteckte mich auf dem Zimmer eines treuen Bedienten, von wo aus ich Alles sehen konnte, was in mein Haus kam. Ich zweifelte nicht daran, man werde den Herzog von meiner Abreise benachrichtigt haben, und er werde unfehlbar die Gelegenheit benutzen wollen. Ich hoffte sie dann Beide beisammen zu überraschen und versprach mir volle Rache.

Gleichwohl täuschte ich mich in meiner Erwartung:

ich bemerkte durchaus keine Anstalten zum Empfang eines Liebhabers, sondern sah im Gegentheil, daß die Thore immer gehörig verschlossen waren. Da nun drei Tage lang weder der Herzog, noch Jemand von seinen Leuten kam so schloß ich daraus, meine Frau werde ihren Fehltritt bereut und allen Verkehr mit ihrem Liebhaber abgebrochen haben.

Dieser Glaube machte mich wieder versöhnlich und sanft wie ein Lamm, und die durch Zorn unterbrochene Liebe trat auf's Neue in alle ihre Rechte ein. Ich lief auf's Zimmer meiner Frau, umarmte sie zärtlich und sagte zu ihr: „Sennora, ich schenke Euch meine ganze Hochachtung und Freundschaft wieder. Ich will es nur gestehen, daß ich nicht in Toledo war, sondern diese Reise bloß vorgeschützt habe, um Euch auf die Probe zu stellen. Verzeiht diesen Fallstrick einem Ehemann, dessen Eifersucht nicht ungegründet war. Ich fürchtete, Euer Herz möchte sich durch falsche Vorspiegelungen von Glanz und Herrlichkeit vom rechten Wege abbringen lassen; aber Gott sei's gedankt, Ihr habt Euern Irrthum eingesehen, und ich hoffe, von nun an soll nichts mehr unsere Einigkeit stören."

Meiner Frau schienen diese Worte sehr zu Herzen zu gehen; sie ließ sogar einige Thränen fallen und rief: „Ach! wie unglücklich bin ich, daß ich Euch Veranlassung gegeben habe, an meiner Treue zu zweifeln! So sehr ich nun verabscheue, was Euch so weit mit Recht gegen mich aufgebracht hat, obschon ich mir diese zwei Tage her die Augen krank geweint habe, all mein Schmerz, all meine Gewissensbisse werden mir zu nichts helfen, ich werde nie mehr Euer Vertrauen gewinnen." — „O freilich, Sennora," unterbrach ich sie, im Innersten gerührt durch ihre augenscheinliche Betrübniß; „ich will alles Frühere vergessen, da Ihr es so aufrichtig bereut."

Wirklich schenkte ich ihr von diesem Augenblicke an meine ganze Zärtlichkeit wieder und begann auf's Neue Freuden mit ihr zu genießen, die so grausam gestört worden waren. Sie wurden jetzt nur noch um so pikanter, denn meine Frau schien alle Spuren der mir angethanen Kränkung aus meinem Gedächtniß verwischen zu wollen und gab sich weit mehr Mühe, mir zu gefallen, als bisher. Ich fand sie viel lebhafter in ihren Liebkosungen, und wenig fehlte, so hätte ich ihr noch für den Kummer gedankt, den sie mir verursacht hatte.

Um diese Zeit wurde ich krank. Mein Leiden war zwar nicht gefährlich, aber dennoch zeigte meine Frau die ängstliche Besorgniß. Sie brachte den ganzen Tag bei mir zu u. in der Nacht kam sie wenigstens zwei- bis dreimal aus ihrem Zimmer, um nach mir zu sehen: kurz sie war ganz außerordentlich bemüht, allen meinen Wünschen und Bedürfnissen entgegen zu kommen, wie wenn ihr Leben an das meinige geknüpft wäre. Ich meinerseits war hoch erfreut über diese Beweise von Zärtlichkeit und gab ihr auch meinen Dank zu erkennen. Aber ach! Sennor Mendoza, ich hatte mich bitter getäuscht.

Eines Nachts, als ich schon wieder auf dem Wege der Besserung war, weckte mich mein Kammerdiener und sagte in sehr bewegtem Tone zu mir: „Gnädiger Herr, es thut mir sehr leid, daß ich Euch in der Ruhe stören muß; allein meine Treue gegen Euch erlaubt mir nicht, Euch zu verschweigen, was in diesem Augenblicke in Euerm Hause vorgeht: der Herzog von Naxera ist bei der gnädigen Frau."

Ich war wie vom Himmel gefallen und konnte eine Zeitlang meinen Bedienten bloß starr ansehen, ohne ein Wort zu sprechen; je mehr ich über seine Meinung nachdachte, je schwieriger wurde es mir, daran zu glauben. „Nein, Fabio!" rief ich, „es ist unmöglich; meine Frau kann sich dieser schändlichen Verrätherei nicht schuldig machen! Du bist deiner Sache nicht gewiß." — „Sennor," antwortete Fabio, „wollte Gott, ich dürfte daran zweifeln! Aber ich habe mich durch falschen Schein nicht hintergehen lassen. Seit Eurer Krankheit habe ich Verdacht, daß man beinahe jede Nacht den Herzog in's Schlafzimmer der gnädigen Frau einläßt; ich versteckte mich, um darüber in's Klare zu kommen, und weiß es nur zu gewiß, daß ich recht vermuthet habe."

Jetzt stand ich wüthend auf, warf meinen Schlafrock um und lief mit dem Degen in der Hand gerade auf's Zimmer meiner Frau zu. Fabio mußte leuchten. Als wir in's Zimmer traten, stand der Herzog, der auf ihrem Bette saß, schnell auf, zog ein Pistol aus seinem Gürtel, ging auf mich zu und drückte los; allein er hatte vor Schreck so den Kopf verloren, daß er mich fehlte. Ich lief nun schnell auf ihn zu und stieß ihm meinen Degen in's Herz. Sofort wandte ich mich zu meiner Frau, die mehr todt als lebendig war, und schrie ihr zu: „Auch du, Ehrlose, sollst jetzt den Lohn deiner Verrätherei empfangen." So sprechend, durchbohrte ich sie mit meinem vom Blute ihres Galans noch rauchenden Degen.

Ich sehe wohl ein, Sennor Don Fadriquez, daß ich mich vom Zorn, zu sehr hinreißen ließ, und daß ich eine ungetreue Gemahlin auch sonst hätte strafen können, ohne ihr gerade das Leben zu nehmen; allein welcher Mann könnte in einem solchen Falle kalt bleiben! Stellt Euch einmal vor, wie zärtlich das treulose Weib in meiner Krankheit um mich zu sorgen schien, wie liebevoll sie mich pflegte und wie schändlich sie mich verrieth: dann sprecht, ob ich nicht mit Recht wüthend wurde und sie tödtete.

Ich kann meine tragische Geschichte jetzt vollends kurz fassen. Nachdem ich meine Rache sattsam gekühlt hatte, kleidete ich mich in aller Eile an, denn ich dachte wohl, ich werde keine Zeit zu verlieren haben, und die Verwandten des Herzogs werden mich in ganz Spanien verfolgen lassen. Da nun seine Familie weit mächtiger ist, als die meinige, und ich bloß im Ausland Sicherheit hoffen zu können glaubte, so steckte ich all mein baares Geld und meine Juwelen zu mir, wählte meine zwei besten Pferde und verließ in Begleitung des Bedienten, der seine Treue so schön be-

währt hatte, vor Tagesanbruch mein Schloß. Ich schlug den Weg nach Valencia ein, in der Absicht, mich auf's erste beste Schiff zu werfen, das nach Italien segeln würde. Heute nun, als ich an dem Walde vorbeiritt, wo Ihr waret, begegnete mir Donna Theodora: sie bat mich, sie zu begleiten und Euch trennen zu helfen."

Als der Toledaner seinen Vortrag beendet hatte, sagte Fadriquez zu ihm: „Sennor Don Juan, Ihr habt dem Herzog von Nazera nur sein Recht angethan. Seid unbesorgt über die allenfallsigen Verfolgungen von Seiten seiner Verwandten und thut mir den Gefallen, so lang bei mir zu bleiben, bis sich eine günstige Gelegenheit nach Italien zeigt. Mein Oheim ist Gouverneur von Valencia; Ihr werdet hier sicherer sein, als überall sonst, und überdies bei einem Manne, der Euch hiemit seine aufrichtigste Freundschaft anbietet."

Zarata bezeigte seinen gerührtesten Dank und nahm das ihm angebotene Asyl an. Hier, Sennor Don Kleophas — fuhr Asmodi fort — habt Ihr Gelegenheit, die Macht der Symphathie zu bewundern; diese zwei jungen Cavaliere fühlten sich so zu einander hingezogen, daß sich binnen weniger Tage ein Freundschaftsband zwischen ihnen festknüpfte, das nur mit der Freundschaft des Orestes und Pylades verglichen werden kann. Neben gleichen geistigen Vorzügen hatten sie ganz dieselbe Gemüths- und Denkungsart, und Alles, was dem Don Fadriquez gefiel, war sicherlich auch Don Juan angenehm: mit Einem Wort, sie waren recht eigentlich für einander geschaffen. Don Fadriquez besonders war ganz entzückt über das Benehmen seines Freundes und konnte nicht umhin, seine Liebenswürdigkeit jeden Augenblick gegen Donna Theodora zu rühmen.

Oft gingen sie Beide zusammen zu dieser Dame, die Mendoza's Galanterien und Huldigungen fortwährend mit Gleichgültigkeit erwiderte. Dies schmerzte ihn tief und er klagte es häufig seinem Freunde, der ihn dann durch allerlei Vorstellungen zu trösten suchte. Auch die kieselherzigsten Frauen, sagte er zu ihm, lassen sich endlich doch erweichen, und es fehle den Liebhabern in der Regel nur an der nöthigen Geduld, um diesen günstigen Zeitpunkt abzuwarten; er solle nur den Muth nicht sinken lassen, seine Dame werde ihn gewiß früher oder später belohnen. So wahr diese Erfahrungssätze auch sind, so vermochten sie doch den verzagten Mendoza nicht zu beruhigen, und er fürchtete immer, er möchte der Wittwe des Cifuentes nie gefallen können. Dies machte ihn so unglücklich, daß Don Juan ihn von ganzem Herzen bemitleidete, und doch war Don Juan bald noch beklagenswerther als sein Freund.

So gerechte Ursachen der Toledaner hatte, nach dem schändlichen Verrathe seiner Frau über ihr ganzes Geschlecht erbittert zu sein, so verliebte er sich doch unwillkürlich in Donna Theodora. Er hing übrigens dieser Leidenschaft, die seinen Freund beleidigen mußte, nicht nach, sondern gab sich alle Mühe, sie zu bekämpfen, und da er wohl einsah, daß dies nur dann möglich sei, wenn er die Augen, welche das Feuer der Liebe in ihm entzündet hatten, auf immer fliehe, so beschloß er, die Wittwe nie mehr zu besuchen. So oft ihn daher Mendoza zu ihr führen wollte, wußte er immer eine Entschuldigung zu finden.

Auf der andern Seite kam Don Fadriquez nie zu seiner Angebeteten, ohne daß sie ihn fragte, warum denn Don Juan sich nicht mehr sehen lasse. Eines Tags, als sie abermals diese Frage an ihn richtete, antwortete er lächelnd, sein Freund habe seine Gründe. „Und welche Gründe kann er haben, mich zu fliehen?" fragte Donna Theodora weiter. „Sennora," antwortete Mendoza, „ich wollte ihn heute zu Euch führen, allein er weigerte sich, mich zu begleiten; als ich ihm nun meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, gestand er mir etwas, was ich Euch zu seiner Rechtfertigung auch mittheilen muß. Er sagte mir nämlich, er habe eine Eroberung gemacht, und da er sich nicht mehr lange hier aufzuhalten gedenke, so sei ihm jeder Augenblick kostbar."

„Faule Fische," gab die schöne Wittwe erröthend zur Antwort; „man darf seine Freunde nie verlassen, wenn man auch noch so verliebt ist." Don Fadriquez bemerkte die Röthe auf ihren Wangen, schrieb sie aber bloß beleidigter Eitelkeit einer Dame zu, die sich vernachlässigt glaubte. Der liebe Mann irrte sich aber gewaltig: es war ein weit lebhafteres Gefühl, als Eitelkeit, was sich in diesem Augenblick so gewaltsam im Busen seiner Schönen regte. Um sich nicht zu verrathen, brach sie schnell das Gespräch ab und affektirte, so lange Mendoza bei ihr war, eine solche Lustigkeit, daß sein Scharfsinn nothwendig daran hätte scheitern müssen, wenn er nicht schon zum voraus einer irrigen Ansicht gewesen wäre.

Als Donna Theodora allein war, dachte sie ernstlich über die Sache nach und jetzt erst wurde sie sich der ganzen Gewalt der Leidenschaft bewußt, die sie für Don Juan gefaßt hatte. Da sie nun ihre Liebe schlechter belohnt glaubte, als sie es wirklich war, so sagte sie seufzend: „Welche ungerechte und barbarische Macht mag wohl ihre Freude daran finden, Herzen zu entflammen, die nicht für einander passen! Don Fadriquez betet mich an und ich kann ihn nicht lieben; dagegen glühe ich für Don Juan und diesem steckt eine Andere im Kopf! Ach, Mendoza, schilt mich nicht länger wegen meiner Gleichgültigkeit; dein Freund rächt dich bitter genug."

Sie weinte sogar vor Schmerz und Eifersucht, aber die Hoffnung, welche unglückliche Liebende nie verläßt, führte ihr bald angenehmere Bilder vor die Augen. Sie dachte sich, ihre Nebenbuhlerin könne nicht sehr gefährlich sein: Don Juan sei vielleicht weniger durch ihre Reize gefesselt, als daß ihre zuvorkommende Güte ihm einige Unterhaltung gewähre, und so schwache Bande werden sich unschwer zerreißen lassen. Um nun darüber in's Klare zu kommen, beschloß sie, den Toledaner unter vier Augen zu sprechen. Sie

ließ ihn zu sich bitten; er kam, und als sie allein waren, nahm Donna Theodora folgendermaßen das Wort:

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Liebe einen Ritter wie Euch seine Pflichten gegen die Damen ganz vergessen ließe, und doch, Don Juan, kommt Ihr nimmer zu mir, seit Ihr verliebt seid. Ich habe gewiß Ursache, mich über Euch zu beklagen. Doch will ich glauben, daß Ihr nicht aus eigenen Stücken und aus freier Wahl mich fliehet; ohne Zweifel hat Eure Dame Euch verboten, mich zu besuchen. Gesteht es mir, Don Juan, und ich will Euch entschuldigen. Ich weiß, verliebte Herren können nicht immer thun, wie sie wollen, und dürfen es nicht wagen, ihren Damen ungehorsam zu sein."

„Sennora," antwortete der Toledaner, „ich gebe zu, daß mein Benehmen Euch auffallend erscheinen muß, aber habt die Güte, mir meine Rechtfertigung zu erlassen, und begnügt Euch mit der Erklärung, daß ich meine Gründe habe, Euch zu fliehen." — „Diese Gründe mögen sein, welche sie wollen," versetzte Donna Theodora sehr aufgeregt, „ich verlange, daß Ihr sie mir sagt." — „So muß ich Euch denn gehorchen, Sennora, erwiderte Don Juan; „aber beklagt Euch nicht, wenn Ihr mehr hören müsset, als Ihr zu wissen begehret."

„Don Fabriquez — fuhr er fort, — hat Euch erzählt, warum ich Castilien verlassen mußte. Bei meiner Abreise von Toledo war ich über das ganze weibliche Geschlecht so erbittert, daß ich glaubte, keine einzige werde mir je wieder etwas anhaben können. In dieser stolzen Gemüthsstimmung näherte ich mich Valencia; ich begegnete Euch, und was vielleicht noch Niemanden gelungen ist, ich vermochte Eure ersten Blicke auszuhalten, ohne meine Ruhe darüber zu verlieren. Ich habe Euch sogar nachher noch einige Male ungestraft gesehen; aber ach! wie schwer mußte ich einige wenige Tage des Stolzes büßen! Ihr habt endlich meinen Widerstand überwunden; Eure Schönheit, Euer Geist, alle Eure Reize haben den Rebellen gezähmt. Mit Einem Wort, ich liebe Euch mit all der Liebe, die Ihr und nur Ihr einzuflößen im Stande seid.

„Dies, Sennora, sind meine Gründe, warum ich Euch ferne blieb. Die Person, von der Ihr glaubtet, daß sie meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, lebt nur in der Phantasie meines Freundes Mendoza, dem ich dies weismachte, damit er sich über meine beharrliche Weigerung, Euch in seiner Gesellschaft zu besuchen, keine Gedanken machen sollte."

Donna Theodora war hocherfreut über diese Erklärung, zumal da sie nicht im Mindesten darauf gefaßt war. Sie konnte ihr Vergnügen darüber nicht verbergen, wollte es aber auch nicht, und statt ihre Augen mit kalter Strenge zu wappnen, blickte sie den Toledaner gar zärtlich an und sagte zu ihm: „Ihr habt mir Euer Geheimniß geoffenbart, Don Juan, nun will ich Euch das meinige auch mittheilen. Hört mich einmal an.

„Gleichgültig gegen die Seufzer Alvaro Ponce's, ungerührt durch die flammende Liebe Mendoza's, führte ich ein heiteres und ruhiges Leben, als der Zufall Euch an dem Walde vorbeiführte, wo wir uns begegneten. Trotz meiner damaligen Aufregung bemerkte ich recht gut, daß Ihr mir mit ungemein viel Anstand Eure Hülfe anbotet, und die Art, wie Ihr die zwei wüthenden Nebenbuhler zu trennen wußtet, flößte mir einen hohen Begriff von Eurer Gewandtheit und Tapferkeit ein. Der Vergleich aber, den Ihr vorschluget, wollte mir gar nicht gefallen. Es kam mich sehr sauer an, mich für den Einen oder den Andern auszusprechen, und um Alles geradezu zu sagen, ich glaube, daß Ihr ein wenig Schuld daran waret; denn in demselben Augenblick, da mein Mund nothgedrungen den Namen Don Fabriquez aussprach, fühlte ich, daß mein Herz sich für den Unbekannten erklärte. Von diesem Tage an, den ich nach dem Geständniß, welches Ihr so eben ablegtet, unter die glücklichen zählen darf, hat sich meine Hochachtung für Euch fortwährend gesteigert.

„Ich will Euch, — fuhr sie fort — kein Geheimniß aus meinen Empfindungen machen, sondern gestehe sie mit derselben Offenherzigkeit, womit ich Mendoza sagte, daß ich ihn nicht liebe. Eine Frau, die das Unglück hat, ihrem Geliebten nicht angehören zu können, mag sich mit Recht Zwang anthun und ihre Schwachheit wenigstens durch ewiges Schweigen rächen; einem Manne aber, der nur ehrliche Absichten hat, kann man, glaube ich, eine unschuldige Zärtlichkeit ohne alles Bedenken entdecken. Ja, es freut mich herzlich, daß Ihr mich liebt, und ich danke dem Himmel, der uns ohne Zweifel für einander bestimmt hat."

Die Dame schwieg jetzt, um Don Juan sprechen zu lassen und ihm Gelegenheit zu den wärmsten Ergießungen der Freude und Dankbarkeit zu geben, wozu sie ihn verpflichtet zu haben glaubte; allein er schien durchaus nicht so entzückt, wie sie hoffte, sondern versank in düsteres Nachdenken.

„Was sehe ich, Don Juan?" sagte sie endlich zu ihm. „Wenn ich, um Euch ein Loos zu bereiten, das jeder Andere als Ihr beneidenswerth finden könnte, den Stolz meines Geschlechtes vergesse und Euch mein ganzes Entzücken sehen lasse, wie könnt Ihr da noch der Freude widerstehen, die eine so verbindliche Erklärung Euch machen muß? Warum dieses starre Stillschweigen? Ja, ich sehe sogar Schmerz in Euren Augen. Ach, Don Juan, ich hatte mir einen ganz andern Erfolg von meiner Güte versprochen!"

„Sennora," antwortete der Toledaner traurig, „von einem Herzen, wie das meinige, konntet Ihr nichts Anderes erwarten. Ich bin um so unglücklicher, je gewisser ich Eurer Neigung sein darf. Es ist Euch nicht unbekannt, was Mendoza für mich gethan hat; Ihr wißt, wie fest die zärtlichste Freundschaft uns an einander knüpfte; wie könnte ich auf den Ruin seiner süßesten Hoffnungen mein Glück grün-

den wollen?" — „Ihr seid gar zu delikat," sagte Donna Theodora. „Ich habe Don Fadriquez nichts versprochen; ich kann Euch meine Hand anbieten, ohne seine Vorwürfe zu verdienen, und Ihr könnt sie annehmen, ohne einen Raub an ihm zu begehen. Ich gestehe, daß der Gedanke an einen unglücklichen Freund Euch einigen Kummer bereiten kann: aber, Don Juan, darf er wohl gegen das glückliche Loos in Betracht kommen, das Euch erwartet?"

„Allerdings, Sennora," erwiderte er in festem Tone; „ein Freund, wie Mendoza, hat mehr Gewalt über mich, als Ihr glaubt. Wenn es Euch möglich wäre, unsere Freundschaft in ihrer ganzen Zärtlichkeit, ihrer ganzen Kraft zu begreifen, so würdet Ihr mich sehr beklagenswerth finden. Don Fadriquez hat nicht das mindeste Geheimniß vor mir und meine Interessen sind die seinigen geworden: seiner Aufmerksamkeit entgeht nichts, was nur die entfernteste Beziehung auf mich haben könnte; mit Einem Wort, ich theile seine Seele mit Euch.

„Ach! wenn Ihr gewollt hättet, daß ich von Eurer Güte Nutzen ziehen soll, so hättet Ihr sie zeigen müssen, bevor sich diese Freundschaftsbande so fest geknüpft hatten. Entzückt über das Glück, Euch zu gefallen, hätte ich dann Mendoza nur als meinen Nebenbuhler betrachtet; mein Herz wäre vor seiner liebevollen Zuneigung auf der Hut gewesen und hätte sie nicht erwidert; ich würde ihm nicht verdanken, was ich ihm verdanke. Jetzt aber, Sennora, ist es nicht mehr Zeit: ich habe so viele Gefälligkeiten von ihm angenommen und mich von meiner Neigung zu ihm gänzlich hinreißen lassen. Trieb des Herzens binden mir die Hände und versetzen mich in die grausame Nothwendigkeit, dem glorreichen Loose zu entsagen, das Ihr mir anbietet."

Der Donna Theodora traten die Thränen in die Augen und sie nahm ihr Tuch, um sie zu trocknen. Dieser Anblick war für den Toledaner zu stark: er fühlte, daß sein Muth wankte und fing an, für nichts mehr gut zu stehen. „Lebt wohl, Sennora," fuhr er unter vielen Seufzern fort; „lebt wohl, ich muß Euch fliehen, um meine Tugend zu retten. Ich kann Eure Thränen nicht ansehen; sie machen Euch zu furchtbar. Ich will mich auf ewig von Euch entfernen und den Verlust dieser göttlichen Reize beweinen, die meine unerbittliche Freundschaft durchaus als Opfer verlangt." So sprechend entfernte er sich mit einem mühsam zusammengehaltenen Rest von Festigkeit.

Tausend Empfindungen bestürmten jetzt die Brust der schönen Wittwe. Sie schämte sich, daß sie sich gegen einen Mann erklärt hatte, den sie nicht fesseln konnte; da sie aber an seiner glühenden Gegenliebe nicht zweifeln durfte und er die angebotene Hand nur aus Rücksicht auf seinen Freund ausgeschlagen hatte, so war sie vernünftig genug, sich nicht darüber zu ärgern, sondern eine so seltene Aufopferung zu bewundern. Weil es jedoch in der Natur jedes Menschen liegt, daß er sich betrübt, wenn seine Angelegenheiten nicht den gewünschten Fortgang nehmen, so beschloß sie, gleich am andern Morgen auf's Land zu gehen, um ihren Kummer zu zerstreuen oder vielmehr zu vermehren; denn die Einsamkeit ist weit geeigneter, die Liebe zu verstärken, als sie zu schwächen.

Don Juan seinerseits hatte sich, da er Mendoza nicht zu Hause fand, auf sein Zimmer verschlossen, um ungestört seinem Schmerz nachzuhängen. Nach dem, was er für seinen Freund gethan hatte, glaubte er wenigstens seufzen zu dürfen; aber Don Fadriquez unterbrach ihn bald in seiner Träumerei, und da er auf seinem Gesichte Spuren von Unwohlsein zu bemerken glaubte, so zeigte er sich darüber so besorgt und ängstlich, daß Don Juan ihn mit der Erklärung beruhigen mußte, er bedürfe lediglich nur einiger Ruhe. Mendoza entfernte sich sogleich, um ihn nicht zu stören, aber er ging so traurig von dannen, daß dem Toledaner sein Unglück immer schwerer auf's Herz fiel. „O Gott!" sagte er bei sich selbst, „warum muß die zärtlichste Freundschaft von der Welt das ganze Elend meines Lebens machen!"

Am andern Morgen war Don Fadriquez noch nicht aufgestanden, als man ihm meldete, Donna Theodora sei mit ihrer ganzen Dienerschaft nach ihrem Schlosse Villareal abgereist und werde allem Anschein nach sobald nicht zurückkehren. Diese Nachricht kränkte ihn tief, nicht sowohl weil es einem Liebhaber überhaupt unangenehm ist, vom Gegenstand seiner Liebe entfernt zu sein, sondern hauptsächlich, weil man ihm kein Wort davon gesagt hatte. Er wußte nicht, was er davon denken sollte, konnte sich aber einer düstern Ahnung nicht erwehren.

Er stand schnell auf, um zu seinem Freunde zu gehen: denn er wollte sich nach seinem Befinden erkundigen und ihm dann sein Leid klagen. Aber, als er eben mit seinem Anzuge fertig war, trat Don Juan in sein Zimmer und sagte zu ihm: „Ich komme, um Euch nicht länger meinetwegen in Unruhe zu lassen; ich befinde mich heute wieder recht wohl." — „Diese gute Nachricht," antwortete Mendoza, „tröstet mich wieder einigermaßen für die schlimme, die ich so eben erhalten habe." Der Toledaner fragte, was er damit sagen wolle, worauf Don Fadriquez alle seine Leute hinaus gehen hieß und zu ihm sagte: „Donna Theodora ist heute früh auf's Land abgereist und man glaubt, sie werde lange dort bleiben. Die Sache ist mir sehr auffallend. Warum hat man mir denn kein Wörtchen davon gesagt? Was haltet Ihr davon, Don Juan? habe ich nicht alle Ursache, unruhig zu sein?"

Zarata hütete sich wohl, ihm seine wahre Meinung zu offenbaren, und suchte ihn zu überreden, daß Donna Theodora wohl auf's Land gegangen sein könne, ohne daß er darob zu erschrecken brauche. Mendoza aber begnügte sich nicht mit den Beruhigungsgründen seines Freundes, sondern fiel ihm in's Wort und sagte: „Dies Alles kann den Verdacht nicht entkräften, der mir gleich im Anfang aufgestiegen ist. Wahrscheinlich habe ich unbesonnenerweise etwas gethan was Donna Theodora mißfiel, und nun ver-

läßt sie mich zur Strafe und hält es nicht einmal der Mühe werth, mir mein Vergehen vorzuhalten.

„Wie dem auch sein mag, diese Ungewißheit ist mir so peinlich, daß ich sie nicht länger aushalten kann. Kommt, Don Juan, und laßt uns sie aufsuchen; ich will sogleich satteln lassen." — „Ich rathe Euch," sagte der Toledaner, „Niemand mitzunehmen; eine Erklärung dieser Art geschieht immer am besten ohne Zeugen." — „Don Juan wird nie überflüssig sein," antwortete Don Fadriquez; „Donna Theodora weiß recht gut, daß Euch nichts verborgen ist, was in meinem Herzen vorgeht: sie schätzt Euch hoch und Ihr werdet mich nicht nur nicht belästigen, sondern mir auch behülflich sein, sie zu meinen Gunsten wieder zu beruhigen."

„Nein, Don Fadriquez," antwortete dieser, „meine Gegenwart könnte Euch zu nichts helfen. Ich beschwöre Euch, gehet allein dahin." — „Nein, mein lieber Don Juan," erwiderte Mendoza, wir müssen zusammen gehen; ich erwarte diese Gefälligkeit von Eurer Freundschaft." — „Welche Tyrannei!" rief der Toledaner ärgerlich; „warum verlangt Ihr durchaus gerade das von meiner Freundschaft, was sie Euch nicht gewähren darf!"

Don Fadriquez begriff diese Worte nicht, und der heftige Ton, womit sie gesagt wurden, war ihm sehr auffallend. Er blickte seinen Freund scharf an und sagte dann zu ihm: „Don Juan, was soll ich davon denken? Welch entsetzlicher Verdacht steigt in mir auf! Ihr dürft nicht länger mit der Sprache zurückhalten und müßt jetzt sprechen. Warum weigert Ihr Euch so bestimmt, mich zu begleiten?"

„Ich wollte Euch meine Gründe verschweigen," antwortete der Toledaner; „da Ihr mich aber genöthigt habt, offen zu sprechen, so darf ich mich nicht länger verstellen. Mein lieber Don Fadriquez, hören wir auf, uns zur Gleichheit unserer beiderseitigen Neigungen Glück zu wünschen; diese Gleichheit geht nur zu weit, die Pfeile, die Euch verwundet, haben auch Euern Freund nicht verschont. Donna Theodora ....." — „Ihr wäret also mein Nebenbuhler!" unterbrach ihn Mendoza erblassend. „Sobald ich mir dieser Liebe bewußt wurde," antwortete Don Juan, „so habe ich sie zu bekämpfen gesucht. Ihr wißt selbst, wie beharrlich ich die Wittwe floh, und habt mir sogar Vorwürfe darüber gemacht. Ich triumphirte wenigstens über meine Leidenschaft, wenn ich sie auch nicht zerstören konnte.

„Gestern aber ließ sie mir sagen, sie wünsche mich zu sprechen. Ich ging zu ihr. Sie fragte mich, warum ich ihr aus dem Wege zu gehen scheine. Ich erfand allerhand Ausflüchte, allein sie ließ keine einzige gelten. Endlich sah ich mich genöthigt, ihr den wahren Grund zu entdecken. Ich glaubte, sie würde nach dieser Erklärung mein Benehmen gut heißen, allein das seltsame Gestirn, unter dem ich geboren bin ..... Ja, Mendoza, ich muß es Euch sagen, Theodora war für mich eingenommen."

So sanftmüthig und vernünftig Don Fadriquez sonst war, so gerieth er doch bei diesen Worten in Wuth. Er unterbrach seinen Freund abermals und sagte zu ihm: „Haltet ein, Don Juan, und stoßt mich lieber nieder, als daß Ihr diese unglückselige Erzählung fortsetzet. Ihr gesteht nicht bloß, daß Ihr mein Nebenbuhler seid, sondern sagt mir auch noch, daß man Euch liebe! Bei allen Heiligen, wie mögt Ihr mir das bieten! Ihr stellt unsere Freundschaft auf eine gar zu harte Probe. Doch was sage ich Freundschaft? Ihr habt sie selbst verletzt, indem Ihr die verrätherischen Gefühle in Euch aufkommen ließet, die Ihr so eben bekanntet.

„Ach! ich habe mich grausam getäuscht! Ich hielt Euch für großherzig, für edelmüthig, und entdecke nun einen falschen Freund, der im Stand ist, eine Liebe zu nähren, die mich beschimpft. Dieser unerwartete Schlag stürzt mich zu Boden: ich fühle ihn um so lebhafter, als er mir von einer Hand versetzt wurde, die ....." — „Seid nicht so ungerecht gegen mich, rief der Toledaner, „und habt nur noch einen Augenblick Geduld: ich bin Nichts weniger, als ein falscher Freund. Hört mich an, und Ihr werdet bereuen, mich so geschmäht zu haben."

Er erzählte ihm hierauf umständlich, was zwischen der Wittwe und ihm vorgegangen war, wie sie ihm zärtlich ihre Liebe gestanden und ihn zu veranlassen gesucht habe, ohne weiteres Bedenken auf ihre Leidenschaft einzugehen. Er wiederholte, was er darauf geantwortet hatte, und als er auf die Festigkeit zu sprechen kam, die er dabei an den Tag gelegt, wurde Don Fadriquez allmählig wieder ruhiger. „Kurz und gut," setzte Don Juan hinzu, „die Freundschaft hat über die Liebe gesiegt, ich schlug Theodora's Hand aus. Sie weinte vor Verdruß, und großer Gott! welchen Sturm haben diese Thränen nicht in meinem Herzen erregt! Noch jetzt kann ich nicht ohne Zittern an die Gefahr denken, in der ich schwebte. Ich fing an, mich selbst grausam zu schelten, und einige Augenblicke, Mendoza, wurde mein Herz Euch untreu. Gleichwohl ließ ich mich nicht von meiner Schwachheit hinreißen, sondern entzog mich durch schleunige Flucht diesen gefährlichen Thränen. Es ist übrigens noch nicht genug, daß ich dieser Gefahr entgegen bin: auch für die Zukunft ist noch Alles zu fürchten. Ich muß meine Abreise beschleunigen und will mich Theodora's Blicken nie mehr aussetzen. Wird mich Don Fadriquez noch immer des Undanks und der Verrätherei beschuldigen?"

„Nein," antwortete Mendoza, ihn umarmend, „ich erkenne jetzt Eure ganze Unschuld an, und es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Verzeiht diese ungerechten Vorwürfe der ersten Aufwallung eines Liebenden, der sich alle seine Hoffnungen entreißen sieht. Ach! wie mochte ich auch glauben, daß Theodora Euch längere Zeit sehen könnte, ohne Euch zu lieben, ohne sich diesem Zauber hinzugeben, dessen Macht ich an mir selbst verspürt habe? Ja, Ihr seid ein wahrer Freund. Ich schreibe mein Unglück fortan nur noch dem feindlichen Schicksal zu, und statt Euch zu hassen, schenke ich Euch wieder meine vollste Zärtlichkeit. Wie?

Ihr wolltet mir zu Liebe dem Besitz Theodora's entsagen! Ihr bringt unsrer Freundschaft dies ungeheure Opfer, und ich sollte nicht dadurch gerührt werden? Ihr vermögt Eure Liebe zu bezwingen, und ich sollte mich nicht bemühen, die meinige zu überwinden? Nein, Don Juan, ich muß Eure Großmuth vergelten. Folget immerhin dem süßen Triebe Euers Herzens und heirathet die Wittwe: mag mein Herz auch darob brechen, ich bitte Euch darum."

„Alles umsonst!" erwiderte Zarata. „Ich gestehe, daß ich leidenschaftlich in sie verliebt bin, aber doch ist mir Eure Ruhe weit theurer, als mein Glück." — „Und Theodora's Ruhe?" versetzte Don Fadriquez: „darf diese Euch gleichgiltig sein? Wir wollen einander nicht schmeicheln; ihre Neigung zu Euch entscheidet über mein Schicksal. Wenn Ihr Euch auch von ihr entfernen, wenn Ihr, um sie mir abzutreten, fern von ihren Augen ein beklagenswerthes Dasein hinschleppen wolltet, so würde mir dies Alles doch zu Nichts helfen. Da ich ihr bis jetzt nicht gefallen konnte, so werde ich ihr nie gefallen; der Himmel hat diesen Ruhm nur Euch allein vorbehalten. Sie hat Euch vom ersten Augenblick an, da sie Euch sah, geliebt und sich unwillkürlich zu Euch hingezogen gefühlt; mit Einem Wort, sie könnte nur mit Euch glücklich sein. Deßhalb nehmt die Hand an, die sie Euch bietet; erfüllt ihre und Eure eigenen Wünsche, und überlasset mich meinem Unglück. Machet nicht drei Menschen elend, da ein Einziger die ganze Härte des Schicksals auf sich allein ablenken kann."

Hier wurde Asmodi in seinem Vortrag von dem Studenten unterbrochen, der zu ihm sagte: „Eure Erzählung ist sehr merkwürdig; sollte es in der Wirklichkeit so herrliche Charaktere geben? Ich sehe überall nur Freunde, die sich, ich will nicht sagen, wegen Damen wie Donna Theodora, sondern sogar wegen ganz gewöhnlichen Dirnen entzweien. Kann auch ein Liebender, nur um seinen Freund nicht unglücklich zu machen, einer Dame entsagen, die er anbetet und von der er geliebt wird? Ich hielt dies nur in Romanen für möglich, wo man die Menschen schildert, wie sie sein sollen, nicht wie sie sind." — „Sehr wahr," antwortete der Teufel, „dies ist einer von den seltenen Fällen; doch gehört diese Erscheinung nicht bloß dem Roman, sondern wirklich der edleren Natur des Menschen an. Ja, ich habe seit der Sündfluth zwei solche Beispiele mit angesehen, das vorliegende dazu gerechnet. Kommen wir indeß auf meine Geschichte zurück.

Die beiden Freunde bestanden also darauf, einander ihre Leidenschaft zum Opfer zu bringen, und da keiner dem Andern an Großmuth nachstehen wollte, so blieben ihre verliebten Empfindungen einige Tage hindurch ganz eingestellt. Sie sprachen nicht mehr von Theodora und wagten es nicht einmal, ihren Namen zu nennen. Während indeß in der Stadt Valencia die Freundschaft auf diese Art über die Liebe triumphirte, herrschte die Liebe, gleich als wolle sie sich rächen, andern Ortes mit tyrannischer Gewalt und erzwang sich widerstandslosen Gehorsam.

Donna Theodora gab sich auf ihrem Schlosse Villareal, das nahe am Meere liegt, ganz ihrer Zärtlichkeit hin. Sie dachte unaufhörlich an Don Juan und konnte sich von der Hoffnung nicht lossagen, dereinst die Seinige zu werden, so wenig Aussichten auch nach obengedachter Erklärung ihres Angebeteten in Betreff seines Freundschaftsverhältnisses zu Don Fadriquez vorhanden waren.

Eines Abends, als sie noch nach Sonnenuntergang mit einer ihrer Frauen am Meerbusen spazieren ging, bemerkte sie eine kleine Schaluppe, die stark auf das Land zusteuerte. Die 7 bis 8 Männer, die darin saßen, kamen ihr etwas häßlich vor, als sie dieselben aber mehr in der Nähe sah und aufmerksamer betrachtete, erkannte sie, daß sie Masken für Gesichter gehalten hatte. Wirklich waren es maskirte Leute, sämmtlich mit Degen und Bajonetten bewaffnet.

Sie erschrack, und da sie sich von der Landung dieser Kameraden, wozu sie sich eben anschicken, nichts Gutes versprach, so kehrte sie schnell nach ihrem Schlosse um. Von Zeit zu Zeit sah sie zurück, um die Fremden zu beobachten, und da sie bemerkte, daß sie festen Fuß gefaßt hatten und anfingen sie zu verfolgen, so lief sie aus Leibeskräften; weil sie aber minder leichtfüßig war, als Atalanta, die Masken dagegen flinke und muntere Bursche, so wurde sie vor dem Thore ihres Schlosses eingeholt und festgenommen.

Die beiden Frauen schlugen ein lautes Geschrei auf, das sogleich einige Bedienten herbeizog, und da diese im Schlosse Lärm machten, so kam bald die gesammte männliche Dienerschaft Theodora's mit Stecken und Stangen auf den Platz gesprungen. Gleichwohl nahmen zwei der flinksten Masken Gebieterin und Zofe in ihre Arme und trugen sie trotz alles Sträubens und Widerstrebens nach der Schaluppe, indeß die Uebrigen den Leuten vom Schlosse Stand hielten, die ihnen lebhaft zuzusetzen anfingen. Der Kampf dauerte lang; endlich aber führten die Masken ihr Unternehmen glücklich aus und erreichten kämpfend die Schaluppe. Es war hohe Zeit, daß sie sich zurückzogen; denn noch waren nicht Alle auf dem Schiffe, als sie von der Straße nach Valencia her 4 bis 5 Reiter erblickten, die im stärksten Galopp auf sie losprengten und Theodora zu Hülfe kommen zu wollen schienen. Bei diesem Anblick sputeten sich die Räuber, und es gelang ihnen, noch vor der Ankunft ihrer neuen Gegner die offene See zu gewinnen.

Die Reiter waren Niemand anders als Don Fadriquez und Don Juan. Der Erstere hatte an demselben Tage einen Brief erhalten, worin ihm gemeldet wurde, man habe aus guter Quelle in Erfahrung gebracht, daß Alvaro Ponce sich auf der Insel Majorka aufhalte und eine Art Tartane ausgerüstet habe, um mit etwa 20 Burschen, die Nichts zu verlieren haben, die Wittwe des Cifuentes zu entführen, sobald sie sich auf ihrem Schlosse zeige. Auf diese Nachricht hin waren der Toledaner und er sogleich von Valencia ab-

gereist, um Donna Theodora zu warnen. Sie hatten schon von ferne am Ufer ziemlich viele Leute bemerkt, die mit einander zu kämpfen schienen, und da sie nun fürchteten, das Entsetzliche möchte eben jetzt geschehen, so sprengten sie mit verhängtem Zügel heran, um Don Alvaro zu bekämpfen. Allein umsonst: sie kamen nur noch, um Zeugen der Entführung zu sein, die sie verhindern wollten.

Indeß entfernte sich Alvaro Ponce, stolz auf den glücklichen Erfolg seiner Verwegenheit, mit der schönen Beute, und seine Schaluppe vereinigte sich mit einem wohl ausgerüsteten kleinen Schiffe, das ihn in offener See erwartete. Man kann sich keinen größern Schmerz denken, als den der beiden Freunde. Sie verfluchten Don Alvaro zur Hölle, und erfüllten die Lüfte mit eben so jammervollem als nutzlosem Klagegeschrei. Die gesammte Dienerschaft Theodora's folgte diesem schönen Beispiel und ließ es ebenfalls nicht an Thränen und Wehklagen fehlen. Das ganze Ufer widerhallte von ihrem Geschrei: Wuth, Verzweiflung und Jammer schienen ihren Wohnsitz allda aufgeschlagen zu haben. Helen's Raub hat am Hof von Sparta keine größere Bestürzung verursacht."

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Literatur und Kunst.

Wissenschaft u. Poesie der Römer hatten ihre Wurzeln in Griechenland, da die eigene volksthümliche Richtung durch die Bekanntschaft mit den Leistungen der Hellenen frühe verlassen wurde. Doch tragen die Schriften der republikanischen Zeit trotz der oft sklavischen Nachahmung noch das Gepräge des römischen Geistes. Unter der Monarchie mußte die altrömische Gesinnung immer mehr zurücktreten und Heuchelei und kriechende Schmeichelei ihre Stelle einnehmen. Man bekannte sich, weil es der gute Ton forderte, zu einer philosophischen Schule, am liebsten zu der Epikur's deren Grundsätze man sich zur Rechtfertigung des sinnlichen Wonnelebens zurecht legte. Nur die Stoiker, welche in Wahrheit dem Systeme der Stoa huldigten, wagten es, unter dem Drucke und den Drohungen der Tyrannei für Das in die Schranken zu treten, was sie als gut und edel erkannt hatten. Unter Augustus fanden sie dazu keine Veranlassung; erst die spätern, despotischen Kaiser machten die Erfahrung, daß es noch freie Männer gab, die auch in der entarteten Zeit für Wahrheit und Recht bereit waren, Blut und Leben zu opfern.

Noch mehr als Philosophie mußte die Beredtsamkeit in Verfall gerathen. Durch die Aufrichtung der Alleinherrschaft ward ihr gleichsam der Boden entzogen. Die Comitien bewahrten nur noch den Schein ihrer früheren Bedeutung, und wenn Reden im Senat gehalten wurden, so konnten sie immerhin sehr kunstreich zusammengefügt sein, aber sie waren nicht naturwüchsige Erzeugnisse der Begeisterung, sie standen unter der Censur des Monarchen, der mit scharfer Zucht rednerische Kühnheit und Freimüthigkeit zu zügeln verstand. Eine sorgfältige Pflege erfuhr dagegen das bürgerliche Recht, für dessen Ausbildung das römische Volk wie kein anderes thätig gewesen ist. Schon in der republikanischen Zeit wurden in schwierigen Fällen Männer von umfassender Gelehrsamkeit um ihr Gutachten befragt. Augustus übertrug einer Anzahl berühmter Juristen die gesetzliche Befugniß, ihr Gutachten zu ertheilen, das für die Richter bindende Kraft haben sollte. An der Spitze dieser Rechtsgelehrten standen Labeo, der noch republikanischen Ideen huldigte, und Capito, ein fügsames Werkzeug des Herrschers, dabei aber mehr dem Buchstaben des Gesetzes folgend.

Im Gebiete der Länder- und Völkerkunde wurde viel geleistet. Agrippa ließ eine Vermessung des römischen Reiches vornehmen und Karten zeichnen, zu welchen er selbst Erklärungen schrieb. In den großartigen öffentlichen Bibliotheken fanden sich gelehrte Männer aus allen Gegenden zusammen, um die literarischen Schätze auszubeuten. Daselbst sammelte besonders der Grieche Strabo die Kenntnisse zu seinen umfassenden geographischen Werke, welches nebst dem des Astronomen Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Christo die wichtigste Quelle für die Kunde der alten Welt ist.

Gleichwie der Beredtsamkeit, so wurden unter der Monarchie auch der Geschichtsschreibung Fesseln angelegt. Was dem Herrscher mißfiel, durfte nicht veröffentlicht werden. Nach einem Senatsbeschluß wurde sogar das freisinnige Werk des Labienus über die Bürgerkriege öffentlich verbrannt. Dennoch blühte unter Augustus der berühmteste römische Geschichtsschreiber Titus Livius aus Patavium (Padua), der in 142 zum Theil erhaltenen Büchern eine Geschichte des römischen Volkes abfaßte. Andere Schriftsteller wandten sich lieber der Betrachtung des Auslandes oder den älteren Zeiten zu, wie die Griechen Dionysius von Halicarnassus und Diodor von Sicilien, was minder gefährlich war.

Die Poesie bedarf der Gunst und des Goldes der Großen, sagt man gewöhnlich; aber das ist die Hof- und Kunstpoesie, nicht die, welche unser großer Dichter meint, wenn er spricht:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;

Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Diese Volkspoesie war in Rom nicht heimisch, weil die Anfänge dazu frühe von dem Glanze der hellenischen Dichtung verdunkelt und verdrängt wurden. Doch trugen die Poesieu der republikanischen Zeit mehr oder minder römisches Gepräge. Dieses Gefühl der Unabhängigkeit mußte unter monarchischer Censur schwinden. Dafür war die eingetretene Ruhe und Behaglichkeit der Entwickelung der Kunstpoesie so günstig, daß sie zu hoher Blüthe gelangte, weshalb man die Zeit des Augustus die goldene nennt. Da die ausgebildete Sprache Gemeingut der vornehmen Welt war, so machte Jedermann Verse, selbst der ausgetrocknete, kalte Monarch und der finstere Tiberius zimmerten Rhythmen, gute, oder schlechte, die von den Höflingen über Pindar's Dithyramben erhoben wurden. Indessen ist auch die Zahl der begabten Dichter aus dieser Zeit nicht gering, und wir müssen die hervorragensten hier näher besprechen.

Den früheren Dichtern schließt sich zunächst an Albius Tibullus. Er bewahrte seine Unabhängigkeit, besang, unbekümmert um die Machthaber, im elegischen Versmaaße (Distichen) seine Freuden und Leiden und die Reize des Landlebens, die er auf seinem ererbten Gütchen zu Padum zwischen Tibur und Präneste genoß. Er tummelte sich 10 Jahre, 42—32 v. Chr., im Kriege herum; daher sagt er in der ersten Elegie:

„Hätt' ich doch damals gelebt, die traurigen Waffen gekannt nie,
Nimmer das schmetternde Horn zitternden Herzens gehört!
Jetzt beruft mich der Krieg; vielleicht schon trägt ein Geschoß mir
Irgend ein Feind, das bestimmt, mir zu durchbohren das Herz.
Rettet, ihr Laren der Väter! Schon als ich zu euren Füßen
Wandelte jung und zart, habt ihr mich schützend gepflegt.
Damals bewahrte man besser die Treu', als im dürftigen Tempel
Stand ein hölzerner Gott, ärmlich mit Opfern verehrt.
War er doch leicht versöhnt, wenn man ein Träubchen gespendet,
Ihm um das heilige Haupt Kränze von Aehren gelegt.
Wehret, ihr Laren, mir ab die Todesgeschosse; als Opfer
Will aus dem Stall ich euch selbst bringen ein Ferkelchen dar.
Welch' ein Wahnsinn, holen den traurigen Tod durch den Kriegskampf!
Droht er und kommt er doch schon heimlich, mit schleichendem Schritt!
O wie glücklich müssen wir preisen den Mann, den in kleiner
Hütte, von Enkeln umringt, langsam das Alter beschleicht.
Selber treibt er die Schaafe zur Weid' und das Söhnchen die Lämmer.
Für den Ermüdeten wärmt Wasser zum Bade die Frau.
Also wünsch' ich es mir, daß einst das Haupt mir ergrau',
Daß ich erzähl' als Greis Thaten vergangener Zeit.
Weile, seliger Fried' auf der Flur! Den stattlichen Rindern
Zwangst du den Nacken zuerst unter des Pfluges Gejoch.
Friede gewährt Gedeihen der Reb' und keltert die Trauben,
Daß für den Sohn das Faß fülle der Vater mit Most."

In leichten, fließenden Rhythmen, einfach, ohne fremdartigem Schmuck sang Tibull, was ihm die Seele bewegte. Er erreichte das glückliche Alter nicht, das er sich gewünscht hatte; denn er starb im 35 Lebensjahre.

Volltönender, schwungvoller ist Sextus Propertius, aber auch weniger natürlich. Seine Verse athmen die Leidenschaftlichkeit seiner Seele, erscheinen aber mitunter durch häufige Verwebung mit alten Mythen überladen. Er gehörte zu den Dichtern, welche Mäcenas in seine Umgebung gezogen hatte. Daher bezeigt er ihm in mehreren Elegien seine Huldigung, und er war wohl dazu genöthigt, da er durch Ackervertheilung an Veteranen sein väterliches Erbgut eingebüßt hatte. Er starb vier Jahre nach Tibull, ehe er eine vollständige Sammlung seiner Gedichte veranstalten konnte.

Q. Hor. Flaccus, den man als den größten lyrischen Dichter der Römer betrachtet, war 65 v. Chr. in Venusta geboren. Sein Vater, ein Freigelassener, führte ihn frühe nach Rom, wo er ihm mit Aufwendung aller seiner Mittel eine möglichst vollendete Erziehung geben ließ. Der junge Dichter begab sich später nach Athen, schloß sich darauf in den Bürgerkriegen begeistert dem Brutus an, und focht als Tribun in der Schlacht bei Philippi. Er warf hier wie viele Andere den Schild weg, um das Leben zu retten. Nach seiner Rückkehr lebte er ärmlich als Schreiber in Rom und suchte durch Gedichte sein Einkommen zu vermehren. Seine Satyren erwarben ihm die Freundschaft Virgil's und anderer Dichter, welche ihn bei Mäcenas einführten. Da er einsah, daß die Republik unmöglich geworden sei, so entsagte er gänzlich den Freiheitsliedern und huldigte mit Ueberzeugung der Monarchie. Er erhielt später von seinem Gönner ein Landgütchen im Sabinischen, wo er sich glücklich fühlte, ohne um weitere Gunst zu buhlen. Indessen ehrte er Mäcenas und das kaiserliche Haus, wie aus vielen Stellen seiner Gedichte hervorgeht. Er war ein feiner Menschenkenner; sein Blick durchdrang alle Schichten der Gesellschaft und was er beobachtet hatte, wußte er in gebundener Rede wiederzugeben. Daher ist sein eigentliches Feld Satyre. Da geißelte er die Thorheiten und Laster der Menschen nicht gerade mit Erbitterung, sondern mit heiterem Spott, wie ein Mensch, der hoch darüber steht und lachend die Verkehrtheiten spielender Kinder schilt. Die Lächerlich-

keit geringer Leute, der Dünkel der Emporkömmlinge, Schwelgerei, Wollust, Geiz, Erbschleicherei, Habsucht, auch eigene Verirrungen zeichnet er mit einer an Nachlässigkeit gränzenden Natürlichkeit. Ergötzlich ist besonders die Beschreibung einer Reise nach Brundusium, auf welcher er, wie verabredet war, mit Mäcenas und andern Freunden zusammentraf. Er fährt auf dem Appischen Kanale bei Formiä. Der halb betrunkene Schiffer besingt abwechselnd mit dem Maulthiertreiber während der stillen Nacht die ferne Freundin, dann, als die Reisenden trotz Schnaken und quakenden Fröschen eingeschlafen sind, hält er an, um gleichfalls ein Schläfchen zu machen. Ein Weidenknorren, den ihm Morgens einer von der Gesellschaft an den Kopf wirft, weckt ihn aus seinen Träumen. Zu Fundi begrüßt die Herren das Ortsoberhaupt, ein ehemaliger Schreiber, stolz auf seinen Purpursaum und mit dem Weihrauchfasse sich brüstend. Auf einer Villa, wo die Gesellschaft Aufnahme findet, ergötzt sie ein grimmiger Zank zwischen zwei närrischen Leuten. „Du wilder Gaul!" ruft der Eine, der eine garstige Narbe zur Schau trug. „Du mit der ausgeschnittenen Stirne brauchst keine Larve vorzubinden!" zetert der Andere. Hungrig erreichen die Reisenden Benevent; aber als die Speisen aufgetragen werden, entsteht ein Brand in der Küche. Geschwind stopft Jeder, Herr wie Knecht, so viel Vorrath, als er erfassen kann, in den Mund, ehe er zum Löschen eilt. Da rennen nun Alle mit vollen Backen und arbeitenden Zähnen durch einander, bis die Wanderer mit von Rauch triefenden Augen aufbrechen und nach einer benachbarten Villa übersiedeln.

Aehnlichen Inhalt wie die Satyren bieten die Epoden unseres Dichters, nur daß sie in der Form von Distichen verfaßt sind. In seinen Briefen bespricht er anmuthig mit ungemeiner Natürlichkeit eigene wie fremde Wahrnehmungen.

Besonders gelesen und berühmt sind die Oden unseres Horaz, worin er mit tadelloser Eleganz und Kunstfertigkeit die Rhythmen der Griechen nachbildet. Indessen fehlt ihm gerade in diesen lyrischen Dichtungen die Begeisterung, die aus der Seele absichtslos hervorbricht und ungesucht im poetischen Worte Form und Leben gewinnt. Nur in einigen Gedichten, wenn er von Freundschaft und Liebe spricht, wenn er die Jugend zu edeln Thaten auffordert, kommt der Geist über ihn, der ergreift und fortreißt; aber diese Momente machen bald wieder der Nüchternheit Platz, die moralische Lehren ertheilt.

Folgende Ode „an die Lyra" fügen wir hier, wie die meisten Proben, nach eigener Uebersetzung bei.

Töne, Lied! Wenn unter den Sternen jemals
Wir gewagt, Gesänge zu jubeln tändelnd
Fernem Fahrstrom, Latiums Lieder töne,
Heilige Harfe,

Die du Wohllaut lesbischem Sänger klangest,
Als er kriegsfroh unter dem Waffenklirren,
Oder fluthumrauschtem Gestade nahe
Ankernd das Fahrzeug,

Liber's Preislied sang und die Musen, sie auch
Mit dem wollustathmenden Sohne, Venus,
Und den Lycus feurigen Blicks, von schwarzen
Locken umflossen.

Saitenspiel, Phöbus', des Erhabenen, Zierde,
Saitenspiel, Zeus' Mahlen du nimmer fehlend,
Trost im Leid, dich ruf' ich, grüßend nach alter,
Heiliger Weise.

Horaz starb in einem Alter von 57 Jahren und ward neben seinem Freunde Mäcen auf dem Esquilin beigesetzt.

Dem Odendichter gleich an ausgebreitetem Ruhme war der ihm befreundete P. Virgilius Maro, geboren zu Andes bei Mantua, Sohn eines vermögenden Gutsbesitzers. Er versuchte sich frühzeitig in Eclogen oder Idyllen (Hirtengedichten) nach dem Muster der bucolischen Dichter Siciliens. Allein obgleich er viele Gönner und Fürsprecher fand, ward er dennoch unter den Stürmen der Bürgerkriege von räuberischen Veteranen aus seinem Gütchen vertrieben, und erst Mäcenas, der ihn in den Kreis seiner Vertrauten zog, verschaffte ihm seine Besitzung wiederr. Er war dafür dankbar, indem er seinen Beschützer und das Herrscherhaus nicht durch übertriebene Schmeichelei, sondern auf würdige Weise feierte. Seine Eclogen fanden großen Beifall; sie sind aber keineswegs der Ausdruck wahren Gefühls; man erkennt vielmehr deutlich die persönlichen Zwecke, die der Dichter verfolgt und den handelnden Personen in den Mund legt. Weit größern Werth hat sein Georgikon, Lehrgedicht über den Ackerbau, worin er die Landwirthschaft schildert und den trockenen Stoff durch poetische Beschreibungen und Episoden zu beleben weiß. Eine Stelle aus dem 2. Gesange, der Preis Italiens, möge hier nach Munck's Uebersetzung das Gesagte anschaulich machen.

„Unsre Gefilde bestelleten nicht flammsprühende Stiere,
Daß sie die Zähn' aufnehmen der schrecklichen Hyder, als Saamen,
Und dicht starre das Land von Helmen und Speeren der Männer,
Sondern die wuchernden Früchte und des Bacchus massische Traube
Füllten das Land, wo der Oelbaum heimisch und fröhliche Rinder,
Heimisch das edele Roß, das bäumend sich stürzt in die Feldschlacht,
Heimisch die schneeige Heerd' und der Stier, das herrlichste Opfer.

Hier ist ewiger Lenz und Sommer in Monden des Winters.
Zweimal trägt das Vieh, zweimal trägt Früchte der Obstbaum.
Nicht wuthschnaubende Tiger, noch Brut des grausamen Löwen
Finden sich hier, noch täuscht Giftkraut armselige Sammler;
Nicht auch schleppt sich am Boden dahin in mächtigen Kreisen,
Ringelt sich nicht in solchem Gewande die schuppige Schlange.
Hier sind viele der prächtigen Städt' und der mühsamen Werke,
Festungen, hoch mit den Händen erbaut auf ragenden Felsen,
Flüsse, die still durchströmen die alterthümlichen Mauern.
Soll ich gedenken des oberen Meers und untern, das anspült,
Und der erbaueten Häfen des eingedämmten Lucrinus,
Wo mit lautem Gezisch das Meer grollt, wo sich zurück weit
Dränget die See und die julische Wog' andonnernd hereinströmt
In die avernische Bucht, die tyrrhenische wogende Meerfluth?
Heil dir, saturnisches Land, du glückliche Mutter von Früchten,
Glückliche Mutter von Männern! dich lehr' ich die Kunst, die der Ahnen
Ruhm war, da ich gewagt, zu erschließen die heiligen Quellen
Und mein äsräisches Lied durchtönt die romantischen Städte."

Wer fühlt nicht, daß der Dichter Gedanken hervorströmen läßt, die seine Seele erfüllen! Anders ist es mit seinem großen epischen Werke „Aeneis", das er zur Verherrlichung des Julischen Geschlechts verfaßte. Da mußte er sich in eine fremde, in die Homerische Welt zu versetzen suchen, was immer eine mißliche Sache ist. Er hielt sich daher an sein großes Vorbild, schmolz die Abenteuer seines Helden aus Odyssee und Iliade zusammen, thut auch viel Eigenes hinzu, besonders landwirthschaftliche Schilderungen, und breitete darüber den zauberischen Reiz seiner edeln Sprache aus. Indessen, wie sehr auch das Werk bewundert wurde, ist es doch nur eine Nachahmung, um nicht zu sagen: Abklatsch Homer's. Die Heldengestalten, die bei dem griechischen Barden leben und athmen, kämpfen und dulden, bewegen sich bei Virgil wie Automaten, nicht mit ureigner Kraft, wie sie die Natur fordert, sondern nach dem Willen des Meisters, der ihnen lange Reden in den Mund legt. Nach unserm Urtheil werden alle Ideen edler Humanität, von denen die Aeneine durchdrungen ist, weit in Schatten gestellt durch die eine Scene, in welcher der Zorn des schrecklichen Helden Achilleus durch die Bitte des greisen Priamus bezwungen wird. Der Held in Virgil's Dichtung ist Aeneas, nach der Sage der Ahnherr des Julischen Geschlechts. Nach dem Untergange Troja's irrt er mit seinen Unglücksgenossen auf dem Meere umher. Ein Sturm, von der feindlichen Juno erregt, verschlägt ihn an die libysche Küste, wo er bei Dido gastliche Aufnahme findet. Da er sie nach dem Willen der Götter wieder verläßt, greift die verzweifelnde Fürstin nach dem Schwert, das ihr der Held nicht zu diesem Gebrauche geschenkt hat. Und sie sank auf's Lager und rief in der Fülle des Jammers:

Theures Geräthe, dieweil mir die seligen Götter gewähren,
Nimm und empfange die Seele, gelöst von jeglichem Schmerze,
Denn schon ist vollendet der Lauf, den das Schicksal vergönnt hat,
Und in die Tiefe hinab wankt bleich mein Schattengebilde.
O daß nimmer der Dardaner Keile die Ufer berührten,
Wo die erhabene Stadt ich gebaut und glücklich gewesen!
Rache, der Leidenden Trost, wird nicht mir zu Theil; doch ich sterbe,
Und von der Höhe des Meeres erschaue der grausame Flüchtling
Leuchtende Flammen, die gierig den Leib der Verlass'nen verzehren.
Also spricht sie und stürzt in das Schwert sich, ein kläglicher Anblick
Ihren Genossen: sie selbst, die Fürstin, die Hände gebreitet,
Und das mörderische Eisen, geröthet und rauchend vom Blutstrom.

Aeneas zieht indessen weiter durch die unendliche Salzfluth zur cumäischen Sibylle, welche ihn in die Unterwelt führt. Daselbst berichtet ihm der Geist seines Vaters Anchises die künftigen Geschicke Roms. Er gelangt dann zu dem laurentischen Könige Latinus, der ihm die Hand seiner Tochter Lavinia zusagt. Darüber entbrennt ein wüthender Krieg mit den Rutulern. Die Schilderung ist fast in allen Zügen den Kämpfen vor Ilium nachgebildet und schließt mit dem Tode des tapfern Turnus, den Aeneas nach manchem Wechsel des Glückes erlegt.

Nach Vollendung seiner epischen Dichtung unternahm Virgil eine Reise nach Griechenland, kehrte aber krank wieder zurück und starb in Neapel. Am Posilippo in der Nähe der Stadt sind noch jetzt die Ueberreste seines Grabes; aber nicht mehr beschattet von dem Lorbeerbaum, der Jahrhunderte lang seine Aeste darüber ausbreitete.

Nach Horaz und Virgil ist P. Ovidius Naso unter den großen Dichtern Roms zu nennen. Er war 43 v. Chr. zu

Sulmo im Hochwalde der Apenninen geboren, aber nicht eine gediegene, gestählte Natur, wie sie das Hochland erzieht, sondern beweglich, dem Augenblicke hingegeben, heiter und leichtfertig. Frühzeitig entwickelten sich seine poetischen Anlagen, wie er selbst sagt:

„Schon der Knabe gefiel in der Himmlischen seligem Reich sich;
Zog doch die Muse mich hin, heimlich zu üben ihr Werk.
Oftmals schalt mich der Vater: Was treibst du so nutzlose Dinge?
Wisse, daß selber Homer sterbend nicht Schätze verließ.
Eindruck machte sein Wort. Ich stieg vom Helikon nieder.
Versmaß' meidend mit Fleiß, müht' ich in Prosa mich ab.
Alles umsonst; es entstand ein Gedicht in geordnetem Rhythmus;
Jegliches Wort, das ich sprach, wandelt' alsbald sich zum Vers."

Ungeachtet dieses angeborenen Dranges zur Poesie versuchte sich Ovid Anfangs in Staatsdienst, gab ihn aber bald auf und lebte seiner Neigung. Sein Vermögen erlaubte ihm, in den Strudel der hauptstädtischen Freuden sich zu versenken, sein Talent führte ihn in die vornehme Welt. Er liebte, schwelgte, dichtete; aber Theilnahme an Hofintriguen, wahrscheinlich an den Ausschweifungen der kaiserlichen Julia, zog ihm Verbannung nach Tomi am unwirthbaren Pontus zu. Von dorther, aus dem Lande der Barbaren, sandte er seine Klagelieder, Ausflüsse eines gebrochenen Herzens, nach Rom; aber sie bewirkten nicht seine Erlösung. Er starb in der Ferne, ohne den Trost zu haben, seine Gattin, die mit ganzer Seele an ihm hing, noch einmal zu umarmen. Er ward in damaliger Zeit viel gelesen und bewundert, und noch jetzt sind besonders seine Metamorphosen (Verwandlungen, nach griechischen Mythen) allgemein bekannt. Kein römischer Dichter hat eine solche Gewandtheit in der Form, einen solchen Reichthum der Phantasie. Allein die Fülle von Bildern, welche ihm zu Gebote steht, führt ihn fast unwillkürlich von einem Gegenstande zum andern; überall mangelte es ihm an Tiefe und Kraft, an Idealität und erhebenden Gedanken. Man folgt mit Verwunderung dem Fluge seines Talents, aber man fühlt sich nicht emporgetragen zu jenen Höhen, wo die ächte Muse das Gemüth tröstet, läutert und über die gemeine Welt erhebt.

Buchhandel.

„Hin zu Vertumnus und Janus, mein Buch, so scheint es mir, schielst du,
Möchtest wohl zierlich polirt feil stehn in der Sosier Laden?
Schloß und Riegel, Bescheidenen lieb, dir sind sie zuwider,
Klagst, daß Wenige nur die kennen und willst doch gekannt sein.
Nicht so zog ich dich auf. O meide den Ort, wo hinab dich
Ziehet die Lust. Nicht kannst du, entlassen, je finden den Rückweg.
Theuer nur bist du, mein Büchlein, in Rom, so lange du neu bist.
Haben dich abgegriffen die schmutzigen Hände des Pöbels,
Wirst du schweigend ein Fraß der unästhetischen Motten,
Oder du wanderst gebunden nach Utica, oder Ilerda."

Mit diesen Worten redet Horaz am Schlusse der Briefe sein Buch an und beweist uns damit, daß der litarische Verkehr im Alterthum keineswegs unbekannt war. Damit ist indessen viel zu wenig gesagt; der Buchhandel hatte vielmehr eine Ausdehnung, welche mit der gegenwärtigen vollständig verglichen werden kann. Da gab es zahlreiche Buchläden am Forum, nördlich davon im Argiletum und anderwärts. Man konnte an den Säulen der Vorhallen die Titel der Bücher und Inhaltsanzeigen lesen. Trat man aber in einen solchen Laden, so fand man die Bücherrollen zum Theil in prachtvollem Einband von Purpur und Cedernholz nach ihrem Werthe oder ihrem Inhalte in zierliche Fächer oder, wie man sagte, Nester geordnet. Daselbst traf man auch immer gute Gesellschaft, Gelehrte, Dichter, die eigene oder fremde Werke vorlasen, besprachen, auch wohl Unkundige zurechtwiesen. Besonders war dies der Fall in den größern Handlungen der Gebrüder Sosius bei dem Vertumnus-Tempel und der Janus-Säule, wo, wie aus Horaz angeführt wurde, dieser Dichter seine Werke verlegte, bei Atrectus und dem weit bekannten Tryphon. Schon der gelehrte Pomponius Atticus, Cicero's Freund, hatte ein Bücherlager, wie vielleicht kein Buchhändler unserer Zeit. In seinen Lokalen wimmelte es von Arbeitern zur Herstellung der Bücher, von Schreibern, Vorlesern, Correctoren, Buchbindern, welche Tausende von Exemplaren in sehr kurzer Zeit zu Stande brachten. Dennoch wurden seine Anstalten in der Kaiserzeit noch weit überboten. Freilich mangelte unsere Presse; allein sie wurde durch wohl eingeübte Schreiber, welche als Sklaven nur Verköstigung erhielten, beinahe vollständig ersetzt. Man denke sich hundert solcher Leute, die mit allgemein bekannten Abkürzungen schrieben, um einen dictirenden Vorleser gruppirt; wieviel mußten sie in wenigen Tagen fertig bringen! Dann wurde das Werk von Andern corrigirt, ging hierauf in die Hände der Buchbinder und stand bald zierlich in den Nestern, oder wurde durch die nach allen Seiten hin eingerichteten Privatposten in die Provinzen versandt. Daß die massenhafte Herstellung leicht und nicht kostspielig war, beweist der niedere Preis der Bücherrollen; denn die Gedichte Martial's, wahrscheinlich nur das erste Buch, kosteten in Purpureinband 5 Denar, d. i. nach dem damaligen Münzfuße den Denar zu

5⅓ Silbergroschen gerechnet, gegen 1 Thaler, ordinär gebunden 6 bis 10 Sesterzen, oder 8 bis 13½ Silbergroschen. Der Verleger Tryphon verkaufte das 13. Buch desselben Dichters für 4 Sesterzen (5⅓ Silbergroschen). Die Verse füllen nicht ganz 1½ Bogen in gewöhnlichem Druck. Der Verfasser sagt aber:

„Kaufe dir, Freund, das Buch mit den rüstigen Xenien-Schaaren;
Vier Sestenzen der Preis, zahl' ihn und trag' es dir heim.
Zwar der Preis ist zu hoch; er sollt' auf die Hälfte beschränkt sein!
Dann noch machte Gewinn reichlich der Händler Tryphon."

Wenn man annimmt, der Dichter habe zu Ungunsten des Buchhändlers übertrieben, so dürfte doch feststehen, daß der gewöhnliche Druckbogen nach Abzug des Einbandes mit Gewinn für 2 Silbergroschen geliefert werden konnte und gewöhnlich geliefert wurde. Zu dieser Wohlfeilheit trug allerdings das geringe Honorar bei, das gezahlt wurde. Die Autoren begnügten sich häufig mit dem Ruhm; allein die unvermögenden mußten auf pecuniäre Einnahme Bedacht nehmen, und der arme Martial, dessen Epigramme in der ganzen römischen Welt gelesen wurden, sagte ausdrücklich, er müsse seine Distichen schließen, da der Wucherer Lupus Zinsen, und seine Kinder Brod forderten; der Leser möge daher zahlen, d. h. das Büchlein fleißig kaufen. Er erhielt demnach wahrscheinlich für jede neue Auflage sein Honorar. Daß diese Einnahmen den Dichter, der, wie er sagt, den lieben langen Sommer hindurch in seiner Wohnung drei Stiegen hoch schwitzte, nicht aus der Klemme zogen, ist begreiflich. Aehnlich verhielt es sich mit andern dürftigen Poeten. Dabei hatten sie viel von oberflächlicher Kritik zu leiden und zwar nicht blos nach Veröffentlichung ihrer Werke, sondern auch nach Vorlesung derselben. Reiche Litteraten pflegten wohl die bösen Zungen durch einen leckern Imbiß zu beschwichtigen. Wer dies nicht vermochte, dem wurde der Stab gebrochen. Noch schlimmer hatten es die Historiker, die, wie ein Dichter sagt, für alle unsägliche Mühe, für allen Aufwand an Material, Zeit, Oel nicht soviel erhielten, als ein Aktenleser. Es gab also damals, wie jetzt, fette Buchhändler, magere, viel geplagte Autoren, kritisirende Splitterrichter und ein blasirtes Publikum.

Uebrigens wurde, was fast unglaublich scheint, mehr gelesen und geschrieben als gegenwärtig. Man hatte mehr Muße; die reichen Leute, selbst hohe Beamte, überließen alle ihre Geschäfte den Sklaven und Freigelassenen, die gesammte Damenwelt bedurfte der Unterhaltung, las, lernte Dichter auswendig, suchte sogar in wissenschaftlichen Werken Stoff, um in der Gesellschaft zu glänzen. Dazu kam das Bedürfniß für Schulen, für öffentliche und Privatbibliotheken von Alexandrien umschloß 700,000 Bücherrollen, welche man zu etwa 40,000 unserer Foliobände anschlägt. Die großartigen Bibliotheken in Rom standen ihr gewiß nicht nach, und von einem reichen Privatmann wird erzählt, er habe so viel Bücher gehabt, daß er sein ganzes Leben auf das Lesen der Titel hätte verwenden können. Auch für öffentliche Blätter war gesorgt. Eine Staatszeitung, „Tagesgeschichte des römischen Volkes," erschien täglich und wurde in die Provinzen versandt. Darin las man in der republikanischen Zeit Alles, was das öffentliche Leben anging; Senatsverhandlungen, Volksbeschlüsse, Kriegsereignisse; unter den Kaisern wurden diese Berichte nach dem Willen der Herrscher eingerichtet, zum Theil auch durch Beschreibung von Hoflustbarkeiten, Schauspielen, Hochzeiten, kaiserlichen Bauten ersetzt. Weiter ging damals die Censur nicht; die Autoren konnten ihre Werke veröffentlichen; fand man sie aber den Regierungs-Principien zuwider, so wurden sie verbrannt, und ihre Verfasser bestraft. Auf diese Art dehnte die Willkürherrschaft ihre Gewalt auch über das Gebiet des Gedankens aus, doch nicht in dem Umfange, wie die Censur neuerer Zeit, die von vornherein den Gedanken todtschlug, indem sie dem bestellten Censor Vollmacht gab, jedes unliebsame Wort vor der Veröffentlichung zu unterdrücken.

Naturgeschichte.

Von C. G. Rau.

Schon der bloße Anblick der Naturkörper zeigt uns, daß dieselben in drei große Abtheilungen oder Reiche zerfallen, nämlich in das Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich.

Mineralogie.

Die Mineralogie im weitern Sinne ist die Kenntniß der Mineralien. Betrachtet sie die einfachen, sichtlich nicht gemengten Mineralien, so heißt sie Mineralogie im engern Sinne oder Oryktognosie; betrachtet sie dagegen die gemengten Mineralien, Zusammensetzung schon dem bloßen Auge wahrnehmbar ist, so heißt sie Geognosie. In Verbindung mit der Geognosie wird gewöhnlich die Geologie betrachtet, welche die Entstehung unseres Erdkörpers zu erklären versucht und uns die Umwandlungen kennen lehrt, die derselbe erlitten hat.

Die Mineralien entwickeln sich nicht, wie Pflanzen und Thiere, aus einem Keim von innen heraus, durch eine ihnen innewohnende Lebenskraft, sondern entstehen und sind

entstanden durch Anhäufung gleichartiger Theile von außen. Man findet weder in noch an ihnen Organe, die auf Ernährung, Wachsthum und Fortpflanzung berechnet sind. Ebensowenig kann von willkürlicher Bewegung und Empfindung bei ihnen die Rede sein. Sie sterben nicht, sondern zerfallen oder verwittern, wenn sie der Luft und der Witterung ausgesetzt sind. Man nennt sie deßhalb unbelebte, unorganische Körper.

Nach den vier Haupteigenschaften: Härte, Schwere, Brennbarkeit und Auflöslichkeit lassen sich die Mineralien eintheilen:

1. Erden und Steine, 2. Metalle, 3. brennbare Mineralien, 4. Salze.

Die erdigen Steine oder Fossilien.

Sie sehen meistens gar nicht wie Erde oder erdig aus, sondern heißen nur so, weil sie größtentheils, wenn man sie chemisch zerlegt, Erdarten in sich haben, z. B. Kieselerde, Thonerde, Kalkerde, Bittererde.

Hartsteine. Sie sind durch ihre Härte ausgezeichnet und gehören meist zum Kieselgeschlecht, d. h. ihr Hauptbestandtheil ist bei den meisten die Kieselerde (dürfen aber nicht mit dem Geschiebe in Bächen und Flüssen verwechselt werden.) Dahin gehören: der Diamant, von verschiedener Farbe; findet sich in Ostindien und Brasilien. Im Reiche Hindostan sollen allein gegen 6000 Arbeiter in 23 Diamantgruben beschäftigt sein. Der Saphir ist hochblau und himmelblau, findet sich auf Ceylon, in Böhmen und Frankreich. Der Rubin, verschiedenfarbig, die schönsten hochrothen werden auch Karfunkel genannt. Der Smaragd, grün, eingewachsen in Urfelsarten. Der Topas, Granat, Bergkrystall. Diesen findet man fast in allen Urgebirgsarten, am schönsten und häufigsten aber in den sogenannten Krystallkellern der Granitgebirge der höchsten Alpen, z. B. in der Schweiz und Savoyen. Der Amethyst, veilchen- oder röthlichblau; der Quarz, der Chalcedon, auch Heliotrop oder Carneol genannt; er bildet mit Jaspis u. Hornstein den Agat; der Jaspis, der Hornstein, der Feuerstein, der Feldspath und andere. Ferner der Opal, der Bimsstein, Natrolith, der Glimmer, sowie auch der Serpentin, Basalt und Thonschiefer.

Thonige Weichsteine. Sie lassen sich mit dem Messer recht gut schneiden, ja, manche schon mit den Fingern zerbröckeln, kleben meist an der Zunge und lassen sich zum Theil mit Wasser etwas zusammenkneten. Dahin gehören: Steinmark, Bolus, Porzellanerde, Töpferthon (gelblich — Lehm, grau — Letten, weiß — Pfeifenthon), Gelberde oder Ockergelb, Grünerde, Bergsaife, Walkererde.

Talgige Weichsteine, haben meistens ein fettiges Aussehen und glänzen zum Theil auch wie Fett, z. B. der gemeine Talk, der Speckstein, der Meerschaum, Asbest.

Kalksteine, enthalten hauptsächlich Kalkerde mit einer Säure. Dahin gehören: der gemeine Kalk, der körnige oder Urkalk, unter dem Namen kararischer Marmor bekannt, Kalkspath, Kreide, Flußspath, Gyps. — Der Schwerspath enthält Schwererde.

Die Salze.

Man erkennt die Salze daran, daß sie sich sehr leicht im Wasser auflösen und einen sauren, salzigen oder zusammenziehenden Geschmack haben. Das gewöhnliche Salz oder Kochsalz findet sich hier und da als Steinsalz, ganz fest und sogar schön durchsichtig wie Glas, in den Bergen; der Salpeter, der Vitriol, der Alaun, der Salmiak, der Borax.

Die brennbaren Fossilien.

Sie unterscheiden sich von andern Steinen, wie schon ihr Name sagt, daß sie brennen, oder doch viel Kohle enthalten, z. B. der Schwefel, das Erdöl, die Steinkohle oder Schwarzkohle, die Braunkohlen, der Bernstein, der Graphit oder das Reißblei.

Die Metalle.

Sie zeichnen sich im reinen Zustande durch ihren eigenthümlichen schönen Metallglanz und durch ihre bedeutende Schwere aus. Man gräbt sie aus dem Schoos der Erde, doch findet man sie selten rein. Die meisten sind in harten Steinen enthalten, die hernach klein zerschlagen und in großen Oefen bei einem sehr starken Feuer so lange geschmolzen werden, bis das reine Metall herausfließt, welches dann in Formen gegossen, geschmiedet und sonst verarbeitet wird. Zuweilen findet man auch reines Metall, z. B. Gold, noch mehr Silber, und in diesem Zustande heißen die Metalle gediegen; sind sie aber mit Schwefel oder andern Mineralien vermischt, so nennt man sie vererzt, daher der Ausdruck Erze. Man theilt sie gewöhnlich in edle und unedle Metalle. Zu den ersteren gehören Platina, Gold und Silber, nicht gerade wegen ihrer Seltenheit und ihres großen Werthes, sondern vornehmlich, weil sie im Feuer ihr metallisches Ansehen unverändert beibehalten, nicht rösten und von den Einflüssen der Luft nicht zerstört werden. Weitere Metalle sind: das Eisen, das Kupfer, das Blei, das Zinn, der Zink, der Wismuth, das Spießglanzmetall oder Antimon, das Quecksilber und noch einige andere.

Das Pflanzenreich.

Wenn ein Saamenkorn in die Erde fällt, so entsteht daraus eine neue Pflanze; diese bedarf, wenn sie wachsen und gedeihen soll, der Nahrung, welche in wässerigen, erdigen und andern nährenden Theilen, in Luft, Licht und Wärme besteht. Um die Nahrung aufzunehmen, im Pflanzen-

körper weiter zu leiten und zu verarbeiten, haben die Pflanzen verschiedene Organe, äußerlich die Wurzel, Stengel und Blätter, innerlich die Saftgänge, Zellen, schraubenartig oder spiralförmig gewundene Gefäße. Die höchste Lebensthätigkeit zeigt sich in der Bildung der Blüthe und Frucht, oder des Saamens zu weiterer Fortpflanzung. Haben die Pflanzen ein gewisses Alter erreicht, so sterben sie. Die Pflanzen haben in Betreff der Entstehung, der Ernährung, des Wachsthums und der Fortpflanzung viele Aehnlichkeit mit den Thieren; aber sie sind für ihre ganze Lebensdauer an einen gewissen Ort gebunden, auch fehlt ihnen die Empfindung für äußerliche Einflüsse, Berührungen und Verletzungen. Pflanzen und Thiere nennt man organische Körper. Das stille Wachsthum der Pflanzen bezeichnet man mit dem Wort „vegetiren", daher Vegetation.

Hinsichtlich des Alters theilt man die Gewächse in einjährige (Sommergewächse), welche gleich im ersten Jahr Frucht bringen und dann absterben; in zweijährige, welche erst im zweiten Jahre Saamen tragen und dann ebenfalls absterben, und in ausdauernde (perennirende), deren über der Erde befindlichen Theile zwar über den Winter hinwelken, deren Wurzel aber unter der Erde viele Jahre fortdauert und jeden Sommer neue Stengel treibt. Das Alter mancher Pflanzen, besonders der Bäume, ist erstaunlich. Ein indischer Feigenbaum soll 2500 Jahre alt sein; Epheu kennt man 900 Jahre. Nußbäume sollen 300 Jahre zu ihrer vollständigen Entwicklung bedürfen und wahrscheinlich über 1000 Jahre leben, ebenso Eichen und Linden.

Die Pflanzen sind über die ganze Erdoberfläche verbreitet, hauptsächlich da, wo sie Dammerde finden; aber auch auf Steinblöcken und nackten Felswänden, in Wasser und auf dem Grunde der Flüsse und des Meeres, selbst auf dem Schnee der höchsten Alpen in der Schweiz werden (kleine, niedliche) Pflanzen getroffen. Manche Pflanzen, z. B. Moose, Flechten und Pilze wachsen auf andern Pflanzen, man nennt sie deßhalb Schmarotzerpflanzen. Nur in den unübersehbaren Sandwüsten der heißen Länder, wo nirgends eine Quelle sich findet und niemals ein Regentropfen den glühenden Boden benetzt, sucht man vergebens ein grünes Kraut oder einen schattigen Baum. Nach der Verschiedenheit ihres Standorts giebt es: Wiesenpflanzen, Acker-, Berg-, Wald-, Felsen-, Alpen-, Sumpf-, Wasser-, Meerpflanzen u. s. w. Die Zahl der bekannten Pflanzenarten schätzt man auf 50,000.

Wir verdanken den Pflanzen mancherlei Stoff, die für den Menschen von großem Nutzen sind. Dahin rechnet man den Faserstoff, welcher den Hauptbestandtheil des Stengels und des Holzes der Gewächse ausmacht; er ist im reinen Zustand (durch Auswaschen, Auslaugen und Bleichen) weiß, wie man an unserer Leinwand sehen kann. Der Pflanzenschleim findet sich fast bei allen Pflanzen, besonders in den Wurzeln des Eibisch, in den Blättern und Früchten der Malve, in den Stengeln einiger Tragantarten. Auch das Gummi, das aus der Rinde der Kirschen- und Zwetschgenbäume ausschwitzt, und insbesondere das arabische Gummi, das von einem Mimosenbaum kommt, gehören hieher. Das Stärkmehl, der nahrhafteste Bestandtheil der Früchte, insbesondere unserer Getreidearten, Kartoffeln u. s. w. Der Zucker — die Pflanzensäuren, z. B. die Weinsteinsäure, Sauerklee-, Citronen-, Aepfel-, Gallus-, Essig-, Blausäure. Letztere in den Kernen der Pfirsiche, Aprikosen, Zwetschgen, Kirschen, insbesondere in den Blättern des Kirschlorbeers. Das fette Oel in den Saamen und Früchten des Oelbaums, des Mohns, Rübsaamens u. s. w. Das Wachs — die flüchtigen Oele, z. B. das Nelkenöl aus den Gewürznelken, Zimmtöl, Pomeranzenöl u. s. w. Das Harz aus unsern Nadelhölzern. Die sogenannten Balsame sind Harze mit ätherischen (flüchtigen) Oelen. — Das Federharz oder Gummielastikum fließt als milchigter Saft aus einigen Pflanzen der heißen Zone und verdickt sich an der Luft. Der Gerbestoff in den Rinden der Eiche, Erle, Weidenbäume. Der Färbestoff in den Wurzeln, Stengeln, Blättern und Blüthen. Der Campher in allen Theilen des Camphersbaumes. Der scharfe und betäubende Stoff, ein für Menschen und Thiere giftiger Stoff in den Giftpflanzen.

Man kann alle Gewächse in zwei große Abtheilungen bringen, nämlich in Phänogamen, d. h. Pflanzen mit deutlichen Blüthen, und in Kryptogamen, d. h. Pflanzen mit undeutlichen Blüthen, die aber dennoch Saamen hervorbringen.

Zur genauen Unterscheidung der Pflanzen ist die Kenntniß der einzelnen Theile nothwendig. Diese sind:

1) Die Wurzel, sie ist vielerlei Art: Stockwurzeln, wie bei den Bäumen und Sträuchern; Faserwurzeln (Gräser), Zwiebelwurzeln (Zwiebelgewächse), Knollenwurzeln (Kartoffeln.)
2) Der Stamm bei holzartigen Gewächsen, Stengel bei krautartigen, Halm bei großartigen, Strunk bei pilzartigen Gewächsen, Schaft, wenn er blos Blüthen und keine Blätter treibt. Der Stengel ist rund oder eckig, glatt oder rauh, nackt oder haarig, gerade oder gekrümmt, aufrecht, übergebogen oder niederliegend.
3) Die Blättern a. nach ihrer Form sind: rund, eirund, herzförmig, pfeilförmig, lanzettförmig, linienförmig, nierenförmig, stumpf, spitzig; b. nach der Zusammensetzung: einfach oder zusammengesetzt, also gezweit, gedreit, gefingert, gefiedert; c. der Blattrand: ganzrandig, gesägt, gezähnt, gekerbt, gelappt, buchtig, schrotsägeförmig, leyerförmig; d. hinsichtlich des Stiels: gestielt, ungestielt, ansitzend, stengelumfassend.
4) Die Blüthe. a. Der Kelch, die grüne Hülle, einblätterig oder mehrblätterig, dabei verschiedenartig gestaltet. b. Die Blumenkrone, die farbige Hülle, ist: glockenförmig, trichterförmig, röhrig, rachen-

oder lippenförmig, schmetterlingsförmig, kreuzförmig, rosenartig, sternförmig u. s. w.

c. Die Befruchtungswerkzeuge, nämlich die Staubgefässe (Staubfaden, Staubbeutel und Blumenstaub) und der Stempel (Fruchtknoten, Griffel, Narbe). Die Art, wie mehrere Blüthen beisammen stehen, heißt der Blüthenstand, z. B. die Dolde beim Kümmel, die Traube beim Weinstock, die Rispe beim Hafer, die Aehre beim Waizen, das Köpfchen beim Klee, das Kätzchen bei den Weiden, der Quirl bei der Taubnessel.

5) Die Frucht ist entweder nackter, freiliegender Saamen, oder er ist von einer Fruchthülle umgeben und heißt dann Aepfel, Nuß, Steinfrucht, Beere, Kürbis, Hülse, Schote wie beim Reps, Kapsel beim Mohn.

Hinsichtlich der Eintheilung der Gewächse giebt es zwei Systeme: ein künstliches von dem berühmten schwedischen Naturforscher Linne, wobei hauptsächlich auf die Zahl und Beschaffenheit der Befruchtungswerkzeuge gesehen wird, und ein natürliches System von dem französischen Naturforscher Jussieu, bei welchem die Pflanzen nach ihrer allgemeinen Form oder natürlichen Verwandtschaft in Familien zusammengestellt sind.

Linne theilte die Pflanzen nach der Zahl und Länge und der Art des Beisammenstehens der Staubfäden in 24 Klassen und diese wieder nach der Zahl der Pistille (Stempel) in Ordnungen.

In die 1. Klasse gehören demnach Pflanzen mit einem Staubfaden oder Männlein, z. B. der bei uns hie und da in Gärten gezogene Erdbeerspinat, ferner das Wassersternchen.

In die 2. Klasse gehören Pflanzen mit 2 Staubfäden, z. B. der Ehrenpreis, der türkische Hollunder oder Flieder, auch Syringe genannt, der Ligusterstrauch.

3. Klasse, Pflanzen mit 3 Staubfäden; dahin gehören außer dem Baldrian und den Schwertlilien fast alle unsere Getreide- und Grasarten.

4. Klasse mit 4 Staubgefässen; dahin gehört der Cornelius-Kirschbaum, auch Dürlitzenbaum genannt, die Scabiose, die Tuch- oder Weberkarten, das Waldmeisterlein, das Labkraut, der Wegerich.

5. Klasse mit 5 Staubfäden, ist nebst der 19. Klasse wohl die allerreichste: das Vergißmeinnicht, Lungenblume, die Primeln oder Schlüsselblümchen, der Boretsch, der Gauchheil, die Winde, die Glockenblumen, die Königskerze, das Gaisblatt, das Bilsenkraut, der Stechapfel, der Tabak, die Tollkirsche, die Kartoffel, die Stachelbeere, die Johannisbeere, der Weinstock, das Veilchen, der Enzian, das Tausendgüldenkraut und andere.

6. Klasse mit 6 Staubgefässen: das Schneeglöckchen, die Tulpe, die Narcisse, die weiße Lilie, die Kaiserkrone, das Maiblümchen, die Hyacinthe, die Herbstzeitlose.

7. Klasse mit 7 Staubgefässen: die wilde Kastanie.

8. Klasse mit 8 Staubgefässen: die Heidelbeere, der Seidelbast, das Heidekraut, die Kapuzinerkresse.

9. Klasse mit 9 Staubfäden: der Wasserliesch, der Lorbeerbaum.

10. Klasse mit 10 Staubfäden: die Hortensia, die Gartennelke, der Sauerklee, die Lichtnelke, die Ackerrade.

11. Klasse mit 12 Staubfäden: die Haselwurz, die Wolfsmilch, die Gartensede, der Odermennig, das Blutkraut.

12. Klasse, 20 und mehr Staubfäden, die auf dem Kelch sitzen: der Kirschen-, Zwetschgen-, Apfel- und Birnbaum, die Spierstaude, die Rose, die Himbeer- und Brombeerstaude, die Erdbeere, das Fingerkraut.

13. Klasse mit 20 und mehr Staubfäden, die an der Blumenkrone sitzen: der Mohn, das Schöllkraut, die Linde, der Ritterſporn, die Schmalzblume, die Ranunkeln, die Anemone.

14. Klasse mit 2 längeren und kürzeren Staubfäden: die Münze, der Majoran, die Taubnessel, die Hanfnessel, der Günsel, die Grundrebe, das Löwenmaul, der Fingerhut.

15. Klasse mit 4 langen und 2 kurzen Staubfäden: die Brunnenkresse, Wiesen- und Gartenkresse, der Senf, der Rettig, die Kohlarten.

16. Klasse, die Staubfäden unten in einen Büschel verwachsen, daher Einbrüderschaft: die Geranien, die Malven, die Passionsblume.

17. Klasse, ein Staubfaden frei, die andern verwachsen: Zweibrüderschaft; es gehören dahin unsere Hülsenfrüchte und Kleearten, der Erdrauch, der Ginster, die Akazie.

18. Klasse, die Staubfäden mit 3 Büscheln, Vielbrüderschaft: das Johanniskraut.

19. Klasse, Blumen mit verwachsenen Staubbeuteln: der Löwenzahn, der Gartensalat, der Wiesenbocksbart, das Cichorienkraut oder Wegwarte, das Habichtskraut, die Disteln, der Aster, das Maasliebchen oder Gänseblümchen, die Schaafgarbe, die Kamille, die große Gänseblume, die Sonnenblume, die blaue Kornblume oder Cyane, die Ringelblume.

20. Klasse, die Staubbeutel sind an dem Griffel befestigt: Geschlechtsverwachsung: das Knabenkraut, die Osterluzei.

21. Klasse, an einer und derselben Pflanze sind einige Blüthen blos männlich, andere blos weiblich — Einhäusigkeit: der Mais, Welschkorn, die Brennessel, der Aron, der Wallnußbaum und unsere meisten Baumarten, auch der Kürbis und die Gurke.

22. Klasse, Pflanzen, bei welchem auf einem Stengel blos männliche, auf dem andern blos weibliche Blüthen sitzen: Zweihäusigkeit: der Hanf, der Hopfen, die Weide, die Pappel, der Wachholder.

23. Klasse, hat neben besondern männlichen und weib-

lichen und Zwitterblüthen — Vielehe; der Ahorn, die Edeleſche.

24. Klaſſe, mit unvollkommenen Blüthen; es gehören dahin die Farrenkräuter, Mooſe und Schwämme: das Zinnkraut, der Tüpfelfarren, der Meertang, die Morchel, der Fliegenſchwamm, der Bärlapp, das isländiſche Moos.

Die bibliſche Eintheilung der Gewächſe in Gras, Kräuter und Bäume beruht auf äußeren Merkmalen, wie ſie ſich dem Auge darbieten.

Holzgewächſe.

Obſtbäume: der Kirſchbaum, Pflaumen-, Aprikoſen-, Pfirſich-, Mandel-, Dürlitzen-, Birn-, Apfel-, Quitten-, Nuß-, Kaſtanien-, Maulbeerbaum.

Wald- oder Forſtbäume: a. Laubholz: die Linde, Eiche, Buche, Hain- oder Hagenbuche, Birke, Erle, Happel, Weide, Eſche, Ahorn, Ulme, Vogelbeerbaum; b. Nadelholz: die Tanne, Fichte, Forche, Lerche, Ceder, Cypreſſe. c. Bäume der wärmeren Länder: der Oelbaum, Kaffee-, Lorbeer-, Zimmet-, Campher-, Cacao-, Zitronen-, Muskatnuß-, Gewürznelken-, Myrten-, Granatapfel-, Cypreſſen-, Gummigut-, Johannisbrod-, Campeche- oder Blauholz-, Mahagoni-, Affenbrodbaum, Feigenbaum, Palmen (Dattel-, Cocosnuß-, Sagopalme).

Sträucher, treiben aus den Wurzeln mehrere holzige Stämme: der Wachholderſtrauch, Haſelnußſtrauch, die Stechpalme, der Hartriegel, der Wegdorn (Kreuzdorn oder Faulbaum), der Spindelbaum oder Pfaffenhütlein, das Gaisblatt, der Hollunder-, der Schneeball- oder Waſſerhollunder-, der Sauerdorn- oder Berbitzenſtrauch, der Epheu-, Schleh- oder Schwarzdorn-, Hage- oder Weißdorn-, der Roſen-, Johannisbeer-, Stachelbeer-, Brombeer-, Himbeerſtrauch, Pfriemenſtrauch, die Waldrebe, der Jasmin, der Flieder oder Syringe. Sträucher der wärmeren Länder: der Theeſtrauch, der Pfeffer-, Indigo-, Ebenholz-, Sennesblätter-, Vanilleſtrauch.

Kräuter.

Küchenkräuter: die Kartoffel, Schwarzwurzel, Peterſilie, Sellerie, Möhre oder Mohrrübe, rothe Rübe, weiße Rübe, Rettig, Salat, Spinat, Kreſſe, Gurke, Bohne, Erbſe, Linſe, die Kohlarten.

Gewürzkräuter: der Lauch oder die Zwiebel, die Salbey, das Bohnenkraut, Majoran, Meliſſe (Zitronenkraut), die Pfeffermünze, der Kümmel, der Anis, Coriander, Dill und Fenchel, Ingwer.

Oelpflanzen: der Reps oder Rübſaamen, der Mohn, der Lein, der Hanf, die große Sonnenblume.

Färbepflanzen: der Krapp, der Wau, der Waid, der ächte Safran, der Safflor, die Färbediſtel oder Scharte.

Futterkräuter: der gemeine Klee, die Luzerne oder der ewige Klee, die Eſparſette, die Futterwicke, der Buchwaizen.

Andere ökonomiſche Kräuter: die Rauhkarte, der Tabak, der Hopfen, Hanf, Flachs oder Lein, die Baumwollenſtaude.

Zierpflanzen: die Primeln und Aurikeln, die Winde, Kaiſerkrone, Tulpe, Narciſſe, Hyacinthe, Nelke, Lilie, Reſede, Jehovablümchen u. ſ. w.

Die Giftpflanzen: der Lolch (Schwindel- oder Dippelhaber), das Bilſenkraut, der Stechapfel, die Tollkirſche, der ſchwarze und kletternde Nachtſchatten, der Gartenſchierling, gefleckte und Waſſerſchierling, die Einbeere, Wolfsmilch, der Eiſenhut, der rothe Fingerhut, die Nießwurz, der Giftranunkel, der Kellerhals oder Seidelbaſt, die Herbſtzeitloſe und die giftigen Pilze.

Gräſer.

Die Getreidearten: der Roggen, der Waizen, der Spelz oder Dinkel, das Einkorn, der Emmer, die Gerſte, der Haber, die Hirſe, der Mais; in wärmeren Ländern: das Zuckerrohr, der Reis, der Papierſchilf, das ſpaniſche Rohr, das Bambusrohr.

Die ächten Wieſengräſer: das Ruchgras, das Fuchsſchwanzgras, Lieſchgras, Straußgras, die Schmiele oder Schmeele, das Zittergras, Rispengras, Schwingelgras, Treſpe oder Treſze, das Pfriemengras, das Bandgras, der Lolch (das engliſche Raygras), das Roßgras, (franzöſiſches Raygras).

Unächte Gräſer: das Wollgras, die Binſe, die Segge oder das Rindgras mit ſehr vielen Arten, die ſimſenartigen oder Liliengräſer, die Kolbengräſer.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

September, 1867.

Der einzige materielle Nutzen, der mir durch Cincinnati geworden, iſt die Centralität der Lage, welche mich in Stand ſetzt kleinere Touren zu machen; indeß das ferne St. Paul für eine Reiſe ſtets zwei bis drei Monate Abweſenheit von Haus in Anſpruch nahm.

Ach, dem Jüngling war die Welt zu klein. — Durſt nach Wiſſen, Sehnſucht fremde Städte, fremde Sitten zu

sehen und wohl auch eine gute Dosis Ambition zogen ihn aus dem engen Kreis der Heimath hinaus, die so schön, so poetisch war und alle Elemente besaß, um aus dem einzigen Sohn einen angesehenen und reichen Mann zu machen. Es sollte nicht sein. Die innere Wesenheit des Menschen ist der Gott, der über seine Bestimmung, über sein Glück und über sein Elend waltet. Der rothe Faden der ersten Sehnsucht spann sich fort und fort, in hohem Maaße jedoch befriedigt, den schönsten Theil Europa's gesehen und genossen zu haben. Die Reise nach Amerika war nicht freie Wahl, sondern Nothwendigkeit, da Alles — Wohlstand und geträumtes Liebesglück — in Scherben lag; indeß der Geist in neuen Hoffnungen schwelgte, beseelt durch ideale Bilder transatlantischer Freiheit. Ward in der alten Heimath der rastlose Geist in Allem getäuscht; so war es hier blos die „Freiheit", von der ihm ein so hehres, so schönes, so erhabenes Bild vorschwebte, einzig und allein, welche ihn sehr bald bitter enttäuscht und getäuscht hat. Die Poesie war dahin; die Prosa ist geblieben. Diese war und ist wohl noch ausnahmsweise eine poetische; doch im Allgemeinen, eine trockene, eklige, herz- und geistquälende, gemeine, amerikanische Prosa. Oder wißt Ihr Etwas, das einem mit Idealen geschwellten Geiste, einem Herzen voll Gemüth und Liebe, einem esthetischen Sinn, oft entzückt durch Werke der Kunst und Schönheiten der Naturscenerien in Italien, Griechenland, Deutschland und der Schweiz, wißt Ihr Etwas, das ihm hier im Lande karrikirter und von brutaler Souverainetät entwürdigter Freiheit ein Ersatz sein könnte, für das dem Ideal der Freiheit hingeopferte Glück, wenn es nicht etwa das seltene Loos des Familienglückes wäre!?

Wohl dem Gefühlsmenschen, der in diesem Land des Schachers, der Heuchelei, der Frömmelei und politischen Corruption ein Herz, wenn auch nur Ein Herz gefunden, das ihn mit der ekligen Prosa des Lebens versöhnt!

Der rothe Faden in den Händen meiner Parcen wird noch immer fortgesponnen; doch ist es nicht mehr der zarte Rosafaden: abgeschossen und matt schillert nur noch das Roth durch das alte Gewebe das über nicht lange zerrissen wird am Rande des Styx, um einzukehren als Leiche im Gasthaus der Ewigkeit und Platz zu nehmen an der großen Tafel unendlicher Stoffverwandlung. Und der Geist? Du magst ihn greifen — ich begreife ihn nicht.

Früher hieß es; „ich will reisen," jetzt heißt es: „ich muß reisen." Wohl, Veränderung soll ja die Würze des Lebens sein und was bietet der Veränderung und Abwechslung mehr als Reisen? Nichts. Den Fluch des Muß habe ich stets mit dem besten Gewüez in Lust und Vergnügen verwandelt; wenn aber jetzt zuweilen das Asthma den Flug des Geistes hemmt und selbst die Reisetasche in der Hand zur schweren Bürde und eine Treppe zum Berg wird, dann hat es mit dem Würzen der Lieblingsspeise ein Ende und der Mensch, dem Nichts zu hoch und Nichts zu ferne war, sieht sich zu einem schwach belebten Automat herabgesunken.

Nur die Lust eines Mephisto kann in Momenten diabolisch süßer lächeln als ich, wenn ich auf der Straße einen alten Gaul oder ausgemergelten Esel sehe an einen Karren gespannt, den er fortschiebt und fortschieben muß, kraft des Hungers und der Peitsche. Ich habe im Leben blos zu zwei Gesellschaften gehört: in der Einen waren die meisten Mitglieder Esel; in der andern: „the sons of Malta" waren zwei Esel (ein alter und ein junger) die Matadoren der Gesellschaft, die Repräsentanten epikuräischer Weisheit; die Mitglieder aber der physiologischen Esel-Repräsentation waren unbedingt die jovialsten und gescheidtsten Leute, mit denen ich hier zu Land seit 30 Jahren in Berührung kam. Also: es lebe und genieße der junge Esel! Der alte, mit gesenkter Waffe, bedenk' sein nahes Ende!

Ist das Leben oft Eselei, so ist es der Tod nicht minder; denn Leben und Tod sind so innig verwandt, so eng verbunden, daß man das Eine von dem Andern kaum zu trennen vermag. Unsterblich ist auch der Esel nicht weniger als der Mensch. Beweiset das Gegentheil! Ihr vermöget es nicht, wenn „Unendlichkeit" Axiom ist, was keinen Zweifel zuläßt.

Daß, auf jeden Fall, blos der Leib des Menschen stirbt und seine Seele unsterblich ist und daß es einen Gott giebt, davon hat mich endlich zu Cincinnati, ein berühmter Reisender in seiner Vorlesung „über den Menschen und die Menschen" so sehr überzeugt, daß ich mich fast schämen sollte über den Fortschritt des menschlichen Geistes, dessen höchste Stufenleiter des Forschens zur „Selbstthätigkeit der Natur", also zum Atheismus führt. Es wäre mir sehr angenehm von dem vielgereisten Herrn und geistreichen Humoristen zu erfahren, aus was diese exclusiv unsterbliche Menschenseele (respektive Geist) besteht, wie dieser Gott außerhalb der Natur beschaffen ist und wer des Gottes Schöpfer war? Ach, Inspiration, Declamation u. Phrasen sind noch lange keine Argumente des Verstandes u. gegen das Herz ankämpfen, ist von nicht mehr Erfolg als der Kampf eines Donquixote gegen Windmühlen. Etwas absolut behaupten, das nicht bewiesen werden kann, ist Anmaßung und Absurdität. Von Dem, das nicht absolut bewiesen werden kann, sagen: ich begreife es nicht, ist Bescheidenheit eines denkenden Menschen.

Ich habe im September allerlei kleine Ausflüge gemacht: nach Louisville, Jeffersonville, Madison, Aurora, Lawrenceburg, Connersville, Parker's Woods u. nach den Bachuseilanden der Sandusky-Bay. Indessen wurde überall sehr viel „gespietscht"; denn es handelte sich von Seiten der Sprecher darum, ob die Aemter den Demokraten oder den Republikanern zufallen sollen und von Seiten des souverainen Volkes in einigen Staaten darum, ob Neger, Mulatten u. Quarterons Menschen sind wie das weiße animal

bipes und Rechte haben sollen im Land der Freiheit wie sie der Weiße genießt, oder ob die Farbigen religiöse Thiere sind, die zwischen Affe und Mensch eine besondere Gattung bilden. Welch' hochwichtige Fragen! O, Solon, o, Solon, da ist es gewiß heilige Pflicht des Bürgers, sich am Kampf zu betheiligen! Die Zahl solcher Menschen aber, die sich schämen, im Jahrhundert eines Humboldt über eine solche naturhistorische Frage zu debattiren und über eine solche politische Frage zu stimmen, ist gewiß eine sehr geringe. Dann erst die eben so wichtige Frage, ob man in einer freien (?) Republik als Nichtchrist gezwungen werden könne, den christlichen Schabbes zu feiern, ohne an der Göttin der Freiheit Nothzucht zu begehen, und ob man als freier Bürger ein Recht habe, außer Wasser auch andere Getränke zu trinken! Das Essen ist bis jetzt noch zu keiner öffentlichen Sprache gekommen und die frommen Leute der Republik behalten sich es vor, später über das Verbot gewisser Speisen und über republikanisch-christliche Fasttage zu disponiren. O, du frommes, du intelligentes, du allerchristlichstes, du seliges, du freies Volk! Ein Glück ist es für dich, daß es auch Ausnahmen von der Regel giebt; daß es auch ziemlich gleichgültig, ob Peter oder Paul die milchreiche Kuh melkt und daß bei wechselseitigem Betrug der Besitz des „Allmächtigen" blos die Person wechselt.

Noch ist nicht aller Sinn für Wahrheit und Recht aus dem Volke gewichen, noch ist Hoffnung da, den Freund des Fortschrittes vor den Klippen des Pessimismus zu bewahren.—Selbst im Staat Kentucky, besonders in der Stadt Louisville, findet man Spuren eines solchen trostreichen Sinnes und Das — will viel sagen. Ist es nicht so, Ihr mir freundlich gesinnten Herren Collegen in erwähnter Stadt? Sagt, könntet Ihr — ohne Rücksicht auf Partei — bestehen, ohne Euch der strengen Volks-Censur zu fügen? Gewiß nicht. Wie mancher Literat in einer Monarchie ruft im Stillen aus: „Der Teufel hole den Censor!" Könnten wir hier in unsrer Glorreichen nicht dasselbe wünschen? Und wer ist hier der Censor, den der Teufel holen möge? Es ist die Dummheit und Rohheit der Masse und die Charakterlosigkeit der Pfaffen und „smarter" Demagogen. Könnte man die Republik von diesem Uebel befreien, dann würden Vernunft und Humanismus bald erfreuliche Siege erringen.

Man wird, vor der Hand, im Süden nicht mehr gethert und gefedert, der Sklaverei wegen; aber wie lange wird es noch dauern, bis der befreite Sklave intelligenter Mensch wird und der freie weiße Plebs es einsehen und zugeben wird, daß der eigentliche Werth des Menschen nicht durch die Farbe bedingt sei, sondern durch vernünftige Schulen und moralische Handlungen.

Wir haben viele Schulen, Freischulen und Sektenschulen; doch für Institute, wo Kopf und Herz, wo der ganze Mensch entwickelt wird, ist das Feld noch immer ein sehr steriles. Die olimfreien Männer von Louisville hatten den Willen, eine solche Pflanzschule für ihre Kinder zu gründen — man hatte sie auch in's Leben gerufen; aber sie war von kurzer Dauer. Dressur, Taufe und Confirmation haben einstweilen, wer kann es sagen, auf wie lange Zeit, hier wie überall die Oberhand erhalten und selbst die Kinder gar vieler Fackel-Leser werden dressirt, getauft und confirmirt. Nun, des Facklers Schuld ist es wahrlich nicht; der Wille ist eben des Menschen Himmelreich und dieser Wille ist bei Vielen sehr, sehr schwach; daher das Schwanken, das Achselntragen, das Sichselbstaufgeben, und der Widerspruch in concreto, als Mitursachen des langsamen geistigen und politischen Fortschrittes.

Vis-a-vis Louisville, durch den Fluß Ohio getrennt, sind zwei Städte, wo das deutsche Element stark vertreten ist, New-Albany und Jeffersonville, im Staate Indiana. Ich kenne dort einige tüchtige, aufgeklärte Lehrer; aber — auch sie verkümmern unter dem Drucke einer Volks-Censur, die keine Geistesfrischheit bei den Kindern aufkommen läßt und sie zur Passivität des blinden Glaubens verdammt.

Madison war in früheren Jahren eine rührige Stadt; besonders florirte der Zweig der Schweineschlächterei. Jetzt grunzen wenige Schweine unter dem Hammer — und in den Straßen ist es ruhig und still und diese Straßen sind doch so schön und die Lage der Stadt so anmuthig. Hier hat man nicht Ursache über sehr hohe Miethe zu klagen. Rühriger im Verhältniß sind die beiden kleinen Städte am Ohio, Aurora und Lawrenceburg; beide sehr hübsch gelegen. Auch das freisinnige deutsche Element ist da stärker vertreten als zu Madison, wo salvo erroris calculo und deductis deducendis Herrn Schmidt's selbstproducirter Rothwein (Concord) unstreitig das geistreichste Element der Stadt bildet.

Zu Connersville, Ind., besuchte ich ein Mitglied der Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum. Der brave Mann bezahlte seine Actie und klagte, daß es auch nicht Einen Menschen hier giebt, der „Meslier's gesunden Menschenverstand" auch nur gratis acceptiren würde und daß es ihm nicht möglich sei unter solchen Creaturen länger zu leben. Ha, ha, ha, ha — entsetzlich! Das Städtchen ist hübsch und hat an 2500 Schafkopfs-Einwohner. Am Sonntag nicht die Kirche besuchen, und Bier trinken zu irgend einer Zeit, ist in den Augen dieser Leute eine große Sünde. Es war da eben eine Conferenz von Methodisten — einer der zahlreichsten Sekten der modernen Christen. Allerdings ein unfehlbares Geistes-Barometrum.—Wo der heilige Geist von hinten einkehrt, dort hat der Geist der Wahrheit alle Macht verloren.

Parker's Woods ist ein sehr anmuthiges Gehölz, ein naturwüchsiger Park, nahe Cumminsville, wo allerlei Gesellschaften und Vereine ihre Pic-Nics zu feiern pflegen. Bei einer solchen Gelegenheit spazierte ich ebenfalls hinaus, nicht um das Fest, sondern das Wäldchen in Au-

genschein zu nehmen. Es ist dies wirklich ein sehr anmuthiges Plätzchen, wo man sich, des Geräusches überdrüssig, einsam und allein im Schatten der Bäume innig wohl fühlen kann. Unter einigen hundert Anwesenden, groß und klein, mit und ohne Regalien, Marschälle, Meister und Gesellen, die sich da bei Tanz und Lagerbier vergnügten, war ich der Einzige, der in der Einsamkeit sein Vergnügen gesucht und gefunden hat. Am Fuße dieses Gehölzes präsentirt sich ein Theil des Mill-Creek-Thales als ein malerisches und bewegtes Landschaftsgemälde. Hier, auf dem Teppich der freundlichen Tellus hingestreckt, dachte ich, möchte ich mir eine Hütte bauen, um von ihren Fenstern aus die Reize der Natur zu genießen. Hat man Geld genug, so ist es ein Leichtes, nicht nur eine Hütte, sondern auch einen Palast zu bauen und sintemalen und alldieweilen der alte Fackler blos über das Blei seiner Stereotypplatten, nicht aber über Gold und Greenbacks zu verfügen hat und somit auch keine eigene Hütte sich bauen kann, so hat er, bis auf Weiteres hin, alle fremden Fenster in Anspruch zu nehmen, die ihm in den verschiedenen Häusern, in denen er alljährig „logirt", zu Gebote stehen, um als stolscher Nußnießer die Schönheiten der Natur zu genießen.

Am 17. via Dayton nach Sandusky gefahren. Dayton war in früheren Jahren mein Aranjuez; die schönen Tage sind vorüber und kehren nicht wieder. „Ausgefahren, ausgeritten, ausgetanzt und ausgeküßt schleicht endlich man durchs Leben hin." — Dayton und Sandusky sind zwei schöne und rührige Städte im Staat Ohio. Besonders zeichnet sich Dayton durch breite Straßen und mehre elegante Neubauten aus. Zwischen Sandusky, Kelley's Island und den übrigen nahen Eilanden in der Bay verkehren täglich Dampfböte. Diese Eilande haben sich, durch ihre anmuthige Lage und ihre Weingärten, in den Ver. Staaten einen namhaften Ruf erworben und werden in der Sommer- und Herbstsaison von zahlreichen Fremden besucht.

Zwei Deutsche, Harms und Rösch, sind die Pioniere des hiesigen Weinbaues, da sie es waren, die den ersten regelmäßigen Weingarten anlegten. Vor 16 Jahren waren da blos 3 Acker mit Reben bepflanzt. Jetzt sind auf Kelley's Island 600, auf Put in Bay 300, auf Middle-Bas circa 156 und auf North-Bas 125 Acker. Der Weinbau wurde mit der Catawba- und Isabella-Traube begonnen. Jetzt wird der Delaware ihrer Süße wegen den Vorzug gegeben. Die Concord hat hier bis jetzt noch wenig geliefert und der Wein davon, wenn gehörig behandelt, kann sich mit dem besten Concord von Missouri messen. Die Northern Virginia reift hier früher als die Catawba, hat einen sehr üppigen Wuchs und gehört noch zu den seltenen Reben. Die Isabella-Rebe wird auf den Eilanden allmählig gänzlich ausgemerzt.

Herr Schraidt machte mich mit seinen Nachbaren, den Winzern Harms und Müller bekannt, die da Beide große Weingärten besitzen. Bei Harms trank ich vom Delaware; dem ersten, welcher hier von dieser Rebe gezogen wurde. So wie diese Traube alle übrigen hiesigen Sorten übertrifft, so wird auch bald auf den Eilanden der Wein die Prämie für sich in Anspruch nehmen.

Put in Bay ist 3 Meilen lang und zählt gegenwärtig an 600 Einwohner. Dieses Eiland hat auch ein historisches Interesse, da in der Nähe Commodore Perry über die Engländer einen Sieg errungen. Während meines Hierseins hat eben eine Versammlung stattgefunden, um sich über Errichtung eines Perry-Monumentes zu berathen. Möge es zu Stande kommen! „Ehre dem Ehre gebührt"! Auch dem Eiland selbst würde ein Monument von großem Vortheil sein Bei der Versammlung fungirte ein Deutscher, Herr Riedling, als Secretär.

Am Bord des Bootes Clinton fuhr ich nach der wenige Meilen von Put in Bay entfernten Halbinsel Port Clinton. Am Bord befand sich eine Musikbande, die nach einer demokratischen Massenversammlung gebracht werden sollte. Zu Port Clinton angelangt durchzog man mit klingendem Spiel das Städtchen, gleichsam um die Bewohner zur Fahrt nach der Versammlung einzuladen. Nur sehr Wenige schloßen sich der Excursion an; ich am allerwenigsten; denn — „Alles hat seine Zeit". Habe 25 Jahre lang gestumpt und gestimmt, ohne mir eine Nachtwächterstelle erstumpt zu haben, indeß einige Andere meiner beredten Stumpcollegen Minister geworden sind. Das kann man aber blos werden, wenn man mit den Drahtziehern selbst Drahtzieher ist und durch dick und dünn mit ihnen geht. Zu einer solchen Klugheit und Charakterstärke habe ich es nie bringen können; wer sich aber auf das Volk verläßt, der bleibt trotz aller Hurrahs in Ewigkeit verlassen.

Obschon kein Jude habe ich zu Port Clinton einen langen Tag gefeiert. Ein Krüppel, der seit 18 Jahren auf der Erde herumrutscht, der lallen aber nicht sprechen kann, hat mich auch hier wieder überzeugt, daß selbst dem „lieben Gott" nicht Alles gelingt und daß es eben so gut verkrüppelte Menschen, wie verkrüppelte Thiere und Pflanzen giebt. Auch frug ich mich, ob es nicht vernünftig und gerecht war, daß die Spartaner verkrüppelte Kinder sogleich nach der Geburt im Eurotas ertrankt hatten? Ich habe im Jahr 1827 in jenem Fluß gebadet und ein Stein aus demselben verherrlicht jetzt noch meine kleine Raritäten-Sammlung. Alles was weit her kömmt, gewinnt in den Augen der Menschen an Interesse und Werth — nur die Deutschen in den Vereinigten Staaten machen — den Yankees gegenüber — eine Ausnahme; den Yankees, die das Non plus ultra des indirekten Schöpfungswerkes eines Bibelgottes sind.

Dasselbe Boot brachte die Musikanten, nachdem sie dem weißen Volke rein demokratische Töne vorgeblasen hatten, zurück nach Put in Bay. Ich zog es vor, per Stage 4½ Meile nach Plaster Bed zu fahren und hier das Boot,

Grant zu nehmen. Es war dies eine herrliche Fahrt. Die kühle Seereise wirkte wie Medicin auf meinen „derangirten Blasebalg," oder deutlich gesprochen, auf mein Uebel, durch die medicinische Wissenschaft mit dem Fremdwort Asthma benamst.

Nach Sandusky zurückgekehrt, brachte mich Herr Otto Krommer, Miteigenthümer der Fulton Maschinen-Werkstätte, nach seinem einige Meilen gelegenen Wingarten. Ich sage nicht Weinberg, weil da von Berg und Hügel keine Spur zu sehen ist. Wir passirten Venedig, das einen Canal, doch keine Gondeln hat. Je größer die Namen der amerikanischen Städte, desto kleiner sind sie, denn — groß ist der Humbug, der bei Auslegung und Anpreisung junger Plätze getrieben wird, von denen es viele nicht weiter bringen als bis zu ein Paar hundert Einwohnern, mit einem Grocer, einem Doctor und einem Lawyer, ersten Ranges in wissenschaftlicher Hinsicht, te be sure!

Obschon mir von einigen Freunden Trauben und Wein per Expreß versprochen wurden, fiel ich doch mit einer Gier über die Delaware des Herrn Krommer her, als hätte mich ein guter Geist nach einem Weinberg meines Vaters versetzt und als wären es die letzten gewesen, die den Gaumen laben sollten. Trauben und Kirschen und alles Obst schmeckt am süßesten wenn man es selbst pflückt. Der Acker, von 160 Quadrat-Ruthen, bringt hier durchschnittlich 4 bis 500 Gallonen Wein. Ich habe nie so viele Trauben auf den Stöcken gesehen wie hier und doch klagte man über eine mittelmäßige Erndte.

Der Mensch, besonders der „amerikanische Mensch, will eben von Allem viel, sehr viel haben, doch am reichen Füllhorn der Natur, das einige Wenige Auswählte erquickt, sieht man Tausende darben; denn gemeinschaftlicher Genuß ist Chimäre und über die freie Concurrenz hat es das civilisirte Gabelthier, das Ebenbild Gottes, nach Jahrtausenden nicht gebracht; also: ein Hurrah für freie Concurrenz und ein doppeltes Hoch für Reichthum und für Armuth! —

Oktober, 1867.

Schon wieder nach Louisville! Die am nächsten gelegenen Städte trifft immer das Loos der Vorauszahlung, indeß andere erst im Lauf oder am Schluß des „Fackel-Jahrganges" das Abonnement entrichten. So war ich denn dieses Jahr noch nicht in den östlichen Städten um für den 19. Jahrgang zu collektiren, indeß man bei dieser Tour im Oktober bereits für den nächstfolgenden 20. Jahrg. pränumerirt. Dieser regellose Geschäftsgang ist auch meinen Abonnenten bereits bekannt und es sind höchst seltene Fälle, daß irgend Einer nicht bezahlt, wenn ich ihm die Quittung präsentire. Daher giebt es auch bei meinem Geschäfte weder Rückstände und Verluste durch Agenten, noch ein Schuldenbuch für restirende Subscribenten. Ob sich wohl auch die Herausgeber religiöser Zeitschriften solcher Pünktlichkeit ihrer frommen Leser rühmen können? Schwerlich. Der breite Mantel der Religion, dieser ergiebigen Kuh, deckt auch die Schulden schlechter Zahler zu.

Louisville vergrößert und verschönert sich sichtlich mit jedem Jahre. In der Mainstraße ist ein großes in einfach elegantem Styl erbautes Hotel der Vollendung nahe. Am Broadway werden Trottoire u. eben auch mehre solide Häuser gebaut. An den äußersten Enden der Stadt sind in den letzten 10 Jahren ganze Straßen entstanden, besonders westlich in der Nähe des protestantischen Waisenhauses. Die alten Markthäuser in der Marktstraße sind bis auf ein Paar verschwunden, um einer Straßen-Eisenbahn Platz zu machen. Als Ersatz baute man an der 4. Straße ein großes und sehr schönes Markthaus in neuerem Style.

Ich habe, eines Sonntags, dem protestantischen Waisenhause einen Besuch abgestattet. Das Gebäude wurde kürzlich reparirt, und zeichnet sich im Innern durch Ordnung und Reinlichkeit aus, indeß nach Außen Blumen-Anlagen das Institut verschönern. Die Direktion, unter Hrn. Mader und seiner Gattin, ist in sehr guten Händen. Unter den Verwaltern des Institutes hat sich besonders Herr W. Göpper, von der Jägerhalle, durch Thätigkeit und Anregung Verdienst erworben.

Vom Waisenhaus wollen wir nun eine Straßeneisenbahnfahrt hinauf nach Strube's Woodland Garten machen. Trotz des herrlichsten Herbstwetters war dieser anmuthige und beliebte Park nur spärlich besucht und unter den Wenigen bewegten sich vier Bruchstücke aus dem „himmlischen Reiche" der Japanesen, die das allgemeine Begaffen mit confucianischer Ruhe sich gefallen ließen. Braune Gesichtsfarbe, starke Backenknochen, kleine feurige Augen, die Frisur der Haare und der Schnitt der Kleider sagten es Allen deutlich, daß sie weit, weit her kamen, und sie kamen, um durch seltene Kunststücke der edlen Schwarzkunst und Gaukelei sich im profanen Reiche der Irrgläubigen Geld, viel Geld zu verdienen; ein Gott, der von allen Völkern auf gleiche Weise, neben dem National-Gott, auf das Höchste verehrt wird. Mag uns die japanesische Tracht weder bequem, noch esthetisch schön erscheinen, so ist der Japanese doch in Hinsicht der Kleidung vernünftiger als wir, da er sich nicht zum Sklaven der Mode macht; ihrer übrigen moralischen Vorzüge über den Christen hier gar nicht zu gedenken.

Die hochgelegene Brauerei von Zang u. Co. zieht des Lagers und der Lage wegen viele Gäste an. Nicht weit vom Woodland Garten gelegen entbehrt sie den kühlen Schatten der Bäume und hat den Vorzug einer schönen Aussicht auf Stadt und Umgegend. Die Musik ist an beiden Plätzen gut und wer kein Freund ist von zu langem Sitzen, der

wird gewiß beiden Lokalen seinen Sonntagsbesuch abstatten. Ich selbst gehöre auf jeden Fall zu dieser Klasse: ein belebtes perpetuum mobile.

Via Seymour nach Columbus, Ind. gefahren. Hier hatte ich das Vergnügen Lehrer Funke zu treffen, früher an der Freimännerschule in Louisville angestellt, und den Lesern der Fackel durch seine gediegenen Beiträge bekannt. Die freie Schule zu Columbus hat oft ihre Lehrer zu wechseln. Möge Herr Funke, dessen Gesundheit nicht die erfreulichste, hier nicht auch zu den Ephemeren gehören!

Von Columbus fuhr ich durch Aurora und Lawrenceburg nach Cincinnati zurück. Hier donnerten mir die Freudenschüsse der siegreichen demokratischen Partei entgegen, die sich — mit conservativen Republikanern im Bunde — durch eine Majorität von mehr als 30,000 Stimmen gegen das constitutionelle Amendement ausgesprochen und demnach am Stimmkasten entschieden hat: daß der Farbige, daß Neger und Mulatten keine Menschen, keine Personen seien, folglich im Staat Ohio nicht stimmen dürfen. Des Volkes Stimme ist eben Gottes Stimme und so ist es denn durch Gott constatirt, daß er im weisen Staat Ohio blos die Weißen als seine Ebenbilder betrachtet und die Schwarzen als menschenähnliche Thiere behandelt wissen will.

Also wäre denn die republikanische Partei, mit ihren Halbheiten, Heucheleien, Kaltwasserduseleien u. Sonntags-Eseleien, mit ihrem feigen Bramarbasiren, conservativen u. radikalen Palliativen, neben andern Staaten auch hier auf's Haupt geschlagen und das geschieht ihr ganz recht; daß aber durch diese Niederlage Herr Johnson um so kecker sich gebehrdet, daß Wallandigham und die Rebellen mit ihren Freunden triumphiren, das ist wohl eben nicht sehr erfreulich und nichts weniger als ein Zeichen der fortschreitenden naturhistorischen Wissenschaft und politischer Reform in jenen Staaten, wo die demokratische Partei den Sieg errungen hat.

Wohl, die Staatsmaschine arbeitete während der Rebellion fort, sie bewegt sich trotz der ungelöst'ten und schwer zu lösenden Reconstructionsfrage und wird sich noch lange fortbewegen, selbst wenn die nächste Folge ein Crawall in Washington und eine Rassen-Metzelei im Süden sein sollte. Schwarz oder Weiß, das ist nach dem Fall „des göttlichen Institutes der Sklaverei" die große Frage in den nordamerikanischen Staaten.

Ha, der Schwarze soll stimmen, soll Aemter bekleiden, soll dem Weißen ebenbürtig sein; er, der vor Kurzem noch Sklave war, und vom lieben Gott blos darum aus Afrika nach Amerika versetzt gewesen zu sein schien, um den edlen Weißen zu bedienen, um seine Felder zu pflügen, ihn zu rasiren, seine Stiefel zu putzen und Saamen zu liefern, um den like stock für den Sklavenmarkt zu vermehren! Wahrlich, kein anständiger Demokrat, der lesen und schreiben gelernt, wird sich herablassen wollen, bei Tisch an der Seite eines Negers zu sitzen, mit einem Neger zu stimmen u. s. w. Ueber eine solche „fürchterliche" Kluft kann sich blos ein Mensch erheben, der bei höherer Ausbildung seiner Denkfähigkeit mit Bescheidenheit die Nichtigkeit seiner ephemeren Erscheinung als Individuum im großen Ganzen anerkennt.

Der Sprung ist gewaltig, der Sprung ist gewagt — die militär. Nothwendigkeit — als Folge der civilen Dummheit u. Ungerechtigkeit — hat die politische zur Folge und da Intelligenz noch wenig vermag, werden im großen Gährungsprozesse Dummheit und Fanatismus das Ihrige thun, und dem Fortschritt Vorschub leisten. Es scheint, daß auch diese Gährung in der Retorte des allgemeinen Stimmrechtes nicht ohne Blut vor sich gehen werde. Was die Weißen dadurch im ersten Stadium der Krisis gewinnen werden, ist schwer zu sagen. Just go a head! Wo blinde Leidenschaft herrscht, dort kann es keine Harmonie geben. Heterogene Elemente bekämpfen sich so lange, bis das Schwächere durch das Stärkere zu Boden geschlagen. So ist es in der physischen, so in der moralischen Welt. Die ganze Natur ist in ewigem Kampfe begriffen; sie schafft, um zu zerstören und zerstört, um zu schaffen. Wo jetzt die Mitte des Oceans ist, dort wird einst seine Grenze sein und ein neues Geschlecht wird nicht wissen, daß es einen Koran, eine Bibel, eine Constitution und einen Sklaven-Coder gab, so wenig als wir von jenem Geschlechte etwas wissen, daß vor dem kurzem Zeitraume von 20,000 Jahren gelebt, geliebt, gelitten und genossen hat. Der Mensch, eine Molecule der Natur, ist der Feind des Menschen; Einer gegen den Andern, viel Haß und wenig Liebe, Jeder sich für die Achse haltend, um welche die Welt sich dreht, bekämpft sich das Gabelthier seit seinem Erscheinen auf dem Schauplatz des Lebens u. wird sich stets u. zwar um so heftiger bekämpfen, je unwissender, je roher, je fanatischer er ist, dieser Mensch, das arrogante Ebenbild eines biblischen Pfuschers. Wie die Nacht wechselt mit dem Tag, so wechselt seit den wenigen uns bekannten Jahrtausenden Krieg mit Frieden, und die Zwischenräume des Friedens sind selbst bei vorangeschrittener Civilisation von kurzer Dauer, so lange es noch Könige, Päpste und Pfaffen giebt. Leset die Geschichte und Ihr müßt es zugeben.

In Italien hat Garibaldi wieder sein Schwerdt gegen den Papst erhoben, dessen Thron schon ein Mal gewankt hat und der über nicht lange fallen muß trotz aller Dummheit gläubiger Völker und Bajonete römisch-katholischer Regenten. Napoleon ist der böse Geist den die Hölle gesandt hat, um den Fortschritt zu hemmen. Trotz dessen, daß selbst Kaiser der Vorzeit vor dem Papste um Gnade bettelten, wird es doch jetzt der Kaiser der Franzosen sein, der das Papstthum schützt, anstatt mit vereinter Kraft jenen Sündenthron der babylonischen Hure zu stürzen, und ihr Gut, der gestohlenen, theils erschlichenen Schätze und Güter der Kirche für Nationalzwecke zu verwenden. Aber — aber — Pfaffen bemühen sich, Prinzen zu verdummen, um dumme Könige für ih-

re Zwecke zu benutzen. Daher ist die Kirche noch immer eine Macht und schlägt auch hier in dieser Republik Wurzel durch ihre Ableger des Ignoranz und des Glaubens, gepflegt durch die Hand schlechter Pfaffen. Auch hier strebt die Kirche nach Macht; doch wird dieses Streben durch die Zerrissenheit des Christenthums in allerlei feindselige Sekten gewaltig paralysirt; so daß der Fall des Christenthums selbst, nach einigen Jahrhunderten, eine weit größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, als es eine herrschende Macht der Kirche beanspruchen kann. — Trotz des in den letzten Zügen liegenden Papstthums, trotz Wachsthums des Romanismus in den Ver. Staaten, trotz der puritanischen Eseleien und Bestrebungen, die Republik in einen absolut christlichen Staat umwandeln zu wollen, trotz Frömmelei, Heuchelei und Kleiderausstellungen in Tausenden von protestantischen Kirchen, ist das Christenthum doch bereits dem Verwesungsprozesse anheimgefallen und so wie die Götter des Olympes werden in späterer Zeit auch Jehova und der Gott der Christen der Geschichte angehören. An den Trümmern der Peterskirche zu Rom wird der Antiquar einst sagen: „hier hat der Sündenthron der Päpste gestanden — Alles fällt mit dem Endlichen in der Welt."

Am 23. trottirte ich, von meinem braven Setzer Christian Vogler begleitet, nach dem Depot in der Pearlstraße. Der Zug nach Indianapolis stand in Bereitschaft und bald ging es fort in polterndem Galopp, zwischen Fluß und Kanal hin nach Lawrenceburg. Es giebt wenige Städte in den Ver. Staaten, die Cincinnati an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Scenerien übertreffen, und keine, die sich eines größeren Gestankes von Seifenfabrikation u. Schweineschlächterei rühmen kann. Besonders stinkt es im „Westende" der Stadt u. besonders schön ist die Partie des Ohioflußgebietes unserer Königin des Westens u. bei Lawrenceburg. Deutscher Fleiß hat die Hügelungen in Weinberge umgeschaffen. Freundliche Häuser mit Gärten und Villas erhöhen den Reiz der Landschaft am Ohioufer, indeß es auch dem jenseitigen Kentukyufer nicht an Spuren der Cultur fehlt, trotz des lange drückenden Hemmschuhes der Sklaverei in diesem Grenzstaat.

Die Freiheit zieht sichtbar immer mehr nach Westen hin und mit ihr wohl auch die Rohheit, wovon man sich häufig in Eisenbahnwaggons überzeugen kann. In den Wagen erster Klasse wird nicht nur geraucht (um einer filzigen Compagnie den Rauchwagen zu ersparen), sondern mitunter auch geflucht und ich sah erst vor Kurzem eine Scene, wo sich zwei Kerle an der Gurgel faßten und zu Boden warfen, ohne daß der Conducteur angehalten und die Ruhestörer an's Land gesetzt hätte. Mag man mit Recht den Polizeistaat hassen, so ist doch Freiheit ohne Ordnung zu tadeln. Indeß der Polizeistaat keine Freiheit zuläßt, ist es hier der Pöbel, der die Freiheit entehrt und gefährdet.

Indianapolis, die Großstadt im Staat Indiana, hat einige gute deutsche Hotels, indeß der Deutsche, der kein Freund vom Kasernenleben, in Chicago, der Großstadt von Illinois, gezwungen ist zu amerikanischen Häusern Zuflucht zu nehmen, um Comfort und Reinlichkeit zu finden, für 3 bis 4 Dollars per Tag. Uebrigens offenbart sich zu Indianapolis auch der Geist des Fortschrittes durch eine gute, freie deutsche Schule, durch einen Verein für Verbreitung radikaler Schriften, durch Journalistik, Turnverein, Komödienspielen und — conditio sine qua non, geschmackvolle Restaurationen und Salons, von denen Selkin's und Descher's die frequentesten.

Via Lafayette und Ann Arbor nach Detroit gefahren. Beide jener Städte verschönern sich sichtbar und Detroit ist bereits eine Großstadt. Zum Emporblühen des anmuthigen Ann Arbor trägt das Meiste die dortige Universität bei, die von mehr als tausend Studenten frequentirt wird. Welcher Unterschied zwischen einem amerikanischen und einem deutschen Musensohn, dem Studenten einer Hochschule! Das burschikose Leben kennt man nur in Deutschland. Schade, daß der bummelnde und enthusiastische Bursche zum Philister wird, so bald er ein Amt bekömmt. Und der amerikanische Student? Ist geborner Philister, Jene abgerechnet, die sich mit und ohne Universitäts-Bildung der Politik in die Arme werfen, um auf dem Wege der Zoll- und Postämter, der Staatslegislaturen und Congreßhallen, der Consulats- und Ministerstellen das Höchste zu erreichen, den Präsidentenstuhl im weißen Haus, mit einem Jahresgehalt von 25,000 Dollars.

Wie lange wird sich das amerikanische Volk noch den Vierjahrskönig im Filzhut gefallen lassen, anstatt den durch directe Stimmenmehrheit des Volkes zu erwählenden Congreß, nach dem Einkammer-System, zu ermächtigen, seinen Vorsitzer und das Ministerium zu erwählen? Kein Präsident, kein Veto; gleiches und allgemeines, nicht durch einzelne Staaten, durch den Congreß zu bestimmendes Stimmrecht der Bürger, directe Besteurung des liegenden und beweglichen Eigenthums in geometrischer Progression, absolute Gewerbsfreiheit, keine Temperenz- und Sonntagsgesetze — sollten das nicht Principien sein für eine künftige Fortschrittspartei? Sollen wir nicht Alle im wahren Sinn des Wortes Demokraten und Republikaner sein? Soll noch länger hin selbst der Name einer Partei Humbug, oder Zeichen politischer Ignoranz bleiben? Hoffen wir das Bessere.

Detroit, Canada gegenüber, am schiffbaren Flusse Detroit gelegen, ist eine schöne und rührige Stadt. Günstig gelegen verkehren hier viele Dampf- und Segelschiffe mit den großen Seen und den vielen Städten an deren Gestaden. Das deutsche Element ist da stark vertreten. Obschon sich auch hier, wie überall, der orthodoxe Glaube breit macht, so giebt es doch keine Stadt in der Union, wo, im Verhältniß der Population, so viele radikale Schriften gelesen werden wie hier. Deutscher Hotels wegen braucht man da nicht verlegen zu sein. Das Hotel Mauch, und

ganz besonders das Hotel Erichsen bieten Alles, was man auf Reisen bedarf, um zufrieden gestellt zu werden. Ich wohnte bei Erichsen, wo mir ein schönes Zimmer, guter Tisch und freundliche Bewirthung den Aufenthalt stets sehr angenehm machen.

Es erscheinen in Detroit zwei deutsche Zeitungen und eine belletristische Monatschrift; Böhnlein's Buchhandlung sorgt für sonstige geistige Nahrung und wer materiell naschen will, der geht in die Conditoreien zu Winemann, Hasselbacher und Müller. Verdirbt man sich den Magen durch „zu Viel des Guten" so findet man verlässige Aerzte und gute Apotheken, besonders die von Leuschner, Dr. Scherer und Moser.

Am deutsch-englischen Seminar fungiren 6 Lehrer, unter Feldner's Direktion. Es wurde durch freiwillige Beiträge gegründet und gehört zu den gediegensten der Union. Der Turnverein nimmt erfreulich zu und gehört nicht zu Jenen, die drei große C. an die Halle schreiben. Der Arbeiterverein baut eben eine neue Halle. Herr Bartenbach kaufte vor Kurzem einen Juden-Tempel und wandelte ihn in ein Theater um. Ach, würde man doch alle Tempel jüdischer und christlicher Ignoranz in Theater und Hallen der Wissenschaft verwandeln! Ein frommer Wunsch für dieses Jahrhundert. Das Haus wurde während meines Hierseins mit dem Stück: „Mathilde" eröffnet, unter Regie von Eduard Fürst. Detroit wird sich nur dann einer guten Bühne erfreuen können, wenn sich alle Kräfte in Einem Theater concentriren, aus dem der Dilettantismus verpönt und der Künstler anständig honorirt wird.

November, 1867.

Ich feierte den Tag aller Heiligen in Detroit, sah Schaaren von Rechtgläubigen aus der unteren Schichte des Volkes, (wie man in Europa zu sagen pflegt), nach den Kirchen wallfahrten, von denen wohl so Mancher aus inbrünstigem Herzem für den heiligen Vater in Rom gebetet haben mag, vom christlichen Wunsche beseelt, daß Garibaldi recht bald der Teufel holen möge. Es hat so eben Jeder seine eigene Weise und — der „Weisen" giebt es nur Wenige.

Die Bahn von Detroit nach Toledo und Cleveland ist sehr gut und die Waggons sind bequem und schön.

In Toledo fand ich, mehre hübsche neue Häuser ausgenommen, in statu quo. In Cleveland wird eben der hübsche Park im Centro der Stadt geviertheilt; das heißt durch zwei Fahrwege in vier kleine Quadrate getheilt. Berry ist so glücklich, der Straßenreform zu entgehen und seinen alten Platz, der Symetrie zur Ehre, in der Mitte der sich durchschneidenden Wege behaupten zu dürfen. Bei einer Fahrt in den Euklyd- und Hudsonstraßen überzeugte ich mich wieder, daß Cleveland die schönste Stadt des Westens ist. Das deutsche sociale Leben steht trotz der zahlreichen Bevölkerung noch immer unter Null. — Der Turnverein ist im ersten Stadio der geistigen Entwickelung, indeß es hier noch immer keine deutsche Bühne giebt, trotz vieler Gebildeten die in der Stadt wohnen. Zerstreute Elemente sind genug da, doch will sich Niemand finden, der sie zu vereinigen vermag. An Logen und Unterstützungsvereinen fehlt es sich nicht und es giebt hier sogar einen ungarischen Verein zur Unterstützung armer Landsleute. Nun, alle diese isolirt da stehenden Verbrüderungen mögen für die Brüder und Mitglieder ihr Gutes haben; aber wo ist der Gemeingeist, wo das gemeinschaftliche Streben nach etwas Großem, Wahrem, Schönem? Wo ist der Geist, der den alten Griechen nur einigermaßen gleichkäme? Nirgends. Parteien, ohne Platform wahrhaft freier und humaner Grundsätze; Sekten einseitig und geistlos dem Wesen nach; Brüderschaften ohne Bruderliebe; Gesellschaften und Vereine, deren Hauptaufgabe: Biertrinken im gesunden Zustand und eine Geldspende zur Unterstützung der kranken Brüder und Vereinsglieder. Außerhalb der Partei giebt es keine Freundschaft, außerhalb der Kirche kein Seelenheil, außerhalb der Sekte keine Wahrheit, außerhalb der Loge keine Brüder. Das ist die Zerrissenheit des amerikanischen Lebens hier im freisten Staate des 19. Jahrhunderts!

Vor Kurzem starb hier mein ältester Bekannter und vormaliger Agent der Fackel, Herr L. Emerich. Lieutenant unter Napoleon verehrte er den Völkerschlächter bis in sein hohes Alter; ein Feind der Pfaffen war er ein stets treuer Anhänger der demokratischen Partei, unbeachtet ihres Platformwechsels. Ein schlichter und braver Mensch starb er im 85. Jahre seines Lebens, geachtet und betrauert von Allen die ihn näher kannten.

Ein anderer Bekannter, ein alter Junggeselle, von Bildung und gutem Charakter, Herr Heydenreich, wurde während meines hiesigen Aufenthaltes begraben. So wenige Thränen dem Hagestolzen geflossen sein mögen, so sehr weinte der Himmel, wie man zu sagen pflegt, indem es während der Begräbniß stark geregnet hat.

Selig sind die Todten. Lasset sie ruhen in Frieden und genießet das Leben so lange Ihr lebt! Ein gutes Glas Wein ist der Genüsse letzter nicht und so ging ich denn zu Seyler und Paul Schmidt, um mir in Cleveland doch Einen Genuß zu holen, u. das Triviale des Collektirens elender Papierwische, genannt Geld, zu würzen.

Wäre mir die Courtoisy der Cleveland Eisenbahncompagnien nicht a posteriori bekannt gewesen, so hätte ich mich, gegen eine Anzeige in der Fackel, beim Herrn Superintendenten um eine Freikarte nach Columbus beworben. Eigentlich ist es unklug (wenn man nicht, wie ich, beim lieben Gott versichert ist), mit einem Paß zu reisen, da man dadurch auf Entschädigung für einen Eisenbahnunfall, oder

Wagenumfall (accident), Verzicht leisten muß, um so mehr unklug, da sich dergleichen fatale accidents in diesem Lande der Freiheit ohne Ordnung sehr häufig ereignen.

Was soll ich von Columbus sagen? Daß ich hier in der Fabrik des Hrn. M. Krumm eine Blumenvase für mein Gärtchen gekauft habe? Das kann Niemand interessiren. Daß hier das Capitol des Staates Ohio ist? Das weiß jeder Schuljunge. Daß dieses capitolium eine geschmacklose, plumpe Baute? Das weiß Jeder, der es gesehen und Geschmack hat. Daß hier viele deutsche Christen und mehre deutsche Juden wohnen? In welcher Stadt aber des Westens wohnen nicht viele deutsche Christen? Und wo sind 6 Kleiderläden (clothing stores), von denen nicht 5 deutschen Juden gehören? Obwohl Columbus eine hübsche und rührige Stadt, hat es mir hier doch nie besonders gefallen und es wundert mich, daß es in dieser Stadt noch Sieben giebt, die Geschmack an der Fackel haben. Das freisinnige Element ist schwach vertreten, obschon es da eine Turngemeinde und einen Schützenverein giebt; obschon hier weiland ein Graff gepredigt, ein Clemen gewirkt und der vielgelesene Westbote für das geistige Heil der Republik des Staates Ohio sorgt. Es ist doch ein wahres Unglück, und dennoch ein erfreulicher Trost, wenn man sich so überall in der Minorität befindet, und statt bequem mit dem Strome mit fortwährender Anstrengung gegen den Strom schwimmt. „Welch' ein Esel muß ein solcher Mensch sein, der Das thut?" So mögen wohl gar Viele denken, die sich natürlicherweise selbst für keine Esel halten. Nun, es haben eben ein jeder Mann und eine jede Frau ihren eigenen Kopf, und demnach auch ihre eigenen Gedanken und diese Gedanken sind der Geist des Menschen und das Aggregat dieses Geistes in concreto macht den Zeitgeist. Ach, der Zeitgeist des 19. Jahrhunderts saugt noch an den Brüsten seiner Mutter und braucht Jahrhunderte, um Selbstständigkeit zu erlangen. Nur Geduld! Nur nicht das Evangelium des Pessimismus verkündigt! Mit der Zeit wird Alles kommen; selbst neue Dummheiten, wenn die alten sich werden ausgelebt haben.

Am 6. des Abends in Cincinnati angekommen und auf dem Wege nach dem Brighton House einen 6jährigen Knaben überfahren, den die Vorsehung unter die Räder unsers Straßeneisenbahnwagens gebracht hat, um ihm später die philosophische Lehre beizubringen, daß man auch als Krüppel durchs Leben hinken und glücklich sein kann.

Armer Junge! Arme Eltern! dachte ich und fühlte sehr verstimmt. Ein Moment entscheidet über Glück und Unglück; über Wohl und Weh; über Leben und Tod.

Zu Hause wieder Alles heiter und froh. Sorgen und kleine Plackereien abgerechnet im Protokoll des Lebens, sind wir blos Einmal vom Tode heimgesucht worden, als er sich unsern Erstgebornen zum Opfer auserlas. Das Unglück der Blindheit von zwei Töchtern war von kurzer Dauer und belohnte reichlich durch das wiedererhaltene Augenlicht der-

selben. Sollte ich da murren gegen ein Schicksal, weil ich nicht reich bin? Kann man denn in der Miethe nicht ebenfalls comfortabel wohnen? Ist nicht das ganze Leben ein Miethscontrakt, aus dem man ohne Kündigung des Hausherrn ausziehen muß, oder sogar hinausgeworfen wird? Soll man über Armuth klagen, wenn man an Nichts Mangel leidet, was zum Leben gehört, und nothwendig ist, um es einigermaßen angenehm zu machen? Das wäre eben so ungerecht wie unvernünftig; besonders für einen gi devant Rationalisten-Redner zu Gotham, dem großen Bedlam reicher geistiger Verheißungen und bettelhafter Errungenschaften auf der Rutschbahn des geistigen Fortschrittes.

Von Cumminsville jeden Vormittag im schönen Mill-Creek-Thale nach dem Brighton House, von hier durch den wohlriechenden Theil von Porkopolis am westlichen Ende nach der Office in der Mainstraße gefahren, so man der vielen clothing stores wegen daselbst füglich auch Judengasse nennen darf; wie ein Tretgaul, stets Dieselbe Linie bezeichnend, zur Post gegangen; bei Eith oder Schwenck gelunch und ein Glas Rhein- oder Ungarwein getrunken; zuweilen auch über Backhaus's Apotheke, im Juden-Casino des freundlichen Wirthes Wise, eine gute und koschere Tasse Caffee getrunken und Nachmittags retour gefahren — das ist das große Programm meines zeitweiligen kurzen Aufenthaltes zu Hause. Möchte wohl wissen, wie oft ich die Welt hätte umsegeln können, nach Zeit und Meilenzahl meiner poetischen Wanderungen in Europa und prosaischen Streifzüge in Amerika. Und stets (bis jetzt) mit heiler Haut davongekommen. Ist Das nicht ein sicheres Zeichen, daß der liebe Gott am Fackler ein Wohlgefallen hat? Oder kann ein Sperling ohne sein Wissen vom Dache fallen? Kann es einen Kopf geben, dessen Haare (oder Wolle) von ihm nicht gezählt sind? Kann der Blitz in eine Kirche schlagen und andächtige Beter tödten, ohne seinen heiligen Willen? Kann ein Orcan Schiff und Mannschaft in der Fluth begraben ohne seine Allmacht? Kann es einen Gott geben, der nicht einen andern noch mächtigeren Gott zum Schöpfer hätte und von diesem beeinflußt wird? Ad infinitum! Oder sind auch die Regeln unseres Gottes — des Zweiten in der göttlichen Genealogie — nicht ohne Ausnahmen? Nun, das mag sich Jeder selbst beantworten. Unfehlbaren Aufschluß darüber kann blos ein kaukasischer Mensch geben, der Theologie studirte, eine erhabene, infallible Wissenschaft, die den Materialismus bereits besiegt hat. Traut man also seinem eigenen profanen, wenn auch nicht gerade lümmelhaften, doch laienhaften Urtheile nicht, so wende man sich nicht an Leute wie Vogt, Moleschott oder Büchner, auch nicht an Astrologen, sondern an die verwandten Geister dieser Letzteren, an die unfehlbaren, „universitätsgeschuhten" Theologen, an die Gottesgelehrten. Ist es nicht so, Herr Pastor Schäfer? Ist es anders, lieber Landsmann aus Oberschützen, Herr Prediger Polster? Ach, warum kann nicht Jeder Theologie

studiren? Hätte ich z. B. diese „Wissenschaft des Glaubens" diese contradictio in contradicto systematisch studirt, anstatt, mit dem Ehrwürdigen Bretschneider an der Hand, privatim hineinzupfuschen, so wäre mir die Existenz Gottes Evidenz und jeder natürliche Widerspruch löst'e sich mir in theologische Wahrheit auf.

Narrheit! Das römische Drama von 1867 ist ausgespielt. Garibaldi gehumbugt von einem Schaafskopf; getäuscht vom Volk, dem großen Esel; überfallen von einem Banditen und besiegt durch eine Combination von Blödsinn, Schlechtigkeit, Verrath und Dummheit. Dennoch wird die alte babylonische Metze fallen und endlich die Freiheit erstehen! Alles braucht seine Zeit. Alles wechselt in der Zeit.

Am 12. November machte ich mich wieder reisefertig, um die große Tour nach dem Osten anzutreten. Hätte sich die Geographie der Ver. Staaten nicht stereotyp in mein Gehirn eingeprägt, so würde ich Appelton's Guide zur Hand genommen haben, um den Reiseplan zu entwerfen. Ich warf mich denn blos im Geiste nach den östlichen Staaten hin und zeichnete mir folgende Reiseroute vor. Via Parkersburg, W.Va. nach Wheeling und Pittsburg, Pa. Von da via Meadville, Erie, Dunkirk, N. Y., Buffalo, Niagara, Rochester, Troy, Springfield, Mass. nach Boston. Von hier durch den Staat Connecticut nach New York, Newark, Philadelphia, Pa., Baltimore, Md., Washington D. C. und über die Alleghenny-Gebirge via Pittsburg nach Cincinnati. Ist das nicht eine interessante Tour? Wenn nur der kalte Dezember nicht vor der Thür wäre! Im Winter sollte in Gegenden wie die unsrige, jedem Menschen ein Pelz wachsen, um sich im Frühling wieder zu haaren. Konnte die Natur manchen Thieren diesen Vorzug geben, warum nicht auch dem Menschen? Na, um den Kürschnern ein Feld zu öffnen. Zu bedauern ist blos, daß ein Zobelfell, ein Mink, eine Grimmziege, ein Astragan u. s. w. so hoch im Preis, daß sie blos reiche Leute kaufen können und für Arme, die nicht minder frieren wie Reiche, selbst die Pelze von einheimischen Katzen und Schaafen zu theuer sind. So friere man denn, und danke dem lieben Gott, wenn man nicht erfriert!

Die erste Station der erhabenen Collections-Tour war Chillicothe. Der Bergkranz dieses schön situirten Städtchens war entblättert. Alles im Thale düster und öde; nur der Himmel war heiter und die Sonne sandte milde Strahlen herab auf unsern Planeten; sie kokettirte gleichsam ein Troubadour im 60. Lebensjahre mit der Mutter Tellus.

Wer bei günstiger Saison von Cincinnati aus eine angenehme kleine Excursion machen will, dem sei die Fahrt auf der Marietta- und Cincinnati-Eisenbahn empfohlen nach Chillicothe und Portsmouth, im schönen Sciotothale. Den Rückweg mache man auf dem „belle riviere" per Dampfboot. Wohl findet man da nicht das Großartige der Scenerien, wie z. B. im Lehihtthale, in Pennsylvanien; keine hohen, pittoresken Bluffs, wie die am Hudson und Obern Mississippi; doch anmuthige Thäler, die das Auge angenehm berühren und durch ihren Geist der Ruhe und des Friedens das Herz in ruhige Stimmung versetzen.

In früherer Zeit, als noch keine Schienen gelegt waren, habe ich die Reise im Sciotothale öfter per Stage gemacht; ein Vergnügen, das ich mir gerne in der Erinnerung vergegenwärtige. Ja, per Stage geht es langsam und bei schlechten Wegen eben auch nicht sehr sicher; aber es ist nur der Postwagen, wo der lebensfrohe Reisende leicht Bekanntschaft macht und mit so mancher interessanten Dame in nahe Berührung kömmt. Mit diesen Berührungen hat es bei mir geschellt. Jetzt liebe ich schnell zu fahren; jetzt lausche ich in mich gekehrt dem Gerassel der Wagenräder; genieße die Gegend, wo sie sich zuweilen reizend präsentirt, lebe isolirt in einer Ideenwelt, ohne den Stachel der Leidenschaft ruhig und glücklich; beschleicht mich zuweilen Apathie und Ekel, so nehme ich Zuflucht zu meinem Seneca. Alles hat seine Zeit. Alles ist eitel, sagt Salomo. Mag Alles seine Zeit haben, so ist doch jene Zeit nicht gekommen, wo mir Alles eitel erschiene. Noch hat das Leben, trotz Asthma und Dyspepsia, Reiz für mich und noch Manches ist unvollendet, was ich vor der großen Reise nach dem Atomenall auf der Erde gerne vollenden möchte. Und bleibt es unvollendet? Nun, so tröstet mich das wahre Wort, daß Alles Stückwerk.

Nach flüchtigem Aufenthalt zu Portsmouth machte ich Marietta meine Abschiedsvisite und fuhr nach Parkersburg. Im Waggon auf dieser Fahrt befand sich ein edles Bruderpaar: ein Amerikaner, der zum Heile armer Seelen allerlei Traktätchen mit sich führte; sogar „dutch ones," und ein Agent des Dr. J. R. Newton, eines praktischen Arztes, der wie Jesus und Hohenlohe „Blinde gehend" und „Lahme sehend" macht; blos durch Auflegen der Hände. Der Unterschied zwischen dem Nazarener Doctor und dem von Parkersburg ist blos dieser, daß Jener im Namen seines Vaters gratis heilte und Dieser nach Verhältniß des Vermögens des Patienten sich bezahlen läßt. Taubheit ist die schwierigste Krankheit für den Doctor zu heilen. Mit Augenkrankheiten, Hirnkrankheiten, Husten, Veitstanz, Rheumatismus, Nervenschwäche, Bronchites, verdorbenen Säften, Leber-, Lungen- und Herzbeschwerden geht es leichter von statten.

Zu Parkersburg machte ich mit Hrn. Brandt einen Spaziergang nach seiner Steinöhl-Raffinerie. Vor Kurzem zerplatzte hier durch Entzündung eine große eiserne Retorte und tödtete vier Personen. So sind die Wege aus dem Leben verschieden und mannigfaltig. Der Tod ist, so wie das Leben, an unabänderliche Gesetze gebunden und fordert seine Opfer.

Bei günstigem Wetter in Wheeling angekommen hatte ich Zeit genug, um zu collectiren und mit dem Nachmittagzug nach Pittsburg zu fahren. Ich hatte noch Zeit genug

den radikalen Louis Keller zu besuchen und in Renner's Hotel ein gutes deutsches Mahl einzunehmen. Radikalissimus ist Chemiker geworden und beschäftigt sich jetzt mit der Frage, aus wie vielerlei Wasser ein Pfaffe bestehen müsse, um competenter Seelsorger zu sein; ferner aus welchen Bestandtheilen die Seele des Menschen besteht, die durch alle Räume hindurch, luftgefüllt, oder hermetisch geschlossen, den Weg nach dem Himmel findet, und wie viele Schurken auf Einen Vernünftigen und Gerechten kommen.

Ein sonderbarer Kautz dieser Louis, den der Radikalismus am Ende noch zum Astrologen machen dürfte, was für Wheeling ein großes Glück wäre, sintemalen hier keine Geister mehr klopfen und so die Menschen sich selbst überlassen sind, ohne durch unfehlbare Medien aus der andern Welt und von den Gräbern sichere Kunde zu erhalten. Also, du radikaler Feind der Theologie, treibe Astrologie und sage den Leuten die Wahrheit; nicht die bittere, die schmerzt, sondern die süße, die Jeder gerne hört, und du wirst der aufgeklärten Christenwelt nützen und — brillante Geschäfte machen.

Ein Bus brachte mich über die imposante Drahtbrücke hinüber nach dem Eisenbahndepot und kaum hatte ich da ein halbes Dutzend roher Austern verschluckt, kam das Eisenroß herangestürmt und fort ging es in Zwanzigmeilendampfstiefeln nach Pittsburg.

Das Rush-Haus hat den Vortheil, daß es nahe am Depot gelegen ist und dem Reisenden gut meublirte Zimmer bietet, mit oder ohne Kost. Die Lage ist jedoch in sofern etwas unbequem und unheimlich, da sich in der Nähe zuweilen Gauner herumtreiben, die auf die Börsen Jagd machen, die ihnen hier spät Abends in die Hände fallen. Bange machen, dachte ich, gilt nicht und so stieg ich denn im Rush-Hause ab und hatte sogar die Courage, einige Mal des Abends den ominösen Elevator zu passiren, wo man vor Kurzem einen Menschen kalt gemacht hat.

Es freut mich, sagen zu können, daß Pittsburg ein gutes deutsches Theater hat. Das Haus ist niedlich; das Orchester mit guten Kräften besetzt. Es läßt sich erwarten, daß die Direktion A. Charles den Winter hindurch stets volles Haus haben wird. Man eröffnete den Ciklus am 20. Nov. mit einem Stück von Charlotte Birchpfeiffer: „Die Waise von Lowood." Ein interessantes Charaktergemälde. Frau Wollenberg Rhode, als Jane Lyre, spielte ausgezeichnet; sie erinnerte mich sehr an weiland Fräulein Grahn, als sie zu St. Louis gastirte. Eben so rühmlich verdient Herr Herrmann, als Lord Rochester, erwähnt zu werden. Auch Frau Müller, als Lady Clarens, spielte sehr brav. Herr Kunst, L. Klotz, Th. Klotz, Frau Lange und Frau Klotz, als Mrs. Reed, trugen das Ihrige bei, um meine Erwartung von einer Pittsburger Bühne zu übertreffen. Das Orchester ist unter Direktion des Herrn H. Zitterbart. Das Haus war mit einem sehr anständigen, zum Theile fashionablem Publikum gut besetzt. Herr Walter aus Birmingham hatte die Güte, mich nach dem Hotel zu begleiten, was mir sowohl seiner Gesellschaft wie der „Gaunerreporte" wegen ganz erwünscht war.

Der Turnverein zu Pittsburg hat auf Actien von 80 bis 500 Dollars eine Halle gebaut, deren Kosten sich auf circa 40,000 Dollars belaufen. Den Bau leitete Herr A. Benz und Herr J. F. Walter besorgte die Stukkaturarbeit. Die Eröffnung wird wahrscheinlich zu den nächsten Weihnachten stattfinden.

Auch die Gemeinde der äußersten Linken zu Birmingham, Pittsburg gegenüber, hat ihrem unsichtbaren Gott ein Haus gebaut, mit einem hohen Thurm, als Meilenzeiger nach dem Aufenthalt der unsterblichen Seelen im Himmel. Der Saame, den hier vormals Prediger Zimmermann gestreut hat, war ein guter Saame, ein Saame, aus dem sich die Blüthe des selbstständigen Gedankens entwickelt. Möge Herr Polster, der die Dogmatik eines Tholuk über Bord geworfen, des braven Zimmermanns begonnenes Werk der geistigen Aufklärung „erwachsener Kinder" fortsetzen und den Krebsgang verabscheuen, der anstatt nach vorwärts rückwärts strebt!

Das Sonntagsgesetz wird in Pittsburg sehr streng gehandhabt; so wie der Staat Pennsylvanien überhaupt eine feste Burg des Glaubens ist. Zu bedauern ist blos, daß der christliche Staat sich in Glaubenssachen Rechte anmaaßt, die ihm, laut proclamirter menschlicher Gewissensfreiheit, durchaus nicht zukommen.

Alle Geschäftsläden, besonders Trinklokale, fest geschlossen; Letztere jedoch zuverlässigen Bekannten „von Hinten offen." Und so wird denn doch auch am heiligen Schabbes getrunken, ja mitunter sogar gesoffen, was die Thatsache beweis't, daß ich eines Sonntags, wo es so still war wie in einer Straße von Pompeji, in Pittsburg zwei besoffene, und zu Birmingham Einen zu Gesicht bekam. Alle drei Amerikaner. Die zu Pittsburg und Jener zu Birmingham machten sogar Jagd auf mich, so daß ich meine Schritte verdoppeln mußte, um den Kerlen zu entkommen. Polizei war weder da noch dort zu sehen. Während der drei übrigen Tage meines Aufenthaltes daselbst sah ich keinen Betrunkenen. Der Schluß betreff des Sonntagsgesetzes ergiebt sich von selbst.

Lehrt und prediget Moral und Mäßigkeit!! Doch seid nicht so dumm zu glauben, man könne Moralität und Mäßigkeit durch Zwanggesetze fördern und erzwingen! —

Es geht doch Nichts über die Consequenz vieler unserer radikalen Pfaffenvertilger. Der Eine ist frei von Aberglauben und blindem Glauben; hat aber das Loos, eine gläubige Frau zur Kirche begleiten zu müssen, um den Hausfrieden nicht zu stören. Ein Anderer ist frei, und geht zur Kirche des Geschäftes wegen. Andere sind ebenfalls frei und hegen den Wahn, man müsse die Kinder in die Sonntagsschule schicken, da Religion mit zur Erziehung gehöre.

Zu Alleghenу-City habe ich des Sonntags zweien mei-

ner eifrigsten Anhänger und Leser der Fackel einen Morgenbesuch abgestattet. Die Frau des Einen kam eben aus der Kirche; die Kinder des Andern baten den Vater um einen Cent für die Sonntagsschule. Ach, ach, und weh. — Von da ging ich nach der Turnhalle und hier — konnte ich bei einer Debatte hören, was ich nie gedacht hätte, daß es möglich sei. Das Thema war: „Ist das Sonntagsgesetz zum Wohl der Freiheit, oder nicht?" Selbst die Frage stellt einen Turnverein in sehr ungünstiges Licht. Wenn man aber hört, daß zwei Turner für das Sonntagsgesetz sind, weil das Volk noch nicht reif sei für einen freien Sonntag, und Einer dagegen, und die Uebrigen die Debatte gleichgültig dahinnehmen, dann möchte man rein des T—ls werden. „Und dennoch dreht sie sich."

Kirche — Sonntagsschule — Sonntagsgesetz — diese drei hängen so eng zusammen, daß Jener, der die Kirche unterstützt und die Kinder zur Sonntagsschule schickt, das Sonntagsgesetz als nothwendige Folge schweigend hinnehmen sollte, anstatt über Sonntagszwang zu klagen. Menschen, wollt Ihr denn gar nicht consequent in euren Handlungen sein?

Daß mich zu Birmingham ein Betrunkener überfiel, habe ich bereits gesagt. Ich flüchtete vor der Bestie in einen Straßen-Eisenbahn-Wagen und fuhr zu einem alten Freund, dem Poeten, Schuhmacher G. Fischer. In seiner Gesellschaft fuhr ich zu Schattong und zu Franz, dem Winzer. Eine interessante Fahrt in den rauhen Bergen am Monongahela.

Ich habe dieses Mal zu Pittsburg vier Tage lang verweilt; denn die Abonnentenzahl hat daselbst und in den Nachbarstaaten bedeutend zugenommen. Das ist der Saame Zimmermann's, der Früchte trägt.

Von Pittsburg reis'te ich nach Meadville, in der Oehlregion von Pennsylvanien. Auch hier hat die Fackel wackere Freunde, was im christlichen, orthodoxen Staate des braven Penn allerdings zur Ausnahme gehört. —

Das ist doch, in der That, eine lüderliche Wirthschaft der Pittsburg-, Fort-Wayne-Eisenbahn-Gesellschaft! Man verkauft Karten zu Pittsburg nach Meadville, via New-Castle. Der Zug verließ um 2 Uhr N. M. das große und elegante Depot, brachte uns über die Allegheny-Brücke nach Allegheny-City und setzte uns hier an's Trockene, da es glücklicher Weise eben nicht geregnet hat. Zwischen Kisten und Fässern placirt saßen wir nun da, wie arme Sünder, bis endlich nach einer vollen Stunde der Zug herangestürmt kam. Zu Transfer hatten wir abermal eine halbe Stunde zu laviren. Endlich kam ein langer Kohlen-Train mit einem eleganten Passagierwaggon im Schlepptau. Es war 1 Uhr des Nachts, als wir im Depot von Meadville ankamen. Ich blieb im Depot, in McHenry-Hause, und hatte für $3.50 per Tag, Ursache, sowohl mit Wohnung wie mit Kost zufrieden zu sein.

Herr D. Schreiber hatte die Güte, mich bei meiner Runde zu begleiten. Das deutsche freisinnige Element ist hier stark vertreten und wenn es in der Macht des eifrigen Maurers Schunk läge, so könnte hier nie eine deutsche Kirche bestehen. Wohl, es giebt eben verschiedene Menschen, und viele, denen die Kirche Bedürfniß ist und die des Gängelbands eines Pfaffen bedürfen, da sie allein nicht im Stande sind den Weg durchs Leben nach dem Himmel zu finden, wohin sie par tout kommen wollen. Freund Wälte, der liberale Brauer, hat dem Wittwerstand Lebewohl gesagt und eine interessante und gebildete deutsche Dame, aus Cleveland, zur Gattin genommen.

Es sind hier mehre nahmhafte deutsche Geschäfte, z. B. die Gerberei des Hrn. Benz, drei Brauereien, die Conditorei des Hrn. Greeble, das Uhrengeschäft von Wurst und Macher und als Wurstmacher darf man wohl den Metzger Hiller erwähnen.

In Keener's Salon einen sehr vergnügten Abend zugebracht, in Gesellschaft von intelligenten Deutschen.

Das Oehlgeschäft ist gut, doch liegt das Geschäft der Küfer darnieder, da das Oehl nicht mehr in Fässern, sondern meist in großen Bütten (tanks) verschickt wird.

Von Meadville setzte ich meine Tour, via Corry, nach Erie fort. Die Waggons in der Oehlregion sind sehr elegant; doch die Passagiere mitunter ziemlich rauh. So hatten wir auch jetzt ein Subjekt an Bord, der fluchte, laut lachte und seine Bewunderer fand. Zu meiner Freude verließ er bald den Zug und schied mit dem Ruf: good by, Gentlemen, I am a Democrat!— Eine große Ehre, in der That! — Etwas Aristokratie wäre solchen Charakteren sehr zu wünschen; denn — „Rohheit und Unwissenheit sind die Klippe der Freiheit." Mit Ekel über dieses Exemplar amerikanischer Souverainetät erfüllt, nahm ich auf der Fahrt nach Erie Zuflucht zu meinem Seneca. Ein Auszug von dem Gelesenen mag, als geistiger Streifzug, für den Leser von Interesse sein. Seneca ist Deist und es ist auffallend, wie er den Schein des Atheismus zu vermeiden sucht, dem er eigentlich gänzlich selbst verfallen ist, ohne es zu bekennen. So sagt er z. B. im 2. Buch der Naturfragen: Man glaubt nicht, daß Jupiter, den wir im Capitol und anderen Tempeln verehren, den Blitz mit seiner Hand aussende; sondern man versteht unter Jupiter den Leiter und Beschützer des Universums, die Seele und den Geist, den Schöpfer und Herrn der Welt, dem jeder Name zukömmt. Willst du ihn Fatum nennen? Du wirst nicht irren. Von ihm emaniren alle Ursachen der Ursachen. Willst du ihn Vorsehung nennen? Du wirst ihn richtig benennen. Denn durch seinen Rath wird dafür gesagt, daß Ordnung im Weltall herrsche. Willst du ihn Natur nennen? Du wirst dadurch nicht sündigen. Denn sie ist es, aus der Alles entsteht, durch dessen Geist wir leben. Willst du ihn Welt nennen? Du wirst dich nicht irren. Denn Alles was du siehst, ist Er, aus sich selbst schaffend, sich selbst erhaltend, durch eigene Kraft.

Nun, wenn das nicht reiner Atheismus ist, so weiß ich nicht, welche Definition man ihm geben soll und geben kann. — Nimmst Du keinen persönlichen Gott außerhalb der Natur, keine übernatürliche Ursache der Existenz der Welt an, so bist du Atheist, so sehr du dich auch bemühen mögest, dich einen Deisten, einen Gottgläubigen zu nennen. Ausgezeichnet sagt Seneca im 3. Buch: „Man vertraue nie dem Glück und verzage nicht im Unglück. Warum brüstest Du dich? Weißt Du, wohin dich das Schicksal führen wird, das dich auf die höchste Stufe erhoben hat! Das Uebel nimmt seinen Lauf nach Besserem und das Angenehme verwandelt sich in Unangenehmes. — Alle Staaten sind mitten in der Blüthe zerfallen. Die meisten Dinge erscheinen groß, weil der Mensch selbst klein ist. Es giebt gar Viele, die Städte und Völker ihrer Botmäßigkeit unterworfen haben; aber sehr Wenige, die sich selbst besiegen. Was ist das Vorzüglichste? Den Geist über die Drohungen und Verheißungen des Schicksals erheben; das Unglück mit Ruhe ertragen; denn Alles kömmt ja durch die Vorsehung Gottes.(!) Städte werden in Jahren gebaut, die Stunde kann sie vernichten. Der Wald brauchte viel Zeit, um zu entstehen; ein Moment genügt für die Asche. Der neugeborne Knabe ist bereits an das Gesetz des Bartes und der grauen Haare gebunden — denn der gesammte Körper und sein Wachsthum sind durch die kleinen und verborgenen Lineamente bedingt. —

Diese wenigen Sätze genügen, dem Leser ein großes Feld für Betrachtungen zu eröffnen.

In Erie, Pa., begegnete ich auf meiner flüchtigen Runde zwei Bekannten, einem Arzt und einem Redacteur, die mir etwas Nichtsneues unter der Sonne eines Pfaffen mittheilten, der vor Kurzem zu Erie als Professor Julius Degemeier figurirt und in besonderem Ansehen gestanden hat. Sintemalen aber weder das Studium der Theologie, noch der Titel eines Professors weder gegen Thorheit, noch gegen Schlechtigkeit eine absolute Aegide sind, so ist denn auch dieser geistliche Herr, trotz seiner Gottesgelahrtheit, in die Schlingen des Teufels gefallen und lies sich zu allerlei Schwindel und Betrug verführen, weßhalb Se. Ehrwürden laut einer Correspondenz aus North East, vom 27. Nov. 1867, zu Nashville in die Falle gingen und arretirt wurden. Ein altes Sprichwort sagt: „Der Krug geht so lange zum Brunnen bis der Henkel bricht" und: „Ehrlich währt am längsten." Das Laster ist stets verabscheuenswerth; aber am häßlichsten erscheint es dann, wenn es von Personen verübt wird, die Religion lehren und Moral predigen.

Von Erie fuhr ich via Dunkirk nach Buffalo. Erie sowohl wie Dunkirk, N. Y., haben sich in den letzten zehn Jahren bedeutend erhoben. Letztere Stadt hat bereits an 10,000 Einwohner. Eine Eisenbahn, welche von hier direkte nach Pittsburg gebaut werden soll, wird viel beitragen zur ferneren Hebung der Stadt. Auch die Lage derselben, am Erie-See, ist sehr anmuthig. Das Sigel-Haus des Herrn Peter gehört zu den besten in Amerika. Ich habe da einen christlichen Schabbes zugebracht. Obschon es in den Straßen still und öde war, so sah man doch, daß die Mucker hier das Terrain noch nicht erobert haben; denn man trinkt und spielt, auf deutsche Weise, bei offenen Thüren. Das Sigel-Haus ist Sonntags ein förmliches deutsches Casino. Ich hatte da in Gesellschaft einiger Bürger einen sehr vergnügten Abend. Auch ward mir das Vergnügen zu Theil, im Laden der Hrn. Gebrüder Koch den Ortspastor, Hrn. Schäfer, kennen zu lernen, von dem ich in Erfahrung gebracht, daß „der Materialismus" bereits durch die Wissenschaft besiegt sei. In der That? Herr Pastor! Sie werden mir wohl erlauben, diesen Sieg der Wissenschaft in Zweifel zu ziehen und zu behaupten, daß „Stoff und Materie" in neurer Zeit eine bedeutende Rolle in der Wissenschaft spielen und ganz besonders in die feste Burg der Theologie sehr bedenkliche Bresche geschossen haben.

Die Stofflehre verhält sich zur Theologie wie die Magenleere zu einer kunstgerecht zubereiteten Mahlzeit. Entschuldigen Sie diesen trivialen Vergleich, zu dem mich die ausgezeichnete Küche in Grüner's Hotel zu Buffalo geführt hat. Ja, dieser gottlose Materialismus, der die Welt entgeistert und dem geistigen Menschen einen Spiegel vorhält, wo die Erde als Schlachterhaus erscheint, wo ein Thier das andere auffrißt, um zu leben und Leben zu schaffen und wo der Mensch, das civilisirte bipes, den großen Vorzug hat, sämmtliche Thiere seinem Gaumen kunstgerecht genießbar zu machen; daher er, das Ebenbild Gottes, auch per excellentiam a posteriori mehr stinkt als jedes andere Geschöpf auf Erden!

Buffalo ist eine große Stadt, mit — ich weiß nicht — wie vielen Einwohnern. Die Zahl der Deutschen ist da Legion und die deutsche Industrie manifestirt sich vom feinsten Handschuhmacher bis zum ordinärsten Chiffoniere, der Lumpen und altes Eisen in Wägelchen transportirt, die durch Hunde gezogen werden. Ich habe diese „Hunde-Equipagen in keiner andern amerikanischen Stadt noch gesehen. Die Civilisation hat demnach die höchste Spitze erreicht. Ihr armen Hunde! Nicht genug, daß man Pferde quält und Ochsen und Esel schindet; auch Ihr müßt dem Menschen als Lastthiere dienen!

Buffalo hat neben namhaften deutschen Geschäften aller Art zwei deutsche Theater, deutsche Zeitungen, einen Turnverein und einige große Brauereien. Für das geistige Turnen wurde da noch wenig gethan; indeß das geistliche Turnen bedeutende Fortschritte macht. Jenes soll uns die Erde erobern; Dieses den Himmel. Ach, den Himmel — wo ist denn eigentlich der Himmel? Nun, ganz gewiß oben. Ist es aber weniger gewiß, daß der Himmel auch unten ist? Nur ein Idiot kann das bezweifeln. Doch wie da hineinkommen? Das magst du erfragen bei Orakeln und bei Theologen, die Alles wissen und nie gelo-

gen. Auch Politiker lügen nie und treiben blos oft böses Spiel. Das große Spiel zwischen Congreß und dem Präsidenten ist noch immer nicht ausgespielt. Der Pfirsig-Prozeß (impeachment) ist noch immer in der Schwebe und es wird sich höchst wahrscheinlich noch herausstellen, daß trotz alledem Se. Excellenz der conservative Schneider ein smaterer Politiker ist als der „ridikule" Congreß. Den Jeff. Davis wollte das Volk auf einen sauren Apfelbaum hängen; der Congreß den Herrn Johnson auf einem Pfirsigbaum. — Beide werden siegreich aus der Klemme kommen und der amerikanische Radikalismus wird zur Farce werden. Vous verrez.

Während des letzten Krieges wurden 300 Kirchhöfe angelegt, in denen 300,000 Soldaten verfaulten. Und Jeff. Davis lebt noch! Jetzt besteht unsere Armee blos aus 56,500 Mann, unter denen 34,000 Rekruten. Da uns der Süden ohnmächtig zu Füßen liegt, ohne Hoffnung sich je wieder mit Waffengewalt zu erheben; da wir Länder kaufen anstatt zu erobern und Papier genug haben, um Bonds und Geld zu fabriciren, da man in der ganzen Welt Schulden, die man nicht bezahlen kann, unbezahlt läßt und unsere Republik auch zur Welt gehört, so wird dieser Militär-Etat wohl für eine Weile genügen und das Militär-Budget von 77 Millionen Dollars für 1868 ist für eine große Nation blos eine Bagatelle. —

Nun wollen wir wieder dem Niagara einen kurzen Besuch abstatten und dann die Reise nach dem Osten fortsetzen.

(Eingesandt.)

Lebensversicherungen, Wittwenkassen, und Sterbe-Logen.

Die Zwecke der Lebens-Versicherungen sind, da solche schon über 150 Jahren bestehen, im Allgemeinen dem Publikum wohl bekannt, und bestehen darin: der Frau, den Kindern oder der Familie einer Person (auch wohl den Gläubigern derselben) eine bei ihrem Tode — nach Uebereinkunft aber auch schon nach einer Reihe von Jahren, selbst bei ihren Lebzeiten — zahlbar, mehr oder minder bedeutende Geldsumme zu sichern. Weniger bekannt sind die großen Vorzüge, welche insbesondere die New-Yorker Lebens-Versicherungen von allen Wittwenkassen, Kranken- u. Sterbe-Logen und ähnlichen Hülfsvereinen haben. Diese sind 1., daß die Lebensversicherungen *fest bestimmte Jahresbeiträge*, welche auf der mathematisch genau festgestellten Mortalität beruhen, erheben u. den (nach Abzug der Verwaltungskosten erzielten) Gewinn in der Form von *Dividenden* an die Versicherten wieder zurückzahlen. In den Sterbelogen war es bis dahin wohl allgemein üblich, daß jedes Mitglied ohne Unterschied des Alters bei jedem eintretenden Todesfalle eine bestimmte Summe, z. B. $1. für die Wittwe des Verstorbenen einbezahlt. Angenommen, eine Loge bestehe aus 100 Mitgliedern; so zahlt, da das Sterblichkeits-Verhältniß im Durchschnitt 1½ pCt. beträgt, der Beitrag eines Mitgliedes jährlich $1.50. Ist aber die Sterblichkeit in einem Jahre verhältnißmäßig hoch, oder bricht eine Epidemie an dem Wohnsitz der Sterbe-Logenmitglieder aus; so können ungewöhnlich viele Sterbefälle eintreten, also auch die Beiträge sich plötzlich zu einem für Einzelne unerschwinglichen Betrage erhöhen. Dazu kommt noch die Ungewißheit der Zahlungs-Termine, weil Keiner nur einige Zeit vorher wissen kann, wann und wie viel er zu zahlen hat; was doch offenbar, wenn die Sterbefälle sich häufen, oder die Geschäfte stocken, mit sehr großer Unbequemlichkeit verbunden sein muß.

Die Lebensversicherungen erheben ihre Beiträge nach der Wahrscheinlichkeit des Eintritts der Sterbefälle, welche im Großen und Kleinen mit mathematischer Sicherheit vermittelst der Statistik aus der bisherigen Erfahrung aus den Sterbetabellen aller Länder der alten und neuen Welt ersehen werden können; haben also für ältere Personen ganz natürlich bedeutend höhere Prämien, als für jüngere. Ein 20jähriger zahlt z. B. in eine Lebensversicherung für $100 Versicherung jährlich nur $1.77 Prämien, und abzüglich der, nur zu 33⅓ pCt. angenommenen Dividenden, nur $1.16; also noch lange nicht den Durchschnittssatz der Logen. Ein 60jähriger dagegen würde nach der Mortalität, der Billigkeit gemäß, das Fünffache zahlen müssen. Indem aber in den Logen die Alten auch nicht mehr als den Durchschnittssatz zahlen, haben die Jüngeren die den Alten zukommenden Lasten zu tragen. Es ist zwar das Drückende dieser Unbilligkeit in solchen Logen, in denen sich noch verhältnißmäßig wenige Alte befinden, weniger fühlbar, weil sich die höheren Beiträge, die die Paar Alten tragen müßten, unter so sehr viele Junge vertheilen; weil aber die Zahl der Alten sich im Laufe der Zeit nothwendig vermehrt, so muß auch die dadurch für die Jüngern entstehende Last immer drückender und zuletzt unerträglich werden.

2. Bei den Lebensversicherungen besteht eine fast *absolute Sicherheit* für Erfüllung ihrer Versicherungsverträge. Denn alle Lebensversicherungsgesellschaften des Staates New-York (mit denen wir es hier allein zu thun haben) müssen 1. gesetzlich eine bedeutende *Caution* stellen, 2. eine ausreichende *Reserve*, zur Deckung aller etwaigen Ansprüche der Versicherten, bereit halten, 3. alljährlich *beschworene Statements* dem Superintendenten über das ganze Versicherungswesen im Staate, welcher darüber die schärfste Controlle führt, einreichen; 4. *besondere Staatsgesetze* garantiren der Wittwe und den Kindern des Versicherten, daß die zu ihren Gunsten ver-

sicherten Beträge weder von den sonstigen Erben, noch von den Gläubigern des Mannes unter irgend einem Vorwand in Anspruch genommen werden dürfen; 5. beim Austritte aus der Gesellschaft, nach 2 resp. 3 Jahren, erhält der Versicherte eine nach dem Reinwerthe seiner Police bestimmte Rückzahlung.

Bei den Logen dagegen ist in der Regel die Sicherheit ihre schwächste Seite. Denn abgesehen von absichtlichem Betruge oder Unredlichkeit der Vorsteher und Schatzmeister, welche möglicherweise das ganze Vermögen der Loge verschlingen könnten, was bei einer Lebensversicherung, wo neben der gesetzlich deponirten bedeutenden Caution auch noch ein board of directors mit ihrem Stammcapital Garantie leisten, unmöglich erscheint, sind die Logen 1. wohl selten im Stande, von ihrem Vorstande hinreichende Caution zu beschaffen; 2. von einer Reserve, die bei den Lebensversicherungen von Jahr zu Jahr immer anwächst, ist bei den Logen gar keine Rede, weil deren hohe Bedeutung noch gar nicht erkannt ist; 3. bei den Logen werden die Interessen der Wittwen durch keine controllirenden Staatsbeamte, noch schützende Staatsgesetze gewahrt, sind vielmehr ganz allein von dem guten Willen und der ganz zufälligen Anzahl ihrer augenblicklichen Mitglieder — die in einem Jahre Hunderte, und im nächsten einzelne Wenige betragen können, abhängig; 4. beim Austritt aus der Loge sind alle Beiträge, ohne allen Ersatz, rein als verloren zu betrachten; und gerade auf diesen Gewinn, der durch das Verziehen der Mitglieder oder deren zeitweise Insolvenz häufig veranlaßt wird, scheint von den Logen große Rechnung gemacht zu werden; 5. wenn aber endlich eine Loge sich auflöst, oder auf eine andere Art eingeht; wer ersetzt dann dem Armen, der mit seinen sauren Ersparnissen stets pünktlich seine Beiträge bei den Todesfällen seiner Logenbrüder entrichtet hat, diese Ausgaben? Oder, im Falle eine Loge von 100 Mitgliedern im Laufe der Zeit auf ½ oder ¼ ihrer Mitglieder zusammenschmilzt — gegen welchen Fall keine Vorkehrungen getroffen werden können — so hätte ein Mitglied, das selber immer für 100 andere bezahlt hat, im Falle seines Todes nur auf Beiträge von 20 zu rechnen, statt erweiterter und verdienter $100, nur 20!

6. Schließlich sind bei den Logen noch mancherlei Nebenausgaben, als Eintrittsgeld (oft sehr hohes), Strafgelder für Nichterscheinen bei den Meetings, und beim Erscheinen Gelegenheit zum Geldverzehren; welche die Verwaltungskosten einer Lebensversicherungsgesellschaft leicht überwiegen dürfen. Diese Verwaltungskosten werden mit der Ausdehnung ihrer Geschäfte immer unbedeutender, und betragen überhaupt nur 10—20 pCt. der Prämien, und ein großer Theil derselben wird überdies noch durch die Dividenden wieder zurückvergütet. Auf die Schwierigkeit des Geldeinkassierens und der sichern Anlage kleinerer Beiträge, wie solche bei den Logen vorkommen, wollen wir blos hindeuten.

Wie sehr auch der gute Wille und die christliche, menschenfreundliche Bereitwilligkeit der Logenbrüder, für die Wittwen und Waisen ihrer Mitbrüder Sorge tragen zu wollen, Anerkennung verdient; so ist doch nicht zu leugnen, daß die Unbekanntschaft mit den Grundbedingungen der Lebensversicherungen die gute Absicht in vielen Fällen gänzlich vereitelt hat. In der neueren Zeit können aber die Logen nicht mehr umhin, von dem sichern Treiben der Lebensversicherungen Kenntniß zu nehmen, u. fangen an, das Ungenügende und theilweise Unbillige ihres bisherigen Verfahrens einzusehen, und haben schon einige derselben einen engen Anschluß an festbegründete Lebensversicherungen versucht. Ihrem Verlangen aber, das sie anfänglich stellten, daß für die Prämien aller ihrer Mitglieder Durchschnittssätze angenommen werden sollten, konnten die Gesellschaften nicht entsprechen, weil ein Abweichen von den, durch die Mortalität gewonnen, Grundbedingungen gleich wäre dem Untergraben ihres eigentlichen Fundamentes.

Die eigentliche Wittwenkasse in Deutschland, wie z. B. die Berliner sogen. Allgemeine, die aber nur für Beamte gestiftet ist, zahlen, wenn die Frau vor dem Manne stirbt, gar Nichts, (auch nicht an die Kinder, obschon bei Wiederverheirathung, der Wittwe die Hälfte der Wittwenpension an sie übergeht.) Der Schreiber dieses hat seit 20 Jahren jährlich über 42 Thaler in diese Staatsanstalt gezahlt, und verliert, bei dem jetzt erfolgten Tode seiner Frau ein namhaftes Kapital ohne allen Erfolg! Das ist die traurige Folge der Staatsanstalten; während die auf dem (dem europäischen Despotismus verhaßten) Genossenschaftsprincip beruhenden Lebensversicherungen einen derartigen Verlust gar nicht als möglich erscheinen lassen.

Die Germania-Lebens-Versicherungs-Gesellschaft zu New-York, 90 Broadway, ist die einzige Deutsche für Deutsche gestiftet, und von Deutschen verwaltete Gesellschaft, die allen Deutschen mit dem besten Gewissen empfohlen werden kann. Sie besteht seit Juli 1860, erklärt am 8. Januar des kommenden Jahres und dann alljährlich Dividenden in baar, und hat seit ihrem Bestehen bis 16. Juli 1867 14,000 Personen mit $23½ Million versichert. Für Todesfälle hat sie bis fast $500,000 bezahlt; davon $5000 an die Erben des (nach 14 monatlicher Versicherung) im Jan. d. J. verstorbenen Pastors an der St. Paulskirche zu Reading, Pa. (gebürtig aus Münster in Westphalen), Herrn Gerhard Wallmeyer. N.

Mensch und Natur. — Materie.

Von Hudson Tuttle.

Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen,

von

Dr. H. M. Achner.

Wir stehen inmitten einer blühenden Schöpfung, umgeben von unausgesetzt wechselnden Scenen und Erscheinungen, welche bald durch Lieblichkeit unsere freudige Bewunderung erregen, bald durch ihre Erhabenheit uns mit bangender Ehrfurcht erfüllen. Wohin immer die Sinne wahrnehmend und beobachtend sich wenden, im Großen wie im Kleinen, begegnen sie dem gemessenen Spiel räthselhafter Kräfte. Wir wissen: diese Schöpfung existirt und wir in ihr. Hierauf beschränkt sich aber auch die ganze Auffassungskraft des beobachtenden Kindes wie des Wilden. Das „Warum" und „Wofür" liegt hinter einem für ihre Einsicht und ihr Erkenntnißvermögen undurchdringlichen Schleier; sie wissen weder wie noch durch welche Macht der großartige Bau der Schöpfung aufgerichtet, seine innern Werke in Bewegung gesetzt worden sind. Das Gerüste ist beseitigt und tiefes Dunkel herrscht über die Art und Weise, wie das Gebäude gezimmert worden. Die Schöpfung von heute verdeckt und verbirgt die von gestern, aus der selbst sie hervorgegangen.

Kann es uns wundern, wenn der Mensch, im Zustande der Wildheit, die um ihn her vor sich gehenden Veränderungen in der Natur mit einer Mischung von Ehrfurcht und Entsetzen betrachtete. War er ja doch, wie er es jetzt noch ist, der Repräsentant der Kindheit der Rasse. Sein Geist erhob sich nicht über den Verstand des Kindes; seine Beobachtung war oberflächlich, sein Gedankengang seicht. Unfähig Gesetze abzuleiten und Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen verfiel er dem Glauben an unsichtbare Wesen, welche die Elemente beherrschen, und an einen guten oder bösen Willen derselben, welcher ihn bald dem vernichtenden Wirbel des Sturmwinds überlieferte, bald wieder mit lachendem Sonnenschein und reichlichen Ernten beglückte. Durch Gebet glaubte er ihren Zorn versöhnen, ihre Gunst gewinnen zu können. So entstanden nach und nach religiöse und theologische Ideen, deren weitere Ausbildung endlich zur Verschmelzung der zahlreichen Elementargeister in die Vorstellung von einer guten und einer bösen Gottheit führte, welchen das Werk der Schöpfung wie ihre Erhaltung zugeschrieben wurde.

Wir können jenes das theologische Zeitalter der Menschheit nennen. In ihm erschien Gott als der Urheber der Natur, außerhalb derselben stehend und unabhängig von seinem Werke, als Herr und Meister es nach seinem despotischen Gutdünken formend und modelnd. Ist dies nicht ein trauriger Glaube, der uns als bloßes Spielzeug dem unbegreiflichen tyrannischen Willen eines unverantwortlichen Gebieters anheimgiebt? — Die Mehrzahl der Menschheit freilich zieht jetzt noch die durch eine solche Anschauung der Dinge erzeugte Geistesstumpfheit jener rastlosen Forschung vor, welche das Kind des geistig berechtigten Zweifels ist; denn es ist viel bequemer, alle Fragen über den Ursprung der Natur durch den gläubigen Hinblick auf einen persönlichen Gott abzuschneiden, als die noch hie und da unbestimmten und vielseitig verwickelten naturwissenschaftlicher Forschung zu betreten. Doch der Uebergang vom blinden Glauben in das lichte Reich der Thatsachen ist vollendet, ist selbst zur menschgeschichtlichen Thatsache geworden: dem rastlosen Streben des denkenden Forschergeistes ist es gelungen, die fluthende Bewegung der Beobachtungen und Hypothesen in stetige, klare Strömungen zu leiten. Die Welt hat die Puppenhülle abgeworfen, in welcher sie der theologische Zauberspruch gebannt hielt, und der befreite Menschengeist athmet die reine Atmosphäre welche sich über die lichten Höhen, naturwissenschaftlicher Anschauung ergießt. Die Sphären der theologischen und naturhistorischen Anschauung haben sich vollkommen und entschieden getrennt; nur an den Berührungspunkten beider bewegt sich noch ein unausgesetzter aber unfruchtbarer, erfolgloser Kampf; denn weder die Macht der Thatsachen, noch die Schärfe der Logik vermag den eisernen Panzer der Selbstgenügsamkeit jener Streiter zu durchdringen, welche ihre Waffen aus der dunkeln Rüstkammer der Theologie holen. Jahrhunderte hindurch hat sich mit unerquicklichem Lärm der Kampf auf dem Gebiete der Metaphysik bewegt, jener im Gewande der Wissenschaftlichkeit sich blähenden Tochter der Theologie. Wo Begriffe durch leere Worte vertreten werden — wer könnte da eine abschließende Entscheidung, einen vollständigen Sieg erwarten?

Wagt es doch selbst noch in unsern lichteren Tagen ein gottgläubiger Kämpe*) sich des Sieges der Metaphysik über wissenschaftliche Thatsachen und die Ueberzeugung der Vernunft zu rühmen und die Wissenschaft zum Kampfe auf der Arena seiner orthodoxen Katzbalgereien herauszufordern.— Wohl bewegte sich vor kaum einem Jahrhundert die Naturwissenschaft noch in ihren Kinderschuhen, die Thatsachen waren hie und da mißdeutet und standen noch in zu losem Zusammenhang, um sie in wirksame Schlachtlinien gegen die Vorurtheile und Angriffe verschobener Köpfe ordnen zu kön-

*) Hugh Miller plaidirt drei dicke Bände hindurch: Fußstapfen des Schöpfers, — alter rother Sandstein — Zeugschaft der Felsgesteine, mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln thatsachenscheuer Polemik: perfide Witzelei, Entstehung und Verdrehung, zu Gunsten — keineswegs der Wahrheit, aber des Dogma, für das er ein günstiges Verdict zu erzwingen sucht.

nen. Aber jeder Tag hat seitdem neues Licht auf ihre Reihen geworfen und dem unbefangenen Sinn muß sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß die letzte Schlacht auf dem positiven Boden exakter Wissenschaftlichkeit geschlagen werden muß. Seit Jahrhunderten verbreiteten die wissenschaftlichen Enthüllungen der Natur Furcht und Schrecken im Lager der Theologie. Als Galilei der Bibelsatzung: die Erde sei der ruhende Mittelpunkt des Himmelsgewölbes, aus wissenschaftlichen Gründen widersprach, da erbebte das theologische Gebäude in seinen Grundfesten und jede neue Geistesentwicklung rüttelte an den morschen Stützen.

Langsam tagte der Morgen geistiger Freiheit und Klarheit. Entfesselt von den unnatürlichen Banden künstlicher Theoreme und orthodoxer Satzungen fühlt sich der Menschengeist durchdrungen von seiner erhabenen Aufgabe: Erkenntniß der Natur. Frei von jedem Vorurtheil, gleichsam mit kindlich unbefangenem Sinn, muß er die reichen Gefilde naturursächlicher Schöpfung betreten, allein angewiesen auf eigne, selbstständige Beobachtung und Schlußfolgerung. Was immer bis zum heutigen Tag vorausgesetzt oder angenommen, gesagt und geschrieben worden, kann nur insoferne Werth für sein Urtheil haben, als es sich wissenschaftlich bewahrheiten läßt: wenn nicht, so ist es als werthloser Kram zu verwerfen, und wäre auch das Siegel eines Gottes darauf gedrückt. In der Natur giebt es weder Fälschungen noch Entstellungen. In frischer ursprünglicher Reinheit bietet sie sich uns dar, unbefleckt von selbstsüchtig-trügerischen Händen. Verstehen wir Blatt für Blatt in ihrem Buche zu lesen, und finden wir es im Widerspruche mit irgend einer vorgeblichen Offenbarung, wäre diese auch noch so alt und beugte sich gleichwohl die halbe Welt ihrer Autorität, so dürfen wir überzeugt sein, daß jene Offenbarung ein Betrug ist. — Die einzige verläßige Probe der Wahrheit liegt in der vernunftgemäßen Erkenntniß der Natur, und nur auf dem Wege methodischer Beobachtung und exakter Forschung gelangen wir zur Lösung des Räthsels vom „Werden" und „Sein". Dies müssen wir als die erste unumstößliche Satzung einer gesunden Philosophie gelten lassen.

Seit Letztere sich mit der Methode exakter Forschung der Natur zugewendet hat, was frühere Zeiten als Lieblingswahrheiten genährt und gepflegt, was fromme Schlauheit und gläubiger Blödsinn in das Gewand heiliger Unantastbarkeit gehüllt hatten, von der genauesten, rücksichtslosesten Untersuchung verschont geblieben. Von den Atomstäubchen irdischer Materie bis zu den Sphären der entlegensten Sonnensysteme wanderte der beobachtende, forschende Geist, allenthalben die Pforten des Geheimnisses erschließend. Vor Allem drängte sich der Beobachtung die stetige Regelmäßigkeit der Erscheinungen auf; man erkannte, daß sie gleiche Wirkungen erzeugen, wie sonst, so jetzt und für immer. Willkür so wenig wie Zufall konnten mehr eine Stelle finden: überall begegnen wir einer ungestörten Ordnung und unwandelbaren Regel der Naturvorgänge im unorganischen wie im organischen Stoff. Diese methodische Regelmäßigkeit hat man Gesetz genannt, von jener Analogie ausgehend, welche menschliche Anordnungen in Bezug auf Grund und Absicht darbieten. Allein weder Zwang noch Macht finden in den Naturgesetzen ihren Ausdruck. Der modus operandi, die Art und Weise, das Wesen des Vorgangs bleibt unserer Anschauung entrückt und wir begegnen in dieser Forschungsrichtung wenigstens dem kategorischen Gebot: bis hieher und nicht weiter. Wir wenden uns ab und fragen: was ist Stoff, was ist Materie? Ist sie erschaffen oder ewig? Woraus besteht sie? Noch einmal lassen wir den Blick über das Gesammtgebiet unserer Beobachtungen und Forschungen schweifen und gelangen zu dem Vernunftschlusse: die Materie ist ewig, so weit ein endlicher Geist dies zu fassen im Stande. Dies ist ein selbstverständliches im innersten Grund und Wesen der Natur ruhendes Axiom. Im strikten Gegensatze zu dieser Anschauungsweise sucht die Theologie den fragenden Menschengeist mit dem schöpferischen „Werde" eines Gottes zu beschwichtigen. Welcher Sinn liegt in dieser Annahme? Wenn sie die Selbstexistenz eines Gottes voraussetzt, wie will die Theologie die berechtigte Frage beantworten: Woher kam jenes allmächtige Wesen, welches die Macht besaß, das Universum aus Nichts zu schaffen? Der Schleier des heiligen Mysteriums, in welchen man die Gottheit hüllt, kann unmöglich der Vernunft und Wissenschaft imponiren. Die Annahme einer rein zufälligen Entstehung des Weltalls mit all seinen Sonnen und Sterngruppen, wimmelnd von lebenden Wesen, müßte dem besonnenen, unbefangenen Denker immerhin noch wahrscheinlicher und vernunftgemäßer erscheinen, denn die Erschaffung oder Urexistenz eines Wesens, fähig die Welt durch einen bloßen Willensakt zu produciren. Entweder müssen wir die Materie als ewig annehmen oder ihr einen schöpferischen Gott voraussetzen. Was aber war dieser Gott vor Erschaffung der Welt? Ein Gott ohne Welt!? Wenn nun Materie und Welt geschaffen worden, dann haben wir auch das Recht, nach dem Ursprung jenes Gottes zu fragen. Schwerlich aber wird der klare Menschenverstand über das Axiom hinaus wollen, daß die Entstehung oder Präexistenz einer Wesenheit niederer Art eher und leichter denkbar ist, als die einer höheren Art.

Unter allen Erscheinungen rastloser Thätigkeit und unaufhörlichen Wechsels in den Naturvorgängen finden wir die Materie als solche im Zustande stetiger Beharrlichkeit. Das Grundwesen derselben ist ewig und unvergänglich. Der Einwirkung der höchsten Hitzegrade, der mächtigsten Reagentien, der zerstörendsten Kräfte unterworfen, wechselt sie nur ihre Form; mag sie gasförmig, flüssig oder fest erscheinen, neue Verbindungen eingehen oder neue Eigenschaften annehmen, welche sie vorher nicht besaß, — sie bleibt immer dieselbe unzerstörbare Materie; und wie immer sich auch ihr Formzustand verändert haben mag, fast immer läßt

sie sich durch entsprechende Reagentien wieder auf eine ihrer primitiven Formen zurückführen. Auf diesem principiellen Verhalten der Materie beruht jene wunderbare Ausgleichung zwischen Stoffverbrauch und Ersatz, jener ununterbrochene Kreislauf, durch welchen die Naturreiche sich untereinander verschlingen. Ohne Unterbrechung finden im großen Laboratorium der Natur die Vorgänge der Erneuerung, der Geburt, des Todes und der Wiederbelebung statt, nirgends jedoch begegnen wir einer Vernichtung oder Abnahme der Materie selbst. Wir sind überreich an Thatsachen, durch die genaueste Beobachtung erhoben, welche die allgemeingültige Richtigkeit obiger Behauptung durch unabweisbare Schlußfolgerungen darthun. Wollte man anderseits annehmen, daß auch nur ein einziges Atom Materie in irgend einem Zeitmoment der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, in welcher Weise immer, geschaffen oder zerstört werden könnte, so würde dadurch die ganze Grundlage vernunftgemäßer Naturanschauung aufgehoben, und es bliebe nichts übrig, als sich einem plan- und ziellosen Hin- und Herschwanken im uferlosen Ocean theologischer Spekulation zu überlassen, gehüllt in jene ägyptische Nacht, aus deren Schooß bereits die phantastisch-verworrensten Systeme der Weltschöpfung geboren worden. Noch nie ist übrigens der Versuch eines Beweises geglückt, daß Materie geschaffen oder zerstört werden könnte. — Wir haben nicht ohne Bedacht den bisherigen Erörterungen so viel Raum gewährt. Hier, an der Schwelle unserer Untersuchungen, fühlen wir uns verpflichtet, alle jene cosmologischen Systeme, welche unter hochtrabenden Titeln nur grobe Unwissenheit oder absichtliche Entstellung verbergen, sowie die gesammte metaphysische Träumerei u. Wortklauberei, vor Allem aber das scheinheilige Gefasel der Theologie in die Leere ihrer eigenen Nichtigkeit zurückzuweisen.

Wir erwähnten bereits, was der Naturforscher unter Gesetz versteht. Richtig erfaßt, muß der Begriff „Gesetz" sich stets auf Principien beziehen, mit diesen selbst verschmelzen. Die Principien erheben sich zu Attributen, welche ursprüngliche Elemente der Kraft bezeichnen, über welche wir mit unserem gegenwärtigen Wissen nicht hinaus können. Wir gelangen sonach zu folgenden Reihenabstufungen: verschiedene Thatsachen begründen eine Wahrheit (Erkenntniß); verschiedene Erkenntnisse ein Gesetz; Gesetze einigen sich unter einem Princip; Principien führen zur Bestimmung eines Attributes.

Ist die Materie ewig, so sind es auch ihre Attribute. Es ermangelt jedoch alles Grundes, diese Attribute von ihren Objekten zu trennen, und jene durch vage inhaltslose Wortbegriffe, wie Lebenskraft, Seele, Geist u. s. w. isoliren zu wollen, wie es bisher durchschnittlich üblich war. Wir haben im Gegentheil einen höchst triftigen Grund, die Naturobjekte nur in ihrer natürlich innigen Verbindung oder vielmehr in ihrer Einheit mit ihren durch den analytischen Verstand abstrahirten Attributen zu studiren, denn durch die willkürliche Trennung von Stoff und Kraft, Körper und Geist heben wir unmittelbar jene Harmonie auf, welche der Wissenschaft so unentbehrlich ist, wie der Natur selbst. Können wir uns, zum Beispiel, eine greifbare Existenz vorstellen ohne die Attribute der Undurchdringlichkeit und Ausdehnung? Letztere sind untrennbar nothwendige Bedingungen einer solchen Existenz; denn ein Ding, welches keinen Raum einnimmt, aller Ausdehnung und Dichtigkeit entbehrt, ist — Nichts. Ließe sich überhaupt irgend ein Etwas denken, das weder Gewicht hätte, noch der Bewegung fähig wäre? — Wenn wir also sagen „Materie," so meinen wir damit auch gleichzeitig ihre Eigenschaften. Der gesunde Menschenverstand wenigstens, wenn gleich im Widerspruche mit den älteren Theorien, kann auf eine Trennung beider unmöglich eingehen.

Die Philosophen des Alterthums hielten die Materie für todt und glaubten, daß sie sich nur durch Einwirkung äußerer Kräfte bewege. Uns hingegen hat Beobachtung belehrt, daß Bewegung eine untrennbare, wesentliche Eigenschaft der Materie selbst ist. Im ganzen Labyrinth der Schöpfungswelt ist nirgends Ruhe und Rast: alle Materie ist in unausgesetzter Bewegung begriffen. Nur Oberflächlichkeit der Beobachtung konnte zu dem Glauben Anlaß geben, daß die Materie sich nur auf äußere Veranlassung hin bewege. Man sah, daß das Schiff nur durch den Wind, die Kugel durch einen Stoß, eine Maschine durch Dampf bewegt wird, und so fort durch die endlosen Manifestationen mechanischer Kraft. Dadurch glaubte man sich zu dem Schlusse berechtigt, daß der Materie eine inhärente Abneigung gegen alle Bewegung innewohne, was man „Trägheit der Materie" nannte. Oberflächlich betrachtet, scheinen die Körper in der That den bewegenden Kräften Widerstand entgegenzusetzen; was liegt diesem Widerstand zu Grunde? Die Reibung ist eine jener bekannten Ursachen, welche der Bewegung Hindernisse bieten; aber es giebt deren noch manche andere, welche Objekte an bestimmte Oertlichkeiten fesseln. Der Felsen, welcher sein altersgraues Haupt über das Gebirge erhebt, hat sich seit Jahrhunderten nicht merklich verändert, die Gravitation zusammen mit dem Widerstand der Unterlage machen jede wahrnehmbare Bewegung unmöglich; so lange jene im Gleichgewichte bleiben, rückt er nicht von der Stelle. Dies ist aber nicht durch einen dem Felsen inhärenten Widerstand, sondern durch die auf denselben wirkenden Kräfte bedingt. Seine Bewegungslosigkeit ist übrigens nur scheinbar; er ist im beständigen Kreislauf begriffen, mit der Erde rotirend und circulirend; überdies hat durch alle Zeiten hindurch im Innern desselben eine unausgesetzte Bewegung und Umlagerung seiner kleinsten Theile stattgefunden, während seine Oberfläche einer fortwährend wenn auch langsamen Zersetzung unterworfen ist. Folgen wir der Erde, wie sie sich um ihre Axe schwingt, wie sie die Sonne umkreiset, als wäre sie von einem allmächtigen Hauch getrieben, denken wir an den ganze Sternenflotten durchse-

gelnden Kometenkörper — und zweifeln wir noch, daß der Materie Bewegung inhärent ist? Hier, wo kein Widerstand von Seite anderer Kräfte geboten, folgt die freie Materie ihrem eigenen, innersten, ureigenem Triebe. Der moosbewachsene Felsen hinwieder, kommt auch ihm eine Mitwirkung bei diesen Kreisbewegungen zu, oder verhält er sich als passive Masse, nur von einer geheimnißvollen Macht beeinflußt? Bewegung ist dem Atom eigen. Die Welt ist nur ein Inbegriff von Atomen und ihre sämmtlichen Bewegungen im Großen verhalten sich nicht anders, als die jedes einzelnen Atomes an irgend einer Stelle ihrer Sphären; jedes Atom muß sein eigener Motor sein, und die Summe der vereinigten Wirkungen aller macht die Bewegungskraft eines Planeten aus. Die Kraft, welche die großen Weltkörper in ihren Kreisbahnen bewegt, muß in ihnen selbst ruhen. Mathematischer Calcul wie Vernunftschlüsse berechtigen zu dieser Annahme. Die Vermittlung durch ein allmächtiges Wesen, welches jene in beständigem Umschwunge erhalten soll, entspricht den Anforderungen der Wissenschaft keineswegs; ebensowenig jene physikalische Annahme eines den Planetensystemen ursprünglich mitgetheilten Stoßes: jede äußere, nicht fortwährend erneuerte Kraftmittheilung müßte sich in die Länge an dem Widerstande verzehren, welchen das im Raume verbreitete Medium, der Weltäther, bietet. Die der Materie selbsteigene Bewegungskraft bewährt auch jene Einfachheit, welche die Natur allenthalben aufweist, und wir sind im Stande, ihre Entfaltung und Wirkung von den Schwingungen der großen Sonnen im Weltenraume bis herab zur Krystallisation fester Masse aus einer Lösung und bis zu den complicirtesten Bewegungen belebter Organisation zu verfolgen. Bewegung ist stets eine und dieselbe, nur in verschiedenen Richtungen oscillirend und verschiedene Resultate erzeugend, stets dieselbe, ob sie Salzpartikeln zu einem Krystallwürfel aneinanderreiht, oder ob sie im unendlichen Netzwerk der Sternensysteme Planeten zu Sonnen, Sonnen zu Sonnen wie mit eisernen Banden fesselt.

Aus Bewegung ist das Leben geboren. Seinen ersten Spuren begegnen wir in der gegenseitigen Anziehung zwischen den Atomen in einer Lösung, indem sie sich zu bestimmten Formen zusammenreihen, in der Verwandtschaft, Anziehung und Abstoßung der kleinsten Theilchen der Materie. Will man eine Lebenskraft annehmen, so muß diese sich auch bei der Bildung eines Krystalles äußern und ihr zu Grunde gelegt werden. Jedenfalls berechtigen uns Thatsachen zu dem Schlusse, daß es eine und dieselbe Kraft ist, welche im anorganischen wie organischen Reiche Lebensbewegungen vermittelt. Bei den niedersten Thieren, wo das Leben dem Mineralreiche am Nächsten steht, bildet sich die Skeletform des Thieres nach den Gesetzen krystallinischen Wachsthums, wie in den Platten des Seeigels, den Strahlen der Seesterne und dem Kalkgerüste der Korallen; selbst bei den höheren Säugethieren sind die Knochen stets krystallinisch, d. h. aus verlängerten Krystallen gebildet, welche in dem kartilaginösen Bette anschießen, gerade wie in einer Lösung. Der Versteinerungsprozeß des Holzes unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Wachsthum der Knochen.

Der geheimnißvolle Vorgang der Aufsaugung bei den Pflanzen und Thieren unterscheidet sich nicht im Geringsten von der Absorption in den Mineralien. Dieselbe Kraft, welche eine Flüssigkeit die Wandung thierischer Membranen durchdringen macht, bedingt auch die Aufsaugung einer Flüssigkeit durch Kreide oder andere poröse Mineralien, oder das Aufsteigen derselben über ihr Niveau in einem Haarröhrchen.

Der Vorgang der Secretion, obwohl verwickelt in seiner Art, kann mit mineralischen Scheidewänden und Filtern statt des lebenden Gewebes nachgeahmt werden. Diese Thatsachen mögen immerhin nur als schwache Beweise gelten; trotzdem ist nicht zu läugnen, daß sie gleich dem Faden der Ariadne zu dem Gesetze führen, welches die organische mit der anorganischen Welt verbindet. Das organische Leben muß sich ja auf das Mineralreich stützen, in welchem allein es ursprünglich seine Brutstätte wie seine Nahrungsquelle finden konnte.

Nehmen wir an, Gott hätte durch einen besonderen Schöpfungsakt den Menschen aus Staub gemacht, so ist doch der daraus zu folgende Schluß selbstverständlich, daß die Materie wenigstens die Fähigkeit gehabt haben müsse, ein lebendes Wesen zu werden. Sie muß also ein inhärentes Lebensprincip in sich schließen, dessen Entwicklung uns in jedem lebenden Organismus vor Augen tritt. Uns umgiebt ein unausgesetzter Schöpfungsvorgang und wir sehen sogenannte leblose Materie aus dem scheinbaren Todesschlaf erwachen, um sich in der rastlosen Thätigkeit eines empfindenden Organismus zu tummeln. Wir brauchen keine äußere Macht zu Hilfe zu rufen: diese Materie besitzt selbst Lebenskraft. Sobald sie in entsprechende Verhältnisse versetzt wird, erwachen ihre vorher schlummernden Thätigkeiten unter der neuen Ordnung der Dinge und der vermeintliche todte Stoff wird zur lebendigen Materie. Empfindung ist kein ausschließlich nothwendiges Attribut des Lebens. Die niedersten Thiere können kaum von den niedersten Pflanzen unterschieden werden und die niederste Pflanze wächst, wie ein Krystall sich in der Mutterlauge vergrößert, durch Verlängerung ihrer Centralaxe. Diese Pflanze aber lebt, und ihr Leben ist dasselbe, wie das eines Zweihufers, eines Einhufers oder des Menschen. Die Pflanze ist einfach ein nerven-, und deßhalb empfindungsloses Thier. Alle thierische Funktionen, mit Ausnahme jener des Nervensystems, sind rein vegetativer Natur; Secretion und Excretion, Absorption und Assimilation sind da wie dort dieselben. Philosophen haben behauptet, es bestehe eine unausfüllbare Kluft zwischen der organischen und anorganischen Welt. Aber wo ist diese Kluft in der Natur zu finden? Wenn Leben in seinem allgemeinen

Ausdruck nur ein wechselseitiger Austausch von Verhältnissen und Beziehungen ist (Guyot, Erde und Mensch), dann kann auch die Materie an und für sich nur als lebendige aufgefaßt werden. Wenn der heulende Sturmwind die bäumenden Wellen des Oceans peitscht und in wilder Großartigkeit Alles niederschmetternd und verwüstend dahinbraust, — ist dies nicht Bewegung? Finden wir nicht unverkennbare Sympathien und Antipathien im Verhalten der chemischen Elemente zu einander? Walten nicht lebendige Anziehungskräfte unter den mächtigen Weltatomen, welche sie in ihren Kreisbahnen halten? Mit welcher Spannung überwachen wir die Magnetnadel, wenn sie unter den Ausstrahlungen des Nordlichts erzittert! Welches Erstaunen erregt in uns das Kampfspiel elektrischer und magnetischer Kräfte zwischen verschieden geladenen Körpern! Gewiß, wenn dies Alles nicht Leben ist, so hat es wenigstens sehr den Anschein desselben. Leben ist Individualisirung; wenn nun der Krystall stets nach einer bestimmten Grundform aus seiner Mutterlauge anschießt, ist dies nicht ein Streben nach Individualisirung? Ist es nicht der erste Schritt zur organischen Gestaltung?

Schreiben wir nicht der Materie selbst Leben zu, woher wollen wir letzteres ableiten? Wie erlangt die anorganische Materie die Fähigkeit, sich in organischen Stoff umzusetzen, oder selbst nur lebenden Wesen als Grundlage ihrer Existenz zu dienen? Diese Fragen wären vor Allen zu erörtern, wollten wir die bisher übliche Naturanschauung festhalten; aber eine befriedigende Antwort erscheint unmöglich. Wenden wir unsern Blick dem Naturleben in seinen allgemeinen Erscheinungen und Manifestationen zu: welch' reiches Schöpfungsleben strömt uns entgegen aus der Tiefe der von Ebbe und Fluth bewegten Gewässer; spricht nicht vornehmlich genau das Rauschen des majestätischen Stromes, das Brausen des wilden von Blitzen durchzuckten, vom Donner dröhnenden Sturmes, flüstern nicht verständlich dem empfänglichen Geiste die still geschäftigen Kräfte, welche, sicherer als auf des Atlas Schultern, unsern Erdball in stetig kreisender Schwebung erhalten, und rastlos den ewigen Umsatz anorganischen Stoffes vermitteln; verkünden diese Erscheinungen nicht ein allgegenwärtiges Leben, das in den Sternen flimmernd sie zugleich durch ihre Bahnen schwingt, das in den Licht- und Wärmewellen pulsirt, und den magnetischen Strom mit mehr als Blitzesschnelle durch seine Pfade vibriren macht? Solche Kräfte in harmonischem Zusammenwirken geeint, sollten sie nicht im Stande sein, einen lebenden Organismus zu erzeugen? Wollen wir den Ursprung des Lebens in seiner pflanzlichen oder thierischen Form methodisch studiren, so müssen wir es da zu erfassen suchen, wo es im Erscheinen der niedersten lebenden Wesen zu dämmern beginnt, und seine verwandten Beziehungen auf's genaueste erforschen und beobachten. Die niederste Lebensform zeigt sich als eine einfache gelatinöse Masse, geschaukelt von den Wellen des Meeres, ohne irgend welche Organe, beinahe strukturlos, fast nur aus einer Masse krystallinischer Zellen bestehend. Diese Masse ist nahe, sehr nahe dem mineralischen Stoffe verwandt, und so einfach in ihrer Struktur, daß man eher an eine spontane Entwicklung als an eine Fortpflanzung durch Zeugung denken möchte.

In dieser Form erhebt sich zuerst das allgemeine Leben in seiner Specialisation über den Krystall. Hier begegnen wir keiner scheidenden Kluft, die wir zu überspringen hätten. So unmerklich ist der Uebergang, daß wir kaum irgend eine Modification der herrschenden Gesetze anzunehmen brauchen. Die Principien der Krystallisation bleiben im Bestande, die Zellenmasse ist nur eine höhere Ordnung der Krystallisation, die Zelle das organische Substitut des Krystalls.

Betrachten wir das Sachverhältniß von einer andern Seite. Alles specialisirte Leben beginnt mit der Zelle. Die Zelle ist die Grundform der Pflanze wie des Thieres. Alle Gewebe sind aus Zellen zusammengesetzt und Zellgewebe ist das Material aller Thierbildung. Das Blatt ist Typus und Grundlage der ganzen Pflanze, die Zelle die des Blattes. Nach allen Seiten hat uns das Mikroskop diese lichtvolle Verallgemeinerung erschlossen, welche uns die Zelle als die einfachste ursprüngliche Lebensform erkennen läßt; jede Untersuchung der geheimen Werkstätten der großen Tiefe bestätigt diese Wahrheit. In jenen finden wir die erste Artung des der organischen Form sich zuwendenden Lebens als einfache Zelle, als einen stickstoffhaltigen Sack, gefüllt mit einer wässerigen Flüssigkeit, ein Gebilde von so lockerem Zusammenhang, daß es bei der leisesten Berührung zerfällt, und nur durch das stärkste Licht von dem Wasser unterschieden werden kann, in welchem es schwebt. Es steht in nächster Verwandtschaft zum Mineralreich. Der Beweis, daß specielles Leben sich in der Form eines einfachen stickstoffhaltigen, mineralischen, mit Wasser gefüllten Sackes manifestiren kann, ist ein wichtiger Ausgangspunkt für die Folge unserer Untersuchung.

Man mag einwenden, daß organisches Leben in einer innigeren Beziehung zu den unwägbaren Agentien: Licht, Wärme und Electricität stehe, als das Mineralreich. Zugegeben; aber sind diese Agentien nicht ebenfalls materiell? haben sie nicht ihre Gesetze? Oder wollen wir sie auch nur als Schwingungen des Weltäthers gelten lassen, dann bleibt doch immerhin ihre Basis materiell. Und wenn es selbst möglich wäre, eine immaterielle Natur derselben anzunehmen, was würde dies unserm Argumente schaden? Walten nicht dieselben Kräfte allüberall im Naturganzen? Aller wahrnehmbare Unterschied liegt in ihrer größeren Intensivität, wenn sie in differenzirter Form auftreten. Wenn im Pyramidenbau der Naturgeschichte der Gipfelpunkt des individualisirten Lebens in eine Gesetzessphäre höherer Potenz hereinragt, wird dadurch derselbe von seiner Grundlage abgeschnitten oder durch eine unvermittelbare Kluft getrennt? Im Gegentheil: gerade von diesem Standpunkte

aus gewahren wir in überzeugender Weise, wie der Lichtschein wunderbarer harmonischer Schönheit, der über alle Werke der Natur ausgegossen, sich im Brennpunkt vollkommener, allumfassender Einheit koncentrirt.

Würde auch die Erde aller Lebensformen, welche sich im Reiche der organischen Welt um uns bewegen, beraubt sein, sie wäre doch keine todte, träge Masse, die sich in ihrer Kreisbahn dahinwälzte, sondern Alles wäre belebt, wie jetzt, durch die rastlose Thätigkeit der kraftbegabten Elemente. So war es während der Perioden der Urzeit, da der kahle Erdplanet seine spärlichen, fahlen und zerklüfteten Eilande der Sonne zuwendete, deren Lichtkraft kaum die dichte, trübe, von stürmenden Wirbelwinden bewegte Dampf- und Nebelatmosphäre zu durchdringen im Stande war, die auf einem fast universellen Ocean lagerte, in dessen Wogen noch kein lebendes Geschöpf sich regte. Aber selbst damals entfaltete sich die Macht des Lebens, und gleich einer allumfassenden Intelligenz arbeitete es an der Vervollkommnung des noch im rohen Urzustande befindlichen Weltkörpers. — Wir können Leben nicht anders definiren, als die Specialisation der in der Materie liegenden principiellen Kräfte.

Bis hieher betrachteten wir das Leben nur in seinen allgemeinen Erscheinungen und Kundgebungen, insofern sie allen Formdifferenzen der Materie in gemeinsamer Weise zukommen: wir müssen nun versuchen, seine Spuren in aufsteigender Ordnung zu verfolgen, um die Abstufungen kennen zu lernen, mittelst welcher es sich zu specialisirten Gestaltungen erhob. Der Differenzirung und Specialisirung desselben lag die wechselseitige Anziehung wohlverwandter Atome und Moleküle zu Grunde. Wie in einer Mischungslösung verschiedener Salze jeder anschießende Krystall nur jene Massentheilchen anzieht, welche als gleichartige in seine Konstitution eingehen können, so bemächtigt sich auch im natürlichen Zustande Pflanze wie Thier nur jener Nahrungstheile, die seinem Bedürfnisse entsprechen; alles Uebrige bleibt zurück oder wird wieder ausgeworfen; ja, derselbe Stoff, welchen das eine Wesen als Gift für seinen Lebensbestand verwirft, wird von einem anderen als Nahrungsmittel assimilirt. Die Giftpflanze verschlingt ihre Wurzeln mit denen des mehlhaltigen Getreides, saugt ihre Nahrung aus demselben Boden, wird von denselben Regentropfen befruchtet, und doch ist die eine Pflanze giftig in jeder Faser, die andere der Träger eines unserer Hauptlebensmittel. Wir erkennen vollkommen die Relativität des Begriffes „Gift"; das angeführte Beispiel soll nur dazu dienen, die wechselseitige Anziehung verwandtschaftlicher Theilchen zu erläutern.

Aus einer gemischten Lösung von schwefelsaurer Soda und gewöhnlichem Küchensalz scheiden sich Krystalle aus, aber in bestimmt geschiedener Gruppirung. An irgend einen vorstehenden Punkt des die Lösung enthaltenden Gefäßes heftet sich das erste Atom Kochsalz an, auf einen andern schlägt sich ein Atom des schwefelsauren Salzes nieder. Jedes derselben zieht nur die ihm verwandten Theilchen an, während es die fremdartigen abstößt. So entwachsen der gelösten Mischung zwei ganz verschiedene Substanzen, jede so rein in ihrem chemischen Bestande, als wäre sie aus einer ungemischten reinen Lösung krystallisirt.

Also jedes Naturwesen einverleibt sich nur seinem Bestande adäquate Theilchen, während es alles Fremdartige als feindlich verwirft. Selbst der Menschengeist assimilirt nur solche Nahrung, welche seiner Entwicklungsstufe entspricht.

Es ist bis jetzt nicht gelungen, in der Pflanze etwas dem Nervensystem Analoges nachzuweisen: sie ist deßhalb unfähig im geltenden Sinne des Wortes — zu fühlen. Ungefähr dasselbe Verhältniß finden wir bei den niedersten Thieren, oder vielmehr bei jenen Geschöpfen, in welchen sich das pflanzlich-thierische Leben mit dem mineralischen verschlingt. Mit der weiteren Ausbildung der Primoidalzelle, welche den Keim pflanzlichen wie thierischen Lebens noch in der Indifferenz trug, erlangt das Thier nach und nach ein Nervensystem und mit diesem die Fähigkeit der Empfindung. In einem späteren Abschnitt werden wir die Beziehungen der Empfindung zur Entwicklung des Nervensystemes genauer erörtern: hier beschränken wir uns auf Angaben, welche später bewiesen werden sollen.

Die Entwicklung des Nervensystems mit seiner Centralisation im Gehirn bedingt die Intelligenz des Individuums.

Wir dürfen jedoch individuelle und universelle Intelligenz keineswegs verwechseln. Die eine bezieht sich auf die Bedürfnisse des Einzelwesens, die andere kommt dem Universum zu, und wenngleich ihre nahe Verwandtschaft nicht abgestritten werden kann, so sollten wir doch nicht zwei so verschiedene Vorstellungen in Einem Ausdruck vermischen. In der Natur finden wir eine Ordnung der Thätigkeit — Gesetz — eine Genauigkeit und Zweckmäßigkeit, welche dem oberflächlichen Beobachter die Ueberzeugung von der Existenz eines allmächtigen, unabhängigen Wesens aufzunöthigen scheint, das mit der Macht seines despotischen Willens auf die träge Materie wirkt. Wir haben bereits gesehen, wie der Wilde die Ursache solcher Erscheinungen zu personificiren pflegt und das Geschöpf seiner Phantasie anbetet, welches seinem Wesen nach doch blos ein Princip oder höchstens ein Attribut sein kann.

Man glaubt die Gegenwart eines solchen Wesens in der schönen Harmonie der Planetensysteme, in ihrer abgerundeten Form, in der gleichsam berechneten Anordnung derselben erkennen zu müssen. Nichts ist in dem Allen zu erkennen, als das Bestehen von Principien. — Der Thautropfen, welcher am Blumenblatt zittert, ist er nicht ebenfalls abgerundet? Ist er es, weil seine Atome sich dem Centrum zu nähern trachten und so ein Gleichgewicht erstreben, das zur Bildung einer vollkommenen Sphäre Veran-

lassung geben muß, oder bedarf es einer besonderen göttlichen Einwirkung, um jeden Tropfen abzurunden? Dasselbe Princip, welches den Thautropfen rundet, gestaltet auch den Weltkörper zur Sphäre. Nehmen wir die Einmischung einer göttlichen Macht an, so müßten wir sie auch für alle Wirkungen gelten lassen. Wenden wir die erkannten Principien auf die Materie an, so bedarf die Abrundung der sich selbst überlassenen Materie zur Kugelform durchaus nicht der Einwirkung einer unabhängigen Intelligenz. Dieselbe Kraft, welche den Stein zu Boden fallen macht, hält auch den Mond in seiner Kreisbahn; wenn aber die Einwirkung eines unabhängigen Wesens für letzteren Fall nöthig erachtet wird, so müßte jene auch stattfinden, wo immer ein Stäubchen fällt.

Die Intelligenz, welche man der Natur zugeschrieben hat, beruht in nichts weiter, als der entsprechenden Anpassung von Ursache und Wirkung. Wir begegnen ihr in jeder Blume, die am Bachufer blüht, im Wogen des Getreidefeldes wie im Rauschen des Waldes; in den Sonnen und Planeten und allenthalben, wo sich Leben regt. Dieselbe Kraft, welche eine Säure mit einer Base vereint, schied auch die Stoffe unserer Erde aus dem uranfänglichen Luftmeer, formte sie zu geschichteten Lagern und bildete Oceane, Flüsse, Seen und Gebirgszüge, bestimmte wie mit mathematischer Berechnung Umfang, Abstand und Umschwungszeit der Planeten und ordnete das verwickelte System des Universums. Man hat sie eine intelligente Kraft genannt, weil solche Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen eine Analoge mit den Verstandsoperationen vernünftiger Wesen darbieten; aber diese Analogie ist nur oberflächlich und illusorisch. Die Naturerscheinungen, welche man auf eine höhere Intelligenz beziehen zu müssen wähnte, haben mit dem Menschenverstand nichts gemeinsam. Eine wesentliche Verschiedenheit drückt sich in beiden aus, und ihre Aehnlichkeit beruht lediglich in der hier wie dort wahrzunehmenden Harmonie zwischen Ursachen und Wirkungen. Die Anwendung des Begriffes „Intelligenz" auf die Natur hat oft zu Zweideutigkeit, Verwirrung und irrigen Anschauungen geführt.

Ein Ueberblick der großartigen Schöpfungsgeschichte muß den Naturforscher mit der tiefen Ueberzeugung eines Fortschrittes in der Natur erfüllen. Von Epoche zu Epoche läßt sich dieser Fortschritt nachweisen, dessen jede derselben Zeuge ist. Warum war dies so? Warum folgte nicht gleich die Schöpfung der Gegenwart auf den wilden Titanenkampf der plutonischen Zeitalter? Einfach deßhalb weil der noch rohe Zustand der Elemente es unmöglich machte. Sie waren erst fähig, die niedersten Lebensformen zu erhalten; nur die niedersten konnten auf solcher Grundlage zur Entwicklung gelangen. Unter analogen Verhältnissen der Gegenwart, wie wir sie in Granitgebirgen finden, erscheinen zuerst Flechten und Moose; erst nachdem sich durch langes Wachsthum derselben organischer Stoff angehäuft, können höher organisirte Pflanzen gedeihen. — Das aus der Holzasche gewonnene Kali erhöht die Fruchtbarkeit des Bodens ungemein, sobald er einmal fähig geworden eine Vegetation zu unterhalten, obwohl jeder aus der Zersetzung granitischer Gesteinsmassen herstammende Boden mit mineralischem Kali gesättigt ist. Die Chemie erklärt mineralisches Kali und vegetabilische Pottasche für identisch; die lebende Pflanze widerlegt dies auf's Bestimmteste. Sie bleibt kaliarm und verkrüppelt auf dem Boden, der nur mineralisches Kali enthält, während sie üppig gedeiht, wo ihr Pottasche geboten wird. Phosphorsaurer Kalk, aus Knochen gewonnen, gehört unter die Dungmaterialien, welche das Gedeihen der Pflanzenwelt am lebhaftesten fördern; den früheren Formationen des Mineralreichs entnommen — ist er als Düngungsmittel werthlos. Auch hier erklärt die Chemie die Stoffe für ein und denselben, ob aus Knochen oder Gesteinen gewonnen; die Pflanze macht eine feinere Analyse.

Hier sehen wir eine augenscheinliche Verfeinerung oder Potenzirung in der Elementarmaterie, die, wenn auch nicht nachgewiesen durch die roheren Reagentien der Chemie, doch von den Wurzelfasern der Pflanze gleichsam herausgefühlt wird. Solche Thatsachen können nicht verfehlen, uns einen Einblick in das große Geheimniß des Fortschritts durch alle Zeitalter zu gewähren, welches sich nicht auf Wirkungen allein, sondern auf die Konstitution der Materie in ihren feinsten Verhältnissen bezieht. So war denn jede Aera so vollkommen, als nach der bestehenden Grundlage stofflicher Auswirkung es eben möglich sein konnte.

Die Chemie nimmt 64 Grundelemente an; von der andern Seite werden wir über eine unendliche Steigerungsfähigkeit der Elemente, über eine endlose Verschiedenheit derselben belehrt. Das durch den Organismus der Pflanze gegangene Kali ist nicht mehr dasselbe, wie es im Mineral bestanden hat. Es steht auf einer höhern Form und ist nun erst fähig als ein Konstituens in die thierische Organisation einzugehen. Der phosphorsaure Kalk der Thierknochen ist nicht derselbe wie der des Mineralreichs. Pottasche wie Kalk haben nun erst die Fähigkeit erlangt die Vegetation zu fördern und zu kräftigen, und somit wieder höhere Formen zu erhalten.

Dieselben Elemente, welche der Pflanze zur Nahrung dienen, ernähren auch das Thier; aber die Pflanze saugt mineralische Elemente unmittelbar auf, was das höhere Thier nicht kann. So wäre denn die Pflanzenwelt das Laboratorium, in welchem die roheren Elemente ausgearbeitet und raffinirt werden, um höheren Lebensformen zum Unterhalt zu dienen. Dasselbe Element, derselbe Stoff ändert bei seiner Assimilation Etwas in seinem feineren Formbestande: woraus sich denn eine unendliche Manichfaltigkeit in der Form und den Eigenschaften der Materie ergiebt, so daß die Grundelemente als Stufen einer beständigen Fortschrittsentwicklung erscheinen, welche durch Reihen von Zwischenstufen verbunden sind.

Wie Form- und Zustandswechsel unbegränzt, so ist

auch die Fortschrittsentwicklung unendlich. Unendlicher Fortschritt und unendliche Theilbarkeit der Materie setzen sich gegenseitig voraus. Wenn letzterer Grenzen gesetzt sind, so müßte ihre Fortentwicklung, bei jenen angelangt und eingedämmt durch diese organische Beschränkung, aufhören und die Natur in ewigen Stillstand verfallen. Wenn aber, wie wir zu erweisen suchten, unendlicher Fortschritt Naturgesetz ist, so müssen wir — unsern Denkgesetzen zur Folge — die Grundursache dieses Fortschritts in der unendlichen Verschiedenheit und Theilbarkeit der Materie suchen.

Man hat die fast grenzenlose Diffusibilität des Moschus, die Winzigkeit der ihrem Zwecke doch so vollkommen entsprechenden Ernährungsflüssigkeit mikroskopischer Infusionsthiere, die stoffliche Unerfaßbarkeit vieler Gerüche u. s. w. als Beweise der unendlichen Theilbarkeit der Materie angeführt; aber was bedeuten jene Thatsachen im Vergleiche mit den sogenannten unwägbaren Stoffen, deren ätherisches Wesen den feinsten Wägungsversuchen Hohn spricht und welche ihre Gegenwart nur durch ihre Wirkungen kund geben. Die aufs höchste verfeinerten Potenzen der Materie: Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, so unerfaßbar sie uns auch erscheinen, stehen immerhin noch weit zurück hinter jener sublimen Verflüchtigung der Materie, welche wir Geist und Gedanke nennen. Doch hievon an einem andern Orte.

Die unausgesetzte Veränderung der Grundbestandtheile der Materie erzeugt unendliche Verschiedenheit, so daß kaum ein Atom dem andern im ganzen Naturbereiche vollkommen gleich sein kann. Einen schönen jene Verschiedenheit der Atome erläuternden Beweis bietet uns das Prisma dar. Der Lichtstrahl, welcher dasselbe durchdringt, wird in die Farben des Regenbogens zerlegt. Wären die jede einzelne Farbe bedingenden Lichttheilchen identisch, so würden sie sich alle zu einem distinkten Streifen vereinigen; obwohl diese Streifenbildung in der That stattfindet, so finden wir doch zerstreute Lichttheilchen über das ganze Spectrum verbreitet. Jede Farbe ist von der andern verschieden constituirt, und jedes dieselbe zusammensetzende Theilchen ist verschieden von allen übrigen. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir keine zerstreuten Strahlen finden. Demnach sind unendliche Verschiedenheit wie ewige Veränderung naturgesetzlich.

Die Lücken der hier gegebenen Skizze werden sich ausfüllen, in dem Maaße, als wir uns über die Gegenstände, welche im Bereiche unserer Aufgabe liegen, des Weiteren auslassen und die hier erörterten Principien auf Thatsachen anwenden werden.

Nichts wirkt überwältigender auf unsern Geist, als die Erkenntniß der Nothwendigkeit, welche Ursachen zu ihren Wirkungen treibt. Wirkungen werden durch absolute Nothwendigkeit hervorgebracht: ihr Eintreten kann unter gegebenen Bedingungen nicht ausbleiben. Es ist eiserne Nothwendigkeit, eigensinnig, unbeugsam, unbarmherzig, rücksichtslos und unabwendbar. Sie versenkt das Schiff in die Tiefen des Meeres und wäre es auch mit lauter Heiligen befrachtet; sie weicht nicht zurück vor dem gebieterischen Mandat eines Erzengels. Das Feuer verbrennt einen Heiligen so sicher wie einen Erzschurken. Wenn wir den Sturm mit widerstandsloser Wuth dahinbrausen sehen, unbeirrt von den flehenden Gebeten derer, welche er zermalmt, wenn der wüthende Ocean über dem sinkenden Schiff zusammenschlägt, oder wenn sich unser Blick dem friedlichen Flimmern des besternten Himmels zuwendet, wer kann sich da des tiefsten Eindrucks, der innersten Ueberzeugung entschlagen, daß eine gebieterische Nothwendigkeit die Natur beherrscht? Wir können weder freiwillig auf die Dauer unsern Athem unterdrücken, noch dem Sturm Einhalt gebieten, weder den Ocean beschwichtigen, noch Geburt oder Tod bestimmen, wir sind nie und nimmer im Stande, auch nur im Geringsten auf die einmal in der Natur festbestimmte Ordnung der Dinge einzuwirken. Das Feuer verzehrt mit gleicher Gier lebenden wie todten Stoff, — das Holz in unsern Oefen und unsere Wohnhäuser, das Thier wie den Menschen, die seiner Macht nicht mehr entrinnen können. Das Gesetz der Schwere bringt den überreifen Apfel zum Fall, fesselt Planeten in ihre Bahn, und reißt uns vom Rande des Abgrunds in die Tiefe der Vernichtung hinab — ohne Wahl und Rücksicht. Wohl hat man oft es ausgesprochen, daß sich die Natur nur durch Befolgung ihrer Gesetze beherrschen läßt. Leider liegt hierin mehr Wahrheit, als die Menschheit praktisch auszuführen geneigt ist: Thatsache bleibt, daß wir von allen Seiten von einer gebieterischen Nothwendigkeit eingehegt sind. Der Wurm, welcher auf dem Pfade kriecht, die Welt, die in ihren Bahnen rollt, der Mensch, welcher ihre Geheimnisse zu ergründen strebt, jedes Ding und Geschöpf, organisch oder anorganisch, wird vom Schicksal getrieben. Da gilt kein Widerruf, kein Aufschub der einmal festbestimmten Ordnung. Der Dampf explodirt, das Feuer verzehrt; diese Gesetze verharren in Unabänderlichkeit. Wir streben, die Bedingungen und Eigenthümlichkeiten derselben zu erkennen: glücklich sind wir nur, insofern wir denselben gerecht werden können.

Nicht die Absicht, gegen die Annahme einer Gottheit aufzutreten, hat uns im Laufe der bisherigen Schlußfolgerungen bestimmt oder geleitet. Wir haben durchaus Nichts mit der Theologie zu schaffen. Dem gottgläubigen Theologen ist der Eintritt in das große Gebiet, welches wir bis hieher überblickt, nicht verwehrt: er mag die Existenz irgend eines beliebigen Gottes zu beweisen u. darzuthun suchen, daß die geschilderten Attribute nur Kraftäußerungen seines Willens seien. Wir stehen auf naturwissenschaftlichem Boden und sind nur berechtigt so weit zu gehen, als unsere Beobachtungen und Forschungen uns leiten. Wir müssen durch Erziehung übererbte Vorurtheile bei Seite setzen und uns bestreben, Thatsachen auf ihre Ursachen zurückzuführen. In strikter Befolgung dieses Grundsatzes können wir über die Attribute der Materie nicht hinausgehen, bis neues Licht

sich über die Blätter des Buches der Natur verbreitet. Sollte aber der Theologe, einen andern Pfad der Untersuchung wandelnd, hier auf dieser Scheidegrenze des Gebietes je mit uns zusammentreffen, dann wäre die Vollendung des Schöpfungssystems auch geistig vollbracht, und aus vollstem Herzen könnten wir uns die Hände reichen als Lehrlinge und Brüder im Tempel der wahren Göttlichkeit.

In stufenweisem Aufsteigen, ausgehend von den ersten Manifestationen des Lebens in der Anziehung von Atomen durch die Zelle, sind wir bei der Empfindung und Intelligenz angelangt. Wir bedürfen keiner metaphysischen Voraussetzungen und Annahmen: Naturbeobachtung allein ist unsere Basis, Phraseologie und eitle Wortklauberei kann unserm Zwecke nicht entsprechen.

Es steht fest, daß die physische Welt von bestimmten und unwandelbaren Gesetzen beherrscht wird. Wir beabsichtigen, den Beweis zu liefern, daß dies nicht allein für jene Existenzform gilt, die man gemeinhin unter Leben versteht, sondern auch für den Geist im allgemeinsten Verständniß des Begriffes. Das Walten der Gesetze in beiden Gebieten war so lange in Dunkel gehüllt, daß man die Erscheinungen in denselben der unmittelbaren Einwirkung einer Gottheit zugeschrieben hat; denn die Menschen waren stets mehr geneigt, eine Wirkung, welche sie nicht begriffen, auf ein Wunder zu beziehen, als ihre Unwissenheit einzugestehen. Mehr und mehr aber schwand im Laufe der Zeit die Domäne des Zufalls und der Wunder auf einen so beschränkten Raum ein, daß die gegründetste Hoffnung vorhanden ist, sie werde alsbald vollständig im Lichtreiche der Wissenschaft aufgehen, und auch kein Winkelchen werde mehr übrigbleiben für die Spuckgeister Zufall und Wunder, um ihre erbärmliche Scheinexistenz fristen zu können.

Fassen wir nochmals zusammen, was uns zu beweisen vorliegt: jede Ursache bringt auf einem natürlich bestimmten Wege seine Wirkung hervor, was soviel heißt, als: jede Erscheinung wird durch ein bestimmtes, permanentes Gesetz in's Leben gerufen. Der modus operandi mag uns unbekannt sein, er mag räthselhaft und geheimnißvoll erscheinen; sicher wissen wir jedoch, daß ein Gesetz in Thätigkeit ist, wenn auch noch so sehr verschleiert. Das Studium der Natur muß strikt an Thatsachen festhalten, und darf bei den aus jenen abgeleiteten Schlußfolgerungen weder von herkömmlichen Vorurtheilen, noch von überkommenen religiösen Ideen beeinflußt werden, noch vor der Konsequenz der Schlüsse zurückschrecken. Das uns Gegebene muß die Vernunft mit Kühnheit und Entschiedenheit zu Gunsten der Wahrheit ausbeuten. Nur auf diesem Wege schreiten wir mit sicherem Fuße im Gebiete der Erkenntniß voran, jeder Schritt in dieser Richtung hebt uns auf einen Standpunkt mehr einsichtsvoller u. klarerer Naturanschauung, u. führt uns so näher dem unendlichen Geiste, in dessen Erkenntniß allein unser innerstes Wesen Befriedigung finden kann.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Dezember, 1867.

Flach und eintönig ist die Eisenbahnfahrt von Buffalo nach den Niagara-Fällen und nur in der unmittelbaren Nähe derselben eröffnet sich das Romantische hoher, felsiger Ufer, das Schaurige eines über Felsbluffs hinabstürzenden Stromes und das Anmuthige der Städtchen an beiden Ufern Canada's und der Ver. Staaten.

Daß es hier nicht an großen fashionablen Hotels fehlt, ist eben so selbstverständlich, als daß man eine gut bespickte Börse mitbringen muß, um da Comfort und Luxus zu genießen. Auch fehlt es nicht an Kutschen (hacks), die Fremden zu Gebote stehen, um diesseits und jenseits der Fälle die interessantsten Punkte „von Wasser und von Land" in Augenschein zu nehmen. Ich habe hier meist meine eigene Apostel-Equipage einer Miethkutsche vorgezogen und ein Freund einsamer Wanderungen ist mir Gesellschaft nirgends so wenig erwünscht als im Gau ähnlicher imposanter Naturscenerien.

Dieses Mal war es mir nicht möglich, den Fällen einsam und allein meinen flüchtigen Besuch abzustatten, ohne Billigkeit und Etiquette zu verletzen, so ich einem Kaufmann aus Bremen zu schulden glaubte, dessen Bekanntschaft ich zu Buffalo in Grüner's Hotel machte und den ich hier an der Mittagstafel im River Hause wieder traf. Ob es einen Kaufmann in der Welt giebt, bei dem die Poesie des Geistes die Prosa des Lebens überwiegt, weiß ich nicht; auf keinen Fall gehörte mein Gefehrte aus Bremen in diese exotische Classe. Dem guten Mann hat der Tod eine geliebte Gattin in der Blüthe des Lebens entrissen, wodurch er sich veranlaßt fühlte, eine Reise über den Ocean zu machen. Wo könnte der Schmerz wohl ein passenderes Asyl finden, als am tosenden Niagara-Fall? Wo dürfte sich ein „zerrissenes Gemüth" mehr nach Einsamkeit sehnen, um sich ganz dem leidenden Ich zu überliefern, als hier vom Fluthendonner betäubt, vom Irisgürtel entzückt, den die farbenreiche Göttin um die schäumende Fluthensäule schlingt, wie der Gläubige die Strahlen der Hoffnung über die Sehnsuchtsbrücke zwischen Zeit und Ewigkeit? Aber, aber, jedes Auge sieht anders, jedes Herz fühlt anders und wo Einer vom Sturme hingerissen die Größe einer Naturscenerie bewundert und im Gefühle betet, dort bleibt ein Anderer kalt. Zu dieser Classe der gemüths- und poesiearmen Kalten gehörte auch mein Gefehrte, der weder schweigend an irgend einem Punkte durch Bewunderung sich fesseln ließ, noch in laute

Extase ausbrach und blos ein Mal sagte: „Die Fälle sind sehr hübsch.“ Die Niagara-Fälle sehr hübsch! Bei Vorlage eines neuen Musters von Delain oder sonstiger Schnittwaare hätte der Kaufmann höchst wahrscheinlich das Epitheton sehr „schön“ gewählt und ein Schaufenster von Hrn. Stewart in New-York hat ihn ganz gewiß in höhere Extase versetzt als der Fall von Niagara.

Still und traurig ist es in dieser Saison an den Fällen; die großen Hotels sind ohne Gäste und zu den größten Raritäten in den Raritäten-Läden gehört ein Käufer. Was im Sommer gemacht wird das wird im Winter verzehrt. Wäre es nicht für die hohen Preise, welche man da durch die Anziehungskraft indianischer Stickereien, photographischer Ansichten, und allerlei sonstiger geschmackvoller u. geschmackloser Galanterie-Waaren den Taschen der Gäste zu entlocken vermag, so würde es einem Kaufmann wohl nicht möglich sein, die jährlichen Auslagen und den Winterbedarf zu bestreiten.

Einst in der Jugend mit mir selbst und mit der Welt zerfallen, hatte ich öfter die tolle Idee, Kamaldulenser im Paradiese von Neapel zu werden und das Leben eines Einsiedlers auf dem hohen Kalvarienberge meiner pittoresken Geburtsstadt erachtete ich höchst beneidenswerth. War das nicht dumm? Doch liegt nicht Poesie in dieser Dummheit? Gewiß. Nun bin ich seit bald 30 Jahren einig mit mir selbst, und die Welt ist mir zur lauteren Prosa geworden und da durchkreuzte in jüngster Zeit schon oft der Gedanke das alte nüchterne Gehirn: „möchte wohl gerne die letzten Jahre des Lebens am Niagara verleben!“ In jener Winterperiode angelangt, wo dem Menschen, wenn nicht Alles, doch sehr Vieles, eitel erscheint, sind es Liebe, geistige Beschäftigung und die Reize der Natur die auf mich gleichsam einen ewig jugendlichen Einfluß üben.

Am Fuße eines Vulkans, in einem Thale eisiger Schweizeralpen, an den Niagara-Fällen, — ja da möchte ich wohl im Greisenalter leiblich vegetiren und geistig genießen! Wie würde ich da schwelgen in den Reizen des „delicaten Paradieses;“ wie würde ich die Teufel, die es bewohnen, ohne Haß und Groll sich gebahrden lassen und selbst keine Engel mir als Gesellschafter wünschen. Am Fuße eisiger Alpen, wie würde sich da das ruhige Herz erweitern, und der Schönheitssinn über das Triviale des Lebens den Geist erheben; den muntern Gemsen würden die trunkenen Blicke mit nicht weniger Freude in ihren Sprüngen folgen, als einst den graziösen Bewegungen schöner Tänzerinnen eines Ballets, und das Alpröslein und die Firnenblume würde ich an das Herz drücken, wie einst einen Blumenstrauß der Geliebten. Und an den kosenden und schäumenden Fällen, wie viele einsame Stunden geistiger Andacht würde ich da zu allen Jahreszeiten, beim hellen Sonnenlichte des Tages und beim fahlen Mondenscheine der Nächte, in mich selbst versunken, genießen! Wie würden, auf dem magischen Iris-gürtel gewiegt, die schönsten Hoffnungen meiner stürmischen Jugend wie aus einem Zauberspiegel wiederstrahlen! In den schwarzen Wolken, hinter denen sich der Mond verbirgt, sähe ich die camera obscura jugendlicher Täuschungen und aus den grotesken Eisformationen am Rand der mächtigen Cascade würde ich die Kälte herauslesen, die so viele Menschen herz- und lieblos mit einer Eiskruste umzieht und gleichgültig gegen das Weh und Elend ihrer Mitmenschen macht! Das Treiben des Luxus hätte da keinen Werth für mich und die vielen Gäste, die sich da jährlich bewegen, würden wie Marionetten vor mir vorüberziehen; nur an jene Wenigen würde ich mich anschließen, um Ideen und Gefühle auszutauschen, bei denen ich ein für große Eindrücke empfängliches Herz und einen Geist fände, der erhaben ist über das eitle Klitschklatsch des alltäglichen Lebens. Doch da träume ich ja schon wieder und Ihr könnt sehen, daß man auch im Alter noch träumen kann, und Träume sind doch so süß! —

Aber nein, nein, der Traum ist zu schön, um je noch verwirklicht zu werden; der Kopf wird mir völlig verwirrt von all dem Geträumten und das Lumpensammeln von „Greenbacks“ zieht den nüchternen Geist etwas unangenehm in das öde Gebiet der Wirklichkeit herab; das Asthma lähmt die Schwingen des alten Adlers, der von seinen Höhen herab mehr die Reize der untern Regionen zu genießen vermag und der durch die Macht der Metamorphose sein Ebenbild mit diabolischer Wollust nur noch im alten Esel erblickt und sich zuweilen im Stillen frägt: Was ist aus den Hurrahs geworden, so Tausende begeistert seinen Reden gezollt? Und was wird wohl bald aus dir selbst werden, wenn dir die (einst geflügelten) Beine den Dienst auf Collecktions-Touren versagen, und der Geist, ein Pegasus im Joch, die matten Schwingen zur Erde senken wird, ohne Kraft, sie je wieder zu wirklichen und zu idealen Höhen zu erheben? „Na, da wird sich wohl auch noch Rath finden in der rathlosen Welt.“ Was soll ich mich mit Grillen über die Zukunft plagen, der ich stets nur der Gegenwart gelebt!? Und geht es mit dem Leben nicht mehr, so erlöst ja der Tod und zögert er zu erscheinen, wenn ringsherum Alles in Nacht gehüllt, keine Hoffnung mehr beseelen, keine Liebe trösten, kein Comfort einen an Unabhängigkeit gewohnten Geist das Vegetiren erträglich machen sollte, nun dann steht ja die Pforte des Lichtes offen — der Vorhang fällt und das tolle, das rastlose Atom feiert sein Vermählungsfest im unendlichen Atomenall.

Und Du, mein Vaterland, frage ich Heimathlose in einem fremden Welttheile, du, meine geliebte Heimath, die du, noch nicht lange her, aus einem schweren Traum zu Grab erwacht, einen König zu Ofen gekrönt hast, auch Du bist alt geworden, sehr alt, und lässest dich noch immer am Gängelband führen. Träumst du denn noch zuweilen von Unabhängigkeit? Im Schlaf kömmt sie nie, im Wachen nur kannst du sie durch Handlungen erringen. Ermanne Dich! Ach, an mich längst Exilirten denkst du wohl nicht mehr und

doch liebe ich dich so sehr und wünsche sehnlichst, daß du jene Selbstständigkeit erringen mögest, ob deren Weissagung ich im Jahr 1833, durch die Censur geächtet, dich, mein Vaterland, verwirkt habe.

Brauset Ihr Fälle,
Schäumet Ihr Wogen,
Eilet in Schnelle
Hin durch den Bogen,
Ueber die felsigen Ufer gespannt.
Zeigt, daß im Aufruhr der Frieden
Nur jenem Volk wird beschieden,
Das sich im Joche zur Freiheit ermannt!

Von den Fällen fuhr ich nach Buffalo zurück und reis'te von da per Eisenbahn, via Rochester und Troy, im Staat New-York, nach Boston; dem Athen der Ver. Staaten.

Willst du den Menzel sehen, der keine Franzosen frißt, in dessen Restaurant man ein gutes Beefsteak ißt, so gehe nach 69½ Summer-Straße und du wirst dich da bald wie zu Hause fühlen. Ich selbst habe mit vieler Mühe gelernt, Ich zu sein und wo ich bin, dort bin ich zu Hause: Dove sono Io — e il mondo, das heißt auf deutsch: „wo der Papst ist, dort ist die Welt."

Gehörst du zu den unglückseligen Verstümmlern des männlichen Bartes und lassest dich rasiren, im Glauben, deine Larve dadurch zu verschönern, so trottire nach dem Parlor-Hause zu dem genialen Nolte, un excellent Friseur et parfait Gentilhomme.

Als ich nach einer ähnlichen Expedition von Sevilla die Washingtonstraße passirte, zitternd vor Kälte wie ein Espenlaub, begegnete ich da einem kräftigen teutschen Mann, dessen Schönheit nicht im Bart sich offenbart und dessen Kraft nicht im Haar sondern im Gehirn liegt, ein Mann der mehr gehaßt als geliebt wird, weil er zu den Wenigen hervorragenden Persönlichkeiten gehört, die der Dummheit und Schlechtigkeit sub nulla conditione Concessionen machen: es war Carl Heinzen. Neuenglands Athen besitzt auch ein Athenäum, mit Bibliothek und Gemälde-Gallerie. Ich wollte es besuchen, doch waren eben die Thüren für Besucher geschlossen. Man konnte mir die Ursache nicht sagen, ob es die Wintersaison mit sich bringt, in welcher der kalte Yankee förmlich zum Eiszapfen wird und sich mehr nach Brandy Cock Tail als nach Gemälden sehnt, oder ob Holz und Kohlen bei diesen schlechten Zeiten so hoch im Preise sind, daß die Herren Athener, durch Kunstferien, das Heizen ersparen wollen. Geschieht mir auch ganz recht, daß ich mit langer Nase abziehen mußte, da ich nicht schon bei früheren Besuchen der Stadt das Athenäum besucht hatte. Wenn man eben im Leben schon viel Schönes gesehen und Gutes gelesen hat, so wird man am Ende selbst gegen amerikanische Kunstgegenstände etwas gleichgültig und in gewissen Momenten hat selbst die gelesenste Kirchenzeitung und die freisinnigste demokratische Zeitung keinen Reiz für den gesättigten Geist.

In der Turnhalle gab man während meines Hierseins Eduard Devrient's Lustspiel: „Die Gunst des Augenblickes" und zwar zum Besten der durch das gelbe Fieber in Noth gerathenen Deutschen in New-Orleans. Obschon die Amateurs brav spielten und die Gunst des Augenblicks mir Gelegenheit geboten hat, den Turnverein für eine Actie der Propaganda zu gewinnen, schlug ich doch die Gunst des Augenblickes frevelnd aus und machte mich, verstimmt wie eine alte Baßgeige mit zersprungenem Resonanzboden, schon nach dem ersten Aufzug aus dem Staub, oder richtiger gesprochen, aus dem Rauch.

Um den Kunstsinn frühe zu wecken und zu nähren, werden auch Kinder zugelassen und zwar auch Kinder unter 10 Jahren, die blos 15 Cents Entree zu bezahlen haben. Babies sind bei deutsch-amerikanischen Liebhaber-Theatern überall frei und das ist auch ganz in der Ordnung; denn sollte es dem Orchester an Kraft fehlen, so kann sie durch die Altstöne der babies ersetzt werden.

Außer dem Pionier des teutschen Radikalismus, erscheint in Boston auch ein englisches Journal: „The Investigator", das dem Atheismus huldigt. Welche Kühnheit, im christlichen Affen-Athen ein antichristliches, atheistisches Blatt erscheinen zu lassen! Ach, wie gering ist noch die Zahl der freien Blätter, besonders in englischer Sprache, neben dem Schwall der religiösen Zeitungen und dem Wust geisttödtender Tractätchen. Kirchen entstehen wie Pilze, das Pfaffenthum gebahrdet sich mit jedem Jahre unverschämter, indeß die Wissenschaft, besonders in Deutschland, das ihrige thut, um endlich den künftigen Jahrhunderten den Sieg des Lichtes über die Finsterniß zu bereiten. Das ist eine schwere, fast unmöglich scheinende Aufgabe und dennoch wird sie, muß sie endlich gelöst werden, kraft des dem Menschengeschlechte inhärirenden Nothwendigkeitgesetzes der geistigen Entwickelung und Progression.

Boston ist eine der schönsten Großstädte der Ver. Staaten. Auf einer sumpfigen Ebene gelegen, im Hintergrunde von Bergen bekränzt, haben sich hier, in den zwei letzten Dekaden, die herrlichsten Straßen gleichsam aus den Fluthen erhoben, und über nicht lange hin, wird man sich blos sagen, daß dort, wo Paläste stehen und das Dampfroß nach allen Richtungen hinjagt, Nichts wie Wasser war, auf einem Terrain von mehren Meilen. Ein rastloser Geist, dieser Yankee-Geist, dem Nichts zu schwer und Nichts zu ferne ist und da es noch gar nicht lange her ist, daß man zu Salem die letzte Hexe verbrannt hat, darf man wohl auch erwarten, daß eine Zeit kömmt, wo man den Glauben an eine Dreieinigkeit, an eine Gottheit Christi, an Auferstehung und Himmelfahrt, an Gott und Teufel eben so belächeln wird, wie den kindlichen Glauben an Hexen und an Gespenster. Jedes Jahrhundert schwemmt Etwas von dem ursprünglichen Irrthum hinweg, und die

Jahrtausende verbergen in ihrem finstern Schooß der Zukunft ein größeres, ein intelligenteres, ein edleres Geschlecht als das jetzige, wenn anders nicht früher im großen Welten-Billiardspiele durch irgend eine gewaltige Carambole der Erdball in Chaos und Trümmer fällt, Mensch und Maus begräbt, und selbst keine Geschichte zurückläßt, von dem was einst gewesen. „Verwesen;" in diesem Wörtchen liegt das All begraben und der ewige Wechsel ist das Weltgericht.

Zu Springfield, Mass. hatte ich wieder Gelegenheit, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen. Daß ich das freundliche Lächeln der Hausfrau im United States Hotel und die Zuvorkommenheit des Hausherrn mit zu dem Angenehmen rechne, ist selbstverständlich. Mag man es sich gefallen lassen, in amerikanischen, und sogar deutschen Hotels blos beim Mittagstisch eine Serviete vorzufinden und des Morgens und des Abends mit dem Sacktuch sich die Schnauze putzen zu müssen; mag man sich geschmortes Kuhleder für beefs-steak als Augenweide gefallen und kalte, zähe buck wheat cakes kredenzen lassen, die in Molasses schwimmen müssen, um den Weg nach dem Magenkanal zu passiren; mag man sich stoisch in die Laune einer Gans von Aufwärterin fügen, wenn es ihr zu gebieten beliebt: take an other seat, this is taken; so werden doch diese häufig vorkommenden Schattenseiten amerikanischen Hotellebens durch Nichts so sehr in den Hintergrund gedrängt, als wenn ein Wirth sich im Vordergrund lümmelhaft aufbläht, die Gäste kaum eines Blickes oder Wortes würdigt und sich für den König der Thiere hält, die er für hohen Preis in seinem republikanischen Souverainetäts-Stalle füttert.

In Gesellschaft des Fresco-Malers Wiese nach dem Arsenale gefahren. Während des Krieges waren da 2080 Arbeiter beschäftigt, vor Kurzem 1000 und jetzt hämmern und feilen nur noch 100 an christlichen Mordinstrumenten. Ist das nicht ein erfreuliches Zeichen des Friedens? Ist es nicht vernünftiger, Pflüge zu fabriziren als Gewehre? So lange es aber noch Unvernunft und Brutalität geben wird, wird man auch Gewehre machen müssen, und nur der Civilisation ist es vorbehalten, mittels des Segens der Chemie, Kanonen, Zündnadel-, Chassepot- und Needham-Gewehre, entbehrlich zu machen und sie mit allerlei Höllenmaschinen zu ersetzen, die ganze Armeen niederschmettern und Städte wie Kartenhäuser in Brand stecken. Ein großer Fortschritt auf der Bahn nach dem tausendjährigen Weltfrieden (lachet nicht!) wäre es, wenn man vorläufig (erschrecket nicht!) mit solchen Menschen die Hofburgen der Monarchen in die Luft sprengte, nebst Inhalt der hohen Herrschaften, die stehende Heere bedürfen, um sich auf dem Thron und die Völker im Joch zu halten. Entsetzlicher Gedanke! und dennoch ein sehr frommer Wunsch, wenn man die mörderischen Kriege in Anschlag bringt, die von Moses bis zu Tamerlan, von Attila bis zu Napoleon geführt wurden. Man bezimmt exempli causa in Einer Nacht in Paris, Wien und Petersburg. — Der Fall dieser heiligen Trias würde einen solchen Knalleffekt machen, daß der heilige Vater zu Rom und sämmtliche Duodez-Menagerie gekrönter Affen Reißaus nehmen und in fremden Welttheilen Schutz suchen würden. Die Burschen gäben ganz gewiß die besten Demokraten von der Welt, und würden sich nie wieder nach ihrem Throne sehnen.

Neben dem Arsenal ist so eben die Residenz eines reichen Amerikaners im Bau, wo Herr Hahn die Fresco-Malerei besorgt. Der Nabob kann da eine herrliche Aussicht auf Hügel und auf Berge genießen, wenn er anders Sinn hat für das Schöne der Natur. Derselbe begann seine Laufbahn als Maurer-Junge — verkaufte dann Candies auf der Straße, machte später selbst Candy und wurde durch Candy so reich, daß er sich jetzt ein Haus baut, welches auf die runde Summe von 100,000 Dollars zu stehen kömmt. Throne sind eine Nuisance und Paläste neben Hütten lassen auf dem Wege des Fortschrittes noch gar Manches zu wünschen und zu reformiren übrig.

Springfield hat ein hübsches, sehr zweckmäßig gebautes Opernhaus, das 1500 Personen faßt. Ich hatte das Vergnügen Il Trovatore zu sehen. Die Dame La Grange und Philips und die Herren Brignoli und Randolfi waren die Sterne des Abends. Das Orchester war sehr brav. Das Publikum elegant.

Nach der Oper einen deutschen Ball besucht, im Lokale der Herren Eyan und Markle. Ein Preuße würde da gesagt haben: es ging da ganz gemüthlich her. Und so war es, in der That. Es wurde bis 5 Uhr Morgens getanzt und auch ich war in Arkadien geboren, hab' mir trotz Asthma einen Walzer auserkoren; aber — daß sich Gott erbarme (wie der Oesterreicher sagt), wie ganz anders fühlt man beim Tanzen, wenn man noch jung ist! Alles hat seine Zeit — das sind so die letzten Zuckungen des Vergnügens, wenn ein 67ger in die 68 hinein tanzt und nach einigen Touren das Trema in die Glieder bekömmt. Das aber ist nichts weniger als gemüthlich; das ist ganz miserabel; denn „beim Teufel ist der Spiritus!"

Der Mensch hat so seine Liebhabereien und ein großes Glück ist es für das Ebenbild Gottes, daß es sich selbst, in der Regel, für die größte Liebhaberei hält. Einer liebt die Jagd, der Andere die Musen; Dieser Weib, Wein und Gesang, Jener das Waffenspiel. Einer mißt den Lauf der Gestirne; Andere sammeln Käfer, Kräuter, alte Münzen, Mineralien u. s. w. Maler Hoffmann zu Springfield findet seine Liebhaberei an Muscheln. Seine Sammlung ist gewählt und sehr interessant. Aus seiner Bibliothek verehrte er mir eine Antiquität, die als Verfasser den Namen Corwin an der Stirne trägt. Einer von jenen Wenigen, die gegen Superstition und Dummheit kämpfen, ihr Licht eine Weile leuchten lassen und einen Saamen

ausstreuen, die nicht ganz ohne Früchte bleibt. Dieser Corwin ist gewiß Wenigen bekannt und es soll mir ein Vergnügen sein, die Leser der Fackel durch Auszüge des Buches mit des Verfassers Geist vertraut zu machen. Das Gute ist nie zu alt, um es zu copiren und nicht Alles was neu und original, ist auch zugleich gut, dem Fortschritte entsprechend und werth, copirt zu werden.

Auch „Jean Meslier" ist mir einst als Antiquität zugekommen. Ein fürchterliches Buch für Priester und Pfaffenknechte; aber ein Schatz für freie, selbstständige Menschen. Drei Auflagen in deutscher Uebersetzung haben dem „gesunden Menschenverstand" jenes seltenen Pfarrers — der es am Todtenbett bereut, das Christenthum gepredigt zu haben — unter den Deutschen in Amerika viele Freunde erworben.

Der Geist der Individuen wird zum Geist der Völker und Das ist die einzige Unsterblichkeit auf glaubwürdiger Basis.

Die Städte, welche ich auf der Reise von Boston nach New-York passirte, namentlich: Hartford, Norwich New-Haven und Bridgeport, im Staat Connecticut, sind sehr schön und rührig. Die Scenerien sind anmuthig; der Boden ist steril und die kleinen Parcellen, mit Steinen eingefriedet, contrastiren seltsam mit den unübersehbaren Prärien des Westens. Diese produciren durch Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht den Nationalreichthum, indeß die Neuengland-Staaten durch Fabrikwesen das Ihrige beitragen. Neben dem Reichthum Einzelner wird da, leider, der Arbeiter an der Maschine beinahe selbst zur Maschine. Die heterogenen Interessen dieser verschiedenen Staaten durch gesetzlichen Schutz in Harmonie zu bringen, ist keine leichte Aufgabe der Staatsökonomie. Wie sich die Souverainetät der einzelnen Staaten durch Secession und Bürgerkrieg als gefährlich erwiesen hat, so kann auch Sonderbündelei und Bevorzugung einzelner Staaten kein Segen sein für die allgemeine Freiheit. Erfahrung wird wohl das Volk endlich belehren, daß die Republik eine Einheit, nur diese souverain sein und der monarchische Rattenschwanz, „Präsident" genannt, abgeschnitten werden müsse, um dem gewaltigen Umsichgreifen der Corruption Schranken zu setzen. Die Amerikaner in den Vereinigten Staaten sind keine Mexikaner und wer da bei dieser Masse von politischer Intelligenz und den unerschöpflichen Resourcen des Landes, der gegenwärtigen gefährlichen Krisis wegen, auf einen baldigen Fall der Republik schließt, der hat die Rechnung ohne Wirth gemacht.

Hier wäre ich denn wieder zu Gotham, in der Weltstadt New-York und habe mein zeitweiliges Standquartier von circa einer Woche bei dem freundlichen Herrn Friedrich Diez, im Prescot-Hause, aufgeschlagen. Wenn Einen alle Anwandlungen von Leidenschaften, Passionen, Eitelkeiten und Thorheiten verlassen haben und, bei gesundem Gehirn, nur noch ein gesunder Magen den hohen Werth der Gourmandie, im Bereich der Küche und des Kellers, zu würdigen versteht, so ist es wohl kein Wunder, wenn man scherzweise den Wunsch äußert, den Rest des Lebens in der erhabenen Rolle eines Stiefelputzers im Hotel Diez glänzend verwichsen zu wollen, um da lukullisch zu essen und horazisch zu trinken; versteht sich, mit Vorbehalt, als souverainer Bürger, mit gewaschenen Händen und hübsch gedreßt, an der Tafel sitzen zu dürfen. Wäre Das nicht ein Leben ohne Sorgen? Kann es denn auch in esthetischer Hinsicht etwas Glänzenderes und Leichteres geben, als Stiefel putzen? Könnte ein Dichter, ein Reformer in solcher Situation nicht so ganz gemüthlich u. gemächlich auf seinen Lorbeern ruhen? „Gott hat uns diese Muße gemacht", sagte Virgil's glücklicher Schäfer. „Gott hat Alles gut gemacht und wunderbar ausgeführt", würde der gefeierte Stiefelputzer ausrufen auf seinen Lorbeern in der piquanten Beize von Hirschbraten und anderen animalischen Delikatessen, mit Hochheimer und Tokayer-Wein.

Der Hirsch wurde des Menschen wegen erschaffen — und der Mensch des Wolfes wegen, sagten die Wölfe, als sie sich auf einem Schlachtfeld mit den Cadavern der Todten regalirten. Ist die Erde etwas anders als ein temporäres Asyl für wechselseitiges Auffressen? Und was sind große Städte? Lasterhölen, in denen die Tugend darbt; Irrenanstalten, wo die Mode Jung und Alt zu Narren macht; Carousels, in denen Einer den Andern niederrennt, übervortheilt und ausbeutet; wo Pferde geschunden werden und viele Menschen vor der Zeit sich zu todt reiten. Für Pferdeschinderei hat die Civilisation der Christen Omnibus- und Leihställe erfunden, für das „Sichzutodtreiten" Prostitutionshäuser. Was der Treiber für Pferde, das ist Black Crook für junge Leute — Jene und Diese übertreiben und senden ihre Opfer nach dem Schindanger und dem Friedhof. —

Wer sich eine richtige Vorstellung von Pferdeschinderei machen will, der gehe bei heftigem Schneesturm nach dem Broadway und der Bowery und sehe, wie man die mit Herren und Damen vollgestopften, sechsspännigen Schlitten durch die Schneebarrikaden spedirt — und wer dabei das Herz eines Türken im Busen hat, der wird seufzen über die Barbarei der Christen.

Als ich da Betrachtungen anstellte über Thierquälerei und Menschenschinderei fühlte ich mich plötzlich am Arm erfaßt und eine unbekannte Stimme flüsterte mir in's Ohr: „ich bin Asmodeus — komm und folge mir." Was, sagte ich, du der hinkende Teufel, der mich in der Jugend oft versucht und zu manch' gefährlichem Liebesabenteuer verführt hast, du verfolgst mich selbst im Alter noch? „Ich bin's u. schwör es dir bei meiner Krücke — magst du auch ein moderner Ahasverus, heute da und morgen dort sein, Ubiquität kömmt blos mir zu und ich trete mit Gott und dem Satan in die Schranken, wo es gilt, in das geheimste Versteck der menschlichen Gedanken und Handlungen einzudringen. Du wunderst dich über die Herzlosigkeit der Menschen, bedauerst die Gäule, die erschöpft im Schnee zusammenstürzen und quälst

dich doch selbst, indem du bei Kälte und Schneegestöber die lumpigen Thaler für deine Fackel collectirst, die ja doch nur ein Lämple ist unter den vielen Kirchenlichtern. Blase sie aus — laß die Narren Narren bleiben und entschlage dich des fernern Gedankens eines geistigen Fortschrittes. „Ha, hinkender Verführer, hebe dich weg von mir und spotte nicht! Mit grinsendem Lächeln fixirte er mich mit seinem rothen feurigen Auge und sprach: „an dir ist Hopfen und Malz verloren, du wirst nie und nimmer lernen mit dem Strome schwimmen und nicht aufhören gegen die Dummheit der Menschen zu kämpfen, bis du, da den gequälten Pferden gleich, erschöpft hinstürzen wirst, Vielen zur Freude, Wenigen zum Bedauren, Keinem zu aneiferndem Beispiel. Hebe dich weg von mir, sage ich, und laß mich allein. „Ei, ei, ei, du eigensinniger Alter, sprach er nun mit freundlichem Lächeln, ich weiß ja, daß du dich nicht irre machen lassest auf deiner eingeschlagenen dornigen Bahn; erlaube mir denn blos, daß ich dir in diesem Bedlam eine Weile als Führer diene und dich, nachdem wir uns kraft meiner Zauberformel, werden unsichtbar gemacht haben, mit den Situationen eines Menschen bekannt mache, der dir auf's Leben ähnlich sieht. Entschließ dich denn; der Streifzug durch einige Straßen von Gotham soll dich nicht reuen." Wohlan ich folge dir. Wie eine Feder erfaßte er mich nun, setzte mich auf seine Schulter, und indeß wir, der irdischen Form entrückt, Alles um uns herum sahen und hörten, zogen wir ungesehen von Andern über den Strom der Weltstadt hin, der unter uns brauste und tobte.

Dem Broadway entlang hielten wir wenige Schritte vor der Tammany-Hall an der Frankfurt-Straße vor den Fenstern eines deutschen Wirthshauses, wo der Wirth eben in einem Kalender von 1837 blätterte, als ein junger Mann in Begleitung eines Negers, der dessen Koffer aus einen am Castle-Garden landenden Emigranten-Schiff auf einem Schubkarren herschleppte, eintrat und mit imponirender Stimme sprach: Geben Sie diesem Neger einen Viertel Thaler und lassen Sie mich ein Zimmer haben, wenn möglich ein Zimmer für mich allein. „So weit haben wir Deutsche es in New-York noch nicht gebracht, daß wir Reisenden in unseren wenigen Boardinghäusern ein Extrazimmer geben können; da sind mehre Betten in Einem Raum aufgeschlagen und damit werden Sie sich wohl auch begnügen müssen, falls Sie in einem deutschen Hause logiren wollen." Nun, ländlich sittlich, erwiderte der Fremde, ich bleibe. Der Neger ging mit seinem Quarter und der Reisende hielt mit Einem und zwar dem letzten Kreuzer in der Tasche seinen melancholischen Einzug in dem Kasernenraume, mit sechs Betten. Die Ideale zerronnen wie eine Seifenblase, sprach der Fremde zu sich selbst, der süße Traum von häuslichem Glück dahin, arm wie eine Kirchenmaus stehe ich da, hinausgeschleudert, nur reich an Muth und Hoffnung. Nachdem sich der „arme Teufel", den mir Asmodeus als einen Poeten zu erkennen gab, rasch in Gala geworfen, einige Bücher in die Tasche gesteckt und den Wirth nach dem Laden des Buchhändlers R. gefragt hatte, trottirte er dahin nach der Pearlstraße. Wir folgten seinen Schritten und hörten bald, wie sich der Fremde dem Buchhändler als Schriftsteller introducirt und frägt, ob er sich nicht durch Beiträge bei irgend einem Zeitungsschreiber ein Honorar verdienen könne. — Was fällt Ihnen ein, sprach der Buchhändler, hämisch lächelnd, bei uns Deutschen in Amerika kennt man weder Schriftsteller noch Honorar. Einige pennsylvanische Landzeitungen, die New-Yorker-Staatszeitung und die Alte und Neue Welt in Philadelphia, das ist Alles, was die deutsche Literatur hervorbringt. Uebrigens sind Sie gerade zur rechten Zeit gekommen. Die Alte und Neue Welt sucht einen Redacteur und ich glaube, daß Sie die Stelle erhalten werden. Reisen Sie sogleich dahin. Da Sie sagten, daß Sie ohne Geld sind, will ich Ihnen 5 Dollars vorstrecken, womit Sie den Wirth bezahlen und die Reisekosten bestreiten können. Wie verklärt verließ der arme Poet den braven Buchhändler, fuhr nach Philadelphia und erhielt die Stelle als Redacteur des Wochenblattes, mit 8 Dollars per Woche Gehalt. Vierhundert Dollars per Jahr — welch ein Glück für einen deutschen Literaten in Amerika, mit Einem Kreuzer in der Tasche!

Nun, sprach Asmodeus, wollen wir uns im Geiste nach dem Jahr 1843 versetzen und ein deutsches Boardinghaus in der Williamstraße besuchen. Sehen Sie dort, das schöne junge Weib, mit einem kleinen Mädchen auf dem Schooße, sie wischt sich eben eine Thräne vom Auge, da ihr Mann seine Uhr nach dem Versatzamt trug, um für eine Woche Board zu bezahlen. Und wer ist denn der arme Mann, frug ich, der im Land der Freiheit zum Pfandhaus seine Zuflucht nehmen muß? Er ist ein Volksredner, der jeden Sonntag Abend in der Militär-Halle einen Vortrag hält und das Pfaffenthum verdonnert. Dafür erheben seine Anhänger, ein geringes Häuflein, eine Collekte, die aus Kupfer-Centen besteht und nicht ausreicht, um eine Woche Board zu bezahlen. Armer Coridon! Doch bald vermehrte sich das Häuflein und passirt man an Sonntagen die National-Halle, in der Canalstraße, so hört man das Beifallklatschen von mehr als 1000 Personen, die sich da in ihrem rationalistischen, antikirchlichem Eifer versammeln. Da werden wohl bald die Kirchen leer stehen — sprach ich zu meinem Führer — der mit teuflischem Lachen erwiederte: „Alberne Hoffnung — gegen die Dummheit kämpfen in diesem Jahrhundert der Christen selbst die Götter vergebens." Ich seufzte und ließ mich weiter spediren. Wir wollen nach der Pearlstraße gehen und dort in einer deutschen Bierkneipe einkehren. Auf dem Wege dahin erzählte Asmodeus, wie der Ex-Redacteur und Volksredner seine Stelle als Redner resignirte, da man ihm den Vorwurf machte, daß er an Gott und Unsterblichkeit glaube und ein Pfaffe sei, so schlecht wie die andern, gegen die er zu Felde zieht; wie er nun aus purem Hunger gezwungen war, eine Kneipe zu eröffnen, wohlwis-

send, daß die Deutschen in Amerika gewöhnlich sehr viel Durst haben. Da sind wir denn. „Sehen Sie diese zwei Stuben, wie gefüllt sie sind! Lauter Arbeiter, Communisten, die nach den sonntaglichen Vorträgen diese Kneipe besuchen, „Plutzerbier" trinken und mit Klavierbegleitung heitere Lieder singen." Da gab es also noch kein Sonntagsgesetz? „Nein, da waren noch die Demokraten am Ruder, die für die Trinkfreiheit der Weißen fechten, und sich um die Sklaverei der Schwarzen nicht bekümmern." Ja, ja, so war es in der That. Asmodeus schmunzelte und sprach: „Nun will ich Sie auch mit den hervorragenden Persönlichkeiten der New-Yorker Communisten, unter dem Führer Hermann Kriege, bekannt machen. So eben sitzt er im Lesezimmer der Kneipe am Klavier, vertieft in einer Sonate von Mozart. Ein Mann von glühender Begeisterung, mit einem Herzen voll Liebe, vom Wunsche beseelt, die Menschheit zu beglücken, der kaum mit den Zehen die Erde berührend stets in idealen Welten schwebt, kann sich auch in der Musik nur in erhabenen, ernsten Tönen gefallen. Aber er darf mir nicht entwischen; auf ihn habe ich es ganz besonders abgesehen; denn Nichts kann einem Teufel mehr verhaßt sein, als der Idealismus eines Menschen mit reinem Gemüthe. „Ja, ich schwör es, ihn, den Bravsten der Braven, zu verderben; indem er von Täuschung zu Täuschung gestürzt über das erbärmliche Menschengeschlecht endlich den Verstand verlieren und im Irrenhause für sein Utopien büßen soll." Schrecklicher, Feind des Edlen und des Schönen, Du wagst es, mir das zu sagen, der ich selbst noch den besseren Glauben an die Menschheit nähre und einen geistigen und socialen Fortschritt hoffe. „Ja, ich wage es, da ich Nichts von Dir zu fürchten habe, den ich ebenfalls zu den Narren des 19. Jahrhunderts zähle." Abscheulicher! „Wohl, Nichts für ungut, Sehen Sie dort in einer Ecke einen jungen Mann, Hrn. B., der eine Ausnahme von der Gesellschaft Baron ist, dabei exaltirter Communist und Nichts trinkt wie Grog und Punsch. Er brachte eine große, werthvolle Bibliothek über den Ocean und da ich auch ihn mir als Opfer auserlesen habe, verkaufte er ein Werk nach dem andern und investirt das Geld in geistige Getränke, indeß seine Gattin, die Frau Baronin plebejischer Abkunft, ein ganz braves Weibchen, sich und ihren jungen Weltbeglücker mit der Nadel kümmerlich ernährt. Bummeln ist der Abgrund, in welchen ich ihn gestürzt habe und — Selbstmord wird sein Ende sein." Armer, guter Baron! Abscheulicher, hinkender Satan!

Auf das Kanapee hingestreckt sehen Sie dort ein anderes Original, Herrn A., der sich als Socialist gefällt, und die Doctrin Jesu als den Urborn der Liebe und die Basis aller Freiheit verehrt. Ein ganz gemüthliches Haus, das ich seinem natürlichen, allmähligen Verfall überlassen will. Neben, eine Havanna rauchend, sitzt Herr R., ein junger Adeliger, ein Mensch von gutem Herzen; mittelmäßiger Bildung u. ohne Einfluß; neben ihm der brave L., vom Shakespeare Hotel.

Im Kneipzimmer sitzen drei kräftige Proletarier der Faust, die sich über die Colonie berathen, die sie im Westen als Pioniere zu gründen beabsichtigen, um der Welt zu beweisen, daß der Communismus nicht nur möglich, sondern alleinseligmachend auf Erden sei. O, der ungeschulten Affen! Dieser L. und seine Trabanten! Zieht nur hin als Pioniere; als Bettler an Geld, doch reicher an Verstand sollt Ihr zurückkehren, das habe ich euch geschworen! Die übrige communistische Gesellschaft, in der die Schneider, wohl in Folge des vielen Sitzens, die rabiatsten und fussisant'sten sind, schwört in des Meisters Worte, glaubt an keinen Himmel jenseits, und wäre bereit, Jeden als einen Feind des Fortschritts, zu verbrennen, der über die Ausführbarkeit der „Güter und Weibergemeinschaft" den geringsten Zweifel zu äußern wagte.

Der Kneipwirth in der Pearl-Straße ci devant Rationalisten-Redner, machte so gute Geschäfte, daß er sich veranlaßt fühlte, ein großes Haus zu miethen u. ein deutsches Hotel zu etabliren. Der Plan war gut; doch fehlte es am Nervus, um das Haus (98 Duane-Straße) gehörig zu meubliren. Meubles, Carpets, Bettzeug, Getränke, Alles wurde auf Credit gekauft. Die Communisten blieben weg, theils weil der Wirth am Himmel des Comunismus zu zweifeln wagte, theils weil es ihnen im neuen Lokal zu elegant, zu wenig gemüthlich war. Das Billiard zog Müßiggänger an, die meist „auf die Kreide" bummelten, und ein Chor von relegirten Studenten, Musikanten, vacirenden Kaufmannsdienern und verbummelten Advokaten, das sich da eingenistet hatte, bezahlte Eine Woche für Kost und Wohnung und ließ sich nach drei oder vier Wochen hinauswerfen. So war es denn mit dem Wirth, dem Exreformator, „bald so weit gekommen, daß er wahnsinnig geworden, oder sich umgebracht hätte, würde er sich nicht ermannt und sein Leben durch eine Reise nach Europa gerettet haben."

Das war wohl auch dein Werk, du Schrecklicher, sprach ich zu meinem hinkenden Führer.

„Gewiß, stöhnte Derselbe: ich will dich zwar nicht unbedingt vernichten; doch sollst du mir als Spielball meiner Laune dienen.

Sehr gnädig; doch sage mir, was ist aus der schönen Frau geworden, der Gattin des Volksredners, der Wirthin von der Duane Straße?

„Ach, das arme Weib; ich sah sie bei meinen Wanderungen in einer Dachstube Cattun-Hemden nähen, für zehn Cents per Stück, ihr kleines Mädchen an der Seite und zwar — total erblindet. Ein Mal sah ich da einen jungen Ehemann, der ihr den Hof und vergebene Anträge machte, um sie des sauren Hemdenähens zu entheben. Ein anderes Mal traf ich da einen ältlichen Amerikaner, der sie vergebens persvadirte, sich auf der Bühne als Tänzerin zu qualificiren. Endlich begegnete ich dort zwei Herren, die sehr viel Antheil an ihrer Lage nahmen und ihr bessere Beschäftigung u. ärztliche Hilfe für das Kind zu verschaffen,

versprochen haben; aber – die Helfer in Noth ließen sich nicht wieder sehen; eben so erschien auch Keiner von den Hurrahschreiern ihres Mannes, um zu helfen."

Das ist hart, sehr hart.

„Gewiß, und ihr Mann auf Reisen wußte Nichts von dem Elend und lebte zur selben Zeit, fetirt in seiner Heimath, in dulci jubilo."

Das ist hart, sehr hart. Genug, genug Satan, du hieltest mir einen Spiegel vor, in dem ich mich deutlich selbst erkenne; habe genug gesehen, genug gehört und ich beschwöre dich, mich meines Weges gehen zu lassen und mich künftig mit deinem Haß sowohl wie mit deiner Gunst zu verschonen. Sprich, Entsetzlicher, willst du das?

„Dein Wunsch sei dir gewährt; Zieh' hin in Frieden und sei glücklich!"

Als ich von seiner Schulter herabstieg, rieb ich mir die Augen, wie aus einem Traum der Vergangenheit erwacht, und sah, daß ich mich vor der Marmorfront der New-Yorker-Staatszeitung befinde. Ich gehörte wieder mir ganz an, freute mich der Wirthsrolle und des Teufels los zu sein, kaufte mir eine Nummer der Staatszeitung, zog mich auf mein Zimmer zurück und — las. Was? Nun, die Staatszeitung. Ich nahm sogar die Scheere zur Hand, schnitt einige Piecen heraus, um sie für den Streifzug zu benutzen; um den radikalen Lesern Gelegenheit zu geben, sich mit der Politik unseres würdigen Präsidenten zu versöhnen, der Negromanie zu entsagen und den besiegten Rebellen die verwirkten politischen Rechte großmüthig wiederzugeben. Auch die Zahl der Frauenzimmer, die sich in New-York mit der Nadel ernähren, die Zahl der Mordthaten, und sonstiger in der allerchristlichsten Republik cursirender Verbrechen wollte ich, mit Angabe der Quelle, mittheilen; aber siehe da, Asmodeus stahl mir die herausgeschnittenen Papierstreifen und so weiß ich denn auch gar nicht, was ich über die Weltstadt Interessantes schreiben soll.

Welch' reichen Stoff böte nicht das L..ter? Das englische sowohl wie das deutsche; aber das heillose Wetter, die grimmige Kälte fesselte mich an das warme Zimmer, aus dem mich selbst eine deutsche Künstlerin, deren Namen ich, leider, vergessen habe, nicht herauszuziehen im Stande war; obwohl sie durch ihre Leistungen, nach den Worten eines Reporters, das Publikum förmlich in Fesseln schlug. Armes gefesseltes Publikum! Den glücklichsten Ehemann umschlingen blos Bande; das kunstliebende Publikum läßt sich durch Madame Thalia sogar in Fesseln legen! Fräulein Janauschek war es nicht. Diesen Namen vergeß ich nicht so leicht; denn ich hatte Gelegenheit, sie zu sehen und wer Geschmack, wer Liebe für die Kunst besitzt und sie spielen sah, der vergißt sie gewiß nie und selbst ihren Namen nicht leicht, so slavisch er auch für ein deutsches Ohr klingen mag.

Ob sie eine Jüdin? Das ist die große Frage, von Seiten des Publikums. Armes Publikum, was ist denn daran gelegen, ob eine Künstlerin von jüdischen oder christlichen Eltern abstammt? O, des erbärmlichen Vorurtheils, der Einseitigkeit und Bornirtheit, denen man oft, selbst „in guter Gesellschaft", zu begegnen hat!

Auch die eleganten Prostitutionshäuser und Kirchen gäben interessanten Stoff zu psychologischen Genre-Bildern; aber als angehender 68ger darf ich Jene u. als Bekämpfer des Christenthums Diese nicht besuchen, ohne mich zu blamiren.

Hätte ich gewußt, wo Herr Weitling wohnt, der große Socialist und Weltbeglücker, dessen „Republik der Arbeiter olim 7000 Abonnenten zählte, um über ein Kleines durch prakt. Versuche, Fiasko zu machen, hätte ich ihn sprechen können, so würde ich über die armen Einwanderer und das Leben im Castle-Garden, so auch über seine Knopflochmaschine interessante Data liefern können zu besonderer Erbauung seiner Collegen, der communistischen und socialistischen Schneider, und sonstiger Arbeiter per excellentiam, die — durch Demagogen verdorben — der höhern Bildung und den Rechten des Kopfes Hohn sprechen.

Das Individuum verliert sich so sehr in dem wogenden Menschenstrom, des Stoffes giebt es hier in der Weltstadt so viel, daß ich betäubt vom Geräusch völlig satt wurde, ehe ich noch zugriff, um ihn zu bearbeiten. Eines Besuches muß ich noch erwähnen, den ich einer deutschen Dame von echtem Schrot und Korn, das heißt, von Geist und Gemüth, gemacht habe, Frauen Kreischer, die vor einigen Jahren, auf einer Vergnügungsreise in Minnesota, den Fackler in seinem idyllischen Plätzchen „unter den zwei Eichen" besucht hatte. Ihr Gatte unterstützte Alles, was ich seit Jahren schrieb und herausgegab und gehört zu jenen Wenigen, die wahrhaft radikale Principien nach ihren besten Kräften fördern. Dieser flüchtige Besuch, im East-Broadway, gewürzt durch heitere Gespräche und echten perlenden Champagner, soll im Kranze meiner Erinnerungen ein perennirendes Memento bleiben!

So gerne ich auch im Broadway einige Mal auf und ab spaziere, Schaufenster und schöne Damen Revue passiren lasse; so athme ich doch stets freier, wenn ich das Babel im Rücken habe und bei der Tante in Newark allmälig wieder zu mir selbst komme. Aber wer ist denn diese Tante? Ei, was am Namen gelegen! Sie ist eine energische, grundgescheidte Frau, die im Bereich der „freien Liebe" nicht die erfreulichsten Erfahrungen gemacht, dabei Nichts an ihrem Werth als Weib verloren, und vernünftig genug ist, an der Wahrheit festzuhalten, daß Liebe allein das Sakrament der Ehe sein kann und der Mangel derselben sie entwürdigt und zur Trennung, Weib und Mann, vollkommen berechtigt.

Im Sommer 1848, von meiner Kur-Reise aus Europa zurückgekehrt, etablirte ich mich alsbald zu Newark und verlebte da, als deutscher Winkel-Advokat und Sprachlehrer, zwei recht angenehme Jahre; doch der innere Drang, die erloschene Fackel wieder anzuzünden, bewog mich nach Baltimore überzusiedeln und dort mit Wort und Schrift den

Kampf gegen das Pfaffenthum fortzusetzen. Ich fühle mich denn in diesen beiden Städten stets zu Hause, um so mehr, da ich endlich hier mit besserem Erfolge wirken und angenehmer leben konnte, als unter den Auspicien des Teufels in New-York.

Newark, circa 20 Meilen von New-York entfernt, ist zur Großstadt herangewachsen, in welcher das deutsche Geschäfts-Element stark vertreten ist. Die Straßen der Stadt sind regelmäßig und breit; die Lage sehr anmuthig. Besonders schön ist die Fahrt per Dampfboot von hier nach Staten Island und New-York.

Durch eine Straßen-Eisenbahn verbunden mit Newark ist eine andere sehr hübsche Stadt von Jersey, Orange. Bei einem Landsmann, Hrn. Mohor, war ein Glas Tokayer eine jute Labe Jottes. Nachdem ich daselbst den Abonnenten meinen Besuch abgestattet u. per Schlitten in Newark nach Schalk's Brauerei fuhr, welche da die größte ist und stets gutes Bier liefert, auch in der Wachstuchfabrik des Hrn. P. Nenninger, der Propaganda wegen, einsprach — und zwar nicht vergebens — fuhr ich nach Philadelphia, der Stadt der Bruderliebe. Von Bruderliebe findet man jetzt eben so wenige Spuren wie von den wailand breitgerandeten Filzhüten und mausfarbigen Schwalbenschwänzen der orthodoxen Quäcker.

Ich habe dieses Mal in Rullmann's Hotel, in der Race-Straße, gewohnt. Trotz der comfortablen Zimmer und des guten Tisches wird das Haus wenig besucht. Rullmann ist eben kein Schwabe, sagte mir Jemand. Um in Philadelphia in einem deutschen Geschäft guten Erfolg zu haben, muß man Schwabe sein. Es lebe die deutsche Einheit!

Es war in der Race-Straße, wo ich vor 30 Jahren im Schiller-Hotel meine erste Wohnung, hoch oben in einer Dachstube, aufschlug und mich glücklich fühlte. Es war in diesem Hotel, wo ein verkommener Buchhändler-Commis, Namens Kroll, der mit mir die Fahrt über den Ocean machte, mein Tintenfaß geborgt hat, um im „Demokraten" gegen mich, den Redacteur der „Alten und Neuen Welt", einen Schmähartikel über Stappel zu lassen. Ihm waren bald, als politische Opponenten, die hochtrabenden Herren „Demagog Franz Grund" und „Buchhändler Kiderlen" gefolgt, um mir recht bald einen Vorgeschmack zu geben von dem erhabenen Standpunkt der Gerechtigkeitsliebe und Moral der Partei-Presse dieses freien Landes.

Der talentvolle, grundlose Grund ist todt, Kroll ist längst gänzlich verludert und der Name Kiderlen, olim als Tambour Freit in der deutsch-amerikanischen Journalistik bekannt, ist verschollen und sein in vana spe angefertigter Consular-Frack hat den diplomatischen Weg aller alten Kleider auf den Trödel, oder Straßenkehricht gefunden. Möchte wohl wissen, ob das giftige Männchen noch lebt. Die Alte und Neue Welt und die National-Zeitung sind längst zu Grabe getragen. Der Demokrat existirt noch. Auch sein Gründer, Herr Wollenweber, lebt noch und beschäftigt sich eben mit einem Werke über „die Deutschen in Amerika." Als Oppositionsblatt des „Demokraten" erscheint jetzt „die freie Presse" — beide tägliche Zeitungen mit großer Circulation.

Philadelphia mag wohl hunderttausend deutsche Seelen beherbergen; aber die meisten dieser Seelen sind geistlos, deren höchster Flug bis zu den Spitzen der Kirchthürme reicht, philiströs und ohne Gemeingeist. Selbst die Bühne vegetirt noch im Stadio der Mittelmäßigkeit.

Doctor Schmöle hatte den großen Plan, in der Nähe von Philadephia eine deutsche Fabrik- und Handelsstadt zu gründen. Aber der gelehrte Doctor sah bei Auserwählung seines Platzes vor lauter Sand die Wüste nicht, in welcher er durch bombastische Anpreisungen die Kinder des deutschen gläubigen Israel geführt hat u. so fehlen denn der Stadt, Eggharbor (Eierhafen) genannt, seit vieljähriger Embryonal-Existenz, noch immer Fabriken und Handel, Eisenbahnen und Hafen, um des Doctors Eierstadt mit New-York, mit Europa und mit Asien in directe commercielle Verbindung zu bringen. Nur Geduld; es kann noch Manches geschehen und verläßt auch zuweilen ein gebildeter und begeisterter Befürworter des Eggharbor-Planes das geträumte Eldorado, und kehrt — durch Muskitos, Sand und Ueberdruß getrieben — nach dem Sodom einer Großstadt zurück, so kommen doch auch wieder andere Malcontente, so daß Eggharbor fortbestehen wird, wenn auch nur als Asyl für deutschthümelnde Bummler und Weinpflanzer, die sich nach keinem Schatten eines Baumes, nach keinem Rieseln einer Quelle, nach keiner blumigen Wiese sehnen und deren Geduld unerschöpflich ist im Düngen des sandigen Bodens, um ihn zur Hervorbringung von Trauben und von Gemüse zu forciren.

Nichts für ungut, Herr Schmöle, trösten Sie sich über das Zerplatzen des Lehrer-Seminars von Philippsburg eben so wie über das Fiasko Ihrer Handelsstadt mit dem Bewußtsein, das Beste für Andere gewollt und — ohne Eigennutz — angestrebt zu haben. Können Sie Das nicht, so sind Sie trotz homöopathischem Doctorhut und Reichthum ein armer, ein beklagenswerther homunculus.

Auch Ginal, der begabte und begeisterte Redner, war nicht glücklicher als Schmöle in der Ausführung seiner Theorien. In der Praxis der freien Liebe hat er selbst eclatant Fiasko gemacht; seine auf communistischer Basis gegründete Colonie in einem sterilen Theile von Pennsylvanien ist aus Mangel an höherer Bildung u. Harmonie der Glieder elend zu Grunde gegangen und das Feld der „freien Gemeinde" mußte er dem Redner Schünemann Pott überlassen, indeß der gute, unpraktische Verkünder einer neuen Doctrin und Moral, jetzt entgeistert und alt wie ich selbst, mit einer ganz gewöhnlichen Frau, Nr. 3, vegetirt und als wohlbestellter Sprachlehrer fungirt. Varium et mutabile omne. Der freie Saame, den Ginal gestreut, ist nicht ohne Früchte geblieben; doch die sauersten Früchte waren, lei-

der, sein eigener Lohn. Ich habe den Mann stets geliebt, habe vielen seiner Vorträge mit Vergnügen beigewohnt, und manche angenehme Stunde in seiner geistreichen Gesellschaft auf Spaziergängen nach Fair Mount und auf Spazierritten genossen. Er war es auch, der mich auf abrupte und poetische Weise mit meiner Sarah getraut hat, die schön war wie eine Hebe, schuldlos wie eine Mimosa und selbstständig wie eine Amerikanerin. Mag Einal bei Ausführung seiner eigenen Theorie gefehlt und dadurch selbst manchen Freund sich zum Feind gemacht haben, so kann ich ihn deßwegen allenfalls beklagen, doch nie verachten oder hassen.

Herr Schünemann-Pott giebt eine gediegene Monatschrift heraus: „Blätter für religiöses Leben," in dem „Religion und Atheismus" in Einen synonimen Begriff zusammenschmelzen. Oder sind „religiöses Leben und Atheismus" ein Widerspruch? Ist der Atheist keiner religiösen Gefühle fähig? Soll das Wort Religion blos mit Irrthum und Superstition gleichbedeutend sein? Soll es Gott und Unsterblichkeit der Seele u. Formendienst, gepflegt durch allerlei Bonzen, voraussetzen? Ich wünsche diese Fragen durch Herrn Schünemann-Pott oder durch einen sonstigen Redner einer freien Gemeinde beantwortet und gelöst zu sehen. Es giebt Worte, über deren eigentlichen und wahren Begriff selbst denkende Menschen nicht leicht in's Reine kommen. So z. B. auch mit dem Worte Gott. — Gläubige denken sich ihn als Person; Philosophen entkleiden ihn der Persönlichkeit und machen ihn zum Reflex ihrer eigenen Subjectivität; Diese sagen: Gott ist die Urkraft, Jene: Gott ist die Liebe; Gott ist die Welt und ich sage jetzt: die Welt ist in und durch sich selbst bestehend, belebt und belebend, von Ewigkeit existirend und das Wort Gott ist ein leeres Wort ohne Object, ein „menschlicher Gedanke." Wer soll darüber entscheiden? Heinzen oder Pater Oertel, die positive Wissenschaft oder die Metaphysik des Glaubens? Ich halte es mit der Wissenschaft.

Die Fackel hat in Philadelphia ein sehr kleines Häuflein stereotyper Leser, von denen es mir erlaubt sei vorzugsweise die Namen Landenberger und Benkert zu nennen; die keinem Unternehmen ihre substantielle Theilnahme versagen, das dem geistigen Fortschritte dient. Wohl ließen sich auch hier, mit Mühe, ein Paar hundert Abonnenten finden, wenn sich Jemand zum Ausbeuten erbieten würde und Das ist ja gerade der Fluch des antikirchlichen, des radikalen Publikums, das es ausgebeutet, angebellt und angebettelt sein will und Nichts aus eigenem Antriebe thut.

Die Chesnut-Straße ist in Philadelphia das, was in New-York der Broadway: der Bazar des Luxus, die Promenade der schönen und eleganten Welt. Auch hier ahnte man einst bei Auslegung der Stadt so wenig wie in New-York — dem früheren Neu-Amsterdam — daß die Stadt solche Dimensionen annehmen werde, wie wir sie jetzt sehen; daher die engen Straßen, von so großem Nachtheile für Omnibusse, Kutschen, Straßen-Eisenbahnwagen und für Fußgänger.

Mögen die Schaufenster der Chesnut-Straße numerisch von jenen des Broadway übertroffen werden, so kommen sie ihnen doch an Eleganz gleich und man braucht da keine Polizisten, um die Damen über die Straße zu escortiren und vom Ueberfahrenwerden zu schützen. Auch wird man hier weniger durch das Geräusch betäubt wie dort und weniger an einen Bedlam erinnert, in dem der Mensch läuft und rennt und jagt, als säße ihm der Hunger oder der Gottseibeiuns an den Fersen.

Bei meinen Promenaden in der Chesnut-Straße vor 30 Jahren staunte ich oft über die Schönheit so vieler Damen, mit der sich die Promenaden europäischer Hauptstädte durchaus nicht brüsten können. Die anspruchlosen jungen Quäkerinen in ihrer einfachen Toilette, in der Archstraße, waren stets ein Gegenstand meiner Bewunderung. Halte ich jetzt Revue, so finde ich, daß es nicht mehr so viele schöne Damen giebt wie damals und die schlichten Quäkerinen sind fast gänzlich verschwunden. Es war eine Quäkerin, die Tochter eines Conditors, dem Archstraßen-Theater gegenüber, die mir zuerst in Philadelphia in die Augen stach, und den Wunsch erregte, sie zu heirathen. Doch ist es beim Wunsch geblieben und ich führte aus der Sprucestraße die Braut nach Hause, die von mütterlicher Seite ebenfalls von einer Quäkerfamilie, Namens Robinson, abstammt.

Dem Hotel Rullmann gegenüber brach in der ersten Nacht als ich da einzog Feuer aus. Ich hörte vom Feuerlärm Nichts u. sah blos des Morgens die rauchenden Trümmer einiger Häuser. Auch die Löschanstalten haben in neuerer Zeit sich bedeutend verändert. Die großen, eleganten Dampflöschmaschinen, von Pferden gezogen, haben das Rowdy-Element durch Verminderung der Feuerleute bedeutend und erfreulich paralysirt. Alles verbessert und verfeinert sich durch neue Erfindungen aller Art; nur die Moral des Volkes scheint sich mit jedem Jahr zu verschlimmern, und dahin zu steuern, wo einst moralische Verderbtheit das alte Rom gestürzt hat.

Dem Leser der Fackel ist der Name Porsch, Philadelphia, als Dichter und kühner Denker rühmlich bekannt. Ich konnte ihn dieses Mal hier nicht sehen, da mich Zeit und Wetter an dem Besuch im fern gelegenen Armenhaus verhindert hatten. Ja, im Armenhaus. Für gewöhnliche Menschen hat das Wort Armenhaus einen schrecklichen Klang. Dem Philosophen ist es durchaus gleichgültig, wo sein alter Cadaver vegetirt, ob man ihn im eigenen Hause, oder in der Miethe füttert, ob er in einem Palast oder in einem Armenhause der Verwesung entgegenschleicht. Nur die Jugend läßt sich durch Namen und Illusionen täuschen; nur die Unvernunft vermag es nicht, sich über erasirende Vorurtheile und scheinbare Außendinge

zu erheben. Der Philosoph lächelt über Irrthümer und Thorheiten der Menschen.

Ich habe wieder einen jener faden Sonntage in Philadelphia zugebracht, wie sie mich im ersten Jahre meines hiesigen Junggesellen-Lebens angeekelt hatten, als mein Hund Almora der einziger Freund war, der sich liebend an mich schloß. Das gute Quadruped, das mich auf der Reise in Griechenland begleitet hat und mir nach dem Exil hierher gefolgt war, hatte das Loos durch Negerhand erschlagen zu werden, da er eines Morgens ohne den polizeigemäßen Maulkorb die Schwelle des Hauses verließ. — Ich weinte bitterlich und trauerte, als ich den vierfüßigen Freund verlor, der, wäre er länger am Leben geblieben, nachdem ich verheirathet war, ganz gewiß aus Eifersucht und Gram gestorben wäre. Ja, die Liebe des Hundes beschämt so manchen gefühllosen Menschen.

Am 23. bei prachtvollem Wetter nach Baltimore gefahren. Die Scenerie an der Susquehanna ist prachtvoll.

Im Hotel Gardner abgestiegen, war mein erster Gang nach der Schriftgießerei des Hrn. Lucas, um die Stereotypplatten meiner „Reden und Vorlesungen" in Empfang zu nehmen, die seit neun Jahren deponirt und gleichsam sequestirt im Keller lagen, da es mir nicht möglich war, die darauf haftende Schuld von 160 Dollars bis jetzt zu bezahlen.

Das war ein Triumph für mich. Jetzt, da man überall über schlechte Zeiten klagen hört und ausstehende Schulden schwer einzukassiren sind, war es mir möglich, eine alte Schuld zu bezahlen, die der Gläubiger wohl schon längst für verloren angesehen haben mag. Derselbe war auch so großmüthig, die ihm gesetzlich zukommenden Interessen nachzulassen.

In Baltimore hat die Fackel einen größeren Lesekreis als in den Großstädten New-York und Philadelphia. Für die Propaganda habe ich hier ein steriles Feld gefunden.

Der brave Rapp ist wieder Redacteur des „Weckers". Herr Raine ist nicht nur Herausgeber des „Correspondenten", sondern er macht auch als Brocker in Noten und in Wechseln: „Wer macht, der lacht und der Smarteste ist, wer am meisten macht; so wie Jener der glücklichste, der zuletzt lacht. Nemo ante mortem beatus, d. h. Man kann Niemand vor dem Tode glücklich preisen. Mag der Satz auch paradox erscheinen; so liegt doch Wahrheit darin; denn bleibt dem Menschen heute auch Nichts zu wünschen übrig; was kann der Morgen nicht Alles bringen: Krankheit, Armuth, Schande, Tod; sogar Fegefeuer und Hölle.

Herrn Knapp's deutsch-englisches Institut in Baltimore verdient, des Lehrsystems und Disciplin wegen, empfohlen zu werden.

Der Turnverein hat in letzterer Zeit keinen besondern Aufschwung genommen und die Concordia, mit ihrem großen Gebäude, ihrer prachtvollen Bühne geht, wie man mir sagte, den Krebsgang. Ist die Gesellschaft, oder vielmehr ist das geräumige und elegante Lokal mit seinen Billiards u. s. w. vielleicht zu exclusiv, um sich zu rentiren? Ist das der Fall, so ließe sich wohl abhelfen, ohne dem Vergnügen der Mitglieder Abbruch zu thun. Sie soll, sie darf nicht untergehen; es wäre nicht nur schade, sondern schmählich! Januschek hat hier nicht jene Theilnahme gefunden, die ihren Leistungen gebührt. Die schlechten Zeiten mögen wohl mehr dazu beigetragen haben als der Mangel des Publikums an Sinn für Kunst.

Unter den vielen hiesigen Brauern konnte ich blos Einen finden, der sich für eine Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum interessirt: Herrn Rost.

Auch Baltimore verschönert und vergrößert sich mit jedem Jahr und das Rowdy-Regiment hat aufgehört die Sicherheit der Person zu bedrohen und die Wahlen zu controlliren, wie es früher der Fall war.

Young-Amerika läßt übrigens uns Großes von der Zukunft hoffen, wenn anders die Zeichen nicht ausnahmsweise trügen. Als ich am heiligen Christtage in der Conditorei eines meiner Abonnenten collectirte, traf ich da eine Rudel Jungen von circa 12 bis 16 Jahren am Tische sitzen und Karten spielen, „colossale" Cigaren im Munde.

Der jüngere Nachwuchs von 5 bis 10 Jahren verwandelte sämmtliche Straßen der Stadt in förmliche Corridore eines Narrenhauses, indem Tausende dieser jungen Souverainetäts-Ableger aus blechernen Trompeten eine Janitscharen-Musik anstimmten, welche ein Grausen und Entsetzen für das Trommelfell eines Ungläubigen sein mußte, der an solch' christliche Charfreitagstöne nicht gewöhnt war. Das schnelle Glockengeläute eines sicilianischen Festes, Trommel und Pfeife eines Bärentanzes und das Trompetenblasen der Baltimore boys am Charfreitage ist das Schrecklichste, was mir bis jetzt im Gebiete der Akustik noch vorkam.

Washington war die letzte Station dieser Geschäfts-Tour. An Freunden fehlt es mir auch hier nicht; doch habe ich nicht die Ehre, Hrn. Johnson dazu zu zählen, whose policy can never be my policy. Ich habe hier den Verlust eines Freundes, Hrn. Mühlinghaus, eines gebildeten und liberalen Mannes, der seinen Tod durch Einsturz einer Mauer fand — betrauert; habe das Capitol mit der schwarzen Freiheitsgöttin auf der weißen Kuppel — als wolle sie die Kaukasier höhnen — habe Washington's Statue und Jackson zu Pferd gesehen; habe herrliche Austern gegessen und — den Papst nicht gesehen.

Welcher Unterschied zwischen diesem Sodom der Politik während des Krieges und jetzt! Die breite Pennsylvania-Avenue still und öde, die Geschäfte flau, Congreß und Präsident in unversöhnlicher Fehde und in der Esse der Corruption große Thätigkeit für die Campagne der herannahenden Präsidentenwahl. Das Drama im weißen Hause ver-

wickelt sich mehr und mehr, die Zuschauer sehen der Entwickelung mit gespannter Neugierde entgegen und beim Schlusse desselben wird es hier wohl lebhafter hergehen als jetzt. Noch sind die Würfel nicht gefallen, ob das durch den Congreß repräsentirte Volk regiert, oder ob der Dictator im weißen Hause herrschen soll.

Die Luft ist sehr schwül, der Horizont mit schwerem Gewölk umzogen und es drohen Stürme.

„Wohlan, aus den Stürmen wird die Sonne der Freiheit in heherem Glanz erstehen und die Brut der Reaction wird untergehen!"

(Eingesandt.)

Ueber Humanismus und freie Gemeinden.

Es herrschen noch so viele unrichtige Ansichten über die s.g. freien Gemeinden", es wissen so Viele kaum, was der Zweck derselben ist, daß es wohl nicht unangemessen sein dürfte, in diesem der freien Forschung gewidmeten Blatte hinsichtlich dieses Gegenstandes, der ja ein allgemein menschliches Interesse berührt, einige der wesentlichsten Momente hervorzuheben und kurz zu beleuchten.

1. Fragen wir zunächst, was der Zweck der freien Gemeinden sei, so müssen wir dabei vor Allem die Ansicht als irrig verwerfen,—eine Ansicht, welche auffallender Weise selbst von Männern aufgestellt ist, von denen man dies am allerwenigsten erwarten sollte, da sie als geistig freie Denker und Forscher gelten wollen und können — daß es lediglich und allein Zweck dieser Gemeinden sei, oder wenigstens thatsächlich als Zweck zu erkennen gegeben werde, das außerhalb derselben in kirchlicher oder religiöser Beziehung Bestehende zu destruiren, den Kirchenbau zu zerstören, die Pfaffen zu entlarven, die kirchliche Moral wie die bestehenden Sittlichkeits-Normen umzuformen, kurz nur destructiv zu verfahren. Diese leider ziemlich allgemein verbreitete Ansicht ist eine gänzlich irrige. Allerdings ist es auch Zweck der freien Gemeinden—und die Statuten derselben weisen dies deutlich genug nach und sprechen es aus, so z. B. die Statuten der freien Gemeinde von Sauk County, Wis. — die Pfafferei, die amtliche Heuchelei u. Lüge, die Feindschaft gegen Wahrheit, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die verderbliche Macht des Kirchen-, Secten- und Pfaffenthums mit allen Kräften abzuschwächen und in ihrer Leere und Schädlichkeit darzustellen; allein dies ist nicht der alleinige, namentlich nicht der nächste u. hauptsächlichste Zweck. Dieser besteht nämlich darin: die geistigsittliche Freiheit des Menschen, seine Unabhängigkeit u. Selbstständigkeit im Denken, Urtheilen, Wollen, Entschließen und Handeln, anzustreben und aufzubauen; er besteht in der Erforschung der Wahrheit, im Lehren und Lernen der sittlichen Weltordnung und des höchsten Weltgesetzes —Um diesen Zweck zu erreichen, ist es unvermeidlich, die in der Welt einmal bestehenden kirchlichen und weltlichen (socialen) Verhältnisse näher ins Auge zu fassen und einer Kritik zu unterwerfen. Bei dieser Prüfung muß es sich dann vernunftgemäß unwiderleglich herausstellen, daß es Unsinn, vernunftwidrig sei, einen Priesterstand als den ausschließlichen Träger des Geistes der Wahrheit gegenüber einem Laienstande als bloßem leeren Gefäße anzunehmen, einen Alleinhandel der Kirche mit „übernatürlichen u. unbegreiflichen s.g. Gnadenmitteln" zu statuiren, Glaubenssätze und Glaubensbefehle, schriftlich oder mündlich, zu dekretiren, das Institut der Sclaverei—sei es als eine s. g. göttliche oder als eine vom Staate gehilligte Einrichtung— zu dulden und zu befördern, die Volkssouveränetät verachtende Einrichtungen, wie die Monarchien, Oligarchien und dergleichen, zu conserviren oder gar als Institutionen göttlichen Ursprungs anzusehen (s. g. Gottesgnadenthum). — Insoweit also — und wir könnten diesen Punkten noch viele andere hinzufügen — kann der Humanismus, die s. g. freie Gemeinde, consequenter Weise nicht umhin, destructiv zu verfahren, sowenig als der, welcher ein neues Haus bauen will, es umgehen kann, den Bauplatz und das Baumaterial vor dem Neubau und während desselben von Schutt, Unrath und Schmutz zu reinigen resp. dieselben zu entfernen, u. zu zerstören. Die freie Gemeinde kann nicht umhin, auch destructive Tendenzen zu verfolgen, weil dies ihre, der Gemeinde, Grundlage kathegorisch erheischt. Diese Grundlage bildet ja die Vernunft nebst dem Buche der Natur- u. Weltgeschichte, eine Grundlage, welche von den Priestern aller s. g. geoffenbarten Religionen gelästert, von den Weisen aller Völker und Zeiten aber geliebt und geehrt worden ist. Die Gemeinde unterwirft den Menschen nicht einer äußern Autorität, dem Ansehen einer Person oder eines Buches, um durch solchen unbedingten Gehorsam ihn „selig" zu machen, sondern die Gemeinde bezweckt das gerade Gegentheil. — Diesemnach also verfährt die freie Gemeinde nicht lediglich destructiv, sondern sie bauet, indem sie destruirt, zugleich wieder auf, und zwar ein Gebäude, nicht auf den morschen, faulen, unhaltbaren Grund des Glaubens fundirt, sondern auf die felsenfeste, unerschütterliche Grundlage des Wissens, der Vernunft, basirt. Es kann da begreiflich nicht von Autoritäts- u. Aberglauben die Rede sein, nicht von Frömmelei und Kopfhängerei, nicht von Sektengeist, nicht von Verdammungs- Absonderungs- und Verfolgungssucht, nicht von moralischen, politischen und socialen Vorurtheilen. Das Gebiet der Geschichte, Philosophie und Sittenlehre, die Na-

turlehre, die Anthropologie und Physiologie, die Geologie und Astronomie bieten der freien Gemeinde den lehrreichsten Stoff für ihr neues Gebäude. Die Gemeinde lernt daraus namentlich, sich eine selbstständige Ansicht zu bilden vom Leben in der Familie, in der Gesellschaft, im Staate und unter den Völkern, sie bildet und schärft ihr sittliches Gefühl und Urtheil, weckt in sich die Achtung und das Wohlwollen gegen die Menschen, flößt ihren Mitgliedern Haß gegen Knechtschaft und Liebe zur Freiheit ein und übt sie in der Selbstbeherrschung. Die Gemeinde macht sich zu diesem Zwecke mit dem Gange der Entwickelung des Menschengeschlechts, mit dessen Wegen u. Abwegen, Zurechtfindungen und Verirrungen bekannt, sie hält sich die Musterbilder edler Männer und Frauen aus der Geschichte der s. g. Heiden, Juden und Christen vor. —

Indem wir bisher im Allgemeinen den Zweck der freien Gemeinde auseinander gesetzt haben, möge es uns erlaubt sein,

2. noch einige einzelne Punkte und Fragen hervorzuheben, deren Beantwortung sich die freie Gemeinde angelegen sein lassen muß. Wir rechnen dahin insbesondre die Frage:

a) Ist die Welt erschaffen oder ist sie ewig, hat sie weder einen Anfang genommen, noch wird sie ein Ende nehmen?

b) Wird die Welt nach Art eines irdischen Königreichs durch einen Regenten regiert oder regiert sie sich selbst durch ihre eigene Kraft?

c) Stehen wir unter einer väterlichen s. g. Vorsehung oder waltet das Schicksal unter uns?

d) Giebt es eine Vorherbestimmung oder bestimmt der Mensch sich selbst?

e) Geschehen Wunder oder herrschen Naturgesetze?

f) Giebt es eine Offenbarung oder ist die Vernunft die Quelle, aus der wir unsre Erkenntniß schöpfen müssen?

g) Liegt das Paradies für immer hinter uns oder sollen wir dasselbe auf Erden erobern?

h) Besteht der Mensch aus zwei verschiedenen Theilen, Leib und Seele, die von einander unabhängig sind, oder ist der Mensch ein untheilbares harmonisches Ganzes?

i) Wird am s. g. j ü n g s t e n Tage Gericht gehalten oder ist ein j e d e r Tag ein Gerichtstag?

k) Ist der Himmel ü b e r der Erde oder a u f derselben?

l) Ist die Hölle u n t e r der Erde oder a u f derselben?

m) Giebt es eine Auferstehung oder hört die Existenz der Menschen mit deren Tode auf?

n) Ist der eine Theil der Menschen bestimmt, zu befehlen, der andere zu gehorchen, der eine zu genießen, der andere zu arbeiten, der eine zu lehren, der andere zu lernen?

o) Giebt es einen Gott und was verstehen die Humanisten darunter?

p) Existirt der Teufel oder ist der Mensch selbst dieser Teufel?

q) Ist der Communismus in der Natur der menschlichen Gesellschaft begründet?

r) Ist Republik oder Monarchie die Vernunft- u. naturgemäßeste Staatsform?

s) Ist Monogamie oder Polygamie oder freie Liebe das der menschlichen Natur, dem socialen und staatlichen Leben Angemessenste?

Solche und tausend ähnliche Fragen haben wir uns in der freien Gemeinde zu beantworten.

Allerdings haben schon früher, theilweise schon vor Jahrhunderten, die Weltweisen, die Gottesgelehrten, die Naturforscher, die Gesetzgeber die meisten dieser Fragen zu beantworten versucht, größtentheils aber mit Bangigkeit und feiger Zurückhaltung. Sie hatten nicht den M u t h, die volle reine Wahrheit offen und frei zu sagen. Dadurch, daß dies nicht geschah, sind nicht allein viele Irrthümer erfolgt, sondern ist auch viel Blut geflossen. — Um diese Fragen gründlich und unpartheiisch beantworten zu können, müssen wir allen uns durch Gewohnheit und Erziehung lieb gewordenen Ansichten und Meinungen den Krieg verkündigen — ein endloser Kampf, weil der Gegenstand unsers Forschens ein endloser ist. Wir müssen streben, den Dingen auf den Grund zu kommen.

Wie schön, wie erhebend, wie großartig ist dieser Zweck der freien Gemeide! Und doch gehört viel Muth dazu, Mitglied einer solchen zu sein. Es ist dies keine Sache des Geldgewinns. Um Geld zu machen, müssen wir Mitglied anderer Gesellschaften sein. Die Mitgliedschaft der freien Gemeinde ist auch keine Sache des äußern Ansehens; sie setzt uns vielmehr in dem Ansehen der meisten Menschen hinunter. Sie ist ferner keine Sache des bloßen geselligen Vergnügens. Das mag in einem Club, Kränzchen ꝛc. der Fall sein. Sie ist keine Sache der Mode. Diese wechselt alljährlich nach Laune und Zufälligkeiten. Vielmehr ist diese Mitgliedschaft nur Sache des Herzens, der innersten Ueberzeugung und der edelsten Begeisterung. — Die freie Gemeinde erfordert ein gesundes, unverdorbenes Baumaterial, sie erfordert Menschen, welche selbst denken, selbstständig handeln, nach höchstem Seelenadel streben. Sie ist die Botin des Paradieses auf Erden, die Schöpferin eines neuen, glücklichen Zeitalters. Nicht die Wißbegierde allein soll in ihr befriedigt werden. Was hälfe das viele Wissen, wenn es an dem rechten Wollen fehlt, an dem guten, edlen Wollen, dem noblen Character, der unerschütterlich ist. Es ist die Liebe, welche dabei zur Richtschnur des Handelns dienen muß, es ist das Handeln aus lautern Beweggründen und zu edlen Zwecken. Wer viel weiß und nichts Rechtes will, der ist ein Schurke. Die freie Gemeinde hat vor Allem die Erler-

nung der schwersten Kunst sich zum Ziele genommen: ein wahrer, guter, edler, freier Mensch zu sein.

Nun noch die Frage:

> Wie ist es zu erklären, daß trotz dieser, gewiß sehr rühmlichen Tendenz der freien Gemeinde dieselbe im Allgemeinen so geringen Anklang, so schwache Verbreitung und so geringes Wachsthum findet?

Wir wollen diese gewiß nicht uninteressante Frage hier in der Kürze möglichst gründlich erörtern.

Nach unserm bescheidenen Dafürhalten sind es im Wesentlichen folgende Gründe, welche der schnellern Ausbreitung der s. g. freien Gemeinden entgegenstehen:

1. Die Denkfaulheit.

Der größte Theil der Menschen ist — leider!! — sehr wenig geneigt, über den höchsten Zweck des Menschen irgend tiefer nachzudenken, oder auch nur einigermaßen die Fragen sich zu beantworten, welche die freien Gemeinden sich vorgesteckt haben. Die meisten Menschen haben eine wahre Furcht vor dem Denken. Bringt man sie auf die eine oder andere dieser Fragen, so weichen sie der Beantwortung unter allerlei Vorwänden aus, die schließlich darauf hinauslaufen, daß die Menschen zu träge zum Denken sind.

2. Das Hängen an alten Gewohnheiten und Ansichten.

Erfahrungsmäßig hängen die meisten Menschen, zumal die weniger gebildeten, mit einer bessern Sache würdigen Zähigkeit an den Ansichten, die sie so zu sagen mit der Muttermilch eingesogen haben, um so mehr dann, wenn sie diese ihre — wir mögten sagen verknöcherten — Ansichten auch von Leuten aufstellen und vertheidigen hören, denen sie eine gewisse geistige Superiorität zugestehen zu müssen glauben. Sie schwören unbedingt, blindlings in verbum magistri.

Das ist der Christ — er sei Katholik oder Protestant. Er ist als Christ getauft, unterrichtet und confirmirt in der christlichen Kirche, seine Aeltern waren oder sind Christen, alle seine Verwandte und Freunde desgleichen. Er hat als Christ die christlichen Kirchen besucht, vielleicht schon bis in sein hohes Alter. Die lange, so zu sagen mechanische Uebung ist ihm zur andern Natur geworden. Er kann sich nicht vorstellen, daß sein Treiben und Denken anders sein müsse, oder auch nur könne. Er mag sich nicht gern von diesem Althergebrachten, Angewöhnten trennen, er scheut u. wehrt sich, dasselbe einer vernünftigen Kritik zu unterwerfen, und so bleibt er lieber beim alten Zopfe — bis an sein seliges Ende. An solchen Leuten ist Hopfen und Malz verloren.

3. Die Furcht, daß der Eintritt in eine freie Gemeinde oder ein Anschließen an dieselbe, oder auch nur das offene Theilen von deren Ansichten dem „Business" Nachtheil bringe.

Leider ist bei den meisten Menschen das Materielle bei weitem vorwiegend. Der physische Genuß, die Sucht zu glänzen, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, darin durch Glücksgüter sich hervorzuthun, läßt ihnen Tag und Nacht keine Ruhe, ist ihr Alpha und Omega, ihr Dichten und Trachten, ihnen geht das „Business" über Alles. Was soll man von solchen Menschen denken? Kann man von ihnen irgend erwarten, daß sie auch einmal dem geistigen Genusse sich überlassen, ihm zu Liebe ein Opfer bringen werden? O nein! Sie leben in steter Angst, daß ihr materielles Wohl dann leide, ihr Business in Gefahr gerathe, wenn — so denken sie — „die Humanisten bilden ja nur eine sehr kleine Zahl gegenüber denjenigen Menschen, die die Vernunft nicht zur Norm ihres Denkens und Handeln (speciell in s. g. religiösen Angelegenheiten) machen, und es ist doch rathsam und vortheilhafter für das Business, mit der Mehrheit zu gehen, die Majorität herrscht ja, da ist etwas zu machen!!" „Wenn wir — meinen sie — uns zu der freien Gemeide halten, mit den Humanisten gehen, so verderben wir uns das Business, die Mehrheit wendet sich von uns ab und, und — wir leiden große Verluste." — Ehe sie sich dieser für sie so schrecklichen Gefahren aussetzen, geben sie sich nach wie vor lieber den Anschein, als sei es ihnen Ernst damit — nach Art der „Gläubigen" — die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Sie schwimmen lieber mit dem Strome. — O ihr jämmerlichen Menschenkinder, ihr dauert mich. Ihr kennt wohl die Grundsätze des Humanismus und wollt sie aus egoistischen Rücksichten dennoch nicht zu euren eignen machen, zieht materielles Wohlergehen dem geistigen Glücke vor. Wehe euch, wenn ihr aus euerm Geisteschlafe erwacht. Es rächt sich früher oder später, wenn man es unterläßt, in allen Dingen die Vernunft zur alleinigen Richtschnur seines Handelns zu machen und die Lehren, welche das Buch der Natur- und Weltgeschichte uns an die Hand giebt, zu mißachten.

4. Rücksichtnahme auf Feinde des Humanismus resp. der freien Gemeinden.

Es ist uns eine nicht geringe Zahl von Personen bekannt — und jedenfalls giebt es von deren Geistesgenossen noch viele — welche im Herzen den Principen des Humanismus huldigen, aber sich verpflichtet halten, dieselben nicht offen zu bekennen, insbesondre der freien Gemeinde nicht beizutreten, weil sie auf Personen Rücksicht nehmen zu müs-

sen glauben, von welchen sie entweder mehr oder weniger abhängen, oder mit denen sie sonst in irgend einer engern Verbindung stehen und welche Feinde des Humanismus sind. Diese Rücksichten können sehr verschiedenartige sein, sociale, religiöse, politische, geschäftliche, kirchliche ꝛc.

5. Der Mangel an tüchtigen Sprechern oder Rednern für freie Gemeinden resp. guten Propagandisten des Humanismus.

Wir dürfen diesen Umstand nicht unterschätzen, er ist gewiß ein sehr gewichtiger.

Es ist wohl anzunehmen, daß es noch viele Menschen giebt, welche nur der geistigen Anregung bedürfen, um für den Humanismus gewonnen zu werden, Menschen, welche die besten Keime zu einem höhern geistigen Aufschwunge in sich tragen und bei denen es nur der Befruchtungen von außen bedarf, um die schönsten Blüthen und Früchte zu tragen. Um aber diese Blüthen zum Durchbruche, diese Früchte zur Reife zu bringen, würde es nothwendig sein, daß Männer — wir mögten sie Missionäre der Vernunft, Propagandisten des freien Menschenthums nennen — sich zu dem Zwecke vereinigten, um durch Belehrung, Aufklärung, Ermuthigung, den Humanismus im Herzen der betreffenden Personen zur Blüthe und Reife zu bringen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Rede, die mündliche Belehrung oder Aufklärung bei weitem der (allerdings auch nicht zu verachtenden) schriftlichen vorzuziehen ist, wenn es sich um Ueberzeugung Jemandes oder um dessen Bekehrung von irrigen Ansichten handelt. Und so dürfte es sich jedenfalls als höchst wünschenswerth herausstellen, humanistische Reisemissionäre zu dem Zwecke, für den Humanismus Propaganda zu machen, anzustellen. Es sollten sich alle Freunde des freien Menschenthums vereinigen, dergleichen Missionäre auf gemeinschaftliche Kosten im Lande umherzusenden, und es würden sich, wie wir nicht bezweifeln, sehr bald mehr neue freie Gemeinden bilden, sobald nur der Missionär sich mit Ernst und Liebe der Sache annimmt und derselbe diesem Berufe vollkommen gewachsen ist. Allerdings würde es mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, passende Persönlichkeiten zu obigem Zwecke zu finden. Passende oder qualificirte Personen nennen wir diejenigen Männer, welche theils die nöthigen Kenntnisse und die erforderliche Redegabe besitzen, theils in moralischer Beziehung tadellos sind, theils endlich — und dies ist von hoher Wichtigkeit — Lust und Liebe zur Sache, Ausdauer, Muth und Resignation genug besitzen, um das gewiß in vielen Fällen mühsame und undankbare Feld dieser Art der Mission zu bebauen, ja mit eignen Opfern zu cultiviren. Doch glauben wir, daß sich dergleichen Männer finden ließen, so bald sie in pecuniärer Beziehung nicht bloß vor Noth und Sorgen sicher gestellt, sondern vielmehr in einer Weise honorirt würden, die für das höchst schwierige Amt eine angemessene Vergütung bilden und sie befähigen, anständig zu leben und für spätere Zeiten zurückzulegen, die Ihrigen und sich selbst im Alter vor Mangel zu sichern. —

Endlich müssen wir

6. noch eines Grundes erwähnen, der diese oder jene bereits bestehende freie Gemeinde am Wachsthum hindert. Es ist dies der bereits öfter vorgekommene Umstand, daß der Vorstand der resp. Gemeinde entweder seiner Stellung nicht gewachsen oder zu lau in Ausübung seiner statutenmäßig feststehenden Pflichten war, oder mehr auf den Buchstaben als auf Geist der Statuten hielt, oder endlich zum Schaden der Sache einzelne Personen begünstigte oder hintansetzte. Fälle dieser Art können der Oeffentlichkeit nicht lange verborgen bleiben und haben dann regelmäßig die Folge, daß theils Austritte einzelner Gemeindemitglieder stattfinden, theils Andere vom Eintritte in die Gemeinde abgehalten werden. Wir mögten behaupten, daß kaum irgend wo der Grundsatz:

„leben und leben lassen"

und

„nicht an Kleinigkeiten kleben,"

mehr practische Anwendung finden sollte, als in freien Gemeinden, der Werkstatt des freien Menschenthums, der festen Burg der edlen Vernunft. Soll die freie Gemeinde wachsen, so muß sie zunächst und vor Allem in sich einig, unter sich innig verwachsen, duldsam und voll Liebe zu einander sein. Das ist die conditio sine qua non ihrer Existenz sowohl als ihres Fortschritts auf geistigem Felde und ihrer Ausbreitung. Dadurch wird auch den Nichtmitgliedern gegenüber ein gutes Beispiel gegeben.

Wir schließen mit dem innigen Wunsche für das rasche und kräftige Gedeihen und Wachsen der freien Gemeinden, resp. für die allgemeine Verbreitung des freien Menschenthums.

Für die Fackel.

Ein Zeichen der Zeit.

Von Samuel Ludvigh.

Geschrieben am 23. Febr. 1868.

Es giebt gewisse Zeichen in der physischen wie in der moralischen Welt, aus denen man auf gewisse Wirkungen und Folgen schließen kann, wenn auch nicht immer mit mathematischer Gewißheit, dennoch mit großer Wahrscheinlichkeit.

Inneres Toben der Erze, colossale Rauchsäulen aus der Tiefe des Vulkans und sonstige Erscheinungen sind Zeichen einer Eruption. Aus Temperatur und Meer schließt der erfahrene Seemann auf den herannahenden Sturm. Schwüle drückende Luft verkünden den Donner u. s. w, So vermag der geschickte Arzt von gewissen Symptomen auf gewisse Krankheiten schließen ; u. der ruhige Forscher, mit Ursachen und Folgen vertraut, sieht mit prophetischem Blick aus der Stimmung des Volkes, oder aus gewissen Handlungen, den Genius einer friedlichen Umwälzung, oder die Furien des Krieges und der Revolution entsteigen.

Alle großen Ereignisse hatten ihre Vorboten, welche für die gedankenlose Masse so lange in Schleier gehüllt sind, bis sie selbst fühlbar vom Sturm der Ereignisse fortgerissen wird.

Die Reformation hatte ihre Vorboten in der Corruption des Clerus und der mit Sündengeld wuchernden Kirche. Die französische Revolution verkündigte sich durch den Luxus des Hofes, durch die Schuldenlast des Staates und durch den geistigen Einfluß der Schriften eines Rousseau, Voltaire, Diderot und Holbach.

Das Hängen englischer Zollbeamten in effigie und eine Handvoll Thee über Bord geworfen, waren Zeichen des Freiheitskampfes der britischen Colonien in Nord-Amerika.

Die Entdeckungen im Bereich der Wissenschaft, in Astronomie, Chemie, Geologie, sind sichere Zeichen eines Umschwunges in den religiösen Meinungen, und scheinbar kleine Ursachen haben oft große Wirkungen im Leben der Individuen wie der Völker.

Wer vor circa 10 Jahren die südlichen Staaten bereis'te, wer da sah wie das Lynchgesetz sich seine Opfer wählte, welche Sprache man in Legislaturen und in Conventionen gegen den Norden führte, wer jene Feuerfresser über das göttliche Institut der Sklaverei sprechen hörte und ihre Zeitungen las, dem war es nicht schwer, Secession und Bürgerkrieg vorher zu sagen, wenn die lange Zeit mächtige Prosklaverei-Partei geschlagen und Lincoln oder irgend ein Candidat der Oppositions-Partei den Sieg erringen sollte.

Lincoln's Wahl zum Präsidenten war die letzte, die ausschlaggebende Ursache des Verursachten — der Secession und des Krieges. Daß nach Besiegung der Rebellen die Reconstruction eine schwierige Aufgabe sein wird und man aus politischer Nothwendigkeit, selbst den befreiten Sklaven mit dem Stimmrecht werde bekleiden müssen, um den gefährlichen politischen Einfluß des besiegten Feindes, von dem man nur Haß und Rache, nicht Liebe erwarten kann, zu verhüten, das konnte man wohl vorher wissen, ohne eben großer Staatsmann zu sein. So läßt sich jetzt wieder aus den Handlungen und dem hartnäckigen Widerstand des Präsidenten gegen jeden Beschluß des Congresses mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er endlich dennoch, trotz seiner Smartheit, im blinden Eifer der Oppositions-Teufelei in die Falle gehen und in Anklagestand versetzt werden wird. Der Horizont zu Washington ist bereits sehr umwölkt und je eher der Sturm losbricht, desto besser für die Reinigung der politisch verpesteten Atmosphäre.

Unsere Presse ist frei und es konnte demnach nicht verhindert werden, daß von dieser Freiheit die Feinde der Republik in Staat und Kirche, Sklavenzüchter, feile Demagogen, der katholische Clerus u. das protestantische Pfaffenheer, eben so Gebrauch machen, wie die Freunde der Freiheit. Ja, die südliche Presse war in politischer Hinsicht lange tonangebend, indeß ihr die nördlichen Aemterjäger als Bediente huldigten — und somit das Volk verwirrten, fanatisirten, statt es zu bilden.

Und die religiöse Presse? Ach, die religiöse Presse — Beware of foreign influence, sagte Washington. Er sollte lieber gesagt haben: beware of foreign ignorance, and domestic religion! Doch er betete ja selbst auf den Knieen zu Gott und der gute Mann kannte die Gefahren nicht, die der Republik durch Importation von blindlinggläubigen Automaten und hellsehenden Jesuiten drohen können, falls im Kampf der freien Presse die importirten und einheimischen Feinde der Volksherrschaft siegen sollten. Das wird jedoch der allwaltende, nimmerruhende Zeitgeist verhüten.

Der Staat wurde von der Kirche getrennt; doch indeß die geistigen Höllenmaschinen in der Nassaustraße zu New-York durch Traktätchen Kinder und Erwachsene zu verdummen sich bestreben und die katholische Presse das Ihrige thut, in einer anderen Richtung um dasselbe Resultat zu erzielen, bemächtigten sich die heiligen Herren mit weißen Halsbinden indirecte des Staates, brachten es so weit, daß die Sitzungen des Congresses, die Legislaturen und Conventionen mit Gebet eröffnet werden; daß man in Freischulen ganz gegen den Geist der Verfassung, Kindern christliche Traktätchen anhängt, sie christliche Lieder singen läßt und die Bibel einschmuggelt; daß in manchen Staaten das Zeugniß eines Atheisten verworfen und der Glaube an zukünftige Belohnung und Strafen gesetzlich verlangt wird; daß man es sogar bereits in Pfaffen-Conventionen laut aussprechen und zu beantragen wagte, die Republik unter ihrer Controlle zu einer ausschließlich und absolut christlichen umzumodeln.

Trotz der freien Presse hat sich bei der großen Einwanderung aus katholischen Ländern das römische Element geistig und politisch entwickelt und, beherrscht durch Erzbischöfe, Bischöfe, Priester, Mönche und Nonnen, so sehr vermehrt und vergrößert, daß man, die Vergangenheit von 30 Jahren mit der Gegenwart vergleichend, besonders zu Pittsburg, Baltimore, Cincinnati und Dubuque, zum Glauben sich hinneigen muß, wir seien auf dem besten Wege, um die Errungenschaften des Mittelalters in dem Land der Freiheit zu moderniſiren und die profane Göttin als Heilige an Rom zu verkaufen.

Kurz, die freie Presse und die Geistlichen haben sehr

viel gethan zur Verdummung und Knechtung des souveränen Volkes und die radikale Presse, die der Wissenschaft huldigende Presse, und die freien Redner thaten sehr wenig zur Entfesselung des Geistes und moralischen Hebung der Masse.

„Dennoch bewegt sie sich."

Die elende, in die Ketten des Eigennutzes geschlagene, englisch- und deutsch-amerikanische Presse hat die Freiheit, aus Partei- und Kirchen-Rücksichten, seit Gründung der Republik auf die schmählichste Weise genothzüchtigt; sie hat den Pfaffen ihre Spalten für kirchliche Anzeigen gratis geöffnet; das antirepublikanische Sonntagsgesetz, mit geringer Ausnahme, befürwortet; kein christliches Dogma zu refutiren gewagt, um keine Jobs, keine Abonnenten und keine Stimmen der Gläubigen bei Wahlen zu verlieren; sie hat Alles gethan, was die freie Presse eines freien Volkes nicht thun sollte und dennoch —

„bewegt sie sich."

Ich selbst habe oft im Stillen geseufzt; mein Streben, meine Mühen als fruchtlos betrachtet; war nahe, Pessimist zu werden, wenn mich auf meinen Apostel-Wanderungen Ignoranz, Rohheit u. brutale Anmaßung mit Schimpf und Hohn begrüßten, mit Steinen warfen, mit Erschießen drohten. Ich selbst habe zuweilen an dem geistigen Fortschritt in diesem Lande verzagt, wenn ich die Kirchen gedrängt voll, die Kinder schaarenweise hineingetrieben sah wie Schaafe, wenn ich die Zahl der Kirchen-Organe mit den Paar freien Journalen u. Werken verglich u. oft auch mit den Zähnen knirschte, über den Indifferentismus, die geistige Bornirtheit, Bummelei, filzige Knauserei Vieler unserer lieben radikalen Jugend und erwachsenen Radikalen, Kirchenbestürmer und Pfaffenfresser, deren einziger Vorzug vor den Gegnern des geistigen Fortschrittes im „großen Maul" besteht, das am meisten am Biertische sich breit und laut macht. Und dennoch —

„dreht sie sich."

Und daß sie sich dreht, die Erde um die Sonne, die Wissenschaft um die Erde, der freie Gedanke um den Sklavensinn, der Hebel des geistigen Fortschrittes um die Axe der Ignoranz u. Heuchelei, das habe ich vor Kurzem mit Ueberraschung aus dem Boston Investigator wahrgenommen, wo ein Aufsatz aus dem New-York Herald, einem weit verbreiteten und sehr viel gelesenen täglichen Blatt, diese Bewegung thatsächlich verbürgt. Eine solche Sprache in einem englischen Blatte, im Herald! Soll denn die Erde aus den Fugen gehen, soll denn das Pfaffenthum in seinem Wühlen, Unterminiren und Herrschen wirklich an der Tages-Presse endlich einen Gegner gefunden haben, der ihm zuruft: „bis hierher, Ihr Schurken, Ihr Heuchler, und nicht weiter!"

So lesen wir denn den Aufsatz des Herald und freuen wir uns über dieses, wenn auch noch schwache, Zeichen der Zeit, das uns eine lichtere Zukunft hoffen läßt, zum Segen der Freiheit und zum Besten des Volkes.

Vom Verfall des Kanzel-Einflusses.

Jede Handels-Communität — in so ferne sie sich religiösen Gegenständen hingeben mag — ist naturgemäß conservativ und praktisch in ihren Theorien der Religion. Auch New-York macht in Bezug auf das Wirken dieses Principes keine Ausnahme, da die Abnahme des Bostonismus in dieser Stadt, besonders während der letzten 10 Jahre, deutlich zu ersehen ist. Meinungen über den Ursprung der Dinge, vage Theorien über sehr vage Gegenstände, sonderbare Grillen über Dreieinigkeit und Einheit, früher von Boston entlehnt, sind jetzt in der Metropole veraltet, oder liegen tief wie Fossilien begraben unter den Schichten des praktischen Gedankens, der sich bei der gegenwärtigen Generation der Denker in New-York entwickelt hat.

Der Kanzel-Einfluß ist demzufolge auf der Neige; nicht als hätte das Volk per se keinen Respect vor der Kanzel, sondern weil die Kanzel keine Sympathie für das Volk hat. Gegenwärtig ist, beim Gottesdienst, die Musik Alles, und die Predigt ganz ohne Werth; und dennoch fahren die Prediger fort, dieselben trockenen, hirnlosen Plattheiten zu detailliren, welche, weil sie Nichts bedeuten, sehr leicht herzusagen sind. Diese Plattheiten entsprechen dem Volke nimmer mehr, weder moralisch, noch intellektuell.

Blasirte Gefühle und blasirter Transcendentalismus haben aufgehört, Effect zu machen. Das Publikum will Etwas empfangen, das Blut und Puls hat; und statt über dessen Lauheit zu declamiren, wäre es besser für die geistlichen Herren, wenn sie ihre eigene Dummheit beseitigen würden. Das geistliche Geplär muß aufhören; Kanzelredner müssen weniger aus bestäubten Bänden zusammenstoppeln und mehr denken, oder der Kanzel-Einfluß wird im Lande, als eine Macht, höchst wahrscheinlich gänzlich erlöschen.

Wir wollen keine geistlichen Cantationen; wir wollen keine todten Dogmatiker! (Hört!) Wir brauchen starke, gesunde, kräftige Gedanken von der Kanzel; und von der Kanzel müssen wir sie haben, oder wir werden uns sonst wo umsehen, ehe wir kaufen.

Es ist nutzlos für die Kanzel, delphische Orakel zu affectiren, nach Art und Weise von Carlyle und Emmerson. Irgend ein Mensch, der über Das was er spricht klare Ideen hat, kann und wird diese Ideen mit Präcision und Verständlichkeit ausdrücken. Kann ein Mensch nicht deutlich sich ausdrücken, so sehen wir nicht ein, warum er nicht lieber ganz schweigen sollte. Doch der geistliche Herr wird zur Vertheidigung dieser Unverständlichkeit erwiedern: „Ich bin Transcendentalist; ich spreche von Dingen, die da sind und sein könnten; ich bin zu tief, um verstanden zu werden und brauche mich demnach nicht um die gewöhnliche engliche Weise zu kümmern; weissage ich überhaupt, so weissage ich in meinem eigenen speciellen Englisch, und weissagen

muß ich, oder ich muß untergehen durch den Exceß meiner Inspiration. Sehr wohl; so weissage denn. Sauge deinen Daumen — dies ist auch eine Tiefe, zu tief, um ausgesprochen zu werden. Willst du aber unbedingt weissagen, so thue es in gutem Englisch, oder weissage gar nicht: das ist Alles was wir von dir verlangen. Du magst zu Grunde gehen durch den Exceß deiner Inspiration; — wir werden dafür sorgen, daß du anständig begraben wirst; das Einzige, was ein Transcendentalist mit Recht erwarten kann und mehr als die Meisten von ihnen erhalten.

Doch um ernst zu sein — und wir sind stets so, wenn möglich — der Verfall des geistlichen Einflusses in der Stadt New-York — ein Verfall über welchen die Geistlichen selbst sich beklagen — rührt größtentheils von diesem affectirten Geschwätz unverständlicher Dinge her. Neun aus zehn aller unserer wöchentlichen Predigten sind weiter Nichts als leckere Bissen von wiedergekäuten Worten; sechsunddreißig geschriebene Bogen aus allen und allem, in dieser Richtung, drehen sich um Unsinn; sie enthalten keine direkte, ernste, verständige Meinung — keinen kühnen, männlichen Gedanken für Menschen die denken, keine Sympathie mit den menschlichen Bedürfnissen einer Handels-Communität; sie sind blos ein moralisches Nichts, eingefaßt und überzuckert mit rhetorischen Phantasiebildern.

Der Styl unserer Geistlichen ist zu indirekt, zu umschweifend, zu schwulstig. Eine einfache Sprache erheischt die Rhetorik unserer Zeit. Gedanken in einer Nußschaale verlangt man von der Kanzel. Das Volk erhielt genug politische, sociale und moralische Abstractionen aus dem heiligen Pulte; ja, mehr als genug, besonders vom Ersteren. Der Apostel im Union-Square sah sich durch die Logik der Ereignisse getrieben, bildlichen Travestien eines Bunyan Platz zu geben; so wie der Plymouth-Apostel gezwungen war, auf den Schultern eines Dickens Athem zu schöpfen, um eine neue Lease zu erhalten. Künftig hat uns die Kanzel Gedanken zu geben, oder die Gemeinde will sie nicht hören. Man läßt sich nicht mehr mit leerem Geschwätz betrügen, noch durch leere Generalitäten allgemeiner Freiheit am Gängelbande führen. Man will Prediger haben, die denken, klar denken und mit dem Volke sympathisiren. Die Tage öffentlicher Sensationen sind vorüber; wir müssen jetzt eine gesunde Kanzel-Literatur erhalten, oder gar Nichts. Bis jetzt war unsere religiöse Literatur Empfindelei, ephemer und verächtlich. Sie enthielt keinen Nährstoff und Das ist der zweite Grund, warum die Kanzel in Amerika keinen angemessenen Einfluß auf amerikanische Denker übt. Kränklich intellectuelle Dyspektiker können unmöglich kräftig fühlen oder denken — und die meisten unserer Prediger sind kränkelnde Geistes-Dyspektiker — Menschen, die wenig mit andern Menschen verkehren; wenig von deren Bedürfnissen und Versuchungen verstehen; und indem sie sich in den Mantel der Mode stecken, wundern sie sich, daß man ihr Geschwätz nicht anhören will.

Wir sagen es in allem Ernst, es muß eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden, oder die Kanzel verliert allen ihren Einfluß. In Neu-England überflügelt das Volk, im Allgemeinen, geistig die Kanzel; in New-York hat das Volk keine Sympathie mit der kränkelnden Nichtigkeit der Kanzel-Redner und im Westen ist die Tendenz des speculativen Skepticismus — der eben erst in der Entwickelung begriffen — stärker als die sämmtliche Armee der Prediger (sog. Pfaffen) in der ganzen Union.*) Die Kanzel entspricht nirgends den Bedürfnissen des Volkes und wird wohl so bleiben, bis sie das Volk studirt und ihre Begeisterung aus dessen Anforderungen schöpft, anstatt aus theologischen Dogmatikern."

Gut gesprochen, Mr. Bennet, fahren Sie fort in diesem Tone und gehen Sie Ihrem gelehrten Nachbar, dem „Wassermichel" von der Tribune, mit gutem Beispiel voran. Die Presse ist in Ihren Händen eine Macht. Benutzen Sie sie als Hebel zur Entfesselung des menschlichen Geistes und der intelligente Theil des Volkes wird Sie dafür ehren und segnen. Und das ist mehr werth als Reichthum und des geistlosen Pöbels Jauchzen.

Der „hinkende Teufel."

Von Le Sage.

Fortsetzung und Schluß der Erzählung von der Macht der Freundschaft.

Theodora's Dienerschaft hatte, wenn sie auch die Entführung ihrer Gebieterin nicht verhindern konnte, doch wenigstens muthigen Widerstand geleistet und einige von Alvaro Ponce's Leuten übel zugerichtet. Einer von ihnen war so gefährlich verwundet, daß er seinen Kameraden nicht mehr folgen konnte und beinahe leblos auf dem Sande liegen blieb.

Man erkannte den Unglücklichen für einen Bedienten des Don Alvaro, und da man merkte, daß er noch athmete, trug man ihn in's Schloß und bot Alles auf, um ihn wieder zu sich zu bringen. Endlich gelang es auch, obschon er durch starken Blutverlust ungemein geschwächt war. Um ihm einige Geständnisse abzulocken, versprach man ihm für sein Aufkommen besorgt zu sein und ihn nicht der Strenge

*) Das ist eine starke Dosis — ein großes Compliment für das Volk des Westens. S.

der Gerichte preis zu geben, wenn er sagen wolle, wohin sein Gebieter die Donna Theodora zu führen gedenke.

Dieses Versprechen lockte ihn an, obschon sein Zustand ihm wenig Hoffnung ließ, davon Nutzen ziehen zu können. Er sammelte seine wenigen noch übrig gebliebenen Kräfte und bestätigte mit schwacher Stimme die Nachricht, die Don Fadriquez erhalten hatte. Dann fügte er hinzu, Don Alvaro beabsichtige, die Wittwe des Cifuentes nach Sassari auf der Insel Sardinien zu bringen, wo er einen Verwandten habe, dessen Schutz und Einfluß ihm eine sichere Zufluchtsstätte verspreche.

Bei dieser Angabe wurde es Mendoza und dem Toledaner wieder etwas leichter um's Herz: sie ließen den Verwundeten im Schloß, wo er einige Stunden darauf starb, und ritten nach Valencia zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur Verfolgung zu treffen. Sie beschlossen, ihren gemeinschaftlichen Feind in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen, und schifften sich daher bald darauf ohne Gefolge in Denia ein, von wo sie in den Hafen von Mahon fuhren, in der sichern Hoffnung, daselbst in Bälde eine Gelegenheit nach Sardinien zu finden. Wirklich waren sie kaum dort angelangt, als sie erfuhren, ein nach Cagliari bestimmtes Frachtschiff werde unverzüglich absegeln: eine Gelegenheit, die sie nicht hinauslassen wollten.

Im Anfang hatten sie den besten Wind, den man sich nur wünschen kann; aber nach 5 oder 6 Stunden trat Windstille ein und in der Nacht drehte sich der Wind vollständig, so daß sie laviren mußten, bis er wieder eine andere Richtung annahm. So segelten sie drei Tage lang fort; am vierten aber um zwei Uhr Nachmittags entdeckten sie ein Schiff, das mit vollen Segeln gerade auf sie zukam. Im Anfang hielten sie es für ein Kauffahrteischiff; als sie aber sahen, daß es beinahe bis auf Schußweite herbeikam, ohne eine Flagge aufzustecken, so zweifelten sie nicht mehr daran, es werde ein Korsar sein.

Ihre Erwartung wurde nicht betrogen: es war ein Pirat aus Tunis, welcher im Anfang glaubte, die Christen werden einziehen und ihre Kanonen in Bereitschaft setzten; so schloß er daraus, die Sache müsse wohl ernsthafter sein als er sich gedacht hatte, hielt daher an, zog gleichfalls seine Segel ein und rüstete sich zum Kampfe.

Die beiden Schiffe ließen ihre Geschütze gegen einander spielen und die Christen schienen im Vortheil zu sein, als ein algierischer Korsar mit einem noch größeren und besser ausgerüsteten Schiff, als die beiden andern, mitten im Kampfe dazu kam und die Partei des Tunefers ergriff. Er steuerte mit vollen Segeln auf das spanische Schiff zu, das somit zwischen zwei Feuer gerieth.

Bei diesem Anblick verloren die Christen den Muth, und da sie den allzu ungleichen Kampf nicht länger fortsetzen wollten, so hörten sie auf zu schießen. Hierauf zeigte sich am Hintertheil des algerischen Schiffes ein Sklave, der den Christen auf spanisch zurief, sie sollen nach Algier umkehren, wenn sie Gnade wünschen. Nach dieser Aufforderung erschien ein Türke mit einer Fahne aus grünem Taffet, worauf eine Menge silberner Halbmonde in einander verschlungen waren, und schwang sie in die Luft. Die Christen überzeugten sich nun von der völligen Erfolglosigkeit jedes weiteren Widerstandes und fochten nicht länger, sondern überließen sich dem ganzen Schmerz, den der Gedanke an die Sklaverei freien Männern verursachen muß. Der Capitän, der durch längere Zögerung die barbarischen Sieger zu erbittern fürchtete, nahm die Fahne vom Hintertheil des Schiffes herab, stieg mit einigen seiner Matrosen in das Boot und übergab sich dem algierischen Korsaren.

Der Seeräuber schickte einen Theil seiner Mannschaft ab, um das spanische Schiff zu untersuchen, d. h. mit andern Worten, rein auszuplündern. Der tunesische Korsar seinerseits ertheilte einigen seiner Leute denselben Befehl, so daß sämmtliche Passagiere des unglücklichen Schiffes in einem Augenblicke entwaffnet und durchsucht waren. Hierauf schleppte man sie in das algierische Schiff, wo die beiden Piraten das Loos warfen und sich in den Raub theilten.

Es wäre für Mendoza und seinen Freund wenigstens ein Trost gewesen, wenn sie beide mit einander Einem Korsaren in die Hände gefallen wären. Gewiß hätten sie ihre Ketten weniger schwer gefunden, wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, sie gemeinschaftlich zu tragen; allein sie sollten nun einmal den Kelch des Leidens bis auf den Grund leeren, und so fiel Don Fadriquez dem tunesischen, Don Juan dem algierischen Korsaren zu. Denkt Euch die Verzweiflung der Freunde, als sie sich verlassen mußten. Sie baten die Seeräuber fußfällig, sie nicht zu trennen, allein die Unholde, deren Grausamkeit bei den rührendsten Schauspielen sich nicht gemildert hatte, schlossen aus Allem die beiden Gefangenen müssen vornehme Leute sein, die wohl ein schweres Lösegeld bezahlen können, und nahmen sich daher vor, sie zu theilen.

Mendoza und Zarata, die wohl einsahen, daß sie es mit Unmenschen zu thun hatten, konnten sich ihre Betrübniß nur durch Blicke zu verstehen geben. Nach der Theilung der Beute aber und als der tunesische Seeräuber mit den ihm zugefallenen Sklaven nach seinem Schiffe zurückfahren wollte, da glaubten die beiden Freunde, sie müßten unter ihrem Schmerze erliegen. Mendoza näherte sich dem Toledaner, schloß ihn fest in seine Arme und sagte zu ihm: „So müssen wir uns denn trennen! Welch gräßliche Nothwendigkeit! Nicht genug, daß die Verwegenheit eines Räubers ungestraft bleibt, man raubt uns auch noch den Trost, bei einander zu sein. Ach, Don Juan, was haben wir dem Himmel gethan, daß er uns seinen Zorn so grausam empfinden läßt!" — „Ihr braucht nach der Ursache unsers Unglücks nicht weit zu suchen," antwortete Don Juan; „ich bin allein daran Schuld. Die Ermordung meiner Frau und ihres Liebhabers, so entschuldbar sie in den Augen der Menschen erscheint, hat ohne Zweifel den Himmel gereizt

und er straft nun auch Euch für Eure Freundschaft gegen einen Elenden, den seine Gerechtigkeit verfolgt.

Dabei weinten die beiden Freunde bitterlich und schluchzten so laut, daß die andern Sklaven ihr eigenes Unglück beinahe darüber vergaßen. Die tunesischen Räuber aber, noch gefühlloser als ihr Hauptmann, machten nicht viel Umstände; als sie sahen, daß Mendoza sich nicht sehr beeilte, das Schiff zu verlassen, rissen sie ihn mit Gewalt aus des Toledaners Armen und schleppten ihn unter Schlägen und Stößen fort. „Lebt wohl, geliebtester Freund!“ rief er, „ich werde Euch nie wiedersehen: Donna Theodora ist nicht gerächt. Die Leiden, die diese Unmenschen mir bereiten, werden mein geringster Kummer in der Sklaverei sein.“

Don Juan vermochte nichts darauf zu antworten. Er hatte sich über die Mißhandlung seines Freundes so entsetzt, daß er nicht sprechen konnte. Da indeß die Ordnung dieser Geschichte verlangt, daß wir den Toledaner begleiten, so wollen wir Don Fadriquez einstweilen auf dem tunesischen Schiffe lassen.

Der algierische Korsar kam glücklich in seinen Hafen zurück. Er stellte seine neuen Sklaven dem Pascha vor und führte sie von da auf den gewöhnlichen Menschenmarkt. Ein Offizier des Dey's Mezomorto kaufte Don Juan für seinen Herrn, bei welchem der neue Sklave zu Arbeiten in den Gärten des Harems verwendet wurde. So peinlich auch diese Beschäftigung für einen Edelmann sein mußte, so hatte sie doch auch etwas Angenehmes, weil er dabei allein sein durfte. In seiner jetzigen Lage war ihm nichts lieber, als wenn er frei und ungestört über sein Unglück nachdenken konnte. Dies that er auch unaufhörlich, und statt solche betrübende Bilder zu vergessen zu suchen, fand er eine Art Vergnügen darin, sie immer auf's Neue seinem Geiste vorzuführen.

Eines Tags sang er eben über seiner Arbeit ein trauriges Lied, als der Dey, den er nicht bemerkt hatte, im Garten spazieren ging. Mezomorto blieb stehen, die Stimme seines Sklaven gefiel ihm, und er ging aus Neugierde auf ihn zu und fragte nach seinem Namen. Der Toledaner antwortete, er heiße Alvaro. Er hatte nämlich gleich Anfangs für gut gefunden, seinen Namen, wie andere Sklaven auch, zu verändern und den eben erwähnten hatte er angenommen, weil ihm die Entführung Theodora's durch Alvaro Ponce beständig vor den Augen schwebte und er ihm deßhalb zuerst in den Mund gekommen war. Mezomorto, der etwas spanisch verstand, fragte ihn Mehreres über die Sitten und Gewohnheiten Spaniens, besonders über die Art, wie sich die Männer den Frauen angenehm zu machen suchen, und Don Juans Antworten gefielen ihm sehr wohl.

„Alvaro,“ sagte er hierauf zu ihm, „du scheinst ein verständiger Bursche zu sein und stammst gewiß auch von vornehmen Leuten ab; dem sei übrigens, wie ihm wolle, du hast das Glück, mir zu gefallen, und ich will dich mit meinem Vertrauen beehren.“ Bei diesen Worten fiel Don Juan dem Dey zu Füßen und stand erst wieder auf, nachdem er den Saum seines Kleides an seinen Mund, seine Augen und zuletzt an seinen Kopf geführt hatte.

„Um dir sogleich Beweise meines Wohlwollens zu geben,“ fuhr Mezomorto fort, „so sage ich dir hiemit, daß ich die allerschönsten Frauen von Europa in meinem Serail habe. Besonders Eine leuchtet unter allen Anderen hervor; ich glaube nicht, daß selbst der Großherr eine so vollendete Schönheit besitzt, obgleich seine Schiffe ihm täglich aus allen Gegenden der Erde welche zuführen. Ihr Gesicht gleicht der zurückgestrahlten Sonne, ihre Gestalt dem Rosenstengel im Garten Eram. Kurz, ich bin ganz bezaubert von ihr.

„Allein dieses Wunder der Natur, diese seltene Schönheit ist so traurig, daß weder die Zeit, noch meine Liebe sie aufheitern kann. Obschon das Schicksal sie ganz in meine Hände gegeben hat, so habe ich doch meine Begierden nach ihr noch nicht befriedigt, sondern bisher immer bezähmt. Ganz gegen die Gewohnheit von Meinesgleichen, die immer nur Sinnenlust begehren, habe ich mir Mühe gegeben, ihr Herz durch eine Gefälligkeit und eine Ehrerbietung zu gewinnen, die selbst der niedrigste Muselmann nicht gegen eine Christensklavin haben würde.“

„Indeß haben alle meine Bemühungen ihre Betrübniß nur vermehrt und ich fange nachgerade an, dieses Eigensinns müde zu werden. Der Gedanke an die Sklaverei ist in den Geist der Andern nicht mit so tiefen Zügen eingegraben; meine freundlichen Blicke haben ihn bald verwischt; diese lange Betrübniß aber ermüdet meine Geduld. Ehe ich jedoch der Stimme der Leidenschaft gehorche, will ich noch einen Versuch mit ihr machen und mich dazu deiner Vermittlung bedienen. Da die Sklavin eine Christin und sogar Landsmännin von dir ist, so wird sie vielleicht Zutrauen zu dir fassen und du wirst sie besser überreden können, als jeder Andere. Rühme ihr meinen Rang und meine Reichthümer: stelle ihr vor, daß ich sie vor allen meinen Sklavinnen auszeichnen werde, mache ihr nöthigenfalls Hoffnung, dereinst Mezomorto's Gemahlin zu werden, und sage ihr, daß ich ihr mit mehr Hochachtung begegnen wolle, als einer Sultanin, deren Hand mir der Großherr selbst anböte.“

Don Juan warf sich zum zweiten Male vor dem Dey nieder, und so wenig ihm dieser Auftrag behagte, so versicherte er doch, daß er sein Möglichstes thun wolle, um ihn gut zu Ende zu führen. „Genug,“ antwortete Mezomorto, „laß dein Geschäft liegen und folge mir jetzt: ich will dich gegen unsere Gebräuche mit der schönen Sklavin allein reden lassen. Hüte dich aber wohl, mein Vertrauen zu mißbrauchen; Martern, die selbst den Türken unbekannt sind, würden deine Verwegenheit strafen. Suche ihr Betrübniß zu verscheuchen und bedenke, daß deine Freiheit an das Ende meines Schmachtens geknüpft ist.“ Don Juan folgte dem Dey, der einige Schritte vorausging, um die traurige Gefangene auf den Besuch seines Agenten vorzubereiten.

Es waren zwei alte Sklavinnen bei ihr, die sich sogleich zurückzogen, als sie Mezomorto erscheinen sahen. Die schöne Sklavin begrüßte ihn mit vieler Ehrerbietung, konnte sich aber eines Schauders nicht erwehren, wie es ihr jedes Mal erging, so oft er sich zeigte. Er bemerkte dies und suchte sie zu beruhigen. „Liebenswürdige Gefangene," sagte er zu ihr, „ich komme blos, um dich zu benachrichtigen, daß sich unter meinen Sklaven ein Spanier befindet, mit dem du vielleicht gerne sprechen würdest. Wünschest du ihn zu sehen, so werde ich ihm die Erlaubniß geben, sogar ohne Zeugen, mit dir zu reden."

Die schöne Sklavin bezeigte Lust, ihren Landsmann zu sehen, worauf der Dey sagte: „Ich werde ihn sogleich zu dir schicken. Möchte er die Wolke des Kummers von deiner Stirne bannen können!" So sprechend ging er hinaus und sagte zu dem Toledaner, der ihm vor der Thür begegnete, ganz leise: „Du kannst hineingehen und dich mit der Gefangenen unterhalten; dann aber komm in meine Wohnung und berichte mir, was ihr mit einander gesprochen habt."

Zarata ging sogleich hinein, begrüßte die Sklavin, ohne sie genau anzusehen, und sie empfing seinen Gruß ebenfalls, ohne ihn lange zu betrachten. Als sie einander aber näher in's Auge faßten, schrien Beide laut auf vor Ueberraschung und Freude. „Gerechter Gott!" sagte der Toledaner, auf sie zugehend, „ist es Schein oder ist es in Wirklichkeit Donna Theodora?" — „Ach! Don Juan!" rief die schöne Sklavin, „seid Ihr's?" — „Ja, Sennora," antwortete er, zärtlich ihre Hand küssend, „Don Juan steht vor Euch. Erkennt mich an dieser Begeisterung, die nur Eure Gegenwart hervorzurufen vermag. Jetzt klage ich nicht mehr über das Schicksal, da es Euch meinen Wünschen zurückgiebt..... Doch wohin führt mich eine übermäßige Freude? Ich vergesse, daß Ihr in Fesseln seid. Durch welche neue Laune des tückischen Geschicks seid Ihr hierher gerathen? Wie habt Ihr Euch vor der Verwegenheit Alvaro's retten können? Ach! sie hat mir unendlichen Kummer bereitet und ich fürchte sehr, hören zu müssen, daß der Himmel die Tugend vielleicht nicht mächtig genug beschützt hat."

„Der Himmel," sagte Donna Theodora, „hat mich an Alvaro Ponce gerächt. Wenn ich Zeit hätte, Euch zu erzählen....." — „Zeit genug," fiel Don Juan ein; „der Dey erlaubt mir, bei Euch zu sein und, was sehr auffallend ist, ohne Zeugen mit Euch zu sprechen. Benützen wir diese glücklichen Augenblicke; berichtet mir Alles, was Euch seit Eurer Entführung bis jetzt geschehen ist." — „Woher wißt Ihr denn," fragte Donna Theodora, „daß ich von Don Alvaro entführt worden bin?" — „Das weiß ich nur zu genau," erwiderte Don Juan, und erzählte ihr hierauf in kurzen Worten, wie er es erfahren, wie Don Mendoza und er sich eingeschifft haben, um ihren Räuber aufzusuchen, und wie sie von Korsaren gefangen worden seien. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, begann Theodora die ihrige mit folgenden Worten:

„Ich brauch Euch nicht erst zu sagen, in welchen Schrecken ich gerieth, als ich auf einmal von einer Schaar maskirter Leute aufgegriffen wurde. Ich fiel auf den Armen dessen, der mich trug, in Ohnmacht, und als ich, ohne Zweifel erst nach sehr langer Zeit, wieder erwachte, sah ich mich mit Ines, einer meiner Frauen, allein auf offenem Meere im hintern Zimmer eines Schiffes, das schnell dahinsegelte.

Die unglückliche Ines fing an mich zur Geduld zu ermahnen, und ich schloß aus ihren Aeußerungen, daß sie mit meinem Räuber im Einverständniß sein mußte. Er hatte die Frechheit, sich vor mir zu zeigen. Er warf sich zu meinen Füßen und sagte: „Sennora, verzeiht Don Alvaro das Mittel, dessen er sich bedient, um Euch zu besitzen. Ihr wißt, wie eifrig ich mich um Euch bemüht und mit welcher Beharrlichkeit ich Don Fadriquez Euer Herz streitig gemacht habe bis auf den Tag, wo Ihr ihm den Vorzug gabet. Wäre meine Leidenschaft für Euch nur eine gewöhnliche, so würde ich sie überwunden und mich über mein Unglück getröstet haben. Nun ist es aber einmal mein Schicksal, Eure Reize anbeten zu müssen, und so sehr Ihr mich auch verachtet, so könnte ich mich doch nie von ihrer Macht befreien. Fürchtet jedoch nichts von dem Ungestüm meiner Liebe. Ich habe Euch die Freiheit nicht geraubt, um Eure Tugend durch unwürdige Versuche zu erschrecken, sondern ich wünsche und hoffe, daß an dem Zufluchtsorte, wohin ich Euch führen will, ein ewiges und heiliges Band unsere Herzen verknüpfen werde."

Er sprach noch Mehreres der Art, worauf ich mich nicht mehr besinnen kann; übrigens schien aus seinen Aeußerungen hervorzugehen, daß er mich zwar zur Heirath zwingen, aber nicht tyranniſiren wolle, und daß ich ihn weniger als einen unverschämten Räuber, denn als einen leidenschaftlichen Liebhaber betrachten müsse. So lange er mit mir sprach, weinte ich beständig u. gebehrdete mich verzweiflungsvoll; er ging daher, ohne mit weitern Ueberredungsversuchen seine Zeit zu verlieren, und an der Thüre gab er Ines ein Zeichen, das ohne Zweifel zu bedeuten hatte, sie solle die Gründe, womit er mich bestechen wollte, mit ihrer geläufigen Zunge unterstützen.

Dies that sie auch und stellte mir sogar vor, wie ich nach einer Entführung, die so großes Aufsehen gemacht habe, nicht umhin könne, trotz alles Widerwillens Alvaro Ponce's Hand anzunehmen; mein guter Ruf fordere dieses Opfer von meinem Herzen. So bewies sie mir zwar die Nothwendigkeit dieser abscheulichen Heirath, vermochte aber meine Thränen nicht zu trocknen, und ich blieb untröstlich. Ines wußte nicht mehr, was sie sagen sollte, als wir auf einmal vom obersten Verdeck her einen großen Lärm hörten, der unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Don Alvaro's Leute hatten nämlich ein großes Schiff erblickt, das mit vollen Segeln auf uns zusteuerte, und dem

wir, da das unsrige kein so guter Segler war, unmöglich ausweichen konnten. Es kam auf uns zu und wir hörten bald rufen: Ergebt Euch! Alvaro Ponce und seine Leute aber wollten lieber sterben, als sich ergeben, und waren kühn genug, den Kampf zu wagen. Das Gefecht war sehr lebhaft; ich will es Euch nicht ausführlich schildern, sondern nur hinzusetzen, daß Don Alvaro und alle seine Leute nach verzweifelter Gegenwehr auf dem Platze blieben. Wir wurden auf das große Schiff geführt, das Mezomorto gehörte und von Aby Ali Osman, einem seiner Offiziere, befehligt war.

Aby Ali betrachtete mich lange mit einiger Ueberraschung, und da er mich an meinen Kleidern für eine Spanierin erkannte, sagte er auf spanisch zu mir: „Sei nicht so betrübt und tröste dich über dein Schicksal. Dieses Unglück war unvermeidlich für dich; doch, was sage ich, Unglück? Es ist vielmehr ein Glück, worüber du dich von Herzen freuen solltest. Du bist viel zu schön, um dich mit den Huldigungen der Christen zu begnügen. Der Himmel hat dich nicht für diese elenden Erdensöhne geschaffen; du verdienst den ersten Menschen der Welt anzugehören und die Muselmänner allein sind würdig, dich zu besitzen. Ich werde," fügte er hinzu, „sogleich nach Algier zurückkehren. Obgleich ich keine andere Beute gemacht habe, so bin ich doch überzeugt, der Dey, mein Herr, wird mit meinem Ausfluge zufrieden sein. Ich fürchte nicht, daß er mich schelten wird, wenn ich vor Ungeduld brenne, ihm eine Schönheit zu überliefern, welche die Freude seiner Augen und die Zierde seiner ganzen Serails sein wird.

Aus diesen Worten erkannte ich, was ich zu fürchten hatte, und meine Thränen flossen immer reichlicher. Aby Ali aber, der die Ursache meines Schrecks mit einem ganz andern Auge betrachtete, als ich, lachte blos darüber und segelte nach Algier, indeß ich mich maßloser Betrübniß hingab. Bald schickte ich meine Seufzer zum Himmel und flehte um seinen Beistand; bald wünschte ich, einige christliche Schiffe möchten uns angreifen, oder die Fluthen uns verschlingen; zuletzt aber wünschte ich, meine Thränen und mein Schmerz möchten mich so entstellen, daß der Dey bei meinem Anblick erschrecken müsse. Vergebliche Wünsche meiner bedrohten Tugend! Wir kamen im Hafen an und man führte mich in diesen Palast vor Mezomorto.

Ich weiß nicht, was Aby Ali zu seinem Herrn sagte, als er mich vorstellte, und eben so wenig, was dieser antwortete, denn sie sprachen türkisch mit einander; doch glaubte ich aus den Gebehrden des Dey's schließen zu können, daß ich das Unglück hatte, ihm zu gefallen, und die Worte, die er auf spanisch zu mir sagte, brachten mich vollends in Verzweiflung, da sie meine Meinung nur zu sehr bestätigten.

Vergebens warf ich mich ihm zu Füßen und versprach ihm so viel Lösegeld, als er nur wolle; vergebens führte ich seinen Geiz in Versuchung, indem ich ihm mein ganzes Vermögen anbot: er sagte, er schätze mich höher als alle Reichthümer der Welt. Hierauf ließ er diese Wohnung hier, die prächtigste in seinem ganzen Palaste, für mich in Bereitschaft setzen, und seit dieser Zeit hat er Alles gethan, um die Traurigkeit zu verscheuchen, die mich zu Boden drückt. Oft bringt er alle seine Sklaven u. Sklavinnen, die singen oder ein Instrument spielen können, zu mir. Ines hat er mir genommen in der Meinung, sie würde mich in meinem Kummer bestärken; dagegen werde ich von alten Sklavinnen bedient, die mir unaufhörlich von der Liebe ihres Herrn vorschwatzen und von all den verschiedenen Freuden und Vergnügungen, welche er mir zudenke.

Aber Alles, was man anfängt, um mich zu zerstreuen und aufzuheitern, bringt gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; nichts vermag mich zu trösten. Eine Gefangene in diesem abscheulichen Palast, der täglich von dem Geschrei der unterdrückten Unschuld widerhallt, fühle ich mich weniger unglücklich durch den Verlust meiner Freiheit, als durch den Schreck, den mir die verhaßte Zärtlichkeit des Dey's einjagt. Obgleich er sich bis auf diese Stunde immer nur wie ein überaus gefälliger und ehrerbietiger Liebhaber gegen mich betragen hat, so zittere ich doch an Leib und Seele: denn diese Ehrerbietung ist ihm vielleicht schon jetzt lästig und dann wird er ohne Zweifel Gewalt brauchen. Diese gräßliche Angst läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe und verbittert mir jeden Augenblick meines Lebens."

Donna Theodora brach bei diesen Worten in einen Strom von Thränen aus, so daß Don Juan im Innersten gerührt wurde. „Sennora," sagte er zu ihr: „Nicht ohne Grund entwirft Ihr Euch ein so schauderhaftes Bild von der Zukunft; auch ich fürchte dasselbe wie Ihr. Der Dey ist nur zu geneigt, andere Saiten gegen Euch aufzuziehen; ich weiß es aus seinem eigenen Munde, daß der bisher so unterwürfige Liebhaber demnächst seine angenommene Sanftmuth abzulegen gedenkt, und ich sehe alle die Gefahren voraus, denen Ihr entgegen gehet.

„Aber," fuhr er in einem andern Tone fort, „ich werde kein müssiger Zeuge dabei sein. Obschon ich Sklave bin, so ist doch meine Verzweiflung zu fürchten. Ehe Mezomorto Euch beschimpft, stoße ich ihn nieder." — „Ach, Don Juan," fiel ihm die schöne Wittwe in's Wort, „welch ein verwegener Plan! Hütet Euch wohl, ihn auszuführen. Bedenkt, welche Grausamkeiten der Tod des Dey's zur Folge hätte. Die schrecklichsten Qualen..... Mich schaudert, wenn ich nur daran denke! Ueberdies würdet Ihr Euch ganz unnöthig in Gefahr stürzen; denn wenn Ihr auch den Dey tödtet, so bin ich dadurch noch nicht frei. Ach! dann würde ich vielleicht an irgend einen Schurken verkauft, der nicht so ehrerbietig wäre, wie Mezomorto. Gerechter Gott, tritt du dazwischen! du kennst das viehische Gelüste des Dey's, du verbietest mir Dolch und Gift; so verhindere denn ein Verbrechen, das dich beleidigen würde!"

„Ja, Sennora," antwortete Zarata, „Gott wird helfen; ich fühle bereits seine Nähe. In diesem Augenblick

kommt mir ein Gedanke, der ohne Zweifel ein geheimer Wink von ihm ist. Der Dey hat mir blos deßwegen erlaubt, Euch zu besuchen, damit ich Euch für seine Liebe günstig stimmen soll. Ich muß ihm dann von unserer Unterhaltung Rechenschaft ablegen und ihn dabei nothwendig täuschen. Ich werde ihm sagen, Ihr seiet nicht so ganz untröstlich; sein höfliches Betragen fange an Eindruck auf Euch zu machen, und wenn er so fortfahre, könne er Alles hoffen. Ihr müßt mir hierin beistehen, und wenn er Euch wieder besucht, etwas heiterer sein, als gewöhnlich. Stellt Euch, als ob Ihr an seiner Unterhaltung einiges Vergnügen fändet"

„Unmöglich!" erwiderte Donna Theodora. „Wie kann eine freie und aufrichtige Seele sich so verrathen und was hätten wir von dieser peinlichen Verstellung zu hoffen?" — „Der Dey," antwortete Zarata, „wird sich über diese Veränderung freuen und durch Gefälligkeit Euer Herz vollends zu gewinnen suchen; einstweilen aber werde ich für Eure Freiheit arbeiten. Ich gestehe, daß das Unternehmen schwierig ist; doch kenne ich einen gewandten Sklaven, von dessen Mitwirkung ich mir viel versprechen darf.

„Ich verlasse Euch jetzt," fuhr er fort; „mein Plan verlangt große Eile: doch werden wir uns wieder sehen. Ich gehe stehenden Fußes zum Dey und will seine ungestüme Liebesgluth durch allerlei Mährchen zu ergötzen suchen. Ihr aber, Sennora, bereitet Euch, ihn zu empfangen; ruft alle Künste der Verstellung zu Hülfe. Eure durch seine Gegenwart beleidigten Augen seien ohne Haß und Strenge; Euer Mund, der sich immer nur zu bittern Klagen öffnet, führe eine liebkosende Sprache: fürchtet nicht, ihm in allzu günstigem Lichte zu erscheinen; Ihr müsset Alles versprechen, um nichts zu gewähren." — „Schon gut," erwiderte Theodora; „ich will Alles thun, was Ihr sagt, da das Unglück, das mich bedroht, diese grausame Nothwendigkeit auferlegt. Gehet, Don Juan, und laßt alle Minen springen, um meiner Sklaverei ein Ende zu machen; es wird meiner Freude die Krone aufsetzen, wenn ich meine Freiheit Euch verdanke."

Der Toledaner begab sich sofort zu Mezomorto, um ihm den verlangten Bericht abzustatten. „Nun, Alvaro!" rief ihm der Dey sehr lebhaft entgegen, „was für Nachrichten bringst du mir von der schönen Sklavin? Hast du sie freundlicher gegen mich gestimmt? Wenn du glaubst, ich dürfe mir nicht schmeicheln, ihren hartnäckigen Schmerz überwinden zu können, so schwöre ich beim Haupte des Großherrn, meines Gebieters, daß ich mir heute noch mit Gewalt verschaffen werde, was man meiner Gefälligkeit verweigert." — „Herr," antwortete Don Juan, „dieses unverbrüchlichen Eides bedarf es nicht; Ihr werdet nicht in den Fall kommen, die Befriedigung Eurer Liebe durch Gewalt erzielen zu müssen. Die Sklavin ist eine junge Dame, die noch nie geliebt hat, und so stolz, daß sie die Huldigungen der vornehmsten Herren Spaniens abwies. Sie lebte in ihrem Lande wie eine Königin und sieht sich nun auf einmal gefangen: eine ihrer Würde bewußte Seele kann einen solchen Glückswechsel nicht so leicht verschmerzen. Gleichwohl wird diese hochfahrende Spanierin, wie alle andere, sich an die Sklaverei gewöhnen, und ich darf wohl sagen, daß sie bereits anfängt, ihre Fesseln weniger drückend zu finden. Eure Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten, die sie nicht erwartet hatte, trösten sie einigermaßen und triumphiren über ihren Stolz. Sucht sie in dieser günstigen Stimmung zu erhalten, mein Herr und Gebieter, und bezaubert die schöne Sklavin vollends ganz durch fortgesetztes ehrerbietiges Benehmen, dann wird sie sich in Bälde mit Vergnügen in Eure Wünsche fügen und in Euren Armen die Liebe zur Freiheit vergessen."

„Du machst mich zum glücklichsten Menschen!" rief der Dey: „diese Hoffnung vermag Alles über mich. Ja, ich werde meine ungestüme Liebesgluth zurückhalten, um sie desto besser zu befriedigen; aber täuschest du mich nicht, oder hast du dich nicht selbst getäuscht? Ich gehe auf der Stelle zur Sklavin und will sehen, ob ich die schmeichelhaften Hoffnungen, wovon du sprichst, ebenfalls in ihren Augen entdecken kann." Mit diesen Worten ging er zu Theodora, der Toledaner aber kehrte in den Garten zurück, wo ihm der Gärtner begegnete. Dies war eben der gewandte Sklave, durch dessen Mitwirkung er die schöne Wittwe zu befreien hoffte.

Er hieß Francisco, und stammte aus Navarra. In Algier war er sehr gut bekannt, weil er hier schon mehreren Herren gedient hatte, ehe er in die Dienste des Dey's kam. „Francisco, mein Freund," sagte Don Juan zu ihm, „ich bin in der fürchterlichsten Noth. Im Palaste hier befindet sich eine junge Dame aus einem der angesehensten Geschlechter von Valencia. Sie hat Mezomorto gebeten, ihr Lösegeld selbst zu bestimmen, allein er ist in sie verliebt und will sie durchaus nicht frei geben." — „Und warum bekümmert Euch das so sehr?" fragte Francisco. „Weil ich aus einer Stadt mit ihr bin," antwortete der Toledaner. „Ihre Eltern und die meinigen sind die besten Freunde, und ich werde Alles auf's Spiel setzen, um sie zu befreien."

„Die Sache ist nicht so leicht," versetzte Francisco, „doch glaube ich, ich könnte sie ausführen, wenn die Verwandten der Dame geneigt wären, einen solchen Dienst tüchtig zu bezahlen." — „Darauf dürft Ihr Euch verlassen," antwortete Don Juan. „Ich bürge Euch für die Erkenntlichkeit der ganzen Familie, besonders aber für die der jungen Dame selbst. Sie heißt Donna Theodora, ist die Wittwe eines Mannes, der ihr ein unermeßliches Vermögen hinterlassen hat, und eben so freigebig als reich: kurz ich bin Spanier und Edelmann; mein Wort muß Euch genügen."

„Nun gut," antwortete der Gärtner, „auf Euer Versprechen hin will ich einen Renegaten aus Katalonien aufsuchen und ihm den Vorschlag machen....." — „Was sagt Ihr?" unterbrach ihn der Toledaner sehr verwundert; „Ihr

wolltet Euch einem Elenden anvertrauen, der sich nicht entblödet hat, seiner Religion abtrünnig zu werden? ...." — „Er ist zwar allerdings Renegat," erwiderte Francisco, ihn ebenfalls unterbrechend, „aber dennoch ein rechtschaffener Mann; er scheint mir mehr Mitleid als Haß zu verdienen, und ich würde ihn entschuldigen, wenn sein Verbrechen überhaupt eine Entschuldigung zuließe. Seine Geschichte ist kurz folgende:

„Er stammt aus Barcelona und ist von Profession ein Chirurg. Da es ihm in seiner Vaterstadt nicht recht gelingen wollte, so beschloß er, sich in Carthagena niederzulassen, wo er sich ein besseres Glück versprach. Er schiffte sich mit seiner Mutter dahin ein, wurde aber von einem algierischen Seeräuber gefangen und hierher gebracht. Sie wurden Beide verkauft: seine Mutter an einen Mauren und er an einen Türken, der ihn so entsetzlich mißhandelte, daß er aus Verzweiflung zum Mohamedanismus überging. Er glaubte dies um so eher mit gutem Gewissen thun zu können, als er dadurch seiner Mutter, die bei ihrem maurischen Herrn ebenfalls sehr schlecht behandelt wurde, die Freiheit zu verschaffen hoffte. Im Solde des Pascha's machte er mehrere Raubzüge mit, auf denen er vierhundert Piaster erbeutete; mit einem Theil davon kaufte er seine Mutter los, mit dem übrigen setzte er sich in Stand, auf eigene Rechnung das Meer zu durchstreifen.

„Er kaufte ein kleines Schiff, dessen Hauptmann er selbst war, kreuzte mit einigen türkischen Soldaten, die sich freiwillig an ihn anschlossen, zwischen Alicante und Carthagena, und kam mit großem Raube zurück. Dies gelang ihm mehrere Male so gut, daß er sich zuletzt im Stande sah, ein bedeutendes Schiff auszurüsten, mit dem er ansehnliche Beute machte. Endlich aber verließ ihn das Glück. Eines Tags griff er eine französische Fregatte an, die sein Schiff dergestalt mißhandelte, daß er nur mit Mühe den Hafen von Algier wieder erreichte. Da man nun hier zu Lande einen Seeräuber blos nach dem Erfolge seiner Unternehmungen beurtheilt, so sank der Renegat durch sein Unglück auf einmal sehr tief in der Achtung der Türken. Dies verdroß ihn dermaßen, daß er sein Schiff verkaufte und sich in ein Haus außerhalb der Stadt zurückzog, wo er seither von den Trümmern seines Vermögens mit seiner Mutter u. einigen Sklaven lebt.

„Ich besuche ihn öfter: wir waren früher bei demselben Herrn zusammen und sind sehr gute Freunde. Er entdeckt mir seine geheimsten Gedanken, und erst vor drei Tagen sagte er mit Thränen in den Augen zu mir, er könne nimmer ruhig sein, seitdem er das Unglück gehabt habe, seinen Glauben abzuschwören; er werde unaufhörlich so sehr von Gewissensbissen geplagt, daß er zuweilen in Versuchung gerathe, den Turban mit Füßen zu treten und auf Gefahr des Scheiterhaufens hin durch ein öffentliches Bekenntniß seiner Reue das Aergerniß wieder gut zu machen, das er den Christen gegeben habe.

„Dies," fuhr Francisco fort, „ist der Renegat, an den ich mich wenden will; ein Mann solcher Art darf Euch nicht verdächtig sein. Ich will mich unter irgend einem Vorwand wegbegeben und zu ihm gehen. Ich stelle ihm dann vor, er solle sich nicht vom Kummer darüber, daß er sich aus dem Schooß der Kirche entfernt habe, verzehren lassen, sondern vielmehr auf Mittel denken, dahin zurückzukehren. Er brauche zu diesem Behuf nur ein Schiff auszurüsten, wie wenn er, des müßigen Lebens müde, wieder einmal auf Raub ausziehen wollte, und mit diesem Schiff können wir die Küste von Valencia erreichen, wo Donna Theodora ihm die Mittel geben werde, den Rest seiner Tage behaglich in Barcelona zu verleben."

„Ja, mein lieber Francisco" rief Don Juan, dem die zuversichtliche Art des navarresischen Sklaven neue Hoffnungen einflößte, „Ihr könnt diesem Renegaten Alles versprechen und dürft Beide einer ansehnlichen Belohnung gewiß sein. Glaubet Ihr übrigens auch, unser Plan werde sich auf die Art, wie Ihr es im Sinn habt, ausführen lassen?" — „Es können sich," antwortete Francisco, „allerdings Schwierigkeiten in den Weg stellen, an die ich bis jetzt nicht gedacht habe; übrigens hoffe ich im Verein mit dem Renegaten alle zu lösen. Alvaro," fügte er beim Abschied hinzu, „unser Unternehmen muß gewiß gelingen und ich hoffe, Euch bei meiner Rückkunft gute Nachrichten mitbringen zu können."

Voll Unruhe erwartete Zarata den Gärtner, der nach drei oder vier Stunden zurückkam und zu ihm sagte: „Ich habe den Renegaten gesprochen und ihm unsern Plan mitgetheilt. Nach langer Berathung sind wir dahin übereingekommen, daß er ein vollkommen ausgerüstetes kleines Schiff kaufen soll, und da es erlaubt ist, Sklaven als Matrosen mitzunehmen, so will er die seinigen alle dazu brauchen. Um sich nicht verdächtig zu machen, nimmt er zehn türkische Soldaten in seinen Sold, wie wenn er wirklich auf Raub ausziehen wollte, und bestimmt ihnen den Tag zur Abfahrt. Zwei Tage vorher aber schifft er sich bei Nacht mit seinen Sklaven ein, lichtet ohne alles Geräusch die Anker und holt uns an einer kleinen Thüre dieses Gartens ganz nahe am Meere mit seinem Nachen ab. Dies ist unser Plan: Ihr könnt ihn der Dame mittheilen, und sie versichern, daß sie längstens binnen vierzehn Tagen frei sein solle."

Welche Freude für Don Juan, seiner Donna Theodora diese angenehme Nachricht überbringen zu können! Um die Erlaubniß zu einem Besuche bei ihr zu erhalten, suchte er am andern Tag Mezomorto auf und sagte zu ihr: „Verzeiht, Herr, wenn ich so frei bin, Euch zu fragen, wie Ihr die schöne Sklavin gefunden habt? Seid Ihr diesmal besser zufrieden, ...?" — „O vollkommen! unterbrach ihn der Dey; „ihre Augen sind gestern meinen zärtlichen Blicken nicht ausgewichen; ihre Reden, bisher beständige Betrachtungen über ihr Schicksal, waren mit keiner Klage ver-

mischt, und sie hörte Alles, was ich zu ihr sagte, sehr artig und aufmerksam an. Deinen Bemühungen, Alvaro, verdanke ich diese Veränderung, und ich sehe, daß du die Frauen deines Landes gut kennst. Du mußt heute wiederum mit ihr sprechen, um zu vollenden, was du so glücklich begonnen hast. Erschöpfe all deine Ueberredungsgabe und deine Gewandtheit, um mein Glück zu beschleunigen, dann werde ich sogleich deine Fesseln brechen; ja, ich schwöre dir beim Barte unsers großen Propheten, ich will dich mit so viel Wohlthaten überhäuft in dein Vaterland zurückschicken, daß die Christen, wenn sie dich wiedersehen, nicht glauben sollen, du seist in der Sklaverei gewesen."

Der Toledaner ermangelte nicht, Mezomorto auf seinem Irrthum zu erhalten: er bezeigte sich sehr dankbar für seine Versprechungen, und unter dem Vorwand, ihre Erfüllung zu beschleunigen, machte er einen neuen Besuch bei der schönen Sklavin. Er fand sie allein in ihren Gemächern — die alten Weiber, die sie bedienten, waren anderswo beschäftigt — und sagte ihr sogleich, was der Navarrese und der Renegat auf seine Versprechungen hin mit ihm ausgemacht hatten.

Es war ein großer Trost für die Dame, als sie hörte, daß so gute Maßregeln zu ihrer Befreiung getroffen waren. „Ist's möglich?" rief sie voll Freude aus; „darf ich mich der Hoffnung hingeben, meine geliebte Vaterstadt Valencia wiederzusehen? Welch ein Glück, nach so viel Gefahren und Schrecknissen dort mit Euch in Ruhe zu leben! Ach! Don Juan, wie angenehm ist mir dieser Gedanke! Seid Ihr nicht auch eben so vergnügt, wie ich? Bedenkt Ihr wohl, daß Ihr, wenn Ihr mich dem Dey entreißet, ihm Eure eigene Frau entführet?"

„Ach!" antwortete Zarata mit einem tiefen Seufzer, „wie angenehm wären mir diese schmeichelhaften Worte, wenn nicht die Erinnerung an einen unglücklichen Freund eine Bitterkeit darein mischte, die alle ihre Seligkeit verdirbt! Verzeiht mir, Sennora, Ihr müßt selbst gestehen, daß Mendoza Euer Mitleid verdient. Euch zu lieb hat er Valencia verlassen, seine Freiheit verloren, und ich zweifle nicht, daß ihn in Tunis die Last seiner Ketten weniger drücken wird, als die Verzweiflung, Euch nicht gerächt zu haben."

„Allerdings," sagte Donna Theodora, „hätte er ein besseres Schicksal verdient, und ich rufe den Himmel als Zeugen an, daß ich ihm für Alles, was er meinetwegen gethan und gelitten hat, im innersten Herzen danke: allein sein Unstern will, daß mein Herz nie der Lohn seiner Dienste sein kann."

Diese Unterhaltung wurde durch die Ankunft der mehrerwähnten zwei alten Sklavinnen unterbrochen. Don Juan fing ein anderes Gespräch an und sagte ganz in der Rolle als Vertrauter des Dey's zu Theodora: „Ja, reizende Sklavin, Ihr habt denjenigen gefesselt, der Euch in seinen Fesseln zurückhält. Mezomorto, Euer und mein Gebieter, der verliebteste und liebenswürdigste aller Türken, ist sehr wohl mit Euch zufrieden. Seid fortwährend freundlich gegen ihn und Ihr werdet bald das Ende alles Euers Kummers sehen." Mit diesen Worten, deren wahren Sinn nur die Dame errathen konnte, entfernte er sich.

Dies war der Stand der Dinge acht Tage lang im Palaste des Dey's. Inzwischen hatte der catalonische Renegat ein beinahe ganz ausgerüstetes kleines Schiff gekauft und traf alle Anstalten zur Abfahrt; aber sechs Tage, ehe er im Stande war, abzusegeln, kam Don Juan abermals in gewaltige Angst.

Mezomorto ließ ihn zu sich rufen und in sein Zimmer treten. „Alvaro," sagte er zu ihm, „du bist frei und kannst nach Spanien zurückreisen, wann du willst; die Geschenke, die ich dir versprochen habe, liegen bereit. Ich war heute bei der schönen Sklavin, und sie kam mir ganz anders vor als damals, wo ihre Traurigkeit mir so vielen Kummer machte. Jeden Tag weiß sie sich besser in ihre Gefangenschaft zu fügen und sie erscheint mir so liebenswürdig, daß ich so eben beschlossen habe, sie zu heirathen. In zwei Tagen ist sie meine Gemahlin."

Bei diesen Worten erblaßte Don Juan und konnte trotz aller Anstrengung seine Unruhe und Ueberraschung nicht verbergen, so daß der Dey nach der Ursache fragte.

„Gnädiger Herr," antwortete ihm der Toledaner in seiner Verlegenheit, „ich muß mich allerdings sehr wundern, daß einer der vornehmsten Männer im ottomanischen Reich sich erniedrigen will, eine Sklavin zu heirathen. Ich weiß wohl, daß dies bei euch nicht ohne Beispiele ist, aber der hochberühmte Mezomorto, der auf die Töchter der ersten Beamten der Pforte Anspruch machen kann...." — „Dies ist wahr," unterbrach ihn der Dey; „ich könnte mich um die Hand einer Tochter des Großveziers bewerben und dürfte mir schmeicheln, dereinst der Nachfolger meines Schwiegervaters zu werden; aber ich besitze unermeßliche Reichthümer nur wenig Ehrgeiz; die Ruhe und die Vergnügungen, die ich hier genieße, sind mir weit lieber als das Vezirat, diese gefährliche Ehre, wo man vor der Furcht der Sultane und der Eifersucht neidischer Höflinge keinen Augenblick mehr sicher ist. Ueberdies liebe ich meine Sklavin, und ihre Schönheit machte sie des Rangs, wozu meine Zärtlichkeit sie beruft, vollkommen würdig.

„Aber," fügte er hinzu,, „sie muß heute noch ihre Religion ändern, um die Ehre, die ich ihr anthun will, zu verdienen. Glaubst du wohl, sie könnte sich durch lächerliche Vorurtheile bestimmen lassen, dieselbe nicht gehörig zu schätzen?" — „O nein, gnädigster Herr," antwortete Don Juan; „ich bin überzeugt, daß sie diesem schönen Range Alles opfern wird. Erlaubt mir jedoch die Bemerkung, daß Ihr sie nicht so schnell heirathen und überhaupt nichts übereilen solltet. Ohne allen Zweifel wird der Gedanke, einer Religion zu entsagen, die sie mit der Muttermilch eingesaugt hat, etwas Entsetzliches für sie haben; gebt ihr daher Zeit,

darüber nachzudenken. Wenn sie bedenkt, daß Ihr sie nicht schmählich behandeln und unter Euren übrigen Gefangenen verwelken und verkümmern lassen, sondern auf die ehrenvollste Weise zu Eurer Gemahlin erheben wollet, dann werden Dankbarkeit und Eitelkeit allmählig über alle ihre Bedenklichkeiten den Sieg davon tragen. Schiebt die Ausführung Euers Planes nur noch acht Tage hinaus."

Der Dey war einige Augenblicke in Nachdenken versunken, denn die Frist, die sein Vertrauter verlangte, wollte ihm durchaus nicht behagen, und doch erschien ihm sein Rath sehr verständig. „Alvaro," sagte er endlich, „ich lasse mich überreden; so sehr ich mich auch nach dem Besitze der Sklavin sehne, so will ich gleichwohl noch acht Tage warten. Gehe sogleich zu ihr und bereite sie vor, daß sie nach dieser Zeit meine Wünsche erfüllt. Ich wünsche, daß derselbe Alvaro, der mir so gute Dienste bei ihr geleistet, auch die Ehre habe, ihr meine Hand anzubieten."

Don Juan ging sofort zu Theodora und meldete ihr diese Unterredung, damit sie sich darnach einrichten sollte. Zugleich sagte er ihr, in sechs Tagen werde das Schiff des Renegaten segelfertig sein, und da sie sehr unruhig war über die Art, wie sie ihre Gemächer verlassen könnte, indem die Zimmer, durch welche sie gehen müßte, um auf die Treppe zu kommen, sämmtlich wohl verschlossen waren, so sagte er zu ihr: „Seid darüber ohne Sorgen, Sennora; von Euerm Zimmer geht ein Fenster auf den Garten und ich will Euch eine Leiter besorgen, um hinabzusteigen."

Wirklich meldete Francisco nach Verfluß von sechs Tagen dem Toledaner, der Renegat sei bereit, in der nächsten Nacht abzusegeln: man kann sich daher denken, mit welcher Ungeduld diese erwartet wurde. Endlich kam sie und war zum Glück sehr finster. Sobald der Augenblick zur Ausführung des Unternehmens erschienen war, stellte Don Juan eine Leiter unter das Zimmerfenster der schönen Sklavin, die ihn erwartete und alsbald mit großer Hast hinabstieg. Sie stützte sich sodann auf den Toledaner und ließ sich von ihm nach der kleinen Gartenthüre gegen das Meer zu führen.

Unsere Liebenden gingen sehr schnell und genossen schon zum Voraus die Wonne der wiedererlangten Freiheit; allein das Schicksal hatte sich immer noch nicht vollkommen mit ihnen ausgesöhnt, denn gerade in diesem Augenblick sollte sie das gräßlichste und unvorhergesehenste Unglück treffen.

Sie waren schon außerhalb des Gartens und schritten auf das Ufer zu, um den sie erwartenden Nachen zu erreichen, als ein Mann, den sie für einen Genossen ihrer Flucht hielten und von dem sie nichts Böses fürchteten, mit bloßem Degen auf Don Juan zuging und ihm denselben in die Brust stieß. „Schändlicher Alvaro Ponce!" rief er, „also muß Don Fadriquez de Mendoza einen feigen Räuber bestrafen; du verdienst nicht, daß ich dich im ehrlichen Kampfe angreife."

Der Toledaner sank sogleich zur Erde und Donna Theodora, die an seinem Arme hing, fiel, überwältigt von Bestürzung, Schmerz und Entsetzen, in demselben Augenblick in Ohnmacht. „Ach, Mendoza!" sagte Don Juan, „was habt Ihr gethan? Ihr habt Euern Freund getödtet." — „Gerechter Himmel!" rief Don Fadriquez, „wär's möglich? Hätte ich wirklich....." — „Ich verzeihe Euch meinen Tod," unterbrach ihn Zarata; „das Schicksal allein ist daran Schuld, oder vielmehr es hat auf diese Art unserm Unglück ein Ende machen wollen. Ja, mein lieber Mendoza, ich sterbe vergnügt, da ich Euch Donna Theodora übergebe, die Euch versichern kann, daß meine Freundschaft gegen Euch sich keinen Augenblick verläugnet hat."

„Allzu großmüthiger Freund!" sagte Don Fadriquez in Verzweiflung, „Ihr sollt nicht allein sterben; derselbe Stahl, der Euch getroffen, wird auch Euern Mörder bestrafen. Kann mein Verbrechen auch durch Irrthum entschuldigt werden, so vermöchte ich mich doch nie darüber zu trösten." Mit diesen Worten stieß er sich seinen Degen bis an's Heft in den Leib und fiel über Don Juan hin, der weniger aus Schwäche in Folge seines Blutverlustes, als aus Entsetzen über die Raserei seines Freundes in Ohnmacht fiel.

Francisco und der Renegat, die zehn Schritte davon standen und ihre guten Gründe hatten, dem Sklaven Alvaro nicht zu Hülfe zu kommen, wunderten sich sehr über die letzten Worte und die letzte That des Don Fadriquez. Sie sahen ein, daß er sich geirrt hatte, und daß die Verwundeten zwei Freunde, nicht, wie sie geglaubt, Todfeinde waren. Sie eilten daher jetzt herbei; da sie aber Beide, so wie auch die noch immer ohnmächtige Theodora, ganz regungslos fanden, so wußten sie nicht, was sie thun sollten. Francisco war der Meinung, man solle blos die Dame fortschaffen, die Cavaliere aber auf dem Ufer lassen, denn allem Anschein nach könnten sie jeden Augenblick sterben, wenn sie nicht jetzt schon todt seien. Der Renegat dagegen sagte, man dürfe die Verwundeten nicht verlassen, ihre Verletzungen seien vielleicht nicht tödtlich und er wolle sie auf seinem Schiffe verbinden, wo er alle Instrumente seines früheren Gewerbes habe, das er noch nicht vergessen. Francisco war damit einverstanden.

Da sie wohl wußten, daß die höchste Eile nothwendig war, so trugen der Renegat und der Navarrese mit Hülfe einiger Sklaven die unglückliche Theodora nebst ihren noch unglücklicheren beiden Liebhabern in das Boot. In wenigen Augenblicken hatten sie ihr Schiff erreicht, wo sogleich nach ihrer Ankunft ein Theil der Mannschaft die Segel ausspannte, während der andere auf den Knieen lag und mit den inbrünstigsten Gebeten, welche ihnen nur die Furcht vor Mezomorto's Verfolgung eingeben konnte, die Gunst des Himmels anflehte.

Der Renegat machte jetzt einen französischen Sklaven, der ihn vollkommen verstand, zu seinem ärztlichen Gehülfen und wandte seine erste Aufmerksamkeit der schönen Wittwe

zu: es gelang ihm auch mit seinen Heilmitteln sowohl sie, als die beiden Cavaliere wieder zum Leben zu bringen. Donna Theodora, die in dem Augenblick, wo sie Don Juan verwundet sah, in Ohnmacht gefallen war, wunderte sich sehr, Mendoza hier zu treffen, und obgleich sie sich auf den ersten Anblick überzeugen mußte, daß er sich aus Schmerz über die Verletzung seines Freundes selbst verwundet hatte, so konnte sie doch nicht umhin, ihn als den Mörder ihres Geliebten zu betrachten.

Man kann sich nichts Rührenderes denken, als wie diese drei Leute aus die Ohnmacht wieder zu sich kamen; der todesähnliche Zustand, aus dem man sie gezogen hatte, war bei Weitem nicht so beklagenswerth. Donna Theodora sah Don Juan mit Augen an, worin der ganze Sturm einer von Schmerz und Verzweiflung überwältigten Seele sich spiegelte, und die beiden Freunde hefteten, tiefe Seufzer ausstoßend, ihre sterbenden Blicke auf sie.

Nach langer düsterer Pause nahm endlich Don Fadriquez das Wort und sagte zu der Wittwe: „Sennora, bevor ich sterbe, habe ich doch noch das Vergnügen, Euch aus der Sklaverei befreit zu sehen. Wollte Gott, Ihr hättet Eure Freiheit mir zu verdanken, allein nach seinem Rathschlusse sollte Euch nur derjenige von Euren Liebhabern, den Euer Herz gewählt, diesen Dienst erweisen. Ich liebe diesen Nebenbuhler zu sehr, als daß ich darüber klagen könnte, und wünsche von Herzen, daß der Stoß, den ich ihm unglücklicherweise beigebracht habe, ihn nicht verhindern möge, Eure Dankbarkeit zu genießen." Die Dame antwortete darauf keine Sylbe. Das traurige Loos des Don Fadriquez rührte sie in diesem Augenblick nicht im Mindesten, denn der Zustand des Toledaners flößte ihr wahren Abscheu vor ihm ein.

Indeß traf der Chirurg Anstalten, die Wunden zu besehen und zu untersuchen. Er fing mit Zarata an und fand seine Verletzung nicht gefährlich. Der Stoß war unter der linken Brustwarze ausgegleitet und hatte keinen von den edleren Theilen verletzt. Der Bericht des Chirurgen tröstete Theodora ein wenig und machte dem Don Fadriquez große Freude. Er drehte jetzt seinen Kopf nach der Dame und sagte zu ihr: „Ich bin zufrieden und sterbe ohne Kummer, da mein Freund außer Gefahr ist; ich werde nicht mit Euerm Hasse beladen sterben."

Er sprach diese Worte in so rührendem Tone, daß die Wittwe im Innersten bewegt wurde. Da sie für Don Juans Leben nichts mehr zu fürchten hatte, so haßte sie auch Don Fadriquez nicht mehr und sah in ihm nur noch einen Mann, der ihr ganzes Mitleid verdiente. „Ach, Mendoza," antwortete sie ihm voll edlen Mitgefühls, „erlaubt doch, daß man Eure Wunde verbindet; vielleicht ist sie eben so ungefährlich, wie die Euers Freundes. Gestattet, daß man für Eure Gesundheit sorgt, und lebet; wenn ich Euch nicht glücklich machen kann, so werde ich wenigstens auch nicht das Glück eines Andern machen. Aus Mitleid und Freundschaft für Euch werde ich die Hand, die ich Don Juan schenken wollte, zurückhalten und Euch dasselbe Opfer bringen, das er Euch gebracht hat."

Don Fadriquez wollte etwas erwidern, allein der Chirurg, welcher fürchtete, durch vieles Sprechen möchte sich sein Uebel verschlimmern, legte ihm Stillschweigen auf und untersuchte seine Wunde. Er fand sie tödtlich, denn der Degen war in den obern Theil der Lunge gedrungen, wie man aus dem starken Blutverlust ersehen konnte, dessen Folge das Schlimmste fürchten ließ. Sobald er den ersten Verband aufgelegt hatte, ließ er die beiden Cavaliere im hintern Zimmer auf zwei Betten neben einander legen; der Donna Theodora aber wies er ein anderes Zimmer an, da er glaubte, ihre Gegenwart bei den Verwundeten könne nur nachtheilig wirken.

Trotz all diesen Vorsichtsmaßregeln bekam Mendoza das Fieber, und gegen Abend wurde der Blutverlust immer stärker. Der Chirurg erklärte ihm jetzt, es sei keine Rettung möglich, und wenn er seinem Freunde oder Donna Theodora noch etwas sagen wolle, so habe er keine Zeit zu verlieren. Diese Nachricht versetzte den Toledaner in die schrecklichste Aufregung: Don Fadriquez aber nahm sie kalt und gleichgültig auf. Er ließ die Wittwe zu sich bitten und sie erschien auch in einem Zustande, der sich leichter denken, als beschreiben läßt.

Ihr Gesicht war in Thränen gebadet und dabei schluchzte sie so laut, daß es Mendoza tief zu Herzen ging. „Sennora," sagte er zu ihr, „ich bin der kostbaren Thränen, die Ihr weinet, nicht werth; beruhigt Euch doch und hört mich einen Augenblick an. Auch Euch, mein lieber Zarata," fügte er gegen den Toledaner hinzu, der seinen lebhaften Schmerz nicht unterdrücken konnte, „auch Euch bitte ich darum. Ich weiß wohl, daß diese Trennung Euch schmerzen wird: Eure Freundschaft ist mir zu gut bekannt, als daß ich daran zweifeln könnte. Aber wenn Ihr mich Beide mit so rührenden Beweisen von Zärtlichkeit und Mitleid beehren wollet, so wartet doch wenigstens bis ich wirklich todt bin.

„Bis dahin schiebt Euer Trauern auf; es geht mir tiefer zu Herzen, als der Verlust meines Lebens. Vernehmet jetzt, auf welchen Wegen das Schicksal, das mich verfolgt, mich heute Nacht nach dem unglückseligen Ufer führte, das ich mit dem Blute meines Freundes und meinem eigenen befleckt habe. Ohne Zweifel seid Ihr begierig zu erfahren, wie ich Don Juan für Don Alvara halten konnte. Ich will Euch diesen traurigen Aufschluß geben, wenn die kurze Zeit, die mir noch zu leben übrig bleibt, es gestattet.

„Einige Stunden nach meiner Trennung von Don Juan begegneten wir einem französischen Korsaren, der uns angriff. Er bemächtigte sich des tunesischen Schiffes und landete mit uns bei Alicante. Als ich frei war, war mein erster Gedanke, meinen Freund loszukaufen. Zu diesem Behuf begab ich mich nach Valencia, machte eine bedeutende Summe zusammen und ging nach Barcelona, da ich gehört

hatte, daß einige Brüder vom Erlöserorden von da nach Algier reisen wollten. Ehe ich aber Valencia verließ, bat ich den Gouverneur, Francisco de Mendoza, meinen Oheim, allen seinen Einfluß am spanischen Hofe aufzuwenden, um Zarata's Begnadigung und Wiedereinsetzung in seine Güter auszuwirken, die gleich nach dem Tode des Herzogs von Nazera confiscirt worden waren. Ich hoffte nämlich, glücklich, und gesund mit meinem Freunde nach Spanien zurückzukehren.

„Sobald wir in Algier angelangt waren, besuchte ich all die Orte, wohin die Sklaven gewöhnlich kommen, allein so lange ich auch umherstreifte, so fand ich doch nicht, was ich suchte. Da begegnete mir der katalonische Renegat, dem dieses Schiff gehört: ich erkannte ihn als einen Mann, der früher meinen Oheim bedient hatte, sagte ihm den Grund meiner Reise und bat ihn, sich wegen meines Freundes genau auf Kundschaft zu legen. „Es thut mir sehr leid," antwortete er, „daß ich Euch nicht dienen kann: ich reise heute Nacht mit einer Dame von Valencia, einer Sklavin des Dey's, von Algier ab." — „Und wie heißt diese Dame?" fragte ich. — „Theodora," gab er zur Antwort.

„Ich war über diese Nachricht so überrascht, daß der Renegat sogleich daraus schloß, ich müsse mich für die Dame interessiren. Er entdeckte mir seinen ganzen Plan zu ihrer Befreiung und da er mehrere Male des Sklaven Alvaro Erwähnung that, so zweifelte ich nicht daran, es könne Niemand anders sein, als Alvaro Ponce. Voll Freude sagte ich zu dem Renegaten: „Helft mir und gebt mir die Mittel an die Hand, mich an meinem Feinde zu rächen." — „Dies kann bald geschehen," antwortete er; „Ihr müßt mir aber zuvor sagen, weßhalb Ihr Euch über diesen Alvaro beklagt." Ich erzählte ihm nun die ganze Geschichte, worauf er zu mir sagte: „Genug, Ihr braucht mich heute Nacht nur zu begleiten; man wird Euch Euern Nebenbuhler zeigen, und wenn Ihr ihn gezüchtigt habt, so tretet an seine Stelle und fahret mit uns und Donna Theodora nach Valencia zurück."

„Gleichwohl ließ mich meine Ungeduld Don Juan nicht vergessen. Ich übergab einem in Algier ansässigen italienischen Kaufmann, Namens Francisco Capati, ein Lösegeld, und dieser versprach mir auch ihn loszukaufen, sobald er auf seine Spur käme. Endlich brach die Nacht an und ich ging zum Renegaten, der mich an's Ufer führte. Wir blieben vor einer kleinen Thüre stehen, aus welcher Jemand gerade auf uns zukam und mit dem Finger auf einen Mann und eine Frau zeigte, die hinter ihm herging. Er sagte: „Dies ist Alvaro und Donna Theodora."

„Bei diesem Anblick wurde ich wüthend. Ich zog den Degen, lief auf den unglücklichen Alvaro zu und in der festen Ueberzeugung, meinen verhaßten Nebenbuhler vor mir zu haben, stieß ich den treuen Freund nieder, den zu suchen ich gekommen war. Aber, Gott sei Dank!" fuhr er in zärtlichem Tone fort, „mein Irrthum wird ihn nicht das Leben und Donna Theodora nicht ewige Thränen kosten."

„Ach, Mendoza!" unterbrach ihn hier die Dame, „Ihr beurtheilt meinen Kummer falsch. Ich werde mich niemals über Euern Verlust trösten und wenn ich auch Euern Freund heirathen würde, so geschähe es blos, um Euch gemeinschaftlich zu beklagen. Eure Liebe, Eure Freundschaft, Euer Unglück würde immer der Gegenstand unserer Unterhaltung sein." — „Ihr seid allzugütig, Sennora," antwortete Don Fabriquez; „ich verdiene nicht, daß Ihr so lange um mich trauern würdet. Nun aber beschwöre ich Euch, gebt Zarata Eure Hand, sobald er Euch an Alvaro Ponce gerächt haben wird." — „Don Alvaro lebt nicht mehr," sagte die Wittwe; „er wurde am nämlichen Tage, da er mich entführte, von dem Korsaren, der mich hierher brachte, getödtet."

„Sennora," versetzte Mendoza, „diese Nachricht macht mir große Freude, denn sie kann für das Glück meines Freundes nur förderlich sein. Hört nun Beide ohne allen Zwang auf die Stimme Euers Herzens. Mit Freuden sehe ich den Augenblick herbeikommen, der das letzte Hinderniß beseitigen wird, das Euer Mitleid und seine Großmuth Euerm gemeinschaftlichen Glücke noch in den Weg legen. Mögen alle Eure Tage ruhig dahin fließen in einer Einigkeit, welche die Eifersucht des Glücks nicht zu stören vermag! Lebt wohl, Sennora! lebt wohl! Don Juan! Erinnert Euch zuweilen Beide eines Mannes, der nichts so sehr geliebt hat, als Euch."

Da die Dame und der Toledaner, statt etwas zu antworten, nur noch mehr weinten, so fuhr Don Fabriquez, der dies bemerkte und sich sehr unwohl fühlte, also fort: „Doch ich werde allzu weich; schon umgeben mich die Schatten des Todes und ich denke nicht daran, die göttliche Güte um Verzeihung anzuflehen, daß ich meinem Leben, worüber nur sie allein verfügen durfte, mit eigener Hand das Ziel gesteckt habe." Nach diesen Worten hob er mit allen Anzeichen aufrichtiger Reue seine Augen zum Himmel und starb darauf an einem neuen Blutsturz.

Nun gerieth Don Juan in Verzweiflung: er riß den Verband seiner Wunde ab und wollte sie unheilbar machen; Francisco aber und der Renegat warfen sich auf ihn und widersetzten sich seiner Wuth. Theodora, in der entsetzlichsten Angst, vereinigte ihre Bitten mit dem Renegaten und Navarresen, um Don Juan von seinem Vorsatz abzubringen. Sie sprach in so rührendem Tone zu ihm, daß er wieder zur Besinnung kam und sich seine Wunde auf's Neue verbinden ließ; und so siegte am Ende das Interesse des Liebhabers über die Wuth des Freundes. Er enthielt sich sofort solcher unsinnigen Ausbrüche seines Schmerzes, ohne daß sich jedoch das Gefühl desselben im Mindesten geschwächt hätte.

Der Renegat, der unter vielem Andern auch vortrefflichen arabischen Balsam und köstliche Wohlgerüche auf seinem Schiffe hatte, balsamirte auf die Bitten der Dame und Don Juans, die ihren Freund in Valencia beerdigen lassen wollten, Mendoza's Leiche ein. Während der ganzen Ueber-

fahrt seufzten und schluchzten die Beiden unaufhörlich. Die übrigen Leute auf dem Schiff waren heiterer, zumal da sie fortwährend günstigen Wind hatten und die Küsten Spaniens in Bälde sichtbar wurden.

Bei diesem Anblick überließen sich die Sklaven alle ihrer Freude und als das Schiff glücklich im Hafen von Denia angelangt war, faßte Jeder seinen Entschluß. Die Wittwe und der Toledaner schickten einen Courier nach Valencia mit Briefen an den Gouverneur und an die Familie der Donna Theodora, deren Rückkehr von allen ihren Verwandten mit großer Freude begrüßt wurde. Don Francisco de Mendoza aber war tief gebeugt über die Nachricht von dem Tode seines Neffen.

Er verhehlte es auch nicht, als er mit den Verwandten der Wittwe nach Denia kam und die Leiche des unglücklichen Don Fadriquez sah. Der gute Greis benetzte sie mit seinen Thränen und brach in so wehmüthige Klagen aus, daß alle Zuschauer gerührt wurden. Endlich fragte er, wie sein Neffe gestorben sei?

„Das will ich Euch erzählen, Seunor," antwortete der Toledaner. „Ich suche seine Gestalt nicht aus meinem Gedächtnisse zu tilgen, sondern finde vielmehr ein bittersüßes Vergnügen darin, sie mir unaufhörlich vor die Augen zu rufen und meinen Schmerz dadurch zu nähren." Er erzählte hierauf die traurige Geschichte unter vielen Thränen, denen der alte Oheim die seinigen beimischte. Theodora's Verwandte aber bezeigten große Freude, sie wieder zu sehen, und wünschten ihr Glück zu ihrer wunderbaren Errettung aus der Tyrannei Mezomorto's.

Nachdem endlich genug gefragt und erzählt war, wurde der Leichnam des Don Fadriquez auf einen Wagen gelegt und nach Valencia geführt. Don Francisco ließ ihn aber nicht dort, sondern in Madrid beerdigen, weil seine Zeit als Vicekönig ihrem Ablaufe nahe war und er ohnehin im Sinn hatte, nach Madrid zurückzukehren.

Während man die Zurüstungen zur Leichenfeierlichkeit machte, überhäufte Donna Theodora den Navarresen und den Renegaten mit Geschenken. Francisco kehrte in seine Provinz zurück und der Renegat mit seiner Mutter nach Barcelona, wo er sich wieder umtaufen ließ und noch bis auf die jetzige Stunde ein sehr behagliches Leben führt. Um diese Zeit erhielt auch Don Francisco vom Hof das Begnadigungspatent für Don Juan, das der König, trotz seiner Rücksichten für das Haus Navera, den vereinigten Bitten der gesammten Familie Mendoza nicht hatte abschlagen können. Dem Toledaner war dies um so angenehmer, als er nun die Leiche seines Freundes begleiten konnte, was er sonst nicht hätte wagen dürfen.

Endlich ging der Leichenzug in Begleitung einer Menge Leute aus den vornehmsten Ständen ab, und sobald er nach Madrid kam, wurde die sterbliche Hülle des Don Fadriquez in einer Kirche beigesetzt, wo Zarata und Donna Theodora ihm mit Erlaubniß der Familie Mendoza ein prachtvolles Grabmal errichten ließen. Außerdem trugen sie noch ein ganzes Jahr lang Trauer um ihren Freund.

Nach solchen glänzenden Beweisen ihrer Zärtlichkeit gegen Mendoza heiratheten sie einander; aber so groß ist die Macht der Freundschaft, daß Don Juan lange in tiefe Melancholie versunken blieb, die nichts bannen konnte. Don Fadriquez, sein geliebter Don Fadriquez, stand ihm beständig vor Augen: er sah ihn alle Nacht im Traume und zwar meistens so, wie er sterbend dagelegen war. Endlich gelang es jedoch, ihn von diesen traurigen Bildern abzuziehen. Theodora's Reize, von denen er fortwährend bezaubert war, triumphirten über eine unglückselige Erinnerung; kurz, Don Juan fing an, glücklich und zufrieden zu leben: aber dieser Tage stürzte er auf einer Jagd vom Pferde und verletzte sich am Kopf; es bildete sich ein Abscеß, die Aerzte konnten ihn nicht retten und er ist so eben gestorben. Seine Theodora, dieselbe Dame, die Ihr dort verzweiflungsvoll in die Arme ihrer zwei Frauen sinken sehet, wird ihm wohl in Bälde nachfolgen.

Christlicher Fanatismus.

Von Corvin.

Hermann
Schla lerm an,
Lat piepen, lat trummen,
Jesuiten sind kummen,
Met speeren un stangen
De Frieheit tau fangen.
Volkslied.

Die Welt ist schon oft mit einem Narrenhause verglichen worden. Der Vergleich ist für uns nicht schmeichelhaft, aber leider ist er passend. Schauen wir nur um uns! Wo wir hinsehen, finden wir die charakteristischen Kennzeichen eines Tollhauses; überall rennen wir gegen verschlossene Thüren, überall erblicken wir vergitterte Fenster und drohend geschwungene Peitschen eines Aufsehers, wenn wir etwas zu unternehmen trachten, was gegen die Hausordnung verstößt. Doch das Alles hat die Welt auch mit einem Zuchthause gemein; das Treffende des Vergleiches wird uns erst klar, wenn wir ihre Bewohner, die Menschen, in ihrem Treiben beobachten.

Dort erblicken wir hochmüthige Narren, die sich für die Herren der Welt halten und fest und steif glauben, Gott habe dieselbe mit allen Menschen nur zu ihrem Privatver-

gnügen geschaffen; vor ihnen liegen Millionen noch größerer Narren im Staube, die ihnen glauben und demuthsvoll gehorchen.

Dort sitzt ein Anderer und nennt sich den Vice-Gott. Er liebt das Geld wie ein altrömischer Statthalter, und die Menge rennt herbei und füllt ihm die Taschen mit Gold, wofür er ihr Einlaßkarten — zum Himmel giebt! Dort knieen Tausende anbetend vor einer Bildsäule, dort vor einer Schlange, dort vor einem Ochsen. Jene beten die Sonne an, diese den Mond, andre das Wasser und jene halten gar eine Oblate für ihren Gott!

Seht euch *diese* Leute genauer an, denn von ihnen handelt dies Buch. Ihr findet unter ihnen Wahnsinnige von allen Graden, vom rasend Tollen bis zum armen Blödsinnigen, der unter Zittern und Zagen seinen Rosenkranz betet und beständig fürchtet, der Teufel möchte ihn holen. Wie mannigfach sind nicht die Aeußerungen ihres Wahnsinns, oft grauenerregend, oft lächerlich, oft Abscheu und Zorn, oft Mitleid erweckend. Diese Religionstollheit verdient schon eine genauere Betrachtung, denn sie ist über die ganze Erde verbreitet und hat unsägliches Elend über die Menschen gebracht.

Und ist denn diese Krankheit unheilbar? O nein! aber die Aerzte, die es vermöchten, sie zu heilen, meinen es nicht ehrlich, denn sie beuten diese Pest des Menschengeschlechtes zu ihrem Vortheil aus und fürchten ihre Macht zu verlieren, wenn die Welt von diesem Uebel befreit wird. Andere meinen es ehrlich; aber Machthaber fesseln ihnen nicht allein die Arme, sondern versiegeln ihnen auch den Mund.

Vor etwa zweitausend Jahren wurde zum Glücke der tollen Menschheit der Welt ein Heiland geboren. Er war ein großer Arzt und wer seine Mittel gebrauchte, der genas von der Religionstollheit, die schon von Anbeginn unter dem Menschengeschlechte wüthete. Aber er fiel als ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit. Die Narren hängten ihn ans Kreuz!

Seine Schüler schrieben die Lehren des Meisters nieder, so gut sie dieselben begriffen, aber sie thaten es in der überschwenglichen Ausdrucksweise des Morgenlandes, und das war es, was das Abendland noch toller machte, als es vorher war. Hier verstand man den Geist der Sprache nicht, man hielt sich an den Wortlaut, fing an zu drehen und zu deuteln, und in die ganze Heilmethode kam grenzenlose Verwirrung. Die gute Absicht des großen Arztes, die Menschheit aus den Fesseln des Wahns zu erlösen, ging verloren, die geistige Finsterniß wurde immer dichter, und die Menschen sind nach zweitausend Jahren noch verrückter als sie es vorher waren.

Doch ich will diese Bildersprache aufgeben und sie denjenigen überlassen, welche in dieser so schändlich verkehrten und durch mystischen Unsinn entstellten Religion Poesie finden und viel von der Romantik des Christenthums zu fabeln wissen. Ich will nun weiter kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern grade und deutsch meine Meinung sagen.

Es ist meine ehrliche und aufrichtige Meinung, daß das Christenthum unendliches Elend über die Welt gebracht hat! Das Gute, welches es erzeugte, wäre auf andern Wegen gewiß weit herrlicher erreicht worden, und dann steht es mit dem Bösen, dessen Ursache es war, in gar keinem Verhältniß.

Rom und Griechenland sind ohne Christenthum groß geworden, und welcher christliche Staat kann so herrliche Beispiele von Bürgertugend und wahrer Mannesgröße aufweisen? Was hätte aus dem trefflich begabten deutschen Volke werden können, wenn es sich auf ähnlichem Wege wie das griechische entwickelt hätte, oder auch — wenn ihm Christi Lehre in ihrer reinen Gestalt überliefert worden wäre! Aber was hat die christliche Kirche mit Christus gemein! Er predigte die Freiheit, — *sie* aber Sklaverei. Was haben die Deutschen durch das von den Pfaffen verpfuschte Christenthum gewonnen? — Sie, die sonst frei waren, wurden durch dasselbe Sklaven und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Statt hölzerner und steinerner Götzenbilder, die keinen Schaden thaten, bekamen sie lebendige Pfaffen!

Die Vertheidiger des Christenthums rühmen, daß es die Barbarey entwilderte. Ich will zugeben, daß dies für den Augenblick geschah, allein wie bald zerknickte nicht das Papstthum die durch die neue Lehre hervorgerufenen dürftigen Blüthen der Kultur und versenkte ganz Europa in eine Barbarei, die weit finsterer war, als sie es zu heidnischer Zeit jemals gewesen. Die heidnischen Preußen waren so dumm nicht, als sie den „heiligen" Adalbert todtschlugen, und verdienten weit eher das Denkmal, welches nun diesem gesetzt werden soll.

Papst Alexander VI. sagte: „Jede Religion ist gut, die beste aber — die dümmste." Er sprach es aus, was alle Päpste vor ihm und nach ihm dachten. „Rom kann nur herrschen, wenn die Welt dumm ist," das stand als unumstößlicher Grundsatz in ihrer Seele geschrieben, und deshalb schickten sie ihre Apostel aus, welche die Menschheit systematisch verdummen mußten. Zwei Millionen Kutten, — so hoch belief sich die päpstliche Armee — flatterten über die in der Dämmerung liegende Welt; gleich Vampyren wiegten sie die Menschen in Schlaf, um ihnen das Blut abzuzapfen, — oder vielmehr, um sie gleich Dieben zu plündern.

Völker und Fürsten lagen vor den Päpsten im Staube. Das Weltreich, welches sie errichteten, und sein Bestehen bis auf den heutigen Tag ist das größte Wunder, welches die Geschichte kennt. Des großen Alexanders Reich zerfiel; das der alten Römer und das Napoleons ging in Trümmer; sie waren gebaut auf die Gewalt der Waffen. Aber das Reich von Neu-Rom besteht schon fast anderthalbtausend Jahr und wird wer weiß noch wie lange bestehen, denn es ruht auf dem solidesten Fundament, — auf der Dummheit der Menschen.

Man schämt sich, ein Mensch zu sein, wenn man überdenkt, durch welche Mittel es den Päpsten gelang, die Geister der Menschen in das Joch zu schmiegen. Der grobe

Betrug, der nichtswürdigste Eigennutz lagen so klar und offen da, daß er fast unbegreiflich erscheint, wie sie nicht auf der Stelle und selbst von dem Dümmsten erkannt wurden, besonders da die Pfaffen sich nicht einmal große Mühe gaben, ihr Thun und Treiben zu verbergen. Mit der schamlosesten Frechheit wurde die dummgläubige Christenheit geplündert, denn Geld! Geld! das war die Losung Roms. Schaaren feister Mönche und Nonnen mästeten sich von dem sauer erworbenen Sparpfennig der Armen, die um so mehr bereit waren, die Koffer der Pfaffen zu füllen, weil es ihnen hier auf Erden so schlecht ging und sie sich doch wenigstens nach dem Tode ein bequemes Plätzchen sichern wollten.

Der Glaube war das Narrenseil, an dem die Pfaffen von jeher ihre Bekenner führten. Sie nahmen lachend das gute Geld, welches ihnen die Leichtgläubigen zahlten und gaben dafür Wechsel auf Jenseits, die bis heute ihren Credit behielten, — da Todte bekanntlich stumm sind.

Die schändlichsten Verbrechen, welche sich die Zunge zu nennen sträubt, konnten mit Geld gebüßt werden; aber wer an dem Glauben rüttelte, der büßte in den Flammen! O was ist dieser dumme Glaube für ein gefräßiger Götze! Die Zahl der menschlichen Opfer, die ihm dargebracht wurden, rechnet man auf 50 Millionen. Die Spanier schlachteten ihm innerhalb 40 Jahren allein in Amerika 12 Millionen! — Doch die Thaten des Fanatismus gehören nicht hierher, und ich verweise auf die folgenden Blätter.

Der über alle Erwartung gute Erfolg und die unerhörte Leichtgläubigkeit der christlichen Heerde hatten die Päpste und Pfaffen zu sicher gemacht. Ihre Geldgier wie ihre Ueppigkeit und Lüderlichkeit überschritten alle Grenzen. Einzelne sahen ein, daß der zu scharf gespannte Bogen brechen mußte; aber alle ihre Warnungen waren vergebens. Cardinal Johann, ein Engländer, sagte zu Innocenz IV.: „Bileams Eselin ließ sich lange mißhandeln, aber endlich fing sie an zu reden." Der Cardinal hatte richtig prophezeiht. Die Eselin redete; aber als sie geredet hatte, da schwieg sie wieder und blieb nach wie vor — eine Eselin.

Von allen Seiten erhoben sich Stimmen gegen das tolle Pfaffenwesen; sie wurden in Flammen erstickt, und bornirte Fürsten halfen getreulich die Ketzer vertilgen. Aber jeder vergossene Blutstropfen schien dem Pfaffenthum einen neuen Feind zu gebären, und nun begann der Kampf Roms mit der Vernunft, welche es schon längst erstickt zu haben meinte.

Wie ein Riese hieb der deutsche Grobian Luther die italienischen Finten durch; aber ach, sagt sein Zeitgenosse, Caspar von Schwenkfeld: „Luther hat uns aus Egypten geführt und durch das rothe Meer, aber in der Wüste sitzen lassen und Israel nicht in's gelobte Land gebracht." Und heute, nach 300 Jahren, ist der Josua noch nicht erschienen!

Wer wollte die großen Verdienste Luther's verkennen! Die von ihm hervorgerufene Reformation war auf den sittlichen Zustand der Welt von unendlich großem Einfluß. Zahlen sprechen am klarsten. Wilberforce beweis't uns, daß schon 30 Jahre nach der Reformation die Zahl der in England hingerichteten Verbrecher sich von 2000 auf 200 jährlich verminderte! Luther hat wahrlich genug gethan, er hatte seinen Nachfolgern eine Gasse geöffnet. Aber auch in Luther ging erst allmälig das Licht auf; er war Mönch gewesen und zu Rom die Treppe der Peterskirche auf den Knieen andächtig hinauf und hinunter gerutscht. Bis zum Ende seines Lebens konnte er seinen Geist nicht ganz von der Mönchskutte befreien.

An seinen Schülern war es, auf dem von Luther gelegten Fundament zeitgemäß fortzubauen; aber es ging ihnen wie den Christen der ersten Jahrhunderte; sie klebten an den Worten ihres Meisters und blieben Lutheraner. Luther klagt schon: „Ich wollte, daß sie (nämlich die von ihm geschriebenen Bücher) alle zu Pulver verbrannt wären; wollt' Lust machen zur heiligen Schrift, nun hängen sie blos an meinen Büchern; ich wollte, daß sie alle zu Pulver verbrannt wären." Dieses starre Festhalten am Wort hat uns unendlich geschadet!

Die neuen protestantischen Pfaffen, die wir nun noch zu den katholischen bekamen, waren noch intoleranter als diese, und hätten sie die Macht gehabt, sie würden ebenso gebrannt und gesengt haben wie Päpste und Mönche, ja sie möchten es gern noch heute thun. Wie widerlich sind nicht die theologischen Thierkämpfe dieser Herrn „Fürbitter bei Gott," oder „Lehrer am Wort," wie sich die erbosten Kampfhähne nannten! Blickt man auf die Streitigkeiten dieser „Gottesgelahrten," dann versteht man erst recht, was Papst Bonifacius XII. nach seiner Erwählung zu den Cardinälen sagte: „Ihr habt einen großen Esel erwählt, obwohl einen großen Theologen und Juristen."

Die feisten, lüderlichen Mönche, die gleißnerischen Weltgeistlichen und Bischöfe der katholischen Kirche sind ein Greuel; aber noch widerlicher sind diese salbungsvollen Pfarrherrn, die hochmüthig wie Cardinäle, glaubensdumm wie Bettelmönche und intolerant wie Inquisitoren, einherstolziren wie Truthähne, die auch nach ihnen Consistorialvögel benannt sind. Doch — „eine gewisse Gravität ist Leuten ohne innern Gehalt so nothwendig als Insekten, die keine Knochen haben, die äußere Haut oder Schale." Wer mit dem Glauben begnadigt ist, was braucht der sonst für einen Gehalt, als den, welchen ihm sein Fürst zahlt, was braucht der Vernunft? Glauben und Vernunft vertragen sich wie Hund und Katze.

Der Sieg, den die Vernunft durch die Reformation erfochten hat, ist wahrlich nicht so groß, als ihn eifrige Lutheraner gern machen möchten. Den besten Beweis dafür liefert das protestantische Glaubensbekenntniß, welches von Jedem bei der Confirmation hergeplappert wird. Der gar zu laut schreiende Unsinn ist daraus verschwunden, aber es ist noch genug darin geblieben, was — vor der Vernunft nicht bestehen kann, um es nicht härter auszudrü-

den. Luther hat gesagt: „Man muß die Vernunft unter die Bank stecken," und deshalb bleiben wir beim unvernünftigen Glauben. Ja, die Vernunft unter die Bank stecken! Das ist die Zauberformel, die Rom groß gemacht hat! Die protestantischen Pfaffen gelüstet es nach derselben Macht in ihrem Bezirk, denn „es ist kein Pfäfflein so klein, es steckt in ihm ein Päpstlein!" Darum eifern sie mit Händen und Füßen dagegen, wenn sich die Vernunft an ihren Glaubenssätzen vergreifen will. Der gelehrte, unglückliche Abeilard aber meint: „Je erhabener göttliche Dinge sind, je ferner sie von der Sinnenwelt abliegen, desto mehr muß sich das Streben unserer Vernunft nach ihnen richten; der Mensch wird wegen der ihn auszeichnenden Vernunft mit dem Bilde Gottes verglichen: daher soll der Mensch sie auf nichts lieber richten, als auf den, dessen Bild er durch sie vorstellt."

Ihr Lutheraner und Reformirten meint Wunder was ihr vor den Katholiken voraus habt, die zu Tausenden nach Trier wallfahrten, um Christi alten Rock zu verehren. O ich bitte euch, zupft euch nur an der eigenen Nase. In euren Kirchen giebt es noch Unsinn genug, den schafft erst weg, — dann mögt ihr den katholischen Augiasstall ausmisten helfen. O schaut euch nur um, ihr Herren Protestanten. Ihr braucht nur eure Geistlichen in ihrer Amtstracht anzusehen, daraus könnt ihr schon entnehmen, was die Glocke geschlagen hat und daß ihr in religiöser Hinsicht noch auf dem mittelalterlichen Standpunkt steht. Wozu diese Maskentracht? Wozu der schwarze Schlafrock, wozu die seltsame Mütze? Soll das gothische Dach anzeigen, daß es unter ihm mittelalterlich aussieht? Wozu die wackelnden Bäffchen, die lächerliche, gefältelte runde und steife Krause, auf der das andächtige Haupt ruht, wie das Johannes des Täufers auf der Schüssel, oder wie das eines gebratenen Fasans?

Folgen wir einem solchen „Diener am Wort" in die Kirche. Es wird ein Kind getauft!! — Es ist noch nicht lange her, da wurde dem unschuldigen Wurm auch der Teufel ausgetrieben! Die Protestanten haben wahrhaftig keine Ursache, über die lateinische Messe zu lachen. Es wäre zu wünschen, daß manche Prediger auf der Kanzel lateinisch reden müßten, damit die Gemeinde den Unsinn nicht hört, den sie zu Markte bringen. Wie selten sind diejenigen Prediger, die sich vom mystischen Krimskrams fern halten und sich auf die einfache christliche Moral beschränken! Die meisten Predigten sind leer wie gedroschenes Stroh und gleichen der Pfingstpredigt des weiland hochwürdigsten Superintendenten Dietrich, die vom Sausen und Brausen des Windes handelt. Im ersten Theil wird gefragt: wie? wo? wohin? er brause; im zweiten: wie? wo? wohin? er sause, und in der Nutzanwendung wird bedauert — daß wir Beides so eigentlich nicht wissen.

Auf einer Kirchenversammlung wurde ein Ketzer Namens Nyphon der einen herrlichen, bis zum Knie reichenden Bart hatte, auf den er sehr stolz war, zum Verluste dieser Zierde verurtheilt. Wie würden unsre neumodischen Bärte verschwinden und wie würden die Barbiere jubeln, wenn wir Alle auf's Gewissen über das Glaubensbekenntniß examinirt und die Ungläubigen zum Barbieren verdammt würden! Ist es nicht ein fast eben so großes Wunder, als das Weltreich der Päpste, daß eine Religion bestehen kann, an die vielleicht neun Zehntel ihrer Anhänger nicht glauben? Wie unwürdig ist diese Heuchelei, in der wir Alle verharren, — blos weil wir den Frieden lieben, oder aus bloßer Gewohnheit.

Der weise Seneca sagt: „Laßt uns nicht gleich dem Vieh dem Troß derjenigen nachgehen, welche vor uns wandeln, und statt dahin zu gehen, wohin wir zu gehen haben, dahin laufen, wohin eben Alles läuft." Die Gebildeten haben schon längst nur eine Religion und darum laßt uns die unwürdige Heuchelei über Bord werfen und frank und frei die Flagge der Vernunft aufziehen. Was Katholiken, was Protestanten, was Papst, was Luther! Die Vernunft sei unser Papst, sie sei der Reformator des 19. Jahrhunderts. Laßt uns Alle Protestanten sein, Protestanten gegen jeden mystischen Unsinn und gegen alles Sektenwesen.

Dann hat freilich das Papstthum zu Rom, die Consistorialwirthschaft der Protestanten und die ganze Theologie auf einmal ein Ende; aber wozu brauchen wir Papstthum, Consistorien und Theologie? „Die Religion ist keine Wissenschaft, sondern Glaube an Gott und sein allweises Walten über uns; keine auf deutliche Ansicht beruhende Ueberzeugung, aber doch eine Ueberzeugung aus Gründen der Wahrscheinlichkeit; folglich beruht auch der Glaube auf Vernunft und auf subjektiven Beweisen von der Unvernünftigkeit das Gegentheil zu glauben." Vor allen Dingen fort mit dem unvernünftigen Glauben der Theologen und es wird sich in der Welt Alles anders gestalten, es wird Licht werden!

Aber das Alles bleiben größtentheils schöne Träume, wenn die Fürsten nicht den unseligen Wahn aufgeben, daß die religiöse Dummheit ihre Throne befestigt. Was vielleicht für die dunkle Zeit des Mittelalters eine Wahrheit war, ist jetzt eine Lüge. Mag auch statt des dummen Glaubens die Vernunft herrschen, den Satz läßt sie stehen: „Du sollst unterthan sein der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat," — denn wäre es nicht unvernünftig, dem ungehorsam zu sein, der Gewalt über mich hat? Die Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, kann mich unter allen Umständen zwingen, nichts zu thun, was ihre Gesetze verbieten, indem sie mich im Uebertretungsfalle straft, — was hat die religiöse Ansicht damit zu schaffen?

Ja die Obrigkeit kann mich — eben weil sie Gewalt über mich hat — zwingen, meine Kniee vor einer Oblate zu beugen; aber mein Geist ist frei, über diesen hat sie keine Gewalt; sie kann mich nicht zwingen, zu glauben, daß dieses Gebäck aus Mehl und Wasser mein Gott ist, sie kann mich nicht verhindern, von ihr selbst zu denken, was ich will. Eben weil dies keine Obrigkeit kann, deshalb ist es eine ab-

geschmackte Anmaßung, unsern Glauben zwingen zu wollen, und vollends lächerlich ist es, uns weiß machen zu wollen, daß alle diese Zwangsmaßregeln nur unser Bestes bezwecken, — nur unser Schicksal nach dem Tode zu sichern! Doch „der ist kein Narr, der einem etwas zumuthet, sondern der, welcher thut, was man ihm zumuthet," — sagt ein altes Sprüchwort.

Sehen denn die Regierungen nicht ein, daß sie durch diesen Glaubenszwang die von ihnen abhängigen Unterthanen zu Heuchlern und Lügnern machen und daß dies auf die Moralität des Volkes den verderblichsten Einfluß hat? Es ist nicht eines Jeden Sache, sich zum Märtyrer zu machen, und deshalb thun so Viele aus Rücksicht für ihr Wohlergehen und das ihrer Familie, — was die Obrigkeit verlangt, „die Gewalt über sie hat," selbst wenn sich ihr Gefühl dagegen empört.

Der große Friedrich sagte: „In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden." Ging Preußen wegen dieser Glaubensfreiheit zu Grunde? Stand es mit seiner „Potsdamer Wachtparade" etwa weniger achtunggebietend da, als andere viel größere und mächtigere Reiche? —

O warum sind doch die großen Fürsten so selten und warum erscheinen sie noch viel seltener im richtigen Augenblick! Alle Fürsten trachten nach Ansehen, Macht und Ruhm; aber sie sollten besser die Geschichte studiren, um zu lernen, daß die Fürsten nie groß wurden, die sich dem Geiste der Zeit und des Volkes entgegensetzten. Hätte Kaiser Karl V. sich an die Spitze der Reformation gestellt, anstatt sie zu bekämpfen, er wäre der größte Fürst geworden, den die Geschichte kennt. Dies war nicht allein der Weg zum höchsten Ruhm, sondern auch zur höchsten Macht; er schlug den entgegengesetzten Weg ein, und nach 40jähriger Regierung hatte er die Erfahrung gemacht, daß er vergebens gekämpft, daß Freiheit und Wahrheit sich wohl aufhalten, aber nicht unterdrücken lassen. Wodurch wurde der kleine Schwedenkönig Gustav Adolph so groß? Warum lebt sein Name noch heute in dem Munde der dankbaren Menschen, während das Volk nichts mehr von dem mächtigen Kaiser Karl V. weiß, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging?

Wäre heute ein Fürst großherzig genug, veraltete Vorurtheile abzustreifen, und klug genug, den Geist der Zeit zu erkennen; wäre er entschlossen genug, sich wie ein zweiter Gustav Adolph an die Spitze der Bewegung zu stellen, — alle Herzen würden ihm entgegen fliegen, alle Arme sich für ihn und die gute Sache bewaffnen, er würde der größte und mächtigste Fürst der Erde werden, und sein Thron wäre fester gegründet als jeder andere, der sich auf eine Armee und auf wurmstichige Pergamente stützt, denn er wäre erbaut für die Ewigkeit in den Herzen vieler Millionen dankbarer Menschen.

Doch die königlichen Ehebetten gleichen der Aloe, aus der, wie man sagt, nur alle 100 Jahr einmal eine Blüthe emporsteigt und die in der Zwischenzeit nur bittre Blätter und Stacheln hervorbringt. Preußen hat seinen Friedrich gehabt, Oesterreich seinen Joseph, — wir Deutschen werden uns also wohl noch gedulden müssen! Ich sehe wenigstens nirgends eine Hoffnung.

Staatsmänner, die es mit dem Volke schlecht meinten, haben stets dem Katholicismus von dem Protestantismus den Vorzug gegeben, denn: Glauben oben, Verstand unten, so regiert sich am besten, das ist der alte Grundsatz der Despoten. Die Bewegungen der neuern Zeit mißfallen ihnen, sie fürchten, der Zeitgeist gehe mit der Freiheit schwanger, und trachten danach, die Frucht zu ersticken oder abzutreiben, ehe es zu spät wird. In solchen Künsten waren die Klosterapotheken erfahren, — daher selbst in protestantischen Ländern die Annäherung an den Katholicismus, daher die Vorschläge zur Wiedereinführung der Ohrenbeichte und andrer zeitgemäßer Institute!

Gott bewahre nur die Menschheit und unsre Gewalthaber vor der entsetzlichen Verblendung, den Orden der Jesuiten dem demokratischen Geiste entgegenzustellen. Ein Aufsichtssystem in Jesuitenhänden zur Aufrechterhaltung des Ansehens der Fürsten wäre schlimmer als die spanische Inquisition! Der Jesuitengeneral Borgia sagte: „Wie Lämmer haben wir uns eingedrängt, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns wegjagen, aber wie der Phönix werden wir uns verjüngen."

Nur Feinde der Fürsten oder heimliche Jesuiten können den Rath gegeben haben, diese römischen Nattern aus ihrem Winterschlafe zu erwecken, denn was sind die Jesuiten anders als eine Armee im päpstlichen Solde? Die Fürsten würden es bald gewahr werden, daß sie statt des einen Feindes, den sie bekämpfen wollen, nun zwei bekommen haben.

Die Maintenon nahm zu Führern ihrer geistlichen Töchter zu St. Cyr keine Jesuiten, und als man sie nach dem Grunde fragte, antwortete sie: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hause." Victor Amadäus, König von Sardinien, wurde an das Bette seines sterbenden Beichtvaters gerufen, der zu ihm sagte: „Sire, Sie haben mich mit Wohlthaten überhäuft, ich will dankbar sein. Nehmen Sie keinen Jesuiten mehr zum Beichtvater, aber fragen Sie mich nicht warum." Die Beantwortung dieser Frage liegt aber sehr nahe. Die Kaiserin Maria Theresia, die nicht für die Aufhebung des Jesuitenordens war, soll dadurch bekehrt worden sein, daß man ihr von Madrid aus ihre Ostenbeichte zuschickte.

So ernsthaft die Sache auch ist, möchte man bei diesem Verfahren der Regierungen nicht lachen und an den Ritter von der traurigen Gestalt denken, der die Galeerensklaven in Freiheit setzt? Sind denn die Grundsätze der Jesuiten so unbekannt? und wenn man sie kennt, wie ist es nur möglich ihnen zu trauen? Zur Zeit der Revolution haben allerdings Republikaner den Wunsch ausgesprochen: „den letzten König erwürgen zu können mit den Gedärmen des letzten Pfaffen," wo aber haben deutsche Demagogen den Kö-

nigsmord gepredigt, wie es die Jesuiten ganz frei und offen thaten? Der Jesuit Sa lehrt: „Ein Geistlicher, der sich gegen den Regenten auflehnt, macht sich keines Majestätsverbrechens schuldig, denn er ist nicht sein Unterthan, und jeder mag einen Usurpator tödten," und der Jesuit Mariana schreibt gar: „Jeder Regent, der von der katholischen Lehre abfällt, ist seines Thrones verlustig und alle Unterthanen ihres Eides ledig. Das Volk kann einen solchen Regenten entsetzen, ohne Weiteres aus der Welt schaffen; ja jeder Einzelne, der auf eigene Gefahr den Staat retten will mit Ehre und Ruhm, der kann es thun mit Gewalt oder List und mit Gift, womit man Sessel und Kleider einreiben kann." — Diese Lehren sind nicht als Privatmeinungen eines Einzelnen, sondern als Grundsätze des ganzen Ordens zu betrachten, denn kein Jesuit durfte etwas drucken lassen ohne ausdrückliche Erlaubniß seiner Oberen.

Ich liebe die Freiheit viel zu sehr, als daß ich den Fürsten — wenn sie nämlich die Jesuiten nicht selbst herbeiriefen — rathen sollte, diese gefährlichen Maulwürfe zum Lande hinaus zu jagen, sondern billige vollkommen, was Friedrich der Große sagte, als er das Aufhebungsbreve der Jesuiten zurückwies: „Wenn man sie hindern kann, die Gesellschaft zu beunruhigen, so mag man sie dulden, so lange sie das Volk will." Aber dazu gehört auch, daß man dem Volke erlaubt, seine Meinung zu äußern, daß man ihm nicht das Maul verbindet. Gebt Preßfreiheit und dann mögt ihr die ganze Leibgarde des Satans anrücken lassen!

Aber leider scheint dem Despotismus die Beschränkung der Preßfreiheit als seine kräftigste Stütze, und der Nuntius des Papstes Hadrian VI. wußte wohl, was er that, als er zu Nürnberg auf Censur bestand und dabei blieb: daß darauf Alles ankomme. „Große Männer, wie unsre Josephe und Friedriche haben die Preßfreiheit nicht gefürchtet; — aber je kleiner der Gewaltsmann, desto mehr haßt er das Licht."

Sind Regierungen so verblendet, daß sie den bescheidenen und vernünftigen Wünschen des Volkes entgegenstreben, nun so muß ein Jeder sich helfen, so gut er es kann, ohne die Gesetze zu verletzen. Muß auch äußerlich thun, wozu ihn die Obrigkeit zwingt, „die Gewalt über ihn hat," so kann er doch sein Haus, seine Familie von dem Gifte frei halten, welches ein böser Wind über die Alpen auch nach Deutschland geweht hat.

Die römisch-katholische Kirche ist noch dieselbe, welche sie vor 1000 Jahren war, und es ist eben ihr Stolz, daß sie unverändert geblieben ist. Sie verfolgt noch dieselben Zwecke, u. wenn sie die Reformation auch erschreckte, so hat sie sich längst doch schon wieder von dem Schrecken erholt, — da wir 300 Jahre lang schliefen. Die alten erprobten Mittel zur Verdummung der Menschen, die sich früher so erfolgreich bewährten, sie werden jetzt auf's Neue angewandt. Die geistlichen Rüstkammern sind wieder geöffnet und speien ihren Segen über die Welt aus, — mit welchem Erfolge, lehrt die heilige Rockfahrt nach Trier.

Jesuiten, die wahre Leibgarde des Papstes, nisten sich unter den mannigfaltigsten Vermummungen überall ein und werben Anhänger für ihren Orden unter den Staatsbeamten und Geistlichen. Wie sollten sie in unsrer geldgierigen Zeit auch keine Anhänger gewinnen, denn sie sind reicher als viele unsrer Fürsten und auch freigebiger als diese. Der Vertraute des Papstes Benedikt XIV., Passionei, wollte diesem beweisen, daß der Orden der Jesuiten jährlich 24 Millionen für geheime Pensionen zahle. Mit einer solchen Summe läßt sich schon etwas ausrichten, und so darf es uns denn nicht befremden, wenn wir von allen Seiten von jesuitischen Maßregeln hören. Man trachtet danach, den Fanatismus zu wecken, der wie eine schlafende Hyäne in der Brust jedes Menschen liegt. Man hetzt Katholiken und Protestanten gegen einander, denn Petrus hat seinen Nachfolgern das Handwerksgeheimniß verrathen, daß in aufgeregtem Wasser am besten fischen ist. Ja in manchen Gegenden floß schon Blut, u. lassen wir diese heillosen Schwarzen ungestört ihr Wesen treiben, so erleben wir zur Schmach des 19. Jahrhunderts wohl gar noch einen Religionskrieg!

Es ist die Pflicht jedes redlich denkenden Menschenfreundes, dahin zu wirken, daß das uns drohende Unheil abgewendet werde. Schon stehen selbst unter den Katholiken Männer auf, die empört über das unwürdige Treiben der Pfaffen, sich von diesen und dem Oberhaupte derselben losgesagt und vor allen Dingen die Ehrlosigkeit der Geistlichen abgeschafft haben, welche auf die Sittlichkeit des Volkes von so verderblichem Einflusse war. Laßt uns diesen wackern Männern nicht allein nach gewöhnlicher deutscher Weise bei prunkenden Zwecken ein Lebehoch zurufen, sondern laßt uns sie unterstützen durch die That, denn in unsrer wortreichen Zeit spricht eine That lauter als Millionen Worte.

Gar Viele, und besonders Protestanten, wissen jedoch nicht, von welcher Wichtigkeit der Schritt jener Männer ist, die es mit kühnem Muthe unternommen haben, den finstern Bestrebungen Roms thatsächlich entgegenzuwirken, denn sie kennen nicht die Geschichte und wissen nicht, nach welchem Ziele die katholische Kirche strebt; sie kennen nicht die Zustände, die wir zu erwarten haben, wenn ihre herrschsüchtigen Pläne gelingen; sie kennen nicht die entsetzlichen Wirkungen, welche der Fanatismus hervorbringt. Es ist daher Pflicht, die Greuel zu schildern, welche aus ihm hervorgingen, die Wege aufzudecken, welche die katholische Kirche schleicht, um den Fanatismus zu hellen Flammen anzublasen; zu zeigen, wie ihr kein Mittel zu schlecht war, ihre nichtswürdigen Absichten zu erreichen, wie sie ohne Mitleid Millionen Menschen dahin schlachtete, wie sie ohne Scham die menschliche Natur herabwürdigte, die heiligsten Bande trennte, die Freiheit und den Wohlstand blühender Länder vernichtete, und wie sie dies Alles einzig und allein that,

um sich auf Kosten der systematisch unterjochten und verdummten Welt zu bereichern.

Ich muß mich damit begnügen, diejenigen Begebenheiten der Geschichte der Wahrheit getreu zu schildern, bei denen sich die schrecklichen Wirkungen der Intoleranz und des christlichen Fanatismus in ihrem grellsten Lichte zeigen.

Da es nun aber zum Verständniß dieser historischen Gemälde durchaus nöthig ist, einige Kenntniß davon zu haben, wie sich die christliche Kirche im Laufe der Jahrhunderte gestaltete und wie allmälig durch ihre schamlose Geldgier und durch das Schandleben ihrer Priester die Reformation hervorgerufen wurde, so sehe ich mich genöthigt, eine Skizze davon gleichsam als Einleitung vorangehen zu lassen, da ich eine solche Kenntniß bei meinen Lesern nicht allgemein voraussetzen kann. Man erwarte indeß kein geordnetes Ganze und am allerwenigsten einen trocknen historischen Abriß, der die Leser nur langweilen würde, im Gegentheil, ich fürchte, oft nur zu spaßhaft werden zu müssen, wenn ich mich auch nur ganz einfach darauf beschränke, das zu berichten, was Heilige, Päpste und andere Priester sich nicht schämten zu thun und zu sagen. Sind ihre Thaten und Worte lächerlich und nicht immer anständig — so ist es meine Schuld nicht.

Leipzig, im Februar 1845.

Aesthetische Feldzüge.

Von L. Wienbarg.

Eine Vorlesung.

Im Indischen, wie wir gesehen, verwirrt sich der von der That und der Welt der Sinne sich lossagende Gedanke einerseits in das Gebiet der abstrusesten Phantasiebilder, andererseits in einen bodenlosen Abgrund der Mystik, wo er überhaupt aufhört Gedanke zu sein und als ein Nichts über dem Nichts in schauerlicher Oede hinbrütet. Die ästhetische Weltanschauung der Indier machte nur die Augen auf, um sie wieder zu schließen, sie ward sich der Sinne nur bewußt, als zu vernichtender Widerspiele des Geistes, nur als einer zu tödtenden Mannigfaltigkeit von Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen, der ganzen Welt nur, als einer kriminalistischen Mummerei wechselnder Gestalten, welche aus Blumen und Thieraugen den Menschen wehmüthig schmerzlich ansehen und in Gemeinschaft mit ihm nach der Zeit schmachten, wo ihre Larven fallen und sie wieder in den Zustand der Seligkeit, das ist der Bewußtlosigkeit, der Vernichtung zurücklehren. — Zu verwesen bei lebendigem Leibe, diese schauderhafte Sehnsucht zieht sich durch die indische Welt, und erfüllt uns mit einem seltsamen, unheimlichen Gefühl, das uns durch den ganzen Orient begleitet und uns nicht eher verläßt, als bis wir an den Ufern des lebensfrischen und lebensfrohen Griechenlands Athem holend angelangt sind. Welcher Himmel, welche Erde, welche Menschen, welche Götter, welche Geschichte, welche Gedichte, welche Natur, welche Kunst, das Alles ist Griechenland und man muß staunen und sich verwundern, daß zwei so gleiche Länder, wie Indien und Griechenland, auf einem u. demselben Planeten zusammen liegen. Unauflöslich würde in der That das Räthsel sein, wie die Weltanschauung und das Leben bei Geschöpfen von einerlei Natur und Art, aus einerlei Teig geknetet und mit demselben geistigen Odem durchweht, so grundverschieden, ja in jedem Punkt und nach allen Richtungen entgegengesetzt sich gestalten konnte, wäre uns die Urgeschichte des griechischen Geistes völlig unbekannt und könnten wir nicht einige ahnungsvolle Blicke auf dem früheren Zusammenhang orientalischer und europ. Bildung werfen. Die Natur, das ist unsere Ueberzeugung, kennt keine Widersprüche, keine schreiende Dissonanzen, sie arbeitet sich durch tausend Mittelglieder hindurch und verbindet die Enden der Welt mit einem unsichtbaren Zauberbande, das im Dunkel des Mythos und der Geschichte flattert, und nur vom Auge des Geistes erkannt wird. Alle die Töne der Weltenlyra klingen zusammen in einen einzigen ungeheuren Akkord, in dem nichts Einzelnes mehr unterscheidbar ist und so haben alle Sprachen und Sagen aller Völker, so fremd und dissonirend sie klingen, einige Grundlaute mit einander gemein, die eben den geistigen Urlaut des menschlichen Daseins bilden. Aber durch allen Sinn und Unsinn der Geschichte, durch den Wirrwarr aller Völkerstimmen geht dieser rein menschliche Ton, diese Stimme der Natur, welche ihre Kinder, die Schwarzen und die Weißen und die Olivenfarbigen und die tausendjährigen Todten und die Lebendigen heutigen Tags um den einen gemeinschaftlichen Urborn des leiblichen und geistigen Lebens der Menschheit versammelt.

Europäer sind Asiaten, das lehrt die Geschichte: Europa ist ein Stück von Asien, lehrt die Geographie. Die europäische Bildung hat ihre Wurzeln in Asien, das deuten uns die ältesten Mythen und die Urelemente der Sprache, der Schrift, der Sitten und Gesetze der europäischen Völkerschaften; auch die Bildung der Griechen hat ihre Wurzel jenseit des Hellesponts, oder vielmehr sie hat sich mit dieser Wurzel von asiatischem Boden losgerissen und sie in griechische Erde verpflanzt. Es gab eine Zeit, wo die Griechen noch nicht Griechen waren, eine Zeit, wo ihr Geist noch versenkt war in den starren Naturshmbolen des Orients, wo Priesterherrschaft und Kastengeist noch die Entfaltung des öffentlichen Lebens hemmte, wo ihre Sinne sich noch mit ei-

nem dämmernden Flor umzogen und sie nur noch die ersten Versuche machten, sich aus den bleiernen Armen der asiatischen Tradition loszuringen und ihr Leben auf eigenthümliche Weise zu gestalten. Nicht immer ward der griechische Olymp von Göttern bewohnt, wie Homer sie schildert, nicht immer war den Griechen wüste Phantasie und Abgeschmacktheit ein Greuel, ihre ältesten Götterdynastien, ihre Thier- und Menschenungeheuer, Sphinxen und Centauren, ihre pelasgischen Kabiren verrathen uns nur zu deutlich eine frühere Bildungsstufe, auf der sie den Aegyptern und Indiern ähnlicher sehen, als sich selbst in späterer Zeit. Lange Zeit mögen sie in dieser dunkeln Naturmystik befangen gewesen sein, worin sie, wie die alten Indier noch schlaftrunken und mondsüchtig am Abgrund des Wesens hintaumelten und ihr Hirn schwindeln machten von den mysteriösen Dünsten, welche später die Pythia allein einsog. Nur allmälig kam die Menschheit zur Besinnung, sie aber waren die ersten, welchen das menschliche Bewußtsein aufging, die menschliche Persönlichkeit gegen die dunkeln Mächte der Natur geltend machen, die, wenn der Ausdruck nicht zu kühn ist, das Nabelband zerschnitten, das den Menschen bisher, wie ein Thier, mit dem Schooß der Erde verknüpfte und ihm das Bewußtsein eigner freier Existenz fortwährend verdüsterte. Der Indier hatte kein Gefühl von seiner Kraft, daher war auch seine Weltanschauung eine leidende und auf Vernichtung aller Persönlichkeit, aller selbstständigen That abzielende. Des Griechen Weltanschauung ward eine thätige, und drang mit Bewußtsein auf die Harmonie des Gedankens und Willens und griff in alle Saiten der Seele und wühlte Töne auf, die kein sterbliches Ohr bisher geahnt und setzte Gedanken ins Leben, die nicht untergehen werden, so lange die Welt steht. Suchen wir einen Namen, um die besondere Art ihrer ästhetischen Weltanschauung zu bezeichnen, so dürfen wir nur die Augen aufschlagen und auf ihren Werken den eingeprägten Stempel betrachten, die schöne, die freie, die plastische, die persönliche, die harmonische, die rein menschliche; Namen für eine Sache, Strahlen eines Lichts, Blumen auf einem Stängel; denn nur als Persönlichkeit, nur als freie und schöne Persönlichkeit ist der Mensch ein reiner Mensch, ein nach allen Kräften seiner Natur durchgearbeitetes Wesen, ein wachendes, handelndes, freudiges Geschöpf, das den schönen Kreis, der seine bewußte Existenz umgiebt, nur dann durchbricht, wenn Schlaf, Traum oder Tod es unwillkürlich herbeiführen. Dem träumenden Indier ward das ganze Leben zum Traum und der Traum selber eine Sehnsucht nach dem Austräumen, das heißt nicht nach dem Erwachen, sondern nach Stillstand, Tod, Auflösung.

Vor Traum und Tod, welche die Lebendigen und Wachenden umlauern, fand der Grieche keinen Schutz, aber er träumte nicht, wenn er wachte und tödtete sich nicht ab, um dem Tode den Sieg zu verschaffen; ja die Vorstellung des letztern suchte er sich zu verschönern und zu erheitern und statt eines grinsenden Schädels blickte ihn auf Grabmalen der Jüngling mit einer umgekehrter Fackel an. Die Spanne zwischen Geburt und Grab; die Stunden zwischen Schlaf und Wachen, die nannte er seine Welt, seine Zeit, sein Eigenthum, darin blühten seine Hoffnungen, darin reiften seine Pläne, darin herrschte seine That; was draußen und dahinter lag, war für ihn kein Gegenstand der Sehnsucht und der Aufopferungen. Nur das menschlich Gestaltete, das Organische gedieh ihm zur Lust und Freude, und daher belebte er die ganze Natur, Erde, Himmel und Meer, mit Gestalten, die ihm glichen und die zum Mitgefühl seiner Leiden u. Freuden sich herabließen. Und nicht allein auf den Gipfeln des Olymps u. des poetischen Parnassus lebte eine persönliche, vielgestaltige Götterwelt, sondern auch auf den Höhen der Philosophie regte sich das plastische Streben des griechischen Geistes und ich sehe in der platonischen Ideenlehre nur Götter, die Plato Ideen nennt und denen er die Idee der Ideen, das Eine, das Gute, als einen Ideenzeus überordnet, so aber, daß jede durch Theilnahme an der Natur des Einen, eine volle und selbstständige Göttlichkeit genießt.

Wie in Philosophie, Poesie und Kunst, so insbesondere im Staate war das plastische Princip der Griechen wirksam, welches wir als ihr oberstes ästhetisches Grundgesetz betrachteten. Unter den Griechen tritt die Beseelung des Staates, als eines Kunstwerks zuerst hervor, und zwar nach dem allgemeinen Gang und der Natur des Princips durchaus demokratisch. Die erwachte Freiheit machte sich ganz und gar als Besonderheit geltend, auf sich strebte jede Persönlichkeit sich zu basiren, jeder reklamirte im allgemeinen Wechselverkehr seine natürlichen und angebornen Rechte. Zu gleicher Zeit fügten sich alle diese Einheiten der höhern Einheit des Staats, sie waren frei und beseelt, aber sie theilten ihre Seele miteinander. Es war eine strahlende Lebendigkeit in allen diesen Gestalten, ein inneres, heroisches Ungestüm trieb die Gemüther ins Leben und aus jeder häuslich dürftigen Beschränkung heraus, der Schwung der Gemüther drückte gegen jede Fessel und drohte sie zu zersprengen. Und doch zerfloß das Ganze nicht in Anarchie, denn die verborgene Einheit zügelte wieder den Uebermuth, diese Einheit, nicht des dumpfen Zwanges der Natur oder Gewohnheit, sondern des Geisterreiches, der Kraft und Zügel, Bedenken und Thun sinnig vereinte, kein modernes Abstraktum, kein logischer Staatsbegriff, sondern die Einheit des Lebens, der Kunst und der Schönheit, welche die Mannigfaltigen das Identische festhält. In dieser Elastizität der Willenskräfte, die federnd nach außen wirkten, verbunden mit jener Sympathie der Vaterlandsliebe ging das großartige Leben des Alterthums hervor. So hatten sie ganz und gar ihren Bestand im Sinnlichen gegründet, waren Autochthone, wie sie sich auch nannten und hingen mit dem verwitterten Urstamme der asiatischen Menschheit nur in so fern zusammen, als sie

die nachquillenden rohen Naturſäfte deſſelben zu ihrer eigenen Blüthe verwandten.

Leider war auch dieſe Blüthe vom Schickſal beſtimmt, um zu verwelken und andern Blüthen des menſchlichen Geiſtes Platz zu machen. Die Römer haben Griechenland nicht zerſtört, ſie haben nur die letzte Hand daran gelegt, ſie haben die ſterbende Nationalexiſtenz nach höherem Beſchluß exekutirt. Sie ſtehen überhaupt in der Geſchichte als unerbittliche Exekutoren da, die alles Leben, was nicht auf den Beinen feſtſteht, vor ſich niederwerfen und mit eiſernem Fuße auf eine unterjochte und zertrümmerte Welt hinwieten. Die Griechen waren ſich ſelbſt genug, daher machten ſie keine auswärtigen Eroberungen, außer geiſtigen. Die Römer hingegen drängten ſich, mit aller Kraft einer iſolirten Richtung, aus ſich heraus und wurden Eroberer und Unterjocher, weil ihnen das innere poetiſche Leben und der geſtaltende Sinn der Kunſt abging. Rom hat keine großen Dichter und Künſtler erzeugt, noch viel weniger einen Philoſophen, aber Roms Redner beſaßen eine dämoniſche Kraft, weil die Beredtſamkeit des Forums mit der Richtung ihres Geiſtes übereinſtimmte und einen thatſächlichen Charakter trug; Männer der That hat kein Volk in ſo großer Zahl und ſo ununterbrochener Reihe aufzuweiſen. Poſitiv und praktiſch war die Weltanſchauung der Römer, im graden Gegenſatz zur indiſchen, die ſich in ſich zurückzog, während die griechiſche ſich in der Harmonie des Geiſtigen und Leiblichen ſchwebend erhielt, daher denn auch mit Recht Virgilius den Römern zurief:

Tu regere imperio populos, Romane, memento
Hae tibi erunt artes.

Der Zuruf kam freilich zu ſpät, die Römer hatten Künſte und Wiſſenſchaften bekommen, aber ihre Kraft war gebrochen und der Koloß ihrer Herrſchaft ging in Fäulniß und Gährung über.

Das nun hervortretende Chriſtenthum, das ſich nicht als Volks-, ſondern als Völkerreligion geltend zu machen ſuchte, wurzelte allerdings im Judenthum und in den Ideen des Orients, ward aber von einem durchaus neuen und eigenthümlichen Geiſte beſeelt, wie es auch andrerſeits von den heidniſchen Religionen des Occidents ſich weſentlich unterſchied und unter den jüngeren Generationen, welche ſich auf dem Ruin der alten occidentaliſchen Welt anbauten, eine von allen bisherigen Erfahrungen verſchiedene Anſchauungsweiſe hervorrief. Ueber dem alten Götterhimmel wölbte ſich ein neuer Himmel, und wenn einſt der ſinnlich glückliche Grieche ſich von ſeinen Göttern ſelbſt über die irdiſche Seligkeit beneiden ließ, ſo ſchlug nun die Sehnſucht ihren Blick in die Höhe und die himmliſche Seligkeit überſtrahlte die irdiſche, welche keine mehr war, ſondern eine Prüfung, ein vergänglicher Wandel, ein Leben im Fleiſch, in dem das Böſe wohnt und das gekreuzigt werden muß, damit das Leben im Geiſt beginne. Drängt ſich uns danach die reßguirende Natur der chriſtlichen Weltanſchauung auf, ſo gerathen wir doch nicht auf die irrthümliche Verwechſelung der chriſtlichen Reſignation mit der indiſchen Negation des Sinnlichen. Dieſe hob nicht allein das Sinnliche, ſondern mit dem Sinnlichen, das verwandte Geiſtige auf, während der reßguirende Chriſt nur noch energiſcher und kräftiger die höhere Welt anſtrebte und die gedemüthigte Seele wieder erhob und zu reineren Regionen mit ſich fortriß. Balſam war ſie für ihre Zeit; die geſunkene Menſchheit richtete ſich an ihr wieder auf und die Millionen Sklaven warfen ihre Feſſeln hin, um mit ihren Herren vor den Altar des Herrn aller Herren zu treten. So bemächtigte ſie ſich anfangs aller Geiſter, die hienieden nichts zu hoffen hatten, im Fortgang der irdiſchen Großen, die viel zu fürchten hatten, und krönte ihr Werk mit Ergreifung jener jugendlichen Nationen von germaniſchem Stamm, die wild und feurig in der Welt umherſtreiften und ſich noch erſt Wohnplätze auf der weiten Erde aufſuchten. Neues Blut und neue Kraft drängte ſich nun auf die Bühne der Geſchichte und nun erſt bekam die neue Lehre ihre wahren Jünger, welche die alte abgeſtorbene Zeit ihr kaum bilden konnte. Das Element des Myſtizismus, das in ihrem Grundcharakter urſprünglich lag, aber in ihrem Verkündiger ganz in unmittelbar praktiſche Lebensſitte, Kindlichkeit und Reinheit der Geſinnung eingeſchleiert war, aber ſchon in den nächſten Nachfolgern zum Vorſchein kam, wurde nun von den nordiſchen Naturen, die innere Anlage dieſem Ziel entgegentrieb, mit friſcher, junger Kraft und Energie ausgebildet und zur romantiſchen Entwicklung hinangetrieben. Es war das Ferment, das mit der urſprünglichen Kraft des Nordens durchgährte und die ganze mittlere Geſchichte, Papſtthum, Kaiſerthum, Rittertum, Feudalismus, gothiſche Baukunſt, Poeſie, Malerei und Skulptur des Mittelalters bilden half. Solche Geſtaltung des Lebens war nur durch die chriſtliche Anſchauungsweiſe möglich, war nur einmal da in der Welt, und wird nicht wiederkommen. Selbſt die Kunſt, welche das Chriſtenthum eine Zeit lang verherrlichte, die Malerkunſt des 14. und 15. Jahrhunderts trug mit zur Ausartung deſſelben bei; ſie war bei den Griechen in die Schule gegangen und hatte die Schönheiten der Form an der Antike ſtudirt und mit griechiſchem Auge im Leben aufgeſucht. Offne und freie Schönheit der Form aber iſt dem Chriſtenthume fremd, das Chriſtenthum iſt ernſt, verhüllt und züchtig, und immer ahnt es die Schlange, die hinter dem Roſen verſteckt liegt. Auf einer raphaeliſchen Madonna würde der Blick eines Paulus ſchwerlich mit dunkelem Wohlgefallen geruht haben, wie etwa der unſrige, derſelbe Apoſtel, der der Jungfrau verbot ihre Haare wallen zu laſſen und Kränze auf ihr Haupt zu ſetzen, mußte auch die Abſicht des Malers verrathen, bei aller Heiligkeit und Unſchuld der Madonna doch hauptſächlich das Bild eines ſchönen und reizenden Weſens vor Augen zu bringen.

Eben so gefährlich, als die neu erwachende Sinnlichkeit der griechischen Kunst, ward der ursprüngliche Anschauungsweise des Christenthums der scharfe Verstand, der ungläubige Witz, der scharf die Dinge scheidet, der klar und hell in die Erscheinungen blickt und der treffend, zehrend den Zauber, der ihn fangen will, durchschneidet. Und so sieht sich dasselbe von zwei Richtungen in die Mitte genommen, von der Sinnlichkeit und vom Verstande, und es gährt wieder, wie ehemals, in einem neuen geschichtlichen Prozesse u. Jeder von uns fühlt sich mitbegriffen, bewegt und erschüttert im Weben der Zeit und sucht der Richtung zu folgen, welche sich am Herrschendsten in ihm geltend macht. Ohne Zweifel wird sich aus diesem Kampf eine neue ästhetische Anschauungsweise entwickeln und damit eine Umgestaltung der Dinge, welche eine neue Kunst, eine neue Poesie, ein neues Leben herbeiführen wird.

Von den Getränken.

Von J. Moleschott.

Das Wasser.

Wenn das Leben Stoffwechsel ist, so ist Flüssigkeit des Lebens unerläßliche Bedingung. Denn die Verbindungen und Zersetzungen, welche die Thätigkeiten unseres Körpers im Stoffe hervorrufen, sind nicht möglich ohne Wasser. Daher ist das einfachste der Getränke zugleich das nothwendigste von allen.

Zwar ist dieselbe Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, welche den wesentlichen Bestandtheil allen Trinkwassers ausmacht auch in der trockensten Speise in geringer Menge vorhanden. Aber weder Fleisch noch Brod, und noch weniger die Hülsenfrüchte sind so reich an Wasser, daß sie dem Blute seine gehörige Mischung erhalten können. Und wer weiß es nicht aus Erfahrung, daß gerade diese nahrhaftesten Speisen uns mehr zum Trinken reizen, als wasserreiche Früchte und Gemüse? Wir aber in unserem Himmelsstrich, bei unserer Thätigkeit, bei der Kraft unseres Stoffwechsels können von Obst und Gemüsen nicht leben. Und Fleisch und Brod, Erbsen und Bohnen, unsre wichtigsten Speisen, müssen mit einem wasserreichen Nahrungsmittel vermischt werden, wenn das Wasser ersetzt werden soll, das Haut und Lungen, Darm und Nieren dem Körper in unablässiger Anziehung rauben.

Unser Trinkwasser ist das wasserreichste Nahrungsmittel. Oder wäre das kein Nahrungsmittel, welches dem Blute den Stoff zuführt, der die Bewegung allen anderen Verbindungen vermittelt? Das Wasser kein Ersatzmittel, wenn das zu mehr als drei Vierteln aus Wasser bestehende Blut durch alle Ausscheidungen ohne Ausnahme beständig Wasser verliert?

Und dennoch ist Trinkwasser nicht blos deshalb ein Nahrungsmittel, weil es Wasser enthält.

Die Wärme unserer Erde treibt unermüdlich Wasser in die Lüfte. Von Bächen und Flüssen, von Seen u. Meeren, aber auch von Pflanzen und Thieren steigen in Folge der Wärme ununterbrochen Dünste auf, die sich in höheren Luftschichten zu Wolken verdichten. Wenn es wahr wäre, was man in feiger Ruhesucht so oft der Natur andichtet, daß ihre Thätigkeit nie abweicht von dem gemessensten Gange ruhiger Entwicklung, dann würde verdunstendes Wasser, wenn es im Regen herabfällt, nur mit Wasser uns tränken. Aber die Brandung des Meeres und die Stürme des Luftgürtels, der die Erde umgiebt, der Druck der Luft und die Gewalt des Feuers reißen oft mit so tobender Wuth den Dampf gen Himmel, daß alles ihm folgt, was im Wasser gelöst war.

Daher ist auch das mildeste Wasser, das aus den Wolken quillt, mit Salzen geschwängert. Kochsalz und Chorkalium, Kalk und Bittererde, verbunden mit Schwefelsäure und Kohlensäure, Magnesium mit Chlor, ja selbst Eisen und Mangan hat man im Regenwasser gefunden. Und wenn diese feuerfesten Bestandtheile auch eine verschwindend kleine Menge betragen, die Regelmäßigkeit ihrer Spuren ist die Stütze des Gesetzes.

Jedoch reichlicher als die Erde, mischt sich die Luft mit dem Regen. Sauerstoff und Stickstoff, und der Pflanzen wichtigste Nahrungsstoffe, Kohlensäure und Ammoniak, nehmen die fallenden Tropfen in sich auf, die durstende Erde tränkend, des Ackers befruchtender Segen. Und selbst der Blitz muß helfen, die grünende Decke zu bereichern. Stickstoff und Sauerstoff bringt sein Funke in zündende Verbindung, und Gewitterregen sendet den Pflanzen salpetersaures Ammoniak.

Ammoniak ist es vorzugsweise, dem das Regenwasser seine weiche Beschaffenheit verdankt, und der Kalk macht das salzreichere Wasser hart, das wir lieben in unseren Quellen und Brunnen. Die Kohlensäure des Wassers löst die Kreide der Erde, das Wasser selbst den Gyps oder den schwefelsauren Kalk, der den Kesselstein absetzt, wenn wir durch das Sieden eine beträchtliche Wassermenge verjagen.

Mannigfaltig wie die Erde ist das Wasser der Quellen, das durch jene hindurchsickert. Erden und Alkalien, bald mit Chlor oder Schwefelsäure, bald mit Kohlensäure oder Salpetersäure verbunden, Eisen und Mangan kann das Wasser der Quellen und Brunnen in den verschiedensten Verhältnissen enthalten. Der eine oder der andere Bestandtheil fehlt öfters ganz. Nur die Phosphorsäure pflegt im-

mer zu fehlen, trotzdem daß in Quellen und Brunnen die Kalksalze vorherrschen.

Was das Wasser der Sümpfe und Seen, der Flüsse und Meere beinahe immer untrinkbar macht, sind außer dem Kochsalz des Meeres die verwesenden organischen Beimengungen, die einen faulen Geschmack hervorbringen. Bald ist der Grund des Meeres die Retorte, die uns das Wasser in die Luft hinaufsendet, aus der es zum Regen beinahe destillirt trinkbar herabströmt. Bald ist das Erdreich das Filtrum, durch das gereinigtes, wenn auch nicht vollkommen reines Wasser aus den Quellen hervorsprudelt. Ja selbst die Haut des Menschen kann die Rolle dieses Filtrums übernehmen. Auf Felsen verschlagen, auf denen kein Tropfen süßen Wassers die lechzende Zunge erquickt, badet sich der Schiffbrüchige im Meere, um dem quälendsten Tode zu entgehen. Von der Salzfluth dringt belebendes, salzärmeres Wasser in den durstenden Körper.

Wenn die ganze Verdauung auf eine Verflüssigung der Nahrungsstoffe hinausläuft, so ist die Blutbildung nicht denkbar ohne Wasser. Allein nicht nur die Entstehung, auch die fortdauernde Verrichtung ist von dem Wassergehalt der Werkzeuge abhängig. Ohne Wasser weder Verdauung noch Blutbildung, weder Ernährung noch Absonderung. Und dennoch ist hiermit die Bedeutung des Wassers keineswegs erschöpft. Denn nicht bloß als Mittel der Bewegung aller gelösten Stoffe, nicht bloß als nothwendige Feuchtigkeit der Werkzeuge, deren thätigste, wie Hirn und Muskeln, auch die wasserreichsten sind, tritt das Wasser auf. Der Wasserstoff und Sauerstoff, die wir als Wasser genießen, gehen in die Zusammensetzung vieler Nahrungsstoffe ein, indem sich diese in Blutbestandtheile verwandeln. Wenn aus Stärkmehl oder Stärkgummi Zucker wird, so ist diese Verwandlung bedingt durch die Aufnahme von Wasser. In der Zusammensetzung unterscheidet nur ein Mehrgehalt von Wasser den Zucker vom Stärkmehl. Und eine Ausscheidung von Sauerstoff erzeugt die Umsetzung von Zucker und Fette.

Kein Nahrungsstoff wird so leicht wie das Wasser, wenn es in Ueberfluß getrunken wurde, aus dem Körper entfernt. Denn da es keiner Zersetzung bedarf, um von Lungen und Nieren, der Haut und den Schweißdrüsen angezogen zu werden, so ist nicht einmal eine vermehrte Aufnahme von Sauerstoff hierzu nöthig. Reichliches Trinken regt in der Kälte die Nierenthätigkeit, in der Wärme die Hautausdünstung an. Wer also mehr Wasser trinkt, als zur Ernährung und Absonderung verwendet wird, erzeugt um eben so viel mehr im Winter reichlichen Harn, im Sommer übermäßigen Schweiß.

Die Milch.

Ein Nahrungsmittel, das, wie die Milch, während eines ganzen Abschnitts des Lebens allein die Blutmischung zu erhalten vermag, ist gleichsam eine von der Natur gegebene Antwort auf die Frage, welche Nahrungsstoffe zur Bildung eines vollkommenen Nahrungsmittels erfordern werden. Darum benutzte ich in der Schilderung der Verdauung die Milch als Urbegriff eines Nahrungsmittels. Sie ist Speise und Trank, eine Quelle des Eiweißes und der Fette, des Zuckers und der Salze, mit Einem Worte sie ist das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel.

Reicher an Wasser, als unser Blut, reicher als Brod und Fleisch, enthält die Milch in ihrem Käsestoff einen Vertreter der eiweißartigen Körper, der von fertig gebildetem Fett in der Butter, von einem Fettbildner im Milchzucker und von den wichtigsten Blutsalzen begleitet wird.

In kleinen Bläschen enthalten, die glänzende Kügelchen darstellen, steigt das Fett in Milch, die man ruhig stehen läßt, an die Oberfläche, den Rahm oder die Sahne bildend, während die untere, viel mächtigere Schichte die Hauptmasse des Käsestoffs, den Milchzucker und die Salze enthält. Mehr als ein Drittel dieser Salze besteht aus phosphorsaurem Kalk, zu dem sich die phosphorsauren Salze von Kali, Bittererde nebst einer Spur von Eisenoxyd, Chlornatrium und eine große Menge Chlorkalium gesellen.

Wenn auch die Milch der Ziegen und Schaafe ihren eigenthümlichen Geruch dem freien Zustande einer der flüchtigen Fettsäuren verdanken mag, die in der Milch von Frauen und Kühen mit Oelsüß zu Mittelfetten verbunden sind, so werden doch die wichtigsten Unterschiede der Milch von Frauen und Thieren einzig und allein bedingt durch das verschiedene Verhältniß, in welchem Käsestoff und Milchzucker, Butter und Salze in jenen Milcharten gefunden werden. So ist die Menge des Käsestoffs in der Milch der Frau nicht halb so groß, wie die in Kuhmilch vorhandene, und während auch Butter und Salze viel reichlicher in der Milch der Kühe vertreten sind, wird diese durch den Zuckergehalt der Frauenmilch um mehr als die Hälfte übertroffen. So wenig auch der Milchzucker süßt, wenn man ihn mit Rohrzucker vergleicht, so entgeht es doch dem Säugling nicht, daß die Milch seiner Mutter süßer schmeckt, als die der Kühe. Das eigentliche Butterfett der Chemiker, das bei gewöhnlicher Wärme flüssiger ist als das Perlmutter, oder der Oelstoff müssen in der Milch der Frau reichlicher vorhanden sein, als in der Kuhmilch; denn diese besitzt eine festere Butter.

In der allerersten Zeit enthält die Milch der Wöchnerinnen eine viel größere Menge von festen Stoffen, namentlich mehr Butter, als ein Paar Tage später. Allein nach der auffallenden Verminderung des Gehalts der Milch, welche schon den vierten Tag nach der Entbindung auszeichnet, nehmen die Menge des Käsestoffs und der Salze wieder zu. Um so rascher vermehrt die Milch wieder nach der Entwöhnung.

Unter dem Einfluß des Käsestoffs der Milch verwandelt sich der Milchzucker, zumal in der Wärme oder bei Gewittern, in Milchsäure. Weil Sauerstoff die Zersetzung des Käsestoffs und dadurch mittelbar in Bildung der Milchsäure

fördert, schützt das Kochen die Milch eine Zeit lang vor dem Sauerwerden, indem die Siedhitze den in der Milch gelösten Sauerstoff austreibt.

Die Entwicklung der Säure erfolgt um so leichter, da sich der Milchzucker in der Zusammensetzung gar nicht von Milchsäure unterscheidet. Die saure Milch wird dick, weil die gebildete Milchsäure den Käsestoff gerinnen macht; dicke Milch ist Milch, in welcher durch freiwillig gebildete Milchsäure der Käsestoff geronnen ist.

Wenn man aus dicker Milch den Käsestoff entfernt, dem ein großer Theil der Butter anhängt, dann bleiben die Molken übrig, eine milchsaure Lösung der Salze und des Zuckers, die im Gehalt an Käsestoff und Butter der ursprünglichen Milch bedeutend nachsteht.

In Buttermilch hat vorzüglich die Menge der Butter abgenommen; denn sie wird durch den Theil der Sahne gebildet, aus welcher das Buttern die Fette entfernt hat. Dennoch enthält sie immer eine Spur von Butter, und so ziemlich allen Milchzucker, die Salze und den Käsestoff, von denen nur wenig in die Butter übergeht.

Verdaulich und nahrhaft, so denkt sich Jeder das Nahrungsmittel des Säuglings. Und beide Voraussetzungen sind in der Natur erfüllt. Denn während der Käsestoff den löslichsten Eiweißkörpern angehört, sind die löslicheren Fette in der Butter vertreten. Nach dem Traubenzucker ist der Milchzucker der verdaulichste aller Fettbildner, und seine Verwandlung in Fett erleichtern die Butter und die Käsestoff, die ihn begleiten. Mit der Verdaulichkeit der Milch ist auch die Nahrhaftigkeit bewiesen. Denn darf man sich wundern über den Wasserreichthum eines Nahrungsmittels, das zugleich Getränk und Speise dem Kinde reicht? Und wenn das Gewicht des Käsestoffs kaum den sechsten Theil beträgt vom Gewicht der eiweißartigen Körper in Ochsenfleisch, so vergessen wir nicht, daß wir dieses in Suppe verdünnen oder mit Gemüse und Wurzelwerk zu genießen pflegen, die den Eiweißgehalt der ganzen Nahrung bedeutend herabdrücken. Der Milchzucker aber ist in der beinahe doppelten Menge des Käsestoffs in der Frauenmilch enthalten, und zwischen beiden hält die Butter die Mitte.

Kuhmilch wird von schwachen Verdauungswerkzeugen häufig schwer verdaut, und daran ist der größere Buttergehalt derselben Schuld. In der Mehrzahl jener Fälle wird abgerahmte Milch gut vertragen, und diese liefert uns die Milch der Eselin im natürlichen Zustande. Armuth an Fett und Reichthum an Zucker macht Eselinnenmilch zu einem unschätzbaren Nahrungsmittel, das mancher Kranken Leben fristet und erfreut.

So viele Erfahrungsregeln sind der Natur abgelauscht. Ich meine kein demüthig unbedingtes Abschreiben der Natur, nach deren Gesetzen Krankheit neben Gesundheit, Heil neben Unheil besteht. Jenes ruhige Wiegen in unthätigem Gehorsam, das sich schmeichelt, die Endwirkung natürlicher Verhältnisse sei der Zielpunkt unsrer Wünsche, jene demüthige Ergebenheit, die mit dem Ziele die Mittel billigt, welche sie einem bewußten Plane andichtet, mag den Glauben des Mahomedanus oder das in gedankenloser Betrachtung versunkenen Bramanen zieren; der Gottesdienst, der den Geist des Menschen anerkennt, strebt Höheres an. Das Ziel zu errathen aus Wirkungen, die man gewähren läßt, ist des freien Menschen unwürdig, dem die Erkenntniß der Ursachen den Hebel der Kräfte in die mächtige Hand spielt. Darum rede ich nicht von Bestimmung einer allweisen Natur, die den Säugling nähret mit Milch. Wohl aber betrachte ich die Gesundheit des Kindes, als die sicherste und breiteste Erfahrung, welche uns über die richtige Mischung von Speise und Trank aufklärt, die der Mensch aufnehmen soll. Diese Erfahrung bestätigt es, daß wir Fleisch und Brod ohne Wasser nicht genießen können, und daß in den besten Nahrungsmitteln des Menschen die eiweißartigen Körper, Fette und Fettbildner, Chlorverbindungen und Salze ohne Ausnahme vertreten sein müssen.

„Ob Nahrungsmittel einen noch höheren Einfluß haben," fragt Ferster in seiner erhebenden Schilderung vom Nutzen des Brodbaums, „ob Sinn und Herz unmittelbar oder entfernt dadurch gestimmt werden können? sei unsern Enkeln zur Entscheidung aufbewahrt. Wir wissen nur mit Zuverlässigkeit, daß Sanftmuth, Liebe und Fühlbarkeit des Herzens die hervorstechenden Charakterzüge sind des Menschen, der von der Brodfrucht lebt." Und wenn wir bedenken, daß auch jetzt noch die Hirtenvölker die mildesten sind, daß sich der Charakter der Raubthiere durch die Gewöhnung an gemischte oder pflanzliche Nahrung besänftigen läßt, warum sollte es da mährchenhaft lauten, wenn man die Hirtenvölker edle Sanftmuth und friedliche Milde in Zusammenhang bringt mit der Milch und den Früchten, die sie genossen?

Die Nationen.

Von J. Weber.

Reich sind die Kapitel, die uns die Nationen liefern, wenn wir die Reise um die Welt machen, und wenn wir sie erst in Natura unternehmen würden, wie Magellan, Bougainville, Cook und Forster! die sie gewiß als reiche Lords machten, wenn wir dadurch auch nicht unsterblich geworden wären, wie ja der Fall bei vielen Lords ist.

Alle Menschen sind Brüder und einer Gattung, wenn sie auch gleich von verschiedenen Farben — in Europa weiß

— in Asien gelbbraun, in Afrika schwarz, in Amerika Kupferroth und in Australien schwarzbraun sind, der unzähligen Schattirungen von weißlichen und schwärzlichen — gelbbraunen und gelbgrünen, grüngelben und aschgrünen und sogar gefleckten Menschen nicht zu erwähnen. Ist nicht auch das Schwein, das dem Menschen physisch am nächsten kommt, bei uns weiß, in Baiern braun, und in Savoyen schwarz? Das Rindvieh, das bei uns braunroth ist, in Ungarn weißgrau? und haben nicht in Syrien Katzen und Ziegen schöne lange seidenartige Haare — auf Corsika Pferde und Hunde eine gefleckte Haut, wie im Norden schneeweiße, und werden nicht auf Guinea Menschen, Hunde und Hühner schwarz? Lassen nicht Pferde und Hunde und andere unserer Hausthiere Ohren und Schwanz hängen, die sie in Freiheit aufrechter tragen? als ob sie — Menschen wären? Wir sind einer Gattung, denn der muthige Europäer befruchtet die Schwarze am Senegal, wie die Gelbe am Ganges, die Kupferfarbne am Mississippi, wie die Aschfarbige in Australien so gut als seine weißen Blondinen! Klima, Nahrung und Lebensart ändern nicht bloß die Farbe, sondern auch die Physiognomie, und sogar die Schädel, wie Blumenbachs interessante Schädelsammlung lehret. Wir sind Lilliputer gegen unsere alten Germanen, und selbst noch gegen die Ritter des Mittelalters, und noch heute ist der Unterschied von Schönheit und Größe in mehren adeligen Familien merkbar, verglichen mit Leuten geringen Schlages; gleiches bemerkte Cook auf Taiti. Das Menschengeschlecht gleicht dem Weltmeere, das nie in vollkommener Ruhe und Gleichgewicht ist — wenn es hier steigt, so fällt es dorten, wenn es hier Land gewinnt, so verliert es dorten wieder, und zu gewissen Zeiten rütteln es heftige Revolutionen zusammen, wie Orkane oder Erdbeben Erde und Meer! Es giebt fünf Hauptverschiedenheiten unseres Geschlechts: die kaukasische — mongolische — äthiopische — malayische und amerikanische — aber alle sind Brüder und Söhne eines Vaters, der Adam heißt; und wenn sie auch so ausgeartet sind, daß sie selbst nichts mehr von — Bruderliebe wissen. Die schönen kaukasischen Völker scheinen der Hauptstamm zu sein, die beiden Extreme der Mongole und Neger, Malaye und Amerikaner machen die Uebergänge. Zambos und Kakerlacken sind — Patienten, wie die gelben Europäer, wenn sie zu viel Galle haben! Linne nahm nun zwei Menschenarten an — Tagmenschen und Nachtmenschen — und hat viel für sich, ob man gleich darüber gelacht hat, nämlich in moralischer Beziehung! Die Natur hat indessen für jedes Klima und jeden Boden besondere Pflanzen und Thiere geschaffen, und so wäre es gerade keine Ketzerei, wenn sie auch besondere, jedem Erdtheile eigene Menschenrassen und Autochthonen gegeben hätte, wie Meiners und andere Philosophen meinen. — Keiner unserer Philosophen ist ja bei der Schöpfung zugegen gewesen! Niemand hält die mosaische Sündfluth für eine allgemeine, und so konnte es auch mit Mosis Rasse sein. Was Moses kannte, mochte von einer Rasse sein, wie seine überschwemmte Erde, oder Mosis Welt wäre noch weit kleiner als der Erdkreis der Römer, sowie uns der ganze Erdkreis, der römische, mosaisch klein erscheint! Schwerlich hat Moses einen Neger gesehen!

Schon zur Zeit des Psammetichus scheinen sich die Gelehrten gestritten zu haben über das älteste Volk der Erde und ob es die Egyptier oder die Phrygier seien? Der König machte einen sonderbaren Versuch, so sonderbar als Vater Herodot, der es erzählt, isolirte zwei neugeborne Kinder vollkommen und eine Ziege nur wurde zugelassen, um sich satt zu saugen und im Hintergrund ließ er sie beobachten. — Die ersten Lippenlaute der Kinder waren Vieh. Glaubhafter wäre, wenn die ersten Laute der Kinder Ziegenlaute gewesen wären, und vielleicht machte der Heide aus Meck! Meck! Vieh! —

Viele Reisebeschreiber und selbst trockene Statistiker haben Nationalcharaktere u. lächerliche Nationalitäten u. mit so schroffen Pinselstrichen gemalt und aus ihrer Studirstube nach einzelnen Zügen so derbe Machtsprüche über Nationalzüge gethan, daß sie sich so lächerlich gemacht haben als jener Reisende, dem der Wind zu Avignon den Hut vom Kopfe nahm, daher er in sein Tagebuch setzte: „Avignon ist heftigen Winden ausgesetzt," oder jener Seefahrer, der an der Küste wegfuhr und bemerkte, „daß die Einwohner sehr umgänglich schienen." — Mangel an Sprachkenntnissen hat zu vielem Unsinn Anlaß gegeben, und zu tausend Fehlgriffen in Reisebeschreibungen, und Chanceler, der erste britische Reisende in Rußland, ist nicht der einzige, der da glaubte, die Russen zanken sich um die Ehre, ihn zu fahren, während sie sich zanken, wer ihn nicht fahren wolle. — Wenn vollends gar das Genie mit seinen glänzenden Farben malt, so haben die fein sollenden Nationalzüge ohnehin jedes Verdienst, das der Aehnlichkeit ausgenommen.

Dem Reisenden, der die Welt durchstreift,
Und Neues sucht auf der Erde Rund,
Dem ist nicht sehr der Verstand gereift,
Wenn er jemals hofft einen neuen Fund.
Ob er auch zu Wasser und Lande schweift,
Stets wird er bemerken an jedem Ort,
Hier ist es ja ebenso wie dort.

Seit den letzten drei Jahrhunderten, wo die Europäer in nähere Verbindung mit einander traten, verwischte sich eine Eigenheit und eine Volkseigenthümlichkeit um die andere, folglich auch eine Lächerlichkeit um die andere. Die Thoren von ganz Europa, von ganz St. Vincent bis an den Ob, und vom Nordcap bis Matapan gleichen sich jetzt beinahe überall, keine Thorheit ist mehr ausländisch, und unsere alte Jungfer, mit etwa 180 Millionen Kinder, sieht bloß noch kleine Schattirungen und Manieren, die in's Auge fallen. Laster und Leidenschaften sind allerwärts dieselben

— Sitten und Meinungen begründen schon eher einen Nationalunterschied, vorzüglich aber die Thorheiten; diese geben noch am meisten in der Nationaluniform. In dieser Hinsicht giebt es allerdings Nationalcharaktere, wie Familiencharaktere, und nichts beweis't die Fortpflanzung von Stammcharakteren mitten unter verschiedenen Völkern besser als der Charakter — der Juden. Die Idee einer Nation ist aber erst eine Idee des achtzehnten Jahrhunderts, die noch im Anfange der Revolution Vielen lächerlich vorkam, denn man kannte nur Adel, Geistlichkeit und Volk!

Der Charakter der alten Nationen — der heutigen Nomaden und der Wilden ist durch seine Einfachheit und Einförmigkeit weit leichter aufzufassen als der Charakter der Neueren — der policirten Abendländer nicht so leicht als der unpolicirten Morgenländer. Der Charakter der Britten und Niederländer ist leichter unter einen Gesichtspunkt zu bringen, als der der Deutschen — Franzosen — Italiener, Spanier und Russen wegen Verschiedenheit der Provinzen, Klima, Nahrung, Geschäfte, Sprache, Religion und Gesetze ꝛc. — Wie verschieden ist der Schwabe von dem Westphalen, der Preuße vom Oesterreicher, und doch heißen sie alle Deutsche, — wie verschieden ist der Venetianer vom Neapolitaner — der Gascogner vom Normannen oder Lothringer — der Galizier vom Castilianer oder Catalonier — der Russe vom Finnen, Tartaren und Kamschadalen! Der Boden und die Wälder Nordamerika's erlaubten den Wilden fast nicht anders als in einzelnen Familien zu leben, wie dem Araber und Sibirier in Horden und nomadisch — Perser werden schwerlich eins, denn die Wüste Kermann ist in der Mitte — die Flüsse Sibiriens laufen ins Eismeer — liefen sie nach Süden, so würde es um die Kultur ganz anders stehen — und ohne die Religion würden wahrscheinlich Türken mit Griechen, und Juden mit den Nationen, unter denen sie wohnen, längst zusammengeschmolzen sein. — Unfruchtbarer Boden macht geschwächt — allzu fruchtbarer leicht liederlich — Gebirgsgegenden im Innern machen häuslich — Lagen am Meere und Inseln kosmopolitisch, kaufmännisch. — Eine Handelsnation mächtig zur See überredet sich leicht, daß ihre Macht eben so wenig Grenze habe als Vater Ocean. Unter den Völkern Europa's macht, ohne daß man sich in Meiners Hypothesen vertirte — der celtische oder slavische Ursprung den wesentlichsten Unterschied. Celten, die den Griechen und Römern als Riesen und Thürme wie zur Zeit der Kreuzzüge als eherne Säulen erschienen, zeichnen sich offenbar durch Wuchs und Tapferkeit, wie durch Geist und edlere Gesinnungen von slavischen Völkern aus und noch heute haben die letztern in den Fortschritten ihrer Kultur an dieser levis notae macula zu feilen.

Die Nationen Europa's haben sogar ein gewisses äußeres Nationalgepräge, das der geübte Blick großer Handelsstädte oder Seehäfen sogleich erkennt, nicht bloß im Accente der Sprache. — Es giebt Nationalphysiognomien unter Europäern, so gut wie unter Pferden, wenn ihnen gleich Lavater in seinen 4 Quartanten keinen Platz eingeräumt hat. Es sind indessen bloße Schattirungen; mit Campe's Gesichtslinie, die sich etwas vorwärts neigt, erhalten wir die antiken Köpfe — rückwärts geneigt die Negerköpfe — gehet man noch weiter rückwärts gegen die Horizontallinie, so kommen Affenköpfe, Hunde- und Pferdeköpfe, endlich wahre Vögel- und Schnepfengesichter. Wie kommt es, daß Juden nicht sowohl in der eigenen Judenstufe, als vielmehr in dem Uebergange und der Verbindung der Nasenscheide mit der Ohrenlippe etwas — Ziegenartiges haben?

Die Franzosen sind der Sauerteig, den das Weib Europa nahm, und ihn unter drei Scheffel Mehl vermengte, bis daß er gar durchsäuert war. Alle Europäer sind Brode aus demselben Brodtroge und Teige geknetet, und in einem und demselben Backofen neuerer Kultur ausgebacken! — Den Franzosen unserer Zeit verdanken wir es, daß sich die entferntesten Nationen haben kennen lernen — nicht bloß Europäer, sondern selbst asiatische Nomaden, die am Oby weiden. — Die Völker des Nils und Syriens sahen Europäer, die Pariser Mameluken und äthiopische Mädchen — Russen und Türken wurden Alliirte, und die Franzmänner hatten große Lust, sich im Ganges zu baden, ja selbst mit ihren rothen Todfeinden zu fraterniſiren, die endlich sich die Mühe nahmen, zu ihnen selbst nach Paris zu kommen. Uns armen Deutschen wurden alle Nationalcharaktere ins Quartier gelegt, um uns wenigstens die Reisekosten zu ersparen.

Der Britte begeht seine Lächerlichkeiten aus Freiheitsliebe — der Franzose aus Lebhaftigkeit — der Holländer aus Geldsucht — der Spanier und Portugiese aus Religionsvortheil — der Italiener aus Heftigkeit — Feinheit und Liebe zur Kunst. Den Deutschen gehören Nachahmungs- und Titelsucht und zu weit getriebene Bescheidenheit — weiter gegen Norden hin dürfte man vielleicht Obrvenſinn nennen. Die vorherrschende Neigung des Engländers ist Eigenthum — des Deutschen die Ehre — des Italieners der Geschmack — des Spaniers Ruhe — des Franzosen aber der Mensch und die Geselligkeit — bei dem Britten mischet sich überall Sonderbarkeit ein — bei Franzosen die Galanterie — beim Italiener Bouffonnerie — beim Spanier Andächteleien — beim Deutschen, wo es halbweg sein kann, Essen und Trinken und Rauchen.

Der Franzmann packt sich über die Ohren ein, wenn er reis't, und geht mitten im Winter in seinem Palais royal in Schuh und Chapeau-bas in der leichtesten Kleidung, der Spanier trägt seine Eier in Säcken und seine Mäse in Körben, verkauft die Butter ellen- und das Getränke pfundweise, und unsere Damen schellen der Zofe, um sich ein Schnupftuch aufheben zu lassen und gehen einige Stunden spazieren, brittische Damen aber speisen Mittags im wohlverschlossenen Speisesaal, des Nachts aber im Garten. — Italiener sind die Einbildungskraft, Franzosen der Witz, Britten der Verstand, Deutsche das Gedächtniß ... Gangamelli verglich die vier gebildetsten Nationen mit den vier Elemen-

ten. Der Italiener ist das Feuer, der Franzose die Luft, der Engländer das Wasser, der Deutsche die Erde, die trotz ihrer Schwere herrliche Früchte bringt. Das Genie selbst schlägt bei dem Deutschen mehr in die Wurzel, beim Franzosen in die Blüthe, beim Italiener in die Krone, und bei dem Britten in die Frucht. In den Colonien fingen die Spanier damit an, eine Kirche zu bauen, die Britten eine Schenke und die Franzosen eine Festung, in der aber ein Tanzsaal sein mußte! Ein Stallmeister unterschied sogar die Nationen nach der ihnen eigenen Art zu reiten. Die Engländer hüpfen, die Franzosen sitzen auf ihren Gäulen wie Schneider und die Italiener wie ein Laubfrosch auf der Wetterleiter. Die Spanier schlafen darauf und die Russen drehen den Oberleib wie eine Doke, nur der Deutsche sitzt ruhig wie ein Mann, Mann und Pferd sind eins!

Der Britte ist Punsch, der Deutsche Wein, der Franzose Wein mit Wasser; Wein mit Wasser reicht hin, den Franzmann warm zu erhalten, der Britte muß Punsch haben und dann lärmen sie, der Franzose hält Maaß — Damen animiren ihn, der Britte genießt sie, der Deutsche hält sie kosmopolitisch gleich; seine Begeisterung kommt von Innen.

Witz und Einbildungskraft scheinen mehr zu gedeihen bei müßigen Nationen, wie alle Südländer sind, da sie eine fruchtbare Erde, wenig Weiber haben und auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen viel Umgang pflegen, so wie die Alten, welche die Arbeiten den Sklaven überließen, und aufs Forum gingen. — Bei beschäftigten Völkern, wie die Nordländer, schlägt der moralische Mensch und der Verstand mehr vor, und daher fühlen sie auch im Komischen weit eher das Schändliche als das Lächerliche und Witzige. Selbst die Sprache der germanischen Völker ist energisch und derb, wie die, die sie sprechen. Die südlichen Sprachen sind weicher, feiner und phantasievoller, wie die Nationen, die sie reden. In Europa ist kaum noch der Mittelstand irgendwo Ausländer, der Handwerker und Arbeiter aber überall zu Hause, wie die Souverains und der Adel; überall findet er Ambos und Hobelbank, Knieriemen und Schneidersitz, Holz und Axt für die Woche, und für die Sonntage — Bier und Wein — seine Fidel und seine Mädchen!

Nur die Sitten der Orientalen haben noch den entschiedensten Abstand von denen der Europäer und in so ferne hatte Napoleon nicht Unrecht, wenn er nur zwei Nationen annahm, Abendländer und Morgenländer, beinahe die umgekehrten Europäer. Barbaren, wie die mongolischen und tartarischen Nomaden, oder die Mauren und Wilde, wie Neger, Amerikaner und Australier verdienen nicht den Namen von Nationen. — Aber höchst Unrecht hatte der große Mann der großen Nation, als er seinen Satz auch praktisch machen wollte, und die Ideen über Frankreichs Naturgrenzen jedes Jahr so sehr erweiterte, daß bereits Illyrien und die Weichsel dazu gezählt wurde. Der Mann hatte offenbar so ein sinesisches Reich im Kopfe, das so groß und eben so bevölkert sein wird als Europa — aber er vergaß, daß Europäer keine Sinesen sind. Die Natur selbst scheint diejenigen Völker zu selbstständigen Nationen bestimmt zu haben, die eine Sprache sprechen, einen Charakter haben und durch hohe Gebirgsketten und Meere von einander geschieden sind; nichts würde den Frieden besser sichern, als wenn wir diesem Naturwink folgen wollten. Die Natur will so wenig übergroße Städte und giebt uns Winke genug!

In nichts drückt sich der Nationalcharakter oder das eigene Gepräge der Seelen- und Geisteskraft und Aeußerungen durch physische und moralische Ursachen motivirt so sprechend aus, als in der Sprache eines jeden Volkes und die Gesinnungen der Achtung und des Wohlwollens gegen andere, wie der Hang zur Schmeichelei, Kriecherei u. Falschheit in nichtssagenden Redensarten, die offenen, redlichen und wahren Völkern durchaus fehlen. In der Sprache liest man den Abscheu oder Liebe gegen gewisse Laster und Schwächen — die Sprache hat Hyperbeln, Bilder und kühne Redensarten, wenn der Sinn für das Natürliche durch Verdorbenheit abgestumpft ist. Der Franzose führt sich vor, wenn er spaziert, der Deutsche mißt den Raum und der Britte wandelt. Die Sprache giebt National- wie Sitteneinheit und sie, Gebirge und Meere sind die einzigen Völkerscheidungen. Flüsse und Ströme sind nur die Geäder des Weltkörpers — Bindemittel nicht Scheide, die höchstens künstlich zu Grenzen, wie Gebirge, Meere und Wüsten werden, wenn sie Festungen haben. Das ewig reiche Meer aber ist die Mutter, mit der alle eigentliche Nationen durch ihre Flüsse zusammenhangen müssen, wie Kinder durch die Nabelschnur! — Die größere klimatische Reizbarkeit des Südens, die vorzüglich auf Leidenschaften und den sechsten Sinn wirkt, mag die Ursache sein, daß der Morgenländer so fest bei seinen Sitten und Gebräuchen beharrt und selbst den Despotismus so leicht erträgt, denn Sinnlichkeit macht ja selbst im kältern Abendland den Geist so schlaff, daß er in Gottes Namen im gewohnten Joche fortzieht. Eben so wirkt der politische Standpunkt einer Nation in Beziehung auf andere, Umfang und Lage des Landes und ihre Kriege auf den Charakter, kurz die ganze Geschichte der Nation, daher der Unterschied der Deutschen und Holländer verglichen mit Engländern und Schweizern. Italiener hatten im Mittelalter stets Kriege, aber immer unglückliche, daher ihre List und Verschlagenheit und Vielherrschaft und Unkriegerischkeit. — Römer in demselben Lande balgten sich herum mit Glück und wurden kriegerisch und edeldenkend, stolz und hochherzig!

Die Natur scheint zehn Nationen in Europa zu wollen. Spanier, die das Meer und die Pyrenäen isoliren, und denen auch das kleine Portugal von Naturrechtswegen gebühret. Italiener, denen gleichfalls die Alpen und das Meer, wie den Engländern ihre Inseln Grenzen setzen. Franzosen beschränken von drei Seiten Pyrenäen, Alpen und Meer den Raum ihrer Lebendigkeit, nur von der deutschen Seite

könnte Streit entstehen ... Schon Sully, Richelieu, Louvois und Colbert schrien, der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, wie zur Zeit Cäsars, und natürlich war Cäsar Napoleon dieser Meinung. Hermann der Cheruske dachte aber anders und auch wir Deutsche, und haben nun wieder den Rhein, die Nord- und Ostsee (selbst Dänemark gehört eigentlich zu Deutschland, die Inseln etwa abgerechnet), die böhmischen und schlesischen Gebirge, das adriatische Meer und die Alpen zur Naturgrenze. Der alte herrliche, heilige Rheinstrom ist eigentlich deutscher Strom — u. nicht Grenze — Ardennen, Vogesen und Jura sind Frankreichs Naturgrenzen von deutscher Seite, und diese hätten wir im Frieden behaupten sollen.

Wir Deutsche werden die Franzosen nie muthwillig angreifen, sie aber möchten uns schon jetzt wieder angreifen, denn ihre Helden fanden ungemeinen Geschmack an dem sonst verachteten Deutschland, und der Theil des Rheins, den man ihnen gelassen hat, wird sie stets lüstern machen nach den Grenzen, wie Straßburgs Thore nach dem reichen Süden, der ohne Schutz ist. — Wir müssen nun Kunstgrenzen gegen den ewigen Erbfeind machen, wenn unsere Naturgrenze von der Unnatur nicht beeinträchtigt werden soll. Wer den kochenden Brei im Kessel halten will, muß den Rand haben, und diesen Rand hätten wir wenigstens im zweiten Frieden 1816 behaupten sollen. Was nahmen uns diese Gallier nicht? und wir, wir wollten dem rührigen unverlässigen Volk von 28 Millionen nicht die 3 Millionen abnehmen, zu unserer Sicherheit, die noch heute Deutsche sind und ihnen nie mit Recht zugehören? Gott gebe, daß daraus nicht der dritte punische Krieg entstehe, und unsere Großmuth oder Uneinigkeit uns gereue!

Die Polen scheiden die Karpathen, Sudeten und die pommrisch märkischen Sandhügel von deutschem Boden — wie die Karpathen die Ungarn von Polen und diese der Walmus von den Griechen. Dem Scandinavier bleibt das Land jenseits der Ostsee und dem Russen seine ungeheuren Steppen, da wo Polen aufhören, von der Ostsee an bis zum Schwarzen Meere und von da an bis an das Eismeer und an die Küsten von Amerika. — Wir hätten wahrscheinlich 10 Millionen in Europa, wenn die Nationen — befragt würden, und die Klagen der Regierungen, daß die Völker aufrührerisch und schwer zu regieren seien, würden sich von selbst geben — können sich aber nie geben, wenn die Regierungen es damit wie mit Heerden halten, und sie in eine selbstbeliebige Zahl von Bonnerien vertheilen. — Uralt ist das juristische Lexicon: „die Zugabe folgt der Hauptsache," — aber wie oft sind nicht Herrscherfamilien das Principale und die Nationen nur das Accessorium?

Wir werden das Gegentheil schwerlich erleben, und daher ist es ein Trost, daß Europa dennoch, verglichen mit dem Oriente, das Land der Freiheit ist, wo von jeher durch den Weltstreit der Kräfte höhere Kultur sich entfaltete, die das kleine Land zur Herrscherin der Erde machte, und der Orient das Land, wo von jeher Einheit vorherrschte — große Massen in den einfachsten Verhältnissen und in der Ruhe des Despotismus! So schritt einst das kleine Griechenland bildend über die ganze Erde, und wer wird dabei an 100 Meilen denken, und es darum herabsehen? Wenn es nach Quadratmeilen ginge, so wären die Kalmücken eines der herrlichsten Völker der Erde, und der russische Koloß die größte und merkwürdigste aller Monarchien, mehr als die Römerwelt und die Welt der Araber!

Ich zweifle, ob man einen denkenden Italiener, Polen oder Sachsen glauben machen kann, daß es ihr Glück erheischte, österreichisch, russisch und preußisch zu sein; wahrscheinlich werden sie es so wenig glauben, als die Amerikaner, daß sie spanisch oder portugiesisch bleiben müßten, und daß die Revolution, die mit der Stimmgebung nach Köpfen anfing, geendigt werden müßte mit Vertheilung der Seelen. — Die Grenzen sind einmal überschritten — Europa's Sicherheit und Ruhe vor Rußlands und Englands überwiegender Land- und Seemacht beruhet nur auf treuem Zusammenhalten im Norden zwischen Schweden, Preußen, Oesterreich und Türkei und im Süden zwischen Schweden, Dänemark, Niederlande, Frankreich und Spanien — dies ist die europäische Politik des 19. Jahrhunderts. — England und Rußland sind die vornehmsten Mächte Europa's, jenes, weil es am reichsten, dieses, weil es am ärmsten ist, und werden es noch lange bleiben, jenes, weil es durch Heere und Flotten, dieses, weil es durch Klima, Wüsteneien und wilde und wohlfeile Krieger geschützt ist. England und Rußland werden aufhören, die Rolle zu spielen, sobald jenes arm und dieses reich sein wird. England muß mit seinen Kolonien auch Welthandel und Flotten verlieren — Rußland, sobald es bebaut und bevölkert sein wird, muß dann in sich selbst verfallen und das größte Genie kann ein solches Weltreich nicht zusammenhalten. Und welche Rolle wird dann Amerika spielen, wohin der unzufriedene Europäer stets auswandern wird? Nach tausend Jahren möchte ich wiederkommen, wenn bis dahin der Erdball nicht selbst gealtert und gestorben ist... Europa altert. — Asien scheint in ruhigen ewigen Despotismus versunken, wie Afrika, was die Sonne zu heiß brennt, um je etwas zu werden. — Amerika ist bis dorthin höchst wahrscheinlich der kultivirteste Erdtheil — die Leuchte des Erdballs, zu der schon jetzt die Völker aller Zonen segnend und sehnsuchtsvoll hinschauen! — Aber der Europäer, der damit zufrieden ist, blickt nach dem Oriente, dem Paradies der Erde, und er muß zufrieden werden!

Hier tritt Barbarei alle Sicherheit der Person und des Eigenthums und jede Freiheit in den Staub mit ihren beiden Despotenhufen — hier schützet die 500 bis 700 Millionen Menschen nichts vor Verzweiflung als etwa das, daß der Despotismus diese Menschheit bereits ganz unfähig gemacht hat, sich bis zum europäischen Gefühl der Menschenwürde zu erheben. Wüstlinge und elende Weichlinge, auf-

gewachsen im Harem und unter Verschnittenen, hudeln hier in Gemeinschaft mit Sklavenlieblingen zu Sklaven herabgewürdigte Nationen — Sultane von Kraft, wenn ein Zufall solche Ausnahmen auf den Thron wirft, werden wilde Eroberer, statt Väter ihrer Völker — sie betrachten sie als Heerden, und die Diener dieser Sultane halten sich für die Hirten, die diese Heerden — nicht weiden — sondern scheeren und todtschlagen — der Soldat sieht sie als seine Beute an, und um den Jammer zu vermehren, lassen sich goldgierige Europäer unter ihnen nieder, und die Eifersucht der Kaufmannsgilden vollendet das Elend dieser Völker! Wie zufrieden muß der Abendländer sein, wenn er auf diese seine Brüder im Morgenlande blickt — der Abendländer, der etwa 160 Millionen stark auf dem kleinsten und nicht gerade fruchtbarsten Erdtheile die ganze übrige Welt beherrscht durch seine Kultur! — Und in Afrika und Amerika ist es nicht besser — nur die Kinder der Natur in der Südsee, wo keine Europäer hingekommen sind, mögen glücklicher sein als Europäer.

Es ist ein Glück, daß Instinkt — nicht Vaterlandsliebe — jedem sein Volk und seine Heimath theurer macht, als das Ausland. Dieser animalische Trieb bannet den Römer in seine Sümpfe wie den Holländer, und den Neapolitaner an seinen Feuer und Lava sprühenden Vesuv, wie den Lappen an den eisigen Nordpol, an sein Rennthier und seine fischenden Fische — den Araber an seine brennenden Sandwüsten, wie den Schweizer an seine Alpen — wo der Kuhreihen tönet, den er überall höret. Dem unglücklichen Neger ist kein Wasser so süß als das aus dem Brunnen seines Dorfes, und kein Baum wirft einen so kühlenden Schatten als der Tabba des glücklichen Ortes, wo er des Lebens Frühling und seine Freiheit genossen hat! Wir nennen die Naturvölker Wilde, so wie wir die Thiere in voller Freiheit und Naturgenuß auch wilde nennen, und sind sie nicht in der Regel in vollem ungestörten Genuß der Natur, der Liebe u. der Freiheit glücklicher als unsere zahmen oder Hausthiere?

Jedes Volk liebt seine Nationalthorheiten und Fehler, wie der Einzelne, und wenn auch heutzutage nicht immer von Autochthonen die Rede ist, wie zu Athen, worüber schon Antisthenes spottete u. seine Landsleute „Brüder der Schnecken und Raupen" nannte — wenn auch der Fremdling nicht immer ein Elender heißet, und nicht mehr, wie die Juden, in eigenen fremden Gassen leben muß, so heißen doch noch heute diese Gassen an manchen Orten das Elend, und oft genug ist der Fremde auch noch elend daran. Der Lotos des Homers, der alle vorige Verhältnisse vergessen macht, und einen unwiderstehlichen Reiz giebt, unter den Lotophagen zu bleiben, wächst wenigstens nicht — im Norden. Aber wer in das Land der Bucklichten reiset, ist sicher besser daran, wenn er selbst einen Buckel hat, oder handelt weise, wenn er in Ermanglung eines natürlichen sich einen künstlichen anschnallt — die Bewohner Eutins hören es weit lieber, wenn man den Namen ihres niedlichen Städtchens von Wohlfahrt, und nicht von dem plattdeutschen ut un in (so kleine) ableitet, wie man in Mecklenburg leicht annehmen kann, daß die Schriftsteller des Mittelalters unter — Meyalopolis Mecklenburg und keineswegs Constantinopel verstanden haben. Ich rathe Jedem zu Donaueschingen den Schritt über die Donau zu machen, wobei man durchaus nichts wagt, und sich mit dem Glauben empfiehlt, wie mit jedem andern Glauben, den man mit Andern theilt, und in Westphalen über die schöngeschenerten Zinnteller und Schüsseln, die sich traulich an die Nachttöpfe anschließen, nicht zu spotten — beide sind nur zum Staate! Jener Oesterreicher empfahl sich wenig, der sich mit beiden Füßen auf die Donauquelle stürzte und ausrief: „Die werden sich wundern, wenn ihre Donau ausbleibt."

Es gilt von allen Nationen, was Voltaire von der brittischen sagt: „Oben Schaum, unten Kaffee, in der Mitte das Beste!" Alle Nationen halten ihre Nation und ihr Land für das beste, wie Jeder seine Küste — nur nicht die Deutschen. Im Großen gleichen sich alle Europäer, und da sich die Stärke des Patriotismus nach der Größe der Volkseigenthümlichkeiten richten soll, so tritt in dem heutigen Europa an die Stelle desselben das hohe:

Dort ist das Vaterland, wo es gut ist,

oder Nationalfarbe und Nationalkokarde.

Die Nationalfarbe der Britten ist scharlachroth — die portugiesische braun — die spanische blutroth. Die berühmte stolze Tricolorfarbe der Franzosen ist zur bescheidenen einfachen weißen zurückgekehrt, und ob die Italiener noch die grüne — die Farbe der Hoffnung tragen, weiß ich nicht. Die russische Nationalfarbe aber ist grün, gelb und schwarz — die polnische blau und karmoisin — die schwedische blau und gelb — die dänische roth und weiß — die niederländische orange — und wir Deutschen — die bescheidenste aller Nationen unsere Nationalfarbe war, als wir noch einen Kaiser hatten — schwarz mit Gold, was noch die österreichischen Farben sind. Preußen hat schwarz mit Silber genommen — Baiern weiß und blau — Sachsen weiß und grün — Württemberg roth und schwarz — Baden roth und gelb — Hessen roth und weiß — u. s. w.

Wir Deutsche sind von allen Farben — aber dennoch deutsche — Brüder, und in Hinsicht der Welt sind wir ja alle Brüder und ich kenne nur zwei verschiedene Völker, wie Menschen auch, die guten und die bösen. Nach der Betrachtung des gestirnten Himmels giebt es für den denkenden Geist kein lehrreicheres und angenehmes Schauspiel als die Erde und ihre Bewohner mit dem Gedanken zu umfassen und die Menschenkinder völkerweise vor dem Auge der Seele die Musterung passiren zu lassen, welchen Versuch wir jetzt wagen wollen. Unser Erdwasserball enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon zwei Drittel mit Wasser bedeckt sind und von den drei Millionen festen Landes müssen wir wieder Wüsten, Moräste, Wälder, Wald-, Berg- und Eisländ-

der abrechnen, die der Bevölkerung Hindernisse in den Weg legen. Jede Quadratmeile kann 3000 Menschen bequem ernähren, folglich könnten immerhin, nach Abzug jener Hindernisse, 5—6000 Millionen Menschen sein, deren wir aber nur 1000 bis 2000 Millionen zählen! Wir kennen kaum die Hälfte des Erdbodens, und da die Tiefen des Oceans beinahe Dreiviertel unserer Kugel decken, so ist kaum ein Achtel der Erdoberfläche unsern Augen aufgethan. — Genug bleibt also auch unsern Gelehrten Arbeit übrig, wir wissen aber bereits, daß der Erdball nicht so groß ist, als Manche sich einbilden, und eine Ameise verdient nicht ihre Nahrung, wenn sie zu träge ist, solche am andern Ende des Haufens aufzusuchen.

Naturgeschichte.

Von C. G. Rau.

Das Thierreich.

Wie die Pflanzen aus Saamen, so entstehen die Thiere aus Eiern, theils schon im Mutterleibe, theils außer demselben. Ihre Nahrung finden einige in ihrer ersten Lebensperiode an der Mutterbrust, später aber nehmen sie, wie die übrigen, dieselbe aus dem Reiche der Pflanzen und Thiere. Um aber die Nahrung aufzunehmen, zu verdauen und die Ernährung und das Wachsthum des Leibes zu befördern, haben sie verschiedene Organe. Die Thiere können sich ferner, entweder unmittelbar, nachdem sie auf die Welt gekommen sind, oder wenn sie eine gewisse Altersstufe erreicht haben, freiwillig bewegen und von einem Orte zum andern gelangen. Auch die niederen Thiere, welche lebenslang an einem Orte festsitzen, haben doch eine Bewegung des Leibes und der Gliedmaßen aus eigenem inneren Antriebe. Endlich haben die Thiere Empfindung für äußere und innere Einflüsse, z. B. für Wärme und Kälte, Berührungen und Verletzungen. Haben sie ein gewisses Alter erreicht, so erfolgt der Tod.

Der Leib der vollkommeneren Thiere ist deutlich in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen geschieden. In der Kopfhöhle befindet sich das Gehirn, von welchem, sowie von dem verlängerten Hirn- und Rückenmark die Nerven ausgehen. Die Nerven sind die Organe der Empfindung und vermitteln die Thätigkeit der Sinne. In dem Rumpf befindet sich die Brust- und Bauchhöhle, welche durch das Zwerchfell geschieden sind. In ihnen befinden sich die Organe der Ernährung, nämlich der Magen mit den Gedärmen, der Leber, die Milz, das Herz und die Organe des Athmens, die Lungen. Die Organe der Bewegung sind die Muskeln, gewöhnlich Fleisch genannt. Die Bewegung geht von dem Willen der Seele (?) aus u. theilt sich den Nerven mit; diese wirken auf die Muskeln und diese ziehen sich zusammen und dehnen sich wieder aus. Bei den vollkommeneren Thieren ist überdieß ein Knochengerüste oder Skelet vorhanden zum Anhaltspunkt für die Muskeln.

Unter den höheren Thieren finden wir bewundernswürdige Kunsttriebe, z. B. im Bau ihrer Nester und Wohnungen. Diesen geheimnißvollen Naturtrieb nennt man Instinkt. Sie handeln dabei auf eine unbewußte Weise, während der Mensch aus Ueberlegung handelt. Sie machen ihre Arbeiten das eine Mal wie das andere Mal, nicht vollkommener und nicht schlechter, indessen der Mensch rastlos vorwärts schreitet und immer Neues schafft. Ihm allein sind Vernunft und Verstand verliehen und Sprache und Schrift, und ein unsterblicher Geist, der ihn seinen Schöpfer erkennen läßt.*)

Der Aufenthalt der Thiere ist sehr verschieden. Die Bibel theilt sie in Wasserthiere, Lufthiere und Landthiere; letztere leben theils unter, theils auf, theils über der Erde auf Bäumen. Viele ziehen, wenn der Winter kommt, in wärmere Gegenden, während andere sich in ihre Schlupfwinkel verkriechen und in einen Winterschlaf fallen. Viele schlafen bei Tag und gehen des Nachts auf ihren Raub aus. Viele leben in Gesellschaften, während andere einzeln leben.

Sehr verschieden ist auch ihre Lebensdauer; manche leben nur einige Tage oder Wochen, während andere, z. B. der Elephant, ein sehr hohes Alter erreichen. Es giebt Fische, die 100, ja 200 Jahre alt werden, z. B. der Hecht. Manche haben ein sehr zähes Leben, z. B. Amphibien, die Jahre lang ohne Nahrung in Eisschollen eingeschlossen waren.

Aehnlich wie mit der Verbreitung der Pflanzen verhält es sich auch mit der Verbreitung der Thiere auf dem Erdboden. In der heißen Zone ist es nicht allein der Reichthum, sondern auch die Mannigfaltigkeit und Größe der Thierformen, die uns in Erstaunen setzt. Nicht so bevölkert sind die gemäßigten Zonen, obwohl immer noch zahlreiche Geschlechter und Arten vorhanden sind; insbesondere die Nagethiere und Wiederkäuer, zahlreiche Arten von Singvögeln, Hühner- und Wasservögel, auch Insekten; dagegen wenig Eidechsen, Schlangen und andere Amphibien. Die kalte Zone ist die ärmste an Thieren. Da hausen vorzüglich die Rennthiere, Elennthiere, Robben und Wallfische; hingegen wenig Vögel und fast keine Insekten.

Bekannt ist der mannigfaltige Nutzen der Thiere.

Nach ihrer innern und äußern Gestaltung zerfallen die Thiere in vier Haupttheilungen: Pflanzenthiere, Weichthiere, Gliederthiere und Knochenthiere.

*) Ja, erkennen und auch läugnen läßt. L.

Die Pflanzenthiere.

Sie haben ihrer äußern Gestalt nach viel Aehnlichkeit mit den Pflanzen. Ihr Leib besteht aus einer durchsichtigen, gallertartigen (schleimigen) Masse und ist eigentlich blos ein Magen oder Darm, in welchem außer einem Eierstock nur undeutliche Spuren von Gefäßen sich zeigen. Es gehören dahin die Infusionsthierchen, Polypen und Quallen.

Die Infusions- oder Aufgußthierchen, die in allen stehenden Wassern zu Millionen enthalten sind und nur durch das Vergrößerungsglas, nicht aber mit bloßem Auge wahrgenommen werden können. Nach ihrer Gestalt heißen sie: Punktthierchen, Kugelthierchen, Stabthierchen, Scheibenthierchen u. s. w.

Die Polypen, schlauchförmige Thierchen mit Fangarmen um den Mund. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eier und Sprossen. An irgend einem Theile des Leibes bildet sich ein oder mehrere Wärzchen, die zu einem neuen Thierlein erwachsen und so lange mit dem Alten in Verbindung bleiben, bis sie ausgewachsen sind. Nach ihrem Aufenthalt theilt man sie in Süßwasserpolypen, z. B. der grüne Armpolyp, und in Meerpolypen. Letztere bewohnen meist feststehende Gehäuse, deren Masse sie aus ihrem Leibe absondern und die man im Allgemeinen Korallen nennt. So z. B. das Korallenmoos, die Edel- oder Rothkoralle, die Punkt- und Sternkorallen, welche im Meere die Koralleninseln aufführen, die Seefeder und andere.

Die Quallen oder Meernesseln, manche von so weicher Substanz, daß sie einem auf der Hand zerfließen; andere geben bei ihrer Berührung einen brennenden Saft von sich, der ebenso brennt und auf der Haut ebenso rothe Flecken erzeugt, wie die Nesseln. Sie finden sich fast in allen Meeren, unmittelbar unter der Oberfläche des Wassers oder doch in geringer Tiefe. Sie sind meistens hut- oder scheibenförmig gestaltet, wie unsere Pilze. An der untern Seite haben sie eine Mundöffnung, die zu einem Magen führt, von welchem nach dem Rande hin Saugadern ziehen, welche frei ins Wasser herunterhängen; mit denselben ergreifen sie ihre Nahrung, die in kleinen Fischen und schleimigen Wasserthieren besteht. Interessant für den Seefahrer ist das wundervolle Farbenspiel, das man am Tage bei vielen Arten wahrnimmt, sowie das herrliche Leuchten bei Nacht.

Die Weichthiere.

Sie haben einen weichen, fleischigen Körper, der meist mit einer harten Schaale bedeckt ist. In ihrem Leibe findet sich ein Herz mit Adern und Kiemen. Es gehören dahin die Muscheln, Schnecken und Kraken oder Ruderschnecken.

Die Muscheln sind meist mit zwei Schaalen versehen, das Thier ohne Kopf, Augen und Fühlhörner, hat nur eine Mundöffnung an dem einen und eine Afteröffnung am andern Ende. Der vordere fleischige Theil des Bauches verlängert sich bei vielen in einen Fuß, womit die Thiere fortkriechen, auch sich einbohren können, z. B. die Malermuschel, die Auster, die Perlenmuschel, die Bohrmuschel, die Riesenmuschel.

Die Schnecken leben theils auf dem Lande, theils in Flüssen, theils im Meere. Einige sind nackt, während die meisten ein einschaliges Gehäuse haben. Auf dem vom Leibe nicht deutlich geschiedenen Kopf stehen gewöhnlich vier Fühlhörner, wovon die zwei längsten an der Spitze die Augen tragen. Die Meerschnecken leben sämmtlich von Fleisch und saugen gewöhnlich andere Thiere aus. Mit den hornigen Zähnen ihres Rüßels bohren sie in die dicksten Schaalen. Die Land- und Flußschnecken fressen Pflanzen. Die bekanntesten sind: die Wegschnecken, die Ackerschnecke oder Gartenschnecke, die Weinbergschnecke, die Busch- oder Gartenschnecke, die Porzellanschnecken, die Purpurschnecke, das Riesenrohr.

Die Ruderschnecken oder Kraken leben sämmtlich im Meere und kommen wenig im menschlichen Verkehr vor. Z. B. der Clio oder das nordische Wallfischaas, das Schiffsboot, das Papierboot, die Dintenschnecken.

Die Gliederthiere.

Sie haben einen vielfach gegliederten Leib und vollkommenere Organe zum Athmen, als die Thiere der vorigen Abtheilung, indem bei vielen derselben wirkliche Luftröhren gefunden werden. Es gehören dahin die Würmer, Krebse und Insekten.

Die Würmer haben fast durchgängig einen walzenförmigen Leib, an welchem sich weder Kopf, noch Brust, noch Bauch unterscheiden lassen. Sie leben alle im Wasser oder wenigstens in feuchter Erde. Sie theilen sich wieder in Weißwürmer oder Eingeweidewürmer, Rothwürmer und Sternwürmer. Zu den ersten gehört: der Bandwurm, der bei Kindern so häufige Spulwurm, der Pfriemenwurm, der Blasenwurm, der Medinawurm.

Die Rothwürmer unterscheiden sich von den Weißwürmern nicht allein durch das rothe Blut, das seinen Umlauf in einem vollkommenen System von Arterien und Venen macht, sondern auch dadurch, daß sie ihren walzigen, in eine Menge Ringel getheilten Körper in der Regel sehr verlängern und verkürzen können. Sie leben sämmtlich in der freien Natur und zwar die meisten im Meer, in senkrechten Erdlöchern, wenige kriechen im Schlamm herum, wie der Blutigel, und der Regenwurm begnügt sich mit feuchter Erde.

Die Sternwürmer finden sich blos im Meer und kriechen gewöhnlich mit dem Munde nach unten am Boden herum. Sie erreichen eine beträchtliche Größe; manche werden mehrere Fuß lang und fast armsdick; andere werden faustgroß, noch andere breiten sich sternförmig aus, größer

als Teller. Sie leben von Krebsen und Schalthieren, z. B. der Seeigel, Seestern, Schlangenstern, Lilienstern.

Die Krebse, oder Kraben. Diese Thiere begreifen unter sich die Asseln, Krebse und Spinnen. Der hornartige Leib ist nicht deutlich in drei Theile geschieden. Sie legen nicht besonders viel Eier, aber auf eine mannigfaltige Weise. Die meisten tragen sie mit sich herum, entweder am Bauche, oder in einem Sack von Fäden, wie manche Spinnen. Die Scorpionen bringen lebendige Junge zur Welt. Der Aufenthalt ist sehr mannigfaltig; indessen leben die meisten im Wasser und athmen durch Kiemen. Diejenigen, welche sich in der Luft aufhalten, haben Luftblasen und Luftröhren. Sie sind meistens fleischfressend und oft blutsaugend. Z. B. die Mauerassel, die Panzerassel, die Bandassel oder Hundertfuß; — der Flußkrebs, der Meerkrebs oder Hummer, der Taschenkrebs, die Krabbe — die Milben, Zeken und Spinnen, als: Hausspinne, Kreuzspinne, Vogelspinne, Tarantel, die Habergeißen und Weberknechte, der Skorpion, der Bücherscorpion.

Die Insekten leben ausschließlich in der Luft, welche sie durch Oeffnungen an den Seiten des Leibes einziehen. Ihr Körper ist deutlich in drei Theile geschieden. Die Zahl der Füße ist sechs oder durch sechs theilbar. Auch der Mund ist bei den meisten Insekten aus sechs Haupttheilen gebildet, nämlich aus vier seitlich stehenden Kinnbacken und den beiden oben und unten stehenden Kinnladen. Die Insekten entstehen aus Eiern, die sie immer an solche Orte legen, wo die Jungen sogleich ihre Nahrung finden. Besonders merkwürdig ist ihre Verwandlung, nach welcher aus den Eiern erst Larven (Maden, Raupen), dann Puppen und zuletzt die Insekten entstehen. Sehr verschieden ist ihr Aufenthalt, ihre Lebensart und ihre Nahrungsweise. Es giebt Pflanzen fressende, Fleisch fressende und Alles fressende. Im Bau ihrer Nester übertreffen sie nicht selten die Vögel. Endlich ist der Nutzen und Schaden, welchen sie dem Menschen verursachen, größer, als bei irgend einer andern Thierklasse, wenn man die Säugethiere ausnimmt.

Die Käfer: der Roßkäfer, Maikäfer, Goldkäfer, Hirschkäfer, Fichtenkäfer, Todtengräber, Goldlaufkäfer, Bockkäfer, Rüßelkäfer, Johanniswürmchen, das Sonnenkäferlein.

Die Schmetterlinge: der Apollo, Schwalbenschwanz, Trauermantel, Schillerfalter, Bläulingfalter, Weißling, Wolfsmilchvogel, Todtenkopf, das Abendpfauenauge, Nachtpfauenauge, der Seidenspinner, die Weidenraupe, die Spanner, die Motten (Kleider-, Pelz-, Getraidemotten.)

Geradflügler: die Heuschrecke, die Wanderheuschrecke, die Haus- und Feldgrylle, die Meere oder Maulwurfsgrylle, die Schabe, das Ohrwürmchen.

Die Netzflügler: die Wasserjungfern, das Hast- oder Uferaas, die Florfliege, die weiße Ameise oder Termite.

Die Bienen- und wespenartige Insekten: die Gallwespe, die Schlupfwespen, die eigentliche Wespe, die Biene, die Ameise.

Die Wanzen: die Bettwanze, die Beerenwanze, die Blattlaus, die Schildlaus.

Die Mücken oder Zweiflügler: die Breme, die Viehbremse, die Stechfliege, die eigentliche Fliege, die Stechmücke, die Wiesenschnacke.

Die ungeflügelten Insekten: die Laus, der Floh.

Knochen- oder Wirbelthiere.

Sie sind ihrer innern Ausbildung nach als die vollkommensten Thiere anzusehen, denn man findet bei ihnen ein eigentliches Knochen-, Muskel- und Nervensystem. Es gehören hiezu die Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere.

Die Fische leben sämmtlich im Wasser; nur wenige, welche verschließbare Kiemenlöcher haben, wodurch das Wasser aufbewahrt wird, können es auf eine kurze Zeit verlassen, wie die Aale. Im süßen Wasser finden sich verhältnißmäßig viel weniger, als im Meer, auch sind sie in den wärmern Theilen der Erde viel zahlreicher und mannigfaltiger, als in den gemäßigten und kalten. Die äußere Gestalt derselben ist sehr mannigfaltig; die gewöhnliche und daher regelmäßige Gestalt der Fische ist die ellyptische; es giebt aber auch wurmförmige, kugelrunde ꝛc.

Ihre Haut ist entweder ganz nackt und dann schleimig, oder mit Schuppen bedeckt. Zum Schwimmen dienen ihnen die Floßen. Sie haben viele Zähne; selbst die Zunge und der Gaumen sind mit Zähnen besetzt. Die Nase öffnet sich nicht in die Mundhöhle. Das Ohr hat keine Oeffnung nach außen. Die Augen haben keine Lider und stehen bei den regelmäßigen Fischen an der Seite des Kopfes, bei den unregelmäßigen aber eben auf dem Scheitel. Die Lunge der Fische ist eine Blase ohne Zellen, welche ihnen zum Heben und Senken im Wasser dient. Manchen fehlt sie jedoch gänzlich. Ihre vorzüglichsten Athemorgane sind die Kiemen zu beiden Seiten des Halses, welche aus knöchernen Bögen und Blutgefäßen bestehen und von dem darüber liegenden Kiemendeckel bedeckt werden. Der Fisch athmet, indem er Wasser in den Mund zieht und selbiges durch die Kiemen wieder ausstößt, wobei die in dem Wasser enthaltene Luft mit dem Blute in Verbindung kommt. Die sogenannten Milchsäcke bei den Männchen enthalten eine milchartige Flüssigkeit, voll von Infusionsthierchen. Das Weibchen hat zwei, aus unzähligen kleinen Eierchen (Rogen) bestehenden Säcke, welche man Eierstöcke nennt. Das Weibchen legt seine Eier an einer sonnigen, nicht gar tiefen Stelle ins Wassers und das Männchen befruchtet sie, indem es seinen Milchsaft darauf spritzt. Einige Fische gebären auch lebendige Junge.

Die meisten fressen Fleisch und man nennt diejenigen welche andere Fische wegfangen, Raubfische.

Die Zahl der Eier geht ins Unglaubliche. Bei den Häringen hat man 40,000 berechnet, in einem Karpfen 300,000.

Den Hauptnutzen leisten die Fische dem Menschen als Nahrungsmittel und sind als solches äußerst wichtig. Im Binnenlande dienen sie Tausenden von Menschen zum Unterhalte oder zur Labung; an den Meeresküsten aber sind sie für Millionen das einzige oder doch das hauptsächlichste Nahrungsmittel.

Da beim Laichen die Fische an beschränkten Orten, am Strande oder in Bächen, in Menge zusammen kommen, so werden die meisten um diese Zeit gefangen. Es muß aber geschehen, ehe sie den Laich und Milch abgesetzt haben, weil sie nachher mager, schlaff und unschmackhaft werden.

Unregelmäßige Fische: die Prike oder das Neunauge (Lamprete), die Rochen, die Haifische, der Hammerfisch, der Sägefisch, der Stör, der Hausen, die Grippe, der Wels, der Flußaal, der Zitteraal, der Kabeljau oder große Stockfisch, der Schellfisch, die Scholle oder Butte.

Regelmäßige Fische: der Thunfisch oder Riesenmakrele, der Schwertfisch, der Flußbarsch, die Grundel oder Schmerle, der Karpfen, der Weißfisch, der Salm oder Lachs, die Forelle, der Häring, die Sardelle, der Hecht, die Barbe.

Die Amphibien, zu denen man Frösche, Schildkröten, Schlangen und Eidechsen rechnet, haben alle kaltes Blut und athmen durch Lungen, obgleich manche in ihrer ersten Lebensperiode (als Quappe) auch durch Kiemen athmen. Die Naslöcher öffnen sich nach hinten in den Mund. Die Ohren sind auswendig verschlossen, indem die Haut eben darüber wegläuft; dennoch ist das Gehör ihr feinster Sinn. Die Augen lassen sich nicht drehen. Sie halten sich gerne verborgen; manche im Wasser, manche an feuchten Orten, manche in Erdlöchern, viele aber auch, besonders Schlangen und Eidechsen, auf Bäumen.

Die Eier sind meistens mit einer zähen Haut, theilweise mit einer kalkigen Schaale umgeben. Frösche und Molche haben kleine schleimige Eier.

In heißen Ländern sind die zahlreichsten, besonders die Schlangen und Eidechsen. In gemäßigten Ländern halten alle einen Winterschlaf.

Sie leben, mit Ausnahme mancher Schildkröten, sämmtlich von Thieren und zwar von lebendigen. Todtes rühren sie nicht an und warten daher immer, bis sich das Thier bewegt, ehe sie es verschlingen. Es häuten sich alle. Sie sind die einzige Klasse, worin tödtliches Gift vorkommt. Der Nutzen beschränkt sich auf das Fleisch der Frösche und Schildkröten und das Schildkrot.

Frösche: der Wassermolch, der Erdmolch, der Laubfrosch, der Wasserfrosch, der Gras- oder Brachfrosch, die Wasserkröten oder Unken, die Landkröten.

Schildkröten: die Landschildkröte, Sumpfschildkröte, Flußschildkröte, Riesenschildkröte.

Schlangen: die Wasserschlangen, die Riesenschlangen, die Ottern, die Nattern, die Brillenschlange, die Klapperschlange.

Eidechsen: die Blindschleiche, die gemeine Eidechse, die Kammeidechse, die Flatterreidechse, die Rolleidechse oder Chamäleon, die Krokodile.

Die Vögel haben rothes warmes Blut, Federn, Flügel und zwei Füße mit Zehen, die bei manchen durch Schwimmhäute verbunden sind. Die Zahl der Eier, welche auf eine Brut gelegt werden, ist sehr verschieden und wechselt zwischen 1—20; doch bleibt die gewöhnliche Zahl zwischen 6—12. Kleine Vögel legen, so lange ihre Legzeit dauert, jeden Tag, meist des Morgens ein Ei; große Vögel ruhen meist einen Tag um den andern, oder jedesmal nur den dritten Tag. Sie bauen für die Eier künstliche Nester. Die Dauer der Brütezeit richtet sich ziemlich nach der Größe der Vögel. Kleine Singvögel brüten 13—14 Tage, das Huhn 20—21 Tage, die Gans 4, der Schwan 5 Wochen. Die Jungen kommen in der Regel nackt aus dem Ei oder nur mit wenig Flaum bedeckt, der aber bei den höheren schnell wächst, so daß sie nach wenig Tagen davon laufen und ihre Nahrung selbst suchen können. Den andern muß das Futter, das fast allgemein aus thierischen Stoffen besteht, ins Nest getragen, d. h. sie müssen geätzt werden. Man nennt diese Nesthocker; die andern Nestflüchter.

Bei keiner Thierklasse ist die Nahrung so mannigfaltig wie bei den Vögeln, und sie schließen sich hierin den Insekten an.

Der Aufenthalt der meisten ist hoch in der Luft, auf Bäumen, Thürmen, Felsen; manche laufen fast beständig auf der Erde umher; viele andere endlich schwimmen auf dem Wasser und gehen nur aufs Land, um zu brüten.

Ein Theil bleibt immer in derselben Gegend, wie die Sperlinge, Meisen, Spechte, Raben, Rephühner u. dergl. und heißen daher Standvögel. Andere streichen um der Nahrung willen in andere Gegenden, wie die Hänflinge, Distelfinken, Drosseln u. dergl. und heißen daher Strichvögel. Andere endlich gehen wegen Mangel an Wärme und Nahrung in ganz entfernte Länder, wie die Nachtigallen, Wachteln, Schwalben, Störche, wilde Gänse u. dergl. und heißen daher Zugvögel.

Sie dienen dem Menschen durch ihr Fleisch, ihre Federn und Eier und ergötzen ihn durch ihren Gesang und ihr buntes Gefieder.

Sperlingartige Vögel: der Zaunkönig, das Goldhähnchen, die Grasmücke, der Schwarzkopf, die Nachtigall, das Rothschwänzchen, Roth- und Blaukehlchen, die Bachstelze, die Drosseln, die Goldamsel, der Würger oder Dorndreher, die Schwalben, die Meisen, die Ammern, die Lerchen, die Finken (wozu der Sperling) der Staar, der Rabe, die Krähe, der Heher, die Tauben.

Die Klettervögel: der Kolibri, der Baumläufer, die Spechtmeise, der Wiedehope, der Eisvogel, der Specht, der Kukuk, die Papageien.

Raubvögel: die Eulen, die Falken, Habichte, Adler, Geier.

Hühnervögel: der Pfau, der Truthahn, das Perl-

huhn, die Haushühner, die Fasanen, der Auerhahn, der Birkhahn, die Wachtel, das Rapphuhn.

Stelzvögel: der Strauß, der Kasuar, der Trappe, der Kibitz, der Kranich, der Reiher, die Rohrdommel, der Storch, der Ibis, die Schnepfen, das Wasserhuhn, der Flamingo.

Schwimmvögel: der Sturmvogel, die Möven, die Seeschwalbe, der Pelikan, die Enten, die wilde oder Schneegans, die zahme Gans, der Schwan.

Die Säugethiere stehen in ihrer ganzen leiblichen Bildung und Entwicklung dem Menschen am nächsten. Sie haben warmes, rothes Blut, gebären lebendige Junge und säugen diese an Brüsten. Ein Theil von ihnen ernähret sich aus dem Pflanzenreich, ein anderer selbst thierisches Fleisch. Der Mensch findet in dieser Klasse seine vorzüglichsten, wichtigsten Hausthiere. Man theilt sie ein (nach Oken) in:

Nagmäuse: die Blind-, Haus- und Feldmaus, die Haus- und Wanderratte, der Hamster, der Biber, das Murmelthier, der Siebenschläfer, die Haselmaus, das Eichhörnchen, das Stachelschwein, das Kaninchen, der Hase, das Meerschweinchen.

Kaumäuse: das Schnabelthier, der Ameisenbär, das Schuppenthier, das Gürtelthier, die Faulthiere, die Beutelratte und das Känguru.

Raubmäuse: der Maulwurf, die Spitzmaus, der Igel, die Fledermäuse.

Hufthiere: der gemeine Wallfisch, der Pottwal, der Narwal oder See-Einhorn, der Delphin, — das Flußpferd, das Schwein, der Elephant, das Nashorn, der Tapir, — das Zebra, der Esel, das Pferd, — das Lama, das Kameel, das Trampelthier, das Bisam- oder Moschusthier, der Hirsch, das Reh, das Rennthier, das Elennthier, die Gemse, das Schaf, die Ziege, die Gemse, der Ochs.

Nagelthiere: das Wallroß, die Robben oder Seehunde, die Fischotter, der Marder, das Wiesel, das Hermelin, der Iltis, der Vielfraß, der Dachs, der Fuchs, der Wolf, der Hund, die Hyäne, die Katze, der Luchs, der Ludwart, der Panther, der Tiger, der Löwe, der Bär, — die Affen.

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Tiberius.

Regierung.

Was Livia mit unermüdlicher Beharrlichkeit und berechnender Klugheit Jahre lang auf guten und schlimmen Wegen verfolgt hatte, war erreicht; ihr Sohn Tiberius Claudius Nero hatte jetzt die ersehnte Alleinherrschaft in den Händen. Er stand schon im 56sten Lebensjahre, als er die Zügel der Gewalt, dem Anscheine nach, nicht ohne Widerstreben an sich nahm, und seine Einsicht in die Verhältnisse des Staates, seine Erfahrung im Kriege, überhaupt sein gereifter, klar schauender Verstand, berechtigten zu großen Hoffnungen. Er aber schien anfangs die gehegten Erwartungen noch zu übertreffen. Er sprach im Senate die denkwürdigen Worte: „Ich habe euch oft gesagt, versammelte Väter, und wiederhole es jetzt: ein guter und heilbringender Fürst, den ihr mit so umfassender Gewalt bekleidet habt, ist ein Diener des Senats, der gesammten Bürgerschaft und meistentheils sogar ein Diener der einzelnen Bürger. Dies gesagt zu haben, gereut mich nicht, da ich in euch stets gerechte u. wohlwollende Herren gefunden habe." „Der Fürst ein Diener des Staates," das ist eine Regel, der jeder Regent, in Gold eingegraben, bei Tag u. bei Nacht auf der Brust tragen sollte, damit er nicht im berauschenden Genusse der irdischen Größe seine heiligen Pflichten vergesse. Tiberius war vielleicht der erste Monarch, der sie aussprach. Sie entsprang aus seiner richtigen Einsicht von dem Wesen der monarchischen Verfassung und war demnach keineswegs ein Ausfluß der ihm eigenthümlichen Vorstellung. Daher erklärte er ferner, in einem freien Staate müsse Rede und Gedanke frei sein, und ertrug gelassen Widerspruch, ja sogar Schmähreden; den Senat aber, der Untersuchungen darüber anstellen wollte, wies er zurück, indem er sagte, daß unter solchem Vorwande Jedermann seine Privatfeinde anschwärzen könne, und daß man wichtigere Geschäfte zu betreiben habe. Er selbst ging in Thätigkeit den Dienern des Staates voran, hielt stets auf Befolgung der Gesetze, ordnete die Einnahmen und Ausgaben mit so weiser Sparsamkeit, daß sich jedes Jahr ein namhafter Ueberschuß ergab. Die übermäßigen Geschenke an den müßigen Pöbel und an das gefräßige Kriegsvolk beschränkte er ohne Scheu vor Meutereien; dagegen gab er bei öffentlichen Unglücksfällen, bei Erdbeben, Brand, Ueberschwemmungen reichliche Unterstützungen. Die Beamten und Statthalter hielt er unter scharfer Aufsicht; er duldete keine Ueberschreitung ihrer Amtsgewalt, ließ aber tüchtige und beliebte Männer viele Jahre in ihren Stellen, wodurch der Wohlstand der Provinzen nicht wenig gefördert wurde. In Rom selbst schaffte er die Volks-Comitien, die zum Scheine noch bestanden, ohne Umstände ab und übertrug ihre Geschäfte dem Senat.

Gleich zu Anfang seiner Regierung erhoben sich in wildem Aufstande die Legionen am Rhein und an der Donau; allein letztere wurden durch eine Mondfinsterniß in Schrecken gesetzt und unterwarfen sich; jene besiegte Germanicus, der sein Leben dabei wagte. Vielleicht weckte schon diese erste Erfahrung den Dämon des Argwohns in der Seele des Monarchen, der überhaupt selten den Menschen Vertrauen schenkte. Seit dieser Zeit fing er an, den tapfern, von Heer

und Volk geliebten Adoptivsohn zu fürchten, da die meuterischen Heere denselben zum Kaiser verlangt hatten. Vorerst ließ er ihn seine Schlachten in den Wäldern Germaniens schlagen und wendete sich gegen die, welche mit republikanischer Keckheit fortfuhren, seine Handlungen und angeborenen oder angewöhnten Laster zu kritisiren. Er war von früher Jugend an dem Trunke und den Ausschweifungen der Wollust ergeben, was er freilich bisher unter dem Deckmantel äußeren Anstandes zu verbergen gesucht hatte. Er meinte, dergleichen Neigungen könne das Volk seinem Beherrscher wohl nachsehen, wenn darunter die Geschäfte des Staates nicht litten. Dagegen machte er jetzt die Erfahrung, daß, wer hoch steht, auch scharf beobachtet und beurtheilt wird. In seiner finstern Seele erhob sich der Unwille wider die frechen Verräther seiner Hoheit. Indem er dem Prätor den Bescheid gab, man müsse den Gesetzen ihren Lauf lassen, stellte er die vorher abgeschafften Gerichte wegen Majestätsbeleidigungen wieder her. Doch duldete er noch, daß die Angeklagten, die sich freimüthig vertheidigten, freigesprochen wurden. Im folgenden Jahre aber, da die Drohung nichts fruchtete, folgten Bluturtheile oft wegen weniger Worte. Die Leidenschaften, die Angebereien, der Schrecken waren entfesselt; der Monarch ließ dem Dämon freien Spielraum, während er selbst nach seiner Weise hinter der Scene verborgen blieb, um den Haß von sich abzuwenden. Indessen fing er bald an, diese Rücksicht nicht mehr zu beachten, da er sah, wie bereitwillig und niederträchtig man schon seinen Winken entgegen kam. So starben der Dichter Saturninus wegen eines Schmähgedichts, Aemilius Scaurus, weil der Kaiser in dessen Atreus sich selbst zu erkennen glaubte, der Historiker Cordus wegen rühmlicher Erwähnung des Brutus und Cassius.

Gleich nach dem Tode des Augustus war auf sein und seiner Mutter Veranstaltung ein Blutbefehl gegen Agrippa Posthumus, den verbannten Sohn des berühmten Agrippa und der Julia, geschleudert worden. Als ihm der Hauptmann, der mit dem Morde beauftragt war, meldete, es sei geschehen, was er befohlen habe, erwiederte der Tyrann: er habe nichts befohlen, der Thäter habe vor dem Senat Rechenschaft abzulegen. Es war demnach eben so gefährlich, seinen versteckten Willen errathen und befolgt zu haben, als ihn unbeachtet zu lassen. Ferner mußte selbst die unglückliche, wenn auch schuldige Julia in Elend und äußerster Entblößung verkommen. Nahm auch das Volk an dem Schicksale dieser Glieder der kaiserlichen Familie wenig Antheil, so hing es dagegen mit großer Verehrung an seinem Lieblingshelden Germanicus; aber gerade diese Liebe brachte dem Fürstensohne Verderben.

Der Kaiser berief ihn, aus Germanien zum Triumph nach Rom. Strahlend in Purpur und Gold saß der kriegerische Held, von seinen fünf Kindern umgeben, auf dem Siegeswagen, und alles Volk jauchzte ihm entgegen, als ob es in ihm den Bringer einer bessern Zeit begrüße. Vor ihm her wurde Waffenbeute getragen, es schritten Schaaren von Gefangenen voran, aber nicht die unbesiegten Fürsten der Germanen, welche in ihrer Heimath der muthig erkämpften Unabhängigkeit sich freuten. Nur die von Segestes verrathenen Frauen der Edelen schmückten den Triumph, und unter ihnen auch Thusnelda mit ihrem in der Gefangenschaft geborenen Söhnchen Thumeliscus, die, ungebeugt vom Schicksale, durch keine Klage ihren Schmerz verrieth.

Von Thatendrang beseelt, verschmähte Germanicus die Lockungen der unwürdigen Lüste, in denen Armen die römische Jugend ihre Kraft verschwelgte. Wie ein Bild alter Römertugend stand er unter dem verkommenen Geschlechte, das bewundernd zu ihm emporschaute. Aber der Mann auf dem Thron erschrack vor solcher Heldengröße und sann auf Mittel, ihn zu beseitigen, ohne Verdacht zu erwecken. In die allgemeine Verehrung einstimmend, ertheilte er ihm den ehrenvollen Auftrag, mit großer Machtvollkommenheit nach Asien zu gehen, wo Unruhen ausgebrochen waren. Germanicus stellte die Ordnung wieder her, machte Cappadocien und Comagene zu Provinzen des Reichs und verlieh dem jungen Könige von Armenien das Diadem. Während er aber in Aegypten die alten Denkmäler besuchte, wagte der syrische Statthalter Piso, ein stolzer, ihm feindlich gesinnter Mann, alle seine Verfügung umzustoßen. Er stützte sich auf geheime Vollmacht, welche ihm der Kaiser mitgegeben habe, und machte dieselben sogar nach der Rückkehr des Prinzen geltend, wodurch die widerwärtigsten Streitigkeiten und Zänkereien entstanden. Als er endlich in Antiochien dem Ansehen des Fürsten weichen mußte, fand er, wie es scheint, Mittel, demselben ein langsam wirkendes Gift beizubringen, in dessen Folge der Liebling des Volkes nach schmerzlicher Krankheit starb. Agrippa, die treue Gattin des Entrissten, brachte seine Asche nach Rom. Unter großem Zulauf der Bürger, die dem Trauerzuge folgten, wurde die Urne im Grabmale August's feierlich beigesetzt und die lauten Wehklagen bezeugten die warme Theilnahme für den frühe geschiedenen Helden. Nur Tiberius und seine Mutter Livia blieben ungerührt; doch verfolgte Untersuchung gegen Piso einleiten und sahen es gerne, als sich derselbe durch Selbstmord aller gerichtlichen Verfolgung entzog.

Sejanus.

Andere Sorgen machte dem Kaiser sein eigener Sohn Drusus, der die von ihm ererbten Laster der Völlerei, Wollust und herzlosen Grausamkeit offen zur Schau trug. Der junge Mann hatte im Kriege Proben von Tüchtigkeit abgelegt; allein wenn er dem Kriegsrock ausgezo-

gen hatte, fragte er wenig nach dem, was sich schickte. Er prügelte gelegentlich bei einem Leichenbegängniß einen römischen Ritter, und als er taumelnd von einem Zechgelage zu einem ausgebrochenen Brande kam, ließ er statt Wasser Glühwein herbeischleppen. Auch seine herrschsüchtige Mutter machte ihm Sorge; aber sie erntete jetzt, was sie gesäet hatte; sie mußte fühlen, daß ihr Sohn, den sie erhoben und am Gängelbande zu führen hoffte, als Selbstherrscher Willen und Macht besaß, sie auf den Kreis des Hauses zu beschränken. Indessen behielt sie noch immer einigen Einfluß auf die Regierung, und ihre bis in das höchste Alter bewährte Geisteskraft ließ sie denselben zum Besten des Staates anwenden.

Wie jeder Mensch im Verlaufe der Zeit seinen Meister findet, so fand ihn auch der verschlossene, auf seine Macht eifersüchtige Tiberius. Es war Aelius Sejanus, Präfect der Prätorianer, der es verstand, sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen. Noch ehe er die männliche Toga empfing, war er, als Lotterbube des Schwelgers Apicius, in die unnatürlichsten Laster eingeweiht; doch zeigte er in der Folge persönlichen Muth im Kriege und nicht gewöhnliche Gewandtheit in allen Geschäften. An der Seite des kaiserlichen Prinzen Drusus dämpfte er namentlich den Aufstand der Legionen an der Donau, und als er seinem Vater im Oberbefehle der Prätorianer folgte, zog er die zerstreuten Cohorten derselben in ein festes Lager am viminalischen Hügel zwischen der nomentanischen und collatinischen Straße zusammen, wodurch sie ein wirksames Werkzeug der Tyrannei, aber auch nicht selten ihrem Oberherrn gefährlich wurden. Nachdem er also dem Reichsoberhaupt die Macht in die Hände gegeben hatte, öffnete er ihm Mittel und Wege, seine Lieblingsneigungen zu befriedigen, ohne Aufsehen zu erregen. Bacchanalien, wollüstige Gräuel, Hinrichtungen unter gesetzlichen Formen, das Alles wußte der Günstling seinem Herrn zu verschaffen, und je mehr der alte Tyrann den Becher der Lust, der Schande und des frisch vergossenen Blutes trank, desto zügelloser entbrannte die Begierde darnach; aber wenn er in Sünde satt geschwelgt hatte, so überkam ihn der Gedanke an seine Unwürdigkeit, die Furcht vor der Rache mißhandelter Menschen, und eine Ahnung jener unsichtbaren Macht, welche im Verborgenen Thaten wägt und richtet. Er hatte den Aberglauben an sibyllinische Bücher und ähnliche Orakel glücklich beseitigt; dafür hing er astrologischen Grillen nach, wie einst auf Rhodus, und suchte in den Sternen die Schicksale und Absichten aller Personen zu lesen, die sich ihm naheten. Fand der astrologische Rechner ein ungünstiges Resultat, so gab es schon Mittel, dem mißliebigen Menschen den Prozeß zu machen. Indessen duldeten die Opfer nicht immer stillschweigend, sie verkündigten die Schande des kaiserlichen Schlächters oft unter den Qualen des Todes; sie erspähten Gelegenheit, ihre Anklagen in ausgestreuten Blättern kund werden zu lassen. Mancher deckte in seinem Testament die Verbrechen des Kaisers und seines Günstlings auf. Man las an Säulen und am Theater:

„Wein verschmäht er, da jetzt nach nichts als Blut ihn gelüstet;
Soff er einst gierig den Wein, säuft er nun gieriger Blut."

Um solchen peinlichen Quälereien zu entgehen, brachte Sejan geschickt die Rede auf eine Reise nach Campanien, wo Land und Menschen besser und freundlicher seien als in Rom. Tiberius, der seit seiner Regierung kaum in die nächste Umgebung gereist war, fand Gefallen an dem Vorschlag. Er besuchte Capua, Nola, das Vorgebirge Misenum und die benachbarten Inseln. Hätte er nicht den Jammer der Schuld mit sich genommen, so wäre er vielleicht in dem paradiesischen Lande glücklich gewesen. Aber aus Argwohn, Seelenangst, Menschenscheu und Menschenverachtung mied er die Gesellschaft und verkehrte mit Niemandem, als einem Rechtsgelehrten, einem Dichter und mehreren Griechen, die sein Gefolge bildeten. Sejan hatte jetzt für seine bis zum Thron reichenden Pläne freiere Hand. Er wußte die Familie des Germanicus zu verdächtigen; daher mußte Agrippina mit ihrem Sohne Nero in die Verbannung nach der öden Insel Pandataria wandern, wo sie unter den schwersten Entbehrungen starben; ihr zweiter Sohn Drusus endete im Gefängniß. Den Sohn des Kaisers, den ausschweifenden Drusus, schaffte er mit Hülfe Livilla's, der Gattin desselben, durch Gift aus der Welt. Die angesehensten Männer umgab er mit Aufpassern, und wo Jemand gefährlich schien, waren ein Verhaftsbefehl, ein gehorsamer Wächter und der Henker mit Folter und Beil bereit, den verdächtigen Bürger wegzuräumen. Der sonst immer mißtrauische Kaiser billigte Alles, was der Günstling in seinem Namen that. Es war, als sei er mit Seele und Leib untergetaucht und nur bemüht, immer größere Ehren auf das Haupt seines Dieners zu häufen. Senat und Bürgerschaft wetteiferten mit einander, dem Kaiser nachzuahmen. Sejan erhielt Schenkungen, Bildsäulen, Kronen; er durfte sich jede Frechheit erlauben. Die vornehmsten Leute dankten noch, wenn er sie mit einem Fußtritt beehrte; sie umlagerten seine Wohnung, machten ihm ihre Aufwartung, begleiteten ihn, wie Clienten, in die Curie und auf den Markt. Er war, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, Reichsoberhaupt, Tiberius aber Inselkönig auf Capreä.

Livia, die zurückgedrängte Kaiserin, die sonst mit schadenfrohen Blicken beobachtete, war außer Verkehr mit ihrem Sohne. Doch hatte der Günstling vor der greisen Frau noch einige Scheu; als sie aber 86 Jahre alt starb, schritt er mit größerer Dreistigkeit auf seinem schlüpfrigen Wege vorwärts. Er warb auf versteckte Weise um die Hand der unwürdigen Schwester des Germanicus, deren verbrecherische Liebe er schon vor dem Tode ihres Gatten Drusus besaß. Durch Verbindung mit ihr trat Sejan in die kaiserliche Fa-

milie und erhielt rechtlichen Anspruch auf die Herrschaft. Während er aber dem Ziele sich näherte und schon die Hand darnach ausstreckte, öffnete ein geheimer Brief von der Mutter Livilla's dem Monarchen die Augen. Dieser übersah mit einem Male den Abgrund, der sich vor ihm aufthat; aber, von Jugend auf an Intriguen gewöhnt, fand er Mittel, der Gefahr zu begegnen. Niemand errieth, was seine verschlossene Seele bewegte. Zuweilen ließ er einen Tadel über die Handlungen seines Ministers laut werden, dann folgten wieder überschwengliche Lobeserhebungen. Sejan schwankte hin und her zwischen Furcht und Hoffnung, ward aber dadurch von äußersten Schritten, einem Aufgebot der Prätorianer und seines Anhangs, abgehalten. Senat und Volk waren in gleicher Ungewißheit über die kaiserliche Willensmeinung. Da erschien Macro, ein Abgesandter des Kaisers, mit geheimer Depesche an den Senat. Er verkündigte dem Minister und Jedem, der es hören wollte, er überbringe demselben eine neue Gunst, nämlich die tribunicistische Gewalt. Frohen Muthes, umdrängt von der glückwünschenden Menge, trat Sejan in die Curie, wo der Consul das ausführliche Schreiben unter ehrfurchtsvollem Schweigen der Versammlung verlas. Es verbreitete sich über die bisherige Regierung im Allgemeinen und ging dann auf besondere Fälle tiefer ein. Bald ward der Minister gelobt, bald auch bitter getadelt, bis gegen den Schluß die Wendung drohender wurde und das furchtbare Wort „Verhaftung" jeden Zweifel ausschloß. Schon waren Tribunen an den Stuhl des Günstlings getreten, um die Flucht zu verhüten; aber auch außerhalb hatte Macro die nächtliche Schaarwache aufgestellt, die Prätorianer in ihrem Lager versammelt, Mann für Mann mit ansehnlichen Geldgeschenken beschwichtigt und sich als neu ernannten Präfect zu erkennen gegeben. So ward die Bewegung zu Gunsten des gestürzten Ministers verhütet. Da der Senat den kaiserlichen Willen errieth, so ließ er alsbald die Todesstrafe nicht blos an Sejan, sondern auch an seinen zum Theil unmündigen Kindern vollziehen. Das jüngste Töchterchen rief umsonst, es habe ja nichts Böses gethan; es wolle, was man ihm Schuld gebe, nicht wieder thun; der Henker erwürgte es, wie die Andern, und die wüthende Menge zerstückte noch die Glieder des Erwordeten.

Der Abgrund, den der Sturz des Ministers geöffnet, war durch die Leichen der unschuldigen Kinder noch nicht geschlossen. Der Mord unter der schauerlichen Larve gerichtlichen Verfahrens setzte sein blutiges Geschäft fort. Wer nur mit Sejan verwandt oder befreundet gewesen war, wer mit ihm Umgang gepflogen hatte, galt als verdächtig. Viele wurden eingekerkert; die Folter erpreßte Geständnisse; das sklavische Gericht sprach das Urtheil, das der Henker vollstreckte. Aber auch diese Procedur war dem Kaiser zu langsam. Sein Machtspruch erklärte alle Gefangene des Hochverraths schuldig; der feige Senat bestätigte und ließ den Blutbefehl an Einem Tage vollziehen. Nun endlich beruhigte sich die niedrige Seele des Tyrannen, wenn nicht in ihrer Tiefe der Jammer erwürgter Menschen forthallte.

Capree.

Am südlichen Eingange des Golfs von Neapel, dem Vorgebirge der Minerva*) gegenüber, wo man die Aussicht hat auf die jenseitige reizende Küste, auf Pompeji, Herculanum, Stabia, welche damals noch nicht von Lava u. Asche bedeckt waren, erhebt sich aus der blauen Meeresfluth das Felseneiland Caprea (jetzt Capri). Ringsum schlagen die Wellen an das nackte Gestein, das sich in der Mitte der Insel zu einer finstern Felsenwand erhebt. Nur ein Landungsplatz gewährt den Schiffern Zugang, sonst überall starren Klippen und Riffe gefahrdrohend empor. Diesen einsamen Ort hatte sich Tiberius zum sündigen Aufenthalt ausersehen. Einige Anlagen bestanden daselbst schon seit Augustus, sein Machtgebot zauberte Paläste und Gärten hervor. Hier in tiefer Abgeschlossenheit und doch im Angesichte der herrlichsten Natur glaubte der Kaiser für seine menschenfeindliche, verdüsterte Seele Ruhe zu finden. Denn hier sah nicht die Hauptstadt sein von ekelhaften Pasten und Pflastern entstelltes Angesicht, noch reichten die Blicke der Späher, die Libelle kühner Tadler, noch auch meuchlerische Dolche in diese tiefe Einsamkeit, wo der greise Wollüstling selbst die Unschuld unmündiger Kinder entweihte und an dem Anblicke der zu Tode gefolterten Opfer seines Verdachts seinen Blutdurst stillte. Noch wurde lange nach seinem Tode der Marterplatz auf der Insel gezeigt, wo er die Unglücklichen, an deren Qualen er sich geweidet hatte, in's Meer stürzen ließ.

Der graue Wütherich verrichtete alle diese Gräuel nicht im Drange der Leidenschaft, aus Blödsinn des Alters, oder von seiner Umgebung verlockt, sondern mit voller Besonnenheit. Er hielt noch immer das Ruder des Staates mit starken Händen und sorgte für Aufrechthaltung der Ordnung, für genaue Finanzverwaltung und, wo sein blutdürstiger Argwohn nicht in's Spiel kam, für Handhabung der Gesetze. Er erkannte seine Laster und Verbrechen mit klarem Verstande; er fühlte die Knechtschaft der Sünde, ohne sich ihr entziehen zu können, und dieses Bewußtsein machte seinen Zustand doppelt qualvoll. Einen schauerlichen Blick in den Abgrund seiner Seele öffnete uns ein Brief an den Senat, dessen Anfang wir hier beifügen:

„Wenn ich weiß, versammelte Väter, was ich Euch schreibe, oder wie ich schreibe, oder was ich nicht schreiben soll, so mögen Götter und Göttinnen mich noch schwereren Qualen verderben, als die sind, durch welche ich täglich zu Grunde gehe."

Ungeachtet dieser innern Tortur ward der Tyrann 78 Jahre alt. Noch hatte er sich über die Nachfolge nicht aus-

*) Jetzt Campanella genannt.

gesprochen; doch begünstigte er des Germanicus letzten Sohn Cajus, den in seiner frühen Kindheit das Kriegsvolk im Lager Caligula (Stiefelchen) nannte. Derselbe war der Genosse des Kaisers bei seinen Trinkgelagen und hatte seine Freude an den Martern der Hingerichteten. Er begleitete ihn auch, als er, von peinlicher Unruhe getrieben, nach dem festen Lande überging, um nach Rom zurückzukehren. Indessen erkannte er bald, daß die Parze, die den Lebensfaden durchschneidet, über dem Haupte seines Großoheims schwebe. Die Reise mußte aufgegeben werden; der alte Mann bemühte sich vergeblich in seiner Seelenangst, die zunehmende Schwäche zu verbergen, bei Gastmählern sich stark zu zeigen, der Aerzte zu spotten, Befehle zu ertheilen; er fiel öfters in todähnliche Ohnmachten. So lag er auf einem Landgute bei Misenum geraume Zeit ohne ein Zeichen des Lebens. Macro, der Henker Sejan's und Präfect der Leibwache, hielt ihn für todt und huldigte mit dem ganzen Gefolge dem jungen Cajus. Zu seinem Schrecken schlug der Greis die Augen wieder auf und forderte Nahrung. Er aber häufte Decken u. Kissen auf ihn u. erstickte den schwach glimmenden Lebensfunken, der ihm und den Begleitern hätte Verderben bringen können.

So starb der grosse Tyrann von Caprea durch Gewaltthat, wie er durch Gewaltthaten regiert hatte. Während seiner Herrschaft war aber, ihm selbst unbewußt, ein anderes Reich entstanden, das nicht von dieser Welt und doch für diese Welt bestimmt war. Der Sohn Maria's, den einst in Bethlehem die Hirten des Feldes und die Weisen aus Morgenland verehrt hatten, stiftete dieses Reich des Lichts mitten in der Finsterniß der sittlichen Entartung und der Barbarei. Er war es, von ihm der nordische Sänger sagte:

„Ein Balder war im Süden auch der Jungfrau Sohn,
Fried' war sein Heerschrei, Liebe sein hellblinkend Schwert,
Als Taube saß die Unschuld auf dem Silberhelm.
Und unter fernen Palmen steht sein Grab im Licht,
Sein Wort, erzählt man, wandert hin von Thal zu Thal,
Erweichet harte Herzen, legt in Hand die Hand
Und bauet auf versöhnter Erd' ein Friedensreich.
Nicht kenn' ich recht die Lehre; doch geahnet schon
Hab' ich in meinen bessern Stunden dunkel sie,
Und also ahnt sie, wie das meine, jedes Herz.
Einst wird sie kommen, weiß ich, und dann schwebt sie leicht
Mit weißen Taubenflügeln über Nordland's Höh'n."

Wie der Dichter sang, so ist es geschehen, und das Werk begann unter dem Kaiser Tiberius. Da waltete im jüdischen Lande der Statthalter Pontius Pilatus, unbekümmert um den Lehrer der Wahrheit und Liebe, der mit seinen Jüngern durch die Städte Israel's zog, bis er auf Golgatha sprach: „Es ist vollbracht! Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!" Dann gingen seine Jünger aus in alle Welt und predigten das Evangelium aller Kreatur, und im Schooße der entzweiten, verfinsterten Welt entstanden überall Gemeinden, wie Asyle des Friedens, wie Oasen inmitten grauenvoller Wüstenei. Unter den Aposteln aber trug der glaubensstarke Paulus das Wort des Meisters am weitesten in die Städte der Heidenwelt. Er kam auch später unter dem Kaiser Claudius nach Athen, wo statt der großen Staatsmänner und Weltweisen früherer Zeit schulmeisternde Philosophen in eitlem Wortgezänk einander zu überbieten suchten. Wie er daselbst die Tempel, Altäre, die Götterbilder und den eitlen Gottesdienst sah, ergrimmte er im Geiste und redete laut das Wort seines Meisters. Man zog ihn, weil er neue Götter verkündige, vor den Areopag. Er aber sprach zu den Richtern und der neugierigen Menge, er habe unter den vielen Heiligthümern der Stadt einen Altar gefunden mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gott." Nun aber wollte er ihnen diesen Gott, selbst den sie unwissend verehrten, verkündigen. Derselbe habe die Welt und Alles, was darin sei, geschaffen. „Er ist," fuhr er fort, „nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; in ihm leben, weben und sind wir. Ja wir sind seines Geschlechts; wie auch eure Dichter schon gesagt haben. Darum sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht." Darauf redete er von der Zeit der Erfüllung, von der Buße, dem Tage des Gerichtes. Aber Viele verspotteten ihn, Andere meinten, man werde ihn ein andres Mal hören; Etliche aber wurden gläubig, und so fand der edle Saamen auch in diesem leichtsinnigen, nur auf Zeitvertreib bedachten Volke guten Boden, um Frucht zu tragen zu seiner Zeit.

In Korinth, Thessalonich, Ephesus und andern Städten, selbst in Rom, entstanden damals christliche Gemeinden; still, unbeachtet und darum auch geduldet. Da wurde das Brod gebrochen nach des Meisters Befehl, sein Wort gelehrt und geübt. Da war kein Unterschied: Knechte und Arme, Herren und Sklaven erkannten und liebten sich als Kinder Eines Vaters. Die Sehnsucht des menschlichen Herzens fand hier Befriedigung; daraus mehrte die Zahl der Gläubigen fortwährend.*)

Physiologisches.

In's Freie.

Nach Jak. Moleschott für die Fackel skizzirt vom Herausgeber.

Wenn nach langem Winterschlummer die Frühlingssonne Myriaden Keime der allschaffenden Erde schwillt, um sie aus dem scheinbaren Tode in sichtbares Leben einzuführen,

*) Was ist im Lauf der Zeit aus der einfachen Lehre geworden? Ein modernes Heidenthum auf Grundlage der Superstition durch Pfaffen gepflegt. L.

ren; wenn die Erstlinge des Lenzes, von dem schönen Narcissus begleitet, den Reigen der Flora eröffnen und die Obstbäume mit ihren zarten Blüthenkronen des Menschen Auge entzücken; wenn sich die durch Kälte und Stubenheizung beengte Brust in des Frühlings Wonnemonat wieder erweitert und das Athmen leicht wird; wenn das Eis zerronnen, der Schnee geschmolzen, die Erde sich in des jungen Grases grünen Teppich hüllt; wenn Schaaren von Vögeln wiederkehren und ihre Gesänge sich auf den Tonwogen milder Lüfte schwingen; dann fühlt man sich hinausgezogen in's Freie, und fühlt sich frei, wie der Gefangenene, dem man die Kette abnimmt, so ihn an den engen Raum der Zelle gefesselt. So fühle auch ich jetzt wieder nach einem langen Winter, wo ich dem Tode mehr als dem Leben verwandt mich stechend hinschleppte am rauhen Stab der Nothwendigkeit; wo ich zu allerlei Mitteln der Allopathie und Homöopathie, zu Eisenpillen und zu Whisky, zu Arsenik und zu Ipekak Zuflucht nahm und auch physiologisch den Körper in Betrachtung zog, um zu lernen, was ihm nützt und was ihm schadet. Da nahm ich denn auch Moleschott's physiologisches Skizzenbuch zur Hand, um darin „in lichten Momenten" zu lesen und daraus zu lernen. Der Mensch lernt stets zu wenig und lernt nie aus, wenn er Tausende von Jahren lebte. — Aber auch gar Manches lernt man, das nutzlos ist, und Vieles läßt man unbeachtet, das man unbedingt wissen sollte, theils zur Vervollkommnung des Geistes, theils zum Wohle des Körpers. Hierher gehören ganz besonders Physiologie und Anatomie. Lichtenberg sagt, diese Wissenschaften sollten nur Biographie und Geschichte „nächst der Religion" gelehrt werden. Ich aber sage vielmehr: sie sollten „anstatt Religion" gelehrt werden; die als Fabellehre absolut nutzlos ist, sie mag eine heidnische, jüdische oder christliche sein. Tausende von Menschen, sagt Moleschott, verkündigen sich mit Wißbegierde nach der Einrichtung einer Dampfmaschine; aber unter den Tausenden kann man noch niemal Tausende zählen, die der Thätigkeit ihres Herzens einmal ernstlich nachgefragt und Hunderte sich nur dann erinnern, daß sie überhaupt ein Herz besitzen, wenn sie Fieber haben. Lernen ist überhaupt eine Lieblingsleidenschaft von nur sehr wenigen Menschen; doch könnten und sollten in Schulen der reiferen Jugend vorzüglich jene Zweige der Wissenschaft populär vorgetragen werden, welche man jetzt blos als Fachstudium betrachtet, und welche, neben Geographie und Geschichte allgemein gelehrt, die Zahl der Krankheiten und der Prozesse bedeutend vermindern würden.

Moleschott hat, trotz dem Achselzucken vornehmer Gelehrten, sein Scherflein dazu beigetragen, auch Laien über das Wesen ihrer Naturbedingtheit und damit über einen sehr wichtigen Theil ihrer Bedürfnisse aufzuklären. Und ich muß bekennen, daß ich trotz des Fachstudiums einer Universitätsbildung mich auch selbst in Bezug auf auf Physiologie und Anatomie zu den Laien, und zu Moleschott's fleißigen und dankbaren Schülern zähle.

So populär dieses Skizzenbuch auch gehalten ist, so stößt der Laie doch auf so manche technische Wörter, welche ihm unverständlich sind und er hat, wie man zu sagen pflegt, die Gedanken zusammenzunehmen, um das Gelesene zu verstehen und gehörig zu verdauen.

Da eben der Frühling beginnt (ach, ein nordamerikanischer Frühling), so fühlte ich mich veranlaßt, eine Skizze niederzuschreiben, die das Angenehme und Nützliche eines Spazierganges in's Freie zum Gegenstand hat.

„Heute warm, morgen kalt und die Blüthen erfroren" — das ist so die Charakteristik eines nordamerikanischen Frühlings. Und da ich am heiligen Ostersonntag unseres Herrn Jesus Christus, am 12. April 1868, durch rauhes Wetter gehindert, keinen Spaziergang am Missouristrome machen kann, wie ich gestern mir vorgenommen hatte, und behaglicher am Schreibtisch im City-Hotel der Kapitolstadt Jefferson-City fühle, Müßiggang aber aller Laster Anfang und „Nichtsthun" für mich eine große Last ist, so wollen wir denn in Gesellschaft Moleschott's, autour de notre petite chambre, einen Gang in's Freie machen.

In's Freie.

Wenn Du den Fuß über die Schwelle hebst — schreibt Moleschott — und den ersten Schritt in's Freie setzest, so hast Du, ohne es zu merken, bereits die Thätigkeit Deines Herzens verändert. Der Gang aus Deinem Zimmer an die Hausthüre hat zu wiederholten Malen Deinen Fuß auf den Boden gedrückt; dieser Druck hat die Empfindung vermittelnden Nerven Deiner Fußsohlen gereizt, die Reizung pflanzte sich fort in's Rückenmark und wurde von hieraus auf die Bewegungsnerven des Herzens übertragen. Die Folge davon ist eine erhöhte Thätigkeit des Herzens, die ein Gesunder an sich selber nicht gewahrt, die aber bei vielen durch Krankheit reizbaren Menschen als Herzklopfen deutlich empfunden wird. Durch Bewegung auf einem Spaziergang kreist das Blut, welches die Zusammenziehung der Herzkammern durch die Gefäße treibt, mit vermehrter Geschwindigkeit durch unsern Körper, durch die Lungen sowohl, wie durch die Gefäße des Kopfes, des Bauchs und der Glieder.

So lange nicht tief greifende Störungen das regelrechte Verhältniß zwischen der Häufigkeit der Athem- und Herzbewegungen aufheben, findet ein steter Einklang zwischen der auf die Zeiteinheit gezogenen Zahl der Pulse und der Häufigkeit der Athemzüge statt.

„Diese Erfahrung habe ich gestern und heute an mir selbst gemacht. Gestern als ich im Waggon bei offenem Fenster die milde Luft eines warmen Lenztages einathmete zog sich das Herz regelmäßig zusammen, während das zwischen Bauch- und Brusthöhle ausgespannte Zwerchfell, der wichtigste Athemmuskel, sich eben so regelrecht verkürzte. Heute war es anders, als ich bei rauher und feuchter Luft einen Gang nach dem Capitol machte, wo die Treppen das

regelmäßige Verhältniß zwischen der Häufigkeit der Athem- und Herzbewegungen total aufgehoben und die Pulsschläge des Asthmatikers in völlige Disharmonie gebracht haben."

Die Bewegung des Blutes, schreibt ferner Moleschott, ist eben so abhängig vom Athemholen, wie die Häufigkeit der Athemzüge von derjenigen der Pulse abhängt. Das Herz liegt nämlich zwischen der vergleichsweise starren Wand unseres Brustkastens und einem aus Luft gefüllten, aus federkräftigem Stoff gebauten Kissen, den Lungen. Durch die Stimmritze, durch Rachen, Mund und Nase steht die Luft in den Lungen in freier Verbindung mit der Außenwelt. Die Oberfläche der Lungen schmiegt sich luftdicht der innern Wand des Brustkastens an. Da nun die Elasticität der Lungen als eine Kraft zu betrachten ist, welche dem Druck der in ihrer Höhle enthaltenen Luft entgegenwirkt, so ist das Herz in dem Brustkorb weniger belastet, als die äußere Wand des Brustkorbs.

Auf allen Venen, die außerhalb der Brusthöhle ihren Verlauf haben, lastet der Druck der Atmosphäre; die großen Adern dagegen, die in das Herz einmünden, haben nur etwa $^{95}/_{100}$ von diesem Druck zu ertragen. Da nun das Blut, den Gesetzen der Hydraulik gehorchend, von dem Orte, wo ein höherer Druck einwirkt, nach dem Orte, wo der Druck ein geringerer ist, hinströmt, so muß die Entlastung des Herzens in der Brusthöhle die Rückkehr des venösen Bluts durch die Hohladern in's Herz befördern.

Wenn bei einem Spaziergange, ohne angestrengte Bewegung, das Herz in seiner Thätigkeit gekräftigt und das Athmen sowohl tiefer als häufiger wird, dann muß das Blut nicht blos deßhalb rascher kreisen, weil die kraftvolle Zusammenziehung der Herzkammern es mit erhöhter Triebkraft durch die Schlagadern treibt, sondern auch weil ein kleinerer Theil dieser Triebkraft erforderlich ist, um den Widerstand, der dem Blut in den Adern entgegensteht, zu besiegen. Demnach wird denn beim Spaziergänger das Blut sowohl kräftiger und schneller nach den verschiedenen Theilen unseres Körpers hingetrieben, wie es leichter und schneller von allen Werkzeugen zum Herzen wiederkehrt.

Wenn die Kräfte, die das Blut umtreiben und die Athmungsluft erneuern, eine Steigerung erfahren, werden auch alle Thätigkeiten, die dem Stoffwechsel angehören, kraftvoller vollzogen. Das Athmen führt dem Körper den Sauerstoff zu, der die doppelte Rolle spielt, daß er unsere wichtigsten Bestandtheile in Gewebebildner umwandelt und die Substanzen, in welche die Baustoffe unserer Gewebe durch ihre Lebensäußerung zerfallen, so weit verbrennt, daß sie in leicht lösliche und luftförmige Stoffe übergehen, die aus dem Körper wieder weggeschafft werden müssen, wenn sie ihn nicht als Schlacke beschweren, seine Verrichtungen hemmen und ihn geradezu krank machen sollen.

Wird dem Lustwandelnden durch häufigere und tiefere Athemzüge eine größere Menge Sauerstoff geliefert, der als Urheber der Anbildung wie der Rückbildung unserer Gewebe, Anfang und Ende allen Stoffwechsels, mithin aller Thätigkeit des Organismus genannt zu werden verdient; wird dieser Sauerstoff mit dem schneller kreisenden Blute allen Theilen unseres Körpers in vermehrter Menge zur Verfügung gestellt, so muß dies eine reichere Ausscheidung der Stoffe herbeiführen, die wir als ein Maaß für die Lebhaftigkeit des Stoffwechsels betrachten dürfen.

Dieselbe Körperbewegung, welche die Herzthätigkeit anregt und das Athmen ergiebiger macht, beschleunigt auch den Kreislauf des Blutes in der Bauchhöhle und ist im Stande die Stockungen des Blutes in den Adern des Unterleibes zu lösen.

Bei den Ernährungsvorgängen läuft Alles darauf hinaus, daß das Blut zugleich mit den Baustoffen unserer Gewebe den verschiedenen Körpertheilen den Sauerstoff zuführt, ohne welchen die Baustoffe sich eben so wenig in ächte Gewebebildner verwandeln können, wie diese es vermögen, ohne seine Einwirkung ihre Verrichtungen, Empfindung, Bewegung und Gedankenthätigkeit, zu entfalten.

Der Sauerstoff ist nicht überall derselbe. Wenn wir etwa aus dem Arbeitszimmer in einen jener mächtigen Tannenwälder treten, durch welche der Jura seinen Gipfeln Antheil verleiht an der Herrschaft über den Luftgürtel, der seinerseits den Menschen so mannigfach beherrscht, dann athmen wir einen von den grünen Bergwiesen frisch entbundenen Sauerstoff ein, der alle Vorgänge des Stoffwechsels weit kräftiger einleitet, als der nicht erregte Sauerstoff einer eingeschlossenen Zimmerluft. Treten wir aus dem Wald heraus auf einen sonnigen Hügel, so wirkt das Sonnenlicht mit, um unser Athmen zu beleben, und es ist zunächst eine rein stoffliche Beziehung zwischen der Luft und unserem Hirn, durch das Blut vermittelt, welche unsern Sinn erfrischt zu freudigem Naturgenuß. Denn das Gehirn ist vor allen andern Werkzeugen abhängig von der Zufuhr eines mit Sauerstoff gehörig geschwängerten, arterialisirten Blutes. Dadurch allein wird ihm der Anbau der Zellen und Fasern ermöglicht, die es empfindend und denkend zerstört, in der Zerstörung genießend und das Gefühl des Bedürfnisses nach erneutem Anbau vorbereitend. Zu dieser Wirkung von Luft und Licht kommt auch noch die Lust der Sinne, angeregt von schönen und bewegten Bildern nach außen. Nicht nur romantische Thäler bringen solche Wirkung hervor, selbst die einförmigste Ebene vermag es, durch Gedankenanregung uns dem engen Kreise unseres Alltagslebens zu entziehen, wenn wir uns einigermaßen geübt haben in der Kunst, „sich recht lebendig zu bemühen und recht sinnlich zu genießen."

Wo der Spaziergänger nach lebendigem Bemühen die Fähigkeit eines edlen sinnlichen Genießens vorfindet, da rufen die Farben der Luft, und das Weben der Vögel, das rauschende Korn und die herzigen Düfte des Waldes, des Meeres blaue Unendlichkeit und die Einsamkeit der Halde in uns Gedanken wach, nicht weniger stimmend als der Anblick so-

fender Kinder am Gartenhag, oder des wandernden Handwerksburschen, dessen Weg in die weite, weite Welt wenigstens im Gedanken uns befreit aus dem kleinen Kreise, in welchem das Streben nach Bildung, oder die Arbeit um's tägliche Brod so viele Andere gefangen hält.

Wenn der Spaziergang unsere Brust hob und unser Blut erfrischte, wenn das erfrischte Blut unser Hirn belebt, daß die malerische Außenwelt eine gute Stätte fand für die Bilder, die sie in unserem Auge zeichnet und aus denen wir Gedanken schaffen, die das Gemüth bewegen, so hat auch das erregte Gehirn wirksamen Einfluß auf die Thätigkeit des Herzens, deren Kräftigung das beste Mittel ist, um der Ermüdung vorzubeugen.

Die Muskelwirkung ist in hohem Grade abhängig von der regelrechten Blutzufuhr. Muskeln, denen das Herz gar kein Blut mehr zusendet, verlieren beinahe auf der Stelle die Fähigkeit, den Erregungszuständen des Gehirns, die man als Willensimpulse bezeichnet, zu gehorchen.

Regen wir die Herzthätigkeit an, indem wir spazieren gehen, wird zugleich das Blut durch das lebhaftere Athmen reichlicher mit Sauerstoff geschwängert, ohne welchen es die Eigenschaften nicht besitzt, die zur Ernährung von Nerven und Muskeln erforderlich sind, so müssen die Muskeln in der Zeiteinheit häufiger, also reichlicher mit erfrischtem Blut versorgt werden. In diesem Blut liegt in der That das Leben; denn es bringt Bewegung, indem es die Kraft der Muskeln erhöht und die Ermüdung verzögert. Wenn wir also den Schritt in's Freie setzen, leiten wir auf der Stelle eine nachdrückliche Bethätigung der Verrichtungen ein, welche dem Wanderlustigen die Möglichkeit einer längeren Dauer des Spazierganges verbürgen.

Auch die gesteigerte Muskelwirkung ist kein müßiges Glied in der Kette der Veränderungen, welche mit dem Spaziergang beginnen. Der Muskel, der sich zusammenzieht, übt einen Druck auf die Gefäße seiner Umgebung, wie seines Innern. Jeder Druck, welchen der sich verkürzende Muskel auf Adern und Lymphgefäße einwirken läßt, befördert die Bewegung von Blut und Lymphe durch diese Kanäle zum Herzen.

Man weiß es, von Turnern und Handwerkern, daß die Uebung den Muskel entwickelt, was nichts anderes sagen will, als daß die Thätigkeit des Muskels seine Ernährung befördert und die reichliche Ernährung mit sauerstoffhaltigem Blut seine Kräfte steigert.

Indem wir spazieren gehen, verändern wir nicht blos den Puls und die Athemzüge, wir begünstigen nicht blos die Anbildung und die Rückbildung, so daß der ganze Stoffwechsel beschleunigt wird, wodurch wir das Blut erfrischen, die Muskeln stärken, das Hirn beleben, die Müdigkeit hintanhalten und die Entfernung der Schlacke, welche bei allen unsern Verrichtungen entsteht, befördern; wir leiten noch eine Anzahl anderweitiger physikalischer Vorgänge ein.

Das Blut enthält die Bestandtheile, eiweißartige Stoffe und Fette, Salze, Wasser und Sauerstoff, welche dem Muskel Ersatz bieten, für das, was jede Zusammenziehung in ihm zerstört. Das Blut muß kreisen, es müssen hinlängliche Mengen erfrischten Blutes den Muskeln zur Verfügung gestellt werden, damit die Muskeln nicht in kurzer Zeit ermüden. Das Herz muß rasch u. kräftig genug schlagen, wenn diesem Uebelstand vorgebeugt werden soll. Wenn nun, so lange der Kraftwerth, den wir mit der Nahrung vorher dem Blute zugeführt hatten, in richtigem Verhältniß steht zu der Anstrengung, die wir vornehmen, jeder Schritt, den wir thun, das Herz zu erhöhter Thätigkeit erregt; so sind wir lustwandelnd dem Antäus zu vergleichen, der seine Kraft vermehrte, so oft er mit dem Boden in Berührung kam.

Nehmen wir an, daß ein Spaziergänger, bei dem man Herz und Nieren prüft, statt 70 Pulsschläge deren 80 in der Minute aufweist, was keine übertriebene Annahme ist, so ergeben sich für die Stunde 4800 Pulsschläge, bei welchen die Herzkammern neue Kraft entwickeln, die 3840 Kilogramm auf eines Meters Höhe zu heben vermag, also um 480 Kilogramm mehr, als in gleicher Zeit ein Mann, der ruhig im Zimmer sitzt.

Außer der erhöhten Muskelthätigkeit während eines Spazierganges ist auch zu berücksichtigen, daß die äußeren Theile des Körpers um einen halben Grad (Celsius) wärmer werden können, obschon die inneren Theile dabei keine erhebliche Veränderung ihres Wärmegrades erfahren. Bedenkt man nun, daß wir während eines Spazierganges mehr Luft in die Lungen bringen und die den Körper umgebende Luftschicht beständig wechseln; daß wir die Luft in den Lungen bei mäßig warmer Witterung, bevor wir sie wieder ausathmen, nahezu dem Blute gleich warm machen, während wir von der gesammten Körperoberfläche beim raschen Luftwechsel nicht blos durch Ausstrahlung, sondern auch durch gesteigerte Verdunstung mehr Wärme an die uns umgebende Luft verlieren, als wenn wir ruhig in der Stube sitzen; so ist es einleuchtend, daß durch die Bewegung auf dem Spaziergang die Wärmebildung in unserm Körper sich steigert. Denn wir besitzen am Ende des Spazierganges mehr Wärme, als beim Beginn, obwohl wir in derselben Zeit mehr Wärme als gewöhnlich ausgeben.

Ein erwachsener Mann von 64 Kilogramm haucht in einer Stunde durch Lungen und Haut zusammen 40 Gramm Kohlensäure aus, und daneben verbrennt er reichlich ein halbes Gramm Wasserstoff seiner organischen Bestandtheile zu Wasser. Um 40 Gramm Kohlensäure aushauchen zu können, muß er beinahe 11 Gramm Kohlenstoff verbrennen. Bei dieser Verbrennung wird im menschlichen Körper Wärme frei, und zwar so viel, als hinreichen würde, 89 Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius wärmer zu machen, als sie es vorher waren.

Da wir nun annehmen dürfen, daß während des Spazierganges, der nicht über eine Stunde dauert, und den Na-

men des Luftwandelns verdient, etwa ein Drittel mehr Kohlensäure ausgehaucht wird als bei völlig ruhigem Verhalten, so wird auch durch die Verbrennung des Kohlenstoffs auf dem Spaziergang ein Drittel mehr Wärme entwickelt als beim Stillsitzen.

Es ist vollkommen erklärlich, wenn man sich am Ende eines Spazierganges, je nach dem Wärmegrad der Luft, erwärmt oder erhitzt fühlt. Daß die Erwärmung gerade an der Oberfläche des Körpers zur Wahrnehmung kömmt, rührt daher, daß eine Veränderung in der Vertheilung des Blutes Platz greift, so daß dieses reichlicher als vorher in den Gefäßen der Haut sich versammelt. Daher erweitern sich die Gefäße, und wo die Oberhaut dünn genug ist, um das in größerer Menge durch die unterliegenden Kanäle strömende Blut durchschimmern zu lassen, wie auf den Wangen, da wird die Haut geröthet. Das „gute Aussehen" nach einem Spaziergange ist immerhin ein Zeichen augenblicklichen Wohlbefindens, und es hängt zu einem großen Theile von dem nachherigen Verhalten ab, ob es bleibende Früchte tragen wird.

Spazierengehen heißt das Herz und die Athemmuskeln gymnastisch üben und zwar mit der Bürgschaft, daß eine Uebertreibung der Gymnastik nicht zu fürchten ist, wenn das angedeutete Maaß eingehalten wird. Spazierengehen heißt das Blut erfrischen und die Gewebe von der Schlacke befreien, welche sie in Folge der Rückbildung wie mit Rost umgiebt und ihren Verrichtungen einen Hemmschuh anlegt. Spazierengehen, wie wir es meinen, heißt den Gesichtskreis erweitern, Gedanken schaffen und mit dem Blute das Gemüth erwärmen und verjüngen.

Alte Stubensitzer bemühen sich vergebens, durch große Spaziergänge nachzuholen, was sie in der Jugend versäumten. Die Uebung muß in guten Jahren begonnen werden.

Es ist durch Messungen bewiesen, daß Menschen, die das Zimmer nur selten verlassen, bei der größtmöglichen Ausdehnung ihres Brustkorbs ein Achtel bis zu ein Viertel weniger Luft in die Lungen ziehen können, als solche, die sich viel im Freien bewegen.

So mancher allzueifriger Gelehrte und manche sinnige Dame begeben sich selbst in die Gewalt des Herkules, der den mit erhöhter Stärke sich Erhebenden nur durch die List besiegen konnte, daß er ihn hoch hinaufschwang und dann erwürgte; sie verschmähen den gewöhnlichen Spaziergang, dessen Reiz sie nicht kennen, um sich in der Stube ungestört, in bequemer Behaglichkeit, in höhere Gebiete geistigen Lebens hinaufzuschwingen, so daß sie den rauhen Boden der Muttererde kaum noch berühren. Sie gewinnen vorübergehend an Aether, aber sie verlieren an Luft, dem wesentlichen Verbindungsmittel zwischen dem Menschen und der Erde, und dem Aether selbst; denn mit Hatnse zu reden:

„Aus unserer Erde wachsen unsere Geister,
Sie haben ferne Himmel nie gesehen."
Und Herkules erwürgt die Stubensitzer.

Ja, so ist es. Für die Wahrheit dieser physiologischen Theorie Moleschott's kann mein eigenes Leben bürgen, das — mit wenigen Unterbrechungen von Arbeit im Zimmer — seit mehr als vierzig Jahren ein „Spaziergang im Freien" war und noch ist. Oder sind meine Fußreisen in der Schweiz, in Italien, Sicilien, Griechenland, meine Reisen zu Pferd in Ungarn, Siebenbürgen, in der Wallachei und der Türkei, und meine mehr als zwanzigjährigen Collections-Touren in den Ver. Staaten nicht Spaziergänge, die Herz u. Athemmuskeln stärken, das Blut erfrischten, den Körper vom Rost befreiten, den Gesichtskreis erweiterten, Gedanken schufen, mit dem Blut das Gemüth erwärmten und bis zum 68. Lebensjahr jugendlich erhielten? — Es wäre höchst ungerecht, würde ich in diesem Alter wegen etwas Husten und Asthma klagen, mit dem ich seit Kurzem, im Winter, behaftet bin.

„Lieben, Reisen, Denken" war der Wahlspruch meiner Jugend. — Ein Leben ohne Liebe wäre für mich ohne allen Werth und weil ich im Leben viel geliebt, wird mir wohl auch viel verziehen werden. Ist auch mein Reisen in den Ver. Staaten ein dem Muß der Nothwendigkeit Abgedrungenes, so dient es doch zur Gesundheit und bietet mir auch des Angenehmen weit mehr, als wenn mein Beruf mich an die Stube fesselte.

„Licht, Luft und Bewegung", das sind das beste, das sicherste Mittel, ein gesundes und hohes Alter zu erreichen und kann ich gleich, als Individuum, dem Saturnus nicht entgehen, so soll mich doch Herkules nicht erwürgen und so lange ich im Stande bin, mich zu bewegen, will ich gleich Antäus den Boden berühren und reisen und spazierengehen, bis endlich an der letzten Station „der Jüngling mit gesenkter Fackel" dem Fackler im Atomenall seinen Platz abtritt, um im Reiche der Ewigkeit als Atom ewig fortzuleben.

Reden

von

Arnold Ruge.

„Herr Arnold Ruge lieferte „acht Reden über Religion" an die Gebildeten und ihre Verehrer. Das

Werkchen erschien im Verlage der „freien Gemeinde" 311 Elmstraße, St. Louis, Mo., 1868.

Um das „freie Menschenthum" in der Fackel nach besten Kräften zu fördern, und auch, um das Publikum auf diese gehaltvolle Novität aufmerksam zu machen, haben wir es für zweckmäßig erachtet zwei dieser Reden zu publiciren."

---

1. Götter, Poeten und Philosophen.

In der unkünstlerischen Phantasie liegt schon der poetische Trieb der Anschaulichkeit; denn nur durch schlagende Anschaulichkeit kann sich der erste märchenhafte erklärende Ausdruck (der Naturerscheinung) durchsetzen; und in der künstlerischen Verarbeitung dieser Phantasieen liegt schon das Speculative der spätern Periode; aber Homers und Hesiods Speculation ist noch Sache der Anschauung, sie speculiren über die Formen, die Thätigkeit und die Leiden des Gottes. Dagegen verläßt die priesterliche Speculation die Region der Anschaulichkeit, sie bleibt Phantasie, sie geht von den Kindern der unkünstlerischen und künstlerischen Phantasie aus, aber phantasirt sich in's Ungeheuerliche und Formlose hinein. Das Moment des Denkens, der Dialektik, der Gegensätze, welches in diese phantastische Speculation hineinspielt, steht aber unter der Herrschaft der religiösen, phantastischen Voraussetzung. So ist es in Indien, so ist es ausgesprochener Maßen im Mittelalter.

Die christliche Speculation nimmt die ganze jüdische Mythologie auf; hat aber keine eigne poetische oder künstlerische Periode als Vorläufer. Diese liegt im alten Testamente. Die Märchen, welche die Christen haben, geben sich für Biographie und Geschichte, sind Prosa und gehen offenbar schon von der priesterlichen Speculation aus. Wenn nun dem Christenthume die Periode der Poesie oder der künstlerischen Bildung seiner Götter fehlt und wenn es gleich mit der priesterlichen phantastischen Speculation beginnt, so kommt dies daher, daß ihm die griechische Philosophie unmittelbar vorhergeht. Die griechische Philosophie ist aber die Periode der Ueberwindung der poetischen Speculation, wie man Hesiod und Homer wohl nennen kann, da man sie ja von den griech. Philosophen immer so behandelt sieht.

Natürlich denkt man bei christlicher Dichtung an Dante, Milton und Klopstock. Aber alle Drei finden die christliche Götterwelt fertig vor, und sind nicht im Stande, irgend welche Volksanschauungen wesentlich zu bilden oder umzubilden. Sie schaffen keine Götter. Dies Geschäft war lange vorher von andern Händen besorgt worden, ehe sie zur Welt gekommen. Ihre Bemühungen sind also, religiös genommen, überflüssig, spielen ohnmächtig nebenher, und können nur als Spiel in Betracht kommen, da kein Mensch je an sie geglaubt hat. Sie sind keine Götterbildner, ihre Werke keine heiligen Schriften geworden und verblassen sogar gegen die priesterliche Ueberlieferung im neuen Testamente, die speculative Urmythe des Christenthums, die ihren Dichtungen zu Grunde liegt. Das plastische, malerische oder poetische Interesse ist von vornherein durch die phantastische Speculation verdrängt. Miltons Teufelscharaktere sind interessant (Liebert in seinem Milton zeigt, daß Satan Cromwell ist), aber religiös haben sie nicht eingegriffen, sind vielmehr verhältnißmäßig unbekannt geblieben.

Das praktische Verhältniß, uns die Götter gnädig zu stimmen durch den Cultus, verliert sein Interesse, sobald die göttlichen Personen nach ihrem Ursprunge und ihrer Bedeutung erkannt sind; das theoretische Interesse, uns die Naturerscheinungen, ja, die Entstehung der Welt durch Märchen der Vorzeit zu erklären, können wir ebenfalls nicht mehr hegen: wir verlangen mit Recht eine wissenschaftliche Erklärung. Nur das Denken kann uns das Geheimniß der Natur und des Geistes offenbaren. Das theoretische Interesse der Religion wird also durch Wissenschaft und Philosophie ersetzt.

Der Mensch hat allerdings von Anfang an — und die Märchen sind älter, als die Wissenschaft — den Trieb, sein Wesen, die Vernunft, in Allem wieder zu finden. Darum versetzt er vernünftige Personen in die Wolken und macht sie zu Lenkern und Werkmeistern der Natur. Dieser Trieb beherrscht die Mythen- oder Märchenbildende Phantasie. Sie erklärt sich die Natur durch die Personen, die sie in den Himmel und in die Erde hinein dichtet. Für uns ist nun wieder die Erklärung des Wesens solcher erdichteten Personen oder des Märchens, in dem sie handeln, die Naturerscheinung. Das Märchen erzählt, Indra spaltet die dunkle Wolke mit dem Blitzstrahl; wir sagen, Indra ist also das Gewitter. Für uns ist das Gewitter unmittelbar der Prozeß in dem Vernunft ist. Aus dem Triebe der Phantasie hingegen, Vernunft in die Naturerscheinung hineinzubringen, entsteht das Mährchen*) oder der Mythus, d. h. die Verwandlung der Naturbegebenheit in eine Geschichte. Dies ist die älteste Meteorologie, deren voreilige Erklärung durch den Gott noch immer neben der Wissenschaft herläuft und bei weitem populärer ist, als sie.

Offenbar ist nun hauptsächlich das Gewitter in Mythen oder menschliche Geschichten, in denen Personen thätig sind, umgewandelt worden. Indra, Zeus, Jehovah, beweisen das; sie sind Wettermacher.

Das Gewitter ist die Hauptbegebenheit des Wolkenhimmels; und die Wolkenregion gilt hier so gut für den Himmel, als der Sternhimmel und das äußerste Gewölbe.

---

*) Das Märchen ist daher nicht absolute Willkür, wie die Romantiker es gefaßt haben, sondern es hat seinen Sinn und sein Regulativ an der Naturerscheinung. Es kann sie auch an den Gesetzen der ethischen Welt haben; immer aber muß es die Wahrheit, die es nicht ist, bedeuten. Dies ist der Grund, weßwegen das Märchen, als nicht Selbstzweck, eine untergeordnete Dichtungsform, ähnlich der Fabel, ist. Das Märchen ist dann oft zu höhern Formen und wieder zum Selbstzweck erhoben worden, z. B. die Mythen in den griechischen Dramen.

Kuhn und Schwartz bringen alle möglichen Mythen und Götter mit Gewitter, Donner, Blitz, Regen, Verdüsterung, Kampf u. Wiederaufklärung des Himmels in Verbindung.

Wir haben schon oben bemerkt, daß unter den mannigfaltigen Darstellungen, welche uns darnach die Phantasie unserer Vorfahren vom Gewitter giebt, einige ohne, andre mit Göttern erscheinen. Die Mythen ohne Götter werden nun wichtig für das Verständniß der Götterbildung. Es fragt sich nämlich, wann und wodurch der im Gewitter als handelnd Vorgestellte, sei er Thier oder Mensch, zum Gott wird.

Die Mythen vom Gewitter lassen, wie Schwartz zeigt, im Donner Steine über den Wolkenberg hinrollen; der Blitz zischt in ihnen als Schlange durch die Wolken und fliegt als Feuervogel herab; der Donner ist ein Pferdegalopp, ein Stiergebrüll, ein Wagengerassel, ein Hammerwerfen; der wilde Jäger mit bellenden Donnerhunden folgt der Windsbraut, die dem Gewitter im Wirbelwinde vorausstanzt; — alles Dies giebt eine Umwandlung des Naturereignisses in eine einmalige Begebenheit, in eine Geschichte — Märchen, Mythe —, wobei himmlische Thiere und Menschen eine Rolle spielen, ohne daß sie darum gleich Götter sind.

Diese Thiere und Menschen, die in dem himmlischen Ereigniß wieder gefunden werden, haben zuerst offenbar nur den Charakter der irdischen Veranschaulichung oder Erklärung des himmlischen Vorgangs; und ursprünglich ist es der Mund des Erzählers dieser Geschichte, der die Personen oder Figuren des Donners von der Erde in die Wolken versetzt.

Erst wenn diese veranschaulichende Geschichte sich vom Munde des Erklärers loslöst, erst wenn der Accent auf die himmlischen Figuren gelegt wird, erst wenn diese als Urheber der himmlischen Vorgänge in einem authentischen, urheberlosen Berichte erscheinen und nicht mehr als irdische Schauspieler in den Wolken, die der Mensch dort hindichtete, erst wenn die himmlischen Figuren aus erdichteten Akteuren selbst zu Poeten, d. h. zu unabhängigen Urhebern des Drama's erhoben werden, erst dann setzen sie sich in Götter um.

Erst hier tritt „der gläubige Standpunkt" ein. Sie werden nun göttliche oder himmlische Charaktere, die nicht mehr von Menschen gemacht, sondern ihrerseits die Väter der Menschen sein sollen. Götter sind sie erst als Personen, die nicht blos gleichnißweise das Naturereigniß aufführen, sondern seine wirklichen mächtigen Urheber, also Urheber ihres eigenen Ursprungs — des Gewitterdramas —, und Väter der Menschen, also Väter ihrer Väter, Poeten ihrer Poeten, Schöpfer ihrer Schöpfer sind, um deren Gunst und Gnade die Menschen sich durch den Cultus zu bewerben haben.

Alsdann hat der Künstler vor seinem Werke niederzufallen und es als seinen Autor anzubeten. Durch Cultus, Gebet, Zauber sucht der Gläubige diese mächtigen Herren im Himmel gnädig zu stimmen.

Die griechischen Götter, Zeus, Apollo und die übrigen bleiben mehr weltliche Poeten; Brahma ist zuerst Opferdiener und Priester; Buddha und unser Herr Christus sind reformirende Geistliche.

Das Gewitter macht nun allerdings den mythischen Hergang an den Hauptgöttern der Indischen, Griechischen und Christlichen Religion, dem Indra, dem Vater Zeus u. dem Gott Vater am Klarsten; und nimmt man das Gewitter nur als die hervorstechendste, nicht als die einzige Naturerscheinung, aus der die Götter entspringen, so ist es auch richtig, in ihm eine Erklärung der Hauptgötter, auch der gegenwärtig regierenden Dynastie zu finden, da ja ihr Haupt ohne Zweifel „regnen und donnern und die Sonne scheinen läßt über Gute und Böse."

Dagegen ist es nicht minder richtig, daß die Religion auch eben so wohl aus anderen Naturanschauungen, als aus der des Gewitters entspringt.

Isis, das schwarze Fruchtland Aegyptens, Osiris der Befruchtende und Horus oder Harpocrut, die Frucht und das Erzeugniß Aegyptens — diese Aegyptische Naturbegebenheit, die dem Isismythus und dem ganzen Thierdienst Aegyptens zu Grunde liegt, ist nicht auf das Gewitter zurückzuführen.

Eben so ist der heitere Himmel wohl zuweilen Product des Gewitters und Erfolg des himmlischen Kampfes, aber auch Product der Nacht und der täglichen Umwandlung.

Darum nun aber die tägliche Umwandlung mit Abend- und Morgenröthe, Sonne, Mond und Sternen zur einzigen Wurzel der Geschichten oder Mythen zu machen, die uns die Natur mit Göttern bevölkern, wäre ohne Zweifel weniger glücklich, als wenn man das Gewitter zur einzigen Grundlage machte, das dramatischer ist und aus dem ohne Widerrede die drei berühmtesten Götterkönige mit ihrem ganzen Haushalte, Zeus, Indra und unser „Gott" entspringen. Auch aus dem Grunde ist dies ein mythologischer Mißgriff, weil das Gewitter der einmaligen Begebenheit, der Geschichte, der Mythe oder dem Märchen näher steht, als die tägliche Umwandlung in Tag- und Nacht-Himmel.

Dagegen ist nicht einzuwenden, der Mythus habe ja grade den Charakter einer einmaligen Geschichte nicht, sondern sei oder bedeute wenigstens das immer widerkehrende Naturereigniß. Denn was der Mythus bedeutet, ist nicht der Mythus, es ist nicht die Geschichte, sondern ihr Sinn.

Dieser Sinn und diese Bedeutung der Märchen von Zeus und von Gott Vater, Sohn und heiligem Geist sind nicht so einfach, als sie z. B. in der indischen Religion sind, welche die Naturgötter nicht künstlerisch oder speculativ in die Menschenwelt zurücknimmt.

In der Griechischen und Christlichen Götterwelt haben wir daher einen zwiefa[illegible] Sinn und eine zwiefache Bedeu-

tung, die Götter, die die Naturereignisse bedeuten, also ihren natürlichen und ihren humanistischen Sinn. Wenn bei der Griechischen und Christlichen Religion der natürliche Sinn merklich zurücktritt, wie die Athener in Aristophanes „Wolken" die Mütter ihres Zeus nicht mehr erkannten und wie es keinem Christen einfällt, an den meteorologischen Sinn der Himmel- und Höllenfahrt zu denken, so nahe auch Beides liegt, wenn im Griechischen und Christlichen Bewußtsein der natürliche Sinn der Götter sich verloren hat, so liegt das daran, daß der Betrachtende zu sehr in dem Gegenstande befangen ist, wie er grade geglaubt wird und die Entwicklung der Mythen gar nicht mitgemacht, sondern nur die letzte Ueberlieferung, die humanistische oder im Christenthum die ethisch phantastische Speculation auswendig gelernt hat. Selbst die philosophische Betrachtung ist alsdann im Stande, einseitig zu Werke zu gehen.

So wird Zeus einerseits zum Gewittergott, dann aber auch zum Herrscher und Vorsitzenden des Götterrathes, der größtentheils aus Vertretern der Menschenwelt besteht.

Dies ist eine zweifache Offenbarung. Eben so ist der Christliche Gott einmal der Naturgott im Himmel, und dann wird er wirklicher Mensch auf Erden. Dies ist wiederum seine zwiefache Offenbarung.

Wenn man nun erklärend sagt: „Die Menschwerdung ist unsers Gottes Offenbarung," so stimmt das, wie Hegel apologetisch bemerkt, wörtlich mit dem Glauben überein —, ist aber doch nicht das Geheimniß des Glaubens, sondern die Erfüllung dieses Geheimnisses; denn wir nehmen die Menschwerdung als Begriff, weil uns der Gott ein für allemal Mensch ist — da alle Götter Menschen sind, die durch ihre Dichter von der Erde in den Himmel versetzt wurden, — während der Gläubige dagegen nur die einmalige, die mythische Menschwerdung (Christi) kennt. Er weiß die heilige Geschichte auswendig, aber er versteht sie nicht. So wie ihre Bedeutung erkannt, so wie sie begriffen ist, ist sie keine Geschichte mehr, die einmal in Palästina geschehen ist, sondern der Humanismus ist überall genöthigt, die himmlischen Personen wieder aus den Wolken in die Menschenwelt zurückzunehmen, weil sie schon Menschen waren, als sie dahin versetzt wurden.

In der religiösen Menschwerdung wird daher keine wirkliche Menschwerdung geleistet; die heilige Geschichte ist nicht die Geschichte des Menschen, das Märchen der Menschwerdung ist nicht die Entwicklung des Menschen, in welcher das wahre Wesen des Menschen fortwährend verwirklicht wird, und der Mensch immer mehr seinen Begriff erreicht. Die heilige Geschichte ist das Märchen, das einmal in Palästina geschehen sein soll; die profane Geschichte ist die wahre Geschichte, die wahre Menschwerdung, die wahre Offenbarung; denn sie ist die Entwicklung der gegenwärtigen Menschenwelt, von der Wissenschaft und dem Willen ihrer Mitglieder zu Wege gebracht, in der alle Geheimnisse der Götter, der Natur und des Geistes an's Tageslicht kommen und offenbar werden.

So verschieden sind die gläubige und die wahre Menschwerdung, die eine ist ein Märchen, die andere die Weltgeschichte. Und sie sind unerbittliche Feinde. Das Märchen ist nicht mit der Wahrheit, und die Wahrheit nicht mit dem Märchen zu versöhnen.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludwigh.

April, 1868.

Der Leser meiner Streifzüge ist mir im Geiste bis zum Schluß des Jahres 1867 gefolgt. Jetzt schreiben wir bereits 68. Ich hatte, als „Invalid auf Reisen" drei Monate hindurch keine Lust den Stift zur Hand zu nehmen, um zu skizziren. Aber ohne Streifzüge soll eben kein Fackel-Heft erscheinen, um mir die Gunst meiner lieben Leserinnen zu erhalten.

So bete ich denn inbrünstig zu den neun Schwestern, den Musen, daß sie meinem Gedächtniß zu Hilfe kommen und mich aus Arethuse trinken lassen mögen, damit ich im Stande sei den zerrissenen Faden anzuknüpfen und aus dem Born des Gehirns Das herauszuschöpfen, was auf der jüngsten Tour nicht Lethe, den Strom der Vergessenheit, passirt hat.

Alte Leute, sagt man, haben wie Kinder ein schlechtes Gedächtniß. Nun aber konnte ich mich selbst in der Jugend keines g u t e n Gedächtnißes rühmen; um wie viel schlechter muß denn nicht jetzt die Garderobe im Gehirnkasten beschaffen sein, wo sämmtliche Muskeln schwächer geworden und den Beweis liefern, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt.

Keep up your spirit! schrieb mir vor Kurzem meine gute Tochter Adorine in einem ihrer Briefe. Keep up your spirit! Wie soll ich denn Das eigentlich verdeutschen? „Laß den Muth nicht sinken!" Oder: „Halte den Kopf oben." Oder: „Bewahre deinen Geist!" Jedes drückt wohl den Sinn aus und dennoch gefällt mir das Englische besser als irgend eine der drei Uebersetzungen. Nun da man seit olims Zeiten der Seele und ihrem Stammverwandten „dem Geist" den Kopf zum Sitze angewiesen hat, unbeachtet des Blutes, wovon Ein Tropfen unregelrecht nach dem „Häuschen" getrieben, die u n s t e r b l i c h e Seele verrückt

zu machen, den unsterblichen Geist zu profaniren u. zu karrikiren vermag; da nun ein Mal große Theologen und große Philosophen Seele und Geist als ein von der Materie unabhängiges ewiges Wesen in die Wissenschaft introducirt haben, so will ich ihnen trotz der modernen Physiologie und Anotomie dieses Mal den Gefallen thun und dem „Halte den Kopf oben" den Vorzug geben. Aber, aber, da grinst mich plötzlich wieder das Gespenst des Skepticismus an und ich frage: „Verlangst Du von der verwitterten Rose dasselbe Aroma, das sie in voller Frische besaß? Verlangst Du von einem verstimmten Instrumente die Einheit harmonischer Töne? Verlangst Du vom kranken Löwen, daß er als König der Thiere stolz einherschreite und das Revier beherrsche? Nein, muß die Antwort sein. Nun, ist denn der Organismus des Menschen nicht denselben Gesetzen unterworfen, wie jener der Pflanzen- und Thierwelt im Allgemeinen? Ganz gewiß ist er unabänderlich an sie gebunden. Wenn also in Folge des Alters, oder sonstiger Störungen im Bau des Körpers dieses oder jenes Organ, dieser oder jener Muskel geschwächt und in seiner Thätigkeit gestört wird, wenn das Herz unregelrecht pulsirt und verdorbenes Blut oder gehinderte Rückbildung und Anhäufung von Schlacken unbedingt auch das Gehirn afficiren muß; wie kannst Du da verlangen, daß man unter solchem Druck „den Kopf oben halte," die Frische der Gedanken bewahre, die ja dem Gehirn (dem Geiste) Das sind was das Aroma der Blume, der Ton dem Instrumente, der Stolz und der Muth dem Löwen?!

„Es fängt an wärmer zu werden. Sauerstoff der Frühlingsluft und Bewegung im Freien wirkten wohlthätig auf meinen derangirten Organismus und so sind denn auch die Gedanken wieder klarer und ich fühle wieder den Drang, die Gedanken in Form zu bringen und — zu schreiben.

Ach, das ist ein fataler Streifzug, ein förmlicher Zug zwischen Leben und Tod zwischen Zeit und Ewigkeit. Ueber drei Monate Erschlaffung des Geistes — dann endlich wieder körperlich wohl, eröffnet sich die Gedankenwelt; ich fühle mich zum Schreibtisch hingezogen, schrieb obige Einleitung und siehe da, in der darauffolgenden Nacht, als ich ganz ruhig schlief, erfaßte mich der Tod (bereits zum 4. Mal) am rechten Arm, so derb, daß er völlig paralysirt dem Willen den Gehorsam versagte, und völlig pulslos erkaltete. Außerdem versagte auch die Zunge ihren Dienst und ich befand mich unter spasmodischen Zuckungen in einem förmlichen Todeskampfe, zur größten Angst der aufgeschreckten Familie.

Mit schwerer Mühe gelang es mir, Frau und Tochter, die fast alle Geistesgegenwart verloren hatten, durch Gebehrden verstehen zu geben, daß ich eine Flasche Wein zum Trinken und Branntwein zum Einreiben des Armes haben will. Ein Mittel das mir beim ersten Anfall, auf dem Mississippi — in Folge heftiger Aufregung, vom Pöbel zu Savannah mit Lynchen bedroht — in Abwesenheit eines Arztes an Bord, durch eigene instinktmäßige Präscription geholfen hat. Nachdem ich die Hälfte des Weines mühsam hinabschlürfen konnte und mich frottiren ließ, vermochte ich das Wort Doctor zu stammeln. Man eilte denn zu Dr. Mente, der auch sogleich kam und meine eigene Cur durch andere Mittel ergänzte, welche von so unerwartetem Erfolg waren, daß ich nach circa 3 Stunden wieder sprechen und den Arm controlliren konnte; jetzt nach zweitägiger Schwäche wieder wohl fühle und den begonnenen Streifzug fortsetze, von dem Wunsch beseelt, daß Freund Heine, falls er mich bald wieder besuchen sollte, so gnädig sein möge, sich mit einem unsanften Händedruck oder derben Armschütteln zu begnügen, ohne sich um den Zustand meiner Lungen, die Angelegenheiten meines Herzens und die Aeußerungen meines Gehirns zu kümmern; denn ein solcher Eingriff in die Rechte meines Lebens müßte unbedingt den Tod zur Folge haben. Ach, für mich selbst habe ich lange genug gelebt, gelitten und genossen. Für die große Reise nach der Ewigkeit bin ich bereits gerüstet, sie ohne Grauen anzutreten; aber für Weib und Kinder käme der Tod noch etwas zu früh. Auch der Propaganda habe ich noch zwei Werke zu liefern und wünsche dann noch schließlich, meine sämmtlichen Gedichte aus dem Jünglings- und Mannesalter, in amerikanischer Ausgabe, erscheinen zu lassen. Also, Freund Heine, wollen Sie so gnädig sein, mich noch so lange auf der Erde wandeln zu lassen, um für meine leiblichen und geistigen Kinder als liebender Vater zu sorgen! — Dann mögen Sie sich allenfalls auch an's Herz wenden und mir die Gunst erweisen, das Gehirn unberührt zu lassen, um normal und consequent aus dem Leben und von meinen Lesern zu scheiden. Sie sollen die Freude nicht haben zu sagen: „seht, am Todtenbett hat er sich bekehrt!" Bekehrt — zu was? zur Dummheit des Glaubens, daß Eins zugleich drei und drei Eins sei, daß der liebe Gott seinen Thron im Himmel habe und da in Gesellschaft seines geliebten Sohnes richte über die Lebendigen und die Todten.

Einen Theil von Januar und Februar brachte ich zu Hause zu und reis'te im März via Louisville, Tell City, Evansville, Cairo, nach St. Louis. In Louisville vermißte ich einen alten Bekannten und freien Mann, Herrn Sauermann, der im besten Mannesalter starb. Lehner Franke, der geistreiche Correspondent der Fackel, hatte seine Stelle zu Columbus aufgegeben und war eben in Louisville an's Krankenbett gefesselt. Die Theilnahme meiner Freunde an der Propaganda ist mir auch für die nächste vierte Series geblieben. Auch das kleine Tell City, mit seiner gewerbthätigen und freisinnigen Bevölkerung, ist dem Streben des alten Facklers treu geblieben. Ich habe mich hier 3 Tage im Gasthaus des braven Schweizers Spörri aufgehalten und Einen Tag schwach im Zimmer zugebracht. In einer Nacht wüthete ein furchtbarer Sturm über dem Gau, der sich auf viele Meilen hin erstreckt hat. Ein Dampfboot, das am Wharfboot des Hrn. Steiner anhalten mußte, suchte vergebens Schutz; denn der Sturmwind riß die beiden gro-

hen Schornsteine nieder, und warf sie auf das Dach des Wharfbootes, das sie wie ein Kartenhaus zerstörten.

Das Schwächere muß dem Stärkeren weichen, in der physischen wie in der geistigen Welt" — das ist Naturgesetz, das kein Gebet des Menschen, selbst kein Gott abzuändern vermag; ja, das vielmehr die allmächtige Gottheit selbst ist, die schafft, um zu zerstören und zerstört, um zu schaffen. Einige Fabriken zu Tell City waren trotz des Misere der „schlechten Zeiten," in voller Thätigkeit. Der Turnverein zeichnet sich vor vielen anderen drei C. Trink- und Springanstalten großer Städte durch geistiges Streben aus. Die Schule erfreut sich des Segens vortrefflicher deutscher Lehrer.

Zu Evansville und Cairo war mein Aufenthalt sehr kurz. Beide, besonders Erstere, sind rührige Städte; jene im Staat Indiana, diese in Illinois, am Einfluß des Ohio-Stromes in den Mississippi. Dampfböte von und nach dem Süden legen da gewöhnlich an und die Illinois Central-Bahn, von Dunleith beginnend, hat hier ihren Terminus. Das deutsche Element ist in beiden dieser Plätze stark vertreten, und sind da auch bedeutende deutsche Geschäftshäuser.

Zu Cairo wohnte ich in einem deutschen Hause bei Hrn. Louis Herbert, das sehr gut geführt wird. Eine Kaffeevisite bei Apotheker Schuh würzte das Triviale des Collectirens. Der Lenz entfaltete sich hier eben in voller Blüthe. In den Gärten blühten Tulpen und Hyacinthen. Es war schön. —

Von Cairo fuhr ich per Steamer nach St. Louis. Wir sind da des Nachts angekommen und wurden in Omnibussen nach den Hotels gebracht. Ich hatte das Vergnügen im Hotel Bähler mit meinen österreichischen Landsleuten, den drei berühmten Zwergen, Jean Picolo, Petit Jean und Kis Jozsi, Bekanntschaft zu machen und überzeugte mich in einer Vorstellung des trivialen und weltberühmten Stückes: „Lumpaci Vagabundus," daß sich die drei Herren, trotz des kleinen Körpermaßes, mit den größten Comikern messen können.

Auch sah ich die Vorstellung der piquanten französischen Oper: „La Duchesse Geroldstein". Das Haus war mit einem eleganten Publikum besetzt; das Orchester sehr brav und die Hauptcharaktere des Stückes spielten und sangen ausgezeichnet. Die feine Ironie auf einen deutschen Duodez-Hofstaat, die geistreichen Satyren auf Militär und Civil, so auch Musik und Darstellung fesselten mich bis zum Ende des Stückes, welches Vergnügen mir nur höchst selten zu Theil wird.

Eine eben so seltene Begegnung war mir die außerordentliche Theilnahme und Auszeichnung durch einen braven und freisinnigen Deutschen, Hrn. W. Gerkhardt, der sich nicht begnügte, sich an der Propaganda u. Fackel zu betheiligen, sondern mich auch mit seinen Verwandten bekannt machte, bei seiner Familie introducirte, mit Champagner regalirte, bei schlechtem Wetter in einem Baggy zu mehren meiner Abonnenten brachte und einige seiner Freunde bewog, für die Fackel zu abonniren. Da man solche Menschen der That, ganz besonders im Lager der Radikalen, mit der Laterne des Diogenes suchen muß, halte ich es um so mehr für meine Pflicht, Hrn. Gerkhardt laut meinen Dank auszusprechen.

In Gesellschaft von Carl Peteler machte ich eine Spazierfahrt nach Compton Hill. Es ist dies eine der schönsten Garten-Lokalitäten außerhalb der Stadt St. Louis. Das Gebäude ist solid und schön. Die Aussicht vom Giebel prachtvoll. Seit Kurzem hat der geniale Niederwieser das Lokal gemiethet, durch dessen Geschmack die Gartenanlagen sich namhaft verschönern. Dicht an einer Straßeneisenbahn, ganz nahe Shaw's großem Parke gelegen, ist Compton Hill für Familien unbedingt der angenehmste Platz, um sich durch den Genuß der freien Natur von der Monotonie, so wie auch von den Sorgen und Plackereien des Alltagslebens zu erholen.

Der oidevant eifrige Socialist Peteler, der zur Blüthezeit der New Yorker communistischen und socialistischen Bestrebungen die Rolle eines Colporteurs von allerlei Traktätchen und Arbeiterzeitungen cum eminentia gespielt hat, ist jetzt in seinen reiferen Jahren auf dem besten Wege, Philister und sogar reicher Mann zu werden. Neben seinem Ledergeschäft ist Freund Carl jetzt im Besitz einer patentirten tragbaren Eisenbahn (portable railroad), die ihm durch den Erfinder, seinen kürzlich in Deutschland verstorbenen Bruder, geworden. Als Jüngling eiferte er gegen den ungleichen Besitz und wollte die Berge im Zopfrevier abtragen; als Mann trägt er jetzt Sandberge ab, concurrirt mit den deutschen und irländischen Arbeitern, die nicht im Stande sind, mit ihren Karren die Schlacken, Sand, Erde und Lehm, in derselben Zeiteinheit so rasch fortzuschaffen, als es auf den tragbaren Schienen geschehen kann.

Die Erfindung, so einfach an und für sich wie das Ei des Columbus, ist von großem Nutzen und muß sich unbedingt lohnen, wenn gehörig gehandhabt. Also: Go ahead! Vorwärts! Es lebe die freie Concurrenz und mache Jeder was er machen kann auf der Rennbahn des Lebens, wo Alles jagt und ringt, als säße dem Ebenbilde Gottes der Gottseibeiuns auf den Fersen; wo, ganz besonders in dieser glorreichen Republik, das Feldgeschrei ist: Geld, Geld, viel Geld; wo Kirchen des hochehrwürdigen Urstammes und allerlei verrückter Sekten wie Pilze hervorschießen; wo das Reichwerden trotz alledem zur Ausnahme u. das falliren, filoutiren, stehlen u. morden zur Regel gehört — der furchtbaren Accidents nicht zu gedenken, die sich auf dem Wege des Monopols durch grenzenlosen Leichtsinn eines christlichen Spitzbubengeschlechtes so häufig durch Explosionen und durch Aufbrennen von Dampfböten, Collisionen von Dampfzügen, Einsturz schlechter Brücken

und sonstige Ursachen gewissenloser Fahrlässigkeit hier im freissen Land der Erde so häufig ereignen.

Freiheit ist allerdings ein schätzbares Gut; aber Mißbrauch der Freiheit kömmt der Tyrannei gleich u. schändet eine Republik, wo das Geld als werthvolle, geachtete, bewunderte Realität gilt und der Mensch, ohne Besitz, in den Augen des souverainen Plebs als Null angeschlagen wird.

Durch den freundlichen Präsidenten der Northern-Line-Packet-Compagnie erhielt ich, gegen eine Anzeige, eine Freikarte, bis nach St. Paul in Minnesota. Bei dieser Tour werde ich sie blos bis nach Keokuk benutzen und von dort nach Quincy und Hannibal zurückreisen, von wo aus ich per Eisenbahn St. Joseph, Leavenworth und Kansas-City zu besuchen gedenke.

Keokuk hat eine große deutsche Bevölkerung; sogar einen Turnverein; doch ist die Zahl der Abonnenten der Fackel so gering, daß dieser Besuch wohl mein letzter sein wird.

Quincy ist eine der schönsten Städte von Illinois, hoch am Mississippi gelegen. Auch jetzt sind da viele neue, solide Häuser im Bau. Hr. Armbruster hat vor Kurzem ein gutes deutsches Hotel eröffnet. Daß hier für Kirchen und ganz besonders für den Romanismus ein ergiebiges Feld ist, habe ich schon öfter erwähnt; doch fehlt es auch an solchen Bewohnern nicht, die gegen die Kirche sind und ohne Priester und Seelsorger auf ihre eigene Façon selig zu werden gedenken. Unter diesen hat auch die Fackel mehre warme Anhänger.

Ich hatte hier dieses Mal das Vergnügen, die Wittwe des rühmlich bekannten Gelehrten Roßmäßler, kennen zu lernen. Er starb in Leipzig, und die trauernde Wittwe gedenkt ihre letzten Jahre zu Quincy bei ihrem Schwiegersohne, Dr. Rittler, zu verleben. Dieselbe brachte die reich sortirte Bibliothek ihres Gatten mit nach Amerika, welche zum Verkaufe feilgeboten ist. Ich erlaube mir, deutsche Vereine und Logen auf diese werthvollen wissenschaftlichen Schätze aufmerksam zu machen.

Auf der Fahrt von Hannibal nach St. Joseph hielt ich zu Macon an, wo sich die Nord-Missouri- und die Hannibal- und St. Joe-Bahn kreuzen. Ich traf hier die Wittwe eines Bekannten aus Ungarn, des Hrn. Jäger, den der Krieg gegen Oesterreich nach Amerika verschlagen hat. Er starb und die Söhne sind hier tüchtige Kaufleute geworden. Hrn. Jäger kannte ich im Jahr 1829 zu Giralth, nahe Epernay, wo ich damals im Hause Hrn. v. Semsey's Hauslehrer war. So war es mir denn höchst interessant, hier im Land der Prosa eine Dame zu treffen, die jene Familien kannte, die mir einst so lieb und werth waren und deren ich jetzt noch oft gedenke.

Die Reise von Hannibal nach St. Joe nimmt einen vollen Tag und bietet dem Auge auch gar keinen Reiz. St. Joseph, im Staat Missouri, ist in kurzer Zeit zu einer Stadt von circa zwanzigtausend Einwohnern herangewachsen, unter denen die deutschen Geschäftsleute ein namhaftes Contingent bilden. Es erscheint hier eine deutsche Zeitung. Der Turnverein besitzt intelligente Kräfte. Die Stadt, am schiffbaren Missouri gelegen, mit St. Louis und Omaha durch Eisenbahnen in Verbindung, hat jedenfalls eine große Zukunft zu erwarten. Die Bahn nach Omaha soll am nächsten 4. Juli eröffnet werden. In wenigen Jahren wird der große Westen mit seinen neuemporblühenden Städten durch Eisenbahnen mit Californien in direkte Verbindung gesetzt werden. Welch' ein kolossales Land! Gleichviel, welche Regierungsform in Zukunft sich durch Verhältnisse der Volks-Cultur und Volks-Moral gestalten und umgestalten wird, es giebt dies ein Reich, wie es noch nie auf Erden dagewesen ist. Wie das Volk, so die Regierung und der Hauptzweck jeder Regierung ist am Ende kein anderer, als der, die Guten gegen die Spitzbuben zu schützen. Trüge jeder Mensch das Moralgesetz und Gerechtigkeitsliebe im Herzen, so brauchte man gar keine Regierung: dann gäbe es weder Advokaten, noch Soldaten. Da Dieses jedoch nie der Fall sein wird, und Mangel an Intelligenz, Unkenntniß der Natur und ihrer Gesetze bei Tausenden und Tausenden noch lange, sehr lange sich äußern wird, so haben auch die Pfaffen Hoffnung, noch lange Zeit im Besitze ihrer auf Ignoranz und Lüge basirten Macht zu bleiben. „Die Welt wird alt, die Welt wird jung; der Mensch hofft immer Besserung."

Es sind mir im gebildeten Kreise der Familie Demond sehr angenehme Momente geworden; gewürzt durch Conversation, Musik und 65er Risling. Auch machte ich daselbst Bekanntschaft mit dem deutschen Pianolehrer, Herrn Hoffmann, der sich für Alles interessirt, was schön in Kunst und frei im Gebiete der Wissenschaft ist.

Es heißt: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Der Mensch, der dieses geboten, hat Liebe nie gekannt! Nur das geistig Verwandte zieht sich an, nur „gleich und gleich gesellt sich gern." Zwischen Dummheit und Vernunft, zwischen Tugend und Laster kann keine Harmonie, kann keine Sympathie, kann keine Liebe bestehen. Liebe ist aufopferungsfähig — ach, wie selten opfert sich der Mensch, das Gabelthier, für seinen „Nächsten" auf! Ganz im Gegentheil — der Mensch muß die Menschen fürchten; hat sich mit Schloß und Riegel, und mit Waffen gegen ihn zu schützen. Man weiß kaum, wem man trauen darf. Und da faselt man von Nächstenliebe, wo oft Haß zur Tugend erhoben werden muß.

Anstatt zu Atchison anzuhalten, um einige Bekannten zu besuchen, fuhr ich dieses Mal von St. Joseph direkte nach Leavenworth, da die Stadt vom Bahndepot durch den Fluß getrennt und das Ueberfahren früh Morgens mir zu lästig erschien.

Als ich in Leavenworth ankam, war Alles in politischer Aufregung, in Folge der Stadtwahl. Die Demokraten hatten die Mehrheit; doch wurden auch einige Republika-

ner (irrthümlich auch Radikale genannt) erwählt, unter denen zwei von meinen Abonnenten und Mitgliedern der Propaganda zu den Auserwählten gehörten: Herr W. Niemeyer, als Stadtrath, und Herr Ph. Köhler, als Schatzmeister. Jedenfalls ist diese Wahl ehrenhaft für die Deutschen und zeigt, daß beide Candidaten das Vertrauen des Volkes ohne Unterschied der Partei besitzen. Die republikanische Partei scheint überhaupt einem Verwesungs- und daraus zu erwartenden Läuterungsprozeß entgegenzugehen; will sie nicht auf der begonnenen Bahn der Emancipation consequent und entschieden vorwärts schreiten; will sie blos dem befreiten Sklaven das Stimmrecht geben, um ihn als Stimmvieh zur Aufrechterhaltung der Parteiherrschaft zu gebrauchen, und den geschulten freien Negern das Stimmrecht verweigern, um sie zu Parias zu machen; will sie die Impeachment-Comödie blos spielen, um Capital für die nächste Präsidentenwahl zu machen; will sie nicht auf Mittel und Wege denken, um das Volk von den drückenden Steuern zu befreien und in Bälde die öffentliche Schuldenlast zu vermindern; will sie, kurzgesagt, keine Reform- sondern blos Ausbeutungs-Partei sein, so mag sie zu Grunde gehen. Der Sieg der demokratischen Partei kann, bei der klammheimlichen Bevorzugung der weißen Farbe und der ungerechten politischen Aechtung der farbigen Rasse, welche sie laut auszusprechen wagt, ohne zu erröthen, durchaus nicht gefährlicher sein, als der Sieg der republikanischen Partei, die in großer Mehrzahl nie aus Humanismus gegen die Sklaverei geeifert und zum Theil aus Aemtergier den Krieg heraufbeschworen hat, wo nicht ihr, sondern der militärischen Nothwendigkeit das Verdienst der Emancipation zukömmt; die den Radikalismus auf ihre Fahnen schreibt und im Herzen dem Conservatismus huldigt, gegen welchen frei anzukämpfen die meisten ihrer Glieder zu feig und zu unwissend sind, indeß die großen, souverainen Kinder der Demokratie ihm ehrlich zugethan sind und ihn hartnäckig vertheidigen. Wollt Ihr nicht vorwärts gehen, so möget Ihr umkehren! Nur erwartet nicht, daß solche intelligente Deutsche, die da wissen, was Radikalismus heißt, mit Euch gehen, um Euch zu Aemtern zu verhelfen, sondern gewahrt vielmehr, daß Viele gegen Euch und Manche, die in der Aufhebung des Königthums im Frack einen politischen Fortschritt sehen, für gar keinen Präsidenten mehr stimmen werden, am allerwenigsten für einen Candidaten, dessen Verdienst im Feldherrntalent besteht und in gewonnenen Schlachten. Der republikanischen Partei dieser Republik geht es gegenwärtig wie den Preußen: sie haben als Fortschritts-Agenten den Credit verloren; indeß Oestreich, sage Oestreich, vom Geiste Beust beseelt, die Zeichen der Zeit zu verstehen begonnen hat und durch rühmliche Reformen Preußen überflügelnd die große Aufgabe der Zukunft zu begreifen scheint, in Deutschland aufzugehen: sei es als deutsches constitutionelles Kaiserreich, oder als deutsche Republik, mit Wien als Residenz, oder Capitol-Stadt an der Spitze.

Und Du, mein Vaterland? — Du wirst selbstständig werden — ein freier Staat von Preßburg bis Constantinopel und Fiume!

So führte mich denn die Stadtwahl von Leavenworth in geistigem Ideenpassus bis nach Constantinopel und von dort wollen wir denn flugs wieder in einer geistigen Retour-Chaise zurückkehren u. bei dem gastfreundschaftlichen u. gebildeten Hrn. Schowarte, im St. George-Hotel, Quartier nehmen. Ein Gegner aller Heiligen seiner Kirche, kann sich doch Schowarte nicht von seinem, ihm in der Kindheit eingepflanzten Gott trennen, den er von Ewigkeit existiren läßt, indeß er eine Schöpfung aus Nichts läugnet und die Welt, neben Gott, ebenfalls von Ewigkeit her datirt. Da jedoch eine Welt von Ewigkeit neben einem Gott von Ewigkeit nicht bestehen kann; so muß man den ewigen Gott fahren lassen, oder eine Schöpfung durch Gott zugeben. Was meinen Sie, lieber Schowarte, über diese meine Behauptung, after a second, — or some more sober thoughts? —

Mögen übrigens alle Skeptiker gegen den Glauben an Heilige sein; so kann ich doch dem heiligen Georg von Leavenworth nicht meine Ehrfurcht versagen; denn — er führt gute Küche, kredenzt guten Wein und läßt am Tische seine Gäste durch allerliebste Aufwärterinnen bedienen. Kann ein Voyageur mehr verlangen auf einer Reise im fernen Westen? — Ach, es giebt so viele Leute, die da meinen, die Bewohner des fernen Westens seien Halbwilde. Wie täuschen sich diese Menschen: legte man sie mit den „Hinterwäldlern (ich meine unsere Deutschen) auf eine Wage, so würden sie durch das Gewicht der Intelligenz als Halbwilde in der gesenkten Schale erscheinen. Ich behaupte, daß sechs der größten Städte von Missouri, Kansas und Nebraska mehr gebildetes und freisinniges Element besitzen, als sämmtliche Landstädte Pennsylvaniens zusammengenommen.

Von Leavenworth per Eisenbahn nach Kansas-City, Mo. gefahren. Es wird hier eben wieder sehr viel gebaut — das machen die schlechten Zeiten. Ich wohnte im Franklin-Haus des Marschalls Keck, das gut geführt wird. Mein erster Gang war, den braven Schweizer, Hrn. Keller aufzusuchen und da er wohlbestellter Marktmeister ist, so war es ein Leichtes, ihn als gewissenhaften Beamten auf seinem Platz zu finden. In seiner Begleitung fuhr ich nach der Brauerei des Hrn. Helmreich, vor dessen Wohnung man eine reizende Aussicht hat auf die Stadt.

Im selben Verhältniß wie St. Joe und Leavenworth, verschönert sich auch Kansas-City mit jedem Jahr und bald wird der letzte Sandberg verschwinden, um rührigen Straßen Platz zu machen. Da gäbe es noch ein ergiebiges Feld für Freund Peteler's tragbare Eisenbahn!

Der Bau einer Eisenbahnbrücke über den Missouri-Strom schreitet rasch vorwärts.

Die Kansas-City-Post erscheint täglich und wurde vor Kurzem von Hrn. Carl Weißmann angekauft. Es läßt sich erwarten, daß bei dem raschen Emporblühen der Stadt und dem steten Zuwuchs der deutschen Bevölkerung das Blatt eine gesicherte Existenz erhalten und unter Weißmann's tüchtiger Redaction eine ehrenhafte Stellung unter den Blättern des Westens einnehmen wird.

Eben so filzig als viele der Generäle, das heißt General-Ticket-Agenten, und Superintendenten reicher Eisenbahn-Gesellschaften gegen Editoren sind, eben so liberal findet man diese Herren Beamten im Staat Missouri; so, daß mir da nirgends eine Freikarte verweigert wurde.

Am 11. April fuhr ich auf den guten Schienen der Pacificbahn nach Jefferson-City. Das Wetter war ganz schauderhaft; kalt, regnerisch und noch kaum eine Spur vom Frühling. Wir jagten 20 Meilen per Stunde über eine große Prärie hin, geschmückt mit vielen Farmen. Die Weizensaat läßt eine gute Erndte erwarten; das heißt wenn der Segen von Oben herab kömmt — von Sonnenschein und hinlänglichem Regen — u. der liebe Gott keine „Armee-Würmer" schickt, um des Farmers Hoffnung zu vernichten. Diese und ähnliche Prärien erinnern mich so lebhaft an Niederungarn, besonders an den Banat, jene große Weizenkammer-Pannoniens. Und da erscheinen mir nun auch im Spiegel der Erinnerung jene katholischen Processionen gläubiger Bauern und Bäuerinnen, die von Priestern geführt und angeführt, bei Dürre und Mangel an Regen den lieben Gott Zebaoth im Himmel mit Gesängen und Gebeten bestürmen, damit er Regen sende. Aber, ach, der liebe Gott hat Ohren und erhört doch ihre Gebete nicht und so ist der arme Bauer nicht nur vom Priester, sondern auch vom lieben Herrgott angeführt. So weit hat es die Alleinseligmachende, trotz ihres raschen Umsichgreifens, hier zu Lande noch nicht gebracht, daß sich die geistlichen Herren das Hemd über den Hosen an, mit ihrem Judengott Jesus und mit wunderthätigen Heiligen auf Fahnen und Standarten gemalt, in Processionen auf die Straße u. auf Felder wagen. Uebrigens, nur patience, kann Alles noch kommen.

Im Waggon auf der Fahrt nach Jefferson-City kam ein junger Deutscher zu mir zu sitzen, der mir alsbald — wie kleine und große Kinder zu thun pflegen — das ganze Gewicht seines lieben Ich in die Wagschale meiner Geduld legte. Er war Cigarrenmacher; ging von Cincinnati nach Kansas und nach Missouri, um Arbeit zu suchen; konnte aber bis jetzt keine finden und setzte seine letzte Hoffnung auf St. Louis. Durch ihn belehrte ich mich über die wichtige sociale Arbeiter-Reform einer Ligue von Cigarrenmachern, die aus achtzig Unionen besteht u. ihr Hauptquartier in Philadelphia hat. Der Zweck der Ligue ist, gute Preise für die Arbeit zu erhalten. Ein Mitglied, das in einer Werkstätte an der Seite eines Nichtmitgliedes arbeitet, verfällt einer Strafe von 10 Dollars. Reisende erhalten Karten von ihrer respectiven Union, um sich als hoffähig zu legitimiren und nöthigenfalls auch, im Noche, einen kleinen Vorschuß auf Credit zu erhalten. Bei dem allgemeinen Feldgeschrei: „help yourself!" ist eine solche Selbsthelfung ganz am Platze; doch „Herr und Meister" bleibt immer das große Capital, dessen Diener der Arbeiter stets war, ist und bleiben muß, da der Mensch zu schlecht, um je für die Liebe des Communismus zu taugen, dessen Lasten neuleben übrigens auch vielen guten und gescheidten Leuten durchaus nicht zusagen will.

In Sedalia wurde dinirt. Es ist dies eine sehr rührige Landstadt, von vielen Farmen umgeben. Ich saß am offenen Fenster und athmete den Sauerstoff ein, der für den Körper so nothwendig ist; aber nur zu bald mußten die Fenster geschlossen werden. Giebt es hier zu Lande denn gar keinen Frühling? blos Winter und Sommer und eine Blüthenzeit, in welcher man heute schwitzt und morgen des Oberrocks bedarf. Wäre ich jünger, ich würde aus Desperation, des Climas wegen nach Californien gehen. Dort wäre ich gewiß nicht mit Husten und Asthma geplagt u. kein Arzt würde mir dort wie hier den Rath zu ertheilen brauchen: „Werfen Sie die Medicinen zum Teufel und trinken Sie Whisky, den besten Whisky!" Ach, welch eine Satyre auf die Wissenschaft der Medicin, wenn ein gebildeter Arzt solchen Rath ertheilt! — Indeß ein Anderer Eisenpillen, ein Dritter Arsenikpillen empfiehlt. Den Medicinern geht es wie den Theologen — sie tappen im Finstern herum. Jene füllen die Kirchhöfe durch Experimentiren. Diese geben den Menschen einen Paß nach dem Himmel. — Ich habe zu Jefferson City den Ostersonntag zugebracht. Noch gestern so warm und heute kalt, daß die Pfirsichblüthen erfrieren.

Beim Frühstück waren rothe Eier beigelegt. — Habe als Knabe so manches Osterei gefärbt und gewünscht und das Fest hatte damals eine ganz andere Bedeutung für mich, wie jetzt.

Die Auferstehung — nur ein scheinbar todter Christus kann nach drei Tagen auferstehen, und eine Fahrt nach dem Himmel ist eine Absurdität, an welcher blos Kinder und erwachsene Priester-Sklaven glauben können, in deren Gehirnkasten finstre Nacht herrscht. Doch glauben macht ja selig — nun so glaubet; nur lasset Andere im Recht; zu bessern.

Innerhalb meinen Hotelfenstern blühen Aloën und Pelargonien, draußen zieht ein rauher Nord durch den dürren Gau. Das Zimmer ist mir ein angenehmes Asyl und die Musen ersetzen mir den Umgang mit Menschen, unter denen ich so selten Harmonie des Geistes und Sympathie der Gefühle finde. Der Ostermontag war für mich ein fürchterlicher „langer Tag", wie ihn die Juden feiern; doch ich stand mit Jehova mich zu beschäftigen, dachte ich in Liebe an Weib

und Kinder zu Cumminsville und an meine lieben Verwandten in Ungarn. Ich sehnte mich bereits wieder so sehr nach Hause, daß ich zu Washington, Mo. des Collectirens wegen gar nicht anhielt, sondern directe nach St. Louis fuhr. Durch die Erinnerung an die drei großen C. des Jeffersonviller Turnvereins beseelt, hatte ich in St. Louis das Vergnügen, den St. Louiser Turnverein aus der Abonnenten-Liste zu streichen, in Folge einer Kündigung von Seiten des Bibliothekars. Was mag denn da wohl die Ursache sein? O, die hoffnungsvolle Jugend, auf den Schultern die Zukunft ruht!

Die weltberühmten Zwerge waren noch in der Stadt und zogen volle Häuser. Ganz in der Ordnung. Dem Verdienst seine Krone! Und eine dreifache Krone für die heilige Dreieinigkeit unserer radikalen Zeit: cerevisia, crepundia, cunnus!

Mag Letztere, nach Martial, eine deterrima belli causa sein, so ist sie doch der Urborn und die Würze des Lebens, und Comödie und Lagerbier munden den meisten Menschen besser und sind leichter zu verdauen, als physiologische Theorien und wissenschaftliche Dyatriben. Also ein dreifaches Gut Heil den großen drei C. —!

Es war des Nachts um die Geisterstunde, als ich in der Rheinischen Weinhalle abstieg. Es wüthete ein Sturm wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag — eine stundenlange Illumination durch elektrisches Licht — furchtbar für den Furchtsamen und erhaben für den Freund der Natur und ruhigen Denker. Das war der Jupiter Tonans — das ist die Allmacht der Stoffe! Und außer ihr keine Allmacht eines persönlichen Gottes, eines Götzen im Himmel.

Da mir der „Herr General" der Ohio- und Mississippibahn, trotz einer bombastischen Empfehlung eines deutschen Editors, Anzeige und Paß verweigert hat, fuhr ich mit einer Freikarte der St. Louis- und Indianapolisbahn, über Terrehaut, nach Cincinnati zurück. Es führen mehre Wege nach Rom und der kürzeste ist nicht immer der Beste. Ein nobilis frater jenes Herrn der Ohio- und Mississippi-Bahn ist der gegenwärtige General der Little-Miami-Bahn, in Cincinnati. Da kennt man keine Courtoisie und kümmert sich nicht um Dutch Advertisements. Darum aber Nichts für ungut; es hat ein Jeder seinen eigenen Geschmack, seinen eigenen Typus.

Ueber Nacht ruhte ich zu Indianapolis im Spencer-Hause aus, und fuhr ohne Aufenthalt nach Hause. Es war am 14. April, am Gedächtnißtage der Ermordung Lincoln's durch Booth. Johnson wird gewiß nicht ermordet; doch scheint es bereits so, als fiele bald sein Kopf unter der radikalen Guillotine des Impeachment, um infam cassirt zu werden: Das wäre der erste Fall eines amerikanischen Präsidenten und es wäre, wahrlich, besser, wenn ein solcher Fall sich gar nicht ereignet hätte. Der Prozeß ist dem Ende nah und Jedermann ist, nach der Schattirung seiner Parteifrage, gespannt auf das Resultat des Schuldig oder Nichtschuldig.

Solch eine wichtige Frage sollte keine Parteifrage, sondern ausschließlich eine Frage der strengsten Gerechtigkeit sein; aber — in unserer Glorreichen ist Alles dem Parteiwesen verfallen und „Reform" ist ein leeres Wort.

Reden

von

Arnold Ruge.

2.

Dem Christenthum geht der griechische artistische Humanismus und die griechische philosophische Wissenschaft vorher. Beide werden von ihm theils polemisch, theils aneignend aufgenommen. Und so steckt dem Christenthum der Humanismus und die Philosophie der Griechen im Leibe.

Beide werden von ihm auf seine Weise verdaut. Der humane Gott, unser Herr Christus, fährt gen Himmel, also in die Natur zurück, und die Philosophie hört auf, Wissenschaft zu sein und wird Priesterspeculation (Scholastik) über die Märchen und Dogmen der Religion.

Wie im Mittelalter Humanismus und Wissenschaft in's Christenthum untergingen, so geht nun in der neueren Geschichte das Christenthum, d. h. der Aberglaube, an den Naturgott im Himmel und an das Märchen von der einmaligen Menschwerdung in Palästina, wieder in Wissenschaft u. Humanismus unter.

Wie die französische Revolution mit dem ethischen Humanismus des Christenthums Ernst machte, wie seitdem die Menschenrechte und die Humanität sich immer mehr verwirklicht haben, ist bekannt.

Der Sinn und die Bedeutung der christlichen Mythologie werden ohne Zweifel in größter Ausdehnung in der deutschen Gelehrtenwelt verstanden. Die mythologischen Forscher geben die Thatsachen, die Philosophie den Begriff.

So wird die Religion praktisch und theoretisch aufgehoben.

Nachdem wir die Religion zu dieser ihrer Verklärung begleitet haben, wenden wir uns noch einmal zur Kunst und zu ihrem Verhältniß zu den Mythen.

Der erste Erzähler des Märchens oder der Mythe hat das himmlische Naturereigniß vor sich und erklärt es durch ähnliche irdische Vorgänge; er versetzt seine Welt in die Wolken und in den Himmel; er phantasirt sie dorthin, und er weiß dies.

Bekanntlich hat man sich bei den Volksdichtungen und Volkssagen den ersten Urheber ganz wegzuphantasiren gesucht, weil diese Märchen und Sagen im Laufe der Zeit allerdings in aller Leute Mund kamen und so natürlich auch eine Fortbildung erfuhren; aber keine Phantasie und kein Gedanke läßt sich von dem freien Einzelnen loslösen, er ist dessen Bethätigung selbst, und das Volk dichtet und denkt nicht; alle Einzelne vereinigen sich dagegen wohl in dem allgemeinen Gedanken oder der allgemeinen Dichtung, die das einzelne Subject denkt oder dichtet. Schwartz spricht sich nicht darüber aus, wie er sich diese Mythenbildung vorstellt, nimmt aber gleich „den gläubigen Standpunkt" d. h. das Verhalten des Volks zum gegebenen Märchen als Ausgangspunkt an. Es ist möglich, daß die Mythologen behaupten werden, gleich der erste Erzähler des Märchens, wenn er auch wisse, daß er dichte, glaube doch an seine Dichtung. Man kann nur sagen, er glaubt, daß er richtig erklärt. Während die späteren Gläubigen diese Erklärung für die Sache selbst nehmen, weiß er, daß seine Erklärung von dem Naturereigniß verschieden ist. Er weiß, daß er den Alten, der dort oben Kegel schiebt, mangelt, Steine rollt, mit dem Wagen fährt, daß er die galoppirenden Pferde, den brüllenden Stier, den Jäger und die wilde Jagd dorthin versetzt. Wenn er das himmlische Feuer und die Wiedergeburt der Sonne, wie das irdische Feuer, durch die Stange entstehen läßt, die mit Seilen in einer Scheibe gedreht wird, wenn er solche Erzeugungen und Geburten in den Wolken vor sich gehen läßt, wie sie auch auf der Erde vor sich gehen, so kennt er offenbar sowohl den natürlichen Gegenstand, z. B. das Gewitter, als auch seine eigne naive Erklärung, u. je mehr er nach dem Motto verfährt: Naturalia non sunt turpia, desto sicherer darf man überzeugt sein, daß diese erste Anschauung noch nicht gläubig ist. Denn die Zote ist eine Form des bewußten Komischen, oder des Witzes. Die dumme Gläubigkeit, welcher selbst die Zote heilig wird, ist von späterem Datum und sicherlich unfähig, die Zote zu erfinden. Hony soit qui mal y pense.

Wenn uns dann die Kunst des Dichters einen aus sittlichem Kampf Indras mit den Dämonen, welche die Sonne geraubt, schildert, und ihn mit dem Donnerkeil die Gegner erlegen läßt, so hat sie die ursprüngliche Erklärung der Erscheinung schon weiter ausgebildet.

Offenbar nimmt die Kunst in den Hymnen und Epen schon die Sage und deren Anschauung, nicht das Naturereigniß selbst, zu ihrem Ausgange, und wenn sich auch der Dichter noch von dem Naturereigniß leiten läßt, so kleidet er es doch so reich in seine schönen Umhüllungen ein, daß die göttlichen Personen zwar immer bestimmter hervortreten, Charakter bekommen, aber sich auch fast von ihrem Ursprunge, den Wolken z. B., loslösen. Wäre dies nicht der Fall, wie hätte da Socrates damit komödirt werden können, daß Aristophanes ihm aufbürdet, er mache die Wolken zu Göttern, während ja Zeus selbst nichts Anderes ist, als die Donnerwolke?

Wie die Aufklärung und der Glaube über die Menschwerdung wörtlich übereinstimmen, so stimmt der Hohn des Komikers mit der Wahrheit wörtlich überein.

So sehr löst die humanisirende Kunst die Götter wieder aus den Wolken los; sie entnimmt und entfremdet sie der Natur und nimmt sie in die Menschenwelt hinüber, oder wieder zurück.

Die griechische Kunst humanisirt durch das Maß der Schönheit die Mythen, d. h. sie mißt die Götter an dem Begriff des Menschen; und der Adler, der Blitzvogel, und der Blitz selbst, also die Vorstellungen von dem Naturereigniß, sinken zu Attributen des Götterkönigs herab. Die griechische Kunst zieht alle Göttergestalten immer mehr aus der Natur heraus und immer tiefer in die Menschenwelt hinein, ohne daß jedoch bei aller Vermenschlichung die Götter aufhören Olympier d. h. Naturgötter zu sein.

Bei dieser Vermenschlichung der Götter bildet nun die griechische Kunst auch die Menschenwelt, d. h. sie idealisirt sie durch und durch. Den Herrscher, den Vater der Götter und Menschen, den Zeus, den Sänger Apollo, den Schmied Hephästos, den Handelsmann Hermes, den Krieger Ares, die Geliebte Aphrodite, — alle diese Erscheinungen des Menschenlebens, erhebt sie zu unsterblichen Typen. Diese Gestalten sind wahr, sie sind wahre Gestaltungen, denn sie zeigen das allgemein Menschliche in wesentlicher, vollkommner Gestalt. Diese Ideale sind die unübertreffliche, für immer geltende Rettung alles Menschlichen in den Himmel der Schönheit.

In diese unsterbliche Welt schöner und wahrer Formen sehen wir uns, aus den wüsten Naturphantasieen Indiens, Aegyptens, überhaupt des Orients, durch die Griechen gerettet.

Es ist eine Befreiung, ja, aber nur eine Befreiung der Phantasie durch ihre Bändigung unter dem Gesetz des Reinmenschlichen und überhaupt unter dem Begriff, dem das einzelne Kunstproduct jedesmal zu entsprechen hat. Selbst der Eber wird ideal; selbst das Haus des Gottes, „das säulengetragene, herrliche Dach," ist keine Willkür, sondern der reine Begriff der Träger und des Getragenen, die das Haus bilden und deren richtige Verhältnisse es schön machen.

Die Kunst regelt sich durch die Anschauung des Reinmenschlichen, überhaupt der Idee der Erscheinung, u. bringt dadurch das Ideal, oder die schöne Erscheinung hervor; die griechischen Götter sind keine Ungeheuer mehr, weder verzerrte Menschen, noch verzerrte Thiere, aber sie sind, und sind, grade wie die unsrigen, mit der ganzen Weihrauchwolke der Mythen oder Märchen heilig, d. h. Gegenstände der religiösen Anbetung — d. h. unerkannte, von ihrem Mutterboden, der Naturerscheinung, losgerissene Götter. Ja, es wird vergessen, daß sie Geschöpfe des Künstlers und seiner idealisirenden Phantasie sind; und der Künstler betet

sein eigenes Werk an. — Kein Gott kann das Licht der Erkenntniß aushalten. So lange er also noch angebetet wird, ist er noch nicht offenbar als Das, was er in Wahrheit ist, obgleich die Kunst ihn vollkommen anschaulich vorführt. Der Gläubige kennt den Zeus, aber er weiß nicht, was er ist. Die Kunst idealisirt ihn nur, sie offenbart sein Wesen nicht; obgleich sie sich von der Anschauung dieses Wesens (des Menschen) leiten ließ und dadurch zur Schönheit gelangte, so begreift sie doch sein Wesen nicht. Dies thut erst die Philosophie.

Erst der Philosoph erkennt, daß alle Götter Naturgötter sind, daß sie ursprünglich durch Märchenphantasie, dann durch poetische Weiterbildung derselben und endlich durch phantastische Priesterspeculation geschaffen werden, und daß dieser Schöpfung die phantastische Behandlung der Natur und der Menschenwelt zum Grunde liegt.

Die Geschöpfe dieser Mythen, dieser Dichtung und dieser Speculation, — mögen sie den Gläubigen noch so heilig sein, von der Wissenschaft kann ihnen keine andre Ehre widerfahren, als daß ihr Sinn nachgewiesen wird, und an die Stelle der gläubigen die wissende Weltanschauung tritt.

Eine Philosophie der Mythologie oder des gesammten Aberglaubens hat zu zeigen, wie zuerst über Natur und Menschenwelt phantasirt, wie dann diese Märchen künstlerisch und speculativ weiter gebildet werden; wie sich diese Phantasieen und Kunstgebilde im Laufe der Zeiten vermenschlicht, — auch gelegentlich wieder verworfen haben.

In diesen religiösen Vorstellungen und Anschauungen finden wir nun allerdings die Urweisheit der Menschheit, aber sie sind eben darum auch vor, nicht über die Wissenschaft zu setzen; sie sind noch nicht Wissenschaft und Wahrheit.

Wenn der Gläubige sagt: „Der Gott ist Mensch geworden", so geht er von seiner Phantasie des Gottes aus und erzählt uns ein Märchen. Dies Märchen ist sehr verschieden von der Wahrheit: „Der Mensch ist die höchste Verwirklichung der Idee", oder: „Das höchste Wesen ist der denkende Mensch."

Davon ist auch alle Verwirklichung der Idee durch das Ideal, alle Gestaltung der Idee, alle Anschauung der Idee weit verschieden. Auch in dem reinsten Ideal kommt der Künstler nicht zur denkenden Selbsterkenntniß. Der Inhalt ist ihm gewissermaßen gleichgültig: Haus, Eber, Mensch, Tragödie, Komödie. Er drückt die Wahrheit der Sache, nicht seine eigne Wahrheit aus.

Aber ein Künstler kann der denkende Mensch sein, ein Gläubiger kann er nicht sein. Er kann die Idee als irgend welches Ideal veranschaulicht darstellen, aber er kann sie nicht anbeten, ohne die Idee dranzugeben und sein Wissen zu vergessen.

Eben so kann der Gläubige, der religiöse, der Theologe den Gott des Phidias, die Madonnen Raphaels, so verschieden sie auch von einander sind, er kann die Olympier Homers annehmen, er könnte Thorwaldsens, oder Dannekers Christus selbst ausgehauen haben, und immer noch beim Glauben bleiben; aber den Sinn und die Bedeutung dieser Götter, den die Wissenschaft ausspricht, kann er nicht anerkennen, ohne den Glauben an seinen Gott aufzugeben.

Der Gläubige kann also kein Wissen von seinem Gotte haben.

Von der andern Seite erkennt weder das Wissen des Denkens, noch das Wissen von der Natur, noch das Wissen vom Geiste die Märchen und die Märchen-singenden Götterbildner als wissenschaftliche Autoritäten an; dagegen ist in der Weltgeschichte das Eingreifen des Glaubens, dem die Völker ergeben sind, natürlich überall zu verfolgen; und noch vor Kurzem war der religiöse Glaube die Hauptrücksicht der Politiker.

Alle Religionen, Theogonieen und Theologieen sind also wohl Gegenstände der Wissenschaft, aber Wissenschaft und Wahrheit selbst sind sie so wenig, als Hesiods und Homers Gedichte, als die Vedas, der Koran, die Bibel und das Buch der Mormonen.

Die verschiedenen Religionen, die alle nur Formen der Einen Naturreligion sind, erscheinen nun theils als Vorstufe des Denkens, theils auch wieder als Abfall von ihm und auf beiden Standpunkten haben sie die bitterste Feindschaft gegen das Denken und die Wissenschaft gezeigt und mußten sie zeigen.

Als Vorstufe des Denkens erzeugen Religion und Kunst sich in der Philosophie ihren eignen Gegensatz;*) und die Fehde bricht aus, sobald die Wissenschaft den Nachtwandler bei Namen nennt und ihn unsanft aus dem Traume seiner Weltherrschaft reißt. Anaxagoras, Socrates und Aristoteles erfuhren den Zorn der gläubigen Athenienser.

In derselben Gemüthsverfassung finden wir den Abfall vom Denken, wie er im Christenthume vorliegt. Eben weil dieser christliche Glaube verderbte heidnische Weisheit ist, muß diese Weisheit allmälig wieder rein und reiner aus ihm hervorgehen. Zuerst bringt die Theologie es dahin, die Philosophie zu „ihrer Magd" zu machen, aber sie hat nun „die Magd" immer in Verdacht, sie möge sich wieder aus dem Dienste befreien.

Um Dies zu verhindern, hat das Christenthum sich als Hierarchie oder als republikanischen Priesterstaat constituirt und mit dessen Macht viel systematischer, als das Heidenthum die Wissenschaft verfolgt; ja, die Agenten der Gläubigen haben unter dem Namen der Ketzer einen eigenen Verdammungstitel für die Opposition erfunden, und aus der Opposition als solcher, d. h. aus jedem freien Gedanken, ja sogar aus den Abweichungen auf dem Felde des Aberglaubens selbst, Verbrechen gemacht und mit Feuer und Schwert dagegen gewüthet.

Die Herrschaft des Priesterstandes (der Republik des Aberglaubens) und seines Hauptes, des Papstes, hat nun

*) Die phantastische Weltanschauung erzeugt die denkende.

zwar durch die Reformation einen Stoß erlitten, den sie nie wieder verwinden wird; es ist ihr fast überall die Macht entschlüpft, die Wissenschaft und das Denken zur Verantwortung zu ziehen und wegen Abweichung vom Aberglauben zu verurtheilen; aber das wissenschaftliche Denken ist, selbst innerhalb der civilisirten Welt, noch nicht in die Mehrheit der Köpfe gedrungen. Es hat in dieser Welt nur das Vorurtheil, keineswegs die volle Einsicht für sich; und auch ohne Papst und Priesterstaat, selbst in ihrer anarchischen Auflösung, ist die Religion noch sehr mächtig, sie ist noch immer der Alles durchdringende Volksgeist; und um dessen Verdunkelung, oder Erleuchtung streiten sich die Denker und die Nachbeter.

Die Harmlosigkeit der Religion schreibt sich erst von der Aufklärung her, deren unsterbliches Verdienst um Wissenschaft und Staat nicht genug zu preisen ist. Die Harmlosigkeit der Religion hört aber wieder auf, so wie sie sich der Politiker bemächtigt; und gläubige d. h. abergläubische Regenten und Gesetzgeber sind in unseren Tagen grade wieder sehr geneigt, Philosophie und Aufklärung noch einmal, wie im Mittelalter, im Aberglauben untergehen zu lassen. Sie ergreifen, wie zu ihrer Zeit die Jesuiten, das Mittel der Erziehung und überschwemmen die Köpfe der Jugend mit den wieder aufgewärmten Phantasieen der orientalischen Märchen, die sie ihnen als heilige Wahrheit einprägen.

Auf der einen Seite freilich reißt die Arbeit der Civilisation an der Ueberwindung der Natur und der Unwissenheit der Menschen über sich selbst und ihre höchsten Zwecke in der Gesellschaft, unsere Zeitgenossen immer mehr aus der Phantasiewelt der Religion heraus und in eine werthvolle, mächtige Wirklichkeit den Staat und die Wissenschaft, hinein. Auf der anderen Seite haben wir aber ein endloses Heer von Phantasten, alle religiösen, fast alle Frauen und fast alle Künstler, die sich von den Phantasieen der Vorzeit nähren; diese treten in feindselige Spannung mit der Philosophie und suchen die Staatsmacht gegen sie aufzuhetzen. Ihre Polemik freilich geht nicht viel weiter, als daß sie schreien: „Das ist Voltaire!“ „Das ist Hegel!“ Beide verstehen sie nicht, sonst würden sie sogar diesen Ausruf nicht wagen.

Die Wirkung des unwissenden Predigers und der gläubigen Dichtkunst, der Malerei und der Musik, die alle mehr oder minder ohne philosophische Einsicht und oft dem Mittelalter ergeben sind, ist aber nicht gering anzuschlagen; und nach den Erfolgen, welche die Dummheit, ja, der mönchische Wahnwitz gegen die griechische Philosophie gehabt hat, wäre es tollkühn, dem antiquarischen, phantastischen und romantischen Treiben unserer Zeit gar keinen Erfolg zuzutrauen.

Dieser Sturmbock gegen die denkende Wissenschaft putzt sich mit Kenntnissen auf, wühlt sich in die Vergangenheit ein, die seinem Herzen wohlthut, und sucht das Heiligthum der Wissenschaft von Innen heraus zu zerstören. Selbst die Philosophie zieht er mit gewohnter Gewandtheit aus dem Denken in die Phantasie hinüber, und wir sehen die Scholastik im Umsehen wieder hergestellt. Nur die Naturwissenschaft und der Mechanismus des Gewerbswesens bieten den Phantasten keine Handhabe; es war daher ein verrätherischer Vorschlag, den neulich ein bekannter Schriftsteller that, die denkende Speculation aufzugeben und nach Lord Bacon's Vorgang die Naturforschung ein Abkommen mit dem Glauben treffen zu lassen.

Unter diesen Umständen ist es nöthiger, als je, die Philosophie in ihrem eigenen Gebiete zur Herrschaft zu bringen. Eine zweite und eine gründlichere Periode der Aufklärung ist uns nöthig; und kann die Wissenschaft in ihrer strengen Form nicht an Alle herangebracht werden, so kann es doch sicherlich noch einmal ebenso gut zum Vorurtheil werden, daß man philosophiren, als daß man die Phantasieen unserer Verfahren und ihre wüsten Märchen glauben müsse: das Vorurtheil für die Wissenschaft ist ebenso nützlich, als das Vorurtheil für den Aberglauben schädlich ist.

Sich vor der Wahrheit fürchten, ist Rohheit; sich vor dem Aberglauben nicht fürchten, ist ein großer Mangel an Einsicht; denn fast alle Greuel*) und sicherlich die abgefeimtesten Systeme der Knechtschaft, das Jüdische, das Aegyptische und das Päpstliche, sind sein Werk; er unterwirft sich Vernunft und Wissenschaft und dadurch auch den Willen und die Freiheit.

Programm der Freien Gemeinde.

Vortrag, gehalten bei Eröffnung der neu erbauten Halle der deutschen Freien Gemeinde von Nord-St. Louis, am 29. Sept. 1867, von E. Lüdeling.

Vor Allem sage ich Ihnen meinen Dank für die Ehre, die Sie mir erwiesen, am heutigen festlichen Tage der Eröffnung Ihrer neuen Halle, Ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen. Pflegt die religiöse Welt ein für ihre Kultuszwecke neu errichtetes Gebäude, ehe sie dasselbe aus den Händen der profanen Arbeit hinnimmt, mit salbungsvollen Reden, mit frommen Sprüchen und Gebeten für seine heilige Bestimmung einzuweihen, so fallen solche Sitten für uns weg. Wir kennen keine „heiligen Hallen“ inmitten einer profanen Welt. Wir bewegen uns nicht in dunklen Gefühlen und frommen Wünschen, sondern fragen uns am heutigen Tage

*) Der Inquisition, der Hexenprozesse fast noch in unseren Tagen, der Gesetze Manu's in Indien.

ganz nüchtern: Wozu haben wir dies Haus gebaut; wozu haben wir solche Opfer an Geld gebracht, solche Ausdauer und solches Interesse bewiesen? Was wollen wir? Diese Frage bewegt uns Alle, wie ich denke. Und so erwarten Sie bei der Fülle des Stoffes, der sich mir aufdrängt, keine in der Form vollendete Rede, sondern einen Versuch, in möglichst einfachen und klaren Zügen ein Programm der Freien Gemeinde aufzustellen. Daß dasselbe aphoristisch, unvollständig ausfallen wird, da die einem Vortrage zugemessene Zeit beschränkt ist, versteht sich von selbst, und brauche ich Ihre Nachsicht nach dieser Seite hin nicht in Anspruch zu nehmen.

Was ist, was will die Freie Gemeinde? — Werfen wir diese Frage auf, so begegnen wir sogleich einer Menge unklarer und untrichtiger Vorstellungen, die allesammt darauf zurückzuführen sind, daß über den geschichtlichen Ursprung der Freien Gemeinde dieselbe Unklarheit, oder totale Unwissenheit herrscht. Was ist die Freie Gemeinde? Hier wird uns Einer belehren: Sie ist dasselbe, was die Loge ist; nur an die Oeffentlichkeit gebracht, was dort hinter verschlossenen Thüren verhandelt wird. Dort wird Einer die Freie Gemeinde mit einer Infidel-Society zusammenstellen wollen, errichtet auf Thom. Payne's, oder irgend eines beliebigen Freidenkers „gesunden Menschenverstand", während dort ein Dritter darunter eine verbesserte Auflage einer sogenannten freisinnigen Religionsgemeinde, oder ein Vierter einen sogenannten freisinnigen Schulverein, oder ein Anderer einen Sammelplatz für so allerhand unbestimmte freie Bestrebungen, je nach den wechselnden Einfällen und Speculationen der jeweiligen sog. Gründer und Führer, eine Art „Freimännerverein", darunter sich vorstellen mag. Das Alles ist nun nicht der Fall. Die Freie Gemeinde ist nicht die Loge, sie ist nicht, wie diese, halb Mittelalter, halb Neuzeit, halb Romantik, halb Vernunft, halb Humbug, halb Wahrheit, halb Zunft, halb Kirche. Die Freie Gemeinde ist nicht die Infidel-Society, sie ist nicht die Verneinung, sondern die klare Position; sie lebt nicht von der Zersetzung des Alten, sondern in der Erbauung des Neuen. Die Freie Gemeinde ist nicht die verbesserte freie Religionsgemeinde, sie reimt nicht Religion und Freiheit; das Interesse, das sie an jener nimmt, ist ein rein geschichtliches, ebenso wie auf alle andern geschichtlich gewordenen Seiten der menschlichen Culturentwicklung gerichtetes. Die Freie Gemeinde ist auch kein „freisinniger Schulverein", sie ist nicht die Schule, sondern pflegt die Schule, und das Interesse, das sich nach dieser Seite bethätigt, bildet, dem Wortlaut Ihres Grundgesetzes gemäß, nur den einen Theil ihres Cultus. Und schließlich ein „Freimännerverein" ist nun erst die Freie Gemeinde nicht, da sie auch den Frauen eine Stimme giebt, und nicht den Zwecken und Absichten Einzelner, sondern einer großen geschichtlichen Entwicklung ihre Existenz verdankt. Die Freie Gemeinde ist nichts Unbestimmtes, Zufälliges, Willkürliches, Gemachtes, sondern etwas ganz bestimmt geschichtlich Gewordenes.

Werfen wir einen kurzen Rückblick in die Reformationszeit. Es war vor 400 Jahren, als die europäische Menschheit nach der langen Nacht der christlichen Mittelzeit zum Tag eines neuen Bewußtseins erwachte. Derselbe Geist der Prüfung und Forschung, der die alten geographischen Grenzen überschritt und neue Länder entdeckte, der die alten ausgetretenen Wege der handwerksmäßigen Ueberlieferung verließ und neue Erfindungen machte, der den Rechtstitel der Leibeigenschaft prüfte und die Fackel des Bauernkrieges in die Burgen der Ritter warf, derselbe Geist der Untersuchung machte sich auch an die Satzungen und Einrichtungen der Kirche. „Aus Eifer und Liebe die Wahrheit an's Licht zu bringen," so lauteten die Eingangsworte der 95 Sätze, welche dieser Geist der individuellen Forschung an die Thüre der alten Kirche heftete. Da diese aber ihre Sätze auf die sogenannte „Schrift" zurückführte, so sah sich der reformatorische Geist veranlaßt, auf dieses Gebiet seinem Gegner zu folgen und aus dessen eigenem Arsenale sich die Waffen zu holen. Die „Schrift" wurde übersetzt und als gleichberechtigter Bundesgenosse auf den Kampfplatz eingeführt. „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Schrift oder mit hellen und klaren Gründen überzeugt werde, kann und will ich nicht widerrufen" — in diesen Worten ist diese zweite Phase der protestantischen Entwicklung ausgedrückt. Vernunft und Schrift, beide als gleichberechtigte Factoren! Wie hätte es auch anders sein können, da die Vernunft des 16. Jahrhunderts sich wohl ihres Gegensatzes gegen die Kirche bewußt war, dagegen sich von einem Gegensatze zur „Schrift" nichts träumen lassen konnte. Waren doch die sog. Reformatoren im dicksten Teufels- und Hexenglauben befangen; führte doch Luther sein Ohrenweh, Calvin seine Migräne auf den Teufel zurück, und erzählt jener alles Ernstes, wie er einst in der Klosterzelle in Wittenberg durch einen argen Lärm in der Nacht aus dem Schlafe geweckt worden sei und wie er, da er bemerkt, es sei nur der Teufel, sich wieder umgedreht und ruhig weiter geschlafen habe! „Vernunft und Schrift" — freilich konnte das nicht lange vorhalten. Passirte es dem guten Luther doch alsbald, daß er in einer schwachen Stunde den vernünftigen Ausspruch that: „Irgend eine Epistel der „Schrift" sei doch ein strohenes Machwerk." Und erging es ihm so mit seiner eigenen Vernunft, so sollte es ihm mit der Vernunft Anderer noch schlimmer ergehen. Die Vernunft Karlstadts, die Vernunft Calvin's, die Vernunft Zwingli's, die Vernunft Schwenkfeld's kam zu ganz andern Resultaten, als die Vernunft Luthers. Die Vernunft der „Bauern" wollte erst recht nicht stimmen, und doch beriefen sich Alle auf denselben von ihm citirten zweiten Factor der „Schrift". Was war die Folge? Daß diejenigen der „Reformatoren," welche zu einer politischen Machtstellung gelangt waren, gleichviel ob unter der Aegide der Republik, wie Calvin, oder derjenigen der Fürstengewalt, wie Luther, ihre Vernunft, oder was dieselbe aus der „Schrift" gezogen hatte, als allein wahres

Bekenntniß aufstellten und entgegenstehende Ansichten mit Gewalt niederschlugen und aus dem Lande treiben. „Mit den Zeugnissen der Schrift oder den hellen u. klaren Gründen" wurde nun nicht mehr gerechnet; die Phase der freien Forschung hatte geendet und statt der stolzen Losung: Aus Eifer und Liebe die Wahrheit an's Licht zu bringen, mit der die Entwicklung begonnen, las man an den Thüren der lutherischen und reformirten Kirchen die alte katholische Inschrift: „Die Kirche lehrt, und die Vernunft soll schweigen."

Das war das Ende der freien Bewegung des 16. Jahrhunderts. Die Bekenntnißschriften wurden die höchste Norm, vor der die Autorität der Vernunft und selbst der „Schrift" sich beugen mußte. Der Kampf, der für Geistesfreiheit begonnen, endete in Glaubenszwang. Die Schlacht, die mit den reinen Waffen der „hellen und klaren Gründe" begonnen, endete im blutigen Handgemenge eines entsetzlichen 30jährigen Glaubens-Krieges. An den selbstgeschlagenen Wunden verblutete das nationale Leben des deutschen Volkes. Eine Zeit der tiefsten Erschlaffung, der trostlosesten Zerfaulterung, der tiefsten Nacht und gänzlichen Erstarrung füllt die nächsten 100 Jahre aus, die diesem Kriege folgten. Die Ruhe des Kirchhofs herrschte über Deutschland, nur unterbrochen durch das widerliche Geschrei lutherischer und reformirter Zeloten, oder durch die unheimlichen, weil unterirdischen Maschinationen der jesuitischen Maulwürfe, die das hohle Fundament der neu errichteten Kirchen unterwühlten.

Erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erhob der längst todtgeglaubte erste Factor der protestantischen Entwicklung, der Rationalismus, wieder sein Haupt. Inmitten der Kirche, in der man ihn begraben, hielt er seine Auferstehung, — und so groß war seine mornische Macht, so tief zerrüttet die alte Anschauung, daß die politischen Machthaber sich vor ihm beugten. Der Rationalismus wurde das Schooßkind der Aristokratie; man coquetirte mit ihm und protegirte ihn im Hörsaal und der Kirche, auf dem Katheder und der Kanzel. „Vernunft und Schrift" lautete wiederum, wie zur Zeit der Reformation, die Losung. Aber wie anders jetzt, als damals! Die Vernunft des 19. Jahrhunderts war eine andere geworden, als die des 16. gewesen, die Vernunft Kant's eine andere als Luther's, die Vernunft Rousseau's eine andere als Calvin's. Während die „Reformatoren" des 16. Jahrhunderts von einem Gegensatz gegen die „Schrift", noch Nichts sich ahnen ließen, während die großen Entdeckungen eines Columbus und Kopernicus, obgleich ihre Zeitgenossen, noch keinerlei Einfluß auf ihre Weltanschauung gewinnen konnten, war dies am Ende des vorigen Jahrhunderts anders geworden. Durch die Entdeckung des Kopernicanischen Weltsystems und die widerholten Umschiffungen der Erdkugel hatte der Himmel, zu dessen ehemer Wölbung die Vernunft des 16. Jahrhunderts noch ihr Gebet emporsenden mochte, seine religiöse Bedeutung verloren. Das Oben und Unten hatte aufgehört. Die Erde, sonst der Mittelpunkt des Universums und der Augapfel der höheren Fürsorge, war zu einem kleinen Trabanten der mächtigen Königin Sonne herabgesunken, und ebensowenig man in dem neuen Weltgebäude einen passenden Platz finden konnte, um den Stuhl des Allerhöchsten aufzustellen, ebenso wenig wußte man mehr, wohin denn nun eigentlich die Hölle verlegt werden solle. In solcher Verfassung trat die Vernunft des 19. Jahrhunderts abermals, wie zur Reformationszeit, an die „Schrift" heran, aber wie anders jetzt, als damals! Suchte man damals in gutem Glauben die Vernunft durch die Schrift zu stützen und zu stärken, so war jetzt das Bewußtsein des Gegensatzes beider schon so weit gediehen, daß man umgekehrt, die Schrift durch die Vernunft zu stützen und zu erhalten suchte. Man suchte mit einem Worte Vernunft und Schrift zu reimen, die Bibel vernünftig auszulegen, das Wunder vernünftig zu erklären. Dies war die Zeit der sog. „Denkgläubigkeit," der „Vernunftoffenbarung," des „natürlichen Wunders" und wie alle die anhaltbaren Schlagworte den damaligen protestantischen Entwicklung heißen mögen, die den Stempel des Innern Widerspruchs an der Stirne trugen. Das Ungehörige einer solchen Richtung, das unzulängliche eines solchen Rationalismus, „der zu glauben denkt und zu denken glaubt, obgleich es mit Beidem gleich Null ist," wurde bald erkannt, und zu den 30er Jahren schlug der protestantische Geist eine neue Richtung ein, die, weit entfernt, Vernunft und Schrift zu reimen, den ganzen Gegensatz derselben herausstellen sollte. Mit historischer-kritischer Unparteilichkeit suchte man die christliche Entwicklung nachzuweisen, ebenso wie jede andere Culturentwicklung; mit historisch-kritischem Eifer sichtete man die „heiligen Schriften" nach Zweck, Ursprung und Inhalt, ebenso wie man die klassischen Schriftsteller die heil. Schriften der Inder, der Perser, oder den Koran studirte. Man trug nichts in den hinein, was nicht darin enthalten war, sondern unbekümmert, ob der Inhalt ein vernünftiger, oder unvernünftiger sei, suchte man denselben als solchen mit historischer Genauigkeit festzustellen. Was die historisch-kritische protestantische Wissenschaft auf diesem Gebiete geleistet hat, wird stets von höchstem Werthe bleiben und eines der glänzendsten Blätter der deutschen Literaturgeschichte füllen.

Soweit die wissenschaftliche Entwickelung. Die praktischen Resultate ließen nicht lange auf sich warten. Hatte seit dem Anfange dieses Jahrhunderts der Rationalismus unter der Gunst der regierenden Häupter sich entwickelt und waren seine Strahlen selbst bis in die Hallen der römischen Kirche gedrungen, so trat seit den 40er Jahren fast gleichzeitig die Reaction des preußischen Pietismus und des römischen Ultramontanismus hervor. Zurück zum alten Glauben, ins Mittelalter zurück, hieß plötzlich die Losung der weltlichen und geistlichen Gewalthaber, die plötzlich die Entdeckung gemacht hatten, daß der Rationalismus, mit dem sie

noch eben gespielt, ein zweischneidiges Schwert sei.“ Freilich wollte das Volk nicht so willig in die neue Bahn hinein, und, um sein altes, liebgewonnenes „Vernunftchristenthum“ zu behaupten, bildete man im Widerspruch zur anerkannten Staatskirche s. g. freichristliche, deutschkatholische Gemeinden. Vernunft und Schrift zu reimen, blieb die alte Losung. Wie aber allemal in Zeiten der Gährung die Elemente rasch sich scheiden, die scharfen Gegensätze zum Vorschein kommen, und die Mittelstufen an die Seite fallen, so ging es auch hier. Gestützt auf die Arbeiten der historisch-kritischen Rationalismus, gelangte man sehr bald zur Entdeckung, daß von einem vernünftigen Christenthum nicht mehr die Rede sein könne, da die s. g. Schrift auf einer total unvernünftig gewordenen Weltanschauung ruhe, daß das Christenthum, wie es geschichtlich formulirt und geworden, mit der Vernunft unserer Zeit in unlöslichem Widerspruch stehe, — daß also die Frage nicht mehr liege zwischen vernünftigem und unvernünftigem Glauben, zwischen rationeller und rechtgläubiger Auslegung, sondern zwischen Vernunft und Christenthum überhaupt. Wie ein Lichtblitz fuhr die Schrift G. A. Wislicenus „Ob Schrift, ob Geist“ durch die Dämmerung der freichristlichen, deutschkatholischen Romantik, und scharf hob sich auf dem trüben Hintergrunde jener denkgläubigen Vermittlungsversuche der lichtvolle und klare Bau der ersten Freien Gemeinde in Halle ab. Mit der, von der Schrift inficirten Vernunft hatte die protestantische Entwickelung begonnen, um mit der Ausscheidung jener und der reinen Vernunft zu enden. Welchen Aufwand von wissenschaftlicher Arbeit und sittlichem Ernst diese Entwickelung gekostet, wie hier kein Sprung, keine Willkür zulässig war, sondern Stufe für Stufe erkämpft werden mußte, vermag nur Der zu beurtheilen, der an der Hand der bezüglichen Literatur den weiten Weg dieser Entwickelung durchwandert hat. Daß aber das Resultat dieser Arbeit, die Befreiung von jeder religiösen Satzung, die Emancipation des freien Gedankens von jeder Glaubensnorm das größte Werk gewesen ist, das allein das deutsche Volk vollbracht hat, mag Jeder mit Zuversicht erklären, der weiß, daß die entscheidenden Siege der menschlichen Civilisation nicht auf dem blutigen Schlachtfeld, sondern auf dem reinen Gebiet des Glaubens errungen werden.

Das Schicksal der Freien Gemeinden in Deutschland ist bekannt genug. Unentwickelt und unentfaltet, fielen sie sammt der politisch-demokratischen Bewegung der Reaction zum Raube, die dem Jahre 48 nachfolgte. Ihre Versammlungen wurden geschlossen, ihre Vertreter gemaßregelt und aus dem Lande getrieben. So ist der Gedanke auch hierher getragen worden, ein Keim dieses Geistes auch hierher gefallen. Es war im Dez. 1850, als eine Anzahl freier Männer hier zusammentrat, um dem Gedanken, der hierher geflüchtet, eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Es bildete sich hier die erste Freie Gemeinde in Amerika. Die anderthalb Jahre, die ich damals in diesem Kreise verlebte, gehören zu den schönsten, weil fruchtbarsten und geistig erregtesten meines Lebens.

Sollen wir nun noch sagen, was die Freie Gemeinde ist? Sie ist die Auflösung des „Schrift“- und damit des Christenthums in eine der Vernunft entsprechende Welt- und Lebensanschauung. Sie ist eine Verbindung freier Menschen, die den Muth haben, der Wahrheit, der ganzen, die Ehre zu geben, die sich nicht scheuen, einer veralteten Weltanschauung zu kündigen und zu bekennen, daß nicht das Hergebrachte, sondern nur das Vernünftige berechtigt und ehrwürdig ist. Eine Verbindung ernster, besonnener Menschen, die es müde sind, in unbekannten, phantastischen Regionen Entdeckungsreisen zu machen, dagegen entschlossen, an der Stelle der luftigen Gebilde der Religion die Resultate der Forschung zur Berechtigung zu bringen. Gestützt auf diese Forschung setzt die Freie Gemeinde an die Stelle einer willkürlichen Schöpfung, die den Launen und Leidenschaften höherer Mächte unterthan ist, ein ewiges und unendliches Alleben, das in vernünftiger Harmonie in sich selbst ruht und Genüge findet. An die Stelle einer fertigen „Offenbarung“ setzt sie eine fortschreitende organische Entwickelung, an die Stelle des „Wunders“ das Gesetz, an die Stelle der „Vorsehung“ einen endlosen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Sie verweist das „Uebel“ aus der Oekonomie des Natur- und Menschenlebens und weist jeder Erscheinung ihre berechtigte, weil begründete Stelle an. Sie lehrt den Tod mit dem Auge des Weisen betrachten, nicht als ein „Uebel“, sondern als eine natürliche, vernünftige Nothwendigkeit, nicht als einen Schein, sondern als eine Wahrheit. Sie sucht den Menschen weder durch jenseitige Verheißungen zu ködern, noch ihn durch dergleichen Schreckmittel zu terrorisiren, sie weist den Menschen auf sich selbst an, giebt ihn sich selbst zurück und faßt ihre Moral in den Worten zusammen: Handle vernünftig und du genügst dir selbst und dem Ganzen.

Zur Cultivirung des freien Gedankens bedient sich die Freie Gemeinde der Versammlung der Erwachsenen und der Schule für die Jugend. Die Versammlung der Erwachsenen soll der Pflege, der Erbauung der neuen Anschauung und Moral dienen. Mit tausend unbewußten Fäden ist die Vernunft unserer Zeit noch an das Alte gekettet, alle Zweige der Literatur sind noch davon durchdrungen, und wenn auch theoretisch die alte Anschauung überwunden, ist die neue noch lange nicht in Fleisch und Blut unserer Generation übergegangen. Welch' reicher, unerschöpflicher Stoff liegt da vor uns ausgebreitet! Das ganze weite Gebiet der Natur und der Geschichte, der sichtbaren Welt der Erscheinungen, wie der unsichtbaren der Gedankenentwickelung liegt vor uns. Daß hier von keinem „Vernunftpfaffenthum“ die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Jeder mag hier auftreten und seine Ansichten, wenn sie nicht den Grundsätzen der Freien Gemeinde zuwiderlaufen, ent-

wickeln, um eben so, wie der s. g. Sprecher, der zugleich Lehrer ist, dieselben der Kritik der Versammlung zu überlassen.

Die Pflege der Schule ist die andere Seite des Cultus der Freien Gemeinde. Sie sucht Erziehung und Unterricht im Sinne der Gemeinde zu gestalten, die Gedanken derselben auf die Jugend zu übertragen. Ihre Hauptaufgabe ist es, ihren Unterschied von der religiösen Schule so scharf, als möglich, in Erziehung und Unterricht, zu markiren. Füllt diese das Gedächtniß des Kindes mit unverstandenem Kram, so dringt die freie Schule auf das Verständniß des Gelehrten; tödtet jene mit allem möglichem unnützem Wissen das eigene Denken, so benützt unsere Schule das Wissen nur zum Zweck der Weckung des eigenen Urtheils. Derselbe Gegensatz in der Erziehung! Erzieht die religiöse Schule das Kind zu blindem Gehorsam, so dringt die unsere auf selbstbewußte Pflichterfüllung; waltet dort die Furcht, die Strenge, der Stock, so regiert hier die Verständigung, das vernünftige Wort des Lehrers. Hält jene an der äußern Regel und Form, so soll bei uns die Disciplin auf die Einsicht des Kindes gegründet werden. Werden dort Gebets-Maschinen dressirt, so sollen hier freie, selbstbewußte Menschen gebildet werden, werden dort äußere Zucht und Sittsamkeit, Händefalten und Augenverdrehen anerzogen, so soll hier das Kind zu Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, zu unverstelltem Handeln nach selbstbewußten Gründen erweckt werden.

Welch' hohe Aufgabe, welch' schöner Beruf, in einer Welt voll Halbheit die volle Consequenz zu vertreten, in einer Welt voll Nacht und Dämmerung den hellen Tag heraufführen zu helfen, in einer Welt voll Gleichgültigkeit und Lüge den ganzen Enthusiasmus für die Wahrheit zu verkörpern! Das will, das kann die Freie Gemeinde.

Blicken wir um uns! Wie eine Oase in der Wüste religiöser Barbarei erscheint unsere Verbindung, wie ein kleiner Punkt am Horizont einer fernen Zukunft. So scheint es. Aber ist dem auch so? Die Agitation für Temperenz und Sonntagszwang regt sich in unerhörter Weise. War dieselbe vordem vom Knownothingismus getragen, so gilt es jetzt, das puritanische Kirchenthum vor dem Zerfall zu bewahren. So tief unterwühlt ist dasselbe, so baar an innerem Gehalt, daß man den morschen Bau durch Polizeigesetze zu stützen sucht. So bankerott ist der alte Glaube geworden, daß man denselben in irgend einer Form in die Constitution dieser Republik zu schmuggeln sucht. Thörichtes Beginnen! Wohin werden diese wahnsinnigen Versuche führen? Zum Untergang der Kirche! Gerade so, wie die Sklavenhalter durch ihren verblendeten Eifer die Krisis beschleunigten, die ihren Untergang herbeiführen sollte, werden diese frechen zelotischen Bestrebungen auf religiösem Gebiete den Massen, wie den Gesetzgebern die Augen öffnen und diese christlich-polizeilichen Zwangsmaßregeln erst recht die Kirchen entleeren. Die Logik ist überall dieselbe. Und wie die protestantische Entwicklung in Deutschland ihren Verlauf genommen, so wird sie überall verlaufen, — in der Auflösung der „Schrift" und der Anerkennung der reinen Vernunft. Wie aber mit der römischen Kirche? Die Logik ist überall dieselbe. Stand sie nicht in Macht und Herrschaft in Europa? — und doch genügte der Faustschlag eines obersächsischen Bauernsohnes, um den Bau zu erschüttern. Weltliche und geistliche Machthaber griffen zu, und die stolze, reiche Kirche war froh, zu retten, was sie eben retten konnte. Stand sie nicht in Macht und Herrschaft in Mexico? — und doch genügte ein paar Decrete, ihre Rechtstitel zu vernichten urd ihre Macht zu brechen. Bereitet sich nicht das Gleiche vor unsern Augen in Italien vor? Warum sollte es hier anders kommen? Das Dogma der römischen Kirche ist bereits von der Vernunft des 16. Jahrhunderts verworfen worden. Ihre Machtstellung ist hier eine politische, auf den Besitz gegründete. Sie wird, wie überall, auch hier zur Herrschaft zu gelangen suchen. Da aber „ein Haus, getheilt in sich, nicht stehen", ein Staat im Staate nicht bestehen kann, so wird, damit die Republik lebe, die Kirche sterben müssen.

So liegt die „religiöse Frage" vor uns und harrt ihrer Lösung. Wie viel können wir dazu beitragen, wenn wir das sind, was wir sein sollen: ein trotziges Bollwerk der Consequenz, an dem alle Vermittlungsversuche zu Schanden werden, ein untrüglicher Leuchtthurm der Wahrheit, nach dem sich Alle wenden können, die noch auf dem Meer des Zweifels treiben, ein starrer Fels, an dem aller Obscurantismus zerschellen muß, — eine Freistätte der Vernunft und der Gerechtigkeit!

Roßmäßler als Mensch, als Mann im Staate, in der Gesellschaft, in der Kirche.

Rede

von Prof. Dr. Franz Wigand in Dresden.

Geehrte Trauergenossen!

Tausende von Menschenschaaren ziehen alljährlich ein durch die geöffneten Pforten des Lebens und hinaus durch die dunklen Pforten des Todes. Grünend wölbt bald über ihnen sich der Grabeshügel, und gesegnet ihr Hingang, wenn wenigstens auch nur eine Seele ihrer liebend gedenkt. Wenigen Sterblichen ist es vergönnt, eingetragen zu werden von Klios Griffel in die Erinnerungsblätter der Menschheit und den Wenigsten unter den Wenigen ist das Große und Herrliche gelungen, ein unvergängliches Denkmal sich aufzurichten nicht in Mausoleen und Pyramiden von Stein, die, wenn auch langsam und allmälig aber doch sicher verfallen dem nimmer ruhenden nagenden Zahn der Zeit, son-

dern in dem Herzen des Volkes, unter und mit dem und für das sie gelebt, geschaffen und gelitten.

Sehen wir ab von den Grauen erregenden Helden des rauhen, Menschen vertilgenden Waffenhandwerks, wie sie die blutgetränkten Bücher der Geschichte unseres Geschlechtes aufzählen, und vergegenwärtigen wir uns vielmehr jene Helden friedlicher Thatkraft, welche glänzen als leuchtende Sterne der Culturgeschichte und Großes und Unvergängliches geleistet in der Wissenschaft, im Staate, in der Gemeinde, in der Kirche; immerhin ist klein das Häuflein unter ihnen, denen des Volkes Wohl der Anfang und das Ende, die alleinige Triebfeder und der unwandelbare Polarstern ihres Denkens und Wirkens war und bis an das Ende ihres Lebens unverrückt blieb.

Unter diesen Wenigen zählt der Eine nicht als der Letzte, dessen Hülle klagend hinausgetragen wurde in den Stürmen des April, um sie zu betten zu den vorangegangenen Geschlechtern, zu dessen Gedächtnißfeier wir uns aber versammelt haben in dieser ernsten Weihestunde.

Reich und vielfach gestaltet ist das äußere Leben unseres geliebten und unvergänglichen Todten; reicher aber noch seine innere Welt, und ihn zu schildern ganz in seiner Geistesfülle, um ihn lebendig vortreten zu lassen vor unser geistiges Auge, übersteigt die Kraft des mehr als zwanzigjährigen Freundes.

Doch auch der flüchtige Umriß, entsprechend der flüchtigen Spanne Zeit, die dieser Abend mir gestattet, wird ein annäherndes Bild des Gefeierten gewähren und einen Einblick gestatten in die lichte Werkstätte seines nie ermüdenden Geistes.

Emil Roßmäßler,

geboren zu Leipzig im J. 1805, der Sohn eines geschickten und allgemein geachteten Kupferstechers daselbst, von dem er frühzeitig den deutschen Geist empfing, besuchte als „stiller, zart gebauter Flachskopf" die Bürgerschule seiner Vaterstadt, wurde schon in seinem 10. Lebensjahre einerseits durch den Fund auf die Straße geworfener Mineralien, andererseits durch seines Vaters bekannten „Capieus" und dessen naturwissenschaftliche Abbildungen für das Studium der Naturwissenschaften gewonnen und trug diese Liebe mit hinüber in das Gymnasium, in welches er mit dem frommen Wunsche seiner Mutter im J. 1818 eintrat, daß dem Sohne dereinst ein tüchtiger Theolog werde. Weder Vater noch Mutter erlebten die Vereitlung des gehegten mütterlichen Wunsches; denn im J. 1821 starb der Vater, im J. 1824 die Mutter, und der älternlose Gymnasiast verlebte seine Ferien bei einer Tante in Nischwitz, der Frau eines Rittergutspachters, wo Emil sowohl Stoff zur Befriedigung seiner Vorliebe für die Natur als auch einen gleichgesinnten Jugendfreund fand.

Zu Ostern 1825, nachdem diese Geistesrichtung so manchen Strauß mit seinen Lehrern am Gymnasium herbeigeführt hatte, bezog er die Universität Leipzig, auf welcher er dritthalb Jahre verblieb, Kirchen- nebst Dogmengeschichte hörte, die vorgetragene Philosophie für sehr ungenügsam erfand, und vielmehr nur den naturwissenschaftlichen Collegien, so namentlich denen über kryptogamische Gewächse und medicinische Botanik seine ganze Aufmerksamkeit und seinen vollen Eifer zuwendete, auch bereits im zweiten Studienjahre botanischen Unterricht den Apothekern ertheilte.

Hernach stand er dritthalb Jahre einer Collectivschule in dem thüringischen Städtchen Weida vor, benutzte seine Mußestunden zum Fortstudium in der Botanik, worin er einen eifrigen Genossen in dem Apotheker des Orts erhielt, und trat nur erst 25 Jahr alt im März 1830 das Amt eines Lehrers der Geologie an der Kgl. sächs. Forstacademie zu Tharandt an.

Im folgenden Jahre finden wir ihn daselbst als Neuvermählten mit seiner Emilie, welcher er aus seiner Studentenzeit Liebe und Treue bewahrt hatte, und es entsprossen ihm aus dieser glücklichen Ehe vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, von denen der älteste Sohn gegenwärtig als Fabrikdirigent bei Moskau, der jüngere Sohn als Fabrikbuchhalter in New-York, die älteste Tochter als Ehegattin eines tüchtigen Arztes in der Nähe von St. Louis, die jüngste, bereits Wittwe gewesen, als Gattin eines Künstlers in Leipzig weilt.

Die Theilnahme an den Versammlungen der deutschen Naturforscher zu Wien und Prag in den Jahren 1833 und 1837 vereinigte Roßmäßlern mit den hervorragenden Männern der Naturwissenschaft, während er an die Versammlung der Naturforscher im J. 1836 eine Brochüre übersendete, und ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Berlin im Jahr 1837 brachte ihn mit Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Link, Lichtenstein, Ehrenberg, Klug, Rose, Wigmann und anderen gefeierten Naturforschern in nähere Berührung. Außerdem machte er in demselben Jahre eine Reise nach Ungarn, auf welcher er sich vorzugsweise mit der Paläontologie beschäftigte.

Im Jahre 1843 besuchte er die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Altenburg, woselbst ich ihn persönlich kennen lernte und er mit mir einen bis zu seinem Tode dauernden, auf gleicher religiösen und politischen Anschauung fußenden Freundschaftsbund schloß.

Dasselbe Jahr rief unsern Roßmäßler auch zum ersten Male auf das politische Feld, indem er als Festredner bei dem Constitutionsfeste zu Tharandt auftrat, nachdem er schon mehrere Jahre zuvor mit der Partei der Linken des sächsischen Landtags in näherem Verkehr gestanden und mit einigen Wenigen den Kern einer Fortschrittspartei in Tharandt gebildet, auch in Verbindung mit dem dortigen Apotheker einen Bürgerverein in's Leben gerufen hatte.

Den Uebertritt zum Deutschkatholicismus vollzog er mit seiner Lebensgefährtin im J. 1846 und der 16. Mai 1848 war der Tag des einschneidendsten Wendepunktes für

sein Leben. Der 22. sächsische Wahlbezirk berief ihn nämlich als Nationalvertreter in die Paulskirche nach Frankfurt am Main. Ein treuer, nie schwankender Kampfgenosse auf der linken Seite des Hauses wohnte er regelmäßig den Sitzungen der Nationalversammlung bei, wirkte als Mitglied des Schulausschusses wie in den Versammlungen der Partei der Linken und den damals häufigen Volksversammlungen u. verfehlte nicht, seine Wähler in steter Kenntniß zu erhalten über seine Anträge und Abstimmungen. Trotz dieser umfassenden Thätigkeit war er werkthätig auch bei dem damals in Frankfurt begründeten Verein zur Ausgleichung der religiösen Bekenntnisse und zur Begründung eines allgemeinen Humanitätsbundes.

Entschieden wie in allen Lagen des Lebens war er auch in dem zwischen der Nationalversammlung und den Fürsten ausgebrochenen Conflicte keinen Augenblick zweifelhaft, welchen Entschluß er zu fassen habe. Er folgte im Jahre 1849 dem Bruchtheile der Nationalversammlung nach Stuttgart, und ausharrend bis zum letzten Manne war er selbstbetheiligter Zeuge der schmählichen Gewalt, welche am 18. Juni desselben Jahres die Vertreter der deutschen Nation mit blanker Waffe auseinander trieb.

Der deutsche Nationalvertreter, einem Flüchtling gleich, irrte nach dieser ewig schmachvollen Katastrophe in den südwestlichen deutschen Landen umher, weilte bald in Wildbad, bald in Baden, bis er endlich in Ludwigsburg eine vorübergehende Zufluchtsstätte und gastliche Aufnahme fand, und hier reifte in ihm der Gedanke „auszugießen über das Treiben der Menschen in Staat und Kirche, in Gemeinde und Werkstätte den alles durchdringenden Hauch der natürlichen Weltanschauung, zu schreiben ein Buch, von dem er nur Eines wußte, daß sein Versuch die Pfaffenpartei zur Gegnerin haben werde," zu schildern den Menschen im Spiegel der Natur.

Zurückgekehrt noch in demselben Jahre nach Sachsen folgten Suspension vom Amte, Hochverrathsprozeß wegen Theilnahme an den Stuttgarter Beschlüssen und Quiescirung vom Amte eines akademischen Lehrers sich auf dem Fuße.

Aber der bis dahin akademische Lehrer wurde nun von da ab ein mächtiger und gewaltiger Volkslehrer in dem weitesten Umfange der Bedeutung dieses Wortes.

Dankbare Zuhörer in Tharandt widmeten dem Scheidenden Eichenkranz und Becher aus Silber, und Roßmäßler siedelte nun 1850 nach Leipzig über „ein freier Herr seiner Zeit und seiner Kraft, ein beflissener Diener des Volkes" und wurde nun bis zum Jahre 1852 ein naturwissenschaftlicher Reiseprediger, vortragend in Frankfurt am Main, Stuttgart, Ludwigsburg, Wiesbaden, Aschersleben, Halberstadt, in Magdeburg wie in Leipzig selbst, doch auch hierbei das damalige Schicksal fast eines jeden freien Mannes theilend, daß ihm verboten wurde die öffentliche Ankündigung seiner Vorträge, oder daß die Ausweisung ihn betraf, wie das erstere bei seinem zweiten Besuche in Stuttgart, das letztere in Frankfurt am Main ihm widerfuhr.

Das Jahr 1853 findet ihn auf seiner naturwissenschaftlichen Reise in Spanien, deren Erinnerungen er im nächsten Jahre der Oeffentlichkeit übergab, und zu wiederholten Malen, in den Jahren 1853 und 1856, weilte er in der Schweiz, zuerst wegen Begründung einer Ackerbauschule daselbst, das andere Mal zum Behuf naturwissenschaftlicher Studien.

Und nicht laß und müde wurde unser Freund im Dienste des Volkes und der Volkssache, entfaltend eine reiche sowohl populäre als auch rein wissenschaftliche Schriftsteller-Thätigkeit, zugleich Theil nehmend an allen Fragen und Aufgaben der Gegenwart.

Gefängniß und Zurechtweisung erduldend, blieb er dennoch unbeirrt thätig und wirkend wie in der Schrift so im Wort für des Volkes heiligste Interessen, wie die deutschkatholische Gemeinde und der Arbeiter-Fortbildungsverein zu Leipzig, deren vieljähriger Vorsitzender er war, Zeugen dessen sind, und antwortete stolz und unerschrocken den Mäunern des grünen Tisches, die drohend ihn einzuschüttern gedachten:

> „Ich werde nach wie vor so reden, so schreiben, so handeln, wie es mir der Dienst der Humanität in deren weitester Bedeutung vorschreibt."

Und in diesem Geiste hat er vor wie nach geschrieben; in diesem Geiste stellen sich seine Werke uns dar, deren hauptsächlichste folgende sind:

1) der Mensch im Spiegel der Natur;
2) Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur;
3) Reise-Erinnerungen aus Spanien;
4) Flora im Winterkleide;
5) Geschichte der Erde;
6) Aus der Heimath, ein naturwissenschaftliches Volksblatt;
7) Die vier Jahreszeiten;
8) Das Wasser;
9) Der Wald;
10) Die Thiere des Waldes (mit Brehm); und viele kleinere Bücher für die Schule und Brochüren für das Volk, abgesehen von seiner rastlosen Theilnahme an der politischen Tagesliteratur.

Das, verehrte Trauergenossen ist in Kürze der Umriß seines thatenreichen äußeren Lebens, in dem sich allenthalben abspiegelt klar und lauter seine innere Welt, aus deren Tiefen es uns überall zuruft:

> Roßmäßler war ein ganzer Mensch, ein ganzer Mann im Staate, in der Gesellschaft, in der Kirche,

und es bewahrheitet sich an ihm selbst, was er als obersten Grundsatz seines eigensten Wesens ausgesprochen, der Grundsatz, „daß ihm der Mensch ein Ganzes sei."

„Die Politik, die Kirche, die Schule, die Wissenschaft,

die Gemeinde, Handel und Gewerbe", sagt er wahr und treffend, „sind Alles menschliche Angelegenheiten, welche in ihrer untrennbaren Verknüpfung den Menschen zur Menschheit verbinden."

In diesem Ausspruch offenbart sich das harmonische Gefüge seiner Natur und verklärt sich seine auf den verschiedensten Gebieten des Lebens schaffende Kraft in einer alles umschließenden höheren Einheit, und ob wir uns schaaren um den Lehrstuhl des geliebten Lehrers, ob wir wandern mit ihm hinaus in die freie Natur, seine und unser aller mütterliche Heimath, ob wir ihm folgen in die Werkstätte des Handwerkers oder in die Arena politischen Meinungskampfes, oder endlich ob wir eintreten mit ihm in die Halle geistiger Abstraction des Unendlichen aus dem Endlichen — der Lehrer ist mit dem Politiker, der Naturforscher mit dem Philosophen und Theologen, der Familienvater mit dem Haupte der Arbeiter und der Menschenfamilie so innig und untrennbar verbunden, daß es schwer ist, herauszugreifen eine tönende Saite seines Geistes, ohne die anderen gleichmächtig ertönen zu hören.

Doch, den Naturforscher und naturwissenschaftlichen Volksschriftsteller zu schildern gebührt dem competenteren Sprecher nach mir, mir bleibe vergönnt, dem Politiker, dem Vorstand einer religiösen Gemeinschaft und dem Manne in der Gesellschaft noch einige Worte zu widmen.

Die deutsche Geschichte der jüngsten Decennien, das krampfhafte Ringen der deutschen Nation um ihre einheitliche und freiheitliche Existenz nach den Zeiten dumpfen Hinbrütens und trostloser Resignation war dazu angethan, Jeden, der ein Herz für sein Volk im Busen trug, hinauszurufen aus der stillen, friedlichen Studierstube auf den Kampfplatz politischen Lebens, und unser gefeierter dahingeschiedener Freund war nicht der Letzte, der gefolgt war diesem Rufe des Vaterlandes. Bei der Unklarheit so vieler über Bedeutung und Umfang des Zieles und der Mittel zur Erreichung desselben war er vornherein hierüber klar, bei dem Wankelmuth blieb er fest und standhaft, der Zerfahrenheit zeigte er Beharrung bei der erkannten Wahrheit, der Abtrünnigkeit der Freiheit gegenüber glänzte er als Polarstern in unnahbarer Unbestechlichkeit und uneigennütziger Selbstvergessenheit.

Roßmäßler war ein Demokrat durch und durch; er blieb es bis zum letzten Athemzuge. Zeugniß hievon liefern seine Abstimmungen in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt am Main und zu Stuttgart, woselbst er aushielt mit dem kleinen Häuflein gesinnungsgetreuer deutscher Nationalvertreter, bis ein schmachvoller Gewaltact sich an ihnen vollzog, Zeugniß hiervon liefert sein Verhältniß zum Nationalverein, dem er beigetreten und von dem er wieder ausschied, als es ihm schien, daß dieser die Bahn des ein- und freiheitlichen Zieles verlasse, Zeugniß hiervon geben seine Vorträge, die er gehalten an verschiedenen deutschen Orten zu verschiedenen Zeiten, wie die populärwissenschaftlichen Schriften, die ein theueres Vermächtniß bleiben werden dem deutschen Volke.

Wenn aber der eigentliche und in seiner Art einzige Zersetzungsprozeß der neuesten deutschen Geschichte eine eigene Gattung von Demokraten oder Liberalen in das Dasein gerufen, die in der Schöpfung eines einheitlichen Absolutismus und einer einheitlichen Militär-Dictatur die deutsche Einheit jubelnd begrüßen und um dieser also gearteten Einheit willen alle Freiheiten und Rechte des Volkes willig Preis geben; so hatte mit dieser absonderlichen Species unser Roßmäßler eben so wenig etwas gemein, wie überhaupt mit den „allen nur erdenklichen Verhältnissen und Umständen Rechnung tragenden Männern von Gotha." Darum entschied er sich auch für Einhaltung von den Wahlen zum norddeutschen Parlament; denn das Selbstbestimmungsrecht des Volkes war ihm kein eitles Phantom, die Freiheiten und Rechte des Volkes waren ihm nicht gegenstandslose doctrinäre Begriffe.

Mit je reinerem und heiligerem Feuer er selbst lebte und wirkte für die Verwirklichung dieser unverjährbaren Anrechte des Volkes, mit desto tieferem Schmerz sah er die Gleichgiltigkeit und Gedankenlosigkeit der großen Masse bei diesem Ringen und Kämpfen und erkannte mit richtigem Gefühle die Schule als den Boden an, auf dem allein ein anderes, ein kräftigeres Geschlecht sich erzeugen könne; denn „unsere Volksschule", sagt er, „steht im großen Ganzen noch tief unter dem Niveau unseres Jahrhunderts. Die Hebung der Volksschule ist die Aufgabe der Humanitätsbestrebungen; sie ist die breite humane Unterlage, welche gelegt werden muß." Aber, fährt er fort, das Haupthinderniß einer solchen Unterlage darlegend, „so lange das Unterrichtsbudget selbst in den sogenannten Musterstaaten der Intelligenz nur wie ein kleiner Bruchtheil neben dem Riesenbudget des Krieges steht, so lange kann von einer Erreichung des Höchsten in der Volksschule nicht die Rede sein. Es kann davon nicht die Rede sein, so lange die Schule unter der Gewalt der Kirche steht, so lange irgendwo in Friedenszeiten auf hundert Soldaten mehr Unter- und Oberofficiere kommen, als auf eine gleiche Anzahl von Schülern Lehrer." Und klagend fügte er hinzu: „Wir hören viel von Reformen reden und von einem angeblich allgemein darnach erwachten Streben. So lange sich der Väter und Mütter nicht ein Ingrimm über die Hintansetzung des Volksunterrichts gegen irgend ein anderes Interesse, möge es heißen wie es wolle, bemächtigt — glauben wir nicht an den Ernst aller dieser Reformredereien. Ein Volk, welches nicht Mann für Mann den Schwerpunkt seiner Größe in den Volksunterricht legt — wir wollen uns in unserem Ausdruck mäßigen — hat kaum ein Recht, über Regierungsbevormundung zu klagen."

Mit dieser humanen Anschauung über Staat u. Schule stand im innigsten harmonischen Zusammenhang seine Beobachtung und Ueberzeugung auf dem Gebiete der Kirche und der Religion. In ihm hat die Ueberzeugung Wurzel

geschlagen, „daß es keine theologische Wissenschaft giebt, wie sie aus innerer Nothwendigkeit sein muß, sondern nur eine solche, wie man — Kirche und Staat — will, daß sie sein soll oder im günstigsten aber leider noch nicht eingetretenen Falle, wie der Bildungsstand der Zeit dieses will" und „ein Vergleich mit nüchternem Blick, im Lichte der Vernunft, des Gebahrens der Staatskirche gegen die Wissenschaft macht daran irre, ob die Staatskirche überhaupt wisse, was Wissenschaft sei, nicht zu gedenken, daß sie selbst darauf verzichtet, der Wissenschaft anzugehören."

Wohl, verehrte Festgenossen, befinden sich Tausende und Tausende der Gebildeten auf demselben religiösen Standpunkte wie Roßmäßler, wohl hat auch der Eine und Andere unter ihnen also gesprochen und geschrieben, wie er; aber die Handlung blieb hinter der Rede und der Schrift ohnmächtig zurück. Aber Roßmäßlern „ist der Mensch ein Ganzes," und nachdem er in seiner politischen Anschauung sich längst auf die Seite des entschiedenen Fortschritts gestellt, mochte er auch nicht länger einer Kirche äußerlich angehören, von der er innerlich längst abgefallen war. In der deutschkatholischen Gemeinde steht er „die freie natürliche Weltanschauung, die ihre Grundlage ist, mehr ausgebildet;" zu ihr trat er hinüber, in ihr wirkte er anregend, belebend und stärkend viele Jahre auf dem bevorzugten Sitze ihres Vorstandes.

Und „was er that, das ruhte" nach seiner eigenen Erklärung „auf der breiten festen Grundlage des Vorsatzes, an die Stelle der tausendfach auseinandergehenden übernatürlichen Weltanschauung die einigende, die Menschen aneinandernäher bringende natürliche Weltanschauung setzen zu helfen." Er erkannte wahr und innig, „daß im Menschen ein Zug zum Ganzen schlummert, mehr zum Naturganzen als zu dem politischen, in den kindlichen Schichten des Volkes ein Zug zum Ganzen, welches uns die Kirche vorhält und neben welchem diese beflissen ist, die schöne mütterliche Heimath als ein Jammerthal zu verdächtigen, welches des Lebens darin gar nicht werth ist." Dem glaubte er eine Heimathganzes, eine menschliche Gesammtheimath, die Natur gegenüberstellen zu müssen. Aber, betont er nachdrücklich und mahnend als den herrlichsten Ausspruch seines tiefinnerlichen Denkens: „die Natur ist weder ein Betschemel noch eine Vorrathskammer noch auch eine Studierstube, sondern sie ist unser Aller gemeinsame Heimath, in der ein Fremder zu sein Jedermann Schande und Schaden bringt."

Bei solchen Anschauungen und Grundsätzen, bei seinem geistigen Ringen, den Menschen und die Menschheit zu verklären in reiner Humanität, wie dürfen wir endlich ein anderes Bild von dem Menschen und Manne in der Gesellschaft erwarten, als ein solches, dessen Lebensfrische sich abhebt schon hinreichend aus dem Gesagten?

Treu und zuverlässig als Freund und Parteigenosse, mit Vorliebe in den Kreisen der Bürger sich bewegend, bildete Duldung und Nachgiebigkeit, so weit dies die Verfechtung von Grundsätzen gestattete, den Haupt- und Grundzug seines Charakters, so daß er auch aufrichtige noch so geistesbeschränkte Frömmigkeit sich geduldig, selbst an seinen Freunden, gefallen ließ, wenn sie nur damit nicht Lärm machten; denn Alles begreifen hieß ihm Alles verzeihen. Nicht dem stolzen Kreis hochmüthiger und ausschließender Gelehrsamkeit war der reiche Schatz seines Wissens gewidmet, freigebig vielmehr spendete er aus ihm an jeden Wissensdurstigen; denn „warum," fragte er, „sollte auf dem gelehrten Gebiete die Zunftschranke aufrecht erhalten werden, nachdem sie auf dem gewerblichen überall niedergerissen wird?" Und er that dies, trotzdem „die Aufnahme, welche seine ganze naturwissenschaftliche Thätigkeit fand, eine lange Thermometerscala von der Treibhauswärme des Volksbeifalls bis zu der Grönländischen Kälte der verhaltenen Wuth derer war, denen die auf der Naturkenntniß beruhende Volksaufklärung ein Greuel ist."

Selbst ein unermüdlicher Arbeiter des Geistes war insbesondere auch unser Roßmäßler ein aufrichtiger und warmer Freund des Arbeiters mit der schwieligen Hand, den er liebend heranzuziehen suchte zum besseren Verständniß seiner Aufgabe und Stellung, ohne ihn zu verlocken mit trügerischem Syrenengesang zu eitlen Hoffnungen und Erwartungen der Hilfe außer sich selbst, wie er denn auch hier wieder zurückkommt zu dem Schwerpunkt alles Heiles und dafür hält, „daß, so lange die Staatenlenker nicht dafür sorgen, daß jener thatenlosen und verzichtleistenden Trägheit des Arbeiterstandes und überhaupt der unteren Volksschichten durch Hebung ihres Wissens, ihrer Bildung entgegengearbeitet wird, sie es nicht ehrlich mit ihnen meinen."

Und wenn wir eintreten in den trauten Familienkreis, es ist immer derselbe Roßmäßler, derselbe harmonische Mensch, wie wir ihn draußen finden auf dem Markte des Lebens und drinnen in den gedruckten Zeugnissen seiner innern Welt, der treue und liebende Gatte an der Seite einer Gattin, welche die heiteren und die schwarzen Loose standhaft und ungebeugt mit ihm theilt, der zärtliche Vater wohlgerathener Söhne und Töchter, ihm zur Freude und Zierde.

Dieser ganze Mann, er ist nicht mehr; ihn, dessen feuchtkalte Hand in der Hand der Gattin ruhte und von dessen schon starren Lippen noch wenige Augenblicke vor dem letzten Athemzuge es lispelte: „Ich widerrufe nichts und habe nichts zu bereuen," ihn haben sie nun gebettet zu den Geschlechtern vor ihm und eine Kraft, mächtig in Worten und Schrift, ist untergegangen.

Untergegangen? Ja, dann ist er untergegangen ewig, unwiederbringlich für uns und für die Nachwelt, wenn wir heimkehren von dieser Gedächtnißstätte ohne den ernsten Willen und Vorsatz, auszufüllen was an uns ist die verwaiste Stelle, zu leben und wirken in seinem Geiste für das Volk, das wahrlich werth ist unserer innigsten Hingebung; denn „das deutsche Volk ist ein Volk von religiösem Bewußtsein, von unbegränztem Wissensdrang und von opfermuthigem

Freiheitsgefühl; das deutsche Volk ist wie kein zweites, ein Volk aus einem Guße und will als solches genommen sein." So erfaßte unser geschiedener Freund das deutsche Volk, so wollen auch wir mit heiliger Inbrunst und mit allen Fasern unseres Herzens dasselbe umfassen, mit aller Thatkraft, mag auch unser Wirkungskreis noch so klein sein, wir vermögen dennoch auch Großes im Kleinen, in und mit dem Volke rastlos, ausdauernd und muthig streiten für seine höchsten und edelsten Güter, für seine Einheit in und mit der Freiheit.

Aber wenn wir unseres großen Todten gedenken, dann lassen Sie uns auch derer dankend gedenken, die im Kampfe für das Volk ihm treu und ermuthigend zur Seite gestanden, denen der Todte nichts hinterlassen als die Ehre seines Namens und die Erinnerung an die schmerzlichen Kämpfe seines Lebens. Das deutsche Volk, das an dem frischen Grabeshügel unseres Geschiedenen um seinen besten Freund, um seinen unermüdlichsten Verfechter zu trauern hat, es mag und wird eingedenk sein der verlassenen Gattin, es wird, so hoffen wir zuversichtlich, Liebe um Liebe lohnen, es wird trocknen die Thränen der Wittwe und dadurch ein Denkmal setzen dem ächten und wahren Volksmann, sich selbst und ihm, das werthvoller, denn ein Denkmal von Stein.

Wohlan denn, Hand an das Werk, nicht nur hier, sondern in allen Gauen unseres großen und schönen Vaterlandes, überall, wo ein deutsches Herz schlägt für deutsches Wesen, deutsche Sitte, deutsches Recht. Ihm nach mit Muth, mit Thatkraft und Ausdauer, unverrückt das heilige Ziel im Auge, und dann öffnet sich der Grabeshügel, dann ist Roßmäßler nicht todt, nicht untergegangen, sein Geist schafft in und mit uns fort und die Trauerstätte des Abschieds, sie verwandelt sich in eine Freudestätte ewiger Vereinigung mit ihm.

Die Statthalterei Gottes zu Rom.

Von Corvin.

Die Welt hat erfahren,
Daß einst der Glaub' in Priesterhand
Mehr Böses that in tausend Jahren,
Als in sechstausend der Verstand.

„Als die Leute schliefen und stockdumm waren, hat der böse Feind, der Teufel, das Papstthum gestiftet."

Mit consequenter Unverschämtheit kann in der Welt Alles durchgesetzt werden, es mag auf den ersten Anblick auch noch so abgeschmackt und verrückt erscheinen. Beweise dafür liefert die Geschichte in großer Menge, den glänzendsten aber die des Papstthums!

Hätte Karl der Große den närrischen Einfall gehabt zu behaupten: der Mond sei viereckig, und hätten seine Nachfolger einen Jeden verbrennen lassen, der sich erkühnte, anderer Meinung zu sein, so bin ich vollkommen davon überzeugt, daß es heute nach 1000 Jahren noch Millionen von Menschen geben würde, welche wirklich daran glaubten, daß der Mond viereckig sei, obgleich sie sich an jedem schönen Mondabend von der Verrücktheit ihres Glaubens durch den Augenschein überzeugen könnten.

Meine Behauptung klingt lächerlich; allein lehrt nicht die Erfahrung, daß der Glauben eine Art epidemischen Wahnsinn ist, welcher die davon Ergriffenen zu den tollsten Handlungen hinreißt und sie blind macht, sowohl leiblich wie geistig? Wäre dies nicht der Fall, wie könnte es noch heute Millionen Menschen geben, welche in dem Papste den Stellvertreter Gottes auf Erden sehen, die ihn für den Oberherrn der Erde, die ihn für heilig und unfehlbar halten? Und doch sind die Behauptungen, auf welche sich die päpstliche Macht gründet, eben so abgeschmackt und haltlos als die: daß der Mond viereckig sei.

Das Bestehen des Papstthums ist der schlagendste Beweis von der schrecklichen Verdummung und Verknechtung der freigebornen Menschen und von dem Zerfall der Religion, die Jesus gestiftet hat.

Das Christenthum hatte ein Ende, als das Papstthum begann, und die Anhänger und Bekenner der Päpste haben als solche auf den Namen Christen keinen Anspruch, denn Papst und Christus haben so wenig mit einander gemein, als Gutes und Böses.

Jeder Mensch mit einigem Verstande, der die Geschichte kennt, weiß, das dies Wahrheit ist, und muß sich in seinem Herzen vom Papste losgesagt haben, wenn er sich auch äußerlich noch zur römischen Kirche bekennt.

Die Geschichte ist der Gerichtshof, vor welchem jede Handlung, die auf die Menschheit einen Einfluß übte, ihre verdiente Würdigung findet, und sollte es in schwierigen Fällen auch erst nach Jahrhunderten der Fall sein. Eben so consequent wie das Papstthum danach trachtet, die Lüge zu verbreiten und die Verdummung zu befördern, so trachtet die Brüderschaft der wahren Geschichtschreiber danach, die Wahrheit an das Licht zu ziehen und die Aufklärung zu verbreiten. Es gab gute Päpste, wie es auch lügnerische Geschichtsschreiber gab; aber jene vermochten es eben so wenig, den Lügengeist des Papstthums zu unterdrücken, wie diese im Stande waren, die Wahrheit zu vernichten.

Die Geschichte ist der furchtbarste Feind sowohl der Päpste, wie der weltlichen Despoten, und darum waren beide von jeher bemüht, zu verhindern, daß dieselbe nicht unter das Volk kam; denn wäre dem Volke die Geschichte bekannt, so gäbe es schon längst weder Päpste noch Despoten.

So lange die Wissenschaften das Privilegium der sogenannten „Gelehrten" waren, mußte die Geschichte dem Volke ein verschlossenes Buch bleiben, denn unsere deutschen Gelehrten schreiben zwar hin und wieder deutsch; aber es klang den Deutschen wie griechisch; das Volk verstand ihre Sprache nicht.

Das hat sich nun geändert. Die Wissenschaften sind populärer geworden, und Männer aus dem Volke schreiben Geschichtsbücher, welche das Volk lies't und versteht, wenn sie auch von Gelehrten belächelt werden, die wohl gar eine Art von Ruhm darin setzen, daß sie nicht populär schreiben können.

Der oft ungeheure Absatz, den derartige Geschichtswerke haben, ist der sicherste Beweis, daß das Volk begierig danach ist, den Zusammenhang der Dinge in der Welt und die Ursache der bestehenden Einrichtungen kennen zu lernen. Ist einmal im Volke dieser Sinn für die Geschichte erweckt, dann haben wir auch die Hoffnung, daß es uns bald Gelegenheit geben wird — seine Thaten in ihre Bücher einzutragen, denn bis jetzt ist die Weltgeschichte nur eine Leidensgeschichte der Völker!

Eine Geschichte der Päpste zu schreiben, liegt nicht in meinem Plan; aber derselbe gestattet mir den Versuch, es in der bisher befolgten skizzenhaften Art zu beweisen, daß das Papstthum auf den gröbsten Betrug gegründet ist, und zu zeigen, welche nichtswürdigen Wege die Päpste einschlugen, welche verbrecherischen und abscheulichen Mittel sie anwendeten, um sich die Welt tributpflichtig zu machen, und was endlich diese Päpste für Menschen waren.

Die Bischöfe begnügten sich mit der erlangten Macht nicht, und je besser es ihnen glückte, ihre Brüder zu knechten, desto ausschweifender wurden sie in ihren Ansprüchen. Die Macht der jüdischen Priester, — ihrer Vorbilder, war es, nach welcher sie trachteten. Das Bild des Priesters Samuel schwebte ihnen beständig vor Augen.

Ein Betrüger schmiedete falsche Schriften, welche er den Aposteln zuschrieb und welche unter dem Namen der apostolischen Constitionen bekannt sind. Ihr Zweck ist es, das Ansehen und die Gewalt der Bischöfe zu erhöhen, und sie enthalten das Verrückteste, was man bisher zur Ehre der Bischöfe gesagt hatte. Diese werden darin irdische Götter, Väter der Gläubigen; Richter an Christi Statt und Mittler zwischen Gott und den Menschen genannt. In demselben Sinne sprachen von ihnen viele der angesehensten Kirchenväter.

Als die römischen Kaiser zum Christenthum übertraten, behaupteten sie zwar selbst ihre Würde als Oberpriester; aber sie beförderten das Ansehen der Bischöfe ihren Gemeinden gegenüber. Ja, manche der Kaiser waren so einfältig, ihre Kinder diesen Bischöfen zur Erziehung anzuvertrauen, was denn die natürliche Folge hatte, daß diese erzogen wurden „in der Furcht Gottes," das heißt in der Demuth gegen die Pfaffen. O, diese Einmischung der Pfaffen in die Jugenderziehung ist an vielem Unheil schuld und unter Anderm auch an der verdummten Kuttentugend der Deutschen — ihrer Hundedemuth!

Die Kaiser warfen sich bald so weit weg, daß sie diesen gleißnerischen Pfaffen die Hände leckten, und so war es denn kein Wunder, wenn diese in ihrer Aufgeblasenheit gar bald verlangten, daß die Majestäten ihnen auch den Pantoffel leckten. Sie forderte schon der Bischof Leontius von Tripolis, daß die Kaiserin Eusebia, Gemahlin des Kaisers Constans, vor ihm aufstehen und sich verneigen solle, um seinen Segen zu empfangen! —

Die protestantischen Bischöfe der neuern Zeit hätten es gern auch so weit gebracht. Als der vorige König von Preußen einst in Magdeburg aus dem Wagen stieg und sich dabei bückte, erhob schon der Bischof D— seine Hände und seine Stimme, — um ihm den Segen zu ertheilen. Zum großen Verdruß des heiligen Bischofs schob ihn aber der sonst so fromme König bei Seite und sagte sehr ärgerlich: Dumm Zeug! — so was nicht leiden!"

Das Hauptstreben der Bischöfe war darauf gerichtet, die Einmischung der „weltlichen" Macht in die Kirchenangelegenheiten zu beseitigen, ja, wo möglich die Kaiser sich unterzuordnen. Der Bischof Ambrosius von Mailand machte damit gleich auf sehr freche Weise den Anfang. Er nahm es sich heraus, den Kaiser Theodosius zu excommuniciren, das heißt von der Kirchengemeinschaft auszuschließen!

Manche Kaiser, denen die Pfaffen mit der Hölle die Hölle heiß machten, waren schwach genug, zu der pfäffischen Anmaßung zu schweigen, und wenn nun das Volk sah, wie ihre gefürchteten Oberherren sich so demüthig gegen die Bischöfe betrugen, dann mußte es natürlich auf den Gedanken kommen, daß diese übermenschliche Wesen wären. Ja, an einigen Orten wurden die Bischöfe von den Christen mit dem evangelischen Hosianna empfangen!

So schwoll den Pfaffen immer mehr der Kamm. Schon 341 auf der Synode von Antiochien wurde es den Geistlichen verboten, sich in kirchlichen Angelegenheiten ohne Erlaubniß der Bischöfe an den Kaiser zu wenden. Die niedere Geistlichkeit wurde überhaupt immer mehr unterdrückt, und die Landbischöfe, welche über ihre Gemeinden dasselbe Recht gehabt hatten wie die Stadtbischöfe, wurden 360 durch Beschluß der Synode von Laodicäa ganz abgeschafft.

Das gewöhnliche Sprüchwort sagt: Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus; aber die Pfaffen waren schlechter wie die Krähen, sie hackten sich nicht allein die Augen aus, sondern die Köpfe ab, wenn sie konnten. Wegen der lächerlichsten theologischen Streitigkeiten lagen sie sich fortwährend in den Haaren und erfüllten deshalb die Welt mit Unruhe und Mord.

Einen bedeutenden Einfluß auf diese theologischen Streitigkeiten hatten die zahllosen Mönche, welche ihre Meinungen nicht allein mit den geistlichen Waffen, sondern weit wirksamer mit höchst irdischen Knitteln verfochten.

Sie bildeten förmliche Freicorps, welche von den fanatischen Bischöfen benutzt wurden und oft die gräulichsten Excesse begingen. Ein römischer Feldherr, Vitalianus, mußte 314 mit 6000 Mann in Konstantinopel einrücken, um die Stadt von den wüthenden Mönchen zu schützen.

Die zweite Kirchenversammlung zu Ephesus 449 n. Chr. erhielt den Namen Mörderversammlung, weil hier die tollen Mönche mit dem Degen in der Faust die Annahme der Glaubenssätze erzwangen, welche sie für gut hielten.

Einer der größten Fanatiker war der Bischof Cyrillus von Alexandrien. Sein Haß traf die in dieser Stadt seit 700 Jahren wohnenden Juden. Er hetzte den Pöbel und die Mönche gegen sie auf, ließ ihre Synagogen niederreißen und jeden Juden niederhauen, der ihnen in die Hände fiel. So verlor Alexandrien 4000 seiner fleißigsten Bürger.

Der römische Präfect Orestes wollte dem Unfug Einhalt thun; aber er verlor darüber fast sein Leben; ein wüthender Mönch schlug ihm mit einem Steine den Kopf entzwei. Und die römische Regierung schwieg, so sehr war das Pfaffengezücht schon gefürchtet!

Die schändlichste Grausamkeit verübten aber diese Kuttenhyänen gegen die Geliebte dieses Präfecten, die Tochter des Mathematikers Theon, die liebenswürdige Philosophin Hypatia. Zur Fastenzeit rissen die Mönche dies herrliche Weib aus ihrem Wagen, zogen sie nackend aus und schleppten sie wie ein Opferlamm in die Kirche. Hier ermordete man sie auf die grausamste Weise. Kannibalische Pfaffen kratzten ihr mit Muscheln das Fleisch von den Knochen und warfen die noch zuckenden Glieder in's Feuer! Und gegen solche Bestien soll man noch zarte Ausdrücke gebrauchen, will die Censur!

Stolz, Herrschsucht und Geldgier hatten in den Herzen der Pfaffen die Stelle der christlichen Liebe eingenommen. Die demokratische christliche Gleichheit war schon längst als unchristlich gebrandmarkt. Jeder Bischof strebte nur danach, sich über die andern Bischöfe empor zu schwingen, und so entstanden denn unter ihnen allerlei Rangabstufungen.

Die Bischöfe in den Hauptstädten von Provinzen oder Ländern erlangten bald eine Art von Oberhoheit über die der andern Städte und nannten sich Metropoliten. Aber auch unter diesen usurpirten einige wieder einen höhern Rang und wußten die Bischöfe mehrer Länder unter ihre Oberhoheit zu bringen. Sie nannten sich zuerst Exarchen, dann aber Patriarchen.

Zur Zeit des Kaisers Theodosius II. gab es fünf solcher Patriarchen zu: Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Rom. Sie waren von einander völlig unabhängig und in ihrem Range wie in ihren Vorrechten einander vollkommen gleich.

Wenn man eine Menge Ratten zusammen in einen Behälter sperrt und ihnen nichts zu fressen giebt, so fressen sie sich unter einander auf, bis endlich nur eine übrig bleibt. Die Kirchenratten waren aber noch gefräßiger wie die gewöhnlichen; sie waren nicht eingesperrt und hatten zu fressen genug, und dennoch fraßen sie sich unter einander, bis nur ein Kirchenrattenkönig übrig blieb!

Rom war die Hauptstadt der damaligen Welt; von hier gingen alle Befehle aus, welche sie regierten. Die Pfarrer der römischen Gemeinde, welche sahen, wie herrlich das Regieren von Rom aus von Statten ging, wurden lüstern danach, die kirchliche Welt eben so zu regieren, wie die Kaiser die weltliche.

Die übrigen Bischöfe fanden dies natürlich höchst einfältig und abgeschmackt und ärgerten sich über die Lügen, mit welchen ihre Kollegen zu Rom ihre Ansprüche unterstützten. Wenn wir diese Lügen untersuchen, so wissen wir nicht, ob wir mehr über deren Dummheit oder über deren Unverschämtheit erstaunen sollen.

Die Bischöfe in Rom sagten: „Jesus machte Petrus zum obersten der Apostel; diese waren ihm untergeordnet. Petrus war 42 Jahre 5 Monate und 10 Tage in Rom Bischof; wir sind seine Nachfolger, folglich — stehen alle Bischöfe und alle Fürsten der Christenheit unter unserer Oberhoheit."

Selbst wenn Jesus so unchristlich gehandelt und Petrus einen Vorrang vor den andern Jüngern gegeben hätte; selbst wenn Petrus Bischof in Rom gewesen wäre — so ist es noch immer eine sehr kühne Behauptung, daß deshalb seine Nachfolger — Statthalter Gottes auf Erden sind! Doch darüber brauchen wir gar nicht einmal zu streiten, denn es ist ja klar bewiesen, daß es Jesu nicht einfiel, Petrus einen Vorrang zu geben, und daß — Petrus niemals in Rom war!

Das Erste bedarf kaum eines Beweises. Jesus spricht es oft genug gegen seine Jünger aus, daß keiner vor dem Andern einen Vorrang habe, und Petrus ist es auch niemals eingefallen, darauf einen Anspruch zu machen, das sehen wir aus seinen Briefen. In einem derselben sagt er: „Die Aeltesten, so unter euch sind, ermahne ich als Mitälteste" u. s. w. (1. Petr. 5. 1.) Auch Paulus sagt kein Wort von dem Avancement des Petrus, sondern er schreibt (2. Kor. Kap. 11—12): „daß alle Apostel unter einander gleich geworden wären.

Doch wozu soll ich mich bei solcher offenbaren Abgeschmacktheit länger aufhalten. Petrus verdiente es auch nächst Judas gewiß von allen Jüngern Jesu am allerwenigsten, gleichsam als Oberhaupt an ihrer Spitze zu stehen. Er zeigte sich schwächer wie jeder Andere, indem er Jesus 3 Mal verleugnete und nicht einmal eine Stunde für Jesus wachen konnte, nachdem er doch vorher ruhmredig versichert hatte, daß er sein Leben für ihn lassen wolle!

Petrus war ein unüberlegter Hitzkopf, der mancherlei Uebereilungen beging, wozu der gegen Malchus geführte Streich — den ich ihm indessen gar nicht übel nehme — und die Ermordung des Ananias und dessen Weibes gehören. Nebenbei war er ein Duckmäuser, den Paulus wegen seiner

Heuchelei schilt*), ja, der sogar einmal den sanften Jesus so in Eifer brachte, daß er ihn einen Satan nannte.**)

Daß Petrus die christliche Gemeinde zu Rom gegründet habe, ja, daß er hier an 25 Jahre Bischof gewesen sei, ist eine noch dreistere Lüge, die sich mathematisch aus der Bibel nachweisen läßt. Deshalb wollen die Päpste es nicht leiden, daß sie von den Katholiken gelesen wird!

Die Apostelgeschichte geht bis in das Jahr 61 n. Chr. Geburt. Nach der Erzählung der päpstlichen Geschichtschreiber ist Petrus schon über 20 Jahre früher nach Rom gekommen; aber die Apostelgeschichte, die doch am Anfange so viel und so weitläufig von Petrus spricht — sagt von dieser so wichtigen Reise kein Wort!

Ganz sicher bewiesen ist es, daß Paulus in Rom war und hier unter Nero, zwischen den Jahren 66 bis 68, den Märtyrertod erlitt, zugleich, wie die Päpstler sagen, mit Petrus. Paulus war 2 Jahre in Rom und schrieb Briefe an verschiedene christliche Gemeinden, in denen er mehrer seiner Freunde und Anhänger gedenkt; aber von Petrus spricht er kein Wort!

Wäre dieser Bischof in Rom gewesen, so hätte es Paulus gar nicht umgehen können, ihn zu nennen, sei es auch nur, um sich über ihn zu beschweren, daß er ihn nicht in seinem Werke unterstützte, denn er sagt ausdrücklich, daß die von ihm genannten Männer seine einzigen Mitarbeiter im Reiche Gottes wären***). Also „Paulus schreibt davon nichts," daß Petrus jemals in Rom war.

Doch wenn dieser auch wirklich, ganz gegen seinen Beruf als Apostel, 25 Jahre lang der Pfarrer einer Anzahl bettelhafter Christen gewesen wäre, folgt denn daraus, daß die nachherigen Bischöfe von Rom das Recht hatten, mit Völkern, Kaisern und Königen wie mit Bettlern umzuspringen? Ei, ihr Herren Päpste, nennt euch in Gottes Namen Nachfolger Petri, aber macht euch nicht mehr Ansprüche als dieser!

Wo Petrus gestorben ist, das weiß man zum Glück für die Päpste nicht; und so konnten diese eine sehr schöne und rührende Geschichte erfinden. Paulus wurde als römischer Bürger blos enthauptet; aber der Jude Petrus wurde gegeißelt und dann gekreuzigt, den Kopf nach unten, wie er es — so erzählt die Legende — aus Demuth und zum Unterschied mit Christus verlangte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Gemeinde der Christen zu Rom zur Zeit, als Paulus dort war, noch nicht so groß, daß sie eines eigenen Aufsehers bedurfte, und von einem Bischofe in späterem Sinne konnte vollends nicht die Rede sein. Das Verdienst — wenn man es so nennen kann — die christliche Gemeinde zu Rom gestiftet zu haben, gebührt also unbedingt dem Paulus; dem Petrus aber auf keinen Fall.

*) Gal. 2, 11 u. f. w.
**) Matth. 16, 23.
***) Kol. 4, 7—14.

Alle Ansprüche also, welche die römischen Bischöfe darauf gründeten, daß sie Nachfolger des Petrus wären — zerfallen demnach in Nichts. — Ursprünglich wurden diese Peterlügen von ihnen nur deshalb erfunden, weil sie dadurch bewirken wollten, daß ihre Stimme bei Kirchenstreitigkeiten als die entscheidende gelten sollte. Als sie das erst durchgesetzt hatten, griffen sie weiter, denn l'appetit vient en mangeant.

Consequenter Weise beginnen die Päpste ihre Reihe mit Petrus. Nach ihm nennt man eine Menge zum Theil erdichteter Namen, um nur die Lücken auszufüllen; denn die erste Geschichte der römischen Bischöfe ist eben so dunkel wie die der römischen Könige. Mir soll es nicht einfallen, diese Herren Stadtpfarrer, denn Anderes waren sie nicht, aufzuzählen. Ich will mich damit begnügen, nur diejenigen näher zu beleuchten, welche die größten Schritte thaten, um dem Gipfelpunkt näher zu kommen, nach welchem sie Alle strebten.

Die Reihen der römischen Kaiser, die der asiatischen Despoten, kurz, keine Fürstenreihe der Welt bietet solche monarkische Ungeheuer dar, als die Reihe der Päpste, die sich die Statthalter Gottes nennen! — Aber sie mochten es noch so arg treiben, den verblendeten Menschen gingen die Augen nicht auf. Fürsten und Völker ließen sich von diesen heiligen Männern das Fell über die Ohren ziehen und küßten den Tyrannen noch demüthig den Pantoffel!

Fuhr einmal ein vernünftiger Fürst dem hochmüthigen Priester zu Rom über die Glatze, dann schrie das dumme Volk Zeter und Mordio, und war einmal das Volk vernünftig genug, den römischen Anmaßungen entgegen zu treten — dann kam gewiß ein einfältiger Fürst mit geweihtem Schwert und Hut und wetterte hernieder auf die verruchten Ketzer!

So kam es denn, daß die Päpste bis auf den heutigen Tag ein Recht ausüben, das ihnen Niemand gegeben. Durch eine unerhörte Dreistigkeit, durch die klügste Benutzung der Dummheit der Menschen haben sie sich nach und nach in den factischen Besitz desselben gesetzt, denn die Christen der ersten Jahrhunderte waren weit entfernt, ihnen dasselbe einzuräumen.

Ein Unrecht kann aber nie ein Recht werden, mag es auch Jahrtausende factisch bestanden haben. Die, welche darunter leiden haben volles Fug und Recht, sich von dem aufgezwungenen Joche loszumachen, sobald sie können.

Die sonst auf ihre Macht so eifersüchtigen Fürsten sind mir in ihrer Stellung zum Papste unbegreiflich! Sie dulden eine Gewalt im Staate, welche der ihrigen überall Abbruch thut, welche durch ihre Beamte das Volk beherrscht und stets bereit ist, dasselbe aufzuwiegeln, wenn der Fürst etwas unternimmt, was dem römischen Interesse entgegen ist.

Und wie häufig müssen dergleichen Fälle nicht vorkommen und besonders in Ländern, in denen die protestantische

Religion die vorherrschende und die der Regierung ist! Die neueste Zeit hat es bewiesen, wie die römischen Beamten stets bereit sind, der weltlichen Regierung ihres Landes entgegen zu treten!

Wie schwach zeigt sich eine solche Regierung, und wie erbärmlich steht sie den andern Unterthanen gegenüber, wenn sie sich von einem Rom verkauften Bischof ins Gesicht trotzen läßt. Ein Schriftsteller, der es wagt, eine Regierungsmaßregel zu tadeln — dem macht man den Proceß wegen Majestätsbeleidigung, frechen und unehrerbietigen Tadels der Gesetze und wie die neuerfundenen Ausdrücke alle heißen mögen; ein Minister, oder ein anderer Beamter, der mit einer fremden Regierung gegen die vaterländische conspirirt, wird mit Recht als Hochverräther angeklagt, und — ein römisch-katholischer Bischof darf das Alles thun, ja er darf durch Reden und Schriften das Volk zum Aufruhr reizen!

Ein solches Benehmen der Regierungen macht — wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt — böses Blut. Vor dem Gesetze sei Jeder gleich, der katholische Bischof, wie der protestantische Bauer. Ist es nicht so, dann werden die Herzen aller vernünftigen Unterthanen, welcher Confession sie auch sein mögen, der Regierung entfremdet; die echt römisch-katholischen sind es von vorn herein; denn halb gehören sie dem Vaterlande an, halb dem fremden Manne, der sich Papst nennt.*)

Wie schon oben gesagt, vor Ende des ersten Jahrhunderts hatte die römische Gemeinde wahrscheinlich weder einen besondern Bischof noch eine besondere Kirche. Die armen Christen mußten sich herumdrücken wie sie konnten, und ihre Aeltesten waren gewiß Männer von unbescholtenem Leben, denen es mit der Lehre Christi Ernst war. Das Märtyrerthum war ihnen unter den Verfolgungen so ziemlich gewiß, und daraus geht schon ganz sicher hervor, daß sie, andere Leute waren, wie ihre Nachfolger, welche durchaus nicht nach dem Martyrium schmachteten.

Der erste römische Bischof, der schon mehr gelten wollte, als seine Kollegen, hieß Victor (192—201). Er verlangte sehr ungestüm, daß alle übrigen Christen das Osterlamm zu der Zeit essen sollten, wenn es in Rom geschah, nämlich am Auferstehungstage Jesu, und nicht, wie es die andern Christen beibehalten hatten, am jüdischen Passahfest, wo es auch Christus aß.

Die andern Bischöfe meinten, es rappte wohl dem Herrn Kollegen in Rom unter der Mütze, und von seiner Berufung auf Petrus, der diesen Gebrauch in Rom eingeführt haben sollte, nahmen sie nur soviel Notiz, daß ihm der Bischof Polykrates von Ephesus antwortete: „Daß nicht Petrus, sondern Johannes an der Brust Jesu gelegen wäre.“ Von einer Oberhoheit des Petrus über die andern Apostel schien man damals, so nahe der Quelle, noch nichts zu wissen, und tausend Jahre später glaubte alle Welt daran!

Als die Christen in Rom einst zur Bischofswahl versammelt waren, setzte sich zufällig eine Taube auf den Kopf eines Mannes Namens Fabianus, und mit echt altrömischem Wunderglauben rief das Volk: „Der soll Bischof sein!“ Seitdem nahm man an, daß der heilige Geist bei jeder Bischofswahl gegenwärtig sei und sie leite. Das war bequem, nun konnte jede dumme Wahl ihm in die Schuhe geschoben werden.

Stephanus, welcher 253 Bischof wurde, war der Erste, der behauptete: er sei mehr als die andern Bischöfe, denn er sei der Nachfolger des heiligen Apostels Petrus. Ja, dies Papstwickelkind ging schon so weit, daß es den asiatischen Bischöfen die Kirchengemeinschaft aufkündigte, weil sie seinen Vorschriften nicht pariren wollten.

Diese waren höchlich erstaunt über die Frechheit ihres Herrn Bruders in Christo, und der Bischof Firmilian von Kappadocien äußerte sich in einem, den Bischofen zugeschickten Circulair, wie folgt: „Mit Recht muß ich mich in diesem Punkte über eine so offenbare als unverkennbare Thorheit des Stephanus ärgern, welcher sich seines Bischofsitzes rühmt und sich für einen Nachfolger des Apostels Petrus ausgiebt.“

Als Kaiser Konstantin die christliche Religion zur Staatsreligion machte, da wurde dieser Umstand sogleich von den römischen Bischöfen zur Erhöhung ihrer Macht benutzt. Durch niedrige Schmeichelei und Kriecherei gelang es ihnen, denen stets das Ohr der Kaiser zu Gebote stand, diese zu bewegen, daß ihnen immer mehr Vorrechte eingeräumt wurden. Dabei waren sie nicht blöde, sie nahmen, wo sie etwas bekommen konnten, wie ich schon im ersten Kapitel erzählt habe. So wurden sie reich und mit dem Reichthum von Jahr zu Jahr hochmüthiger.

Die Stelle des römischen Bischofs wurde nun eine sehr beneidenswerthe und sehr begehrte. Der heidnische Statthalter zu Rom, Prätextatus, sagte: „Macht mich zum Bischof von Rom, dann will ich sogleich Christ werden.“ Die Bewerber um diese Stelle lieferten sich die blutigsten Gefechte, in denen Hunderte von Menschen ihr Leben einbüßten.

Mit der Frömmigkeit und Heiligkeit der römischen Bischöfe war es längst vorbei, und wir sehen auf dem Bischofsstuhl schon Ehebrecher und Mörder. Doch bei solchen Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten und eben so wenig bei den ehrgeizigen Kämpfen zwischen den Bischöfen Roms und denen der andern Städte.

Es ist zwar sehr interessant, zu beobachten, wie durch konsequente Anwendung von Lüge, Unverschämtheit, List und Gewalt die Macht der römischen Bischöfe immer weiter um sich griff; allein eine solche Auseinandersetzung würde mich hier zu weit führen und ich will mich damit begnügen, die Stellung der römischen Bischöfe in den verschiedenen Jahrhunderten sowohl ihren Mitbischöfen als der weltlichen

*) Höre Ihr es, Katholiken dieser Republik!

Macht gegenüber, zu chevalleriren und nur einzelne dieser Ehrennamen als Beispiele anzuführen.

Schon im vierten Jahrhunderte hatten die römischen Bischöfe erlangt, daß ihnen der erste Rang unter den Patriarchen, also auch unter allen Bischöfen, zuerkannt wurde. Dies geschah jedoch nicht, weil sie Nachfolger des Petrus sein wollten, sondern weil sie ihren Sitz in der Hauptstadt des damaligen Welt hatten. Aber man dachte noch nicht daran, ihnen eine höhere Würde als den andern Patriarchen einzuräumen.

Mehr erlangten sie auch nicht im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert, wenn sie selbst auch schon anfingen, sich eine höhere Stellung anzumaßen und zu behaupten, daß sie vermöge der ihnen von Petrus unbeträchtigten Gewalt mit der Vorsorge für die allgemeine Kirche beauftragt wären.

Diese Anmaßungen wurden indessen noch von Niemand anerkannt. In diesen Jahrhunderten hielt man auch die allgemeinen Kirchenversammlungen für die einzige rechtmäßige kirchliche Behörde, welche für die Erhaltung der Einheit der Kirche Sorge tragen mußte. Ueber die Beobachtung der allgemeinen Kirchengesetze hatte jeder Bischof in seiner Diöcese, und vorzüglich jeder Patriarch in seinem Sprengel zu sorgen.

Die von den Aposteln gestifteten Gemeinden waren allerdings die Richtschnur für die übrigen, und da Rom im Abendlande die einzige der Art war (da sie von Paulus gestiftet wurde), so war es ganz natürlich, daß sich die abendländischen Bischöfe hin und wieder in streitigen Fällen collegialisch an die Bischöfe von Rom wandten und um Rath baten.

In solchen Fällen waren diese stets darauf bedacht, ihrem Ausspruch die Form eines Gesetzes zu leihen und wohl gar hinzuzufügen: es beliebt es dem apostolischen Stuhl. Wenn nun auch einzelne Bischöfe zu solchen Anmaßungen aufschwingen, worauf die römischen sogleich ein Recht gründeten, so protestirte man doch von allen Seiten dagegen, und einen Primat des römischen Stuhls dachte vollends noch Niemand, als höchstens die römischen Bischöfe selbst.

Kaiser Justinian erklärte sogar durch ein eigenes Gesetz die Kirche zu Constantinopel für das Haupt aller christlichen Kirchen, und Andere legten dem dortigen Patriarchen, zum größten Aerger des römischen, den Titel und Character eines allgemeinen Bischofs bei.

Selbst im Abendlande, wo doch der römische Bischof noch im höchsten Ansehen stand, räumte man ihm in dieser Zeit nicht einmal einen besondern Titel ein. Alle Bischöfe nannten sich Papst, Papa, Vater, auch Oberpriester, auch sogar Stellvertreter Christi, und gaben sich unter diesen Titel, als auch dem Bischof von Rom, der bald Papst der Stadt Rom, bald schlechtweg Papst genannt wurde. Sogar den Titel Patriarch wurde im Abendlande nicht einmal allein dem Bischof von Rom gegeben, es nannten sich die meisten Metropoliten so, und noch im Jahre 883 wurde der Bischof von Lyon, der auf der zweiten Synode zu Macon den Vorsitz führte, Patriarch genannt. Hierin liegt der Beweis, daß man im Abendlande noch gar nicht daran dachte, dem römischen Bischof einen höhern Rang einzuräumen.

Zeigten sich einzelne Kaiser nachgiebiger gegen die Bischöfe, so lag dies in ihrer Persönlichkeit. Der römische Bischof stand wie jeder andere Staatsbeamte unter dem Kaiser, und dieser und sein Statthalter war sein Richter. Die Reichssynoden wurden von den Kaisern berufen, und sie präsidirten hier durch einen Commissarius, und wenn auf der Synode zu Chalcedon der Legat des römischen Bischofs Leo den Vorsitz führte, so geschah es, weil er sich diesen als eine besondere Gnade vom Kaiser erbeten hatte. Die Beschlüsse dieser Synoden wurden nicht vom Bischof in Rom, sondern von den Kaisern bestätigt, und selbst wenn eine solche Kirchenversammlung gegen den Willen des römischen Bischofs gehalten wurde, so verlor sie dadurch nichts an ihrer allgemeinen Gültigkeit.

Bei streitigen Bischofswahlen entschied immer der Kaiser, und kein Bischof durfte seine Würde antreten ohne die kaiserliche Bestätigung. Machte auch der Stolz hin und wieder einen der Bischöfe verrückt, so wagten sie es doch nicht, sich über die Kaiser zu erheben. Selbst Gregor I. (590—604), in dem schon der Geist der spätern Päpste spuckte, war demüthig wie ein Hund vor den Kaisern.

In seinen Briefen an den Kaiser Mauritius gebraucht er die kriechendsten Wendungen, indem er schreibt: „Wer bin ich, der ich zu meinem Herrn rede, als Staub u. Wurm.“ Er nennt den Kaiser seinen „frommen Herrn, dem die Gewalt über alle Menschen vom Himmel herab ertheilt worden sei, und sich selbst nennt er seinen unwürdigen Diener.“

Dies war er in der That, denn er war durch und durch ein lasterhafter, heuchlerischer Schmeichler. Sein Benehmen gegen den Tyrannen Phokas beweist dies schon allein. Der Kaiser Mauritius, einer der edelsten Menschen, die jemals auf einem Throne saßen, wurde durch diesen Phokas, einen seiner Hauptleute, entthront. Selbst Nero ist gegen diesen blutdürstigen Ungeheuer ein guter, sanfter Mensch. Phokas ließ fünf Kinder des Mauritius vor dessen Augen grausam hinrichten und dann ihn selbst. Er rottete die ganze kaiserliche Familie aus, und mordete auf die scheußlichste Weise bis an das Ende seines Lebens.

Gregor hatte von Mauritius nur Gutes erfahren, er nannte ihn selbst seinen Wohlthäter, und dennoch unterlag er aus Kriecherei gegen Phokas den alten Kaiser. An den blutdürstigen Tyrannen schrieb er: „Wir sind wir hart geprüft gewesen, daß allmächtige Gott alte Euer Majestät erwählt und auf den kaiserlichen Thron gesetzt, um durch Euer Majestät barmherzige Gesinnung und Einsicht alle unsere Noth und Traurigkeit ein Ende zu machen. Der Himmel freut sich daher, und die Erde sei froh-

sich, und das ganze Volk müsse wegen einer so glücklichen Veränderung Dank sagen."

Und so warf sich Gregor weg, um Pholas mit sein gleich nichtswürdiges Volk auf seine Seite zu ziehen, damit er ihn vor dem Bischof von Konstantinopel bevorzuge, welcher zum größten Mißfallen Gregors den Titel „allgemeiner Bischof" angenommen hatte. Doch ich muß die Aeußerungen der Verachtung gegen diesen elenden Menschen unterdrücken, denn wo soll ich sonst Worte finden, die Handlungen seiner noch verruchteren Nachfolger zu bezeichnen?

Diesem Gregor verdankt die christliche Kirche die Einführung einer Menge sinnloser Ceremonien, die noch bis zum heutigen Tage Geltung haben. Er war es, welcher auch die letzten Spuren des wahren Christenthums verwischte. Er ist der Erfinder des Fegefeuers, dieser päpstlichen Prellanstalt, welche so trefflich rentirte, und auch der eifrigste Beförderer des Mönchswesens. Er hinterließ eine Menge Schriften, die von dem wundervollen Unsinn strotzen. In diesen Schriften sind auch Regeln für Geistliche enthalten, welche sogar vorschreiben, wie eines Bischofs Nase beschaffen sein soll! „Ein Bischof darf keine kleine Nase haben, denn — er muß Gutes und Böses zu unterscheiden wissen, wie die Nase Gestank und Wohlgeruch, daher auch das Hohelied sagt: „Deine Nase ist gleich dem Thurme auf Libanon." Ein Bischof darf aber auch keine allzugroße oder gekrümmte Nase haben, um nicht spitzfindig, oder niedergedrückt von Sorgen zu sein — er darf nicht triefäugig sein, denn er muß helle sehen, noch weniger kräzig, oder beherrscht vom Fleische."

Im siebenten Jahrhundert trug sich eine Veränderung zu, welche zwar dem Christenthume einen harten Stoß gab, aber für das Ansehen der römischen Bischöfe in der Folge höchst vortheilhaft wirkte. Muhamed trat auf als der Stifter einer neuen Religion.

Muhamed lehrte: „Es ist nur ein einziger Gott, welcher die ganze Welt beherrscht; er will von den Menschen allein verehrt sein durch Tugend. Tugend besteht in Ergebung in den göttlichen Willen, andächtigem Gebete, Wohlthätigkeit gegen die Armen u. Fremden, Redlichkeit, Keuschheit, Nüchternheit, Reinlichkeit, tapferer Vertheidigung der Sache Gottes bis in den Tod. Wer diese Pflicht erfüllt ist ein Gläubiger und empfängt den Lohn des ewigen Lebens."

Diese Lehre mußte in der damaligen Zeit großen Anklang finden, denn sie war einfach und verständlich, während die der Christen sich von der Jesu so weit entfernt hatte, daß sie unverständlicher, unklarer, mystischer und unvernünftiger geworden war, als die des Heiden jemals gewesen.

Der Islam, so nannte man die Lehre Muhameds, verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über ganz Asien und Nordafrika und verwüstete die christliche Kirche in diesen Ländern. Dadurch verschwanden die Patriarchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, und mit ihnen die gefährlichsten Gegner der römischen Anmaßungen. Muhamed und seine Nachfolger arbeiteten für die Päpste.

Diese waren aber bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts noch gar weit vom ihrem Ziele entfernt. Die Kaiser lichten ihnen noch nicht den Pantoffel, wie sie es später thaten, sondern gingen mit ihnen eben so um, wie mit den andern Staatsbeamten.

Der Bischof Libertus, welcher sich in Glaubenssachen nicht fügen wollte, wurde vom Kaiser Konstantin abgesetzt und verwiesen. Der stolze Bischof Leo der Große (452) mußte sich von Kaiser Valentin an als Gesandter an den Hunnenkönig schicken lassen, und der Bischof Aponat wurde in derselben Eigenschaft von dem Ostgothenkönig Theodat an Kaiser Justinian abgesendet.

Wie demüthig Gregor war, haben wir gesehen, und das war wenigstens Lug von ihm. Denn die Kaiser ließen nicht immer mit sich scherzen, wie es Konstans dem Bischof Martin (649—655) bewies.

Martinus wagte es, den Befehlen des Kaisers entgegen zu handeln, ja, er ließ sich in hochverrätherische Pläne ein. Dies bewog den Kaiser, den Bischof durch seinen Statthalter in Rom gefangen nehmen und nach Nizäa bringen zu lassen, wo er ein Jahr im Gefängniß saß.

Von hier brachte man den heiligen Vater nach Konstantinopel, sperrte ihn 39 Tage lang dort ein und schleppten ihn dann vor ein Gericht, welchem der Großschatzmeister präsidirte. Der Bischof hatte das päpstliche Uebel, das Podagra in den Beinen — seine Nachfolger hatten es häufig im Kopf — und erschien stehend in einem Sessel. Aber der Richter befahl ihm, das Verhör stehend abzuwarten, und da er dies nicht konnte, so wurde er von zwei Männern aufrecht gehalten.

Die Schuld war offenbar und so war ihm denn bald das Urtheil gesprochen. „Du hast gegen den Kaiser verrätherisch gehandelt, sagte der Großschatzmeister, du hast Gott verlassen und Gott hat dich wieder verlassen und in unsere Hände gegeben." Darauf übergab er den Bischof vom Rath dem Gouverneur von Konstantinopel mit der Weisung, ihn ohne Bedenken in Stücke zerhauen zu lassen, wenn er wolle.

Dem hochverrätherischen heiligen Vater wurde nun ein Halseisen angelegt und an Ketten wurde er durch die Stadt geschleppt. Vor ihm her ging der Scharfrichter mit entblößtem Schwert, zum Zeichen, daß der Verbrecher zum Tode verurtheilt sei. Darauf wurde er ins Gefängniß gebracht und mit eisernen Ketten auf eine Bank geschlossen und unter freiem Himmel gestellt, wie es mit allen Verbrechern den Tag vor ihrer Hinrichtung geschah.

Ueber den neuen deutschen König Heinrich erbarmte sich Niemand, als er halbnackt im Schloßhofe von Canossa im Schnee stand, aber Martin fand mitleidige Seelen. Die Gefängnißwärter legten ihm ein Bett und der Kämmerling des Kaisers ließ ihm zu essen bringen. Ihn, den fluchende fromme Patriarch, Paulus von Konstantinopel, den Martin feierlich als Ketzer verflucht hatte, bat auf seinem Sterbebette den Kaiser und seine Feinde Gebet. Er wurde ihm be-

willigt. Martin wurde aus dem Lande verwiesen. Wo hat jemals ein römischer Bischof um das Leben seines Feindes? — Der Nachfolger des Martinus zeichnete sich durch nichts aus — als, daß er diesen verhungern ließ!

Im achten Jahrhundert thaten die Päpste einen mächtigen Sprung vorwärts, wozu sie im Anfang desselben nicht die geringste Hoffnung hatten. Als die Longobarden Herren Italiens waren, da beschränkte sich die Macht der römischen Bischöfe nur auf ihre Diöcese, denn die barbarischen Könige erkannten sie nicht einmal als Patriarchen von Italien an, und die andern Bischöfe dieses Landes behaupteten ihre Unabhängigkeit.

Das änderte sich aber bald, als das longobardische Reich unter die Herrschaft der Franken kam. Durch sie wurden die römischen Bischöfe die größten Landbesitzer in Italien, und dies, wie die Unterstützung der Frankenkönige, half ihnen zum Primat in Italien.

Sie verloren zwar in dieser Periode vollends allen Einfluß auf Spanien, dafür traten sie aber wieder in nähere Berührung mit Gallien und legten den Grund zu ihrer Herrschaft in Deutschland. In England hatten sie schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts festen Fuß gefaßt, indem die dortigen christlichen Kirchen auf ihre Veranlassung gestiftet wurden.

Von 715 bis 735 saß Gregor II. auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom. Unter ihm brach der große Bilderstreit von dem ich schon früher gesprochen habe, und der das ohnedies schon durch Thronstreitigkeiten zerrüttet oströmische Reich noch mehr schwächte.

Eigentlich hatte man sich schon seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums wegen der Verehrung der Bilder gezankt, und die angesehensten und frömmsten Kirchenlehrer hatten den Bilderdienst als scheußlichsten Götzendienst verdammt. Um von den vielen Beispielen nur eins anzuführen, setze ich den Ausspruch Tertullians hier her: „Ein jedes Bild ist nach dem Gesetz Gottes ein Götze, und ein jeder Dienst, der demselben erwiesen wird, eine Abgötterei."

So wie Dieser, verdammen Eusebius von Cäsarea, Clemens von Alexandrien, Origenes, Chrysostomus und viele andere der geachtetsten Kirchenväter die Verehrung der Bilder als eine der christlichen Lehre durchaus Hohn sprechende Abgötterei. Aber die römischen Bischöfe u. die Mönche, welche den Vortheil erkannten, und ihre Kasse aus diesem Götzendienst ziehen mußte, vertheidigten die Bilder mit Leib und Leben.

Gregor II. war ein großer Bildernarr, und als der oströmische Kaiser Leo, der Isaurier, die Bilder mit Gewalt aus den Kirchen Italiens entfernen lassen wollte, da kam es zu den blutigsten Zwistigkeiten, welche der Longobardenkönig Luitprand dazu benutzte, seine Herrschaft in diesem Lande immer weiter auszudehnen.

Gregor hetzte Alles gegeneinander und wiegelte das Volk gegen den Kaiser auf. An diesen schrieb er den unverschämtesten Brief, in welchem er ihn einen „Ignoranten, einen Tölpel, einen dummen und verrückten Menschen, einen gottlosen Ketzer nannte." Der rechtschaffene Kaiser, anstatt diesen hochmüthigen Pfaffen hängen zu lassen, antwortete ihm mit großer Mäßigung, aber nun stieg erst recht die Frechheit Gregors, und in einem seiner Briefe schrieb der „Vater der Christenheit" an den Kaiser: „Jesus Christus schicke dir den Teufel in den Leib, damit dein Geist zum Heil gelange!"

Leo griff nun den unverschämten Bischof am richtigen Flecke an; er entzog ihm sein ganzes Patrimonium in Sicilien und Calabrien und unterwarf es dem Patriarchen von Konstantinopel. Dadurch verlor Gregor jährlich 225,000 Livres Einkünfte. Die katholische Kirche verehrt diesen Gregor als einen Heiligen!

Sein Nachfolger, Gregor III., fuhr ganz in demselben Geiste fort und wiegelte das Volk zu offener Empörung gegen den Kaiser auf. Als er aber auch den Longobardenkönig beleidigte, rückte dieser vor Rom. Der geängstigte Bischof, den nun alle heiligen Knochen nicht schützten, bat Karl Martell, den fränkischen Oberhaushofmeister, um Hülfe und wand sich vor ihm wie ein Wurm. Endlich ließ sich der Franke bewegen, ihn zu schützen, als er versprach, sich vom Kaiser loszusagen und ihm Rom zu unterwerfen.

Nach Gregors und Martells Tode wurde der Nachfolger des erstern, Zacharias, wieder arg von den Longobarden bedrängt, und sah nirgends Trost und Hülfe, als bei den Franken. Hier führte der Sohn Karl Martells, Pipin, das Schwert des Reichs, und hatte große Lust, den schwachen König Childerich III. zu entthronen.

Zacharias wußte es so zu lenken, daß die fränkischen Stände an ihn die Frage richteten: „Ob nicht ein feiger und untüchtiger König des Thrones beraubt und ein würdigerer an seine Stelle gesetzt werden dürfe?" Der römische Bischof antwortete Ja und machte sich dadurch den nun zum Frankenkönig erwählten Pipin zum Freunde.

Er erlebte aber die Früchte seiner Politik nicht. Von ihm verdient noch bemerkt zu werden, daß er einen Bischof, Namens, Virgilius, in den Bann that und als Ketzer verdammte, weil dieser behauptet hatte: daß die Erde eine Kugel sei und daß auf der andern Seite derselben Menschen wohnten, die uns die Fußsohlen zukehrten.

Bischof Stephanus II. (752—757) erntete, was seine Vorgänger gesäet. Bedrängt von den Longobarden, begab er sich in Person zu Pipin. Dieser schickte ihm seinen Sohn Karl dreißig Meilen weit entgegen und ritt selbst eine Meile, um ihn zu begrüßen. Er litt nicht, daß der Bischof vom Pferde stieg, sondern begleitete ihn selbst zu Fuß, gleich einem Stallknechte. So erzählen die päpstlichen Geschichtschreiber!

Pipin ließ sich in Paris von Stephan salben, und dieser entband ihn feierlich des Eides, den er seinem Könige geleistet, und that die Franken, wenn sie Pipin und seine

Nachkommen nicht als Könige anerkennen würden, in den Bann.

Diese freche und unverschämte Handlungsweise, weit entfernt die Franken zu empören, befestigte Pipins Macht, so sehr war dies tapfre Volk schon von dem päpstlichen Aberglauben umgarnt. Pipin zeigte sich dankbar; er schenkte dem Bischof das Exarchat, nämlich die heutige Romagna und Ankona, das ihm gar nicht gehörte!

Als Stephan nach Hause zurückgekehrt war, und die Franken zu lange zögerten, ihn von den Longobarden zu befreien, schrieb er einen Brief nach dem andern an Pipin und als dieser noch immer nicht kam, griff er zu einem ganz unerhörten, schamlosen Betrug. Er schickte einen Brief des Apostel Petrus an Pipin, seinen Sohn und die fränkische Nation, in welchem dieser Apostel auf die Longobarden schimpft, dringend um Hülfe bittet, aber auch droht: „daß, wenn Pipin nicht helfen wolle, er vom Reiche Gottes ausgeschlossen sei."

Pipin und seine Franken wären solche Einfaltspinsel, diesen groben Betrug für Wahrheit zu halten, und da sie es mit dem Himmelspförtner nicht verderben wollten, so rückten sie in Italien ein, zwangen die Longobarden, das Exarchat zu räumen, und setzten den Bischof von Rom in Besitz dieses Landes, welches dem oströmischen Kaiser gehörte und dessen Unterthan auch Stephan II. war.

Während die römischen Bischöfe selbst dafür besorgt waren, in Italien ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, arbeitete für sie in unserm Deutschland Bonifacius, welcher seiner Beschützer ganz würdig war. Ich habe schon früher von diesem Unglücksapostel gesprochen, dem wir, in dieser Zeit der Denkmale, eine Schandsäule setzen sollten, damit das Volk endlich aufhöre, solche jämmerliche Schufte unter seine großen Männer zu zählen!

Dieser Bonifacius kam nach Rom und leistete Gregor II. über dem erlogenen Grabe der Apostel einen Huldigungseid, durch welchem er sich dem Papstthume, nicht dem Christenthume, mit Leib und Seele unterwarf. Mit heiligen Knochen aller Art ausgerüstet, ging nun Bonifacius nach Deutschland und wandte alle von seinem Meister zu Rom erlernten Mittel an, die deutschen Bischöfe dem römischen Stuhl zu unterwerfen.

Das Christenthum hatte in Deutschland längst Wurzel gefaßt; allein Bonifacius rottete es als Ketzerei aus und gab dem Volke dafür die moderne Heidenreligion, die man schon damals in Rom für Christenthum ausgab. Er stiftete als Legat des römischen Bischofs eine Menge Kirchen in Deutschland, die er alle demselben unterwarf, und seinen Bemühungen gelang es, zu Stande zu bringen, daß 744 sämmtliche deutsche Bischöfe dem römischen Stuhle beständig Gehorsam gelobten!

Auch über die fränkischen Bischöfe erlangte der zu Rom eine Art von Oberhoheit; allein sowohl hier als in Deutschland hatte dieselbe noch ziemlich enge Grenzen, und man war weit davon entfernt, ihm die gesetzgebende Gewalt über die ganze christliche Kirche einzuräumen. Aber es war schon genug, daß man ihm eine gewisse Autorität zuerkannte. Mit Lug und Trug kamen, wie wir sehen werden, die Päpste bald weiter!

Wenn auch Pipin sich sehr demüthig zeigte, so fiel es doch seinem Sohne, Karl dem Großen, obgleich er sich in Rom vom Papste zum Kaiser krönen ließ, nicht im Allerentferntesten ein, sich diesem unterzuordnen; er betrachtete ihn als den ersten Reichsbischof und trat in alle Rechte, welche sonst der römische Kaiser ausgeübt hatte.

Aber dieser sonst so vernünftige und große Mann, welcher die Geistlichkeit wegen ihrer Habsucht, Prachtliebe und Sittenlosigkeit sehr derb herunter kanzelte, beging dennoch den dummen Streich, den Pfaffen ein Recht zu gewähren, welches nur dazu diente, die Macht zu erhöhen, von der Karls Nachfolger mißhandelt wurden. Er bestätigte den Zehnten!

Als die christlichen Priester sich ganz nach dem Muster der jüdischen bildeten verlangten sie auch, wie diese, den zehnten Theil der Ernte u. s. w. für sich. Bisher hatten sie die gläubigen Christen zur Zahlung dieser Abgabe durch Ueberredung zu verführen gesucht, und wenn auch schon am Ende des siebenten Jahrhunderts eine fränkische Synode den Zehnten für eine göttliche Satzung erklärte und Jeden mit dem Bann bedrohte, der ihn nicht bezahlen wollte, so war dies eben weiter nichts, als ein Beweis der pfäffischen Unverschämtheit, deren wir so viele haben.

Karl der Große machte den Zehnten erst gesetzlich, und bald dehnten ihn die Pfaffen auf alles Mögliche aus. Sie verlangten nicht nur den Zehnten von den Feldfrüchten, Schafen, Ziegen, Kälbern und dem Erwerb, sondern sie wollten ihn sogar von Dingen haben, die sich für Geistliche sehr schlecht schicken. Den Beweis dafür mag Folgendes liefern:

Zu Orescin belehrte der Pfarrer die Frauen im Beichtstuhl, daß sie ihm auch den Zehnten von — den ehelichen Umarmungen entrichten müßten. Eine der Frauen, welche sich von der Rechtmäßigkeit der geistlichen Ansprüche hatte überzeugen lassen, wurde von ihrem Manne über ihre lange Abwesenheit zur Rede gestellt; von ihm gedrängt, beichtete sie das saubere Beichtstuhlgeheimniß. Der beleidigte Ehemann sann auf eine herbe Züchtigung. Er veranstaltete ein großes Gastmahl, zu welchem auch der zehntenlustige Pfarrer geladen wurde. Als man in der besten Unterhaltung war, erzählte der Wirth die saubere Geschichte der Gesellschaft und wandte sich dann plötzlich gegen den entsetzten Pfaffen, indem er sagte: „Da du nun von meiner Frau den Zehnten von allen Dingen verlangst, so empfange nun auch den hier." Dabei überreichte er ihm ein Glas voll Urin und — nun die Leser mögen sich denken, was darin war — und zwang den halbtoden Pfarrer, dasselbe vor den Augen der ganzen Gesellschaft zu leeren! —

Seitdem wird ihm wohl der Appetit nach dem Zehnten etwas vergangen sein!

Karls des Großen unwürdige Nachfolger begingen die Unklugheit, sich ebenfalls von dem Papste krönen zu lassen, und so wurde in dem dummen Volke bald die Idee erweckt, daß der Papst über dem Kaiser stehe, da er ihn ja erst durch die Krönung zum Kaiser mache! Die Einwilligung, welche aber die Päpste zu ihrer Wahl vom Kaiser bedurften wurde stets ohne Sang und Klang eingeholt, damit das Volk davon nichts merkte.

Papst Eugenius entwarf selbst den Eid, welchen er „seinen Herren, den Kaisern Ludwig und Lothar" leistete und den auch seine Nachfolger den Kaisern schwören mußten. Dieser Eid, den ich nicht ausführlich hersetzen will, steht auch in den Diplomen, die von den Kaisern Otto I. und Heinrich I. in der Engelburg in Rom aufgefunden wurden. Es ist also ganz klar bewiesen, daß die Päpste damals vollkommen anerkannten, daß sie Untergebene der Kaiser waren.

Es ist ordentlich erbaulich, zu lesen, mit welcher grenzenlosen Unverschämtheit die Päpste dies abzuläugnen suchten! Wahrhaft groß darin war Nicolaus I. (858—868). Er behauptet: „daß die Kaiser, wenn sie Synoden für nöthig hielten, stets nach Rom geschrieben und nicht befohlen, sondern nur gebeten hätten, eine Synode zusammen zu rufen, und dann gut geheißen oder verdammt hätten, was man in Rom für nöthig fand."

Er war sogar so dreist, zu behaupten: „daß die Unterthanen den Königen, die den Willen Gottes (d. h. des Papstes) nicht thäten, keinen Gehorsam schuldig wären." Seinen Namen setzte er in allen Schriften vor den der Könige, ja, er wagte es, Lothar zu excommuniciren, und dieser — bat wirklich demüthig um Absolution!

Die Erzbischöfe Teutgaud von Trier und Günther von Köln traten kühn dem frechen Nickel entgegen. „Du bist ein Wolf unter Schafen," sagten sie zu ihm, „du handelst gegen deine Mitbischöfe nicht wie ein Vater, sondern wie ein Jupiter, du nennest dich einen Knecht der Knechte und spielst den Herrn der Herrn — du bist eine Weshe — aber glaubst du, daß du Alles thun dürfest, was dir gefällt? Wir kennen dich nicht und deine Stimme und fürchten nicht deinen Donner — die Stadt Gottes, von der wir Bürger sind, ist größer als Babylon, das sich rühmt, ewig zu sein, und sich brüstet, als ob es nie irren könne."

Doch was helfen alle diese Anstrengungen? Die starke Kreuzspinne zu Rom spann ihr Lügengewebe über ganz Europa und bestrickte damit endlich Könige, Bischöfe und Volk! Es ging aber damit den Päpsten noch immer zu langsam und sie ersannen einen Betrug, der ihnen schneller zum Ziele helfen sollte und, Dank der Dummheit der Welt, leider auch half:

Niemand wollte noch an die Rechtmäßigkeit all der Rechte glauben, welche die Päpste nach und nach usurpirt hatten. Dies war ihnen in vielen Fällen fatal und sie mußten sehr wünschen, es nachweisen zu können, daß schon die ersten römischen Bischöfe solche Machtvollkommenheit gehabt hätten, wie sie in Anspruch nehmen.

Zu diesem Zweck wurden zu Anfang des neunten Jahrhunderts die in der Geschichte unter dem Namen der Pseudo-Isidorischen Dekretalen bekannten Urkunden von einem päpstlichen Betrüger zusammengestellt. Sie wurden unter dem Namen des höchst gelehrten Bischofs Isidor von Sevilla [der 636 starb] verbreitet und begannen mit sechszig Briefen der allerersten Bischöfe Roms, denen eine Menge bischöflicher Dekretalen [Beschlüssen], echte und falsche durcheinander, folgte.

Der Hauptzweck dieses Buches war es, die ganze Kirchenzucht über den Haufen zu werfen, den römischen Bischof zum unumschränkten Kirchenmonarchen zu machen, ihm mit Vernichtung aller Metropolitan- und Synodalgewalt die Bischöfe unmittelbar zu unterwerfen; die Kirche von aller weltlichen Gerichtsbarkeit unabhängig zu machen und allen Einfluß des Staates auf kirchliche Angelegenheiten und Verhältnisse zu zerstören.

In diesem saubern Machwerke ist auch eine Schenkungsurkunde enthalten, durch welche der Kaiser Konstantin dem Apostel Petrus das ganze abendländische Reich und dessen Hauptstadt Rom zusichert.

Das Betrügerische dieser Briefe und Urkunden liegt so klar am Tage, daß man kaum begreift, wie selbst Bischöfe ihnen damals Glauben schenken konnten. Aber die meisten derselben waren ungelehrte Leute, welche nicht einmal die Geschichte ihrer Kirche kannten. Fragte ein Gescheuter unter ihnen nach den gewiß in Rom aufbewahrten Originalien dieser Dekretalen, dann wußte man sehr schlau und ausweichend zu antworten, und die meisten Bischöfe ließen fünf grade sein, da sie lieber von dem entfernten Bischof von Rom, als von ihrem Metropoliten abhängig sein wollten, der ihnen zu nah auf die Finger sah.

In diesen Briefen, die angeblich von den römischen Bischöfen der ersten Jahrhunderte geschrieben waren, kommen Bezeichnungen von Dingen vor, die man zu ihrer Zeit noch gar nicht kannte. Ja, der betrügerische Fabrikant dieses Buches läßt sie Stellen aus der Bibel nach der Uebersetzung des heiligen Hieronymus, selbst aus Büchern citiren, die erst im siebenten Jahrhundert geschrieben wurden! Ja, es sind sogar Stellen aus den Beschlüssen einer Synode zu Paris im Jahr 829 in diesem Werke aufgenommen!

Doch, wie lächerlich es auch klingen mag, diese Pseudo-Isidorischen Dekretalen, dieses so ungeschickte, betrügliche Machwerk sind die Grundlage des Papstthums. Durch sie wurden die Päpste unumschränkte Gesetzgeber in geistlichen und weltlichen Dingen, durch sie erhoben sie sich über Völker und Fürsten, ließen sich als Halbgötter anbeten, verfügten willkürlich über mächtige Reiche, ja, verschenkten ganze Welttheile.

Der Titel also, den ein meuchelmörderischer Schurke, Phokas, ertheilte; die Schenkung gestohlenen Gutes, welches ein Usurpator, Pipin, machte, und eine ganz gemeine Fälschung, diese Pseudo-Isidorischen Dekretalen — sie bilden die unheilige Dreieinigkeit, auf welcher die päpstliche Macht gegründet ist, Mord, Diebstahl, Fälschung! Ein saubres Fundament!

Das Gebäude, welches darauf erbaut wurde, hielt bis auf den heutigen Tag, denn es war gemörtelt mit der Dummheit der Menschen, und die Risse, welche die Vernunft zu manchen Zeiten darin machte, wurden zugeleimt mit dem Blute von Millionen!

Die Pseudo-Isidorischen Dekretalen äußerten schon ihre Kraft unter dem obengenannten Papst Nicolaus I. und noch mehr unter Johannes VIII., der 872 den römischen Stuhl bestieg. Er geberdete sich schon wie ein rechter Papst und sprach von dem Kaiser Karl dem Kahlen: „da er von Uns zum Kaiser gekrönt sein will, so muß er auch zuerst von Uns gerufen und erwählt sein!“ Er war der Erste, der den Kroncandidaten eine förmliche Capitulation vorlegte, ehe sie zur Krönung nach Rom kommen durften!

Karl dem Dicken, der einige Klostergüter verschenkt hatte, schrieb er: „Wenn du solche binnen sechszig Tagen nicht wiederschaffst, sollst du gebannt sein, und wenn auch dies nicht hilft, durch derbere Schläge klug werden.

Er sprach in einem Schreiben an die deutschen Bischöfe mit dürren Worten aus, wohin das Streben aller Päpste zielte: „Was schaffen wir denn in der Kirche an Christi Statt, wenn wir nicht für Christus gegen der Fürsten Uebermuth kämpfen? Wir haben, sagt der Apostel, nicht mit Fleisch und Blut, sondern wider die Fürsten und Gewaltigen zu kämpfen.“ O, wollten doch unsre Fürsten Geschichte studiren!

Stephan V. [885—891] war schon nicht mehr damit zufrieden, ein Mensch zu sein, denn er sagte: „Die Päpste werden, wie Christus, von ihren Müttern durch die Ueberschattung des heiligen Geistes empfangen; alle Päpste seien so eine gewisse Art von Gott-Menschen, um das Mittleramt zwischen Gott und den Menschen desto besser betreiben zu können; ihnen sei auch alle Gewalt im Himmel und auf Erden verliehen worden.“

Der Strom der päpstlichen Nichtswürdigkeit und Unthaten wird nun immer breiter. Mit dem zehnten Jahrhundert beginnt das sogenannte „römische Hurenregiment.“ Gemeine Buhldirnen regieren die Christenheit und schalten und walten nach Gefallen über den sogenannten apostolischen Stuhl.

Ich könnte leicht parteiisch erscheinen, wenn ich diese schmachvolle Periode der Wahrheit getreu charakterisirte, deshalb mag für mich der Cardinal Baronius sprechen, ein durchaus päpstlicher Schriftsteller. Er sagt: „In diesem Jahrhundert war der Greuel der Verwüstung im Tempel und Heiligthum des Herren zu sehen, und auf Petri Stuhl saßen die gottlosesten Menschen, nicht Päpste, sondern Ungeheuer. Wie häßlich sah die Gestalt der römischen Kirche aus, als geile und unverschämte Huren zu Rom Alles regierten, mit den bischöflichen Stühlen nach Willkür schalteten und ihre Galane und Beischläfer auf Petri Stuhl setzten.“

Doch man darf nicht glauben, daß nur die Päpste ein so unwürdiges Leben führten, nein, verdorben wie das Haupt, so waren auch die Glieder. König Edgard sagt in einer Rede von der englischen Geistlichkeit: „Man findet unter der Klerisei nichts Anderes als Ueppigkeiten, liederliches Leben, Völlerei und Hurerei. Ihre Häuser haben sie ganz infam gemacht und sie in Hurenherbergen verwandelt. Tag und Nacht wird darin gesoffen, getanzt und gespielt. Ihr Bösewichte, müsset ihr die Vermächtnisse der Könige und die Almosen der Fürsten so anwenden?“ Ich werde später hinlängliche Beweise anführen, daß König Edgard die Wahrheit sprach, und daß seine Strafrede nicht allein die Geistlichkeit Englands, sondern aller Länder anging.

Nicht der heilige Geist, sondern die Maitresse des mächtigen Markgrafen Adalbert von Toskana, Marozia, erhob Sergius III. auf den päpstlichen Stuhl und zeugte mit ihm hier ein Söhnlein, welches später ebenfalls Papst wurde. Als dieser Papst starb, gaben ihm Marozia und ihre Schwester Theodora ihren Liebling Anastasius II. zum Nachfolger. Diesem folgte in kurzer Zeit, weil das Schwesterpaar viel Päpste consumirte, Johannes X., der es aber mit Marozia verdarb, die ihn gefangen setzen und ersticken ließ. Leo VI., der ihm folgte, wurde ebenfalls nach einigen Monaten ermordet.

Endlich machte Marozia ihren mit Sergius erzeugten Sohn Johannes XI., der noch fast ein Kind war, zum Papst. Mord und Todtschlag erfüllte Rom. Einer der Feinde des Papstes bemächtige sich desselben und ließ ihn im Gefängniß vergiften.

Die tolle Wirthschaft, die in Rom und überhaupt in Italien zu dieser Zeit herrschte, ist zu verwirrt und bunt, als daß ich mich auf nähere Umstände einlassen könnte. Im Jahr 956 gelang es einem Enkel der Marozia, Namens Octavian, den päpstlichen Stuhl zu erobern, obwohl er erst neunzehn Jahr alt und niemals Geistlicher gewesen war. Er nannte sich Johannes XII. und ist ein wahres Juwel von einem Papst, der es noch toller trieb als sein gleichzeitiger College, der griechische Patriarch Theophylaktus — ein Junge von sechszehn Jahren!

Johannes verkaufte Bisthümer und Kirchenämter an den Meistbietenden, und verwandte mehr auf Pferde und Hunde, als wohl einem Papst ziemt. Von ersteren hielt er nicht weniger als 2000, und diese fütterte er aus bloßer Verschwendungssucht mit Pistazien, Rosinen, Mandeln und Feigen, die vorher in guten Wein eingeweicht waren. Guter Hafer und Heu wäre ihnen höchst wahrscheinlich lieber gewesen.

Unter seiner Regierung ging es recht lustig zu, man lachte und tanzte in der Kirche und sang dazu liederliche Lieder. Der päpstliche Palast wurde von ihm in ein Serail verwandelt. Kein Weib war mehr so keck, sich sehen zu lassen, denn Johannes nothzüchtigte Alles, Mädchen, Frauen und Wittwen, selbst über den Gräbern der heiligen Apostel. So erzählte von ihm der Bischof von Cremona, Luitbrand.

Die Wirthschaft wurde endlich dem Kaiser Otto I. zu toll. Er berief ein Concil, und hier erfuhr er von dem „heiligen Vater" höchst unheilige Dinge. Die achtungswerthesten Bischöfe traten gegen ihn als Ankläger auf. Einer sagte, daß er gesehen, wie der Papst Einen im Pferdestalle zum Bischof ordinirte; Andere bewiesen, daß er Bischofsstellen für Geld verkaufte und daß er einen zehnjährigen Knaben zum Bischof von Lodi gemacht habe. Die Unzucht will ich hier übergehen, weil sie zu viel Platz wegnehmen würde. Man beschuldigte ihn ferner, daß er den Cardinal Subdiakonus castrirt, mehrere Häuser in Brand gesteckt, beim Wein des Teufels Gesundheit getrunken und beim Würfelspiel oftmals Venus und Jupiter angerufen habe.

Nachdem die Synode feierlich die Wahrheit dieser Aussagen beschworen hatte, bat sie den Kaiser, den Papst trotz aller Beweise nicht ungehört zu verdammen. St. Johannes wurde also citirt, aber statt seiner kam ein Brief, in welchem er schrieb: „Wir hören, daß ihr einen andern Papst wählen wollt: Ist das eure Absicht, so excommunicire ich euch Alle im Namen des allmächtigen Gottes, damit ihr außer Stand gesetzt werdet, weder einen Papst zu ordiniren, noch auch Messe zu halten."

Nun machte Kaiser Otto I. nicht viel Umstände mit Johann, setzte ihn ab und den vom Volk, Adel und Geistlichkeit erwählten Leo VIII. an seine Stelle. Johann hatte sich mit den Schätzen der Petrskirche davon gemacht.

Als Kaiser Otto mit seinen Deutschen abmarschirt war, da verlangten die römischen Damen nach ihrem Liebling Johannes und wußten es durch ihren Anhang dahin zu bringen, daß er wieder im Triumph in Rom eingeführet wurde. Leo gelang es, zu entkommen, aber mehrere seiner Freunde fielen Johannes in die Hände und er ließ sie schändlich verstümmeln. Otgar, Bischof von Speier, der noch in Rom war, wurde so lange gepeitscht, bis er starb!

St. Johannes genoß aber die neue Herrlichkeit nicht lange. Er entführte eine schöne Frau, wurde von dem Manne derselben auf der That ertappt und „auf der Bresche" der erstürmten Citadelle todtgeschlagen. Ein seltsames Sterbekissen für einen heiligen Papst!

Ich habe die Thaten dieses Johannes etwas ausführlicher erzählt, um die Leser vorzubereiten auf die späteren Päpste, die noch heiliger waren. Die andern „heiligen Väter" dieses Jahrhunderts will ich etwas summarischer behandeln.*)

*) Fortsetzung folgt.

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

Katharina Théot, die Mutter Gottes. Robespierre-Messias.
(Juni 1794.)

Es war die Zeit des Fanatismus. Das Uebermaß der Gemüthsbewegungen hatte den kalten, ruhigen Verstand gebrochen, gebeugt und entmuthigt. Ueberall sah man — ohne von der Vendée zu sprechen — ein Wunder nach dem andern. In Artois war ein Gott erschienen. 94 standen die Todten aus ihren Gräbern auf. Im Lyonnais hatte eine Wahrsagerin großen Zulauf. Hunderttausend gläubige Seelen ergriffen den Wanderstab und zogen fort, ohne zu wissen, wohin. In Deutschland verbreiteten sich die unzähligen Secten der Illuminaten nicht nur durch alle Schichten des Volkes, sondern selbst bis in die höchsten Klassen der Gesellschaft. Selbst der König von Preußen war Illuminat. Aber kein Mensch in ganz Europa erregte die Aufmerksamkeit dieser Mystiker in höherem Grade, als Maximilien Robespierre. Sein ganzes Leben, seine Erhebung zur höchsten Macht durch die Gewalt seiner Feder, was war dies Anderes, als ein Wunder und vielleicht das erstaunenswürdigste von all diesen Wundern? Es kamen ihm Briefe zu, die ihn geradezu für einen Messias erklärten. Andere sahen deutlich am Himmel die Constellation Robespierre. Am 2. Aug. 1793 bezeichnete der Präsident der Jacobiner Robespierre, ohne ihn zu nennen, als den Heiland, welchen Frankreich erwartet. Unzählig viele Leute hatten sein Portrait wie ein Heiligenbild bei sich aufgehängt. Frauen, ja selbst Generale, trugen ein Miniaturbild von Robespierre auf ihrem Herzen, küßten und beteten es wie ein Bild des Heilands an. Das, was noch mehr Staunen erregte, war: daß Jene, die ihn beständig und in nächster Nähe sehen konnten, daß seine heiligen Frauen, u. A. eine Baronne Chalabre, die gleichzeitig sein geheimer Polizeispion war, ihn wie ein Wesen anderer, höherer Art betrachteten. Versunken im Anschauen seiner Tugenden falteten sie die Hände und flüsterten, bebend voll Ehrfurcht:

— Ja, Robespierre, Du bist unser Heiland!

Von dem kleinen (jetzt niedergerissenen) Hotel, in welchem der Sicherheitsausschuß residirte, nach den Tuilerien, in welchen der Wohlfahrtsausschuß seine Sitzungen hielt, führte ein dunkler Corridor. Hieher kamen die Agenten der Polizei, um ihre versiegelten Pakete niederzulegen, von hier trugen kleine Mädchen die Briefe und Pakete zu der großen Scheinheiligen des zukünftigen Heilands, zu jener Madame Chalabre, deren Sohn Spielbank-Unternehmer im Palais royal war.

Der bittere Cevenne, Rabaud-Saint-Etienne hatte sehr gut errathen, daß dieser lächerliche Mummenschanz, diese Umgebung scheinheiliger Betschwestern, die Geduld Robespierre, dieses Puppenspiel zu ertragen, der verwundbare Fleck, die Achilles-Ferse sei, an der dieser Held sterblich war. Girey-Dupré griff diese Ferse in einem witzigen, geistreichen Weihnachtsliede an, und Fabre d'Eglantine benützte dieselbe Idee zu einem Lustspiele, das bald darauf, wie der Autor selbst, von der Bühne verschwand.

Aber um die Anklage klar und bestimmt abzufassen, bedurfte es einer Thatsache und einer Gelegenheit, sie zu ergreifen. Robespierre gab sie selbst.

In seinem Polizeitriebe unersättlich neugierig auf Alles, was sich auf seine Feinde, auf die Mitglieder des Sicherheitsausschusses bezog, deren Macht er zu brechen Willens war, durchsuchte er gern die Cartons dieses Ausschusses. Hier fand er die auf die Herzogin von Bourbon bezüglichen Papiere, nahm sie und weigerte sich, sie wiederzugeben. Das Comité verschaffte sich eine Abschrift davon und gewahrte, daß diese Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen lag, eine Angelegenheit des Illuminismus war.

Aber welch geheimen Grund hatte Robespierre, die Illuminaten zu beschützen und zu verhindern, daß deren Angelegenheit nicht gerichtlich verfolgt werde?

Diese Secten sind den Politikern niemals gleichgiltig gewesen. Der Herzog von Orleans hatte sich sehr tief mit den Freimaurern und den Tempelherren eingelassen und es heißt sogar, er sei Großmeister der Letztern gewesen. Die Jansenisten, die, verfolgt, eine geheime Gesellschaft bildeten, zogen durch die ungewöhnliche Geschicklichkeit, mit der sie die geheimnißvolle Veröffentlichung der „Nouvelles ecclesiastiques" bewerkstelligten, die ganz besondere Aufmerksamkeit der Jacobiner auf sich. Die sinnreich ausgedachte Schilderung, die jenen Mechanismus entschleierte, war im Jahre 90 die einzige Zierde der Bibliothek der Jacobiner. Robespierre wohnte von 89 bis 91 in der Rue de Saintlonge au Marais, in der Nähe der Rue de Touraine, fast an der Thür jenes Allerheiligsten, in welchem die überspannten Köpfe des sterbenden Jansenismus ihre letzten Wunder gewirkt hatten. Die Hauptsache war, die Frauen an das Kreuz zu schlagen. Es war leicht vorauszusehen, daß der Herrschaft des Schreckens eine Verschlimmerung des Fanatismus folgen werde. Wer aber sollte daraus Vortheil ziehen?

Im Schloß der Herzogin von Bourbon predigte ein Adept, der Karthäuser Dom Gerle, Robespierre's College zur Zeit der constituirenden Versammlung, derselbe Mann, der die ganze Assemblé ein Erstaunen setzte dadurch, daß er als Sache, die sich gleichsam von selbst verstand, verlangte, daß der Katholicismus zur Staatsreligion erklärt wurde. Dom Gerle verlangte zu derselben Zeit, daß die Versammlung die Wahrheit der Weissagungen einer Närrin, der jungen Susanne Labrousse, anerkenne. Dom Gerle war seitdem mit seinem frühern Collegen Robespierre immer in Verbindung geblieben. Er besuchte ihn oft und ehrte ihn wie einen Schutzheiligen u., wahrscheinlich, um ihm zu gefallen, wohnte auch er bei einem Schreiner. Dom Gerle hatte von Robespierre ein Certifikat unverdächtigen Bürgersinn erhalten.

Der Karthäuser war, obgleich guter Republikaner, nebenbei auch Prophet. In einer Bodenkammer des Quartier latin war ihm die Sehergabe eingehaucht worden durch eine alte Frau, die man die Mutter Gottes hieß. Katharine Théot (dies war ihr Name) ward in ihren Mysterien von zwei jungen, hübschen Frauen unterstützt, von denen die Eine, welche brünett war, die Sängerin, die Andere, welche blond war, die Taube hieß. Sie verschafften der Dachkammer der alten Mutter Gottes zahlreichen Zuspruch. Es kamen Royalisten, Magnetiseure, Schwachköpfe, Spitzbuben und allerhand Natren zu ihr. Bis zu welchem Puncte konnte ein so ernster Mann wie Robespierre sich mit diesem Mummenschanze eingelassen haben? Das weiß man nicht. Man weiß nur, daß das alte, halb blödsinnige Weib drei Armstühle hatte: einen weißen, einen rothen, einen blauen; auf dem ersten thronte sie, auf dem zweiten, der zu ihrer Linken stand, Dom Gerle, der sich ihren Sohn hieß. Für wen aber ward der dritte Armstuhl, der Ehrenplatz, der zur Rechten der Mutter Gottes stand, aufbewahrt? War's nicht für einen ältern Sohn, für den Heiland, welcher kommen sollte, für den Messias, der nicht Frankreich blos, sondern das ganze Menschengeschlecht retten sollte?

Wie lächerlich diese Sache auch an und in sich selbst sein konnte, so zeigte sie doch zwei Puncte, aus welchen sich der Versuch einer plumpen Association zwischen dem christlichen Illuminismus, dem revolutionären Mysticismus und der Gründung einer neuen Propheten-Herrschaft herausfinden läßt.

Das erste Siegel des Evangeliums war die Verkündigung des Worts; das zweite die Spaltung der Culte; das dritte: die Revolution, das vierte: der Tod aller Könige, das fünfte: die Vereinigung aller Völker, das sechste: der Kampf des Würgengels, das siebente und letzte Siegel endlich: die Auferstehung des auserwählten Sohnes der Mutter Gottes und das allgemeine, durch die Propheten beschützte Menschenwohl.

Wo aber wird am Tage der Auferstehung die Mutter Gottes sein? Auf ihrem Throne, zwischen den Propheten, im Phantheon.

Der Spion Sénart, der sich in die Mysterien dieses neuen Cultus einweihen ließ, um die Mutter Gottes zu verrathen und sie festzunehmen, fand bei ihr, wie er aussagte, ein in ihrem Namen an Robespierre gerichtetes Schreiben, in welchem sie ihn ihren ersten Propheten, den Sohn des höchsten Wesens, den Erlöser, den Messias nennt.

Die beiden Gascogner, Barrere und Vadier, die den malitiösen Bericht über diese Entdeckung abfaßten, der bald

darauf von den Ausschüssen in den Convent geschleudert ward, hatten nicht verfehlt, als Ingredienzien in den Hexenkessel allerhand fremdartige Dinge und darunter auch ein Bild vom kleinen Capet, das man in Saint-Cloud gefunden hatte, beizumischen. Dies Bild des Dauphins gab den Vorwand, im Berichte von Royalismus und von brasilianischer Wiederherstellung des Königthums zu sprechen. Der Convent, ganz confus gemacht, wußte Anfangs nicht, was er davon glauben sollte. Erst nach und nach begriff er. Aus dem dumpfen, düstern Vortrage Vadier's fühlte er die mächtige Komik dieses Schwankes heraus. Der Spaß im Munde eines Mannes, der seine ernste Miene zu behaupten weiß, reißt zu unwiderstehlichem Gelächter hin. Der Eindruck war so mächtig, daß der Convent, selbst unter dem Beile der Guillotine, darüber aus vollem Halse hatte lachen müssen. Man wand sich auf den Bänken ... vor Gelächter. Und im allgemeinen Enthusiasmus ward beschlossen, daß dieser Bericht gedruckt und, in hunderttausend Exemplaren abgezogen, an die 40,000 Gemeinden der Republik, an alle Verwaltungsbehörden und an die Armeen versandt werde, um ganz Frankreich Kunde zu geben vom Erscheinen des neuen Messias.

Nichts hat unmittelbarer und mächtiger zum Sturze Robespierre's, als die Verbreitung dieses lügenhaft ausgeschmückten Berichtes beigetragen.

Der Mann des Schreckens war dadurch zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters herabgesunken.*)

Die Damen Saint-Amaranthe.

(Juni 1794.)

Jene Geschichte von der Mutter Gottes hing mit einer andern, noch weniger begründeten Anklage zusammen, deren Gegenstand ebenfalls Robespierre war.

Man suchte das Gerücht zu verbreiten, der Apostel der Jacobiner sei so weit gegangen, Proselyten selbst in den Spielhäusern und Schülerinnen unter jenen Damen zu suchen, die bei sich Spieler empfingen.

Absichtlich, boshafter und verläumderischer Weise verwechselte man Robespierre den Aelteren mit dem jüngeren Robespierre, der diese Häuser allerdings zu besuchen pflegte.

Augustin Robespierre, Advokat, leichtsinniger Schwätzer und Lebemann, der allen Vergnügungen nachlief, fühlte nicht, wie der hohe und schreckenerregende Ruf seines Bruders ihm die Nothwendigkeit auferlegte, sein eigenes Betragen zu zügeln. In seinen Missionen, wo sein Name ihm eine große und schwierige Rolle zu spielen verlieh, wachte er viel zu wenig über seinen Ruf. Ueberall, und selbst in den Clubbs, erschien er am Arme einer höchst zweideutigen Frau.

In Folge seiner Jugend und seines guten Herzens hatte er die Hoffnung genährt, es werde seinem Bruder gelingen, die Revolution zu besänftigen. Er selber zeigte in der Provence Milde und Menschlichkeit, indem er die Girondistischen Gemeinden schonte. Selbst in Paris besaß er den Muth, mehrere der Contre-Revolution verdächtigte Personen und unter Andern den Director der geistlichen Verwaltungsbehörde, (den nachherigen Schwiegervater von Geoffroy-Saint-Hilaire) zu retten.

In der Uebereilung seines anbetrerroristischen Eifers ließ er sich häufig dazu hinreißen, die heftigen Vertheidiger der Schreckensherrschaft zum Schweigen zu bringen. Im Jura-Departement, zum Beispiel, wies es den Volksvertreter Bernard de Saintes in die Schranken der Menschlichkeit zurück. Dieser ergreifende Auftritt flößte den Contre-Revolutionären jenes Departements ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm ein. Sie sagten sich, wie einer der Ihrigen, Charles Nodier, berichtet: „Wir genießen des Schutzes der Herren von Robespierre."

In Paris besuchte der jüngere Robespierre ein ungemein verdächtiges Haus im Palais royal, gegenüber dem Perron, an der Ecke der Rue Vivienne, das alte Hotel, in welchem früher der Philosoph Helvétius gewohnt. Dieser Perron war, wie man weiß, der Mittelpunct der Agiotenre und Börsenschwindler, der Wechsel- und Assignaten-Agenten, der Frauen- und Mädchen-Kuppler. Ringsum waren prachtvolle Spielhäuser, mit Aristokraten angefüllt. Wir haben in einem der hervorgehenden Kapitel gezeigt, wie alle alte, abgenutzte Parteien, je nach dem Maßstabe ihrer Auflösung, im Palais royal zwischen Freudenmädchen u. Roulettes gestorben sind. Hier endeten die Mitglieder der Constituante, die Talleyrands, die Chapeliers. Hier hausten die Orleanisten. Hieher kamen viele von der Gironde. Dem jüngeren Robespierre, verwöhnt durch seine mit prinzlichem Luxus ausgeführten Missionen, gewährte es Vergnügen, in diesen Kreisen einige Ueberreste der alten Gesellschaft wiederzufinden.

Das Haus, in welchem er zu spielen pflegte, ward von zwei royalistischen und nebenbei sehr hübschen Frauen gehalten. Die Tochter zählte 17, die Mutter kaum 40 Jahre. Letztere, Frau von Saint-Amaranthe, Wittwe, wie sie sagte, eines am 6. Oktbr. getödteten Garde-du-Corps, hatte ihre Tochter mit einem jungen Manne vermählt, dessen Namen

*) Ueber die Mysterien dieser sogenannten Mutter Gottes und über ihren Plan, Robespierre zum Messias des Menschengeschlechts zu proclamiren, existiren zwei, selbst in Frankreich ziemlich seltene Schriften. Die Eine „Vie privée de Catherine Theos, mere de Dieu, agée de 78 ans. (Paris, ohne Jahreszahl), ist von dem Polizei-Commissär Chenon, der das erste Protokoll bei ihrer Verhaftung ausgesetzt hat. Die zweite Schrift „Mysteres de la mere de Dieu devoilés," (Paris 1795) ist von Joachin Vilate.

E. M. O.,

eine anrüchige Rolle in den Annalen der französischen Polizei spielt. Fräulein von Saint-Amaranthe hatte Hrn. v. Sartine, den Sohn des Ministers der Pompadour, welchen Latude unsterblich gemacht, geheirathet.

Frau von Saint-Amaranthe genirte sich nicht, unter den Augen der Spieler, die ihr Haus besuchten, die Bildnisse Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens hängen zu lassen. Dieses royalistische Aushängeschild fügte ihrem Hause keinen Schaden zu. Die Reichen liebten Royalisten. Die Damen aber trugen Sorge, daß es ihnen nicht an hohen Beschützern fehle, die der herrschenden Partei angehörten. Die kleine Saint-Amaranthe ward vom Jacobiner Desfieux geliebt, einem Agenten des unter Chabots Leitung stehenden Sicherheitsausschusses, einem vertrauten Freunde Proly's, mit dem er ein und dasselbe Zimmer bewohnte, einem Freunde des famosen (von Wien nach Paris übergesiedelten) Jacobiner-Bankiers Jun-Frey, der seine Schwester mit Chabot verheirathet hatte. Das Alles kam zur Sprache beim Prozesse Desfieux's, der mit Proly in den Prozeß der Hébertisten verwickelt war.

Nachdem Desfieux mit Hébert, am 24. März 1794, hingerichtet worden war, erließ Saint-Just eine Note gegen jenes Spielhaus, welches Desfieux besucht hatte, und in Folge dieser Note wurden am 31. desselben Monats die beiden Saint-Amaranthe und Sartine eingekerkert.

Aber eben so gut als Desfieux war auch der jüngere Robespierre ein Freund dieses Hauses. Diesem Umstande hatten sie, ohne Zweifel, zu verdanken, daß sie ziemlich lange ohne Urtheil im Gefängniß blieben. Der Sicherheits-Ausschuß, an den man sich hätte wenden müssen, um deren Freilassung zu erlangen, war von jenem Umstande sehr wohl unterrichtet. Hier fand er ein Schwert gegen seinen Feind. Herrlicher Fang! Die Sache geschickt gedreht, konnte Robespierre den Sittenprediger, als Beschützer der Spielhäuser erscheinen lassen.

Robespierre? Aber welcher von Beiden? Man hütete sich zu sagen: der Jüngere. Die Sache hätte dann all' ihren Werth verloren.

Maximilien wird bald davon unterrichtet, ohne Zweifel durch seinen Bruder selbst, der ihm Alles beichtet. Er sieht den Abgrund und schaudert.

Soll er zu den Comités gehen? Oder ließen die Comités ihn rufen, um ihn darüber zu vernehmen? Man weiß dies nicht. So viel aber ist erwiesen, daß am Abende des 25. Prairial (14. Juli) sich zwischen Maximilien Robespierre und den beiden Comités zwei schreckliche Dinge ereigneten.

Er überlegte, daß die Sache nicht mehr zu ändern sei, daß Widerstand von seiner Seite die Wirkung dieser Anklage nur vergrößern würde. Er beschloß aus dieser falschen Anklage Nutzen zu ziehen und von den Comités, gleichsam als Entschädigung für ihre vereitelte Bosheit, eine neue, ausgedehntere Vollmacht zu erhalten, die ihm vielleicht dazu dienen könnte, die Comités zu unterjochen; jedenfalls aber einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun auf der von ihm betretenen Bahn gerichtlicher Dictatur.

In dem Augenblicke also, in welchem der alte Vadier ihm mit der Miene des Ausforschers sagte: „Morgen müssen wir den Bericht über die Angelegenheit Saint-Amaranthe abfassen," machte Robespierre weit weniger Einwürfe, als Jener vermuthet hatte.

Jedermann glaubte Robespierre eng verbunden mit der Saint-Amaranthe, die er, allem Anscheine nach, gar nicht gekannt hat. Die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Intrigue hielt Niemanden von der Ausführung derselben zurück. Alle fanden es natürlich, daß diesen düsterernsten, grausam bewegten, unenthaltsamen seiner tragischen Bestimmung entgegeneilende Mann eben so gut, wie Vertrand Barere, auch ein Marquis der Schreckensherrschaft, sich ein Haus besuchen könne, um sich daselbst in der Gesellschaft anrüchiger Frauen zu zerstreuen, aufzuheitern und zu belustigen. Die wüthende Leichtgläubigkeit verblendete die Augen seiner Gegner.

— — — — — — — — —

Im Juni ging mit ungewöhnlich großem Pompe die feierliche Hinrichtung der sogenannten Meuchelmörder Robespierre's u. darunter auch die der beiden Amaranthe vor sich.

Das Drama dieser mit ganz besonderer Sorgfalt in Scene gesetzten Execution zählte 54 Personen, die alle jene Kleidung trugen, welche bis zu diesem Tage einzig und allein Charlotte Corday getragen hatte, das unheimliche rothe Hemde, womit das Gesetz ausdrücklich die Vatermörder und Jene bekleidete, welche die Väter der Nation, die Volksvertreter, gemeuchelmordet hatten. Der unabsehbar lange Zug brauchte drei volle Stunden, um von der Conciergerie nach dem Revolutionsplatze zu gelangen, und die Hinrichtung selbst währte eine ganze Stunde.

Auf diese Weise hatte das Volk, während dieser vier langen Stunden, die gehörige Zeit und Muße, die Meuchelmörder Robespierre's zu zählen, zu betrachten, zu prüfen und deren ganze Geschichte kennen zu lernen.

Die Karren der Verurtheilten wurden von Kanonen und einer Unzahl von Truppen begleitet. Es war ein pomphaftes, schreckenerregendes Schauspiel, wie es die gute Stadt Paris seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. nicht mehr gesehen hatte.

— Und dies Alles, sagte man sich, um einen Mann zu rächen? Und was würde man mehr thun können, wenn Robespierre König wäre?

Unter den Verurtheilten befanden sich fünf hübsche Frauen, von denen drei noch ganz jung waren. Das war es hauptsächlich, was die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, das Mitleid des Volkes erregte; das war's, was man nicht verdauen konnte. Und einige um diese Frauen ihre ganze Familie: Frau von Saint-Amaranthe mit ihrer Tochter

und ihrem Schwiegersohne; die Renault*) mit allen ihren Angehörigen; auf jedem dieser Henkerskarren ein vollständiges Trauerspiel mit gegenseitigen Thränen und herzzerreißenden Abschiedsscenen. Madame Saint-Amaranthe, Anfangs entschlossen u. stolz, ward, je näher sie dem Richtplatze kam, immer schwächer und sank jeden Augenblick in Ohnmacht.

Den höchsten Antheil aber erregte eine Schauspielerin des italienischen Theaters, Mademoiselle Grandmaison. Einstmalige Maitresse Sartine's war sie ihm, trotz seiner Verheirathung mit der jungen Saint-Amaranthe, bis zum letzten Augenblicke treu geblieben. Nur ihm zu Liebe hatte sie sich ins Verderben gestürzt, um wenigstens den Trost zu haben, mit ihm an einem und demselben Tage, in einer und derselben Stunde zu sterben. Weib und Geliebte befanden sich auf demselben Karren; die beiden Unglücklichen, die der Tod zu Schwestern gemacht, starben in einer und derselben Liebe zu einem und demselben Manne, dem in ihrer Mitte der Weg zum Tode nicht schwer zu werden schien.

In der Menge kreiste das schrecklich verläumderische Gerücht, Saint-Just, in Liebe entbrannt zur jungen Saint-Amaranthe, die seine Neigung schnöde zurückgewiesen, habe aus Eifersucht und Wuth sie denuncirt. Alles aber war erstaunt, daß Robespierre die beiden Saint-Amaranthe, die man für seine Freundinnen ausgeschrieen, verlassen und, ohne Einspruch zu thun, dem Messer der Guillotine überliefert hatte.

Alle Bedingungen des Schreckens und der Lächerlichkeit schienen in dieser Angelegenheit vereint zu sein. Der Sicherheitsausschuß, von dem das Ganze arrangirt worden war, hatte dabei die Grenzen des Lustspiels und der Tragödie weit überschritten und alle großen Vorbilder beider Genres verdunkelt. Das Unwandelbare und Vorwurfsfreie, in seiner Nacktheit gezeigt zwischen zwei Masken — das war für die Bosheit, die Alles glaubt und Alles gierig verschlingt; ein gefundener Fraß. Philosoph beim Schreiner der Rue Saint-Honoré, Messias unter den alten Weibern der Rue Saint-Jacques und Spielhaus-Unterhalter im Palais royal ... diese drei verschiedenartigen Rollen in Einer Reihe unter dem gleichen Antlitze des unbarmherzigen Sittenrichters auftreten zu lassen, hieß Shakespeare demüthigen und Moliere besiegen.

Das Volk, gleichzeitig nachdenkend über den feigen Egoismus, der die, die ihm gedient, verließ, über die ungeheure Schlauheit dieses Messias, dieses neuen Heilands, blos sein eigenes Ich rettend, seine Apostel an Judas verrathend, gab sich im Innern der tiefsten Verachtung dieses Heuchlers hin.

Der arme Robespierre! Er, der noch gestern Dictator, Papst und Gott gewesen war, sank heute zum Gegenstande allgemeinen Hasses herab.

Dies war der ätzende, beißende, brennende Eindruck, den die Verläumdung auf die geschickt darauf vorbereiteten Seelen gemacht. Er, der sich sein ganzes Leben hindurch vager und häufig gänzlich falscher Anklagen bedient hatte, um seine Feinde zu stürzen, er selber sollte als ein Opfer der Verläumdung, die er so oft gegen Andere angewendet, in dieselbe blutbefleckte Grube fallen, die er Andern gegraben hatte.

Die Colporteure, die unvermeidlichen, unausstehlichen Ausschreier, die hier die heilige Guillotine, die 54 Rothmäntel, die Meuchelmörder Robespierre's ausschrieen, boten noch viel lauter heulend die Geheimnisse der Mutter Gottes aus. Ein dichter Platzregen kleiner Pasquille und Pamphlete, Millionen stechender Fliegen, erzeugt im Augenblicke des Ungewitters, flogen unter diesem Titel in allen Straßen umher. Diese Austräger, Maratisten, Héberisten, ihre Patrone fortwährend beklagend, verkündeten mit höllischem Geschrei den Bericht, der auf Befehl des Convents in 100,000 Exemplaren verbreitet ward.

Robespierre's Commune ließ diese Schreier arretiren; aber der Sicherheitsausschuß gab sie augenblicklich wieder frei. Dadurch noch wilder gemacht, schrieen sie jetzt um so wüthender. Vom Convente bis zu den Jacobinern, selbst vor dem Hause Duplay, in welchem der Gegenstand dieser Pamphlete wohnte, ertönte ihr Schrei, der die Fenster erbeben machte. Der ungeheure Zorn des Père Duchesne schien von Neuem aufgelebt zu sein, um siegend durch die tausend zügellosen Rachen und gewundenen Mäuler der Colporteure wie ein Triumphgeschrei ausgerufen zu werden.

Indifferenz am Leben. Schnell zündende Liebe in den Gefängnissen. (93—94.)

Die überreiche Verschwendung, womit man die Todesstrafe angewendet, hatte die gewöhnliche Wirkung, eine erstaunenswerthe Gleichgiltigkeit am Leben, hervorgebracht.

*) Cécile Renault, Tochter eines Pariser Papierhändlers, gereizt durch das Beispiel Charlotte Corday's, hatte den Entschluß gefaßt, Robespierre zu ermorden. Sie fand ihn nicht zu Hause; doch ward sie, verdächtig durch ihre Unruhe, festgenommen. Vor Gericht erklärte sie, sie habe ihn nicht ermorden, sondern sich blos überzeugen wollen, wie ein Tyrann aussehe. Aber nicht sie allein, auch die Aeltern und Anverwandten des 20jährigen Mädchens büßten Cecilliens Unklugheit auf dem Schaffot. — An demselben Tage, an welchem sie bei Robespierre erschienen war, hatte ein gewisser Lamiral ein Attentat auf Collot d'Herbois gewagt. Man schloß daraus auf eine weitverzweigte Verschwörung. An demselben Tage, wo Cecilliens Haupt unter der Guillotine sank, ward auch Lamiral hingerichtet. E. M. O.

Der Schrecken war eine Art Lotterie geworden. Er traf nur zufällig und sehr häufig nicht den Richtigen, wodurch er oft ganz seine Absicht verfehlte. Dies große Blutopfer, diese furchtbare Anhäufung von Haß, ging rein verloren. Verwirrt und instinktartig fühlte man die Unnützlichkeit dessen, was geschah. Und daher kam diese große, allgemeine Entmuthigung, diese rasche, unheilschwangere Entsittlichung, eine Art moralischer Cholera.

Ist aber einmal der moralische Nerv zerstört, dann ereignen sich zwei entgegengesetzte Dinge. Die Einen, entschlossen zu leben um jeden Preis, setzen sich im vollsten Schmutze fest. Die Andern, von Langeweile, Ekel und Abscheu ergriffen, eilen dem Tode entgegen oder thun wenigstens nichts, um ihm zu entgehen.

So war es in Lyon gewesen. Die allzuhäufigen (von Joseph Chalier decretirten) Hinrichtungen hatten die Zuschauer allmählig gänzlich abgestumpft. Einer von ihnen sagte, heimkehrend:

— Was soll ich thun, damit auch ich guillotinirt werde?

In Paris waren 5 Gefangene den Gensd'armen entschlüpft. Was thaten sie? Sie Alle wollten ins Vaudeville gehen, um vor ihrem Tode noch einmal aus vollem Halse lachen zu können. Einer von ihnen kehrte freiwillig zum Tribunale zurück.

— Können Sie mir sagen, wo unsere Gensd'armen sind? Ich konnte sie nicht wiederfinden. Geben Sie mir Auskunft, an wen ich mich jetzt zu wenden habe, um je eher je lieber hingerichtet zu werden.

Diese und ähnliche Anzeichen bewiesen nur zu klar u. deutlich, daß der Schrecken sich abgenutzt hatte. Diese Auflehnung gegen die Natur vermochte sich nicht länger zu halten. Die Natur, die unbezähmbare Natur, die nirgends kräftiger, als gerade in den Gräbern keimt, stieg aus dem großen Grabe siegreich unter tausend neuen, unerwarteten Formen herauf. Der Krieg, der Schrecken, der Tod, Alles, was gegen sie zu sein schien, verlieh ihr neue Triumphe. Die Frauen entwickelten nie mehr Kraft und Seelenstärke als gerade zu dieser Zeit. Sie waren es, welche die Männer anspornten, dem Tode muthig ins Auge zu schauen. Die Härte des Gesetzes machte die Schwächen der Schönheit gleichsam legitim. Während sie die Gefangenen trösteten, gestanden sie dreist: „Bin ich heute nicht gut, dann ists morgen schon zu spät." Morgens begegnete man jungen, hübschen Milchgesichtern, welche zu den Mächtigen des Tages liefen, um ihr Mitleid für jene Gefangenen, deren Loos sie interessirte, in Anspruch zu nehmen. Das Mitleid führte sie oft zu weit. Trösterinnen außerhalb oder Gefangene im Innern, Alle gaben sie sich den Tröstungen der Liebe hin. Schwanger zu sein hieß, für Letztere, eine Chance, sich am Leben zu erhalten.

Unabänderlich ward ein Wort wiederholt und auf Alles angewendet. Die Natur! Der Stimme der Natur folgen. Ueberlassen wir uns der Natur! Erst 95 folgte auf das Wort „nature" das Wort und der Begriff „la vie."

Man schauderte, der Natur nicht zu genügen; man ergriff sie im Durchgange, man geizte mit den Brotkrumen, die sie übrig ließ. Man stahl dem Verhängnisse Alles, was sich verbergen ließ. Da gab's keinen Schatten mehr von weiblicher Zurückhaltung. Gefangenschaft war für sie, in diesem Sinne, eine vollständige Freilassung. Die ernstesten Männer, die anständigsten Frauen überließen sich kindischen Paraden und Verspottungen des Todes. Ihre Lieblingserheiterung war die vorläufige Wiederholung ihres letzten Lebensactes, der Versuch ihrer letzten Toilette und die Quasi-Einübung der Ruhe, des Anstandes und der Anmuth, die sie selbst bis zum Schaffot hinauf zur Schau zu tragen entschlossen waren. Diese traurigen Todesparaden rissen manche unter ihnen oft zu den allerkühnsten Schauausstellungen ihrer körperlichen Reize hin. Man wollte, daß Jedermann das bedaure, was dem bleichen Tode anheimfällt. Selbst in der finstern Conciergerie, dort, wo man nur hinkam, um zu sterben, wollte man die letzten Augenblicke genießen und ... leben. Die Nacht und der Tod bewahrten das Geheimniß der letzten Stunden.

Ebenso beeilte und überstürzte man die Geschäfte. Die Assignaten flößten kein Vertrauen ein; kein Mensch hielt sich für sicher, länger zu dauern, als das Papiergeld. Die Verbindungen wurden auf gut Glück gewagt, gebrochen und von Neuem angeknüpft mit außerordentlicher Hast und Schnelligkeit. Das Dasein hatte sich, so zu sagen, in Dampf aufgelöst. Es gab nichts Solides, Festes mehr: Alles war flüssiges Gas!

Lavoisier versuchte um diese Zeit, einen großen neuen Gedanken festzustellen und zu beweisen: daß fest, flüssig und gashaltig nichts anderes als drei verschiedene Formen einer und derselben Substanz sind.

Was ist der physische Mensch und das Leben? Ein zu einem festen Körper verdichtetes Gas!

Lehre der Nahrungsmittel.

Von J. Moleschott.

Kaffee, Thee und Chocolade.

Daß man Kaffee, Thee und Chocolade im gewöhnlichen Leben als Getränke betrachtet, die einander bis auf einen gewissen Grad ersetzen können, hat einen guten chemi-

schen Grund. Alle drei enthalten eine stickstoffhaltige Basis, der sie einen Theil ihrer wichtigsten Eigenthümlichkeiten verdanken. In Thee und Kaffee ist sogar eine und dieselbe Basis vorhanden, welche deshalb ohne Unterschied bald Theestoff, bald Kaffeestoff heißt. Die Basis der Chocolade will ich Kakaostoff nennen. Der Kakaostoff ist reicher an Stickstoff als der Theestoff, welcher letztere in seiner Zusammensetzung sehr nahe mit der Fleischbasis übereinstimmt. In kaltem Wasser wird der Theestoff nur sehr wenig, der Kakaostoff in geringer Menge sogar von heißem Wasser gelöst, in welchem der Theestoff leicht löslich ist.

Während jene Basis im Thee mit der gewöhnlichen Gerbsäure verbunden vorkommt, bildet sie in den Kaffeebohnen mit einer eigenthümlichen kohlenstoffreicheren Gerbsäure ein Salz, das mit kaffeegerbsaurem Kali zu einem sogenannten Doppelsalze vereinigt ist. Diese Kaffeegerbsäure entwickelt beim Rösten den angenehmen Kaffeegeruch.

Nicht nur die gleiche Basis, sondern noch zwei ähnliche organische Säuren, von denen die eine im Thee, die andere im Kaffee vorkommt, vermehren die Uebereinstimmung zwischen Theeblättern und Kaffeebohnen.

Erbsenstoff, Zellstoff, Stärkegummi, Zucker, Citronensäure nebst Oelstoff und einem eigenthümlichen Fett, das man Palmfett nennt, weil es in der Frucht einiger Palmen gefunden wurde, begleiten die organischen Säuren und den Theestoff der Kaffeebohnen. Auch flüchtige Oele sind in diesen enthalten.

Die Theeblätter dahingegen sind, abgesehen von der Basis und den Säuren, aus Eiweiß, Zellstoff, Stärkegummi, Wachs, dem grünen Farbstoff der Pflanzen und dem flüchtigen Theeöl zusammengesetzt. Das Theeöl ist eine Hauptursache der Würze des Thees, die ihn vom Kaffee, trotz der Uebereinstimmung von Kaffeestoff und Theestoff, so wesentlich unterscheidet.

Auch die anorganischen Bestandtheile sind in Thee und Kaffee verschieden. Denn während in den Kaffeebohnen Chlor, Phosphorsäure und Schwefelsäure mit Kali, Kalk, Bittererde und Eisenoxyd verbunden sind, ist der Thee noch um eine anorganische Säure reicher, die aus Mangan und sehr vielem Sauerstoff besteht.

In den Kakaobohnen, aus denen die Chocolade bereitet wird, findet sich außer dem Kakaostoff Eiweiß, Talgstoff und Oelstoff, Zellstoff, Stärkegummi und Stärkmehl, ein rother Farbstoff und wenig Wasser.

Die Cichorien, die so allgemein als Ersatzmittel des Kaffees in Gebrauch sind, enthalten weder Kaffeestoff, noch auch sonst irgend einen der eigenthümlichen Bestandtheile der Kaffeebohnen. Bisher ist nicht einmal irgend ein eiweißartiger Körper in der Cichorienwurzel nachgewiesen. Wenn nun auch Eiweiß in keinem Pflanzentheile ganz fehlt, so muß es doch in der Cichorienwurzel sehr spärlich vorhanden sein. Allein die Fettbildner sind reichlicher in derselben vertreten. Denn außer Zellstoff, Zucker und Stärkegummi enthält sie eine ziemlich bedeutende Menge eines dem Stärkmehl gleich zusammengesetzten Stoffs, der sich durch bloßes Kochen in Wasser in Zucker verwandelt. Chlorkalium, eine Verbindung von Chlor mit Ammoniak (der sogenannte Salmiak), schwefelsaures und salpersaures Kali sind die anorganischen Bestantheile.

Bisher kann man also der Cichorienwurzel weder eine große Bedeutung als Nahrungsmittel, noch Aehnlichkeit mit dem Kaffee zuschreiben. Wenn nicht ein bitterer, organischer Stoff, der noch nicht genauer untersucht ist, sich in der Folge als besonders werthvoll erweist, dann besitzt der Cichorienaufguß keinen anderen Vorzug als Zuckerwasser, dem man eine braune Farbe u. einen bitteren Beigeschmack mitgetheilt hätte. Aber, wie gesagt, jenen bitteren Körper kennen wir nicht. Wenn deshalb einerseits die Cichorien in wissenschaftlicher Beziehung keineswegs als ein wahres Ersatzmittel des Kaffees gelten können, so sind sie andererseits viel zu wenig untersucht, als daß man zu einer unbedingten Verurtheilung derselben das Recht hätte.

Die gerösteten Kaffeebohnen unterscheiden sich von den rohen durch ihr geringeres Gewicht bei größerem Umfang. Brenzliche Stoffe, welche das Rösten erzeugt, bedingen die braunrothe bis schwarzbraune Farbe, die durch das Brennen veränderten Kaffeegerbsäure den Geruch. Der Zucker verliert einen Theil seines Gehalts an Wasserstoff u. Sauerstoff und ist nach dieser Zersetzung unter dem Namen Caramel bekannt.

In dem Aufguß, den man mit siedendem Wasser aus den gemahlenen Kaffeebohnen bereitet, sind der Kaffeestoff und die Säuren, das Stärkegummi und Caramel, das geschmolzene Fett und die Salze, aber nur eine sehr geringe Menge Erbsenstoff zu finden.

Zwischen grünem und schwarzem Thee, die man so oft fälschlich von verschiedenen Pflanzen herleitet, herrscht ein ähnlicher Unterschied, wie zwischen rohen und gerösteten Kaffeebohnen. Die Blätter werden schwarz, wenn man sie stärker trocknet, als die grünen. Grüner Thee ist erst durch Dampf zum Welken gebracht und dann in eisernen Kesseln getrocknet, während der schwarze über freiem Feuer erhitzt wurde. Weil die Hitze zersetzend wirkt, so enthält der schwarze Thee weniger Theeöl, weniger Gerbsäure und weniger grünen Farbstoff, als der grüne. Dagegen entsteht durch das Trocknen ein dunkles Zersetzungsprodukt, von dem nur eine Spur im grünen, im schwarzen Thee dagegen eine erhebliche Menge vorhanden ist. In China wird der Thee indeß nicht selten mit Gyps, Gelbwurz und Berliner Blau oder Indigo gefärbt.

Durch das freie Feuer ist im schwarzen Thee das Eiweiß vollständiger geronnen, als im grünen. Bei der Gerinnung des Eiweißes wird das Theeöl frei. Zum Theil hat der schwarze Thee auch deshalb mehr von seinem Theeöl verloren als der grüne, und aus demselben Grunde ist der Thee am schmackhaftesten, wenn er mit vollkommen sie-

hendem Wasser angebrüht wird, das alles noch Lösliche Eiweiß zur Gerinnung bringt und dadurch das Theeöl um so leichter auflöst. Aber auch der gerbsaure Theestoff wird nur von kochendem Wasser gehörig ausgezogen; diese Verbindung scheidet sich sogar in der Kälte wieder aus, und daher die Trübung beim Erkalten eines gut bereiteten Theeaufgusses, die Jeder kennt, der den Thee einmal nach russischer Sitte aus Gläsern getrunken hat. Theestoff und Theeöl sind aber die eigenthümlichsten Bestandtheile des Thees, siedendes Wasser also eine unerläßliche Bedingung, wenn man wirklich Thee, und nicht braunes Gummiwasser trinken will. Mit dem siedenden Wasser dürfen aber die Theeblätter nur übergossen, nicht weiter gekocht werden, sonst entweicht das Theeöl und es entsteht eine bittere Gerbsäurelösung, zu welcher man auch Galläpfel gebrauchen könnte. Der erste Aufguß enthält vier bis sechsmal mehr der eigenthümlichen Theebestandtheile als der zweite.

Endlich sind auch die beiden Hauptarten der Chocolade in ähnlicher Weise verschieden wie grüner und schwarzer Thee. Zwar werden die Kakaobohnen immer geröstet, aus denen die Chocolade bereitet wird. Aus dem Stärkmehl wird Stärkegummi, und neben dem zersetzten Fett entsteht ein gewürzhafter, brenzlicher Stoff von dunkler Farbe. Aber die Menge dieses letzteren ist in der stärker gerösteten, schwarzbraunen italienischen Chocolade größer, als in der spanischen, in welcher die schwächere Röstung mehr Stärkmehl und mehr Kakaobutter unverändert zurückließ. Die Farbe der spanischen Chocolade ist braunroth, ihr Geschmack nicht so bitter und gewürzhaft, wie der der italienischen.

Wenn ein sehr reichlicher Eiweißgehalt die Chocolade zu dem nahrhaftesten der drei besprochenen Getränke macht, so ist es dem Fett zuzuschreiben, daß sie zugleich das am schwersten verdaulich ist. Da indeß ihre würzigen Stoffe die Verdauung kräftigen, so ist immerhin eine Tasse Chocolade ein vortreffliches Ersatzmittel und selbst für Schwache stärkende Labung, wenn nur die Verdauungswerkzeuge nicht allzu empfindlich sind. Der Kardinal Richelieu verdankte in späteren Jahren seine Gesundheit und Munterkeit dem Genuß von Chocolade.

Thee und Kaffee entbehren jenen Vortheil. In den Theeblättern ist das Eiweiß, in den Kaffeebohnen der Erbsenstoff nur spärlich vertreten, und in den Aufgüssen noch dürftiger. Denn während das Eiweiß der Theeblätter durch das siedende Wasser gerinnt, ist der Erbsenstoff der Kaffeebohnen wegen des Kalks, mit dem er verbunden ist, unlöslich in Wasser.

Freilich wurden Kaffee und Thee selbst von Chemikern als nahrhaft gepriesen, in einer Zeit, in der man stickstoffhaltig und nahrhaft als gleichbedeutend gelten ließ. Seitdem hat man erkannt, daß für die Ersatzmittel unseres Körpers nicht die Grundstoffe, sondern die Nahrungsstoffe wichtig sind. Letzteren Namen verdient der Theestoff nicht, der sich mit überraschender Schnelligkeit als Harnstoff wieder ausscheidet. Dieser schnellen Umsetzung verdanken Thee u. Kaffee ihre harntreibende Wirkung, die das warme Wasser des Aufgusses bedeutend unterstützt. Die Nieren ziehen den Harnstoff an, mit dem der Theestoff das Blut beladet.

Obgleich Thee und Kaffee für sich nicht unverdaulich sind, so stören sie doch leicht die Verdauung eiweißartiger Körper, die ihre Gerbsäure aus Lösungen niederschlägt. Darum ist Milch in Thee und Kaffee schwerer verdaulich, als wenn sie allein getrunken wird. Und nur schwarzer Kaffee ist wirklich im Stande nach Tisch die Verdauung zu fördern, indem er die Absonderung der lösenden Säfte vermehrt. Kein Italiener trinkt nach Tisch Milch in seinem Kaffee.

Das flüchtige Oel des Kaffees und die brenzlichen Stoffe und Gewürze der Chocolade beschleunigen den Kreislauf, den das Theeöl beruhigt.

Thee und Kaffee erregen die Thätigkeit des Hirns und der Nerven.

Der Thee steigert die Kraft, erhaltene Eindrücke zu verarbeiten. Man wird zu sinnigem Nachdenken gestimmt und trotz einer größeren Lebhaftigkeit der Denkbewegungen läßt sich die Aufmerksamkeit leichter von einem bestimmten Gegenstande fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die schaffende Thätigkeit des Gehirns gewinnt einen Schwung, der bei der größeren Sammlung und der bestimmter begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd entartet. Wenn sich gebildete Menschen beim Thee versammeln, so führen sie gewöhnlich geregelte, geordnete Gespräche, die einen Gegenstand tiefer zu ergründen suchen und durch die heitere Stimmung, die der Thee erzeugt, leichter als sonst ein gedeihliches Ziel erreichen.

Wird der Thee im Uebermaaß getrunken, so stellt sich eine erhöhte Reizung der Nerven ein, die sich durch Schlaflosigkeit, ein allgemeines Gefühl der Unruhe und Zittern der Glieder auszeichnet. Es können selbst krampfhafte Zufälle, erschwertes Athmen, ein Gefühl von Angst in der Herzgegend entstehen. Das flüchtige Oel des Thees erzeugt Eingenommenheit des Kopfs, die sich im Theerausch anfangs als Schwindel, sodann als Betäubung zu erkennen giebt. Diese nachtheiligen Wirkungen hat der grüne Thee, der viel mehr flüchtiges Oel enthält als der schwarze, in weit höherem Grade als dieser.

Während der Thee vorzugsweise die Urtheilskraft erweckt und dieser Thätigkeit ein Gefühl von Heiterkeit zugesellt, wirkt der Kaffee zwar auch auf das Denkvermögen erregend, jedoch nicht ohne zugleich der Einbildungskraft eine viel größere Lebhaftigkeit zu ertheilen. Die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wird durch den Kaffee erhöht, daher einerseits die Beobachtung gesteigert, auf der anderen Seite aber auch die Urtheilskraft geschärft, und die belebte Einbildungskraft läßt sinnliche Wahrnehmungen durch Schlußfolgerungen rascher bestimmte Gestalten annehmen. Es entsteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken

und Vorstellungen, eine Beweglichkeit und eine Gluth in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung bereits durchdachter Ideen, als der ruhigen Prüfung neu entstandener Gedanken günstig ist.

Der übermäßige Genuß des Kaffees hat Schlaflosigkeit und einen rauschartigen Zustand von Aufregung zur Folge, in welchem Bilder, Gedanken, Wünsche hastig durcheinander jagen. Es entsteht ein Gefühl von Unruhe und Hitze, Angst und Schwindel, Zittern der Glieder, ein Drang ins Freie zu kommen, und die frische Luft ist gewöhnlich das beste Mittel zur Aufhebung eines Zustandes, dessen Fortdauer eine wahrhaft aufreibende Gewalt über den Menschen ausübt.

In Konstantinopel heißen die ersten Kaffeehäuser Schulen der Erkenntniß. Dichter und Weise versammelten sich in diesen Schulen; ihre Erörterungen und Urtheile riefen die Wächter der Gewalt in den Harnisch. Die Geistlichkeit lehrte Murad II. die Gefahr dieser Versammlungen fürchten, und Pfaffenfurcht, die treue Bundesgenossen des Uebermuths der Herrscher, schloß die „Schulen der Erkenntniß." Ein ähnliches Schicksal erlitten im 17. Jahrhundert die Kaffeehäuser in London. Aber die Sitte wächst mit dem Verbot, das oft die Staatsform, nie aber die Gesellschaft beherrschen kann. Gesellige Umwälzungen werden nicht durch Waffen gehemmt, weil sie nicht durch Waffen gefördert werden.

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Mai, 1868.

Ja, das Mill Creek Thal, an dessen östlichen Saum das Städtchen Cumminsville anspruchslos sich anschmiegt, ist hübsch und der eine Hügel, mit dem imposanten Schützenhaus der Cincinnatier Deutschen, ist sogar schön und reizend; besonders jetzt im Wonnemonat, wo der grüne Teppich der Erde mit den Obstbäumen so herrlich contrastirt; aber — es klagt hier keine Philomele mit Liebessehnen ihre Freude, ihren Schmerz; es schwirrt hier keine Lerche in der Luft; es singt kein Stieglitz, es singt kein Fink; nicht einmal die deutschen Gemüsegärtner im Thal singen bei ihrer Arbeit auf deutsche Weise und es ist Alles so still im Gau, so flau, so ohne alle arkadische Poesie. In den Gärten der prosaischen „men of property" blühen keine Blumen: Grasbeete und Tannengesträuche genügen ihrem unesthetischen Geschmack. Selbst die Bäume an der breiten Avenue sind meist verkrüppelt noch ehe sie den vollen Wuchs erreicht. Von einer blumigen Wiese keine Spur im Thal und nur einige Weinpflanzungen auf den Höhen erinnern an deutsches Land, an deutschen Fleiß.

Desto mehr Schweine hört man hier grunzen und Das ist doch auch Etwas; denn der Mensch lebt ja nicht vom Brod allein.

Mag übrigens das Schöne sich compariren lassen und seine Grade haben, so finde ich doch in diesem meinem temporären Asyl Reize der Natur genug, um mich glücklich zu preisen; so mehr, da ich mir, neben comfortabler Wohnung, wieder ein Gärtchen anlegte, das für die Poesie der „zwei Eichen" in St. Paul entschädigt. Da blühen nun die Primel, die Reseda, die Verbena, das Stiefmütterchen, das Geranium und die Petunia, neben Rosen und Nelken. Von allen diesen schuldlosen Kindern der Natur lieb und werth ist mir die zarte Maiblume, welche der Hausherr — als hätte ihn ein Dämon zum Medium erkoren — gepflanzt hat, um mich damit zu necken; denn — es war ja Comtesse Betty Sigray, die im Jahr 1833 der unglücklich verliebte Dichter „als Maiblume" besungen. Ach, jene Blume war so schön; aber sie war doch nicht schöner als die Maiblume von Philadelphia, die mir das versöhnende Geschick, nach langem vergebenen Sehnen in meinen Lebensgarten gepflanzt hat, um endlich den Troubadour in Liebe glücklich zu machen. Freilich war sie keine exotische Blume eines aristokratischen Treibhauses, blos eine Feldblume, naturwüchsig reizend; keine Gräfin, blos die Tochter eines englischen Piloten; doch Schönheit, Liebe und Tugend sind über Privilegien erhaben und der Diamant ist der Politur fähig; was auch der Meinige bewiesen hat.

Des Lebens Mai hat abgeblüht — Erinnerung ist geblieben. Die Blüthen sind zu Frucht geworden und der alte Baum wird über nicht lange der Verwesung anheimfallen und es wird eine Zeit kommen, wo weder von den Blüthen, noch von der Frucht, noch vom Baum eine Spur übrig sein wird. Nicht nur Individuen, ganze Geschlechter verschwinden, um im Strom der Ewigkeit der Vergessenheit anheim zu fallen. Ein trauriger Gedanke für den stolzen Menschen, der die Hoffnung noch auf das Grab hinpflanzt; doch es ist einmal so und kann nicht anders sein, wenn wir zugeben, daß die Unsterblichkeit des Geistes nichts anders ist, als eine methaphysische Grille.

Vor Kurzem mit dem „Jüngling mit umgesenkter Fackel" auf der Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit in Conflikt, schied ich dieses Mal um so schwerer von Weib und Kindern, da dergleichen Conflikte mit dem Unerbittlichen stets Vorboten sind aus jenem Schattenland, aus dem kein Sterblicher je zurückgekehrt, um uns Kunde zu geben von einer Seligkeit nach dem Tode.

So wollen wir denn noch eine Weile leben und — ret-

sen. Das Leben an und für sich ist ja eine Reise; nur wechselt nicht Jeder die Stationen so oft wie ich sie wechsle.

„Sind Sie denn des ewigen Reisens nicht überdrüßig? werde ich häufig gefragt. Nun, das klingt beinahe so, als früge man eine christliche Seele im Himmel: „bist du denn des ewigen Lebens und der ewigen Hosiannas nicht überdrüßig?" Nach einem solchen ewigen Leben, nach einem ewigen Gottschauen sehne ich mich, wahrhaftig, nicht; das wäre für meinen rastlosen Geist etwas Unausstehliches. Aber ein Paradies der Moslems, mit seinem Reize ewiger Jugend! Oder, ein Leben auf Erden mit viel Bewegung, stetem Scenerienwechsel, fortwährender Aufregung auf Reisen — wenn gleich im poesiearmen Amerika — kann mir, wahrlich, nie überdrüßig werden, so lange ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnt. Ist die physische Kraft dahin, der Körper krank und schwach, dann verliert nicht nur das Reisen, sondern das Leben selbst seinen Reiz und es könnte mir, bei solchem decrepiten Zustande — wo auch der Geist, das heißt das Gehirn mit afficirt wird — ganz einerlei sein, ob ich in einem eigenem Palaste, oder im Armenhaus zu vegetiren hätte. Das fasse, wer es fassen kann — der geübten Denker giebt es nur sehr wenige, die das Leben in seinem ganzen Werthe und seiner flüchtigen Dauer zu erfassen vermögen. Der Mensch ist ein Mikrokosmos in sich selbst und — Du bist nicht Ich; Ich bin nicht Du und Jeder hat so seine eigene Weise das Leben — und das Glücklich- oder Unglücklichsein zu beurtheilen. Der Schluß von sich selbst auf Andere kann nie ein positiv gewisser sein. Der Thor beneidet dem Scheine nach den Reichen. Dem König, der Philosoph ist, erscheint sein Thron als werthloser Stuhl, sein Scepter als eitles Schnitzwerk, seine Herrschaft als Resultat der Dummheit der Masse und der Schlechtigkeit Einzelner, die sich um die Königsmacht schaaren, um durch sie zu Ansehen und Reichthum zu gelangen. Der monarchische Dorfschulze glaubt sich über Andere erhaben, weil ihn und den Herrn Pfarrer jeder Bauer und jede Bäuerin ehrfurchtsvoll grüßt. Der republikanische Schuster, mit einem Logenschurzfell decorirt, oder wohl gar Präsident irgend einer Clique, glaubt Wunder was zu sein und weiß es zu seinem Glücke nicht, daß die Haut des Löwen die Ohren eines Esels nicht zu decken vermag. Der europäische Bauer, ungeschult und roh, der in der Republik reich geworden und „property" besitzt, sieht mit Bauernstolz auf Solche herab, die ihm an Bildung überlegen kein Eigenthum besitzen, folglich nach seiner Logik arme Teufel sind; so wie die durch das Geld ihres Herrn Gemahlen zur Dame travestirte gi devant Magd durch den Schleier ihrer verborgenen Rohheit, unter angelernten Affenkrimassen äußerer Politur, mit Geringschätzung auf die gebildete Frau eines Literaten oder sonstigen gebildeten Mannes herabschaut. Ueber diese und ähnliche Mustercharaktere der Ignoranz lächelt der Weise, der gereifte Denker; und hätten jene Pilze über eine Million tarfreier Bonds zu gebieten, er würde dafür die Schätze seines inneren Reichthums nicht austauschen.

Mensch im höheren Sinne des Wortes ist blos, wer Kopf und Herz besitzt — wem das Eine oder das Andere fehlt, der ist belebtes Automat — gleichviel, ob weiß oder schwarz — ja, oft sogar gefährliche Bestie.

Auch der absolute Unglaube ist so wenig eine Garantie der Bildung und des Charakters wie der orthodoxe blinde Glaube — individuell ist es ziemlich einerlei, ob das Gabelthier an einen Gott glaubt oder an keinen: ich frage nicht so sehr nach dem, was du glaubst, wie nach dem, was du thust. Bist du ein Neider, ein Verläumder, ein Lügner, ein thörichter Schwätzer, oder gar ein grober Verbrecher, so fehlt dir der eigentliche Werth eines edleren Wesens; gleichviel, ob du arm oder reich, Kaukasier, Etiopier oder Malaje, Heide, Jude, Christ, Deist oder Atheist sein mögest.

Ach, der schuldlosen Blumen! Wie glücklich fühlt sich das Herz in ihrer Mitte, wenn der Verstand gegen Dummheit und Corruption anzukämpfen hat; wenn es so weit gekommen, daß in der Meinung eines Volkes der Werth des Geldes alles Edlere im Menschen überwiegt, und es so tief gesunken, daß z. B. amerikanische Frauen des „Fruchtabtreibens" sich rühmen, wie Spanierinen der Zahl ihrer Cicisbeos; daß Bankerott im Großen für Smartheit gilt und der Glaube sich geltend macht, daß ohne Religion keine Tugend möglich sei, und daß (trotz aller Religion) jeder Richter bestechlich, jeder Gesetzgeber zu kaufen sei, wobei es sich blos um die Summe handele. Pfui, Schmach und Schande über solch ein entartetes Geschlecht!

So weit ist es bereits in dieser Republik gekommen, wo vormals das Institut der Sklaverei das stolze Volk des Südens demoralisirt, in seinen Begriffen von Recht und Unrecht verwirrt, und Geld- und Aemtersucht das heuchlerische Volk des Nordens von politischer Opposition (der Beute wegen) bis zum Kriege geführt hat, wo der blutgedüngte Boden des legalen Mordens u. gesetzlichen Fouragirens zur Pflanzschule des ungesetzlichen Mordens und Stehlens geworden.

Leset die Tagesblätter und wiederleget das Gesagte, wenn Ihr könnt!

Jefferson Davis wandelt unter den Lebenden — der Anklagezustand des Präsidenten Johnson wurde zur Parteifrage gemacht; sämmtliche Republikaner im Repräsentantenhaus stimmten für Anklage und als die Sache endlich zur Entscheidung kam, da stimmten doch sieben republikanische Senatoren für Freisprechung. Ob diese Sieben ihre Meinung geändert haben, indem ihr zartes politisches Gewissen zwischen dem Verbrechen eines Straßenräubers und der Schuld eines Präsidenten, der ein Gesetz mißachtet und verletzt, distingvirte, oder ob sie sich durch die Allmacht des Dollars bestechen ließen, das mögen sie selbst am Besten wis-

sen. Genug, Johnson wird nicht infam kassirt und es jubelt darob der Parteigeist im Lager der Demokraten, es wüthet die republikanische Presse über den „Verrath" der ominösen Sieben und die Republik steht blamirt da vor aller Welt.

Die Reisetasche ist gepackt; lasset uns reisen! Es scheint, als ob im Monat Mai auch im Staat Ohio der Frühling begonnen habe; obschon man die Oefen nicht voreilig einiger warmen Tage wegen aus den Zimmern schaffen und den Oberrock gegen den Schutz der Motten verpacken sollte. Der Meinige wurde durch die sorgfältige Hausfrau nebst sonstigen Winterkleidern bekampfert und verpackt. Schon in Chicago änderte sich das Wetter auf so ungünstige Weise, daß ich des Shawls bedurfte, um mich im Frühling gegen Kälte zu schützen. Der Strohhut, den ich voreilig von Hause mitgebracht, mußte einem dem Wetter angemessenen weichen, um nicht in den Augen civilisirter Leute eine lächerliche Figur zu machen. Gegen das Ausgelachtwerden hat stets mein Inneres revoltirt. Der Hut macht freilich den Doctor nicht; aber das Decorum, das Zweckmäßige, das Schöne beanspruchen nicht minder ihre Rechte wie das Vernünftige und vernünftig ist es auch, weder Sklave der Mode, noch Sonderling zu sein.

Also wären wir denn wieder in Chicago und essen und schlafen dieses Mal im Central Hause, das für den Preis von 2 Dollars per Tag sehr gut geführt wird. Die Ursache, daß man in dieser großen Stadt kein deutsches Hotel ersten Ranges hat, mag wohl die sein, daß die Miethe eines passenden Hauses von fünf bis achttausend Dollars per Jahr kosten und so das Unternehmen sich durchaus nicht rentiren würde.

Ja, Chicago gehört unstreitig zu den Wundern des 19. Jahrhunderts. Oder ist es nicht wunderbar, in früheren Zeiten unerhört, wenn sich ein Conglomerat von Holzbarracken, frame houses genannt, in weniger als 30 Jahren zu einer Stadt emporschwingt, wo sich in mehren Straßen Paläste an Paläste reihen, in denen Merkur seinen Thron aufgeschlagen, dessen Priester, die Kaufleute, im letzten Jahr über 350,000,000 Dollars Werth Geschäfte machten?! Wo von Morgen bis Abend ein Menschenstrom sich auf und nieder wälzt wie in irgend einer Großstadt Europa's; wo Kunst und Wissenschaft, wenn gleich noch im Embryo, ein Asyl gefunden; wo Gasbeleuchtung, Trottoirs u. Schaufenster mit New-York's Broadway rivalisiren; wo die Brücken über den schiffbaren Chicago-Fluß als geschäftshemmend weichen müssen, um Tunnels Platz zu machen; kurz, wo man unwillkürlich ausrufen muß: „Amerika ist ein großes Land!" Ja, der junge Bengel U. S. (uncle Sam) ist, kaum den Windeln enthoben, zum Riesen herangewachsen.

Ach, wenn der souveraine Flegel bei seiner Smarthheit nur weniger Religion und mehr Moral besäße! Welche Zukunft ließe sich dann erwarten, ohne dem, auf frühere Republiken basirten, Pessimismus Concessionen machen zu müssen, der da behauptet: Alles sei blos Kreislauf. Angenommen, doch nicht zugegeben, wollen wir denn trotz alledem in der uns zugemessenen Spanne Zeit im Kreise laufen und — ohne uns mit gewissen Politikern im Cirkel zu schwingen — an einen Fortschritt glauben und unser Scherflein beitragen zum großen Bau der Ewigkeit.

Da mein Aufenthalt in Chicago auf einen Tag des Herrn fiel, hatte ich wieder das Vergnügen, das prosaische Lumpensammeln von Greenbacks mit einem Concert in der Turnhalle zu würzen. Die große Halle war zahlreich besucht. Man saß an Tischen, trank Bier, Wein, Sodawasser und Kaffee und erheiterte sich, dem Sonntagsgesetz zum Hohne, in den heitern Tönen der „profanen Kirchenmusik" (sacred concert). Die musikalischen Kräfte der Concertanten sind, in der That ausgezeichnet. Welcher Fortschritt in Musik seit einigen 20 Jahren, als Squire Berdell mit seiner Blechinstrumenten-Bande im alten Courthause bei meiner ersten dortigen Rede „aufgespielt" hat! Es ist interessant, diese colossale Entwickelung: diesen Städtebau, dieses Umwandeln unübersehbarer Prärien in große, herrliche Farmen; diesen Eisenbahnbau, diesen Commerz im Inland u. mit dem Ausland, dieses colossale Fabrikwesen, den Aufschwung in der Journalistik, diese Territorial-Ausdehnung, diesen mörderischen Krieg, der den Tod der Sklaverei zur Folge hatte; ja, es ist höchst interessant allen diesen Wechsel mit eigenen Augen mit angesehen zu haben.

Eine gelehrte Kritik, welche vor Kurzem in einem Chicagoer Blatt über einen von Schünemann Pott in der Turnerhalle gehaltenen Vortrag erschienen, bewegt mich pflichtgemäß zu erklären, daß es mir durchaus nicht angenehm ist, auf Kosten Anderer gelobt zu werden. Als ausgedienter Kriegsgaul kann ich nicht erwarten, gegen hohes Honorar in einem Paradewagen gespannt zu werden und es wundert mich gar nicht, wenn dieser oder jener Verein einen jugendlichen Redner dem alten Fackler vorzieht, obschon auch dieser eine Einladung nicht ausschlagen würde, ohne sich für seine Rede bezahlen zu lassen.

Was ich in den Streifzügen über die drei großen lateinischen C. sagte, das kann durchaus nicht auf den Chicago Turnverein angewendet werden, der nicht nur seit Jahren die Fackel hält, sondern sich auch an der Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum betheiligt. Mag es schwer sein, den gelehrten Kritiker dem Wesen nach zu widerlegen, so muß es doch ein Leichtes sein, ihn zu überzeugen, daß der Chicago Turnverein wegen Mangel an Sinn und Wirken auf dem Felde des geistigen Turnens durchaus keine Rüge bedarf. Cuique suum — Jedem das Seine.

Die wenigsten Menschen können die Wahrheit vertragen, welche oft mißverstanden, oft auch absichtlich verdreht wird und es sind doch Jene unsere besten Freunde, die uns unverhehlt die Wahrheit sagen, wenn wir irren, wenn wir fehlen, auch wenn sie schmerzen sollte. Mag pflegt Das so

gerne „Schimpfen" zu nennen, was nichts anders ist als lautes Aussprechen und Rügen von Irrthümern, Fehlern und Schlechtigkeiten. Solchem Rügen liegt nicht Liebe zum Schimpfen, sondern Haß gegen Irrthum, Lüge und Schlechtigkeit zu Grunde. Solche Rügen findet man höchst selten in Parteiorganen, besonders bei einflußreichen Wahlen, wo es sich um Beute handelt. Bei den Lohnbedienten der Parteien gehört das Schimpfen mit zur Politik und der unparteiische Leser hat ihr Lob und ihren Tadel stets cum grano salis zu nehmen. Der Parteiklepper verfolgt durch Dick und Dünn seinen eigenen Vortheil, ohne die Mittel in Betracht zu ziehen, welche zum Zweck führen; daher der Aemterjäger unmöglich ein streng gewissenhafter und principientüchtiger Mensch sein kann, am wenigsten aber ein Reformer, der ohne Parteiaccommodation dem Volk die Wahrheit sagt, auch wenn sie ihm selbst schaden sollte. Gerade diese wenigen Ausnahmen in der Presse werden am meisten angefeindet, am wenigsten unterstützt, indeß den Parteimännern und Demagogen von ihrer siegenden Partei Hurrahs, Geld und Aemter zufließen.

So lange die Nomination für Aemter von Drahtziehern abhängt und die Anstellung und Erwählung von Beamten ausschließlich Parteisache ist, kann kein Ehrenmann, der sich selbst achtet und von Gerechten geachtet sein will, für „ein Amt laufen", wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, sondern er geht vereinzelt seinen Weg, begnügt sich mit wenigen Anhängern und Freunden, die nie und nimmer ein als wahr erkanntes Prinzip gewissenlos irgend einer Partei aufopfern, um ihr zu nützen u. durch sie sich selbst zu pouffiren. Wenn es aber in einer Republik so weit gekommen, daß keine der Parteien solche Grundsätze für das allgemeine Wohl aufstellt, an welche sich der freie, der selbstständige Mann vorwurfsfrei anschließen kann, dann steht es traurig um die Freiheit, und es ist dann ziemlich Eins, ob unter Hurrahs eines gedankenlosen Parteiplebs der Spitzbube A. oder der Spitzbube B. als König im Filzhut am Ruder des Staatsschiffes sitzt, um es 4 Jahre lang zu leiten, oder — um sich von andern smarteren Schitzbuben selbst leiten zu lassen.

Das: e pluribus unum (aus Mehren Einen) klingt dem: omnes pro uno (Alle für Einen) gegenüber, a priori ganz hübsch; wenn aber die Mehren Einen wählen, der allenfalls Schlachten zu liefern versteht, doch in Staatswissenschaften Idiot ist, so stellen sie, im besten Lichte betrachtet, sich selbst ein geistiges Armuthszeugniß aus und stehen auf keiner höheren Stufe politischer Bildung als der schwarze Troß emancipirter, zu souverainen Bürgern travestirter Sklaven.

Moralisch verkommene Parteiführer nominiren nicht nach Verdienst, sondern nach expediency; wer am besten zieht, der wird nominirt. Nun so zieht denn am Seil und nennt uns Narren, die nicht mit euch, nicht für euch ziehen wollen!

Im Opernhause wurde, zum Besten des bevorstehenden großen Sängerfestes, Wilhelm Tell aufgeführt. Obschon sich von der hiesigen Gesellschaft etwas Gutes erwarten ließ, konnte ich mich, des schlechten Wetters wegen, nicht entschließen der Vorstellung beizuwohnen.

Es klingt fabelhaft, wenn man hört, daß hier 10,000 Häuser im Bau sind, unter welchen mehre große, prachtvolle Bauten. Der rothe Backstein mußte früher bei größeren Gebäuden dem Sandstein und dem Gußeisen weichen; jetzt beginnt man Häuser aus weißem Marmor zu bauen.

Ach, die Klagen über schlechte Zeiten! Indeß einige Schooskinder Fortuna's und Lieblinge Merkur's über Millionen gebieten, müssen die meisten Menschen im Schweiß ihres Angesichtes sich nähren; vom Elend jedoch und drückender Armuth sehe ich trotz aller Klagen of hard times auf allen meinen weitverzweigten Touren höchst selten eine Spur. Das Volk, en masse, ißt gut, trinkt gut und bezahlt seine Taxen und sollten die zwei Billionen und einige hundert Millionen Dollars republikanischer Staatsschulden je als eine zu drückende Last erscheinen, so macht es der souveraine Bengel wie weiland Kaiser Franz von Oesterreich, erhebt sich in voller Parteimajestät und spricht das heilsame Wort: repudiation. Kömmt wohl nicht von pudere (sich schämen) her; denn in einem Staate, wo sich Individuen des Bankrottes nicht schämen, vielmehr darob bewundert werden, wenn es sich um eine große Summe handelt, mag wohl früher oder später das Volk in seiner Majorität auch die Staatsschuld bevalviren, oder gar für null und nichtig erklären, ohne sich vor sich selbst und der Welt zu schämen. Wer wird denn auch so kleinlich sein, in einem freien Lande ungetaxter Bonds sich zu schämen! Hurrah for Democracy! Hurrah for Liberty! Up with Churches! Down with Morality! O, Zeiten, o, Sitten!

Bei Hrn. C. Kadisch hatte ich das Vergnügen, einen intelligenten jungen Mann kennen zu lernen, Joseph Zradlovsky, der hier ein böhmisches Journal Pokrok (Fortschritt), gegründet hat, dessen Zweck ist, dem sich hier unter den Böhmen ausbreitenden Jesuitismus entgegenzuwirken. Ein schweres Stück Arbeit, ein edler Zweck: möge er erreicht werden!

Herr Kadisch war in Europa auf Besuch und ist kürzlich von dort zurückgekehrt. Er weiß viel Rühmliches über den Fortschritt in Oesterreich zu sagen — in Oesterreich, wo ich 1848 auf Plakaten las: „a Constitution, aber kane Juden!" In unserer Glorreichen schreibt man jetzt im Jahre 1868: Liberty for the White Man! Down with the Nigger! Welcher Fortschritt! Jenseits, in Oesterreich wankt das Concordat und Franz Joseph muß nolens volens sich vorwärts schieben lassen; diesseits, in Amerika, gedeiht der Romanismus und der souveraine Lümmel, mit der Unabhängigkeits-Erklärung in der Hand, kreischt sich demokratisch-republikanisch heiser: Down with the Nigger! (Nieder mit dem Neger!) —

Kadisch hat auch Prag, die Hauptstadt von Böhmen, besucht und mir über Vojta Naprstek die erfreuliche Nachricht gebracht, daß der vormalige Herausgeber der Milwaukier Flugblätter auf dem Felde des Geistes noch immer freisinnig und thätig ist und daß er den Vorwurf, er habe sich der Alleinseligmachenden in die Arme geworfen und gehe fleißig zur Kirche, durchaus nicht verdiene. Auch ich habe ihm in einem Streifzuge diesen Vorwurf gemacht, der Versicherung eines Böhmen zu Chicago Glauben schenkend. Nicht Pfaffen, sondern freisinnige Männer und Frauen verkehren in Naprstek's Haus, sagt Kadisch; nicht zur Kirche geht er, sondern hält Vorträge zu Gunsten des geistigen und socialen Fortschrittes. Mich freut diese Kunde, und Vojta's Ankläger möge sich schämen, falls er nicht ebenfalls auf Hörensagen mich falsch berichtet hat.

Mag man einen Apostaten mit Recht tadeln; mag man einem Menschen, der seine innere Ueberzeugung dem äußern Vortheil opfert nnd mit Grundsätzen schachert wie ein Trödler mit alten Kleidern, in verständlicher Sprache einen Schurken nennen: es kann ein solcher Tadel nur gerecht sein und Andern zur Warnung dienen; doch den Charakter eines Menschen, selbst eines Feindes, aus böser Absicht, aus Religions- oder Parteihaß, oder sonstiger unlauterer Quelle verleumden, das ist schlecht, sehr schlecht; um so mehr, wenn dem Verleumdeten die Gelegenheit fehlt sich zu vertheidigen. Daher soll man im Verdammen nie voreilig und im Glauben eines Gerüchtes stets vorsichtig sein und sein Urtheil auf positive Ueberzeugung, oder solche Proben gründen, welche keinem Zweifel Raum lassen. Wo es sich blos um Verdacht und Wahrscheinlichkeit handelt, dort enthalte man sich eines Verdictes und sage: „wer weiß, ob es wahr ist." Da man so häufig erfahren kann, wie Einer gegen den Andern loszieht, wie er dessen kleinste Schwächen aufdeckt und vergrößert, um seine eigenen Fehler zu bemänteln, sollte man überhaupt die Worte des Skeptikers beherzigen: „wer weiß, ob es wahr ist!" Das Böse, das Dumme, das Wunderbare einer Ueberlieferung findet viele Gläubige in der Masse, das Gute, das Wahre, das Vernünftige wird nur von Wenigen geglaubt.

Neben dem Central Hause, das der brave Schweizer Rud. Migele bauen ließ und noch eignet, wurde bei meiner Ankunft eine Holzbarracke weggeräumt (auf amerikanisch-deutsch: gemoved), in welcher einer meiner alten Bekannten Herr Stoß, als armer Grocer seine Laufbahn beginnend, zum reichen Mann wurde; werden mußte, da der Preis der Bauplätze im Laufe der Zeit fabelhaft gestiegen ist.

In Kurzem werden die noch wenigen im Geschäftstheile der Randolphstraße mit Palästen contrastirenden Barracken ansehnlichen Bauten Platz machen. Auf diese Weise, aber besonders durch Fleiß und Sparsamkeit ist in derselben Straße ein anderer alter Freund, Herr Schüttler, als Wagenfabrikant; reich geworden. Das große Geschäft wird jetzt durch seinen Sohn, Herrn Peter Schüttler, der in Deutschland eine gediegene Bildung erhielt, fortgesetzt. Auch mein alter Freund Berdell, der ci devant Posaunenbläser und Leader of the First Chicago Brassband lebt noch als wohlbestellter Friedensrichter und wohlhabender Mann.

Trotz des commerciellen Reichthums der Stadt sieht man hier sehr wenige Equipagen; desto mehr Fuhrwagen und Karren, vor denen Einer sich eben so sehr in Acht zu nehmen hat wie in New-York vor den Omnibussen, um nicht überfahren zu werden.

Die Brauereien und Salons sind zahlreich und gut vertreten. Neben mehren Rheinweinlokalen findet man auch echte Ungarnweine in den Kellern des Hrn. J. Breck und des Hrn. Taller. Für die besten Restaurationen halte ich die von Mai und jene von Ibach.

Der Holzhandel nimmt mit jedem Jahr colossalere Dimensionen an und die vielen großen Elevatoren zeugen von der Bedeutung des Getraidehandels.

Die Lage der Stadt, als Prairie-Stadt, ist ohne allen Reiz; da giebt es keinen Vordergrund und keinen Hintergrund — Alles flach und monoton. Selbst der Anblick des wogenden Michigan-See mit seinem Pharus und prachtvollen Residenzen am Gestade, vermag es nicht, ein an Scenerienwechsel gewohntes Auge zu befriedigen. Leute die sich hier niederlassen, denken nicht an Natur-Poesie; ihr höchster Zweck ist das Geschäft und der daraus zu ziehende Dollar. Für diesen Zweck bietet Chicago unstreitig die besten Chancen. Viele reussiren; aber noch Mehren fällt auch hier das Loos zu, durch Fleiß und Arbeit ihr Bischen Leben machen zu müssen. Achtbare Menschen, die eine selbstständige religiöse und politische Meinung haben und sie offen aussprechen, findet man in der Regel in dieser Klasse Leute, deren höchster Gott, neben Jehova oder Jesus, der Dollar, deren höchster Zweck des Lebens Geldmachen, die stets a little more haben wollen, die tragen gewöhnlich auf beiden Schultern, um es mit keiner Sekte, mit keiner Partei zu verderben. Dieses Caliber findet man auch unter den sogenannten Infidels, unter den Pfaffenfressern, stark vertreten, die — selbst entschieden frei in Religion und Politik — als „Geschäftschristen" sorgfältig zu vermeiden suchen, ihre wahre Meinung öffentlich zur Schau zu stellen. Ein solcher Mensch in einem freien Staate ist ein miserables Produkt der Erde, und ein Staat, in welchem Bürger heucheln müssen, um bessere Geschäfte zu machen, ist ein elender Staat, der kein freier Staat dem Wesen nach genannt zu werden verdient. Es ist am Ende wenig Unterschied, ob man durch den Scepter des Königs und den Rothstift des Censors tyrannisirt wird, oder durch die Meinung eines politisch unmündigen, der Freiheit unwürdigen armen und reichen Pöbels. Jeder Mensch hat ein Recht auf seine religiöse und politische Meinung und wer dieses Recht nicht anerkennt, wer einen Andern seiner Meinung wegen ächtet, der kennt das A.B.C. der Freiheit nicht, der ist ein Tyrann, so wie Jeder ein Sklave ist, er möge Demokrat oder Repub-

likaner, Deist oder Atheist sein, der sich dieser Tyrannei durch Verschweigen oder Verläugnen seiner Meinung unterwirft.

„Sich selbst angehören, eine eigene Meinung haben, das ist die einzige Bedingung, den Namen eines freien Menschen zu verdienen. Es giebt keinen Mittelweg.

Wer nicht ganz frei ist, der ist ein ganzer Sklave, so wie der sich nicht gesund nennen kann, der an einer Krankheit laborirt, und wäre es auch eine noch so unbedeutende.

Bei C. Kadisch machte ich auch Bekanntschaft mit Brauer C. Gecen, dem Erfinder und Inhaber eines Patentes einer Malzdörre, eines Malzwachs-Apparates und eines Kühlers. Die Malzdörre sah ich selbst in Operation und fand sie von solcher Einfachheit von solchem Vortheile über die alte Methode des Schaufelns, daß ich sie den Brauern ganz besonders empfehlen kann. Der Malzwachs-Apparat war in Gecen's Locale so eben im Bau, und kann darüber kein Urtheil fällen. Eine Erfindung, wodurch Zeit u. Raum erspart wird, kann man gewiß eine nützliche nennen und eine solche praktische Erfindung ist die des Hrn. Gecen.

Von Chicago fuhr ich nach Janesville. Eine sehr hübsche und rührige Stadt im Staate Wisconsin, mit wenigen Deutschen. Desto ehrenvoller ist es, daß hier vor Kurzem eine freie Schule gegründet wurde, die viele Schwierigkeiten zu besiegen hatte, welche ihr durch Orthodoxie und Bornirtheit entgegenstanden. Die Schule, unter dem Lehrer Kienow, einem vormaligen Theologen, zählt bereits 34 Schüler. Trotz gemachter Opposition werden auch farbige Kinder zugelassen; doch sah ich da selbst blos weiße demokratisch-republikanische, hoffähige Kinder. Das Vorurtheil der Farbe war im Süden zur Zeit der Sklaverei nie so stark wie in den sogenannten freien Staaten: das konnte ich schon daraus sehen, daß die schwarzen Kinder überall mit den weißen spielten, daß schwarze Zofen in freundlichem Verkehr mit ihren weißen jungen Meisterinen standen und die weißen jungen Herren Pflanzer stets darauf bedacht waren, den lifs stock durch hübsche Mulatchen und Quarteronchen zu vermehren. Nach dem Krieg ist es anders geworden: der Schwarze wird im Süden nicht mehr wie ein theurer Gaul gepflegt und selbst im Alter noch versorgt; er ist frei geworden und hat sich an eigene Erhaltung zu gewöhnen, und das ist recht; aber daß man den aus Politik systematisch verdummten, gänzlich ungeschulten freigegebenen Sklaven sogleich das Stimmrecht ertheilt, ohne ihm zuerst die Schule zu eröffnen, das ist ungerecht und schlecht. Hätte man, zur Zeit unserer Constitutionsverkehrtheit, in Folge eines Congreßbeschlusses alle Farbigen, als Personen, für stimmberechtigt erklärt, so könnte man daraus auf Humanität des Volkes schließen; allein indeß Parteiführer das südliche pecus für souverain erklärten, um die Herrschaft der Partei aufrechtzuerhalten, opponirt diese selbe Partei in großer Mehrheit die Stimmberechtigung der Farbigen im Norden, Osten und Westen. Nun, es haben eben nur sehr, sehr wenige Republikaner und Demokraten philosophische Studien gemacht. — Erwähnenswerth ist es übrigens, daß ein Farbiger, Namens Chester, durch Senator Sumner empfohlen, in England mit Lords und in Rußland mit dem Kaiser an Einer Tafel als deren Gast speis't. Ob jene hohen Herrn wohl auch Jacobiner sind? Ach, es ist so süß für den geistigen Plebs zu glauben, daß es unter ihm noch einen Plebs giebt.

Die demokratische Partei sagt es doch offen heraus: Der Weiße soll regieren, wir wollen den Neger uns nicht gleichstellen. Die Republikaner — mit geringer Ausnahme — heulten gegen die Sklaverei aus Neid und Aemtergier, während es ihnen nie einfiel, die Neger in den freien Staaten ihnen politisch und social gleichzustellen: ihr Alpha war Verrath an der Staaten-Souverainetät, die sie als Bürger beschworen hatten, und ihr Omaga war und ist elende Heuchelei.

Es muß sich binnen wenigen Jahren eine neue Partei gestalten, der conservativen Demokratischen gegenüber; das kann dem Zeitgeist und den bitteren Erfahrungen gemäß nicht vermieden werden. Dann möge der Kampf zwischen Stillstand und Fortschritt beginnen, mit Wort und Feder geführt und am Stimmkasten entschieden werden, ohne die Nothwendigkeit der Barbarei des Krieges heraufzubeschwören in den Gemüthern einer durch leidenschaftliche Tyraden aufgehetzten Masse!

Aus dem Janesviller Schulverein ist auch ein Gesang- und Musikverein hervorgegangen. Nur vorwärts, Ihr wenigen Pioniere, und lasset euch von Pfäffleins und sonstigen Gegnern nicht irre machen, in deren Gehirn es einen leeren Raum giebt, so schwarz wie die Haut eines Negers.

Von Janesville ging es nach Milwaukee, dem vormaligen Athen von Wisconsin. Es giebt auch jetzt noch deutsche Männer und Frauen hier, die ein Griechengeist beseelt, die sich kühn über Vorurtheile und Superstition erheben. Auch solche die im Fach der Musik auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen können; aber es giebt da auch Menschen, die eine Omlette nicht von einem Pfannkuchen zu unterscheiden wissen, und die den Tisch verlassen würden, setzte sich der Neger Chester an ihre edle kaukasische Handwerker- oder Krämerseite, indeß sie es ganz in der Ordnung finden, wenn der Hausknecht, hier zu Lande Porter genannt, sich mit ungewaschnen Händen und zerrissnen Rockärmeln in die Nähe von geputzten Damen setzt. Dieser Gleichberechtigung habe ich selbst, als Demokrat, Nichts entgegenzusetzen; rüge den Fall blos des esthetischen Contrastes, der socialen Etiquette wegen u. wünsche, daß jeder sich Demokrat nennende Mensch sich auch über das Vorurtheil der Farbe zu erheben im Stand wäre. Sklavenketten mögen und können durch Gewalt der Kanonen gesprengt werden; über Vorurtheile kann sich blos die Vernunft erheben und wer, selbst ohne Vorurtheil, aus Vorurtheilen Capital macht, der ist kein braver Mann, auch wenn er hundert Champagner-Räusche gehabt hat.

Es erscheinen hier drei deutsche Zeitungen in Milwaukee: Banner und Volksfreund, Herold, und Seebote. Ich gönne Jedem die Freiheit auf seine Meinung. Im geistigen Kampfe muß endlich die Wahrheit siegen.

Den materiellen Genuß des „toujour beafsteak pour dejeuner" konnte ich zu Milwaukee bei einem Concerte mit geistigem Abendgenuß würzen. Das war, in der That, eine Production von Künstlern, von denen ich ganz besonders des Violinspielers Weinberg, des Pianisten Gumpert und des Violoncellisten Melms mit Vergnügen erwähne. Die große und elegante Musikhalle war mit einem fashinablen Publikum ziemlich gut besetzt. Die Wahl der Piecen, unter Direction von A. Schmelz, war eine durchaus classische und mir Laien blieb da Nichts zu wünschen übrig, als daß die jungen Sängerinnen etwas mehr Geschmack in der Toilete zeigten und daß man den Vortrag des gemischten Chors nicht zum Finale gewählt hätte. Dieser Vortrag contrastirte mit den übrigen Vorträgen eben so wie die verwitterte Traperie-Malerei vor der Bühne mit der geschmackvollen Totalität der Halle. Im Concerte wurde mir auch die Gesellschaft des gebildeten Hrn. Rosenthal, preußischen Consuls, und einer geistreichen deutschen Dame zu Theil; ein Vergnügen das eine erfreuliche Ausnahme macht in der Regel des trivialen Alltagslebens.

Frau Mathilde Annecke's Institut für junge Damen verdient erwähnt und Eltern empfohlen zu werden, die ihren Töchtern eine gediegene Erziehung zu geben wünschen. In den meisten englischen Boarding-Schulen und Seminaren werden die jungen Damen gewöhnlich zu Stümperinen in Musik und Wissenschaft und zu Virtuosen in Putzsucht und Koquetterie herangebildet.

Auch das Turnen ist bei amerikanischen Damen in Milwaukee introducirt worden. Es besteht nämlich ein durch Privatunternehmen gegründetes Female College, mit circa 300 Schülerinen, wo auch geturnt wird.

Am 1. Mai 1867 wurde ein englischer Turnverein — Gymnasium — gegründet, welcher gegenwärtig 460 Mitglieder zählt. Die Halle ist die schönste und größte, die ich je gesehen; sie mißt 80 bei 60 und ist 25 Fuß hoch. Turnlehrer ist Herr Brosius, ein Deutscher, der einen Jahresgehalt von $1200 bezieht. Was der Amerikaner unternimmt, das thut er ganz und mit Geschmack. Das Turnen hat für ihn blos einen phisiologischen Zweck; indeß er das geistige Turnen im Gymnasio gänzlich außer Acht läßt; die deutschen Turnvereine rühmen sich des geistigen Turnens, das heißt der Entwickelung und Förderung geistiger Bildung und Verbreitung freisinniger, radikaler Principien. Nun giebt es wohl einige Gemeinden, die dieser Aufgabe zu entsprechen suchen und geistige und sociale Freiheit nach Kräften fördern; aber was soll man von solchen Turnern halten, die sich nicht einmal über das Vorurtheil der Farbe erheben können und als Bürger am Stimmkasten dem Rückschritt dienen?! Was von Jenen, die anstatt aufzuklären und zu überzeugen zu Zwangsmaßregeln Zuflucht nehmen und den kategorischen Imperativ auf ihre Fahne schreiben: „Ihr müßt für die republikanische Partei stimmen." Also bei der nächsten Wahl für Grant und das Recht der Staaten, die Sonderbündelei fortzusetzen, den Rassenhaß zu pflegen und den weißen Bürgern das Recht zu geben, den Farbigen das Stimmrecht zu verweigern. Und das ist der Radikalismus, für welchen, mit Gutheißung vieler, der Turnen nicht nur stimmen soll, sondern stimmen muß? Wo das Muß anfängt, hört die Freiheit auf. Kann es etwas Deutlicheres geben? Man läßt sich als Radikaler, als Reformer oder Revolutionär, die Guillotine gefallen, wenn sie den Kehricht der Despotie wegfegen und der Freiheit eine Gasse öffnen soll; aber auf der Bahn der politischen Freiheit einen Bürger zwingen, für diese oder jene Partei zu stimmen, das nenne ich, „der persönlichen Freiheit beraubt ihn zum Stimmvieh machen." Ob dieser Zwang von einem Kaiser, von einem Pfaffen, oder von einem Verein ausgeht, ändert die Sache dem Principe nach gar nicht und ich, für meinen Theil, kann ihn unmöglich billigen.

Ich las in einer Zeitung, daß zu Boston die Turner-Tagsatzung stattfand. Aus dem Bericht des Central-Committees geht hervor, daß sich in den Ver. Staaten, einschließlich der Küste vom stillen Meere, 180 Turnvereine mit 12,000 Mitgliedern befinden. Nun, 12,000 junge Männer für den politischen und geistigen Fortschritt gewinnen, wäre allerdings eine eben so erfolgreiche Propaganda, wie 12,000 Stimmen für Aemterjäger dieser oder jener Partei eine gute Aquisition sein müßten. Aber, aber, wo ist denn die Partei, die dem Geist des socialen Turnerbundes entspricht, wenn er sich selbst treu sein will?! Noch haben wir keine.

Freie Lectüre und freie Vorträge sind der Hebel des Fortschrittes; der Stimmkasten ist das Mittel, den Ideen Form zu geben. Habt Ihr es noch nicht über Epaulette, Staaten-Souverainetät, Drahtzieherei und Sonderbündelei gebracht, so gehet hin, stimmt dafür und rufet Hosiana!

Um zu ermitteln, was Ihr für freie Lectüre thut, erlaube ich mir die 180 Vereine zu fragen, wie viele davon Heinzen's Pionier, oder den Investigator, oder die Fackel halten? — Oder, ob denn von 12,000 Turnern auch nur 3000 Mitglieder Abonnenten des Turnorgans: die Zukunft, sind? In wie weit sich 180 radikale Vereine an meiner Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum betheiligen, kann Jedem klar werden, wenn ich sage, daß der Chicago Turnverein, der Bostoner, der Cleveland, der Rochester, N. Y., der Tell City, Kansas City und Minneapolis-Turnverein die einzigen sind, die es bis jetzt der Mühe werth erachteten, gegen eine Actie von 10 Dollars werth freie Bücher zu beziehen, um diese zu verkaufen, oder zu verschenken. Und da sollte man den categorischen Partei-Imperativ gut heißen? Da sollte ich nicht die drei großen C., als freier Mann, pflichtgemäß erwähnen? Nicht aus Haß, sondern

aus Liebe zum Fortschritt! Ich habe gesprochen — kurz und deutlich — Ihr möget mich richten!

In Milwaukee besteht, neben den vielen Gotteshäusern auch ein Tempel der Vernunft einer freien Gemeinde, wo gegenwärtig Herr Graf als Redner angestellt ist. Da eben Sonntag war, besuchte ich die Halle, welche ich zu meiner Freude dicht mit Herren und Frauen besetzt fand. Herr Graf war so freundlich, mir beim Eintritt einen Sitz nahe der Rednerbühne anzuweisen und frug mich, ob ich nicht nach seinem Vortrag einige Worte sprechen wolle. Ich mußte verneinend antworten. Das Thema des Redners war: „die Auferstehung." Die Rede war durchdacht, wissenschaftlich gehalten, belehrend und interessant; zu bedauren ist blos, daß diese Herren Redner der freien Gemeinden das Wort „Religion" noch immer nicht über Bord werfen wollen, und im Sauerteig der ersten Eindrücke, oder im Dusel des Idealismus die Wörter Gott und Gottheit noch immer, auf Don Quixotenweise, mit der Materie zu identificiren suchen.

Nun aber erlaube ich mir die Frage: „Herr Graf, warum haben Sie am Schluß Ihres Vortrages nicht erwähnt, daß der Herausgeber der Fackel in der Halle sich befinde, daß er, Försch und Einal die ersten waren, die vor bald 30 Jahren den Grundstein der freien Gemeinden in Amerika gelegt, im Gegensatz zur orthodoxen Kirche? Warum haben Sie der Gemeinde die Fackel nicht anempfohlen? Sind Schünemann Pott's Monatshefte die einzige Lectüre, welche empfohlen zu werden verdient und von Mitgliedern freier Gemeinden gelesen werden sollen? Warum haben Sie der Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum mit keiner Sylbe erwähnt, da Sie doch gegen Kirche predigen und selbst aufgehört haben Pfaffe zu sein? Soll man zu Euch kommen, um zu betteln? Oder ist es genug, blos gegen Honorar einer Anzahl von freien Menschen zu predigen und andere freie Männer und ihre Schriften zu ignoriren? Das wäre weder humanistisch, noch gerecht. Ein freisinniger Denkgenosse, Herr B., schenkte Ihnen ein Exemplar von „Alt und Neu, Uebungen für geistiges Turnen," das ganz im Geiste Ihrer Gemeinde geschrieben ist. Sie wissen, daß Derselbe, als Actionär, mehre Exemplare davon besitzt; warum empfehlen Sie das Buch nicht? Sollte eine freie Gemeinde nicht 10 Mitglieder in ihrer Mitte zählen, die ein solches Werk kaufen, es lesen und es Andern zu lesen geben, vielleicht blos darum, weil darin die Gottheit in der Materie untergegangen und als nonens verflüchtigt ist, dann wäre es wahrlich besser, sie löst'e sich „im Herrn" auf, damit das Streben einer freien Gemeinde nicht zur Farce werde. Auch ersuche ich Sie anmit, mir zuweilen eine Ihrer Reden für die Fackel, ohne oder gegen Honorar, einzusenden; damit Ihr freies Worte auch durch die Presse sich im Volk verbreite.

Mit Vorbehalt der Kritik, wie sie Heinzen gegen Rage's Idealismus gebraucht hat. Wahrlich, die Kirchenleute und ihre Priester und Prediger verstehen es besser und bestreben sich mehr, für den Himmel zu wirken, Bibeln, Testamente und Traktätchen zu verbreiten, als Ihr, sogenannte Radikale, für die Freiheit auf Erden und für sie, durch Verbreitung freier Schriften, Propaganda zu machen geneigt sind!"

Es giebt Tausende, die reich an Worten sind und laut gegen Pfaffen schimpfen; aber nur sehr Wenige, die für ihre eigene Bildung und für Aufklärung Anderer einen lumpigen Dollar auszugeben den Willen haben. So ist es und man kann es eben nicht anders machen; daher der Schneckengang des Fortschrittes im politischen und geistigen Leben. „Und dennoch dreht sie sich, trotz alledem, und alledessen."

Besonderes Vergnügen gewährt es mir des Vereins „Germania" Erwähnung zu thun. Das Streben und Wirken der Vereinsmitglieder geht dahin, die deutsche Sprache und die schönen Künste in Amerika zu pflegen sich in der Redekunst zu üben, körperliche und geistige Ausbildung zu heben und ein harmlos geselliges Leben zu fördern. Als Mittel zur Erreichung dieser Zwecke betrachtet man:

Besprechung der vorliegenden Tagesfragen;
Diskussion gegebener Themata;
Vorträge und Declamationen;
Pflege der Musik;
Gesellige Unterhaltungen und
Benutzung der vom Verein gehaltenen Zeitschriften, so wie der in der Bibliothek befindlichen Bücher.

Solche Vereine sind es, die uns Noth thun. Solche Vereinigungen von Männern und Jünglingen sollten in jeder Stadt, wo ein deutsches Element vorhanden, stattfinden, des geselligen Vergnügens sowohl wie der Ausbildung des Geistes wegen. Nur dürfen solche Vereine nicht zu aristokratischer Sonderbündelei führen, bei welcher man nicht der Bildung, der Moralität und dem feinen Benehmen, sondern diesem oder jenem Stande und dem Gelde einen Vorzug einräumt; noch sollen sie zu Spiel-Clubs entarten, in denen die Bibliothek blos als Mobiliarvermögen figurirt.—

Am 15. fuhr ich nach Racine. Auf dieser Fahrt konnte mich unmöglich ein Unglück treffen; denn ich saß zwischen zwei Heiligen, von denen der eine hinter mir im Breviario gebetet und der Andere von vorne die Offenbarung Johannis gelesen hat; ich aber frevelte mit der allsehenden Gottheit in der Natur und mit dem Allmächtigen Gott im Himmel, indem ich ein Capitel in Meslier's gesundem Menschenverstand las. Das Gebet war überwigend, denn wir kamen glücklich zu Racine an. Ich habe hier einige recht wackere Freunde, die dem Turnverein angehören und von denen der Eine bitter klagte, daß die meisten der jungen Leute nicht die geringste Lust haben, etwas anderes zu lesen als eine Parteizeitung und daß es ihm nicht möglich war, ein halbes Dutzend des Werkes: „Frisch und frei" im Verein abzusetzen. Ach, der fatalen drei großen lateinischen C.!

Was

Was soll aus der republikanischen Partei werden, wenn die demokratische Jugend blos Neuigkeiten lies't und sich über politische Wahrheiten nicht aufklären läßt, wie z. B. diese: daß die republikanische Partei in ihrer jüngsten Platform (mit horrend stupider Naivetät) erklärt, daß die Gleichberechtigung in den südlichen Staaten ein Postulat der Dankbarkeit und Gerechtigkeit war, und daß es ihre Pflicht sei, den souverainen weißen Sonderbündlern im Norden, Osten und Westen das Recht zu garantiren, die freien Neger, aus Dankbarkeit und Gerechtigkeit, zu rechtlosen Parias zu machen; ein Zustand, schlechter und entehrender als absolute Sklaverei. O, der politischen Jesuiten! O, der übertünchten Gräber! Der Denker, der unabhängige Mann kennt eure gerechte und liberale Politik; eure Phrasen, Verheißungen und eure expediency, um — das arme Volk mit dem Ring an der Nase führend — euch in der Beute zu theilen.

Die Göttin der Freiheit hat in unserer Glorreichen des 19. Jahrhunderts alle Schaam verloren! Wohl dem Neger, daß er kraft seiner Hautfarbe nicht erröthen kann über die Gerechtigkeit seiner weißen republikanischen Freunde!

Auch Herr Johnson ist zu den Republikanern eine Weile in die Schule gegangen. Was wird uns wohl Herr Grant bringen, wenn er erwählt werden sollte? Politischen Fortschritt, oder retrograde Vetos in constitutionellen Cigarrenrauch gehüllt? We shall see.

Seit acht Tagen sah ich keine Sonne im blauen Aether schweben; zu Racine lächelte mir die Holde wieder freundlich zu. Oder hat ihr Blick Herrn Johnson gegolten, der am selben Tage in Bezug auf den wesentlichsten Anklage-Artikel frei gesprochen wurde? Die Sonne und Alles steht ja unter Gottes Leitung und was Gott thut, das ist wohl gethan. Oder sollten blos Senatoren eine Ausnahme machen und sich nicht durch Gott, sondern durch die Kraft der inneren Ueberzeugung oder durch die äußere Gewalt des Dollars beeinflußen lassen? Sollten Trumbull oder Henderson schlechter sein als ein Sperling? Ne, gewiß nicht: also danket Gott, daß Herr Johnson, unser kugel- und constitutionsfester Präsident, der Falle der Tenur Bill entschlüpfte und rein da steht von aller und jeder politischen Schuld!

Abends nach Milwaukee zurückgefahren. Nächsten Tag die gebildete Familie Geisberg und die geistreiche Math. Annecke besucht u. weiter gesegelt auf den Rabenschwingen des Dampfes, via Mazo Manie nach Sauk City. Eine deutsche Stadt, von den Ungarn Haraczty u. Halacz gegründet; reizend am Wisconsin-Fluß gelegen, in der Ferne von einem Bergkranz umschlungen. Das freisinnige, antikirchliche Element ist hier stark vertreten. Es erscheint da ein gutes deutsches Wochenblatt: der Pionier am Wisconsin. Einige der Kaufleute machen große Geschäfte. Obschon da gutes Bier gebraut wird, findet man auch in einigen Lokalen guten Rheinwein. Den besten trank ich bei Hrn. E. Nebel und in Becker's Salon, in Gesellschaft des Brauers Deininger und des Andr. Schröter. Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Esel sein Lebelang. Das Weib hat mich oft berauscht, der Gesang oft entzückt; aber zum eigentlichen Rausche konnte ich es, trotz meiner Liebe zu einem guten Glas Wein, noch nie bringen und gedenke auch, meinen orthodoxen und radikalen Feinden nie durch einen Zopf, viel weniger durch einen Rausch die Freude zu machen, mich als Trunkenbold anschwärzen zu können. Mir sind meine Denkgenossen viel zu werth, als daß ich sie durch Unmäßigkeit oder Inconsequenz je täuschen oder gar blamiren möchte. Wenn auch nicht das Leben, so habe ich doch, bei zwei Fällen der Paralyse, dem Wein den Gebrauch meines Arms zu verdanken und ich glaube fest daran, was Aesculapius sagt: daß vinum lac adultis, daß der Wein die Milch des Alters ist. „Nur darf es kein verfälschter, kein Siebenmännerwein, darf es kein Fusel sein."

Die nächste Station war Oshkosh. Eine in der Nähe des Winnebago-Sees, am Wolfsfluß gelegene, sehr rührige Stadt. Die hiesige Monatshefte haben aufgehört zu erscheinen und an ihre Stelle trat ein Wochenblatt. Die Einwohnerzahl vermehrt sich mit jedem Jahr und sind eben wieder viele neue Häuser im Bau. Die deutsche Bevölkerung ist auch hier, wie überall in Wisconsin, stark vertreten und die wenigen Freisinnigen huldigen weder in Religion noch in Politik irgend einer Accomodation und Halbheit. Da sind die Miers was, die Saraus, Paus, Metz und Witzels, deren Namen auch in moralischer Hinsicht mit Achtung genannt zu werden verdienen, und die weder der Dummheit, noch der Corruption Concessionen machen. Wenn man solche Männer kennen lernt, wie wir sie in unsern Reihen in den Ver. Staaten nach Tausenden zählen können, und lies't in einem christlichen Kirchenblatt, daß in einem Staate von Ungläubigen weder Eigenthum noch Leben sicher sein würden, so muß man staunen über die Ignoranz oder Schlechtigkeit solcher elender Skribenten. Selbstständige Tugend, auf Naturgesetze basirte Moral kennen die Leute nicht, oder läugnen sie absichtlich, um aus dem Glauben ihrer Heerde Capital zu ziehen.

Oshkosh war eben am Tage meines Hierseins von den geflügelten Gästen besucht, die am Winnebago-See zur Welt kommen, um nach wenigen Tagen zu sterben. Man nannte sie Lakefly (Seefliege). Diese Fliegen formiren förmliche Wolken, und ein Glück ist es für die Bewohner dieser Stadt, daß sie weder stechen noch beißen.

Von Oshkosh fuhr ich zurück nach der Milton Junction und — ohne in Madison und Watertown anzuhalten — nach La Crosse. Das St. Charles hat, seit vorigem Jahr als ich da war, wieder seinen Wirth gewechselt und dadurch in Hinsicht der Zahl und des Comforts der Zimmer erfreuliche Verbesserungen erhalten. Herr Glasmann hat seinen eigenen Omnibus, welcher Passagiere gratis nach dem Hotel bringt. Jeder Zug bringt Emigranten nach La Crosse; meistens Deutsche und Norweger, die in den Staaten Wis-

consin und Minnesota sich eine neue Heimath gründen. Es war des Nachts als wir da ankamen und da die Brücke eben unter Reparatur war, hatte man eine halbe Meile zu gehen, um die Omnibusse zu treffen. Das mag bei regnerischem Wetter, besonders für Frauen mit Kindern, ein ganz angenehmer Gang sein, welcher wohl zu dem Wunsche berechtigt, daß die Eisenbahn-Gesellschaft diesem schauderhaften Zustand ihrer schwindsüchtigen Brücke recht bald ein Ende machen möge.

Auch bei diesem Besuche traf mich wieder das glückliche Loos, einen vergnügten Abend genießen zu können, da Sonntags am 24. Mai in der Sängerhalle ein Vocal-Instrumental-Concert, unter Direction des Hrn. Angelroth, stattfand. Das Programm begann mit der Ouverture zur Oper Fra Diavolo, von Auber, und wurde sehr brav exequirt. Von den 12 Piecen, welche gegeben wurden, sprach mich am meisten die schöne Guste an, vom Männerchor vorgetragen, ferner ein Potpourri von 44 deutschen Liedern, für Orchester, u. Fräulein Wachenheimer's Sopran Solo: meine Ruh ist hin. Ich glaube, daß es keine Stadt in der Union giebt, welche sich bei einer gleichen Zahl der deutschen Bevölkerung besserer musikalischer Kräfte zu rühmen vermag. Der orientale Typus ist mir im Publiko durch interessante Physiognomien und geschmackvolle Toilette besonders aufgefallen. Man muß es den Juden zur Ehre anrühmen, daß sie, neben ihrem superlativen, durch Christenunterdrückung inoculirten Schacher- und Geschäftsgeiste, Sinn für Kunst und Wissen, und in der Regel belletristische Bildung besitzen. Auch äußern Anstand zeigt der Genleman und die Lady. Einen Loafer, einen Trunkenbold unter den Israeliten zu treffen, gehört zur höchst seltenen Ausnahme.

Nach dem Concert war Tanzkränzchen und da ließ ich mich denn wieder durch Frau Führ, eine ausgezeichnete Tänzerin, verführen, sage eine Tour zu walzen. Hätte wohl gerne noch mehr getan; aber, um nicht zu riskiren von der Jugend ausgelacht zu werden, schützte ich mein Alter vor Thorheit.

Zu den merkwürdigen Erscheinungen in La Crosse gehört das englische Blatt: La Crosse Democrat, mit dem Motto: Democratic at all times, and under all circumstances. Das ist ein Motto, wie es ein Parteiblatt ziemt; „durch dick und dünn zu jeder Zeit und unter allen Umständen." Aus diesem Motto erklärt sich die Sympathie der demokratischen Partei mit dem Süden, selbst als er in der Rebellion das Institut seiner Sklaverei durch Secession zu retten suchte; denn er war ja im constitutionellen Recht, den Sklaven als Eigenthum zu betrachten und das Institut zu schützen. Das ist der Dämon des Conservatismus, der auch jetzt mit dem Süden sympathisirt, den Neger verachtet und das allgemeine Stimmrecht opponirt, und mit diesem Dämon sympathisiren auch zwei Drittheile der republikanischen Partei, welcher der Neger niemals Zweck der Freiheit, sondern stets Mittel der Parteiherrschaft war. Kann uns ein deutscher General, kann uns ein deutscher Minister, kann uns Cicero oder Demosthenes das Gegentheil beweisen? Hat je die republikanische Partei die plötzliche oder stufenweise Aufhebung der Sklaverei in ihrer Platform gehabt? Nie. Erwähnt ihre Platform, 1868 zu Chicago fabricirt, mit Einer Sylbe die Gleichberechtigung der Farbigen in jenen Staaten, in welchen sie noch Parias sind? Sie schweigt darüber und stellt sich ihrem Gegner Senator Douglas mit seiner Squatter Souverainetät an die Seite, indem sie es dem weißen Volke dieser Staaten frei stellt, das Stimmrecht den Farbigen zu geben, oder zu verweigern. Sollen wir diese Partei eine Fortschrittspartei nennen? Vorwärts getrieben muß sie werden, vorwärts gehen will sie nicht. Kann ein Anhänger dieser Partei einen Mark M. Pomroy, den Herausgeber des La Crosse Democrat, einen Vallandigham, ja, einen Jeff. Davis, diese Heroen des alten Schundes, wodurch die Freiheit mit der Sklaverei constitutionell zusammengekoppelt war, kann er sie auf den Pranger stellen, ohne über seine eigene Unwissenheit in Fragen der Constitutionalität, oder seine infame Heuchelei und Parteiaccommodation schamroth zu werden?

Euch, Ihr Zwitter, sollten wir Jakobiner nennen? Nein. Euer Radikalismus ist eine Larve, die euer conservatives Angesicht verbirgt, um das Volk mit dem Scheine des Fortschrittes zu täuschen; indeß einzelne eurer Führer völlig radikal im Innern sich der Halbheit accommodiren, um als verkappte Sophisten hohe Aemter zu erhalten. Was Pomroy in seinem offen ausgesprochenen Negerhaß schreibt, das ist auf dem Standpunkt eurer Constitution und Staatenrechte politische Wahrheit; was Ihr, mit erheuchelter Negerliebe predigt, ist Fuselei, und jesuitischer Demagogenbrei. Daher hofft Ihr mit einem kriegsdemokratischen Generalen, der achtbar als Privatmann, zu siegen und gerade darum verdient Ihr zu unterliegen; denn euer Sieg wird der allgemeinen Freiheit und der Verminderung der Lasten durch Steuern um kein Jotta mehr Vorschub leisten, als ein Sieg der demokratischen Partei mit Seymour, oder Pendelton. Es giebt Leute, wenn auch nicht viele, die sich durch eure Tyraden keinen blauen Dunst vormachen und in's Bockshorn jagen lassen, um für euch zu stumpen oder zu stimmen. Uns mögt Ihr Jakobiner heißen; denn wir wollen unbedingt den Fortschritt, den wir weder bei euch, noch im demokratischen Lager finden. Wir besitzen eine isolirte Batterie, deren Geschütze gegen euch beide Reactionäre gerichtet sind.

Pomroy ist ein Original, ist ein ganzer Kerl; Ihr, seine Opponenten, seid Jesuiten im Kleide des Hanswursten. Chicago ist ein Elephant; eure Chicago Platform ist dem Wesen nach eine Mausgeburt. Das Volk soll das Mäuslein sein, das nach eurer Pfeife tanzt.

Was Karl Heinzen auf dem Felde des radikalen Fort-

schrittes ist, das ist Mark Pomroy auf dem Felde des conservativen Stillstandes; beide sind Riesen in ihrer Art; das Volk aber ist, in großer Majorität, ein Zwerg. Wie beweis't Du Das? Nun, Pomroy begann vor drei Jahren mit 150 Abonnenten und versendet jetzt wöchentlich über 200,000 Ex. an regelmäßige Abonnenten. In seinem Etablissement arbeiten zwei Dampfpressen und eine Dampffalzmaschine. Das Haus, in dem der Dämon des Rückschrittes schafft, groß und festgebaut, ist sein Eigenthum und sein Sanctum ist ein fürstlicher Salon, mit Bibliothek, Gemälden, Piano, kostbaren Teppichen, großen Spiegeln und eleganten Meubeln.

Heinzen hat jetzt nicht mehr Abonnenten, als er vor 14 Jahren hatte, ganz gewiß keine 3,000; sein Etablissement ist eine Stube mit einigen Setzkästen; er hat keine Presse, kein eigenes Haus und ein sehr bescheidenes, demokratisches Sanctum. So a peu pres verhält es sich auch mit der radikalen Fackel und ihrem Herausgeber. Wenn aber ein Blatt des Stillstandes, respective des Rückschrittes, in 3 Jahren 200,000 Subscribenten erhält, indeß Pionier, und Fackel und Investigator zusammen kaum 7,000 zählen, so ist man wohl berechtigt zu sagen, das Volk, das nicht im Stande ist sich über Kirchentreppen und Platform zu erheben, sei ein Zwerg dem Wissen und dem Geiste nach.

Herr Führ, Sprecher des Turnvereins, war es, der mich auf Pomroy's Etablissement aufmerksam gemacht und mich dahin gebracht hat. Als wir eintraten, erkannte mich ein junger Mann, der Setzer zu St. Paul war, als ich dort wohnte. Dieser war so freundlich, uns den Eintritt in alle Räume zu gewähren und auch das Sanctum des Herausgebers zu zeigen.

Die journalistische Presse von La Crosse hat numerisch New-York und Bennet durch Pomroy geboten.

Wie klein erscheint auch der deutsche Nordstern von La Crosse des braven Ulrich neben dem südlichen Planeten des La Crosse Democrat! Trösten wir uns, daß Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit nicht Gemeingut der Massen, vielmehr blos Eigenthum von Wenigen sind und lassen wir uns durch den Sumpf conservativer und retrograder Pressen nicht irre machen in unserm Wirken! Das Leben ist ja ein Kampf und kein Sieg ist so schwer zu erringen als ein Sieg der Vernunft und der Freiheit.

Von La Crosse fuhr ich auf dem Mississippi per Steamer nach Winona, Reads Landing, Redwing und St. Paul. Milde Luft, das erquickende Grün der naturwüchsigen Bluffs und ganz besonders ein Sonnenuntergang als wir Wabashaw passirten, waren die Würze dieser Fahrt.

Das Boot, das mich nach Winona brachte, hieß Damsel. Ich hatte schon früher das Unglück, die nähere Bekanntschaft dieser Dame zu machen. Zwar anständig; aber nichts weniger als elegant und comfortabel ist ihr Fahrzeug, auf welchem zerlumpte Teppiche der Herren-Cajüte mit den sammtgepolsterten Stühlen des Harems seltsam contrastiren. Wir hatten eine große Barke mit Emigranten, Norweger und Deutsche, im Schlepptau. Ach, da wären zerrissene Teppiche ein Luxus und geschmorrtes Sohlenleder, beefsteak genannt, ein haut gout gewesen. Kräftige Männer und Jünglinge, Mütter mit Kindern, schmucke Bauernmädchen mit rosigen Wangen gruppirten sich da auf dieser Barke. Hier saß Einer auf seiner Kiste und rasirte sich, dort ließ sich ein Anderer die Haare schneiden; neben wusch sich Einer, indeß Andere sich kratzten. Ein Bild des Jammers präsentirte im untern Raum der Barke ein Weib, in Negligee des Unterrockes, mit halbentblößten Brüsten, auf jene Thierchen Jagd machend, die sich durch das Kreuz auf dem Rücken als Gewandläuse zu erkennen geben. Hatte selbst auch einst als Zwischendecks-Passagier auf dem Ocean das stille Vergnügen zoologische Betrachtungen anzustellen über die weißen Flöhe, diese niedlichen „Geschöpfe Gottes," deren Kitzel dem gemeinen Türken Wollust ist, wie ich einst zu Indscherli ersehen konnte, wo Einige jener türkischen Gourmande die niedlichen Thierchen nicht nur knickten, sondern sogar als Leckerbissen verspeisten. Die Geschmäcker des Menschen sind eben verschieden, und es läßt sich darüber nicht disputiren. Quelle delicatesse! sagte ironisch Jean, des genialen Fürsten Friedr. Schwarzenbergs Kammerdiener; ich aber, obschon Protestant, war nahe daran, den heiligen Ulrich anzurufen.

An Bord der Damsel fuhr ich bis Winona, eine sehr hübsch gelegene Stadt im südlichen Theile von Minnesota. Es wohnen da viele Deutsche u. wird auch geturnt und Comödie gespielt. Für freie Schriften ist da sehr schwer ein Liebhaber zu finden, obwohl es an Exchristen nicht fehlt, die wacker gegen Pfaffen schimpfen, noch an Juden, denen Schweinefleisch nicht weniger koscher ist als Schickselfleisch.

Die Fahrt von Winona, auf dem oberen Mississippi, nach St. Paul ist sehr angenehm, auch die Böte des Capt. Davidson, respektive der North Western Union Line, lassen an Comfort und guter Tafel Nichts zu wünschen übrig.

Als wir zwischen Wabashaw und Reed's Landing fuhren, senkte eben die Sonne ihr Strahlenhaupt auf das Purpurkissen des westlichen Horizontes u. im erhabenen Flußreviere, mit seinen grünen Höhen, seiner prachtvollen Perspektive, war es so still, so heilig, so voll der Andacht. Hesperus winkte den Müden, als ich, selbst auch müde durch geistigen Genuß, zu Reed's Landing im American Hause des Hrn. Pauli die erwünschte Erquickung und Ruhe fand. Ein allerliebstes Städtchen Nach den Kirchen zu urtheilen machen die hiesigen Deutschen eben so schwache Fortschritte im christlichen Glauben, wie in jenem Materialismus, dem freie Schriften Bedürfniß und Genuß sind. „To make money, das ist das Zeichen unter welchem der Indifferentismus zu siegen strebt. Hab' Nichts dagegen. Es hat so Jeder seinen Geschmack.

Nachdem wir den Lake Pepin passirt, wo ich dem Mai-

den Rock gegenüber vor Lake City meine Tochter Cora auf den ätherischen Schwingen des Geistes einen Kuß zugesandt, erreichten wir Redwing. Hier giebt es ein reges und intelligentes deutsches Element, das vom edlen Zweck des Geldmachens noch nicht so sehr sich absorbiren ließ, um keine Zeit zum Lesen zu haben.

Da in Bälde ein anderes Boot hier erwartet wurde, beeilte ich mich, meine Freunde zu besuchen und eben als ich nach der Levee zurückgekehrt war, gab die Glocke das Zeichen zur Abfahrt.

Die Ufer von hier via Hasting nach St. Paul sind monoton und nur mit den Bluffs der jungen Großstadt von Minnesota beginnen wieder reizende Scenerien, in der Richtung circa 12 Meilen hinauf bis Mendota und Fort Snelling. Hier vereinigt sich der Mississippi mit dem Minnesota-Fluß, um mit ihm die weite Reise hinab nach dem mexikanischen Golf zu machen. Welch colossales Stromgebiet! Und welches Areal von Millionen Ackern des fruchtbarsten Weizenbodens und unerschöpflichen Mineralreichthums hinter demselben, in den Staaten und Territorien gegen die Felsengebirge hin! Da können noch Tausende und Tausende aus Deutschland Norwegen und Schweden kommen und von Uebervölkerung kann da keine Rede sein.

Ich habe 5 Tage, und zwar sehr angenehme Tage in St. Paul zugebracht. Ein Ball im Athenäum, ein Besuch des Minnehaha-Falles, delikates Soupér und angenehme Gesellschaft bei Hrn. Carl Scheffer und M. Auerbach, ein Mitternachtsschmaus mit Moselwein im Restaurant von Schiller und Schmidt, in Gesellschaft von C. Ahrendt und Polizeirichter Malmaros, eine Kaffeevisite bei Hrn. Wolf von der Staatszeitung und eine Spazierfahrt mit meiner Cora, der ich hier ein Rendezvous gab; dies waren die Momente jenes geselligen Vergnügens, das um so angenehmer ist, wenn es uns selten zu Theil wird.

Daß ich meinem vormaligen idyllischen Plätzchen einen Besuch abstattete, ist selbstverständlich. Ach, die Idylle ist zu trockener Prosa geworden. Es blühen da sehr wenige Blumen u. desto mehr Gras u. Unkraut wuchert zwischen allerlei Gemüsen. Der Anblick machte mich eben so traurig, wie der erste Anblick der Hütte, welche bei meiner Ankunft im „Land der republikanischen Verheißungen" halb fertig war und auf einem Bauplatz mit dichten Eichen- und Haselgebüsch bewachsen mir andeutete, daß ich hier in dieser Wildniß mit meiner Familie werde wohnen müssen. Arbeit und Geschmack hat die Wildniß in kurzer Zeit in ein Paradies umgeschaffen und in dem theuren Bretterhause, in deren untern Räumen der Schnee im sibirischen Winter leichten Eingang fand, hatten wir, trotz Täuschung und Geschäftsmisere, viele vergnügte Stunden, von denen jene die unvergeßlichsten, als zwei meiner Töchter an Einem Abend ihre Hochzeit feierten. Das war die schönste, die erhabenste Posse meines Lebens, das nun auf der Neige auch mit Enkeln gesegnet ist, die ich als lebendige Dithyramben an das Herz drücken konnte, das sich so lange vergebens nach Liebe gesehnt. —

Juni, 1868.

St. Paul hat bereits fünfzehntausend Einwohner. Die Neubauten sind alle von Stein und sehr geschmackvoll. Im oberen Theil der Stadt geht es jedoch mit dem Bauen sehr langsam vorwärts und es sind da mehr Brandstätten, welche schon geraume Zeit auf Capitalisten warten, die Lust haben, ihr Geld in Wohnhäuser zu investiren. Indeß das nahe Minneapolis die Bestimmung hat, eine bedeutende Fabrikstadt zu werden, wird St. Paul zu einer namhaften Handelsstadt heranwachsen. Es sind jetzt schon einige bedeutende Handelshäuser hier, unter denen Auerbach, Scheffer und Fitsh, Importeure von Schnittwaaren, Baupre und Kelly, und Constans, Whole Sale Grocers, L. E. Main, Eisenwaarenhändler en gros, die größten Geschäfte machen. Der Verkauf von Schnittwaaren der obigen Firma belauft sich in einem Jahr auf eine Million Dollars.

Mit dem Eisenbahnbau geht es im Staate rasch vorwärts. Die Einwanderung hat in den letzten zwei Jahren bedeutend zugenommen. Trotz des strengen Winters sichert dem Staate das herrliche Land eine große Zukunft, wozu das Heimstättegesetz wesentlich beiträgt.

Von St. Paul fuhr ich eine kurze Strecke per Eisenbahn nach Merriam und von da einige Meilen per Stage nach Carver. Ein kleines Städtchen am Minnesota-Fluß. Es besteht hier ein deutscher Leseverein von 24 Mitgliedern, mit einer gewählten Bibliothek, in welcher das freisinnige Element und naturhistorische Fach sehr gut vertreten ist. Im Carver County circuliren von meinen freien Schriften mehr Exemplare als z. B. in Philadelphia mit einer deutschen Bevölkerung von mehr als 100,000 Deutschen!

Nach kurzem Aufenthalt von einem halben Tag fuhr ich nach der Merriamstation zurück und setzte die Reise per Eisenbahn fort, welche bereits bis Le Sueur befahren und in Bälde bis Mankato und St. Peter vollendet sein wird. Im Waggon wurde viel Deutsch gesprochen, was in Amerika ein seltener Fall. Eine joviale Gesellschaft von jungen „Grünen" sang sogar das bekannte Lied: „Mein Mann ist gefahren in's Heu — der Teufel fahre in's Heu. Ach, wie lange her ist es schon, daß ich dieses Lied selbst oft mit Guitarbegleitung gesungen habe!

In Le Sueur lavirte ich einen Tag. Ein amerikanisches Hotel bot mir comfortables Zimmer. Der Tisch la la come ca, wie der Franzose sagt. Es schien mir überhaupt bei dieser Tour, als schlachte man im jungen Minnesota blos alte Ochsen und alte Kühe; denn bis jetzt war es mei-

nen Zähnen rein unmöglich, die beefsteaks zu verarbeiten. — Die Kutsche nach Mankato war mit vier Pferden bespannt, was auch des schlechten Weges wegen sehr nothwendig. Der Regen stürzte in Strömen herab, die sich in den Straßen von Mankato zu förmlichen Bächen verzweigt hatten.

Die Fahrt 30 Meilen von Mankato nach Neu Ulm hat mir, trotz der anmuthigen Gegend, wegen der heillosen Wege keine Lust gewährt. Auch die Sitze im Folterwagen waren so miserabel, daß es mir als einzigem Passageur sehr gut zu statten kam, mich unter denselben hinzustrecken und den schauderhaften Comfort eines Lederkissens zu genießen. Die Fahrt nahm einen ganzen Tag in Anspruch und da war denn bei der Ankunft in Neu-Ulm ein nettes Stübchen im Dakotah-Haus des freundlichen Wirthes A. Seiter höchst willkommen.

Neu-Ulm hatte eben das Ansehen einer Caravanenstadt, durch welche täglich Einwanderer, von ihrer Heerde gefolgt, ziehen, um sich im gelobten Lande von Brown County niederzulassen. Man sollte sich wundern, daß viele Farmer ihr fruchtbares Land in Illinois und andern Mittelstaaten verlassen, um mit Weib und Kind und Vieh im fernen Nordwesten sich eine Heimath zu gründen; doch das Recht, 160 Acker mit sehr geringen Vermessungskosten occupiren zu können, ist zu verlockend, um nicht davon Gebrauch zu machen.

Das Indianer Massacre von Neu-Ulm gehört jetzt der Geschichte an und man hat von den zurückgedrängten Rothhäuten keine Wiederholung von Greuelthaten zu besorgen.

Die Farmer in der Umgebung von Neu-Ulm sind alle wohlhabend geworden; dies und der fortwährende Zuwachs von neuen Ansiedlern muß diese deutsche Stadt unbedingt zu einer großen und rührigen Landstadt machen.

Die Bewohner der Stadt haben sich seit Kurzem dahin vereinigt, die Geschäftsläden an Sonntagen zu schließen. Daß dies keinen religiösen Grund habe, sondern als eine Art von Accommodation den Amerikanern gegenüber, zu betrachten ist, um deren Anathema zu beschwichtigen, ist selbstverständlich, und kann blos gebilligt werden.

Der Arbeiter und Geschäftsmann sollen einen Ruhetag haben; doch einen Sonntag als „Tag des Herrn" gesetzlich anbefehlen, ist gegen den Geist der Verfassung dieser Republik, die nicht für Christen, sondern für Menschen gegründet wurde.

Eines Sonntags besuchte ich die Turnhalle. Es ist dies ein großes Backsteingebäude, hoch gelegen. In Einer Linie mit dieser Halle des politischen und geistigen Fortschrittes präsentiren sich ein Paar bescheidene Kirchlein, als Repräsentantinen des geistigen Stillstandes und in der Nähe bringt Schramm's Windmühle Bewegung in die anmuthige Landschaft. Es fiel mir da Don Quixot ein, der gegen Windmühlen gekämpft hat. Ist das Streben der Theologen wohl vernünftiger als jener Don Quixoten-Kampf? Herr Julius Berendt ertheilt Sonntags Unterricht im Zeichnen. Ich habe da von einigen Knaben sehr gute Leistungen gesehen. Es wurde mir das Vergnügen zu Theil, eine Rede zu halten über die Politik der Gegenwart. Hier regt sich noch immer ein freier Geist und die Turner begreifen ihre Aufgabe auf religiösem sowohl wie auf politischem Gebiete. Auch die Zeitung, Neu-Ulm-Post, verfolgt eine freie Richtung.

Im Hintergrund der Turnhalle lugt auf einen Bluff Müller's Sommerwirthschaft aus den Kronen der Bäume freundlich hervor. Die Lage von Neu-Ulm auf einer großen Hochfläche, in der Ferne mit waldigen Höhen bekränzt, ist sehr schön.

Daß Neu-Ulm ein freisinniges Lesepublikum besitzt, erhellt wohl daraus, daß hier die Fackel einige fünfzig Abonnenten zählt und sehr viele andere Blätter gelesen werden.

Für Verbreitung derselben, so auch meiner freien Werke interessiren sich ganz besonders die Herrn Fischer, Hammer, Herrendörfer und mein biederer Landsmann Dr. Kallay.

Sonntags machte ich einen Spaziergang nach Müller's Berg. Auf dem Wege begegnete ich Lehrer Hilscher und seiner lieben Gattin, die als kleines Mädchen meine Schülerin in Baltimore war, als ich dort einige Monate den Schulmeister, ohne Gehalt, gespielt hatte. Hilscher machte mich am Fuß des Bluffs auf eine Pflanze aufmerksam, welche durch Berührung die Hände aufschwellen macht. Es ist der Giftsumach, rhus radicans und rhus toxicodendron. Gesalzne Butter ist das Heilmittel gegen die Geschwulst.

Die junge Welt vergnügte sich mit Tanz, wozu Lehrer Wiedemann, der Aeltere, die Musik geliefert hat. Derselbe ist Einer von den 3 in der Freischule angestellten Lehrer, welche in drei Classen getheilt gegenwärtig 275 Schüler zählen.

Die Aussicht von Müller's Dach auf Stadt und Umgebung ist prachtvoll.

Man hat mir in Neu-Ulm eine Nummer des Wanderers, einer katholischen Zeitung von St. Paul, eingehändigt, in welcher der Herausgeber alle eifrigen Katholiken vor dem reisenden Samuel Ludvigh und seinen antikirchlichen Schriften warnt und alle Priester auf diesen ihren Antagonisten aufmerksam macht. Das war sehr dumm, Herr Schröder vom Wanderer; besäßen Sie die Klugheit eines Jesuiten, so hätten Sie den Samiel ignorirt, oder ihm recht derb die Leviten gelesen; so aber kann ich Ihnen blos danken für die Anzeige, welche wankende Katholiken auf meine antikirchlichen Werke aufmerksam macht, zum großen Nachtheil der alleinseligmachenden Kirche. Wäre das Volk so geschult und so vernünftig wie seine Priester, so gäbe es kein Pfaffenthum.

Am 9., an einem prachtvollen Minnesotasommertage, um 10 Uhr Vormittags, Neu-Ulm verlassen und um 7 Uhr Abends zu St. Peter angekommen. Entfernung 30 Meilen. Wege schauderhaft. Von St. Peter weiß ich eben

nichts besonderes zu sagen, als daß es sehr hübsch gelegen und jetzt einen tüchtigen deutschen Mayor hat, Hrn. Wilhelm Schimmel.

Zu Nicolet in einer Taverne, die sich mit einem polnischen Wirthshaus messen kann, Speck und Eier gegessen und dazu eine schwärzliche Brühe getrunken, welche man Kaffee genannt hat. Auch wurden hier Pferde gewechselt. Die Reisegesellschaft bestand aus zwei Männern und einem augenkranken deutschen Mädchen, das nach St. Louis reis'te, um sich operiren zu lassen. Ach, das Mädchen erinnerte mich an jene Reise, welche ich mit meiner Tochter Cora gemacht, um sie nach Columbus, O., in das Blindeninstitut zu bringen. Ihre Erblindung beliebten Gläubige eine Strafe Gottes zu nennen; nun da muß wohl ihr Genesen, ohne ärztliche Hilfe, der Liebe Gottes zugeschrieben werden? Es giebt blinde Menschen, blinde Pferde und sonstige Thiere: sollen auch die Vierfüßler der Strafe Gottes unterworfen sein? Welcher Unsinn! Welche Entwürdigung des Begriffes eines supponirten Gottes, als vollkommenen Wesens!

Von Neu-Ulm nach St. Paul zurückgekehrt verweilte ich da noch zwei angenehme Tage und trat am 13. an Bord der Norhern Belle die Rückreise an, via Lansing, Davenport, Burlington und Chicago. An Bord unserer „Nördlichen Schönen" befanden sich 10 Mann deutsche Musiker in Soldatenuniform, geführt durch einen Sergeanten. Das Ziel ihrer Reise war Omaha in Nebraska.

Das Boot sollte um 9 Uhr des Morgens abgehen, doch es wurde 4 Uhr, ehe zur Abfahrt geläutet wurde. Es ist höchst unangenehm, wenn man auf einem Dampfboot kein Zimmer bekömmt, und sich, wenn müde, nicht hinstrecken kann. So ging es mir hier bis Abend, da eine große Gesellschaft von Touristen erwartet wurde und man nicht wußte, wie viele Zimmer man für Damen werde gebrauchen müssen. Ach, der glücklichen Damen in Amerika! Obschon sie politisch Parias sind, wird ihnen doch social die höchste Aufmerksamkeit geschenkt und im Hause sind sie, trotz ihres Bibelglaubens und der altherkömmlichen Trauungsformel, den Männern nicht nur nicht unterthan, sondern sogar im Hause Ton angebend, und sie verstehen es, den verliebten oder galanten Herrn Gemahl zahm und gehorsam zu machen wie ein schuldlos Lamm.

Als die Excursionisten, Eisenbahnbeamte und ihre Familien aus Chicago und New-York, an Bord waren, wurde endlich um 4 Uhr abgefahren. Es befand sich in der Gesellschaft amerikanischer haut volee eine Schaar sehr eleganter Damen, die gleich Pfauen mit ihren seidenen Schleppkleidern einherstolzirten, umrungen von eleganten Dandies, die im Courmachen so gewandt sich zeigten wie irgend ein Cavallier der hohen europäischen Aristokratie. Wäre ein deutscher Baron, oder ungarischer Graf an Bord gewesen, so hätte er mit dem Franzosen sagen müssen: c'est tout comme chez nous. — Ja, wohl, nur excelliren wir hier weit mehr in politischem Humbug der „Volksherrschaft" und in Karrikirung socialer Manieren. Das Geldbrotzenthum hochmüthig und verfeinert dem Aeußern nach bis zur Karrikatur, die sogenannten armen und niedern Klassen anmaßend u. roh auf das Extremste, gehören Einfachheit, feines Benehmen und Intelligenz mit republikanischen Tugenden geparrt zur höchst seltenen Ausnahme in unserer glorreichen Musterrepublik.

Die Reise war durch herrliches Wetter begünstigt. Es war 8 Uhr des Abends als wir in den See Pepin einbogen. Mehre der Passagiere, besonders die junge Welt, genoßen die Frische des Abends am Hurrikandeck, bis sie die Musik im Salon zur Quadrille rief. Die Damen, von denen einige sehr schön waren, tanzten mit Grazie und die Herren mit naiver nonchallence. Es wurde auch gewalzt und Galopp getanzt. Der Walzer ist eine rein deutsche Production, welche durch Amerikaner zur Karrikatur wird.

Die Elite der Excursionisten bestand aus 60 Personen, Herren mit intelligenten Physiognomien und interessanten Damen.

Bei den Mahlzeiten wurde an 5 Tischen dreimal gespeis't. Der Tisch an Bord der Nordwestlichen Union Compagnie ist sehr gut, die Böte sind geräumig und elegant.

Unter den zahlreichen Passagieren befanden sich auch 7 Japanesen. Höchst interessant war es für mich über diese exotischen Exemplare, und über die weiße und schwarze Rasse der Aufwärter Revue zu halten, als sie an drei verschiedenen Tischen beim Speisen saßen und alle insgesammt Gabel und Messer mit derselben Grazie zu handhaben mußten, wie Jene, die auch in einer Republik es unter ihrer Würde finden, mit Dienern an Einem Tische zu speisen. Die Mulatten, 8 an Zahl, Bediente der Eisenbahn-Herrschaften, hatten intelligente Gesichter. Die Japanesen, obschon die geschicktesten, waren die häßlichsten, und die weißen Aufwärter, 10 an Zahl, hatten den Typus der Rohheit und Anmaßung.

Als ich im Hotel bei meinem lieben heiligen Nikolaus zu Lansing angekommen war, erfuhr ich, daß eine Meile von der Stadt ein deutsches Pic-Nic stattfinde und so machte ich mich denn sogleich auf den Weg, um meine Freunde und Bekannten in concreto beisammen zu finden. Es schien für sie eine angenehme Ueberraschung zu sein, als der alte Fackler, frisch, gesund und wohlgemuth, in ihrer heiteren Mitte seine Erscheinung machte. Es war da im schattigen Gehölz eine zahlreiche Versammlung von Alt und Jung und trotz des heiligen Sabbathes wurde bei klingendem Spiele recht wacker getanzt. Daß Lagerbier in Strömen floß, ist selbstverständlich: Gambrinus ist eben der Abgott des deutschen Volkes, dem Bachus nie den Rang der Herrschaft wird streitig machen können. Erfreulich ist es jedoch, daß bei dem unerfreulichen Bravour-Trinken bei deutschen Festen sehr selten Räusche zum Vorschein kommen; wie sie bei amerikanischen Gelagen, wo Whisky getrunken wird, öfter sich einstellen.

Die Menschen sind vorherrschend sinnlicher Natur und da diese Wahrheit sich nicht wegdemonstriren läßt und Jene, die für geistige Genüsse empfindlich sind, vergebens dagegen ankämpfen, so dürfen wir in der neusten Zeit, seit die großartigen Gesangfeste en vogue gekommen, zu meinen drei lateinischen C. füglich und mit Recht noch ein viertes C. hinzufügen, um auch dem Gesange (Cantus) Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Ob denn wohl eine Zeit kommen wird, wo man neben sinnlichen Genüssen auch Dichtern, Schriftstellern und Rednern eine Arena eröffnen wird, um sich im edlern Wettkampfe Kronen des Verdienstes und Lorbeeren des Geistes zu erwerben?! Noch sind keine Spuren der Hoffnung vorhanden. Der deutsch-amerikanische Geist ist noch lange kein Griechengeist.

Wie sehr sich übrigens die Menschen auf dem Standpunkte der bis jetzt erreichten Civilisation gleichen, können wir auch aus Salustius' Worten ersehen, der in der Einleitung zu seiner Beschreibung des „Krieges gegen Jugurtha" sagt:

„Ist der Geist gefesselt von schlimmen Begierden, in Unthätigkeit und Sinnesgenuß versunken, so wird, wenn er verderbliche Lust genossen und Kräfte, Zeit und Geist in Stumpfsinn zerronnen sind, die Schwäche der menschlichen Natur angeklagt und Jeder der sich's selbst zuzuschreiben hat, schiebt die Schuld auf die Verhältnisse.

Wie der Mensch zusammengesetzt ist aus Geist und Leib: so richtet sich Alles nach deren Natur. Ein glänzendes Aeußere, großer Reichthum, Körperkraft und Dergleichen sind von kurzer Dauer, dagegen Werke des Geistes unsterblich sind.*)

Alles Entstandene altert und vergeht, wenn es seine Größe erreicht hat; der Geist, unvergänglich, ewig, Lenker des menschlichen Geschlechtes, leitet und besitzt Alles, ist selbst aber in Niemandes Besitz. Um so mehr muß man sich über die Verkehrtheit der Menschen wundern, die, Sklaven sinnlicher Freuden, träge und schwelgerisch ihr Leben hinbringen, ihren Geist dagegen, das Beste und Bedeutendste, am menschlichen Wesen, aus Mangel an Bildung in Stumpfsinn erlahmen lassen; obschon es so viele, so mannigfaltige Beschäftigungen des Geistes giebt."

Erwähnenswerth erachte ich, gerade jetzt, wo die Corruption in unserer modernen Republik sichtbar überhand nimmt, auch folgende Stellen aus Salustius, dem alten römischen Schriftsteller, zu citiren:

„Betreff geistiger Beschäftigungen sind Staatsämter und Befehlshaberstellen, kurz jede Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten, in gegenwärtiger Zeit am wenigsten wünschenswerth, weil ja doch weder dem Verdienste Auszeichnungen ertheilt werden, noch selbst Diejenigen, welche durch Schliche*) zu solchen gelangten, gesichert, oder deßhalb mehr geehrt sind."

Salustius frägt auch:

„Wo ist beim jetzigen Zeitgeist ein Einziger, der nicht lieber in Reichthum und Aufwand, als in Biedersinn und Thätigkeit mit seinen Vorfahren wetteiferte?"

Und ich frage: Sind jetzt nicht ebenfalls Reichthum und Aufwand das goldene Kalb, das unsere modernen Juden-Christen dieser Republik anbeten? Von einem „Wetteifern mit den Vorfahren" kann übrigens bei uns keine Rede sein, denn die wenigsten Leute wissen von ihrer Genealogie mehr als daß sie ein Vater gehabt haben, und der Werth des Dollars hat in den Augen des Volkes bereits jedes edlere, geistige Wetteifern absorbirt.

„Ob Consulat u. Prätur an und für sich etwas Glänzendes und Großes wären, und ihre Geltung sich nicht vielmehr nach dem Werthe Derer richtete, die sie bekleiden!

Ich habe mich zu frei und zu tief eingelassen, schließt Salustius, indem der Geist in unserm Staate mich ärgert und anwidert."

Hört Ihr, so war es zur Zeit der Römer! So sprachen und klagten gerechte Männer und so ist es auch jetzt; so hat man auch jetzt Grund zu rügen und zu klagen. Die Klagen jener einzelnen edlen Römer sind die Quintessenz meiner Vier großen C. und wenn wir fortfahren in dieser Huldigung und sie zur höchsten Stufe treiben, geistige Beschäftigungen und Principientreue hintansetzend, Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit mit Füßen tretend, das goldne Kalb anbetend, dann wird und muß diese unsere Republik mit dem römischen Staat das gleiche Schicksal treffen. Gleiche Ursachen, gleiche Folgen.

Unter den Deutschen von Lansing giebt es tüchtige Charaktere und intelligente Männer, von denen ich besonders die Gebrüder Kerndt, Reith, Hufschmidt, Huber, Rupprecht und Schinzel in Liebe erwähne.

Dem Theonit, meinem Lieblingsbluff, habe ich dieses Mal keinen Besuch abgestattet, da das Pic-Nic die Zeit in Anspruch nahm. Die alte Birke am Gestein wurde vor Kurzem vom Sturm zerknickt und ihre zu Boden gesenkten, welken Zweige schienen mir zuzuflüstern: „Alles welkt und Alles fällt mit dem Leben in der Welt."

Die nächste Station von Lansing war die deutsche Stadt Guttenberg. Seit Januar 1868 besteht hier ein Turnverein, der bereits 40 Mitglieder zählt. Turnlehrer ist Herr Wolter. Die Halle ist Privateigenthum und der Grund ist städtisch. Mit Geschmack und etwas Geld läßt sich daraus etwas machen.

Herr Arnemann, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der eine Zeit lang sich als Bierbrauer versucht und einige

*) Das heißt Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch sich erhalten.

*) Bei uns durch Parteiaccommodation und Bedientendienst. L.

tausend Dollars dabei eingebüßt hat, ist jetzt Lehrer der Freischule. Der Gehalt der hier bezahlt wird, ist sehr gering. Ein wohlhabender Logenbruder Arnemanns war voll der christlichen Milde und legte einer Schuld wegen Beschlag auf seinen Gehalt von 40 Dollars, monatlich. Freunde und Menschen kennen zu lernen, muß man in Noth und in Verhältnisse kommen, fremder Hilfe zu bedürfen. Ich erlaube mir, freie Schulvereine auf Hrn. Arnemann zu Guttenberg aufmerksam zu machen und bürge für dessen Fähigkeiten u. sittlichen Werth.

Das Städtchen ist schön gelegen. Die Herren Fleck u. Co., Reidt und Frankenheim machen bedeutende Geschäfte. Das Drogengeschäft des Hrn. Heine ist reich sortirt. Es sind hier einige gute deutsche Gasthäuser, von denen ich dem Jefferson Hause den Vorzug gebe. Auch an Salons für Erfrischungen fehlt es Guttenberg nicht.

Am 16. brachte mich der große War Eagle 40 Meilen nach Dubuque, um hier meinen drei Abonnenten den letzten Besuch abzustatten. Uhrmacher K o ch, der frühere Herausgeber des Antipfaff in St. Louis, und Se. Hochwürden der Bischof sorgen dafür, daß die zahlreichen Deutschen in Dubuque ohne Fackel und sonstige freie Lectüre selig werden können. Das Wetter war, seit ich St. Paul verließ, kühl und sehr angenehm und ich fühlte wieder wie um 20 Jahre verjüngt.

An Bord einer Dampffähre fuhr ich nach Dunleith hinüber und setzte von da auf den Schienen die Reise nach Galena, im Staate Illinois, fort. Eine romantisch situirte Terassenstadt, am schiffbaren Fieberfluß. Die Geschäfte sind hier unbedeutend; doch giebt es da mehre Leute, die ein großes Capital repräsentiren. Einer meiner ältesten Bekannten und Abonnenten in Amerika ist hier der gesinnungstüchtige Dr. Wierich; so der biedere Italiener De Zoja. Dieser ist 72 Jahre alt und vermählte sich vor Kurzem mit seiner Schwägerin, einer Schweizerin, 62 Jahre alt. Vernünftige Männer halten stets an der Wahrheit fest, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Sein Haus ist hübsch gelegen und der Weinberg an demselben brachte bei der letzten Erndte 100 Gallonen.

Ein anderer alter Mann, eine athletische Figur, mit vollem Bart, ärmlich gekleidet, zog in einem Laden meine Aufmerksamkeit auf sich. Einst ein Mann von einer halben Million, hat er jetzt — 78 Jahre alt — nicht, wohin sein Haupt zu legen. Es ist Capt. Reed.

Am 18. fuhr ich nach der demokratischen Burg Freeport. Eine sehr hübsche Stadt, die sich mit jedem Jahr vergrößert. Die Deutschen bilden da ein manhaftes Contingent. Es besteht hier eine deutsche Feuerversicherungsgesellschaft, eine deutsche Schule und ein Turnverein.

Von hier via Dixon nach Lyons gefahren; bei Winkoop, dem gemüthlichen Haus, einen delicaten marinirten Fisch consumirt, in Eile collectirt und nach Fulton abmarschirt.

Soll ich nach Chicago, zum großen Sängerfest, oder soll ich nicht hin? So frug ich mich hier am Depot und gewohnt das Vergnügen blos en passant mitzunehmen u. nie es mit Hintansetzung der Pflicht und mit großen Kosten zu erkaufen, erfolgte die Antwort alsbald in der Negative.

So fuhr ich denn, den Plan der Collectionstour verfolgend, per Eisenbahn nach Davenport im Staat Jowa. Auch hier wohnen viele Deutsche; besonders viele gesinnungstüchtige Schleswig-Holsteiner. Man hat hier eine gute Bühne, einen Turnverein und Schulen mit sehr guten Lehrern. Die Schule des deutschen Schulvereins hat jetzt 240 Kinder unter Leitung von drei Lehrern: Kahrmann Körchert und Willrodt. Auch die Privatschule von True und die von Hannecke und Riepe sind sehr gut bestellt.

In Gesellschaft des genialen Jul. Koch habe ich einen sehr angenehmen Sonntag zugebracht. Vormittags spazierten wir zu unserm gebildeten u. allgemein geachteten Landsmann, Nik. Fejervary, dessen Residenz und pittoresker Lage auf einem Bluff ich bereits in einem früheren Streifzug Erwähnung that.

Zu Mittag geladen war es mir wieder vergönnt, stille Betrachtungen anzustellen über die ungarische und die amerikanische Küche, welch letztere sich zu jener wie ein unreifer Kürbiß zu einer reifen smyrnaer Melone verhält. Der materielle Genuß wurde durch Conversation, durch Stahlstiche vaterländischer Ansichten und Großfolio Photographien der Kaulbach'schen Bilder gewürzt.

So reis'ten wir denn im Geiste durch ganz Ungarn u. diese Reise hat mich tief, tief ergriffen durch Erinnerung u. durch Sehnsucht; vergebene Sehnsucht. Uebrigens wird es, trotz des durch diplomatische Nothwendigkeit errungenen österreichischen Fortschrittes noch lange dauern, bis Ungarn ein selbstständiger und freier Staat wird, wo ich mich, der Censur entwöhnt, so ganz heimisch fühlen könnte.

Die Rosen und Peonien waren in Fejervary's Tusculum in voller Blüthe. Von da gingen wir nach Langenberg's Gartenwirthschaft, wo uns bei Musik im Freien eine ausgezeichnete Tasse Kaffee durch die liebe kleine Bertha kredenzt wurde.

Abends besuchten wir einen Ball des Schützenvereins, der recht hübsch war. Hätte gar so gerne getanzt; doch — tempi passati, und ich liebe es nicht, mir von einer Dame eine Gnade zu erbitten. Nein, bei Joh. Schröder's delicatem Hamburger beefsteak u. rother Krütze sei es geschworen, das Alter vor Ausgelachtwerden zu bewahren!

Das war ein ausgefüllter Sonntag; kein muckerischer Sabbath; ein Tag der Erholung und des Frohsinns freier Menschen!

Schließlich habe ich noch zu erwähnen, daß der Turnverein 150 Mitglieder zählt, mit einem Committee für geistiges Turnen. Die Bibliothek, wie man mich versicherte, besteht aus Einen Band von Freiligrath's Gedichten. Glücklicher Freiligrath! Na, ist das nicht Radikalismus? Nur

vorwärts, immer vorwärts, niemals rückwärts u. wir deutsche Radikalen bringen einen Umschwung in das amerikanisch-politische, geistige und sociale Leben, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat! En avant! Barkeeper, noch ein Glas Lager; denn die Hitze beginnt unerträglich zu werden! Und da es so heiß wird, eile ich denn auch nach dem Schatten meiner Behausung, halte blos noch zu Burlington an, um einen alten Freund Fr. Becker zu begrüßen und fahre Tag und Nacht hindurch via Chicago und Indianapolis nach Cincinnati. Dem Leser aber rufe ich zu: „Im Osten sehen wir uns wieder!"

Der Himmel. Die Erde. Der Mensch.

Von Franz Schmidt.

Der Himmel.

Schau zum Himmel empor! — Dies geheimnißvolle Blau, das rings über dir hin deinem Blicke Schranken zu setzen scheint: es ist kein undurchdringliches Gewölbe, keine feste Decke, durch welche der Raum geschieden würde in obere Räume des Himmels und untere Räume der Erde; — dies tiefe, herrliche Blau, das überall die nämliche Wölbung über dir bildet, auf welchem Punkt der Erdkugel immer du stehest: — es ist nichts Anderes, als die Farbe der Lufthülle, welche die Erde umkleidet, und durch welche hindurch du schauest in den unermeßlichen, endlosen, äthergefüllten Weltraum.

Es gab eine Zeit der Kindheit auch für das Menschengeschlecht, da galt der Himmel für eine „Veste", in welche einzudringen dem Auge des Sterblichen versagt sei; — da malten die Menschen den Himmel sich aus, nicht wie sie ihn geschaut, sondern wie sie ihn dachten und wünschten, und glaubten fest an die Richtigkeit ihrer so gebildeten Vorstellung; — gleichwie die Jungfrau, gleichwie der Knabe die noch unbekannte Zukunft ihres Lebens sich ausmalen, ohne zu ahnen, daß von all ihrem Hoffen und Glauben vielleicht nur wenig, und selbst dies Wenige ganz sich anders erfüllen werde, als sie in der Jugend gedacht.

Die Zeit der Kindheit ist vergangen für das Menschengeschlecht; — der Himmel hat aufgehört eine unzerbrechliche „Veste" für das Auge des Menschen zu sein: wirklich und wahr liegt er vor unserem Blicke aufgethan! — Und ob wir auch das nicht finden im wirklichen Himmel, was frühere Geschlechter von ihm gehofft und gedacht, so erblicken wir doch des Herrlichen so viel, schauen hinein in so wundervolle Pracht, daß wir gar freudig und gern jenen Träumen entsagen und für ihr Zerrinnen tausendfachen Ersatz erhalten im Erschauen, Erkennen, im Genusse der Wahrheit!

Schau auf zu den Sternen! — Der erste Stern, den du blinken siehst, lacht dir die Wahrheit entgegen, daß du — durch den Glanz der Luft und des Aethers hindurch — hierin in den Himmel zu schauen vermagst! Und jener Zweite, jener Dritte, jene Millionen Sterne — sie schimmern dir entgegen aus unendlich weiter Ferne, unermeßlich tief aus den Räumen des Himmels heraus!

Den Ocean magst du ergründen und seine Tiefen durchmessen: — die Räume des Himmels nicht! — Und schaust du durch tausendfach vergrößerte Gläser in vollendeter Klarheit, was der natürlichen Sehkraft des bloßen Auges nicht zu schauen vergönnt ist: dennoch — je tiefer du blickest, desto weiter und immer weiter thun die Himmelsräume sich vor dir auf. — Du wirfst das Maaß irdischer Räume hinweg; du beginnst zu messen nach ungeheuren Sternen-Weiten: — doch auch der riesigste Maaßstab versagt dir den Dienst — im Meere der Unendlichkeit!

Einst nannte man die Erde: „Welt." — Nun denn, jeder einzelne dieser Sterne, die du schauest mit bloßem und bewaffnetem Auge, jeder einzelne ist eine „Welt," wie die Erde und gewaltig größer als sie. — Und jene leichten Körper, wie leichte Wölkchen in fernen Himmelsräumen schwimmen siehst, und die das bestbewaffnete Auge vom hellen Aether kaum zu unterscheiden vermag: es sind Gruppen zahlloser „Welten," die dem staunenden Menschen auf Erden Kunde von ihrem Dasein geben nur durch den schwachen Lichtschimmer, den sie zusammt um sich verbreiten! — Doch, nicht die Erde, nicht ein einzelner Stern, nicht ganze Gruppen von ihnen, nicht alle zusammen, die du strahlen und schimmern siehst, umfassen und bilden die Welt; — **Welt** — das ist die unermeßliche Fülle des Sein's, das lebt und webt dort im endlosen Himmelsraum, wie hier im Erdenstäubchen, das in nächster Nähe dem Wahrnehmungssinne des Menschen entschwindet.

Aber nicht in der Unendlichkeit des Raumes und Stoffes allein, nicht im Anblick, nicht in der Ahnung zahlloser Sterne und Sternengruppen ist die ganze Pracht und Herrlichkeit des Himmels erschöpft; sondern weiter bieten die ewigen Gesetze des Werdens und Lebens im Weltraum deinem forschendem Geiste sich zum Genusse dar.

Da schaust du rundliche Nebelmassen; — da tritt in der Einen matt schimmernd ein Sternlein hervor; — da ist aus der andern eine ganze Gruppe von Sternen geboren. — Und staunend ahnst du, daß jene Nebelmassen wohl die Urgestalt seien, in welcher zuerst — aus dem schaffenden Aether heraus — Gestirne zur Erscheinung treten, ahnst du die Riesenkraft des Lebens, die solch neugebornen Himmelskörper durchglüht — Jahrtausende auf Jahrtausende — bis durch die Nebelmasse hindurch der erste Schimmer des jugendlichen Sternleins bricht, und bis dieses Sternlein end-

lich — völlig befreit von der mütterlichen Nebelhülle, die es geboren — in ungetrübtem Glanze unter Sonnen und Sternen kreist.

„Wie wir in unsern Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen, und aus diesem Anblick den Eindruck fortschreitender Lebens-Entwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten die verschiedensten Stadien allmähliger Sternbildung." — (Alexander von Humboldt.)

Da herrscht Ruhe, Stillstand niemals und an keinem Punkte; da drehen in ununterbrochenen Kreisen Sterne sich um ihre eigene Axe, schwingen zugleich sich um andere Sterne, umkreisen mit diesen zugleich ihre Sonne, und folgen ihr weiter auf ihrer Bahn.

Und in all' den endlosen Kreisen dieses ewigen Werdens und Lebens, in der Unermeßlichkeit dieses Weltenlebens: überall die heiligste Ordnung, stets die vollendetste Harmonie!

Und die Erde selbst, ein Stern unter Sternen, frei schwebend im unendlichen Weltraum, folgt ihren Bahnen — gleich den andern Gestirnen. — Das Gesetz der Schwere, das alles Erdgeborne an seine Mutter Erde fesselt, es gilt nicht für die Erde allein in irdischen Räumen, gilt nicht für den „engen" Bereich des Einzellebens der Sterne, nein! auch die Himmelskörper unter einander folgen einem Gesetze der Schwere, der Massenanziehung, das an bestimmte, riesige Massen die einzelnen Sterne kettet, zu harmonischem Ganzen sie fügt, die Bahnen bedingt, in denen sie kreisen und so zur Quelle all des Lebens wird, das den Stern, das die Erde umkleidet.

Die Erde.

Blick' um dich, o Mensch! — Die Wunder des Himmels umgeben dich in nächster Nähe. — Erkenne die Erde als Stern unter Sternen, folge, Denker, ihren Bahnen, schau' auf die schäumende Fülle ihres Lebens: und du findest dich selber gestellt inmitten des Weltenraumes, inmitten der Wunder des Himmels.

Blick' um dich, o Mensch! — Die Luft, die du athmest, das Licht, das dich umglänzt, der Tropfen, der dich labt, die Scholle, die dich trägt: es sind himmlische Stoffe, sind Gaben, Erzeugnisse des nämlichen Weltenlebens, das rings um die Erde herum im endlosen Himmelsraum sich deinem Auge zeigt!

Andachtsvoll lauschest du gern dem erfahrungsreichen Worte des Alters; lieblich spricht es dich an, wenn Menschen dir sagen, was Menschen vor dir gethan, und bewundernd gedenkest du gern ältester Sitten, erster Spuren des menschlichen Lebens auf Erden. — Wohlan denn, es ist dir vergönnt, noch weiter zurückzuschauen, zurück vor den Beginn des Menschengeschlechts; es ist dir vergönnt, zu erkennen, was dereinst geschehen auf Erden, ehe denn es Menschen gegeben, ehe menschliche Sinne lauschten auf die Lebenszeichen der Mutter Erde.

Es ist die Erde ein Stern unter Sternen; — also magst du am Werden anderer Sterne das einstige Werden desjenigen Sternes erkennen, an dessen Wiege kein menschliches Auge gewacht, des Sternes, den du selber bewohnst. — Und wenn du schauend erwägst die verschiedenen Grade der Dichtigkeit, in denen sich die Himmelskörper dir zeigen, von der durchsichtigen Nebelmasse, bis zur derzeitigen Festigkeit des Erdkörpers, da drängt sich die Frage dir auf: all diese verschiedenen Bildungsstufen — hat die Erde wohl auch sie durchlaufen?

Vor deinem Auge erstarrt in der Kälte des Winters der feinste, luftigste Körper der Erde (Wasserstoffgas mit Wasserstoff, d. i. Wasser) zu festem Eise; — und menschliche That vermag es, auch die dichteste Masse der Metalle am schmelzenden Feuer in Dunst zu verwandeln. — Wärme also und Kälte beherrscht die Dichtigkeit irdischer Stoffe: verschieden sind die Grade der Dichtigkeit in verschiedener Temperatur.

Was aber ist der Schmelztiegel des Menschen gegenüber den Wärmkräften, die im Schooße des Aethers ruhen — gegenüber dem Feuermeer, das einen Stern, einen Planeten durchglüht!

Wer wagt es, mit seinem Denken die Kraft begrenzen zu wollen, jene allmächtige Lebenskraft des Weltalls, die im harmonischen Zusammenwirken zahlloser Himmelskörper ihre Quelle hat! — Vor solcher Kraft und Allgewalt verschwindet das Räthselhafte, das in dem Gedanken dir lag, daß in erster Gestalt wohl auch die Erde als dünne Nebelmasse aus dem Aether hervorgetreten, und daß sie sodann vielleicht als feurig-geschmolzener „Tropfen" die Sonne umkreist. — Was menschlicher Kraft unmöglich erscheint, das tritt als vollendete Thatsache vor des Menschen denkenden Geist und überläßt es ihm, zu schauen, zu forschen, zu begreifen.

Wie? Die metall- und felsenreiche Erde wäre zu dicht, zu starr, als daß sie aus einem Lichtnebel geboren sein könnte? — Was weißt du denn von der Inhaltsmasse der Erde, auf welche du dich berufst? — Wie tief bist du eingedrungen in die innere Werkstätte des Erdbodens? — Auch wo der Mensch in den tiefsten Schacht hinabgestiegen, da steht er noch immer nicht einmal den elften Theil Einer Meile tief unter dem Spiegel des Meeres, und der Durchmesser der Erde mißt 1719 Meilen! — Und dennoch — wie unendlich wenig man noch eingedrungen ist in die Rinde der Erde: schon hat man sich überzeugt davon, daß die Wärme immer zunimmt nach dem Innern des Planeten zu. — Da gedenkst du weiter der heißen Ströme von Dampf und Wasser, die hier und da sich ergießen auf die Oberfläche der Erde; — du gedenkst, wie oft der Mensch

den Boden unter seinem Fuße hat wanken gefühlt und mit Entsetzen gerufen: „die Erde bebt!“ — Du vernimmst in der Tiefe dumpfes Getöse und ahnest in ihm die nämliche Stimme, die dort sich hören läßt aus den Bergen heraus, welche Dämpfe, Wasser, geschmolzene Erdmassen aller Art, und Feuer auswerfen. — Du findest die aus den Tiefen der Erde herausgeworfenen Stoffe denen verwandt, die längst vollkommen abgekühlt unter menschlichem Fuße und menschlicher Wohnung gelegen, und — wie dicht und fest du die Erde unter dir gewähnt: du glaubst nun gern, daß ihr Uebergang von feurig-flüssiger zu fester Form und nicht vollendet, daß tief im Innern der Erde der feurig-flüssige Zustand fortbestehe, und nur die äußerste Rinde des Riesenkörpers erst abgekühlt und verdichtet ist.

Du fühlst dich gestellt auf die dünne Decke eines in seinen Tiefen rastlos arbeitenden Feuermeeres; allein — ferne von Furcht und Grauen — erkennst du, wonnigen Staunens voll, in jenem Sieden und Brausen des Planeten die schaffende Mutterarbeit der Erde, die nämliche Arbeit, welche rings um dich her — von Innen heraus — die Berge emporgerichtet und die Riesenbecken der Meere eingesenkt. —

Es sammelten die Gewässer sich in den Vertiefungen der Erdrinde; — es schwand allmählig die Nebelhülle, von welcher umgeben einst auch unser Planet gekreist; klarer und klarer wurde das Luftmeer, das die Erde umfluthet — bis sie endlich — von den Strahlen der Sonne getroffen, von Millionen Sternen umglänzt — Leben auf Leben ihrem Schooße entsteigen ließ.

„Das Meer erblickt die Sonne und es lebt.“ — (Oken.)

So durchbricht der Tagfalter, wenn seine Zeit gekommen, die Puppe, die ihn umhüllt; so das Saatkorn, so das Küchlein die mütterliche Schaale, um fortan im Licht der Sonne zu leben und zu wachsen.

Nicht nach Jahrtausenden selbst ist die Geschichte der Erde zu messen, die sie bereits durchlebt. — Jahrtausende hat es gewährt, ehe der Sonne erster Strahl die Nebelhülle durchdrang u. die schon verdichtete Oberfläche der Erde erreichte, ehe die erste Pflanze entstand, das erste thierische Leben zu athmen begann; und Jahrtausende lebt die Erde seitdem. — Mehr denn einmal wieder wurde die Gestalt ihrer schon erstarrten, bewachsenen, belebten Oberfläche verändert: hier gehoben, dort verschlungen durch Kräfte, die von Innen nach Außen, wie durch solche, die von Außen nach Innen wirkten, durch die Gewalten des Feuers, des Wassers; mehr denn einmal hat die Erde in unerschöpflicher Zeugungskraft Pflanzen und Thiere neu geboren.

Das Kohlenlager, in dessen Tiefen der Bergmann hinabsteigt, hat einst geprangt als üppig wuchernde Waldung auf der Oberfläche der Erde. Oft ist an der Kohle selbst die Pflanzenform deutlich erhalten, und ferner findet sich ihr einstiges Bild treulich bewahrt in zahllosen Abdrücken ihrer Blätter und Stämme in Thon- und Sandschichten zwischen den Kohlen. — Ein Reichthum, eine Ueppigkeit, Formen einstigen Pflanzenlebens, tauchen da vor dir auf, wie du Aehnliches heut nur in den heißen Zonen der Erde noch findest. — Du siehst, es hat einst auch auf den Nordseiten der Erde, wo du die Kohle gräbst, die Pflanze üppiger gewuchert als heut; einst — da die feste Rinde noch weniger dicht, das innere Feuer noch näher war an der Oberfläche der Erde.

Nicht die vormalige Pflanzenwelt nur hat dir ihre Ueberreste aufbewahrt und den getreuen Abdruck ihres Bildes, sondern auch die Geschlechter der Thiere, die vordem die Erde bevölkert, haben eine gar inhaltsreiche Grabschrift hinterlassen in unzähligen Versteinerungen ihrer Knochen und Abdrücken ihres Bildes. — Lies diese Schrift, entziffere sie! — Sie erzählt, wie lange wohl die Erde gelebt, wie oft sie ihr äußeres Antlitz verändert und wie ganz anders, als heut, dereinst die Geschöpfe gewesen, die sie geboren, genährt und begraben.

Jene Rücken und Kuppen der Berge erzählen und weisen dir auf, was einst gelebt — auf dem Grunde des Meeres; — hier holst du aus tiefem Schachte herauf, was einst am Lichte der Sonne gewachsen: — so hob die innere, vulkanische Arbeit der Erde den Meeresgrund sammt Allem, was auf ihm lebte und webte, zum hohen Berge empor; — und tief hinab versenkte sie die üppigste Pflanzenwelt.

Bewunderung ergreift dich und Staunen, wenn du den Himmel anschaust und des ewigen Reigens der Sterne gedenkst; — doch wie erhöht sich dies Staunen, wie fühlst du dich heiligster Andacht voll, wenn du dein Auge lenkest zur Erde, in die Tiefen der Erde und findest auch hier dich mitten in „himmlischem“ Leben; — wenn du der Bahnen der Erde gedenkest, in welchen du selber sie begleitest; — wenn du ganz deutlich dir machst, wie auch die Erde, ein Stern, frei schwebend im endlosem Raume, den Gesetzen nur folgt, die sie vereinen mit anderen Sternen; wenn du endlich das Leben erschaust, die unendliche Fülle des Lebens, das rings die Oberfläche der Erde umkleidet — und wenn du schauend dir sagst: All dieses wimmelnde Leben hat die Erde zur Mutter; — die Blüthenpracht all der Gewächse, die Lebenslust all des Gethiers, sie sind die köstlichen Früchte, die aus des Weltenreigens unerschöpflichem Füllhorn in den Schooß der Erde gefallen!

Du fassest nicht, wie es entstand, das organische Leben auf Erden; du fühlst dich geneigt zu zweifeln, daß es gefolgt als natürliche Wirkung aus völlig natürlicher Ursach, daß es sei ein lebendiges Zeugniß der Leben zeugenden Kraft der Erde. — Nun, zweifle nur zu! — Die Erde folgt ruhig der Bahn um die Sonne; alljährlich von Neuem kehrt dir der Frühling zurück und kündet laut des Sternenlaufes allmächtiges Walten; — und immer reicher enthüllt sich dem forschenden Blicke aus dem Schooße der Erde die Wahrheit, daß sie mehr schon des Lebens gezeugt und getragen, als das, welches heut dein Erstaunen, deinen Zweifel erregt. — Da endlich wohl schwindet der

Zweifel, bewundernd bekennst du: ich schaue, ich glaube! — Ja, wundervoll und gewaltig hat die Erde gelebt und geschaffen; ganze Schöpfungen hat sie aus ihrem Schooße geboren und in ihn wieder begraben, — begraben nicht zum Tode, sondern zu ewig sich verjüngendem Werden und Leben; — und immer weiter schritt ihre Entwicklung, immer edlere, vollkommenere Gebilde rief sie in's Dasein, bis endlich du selber entstandest — der Mensch, allein unter allem Gewordenen fähig zu erkennen; — zu erkennen deine Mutter: die Erde.

Der Mensch.

Im fernen Nebelgebilde des Aethers, das du kaum mit deiner Ahnung erreichst — in den Sonnenbahnen der Erde, denn du folgst und die du berechnest — im dröhnenden Krater, der dich schreckt — im Blüthenschmucke des Baumes, der dich entzückt: allüberall ist es dieselbe lebenspendende Gottesкraft des Weltalls, die Form und Gestaltung gewinnt, dieselbe Lebenskraft der Natur, die am herrlichsten und wunderbarsten zur Erscheinung tritt — in dir selber, im Menschen, dem jüngsten, dem am reichsten begabten Gebilde der Erde.

Schau' in dich, o Mensch! — und erkenne dich selbst! — Du bist der Erde jüngstes Kind, wie du ihr vollkommenstes bist, darum suchst du vergeblich dein eigenes Bild unter den Ueberresten längst vergangener Erdgestaltungen, suchest vergeblich menschliche Spuren, wo der Schooß der Erde die Bilder einstiger Thier- und Pflanzengeschlechter birgt und bewahrt. — Der Mensch gehört der letzten, der jüngsten Schöpfung der Erde — und reicher, unendlich reicher ist er begabt, denn Alles, was zugleich mit ihm aus dem Schooße der Erde erstand und zum Leben erwachte.

Aber — gleichsam damit er es nimmer vergesse, daß er mit all seinem Reichthum der Erde entsprossen, drückte Mutter Erde dem Menschen sogleich bei seiner Geburt ein unauslöschbares Merkmal seiner Abstammung auf: verschieden erschuf sie den Menschen, je nach den verschiedenen Formen ihres eigenen Lebens und Seins. — Kaukasier, Mongole, Amerikaner, Aethiopier, Malaye: es trägt ein Jeder den Stempel des Erdtheils, der ihn geboren.

Erkenne und schätze dich selbst nach dem Vergleich mit Allem, was sonst die Oberfläche deines Planeten belebt und bewohnt.

Zwar haben die anderen Thiere alle die Organe und Formen mit dir gemein, auf denen das thierische Leben ruht, durch die es athmet, lebt, sich nährt. — Allein auch hierin schon hat die Natur dich gütiger, reicher bedacht: dich hat sie befähigt, in allen Zonen der Erde zu leben; — dir hat sie gestattet, Speise zu wählen, die Labung zu suchen in jeglichem Kreise der irdischen Schöpfung.

Zwar sind es die nämlichen Sinne: Gesicht, Gehör, Gefühl, Geschmack, Geruch, durch welche das Thier wie der Mensch im Verkehr und Zusammenhang steht mit Allem, was außer ihm da ist; ja du findest wohl gar die Sinne bei Thieren weit schärfer und vollkommener ausgebildet, als selber der Mensch sie besitzt, findest selbst in niederen Kreisen des thierischen Lebens die wunderbarste Bildung und Vollendung einzelner Organe; — allein auch der schärfste Sinn, auch die vollendetste Gliederung dient dem Thier nur zur Ernährung, nur zur Erhaltung des thierischen Lebens und Seins. — Beim Menschen dagegen — siehe! da wird die Wahrnehmung mittelst der Sinne zugleich zum Grundstein einer zweiten Welt, zur Welt des denkenden, geistigen Lebens im Innern des Menschen. —

Das Auge, die Sinne des Menschen und der Thiere sind Spiegel, in welche das Weltall sein Bild wirft; aber — menschlicher Kraft allein ist's gegeben, das Auge zu schließen und — doch das Bild zu behalten!

Was der Mensch einmal empfunden, geschaut, das geht ihm nicht wieder verloren; er trägt lebendig in sich das Bild des einmal Wahrgenommenen. — Und je öfter, je bestimmter der Eindruck der Dinge auf seine Sinne sich wiederholt, desto treuer, desto wahrer bildet und gestaltet der Mensch den Abdruck davon in seinem Bewußtsein, in seiner Seele.

So ist jegliches Ding in der Welt, das ein menschliches Auge erschaute, ein menschliches Ohr vernahm; das durch irgend einen der Sinne dem Menschen zugänglich wurde: es ist zum zweiten Mal da, zum andern Male erschaffen — im vorstellenden, begreifenden Geiste des Menschen!

Und so trägt der Mensch — jeder Mensch — in sich selber das Spiegelbild des Weltalls, wie er es sich durch Erkenntniß geschaffen. — Neben der wirklichen Welt, in welcher die lebendige Schöpferkraft der Natur unmittelbar zur Erscheinung tritt, neben der wirklichen Welt erschafft eine zweite, erschafft eine Welt der Vorstellungen sich selber der Mensch, „der Gottheit leibhaftiges Ebenbild!“

Auf dieser Welt der menschlichen Vorstellung ruht all das Denken, Streben und Schaffen der Menschen. Waltet Wahrheit und Klarheit tief innen im Tempel des menschlichen Geistes, dann muß auch das äußere Leben sich herrlich und selig gestalten; Jammer aber und Elend folgt unausbleiblich dem Irrthum!

Jegliches Verhältniß, in welchem Menschen leben mit ihres Gleichen, jegliche Form des Verkehrs, jeglicher Zustand des menschlich-geselligen Lebens, in welchem sie jauchzen, unter welchem sie weinen: sieh, er stieg weder vom Himmel, noch auch ist er zugleich mit der Menschheit entstanden und dem Menschen unveräußerlich angeboren; — sondern der Mensch selber, der denkende Mensch ist es, der ihn erschaffen.

Instinkt leitet das Thier und schafft seinem Leben Be-

friedigung. Denkend dagegen muß der Mensch die Formen selber sich schaffen, darin sein Leben gesunde.

Ganz nach dem Bilde, das du von Weltall in dir trägst, ganz deiner Weltanschauung gemäß schätzest und wägest du ab den Werth aller Dinge, unterscheidest Gutes von Bösem, bestimmst die Richtschnur für all dein Begehren und Wollen — und was du begehrst, was du willst, das eilt die Hand zu vollziehen. — So ist dein Thun von deinem Wollen, dein Wollen von deinem Urtheil, dein Urtheil von den Begriffen und Vorstellungen abhängig, die du in dir selber trägst; — die Bildung deiner Gedanken und die Gestaltung deines ganzen äußeren Lebens ist bedingt durch die Art, wie du das Weltall anschaust im Ganzen und in all seinen Theilen.

Im ganzen übrigen Reich der Natur erfolgt das Werden und Wachsen der Dinge, ohne daß sie selber ein Bewußtsein davon in sich tragen, und ohne daß ein eigener Wille die Formen des Lebens bedingt; — im Kreise des menschlichen Lebens dagegen treten die inneren Gesetze der Menschennatur zur Erscheinung nur mittelst des eigenen Bewußtseins des Menschen, und menschlicher Wille hilft sie vollziehen. — Darum, wenn dort ein gesunder Keim und ungestörte Entfaltung genügt, um gesunde Frucht zu reifen, so muß im Menschen zugleich die Erkenntniß lauter und rein, muß das Denken richtig und wahr sein, sollen am Baume des menschlichen Lebens köstlich beglückende Früchte gedeihen.

Erblickst du Noth und Verderben im menschlichen Leben und stößt, wie Millionen Menschen so wenig zur Entfaltung ihrer herrlichen Naturanlagen, so wenig zum Genuß eines reinmenschlichen Daseins kommen, daß sie selbst die Thiere des Feldes beneiden um ihre thierische Existenz: dann suche die erste und tiefste Ursache davon in der Art des menschlichen Denkens, im Irrthum, der die Menschen an Erkenntniß der Wahrheit verhindert.

Sind die Menschen Jahrtausende lang gewohnt zu denken und sich vorzustellen, ihr Dasein auf Erden sei von Natur zu Qual und Elend bestimmt, sie selber — sündhaft und verworfen von Anfang — könnten nimmer ihr Heil und Glück sich bereiten, sondern müßten ihr Theil erwarten von fremder Gnade, allein und in einem anderen, spröderen Leben: muß da nicht ganz nothwendig Lust und Kraft zum Wirken und Schaffen erlahmen und ihr Ergeben in Noth und Elend zunehmen? — Es ist ja das äußere Leben des Menschen nichts Anderes, als die sichtbare Gestaltung ihres inneren Denkens und Fühlens!

Mögen die Menschen immer und klar in ihrer Vorstellung das herrliche Bild des Weltalls in all der Fülle von Leben und Glück von dem es durchdrungen: — haben sie deutlich erkannt, daß Alles, was lebt, seine Vollendung sucht und findet im Kreise seines Daseins; — ahnen sie die eigene menschliche Kraft in ihrem unendlichen Umfange: — erblicken sie unverrückt den Drang der eigenen Natur, im Erdendasein ein menschlich-glückliches Leben zu suchen und zu gestalten: dann, wahrlich, muß ihr Denken, Fühlen und Wollen thatsächlichen Ausdruck finden im Bau des herrlichen Tempels menschlicher Glückseligkeit!

Erwäge die unendliche Mühe und Kraft, die aufgeboten wird, um das Erkennen der Menschen zu hindern, ihr Denken zu umnachten, ihre ganze Weltanschauung in Verkehrtheit zu erhalten: und all das Elend des Lebens ist dir erklärt!

Bedenke, wie einst die nämlichen Mittel und Kräfte dazu benutzt werden können, um vor dem erkennenden Geiste des Menschen Natur und Welt auszubreiten in all ihrem Glanze, den Menschen einzuführen in die Hallen der Wahrheit: und du zweifelst nicht mehr an der Möglichkeit einer künftigen, glücklichen Gestaltung des menschlichen Lebens auf Erden.

Das ist der Vorzug der Menschennatur, daß in des Menschen eigene Hand sein ganzes Schicksal gelegt ist. — Läßt er von Lüge und Irrthum sich bannen, so schmachtet, verkommt er im Elend; — erstrebt und erfaßt er die Wahrheit: so gelangt er zu seligem Leben auf Erden!

Und ob man das Bild der Wahrheit noch so dicht verhüllt vor seinen Blicken, und ob man sein Streben nach Freiheit und Glückseligkeit noch so gewaltsam unterdrückt und verkehrt: immer und unvertilgbar bleibt dem Menschen die Ahnung der Wahrheit, bleibt ihm der Drang, sie zu verwirklichen im Leben, der Drang nach Erlösung!

Schau' in dich, o Mensch! — Erkenne dich selbst! — Erkenne dich als herrlichstes, vollkommenstes Gebilde deiner Mutter Erde! — Erkenne, daß sie — wie all ihren Kindern — auch dir, ihrem Liebling, für alle Triebe und Kräfte, die sie in dich gelegt, für all dein Fühlen, Denken und Wollen, reiche, überreiche Befriedigung bietet, hafern du nicht in unseliger Verblendung sie von dir weisest. — Erkenne dich selbst, erkenne die Welt, und — was du über den Wolken gesucht, Himmel und Seligkeit, baue ihn, schaffe sie selbst inmitten deiner Brüder auf Erden!

Die Frauen der französischen Revolution.

Von Jules Michelet.

(Schluß.)

Untergang aller Parteien durch die Frauen.

Wenn die Frauen Anfangs der revolutionären Begeisterung neuen Aufschwung gaben, so waren auch sie es, die

unter dem Drang blinden Mitleids, frühzeitig genug ihr Scherflein beitrugen zur Reaction. Und selbst damals, als ihr Einfluß auf den Gang der Revolution die höchste Achtung eingeflößt hatte, waren sie es, die häufig den Untergang der Parteien herbeiführten.

Lafayette, durch die Uneigennützigkeit seines Charakters, durch das Beispiel Amerika's und durch Jefferson's Freundschaft ein ächter Republikaner, ward zurückgehalten durch den Einfluß schmeichlerischen Frauen, die ihn umgarnten, vor Allem durch den Einfluß seiner eigenen Frau, deren scheinbare Resignation, deren Schmerz und Tugend mächtig auf sein Herz einzuwirken verstand. Zu ihr hatte er stets einen beredten Anwalt des Königsthums um sich, beredt durch den stummen Thränenerguß. Sie war untröstlich darüber zu sehen, daß ihr Gemahl sich zum Kerkermeister des Königs gemacht hatte. Eine geborene Noailles, hatte sie mit ihren Verwandten ihre Jugend im Kloster der Miramionen, an einem der bedeutendsten Heerde des royalistischen Fanatismus, verlebt und endlich schloß sie damit, daß sie ihren Mann, der nach und nach durch sie ein Vertheidiger des Königsthums geworden war, verließ und sich nach der Auvergne zurückzog.

Die Sieger Lafayette's, die Girondisten, sind, wie wir gesehen haben, nicht minder durch den Einfluß der Frauen compromittirt und ihrem Untergange entgegengeführt worden. Wir haben gesehen, wie Vergniaud's Genie sich einschläfern und entnerven ließ durch die allzu süßen Töne des Harfenspiels der Mademoiselle Candeille.

Robespierre, fälschlich angeklagt durch den Leichtsinn seines Bruders, war mit Recht verdächtig geworden durch die abgöttische Anbetung, die er sich ruhig gefallen ließ, durch den lächerlichen Fetischdienst, womit er sich durch seine Scheinheiligen umringen ließ. Der Cultus, den ihm die Mutter Gottes, Katharine Théot, angedeihen ließ, hat mehr, als man glaubt, zu dessen Sturze beigetragen.

Wenn wir von den Republikanern zu den Royalisten übergehen, so drängt sich uns ganz dieselbe Beobachtung auf. Die Unklugheiten der Königin, ihre Heftigkeit, ihre Fehler, ihre Verbindungen mit dem Auslande trugen mehr als alles Uebrige dazu bei, den Sturz des Thrones zu beschleunigen.

Die Vendéerinnen arbeiten frühzeitig am Zustandekommen und Umsichgreifen des Bürgerkrieges. Aber die blinde Wuth ihres Eifers war auch eine jener Ursachen, woran die Folgen desselben gescheitert sind. Ihre Hartnäckigkeit, der großen Armee zu folgen, die im Oktober 93 die Loire überschritt, trug mehr als alles Andere dazu bei, sie zu paralysiren. Der Schuldigste aller Vendéer, Herr von Bonchamps, hatte seine ganze Hoffnung in die Verzweiflung, in die Kraft, die Jene verleihen würde, gesetzt. Er hatte, als er seine Festung, sein sicheres Bocage, verließ, sich der Hoffnung hingegeben, die Vendée würde Frankreich, dessen Heere an den Grenzen standen, überrumpeln und vom Joche der Republik befreien können. Diese wilde Eberjagd bedurfte der Blitzesteile, eines schreckenerregenden Anstoßes, der kräftigen Entschuldung von Seiten der Männer und Soldaten. Bonchamps hatte nicht vorausgesehen, daß 10 bis 12,000 Weiber sich an die Fersen seiner Vendéer heften und ihnen nachfolgen würden. Diese Frauen hielten es für zu gefährlich, im Lande zurückzubleiben. Abenteuerlich und von demselben Eifer beseelt, der sie zur Entzündung des Bürgerkriegs entflammt hatte, waren sie entschlossen, auch alle Wechselfälle und Gefahren desselben zu theilen. Sie schwuren, besser und schneller zu marschiren, als die Männer, und waren entschlossen, bis ans Ende der Welt zu ziehen, um ihre bedrohten Altäre zu retten. Die Einen, (Frauen, welche bis dahin eine sitzende Lebensweise geführt) die Andern, (Nonnen, wie die Aebtissin von Fontevrault) schwärmten in ihrer Einbildung für den unbekannten Reiz eines Kreuzzuges, für ein freies, kriegerisches Leben. Und warum sollte, wenn es anders Gottes Wille war, die Revolution, so schlecht vertheidigt durch die Männer, nicht besiegt werden können durch die Frauen, deren Fanatismus den höchsten Gipfel erreicht hatte?

Eine dieser Frauen, die bis dahin eine stille, fromme Nonne gewesen war, befragt, was sie davon hoffe, daß auch sie sich diesem confusen Heere anschließe und alle Gefahren desselben zu theilen entschlossen sei, erwiederte ganz kriegerisch:

— Ich ziehe mit, um dem Convente Furcht einzujagen.

Viele dieser Vendéerinnen glaubten, daß die Männer, weniger leidenschaftlich, weiblicher Anregung bedürften, um deren Muth aufrecht zu halten und deren Thatkraft anzustacheln. Sie zogen mit, um ihre Männer und Geliebten anzufeuern und ihren Priestern Muth und Vertrauen zum Herrn der Heerschaaren einzuflößen.

Beim Uebergange über die Loire waren nicht genug Barken da, um diesen großen Nachtrab von Frauen hinüberzuführen. Wartend benutzten sie die Zeit, um zu beichten. Die Priester, ausruhend auf den Hügeln des Ufers, hörten deren Beichte und ertheilten ihnen für alle Gräuel, die sie den Feinden des Thrones und der Altäre gegenüber auszuüben entschlossen waren, im Voraus Absolution und alle Segnungen der beleidigten Kirche. Diese Segnungsgießung en masse wurde plötzlich durch einige ins Blaue abgefeuerte Schüsse der republikanischen Kanonen getrübt. Einer dieser frommen Beichtväter ergriff das Hasenpanier. Die Beichtende holt ihn ein, hält ihn zurück und verlangt: Zuerst Absolution, mein Vater! — Nimm sie, meine Tochter, und laß mich los. Sie aber, damit nicht zufrieden, hielt ihn an seiner Kutte zurück und zwang ihn dem Feuer Trotz zu bieten.

Aber wie unerschrocken auch diese Frauen immerhin waren, nichts desto weniger blieben sie für das Heer ein großes Hinderniß. Außer 50 großen Wagen, in welchen sich

einige Hunderte von ihnen zusammengedrängt hatten, gab es Tausende, die auf Karren, zu Pferde und zu Fuße mitzogen. Viele schleppten sogar ihre Kinder mit. Mehrere darunter waren hochschwanger. Bald fanden sie die Männer ganz anders, als sie es beim Abmarsche gewesen waren. Die Tugenden des Vendéers hielten an dessen Gewohnheiten fest. Außerhalb seiner Häuslichkeit war er sehr bald außer Rand und Band. Sehr bald sank das Vertrauen, das er in seine Anführer und in seine Priester gesetzt. Die Ersteren hielt er in Verdacht, entfliehen und sich einschiffen zu wollen. In den Reihen ihrer Priester offenbarten sich die Streitigkeiten, die Schmälerei des Bischofs von Agra, die Ränke Berniers, ihre bis dahin nur im Verborgenen ausgeübten Unsittlichkeiten in ihrer ganzen cynischen Nacktheit. Das Heer verlor da seinen Glauben. Es gab da keine Mitte. Gestern noch stumm und gottesfürchtig, begann man heute schon zu zweifeln und nichts mehr zu respectiren.

Die Vendéerinnen bezahlten auf schreckliche Weise den Antheil, den sie am Bürgerkriege gehabt. Ohne von den Noyaden, von den Ertränkungen en masse zu reden, die bald nach deren Ausrücken erfolgten, wurden nach der Schlacht bei Mans einige dreißig dieser Frauen niedergeschossen. Viele Andere, es ist wahr, wurden durch die republikanischen Soldaten gerettet, die, den zitternden Schönen ihren Arm reichend, sie galant aus der Klemme rissen. Viele verbargen sich, so gut es ging, bei den Familien in der Stadt. General Marceau*) rettete in seinem Cabriolet eine junge hübsche Vendéerin, die in der Schlacht all die ihrigen verloren hatte. Es schien ihr wenig an ihrem Leben und an ihrer Rettung gelegen. Sie that nichts, um ihren Retter in seiner menschenfreundlichen Absicht zu unterstützen. Sie ward vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. — Einige unter ihnen heiratheten diejenigen, die sie aus dem Getümmel der Schlacht gerettet hatten; aber diese Heirathen fielen größtentheils nicht glücklich aus, denn bald erwachte im Herzen der fanatischen Frauen der alte Haß von Neuem.

Ein junger Beamter von Mans, Goubin, fand am Abende der blutigen Schlacht**) ein armes Mädchen, das sich hinter einer Thür verborgen hatte und nicht wußte, wo sie sich ein Obdach suchen sollte. Er selber noch fremd in der Stadt, wußte kein Haus, in welchem er sicher glaubte; aus diesem Grunde nahm er sie zu sich. Diese Unglückliche, bebend und zitternd vor Furcht und Kälte, mußte sich in sein Bett legen. Da sein Gehalt nur 600 Francs betrug, bewohnte er ein kleines Zimmer, in dem sich nichts mehr als ein Bett und ein Stuhl befand. Acht Nächte hinter einander schlief er auf dem Stuhle. Dadurch abgemattet und erkrankt, erlaubte ihm das Mädchen, angekleidet an ihrer Seite zu ruhen. Unnöthig zu sagen, daß er das that, was sein mußte. Ein glücklicher Zufall erlaubte dem Mädchen, bald darauf zu ihren Aeltern heimzukehren. Es fand sich, daß sie reich, von vornehmer Familie und, was darum um so erstaunenswerther ist, einzedenk der Dienste war, die ihr der arme Teufel von Commis geleistet hatte. Sie ließ dem jungen Bürger Goubin sagen, sie wolle ihn heirathen.

„Ich danke, Bürgerin," erwiderte er, „ich bin Republikaner. Die Blauen müssen blau bleiben!"

*) François Severin Desgravier Marceau war, nach Aussage aller Geschichtsschreiber, einer der ritterlichsten Charactere der Revolution. Mit 22 Jahren Brigadegeneral, ein Freund Klebers stach seine reine uneigennützige Vaterlandsliebe wohlthuend von der Habgierigkeit und Grausamkeit der meisten andern Revolutions-Generale ab. In einem Alter von 27 Jahren starb er auf dem Felde der Ehre. E. M. D.

**) Die Schlacht von Mans ward am 13. Dezember 1793 geschlagen. E. M. D.

Die durch die Frauen bewirkte Reaction im halben Jahrhundert, das der Revolution gefolgt ist.

Nach dem 9. Thermidor (nach dem Sturze Robespierre's) hatten mehrere Ursachen zusammengewirkt, um die Reaction zu beschleunigen.

Die außerordentliche Ausdehnung der revolutionären Herrschaft, die Abgespanntheit einer Folge von Dingen, die dem Geiste wie dem Herzen die härtesten Opfer auferlegt hatte. Das Mitleid, das sich Aller bemächtigte, war unwiderstehlich.

Kein Wunder also, daß die Frauen, mitleidsvoller als die Männer, die mächtigsten Triebfedern, die thätigsten Agenten der Reaction wurden.

Die von der Revolution verlangte Vernachlässigung des Costüms und der Toilette, die Annahme der volksthümlichen Sprache und Gewohnheiten, das „Debraillé" jener Epoche war mit dem Namen Cynismus gebrandmarkt worden. In Wahrheit hatte die republikanische Gewalt in ihrer wachsenden Strenge allen Ständen die Strenge der Sitten als Gewährschaft des Bürgersinns auferlegt.

Eine Art moralischer Censur ward nicht allein durch die Obrigkeit, sondern mehr noch durch die populären Gesellschaften ausgeübt. Mehr als ein Mal wurden Ehebruchs-Prozesse vor die Gemeinde und vor die Jacobiner-Clubbs gebracht. Die Eine wie die Andern entschieden, daß jeder unmoralische Mensch in den Augen der Republik verdächtig ist. Dies war eine folgenschwere Bezeichnung, mehr gefürchtet als irgend eine andere Strafe.

Keine Regierung hat härter als die Republik die öffentlichen Mädchen verfolgt. Bälle und Spiele (damals gleich bedeutend mit Prostitutionshäusern) waren fast gänzlich verschwunden.

Die Salons, in welchen bis 93 die Frauen so sehr geglänzt hatten, schlossen sich vor 93.

Die Frauen fühlten sich wie vernichtet. Unter dieser wilden Regierung blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als Gattinnen und Mütter zu sein, was nicht Allen unter ihnen genügen wollte.

Der 9. Thermidor entzügelte alle Leidenschaften. Noch an demselben Tage begann ein wildes Bacchanal.

Auf dem langen Spaziergange, den man Robespierre machen läßt, um ihn zum Schaffot zu führen, war nichts schrecklicher als der Anblick der um jeden Preis gemietheten Fenster. Unbekannte Gestalten, die sich bis dahin verborgen gehalten, waren mit Einem Male wieder ans Licht getreten. Eine Welt reicher Wollüstlinge u. verworfener Geschöpfe brüstete sich mit auffallendem Luxus auf den Balcons, an welchen der Zug vorüberkam. Namentlich boten die Frauen ein nicht zu duldendes Schauspiel dar. Schaamlos und, unter dem Vorwande der Juli-Hitze, halb entblößt, Hals und Busen mit Blumen geschmückt, auf den Sammet der Balcone gelehnt und mit halbem Körper auf die Saint-Honoré-Straße hinabgebeugt, schrieen sie mit greller Freude: Zum Tode, auf die Guillotine mit dem elenden Tyrannen, der alle unsere Freuden gestört hat! An diesem Tage legten sie dreist wieder ihren großen Staat an und Abends wagten sie wieder in der Gesellschaft ihrer leichter aufathmenden Anbeter zu soupiren. Niemand legte sich mehr Zwang an.

Einen Tag darauf verließ Sade sein Gefängniß.*)

Als der Zug der Verurtheilten vor dem Hause des Schreiners Duplay ankam, führten die Schauspielerinnen eine Scene auf. Wie Furien umtanzten sie den Karren, auf welchem der Feind ihrer Ausschweifungen, mit zerschmetterter Kinnlade, sich befand. Ein Kind spritzte mit einem Besen aus einem mit Ochsenblut gefüllten Eimer Blutstropfen gegen das Haus in dem er gewohnt hatte. Robespierre schloß die Augen, um nichts von Allem zu sehen.

Abends rannten die nämlichen Bacchantinnen nach Saint-Pélagie, wo die Mutter Duplay gefangen saß, um ihr in die Ohren zu schreien, daß sie die Wittwen der Schlachtopfer Robespierre's seien. Sie ließen sich durch die erschrockenen Gefängnißwärter die Pforten des Kerkers öffnen, erwürgten die alte Frau und hingen sie an der Gardinenstange auf.

Paris ward mit Einem Male, trotz der herrschenden Hungersnoth, wieder heiter und froh. Das Palais royal wimmelte wieder von Spielern und Freudenmädchen und andern Damen, die, halb nackt, mit Jenen in der Schamlosigkeit ihrer Reize zu wetteifern schienen. Dann öffneten sich jene „Bals des victimes“, wo der schaamlose Luxus in den ausschweifendsten Orgien seine falsche Trauer umherwälzte. Der gefühlvolle Mensch speculirte, seufzend, auf die Assignaten und Nationalgüter. Die „bande noire“ bewein'te mit heißen Thränen Anverwandte, die sie nie besessen hatte. Die Marquisinnen und die Grisettinnen, die royalistischen Tänzerinnen und Schauspielerinnen, aus den Gefängnissen und aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechend, arbeiteten, ohne sich zu schonen, an ihrer großen, gemeinschaftlichen Aufgabe, den Schrecken zu royalisiren. Sie umstrickten die Terroristen, bezauberten die Thermidoriens, trieben deren Hand zum Morde und gaben ihnen das Messer in die Hand, um der Republik die Adern zu öffnen und sie verbluten zu lassen. Viele von den Montagnards, wie Tallien, Bentabole, Rovere, verheiratheten sich mit Damen aus dem alten Adel. Der Fleischer Legendre lange Zeit abgemagert wie ein zur Ader gelassener Ochse, ward von Neuem wüthend unter dem Stachel der Mademoiselle Contat; diese boshafte Susanne des Beaumarchais'schen Figaro's warf diesem Stier ihr Strumpfband zu und trieb ihn mit gesenkten Hörnern mitten durch die Reihen der Jacobiner.

Hier wollen wir einhalten. Das Alles ist nicht mehr die Revolution. Dies Alles ist der Anfang der langen Reaction, die seit einem halben Jahrhundert fortdauert und fortdauern wird bis zu dem Tage, wo Frankreich sich erinnern wird, daß die Freiheit kein leerer Schall, sondern ein im Herzen des Volkes tief gewurzelter Glaube, die Religion der Zukunft, ist.

*) Alphonse Marquis v. Sade, der berüchtigte Verfasser der „Justine“ und anderer schaamlosen Romane, war während der Schreckensherrschaft Secretär der Volksgesellschaft der „Pikenmänner“ und auf Robespierre's Antrag, des Moderantismus verdächtig, in den Kerker des Madelonnettes geworfen worden. Robespierre haßte diesen Elenden, weil er überzeugt war, daß dessen obscönen Romane mehr als alles Andere zur Demoralisation der Gesellschaft beigetragen hatten. Entschlossen, ihn bei der ersten Gelegenheit hinrichten zu lassen, sagte er zu Saint-Just: Ich ziehe es vor, ihn in ein Narrenhaus zu sperren, weil es Augenblicke giebt, wo ich ihn zu schlecht für die Guillotine halte. E. M. O.

Aesthetische Feldzüge.

Von L. Wienbarg.

Haben wir die ästhetische Weltanschauung als eine Offenbarung der Geschichte angesprochen, unserer Zeit aber eine solche abgesprochen, so müssen wir dessenungeachtet das Zugeständniß machen, daß das ästhetische Gefühl auch zu unserer Zeit Ansprüche mache, Urtheile fälle, zu Hervorbringen reize, Befriedigung suche. Wir schreiben uns einen

Geschmack zu, um eine schöne That von einer häßlichen zu unterscheiden, um eine Sudelei nicht mit einem Meisterwerk zu verwechseln; und sind wir selbst die Handelnden und die Künstler, so trachten wir bei unsern Handlungen und Produktionen sowohl nach eigenem, als nach fremdem Beifall, und suchen das Mißfallende nach Kräften zu vermeiden. Was also unterscheidet uns und unsere Zeit von solchen Menschen und Zeiten, die sich einer gemeinsamen Weltanschauung zu rühmen haben? Nach dem Bisherigen und Ihrem eigenen Gefühl ist die Antwort: der Mangel an Einheit und daher der Mangel an Kraft und Sicherheit, und daher der Mangel an Wahrheit. Wir sind im Handeln eben so unsicher, wie im Genießen, im Schaffen eben so schwankend, wie im Beurtheilen, Kopf stößt sich an Kopf, Gefühl an Gefühl, es ist eine Welt von Dissonanzen, die ihren Generalbaß erst von der Zukunft erwartet.

Was ist schön? Was nennt man heutzutage unisono eine schöne That? Denken Sie an den Aufstand der Polen! — Daß vor vielen Jahrhunderten die Schweizer sich von Oestreich losrissen, daß Tell den Gesler erschoß, daß Winkelried der Freiheit eine Mauer war und die feindlichen Lanzen in seine eigne Brust schob, das finden wir allerdings unisono schön und es ist jedem Deutschen sowohl polizeilich, als ästhetisch erlaubt, darüber in gelinden Enthusiasmus zu gerathen. Allein, daß ein schändlich zerstücktes und unterdrücktes Volk vor unsern Augen die Eisdecke der Tyrannei in die Luft sprengt, daß es eine Nacht gab, wo wir ruhig in unsern Betten schliefen und Gott weiß, von welcher Oper träumten, eine Nacht, wo eine Handvoll kühner Jünglinge den Palast zu Warschau stürmten und nach der Flucht und dem Tode von wenig feilen Kreaturen einer Morgenröthe zujauchzten, welche die gesprengten Ketten einer großen und edelmüthigen Nation beleuchtete, dieses Ereigniß und alle die glänzenden Thaten und Opfer, die es nach sich zog — fand es so allgemeinen Anklang, riß es so allgemein und wahrhaft die Gemüther hin, oder hörte man nicht, wo 12 zusammenstanden, den Einen verabscheuen, den Andern bewundern und Zehen mit den Händen klatschen, als wohnten sie nur im Theater der Welt der Aufführung eines schönen Stückes bei.

Ich führe eben dieses tragische, uns so nahe liegende Beispiel an, um zu zeigen, was es für eine Bewandtniß habe mit unsern ästhetischen Gefühlen, wenn auch die glühendste Thatenschönheit sich vor unsern Blicken aufthut. Hier sehen Sie eine That, von deren Schönheit man durchdrungen sein muß, wenn man einen Tropfen Römerblut, einen Hauch aus Timoleons Seele in sich spürt, wenn nicht Alles Lüge und Schulgeschwätz ist, was wir der alten Geschichte nachrühmen, der kontrastirendsten Beurtheilung anheim fallen, nach den Extremen der Bewunderung und des Abscheus hingetrieben und bei der Menge entweder dumpfes Staunen, stupides Ergötzen, oder eine Art von künstlerischem, dramatisch-theatralischem Wohlgefallen erregend. Ein solches Schicksal, meine Herren, wird jede andere schöne That unter uns erleben: Viele werden sie schön finden, nicht als Ereigniß der Geschichte, nicht als sittliche Handlung, nicht als wiederbegeisternde Begeisterung schöner Seelen, sondern als ein schönes Natur- oder Kunstprodukt, dessen bequeme und ruhige Betrachtung wohl eine angenehme Wärme im Herzen verbreitet, aber eine Wärme, die für das Herz so flau und unschuldig ist, wie eine Tasse Thee für den Magen; immer nur Wenige wird es geben, denen die That auf's Herz schießt, wie ein Blitz, entzündend, begeisternd, zu ähnlichen Thaten beflügelnd, kurz, auf deren Gemüth die geschichtliche, lebendige Schönheit, wie es in ihrem ursprünglichen Wesen liegt, geschichtlich und lebendig wirksam ist.

Leichter, werden Sie sagen, vereinigt man sich über die Schönheiten der Kunst und Dichtung. Sie haben recht, und das ist es auch eben, was dem Künstler und Dichter nicht allen Muth nimmt in dem Maaß, wie dem handelnden Menschen, das ist sogar die Ursache, weswegen der Aesthetiker, wenn er auch seiner Aufgabe nicht entsprechen kann, die Aesthetik nicht ganz fahren läßt. Lassen Sie ein Dichtergenie, gleich dem des Shakspeare, die Polenrevolution, den Kampf und Untergang der Freiheit, großartig poetisch in ruhiger Zeit auf die Bretter bringen, „welche nicht die Welt sind, sondern die Welt bedeuten," wie Schiller sagt, dann werden Sie hören, wie alle Urtheils sich vereinigen, wie das Parterre klatscht, wie die Fäßndriche sich in die Brust werfen, wie die Kritiker ihre Brillen wischen, welcher Enthusiasmus sich in den Logen verbreitet und wie vielleicht selbst ein erstarrtes Amts- und Ministergesicht am Schluß des Stücks und der Freiheit Thränenwasser und einen Rest von Mitgefühl und Wehmuth auf den Wangen hat.

Woher diese Erscheinung? Hat der Dichter Begeisterung und Schmerz der That erst hinzugedichtet, oder gehören sie nicht vielmehr der That an; hat der Dichter Erhabenes und Schönes aus seinem Hirn geboren oder ist nicht bereits die That erhaben und schön, liegt Alles, was so mächtig rührt, nur darin, daß es in Versen ausgesprochen und in fünf Akte vertheilt ist, oder hat die Poesie einen tieferen Grund, weswegen sie zum Herzen spricht? Ja, die Poesie hat einen tieferen Grund. Die dramatische Poesie wäre gar keine ohne die Poesie der That, der Dichter ist kein Gott, der uns aus angebornem Kraftvermögen neue Welten erschaffen könnte, er ist auch kein Taschenspieler, der durch Reim und Klang, durch eine rhythmische Abwechslung von sechs metrischen Füßen, allerhand Phantome der Lust und des Schmerzes, der Furcht und der Begeisterung in der Seele seiner Zuhörer aufregen könnte; der Dichter nimmt Stoff und Begeisterung aus der That und die höchste Palme hat er errungen, wenn die Schönheit der That aus dem Leben in eine andere Welt, in die Kunstwelt, von ihm verpflanzt, sein Gedicht durchstrahlt und wieder vom Gedicht, wie ein Juwel in der Einfassung, neuen Glanz annimmt. So durchläuft die Schönheit einen doppelten Kreis und bringt zwei-

fache Wirkung hervor, einmal im Leben, als sittliche, poetische, historische, gesellschaftliche, das andere Mal in der Dichtung, als künstlerische, dramatische, epische. In beiden Fällen wirkt sie ein ästhetisches Gefühl, aber im ersten mehr ein thätiges, im andern mehr ein leidendes, im ersten mehr ein unmittelbar, im zweiten ein mehr mittelbar rückwirkendes. So sollte, wollte ich sagen, die Schönheit einen doppelten Kreis durchlaufen u. sowohl auf den Willen, wie auf das Gefühl ihren zaubervollen Einfluß ausüben; allein wir gingen mit Recht davon aus, daß der Zauberstab der Schönheit, womit sie die Zuschauer u. Hörer schöner, großer Thaten, selbst wieder zu schöner und großer That bewegt, leider keine Macht über uns ausübt, u. daß nur das Luftigere der Kunst unsere Gemüther bewegt, und zur passiven Mitempfindung anreizt.

Ueber das Schöne in Kunst und Dichtung findet daher eine leibliche Verständigung in der Regel Statt, auch theilen wir beim Anblick schöner Gemälde und Gedichte miteinander so ziemlich denselben Eindruck; allein im Gebiet des Thatsächlichen zerfallen die Meinungen und Gefühle und hier, wo das Schöne unmittelbar aus der Quelle sprudelt, wo es vom göttlichen Athem noch gleichsam warm angehaucht ist, hier läßt es so Viele kalt; hier wird es von so Vielen verschmäht. Plato wollte keine Dichter in seine Republik aufnehmen, sondern nur handelnde Männer, unsere Gesetzgeber wollen keine Männer, nur Dichter im Staat, keine Thaten, nur die Schatten derselben, keine andern Schönheiten, als gereimte und gemalte.

Eben daher ist uns denn auch der Begriff der Schönheit so zusammengeschrumpft, daß der Name: ein schöner Geist, eben nur einen Belletristen von Fach andeutet, der Ausdruck einer schönen That uns an ein gegebenes Almosen und an Alles eher, als an eine heroische Handlung erinnert; die schönen Wissenschaften und Künste aber mitsammt den Schönheiten der Natur, schönen Weibern, schönen Blumen den ganzen Inbegriff des Schönen ausfüllen.

Unsere Aesthetiker, wenn sie die Frage, was ist die Schönheit, aufwerfen, haben dabei fast nur die Proportionen des Gesichts und der menschlichen Gestalt vor Augen, und wenn sie diese besondere Schönheit in eine Definition gezwängt haben, so glauben sie die Weihe der Aesthetik damit ertheilt zu haben, noch dazu schlug der Gott der Schönheit die Meisten mit Blindheit.

Uebereinstimmung der Theile erklären Viele als das Mysterium der Schönheit; wobei noch dazu die kläglichste Verirrung zur Einseitigkeit hinzutritt; denn die Theile eines Kamschadalen stimmen eben so gut überein, wie die Theile eines Antinous und überhaupt ist Proportion nichts weiter, als Maaß. Man kann alle Verhältnisse beobachten, jede Figur in so und so viel Kopflängen eintheilen, ohne doch eine schöne Gestalt zu Stande zu bringen. Die Schönheit liegt auch da wieder in etwas, was in der Definition nicht liegt. Andere sprachen von der Angemessenheit jedes einzelnen Theils zum Zweck des Ganzen. Aber Polyphems großes Stirnauge ist eben so gut zum Sehen geschickt, als Apolls, und so zweckmäßig auch und harmonisch mit dem ganzen Leibe die Stacheln eines Stachelschweins emporstarren, so wenig schön finden wir diesen Anblick. Der englische Maler Hogarth fand die Lineamente der Schönheit in der Wellenlinie, wonach denn auch das unförmlichste Ganze, die ödeste Seeküste, mit den Spuren der Wellenlinie darin schön genannt werden müßte.

Fragt die Kröte, sagt Voltaire, was schön ist, oder einen Schwarzen von Guinea, oder einen Philosophen, — dieser allein wird euch mit einem Gallimathias antworten. Man kann Voltaire nur beistimmen. Selbst Platon's Erklärung der Schönheit ist nur eine schöne Mythe, welche bei näherer Betrachtung das Wesen der Schönheit eigentlich aufhebt. Sie erinnern sich, wo er von dem Entzücken spricht, worein Jemand gerathen würde, erschien ihm die Idee der Schönheit selbst in leicht verkörpertem Gewande. Allein dies Entzücken wird keinem Sterblichen zu Theil werden, Platon's Idee der Schönheit ist, bei Licht betrachtet, von jeder andern abstrakten Idee durch nichts unterschieden, wir können die Schönheit nicht ablösen von den individuellen Organismen, in denen sie zur Erscheinung kommt, die schöne That nicht vom Charakter des Menschen, der sie ausführt, die schöne Rosenknospe nicht von dem schlanken, grünen Stängel, worauf sie wächst, die schönen Augen, den bezaubernden Mund, die feine Nase nicht von dem Gesicht und das Gesicht nicht von dem Rumpfe des einzelnen Wesens getrennt und abgesondert denken, ohne uns überhaupt den Eindruck der Schönheit zu zerstören.

Es ist nicht meine Absicht, hier alle Definitionen der Schönheit zu beleuchten. Bemerke ich nur, daß grade die tiefsinnigste auf dem Grundfehler beruhe, die Schönheit als ein ideelles Etwas, als eine einzige bestimmte Ursache für alle Wirkungen des Schönen zu betrachten. Allein mannigfaltig ist des Schönen Natur und viele Elemente giebt es, die das Schöne darstellen.

Doch halte ich es für wichtig, ehe ich Ihnen darüber meine Ideen mittheile, Sie vor der so gewöhnlichen Verwechselung des Schönen, sei es mit dem Nützlichen und Angenehmen, sei es mit dem Interessanten, zu warnen. Ganze philosophische Sekten, wie die stoische, haben das Schöne mit dem Nützlichen verwechselt; alle Dialektik der Stoiker konnte den ästhetischen Sinn nicht ersetzen. Das Schöne befriedigt, wie das Nützliche und Angenehme, allein das Schöne befriedigt, wie es gesucht wird, um sein selbst willen, das Nützliche nur um eines Andern willen, wozu es nütz ist, und, obwohl wir das Angenehme oft ohne weitere Nebenrücksichten begehren, und es also mit dem Gefallenden und Mißfallenden im nahen Verhältniß steht, so fehlt uns doch noch öfter der bestimmte Gegenstände dafür und es schwebt nur als ein dunkles Gefühl in uns, ohne uns, wie das Schöne, als Gegenstand entgegenzutreten und sich der Beurtheilung zu unterwerfen. Das Angenehme ergötzt sich

mit augenblicklichen Gefühlen, die, sobald man sie aufklärt, in Nichts zurücktreten u. verschwinden, dagegen ist das Schöne, je länger man es betrachtet, je schärfer man seine Natur untersucht, desto lebendiger und nachhaltiger von Wirkung auf das Gefühl, so wie nur der Kenner der Kunst den vollsten Genuß vom Anschauen der Meisterwerke hat und dem Kenner der Musik tausend Fibern im Ohr berührt werden bei Anhörung eines wohlexerzirten Orchesters, gegen eine Fiber im Ohr des Unkundigen. Nur das Schöne, wenn man den Ausdruck genau nehmen will, nur das Schöne gefällt, nicht das Nützliche, nicht einmal das Angenehme, obwohl dieses auf unmerklichen Wegen sich zum Schönen steigern kann; besonders wenn es den Sinn des Gesichts afficirt, wie bei den Farben, als bloßen Pigmenten, oder bei einem Stück blauer Luft, oder grünem Rasen und dergleichen. Doch ist der Sprachgebrauch hierin ziemlich lax und obwohl Niemand sagen wird, daß ihm der Zirkel gefällt, weil er rund ist, so wird Mancher schon von dem Geruch einer Hyazinthe, als etwas, das ihm gefalle sprechen können.

Das Interessante ist aber, was sich dem Schönen beigesellt, ohne selbst das Schöne zu sein. Ein Dichter, der es darauf anlegt, unsere Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden in Anspruch zu nehmen, erreicht diesen Zweck selten nur mit bloßer Hülfe des Schönen, er muß unsere Aufmerksamkeit durch den Wechsel der Personen und Scenen, durch den Wechsel des Ernsten und Heitern, überhaupt durch Abwechselung zu unterstützen suchen, er muß für unsere Unterhaltung sorgen, wenn er uns das Schöne zu genießen giebt. So kann z. B. ein Trauerspiel von 24 Akten sehr schön sein, aber ich zweifle, daß es auch unterhaltend ist. Voltaire hat nicht Unrecht, wenn er von den Gattungen der Dichtkunst sagt: jedes Genre ist gut, ausgenommen das langweilige.

Die Statthalterei Gottes zu Rom.

Von Corvin.

(Schluß.)

Leo VIII. und Benedict V. wurden bald abgethan, und es bestieg den päpstlichen Stuhl Johann XIII. (965—972), den die Römer wegjagten, weil er zu stolz und gewaltthätig war, und an dessen Stelle Benedict VI. zum Papst gemacht wurde. Dieser wurde aber auch bald von einem Sohn der Marozia und des Papstes Johann X. ins Gefängniß geworfen und erdrosselt.

Johann VIX. ließ einen seiner Gegenpäpste ebenfalls einsperren und vergiften; aber dieser, Bonifaz VII., starb bald darauf, und seine Leiche wurde von den erbitterten Römern durch alle Pfützen geschleift und dann auf offener Straße liegen gelassen wie ein Aas. Einige Geistliche holten sie weg und begruben sie heimlich.

Johann XV. (985—996) mußte sich das Recht der Selig- und Heiligsprechung an, welches bisher jeder Bischof nach Gefallen ausübte. Johannes XVI. wurde von seinem Gegner Gregor V. (996—998) gefangen genommen und hatte ein klägliches Ende. Gregor ließ ihm an Augen, Ohren und Nase schrecklich verstümmeln, in einem beschmutzten priesterlichen Gewande rücklings auf einem Esel, den Schwanz in der Hand, durch die Straßen führen und dann in einem Kerker elend verhungern!

Ehe ich es vergesse, muß ich hier noch eine Sage einschieben, welche von den Feinden des Papstthums immer mit großer Schadenfreude erwähnt wurde, wenn auch neuere Schriftsteller sie durchaus als eine Erfindung behandeln. Es ist dies die berüchtigte Geschichte von der Päpstin Johanna.

Man erzählt nämlich, daß zwischen Leo III. und Benedict IV. ein Frauenzimmer unter dem Namen Johann VIII. auf dem päpstlichen Stuhl gesessen habe. Bald macht man diese Päpstin zu einem englischen, bald zu einem deutschen Mädchen und nennt sie Johanna, Guta, Dorothee, Gilberte, Margarethe oder Isabelle. Sie soll mit ihrem Liebhaber, als Jüngling verkleidet, nach Paris gegangen sein, dort studirt und sich solche Gelehrsamkeit erworben haben, daß man sie, als sie nach Rom kam, zum Papste wählte.

Dieser Papst war aber, so erzählt die Sage weiter, vertrauter mit seinem Kämmerer, wie mit dem heiligen Geist, und der heilige Vater fühlte, daß er eine heilige Mutter werden wollte. Es erschien ihr ein Engel, der ihr die Wahl ließ, ob sie ewig verdammt oder vor der Welt öffentlich beschimpft sein wolle? Sie wählte natürlich das letztere und kam in öffentlicher Procession zwischen dem Coliseum und der Kirche St. Clemens mit einem jungen Päpstlein nieder.

Es hat jeder Hof seine geheime Geschichte, und die vorgefallenen Schändlichkeiten werden meistens so gut vertuscht, daß der spätere gewissenhafte Geschichtschreiber die sich hin und wieder davon vorfindenden Erzählungen als nicht hinlänglich begründet verwerfen muß. Ich habe Büchelchen gelesen, auf denen versprochen ist, die Echtheit der Päpstin Johanna aus mehr als hundert päpstlichen Schriftstellern nachzuweisen; aber andre Titel, die eben so gründlich und zuversichtlich klingen, versprechen grade das Gegentheil! Die Sache ist an und für sich nicht so wichtig, deshalb habe ich meine Zeit nicht damit verloren, sie historisch zu untersuchen, was eine sehr mühsame Arbeit sein möchte, und ich muß sie dem Glauben der Leser überlassen.

Seit dieser ärgerlichen Geschichte, fährt die Sage fort, mußte sich der neu erwählte Papst auf einen durchlöcherten Stuhl setzen, vor versammelter Geistlichkeit und Volk,

Dann mußte ein Diakonus untersuchen, ob der heilige Vater das habe, was der Johanna fehlte. Fand er Alles in Ordnung, dann rief er mit feierlicher Stimme: Er hat, er hat, er hat! Und das Volk jubelte: Gott sei Dank! Dieser Stuhl hieß der Untersuchungsstuhl oder die sella stercoraria. Erst Leo 10. soll diesen Gebrauch abgeschafft haben.

Gregor 5., der letzte Papst im zehnten Jahrhundert, war der Erste, welcher das Interdict auf ein Land schleuderte, und zwar auf Frankreich. „Das Interdict war die furchtbarste und wirksamste Taktik der Kirchendespoten und der recht eigentliche Hebel der geistlichen Universal-Monarchie."

Jetzt mag der Papst bannen und interdiciren so viel er will, es kräht kein Hahn darum; allein in jener Zeit des Aberglaubens konnte ein Land kaum ein größeres Unglück treffen als das Interdict. Trauer und Verzweiflung waren über dasselbe ausgebreitet, als wüthe die Pest. Der Landmann ließ seine Arbeit liegen, denn er glaubte, daß der verfluchte Boden nur Unkraut statt Frucht trüge; der Kaufmann wagte es nicht, Schiffe auf die See zu schicken, weil er befürchtete, Blitze möchten sie zertrümmern; der Soldat wurde ein Hasenfuß, denn er meinte, Gott sei gegen ihn.

Keine Wallfahrt, keine Taufe, keine Trauung, kein Gottesdienst, kein Begräbniß mehr! Alle Kirchen waren geschlossen, Altäre und Kanzeln entkleidet, die Bilder und Kreuze lagen auf der Erde, keine Glocke tönte mehr, kein Sacrament wurde ausgetheilt, die Todten wurden ohne Sang und Klang verscharrt wie Vieh, in ungeweihter Erde! — Ehen wurden nur eingesegnet auf den Gräbern, nicht vor dem Altar — Alles sollte verkündigen, daß der Fluch des heiligen Vaters auf dem Lande laste! Kurz die ganze Pfaffheit war suspendirt. Es war ein Zustand, wie ich ihn — die Dummheit des Volks abgerechnet — dem deutschen Volke von ganzem Herzen wünsche!

Der Bann, oder die Excommunication, kommt schon weit früher in der christlichen Kirche vor; aber dann war er immer nur gegen einen Einzelnen gerichtet, und dieser hatte daran schwer genug zu tragen, wenn er sich auch persönlich nichts daraus machte. Das Volk betrachtete ihn als einen Teufelsbraten und floh seine Gemeinschaft, als ob er ein Pestkranker wäre. Die Ueberbleibsel seiner Tafel, und wären es die einer kaiserlichen, rührte selbst der Aermste nicht an, sie wurden verbrannt.

Mit der Excommunication wurde der Gebannte auch zugleich für bürgerlich todt erklärt. Er konnte keine Rechtssache vor Gericht führen, nicht Zeuge sein, kein Gut zu Lehen oder in Pacht geben u. s. w. Vor die Thür eines Gebannten stellte man eine Todtenbahre, und seine Leiche durfte nicht in geweihter Erde begraben werden. Hieraus wird man es erklärlich finden, daß selbst Könige vor dem Banne zitterten!

Sylvester 2., der Nachfolger Gregor's 5., ist der einzige Papst, von welchem die päpstlichen Geschichtsschreiber mit Bestimmtheit melden, daß ihn der Teufel geholt habe. Er war nämlich ausnahmsweise ein gescheuter Mann, der besonders Mathematik trieb und die Wissenschaften begünstigte. Ihm verdanken wir auch die arabischen, das heißt unsre gewöhnlichen Zahlen.

Diesem gescheuten Papst hatte, so erzählt man, der Teufel die Papstwürde verheißen und versprochen, ihn nicht eher zu holen, als bis er zu Jerusalem Messe lesen würde. Dazu war wenig Hoffnung, denn diese Stadt war von den Sarazenen besetzt. Aber der Teufel ist ein Schalk. Es gab in Rom eine Kapelle, die Jerusalem hieß. Hier las der Papst Messe, und so holte ihn denn der Teufel. Sylvesters Grab hat lange geschwitzt und seine Gebeine rasselten — hu!

Die Pseudo-Isidorischen Decretalen hatten im zehnten Jahrhundert schon ihre Blüthen entfaltet; aber im eilften fingen sie erst recht an, Früchte zu tragen. Wir erblicken in ihm das Papstthum in seiner höchsten Macht, und Gregor 7. erklomm den Gipfel derselben.

Ehe ich von diesem gewaltigen Papste rede, muß ich noch erwähnen, daß schon vor ihm das Collegium der Cardinäle zu sehr hoher Bedeutung gelangt. Ursprünglich gab es sieben Cardinales (von Cardo, Thürangel), und es waren dies die vornehmsten Geistlichen Roms. Da aber der Einfluß dieser Herren mit der Zeit sehr stieg, und alle Geistlichen nach dieser Würde trachteten, so sahen sich die Päpste genöthigt, die Zahl der „Thürangeln der Kirche" unter allerlei Abstufungen zu vermehren, bis sie endlich, weil Jesus 70 Jünger hatte, auf 70 stieg.

Allmählig wurde der Geistlichkeit und dem Volk das Recht der Papstwahl „entzogen," was man auf deutsch gestohlen nennt, und die Cardinäle maßten sich das Recht derselben an. Dieses Collegium, aus dem der Papst nun gewählt wurde, hatte ein directes Interesse daran, das Ansehen des päpstlichen Stuhles auf jede Weise zu fördern, denn es konnte ja jedes Mitglied Papst werden!

Die Cardinäle errangen bald die größten Vorrechte. Sie machen Anspruch auf einen Rang unmittelbar nach den Königin und verlangten den Vorrang vor allen Kurfürsten, Herzögen und Prinzen. Sie, die eigentlichen Privatdiener des Papstes, standen weit höher als Erzbischöfe u. Bischöfe, welche doch alle eben so viel waren wie der Papst. Doch haben ja auch in manchen unserer deutschen Staaten die Kammerherren, die dem Fürsten den Operngucker nachtragen müssen, Oberstenrang!

Die Cardinäle trugen Purpur. Begegneten sie einem Verbrecher auf seinem Gange zum Galgen, so konnten sie ihn befreien. Sie selbst verdienten diesen Galgen sehr häufig; aber ich glaube nicht, daß jemals ein Cardinal durch rechtskräftigen Urtheilsspruch gehängt wurde. Es war auch beinahe unmöglich, ihn eines Verbrechens zu überführen, denn dazu gehörten 72 Zeugen. Cardinäle durften jede Königin oder Fürstin auf den Mund küssen, u. keiner durfte ein Einkommen unter 4000 Scudi jährlich haben. Der Po-

sten eines Cardinals soll einer der bequemsten in der Christenheit sein.

Gregor 7. (1073—85) war der Sohn eines Handwerkers und hieß eigentlich Hildebrandt. Er war nur klein von Körper, aber der größte und kräftigste Geist, der je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen. Sein Zeitgenosse, der Cardinal Damiani, nannte ihn nur einen heiligen Satan, und die spätern reformirten Schriftsteller titulirten ihn nie anders als Höllenbrandt.

Schon als Cardinal beherrschte er unter den früheren Päpsten den „apostolischen Stuhl" und wußte es durch Intriguen und Heuchelei dahin zu bringen, daß man ihn selbst auf denselben erhob und daß Kaiser Heinrich 4., trotz aller Warnungen gut gesinnter Bischöfe, ihn bestätigte.

Dieser Erabschmiedssohn Hildebrandt schmiedete die Kette, unter welcher die Welt seit 800 Jahren seufzt. Er ist der eigentliche Begründer des Papstthums. Unablässig trachtete er danach, seine Idee einer Universalmonarchie zu verwirklichen, und seinem echt pfäffischen Genie, welchem kein Mittel zu schlecht war, gelang es auch.

Kaum war er Papst, so behauptete er: die ganze Welt sei Lehen des römischen Stuhls. Mehrere Fürsten waren auch wirklich so einfältig, ihm zu glauben und ihre Reiche von ihm zu Lehen zu nehmen! Solche Fürsten, bei welchen alle seine niederträchtigen Künste und Lügen nicht fruchteten, die that er in den Bann, und ich habe oben gezeigt, was ein solcher Bann zu bedeuten hatte! Ein excommunicirter König war nach Gregor's Grundsatz seiner Macht und Würde entsetzt, und alle Unterthanen waren ihres Eides des Gehorsams entlassen. Da man sich bereits daran gewöhnt hatte, den Papst als den Statthalter Gottes zu betrachten, so wurde es ihm nicht schwer, bei den verdummten Menschen seinen Anmaßungen Geltung zu verschaffen.

Zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne hielt es Gregor für nöthig, die Geistlichkeit von allen Banden zu trennen, durch welche sie mit der bürgerlichen Gesellschaft und mit dem Staate verbunden war. Da Familienbande die fesselndsten und einflußreichsten sind, so unternahm er es, um jeden Preis die Ehe bei Geistlichen auszurotten.

Gregor 7. ist der Urheber der erzwungenen Ehelosigkeit der Priester, oder des Cölibates. Wer die Süßigkeit und den Segen des Familienlebens kennt, kann sich wohl vorstellen, daß die Geistlichen dem Papste hierin den größten Widerstand leisteten. Der Kampf der Priester um ihre Weiber dauerte 2 Jahrhunderte; endlich unterlagen sie! In der Folge werde ich mich weitläufiger über diesen Kampf auslassen, bei welchem der dumme Fanatismus des Volkes die Päpste mächtig unterstützte, wie auch über die entsetzlichen Folgen, welche das Cölibat für die Welt hatte.

Ein anderer Schritt, den Gregor zur Erreichung seines Zweckes that, war die Vernichtung des Investiturrechtes. — Die höhere Geistlichkeit war von den Fürsten mit Reichthümern überschüttet, mit Land und Leuten begabt und mit fürstlichen Ehren und Rechten versehen worden; Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte waren Vasallen des Reiches. Als solche übergaben ihnen die Fürsten bei der Belehnung einen Ring, zum Zeichen der Vermählung des Bischofs mit der Kirche, und einen Hirtenstab, als Zeichen des geistlichen Hirtenamtes. Der Geistliche wurde nicht eher in den Genuß seiner Würde eingesetzt, bis diese Ceremonie nicht geschehen war. Diese nannte man die Investitur. Sie war das Band, durch welches die Bischöfe mit dem Landesfürsten zusammenhingen.

Dieses Band wollte Gregor lösen, um der weltlichen Macht alle Gewalt über die Kirche und die Geistlichkeit zu entziehen. Auf einer Synode (1075) erließ er ein Decret, welches allen Geistlichen bei Strafe des Verlusts ihrer Aemter verbot, die Investitur aus der Hand eines Laien, das heißt Nichtgeistlichen, zu empfangen, und welches den Laien untersagte, dieselbe bei Strafe des Bannes zu ertheilen.

Die Fürsten waren erstaunt über die neue Anmaßung des hochmüthigen Narren und kehrten sich nicht an seine Befehle. Gregor aber mühte sich nicht mit den kleiner Fürsten ab, er wollte ihnen seine Macht zeigen, indem er sie gegen den angesehensten unter ihnen, gegen den Kaiser, seinen Herren, richtete.

Heinrich 4. hatte in Deutschland unter den Mächtigen viele Gegner. Gregor schürte die Streitigkeiten mit denselben und machte die Sache der Feinde des Kaisers zu der seinigen. Endlich hatte er die Frechheit, den Kaiser nach Rom zu citiren, damit er sich vor ihm verantworte!

Heinrich, dessen Vater noch 3 Päpste abgesetzt hatte, war empört über diese Unverschämtheit und berief eine Synode nach Worms, von welcher Gregor einstimmig gebannt und abgesetzt wurde.

Während dies in Worms geschah, sprang auch in Rom eine Mine gegen Gregor. Eine Menge Gebannter vereinigten sich, überfielen ihn in der Kirche, als er grade Hochamt hielt und schleppten ihn bei den Haaren hinweg ins Gefängniß; aber der verblendete Pöbel in Rom setzte ihn wieder in Freiheit!

Gregor lechzte nach Rache. Das Absetzungsdecret beantwortete er dadurch, daß er Heinrich 4. und alle seine Anhänger in den Bann that, die Unterthanen ihres Eides entband und den Kaiser absetzte! Zugleich überschwemmten Mönche, die bereitwilligen Handlanger der Päpste, ganz Deutschland und bearbeiteten das Volk.

Zuerst schrie man hier fast einstimmig gegen den verwegenen Papst, denn im Schreien ist Deutschland groß; aber Heinrichs Gegner handelten. Durch Hildebrandts Intriguen verführt, fielen allmählig die Anhänger des Kaisers von demselben ab, nur der Herzog Gottfried von Lothringen blieb ihm treu. Gregor schaffte ihn durch Meuchelmord aus dem Wege!

Die elenden deutschen Fürsten versammelten sich zu Tribur und erklärten hier dem Kaiser: „daß sein Reich zu En-

de sei, wenn er sich nicht innerhalb eines Jahres vom Banne befreie!" Niedergedrückt von dem finstern Geiste seiner Zeit, von aller Welt verlassen — nur wenige Soldaten waren noch bei ihm — entschloß er sich, nach Rom zu gehen und den furchtbaren Gegner zu versöhnen.

In der strengsten Kälte, in einem armseligen Aufzuge, ging er über die Alpen. Die Italiener strömten ihm zu und verlangten, er solle an der Spitze eines Heeres den frechen Großpfaffen zur Rede stellen. Aber die Niederträchtigkeit der Deutschen hatte den Muth und das Herz des ohnehin schwachen Kaisers gebrochen! Er wollte demüthig von Gregor Gnade erflehen!

Dieser ließ sich nichts weniger träumen als das. Er war auf einer Reise nach Augsburg bereits bis in die Lombardei gekommen. Als er die Ankunft des Kaisers vernahm, floh er eiligst nach dem festen Schloß Canossa, welches seiner Buhlerin, der reichen Gräfin Mathilde, gehörte.

Hier erschien der deutsche König. In einem wollenen Büßerhemde, bloßen Hauptes, barfuß, stand er in dem Raum vor der innern Ringmauer des Schlosses — drei Tage und drei Nächte lang, mitten im Januar, zitternd vor Frost und matt vor Hunger und Durst!

Aus den Fenstern des Schlosses schaute Gregor am Arm seiner Buhlerin auf seinen gedemüthigten Feind herab und hätte ihn gern so sterben sehen. Des Papstes unmenschliche Härte brachte alle Hausgenossen zum Murren, und endlich gab er den Bitten der Mathilde nach, die zwar auch Heinrichs Feindin, aber barmherziger war, und führte den Kaiser an den Altar. Hier durchbrach Gregor eine Hostie. „Bin ich der Verbrechen schuldig, deren du mich zu Worms bezüchtigt hast," redete er ihn an, „so mag Gott der Herr meine Unschuld bewähren, oder mich durch einen plötzlichen Tod strafen!" — dann nahm er die Hälfte der Hostie. Der Bann wurde von Heinrich genommen, aber unter den entehrendsten Bedingungen. „Wirst du dich," sagte Hildebrandt, „auf dem zusammen zu rufenden Reichstage rechtfertigen und die Krone wieder erhalten, so sollst du mir gehorchen und unterthänig sein."

Nach Deutschland zurückgekehrt, richtete der von Kummer aller Art betroffene Kaiser sein Auge auf den von ihm selbst erbauten Dom zu Speier und sagte zu seinem alten Freund dem Bischof: „Siehe, ich habe Reich und Hoffnung verloren, giebt mir eine Pfründe, ich kann lesen und singen." Der Bischof antwortete: „Bei der Mutter Gottes, das thue ich nicht!" — Pfui über den schuftigen Pfaffen!*)

*) Da ich genöthigt bin, den Ausdruck Pfaffe sehr oft zu gebrauchen, so will ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, hier kurz erklären, was ich darunter verstehe. Einen Geistlichen, welcher aus Eigennutz, oder um das Interesse des römischen Stuhls oder irgend eine andere Macht zu befördern, dem Volke Lehren vorträgt, die gegen seine Ueberzeugung sind; der sich nicht scheut, aus den genannten Motiven unmoralische, nichtswürdige Handlungen zu begehen, einen solchen Geistlichen nenne ich einen Pfaffen.

Die lombardischen Städte und Fürsten waren empört über Heinrich's Demüthigung und sagten ihm unverholen ihre Meinung. Da ermannte sich der niedergedrückte Kaiser und stellte sich an die Spitze der bald um ihn versammelten Armee. — Die pflichtvergessenen deutschen Fürsten aber erwählten in dem Herzog Rudolph von Schwaben einen neuen Kaiser. Gregor verhielt sich ruhig, so lange nichts Entscheidendes geschehen war; als aber Heinrich in einer Schlacht geschlagen wurde, sandte er dem Gegenkaiser eine Krone zu mit der stolzen Inschrift: Der Fels (der Kirche) gab Petrus, Petrus gab Rudolph die Krone. Ueber Heinrich wurde aufs Neue der gräßlichste Bannfluch ausgesprochen.

Aber dieser hatte seine Mannlichkeit wiedergefunden. Eine Synode setzte Gregor abermals ab, und Guibert, Erzbischof von Ravenna, wurde als Clemens 3. zum Papste erwählt. Gregor versuchte seine alten Künste. Er gab den Rebellen die Versicherung, daß noch in demselben Jahre vor dem Petersfeste ein falscher König sterben werde. Um seine Prophezeihung an Heinrich zu erfüllen, sandte er einige Meuchelmörder aus; aber des Papstes Fluch wurde dem Kaiser zum Segen. Am 15. Juni 1080 schlug er Rudolph, und dieser starb in Folge einer in der Schlacht erhaltenen Wunde.

Nun rückte Heinrich auf Rom los, vernichtete das Heer der Papsthure Mathilde, eroberte die Stadt und belagerte den rasenden Hildebrandt in der Engelsburg. Die von diesem zur Hülfe gerufenen Normannen, welche damals in Unteritalien herrschten, befreiten ihn zwar; aber Gregor mußte vor der Wuth der Römer fliehen. Er ging nach Salerno zu den Normannen und endete hier sein fluchbeladenes Leben.

Gregor war der erste wirkliche Papst. Er befahl auf einer Synode, daß von nun an nur Einer Papst heißen solle in der Christenheit, denn bisher nannten sich alle Bischöfe so. Ein Schriftsteller aus jener Zeit sagt schon: Das Wort Papst in der Mehrzahl sei eben so gotteslästerlich, als den Namen Gottes in der Mehrzahl zu gebrauchen!

Gregor wollte die Kaiser und Könige zu seinen Untergebenen machen und keine andre Herrschaft als die seinige auf Erden dulden. Darum schrieb er an Heriman, Bischof von Metz: „Der Teufel hat die Monarchie erfunden!"

Um die christliche Kirche leichter zu regieren, ordnete er an, daß beim Gottesdienst überall die römischen Gebräuche befolgt und die lateinische Sprache gebraucht werden sollten. In den meisten deutschen Kirchen hatte dies schon der Römerknecht Bonifacius eingeführt.

In einem seiner hinterlassenen Briefe hat Gregor seine Grundsätze niedergelegt. Es sind 27, aber ich will nur einige anführen. Der Papst allein kann den kaiserlichen

Schmuck tragen. — Alle Fürsten müssen dem Papst den Fuß küssen und dürfen dieses Zeichen der Ehre außer ihm keinem Andern erweisen. Es ist dem Papst erlaubt, Kaiser abzusetzen. — Sein Urtheil kann von keinem Menschen umgestoßen werden, er aber kann aller Menschen Urtheil umstoßen. — Die römische Kirche hat nie geirrt und wird auch nach der Schrift niemals irren. — Derjenige ist kein Katholik, der es nicht mit der römischen Kirche hält. — Der Papst kann die Unterthanen vom Eide der Treue lossprechen, den sie einem bösen Fürsten geleistet haben.

Es scheint mir nicht nöthig, noch einige Bemerkungen über Gregor hinzuzufügen, und ich überlasse das Urtheil über ihn dem Leser. „Sein Leben klagt ihn an, seine Verkehrtheit verdammt, seine hartnäckige Bosheit verflucht ihn." So spricht von ihm Thierry, Bischof von Verdun.

Ich habe nun das Papstthum bis zum Gipfel seiner Macht begleitet. Der Raum gestattet mir nicht, in derselben Weise fortzufahren, und ich muß mich darauf beschränken, aus jedem Jahrhundert einige Päpste biographisch zu skizziren und an ihnen zu zeigen, wie sie alle danach strebten, Gregor nachzueifern und das von ihm aufgestellte System einer Universalmonarchie zur Ausführung zu bringen und fest zu begründen. Alle gefielen sich in der Vorstellung: Sich als Christus, die weltlichen Regenten als die Eselin, die er ritt, und das Volk als das Eselsfüllen zu betrachten. — Die Eselin ist unterdessen gestorben; aber das Eselsfüllen ist seitdem ein alter Esel geworden, der geduldig auf sich reiten läßt!

Im 11. Jahrhundert trennte sich die griechische Kirche vollends von der abendländischen, indem die griechische behauptete, daß weder die Lehre, noch die Disciplin der letzteren mit der heiligen Schrift und den heiligen Ueberlieferungen übereinstimme, also ketzerisch sei. Die Oberherrschaft des päpstlichen Stuhls verwarf sie, als eine antichristische Einrichtung.

Unter Hadrian 4., der 1153 den „apostolischen Stuhl" bestieg, begann der Kampf der Päpste mit den deutschen Kaisern aus dem Geschlechte der Hohenstaufen. Friedrich 1., der Rothbart, trat den Anmaßungen dieses Papstes kräftig entgegen, und die Ehrenbezeugungen, welche derselbe von ihm verlangte, machte er lächerlich, selbst indem er sie gewährte. Friedrich hielt dem Papste den Steigbügel — so weit war es bereits mit den Kaisern gekommen — aber er hielt ihn den auf der rechten Seite, auf welcher der Schinder zu Pferde steigt, und antwortete auf die Bemerkung Hadrians darüber: „Ich war nie Stallknecht, Ew. Heiligkeit werden verzeihen."

Den schwersten Stand hatte Friedrich mit Alexander 3. (1159—1181). Es war dies einer der muthigsten und klügsten Päpste, der niemals im Unglücke verzagte, oder im Glücke übermüthig wurde, aber stets darauf bedacht war, die Usurpationen seiner Vorgänger zu behaupten. Der große Kaiser Friedrich kam 1177 zum ersten Male mit ihm in Venedig zusammen — und küßte ihm den Pantoffel.

Die Pfaffenlegende erzählt, daß der Papst bei diesem Kuß den Fuß auf des Kaisers Nacken gesetzt und gesagt habe: „Auf Schlangen und Ottern mögst du gehen, und treten auf junge Löwen und Drachen." Aber Alexander war gewiß viel zu klug, um den ihm an Geist ebenbürtigen Kaiser durch solche unnütze Worte zu reizen, und Friedrich viel zu stolz, um sich dergleichen gefallen zu lassen. Glaublicher ist die Erzählung, daß dieser beim Pantoffelkusse zum Papste sagte: „Nicht dir gilt es, sondern Petrus," und Alexander antwortete: „Mir und Petrus."

Auch der kräftige König, Heinrich 2. von England, mußte sich vor dem Worte des mächtigen Papstes beugen. Heinrich hatte seinen Liebling, Thomas Becket, mit Gnaden überschüttet und endlich zum Erzbischof von Canterbury gemacht. Nun war der Schurke am Ziele. Er verband sich mit dem Papste gegen seinen Herrn und Wohlthäter, dem er durch pfäffische Nichtswürdigkeiten aller Art das Leben verbitterte.

Im Unmuthe rief einst der geplagte König aus: „Wie unglücklich bin ich, daß ich in meinem Königreiche vor einem einzigen Priester nicht Frieden haben kann! Ist denn Niemand zu finden, der mich von dieser Plage befreit?"

Diese Worte hörten vier Ritter, welche dem Könige treu ergeben waren, sie eilten sogleich hinweg, fanden den Erzbischof vor dem von ihm geschändeten Altar, spalteten ihm den Kopf und machten ihn dadurch zum Heiligen, denn Wunder fanden sich. Einige Stallleute des Königs hatten einst dem Pferde des Erzbischofs den Schwanz abgehauen, und zeugten forthin für diesen Frevel lauter Kinder mit — Schwänzen.

Die Pfaffheit schnob wegen dieses Mordes nach Rache! Alexander drohte mit dem Interdict, und Heinrich der sein Volk nicht leiden sehen wollte, unterwarf sich allen Strafen, die der Papst über ihn verhängte. Der König schwur feierlich, daß er den Mord des Erzbischofs nicht gewollt; aber das half ihm nichts. Er mußte barfuß zum Grabe des neuen Heiligen wallen, sich hier andächtig niederwerfen und — von 80 Geistlichen geißeln lassen! Jeder gab ihm 3 Hiebe, — macht 240!

Mit Kaisern und Königen gingen jetzt die Päpste oft wie mit Hunden um. Als Cölestin 3. (1191—1198) den Sohn des in Palästina gestorbenen Friedrich 1., Heinrich 4., gekrönt hatte, und dieser ihm den Pantoffel küßte, stieß er dem Kaiser mit dem Fuße die Krone vom Kopfe, zum Zeichen, daß er sie ihm geben und nehmen könne!

Der mächtigste aller Päpste war aber Innocens 3. (1198—1215.) Alle Rechte, die Gregor 7. zu haben behauptete, übte dieser mächtige Papst wirklich aus. Als er den päpstlichen Stuhl bestieg, war er in seiner vollen Manneskraft, denn er war erst 37 Jahr alt. Die Könige zitterten vor ihm, wie Schulknaben vor dem strengen Schul-

meister. Allen gab er seine Ruthe zu fühlen. Johann von England rief einst beim Anblick eines sehr feisten Hirsches aus: Welches dicke und feiste Thier, und doch hat es nie Messen gelesen! Aber auch dieser Spötter über das Pfaffenthum kroch demüthig zu Kreuze, als ihm das heilige Raubthier zu Rom die apostolischen Zähne wies.

Innocens 3. ist der Erfinder der wahnsinnigen Lehre von der Transsubstantiation, das heißt von der Lehre: daß sich durch die Weihung des Priesters das Brod und der Wein beim Abendmahl wirklich in Fleisch und Blut Christi verwandle. Hierbei fällt mir die Antwort eines Indianers ein, welchen der Missionär, nachdem er ihm das Abendmahl gereicht hatte, fragte: „Wie viel Götter giebt es?" — „Keinen, antwortete der Indianer, denn du hast ihn mir ja so eben zu essen gegeben!"

Eben so materielle Vorstellungen vom Abendmahl hatte ein lutherischer Bauer. Der Herr Pastor war ein großer Whistspieler, und durch Zufall war eine weiße runde Whistmarke mit unter die gleichfalls runden Oblaten auf den Hostienteller gerathen. „Nehmet und esset, denn dies ist mein Leib," sagte der Geistliche und steckte dem Bauer die unglückliche Marke in den Mund. Der Bauer biß herzhaft zu; als er aber das Ding gar nicht klein bekommen konnte, sagte er: „Wies der Dübel, Herr Pastor, ick mut 'nen Knoken derwischt hebben!"

Innocens führte auch die Ohrenbeichte ein, von der ich schon früher geredet habe, und das scheußlichste Tribunal, welches jemals die Erde und die Menschheit schändete, — die Inquisition, von der ich später ausführlicher reden werde.

Der gefährlichste Feind des Papstthums kam mit dem großen Hohenstaufen, Friedrich 2., auf den deutschen Kaiserthron. Er hatte in der Jugend unter der Vormundschaft Innocens 3. gestanden, aber dennoch wurde er nichts weniger als ein Pfaffenknecht, sondern ein Mann, dessen religiöse Begriffe seiner Zeit bedeutend vorangeeilt waren. Hätte ihn das Volk unterstützt, dann wäre vielleicht damals das Papstthum zu Grabe gegangen. Aber das damalige Volk glich den heutigen Meining'schen Landständen, denen ihr Fürst auch zu freisinnig ist! Friedrich's Wahlspruch war: „Laß' lärmen und drauen, und die Esel schreien!"

Den heftigsten Kampf hatte er mit Gregor 9. (1227—1241). Dieser that ihn einmal über das andere in den Bann und legte ihm Verbrechen zur Last, die ihn als den verruchtesten Ketzer brandmarkten. Friedrich sollte gesagt haben: Die Welt sei von drei Betrügern getäuscht worden, wovon zwei in Ehren gestorben, der dritte aber am Galgen: Moses, Muhamed und Christus. — Ferner habe er darüber gelacht, daß der allmächtige Herr des Himmels und der Erde von einer Jungfrau geboren sein sollte, und geäußert, daß man nichts glauben solle, was nicht durch Natur und Vernunft bewiesen werden könne.

Diese letzte Aeußerung sah allerdings dem Kaiser sehr ähnlich, der aus dem Morgenlande, wohin er einen Kreuzzug unternehmen mußte, sehr freie Ansichten über die Religion mitgebracht hatte. Einst äußerte er: Wenn der Gott der Juden Neapel gesehen hätte, würde er gewiß nicht Palästina gewählt haben; und beim Anblick einer Hostie rief er: „Wie lange wird dieser Betrug noch dauern!?" Als er einst an ein Waizenfeld kam, hielt er sein Gefolge vor demselben zurück, indem er sagte: „Achtung, hier wachsen unsre Götter." Die Hostie wird nämlich aus Waizenmehl gebacken.

Gregor hatte den deutschen Ritterorden sehr lieb gewonnen und schenkte ihm Preußen. Aber die Ritter zeigten sich nicht sehr dankbar gegen den päpstlichen Stuhl und gegen die Pfaffen. Einer ihrer Großmeister, Reuß von Plauen, sagte: „Man muß den Geistlichen keine Güter geben, sondern nur Besoldung, wie andern Staatsdienern auch, sie sollen sich an den schlichten Text des Evangeliums allein halten," u. der Hofmeister Wallenrode äußerte: „Ein Pfaff in jedem Lande ist genug, und den muß man einsperren, und nur herauslassen, wenn er sein Amt verrichten soll."

Innocens 4. (1243—1254) setzte den Kampf mit Friedrich 2. fort. Er war ein Graf Fiesco, und ein genauer Freund des Kaisers gewesen. Als man diesem wegen der Wahl seines Freundes zum Papste beglückwünschte, antwortete Friedrich: „Fiesco war mein Freund, Innocens 4. wird mein Feind sein, kein Papst ist Ghibelline" (nämlich liberal).

Es war so, wie der Kaiser sagte, der bald in den Bann gethan wurde, den Friedrich nun schon anfing gewohnt zu werden. Er rückte dem Papst zu Leibe, und der heilige Vater machte, als Soldat verkleidet, einen Angstritt von 54 italienischen Miglien in einer kurzen Sommernacht, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Der Papst floh nach Lyon, wo er 1245 eine Synode zusammen berief, auf der Friedrich abermals gebannt und abgesetzt wurde. Friedrich kämpfte wie ein Mann; aber die Welt war dumm und band ihm überall die Hände. Die deutschen Fürsten zeigten sich dem edlen, großen Kaiser gegenüber so niedrig, so unendlich klein! Elende Pfaffenknechte! Nur in der Schweiz schlugen ihm treue Herzen, trotz Bann und Interdict. Mehre Cantone sandten ihm Hilfstruppen, und Luzern und Zürich hielten zu ihm bis zum letzten Augenblicke. — Aus den verachteten Ochsenjungen waren Helden geworden, aber jetzt sind die Helden wieder — Kühjungen? — nein selbst — — geworden!

Kaiser Friedrich starb an päpstlichem Gift. Innocens jubelte; nun stand ihm der Weg nach Rom wieder offen. Er zog ab und bedankte sich bei den Lyonern für die gute Aufnahme. Diese hatten aber keine Ursache, den heiligen Vater zu segnen. Cardinal Hugo sagte nämlich in seinem Abschiedsschreiben mit echtpfäffischer Unverschämtheit: „Wir haben euch, Freunde, seit unserer Anwesenheit in dieser

Stadt, einen wohlthätigen Beitrag gestiftet. Bei unserer Ankunft trafen wir kaum 3 bis 4 Huren, bei unserm Abzug hingegen überlassen wir euch ein einziges Hurenhaus, welches sich vom östlichen bis zum westlichen Thore durch die ganze Stadt verbreitet." Lyon hatte demnach Aehnlichkeit mit einer deutschen Hauptstadt, von welcher ihr König dasselbe sagte, und welche Papst Pius 6. Deutsch Rom nannte!

Innocens 4. verlieh den Cardinälen als Auszeichnung rothe Hüte. Auf ihn folgt eine Reihe unbedeutender Päpste. Urban 4., der Sohn eines Schuhflickers, stiftete das Frohnleichnamsfest zu Ehren der Hostie, oder vielmehr des Abendmahls. Eine verrückte Nonne hatte ein Loch im Monde gesehen, und das — flickte der päpstliche Schuhflicker mit einem neuen Kirchenfeste aus!

Martin 5., ein Franzose, war ein erbitterter Feind der Deutschen. Er wünschte: „daß Deutschland ein großer Teich, die Deutschen lauter Fische und er der Hecht sein möchte, der sie auffresse, wie der Storch die Frösche." Stockfische waren wir von jeher, die von den römischen Haifischen gefressen wurden!

Die Hohenstaufen erlagen im Kampfe mit dem Papstthum. Die Habsburger nahmen sich ein warnendes Exempel daran; sie spielten mit dem „Leckerlein zu Rom" unter einer Decke und zogen nun dem Volke vereinigt das Fell über die Ohren. —

Innocens 5. war der erste Papst, der im Conclave gewählt wurde. Sein Vorgänger, Gregor 10., hatte nämlich befohlen, daß nach seinem Tode sämmtliche Cardinäle in ein Zimmer geschlossen werden sollten, welches für jeden eine besondere Zelle und keinen andern Ausgang hatte, als zum Abtritt. Jeder Cardinal hatte nur einen Diener bei sich. Das Zimmer durfte nicht verlassen werden, bis ein neuer Papst gewählt war. War dies nach drei Tagen nicht geschehen, so erhielt jeder der Cardinäle in den folgenden 14 Tagen nur ein Gericht, und nach dieser Zeit nur Brod, Wein und Wasser. Diese Hungerkur beförderte merklich den Verkehr mit dem heiligen Geist!

Unter der Kirchenherrschaft von Nikolaus 4. (1288—1292) regierte über Tyrol der wackre Graf Meinhardt. Dieser hielt die liederlichen Pfaffen gehörig im Zaum und zog sich dadurch den Zorn des Papstes zu, der ihn in den Bann that.

Meinhardt vertheidigte sich wacker. Er sagt: „Ich bin nicht der Angreifer, sondern meine Bischöfe, die keine Hirten, sondern Wölfe sind. Statt zu lehren, suchen sie sich nur zu bereichern, Bastarde in die Welt zu setzen, zu tafeln und zu zechen. Weidet man so die Schafe Christi? Sie nehmen grade umgekehrt das Wort: „Gebet ihnen den Rock;" sie nehmen auch noch den Mantel und sind schlimmer als Juden, Türken und Tartaren. Sie blenden das Volk durch Ceremonien, und es genügt ihnen nicht, die Schafe zu melken und zu scheeren, sie schlachten sie."

Cölestin 5. wurde aus einem einfältigen Eremiten ein noch einfältigerer Papst, und als der Cardinal Cajetan eines Nachts durch ein versteckt angebrachtes Sprachrohr in sein Schlafzimmer schrie: „Cölestin, Cölestin, Cölestin — lege dein Amt nieder, denn diese Last ist dir zu schwer," glaubte der Dummkopf, der liebe Gott würdige ihn wirklich einer persönlichen Unterredung, und dankte ab.

Card. Cajetan trat als Bonifaz 8. (1295—1303) an seine Stelle. Auf einem kostbar aufgezäumten Schimmel, der von den Königen von Apulien und von Ungarn geführt wurde, ritt er zur Krönung. Nach der Rückkehr aus der Kirche, wobei 40 Menschen im Gedränge erdrückt wurden, tafelte er öffentlich, und die beiden Könige standen als Bedienten hinter seinem Stuhle und warteten ihm auf! — Daß dich das Wetter! — wahrhaftig, wenn man das liest, dann möchte man fluchen wie ein Papst!

Nun gab es aber noch viele Leute, welche die Abdankung Cölestins als ungültig betrachteten. Dieser wurde überall als ein Heiliger angestaunt. Um der Sache ein Ende zu machen, ließ Bonifaz ihn einfangen. Der arme Waldesel bat fußfällig, ihn doch in seine Höhle zurückkehren zu lassen; aber all sein Flehen war umsonst. Er wurde auf dem festen Schloß Fumone in ein enges Behältniß eingesperrt, wo er kläglich verhungern mußte!

Dieser Bonifacius war eben so stolz wie Gregor 7. und Innocens 3. In einer Bulle*) (von 1294) sagt er: „Wir erklären, sagen, bestimmen und entscheiden hiermit, daß alle menschliche Creatur dem Papste unterworfen sei, und daß man nicht selig werden könne ohne dieses zu glauben."

Dieser ungemessene Stolz mußte ihn natürlich sehr bald in eine feindselige Berührung mit den weltlichen Monarchen bringen. Philipp 4. von Frankreich, der Schöne, gerieth mit Bonifaz auf das Heftigste zusammen. Aber der König war kein Heinrich 4., seine Großen keine Deutschen, und der Papst kein Hildebrandt. Er schrieb zwar an Philipp: „Bischof Bonifaz an Philipp, König von Frankreich. Fürchte Gott und halte seine Gebote! Du sollst hiermit wissen, daß du uns im Geistlichen und Weltlichen unterworfen bist. — Wer anders glaubt, den halten wir für einen Ketzer."

Hierauf antwortete ihm aber der von seinem Parlament wacker unterstützte König: „Philipp von Gottes Gnaden, König von Frankreich, an Bonifaz, der sich für den Papst ausgiebt, wenig oder gar keinen Gruß! Du sollst wissen, Erzpinsel, daß wir in weltlichen Dingen Niemandem unterworfen sind. — Andersdenkende halten wir für Pinsel und Wahnwitzige."

Wie erbärmlich erscheint dagegen König Erich von Dä-

*) Bulle heißt das Siegel von Wachs unter den Urkunden. Am untern Ende derselben wurde nämlich durch das Pergament oder Papier ein Faden gezogen, dessen beide Enden durch das Siegel verbunden wurden. Um dieses vor Beschädigung zu schützen, schloß man es oft in eine Kapsel ein. Von diesem Siegel erhielten besonders die päpstlichen Erlasse den Namen Bulle.

nemark, welcher, mit Bann und Interdict bedroht, schreibt: „Erbarmen, Erbarmen! Was haben meine Schafe gethan? Alles, was Ew. Heiligkeit mir auflegen, will ich tragen. — Rede, dein Knecht hört."

Der stolze „Erbpinsel" wurde aber bitter gedemüthigt. Philipps Abgesandter, Nogaret, verbunden mit dem Sciarra Colonna, gegen dessen Familie der Papst die unerhörtesten Grausamkeiten begangen hatte, überfielen ihn in seinem Schlosse Anagni und nahmen ihn gefangen. Willst du die Tiara abtreten, die du gestohlen hast?" schnob ihn der wüthende Colonna an. Bonifaz antwortete hochmüthig. Da loderte der Zorn des schwer mißhandelten römischen Edelmannes hoch auf, er schlug den Papst ins Gesicht und schrie: „Willst du das Maul halten, Höllensohn! alter Sünder!" Mit Mühe hielt Nogaret den Wüthenden zurück, daß er seine Rache nicht vollends befriedigte an dem 86 Bösewicht, der Seelenstärke genug hatte, Colonna zuzurufen: „Hier ist der Hals und hier ist das Haupt!

Darauf setzte man den Vicegott auf ein Pferd ohne Sattel und Zaum, das Gesicht dem Schwanze zugekehrt, und brachte ihn in ein elendes Gefängniß, wo er, aus Furcht vergiftet zu werden, drei Tage und drei Nächte lang nichts genoß, als ein wenig Brod und drei Eier, welche ihm ein altes Mütterchen zusteckte. — Man möchte Mitleid haben mit dem alten Manne; aber er war ein alter Bösewicht, und man denke an den armen Cölestin, den er verhungern ließ.

Das Volk zu Anagni befreite Bonifaz und brachte ihn im Triumph nach Rom. Aber die erlittene Demüthigung hatte den stolzen Mann wahnsinnig gemacht. Er befahl seinen Dienern, sich zu entfernen, und schloß sich in sein Zimmer ein. Am Morgen fand man ihn todt. Sein weißes Haar war mit Blut befleckt, vor seinem Munde stand Schaum, und der Stock, den er in der Hand hielt, war von seinen Zähen zernagt.

So endete Bonifaz 8., wie man von ihm vorhergesagt hatte: „Er wird sich einschleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe und sterben wie ein Hund."

Er starb wie ein Hund und lebte wie ein Schwein. Er erklärte öffentlich, daß Hurerei, Ehebruch und Unzucht gar keine Sünde sei, weil ja Gott Weiber und Männer dazu gemacht habe. Er lebte mit einer verheiratheten Frau u. mit ihrer Tochter zu gleicher Zeit und mißbrauchte seine Pagen zur unnatürlichen Wollust, so daß sich diese unter einander H— des Papstes nannten.

Was von seinem Glauben zu halten ist, ergiebt sich aus folgenden Aeußerungen, deren ihn Philipp gegen Clemens 5. beschuldigt: Gott lasse es mir wohlergehen auf dieser Welt, nach der andern frage ich nicht so viel als nach einer Bohne. — Die Thiere haben so gut Seelen wie der Mensch. — Es ist abgeschmackt, an einen und an einen dreifachen Gott zu glauben. An Maria glaube ich so wenig, als an eine Eselin, und an den Sohn so wenig, als an ein Eselsfüllen. Maria war eine Jungfrau, wie meine Mutter eine war. — Sacramente sind Possen u. s. w. — Philosophen und andere Freigeister haben dergleichen Gedanken wohl schon öfter ausgesprochen; allein im Munde eines Papstes klingen sie um so seltsamer, als die Inquisition, Tausende wegen weit unbedeutenderer Aeußerungen verbrennen ließ. — Clemens 5. erklärte ihn aber für einen frommen katholischen Christen, und nun wissen wir doch, wie ein solcher beschaffen sein muß, um den Päpsten zu gefallen!

Bonifaz 8. ist derselbe, welcher das Jubeljahr erfand. Er war auch der erste Papst, der ein Wappen führte und der auf die Tiara, oder päpstliche Mütze, eine zweite Krone setzte. Früher trugen die römischen Bischöfe die sogenannte phrygische Mütze der Priester der Cybele, Mitra genannt. Ein Bischof, Hormidas, setzte die von König Clodwig erhaltene Krone hinzu. Die dritte Krone kam erst mit Johann 22. oder mit Benedict 12. auf die päpstliche Nachtmütze.

Mit Clemens 5. begann die sogenannte babylonische Gefangenschaft der Päpste (von 1305—1374). König Philipp der Schöne fand es nämlich vortheilhaft, die Päpste für seine Zwecke bei der Hand zu haben und verleitete sie durch allerlei Lockungen, ihren Sitz in Avignon zu nehmen, wo sie 70 Jahre lang residirten. Sie waren hier völlig abhängig von den französischen Königen, lebten aber unter deren Schutz dafür auch weit sicherer, als in Rom. Sie beschäftigten sich in ihrem Exil damit, neue Geldprellerei zu erfinnen und das umliegende Land durch ihre eigene und die Sittenlosigkeit ihres Hofes zu demoralisiren.

Nach dem Zeugniß der geachtetsten Geschichtsschreiber stammt die spätere große Sittenlosigkeit in Frankreich hauptsächlich von dem 70jährigen Aufenthalte der Päpste zu Avignon her.

Clemens 5. trat ebenso fest wie Bonifacius, nur nicht so heftig und deshalb klüger auf, wodurch er auch mehr gewann. In dem deutschen Kaiser Heinrich 7., dem Luxenburger, würde wahrscheinlich ein Feind des Papstthums, gleich Friedrich 2., erwachsen sein, — wenn er nicht, wie man es in Rußland nennt, gestorben worden wäre. Der Dominikaner Bernard von Montepulciano, so erzählt man, reichte ihm eine vergiftete Hostie, und der Kaiser war zu religiös, um dem Rathe seines Arztes, ein Brechmittel zu nehmen, zu folgen. So starb er denn an seiner Frömmigkeit.

Das größte Schanddenkmal hat sich Clemens 5. durch den nichtswürdigen Prozeß gegen den Ritterorden der Tempelherren und den Justizmord der unglücklichen Ritter gesetzt. Er war freilich nur die Katze, welche mit ihren heiligen Pfoten die gebratenen Kastanien für Philipp den Schönen aus dem Feuer langte. Die Sittenverderbniß unter den Tempelherren war groß; allein waren etwa die andern geistlichen Herren, ja selbst die Päpste reiner?

Ihre Sittenlosigkeit hätte den Templern schwerlich den Hals gebrochen; aber sie wagten es, vernünftigere u. freiere Religionsansichten zu haben, als der andre Kuttenpöbel, und dann waren sie ungeheuer reich! Deshalb mußten sie

untergehen. Ich werde wohl später noch auf die Templer zurückkommen müssen.

Johann 22., eines Schuhflickers Sohn, war schon ein Schuft und Betrüger, ehe er den päpstlichen Stuhl bestieg, und auf demselbem vervollkommnete er sich nur in seinen Tugenden. Ich habe schon im vorigen Kapitel Erbauliches von ihm erzählt und füge nur noch Weniges hinzu.

Er lag im beständigen Streit mit dem deutschen Kaiser, Ludwig dem Baiern, und dem Könige von Frankreich. Ersterer wehrte sich zwar tüchtig, kuschte aber doch zuletzt, denn „er hatte zwei Seelen, eine kaiserliche und eine baierische." Philipp der Schöne aber ließ dem übermüthigen Papst sagen: Er werde ihn als Ketzer verbrennen lassen.

Leider ist das nicht geschehen. Johann starb 90 Jahr alt und hinterließ, außer seinen 33 Millionen, welche die Kirche verdaute, die schöne, bekannte Hymne: Stabat mater dolorosa.

Sein Nachfolger, Benedict 12., war ein herzensguter Mann und hatte nur den einen großen Fehler, daß er Papst war. Aber auch diesen suchte er so viel als möglich zu mildern. Er erklärte: „Ein Papst hat keine Verwandte," und beschämte dadurch seine Vorgänger und Nachfolger, welche ihre Neffen u. s. w. nicht reich genug beschenken konnten. Hohe Personen hielten um seine Nichte an. Er aber sagte: „Für ein solches Roß schickt sich kein solcher Sattel," und gab sie einem Kaufmann aus Toulouse.

Clemens 6., der Benedict folgte, war nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Geschichtschreibers „höchst ritterlich und nicht sehr fromm," welches letztere man wohl von mehren „heiligen Vätern," sagen konnte. Er benahm sich sehr hochmüthig gegen Kaiser Ludwig und hatte leichtes Spiel mit dessen Gegner, dem Pfaffenkönig Carl 4. Obwohl er selbst sehr locker lebte, hielt er es doch für nöthig, die höhere Geistlichkeit wegen ihres schlechten Lebenswandels gehörig abzukanzeln, und sagte ihnen unter andern in der Strafpredigt: „Ihr wüthet wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes!"

Clemens war sehr prachtliebend, und mit ungeheurem Pomp krönte er Don Sanchez, den zweiten Sohn des Königs von Kastilien, zum König der glücklichen Inseln, wie damals die canarischen hießen. Beim Krönungszuge kam als üble Vorbedeutung ein Platzregen, so daß Papst und König pudelnaß wurden, und in der That wurde auch das Königreich zu Wasser, denn die Normanen hatten es in Besitz und hielten es fest.

Mit diesem Sanchez hatte Clemens große Absichten. Er versprach, ihn an die Spitze eines neuen Kreuzzuges zu stellen und ihm den Titel: König von Egypten zu geben. Der Prinz war außer sich vor Dankbarkeit und rief: „Nun so mache ich Ew. Heiligkeit zum Chalifen von Bagdad!" So erzählt der berühmte Dichter Petrarca.

Philipp des Schönen Beispiel hatte den Päpsten böse Früchte getragen, denn die Kraft ihres Bannes fing an zu erlahmen. Das fühlte Urban 5. Ein Erzbischof weigerte sich einen Mönch zu ordiniren, der ihm von seinem Landesherrn, Barnabo Visconti von Mailand, empfohlen war. Dieser ließ den Erzbischof vor sich citiren und sagte: „Weißt du nicht, du alter H—r, daß ich König, Papst und Kaiser in meinem eigenen Reiche bin?" Für dieses ungeheure Verbrechen that ihn Urban in den Bann und belegte sein Land mit dem Interdict! Als die Legaten des Papstes die Bannbulle nach Mailand brachten, führte sie Visconti, sammt ihrem Wisch auf die Navigliobrücke und fragte sie: „Wollt ihr essen oder trinken?" Die Legaten sahen mit sehr langen Gesichtern auf den Fluß und verlangten höchst kleinmüthig zu essen. „Nun so freßt den Wisch da!" — Die Herren Legaten fraßen.

Gregor 11. verlegte die Statthalterei Gottes wieder nach Rom. Zu Avignon hätte man sie passender die Statterei des Teufels nennen können, denn die Geschichtsschreiber können von der dort herrschenden Unzucht nicht genug erzählen, und die meisten Dinge verschweigen sie aus Schamgefühl. Das müssen schöne Dinge gewesen sein, denn im Mittelalter war man noch nicht so prüde wie heut zu Tage, wo eine englische Dame Vapeurs bekommt, wenn sie das Wort Hosen aussprechen hört.

Ein schönes Papstexemplar war Urban 6. (1378—1389). Fünf Cardinäle, die nicht für ihn gestimmt hatten, und mehre Prälaten ließ er fürchterlich foltern und dann theils in Säcke stecken und ins Meer werfen, theils lebendig verbrennen, erdrosseln oder enthaupten. Einen sechsten Cardinal, der von der Tortour so elend war, daß er nicht fort konnte, ließ er unterwegs erwürgen. Als die Cardinäle zur Tortur abgeführt wurden, sagte der heilige Vater zum Henker: „Martere so, daß ich Geschrei höre." Dabei ging er im Garten spazieren und las im Brevier.

Die Leichen von zwei Cardinälen ließ dieser Henkerpapst in Oefen austrocknen und dann zu Staub zerstoßen. Dieser wurde auf seinen Befehl in Säcke gethan und nebst den rothen Hüten der Cardinäle auf seinen Reisen auf Mauleseln vor ihm hergeführt, Andern als schreckliches Exempel!

Zu Ende des 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts finden wir immer wenigstens zwei, meistens drei zugleich, die von den verschiedenen Parteien als die echten Statthalter Gottes betrachtet wurden. Ich habe es beinahe satt, die scheußlichen Thaten der heiligen Väter zu erzählen, und müßte vollends ermüden, wenn ich die Schandthaten dieser verschiedenen Gegenpäpste berichten sollte.

Man durchwandre einen Pagno mit der Schreibtafel in der Hand und lasse sich von jedem der Galeerensclaven erzählen, welche Verbrechen er begangen, so wird man ein Verzeichniß der Schandthaten der Päpste in dieser Periode haben.

Das böse Beispiel der Päpste und überhaupt der Geist-

lichkeit hatte die übelsten Folgen. Von der damaligen Zügellosigkeit unter dem Volke, und besonders unter den höhern Ständen, hat man heut zu Tage gar keinen Begriff. Alle Gesetze der Moral und der Sitte waren aufgelöst. Die Nothwendigkeit einer Beendigung dieses Zustandes wurde allgemein gefühlt, und man kam dahin überein, auf einem großen Concil die Ordnung vorerst in der Kirche herzustellen.

Dies Concil wurde 1414 zu Constanz gehalten und ist eines der glänzendsten, die jemals stattgefunden. Man sah auf demselben nächst einem Papste und dem Kaiser alle Kurfürsten, 153 Fürsten, 132 Grafen, über 700 Freiherren und Ritter, 4 Patriarchen, 29 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 160 Bischöfe, über 200 Aebte, ein Heer von Mönchen, Geistlichen und Rechtsgelehrten und, die gewöhnliche Begleitung des päpstlichen Hofes, gegen 1000 öffentliche Dirnen, die heimlichen und unterhaltenen gar nicht mitgerechnet.

Drei Päpste stritten sich um die Tiara: Johann 23., ein Gregor und ein Benedict. Johann war dreist genug, auf dem Concil zu erscheinen; aber als man ernstlich daran ging, seinen Lebenslauf zu mustern, da hielt es der heilige Vater für gerathener, als Postknecht verkleidet, mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Tyrol zu entwischen.

Man hatte seine Verbrechen in 70 Artikel zusammengefaßt und gab sie dem heiligen Vater zur Durchsicht. Er äußerte aber kein Verlangen, von denselben Einsicht zu nehmen. Der Zweck dieser Flucht war, das Concil zu zersprengen; aber dies gelang nicht. Johann's Thaten wurden öffentlich verlesen, das heißt nur 54 Artikel davon, die andern schämte man sich öffentlich auszusprechen. 87 Zeugen bewiesen, daß Johann nicht nur Hurerei, Ehebruch, Blutschande, Sodomie, Simonie, Freigeisterei, Räuberei und Mord verschuldet, sondern auch 300 Nonnen verführt und genothzüchtigt habe, die er dann zum Sündenlohn zu Aebtissinnen und Priorinnen beförderte.

Sein eigner Secretär, Niem, erzählt, daß der Papst zu Bologna einen Harem von 200 Mädchen unterhalten hätte. Auch beschuldigte man Johann, daß er seinen Vorgänger, Clemens 5., vergiftet habe.

Johann wurde abgesetzt. Gregor dankte freiwillig ab; aber der alte Benedict spielte in einem Winkel Spaniens, wohin er geflohen war, den irdischen Donnergott, aber Niemand kehrte sich an seine Blitze. Endlich ließ der neuerwählte Papst, Martin 5., den 90jährigen Benedict vermittelst Gift aus dem Wege schaffen.

Unbegreiflich ist es, wie dieser in aller Wollust sich wälzende heilige Vater ein so hohes Alter erreichen konnte. Berühmte Kanzelredner predigten öffentlich gegen sein abscheuliches Leben, und einer derselben sagte: j'aime mieux baiser le derriere d'une vieille maquerelli, qui auroit les hemmoroides, que la bouche de ce Pape la!

Das Concil von Constanz verurtheilte Johann Huß und Hieronymus von Prag als Ketzer zum Feuertode und verursachte dadurch blutige Kriege; aber der Zweck des Concils, eine Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche, wurde nicht erreicht.

Im Jahre 1418 gingen die Herren Reformatoren auseinander. Die Stadt Constanz hatte 4 Jahre lang einen schönen Verdienst die 100,000 Fremden mit 40,000 Pferden, die sie so lange beherbergen mußte. Für das gute Verhalten erhielt die Bürgerschaft vom Kaiser unschätzbare Belohnungen, nämlich das Recht, eine 14tägige Messe zu halten, mit rothem Wachs zu siegeln, im Felde eigene Trompeter zu halten und auf ihr Banner — einen rothen Schwanz zu setzen, der sie vielleicht an die vielen Cardinäle erinnern sollte, denn ich bin nicht bewandert genug in der Heraldik, um die Bedeutung dieses seltsamen Wappenvogels zu erklären.

Wäre das Concil heut zu Tage gehalten worden, dann hätte der Bürgermeister die Brust voll Orden bekommen, wie Blücher oder Wellington; aber der von Constanz mußte sich mit dem Ritterschlage begnügen.

Von Eugenius 6., Calix 3. und Pius 2., der eine Krone trug, die 200,000 Dukaten werth war, ebenso von dem Meuchelmörder Sixtus 4., der in Rom die ersten öffentlichen Bordelle anlegte und seinen Cardinälen 20—30 liederliche Weibsbilder zu ihrer Einnahme anwies, wie man in Rußland Bauern verschenkt; der für Geld die Erlaubniß ertheilte, bei der Frau eines Abwesenden die Stelle des Mannes zu vertreten; der mit seiner Schwester einen Sohn erzeugte, seine beiden Söhne zur unnatürlichen Wollust mißbrauchte und unendlich viel andre Schandthaten beging: von allen diesen Päpsten schweige ich, obgleich ihre Geschichte gewiß sehr lehrreich und erbaulich wäre.

Innocens 8. (1484—1492) sorgte mit väterlicher Zärtlichkeit für seine Kinder und scharrte unendlich viel Geld zusammen. Doch das thaten alle Päpste. Er zeichnete sich nur noch durch seine Sündentax-Ordnung aus, die in 42 Kapiteln 500 Taxansätze enthält. Ich habe schon früher davon gesprochen; hier noch einige Beispiele aus diesem schönen Dokument: Begeht ein Geistlicher vorsätzlich einen Mord, so zahlt er nach Reichswährung zwei Goldgulden acht Groschen. Vater-, Mutter-, Bruder- und Schwestermord ist taxirt zu ein Gulden zwölf Groschen! Will aber ein Ketzer im Beichtstuhl absolvirt werden, so hat er zu bezahlen vierzehn Gulden acht Groschen. Eine Hausmesse in einer gebannten Stadt kostet vierzig Gulden.

Dieser Papst Innocens 8. widmete dem Hexenwesen ganz besondere Aufmerksamkeit und kann als der Begründer der Hexenprozesse betrachtet werden, welche so vielen alten und jungen Weibern das Leben kosteten. In der abgeschmackten Bulle, die er hierüber erließ, faselte er von bösen Geistern, die sich auf den Menschen, und solchen, die sich unter ihn legen. Innocens war gewiß einer der ersten Art.

— Auf das Hexenwesen komme ich wohl später noch, wenn die Leser nicht die Geduld verlieren!

Alexander 6. (1492—1502) war der Nachfolger von Innocens und das größte Scheusal unter den Päpsten, was wirklich bedeutendes Talent erfordert. Er war in Valencia geboren und hieß ursprünglich Roderich Langolo; aber sein Vater veränderte diesen Namen in den Borgia. Roderich studirte, wurde dann aber Soldat und verführte eine Wittwe, Namens Vanozza, und ihre beiden Töchter. Von einer derselben hatte er vier Söhne Franz, Cäsar, Ludwig und Gottfried, und eine Tochter Lucretia.

Sein Oheim, Alphons Borgia, wurde unter dem Namen Calixtus 3. Papst, und Roderich begab sich schleunigst nach Rom. Der Papst überschüttete ihn mit Würden und Geschenken und machte ihn endlich zum Cardinal. Nun richtete er seine Augen auf die päpstliche Krone. Als Innocens 3. starb, bestach er von 27 Cardinälen 22 durch Versprechungen und wurde Papst. Als er sein Ziel erreicht hatte, ermahnte er die verbrecherischen Cardinäle zur Besserung und räumte sie allmählich durch päpstliche Hausmittelchen aus dem Wege.

Für das Schicksal seiner Kinder war Alexander 6. auf das Zärtlichste besorgt. Er verheirathete sie alle vortrefflich und sorgte „für ihr Fortkommen." Cäsar wurde zum Cardinal gemacht u. hatte die Freude, seinen Bruder Gottfried mit Sancia, der Tochter des Königs Karls 8. von Frankreich zu verheirathen, der noch weit größere Opfer bringen mußte, um den Papst zu bewegen, daß er seine Absichten auf das Königreich Neapel unterstützte. Karl mußte unendlich viele Dukaten opfern, denn Geld war bei Alexander 6. die Losung.

Um dies zu erlangen, verschmähte er kein Mittel. Schändlich war sein Betragen gegen den unglücklichen Prinzen Dschem. Dieser hatte sich gegen seinen Bruder, den Sultan Bajazet, empört, war gefangen und dem Papst Innocens gegen ein Lehrgeld von 40,000 Ducaten zur Aufbewahrung überliefert worden. Um Geld zu gewinnen, ließ Alexander dem Sultan weiß machen, daß Karl 8., wenn er Neapel erobert habe, gegen ihn ziehen wolle und sich bereits seinen Bruder Dschem erbeten habe, um ihn an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Zugleich erbat sich sich Alexander die fälligen 40,000 Ducaten.

Der wirklich besorgte Sultan schickte gleich 50,000 und schrieb an den „ehrwürdigen Vater aller Christen," so nannte er Alexander, einen sehr freundschaftlichen Brief, in welchem er ihn aufmuntert, „seinen Bruder so bald als möglich von dem Elende dieser Welt zu befreien und ihm zu einem glücklichen Leben zu verhelfen." Wenn der Papst diese seine Bitte erfüllen wolle, so verspreche er ihm feierlich und eidlich 300,000 Ducaten, die kostbare Relique des Leibrocks Christi und ewige Freundschaft!

Alexander wollte aber noch mehr Nutzen aus dem „Heiden" ziehen, der in seinem Gewahrsam war; er lieferte ihn Karl 8. für 20,000 Ducaten aus, aber bereits mit einem Tränkchen im Leibe, woran er baldigst starb; — „an einer Speise oder an einem Trank, die ihm nicht gut bekam," sagt einer der Geschichtschreiber. Bajazet hielt eben so Wort wie der Papst.

Alexander erhob seinen ältesten Sohn, den Herzog von Gandia, den er am liebsten hatte, zum Herzog von Benevent. Dies war sein Tod, denn der eifersüchtige Cäsar, sein Bruder, ließ ihn ermorden. Man zog den von 9 Dolchstichen durchbohrten Leichnam aus der Tiber, und die Römer spotteten: „Alexander ist der würdigste Nachfolger Petri, denn er fischt aus der Tiber sogar Kinder." — Alexander war über den Tod seines Lieblings außer sich; aber er vergab Cäsar den kleinen Mord sehr bald, und alle Zärtlichkeit ging nun auf diesen würdigen Sprößling über.

Um nicht daran gehindert zu sein, durch Heirath zur Macht zu gelangen, verließ der Cardinal Cäsar Borgia den geistlichen Stand, — ein bis dahin nie vorgekommener Fall — und wurde von dem Könige von Frankreich zum Herzog von Valence in der Dauphine ernannt, und bald darauf heirathete er eine Tochter der Königin von Navarra.

Seine andern Kinder vergaß der zärtliche Vater aber auch nicht. Lucretia hatte schon viel herum geheirathet, als sie an Alphons, Herzog von Biseglia gelangte, der aber ermordet wurde und einen Prinzen von Farrara Platz machen mußte. Die päpstliche Familie führte ein sehr gemüthliches Stilleben. Die Brüder und der Vater „lebten" abwechselnd mit der schönen Lucretia, und sie beschenkte den letzteren mit einem Söhnlein, Namens Roderich, welches also der Bruder seiner Mutter und der Sohn und Enkel seines Vaters war und von diesem zum Herzog von Sermonata gemacht würde.

Die italienischen Fürsten, welche von dem heiligen Vater und seinem Cäsar geplündert wurden, vereinigten sich gegen diese Ungerechtigkeiten, allein „wurden fast sämmtlich gestorben." Ein halbes Dutzend von ihnen besorgte Cäsar zur Ruhe, und einen andern der Herr Papa.

Cäsar würde sich wahrscheinlich unter dem Schutze seines heiligen Vaters ein ganz artiges Reich zusammen gestohlen haben, wenn dieser nicht plötzlich gestorben wäre. — Alexander hatte nämlich die Gewohnheit, solche reiche Leute, die er gern beerben wollte, aus der Welt zu entfernen, und eins seiner Lieblingsmittel war Gift, welches er höchst gemüthlich: Requiescat in pace nannte.

Der Cardinal von Corneto, ein ungeheuer reicher Mann, sollte so beruhigt werden, und wurde zu diesem Zweck vom Papst zum Abendessen geladen. Durch ein Versehen reichte ein Diener dem Papst den „in der Hölle gewürzten" Wein, und dieser endete am andern Tage im 72. Lebensjahre sein heiliges Leben. Cäsar, der auch von dem vergifteten Wein getrunken, hatte ein volles Jahr daran zu verdauen.

Mit den Schandthaten dieses Papstes kann man ein

ganzes Buch füllen; aber ich will dem Leser nur einige mittheilen.

Von der Macht und Vortrefflichkeit der Päpste hatte Alexander die höchsten Begriffe, denn er sagte: „Der Papst steht so hoch über dem König, als der Mensch über dem Vieh," und mit der Religion, welche damals die christliche hieß, war er vollkommen zufrieden, denn er äußerte: „Jede Religion ist gut, die beste aber die — dümmste. Er selbst hatte gar keine.

Höchst originell ist die Unterredung des gelehrten Prinzen Pico di Mirandola mit dem Papst nach der Niederkunft der Lucretia mit dem nachherigen Herzog Roderich. Alexander fragte ihn: „Kleiner Pico, wen hältst du für den Vater meines Enkels?

„Nun Ihren Schwiegersohn!" nämlich den für impotent geltenden Alphons.

Wie kannst du das glauben?

„Der Glaube, Ew. Heiligkeit, besteht ja darin, Unmögliches zu glauben," und nun kramte der Prinz eine solche Menge geglaubter Unmöglichkeiten aus, daß der heilige Vater sich beinahe vor Lachen ausschüttete.

Ja, ja, sagte der Papst, ich fühle wohl, daß ich nur durch Glauben, nicht durch meine Werke selig werden kann.

„Ew. Heiligkeit," antwortete der Prinz, „haben ja die Schlüssel des Himmelreichs, aber ich, — wie ginge es mir dort, wenn ich bei meiner Tochter geschlafen, mich des Dolches und der Cantarella (Gift) so oft bedient hätte!"

Ernsthaft, sage mir; fuhr der Papst fort, wie kann Gott am Glauben Vergnügen finden? nennen wir nicht den, der da sagt, er glaube, was er unmöglich glauben kann, einen Lügner?

„Großer Gott!" rief der Prinz und schlug das Kreuz, „ich glaube, Ew. Heiligkeit sind kein Christ!"

Nun! ehrlich gesprochen, ich bin's auch nicht.

„Dacht' ich's doch!" Damit endete die seltsamste Unterredung, die wohl je zwischen einem Papst und einem Laien stattgefunden hat.

Die Lüderlichkeit Alexander's läßt sich in unserer keuschen Sprache nicht gut schildern, und kömmt nur der des Cäsar Borgia und der des Lucretia gleich. Alle Abarten der Wollust, welche wir Deutsche, Gott sei Dank! meistens nicht einmal dem Namen nach kennen und welche von früheren Päpsten einzeln getrieben wurden, dienten diesem Papst gewordenen Priap zur Unterhaltung.

Certain sculpteur a Rome ayant fait un Priape,
Les polissons jaroient, qu'il ressembloit au Pape,
Le Lieutenant de Christ au fou delateur
Renvoya le Priape: on me fait trop d'honneur!

Burcard, der Ceremonienmeister Alexander's 6., hat uns in seinem Diarium das Leben an dem päpstlichen Hofe geschildert, und die üppigste Phantasie kann nichts erdenken, was hier nicht getrieben wurde. Burcard sagt: Aus dem apostolischen Palast wurde ein Bordell, und ein weit schandvolleres Bordell, als je ein öffentliches Haus sein kann.

„Einst wurde," so erzählt Burcard, „auf dem Zimmer des Herzogs von Valence (Cäsar Borgia) im apostolischen Palast eine Abendmahlzeit gegeben, bei welcher auch fünfzig vornehme Courtisanen gegenwärtig waren, die nach Tische mit den Dienern und andern Anwesenden tanzen mußten, zuerst in ihren Kleidern, dann nackend. Darauf wurden Leuchter mit brennenden Lichtern auf die Erde gesetzt, und zwischen denselben Kastanien hingeworfen, welche die nackten Weibsbilder auf allen Vieren zwischen den Leuchtern durchkriechend auflasen, während Seine Heiligkeit, Cäsar und Lucretia zusahen. Endlich wurden viele Kleidungsstücke zum Preise für Diejenigen hingelegt, die mit mehren dieser Lustdirnen ohne Scheu Unzucht treiben würden, und sodann diese Preise ausgetheilt. Diese schöne Scene fiel vor an der Allerheiligen Viglie 1501."

Einst ließ Alexander rosige Stuten und Hengste vor sein Fenster führen und ergötzte sich mit seiner Lucretia an dem Schauspiel. — Dieses Weib war über alle Beschreibung lüderlich. Einige der Glossatoren des Papstrechts haben aufgestellt, daß man nur diejenige eine wahre Hure nennen könne, die 23,000 Mal gesündigt habe!

Lucretia genoß das unbeschränkte Vertrauen ihres Vaters. In dessen Abwesenheit erbrach sie alle Briefe, beantwortete sie nöthigenfalls und versammelte die Cardinäle nach Gefallen. Man schrieb ihr folgende Grabschrift: „Hier liegt, die Lucretia hieß und eine Thais war, Alexander's Tochter, Weib und Schwiegertochter," letzteres, weil einer ihrer vielen Männer ein anderer Sohn des Papstes, also ihr Halbbruder war.

Die zu jener Zeit auflebenden Wissenschaften und die immer weiter um sich greifende Anwendung der höllischen Erfindung der Buchdruckerkunst machte den Papst sehr besorgt. Er fürchtete, daß die freie Presse dem Schandleben der Päpste ein Ende machen möchte, und hatte nicht Unrecht, zu fürchten. Er führte daher die Büchercensur ein, dies Institut, welches ich von ganzem Herzen verwünschen möchte, — wenn es die Censur erlaubte! — Doch mit oder ohne Censur! Die Gewalt weiß den „mißliebigen" Schriftsteller stets zu fassen.

Der Cardinal Richelieu wettete einst mit einem Literaten, daß er nicht fünf Worte schreiben könne, wofür er ihn nicht in die Bastille bringen wolle. Jener schrieb: Zwei und eins macht drei. — „Unglücklicher," rief der Cardinal, Sie leugnen die Dreieinigkeit." — Von ähnlicher Beschaffenheit sind fast alle unsere modernen Preßprozesse; an ihnen ist nichts reell, — als die Gefängnißstrafe, welche der „mißliebige" Autor erhält. — St. Thieleus, bitt' für mich!

Julius 2. (1503—1513) gelangte ebenfalls durch List und Bestechung auf den päpstlichen Stuhl. Er war ein tüchtiger Soldat, das ist das einzige, seltsame Lob, welches

man diesem Statthalter Gottes geben kann. Er hetzte alle Fürsten gegen einander, ließ Armeen marschiren, commandirte sie selbst und belagerte und eroberte Städte.

Seine Gegner beriefen eine Synode nach Pisa, um dem martialischen Sohn der Kirche sein unberufenes Handwerk zu legen. Von dieser Kirchenversammlung wurde er als ein Störer des öffentlichen Friedens, als ein Stifter der Zwietracht unter dem Volke Gottes, als ein Rebell und blutdürstiger Tyrann und als ein in seiner Bosheit verhärteter Mensch aller geistlichen und weltlichen Verwaltung entsetzt.

Julius kehrte sich natürlich nicht an dieses Urtheil; es erbitterte ihn nur noch mehr gegen seine Feinde und besonders gegen den vortrefflichen König von Frankreich Ludwig 12., den er absetzte. Ganz Frankreich wurde ebenfalls mit dem Interdict belegt. Aber die aus dem Vatican geschleuderten Blitze zündeten nicht mehr.

Julius 2. handelte, nach dem Ausdruck des berühmten Geschichtschreibers Mezeray, wie ein türkischer Sultan und nicht wie ein Statthalter des Friedensfürsten und wie ein Vater aller Christen. In den Kriegen, die er aus Rachbegierde und Blutdurst führte, verloren zwei Mal hundert tausend Menschen ihr Leben. Er starb mitten unter Vorbereitungen zu neuen Kriegen.

Er war so lüderlich wie Alexander 6., und vor diesem hatte er noch voraus, daß er ein Trunkenbold war. Kaiser Maximilian 1. sagte einst: „Ewiger Gott, wir würde es der Welt gehen, wenn du nicht eine besondere Aufsicht über sie hättest, unter einem Kaiser, wie ich, der ich nur ein elender Jäger bin, und unter einem so lasterhaften und versoffenen Papste, als Julius ist."

Der Ceremonienmeister dieses Papstes, de Grassis, erzählt, daß der heilige Vater einmal so heftig von der Krankheit angesteckt war, welche der Ritter Bayard: le mal de celui qui l'a nennt, daß er am Charfreitage Niemand zum Fußkuß lassen konnte!

Ein ebenso lüderlicher Mensch war sein Nachfolger Leo 10. (1513—1521), welcher seine Erhebung zum Papst derselben Krankheit verdankte, die Julius am Fußkusse verhinderte. Als er zur neuen Papstwahl ins Conclave kam, litt er an einem venerischen Geschwür am Hintern, welches einen pestilenzialischen Geruch verbreitete. Die andern Cardinäle, welche angesteckt zu werden fürchteten, befragten die Aerzte des Conclaves, und diese erklärten einstimmig, daß Leo gewiß bald sterben werde. Um nur baldigst von dem Gestank befreit zu sein, erwählten ihn die Cardinäle zum Papst.

Leo 10., ein Sprößling der berühmten Fürstenfamilie der Medicis, war ein gescheuter Mann, welcher Künste und Wissenschaften liebte und manche andern Eigenschaften hatte, die wir an einem weltlichen Fürsten recht hoch schätzen würden. Er lebte „vergnügt wie ein Papst" und kümmerte sich eben so wenig um die Christenheit als um Geschäfte, wenn er nicht durch seine ungeheuern Geldbedürfnisse dazu gezwungen wurde.

Er soll während der acht Jahre seiner Herrschaft 14 Millionen Ducaten verbraucht haben, was sehr glaublich ist, denn er achtete das so leicht erworbene Geld durchaus nicht. Bei seiner Krönung verschenkte er 100,000 Ducaten. Dichter und Maler erhielten von ihm sehr bedeutende Summen; aber die guten Christen deckten Alles. Einst sagte Leo zum Cardinal Bambus: „Wie viel uns und den Unsrigen die Fabel von Christo eingebracht habe, ist aller Welt bekannt."

Sein Hof war der prächtigste, den es gab, und das Geld wurde mit vollen Händen weggeworfen, wie an denen der altrömischen Kaiser. So war es denn kein Wunder, daß er trotz seines Ablaßkrames noch bedeutende Schulden hinterließ.

Leo verkaufte Alles, was nur Käufer fand, und sein Finanzminister, Cardinal Armellino, war der unverschämteste Blutsauger. Einst sagte Colonna von Letzterem: „Man ziehe diesem Schinder das Fell über die Ohren und lasse ihn um Geld sehen, was mehr einbringen wird, als wir brauchen."

Leo wurde durch einen plötzlichen Tod aus seinem üppigen Leben hinweggerissen und hatte nicht einmal Zeit, die kirchlichen Sacramente zu empfangen. Dies gab einem Dichter Veranlassung zu einem Epigramm, welches in der Uebersetzung lautet: „Ihr fragt warum Leo in der Sterbestunde die Sacramente nicht nehmen konnte? Er hatte sie verkauft."

Leo's Ablaßkram, von dem ich bereits geredet habe, wurde die nächste Veranlassung zur Reformation. Die Geschichte derselben ist unendlich oft geschrieben worden und befindet sich in den Händen des Volkes; ich darf sie also als bekannt voraussetzen und kann hier schnell darüber hinweggehen.

Die gefährliche Lage des päpstlichen Stuhls hätte einen recht kräftigen Papst erfordert; aber Leo's Nachfolger, Hadrian 6. war dies durchaus nicht. Er war ein borniter Gelehrter, mehr geeignet, „sich und die Jungens zu ennuyiren," als das leck Schifflein Petri über Wasser zu erhalten, obwohl sein Vater Schiffszimmermann in Utrecht war.

Seiner Gelehrsamkeit wegen hatte man ihn zum Lehrer Karls 5. gewählt, und als sein Zögling Kaiser war, machte man ihn zum Rector der Universität Löwen. Luther sagte von ihm: „Der Papst ist ein Magister noster aus Löwen, da krönt man solche Esel." Man möchte fast dieses Urtheil unterschreiben, wenn man lies't, daß Hadrian bei den herrlichsten Kunstwerken Roms, wie Laokoon, Apoll von Belvedere u. s. w. mit einem flüchtigen Seitenblicke vorüberging, indem er sagte: „Es sind alte Götzenbilder."

Als dieser „deutsche Barbar" zu Fuß nach Rom kam, als er zu seinem Unterhalt täglich nicht mehr als 12 Tha-

ler brauchte, und — horribili dictu — Bier dem Wein vorzog, — da machten die Cardinäle sehr lange Gesichter und kamen zu der Einsicht: „Daß der heilige Geist keinen als einen Italiener verstehe."

Hadrian war ein hölzerner Pedant und viel zu ehrlich, als daß man ihn lange auf dem päpstlichen Stuhl hätte dulden können. Die Satyriker nahmen ihn scharf mit. Der Dichter Berni charakterisirt dieses Papstes Regierung sehr ergötzlich. Die bezügliche Stelle heißt in der Uebersetzung: „Eine Regierung voll Bedacht, Rücksicht und Gerede, voll Wenn und Aber, Jedennoch und Vielleicht, und Worten in Menge ohne Saft und Kraft, voll Glaube, Liebe, Hoffnung, d. h. voll Einfalt, — wird allgemach Hadrian zum Heiligen machen."

Hadrian beging in den Augen aller Cardinäle und Geistlichen ein schreckliches Verbrechen, denn er gestand ein, daß Luther mit seinem Verlangen nach einer Reformation gar nicht so Unrecht habe, indem er ehrlich genug war, zu schreiben: „Gott verstattete die Verfolgung um der Sünde Willen, die Sünde des Volks stammt von den Priestern, die daher Jesus auch zuerst im Tempel aufsuchte, und dann erst in die Stadt ging. Selbst von diesem unserem heiligen Stuhl ist so viel Unheiliges ausgegangen, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von Päpsten in die Prälaten gezogen hat. Wir wollen allen Fleiß anwenden, damit zuerst dieser Hof, von dem vielleicht alles Unheil ausging, reformiret werde, je begieriger die Welt solche Reformen erwartet."

So etwas war unerträglich, und Hadrian „wurde gestorben." Der Jubel der Römer bei seinem Tode war sehr groß und sie begingen die Unschicklichkeit, die Thür seines Leibarztes zu bekränzen und mit der Inschrift zu versehen: Liberatori Patriae S. P. Q. R. (Der Senat und das Volk Roms dem Befreier des Vaterlandes).

Damit man aber nicht in Versuchung kommt, das Schicksal dieses Papstes gar zu sehr zu beklagen, bemerke ich nur, daß er fünf Jahre lang Großinquisitor in Spanien war und dort 1620 Menschen lebendig und 560 im Bildniß verbrennen ließ und 21,845 Andere zu Vermögens-Confiskation, Ehrlosigkeit und dergleichen verurtheilte.

Clemens 7. (1523—1534), wieder ein Medicis, folgte nun auf dem päpstlichen Stuhl. Er verstand es besser, den Kirchenmonarchen zu spielen, wie sein Vorgänger; aber die Reformation konnte er nicht unterdrücken.

Er hatte große Noth auszustehen, denn der Connetable Karl von Bourbon stürmte mit seinem unbezahlten Heere Rom. Der Feldherr selbst wurde zwar erschossen; dies aber diente nur dazu, um die beutelustigen Truppen noch mehr zu erbittern. Unter ihnen befanden sich 14,000 Deutsche unter Georg von Fronsberg, der es besonders auf den Papst abgesehen hatte und einen goldenen Strick bei sich trug, um Se. Heiligkeit eigenhändig damit aufzuknüpfen!

Der Papst floh in die Engelsburg, und Rom wurde schrecklich geplündert. Die Cardinäle hatten schlimme Zeit, denn selbst die katholischen Spanier gingen mit ihnen unbarmherzig um. Wenn die Soldaten der damaligen Zeit Geld witterten, dann suspendirten sie alle Religion, stahlen und mordeten nach Herzenslust und ließen sich dann — absolviren. Die Beute der Soldaten belief sich an Gold, Silber und Edelsteinen auf mehr als zehn Millionen Gold, und an baarem Geld, womit sich die Vornehmen ranzioniren mußten, auf eine noch größere Summe.

Ich habe da ein altes Buch von 1569 vor mir, in welchem Adam Reißner, der in Diensten Fronsbergs mit in Rom war, die tolle Wirthschaft, welche die Soldaten dort 9 Monate lang trieben, sehr treuherzig und einfach beschreibt. Ich will eine Stelle daraus wörtlich hersetzen:

Die Landsknecht haben die Cardinäls Hüt aufgesetzt, die roten langen Röck angethan, vnd sind auff den Eseln in der Statt vmbgeritten, haben also jr Kurtzweil vnd Affenspiel gehalten. Wilhelm von Sandizell ist offtermals mit seiner Rott, als ein Römischer Bapst, mit dreyen Kronen für die Engelburg kommen, da haben die andern Knecht in den Cardinäls Röcken jrem Bapst Reuerenz gethan, jre lange Röck vornen mit den Händen aufgehebt, den hintern Schwantz hinden auff der Erde lassen nachschleyffen, sich mit Haubt und Schultern tieff gebogen, niederkniet, Füß vnd Händ geküßt. Alsdann hat der vermeynt Bapst Clementen einen Trunk gebracht, die angelegte Cardinäl sind auff jren Knien gelegen, haben ein jeder ein Glaß voll Wein außtrunken, vnd dem Bapst bescheyd gethan, darbey geschrien, Sie wöllen jetzt rechte fromme Bäpste vnd Cardinäl machen, die dem Keyser gehorsam, vnd nicht wie die vorige widerspenstig, Krieg vnd Blutvergiessen anrichten.

„Zuletzt haben sie laut vor der Engelburg geschrien: Wir wöllen den Luther zum Bapst machen! welchem solchs gefallen, der soll ein Hand auffheben, haben darauff all jre Händ auffgehebt, vnd geschrien, Luther Bapst, vnd viel dergleichen schimpffliche lächerliche Spottreden gethan.

„Grünenwald, ein Landsknecht, schrey vor der Engelburg mit lauter stimm, Er hett lust, daß er den Bapst ein stück auß seinem Leib solt reissen, weil er Gottes, deß Keysers, vnd aller Welt Feind sey u. s. w."

Nachdem Papst Clemens an die Truppen noch gegen 400,000 Ducaten bezahlt hatte, ließ man ihn aus der Engelsburg, als Diener verkleidet, entwischen.

Clemens hatte kein Glück, aber auch kein Geschick. So viel hätte er mit ein wenig Verstand erkennen können, daß die Zeit der Innocenze vorüber war. Er war unpolitisch genug, es mit dem despotischen Heinrich 8. von England zu verderben, den er excommunicirte und der sich dafür mit seinem ganzen Lande von Rom lossagte. Dadurch verlor der päpstliche Stuhl den Petersgroschen*), der ihm bis dahin

*) So nennt man nämlich die Abgabe, welche seit 740 von jedem englischen Hause nach Rom bezahlt wurde.

schon gegen 38 Millionen Gulden eingebracht haben mochte. — Die Reformation machte unter diesen beiden letzten Päpsten immer weitere Fortschritte. Die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) versammelten Reichsstände erklärten: „daß sie die päpstlichen und kaiserlichen Verordnungen nicht vollstrecken lassen könnten, weil das Volk, welches den Lehren Luthers in großer Menge zugethan sei, dadurch leicht auf den Argwohn gerathen könnte, als wolle man die evangelische Wahrheit unterdrücken, und die bisherigen Mißbräuche unterstützen, und dies könnte leicht zu Aufruhr und Empörung Anlaß geben."

Die deutschen Fürsten auf dem Reichstage nahmen diesmal kein Blatt vor den Mund und in den „hundert Beschwerden der deutschen Nation" sprachen sie geradezu von Betrügereien der Päpste, was man heut zu Tage nicht wagen darf. —

Doch damals war Vieles anders. Jeder Einzelne interessirte sich für öffentliche Angelegenheiten und wurde warm dafür. Von dem Indifferentismus unserer Zeit wußte man noch nichts. Wenn jetzt Jemand für Volksrechte eifert, Existenz und persönliche Freiheit auf das Spiel setzt, dann betrachten ihn die Andern wie einen närrischen Menschen und können nicht begreifen, wie man wegen einer Sache, die nicht gemünztes Metall ist, in Wallung gerathen kann. Sehe ich unsre deutschen Vorkämpfer für die Volksrechte, und dann dieses Volk selbst an, dann fällt mir immer jenes Verschen aus der schönen österreichischen Nationalhymne ein:

Ein Knötel schaut den andern an
Wie er nur so sieden kann.

Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi hat für die heutigen Katholiken dieselbe Bedeutung, wie Luthers 95 Theses gegen den Ablaßkram für die des 16. Jahrhunderts. Ronge's Schriften werden aber jetzt selbst in protestantischen Ländern verboten, so „wohlmeinend anständig" sie auch sind, während man Luthers unfläthige Schimpfereien, welche man damals Satyren nannte, ungehindert verbreiten ließ.

Vor Päpsten und Fürsten zeigte der „Gottesmann Lutherus" gar wenig Respect, wenn es die Vertheidigung seiner Sache galt. Er geht mit ihnen um, als wären sie Bettelbuben, und sagt sowohl dem König von England, wie auch dem Herzog Georg von Sachsen auf das Allerderbste die Wahrheit. Den Herzog von Braunschweig nannte er nur „den Hanswurst." Am schlimmsten kam aber bei ihm der Papst weg.

In seinem Buche: „Das Papstthum vom Teufel gestiftet" nennt er die Kirche die Lerche und den Papst den Kuckuk, der die Eier fresse und dafür Cardinäle in das Nest hineinsch—. Er nennt Se: Heiligkeit einen „Gaukler, das Leckerlein zu Rom, päpstliche Höllischkeit und Spitzbube, ein epicurtsch Schwein, das vom Teufel hintenaus geboren, und will, daß man ihm den Hintern küsse — einen besch—n und f—n Papstesel, vor dessen F—n sich der Kaiser fürchtet und der alle F— der Esel binden, und die selbsteigenen angebetet haben will und daß man ihm dabei noch den Hintern lecke."

Wagte es heut zu Tage ein Schriftsteller, so gegen lebende Fürsten zu schreiben, dann fiele halb Europa in Ohnmacht, und dem Verfasser winkte eine Haft, so lang wie das Fegefeuer.

Seine Gegner blieben Luther indessen nichts schuldig, und Dr. Eck, den er nur Dreck nannte, zahlte ihm mit gleicher Münze. Die gewöhnlichen Titel, die man ihm gab, waren Doktor Dreck-Märten, Dokter Sauhund von Wittemberg und dergleichen. Der Jesuit Weislinger sagte von Luther in Bezug auf die Tischreden: „Luther ist Ceremonienmeister bei Hofe, wo man Mist ladet, Advocat zu Sauheim, wo nicht gar Stadtrichter zu Schweinfurt — gäbe es ein Mistingen, Schmeisau oder Dreckberg, so gehörte der Sau-Luther dahin."

Das nannte man in jener Zeit Satyre. In solchen Ausdrücken wagt jetzt Niemand mehr zu schreiben und diese Aenderung wird wohl Niemand tadeln. Allein wir sind jetzt superfein geworden. Daß wir nicht schreiben, wie wir wohl möchten, dafür sorgt die Censur; allein diese Censur hat sogar rückwirkende Kraft. Wir denken schon censirt und sprechen auch so. Kein Ding darf mehr beim rechten Namen genannt werden; wir drehen uns mit „dürfte, möchte und könnte" drum herum, wie die Katze um den heißen Brei. Jeder fürchtet sich das Maul zu verbrennen. Was soll man dazu sagen, wenn ein Leipziger Professor in einer öffentlichen Vorlesung nicht einmal den Titel eines Buches zu nennen wagt (die vier Fragen von Jacobi), blos weil es „höhern Orts" mißfallen hat!

Damals kannte man solche „zarte Rücksichten" nicht; aber wie gesagt, damals war auch Alles anders. Fürsten gingen mit den Völkern Hand in Hand und standen sich nicht gegenüber wie zwei Schachspieler. Damals war die schöne Phrase vom „beschränkten Unterthanenverstand" noch nicht erfunden, und der Kurfürst von Sachsen, den man doch den Weisen nannte, glaubte nicht alle Weisheit gepachtet zu haben. Jetzt hat zwar, so viel ich weiß, kein einziger Fürst den Namen der Weisen; aber sie sind alle weiser, wie Friedrich. — —

Doch meine Litanei von „sonst und jetzt" könnte leicht so lang werden wie die Marianische, und dann verpflichtet mich auch „der Trieb der Selbsterhaltung" dazu, das Maul zu halten. Ich will deshalb wieder zu den Päpsten zurückkehren. Die sind längst todt und mit keinem unserer regierenden Häuser verwandt, und ich brauche nicht zu befürchten, in criminalistische Wolfsgruben zu fallen.

Clemens VII. war ein großer Freund der Mönche. Unter ihm entstanden die Kapuziner, eine Abart der Franziskaner, welche sich vor diesen nur durch ihre größere Dummheit und Schweinerei auszeichneten. Die Spitzen Kapu-

zen, die sie tragen, und die einem Lichtauslöscher sehr ähnlich sehen, können zugleich als ihr Feldzeichen dienen, denn Clemens hoffte durch sie das Licht auszulöschen, welches durch Luther angezündet war.

Paul 3. (1539—1549), der nach Clemens Papst wurde, war schon im 26. Jahr Cardinal geworden und zwar, weil er seine schöne Schwester Julia Farnese an Alexander 6. vermiethet hatte. Er war einer der lüderlichsten Päpste. Blutschande, Mord und dergleichen waren ihm ganz geläufig. Er vergiftete sowohl seine eigene Mutter wie seine Schwester!

Doch das sind alles „Privatsachen," die uns eigentlich nichts angehen. Weit wichtiger ist es für uns, daß Paul am 27. September 1540 den Orden der Jesuiten bestätigte. Wir werden diese Fledermäuse noch näher kennen lernen und wollen ihnen dann sagen, was sie waren und was sie sind; denn sie selbst konnten und wollten darüber keine Auskunft geben und sagten, sie wären tales qualas, das heißt: Diejenigen, welche — — den Galgen verdient haben, füge ich hinzu.

Julius 3. war ein Papst, der noch weniger taugte, wie sein Vorgänger. Er hielt sich mit dem Cardinal Crescentius gemeinschaftlich Buhldirnen, und die Kinder erzogen sie auf gemeinschaftliche Kosten, weil Keiner von Beiden wußte, wer Vater war. Seinen Affenwärter, einen häßlichen Jungen von 16 Jahren, machte er zum Cardinal, und als ihm die Cardinäle deshalb Vorwürfe machten, rief er: „Potta di Dio! was habt ihr denn an mir gefunden, daß ihr mich zum Papste machtet?" Der heilige Vater ließ einst in Rom Heerschau über die Freudenmädchen halten, und es fanden sich nicht weniger als 40,000 in der Stadt! Unter einem so lüderlichen Papst, wie es Julius war, mußte ihr Handwerk natürlich gedeihen. Sein Nuntius, Johann a Casa, Erzbischof von Benevent, schrieb ein Buch über Sodomiterei, worin er diese lebhaft in Schutz nimmt. Dies Buch ist 1552 zu Venedig gedruckt und — dem Papst dedicirt!

Paul 4. war ein vor Stolz halb wahnsinniger, 80jähriger Narr, und nebenbei ein mordlustiger Pfaffe. Unter ihm konnte die Inquisition nicht genug Opfer erwürgen. Hören wir, was Pasquino über ihn sagte; aber vorher noch einige Worte über Pasquino. Nach der Sage war dieser ein lustiger Schneider in Rom, dessen Schwänke viele Leute nach seiner Bude lockten. Dieser gegenüber stand eine verstümmelte Statue, an welche man häufig Satyren angeklebt fand, die man dem Schneider zuschrieb. Daher stammt das Wort Pasquil. Bald wurde nun eine andere Statue am Capitol dazu ausersehen, die Antworten aufzunehmen, und so entstand ein Frage- und Antwortspiel, welches nicht nur sehr ergötzlich, sondern auch von großem Nutzen war.

Als Paul 4. 1559 gestorben war, schlug Pasquino folgende Grabschrift vor: „Hier ruht Caraffa (aus dieser Familie stammte der Papst), verflucht im Himmel und auf Erden, dessen Seele in der Hölle, dessen Aas im Boden ist. Der Erde mißgünnte er den Frieden, dem Himmel Gebet und Gelübde, ruchlos richtete er Clerus und Volk zu Grunde; vor den Feinden kroch er, gegen Freunde war er treulos; wollt ihr Alles auf einmal wissen? — er war Papst!"

Der Name: Papst war damals in Rom zum Schimpfwort herabgesunken. Pasquino erwiederte einem Fragenden: „Warum jammerst du?" — „Ach der Schimpf bricht mir das Herz!" — „Nun was ist's?" — „Du erräthst es nicht? — sie haben mich, ruft er unter Schluchzen, sie haben mich — einen Papst genannt!"

Paul war Kaiser Karls erbitterter Feind gewesen und wollte nach dessen Abdankung Kaiser Ferdinands Wahl nicht anerkennen, weil dessen Sohn und Thronfolger, Maximilian, meist unter Lutheranern aufgewachsen sei.

Der Kaiser kehrte sich wenig an den Papst, dazu angeregt durch den Reichs-Vicekanzler Dr. Seld, den Metternich Ferdinands 1. Dieser Minister sagte in einem Gutachten: „Man lacht jetzt über den Bann, vor dem man sonst zitterte, man hielt sonst Alles, was von Rom kam, für heilig und göttlich, jetzt speiet männiglich, er sei alter oder neuer Religion, darüber aus. Die alten Kaiser haben die Päpste beim Kopf genommen, gestöcket, gepflöcket und abgesetzt, wir haben selbst erlebt, wie Karl mit Clemens umgegangen, solchen Ernstes sind Ew. Majestät nicht einmal benöthigt. Uebrigens weiß man, daß Se. Heiligkeit die Cardinäle, welche Wahrheiten sagen, Bestien und Narren gescholten, solche mit Stecken geschlagen, woraus anzunehmen, daß dieselben Alters oder anderer Zufälle wegen nicht wohl bei Vernunft und Sinnen seien."

Unter Pius 4. wurde das berühmte Trientiner Concil geschlossen (im Dezember 1563), welches 18 Jahre versammelt gewesen war, um die schon längst als nothwendig anerkannte Reformation der Kirche an „Haupt und Gliedern" vorzunehmen.

Dieses Concil wurde mit denselben frohen Hoffnungen begrüßt, wie eine andere erlauchte Versammlung unserer Zeit, die mit jenem Concil in allen Stücken die vollkommenste Aehnlichkeit hat.

Ich könnte eine sehr interessante Parallele ziehen; aber ich muß es dem Leser überlassen, die wenigen Notizen, die ich hier über das Trientiner Concil geben kann, auf unsere Zeit anzuwenden.

Das Concilium stand unter der unmittelbaren Beaufsichtigung des Papstes. Cardinal del Monte stand mit ihm durch eine ununterbrochene Courierlinie zwischen Trient und Rom in fortwährender Verbindung, und des Papstes Instructionen hatten auf alle Beschlüsse den entschiedensten Einfluß. Alle Welt schrie, das Concilium sei nicht frei, aber Niemand konnte das ändern.

Der Bischof Dudith von Tina in Dalmatien und mehre Andere sagten: „Der heilige Geist, der die versam-

melten Väter in Trient belehrte, kam im römischen Fell-eisen."

Die heiligen Väter strengten sich nicht übermäßig an. Alle Monate einmal eine Sitzung, wenn nicht Ferien oder Festlichkeiten die Zeit wegnahmen; aber wenn man einmal Sitzung hielt, dann war man fast ebenso thätig, wie jene andere Versammlung.

Man disputirte mit allem Ernst, der so wichtigen Dingen gebührt, über Rang der Abgeordneten, über Kleidung, Siegel und dergleichen. Dann fragte man, ob man vom Glauben, oder von der Reformation anfangen wolle? Endlich entschied man sich denn für den Glauben, da einige Vorwitzige unverschämt genug waren, die Meinung zu äußern, daß die Reformation bei den Häuptern beginnen müsse!

Die Franzosen und selbst die so geduldigen Deutschen verloren die Geduld. Ein kaiserlicher Gesandter behauptete gar, der Papst und seine Legaten „hätten die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen, um sich den Schein zu geben, vorwärts zu gehen, während sie doch rückwärts gingen."

Wenn das Volk, welches sich nach all den schönen Versprechungen auf die Conciliumsbeschlüsse wie auf den heiligen Christ freute, durch seine Vertreter deshalb anfragen ließ, dann erhielt es immer zur Antwort, daß der Bericht noch nicht fertig sei.

Als aber der Bericht endlich fertig war, da machte alles Volk ein langes Gesicht und „entsatzete" sich. Beim Schluß der Synode stand der Cardinal von Guise auf und rief: „Verflucht seien alle Ketzer!" Verflucht! verflucht! verflucht! brüllten die Herren Gesandten im Chorus, und der heilige Geist in Rom lachte ins Fäustchen. Dies war freilich nicht der Weg, die Protestanten in den Schooß der der Kirche zurückzuführen, welches eigentlich der Hauptzweck der langen Synode war.

Der protestantische Schriftsteller Heidegger verglich das Papstthum mit einer Hure, die immer unverschämter wird, je länger sie mitmacht. Dieser Vergleich ist zwar nicht sehr höflich, aber wenn man die Beschlüsse des Trientiner Concils ansieht, so — muß man ihm beistimmen. Aller Unsinn, der sich allmählig in die christliche Kirche eingeschlichen hatte, wurde dadurch feierlich sanctionirt, und was von der trientinischen Glaubensformel abwich, hatte „den Verlust der Seligkeit" zu erwarten.

Das Concil war das letzte, welches gehalten wurde, und seine Beschlüsse gelten bis auf den heutigen Tag. Hume sagt bei der Geschichte der Königin Elisabeth von England: „Das Trienter Concil ist das einzige, das in einem Jahrhundert beginnender Aufklärung und Forschung gehalten wurde; die Wissenschaften müßten tief sinken, wenn das Menschengeschlecht aufs Neue zu einem solchen groben Betruge geschickt würde."

Daß aus der Synode nicht viel werden konnte, war wohl natürlich, denn die Herren Jesuiten nahmen sich ihrer an und souflirten dem heiligen Geist. — Dies Concil hatte große Folgen, und die allerschlimmste war wohl die, daß die Päpste, welche bisher beständig gegen die weltliche Macht Opposition gebildet hatten, von nun an gemeinschaftliche Sache mit ihr machten, um das sichtbare Streben nach einem besseren Zustande und politischer Freiheit zu lähmen. —

Pius 4. „gab seine Seele durch den Theil des Leibes von sich, durch welchen er sie erhalten hatte." Ihm folgte als Pius 5. ein ehemaliger Großinquisitor. Bei seiner Wahl soll er geäußert haben: „Als Mönch hoffe ich selig zu werden, als Cardinal zweifle ich daran und als Papst halte ich die Sache für unmöglich."

Dieser Pius 5. war der grausamste unter den Päpsten! Sowohl von ihm als von seinen Nachfolgern werde ich in den folgenden Büchern dieses Werkes ausführlicher reden müssen. Hier mögen nur einige Notizen und Charakterzüge folgen, die ich später nicht gut werde anbringen können.

Dieser blutdürstige Papst ließ Nic. Franco, wegen eines Distichons hängen, welches er auf den im Literan (päpstlichen Palast) neuerbauten Abtritt machte!

Papst Pius 5., der beladnen Bäuche sich erbarmend,
Errichtete diesen Abtritt, ein edles Werk.

Der arme Poet rief mit Recht: „Das ist zu arg!" und noch auf der Leiter wollte er nicht glauben, daß die Sache Ernst sei, und fragte: „Wie, Nicolas an den Galgen!" —

Pius hat unsägliches Unglück über die Welt gebracht! Ihn belebte nur eine Idee: Ausrottung der Ketzer. Er ist der Urheber der Pariser Bluthochzeit, der schrecklichen Verfolgungen in den Niederlanden unter Alba, wie aller Verschwörungen in Schottland und England.

Doch ich darf auch das Gute nicht unerwähnt lassen, was von diesem Papste zu melden ist, und um so weniger, da es auf dem „apostolischen Stuhl" eine Seltenheit ist. Er führte ein sehr strenges Leben, wie ein Einsiedler, trug stets ein Cilicium*) und kein Hemde. Seine Speise bestand aus Gemüse und sein Getränk war Wasser. —

Als er unter gräßlichen Steinschmerzen seine Henkerseele ausgehaucht hatte, herrschte allgemeine Freude. Die während seiner Regierung beinahe in den Ruhestand versetzten öffentlichen Mädchen versammelten sich jubelnd um seine Leiche, und sogar der türkische Sultan ließ Freudenfeste wegen dieses Todes anstellen.

Gregor 13. war seinem Vorgänger an Fanatismus gleich, wenn auch nicht an Sittenstrenge. Er eröffnete dem spitzbübischen Jesuitengeneral Aquaviva, daß es Protestanten, besonders Gelehrten, Fürsten, höheren Beamten und andern einflußreichen Personen, wenn sie zur römischen

*) Das Cilicium ist ein handbreiter, stacheliger Drahtgürtel, der auf dem bloßen Leibe getragen wird, natürlich nur von Liebhabern von dergleichen Schindereien.

Kirche übergingen, aus besonderer päpstlicher Gnade gestattet sein sollte, ihren neuangenommenen Glauben verläugnen und noch alle protestantischen Kirchengebräuche mitmachen, kurz, nach wie vor sich als Protestanten benehmen zu dürfen. — Ad notam! — —

Nach Gregor kam Sixtus 5. (1585—1590) auf den päpstlichen Stuhl. Sein Vater war Weingärtner, seine Mutter eine Magd, und er selbst hütete in seiner Jugend die Schweine. Deshalb scherzte er oftmals: „Ich bin aus einem durchlauchtigen Hause; Sonne, Wind und Regen hatten freien Zugang in die Hütte meiner Eltern."

Er hieß eigentlich Felice Peretti und wurde 1521 zu Grotta a Mare, nicht weit von Montalto in der Mark Ancona geboren. Ein Franziskaner, dem der Junge gefiel, nahm ihn von den Schweinen weg und brachte ihn in ein Kloster, und somit auf die Leiter, welche zum apostolischen Stuhl führt.

Er stieg schnell. Papst Pius 5. war ihm gewogen und machte ihn zum Cardinal Montalto, aber Gregor konnte ihn nicht leiden, und so hielt er es denn für zweckmäßig, sich ganz zurückzuziehen und dem Anscheine nach ein völliger Franziskaner zu werden. Er spielte seine Rolle so gut, daß sämmtliche Cardinäle angeführt wurden. Er stellte sich äußerst demüthig, einfältig und körperlich hinfällig, ließ sich geduldig „der Esel aus der Mark" nennen und dachte, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Cardinäle waren in sechs Parteien getheilt, und da keine der andern den Willen thun wollte, rief die größte Zahl der Cardinäle, daß der Esel aus der Mark Papst sein solle. Kaum merkte der an seiner Krücke einherschleichende Montalto, daß er die meisten Stimmen für sich habe, als er ogleich seine Stütze wegwarf, sich kerzengrade in die Höhe richtete, bis an die Decke der Kapelle spuckte und mit einer Stentorstimme ein Te Deum anstimmte, daß die Fenster zitterten.

Man kann sich den Schrecken der überlisteten Cardinäle denken. Als der Ceremonienmeister den neuen Papst dem Gebrauche gemäß knieend fragte: Ob er die Würde annehme? antwortete er: „Ich hätte noch Kraft zu einer zweiten," und als ihm einer der stolzesten Cardinäle wegen seines guten Ansehens Complimente machte, sagte er lachend: „Ja, ja, als Cardinal suchten wir gebückt die Schüssel des Himmelreichs; wir fanden sie und sehen nun aufrecht gen Himmel, da wir auf Erden nichts mehr zu suchen haben."

Einer der Cardinäle, der sich immer für ihn interessirt hatte, wollte seine verschobene Kapuze in Ordnung bringen; aber Montalto wies ihn zurück, indem er sagte: „Thut nicht so vertraut mit dem Papste!" Cardinal Farnese, der dem jetzigen Papst niemals recht getraut und ihn immer nur den Paternosterfresser genannt hatte, äußerte nun gegen seine Herren Collegen: „Ihr meintet einen Gimpel zum Papst zu machen; ihr habt einen dazu gemacht, der mit uns Allen wie mit Gimpeln umgehen wird!" — Pasquino erschien mit einem Teller voll Zahnstocher.

Sixtus 5. blieb auch als Papst stets ein strenger Mönch und griff nun mit Energie in die bisher so jämmerlich schlaff gehandhabten Zügel der Regierung. Zuerst war er darauf bedacht, das Land von den unzähligen Räuberbanden zu reinigen, die unter Gregor 13. so überhand genommen hatten, daß kein Mensch seines Lebens sicher war. 500 Verbrecher erwarteten, wie es bei einem Regierungsantritte gewöhnlich war, ihre Befreiung; allein Sixtus ließ ihnen den Prozeß machen und die Galgen wurden nicht leer. „Ich sehe lieber die Galgen und Galeeren voll als die Gefängnisse," pflegte er zu sagen.

Ganz Rom gerieth in Entsetzen, denn seine Strenge traf Reich und Arm, was man bisher gar nicht gewohnt war. Graf Pepoli, welcher die Banditen beschützte, wurde zu Bologna enthauptet, und die Villa des Prälaten Cesarino ließ der Papst niederreißen, weil sie ein bekannter Banditenschlupfwinkel war.

„Ich verzeihe, sagte er, was unter Montalto geschehen ist; aber als Sixtus muß ich das Haus niederreißen und einen Galgen an die Stelle setzen." Cesarino wurde aus Angst Carthäuser!

Einer der Landhäscher (Bargello), die nur zu oft mit den Banditen gemeinschaftliche Sachen machten, wollte sich verbergen, als er Sixtus gewahr wurde. Dieser ließ ihn aber in Ketten legen und nur unter der Bedingung frei, daß er ihm innerhalb 8 Tagen eine bestimmte Anzahl Banditenköpfe einliefre.

Ja der Papst ging in seiner grausamen Gerechtigkeitsliebe so weit, daß er, um Verbrechen zu entdecken, die alten Criminalakten durchstöbern ließ. Einen gewissen Blaschi, der schon vor 36 Jahren wegen eines Mordes nach Florenz entwischt war, ließ er requiriren und enthaupten.

Diese Strenge gab Pasquins hinlänglichen Stoff. Einst sah man an der Bildsäule die Engelsbrücke mit den sich gegenüberstehenden Statuen der Apostel Petrus und Paulus abgebildet. Petrus war in Stiefeln und Riesemantel. Paulus äußert sein Erstaunen und Petrus antwortet: „Ich will mich fortmachen, denn ich habe vor 1500 Jahren Malchus das Ohr abgehauen."

Sixtus trieb seine Gerechtigkeitspflege mit ordentlicher Leidenschaft, und einst beim Essen nach einer großen Hinrichtung äußerte er: „Mir schmeckt es nie besser, als nach einem solchen Akt der Gerechtigkeit." — Pasquino erschien mit einem Becken voll kleiner Galgen, Räder, Beile ꝛc. und sagte: „Diese Brühe wird dem heiligen Vater Eßlust geben."

Die Mütter schreckten jetzt ihre Kinder mit dem Papst, und wenn sich dieser auf der Straße blicken ließ, so drückte sich Jeder bei Seite. Ein Zeichen, daß es in Rom viele Spitzbuben und andere Leute gab, welche die Strenge des Papstes zu fürchten hatten. Er verfolgte nicht allein Ban-

diten, sondern auch die Menschenfleischhändler oder Kuppler, welche den Cardinälen und lüderlichen Reichen ihre Weiber und Töchter zu verhandeln pflegten. Eine berühmte Buhlerin, Pignaccia, welche man nur die Prinzessin nannte, ließ er hinrichten und von ihrem Vermögen ein schönes Spital erbauen.

Für die Armen sorgte er in bedrängter Zeit väterlich und ließ nicht allein Lebensmittel austheilen, oder die Preise derselben herabsetzen, sondern auch Seiden- und Tuchfabriken anlegen. Der Adel mußte seine Schulden bezahlen, was ihm hart genug ankam. —

Schön war es von Sixtus, daß er sich früher erhaltener Wohlthaten erinnerte. Einem Schuster hatte er einst für ein Paar Schuhe nur 6 Paoli bezahlt und gesagt: „Das Uebrige werde ich bezahlen, wenn ich Papst bin." Nun bezahlte er seine Schuld mit Interessen und gab dem Sohne des Schusters — ein Bisthum. Ebenso belohnte er einen Prior, der ihm vor 40 Jahren 4 Scudi geborgt hatte.

Seine Verwandte vergaß er übrigens auch nicht; aber trotz dieser Ausgaben und der nun bedeutend geringer gewordenen Einnahme des päpstlichen Stuhles, legte er doch 3 Millionen Scudi im päpstlichen Schatze nieder, während andere Päpste Schulden hinterließen.

Sixtus besaß Verstand und selbst Witz, aber gegen den Anderer war er sehr empfindlich. Pasquino trocknete einst sein Hemd am Sonntag. — „Warum wartest du nicht bis zum Montag?" — „Ich trockne mich, bevor die Sonne verkauft wird," und sein ungewaschenes Hemd entschuldigte er: „Der Papst hat mir meine Wäscherin (seine Schwester Camilla) zur Prinzessin gemacht."

Dieser Spott beleidigte Sixtus sehr. Er versprach dem Entdecker des Verfassers 1000 Ducaten, indem er dem Letztern das Leben zusicherte. Der Spötter dachte die Belohnung selbst zu verdienen und war dumm genug, sich zu melden, Sixtus ließ ihn am Leben, allein er ließ ihm die Zunge ausreißen und die Hände abhauen und dann die tausend Ducaten auszahlen!

Trotz seiner mancherlei guten Eigenschaften und seines Hasses gegen die Jesuiten und gegen den spanischen Tyrannen Philipp 2. blieb er doch immer ein fanatischer Mönch und fand es ganz in der Ordnung, daß die Ketzer brennen müßten. Die Ermordung Heinrichs 3. von Frankreich billigte er, und als die rachsüchtige Elisabeth von England Maria Stuart hatte hinrichten lassen, rief er aus: „Glückliche Königin! ein gekröntes Haupt zu ihren Füßen!"

König Heinrich 4. und Elisabeth wußte er übrigens zu würdigen und äußerte einst: „Ich kenne nur einen Mann und nur eine Frau, würdig der Krone." Elisabeth erfuhr es und scherzte: „Wenn ich je heirathe, muß es Sixtus sein." Dieser rief, als man ihm diese Aeußerung hinterbrachte, aus: „Wir brächten einen Alexander zu Stande!"

Die Jesuiten wollten Sixtus gern überreden, daß er einen Jesuiten als Beichtvater annehmen solle, wie die andern Großen; aber er meinte: „Es wäre besser für die Kirche, wenn die Jesuiten dem Papste beichten wollten."

Er that außerordentlich viel für die Verschönerung Roms und legte mehre nützliche Anstalten an. Unter ihm wurde der große egyptische Obelisk auf Piazza del Popolo wieder aufgerichtet, der zwei höchst merkwürdige Inschriften hat: Cäsar Augustus Pontifex Maximus unterwarf sich Egypten und weihete ihn der Sonne, und auf der andern Seite: Sixtus 5. Pontifex Maximus weihet diesen Obelisken, nach dessen Reinigung, dem Kreuze.

Sixtus 5. war den Cardinälen und den Römern zu strenge, und so ist es denn nicht zu verwundern, daß er bald anfing zu kränkeln. Sein Leibarzt fühlte an des Patienten Nase, aber dieser fuhr zornig in die Höhe und rief: „Wie! du wagst es einem Papst an die Nase zu greifen?" Der arme Doctor wurde vor Schrecken krank.

Im Jahre 1590 starb dieser letzte gefürchtete Papst. Er hätte noch immer länger leben können, wahrscheinlich zum Heil der Menschen, denn er ging damit um, die meisten Mönchsorden aufzulösen. Vielleicht starb er an diesem Vorsatz.

Die Römer waren froh, daß sie diesen Zuchtmeister los waren, und gaben ihre Freude dadurch zu erkennen, daß sie die auf dem Capitol stehende Bildsäule dieses Papstes in Stücke schlugen. Pasquino sagte: „Mache ich je wieder einen Mönch zum Papste, so soll mir ewig der Rettig im Hintern bleiben."

Der erste Papst im 17. Jahrhundert war Paul 5. der nach den verwickeltsten und seltsamsten Intriguen im Conclave gewählt wurde. Er hätte gern Sixtus 5. nachgeahmt; aber die Reformation hatte das Ansehen der Päpste gewaltig erschüttert. Paul wollte Venedig sein Ansehen fühlen lassen; aber der Senat dieser Republik kehrte sich wenig an den Bannstrahl des Papstes, den man anfing als einen Theaterblitz zu betrachten.

Der Papst tobte und verlangte durchaus Gehorsam, aber der savoyische Gesandte sagte ihm geradezu: „Das Wort Gehorsam ist unschicklich, wenn von einem Fürsten die Rede ist. Alle Welt würde es für vernünftig halten, wenn Ew. Heiligkeit Mäßigung gebrauchten."

Die Jesuiten versuchten es vergebens, das venetianische Volk zur Empörung zu verleiten, und endlich verließen sie mit einer Menge anderer Mönche den Staat. Das Volk schickte ihnen Verwünschungen nach. Der Senat benahm sich gegen die geistlichen Anmaßungen mit großer Energie; alle Geistlichen gehorchten ihm und kehrten sich nicht an das Interdict. Nur der Großvicar des Bischofs von Padua ließ dem Senat auf sein Verbot des Interdicts antworten, daß er thun werde, was Gott ihm eingebe; als man ihm aber antwortete, Gott habe dem Senat eingegeben, einen jeden Ungehorsamen hängen zu lassen, da kroch der Kuttenheld zu Kreuze.

In diesem Kampfe zwischen Venedig zeichnete sich der

Servite Paul Sarpi oder Fra Paolo genannt, aus, indem er mit seiner gewandten Feder die Anmaßungen des Papstes mit der größten Geschicklichkeit bekämpfte. Die Cardinäle Bellarmin und Baronius strengten vergebens ihren Geist an, um Sarpi zu schlagen, trotzdem daß sie die ganze päpstliche Rüstkammer von Lügen zu Hilfe nahmen.

Um den gefährlichen Feind los zu werden, beschloß man, Sarpi zu ermorden. Eines Abends (1607) überfielen ihn Banditen und versetzten ihm 15 Dolchstiche. Als er sie erhielt, rief der Märtyrer der Wahrheit: „Ich kenne den Griffel der römischen Curie." — Sarpi starb indessen nicht an seinen Wunden, und der Antheil, welchen alle Venetianer an seinem Schicksal nahmen, belohnte den wackern Schriftsteller für das, was er gethan. Da man den „römischen Curialstyl" kannte, so mußte eine Sicherheitswache Sarpi begleiten, wenn er ausging, und der Arzt, der ihn geheilt hatte, wurde zum St. Marcusritter ernannt.

Urban 8., der 1644 starb, war ein kleiner Tyrann, da es ihm an Macht fehlte, ein großer zu sein. Die Ketzer aller Art haßte er gründlich, und war eifrig bemüht, überall das Feuer des Fanatismus gegen sie anzuschüren. Er publicirte die wahnsinnige Bulle: In Coena Domini*), in welcher alle Spielarten der Ketzer bis in den allertiefsten Abgrund der Hölle „im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" verflucht werden!

Diese Bulle wird bis auf den heutigen Tag alljährlich am Gründonnerstage in den römischen Kirchen zur Erbauung der Gläubigen öffentlich vorgelesen!!

Nebenbei war auch dieser liebenswürdige Papst, was man beim Militair einen „Kamaschenfuchser" nennt. Er bekümmerte sich um die geringsten Kleinigkeiten und behandelte sie mit der größten Wichtigkeit. So verbot er bei strenger Strafe, in der Kirche Tabak zu kauen, zu schnupfen, oder zu rauchen. Aber der spätere Innocens 12. ging noch weiter, indem er Jeden excommunicirte, welcher in der Peterskirche schnupfen würde!

Urban befahl auch, daß sich die Chorherren von St. Anton nicht mehr im Scherze — kitzeln sollten und daß man am Feste des heiligen Marcus keine — Ochsen mehr in die Kirche lasse. An andern Festtagen gehen seitdem desto mehr hinein! Er ordnete auch an, daß neben den 52 Sonntagen noch 34 Feiertage bei Todsünde gefeiert werden sollten.

Er scharrte 20 Millionen Scudi zusammen, die er aber meistentheils für seine Familie verwandte, und hinterließ noch eine Schuldenlast von 8 Millionen!

Innocens 10. war ein elender Papst, der sich ganz und gar von Donna Olympia, der Wittwe seines Bruders, nun seine Buhlerin, leiten ließ. Dieses unverschämte Weib regierte die christliche Kirche und verhandelte ohne Scheu Aemter und Pfründen. Um nur Geld zu bekommen säcularisirte sie 2000 Klöster, das heißt sie hob sie auf und zog ihre Güter ein. Noch in den 10 letzten Tagen vor dem Tode des Papstes soll sie eine halbe Million Scudi bei Seite geschafft haben!

Als sie einst beim Spiel eine sehr bedeutende Summe verlor, sagte sie lachend: „Ach es sind ja nur die Sünden der Deutschen." Eine ähnliche Aeußerung erzählt man sich auch von Alexander 6.

Der Papst protestirte gegen den westphälischen Frieden, welcher die Welt nach 30jährigem Kriege die Ruhe wiedergab, weil durch ihn 10 Stifte säculairisirt werden sollten! Selbst Oesterreich war empört über solche Nichtswürdigkeit, und die Bulle, welche der päpstliche Nuntius an alle österreichischen Kirchen hatte anschlagen lassen, wurden abgerissen, der Drucker derselben eingesperrt u. um 1000 Thr. gestraft.

Selbst Kaiser Ferdinand, so bigott er war, sagte er zum Nuntius Melzi: „Der Papst hat gut reden, im Reiche geht es bunt zu, während er sich von Olympia krabbeln läßt."

Der letzte Papst im siebenzehnten Jahrhundert war Innocens 12., ein Mann, der im Vergleich zu den andern Päpsten ziemlich vernünftig genannt zu werden verdient. Er erlebte die Freude, daß der Fürst, in dessen Lande die Reformation entstanden war, wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurücktrat, nämlich Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, der diesen Schritt thun mußte, wenn er König von Polen werden wollte.

Im Innern dachte Friedrich August gar nicht römisch-katholisch, das heißt er war ein in Religionssachen freidenkender Mann. Als Prinz hatte er in Wien genauen Umgang mit dem nachherigen Kaiser Joseph 1. Dieser klagte, daß ihm in der Burg ein Gespenst erschienen sei, welches ihn vor Irrlehren gewarnt und gedroht habe, in drei Tagen wieder zu kommen, wenn er sich nicht bessere.

Der sächsische Prinz bat Joseph, in seinem Zimmer schlafen zu dürfen, denn er hatte große Lust, mit diesem Gespenst nähere Bekanntschaft zu machen. Es kam richtig wieder, aber Friedrich August packte es so kräftig, daß das arme Vieh von einem Gespenst mehrmals in seiner Angst: Jesus, Maria, Joseph! stöhnte. Der Prinz warf es zum Fenster hinaus und siehe! es war Se. Hochwürden der Beichtvater!

Von den Päpsten im achtzehnten Jahrhundert ist nicht viel zu sagen. Sie tanzten meistens nach der Pfeife der Jesuiten, und da ihre öffentliche Macht erschüttert, oder eigentlich gestürzt war, so suchten sie dieselbe auf geheimen Wegen wieder zu erlangen, indem sie das Fundament der Staaten durch die päpstlichen Hofmaulwürfe unterminiren ließen, welche aber nur soweit für das Interesse des Papstes arbeiteten, als es mit dem ihrigen übereinstimmte.

Im Allgemeinen fingen indessen selbst die heiligen Väter an menschlicher zu werden, das heißt die viehischen Un-

*) Die Bullen werden immer nach ihren Anfangsworten benannt.

flätherein, mit denen sich der päpstliche Hof stets beschmutzt hatte, wurden mehr im Geheimen getrieben, da man nun mehr Ursache hatte, den öffentlichen Scandal zu scheuen. — Zu alten Zeiten glaubte man der öffentlichen Meinung trotzen zu können; aber die Reformation hatte nur zu deutlich gezeigt, wie gefährlich ein solcher Trotz ist.

Benedict 14. (1740—58) war der gelehrteste und humoristischste Papst, der bisher auf dem angeblichen Stuhl Petri gesessen hatte. Er war natürlich dazu gezwungen, die althergebrachten Anmaßungen der Päpste, besonders solche, die Geld eintrugen, zu unterstützen und zu vertheidigen; allein, soviel er konnte, suchte er doch zu mildern und zu versöhnen.

Ich will nur zwei Anekdoten von ihm erzählen, welche ihn als Mensch ziemlich charakterisiren. Nachdem er einst dem Herzog von York, also einem Ketzer, alle Merkwürdigkeiten des Vaticans gezeigt hatte, umarmte ihn er und sagte: „Um Absolution kümmern Sie sich nicht, aber der Segen eines alten Mannes wird Ihnen nichts schaden."

Ein alter See-Capitän, Namens Mirabeau, stellte sich dem Papste mit seinen jungen Offizieren vor, und Letztere konnten sich nicht enthalten, über die Etiquette zu lachen. Der Capitän stammelte einige Entschuldigungen, aber Benedict unterbrach ihn: „Sein Sie ruhig, ich bin zwar Papst; aber ich habe keine Macht zu verhindern, daß Franzosen nicht lachen."

Clemens 13. (1758—68) war aber wieder ein dummer Fanatiker. Er konnte die Zeit nicht aus dem Sinne bekommen, wo Kaiser vor dem Papste auf den Knieen umhergerutscht waren und wo sich die Völker ohne Murren das Fell über die langen Ohren ziehen ließen. Alle päpstlichen Anmaßungen, selbst die, welche man allgemein als solche erkannt hatte, waren ihm geheiligte Anstalten zur Erhaltung der Kirche; sie waren ihm Religion und Sache Gottes!

Er erwartete alles Heil von den Jesuiten und schaarte diese giftigen Nachtfalter um seinen Thron. Dies gab Pasquino genug Veranlassung zum Spott. Einst äußerte sich dieser steinerne Papstcensor: „Ich hatte einen Weinberg gepflanzt und wartete, daß er Trauben brächte, und er brachte Herlinge." Clemens setzte einen Preis auf Entdeckung des Spötters. Am andern Morgen antwortete Pasquino: „Es ist der Prophet Jeremias!"

Der Papst erlebte aber noch den Jammer, daß das fromme Portugal, ja auch Frankreich die heiligen Väter zum Teufel jagten und letzteres sie „für Feinde aller weltlichen Macht, aller Souverains und der öffentlichen Ruhe" erklärte.

Clemens wurde aber nicht klug. Er bestätigte aufs Neue die Jesuiten, womit er aber nichts ausrichtete. Die deshalb erlassene Bulle wurde in Frankreich durch Henkershand verbrannt und ihre Bekanntmachung in Portugal bei Lebensstrafe verboten. Das bigotte Spanien entschloß sich sogar zu einem kräftigen Schritt. Alle Jesuiten in diesem Lande wurden an einem schönen Frühlingsmorgen aufgepackt und — nach dem Kirchenstaat geschickt. Kurz, von allen Seiten wurde Jagd auf dieses Ungeziefer gemacht. Der von ihm nun halb aufgefressene Papst — er sollte all' die schwarzen Blutsauger ernähren! — trieb es so weit, daß Frankreich große Lust bekam, den Starrkopf zu Rom selbst beim Kragen zu nehmen; aber der Tod errettete ihn von diesem Schicksal.

Sein Nachfolger, Clemens 14., mußte endlich der allgemeinen Stimme Gehör schenken. Am 21. Juli 1773 wurde der Orden der Jesuiten aufgehoben! Dies brachte in ganz Europa den größten Jubel hervor.

Clemens unterzeichnete die Aufhebungsbulle indem er sagte: „Diese Aufhebung wird mich das Leben kösten." Er kannte seine Leute. Clemens starb an Jesuitengift. Ein Großer in Wien fragte ganz naiv einen Exjesuiten: „Clemens ist todt; nicht wahr, ihr habt ihm vergeben? — „Ja, wie wir allen Schuldigen vergeben!" antwortete mit der sanftesten Miene der würdige Schüler Loyola's.

Clemens 14. war unter 200 Päpsten der beste. Er saß von 1758 bis 1774 auf dem „Stuhl Petri", und wenn es denn doch einmal Päpste geben muß, so wollte ich, er säße noch heute. Mit Vergnügen weilt man bei der Lebensgeschichte dieses Mannes, und ich muß gestehen, daß es mir leid thut, hier nicht mehr von ihm sagen zu können.

Er hieß eigentlich Ganganelli und stieg durch seine Talente allmählig zu den höchsten Kirchenwürden. Als er, ohne daß er es suchte, Papst wurde, blieb er ebenso einfach, wie er es als Mönch gewesen war. Seine Mittagsmahlzeit war ganz bürgerlich einfach, und als die Hofköche über diese Einfachheit jammerten, sagte er: „Behaltet euer Gehalt, aber verlangt nicht, daß ich über euer Kunst meine Gesundheit verliere."

Alle andern Päpste waren nur darauf bedacht, ihre Nepoten — d. h. Vettern zu bereichern, aber er sorgte väterlich für das Wohl seiner Unterthanen. Als man ihn fragte, „ob man seiner Familie nicht durch einen Courier von seiner Erhebung Nachricht geben solle?", erwiderte er: „Meine Familie sind die Armen, und diese pflegen die Neuigkeiten nicht durch Couriere zu erhalten."

Ganganelli war ein vortrefflicher Mensch in jeder Beziehung und widerlegte den alten Erfahrungssatz, „daß sich ein Jeder ganz und gar ändere, sobald er Papst werde." Von seiner päpstlichen Gewalt machte er, wo er konnte, den wohlthätigsten Gebrauch, und seine Menschenfreundlichkeit und Mildthätigkeit waren unbegrenzt.

Zwei Soldaten wurden zum Tode verurtheilt, und endlich einer von beiden begnadigt. Sie sollten nun um ihr Leben würfeln; aber der Papst duldete dies nicht, sondern begnadigte beide, indem er sagte: „ich habe ja die Hazardspiele selbst verboten." — Ein englischer Lord war von ihm

so eingenommen, daß er ausrief: „dürfte der Papst heirathen, ich gäbe ihm meine Tochter.“

Nachdem Clemens die Sache der Jesuiten drei Jahre lang selbst auf das Sorgfältigste geprüft hatte, unterschrieb er die berühmte Bulle: Dominus ac redemptor, wodurch die Jesuiten aufgehoben wurden, und damit, wie er wohl wußte, sein Todesurtheil.

Schon in der Charwoche 1774 wirkte das Jesuitengift in den Eingeweiden des vortrefflichen Mannes. Alle Gegenmittel waren vergebens; am 22. September starb er. Der Körper war so durch das Gift zerstört, daß selbst das Einbalsamiren nichts half. Die Haare fielen aus und die Haut lös'te sich vom Kopfe, so daß bei der Ausstellung der Leiche das Gesicht mit einer Maske bedeckt werden mußte.

Schließlich muß ich von diesem Papst noch bemerken, daß er es für unschicklich hielt, die Ketzer an jedem Gründonnerstag zu verfluchen, und daß er daher die berüchtigte Bulle In coena Domini aufhob. — Er schätzte alle Männer von Verdienst, mochten sie nun Katholiken oder Protestanten sein. Die Inquisition war ihm ein Greuel und schon ehe er Papst war, befreite er Manchen aus ihren Krallen.

Der dankbare Kammerpachter des Papstes, Giorgi, setzte ihm ein von dem berühmten Bildhauer Canova gefertigtes Denkmal; aber ein weit schöneres und unvergänglicheres errichtete Clemens 14. sich selbst in der Geschichte.

Nach langem, heftigem Conclave setzten es die Ex-Jesuiten durch, daß abermals einer ihrer Freunde, Namens Braschi, als Pius 6. Papst wurde (1775—1799). Er war unwissend, listig, intolerant, stolz, hochmüthig, ausschweifend, starrsinnig, habsüchtig, jähzornig, diebisch, selbstgefällig und eitel! — Eine schöne Gallerie von schlechten Eigenschaften! aber dafür ist die Reihe der guten desto kürzer, so daß es sich gar nicht der Mühe verlohnt, sie anzufangen. Er war ein guter Comödiant und ein hübscher alter Mann, das sind all seine Verdienste.

Ein solcher Mensch war allerdings nicht geeignet, das wackelnde Papstthum aufrecht zu erhalten. Ein Stückchen nach dem andern bröckelte davon los und eine tüchtige Bresche verursachte ihm das Werk eines Deutschen, des Weihbischofs von Trier, J. N. von Hontheim. Es handelte „über den Zustand der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt des Papstes“, und in ihm war bewiesen, daß der Zustand der Kirche jämmerlich und die Gewalt des Papstes usurpirt wäre.

Dies vortreffliche Buch, das Resultat eines 28-jährigen Fleißes, wurde in viele Sprachen übersetzt, that dem Papstthum unendlichen Schaden und rief eine Menge ähnlicher Schriften hervor. Der 80jährige Hontheim wurde indessen durch allerlei Quälereien dahin gebracht, zu widerrufen. Er that es, um nur Ruhe zu haben; aber widerlegt hat ihn Niemand.

Sehr wenig Umstände machte aber mit dem Papst und den Pfaffen der vortreffliche Joseph II., ein neuer Kaiser Friedrich II. Aber es ging ihm ganz eben so, wie diesem; das dumme Volk ließ ihn im Stich! Seine an das heilige Dunkel gewöhnten Augen blinzelten entsetzt dem hellen Licht entgegen, welches der große Kaiser anzündete, und Alles schrie: Mach' wieder dunkel, Josepherl, mach' dunkel! — Joseph starb, und der Wunsch des Volkes wurde erfüllt. Die Oestreicher blieben holt Oestreicher und werden's bleiben, bis wieder einmal ein Joseph kommt! Gott schicke ihn bald!

Joseph hob viele Klöster auf und fand es für besser, sein Geld im Lande zu behalten. Die Wechsel aus Wien blieben aus, und Pius VI. entschloß sich, dorthin zu reisen, um wo möglich die Verstopfung zu heben. Der Kaiser ließ ihm zwar sagen, „er werde nächstens selbst nach Rom kommen, um sich von Sr. Heiligkeit Rath zu erbitten,“ — aber Pius that, als verstünde er nicht.

Die Wiener wurden rein des Teufels, als sie den Papst in ihrer Hauptstadt sahen. Seit dem Costnitzer Concil war kein Papst in Deutschland gewesen, und nun kam einer nach Wien, — und was für einer! Er spielte prächtig Comödie, die Damen waren entzückt und alle Welt drängte sich herzu, um den im Vorzimmer ausgestellten Pantoffel zu küssen!

Kaiser Joseph zuckte die Achseln zu dem Enthusiasmus seiner Hauptstadt, erwies dem Papst alle Ehre, aber machte dessen ganzen Reisezweck zu Schanden. Als Pius nämlich auf die Hauptsache kommen wollte, bat ihn Joseph, „alles schriftlich zu machen, weil er nichts von Theologie verstehe“, und verwies ihn an den Staatskanzler Kauniz.

Der Papst erwartete nun wenigstens den Besuch dieses Ministers; aber er kam nicht, und der heilige Vater mußte selbst zu ihm gehen, unter dem Vorwande, seine Gemälde zu besehen. Pius reichte dem Kanzler die Hand zum Kusse, aber dieser schüttelte sie recht herzlich, und der heilige Vater war ganz verblüfft. Er wurde es noch mehr, als ihn Kauniz ohne Umstände vor seinen schönsten Gemälden hin und her schob, damit er den richtigen Standpunkt finde.

Dies wollte Pius in Wien aber nicht gelingen, und die Million Scudi, welche die Reise kostete, war weggeworfen. Der Kaiser schenkte ihm einen schönen Wiener Reisewagen — wahrscheinlich auch ein diplomatischer Wink! — und ein Diamantkreuz, 200,000 Gulden an Werth, als Pflaster für die Wunde, welche dem päpstlichen Stolze geschlagen war.

Auf der Rückreise passirte Pius München und vergaß hier die erlittene Demüthigung. Er nannte diese Stadt das deutsche Rom, und den Namen wollen wir München gern gönnen!

„Ich hoffe mein Volk noch zu überzeugen, daß es katholisch bleiben kann, ohne römisch zu sein,“ sagte Joseph einst zu Azara. Armer Kaiser! Dein Land hatte nur einen Fehler, welcher für deine Pläne das größte Hinder-

niß war und an welchen du nicht dachtest, — es waren halt zu viel Oesterreicher drin!

Pius erlebte aber nicht allein einen Kaiser Joseph, nein, er erlebte die große Revolution, welche mit den Pfaffen den Kehraus tanzte. 1798 rückte Berthier in Rom ein und die neurömischen Republikaner sangen:

Non abbiamo Pazienza,
non vogliamo Eminenza,
non vogliamo Santita,
ma — Eguaglianza e Liberta!*)

Man hatte gehofft, der schon sehr alte heilige Vater werde gen Himmel fahren; als er aber dazu noch keine Anstalten machte, sannen die Republikaner darauf, ihn wenigstens aus Rom fortzuschaffen. Der General Cerони ging zu ihm und sagte: „Oberpriester! die Regierung hat ein Ende, das Volk hat die Souveränetät selbst übernommen."

Darauf nahm man dem Papst seine Kostbarkeiten und selbst seinen Ring ab und verlangte, daß er die dreifarbige Cocarde aufstecken solle. Der alte Pius aber weigerte sich und äußerte: „Meine Uniform ist die Uniform der Kirche." Da nun nichts mit dem Alten anzufangen war, so brachte man ihn unter sichrer Escorte nach Siena und endlich nach Florenz in die dortige Carthause.

Die frommen Katholiken unterstützten ihn reichlich, und der gedemüthigte alte Mann würde hier gern sein Leben beschlossen haben. So gut wurde es ihm indessen nicht. Nachdem ihm sein Nepote noch den Schmerz bereitet hatte, mit dem Rest seiner Reichthümer durchzugehn, zwangen ihn die Republikaner bei der Annäherung des Feindes nach Frankreich zu reisen.

Pius war krank und zeigte den Aerzten seine geschwollenen Füße und Beulen mit den Worten des Pilatus: Ecce homo! Aber das, was das Volk so lange von Päpsten und Fürsten erdulden mußte, hatte die Herzen der Republikaner für die Leiden eines alten Papstes unempfindlich gemacht. Sie hatten die Bedrückungen von Jahrhunderten zu rächen! Pius mußte fort über die Alpen durch Schnee und Eis, meistentheils bei Nacht, um Aufläufe der Katholiken zu verhindern, bis er nach Valence an der Rhone kam.

Wir Deutsche sind weichmüthige Narren, und die Leiden eines alten, kranken, gedemüthigten wenn selbst bösartigen Feindes gehen uns ans Herz. Mir geht es ebenso, und damit ich hier nicht sentimental werde, rufe ich mir den deutschen Kaiser Heinrich 4. ins Gedächtniß, wie er, körperlich und geistig krank, zu Fuß im strengen Winter durch Schnee und Eis die Alpen übersteigt, um im Schloßhof zu Canossa nackt und barfuß sich vor einem Papst zu demüthigen; — ich erkenne das Walten der Nemesis und sehe in den Leiden des alten, lasterhaften Pius nur eine schwache Vergeltung!

Er benahm sich indessen in seinen Leiden wenigstens wie ein Mann; das müssen selbst seine Feinde von ihm rühmen. Man wollte ihn von Valence abermals weiter nach Dijon bringen, als er am 29. August 1729 starb. Er hinterließ nichts als seine kleine Garderobe, 50 Livres an Werth, welche der Maire für Nationaleigenthum erklärte. — Die Revolutionen thun oft Einzelnen weh, — aber noch häufiger thun sie der Gesammtheit der Menschen gut!

Pius hatte versucht, sich durch viele geschmacklose Bauwerke zu verewigen, auf welche er stets seinen Namen und sein Wappen setzen ließ, und unternahm es auch, die berüchtigten pontinischen Sümpfe auszutrocknen, obwohl ohne Erfolg. Er verlor dadurch ungeheure Summen und erwarb sich damit nichts als den Spottnamen Il Seccatore, welches der Austrockner heißt, zugleich aber auch einen überlästigen Menschen bezeichnet.

Bei Pius Tode hatte Pasquino viel zu thun. Er antwortete auf die Frage: „Wie fand man den Leichnam des heiligen Vaters?" — „Im Kopf waren seine Nepoten, im Magen Josephs Kirchenordnung und in den Füßen die pontinischen Sümpfe."

Wer hätte es jemals gedacht, daß Frankreich, welches vor tausend Jahren die Macht des Papstes schuf, daß dieses einst — den Vice-Gott auf Pension setzen würde! Aber die Zeit der Wunder war wiedergekehrt, nur mit dem Unterschied, daß der Wunderthäter der neuern Zeit kein Heiliger, sondern Napoleon war!

Napoleon aber war ein Apostat, der diesen Namen in seiner schlimmsten Bedeutung verdient, denn er verrieth die Freiheit! Er verließ die Sache des Volkes; er hörte auf ein großer Bürger zu sein und wurde Napoleon I.!

Mag man diesen gefallenen Bonaparte immerhin noch groß nennen, mag man in ihm den Feldherrn verehren, — wie klein erscheint er gegen den jungen Scipio, welchem die spanischen Fürsten die Königskrone anboten, und der es vorzog, der Bürger der Republik Rom zu sein!

Bonaparte wollte Kaiser werden und dies konnte er nur, wenn er die Dummheit der Menschen beförderte, und dazu — brauchte er wieder einen Papst; denn Despoten und Pfaffen gehören zusammen wie Stiel und Hammer!

Der neue Papst Pius 7. salbte Napoleon. Pasquino konnte sein Maul nicht halten, er antwortete auf die Frage: „Warum ist das Oel so theuer?" — „Weil so viele Könige gesalbt und so viele Republiken gebacken sind?"

Mit Zittern und Zagen ging Pius nach Frankreich; aber die wilden Löwen der Republik waren bereits wieder sanfte Schafe der Kirche geworden, und der Papst äußerte selbst: „Ich rechnete darauf, als ehrlicher Mann empfangen zu werden, aber nicht als Papst."

Die Pariser aber waren — durch das Revolutionssieb

*) Die Geduld ist uns ausgegangen, wir wollen keine Eminenz, keine Heiligkeit, sondern Freiheit und Gleichheit.

filtrirte Pariser! Der Krönungszug war für sie kein heiliges Schauspiel, sondern eine Farce, und als Pius 7. seinen Segen ertheilte, riefen die Gamins: bis! bis! —

Der Esel, auf welchem der Kreuzträger vor dem päpstlichen Wagen herritt, erregte ihre ganz besondere Heiterkeit: „Ah, seht da die päpstliche Cavallerie! Ah, der apostolische Esel, der heilige Esel, der Esel der Jungfrau!" und schallendes Gelächter ertönte vor Notre Dame. —

Der Kaiser ließ den Papst eine Stunde in der Kirche warten und setzte sich dann mit seiner Gemahlin selbst die Krone auf. Pius 7. spielte eine untergeordnete Figurantenrolle.

Zorn im Herzen kehrte der heilige Vater nach Rom zurück. Der Spott der Pariser hatte ihn vielleicht etwas verrückt gemacht. Er wurde im Kalender irre und meinte wahrscheinlich acht Jahrhunderte früher zu leben; denn er dachte ernsthaft daran, alle Fürsten und alle Kirchen wieder von sich abhängig zu machen. Er hatte das Papstfieber!

Aber Napoleon hatte nun erreicht, was er wollte, und schonte den toll gewordenen Papst nicht länger. Am 2. Februar rückte General Miollis in Rom ein. Pius trat ihm entgegen und fragte: „Sind Sie Katholik?" — „Ja, heilger Vater," stammelte der General ganz verlegen. Pius gab ihm schweigend den Segen und ging in sein Cabinet.

Lachen wir auch über die Anmaßungen des heiligen Vaters, so müssen wir doch gestehn, daß er seine Rolle vortrefflich durchführte. Das römische Volk war durch die harte Behandlung, die man den Cardinälen und selbst dem Papste zukommen ließ, gegen die Franzosen so erbittert, daß es diesen nicht schwer gewesen wäre, eine zweite sicilianische Vesper hervorzurufen. Daß er Lust dazu hatte, möchte ich vermuthen; aber die Sache war doch gar zu gefährlich, und Pius beschloß gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Eines Nachts drangen Soldaten in den Vatican, und der heilige Vater wurde in einem Lehnstuhl zum Fenster hinabgelassen. Der Papst sollte ohne Aufsehn fort und nach Frankreich entführt werden; so wollte es der neue Vicegott — Napoleon! —

In Frankreich lebte Pius 7. zurückgezogen und einfach und begnügte sich damit, gegen jedes Verfahren gegen ihn zu protestiren. Er gab dem allmächtigen Kaiser nicht einen Zoll breit nach, und das war männlich.

Als Napoleon nach Elba ging, zog Pius 7. (im Mai 1814) nach Rom und gebehrdete sich wieder als echter Papst. Er hatte es erfahren, daß die Macht aus den geistlichen Händen in die weltlichen übergegangen war. Mit Gewalt war sie nicht wieder zu erlangen, dazu fühlte er sich zu ohnmächtig; aber es gab andere Wege, heimliche, verborgene!

Sein erstes Werk war es, die Jesuiten wieder herzustellen (7. August 1814)! Die Erweckung der andern Mönchsorden folgte nach, wie auch die der Bulle in coena Domini, die alle Ketzer verflucht. Ja die Inquisition, selbst die Folter trat wieder ins Leben und wurde gegen mehre unglückliche Carbonari angewendet!

All der Unsinn der frühern Jahrhunderte kam wieder zu Tage. Pius öffnete die seit Jahren geschlossene Rumpelkammer des päpstlichen Zeughauses, und heraus flatterten Eulen und Fledermäuse der verschiedensten Gattung. — Hinunter ist der Sonnenschein, die finstre Nacht bricht stark herein!

Processionen, Wallfahrten, Heiligenbilder, und wie all der Gaukelapparat heißen mag, kam auf's Neue zur Geltung. Das Lesen der Bibel wurde auf das Strengste verboten; das neue Licht sollte mit Gewalt ausgelöscht werden. —

Pius fiel auf dem Marmorboden seines Zimmers, brach einen Schenkel und starb am 20. August 1823 in einem Alter von 81 Jahren. — Sein Andenken muß jedem Freunde der Freiheit noch verhaßter sein, als das irgend eines andern Papstes aus der Zeit des finstern Mittelalters; denn jene glaubten doch noch zum Theil an das, was sie vom Volke geglaubt wissen wollten. Aber Pius lebte im neunzehnten Jahrhundert. Aus bloßer Herrschsucht und Habgier ließ er das römische Ungeziefer über die Erde los, unbekümmert über das Unglück, welches dadurch angerichtet wurde; gleich jenem Jungen, von dem in den Zeitungen stand, der Scheunen in Brand steckte, — um dadurch zu den Nägeln zu gelangen, deren Erlös er vernaschte!

Leo 12., der nun folgte, war als Cardinal ein munterer Lebemann, von dem manche deutsche Dame noch zu erzählen wissen wird. Dabei war er Jagdliebhaber, kurz, ein ganz flotter Bursche. Pasquino meinte: „Wenn der Papst ein Jäger ist, so sind die Cardinäle die Hunde, die Provinzen die Forste, und die Unterthanen das Wild." Ach, guter Pasquino, Wild waren wir immer, aber wann werden wir einmal wild werden?

Als Leo Papst wurde, — ja du lieber Himmel, was kann ich Anderes von ihm sagen, — er wurde ein Papst! Er verkündigte 1825 ein Jubiläum und lud die Gläubigen ein: „die Milch des Glaubens aus den Brüsten der römischen Kirche unmittelbar zu saugen." Nun guten Appetit, allein ich meine, diese tausendjährige Milch müßte schon längst ranziger Käse geworden sein!

Dieser Leo war ein solcher — Papst, daß er die Kuhpocken-Impfung als gottlos verbot, weil der Eiter eines Thieres mit dem Blute eines Menschen vermischt werde! — Unter seinen Vorfahren wurde für Geld selbst Sodomiterei mit Thieren erlaubt! — Und die heiligen Väter machen darauf Anspruch, unfehlbar zu sein!

Leo trat ganz und gar in die Fußstapfen seines Vorgängers, und die Kirche erholte sich immer mehr und mehr von dem Schlage, den ihr die Revolution versetzt hatte. Im Jahre 1827 bestand der päpstliche Generalstab aus 55 Cardinälen, 10 Nuntien, 118 Erzbischöfen und 642 Bisch ö

fen. Die Armee der Weltgeistlichen, Mönche und Jesuiten vermag ich nicht zu taxiren.

Leo starb 1829, und ihm folgte Pius 8., der aber bereits am 30. November 1830 starb, nachdem er den Obscurantismus nach Kräften befördert hatte. Wer daran zweifelt, der lese sein Generaledict des heiligen Officiums vom 14. Mai 1829, worin „in Gemäßheit eines heiligen Gehorsams und unter Strafe der Ausschließung und des Verbanntseins, außer den andern Strafen, welche schon durch die heiligen Kanonen, Decrete, Constitutionen und Bullen der Päpste ausgesprochen werden, Allen und Jeden, die der Gerichtsbarkeit des Generalinquisitors untergeben sind, geboten wird: binnen Monatsfrist Alles, was sie wissen oder erfahren werden, gerichtlich anzugeben, in Betreff Aller oder eines Jeden von Denen, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig und von ihr angesteckt, oder ihre Gönner und Anhänger sind — die vom katholischen Glauben abgefallen sind — welche sich den Beschlüssen der heiligen Inquisition widersetzt haben oder sich widersetzen, die entweder in eigner Person oder durch Andere, auf welche Art es geschehen mag, einen Diener, Ankläger, einen Zeugen bei dem heiligen Gerichte in ihrer Person, ihrer Ehre und ihren Vorrechten beleidigt haben, oder beleidigen, zu beleidigen gedroht haben oder zu beleidigen drohen — welche in eigener Wohnung oder bei Andern Bücher von ketzerischen Verfassern, Schriften, die Ketzereien enthalten oder religiöse Gegenstände ohne Bevollmächtigung des heiligen Stuhles behandeln, ehedem besessen haben oder jetzt besitzen" 2c.

Am 2. Februar 1831 bestieg der Cardinal Mauro Capellari unter dem Namen Gregor 16. den päpstlichen Stuhl. Welche Richtung „der heilige Vater" verfolgt, das zeigen die cölnische Angelegenheit, die Wirren in der Schweiz, die triersche Rockfahrt; deshalb enthalte ich mich jedes Commentars und schließe mit der Erinnerung an eine früher angeführte Frage Kaiser Friedrich 2.*)

Für die Fackel.

Herrn Samuel Ludvigh
in Cincinnati, O.

Independence, Californien,
15. Juni, 1868.

Lieber Freund!

Ihrem Verlangen gemäß gewährt es mir Vergnügen, Ihnen in Kürze eine Beschreibung des Owensfluß-Thales, im Ingo County von Californien, zu liefern; so von dem östlich davon gelegenen Lande.

Sehr leid thut es mir, daß ich bei meinen Wanderungen weder Zeit noch die nöthigen Mittel zur Hand hatte, um die natürlichen Resourcen dieses interessanten Landes zu untersuchen und über die geologischen Bildungen, den Charakter der mineralogischen Depositen, die physische Geographie und die Agrikultur-Quellen desselben genauere Forschungen anzustellen. Demnach beschränke ich mich blos auf das Gesehene und Wahrgenommene.

Das Owens River Valley, Cal. liegt zwischen dem 35° und 38° nördlicher Breite und dem 117. und 118. Längegrad; formirt durch die Sierra-Newada-Gebirge gegen Westen, und die Ingo und Weißen Berge gegen Osten. Seine Höhe in der Nähe von Independence beträgt nahe an 4800 Fuß über dem Meeresspiegel; seine Länge von Nordost nach Südwest circa 150 Meilen. Der Owensfluß fließt nahe dem obern Ende in das Thal, die Gebirge an der östlichen Seite, an 100 Meilen weit, begrenzend und ergießt sich in den Owens-See. Der Charakter des Landes ist gesund, das jedoch, mit Ausnahme jenes von 3 bis 4 Meilen breiten Grasterains an der westlichen Seite des Flusses, ist eines der unfruchtbarsten und ödesten Länder, das je von einem Menschen gesehen wurde.

Die Sierra Newadas erheben sich gegen Westen zu einer Höhe von 15,000 Fuß und sind mit ewigem Schnee bedeckt.

Die Spitze der Ingo-Gebirge gegen Osten sind etwa halb so hoch; eben so gegen Westen. Beide diese Gebirgskämme sind fast ohne Vegetation. Es giebt da kaum Holz genug zum brennen, und das kann nur mit vieler Mühe und großen Kosten herbeigeschafft werden.

Der Owens-See gegen das untere Ende des Thales hin beträgt nach jeder Richtung 15 Meilen, ohne sichtbaren Ausfluß; sein Wasser ist mit Mineralien saturirt und so sehr mit Salz und Alkali impregnirt, daß es weder von Menschen noch von Thieren gebraucht werden kann.

Alsbald man östlich die Ingo-Gebirge überschritten beginnt eine Abdachung, welche um so mehr in die Augen fällt, wenn man sich dem äußersten Saume naht, der unter dem Namen Todten-Thal, in Californien bekannt ist. Dies ist wahrscheinlich die bedeutendste Abdachung in der Welt. Oberst Williamson, von der topographischen Vermessung, fand jenes Thal laut Senkblei des Amargosaflusses 104 Fuß unter dem Spiegel des Stillen Oceans; andere Ingenieure fanden den nördlichen Saum 464 Fuß über demselben. Es ist an 40 Meilen lang und 20 breit, und den südlichen Theil ausgenommen, ohne Wasser und ohne Vegetation. Der Flugsand ist mit Alkali gemischt; kein Gras, keine Blume ist zu sehen; eine schaurige Wüste, ganz des Namens würdig, welchen man dem Thale gegeben.

Oestlich und gegen Norden besitzt das Land dieselben Contouren, welche das große Basin von jedem andern Land unterscheidet. Im Sommer hat es ein widerliches Ansehen. Die Hitze, vom Sande reflektirt, ist drückend heiß; alle Feuch-

*) Wir schreiben 1868 und noch besteht der päpstliche Stuhl, obschon sehr, sehr morsch. L.

tigkeit ist verdunstet oder absorbirt; der Boden vertrocknet und hat Risse; keine Vegetation ist sichtbar ausgenommen in der unmittelbaren Nähe irgend eines Stromes oder einer Quelle. Das durch Regen zu Teichen angesammelte Wasser verschwindet im Sommer gänzlich und läßt an seiner Stelle harte Alkalibeete zurück, welche wie unbetretner Schnee glittern; kein Gesträuch ist zu sehen und die trügerische fata morgana (mirage) belebt die Ferne mit illusorischen Silberseen, indeß ringsherum Wolken von Sand in der Luft schweben, welche sich vom Boden erheben, so bald der Sand von Menschen oder Thieren berührt wird. Wirbelwinde, erzeugt durch kalte, von den Bergen in die heißen Ebenen getriebene Luftschichten, kreisen über den Wüsten und wachsen allmählig an Gewalt und Höhe zu wüthenden Stürmen heran, welche die Luft mit Staub und Sand füllen.

Farmen giebt es im Todten-Thal keine; doch giebt es derselben überall im Owens-Thal und die Farmer stehen sich, den Verhältnissen angemessen, so ziemlich gut. Starke Muskeln sind ein sicheres Mittel, in diesem Lande sich zu nähren.

Die Minen liegen brach. Ohne Zweifel ist diese Sektion des Landes reich an Mineralien; doch der hohe Arbeitslohn und der extravaganten Preise der Lebensmittel wegen lohnt sich der Bergbau und die Minenarbeit durchaus nicht. Mit der Zeit wird es anders werden.

Es ist im Thale blos Eine Stadt, Independence, mit einigen hundert Einwohnern. In der Nähe derselben hat man einen Militärposten. Den Einwohnern ist dieses Depot sehr willkommen. Denn es versteht sie mit Ver. Staaten-Greenbacks.

Es geht mir hier gut und würde bleiben, wo ich bin, hätte ich nicht meiner Schwester versprochen, nach unserem alten ungarischen Vaterlande zurückzukehren.

Amerika ist ein großes Land; doch das lateinische Sprichwort sagt: extra Hungariam non est vita, (außerhalb Ungarn giebt es kein Leben).*)

Albert Agoffy.

Georges Sand über Onkel Tom.

Von Mrs. B. Stowe.

Der Fackel mitgetheilt von Mathilde Franziska Anneke.

Keinem, der lesen kann, ist es erlaubt, das Buch nicht gelesen zu haben, und wir beklagen, daß es so Viele giebt, die verurtheilt sind es nie zu lesen, die das Elend zu Idioten und die Unwissenheit zu Sklaven gemacht hat, und für welche die politischen Gesetze bis jetzt machtlos waren, das zwiefache Problem des geistigen und leiblichen Brodes zu lösen.

Nie hat ein reines und edles Weib einen wärmern Dank verdient. Sie ist weit von hier, wir kennen sie nicht, die unsere Herzen so traurig und doch so wohlthuend bewegte — darum wollen wir ihr doppelt dankbar sein. Möge die gerührte Stimme der Frauen, die großmüthige der Männer, die der Kinder, die so wunderbar in diesem Buche verherrlicht sind, und die Stimme der Unterdrückten dieser Welt hinüberklingen über den Ocean und ihr sagen wie geachtet und geliebt sie ist.

Wenn das schönste Lob, das wir der Verfasserin sagen können, das ist, daß wir sie lieben, so ist das wahrste, das wir dem Buche spenden können, daß wir seine Fehler lieben. Wir dürfen sie nicht verschweigen, aber sie brauchen uns nicht zu beunruhigen, die wir verspottet werden, weil wir über das Schicksal der Opfer und die wahren und einfachen Erzählungen weinen. Diese Fehler sind nur relative, den hergebrachten Regeln der Kunst gegenüber, die nie absolut gewesen sind, noch sein werden.

Wenn die Kritiker, denen (die Faktur) der künstliche Bau eines Buches die Hauptsache ist, Euch von Längen, von Wiederholungen reden — dann sehet zu, um Euch über Euer eignes Urtheil zu beruhigen, ob ihre Augen ganz trocken bleiben, wenn Ihr ihnen irgend ein Kapitel vorlegt. Sie werden Euch bald an jenen Senator von Ohio erinnern, der seiner kleinen Frau gegenüber auseinandersetzt, daß er sehr Recht gehabt habe, gegen das Asyl- und Schutzrecht der Flüchtlinge zu stimmen, und der trotzdem gleich darauf zwei von ihnen in seinen Wagen nimmt und sie in dunkeler Nacht auf gefährlichen Wegen führt, wo er oftmals bis zu den Knien in den Morast kommt, um die Räder zu bewegen und seine Schützlinge zu retten. Diese reizende Episode aus Onkel Tom malt besser als alles Andre die Lage der Menschen, die Sitte und Vorurtheil in Conflikt bringt, mit ihrem warmen und edelgesinnten Herzen. Es ist die rührende und zugleich komische Geschichte der Mehrzahl unabhängiger Kritiker. Diejenigen, die ruhig und kalt zu urtheilen vorgeben nach den strengen Regeln der Kunst, sei es in socialen oder literarischen Fragen, sind sehr oft im Kampf mit der innern Bewegung und besiegt von ihr ohne es zu gestehen. Mich hat immer die Anekdote von Voltaire entzücket, der die Fabeln von Lafontaine verachtete und verspottete. „Sie werden die erste beste sehen" sagt er, indem er das Buch öffnet. Und nachdem er eine gelesen: „die da ist noch erträglich, aber hören Sie diese hier, wie abgeschmackt sie ist." Er liest eine zweite, die ziemlich hübsch ist; eine dritte entwaffnet ihn; endlich des Suchens müde wirft er das Buch weg, indem er mit ungekünsteltem Aerger ausrief: „Es ist Nichts als eine Sammlung von Kunstwerken."

*) So ist es, in der That. Ludvigh.

Große Geister können bitter und gehäßig sein, aber sobald sie nachdenken ist es ihnen unmöglich, ungerecht oder gefühllos zu sein. Wir müssen in demselben Verhältniß dasselbe sagen über die geistreichen Leute, deren Profession es ist, mit Geist zu critisiren. Wenn ihr Geist Gehalt hat, so wiederstrebt ihr Herz niemals einem wahren Gefühle. Darum reißt dies Buch, das nach den Regeln des modernen Romans in Frankreich schlecht ist, Alle Welt hin und triumphirt über alle Kritiken und alle Streitigkeiten, die es in den Familien hervorruft. Denn es ist wesentlich ein Familienbuch, mit seinen langen Plaudereien, seinen detaillirten Beschreibungen und sorgfältig studirten Portraits. Familienmütter, junge Mädchen, Kinder, Dienende, Alle können es lesen und verstehen, und die Männer, selbst die geistig hochstehenden, können es nicht verachten. Wir sagen nicht, daß es wegen der ungeheuren Eigenschaften ist, die die Fehler wieder gut machen; wir sagen, daß es auch wegen dieser vorgeblichen Fehler ist.

Man hat lange Zeit in Frankreich gegen die Weitschweifigkeit der Erzählung Walter Scott's gekämpft, dann hat man sich gegen die Balzac's beschwert und Alles erwogen hat man bemerkt, daß in der Malerei der Sitten und Charaktere kein einziger Pinselstrich zu viel war, weil jeder an seiner Stelle und zu dem allgemeinen Effekt beitrug. Nicht als ob Maaß oder Lebendigkeit in der Rede nicht große Eigenschaften wären; aber laßt uns doch anfangen alle Eigenschaften zu lieben, sobald sie gut sind und den Stempel gelehrter oder instinctiver Meisterschaft tragen. Frau Beecher Stowe ist ganz Instict, deshalb hielt man sie anfänglich für talentlos. Sie kein Talent! Was ist denn Talent? Nichts, ohne Zweifel vor dem Genius; aber hat sie denn Genius? Ich weiß nicht, ob sie Talent hat, wie die gelehrte Welt es versteht, aber sie hat den Genius, dessen die Menschheit bedarf: Sie hat den Genius des Guten. Sie ist vielleicht keine Gelehrte, aber wißt Ihr, was sie ist: Sie ist eine Heilige — nichts mehr. Ja, eine Heilige! dreifach heilig ist die Seele, welche die Märtyrer so liebt, so segnet und so tröstet. Rein, klar und tief ist der Geist, der die Falten des menschlichen Wesens so durchdringt. Weit, edel und groß ist das Herz, das mit seinem Mitleiden, seiner Liebe und Achtung ein ganzes Geschlecht umfaßt, das in Blut und Sumpf darniederliegt unter der Peitsche des Henkers und der Verwünschung der Ruch- und Gottlosen. — Es muß wohl wahr sein, daß wir besser sind, als wir selbst wissen, daß wir, wenn auch mit Widerstreben, fühlen: der Genius ist nichts Anderes als Herz; die Macht ist der Glaube, das Talent die Aufrichtigkeit und der Erfolg die Sympathie, weil dieses Buch uns überwältigt, uns die Thränen in die Augen bringt, die Seele tief betrübt und ein seltsames Gefühl der Rührung und Bewunderung uns hinterläßt für die Gestalt eines armen zerschlagenen Negers, der, im Staube liegend, unter einem elenden Schuppen, seinen letzten Seufzer aushaucht.

In Bezug auf Kunst giebt es übrigens nur eine Regel und ein Gesetz, nämlich — zeigen und ergreifen. Wo finden wir vollendetere Schöpfungen, lebendigere Typen, rührendere und zugleich originellere Situationen als in „Onkel Tom"? Jene rührenden Beziehungen des Sklaven zu dem Kinde des Herrn bezeichnen einen uns unbekannten Zustand der Dinge, die Verwahrung des Herrn selbst gegen die Sklaverei während der ganzen Phase seines Lebens, wo seine Seele Gott allein gehört. Die Gesellschaft bemächtigt sich dann ihrer, das Gesetz verjagt Gott, der Eigennutz setzt das Gewissen ab — so hört das Kind, wenn es in's Mannesalter tritt, auf Mensch zu sein — es wird Gebieter: Gott stirbt in seinem Herzen. Hat jemals eine geübte Hand einen ergreifenderen Typus gezeichnet als Saint-Clair — — diese ausgesuchte Natur, liebend, edel, großmüthig aber zu weich und zu lässig um groß zu sein? Ist es nicht der Mensch im Allgemeinen, der Mensch mit seinen ihm angeborenen Eigenschaften, seinen guten Regungen und seinen beklagenswerthen Unklugheiten; dieser reizende Gebieter, welcher liebt und geliebt wird, welcher denkt, folgert, aber nie zum Schluß und zum Handeln kommt? Er verausgabt in einem Tage ganze Schätze von Nachsicht, Vernunft, Gerechtigkeit und Güte und stirbt ohne irgend etwas gerettet zu haben. Sein Leben, das für Alle so kostbar ist, faßt sich in einem Worte zusammen: streben und bedauern. Er hat es nicht verstanden zu wollen. Ach, ist nicht in den besten und stärksten der Menschen ein wenig von alle diesem?

Das Leben und der Tod eines Kindes, das Leben und der Tod eines Negers: das ist der ganze Inhalt des Buches; dieser Neger und dieses Kind sind zwei Heilige für den Himmel. Die Achtung und Freundschaft die diese beiden vollkommenen Menschen für einander hegen, darin besteht die ganze Liebe und Leidenschaft des Dramas. Ich weiß nicht, welch' anderes Genie als das der Heiligkeit solcher Liebe und solcher Situation einen so mächtigen und anhaltenden Reiz hätte verleihen können.

Das Kind, das auf den Knien des Sklaven die Bibel lies't und im spielen von seinen geistlichen Liedern träumt, in seiner ungewöhnlichen wunderbaren Reife; das ihn mit Blumen schmückt wie eine Puppe, ihn dann begrüßt wie etwas Geheiligtes und von zärtlicher Vertraulichkeit zu zärtlicher Verehrung übergeht; das dahinwelkt an einem geheimnißvollen Uebel, welches nichts Anderes ist als der Conflikt des Mitleidens mit dem Gesetz, das dieses Wesen nicht gutheißen kann, weil es zu rein und göttlich ist; das Kind, das endlich in den Armen des Sklaven stirbt, indem es ihm zuruft, ihm in Gottes Reich nachzufolgen. Alles dies ist so neu und so schön, daß man sich bei näherem Nachdenken fragt, ob der Erfolg wirklich so groß ist, wie das Werk verdient.

Die wahren Helden der Frau Stowe sind die Kinder. Sie hat mit ihrem Herzen, dem mütterlichsten auf der Welt, all diese kleinen Wesen in einem Strahl der Armuth ge-

hüllt. Georg Shelby, der kleine Harry, der Vetter Evas, der Säugling, der die kleine Frau des Senators beweint, die arme, diabolische und vortreffliche Topsy, diejenigen, die man sieht und die man nicht sieht in diesem Roman und von denen ihre trostlosen Mütter nur ein paar Worte sagen — alle sie bilden eine ganze Welt kleiner Engel, weißer und schwarzer, in der jede Frau den Gegenstand ihrer Liebe, die Quelle ihrer Freuden und ihrer Thränen findet. Ohne aufzuhören Kinder zu sein, nehmen sie in dem Geiste der Frau Stowe ideale Formen an und interessiren uns mehr als alle Personen eines Liebe-Romans.

Auch die Frauen sind mit Meisterhand gezeichnet und gerichtet; nicht allein die Mütter, die wahrhaft erhaben sind, sondern die, die es weder dem Herzen noch der That nach sind und deren Schwächen mit Nachsicht oder Strenge behandelt werden. An der Seite der methodischen Miß Ophelia, die erst zuletzt begreift, daß die Pflicht ohne Liebe Nichts ist und Nichts nützt, ist Marie Saint-Clair ein Bild erschreckendster Wahrheit. Man schaudert, wenn man denkt, daß sie existirt, jene amerikanische Löwin, die Nichts ist als ein feiger Panther, daß sie allüberall ist und Jeder von uns ihr begegnet: denn es haben diesem reizenden Weibe nur Sklaven zum Foltern gefehlt, um ihr innerstes Wesen gänzlich zu offenbaren, das ihr vorgebliches Nervenleiden nur ärmlich versteckt. Auch die Heiligen haben ihre Kralle, es ist die des Löwen. Wohl schont sie das Fleisch des Menschen, aber sie dringt ein in das Gewissen — wahrlich, dieser guten Har. Stowe, dieser sanften, humanen, frommen Frau steht ein wenig heiliger Zorn und furchtbarer Spott nicht übel!

Ja, sie ist gut diese Frau, aber doch ist sie nicht was man oft spöttelnd eine gute Frau nennt, es ist ein starkes muthiges Herz, das nicht allein die Unglücklichen segnet und die Schwachen zu sich heranzieht, sondern die Unentschlossenen schüttelt und sich nicht fürchtet, die verhärteten Sünder an den Schandpfahl zu binden, um der Welt ihre Häßlichkeit zu zeigen. Sie ist im wahren Sinne des Wortes geheiligt. Ihr warmes Christenthum besiegt das Märtyrerthum, aber es gestattet dem Menschen nicht, das Recht u. die Gewohnheiten desselben zu verläugnen. Es verwirft jene seltsame Auslegung des Evangeliums, welche die Missethat der Henker duldet, um sich daran zu erfreuen, wie sie den Kalender der Schlachtopfer bevölkern. Sie beruft sich auf Gott selbst, sie droht in seinem Namen. Sie zeigt uns von einer Seite das Gesetz, von der andern den Menschen und Gott. Deshalb sage man nicht, daß, weil sie mahnt Alles zu leiden, sie das Recht derjenigen anerkennt, die leiden lassen. Leset jene schöne Stelle, wo sie uns Georges, den weißen Sklaven zeigt, der zum ersten Male die freie Erde eines freien Landes umarmt und die Frau und das Kind an sein Herz drückt, die endlich sein sind. Welche herrliche Stelle, welcher großartige Herzensschlag, welche triumphirende Protestation des ewigen und unveräußerlichen Menschenrechtes auf der Erde: der Freiheit!

Ehre und Hochachtung Ihnen, Frau Beecher Stowe. Ihre Belohnung wird früher oder später der Welt angehören!

Georges Sand.

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Juli, 1868.

Alles jammert und Alles klagt über die schreckliche Hitze und ich fühle wohl dabei wie der Fisch in seinem Elemente. 90, 95, 100, 105 Grad (Fahrenheit) im Schatten, das war so die gewöhnliche Temperatur während meines Aufenthaltes von zwei Wochen zu Cumminsville und Cincinnati.

Sonnenstiche, von denen mehre tödtlich, waren an der Tagesordnung; der Wanzenstiche und Fliegenstiche nicht zu vergessen, denen so Viele unterworfen sind, zu deren Tugenden Reinlichkeit im Haus nicht gehört.

Starkes Gehirn und Schneckenblut sind ein probates Präservativ gegen den Sonnenstich. Da Pferde ebenfalls dem Sonnenstich unterworfen sind, so kam der liebreiche Mensch auf den Gedanken, ihnen einen nassen Schwamm zwischen den Ohren auf den Kopf zu binden. Probatum est.

Auch Pferde stürzten mehre hin und starben am coup de soleil. Am coup d'etat ist noch kein Mensch gestorben.

Auch in der Politik ist die Hitze seit der demokratischen Convention von New-York bedeutend gestiegen. Die Wahlcampagne wäre denn wieder eröffnet und es handelt sich um die große Frage, ob Grant, als Candidat der republikanischen Partei, oder Seymour, der Candidat der demokratischen Partei, für den nächsten Termin von 4 Jahren König werden soll; Präsident wollte ich sagen. Das Wort König ist Demokraten und Republikanern verhaßt. Wesentlich zu distingviren verstehen nur Wenige und so Mancher, der zu distingviren vermag, schweigt über diese delicate Frage und geht durch Dick und Dünn mit dieser oder jener Partei, um für seine Bedientendienste gebührenden Lohn zu erhalten. Wer die Platform der feind-

lich sich gegenüber stehenden Partei-Organisationen lies't, der wird sehen, daß weder Ulysses, noch Horatius im Stande sein wird, die Staatsschulden zu bezahlen und das Volk von der schweren Nöth der Steuern zu befreien; daß weder von demokratischer, noch republikanischer Seite die Aufhebung der Staatensouverainetät und einer directen Volkswahl erwähnt wird, noch einer Instruction der Delegaten, mit dem Rechte der respectiven Parteien, sie zurück zu rufen und durch Andre zu ersetzen; der wird sehen, daß beide Parteien alten Sauerteig kneten, daß das allgemeine Stimmrecht ausser Acht gesetzt und der erwählte Präsident eidlich verbindlich bleibt, „am Alten festzuhalten." Und dennoch welcher Eifer der Stumpredner und Parteischreiber! Als hänge der Fortbestand der Republik von der Erwählung des G. oder des S. ab; als hörte mit dem Beamtenwechsel die Corruption auf, welche nur dann aufhören kann, wenn sie durch wesentliche Reformen im Regierungssysteme und durch strenge Controlle unmöglich gemacht wird. Ein Umstand ist jedoch wesentlich zu bemerken, das ist das hochmüthige und brutale Gebahrden mehrer südlichen Blätter, die es offen aussprechen, daß sie — ihrer verlornen Herrschaft wegen — eine Fortsetzung des Krieges wünschen und mit Seymour und Blair an der Spitze die sanguinischsten Hoffnungen hegen. Armer, getäuschter Süden! Durch Secession hast du einen Selbstmord begangen. Kein Gott kann dir das Institut der Sclaverei wieder geben und dennoch giebt es noch Leute, die ihr Heil in einer Wiederholung des mörderischen Krieges suchen. Arme, verblendete Menschen! Würdet Ihr anstatt Politik treiben, dem Zeitgeist gemäß reformiren; würdet Ihr Euch durch Vernunft regieren, anstatt durch Leidenschaft beherrschen lassen; würdet Ihr, ohne Vorurtheil, der allgemeinen Freiheit das Wort sprechen, anstatt den Congreß zu verdammen, der zum Besten der Republik Maaßregeln ergreifen mußte, welche Ihr selbst heraufbeschworen, nachdem Ihr zwar ritterlich, doch sehr thöricht, den freien Staaten den Fehdehandschuh des Krieges vor die Füße geworfen habt; würdet Ihr Euer Heil in der Union und Eure Genesung in neuen Quellen der Industrie und des Handels suchen, so würdet Ihr nicht von Krieg faseln, der Euch nur noch länger der Militärherrschaft anheimstellen müßte, die nothwendig war und die aufhört, sobald Ihr die Situation begreift und Das vergesset, was nicht zu ändern ist. „Die verdammten Schreier und Demagogen — sie sind es, die an die Leidenschaften der Masse appelliren, sie sind der Fluch der Freiheit!"

Doch lassen wir Das, die Welt geht ihren Gang, bald auf ebenen, bald auf holprigen Wegen, es möge uns gefallen oder nicht und in die Waagschale der Ereignisse legt Jeder, der Eine mehr, der Andre weniger, sein Gewicht.

Nach diesem Präludium wollen wir wieder die Reisetasche packen und alsbald Variationen spielen, auf einer östlichen Tour. Variatio delectat, sagt der Lateiner, (Abwechslung macht Vergnügen). Dem armen, geschundenen Pöbel in katholischen Ländern geben Staat und Kirche zeitweilig Feste, um ihn momentan der Lasten vergessen zu machen, welche sie ihm auferlegen; wir geben dem souverainen Volke zuweilen Wahlcampagnen, Wahlprocessionen und Stumpffestivitäten, um ihm Gelegenheit zu geben durch Hurrahs sich des Segens seiner problematischen Freiheit laut zu freuen.

Und wo soll denn dieses Mal die Reise hingehen? Nehmen wir die Karte zur Hand. — Ein Blick genügt, um dem geübten Touristen den Reiseplan zu zeigen. Hier ist Cincinnati, dort ist Boston; hier liegt Philadelphia und dort Wheeling — setzen wir nun eine Spitze des Cirkels auf den Punkt Cleveland und formiren ein geometrisches großes Oval, füllen dieses mit einigen Dutzend Städten aus und wir haben die östliche Tour von einigen Tausend Meilen vor uns in der Vogelperspektive. „Da weder die allweise Natur, noch der allmächtige Gott den Menschen mit Flügeln begabt hat, um rasch hin durch ferne Räume zu fliegen, so gab sie (oder er) ihm die Vernunft, um nach allerlei Erfahrungen, Combinationen und Experimenten dem langsamen Gang seiner Beine durch die Kraft der Dampfbewegung zu Hilfe zu kommen. Habe so manche hundert deutsche Meilen in Europa zu Fuß gemacht; bin auch auf Reisen auf Pferden und auf Eseln geritten und bin bald 30 Jahre hindurch Tausende von Meilen per Dampf gefahren, ohne (durch den lieben Gott beschützt) den Hals gebrochen zu haben. Das Fußreisen kennt man in Amerika nicht, und in Europa ist es nur noch eine Prärogative reisender Handwerksburschen und weniger Studenten. Ach, wie gerne würde ich jetzt noch, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, eine Fußreise machen durch Italien und die Schweiz! Auch fühle ich wieder, nach des Winters Asthma und Husten, so diabolisch wohl, daß es mir ein Leichtes wäre und Vergnügen machen würde, in schöner Gegend einige zwanzig englische Meilen jeden Tag zu wandern; und wäre es auch nur im Lehigh, oder Mohawk Thale unsrer prosaischen veruneinigten Staaten. Aber, aber die Poesie ist dahin — bin ja, ha, ha, ha, Geschäftsreisender, souverainer Lumpensammler des großen Institutes der Fackel; — 's wäre Thorheit und Schande hier zu Lande, zu Fuß zu reisen und so wollen wir denn am 21. Juli auf dem Riegelweg von Cumminsville via Hamilton nach Dayton fahren.

Streichen wir den liberalen Gerber J. W. Sohn und den freisinnigen Kaufmann Hoßfeld, nebst ein Paar andern Namen aus des Fackler's Liste, so wäre es unnöthig zu Hamilton Halt zu machen, so stark hier auch das deutsche Element vertreten ist. Und Dayton? Na, da giebt es halt kein Abenteuer mehr; aber (hört und staunt über Orindur) selbst im Lager der Vallandingham- und Pendelton-Demokratie einige recht warme Freunde und stereotype Leser der

Fackel. Ich wohnte in einem republikanischen Hause, bei Freund Valentin Scheuermann, der gerne Alles nach Kräften unterstützt, was dem Fortschritt dient. Ob die Erwählung Grant's zum Präsidenten dem Fortschritt dienen, und die Wahl Seymour's die Feuerfresser im Süden und im Norden zu einer Contrerevolution animiren oder gar verführen wird, darrüber wußte Scheuermann so wenig Gewisses zu sagen, wie ich selbst; doch setzt er in Grant mehr Vertrauen, indeß ich glaube, daß der Sieg, welchen der Humanismus mittels der großen Kanone errungen hat, nur dann am schnellsten Früchte der allgemeinen und dauernden Freiheit bringen wird, wenn eine noch größere Kanone, in kürzerer Zeit, das begonnene Werk fortsetzt, um auf neuer Basis eine neue, eine wahrhaft freie Union zu gründen, ohne König auf vier Jahre und ohne Sonderbündelei. — So ist es mir denn, vor der Hand, blos die fünf zwanziger Bondfrage demokratisch bevorzugend, tout egal, ob G. oder S. Präsident wird. Mag Seymour ein zweiter Buchanan werden — würden doch Grant, Sherman und Andere die letzte Schlacht gewinnen, verursacht durch Feuerfresser und Demagogen. Amen will ich erst dann sagen, wenn aus den Trümmern der jetzigen beiden Parteien eine neue Partei sich gestaltet, die in der Schule der Vergangenheit gelernt hat, daß eine Constitution keinem Panzerhemd, sondern einem bequemen Rocke gleichen soll, in dem ein freier Mensch sich frei bewegt und frei entwickelt. Conservativ sein, heißt ein Ochs sein, der durch Naturnothwendigkeit bestimmt ist Ochs zu bleiben, so lange das Geschlecht der Ochsen dauert.

Welch Geistes Kinder die südlichen Feuerfresser sind u. was sie, ökonomisch bankerott und politisch halbtodt, noch jetzt im Schilde führen, erhellt auch auf eclatante Weise aus Cobb's Rede zu Altanta, im Staate Georgia. Als Schatzkämmerer, unter Buchanan, that er sein Bestes, die Kasse zu plündern und widmete sich alsbald ganz der Secession.

Er sagt in seiner Rede:

„I come to-day in the spirit of tolerance. I want to bury in Georgia bitter recollections of the past. You and I have differed for days and for years since the hour in which my voice was first raised in the public meeting of my country. I come to-day to present candidates, and invite every good and true man in Georgia to join with me in the good work. Come-if you have gone astray come back. The doors are wide open, wide enough, broad enough to receive every white man in Georgia, unless you should discover him coming to you creeping and crawling under the Chicago platform. Upon them there should be no mercy. They have dishonored themselves and sought to dishonor you. Anathematize them. Drive them from the pale of social and political society.

Young men, in whose veins the red blood of youth runs so quickly, let the ardor of your temperaments, the pulsations of your hearts, all heat for Georgia! Your old State, the State of your fathers, that holds in reserve honors innumerable for you and for them, come! Come one and all, and let us snatch the old banner from the dust, give it again to the breeze, and, if needs be, to the God of battles, and strike one more honnest blow for constitutional liberty. (Prolonged and enthusiastic applause.)"

Als ich schon lange her mich für Fremont und Jessie begeistern ließ, hat einer meiner ältesten Abonnenten zu Dayton nicht nur die Fackel aufgegeben, sondern sogar den Fackler „mit Worten" zur Thüre hinausgejagt. Glaube nicht, daß der gute Mann es je bereut hat; denn er ist seinen politischen Grundsätzen getreu geblieben. Ich aber bedauerte, in der That, politischer Meinungsverschiedenheit wegen einen braven Mann und alten Freund verloren zu haben. Es ist schlimm für die Menschen und gefährlich für die Freiheit, wenn Parteiliebe zu Parteisucht wird und Fanatismus die Argumente der Vernunft erstickt. Man mag lieben, man soll lieben, aber man soll nicht rasen. Man mag sich irren, man soll aber nicht absichtlich dem Irrthum dienen.

Als ich im Depot mein Fahrgeld nach Sandusky bezahlt hatte, traf ich Hrn. Altstädter, einen Bekannten und Agenten der Bahn, der mir durch Introduction beim Präsidenten eine Freikarte anbot, um mich einer Gesellschaft von Editoren aus Louisville, Cincinnati und Dayton anzuschließen, die auf einer Excursion nach Kelley's Island und Detroit eben im Depot ihre Sitze in einem Separat-Waggon einnahmen, um nach Sandusky abzureisen. Ich erhielt denn mein Geld zurück und hatte das Gratisvergnügen einer sehr interessanten und angenehmen Fahrt. Ausser der Repräsentation des Cincinnati Volksfreundes waren alle Editoren Amerikaner. In Politik verschieden gefärbt, konnte man nicht jene Harmonie erwarten, die man findet, wo Herz und Sinn der Gesellschaft Eins sind. Nichtsdestoweniger war Alles froh und heiter, und trotz des moussirenden Catawba's, der in Strömen floß, ist keine Dissonanz zum Ausbruch gekommen. In Sandusky City lag das Boot „Evening Star," in Bereitschaft und von einer kühlen Brise gefächelt glitten wir hin auf den blauen Wogen der Bay. Zu Kelley's Island angekommen hat man uns auf Rechnung der Eisenbahngesellschaft (Cincinnati, Hamilton und Dayton R. R.) mit einem sehr guten Souper bewirthet, wo abermal Sparkling kredenzt wurde. Wein auf einer amerikanischen Tafel gehört zur großen Seltenheit. Erst vor Kurzem verlangte auf Put in Bay Island im Hotel an der Mittagstafel Herr W., ein bedeutender Weinpflanzer aus Cincinnati und sehr biederer alter Deutscher, eine Flasche Wein. What, Mr. W. Wine at the table? Yes, Sir, and if you refuse it, I shall look for it somewhere else. Als er aufstehen wollte, besiegte der Wirth rasch seine Temperenz-Heuchelei und alsbald erschien eine Flasche Wein, zum Grauen Dieser und zum Aerger Jener über die Frech-

heit des old Dutchman, der beim Essen, gegen alle amerikanische Sitte, Wein trinkt. —

Das Boot ging des Nachts nach Detroit ab; ich aber blieb im Hotel zurück, da ich gekommen war, um hier die persönliche Bekanntschaft des Herrn Farciot zu machen, des Superintendenten der Kelley's Island Wein-Compagnie.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit Hrn. Farciot, der mich abzuholen kam, nach seiner Wohnung. Ich sah da einen gewölbten, aus Felsen gehauenen Keller mit drei Etagen von Fässern, zu 500 bis 1000 Gallonen das Stück. Der Keller ist 120 Fuß lang, 36 breit und 18 Fuß hoch. Gegenwärtig lagen da 82,000 Gallonen Wein in Fässern. Den Wein, besonders den Rothwein, fand ich sehr gut. Der Weißwein von Kelley's Island zeichnet sich besonders durch seine Blume aus. Würde man nicht die besten Trauben beim Pfund verkaufen und nicht Beeren und Kämme zusammenpressen, so würden die Weine dieses Eilands um hundert Procent mehr werth sein und mit dem besten Rheinwein rivalisiren können.

Die Weincompagnie ward durch die Familie Kelley in's Leben gerufen. Man macht bereits große Geschäfte; wozu wohl Farciot's gründliche Weinkenntnisse sehr viel beitragen. Die Gesellschaft zählt jetzt 38 Mitglieder.

Nach einem guten Lunch, kredenzt durch Frau Farciot und ihre Schwester, gebildete und gemüthliche Wienerinen, begleitete mich Hr. F. den hiesigen großen Kalksteinbrüchen vorüber nach der Landung, von wo ich alsbald die angenehme Fahrt von 8 Meilen nach dem Eiland Put in Bay fortsetzte.

Gegenüber liegt Gibraltar, Eigenthum des Hrn. Cool, der ein fanatischer Verehrer des Christenthums und des Pfaffenthums große Summen spendet, um in den Himmel zu kommen. Möge er hinkommen, der arme Mann!

Mit Hrn. Schraidt besuchte ich seine deutsche Collegen die Winzer Harms und Müller. Eine Siesta im kühlen Schatten von drei Linden, bewirthet mit Seedling- und mit Delawaresaft, war bei Harms, in der That, der juten Jaben letzte nicht.

Am 24. fuhr ich an Bord eines Dampfers, der mit Excursionisten dicht besetzt war, zurück nach Sandusky. Heiter war blos die Musik an Bord; die Menschen machten lange, langweilige Gesichter.

Meine Freunde in Sandusky erboten sich, eine Nachtpartie zu Wasser zu veranstalten; aber es trat Gott Aeolus dazwischen, erhob einen heftigen Wind und peitschte die Fluth, daß unsere Freude zu Wasser wurde.

Das Fenster meines freundlichen Zimmers in Geiersdorf's Hotel gewährte mir das Schauspiel der hochbewegten Bay; in meiner Herzens-Bay aber war es so still, so ruhig, als hätte da noch niemals ein Sturm getobt.

„Ein sorgenfreies Alter, wenn mit Gesundheit begleitet, ist doch die schönste Saison des Lebens"; da ist Alles normal; da stürmt keine Leidenschaft, da kränkt keine illusorische Hoffnung eitler Ambition, da bewegt die Brust kein thörichter Wunsch, da hat es mit den dummen Streichen geschellt; da gleitet der Lebenskahn so ruhig hin und der alte Schiffer blickt lächelnd hinab in die rastlosen Strömungen des jugendlichen Lebens und Treibens.

Von Sandusky fuhr ich per Eisenbahn nach Cleveland, nahm wie gewöhnlich im deutschen Hotel Weidekopf's Quartier, stattete da im Fluge den Freunden der Propaganda meinen Besuch ab, sprach beim alten Wächter am Erie ein, stärkte mich bei Paul Schmidt und bei Seyler mit einem Glas Rheinwein, regalirte mich da der Schauspielerin Frau Eiche gegenüber mit einer Augenweide und dachte: „das Schöne und das Interessante gewährt auch noch dem Auge des Alters Genuß."

Der Sonntag-Morgen wurde more consveto dem Schreibtisch gewidmet und Nachmittag besuchte ich den Friedensrichter Kolbe, den Wagenfabrikanten Drumm, in dessen Haus ich in früheren Jahren viele angenehme Momente genossen habe, bei Musik und bei Gesang, und Grasselli, den Chemiker und Fabrikanten allerlei diabolischer Stoffe, als da sind Blausäure, Vitriol u. s. w. Da ich nicht Grasselli's Kunde, sondern er mein Kunde und Leser seit vielen Jahren ist, so wurden mir natürlich keine Proben aus dem chemischen Laboratorium, sondern Stoffe von Kelley's Island vorgesetzt, gewürzt durch heitere Gespräche. Herr Grasselli besitzt eine sehr interessante Sammlung von Mineralien; doch das edelste Metal ist sein freier Geist.

Am 27. um 7:15 A. M. das Depot verlassen und um 9:30 A.M. zu Erie, im Staat Pennsylvanien, angekommen.

Geht das nicht Alles rasch und schnell voran? So lieb ich es — kommen und gehen, genießen und sehen — nur mit des Cæsars veni, vidi, vici (ich kam, ich sah, ich siegte) ist es vorüber. Mit 68 siegt man nicht und wird nicht mehr besiegt: man labt sich blos noch an den vormals errungenen Trophäen, als Decorationen aufbewahrt in den Tempeln des Cupido und der Venus.

Ich habe zu Erie den alten Junggesellen Benson, Herausgeber der „Freien Presse" nach langer Zeit wieder ein Mal besucht. Die Herren Collegen können sich überhaupt nicht beklagen, daß ich sie oft mit einem Besuche in ihrem Sanctum belästige, um mit Püffen beehrt zu werden. Das Lob unserer Zeitungen, bei denen in der großen Regel Kirche und Partei Alles, Wahrheit und Gerechtigkeit Nichts sind, ist mir (bis eine sehr, sehr limitirte Zahl derselben) eben so gleichgültig wie ihr Tadel; nur von Einem Blatt wünschte ich ganz besonders ein Mal gelobt zu werden; aber das war bis jetzt unmöglich, denn — „es liebt mich halt nit und so lobt's mi a nit." Grausamer Löwe, kannst du den Esel nie vergessen?!

Benson kann es den Leuten nicht recht machen, sagte er mir. So geht es den besten Leuten und so geht es ja

auch dem lieben Gott im Himmel, der gewiß die beste Person in der Welt ist.

Besonderes Vergnügen macht mir jedes Mal der Besuch bei Dr. Brandes, den ich seit vielen Jahren kenne und der stets der geistreiche, der ästhetische, der elegante, der beliebte Doctor von Erie geblieben. Der Doctor ist eben im Begriff, sich ein Palais en miniature bauen zu lassen, wozu er einen Baumeister von New-York kommen ließ, um den Plan zu zeichnen. Sein College, Doctor Germer erfreute mich bei diesem Besuche mit einigen Wiener Blättern: „Punsch, Kikiriki und Hans Jörgel." Hätte man zu meiner Zeit ('s ist freilich schon lange her) den Wienern solchen starken Punsch kredenzt, hätte der Kikiriki vor Metternichts Sanctum solche Lieder gesungen, hätte Hans zur Zeit von Eipeldauer auf solche Weise gejörgelt, so wäre es Jedem wie mir armem Teufel gegangen: man hätte ihnen mit Festung gedroht, oder sie zur freien Wahl gezwungen, nach „Amerika" zu gehen. — Wie sich doch in der Zeit die Menschen ändern: aus dem winzigen Schneeflocken wird die Lawine und der kleine Franz Joseph wird ein großer Mann, wie es a peu pres der winzige Lincoln geworden, getrieben durch den Sturmwind der Verhältnisse. Gleichviel, ob der Hebel willig oder unwillig an die Maschine gesetzt wird, wenn er nur hebt und schiebt und vorwärts treibt. Möchte jetzt, wahrlich, selbst noch in Wien krähen; zum Fackeln wär es noch zu früh, ohne sich der Gefahr auszusetzen, „vom Teufel sich das Licht ausblasen zu lassen."

Alles braucht seine Zeit. Auch ist unter der Sonne Vieles möglich: Wien kann noch der Sitz eines deutschen constitutionellen Kaiserreiches werden und Franz Joseph oder dessen Erbe König eines unabhängigen constitutionellen Ungarns. We shall see; if not we, others may see it.

Warum giebt es denn keine Hofnarren mehr? Das wäre das einzige Amt, nach dem ich streben und sogleich bei Sr. Majestät, dem Henker von Arad, supliciren würde. Höchstdieselben müßten dem Kaisertitel freiwillig einem Hohenzoller abtreten und sich mit dem Königstitel von Ungarn, Croatien, Serbien, Wallachei, Bosnien u. s. w. begnügen, um — dem Fortschritt zu dienen und die Dynastie zu retten. Kikiriki! Sela.

Ich habe zu Erie das Gefängniß besucht, um die Physiognomie eines Diebes zu studiren, der seit Jahren mit gestohlenen Waaren Handel trieb. Er heißt Knapp. Weib und Kind sitzen ebenfalls als Mitschuldige. Der Krug geht so lange zum Brunnen bis der Henkel bricht.

Von Erie fuhr ich via Corry durch wild romantische Partien nach Meadville, in der Oehlregion von Crawford County, im Staat Pennsylvanien. Dieser Staat hat viele große Landstädte, von europäischen und von amerikanischen Deutschen bewohnt; doch ausser in Erie, Pittsburg, Allegheny City, Birmingham, Meadville und Philadelphia hat die Fackel dort auch nicht Einen Abonnenten und im kleinen Meadville besitzt sie ein zahlreicheres antikirchliches Element als in der Großstadt Philadelphia, trotz Schünemann Pott's vieljährigem Wirken als Redner einer freien Gemeinde.

Die Reise nach Meadville macht mir der dortigen freundlichen Aufnahme wegen stets Vergnügen. Auch jetzt hatte ich wieder im Hause von Daniel Schreiber einen sehr vergnügten Abend. Freund Wälte, der liberale Brauer, überraschte mich da mit einem Ständchen. Sein Sohn spielte die Guitarre sehr brav und alsbald wurden einige Touren getanzt. Den Reigen begann der joviale Hausherr mit der Köchin vom Haus und Ahasverus konnte, frei u. ungenirt bei Freunden, dem Drang nicht widerstehen mit Derselben, zur Ueberraschung der Anwesenden, einen steiermärkschen Ländler zu tanzen und, als Intermezzo, ein ungarisches Lied, mit Guitarbegleitung, und sogar die heiteren Strophen: Bäurin sollst ham gehn, dein Mann is krank ꝛc. zu singen.

„Freude, schöner Götterfunke, wie selten ist deine Würze des Lebens, u. wie innig fühlt man deinen Zauber, wie tief und rein, wenn man nach Armuth und Krankheit erfahren hat, was Leiden heißt."

Reisende finden zu Meadville ein elegant eingerichtetes deutsches Hotel, das vor Kurzem Conditor Greeble, nahe dem Depot, eröffnet hat. Guter Tisch und echte Rheinweine machen das Haus besonders empfehlenswerth.

Am 30. des Morgens um 3 Uhr fuhr ich mit dem Frachtzug zurück nach Corry, hatte da in diesem Eldorado für Spekulanten und für Schwindler zwei Stunden zu laviren, ehe ich die Reise nach Dunkirk, im Staat New-York, fortsetzen konnte. Wir passirten den See Chautouqua in einer freundlichen Gegend.

Im Sigel Hause des Hrn. Peter fand ich, wie gewöhnlich, sehr gute Bewirthung. Dunkirk vergrößert sich mit jedem Jahr. In Folge einer Feuersbrunst werden eben wieder mehre solide große Häuser gebaut. Unter den Deutschen, die gelitten, sind auch die Gebrüder Koch abgebrannt, deren neues Haus eine Zierde der Stadt sein wird. Der deutsche Maurermeister Schäfer hat vollauf zu thun. Der Schaden des Einen ist häufig der Nutzen des Andern; so wie oft einzelnes Uebel zu allgemeinem Gut wird.

Am 31. nach Buffalo gefahren. So entschwand mir denn der heiße Juli; Gesundheit und sonstiger Momente wegen, für mich ein höchst angenehmer Monat. Auch die Geschäfte waren gut und das ist ja in Amerika in der Regel Hauptsache; denn Alles rennt und Alles jagt nach dem allmächtigen Dollar und machen die Leute in diesem Elysium des Schachers nicht mehr als sie brauchen, so wird über schlechte Zeiten geklagt. Klagen über schlechte Menschen kommen im Volke selten zur Sprache und liest man, besonders jetzt im Wahlkampf, die Parteiblätter, diesen demoralisirenden, lügenstrotzenden Schund, so sollte man doch glauben, daß es hier in der Glorreichen sehr viele schlechte Men-

schen giebt und Jene die schlechtesten sein müssen, die man für die höchsten Aemter erwählt.

Preßfreiheit ist ein Segen für das Volk; Preßknechtheit ist die Todtengräberin der Freiheit.

August, 1868.

Die Hitze ist bereits weniger schweißtreibend als sie es im Juli war; bei 80 Grad Fahrenheit können sich, gewiß, selbst Schmerbäuche wohl fühlen. Es ist dies eine herrliche Saison zum Reisen; von reichen Leuten ganz besonders benutzt, um sich, in der Regel, bei ihrer Geistesarmuth in Badeorten und am Niagara abzukühlen und zu langweilen. Wer des Schönheitssinns bar ist, wen Naturscenerien nicht zu begeistern vermögen, dem gewährt das Reisen so wenig Lust, wie das luxuriöse Ameublement seines Parlors. Wo Geist u. Geschmack fehlt, dort ist das Knotenthum zu Hause, gleichviel, ob solch ein Mensch Hausherr eines Palastes, oder Inwohner einer Hütte ist.

„Wenn Herz und Mund sich laben, will auch die Nase Etwas haben," sagt der Tabakschnupfer, und ich sage, jetzt: wenn man sich von der vortrefflichen Tafel in Grüner's Hotel zu Buffalo einige Tage materiell restaurirt hat, so thut es Herz und Geist sehr wohl, einen Ausflug nach den Niagarafällen zu machen, dort sich am erhabenen Schauspiel der Natur zu laben und sich in Jacob's empfehlenswerthem River House mit einem Sturzbad zu erfrischen. Diese seligen Momente wurden mir denn in dieser angenehmen Saison abermal zu Theil und zwar einsam und allein, wie ich dergleichen Momente am liebsten genieße.

Das Röschen, das an den Stromschnellen bescheiden und naturwüchsig blühte und dessen ich in früheren Streifzügen erwähnte, ist zur Rose geworden: das Mädchen wird Mutter, die Mutter wird Großmutter und so drängt eine Welle die andere; so verdrängt ein Alter und ein Geschlecht das andere. Auch an der Mittagstafel im River House befanden sich dieses Mal recht hübsche Rosen, ganz interessante und gebildete deutsche Mädchen, aus Buffalo und aus Toledo. Wäre ich jung und Toledaner gewesen, ich hätte der jüngsten jener Damen für einen Kuß den schönsten Strauß zu Füßen gelegt; aber alt und runzelig — was kann man Besseres haben, als schweigend am Schönen sich laben?!

Was aus der irländischen Nymphe, die ich, vor etwa 12 Jahren, als sie mir ein Bad anwies, scherzend auf die Achsel klopfte, und aus dem Badeinhaber, jenem Schurken, der mich dieses „schrecklichen Insultes" wegen arretiren wollte, sich jedoch mit einigen Thalern abspeisen und mich laufen ließ, was aus diesen beiden Prachtexemplaren, einer Gans und eines Wolfes, geworden, das mögen die Götter des Olympes wissen. Vergessen werde ich jene Scene auf Goats Island nie. Und wenn es nicht schlecht wäre, einem Andern Schlechtes zu wünschen, so wünschte ich, daß jenen Schangei und Beutelschneider der Teufel holte † und der Irländerin ein Schwefelbad bereitete, in dem er für seine schlechte That, die gewiß nicht die erste gewesen sein mag, büßen müßte. Sela.

Nachdem ich die Familie Nielson besucht und dem Fall auf der amerikanischen Seite meine Aufwartung gemacht hatte, kehrte ich nach Buffalo zurück.

Um die Prosa einer Geschäftsreise zu würzen entschloß ich mich, einen Abstecher nach Canada zu machen und dort im Lande der Königin Victoria die Städte Hamilton und Toronto zu besuchen.

Vor der Abreise von Buffalo fuhr ich auf der Straßeneisenbahn hinaus nach dem Rennplatz, wo eben während meines Hierseins ein Wettrennen stattfand (races). Obschon ich nie den Dollar festhalte, wo er mir Genuß bringt, hatte ich doch keine Lust, hier das Entree eines Thalers zu bezahlen, um einem Concurs von einigen tausend Menschen und das tolle Jagen geschundener Pferde anzusehen. Ich fuhr denn sogleich wieder Linksum und kehrte in Köster's Park ein. Es ist dies ein sehr angenehmer Erholungsplatz mit schattigen Bäumen, wo wöchentlich einige Concerte stattfinden. Man findet da die besten ausländischen und inländischen Weine und sonstige Erfrischungen aller Art. Den Temperenzlern und Puritanern ist solch ein Ort des Trinkens und profanen Musicirens im Centro der Stadt ein Greuel; indeß vernünftige Menschen das Unternehmen Köster's zu würdigen wissen.

Kann es für eine poetische Seele was Schöneres geben, als nach einem heißen Tag unter den säuselnden Baumkronen mit Semelen zu kokettiren und auf den Toneswogen der Musik geistig zu schwelgen? Und wird da der materille Genuß Jener nicht gesteigert, die Geschmack finden an einem Glas Wein, oder Bier? Gewiß.

Ich kann nicht versäumen zu erwähnen, daß ich wieder ausnahmsweise einen Menschen traf, Hrn. Jul. Brock, der nicht zufrieden selbst die Fackel zu lesen, auch will, daß sie von vielen Andern gelesen werde; und so machte er denn eine Parforcejagd unter „seinen Leuten" und bewog auch Einige zum Abonnement. Ein schweres Stück Arbeit, welche ich sehr gerne Andern überlasse, obschon ich mich ihr zuweilen der Sache und des eigenen Nutzens wegen pflichtgemäß unterziehen sollte, zum bösen Spiele gute Miene machend. Abonnenten sammeln – Abonnenten für meine eigenen Schriften — das konnte ich blos aus Hunger, oder aus Stolz, um nicht Fiasko zu machen zum Triumphe der Gegner und Feinde.

Der hiesigen deutschen Hunde-Equipagen für Shuddies habe ich schon bei einem früheren Streifzuge erwähnt; nun will ich aber auch der deutschen Presse erwähnen, um daraus zu ersehen, wie stark das deutsche Element in Buffalo vertreten ist. Daß es hier einen Turnverein giebt, ist selbstver-

ständlich und so ist denn da auch ohne Zweifel für den Fortschritt gesorgt. Ausser diesem Medium wird die deutsche Bildung durch vier, sage vier Journale verbreitet: freie Presse, für unabhängige Bildung; der Demokrat, für demokratische Bildung; der Telegraph, für republikanische Bildung; der Volksfreund, für katholische Bildung, id est: für Wahrheit, Freiheit und Recht, oder identisch: für Dreieinigkeit, Inquisition und Rom.

Garibaldi soll kürzlich das Pfaffenthum die Cholera von Italien genannt haben, deren Buden man niederreißen sollte. Entsetzlicher Wunsch! Wohin käme es dann mit Wahrheit, Freiheit und Recht?! Ne, das Niederreißen der Buden hilft wenig; aber wenn man so durch einen patentirten Apparat die Millionen dummer Köpfe wie faule Zähne vom Weinsteinansatz des Glaubens reinigen und befreien könnte, dann würden Papstthum und Pfaffenthum bald von der Erde verschwinden und humanistische Bildung würde folgen, die den Himmel stürmt, um die Erde zu erobern, um deren Früchte und deren Freuden die Völker seit Jahrtausend betrogen werden von kirchlichen und politischen Gauklern und Gaunern. Ist es anders? Beweiset!

Durch Buchhändler Besser erfuhr ich, daß hier vor Kurzem ein deutscher protestant. Prediger starb, der in seiner Stellung nach besten Kräften nach dem Lichte der Aufklärung gestrebt haben soll. Verdient allerdings Anerkennung; um jedoch das Licht zu verbreiten muß man aus den engen Schranken der Kirche heraustreten und aufhören, Prediger und Christ zu sein.

Es ist der 4. August. Lassen Sie uns auf der New-York Central, die Editoren keine Pässe, doch Schadenersatz für Accidents giebt, lassen Sie uns nach der imposanten Drahtbrücke (suspension bridge) fahren, den Fällen auf der Canada Seite eine Visite machen und dann die Tour fortsetzen nach Hamilton.

Wir haben die Brücke passirt und den Fällen einen flüchtigen Liebesblick zugeworfen. Wir halten am Depot an; ich steige aus, um für einige Exemplare S. Ludvigh's freie Schriften der britischen Regierung den gebührenden Zoll von $2.25 zu bezahlen, damit ich nicht als Schmuggler der Strafe verfalle und auch, um dem Rechte Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Beschützt uns das Gesetz, so haben wir es auch zu respektiren, so drückend und ungerecht es etwa auch erscheinen mag. Hätte ich einst so gedacht und Metternich's Gesetze respektirt, so hätte ich mich keinem Exil unterziehen müssen. Aber wo wären dann meine Sarah und die Fackel geblieben? „Was Gott thut, das ist wohlgethan; Gott aber ist nichts Anderes als der Mensch selbst: was also der Mensch thut, das ist wohlgethan und wäre es noch so verkehrt oder noch so schlecht gethan. Entsetzliche Argumentation. Wiederlegt sie! Ich habe längst im Stillen vor dem Bilde Sr. Majestät, meinem Kaiser und König, Abbitte gethan für alle meine begangenen und noch zu begehenden Unterlassungssünden und segne das Fatum, das mich an seinem unsichtbaren Zwirn durch ein Labyrinth von dummen Streichen in den Hafen der Ruhe und des Glückes geführt hat. Dumme Streiche sind oft eine Wohlthat für den Menschen, nur möge der Himmel Jeden und Jede vor schlechten Streichen bewahren.

Man kann Casanova lesen und dumme Streiche machen, ohne sich zu compromittiren; aber kleine Mädchen nothzüchtigen, zwölf Bände das Casanova stehlen und diese Bücher noch im Zuchthause lesen, wie jüngst der Schauspieler Pohle zu Buffalo gethan hat, das ist schlecht gethan und bringt schlechte Früchte. Armer Teufel, du dauerst mich. O, dieser Stachel, dieser Stachel, wie elend, wie unglücklich macht er so viele Menschen!

Nachdem die Zollprocedur geschlichtet war, machte ich — leicht athmend durch geflickten Blasebalg — einen Spaziergang von einer Stunde, am hohen felsigen Ufer des blauen Stromes, nach den Fällen. Es war so schön, es war so angenehm, so feierlich, so groß, so schaurig, so erhaben. Eine kurze Strecke diesseits dem Clifton Hause hielt ich auf einem Felsplatteau kurze Siesta u. weidete mich an dem imposanten Wogenspiel u. bewunderte zugleich die geistige Größe des Menschen, die sich hier wieder durch den begonnen Bau einer zweiten Draht-Brücke manifestirt. Diese Brücke wird, diesseits nahe dem Clifton Hause und jenseits an dem Schwestern-Eiland, beide Ufer, das der Monarchie und der Republik, verbinden. Welch' großer Gedanke! Welch' kühner Bau! Ach, es freut mich doch, daß es noch Etwas giebt, das mir groß vorkömmt und das ich bewundere. Je mehr man sich bestrebt Etwas zu wissen, desto mehr lernt man einsehen, daß man sehr wenig weiß, und je mehr man sich der Größe naht, je näher man der Pyramide kömmt, je mehr man sich Betrachtungen und Vergleichungen hingiebt, desto kleiner erscheint Alles im Einzelnen, desto weniger bewundert man das Individuelle und wird endlich erfüllt vom großen Gedanken des unergründlichen Universums.

In der Veranda des Clifton Hauses setzte ich mich in den kühlen Schatten und ergötzte mich an dem Totalanblick der majestätischen Fälle.

Das war eine ausgefüllte Stunde. Es kam der Zug und ich fuhr nach Hamilton. Man gab mir die Adresse eines deutschen Gasthauses das gut genug ist, um da eine Nacht zu schlafen, ohne von Wanzen molestirt zu werden. Im Depot angekommen begrüßte mich ein Deutscher, der mich vor mehren Jahren zu Erie, Pa. sah, und nun wieder erkannt hat. Es war Herr Müller, Musiker und Fresko-Maler, ein intelligenter, freisinniger Mann. Hrn. Göring, den vormaligen Agenten der Fackel, traf ich jetzt als Wirth und Importeur von Rheinweinen. In seinem Hause verkehren sämmtliche Editoren der Presse von Hamilton. Es erscheinen hier zwei tägliche und vier wöchentliche Zeitungen. Die deutsche Zeitung existirt nicht mehr. Hamilton hat 24,000 Einwohner, unter denen circa 300 Deutsche.

Die Stadt, 42 Meilen von Niagara entfernt, am Ontario-See und der Burlington Bay gelegen, ist sehr hübsch. Die Bay ist 7 Meilen lang, 3 Meilen breit und 30—100 Fuß tief. Die Bevölkerung ist mit der Regierung sehr zufrieden und sehnt sich nach keiner Annexation mit der Nachbar-Republik. Die Schulen sind in gutem Zustande. Freiheit hat man hier so viel wie bei uns; doch etwas mehr Sicherheit und Ordnung. Das Damen-Collegium, das Taubstummen-Institut und das Mechanics-Institut, mit einer großen Bibliothek, sind ansehnliche öffentliche Bauten. Obschon ich nach Canada blos des Vergnügens wegen kam, so erhielt ich doch auch ganz unerwartet Abonnenten für die Fackel, von der seit 14 Jahren keine Exemplare nach Hamilton gekommen waren.

Am 5. fuhr ich per Eisenbahn nach Toronto. Die Entfernung ist 40 Meilen. Passage $1.00; versteht sich in Silber. Indeß bei uns blos Greenbacks circuliren, ist Canada mit Vereinigter-Staaten-Münze überschwemmt. Es sollen 11 Millionen Thaler im Umlauf sein und das Canada Papier ist höher im Preis als unser Silber Scheidemünze wird zu 10 Procent u. größere Münze zu 4 Procent Discount angenommen. Indeß wir froh wären unsere Münze im Umlauf zu sehen, ist sie den Canadensern eine wahre Last. Ich habe zu Toronto nahe dem Depot in einem deutschen Gasthause Quartier genommen, wo mir die Aussicht auf den wogenden See das Angenehmste war. Toronto ist eine sehr hübsche Stadt, mit circa 60,000 Einwohnern. Deutsche wohnen hier sehr wenige. Unter den Geschäfts-Firmen hat Herr Hettinger da eine Destillerie und Herr Peiler ein Cigarrengeschäft. Auch hat man einige wohleingerichtete deutsche Privatlokale, hier wie in den Staaten Saloons genannt. Das Glas Bier kostet 5 Cents in Silber und für denselben Preis verkauft man auch ein Glas Rheinwein. Die meisten Straßen der Stadt sind breit und regelmäßig ausgelegt und sehr lebhaft. Indeß wir in der Republik a posteriori alle gleiche Flegel sind, findet man hier die Geburtsaristokratie und das Volk bedeutend mehr markirt und distingvirt. Auch das Militär hat einen ganz andern Typus wie das unsrige. Die rothen Farben der Soldaten und die weißen Segeltuchstiefeletten der Gentlemen sind Etwas, das man bei der republikanischen Garderobe in den Städten nicht findet. Um sich in diesem sogenannten Sibirien von Amerika im Sommer gegen den Sonnenstich zu schützen, trägt das Militär höchst unästhetische weiße Leinwandmützen und viele Herren tragen Hüte, mit einem weißen Schleier turbanartig umwickelt. Sehr angenehm war es mir, zu Toronto die Gesellschaft eines Bekannten aus Detroit, des Hrn. Landsberg, zu genießen. Wir fuhren zusammen in einer Hack nach der Universität, stiegen hier aus und lustwandelten an einem kühlen Abend im großen, herrlichen Park. „Militat omnis amans", sagt Ovidius (Jeder Liebhaber ist ein Krieger) und Amor hat seine Festungen; aber zu Toronto sah auch jeder Soldat sein Liebchen zu haben, wie wir aus vielen Begegnungen im Park von „Rothangelaufenen" mit einer Dulcinea am Arm, sehen konnten. Es liebt der Söldner, es liebt der Mönch und Uniform und Kutte sind blos Lappalien, die den Menschen zudecken, aber das Menschliche nicht vernichten. Ach, wenn doch der Mensch blos l i e b t e, ohne, als Soldat, systematisch zu morden, und ohne, als Mönch, das freie Menschenthum zu entwürdigen! Ein Schlachterhaus ist die Erde, in welchem Mörder als Helden figuriren und ein Narrenhaus, in dem Priester und Bonzen, theils Selbstbetrogene, theils Betrüger, zur Ehre Gottes Hokus Pokus treiben und arme Seelen dem Teufel verschreiben.

Am 6. fuhr ich, circa 80 Meilen, via Suspension Bridge, nach Rochester, im Staat New-York. Man findet da ganz nahe am Depot bei Hrn. Böhm ein gutes deutsches Haus und freundliche Bedienung. Auch Rochester ist seit einigen 30 Jahren zur Großstadt herangewachsen. Das deutsche Element ist namhaft vertreten. Man hat eine gute Realschule, mit 7 Lehrern, und einen Turnverein, gegenwärtig mit 84 Mitgliedern. Ich fand da Intelligenz und Freisinnigkeit erfreulich vertreten; indeß leider so vielen jungen Leuten Lectüre ein Greuel und Bummelei Zweck der Turnerei ist. Trotz alledem sind es doch diese Vereine, von denen sich für den geistigen Fortschritt noch das Meiste erwarten läßt. Diesen gleich viele Turner, theils aus Interesse, theils aus Mangel an Einsicht, dem Rückschritt oder Stillstand auf dem Felde der Politik, so finden wir doch die Meisten auf der äußersten Linken, wo es sich um Reformen handelt, und die Aufnahme des Turners in den Bund ist an keine Bibel gebunden und wird durch keinen Glauben an Gott bedingt, wie dies bei geheimen Gesellschaften aller Art der Fall ist.

Am 15. August wird zu Rochester das Bezirksturnfest stattfinden, wozu bereits die Pyramiden gebaut werden. Gut Heil!

Meine nächste Station war Syrakus; doch nicht Jenes, das ich im Jahr 1827 mit S e u m e in der Tasche besucht hatte. Auch giebt es im amerikanischen Syrakuse kein Ohr des Dyonisius; aber es fehlt an langen Ohren nicht, noch an Tyrannen, welche die Wahrheit hassen, das Licht scheuen und glauben, daß der Dummheit das ausschließliche Recht auf Souverainetät gebühre. Ich machte hier flugs einige Geschäftsvisiten bei Aerzten und Brauern. Dr. Bausinger hat hier eine große, sehr schöne Apotheke und Dr. Evers, der Jüngling von 78 Jahren, hat ein allerliebstes junges Weib. Bei Brauer Benedikt Häberle trinkt man nicht nur gutes Bier, sondern auch 65er vom Vater Rhein. Man liest, daß der 68er dem 11er gleich kommen wird, und verspricht sich eine sehr reiche Erndte.

Via Rom und Utica nach Troja gefahren. Welch' große Namen! Aber, ach, kein Papst zu Rom, kein Cato zu Utica, keine Helena; obschon Unterröcke genug, um hin-

tige Kriege anzufachen und Städte, am Aschermittwoch, in Asche zu legen.

Troy liegt am Fuß pittoresker Höhen am östlichen Gestade des Hudson-Flusses. Die Straßen sind meist breit, in rechten Winkeln ausgelegt und mit Bäumen bepflanzt. Die classische Stadt hat auch classische Berge: den Ida und den Olympus. Statt der olympischen Götter hausen da katholische Priester. Die Aussicht von jenen Höhen ist prachtvoll. Die Stadt wird mittels Eisenröhren hinreichend mit Wasser versehen, von einem Bassin zu Lansingburg, 75 Fuß hoch über der Stadt. Gegenüber ist West Troy, eine rührige Manufacturstadt, durch eine 6 Meilen lange macadamisirte Heerstraße mit Albany, der Capitalstadt des Staates New-York, verbunden.

Der Hudsonfluß kann an schönen und imposanten Scenerien mit dem deutschen Rhein rivalisiren und gehört unstreitig, in vieler Hinsicht, zu den wichtigsten Strömen der Welt. Der Mississippi und der Ohio übertreffen ihn an Länge und an Breite; doch in pittoresker Hinsicht ist er ihnen weit überlegen. Der Hudson hat in einer Länge von 160 Meilen tiefes Fahrwasser und kann betreff Schaluppen- und Dampfboot-Navigation nicht übertroffen werden. Eine Meile oberhalb Troy ergießt sich der Mohawk in den Hudson, welcher nach mehren Krümmungen vom See Champlain in gerader Richtung New-York zufließt. Seine Gesammtlänge beträgt 325 Meilen. Grüne Abdachungen, mit Grastpartien und mit Wäldern bis zum Saume der Fluth sich erstreckend, anmuthige, theils rührige Städte, und prachtvolle Residenzen, Bluffs und felsige Präcipice bieten dem Auge des Reisenden den mannigfaltigsten Wechsel von malerischen Landschaften.

Wie wir auf der Fahrt von Albany nach New-York sehen werden, ist der Hudson auch ein classischer Strom in Bezug auf die Geschichte der Revolution der Colonien gegen das Mutterland von Großbritanien.

Die Dampfböte auf dem Hudson sind die elegantesten und die Passage ist die billigste im ganzen Lande. Man nennt diese Böte mit Recht schwimmende Paläste.

Der Strom ist oberhalb New-York, in einer Länge von 25 Meilen, 1 Meile breit. Fast der ganzen Distanz entlang erstrecken sich an der Westseite Felswände, unter dem Namen Pallisaden bekannt. Oberhalb diesen erweitert sich der Fluß bis zu einer Breite von 8 Meilen: Tappan- und Haverstraw-Bay genannt. Die Berge erheben sich zu einer Höhe von 700 Fuß. Wo das Hochland beginnt, fließt der Strom durch ein schmales Bett dahin und ist bedeutend tiefer. Oberhalb dem Hochlande, das sich 16 Meilen weit hin erstreckt, dacht sich das Land ab und formirt, 100 Meilen weit, eine fruchtbare hügelige Landschaft.

Besonders erwähnenswerth ist es, daß auf diesem Strome durch Fulton im Jahr 1808 der erste gelungene Versuch gemacht wurde, Schiffe durch Dampfkraft zu treiben. Zweifler — sagt ein Amerikaner — die so gerne das Genie bei neuen Erfindungen zu entmuthigen suchen, mögen die Lage Fulton's, dessen Erfindung, man schlechtweg „Fulton-Narrenheit" nannte, mit den herrlichen Dampfböten vergleichen, welche jetzt da kreuzen. Ja, wohl. Wie mancher Genius wurde durch Hohn, Mißgunst und Dummheit im Keime vernichtet, der Armuth nicht zu gedenken, welche so manches Schöne erstickt oder dessen Blüthe erschwert. Fulton und Gutenberg — könnte Jener die Dampfböte unserer Gegenwart auf Flüssen und auf Meeren sehen und dieser die kolossalen Dampfpressen: welche Wonne müßte ihren Busen schwellen!

Nach 20 Jahren wollte ich wieder einmal das Vergnügen haben den Badeort Saratoga zu sehen, um mich mit Bad und Mineralwasser zu erquicken. Es gehen von Troy 2 Bahnen dahin. Ich fuhr auf der Rensellaer- und Saratoga-Bahn, eine Entfernung von 31 Meilen. Die Stadt hat sich im Verhältniß zu andern amerikanischen Städten unbedeutend vergrößert; doch hat sie an Alleen, Parks und Hotels bedeutend gewonnen.

Da eben ein Pferdewettrennen (race) stattfand, war es hier sehr belebt. In der Hauptstraße, wo sich die reiche und elegante Welt zu Fuß und in Equipagen concentrirt, glaubte man sich nach dem Broadway von New-York versetzt. Was in Ungarn bei Herrschaften ganz besonders zum guten Ton gehört, ist eine Equipage mit Vieren. In Amerika hat es die Geldaristokratie in dieser Hinsicht noch nicht bis zur „Vierpferdemanie" gebracht. In Saratoga ist mir nach langer Zeit wieder eine solche Equipage zu Gesicht gekommen. In der Kutsche saßen 2 sehr schöne Damen und ein junger Herr; ein anderer Dandy saß neben dem Kutscher und trieb die Pferde; indeß am Bock 2 „degradirte weiße souveraine Bürger saßen, in Lakaien-Uniform gesteckt, das Bedientenhaupt mit bordirten Hüten bedeckt."

Neben den großen Hotels liest man auch in großer Schrift den Namen eines kleinen deutschen Hotels. Ich habe da in einer Gesellschaft von 8 Personen ein gutes Mittagsmahl consumirt und Betrachtungen angestellt über die Grazie, mit welcher Japanesen und Neger auf einem in den Streifzügen erwähnten Dampfboote Messer u. Gabel zu meistern verstanden u. über die Plumpheit, mit welcher sich diese edlen acht Germanen am Tische benahmen. Die Servietten blieben unberührt; mit ihren schmierigen Gabeln stachen sie in die Fleischschüssel, mit den schmutzigen Messern in die Butter; fünf waren Bündelhausirer, „von unseren Leuten"; die niedrigste Stufe des Handels, welche bis zur höchsten der Rothschilds führt, fortuna favente, wenn Fortuna günstig ist.

Mein erster Gang war zur Congreß-Quelle. Ich trank da einige Gläser der delicaten Nymphe und lustwandelte eine Weile im Schatten des Parkes. Einige schlecht gearbeitete mythologische Figuren und eine gelungene Büste von Abe Lincoln verherrlichen den Park.

Indeß Hunderte nach dem race ground fuhren, nahm ich ein Bad in Putnam's, und lustwandelte im Temple Grove.

Hier ist das Paradies der Yankees. Hier ist das Rendezvous für Courmacher, Heirathslustige, unfruchtbare Frauen, Gauner, Kleider- und Pferdeaussteller. Hier ist der Himmel auf Erden für Leute, die ungetaxte (?) Bonds und legale Greenbacks in abundance besitzen. Hier trifft man auch zuweilen einen Edelstein zwischen Kies, einen vernünftigen Menschen zwischen Tausenden von Thoren.

Man hört zu Saratoga nur Englisch sprechen und unter den Yankees leuchteten einige speculative Griechen in Costum hervor, die da auf der Straße einen Tisch aufgeschlagen hatten mit orientalen Bijouterien, Shawls, Pantoffeln u. s. w. Auch ein anderes seltsames Individuum ist mir noch ganz besonders in die Augen gefallen. Ein alter Herr, mit langen, schneeweißen Haaren, in continentaler Kleidung (Maskerade): ein Dreispitz auf dem philosophischen Kopf, brauner Frack mit breiten Schwalbenschwänzen, Kniehosen, Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Qualität: Colporteur einiger englischen Flugschriften, in the taste of the times. Werden auch keine Kinder als Narren geboren, so giebt es doch erwachsene Menschen, die sich absichtlich zu Narren machen. Chaqun a son gout.

In einem Putzladen wollte ich meiner Sarah einige hübsche Schnupftücher kaufen. Als ich nach dem Preise eines kleinen mit Spitzen eingefaßten Tuches frug, ward ich ganz frappirt, als die Dame hinter dem Counter sagte: forty Dollars a piece. Eine Bagatelle, in der That, sagte ich zu mir selbst, vierzig Dollars für ein Schnupftuch. — Frage: was muß wohl der Anzug einer Shuddy-Dame kosten, wenn ihr Schnupftuch vierzig Dollars kostet? Und diese Dame ist, in der Regel, im besten Lichte betrachtet, ein Gänschen, oder eine Gans, an welcher die Federn das Beste sind. Als ich disappointed aus dem Laden trat, sprach mich im Gewühl ein Herr bei meinem Namen an. Es war Herr Rose, aus New-York, der Gatte der geistreichen Polin, Frau Rose, einer unserer amerik. Rednerinen für geistige Freiheit, Emancipation und Frauenrechte. Herr Rose hat mich seit 20 Jahren nicht gesehen und dennoch wieder erkannt. Ich eilte sogleich nach der Washington Hall, um Frauen Rose einen flüchtigen Besuch abzustatten. Ach, ich hätte sie, wahrlich, nicht wieder erkannt. Ich sah sie zuletzt als schlanke, jugendliche Frau, jetzt präsentirte sie sich mir als fette Matrone mit grauen Haaren. Ist es denn möglich, daß strebsame, geistreiche Menschen fett werden können? Ja, doch gewiß nur in der seltenen Ausnahme von der Regel.

Von Saratoga fuhr ich nach Troy zurück und übernachtete in Hille's Hotel, dicht am Depot gelegen, das Reisenden besonders zu empfehlen. Die Capitolstadt des großen Staates New-York, Albany, ist blos 6 Meilen von Westtroy entfernt. In dieser Stadt wurde die Fackel bei ihrem Entstehen viel gelesen, bis die Zahl der Abonnenten zur Zeit der Fremont-Campagne meiner Politik wegen auf Wenige herabschmolz und endlich nur Einer, der lutherische Prediger, übrig blieb, den ich selbst aus der Liste strich. So kam es denn, daß ich seit 10 Jahren in dieser Stadt nicht angehalten habe. Nun wollte ich sehen, ob sich der Geist des Publikums nicht zu meinen Gunsten geändert habe und hielt denn wieder an, besuchte den Herausgeber der deutschen Zeitung und ließ mir die Namen von mehren Deutschen geben, die er als freisinnig kannte. Indeß der Wirth, Wächter, bei dem ich vor Jahren zu wohnen pflegte, und der sogar Agent der Fackel war, in seinem demokratischen Eifer die Fackel im Ofen dem Feuertode geopfert hat, war jetzt Herr Fischer, in dessen Haus ich auf Empfehlung abstieg, der Erste, der das Blatt bestellte. Ausser mehren Abonnenten hat sich auch ein Actionär für die Propaganda gefunden. Der Turnverein zählt gegenwärtig circa 70 Mitglieder und hat gute Elemente in antikirchlicher und in politischer Beziehung. Ich besuchte einige meiner alten Bekannten; in specie den Pianomacher Heimberger, einen meiner früheren Agenten, der in der Stadt jetzt noch der Fackel-Schreiner genannt wird und der noch immer „guter Demokrat" ist. Trotz alledem hat auch er die alte Gottlose bestellt.

Albany ist prachtvoll gelegen. Von den Giebeln der City Hall, des Capitols, des Observatoriums und anderer öffentlicher sowohl wie Privatgebäuden hat man eine große, herrliche Aussicht. Die Stadt ist auf einem flachen Tract Alluvial-Landes erbaut, am Saume des Flusses. Innerhalb einer halben Meile erhebt sich das Land plötzlich in einer Höhe von 153 Fuß und eine Meile weiter hin bis zu 220 Fuß über dem Wasserspiegel des Hudson. Die älteren Straßen sind unregelmäßig und eng, indeß der neuere Stadttheil schön und regelmäßig gebaut ist.

Die Lage ist in commercieller Hinsicht eine sehr günstige. Neben dem schiffbaren Strome concentriren hier Eisenbahnen von 4 Hauptpunkten und der Erie-, so der Champlain-Canal geben dem Verkehr ein namhaftes Contingent.

Den Genuß einer schönen Aussicht holte ich mir bei der Brauerei der Herren Hinkel und Schödler. Besonders schön präsentirt sich hier der Wasserspiegel mit einer Eisenbahnbrücke und das am jenseitigen Ufer gelegene Städtchen Greenbush, am Terminus der Hudson Riverbahn, indeß gegen Osten hin majestätische Berge in ferner Perspektive das Auge entzücken.

Am 8. des Morgens begab ich mich an Bord des Dämpfers Vibbard, um nach New-York zu fahren. Es gehen täglich 2 Böte ab, Eins des Morgens und Eins des Abends. Ich zog die Taglinie vor, um — durch das Wetter eben begünstigt — die Schönheiten des Hudson in vollem Maaße zu genießen.

Ein bewegtes Bild von Flatböten, Schoonern und Dampfböten präsentirte sich, als wir vom Land stießen.

Das große Boot war gefüllt mit Passagieren, unter denen viele elegante Herren und Damen von verschiedenen Nationalitäten. Eine Gruppe schöner Jüdinen leuchtete besonders hervor, mollige Frauen und Mädchen mit dunklem Teint, schwarzen Haaren und Augen, aus welchen die Hölle sprühte, wie mein Reisegefährte im Orient, Fürst Friedrich Schwarzenberg, von den Türkinen zu sagen pflegte. Ich suchte mir ein Plätzchen, wo ich — nicht feurige Augen und Frauenreize — die Reize meiner letzten Geliebten, der Natur, am bequemsten genießen konnte. Die Luft mit einer Temperatur von einigen 80° Fahrenheit, war mild und wirkte wie Balsam auf mich. Es war eine Fahrt, wo man sagen konnte: „Welche Lust gewährt das Reisen!"

Bei Castelton, 125 Meilen von New-York, passirten wir Sandbänke, welche der Schifffahrt sehr nachtheilig sind. Bei niedrigem Wasserstand wird da die Fahrt größern Booten sehr erschwert.

Mehren Villagen, Städtchen und Weinbergen vorüber kamen wir nach Hudson, mit Athen gegenüber durch eine Dampffähre verbunden. Die Lage dieser Städte ist prachtvoll, gleichsam das erste majestätische Panorama auf der Fahrt den Fluß abwärts.

Der Haupttheil der Stadt Hudson liegt auf einem pittoresken Vorgebirg, sechzig Fuß hoch über dem Flusse. Nahe der Landung sind mehre große Waarenhäuser, welche nebst den vielen Dämpfern und Schiffen aller Art, die da anlegen, von der Betriebsamkeit der Stadt zeugen. Hier ist der Terminus einer Eisenbahn, welche, in einer Entfernung von 193 Meilen, nach Boston führt. Auch die Hudson-River-Bahn, von Albany nach New-York, zieht hier vorüber. Der Bau dieser Bahn wurde, so wie Fulton's Dampfboot, als eine Vision verschrien. Der Erfolg hat das Gegentheil bewiesen. Im Winter ist der Hudson 90 bis 100 Tage lang zugefroren und so hat denn der Yankee-Geist Alles aufgeboten, um den circa 2 Millionen Reisenden, die in den Sommermonaten den Fluß passiren, einen neuen Weg zu eröffnen. Der Geschäftsmann zieht auch im Sommer, des Zeitgewinstes wegen, die Eisenbahn dem Dampfboote vor. Die Entfernung vom Depot in New York bis Albany beträgt 143¼ Meilen. Obschon die Bahn über eine öde flache Strecke von 114 Meilen hinzieht, hatte man doch an 2 Millionen Cubic-Yards durch Felsen zu brechen. An der Hochland-Abtheilung (Highland Division) allein sind, von Peekskill nach Fishkill, in einer Länge von sechzehn Meilen, an 2 Millionen Cubic-Yard Felsen excavirt. Diese Tunnels sind 24 Fuß breit und 18 Fuß hoch. Entlang der Bahn sind 90 Brücken, unter denen 10 Zugbrücken.

Nun lassen wir die Klapperschlange mit ihrem polternden Räderwerk und schnaubenden Dampfroß im Sturmgalopp hineilen und gleiten still und ruhig weiter hinüber nach dem zweiten großen Panorama von Rheinbeck.

Wäre ich blos Tourist und nicht Amphybium von Tourist und Geschäftsmann, so müßte ich bei Catskill aussteigen, hier in der Stage Platz nehmen, 12 Meilen weit nach dem Catskill Haus fahren und von da 4 Stunden in gemessenen Bocksschritten die Berge empor klimmen, um das Vergnügen zu haben, von einer Höhe von 4700 Fuß auf eine Welt von Bergen, Hügeln, Thälern, Städten, Villagen u. Stromgebiet hinabzuschauen mit entzücktem Auge und lustgeschwelltem Herzen. Bin im Jahre 1827 8 Stunden nach dem Krater des Aetna, in Sicilien, gegangen, gekrochen und geklettert. Nach 40 Jahren wäre es mir wohl jetzt nicht möglich, die Hälfte eines solchen lungenanstrengenden und halsbrecherischen Spazierganges in's Freie zu machen. Alles hat seine Zeit. So spricht der weise Salamo. Tausend Weiber für einen biblischen König, nach Gottes Wohlgefallen, in der Jugend, und Eine, um ihn im Alter zu erwärmen; wie den guten Mann Gottes David! Das ist so ein Maaßstab für das Leben eines Menschen in allen den verschiedenen Genüssen und Nuancirungen. Ich werde also, nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur, nach keiner Katze am Fuß der Catskillgebirge jagen, um sie am Gipfel derselben zu tödten. (Cats, Katzen; kill, tödten.) Welch poetischer Name dieses majestätischen Hochlandes! Man schiebt, und höchst wahrscheinlich mit Recht, diese Benennung einem Dutchman (Holländer) in die Schuhe. Ein Deutscher hätte es wenigstens Bearskill (Bärentodtschlag) benamst.

Wir halten vor Rheinbeck's Landung. Die Stadt Rheinbeck liegt 2 Meilen vom Fluß auf einem fruchtbaren flachen Grund. Gegenüber sehen wir Rondout, und 2 Meilen nordwestlich liegt Kingston, eine große, rührige Village. Diese Gegend ist historisch denkwürdig. Nach Einnahme der Forts Montgomery und Clinton (1777) ging eine Abtheilung der britischen Flotte den Hudson hinauf nach Kingston. Der Befehlshaber Vaughan ließ den Flecken niederbrennen und große Quantitäten von Provisionen zerstören. Seinem weiteren Marsch wurde durch die Nachricht, daß sich Burgonye mit seiner ganzen Armee ergeben habe, Einhalt gethan. Er zog sich mit seinen Schiffen nach New-York zurück. Bald darauf befestigten die Colonisten West-Point; so daß die Städte oberhalb diesem Fort nie wieder durch feindliche Invasion beunruhigt wurden.

Das dritte große Panorama eröffnet sich vor Poughkeepsie, einer ansehnlichen Stadt, welche im Jahr 1705 durch die Holländer gegründet wurde. Ich habe diese Stadt ein Mal vor mehren Jahren besucht. Sie ist schön und compact gebaut und bietet, hoch gelegen, eine herrliche Aussicht auf Berg- und Flußgebiet, in abwechselnd malerischen Partien.

Nun kommen wir zum vierten Panorama von Newburg und dem gegenüber situirten Fishkill. Schön, majestätisch, erhaben. Zwischen hier und New-York verkehren täglich 2 bis 3 Dampfböte. Hier ist auch der Terminus eines Zweiges der Erie Bahn, welche eine directe Linie nach Buffalo und dem großen Westen bildet. Südlich von New-

burg in kleiner Entfernung steht noch das alte Steinhaus, in welchem General Washington sein Hauptquartier hatte, als die Armee hier zur Zeit der Revolution stationirt war. Hier empfing Washington, als der Krieg schon ziemlich vorüber war, durch Lewis Nicola, im Namen mehrer Offiziere den Antrag, eine Monarchie zu gründen und sich zum König zu machen. Mit Entrüstung wies der edle Mann den Antrag zurück und solch ein Zug verdient, daß ich seine Antwort in der Original-Sprache den Streifzügen einverleibe.*)

An Samuel Ludvigh
in Cincinnati, O.

Buziás, Badeort bei Temesvar,
24. Sept. 1868.

Lieber Onkel!

Ich habe Deine „Fackel" Vol. 20. Nr. 2 und 3 erhalten und mit Vergnügen gelesen, ja, Lust bekommen für sie Briefe aus Ungarn zu schreiben. Ich erinnere mich der Zeiten, wo man diese Zeitschrift nur den besten Freunden unter dem heiligsten Versprechen der Verschwiegenheit zu lesen gab — und heute kann sie unter Kreuzband per Post zu uns kommen; es gab Zeiten wo deine Artikel nur mit Kopfschütteln gelesen wurden, heute finden wir Alles recht und natürlich. Für Dich liegt in dieser Umgestaltung der Dinge eine unendlich große Genugthuung. Das Vaterland, welches Dich vor 30 Jahren Deiner Grundsätze wegen exilirte, huldigt nun selbst mehr oder weniger diesen Grundsätzen. Freilich sind wir noch nicht im vollen Fahrwasser der Liberalität; aber unser Schiff wird unaufhaltsam dahin getrieben und sollte darob das Steuerruder brechen; gekracht hat es ja schon einigemal. Wenn unser Fortschritt nur ein langsamer ist, so sind wir Ungarn deßhalb nicht zu beschuldigen; Amerika weht von allen Seiten frische Seeluft an, wogegen die Luftströmungen, die Ungarn berühren, durch westeuropäische Klöster und Kasernen, durch asiatische Steppen fegen. Unsere politische Lage ist seit einigen Jahren eine für die Gegenwart genügende, aber die Zukunft des Vaterlandes ist eine düstere. Die Klippen die uns mit Zerschellen drohen sind das tägliche Sinken der Moralität im eigenen Schoße und die politische Unreife unserer Nachbaren. Wie kann es aber anders sein? Die Satzungen der herrschenden Kirchen werden nicht geglaubt, die Kirche thut keinen Schritt nach vorwärts und die Laien keinen, um sich von einer Kirche loszureissen, deren Dogmen sie auslachen. Das Resultat dieser Trägheit ist Gleichgültigkeit, und weil das Volk keinen Anker hat, an welchem es sich halten sollte, so lebt es sich recht bequem in den Egoismus, in den Betrug, in die Gewissenlosigkeit hinein. Es wäre wohl schon an der Zeit durch Schrift und Rede der öffentlichen Moralität eine neue und bestimmte Richtung zu geben; glaube aber, daß noch viele Jahre vergehen werden, bis sich eine „Fackel" hier anzünden lassen wird. Wenn es schlimm um uns Ungarn steht, was soll ich von unseren Nachbaren sagen? Wir haben unseren Mitnationen, den Wallachen, Raizen und Croaten politische Freiheit gegeben, wir brachen für sie im 1848—49 die Fesseln der Leibeigenschaft, wir theilen mit ihnen alle Errungenschaften und dennoch sind sie uns stets Feinde. Anstatt mit Ungarn einen festen Bund zu schließen, werfen sie sich in die Arme Rußlands. Nicht religiöse Aufklärung, nicht politische Freiheit, nicht socielles Wohlsein sind die Triebfedern der osteuropäischen Völker, nur der leidige Nationalitäten-Schwindel bewegt selbe. Manche dieser Völker beklagen sich gegen den Druck des Muhamedanismus und weisen die ungarische Freiheit zurück; sie wollen nicht einsehen, daß ihr Christenthum intoleranter ist als das türkische Regime; ihr Ideal ist und bleibt der Panslavismus unter moskovitischer Knute. Ja, aus der orientalischen Frage kann für das Menschengeschlecht nur traurige Erfahrung resultiren. Der ganze orientalische Lärm ist nichts anderes als christliche Intoleranz und Rassenhaß, aufgepeitscht durch russische Herrschsucht. Der einzige Hoffnungsstrahl liegt in der Erfahrung, daß in unserer Epoche der Eisenbahnen und Telegraphen die Kultur und die Aufklärung die verborgensten Winkel der Menschheit schneller erleuchtet als die ausgepichteste Diplomatie vorwärts schreiten kann. Vielleicht wird es gelingen die osteuropäischen Völker früher für den Fortschritt zu gewinnen als Petersburg seine Zwecke erreicht. Darum nur wacker gestritten in den Spalten der Fackel, die amerikanischen Ideen finden von sich selbst den Weg herüber und es werden keine weitern 30 Jahre vergehen, um den Sieg der Aufklärung auch bei uns zu verkünden.

Colomann v. Graffay.

*) Der Schluß der Streifzüge im Monat August muß wegen Mangel an Raum bis zum nächsten Heft, Nr. 1, Jahrgang 21, verschoben werden. L.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Aus dem Thierleben. Von Th. Hilscher	3
Religiöses Leben und Treiben in New-Ulm. Von Fr. Forster	8
Der sterbende Atheist Von G. L. Schieferdecker	9
Ueber die Todesstrafe. Von G. L. Schieferdecker	11
In Dominum Deum. Von C. Porsch	13
Die Frauen der französischen Revolution. Von Jul. Michelet	13
Käferjagd. Von Lehrer Funke	18
An meine Tochter des Frühlings. Von C. Porsch	21
Europäische Nachtgedanken im Gefängniß. Von C. Porsch	21
Der hinkende Teufel. Von Le Sage	22
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	32
Naturgeschichte. Von C. G. Rau	37
Streifzüge. Von S. Ludvigh	41
Lebensversicherungen	54
Mensch und Natur. Materie. Von Dr. H. M. Achner. Aus dem Englischen	56
Streifzüge. Von S. Ludvigh	64
Ueber Hymanismus	75
Ein Zeichen der Zeit. Von S. Ludvigh	78
Der hinkende Teufel. Von Le Sage	81
Christlicher Fanatismus. Von Corvin	92
Aestbetische Feldzüge. Von Wienbarg	98
Von den Getränken. Von J. Moleschott	101
Die Nationen. Von J. Weber	103
Naturgeschichte. Von C. G. Rau	109
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	112
In's Freie! Von S. Ludvigh	117
Reden. Von A. Ruge	121
Streifzüge. Von S. Ludvigh	124
Reden. Von A. Ruge	130
Programm der freien Gemeinde. Von C. Lüdeking	133
Roßmäßler. Von Dr. Fr. Wiegand	137
Die Statthalterei Gottes zu Rom. Von Corvin	142
Die Frauen der französischen Revolution. Von J. Michelet	153
Lehre der Nahrungsmittel. Von J. Moleschott	158
Streifzüge. Von S. Ludvigh	162
Der Himmel. Die Erde. Der Mensch. Von Fr. Schmidt	177
Die Frauen der französischen Revolution. Von J. Michelet	181
Aestbetische Feldzüge. Von L. Wienbarg	184
Die Statthalterei Gottes zu Rom. Von Corvin	187
Schreiben aus Californien. Von A. Agassy	211
Georges Sand über Onkel Thom. Von Frau B. Stowe	212
Streifzüge. Von S. Ludvigh	214
Brief aus Ungarn. Von E. v. Graffay	225

LUDVIGH'S

U. S. ADVERTISER.

Vereinigter Staaten Anzeiger.

Cincinnati, Ohio.

Der Staat Minnesota

und seine Eisenbahn-Verbindungen.

Es ist eine längst bewährte Thatsache, daß die Republik der Vereinigten Staaten, sowohl in Hinsicht ihrer Regierungsform, wie in Betreff ihrer Erwerbsquellen, für die industriellen und arbeitenden Klassen einen großen Vortheil über Europa hat, daß es aber im fernen Nordwesten, wo noch vor fünfundzwanzig Jahren das herrliche Prairie-Land, Flüsse und Seen im Besitze von den wilden Ureinwohnern waren, einen Staat giebt, der in Hinsicht seiner geographischen Lage, seines fruchtbaren Bodens und seines gesunden Clima's den besten Staaten der großen Union gleich kömmt und eine Bevölkerung von 225,000 Seelen besitzt, das ist in Europa noch wenig bekannt. Da es nun unsere Aufgabe ist, die Aufmerksamkeit der überseeischen Auswanderer und auch die Bewohner dieses Landes auf Minnesota zu lenken, so wollen wir wahrheitsgetreu einige Vortheile hervorheben und insbesondere auf das große Eisenbahnnetz hinweisen, das projectirt und zum Theil bereits im Bau ist.

Minnesota umfaßt die Central-Region des nordamerikanischen Continents, das Mittelland zwischen der heißen und kalten Zone, zwischen der Hudson's Bay und dem Golf von Mexiko, zwischen dem atlantischen und stillen Ocean. Der Staat enthält einen Flächenraum von 84,000 Quadratmeilen, mit 63,760,000 Acker Land. Die gewöhnliche Form der Bodenoberfläche ist die wellenförmige. Auch ist der Staat reich an schönen Scenerien, steilen Uferhöhen, fischreichen Seen, bewaldeten Schluchten und malerischen Wasserfällen. Der zu Minnesota gehörige Theil des großen Mississippi-Thales umfaßt mehr als drei Fünftel des Staates.

Nach dem Minnesota-Thal zu senkt sich das Land, was einen bedeutenden Einfluß auf das Klima ausübt. Das Land ist da durchaus wohl versehen mit Holz, geschmückt mit Seen und von vielen Flüssen durchschnitten.

Das St. Croix Thal hat ein Gebiet in Minnesota von 7300 Quadratmeilen. Der Boden ist strichweis fett und mit harten Holzarten bewachsen.

Das Sauk-Thal ist reich an Holz und hat sehr fruchtbaren Boden. Die Superior Abdachung durchziehen Hügelreihen, welche in das die Wasserscheide zwischen dem Superior und Mississippi-Becken bildende Hochland auslaufen.

Das Redriver-Thal umfaßt einen Flächenraum von 17,000 Quadratmeilen und bildet eine fast ununterbrochene, fette Prairie und ist, von Flüssen durchschnitten, für eins der besten Weizenländer der Welt bestimmt.

Das um den Otterse gelegene Land gehört zu dem schönsten und fruchtbarsten Land der Welt.

An Zahl und Schönheit der Seen (Lakes) übertrifft Minnesota jeden andern Staat von Nordamerika.

Minnesota hat eine Sommertemperatur von 73 Grad. Der Anbau des Weizens erfordert eine mittlere Temperatur von 62 bis 65 Grad, während zweier Sommermonate. Demnach ist die Lage gegen den kalten Winter in dieser Hinsicht eine ungegründete und das Klima eignet sich für den erfolgreichsten Ertrag aller Arten von Cerealien. Anhaltender Regen und schwerer Nebel sind unbekannt in allen Saisonen.

Aus den Berichten des landwirthschaftlichen Departements vom Smithsonian Institut ergiebt es sich, daß Minnesota unter den jeweiligen Verheerungen des Frostes nicht mehr zu leiden hat, als die übrigen westlichen Staaten.

Minnesota ist in geologischer Hinsicht mit Eisen und Kupfer und Kohlenquellen gesegnet; doch ist es der Ackerbau, der diesen Staat schon jetzt zu einer staunenswerthen Blüthe gebracht hat und ihn unbedingt zu einem der reichsten Agricultur-Staaten machen muß. Die statistischen Berichte über die Weizenernte zeigen im Jahr 1860 einen Durchschnittsertrag von 22 Buschel per Acker, indeß der Ertrag von Korn 33 Buschel per Acker war.

Ein Land in so hohem Grade von der Natur gesegnet hat unbedingt eine große Zukunft, um so mehr, wenn man seine Verbindungen in's Auge faßt, durch welche mittels Dampfschifffahrt und Eisenbahnen auch der Handel befördert wird. Minnesota verbindet mit allen großen Binnenstädten des Mississippi-Thales, mit dem atlantischen Meer, nach den Felsengebirgen und nach der Hudsonbay.

Minnesota bezieht Pelze aus dem Norden und durch den Mississippi tropische Früchte aus dem Süden und wird erst das Eisenbahn-Netz über den Staat ausgebreitet sein, so kann es seine Producte und Waaren leicht nach allen Staaten der Union und nach Europa versenden.

Im Jahr 1857 gewährte der Congreß eine große Schenkung von circa vier und einer halben Million Acker Land zum Bau von Eisenbahnen innerhalb der Grenzen des Staates. Im Jahr 1861 passirte die Staatslegislatur eine Schenkung von 500,000 Acker-Marschland zum Bau einer Bahn vom Mississippi nach dem Oberse. Die vermessenen Strecken betragen über 1000 Meilen. Der Beschluß bestimmt sechs Linien von Eisenbahnen und gewährt jeder sechs Sectionen, d. i. 3,840 Acker per Meile, der Grant wurde jedoch im vorigen Winter auf zehn Sectionen erhöht. Die Vorkaufs- und Heimstättgesetze afficiren diese Ländereien nicht, auch werden sie nicht privatim verkauft, sondern durch die zum Bau der Bahnen autorisirten Gesellschaften.

Die Hauptlinie, oder die erste Abtheilung der St. Paul und der Pacific-Bahn führt über St. Paul, St. Anthony, See Minnetonka, Crow River, nach dem Bigstone See und per Mündung des Sioux Wood-Flusses, in einer Länge von beinahe 200 Meilen.

Diese Ländereien gehören zu den fruchtbarsten des Staates, und befinden sich in den Counties von Hennepin, Carver, Wright, McLeod, Meeker, Kandiyohi und Monongalia, im Mittelpunkt von namhaften Ansiedlungen, begünstigt durch gute Märkte. Ein Zweig dieser Bahn über St. Cloud wird die Thäler des obern Mississippi, Crow Wing und den untern Theil des Redriver-Thales durchschneiden und sich mit der großen internationalen Bahn nach dem stillen Meer verbinden. Diese Bahn ist von St. Paul nach dem Elkfluß vollendet und die Arbeiten schreiten rasch vorwärts.

Die Hauptlinie der Southern Minnesota Bahn geht von West St. Paul in der Richtung des Big Sioux River und Blue Earth County und liefert eine Strecke von circa 200 Meilen Eisenbahn.

Die Winona und St. Peter Bahn, 268 Meilen lang, wird in Verbindung mit der Root River Bahn den Fruchten von Süd-Minnesota als Abzugscanal dienen. Diese Bahn ist bis Rochester, eine Strecke von 80 Meilen, in Operation und 30 Meilen weiter hinauf gebaut.

Alle diese Bahnen laufen in einer Richtung von Ost nach West und werden von der Minnesota Central durchkreuzt, welche von St. Paul aus Minneapolis, 112 Meilen nach der Südgrenze des Staates läuft.

Die Superior und Mississippi-Bahn vervollständigt in einer Strecke von fernern 150 Meilen das Netz der Verbindungslinien zwischen den einzelnen Theilen des Staates und den drei großen Wassersystemen des Continents.

Die Lake Superior Bahn wird in Verbindung mit der Minnesota Valley Bahn und der Unions Bahn den Handel nach den Seen und dem stillen Meere fördern und durch die projectirten Bahnen der St. Paul und Pacific Bahn werden 8000 Meilen Dampfschifffahrt auf dem Mississippi und St. Lorenz, und 3000 Meilen auf centralamerikanischen Flüssen in Verbindung gebracht.

Diese Gesellschaft bietet Ansiedlern bedeutende Vortheile. Ihre Grants, welche sich wie oben erwähnt in den fruchtbarsten Counties befinden, bestehen aus Bauholz, Wiesen und Prairie-Land, von welchem sie bereits an actuelle Ansiedler

500,000 Acker

zum Verkauf ausbietet, in Tracten von

40, 80, 160 und mehr Ackern.

Die Preise sind niedrig und es wird den Käufern auch Credit bewilligt. Das Prairieland ist ganz vorzüglich für Viehzucht geeignet, besonders für Schaafzucht. Diese Ländereien befinden sich auf der directen Route nach

den Goldminen von Idaho;

ein Vortheil, der Ansiedlern von selbst einleuchtend sein muß.

Wir haben hier blos auf das Wesentlichste über Minnesota und seine Eisenbahnverbindungen hingewiesen, welche zu den glänzendsten Verheißungen für die Zukunft des Staates berechtigen und verweisen Jene, die nähere Aufschlüsse über die St. Paul und Pacific-Bahn zu haben wünschen, an den Land-Commissär und Präsidenten

Georg L. Becker,

St Paul.

Dieselben erhalten pünktliche Auskunft durch den Herrn H. Trott, deutscher Sekretär in der Office.

Consulat

für die Königreiche

Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen,

Baden, Oldenburg, Hessen, Mecklenburg-Strelitz u. Schwerin, Sachsen-Meiningen u. Altenburg,

Herzogthum

Anhalt-Dessau und

Fürstenthum

Schaumburg-Lippe.

Der Unterzeichnete ist jeden Tag während der Geschäftsstunden zu finden in seiner Office, südwestliche Ecke von Main und dritter Straße.

C. F. Adae, Consul.

C. F. Adae,

Südwestliche Ecke von Main u. 3. Straße, eine Treppe hoch,

Cincinnati, Ohio.

Wechselgeschaeft

mit

Europa.

Collectionen und Auszahlungen jeder Art in allen Theilen Deutschlands, werden von mir wie gewöhnlich auf die prompteste Art besorgt. Für Wechsel auf New-York, St. Louis, Chicago, New-Orleans und andere Handelsplätze in den Ver. Staaten kann man immer bei mir das Geld erhalten. Auf die nachstehenden Plätze sind bei mir Wechsel in größeren sowie in den kleinsten Summen zu den billigsten Coursen zu haben. Gelder, welche an eines der nachstehenden Häuser in Deutschland für ihre Rechnung eingesandt oder bezahlt werden, mit dem Bemerken, daß mir Nachricht zu geben sei, können bei mir in Cincinnati sogleich erhoben werden, sobald ich die Nachricht vom Eingange der Summe erhalten habe. Da ich von meinen verschiedenen Banquiers immer mit jedem Steamer Briefe erhalte, wenn Gelder eingegangen sind, so ist dies der schnellste, sicherste und billigste Weg, um Gelder nach Amerika zu schicken.

Liste meiner Banquiers in Deutschland &c.

Frankfurt a. M.	Herr B. Metzler, seel. Sohn u. Cons.
"	Ph. Nik. Schmidt,
Stuttgart,	Stahl u. Federer,
Heilbronn am Neckar,	C. Meyer a. Markt,
Ulm,	Theo. Kindervatter,
Ravensburg,	Joh. Jak. Dorn,
Nürnberg,	Joh. Conr. Enopf,
Bamberg,	die königl. baier. Filial-Bank,
Würzburg,	Gregor Oehninger,
Aschaffenburg,	J. Fr. Trockenbrodt,
Landau,	Müller u. Weyland,
Neustadt a. d. Haardt,	Grohe Heinrich,
Germersheim,	J. M. Bernion,
Zweibrücken,	Georg Lilier,
Cusel,	Johann Mack,
Darmstadt,	J. A. Zöppritz,
Worms,	P. J. Valkenberg,
Mannheim,	W. H. Landenburg u. Söhne,
Heidelberg,	Gebrüder Zimmer,
Carlsruhe,	G. Müller u. Cons.,
Baden-Baden,	G. Müller u. Cons.,
Freiburg im Breisgau,	Joseph Sautter,
Schaffhausen,	Zündel u. Comp.,
Basel,	Bischof zu St. Alban,
Straßburg,	Leon Blum Aufscher,
Leipzig,	Becker u. Comp.,
Berlin,	Breest u. Gelpcke,
Mühlhausen, Thür.,	A. A. Blachstein,
Cassel,	Gebrüder Pfeiffer,
Köln,	J. H. Stein,
Trier,	G. F. Nell u. Comp.
Coblenz,	Botsch u. Gabriel,
Osnabrück,	C. Preusing,
"	Wüsterkamp u. Fortlage,
Hannover,	Adolph Meyer,
Münster,	A. Schmedding und Söhne,
Preußisch-Münden,	Fr. Clemen,
Halle in Westphalen,	Wilh. Kisker,
Bremen,	C. F. Plump u. Co.,
"	Mühlenbrock, Meier u. Comp.,
Hamburg,	Schlüter u. Maack.

Ferner sind bei mir Wechsel zu haben auf

Augsburg,	Christ. v. Fröhlich u. Söhne,
Bergzabern,	Jung u. Auffarth,
Dürkheim a. d. Haardt,	Christian Haffner,
Speyer,	J. N. Gerard,
Offenburg,	Franz Xav. Fischer,
Lahr,	Theo. C. Hug,
Weißenburg,	Louis u. Vict. Boell
Paris,	Bernes und Comp.,
Posen, Preußen,	M. u. H. Mamroth,
Saarbrücken,	B. Schlachter,
Saarlouis,	B. Schlachter,
Amsterdam	Goll und Comp.,
London,	W. Ladenburg u. Co.

1. Januar 1868.

Große Centralbahn nach dem Osten.

Die einzige directe Bahn nach den Niagara-Fällen.

Passagier-Züge via

Michigan-Central

verlassen Chicago vom großen Centraldepot, am Fuß der Lake-Straße folgendermaßen:

Morgen-Expreß:
7 Uhr Vorm. (Sonntag ausgenommen.)

Schnell-Zug:
4,45 Nachm. (Sonntag ausgenommen.)

New-York-Expreß:
9,30 M. Vorm. (Sonntag ausgenommen.)

Nacht-Expreß:
9,40 M. Nachm. (Samstag und Sonntag ausgenommen.)

Nach
Detroit, Toronto, Montreal, Ogdensburg, Buffalo, Niagara, London, Rochester, Saratoga, New-York, Boston
und nach allen Punkten
im Staat New-York, in Neuengland und Canada.

Besondere Bemerkung.

Der 10 Uhr-V.-M.-Zug erreicht Detroit um 9 Uhr N. M. und die Niagara-Fälle um die bequeme Stunde 7 Uhr V. M.

Von Detroit nach Rochester hat man Pullmann's elegante Schlafwaggons, ohne Wechsel; Albany oder Athens um 7 Uhr N. M. und in Verbindung mit dem großartigen Hudson-Steamern nach New-York um 5 Uhr Vorm. Auch können Passagiere von Albany per Eisenbahn nach New-York reisen.

Passagiere, die von Chicago oder andern Plätzen des Westens auf der New-York-Centralbahn nach dem Osten reisen, werden diese Züge sehr bequem finden.

Die 7 Uhr und 9 Uhr 30 Min. Vorm.-Züge verbinden auch zu Detroit mit eleganten Dampfböten nach Cleveland, u. s. w.

Der Fahrpreis auf dieser Linie ist nach allen Punkten östlich um 1 Dollar billiger als auf irgend einer andern Eisenbahn.

Der Comfort mit der großen Central-Bahn übertrifft alle andern Bahnen zwischen dem Westen und dem Osten.

Zur Beachtung.

Pullmann's Palast-Waggons sind mit einem Kochapparat versehen. Für Karten und sonstigen Informationen wende man sich an die General-Office, im Tremont-Hause-Block, Ecke Lake- u. Dearbornstraße und an das Depot, Fuß von Lakestraße.

H. C. Wentworth,
Westl. Passagier-Agent.
N. A. Rice, General-Superintendent.
H. C. Sargent, Gen'l-Agent für Chicago.

Hotels.

Geier und Waldschmidt's

Union Hotel.

Südwest-Ecke Main und Elm,
Burlington, Iowa.

Bentley's

European-Hotel,

Ecke Main und Masonstraße,
Milwaukee, Wisc.

Speisen kann man da zu jeder Stunde.

International Hotel.

H. Chamberlin,
Eigenthümer,
Meadville, - - - Pa.

Joseph Mergenhagen's

Hotel,

Exchange-Straße, ganz nahe der Michigan Straße,
Buffalo, ... N. Y.

International-Hotel,
St. Paul, Minnesota.
Eigenthümer: **Pelote & Johnson.**

HOTEL DIEZ,
Ecke von Broadway und Spring Str.
New-York.
Friedrich Diez, Eigenthümer.
Dieses prachtvolle Hotel wird ganz in europäischem Style geführt.

Carl Grüner's Hotel.
Ecke von West-Huron- und Genessee-Straße.
Buffalo, N. Y.
Reisende können zuversässig auf gute Bedienung rechnen.

Neues deutsches Hotel.
C. D. Erichsen,
Ecke von Randolph u. Fortstraße,
nahe am Markt.
Detroit, Michigan.

J. N. Menzel's Hotel,
69½ Summer-Straße.
Boston, ... Mass.

Dieses neu eröffnete elegante Hotel wird ganz in deutschem Styl geführt.
Man speist Table d'hote und nach der Karte.
Die Zimmer sind beim Tag und bei der Woche zu beziehen.

Armbruster's Hotel.
Mainstraße, zwischen 2. u. 3.,
Quincy, Ill.

Gute Kost, reine Zimmer und billige Preise.
Reisenden ist dieses Haus ganz besonders zu empfehlen.

Franklin-Haus.
Schreg der Post gegenüber.
Kansas-City, Mo.
John L. Keck, Eigenthümer.

Dieses Haus wurde neu eingerichtet und wird von Deutschen und Amerikanern frequentirt.

National-Hotel.
Wasser Straße, No. 77 und 79
Cleveland, O.
Fr. Weidenkopf: Eigenthümer.
Reisende können auf gute Bedienung rechnen.

A. Schulze's Gasthaus.
Zweite Straße, nahe der Dampfboot-Landung.
Aurora, Ind.

Deutscher Tisch und gute Zimmer.
Auch ist für Ställe gesorgt.

Geschäftskarten.

Wiese und Hahn,

Fresko-Maler,

und Händler in
Fenstervorhängen & Tapetenpapieren
von allen Sorten.
Mainstraße, Nr. 141,
Springfield, Mas.
J. Wiese.
J. Hahn.

Chettenhams Fire Clayworks.

Feuer-Thon-Werke
von
Carl Seitz.
Office: 351 Franklin Avenue,
zwischen der 16. und 17. Straße,
St. Louis, Mo.

Obiger Artikel wird für Glaswerke, Gaswerke, Gießereien u. s. w. zu dem billigsten Preise geliefert und garantirt.

1868. 1868.

PATENTED MALTKILN,

Maltsprouter & Cooler.

By Joseph Gecen, Chicago Ill.

An Bierbrauer.

Ich habe als Bierbrauer 10 Jahre lang gedacht und gearbeitet, um eine praktische Malzdörre zu erfinden, mit dem Vorzug über die alte Methode, daß sie Gleichheit des Malzes sichert, Zeit am Dörren und die Hälfte an Brennmaterial erspart. Feuergefahr ist durchaus nicht zu besorgen. Das Umwenden des Malzes geschieht so rasch, daß man im Apparate 600 Buschel Malz in zwei Stunden umwenden kann und zwar blos durch die Verrichtung eines Knaben von 10 Jahren.

Das auf diese Art gedörrte Malz hat sich viel besser bewährt als das durch langweilige Arbeit mit der Schaufel umgewendete.

Diese Dörre hat bereits bei mehren Brauern in den Ver. Staaten Aufnahme und Anerkennung gefunden.

Nach der alten Methode brauchte ich 450 Quadratfuß Raum, um 110 Buschel in 48 Stunden zu dörren und jetzt brauche ich 30 Fuß, um 160 Buschel in 48 Stunden zu dörren.

Das fertige zur Dörre erforderliche Eisen (ohne Mauerwerk) wird durch den Erfinder, zu $1.50 per Fuß, den Bestellern zugeschickt. Die Fracht hat der Besteller zu bestreiten.

Nach eingesandter Zeichnung ist es jedem Maurer ein Leichtes, das Werk auszuführen.

Im April 1868 erhielt ich auch ein Patent für einen Wachs-Apparat, welcher den Vorzug hat, das Malz gleichförmig keimen zu machen.

Nach der alten Methode wird viel vom Malz zertreten; viel schimmelt und ist der Gährung nachtheilig, was durch den neu patentirten Apparat gänzlich vermieden wird.

Was früher zwei Mann in zwei Stunden thun konnten, kann mit diesem Apparat ein Junge in zwei Minuten verrichten.

Nach der alten Methode brauchte man zu 160 Buschel einen Raum von 3000 Quadratfuß; jetzt brauche ich, nach meiner Erfindung blos 80 Quadratfuß.

Ich habe auch für das Patent eines Abkühlungs-Apparates für Bier und sonstige Getränke, Application gemacht.

Anstatt wie früher das Wasser mit Eis hinreichend kühl zu machen, geschieht dies, laut meiner neuen Methode, durch kalte Luft, welche entweder an und für sich directe oder durch den Eiskeller geleitet wird, wenn sie nicht den nöthigen Grad von Kälte besitzen sollte.

Der Erfinder erbietet sich, das Material zum Setzen des Apparates zu liefern, oder ihn selbst zu setzen und ertheilt jedem Brauer das Recht, den Apparat zurückzuweisen, sollte er ihn nicht vortheilhaft finden.

Joseph Gecen.
Chicago, Ill.

Singer's
neue
Familien-
Näh-Maschine.

4998 voraus!!

Thatsachen aus dem Scientific American am 19. Oktober 1867.

Folgende interessante statistische Data sammelten wir aus den 1jährigen authentischen Berichten mehrer Nähmaschinen-Fabrikanten in den Ver. Staaten. Die Zahlen, welche wir mühsam gesammelt haben, zeigen deutlich das außerordentliche Zunehmen und die Wichtigkeit dieses Zweiges amerikanischer Fabrikation.

Erwähnenswerth ist es, daß eine einzige Gesellschaft in diesem Jahr 43,053 Nähmaschinen verfertigt und abgesetzt hat. Trotz der allgemeinen Geschäftsflauheit hat dieser Zweig nur sehr wenig gelitten.

Die detaillirten Zahlen sind wie folgt:

Die Singer Manufacturing-Company	43,053
Die Wheeler u. Wilson Manufacturing-Co.	38,055
Die Grover u. Baker dto.	32,999
Die Howe Maschinen Company	11,53
Die Florence Sewing dto.	10,534

Diese obigen Data und Zahlen ergeben sich aus dem Financial Chronicle.

Bemerkenswerth und zu beachten ist es, daß die Singer'sche Fabrik, welche sich nicht die Mühe nahm, ihre Maschinen nach der Pariser Weltausstellung zu schicken, die keinen besondern Werth in Goldmedaillen und rothe Bänder setzt und nur wenig anzeigt, dennoch alle übrigen Fabriken in Bezug auf die Ausdehnung nnd Größe ihres Geschäftes überflügelt. Diese Thatsache ist nicht ohne Grund, welche der Leser am besten selbst zu beurtheilen im Stande sein wird.

Die **Singer**
Manufacturing Company,
61 West 4. Straße,
Cincinnati, Ohio.

C. Culmann. F. Gries. J. Stoehr

C. Culmann & Co.

(früher Fähr und Culmann),

Importeure

von

Rhein. u. franz. Weinen,

Händler im Großen in allen Sorten

von

inländischen Weinen.

Nr. 446 Main-Straße,

zwischen Canal und Hunt,

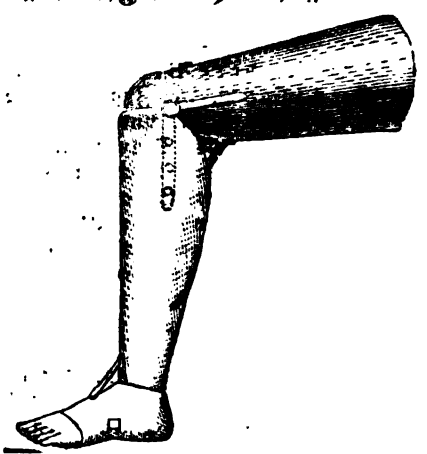
CINCINNATI, . . OHIO.

Frederic Schmitt's

FLEXIBLE LEG.

Friedrich Schmitt's

bewegliches Bein.



Patentirt am 16. Juli, 1867.

Dieses Patent empfiehlt sich durch den großen Vorzug der Flexibilität (der Gelenkigkeit) und Leichtigkeit von Construction, da ein solches künstliches Bein blos von 2 bis 4 Pfund wiegt.

Bestellungen werden entgegengenommen und pünktlich besorgt durch

Friedr. Schmitt,
Springfield, Sagamon County, Ill.

Heinr. Nolte. Carl Nolte.

Heinr. Nolte u. Bruder,

Schneider & Kleiderhändler,

89 Nordseite Market-Straße,

zwischen Floyd u. Preston,

Louisville, . . . Ky.

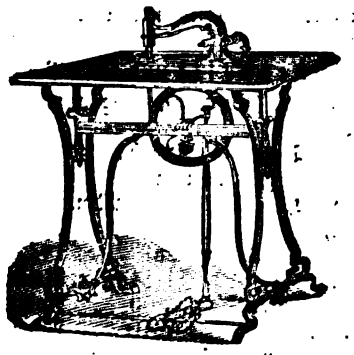
☞ Stets an Hand ein reiches Assortement von Tuch u. Cassimeren, Westen-Stoffen und fertigen Kleidern.

Aufträge werden pünktlich besorgt.

Die

Grover and Baker's

Nähmaschinen



erhielten die höchsten Prämien in den Staats-Fairs

von

New York, Vermont, New Jersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin, Iowa, Kentucky, Tennessee, Missouri, Alabama, Mississippi, Virginien, Nord Carolina, Californien, Oregon;

in den Fairs des

Amerikanischen Instituts, Franklin Instituts, Maryland Instituts, der Mass. Handwerker Association, des Penn. Handwerker Instituts, der St. Louis Landbau und Handwerker Association,

und in zahlreichen Instituten und County-Fairs, sowie in allen Fairs, wo sie seit den letzten drei Jahren ausgestellt waren. Diese Maschinen haben auch erste Prämien erhalten in den Ausstellungen von

London, Paris, Dublin, Linz, Besancon, Bayonne, St. Didier, Chalons,

und sind auf besonderen Befehl der

Kaiserin von Frankreich, Kaiserin von Oestreich, Kaiserin von Brasilien, Königin von Spanien, und der Königin von Baiern ausgestellt worden.

Grover und Baker's

elastische Stich-Maschinen

übertreffen alle andern aus folgenden Gründen:

1. Sie nähen mit zwei Fäden direkt von den Spulen und erfordern kein Wiederaufwinden.

2. Sie sind leichter zu verstehen u. brauchen, und weniger der Unordnung unterworfen, als andere Maschinen.

3. Sie sind fähig, ohne Wechsel der Anpassung, eine größere Auswahl Arbeiten vollkommener auszuführen, als andere Maschinen.

4. Der durch diese Maschinen gemachte Stich ist weit fester, elastischer und dauerhafter, besonders an Arbeit, welche gewaschen und gebügelt wird, als irgend ein anderer Stich.

5. In Folge der Art, auf welche der untere Faden eingearbeitet wird, ist dieser Stich bei weitem der schönste und dichteste in Gebrauch; und behält diese Dichtheit bei, sogar an Sachen, welche oft gewaschen und gebügelt werden, bis sie angetragen sind.

6. Die Naht ist so eingerichtet, daß, wenn sie auch zerrissen oder geschnitten wird, zwischen jeden paar Stichen, sie doch nicht weiter reißt, sich trennt oder fasert, sondern fest und dauerhaft bleibt.

7. Ungleich andern Maschinen befestigen sie beide Enden des Saumes durch eigene Operationen.

8. Mit diesen Maschinen, während man Seide auf der rechten Seite der Naht braucht, kann Nähgarn auf der andern Seite gebraucht werden, ohne die Stärke od. Dauerhaftigkeit der Naht zu verringern. Dieses kann mit keiner andern Maschine gethan werden, und ist eine große Ersparniß an allen Sachen, welche mit Seide genäht oder verfertigt werden.

9. Im Zusammenhang mit ihrer Vorzüglichkeit als Instrumente zum Nähen, können diese Maschinen, durch einen Wechsel der Anordnung, welche leicht erlernt und geübt werden kann, die schönste und dauerhafteste Stickerei und Verzierungs-Arbeit ausführen.

Grover und Baker
Nähmaschinen-Gesellschaft,
58 West 4. Straße, Cincinnati.

Diese Firma erhielt in der Weltausstellung **1867 das Ehrenlegion-Kreuz.**

Eduard Kistner

& Comp.,

Importeure, Händler en Gros u. Detail

in

Porzellan, Glas, Silberplattirten u. Britania Waaren, Tafel-Bestecken, feinen Tassen u. s. w.

Nr. 341 Main-Straße.

Cincinnati, O.

C. Schulenburg u. Co's

Billiard-Fabrik,

52 und 53 Shelbystraße, Detroit, Mich.

Alle Sorten Billiards, Pigeonhole- und Bagatell-Tische, sowie die dazu gehörigen Artikel, werden stets in bester Auswahl vorräthig gehalten und alle Aufträge prompt ausgeführt und garantirt.

F. Geiersdorf,

Sandusky, Ohio.

Eigenthümer der größten Fischereien am Erie-See und Händler en gros in Fischen und in gesalzten Fischen in Wildpret, Produkten und einheimischen Weinen von den besten Sorten.

Aufträge werden prompt und pünktlich besorgt.

Martin Landenberger's

Wollenhosiery,

Frankford-Road und Wildey-Straße,

Kensington, Philadelphia.

J. & H. Sommer,

Fabrikanten der patentirten gefütterten und wohl bekannten

mit Kork ausgefütterten Hähne.

Cork Lined Faucets.

8, 10, 12 Pearlstraße,

Newark, N. J.

Joh. Sommer. Heinr. Sommer.

Buette u. Dickmann,

Cassimirs-

und

Tuchhändler

Nr. 84 Duane-Straße,

New York.

☞ Stets ein Lager und vollständiges Assortiment von deutschen und französischen Tuchen der besten Fabriken.

Kunstgärtnerei,

von

Alois Walz

in

Cumminsville, Ohio

an der Spring-Grove-Straße.

Man bekömmt hier zu jeder Jahreszeit eine Auswahl von Blumen in Töpfen und Bouquete, zu billigen Preisen. Herren und Damen die von Cincinnati nach Cumminsville kommen und Spring-Grove besuchen, werden Vergnügen finden, wenn sie erwähnten Garten und seine Treibhäuser besuchen.

B. Kreischer,

New York Feuer-Ziegel-

und

Staten-Island-Thon-Retorten-Werke.

Errichtet im Jahr 1845.

Office: Nr. 58 Gorick-Straße,

Ecke von Delancy u. East River,

New-York.

Feuer-Ziegeln von jeder Form und Größe, für Wohn-, Gas- und Grünhäuser; Thon-Retorten für Zucker-Fabriken; Ziegeln für chem. Oefen, Muffels- und Back-Oefen, Blöcke und Platten von allen Größen, auch sonstige Feuer-Backsteine für Spreng-Oefen u. s. w.

Im Großen und im Klein-Verkauf.

Mit den South-Ferry, East-Broadway- und 42. Straßen-Waggons kann man zur Front der Fabrik fahren.

W. Wilkens u. Comp.

Frederick Road,

Baltimore, Maryland,

fabriziren und haben stets am Lager die feinsten Sorten von reinem Pferde- u. Kühhaar; so auch gemischtes und Schweine-Haare zu den billigsten Preisen. Baltimore Niederlage:

Südost-Ecke von Pratt u. Charlesstraße.

New-York, Nr. 217 Pearl-Str.

Aufträge durch die Post empfangen, werden besorgt. Für rohes Pferdehaar ꝛc. wird der höchste Preis gegeben.

General-Agentur

für die

Bremer und Hamburger

Postdampf-

Schifffahrtslinien.

Wöchentliche Verbindung mit Deutschland.

Wegen Passage von und nach Europa wende man sich gefälligst an

C. J. Adae,

General-Agent, Cincinnati, Ohio.

37

Schultz's unfehlbares Bandwurmmittel

entfernt den Bandwurm in 3 bis 5 Stunden ohne schädlich auf das System zu wirken. — Gegen Einsendung oder Nachnahme von 10 Doll. wird dasselbe auf Application versandt. Der Versender ist für die oben angegebene Wirkung des Mittels verantwortlich. Man adressire:

W. C. Schultz, Apothecary,
Drawer: 27, Freeport, Ill.

Kosmopolitisch

Socialer Detector.

Von

Theodor Kroschel.

St. Louis, Mo. 1864.

Von diesem Detector erhielt ich ein Exemplar und empfehle die Schrift den Freunden der „nackten" Wahrheit ganz besonders, mit Vorbehalt einige Auszüge daraus in den nächstfolgenden Heften der Fackel zu liefern.

Die Wahrheit altert nie und schmerzt nur Solche, die im Irrthum befangen, zäh am Alten hangen.

Ludvigh.

Buchbinderei

und

Verlags-Geschaeft

von

Jg. Kohler, Nr. 202, 4. Straße,

Philadelphia, Pa.

Neu erschienen und zu haben:

Schiller und seine Zeit.

Von Scherr.

In Leder gebunden $1.50

Ferner:

Eine Prachtausgabe der Bibel in Quart-Format.

Große Auswahl von Volks- u. Jugendschriften, Galantrie- u. Schreib-Materialien, en gros und en Detail.

Schiller's sämmtliche Werke in englischer Sprache,

in zwei Bänden.

1864. In Leder geb. $5.00

Erzählungen

von

O. v. Horn.

Preis eines Bandes, schön geb.	$1.25
In Umschlag geheftet	80

Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahn.

Die einzige Eisenbahnlinie nach Milwaukee, Chicago, New York, Neu England, Canada und allen südlichen und südwestlichen Punkten.

Von Minneapolis und St. Paul verlassen täglich (Sonntag ausgenommen) Züge: der

Tag-Expreß:

geht ab von

Minneapolis,	7:45	Min. Vorm.
St. Paul,	7:50	"

Kömmt an

Owatonna,	11:44	Min. Vorm.
Prairie du Chien,	8:00	" Nachm
Milwaukee,	7:10	" Vorm..

Nacht-Passagier-Zug:

Geht ab von

Minneapolis,	3:45	Min. Nachm.
St. Paul,	3:50	" Vorm.

Kömmt an

Owatona,	8:52	Min. Nachm.
Prairie du Chien,	7:00	" Vorm.
Milwaukee,	5:50	" Nachm.

Via Milwaukee hat man Palastschlafwaggons bei Nachtzügen. Zu Prairie du Chien findet man ein ausgezeichnetes Hotel und guten Tisch bei Hrn. Fox von Portage City. Das Gepäck wird für die ganze Reise mit Checks befördert.

Chas. Thompson, Ticket-Agent.

Union-Office: Prince's Block, Ecke der 3. und Jacksonstraße, und an der Levee. St. Paul.

Chas. L. Wood, Ticket-Agent, Depot, West St. Paul.
Chas. W. Case, Ticket-Agent, Minneapolis.
Mark Hendricks, N. W. Reisender Agent.
A. B. H. Carpenter, General-Passagier-Agent.

Milwaukee- & St. Paul-Eisen-Bahn

zwischen Milwaukee, Chicago, Minneapolis und St. Paul.

Via Milwaukee und Prairie du Chien, Farmington, Owatonna, Adams, Connover, Fairibault, Lansing, Cresco, Ossan, Northfield, Austin, Leroy, Calmar.

Zwischen Milwaukee, Chicago und Winona, St. Charles, Rochester, Fountain City, Wabashaw, Read's Landing, Redwing, Lake City, Prescot und Hastings.

Eine directe Linie ist die via Milwaukee nach La Crosse. Sichere Verbindung und bequemere Schlafwagen bei Nachtzügen. Das Gepäck wird mit befördert.

A. B. H. Carpenter,
General-Passagier-Agent.
S. S. Merrill,
General-Manager.

Die Fackel.

Literaturblatt

zur

Förderung geistiger Freiheit.

Redigirt und herausgegeben

von

Samuel Ludvigh.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Cincinnati, O.

1869.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Inhalts = Verzeichniß.

	Seite
Streifzüge. Von S. Ludvigh	3
Controverse über Gott. Von einem Freidenker	13
Die ehemaligen Pfahldörfer in den Schweizer Seen. Von Math. Annecke	19
Lehre der Nahrungsmittel. Von J. Moleschott	21
Streifzüge. Von S. Ludvigh	26
Kosmopolitisch-socialer Detector. Von Theod. Kroschel	30
Bukolische Sänger. Von Theokritos	39
Die Politik. Von Aristoteles	42
Geschichte der Menschheit. Von C. G. Rau	47
Streifzüge. Von S. Ludvigh	52
Streifzüge. Von S. Ludvigh	57
Geistiger Fortschritt. Von S. Ludvigh	60
Sodom und Gomorrha. Von Corvin	61
Der Lügenfreund oder der Ungläubige. Von Lucian	82
Die Worte der Wahrheit. Von C. Bergmann	91
Die Sünderin. Von C. Backhaus	93
Von einem ungelehrten Fackelleser	93
Brennstoff für die Fackel. Von Th. Kroschel	93
Die Gesellschaft. Von Fr. Schmidt	96
Ueber das religiöse Streben der Prediger. Von W. Sauter	98
Samuel Ludvigh's letzte Worte	99
An die gütigen Leser der Fackel	102
Ein Cypressenzweig. Von Fr. Donner	103
Turnerisches	103
Die lieben, guten Heiligen. Von Corvin	150
Entstehung der Weltkörper. Von Hubs. Tuttle	114
Jesuiten-Lied. Von einem Fackelleser	121
Der Mensch und die Welt. Von C. Bergmann	121
Ueber das Trauern um die Verstorbenen. Von Lucian	122
Kirchliches Wechselgeschäft. Von M. Braun	125
Die Geschichte. Von F. Schmidt	125
Teufel und Hölle, Engel und Himmel. Von J. Weber	127
Liebe, Glaube, Hoffnung. Von S. Ludvigh	133
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	134
Die 13 Glaubensartikel eines Juden. Von L. Löwenstein	143
Streifzüge. Von S. Ludvigh	144
Die Leidenschaft. Von L. Weber	153
Irrthum ist die Quelle von vielen Uebeln. Von S. Ludvigh	161
Ueber die Wichtigkeit der Naturwissenschaften für den Fortschritt. Von A. Wagner	163
Religionsfreiheit in Spanien	168
Eine Abhandlung über das Pfaffengeschlecht. Von C. Bergmann	169
Glauben und Denken	171
Das ökumenische Concil. Von einem Fackelleser	173
Der Verfall des Glaubens	174
Katholische Glaubensregeln	175
Ein Abschiedswort an die geehrten Leser der Fackel. Von Sarah Ludvigh	177

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
MAY 5 1943

Inhalts = Verzeichniß.

	Seite
Streifzüge. Von S. Ludvigh	3
Controverse über Gott. Von einem Freidenker	13
Die ehemaligen Pfahldörfer in den Schweizer Seen. Von Math. Annecke	19
Lehre der Nahrungsmittel. Von J. Moleschott	21
Streifzüge. Von S. Ludvigh	26
Kosmopolitisch-socialer Detector. Von Theod. Kroschel	30
Bukolische Sänger. Von Theokritos	39
Die Politik. Von Aristoteles	42
Geschichte der Menschheit. Von C. G. Rau	47
Streifzüge. Von S. Ludvigh	52
Streifzüge. Von S. Ludvigh	57
Geistiger Fortschritt. Von S. Ludvigh	60
Sodom und Gomorrha. Von Corvin	61
Der Lügenfreund oder der Ungläubige. Von Lucian	82
Die Worte der Wahrheit. Von C. Bergmann	91
Die Sünderin. Von C. Backhaus	93
Von einem ungelehrten Fackelleser	93
Brennstoff für die Fackel. Von Th. Kroschel	93
Die Gesellschaft. Von Fr. Schmidt	96
Ueber das religiöse Streben der Prediger. Von W. Sauter	98
Samuel Ludvigh's letzte Worte	99
An die gütigen Leser der Fackel	102
Ein Cypressenzweig. Von Fr. Donner	103
Turnerisches	103
Die lieben, guten Heiligen. Von Corvin	150
Entstehung der Weltkörper. Von Hubs. Tuttle	114
Jesuiten-Lied. Von einem Fackelleser	121
Der Mensch und die Welt. Von C. Bergmann	121
Ueber das Trauern um die Verstorbenen. Von Lucian	122
Kirchliches Wechselgeschäft. Von M. Braun	125
Die Geschichte. Von F. Schmidt	125
Teufel und Hölle, Engel und Himmel. Von J. Weber	127
Liebe, Glaube, Hoffnung. Von S. Ludvigh	133
Römische Geschichte. Von Dr. W. Wägner	134
Die 13 Glaubensartikel eines Juden. Von L. Löwenstein	143
Streifzüge. Von S. Ludvigh	144
Die Leidenschaft. Von L. Weber	153
Irrthum ist die Quelle von vielen Uebeln. Von S. Ludvigh	161
Ueber die Wichtigkeit der Naturwissenschaften für den Fortschritt. Von A. Wagner	163
Religionsfreiheit in Spanien	168
Eine Abhandlung über das Pfaffengeschlecht. Von C. Bergmann	169
Glauben und Denken	171
Das ökumenische Concil. Von einem Fackelleser	173
Der Verfall des Glaubens	174
Katholische Glaubensregeln	175
Ein Abschiedswort an die geehrten Leser der Fackel. Von Sarah Ludvigh	177

Für die Fackel.

Streifzüge.

Von Samuel Ludwigh.

August, 1868.

Folgender Brief Washington's an Lewis Nicola wird denkwürdig bleiben so lange es eine Geschichte giebt und Menschen, die einen großen Charakter zu würdigen wissen.

Newburg, May the 22. 1782.

Sir, — With a mixture of great surprise and astonishment, I have read with attention the sentiments you have submitted to my perusal. Be assured, Sir, no occurence in the course of war has given me more painful sensations than your information of there being such ideas existing in the army as you have expressed, and which I must view with abhorrence and reprehend with severity. For the present, the communication of them will rest in my own bosom, unless some further agitation of the matter shall make a disclosure necessary. I am much at a loss to conceive what part of my conduct could have given encouragment to such an address, which to me seems big with the greatest mischiefs that can befall my country. If I am not deceived in the knowledge of myself, you could not have found a person to whom your shems are more disagreable. At the same time, to do justice to my own feel ings, I must add, that, no man possesses a more sincere wish to see ample justice done to the army than I do; and as far as my power and influence in a constitutional way extend, they shall be employed to the utmost of my abilities to effect it, should there be occasion. Let me conjure you then if you have any regard for your country, concern for yourself or posterity, or respect for me, to banish these thoughts from your mind, and never communicate, as from yourself or any one else, a sentiment of the like nature. I am, Sir, ect.

George Washington.

Welch erhabene Sprache! Welch edler Charakter!

Durch die Scenerien des Hudson höchst entzückt und mit Betrachtungen der Vergangenheit und Vergleichen mit der Gegenwart geistig beschäftigt, begegnete ich an Bord einigen Bekannten aus Allegheny City, Birmingham und Milwaukee, die mich aus der Region der Phantasie für eine Weile in das Reich der alltäglichen Wirklichkeit versetzt haben. So angenehm mir auch ihre Gesellschaft war, so entzog ich mich ihr doch bald, um allein und ungestört meinen Gedanken und Anschauungen folgen zu können. Auch Musik war an Bord, welche mich aus zwei Gründen ennyirte: weil sie erbärmlich war und weil man zu wiederholten Malen von Einem der Musikanten mit dem Hut in der Hand, um eine Spende angehalten wurde.

Ein angenehmes Intermezzo war mir der materielle Genuß eines Mittagsmahles; obschon es für den Preis von $1.50 besser hätte sein können.

Noch ein schönes und interessantes Bild liegt vor uns, ehe wir zu den Palisaden kommen: West Point. Die Militär-Akademie von West Point wurde im Jahr 1802 gegründet. Das Land, 250 Acker, wurde der Regierung vom Staat New-York cedirt. Die Zahl der Cadeten ist auf 150 limitirt. Das Alter der Aufnahme ist von 16 zu 20 Jahren. Militärische Verdienste in dem Revolutions- und im letzten Kriege geben dem Applikanten einen Vorzug. Mag das System einer militärischen Erziehung auch alles Lob

verdienen; so wird da doch den Leuten ein Geist eingeimpft, der mehr der Monarchie huldigt als einem demokratischen Staat. Kosiusko hat hier ein Monument, das ihm von dem Kadeten-Corps im Jahr 1828 errichtet wurde.

Von West Point kamen wir nach Peekskill, 40 Meilen von New York. Ein höchst romantisches Plätzchen am Hudson. Von Dunderburg, oder Donnerberg, kann man bei hellem Wetter bis nach der Stadt New York sehen. Peekskill ist der Geburtsort von John Paulding, dem Führer jener Drei, die den Spion Andre zu Tarrytown arestirt hatten.

Zwei Meilen von Peekskill hatten die Amerikaner, unter Washington, ein Lager u. hier wurde, auf General Putnam's Befehl, Palmer erschossen. Seine lakonische Antwort an Gouvernör Tryon, der mit Rache gedroht hat, falls man Palmer hinrichten würde, verdient gelesen zu werden.

Sir, — Nathan Palmer, ein Lieutenant in Ihrem Dienst, wurde in meinem Lager als Spion gefangen genommen, er wurde als Spion verhört, er wurde als Spion condemnirt, und Sie mögen versichert sein, Sir, man wird ihn als Spion hängen.

Ich habe die Ehre zu sein

Israel Putnam.

N. S. Nachmittag. Er ist gehenkt.

Auch hat sich in diesem Township das Verhältniß entsponnen, das Major Andre, im Jahr 1780, den Amerikanern in die Hände geliefert. Zu jener Zeit war West Point der wichtigste Posten der Ver. Staaten; auf welchen Washington ganz besonderes Augenmerk gehabt hat.

Arnold hatte trotz seiner verschwenderischen Lebensweise einen guten Ruf als Officier und wurde, nachdem die Briten Philadelphia geräumt hatten, zum Commandanten dieser Stadt ernannt. Die Schuldenlast, welche auf ihm seiner Verschwendung wegen lastete, scheint ihn bewogen zu haben das Urtheil, das über ihn wegen Betrügereien durch ein Kriegsgericht gefällt worden, zu rächen und für Geld sein Vaterland zu verrathen.

Unter dem fingirten Namen Gustavus eröffnete er mit Sir Henry Clinton, damals an der Spitze der britischen Armee in New-York, eine Correspondenz. Sein Streben war, West Point zu verrathen und dem Feind in die Hände zu spielen. Durch schlaue Schliche gelang es ihm, auf Empfehlung Robert R. Livingston, eines damaligen Congreßmitgliedes, Washington's Wachsamkeit zu täuschen und das Commando von West Point zu erhalten. Nun eröffnete sich Sir H. Clinton die Hoffnung, West Point und seine Lateral-Posten mit allen Provisionen und Waffen zu nehmen. Es wurde kein Geld gespart und die Ausführung des Planes der Verschwörung wurde dem Major Andre, Clinton's General-Adjutanten, anvertraut. Er begab sich an Bord der Schaluppe Vulture (ein passender Name) und fuhr den Hudson hinauf bis Teller's Point. In der Nacht des 21. Septembers 1780 — als Washington eben zu Hartfort sich befand — wurde Andre, einen Mantel über seine Uniform geworfen, in einem Boot an's Land gesetzt und hatte mit Arnold auf dem Ufer außerhalb der amerik. Linie ein Rendezvous. Während des nächsten Tages hielt er sich zu Stony Point bei Einem Namens Smith, einem Werkzeuge Arnold's, in Verborgenheit auf, um von da aus die Pläne vollends zu berathen.

Während des Tages ließ man eine Kanone nach der Richtung des Vulture abfeuern, wodurch er eine andere Position einnahm. Des Nachts weigerte sich der Bootsmann Andre an Bord der Schaluppe zu bringen. Es blieb ihm demnach Nichts übrig, als bei Land nach New-York zurückzukehren. Um sich sicher zu stellen, legte er seine Uniform ab, und begann einfach in Civil gekleidet seine Reise zu Pferd. Er war mit einem Paß versehen unter dem Namen John Anderson, von Arnold unterzeichnet. Smith begleitete ihn und sie kamen durch die amerikanischen Schanzen zu Stony Point und Verplank ohne allen Verdacht, bis nach dem Hause einer holländischen Wittwe, wo sie frühstückten. Von hier kehrte Smith zurück und Andre verfolgte seinen Weg nach Tarrytown. Hier befand sich Andre auf neutralem Grund. Dieser Theil des Landes war eben sehr von Dieben heimgesucht, die da Vieh stahlen und es an die britische Armee verkauften. Am selben Morgen als Andre Pine's Bridge passirte, erboten sich sieben Personen freiwillig, die Straße zu überwachen und jeden Verdächtigen anzuhalten. Vier von ihnen waren auf einem Hügel stationirt; die drei Anderen, John Paulding, David Williams und Isaac Van Wart, lagen eine halbe Meile nördlich von Tarrytown in einem Gebüsch versteckt. Als Andre hier vorüber ritt, trat Paulding hervor, ergriff den Zügel seines Pferdes und hielt ihn an. Erschreckt durch den plötzlichen Ueberfall verlor Andre alle Geistesgegenwart und anstatt sogleich seinen falschen Paß zu zeigen, frug er ihn: wo wohnt Ihr? Dort unten — eine Yankee Antwort, welche New-York bedeutet hat. Auch ich wohne dort, sagte er nun im Glauben voller Sicherheit, bemerkte jedoch, daß er brittischer Offizier sei, der in wichtigen Geschäften reise. Dadurch waren seine Würfel gefallen. Man brachte ihn in das Gebüsch, untersuchte ihn und fand sechs Papiere in seinen Stiefeln, „von gefährlicher Tendenz." Andre offerirte seine Uhr, sein Pferd und große Summen Geldes, wenn man ihn frei ziehen ließe. Es war vergebens. Man brachte ihn nach North Castle, dem nächsten Militärposten, wo Oberstlieutenant Jamison stationirt war.

Man hatte ihn hier noch für John Anderson gehalten und Jamison ließ sich verblenden, ihm zu gestatten an Arnold zu schreiben, daß man ihn angehalten habe. Die in den Stiefeln gefundenen Papiere wurden an General Washington geschickt. Der Bote traf den General nicht mehr zu Hartfort, da er eben auf der Rückreise begriffen war. Dadurch ging so viel Zeit verloren, daß es möglich war an Bord des Vulture zu entkommen, ehe der Befehl ihn zu are-

stiren nach West Point gelangt war. Sobald Andre erfuhr, daß Arnold in Sicherheit ist, gab er sich als britischen Officier zu erkennen. Washington referirte seinen Fall an vierzehn hohe Officiere, unter denen sich auch die Generäle La Fayette und Steuben befanden. Nachdem Andre selbst Alles eingestanden hat, sprach sich die Commission dahin aus, daß Andre ein Spion sei und nach dem Völkerrecht hingerichtet werden müsse. Schon am nächsten Tag wurde er gehenkt.

Henry Clinton hat Alles aufgeboten, um ihn zu retten; doch vergebens. Der Spion mußte sterben; indeß Arnold, der eigentliche Urheber seines militärischen Verbrechens, in der britischen Armee zum General-Major promovirt wurde, und einen Sündenlohn von 50,000 Dollars erhielt. Nach beendigtem Kriege kehrte er nach England zurück und starb dort im Jahr 1801, 61 Jahre alt. — Indeß man Andre beklagen mag, verdient Arnold die Verachtung Jener sowohl, denen er gedient hat, wie Jener, die er verrathen wollte.

Weiter hinab von Peekskill passirten wir Haverstraw, auf einem Plateau hübsch gelegen.

Der hohen Brücke (High Bridge), den Croton Wasserwerken und Sing Sing (mit den bekannten großartigen Staatsgefängnissen), Tarrytown, Yonkers und anderen sehr schön gelegenen Villagen und Residenzen, so den Forts Washington und Lee vorüber gleitend, die imposanten Palisaden zur Rechten, erreichten wir gegen Abend die Großstadt New-York. Der poetische Eindruck dieser höchst interessanten Tour wurde durch eine Schaar von impertinenten Hack-Treibern an der Landung total verwischt, indem sie mich wie hungrige Wölfe überfielen, um mich gleichsam zu zwingen, nach einem Hotel zu fahren. Vergebens rief ich nach einem Polizisten; ich hatte Mühe, mich durch den Schwall der geldgierigen Kerle durchzuwinden. Es ist eine Schande für Stadtbehörde und Polizei, daß solche Fälle in einer civilisirten Großstadt vorkommen können. Aber, aber Schaam unserer demokratisch-republikanischen Civilisation, wo ist dein Erröthen?!

Im Prescot Haus, das sehr besetzt war, spedirte man mich 4 Treppen hoch, in ein Zimmer, was ich mir der ausgezeichneten Küche wegen um so mehr gefallen ließ, da ich eben frei von Asthma und sonstigem Misere war.

Was soll ich nun wieder über Gotham, die Weltstadt, sagen? Der elegante Broadway, die unzüchtige Mercer-Straße, das deutsche Viertel der Zweiten u. Dritten u. ihrer mit schmutzigen, theils zerlumpten Kindern wogenden Nebenstraßen, im Contrast mit der fashionablen 5. Avenue der uppertens bieten reichen Stoff für Betrachtungen u. Schilderungen; doch Detail kann nicht der Zweck von Streifzügen sein, welche blos der Abklatsch sind von momentanen Eindrücken, flüchtigen Gedanken und Gefühlen und systemloser, sich bunt drängender Skizzirung gesehener Gegenstände und erwähnenswerther Data und Facta.

New York — dessen Bevölkerung seit 1800 von 60,000 Einwohnern auf beinahe 900,000 gestiegen, ist schon des Census wegen eines der amerikanischen Weltwunder.

Die Stadt liegt auf dem Manhattan Eiland, 14 Meilen lang und von einer zu einer und einer halben Meile breit. Der atlantische Ocean, der Hudson-Fluß, der East-River, der Long Island Sound, und die Eisenbahn-Communikationen gewähren New-York außerordentliche Vortheile des ausländischen so wie des inländischen Handels. Der stets mit Dämpfern und Segelschiffen belebte Hafen kann an Schönheit kaum von einem andern Hafen der Welt übertroffen werden.

Mehre der älteren Straßen sind eng und unregelmäßig; der neue Theil der Stadt ist mit mehr Geschmack ausgelegt. Obschon der Broadway, der sich auf 5 Meilen weit erstreckt, 80 Fuß breit ist, so ist er doch viel zu eng für die vielen Kutschen, Wagen, Omnibusse, Karren und Tausende von Fußgängern, um Stockungen, Störungen und Gefahren zu verhüten, die bei der besten Polizeiaufsicht nicht gänzlich vermieden werden können.

Die Battery war bei meiner Ankunft in New-York, 1837, einer der schönsten Parks, unter den wenigen damaligen öffentlichen Plätzen. Ich habe dort manchen schönen Abend bei Musik und Mondschein genossen und in den Jahren 1843 und 44, als ich meine Carriere als Rationalisten-Redner begonnen hatte, so manche niedergeschriebene Rede auswendig gelernt. Schönheit, Anmuth und Poesie haben jetzt an der Battery dem Nützlichen Platz gemacht. Die Emigration hat hier ein geräumiges Obdach und erfreuliches Asyl gegen übliche Prellereien von gewissenlosen Wirthen und Ausläufern (runners) gefunden. Ich habe diesem Gebäude einen Besuch abgestattet und erhielt als Editor, ohne Einlaßkarte Zutritt und freundliche Aufnahme von Seiten der hier fungirenden Beamten.

Aus dem der Legislatur des Staates New York von den Emigrations-Commissären vorgelegten Jahresbericht ersah ich, daß sich die Zahl der Passagiere in diesem Hafen während des Jahres 1867 auf 301,326 belief. Von diesen waren 58,595 Bürger, keiner Commutation unterworfen und 242,731 Fremde: eine Zunahme über das Jahr 1866 von 9313 Individuen. Von diesen Emigranten waren 117,591 aus Deutschland, 65,184 von Irland, 33,718 aus England und 26,602 aus verschiedenen Ländern. Trotz der in neuerer Zeit verbesserten Schiffsregulationen für Passagiere von Seiten Englands und Deutschlands haben sich doch im Jahr 1867 die Schiffe Giuseppe Buccarich, das von Antwerpen abging, (unter der Firma A. Strauß u. Co.), das Schiff Lord Brougham, das von Hamburg abging, und das Emigrantenschiff Leibnitz, ebenfalls von Hamburg, wegen strenger Pflichtverletzungen und gewissenloser Behandlung der Auswanderer verdienten Tadel zugezogen und die Behörden zu strengerer Aufsicht veranlaßt.

Im Jahr 1867 trat an der Batterie in einem sehr ge-

räumigen Gebäude die sogenannte Arbeitsexanche (labor exchange) in Operation und hat sich bereits von großem Vortheil erwiesen. Jeder Emigrant hat Namen und Geschäft zu registriren, so auch den Namen des Schiffes und den Tag seiner Ankunft, indeß Dasselbe auch von Arbeitsgebern verlangt wird, nebst deren Empfehlungen, Referenzen und Angabe der Beschäftigung und der Arbeit, für welche sie Emigranten engagiren.

Laut einem Anhang des Berichtes sind im Jahr 1867 aus Italien 1632, aus Dänemark 1372, aus Norwegen 309, aus Polen 268, aus Südamerika 97, aus Japan 87, von Australien 44, aus Griechenland 8, von der Türkei 6 und von Afrika 2 auswärtige Passagiere angekommen; Ungarn, das glückliche Ungarn, steht im Anhang gar nicht verzeichnet, obschon seit einigen Jahren viele Israeliten von dort her nach Amerika kamen, die man, wahrscheinlich, als Oesterreicher (nach einem zweifachen statistischen Verstoß) in die Rubrik Deutschland wirft.

Von jener Gesammt-Emigration haben die Staaten New York, Pennsylvanien, Illionis, Wisconsin, Ohio, Minnesota, Massachussets das größte Contingent erhalten.

Das Maximum von 91,610 Köpfen erhielt der Staat New York; das Maximum in den südlichen Staaten erhielt Virginien mit 913 und das Minimum Idaho mit 7 und Dacota mit 2.

Der nächste öffentliche Square zur Batterie ist der Park mit der City-Hall, einer palastähnlichen Baute aus weißem Marmor. Im Raum des Common Council befindet sich der Stuhl, in welchem General Washington saß als er Präsident des ersten hier versammelten amerikanischen Congresses war. Ausser dem Stadthaus sind als solide öffentliche Gebäude erwähnenswerth: Das Zollhaus, aus Granit, und das Schatzkammerhaus, aus weißem Marmor.

St. John's Park und Washington Square sind sehr schöne Promenadeplätze. Ganz nahe dem Union Square steht eine Reiterstatue von General Washington, aus Bronz. Der Madison Square ist von prachtvollen Privathäusern und großen Kirchen umgeben. Der jüngste und größte Park ist der Central-Park, auf einem Areal von 776 Acker Land. Natur und Kunst haben diesen Park während der kurzen Zeit seines Entstehens zu einer der schönsten Promenaden der Welt gemacht.

Wie in der Türkei der Muselmann seine Friedhöfe in schattigen Cypressenhainen hat, und dort nicht nur die geliebten Todten betrauert, sondern auch lustwandelt, seine Pfeife raucht und Mokka trinkt, so findet man auch in den Ver. Staaten prachtvolle Friedhöfe, in denen der Amerikaner wetteifert, durch schattige Alleen, Teiche und blumengeschmückte Gräber und Monumente die Todten zu ehren und — den Lebenden den Grad seines Reichthums zu präsentiren.

In New York ist der Greenwood Cemetery der schönste und größte Friedhof der Stadt. Drei Meilen von der Fultonfähre gelegen deckt der prachtvolle Todtenhain ein Areal von 242 Acker Land. Ich habe ihn vor Jahren blos Einmal besucht und seit jener Zeit mag sich der Platz wohl bedeutend verschönert haben. Da man jetzt fast von jeder Fähre aus mit Straßeneisenbahn-Wagen dahin fahren kann, ist dieser Friedhof um so mehr zu einem der frequentesten Parks geworden. An Sonntagen ist der Eingang blos „Eigenthümern von Grabplätzen und ihren Familien" gestattet. The holy Sabbath! The sacred right of Graveyard Property! Ländlich sittlich.

Hoboken, vis-a-vis dem Hudson, Brooklyn und Williamsburg, dem East-River gegenüber, sind gleichsam Ein Complex der Weltstadt.

Die Schiffswerfte, (Navy Yard) befindet sich zu Brooklyn an der Südseite der Wallabout Bay, auf einem Areal von 40 Acker Land. Der Bau des Docks hat über eine Million Dollars gestattet. In dieser Bay lagen zur Zeit unseres Revolutions-Krieges jene englischen Schiffe in Haft, auf welchen wegen fauler Luft an Bord und gepreßter Zusammenschichtung so viele amerikanische Gefangene gestorben sind. O, christliche Republik, die auf den Kanzeln Liebe gegen Feinde predigt und Hunderttausende auf dem Schlachtfeld mordet! O, christliche Monarchie, die aus Liebe arme Gefangene dem Tode überliefert!

Ich hatte dieses Mal in New-York, ausser einigen Besuchen bei jüdischen und christlichen alten Bekannten, Freunden und Freundinen, gar kein Vergnügen. — Auch den Vorsatz, mich nach vielen Jahren wieder um neue Abonnenten umzusehen, habe ich auf ein ander Mal aufgeschoben und begnügte mich mit dem Häuflein meiner stereotypen Leser, die mir bis zum Tode treu zu bleiben scheinen. Ja, der Importeur, mein alter Freund Hütte, will noch mehr thun, als die Fackel lesen, er will ein Monument für den Fackler haben, wozu er selbst hundert Dollars zeichnet. Liebe und Achtung meiner Freunde und Leser sind das schönste Monument nach dem ich stets gestrebt habe und streben werde. Im Leben lange genug gedrückt gewesen, kann der Druck eines Steines dem Cadaver keine Freude bieten, noch Gewißheit einer Auferstehung nach dem Tode.

Von New York nahm ich meine Tour nach Boston und zwar per Eisenbahn, da ich einige Geschäftsplätze in Connecticut zu besuchen hatte.

Bridgeport, eine schöne und rührige Stadt, war der erste Anhaltspunkt. Dann folgte Newhaven, mit einer Universität, einer sehr schönen Promenade, vielen protestantischen Kirchen und vielen guten deutschen Demokraten, neben einigen rothen Republikanern, die lieber für Abschaffung des Präsidentenamtes als für einen Präsidenten stimmen würden. Auch setze ich von ihnen voraus, daß sie nicht zu den Schuhnägelverschluckern gehören, die da sagen: man müsse von zwei Uebeln das kleinste wählen. Was aber dann, wenn beide Uebel gleich groß sind? Nun, dann sollte man

eben so lange gegen beide mit Schrift und Wort ankämpfen, bis eine verjüngte Partei in's Leben tritt, für welche ein Radikaler, ohne vor sich selbst zu erröthen, agitiren und stimmen kann. Newhaven hat seit mehren Jahren zwei ausgezeichnete Pianisten, die Herren Stöckel und Wehner. Unter den deutschen Mechanikern hat sich Herr Ph. Koch als Erfinder einer Maschine für Schraubenmütter Verdienst und auch Vermögen erworben.

Als ich nach Hartford kam, hat eben das Bezirksturnfest stattgefunden. Abends war Ball, dem ich ein „Fremdling unter Fremden" eine halbe Stunde lang beiwohnte und nach meiner stillen Klause im European House mich zurückzog. — Frage: wo findet der schnellste Fortschritt statt? Im Walzer. Warum? Weil man dazu blos leichter Beine und keines denkenden Kopfes bedarf. Hurrah für die vier großen C! Hurrah für Demokratie und geistlosen Fortschritt! Hurrah for Grant and Colfax too!

Von Hartford nach Springfield, im Staate Massachusetts. Frau Burbach, die Hausfrau des United States-Hotel, fand ich freundlich und liebenswürdig wie immer und Herrn Burbach gefällig wie immer. Ich machte in seiner Equipage eine Spazierfahrt vor die Stadt, wo wir einen Ungar, Hrn. Feujery, und Hrn. Otto in seiner Gartenwirthschaft besuchten. Die Fahrt durch üppige Wälder, nahe dem Connecticut-Fluß, war eine sehr angenehme. In der Armory waren eben, trotz südlicher Kriegsrodomontaden, sehr wenige Arbeiter mit Verfertigung von christlichen Mordgewehren beschäftigt. Vielleicht ist es Schade, daß es so ist; denn die große Kanone wirkt nicht nur ausschließlich zerstörend, sondern sie bahnt zuweilen auch den Weg an zum politischen und geistigen Fortschritt. Das hat in jüngster Zeit Lincoln's Regime bewiesen. In wie weit der republikanische Congreß den Sieg der Kanone benutzt hat für Reconstruktion, Frieden und allgemeine Sicherheit in den besiegten Rebellenstaaten, das ist bekannt genug, und kann noch beklagenswerthe Folgen haben.

Von Springfield ging es nach Boston; eine der schönsten und volksreichsten Städte der Ver. Staaten. Boston hat drei gute deutsche Gasthäuser: das von Menzel, von Pfaff u. Deichert. Unter den englischen Hotels nehmen das St. James, das Parker, das Tremont und das Reviere Haus den ersten Rang ein.

Freund Nolte zeigte mir das Innere des St. James, das groß und prachtvoll ist. Es sind da 400 Zimmer und das Haus wird in Bälde noch einige hundert Zimmer mehr durch einen Anbau erhalten. Ein Elevator, mit Sitzen von rothem Sammt und Fußteppichen bequem eingerichtet, überhebt die Gäste des Hauses des Treppensteigens, was für Engbrüstige und für zarte amerikanische Damen gewiß eine große Wohlthat ist. Für alle diese Bequemlichkeit und Eleganz sind 4 Dollors und 50 Cts. per Tag gewiß kein zu hoher Preis; um so weniger, da man in keinem amerikanischen Haus erster Klasse unter 3 Dollars wohnen kann. Geht man in ein deutsches Hotel erster Klasse, deren es freilich sehr wenige giebt, und trinkt da seine Flasche, oder halbe Flasche Wein, wenn auch nur der Sitte wegen, so kömmt man auch nicht unter 4 Dollars weg, hat jedoch den Vorzug einer besseren Küche.

Des Turnvereins und der hier erscheinenden deutschen Zeitungen wurde bereits in früheren Streifzügen erwähnt. Der Boston Investigator, herausgegeben von Mendum, der eine entschieden freie, materialistische Richtung verfolgt, gehört zu den Paar englischen Blättern von dieser Tendenz und wird auch von vielen Deutschen gelesen.

Aus diesem Blatt ersah ich, daß man von Seiten der Freidenker Redner (Lecturers) engagirt hat, die reisen und das Christenthum mit den Waffen der Vernunft bekämpfen sollen. Ach, ist es nicht traurig, daß man im 19. Jahrhundert noch geistiger Waffen bedarf, um solche colossale Dummheiten zu bekämpfen!

Ich traf hier drei Landsleute aus Ungarn, die Herren Walko und Kakas, beide wohlhabende Kürschner, und Zerbahelyi, Professor der Musik.

Die Firma Chikering ist die älteste in den Ver. Staaten, welche die alten Rumpelkästen, Klavier genannt, mit ausgezeichneten Pianos ersetzt hat. Um zu entscheiden, welche Instrumente jetzt die besten seien, Chickering's, Steinway's, Decker's, Gähle's oder Knabe's, dazu muß man selbst Künstler sein, und die Frage läuft am Ende da hinaus wie jene, wenn man sich streitet, ob Göthe oder Schiller ein größerer Dichter sei.

Während meines Aufenthaltes in Boston waren eben auch mehre Größen aus Japan in der Stadt: eine Ambassade aus Japan mit dem Amerikaner Burlingame an der Spitze, deren Besuch in den V. Staaten in commercieller Hinsicht von großem Erfolg sein dürfte. Die Pforten des himmlischen Reiches haben sich dem Fortschritt geöffnet und die Civilisation schreitet sogar über chinesische Mauren dahin — nur unsere guten Demokraten und Republikaner wollen nicht vom Fleck und halten fest am alten Heiligthum der Constitution, der Staatensouverainetät und ihrer Ausgeburt des göttlichen Institutes der Sklaverei, das die heillose große Kanone vernichtet und das Alte gewaltig erschüttert hat.

Wie in den übrigen Städten, welche die japanesische Ambassade besucht hat, wurde Dieselbe auch hier, u. zwar ganz besonders, großartig empfangen. Durch Burlingame, der früher Ver. Staaten-Minister in China war, wird diesem abgeschlossenen himmlischen Reich über nicht lange der Welthandel eröffnet werden.

Am 20. des Mittags hatte das Publikum im Faneuil-Hall Audienz und nicht weniger als 5000 Personen reichten dem ausgezeichneten Amerikaner an der Spitze der Japanesen die Hand. Dieser, die Mandarinen des höchsten Ranges, der Bürgermeister von Boston und das übrige japanesische Personal nahmen das Centrum der Platform ein; in-

deß die Gallerien mit einem Kranz von Damen geschmückt waren.

Des Abends hat im St. James Hotel ein Banquet stattgefunden. Die Tafel war für 250 Personen reich und geschmackvoll gedeckt. Herren und Damen drängten sich nach den mit Guirlanden gezierten Corridoren des Hotels, um das Vergnügen zu haben, die exotischen Ebenbilder Gottes beim Speisen zu sehen. Und, siehe da, sie aßen eben so wie wir civilisirte Kaukasier, und schienen Alle in kurzer Zeit in unserer ceremoniellen Cultur erfreuliche Fortschritte gemacht zu haben.

Ich habe nach langer Zeit wieder Providence, im Staat Rhode Island, besucht. Eine rührige und sehr schöne Stadt. Man hat mir ein deutsches Gasthaus empfohlen, wo ich sehr zufrieden gewesen wäre, hätten mich die ver—deyten Wanzen nicht gezwungen, des Nachts das Bett zu verlassen und mich auf den Boden hinzustrecken. Die Wände der Dachstube, die einzige, die eben, leider, für mich leer gewesen, war rosafarb oder vielmehr wanzenbluthroth angestrichen, wodurch ich mich in der schlaflosen Nacht so recht lebhaft in die Vergangenheit „der goldenen Zeit der jungen Liebe" zurückversetzte, wo ich für Einen holden Blick Mill. Wanzenbisse zu erdulden hatte. Ich siedelte denn nach einer sehr guten Mahlzeit, nach einem amerikanischen Hotel über, wo ich in kommender Nacht von den schrecklichen Blutsaugern Nichts zu besorgen hatte.

Das Sonntagsgesetz wird hier sehr streng gehalten, wie es dem puritanischen Geist geziemt. Nur Kirchen und Apotheken für geistig Kranke und für körperlich Leidende offen. Zu den Trinklokalen finden vertraute Gäste eine Hinthür offen und das hat sein Gutes: denn das Verbotene schmeckt dem Menschen gewöhnlich am besten. Den Straßeneisenbahnwagen ist es erlaubt am heiligen Schabbes zu fahren und so fuhr ich denn hinaus in's Freie, nach Pawtucket. Der Weg dahin ist angenehm durch eine Allee von schattigen Bäumen. Ich wollte, aus Verzweiflung über den Schneckengang des Fortschrittes, einer Predigt beiwohnen, in der Hoffnung, mich von dem Irrwege der Vernunft auf die große Heerstraße der Dummheit zurückzubringen; aber es sollte nicht sein.

Die Kirche, welche ich betrat, war leer, nur der heilige Geist waltete darin, indeß im unteren Raume der unheilige Geist des Irrthums und der Absurdität den Kindern als G i f t der Sonntagsschul-Doctrin eingeimpft wurde.

Des Abends ward mir das Vergnügen zu Theil, in das Lokal des Liederkranzes eingeführt zu werden. Hier fühlte ich wieder wohl im Kreise von gleichgesinnten Herren und Frauen. Was die Harmonie der Töne in der Musik bewirkt, das bringt Geistes- und Gesinnungsharmonie in der Gesellschaft den Menschen hervor. Direktor des Liederkranzes ist Herr Henri; Präsident, Herr Hertha.

Grau's deutsche Gesellschaft gab während meines Hierseins Vorstellungen in der City Hall. Die Halle ist geräumig, die Bühne sehr mittelmäßig. F r i d e r i c i, die Prima Donna, singt kunstgerecht und spielt sehr brav; auch ist sie eine recht hübsche jugendliche Erscheinung auf der Bühne. Herr Herrmann ist ein guter Tenorist und Steinecke guter Baritonist. Das Orchester der Gesellschaft ist sehr brav. Die Decorationen waren schlecht und die bösen Geister und Dämone in der Wolfsschlucht des F r e i s c h ü t z waren Karrikaturen, welche allgemeines Lachen erregten..

Am 25. fuhr ich an Bord der Bay Queen, eines eleganten Seesteamers, auf der Narraganset Bay nach Newport, einem fashionablen Badeort, welchen ich früher noch nie besucht hatte. Diese Bay ist circa 2—3 Meilen breit und die Gestade und Ufer sind sehr schön. Das Boot war gefüllt mit Passagieren, unter denen auch nicht Eine Dame war, die man s c h ö n hätte nennen können.

Bei Rocky Point, 10 Meilen von Providence, erweitert sich der Strom zu einem ansehnlichen Binnensee. Rocky Point, ein sehr frequenter Badeort, ist prachtvoll gelegen. Es sind hier viele Passagiere ausgestiegen und wurden von einer Musikbande, die in der Veranda eines großen Hotels spielten, empfangen.

In Newport angekommen, ließ ich mich nach dem Germania Hotel spediren und spazirte, nach einiger Erfrischung, eine Viertel Meile weit hinab nach der Brandung des Oceans, um da zu baden. Fahrzeuge aller Art, buggies, sulkies, barouches, hacks, phaetons und grocery wagons jagten auf der sandigen Bahn dahin, indeß Andere zu Fuß und zu Pferd sich nach der Beach begaben. Eine elende Bretterhütte, in welcher Kuchen verkauft werden, ist Alles was man da außer einigen Reihen von Badehütten findet, die bestimmt sind, sich aus- und anzuziehen. Da diese Gemächer ohne Schloß und Riegel sind und ich nicht Lust hatte, Uhr und einige hundert Dollars, so ich bei mir hatte, dem Garderoben-Meister zur Aufbewahrung zu geben, mußte ich mich mit einem Sandbad bis zu den Knöcheln begnügen, ohne Erfrischung des Körpers im Ocean. Unter den Fahrenden ist mir das Fuhrwerk einer jungen Dame aufgefallen: es war ein eleganter Phaeton, von einem prachtvollen Pferd gezogen. Die Dame saß unter einem kolossalen Schirm, welcher im Centro des Phaetons angebracht war, und trieb mit vieler Grazie der Gaul, indeß der bekappenstiefelte Bediente am Bock saß.

Auf dem Parkplatz, dem Atlantic-Hotel gegenüber, befindet sich ein Curiosum: eine von rohen Steinen aufgeführte Rotunda, über welche man keinen andern Bescheid erhalten kann, als: there is no record for it. Obschon es höchst wahrscheinlich, daß die Baute zur Vertheidigung gegen Indianer gedient haben mag, gab man ihr doch den Namen stone mill (Steinmühle.) Die Rotunda wurde auf jeden Fall von civilisirter Hand erbaut. Es sind 8 Bogeneingänge und an der obern Etage sind Oeffnungen,

welche zum Schießen gedient haben mögen. Die Steine sind vom Ufer herbeigeschafft und mit Mörtel zusammengekittet. Mit Epheu umschlungen gewährt diese Antiquität einen sehr interessanten Anblick. Ich wurde hier von einem Greis um eine milde Gabe angesprochen. Ich gab ihm eine kleine Silbermünze, welche er mit einem: God bless you hinnahm. In den jungen Jahren war er, als Matrose, in Rußland, in Afrika und in Asien und bettelt als Greis nun in seinem Vaterland. Ach, wie verschieden sind die Loose der Menschen! Wer kennt die Zukunft Jener, frug ich mich, die jetzt hier in Equipagen fahren und glänzen?! Alles ist veränderlich und dem Wechsel unterworfen. Der Bettler hat oft mehr Verdienst als Mensch, mehr Verstand und ein besseres Herz als so mancher reiche Shuddy-Aristokrat.

Die Lage der Stadt, einer der ältesten im Staate, dicht an der Narraganset-Bay, ist malerisch, von Hochflächen umgeben, geschmückt mit großen Residenzen. Als ich zurück nach Providence fuhr, hatten wir Musik an Bord. Abgesehen von der Sonntagsduselei wissen die Leute hier die Wochentage zu genießen. Es ist dies ein herrlicher Ausflug eines Tages. Die Bay ist so reizend, daß sie mit der von Neapel rivalisiren kann. Der Vordergrund, unter dem großen Baldachin des Firmamentes, in Nebelferne mit Bergen geschlossen, ist prachtvoll. Den Besuch zu Rocky Point habe ich mir für die nächste Sommertour vorbehalten. Um 4 Uhr des Nachmittags war ich bereits wieder im Depot von Providence und ging sogleich mit dem Zuge via Plainfield nach Norwich ab. Das heißt, im Fluge genießen. Die Fahrt bietet einige wildromantische Partien. Was der Boden hier versagt, das wird durch Fabriksweſen ersetzt. Nahe Norwich sind einige große Baumwollen- und Cattunfabriken. Dicht am Depot findet der Reisende ein gutes Gasthaus, das Germania Haus des Hrn. Steiner. Von Semele, der Laternen-Trägerin, begleitet ging ich in Sturmschritten dem Geschäfte nach und traf bei einem meiner Abonnenten den lutherischen Prediger, einen gebildeten und freundlichen jungen Mann, beim Glas Bier. Für einen puritanischen Reverend ein großes Verbrechen. O, dieser bornirten, theils heuchlerischen Gnadenbänkler! —

Am 26., an meinem Namenstag, fuhr ich via New-London und Bridgeport — beide sehr anmuthige und rührige Städte im Staate Connecticut — zurück nach New-York. Nachdem ich hier einige Geschäfte besorgt, eilte ich nach Newark und Orange, im Staat Jersey, wo mir in Gesellschaft alter Bekannten einige angenehme Momente geworden. Die nächste Station war Philadelphia, in Pennsylvanien; eine Stadt, welche für mich von besonderem Interesse ist; denn dort eröffnete sich mir, aus der geliebten Heimath durch Censurzwang vertrieben, das erste Feld literarischer und journalistischer Thätigkeit und dort gelang es dem unglücklichen Dichter, endlich nach langer vergebener Sehnsucht, den geliebten Gegenstand häuslichen Glückes zu finden.

Man brachte mich dieses Mal nach einem Hotel in der Archstraße, das laut Schild nach europäischem Style, doch in der Wirklichkeit auf echt amerikanische Weise, 2. Klasse, geführt wird und mich bewog, ein gutes deutsches Haus zu erfragen, das sich auch alsbald in der Walnutstraße gefunden hat.

Dem Hotel in der Archstraße gegenüber zog ein Conditorladen meine Aufmerksamkeit auf sich, wo ich vor 30 Jahren den Roman meines Lebens, als Grüner, fortzusetzen begann. Als Hagestolz, aus Nothwendigkeit, besuchte ich zuweilen jene Conditorei, um da nach Tisch eine Tasse Schwarz zu trinken. Und die Tassen wurden mir durch ein sehr hübsches weißes Mädchen, eine mollige Quäckerin, kredenzt. Da ich nur sehr gebrochen Englisch sprach, nahm der 36jährige Troubadour seine Zuflucht zur Augensprache und alsbald zum Medium eines englischen Liebesbriefes, welcher ein ganz artiges Körbchen zur Folge hatte. So kam ich denn nicht wieder, und sah mich sonstwo nach schwarzem Kaffee um und nach weißen Mädchen; und siehe da, es fand sich endlich Eine, die in der Burg ihrer Unschuld mit einem Heirathsantrag überrumpelt ein leises Ja stammelte, das ihre zarten Wangen mit Purpur überzogen und mich in den dritten Himmel versetzt hat. Nun war denn der Roman geschlossen und Jahren von poetischer Trauer, unglücklicher Leidenschaft und Melancholie folgte ein normaler Zustand des Herzens, ein — obschon mitunter sorgenvolles — ruhiges, geistig thätiges und wahrhaft glückliches Leben. Bald 30 Jahre verheirathet, mit Kindern und Enkeln gesegnet, dem Alter von 70 nahe wäre es wohl schon Zeit, mein amerikanisches Leben und Wirken in biographischer Form niederzuschreiben, um Bluts- und Geistesverwandten ein Memento zu hinterlassen, das wohl von einigem subjectiven und objectiven Interesse sein dürfte. Nun, wir wollen sehen, ob mir Klio und Melpomene geneigt sein werden zur Ausführung eines solchen Werkes.

September, 1868.

Herr Leo Benkert in Philadelphia, der sich für den Fackler und seine freien Schriften ganz besonders interessirt, bewog mich mit ihm einen Ausflug nach dem Badeort Atlantic City zu machen. Obschon die Badesaison vorüber und die Stadt bereits menschenleer und öde war, sind mir doch sowohl in Hrn. Benkert's und sonstiger Gesellschaft wie durch Bekanntschaft mit einer Amerikanerin, einem spiritualistischen Medium, höchst interessante Augenblicke zu Theil geworden.

Wir trafen uns in einem schmierigen Depot der Camden- und Atlantic-City-Bahn am Fuß der Vinestraße, setzten an Bord einer Dampffähre über den breiten Strom Delaware, fuhren 60 Meilen, meist auf holprigen Schienen, in einer flachen, gut besiedelten Landschaft — via Eggharbor

Schmöle's deutschem Eldorado, auf einer Sandwüste nahe dem atlantischen Ocean — und machten Halt in Schaufler's empfehlenswerthem Hotel zu Atlantic City.

Austern, frisch weg von den nahen Austernbeeten am Ocean, waren der erste Genuß, so uns hier zu Theil ward; dann folgte eine Spazierfahrt auf heillosen Wegen nach der Beach, entlang der schäumenden Brandung; dann Rheinwein und Champagner. Den Abend würzte eine kühle Siesta in Schaufler's Weingarten.

Am 2. September sollte ich von meinem Materialismus geheilt und zum Spiritualismus bekehrt werden.

Mein in religiöser Hinsicht ungläubiger Freund B. ist nicht nur bereits zum Glauben an die Existenz von Geistern bekehrt, mit denen er mittels des Mediums conversirt, sondern er nennt den Spiritualismus sogar „die schönste Philosophie." Mit meiner Bekehrung wird es wohl nicht so leicht gehen, und sollte das sichtbare Medium zwischen mir und den unsichtbaren Geistern selbst das Orakel von Delphi bieten. Ich glaube, daß es Vieles giebt, was durch Erfahrung und Wissenschaft noch nicht erforscht ist und auch Vieles, das der innersten Wesenheit und dem Ursprung nach nie erforscht werden kann; aber ich sträube mich nicht gegen neue Forschungen, neue Entdeckungen im Gebiete des Wissens und stelle Das nicht unbedingt als Irrthum oder Humbug und Betrug hin, was sich mir nicht a posteriori als wahr kund giebt. Ich kann das Geistige blos als Etwas der Materie nothwendigerweise Inhärirendes annehmen; kann mir die Möglichkeit eines Gedankens ohne die Materie des Gehirns nicht denken, und sollte ich zugeben, daß es einen Gott gäbe, so müßte ich diesen Gott selbst blos als einen materiellen annehmen, da mir der Begriff eines absolut Geistigen mit dem Begriffe eines Nichts gleichkömmt und aus Nichts kann auch Nichts entstehen. Die Materie ist also von Ewigkeit und Alles was ist, ob für uns sichtbar oder nicht, ob betastbar und hörbar oder nicht, das muß und kann blos materiell sein und sollte es je einer Chairvoyance gelingen mich von der Existenz von Geistern zu überzeugen, die nach diesem Erdenleben als höher potenzirte Wesen fortleben und uns umschweben, so müßten auch diese Geister, diese Spirits unserer modernen Orakel, Hellseher, Medien oder Geistercitirer materielle, dem menschlichen Auge unsichtbare Wesen, das heißt der Naturnothwendigkeit durch die chemische Stoffzersetzung des Todes abgedrungene Produkte sein.

Mit solchen und ähnlichen Präcedenzen betrat ich in Gesellschaft von B. und eines andern noch unbekehrten Herrn aus Philadelphia das Zimmer des Mediums, um die uns Tages bevor anberaumte Stunde. B. und ich nahmen auf dem Sopha Platz, Herr M. und das Medium saßen neben uns auf Sesseln. Nach kurzer mündlicher Conversation schloßen sich die Augen der Dame und zwar der Art, daß ich nicht im Geringsten gezweifelt habe, sie sei in magnetischen Schlaf verfallen. An einem solchen Schlafe konnte ich schon darum um so weniger zweifeln, weil ich ihn an mir selbst schon, durch Händeauflegen und Streichen einer von außen einwirkenden und überwältigenden magnetischen Kraft, erfahren hatte. Also das Medium in Frage war wirklich in magnetischem Schlaf, bereit Fragen anzunehmen und Fragen zu beantworten.

Da muß sich denn dem denkenden Forscher vor Allem die Frage aufwerfen: „Steht das durch eigene Kraft und Potenz magnetisirte Medium mit den gleichsam zu Magnetisirenden in Rapport und nimmt ihre Gedanken unwillkührlich in sich auf, so wie ein Spiegel äußere, ihm nahe gebrachte, Gegenstände reflektirt?" Ferner: „Spricht das Medium blos seine eigenen sich ihm aufdrängenden Gedanken, in einer ihm bekannten Sprache aus, so wie man ihm Schlafe träumt und im Traume spricht, oder bei Nervenkrankheiten phantasirt und zum Redner und zum Dichter werden kann, wie es im gesunden, im normalen Zustande des Gehirns, also auch des Geistes, nicht möglich war, oder sind es anwesende, unsichtbare Geister, die aller Sprachen kundig, sich in jener Sprache dem Medium mittheilen, welche Jene verstehen, die mit ihren hingeschiedenen, geliebten oder sonstigen Geistern verkehren und von ihnen beliebige Aufschlüsse verlangen?" Der magnetische Rapport hat wissenschaftlich Vieles für sich und Hellseben (Chairvoyance) und unerklärliche Erscheinungen bei Mondsüchtigen sind Thatsachen, die nicht geläugnet werden können, und dem Forscher vollkommen genügen. Dies sind vorläufig Theoreme, welche zu lösen jeder Leser selbst streben möge; wir wollen nun auf das Praktische übergehen und seben, was wir, auf eigene Erfahrung gestützt, davon zu halten haben. Freund B. hat den Reigen begonnen und er zweifelte nicht, daß er wirklich mit dem Geist seines verstorbenen Sohnes und dieser zu ihm gesprochen habe. Herr M. stutzte über Einiges, schien aber nicht überzeugt zu sein von der Existenz einer Geisterwelt.

Es ist natürlich, daß Medien gewöhnlich die Geister von Eltern, Geschwistern und Freunden zu citiren haben; sonstige Fragen, wie sie auch an Wahrsager gestellt werden, wegen Heirathsangelegenheiten, Geldaffairen und dergleichen Lieblings-Themata, oder Fragen über ein zukünftiges Leben, über Gott u. s. w. gehören im Sanctum der Medien zur Ausnahme von der Regel. Da sich die Wünsche der Menschen in allen Liebesangelegenheiten ziemlich gleich sind; so kann das Medium auch den Wünschen der Spiritualisten, ihrer vertrauenden Kunden, leicht so nahe kommen, daß eine zum Glauben geneigte, im Sanctum durch „Sichselbstverlieren" in der Erwartung höherer Dinge paralysirte Person wirklich in mittelbarer Berührung mit abgeschiedenen Geistern zu sein glaubt.

Nun, wie steht es mit mir? Ich stellte Fragen über meine Gattin, über Mutter und Vater. — Der Geist meiner Sarah, (das Medium nannte wirklich den Namen) hieß es, sei noch im Körper — sie sei nicht ganz glücklich, leide viel an Kopfschmerzen, das vom Magen herrühre, und

sehnt sich nach mehr Vampum (Geld in der Indianer Sprache). Nun, da hat der Geist, der aus dem Medium sprach, allerdings die Wahrheit gesagt; doch konnte er mir kein Mittel angeben, um die Krankheit zu heilen. Ehe ein Jahr und drei Monate vergehen, werde ich nach New York übersiedeln und dort, in einer neuen Carriere, mehr Geld verdienen als jetzt. — Haben abzuwarten, ob der Geist hierüber wahr gesprochen hat. Der Geist meines Vaters sagte, daß er nicht immer so an mir gehandelt habe, wie er hätte sollen; doch sei Alles zu meinem Besten ausgefallen. Auch wahr; doch welcher Vater handelt immer so an seinen Kindern, wie er soll, und verwandeln sich nicht sehr oft Leiden in Freuden und Mißgeschick in Glück? Als aber der Geist meiner Mutter, das heißt wohl: als das Medium als Repräsentantin meiner Mutter, die ich unendlich geliebt, zu mir gesprochen hat, gesprochen in einer Sprache der innigsten Liebe, da wurde ich durch Gefühle überwältigt und indeß, meine Hand durch die Hand des Mediums fest gedrückt, ihr Magnetismus in mich überging, da fühlte ich so innig wohl, daß den Augen Thränen entquollen und meine Mutter wie verklärt mich zu umschweben schien. Das ist natürlich, das ist die überwältigende Gewalt der Liebe. — Das ist der höchste, das ist der reinste Materialismus des materiellen Herzens!

Nachdem das Medium sagte, daß ich von vielen glücklichen Geistern umgeben sei (sehr schmeichelhaft) frug ich, ob auch der Geist des Fürsten Friedrich Schwarzenberg darunter sei, und die Antwort war: „er ist kein glücklicher Geist; kann es aber noch werden." (Sonderbar!) —

Als ich endlich die Frage stellte: ob das Universum sich selbst regiere, oder durch Götter, oder einen Gott regiert werde, sprach sie — unter heftigen Zuckungen —: „ha, das ist es (als hätte sie eine solche oder ähnliche Frage von mir erwartet) — auf den Namen kömmt es nicht an, Gott ist nichts anders als „die große bewegende Centralkraft, (the great central moving power)." — Sie sprach hierüber mehr ausführlich und so sehr ihre Worte im Namen meiner Mutter aus dem Herzen kamen und in das Herz drangen, so war ihre Rede über Gott eine rein philosophische; meinem Geiste ganz homogen. Ueberhaupt scheint es, daß dieser moderne Spiritualismus mehre Anhänger und besonders Medien unter den Freidenkern (sogenannte Infidels) habe, die — abgesehen von dem Humbug der auch damit mitunter getrieben wird — der orthodoxen Kirche viele Mitglieder entziehen und dem Idealismus zuführen: also einem andern Glauben. Dieser Glaube ist mir selbst noch nicht genügend, um das Vorhandensein von Geistern (spirits) zuzugeben; von Geistern, die alle Sprachen sprechen, um gestellte Fragen in irgend einer Sprache zu beantworten, welche dem Medium und denen, die sich mit dem Medium in Rapport setzen, verständlich ist. Auf solche Voraussetzung, auf solchen Glauben sage ich mit dem Lateiner: „Credat Judaeus Apella;" so interessant mir auch der erste praktische Unterricht in der „magnetisch-idealistischen Geisterlehre" gewesen ist. Der Leser mag sein eigenes Urtheil fällen über die Data, so ich der Wahrheit getreu mitgetheilt habe.

O, Orindur, lös mir den Zweifel der Natur! Ich bin zu tief durch die Stofflehre durchdrungen, als daß ich mich so leicht dem Glauben an Geister hingeben sollte, die — auch angenommen ihre Existenz — mir nichts anderes sein könnten, als „ein verschleiertes Bild zu Sais," als der Glaube an einen unsichtbaren Gott, die Entstehung der Menschen von Einem oder von mehren Paaren, und dergleichen Mysterien mehr, die trotz aller Leuchte der Naturwissenschaften und 1000jähriger Forschung einzelne Denker jetzt noch ungelöst — und wohl immer der Resignation werden anheimgestellt bleiben müssen. Orthodoxie, Mysticismus, der sogenannte philosophische Gottesglaube und Idealismus beruhen auf einem und demselben Fundament: „auf der Thorheit oder dem hochmüthigen Dünkel, das Unerforschliche begreifen zu wollen."

Der Geisterverkehr dauerte über 1 Stunde, als sich dann das Medium, erschöpft durch sprechen und singen einiger Lieder, die Augen rieb und erwachte.

Nun verlassen wir denn das Sanctum unseres Mediums und schnappen nach frischer Luft, um nicht im Wunderglauben das Bischen Verstand zu verlieren, den wir nach vielem Denken und Forschen, zur Beseligung des inneren Friedens, erlangt haben. —

Zu den Wundern von Atlantic City gehört auch ein Insekt, das Englisch spricht und vom lieben Gott verdammt ist, sich müde zu schreien: Kathie did — Kathie did not! Käthi that — Käthi that es nicht. Frägt man die Leute, wie diese Grille heißt, so sagen sie: Kathie did. In diesem Insekt mag wohl der böse Geist eines Zweiflers stecken, der Etwas behauptet, und das Behauptete sogleich wieder hinwegläugnet.

Nach einer stürmischen Nacht, von der man mir am nächsten Morgen erzählt hat, kehrten wir nach Philadelphia zurück. Man sollte sich wundern, daß ich nach einer höchst aufgeregten Geister-Procedur so ruhig schlafen konnte, daß ich den Sturm nicht gehört habe. Das sind eben die guten und glücklichen Geister, die mich umschweben und mir diese selige Ruhe geben.

Von Philadelphia fuhr ich nach Baltimore und von dort nach Washington, der fernsten Station meiner östlichen Tour. Tagelang folgte mir der gute Geist des Mediums, dessen angenehmen Eindruck ich nie vergessen werde.

Zu Washington, dem Sitz der demokratischen Regierung, das heißt der Volksregierung, fiel mir eine Zeitung in die Hand mit einem Auszug aus dem „Charleston Mercury", welchen ich als Curiosum eines südlichen Musterdemokraten hier mittheile. Man lese und staune über die Ignoranz und Frechheit eines Exrebellen, dem unter der Aegide der re-

publikanischen Partei am Ruder die Haare zu einem furchtbaren Zopf herangewachsen sind.

Besser, tausend Mal besser — schreibt jener Merkur, der Gott der Diebe — unter die Herrschaft freier Neger und Zigeuner zu kommen, als unter die Yankees, Plattdeutschen u. Canadier. Zigeuner und freie Neger haben mehr liebenswürdige, noble und hochherzige Eigenschaften als Yankees, Sauerkraut-Deutsche, schmutzige, schnapstrinkende Irländer und Canadier haben können. Hört Ihr Deutschen und Ihr Irländer und schreit euch heiser: Hurrah for Democracy! Freilich macht Eine Schwalbe keinen Sommer; aber, leider, giebt es unter den südlichen Freunden des Renegaten Johnson und der entarteten demokratischen Partei dergleichen Schwalben gar viele.

Auch las ich, daß Englands Ausgaben sich jährlich, nebst Interessen, auf $289,0000,000 belaufen. Wir verausgaben jetzt um circa $100,000,000 mehr als England. Wer trägt die Schuld dieser enormen Schuldenlast? Die republikanische Partei allein? Nein. Die demokratische Partei mit Calhoun's Schülern? Nein. Beide Parteien haben politisch gesündigt, und müssen dafür pekuniär und politisch leiden. Anstatt Reformer hatten wir Demagogen, Schreier und feile Aemterjäger, und sollte man in der Schule des fürchterlichen Krieges mit seinen Folgen Nichts gelernt haben, so dürfte nicht nur die demokratische Partei, die jetzt den Verwesungsprozeß durchzumachen scheint, aufhören zu sein, sondern die Union selbst dem politischen Tode anheimfallen. Wir wollen das Beste hoffen: mehr vom Verhängniß des Volks-Instinktes als von der Weisheit unserer Staatsmänner und der Ehrlichkeit unserer Politiker! —

Die Heimreise via Pittsburg nach Cincinnati machte ich auf den ausgezeichneten Schienen der Pennsylvania-Centralbahn. Diese Fahrt via Harrisburg, Altona und Johnstown, in dem wildromantischen Hochgebirg der Alleghenies, gehört unstreitig zu den schönsten Fahrten in den Ver. Staaten. Auf dem höchsten Theil der Berge führt die Bahn den viel besuchten Mineralquellen von Cresson Springs vorüber. Ich bin da ausgestiegen, und verweilte im Park 4 Stunden bis zur Ankunft des nächsten Zuges nach Johnstown.

Ich habe mich in diesem bergbekränzten Städtchen einen Tag aufgehalten. Das Forster Haus daselbst wird sehr gut geführt. Die hiesigen Eisenwerke (Cambria Iron Works) beschäftigen circa 8000 Personen. Die Arbeiter, sagte man mir, verdienen gegenwärtig von 2 bis 5 und 7 Dollars per Tag. Die Gesellschaft hat einen großen Laden, mit allen zum Leben nothwendigen Artikeln, und spekulirt, so zu sagen, auf Kosten der Arbeiter, die angewiesen sind da ihren Bedarf zu kaufen. Nun, Das mag auch sein Gutes haben; aber Rüge verdient — wenn wahr, was man mich versichert hat — daß die Arbeiter, als Stimmvieh behandelt, entlassen werden, wenn sie bei Wahlen nicht nach dem Willen der Gesellschaft stimmen. Ach, das souvergine Volk!

Von Johnstown fuhr ich nach Pittsburg, durch anmuthige dicht bestedelte Thäler. Die Entfernung von Philadelphia nach Pittsburg ist 355 Meilen. Ich habe hier eines Sonntags die Turnhalle besucht, wo eben Gäste aus Cleveland und Wheeling anwesend waren. Als Gruß war da über der Bar Folgendes zu lesen:

Trotz Temperenz und Pfaffen,
Seid nur stets aufgeweckt
Und kauft euch hier 'nen Affen,
Der alle Mucker schreckt.

Deutlich, in der That, obschon nicht sehr poetisch. Der Affe ist übrigens da kein Verdienst, weil leicht zu haben; denn die Brauer, besonders Nusser, Gangwisch, Hechelmann und Lutz, liefern sehr gutes Bier. Auch wächst auf den Bergen von Allegheny City sehr guter Catawba, und um die Mucker zu schrecken, hat man die freie Wahl zwischen einem Bieraffen und einem Weinaffen. Nur ein Orangutang soll es nicht sein; denn gerade dieses Geschlecht ist es, das die vernünftige Lehre der Mäßigkeit zum amerikanischen Humbug der gänzlichen Enthaltsamkeit karrikirt hat.

Am 15. ward mir das Vergnügen, in Nusser's Halle zu Birmingham vor einem zahlreichen Auditorio zu reden. Es waltete hier ein freier Geist, der sich in keine Kirche hermetisch einschließen läßt, und es darf die Herren Pastoren der äußersten Linken des Protestantismus — im Wald und außerhalb dem Wald — nicht wundern, noch sollte es sie ärgern, wenn ihre Zöglinge dem Atheismus verfallen, den Ehrwürdigen Herren den Rücken zeigen und die Stola entziehen. Ob es wohl nicht gut wäre, eine protestantische Inquisition einzuführen, um Atheisten der Tortur und dem Scheiterhaufen zu überliefern? Ein Groß-Inquisitor würde sich wohl finden und das Geld ließe sich, gewiß, leicht auf Empfehlung und Sollicitiren einiger gediegener Correspondenten und Mitarbeiter der „protestantischen Zeitblätter" erbetteln. Nicht wahr, most Reverend Sir?!

Von Pittsburg ging es without stopping nach Hause und siehe da, ich wurde nach einigen Tagen meiner Ankunft durch den angenehmen Besuch des Herrn Farciot und Gattin überrascht. Da mir der Rothwein der Kelley's Island Weincompagnie, wir früher erwähnt, so sehr gemundet hat, schickte mir Herr F. gleichzeitig per Expreß ein Fäßchen von 10 Gallonen. Bald darauf erhielt ich einen Brief von meinem Neffen, der mir ein Fäßchen Sirmier Sligowitz (Zwetschgenwasser) zu schicken versprochen hat. Nun, da fehlt ja blos noch ein Füßchen Günser Ausbruch und ein Fäßchen Tokayer aus Hegyalja, um den Gaumen für eine kleine Weile con amore zu würzen, Sollte man mir aber eine ungarische Köchin schicken, so würde mein alter Magen den höchsten Triumph feiern und der Kochkünstlerin müßte nach ihrem Tode ein Monument gesetzt werden aus Anerkennung ihres hohen Verdienstes.

Nun, unmöglich ist Das wohl nicht, wenn man diesen stillen Wunsch des Fackler's in der alten Heimath liest.

Für den ästhetischen Geschmack des Geistes hat vor Kurzem Herr H. Bebie durch ein mir als Andenken zugeschicktes Kunstwerk seiner Hand gesorgt. Ein Oehlgemälde: „Gruppe von 6 Damen, Eine schöner als die Andere." Wahrlich, das Bild wäre selbst für den Kunst- und Frauen-Freund König Ludwig von Baiern ein höchst willkommenes Geschenk gewesen. Jener Ludwig ist nun bereits im Paradiese, und es müßte für ihn ein schreckliches Los sein, sollte ihn der liebe Gott als Katholiken jure competentiae fori für das langweilige Einerlei des christlichen Himmels verdammt haben. Sobald ich Gelegenheit haben werde, einem Medium zu begegnen, werde ich den Geist seines Consuls, des biedern C. F. Adae, citiren, um durch ihn zu erfahren, wo seines Königs Geist sich befindet und ob er nicht auch, wie fast alle Fürsten, ein unglücklicher Geist ist. Adae's Geist kann nur ein glücklicher sein, der keiner Stufenleiter des Reinigungsprozesses in der Geisterwelt bedarf, da er schon hier auf Erden ein Muster als Mensch, Gatte, Vater und Geschäftsmann war. Nur die Tugend ist es, so wahrhaft glücklich macht, lehrt die Stoa, und ich glaube ihre Lehre ist wahr.

(Für die Fackel.)

Controverse über den Glauben an Gott und der damit verbundenen Religion:

gehalten von zwei Nachbaren,

Fritz, einem Gläubigen, und **Paul**, einem Atheisten.

Von einem Freidenker.

Fritz. Lieber Nachbar! Du bist ein guter Mensch, liebreich und freundlich gegen Jedermann und zur Hülfe stets bereit, wo solche nöthig ist; aber ein Ding ist an dir nicht zu loben: du meidest schon seit einem halben Jahr die Kirche ohne besondere Hindernisse. Warum thust du dieses?

Paul. Auf deine Aufforderung will ich dir ohne Rückhalt mittheilen, warum ich nicht mehr in die Kirche gehe: Ich glaube nicht mehr an einen Gott und halte deßhalb das Kirchengehen und beten zu Gott für Unsinn; auch sehe ich klar ein, daß alle Religionen weit mehr Schaden als Nutzen bringen und deßhalb abgeschafft werden sollten. Ohne Religion wäre die Menschheit auf einem viel besseren Standpunkte als sie jetzt steht.

Fritz. Hör', Paul! wenn du wirklich so denkst, wie du da gesprochen hast, dann bist du im Kopfe ganz verrückt geworden; denn bei klarer Vernunft könntest du nicht so denken und sprechen. Sieh! ich habe Mitleiden mit dir und will dich deßhalb mit bester Absicht wieder zum Glauben an Gott zurückführen; aber du mußt mich ruhig anhören, wenn ich dir beweise, daß es wirklich einen Gott giebt.

Paul. Die Existenz Gottes kann nicht bewiesen werden; aber dennoch werde ich deine Beweisgründe darüber ruhig anhören, und nun Fritz bringe deine Beweisgründe zur Existenz Gottes vor.

Fritz. Der erste Beweisgrund, daß es einen Gott giebt, ist dieser: Die Welt mit Allem, was darin ist, kann nicht von selbst entstanden sein; denn kein Ding in derselben entsteht von selbst, sondern durch andere Dinge daselbst; z. B. Pflanzen durch vorhandene Pflanzen und Pflanzensaamen, Thiere durch Thiere und Menschen durch andere Menschen ꝛc.; aber die ersten Menschen und Thiere konnten so nicht entstanden sein und ebensowenig die unendlich große Welt. Diese müssen eine andere Ursache gehabt haben zu ihrer Entstehung, und diese Ursache ist der allmächtige Gott, welcher durch sich selbst von Ewigkeit existirt und die Welt und alle Dinge darin durch sein Allmachtswort aus Nichts erschaffen hat. Ein fernerer Grund zum Beweise der Existenz Gottes ergiebt sich aus den zweckmäßigen Einrichtungen und Eigenschaften der Dinge in der Welt. Wir Menschen haben Verstand, Vernunft, Gedächtniß und weislich eingerichtete fünf Sinne zum wahrnehmen; ebenso weise eingerichtete Glieder zu unserem Schutze und Vergnügen und zur Erwerbung unseres Unterhaltes, und so sind auch alle Thiere nach ihren verschiedenen Arten weislich eingerichtet. Diese weisen Einrichtungen und zweckmäßigen Eigenschaften konnte die bewußtlose Natur den Dingen sicher nicht geben; und deßhalb muß auch Gott die Dinge so zweckmäßig erschaffen haben. Paul! wenn du darüber nachdenkst, so wirst du dadurch wieder Glauben an Gott erlangen.

Paul. Ueber all Dieses, was du da zum Beweise der Existenz Gottes vorgebracht hast, habe ich schon klar nachgedacht und bin damit zu dem überzeugenden Schlusse gelangt, daß es wirklich keinen Gott giebt. Du glaubst, daß Gott als vollkommener Geist mit Eigenschaften begabt ist, die alle Eigenschaften der Welt und der Dinge darin bei weitem übertreffen, und von diesem Gott nimmst du als glaubwürdig an — er sei von sich selbst von Ewigkeit. Aber nach deinem ersten Grunde, den du zum Beweise der Existenz Gottes vorbrachtest, kann ja Nichts von sich selbst entstanden sein. Wenn nun die minder vollkommene Welt nicht ohne Schöpfer von Ewigkeit da sein kann, so kann der fabelhafte Gott mit seinen vollkommenen Eigenschaften noch viel weniger ohne Schöpfer von Ewigkeit dasein, und er muß gemäß dieses Satzes auch einen Schöpfer gehabt haben, viel mächtiger, als er selbst ist und der Schöpfer, welcher Gott schuf, ebenfalls einen Schöpfer viel mächtiger als er, und so

müssen unendlich viele Schöpfer angenommen werden in stets steigender Allmacht, der vorausfolgende Schöpfer immer mächtiger als sein Gottes-Geschöpf, und jeder dieser unendlich vielen Schöpfer muß allgegenwärtig sein, ohne daß ein Schöpfer in den andern Schöpfern seinen Wohnsitz haben kann; denn wo ein Gott existirt, kann nicht gleichzeitig ein anderer Gott existiren. Mit dieser Folgerung ist der klare Beweis geliefert, daß die Existenz Gottes mit dem Satze: „Nichts kann von selbst sein", nicht bewiesen werden kann, und eben so wenig kann solche aus den zweckmäßigen Eigenschaften der Dinge in der Natur gefolgert werden. Auch hier muß vernünftig angenommen werden — wenn Gott seine vollkommenen Eigenschaften von selbst besitzen kann, so können auch die Dinge ihre weise Einrichtungen von selbst haben. Wer mir da zum Beweise der Existenz Gottes vorbringt, die unserer Vernunft entsprechenden zweckmäßigen Eigenschaften der Dinge können dieselben nicht durch die unbewußte Naturnothwendigkeit erhalten haben, dem antworte ich ganz einfach: Du Gottgläubiger nimmst doch an, daß Gott alle seine vollkommenen Eigenschaften von selbst habe; warum willst du nun nicht gelten lassen, daß die Dinge ihre zweckmäßigen Einrichtungen durch die bewußtlose Natur erhalten haben? Zu den zweckmäßigen Einrichtungen der Dinge ist der Weltstoff und dessen Kräfte wirklich vorhanden; aber zu der Entstehung eines vollkommenen Gottes war Nichts vorhanden, wenn wir die unendlich vielen Schöpfer vor Gott existirend nicht als wirklich vorhanden annehmen können, und diese können wir als wirklich existirend nicht annehmen, weil die Welt unendlich ist und außer der Welt kein Platz denkbar ist, wo diese allmächtigen Wesen existiren können. Auch der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde konnte vor dem Dasein der Welt nicht mit seiner Unveränderlichkeit und Allgegenwart existiren; denn ohne die Welt konnte er nicht allgegenwärtig sein und in seiner unveränderlichen Eigenschaft konnte in ihm nach Verlauf von unendlich vielen Milliarden Jahren nicht erst der Gedanke auftauchen, die Welt zu erschaffen, wie die Theologen behaupten, zu seiner Verherrlichung und die Engel und Menschen zu seinem Dienste und zu seiner Anbetung. Diese Eigenschaft – Verherrlichung, Verehrung, Bedienung und Anbetung zu verlangen – kann ein vollkommener Gott nicht besitzen; auch kann Gott mit dieser übeln Eigenschaft nicht von Ewigkeit her behaftet sein; denn sonst hätte er die Welt im Drange dieser Eigenschaft sobald erschaffen, als ihm die Erschaffung der Welt möglich war und nicht erst nach Verlauf von einer unendlichen Zahl von Jahren. Mit dieser fatalen Eigenschaft wurde Gott entweder erst kurz vor seiner Welterschaffung befallen, oder er war bis zu diesem Zeitpunkte nicht allmächtig. Wenn Letzteres bei ihm der Fall war, so hat er bis zur Weltschöpfung unendlich viel gelitten wegen Nichtbefriedigung seiner Ehrgebierde. — Der arme Gott muß viel dulden! Nun Fritz! wirst du einsehen, daß deine beiden Gründe, die du zum Beweise der Existenz Gottes vorgebracht hast, durchaus nicht geeignet sind die Existenz Gottes zu beweisen. Dieses haben auch schon von jeher die auf den religiösen Aberglauben spekulirenden Pfaffen und schuftigen Politiker eingesehen; und da das Vorhandensein eines Gottes nirgends in der Welt wahrnehmbar ist, so erdichteten sie Geschichten, nach welchen sich Gott gewissen Menschen in verschiedenen Zeiten geoffenbaret habe, und diese Lügengedichte brachten sie schwarz auf weiß zu anderen geoffenbarten Lügen. Damit erhielten sie Bücher mit Offenbarungen Gottes und legten diese sauberen Machwerke dem armen Volke als höchst glaubwürdig vor. Aber alle diese Bücher der verschiedenen Religions-Systeme sind so dumm verfaßt und mit so vielen ganz leicht zu erkennenden Widersprüchen überladen, daß man wahrhaft staunen muß über die Dummheit der vielen Menschen, welche darin keine Widersprüche finden können und diese Widersprüche auch dann noch nicht einsehen, wenn sie von Anderen darauf aufmerksam gemacht werden. Mit den schroffsten Widersprüchen ist besonders die christliche Bibel überladen, und dieses Lügengewebe enthält auch die meisten Offenbarungen Gottes. Mit dem vorstehenden und nachfolgenden Beweise, daß ein persönlicher Gott in Wahrheit nicht existirt, sind alle Religions-Systeme und Religions-Schriften als Lügengedichte erwiesen, und deßhalb ist eine Widerlegung derselben zum Beweise der Nichtexistenz Gottes ganz überflüssig. Wie schon erwähnt ist, bedarf das Dasein Gottes eines Beweises, den Niemand liefern kann; aber leicht kann der Beweis geliefert werden, daß kein Gott in der Welt existirt und waltet. Darüber ist schon genügender Aufschluß im Vorstehenden gegeben und wird nun noch weiter gezeigt werden mit Hinweisung auf die vielen Uebelstände in der Natur. Wozu die verheerenden Stürme, Gewitter, Ueberschwemmungen, Erdbeben, Bergeinstürze und Lavinenstürze? Und wozu die schädliche Dürre, Nässe, die Frühlings- und Sommernachtfröste, die tödtende Hitze, die Giftsümpfe und das ungesunde Klima, die Krankheiten und Seuchen bei Menschen und Thieren, die Vermehrung des Ungeziefers, die vielen Mißgeburten und schmerzlichen — oft todbringenden Geburten bei Menschen und Thieren, die großen Sandwüsten der Erde ꝛc.? Alle diese nachtheiligen Dinge liefern den Beweis, daß ein allwissender, allmächtiger, höchst weiser und gütiger Gott nicht existirt; denn sonst würde er in Berücksichtigung seiner lebenden Geschöpfe all diese übeln Erscheinungen in der Natur nicht vorkommen lassen. Auch hätte er sicher keine verschiedenen Religionssysteme aufstellen lassen, um all die greuelhaften Verbrechen, Religionskriege, Ketzer- und Hexengerichte, fanatische Gehässigkeiten und grausam mörderischen Verfolgungen ꝛc. zu verhüten, welche durch die verschiedenen Religionssysteme angeregt wurden und jetzt noch angeregt werden. Hinsichtlich der zweckmäßigen Eigenschaften der Dinge in der Natur steht es lange nicht so gut als die Theologen vorgeben. Die Menschen haben Verstandes- und Gedächtnißanlagen, sehr

stiefmütterlich unter dieselben vertheilt, und durchschnittlich einen sehr beschränkten freien Willen. Auch haben die Menschen nicht so gute Sinneswerkzeuge, wie man solche bei manchen Thieren antrifft; und warum hat der Mensch keinen zierlichen schützenden Pelz? und warum kann er nicht fliegen? Der Mensch hat Zähne zum zermalmen der Speisen, um diese der Verdauung zu erleichtern. Bei jungen Menschen ist die Verdauungskraft weit stärker als bei alten; weßhalb haben jene die besten Zähne und die alten oft gar keine? Ueber die Zweckmäßigkeit der Dinge in der Welt hat der große Denker Imanuel Kannt, wie folgt, sich ausgesprochen: Die Zweckmäßigkeit ist erst vom reflectirenden Verstande in die Welt gebracht worden, der demnach ein Wunder anstaunt, das er selbst erst geschaffen hat. Der Christ kann nur in der Vorstellung einer corrupten Idee von Gott an diesen glauben; denn die Bibel zeigt Gott als Erztyrann und ebenso die übeln Erscheinungen in der Natur. Diese Dinge stehen in sehr schroffem Widerspruche zu einem vollkommenen Gott. Dieses hat der indische Religionsstifter „Buddha" schon 600 Jahre vor Christus eingesehen und nahm deßhalb zwei Götter — einen guten und einen bösen Gott — in sein Religionssystem auf. Dem guten Gott legte er die guten Dinge in der Welt und dem bösen die Uebelstände in der Natur bei. Die feiner fühlenden Griechen nahmen dagegen für die Uebelstände ein Fatum an, gegen welches selbst ihre Götter Nichts vermögen, und die Christen halsten die Ursache der Uebelstände sich selbst auf mit der Erbsünde-Dichtung. Nachbar Fritz! Hast du jetzt noch Etwas vorzubringen zur Widerlegung meiner angegebenen Beweisgründe gegen die Existenz Gottes?

Fritz. Deine Beweisgründe gegen die Existenz Gottes sind unwiderleglich, und deßhalb kann ich nichts Vernünftiges dagegen einwenden. Nun glaube ich selbst an keinen Gott mehr. Deine unwiderlegliche Folgerung, daß Gott auch einen Schöpfer haben muß, wenn Nichts von selbst entstehen kann, hat wie ein elektrischer Schlag auf mich gewirkt und mich plötzlich vernünftig sehend gemacht. Diese Folgerung, diese Gedanken wären mir nie von selbst beigefallen. Wohl bin ich durch die widerwärtigen Begebenheiten in der Natur schon hie und da in Zweifel über Gott gerathen und dachte: „Gott scheint nicht gütig zu sein; denn wenn er gütig wäre, so würde er die Uebelstände verhüten. Ein gütiger Vater sorgt besser für seine Kinder und läßt sie nicht in Lebensgefahr kommen, wenn er dieses verhüten kann. Und warum verhütet Gott nicht, daß Kinder blind, taub und krüppelhaft geboren werden? Diese unglücklichen Kinder haben nichts Böses gethan und sind doch für ihr ganzes Leben mit ihren Gebrechen behaftet. Wenn ich nun so nachdachte, so wandelte mich jedesmal eine Furcht an und da fiel mir ein, ein solches Denken sei eine Gotteslästerung. Solche Furcht mag mich vielleicht auch wieder anwandeln, wenn ich denke, es giebt keinen Gott; aber ich werde mich dabei an deine Beweisgründe erinnern und damit diese fatale Furcht von mir verscheuchen.

Meinen Glauben an Gott bin ich nun losgeworden, und Niemand wird mir denselben je wieder aufhalsen können. Ich sehe nun klar ein, daß Gott nur eine erdichtete Idee und nur die Welt mit ihrem Stoffe und dessen Kräften es ist, was unerschaffen von Ewigkeit besteht und ewig fortbestehen wird, und daß alle Thätigkeiten und alle Erscheinungen in der Welt durch die Kräfte bewirkt werden, die in dem Weltstoffe und den Dingen selbst liegen. Sicher ist es, daß die ersten Menschen und Thiere durch den Stoff der Welt und dessen Kräfte erzeugt worden sind, und wenn auch nie genau nachgewiesen werden kann, wie diese Erzeugung bewirkt worden ist. Das Gold ist ein Produkt der Erde, und doch ist es bis jetzt noch keinem Alchymist und Chemiker gelungen aus Erde und Steinen Gold zu machen, u. so steht es noch bei vielen Dingen in der Natur. Und nun Paul zeige mir, daß die Religion der Menschheit mehr schadet als nützet, und daß sie deßhalb abgeschafft werden sollte.

Paul: Durch vergleichende Zusammenstellungen der Verbrechen, welche jährlich in den geordneten Staaten und deren Provinzen seit vielen Jahren verübt wurden, hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß die Zahlen der Verbrechen bei einem mehr wissenschaftl. aufgeklärten u. gebildeten Volke jedes Jahr geringer sind. Die Zahlen der Verbrechen findet man zu der Aufklärung u. Bildung der Völker in folgendem Verhältnisse. Je mehr Aufklärung und Bildung bei einem Volke vorhanden, desto weniger Verbrechen kommen bei demselben vor; und je weniger Aufklärung und Bildung bei einem Volke vorhanden sind, desto mehr Verbrechen kommen bei demselben vor. Nun sind aber alle wissenschaftlich aufgeklärten und gebildeten Personen entweder Ungläubige, oder doch sehr zweifelvolle Gläubige, die in die Kirche gehen aus Gewohnheit, Lebensrücksichten und auch zum Zeitvertreibe. Die Verbrecherlisten zeigen, daß die meisten Verbrechen von stupidgläubigen Personen verübt werden, und daß Stupidgläubige das meiste Unwesen treiben, kann Jeder in seiner Nähe beobachten. Es werden aber auch von mehr intelligenten Personen unter dem Deckmantel der Religion durch Heuchelei und falsche Eide viele schlechte Handlungen begangen, was ohne Religion nicht geschehen könnte. Die Religionen enthalten wohl gute Sittenlehren; aber die Gläubigen befolgen dieselben in der Regel nicht, und es würden viel mehr falsche Eide geschworen werden, wenn dagegen keine Zuchthausstrafe gesetzt wäre. Viele Menschen sind der Meinung, daß die menschliche Gesellschaft ohne Religion übel daran wäre; aber diese Menschen irren sich sehr. Die Religion ist durchaus kein kräftiges Abschreckungsmittel von schlechten Handlungen. Dagegen ist die humane Bildung und die wissenschaftliche Aufklärung das beste Mittel, und dieser steht die Religion im Wege und ist derselben schon von jeher stets im Wege gestanden als ein furchtbares

Gespenst. Wenn die Religion der wissenschaftlichen Aufklärung nie im Wege gestanden wäre, so würde die menschliche Gesellschaft gewiß auf einer höheren Bildungs- und Wohlstandsstufe stehen, als sie jetzt steht. Kein Fürst und Pfaffe würde jetzt die Menschheit noch knechten, und viele Dinge, die zur Volksfreiheit noch hergestellt und zum leichteren Erwerbe der Lebensbedürfnisse, zur größeren Bequemlichkeit und Behaglichkeit des Lebens noch erfunden werden müssen, würden wir jetzt schon besitzen, wenn die mächtigen Fürsten und Pfaffen, Hand in Hand, den Geist der Aufklärung und Erfindung nicht stets unterdrückt hätten mit allen erdenklichen Grausamkeiten. Diese scheußlichen Tyrannen sahen leicht ein, daß die Religion die festeste Stütze ihrer Herrschaft ist, und daß die wissenschaftliche Aufklärung diese Stütze untergraben kann. Die Pfaffen hielten deßhalb ernstliche Spähe auf alle wissenschaftliche Regungen im Volke, und sobald sie da besonders begabte Männer bemerkten, welche Aufklärungsgedanken durch Reden und Schriften äußerten, die ihnen religionsschwächend und damit ihrer Herrschaft gefährlich schienen, so ließen sie diese Männer theils durch lebenslängliche Einsperrung und theils durch Meuchelmord u. öffentliche Hinrichtungen eiligst vom Schauplatze der Welt wegräumen. Dadurch wurden natürlich andere sehr begabte Männer von der wissenschaftlichen Forschung und Aufklärung abgeschreckt und zu der unmöglichen Auffindung des wesentlichen Herrgotts gelenkt, oder an andere politische Schurkenarbeiten gestellt. So konnte sich die wissenschaftliche Aufklärung das ganze Mittelalter hindurch nicht wohl regen, und das Volk blieb während dieser langen Zeit mit einer jämmerlichen Dummheit behaftet. Diese hat wohl in der neueren Zeit bedeutend abgenommen; aber sie spreizt sich allenthalben bei dem Volke jetzt noch in einer erstaunlichen Größe. Doch sind jetzt wichtige Dinge vorhanden, z. B. der schnelle Verkehr der Menschen und der große industrielle Aufschwung, welche mit Grund hoffen lassen, daß sie den religiösen Aberglauben bald bedeutend vermindern werden. Die freie Presse findet da einen guten Boden, auf dem sie zur Aufklärung kräftig wirken kann. Das vernünftige Rechtsgefühl verlangt die Anerkennung der Gleichberechtigung für alle Menschen und Achtung vor der persönlichen Menschenwürde. Diese Anerkennung der Menschenrechte wird aber durch die verschiedenen Religionen besonders beeinträchtigt und bereits unmöglich gemacht. Die Anhänger einer Religion halten sich für besser gestellte Menschen als die Anhänger der anderen Religionen, und diese dünken sich besser als jene zu sein. Dadurch entsteht eine gegenseitige Mißachtung und Verachtung, die häufig zu den größten Anfeindungen anregen und den wildesten Fanatismus heraufbeschwören zur Verfolgung der Andersgläubigen. Die Beweise hierüber kann Jeder in der Weltgeschichte und leider jetzt noch im Volksleben finden. Darum nieder mit den Religionen!!

Fritz. Wenn aber die Religion den Gläubigen den Trost wirklich giebt, den ihnen die Pfaffen vorspiegelen; sollten wir darum ihren Glauben an Gott nicht ganz unberührt lassen?

Paul. Bisher habe ich denkbaren Beweis geliefert, daß die Religion ein Verdummungssystem ist, wodurch die Bildung und Freiheit des Volkes (denke da an die lästigen Sonntagsgesetze) unterdrückt und der Fortschritt der Menschheit zum besseren Wohlstande gehemmt wird. Zu dem läßt es sich aber auch nicht einsehen, daß die Religion den Gläubigen einen besonderen Trost gebe. Wenn dieselben krank werden, so schicken sie so geschwind nach einem Arzte, als die Ungläubigen es thun. Dieses ist Beweis genug, daß sie dem Herrgott und dem Himmel nicht trauen; und viele Gläubige geberden sich bei ihrem Ableben in großer Angst vor der Hölle. Sie zweifeln mit Furcht an der ewigen Seligkeit; aber der Ungläubige stirbt in dieser Hinsicht furchtlos über allen Zweifel erhaben.

Fritz. Nun, sage auch ich aufrichtig: Nieder mit der Religion! weg damit, so geschwind wie möglich, und hurrah! für die humanen Freidenker. Paul! nun sehe ich vollkommen ein, daß jede Religion mehr schadet als nützt; aber dennoch halte ich die christliche Religion für die beste Religion vor allen andern Religionen.

Paul: Deine Meinung, daß die christliche Religion die bessere sei, kömmt aus deiner Gewohnheit; ist aber sehr irrig. Gerade die christliche Religion ist die corrupetste Religion im Vergleiche zu den anderen Religionen. Die Christen verzehren in heiliger Andacht zur Gottesverehrung nicht nur einen Menschen, sondern dazu noch ihren Gott selbst. Damit übertreffen die Christen die Cannibalen bei Weitem; denn diese verzehren nur Menschen, aber keinen Gott. Und dieser Gottmensch läßt sich von den Christen ganz geduldig verzehren, vermuthlich zur Buße seines fatalen Baumpflanzens, wodurch er nicht nur alle Menschen, sondern auch sich selbst unglücklich machte. Sein Hauptunglück bestand darin, daß er sich für seine böse That ganz geduldig an ein Kreuz nageln hat lassen. Daß Gott die Veranlassung zu dem Sündenfalle Adams und der Eva gegeben hat, zeigen die folgenden Verse:

Gott schuf den Menschen nach seinem Gefallen;
Aber der liebe Gott irrte
Und gab ihm Lust und Begierde
Und ließ ihn durch Verbot in Sünde fallen.
So fiel er dem Teufel in seine Krallen,
Der riß ihm zum Zeitvertreibe
Das Unschuldskleid ganz vom Leibe.
So entblößt fühlte er Schaam und Schrecken
Und suchte sich eiligst zu verstecken,
Da rief Gott ihm zu:
Adam! wo bist du?
Auf diesen Ruf kroch der arme Thor
Gleich aus seinem Verstrecke hervor

Und suchte sich zu entschuldigen;
Seine Pflicht war's, Gott zu huldigen.
Adam entschuldigte sich fad,
Ihr wißt, er war kein Advocat.
Als Advocat hätte er sich der Schuld entrückt,
Zur Entlastung hätte er da Gott vorgerückt:
Du gabst dein Verbot für Schwache
Ganz ohne alle Ursache;
Du hast dem Menschen das Verbot gestellt
Mit Vorauswissen, daß er es nicht hält;
Du hattest gar keine Gründe,
Ihn zu groben ob der Sünde;
Du gabst ihm Begierde und Sinneslust,
Dies hast du schon vor dem Verbot gewußt!
Und nun stell' ich an dich die Frage;
Gabst du ihm das zu seiner Plage? —
Ganz unschuldig sind deine Kinder,
Nicht sie — sondern du bist der Sünder.
All dieses kam aber nicht zur Sprache,
Adam unterlag so seiner Klage.
Aus Mangel eines Advocaten
Wurde der Mensch mit Schuld beladen.
Auf dieser Schuld beruht das ganze Christenthum,
Zieht man die Erbsünd davon weg so fällt es um.

Nun Fritz wirst du einsehen, daß der christliche Glaube ein erbärmlicher Humbug ist.

Fritz. Deine in Versen gegebene Kritik über die Geschichte der vorgeblichen Stammeltern zeigt ganz klar, daß diese Geschichte Gott viel schlimmer bezeichnet, als der Teufel zu schildern ist. Gott hatte keinen Grund zur Veranlassung der fraglichen Sünde; aber der Teufel hat Grund Gott zu opponiren, weil ihn dieser aus dem Himmel verstoßen hat. O, wie dumm war ich, daß ich diese unsinnige Geschichte für glaubwürdig halten konnte! Doch kam ich einige Mal darüber hinsichtlich der Erbsünde in Zweifel, und diese theilte ich meinem vorgesetzten Pfarrer mit. Diesem sagte ich, daß nichts in der Stammelterngeschichte enthalten sei, welches vermuthen lasse, daß deren Sünde mit den Folgen derselben auch auf ihre Nachkommen sich erstrecken solle, und daß nach den Worten dieser Geschichte Gott nur körperliche Strafen über Adam und Eva verhängte; aber von Seelenstrafen sei da nichts bemerkt. Dazu sagte ich ihm auch, es falle mir besonders auf, daß Eltern, welche durch die Taufe von der Erbsünde befreit seien, doch noch mit der Erbsünde behaftete Kinder erzeugen können. Darauf erwiderte mir der Pfaffe ganz entrüstet: Alle seine Zweifel sind Eingebungen des Teufels. Sieht er denn nicht ein, daß alle Leiden, welche Gott über Adam und Eva als Strafe ihrer Sünde wegen kommen ließ, noch jetzt bei allen Menschen bestehen? und muß denn nicht jede Wirkung ihre Ursache haben? Diese Leiden sind offenbare Wirkungen der Erbsünde, und darum muß bei allen Menschen die Erbsünde vorhanden sein; und zudem wird er doch nicht klüger sein wolle als die vielen Millionen Menschen, die alle in festem Glauben an die Erbsünde leben und sterben. Auf diese Rede gab ich mich wieder zufrieden.

Paul. Der Pfaffe hat dich da nach ächter Pfaffenmanier abgefertigt. An deiner Stelle würde ich ihm aber noch weiter gesagt haben: Adam und Eva waren schon vor ihrem Sündigen sterblich; denn sie mußten essen, und Alles, was Nahrung in sich aufzunehmen hat, ist sterblich; und Adam war nicht nur dem Leibe nach sterblich, sondern auch der Seele nach. Dieses beweist der Satz: Bis du wieder zur Erde wirst, von der du genommen bist. Das Wort „Du" bedeutet in der Hauptsache die Seele des Menschen. Adams Seele wurde sonach von der Erde genommen und mußte wieder Erde werden. So sprach Gott. Daß Gott dem Adam die Seele eingehaucht habe, hat Gott mit dem bezeichneten Satze selbst widersprochen. Die Seele des Menschen ist ein Geist — nämlich ein Wesen, das keine Theile hat und sonach untheilbar ist. So spricht ein Glaubenssatz der christlichen Religion. Nach unserm Glaubenssatze konnten sich unmöglich Theile von den Stammeltern lostrennen zur Beseelung ihrer Kinder, und so konnte auch die Erbsünde nicht übergehen auf die Seelen dieser Kinder. Gott mußte diese Kinderseelen neu erschaffen, unabhängig von den Seelen der Eltern, und in dieser Eigenschaft kann die Erbsünde von den Eltern nicht auf die Seelen ihrer Kinder übergegangen sein. Daß so viele Menschen jetzt noch an die Erbsünde glauben können, ist ein Armuthszeugniß für die gegenwärtige Aufklärung des Volkes und ein Beweis, wie entsetzlich nachtheilig die Einprägung der finsteren Glaubenssätze auf die Intelligenz, und besonders auf den Verstand, wirkt. Der Christ glaubt an die Allgegenwart Gottes und glaubt dazu, daß ein Priester den Herrgott in ein Stückchen Brod machen könne nach der Größe des Brodes, und dieses kann ein solcher Schwarzkünstler nicht nur bei einem Stückchen Brod leisten, sondern er kann den Herrgott in Millionen Stückchen auf einmal machen und auch durch Brechen der Herrgottstückchen den Gott vervielfältigen. Die Allgegenwart Gottes kann sich entweder vor dem Gottmachtungsakte nicht auf die Stückchen Brodes erstrecken, oder der Schwarzkünstler ist im Stande, den Herrgott „in den Herrgott" zu machen. So viel kann der allmächtige Gott nicht leisten, weil er unveränderlich ist. Welch ein unsinnger Glaubensartikel!! Der Christ glaubt ferner, daß Gott allwissend, unveränderlich, höchstweise und gütig sei; und diesen Eigenschaften völlig zuwider glaubt er weiter, daß es nöthig sei, den lieben Gott um die erforderlichen Dinge zu bitten. Die Hottentotten denken von ihrem guten Gott viel vernünftiger als die Christen; denn jene glauben, daß ihr guter Gott alles Nöthige von selbst ihnen gebe, soweit ihr böser Gott des buddhaschen Dogmas ihm kein Hinderniß setzt. Hurrah für die Hottentotten. Oder sollen wir ein Hurrah für die amerikanischen Gesetzgebungen ausrufen? Diese stellen für

die Dauer ihrer Gesetzgebungssitzungen in der Regel einen Priester auf Landeskosten an, mit der Aufgabe: Den unveränderlichen Gott veränderlich und den Allwissenden auf sie aufmerksam zu machen und den Höchstgütigen mit täglichen Gebeten zu bewegen, daß er sie zum Gesetze machen gnädigst erleuchten möge. So Etwas thun die Hottentotten nicht. Das Gesetzgebungspersonal traut seinem eigenen Verstande nicht. Darum können auch wir diesem kein Vertrauen schenken. Falls aber eine Gesetzgebung einen Geistlichen aus Heuchelei zum Beten anstellt, dann verdient sie als eine politische Schurkenstippschaft die volle Verachtung. Eine mit religiösen Vorurtheilen befangene Gesetzgebung taugt nicht wohl zum Gesetzemachen; denn dazu fehlt ihr der nöthige klare Verstand. Dieses beweisen die muckerischen Sonntagsgesetze, die lästigen Temperenzgesetze, die Taxen auf geistige Getränke, die Unterstützungen der Religionsgemeinden durch Taxbefreiung des Kircheneigenthumes und besonders die Strafgesetze gegen die Verbrechen. Religionsbefangene nehmen in der Regel eine größere Willensfreiheit — nämlich Fähigkeit Vernünftiges zu wollen — bei den Menschen an, als dieselben wirklich besitzen. Lavater sagt über die Willensfreiheit des Menschen: Der Mensch ist frei, wie der Vogel im Käfig; er kann sich innerhalb gewisser Grenzen bewegen, und Aehnliches zeigen auch folgende Verse: Man sagt:

Die Menschen haben freien Willen
Und können ihre Pflicht erfüllen.
Ist diese Annahme auch wahr?
Wer ernstlich darüber nachdenkt,
Findet den Willen mehr beschränkt
Und Willensfreiheit selten klar.

Der Mensch handelt von Macht getrieben
Häufig nach Leidenschaftsbelieben;
Ihn beherrscht der Leidenschaft Macht.
Vernünftig denken steht da still,
Er handelt wie die Neigung will,
Ob gut, ob schlecht bleibt unbedacht.

Der Mensch im Leidenschaftszustande
Denkt nicht an Recht und nicht an Schande
Und handelt wie ein Wahnsinnsthor,
Von seines Wahnes Uebermacht
Wird er zu Schandthaten gebracht;
Kein Wille hält ihn da empor.

Ganz außer vernünftiger Schranke
Entsteht bei Menschen der Gedanke
Zu einer greuelhaften That.
Dieser Gedanke regt den Wahn
Und treibt zu den Verbrechen an,
Oft zu Schandthaten im höchsten Grad.

Der Mensch wird nicht böseherzig geboren,
Durch Schicksal geht der Wille verloren,
Die Erziehung giebt den bösen Wahn.
Wem das Schicksal nicht ist gewogen;
Dem wird sein Herz nicht gut erzogen,
Und Andere sind da Schuld daran.

Drum fallt den Verbrecher nicht grausam an;
Denkt, seine Erziehung ist Schuld daran,
Sein Schicksal gab ihm bösen Wahn.
Straft ihn gelassen für sein Verbrechen,
Nicht im Sinn', die böse That zu rächen,
Nur zum Abschrecken, doch human.

Klare Vernunft ist bei einer Schandthat
Nicht vorhanden; da ist sie außer Rath;
Das Sittengefühl ist ohne Macht.
Da kann sich die Vernunft nicht erheben
Und dem Verbrechen guten Rath geben;
Die That wird nicht vernünftig vollbracht.

Nur der Mensch hat sittlich guten Willen,
Und kann seine Pflichten wohl erfüllen,
Der ein mächtig gutes Herz hat.
Dieses hält ihn stets auf rechter Bahn
Und läßt nicht auftauchen argen Wahn;
Da find't vernünftig Wollen Statt.

Das Herz der Verbrecher zu erziehen,
Das sei unser ernstliches Bemühen,
Dies sei der Strafgesetze Plan.
Kein Gesetz soll sich dahin erstrecken,
Mit grausamen Strafen abzuschrecken;
Jedes Strafgesetz sei human.

Der Mensch denkt, wie seine Gedanken von Außen durch die fünf Sinne und von Innen durch sein gewöhntes Denken angeregt werden; er kann wohl sein Denken von habenden Gedanken abbringen und andere Gedanken in das Bewußtsein hervorrufen; aber dabei kauchen aus seinem Gemüthszustande und gewohnten Denken, mehr oder weniger, immer unwillkürliche Gedanken in das Bewußtsein auf, die seiner Willensfreiheit Schranken setzen und auch den freiesten vernünftigen Denker beim Denken beeinflußen. Die Pfaffen, welche diesen Zustand des Willens nicht abläugnen können, sagen, diese Eigenschaft des Willens komme von der Erbsünde. Da nun die Intelligenz und gemüthliche Anlagen sehr verschieden unter die Menschen vertheilt sind, so hat der höchstgütige und gerecht Vater auch die Erbsünde nach diesem Maaße unter seine Menschenkinder vertheilt. Dem einen Kinde gab er ein größeres und dem anderen Kinde ein geringeres Quantum Erbsünde — höchst weise, gütig und gerecht.

Zum Schlusse dieses Wechselgespräches wird darauf aufmerksam gemacht, daß Alle, welche ihr Scherflein zur geistigen und sittlichen Hebung des Volkes beitragen wollen, mit allem Ernste dahin streben sollen, möglichst zu verhindern, daß der Jugend finstere Glaubenssätze eingeprägt werden und ebenso zu verhindern, daß Beiträge zu irgend einem religiösen Cultus und anderen Religionszwecken geleistet werden; ferner dahin zu wirken, daß nur Männer von gutem Charakter und gesundem Menschenverstande — frei von allen religiösen Vorurtheilen — zu allen Volksvertretungen erwählt werden und besonders für Gründung guter Schulen zu sorgen. Die Jugend lernt in den amerikanischen Volksschulen lesen, schreiben, rechnen und auch, wo der Pfeffer wächst; aber sie lernt da nur wenig denken. Warum? Weil es da an der nöthigen Denkanregung mangelt. Der Verstand wird besonders durch genaue Wort-Definitionen und gute Begriffszergliederungen geschärft und zum schnellen und richtigen Denken erstarkt; aber dieser Unterricht kann in diesen Schulen nur selten bemerkt werden. Fragt man einen der besseren Schüler daselbst z. B., welche Dinge werden als nahe beisammen betrachtet, und was zeigt deren Nähe an? so wird er eine unpassende Antwort geben; ihm wird nicht einfallen, daß die Nähe der Dinge durch ihren kleinen Zwischenraum bedingt ist. Diesem Uebelstande kann nur durch Anstellung wohlgebildeter Lehrer abgeholfen werden. Hoffen wir, daß es bald zur besseren Aufklärung kommen möge.

Peru, Ill., 3. Juli 1868.

Für die Fackel.

Die ehemaligen Pfahldörfer in den Schweizer-Seen.

Von Mathilde Franziska Annecke.

Zu einer Gondelfahrt auf dem schönen Zürchersee möchte ich Sie heute einladen. Treten Sie mit mir auf das Plateau eines kleinen Vorgebirges und lassen Sie einen Blick schweifen über die blaue Fläche des breiten Strombettes, das sich in der Form eines Halbmondes da ergießt und den reizenden Vordergrund begrenzt, der in üppigen Wiesenmatten, Obst- und Weingärten, in pittoresken Häusergruppen und endlichen Schluchten und Höhen lieblich und bescheiden genug senkt und hebt, um nicht nur die blinkenden Firnen über sie hinweg stralen zu lassen, sondern auch noch auf die niedern Bergriesen freundliche Blicke zu gestatten. Die Fluth ist ruhig und still, wie der Frühlingshimmel.

Eilen wir quer durch die belebten Straßen hindurch bis zum Quai. Rechts die strotzenden Hotels und reichen Läden mit ihren blinkenden Schaufenstern. Links das belebte Ufer des Sees, an welchem eine stattliche Flotte des industriellen Zürcher Comodore liegt, wohl an hundert Gondeln und Barken segel- und ruderfertig, und eben so viele noch müßig im Hafen ruhend. Wir nehmen die Barke dort mit Steuer und Rudern, ohne das flatternde rothweiße Leinendach — denn frei soll unser Blick sein, frei um die Stirn uns das fächelnde Lenzlüftchen wehen.

Wie sein Lispeln beredt ist und spricht von Leben und Auferstehung, von Zukunft und Glück, von Blumen und Blättchen. Es läßt sich nicht beirren von den dumpfen, plätschernden Ruderklängen, den Sirenenstimmen von Untergang und längst dahin gerauschter Vergangenheit.— Und doch sollen wir ihnen nur lauschen heut, ich habe Sie dazu geladen.

Fünftausend Jahre führen sie uns zurück in den dahingeschwundenen Zeitenstrom. Aus der unendlichen Tiefe herauf bringen sie uns Kunde von einem ungekannten Geschlecht, von welchem keine Chroniker, keine Geschichtsbücher, keine Traditionen reden, von dessen Dagewesensein uns nunmehr aber in tausendfältigen Denkmälern Zeugniß vom verschwiegenen Grunde emporgebracht wird. Nicht in abgegrenzten Höfen, auf grünem Rain dem lächelnden Gestade entlang, so weit das Auge schweift und heutigen Tags auf festen Wohnungen in Städten und Dörfern ruht, erfreute damals ein mächtiger Menschenstamm sich der Natur, nein, er hatte ihre Wildheit geflohen und sich begeben auf die trügerischen Wellen der Gewässer, um geschützt zu sein, vielleicht vor den grimmigen Thieren der Wälder und vor den Feinden, die — wer kann es sagen— von woher kamen?

Noch sind nicht gar fünfzehn Jahre verschwunden, als bei einem sehr niedrigen Wasserstande des See's die erste Aufdeckung von Pfahlbauten auf seinem tiefen Grunde gemacht wurde. Laßt uns mit einigen kräftigen Ruderschlägauf der Fläche rechts wenden, so gewahren wir eine halbe Meile weiter hinauf links am Gestade einer großen Bucht, an welcher der bedeutende Flecken Meilen sich hinstreckt. Dort wurde zuerst im Jahre 1857 ein Stückchen althelvetischer Geschichte aufgerollt und zwar von Arbeitern, die bei vorgenommenen Wasserbauten an diesem Platz auf eine geregelte Reihe von Pfählen stießen. Sie beeilten sich dem allezeit fertigen Rathgeber, ihrem Lehrer, von dem Funde eines neuen Vineta's — der versunkenen Fabelstadt, die wir aus Mährchen und Gesängen kennen — Kunde zu geben. Herr Aeppli beschaute sie, die Trümmer dieser Herrlichkeit, von der nirgend etwas gemeldet steht, u. ging nachdenkenden Sinnes gen Zürich, dem Sitze alter Weisheit und Wissenschaft. Hier wandte er sich an die antiquarische Gesellschaft, diesem um die Geschichte durch Forschungen im Schweizerlande so hochverdienten Institute, Mittheilung zu machen. Dieselbe leitete systematische Untersuchungen und Nachfor-

schungen ein, in Folge welcher die erste große keltische Ansiedlung im Zürcher-See vollständig aufgedeckt wurde.

Der antiquarische Verein von Zürich, der sich insbesondere die Erforschung der vorchristlichen Zeit zur Hauptaufgabe gestellt hat und für die Erhaltung und Bekanntmachung aller Ueberbleibsel aus der Vorzeit, die in geschichtlicher oder künstlerischer Beziehung merkwürdig sind, Sorge trägt, — seinen Anstrengungen ist es denn zuerst gelungen, die stummen Zeugen jener Zeit heraufzubeschwören und da kein Pergament, keine Geschichtstafel von einem großen und durch seine Kultur mächtigen Geschlechte, das wahrscheinlich Jahrtausende vor Moses und Abrahams Zeiten die Thäler, Flüsse und Seen dieses helvetischen Landes bevölkert hat, melden, so läßt er die Steine und Pergamente von Geräthen und Culturgegenständen, die Zeugen, die Chroniken und Urkunden sein. Er nimmt die Baggerschaufel zur Hand um dem Schooß der Tiefe die treu bewahrte Hieroglyphe zu entwinden. Welch eine Fundstätte wird sie dem historischen Forscher sein!

Da kommen Handwerkzeuge, verkohlte Vegetabilien, Götzenbilder von denen wir nie eine Kenntniß hatten, da kommen Gewebe und künstlerische Gegenstände — ja selbst Schätze und Schmucksachen zum Vorschein.

Aber mit dieser einen versunkenen Stadt, so groß sie auch an Umfang ist und an Bedeutung vor uns liegt, ist uns wohl keine evidente Gewähr für ein ehemaliges mächtiges Geschlecht gegeben, nein, erst müssen die Tiefen anderer Seen, an denen das Land so reich ist, ihre beredten Zeugen zu dem großen Auferstehungs-Congreß bringen. Und siehe da, von allen Seiten treffen sie ein. Zweihundert Städte an Zahl steigen aus dem Grunde empor und reden von Culturepochen der Vorzeit, von denen alle die vielwissenden Gelehrten unserer Tage keine Ahnung, keine Wissenschaft hatten.

Zweihundert Pfahldörfer zählen wir bis heute in den Schweizerseen aufgedeckt. Da sind 4 im Zürcher-See, 4 im Pfäffiker, da steigen allein 20 aus den blauen Fluthen des Bieler empor; 46 im herrlichen Neuenburger; 24 im Genfer; 18 im Bodensee; 16 im Unter- und 5 im Ueberlinger-See; da zeigt auch der Greifen-See 1 und der Zuger 1; da endlich der Murtner noch Kunde von 16 verschollenen, da bringen andere sie, bis eben vor wenigen Wochen die Zahl der zweihundert voll geworden ist.

Ueberall an den Ufern, da wo eine ehemalige Niederlassung sich findet, stehen heute die Städte und Dörfer des Schweizervolkes. Ihre Fundamente — eingerammte Pfähle von 8 bis 12 Fuß, unten spitz zugestutzt, manchmal abgebrannt, manchmal behauen und oben abgeflacht — sind meistentheils 2 bis 3000 Fuß vom Ufer entfernt. Im Pfäffiker See bei der umfangreichen Pfahlbaute Robenhausen ruhen sie ausnahmsweise auf Inseln und deren Bauplätze sind Sümpfe. Sie ist eine der größten und wichtigsten Niederlassungen die gefunden worden sind, mißt 3 bis 4 schweizerische Juchart im Umfange und zählt 100,000 Pfähle. Man entdeckte sie beim Torfstechen vor einigen Jahren. Die Fundschicht liegt 7 Fuß tief unter dem Torf; auf dem Torf liegt noch eine 1 Fuß tiefe Lage Dammerde aus verfaulenden Pflanzstoffen, zugewehter Erde ꝛc. Erwägt man welche Zeitraum dazu gehört, ehe nur diese Dammerde sich gebildet und dann bis diese dicke Torfschicht gewachsen war, so läßt sich auf geologischem Wege das Alter unserer versunkenen Städte und Dörfer bestimmen. Gewöhnlich scheinen die Bewohner die nach Süden liegenden Buchten zur Niederlassung gewählt zu haben, um ihre Wohnungen vor den Stürmen zu schützen. Auch haben sie die Ebenen ausersehen, um für ihr Vieh Weideplätzen nahe zu sein.

Das zuerst entdeckte Dorf bei Meilen hat die ganze schöne und weite Bucht bis tief in den See hinein bedeckt. Zu seinem Unterbau sind wenigstens auch an 100,000 eingerammte Pfähle verwendet worden. Auf diesen langen Gerüsten von Balken, die mit Baumstämmen belegt waren und gewissermaßen große Brücken bildeten, waren zahllose Hütten errichtet, von welchen ein leichter Steg zum Lande führte. Die Pfähle stecken tief in dem festen Grunde der Seen. Um sie und über sie hat eine Schicht sich gebildet, bestehend aus vegetabilischen Stoffen, Obst, Stroh, Getreide, Flachs und thierischen Ueberbleibseln, untermischt mit jenen Fundgegenständen, die von der weit gediehenen Cultur dieser Urhelvetier Kunde geben und die deswegen Fundschicht genannt wird. Oberhalb dieser liegt eine viele Fuß hohe Schlammschicht und dann kommt das Wasser. Die Pfähle sind in einer gewissen Ordnung eingesenkt. Die Erbauer bedurften zu dieser Arbeit der derben Holzschlägel, die man in der Tiefe fand. Die äußersten Reihen des oft umfangreichen Dorfes waren mit Zweigen durchflochten, um den Anprall der Wellen abzuhalten. Die Eckpfähle waren geschickt eingezapft. Für jede einzelne Hütte ragten 4 oder auch 6 Pfähle über das Balkenlager hinweg, die den Dachstuhl zu tragen hatten.

Der Boden der Hütte, der bedeutend erhöht lag, ist mit Hölzern von Spätlingen belegt, wurde mit Lehm geebnet und gedichtet und war mit Matten von Stroh und Bast sogar bedeckt. Während zum Bau von Obstbäumen kein Holz verwendet wurde, hat man Haselnußstämme in Hülle vorgefunden. Geländer um diese Pfahlgerüste, die aus den verschiedensten Holzarten bestehen, müssen ebenfalls vorhanden gewesen sein. Die Wohnungen bildeten länglichte Rechtecke, zwei Wohnungen in einer Baute zu Niederwyl, die 27′ Länge und 15′ Breite maß, wurden vollständig abgenommen. Es gab aber auch kleinere Hütten; sie standen auf ihrem gar kostbilligen Terrain nahe zusammen, mit einem kaum 2 bis 3 Fuß breiten Zwischenraum. Die Wohnungen hatten nur ein Gemach; es enthielt die Lagerstätten aus Binsen, Moos, Thierfellen, sowie den Kochheerd, ein Gerüst von Steinplatten mit Töpfen und Geräthen, wie es uns noch ganz und vollständig zu Tage

gefördert wird. Die Wände waren aus Stangen gebildet, durch welche Flechtwerk gezogen war. Das Dach bestand aus Stroh, Schilf und Rinde. Ein solch verkohltes Stück Bedachung hat man ebenfalls aufgefunden. Von den Werkzeugen, die uns die Tiefe wieder giebt und welche auf Gewerbthätigkeit und großen Fleiß dieser Urvölker schließen lassen, sind Aexte, Meißel, Hämmer, Pfrieme, Ahlen, Strickwerkzeuge, Fragmente von Webestühlen, Kornquetscher, Netzsenker, Schleifsteine, Waffentheile und Kochgeschirre höchst bemerkenswerth. Von den Produkten dieses Fleißes zeigen sich Gewebe und Gespinnste aus Flachs und Wolle, Flechtereien aus Stroh, Binsen, Bast und dergleichen. Bei dem massenhaften Funde dieser Gegenstände wäre es nicht unmöglich von dem der Tiefe entwundenen Material vollständige Wohnungen der vor Tausenden von Jahren lebenden Menschen wieder aufzurichten und sie mit denselben Geräthen auszustatten, die ihnen gehörten. Die antiquarische Gesellschaft in Zürich bewahrt in ihrem Museum die Schätze in zahllosen Massen wie Heiligthümer auf. Sie bestehen aus Stein, Bronze und Eisen, je nach den verschiedenen Niederlassungen wie sie den drei Epochen:

der Steinzeit,
der Bronzezeit oder Erzzeit und endlich
der Eisenzeit,

angehören.

In der ersten Periode des Alterthums, die mit dem ersten Menschen beginnt, kannte der Mensch noch keine Metalle; seine nothwendigsten Werkzeuge, seine Axt, seine Säge, Messer finden wir lediglich aus Stein, Horn, Holz oder Thierknochen.

Die Pfahlbauten in der Schweiz gehören fast alle dieser „Steinperiode" an. Wir finden kein Stückchen Metall in ihnen. In Meilen kam nur ein Bronzekeil, ein Schmuckgegenstand und eine Bernsteinkoralle vor. Man betrachtet sie als Abnormitäten. Alles Andere was aufgefunden, zeigt wie uralt diese Ortschaft, jedoch aber in die „Bronzezeit" hineingeragt haben muß.

In der zweiten Periode wußten die Menschen sich aus einer Metallmischung von Kupfer und Zinn ihr Beil sowie ihren Schmuck zu bereiten. Auf einer Pfahlbaute im Genfersee wurde sogar eine solche Gußstätte gefunden; auch neuerdings im Bieler für zierlichere Geräthe. In den Pfahlbauten, die der zweiten Periode angehören, findet man Stein und Erze zugleich verwendet. Der Forscher giebt dieser Periode eine Dauer von 1700 Jahren.

Die Eisenzeit, welche ihren Beginn mit der Gründung Rom's 1735 v. Chr. vereinigt, verdrängte die steinernen u. erzernen Geräthe nicht. In den Fundstätten dieser Periode finden wir jene friedlich beim Eisen liegen. Man hatte dies spröde Geschenk der Erde sich unterthan gemacht, man hatte gelernt zu bewältigen und zu benutzen Andere zu bewältigen. Die Thongeräthe zeigen uns auch in der ersten Periode den künstlerischen Sinn der Vorfahren. Die Scherben tragen alle Verzierungen. Hübsche Gefäße und Trinkpokale deuten auf Geschmack und Sitte hin. — Der edle Stein des Nephrit ist zu den zierlichsten Werkzeugen geschliffen und Spindel und Webstuhl sind ohne Zweifel beim Heerde gedreht und gehandhabt. Die Fragmente von diesen künstlerischen Productionen werden unter Glas und Rahmen der Nachwelt aufbewahrt. Brod, Getreide — man grub ohnlängst eine Vorrathskammer aus mit etwa 100 Sestern Waizen — Obst, gedörrte Aepfeln, eine Unmasse von Haselnüssen und ihren Schaalen, Flachs, unglaubliche Menge Knochen von Baren, Hirsch, Bison und Ur, steigen zur Oberfläche empor. In Robenhausen allein sind bis zum heutigen Tage Reste von 59 Thierarten aufgefunden. Man stieß dort zum ersten Mal auf Schädel von Hunden.

So lange der Schooß der Tiefe uns diese Ueberbleibsel von einem vor Jahrtausenden existirten Geschlechte hütet, sind sie in dem überkommenen Zustand wohlerhalten. Sobald die Schaufel sie aber an das Licht, an die Luft gebracht hat, fallen die meisten Gegenstände von Holz und andern weichen Stoffen in Moder auseinander. Die Schatzgräber wissen daher kostbare Fundstücke, im Wasser, um sie vor gänzlicher Zerstörung und Untergang zu bewahren, in geschlossenen Fläschchen aufzuheben. Da die Ansiedlungen meistentheils durch Feuer von der Oberfläche verschwunden sind, so sind viele Dinge zwar verkohlt, jedoch in diesem Zustande um so besser conservirt. Man glaubt das Schicksal, dem heut zu Tage auch Glarus, Seevis, Reams und so viele andere Ortschaften der Schweiz zum Opfer fielen, die vom Föhn zum Rasen angefachte Flamme, sei auch den leicht gebauten Hütten der Urhelvetier verhängnißvoll geworden und habe ihren Untergang für ewige Zeiten in Feuer und Fluthen besiegelt.

Ihre Auferstehung verdanken wir dem Zufall und dem Forschergeiste dieses Jahrhunderts. —

Wir gleiten in unserm Kahn über die Riesengräber ganzer Geschlechter dahin.

Lehre der Nahrungsmittel.

Von Jak. Moleschott.

Bier, Wein und Branntwein.

Ein treffendes Beispiel für die erfinderische Aufmerksamkeit, mit der von jeher der Mensch das Hirn zu erregen suchte, sind die berauschenden Getränke. Weingeist ist der

Zaubername, an den ihre Wirkung geknüpft ist. Weingeist, ein flüchtiger Körper, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt, kann aus Zucker entstehen, und wo jetzt der Chemiker einen Reichthum an Zucker findet, da folgt der Vorschlag, den zuckerreichen Körper in Wein zu verwandeln, seiner Entdeckung auf den Fersen. Aber lange ehe der Chemiker rathen konnte, war in Babylonien der Palmwein beliebt, tranken Phönizier und Griechen den Wein, den ihre Dichter besangen; den Tartaren berauschte sein Kumiß, und Ossian pries den Meth als die Kraft und die Herrlichkeit der Muscheln, des caledonischen Trinkgeschirrs. Im Saft der Palmen und Trauben, in Milch und Honig, in Korn und Kartoffeln, und in so vielen Früchten wurde der gährungsfähige Stoff gefunden, ehe man von dessen Eigenthümlichkeit und dem Wesen der Gährung auch nur eine Ahnung besaß.

Jetzt weiß man, daß Zucker der Gährungsstoff ist, und daß der Mutterfaft aller berauschenden Getränke Zucker oder Zuckerbildner enthalten muß. Wenn die Kartoffeln Weingeist geben, so hat sich vorher die Stärke in Zucker verwandelt; und ehe die Milch den Kumiß liefert, ist ihr Zucker in eine andere Zuckerart umgesetzt. Der Traubenzucker ist unmittelbar gährungsfähig. Stärkmehl, Stärkegummi, Rohrzucker sind es mittelbar, weil sie durch Säuren in Traubenzucker übergehen. Ein eiweißartiger Körper erregt die Gährung; was Gährung erregt heißt Hefe. Bei erhöhter Wärme gährt der Zucker durch den Einfluß der Hefe. Luftblasen, die aus dem Safte heraufperlen, und ein weiniger Geruch verrathen die eingeleitete Wirkung. Die Luft ist Kohlensäure, und der Geruch wird von Weingeist erzeugt, den die Chemiker Alkohol nennen, wenn er frei ist von Wasser. In Alkohol und Kohlensäure geht der Zucker auf, wenn sich die Gährung vollendet.

Wasserhaltiger Alkohol, Weingeist, ist der berauschende Stoff, dem Bier, Wein und Branntwein den Namen geistiger Getränke verdanken. Weingeist ist der Hauptbestandtheil von allen gegohrenen Getränken.

Nur die Menge ist verschieden. Denn während das schwächste Bier kaum mehr als Ein Hundertel und das starke Ale der Engländer nicht viel über acht Hundertel Alkohol hält, erhebt sich im Wein die Menge desselben schon von sieben bis zu sechs und zwanzig Hunderteln, und dieser Gehalt wird von dem stärksten Branntwein um das doppelte übertroffen. In diesem ist der Alkohol des gegohrenen Saftes gesammelt. Wärme verflüchtigt den Weingeist, den man in kolbenförmigen Gefäßen auffängt. Die Namen Branntwein und gebrannte Wasser bezeugen die Hülfe des Feuers, das sie in den Kolben hinüberführte.

Zunächst sind also Bier, Wein und Branntwein verschieden durch die Stärke, die sie dem Alkohol verdanken. Die mannigfaltigen Begleiter, die im Weingeist gelöst sind, erklären das Uebrige.

Die schwache Weingeistlösung des Biers enthält beinahe so viel Eiweiß, wie das Obst, etwas Zucker und Stärkegummi, Aepfelsäure vom Hopfen, bisweilen auch Milchsäure oder Essigsäure als Zersetzungsprodukte des Zuckers und des Alkohols, einen in Wasser löslichen, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehenden Bestandtheil des Hopfens, der seinem bitteren Geschmack den Namen Hopfenbitter verdankt, und flüchtiges Hopfenöl. Die Verbindungen von Kali, Kalk und Bittererde mit Schwefelsäure und Phosphorsäure begleitet die Kohlensäure, die um so reichlicher in Bier vorhanden ist, je weniger der Zucker beim Einfüllen ausgegohren hatte. Schäumendes Bier wird oft durch besonderen Zusatz von Zucker in verschlossenen Flaschen gewonnen, und besser noch durch süße Früchte, Rosinen z. B., in denen der Gährungsstoff und der Gährungserreger, der Zucker und die Hefe, beide vorhanden sind. — Stark gedörrtes Malz giebt dem Bier eine mehr oder weniger braune Farbe.

Mehr Alkohol und weniger Wasser als im Bier ist im Wein verbunden mit Zucker und Stärkegummi, mit Harz und Farbstoff, Säuren und Salzen.

Auch in den weißen Weinen ist ein eigenthümlicher, ursprünglicher ölgelber Farbstoff enthalten, der durch Säuren weiß, durch Alkalien braun wird. Daß weiße Weine, die nach dem Gefrieren wieder aufgethaut sind, eine gelbe Tinte besitzen, bewirkt die Ausscheidung eines Theils der sauren Salze, die vor dem Gefrieren die hellere Farbe bedingten. Hellgelbe Rießlinge, hochgelbe Muskattrauben, kupferfarbige Ruländer, blaurothe Burgunder, dunkelbraune Muskattrauben erzeugen eben so vielfach verschiedene Weinfarben. Die Zahl der eigenthümlichen Farbstoffe ist wahrscheinlich minder groß, indem die Säuren und Salze der Trauben die Farbe verändern. Durch saure Salze wird der blaue Farbstoff roth.

Wachs ist die Firne, die alte Rheinweine auszeichnet; der Farbstoff ist mit Wachs verbunden.

Die Säuren des Weines sind die Säuren der Trauben. Weinsäure und Aepfelsäure, vielleicht auch Citronensäure, werden bisweilen von Gerbsäure der Schale begleitet und von Traubensäure, deren Zusammensetzung mit der Weinsäure übereinstimmt, zu der sie sich in einigen Traubenarten gesellt.

Weil die Gährung nicht beendigt ist, wenn man den Wein in die Fässer einfüllt, so enthalten alle Weine eine geringe Menge Kohlensäure, deren reichliches Brausen im schäumendem Champagner von der absichtlich unterbrochenen Gährung herrührt, die sich in den Flaschen fortsetzt.

Die Salze des Weines sind außer dem Weinstein, der aus saurem weinsaurem Kali besteht, weinsaure Thonerde mit weinsaurem Kalk zu einem Doppelsalz verbunden, äpfelsaurer Kalk, Chlorkalium, Chlornatrium, Chlorcalcium, schwefelsaures Kali, Kalk mit Phosphorsäure und Kohlensäure verbunden, ferner Bittererde, Eisen und Mangan. In rothem Wein ist die Menge der Salze reicher als in wei-

ßem. In beiden scheidet der Alkohol, den die nachwirkende Gährung vermehrt, einen Theil der Salze aus.

In allen Weinen ist ein Aether enthalten, der den allgemeinen Weingeruch bedingt. Der gewöhnliche Aether ist im Weinäther mit einer eigenthümlichen organischen Säure verbunden, die ich Säure des Weinäthers nennen will. Von dem Weingeruch, den der Weinäther erzeugt, ist die Blume verschieden. Der Weinäther ist immer vorhanden, und keinem Weine fehlt der Weingeruch. Die Blume ist ausserordentlich verschieden. Sie ist ein Vorzug des Rheinweines, der vielen anderen Weinen fehlt. Auch die Blume wird durch Aetherarten dargestellt, bald durch Aether mit Buttersäure, bald durch Aether mit Baldriansäure, bald durch Aether mit Essigsäure verbunden. Der letztgenannte soll in den meisten Bordeauxweinen zu finden sein. Wie der Aether selbst, der sich vom Alkohol in der Zusammensetzung wenig unterscheidet, ihn aber an Flüchtigkeit übertrifft, so sind die zusammengesetzten Verbindungen des Aethers mit organischen Säuren sehr flüchtig. Deshalb werden der Weinäther und die Blume am Geruch erkannt, und die Blume verliert sich sehr rasch, wenn man Rheinwein an der Luft stehen läßt.

Farbstoff und Blume, Säuren und Salze bewirken durch den Unterschied ihrer Mischung die Mannigfaltigkeit der Weine. Das Feuer des Weins ist Reichthum an Alkohol, während die Süße der Sekte der Menge des Zuckers entspricht.

Aus Korn und Kartoffeln, aus Weinhefe und Wachholderbeeren, aus Zucker und Reis, aus Milch und Früchten wird der Branntwein gewonnen.

Der Kornbranntwein oder Whisky enthält Weinäther und perlmutterfettsauren Aether, Getreideöl und Kartoffelfuselöl, das den durchdringenden Geruch des Branntweins erhöht. Von diesen Bestandtheilen fehlt dem Kartoffelbranntwein nur das flüchtige Getreideöl und der perlmutterfettsaure Aether. Weinbranntwein, Cognac oder Franzbranntwein ist ein Gemenge von Wasser und Alkohol mit Weinäther und essigsaurem Aether. Die schlechteren Cognacsorten enthalten auch Kartoffelfuselöl. In Rum, der aus dem Safte des Zuckerrohrs bereitet wird, ist der feinwürzige Duft aus Buttersäure und Aether zusammengesetzt. Die Melasse, die man übrig behält nach der Darstellung des Zuckers aus dem Safte des Zuckerrohrs, liefert den stärksten Rum, der Taffia oder Rataffia heißt. Reis giebt den Arrak, Wachholderbeeren den Gin oder Jenever, Milch den Kumiß, Honig den Meth.

Gutes Bier ist so nahrhaft wie Obst, Wein dem Zuckerwasser an Nahrungswerth kaum gleich, und im Gehalt an Nahrungsstoff läßt sich Branntwein nicht einmal mit Zuckerwasser vergleichen.

Also ist es leerer Wahn, daß Branntwein die dürftige Nahrung der Armen ergänzt? und also der Eifer berechtigt, der ihm als einem berauschenden Gifte, als dem Zerstörer häuslichen Friedens und Wohlstands zu wehren sucht? So höre ich fragen. Selbst Aerzte haben dies bejaht, die sich mit der Naturlehre des Menschen beschäftigen. Ich für meinen Theil will die Fragen mit Thatsachen beantworten.

Der Alkohol, der Hauptstoff des Branntweins und der wichtigste in Bier und Wein, verwandelt sich nicht in einen wesentlichen Bestandtheil des Bluts. Deshalb kann er nicht unmittelbaren Ersatz bewirken und den Namen eines Nahrungsstoffs verdient er allerdings nicht.

In das Blut gelangt es dennoch. Durch Sauerstoff, den wir einathmen, wird er im Blut zu Essigsäure und Wasser, und endlich zu Wasser und Kohlensäure verbrannt. Der Sauerstoff aber, der den Alkohol zersetzt, wird den Eiweißkörpern und den Fetten des Blutes entzogen. Indem er selbst leichter brennbar ist, schützt der Alkohol die Bestandtheile des Bluts vor der Verbrennung. Und wenn nun außerdem Versuche und Beobachtungen beweisen, daß alkoholische Getränke die Menge der Kohlensäure, die wir ausathmen, überhaupt vermindern, — offenbar weil ein großer Theil des eingeathmeten Sauerstoffs den Wasserstoff des Alkohols in Wasser verwandelt —, dann müssen wir aus doppelten Gründen überzeugt sein, daß der Alkohol die Verbrennung der Blutbestandtheile mäßigt und somit die erste Ursache des Bedürfnisses nach Ersatz.

Wer wenig hat, muß wenig geben, wenn er so viel übrig behalten will, wie ein Anderer, der Reichthum mit Freigebigkeit verbindet. Der Alkohol ist eine Sparbüchse der Gewebe, wenn man den Ausdruck verstehen will. Wer wenig ißt und mäßig Alkohol trinkt, behält so viel im Blut und in den Geweben, wie Jemand, der in entsprechendem Verhältnisse mehr ißt, ohne Bier, Wein oder Branntwein zu trinken.

Daraus folgt, daß es grausam ist, den Taglöhner, der sich im Schweiße seines Angesichts ein spärliches Mahl verdient, des Mittels zu berauben, durch welches seine dürftige Nahrung lange vorhält. Man gebe ihm reichliche Nahrung, dann wird er den Branntwein entbehren können. So lange man dafür nicht gesorgt hat, daß die Arbeit ihren Mann genügend ernährt, grenzt sie an Hohn, das minder Gute zu entrathen, weil man das Gute selbst nicht geben kann oder will. Oder soll man etwa den Gebrauch abschaffen, weil er den Mißbrauch möglich macht? Dann suche man den Vorwurf zu entkräften, daß man dem Menschen sittlich erniedrigt, wenn man fordert, daß er dem Genuß entsage, um nicht dem thierischen Triebe zu erliegen. Der Mönch, der das Gelübde der Keuschheit fordert, widerstreitet dem ächt Menschlichen nicht schlimmer, als der Arzt, der den Branntwein abschafft, weil es Trunkenbolde giebt. Göthe hat der neuen Weltanschauung die schöne Losung gegeben: gedenke zu leben! Wer die Abschaffung des Branntweins predigt, versetzt uns in das Christenthum des Mittelalters zurück, das mit dem Wahlspruch: gedenke zu sterben! die schönsten Blüthen der Menschheit erstickte.

Wenn sie mäßig genossen werden, vermehren die gegohrenen Getränke die Absonderung der Verdauungssäfte und fördern dadurch mittelbar die Lösung der Nahrung. Im Uebermaaß bewirken sie Magenverhärtung, die mit der Verdauung die Blutbildung aufhebt.

Bier, Wein und Branntwein beschleunigen den Kreislauf; das Volk sagt: sie erhitzen das Blut. Diese Beschleunigung bewirkt Wein stärker als Bier, Branntwein stärker als Wein, nicht blos weil Wein mehr Alkohol enthält als Bier, und Branntwein noch feuriger ist als Wein. Die Aetherarten des Weins und Branntweins, das Getreideöl und das Kartoffelfuselöl vermehren die Bewegung des Bluts. Die rothen Wangen und glänzenden Augäpfel werden durch die vollständigere Füllung bewirkt, welche die erregte Thätigkeit des Herzens in den Haargefäßen der Wangen und des Augapfels hervorbringt.

Mit dem Blute dringt der Alkohol in das Gehirn, das seine Einwirkung vor allen anderen Werkzeugen erleidet. Die geistigen Getränke beleben vorzugsweise die Einbildungskraft. Die Steigerung dieser Thätigkeit hat eine Erleichterung der Ideenverbindung, eine Schärfung des Gedächtnisses zur Folge. Auch die Sinne werden in ihrer Empfänglichkeit geschärft; die Eindrücke werden schnell und klar wahrgenommen. Das Urtheil wird leichter gebildet, weil die Thatsachen, aus denen es geschöpft wird, durch die lebendige Vorstellung und das geweckte Gedächtniß näher beisammen liegen. Daher in Dingen, welche keine lange, besonnene Prüfung erfordern, die Klarheit und Bestimmtheit des Urtheils, die uns oft selbst überrascht. Gewandter als sonst spricht man in fremden Sprachen. Die Erleichterung der Denkbewegungen, die Beweglichkeit der Vorstellungen ist von großer Leichtigkeit aller willkürlichen Muskelbewegungen begleitet; die Stimme wird voller und kräftiger, die Müdigkeit und Abspannung, die sich in Folge angestrengter Körperbewegungen einstellt, verschwindet. So entsteht ein Gefühl von Wohlbehagen und Lust, von erhöhter Kraft und neu gestähltem Muth, das auch die geistigen Verstimmungen, Sorge, Gram und Furcht verscheucht. Fremde Angelegenheiten finden mehr Theilnahme und Nachsicht, die man umgekehrt auch bei Anderen erwartet. Um diese zu vermehren, spricht man mit Selbstvertrauen von sich, und nicht nur bereits Geleistetes, sondern auch künftige Unternehmungen werden mit Selbstgefälligkeit ausgeplaudert.

Wenn der Wein oder andere geistige Getränke im Uebermaaß genossen werden, so finden Sinnestäuschungen statt; der Berauschte sieht die Gegenstände verwischt, unklar oder doppelt, er hat Mücken vor den Augen, Funken-Sehen, Ohren-Klingen, hört weder seine eigene, noch fremde Stimmen deutlich, schreit statt zu reden und singt falsch auch ohne es zu wollen. Dabei schafft die Einbildungskraft unbestimmte, bunte, sich drängende Bilder, die ohne Regel verknüpft werden; das Gedächtniß versagt seine Dienste; der Berauschte vergißt während des Sprechens, was er sagen wollte, und auf diese Weise wird das Urtheil getrübt und verworren. So entstehen Ausbrüche ungerechten Zorns und eine Empfindlichkeit gegen Einwürfe, die um so öfter gereizt wird, je mehr die gestörte Thätigkeit des mit Alkohol angefüllten Gehirns die Richtigkeit der Urtheile beeinträchtigt.

Der übermäßige Genuß des Weins und aller geistigen Getränke macht schläfrig. Wird er bis zur völligen Trunkenheit fortgesetzt, so werden die geistigen Verrichtungen in dem Grade gestört, daß ein Zustand vorübergehenden Wahnsinns eintritt. Die Sinne sind abgestumpft, die erhitzte Einbildung schafft die buntesten, regellosesten Bilder, die das Urtheil nicht prüfen, weder sichten noch zusammenfügen kann, alle Besonnenheit schwindet, zuletzt geht auch das Bewußtsein verloren, der Betrunkene wird schwindlig und versinkt endlich in einen tiefen Schlaf.

Noch vorher stellt sich ein Gefühl von Ermattung und Kraftlosigkeit ein. Die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, die Gesichtszüge werden hängend, die Mundwinkel senken sich, die Pupillen sind erweitert, Harn und Koth gehen häufig unwillkürlich ab. Die Muskelhaut des Magens, unterstützt von dem gleichzeitigen Druck des Zwerchfells und der Bauchmuskeln, wirkt oft in umgekehrter Richtung; heftiges Erbrechen ist eine gewöhnliche Erscheinung. Auch die Athembewegungen werden geschwächt, sie sind oft unregelmäßig, seufzend, stöhnend, der Puls weich, matt und langsam. Dazu kommt eine immer wachsende Unsicherheit und Trägheit in allen willkürlichen Bewegungen; die Zunge lallt oder die Sprache stockt ganz; der Kopf sinkt nieder, die Arme hängen herab, die Füße kreuzen sich beim Gehen, der Betrunkene schwankt, er kann seinen Schritten keine feste Richtung geben, strauchelt und fällt.

Ich fliehe dieses widerliche Bild, um mit den Worten Hettner's den Zustand zu beschreiben, der einen schöneren Rausch mit der Nüchternheit vermittelt. „Eine schöne, kräftig volle Körpergestalt", sagt Hettner von einem Kunstwerk des Alterthums „in der ersten Frische noch jünglingsartiger Mannesblüthe, mit großen, prallen, schwellenden Gliedern. So liegt er behaglich da, an und auf einem Felsen halb angelehnt, halb ausgestreckt. Mitten in glückseligem Rausche hat er sich diese Lagerstätte ausgesucht. Jetzt ist er eingeschlafen, Arme und Beine hängen nachlässig herab, in seinen Zügen liegt der unaussprechliche Ausdruck halbtrunkenen Schlummers. Im wirren Traume denkt die immer wache Phantasie noch mit Entzücken der vergangenen Stunden, aber die müden, schlaffen, abgespannten Glieder können dem süßen Seelentaumel nicht folgen. Die Augen geschlossen, den Mund weit geöffnet, ist dieser Schlaf der Zustand jenes jämmerlichen Halbschlummers, in dem die innere Hitze und der wasserlechzende Duft zum Erwachen drängt und die ruhebedürftigen Glieder noch weiter schlafen wollen

und die Seele sich unbewußt vor dem entsetzlich nüchternen Erwachen fürchtet.

Von den Würzen.

Das Kochsalz.

Als Cook und Forster im Jahre 1772 die Insel O-Tahiti besuchten, wunderten sich die Eingebornen darüber, daß die Schiffsmannschaft beim Essen jeden Bissen in ein „weißes Pulver" tunkte. Sie aber aßen ihre Fische und Fleischspeisen mit einer Brühe von Seewasser, die Kochsalz in reichlicher Menge enthält. Es ging ihnen wie den Griechen und Römern, die den Alkohol im Weine sehr gut kannten, nicht aber die Kunst verstanden, ihn durch Verdünstung rein und verstärkt zu gewinnen.

Sei es nun als Seewasser, oder nachdem es aus dem Seewasser bereitet ist, oder endlich als Steinsalz, wie es aus den Bergwerken gehauen wird, der Zusatz von Kochsalz zu den Speisen ist außerordentlich weit verbreitet. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß in unserm Blute das Kochsalz so reichlich, wie es spärlich in den natürlichen Speisen vertreten ist. Denn unter den thierischen Speisen sind Blut und Knorpel am meisten mit Kochsalz versehen, und gerade diese Theile sind es, die wir in unseren Fleischspeisen verhältnißmäßig am seltensten genießen. In unseren pflanzlichen Nahrungsmitteln herrscht das Kali so allgemein über das Natron vor, daß nur einige Küstenpflanzen durch ihren bedeutenden Natrongehalt eine Ausnahme machen. Einige pflanzliche Speisen, die weißen Rüben zum Beispiel, enthalten häufig gar kein Natron.

Deshalb also ist überhaupt ein Zusatz von Kochsalz, das ja aus Chlor und Natrium besteht, ein so unabweisbares Bedürfniß. Und weil die pflanzlichen Speisen weniger Kochsalz enthalten, als die thierischen, wird in der Regel thierische Kost mit weniger Kochsalz vermischt als die pflanzliche. Daher ist es einigen Völkerschaften, den Samojeden zum Beispiel, den Kamtschadalen und den Indianern Nordamerikas möglich, ihr Fleisch oder ihre Fische ohne Zusatz von Kochsalz zu genießen. Je blutreicher das Fleisch ist, desto leichter wird der Zusatz des Kochsalzes entbehrt.

Das Kochsalz unserer Küchen ist indessen keineswegs reines Chlornatrium. Am reinsten ist gewöhnlich das Steinsalz, in dem es nur Spuren von Chlorkalium und Chlormagnesium nebst einer etwas größeren Menge schwefelsauren Kalks enthält. Dagegen ist im Meersalz Chlornatrium viel reichlicher mit Chlormagnesium und schwefelsaurem Kalk und außerdem noch mit einer nicht unbedeutenden Menge von schwefelsaurer Bittererde oder Bittersalz vermischt. Chlorkalium fehlt dem aus Meerwasser gewonnenen Kochsalz gänzlich oder es sind nur Spuren desselben vorhanden, welche von einer ebenso geringen Menge Jod begleitet sein können.

Kochsalz ist so verdaulich, wie es nahrhaft ist. Denn von Wasser wird es mit der größten Leichtigkeit gelöst, und während kein Gewebe des menschlichen Körpers ohne Kochsalz besteht, können das Blut und die Knorpel ohne eine ansehnliche Menge desselben ihre regelmäßige Mischung nicht behaupten.

Bedenkt man ferner, daß Kochsalz die Verdauung eiweißartiger Körper fördert, und daß die schwerlöslichen Fette, wenn sie gesalzen sind, an Schwerverdaulichkeit verlieren, dann erscheint das Chlornatrium als der wichtigste Speisezusatz, der es verdient, die Reihe der Würzen zu eröffnen. Wegen des reichlicheren Gehalts an Chlormagnesium löst das Meersalz die eiweißartigen Körper leichter als Steinsalz. Denn schon in der Wärme unseres Körpers verwandelt sich das Chlormagnesium in Salzsäure und Bittererde, und eine sehr verdünnte Mischung von Salzsäure und Wasser ist im Stande, die eiweißartigen Stoffe zu lösen. Man darf sich hiernach nicht wundern, daß der Genuß von Kochsalz die Menge der farbigen Körperchen im Blut vermehrt. „Salz und Brod färbt die Wangen roth," ist ein Volkswort, dem die Wissenschaft ihr Siegel aufdrückt.

So nützlich sich das Kochsalz zur Aufbewahrung von Speisen erweist, aus denen es das Wasser anzieht, welches mehr als irgend ein Bestandtheil die Fäulniß begünstigt, so wichtig ist es zu wissen, daß Fleisch durch das Einsalzen einen Theil seiner besten Nahrungsstoffe verliert. Mit dem Wasser des Fleisches werden Eiweiß und Fleischstoff, die Milchsäure und Salze vom Chlornatrium ausgezogen. Die ausfließende Salzlacke wird entfernt und mit ihr ein Theil der löslichsten und wesentlichsten Stoffe des Fleisches. Der Nachtheil wird nur dadurch einigermaaßen ausgeglichen, daß der Faserstoff des gesalzenen Fleisches löslicher ist als die frische Muskelfaser, und daß Brod oder Gemüse das aus dem Fleisch ausgezogene Chlorkalium und phosphorsaure Kali enthalten, welche das Kochsalz ergänzt.

Durch die Ausleerungen wird dem Blute das Kochsalz entzogen. So viel Kochsalz aber Harn und Koth, Schleim und Schweiß, Thränen und Horngebilde dem Blute rauben, so viel ärmer an Kochsalz ist das Blut, das die Nerven der Zunge ernährt. Das ist der Grund, warum uns ungesalzene Nahrungsmittel immer fader schmecken. Und auch hier beherrscht die Nothwendigkeit des Gesetzes das scheinbare Spiel der Willkür. Es ist die strengste Folgerichtigkeit von Ursache und Wirkung, welche den Geschmack der Speisen mit der Aufnahme der richtigen Nahrungsstoffe verbindet. Früher hat man es als weise Berechnung aufgefaßt, daß gerade die Speisen besser schmecken, welche die dem Blut erforderlichen Stoffe enthalten, und es hieß des Menschen Bestimmung, die Speisen zu salzen. „Wenn man es erbaulicher findet," sagt Karl Snell, „den Schöpfer sich

gewissermaaßen wie einen unendlich fein berechnenden Uhrmacher vorzustellen, denn sich ihn als die organisch schaffende Vernunft zu denken, so wollen wir nicht streiten." Dann aber begiebt man sich jeder Sicherheit des Wissens. Denn daß wir dazu bestimmt seien, unser Blut mit Salz zu versorgen, läßt sich schwerlich beweisen. Klar und deutlich aber ist der Zusammenhang zwischen anders gemischtem Blut und anders empfindenden Nerven.

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

Oktober, 1868.

Ein interessanter Monat — das Sinnbild der entfliehenden Jugend, der verwelkenden Schönheit der belebten Pflanze, des Menschen.

Die stolze Dahlia prangt in voller Blüthe — der Frost Einer Nacht senkt den Stengel, schwärzt die Blätter und raubt der stolzen Kokette ihre Reize. Die Aster knospet und die Monatsrose trotzt dem rauhen Hauch des Herbstes und steht in ihrer vollen Pracht da als Königin der Blumen.

Die Blätter fallen von den Bäumen; nur die Trauerweide ist noch in voller Frische, als wollte sie uns sagen, daß die Trauer des Menschen länger dauert als des Menschen Freude. Die Wälder haben ihr buntes Herbstkleid angezogen, um sich noch eine kurze Weile in ihrer welkenden Schönheit zu präsentiren. Das ist das Bild eines hübschen Weibes von Vierzig. Ein Fältchen stellt sich nach dem andern ein; aber eine gewählte Toilete, gewählte Farben des Anzuges, und sonstige schuldlose Mittel, den sinkenden Reizen zu Hilfe zu kommen, sagen der Dame vor dem Spiegel, daß sie noch immer hübsch sei und werth, Eroberungen zu machen. So geht es wohl auch dem Manne, der in der Jugend zu siegen gewohnt war und mit Fünfzig in der Frauen-Lotterie ausser Cours gesetzt wird. Ja, der fatale Herbst. Alles hat seine Zeit und Alles dauert nur eine kurze Weile. Ein Geschlecht verdrängt das andere, die Jugend wird alt, das Alte stirbt und aus den Stoffen des scheinbar Todten entwickeln sich in der Retorte des chemischen Laboratoriums der Natur Stoffe zu frischem, jugendlichen Leben. Das ist die Unsterblichkeit des Stoffes, welche dem Materialisten sagt, daß er die Freude auf Erden genießen müsse, so lange sie blüht; denn das Jenseits ist für ihn ohne Hoffnung, indeß der Spiritualist in seiner abnormalen Phantasie die seligsten Freuden erst in der Geisterwelt zu genießen hofft. Auch ich wünsche eine geistige Fortdauer nach dem Tode, eine höhere, eine vollkommnere Entwickelung des Stoffischen der Thierwelt, eine Seligkeit ohne den Schatten der Leiden und sonstiger Plackereien, welche das Erdenleben in allen seinen Stadien unzertrennlich begleiten; aber da ich an einen solchen ätherisch spiritualisten Zustand eben nicht zu glauben vermag, so klammere ich mich an das Bischen Erdenleben mit voller Gewalt der Liebe zum Schönen, zum Edlen, zum Guten so lange die Adern pulsiren und Gesundheit die Jahre eines hohen Alters vergessen macht.

Lieben — Reisen — Denken — das war die Trinität, die ich stets in poetischer Extase als ein Heiligenbild verehrt habe. Ach, was ist ein Leben ohne Liebe für ein liebendes Herz! Und ist ein Mensch, der auf Einen Fleck gebannt wie ein blinder Tretgaul sich im Kreise dreht, ein Mensch, dessen enger Gesichtskreis auf den winzigen Raum seines Geburtsplatzes beschränkt, ist solch ein Mensch nicht ein glebae adscriptus (an die Scholle gebunden), der Jenem gleicht, der in einem großen und lehrreichen Buche blos Eine Seite gelesen hat?! Denken, das heißt, richtig denken; frühe lernen, das Unmögliche wahrzunehmen und nicht wollen, die Momente des Genusses zu erhaschen, im Leiden stark sein und nicht verzagen; der innern Stimme folgen, wenn sie vom Bösen abrathet, das sich stets rächt und oft streng bestraft — eine schwere Kunst, welche zu erlernen sich nur wenige Menschen bestreben und die meisten nie erlernen, selbst dann nicht, wenn die Leidenschaft ihre Macht über den Verstand verloren hat.

Da mit dem Oktoberheft der Jahrgang der Fackel schließt und ich mir den Beruf gewählt habe, ausschließlicher Agent zu sein, besuche ich denn wieder in kleinen Ausflügen die der Publication am nächsten gelegenen Städte, um für den kommenden Jahrgang zu collectiren. So lange leben, um 20 Jahrgänge der Fackel herauszugeben, war einst mein höchster Wunsch. Nun habe ich bereits den 21sten begonnen und wünsche von der Zukunft Nichts mehr als — Gesundheit und nehme Alles was da noch kommen mag als Zugabe eines günstigen Verhältnisses, eines Fatums, mit innigem Dank hin. Ist man den Siebzigern nahe, so kann man wohl mit Wahrscheinlichkeit auch achtzig und neunzig Jahre alt werden und so lange ein gesundes Gehirn in einem gesunden Körper wohnt, hat es mit der Zahl der Jahre eben nicht viel zu sagen. Wenn man mit 26 Jahren noch Student war, mit 30 sein Examen machte und mit 37 Jahren in den heiligen Stand der Ehe trat, mit 50 noch in der Miethe wohnt, mit 60 anfängt sorgenfrei zu leben, und mit 68 Jahren noch in der Rolle eines comis voyageur figurirt, dann darf man sich wohl für eine Ausnahme von der Regel halten und hoffen, 90 Jahre alt zu werden. Aber das Asthma, das fatale Asthma! Der Winter ist vor der Thür: Kälte und Steinkohlengas dürften wohl das Uebel bald wieder herbeiführen, trotz der kalten Waschungen, wel-

che ich, mit gutem Erfolg, seit mehren Monaten täglich anwende. In's Freie! Das ist Eins von den Mitteln, Körper und Geist elastisch zu erhalten. Ein anderes Mittel der Stärkung ist: In's Kalte! So schwer es dem Stubenhocker fällt, sich zu einem Spaziergang von einer Stunde zu rüsten, so schwer ist es wohl für Jeden, sich an kaltes Waschen des Körpers zu gewöhnen. Doch siegt nur ein Mal der Wille und die Hoffnung guten Erfolges über das Ungewohnte, Anfangs Unangenehme, so wird die Gewohnheit endlich zum Bedürfniß.

— Nachdem ich einige Wochen im Kreise der Familie zugebracht, und den Comfort des Hauses genossen habe, hieß es denn wieder: In's Freie! Die Umgebung von Cumminsville, im Mill-Creek-Thale, ist reich an schönen Spazierwegen. Wenn die Menschen mehr gehen würden als fahren, so ginge Alles besser — hat einst Seume gesagt. — Dieses Spruches eingedenk, benutze ich auch so manchen schönen Morgen zu einem Spaziergang, von 1 bis zu 2 Meilen, in der breiten mit Bäumen bepflanzten Avenue und fühle dabei so innig wohl und gestärkt. Da aber meine Ausflüge zu ausgedehnt sind, so heißt es denn meist fahren, anstatt gehen, und zwar per Dampf fahren, wenn man die Ver. Staaten in 7 bis 8 Monaten nach allen Richtungen hin bereisen will.

Der Oktober des Jahres 1868 ist die politische Saison, in welcher von Seiten beider Parteien der Acheron in Bewegung gesetzt wird, um bei der am 3. November stattfinden Präsidentenwahl den Sieg zu erringen. Die Mittel zu diesem Zwecke zur Erwählung eines Königs auf 4 Jahre, mit einer Civil-Liste von 25,000 Dollars per Jahr, sind: Agitation durch Wort und Schrift. Da Geld der Hebel der Agitation ist, so werden die Beamten der Partei am Ruder in Post- und Zollämtern u. s. w. systematisch geschröpft, um mit ihrem Blute das Feld zu düngen und die Parteischreiber und reisenden Cicerone gehörig zu schmieren; indeß die Partei, welche an's Ruder zu kommen strebt ihrer Seits ebenfalls Alles aufbietet, um mit Greenbacks die Waffen zur Wahlschlacht anzuschaffen und ihre Söldner gehörig zu honoriren. Um das souveraine Volk, in dessen Mitte freilich Tausende, trotz der weißen Farbe, nicht einmal wissen für was sie stimmen, mit Nachdruck und gutem Erfolge zu bearbeiten, werden großartige Processionen veranstaltet, um sich in voller Parteistärke zu zeigen, den Wankenden zu imponiren und sie für ihre Reihen zu gewinnen. Eine solche Procession der republikanischen Partei hatte ich Gelegenheit, kurz vor meiner Abreise in Cincinnati in Augenschein zu nehmen. Ich postirte mich vor einem Conditorladen in der 4. Straße und harrte da (horrende Geduld) 2 Stunden und 30 Minuten aus, um mir den vollen Umzug vorüberdefiliren zu lassen. Es war, in der That, für das Auge ein imposanter Zug von Bürgern zu Pferd, zu Fuß und in Wagen; doch für den Geist, der nach Principien forscht, war da ein sehr mageres Feld. In den Mottos spricht sich der Geist der Partei aus. Das Hauptmotto der demokratischen Partei ist: „Nieder mit dem Neger! — Wir wollen eine Regierung haben für Weiße!" Demnach hätte man bei der republikanischen Partei als Opposition das Motto erwarten dürfen: Gleiche Rechte für Alle, ohne Unterschied der Farbe. Aber von einem solchen Motto war keine Spur zu sehen. Indeß man große decorirte Wagen mit Kindern u. festlich gekleideten jungen Mädchen vollgepackt u. mit patriotischen Fähnlein versehen hat, repräsentirten andere Wagen verschiedene Zweige der Industrie und an Einem Karren las man: Our common country (unser gemeinschaftliches Vaterland). Hautfarbe und Kleidertracht repräsentirten die verschiedenen Rassen und Nationen und — am Hintertheile des Karrens stellte man sogar auch einen Neger hin; den häßlichsten, den man finden konnte, wodurch man so recht deutlich die republikanische Liebe zum Neger zur Schau gestellt hat, nicht um ihn zu heben, sondern zu degradiren. Trotz alledem werdet Ihr den Farbigen über nicht lange das Stimmrecht ertheilen müssen, um das durch Waffengewalt Errungene im Frieden für die Dauer aufrechtzuerhalten. Vous verrez. Und diese militärische und politische Nothwendigkeit belieben Manche: „Weisheit allmäliger Reform" zu nenen. Indeß ich mit Entrüstung auf den Parteigeist herabblickte, der auf einem Karren einen Galgen aufgeschlagen hatte, auf welchem Seymour hing, gefiel mir die Aufschrift auf einem andern Vehikel, die da sagte: „We tan the hides but we do not hide our principles." Der geistreiche Witz liegt in dem Doppelsinne des Hauptwortes hide (Haut) und des Zeitwortes to hide, (verbergen) welcher sich in keiner Uebersetzung wiedergeben läßt. Wir gerben die Häute, aber wir verbergen unsere Grundsätze nicht. General Grant trieb nämlich eine Zeitlang Gerberei, worauf das Motto angespielt hat und so streng er seine eigenen Grundsätze in sich selbst verschlossen hält (was am Ende ehrenvoller für einen Präsidentschafts-Candidaten, als wenn er selbst als fahrender Ritter das Land durchstumpt), so klug verhütete es auch diese große Demonstration mit „Grundsätzen" zu paradiren; ob aus politischer Klugheit, oder aus Mangel an Grundsätzen, das mögen Andere entscheiden. Ich selbst hätte wenigstens Dieses erwartet: „Allgemeines Stimmrecht — und: „Was der Schuldner dem Gläubiger verspricht, das ist er moralisch und gesetzlich verpflichtet zu halten."

Am Abend hatten die Demokraten einen Umzug, welcher noch länger gewesen sein soll; doch scheint der Weg kurz zu sein, auf welchem die Partei, an den alten conservativen Schund der mit der Sklaverei zusammengekoppelten freien Constitution (für Weiße) mit wahrer Berserkerwuth sich klammernd, ihrer Niederlage und Auflösung mit brennenden Fackeln und klingendem Spiel entgegenzieht. Systeme kann man nicht für ewige Zeiten schaffen. Das „göttliche Institut" der Negersklaverei im Schooße des „menschlichen Institutes" der Republik ist gestürzt und lei-

ne Macht ist im Stande dem Leichnam neues Leben einzuhauchen.

Nun wollen wir wieder den häuslichen Herd verlassen, um fast täglich an einem andern fremden Herd (respektive Ofen) geschmortes Beefsteak zu essen u. fast jede Nacht in einem andern-fremden Bett zu schlafen. Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Menschen, die wenig reisen können in keinem fremden Bett schlafen und indeß sie das Gerassel der Wagen und das Pfeifen des Dampfrohres in ihrem Schlummer stört, ist es mir zum Schlummerlied geworden. Wie die Henne mit den ihr vorgestreuten, am nächsten liegenden Getreidekörnern zuerst aufräumt, so beginne ich meine Collection und Collation in den meinem Wohnsitz am nächsten liegenden Städten. Ich nahm denn, als echter radikaler carpetbagger, die Reisetasche und ging nach dem Depot zu Cumminsville, und fuhr nach Hamilton, Dayton und Springfield, im Staate Ohio. Wir jagten per Dampf den Todten in den Gräbern des schönen Spring Grove vorüber. Bei den vielen Accidents auf amerikanischen Eisenbahnen sollte man, als guter Katholik, vor jedem Kirchhofe das Kreuz machen und als Philosoph im Geiste mit dem Leben seine Rechnung schließen. Heute dir, morgen mir, heißt es, und was Einem begegnet, kann möglicherweise auch Andern begegnen. So sehr ich das Leben liebe und ein Feind bin physischer Schmerzen, so bin ich doch, durch das viele Jahre lange Glück auf Reisen, völlig zum Mohamedaner geworden, der da sagt: wie Allah will, so geschieht es.

Man passirt auf dieser Fahrt interessante Landstädte, unter denen Glendale, Miamisburg und Hamilton die hübschesten sind: Dayton mit ihren breiten, regelrechten Straßen wird bald den Namen einer Großstadt verdienen. Das deutsche Element ist hier stark vertreten. Es besteht ein Turnverein und erscheint da auch ein deutsches Wochenblatt. Die Stadt hat große Mühlen und mehre Fabriken.

Auch Springfield ist eine hübsch gelegene und rührige Stadt. Die Deutschen, Herr Feßler u. Co., besitzen eine Maschinen-Fabrik, welche ausgebreitete Geschäfte macht.

Die Rückreise machte ich über Xenia, um hier die persönliche Bekanntschaft des Hrn. Feurle zu machen, der sich für den geistigen Fortschritt ganz besonders interessirt.

Die nächste Tour war nach Lawrenceburg, Aurora, Louisville, Ky., Jeffersonville, Seymore und Columbus, im Staate Indiana. Louisville ist eine der schönsten Großstädte und der Staat Kentucky, in dem es liegt, einer der fruchtbarsten Staaten der Union. Das alte Kentucky, mit seiner reichen Oligarchie, war in hohem Grade vom Secessionsschwindel ergriffen, hat es jedoch nicht bis zum Austritt aus dem Bunde gebracht u. hofft jetzt durch Seymour's Sieg das durch Waffen Errungene zu annulliren und durch eine Contrerevolution seine alte Herrlichkeit wieder zu gewinnen. Vergebene Hoffnung. Es wäre vernünftiger und besser für diese Herren, wenn sie Moos an das Grab der Sklaverei pflanzten, Fabriken errichteten und ihr herrliches Land der Emigration unter günstigen Bedingungen eröffneten. Durch Schaden, heißt es, wird man klug. Kentucky ist noch lange nicht klug geworden, sonst würde es sich der Reform hingeben, anstatt sich an eine Leiche zu klammern.

Nach beendigter Collection ward mir das Vergnügen, vor einem freisinnigen Publikum einen Vortrag zu halten über die amerikanische Politik, von der Zeit der Unabhängigkeits-Erklärung bis auf unsere Gegenwart.

Indeß jetzt überall und von allen Seiten für die „lausenden" Präsidentschafts-Candidaten gestumpt wird, mag es, nach meiner Meinung, von Nutzen und geistigem Interesse sein über die Entwickelung und Auflösung der Parteien vom geschichtlichen Standpunkte aus zu sprechen, um dem Zuhörer das Urtheil aufzudrängen, daß sich die divergirenden Interessen und Ansichten des Volkes in einer Republik nothwendigerweise zu Parteien gestalten müssen und nur so lange dauern können, als der politische Kampf dieser Interessen wegen dauert, daß sich also auch die gegenwärtigen beiden großen Parteien — die demokratische und die republikanische — im Auflösungsprozesse befinden, da Jener die wesentliche Grundlage der Sklaverei und der damit verknüpften abscheulichen Abnormitäten entzogen wurde und der Zeitgeist schon zu weit vorangeschritten ist, um ihrer unvernünftigen Rassenächtung mit dem Schiboleth einer Regierung für Weiße, einen politischen Sieg bei Wahlen sichere Garantie zu geben; indeß die wesentliche Frage Jener über Nichtausdehnung der Sklaverei nach den Territorien durch die gewaltige Stimme der Kanone gelöst ist, wodurch sie jetzt die daraus erfolgte Consequenz des allgemeinen Stimmrechts zu ziehen und zu verwirklichen hat. Ja, noch mehr, gedrängt durch den Zeitgeist wird sie, zur Selbsterhaltung und Consolidirung der Republik — auf Erfahrung gestützt — bis zur Abschaffung der Präsidentenwürde getrieben werden, zum Einkammersystem, zu directer Volkswahl und sonstigen zum Heil des Gesammtwohles nothwendigen Reformen. —

Auch in dem Louisville gegenüber liegenden Jeffersonville, Ind. hatte ich auf wiederholt ausgesprochenen Wunsch eines intelligenten Bürgers, Hrn. Bangerth, über Politik und Religion gesprochen. Herr Lehrer Leonhard hatte die Güte, mir seine Schule zur Disposition zu stellen. Die Zahl der Zuhörer hat mich da, sowohl quantitativ wie qualitativ, freudig überrascht und überzeugt, daß der freie Geist der Deutschen in Amerika — trotz aller systematischen politischen und religiösen Verdummungs-Versuche der Pfaffen des Stumpes und der Kanzel — mit jedem Jahr ein größeres Terrain sich erobert.

Jeffersonville ist eine rührige Stadt, welche in Bälde mit Louisville durch eine prachtvolle, fast eine Meile lange Eisenbahnbrücke über den Ohio in Verbindung gebracht sein wird.

In Gesellschaft der Herrn Bangerth und Bachley besuchte ich die großen Ohio Falls Car Works, wo so eben

300 Arbeiter beschäftigt sind. In der Nähe zeigte man mir eine Mühle, welche auf 7 Gängen per Tag circa 3000 Barrels Mehl mahlt.

Man erzählte mir, daß hier einem Lutheraner ein Grab im Kirchhof versagt wurde, weil er ohne Pfaffen-Paß den Weg nach der Ewigkeit zu finden glaubte. Ein Methodistenprediger erbarmte sich des anrüchigen Lutheraners, nahm das Cadaver in seine Kirche auf und begrub es in heiliger Erde. O, der Zeloten und Dummköpfe, der Heuchler und Pharisäer! Armes, gläubiges Volk, wie lange wirst du noch der Ochs sein, der sich mit dem Ring an der Nase von politischen und religiösen Schwindlern führen läßt? Ach, noch lange, lange, sehr lange, trotz Dampf und Elektricität. Aber es kömmt dennoch eine Zeit, sie kömmt gewiß, wo es keine Pfaffen geben wird.

Nachdem ich in Louisville einige angenehme Momente im gebildeten Kreise der Familien Hirschbühl und Klutt genossen, bei Dornhöfer gelunch't und bei Conditor Schulthes mit einem Glas California-Wein meinen alten Freunden der Stadt ein Valete zugetrunken hatte, nahm ich den carpetbeg trat aus der Jägerhalle des Herrn Göppert vor Sonnenaufgang in einen Bus, und nahm alsbald einen Sitz im Waggon ein, um via Seymour nach Columbus, Ind. zu fahren.

Zu Seymour hat vor Kurzem der souveraine Lümmel die Rolle des Advokaten, des Richters und des Henkers in eigene Hand genommen und drei Kerle, die des Raubes schuldig waren, feierlich diabolisch aufgeknüpft.

Seymour hat eine günstige Lage, da sich hier zwei Eisenbahnen kreuzen: die Ohio- und Mississippi- und die Jeffersonville- und Indianapolis-Bahn. Jene führt nach St. Louis, diese nach Chicago.

Columbus, eine aus Wäldern herausgehauene Stadt, verschönert sich mit jedem Jahr. Man findet da ein sehr gutes, und freisinniges deutsches Element. Lehrer Funke, den gediegenen Mitarbeiter der Fackel, traf ich dieses Mal nicht mehr hier an der Schule. Alt und krank, scheint er seine Funktion als Lehrer geschlossen zu haben. An seine Stelle trat vor Kurzem Herr Rauck, der mehre Jahre zu Ironton, O. mit allgemeiner Zufriedenheit der Deutschen als Lehrer fungirt hat.

Herr Petilliot, ein Deutscher, ist gegenwärtig Bürgermeister von Columbus, indeß Herr Rethwisch, einer in jeder Hinsicht competenter und achtungswerther Deutscher, bei der jüngsten Wahl auf republikanischer Seite für das County-Schatzamt laufend, von seinem demokratischen Gegner geschlagen wurde. Nicht immer sind Verdienst und Competenz die Brücke, über welche man zu Aemtern kömmt, am allerwenigsten in einer Republik, wo durch Geld und Partei-Einfluß der Succeß der „Auserwählten" bedingt wird.

Hier schließe ich mit dem kurzen Ausflug den Monat Oktober, gebe der Geliebten des Frostes einen warmen Abschiedskuß, rüste mich für den November und „mag nicht ganz ohne Grauen dem herannahenden Winter in's Angesicht schauen."

November, 1868.

Da ist'er, der fatale November und auf seinen rauhen Schwingen kam auch das Asthma wieder; doch darum will ich nicht klagen und auch keine schwere Reisetasche tragen.

Der große Tag der Entscheidung, der 3. November, ist erschienen. Grant ist mit großer Majorität gewählt und Seymour leidet an Asthma, indeß die Partei, die ihn laufen und fallen ließ, in den letzten Zügen liegt. Möge aus dem Cadaver ein frischer Geist erstehen!

Am Tage der Wahl machte ich eine Wasserfahrt auf dem Ohiostrom nach Ironton, von dort zurück nach Portsmouth und über Chillicothe nach Porcopolis.

Zu Ironton sprach ich in Conrad Ebert's schöner Halle anderthalb Stunden, trotz Engbrüstigkeit, zu einem intelligenten Publikum von Herren und von Frauen. „Es ist ein Gott in uns, durch seine Gunst erglüht die Phantasie." Jeder, heißt es, hat sein Steckenpferd. Das meinige ist das Thema über Religion und Politik. Ich brauche blos die Rednerbühne zu besteigen und ein Auditorium vor mir zu haben, so erglüht die Phantasie und weckt in den Zuhörern Begeisterung. Freilich finden sich da zuweilen auch Einzelne, die von Aerger erglüht den Saal verlassen und in freier Luft dem Fluch und Schimpf ihres unfreien Geistes Luft machen. Die Geschmäcker sind eben verschieden; so wie Organisation und Bildungsstufen verschieden sind. — Mag der Begriff des Großen und des Schönen relativ sein und sich compariren lassen, so ist das Wahre doch absolut, bedingt durch die unabänderlichen Gesetze der Natur.

Ironton hat eine tüchtige deutsche Bevölkerung. Die Umgebung ist reich an Eisenerz, das jedoch dem Missouri-Erz an Qualität bedeutend nachsteht. Es ist zu Ironton eine große Eisenschmelze, in welcher das Erz durch glühend heiße Luft mittels Röhren geschmolzen wird. Neben Derselben ist eine große Sägmühle im Gang, geeignet von Deutschen, den Herren H. Newman u. Co. Hr. Feuchter hat sein geschmackvolles Lokal vergrößert und einen Billiard-Salon eröffnet. Vor Kurzem ist eine Brass Band in's Leben getreten. Auf Veranlassung Hrn. Feuchter's, des Directors derselben, u. Hrn. Leo Ebert's war das Chor so gefällig, vor und nach meiner Rede einige Piecen vorzutragen. Auch besteht hier ein deutscher Gesangverein und eine deutsche Schule. So ist denn in diesem rührigen Städtchen für materiellen und geistigen Genuß reichlich gesorgt.

Portsmouth, am Ohio gelegen, hat wie alle die Städte am belle riviere eine reizende Lage. Ausser der seit mehren Jahren hier existirenden demokratischen Zeitung des

Hrn. Raine wird, wie es heißt, in Bälde Herr Fromm ein republikanisches Blatt über Stappel lassen.

Nachdem ich mich bei dem radikalen Jakob Baßler mit Würsten, sage Bratwürsten, restaurirt hatte, fuhr ich auf der Eisenbahn nach Chillicothe. Hier waren die Deutschen eben durch eine Procession in großer Aufregung, welche so groß war, daß einige Republikaner en passant auf der Straße die Fackel bestellten, obschon der Fackler das Stimmen für einen Präsidenten, als nuisance, die sehr viel Geld kostet aufgegeben hat. Uebrigens freute es mich doch, daß sich so viele Deutsche dem kleineren Uebel — wie man es nennt — zugewendet haben. Capitain Rosenfeld saß als Marschall hoch zu Roß und das Ganze war eine gelungene Demonstration

Nun lassen Sie uns eine Pause machen, bis eine größere Tour folgt nach mehren Städten des Westens. Also: Auf Wiedersehen!

Kosmopolitisch socialer Detector.

Von Theodor Kroschel.

Doctoren, Advokaten und Pfaffen
Sind die Tyrannen der Welt,
Sie haben den Fürsten geschaffen,
Der Zweck ihres Daseins ist — Geld!

Erfahrung mit richtiger Beobachtung ist die beste Belehrung für den Einzelnen sowohl, als für Völker. Durch Geschichtschreiber ist bekannt geworden, wie zu allen Zeiten es unter den Völkern oder Stämmen Einzelne gab, welche nicht allein mehr wußten als die Masse, sondern sich besonders dadurch bemerkbar machten, daß sie die Unwissenheit der Masse ausbeuteten — und um dies immer zu können, durch List oder Gewalt die Unwissenheit der Masse zur Dummheit herabbrachten. (Etwas nicht wissen ist eben Unwissenheit, aber Etwas nicht wissen, lernen wollen, — ist Dummheit). In letzter Zeit, d. h. mehreren Jahrhunderten, nennt man diese Art Leute Pfaffen, in höchster Potenz Jesuiten.

Es ist bekannt, daß in früherer und frühester Zeit diese Leute drei, in neuerer Zeit unter dem Namen Fakultäten, bekannte Geschäfte (Wissenschaften?) betrieben; nämlich: Theologie, (sogenannte Religionslehre) Jurisprudenz, (Recht zu bestimmen), und Medizin, (Heil-? Kunde) und diese drei Geschäfte als nur ihnen allein zukommend betrachteten und sich gegenseitig garantirten; sie bildeten eine, vom Volke abgesonderte, aber über demselben stehende Kaste. — Da die meisten Fragen im Leben, des Einzelnen als der Massen, an die drei genannten Wissenschaften gerichtet wurden, kamen die Besitzer derselben zu der Ueberzeugung, daß ihnen der Besitz nur dann und so lange von Nutzen sein kann, als der Fragende glaubt, daß sie Etwas wissen und nicht Gelegenheit hat, zu lernen, was sie (nicht) wissen — oder vielmehr einzusehen, daß sie — nicht mehr wissen, als der Fragende.

Die fürchterlichsten Grausamkeiten sind deßhalb von Menschen erdacht und von Menschen an Menschen verübt worden; zahllose Morde, im Einzelnen und in Masse geschehen, um den unbefriedigten Fragern — das Maul zu stopfen und — das Denken zu verhindern. — Glauben! blinden Glauben verlangten sie vom Volke; wer nur glaubte, nicht blind glaubte, war noch nicht sicher vor ihren Verfolgungen und — um den Glauben zu Ehren zu bringen, nannten sie ihn den lebendigen Glauben. — Man untersuche nur die Consequenzen ihrer Lehre — der Glaube macht selig — nicht thun.

Die beste That ist ohne Glaube werthlos, kann durch Unglauben sogar strafwürdig werden, und die schlechteste Handlung kann durch Glauben, bei Ausübung derselben, zur guten gemacht werden. — Der simple Glaube war nicht stark genug, um Denken — und in Folge dessen Zweifeln — zu verhindern, deßhalb verlangte man blinden Glauben — und da der blind Glaubende sich als Werkzeug zur Unterdrückung, Vernichtung des Denkens oder auch Denkers gebrauchen lies, ernannte man ihn zum — lebendig Gläubigen.

Als die Zahl der Menschen und Völker sich bedeutend vermehrt hatte, wurde es dem Einzelnen schwer, die drei Wissenschaften vereint zu repräsentiren; sie mußten sie trennen, d. h. es wurde nur eine von Einem betrieben. Der Streit unter ihnen konnte nun nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus. Weil sie schlecht waren, waren sie herrschsüchtig. Nur das Gute ist tolerant, das Böse ist herrschsüchtig und ist Beides daran leicht und sicher zu erkennen; nur die Liebe kann tolerant sein. Wilde und civilisirte Völker legten ihrem höchsten Wesen (Gott) die besten Eigenschaften bei; so ist z. B. dem Gott der Christen als erste und höchste Eigenschaft die Liebe zuerkannt. — Dieselbe Liebe, welche den Thieren zu ihrer Erhaltung den Instinkt gab, brandmarkte das Böse mit Unduldsamkeit.

Wäre die christliche Lehre, nicht von Pfaffen verdorben, dem Volke überlassen worden, wäre sie nie zu einem Schandfleck der Menschheit geworden, — denn es giebt fast keine Schlechtigkeit, die nicht im Namen des Christenthums, omnia ad majorem Dei gloriam, begangen worden ist. Das Gute, oder der das Gute, die Wahrheit lehrt, will Niemand und Nichts vernichten, sondern immer nur verbessern — das Böse, die Lüge, leidet Niemand, der nicht blind glaubt; — belehren, überzeugen kann das Böse (die Lüge) nicht; kann also nur durch blinden Glauben bestehen.

Unrechtmäßiger Besitz erzeugt Furcht vor Verlust; — deßhalb wurden die Päpste schon zu ihren Lebenszeiten für heilig und unfehlbar erklärt, um alles Denken und Zweifeln zu verhindern oder strafwürdig zu machen; im Uebermuth dehnten sie aber ihre Macht zu weit aus und kamen dadurch in Streit mit regierenden Häuptern. Beide riefen ihr Volk zu Hülfe und kamen endlich nach Jahrhunderte langen Kämpfen zu der Ueberzeugung, daß sie vereint sich gegenseitig mehr nützen können, ihre Existenz mehr sichern können, als getrennt.

Es soll der Priester mit dem Fürsten gehen,
Denn Beide wandeln auf der Menschheit Höhen.

Die Unfehlbarkeit ist auch von den Regierungen angenommen worden: „Seid unterthan Eurer Obrigkeit, denn sie ist von Gott eingesetzt." — Da aber Alles in der Welt vergänglich ist, kann auch dieser Bund nicht ewig bestehen, die Regierenden stehen nicht mehr wie früher unter oder neben dem Papste, sondern schon ziemlich über ihm; die Religion wird jetzt nur noch als Stütze des — Thrones gehalten und gepflegt. Religionsfreiheit ist faktisch noch irgend erlaubt, auch in der freien Republik Nordamerika steht sie nur auf dem Papier; bekanntlich kann Jemand, der den vorgeschriebenen Eid nicht leistet — gleich dem Sklaven kein Zeugniß ablegen — steht außer dem Gesetz. Weil aber hier die Jurisprudenz herrscht, wie in Europa die Diplomatie, die Religion zu ihrer Existenz noch unentbehrlich ist, wird sie auch hier von der Regierung unterstützt und gepflegt; der einzige Unterschied zwischen hier und Europa ist: daß man hier Nichts um ihren Namen giebt — wenn nur die Tendenz konstitutionell ist. Die Rechtmäßigkeit der Sklaverei beweist der Amerikaner aus der Bibel und erklärt sie für konstitutionell — die Vielweiberei der Mormonen — ist ebenso gut aus der Bibel zu beweisen, ist aber dennoch nicht constitutionell und wird deßhalb, wo sie bekannt wird, an Einzelnen bestraft; dem „Volke" Mormonen hat man ihre Weiber lassen müssen. — Daß aber in Einem oder in Beiden Etwas faul sein muß, wenn sich Religion mit der Regierung nicht vertragen, scheint bis jetzt weder dem Volke noch seinen Regierern bekannt zu sein. Die jetzt scheinbar bestehende Harmonie zwischen Religion und Regierung beruht nur auf gegenseitiger Unterstützung und Beförderung der Existenz.

In den Jahrhunderten, wo die Päpste mit den sogenannten weltlichen Mächten um die Herrschaft stritten, entstand der Saame zu Advokaten; Gesetze waren lange vorher und zahlreich vorhanden, wurden aber oft genug, selbst von Denen, die sie gemacht hatten, nicht gehalten. Es geschah dem Gesetze, was auch der Religion geschah: die Kenntniß der Gesetze wurde von Einzelnen zum Geschäft gemacht; man ließ nicht zu, daß sie (die Gesetze) das Volk auch kennen lernte, Selbsthülfe (nicht nur physische) wurde verboten, oder unmöglich gemacht; man mußte, wie heute noch, in Rechtssachen den Advokaten, wie in Glaubens- (Religions-) sachen den Pfaffen um Rath und Hülfe nachsuchen und dafür bezahlen; wie und auf welche Art sich Pfaffen und Advokaten Zahler und Zahlung zu verschaffen wissen — ist bekannt. Da sie aber wußten, daß nur Unwissende bei ihnen Rath oder Hülfe nachsuchen, wurde das Glauben und die Unwissenheit nicht nur erhalten und vermehrt, sondern durch sorgfältig erzeugte Dummheit noch unterstützt, d. h. man gab sich alle mögliche Mühe, die Unwissenden dumm zu machen, denn der Dumme, blind Glaubende, zahlt ohne zu fragen — der Wissende oder wissen Wollende fragt aber, ehe er zahlt, wofür er zahlt, wofür er zahlen soll oder muß.

Es wurde dem Volke durch Gesetze befohlen, zu glauben, daß Alles wahr und recht ist, was Pfaffen und Advokaten sagen, und es ein Verbrechen ist, daran zu zweifeln oder Etwas daran ändern zu wollen. Viele Millionen Menschen haben durch diese Gesetze Vermögen, Freiheit und Leben verloren. Leider ist dies erst die kleinere Hälfte, des Uebels, welches die Menschheit kennen lernen und durchmachen muß.

Trotz der Anwendung aller nur möglichen Macht und List war es aber doch nicht möglich, die Wahrheit der Religion, oder die Religion der Wahrheit und das Rechtsbewußtsein ganz zu vernichten, oder die frischen Keime desselben zu unterdrücken; — eben so wenig wird es aber auch jemals geschehen, daß das Böse ganz vernichtet wird. Ich halte überhaupt den Begriff von, oder die Ansicht, das Urtheil über „Gut" und „Böse" für relativ — nur Mangel an Kenntniß des Naturgesetzes läßt uns Manches für Böse erklären, was entweder unausbleibliche Folge einer, vielleicht unbekannten, unberücksichtigten Ursache ist, oder dessen Nutzen uns unbekannt, wohl gar undenkbar ist. Wir Menschen sind aber nicht Schöpfer, sondern Geschöpfe, welche nicht wissen und vielleicht niemals wissen werden, welche Gesetze das Weltall leiten.

Der Böse wie der Gute hält sein Thun und Dasein für berechtigt, so lange bis ihn Gewalt oder Ueberredung (Belehrung) zu einer andern Ansicht bringt. Nicht selten wechselt aber ein Mensch seine Ansichten, Urtheile, auch wohl Ueberzeugungen — sogar mehr als einmal, bis zum Gegensatze in seinem Leben. „Gut" nennen wir (ohne weitere Definition), was unseren Wünschen und Ansichten entspricht. „Böse", was denselben hinderlich, entgegen ist. Wechsel, Veränderung alles Dessen, was wir denken und sehen, ist — naturgesetzlich. Im strengern Sinne des Wortes kann nur der Wille böse sein, oder was durch ihn geschehen ist. Jede That oder Handlung ist die Folge eines Willens; auch Thiere können absichtlich Böses thun, doch ist ihr Motiv dazu ein anderes als beim Menschen; je edler die Thiergattung oder das Thier durch Erziehung (Dressur), desto willkürlicher seine Handlungen, Thaten. Die Fähigkeit, Böses oder

Gutes willkürlich zu thun, hat aber kein Thier in dem Grade wie der Mensch; so ist auch kein Thier fähig, sich zu beherrschen, d. h. seinen Willen, seine Neigungen zu bekämpfen, außer aus Furcht vor Strafe, die es aber nur durch Erfahrung kennen und fürchten lernt. Der Mensch mit seinem freien (?) Willen und Bildungsfähigkeit ist also der Erzeuger von Gutem und Bösem.

„Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Ist denn aber der Wille des Menschen auch wirklich frei? — Ich sage Nein! — Wenn nur zwei Menschen zusammen leben, sind nicht beide mehr frei, entweder ist einer dem andern unterthan, oder einer genirt den andern, oder einer tödtet den andern; aber möglich ist es, daß einer von beiden frei ist, dann müßte er aber rücksichtslos wie das Thier sein. Körperconstitution (durch Phrenologie hinreichend bewiesen), Erziehung oder Verhältnisse beherrschen, wenigstens beeinflussen den Willen des Menschen.

Nicht Jeder ist verdammenswerth, der etwas Böses thut, seine That, ja der Wille dazu ist vielleicht nicht seine Schuld. Soll deßhalb ein Urtheil gerecht sein, darf unbedingt nicht die Wirkung, sondern die Ursache seines Willens die Strafe bestimmen? Die schwerste Strafe für einen böswilligen Menschen ist: ihn unfähig zu machen, Böses zu thun, aber nicht tödten — oder so zu kombiniren, daß seine That, die seinem bösen Willen entgegengesetzte Wirkung hat. Von der größten Wichtigkeit, Berücksichtigung verlangend, ist die physische Prädestination, deßhalb, weil sie sehr oft die leider unbekannte Ursache des Willens zur That ist, — wird nicht die erste Anleitung zur Geistesbildung und Richtung im — Mutterleibe schon bestimmt? Moralische Verdorbenheit ist meist eher zu verbessern (zu heilen), als physische; es ist ein positives Urtheil der medizinischen Fakultät, daß angeborene Fehler nicht heilbar sind; es hat aber noch kein Professor oder Doctor erklärt „warum?" — er ist fertig mit dem Urtheil „es ist angeboren;" daß aber mit seltenen Ausnahmen Schüler der medizinischen Fakultät — promovirte, diplomirte, auch wohl noch extra mit Titeln und Orden dekorirte Doctoren der Medizin, durch ihre naturwidrige Behandlung der Eltern, auch wohl Großeltern des Krüppels die Ursache sind, — das sagt er nicht, und darf es nicht sagen, denn seine und seiner Collegen Existenz würde ja dadurch gefährdet.

Es ist bekannt und erwiesen, daß noch vor dreihundert Jahren ein körperlich größeres und stärkeres Menschengeschlecht z. B. in Deutschland gelebt hat, denn seine Ritter- und Knappenrüstungen und Waffen kann unter hundert der jetzt Lebenden kaum Einer tragen und noch weniger gebrauchen, weil – sie zu schwer und zu groß sind. Das ganze, besonders aber das civilisirte Menschengeschlecht, besteht, mit wenig Ausnahmen, nur noch aus — Zwergen, die fast alle mehr oder weniger krank sind. Der nicht corrumpirte Beobachter dieser Zustände sieht mit Bedauern, wie das Menschengeschlecht seinem Untergange entgegengeht, entgegen fault.

Hülfe, Rettung ist nur durch Umkehr zur Natur — zur Wahrheit möglich. Die Heilkunst und Heilwissenschaft hat die Menschen in dieses schreckliche Elend gebracht; daß keine Hülfe von ihr zu erwarten ist, haben allein die letzten hundert Jahre hinreichend bewiesen, man braucht nur die statistischen Tabellen nachzusehen.

Nach Freiheit sehnt sich und strebt jeder Mensch (ohne Gesundheit ist aber keine Freiheit möglich — denkbar); was aber jeder Mensch für Freiheit will, oder welche Vorstellung er sich von ihr macht, ist wichtig zu erwägen. Freiheit und Wahrheit sind untrennbar, d. h. eine kann ohne die andere nicht existiren; die wahre, unverfälschte Wahrheit und Freiheit ist aber auch nur in der reinen, unverfälschten Natur zu finden, wo die Civilisation mit ihrer Kunst und Wissenschaft noch nicht hingekommen ist, oder — die Naturkräfte zu stark waren, denn die Kunst und Wissenschaft ist so frech, daß sie sogar das Naturgesetz hofmeistern will, und überall verbessert? — respectiv ändert, wo sie nur kann. Durch diese Frechheit, ohne Kenntniß und Berücksichtigung des Naturgesetzes — den menschlichen Organismus im krankhaften Zustande mit — seinem Instinkt zuwidern Stoffen — heilen zu wollen, ist mit der Zeit das ganze Menschengeschlecht in einen fortwährenden (chronischen), ja sogar erblichen Krankheitszustand gebracht worden, selbst das liebevolle Gesetz, daß dem Fötus im Mutterleibe nur die besten Säfte der Mutter zugeführt werden, kann nicht mehr verhindern, daß Kinder schon krankhaft auf die Welt kommen, — da dieser Zustand aber für die medizinische Fakultät, respectiv deren Schüler — Doctor medicinae, sehr angenehm, weil — lukrativ — ist, so wird von ihnen Alles aufgeboten, um ihn zu erhalten; d. h. man arbeitet mit allen Kräften dahin, macht Landesgesetze dazu, um mit deren Hülfe zu verhindern, daß die Menschen zu der Einsicht kommen: daß **durch** Medizin keine Gesundheit möglich ist (die Fälle, wo trotz Medizin Gesundheit wiederkehrt, werden leider immer seltener.)

Das ist z. B. die Freiheit, nach der Pfaffen, Advokaten und Doctor med. sterben, ebenso strebt der Straßenräuber nach der Freiheit, ungestraft und ungestört das Leben und Eigenthum seiner Opfer rauben zu können. Der Vergleich ist stark? — aber leider nur zu wahr; denn hat der Pfaffe ein Recht mich zu zwingen, daß ich glaube, — was — wie sein Leben beweist — er selbst nicht glaubt? Hat der Advokat ein Recht, mich zu zwingen, daß ich die, von ihm gemachten Gesetze, respectire, da er es selbst nicht thut? Wie schön sagte Friedrich II., König von Preußen (diktirend): „. . . . Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Leute gleich sind — mach' er darunter einen Strich — es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder

auch umgekehrt, so ist der Prinz dem Bauer vor der Justiz gleich, und bei solcher Gelegenheit muß pur nach der Justiz verfahren werden, ohne Ansehen der Person! Danach mögen sich die Justizcollegien in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz und ohne alles Ansehen der Person, des Standes grade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Majestät zu thun kriegen! Denn ein Justizcollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande, vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passions auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und merkiren eine doppelte Bestrafung. Ihr Federgelehrten seid am Ende alle gleich! wenn man sich mit euch einläßt, so behält man nie Recht — ich kenne das."

Hat der Dr. med. ein Recht, mir eine Kur- [Heil-] methode aufzubringen, welche, wie die Erfahrung bestätigt, wenn nicht schädlich, unnöthig ist, und welche er an sich und seiner Familie selbst nicht anwendet? Wie oft findet man an Doctoren eine Gesichtsfarbe, die deutlich genug das Vorhandensein von Krankheitsstoff in ihrem Körper anzeigt, und doch wollen — und das Volk glaubt noch, daß — sie Andere gesund machen können, — es ist dies gewisser Maaßen eine Entschuldigung für ihr Heilsystem mit Medizin, — da sie sich selbst nicht von Krankheitsstoff, Krankheitsursache befreien können, man also annehmen kann, daß sie es überhaupt nicht können; — daß sie es aber, trotzdem die Gelegenheit dazu vorhanden ist, nicht lernen wollen, beweist, daß ihr Festhalten am Medizingeben nur die Folge von Geldsucht ist. — Man kann nämlich, auch ohne Universitätsstudium, sich mit Wasser behandeln, in vielen Fällen auch sicher heilen und gesund erhalten lernen, aber nicht die Medizinanwendung, die erfordert viel Zeit und Mühe, (leider für das Wohl der Menschen verlorene Zeit — verlorene Mühe); denn das ganze und einzige Princip der Medizinwissenschaft ist: (was auch die Dr. med. sehr gut wissen) Krankheitszeichen (Symptome) unterdrücken; — dem Patienten werden Stoffe unter dem Namen „Medizin" eingegeben, aufgedrungen, welche ihn, d. h. seine Lebenskraft unfähig machen — die Krankheitsstoffe, Krankheitsursachen, durch Heilungsversuche aus dem Körper zu schaffen. Ein gesunder, d. h. unverdorbener Organismus (eines Menschen) versucht zu allererst, den vorhandenen Krankheitsstoff durch Fieber oder Entzündung aus sich zu schaffen. Ein Fieber oder eine Entzündung ist also — ein Heilungsversuch der Lebenskraft! — Die zweitausend Jahre alte Medizinwissenschaft unterdrückt, stoppt diese Heilversuche durch Gift oder (und) Blutlassen — und nennt das eine Krankheit heilen. Noch kein chronisch Kranker ist durch Medizin — wenn auch trotz Medizin gesund geworden, aber Millionen akut Kranke sind durch Medizin chronisch krank geworden. Hat der akut Kranke Lebenskraft genug, so wird er durch sie ohne Medizin wieder gesund; — die Natur hilft sich selbst — sehr selten ist aber die Lebenskraft stark genug, außer dem vorhandenen Krankheitsstoff auch noch die viel schlimmeren Giftstoffe der Medizin zu besiegen — und doch sind die drei (Doctor, Advokat und Pfaffe) nach Freiheit strebenden, in allen civilisirten Staaten durch Landesgesetze geschützt, — d. h. sie schützen sich selbst — indem sie sich gegenseitig das Monopol der Volksverdummung garantiren.

Wehe Dem, der es wagt, das Volk über sie und ihr Thun aufklären zu wollen, denn er ist weder existenz- noch lebensberechtigt.*) Nur Lüge oder Bosheit will die Freiheit nur für sich und seine Parthei. Der wahrhaft Gute will alles Gute, also auch die Freiheit für alle.

Der Mensch strebt mit allen seinen Kräften nach — Geld, er will sogar mehr davon haben, als er zur Befriedigung nicht nur seiner Bedürfnisse, sondern auch seiner Wünsche braucht, weil der Besitz des Geldes nicht sicher ist. Wie oft kommt es nicht vor, daß Jemand durch einen Prozeß oder Krankheit Alles, oder doch einen großen Theil seines mühsam zusammen gesparten Vorrathes wieder verliert; man zuckt dann die Achseln und sagt: „es ist ein Unglück oder wohl gar eine Strafe Gottes", — mit diesem Orakelspruch ist es den drei gelehrten Fakultäten noch immer gelungen, die Menschen von der Idee abzuhalten — daß sie sich selbst helfen können. Sie beten, opfern einen Theil ihrer Habe der Kirche, um den Zorn Gottes abzuwenden; gehen zum Advokat, der sie so lange melkt, als noch Etwas von ihnen zur bekommen ist, oder zum Doctor Med., der den Teufel durch Beelzebub beschwört, d. h. den Kranken durch Medizin noch kränker macht. „Welch' eine Kette schrecklicher Irrthümer! Wenn eine akute Krankheit durch Medizin glücklich in den Körper hineinkurirt ist, so preiset der Patient die Geschicklichkeit seines Doctors; ja er ist von der Dankbarkeit ordentlich gerührt. Wenn nach vielen Jahren die empfangene Vergiftung ihre Verwüstungen und Zerstörungen entwickelt, dann fällt's dem armen Menschen nicht auf tausend Meilen ein, daß vor langer Zeit sein Herr Doctor die Giftsaat gesäet, die nun in inneren

*) Folgendes wäre eine passende Grabschrift für ihn:

Hat in seinem Wahrheitskampfe
Unter stetem Gram und Schmerz,
Weder einen Freund gefunden,
Noch ein gleichgesinntes Herz.
Stand mit seinem reinen Eifer,
Matt von Kummer, Noth und Pein,
Unter diesen Menschenlarven
Wie geächtet ganz allein.
Hat für seine Menschenliebe
Nur Verfolgung, Haß und Neid.
Verleumdungen und Spott empfangen,
Bis — der Tod ihn einst befreit.

Vereiterungen, in Krebsen und Gwächsen zur Ernte reift. Jetzt muß das Eisen d'ran, um die Frücht zu schneiden, um den Krebs zu tranchiren — jetzt geht's zu einem berühmten Beinabschneider, und der Refrain all' dieses Elends ist die dumme Bewunderung: Wie erstaunlich weit hat es der Mensch in der Wissenschaft gebracht!"

„Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang. —
Je länger die Kunst, je kürzer das Leben."
Franke.

„Wo soll man denn aber Hilfe suchen? Die Herren Pfaffen, Advokaten und Doctoren Med. haben doch studirt, die müssen doch wissen, was uns fehlt und was wir brauchen." — Ja wohl haben sie studirt und durch ihre Praxis bewiesen, daß sie gelernt haben, wie man das Volk unwissend erhält und so viel wie möglich dumm macht, damit es jederzeit ohne Widerstreben und ohne zu fragen — gleich dem Schaf — seine Wolle giebt und ihm gleich ist, ob es von einem Schäfer oder Schlächter gehütet wird, wenn es sich nur satt fressen kann — und darf.

Von der Geburt an bis nach dem Tode saugen die „Drei" am Menschen. Zur Geburt braucht man eine Hebamme, sie ist dem Doctor Med., was der Handlanger dem Maurer, sie wird auch so gelehrt und instruirt, daß sie ihm in die Hände arbeiten muß. Hier in Amerika findet man sogar Hebammeninstitute, unter diesem Namen annoncirt und gepufft, in denen Frauen nur am Phantom (das Phantom kann man willkürlich behandeln, ohne ihm zu schaden, die Wöchnerin (lebende Natur) darf nur bedient, höchstens unterstützt aber niemals durch künstliche Reizmittel aufgeregt werden) ohne alle praktische Anleitung und Bildung zu Hebammen gemacht, dann von promovirten und diplomirten Doctoren examinirt und empfohlen werden; es ist dies gerade dasselbe, wenn Jemand auf einem hölzernen Pferde reiten lernt und soll dann im freien Felde auf undressirten Pferden alle möglichen Reiterkunststücke produciren. Der einzige Unterschied ist nur, daß der Reiter sein Leben und Gesundheit, bei der Hebamme aber der Mutter und des Kindes Leben und Gesundheit auf dem Spiele steht. Das ist aber wieder ganz in der Ordnung, denn je ungeschickter respectiv unwissender eine Hebamme ist, d. h. je öfter der Doctor zum Kinde oder dessen Mutter gebraucht wird, um so mehr wird die Hebamme vom Doctor empfohlen und nöthigenfalls auch vertheidigt. Durch heiße Bäder, Betten, Kamillenthee, Säften und Tropfen wird der Körper des Kindes für den Doctor zubereitet. „Das alte Regime arbeitet auf die Erschlaffung der Ganglien und die Verdaukanäle bei den Menschen von Geburt an mit solcher Consequenz, daß man fast versucht ist, dieselbe für raffinirt zu halten, weil es schwer hält, an die Ehrlichkeit so ungeheurer Mißgriffe zu glauben. Gleich beim Eintritt in die Welt wird den unglücklichen Säuglingen der Willkommen aus dem Kamillentopf zugetrunken und deshalb erschallen alle Kinderstuben vom Geschrei des Bauchgrimmens. Es wird neben der Muttermilch oder nach der Entwöhnung gekochte Kuhmilch gegeben. Werden die Mediziner und Hebammen nicht noch auf den klugen Einfall kommen, die Mutter des Säuglings erst zu melken, um die Milch dann kochen zu können? Es wird warme Suppe, selbst heiße, Beiden gereicht, und um das Werk der Magenverderbniß zu krönen, wird Medizin gereicht, sobald der Organismus einen Heilungskampf gegen so viele Verkehrtheiten beginnt, sobald ein Krankheitszeichen auftritt. Nehmt junge Löwen in ein solches Regime und ihr werdet bald ein Löwengeschlecht mit Bauchgrimmen und Krämpfen sehen." Franke.

Sobald als möglich markt der Pfaffe durch die Taufe das Kind für seine Kirche, um zu verhindern, daß es nicht später etwa in einen andern Stall läuft, zunächst kommt dann wieder der Doctor und stempelt durch Impfen das Kind als steuerpflichtig der Medizinwissenschaft; er thut dies gern gratis, nicht etwa aus Menschenliebe, wie gesagt wird, sondern damit die Eltern es nicht, um Geld zu sparen, vielleicht nicht impfen ließen, und — weil er sicher ist, daß nicht zehn vom Hundert ihm entgehen; das Impfgift ist der Saame, Blüthe und Frucht kommt später sicher. Durch die Wasserheilkunde ist das Impfen unnöthig geworden, und selbst berühmte Mediziner haben es als schädlich erkannt und erklärt.

Während des Jünglings- und Mannesalters ist es gewiß ein sehr seltener Fall, daß der Mensch nicht mehr oder weniger den Advokaten steuerpflichtig wird, — es ist gleich, ob der Advokat Rechtsgelehrter, Polizist oder Soldat heißt. Durch Gesetze und sorgfältig gelehrten Aberglauben sind die Menschen dahin gebracht worden, daß sie glauben, trotzdem die „Drei" Zeitlebens an ihm gesaugt haben, auch ohne sie nicht sterben zu können, — bekanntlich ist ohne Beisein des Pfaffen und des Doctors der Tod eines Menschen nicht vollständig, nicht richtig, und hat man den Advokaten nicht vor dem Tode zum Testamentmachen geholt, so rächt er sich gewiß bei der Erbschaftsregulirung.

Auf diese Art ist Freiheit und Gesundheit für die Menschen ein Phantom geworden, und Jeder, der dahin strebt, ihnen das Phantom zur Wirklichkeit zu machen, wird von den „Dreien", so lange er noch im Irrthum [über sie] ist, als ein Schwärmer, Sonderling lächerlich, kommt er aber der Wahrheit nur nahe, als Narr oder Verbrecher unschädlich gemacht, die Geschichte hat derartige Beispiele leider sehr viele aufzuweisen, ohne die, welche unbekannt geblieben sind, z. B. Inquisition, und das unglückliche, verblendete, irregeleitete Volk hilft ihnen noch, weil es von Kindheit an durch Belehrung und Beispiel nur gelernt hat, das Mystische, Unbegreifliche, jedem Denker Unwahrscheinliche, ja selbst Unbeweisbare für wahr und recht zu halten. Deshalb sind auch alle socialen, politischen und moralischen Verhältnisse und Zustände der Völker krankhaft, und müssen es

sein, weil es die einzelnen Menschen sind. In einem kranken Körper kann kein gesunder Geist sein, gleichwie krankes Blut auch nur einen kranken Körper erzeugt; sowie aber eine fehlerhafte Maschine auch nur fehlerhaft arbeitet, kann ein kranker Geist auch keine gesunden Zustände hervorbringen. Man prahlt in neuerer Zeit mit Schulbildung, — „was wird nicht Alles in so einen jungen Menschen schon hineingelehrt" — es ist wahr, daß jetzt mehrerlei gelehrt wird, als z. B.: vor hundert Jahren, aber, was den Menschen am Nothwendigsten, für jeden Einzelnen das Wichtigste, wird in keiner Schule, sie mag einen Namen haben, welcher es sei, auch auf keiner Universität noch gelehrt. Daß in den Schulen mehr und mehrerlei jetzt gelehrt wird, hat seine guten Gründe. Bekanntlich giebt es in der Natur nirgend einen Stillstand, deshalb strebt der Geist des Einzelnen und durch ihn der Geist der Menschheit — Zeitgeist — vorwärts, nach Erkenntniß, nach Wissen; damit er aber nicht auf Gegenstände treffe, falle, die den drei Monopoliten schädlich oder gefährlich sind, sorgen sie für Unterhaltung, respec Beschäftigung, Ableitung; den Erwachsenen werden sogar gratis Vorlesungen, Vorträge öffentlich gehalten; das versprochene Thema — ließ Belehrung hoffen, die Zuhörer wissen aber nach der Vorlesung so viel als vorher, da sich aber Jeder genirt, zu bekennen, daß er den von allen Zeitungen als berühmt und höchst gelehrt gepufften Doctor oder Professor nicht verstanden habe, so wird auch der dringenden? Aufforderung in den Zeitungen an denselben Herrn, um Fortsetzung seiner Vorträge, nicht widersprochen. Es ist nöthig und recht, daß schon in der Schule den Kindern die Anfangsgründe des Wissens gelehrt werden, wodurch oder mittelst dessen sie später ihren Lebensunterhalt erwerben sollen; es ist ebenso recht und lobenswerth, wenn neben dem Nothwendigen auch Unterhaltung und Bildung des Geistes bedacht wird, wozu aber den Kopf der Kinder mit Dingen vollpfropfen, die kein Erwachsener versteht oder, begreift, — nämlich z. B. die Mysterien der Religion, — warum wird den Kindern nicht gelehrt, was das Allernothwendigste für jeden Menschen ist: — wie man sich gesund erhalten kann? Weil es leichter ist, ein Kind zum Glauben zu zwingen, als einen Erwachsenen, und weil die Menschen sich nicht selber helfen sollen; die Kinder werden an den Glauben gewöhnt, damit es dem Manne später nicht schwer fällt, zu glauben, was er instinktiv für unmöglich hält. Was nützen einem Menschen alle Fähigkeiten, Wissen und Geschicklichkeiten, überhaupt Alles das, womit oder wodurch er Geld erwerben kann, wenn er nicht weiß, wie er den Zustand seines Körpers erhalten kann, in dem er nur Geld erwerben und genießen kann.

Pfaffen und Advokaten sind käuflich — d. h. man für Geld bei dem Einen Vergebung der Sünden und bei dem Andern Recht erhalten. Der Doctor ist nicht käuflich, denn er hat Nichts zu verkaufen, weder ein Machtspruch noch irgend eine Summe Geld ist im Stande, verlorene Gesundheit unbedingt wiederzugeben; oder sind nicht mächtige Herrscher an Krankheiten gestorben, ja sogar die Meisten? Findet man nicht unter Vornehmen und Reichen die meisten und schlimmsten Krankheiten, trotzdem sie doch Alles haben, kaufen können, um sich das Leben angenehm zu machen? Stirbt etwa Einer nur von ihnen ohne Hülfe des Doctors? Gewiß nicht, aber um so gewisser durch seine Hülfe. Wenn zwei Doctoren Med. an einem Krankenbett stehen, haben sie Mühe, wenn nicht Brodneid im Spiele ist, gleich den römischen Auguren, das Lachen zu unterdrücken. Hat ein Laie etwa schon ein Concilium in einer ihm verständlichen Sprache abhalten hören? Sie werden sich hüten, der Laie würde ja hören, daß Einer so viel als der Andere, d. h. eben Nichts weiß; ebenso oder eben deshalb, wie der Pfaffe die Messe nicht in der, Jedem verständliches Landessprache liest, der Advokat und Diplomat seine Sentenzen in Sprachen und Redeformen zwängt, die der Uneingeweihte nicht versteht, schreibt der Doctor Med. seine Rezepte auch so, daß sie kein Laie lesen und verstehen können soll. Die Leute (Laien) kämen ja sonst vielleicht auf die für die „Drei" schreckliche Idee: sich selbst Messe zu lesen, ihr Recht selbst zu vertheidigen, sich selbst ohne Hülfe des Doctors helfen zu wollen, Das wäre ja aber der jüngste Tag! Das letzte Gericht! Also ganz sicher der Welt Untergang! Wir haben also die dringendste Pflicht, den Dreien zu glauben und zu gehorchen.

Die Verhältnisse, in denen die Menschenheit sowohl als der Einzelne lebt, sind der Art, daß man sie einem engen Schuh vergleichen kann, — der Schuh drückt sie Alle und Alle ein Schuh, nicht an einer Stelle, sondern den ganzen Fuß. Der enge Schuh der Chinesen ist sicher auch von ihren Gesetzgebern erfunden und zur Mode gemacht worden, damit das Volk — den Druck gewöhnt wird. Wie kommt es aber, daß selbst kein civilisirtes Volk daran denkt, den engen Schuh ab- und einen passenden dafür anzuschaffen? Ist das nicht schon die Pflicht des Zeitgeistes? Das ist das Werk der drei Monopoliten. Der Schulunterricht ist so eingerichtet, daß der Schüler nicht denken lernt, das Vorgeschriebene wird ohne Nachdenken auswendig gelernt. (Man bedenke hier, was in geistiger Beziehung auswendig lernen heißt.) Unerlaubte Fragen sind als revolutionär verpönt und werden bestraft, statt beantwortet, — das Glauben an die Unfehlbarkeit des Lehrers, als Vorgesetzter, wird befohlen, und auf diese Art das Volk von Kindheit auf gewöhnt: — nicht denken, nur glauben und gehorchen. Es giebt leider sehr viele Menschen, die in Folge solcher Erziehung schon Jeden, der nur studirt hat, (ganz gleich, ob er etwas gelernt hat oder nicht), für einen Vorgesetzten halten, man bedenke nur die Resultate der Volkswahlen, wenn der Wahl (Amts-) Candidat nur recht oft und viel gelehrte Floskeln in seinen Reden anwendet, die oft nur sehr wenige seiner Zuhörer resp. Wähler, und nicht selten er selbst nicht versteht, so ist er meistens schon sicher, gewählt zu werden.

Ist er dann im Amte und das Volk sieht ein, daß es sich oder vielmehr er das Volk getäuscht hat, so ist er einmal Vorgesetzter! Das Volk hat zu gehorchen, denn — Ungehorsam gegen einen Vorgesetzten (das Gesetz in Person) ist gesetzwidrig. [In der freien Republik Nordamerika nennt man es auch constitutionswidrig.] Die Schlinge ist dem Volke um den Hals gelegt, die es Zeitlebens tragen muß, das Ende der Schlinge hat der Vorgesetzte in seiner Hand, er kann anziehen und nachlassen, wie es seine Sicherheit erheischt oder erlaubt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Vorgesetzten den Vortheil der Schlinge sehr gut kennen und zu handhaben verstehen. Es giebt nur ein Mittel gegen die Schlinge, nämlich: Gesetze und Gesetzgeber abschaffen. Hier schreit die Gewohnheit: „Halt! Das geht nicht! Das ist zu viel! Wie kann ein Volk ohne Gesetze und Gesetzgeber [macher] leben? Wo bliebe die Sicherheit der Person und des Eigenthums?" Ich gebe Euch, die Ihr so fragt, sogar Recht, noch mehr, ich will Euch Euer Recht auch noch beweisen, und dennoch hoffe ich von Euch Recht zu bekommen.

Zuerst ist Person und Eigenthum, trotz der bekannten und unbekannten Unmasse von Gesetzen, Gesetzgebern und Gesetzvollstreckern nichts weniger als gesichert, ja nicht einmal, wie Beispiele mehr als tausendfältig beweisen, vor den Gesetzgebern und Gesetzvollstreckern selbst. Die Sicherheitsgesetze sind nur den Gesetzgebern und Gesetzvollstreckern von Nutzen, dem Volke nur in einzelnen seltenen Fällen. Dann zweitens und hauptsächlich sind sie nicht im Stande, die Zahl der Verbrecher zu vermindern, noch Verbrecher zu bessern, weil die Strafen oder die Folgen derselben demoralisiren.

Die Geschichte der Völker weist mehrere Beispiele nach, daß ein Volk seinen Fürsten [Tyrannen] fortgejagt, ja wohl gar die bisherige Staatsform geändert hat, wir haben leider bis jetzt nur ein Beispiel, daß die neue Staatsform (ich meine Republik) sich Jahrhunderte erhalten hat, — die Schweiz. Doch ist zu bemerken, daß daran die Schweizer nicht allein schuld sind, denn Natur und Neid waren ihre Verbündeten, mit deren Hülfe sie sich (bis jetzt noch) unabhängig erhalten.

Wir haben aber mehrere Beispiele, daß die neue Staatsform dem Volke noch unerträglicher (gemacht) wurde, und es sogar den fortgejagten Tyrannen zurückberief, wenn er nicht frech genug war, aus eigenem Antrieb wiederzukommen. Es giebt nicht wenige (selbst eingewanderte) Republikaner, (nicht jetzt moderne, sondern im strengsten Sinne des Wortes) in Nordamerika, welche eine nur einigermaßen erträgliche Monarchie der Republik, in der die Oligarchie unter allen Namen regiert, vorziehen. Warum gingen die Revolutionen von 1848 in Deutschland und Frankreich, sowie 1793 daselbst verloren? Weil das Volk Personen wählte, die sehr fähig waren, ein Volk zu betrügen (behumbuggen), aber nicht zu regieren, und — weil das Volk nicht geistig frei war. Nur Republikaner können eine Republik etabliren und erhalten, niemals Sklaven, so lange aber der Mensch nur an einem Haar festgehalten wird, ist er nicht frei; die Menschen hängen aber nicht blos an Haaren, sondern an Ankerketten; sind also Sklaven, sie mögen nun eine rein weiße oder farbige Haut haben. Die Menschen können und werden nicht frei werden, so lange sie noch Pfaffen, Advokaten oder Doctoren haben müssen.

Wie ist da Freiheit möglich?

In der, bis jetzt bekannten Natur ist nirgends eine Lücke, Sprung oder Zwischenraum vorhanden, z. B. die beiden größten Pflanzenphysiologen unserer Zeit erklären sogar, daß der Unterschied zwischen dem sogenannten Thier- und Pflanzenreich blos ein künstlich geschaffener sei. Ebenso ist noch nicht erwiesen, wo die Gattung „Baum" aufhört und die Gattung „Strauch" anfängt u. dgl. m., überall findet man nur Uebergänge, sowohl in der Form als in der Zeit. eine Explosion, künstlich oder natürlich, ist immer etwas Außerordentliches, fast immer zerstörend oder vernichtend. Die nothwendigsten Gewaltmaßregeln haben noch keine Freiheit hervorgebracht, ja nicht einmal erhalten, — ganz natürlich, weil Gewalt und Freiheit einander entgegengesetzt sind. Nur ein geistig dazu fähiges Volk kann frei werden und sich frei erhalten. Der Geist braucht keine Gewalt für den Geist, er wirkt nur durch Belehrung, nur durch Belehrung kommt der Mensch zu Ueberzeugung und Bewußtsein. Durch Gewalt kann Niemand belehrt werden, so sind auch die Zustände und Verhältnisse, welche die Menschheit drücken, nicht auf einmal abzuschaffen möglich, weil sie nicht auf einmal, sondern nach und nach entstanden sind. Es wäre daher ein schrecklicher Mißgriff, wenn man Gesetze und Gesetzgeber auf einmal abschaffen wollte; so wie die Menschen und ihre Verhältnisse zu einander jetzt noch sind, sind Beide sogar unentbehrlich; erst müssen die Mensche dahin kommen oder gebracht werden, daß Gesetze und Gesetzgeber, wegen Nichtgebrauch unnöthig sind, dann sind sie abgeschafft. Erfahrung mit Nachdenken wird und muß die Menschen auch endlich dahin bringen, daß sie einsehen, daß Gesetze und Gesetzgeber, wie Beide jetzt noch sind, unnöthig, ja ich behaupte, sogar schädlich sind. Jeder vernünftig erzogene Mensch weiß, was Recht oder Unrecht ist. Die Unmasse vorhandener Gesetze sowohl als deren Handhabung sind nicht im Stande, Verbrechen zu hindern und noch weniger Verbrecher zu bessern, wozu hält man also Beide noch? Man wird sie so lange noch halten, als man das Geld noch hält, welches doch mit wenig Ausnahmen die Ursache zum Verbrechen ist.

Im Falle eines Krieges oder Aufruhrs ist die Regierung sehr schnell bereit, die Civilgesetze zu suspendiren — so lange sie will oder kann — wie selten kommt es aber vor, daß das Volk die Civilgesetze suspendirt, wenn seine Regierung revoltirt; — die Ursache hiervon ist einfach diese: Die Gesetzgeber (macher) oder Gesetzvollstrecker sind entweder von

der Regierung angestellt oder gehören zu ihr, — stehen also außer (über) dem Volkskreise, sind — Vorgesetzte — das Volk hat kein Dispositionsrecht über sie — sie aber über das Volk. Die Civilgesetze werden auch nur dann oder deßhalb von der Regierung suspendirt, wenn oder weil sie zu viel Zeit brauchen, oder — die Regierung das civilgesetzliche Urtheil zu fürchten hat. Ein denkendes Volk würde und müßte sehr bald den Vortheil — des Kriegsrechts — auch in Friedenszeiten für sich herausfinden, aber bekanntlich denken die Völker nicht, sondern lassen Einzelne für das Volk denken und beten die bestellten oder gewählten Denker als ihre — Vorgesetzten (Götzen) an. Vernünftiger Weise kann man von einem Menschen nur Menschliches verlangen. Dies ist die Ursache, daß das Volk von Nordamerika mehr Volksvertreter als Volksvertheidiger hat.

Ist es einem leichtsinnigen, verführten oder schlechterzogenen Menschen groß anzurechnen, wenn er ein Mal nach dem andern zum Verbrecher wird? Wenn es Gesetze giebt, die befehlen oder erlauben, daß er durch alle nur möglich denkbaren Advokatenkniffe, Rechts-, Wort-, Sinn- und Begriffsverdrehungen — straflos zu machen gesucht wird? Ich konnte mich wenigstens sehr oft schon des Verdachtes nicht erwehren, den Vertheidiger des Inkulpaten für einen Mitschuldigen am Verbrechen zu halten.

Wer fürchtet und sträubt sich am meisten gegen die Erklärung des Kriegsgesetzes? — nur der schlechte Theil des Volkes und — die Advokaten; dem ehrlichen, biedern und fleißigen Arbeiter ist es kein Hinderniß, weder sein Brod zu verdienen, noch sich Lebensgenuß zu verschaffen. Wer die Polizei und Criminalgerichtshöfe während ihrer Amtshandlung öfters besucht, wird den permanenten Kriegszustand in der civilisirten menschlichen Gesellschaft sehr leicht erkennen. Man schaffe also an die Stelle der Civilgerichtshöfe ein permanentes Volkskriegsgericht. Der Richter Lynch wird dem Volke von Nordamerika gerade so zu fürchten gelehrt, als dem Volke von Deutschland 1848 die Republik. Von wem? — Unbedingt nur von Denen, die beide zu fürchten haben; man prüfe, untersuche nur genau und unpartheiisch — wer beide fürchten lehrt — und — denk a bissel nach. Sind beim Civilverfahren nicht mehr falsche als irrthümliche Urtheile gefällt worden? – d. h. sind nicht mehr Schuldige freigesprochen als Unschuldige bestraft worden? Humanität ist durch korrumpirte Civilisation zur Feindin der Gerechtigkeit, zur Fratze geworden.

Es giebt bekanntlich schon ziemlich viele Menschen, die weder eine Kirche besuchen noch einen Pfaffen brauchen (ich meine hier nur Solche, die durch geistige Bildung dazu befähigt, berechtigt sind) für die sind also beide schon unnöthig – selbst unter Denen die beide nicht vermeiden, sind nicht Wenige, die sie nur deßhalb noch benützen – um durch Mitmachen ihren Gelderwerb zu erhalten; man denke sich nur eine Kirche zur Zeit des sogenannten Gottesdienstes leer — wird da der Pfaffe wohl predigen wollen? – Wenn die Schauspieler im Theater schlecht spielen oder der Sinn des Stückes nicht anspricht, so geht der urtheilsfähige Kenner nicht in's Theater, außerdem die Dekoration oder Musik entschädigt den Geist durch sinnlichen Genuß der Augen oder Ohren — so zieht der Mummenschanz und die Musik noch Manchen in die katholische Kirche zum Hochamt, der nicht einmal katholisch ist. Etwas ganz Anderes ist es aber z. B. mit Zeitungen; wie Mancher muß eine Zeitung, durch Anzeigen seines Geschäftes, unterstützen, deren Untergang er vielleicht von Herzen wünscht, und welche nur von der, resp. durch die Dummheit des Volkes existirt. — Man betrachte nur das Betragen eines — so manchen Redacteurs, sein crasser, dünkelhafter Egoismus läßt ihn von sich, also von Einem — nicht anders als in der Mehrzahl sprechen — er hält sich also für mehr als — Eins — nur die Gewohnheit ist wohl Ursache, daß diese Narrheit — statt „ich" — „wir" oder „uns" zu sagen und zu schreiben nicht einfällt. Wie ein Pfau geht? — nein, steigt er daher — er ist stolz darauf, daß man seine bunten Humbugsfedern noch nicht erkannt und deßhalb noch nicht ausgerissen hat, ja er behauptet sogar, daß er — sein Publikum vertritt und von demselben im Falle der Noth vertheidigt würde, — und hat sogar Recht! — denn so lange ein Redacteur die Interessen der drei Monopoliten nicht benachtheiligt — wird er von ihnen und durch sie vom Volke unterstützt und nöthigenfalls auch vertheidigt, aber nöthigenfalls auch bestraft. — Volksfreunde brachten Freischulen in's Leben, durch Volksfreunde wird auch einst Freipresse entstehen. Man wird fragen: „Haben wir nicht freie Presse?" — Ich sage Euch — ja, wir haben freie Presse; d. h. Jeder, der Geld dazu hat, oder es auftreiben kann, hat das Recht zu drucken, oder drucken zu lassen, wer aber nicht Geld hat oder auftreiben kann, für den giebt es keine unbedingt freie Presse — überhaupt wenn er Etwas drucken lassen will, was den „Dreien" nur gefährlich ist. — Freie Presse ist also kein Nutzen für das Volk, sondern nur für Einzelne; — dies ist auch von Vielen, nur nicht vom Volke, sehr wohl erkannt worden. Freipresse! — wo Jeder Gelegenheit hat, seine Gedanken, Ideen oder Meinungen dem Volke vorzulegen, auch wenn er die Druck- und Setzkosten nicht bezahlen kann, ist Das für Erwachsene, was die Freischule den Kindern.

In Europa haben es die „Drei" dahin gebracht, daß — früher Censoren, jetzt die Polizei die Presse controliren, d. h. knebeln; hier in der freien Republik Nordamerika's wird nur Einer ihrer Kreaturen Redacteur, oder sie machen ihn zu ihrer Kreatur. Der geldlose Wahrheitsfreund (wie selten sind Wahrheitsfreunde reich —) hat dadurch keine Gelegenheit mit dem Volke zu sprechen, denn die Redacteure sind sein Censor. Das Geschrei über beleidigte Preßfreiheit einiger Redacteure, in letzter Zeit, beweist hinreichend die Wahrheit des eben Gesagten.

Früher waren die Pfaffen die besten Freunde, die wirksamsten Vertheidiger der Regierungen; Aufklärung des Vol-

kes hat dies Band bedeutend geschwächt, gelockert. Jetzt bedienen sich die Regierungen, sogar mit noch mehr Erfolg — der Presse; Redacteure sind jetzt den Regierungen, was ihnen früher die Pfaffen waren. Die Redacteure der politischen Zeitungen sind mit sehr wenig Ausnahmen — politische Jesuiten. Beide, die Regierungen, sowie die Redacteure, haben dabei gewonnen, — das Publikum eines Redacteurs ist fast immer größer und unbedingt gemischter, als das eines Pfaffen, dann und hauptsächlich ist die Sache, das Verhältniß, neu — unbekannt. Der Redacteur steht nicht unter der Controlle des Papstes, ist also mit weniger Geld, weil er allein steht, leichter zu bestechen, der Pfaffe sorgt für sich und seine Kirche, der Redacteur stets nur für sich und höchstens für seine Familie. Der Pfaffe nennt Alles, was zunächst um und an ihm ist — heilig seine — Kirche, seine Amtskleidung, seine amtlichen Handlungen und — seinen Glauben, ja er verlangt für seine Person dieselbe Achtung vom Volke, die dasselbe einem Heiligen erweist, für Geld vergiebt er Sünden, die bestehenden Landesgesetze sind nicht bindend für ihn, er steht unter einem — geistlichen Gericht 2c. Der Redacteur? — nennt das Brutnest seiner Zeitung — sein Sanctum — und es ist, nach seiner Meinung, ein großer Unterschied, ob ihn Jemand im Wirthshaus oder in seinem Sanctum einen Humbuger nennt, für Geld schreibt er gegen seine Meinung, nach Verhältniß der Summe sogar auch gegen seine Ueberzeugung. Bürgerliche Pflichten, welche seinem Blatte Nichts einbringen, durch Zeitverlust wohl gar schaden — giebt's für ihn nicht – d. h. er erfüllt sie nicht, er lebt und schreibt für das Volk — hat also, er und seine Leute, keine Zeit für irgend etwas Anderes. Wer sollte denn dem Volke Bericht erstatten, wie es auf jenem Balle — in jenem Conzert — in jenem Theater — bei jenem Festessen 2c. 2c., wo der Redacteur freien Zutritt hat, zugegangen wäre, wenn der Redacteur solche theuere Zeit raubende Pflichten erfüllen sollte. Berichte aber über, die Interessen des Volkes zumeist und zunächst angehende Dinge, werden von der Regierung durch die Presse dem Volke bekannt gemacht. Denkenden Zeitungslesern ist bekannt, was solchen Berichten zu glauben ist — wagt es ja einmal ein Redacteur, eine Regierungslüge zu berichtigen, so wird sein Blatt als regierungsfeindlich unterdrückt und der Redacteur mag sehen, auf welche Art er sein Leben macht; das Volk? — läßt dies auch ungeahndet ruhig geschehen. Ein noch so volksfeindliches Blatt kann nicht unterdrückt werden, es giebt für eine solche That kein Gesetz — und die Macht, die es thun könnte — schläft. Das Einzige, was dem Volke zu thun nicht gesetzlich verboten, ist — eine solche Zeitung nicht halten, nicht lesen. Das Volk schaffe sich eine Zeitung an, dessen Redacteur und Herausgeber das Volk ist, dann steht es wenigstens in dieser Beziehung mit der Regierung auf gleichem Fuß. Dies ist in allen Regierungsformen die erste und dringendste Nothwendigkeit.

Man braucht, um Etwas abzuschaffen, weiter Nichts, als es nicht anwenden, benützen; fragt nur die Kaufleute in Nordamerika, die in ihrer Gesammtheit fast jede Zeitung, mehr oder weniger erhalten. Es giebt große Firmen, die mehr als die Hälfte ihres Verdienstes auf Zeitungsannoncen verwenden. Was also nicht angewendet, benützt wird — kann nicht bestehen. Das Volk, welches also weder Pfaffen, Advokaten noch Doctoren med. anwendet, benützt, hat sie abgeschafft.

Seht doch nach und überzeugt Euch, ob die Drei nicht immer und überall, direkt oder indirekt, Eure Gesetzgeber sind. Es giebt sehr wenige Vereine, in denen nicht wenigstens Einer von den Dreien Vorstandsmitglied ist. Die Vereinsmitglieder glauben, dies für eine Ehre halten zu müssen — sie wissen freilich nicht, daß er ein Kukuksei in ihrem Neste, ihr Wächter und ihre Polizei ist. Die „Drei" bilden überall eine festgeschlossene Phalanx, gegen die das, durch fortwährende Agitation — der Drei — nirgend einige Volk nur schwer und langsam anstreben kann, niemals haben bis jetzt Gewaltsmaßregeln gegen sie oder ihr Thun etwas erzielt, sie müssen mit ihren eigenen Waffen, durch Erziehung, Belehrung des Volkes, also geistig bekämpft und bezwungen werden, das ist der einzige, zum Ziele führende Weg, auf den Jeder durch Selbsthülfe sicher gelangen kann und muß. Tausende von Jahren dulden und fühlen christliche und nicht christliche Völker den Pfaffendruck und Betrug, erst in den letzteren Jahrhunderten ist es, im Verhältniß zur Masse, Einigen gelungen, sich von ihnen zu befreien, d. h. sie — als unnöthig — nicht zu gebrauchen; immer nur Einzelnen war dies möglich, und wer waren diese Einzelnen? Keine Anderen als Solche, die durch Nachdenken zur Einsicht und Ueberzeugung gekommen sind. Mir ist noch keine Gemeinde bekannt, die als solche frei wäre oder ist; im Gegentheil sind mir Gemeinden bekannt, die ihren Prediger fortschickten, weil er ihnen zu frei war.

Man betrachte nur z. B. die deutschen Einwanderer in Nordamerika, die ihre Heimath wegen unerträglichem Religions-, Polizei- und Soldatendruck und Zwang verließen, – das Erste, was sie hier thun, sobald ihre Existenz gesichert, d. h. sie keinen Kummer um Lebensbedürfnisse haben, ist: sich irgend einer Kirche, dann einer Milizcompagnie und später einer Loge anzuschließen. Das Erste ist einmal Mode, das Zweite thun sie zum Vergnügen und das Dritte aus – Spekulation. Ihre Wahlresultate, durch Pfaffen und Zeitungen geleitet, sind bekannt, sie haben ihnen den Spottnamen „Stimmvieh" eingebracht. Man soll aber ein Kind nicht eher frei lassen, bis es bewiesen hat, daß es allein laufen kann, läßt man es früher los, so ist das Kind nicht schuld, wenn es fällt; der Vater oder die Mutter — Regent und Regierung — wollen aber gar nicht haben, daß das Kind (das Volk) allein laufen lernen soll, und nimmt ihm deßhalb zeitlebens das Gängelband nicht ab; probiert es dennoch, einmal allein zu laufen (Revolution), so wird ihm,

wenn möglich und sobald als möglich — die Zwangsjacke angelegt, oder man führt es so lange auf Irrwegen herum, bis es freiwillig das Gängelband wieder annimmt. Und doch ist nur Selbsthülfe der Schlüssel, welcher den gordischen Knoten der Corruption löst. Nur durch Selbsthülfe (ich meine nicht bewaffnete Revolution) kann man die „Drei" abschaffen, denn, wer sich selber helfen kann, will und braucht keinen Andern dazu.

Ist es denn aber möglich, ohne vieljähriges Studiren auf hohen Schulen und Universitäten die Mittel kennen zu lernen, durch die und mittelst deren man sich selbst helfen kann? Ich sage Euch — Ja! — Erfahrung und Nachdenken wird Euch die Wurzel des Uebels kennen und erkennen lehren: faßt das Uebel bei der Wurzel an – lebt natürlich, nicht künstlich!

Kunst ist nicht Natur,
Natur aber ist Wahrheit;
Medizin ist Kunst,
Wasser ist Natur,
Also – Wahrheit.

Vor allen Dingen lerne der Mensch, sich gesund erhalten, denn es ist leichter für den gesunden Menschen, sich hundert Krankheiten abhalten, als eine kuriren. Wenn man aber fragt: Wer? und wo? man das lernen kann, muß ich leider bekennen, daß die Gelegenheit dazu noch selten und schwer zu finden und zu erlangen ist, und dies ist, nach meiner Meinung, die größere und schwerere Hälfte des Uebels, welches die Menschheit noch zu ertragen und durchzumachen hat.

Nach so vielen tausend Jahren sind erst Einige so weit gekommen, die Pfaffen zu entbehren, welche ich noch für das geringere Uebel von den „Dreien" halte, weil sie von den Regierungen nur geduldet, unterstützt werden, um als ihr Werkzeug zu dienen, kann und darf sie der Einzelne auch am leichtesten, von den „Dreien", entbehren. Das Entbehren der Advokaten, Diplomaten, Regierungen wird ganz gewiß noch größere Kämpfe kosten, als das Pfaffenthum gemacht hat, weil dabei die sociale Frage mit in's Spiel kommen wird und muß. Nachdem man wird eingesehen haben, daß kein Gesetzgeber und Vollstrecker Verbrechen weder vermindern noch verhindern kann, wird man endlich beide abschaffen, und – wenn die Lumpen, um Papiergeld zu machen, fehlen werden, — wird man auch das Geld abschaffen.

Bukolische Sänger.*)

Von Theokritos.

Daphnis, dem anmuthvollen, begegnete, da er die Rinder
Hütet', auf hohem Gebirg, so heißt es, der Schäfer Menalkas;
Goldhell Beide gelockt und Beide von kindlicher Jugend,
Beide zu spielen geübt auf der Syrinx, Beide zu singen.
Erst nun sagte Menalkas und schaut' in das Auge dem Daphnis:
Sängst du mir wohl, o Daphnis, der brüllenden Kühe Beschirmer?
Wie es mir gutdünkt, sieg' ich im Liede dir ob, ich behaupt' es.
Aber mit solcherlei Wort gab Daphnis darauf die Entgegnung:
Hirt wollschüriger Lämmer, du Syrinxbläser Menalkas,
Siegest mir niemals ob, und littest du Noth in dem Liede.

Menalkas.

Nun denn, willst du es sehen? den Kampfpreis nieder mir setzen?

Daphnis.

Gar wohl will ich es sehen, den Kampfpreis nieder dir setzen.

Menalkas.

Welcherlei setzen wir hin der wohlanständig uns wäre?

Daphnis.

Ich dir ein Kalb, du setzest ein Lamm so hoch wie die Mutter.

Menalkas.

Nimmer gedenk' ich ein Lamm dir zu setzen: gestreng ist der Vater
Ja und die Mutter, und zählen die Schafe mir sämmtlich des Abends.

Daphnis.

Doch was setzest du nur? was soll denn der Sieger gewinnen?

Menalkas.

Habe die Syrinx die ich gemacht, neunstimmig und trefflich;
Blinkendes Wachs ist daran, und gleich ist sie unten und oben;
Die wohl setz' ich dir hin; doch nichts von der Habe des Vaters.

Daphnis.

Ei! da hab' ich fürwahr auch solch neunstimmige Syrinx,

*) Bukolisch heißt diejenige Poesie griechischer Zunge, welche — vorzüglich in Sicilien heimisch — nicht allein von Hirten geübt ward, sondern auch in Stoff, Gehalt und Form den eigenthümlichen Charakter des griechischen Hirtenlebens bewahrt.

Blinkendes Wachs ist daran, und gleich ist sie unten und oben;
Habe sie neulich gefügt, noch schmerzet davon mir der Finger,
Der da, weil ihn das Rohr, das gespaltene, arg mir zerritzt hat.
Wer soll aber uns richten, und wer als Hörer dabei sein?

Menalkas.

Wenn wir den Geishirt dort uns etwa herüber beriefen,
Dem um die Böckchen der Hund mit dem weißlichen Kopfe daherkläfft.
Und ihm riefen die Knaben, es kam sie zu hören der Geishirt;
Und sie sangen, die Knaben, es bot sich zu richten der Geisheit.
Aber zuerst nun sang nach dem Loose der Dulder Menalkas,
Dann fiel Daphnis darein, bei dem Hirtengesang um die Reihe
Wechselnd, und also stimmte Menalkas zuerst den Gesang an.

Daphnis.

Schluchten und Flüsse, dafern, ihr göttlichen, etwa Menalkas,
Der in die Syrinx haucht, sang ein erfreuliches Lied,
Waidet mit herzlicher Liebe die Lämmerchen; aber sobald nun
Daphnis mit Rindern erscheint, werd' ihm ein Gleiches zu Theil.

Daphnis.

Quellen und sprießendes Grün, du liebliches, wenn sich in Wahrheit
Nachtigallengesang gleichet und Daphnis' Getön',
O laß hier ihm die Rinder gedeihen, und hütet Menalkas
Etwa dahier, vollauf Jegliches waid' er vergnügt.

Menalkas.

Hier ist das Schaf, hier Ziegen gesegnet mit Zwillingen, hier auch
Körbe mit Bienen erfüllt, höher die Eichen an Wuchs,
Wo nur sich Milon ergehet, der reizende; zieht er von dannen,
Siechet der Schäfer sogleich hin und die Waiden dazu.

Daphnis.

Rundumher ist der Linz, rundum sind Waiden, und rundum
Sprudeln die Euter von Milch, nährt sich das Junge mit Kraft,
Wo nur die Maid hinwandelt, die reizende; zieht sie von dannen,
Welket der Kuhhirt gleich hin und die Kühe dazu.

Menalkas.

Bock, du blinkender Ziegen Gemahl, wo dichtere Waldung
Dunkelt, heran mir, o stumpfnasige Böckchen, zum Quell!
Denn dort weilet er nun: geb' Stutzkopf, sag' ihm, o Milon
Proteus führt auf die Trift selber die Robben, ein Gott.

Daphnis.

Weder des Pelops Reich, noch gold'ne Talente begehr' ich
Je zum Besitz, noch auch Winden zu laufen voran;
Will nur, dich in dem Arm, hier singen am Fuße des Felsens,
Vor mir der Heerden Verein, auf das sikelische Meer.

Menalkas.

(Bäume ein grausiges Leid ist der Winter, und Brunnen die Dürre,
So dem Geflügel das Garn, und dem Gewilde das Netz,
Sehnsucht aber dem Mann um das herzige Mädchen. O Vater
Zeus, nicht liebt' ich allein; Weiber gefallen dir auch.)

Solcherlei sangen die Knaben im wechselnden Lied nach einander.
Aber Menalkas erhob nun so die beschließende Weise:
Schone die Zicklein, schone du Wolf mir die Mütter der Heerde,
Kränke mich nicht drum, daß ich Kleiner sie leite, die vielen.

—

Hellschwanz, höre du Hund, so tief in den Schlummer versankst du?
Solltest ja tief nicht ruhen, dieweil mit dem Knaben du hütest
Aber, o Schafe, bedenket euch nicht, an dem zarten Gesprosse
Satt euch zu waiden; ihr sollt nicht darben, sobald es erneut ist.

—

Holla gewaidet, gewaidet! und füllet euch alle die Euter,
Daß es die Lämmchen ernährt, und ein Theil in den Körben bewahrt wird.
Daphnis hinwieder begann wohllautende Weise zu singen:
Und mich schaute die Maid mit verwobenen Braun'n aus der Grotte
Gestern und nannte mich schön, ja schön, da ich Kühe vorbeitrieb;

—

Aber ich sagt' ihr darauf kein bitteres Wörtchen, in Wahrheit!
Sondern die Augen gesenkt ging unseres Weges ich weiter.

—

Lieblich ertönet die Stimme der Kuh, ihr Athem ist lieblich,
Lieblich am rieselnden Born im Freien zu schlafen des Sommers.

—

Schmuck sind dem Eichbaum Eicheln, dem Apfelgezweige die Aepfel,
Aber das Kälbchen der Kuh und Kühe dem Hüter der Heerde.

Also sangen die Knaben, und also sagte der Geishirt:
Wonnig ist, traun, dein Mund, holdselig, o Daphnis, die Stimme,

Köstlicher dich zu belauschen im Spiel als Honig zu lecken.
Nimm die Syringen dahin; denn du bist Sieger im Liede.
Wolltest du aber auch mich beim Hüten der Ziegen ein wenig
Lehren, so biet' ich die Ziege zum Lehrpreis, die mit dem Stutzerhorn,
Welche bis über den Rand dir beständig den Eimer mit Milch füllt.
Wie es den siegenden Knaben erfreut', und wie er emporsprang
Und in die Hände sich schlug, so springt um die Mutter ein Rehkalb.
Aber der Andere grämte sich schwer, und es wandelt' in Herzleid
Sich ihm der Sinn: so trauert ein Mädchen zur Ehe gefördert.
Und seitdem ward Daphnis der oberste unter den Hirten,
Und noch knospenden Alters vermählt' er sich mit der Najade.

Ein Gedicht von inniger Unschuld, Einfalt und Kindlichkeit. Daphnis und Menalkas messen als Knaben oder halbwüchsige Jünglinge aneinander die Kraft. Ihre Vorstellungen und Manieren sind knabenhaft, wenn auch die von sehr geweckten und geistreich-lebendigen Knaben. Ihr Selbstgefühl steht Beiden recht gut; sie haben schönen Freundschaftssinn für einander, ein treuherziges und reines Gemüth. Doch steht Daphnis höher als Menalkas. Seine köstliche Jungfräulichkeit spiegelt sich im Schlußgedicht, und in den Vierzeilen seine Tiefe, seine Anlage zur seelenvoller Liebe.

V. 3. Goldgelbes Haar nach griechischen Begriffen eine Schönheit.

V. 19. An der Syrinx waren ungleiche Röhren gewöhnlich. Doch finden sie auch auf plastischen Denkmälern, welche mit gleichen Röhren.

V. 33 ff. Die Liebe des Menalkas, wie des Daphnis, die sich in diesen Gedichtchen ausspricht, ist für rein knabenhaft oder für reine Phantasie und Poesie anzusehen. — Es sind sieben Strophen und sollten acht sein. Also ist eine Strophe ausgefallen oder eine von den sieben eingeschwärzt. Ich glaube das Letztere und scheide hier die siebente Strophe aus (sie ist jedoch theokritisch).

V. 35. Schluchten und Flüsse nehmen liebvollen Antheil an den Lämmern und nähren sie aus Liebe. Ebenso haben in Daphnis' Entgegnung Quellen und Gräser Gefühl für sie.

V. 49. „Mikon macht sich wenig aus dem Geishirten. Daher ruft derselbe den Bock und seine Ziegen, um sie in den schattigen Wald zur Tränke zu treiben, weil, wie er glaubt, Mikon dort verweilt: dem Bock aber trägt er auf, jenem zu sagen, daß auch Proteus, der ein Gott sei Robben gewaidet habe." — Proteus, ein weissagekundiger Meergreis auf der Insel Pharos, Unterthan Poseidon's und Hirt von Seerobben. Soll er weissagen, so muß er überlistet und festgepackt werden, sucht durch mancherlei Verwandlung zu entschlüpfen, nimmt aller zuletzt seine wahre Gestalt an und prophezeit untrüglich.

V. 53. Pelop's Reich: der Peloponnes. Pelops, des Tantalos Sohn, war seiner Macht und seines Reichthums wegen gepriesen. — Goldne Talente: nur solche, nicht Silbertalente, kennt Homor. Es ist bei ihm ein nicht wohl bestimmbares Goldgewicht.

V. 54. Schnelligkeit und Ausdauer im Lauf war die vornehmste griechische Leibeskunst.

V. 55 f. Ein Bild von natürlicher Anmuth und Großheit.

V. 72. Auch meine Lust ist bei der Heerde, auf der Trift. Um ein Mädchen das mich gestern wegen meiner Schönheit berief hab' ich nicht gekümmert, sondern meinen Weg fortgesetzt, es nicht ansehend, aber auch ohne ihm ein herbes Wort zu sagen. Dieß scheint von Daphnis' Liede der Sinn. — Augenbrauen ohne Zwischenraum sind antiken Dichtern ein ausgesuchter Reiz.

V. 83. Die Syringen, nämlich die des Menalkas und seine eigne.

V. 90. Theokrit meint ein Mädchen das ohne Rücksicht auf seine Neigung verheirathet wird.

Der Schäfer oder die Kuhhirten.

Sing' ein bukolisches Lied, o Daphnis, und hebe den Sang an,
Hebe den Sang an, Daphnis, und folge dir später Menalkas,
Wenn ihr das Kalb an die Kuh und den Stier zu dem Rinde gelassen.
Mögen vereint sie walden und hier die Gebüsche durchschweifen,
Nicht von der Heerde verirrend: o stimm' ein bukolisches Lied mir
An, erst du; es erwid're darauf nach der Reihe Menalkas.

Daphnis.

Lieblich ertönen die Rinder, die blökenden, lieblich die Stärke
Lieblich die Rohrschalmei, und der Kuhhirt, lieblich auch ich da.
Schilfbett' hab' ich am kühlen Gewässer, und herrliche Felle
Blinkender Kühe darüber geschmiegt, die alle, derweil sie
Naschten am Erdbeerbaum, Südwest von der Warte mir abstieß.
Doch ich bekümmere mich so viel um den dörrenden Sommer
Als ein Verliebter des Vaters Gespräch und der Mutter zu hören.
So war Daphnis' Gesang, so folgte das Lied des Menalkas.

Menalkas.

Aitna, du Pflegerin mein, auch mir ist die herrliche Grotte
Wohnung in hohlem Geklüft', und Schätze, so viel sich im Traume
Zeigen, besitz' ich, von Lämmern die Füll' und von Ziegen die Fülle,
Vließ auch liegt mir von ihnen zu Häupten und Füßen gebreitet.
Milchmuß zischt in dem Brande von Eichholz, wintert es aber,
Trockene Buchen im Brand; nicht so viel acht' ich des Winters
Als ein Entzahnter die Nuß, wenn Gerstengebäcke dabei ist.

Beifall klatscht' ich dem Paar und spendete gleich ihm Geschenke,
Daphnis den Krummstab der mir vom Acker des Vaters gepflegt war,
Recht selbstwüchsig, es darf kein Handwerkmeister ihn schelten,
Jenem ein schönes Gehäuse der Muschel, woraus ich das Fleisch erst
Selber verspeiste, nachdem ich bei Hyklara's Felsen sie haschte,
Fünffach theilend an Fünfe das Ding; und er dröhnt' in die Muschel.

Musen der Trift, o seid mir gegrüßt, und enthüllet die Weise
Die vordem ich gesungen, indeß ich den Hirten gesellt war.

Nicht mehr lasse dir vorn an der Zunge die Blatter entsprießen.
Lieb der Cikad' ist die andre Cikad', Ameisen die Aemse,
So auch Weihen der Weih, mir aber das Lied und die Muse.
Sei von dieser das Haus mir erfüllt; denn weder das Schlummern,
Noch urplötzlicher Lenz ist wonniger, oder den Bienen
Blümlein, als mir die Musen geliebt sind; wen sie mit Freuden
Anschau'n, nimmer berückt ihn mit Zaubergetränke die Kirke.

Das Idyll ist einem Hirten in den Mund gelegt, welcher erst den Daphnis und Menalkas zum Singen auffordert, dann aber erzählt wie sie gesungen und wie er sie beschenkt habe, endlich ihren memorirten Liedern sein eignes Loblied auf die bukolische Poesie anschließt. Schon wegen dieses Widerspruchs im Vortrag müssen die sechs Anfangsverse unächt sein, auch weil da Menalkas als Kuhhirt angesehen wird, sodann aber selbst von Lämmern und Ziegen singt, wie es für ihn paßt.

V. 15. Menalkas ist am Fuß des Aetna geboren.

V. 19. Milchmuß, eine mit Milch und Honig zubereitete Fleischspeise.

V. 21. Ein Kuchen von feinem Gerstenmehl, der sich leicht kauen ließ.

V. 24. Selbstwüchsig, Gegensatz eines künstlich gearbeiteten Stocks.

V. 25. Er meint die Muschel die als Trompete diente, die murex Tritonis L.

V. 26. Hyklara, Stadt auf der Nordküste Siciliens.

V. 30. Hier beginnt der Gesang des erzählenden Hirten. Es war antiker Aberglaube, daß Jemand dem ein Bläschen an Nase oder Zunge entstand gelogen oder betrogen habe. Unsere Stelle geht auf einen neidischen Widersacher des Hirten. Sinn des Liedes: Du haß mein Dichten schon genug verleumdet, laß das jetzt. Du kannst mir doch nichts anhaben, da mich die Muse geblickt und beschützt.

V. 35. Die Musen (oder auch die Chariten) sehen Dichter von Beruf an.

V. 36. Der Dichter, welcher die Weihe hat, versteht es trügerischen Reiz von Schönheit zu unterscheiden, und widersteht ersterem.

Einleitung.

Die Politik des Aristoteles ist dasjenige Werk des Alterthums, das nicht nur durch die Bedeutung seines Gegenstandes, (Wesen und Form des Staates) sondern auch durch die unerschöpfliche Fülle von Gedanken und treffenden Urtheilen, so wie durch die Schärfe, Kürze und Bündigkeit der Darstellung, ganz einzig in seiner Art und bis heute unübertroffen dasteht. Sie ist unstreitig die Quelle aller älteren und neueren Staatstheorien geworden, und zum Zeugniß für den Reichthum des Werkes an schöpferischen Ideen genügt es daran zu erinnern, daß sowohl Machiavelli's Principe als Montesquieu's Esprit des lois ihren Grundgedanken nach aus diesem Werke entnommen sind.

Die Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks, deren sich Aristoteles überhaupt, ganz besonders aber in den Büchern vom Staat bedient, und die hier so weit geht, daß sie häufig den Sinn und Zusammenhang der Worte mehr andeutet und errathen läßt als vollkommen deutlich ausspricht, diese Eigenthümlichkeit seiner Sprache erschwert nicht nur das Verständniß des Urtextes, sondern hat auch frühere sehr gelehrte Bearbeiter desselben häufig auf die Vermuthung von Lücken und Verderbnissen gebracht, unter deren Annahme wir ein durchaus mangelhaftes Werk besitzen würden. Dazu kommt, daß der Stagirite, wie alle alten Schriftsteller, bei der strengsten Gedankenfolge so lange er einen bestimmten Begriff zu erörtern hat, gleichwohl nichts weniger als einer

strengen Eintheilung folgt, sondern vielmehr wie im freien Tischgespräch hie und da das Trum fallen läßt und auf eine andere naheliegende Frage überspringt, so daß die in sich folgerichtig geschlossenen Abschnitte oft mehr abgebrochen als vollendet scheinen. Eine weitere eigenthümliche Erscheinung an diesem kostbaren Ueberreste des Alterthums ist, daß seit 300 Jahren nicht nur die Vollständigkeit, wie schon seit Strabon, sondern selbst die Ordnung der einzelnen Bücher desselben vielfach bestritten und das Werk von seinen Bearbeitern wie ein Torso behandelt wird, dessen vereinzelt vorhandene Glieder zwar augenscheinlich zusammengehören, aber immer nicht recht zusammenpassen wollen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Entscheidung beider Fragen, betreffend die Integrität und die Reihenfolge der acht Bücher vom Staate, für das Verständniß des ganzen Werkes hat, wird es angemessen sein, wenn wir die äußere Geschichte desselben einer kurzen Erörterung seines Inhalts und Zweckes vorausgehen lassen, um danach zuerst die Annahme von Lücken und Verderbnissen des Textes zu beurtheilen.

Nach Plutarch's und Strabon's Versicherungen sind die Urhandschriften der aristotelischen Werke zwar an Theophrast und Neleus (von Skepsis) übergegangen; nach deren Tod aber, weil Neleus' Erben sie in unterirdischen Gewölben vergraben hatten, sollen sie einer zweihundertjährigen Verborgenheit anheimgefallen sein, bis ein gewisser Apellikon die wurmstichigen Exemplare habe erneuern lassen, dessen Bibliothek sodann durch Sulla nach Rom gebracht u. durch den Grammatiker Tyrannion geordnet u. ergänzt worden sei. Diese Tradition ist durch Stahr's Aristotelia 2., S. 1–80 vollständig widerlegt. Die Politik, die im engsten Zusammenhang mit der nikomachischen Ethik steht, muß nebst dieser nicht nur in Alexandia (Ptolemäus Phil. war selbst ein eifriger Verehrer des Stagiriten) vorhanden gewesen, sondern auch den Philosophen des zweiten und ersten Jahrhunderts v. Chr. bekannt geworden sein. Timäos kannte und benutzte sie ohne Zweifel. Anspielungen darauf oder Reminiscenzen daraus finden sich bei Polybius, Metrodor, einem Schüler Epikurs, Philodemus. Cicero citirt sie mehrmals ausdrücklich, so wie später Kaiser Julian. Ein summarischer Auszug aus wahrscheinlich älterer Zeit ist bei Stobäus aufbewahrt. In David's Prolegomena zu den Kategorien, so wie in den Scholien zu Aristophanes kommt die Politik unter wechselnden Titeln angeführt vor. Photius citirt ausdrücklich das 7. Buch. Im achten Jahrhundert nennt sie Beda in seinen philosophischen Axiomen. Aber die Mehrzahl der jüngern griechischen Schriftsteller und selbst die Araber, welche die andern aristotelischen Schriften so eifrig studirten, kennen die Politik kaum dem Namen nach, und Averroes, eines ihrer Häupter, gesteht sie nie gesehen zu haben. Doch existiren zwei arabische Uebersetzungen ohne Zeitangabe ihres Ursprungs. Eine lateinische Uebersetzung muß schon im eilften Jahrhundert vorhanden gewesen sein. Im Jahr 1271 brachte Demetrius Chalkondylas das Original ins Abendland, und aus demselben Jahrhundert stammt auch die älteste noch vorhandene Handschrift (in Paris), so wie eine jetzt noch zu Textverbesserungen benützte, auf einem andern Original basirende lateinische Uebersetzung des niederländischen Mönchs Moerbecke, welche nachher Thomas von Aquino überarbeitet zu haben scheint.

Im vierzehnten Jahrhundert schrieb ein Schüler Occams, Buridan von Bethune, ziemlich freimüthige Untersuchungen über die Ethik und Politik, und der französische König Karl 5. ließ im Jahr 1371 für sich und seine Räthe durch seinen Kaplan Oresme eine französische Uebersetzung der letzteren nach der lateinischen des Moerbecke fertigen; ebenso Alfons der Großmüthige von Aragonien noch später eine spanische nach schlechten griechischen Handschriften durch Leonard Bueni. Zuer wähnen ist endlich noch die lateinische des Leonard Aretin aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der neueste französische Herausgeber, Barthelemy-St. Hilaire zählt zwölf lateinische, fünf italienische, sechs französische, vier englische, zwei spanische, zwei deutsche — von Schlosser und von Garve —, so wie eine polnische Uebersetzung der Politik und gegen zwanzig Commentare.

Die beste Textrecension der neuesten Zeit nach J. Bekker (1831) ist von Ad. Stahr, dessen Ausgabe (1836) auch von einer treuen und größtentheils richtigen, nur oft fast allzuwörtlichen, deutschen Uebersetzung begleitet ist, der wir Vieles verdanken. Barthelemy's Ausgabe (1837), mit französischer Uebersetzung zur Seite, liefert aus Pariser Handschriften noch mehrere wertbvolle kritische Beiträge, welche in den erst im Jahr 1839 hinzugefügten Prolegomenen der Stahrschen Ausgabe vollständig mitgetheilt sind. Mit diesen Mitteln kann jetzt, bis auf wenige zweifelhafte oder dunkle Stellen, ein correcter Text hergestellt werden, bei welchem für das richtige logische und grammatische Verständniß alle jene Voraussetzungen von Lücken und Verderbnissen, welche besonders die älteren Herausgeber Conring und Schneider und unter den neueren der Hellene Koraes, ihren Bearbeitungen der Politik zu Grund gelegt haben, von selbst wegfallen.

Der Zusammenhang des Ganzen ist folgender:

Das erste Buch lehrt wie die Familie die Grundlage der Stgatsgesellschaft bildet, diese aber, bei aller Aehnlichkeit, doch nicht blos quantitativ, sondern specifisch von jener verschieden ist. Da das natürliche Streben des Menschen schon wegen der Bedürfnisse auf eine solche Verbindung gerichtet ist und des Zweck der Menschen, die Selbstgenügsamkeit und das glückliche Leben, erst im Staate erreicht wird, so wird das Leben im Staat als der natürliche (dem Zweckbegriff entsprechende) Zustand des Menschen betrachtet und der Staat, obgleich dem Entstehen nach später als die Familie, doch dem Wesen und der Potenz nach als das Erstere

gesetzt. „Der Mensch ist ein politisches Geschöpf", d. h. der Staat ist das natürliche und nothwendige Produkt der Entwicklung der menschlichen Natur, das aber seine Form durch die Anwendung der Vernunft auf künstlichem Wege erhält.

Als nothwendige Bedingungen der Familie ergeben sich die Verhältnisse von Herr und Knecht, Mann und Weib, Eltern und Kinder. Nur der erste Punkt wird ausführlich erörtert, und da der Sklave ein Besitzthum ist, davon Veranlassung genommen von der Erwerbskunst zu reden; die beiden andern Verhältnisse werden, weil sie ins öffentliche Leben eingreifen, ausdrücklich auf die Abhandlung der Verfassung aufbehalten. Der Gesammtbegriff des ersten Buchs wäre demnach die Oekonomik oder die Lehre von der Hauswirthschaft.

Im zweiten Buch werden die Ansichten der Vorgänger über den besten Staat (vorzugsweise Platon's Republik und Gesetze) und die bedeutendsten Verfassungen (besonders von Sparta, Kreta, Karthago) kritisirt, um eine historische Grundlage für die folgende Theorie zu gewinnen.

Im dritten werden zuerst die Begriffe „Staat" und „Bürger" erläutert, das Verhältniß von Bürger und Mensch so wie die Gradunterschiede und die Ausdehnung des Bürgerrechts bestimmt, und dann erst zur Frage von der Staatsform übergegangen. Nachdem Zweck und Bedeutung des Staats nun ausführlicher entwickelt und die verschiedenen Arten wie eine solche Gesellschaft regiert werden kann angegeben sind, kommt es zu dem Ergebniß, daß nach dem Rechtsbegriff *jede Verfassung gut ist die das allgemeine Wohl bezweckt*, und jede schlecht in welcher das persönliche Interesse der Regierenden zur Richtschnur genommen wird. Die Ausübung der Verfassung, die Regierungsweise, ist demnach das Maaßgebende in der Frage über die beste Verfassung. Nach der numerischen Verschiedenheit der Regierungsformen, wonach entweder Einer oder Mehrere oder Alle herrschen, entstehen nun folgende mögliche Formen, die sich nach dem angegebenen Maaßstab von selbst scheiden in

	gute:	schlechte:
Unter Einem:	Königthum	Tyrannei
„ Mehreren:	Aristokratie	Oligarchie
„ Allen:	Republik	Demokratie.

Die beiden ersten Formen werden unter dem gemeinschaftlichen Namen „Monarchie" zusammengefaßt.

Zunächst werden nun die nähern Unterschiede, die qualitativen Verschiedenheiten erörtert, da die oben zu Grund gelegte Unterscheidung oft auch blos zufällig sein kann, insbesondere wird die Grenze zwischen Oligarchie und Demokratie und die Sphäre des beiderseitigen Rechtsbegriffs bestimmt, welcher nach dem Grundsatz, daß der Staatszweck nicht blos das Leben, sondern ein schönes und glückliches Leben ist bemessen wird, woraus die Aufgabe des Staates, für die Tugend seiner Glieder zu sorgen, sich von selbst ergibt. Ferner wird erörtert, welches die berechtigten Elemente der Staatsgewalt seien, die Menge, die Reichen, die Gebildeten, ein Einziger – sei es der Begabteste oder der Gewaltigste (der Despot); und die Entscheidung fällt, im Gegensatz zu Platon, für die Gesammtheit des Volkes, so weit es nicht geradezu sklavisch sei, aus, weil in ihr mehr Einsicht und richtiger Takt sich zusammenfinde und Irrthümer und Mißgriffe sich leichter selbst verbessern, als bei wenigen Notabeln; ferner wird über die Ausdehnung der Staatgewalt gesagt, daß bei der Gesammtheit des Volks beides sein müsse, sowohl die Gesetzgebung als das Richteramt. Cap. 12 und 13 wird das Maaß der Berechtigungen, auf Grund der Gleichberechtigung an den allgemeinen Staatsgütern, abgewogen nach den besondern Ansprüchen des Adels, des Reichsthums, der freien Geburt, der Tüchtigkeit und der Masse (die durch ihre Kopfzahl, nämlich jeder andern Classe die Wage hält.) Nicht jedem Besitztitel wird auch ein höherer Anspruch, ein Vorrecht eingeräumt, und unter allen Staatsbürgern der gleichen Kategorie gilt auch gleiche Berechtigung [auf Aemter z. B. u. s. w.] Nur in dem Falle wäre Einer der Absolutbevorrechtete, wenn er alle Andern in allen Eigenschaften der politischen Persönlichkeit überragen würde, und so denkt sich Aristoteles das patriarchalische Königthum und so das Oberhaupt des besten Staates, der ebendarum in der Gegenwart Ideal bleibe, weil eine so weit überragende Persönlichkeit nicht geduldet würde.

Erst nach diesen Erörterungen glaubt Aristoteles auf die Untersuchung der ersten Staatsform, des Königsthums, übergehen zu können, und er thut dies, indem er zuerst die verschiedenen Arten derselben aufzählt und sodann die Frage erörtert, ob sie überhaupt und für welche Länder und Städte sie eine angemessene Verfassung sei und mit welchen Einschränkungen.

Hier wendet nun Spengel ein: „Sollte Aristoteles damit die Lehre vom Königthum für vollendet gehalten haben? wie die Könige regieren, ihr inneres Leben, ihre Wirkung auf das Volk, verschwindet ganz. Aber da ihm die einzeln regierenden Personen nur eine Form sind, die mehr in der Vorzeit sich geltend gemacht hat, wo Einzelne hoch über alle Andern hervorragten, während später allmählich die Vorzüge dieser auf Mehrere übergegangen sind, so ist der Unterschied von Königthum und Aristokratie für den innern Zustand der Regierten nur äußerlich."

„Nun lehren die Worte vollkommen klar, wie Aristoteles die Lehre von den guten Staatsverfassungen aufgefaßt und dargestellt hat: er hat drei Verfassungen als richtig erkannt, aber nicht alle drei bilden ihm die beste Staatsform, sondern nur jene von diesen die von den „Besten" regiert wird, d. h. in welcher ein Einzelner oder ein ganzes Geschlecht oder auch Viele an Tugend ausgezeichnet hervorragen und die Regierenden alles auf das „wünschenswertheste Leben" der Gesammtheit beziehen. Nun hat er früher gezeigt, daß im besten Staat der gute Bürger mit dem tugendhaften Mann (politische und sittliche Tugend) identisch ist

und beide auf denselben Prinzipien beruhen; folglich wird der beste Staat, gleichviel ob von Einem als Königthum regiert oder von Vielen als Aristokratie geleitet, auf dieselbe Weise errichtet werden wie einer zum tugendhaften Mann gebildet wird. Einen solchen vollkommenen Staat will Aristoteles jetzt geben, und was wir anfänglich nach seiner Eintheilung erwarten durften, die Durchführung jeder einzelnen der drei guten Verfassungen, ist von ihm anders gewendet und in die Darstellung eines Idealstaates aufgegangen, wie er von Allen gewünscht wird, aber nicht immer möglich ist. Die eigenen Worte des Philosophen weisen uns darauf hin, daß wir nicht eine Schilderung des Königthums und der Aristokratie, sondern einen „besten Staat" zu erwarten haben, und wo anders wäre dieser unterzubringen, wenn er eine mögliche Existenz haben soll, als in der Lehre der guten Verfassungen, deren höchste Potenz er selbst ist und denen er substituirt wird? Dieser „beste Staat", wenn auch nicht vollständig, doch mehr als in seinen Anfängen und auf der hier angekündigten Grundlage der „Erziehung und Gesittung", ist im 7. und 8. Buche enthalten. Auch ist die äußere Verbindung eine solche, daß sie augenscheinlich mit dem (im Urtext mangelhaften) Schluß des 3. Buches ein zusammenhängendes Ganzes bildet, wenn man nämlich die zur Ergänzung interpolirten Worte am Anfang des 7. Buches wegläßt. Erst durch diese Anordnung wird der Inhalt der folgenden Bücher recht verständlich, und nur so ist alles übereinstimmend."

„Der Anfang des 4. Buches lehrt, daß es nicht genüge einen Idealstaat aufgestellt zu haben, wie die Philosophen zu thun pflegen; Aufgabe der Politik sei auch in das Leben herabzusteigen und die verschiedenen bestehenden Verfassungen zu würdigen, sie zu heben und ihren Mängeln abzuhelfen. Der Politiker habe daher zu betrachten: 1. den absolut besten Staat, 2. den relativ besten, 3. den unter gegebenen Verhältnissen besten, 4. die für alle Staaten überhaupt am ehesten passende Verfassung, und endlich 5. die Mittel einen herabgekommenen Staat wieder aufzurichten. Im nächsten Capitel werden die vier letzten Punkte wieder aufgenommen, näher bestimmt und im 5. und 6. Buche auseinandergesetzt. Folgt nun nicht schon hieraus, daß der erste Punkt, die Lehre vom „besten Staat," welche hier übergangen wird, bereits vollendet sein mußte? Mit der Voranstellung des 7. und 8. Buchs wird aber auch klar, warum Aristoteles in den folgenden Büchern (4 bis 6) bei der Entwicklung der bestehenden Verfassungen oft so kurz verfährt: man hat das Ideal voraus und weiß von selbst wie die Sache sein soll. Dadurch treten die Bücher 4—6 in einen Gegensatz zu den vorausgehenden, und das ganze Werk der aristotelischen Politik theilt sich seinem Wesen nach (die beiden ersten Bücher sind nur vorbereitend) von 3, 7 an, wo die sechs möglichen Verfassungen nachgewiesen sind, in zwei Haupttheile, von welchen der erstere den absolutbesten Staat, der nicht immer und Allen erreichbar ist, nach welchem aber Alle streben sollen, in seinem ganzen Umfang und Inhalt darstellt; der letztere aber abwärtssteigend die verschiedenen wirklichen und gewöhnlichen Staaten betrachtet, die sich zu jenem reinen sittlichen und tugendhaften Streben nicht zu erheben vermögen und darum auch verfehlt (Ausartungen) sind, deren Bedürfnisse erforscht, ihre Gebrechen nachweist und zu heilen sucht, damit auch sie in ihrer niedrigen Sphäre dem Menschen ein wenigstens erträgliches Leben zu geben im Stande seien. Dadurch hat Aristoteles, Theoretisches und Praktisches innigst verbindend, seine Universalität wie sonst so auch hier treffen an den Tag gelegt."

Der Zweck des Staates ist ein schönes und glückliches Leben aller seiner Angehörigen. Ein solches Leben aber beruht auf der Ausübung der Tugend. Die Aufgabe des Staates ist also, seinen Angehörigen die Ausübung der Tugend nach innen und außen möglich zu machen. Er muß nicht nur die zu einem selbstständigen Dasein erforderlichen äußern Bedingungen, sondern auch die Kräfte und Mittel zur Entfaltung aller sittlichen Thätigkeit in sich enthalten, er muß sich selbst genug sein. Und da die vollkommene Tugend die sittliche und politische zugleich ist, in welcher die Begriffe von Rechtlichkeit und Sittlichkeit in einander aufgehen, so ist der gute Bürger und der tugendhafte Mensch im besten Staate eins und dasselbe. In der Wirklichkeit ist nun aber die Bedingung, daß alle Bürger eines Staates tugendhaft seien unerfüllbar; und so bleibt dieser vollkommenste Zustand des Staates unerreicht. Dies ist der Idealstaat. Der Form nach ist es derjenige, in welchem der alle Andern überragende Beste oder die Besten regieren (Königthum oder Aristokratie) und alle Uebrigen freiwillig aus Tugend gehorchen. Würden Alle gleich gut zu herrschen und zu gehorchen verstehen und aus sittlichem Antrieb um des allgemeinen Besten willen Beides ausüben, so wäre das die dritte und vollkommenste Form, die ideale Republik, von Aristoteles mit dem allen Staatsformen gemeinsamen Namen „Politie" (Verfassung schlechthin) bezeichnet, die aber wegen der Unerreichbarkeit eines solchen Zustandes nicht weiter in Betracht kommt. Als die absolutbesten Staaten stellen sich daher Aristokratie und Königthum dar, und zwar giebt Aristoteles der ersteren den Vorzug, weil in ihr mehr Garantie gegen den Mißbrauch der Gewalt und gegen das Aufkommen der Selbstsucht liege. Da aber diese beiden Formen einer patriarchalischen Zeit der Vergangenheit angehören (historische Ideale) und in seiner Zeit nur noch ausgeartete Monarchien (Tyrannenherrschaft) entstehen, so kann nach Aristoteles die Aufgabe für den praktischen Staatsmann nur die sein, den relativbesten Staat herzustellen, wie er unter gegebenen Umständen möglich ist und wie er vorhandenen Bedürfnissen am meisten entspricht. Es bleibt also zunächst die Reihe der Abarten von Verfassung übrig, die sich dem Werth nach in umgekehrter Ordnung folgen, nämlich Demokratie, Oligarchie, Tyrannis, und da die letztgenannte Form nicht nur die schlechteste, sondern ab-

solut verwerflich ist, weil sie den Staat nur als Mittel für die Selbstsucht eines Einzelnen betrachtet, so bleiben nur die zwei Formen, die sich in der Zeit unseres Philosophen auch geschichtlich am vollkommensten ausgeprägt haben: Oligarchie und Demokratie. Diese beiden Formen unterscheidet er nun nicht blos nach dem numerischen Unterschied des regierenden Theils, sondern in Vergleich mit der Aristokratie nach Prinzipien, worauf sich der Besitz oder Anspruch auf den Besitz der Staatsgewalt gründe. Diese Prinzipien sind: Tugend, deren Grundlage die edle Geburt, Reichthum, Freiheit; und so beruht die aristokratische Verfassung, in welcher die Gebildeten herrschen, die aber auch zugleich die Reichen und Gleichen (Freien) sein sollen, vorzugsweise auf der Tugend; die oligarchische, in welcher die Reichen, auf dem Reichthum; die demokratische, in welcher die Armen die Gewalt haben, auf der Freiheit und Gleichheit. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der numerische Unterschied der beiden letzten Formen als ein rein zufälliger, sofern es eben im Leben gewöhnlich ist, daß die Armen die Mehrzahl, die Reichen aber die Minderzahl in der Staatsgesellschaft bilden. Es ergiebt sich daraus aber auch die wesentliche Beschränkung des Begriffs Staatsbürger auf diejenigen Classen denen das Merkmal der vollkommenen Freiheit wirklich zukommt, und damit die Ausschließung der banausischen Berufsarten (Handwerker 2c.) von der direkten oder indirekten Theilnahme an der Politik (Mitregierung oder Wahlrechte).

Um den Mängeln der beiden Abarten Oligarchie und Demokratie abzuhelfen und eine relativbeste Verfassung herzustellen, ist es nun nothwendig ihre beiderseitigen Prinzipien, Reichthum und Freiheit (Rechtsgleichheit), zu combiniren und aus den besseren Elementen beider Verfassungen eine Mittelform zu schaffen, in welcher auch die Tugend, wenn auch nicht in ihrem vollen Umfang, so doch in der besondern Art als kriegerische Tugend, die das Eigenthum der Masse ist, zu allgemeiner Ausübung gelangt. Auf diesem Wege entsteht eine dritte Form, die Aristoteles ebenfalls „Politeia" nennt, aber nicht die beste Verfassung, sondern die Politie wie er sie im 4. Buche beschreibt, gegründet auf das Gleichgewicht der Kräfte im Staatsleben, der Bürgerstaat. Der Begriff dieses Bürgerstaats ist die bürgerliche Selbstregierung in der Art, daß der Schwerpunkt der Macht in dem Mittelstande*] ruht, und diese Bestimmung, welche auch die Dauerhaftigkeit der Verfassung zu verbürgen geeignet ist, harmonirt vollkommen mit dem ethischen Grundsatz des Aristoteles, daß jede Tugend immer die Mitte zwischen zwei Extremen bilde.

Dadurch unterscheidet sich der aristotelische Staat wesentlich und vortheilhaft von dem platonischen Staatsideal.

Die Verfassung des platonischen Staates ist ein unbedingter Absolutismus, wiewohl ein Absolutismus des Charakters und der Intelligenz, eine Aristokratie, wie Platon sie selbst nennt. Zweck ist für ihn blos das Ganze des Staates, die Darstellung der Sittlichkeit in der Form der vier Cardinaltugenden: der Weisheit durch die Herrschenden, der Tapferkeit durch die Krieger (Staatswächter), der Mäßigung durch die Unterordnung des Nährstandes, und der Gerechtigkeit durch die Harmonie aller dieser Stände und Verhältnisse. Die Persönlichkeit geht darin ganz auf, sie ist nichts als eine Nummer, ein Exemplar der Gattung. Darum giebt es in diesem Staat kein häusliches Leben; die Familie — bei Aristoteles die Grundlage der Staatsgesellschaft — und das Eigenthum sind aufgehoben. Aeltern und Kinder sollen einander unbekannt sein, keine Besonderung innerhalb des allgemeinen Staatszweckes wird zugelassen; die Fortpflanzung wird in ganz thierisch-sinnlicher Weise unter polizeilicher Anordnung blos zum Behuf der Erzeugung eines Vollblutgeschlechtes vollzogen. Der Einzelne wird in allen Momenten seines Lebens schlechthin zum Organ des Ganzen gemacht; dieses Ganze ist aber keine organische Gemeinschaft, es herrscht durchgängig Ausschließung und Abgeschlossenheit, zwischen den einzelnen Ständen wie gegen außen, weßhalb auch dem Stande der Wächter ein so großer Vorzug eingeräumt wird. Es ist ein reines Kunstprodukt dieser platonische Staat, genauer, wie W. Teuffel in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der platonischen Politeia sagt, eine Mischung von idyllischem Naturstaat und despotischem Polizeistaat.

Im Gegensatz zu diesem rücksichtslosen philosophischen Absolutismus tritt in dem aristotelischen Staate die volle Berechtigung der individuellen Kräfte und Ansprüche, die möglichstfreie Bewegung der Persönlichkeit und die umsichtigste Beachtung aller Verhältnisse des wirklichen Lebens hervor, und sowohl dieser Charakter seines politischen Systems als die vielen praktischen Bemerkungen und treffenden Urtheile über wirkliche Staatseinrichtungen und öffentliche Verhältnisse verleihen dem Werke des Aristoteles auch heute noch einen bleibenden Werth und eine Brauchbarkeit wie sie dem platonischen Musterstaat niemals oder höchstens in dem beschränkten Kreise eines pythagoräisch geschlossenen Gemeinwesens zukommen konnte.

So faßt auch Robert v. Mohl [Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften I. 1855] das Verhältniß zwischen dem großen Meister und dem noch größeren Schüler. Nachdem er gezeigt, wie das platonische Staatsideal die Veranlassung zu einer neuen Gattung von Schriften, im Alterthum und in der neueren Zeit, gegeben hat, die er mit dem treffenden Namen „Staatsromane" bezeichnet, sagt er in der Vergleichung des platonischen Staates und der aristotelischen Staatslehre: „Auch Aristoteles faßt den Staat als einen lebendigen Organismus, betrachtet den Einzelnen nur als dienendes Mittel des Ganzen, erkennt als Aufgabe des

*] Dies ist wohl auch der Grund, warum diese Verfassungsform in der Ethik mit der Timokratie, Herrschaft der Besitzenden, identificirt wird.

letzteren ein glückseliges Gemeinleben; auch ihm ist die Gerechtigkeit etwas außer dem Menschen Bestehendes, nicht eine bloße Folge von Gesetzen. Allein er erkennt sie nicht durch eine philosophische Gesammtanschauung, sondern durch Aufsuchung der allgemeinen, sich in den einzelnen staatlichen Erscheinungen offenbarenden Gesetze. Er verhält sich also kritisch, nicht schaffend, und kommt zu seinen allgemeinen Sätzen durch Abstraction; er steht somit der Methode der Neueren weit näher als Platon. Seine Bemerkungen über die vergleichungsweise Güte der verschiedenen Staatsformen und über die Mittel sie zu erhalten sind für alle Zeiten von höchstem Werth und der eigentliche Anfang aller bewußten Staatswissenschaft."

Nur zwei Punkte sind es worin wir — abgesehen von der Rechtmäßigkeit der Sklaverei und der Ausschließung der gemeinen Handarbeiter vom Bürgerrecht — eine auffallende Uebereinstimmung der beiden großen Philosophen finden: ihre Abneigung gegen die Demokratie und ihre Vorliebe für ein contemplatives Leben im Staate. Was letzteres betrifft, so will zwar Platon, daß die Philosophen herrschen oder die Regenten Philosophie treiben, was sich in der Praxis noch nicht bewährt hat; Aristoteles dagegen wirft nur die Frage auf, ob ein philosophisch-beschauliches Leben (mit Einem Wort: die Forschung) höher zu stellen sei, oder die politische Thätigkeit des praktischen Staatsmannes, und ist geneigt unter günstigen Umständen und wenn es den Interessen des Ganzen keinen Nachtheil bringt die wissenschaftliche Thätigkeit der politischen vorzuziehen. Man sieht aber daraus, wohin die persönliche Neigung beide Männer auch unter den günstigsten Verhältnissen für eine praktische Wirksamkeit auf diesem Felde führen mußte.

Die Abneigung gegen alle demokratische Verfassung erklärt sich bei diesen Männern, wie bei vielen ihrer ausgezeichneten Zeitgenossen, aus den Erfahrungen die sie im atheniischen Staatsleben machten, das zu ihren Zeiten häufig in eine Ochlokratie (Pöbelherrschaft) ausgeartet war*). Der Unterschied zwischen beiden zeigt sich aber auch hier wieder darin, daß bei Platon diese Abneigung auf einer durch und durch aristokratischen Gesinnung beruht, die sich auch in der gänzlichen Vernachläßigung seines dritten Standes ausdrückt, während es bei Aristoteles blos die Rücksicht auf die Vermeidung der Extreme ist die ihn veranlaßte diese Verfassungsform, wie sie ihm in concreter Wirklichkeit vor Augen stand, unter die Abarten zu setzen. Denn der Geist des aristotelischen Musterstaats (seiner Politie im eigentlichen Sinn) ist durchaus republikanisch, setzt aber einen Mittelstand voraus, wie er sich erst in der modernen Zeit gebildet hat. Zur Bestätigung für diese Auffassung genügt es noch folgende Züge der aristotelischen Politik namhaft zu machen. Aristoteles empfiehlt selbst für die reine monarchische Form den Grundsatz, keinem Könige [auch dem besten nicht] eine größere Macht einzuräumen als die Widerstandsfähigkeit des gesammten Volkes sei; überhaupt verlangt er, daß das Gesetz herrsche und nicht der Wille des Einzelnen; wo das Gesetz herrsche, da herrsche die Vernunft, nur der Gott im Menschen; wo ein Einzelner, da komme auch das Thier im Menschen hinzu; für die Zweckmäßigkeit der Gesetzgebung aber liege eine größere Garantie in der möglichst allgemeinen Theilnahme der Bürger, weil von Vielen viel eher anzunehmen sei, daß sie das Richtige treffen als von Einem oder Wenigen, und weil unter Vielen ein Irrthum durch die bessere Einsicht der Uebrigen viel leichter berichtigt werde als unter Wenigen; was mit andern Worten heißt, daß die republikanische Verfassung im aristotelischen Sinn stets ihr Correctiv in sich selbst trage, so wie sie durch Mischung und gegenseitige Reibung der Ansichten untereinander ihren Fortbestand sichere.

Was aber die monarchische Staatsform betrifft, welche der Philosoph im Verhältniß zu den übrigen und besonders zu seinem Musterstaat [vielleicht aus dem 5., 10 am Schlusse angegebenen Grunde, daß sie in den hellenischen Staaten nicht mehr aufkommen könne] kürzer abhandelt, so geht aus dem 3., 14 bis 17 und 5., 10. 11 darüber Gesagten unzweideutig hervor, daß dem Aristoteles auch die Idee der eigentlichen constitutionellen Monarchie schon vorgeschwebt hat, die er nur deßwegen nicht weiter auszuführen veranlaßt war, weil das Alterthum in der Wirklichkeit nirgends eine Grundlage dazu aufzuweisen hatte.

*) Die freien Aeußerungen über diese atheniische Demokratie, in Verbindung mit seinem freundschaftlichen Verhältniß zu den makedonischen Fürsten, zogen dem Aristoteles den Haß der Volkspartei in dem Maße zu, daß er Athen verlassen mußte, um dem Prozeß auszuweichen.

Geschichte der Menschheit.

Von C. G. Rau.

Geschichte kommt her von dem Worte geschehen. Geschichte ist also Erzählung geschehener Begebenheiten von dem Ursprunge des Menschengeschlechts bis auf die neueste Zeit. Diese Begebenheiten müssen nicht allein merkwürdig, sondern auch glaubwürdig sein. Bei einer Begebenheit fragt man überdieß wo ist sie geschehen und wann ist sie geschehen? Jene Frage beantwortet die Geographie, diese die Chronologie. Beide sind deßhalb Hilfswissenschaften der Geschichte. Um die Menge der Begebenheiten leichter übersehen zu können, theilt man die Geschichte in die Zeit

vor Christus und in die Zeit nach Christus, von welchen jede wieder in kleinere Zeiträume abgetheilt wird.

Erste Abtheilung.

Die Zeit vor Christus.

Erster Zeitraum.

Die Urzeit und die ältesten Völker.

Die Assyrer und Chaldäer.

Wie schnell die Bevölkerung der Erde seit der sogen. Sündfluth sich vermehrt habe, beweist die Nachricht, daß schon Nimrod, der Enkel Hams, in der Ebene Sinear die erste Monarchie [Königreich] errichtete. Er war nach dem Ausdruck ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und ein mächtiger Herr auf Erden. Das Reich, das er stiftete, war die erste Grundlage des spätern großen babylonischen Reiches. Assur, ein Sohn Sem's, der in dieser Gegend früher gewohnt, wurde durch Nimrod's Gewaltherrschaft vertrieben, und gründete weiter gegen Norden am Tigrisstrom die Stadt Ninive und die ersten Anfänge des assyrischen Staates. Babylon selbst kommt auf einige Zeit unter die Herrschaft eines chaldäischen Stammes, und noch späterhin sind die Chaldäer unter den Einwohnern von Babylon als das vornehmere Geschlecht ausgezeichnet. Von der frühesten Geschichte dieser beiden Staaten aber, sowie von dem östlich von Assyrien gelegen Mederreich, läßt sich nichts Gewisses sagen. Babylon bildete ein Viereck, vom Euphrat durchflossen; jede Seite war 4 Stunden lang. Die Mauer, 100 Fuß hoch, war mit 250 Thürmen besetzt, und 100 eherne Thore führten in die Stadt. Unter andern prachtvollen Gebäuden waren die königl. Paläste merkwürdig, und besonders der Belustempel, vielleicht der alte babylonische Thurm, von dem noch heutzutage ein ungeheurer Trümmerhaufen übrig ist. Von einer 300 Schritte ins Gevierte haltenden Grundfläche erhob er sich zu einer schwindelnden Höhe, und zwar so, daß 8 Thürme auf einander standen, der höhere über immer etwas schmäler und niedriger war, als der untere. Ganz oben war eine Kapelle für den Gott Belus [Baal], der hier für sich ein goldenes Bette und andern goldenen Hausrath hatte, für den Fall daß er einmal hier wohnen wollte. — Noch riesenhafter als Babylon war Ninive. Die Stadt hatte 12 deutsche Meilen im Umfang; die Mauern waren 100 Fuß hoch und hatten eine solche Breite, daß oben wohl bequem 3 Wagen neben einander fahren konnten. Auf der Mauer standen 1500 Thürme, jeder 200 Fuß hoch. Innerhalb der Mauern waren übrigens auch Ackerfelder, so daß in Kriegen die Belagerung oft Jahre lang ausgehalten werden konnte.

Seinen Höhepunkt erreichte das assyrisch-babylonische Reich unter Ninus [2000 v. Chr.] Er und seine Gemahlin Semiramis, eine muthige Frau, die einmal mit stürmender Hand die Mauern Baktra's erstieg und dadurch Königin wurde, sollen ganz Vorderasien bis Indien sich unterworfen haben. Ihnen folgten 30 Könige nach einander, die immer weichlicher und despotischer wurden. Der letzte König hieß Sardanapal, der allezeit im Kreise seiner Weiber war, selbst ihre Kleider trug, und mit ihnen die Spindel drehte. Das empörte seine Feldherrn; von ihnen in die Enge getrieben, verbrannte er sich sammt Weibern und Schätzen in seinem Palaste, 888 v. Chr.

Aus seinem Reiche entstanden Neuassyrien, Neubabylonien und Neumedien. Unter den Königen in Neuassyrien ist Salmanasser der bekannteste. Dieser war es, der dem Reiche Israel ein Ende machte, und die Israeliten zum Theil aus ihrem Lande führte. Bald nachher kam aber die Reihe des Untergangs an Assyrien selbst, denn jene beiden anderen Reiche theilten sich in dasselbe. Am mächtigsten wurde Babylonien, das babylonische Weltreich, zumal unter Nebukadnezar (600 v. Chr.) Er schlug den König von Aegypten, Pharo Necho, bei Circesium am Euphrat; zerstörte Jerusalem mit dem prächtigen Tempel Salomos, und führte die Juden in die babylonische Gefangenschaft; griff Sidon und Tyrus an, und zerstörte letzteres nach einer 13jährigen Belagerung. Nach seinem Tode sank auch dieses Reich (der letzte König hieß Naboned (Belsazar), wie nicht lange nachher auch Medien, und machten dem zweiten Weltreiche, der persischen Monarchie, Platz.

Die Phönizier.

Ein Volk anderer Art, die Phönizier, bewohnten einen schmalen Küstenstrich zwischen dem mittelländischen Meere und dem Gebirge Libanon; da jedoch der sandige Boden weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht einlud, verfielen sie auf Seefahrt und Handel, und wurden allmählig das berühmteste und mächtigste Handelsvolk des Alterthums. Ihre vornehmsten Städte waren Tyrus und Sidon. Sie verfertigten Glas und Purpur, holten in Spanien Silber und Blei, in England Zinn, an der Ostsee Bernstein. Sie verbreiteten die Buchstabenschrift, gründeten Kolonien am Mittelmeer, worunter Karthago in Afrika bald die bedeutendste wurde. Sie sollen selbst Afrika in drei Jahren umschifft haben. Ihre Religion bestand hauptsächlich im Dienste des Baal (Herr, Sonne) und der Astarte (Mondgöttin), mit welchem die abscheulichsten Sitten verbunden waren. Das Verbrennen kleiner Kinder in den glühenden Armen des Götzen Moloch war etwas Gewöhnliches. Nebukadnezar zerstörte die alte Stadt Tyrus. Zwar legten sie während der Belagerung auf einer gegenüber liegenden Insel eine neue Stadt, Neutyrus an; aber 200 Jahre später fand auch diese Inselstadt ihren Untergang, und von da an verlor sich allmählig der phönizische Handel und Name.

Die Aegypter.

Aegypten begreift das lange, nur wenige Stunden breite Tiefland des Nils. Vom Juni bis September wer-

den die Niederungen vom Nil überschwemmt, das lange Thal wird in einen unabsehbaren See verwandelt, aus dem die Dörfer sich wie Inseln erheben. Der reichliche Schlamm, den der Strom mit sich führt, befruchtet die Felder und macht den ausgebrannten staubigen Boden zu einem grünenden Garten, in welchem Getreide, Reis und Baumwolle auf's Ueppigste gedeihen. Erreicht der Wasserstand nicht die erforderliche Höhe, so erfolgt Theurung; ist die Ueberschwemmung reichlich, so wächst Alles im Ueberfluß.

Kein Land der Erde hat so alte Denkmäler der Kunst aufzuweisen wie Aegypten. Dazu rechnet man die Pyramiden, Obelisken, das Labyrinth, die Königsgräber, die Tempel und Paläste. Wie in der Baukunst, waren die Aegypter auch in der Sternkunde, Feldmeßkunst und Arzneiwissenschaft wohlerfahren. Ihre Schreibweise läßt sich noch jetzt theils an den alten Bauwerken, theils aus den Papyrusrollen erkennen. An den Obelisken und andern Bauwerken findet sich die hieroglyphische oder volle Bilderschrift, mit deren Entzifferung man in unsern Zeiten einige glückliche Versuche gemacht hat. Die Papyrusrollen, aus der Papyrusstaude gefertigt, enthalten die gewöhnliche bürgerliche Schrift. Merkwürdig sind: das Todtengericht, die Mumien, und der Glaube an Seelenwanderung. Ihre Religion war ein abscheulicher Thierdienst, indem Krokodile, Stiere, Katzen, ja fast alle Thiere, göttlich verehrt wurden. Das ganze Volk wurde in folgende Kasten eingetheilt: die Kaste der Priester, der Krieger, der Künstler, wozu die Handwerker und Kaufleute gehörten, der Ackerbauer und zuletzt der Hirten.

Von ihren ältesten Königen, die den gemeinschaftlichen Titel Pharao führten, weiß man wenig. Menes wird als erster König genannt, der auch Memphis, die alte Hauptstadt des Landes, erbaut haben soll. Ein anderer Namens Sesostris wird in der Geschichte als Welteroberer angeführt. Erst mit dem König Psammitich, (650 v. Chr.) einem der 12 Fürsten die das Labyrinth bauten und der sich nachher zum Alleinherrscher in Aegypten machte, wird die Geschichte etwas heller und zuverläßiger. Durch ihn wurde Aegypten erst eine handelnde und seefahrende Nation. Sein Sohn Pharao Necho verwickelte sich in Kriege mit den Chaldäern, und wurde bei Karchemisch [Circesium] fast aufgerieben. Nebukadnezar verwüstete ganz Aegypten. Zuletzt unter Psammenit wurde das Reich den Persern zinsbar und verlor auf immer seine Unabhängigkeit.

Die Israeliten.*)

Palästina wird im Westen von dem mittelländischen Meere, im Osten von der syrisch-arabischen Wüste, im Norden von Syrien, und im Süden von der westarabischen Wüste eingeschlossen. Durch den Jordanfluß zerfällt es in eine westliche und östliche Hälfte. Das Land, mit seinen Mittelgebirgslandschaften [Gebirge, Juda, Ephraim, Carmel, Gilead] und grasreichen Ebenen, war zur Zeit des Volkes Israel sehr fruchtbar und wohlbebaut, jetzt ist es vernachläßigt und zertreten. Abraham, der Stammvater des Volkes Israel, wanderte durch besondere Berufung Gottes (!) von Ur in Chaldäa zuerst nach Haran in Mesopotamien, und von da nach Kanaan. Mit ihm zog Lot, seines Bruders Sohn. Beide hatten zahlreiche Heerden, und insbesondere wurde Abraham durch Gottes Segen zu einem der reichsten Hirtenfürsten des Morgenlandes. Noch in seinem hohen Alter gebar ihm sein Weib Sara, nach der Verheißung des Herrn, einen Sohn mit Namen Isaak. Der Herr prüfte den Glaubensgehorsam Abraham's, indem er ihm befahl, Isaak zum Opfer zu bringen. Abraham war bereit ihn dahin zu geben, denn er dachte im Glauben: „Gott kann ihn auch wieder von den Todten erwecken." Isaak wurde seinem Vater wieder geschenkt, nach dem Tode seiner Mutter heirathete er Rebekka, die Tochter Bethuels in Haran, der ein Sohn des Nahor [Abraham's Bruder] war. Rebekka gebar dem Isaak zwei Söhne: Esau und Jakob [Israel]. Esau wurde der Stammvater der Edomiter, Jakob aber zeugete mit Rahel und Lea, den Töchtern Labans [Rebekka's Bruder] 12 Söhne, die zwölf Erzväter Israels. Die zehn älteren Söhne neideten Joseph und verkauften ihn nach Aegypten; aber Gott war ihm hold u. rettete ihn aus aller seiner Trübsal, gab ihm Gnade und Weisheit vor dem Könige Pharao in Aegypten, der ihn zum Fürsten über Aegypten setzte. Es kam aber eine Theurung über ganz Aegypten und Kanaan. Da nun Jakob hörte, daß in Aegypten Getraide feil wäre, sandte er seine Söhne dahin, und obwohl Joseph sie kannte, stellte er sich doch fremd gegen sie. Als sie zum andernmal kamen, gab sich Joseph zu erkennen; er sandte hin und ließ seinen Vater Jakob, und seine ganze Freundschaft, 75 Seelen, holen. In Aegypten wuchs die Familie Jakobs zum großen Volke heran, so daß der neue König Befehl gab, die neugebornen Knäblein auf jede Weise um's Leben zu bringen. Zu dieser Zeit wurde Moses geboren, der von der Tochter Pharaos aufgenommen und erzogen wurde. Da er aber 40 Jahre alt war, besuchte er seine Brüder, die Kinder Israel, und erschlug einen ägyptischen Frohnvogt. Er floh nach Midian und kam zu einem Priester Namens Jethro, dessen Tochter Zipora er heirathete. Auf dem Gebirge Horeb, wohin er die Schaafe seines Schwiegervaters getrieben hatte, erschien ihm der Herr in einem feurigen Busche, er sandte ihn nach Aegypten, um Israel aus der Knechtschaft zu erretten. Nach 10 schweren Plagen ließ Pharao endlich das Volk ziehen. Sie gingen durch das rothe Meer, in welchem die nachsetzenden Aegypter erkranken, kamen darauf an den Sinai, wo ihnen Gott der Herr unter Donner und Blitz die 10 Gebote gab. Vierzig Jahre zogen die Israeliten in der Wüste umher, bis sie endlich unter Josua das Land Kanaan einnahmen. Längere Zeit standen sie unter

*) In der Geschichte der Israeliten spielt der Fabelgott Jehova eine großartige Rolle, in der sich auch unser Geschichtsschreiber zu gefallen scheint. L.

Richtern: (Gideon, Jephtha, Simson u. a.) bis der Letzte derselben, Samuel, dem Verlangen des Volkes nachgab und um's Jahr 1100 v. Chr. Saul zum Könige salbte. Auf diesen folgten David und sein Sohn Salomo, der den Tempel zu Jerusalem baute. Durch Rehabeams harte Behandlung trennte sich das Volk in zwei Reiche; das Reich Israel unter Jerobeam, mit der Hauptstadt Samaria und das Reich Juda unter Rehabeam mit der Hauptstadt Jerusalem. Das Reich Israel hatte nach einander 20 schlechte, abgöttische Könige, die das Volk zur Abgötterei und Sünde verführten, bis endlich der assyrische König Salmanasser 720 v. Chr. dem Reich ein Ende machte, und das Volk in die assyrische Gefangenschaft führte. Durch einige fromme Könige (Hiskia) wurde der Sturz des Reiches Juda noch einige Zeit aufgehalten. Besonders waren es die Propheten (Jesajas, Jeremias) die das Volk und die Könige auf den Herrn wiesen, jedoch vergebens. Nebukadnezar, der König von Babylonien machte auch diesem Reiche ein Ende (600 v. Chr.) und führte die Juden in die babylonische Gefangenschaft. Nach 70 Jahren erlaubte Cyrus, König von Persien, den Juden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Nur ein kleiner Theil zog unter dem Fürsten Serubabel und dem Priester Esra zurück, und bauten Jerusalem und den Tempel wieder. Aber Israels Herrlichkeit war dahin. Sie kamen nacheinander unter ägyptische, syrische, macedonische und zuletzt unter römische Herrschaft. Unter der Regierung des Kaisers Augustus wurde der verheißene Messias, Jesus Christus, der Sohn Gottes, geboren, aber von seinem Volke verstossen und an das Kreuz geschlagen. Sein Blut kam, wie sie es wollten, über sie und ihre Kinder. Jerusalem wurde 70 Jahre n. Chr. zerstört, und bis auf den heutigen Tag geht Israel in der Irre, bis auch sie ihre Kniee beugen vor ihm, der da ist das A und das O, der Anfang und das Ende.*)

Die Inder.

In dem Theile von Südasien, welchen wir die Halbinsel diesseits des Ganges nennen, wohnte in den frühesten Zeiten ein hochgebildetes Volk, die Inder, zu dessen ältester Geschichte theils großartige religiöse Bauwerke, theils eine reiche alte Literatur viele Andeutungen geben.

Zu jenen Bauwerken gehören die unterirdischen Grottentempel mit ihren Bildwerken und Inschriften (z. B. auf der Insel Elephante im Meerbusen von Bombay, auf Salsette bei Bombay, und vorzüglich zu Ellore in der Mitte Vorderindiens); ferner die über der Erde in Felsen gehauenen Bauten, besonders eine ganz in Felsen gehauene Königsstadt auf der Küste Koromandel; endlich gewisse freistehende Pagoden.

Zu jener Literatur gehören vorzüglich die in der Sanskritsprache geschriebenen heiligen und profanen Schriftwerke. Das Sanskrit ist zwar keine lebende Sprache mehr, wird aber, wie bei uns das Latein, von den dortigen Priestern noch heute studirt und verstanden. Die in diesen heiligen Büchern vorkommenden Gottheiten sind Naturkräfte. Das höchste körperliche Urwesen ist Brahma, in welchem alle Dinge, als Ausflüsse von ihm, ihren Grund und Bestand haben. Eine seiner Erscheinungsweisen ist die Sonne, in drei verschiedenen, den Jahresabtheilungen entsprechenden, Auffassungsweisen, als: Brahma, Wischnu, und Siwa, oder schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft der Sonne. Die Priester, Braminen, sind die alleinigen Erklärer der heiligen Schriften und halten die drei übrigen Kasten in der strengsten Abhängigkeit.

Neben dem Brahmaismus, der jetzt nur noch 60 Mill. Anhänger zählt, kam in der Mitte des 6. Jahrhunderts vor Christo, die noch weiter verbreitete Sekte des Buddhaismus auf, der im Grunde eine Herstellung des, vor der Einwanderung des Brahmaismus, in Indien einheimisch gewesenen Aberglaubens ist, und sich mit seinen 150 Mill. Anhängern von Ceylon nach Hinterindien, Tibet, China, Japan, der Mongolei und dem nordöstlichen Sibirien hinzieht.

Zweite Abtheilung.

Das medisch-persische Weltreich.

Das Reich der Chaldäer nennt der Prophet Daniel unter vier auf einander folgenden Monarchien „das goldene Haupt" und „den Löwen mit den Adlersflügeln." Ein zweites, welches „das silberne" heißt und mit einem Bären verglichen wird, sollte ihm folgen. Dies ist die persische Monarchie, welche Cyrus stiftete.

Cyrus stammte aus einer kleinen Provinz, Persis genannt, die den Medern unterworfen war. Seine Jugendgeschichte wird sehr verschiedenartig und fabelhaft erzählt. In Medien herrschte damals König Astyages, der mit Cyrus verwandt war, und mit dessen Sohn Cyarares er gemeinschaftlich seine Eroberungszüge machte. Es galt vornämlich den Angriff und Umsturz des chaldäischen Reiches. Ein Hauptfeind waren auch die Lydier im Westen von Klein-Asien, welche damals einen mächtigen König, Krösus, hatten, der um seines Reichthums willen zum Sprichwort geworden ist: Dieser eroberte allmählig ganz Klein-Asien und machte Miene, die Chaldäer in Babylon mit seinen Heeren zu unterstützen. Unvermuthet aber überfiel Cyrus vor seiner Hauptstadt Sardes, und bald war die feste Stadt in seinen Händen. Der reiche Krösus verlor Reich und Reichthum. In den Tagen seines Glücks hatte der Gesetzgeber Athens, Solon, dem er selbstgefällig seine Schätze zeigte, ihm die Lehre gegeben, daß kein Mensch vor seinem Tode glücklich zu nennen sei. Nun da er des Feuertodes sterben sollte, den die hitzigen Perser stürmisch verlangten, denkt er des weisen Mannes. Auf dem Scheiterhaufen rief er wiederholt: Solon, Solon! Cyrus ließ ihn wieder herabnehmen, begnadigte ihn und erhielt fortan an ihm einen treuen Freund und Rathgeber.

*) Das A und O ist nicht Jesus, sondern die Vernunft. L.

Nun rückte Cyrus mit seiner ganzen Macht vor Babylon. Die Stadt schien unüberwindlich zu sein. Aber er ließ heimlich tiefe Kanäle gegen den Euphrat hin graben, und leitete in einer Nacht, da die Einwohner bei einem Feste sorglos schwelgten, das Wasser ab, so daß die Perser fast trockenen Fußes durch den Fluß in die Stadt kommen konnten. Der König Belsazar, der in jener Nacht eine Hand an die Wand schreiben sah, wurde ermordet, worauf Cyaxares Babylon zur medischen Provinz machte. Cyaxares (bei Daniel Darius genannt) starb 536, und nun wurde Cyrus Erbe des ganzen Reiches, das fortan das persische hieß. Noch in demselben Jahr kündigte Cyrus den Juden Befreiung an, und die Art, wie er es that, giebt zu erkennen, daß er zu einer tiefern Erkenntniß Gottes gekommen war (Esra 1.) Sonst war Cyrus ein Anhänger der Religion des Zoroaster, der etwa ein Jahrhundert vorher gelebt haben mag. Dieser verwarf den Götzendienst, ließ nur noch die Verehrung des Wassers und des Feuers stehen, weßwegen es noch heute Feueranbeter in Persien giebt, und lehrte von zwei Gottheiten, dem guten Ormuz und dem bösen Ahriman.

Cyrus regierte nur 7 Jahre bis 529. Ihm folgte sein Sohn Kambyses, nach Esra 4, 6, Ahasverus, ein tyrannischer Wütherich. Er eroberte Aegypten unter schauerlichen Scenen von beiden Seiten. Rührend ist das Schicksal des ägyptischen Königs Psammenit. Er fiel mit seiner Familie in die Hände der Perser, als Memphis erobert wurde. Schweigend sah er, von persischen Kriegern bewacht, seine weinende Tochter in Sklaventracht aus dem feindlichen Lager kommen; er sah den Zug von 2000 Jünglingen, seinen Sohn an der Spitze, der mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde zum Tode geführt wurde; — doch keine Thräne kam in sein Auge. Als er aber endlich einen alten Freund und Tischgenossen bettelnd beim Kriegsvolke umher gehen sah, stürzten ihm in Strömen die Thränen von den Wangen. „Für das Unglück des Freundes," äußerte er auf die Frage des Kambyses, „haben meine Augen noch eine Sprache; aber mein eigener Schmerz ist für Thränen zu groß." Im folgenden Jahr machte er einen Empörungsversuch, wurde aber durch warmes Ochsenblut, das er trinken mußte, vergiftet. — Kambyses rückte gegen Thebais vor, um Aethiopien, an den Nilquellen, zu erobern. Aber nach fünf Tagen ging ihm der Proviant aus, und der Hunger nöthigte bald die verzweifelnden Krieger je um den zehnten Mann zum Schlachten zu losen. Da nahm der König den Rückzug. Unterwegs hörte er, daß 50,000 Mann, die er nach Ammonium in die lybische Wüste geschickt hatte, im Sand ihr Grab gefunden hätten. Voll düsteren Unmuths zog er in Memphis ein, wo man eben mit dem lautesten Jubel ein Götzenfest feierte. Der argwöhnische König hielt das für Schadenfreude und machte dem Fest ein schreckliches Ende. Bei seiner Rückkehr nach Persien verwundete er sich beim Aufsteigen auf das Pferd zufällig mit seinem Schwerte. Er hatte nur noch einige Tage Zeit seine unsinnige Regierung zu bereuen.

Die persischen Fürsten wählten nun aus ihrer Mitte denjenigen zum Könige, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Spazierritte zuerst wieherte. So traf die Wahl den Darius, einen Sohn des Hystaspes, daher Darius Hystaspes genannt. Er war es, der die innere Verfassung des Reiches begründete und das Reich in Statthalterschaften eintheilte. Seine Residenz hatte er abwechselnd in Susa, Babylon und Ekbatana; auch Persepolis, wo jetzt noch staunenswerthe Ruinen sind, war ein jeweiliger Aufenthaltsort für die Könige. Darius führte daneben viele Kriege. Namentlich eroberte er Babylon, das sich empört hatte, riß die Thore und einen Theil der Mauern ein, und schlug 3000 Aufwiegler an's Kreuz; eine wohlverdiente Strafe, denn zuvor hatten sie, um die Belagerung länger aushalten zu können, alle überflüssigen Weiber der Stadt erdrosselt. — Merkwürdig ist sein Zug gegen die Scythen im heutigen südlichen Rußland, mit 700,000 Mann. Er ließ bei Byzanz, dem heutigen Konstantinopel, eine Schiffbrücke über den Bosphorus schlagen. Dann rückte er vor bis zur Donau, wo eine förmliche Brücke gebaut wurde. Die Scythen aber schickten Weiber, Kinder und Vieh gegen den Norden, theilten ihre Heere in zwei Theile, und begnügten sich nur, den vorrückenden Feind zu necken. Dieser setzte über den Dnieper, den Don, und errichtete zuletzt an der Wolga acht mächtige Burgen. Auf die Herausforderung zu einer offenen Feldschlacht sandten ihm die Scythen einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, welches Symbol ein Kriegsgefangener also erklärte: „Könnt ihr Perser nicht gleich dem Vogel in Lüfte, oder gleich der Maus in die Erde, oder gleich dem Frosch in die Gewässer flüchten, so werdet ihr unsern Pfeilen nicht entrinnen." Endlich mußte Darius schleunigst zurückkehren, da die Scythen ihm drohten die Brücke abzubrechen. Er kam ihnen noch zuvor und entrann bei der Nacht mit dem größten Theil seines Heeres. Aber aus Furcht, die Feinde möchten ihm auf dem Fuße folgen, ließ er die Brücke zu frühe abbrechen, wodurch 80,000 Mann das Opfer des Feindes wurden.

Das Reich enthielt unter Darius eine Ausdehnung von Macedonien bis nach Ostindien. Zwei Züge gegen Griechenland aber mißlangen. Noch unglücklicher gegen die Griechen war sein Sohn Xerxes, im Buch der Esther Ahasverus genannt. Nach diesem bestiegen noch 7 Könige den Thron. Aber der Flor des Reiches sank immer mehr, und 200 Jahre nach Cyrus war es so geschwächt und entnervt, daß es unter dem letzten Könige Darius Kodomannus in wenigen Treffen von Alexander dem Großen umgestürzt werden konnte (331).

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Samuel Ludvigh.

November, 1868.

Du sollst unstät sein — das ist der Fluch der Eumeniden, den nur Athene sühnen kann.

Der Winter ist da und mit Grauen schau ich in sein kaltes Antlitz; denn auch der Husten ist ja wieder da. Wohl, es ist am Ende gleich, ob man zu Hause am treulichen Kaminfeuer hustet, oder auf der Reise; ob im Bett, oder im Waggon. Man muß die Dinge nur nehmen wie sie sind und wissen, daß kein Leben ohne Schmerz, weder im Palaste des Königs, noch in der Hütte des Bettlers, um nicht weibisch zu klagen und — den Humor nicht zu verlieren.

Am 15. Novbr. fuhr ich, per Expreß, von meinem getreuen Setzer Vogler begleitet, hinab nach dem Depot an der Pearlstraße und des Abends um 9 Uhr kehrte ich im ersten besten, dem Depot zu Indianapolis am nächsten gelegenen Hotel, ein, im Sherman Hause. Warum stiegen Sie denn in diesem Hause ab, frug mich am nächsten Morgen Jemand, der Wirth ist ein eingefleischter Copperhead? Ach, was kümmert mich der Wirth und seine Politik! Sein Koch ist es, nach dem ich frage, nicht ob er weiß oder schwarz, sondern ob er ein guter Koch ist. Was gebe ich als Reisender um einen radikalen Wirth, wenn Tisch und Zimmer schlecht sind. Es ist lächerlich und dumm zugleich, die Parteiliebe bis zum Wahn zu treiben, der Familienbande lös't, das Geschäftsleben beeinflußt und den geselligen Verkehr verbittert. Ich ziehe, wenn ich wählen soll, ein gutes amerikanisches Haus irgend eines Copperheads dem besten deutschen Gasthause vor, wenn dessen Wirth als orthodoxer Ochs mich als Nichtochs seines Stalles mit finsterer Miene empfängt, oder als radikaler Maulheld zu ungeschult oder zu geizig ist, 2 Dollars für eine radikale Zeitschrift zu verausgaben.

Das war ein Treiben und Jagen während der Zeit des Krieges hier am Depot und in der Stadt im Allgemeinen! Jetzt ist es still und ruhig, und solid in den breiten und langen Straßen, in denen kein Menschenstrom auf und nieder wogt, und durch welche meist leere Eisenbahnwagen hinrollen. Der abnormale Zustand des legalen Mordes hat die Geschäfte flott und viele „smarte" Leute reich gemacht, der normale Zustand hat die Ebbe zur Folge, wo Alles über schlechte Zeiten und sehr hohe Taxen klagt. Das ist der Fluch, den die böse That gebärt. Anstatt zu reformiren, habt Ihr in Blut gesäet: nun möget Ihr, als gerechte Strafe, mit Klagen und Sorgen erndten.

Während meines Hierseins gab Grau's deutsche Operngesellschaft in Val. Butsch's prachtvollem Theatergebäude Vorstellungen. Indianapolis hat unter den vielen Deutschen auch ein intelligentes und kunstliebendes Publikum, das gute Leistungen, trotz schlechter Zeiten, zu würdigen versteht. Es erscheinen hier gegenwärtig drei deutsche Zeitungen, von denen „die Zukunft" die Abschaffung der Ver. Staaten-Präsidentschaft und sonstige zeitgemäße, oder vielmehr sich in der Zeit entwickelnde Reformfragen agitirt. Aus dem Kern wird die Frucht, aus dem Embryo der Mensch. Die naturgemäße Entwickelung ist stufenweis und langsam und das: „in der Natur giebt es keinen Sprung" ist ein wahrer Satz; gäbe es aber im geistigen und politischen Leben nicht Männer, die — wie man zu sagen pflegt — ihrem Jahrhundert vorauseilen, so wäre der Entwickelungs-Prozeß in diesem Elemente ein noch weit langsamerer als er, leider, wirklich ist. Also Ehre und Achtung Jenen, die den Geist und den Muth haben, selbst auf Kosten ihres Vortheiles der Zeit vorauszueilen, als Träger neuer Ideen.

Es besteht hier, wie schon früher erwähnt, eine gute deutsche Vereinsschule. Auch ist eine Gesellschaft thätig, durch Herausgabe radikaler Schriften Licht zu verbreiten. „Licht aber thut sehr, sehr Noth." Wie die Erynnen die Finsterniß der Unterwelt lieben, so gefallen sich die Menschen der Oberwelt in der Dunkelheit des Geistes und ein moderner Prometheus wäre eine wohlthätige Erscheinung auf Erden, der das verhunzte Geschlecht mit dem himmlischen Feuer der Vernunft erleuchten würde, um sich — für den Frevel seiner Liebe durch den grausamen und wankelmüthigen Gott im Himmel an einen Felsen schmieden zu lassen und den Clerus, bei Festtagen, mit seiner Leber zu speisen. Was eine gespickte Gänseleber dem Feinschmecker ist, das müßte eine Prometheus-Leber am heiligen Ostertage den Pfaffen sein. Hörst du, Vater im Himmel, willst du deinen Kindern keinen Prometheus schicken? Doch sehe dich vor, daß es dir nicht geht wie mit der Sendung deines geliebten Sohnes, der an den Pfahl genagelt, im Werk der Menschenerlösung schmähliches Fiasko gemacht hat. Alle guten Geister loben Gott, den Herrn! ††† Es werde Licht! Und es ward Licht; denn in Terrehaut des Abend angekommen nahm ich alsbald ein Streichholz zur Hand und zündete im Gasthaus eine Talgkerze an, das mich an die gute alte Zeit erinnerte, wo es noch weder Gas noch Petroleum gab. Heil also dem Helldunkel; denn Talglichter explodiren nicht! Und dennoch wäre so manche Explosion zu wünschen, durch welche Throne und Altäre in Schutt zerfielen — salvis regibus, sacerdotibusque —*) damit dem unwissenden Bengel, dem Volk, der Trost bleibe, auszurufen: Es lebe der König! Es lebe der Priester! Zu Terrehaut sind eben wieder viele

*) Könige und Priester ausgenommen.

große und solide Geschäftshäuser im Bau und auch ein großes Schulgebäude erhebt sich. Würden die geldspendenden Amerikaner mehr Sorge für den Geist der Schulen als für die Mauren tragen, so stände es besser um das souveraine Volk. „Systemlosigkeit ist das System unserer Regierung."

Am 16. fiel hier der erste Schnee, als Vorbote des herannahenden Winters. Ich kam im Gasthaus mit einem alten Bekannten in Berührung, der längst dem orthodoxen Glauben seiner Kirche entsagt und jetzt den neuen Glauben an dem Spiritualismus angenommen hat. So lange sich der Mensch mit metaphysischen Grillen plagt, wird er nie zur Selbstständigkeit und inneren Ruhe kommen. Laut seiner Mittheilung waltet in seiner Familie ein böser Geist und sollte der gute Mann die fixe Idee des Glaubens bis zum Fanatismus treiben, so mag sich dieser böse Geist auch noch seines Gehirnes bemächtigen. Sein jüngster Bruder erschoß sich in Deutschland in Folge unglücklicher Liebe; eine seiner Schwestern ward von ihrem Mann vergiftet, indeß die Andere aus Schmerz über den Verlust von Mann und drei Kindern wahnsinnig wurde und im Irrenhaus starb, wo ihr eine Wahnsinnige den Hals abschnitt. Unglückliches Verhängniß!

Durch Ideenaproximation erwähne ich hier mit inniger Theilnahme des Schicksals eines ausgezeichneten Gelehrten und Dichters, des Dr. Burkhardt in Leipzig, von dem wir durch briefliche Mittheilung aus Sachsen an die zu Quincy, Ill. lebende Wittwe seines Freundes Roßmäßler erfahren, daß er das Licht der Augen vorlor und bald darauf dem Wahnsinn anheimfiel. O, barmherziger Christengott, du bist nicht weniger grausam in Peinigung deiner besten Kinder auf Erden, als es Zeus war, der Prometheus, seiner Verdienste wegen um das Wohl der Menschen, an einen Felsen schmieden ließ. Die Dogmen des Christenthums sind Absurdität und Farcen und der Glaube an eine persönliche Vorsehung Gottes stempelt diesen Gott vor dem Richterstuhl der Vernunft zu einem verabscheuungswürdigen, launigen, zornigen u. herzlosen Tyrannen. Machst du dich mit den unabänderlichen Gesetzen der Natur und mit der aus ihr deducirten Stofflehre vertraut, so wirst du wahrnehmen, daß die Erde ein großes Schlachterhaus ist, in dem sich die organischen Produkte, Menschen und Thiere, gegenseitig peinigen, verfolgen und auffressen und daß Krankheit, Schmerz und Tod unzertrennlich an die Wesenheit des Stoffes gebunden sind, ohne Controlle eines Gottes, dessen Liebe und Weisheit seinen Geschöpfen nur dann gerettet werden könnte, wenn man Alles, was uns als übel und bös erscheint, einem andern allmächtigen Wesen zuschreibt — dem Teufel. Doch Gott und Teufel sind leere Worte und der Furien Sitz ist das menschliche Herz.

Von Terrehaut fuhr ich per Eisenbahn nach St. Louis, der Großstadt von Missouri. Ich habe dieses Mal, auf Empfehlung des Apothekers Von Wyck, meines Nachbaren zu Cumminsville, im Privat- und Familien-Boardinghaus seines Bruders Quartier genommen, wo ich mich in jeder Hinsicht so recht behaglich und wie heimisch fühlte. Frau Von Wyck ist eine heitere, gebildete junge Dame, die als Seele des Hauses sich Ordnung und Reinlichkeit besonders angelegen sein läßt.

Im Contraste zu der gebildeten Gesellschaft, die ich in diesem Hause traf, ist mir in Uhrig's Brauerei ein Deutscher aufgestossen, der mich von Minnesota aus gekannt hat und mir das Compliment machte, daß er mich trotz meiner Politik, die er nicht billigen könne, besonders achte. Er nannte sich Arnold, mit dem Bemerken, daß er einen bösen Namen habe, und daß ihn die Amerikaner hassen. Eine etwas verkommene, wild aussehende Figur, halb Indianer, halb civilisirter Mensch. Arnold ist auch für mich ein ominöser Name aus der Zeit meines rationalistischen Wirkens in New York. Zerstören scheint die Seligkeit beider dieser Arnolde zu sein.

Jener zerstörte meinen Rationalisten-Verein auf eine öffentliche Anklage hin, daß ich an eine Urkraft glaube und als bezahlter Redner nicht besser wie jeder andere Pfaffe sei. Auch hatte ich einen anderen Arnold als Gegner, der von besserem Schrot und Korn, ausgezeichneter Redner und Agitator der fanatischen Arbeiter-Bewegung zur Zeit des großen Schneiders Weitling war, dessen eifriger Socialismus endlich in der Erfindung einer Knopfloch-Nähmaschine verschollen ist. Er war — ein Narr und seine „Republik der Arbeiter" mit 7000 Abonnenten hat ausser den hie und da sich krümmenden Arbeiter - „strikes" keine Spur zurückgelassen. So wechseln die Systeme und eine politische Größe verdrängt die andere im ewig lodernden Vulkan menschlicher Bestrebungen, die bald auf vernünftige, bald auf tolle Weise sich offenbaren und geltend zu machen suchen. Auch „Arnold der Dritte„ präsentirte sich mir im Salon von Uhrig's Brauerei als specielle Größe. Er brüstete sich nämlich damit, daß er die Indianer bei der Neu Ulm Massacre angeführt und so manchen Weißen scalpirt habe, da er die Weißen, besonders die Regierungs-Agenten, für die Ursache des Indianer-Aufstandes hielt. Beim Scheiden sprach er zu mir: sehen wir uns im Leben nicht mehr, so sehen wir uns in der Hölle wieder. Ach, ich glaube, im Innern dieses Helden hat jetzt schon der Teufel seinen Sitz aufgeschlagen. In solchen Charakteren kann kein himmlischer Frieden, kann keine Ruhe wohnen.

Im 1. Heft der Fackel, 69, befindet sich ein Auszug eines Pamphlets: Der sociale Detector, von Dr. Kroschel. Als ich zu St. Louis auf meiner Runde die Elmstraße passirte, las ich an einem bescheidenen Hause: Dr. Kroschel, Wasserheilanstalt. Ich trat denn ein und traf da wirklich den Verfasser des erwähnten Pamphlet's, das Pfaffen, Advokaten und Aerzten den Krieg erklärt und alles Heil in der individuellen Regierung und — im kalten Wasser sucht.

Also zum Teufel mit den drei Facultäten! In's Freie! und in's Kalte! lasset euer Motto sein: das ist Kroschel's Theorie. Es hat so jeder sein Steckenpferd und da es verschiedene Reiter giebt, ungeschickte und kunstgerechte, ängstliche und tollkühne, und auch die Pferde verschieden sind, Pegasus und blinder Tretgaul, junge und alte, feurige und strupirte Pferde, so ist auch in diesem Millenium des Steckenpferdreitens kein harmonisches, vernünftiges und kunstgerechtes Zusammenreiten zu erwarten. Aber nichts destoweniger nur drauf losgeritten! ob bewundert oder ausgelacht; hopp, hopp, hopp, nur vorwärts in sausendem Galopp!

Fräulein Clausen, die liebenswürdige und gewandte Soubrette, gastirt eben im Apollo-Theater. Ich besuchte eine Vorstellung: „Der Postillon von Müncheberg." Das Haus war schlecht besucht, das Orchester ist gut und das zahlreiche Theaterpersonal hat sich stolsch über die leeren Räume erhoben und spielte recht brav. Aber die Tänze — ach, das waren eben keine Kunstleistungen und vom einigermaßen Graziösen von einem Paar jungen Dilettantinen abstrahirt war die Production eine höchst prosaische Waden-Ausstellung, auf welcher der Vollmond einer hochroth costumirten und karrikirten Tänzerin „von Hinten" stolz herabschaute wie Venus Paphia auf ihre lüsternen Verehrer auf Erden. Und von Vorne? Na, da konnte man nicht umhin, selbst als Greis an's Paradies zu denken.

Neben der Westlichen Post und dem Anzeiger hat vor Kurzem eine neue tägliche Zeitung in großem Format ihre Erscheinung gemacht. Das Blatt wurde durch eine Gesellschaft gegründet und verfolgt eine unabhängige, freisinnige Tendenz, mit besonderer Berücksichtigung einer wesentlichen Reform unserer Bundesverfassung. Redacteure des Blattes sind die Herren Röser und Binder.

Für den materiellen Genuß sorgen zahlreiche Restaurationen und Trinklokale, hier zu Lande Salons genannt. Toni Niederwieser hat vor Kurzem wieder ein großes und geschmackvolles Lokal eröffnet: genannt Orchestrion und Concerthalle, da seine Sommerwirthschaft vor der Stadt in dieser Saison seinem rastlosen Geschäftsgeiste zu wenig Nahrung giebt. Wo aber dem Geschäfte das wampum (Geld) fehlt, dort geht es nicht.

Eines Sonntags besuchte ich in Gesellschaft des Herrn Ferd. Gottschalk den Lafayette Park, um des verdienstvollen Senator Benton's kolossale Statue in Augenschein zu nehmen. Die Stellung der Statue, in ruhiger, nicht homerischer, man darf sagen geistloser Haltung, entspricht dem Motto an der Frontseite: there is East, there is India, durchaus nicht und von Aehnlichkeit der markirten und geistvollen Physiognomie des Senators ist auch keine Spur zu sehen. Man sollte das mißlungene Standbild, zur Ehre des Verstorbenen, über den Ocean in das Atelier zurückschicken, woher es gekommen war. Es wäre schmählich, wenn Lincoln's Monument, für Springfield bestimmt, ein ähnliches Loos treffen sollte.

Wie es Geschichtschreiber giebt, die zu beschränkt sind, um zu wissen, was sie bei weltgeschichtlichen Begebenheiten, zum Werth und Nutzen der Nachwelt, besonders herausheben sollen und was nicht, übersehen sie den reichhaltigen und großartigen Stoff in ihren Händen und erschöpfen sich in poetischen oder langweiligen Schilderungen detaillirter Nebensachen und Kleinigkeiten; eben so giebt es geistesarme Künstler, denen Ausdruck und Charakter Nebensache und die Drapperie Hauptsache ist. Es fällt mir da Lucian's Sklave ein, der durch Beerbung seines Herrn plötzlich reich geworden nicht weiß, wie er seinen Mantel umnehmen, noch wie er anständig essen soll und der, während die lockersten Speisen auf der Tafel stehen, über eine Schüssel von Linsenbrei und Pöckelfleisch herfällt und frißt, bis er — vor lauter Entzücken seines Geschmackes — bersten möchte.

Ich selbst kannte einen Maler, der stundenlang sich selbst in seinen sehr mittelmäßigen Bildern bewundert und sein eigenes werthvolles Gesicht auf einem Tableau des Olympes unter die Götter versetzt hat. Auch unter den Dichtern giebt es Heroen, die Jedem, der zu hören Lust hat, ihre Knittelverse vorlesen, und die sie auswendig lernen, um damit bei Kunstkennern, die von Styl und Sylbenmaß so viel verstehen wie Bileam's Esel, zu imponiren. Viele, heißt es, sind berufen, aber Wenige auserwählt.

Von meinen alten Bekannten in St. Louis hat kürzlich der Tod zwei dahingerafft: Hrn. Buchhändler Helmich, und der Rentier Hrn. Seitz.

Helmich war ein gemüthlicher und geistreicher Mensch und ausgezeichneter Buchhändler. In seinen jüngern Jahren, von Beglückungstheorien sprudelnd, war er eifriger Communist und Verehrer seines Freundes, des idealen und braven Hermann Kriege. Kann man den Spiritualisten trauen, so mögen jetzt beide, vereint wie Orestes und Pylades, die Verwirklichung ihres Ideales in der Geisterwelt schauen. Helmich hat für den deutschen Buchhandel in Amerika viel gethan u. starb in der besten Manneskraft zu St. Louis.

Herr Seitz erwarb sich durch Fleiß und Rechtlichkeit ein namhaftes Vermögen und machte im vorigen Jahre mit seiner Gattin eine Vergnügungsreise nach Europa; doch am höchsten Ziele seines irdischen Glückes fand er ein Grab im Vaterland und die trauernde Wittwe kehrte vereinsamt nach St. Louis zurück zu ihren Kindern.

Herr Ludwig Seitz war ein freisinniger Mann, mit dessen Ideen die Leichenrede, welche ein Vikar an seinem Grabe hielt, wie Licht und Schatten contrastirt. Im Gebet heißt es:

Ach, wirk in mir zu deinem Ruhm,
Mein Gott, das wahre Christenthum!
So hab' ich schon auf diesem Lebenspfade,

Was mich beruhigt und erfreut;
Wenn ich mit Gott vereinigt werde,
Schmeck ich des Himmels Seligkeit.

Des Himmels Seeligkeit war gewiß nicht des Freidenkers Seitz Geschmack und es ist gut, daß die Todten nicht hören, sonst würde der Todte Protest eingelegt haben gegen den Ruhm des christlichen Gottes.

Der Herr Vikar muß seinen Landsmann auch ziemlich gut gekannt haben; denn er schloß seine religiöse Rede mit folgenden Dyathribe:

Seitz war ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Mensch. Viel Redens mochte er zwar nicht von seinem Glauben; aber der Wille Gottes (welchen doch ex officio jeder Seelsorger kennen muß) war ihm in's Herz geschrieben; darum brüstete er sich nicht öffentlich mit seinen Werken der Barmherzigkeit und Liebe — daher können wir hoffen, daß Gott unsern Freund in sein Reich genommen. Wir werden dich wieder sehen. Friede deiner Asche! Amen. Herzlich stimme auch ich in diesen Ruf ein; doch sehen werde ich meinen Freund Seitz nicht wieder.

Von meinen Landsleuten leben und wirken in St. Louis Oberst Fiala und zwei Söhne des Rambauer. Die Zahl der Ungarn in Amerika ist sehr gering und Ungarn ist den Amerikanern eine terra incognita. So las ich vor Kurzem in einem Zeitungssatz über ungarische Angelegenheiten vor den Namen Ortzy das deutsche Wort „Herr" gesetzt, wodurch der Mr. Editor und Geograph zu erkennen giebt, daß er glaube, Ungarn bilde einen inhärirenden Theil von Deutschland. Sprachkenntniß ist nicht des Amerikaners Sache; doch haben sie gelernt, vor dem Namen eines Künstlers Herr und vor dem eines italienischen Debütanten Signor zu setzen. Ich erinnere mich nicht, je eine deutsche, französische oder lateinische Citate in einem englischen Blatte gelesen zu haben, das ohne Fehler war. Es giebt in dieser Hinsicht keine Nation auf Erden, die den englischen Ablegern in Amerika gleichkömmt, wo es sich darum handelt, auf Ignoranz stolz zu sein und auf jedes fremde Element, als etwas ihnen tief Untergeordnetes, herabzublicken.

Nun begeben wir uns, auch dieses Mal von Freund Peteler begleitet, an Bord und fahren auf dem Vater der Ströme hinauf nach Quincy, im Staat Illinois. Mollie hieß der Steamer von der Northwestern Union Linie. Keine elegante, aber doch sehr anständige Dame, mit der es sich ganz gut reisen läßt. Auch giebt sie ihren Gästen gute Betten u. guten Tisch. Schnellläuferin ist Mollie nicht, daher man auch weniger dem Aufblasen ausgesetzt ist u. kömmt, wenn auch langsam, endlich doch an's Ziel kömmt. Wir waren zwei Nächte an Bord und die Passagiere haben ihr Fahrgeld in voll für Kost und Logis ersetzt bekommen. Ich stieg in Armbruster's Hotel ab. Zur Bestättigung, daß man hier einen guten Tisch findet, brauche ich blos zu sagen, daß Frau Armbruster ihre Studien in Wolf's Rheinischer Weinhalle gemacht hat.

Amerika ist doch ein großes Land. Villages entstehen wie Pilze und aus den Villagen werden große Städte. So ist es auch mit Quincy, der gesegneten Kirchenstadt. Die Menschen strömen in Kaninchen-Progression nach dem Westen. Die Häuser zu Quincy vermehren sich mit jedem Jahr wie die exotischen Flügelthiere in Dr. Ritler's Hofe. Die beiden Ufer von Illinois und Missouri verbindet seit Kurzem eine imposante Eisenbahnbrücke über den Mississippi. Dergleichen Brücken wird man bald nach dem Bäckerduzend zählen können, vorausgesetzt, daß die Zeiten so schlecht bleiben wie sie jetzt sind. —

Vor meiner Abreise hatte ich das Vergnügen, Herrn Lingenau, den Veteran und das non plus ultra der Geschäftsreisenden im Hotel zu begrüßen. Derselbe ist jetzt Generalagent des Westens für die Germania Lebensversicherung von New York. Wer Lingenau's Schwada wiederstehen kann, und sein Leben nicht versichert, für den muß das Leben keinen Werth haben.

Es besteht zu Quincy ein Liederkranz, welcher, wie ich vernehme, über 300 Mitglieder zählen soll, unten denen 40 active. Die Propaganda gegen Kirche und Pfaffenthum hat hier blos Ein actives Mitglied, den Brauer Dick; wo aber Cato ist, dort findet eine Versammlung statt. Der Turnverein leidet am Asthma und eine Kirchenzeitung hat hier einen bessern Boden als die Fackel. Wäre ich nicht selbst auch wieder während meines Hierseins mit dem Symptom einer Krankheit genannt Asthma behaftet gewesen, so hätte ich mir den Genuß verschafft, einer dramatischen Vorlesung der Frau von der Osten (aus Maria Stuart) beizuwohnen. Es ist schwer, Krankheiten zu heilen; aber noch schwerer ist die Kunst zu lernen, wie man Krankheiten verhüten kann. Ich liebe den Genuß — der Mensch soll genießen; aber es ist Thorheit, auf Kosten der Gesundheit zu genießen, welche der Genüsse höchster ist.

Frau von der Osten ist als dramatische Schauspielerin rühmlichst bekannt. Herr Lingenau nannte ihre Vorlesung ausgezeichnet. Man findet auf der rauhen Bahn des Lebens so wenig Ausgezeichnetes, daß ich um so mehr bedaure, den Vortrag nicht gehört zu haben. Kann ich noch zu rechter Zeit Fräulein Janauschek in Chicago am Flügel erhaschen, so soll sie, die Gefeierte, mich dafür entschädigen, wenn es Anskulapius' Wille ist.

Es war eine herrliche Mondnacht als ich von Quincy mit dem Expreßzug nach Springfield fuhr. Das Wetter war seit einigen Tagen sehr angenehm, die Luft rein und das ist die beste Medicin für meine schwere Noth des Athmens und des Hüstelns. Vom Wagengerassel eingelullt überfiel mich der Schlummer und da der „pflichtvergessene" Conducteur mir die Karte nicht abnahm und ich das Ausrufen der Station, das mitunter sehr leise geschieht, nicht gehört habe, frug ich eben noch zu rechter Zeit, ob wir nahe zu

Springfield seien. Wir sind schon ziemlich weit von der Stadt hinaus, hieß es. Nun sprang ich denn auf, zog an der Schelle und konnte den Condukteur bewegen, den Zug gnädigst anzuhalten. Da ich Nichts zu tragen hatte und der Himmel mit seinen Myriaden Welten freundlich auf die Erde herabblickte, so machte ich zum bösen Spiel die beste Miene und wandelte ein belebtes Schattenbild auf dem Schienenweg zurück nach der Stadt. Die Promenade des Nachtwandlers dauerte eine volle Stunde, bis ich das deutsche Gasthaus erreichte, das man mir in Quincy empfohlen hatte. Es war hier eben Ball, wo die tanzlustige junge Welt in der auf den Thanksgiving Day folgenden Nacht ihrem Gott im Himmel ein Tanz- und Bieropfer gebracht hat. Ja, was wäre die Jugend ohne die drei C! Ich zog mich sogleich auf eine mir angewiesene Stube zurück, schlief ziemlich gut und träumte, weiß nicht mehr von was.

Auch Springfield ist bereits eine große schöne Stadt. Das neue Postgebäude ist der Vollendung nahe und zum neuen Capitol (state house), wohin mich Freund Sommer nolens volens geschleppt hat, wurde vor Kurzem von der Freimaurer-Fraternität der Grundstein gelegt. Ein Werk, das im Namen Gottes begonnen wird, das muß wohl auch gelingen und sollte es dennoch mißlingen, oder gar einstürzen, so kann natürlich nur der Teufel dabei sein Spiel haben. Kann uns denn kein Theolog sagen, wie alt der Teufel ist und wer ihn geschaffen? Nun, ich glaube, wenn Gott Alles in's Dasein gerufen hat, so muß er wohl auch seinen Widersacher, den Samiel, erschaffen haben — und das mag den allwissenden Schöpfer gewiß schon unzähligemal gereut haben.

Meine nächste Station war Decatur, ein hübsches und rühriges Städtchen. Da es hier keinen großartigen Stoff zu behandeln giebt, wird es mir wohl erlaubt sein einer amerikanischen Hotelscene zu erwähnen, welche wenn auch nicht welthistorisch, doch ziemlich pickant ist. Es ist seit einigen Jahren Sitte, daß man in amerikanischen Hotels erster Classe gedruckte Speisekarten den Gästen zur gefälligen Auswahl vorlegt. Von den vielen gedruckten Speisen sind in der Regel nur sehr wenige in der Küche zu haben. Die Speisekarte des fraglichen Hotels hatte auch eine lange Liste von allerlei Weinen, von denen der billigste die Flasche zu $1.75 angesetzt war. Da mir Quantität und Preis zu hoch waren, wählte ich mir eine Point of Longworther still Catawba (d. h. eine halbe Flasche mussirenden Catawba Wein) zu einem Dollar im Preis. Als ich einem Aufwärter den Auftrag gab, sah er mich verblüfft an und sagte: that will be charged extra (dafür wird extra bezahlt). Just bring it — aber er kam nicht. Nun verlangte ich Dasselbe von einer Aufwärterin, die mir naiv erwiderte: I don't understand what you say (ich verstehe nicht was Sie sagen.) Glaube wohl; denn die Dame hat wohl in ihrem Leben noch Nichts von still Catawba gehört. Als ein neben mir sitzender Amerikaner den Dollmetscher gemacht, sagte sie, daß kein Wein zu haben sei. Bravo. Nun verließ ich nach verrichteter Arbeit den Tisch und als ich dem Landlord hinter dem Counter vorbeidefilirt, sprach er: you shall have it (Sie sollen ihn haben), nicht den deutschen Rhein; nein, den mussirenden Catawba Wein. Er wieß mich mit meinem unglücklichen Verlangen nach dem Schenkzimmer (bar) und als ich darauf bestand, daß ich den Wein mit Muße sitzend und nicht am Schenktisch stehend trinken will, so erschien, zu meiner entsetzlichen Ueberraschung, eine große Flasche, ungesiegelt, mit fuselartigem Concord Wein. Ich versuchte den Nektar, spuckte ihn aus und sagte: Mein Herr, das ist nicht der Stoff, den ich bestellt habe. Und so endigte denn die Farce, welche ich nie wieder in einem amerikanischen Hotel, wo Whiskey König ist, wiederholen werde.

Sonntags ward mir das Vergnügen, einer deutschen Geschäftsversammlung beizuwohnen, wo eben die Frage der Incorporation eines so eben in's Leben gerufenen geselligen Vereins, Concordia genannt, debattirt wurde.

Wenn ich noch einer Tasse Kaffe apres diner erwähne bei dem geistreichen vormaligen Apotheker Hofacker, gegenwärtigem wohlbestellten Wirth des Pennsylvania Hauses, mit sehr wenigen Gästen, so habe ich wohl den gesammten Stoff verarbeitet, der sich mir da für die Streifzüge darbot.

Am 30. des Morgens ging es via Bloomington nach Peoria. Zu El Paso, einem frisch auftauchenden Prärie-Städtchen, hieß es, daß man bis 4 Uhr Nachmittags, also 6 Stunden überliegen müsse. Nun, das läßt sich eben nicht ändern, bei solchen close connections (unmittelbaren Verbindungen) heißt es eben Geduld haben. Da aber 6 Stunden müßig sein, für mich ein peinigender Zustand ist, so ließ ich mir im Hotel ein Zimmer heizen und füllte die Zeit angenehm aus mit Lesen und mit Schreiben.

Von El Paso nach Peoria ist nur ein Katzensprung; den wollen wir also am letzten Tage des Oktober-Monats guten Muthes machen und die Reise im Dezember nach Chicago u. s. w. fortsetzen. Also: auf glückliches Wiedersehn!

Dezember, 1868.

Ich beginne den letzten Monat des Jahres — welcher der Kalender-Zahl nach eigentlich Duodecember heißen sollte — mit Füllung der Lebenslampe in meinem alten Standquartier, dem Peoria Haus. Indeß ich selbst häßlich geworden, hat sich dieses alte Haus förmlich verjüngt. Schade, daß man runzelige Gesichter, gleich alten Wände, mit neuen Tapeten, nicht mit einer neuen frischen Haut überziehen kann! Man kann zwar graue Bärte schwarz färben, aber solche Färbung ist doch weiter Nichts denn Karrikatur. Alles hat seine Zeit und Alles was da ist, ist nothwendig; also auch graue Haare und Runzeln. Und so wollen wir

uns denn mit stoischem Schmunzeln in Zeit und Nothwendigkeit fügen, ohne den lieben Herr Gott zu meistern. Da auch das Collectiren zur Nothwendigkeit gehört, so will ich mich nach eingenommenem Frühstück, avec buk wheat cakes, auf die Beine machen, welche heldenmüthig gegen den Luftdruck meines zerlöcherten Blasebalges ankämpfen und, durch ausgezeichnete Verbauungswerkzeuge unterstützt, die Maschine noch immer in leidlichem Gange erhalten.

Peoria, Quincy und Springfield streiten sich um den Vorrang. In jeder dieser Städte des großen und fruchtbaren Präriestaates hat die Einwohnerzahl 20,000 überschritten, in jeder entstehen fortwährend neue Gebäude und an Kirchen leidet keine Mangel. — Der Mangel eines großen und eleganten Hotels wird jedoch am meisten zu Peoria gefühlt. Mit Salons sind Alle reichlich versehen und zu Peoria hat vor Kurzem Herr Gillig ein großes, einfach schönes Lokal, mit einer Restauration im Basement, eröffnet. Was Toni in St. Louis in diesem edlen Zweige des Trinkens und Lunchens leistet, das leistet Emil in Peoria.

Indeß Indianapolis und Springfield bereits Straßen-Eisenbahnen besitzen, fehlen diese noch in Peoria. Doch sind hier die für eine Stadt so nützlichen Wasserwerke — welche unter der deutschen Mayoralität Philipp Bender's angeregt wurden — der Vollendung nahe. Das deutsche Element ist in allen diesen Städten namhaft vertreten und es giebt in jeder namhafte deutsche Geschäftsfirmen. Die Journalistik steht zu Indianapolis oben an; indeß sie zu Springfield und Quincy noch sehr ärmlich vertreten wird. An schönen öffentlichen Bauten wird Springfield — abgesehen vom großen Lincoln-Monument — bald ihre Rivalinen überflügeln u. im Punkte, den öffentlichen Verbindlichkeiten nachzukommen, kann Peoria als Muster dienen.

Springfield verdankt der Ambition und dem Unternehmungsgeist des Hrn. Rudolph ein großes Opernhaus; aber dieses Opernhaus war für den gemüthlichen und intelligenten Erbauer die Brücke zu drückender Schuldenlast und, leider, sogar der Weg nach dem Irrenhaus. Friede seiner Asche! Er hatte so lange ihm Fortuna und er selbst durch seine Mittel Andern gelächelt, viel Freunde und starb einsam und von Wenigen betrauert. Es giebt Menschen, die Armuth u. Sorgen männlich ertragen; denen aber schwindlig wird, wenn sie zu Vermögen kommen.

Ausser Gillig's Salon ist Röhrig's großer Billiardsaal, mit 6 Tischen, und Weinmar's stets mit echtem Stoff versehene May flower zu erwähnen, indeß sich neben der brave Wirth Tendering ganz besonders durch sein Gewicht von 325 Pfund empfiehlt und unter dem Namen Baby allgemein bekannt ist.

Für gutes Bier sorgt Brauer Huber und Seidler's Essigfabrikat steht an Qualität kaum dem still Catawba des Reviere Hauses von Decatur nach.

Noch einen Deutschen und alten Bekannten muß ich erwähnen, um sein Andenken zu ehren, den braven Anker, aus Oesterreich. Vom Freiheitsdrang getrieben, in der Hoffnung hier im Lande der Freiheit als Reformer zu wirken, verließ derselbe vor einigen 20 Jahren seine Heimath und die engen Schranken seiner Stellung als katholischer Priester. Zu New York angekommen hielt er in der Halle meines damaligen, blühenden Nationalisten-Vereins eine Rede. Da ihm aber die Gabe eines Agitators fehlte — ich darf sie wohl eloquentia rustica*] nennen — so überzeugte er sich bald, daß er hier als Reformer nicht wirken könne und wandte sich dem Lehrfache zu. Später traf ich ihn als allgemein geachteten evangelischen Prediger zu Hamilton im Staate Ohio, und zwar, die Fessel des Cölibates zersprengend, als glücklichen Ehemann und Vater. Einige Jahre später begegnete ich ihm als Lehrer an einer Schule zu Peru, Ill., und dann zu Peoria in derselben Qualität. Er hat mir stets bitter geklagt, daß ihm seine werthvolle Bibliotheke hier zu Lande von keinem Nutzen sei, gebannt in die Stellung eines Lehrers niederer Klassen. Da Täuschung sich auf Täuschung häufte, nachdem er auch seine Gattin verlor und die erwachsenen Kinder nicht nach seinem Wunsche handelten, unterlag der unpraktische Gelehrte dem Gewicht seines Schicksals; so daß sein Denkvermögen immer schwächer ward und ihn unfähig machte, als Lehrer zu fungiren. Nun zog er vor Kurzem, wie man mir sagte, mit seinen Kindern nach einer andern Landstadt, wo dem Rest seines Lebens wohl auch keine Rosen blühen werden. Der arme gute Anker!

Der Name eines andern seiner Collegen, Professors Smolnikar's aus Klagenfurt, ist hier zu Lande seit Jahren gänzlich verschollen. Die fixe Idee dieses sonst tüchtigen Gelehrten und Philologen war, durch Wort und Schrift als Apostel Christi, welchen Namen er sich selbst beilegte, die babylonische Hure zu stürzen, wie er das Papstthum zu Rom in biblischer Sprache genannt hat. Der Papst sitzt noch auf dem Thron. Möge es der letzte sein! Seinem Widersacher begegnete ich zuletzt in einem Wäldchen des Staates Pennsylvanien, als ich per Stage ihm vorüber fuhr und dem Apostel, mit den Stiefeln in der Hand auf der reformatirischen Bahn hinziehend, meinen freundlichen Gruß zurief. Ist der Mensch nicht ein seltsames Produkt von Vernunft und Unvernunft? Und wie verschieden sind die Bestrebungen und Charaktere der Menschen!

Vor wenigen Wochen erhielt ich aus Ungarn einen Brief von Dr. N., eines Freundes Smolnikar's, der sich einst dem Apostel Christi hier in Amerika zum Sturze des Papstthums apostelmäßig angeschlossen hatte, sich jetzt nach dem Erfolge ihrer gemeinschaftlichen Bestrebungen erkundigt und mir die Kunde sendet, daß er in seinem Vaterland das Werk begonnen habe, das Christenthum von dem Gifte der römischen Kirche zu reinigen. Nur wacker voran! Endlich fällt die Baute doch zusammen, wenn man Stein um

*] Bauern-Eloquenz.

Stein aus dem Fundamente zieht. Liefern nicht in der neuesten Zeit Oesterreich und ganz besonders Spanien einen Beweis für diese Wahrheit? Gewiß.

Jene benannten Männer faßten die fixe Idee das Papstthum zu stürzen und wurden gar häufig als Narren verspottet. Ha, wie groß muß da erst meine Narrheit gar Vielen erscheinen, da all mein Wirken dahin geht, nicht nur den römischen Augiasstall zu reinigen, sondern mit dem Christenthum Gott selbst im Himmel von seinem Thron zu stürzen. Der Erfolg wird noch lange auf sich warten lassen; aber: — wenn auch langsam — sie bewegt sich doch!

Von Peoria ging's auf holprigen Schienen nach Peru. Auch hier konnte ich mich vor meinem Zimmerfenster im Hause Wohlwends alsbald überzeugen, daß sie sich bewegt die Erde mit all dem Federvieh, das sie producirt, und das sich eine Weile in irdischer Glückseligkeit auf ihr herumtummelt, als wäre sie blos für sie entstanden, besonders für den Hahn, den begabten Sultan des Misthaufens. Einer dieser Sultane in Wohlwend's Hofe erlaubte sich sogar, neben dem Rechte der Polygamie seines Geschlechtes eine Ente sich als Kebsweib beizulegen u. siehe da, aus dem wunderbaren Entenei entwickelte sich eine Ente mit einem Hühnerflügel an der einen Seite. Bei Gott sind alle Dinge, und selbst bei einem Hahn sind viele Dinge möglich, über welche sich Gelehrte die Köpfe zerbrechen. Peru hat mehre sehr freisinnige Deutsche und in dem kleinen Häuflein zählt die Propaganda eben so viele Mitglieder wie im großen radikalen Haufen der Weltstadt New York.

Auch ich, ein anderer Punkt auf dem großen Düngerhaufen der Erde, bewege mich wieder seit acht Tagen etwas rascher u. sammle in double quick steps eines Invaliden Lumpen, um als anständiger Mensch zu leben. Aus Lumpen macht man Papier, aus Papier Geld und Geld regiert die Welt. Aus Lumpen werden zuweilen auch große Männer, Virtuosen, Maler, Dichter, Generäle und Minister. Auch ich bin ja in meinen jungen Jahren eine kurze Zeit Lump gewesen, der auf dem Billiardtisch, und auf Kegelbahnen, in Mädchengesellschaft und auf Bällen eine hervorragende Rolle gespielt hat. Das Leben ist ein gordischer Knoten, in welchem sich Moment an Moment reiht und von welchen jeder eine Ursache ist, die ihre Folge hat, welche abermal zur Ursache wird. Glücklich ist der Mensch erst dann zu preisen, wenn er nicht mehr lebt — das hat selbst Crösus erfahren. Und wären die Menschen vernünftiger, besser, tugendhafter, so wären sie schon vor dem Tode glücklicher, diesem Nivellisten der Vernunft und der Tugend.

Via Joliet in Chicago angekommen. Das anmuthige Städtchen Joliet erinnert mich jedes Mal an den Namen Giulia, der schönen und geistreichen Baronin Wezlar, in Venedig, an welche ich der Pilger nach Syrakus im Jahr 1837 durch ihre Freundinen, die Fräulein Sternberg in Ungarn, empfohlen war. Sie gab mir dem jugendlichen Enthusiasten die „bezauberte Rose" zu lesen und Julia bezauberte mich. Sie ist nicht mehr u. da sie schon in der irdischen Hülle ein Engel war, so muß sie jetzt nach spiritualistischen Begriffen, verklärt, gewiß ein glücklicher Geist sein.

Der Materie entsprossen, unzertrennlich von der Materie verehre ich doch das Geistige, das Ideale und so war ich denn auch jetzt in Chicago wieder so glücklich mich am Geistigen der Künstlerin Janauschek zu laben und geistig zu erheben. Ich habe sie gerade noch zu rechter Zeit am ätherischen Flügel erhascht und ihre Leistungen in der Rolle als Elisabeth in vollen Zügen genossen.

Eine andere geistige Erfrischung hat mir Herr A. P. Einer meiner thätigen Actionäre geboten, indem er mir erklärte, daß er den Plan hege, 5000 Dollars für Uebersetzung und englische Ausgabe meiner freisinnigen Schriften zu investiren. Das ist ein edler Gedanke, dessen Realisirung für den geistigen Fortschritt unter den Amerikanern von großer Tragweite sein dürfte und auch den Verleger hinlänglich belohnen würde. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß diese Werke, deutsch sowohl wie englisch erst nach meinem Tode den Verlegern jenen materiellen Lohn bieten werden, welcher mir auf der dornenvollen Laufbahn der Reform selbst hätte werden sollen. Hier ist ein freier Mann, der 5000 Dollars opfern will, um meine Schriften unter den Amerikanern zu verbreiten und das ist gewiß edel. Oefter vernahm ich die Stimme freier Männer, die da sagten: Sie müssen ein Monument nach Ihrem Tode erhalten, und das ist für mich allerdings sehr ehrenvoll u. für Andere ein aneiferndes Beispiel; denn anerkannt werden von freien Männern ist für den freien Mann der höchste Lohn. Aber es hat sich unter meinen vielen Freunden noch keine Stimme erhoben, die da frug: „was soll aus dem Fackler werden, dem es an Nichts fehlt, so lange er gesund ist, wenn er dieses Kleinod verliert und nicht mehr im Stande sein wird, sein Geschäft fortzusetzen?"

Und, ach, Das ist allerdings ein trauriger Gedanke, eine Satyre auf den rastlosen Geist, dem man Monumente verheißt, und der am Ende die Stoa in einem Armenhaus oder Hospital praktisch zur Geltung wird bringen müssen. Wohlan, ich habe stets meiner innersten Ueberzeugung Genüge geleistet, habe gegen Königthum und Pfaffenthum seit mehr als 30 Jahren geistig angekämpft und kann weder von einem König, noch von der Kirche einen Lohn erwarten, der mich blos entehren würde. Reichthum war für mich stets ein relativer Begriff und ich habe dem Geld nie ein Princip zum Opfer gebracht; aber mit bald 70 Jahren noch immer in der Miethe wohnen und nicht einmal eine Hütte, ein sicheres Obdach für Weib und unerzogene Kinder zu hinterlassen, das ist Etwas, das mich oft, trotz aller Philosophie, recht schmerzlich berührt.

Die Einwohnerzahl der jungen Stadt Chicago ist bereits zu 300,000 herangewachsen. Der Tunnel ist der Vollendung nahe und Hunderte von prachtvollen Häusern erheben sich aus dem Prairiegrund mit jedem Jahr. Es ist für

mich etwas Angenehmes diese vielen Großstädte der Union jetzt zu sehen, welche ich alle noch im jüngsten Embryo gesehen habe. Wie kurz ist die Zeit, als ich meine Streifzüge noch per Achse (Stage) über diese unübersehbare Prairien machte und die Fußpfade der Indianer im Gras verfolgte, wo jetzt Farm an Farm sich reiht und Stadt an Stadt. Ueber gar nicht lange wird die Locomotive von Chicago bis San Franzisko hinziehen u. den jungen Uncle Sam mit dem alten China und Japan in directe Verbindung setzen.

Von Chicago fuhr ich via Annarbor, der rührigen und schönen Universitätsstadt im Staate Michigan, nach Detroit, diesseits von Canada, an einem schiffbaren Flusse gelegen. Im comfortablen Hotel Erichsen abgestiegen, war die freundliche Hausfrau eben beschäftigt, Kuchen für die herannahenden Feiertage zu backen. Sie präsentirte mir, als altem Hausfreund einen Teller voll dieser sogen. Springerles, welche ich sogleich in den Koffer legte, um sie meinen Kindern nach Hause zu bringen.

In Detroit vermißte ich Einen meiner alten Freunde, Herrn Apotheker Leuschner, der einen Tag vor meiner Ankunft, in der vollen Manneskraft dahingerafft, begraben wurde. Auch einem andern Freund, Brauer Strob, hat während des hiesigen Aufenthaltes der unerbittliche Tod seine geliebte Gattin entrissen. Alle unsere Bestrebungen, alle unsere Pläne sind blos Schattenbilder und oft, wenn wir im Leben nach Mühe und Arbeit Alles im Leben erreicht haben, was das Leben angenehm macht, macht der Tod einen Strich durch die Rechnung.

Ich habe in der Turnerhalle zwei Vorträge gehalten, welche aber sehr schlecht besucht waren. Es erscheinen gegenwärtig hier drei tägliche Zeitungen: das Volksblatt, die Post und das Journal. Die deutsche Schule gehört zu den besten des Landes. Die Bühne ist auch hier noch lange keine Schule des Lebens geworden. Der Arbeiterverein, der 450 Mitglieder zählt, hat ein großes Gebäude errichtet, mit geräumigen Hallen. Architekt war Johann Müller, Beamter der Seeküstenvermessung des Staates. Zum Abendessen geladen, habe ich im Hause dieses freisinnigen und genialen Künstlers einige sehr angenehme Stunden genossen. Da mir das Vergnügen zu Theil ward, die Reise von Annarbor nach Detroit in Gesellschaft des Hrn. Schulenburg zu machen, besuchte ich hier dessen große Billiardfabrik. Es sind da 45 Arbeiter beschäftigt, die wöchentlich 8 Tische verfertigen. Das Holz, das zu den Billiards verwendet wird ist Rosenholz, Nußbaum und ungarische Esche. Dieses ist das schönste an Farbe und Marmor und kostet den vierfachen Preis.

Ein prachtvolles Opernhaus in Detroit ist der Vollendung nahe. Es ist nicht weniger elegant als das zu Chicago und übertrifft dasselbe an Akustik. Von den alten Freunden der Fackel kehrte vor Kurzem Herr Fr. Behr aus Europa zurück und ist da so eben im Begriff, neben der großen Wein- und Liqueur-Handlung der Hrn. Diebrich und Breisacher einen geschmackvollen Salon zu eröffnen.

Von Detroit fuhr ich nach Toledo einer Stadt in Ohio, die lange brach lag nnd in letzterer Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Von da ging es nach Sandusky City. Da ich hier eben auch wieder sehr wohl fühlte und meinen Vielen hiesigen Freunden einen geistigen Genuß bereiten wollte, hielt ich in Molitor's Halle einen Vortrag über den Menschen und seine Religion. Der Saal war trotz der flüchtigen Anzeige ziemlich zahlreich besucht und der Herausgeber des republikanischen Blattes sprach sein Bedauern aus, daß nicht wenigstens 3000 Menschen anwesend waren.

Freund Adam Moos spannte seinen Gaul ein u. fuhr mit mir von einen Abonnenten zum andern, um das Abonnement zu collectiren. Durch seine Bekanntschaft hat auch die Liste einige neue Leser gewonnen. Wir besuchten auch den Weinpflanzer Hrn. Ph. Lorch, der guten Wein producirt und einen ausgezeichneten Keller besitzt. Auch Otto Krommer, Miteigenthümer der Fulton-Maschinen-Fabrik, führte uns in seinen Keller, ein mit großen Fässern wohlbesetztes Gewölb.

Es wurde mir das Vergnügen zu Theil zu einem Balle geladen zu werden, wo ich dem Alter zum Trotz zwei Touren getanzt habe. Das war eine ermüdende Arbeit, welcher ein leckeres Austernmahl in der eleganten Restauration des Hrn. Butz sehr gut zu statten kam. Hr. Butz, ein liebenswürdiger Charakter, und seine Frau, eine interessante junge Amerikanerin, huldigen dem Glauben des Spiritualismus. Glauben macht selig — und es mag Jeder auf seine eigene Façon selig werden, sagte Friedrich der Große.

Gerne hätte ich Freund Farciot auf Kelley's Island besucht, doch das Eis war nicht stark genug, um eine Spazierfahrt über die Bay zu riskiren.

Die nächsten Stationen waren Cleveland und Columbus, O. Je näher ich der Heimath kam, desto mehr eilte ich, um die Meinigen wiederzusehen und in ihrer Mitte die christlichen Feiertage des Christtages und des neuen Jahres en famille zu genießen. Der Wunsch ward erfüllt; doch sollte der Genuß kein ungetrübter sein. Am 24. Dezember klopfte ich an meiner Hausthüre zu Cumminsville und es fehlte kein Haupt. Um den kleinen Ungetauften am heiligen Abend eine Freude zu bereiten wurde für ein Tannenbäumchen gesorgt unter dessen mit Lichtern erhellten Zweigen die Geschenke geordnet lagen für Alt und Jung. Es war ein höchst glücklicher, ein wahrhaft heiliger Abend im Kreise von Weib und Kindern, Schwiegersohn und Enkelinnen. Solche Momente entschädigen für Jahre von Sorgen und Leiden.

Am nächsten Sonntag hatten wir interessante Gesellschaft aus der Stadt, eine Frau Dreyer und ihre Tochter, eine ausgezeichnete Pianistin, die einige Sonatten von Beethoven mit viel Präcision und tiefem Gefühle gespielt hat.

Wenn Alles ruhig zu sein scheint, sind die Stürme oft am nächsten. So war es auch dieses Mal wieder mit mir. In der Nacht des 30. Dez. um 1 Uhr, als ich so innig wohl fühlte als stände ich vor der Pforte des Paradieses, erblickte ich meine bestürzte Gattin und Tochter und den Hausarzt Menke vor mir stehen und deren Manoeuvre sagte mir alsbald, das mich wieder ein Nervenschlag gerührt habe. Wein und Valeriana und Reibungen wurden applicirt; denn Gehirn und Sprache waren leicht afficirt, die linke Seite des Gesichtes schief gezogen und der linke Arm total gelähmt. Dieses Mal war die Krisis nicht so schnell vorüber wie das vorige Mal. Sieben Tage lag ich hilflos im Bett, von meiner engelguten Sarah gepflegt, die nicht nur Tag und Nacht regelmäßig die Medicin verabreicht, sondern auch für kräftige Suppe gesorgt hat und mir die Cigare anzündete, wenn ich zuweilen zu rauchen versuchte, um mir einzubilden, gesund zu sein. Ach, welch ein hilfloses Geschöpf ist der Mensch, wenn ihm der Gebrauch der Glieder fehlt! Der Mund wollte nichts halten, der Gaumen nichts verschlucken, und jeder Gegenstand fiel aus der Hand, wenn sie es versucht hat, ihn zu fassen. Am achten Tage vermochte ich einige Zeilen zu schreiben und durch das Wetter begünstigt in der Stadt den Geschäften nachzugehen.

Die Maschine mag sich auf dieses Mal wieder allmälig erholen; aber der Gedanke scheint doch kein illusorischer zu sein, daß die Zeit meines geistigen Wirkens auf der Neige ist und es wäre mir sehr lieb, einen rüstigen Partner oder Käufer für die Fackel zu finden, welche nach vieler Mühe jetzt ein solides Fundament hat und welche ihren Gegnern zur Freude nicht erlöschen sollte, da sie noch in lichterlohen Flammen brennt.

Ob wir uns auf einem andern Streifzuge wiedersehen, wird die nächste Zukunft lehren. Aufgeben werde ich auf keinen Fall, so lange noch ein gesunder Funke des Geistes vorhanden und der Körper im Stande ist, sich ohne fremde Stütze hinzuschleppen. Der Mensch denkt, das Fatum lenkt. Ich habe eine 30jährige, obwohl oft sehr sorgenvolle, doch im allgemeinen höchst angenehme und nützlich ausgefüllte Vergangenheit hinter mir. Die Zukunft mag sich auf irgend eine Weise gestalten, ich bin auf Alles vorbereitet.

Mein geistiges Wirken wird lange den schwachen, hinfälligen Körper überleben. Meine Werke gehören dem Volk — meine Familie, die ich in keiner sorgenlosen Lage zurücklasse, gehören ihrem eigenen Werthe an, gelenkt durch ein nothwendiges, allwaltendes Fatum am Band der Gesetze der Natur.

Geschrieben am 12. Jan. 1869.

Geistiger Fortschritt.

Eine Bombe von S. Ludvigh.

Siehst Du den Grundstein legen zu einer christlichen Kirche, oder zu einem jüdischen Tempel, so denke: das ist geistiger Fortschritt. Hörst Du in einer Freischule Hymnen singen und Bibel-Lesen, so denke: das ist geistiger Fortschritt. Siehst Du einen Priester in der Reverenda, einen Prediger mit weißer Halsbinde, eine maskirte barmherzige Schwester, eine Nonne oder gar einen Mönch, so denke: das sind Repräsentanten des geistigen Fortschrittes. Beschneidet man ein Jüdlein, oder tauft man ein Christlein, so denke: sie werden dem geistigen Fortschritt geweiht. Läßt der Pfaffe ein Te Deum singen, wenn der Soldat einen Sieg errungen, so denke: das ist geistiger Fortschritt. Siehst Du in einer republikanischen Court die Bibel küssen, um den Schwur zu bekräftigen, und dabei die anwesenden souverainen Schaafe auf Geheiß des souverainen Richters respectvoll und unterthänig die Hüte abnehmen, so denke: das ist nicht nur geistiger, sondern auch politischer Fortschritt. Sollte Jemand in offener Court aus Unkenntniß des Gebrauches, oder aus stolzem Selbstgefühl den Hut auf dem Kopf behalten, so sprich: werft den Kerl hinaus, er höhnt den geistigen Fortschritt! Eröffnet man irgend eine Congreß-, Legislatur- oder sonstige Sitzung mit dem Gebete eines decorirten Pfaffen oder Laienbruders, so beuge dich vor der tiefen Weisheit und denke: das ist geistiger Fortschritt. Siehst Du an einer Thür einen Flor hängen, so denke: dies ist das Zeichen des geistigen Fortschrittes nach dem Himmel. Siehst Du Sonntags die Geschäftslokale geschlossen und nur die Trödelbuden der Seelsorger offen, nach denen geputzte Scharen wallfahrten, so sprich: der Himmel segne Euch, Ihr seid auf dem Wege des geistigen Fortschrittes!

Wo der Verstand aufhört, dort fängt der Glaube an. Wer blindlings glaubt, ohne fähig zu sein selbst zu denken und Ursachen und Folgen zu vergleichen, um die Wahrheit zu ermitteln, der ist ein Dummkopf; wer aber den Glauben der Dummköpfe zu seinem Vortheil ausbeutet, um dadurch Ansehen oder Geld, oder Beides zugleich zu erhalten, der ist ein Schurke; er möge Rabbi, Bonze, Derwisch, Priester, Prediger heißen, oder Laie sein.

Alles, was dem blinden Glauben dient ist schädlich für die politische und geistige Entwickelung des menschlichen Geistes und wo der religiöse Glaube den höchsten Triumph feiert, dort führt der Weg nach Tortur, und Scheiterhaufen.

Mag auch unser Staat von der Kirche getrennt sein,

so wird er doch von ihr, obschon indirect, oft auf die unverschämteste Weise beeinflußt und die Presse schweigt dazu, weil sie zwar frei heißt, aber lange nicht frei ist. Der heuchlerische Staat gräbt und schmilzt das Erz; die schlaue Kirche verarbeitet es zu Ketten, um sie dem gläubigen, sorgenlosen, systematisch im Keim verdummten Volke um den Nacken zu legen.

Daß das hiesige Volk im Allgemeinen ein gläubiges Volk ist, das bezeugen die vielen Kirchen; daß aber dieses Volk im Allgemeinen, trotz Religion und Kirche, kein moralisches Volk ist, das beweisen die vielen Criminalfälle und die mit gläubigen Verbrechern gefüllten Gefängnisse.

Wer die hiesige Presse kennt, der weiß, daß sie, mit sehr, sehr spärlicher Ausnahme, den Kirchen, und dem Parteigeiste geweiht, ist.

Ach, was hätte seit Gründung dieser Republik durch die Preßfreiheit nicht für Entwickelung des Geistes und Veredlung des Volkscharakters geschehen können, wenn Jene, die sie handhaben, freie und grundsatzgetreue Männer gewesen wären und noch wären! Wohin wir kommen, wenn es so fort geht, ist nicht schwer zu errathen. Daß Ignoranz und Schlechtigkeit in unsrer Glorreichen souverain sind, kann nicht geläugnet werden. Ein höchst bedeutungsvoller Ableger dieser beiden Volksqualitäten kam mir bei meiner letzten Tour durch Peter Lenk zu Toledo in die Hände: ein approbates Amulet des Mittelalters und ein schauderhaftes Curiosum unserer Gegenwart. Ein Preßbengel zu Toledo hat dieses Curiosum in Englisch und Deutsch zum Besten des geistigen Fortschrittes geliefert und ich kann den Wisch weder den Delphinen, noch den Flammen weihen, ehe der Inhalt durch die Fackel beleuchtet und verbreitet ist, um dem Leser zu zeugen, wohin Ignoranz, Glaube und Schlechtigkeit führen, wenn man sie, anstatt zu impugniren ungehindert fortwuchern läßt, um endlich jedes Saamenkorn der Vernunft zu ersticken und die Gefilde der jungen Freiheit mit den giftigen Stoffen der Despotie und Knechtschaft zu düngen.

Hier ist das Document in seiner vollen Schönheit wörtlich abgedruckt. Man lese und sage dazu, will man Gott und dem Teufel dienen. Amen.

Eine wahre und approbate Kunst in Feuersbrünsten und Pestilentz-Zeit nützlich zu gebrauchen.

Sey willkommen du feuriger Gast, greiff nicht weiter als was du hast: dieß zehl ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes.

Ich gebiete dir Feuer bey Gottes Kraft, die alles thut und alles schafft, du wollest stille stehen, und nicht weiter gehen; so wahr Christus stund am Jordan, da ihn taufet Johannes der H. Mann.

Das zehle ich dir Feuer zu einer Buß, im namen der H. Dreyfaltigkeit.

Ich gebiete dir Feuer, bei der Kraft Gottes, du wollest legen deine flammen, so wahr Maria beheilt ihre Jungfrauschaft vor allen Damen, die sie beheilt, so keusch und rein, drum stell feuer dein Wüten ein.

Dieß zehl ich dir feuer zu einer Buß, im Namen der Allerheiligsten Dreyeinigkeit.

Ich gebiete dir feuer, du wollest legen deine Glut, bey JEsu Christi theures Blut, das er für uns vergossen hat, für unser Sünd und Missethat.

Das zehle ich dir feuer zu einer buß, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes.

JEsus Nazarenus, ein König der Jüden, hilf uns aus diesen feuers-Nöthen, und bewahr dieß Land und Gräntz, für alle Seuch und Pestilentz.

(Wer diesen Brief in seinem Hause hat, bey dem wird keine Feuersbrunst entstehen, oder kein Gewitter einschlagen; Imgleichen so eine schwangere Frau diesen Brief bey sich hat, kan weder ihr noch ihrer Frucht eine Zauberey noch Gespenst schaden. Auch so jemand diesen blef in seinem hause hat, oder bey sich trägt, der ist sicher für der leydigen Sucht der Pestilentz.)

Ich seh einen Dieb über meinen Hof reiten; geben kannst du alle Regentropfen, alle Schneeflocken, alle Sternen am Himmel zählen kannst du aber nicht. Stehe still, wie ein Stock, stell nun dich wie ein Bock; Sanct Petrus binde, Sanct Petrus, ich habe gebunden mit dem Schlüssel des Himmels Pforte, der Dieb sey geschlossen und gebunden, biß daß ich komme, und über ihn sehe mit meinen allsehenden Augen, und über ihn spreche † † †

Für den Dieb laß geben nach der Diebstahl; Erz-Dieb leg ab dein gestohlen Guth, und stehle hingegen nicht wieder † † †

Sodom und Gomorrha.

Von Corvin.

„Es ist kein feyner Leben auff erden, denn gewisse zinß haben von seinem Lehen, eyn Hürlein daneben und unserm Herre Gott gedienet."

Die Reformation wurde recht eigentlich durch das Schandleben der Pfaffen hervorgerufen; denn der Ablaß-

Unfug war nur die nächste Veranlassung. Es verlohnt sich daher schon der Mühe, einen Blick in diese geistliche Cloake zu thun und zu ergründen, woher es kommt, daß grade Diejenigen, welche durch ihre Stellung vorzugsweise dazu berufen waren, den Menschen als Muster der Sittlichkeit und Moralität voranzugehen, sich durch die zügellosesten sinnlichen Ausschweifungen so sehr befleckten, daß sie dadurch den allgemeinen Abscheu gegen sich hervorriefen.

Die schaffende und erhaltende Kraft hat allen lebenden Geschöpfen den Geschlechtstrieb gegeben. Sie machte ihn zu dem mächtigsten Triebe, weil sie damit die Fortpflanzung verband, worauf sie bei allen organischen Geschöpfen besonders vorsorglich bedacht war; ja sie stellte es nicht in den freien Willen, dem Geschlechtstriebe zu folgen, sondern zwang dazu, indem sie die Unterdrückung desselben empfindlich bestraft. Der gewaltsam unterdrückte Zeugungstrieb macht Thiere toll und Menschen zu Narren.

Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist also eine Pflicht und an und für sich ebenso erlaubt und unschuldig als die Befriedigung des Durstes. Vom sittlichen Standpunkt aus beurtheilt, verdienen der Fresser und Säufer in nicht geringerem Grade unsern Tadel, als der in der sinnlichen Liebe ausschweifende Wollüstling, und die seltsame und verkehrte Ansicht, wodurch wir selbst die naturgemäße Befriedigung des Geschlechtstriebes gleichsam zu einem Verbrechen, oder doch zu einer Handlung stempeln, deren man sich schämen muß, — verdanken wir einzig und allein dem verdorbenen Christenthum.

Das gesellschaftliche Zusammenleben macht es durchaus nothwendig, daß die Leidenschaften der Menschen überwacht und geregelt werden, sei es nun durch die sogenannte Sitte, oder durch Gesetze; denn dürfte ein Jeder ungehemmt dem Ungestüm seiner Leidenschaften folgen, so würde sich der Staat gar bald in wilde Anarchie auflösen.

Die Erfahrung lehrt, daß der Geschlechtstrieb gar oft die gewaltigsten und verderblichsten Wirkungen hervorbringt, und so mußte er denn natürlich auch die ganz besondere Aufmerksamkeit der Gesetzgeber in Anspruch nehmen. Sie fanden in der Ehe das geeignetste Mittel, den traurigen Folgen der geschlechtlichen Ausschweifungen vorzubeugen, und fast alle civilisirten Völker alter und neuer Zeit betrachteten die Ehe als ihre festeste Grundlage und als ein höchst segensreiches und wohlthätiges Institut.

Die christliche Kirche verkannte die Wichtigkeit der Ehe durchaus nicht, und da sie unablässig bemüht war, den größtmöglichen Einfluß auf die Menschen zu erlangen, so bemächtigte sie sich auch der Ehe, indem sie behauptete, daß zur Schließung derselben die priesterliche Einsegnung durchaus nöthig sei; ja sie ging so weit, daß sie diese rein gesellschaftliche Uebereinkunft, über welche höchstens dem Staate eine Controlle zusteht, — für ein sogenanntes Sacrament erklärt!

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß die Päpste die größten Betrügereien nicht scheuten, wenn es die Vergrößerung ihrer Macht galt, und so kann es uns nicht mehr auffallen, wenn sie zu diesem Zwecke eine wahrhaft lächerliche Inconsequenz begingen.

Die Ehe — dieses heilige Sacrament — wurde den Geistlichen verboten, weil es sie verunreinige! — Den wahren Grund dieses Verbots habe ich bei Erwähnung Gregors 7. im vorigen Kapitel angegeben, und der beabsichtigte Zweck wurde damit erreicht. Die Geistlichen wurden durch deren Cölibat — so nennt man die erzwungene Ehelosigkeit derselben — völlig isolirt und ihre Verbindung mit den übrigen Menschen und dem Staate zerrissen, dafür aber desto fester an die Kirche, das heißt an den Papst, gefesselt; denn dieser ist es ja, von dem jeder römisch-katholische Geistliche sein zeitliches Heil zu erwarten hat. Der alte Vicegott in Rom ist ihm Familie und Vaterland!

Was kümmerten sich die Päpste um die schrecklichen Folgen des Cölibats! Sie wollten unumschränkt herrschen um jeden Preis, wenn auch durch ihren schändlichen Egoismus die Moralität der ganzen Welt sammt dem Christenthum zu Grunde ging. Die heiligen Väter in Rom werden durch nichts anderes bewegt, als durch den Eigennutz!

Weder Tonsor noch Weihen vermögen es, den Geistlichen die „menschlichen Schwächen," wie man dummer Weise die Regungen des Naturtriebes häufig nennt, abzustreifen. Die Natur respectirt einen geweihten Pfaffenleib ebensowenig wie den eines andern Thieres und kämpft mit ihm um ihr Recht.

Diese Kämpfe endeten bei gewissenhaften Geistlichen, denen es mit ihrem Keuschheitsgelübde Ernst war, gar häufig mit Selbstmord, wenn nicht mit Wahnsinn, oder mit unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebes, wenn nicht mit gewaltsamer Vernichtung desselben.

Der schlechtere Theil der Geistlichen, die eigentlichen Pfaffen, betrachten dagegen die Ehe als eine Fessel und denken wie jener Mönch, der nach langen Kämpfen endlich dem Rathe eines alten Praktikus folgte: „Wenn mich der Teufel reizt, so thue ich, was er will, und dann hört der Kampf auf."

Sie wissen sich, was die Befriedigung des Geschlechtstriebes anbetrifft, für die Ehe schadlos zu halten, indem sie nach Clemens 6. Ausdruck „wie eine Heerde Stiere gegen die Kühe des Volkes wüthen."

Diese geistlichen Herren nennt der heilige Bernhardt „Füchse", die den Weinberg des Herrn verderben und die Enthaltsamkeit nur zum Deckel der Schande und Wollust brauchen, vor denen schon der Apostel Petrus gewarnt habe. Man müsse, fährt er fort, ein Vieh sein, um nicht zu merken, daß man allen Lastern Thür und Thor öffne, wenn man rechtmäßige Ehen verdamme."

Jesus war selbst nicht verheirathet; aber bei vielen Gelegenheiten äußerte er sich über die Ehe und erkannte sie als eine durch göttliche Anordnung geheiligte Anstalt (!) an; ja

wir wissen, daß er mit seiner Mutter und seinen Jüngern einer Hochzeitfeier zu Cana in Galiläa beiwohnte, was er nicht gethan haben würde, wenn er die Ehe überhaupt für eine unsittliche Verbindung erkannt hätte.

Die Apostel hatten darüber ganz dieselben Ansichten. Paulus nennt die Ehe einen in allen Betrachtungen ehrwürdigen Stand, und erklärt sogar die Untersagung derselben für eine Teufelslehr. — Kurz, nach allen in der Bibel enthaltenen Lehren des Christenthums ist das Band, welches die Ehe um Mann und Weib schlingt, ein höchst ehrwürdiges.

Die Christen der ersten Zeit waren auch weit davon entfernt, die Ehe der Geistlichen als etwas Unerlaubtes zu betrachten, ja sie setzten dieselbe bei ihnen sogar voraus. Petrus selbst, dessen Nachfolger die Päpste sein wollen, und die meisten der Apostel waren verheirathet. Paulus verlangt von den Bischöfen und Diakonen, daß sie im ehelichen Stande leben sollten.

Er schreibt an Timotheus: „Ein wahres Wort: wer ein Bischofsamt sucht, der strebt nach einem edlen Geschäft. Ein Bischof muß deswegen tadellos sein, eines Weibes Mann nüchtern, ernst, wohlgesittet, zum Lehrer tüchtig; kein Trunkenbold, nicht streitsüchtig, (nicht schmutziger Habgier ergeben), sondern sanft, friedliebend, frei von Geiz; der seinem Hause gut vorstehe, der seine Kinder im Gehorsam erhalte mit allem Ernst: denn wer seinem eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie kann er die Gemeinde Gottes regieren? Die Diakonen seien eines Weibes Männer, wohl vorstehend ihren Kindern und ihren Häusern.

An Titus schreibt er: „Deswegen habe ich dich in Kreta zurückgelassen, damit du das, was noch fehlt, vollends in Ordnung brächtest und in jeder Stadt Priester (Aelteste) ansetztest, wie ich dir aufgetragen habe; wenn nämlich jemand unbescholtenen Rufes ist, eines Weibes Mann, der gläubige Kinder hat.

Diese Stellen, welche noch durch zahlreiche andre vermehrt werden könnten, sprechen so deutlich, daß es kaum begreiflich erscheint, wie die Päpste es wagen konnten, die Rechtmäßigkeit des Cölibates der Geistlichen aus der Bibel herzuleiten. Sie würden auch mit diesem Gesetze niemals durchgedrungen sein, wenn nicht schon seit früher Zeit in der christlichen Kirche die Idee von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens gespukt hätte.

Wie diese dem Christenthum so durchaus fremde Ansicht von der Ehe in demselben allmählig Wurzel faßte, auseinander zu setzen, würde sehr weitläufig sein, und da es mir der Zweck dieses Werkchen nicht gestattet, näher darauf einzugehen, so will ich mich bemühen, den Gang der Sache in flüchtigen Umrissen zu skizziren.

Zur Zeit als Jesus auftrat, hatte der Glaube an die alten Götter längst aufgehört. Der öffentliche Gottesdienst bestand in leeren Ceremonien, und an die Stelle der Religion war die Philosophie getreten. Selbst das Volk nahm Theil an den philosophischen Streitigkeiten, wie heut zu Tage an den religiösen, und hing theils diesem theils jenem der unendlich vielen aufgestellten Systeme an.

Als nun das Christenthum entstand, und die Zahl der Anhänger desselben sich schnell vermehrte, wurden auch die alten philosophischen Ansichten, deren man sich nicht so schnell entäußern konnte, in dasselbe mit hinüber genommen, und man versuchte es, dieselben, so gut es ging, mit den christlichen Lehren zu vereinigen.

Die reine Philosophie — Vernunftwissenschaft, Erkenntnißlehre — kann nie Schwärmerei erzeugen, welche eine entschiedene Feindin der Vernunft ist; werden ihr aber religiöse Bestandtheile beigemischt, so kann sie gar leicht nicht allein zur Schwärmerei, sondern selbst zum wüthendsten Fanatismus führen.

Aber fast alle philosophischen Systeme jener Zeit hatten religiöse Bestandtheile in sich aufgenommen, theils griechischen, altorientalischen, egyptischen oder jüdischen Ursprungs, und ihre Anhänger und Bekenner waren meistens Gnostiker, das heißt Geheimwisser, oder Offenbarungskundige.

In diese Systeme kam nun noch das christliche Element, und das Resultat dieser Vereinigung waren oft sehr erhabene, aber noch häufiger höchst abgeschmackte Lehrbegriffe über Gott, Weltschöpfung, die Person Christi, den Ursprung des Uebels, das Wesen des Menschen u. s. w. Wir haben es hier nur mit ihren Ansichten über die Ehe zu thun.

Vorherrschend unter den Offenbarungsphilosophen war die Ansicht, daß die Materie — das Körperliche — die Quelle alles Bösen, und daß die Welt nicht durch den höchsten Gott, sondern durch ein ihm untergeordnetes, unvollkommneres Wesen — Demiurg (Werkmeister) — geschaffen sei. Der Körper des Menschen stehe unter der Herrschaft der Materie und des bald mehr oder minder bösartig gedachten Demiurgos, und das Heil des menschlichen Geistes bestehe darin, daß er sich von den Fesseln der Materie und des Demiurgos losmache und zu dem höchsten Gott zurückkehre. Mit andern Worten heißt dies: der Mensch soll ein rein geistiges Leben führen und alle vom Körper ausgehende sinnliche Regungen wie einen Feind bekämpfen.

Hieraus geht schon deutlich hervor, daß die Ansichten dieser Schwärmerei der geschlechtlichen Vereinigung und der Ehe nicht günstig sein konnten. Ehe ich aber einige dieser Ansichten namhaft mache, muß ich noch von dem Briefe des Paulus an die Korinther reden, welcher auf diese „Philosophie" von bedeutendem Einfluß war.

Die Christen in Korinth konnten sich über ihre Meinung von der Ehe nicht einigen und baten den Apostel Paulus um Bekehrung. Dieser erfüllte ihr Begehren, und was er ihnen antwortete, kann ein Jeder in der Bibel nachlesen. Aus diesem Schreiben geht hervor, daß es Paulus für besser hielt, unverheirathet zu bleiben; aber er erklärt ausdrücklich, daß er mit diesem Rathe den Christen keine Schlinge

werfen wolle, und daß derjenige, der es für besser halte zu heirathen, damit durchaus keine Sünde begehe.

Vergleichen wir die in diesem Briefe enthaltenen Rathschläge mit seinen an andern Stellen stehenden Aussprüchen über die Ehe, so möchte man mit dem römischen Statthalter Festus ausrufen: Paule, dein vieles Wissen macht dich rasen! Allein in dem Briefe selbst ist der Schlüssel zu seiner Handlungsweise enthalten: „Ich wollte euch aber vor Sorgen bewahren."

Die Christen erwarteten damals eine stürmische Zeit der Verfolgungen und Trübsal, dann auch die baldige Wiederkehr Jesu zum Weltgericht, und dieser Glaube hatte auf die Antwort des Paulus unverkennbaren Einfluß. Ein Unverheiratheter wird alle Leiden des Lebens weit leichter ertragen als ein Familienvater; das wird Jeder fühlen, der eine Familie hat.

Dieser Brief des Paulus diente den Vertheidigern des Cölibats der Geistlichen als Hauptstütze; sie vergaßen dabei aber außer den besondern Umständen, unter denen er geschrieben wurde, daß er an alle Christen zu Korinth, und nicht allein an die Geistlichen gerichtet war, und hätte man die in ihm enthaltenen Rathschläge in Bezug auf die Ehe allgemein als Befehl anerkennen wollen, so würde das Christenthum bald ein Ende gehabt haben, indem seine Anhänger ausgestorben wären.

Denn wenn Paulus sagt: wer nicht heirathet, thut besser, so sagt er doch auch: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Das hätten sich die Geistlichen, welche den Cölibat vertheidigen, nur ebenfalls merken und für einen Befehl erachten sollen! — Ehe ist besser als Hurerei, und was Paulus darüber dachte, geht aus Folgendem hervor:

Durch die Rathschläge des Apostels, vielleicht auch dadurch verführt, daß die Frauen, welche Ehelosigkeit gelobten, von der christlichen Gemeinde erhalten und oft zu untergeordneten Kirchenämtern — zu Diakonissinen — gewählt wurden, — versprachen mehr Wittwen in Korinth, sich nicht wieder zu verheirathen.

Die jungen Weiber hatten sich jedoch zu viel Kraft zugetraut. Die Ehelosigkeit wurde ihnen höchst unbequem, und viele von ihnen hätten gern geheirathet, wenn sie es wegen ihres Gelübdes gedurft hätten.

Aber der „Fleischesteufel," — um auch einmal diesen beliebten pfäffischen Ausdruck zu gebrauchen — kehrt sich an kein Gelübde und plagte die armen Frauen so sehr, daß sie es endlich machten, wie der oben erwähnte Mönch, und ihm den Willen thaten, damit sie nur Ruhe gewannen!

Sie waren aber sehr schwer zu beruhigen, und ihr unzüchtiges Leben fing an, Aufsehen zu machen. Paulus fand sich dadurch veranlaßt zu verordnen, daß diese Frauen, wenn sie Neigung dazu bekämen, trotz ihres Gelübdes, lieber heirathen als ein unzüchtiges Leben führen sollten, damit nicht den Gegnern des Christenthums dadurch eine willkommene und gerechte Veranlassung gegeben werde, dasselbe zu verlästern."

Die Päpste handelten jedoch ganz anders wie der Apostel. Ihnen war es um Ausrottung der Ehe unter den Geistlichen zu thun, und sie gestatteten, sogar gegen Geldabgabe, außereheliche, geistlich-fleischliche Ausschweifungen, unbekümmert um das Aergerniß, welches dadurch gegeben wurde; ja sie gingen selbst mit dem schändlichsten Beispiel voran!

Von ihnen gilt, was Paulus ahnungsvoll vorhersah: „Bestimmt aber sagt der Geist, daß in den letzten Zeiten einige vom Glauben abfallen werden, achtend auf Irrgeister und Teufelslehren, die mit Scheinheiligkeit, Lügen verbreiten, gebrandmarkt am eigenen Gewissen, die verbieten zu heirathen und gewisse Speisen zu genießen, welche Gott geschaffen, daß sie dankbar genossen werden von den Gläubigen und von denen, welche die Wahrheit erkannt."

Doch — ich will wieder zu unsern Offenbarungs-Narren zurückkehren und anführen, was einige Secten derselben von der Ehe hielten.

Julius Cassianus, ein Hauptoffenbarungs-Narr, erklärte die Ehe für Unzucht, und die ganze zahlreiche Secte der Enkratiten floh die Berührung der Weiber überhaupt als eine Sünde. Zu ihnen gehören die Abeloniten in der Gegend von Hippo in Afrika, die sich durchaus des geschlechtlichen Umgangs enthielten. Um aber die Vorschrift des Paulus (1. Korinth. 7, 29), daß diejenigen, die Weiber haben, seien als hätten sie keine, buchstäblich zu erfüllen, nahmen die Männer ein Mädchen und die Weiber einen Knaben zur beständigen Gesellschaft zu sich, um in Verbindung mit dem andern Geschlecht, aber doch außer der Ehe zu leben.

Ein gewisser Marcion, der von dem Heidenthum zum Christenthum übertrat, trieb es mit der Entsagung ganz besonders weit und litt wahrscheinlich am Unterleibe, denn dafür sprechen seine hypochondrischer Lebensansichten. Seine Genossen redete er gewöhnlich an: Mitgehaßte und Mitleidende!

Dieser trübselige Narr erklärte jedes Vergnügen für eine Sünde; er verlangte, daß Jeder von den schlechtesten Nahrungsmitteln leben solle, und von der Ehe wollte er vollends nichts wissen, denn diese erschien ihm als eine privilegirte Unzucht. Er verlangte von seinen Anhängern, wenn sie verheirathet waren, daß sie sich von ihren Weibern trennten, oder doch wenigstens das Gelübde leisteten, sie nicht als ihre Weiber zu betrachten! — Diese Secte bestand bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts unter besondern Bischöfen.

Manche Lehren dieser philosophischen Christensecten führten zur Auflösung aller sittlichen Ordnung. Kapokrates, der wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Hadrian in Alexandrien lebte, lehrte: daß die Befriedigung des Naturtriebes nie unerlaubt sein könne, und daß die Weiber von der Natur zum gemeinschaftlichen Genusse bestimmt wären.

Wer sich der sittlichen Ordnung unterwerfe, der bleibe unter der Macht des Erdgeistes; sich aber allen Lüsten ohne Leidenschaften hingeben, heiße gegen ihn kämpfen und ihm Trotz bieten.

Ein andrer Schwärmer, Namens Marcius, führte geheimnißvolle Ceremonien ein und machte besonders die Weiber damit bekannt, wodurch bei ihnen alle Schamhaftigkeit vernichtet wurde.

Von den Anhängern des Kapokrates erzählt man, daß sie bei ihren Versammlungen die Lichter verlöschten und untereinander das thaten, wobei sich übrigens alle Menschen nicht gern leuchten lassen. Die Adamiten trieben es ähnlich. Vor ihrem Tempel, den sie das Paradies nannten, war eine bedeckte Halle. Unter dieser entkleideten sie sich und marschirten dann nackt und paarweise in die Versammlung. Hier ergriff jedes Männlein ein Fräulein und — — das nannte man die mystische Vereinigung. — Ganz so wie bei unsern Muckerversammlungen! Doch davon an einem andern Ort.

Andere Herätiker — so heißt die ganze Klasse dieser seltsamen Philosophen, — welche selbst die Ehe verstatteten, verhinderten die Schwangerschaft, indem sie es machten wie Onan, der Stammvater der Onanie.

Montanus, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in Phrygien lebte, sagte: daß Jesus und die Apostel der menschlichen Schwäche viel zu viel nachgesehen hätten. Er verachtete alles Irdische und legte auf die Ehelosigkeit einen sehr großen Werth.

Die Valesier, eine Secte des dritten Jahrhunderts, zwangen ihre Anhänger zur Castration; ja sie trieben dieselbe so leidenschaftlich, daß sie gar häufig Fremde durch List in ihre Häuser lockten und diese unangenehme Operation mit ihnen vornahmen!

Die Lehren dieser Schwärmer, vorzüglich über die Ehelosigkeit, fanden in der christlichen Kirche sehr großen Beifall, und besonders waren es die des Montanus, welche sowohl unter den Geistlichen als unter den Laien viele Anhänger gewannen. Wenn nun auch die katholische Kirche schon frühzeitig jede kirchliche Gemeinschaft mit den Montanisten abbrach, so behielt sie doch ihre Lehre über die Fasten, Ehe und Ehelosigkeit.

Daß Alles Irdische verachtet werden müsse, wurde bald der allgemein unter den zahlreichen orthodoxen Christen geltende Grundsatz. Christus und seine Apostel waren ihnen viel zu milde, und auf welche Abwege sie durch ihre ascetische Schwärmerei gebracht wurden, haben wir im ersten Kapitel gesehen.

Je mächtiger der Geschlechtstrieb war, und je mehr sinnliches Vergnügen seine Befriedigung machte, desto verdienstlicher erschien es, ihn zu bekämpfen, und diejenigen, denen es vollkommen gelang, standen in dem höchsten Ansehen und waren Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Die Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten waren meistens der Ansicht, daß die Seelen gefallener Geister zur Strafe in einen Körper gebannt wären, und daß die sittliche Freiheit des Menschen in der Fähigkeit bestände, sich durch Besiegung „des Fleisches" aus der niedern Ordnung emporzuschwingen.

Die Ehe hielt man zwar nicht an und für sich für böse; allein man betrachtete sie als ein nothwendiges Uebel zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes und zur Verhinderung der Ausschweifungen, von dem man so wenig als nur möglich Gebrauch machen müsse.

Die Vorliebe für den ehelosen Stand wurde immer allgemeiner und ging bis zum Fanatismus, so daß einer der ältesten Kirchenlehrer, Ignatius, sich zu der Erklärung gezwungen sah: daß es sündlich sei, sich der Ehe aus Haß zu entziehen!

Der Philosoph Justinus, welcher den Märtyrertod erduldete, hielt es für sehr verdienstlich, wenn man den Geschlechtstrieb ganz und gar unterdrücke, indem man sich dadurch dem Zustande der Auferstandenen annähere! Er verwarf daher auch die Ehe ganz und gar und verwies auf Christus, der nur deshalb von einer Jungfrau geboren sei, um zu zeigen, daß Gott auch Menschen hervorbringen könne, ohne geschlechtliche Vermischung! Einen Jüngling der sich selbst castrirte, belobte er sehr!

Athenagoras und Andre, die nicht so strenge waren, gaben die Ehe nur wegen der Kindererzeugung zu. Clemens von Alexandrien vertheidigte zwar die Ehe und wies auf das Beispiel der Apostel hin; allein er gestand doch zu, daß derjenige vollkommener sei, welcher sich der Ehe enthalte. Origenes, der sich selbst entmannte, sein Schüler Hierax und Methodius verdammten die Ehe, und ihre Lehren fanden unter den Mönchen Egyptens großen Beifall.

Einer der heftigsten Eiferer gegen die Ehe war Quintus Septimius Florens Tertullian, Priester zu Karthago. Er erklärte die Ehe zwar nicht für böse, aber doch für unrein, so daß sich der Mensch derselben schämen müsse. Die zweite Ehe nannte er geradezu Ehebruch. Auf die Frage, was aber aus dem Menschengeschlechte werden solle, wenn die Ehe aufhöre: antwortete er: „Es kümmre ihn wenig, ob das Menschengeschlecht ausstürbe; man müsse wünschen, daß die Kinder bald stürben, da das Ende der Welt bevorstünde!" — Und Tertullian war selbst verheirathet!

Die Lehren dieses geachteten Kirchenlehrers waren von sehr großem Einfluß. Die Geistlichen, welche diese Ansichten von der Verdienstlichkeit der Enthaltsamkeit verbreiteten und anprieſen, mußten natürlich mit dem Beispiel vorangehen, und sie hatten in jener Zeit auch noch die meisten Gründe dafür, sich der Ehe zu enthalten, denn sie waren es hauptsächlich, welche den Verfolgungen zum Opfer fielen.

So kam es denn allmählig, daß die verheiratheten Kirchenlehrer in eine Art von Verachtung geriethen, und dieser Umstand war ein Beweggrund mehr für die Geistlichen, sich der Ehe zu enthalten. Fanatische Bischöfe wußten es bei

den ihnen untergebenen Geistlichen mit Gewalt durchzusetzen, daß sie sich nicht verheiratheten, und das Volk sah immer mehr in dem ledigen Stande einen höhern Grad der Heiligkeit.

Diese Ansicht war schon im fünften Jahrhundert ziemlich allgemein, und diejenigen Geistlichen, welche nicht aus Ueberzeugung unverheirathet blieben, thaten es aus Scheinheiligkeit, und die verheirathet waren, wußten den Glauben zu erwecken; als lebten sie mit ihren Frauen, wie mit Schwestern. Fälle von Selbstentmannung kamen sehr häufig vor; aber dessenungeachtet war um diese Zeit die Ehelosigkeit der Geistlichen weder allgemein, noch wurde sie von der Kirche geboten.

Der erste Versuch hierzu geschah im vierten Jahrhundert auf der in Spanien von neunzehn Bischöfen abgehaltenen Synode zu Elvira (zwischen 305 und 309). Hier wurde es nicht allein verboten, Verheirathete als Priester anzustellen, sondern man untersagte auch denen, die bereits im Ehestand lebten, den geschlechtlichen Umgang mit ihren Weibern.

Andere Synoden folgten diesem Beispiel. Da man nun sehr häufig den unverheiratheten Geistlichen den Vorzug gab, so bewog dies Viele zum ehelosen Leben, und der Scheinheiligkeit und Heuchelei waren Thür und Thor geöffnet.

Auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) stellte ein spanischer Bischof den Antrag, die Ehe der Priester allgemein zu untersagen; da erhob sich Paphnutius, Bischof von Ober-Thebais, ein achtzigjähriger, in der größten Achtung stehender, unverheiratheter Mann, und vertheidigte die Ehe mit solcher Wärme und überzeugend, daß sich die Versammlung damit begnügte, den Geistlichen die Beischläferinnen zu verbieten. — Doch selbst die Erlaubniß, sich zu verheirathen, brachte den dazu geneigten Priestern wenig Nutzen, denn der Zeitgeist erklärte sich einmal gegen die Ehe.

Einen unbedeutenden Einfluß auf diese Cölibatsschwärmerei hatte das Mönchswesen. Den fanatischen Mönchen war die Ehe und jede geschlechtliche Berührung ein Greuel, ja sie gingen in ihrem verkehrten Eifer so weit, daß sie sogar die Frauen verfluchten und behaupteten, daß man sie gleich einer ansteckenden Seuche oder giftigen Schlangen fliehen müsse. Ja sie riefen sich, wenn sie einander begegneten, Sentenzen, zu, welche sie immer daran erinnern sollten, daß das Weib zu verachten sei, wie z. B.: „Das Weib ist die Thorheit, welche die vernünftigen Seelen zur Unzucht reizt," und dergleichen.

Was die allgemein auf das Höchste verehrten Mönche als verwerflich bezeichneten, erschien nun auch den Laien so, und wenn sie sich auch nicht alle zum Mönchsleben stark genug fühlten, so suchten sie sich doch, selbst in der Welt lebend, so viel als möglich Ansprüche auf ascetische Heiligkeit zu erwerben.

Dies Streben nach Heiligkeit erzeugte heldenmüthige Entschlüsse, die zwar immer zu bewundern sind, wobei man aber nur bedauern kann, daß so viel Seelenstärke an eine so nichtige Sache verschwendet wurde. Jünglinge und Jungfrauen schwärmten für die Keuschheit. Pelagius, später Bischof von Laodicea, bewog im Brautbette seine Braut zu einem enthaltsamen Leben; Andere wurden in derselben kritischen Lage von ihren Bräuten dazu beredet. Einige dergleichen Beispiele habe ich schon früher angeführt.

Einzelne Secten, wie die Eustathianer und Armenier, erklärten jetzt gradezu, daß kein Verheiratheter selig werden könne, und wollten von verehelichten Priestern weder das Abendmahl annehmen, noch sonst mit ihnen irgend eine Gemeinschaft haben. Da sie aber auch das Fleischessen für sündlich erklärten und behaupteten, daß die Reichen, wenn sie nicht ihrem ganzen Vermögen entsagten, nicht selig werden könnten, so wurden ihre Lehren auf einem Concil als irrthümlich verdammt.

Das weitere Umsichgreifen des Mönchswesens erzeugte ein immer allgemeineres Vorurtheil gegen die Ehe, und die verheiratheten Priester bekamen einen immer schwierigern Stand.

Viele der Kirchenväter, deren Schriften allgemeine Verbreitung fanden, waren mit ascetischen Ansichten aufgewachsen und eiferten heftig gegen die Ehe. Dies thaten Eusebius und Zeno, Bischof von Verona, der eben erklärte, daß es der größte Ruhm der christlichen Tugend sei, die Natur mit Füßen zu treten.

Ambrosius, römischer Statthalter der Provinzen Ligurien und Aemilien, trat zum Christenthum über und wurde acht Tage nach seiner Taufe zum Bischof von Mailand geweiht. Er kannte kaum die christlichen Lehren, und da er nicht hoffen konnte, sich durch Gelehrsamkeit auszuzeichnen, so versuchte er es durch ein ascetisches Leben.

Da es bis dahin noch für Ketzerei galt, die Ehe zu verdammen — die Apostel waren ja verheirathet gewesen — so gestand er ihr immer noch einiges Gute zu; aber er konnte in der Anpreisung des ehelosen Lebens kein Ende finden und hatte es besonders darauf abgesehen, den Jungfrauen ihre Jungfrauschaft zu erhalten.

Maria stellte er ihnen beständig als Muster auf und erzählte die seltsamsten Wunder, die Statt gefunden haben sollten, um die Jungfrauschaft dieses oder jenes Mädchens zu retten. Ja er ging so weit, die Kinder zum Ungehorsam gegen ihre Eltern zu verführen, indem er in einem Aufruf an die Jungfrauen sagte: „Ueberwinde erst die Ehrfurcht gegen deine Eltern! Wenn du dein Haus überwindest, so überwindest du auch die Welt."

Durch seine Predigten erzeugte er in Mailand eine solche Keuschheitswuth unter den Mädchen, daß die Männer in Verzweiflung geriethen, und vernünftige Eltern ihren Töchtern verbieten mußten, seine Predigten zu besuchen

Sein Ruf war so weit verbreitet, daß man ihm aus Afrika Jungfrauen zusandte, damit er sie zur Keuschheit verführe!

Augustin, der nach einem wilden Leben zum Christenthum übertrat und endlich Bischof von Hippo wurde, verdammte zwar die Ehe auch nicht gradezu, trug aber durch seine Schriften sehr viel zur Verbreitung der Cölibatsschwärmerei bei.

Ich kann mich auf seine Lehre hier weiter nicht einlassen und bemerke nur, daß er den unverheiratheten Sohn und die unverheirathete Tochter für weit besser erklärte, als die verehelichten Eltern. Er sagte: „Die ehelose Tochter wird im Himmel eine weit höhere Stufe einnehmen, als ihre verehelichte Mutter: ihr Verhältniß wird zu einander sein, wie das eines leuchtenden und eines finstern Sternes."

Die Ehe zwischen Joseph und Maria stellt er als das Muster einer Ehe auf, denn sie lebten im ehelichen Verhältniß, hatten sich aber gegenseitig Enthaltsamkeit gelobt. Früher sei die Ehe nothwendig gewesen, um das Volk Gottes fortzupflanzen, jetzt aber, da das Christenthum bereits verbreitet sei, müsse man auch diejenigen, welche sich Kinder zeugen wollten, zur Enthaltsamkeit ermahnen.

Man müsse wünschen, das Alles ehelos bleibe, damit die Stadt Gottes eher voll und das Ende der Welt beschleunigt würde. Uebrigens forderte Augustin von den Geistlichen nicht durchaus Eheloſigkeit.

Von dem allergrößten Einfluß auf den Cölibat und auf das Mönchsleben war der uns schon bekannte Hieronymus. Er hatte selbst aus Erfahrung die Macht des Geschlechtstriebes kennen gelernt und schildert seine Kämpfe zu lebhaft, daß es Grauen erregt: „Ich, schreibt er an Eustochium, der ich mich aus Furcht vor der Hölle selbst zu solchem Gefängniß verdammte, der ich mich nur in der Gesellschaft von Scorpionen und wilden Thieren befand, befand mich doch oft in den Chören von Mädchen. Das Gesicht war blaß vom Fasten, und doch glühte der Geist von Begierden im kalten Körper, und in dem vor dem Menschen schon erstorbenen Fleische loderte das Feuer der Wollust. Von aller Hülfe entblößt, warf ich mich zu den Füßen Jesu, benetzte sie mit meinen Thränen, trocknete sie mit meinen Haaren, und das widerspenstige Fleisch unterjochte ich durch wochenlanges Hungern."

Besonders eifrig bemüht war auch Hieronymus, die Frauen für das enthaltsame Leben zu gewinnen. Dies gelang ihm vortrefflich, denn durch seinen Umgang mit den vornehmen Römerinnen hatte er sich eine sehr genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und seiner schwachen Seiten verschafft.

Eine Stelle in seinen Briefen zeigt dies schon deutlich und beweist zugleich, daß die Weiber vor tausend Jahren nicht anders waren, als sie es heut zu Tage sind. Er schreibt nämlich an ein junges Mädchen, welchem der Aufenthalt im Hause der Mutter zu enge wird:

„Was willst du, ein Mädchen von gesundem Körper, zart, wohlbeleibt, rothwangig, vom Genusse des Fleisches und Weins und vom Gebrauch der Bäder aufgeregt, bei Ehemännern und Jünglingen machen? Thust du auch das nicht, was man von dir verlangt, so ist es doch schon ein schimpfliches Zeugniß für dich, wenn solche Dinge von dir verlangt werden.

„Ein wollüstiges Gemüth verfolgt unanständige Dinge desto brennender, und von dem, was nicht erlaubt ist, macht man sich desto lockendere Vorstellungen.

„Selbst dein schlechtes und braunes Kleid giebt ein Kennzeichen deiner verborgenen Gemüthsart ab, wenn es keine Falten hat, wenn es auf der Erde fortgeschleppt wird, damit du größer zu sein scheinest; wenn es mit Fleiß irgendwo aufgetrennt ist, damit sich etwas vom Innern zeige, damit zugleich das Garstige bedeckt werde und das Schöne in die Augen falle. Auch ziehen deine schwärzlichen und glänzenden Hosen, wenn du gehst, durch ihr Rauschen die Jünglinge an sich.

„Deine Brüste werden durch Binden zusammengepreßt, und der verengte Busen wird durch den Gürtel in die Höhe getrieben. Die Haare senken sich sanft entweder auf die Stirne, oder auf die Ohren herab. Das Mäntelchen fällt zuweilen nieder, um die weißen Schultern zu entblößen, und dann bedeckt sie wieder eilends, als wenn es nicht gesehen werden sollte, dasjenige, was sie mit Willen aufgedeckt hatte."

Um die Mädchen zu verführen, Jesum zum Bräutigam zu erwählen, gebrauchte er oft sehr seltsame Mittel, indem er dieses zarte Verhältniß höchst üppig und unzart schilderte. So schreibt er z. B. an Eustochium: „Es ist der menschlichen Seele schwer, gar nichts zu lieben! etwas muß geliebt werden. Seufze daher und sprich in deinem Bette: des Nachts suche ich denjenigen, den meine Seele liebt. Dein Bräutigam muß in deinem Schlafgemach nur mit dir scherzen. Bitte, sprich zu deinem Bräutigam, und er wird mit dir sprechen. Und hat dich der Schlaf überfallen, so wird er durch die Wand kommen, seine Hand durch das Loch stecken und deinen Bauch berühren."

Die keusche Eheloſigkeit erschien Hieronymus als das Höchste, und von der Ehe weiß er nur das zu rühmen, — daß aus ihr Mönche und Nonnen erzeugt würden!

In sehr heftigen Streit gerieth er mit Jovian, welcher die Ehe vertheidigte. Er bekämpfte die Lehren desselben mit großer Gewandtheit, wenn uns auch die beigebrachten Argumente sehr häufig ein Lächeln abnöthigen.

In einer seiner Streitschriften führt er den Jovian redend ein. Er läßt ihn fragen, wozu Gott die Zeugungsglieder geschaffen und warum er die Sehnsucht nach Vereinigung in den Menschen gelegt habe? Darauf antwortet Hieronymus, daß diese Körpertheile geschaffen wären, um den Flüssigkeiten, mit denen die Gefäße des Körpers bewässert sind, Abgang zu verschaffen!

„Auf das aber, fährt er fort, daß die Geschlechtsorgane selbst, der Bau der Zeugungstheile, die Verschiedenheit

zwischen Mann und Weib, und die Gebärmutter, welche geeignet ist zur Empfängniß und Ernährung der Frucht, einen Geschlechtsunterschied zeigen, will ich in Kürze antworten.

„Wir sollen wohl deshalb nie aufhören der Wollust zu fröhnen, damit wir nie vergebens diese Glieder mit uns herumtragen? Warum soll wohl da die Wittwe ehelos bleiben, wenn wir blos dazu geboren sind, nach Weise des Viehes zu leben? Was brächte es mir denn für Schaden, wenn ein Anderer meine Frau beschläft? — — Was will da der Apostel, daß er zur Keuschheit auffordert, wenn sie gegen die Natur ist? Was der Herr, der verschiedene Arten der Eunuchen angiebt? Gewiß verdient es der Apostel, der uns zu seiner Keuschheit auffordert, zu hören: warum trägst du dein Schamglied mit dir herum? Warum unterscheidest du dich von dem Geschlecht der Weiber durch Bart, Haare und durch andere Beschaffenheit der Glieder? u. s. w. Laßt uns Christum nachahmen, der sich der Zeugungsglieder nicht bediente und sie doch hatte."

Die Art und Weise, wie St. Hieronymus die Ehe bekämpfte, fand indessen wenig Beifall, wenn auch sehr Viele mit ihm in der Hauptsache übereinstimmten, und er sah sich genöthigt, sich deshalb zu vertheidigen.

„In Streitschriften, sagte er, habe man mehr Freiheit, als im Lehrvortrage, und könne sich in ihnen selbst eine Art von Verstellung bedienen, um seinen Feind desto gewisser zu Boden zu stürzen."

So schreibt er gegen einen Mönch, der ihn in den Verdacht bringen wollte, als ob er die Ehe überhaupt verdammen wolle, ganz in der alten Art und schließt: „Weg mit dem Epikur, weg mit dem Aristippus! Sind die Sauhirten nicht mehr da, darn wird auch die trächtige Sau nicht mehr grunzen. Will er nicht gegen mich schreiben, so vernehme er mein Geschrei über so viele Länder, Meere und Völker hinweg: ich verdamme nicht das Heirathen, ich verdamme nicht das Heirathen! Ich will, daß Jeder, welcher etwa wegen nächtlicher Besorgnisse nicht allein liegen kann, sich ein Weib nehme."

Ich habe beim ersten Kapitel angegeben, wie sich die Republik der christlichen Gemeinde allmählich in eine Despotie verwandelte. Diese Veränderung in Verbindung mit dem mächtigen Einfluß des Mönchswesens wirkte für die Priesterehe sehr nachträglich. Ihre Gegner traten immer entschiedener auf und, von der öffentlichen Meinung unterstützt, folgten immer mehr Concilien dem Beispiele des von Elvira.

Ein allgemeines Verbot der Priesterehe war indessen bis zum Ende des vierten Jahrhunderts noch nicht gegeben worden; aber dessenungeachtet verdankte sie ihr Fortbestehen weniger der Anerkenntniß ihrer Rechtmäßigkeit, als vielmehr einer theils auf besonderen Ansichten, theils auf dem Gefühl der Unausführbarkeit der strengen Grundsätze gegründeten Nachsicht von Seiten der Bischöfe; während fortdauernd das Bestreben dahin gerichtet war, ihr völlig ein Ende machen.*)

Einen sehr bedeutenden Antheil an der Unterdrückung der Priesterehe von Seiten der Machthaber der Kirche hatten der Geiz und die Geldgier derselben. War es den Priestern erlaubt zu heirathen, so fiel auch ihre Verlassenschaft an ihre rechtmäßigen Kinder, und Alles, was mit List und Betrug zusammengescharrt war, ging der Kirche verloren.

Da ich keine Geschichte der Kämpfe um die Priesterehe schreiben, sondern mehr das Verderbliche des Cölibats zeigen will, nun auch dargethan habe, wie die Idee von der Verdienstlichkeit der Ehelosigkeit unter den Christen Eingang gewann, so kann ich mich in Bezug auf den ersten Punkt um so kürzer fassen, als ich im Verfolg des zweiten noch häufig genöthigt sein werde, auf jene Kämpfe zurück zu kommen.

Die griechische Kirche hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß ein so unnatürliches Gesetz wie der Cölibat ohne die größten Nachtheile nicht durchzuführen sei, und auf einer unter Justinian 2. im kaiserlichen Palast Trullus gehaltenen Synode (692) wurde beschlossen, daß die Geistlichen nach wie vor heirathen und mit ihren Weibern leben könnten. Dieser vernünftige Beschluß behielt in der griechischen Kirche bis auf den heutigen Tag seine Geltung.

Diese trullische Synode begnügte sich aber nicht allein damit, die Priesterehe stillschweigend zu gestatten, wie es die von Nicäa that, denn dies würde am Ende wenig geholfen haben, sondern sie verordnete: daß ein Jeder, der es wagte, den Priestern und Diaconen nach ihrer Ordination die eheliche Gemeinschaft mit ihren Weibern zu untersagen, abgesetzt werden sollte. Ferner, daß diejenigen, welche ordinirt werden und unter dem Vorwande der Frömmigkeit nun ihre Weiber fortschicken, excommunicirt werden sollten.

Die Päpste Constantin und Hadrian 1. waren vernünftig genug, diesen Beschluß der trullischen Synode zu billigen, und Papst Hadrian 2. (867—871) war selbst verheirathet. Noch am Anfang des 11. Jahrhunderts kann man es als Regel annehmen, daß überall der bessere Theil der Geistlichen in einer rechtmäßigen Ehe, oder doch wenigstens in einem Verhältniß lebte, welches der Ehe gleichgeachtet wurde.

Die Päpste Victor 2., Stephan 9. und Nicolaus 2. setzten jedoch die Versuche fort, die Priesterehe abzuschaffen; aber der Hauptfeind derselben war Gregor 7. Er verbot sie geradezu und allgemein und zwang die schon verheiratheten Priester mit Gewalt, ihre Weiber zu verlassen.

Der Kampf der Geistlichen um ihre Rechte als Men-

*) Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Dr. Johann Anton Theiner und Augustin Theiner. Dies vortreffliche Werk ist zugleich das ausführlichste, welches wir über diesen Gegenstand besitzen.

schen dauerte zwei Jahrhunderte. Endlich unterlagen sie; aber dieser Sieg brachte der römischen Kirche keinen Segen. Die traurigen Folgen des Cölibats riefen, wie ich schon im Eingange bemerkte, die Reformation hervor. Aber selbst diese vermochte es nicht, den Starrsinn der Päpste zu brechen. Die Fürsten drangen bei der trientiner Kirchenversammlung auf Abschaffung des Cölibats, welches als die Wurzel alles Uebels betrachtet wurde; aber vergebens. Der Cölibat wurde von diesem Concil bestätigt, und seine Beschlüsse gelten noch bis heute.*)

Das Vorurtheil von der Verdienstlichkeit der Selbstquälerei, und der Vorzug, welchen fanatische Bischöfe den unbeweibten Geistlichen gaben, bewogen viele von diesen zum ehelosen Leben, wenn auch ihre Neigungen durchaus nicht damit übereinstimmten.

Sie wußten es schon anzustellen, daß sie den Schein der Heiligkeit bewahrten, dabei aber doch dem brüllenden Fleischesteufel im Geheimen opferten. Sehr günstig dafür war die seltsame Sitte, daß unverheirathete Geistliche oder Laien Jungfrauen zu sich in's Haus nahmen, welche gleichfalls Keuschheit gelobt hatten.

Diese Jungfrauen nannte man mit sehr verschiedenen Namen, am häufigsten Agapetinnen, oder Liebesschwestern. Mit dieser lebten die Geistlichen „in geistiger Vertraulichkeit und platonischer Liebe." Sie waren fortwährend mit ihnen beisammen und schliefen sogar meistens mit ihnen in einem Bette, behaupteten aber, daß sie — eben nur mit einander schliefen.

Dies zu glauben, — nun dazu gehört eben Glauben! Von Einigen weiß man es mit Bestimmtheit, daß sie mitten in den Flammen der Wollust unverletzt blieben. Der heilige Adhelm legte sich zu einem schönen Mädchen, die sich alle Mühe gab, das geistliche Fleisch rebellisch zu machen. Der Heilige benahm sich aber wie die drei Männer im feurigen Ofen und kannte den Unzuchtsteufel durch fortwährendes Psalmensingen.

Ich kannte einen zwanzigjährigen Dragoner-Fähndrich, dem dies Kunststück ohne Psalmensingen gelang. Wahrscheinlich ging es ihm und St. Adhelm wie jenem Abt in Baden, von dem uns Hämmerlin, Canonicus zu Zürich und Propst zu Solothurn (starb 1460), erzählt, der sich zur Gesellschaft zwei hübsche Dirnen holen ließ und, als sie nun da waren, höchst ärgerlich ausrief: „Die verfluchten Versuchungen, gerade jetzt bleiben sie aus!"

Das faule Leben, welches die Pfaffen führten, und die ascetischen Uebungen, welche sie mit sich vornahmen, waren der Keuschheit nichts weniger als günstig. Von den geachtetsten und würdigsten Kirchenlehrern aus den ersten Jahrhunderten, denen es mit Besiegung des Geschlechtstriebes vollkommen Ernst war, wissen wir, wie viel ihnen derselbe zu schaffen machte, und welche Kämpfe sie bestanden, um ihn zu besiegen.

Basilius hatte sich in eine reizende Einöde zurückgezogen; aber er gestand, daß er wohl dem Getümmel der Welt, nicht aber sich selbst entfliehen könne. „Was ich nun in dieser Einsamkeit Tag und Nacht thue," schreibt er an einen Freund, „schäme ich mich fast zu sagen; — — indem ich die inwohnenden Leidenschaften mit mir herumtrage, bin ich überall gleicherweise im Gedränge. Deshalb bin ich durch diese Einsamkeit im Ganzen nicht viel gefördert worden."

Gregor von Nazianz behandelte seinen Körper auf die härteste Weise, aber dessenungeachtet klagt er über die unaufhörlichen Reizungen zur Wollust, über die Anfälle des Teufels und seine eigene Schwäche. Er droht seinem rebellischen Fleische, es durch Schmerzen aller Art so zu entkräften, daß es ohnmächtiger als ein Leichnam werden solle, wenn es nicht aufhören würde, seine Seele zu beunruhigen. Aber gerade seine Kasteiungen machten ihn so entzündbar, daß er einst, als ein Verwandter mit einigen Frauen in die Nähe seiner Wohnung zog, aus dieser flüchtete, um nur seine Keuschheit zu retten!

Aehnliche Beispiele haben wir schon im zweiten Kapitel kennen gelernt. Alle diese heiligen Männer sind entzündbar wie Streichhölzchen und gleichen jenem würdigen Priester aus dem Gebiete von Närsta, welcher gewissenhaft und standhaft genug war, seine Frau nach seiner Ordination wie einen Feind zu fliehen. Als er hochbetagt war, erkrankte er an einem Fieber und war im Begriff sein Leben zu enden, als seine Frau sich liebevoll über ihn beugte, um zu lauschen, ob er noch athme. Da raffte der Sterbende seine letzten Lebenskräfte zusammen und rief: Fort, fort, liebes Weib, thu' das Stroh hinweg, noch lebt das Feuer!

Climacus wußte ebenfalls aus Erfahrung, daß der Fleischesteufel der am schwersten zu besiegen ist. Er sagte: „Wer sein Fleisch überwunden hat, hat die Natur überwunden, — ist über die Natur, ist ein Engel. — Ich kann mit David sagen, daß ich in mir den Gottlosen wahrgenommen, der durch seine Wuth meine Seele ängstete — durch Fasten und Abtödtung verlor er seine Hitze, und da ich ihn wieder suchte, fand ich kein Merkmal seiner Gewalt mehr in mir." Warum er ihn aber wieder suchte, das hat der fromme Mann vergessen anzugeben.

Der heilige Bernhard war ebenfalls ehrlich genug, die Macht dieses „Gottlosen" anzuerkennen: „Diesen Feind

*) Schon mehrmals mußte ich in diesem Werkchen die Leser daran erinnern, daß ich nur flüchtige Skizzen schreiben will; hier sehe ich mich abermals zu dieser Bemerkung gezwungen. Der Stoff ist so mannigfaltig und in so ungeheurer Masse vorhanden, daß es sehr schwierig und mühsam ist, sich hindurchzuarbeiten, und noch schwieriger, in der Kürze eine übersichtliche Schilderung der verderblichen Folgen des Cölibats und der Sittenlosigkeit der Geistlichen überhaupt zu geben. Wer sich genauer darüber unterrichten will, der lese das oben genannte Werk von Theiner. Es macht alle andern entbehrlich und befriedigt alle Wünsche.

können wir weder fliehen, noch in die Flucht schlagen, wenn gleich Hieronymus die Flucht vor dem Weibe anräth, als der Pforte des Teufels, der Straße des Lasters, — der Mann ist eine Stoppel, näher er sich, so brennt er!"

Was manche Heilige für wunderliche Dinge vornahmen, um die verzehrende Liebesgluth zu ersticken, haben wir schon früher gesehen. Der heilige Abt Wilhelm legte sich auf ein Bette von — glühenden Kohlen und lud seine Verführerin ein, sich zu ihm zu legen! Ja, dieser Heilige ließ das Grab seiner verstorbenen Geliebten öffnen, weil er das Andenken an sie nicht ausrotten konnte, und nahm ihren faulenden Körper mit in seine Zelle, um ihn sich als Stärkungsmittel unter die Nase zu halten, wenn ihn der Fleischesteufel kitzelte.

Solche Kämpfe hatten also sogar Heilige zu bestehen, und gestanden ihre Schwachheit ein; aber wie wenige Heilige giebt es unter den Geistlichen! Die meisten von ihnen gleichen wohl dem heiligen Augustin, Bischof von Hippo, der bekannte, daß er einst Gott gebeten habe: er möge ihm die Gabe der Keuschheit verleihen, aber nicht sogleich, indem er wolle, daß seine wollüstigen Triebe erst gesättigt werden möchten. Dann ist die Keuschheit freilich keine Kunst mehr!

So stark nun auch der Glaube in der ersten Zeit des Christenthums war, so hieß es ihm doch etwas zuviel zumuthen, nichts Böses zu denken, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen in Einem Bette schliefen, und viele vernünftige Kirchenlehrer trachteten darnach, dies anstößige und verdächtige Zusammenleben zu bekämpfen.

Dies that unter Andern schon der heilige Chrysostomus. Er schrieb: „Ich preise glücklich diejenigen, welche mit Jungfrauen zusammen wohnen und keinen Schaden nehmen, und wünschte selbst, daß ich solche Stärke hätte: auch will ich glauben, daß es möglich sei, solche zu finden. Aber ich wünsche auch, daß die, welche mich tadeln, mit überzeugen könnten, daß ein junger Mann, welcher mit einer Jungfrau zusammenwohnt, sich an ihrer Seite befindet, mit ihr an einem Tische speist, sich mit ihr den ganzen Tag unterhält, mit ihr, um ein anderes zu verschweigen, lächelt, scherzt, schmeichelnde u. liebkosende Worte wechselt, von Begierden fern gehalten werden könne. — — Ich habe vernommen, daß Viele zu Steinen und Statuen Neigung empfunden haben. Vermag aber so viel ein Kunstwerk, was muß da erst vermögen ein zarter, lebender Körper?"

Jedenfalls mußte solches Zusammenleben den Weltkindern Stoff zum Spott und zur Verdächtigung geben, und wenn man einen Pfaffen angreifen wollte, so griff man ihn immer zuerst bei seiner Liebesschwester an. Viele Jungfrauen bestanden zwar auf Untersuchung ihrer Jungfrauschaft durch Hebammen; aber der heilige Cyprian meinte mit Recht: „Augen und Hände der Hebammen können auch getäuscht werden."

Am sichersten war es freilich, wenn der Geistliche den Beweis seiner Unschuld führen konnte, wie der Patriarch Acacius, der von der Kirchenversammlung zu Seleucia (489) der Unzucht beschuldigt wurde. Er hob seine Kutte auf und zeigte den ehrwürdigen Vätern durch den Augenschein, daß Unzucht bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit sei.

Schon Tertullian spricht von der oftmals vorgekommenen Schwangerschaft solcher Jungfrauen und von den verbrecherischen Mitteln, welche sie anwandten, dieselbe zu verheimlichen; denn damals konnten sie sich noch nicht damit entschuldigen, daß sie einen Papst gebähren würden, wie es später oftmals vorkam, als die Lehre geltend gemacht wurde, daß der Vater der Päpste der — heilige Geist sei!

Die Synode von Elvira fand es auch schon für nöthig, ihr Augenmerk auf diese „platonischen" Bündnisse zu richten, und verordnete, daß Bischöfe und Geistliche nur Schwestern oder Töchter (aus früherer Ehe erzeugte) bei sich haben sollten, welche das Gelübde der Keuschheit geleistet hatten. Aber in den Verordnungen des Erzbischofs Egbert von York (um 750) finden wir Strafen festgesetzt für Bischöfe und Diaconen, welche mit Mutter, Schwester u. s. w. ja mit vierfüßigen Thieren Unzucht treiben! Ein Beweis, daß solche Vergehungen vorkamen.

Später suchte man dem Uebel dadurch zu steuern, daß man das Alter, welches die Liebesschwestern haben mußten, sehr hoch ansetzte. Schon Theodosius 2. sah sich genöthigt, zu bestimmen, daß die im Dienste der Kirche stehenden Diaconissinnen über sechszig Jahre alt sein müßten, da es vorgekommen war, daß ein Diacon eine vornehme Frau in einer Kirche von Konstantinopel geschändet hatte.

Dieses Alter schützte jedoch nicht gegen die Unzucht, denn Sachverständige werden wissen, daß das von den Wellen der Wollust umhergeschleuderte Schiff von Fleisch und Bein, welches wir Mensch nennen, „nur einen Hafen für den Sturm sucht."

Ein ungenannter Bischof, der gegen die Unzucht der Geistlichen eiferte, kannte die Natur der Pfaffenspatzen — so nannte man später die Franziskaner zum Unterschied von den Dominikanern, die Schwalben hießen — indem er schrieb: „Auch nicht ein altes noch häßliches Frauenzimmer sollen die Geistlichen in ihr Haus nehmen, weil man da, wo man vor Verdacht sicher ist, am schnellsten sündige, auch die Lust sich nicht an das Häßliche kehre, indem der Teufel ihr das hübsch mache, was abscheulich ist."

Den Beweis, wie früh sich schon die verderblichen Folgen des Vorurtheils gegen die Priesterehe zeigten, liefern die Beschlüsse der ersten Concilien. Das zu Elvira sah sich schon genöthigt, Strafen festzusetzen gegen unzüchtige Geistliche. „Wenn ein im Amte befindlicher Bischof, Priester oder Diacon," heißt einer ihrer Beschlüsse, „erfunden worden ist, daß er Unzucht getrieben habe, so soll er auch am Ende des Lebens nicht zur Communion gelassen werden."

Das Concil zu Neu-Cäsarea bestimmte, daß ein solcher Geistlicher abgesetzt werden und Buße thun solle. Ja,

diese Beschlüsse reden auch schon von Knabenschändung und Sodomiterei mit Thieren.

Doch was nützen alle strengen Strafbestimmungen, wenn sie gegen eine Sache gerichtet sind, welche der Natur durchaus entgegen ist; sie können höchstens bewirken, daß sich die mit der Strafe Bedrohten mehr Mühe geben, ihre Handlungen zu verheimlichen, und schon die hier genannten Kirchenversammlungen reden von Frauen der Geistlichen, die ihre im Ehebruch erzeugten Kinder umbrachten.

Gar viele Geistliche, die sich nach ihrer Ordination nicht von ihren Frauen trennen wollten, gelobten daher, sich ihrer zu enthalten. Aber der heilige Bernhardt sagt: „Eine Frau haben und mit dieser nicht sündigen, ist mehr als Todte erwecken." — Wie oft wurde dieses Gelübde nicht gebrochen! und wie oft wurde es nicht eben zu diesem Zwecke geleistet. War ein Geistlicher gewissenhaft, so hatte er den größten Schaden davon, denn die mit der Enthaltsamkeit ihres Mannes unzufriedene Frau suchte sich einen Stellvertreter, und zeigten sich Folgen dieses Umganges, dann kam der unschuldige Mann in Verdacht, sein Gelübde gebrochen zu haben.

Daß die Frauen der Geistlichen sich gar häufig auf solche Weise und manchmal selbst mit der Erlaubniß oder mit Wissen ihrer Männer entschädigten, beweisen abermals die Bestimmungen des schon oft genannten Concils von Elvira. Eine derselben lautet: „Wenn die Frau eines Geistlichen hurt, und ihr Mann dies weiß und sie nicht sogleich verstößt, so soll er auch nicht am Ende des Lebens die Communion empfangen."

Doch nicht allein die Ehe der Geistlichen, ja sogar die der Laien wurde von der Kirche auf das Sorgfältigste überwacht. Ich finde augenblicklich dafür keinen früheren Beweis, als in dem Buch von den Kirchenstrafen, welches Regino, Abt von Prüm, im Jahre 909 auf Befehl des Erzbischofs Rathbod von Trier schrieb.

Dort heißt es: „Der Verehelichte, der sich 40 Tage vor Ostern und Pfingsten oder Weihnachten, an jeder Sonntagsnacht, am Mittwoche und Freitage, von der sichtbaren Empfängniß bis zur Geburt des Kindes von der Frau nicht enthält, muß, wenn ein Sohn geboren wird, 30 Tage, wenn eine Tochter geboren wird, 40 Tage Buße thun. Wer in der Quadragesima (der vierzigtägigen Fastenzeit) vor Ostern seiner Frau beiwohnt, muß ein Jahr Buße thun, oder 16 Solidos an die Kirche bezahlen oder unter die Armen vertheilen. Thut er es in der Besoffenheit u. zufällig, so darf er nur 40 Tage Buße thun. Jeder muß sich vor Empfang des Abendmahls der Frau 7, 5 oder 3 Tage enthalten."

Die christliche Kirche verdankt das große Licht St. Iso in St. Gallen nur dem Umstande, daß er von seinen vornehmen Eltern — in der Osternacht gezeugt wurde, welche darüber Gewissensscrupel hatten und ihn der Kirche widmeten.

Schon früher bemerkte ich, daß der Eigennutz der Bischöfe großen Antheil an der Verdammung der Priesterehe hätte. Bekam ein verheiratheter Priester keine Kinder, — nun dann sah man durch die Finger. Die Folge davon war, daß sie die Schwangerschaft ihrer Weiber entweder zu verhindern suchten, wie Onan, oder daß sie zu gefährlichern Mitteln ihre Zuflucht nahmen.

Den Beweis dafür, wie es der Kirche ganz hauptsächlich darum zu thun war, daß die Geistlichen keine Kinder bekämen, die sie beerben könnten, liefert ein Concilium, welches Erzbischof Johann von Tours im Jahre 1278 in London hielt.

Hier heißt es in einer der Verordnungen: „Da die Fleischeslust den Klerikalstand vielfältig entehrt, besonders wenn es bis zum Kinderzeugen kommt, so verordnen wir, daß die Kleriker, besonders die in den heiligen Weihen befindlichen, sich nicht unterstehen, ihren im geistlichen Stande erzeugten Söhnen und ihren Concubinen etwas testamentarisch zu vermachen. Solche Vermächtnisse sollen der Kirche des Testators zufallen."

Das Leben der Geistlichen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche lernen wir sehr genau aus den Schriften der Kirchenväter kennen, welche sich bemühten, die unter denselben herrschende Verderbniß zu bekämpfen. Es erscheint oft unglaublich, daß die vortreffliche Religion Jesu zu so abscheulichen Lastern führen konnte, wie sie uns in diesen Schriften berichtet werden. Daß die Geistlichen sich für das Verbot der Ehe auf andere Weise zu entschädigen suchten — nun das ist menschlich und an und für sich nicht böse. Bei solchen Vergehungen muß man nicht den schwachen Menschen, sondern das naturwidrige Verbot verdammen, welches zur Verletzung der Sittengesetze zwingt; aber anders ist es mit den von den Bischöfen begangenen Schändlichkeiten und Verbrechen, die in dem Geiz, der Herrschsucht und andern bösen Leidenschaften ihre Ursache haben.

Basilius schreibt an Eusebius, Bischof von Samosata: „Nur an die allernichtswürdigsten Menschen ist jetzt die bischöfliche Würde gekommen," und in einem Briefe, welchen er und zwei und dreißig andere Bischöfe an sämmtliche Bischöfe Galliens und Italiens richtete, schildert er den schmachvollen Zustand der Kirche mit großer Wehmuth: „Die Schlechtigkeit der Bischöfe und Kirchenvorsteher, heißt es dort, sei so groß, daß die Bewohner vieler Städte keine Kirchen mehr besuchten, sondern mit Weib und Kindern außerhalb der Mauern der Städte unter freiem Himmel für sich Gebete verrichteten."

Gregor vor Nazianz, Chrysostomus, Cyrill von Jerusalem u. s. w. können nicht grell genug die Sittenverderbniß der Geistlichen schildern. Diese hatten es damit so weit gebracht, daß man die Unzucht als förmlich zum Pfaffen gehörig betrachtete und nicht mehr für ein Verbrechen hielt! — Die afrikanischen Synoden sahen sich gezwungen, zu verordnen, daß kein Geistlicher allein zu einer Jungfrau oder einer Wittwe gehen solle!

Am lebhaftesten schildert die Geistlichen und den Sittenverfall in der damaligen Zeit der schon oft genannte heilige Hieronymus. Er schreibt in einem Briefe an Eustochium: „Sieh die meisten Wittwen, die doch verehelicht waren, ihr unglückliches Gewissen unter dem erlogenen Gewande verbergen. Wenn sie nicht der schwangere Bauch oder das Geschrei der Kinder verräth, so gehen sie mit emporgestrecktem Halse und hüpfendem Gange einher. — Andere aber wissen sich unfruchtbar zu machen und morden den noch nicht gebornen Mensch. Fühlen sie sich von ihrer Ruchlosigkeit schwanger, so treiben sie die Frucht durch Gift ab. Oft sterben sie mit daran, und dreifachen Verbrechens schuldig gelangen sie in die Unterwelt, als Selbstmörderinnen, als Ehebrecherinnen an Christus, als Mörderinnen des noch nicht gebornen Sohnes. Ich schäme mich, es zu sagen, o, der Abscheulichkeit! es ist traurig, aber doch wahr.

„Woher brach die Pest der Agapetinnen in unsere Kirchen herein? Woher ein anderer Name der Eheweiber ohne Ehe? Ja, woher das neue Geschlecht der Concubinen? Ich will mehr sagen: woher die Huren eines Mannes! Ein Haus, ein Schlafgemach, und oft ein Bett umfaßt sie, und nennen uns argwöhnische Leute, wenn wir etwas Arges vermuthen." —

Und weiter in demselben Briefe: „Es giebt Andere, ich rede von Leuten meines Standes, welche sich deshalb um das Presbyterat und Diaconat bewerben, um die Weiber desto freier sehen zu können. Ihre ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider, auf daß sie gut riechen, und die Füße unter einer weiten Haut nicht aufschwellen. Die Haare werden rund gekräuselt, die Finger schimmern von Ringen, und damit ihre Fußsohlen kein feuchter Weg benetze, berühren sie ihn kaum mit der Spitze. Wenn Du solche siehst, solltest Du sie eher für Verlobte, als für Geistliche halten. Einige bemühen sich ihr ganzes Leben hindurch nur darum, die Namen, Häuser und Sitten der Matronen kennen zu lernen. Einen von ihnen, den vornehmsten in dieser Kunst, will ich kurz beschreiben, damit Du desto leichter am Lehrer die Schüler erkennst.

„Er steht eilfertig mit der Sonne auf, entwirft die Ordnung seiner Besuche, sieht sich nach einem kürzeren Wege um, und der überlästige Alte geht beinahe bis in die Kammern der Schlafenden. Wenn er ein zierliches Kissen, oder Tuch, oder sonst etwas von Hausrath sieht, so lebt, bewundert und berührt er es; indem er klagt, daß es ihm fehle, preßt er es mehr ab, als daß er es verlangte, weil sich eine jede Frau fürchtet, den Stadtfuhrmann zu beleidigen. Ihm sind Keuschheit und Fasten zuwider; eine Mahlzeit billigt er nach ihrem feinen Geruche und nach einem gemästeten jungen Kraniche. Er hat ein barbarisches und freches Maul, das immer zu Schmähworten gewaffnet ist. Du magst dich hinwenden, wohin du willst, so fällt er dir zuerst in die Augen." — Solcher geistlichen „Kiselacks" giebt es auch noch heutzutage, und ich könnte dem wackern Hieronymus mehre nennen, die zu seinem Portrait vortrefflich passen würden. — Dergleichen Schilderungen erweckten dem Hieronymus natürlich viele Feinde, die sich damit rächten, daß sie ihn verlästerten. Viele Noth hatte er mit einem Diacon, Namens Sabinian. Dieser hatte eine Wallfahrt zu allen lüderlichen Häusern Italiens unternommen und nebenbei eine Menge Jungfrauen genothzüchtigt und Ehefrauen verführt, von denen mehre wegen dieser Verbrechen öffentlich hingerichtet wurden. Endlich verführte er auch die Frau eines vornehmen Gothen, der diesen Schimpf entdeckte, echt gothisch darüber ergrimmte und den lüderlichen Himmelsfähndrich auf Tod und Leben verfolgte.

Dieser kam mit einem Empfehlungsschreiben zu St. Hieronymus nach Bethlehem, wo er in ein Kloster gesteckt wurde. Hier sah er aber eines Tages eine Nonne aus dem Kloster der Paula, verliebte sich in dieselbe, schrieb ihr Liebesbriefe und erhielt die Versicherung, daß alle seine Wünsche erfüllt werden sollten, — als der Handel entdeckt und die Keuschheit der Nonne gerettet wurde.

Sabinian fiel Hieronymus zu Füßen und erhielt Verzeihung unter der Bedingung, daß er die ihm auferlegte Buße tragen solle. Er versprach Alles, hielt aber nichts, lebte lustig wie zuvor und verläumdete Hieronymus, wo er konnte. — Solche Galgenfrüchte trug schon damals der heilige Christbaum der Kirche!

Die Gesetzgebung des Justinian war der Priesterehe durchaus nicht günstig, denn in einer Verordnung von 528 heißt es: — „Indem wir die Vorschrift der heiligen Apostel befolgen, verordnen wir, daß, so oft ein bischöflicher Stuhl in einer Stadt erledigt ist, die Bewohner derselben über drei Personen von reinem Glauben und tugendhaftem Leben sich vereinigen, um aus ihnen den Würdigsten hervorzuheben. Doch treffe die Wahl nur einen solchen, der das Geld verachtet und sein ganzes Leben Gott weiht, der keine Kinder und keine Enkel hat. — — Der Bischof muß durchaus nicht durch Liebe zu den fleischlichen Kindern verhindert werden, aller Gläubigen geistlicher Vater zu werden. Aus diesen Ursachen verbieten wir, Jemanden, der Kinder und Enkel hat, zum Bischof zu weihen." In derselben Verordnung wird den Bischöfen auch verboten, in ihrem Testamente ihren Verwandten etwas von dem zu vermachen, was sie als Bischöfe erwarben.

Die folgenden Bestimmungen sind noch strenger, und in einem Erlaß von 531 befiehlt Justinian, daß Niemand zum Bischof geweiht werden, als wer keiner Frau ehelich beiwohne und Kinder zeuge. Statt der Frau möge ihm die heiligste Kirche dienen.

Diese ist aber nach des heiligen Ambrosius üppiger Schilderung: eine nackte, reizende Braut, deren schöne und bezaubernde Gestalt Christum mit Begierde erfüllt und ihn bewogen habe, sie zur Gemahlin für sich zu erwählen!

Daß alle strengen Gesetze, wie natürlich, nichts fruchteten, dafür könnte ich Hunderte von Beweisen anführen. Alle

Synoden waren bemüht, schärfere Verordnungen zu erlassen, und auf einer im Jahre 751 wurde bestimmt: „der Priester, welcher Unzucht übt, soll in ein Gefängniß gesteckt werden, nachdem er vorher gegeißelt und ausgepeitscht worden ist."

Ratherius von Verona, der zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, klagt: „O! wie verworfen ist nicht die ganze Schaar der Kopfgeschornen, da unter ihnen keiner ist, der nicht ein Ehebrecher ist, oder ein Sodomit."

Unter so bewandten Umständen war es denn wohl natürlich, daß vielen Christen Bedenken kamen, ob es wohl ziemlich sei, daß sie das, was sie für das Heiligste hielten, das Abendmahl, aus so beschmutzten Händen annehmen könnten.

Auf eine deshalb an ihn gerichtete Frage antwortete Papst Nicolaus 1.: „Es kann Niemand, so sehr er auch verunreinigt sein mag, die heiligen Sacramente verunreinigen, welche Reinigungsmittel aller Beflecknngen sind. Der Sonnenstrahl, welcher durch Kloaken und Abtritte geht, kann doch dieserhalb keine Befleckung an sich ziehen. Daher mag der Priester beschaffen sein, wie er will, er kann das Heilige nicht beflecken." — Aus diesem gutgewählten Vergleich sieht man übrigens, daß der Papst die Pfaffen richtig zu würdigen wußte!

Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß die Ansichten der Kirche über die Ehe von sehr bedeutendem Einfluß auf das Leben der Nichtgeistlichen waren. Es war wohl sehr natürlich, daß die Ehe, welche von den so hochverehrten Lehrern verachtet wurde, auch bei den Laien nicht in besondrer Achtung stand. Die Lüderlichen benutzten daher gern die Zeitansicht, um ledig zu bleiben und so ungezwungener ihren Leidenschaften zu folgen; und die Verheiratheten, welche ihrer Weiber überdrüssig waren, fanden leicht einen heiligen Vorwand, sich ihrer zu enthalten und sich — außer dem Hause zu entschädigen.

Das Leben der Päpste um diese Zeit, besonders im 11. Jahrhundert, war wenig geeignet, auf die Sittlichkeit der Geistlichen vortheilhaft einzuwirken. Ich verweise in dieser Beziehung auf das vorige Kapitel.

Ein großer Eiferer gegen die Priesterehe, aber auch gegen die Unzucht der Pfaffen, war der Cardinal Petrus Damiani, der durch seine Schriften einen ganz außerordentlichen Einfluß ausübte, das heißt, in Bezug auf den Cölibat, aber nicht auf die Besserung der Geistlichen.

Er war im Jahr 1002 zu Ravenna von ganz armen Eltern geboren, die schon so viele Kinder hatten, daß sie nicht wußten, was sie mit dem neuen Ankömmling anfangen sollten. Die harte Mutter faßte den Entschluß, ihn auszusetzen, wurde aber durch die Frau eines Priesters davon abgehalten.

Petrus weihte sich der Kirche und wurde endlich im Jahre 1058 oder 59 Cardinalbischof von Ostia. Er nahm diese Stelle nur mit Widerstreben an und, empört über die Verdorbenheit der Pfaffen, gab er sie bald wieder auf und zog sich in ein Kloster zurück, wo er 1069 starb.

Damiani entwirft von dem Schandleben der Pfaffen in seinem liber Gomorrhianus ein trauriges Bild. Er beklagt und schildert darin ihre Hurerei, ihre widernatürliche Unzucht, insbesondere ihre Sodomiterei, ihre Unzucht mit Jünglingen und Knaben, ihre Unzucht mit Thieren, die Unzucht der Pfaffen und Mönche mit ihres Gleichen, ihre Unzucht mit ihren Beichtkindern, und führt an, wie die gemeinschaftlichen Verbrecher, um ungestört fortsündigen zu können, sich einander in der Beichte absolvirten.

Damiani wird in seinem Eifer gegen die Weiber der Priester oft spaßhaft, und seine Anrede an dieselben ist wahrhaft originell. „Indeß rede ich auch euch an, ihr Schätzchen der Kleriker, ihr Lockspeise des Satans, ihr Auswurf des Paradieses, ihr Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für die Trinkenden, Gift für die Essenden, Quelle der Sünde, Anlaß des Verderbens. Euch, sage ich, rede ich an, ihr Lusthäuser des alten Feindes, ihr Wiedehopfe, Eulen, Nachtkäuze, Wölfinnen, Blutegel, die ihr ohn' Unterlaß nach mehreren gelüstet. Kommt also und hört mich, ihr Metzen, Buhlerinnen, Lustdirnen, ihr Mistpfützen fetter Schweine (!), ihr Ruhepolster unreiner Geister, ihr Nymphen, Sirenen, Hexen, Dianen, und was es sonst für Schimpfnamen geben mag, die man euch beilegen möchte.

„Denn ihr seid Speise der Satane, zur Flamme des ewigen Todes bestimmt. An euch weidet sich der Teufel, wie an ausgesuchten Mahlzeiten, und mästet sich an der Fülle eurer Ueppigkeit. Ihr seid die Gefäße des Grimms und des Zornes Gottes, aufbewahrt auf den Tag des Gerichts. Ihr seid grimmige Tigerinnen, deren blutige Rachen nur nach Menschenblut dürsten, Harpyen, die das Opfer des Herrn umflattern und rauben und die, welche Gott geweiht sind, grausam verschlingen.

„Auch Löwinnen möchte ich euch nicht unpassend nennen, die ihr nach Art wilder Thiere eure Mähnen erhebt und unvorsichtige Menschen zu ihrem Verderben in blutigen Umarmungen räuberisch umklammert. Ihr seid die Sirenen und Charybden, indem ihr, während ihr trügerisch anmuthigen Gesang ertönen laßt, unvermeidlichen Schiffbruch bereitet. Ihr seid wüthendes Otterngezücht, die ihr vor Wollustbrunst Christum, der das Haupt der Kleriker ist, in euren Buhlen ermordet."

Damiani muß ein komischer Kauz gewesen sein, und um seinen Reichthum an Schimpfwörtern würde ihn manches Königsberger Fischweib beneiden. Nicht weniger seltsam sind oft seine Vergleiche. So zum Beispiel vergleicht er, um der Markgräfin Adelheid von Turin die Nachtheile der Priesterehe begreiflich zu machen, die Priester mit ihren Frauen den Füchsen, die Simson bei den Schwänzen aneinander band, Fackeln dazwischen steckte, sie anzündete und sie dann in die Saatfelder der Philister jagte.

Damiani war es vorzüglich, welcher dem Papst Gregor 7. den Weg bahnte. Durch ihn und andere Eiferer kam es endlich so weit, daß die Orthodoxen die außereheliche Unzucht für weit weniger verbrecherisch hielten, als die Ehe, und zur Zeit Kaiser Heinrichs 4. verstießen viele Ehemänner, sowohl Geistliche als Laien, ihre Weiber und gesellten sich zu Jungfrauen, die ebenfalls, wie sie, Keuschheit gelobt hatten. Kurz, es erneuerte sich wieder der Unfug mit den Liebesschwestern, der eigentlich unter den Geistlichen nie aufgehört, nur daß man die geheuchelte Keuschheit bei Seite gethan und in ehrlicher Hurerei gelebt hatte.

Andere Ehemänner, in Verzweiflung darüber, daß sie verheirathet nicht selig werden könnten, verstießen gleichfalls ihre Frauen und begaben sich sammt Hab und Gut unter den Schutz der Mönche und führten eine gemeinsame canonische Lebensweise.

Trotzdem stieß aber Gregors 7. Cölibatgesetz auf den entschiedensten Widerstand. Lambert von Aschaffenburg erzählt, daß bei der Bekanntmachung desselben die ganze Schaar der Geistlichen gemurrt habe. Alle wären der Meinung gewesen, daß es besser sei, zu freien, als Brunst zu leiden, und daß durch das Verbot der Ehe der Hurerei Thür und Thor geöffnet würde. Wolle Gregor auf seiner Meinung bestehen, so wollten sie lieber dem Priesterthume entsagen, dann möge er, dem Menschen anstinken, sehen, woher er Engel zur Regierung des Volks in den Kirchen bekomme.

Mehre Anhänger Gregors, welche das Cölibatgesetz mit Gewalt durchsetzen wollten, verloren beinahe darüber ihr Leben. Als Bischof Altmann von Passau den Befehl des Papstes von der Kanzel verkündigte, mußten ihn die anwesenden vornehmen Laien vor den wüthenden Priestern schützen, die ihn in Stücke reißen wollten. — Der Bischof Heinrich von Chur gerieth durch seinen Eifer für den Cölibat ebenfalls in Lebensgefahr.

Als Erzbischof Johann von Rouen auf einer Synode die Cölibatsgesetze verlas, entstand ein Tumult; man bombardirte den Erzbischof mit Steinen, so daß er in aller Eile die Kirche verlassen mußte.

In England fand Gregors Gesetz ebenfalls bedeutenden Widerstand; aber einer der englischen Prälaten tröstete sich, indem er sagte: „Man kann wohl den Priestern die Weiber, aber nicht den Weibern die Priester nehmen."

Bis zum Tode Heinrichs 4. von Deutschland wurden hier die beweibten Priester auf das grausamste verfolgt, und da es den Päpsten nur um Ausrottung der Priesterehe zu thun war, so wurden außereheliche Unzucht und die oft daraus entstehenden Verbrechen weniger hart bestraft.

Auf die Anfrage des Abts Rudolph von Saez, was einem Mönch geschehen solle, der es versucht hatte, einen Ehemann zu vergiften, antwortete Anselm, Erzbischof von Conterbury, — man solle ihn nicht zum Diaconat oder Presbyterat befördern!

Die englischen Geistlichen zeichneten sich sehr durch ihre Lüderlichkeit aus, und ehrenhalber mußte der Papst endlich officiell dagegen einschreiten. Auf der Synode zu London (1125) wurde also bei Strafe der Absetzung den Priestern das Zusammenleben mit Weibern verboten. Der Legat des Papstes, Cardinal Johann von Crema, hatte große Mühe gehabt, diesen Beschluß durchzukämpfen, und noch am Abend desselben Tages, wo es ihm gelungen war, ertappte man ihn mit einer feilen Dirne. Er war unverschämt genug, sich damit zu entschuldigen: daß er nur der Zuchtmeister der Priester sei.

Bischof Ranulph von Durham, genannt Flambard, oder Passaßaberer, war vielleicht der lüderlichste Geistliche in der Welt. Er lebte wie ein türkischer Sultan. Schöne Mädchen in üppiger Entkleidung kredenzten ihm bei Tische den Wein, und damit er immer die Mittel hatte, flott zu leben, so bedrückte und plünderte er seine geistlichen Pflegekinder.

Sein Ruf war auch zu dem päpstlichen Legaten gedrungen. Dieser ließ ihn auf die Synode nach London citiren, allein Ranulph fand es nicht für gut, diesem Rufe zu folgen, und der Cardinal Johann entschloß sich, selbst nach Durham zu gehen, um sich hier durch den Augenschein von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen.

Ranulph war ein Lebemann. Er empfing den Legaten Sr. Heiligkeit auf das Freundlichste, veranstaltete ein großes Gastmahl, bei dem alle Leckereien der Welt und die feinsten Weine aufgetragen wurden, so daß der Cardinal schon im Himmel zu sein meinte, besonders da eine schöne Nichte des Bischofs, die als Lockvogel dressirt war, sich alle mögliche Mühe gab, ihn vortrefflich zu unterhalten, ja sich endlich bewegen ließ, den päpstlichen Legaten zu Bette zu begleiten.

Nachdem dieser wie ein Gimpel in die gestellte Falle gegangen war, versammelte der Bischof seine Kleriker und Knaben, welche Becher und Lichter trugen, und begab sich in feierlichem Zuge an das Bette. Der Chorus rief: Heil! Heil!

Der verwirrte Legat fragte erstaunt: „Soll dies eine Ehrenbezeugung für den heiligen Petrus sein?" — „Mein Herr, antwortete der Bischof, es ist in unserm Lande Sitte, daß, wenn ein Vornehmer heirathet, man ihm diese Ehre erzeigt. Stehet auf und trinkt, was in diesem Kelche ist. Weigerst Du Dich, so sollst Du den Kelch trinken, nach welchem Du nicht mehr dürsten wirst."

Der arme Legat mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, er erhob sich „nackt bis zur Hälfte des Leibes," und trank den dargereichten Becher seiner Bettgenossin zu. Darauf entfernte sich der Zug mit dem Bischofe, der nun wegen seines Bisthums unbesorgt war.

Die Veranlassung zu dem Streite zwischen König Heinrich von England und Thomas Becket war auch ein lüderlicher Priester zu Worcestershire, der die Tochter eines Pächters geschändet und ihren Vater ermordet hatte, und welchen

der König trotz alles Protestirens des Erzbischofs vor den weltlichen Richterstuhl zog.

Doch in Frankreich trieben es die Pfaffen nicht besser als die in England. Der Erzbischof von Besançon machte sich aller möglichen Verbrechen schuldig. Um seinen Geiz zu befriedigen, verkaufte er Alles, was nur Käufer fand, und plünderte seine Geistlichen so aus, daß sie in ärmlicher Kleidung wie Bauern einhergehen mußten. Uebrigens gestattete er für Geld Nonnen und Geistlichen die Ehe.

Er selbst lebte mit einer Verwandtin, der Aebtissin von Beaumair-Mont, hatte von einer Nonne ein Kind und nebenbei die Tochter eines Priesters als Concubine, — kurz, gestattete sich alle geschlechtlichen Ausschweifungen. Fast alle seine Geistlichen hielten sich Concubinen.

Der Erzbischof von Bordeaux hielt eine Räuberbande, die er zu seinem Vortheil auf Expeditionen aussandte. Einst nahm er mit einer Menge lüderlicher Mädchen und Kerle in der Abtei des heiligen Eparchius, lebte hier drei Tage in Saus und Braus und zog endlich ab, nachdem er das Kloster rein ausgeplündert hatte. „Seine übrigen Verbrechen verbietet die Schamhaftigkeit zu nennen," sagt Papst Innocens 3. in seinen Briefen. Wer die Schandthaten der Pfaffen in jener Zeit studiren will, der lese diese Briefe.*)

Hätte Innocens die Verbrechen aller Pfaffen, die ihm zu Ohren kamen, nach der Strenge des Gesetzes bestrafen wollen, so hätte er bald allein Messe lesen können; er hielt es daher für besser, wo es anging, Nachsicht zu üben, so sehr auch oft diese schlecht angebrachte Milde empören muß.

Ein Mönchspriester hatte mit einem Mädchen verbotenen Umgang gehabt. Als die Dirne schwanger war, ergriff er sie, als wolle er mit ihr scherzen, am Gürtel und verletzte sie so hart daß eine Fehlgeburt erfolgte. Der Fall kam vor den Papst, und dieser entschied: daß, wenn die Fehlgeburt noch kein Leben gehabt habe, der Mönch den Altardienst auch ferner verrichten könne; daß er aber, wenn diese schon Leben gehabt habe, des Altardienstes sich enthalten müsse.

Schon im Jahre 428 hatte Papst Cölestin es für nöthig gefunden, Strafe darauf zu setzen, wenn Geistliche ihre Beichtkinder zur Unzucht verführten. Dergleichen Fälle kamen unendlich oft vor, und mit diesen Beichtstuhlgeschichten könnte man Folianten füllen. Eine derselben habe ich bereits früher erzählt, eine andere mag hier folgen.

Ein Priester, dem eine hübsche Frau beichtete, fand den Platz hinter dem Altar sehr bequem und wollte sie bewegen, bei seinem unzüchtigen Gelüste zu genügen. Die Frau äußerte, daß sie den Platz nicht anständig fände, versprach aber, an einem andern Orte seine Wünsche zu erfüllen, und schickte ihm als Liebespfand eine sehr schöne Torte und eine Flasche guten Wein.

Der erfreute Priester dachte zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen und überreichte die herrliche Torte seinem Bischof, der damit bei einem Gastmahl seine Tafel zierte. Als man sie aufschnitt, fand man darin, — was? — nun das, was ein Berliner aus dem Geschlecht der Eckensteher dem Leser antworten würde, der riethe, daß Goldstücke darin gewesen wären.

Man forschte natürlich nach dem Zusammenhang dieser schmuzigen Ueberraschung, und dieser ergab sich bald aus der Untersuchung. — Kein Ort war den geilen Pfaffen zu heilig, und die Regierungen mußten diese Herren oft strafen, weil sie einen Altar oder einen andern für heilig geltenden Ort als Sopha betrachtet hatten. Ein Caplan zu Solothurn hatte sich gar die Orgel zum Schauplatz seiner unerlaubten Freuden ausersehen!

Einem starken Affen in einer Menagerie zu nahe zu kommen, war für eine Frau in damaliger Zeit nicht so gefährlich, als mit einem Pfaffen zu thun zu haben. Da diese ein faules Leben hatten, so erhitzten sie Tag und Nacht ihre Phantasie mit üppigen Bildern und dachten an nichts Anderes, als wie sie ihre wilden Triebe befriedigen könnten. Fälle der Nothzucht kommen unendlich viele vor.

Unter Heinrich 6. baten die Geistlichen in England um Erlassung der Strafen wegen begangener Nothzucht. Zu Basel hatte im Jahr 1297 ein Geistlicher eine Jungfrau mit Gewalt geschändet. Man kastrirte ihn zur Strafe und hing das Abgeschnittene als abschreckendes Exempel mitten in der Stadt an einer frequenten Passage auf. — Die Venetianer ließen später einen Augustiner zu Brescia, der ein elfjähriges Mädchen genothzüchtigt und dann ermordet hatte, viertheilen.

Sodomiterei und Knabenschändung waren unter den Geistlichen ganz gewöhnlich und schon seit den ältesten Zeiten der christlichen Kirche, wie die Concilienbeschlüsse beweisen, von denen ich einige angeführt habe. Im Jahre 1212 wurde auf einem Concil den Mönchen und regulirten Canonikern verboten, zusammen in einem Bette zu liegen und Sodomiterei zu treiben.

Im Jahre 1409 wurden zu Augsburg auf Befehl des Rathes vier Priester und ein Laie wegen Knabenschänderei am Perlachthurme, mit gebundenen Händen und Füßen, in einem hölzernen Käfig aufgehängt, bis sie verhungerten. — Im nächsten Kapitel von den Klöstern werde ich zeigen, daß Sodomiterei bis auf den heutigen Tag als Folge des Cölibats unter den Pfaffen gebräuchlich ist! —

Aus dem, was ich bisher erwähnte, geht schon hervor, daß die Bischöfe ihren Geistlichen in der Sittenlosigkeit meistens vorangingen, wenn sie es auch nicht alle so arg trieben, wie der Bischof Heinrich von Lüttich, der eine Aebtissin zur Maitresse und in seinem Garten einen förmlichen Ha-

*) Theiner hat dies in dem oben citirten Werke den Neugierigen sehr bequem gemacht, indem er Seite 400 Th. 2. wohl mehr als hundert Stellen dieser Briefe nach Nummern und Kapitel angiebt.

rem hatte, und der sich rühmte, daß er in 22 Monaten 14 Söhne gezeugt habe.

Unter so bewandten Umständen waren die Laien froh, wenn es diesen Kirchenstieren erlaubt wurde, Concubinen zu halten, damit nur ihre Weiber und Töchter vor ihnen sicher waren. Ja die Friesen gingen so weit, daß sie gar keine Priester duldeten, die nicht ihre Concubinen hatten. „Se gedulden oek geene Preesteren sunder eheliche Fruwen (d. h. Concubinen), up dat se ander lute bedde nicht beflecken, wente sy meinen dat idt nicht mogelyk sy, und baven die natur, dat sick ein mensche ontholden konne," heißt es in der Chronik.

Ich bemerkte schon früher, daß es den Päpsten mehr um die Vernichtung der Priesterehe, als um die Erhaltung der Keuschheit der Geistlichen zu thun war, denn sie wollten nicht, daß rechtmäßige Kinder das Gut erben sollten, was sie als Kirchengut betrachteten. Wenn nun auch die Concilien, auf Betrieb Einzelner, dem Concubinenwesen ein Ende machen wollten, indem sie Verordnungen dagegen erließen, so war man eben nicht zu strenge auf die Befolgung derselben bedacht.

Ja vielen Bischöfen wäre es gar nicht recht gewesen, wenn ein Papst durchgreifende Maaßregeln angewendet hätte, denn diese Concubinen waren für sie eine Quelle des Erwerbes. Gar häufig fiel es ihnen aber ein, ihren Geistlichen das Concubinat auf das Strengste zu verbieten; das geschah gewöhnlich, wenn sie Geld brauchten, denn es war ihnen nur um die Strafgelder zu thun.

Heinrich von Hewen, der in der Mitte des 15. Jahrderts Bischofs von Kostnitz war, führte selbst ein üppiges Leben, und die Abgaben, welche ihm seine Geistlichen für ihre Concubinen entrichteten, verschafften ihm eine jährliche Einnahme von 2000 Gulden.

Zur Zeit der Reformation mußten die Priester in Island für jedes mit ihren Concubinen erzeugte Kind ihrem Bischof acht bis zwölf Thaler bezahlen.

Unter solchen Verhältnissen war es denn kein Wunder, wenn das Concubinat trotz aller Verbote, welche bei den Synoden wenig beachtete stehende Artikel wurden, in voller Wirksamkeit blieb, und endlich sahen die Päpste ein, daß es ein unvermeidliches Uebel sei, und suchten nun selbst Vortheil daraus zu ziehen. Sie dekretirten, daß jeder Geistliche, mochte er nun eine Concubine haben oder nicht, einen bestimmten, jährlichen Hurenzins entrichten müsse.

Als Beleg dafür, daß das Concubinat unter den Geistlichen im 15. Jahrhundert allgemein war, und zugleich um die Sitten des Klerus überhaupt durch den Mund eines Zeitgenossen kennen zu lernen, will ich einige Stellen aus einem Werke des Nicolaus de Clemangis anführen, der in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts lebte, eine Zeitlang päpstlicher Geheimschreiber, Schatzmeister und Canonicus der Kirche zu Langres war und 1440 als Cantor und Archidiakonus zu Lisieux starb.

Seine Schilderung der Bischöfe ist wahrhaft abscheulich. Nach ihm treiben und gestatten sie für Geld alle Laster. Vorzüglich sind die Domherren und Vicare verdorbene Rotten. Sie sind der Habsucht, dem Stolze, dem Müßiggange, der Schwelgerei ergeben. Sie halten ohne Scham ihre unehelichen Kinder und Huren gleich Eheweibern im Hause, und sind ein Gräuel in der Kirche.

Die Priester und Kleriker leben öffentlich im Concubinate und entrichten ihren Bischöfen den Hurenzins. Die Laien wissen an mehren Orten den Schändungen der Jungfrauen und Ehefrauen keinen andern Damm entgegenzustellen, als daß sie die Priester zwingen, sich Concubinen zu halten.

„Ist Jemand," schreibt Clemangis, „heut zu Tage träge und zum üppigen Müßiggange geneigt, so eilt er sogleich ein Priester zu werden. Alsdann besuchen sie fleißig liederliche Häuser und Schenken, wo sie ihre ganze Zeit mit Saufen, Fressen und Spielen zubringen, betrunken schreien, fechten und lärmen, den Namen Gottes und der Heiligen mit ihren unreinen Lippen verwünschen, bis sie endlich aus den Umarmungen ihrer Dirnen zum Altare kommen."

Clemangis erwähnt hier auch des Saufens der Priester. Darin waren sie besonders stark und setzten einen Ruhm darein, es den Laien zuvorzuthun: Schon in den ersten Jahrhunderten stoßen wir auf Bischöfe, die vollendete Trunkenbolde waren. Einer derselben, Droctigisilus, verfiel in den Säuferwahnsinn. Die Pfaffen sagten, wenn sie guter Laune waren, von sich selbst: „Wir sind das Salz der Erde, aber man muß es anfeuchten, denn kein guter Geist wohnt im Trockenen. Besonders gut trank man in den Klöstern, doch davon später.

Zu einem guten Trunk gehörte natürlich auch eine gute Tafel, und es ist ja noch heute Jedermann bekannt, daß die katholischen Geistlichen den vortrefflichsten Tisch führen. Bischöfe jagten unermeßliche Summen durch ihren Schlund, und um nur einen Begriff von ihren kostspieligen Fresserein zu geben, setze ich den Küchenzettel für das Gastmahl am Tage der Installation Georg Nevils, Erzbischof von York, hierher.

Zu diesem Feste waren erforderlich: 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Ale, 104 Tonnen Wein, 1 Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpse, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 Ziegenlämmer, 2000 junge Hühner, 4000 junge Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommeln, 4000 Enten, 200 Fasanen, 500 Rephühner, 4000 Schnepfen, 400 Wasserhühner, 100 große Brachvögel, 100 Wachteln, 1000 Reiher, 200 Rehe, über 400 Stück Rothwild, 1506 Wildpretpasteten, 1400 Schüsseln gebrochene Gelée, 4000 Schüsseln ganze Gelée, 4000 kalte Custards (ein Gericht von Milch, Zucker und Eigelb), 2000 warme Custards, 300 Hechte, 300 Brachsen, 8 Robben, 4 Delphine oder Taumler, und 400 Torten. — 62 Köche mit 515 Kü-

chendienern besorgten die Zubereitung dieser Speisen, und bei der Tafel selbst warteten 1000 Diener auf.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Concubinen zurück. Die Baseler Synode (1431—1448) gab sich die nutzlose Mühe, ernstliche Verordnungen gegen das Concubinat zu erlassen; aber zu dem einzigen Mittel, demselben ein Ende zu machen, konnte man sich nicht entschließen, obgleich sehr angesehene Männer auf der Synode, wie der Geheimschreiber und Ceremonienmeister derselben, Aeneas Sylvius Piccolomini, günstig für die Priesterehe gestimmt waren.

Der Letztere äußerte: „Es gab, wie ihr wißt, verheirathete Päpste, und auch Petrus der Apostelfürst hatte eine Frau. Vielleicht dürfte es gut sein, wenn den Priestern zu heirathen gestattet wäre, weil viele verheirathet im Priesterthum ihr Seelenheil befördern würden, welche jetzt ehelos zu Grunde gehen."

Große Eiferer gegen das Concubinat in dieser Zeit waren Bischof Berthold von Straßburg und Bischof Stephan von Brandenburg. Der Letztere klagt bitter über die Geistlichen in seiner Diöcese und sagt, daß sehr Viele Beischläferinnen hielten und durch ihr lüderliches Leben „nicht nur gemeine Leute, sondern auch Fürsten und Große" ärgerten.

„Und diese Priester," sagte er auf einer Synode zu Brandenburg, „haben eine solche Hurenstirn, daß sie für eine Kleinigkeit halten Unzucht und Ehebruch zu begehen. Denn wenn, aus Schwachheit des Fleisches, ihre Köchinnen und Mädchen von ihnen oder vielleicht von Anderen geschwängert sind, so läugnen sie die Sünde nicht ab, sondern achten es sich zur hohen Ehre, die Väter aus so verdammlichem Beischlafe erzeugter Kinder zu sein.

„Ja sie laden die benachbarten Geistlichen und Laien beiderlei Geschlechts zu Gevattern ein, und stellen große Festlichkeiten und Freudengelage über die Geburt solcher Kinder an. Verflucht seien die, welche durch eigenes Geständniß dasjenige kund werden lassen, was sie durch Läugnen noch zweifelhaft machen, und so einigermaßen der rechtlichen Strafe entgehen könnten!" — So nichtswürdig dachten Bischöfe!

Die Regierungen mancher Länder, welche einsahen, daß nur dadurch größerem Aergerniß vorgebeugt wurde, waren vernünftig genug, das Concubinat ihrer Geistlichen fast als rechtmäßige Ehe gelten zu lassen. Dies thaten zum Beispiel mehre Regierungen in der Schweiz, und die Obrigkeit schützte hier die Concubinen der Geistlichen und deren Kinder gegen die Habsucht der geistlichen Vorgesetzten, indem sie Testamentsvermächtnisse für die ersteren als gültig anerkannte.

Zu dem Bischof von Tarent, der Legat des Papstes in der Schweiz war, sagte Jemand, daß die Nonnen dort thun könnten, was sie wollten, es würde nicht untersucht; bekämen sie aber Kinder, dann erwarte sie ein fürchterlicher, finsterer Kerker. Darauf erwiederte er: „Selig sind die [illegible]fruchtbaren!

Doch mit den Klöstern haben wir es noch nicht zu [illegible], sondern vorläufig nur mit den Weltgeistlichen. — Das [illegible]cubinat derselben konnte indessen niemals die Ehe ers[illegible]. Es würde der Fall gewesen sein, wenn sich durch das [illegible]risthum nicht ganz seltsame Vorurtheile gebildet h[illegible]. Noch heut zu Tage wird eine Frau von den andern [illegible]den, welche mit einem Manne „lebt", wenn sie nicht [illegible] durch den priesterlichen Segen privilegirt ist, mag sie an [illegible] sonst das bravste Weib und die sorgsamste Mutter sein. Die Bezeichnung Hurenbalg klebt zeitlebens einem aus [illegible]cher „wilden" Ehe entsprossenen Kinde an und macht daß [illegible] zu einem, wenn auch nicht gerade verachteten, aber d[illegible] befremdlichen Gegenstande.

Aus diesem Grunde fanden sich denn auch selten [illegible]nen von einigem Werth, die ein derartiges Verhältniß [illegible] den Geistlichen eingingen. Wohl mochte es hin und w[illegible]r einige Mädchen geben, die sich aus reiner Liebe über d[illegible] herrschenden Vorurtheile hinwegsetzten, allein meistens n[illegible]en es doch gemeine Dirnen, welche nur darauf dachten, die Geistlichen zu plündern. „Pfaffengut fließt in Fingerhu[illegible]" war ein altes Sprichwort.

Dieses halbgeduldete Verhältniß konnte niem[illegible]ls ein geachtetes werden und bleibt stets eine Entwürdig[illegible]ng für den Priesterstand. Es kam wohl vor, daß einzelne Geistliche ihren Concubinen alle Achtung zollten, wie sie e[illegible]r Gattin zukommt; allein weit häufiger und besonders von den Gebildeteren wurden sie als Dienstleute, Köchinnen [illegible]nd dergleichen im Hause gehalten und nebenbei als — B[illegible]gleiter benutzt.

Solche gemeine Personen wußten nun den [illegible]langten Einfluß trefflich zu ihrem Vortheil zu benutzen. [illegible] schämten sich des Verhältnisses nicht, aber wohl der [illegible]bildetere Geistliche, der ihr Herr war und welcher sich sehr [illegible]el gefallen, ja oft ganz und gar unter den Pantoffel br[illegible]gen ließ, damit nur seine menschlichen Schwachheiten nicht unter die Leute gebracht würden; denn diese ermangelten [illegible]icht, ihre Späße über die „Pfaffenköchinnen" anzubringen, und gar mancher Geistlicher mußte sich still wegschleichen, wenn die jungen Bursche sangen:

Mädchen, wenn du dienen mußt,
So diene nur den Pfaffen,
Kannst dein Lohn im Bett verdienen
Und darfst nicht viel schaffen.

Viele verdorbene Geistliche waren sehr fro[illegible] daß sie die Ehe nicht an eine Frau fesselte; sie konnten ihr[illegible] Lüsternheit nach Abwechselung befriedigen, indem sie die [illegible]rne, die ihnen nicht mehr gefiel, wegjagten und eine [illegible]ue nahmen. Solche Concubinate, die leider sehr häufig vor[illegible]nen, waren gemeine Hurerei, und dadurch wurde bei den Pfaffen eine

Gemeinheit und Rohheit erzeugt, die sich besonders in ihrer Denkungsart über geschlechtliche Dinge äußerte, wie sie in der Ehe wohl nur selten entstehen können.

Solche Pfaffen machten aus ihrer Lüderlichkeit gar kein Geheimniß; ja sie rühmten sich derselben, und gleichzeitige sehr glaubwürdige Schriftsteller erzählen, daß bei Freß- und Saufgelagen diese Pfarrfarren und Kuttenhengste, wie sie Fischart nennt, mit den Bauern Wetten machten, deren Gegenstände so obscön waren, daß ich sie hier gar nicht einmal näher zu bezeichnen wage, obgleich mir alle Prüderei weiß Gott fremd ist, wie die Leser wohl nun schon gemerkt haben werden.

Ja diese Pfaffen scheuten sich nicht, ihrer unzüchtigen Verhältnisse auf der Kanzel zu erwähnen, und oft machten sie diese Unschicklichkeit dadurch noch schlimmer, daß sie dieselbe mit irgend einem rohen Spaße würzten.

An den Kirchweihen wurden von ihnen die wildesten und lüderlichsten Gelage gefeiert. Alle benachbarten Pfarrer mit ihren Köchinnen besuchten den Geistlichen, der sein Kirchweihfest feierte, und dann wurde gefressen, gesoffen und andere Lüderlichkeiten getrieben.

Als der Erzbischof von Mainz den Bischof von Merseburg einst besuchte und unterwegs bei einem Pfarrer einkehrte, wo eben das Fest der Kirchweih gehalten wurde, begleitete ihn sein Leibarzt, der davon folgende ergötzliche Erzählung liefert:

„Der Bischoff steigt abe, und nahet zu der Pfarrhe zu, zu seinem Handwerk. Nun hatte der Pfarrer zehn ander Pfarrer geladen zur kirchweyhe, und ein yeglicher hatte eine köchin mit sich gebracht. Do sie aber leutte kommen sahen, lauffen die Pfaffen mit den huren alle in einen stalle, sich zu verbergen. Indes gehet ein Grafe der an des Bischoffs hofe war, in den hofe, seinen gefug zu thun und da er in den stall will, darein die hüren und büben geflohen waren, schreyt des pfarrers köchin, Nicht Junker, nicht, Es seind böse hunde darinnen, sie möchten euch beissen. Er leßt nicht nach, gehet hinein, vnd findet eynen großen hauffen hüren und büben im stalle.

„Da der Grafe in die stuben kumpt, hatt man dem Bischoff eyn feyste Ganß fürgesetzt zu essen, hebt der Grafe an, vnd sagt diß geschicht dem Bischoff zum Tischmerlein, gen abend kamen sie gen Merßburg, daselbs sagt der Bischoff von Mentz, diß geschicht dem Bischoff von Merßburg. Da das der heylig vatter hörete, betrübet er sich nicht vmb das, das die Pfaffenhüren haben, sondern darumb, das die köchin die büben im stalle hunde geheißen hätte, vnd spricht, Ach Herre Gott, vergebs Gott dem weibe, das die gesalbten des Herren hunde geheyßen hat. Das hab ich darumb erzelet, das man sehe, wie wir Deutschen das Sprichwort so fest halten, Es ist kein Törflein so klein, es wirdt des jars einmal kirmeß darinne. Das aber geschrieben stehet, Es kumpt kein hurer im Himmel, des achten wir nit."

„Da wir uns nun genug mit der Hurerei beschäfftigt haben, so wollen wir zum Ebebruch übergehen," heißt es in einer Predigt. Es ließe sich vom Concubinat der Geistlichen noch sehr vieles sagen, aber ich fürchte die Leser zu ermüden und gehe deshalb weiter.

Das Concubinat war noch am Ende das allerunschuldigste Ergebniß des Cölibatgesetzes. Einen weit verderblichern Einfluß auf die Moralität des Volkes hatten die sonstigen aus demselben entstehenden Folgen.

Man kann es als Regel annehmen, daß es noch immer der bessere Theil der Geistlichen war, welcher mit ständigen Concubinen in einem der Ehe ähnlichen Verhältniß lebte. Die echten Pfaffen betrachteten aber die Frauen und Töchter der Laien als Wild, auf welches sie Jagd machten und welches sie durch alle möglichen niederträchtigen Verführungskünste in ihre Netze zu locken trachteten.

Die Künste mußten einen um so größeren Erfolg haben, da ihr Stand die Pfaffen mit den Frauen in häufige Berührung brachte, und die Dummheit der Männer diesen Verkehr noch erleichterte. Trotz aller Beispiele und täglich unter ihren Augen vorgehenden Niederträchtigkeiten wurden die Männer nicht klug, denn die Pfaffen wußten sich einen solchen heiligen Schein zu geben, daß die Ehetölpel es kaum wagten, nur einen Verdacht zu haben.

Alle Erzählungen von ihrer Lüderlichkeit erklärten die Pfaffen natürlich für schamlose Lügen, und war ein Fall einmal gar zu offenkundig geworden, dann verboten sie strenge, davon zu reden, und verwiesen auf das Beispiel des Kaisers Konstantin, der einst einen Priester, den er in flagranti ertappte, mit seinem kaiserlichen Mantel bedeckte, und prägten ihren Beichtkindern ein, was der fromme Rabanus Maurus sagte: „Wenn man einen Geistlichen sähe, die Hand auf dem Busen eines Weibes, so müsse man annehmen, daß er sie segne!" — Allerdings befanden sie sich nach solchem Segen gar häufig in gesegneten Umständen! —

Damit die Leser nun nicht glauben, daß ich aus Haß gegen die Pfaffen übertreibe, oder wohl gar pikante Geschichtchen erfinde, um sie verhaßt und lächerlich zu machen, so halte ich es für das Beste, in der bisherigen Art fortzufahren und diejenigen gleichzeitigen katholischen Schriftsteller anzuführen, welche über die Sittenlosigkeit der Geistlichen schreiben.

Einer derselben war der schon früher genannte Poggio Braceiolini, der mit so großer Rücksichtslosigkeit und Wahrheit die Schandthaten der Pfaffen aufdeckte, daß die ganze Kuttenwelt in Alarm gerieth und ihm sein berühmter Gönner Cosmo de Medici die größte Vorsicht empfahl.

Er erzählt, daß besonders die Beichtstühle dazu benutzt wurden, die Mädchen und verheiratheten Frauen zu verführen. Beichtete eine derselben, daß sie sich eine fleischliche Schwachheit habe zu Schulden kommen lassen, so kam es sehr häufig vor, daß ihr der fromme Beichtvater die unzüchtigsten Anträge machte. Um sich das Verführungswerk zu erleichtern, verfehlten sie denn nicht, den lüsternen Kin e n

recht überzeugend vorzureden, daß ein bischen Unzucht mit einem frommen Geistlichen so gut wie nichts zu bedeuten habe, und daß die Sünde hundert Mal kleiner sei, als wenn sie mit einem fremden Ehemanne begangen würde.

Anstmiro, ein Augustinereremit zu Padua, hatte alle seine Beichttöchter verführt. Die Sache wurde aber ruchbar, und er deshalb angeklagt. Vor Gericht drang man nun sehr ernstlich in ihn, alle diejenigen anzugeben, welche ihm den Willen gethan. Er nannte eine große Menge von Mädchen und Frauen aus den angesehensten Familien, stockte dann aber plötzlich und wollte nicht weiter reden. Der Secretair, der ihn vernahm, bedrohte ihn mit den härtesten Strafen, wenn er nicht die Wahrheit reden und in seinem Bekenntniß fortfahren werde. So gedrängt, nannte der Geistliche auch den Namen, welchen er verschweigen wollte, und man kann sich die Ueberraschung des Secretairs denken, als er den seiner eignen für so tugendhaft gehaltenen Frau hörte!

Die größten Nichtswürdigkeiten, welche die Handlungsweise der Pfaffen in das grellste Licht stellen würden, muß ich verschweigen, weil sie alles Schamgefühl so sehr beleidigen, daß es unmöglich ist, sie durch den Druck in deutscher Sprache zu veröffentlichen.

Felix Hämmerlin, gestorben 1457, Chorherr zu Zürich und Zofingen und Propst zu Solothurn, schildert besonders die Verdorbenheit der Mönche; aber auch von den Herren Weltgeistlichen weiß er manche Dinge zu erzählen, die man für ganz unglaublich halten müßte, wenn sie nicht auch noch von andern geachteten, ernsten und wahrheitsliebenden Männern jener Zeit bestätigt würden.

Die bestialische Rohheit und Dummheit mancher Pfaffen aus jener Zeit übersteigen alle Begriffe. Selbst die Beschlüsse der Concilien liefern die Beweise davon. Bald wird ihnen durch dieselben verboten, halbnackt, barfuß, oder in zerrissenen Hosen und Jacken den Gottesdienst zu halten; bald, keine obscönen Grimassen am Altare zu machen und keine schmutzigen Lieder zu singen.

Dies mußte ich vorherschicken, um folgender Geschichte, die Hämmerlin erzählt, Glauben zu verschaffen: Ein Priester lebte in einem unerlaubten Verhältniß mit einer sehr angesehenen Frau. Die Sache wurde bekannt, und er sah sich gezwungen von seiner Pfarre zu entfliehen. Als er verzweiflungsvoll im Walde umherirrte, begegnete ihm der Mönch, der ihn fragte, weshalb er so betrübt umher laufe. Der Priester erzählte ganz treuherzig seine Leiden. Aber der vermeintliche Mönch war der verkappte Satan — vielleicht auch, und wahrscheinlicher, ein Schalk in einer Kutte — und erwiederte: „Nicht wahr, wenn du das böse Glied nicht hättest, dann könntest du in deiner Pfarrei sicher wohnen?“ — Allerdings, mein Herr, antwortete der Pfarrer. — „Nun so hebe dein Gewand auf, damit ich es berühre, wie sie es ja auch berührt hat; dann kannst du dich ohne Scheu deiner Gemeinde zeigen, und es wird in dem Augenblicke verschwunden sein.“ Der Geistliche that, was der Mönch wollte, und rannte dann voller Freuden in seine Pfarrei zurück, ließ die Glocken läuten, versammelte die Gemeinde und bestieg die Kanzel. Voll Zuversicht hob er seine Kleider auf — ex mox membrum suum abundantius quam prius apparuit.

Sehr lesenswerth sind die Schriften von Joh. Busch, der Propst der regulirten Chorherren zu Soltau, in der Nähe von Hildesheim, und Visitator des Erzbisthums Magdeburg war. Er verfolgte mit großem Eifer die Priester, welche Concubinen hielten, und strafte sie nicht mit Geld, wie sie es bis dahin gewohnt gewesen waren, sondern mit canonischen Strafen.

Einst lud er einen Pfarrer sammt seiner Concubine zu sich. Ersteren ließ er in das Kloster kommen, aber die Dirne mußte draußen bleiben. Auf das Schärfste befragt, leugnete der Pfarrer standhaft und betheuerte mit einem heiligen Eide, daß er ganz keusch mit seiner Magd lebe. Nun ging Busch vor die Thür zu dem Mädchen und sagte: Ich habe gehört, daß du bei deinem Herrn zu schlafen pflegst; aber sie leugnete und meinte, daß sie nur mit Kühen, Kälbern und Schweinen zu thun habe. Als aber Busch sagte, daß ihr Herr bereits gestanden habe, da gestand sie auch, und der geistliche Herr hatte falsch geschworen.

Von den Satyrendichtern jener Zeit will ich gar nicht einmal reden, denn es ist wohl möglich, daß sie hin und wieder etwas erfanden, um die Pfaffen lächerlich zu machen. Ihre Schriften wurden aber mit dem größten Beifall gelesen, denn alle Welt war über die Sittenlosigkeit der Pfaffen empört.

Johann Franz Pico, Prinz von Mirandola, der die seltsame Unterredung mit Papst Alexander 6. hatte, schilderte in einer Eingabe an Papst Leo 10. (1513) den Verfall des Klerus und ist besonders darüber empört, daß solche Knaben, welche den höheren Geistlichen zur Befriedigung ihrer unnatürlichen Wollust gedient hatten, zum Kirchendienste erzogen würden.

Geiler von Kaisersberg (starb 1510) war Lehrer der Theologie zu Freiburg und wurde dann Prediger zu Straßburg. Er erklärte einst dem Bischof: daß, wenn ein Unkeuscher keine Messe lesen dürfe, er nur die Geistlichkeit des ganzen Sprengels suspendiren möge, denn die meisten lebten in einem ärgerlichen Concubinate.

Dieser ebenso sittenreine als gelehrte originelle Mann schilderte in seinen trefflichen Predigten die Mönche und Pfaffen nach dem Leben. In einer derselben, „vom menschlichen Baum,“ heißt es: „Soll nämlich die Frucht der ehelichen Keuschheit auf den Aesten des Baumes wachsen, so hüte dich, sieh dich vor, schäme dich. Zum ersten hüte dich vor den Mönchen. Diese Tengerferlin (?) gehen nicht aus den Häusern, sie tragen etwas von der Frucht hinweg.

„Ja, wie soll ich sie aber erkennen! Zu dem ersten erkenne sie, wenn einer in dein Haus kommt, so ketzcht er ein

leines Novizlein mit sich, es ist kaum eine Faust groß, das bleibt in einem Winkel sitzen, dem giebt man einen Aepfel, bis die Frau ihn durch das ganze Haus geführt.

„Zum Andern, so siehe seine Hände an, so bringt er Gaben, das schenkt er dir, das der Frau, das den Kindern, das der Dienerin.

„Das dritte Zeichen ist, wenn er dir unbescheidene Ehr anthut. Wenn du ein Handwerksmann bist, so nennt er dich Junker. — Wenn du einen semmelfarbnen Mönch siehst, so zeichne dich mit dem heiligen Kreuz, und ist der Mönch schwarz, so ist er der Teufel, ist er weiß, so ist es seine Mutter, ist er grau, so hat er mit beiden Theil.

„Zu dem Andern hüte dich vor den Pfaffen, die mache dir nicht geheim, sondern die Beichtväter, Leutpriester, Helfer und Capläne. Ja sprichst du, meine Frau hasset Mönche und Pfaffen, sie schwört, sie habe sie nicht lieb. Es ist wahr, sie wirft es so weit weg, daß es einer in drei Tagen mit einem Pferd nicht erreunen möchte. Glaub ihr nicht, denn der Teufel treibt die Frauen, daß sie der geweihten Leut begehren."

Interessante Beiträge zu der Lüderlichkeit der Geistlichen enthalten die Schriften der Aerzte aus der damaligen Zeit. Aus ihnen lernt man die schrecklichen Folgen des Cölibats an den Leibern der Pfaffen selbst kennen. Aber es war ein Unglück, daß sie diese weiter mittheilten und nun auch die Menschen körperlich zu Grunde richteten, nachdem sie dieselben geistig inficirt hatten. Alle Aerzte klagten, daß die Lustseuche, welche deutsche Landsknechte aus Frankreich mitgebracht haben sollten, durch die Pfaffen auf eine grauenerregende Weise verbreitet würde.

Vergebens waren alle Ermahnungen zur Mäßigkeit. Kaspar Torella, erster Cardinal am Hofe Alexanders 6., Bischof von St. Justa in Sardinien und Leibarzt des Papstes, bat die Cardinäle und sämmtliche Geistliche, „doch ja nicht des Morgens bald nach der Messe Unzucht zu treiben, sondern des Nachmittags und zwar nach geschehener Verdauung, sonst würden sie ihre Sündhaftigkeit mit Abzehrung, Speichelfluß und ähnlichen Krankheiten zu büßen haben, und die Kirche würde so ihrer schönsten Zierden beraubt werden."

Einige Aerzte äußerten sogar spottweise die Besorgniß, daß die Geistlichen die Lustseuche auch in den Himmel verpflanzen würden, und der Arzt Wendelin Hock forderte den Herzog von Würtemberg auf, der Lüderlichkeit der Pfaffen Einhalt zu thun, da sonst das ganze Land verpestet werde. Diese Besorgniß war keineswegs aus der Luft gegriffen, denn die venerischen Krankheiten nahmen so überhand, daß man in den meisten größeren Städten eigne Spitäler dafür erbaute, welche man Franzosenhäuser nannte.

Bartholomäus Montagna, Professor der Heilkunde zu Padua, hatte an den Leibern seiner geistlichen Freunde die beste Gelegenheit, die Lustseuche zu studiren, und schrieb darüber ein Buch, in welchem er einige Cardinalkrankheiten schrecklich genug schildert, Alexander 6. selbst hatte fürchterlich zu leiden, und der Cardinal-Bischof von Segovia, der die Aufsicht über die Hurenhäuser zu Rom hatte, widmete ihnen so große Sorgsamkeit, daß er darüber sein Leben einbüßte.

Zur Zeit der Reformation kamen unzählige Nichtswürdigkeiten der Pfaffen an das Licht. Als Luther anfing Lärm zu schlagen, da regte es sich auf allen Seiten, und Schriften gegen die Geistlichkeit erschienen in unendlicher Anzahl und überschwemmten ganz Europa.

Luther, Melanchthon, Zwingli und Andere forderten laut die Erlaubniß zur Ehe für die Priester, und Letzterer richtete im Namen vieler Geistlichen Schriften an seine Vorgesetzten, die aber alle nichts fruchteten. Aus einer derselben will ich nur Folgendes anführen:

Ein Schulmeister, der verheirathet war, hatte Lust ein Priester zu werden und wurde es mit der Einwilligung seiner Frau. Er hatte sich aber zu viel zugetraut, indem er dachte, das Keuschheitsgelübde halten zu können. Er wehrte sich lange und hätte gern seine Frau wieder zu sich genommen. Da er dies aber nicht durfte, so hing er sich an eine Dirne, verließ den Wohnort seiner Frau, um diese nicht zu kränken, und kam in das Bisthum Constanz.

Die Frau, welche hörte, daß er eine Haushälterin habe, zog ihm nach. Der Mann, der sie lieb hatte, schickte die Haushälterin weg und nahm seine Frau wieder zu sich, da er meinte, es sei dies doch besser, da es ohne „weibliche Pflege" nun einmal nicht ginge. Der Generalvicar und die Consistorialräthe theilten aber nicht seine Ansicht. Sie befahlen ihm, bei Verlust seiner Pfründe, seine Frau wegzuschicken. Der arme Geistliche erbot sich, diese als Concubine jährlich zu verzinsen; allein das war umsonst, sie mußte fort. Nun nahm er seine fortgeschickte Concubine wieder zu sich, und Alles war in bester Ordnung; der Generalvicar hatte nichts dagegen zu erinnern!

Der Rath von Zürich gestattete bald nach einer Disputation, in welcher Zwingli die Ehe wacker vertheidigt hatte, daß sich die Priester verheiratheten. Mehre machten sogleich von dieser Erlaubniß Gebrauch und verkündeten ihren Entschluß von der Kanzel. Das Volk bezeugte laut seinen Beifall, und bei der Trauung eines Priesters in Straßburg, wo man bald dem guten Beispiel folgte, rief man im Volke: „Er hat ihm recht gethan. Gott geb ihm tausend guter Jahr.

Erasmus von Rotterdam, der durch seine Schriften unendlich viel beitrug, die Macht der Päpste zu untergraben, nannte die Reformation nur das lutherische Fieber oder ein Lustspiel, da es mit einer Heirath schließe. Als er Luthers Vermählung erfuhr, scherzte er: Es ist ein alt Mährlein, daß der Antichrist von einem Mönch und einer Nonne kommen soll. Er schrieb gleichfalls gegen den Cölibat, meinte aber, daß die Päpste ihn schwerlich abschaffen würden, denn der Hurenzins thue gar zu gut. Ob dieser noch heute das Hinderniß ist, welches die Päpste von Aufhebung dieses

schändlichen Gesetzes abhält, weiß ich zwar nicht, möchte es aber fast aus der Hartnäckigkeit, mit der man es aufrecht erhält, schließen.

Auf der Trientiner Synode, wo all der alte Kirchenkohl wieder aufgewärmt wurde, bestätigte man auch aufs Neue den Cölibat und erließ die strengsten Verordnungen gegen das Concubinat. Aber auch diese Beschlüsse halfen nicht viel. In Polen lebten zur Zeit der Reformation fast alle Geistlichen in heimlicher Ehe, und viele bekannten sie selbst öffentlich. Dieser Zustand änderte sich auch nach der Trientiner Synode nicht; und daß das Concubinat fortbestand, lehren die unzähligen späteren Verordnungen dagegen.

In denjenigen Ländern, in welchen die Reformation festen Fuß gefaßt hatte, waren die Geistlichen freilich darauf bedacht, ihr Schandleben vor den Augen der Welt mehr zu verbergen: aber, wie begreiflich, wurde damit nichts für die Sittlichkeit gewonnen, sondern diese wurde dadurch im Gegentheil noch mehr gefährdet. Die Pfaffen blieben, trotz aller Concilienbeschlüsse, liebebedürftige Menschen, um die Sache einmal recht zart auszudrücken, und da bei unvorsichtigem Genuß harte Strafen drohten, so waren sie darauf angewiesen, sich in der Kunst der Verstellung und Heuchelei zu vervollkommnen. Das Handwerk des Frauenverführens wurde nun jesuitischer betrieben, und das war wahrlich kein Gewinn.

In den echt katholischen Ländern genirte man sich indessen weniger, und der Cardinal Bellarmin zum Beispiel führte ein Leben, als hätte nie eine Reformation stattgefunden. Man erzählt von ihm, daß er 1624 Geliebten gehabt und nebenbei zur Sodomiterei noch vier schöne Ziegen gehalten habe! Mehr kann man von einem Einzelnen nicht verlangen.

Im siebenzehnten Jahrhundert erschienen noch sehr zahlreiche, die Unzucht der Pfaffen betreffende Verordnungen, und da man einmal das Concubinat nicht ausrotten konnte, so viele Mühe man sich auch gab, so bestimmte man nun das Alter der Köchinnen und Haushälterinnen auf 50 Jahr, und trotz dieses Alters, welches gegen das Kinderbekommen sicherte, warauf es besonders ankam, mußten solche Personen sich einer strengen Prüfung unterwerfen.

Im 18. und 19. Jahrhundert werden die Provinzial-Synoden immer seltener, und dies ist der Grund, weshalb die beständigen Erinnerungen an die Keuschheitsgesetze wegfallen, welche nur hin und wieder einmal in bischöflichen Hirtenbriefen eingeschärft werden.

Man hatte eingesehen, daß sich das Fleisch der Pfaffen nicht ertödten lasse, und war weit diplomatischer geworden. Anstatt bei Keuschheitsvergehungen an die große Glocke zu schlagen, vertuschte man sie, und suchte den Glauben zu verbreiten, als stehe es mit der Keuschheit der Pfaffen sehr gut.

Fand man eine Erinnerung für nöthig, so sorgte man auch dafür, daß keine Kunde davon unter die Leute kam und in dem Ausschreiben Joseph Konrads, Bischofs von Freisingen und Regensburg, an den Regensburger Klerus, vom 7. Januar 1796, heißt es ausdrücklich: „Uebrigens wollen wir, daß von diesen Statuten keine Nachricht unter das Volk komme, damit nicht der Klerus verachtet und verspottet werde. Wir haben uns auch deswegen der lateinischen Sprache bedient, damit für die Ehre des Klerus gesorgt und das Volk bei seiner guten Meinung erhalten werde, da einige in demselben glauben, es dürfte auch nicht der Verdacht eines schändlichen Verbrechens auf die Priester und seine Seelsorger fallen."

Eine der neuesten Verordnungen in dieser Beziehung enthält das Umlaufschreiben des Bischofs Ignaz Albert von Augsburg vom 1. April 1826, welches im Ganzen so diplomatisch abgefaßt ist, als wäre es im „deutschen Hause" zu Frankfurt a. M. fabrizirt worden, und folgende Stelle darin hat mich deshalb wegen ihrer Offenheit sehr überrascht: „— Ja wir wissen es, daß es bei einigen Pfarrern schon zur Gewohnheit geworden ist, an Kirchfesten und Jahrmärkten mit den Köchinnen zu erscheinen und im Pfarrhause oder in Wirthshäusern einzusprechen und in später Nacht vollgefressen und vollgesoffen nach Hause zurück zu kehren."

Daß man jetzt von Ausschweifungen der Pfaffen nicht so viel hört, liegt theils wie gesagt darin, daß diejenigen, welche dazu geneigt sind, sich mehr in Acht nehmen, theils an der Censur, die es nicht erlaubt, dergleichen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Wir erfahren gewöhnlich nur etwas davon, wenn die Ausschweifungen der Pfaffen Verbrechen zur Folge haben und die Justizbehörden einschreiten müssen.

Den neuesten Nachrichten zufolge herrscht in Italien und in der Schweiz unter dem Klerus noch dieselbe Unzucht, wie vor Jahrhunderten. In Spanien stand es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts nicht besser, und der Großinquisitor Bertram erklärte: daß die ganze Strenge der Inquisition dazu nöthig sei, um Kleriker und Mönche von Verbrechen zurück zu halten, und zu verhindern, daß der Beichtstuhl in ein Bordell umgewandelt werde. — In Südamerika überbietet die Geistlichkeit alle anderen Stände an Sittenlosigkeit, und das will dort etwas heißen. In Peru ist das Concubinat in seiner vollen Blüthe.

Ob es noch in Deutschland gebräuchlich ist, vermag ich nicht zu sagen, da ich mich während meines Aufenthaltes in katholischen Ländern wenig um die Pfaffen bekümmerte; allein ein Vorfall, den ich selbst erlebte, läßt mich die Sache für sehr wahrscheinlich halten.

Ich stand als junger Offizier in Mainz. Die Regimenter waren auf Kriegsstärke, die Kasernen reichten nicht aus, und ein Theil der Soldaten wurde in Bürgerhäusern einquartirt. Mein Hauptmann, der mit Pfaffen nicht gern etwas zu thun hatte, bat mich eines Tages, zu einem geistlichen Herrn zu gehen, der sich darüber beschwerte, daß ein bei ihm einquartirter Soldat unserer Compagnie sich frei-

heiten gegen seine Köchin herausnehme, und verlangte, daß man den Sünder ausquartiren solle. Ich begab mich in das Haus des geistlichen Herrn. Ein sehr hübsches schwarzäugiges Mädchen, — die bewußte Köchin — öffnete und ging in ein Zimmer, um mich, wie ich vermuthete, ihrem Herrn zu melden. Es dauerte mir indessen zu lange, bis sie wieder kam, und der Gedanke empörte meine stolze Lieutenantsseele, bei einem Pfaffen zu antichambriren. Ich klopfte also an die erste beste Thür und trat, da ich keine Antwort erhielt, schnell und ärgerlich ein.

Vor mir entfaltete sich ein schönes Gemälde häuslichen Friedens. Ein ziemlich ältlicher Herr saß vor einer sehr einladend besetzten Tafel, welche von der Abendsonne recht freundlich beleuchtet wurde, auf dem Sopha, und schüchtern wie ein Reh entsprang mit glühendrothen Wangen von seiner Seite eine etwa 20jährige Blondine, während die eben durch eine andre Thür eintretende Brünette höchst überrascht stehen blieb. Wahrscheinlich hatte sie ihren „Krieger" erst von meiner Ankunft benachrichtigen wollen, ehe sie mich ihrem Herrn meldete. Dieser erhob sich weder von seinem Sopha, noch machte er irgend eine grüßende Bewegung, so daß ich mich aus Rache veranlaßt fühlte, den hübschen Soldaten dem Pfaffen zum Possen im Hause zu lassen.

Durch die Reformation ist es erst recht klar geworden, wie nur einzig und allein das Cölibatgesetz an der Sittenlosigkeit der Pfaffen Schuld war, und daß die Unzucht nicht eine nothwendige Folge der Theologie ist. Von protestantischen Geistlichen hat man nie dergleichen unzüchtige Geschichten erzählen können; ja man kann im Allgemeinen annehmen, daß ihre Ehen als Muster aufgestellt zu werden verdienen.

Ferner wird wohl Niemand leugnen können, daß das Volk in protestantischen Ländern bei Weitem nicht so sittenlos lebt, wie in katholischen; aber das kommt ganz einfach daher, weil der Cölibat die sehr zahlreichen geistlichen Herren nöthigt, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen, und weil sehr viele gewissenlos genug sind, durch allerlei verfängliche Fragen im Beichtstuhl die Wollust der jungen Mädchen aufzuregen, um gelegentlich davon profitiren zu können. Ich kenne Fälle, wo geile Pfaffen ganz junge Mädchen durch Fragen nach allerlei Sünden, von denen sie noch gar keine Ahnung hatten, so in Angst versetzten, daß sie ohnmächtig wurden.

Es sollte sich jeder Ehrenmann zur Pflicht machen, alle Fälle von pfäffischer Niederträchtigkeit, besonders solche, die mit dem Cölibat zusammenhängen und die zu seiner Kenntniß gelangen, so viel als möglich zu verbreiten. Dann würden den regierenden Herren vielleicht die Augen aufgehen und sie sich endlich zu einem energischen Schritte, zur Abschaffung des Cölibats, entschließen, was gewiß von jedem gutdenkenden Katholiken gewünscht wird.

Die Vorfälle der neuesten Zeit sind bekannt, und es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten derjenigen Geistlichen, welche sich an die Spitze der deutsch-katholischen Gemeinden stellten, daß sie das entwürdigende und demoralisirende Gesetz der Ehelosigkeit der Geistlichen aus ihrer Kirche verbannten.

Ich schließe dieses Kapitel mit dem Wunsche, daß unsre Fürsten, welche sich doch sonst so gern in mittelalterliche Erinnerungen versenken, den Ausspruch Kaiser Albrechts 2. auf dem Fürstentage zu Mainz 1439, beherzigen möchten: „Kein Geld mehr aus Deutschland nach Rom; der deutsche Bischof hängt von seinem Erzbischof ab, und Deutschlands Kirchenwesen nicht mehr vom Papst!" — Würde dieser Ausspruch eine Wahrheit, dann hätte auch sicher der Cölibat bald ein Ende. —

Der Lügenfreund oder der Ungläubige.

Von Lucian.

Tychiades und Philokles.

Tychiades. Kannst du mir nicht sagen, mein lieber Philokles, wie es doch kommt, daß die meisten Menschen so großen Gefallen an Lügen haben: so daß es ihnen ungemeine Freude macht, die grundlosesten Dinge nicht nur selbst zu erzählen, sondern auch von Andern mit der größten Aufmerksamkeit anzuhören?

Philokles. In sehr vielen Fällen ist es die Rücksicht auf den Vortheil, welche die Menschen nöthigt, Unwahrheit zu sagen.

Tychiades. Ich spreche hier nicht von Solchen, die im Falle sind, lügen zu müßen: diesen gebührt jedenfalls Nachsicht, bisweilen sogar Lob, wenn sie z. B. im Kriege den Feind durch falsche Nachrichten hintergehen, oder in bedrängten Lagen, um sich und Andere zu retten, zu diesem Mittelchen greifen, dergleichen Ulysses mehr als einmal gethan,

Sorgend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.
(Odyss. 1. 5.)

Vielmehr rede ich hier blos von Denen, welche sich ohne alle Noth, aus purer Liebhaberei, mit Lügen abgeben, und gegen diese die Wahrheit weit zurücksetzen. Da möchte ich doch wohl wissen, was diese Leute dabei für einen Nutzen zu haben glauben.

Philokles. Hast du wirklich schon Welche kennen gelernt, denen eine solche Liebe zur Unwahrheit wie angeboren ist?

Tychiades. O ja, mein Freund; es giebt Deren sehr Viele.

Philokles. Da müßte man denn nur sagen, Unverstand sei die Ursache, warum sie Unwahrheiten sprechen, indem sie ja das Schlimmste dem Besten vorziehen.

Tychiades. Das ist es nicht, mein Freund. Ich könnte dir viele, sonst sehr verständige und höchst einsichtsvolle Männer nennen, die gleichwohl auf eine unbegreifliche Weise in diesem Uebel befangen, und so große Liebhaber vom Lügen sind, daß es mich wirklich verdrießt, zu sehen, wie Leute, die doch in allen übrigen Stücken so vorzüglich sind, ihre Freude daran haben können, sich selbst und Andere zu betrügen. Jene Alten z. B. kennst du ja selbst und besser als ich, den Herodot, den Knidier Ctesias, und die noch ältern Dichter, den großen Homer nicht ausgenommen: alle diese hochgepriesenen Schriftsteller haben ihre Lügen sogar in Bücher gebracht, so daß sie nicht blos ihre damaligen Zuhörer betrogen, sondern daß ihr in die schönsten Worte und Sylbenmaaße gefaßter Trug sich durch fortgehende Ueberlieferung bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Mehr als einmal war es mir, als ob ich mich für sie schämen müßte, wenn ich ihre Erzählungen von der Entmannung des Uranus las, oder von dem angeschmiedeten Prometheus, oder von der Empörung der Giganten, oder ihre tragischen Schilderungen von der Unterwelt, und wie Jupiter aus Liebesdrang zum Stier oder Schwan geworden, wie ein Weib sich in einen Vogel oder Bär verwandelt, und ihre Mährchen vom Pegasus, der Chimäre, den Gorgonen und Cyklopen, und was dergleichen ungereimte und abenteuerliche Fabeleien mehr sind, welche höchstens einigen Eindruck auf die Seelen von Kindern machen können, welche noch vor Hexen und Gespenstern*) zittern.

Doch, was die Dichter thun, möchte noch hingehen: daß aber ganze Städte und Nationen öffentlich und von Staatswegen Lügen schmieden, Wer findet Dieß nicht lächerlich? wenn z. B. die Kreter das Grab Jupiter's zu zeigen sich nicht entblöden, oder die Athener den Erichthonius aus der Erde entsprossen sein lassen und behaupten, die ersten Menschen seien aus dem Attischen Boden gewachsen wie die Kohlköpfe? und damit ist es ihnen noch weit mehr Ernst, als den Thebanern, wenn sie erzählen, aus den (ausgesäeten) Zähnen eines Drachen wären Männer, Sparten genannt, hervorgekeimt. Wenn nun Einer diese Sagen für das, was sie sind, für lächerliche Fabeln hält, und nach verständiger Prüfung der Meinung ist, daß es höchstens eines Corõbus und Margites**) Sache sei, zu glauben, Triptolemus sei wirklich mit geflügelten Drachen durch die Lüfte gefahren, Pan habe sich aus Arkadien auf dem Marathonischen Schlachtfelde zur Hülfe eingestellt, Orithyia sei vom Nordwind entführt worden — so gilt ein Solcher den Leuten für unverständig und gottlos, weil er so offenkundige und unbestreitbare Thatsachen nicht glauben wolle. So groß ist die Gewalt, welche die Lüge ausübt.

Philokles. Doch sollt' ich denken, daß man den Dichtern und den Städten Das zu Gute halten könnte, mein Tychiades. Jenen ist es Bedürfniß, in ihre Werke den Reiz des Wunderbaren zu verweben, was für ihre Zuhörer immer das Anziehendste ist. Der Athener hingegen und Thebaner und Andere suchen durch Sagen dieser Art ihrem Vaterlande mehr Glanz und Ansehen zu verschaffen. Und wollte man diese ganze Masse des Fabelhaften aus Griechenland verbannen, was bliebe den armen Periegeten*) anderes übrig, als Hungers zu sterben, da ja die Fremden die nackte Wahrheit nicht einmal umsonst anzuhören Lust hätten? Aber Leute, die ohne irgend einen solchen Beweggrund sich ein Vergnügen daraus machten, zu lügen, blos um zu lügen, diese wären allerdings in hohem Grade belachenswerth.

Tychiades. Ganz recht. So eben komme ich von dem hochangesehenen Eukrates her, aus dessen Munde ich des Unglaublichen und Mährchenhaften eine große Fülle vernommen habe. Ja ich machte mich aus dem Staube, noch ehe er zu Ende war: denn es war mir, als ob mich die Furien vertrieben, als ich den Mann eine solche Menge der abenteuerlichsten Ungereimtheiten herausschwatzen hörte.

Philokles. Und doch gilt dieser Eukrates für einen sehr glaubwürdigen Mann. Man sollte doch wohl nicht vermuthen, daß dieser ehrwürdige Sechziger mit seinem langen Barte, der sein Leben fast ausschließlich der Philosophie gewidmet, es ertragen könnte, wenn ein Anderer in seiner Gegenwart sich Unwahrheiten erlaubte, geschweige daß er sich selbst dergleichen beigehen lassen sollte!

Tychiades. O Freund, hättest du doch mit angehört, was er Alles vorbrachte! Wie er es bekräftigte, wie er sich betheuerte, wie er sogar die Wahrheit seiner Aussagen bei'm Leben seiner Kinder beschwor! Ich wußte in der That nicht, was ich von dem Manne denken sollte. Bald kam es mir vor, als wäre sein Kopf aus der Ordnung gekommen, bald hielt ich ihn für einen Windbeutel, dem es lange Zeit gelungen, den lächerlichen Affen, der er war, ohne daß wir's merkten, unter einer Löwenhaut zu verbergen; so tolles Zeug ließ er von sich hören.

Philokles. Und was sagte er denn Alles, Tychiades? Ich bin doch begierig zu wissen, welcher Unsinn hinter dem stattlichen Philosophen versteckt lag.

Tychiades. Ich war schon früher gewohnt gewesen, Eukrates zu besuchen, so oft ich Muße hatte. Heute aber wollte ich zu Leontichus gehen, der, wie du weißt, mein Freund ist, und mit welchem ich nothwendig zu sprechen hatte. An seiner Thür erfuhr ich, er wäre ausgegangen, den Eukrates, der krank liege, zu besuchen. Um nun Beides mit Einemmale abzuthun, den Leontichus zu sprechen, und nach

*) „Vor der Mormo und der Lamia," den Popanzen in den Griechischen Kinderstuben.

**) Sprichwörtliche Namen für Pinsel und Narren.

*) D. i. Herumführer, Cicerone.

Eukrates zu sehen, von dessen Kranksein ich Nichts gewußt hatte, begab ich mich zu Letzterem. Dort traf ich zwar den Leontichus nicht mehr, der, wie sie sagten, kurz vor meinem Eintritt weggegangen war, dagegen viele Andere, und unter ihnen den Peripatetiker Kleodémus, den Stoiker Dinomachus und den Jon, der, wie du weißt, so große Ansprüche auf Bewunderung macht, weil Niemand so tief, wie er, in die Platonische Philosophie eingedrungen sei, und Niemand Plato's Schriften besser als er erklären könne. Du siehst, welch große Namen ich dir nenne, Männer voll tiefer Weisheit und von vollkommener Tugend, die Häupter jeglicher Sekte, alle von einem sehr ehrwürdigen, um nicht zu sagen schauerlichen Ansehen. Außerdem war noch der Arzt Antigonus zugegen, der vermuthlich, um den Kranken zu besorgen, gerufen worden war. Der letztere schien sich wieder um ein Gutes besser zu befinden; es war sein altes Uebel, und die Gichtmaterie hatte sich bereits wieder in die Füße zurückgezogen. Er hieß mich sogleich neben sich auf sein Ruhebette sitzen. Bei'm Eintreten hatte ich ihn mit vielem Eifer und lautem Geschrei Etwas behaupten hören; allein wie er mich sah, stimmte er sich auf einmal auf den schwächlichen Ton eines Patienten herab. Nachdem ich mich mit aller Vorsicht, um seinen Füßen nicht zu nahe zu kommen, niedergelassen hatte; fing ich mit der Entschuldigung an, daß ich von seiner Krankheit nichts gewußt hätte, und versicherte, bei der ersten Nachricht davon eilends herbeigelaufen zu sein.

Die Gesellschaft hatte eben von seiner Krankheit gesprochen: Einige hatten ihre Meinung bereits gesagt, Andere waren gerade im Begriff die ihrige zu entwickeln, und der Eine dieses, der Andere jenes Mittel dagegen vorzuschlagen. „Wenn man also," fuhr Kleodémus fort, „den Zahn einer auf die angegebene Weise umgebrachten Spitzmaus mit der linken Hand von der Erde aufhebt, in ein Stückchen von einer frisch abgezogenen Löwenhaut einnäht, und dieses sodann um das Bein bindet, so hört der Schmerz augenblicklich auf." „Nicht in eine Löwenhaut, wie ich mir habe sagen lassen," unterbrach ihn Diomachus, „sondern in die Haut einer jungen Hirschkuh, die noch nicht getragen hat; und das ist auch wahrscheinlicher: denn der Hirsch ist ein schnelles Thier, das seine Hauptstärke in den Füßen hat. Der Löwe ist zwar stark, und das Löwenschmalz, so wie seine rechte Tatze und die langen, geraden Haare aus seinem Bart haben gar große Kräfte, wenn man sie mit dem zu jedem Stück gehörigen Spruch recht zu gebrauchen weiß: allein daß er kranke Füße heile, darf man sich nicht versprechen." „Ich selbst," versetzte Kleodémus, „war früher lange dieser Meinung, es müsse eine Hirschhaut sein, weil der Hirsch ein schnellfüßiges Thier sei. Neulich aber belehrte mich ein in solchen Dingen einsichtsvoller Mann aus Libyen eines Bessern, indem er mir begreiflich machte, daß der Löwe doch noch schneller sei als der Hirsch, weil ja dieser von jenem auf der Flucht erhascht werde." Alle Anwesendenden gaben dem Libyer ihren Beifall.

Hierauf nahm ich das Wort: „Ihr glaubt also wirklich," fragte ich, „daß durch magische Sprüche und äußerliche Anhängsel sich Uebel kuriren lassen, die doch innerlich sind?" Ein allgemeines Gelächter war die Antwort und gab mir zu erkennen, wie albern ich diesen Herren vorkommen mußte, da ich so allbekannte und ausgemachte Dinge, an welchen kein Vernünftiger je zweifeln könnte, nicht zu wissen schien. Nur dem Arzt Antigonus gefiel meine Frage, wie ich zu bemerken glaubte: man hatte ihn offenbar vernachläßigt; er wollte dem Eukrates nach den Regeln seiner Kunst helfen, untersagte ihm den Wein, verordnete leichte Gemüse: kurz er wollte ihn möglich herabstimmen. Da wandte sich Kleodémus mit spöttischem Lächeln an mich und sagte: „Im Ernste, Tychiades, findest du es nicht glaublich, daß Mittel, wie die vorhin angegebenen, gegen Krankheiten dienen können?" — „Ich einmal nicht," versetzte ich; „mein Gehirn müßte wohl schlecht aufgeräumt sein, wenn ich glauben könnte, daß Dinge, die mit den innerlichen Ursachen der Krankheit in gar keinem Zusammenhange stehen, in Verbindung mit etlichen Sprüchelchen, wie ihr sagt, und sonstigen Possen, dem leidenden Theile aufgebunden, einige Wirkung zu äußern und die Heilung herbeizuführen vermögen. Das kann nun einmal nicht sein, und wenn man ein ganzes Dutzend Spitzmäuse in die Haut des Nemeischen Löwens selbst einnähte. Wie manchen Löwen habe ich vor Schmerz hinken sehen, während er doch seine Haut ganz unversehrt auf dem Leibe hatte!"

„Du bist in der That sehr unwissend in solchen Dingen," fiel Dinomachus ein; „es muß dir nie daran gelegen gewesen sein, dich über die Heilmittel der Krankheiten zu unterrichten. Vermuthlich wirst du eben so wenig wissen wollen von der Art, wie man periodische Fieber bannen, Schlangen beschwören, Drüsengeschwüre vertreiben kann, und was dergleichen Künste mehr sind, die heutzutage jedes alte Weib auszuüben versteht. Wenn nun diese ihre Wirkung nicht verfehlen, warum willst du nicht an jenes Mittel glauben, das doch mit diesen von ganz ähnlicher Art ist?" — „Das Eine folgt nicht aus dem Andern," erwiederte ich: „du willst, wie das Sprichwort sagt, einen Nagel mit einem andern austreiben. Wenn auch Heilungen erfolgen, wie du eben nanntest, so ist doch noch nicht ausgemacht, daß sie Wirkungen solcher Kräfte sind, dergleichen du annimmst. So lange du mir nicht begreiflich machen kannst, wie es möglich sein soll, daß ein Fieber oder ein Geschwür aus Respekt vor irgend einem heiligen Namen, oder ein paar barbarischen Wörtern sich eilends flüchtig mache, so lange halte ich Alles, was du sagtest, für Alteweiberpossen."

„Wenn du so sprichst," versetzte Dinomachus, „und nicht glaubst, daß Heilungen durch die Nennung heiliger Namen bewirkt werden können, so ist sehr wahrscheinlich, daß du überhaupt nicht an das Dasein der Götter glaubst." — „Sa-

ge das nicht, mein Bester," fiel ich ein: „wenn es gleich Götter giebt, so können nichts desto weniger alle diese Dinge Lügen sein. Im Gegentheile, ich verehre die Götter, und sehe die wohlthätigen Wirkungen vor Augen, welche sie durch Heilmittel und kunstgemäßes Verfahren an den Kranken hervorgebracht werden lassen. Aeskulap selbst und seine Söhne pflegten des Kranken mit Arznei und

— — legten ihm lindernde Salb' auf,

ohne Löwenfelle und Spitzmäuse ihm auf die Haut zu binden."

„Laßt ihn glauben, was er will," sagte Jon: „ich will euch eine Geschichte erzählen, die euch in Erstaunen setzen wird. Ich war ein Knabe von ungefähr vierzehen Jahren: da kam eines Vormittags ein Mensch zu meinem Vater gelaufen und zeigte ihm an, sein Weingärtner Midas, einer von unsern stärksten und fleißigsten Knechten, sei von einer giftigen Natter gebissen worden, und sein Bein fange schon an zu faulen. Er sei im Weinberge beschäftigt gewesen, die Reben an die Pfähle zu binden, als die Bestie herbeigeschlichen, ihn in die große Zehe gebissen, und sich darauf sogleich wieder in ihre Höhle hineingemacht habe. Jetzt liege er da, und winsele und vergehe vor Schmerz. Wie der Mensch noch so erzählte, sahen wir schon den Midas von seinen Mitknechten auf einem Tragstuhl herbeigebracht werden: er war über und über geschwollen, braun und blau, sein ganzes Aussehen wie abgestorben; kaum holte er noch Athem. Da sagte ein zufällig anwesender Bekannter zu meinem Vater, dem der Unfall sehr nahe ging: „„Beruhige dich; ich will auf der Stelle einen Babylonier, einer von den sogenannten Chaldäern herbeiholen, der wird dir den Mann bald kurirt haben."" Daß ich's kurz mache: der Babylonier kommt und bringt unsern Midas richtig auf die Beine, nachdem er ihm mittelst eines Spruches das Gift aus dem Leibe getrieben, und ein Stückchen, das er von dem Grabstein einer verstorbenen Jungfrau abgeschlagen, an den Fuß gebunden hatte. Vielleicht findet man das eben nicht außerordentlich! wiewohl ich mit angesehen habe, wie Midas aufstand, denselben Stuhl, auf welchem man ihn herbeigetragen hatte, auf die Schulter nahm, und kräftigen Schrittes hinaus nach unserem Gute ging. So viel vermochte der Zauberspruch und das Stückchen von jenem Leichenstein!

Allein der Mann that noch mehr: er verrichtete ein wahrhaft göttliches Wunder. Des Morgens früh begab er sich auf unser Gut, und ging dreimal um dasselbe, indem er mit einer Fackel und mit Schwefeldampf eine Weihung des Ortes vornahm, und aus einem alten Buche sieben heilige Namen dazu vorlas. Dadurch vertrieb er, was von schädlichem Gewürm auf unserer Feldmark lebte. Denn nun kamen, als zöge man sie mit Gewalt hervor, aus ihren Löchern gekrochen, Schlangen, Nattern, Vipern, Horn- und Schießschlangen, Unken und Kröten. Nur ein einziger alter Drache, der vermuthlich aus Alterschwäche nicht mehr hervorkriechen konnte, hatte sich an die Vorladung nicht gekehrt und war zurückgeblieben. Sogleich bemerkte der Zauberer, daß nicht alle da wären. Mit einem Wink ordnete er eine der jüngsten Schlangen an den Alten ab, und gleich darauf erschien auch Dieser. Wie sie alle versammelt waren, blies sie der Babylonier an, und augenblicklich waren alle zu unserem größten Erstaunen von seinem Hauch zu Asche verbrannt."

„Ei sage doch, Jon," fragte ich, „führte denn wohl die junge Schlange den abgelebten alten Drachen an der Hand, oder kam er mit Hülfe eines Stockes einhergehumpelt?" — „Spotte du nur," fiel Kleodémus ein: „ich selbst war vor Zeiten wohl noch ungläubiger in solchen Dingen, als du, weil ich mir ihre Möglichkeit durchaus nicht vorstellen konnte: allein, als ich einmal einen Ausländer (aus dem Hyperboräerlande, wie er selbst angab) fliegen sah, da wurde ich gläubig und gab gewonnen, so sehr ich mich gesträubt hatte. Wie konnte ich auch anders, da ich mit eigenen Augen zusah, wie er sich am hellen Tage in die Lüfte erhob, auf dem Wasser einherlief, und ganz gemächlich und langsam durch's Feuer ging?" — „Wie?" rief ich: „das hast du gesehen? einen Hyperboräer, der fliegen und auf dem Wasser gehen konnte?" — „Allerdings, und zwar in bloßen Rohlederschuhen, wie sie seine Landsleute tragen. Andere Stücke, die er zeigte, will ich als zu unbedeutend gar nicht erwähnen, wie er z. B. Leute beherte, daß sie verliebt wurden, Geister citirte, verwesende Leichname in's Leben rief, die Hekate uns leibhaftig erscheinen ließ, und den Mond auf die Erde zog.

Laßt euch nur erzählen, was ich ihn im Hause des Glaucias, Alexikles Sohn, verrichten sah. Dieser Glaucias, der nach dem Tode seines Vaters in den Besitz von dessen ganzem Vermögen gekommen war, hatte sich in Chrysis, die Tochter Dämenets, verliebt. Ich war sein Lehrer in der Philosophie, und wenn ihn nicht jene Liebschaft zu sehr zerstreut hätte, er würde bereits die peripatetische Doktrin in ihrem ganzen Umfange inne haben. Denn er analysirte schon in seinem 18. Jahre, und hatte den ganzen Kurs der Physik bis zu Ende gehört. Bei allem Dem wußte sich der junge Mensch in seiner Liebesnoth nicht zu rathen und zu helfen, und vertraute mir sein ganzes Geheimniß an. Ich führte ihm also — wie billig, da ich sein Lehrer war — den Hyperboräischen Zauberer in's Haus, nachdem ich Diesem vier Minen (174 fl.) vorausgezahlt hatte, die zu den vorläufigen Opfern erforderlich waren. Sechszehen Minen sollte er erhalten, wenn er die Chrysis herbeigeschafft hätte. Nachdem er nun den Vollmond abgewartet hatte, um welche Zeit dergleichen Verrichtungen am besten von Statten gehen, grub er eine Grube im Hinterhofe des Hauses, und citirte um Mitternacht den Geist des Alexikles herauf, des 7 Monate zuvor verstorbenen Vaters von Glaucias. Dieser war Anfangs ungehalten über die Liebschaft des Sohnes und zürnte: endlich aber gab er doch seine Einwilligung dazu. Jetzt ließ er die Hekate emporsteigen, welche den Cer-

berus mit heraufbrachte; dann zog er den Mond herab, was ein wechselvolles Schauspiel ist, und bald diese, bald jene Erscheinung herbeiführt. Zuerst zeigte sich Luna in weiblicher Gestalt; hierauf wurde sie zu einer wunderschönen Kuh; nach diesem erschien sie als ein kleines Hündchen. Endlich formte der Hyperboräer aus Lehm einen kleinen Kupido und sagte zu diesem: „Geh' und hole die Chrysis!" Alsogleich flattert der Lehm davon, und nach wenigen Augenblicken steht Chrysis vor der Thüre und klopft. Man läßt sie ein: sie fliegt dem Glaucias, wie rasend vor Liebe, an den Hals, und bleibt bei ihm bis zum Hahnenschrei. Jetzt schwebte Luna wieder gen Himmel. Hekate sank in die Erde, alle übrigen Erscheinungen verschwanden, und die Chrysis entließen wir mit Beginn der Morgendämmerung. Wenn du Das mit angesehen hättest, Tychiades, so würdest du an den vielen wohlthätigen Kräften der Zaubersprüche nicht mehr zweifeln."

„Du hast Recht," versetzte ich, „wenn ich es gesehen hätte, würde ich es glauben: so aber ist es mir zu verzeihen, glaube ich, wenn ich in diesen Dingen nicht so scharf sehe, wie ihr. Nur das muß ich bemerken: ich kenne diese Chrysis, von welcher du erzähltest. Sie ist eine sehr gefällige und willige Person. Ich sehe also nicht, wie es eines Boten aus Lehm geformt, eines hyperboräischen Zauberers, und sogar des Mondes bei einer Chrysis bedurfte, die man mit 20 Drachmen [8 fl. 40 kr.] in's Land der Hyperboräer selbst locken könnte. Denn das ist der unwiderstehliche Zauberer für diese Dirne; und in so fern ist es mit ihr ganz anders, als mit den Gespenstern. Denn diese machen sich davon, wie ihr sagt, wenn sie Kupfer oder Silber klingen hören. Jene aber, wenn irgendwo Silber klirrt, läuft dem Klange nach. Außerdem muß ich mich über den Zauberer selbst wundern, wie er, da er ja die reichsten Frauen in sich verliebt machen, und damit ganze Talente auf einmal verdienen könnte, mit so kleinlichen Geschäften sich abgeben, und um 4 Minen einem Glaucias seine Geliebte zuführen mag."

„Du machst dich nur lächerlich durch diesen hartnäckigen Unglauben," sagte Jon. „Ich möchte dich doch wohl fragen, was du dazu sagst, daß es Leute giebt, die im Stande sind, die Besessenen zu befreien, und mittelst ihrer Sprüche die bösen Geister ihnen sichtbarlich auszutreiben? Ich brauche nicht erst an den Meister dieser Kunst, den berühmten Syrer aus Palästina zu erinnern [Alle kennen ja den merkwürdigen Mann], welcher Leute, die bei'm Anblick des Mondes umfallen, die Augen verdrehen und Schaum vor dem Munde haben, aufstehen heißt, und sie gesund und für immer frei von ihrem Uebel wieder nach Hause schickt, wofür er sich jedesmal eine schöne Summe zahlen läßt. Er stellt sich nämlich vor den zu Boden liegenden Kranken, und fragt, woher er in diesen Leib gefahren sei? Auf das spricht der Kranke selbst kein Wort: aber der böse Geist antwortet auf Griechisch oder in irgend einer ausländischen Sprache wo er eben zu Hause ist, wie und woher er in diesen Menschen gekommen sei. Jetzt rückt der Mann mit Beschwörungen, und wenn der Geist nicht gehorchen will, mit Drohungen heraus, und treibt so den Unhold aus dem Leibe. Ich selbst sah einmal einen solchen Geist ausfahren, der ganz schwarz und rauchig aussah." — „Kein Wunder," versetzte ich, „daß du so Etwas gesehen, Jon, da dir ja auch die Ideen, welche euer Vater Plato sehen läßt, sichtbar erscheinen, die freilich für uns Blödsichtige gar zu feine Gebilde sind."

„Glaubst du denn," fiel Eukrates ein, „Jon sei der Einzige, der solche Dinge gesehen hat? Sind nicht noch vielen anderen Leuten Geister begegnet, sowohl bei Tag als bei Nacht? Ich selbst habe nicht nur einmal, wohl hundertmal solche Erscheinungen gehabt. Anfänglich erschrack ich freilich nicht wenig: jetzt aber bin ich so daran gewöhnt, daß ich mir gar nichts mehr daraus mache, besonders seitdem mir ein gewisser Araber einen eisernen Ring aus Galgennägeln geschenkt, und mich einen Spruch gelehrt hat, der aus einer Menge heiliger Namen besteht — es wäre denn, daß du auch mir nicht glauben wolltest, Tychiades?" — „Wie sollte ich dem Eukrates, dem Sohn Dinon's, nicht glauben," versetzte ich, in seinem eigenen Hause seine Meinung mit aller Freimüthigkeit auszusprechen?"

„Was sich also mit der Bildsäule zuträgt," fuhr Eukrates fort, „und was alle Nächte allen Leuten in meinem Hause, jung und alt, zu erscheinen pflegt, das kannst du nicht von mir, sondern von jedem meiner Hausgenossen vernehmen." — „Mit welcher Bildsäule?" fragte ich. — „Hast du beim Eintreten auf der Hausflur nicht die schöne Statue gesehen, ein Werk des berühmten Demetrius?" — „Du meinst doch nicht etwa den Discobolus, der mit dem Körper vorgebeugt, wie im Augenblick des Wurfs, den Kopf aufwärts nach der Hand, welche den Diskus hält, gewendet, mit halbgebogenem Knie, zugleich mit dem Wurf sich aufzurichten scheint?" — „Diesen meine ich nicht," sagte Eukrates: „der Discobolus, von welchem du sprichst, ist eines von Myron's Werken; auch nicht die daneben stehende schöne Statue eines Jünglings, der sich die Siegerbinde um das Haupt windet: diese ist ein Werk von Polyklet. Aber lassen wir die Bilder, die rechts vom Eingange stehen, unter welchen sich auch ein Paar von der Hand Kritias des Nesioten befinden, die Tyrannenmörder. Wenn du aber die Bildsäule neben dem Brunnen wahrgenommen hast den halbbekleideten ältlichen Mann mit dem Hängebauch, einem kahlen Kopfe, einem langen Barte, in dessen Haaren der Wind zu spielen scheint, und mit sehr deutlich hervortretenden Adern, kurz, der so ganz einem wirklichen Menschen gleicht, den meine ich. Ohne Zweifel ist es der alte Korinthische Feldherr Pelichus."

„In der That," sagte ich, „ich sah eine solche Statue rechts neben dem Saturn, mit Binden und welken Blumenkränzen geziert, und auf der Brust mit Goldplättchen über-

deckt." — „Ich habe sie so vergolden lassen," versetzt er, „als sie mich von einem dreimaligen hitzigen Fieberanfall kurirt hatte, der mir beinahe das Leben gekostet hatte." — „Wie?" fiel ich ein: „dieser wackere Pelichus war also auch ein Mediziner?" — „Das ist er," antwortete Eukrates; „und spotte nur nicht, oder der Mann wird dich bald genug zu finden wissen: ich weiß, was diese Bildsäule kann, über welche du dich lustig machst. Oder glaubst du nicht, daß es eben so gut in ihrer Macht stehe, hitzige Fieber zuzuschicken, als sie im Stande ist, welche zu vertreiben?" — „Nun so sei mir die Bildsäule eben so gnädig und barmherzig, als sie tapfer ist," versetzte ich. „Was ist es denn aber sonst noch, das die Leute im Hause alle von ihr gesehen haben wollen?" — „Gleich mit Einbruch der Nacht," hob Eukrates an, „verläßt sie ihr Fußgestell, und wandelt rings im Haus herum, wo sie denn ohne Unterschied Allen, die um den Weg sind, zu Gesichte kommt. Bisweilen hört man sie auch singen. Sie thut Niemanden Etwas zu Leide, nur muß man ihr aus dem Wege gehen: alsdann geht sie ganz friedlich vorbei und läßt sich betrachten. Nicht selten badet sie sich und macht sich lustig im Wasser, so daß man oft die ganze Nacht hindurch ihr Geplätscher hören kann." — „Ei!" fiel ich ein, „am Ende ist diese Statue nicht einmal der alte Pelichus, sondern Talos, des Minos auf Kreta Knecht, der bekannte eherne Mann, der regelmäßig um Kreta herumwandelte. Wäre aber deine Statue nicht von Erz, sondern von Holz, so sähe ich nicht, warum sie ein Werk des Demetrius sein sollte, und nicht vielmehr eines von den künstlichen Stücken des Dädalus. Denn sie verläßt ja gleichfalls ihr Postament, wie du behauptest, und läuft davon."

„Nimm dich in Acht, Tychiades!" warnte er, „dieser Spott könnte dich einst gereuen. Ich weiß ja, wie es dem Menschen erging, der ihm einmal die Obolen, welche wir ihm alle Neumonde zum Geschenke machen, gestohlen hatte." — „Er hat das Aergste verdient, der gottlose Räuber!" rief Jon. „Sage uns doch," Eukrates, „wie hat er ihn heimgesucht? ich wünschte es zu hören, mag nun dieser Tychiades d'ran glauben oder nicht." — „Es lagen," sagte er, „viele Obolen zu seinen Füßen; einige silberne Geldstücke waren mit Wachs an seine Hüften geklebt, nebst etlichen silbernen Täfelchen, welche ihm als Votivgeschenk oder als Belohnung von Solchen geopfert worden waren, die er vom Fieber geheilt hatte. Damals hatte ich gerade einen Stallknecht aus Afrika, einen verruckten Burschen, in meinen Diensten. Dieser unterfing sich, alle diese Sachen Nachts zu entwenden, nachdem er den Zeitpunkt abgewartet, wo das Bild sein Fußgestell verlassen hatte. Sogleich nach seiner Rückkunft merkte Pelichus, daß er beraubt worden war; und nun hört, welche Rache er nahm, und wie er den Diebstahl des Afrikaners an's Licht brachte. Die ganze Nacht hindurch mußte der Bursche in entsetzlicher Angst im Kreise herumlaufen, und konnte so wenig aus dem Hofe heraus, als ob er in ein Labyrinth gerathen wäre, bis der Tag anbrach, und das Gestohlene in seinen Händen entdeckt wurde. Man ergriff ihn nun, und prügelte ihn tüchtig durch. Allein er überlebte den Vorfall nicht lange, sondern nahm, wie er es verdiente, ein jämmerliches Ende. Denn jede Nacht wurde er, wie er selbst sagte, (von unsichtbarer Hand) so fürchterlich gegeißelt, daß am folgenden Morgen die Striemen an seinem ganzen Leibe zu sehen waren. Nun, Tychiades, spotte jetzt noch über Pelichus, wenn du Lust hast, und halte mich meinetwegen für einen alten Narren, der noch König Minos Zeiten gesehen." — „Und dennoch, Eukrates," versetzte ich, „so lange Erz Erz bleibt, und ein Bild, das Demetrius von Alopece verfertigt hat, kein Götterwerk, sondern ein Menschenwerk ist, so lange werde ich mich vor der Bildsäule eines Pelichus nicht fürchten, dessen Drohungen, auch wenn er noch lebte, mir nicht sonderlich bange machen würden."

Jetzt nahm der Arzt Antigonus das Wort und sagte: „Auch ich habe einen Hippokrates von Erz, ungefähr eine Elle hoch, zu Hause, der jedesmal, wenn der Lampendocht ausgeht, im ganzen Hause herumpoltert, meine Büchsen umwirft, die Arzneien untereinander schüttet, die Thüre auf- und zuwirft, und das besonders, wenn wir es zu lange anstehen lassen, ihm das gewöhnliche jährliche Opfer darzubringen." — „Wie?" rief ich,: „also verlangt auch schon der Arzt Hippokrates, daß man ihm opfere, und wird ernstlich böse, wenn er nicht zur rechten Zeit mit vollständigen Opferschlachtungen bewirthet wird? Ich sollte doch meinen, er könnte zufrieden sein, wenn man ihm das gewöhnliche Todtenopfer brächte, etwas Wassermeth aufgöße, oder einen Blumenkranz um den Kopf legte."

„Laß dir nun erzählen," fing Eukrates wieder an, „was ich vor fünf Jahren gesehen habe, und wofür ich Zeugen aufstellen kann. Es war um die Herbstzeit: ich befand mich auf meinem Gute, wo meine Arbeiter mit der Weinlese beschäftigt waren. Um Mittag verließ ich dieselben, und ging, über irgend einen Gegenstand in Gedanken vertieft, in den nahegelegenen Wald spazieren. Kaum war ich in die dichteren Schatten des Gehölzes gekommen, als ich anfänglich ein Gebell von Hunden vernahm. Ich dachte nicht anders, als mein Sohn Mnason und seine jungen Freunde belustigten in diesem dicken Forst mit der Jagd, wie sie sonst zu thun pflegten. Allein das war es nicht: sondern auf einmal erbebt die Erde; ich höre ein Getöse, als ob es donnerte, und eine fürchterliche, weibliche Gestalt von wenigstens dreihundert Fuß Höhe schreitet gerade auf mich zu. In der linken Hand hielt sie eine Fackel, und in der rechten ein zwanzig Ellen langes Schwert. Ihr Unterleib endigte statt der Füße in zwei ungeheure Drachen, und ihr Angesicht, ihr Blick, sage ich euch, war schauerlich, ganz wie der einer Gorgone: statt des Haupthaares fielen Schlangen lockenförmig herab, und ringelten sich in mannichfaltigen Windungen um Nacken und Schultern. Noch jetzt, seht ihr, fährt mir ein Schauer über die Haut, wenn ich davon

[illegible] wie alle Haare
[illegible] wunderten.

[illegible]dämus, lauter Männer von
[illegible] unverwandten Blickes und mit
[illegible] waren einfältig genug, in der
[illegible] das andere an den weiblichen Ko-
[illegible] Popanz von dreihundert Fuß Höhe,
[illegible] ich bei mir selbst, was das für Leute
[illegible] die Jugend Unterricht in der Weisheit
[illegible], und welche der große Haufe anstaunt, wäh-
[illegible] nur ihr grauer Kopf und ihr langer Bart sie von
[illegible] Kindern unterscheidet. Denn im Uebrigen ist es so-
[illegible] doch leichter, ihnen etwas weiß zu machen, als Diesen.

Endlich rückte Dinomachus mit der Frage heraus: „Wie groß waren denn die Hunde der Göttin, Eukrates?" — „Größer als die indischen Elephanten," versetzte Dieser, „und ebenfalls schwarz, rauhaarig, schmutzig und zottig. Ich blieb bei'm Anblick dieser Erscheinung stehen, und drehte den Stein des Ringes, den ich von dem Araber habe, gegen das Innere meiner Hand. Jetzt stampfte die Hekate mit ihrem Drachenfuße auf dem Boden, und sogleich that sich eine ungeheure Kluft auf, so groß wie der Tartarus. Sie sprang hinein, und in wenigen Augenblicken war Nichts mehr von ihr zu sehen. Nun war ich keck genug, mich über den Abgrund hineinzubücken, indem ich mich an einem nebenstehenden Baume festhielt, um nicht schwindlig zu werden, und kopfüber hinunterzustürzen. Da hatte ich nun die ganze Unterwelt vor mir, den Pyriphlegeton, den (Acherontischen) See, den Cerberus: und selbst die Todten sah ich so deutlich, daß ich Einige von ihnen erkannte. Meinen Vater z. B. sah ich ganz genau: er hatte noch dasselbe Gewand an, in welchem wir ihn begraben hatten." — „Und was treiben denn die Seelen?" fragte Jon. — „Je nun, sie liegen mit ihren Freunden und Anverwandten nach Familien und Stämmen gesondert auf der Asphodilwiese, und unterhalten sich mit einander." — „Nun soll mir noch einmal ein Epikuräer kommen, und dem heiligen Plato und seiner Seelentheorie widersprechen wollen!" rief Jon. — „Aber sage mir, hast du nicht vielleicht den Sokrates oder Plato selbst unter den Todten bemerkt?" — „Den Sokrates glaube ich gesehen zu haben, jedoch nicht mit Gewißheit: ich vermuthe es blos an seiner Glatze und seinem Hängebauche. Allein den Plato habe ich — um meinen guten Freunden die Wahrheit zu sagen — mit Wissen nicht zu Gesichte bekommen. Wie ich mir nun so Alles genau betrachtete, schloß sich allmählig der Schlund, und es erschienen Einige meiner Leute, die mich suchten, unter ihnen dieser Pyrrhias hier. Diese standen bereits neben mir, als sich der Abgrund noch nicht völlig geschlossen hatte. Sprich, Pyrrhias: rede ich die Wahrheit oder nicht?" — „So wahr Jupiter lebt! sagte der Bursche; „ich selbst hörte das Hundegebell aus dem Abgrund herauf, und glaubte ganz deutlich den Schein der Fackel zu sehen." Da mußte ich lachen, wie der Zeuge so freigebig das Hundebell und den Fackelschein uns noch in den Kauf gab.

Allein nun nahm Kleodémus das Wort, und sagte: „Das ist eben nichts Neues: schon manche Andere haben Dasselbe gesehen, und ich selbst hatte nur erst neulich, als ich krank war, eine ganz ähnliche Erscheinung. Antigonus, dieser hier gegenwärtige Arzt, behandelte mich. Es war der siebente Tag; ich lag im Fieber, dessen verzehrende Hitze den höchsten Grad erreicht hatte. Meine Leute hatten sich, deiner Anordnung zu Folge, Antigonus, um mich wo möglich schlafen zu lassen, aus dem Zimmer begeben und die Thüre hinter sich verschlossen. So lag ich ganz allein und wachte noch, als auf einmal ein wunderschöner Jüngling in weißem Gewande vor mein Bette tritt, mich aufstehen heißt, und mich durch eine tiefe Kluft hinunter in die Unterwelt führt, wo ich sogleich auf den ersten Blick den Tantalus, Tityus, Sisyphus und noch vieles Andere ansichtig ward, was ich jetzt nicht aufzählen will. Wie ich an den Gerichtsstuhl kam, wo sich unter Andern auch Aeakus, Charon, die Parcen und die Furien befanden, sah ich einen Mann, der mir wie ein König vorkam, und den ich für Pluto hielt, auf dem Stuhle sitzen, und hörte, wie er die Namen Derer angab, die alsogleich sterben sollten, weil sie bereits den ihnen bestimmten Termin überschritten hätten. Da faßte mich der Jüngling bei der Hand, und stellte mich vor ihn hin. Allein Pluto sprach zürnend zu meinem Führer: „„Sein Faden ist ja noch nicht zu Ende: er soll wieder zurück. Aber Demylus, den Schmied, hole herbei, der schon über seine Spindel hinauslebt.““ Wer war froher als ich? Eilends lief ich herauf, befand mich vom Augenblick an ohne Fieber, und sagte nun meinen Leuten allen voraus, Nachbar Demylus werde nächstens sterben. Wirklich hieß es, er wäre erkrankt, und kurz darauf erscholl die Todtenklage im benachbarten Hause."

„Wer sollte sich hierüber wundern?" fiel Antigonus ein; „habe ich doch einen Menschen gekannt, der zwanzig Tage, nachdem er begraben worden war, wieder in's Leben zurückkehrte. Ich selbst habe ihn vor und nach seinem Tode ärztlich behandelt." — „Wie wäre das möglich," rief ich, „daß der Mensch während ganzer zwanzig Tage nicht in Fäulniß übergegangen, oder, wenn er noch lebte, nicht Hungers gestorben sein sollte? Du müßtest denn nur einen zweiten Epimenedes in der Kur gehabt haben."

Wie wir so sprachen, traten die beiden Söhne des Eukrates, die in der Ringschule gewesen waren, ein. Der Eine von ihnen war schon über das Ephebenalter hinaus, der Andere zählte ungefähr fünfzehn Jahre. Nachdem sie uns begrüßt hatten, setzten sie sich neben den Vater auf das Ruhebette, und mir ward ein Stuhl gebracht. Eukrates, dem der Anblick seiner Söhne eine neue Geschichte in's Gedächtniß gebracht hatte, hub an, indem er seine Hand auf sie legte: „So wahr ich Freude an diesen Beiden erleben will, Tychiades, so wahr ist, was ich dir jetzt erzählen werde. Wie zärtlich ich meine selige Frau, ihre Mutter,

geliebt habe, ist Allen bekannt, und ich habe es durch Alles, was ich nicht nur zu ihren Lebzeiten, sondern auch nach ihrem Tode für sie gethan habe, an den Tag gelegt, indem ich allen ihren Schmuck, und die Kleidungsstücke, an welchen sie am meisten Freude gehabt hatte, mit ihr verbrennen ließ. Es war der siebente Tag nach ihrem Tod, als ich gerade so, wie jetzt, auf diesem Ruhebette lag, und mich in meinem Kummer zu trösten suchte. Ich las nämlich ganz in der Stille für mich hin — Plato's Schrift von der Unsterblichkeit der Seele. Da trat mit Einemmale meine Demäneta herein, wie sie leibte und lebte, und setzte sich neben mich, wo jetzt mein Eukratides sitzt." Mit diesen Worten zeigte er auf seinen jüngern Sohn, der schon bei dem Beginn der Erzählung vor Angst blaß geworden war, und jetzt wie ein erschrecktes Kind zusammenschauerte. „Wie ich sie erblickte, fuhr Eukrates fort, „fiel ich ihr um den Hals und weinte laut. Sie verbot mir aber zu schreien, und beklagte sich, daß ich, da ich doch sonst Alles ihr zu Gefallen gethan, nur einen von ihren goldenen Pantoffeln und nicht Beide mit verbrannt hätte. Er sei hinter den Kleiderschrank gefallen, sagte sie. Deswegen also hatten wir ihn nicht finden können, und daher nur den einen verbrannt. Noch sprachen wir so mit einander, als ein vermaledeiter Kläffer von Schooshund, der unter meinem Bette lag, zu bellen anfing, und meine Gattin verschwand. Der Pantoffel ward hinter dem Schranke richtig gefunden und sofort verbrannt. Nun, Tychiades, bist du noch länger der Meinung, daß so deutliche, fast täglich uns begegnende Erscheinungen keinen Glauben verdienen?"

„Nein bei Gott," versetzte ich, „jetzt behaupte ich sogar, daß man jedem Ungläubigen, der frech genug wäre, die Wahrheit abzuleugnen, den H . . . . . n mit einem goldenen Pantoffel ausklopfen sollte."

Jetzt trat der Pythagoräer Arignotus in's Zimmer mit seinem langen Haare und seinem feierlichen Angesicht: du kennst ihn ja, den heiligen Mann, den hochgepriesenen Weisen. Wie ich den sah, athmete ich wieder frei; der wird, dachte ich, allen diesem Lügenwerk mit Einem Streiche ein Ende machen, und den albernen Wunderkrämern das Maul stopfen. Daher war es mir, als ob der weise Mann mir von meinem guten Glück wie ein Gott aus den Wolken zugeschickt worden wäre. Kleodemus räumte ihm seinen Sitz ein, und als er sich niedergelassen, war seine erste Frage an Eukrates nach seinem Befinden. Auf dessen Erwiederung, daß er sich erleichtert fühle, fuhr er fort: „Ueber welchen philosophischen Gegenstand habt ihr euch unterhalten? ich hörte so etwas im Hereintreten, und vermuthe, daß der Gang eures Gesprächs sehr interessant sein wird." — „Wir waren eben bemüht," versetzte Eukrates, „diesen diamantnen Kopf da (auf mich weisend) zu überzeugen, daß es Geister und Gespenster gäbe, und daß die Seelen der Todten auf der Erde herumwandern, und erscheinen, wem sie wollen." Ich erröthete aus Ehrfurcht vor Arignotus, und schlug die Augen nieder. „Vielleicht," sagte Dieser, „ist die Meinung des Tychiades, daß nur die Seelen Derer, welche eines gewaltsamen Todtes gestorben, umgehen, z. B. die Erhängten, Geköpften, Gekreuzigten, und Wer sonst noch auf ähnliche Art aus dem Leben gegangen, nicht aber Solche, die eines natürlichen Todes gestorben sind. Wenn er Das behauptet, so hat er gar nicht Unrecht." — „O nein," fiel Dinomachus ein, „er läugnet dergleichen Dinge durchaus, und meint, sie kommen uns eben so wenig zu Gesichte, als sie überhaupt existirten."

„Wie?" fragte Arignotus mit einem herben Blicke auf mich; „Du hältst Nichts der Art für möglich, da doch fast Niemand ist, der nicht schon solche Erscheinungen gehabt hätte?" — „Ihr habt damit meine Rechtfertigung selbst ausgesprochen: weil ich der Einzige bin, der Nichts sieht, so bin ich's auch allein, der Nichts glaubt. Würde ich sehen, so würde ich glauben, so gut als Ihr." — „So höre denn," sagte Arignotus: „wenn du einmal nach Korinth kommst, so frage nach dem Hause des Eutabides; und wenn man es dir am Kraneum zeigen wird, so gehe hinein und sage zum Thürsteher Tibius, du wünschtest die Stelle zu sehen, wo der Pythagoräer Arignotus habe aufgraben lassen, wodurch er den Geist vertrieben, und von Stunde an das Haus wieder bewohnbar gemacht habe."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Eukrates. „Das Haus," versetzte Jener, „war einer schrecklichen Erscheinung wegen lange Zeit nicht zu bewohnen: so oft es Jemand bezog, wurde er von einem furchtbaren Gespenste, das entsetzlichen Spuck anrichtete, so sehr geängstigt, daß er es sogleich wieder verlassen mußte. Am Ende gerieth das Haus in Verfall, und das Dach wurde sehr schadhaft, weil kein Mensch mehr den Muth hatte, die Schwelle zu betreten. Als ich von der Sache hörte, nahm ich meine Bücher zur Hand — ich besitze nämlich mehrere Aegyptische Werke über diesen Gegenstand — und verfügte mich vor Mitternacht in dieses Haus, nachdem mein Wirth, der gehört hatte, daß ich meinem augenscheinlichen Verderben, wie er glaubte, entgegenzugehen gesonnen sei, mir vergeblich abgerathen und beinahe mit Gewalt mich zurückzuhalten versucht hatte. Ganz allein, blos mit einer Lampe versehen, gehe ich hinein, stelle meine Lampe im größten Zimmer des Hauses auf den Boden, lege mich dazu nieder und fange an, still für mich hin zu lesen. Jetzt erscheint der Geist, der vermuthlich glaubte, es mit einem Menschen aus der Menge zu thun zu haben, dem er, wie allen bisherigen, Angst und Schrecken einjagen könne: sein Aussehen war scheußlich, struppigt, schwarz wie die Nacht. Er trat vor mich hin, und suchte auf alle Weise mir beizukommen, und mich außer Fassung zu bringen: bald war er ein Hund, bald ein Stier, bald ein Löwe. Da rückte ich denn mit der schauerlichsten meiner Formeln heraus, rief sie ihm in Aegyptischer Sprache zu, und trieb ihn damit in die äußerste Ecke des finstern Saales, wo er im Boden verschwand. Ich merkte mir den Ort, und

hatte von nun an Ruhe. Des Morgens, als schon Alle mich aufgegeben hatten, und mich, wie die andern Alle, todt zu finden glaubten, gehe ich zur allgemeinen Ueberraschung wohlbehalten heraus, und bringe dem Eubatides die angenehme Nachricht, daß nun sein Haus gesäubert sei, und daß er es hinfort ohne alle Furcht bewohnen könne. Nun hieß ich ihn und viele Andere, die aus Neugierde sich hinzugesellt hatten, mit Karsten und Schaufeln mir an den Ort folgen, wo ich den Geist verschwinden gesehen hätte, um dort nachzugraben. Es geschah, und ungefähr ein Klafter tief fanden wir ein sehr morsches, aber noch in seiner ganzen Gestalt erhaltenes Todtengerippe. Wir nahmen es heraus und begruben es förmlich; und von diesem Augenblicke an hörte das Haus auf, von Gespensterercheinungen beläßigt zu werden."

Als Arignotus, der außerordentliche, von männiglich verehrte Philosoph, so gesprochen hatte, war vollends kein Einziger mehr in der ganzen Gesellschaft, der mich nicht für einen großen Thoren erklärte, wenn ich nicht glauben wollte, was sogar ein Arignotus erzählte. Dessenungeachtet ließ ich mich weder durch das lange Haar, noch auch durch das große Ansehen des Mannes einschüchtern, ihn also anzureden: „Was ist das, Arignotus? Du, noch die einzige Hoffnung der Wahrheit, auch du hast den Kopf voll trüben Dunstes und Hirngespenster? Mein Schatz ist mir zu Kohlen geworden, möchte ich mit dem Sprichwort sagen." — „Nun denn," versetzte er, „wenn du weder mir, noch dem Dinomachus und Kleodemus, ja nicht einmal dem Eukrates glauben willst, wohlan, so nenne mir den Mann, dessen entgegengesetzte Meinung in deinen Augen größeres Gewicht hat." — „Das ist der bewundernswürdige Abderite Demokritus," antwortete ich, ein „Mann, der auf das Lebhafteste überzeugt war, daß es solche Dinge gar nicht geben könne. Dieser hatte sich in ein Grabmahl außerhalb der Thore eingeschlossen, und lebte hier Tag und Nacht, blos mit Abfassung seiner Schriften beschäftigt. Einige junge Leute wollten sich einst einen Spaß mit ihm machen, und ihm Furcht einjagen. Sie hatten sich in schwarze Todtengewänder eingehüllt, und Larven vorgenommen, welche das Aussehen von Leichenschädeln hatten: so vermummt erschienen sie vor ihm und fingen an, in lebhaftem Takte um ihn herum zu tanzen. Er aber ließ sich durch die ganze Komödie so wenig aus der Fassung bringen, daß er sie nicht einmal ansah, sondern ruhig fortschrieb und endlich blos sagte: „Macht einmal den Narrenpossen ein Ende!" So fest stand bei ihm der Glaube, daß die Seelen, wenn sie einmal die Körper verlassen haben, Nichts mehr sind."

„Damit," fiel Eukrates ein, „sagst du weiter nichts, als daß auch Demokritus ein Thor war, wenn er wirklich so dachte. Laßt mich aber jetzt eine Geschichte erzählen, die ich nicht vom Hörensagen weiß, sondern die mir selbst begegnet ist. Bei meinem Aufenthalt in Aegypten, das ich als junger Mensch, nach dem Willen meines Vaters bereiste, um mich auszubilden, bekam ich Lust, stromaufwärts nach Koptos zu schiffen, um die berühmte Memnonssäule zu hören, die Morgens mit dem ersten Sonnenstrahle einen Ton von sich gibt. Wirklich hörte ich sie, aber nicht, wie gewöhnliche Reisende sie hörten, die nur einen unartikulirten Laut vernahmen; sondern gegen mich öffnete Memnon seinen Mund, und ertheilte mir einen förmlichen Orakelspruch in sieben Versen, die ich euch hersagen könnte, wenn sie zur Sache gehörten.

Auf der Rückfahrt gesellte sich zufällig Einer von den Schriftgelehrten aus Memphis zu uns, ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, der aller Aegyptischen Weisheit kundig war. Er soll 23 Jahre in den unterirdischen Kammern gelebt und dort von der Isis selbst Unterricht in der Zauberkunst empfangen haben." — „Ah! du sprichst von meinem Lehrer Pankrates," fiel Arignotus ein: „nicht wahr, es war ein Mann von priesterlichem Aussehen, mit geschorenem Kopfe, in weiße Linnen gekleidet, die Miene nachdenklich, die Aussprache rein Griechisch, die Statur lang, Stumpfnase, hervorstehende Lippen, dünne Beine — ?" — „Ganz recht, es ist derselbe," sagte Eukrates. „Anfänglich wußte ich nicht, was er war. Als ich aber sah, daß der Mann so oft wir Halt machten, Wunder verrichtete, z. B. auf Krokodilen ritt, und mitten unter diesen und andern Ungeheuern herumschwamm, und wie diese ganz demüthig an ihn herankamen und mit den Schwänzen wedelten, da erkannte ich wohl den heiligen Mann in ihm. Es dauerte nicht lange, so gewann ich seine Gunst, und wir wurden so vertraut, daß er mir alle seine Geheimnisse mittheilte. Am Ende überredete er mich, meine ganze Dienerschaft in Memphis zurückzulassen, und ihn ganz allein zu begleiten, weil es uns, wie er sagte, an dienstbaren Geistern nicht fehlen würde. Und so reisten wir denn zusammen.

So oft wir in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Schließbengel der Thüre, oder einen Besen, oder eine hölzerne Stampfkeule, behängte sie mit Kleidern, sprach eine Zauberformel darüber, und sogleich war vor Aller Augen ein leibhaftiger Mensch daraus, der hin und her ging, Wasser trug, Lebensmittel einkaufte und zubereitete, kurz in allen Stücken uns auf's Geschickteste bediente. Und wenn wir seiner Dienste nicht weiter bedurften, so machte Jener mit einem andern Spruche auf der Stelle wieder den Besen zum Besen, die Keule zur Keule. Ich hatte mir alle mögliche Mühe gegeben, dieses Geheimniß von ihm zu erlernen; allein vergeblich. Er bewahrte es eifersüchtig, so gefällig er in jeder andern Hinsicht gegen mich war. Eines Tages aber stand ich nahe bei ihm — weil es sehr dunkel im Zimmer war so bemerkte er mich nicht — als er seine Formel aussprach. Sie bestand nur aus drei Sylben, und so konnte ich sie mir genau merken. Er ging hierauf nach dem Markte, nachdem er zuvor der Keule befohlen hatte, was sie thun sollte.

Am folgenden Tage, wo er abermals etwas auf dem

Markte zu schaffen hatte, nehme ich die Keule vor, lege ihr Kleider an, spreche die drei Sylben dazu und befehle ihr nun Wasser zu holen. Sogleich brachte sie einen vollen Eimer. „Gut," sagte ich: „es ist genug. Werde wieder zur Keule!" Das Ding aber will nicht gehorchen, sondern schleppt immerfort Wasser herbei, bis endlich das ganze Haus im Wasser schwamm. In der Verzweiflung, und in der Angst, Pankrates möchte in Zorn gerathen, wenn er zurückäme — was auch geschah — ergriff ich eine Axt und hieb die Keule entzwei. Jetzt nahm jede Hälfte einen Eimer und trug Wasser, und so hatte ich statt Eines zwei Diener. Endlich kam Pankrates dazu, begriff sogleich, was vorgefallen, und machte die Beiden wieder zu Hölzern, was sie vor der Bezauberung gewesen waren. Mich aber ließ er im Stich, ohne mir zu sagen, wohin er ginge; und von Stunde an sah ich ihn nie wieder." — „Nun also," fragte Dinomachus, „kannst du wohl jetzt noch aus einer Stampfkeule einen Menschen machen?" — „Ja wohl, aus einer halben sogar. Aber ich kann sie nicht wieder in Das verwandeln, was sie zuvor war, wenn sie einmal zur Wasserträgerin geworden ist; und so wäre unvermeidlich, daß sie unser ganzes Haus unter Wasser setzte."

„Wie?" fiel ich endlich ein: „habt ihr es noch nicht satt, einander mit so albernen Wundermährchen zu unterhalten? Wenn ihr euch auch nicht vor euren grauen Haaren schämt, so verschiebt doch wenigstens um dieser jungen Menschen willen ein so ungereimtes Gespräch auf eine andere Zeit. Ersparet ihnen das Unglück, den Kopf voll beängstigenden Unsinnes zu haben, der sie Zeitlebens nicht verläßt, der macht, daß sie bei jedem Geräusche zittern, und sie mit allen möglichen abergläubischen Vorstellungen peinigt."

„Schön, Tychiades," sagte Eukrates: „da erinnerst du mich eben recht, da du von abergläubischen Vorstellungen sprichst, dich zu fragen, was du denn zu den Orakeln sagst, und zu den göttlichen Stimmen, zu den Weissagungen gottbegeisterter Leute, und den prophetischen Worten, welche entweder aus der Tiefe herauf schallen, oder von einer Jungfrau in Versen ausgesprochen werden? Es versteht sich doch wohl, daß auch dieses Alles bei dir keinen Glauben findet? Daß ich einen geweihten Ring, mit dem Bildniß des pythischen Apollo auf dem Steine, besitze, und daß dieser Apollo mit mir spricht, dessen will ich gar nicht erwähnen, damit du nicht meinest, ich rühme mich solcher Wunderdinge aus Eitelkeit. Nur Was ich im Tempel des Amphilochus zu Mallus gehört, wo dieser Halbgott mit mir sprach, als ich vollkommen wach war, und mir in meinen Angelegenheiten guten Rath ertheilte, und Was ich damals selbst gesehen; eben so Was ich in der Folge zu Pergamus erfahren und in Patara vernommen habe, das will ich euch jetzt erzählen. Auf meiner Rückreise aus Aegypten hörte ich unterwegs, daß das Orakel zu Mallus das angesehenste und zuverlässigste sei, und daß es alle Fragen, die man dem Propheten schriftlich vorlegt, recht deutlich und Wort für Wort beantworte. Ich beschloß daher, im Vorbeifahren einen Versuch mit diesem Orakel zu machen, und den Gott über gewisse künftige Dinge zu Rathe zu ziehen."

Wie der Alte so plauderte, merkte ich wohl, daß es bei ihm auf eine langweilige Litanei von Orakelsprüchen abgesehen war. Ich aber fand es nicht sehr angemessen, der Einzige zu sein, der widersprach; zudem fühlte ich wohl, wie unangenehm ihnen die Gegenwart eines Mannes war, der bei allen ihren Lügen den ungläubigen Philosophen spielte. Ich verließ also meinen Mann mitten auf der Fahrt zwischen Aegypten und Mallus, indem ich sagte: „Ich muß jetzt gehen, den Leontichus aufzusuchen, den ich nothwendig zu sprechen habe. Wie es aber scheint, so habt ihr nicht genug an den menschlichen Dingen, sondern nehmt noch die Götter selbst zu Hülfe, damit des Fabelns kein Ende sei." Mit diesen Worten verließ ich sie; und nun mögen sie ihre Freiheit sich wacker zu Nutz gemacht, und mit erlogenen Geschichtchen nach Herzenslust sich bewirthet haben. Von dieser Unterhaltung komme ich nun gerade her, mein lieber Philokles. Mir ist wie Einem, der zu viel neuen Most getrunken, und nun davon aufgebläht, einer tüchtigen Ausleerung bedarf. Ich wollte viel darum geben, wenn ich irgendwo eine Arznei kaufen könnte, die mich Alles, was ich gehört, wieder vergessen machte, damit nicht die Erinnerung daran mir Schaden brächte. Denn beständig glaube ich Zeichen und Wunder, Gespenster und Höllengeister vor Augen zu haben.

Philokles. Ich habe das Nämliche deiner Erzählung zu verdanken, Tychiades. Sagt man doch, daß sich Wuth und Wasserscheue nicht blos bei Denen einstelle, welche von wüthenden Hunden gebissen worden sind, sondern daß, wenn ein gebissener Mensch einen Andern beiße, dieser Biß dieselbe Wirkung habe, wie der des Hundes. Eben so hast du, der bei Eukrates von so vielen Lügen gebissen worden, mir offenbar Etwas von deinem Gifte mitgetheilt: so sehr hast du mir den Kopf mit Geistern angefüllt.

Tychiades. Lassen wir uns das nicht anfechten, Freundchen! Wir haben gegen alle solche Dinge ein kräftiges Gegenmittel, die Wahrheit und unsere gesunde Vernunft. Brauchen wir diese recht, so wird uns keines dieser leeren und nichtigen Hirngespenster beunruhigen.

(Eingesandt.)

Die Worte der Wahrheit.

Von K. Bergmann.

Menschen! Menschen! Ihr Sünder und Narren, der irdischen Welt! wann werdet ihr aufhören, durch Eure La-

ster und Thorheiten Euch das Leben zu verbittern; wann wollet ihr weiser und besser werden? wann werdet ihr das hohe Ziel erreichen, und von der Sündenbahn des schwarzen Lasters weichen? Elende Adamskinder, Euer Name ist Gebrechlichkeit! da schimpft der Protestant den Katholiken und ruft: Thor, dein Glaube ist ein Wahn! und der Katholik antwortet: Du Ungläubiger! dein Glaube taugt nichts! — Der Jude verflucht den Christen, als einen Räuber seines Glückes, und nennt den Heiland der Christen einen gemeinen Zimmermannssohn und falschen Propheten. Der Christ verabscheut den Juden als einen Feind seiner Religion und nennt ihn oft einen Spitzbuben und Betrüger. Die Türken hassen Jeden, der nicht Muhamedaner ist, als einen Ketzer und unglaubigen Verdammten, die nach ihrer Meinung nie ein Mitglied der Seligen im Himmel werden kann. So spottet der Mensch über die Fehler und Schwachheiten seines Nächsten, und vergißt seine eigenen. — Menschen, lernet Euch selbst kennen, ehe Ihr von Andern Uebels redet. Ihr fehlt alle mannigfaltig — Wisset Ihr aber auch, welche unter Euch die größten Schurken sind? Wer Ohren hat zu hören, der höre: Es sind jene scheinheiligen Heuchler, welche man mit dem Namen Pfaffen bezeichnet; — Bösewichte! die wie Wölfe in Schaafskleidern unter Euch wandeln, um Gelegenheit zu finden, Eure Vernunft mit Füßen zu treten, Eure Tugend zu vergiften, und Eure Körper für Rad und Galgen reif zu machen. Diese scheußliche Natternbrut müßt ihr wie die Pest, wie den Teufelsdreck des menschlichen Lebens fliehen und verabscheuen. Denn glaubt es Leute, weil es schon seit vielen Jahrhunderten die Erfahrung gelehrt hat, daß schlechte Pfaffen sich unabläßig bemühen, unter Euch die Fackel der Zwietracht anzuzünden, indem sie Euch durch falsche Glaubenslehren anreizen, diejenigen zu hassen, und zu verdammen, die keine Glaubensgenossen ihres Gelichters sind. Ein vernünftiger und rechtschaffener Geistlicher wird Niemanden wegen seiner Religion verdammen; sei er Christ, Heide, Jude, oder Türke; denn die Vernunft lehrt uns, daß Gott nur nach den Werken, aber nicht blos nach dem Glauben den Werth der Menschen bestimmt.

Wenn unsere Hoffnung uns nicht täuscht, und wir Menschen wirklich noch zu einem künftigen Leben bestimmt sind, dann wird in jener Welt, die uns noch unbekannt ist, gewiß Niemand gefragt werden, ob er in der irdischen Welt ein Katholik oder Protestant, Jude oder Türke, Heide oder Methodist gewesen sei, sondern es wird heißen: „Hast Du in der irdischen Welt allezeit wie ein tugendhafter und rechtschaffener Mensch gelebt? und derjenige, welcher diese Frage mit Ja, beantworten darf, den wird ein gerechter Gott nicht verstoßen, sondern dort hinführen, wo die Tugend endlich ihren Lohn findet und vor den Lastern der Erde nicht mehr zu zittern braucht. Kein guter Priester wird seinen Zuhörern solche Grundsätze einprägen, die den Zweck haben. Streit und Uneinigkeit in Glaubenssachen unter unwissenden Menschen zu erregen; sondern er wird seinen Glaubensgenossen solche Grundsätze empfehlen, die es dem Menschen zur Pflicht machen, immer der Tugend zu folgen, jedes Laster zu verabscheuen, und seinen Nächsten, wenn er es verdient, wie sich selbst zu lieben. So wollte es Christus; — so lehrte er; — und wohl denen, die seinem edlen Beispiele nachahmen, und immer einen tugendhaften Lebenswandel führen. Auch Christus kannte die Pfaffen, in ihrer ganzen Blöße; denn er hatte zu oft Gelegenheit gehabt, ihnen in die Karten zu sehen. Wie oft schilderte er sie als Heuchler und Volksbetrüger! und wie sehr wünschte er ihrem Unwesen ein Ziel zu setzen! Hatte er nicht Recht, die jüdischen Pfaffen als die Ausgeburt des Antichristen zu verabscheuen? Ihre Bosheit war die Ursache, daß Christus einen schmählichen Tod am Kreuze erdulden mußte, und die jüdische Nation den besten Bürger und Volkslehrer verlor. —

„Prüfet Alles, und behaltet das Gute!" sprach einst der würdige Apostel Paulus zu seinen Glaubensgenossen! wir sind Menschen, und also auch dem Irrthum unterworfen. Dennoch haben wir die Absicht, Euch durch unsere Lehre tugendhaft und glücklich zu machen, und Eure eigene gesunde Vernunft wird Euch überzeugen, ob wir Euch Wahrheit lehren oder Euch täuschen und betrügen wollen. So suchte also Paulus seine Anhänger zu überzeugen, daß er nicht wie Gott unfehlbar sei, uns die Leute alles ohne Prüfung blind glauben mußten, was er sie im Namen Jesu lehrte. Wie machen es aber viele schlechte Priester oder Pfaffen, jene Finsterlinge, die immer so gern das Licht unter den Scheffel stellen, um im Trüben gut fischen zu können? Diese lichtscheuen Nachteulen verdammen jeden Menschen als einen ungläubigen Ketzer mit Leib und Seele in's Schattenreich, wenn er so vernünftig ist, ihren schändlichen Lügen keinen Glauben beizumessen. —

Also ihr Juden, Christen, Heiden, Türken, Mormonen und andern Religions-Secten, prüfet recht oft Eure geistlichen Seelsorger, ob sich unter ihnen nicht reißende Wölfe und verkappte Pharisäer befinden, die mit ihrer giftigen Schlangenzunge das Volk zu verderben trachten. Diesen Schurken müßt Ihr niemals trauen. Sie sind das Unkraut zwischen dem Weizen, welches jeder gute Gärtner ausraufen und von seinem Boden entfernen muß. Ja, merkt es Euch, und schreibt es tief in Eure Herzen:

Pfaffen sind für diese Welt ein Fluch,
Rauben gern die Wolle frommer Schaafe,
Wären sie nicht wie die Schlangen klug,
So entgingen sie nie ihrer Strafe.
Doch, wo ist ein Pfaff, der nicht durch Lügen
Wüßte dumme Leute zu betrügen? —

Menschen! wenn Ihr die Priesterschaft geprüft habt, dann vergesset auch nicht, Euch selbst zu prüfen, ob Ihr tugendhafte Menschen oder arme Sünder seid, und ist Euer

Gewissen so mit Sünden befleckt, daß Ihr Euch schämen müßt, — dann werdet vernünftig und bessert Euch! —

Erfahrung lehrte mich, zuerst mein Herz zu fragen:
Ob es gefährlich sei, die Wahrheit laut zu sagen.
Da sprach es ohne Scheu: Ach, ja, zu allen Zeiten
Ist es ein schweres Stück, mit Pfaffen sich zu streiten.
Freund, Nichtsdestoweniger mußt Du mit Gott es wagen,
Und würd'st Du auch zum Lohn dafür an's Kreuz geschlagen!

Für die Fackel.

Die Sünderin.

Von C. Backhaus.

„Herr Doctor, sagt, was soll ich thun?
Ich habe Rath von Nöthen;
Der vielen Sünden schwer Gewicht,
Will schier beinah, mich tödten."

Der Doctor untersucht gewandt
Den Fall von Magdalenen
Und als er Alles wohl verstand
Antwortet er der Schönen:

„Zwölf Paternoster betest du
Soll ich dich absolviren;
Zwölf Pillen nimmst du dann nachher
Um dich zu solviren."

„Und dieses erstere Gebot
Wird deinen Geist salviren,
Das and're aber sicher wird
Den kranken Leib kuriren."

Die Dosis ist gewiß doch stark!
Und wer verschrieb sie? Rathe!
Es ist der lange schwarze Mann
Halb Pfaff, halb Homöopathe.

Für die Fackel.

Von einem ungelehrten Fackelleser.

Wollt ihr frei und fröhlich gehn
Durch das kurze Leben hin;
Dürft ihr nicht auf Pfaffen sehn
Sie verderben euren Sinn.

Jeder Pfaffe saget schier:
„Die Welt ist nur ein Jammerthal!"
Glücklich sein nur können wir,
Wenn wir glauben ihrem Schwall!

Und haben sie uns kirre,
Und sind wir resignirt,
Dann machen sie uns wirre;
Wir sind dann Schafe, er Hirt;

Dann werden wir geschoren,
Von unserm frommen Hirt;
Das Fell über die Ohren
Zieht er uns, ganz ungenirt.

Tröstet dann mit jener Welt
Das betrogene Wesen.
Zweck seines Wirkens ist, Geld,
Auch von je her gewesen.

Und wir leben in dem Wahn
Des Glauben; welcher Unheil bringt.
Fürchtend: mit dem Lebenskahn,
Daß uns die Höllenfluth verschlingt.

Darum, wollt ihr fröhlich gehn
Durch das kurze Leben hin;
Dürft ihr nicht auf Pfaffen sehn
Sie verderben euren Sinn.

Brennstoff für die Fackel

von

Theod. Kroschel, St. Louis, Mo.

Nicht glauben! aber prüfen —.

Der Freund einer Fackel liebt helles Licht, weil er wünscht, daß Alles durch helle Beleuchtung zur Erkenntniß gebracht werde.

Es wird sich wohl mancher Freund und Leser der Fackel erinnern, der noch im orthodoxen Glauben erzogen und groß geworden, mit welchen Gefühlen und Empfindungen er die ersten freisinnigen Meinungen und Aeußerungen von aufgeklärten Denkern angehört hat, bis nach vielleicht langen Kämpfen und Zweifeln, durch fleißiges Denken und Prüfen die angewöhnten Vorurtheile und der so sorgfältig angelernte Glauben erst nach und nach schwächer nnd dann endlich besiegt wurde. In diesem Aufsatz, lieber Leser, han-

delt es sich am ein ähnliches Thema, denn auch hier heiß es: Glauben und Vorurtheile ablegen und durch strenges Prüfen die Wahrheit kennen zu lernen, um dafür ein stolzes Bewußtsein der Freiheit zu gewinnen.

Wenn ein Vater seinen Sohn so erzogen hat und ihn so viel lernen ließ, daß er später ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden kann, hat er das Mögliche und seine Schuldigkeit gethan, denn was er zu thun und welche Lebensart er zu führen hat um seinen Körper in dem Zustande zu erhalten, in dem er sein Geschäft führen, (Geld machen) und das Erworbene mit Lebenslust genießen kann, das soll oder muß die Erfahrung lehren. — Wenn das Kind Sommerkomplain, Mieseln, Masern, Scharlach, Blattern, Stickhusten oder Crup, und das 5. Lebensjahr glücklich überlebt hat, treten im ersten Viertel, unter günstigen Verhältnissen bis zur Hälfte des Lebensalters, etwaige Krankheiten gewöhnlich akut auf, nach dieser Zeit finden sich chronische Zustände ein, welche nicht selten einen bedeutenden Theil des mühsam erworbenen wieder verschwinden machen, ohne die gewünschte und wohl auch versprochene Gesundheit wieder zu bringen, der Kranke muß zufrieden sein, wenn seine Leiden nur erträglich sind und er nicht beständig im Bett zubringen muß. Dieser Zustand ist aber weder naturgemäß noch unvermeidlich, sondern nur schrecklich traurige Irrthümer in Verbindung mit bequem zu befriedigender Geldsucht sind die Ursache davon.

Der menschliche Körper ist von der Natur nur zu Genuß und Freude construirt und ist zu dem Zweck im Intresse sowohl der Gattung als des Individuums mit dem Erhaltungstrieb versehen, als Werkzeug des Erhaltungstriebes ist der Instinkt zu betrachten, welcher als Wegweiser und Rathgeber bei allen Animalien zu finden ist, und nur von Menschen, ja leider von civilisirten gar nicht beachtet wird, deshalb ist auch kein Thier so krankhaft als der Mensch.

Der Mensch lebt; — was ist das? — Was bedingt das Leben? — die Wissenschaft antwortet: Stoffwechsel und Wärmeerzeugung. Durche welche Kräfte werden diese beiden Lebensbedingungen erzeugt und erhalten? — durch die Lebenskraft; was ist Lebenskraft? — ein ungelöstes Problem. Durch Zerlegung (Anatomie) ist der menschliche Körper bis in die kleinsten Theile, sogar mykroskopisch bekannt, d. h. nur der todte Körper, von dem lebenden Körper ist noch sehr wenig bekannt, das beweisen klar und deutlich genug die verschiedenen Ansichten und Meinungen verschiedener Doctoren am Krankenbett. Wir wissen durch Erfahrung belehrt, daß Stoffwechsel und Wärmeerzeugung Bedingungen des Lebens sind, von der Normalität derselben hängt die Gesundheit ab. Die Normalität zu erhalten oder nöthigenfalls resp. aber möglichen Falls wiederzuerlangen ist Aufgabe der Lebenskraft. Stoffwechsel im menschlichen Körper besteht in Zugang gutes Blut bildungsfähiger Nahrungsstoffe und in Abgang verbrauchter Körpertheilchen. Zum Stoffwechsel und Wärmeerzeugung gehört Einathmen von Luft, zur Normalität d. h. Gesundheit gehört gute Luft. Kommen Stoffe, durch Nahrung oder Einathmen in den Körper, welche nicht in Blut verwandelt (assimilirt) werden können, so werden sie in Folge des Erhaltungstriebes so bald als möglich aus dem Körper geschafft, diese Reinigung geschieht, wenn die Masse der fremden Stoffe nicht zu groß war, unbemerkbar, war die Masse jedoch im Verhältniß zur Lebenskraft zu groß, so erfolgt nach Qualität derselben entweder Krankheit oder Tod.

Es ist hier nöthig sich erst über den Sinn oder Begriff des Wortes Krankheit zu verständigen. Es giebt nur einen Grad Gesundheit, wie auch Wahrheit, d. h. die vollständige, vollkommene, wer nicht vollkommen gesund ist, ist mehr oder weniger, wenn auch noch so wenig, krank, das Feld von der geringsten bis zur Tod bringender Krankheit ist freilich sehr groß, und die Zahl der Krankheits-Namen und Krankheits-Arten ist Legion, dennoch ist eine Verständigung leicht möglich, am zweckmäßigsten und verständlichsten ist es, man theilt sämmtliche Krankheiten in 2 Klassen, nämlich in Heilungs-krankheiten, primaere und in Zerstörungskrankheiten, secundaere. Man wird in Folge der Erklärung dieser beiden Namen dann finden, daß eigentlich nur die letzteren Krankheiten sind und der Irrthum die ersteren auch für Krankheiten zu halten, das größte Unglück für die Menschen ist. Die Lebenskraft schafft, im Intresse der Erhaltung des Individuums, so weit ihre Fähigkeit reicht, alles Fremde aus dem Körper, entweder durch Ausdünstung durch die Haut, durch Auswurf durch Mund oder Nase, oder durch Stuhl oder Urin, ohne unangenehme Empfindung zu erzeugen, das ist die normale Reinigung und wird von Niemanden für eine Krankheit oder auch nur für krankhaft gehalten, ist die Masse der Fremdstoffe aber zu groß für normale Reinigung, dann muß die Lebenskraft zu energischeren Mitteln greifen, um den Feind zu besiegen, das ist zu Fieber, wenn die Fremdstoffe im Blut circuliren, also im ganzen Körper verbrettet sind, oder zu Entzündung wenn sie auf ein Organ concentrirt sind. Wird die Lebenskraft hierbei naturgesetzmäßig unterstützt, unter günstigen Verhältnissen auch nur nicht gestört, so erfolgt die vollständige Reinigung, das ist Gesundheit in kurzer Zeit, ohne irgend welche Nachwehen. Unter günstiden Verhältnissen verstehe ich hier gesunde Wohnung und Nahrung, reine Luft und unverdorbenen Körper. Fieber und Entzündung sind also gar keine Krankheit, sondern ein Heilungsprozeß der Lebenskraft gegen Krankheit.

Was thut nun aber die Medicinwissenschaft wenn man sie zu Hülfe ruft? — das Unvernünftigste was sich denken läßt — sie erklärt diese Heilungsversuche für Krankheiten und unterdrücken sie, bei Fieber vermehrt sie die schon vorhandenen Fremdstoffe so viel, daß die Lebenskraft zu schwach wird ein Fieber zu erzeugen, bei Entzündung vermindert sie das Material, mit dem allein eine Entzündung nur möglich ist, sie nimmt Blut weg bis die Entzündungsfähigkeit

aufgehoben ist und nennt das „heilen" —. Da der Erhaltungstrieb nur mit der Lebenskraft erlischt, so sucht Letztere, wenn sie die Fremdstoffe nicht mehr fortschaffen kann, sie wenigstens unschädlich zu machen, dies geschieht durch Verschleimung und Ablagerung. Hierbei zeigt sich das unangenehme und zugleich unbestimmte Gefühl von nicht gesund und nicht krank sein, die geringste Unregelmäßigkeit, z. B. eine etwas zu große oder zu schwere Mahlzeit, eine Erkältung, oft auch nur eine ungewöhnliche Anstrengung ist die Ursache zu einem Heilungsversuch der Lebenskraft, ist aber selten, auch unter günstigen Verhältnissen und ohne alle Anwendung von Medicin, von Erfolg, oder höchstens nach langer Zeit bei streng naturgesetzlicher Lebensweise. Wird aber Medicin gebraucht, so ist es gewöhnlich mit den Heilungsversuchen vorbei und es erscheinen die secundaeren oder Zerstörungskrankheiten d. h. die eigentlichen und wirklichen Krankheiten, von denen sehr selten Jemand, außer durch den Tod befreit wird.

Die Möglichkeit der Zerstörung tritt dadurch ein, daß verschleimte Massen von Fremdstoffen ihre nächste Umgebung in der Ausübung der zum Leben nöthigen Funktionen hindern und dadurch Anschoppung, Eiterung, Geschwüre oder Verhärtungen entstehen, dies geschieht gewöhnlich zuerst in den Därmen oder der Lunge, später im Magen und der Leber. Die Lebenskraft versucht wohl hier dann und wann noch einen Anlauf zum Kampf gegen den Feind, aber fast immer ohne Erfolg, denn das ganze Wesen der Krankheit ist, durch mangelhafte Unterstützung sämmtlicher Organe in Folge der Belastung derselben mit verschleimten Fremdstoffen, nur noch chronisch und nicht mehr akut, die Folge von Medicinanwendung hier ist Lähmung oder Tod.

Es wird hier gewiß Mancher einwenden: „ich habe diese oder jene Krankheit gehabt und bin doch nach Medizingebrauch gesund geworden" — ich gebe das gern zu, das ist aber das schreckliche Unglück der Menschheit, der Aberglaube an die Medicin – post hoc ergo propter hoc d. h. weil danach also dadurch — Ihr armen Getäuschten und Geblendeten, ihr seid nicht durch Medicin, wohl aber trotz Medicin gesund geworden. Glaubt ihr denn, daß die über alle menschliche Weisheit erhabene Natur, nur ihrem höchstbegabten Geschöpf, dem Menschen, die Selbsthülfe verweigert hätte, während sie jedes Thier damit ausstattete?

Eben so wenig wie Euch ein Pfaffe seinen Gott beweisen kann, kann Euch ein Doctor Medicinae beweisen, daß er weiß was die Natur weiß, oder wohl gar noch mehr. Wenn er wüßte was er zu wissen vorgiebt, würde kein Doctor oder seine Angehörigen an einer Krankheit sterben, wenn er wüßte was er zu wissen vorgiebt, würden Reiche und Fürsten die seine Geldsucht zu befriedigen im Stande sind, nicht an heilbaren Krankheiten sterben, ich sage mit Bedacht „heilbaren," denn war sie unheilbar, so ist wieder nur der Doctor schuld daran, warum ließ er sie unheilbar werden? — es ist doch wohl kaum denkbar, daß Reiche oder Fürsten den Doctor zu spät holen lassen, dagegen im Lebensalter fast immer zu früh.

Es ist wünschenswerth, wegen Beschleunigung, mitunter nöthig, wegen nicht zureichender Fähigkeit, glücklicher Weise aber auch möglich die Lebenskraft in ihren Heilversuchen zu unterstützen. Die Grundbestandtheile des menschlichen Körpers sind: Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, diese 3 Stoffe finden wir am reichlichsten in Wasser und Luft, daher sind Wasser und Luft zum Leben des Menschen unentbehrlich, die Erfahrung hat uns gelehrt, daß bei richtiger Anwendung von Wasser und Luft die Lebenskraft im Stande ist die Gesundheit wieder zu erzeugen, wenn nicht Lebensorgane, z. B. Lunge, deren normale Thätigkeit die Lebenskraft als Hülfe braucht, durch Geschwüre oder Verbildung zu ihren Funktionen unfähig geworden sind. Die Zahl von Kranken ist groß genug, um als Beweis zu dienen, die von Medicin Doctoren als unheilbar aufgegeben, durch richtige Anwendung von Wasser und Luft ihre vollständige Gesundheit wiedererlangten. Man glaube aber nur ja nicht, daß nur Anwendung von Wasser und Luft, namentlich bei schweren Krankheiten hinreichend sei, nur die richtige Anwendung bringt den gewünschten Erfolg.

Die Warnung ist hier dringend nöthig: Hütet Euch vor falschen Propheten, denn es handelt sich hier nicht nur um Beseitigung eines Prinzips, sondern um die Existenz von Millionen Menschen und den Umsatz von Milliarden Dollar. Noch jeder Naturarzt hat Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie Mediziner, wenn ihre Patienten bestimmt erklären, keine Medicin nehmen zu wollen, und alles dagegen Demonstriren fruchtlos bleibt, zum Wasser greifen, es kommt auch vor, daß Mediciner, von der Zwecklosigkeit ihrer Heilmittel überzeugt, als ultmo ratio, letzte Hülfe, zum Wasser ihre Zuflucht nehmen, wie will, oder kann aber Jemand der keine Idee von den Grundprinzipien bei Wasseranwendung hat, das Wasser richtig anwenden? — bleibt dann der gehoffte Erfolg aus, tritt vielleicht gar das Gegentheil ein, so heißt es dann gewöhnlich: die Körperconstitution des Patienten, oder auch die Krankheit war nicht für Wasserbehandlung geeignet, Medicin hätte unfehlbar bessere Dienste gethan. —

Ein falscher Prophet ist unbedingt Jeder, der auf Verlangen, Wasser oder Medicin, oder gar Beides zugleich anwendet. Wer die Wasser- oder Naturheilkunde gründlich kennen gelernt hat, ist für immer fertig mit aller Medicin und allen Instrumenten zum Blut lassen. Schließlich warne ich hier noch vor den Doctoren, welche zwar Heilung ohne Medicin versprechen, aber mit meistens complicirten Badeмaschinen versehen sind, Kräuter u. dgl. in's Wasser thun und Salben zu Einreibungen anwenden, der Geldbeutel des Patienten ist hier gewöhnlich das Ziel und die Heilung dem Zufall überlassen. Der Glaube an die Zweckmäßigkeit der Medicin hat sich schon bei

Eukrates zu sehen, von dessen Kranksein ich Nichts gewußt hatte, begab ich mich zu Letzterem. Dort traf ich zwar den Leontichus nicht mehr, der, wie sie sagten, kurz vor meinem Eintritt weggegangen war, dagegen viele Andere, und unter ihnen den Peripatetiker Kleodémus, den Stoiker Dinomachus und den Jon, der, wie du weißt, so große Ansprüche auf Bewunderung macht, weil Niemand so tief, wie er, in die Platonische Philosophie eingedrungen sei, und Niemand Plato's Schriften besser als er erklären könne. Du siehst, welch große Namen ich dir nenne, Männer voll tiefer Weisheit und von vollkommener Tugend, die Häupter jeglicher Sekte, alle von einem sehr ehrwürdigen, um nicht zu sagen schauerlichen Ansehen. Außerdem war noch der Arzt Antigonus zugegen, der vermuthlich, um den Kranken zu besorgen, gerufen worden war. Der letztere schien sich wieder um ein Gutes besser zu befinden; es war sein altes Uebel, und die Gichtmaterie hatte sich bereits wieder in die Füße zurückgezogen. Er hieß mich sogleich neben sich auf sein Ruhebette sitzen. Bei'm Eintreten hatte ich ihn mit vielem Eifer und lautem Geschrei Etwas behaupten hören; allein wie er mich sah, stimmte er sich auf einmal auf den schwächlichen Ton eines Patienten herab. Nachdem ich mich mit aller Vorsicht, um seinen Füßen nicht zu nahe zu kommen, niedergelassen hatte; fing ich mit der Entschuldigung an, daß ich von seiner Krankheit nichts gewußt hätte, und versicherte, bei der ersten Nachricht davon eilends herbeigelaufen zu sein.

Die Gesellschaft hatte eben von seiner Krankheit gesprochen: Einige hatten ihre Meinung bereits gesagt, Andere waren gerade im Begriff die ihrige zu entwickeln, und der Eine dieses, der Andere jenes Mittel dagegen vorzuschlagen. „Wenn man also," fuhr Kleodémus fort, „den Zahn einer auf die angegebene Weise umgebrachten Spitzmaus mit der linken Hand von der Erde aufhebt, in ein Stückchen von einer frisch abgezogenen Löwenhaut einnäht, und dieses sodann um das Bein bindet, so hört der Schmerz augenblicklich auf." „Nicht in eine Löwenhaut, wie ich mir habe sagen lassen," unterbrach ihn Dinomachus, „sondern in die Haut einer jungen Hirschkuh, die noch nicht getragen hat; und das ist auch wahrscheinlicher: denn der Hirsch ist ein schnelles Thier, das seine Hauptstärke in den Füßen hat. Der Löwe ist zwar stark, und das Löwenschmalz, so wie seine rechte Tatze und die langen, geraden Haare aus seinem Bart haben gar große Kräfte, wenn man sie mit dem zu jedem Stück gehörigen Spruch recht zu gebrauchen weiß: allein daß er kranke Füße heile, darf man sich nicht versprechen." „Ich selbst," versetzte Kleodémus, „war früher lange dieser Meinung, es müsse eine Hirschhaut sein, weil der Hirsch ein schnellfüßiges Thier sei. Neulich aber belehrte mich ein in solchen Dingen einsichtsvoller Mann aus Libyen eines Bessern, indem er mir begreiflich machte, daß der Löwe doch noch schneller sei als der Hirsch, weil ja dieser von jenem auf der Flucht erhascht werde." Alle Anwesendenden gaben dem Libyer ihren Beifall.

Hierauf nahm ich das Wort: „Ihr glaubt also wirklich," fragte ich, „daß durch magische Sprüche und äußerliche Anhängsel sich Uebel kuriren lassen, die doch innerlich sind?" Ein allgemeines Gelächter war die Antwort und gab mir zu erkennen, wie albern ich diesen Herren vorkommen mußte, da ich so allbekannte und ausgemachte Dinge, an welchen kein Vernünftiger je zweifeln könnte, nicht zu wissen schien. Nur dem Arzt Antigonus gefiel meine Frage, wie ich zu bemerken glaubte: man hatte ihn offenbar vernachläßigt; er wollte dem Eukrates nach den Regeln seiner Kunst helfen, untersagte ihm den Wein, verordnete leichte Gemüse: kurz er wollte ihn möglich herabstimmen. Da wandte sich Kleodémus mit spöttischem Lächeln an mich und sagte: „Im Ernste, Tychiades, findest du es nicht glaublich, daß Mittel, wie die vorhin angegebenen, gegen Krankheiten dienen können?" — „Ich einmal nicht," versetzte ich; „mein Gehirn müßte wohl schlecht aufgeräumt sein, wenn ich glauben könnte, daß Dinge, die mit den innerlichen Ursachen der Krankheit in gar keinem Zusammenhange stehen, in Verbindung mit etlichen Sprüchelchen, wie ihr sagt, und sonstigen Possen, dem leidenden Theile aufgebunden, einige Wirkung zu äußern und die Heilung herbeizuführen vermögen. Das kann nun einmal nicht sein, und wenn man ein ganzes Dutzend Spitzmäuse in die Haut des Nemeischen Löwens selbst einnähte. Wie manchen Löwen habe ich vor Schmerz hinken sehen, während er doch seine Haut ganz unversehrt auf dem Leibe hatte!"

„Du bist in der That sehr unwissend in solchen Dingen," fiel Dinomachus ein; „es muß dir nie daran gelegen gewesen sein, dich über die Heilmittel der Krankheiten zu unterrichten. Vermuthlich wirst du eben so wenig wissen wollen von der Art, wie man periodische Fieber bannen, Schlangen beschwören, Drüsengeschwüre vertreiben kann, und was dergleichen Künste mehr sind, die heutzutage jedes alte Weib auszuüben versteht. Wenn nun diese ihre Wirkung nicht verfehlen, warum willst du nicht an jenes Mittel glauben, das doch mit diesen von ganz ähnlicher Art ist?" — „Das Eine folgt nicht aus dem Andern," erwiederte ich: „du willst, wie das Sprichwort sagt, einen Nagel mit einem andern austreiben. Wenn auch Heilungen erfolgen, wie du eben nanntest, so ist doch noch nicht ausgemacht, daß sie Wirkungen solcher Kräfte sind, dergleichen du annimmst. So lange du mir nicht begreiflich machen kannst, wie es möglich sein soll, daß ein Fieber oder ein Geschwür aus Respekt vor irgend einem heiligen Namen, oder ein paar barbarischen Wörtern sich eilends flüchtig mache, so lange halte ich Alles, was du sagtest, für Alteweiberpossen."

„Wenn du so sprichst," versetzte Dinomachus, „und nicht glaubst, daß Heilungen durch die Nennung heiliger Namen bewirkt werden können, so ist sehr wahrscheinlich, daß du überhaupt nicht an das Dasein der Götter glaubst." — „Sa-

ge das nicht, mein Bester," fiel ich ein: „wenn es gleich Götter giebt, so können nichts desto weniger alle diese Dinge Lügen sein. Im Gegentheile, ich verehre die Götter, und sehe die wohlthätigen Wirkungen vor Augen, welche sie durch Heilmittel und kunstgemäßes Verfahren an den Kranken hervorgebracht werden lassen. Aeskulap selbst und seine Söhne pflegten des Kranken mit Arznei und

— — legten ihm lindernde Salb' auf,

ohne Löwenfelle und Spitzmäuse ihm auf die Haut zu binden."

„Laßt ihn glauben, was er will," sagte Jon: „ich will euch eine Geschichte erzählen, die euch in Erstaunen setzen wird. Ich war ein Knabe von ungefähr vierzehen Jahren: da kam eines Vormittags ein Mensch zu meinem Vater gelaufen und zeigte ihm an, sein Weingärtner Midas, einer von unsern stärksten und fleißigsten Knechten, sei von einer giftigen Natter gebissen worden, und sein Bein fange schon an zu faulen. Er sei im Weinberge beschäftigt gewesen, die Reben an die Pfähle zu binden, als die Bestie herbeigeschlichen, ihn in die große Zehe gebissen, und sich darauf sogleich wieder in ihre Höhle hineingemacht habe. Jetzt liege er da, und winsele und vergehe vor Schmerz. Wie der Mensch noch so erzählte, sahen wir schon den Midas von seinen Mitknechten auf einem Tragstuhl herbeigebracht werden: er war über und über geschwollen, braun und blau, sein ganzes Aussehen wie abgestorben; kaum holte er noch Athem. Da sagte ein zufällig anwesender Bekannter zu meinem Vater, dem der Unfall sehr nahe ging: „„Beruhige dich; ich will auf der Stelle einen Babylonier, einer von den sogenannten Chaldäern herbeiholen, der wird dir den Mann bald kurirt haben."" Daß ich's kurz mache: der Babylonier kommt und bringt unsern Midas richtig auf die Beine, nachdem er ihm mittelst eines Spruches das Gift aus dem Leibe getrieben, und ein Stückchen, das er von dem Grabstein einer verstorbenen Jungfrau abgeschlagen, an den Fuß gebunden hatte. Vielleicht findet man das eben nicht außerordentlich! wiewohl ich mit angesehen habe, wie Midas aufstand, denselben Stuhl, auf welchem man ihn herbeigetragen hatte, auf die Schulter nahm, und kräftigen Schrittes hinaus nach unserem Gute ging. So viel vermochte der Zauberspruch und das Stückchen von jenem Leichenstein!

Allein der Mann that noch mehr: er verrichtete ein wahrhaft göttliches Wunder. Des Morgens früh begab er sich auf unser Gut, und ging dreimal um dasselbe, indem er mit einer Fackel und mit Schwefeldampf eine Weihung des Ortes vornahm, und aus einem alten Buche sieben heilige Namen dazu vorlas. Dadurch vertrieb er, was von schädlichem Gewürm auf unserer Feldmark lebte. Denn nun kamen, als zöge man sie mit Gewalt hervor, aus ihren Löchern gekrochen, Schlangen, Nattern, Vipern, Horn- und Schießschlangen, Unken und Kröten. Nur ein einziger alter Drache, der vermuthlich aus Altersschwäche nicht mehr hervorkriechen konnte, hatte sich an die Vorladung nicht gekehrt und war zurückgeblieben. Sogleich bemerkte der Zauberer, daß nicht alle da wären. Mit einem Wink ordnete er eine der jüngsten Schlangen an den Alten ab, und gleich darauf erschien auch Dieser. Wie sie alle versammelt waren, blies sie der Babylonier an, und augenblicklich waren alle zu unserem größten Erstaunen von seinem Hauch zu Asche verbrannt."

„Ei sage doch, Jon," fragte ich, „führte denn wohl die junge Schlange den abgelebten alten Drachen an der Hand, oder kam er mit Hülfe eines Stockes einhergehumpelt?" — „Spotte du nur," fiel Kleodemus ein: „ich selbst war vor Zeiten wohl noch ungläubiger in solchen Dingen, als du, weil ich mir ihre Möglichkeit durchaus nicht vorstellen konnte: allein, als ich einmal einen Ausländer (aus dem Hyperboräerlande, wie er selbst angab) fliegen sah, da wurde ich gläubig und gab gewonnen, so sehr ich mich gesträubt hatte. Wie konnte ich auch anders, da ich mit eigenen Augen zusah, wie er sich am hellen Tage in die Lüfte erhob, auf dem Wasser einherlief, und ganz gemächlich und langsam durch's Feuer ging?" — „Wie?" rief ich: „das hast du gesehen? einen Hyperboräer, der fliegen und auf dem Wasser gehen konnte?" — „Allerdings, und zwar in bloßen Rohlederschuhen, wie sie seine Landsleute tragen. Andere Stücke, die er zeigte, will ich als zu unbedeutend gar nicht erwähnen, wie er z. B. Leute beherte, daß sie verliebt wurden, Geister citirte, verwesende Leichname in's Leben rief, die Hekate uns leibhaftig erscheinen ließ, und den Mond auf die Erde zog.

Laßt euch nur erzählen, was ich ihn im Hause des Glaucias, Alexikles Sohn, verrichten sah. Dieser Glaucias, der nach dem Tode seines Vaters in den Besitz von dessen ganzem Vermögen gekommen war, hatte sich in Chrysis, die Tochter Dämenets, verliebt. Ich war sein Lehrer in der Philosophie, und wenn ihn nicht jene Liebschaft zu sehr zerstreut hätte, er würde bereits die peripatetische Doktrin in ihrem ganzen Umfange inne haben. Denn er analysirte schon in seinem 18. Jahre, und hatte den ganzen Kurs der Physik bis zu Ende gehört. Bei allem Dem wußte sich der junge Mensch in seiner Liebesnoth nicht zu rathen und zu helfen, und vertraute mir sein ganzes Geheimniß an. Ich führte ihm also — wie billig, da ich sein Lehrer war — den Hyperboräischen Zauberer in's Haus, nachdem ich Diesem vier Minen (174 fl.) vorausgezahlt hatte, die zu den vorläufigen Opfern erforderlich waren. Sechszehen Minen sollte er erhalten, wenn er die Chrysis herbeigeschafft hätte. Nachdem er nun den Vollmond abgewartet hatte, um welche Zeit dergleichen Verrichtungen am besten von Statten gehen, grub er eine Grube im Hinterhofe des Hauses, und citirte um Mitternacht den Geist des Alexikles herauf, des 7 Monate zuvor verstorbenen Vaters von Glaucias. Dieser war Anfangs ungehalten über die Liebschaft des Sohnes und zürnte: endlich aber gab er doch seine Einwilligung dazu. Jetzt ließ er die Hekate emporsteigen, welche den Cer-

berus mit heraufbrachte; dann zog er den Mond herab, was ein wechselvolles Schauspiel ist, und bald diese, bald jene Erscheinung herbeiführt. Zuerst zeigte sich Luna in weiblicher Gestalt; hierauf wurde sie zu einer wunderschönen Kuh; nach diesem erschien sie als ein kleines Hündchen. Endlich formte der Hyperboräer aus Lehm einen kleinen Kupido und sagte zu diesem: „Geh' und hole die Chrysis!" Alsogleich flattert der Lehm davon, und nach wenigen Augenblicken steht Chrysis vor der Thüre und klopft. Man läßt sie ein: sie fliegt dem Glaucias, wie rasend vor Liebe, an den Hals, und bleibt bei ihm bis zum Hahnenschrei. Jetzt schwebte Luna wieder gen Himmel. Hekate sank in die Erde, alle übrigen Erscheinungen verschwanden, und die Chrysis entließen wir mit Beginn der Morgendämmerung. Wenn du Das mit angesehen hättest, Tychiades, so würdest du an den vielen wohlthätigen Kräften der Zaubersprüche nicht mehr zweifeln."

„Du hast Recht," versetzte ich, „wenn ich es gesehen hätte, würde ich es glauben: so aber ist es mir zu verzeihen, glaube ich, wenn ich in diesen Dingen nicht so scharf sehe, wie ihr. Nur das muß ich bemerken: ich kenne diese Chrysis, von welcher du erzähltest. Sie ist eine sehr gefällige und willige Person. Ich sehe also nicht, wie es eines Boten aus Lehm geformt, eines hyperboräischen Zauberers, und sogar des Mondes bei einer Chrysis bedurfte, die man mit 20 Drachmen [8 fl. 40 kr.] in's Land der Hyperboräer selbst locken könnte. Denn das ist der unwiderstehliche Zauberer für diese Dirne; und in so fern ist es mit ihr ganz anders, als mit den Gespenstern. Denn diese machen sich davon, wie ihr sagt, wenn sie Kupfer oder Silber klingen hören. Jene aber, wenn irgendwo Silber klirrt, läuft dem Klange nach. Außerdem muß ich mich über den Zauberer selbst wundern, wie er, da er ja die reichsten Frauen in sich verliebt machen, und damit ganze Talente auf einmal verdienen könnte, mit so kleinlichen Geschäften sich abgeben, und um 4 Minen einem Glaucias seine Geliebte zuführen mag."

„Du machst dich nur lächerlich durch diesen hartnäckigen Unglauben," sagte Jon. „Ich möchte dich doch wohl fragen, was du dazu sagst, daß es Leute giebt, die im Stande sind, die Besessenen zu befreien, und mittelst ihrer Sprüche die bösen Geister ihnen sichtbarlich auszutreiben? Ich brauche nicht erst an den Meister dieser Kunst, den berühmten Syrer aus Palästina zu erinnern [Alle kennen ja den merkwürdigen Mann], welcher Leute, die bei'm Anblick des Mondes umfallen, die Augen verdrehen und Schaum vor dem Munde haben, aufstehen heißt, und sie gesund und für immer frei von ihrem Uebel wieder nach Hause schickt, wofür er sich jedesmal eine schöne Summe zahlen läßt. Er stellt sich nämlich vor den zu Boden liegenden Kranken, und fragt, woher er in diesen Leib gefahren sei? Auf das spricht der Kranke selbst kein Wort: aber der böse Geist antwortet auf Griechisch oder in irgend einer ausländischen Sprache wo er eben zu Hause ist, wie und woher er in diesen Menschen gekommen sei. Jetzt rückt der Mann mit Beschwörungen, und wenn der Geist nicht gehorchen will, mit Drohungen heraus, und treibt so den Unhold aus dem Leibe. Ich selbst sah einmal einen solchen Geist ausfahren, der ganz schwarz und rauchig aussah." — „Kein Wunder," versetzte ich, „daß du so Etwas gesehen, Jon, da dir ja auch die Ideen, welche euer Vater Plato sehen läßt, sichtbar erscheinen, die freilich für uns Blödsichtige gar zu feine Gebilde sind."

„Glaubst du denn," fiel Eukrates ein, „Jon sei der Einzige, der solche Dinge gesehen hat? Sind nicht noch vielen anderen Leuten Geister begegnet, sowohl bei Tag als bei Nacht? Ich selbst habe nicht nur einmal, wohl hundertmal solche Erscheinungen gehabt. Anfänglich erschrack ich freilich nicht wenig: jetzt aber bin ich so daran gewöhnt, daß ich mir gar nichts mehr daraus mache, besonders seitdem mir ein gewisser Araber einen eisernen Ring aus Galgennägeln geschenkt, und mich einen Spruch gelehrt hat, der aus einer Menge heiliger Namen besteht — es wäre denn, daß du auch mir nicht glauben wolltest, Tychiades?" — „Wie sollte ich dem Eukrates, dem Sohn Dinon's, nicht glauben," versetzte ich, in seinem eigenen Hause seine Meinung mit aller Freimüthigkeit auszusprechen?"

„Was sich also mit der Bildsäule zuträgt," fuhr Eukrates fort, „und was alle Nächte allen Leuten in meinem Hause, jung und alt, zu erscheinen pflegt, das kannst du nicht von mir, sondern von jedem meiner Hausgenossen vernehmen." — „Mit welcher Bildsäule?" fragte ich. — „Hast du beim Eintreten auf der Hausflur nicht die schöne Statue gesehen, ein Werk des berühmten Demetrius?" — „Du meinst doch nicht etwa den Discobolus, der mit dem Körper vorgebeugt, wie im Augenblick des Wurfs, den Kopf aufwärts nach der Hand, welche den Diskus hält, gewendet, mit halbgebogenem Knie, zugleich mit dem Wurf sich aufzurichten scheint?" — „Diesen meine ich nicht," sagte Eukrates: „der Discobolus, von welchem du sprichst, ist eines von Myron's Werken; auch nicht die daneben stehende schöne Statue eines Jünglings, der sich die Siegerbinde um das Haupt windet: diese ist ein Werk von Polyklet. Aber lassen wir die Bilder, die rechts vom Eingange stehen, unter welchen sich auch ein Paar von der Hand Kritias des Nesioten befinden, die Tyrannenmörder. Wenn du aber die Bildsäule neben dem Brunnen wahrgenommen hast den halbbekleideten ältlichen Mann mit dem Hängebauch, einem kahlen Kopfe, einem langen Barte, in dessen Haaren der Wind zu spielen scheint, und mit sehr deutlich hervortretenden Adern, kurz, der so ganz einem wirklichen Menschen gleicht, den meine ich. Ohne Zweifel ist es der alte Korinthische Feldherr Pelichus."

„In der That," sagte ich, „ich sah eine solche Statue rechts neben dem Saturn, mit Binden und welken Blumenkränzen geziert, und auf der Brust mit Goldplättchen über-

deckt." — „Ich habe sie so vergolden lassen," versetzt er, „als sie mich von einem dreimaligen hitzigen Fieberanfall kurirt hatte, der mir beinahe das Leben gekostet hatte." — „Wie?" fiel ich ein: „dieser wackere Pelichus war also auch ein Mediziner?" — „Das ist er," antwortete Eukrates; „und spotte nur nicht, oder der Mann wird dich bald genug zu finden wissen: ich weiß, was diese Bildsäule kann, über welche du dich lustig machst. Oder glaubst du nicht, daß es eben so gut in ihrer Macht stehe, hitzige Fieber zuzuschicken, als sie im Stande ist, welche zu vertreiben?" — „Nun so sei mir die Bildsäule eben so gnädig und barmherzig, als sie tapfer ist," versetzte ich. „Was ist es denn aber sonst noch, das die Leute im Hause alle von ihr gesehen haben wollen?" — „Gleich mit Einbruch der Nacht," hob Eukrates an, „verläßt sie ihr Fußgestell, und wandelt rings im Haus herum, wo sie denn ohne Unterschied Allen, die um den Weg sind, zu Gesichte kommt. Bisweilen hört man sie auch singen. Sie thut Niemanden Etwas zu Leide, nur muß man ihr aus dem Wege gehen: alsdann geht sie ganz friedlich vorbei und läßt sich betrachten. Nicht selten badet sie sich und macht sich lustig im Wasser, so daß man oft die ganze Nacht hindurch ihr Geplätscher hören kann." — „Ei!" fiel ich ein, „am Ende ist diese Statue nicht einmal der alte Pelichus, sondern Talos, des Minos auf Kreta Knecht, der bekannte eherne Mann, der regelmäßig um Kreta herumwandelte. Wäre aber deine Statue nicht von Erz, sondern von Holz, so sähe ich nicht, warum sie ein Werk des Demetrius sein sollte, und nicht vielmehr eines von den künstlichen Stücken des Dädalus. Denn sie verläßt ja gleichfalls ihr Postament, wie du behauptest, und läuft davon."

„Nimm dich in Acht, Tychiades!" warnte er, „dieser Spott könnte dich einst gereuen. Ich weiß ja, wie es dem Menschen erging, der ihm einmal die Obolen, welche wir ihm alle Neumonde zum Geschenke machen, gestohlen hatte." — „Er hat das Aergste verdient, der gottlose Räuber!" rief Jon. „Sage uns doch," Eukrates, „wie hat er ihn heimgesucht? ich wünschte es zu hören, mag nun dieser Tychiades d'ran glauben oder nicht." — „Es lagen," sagte er, „viele Obolen zu seinen Füßen; einige silberne Geldstücke waren mit Wachs an seine Hüften geklebt, nebst etlichen silbernen Täfelchen, welche ihm als Votivgeschenk oder als Belohnung von Solchen geopfert worden waren, die er vom Fieber geheilt hatte. Damals hatte ich gerade einen Stallknecht aus Afrika, einen verruckten Burschen, in meinen Diensten. Dieser unterfing sich, alle diese Sachen Nachts zu entwenden, nachdem er den Zeitpunkt abgewartet, wo das Bild sein Fußgestell verlassen hatte. Sogleich nach seiner Rückkunft merkte Pelichus, daß er beraubt worden war; und nun hört, welche Rache er nahm, und wie er den Diebstahl des Afrikaners an's Licht brachte. Die ganze Nacht hindurch mußte der Bursche in entsetzlicher Angst im Kreise herumlaufen, und konnte so wenig aus dem Hofe heraus, als ob er in ein Labyrinth gerathen wäre, bis der Tag anbrach, und das Gestohlene in seinen Händen entdeckt wurde. Man ergriff ihn nun, und prügelte ihn tüchtig durch. Allein er überlebte den Vorfall nicht lange, sondern nahm, wie er es verdiente, ein jämmerliches Ende. Denn jede Nacht wurde er, wie er selbst sagte, (von unsichtbarer Hand) so fürchterlich gegeißelt, daß am folgenden Morgen die Striemen an seinem ganzen Leibe zu sehen waren. Nun, Tychiades, spotte jetzt noch über Pelichus, wenn du Lust hast, und halte mich meinetwegen für einen alten Narren, der noch König Minos Zeiten gesehen." — „Und dennoch, Eukrates," versetzte ich, „so lange Erz Erz bleibt, und ein Bild, das Demetrius von Alopece verfertigt hat, kein Götterwerk, sondern ein Menschenwerk ist, so lange werde ich mich vor der Bildsäule eines Pelichus nicht fürchten, dessen Drohungen, auch wenn er noch lebte, mir nicht sonderlich bange machen würden."

Jetzt nahm der Arzt Antigonus das Wort und sagte: „Auch ich habe einen Hippokrates von Erz, ungefähr eine Elle hoch, zu Hause, der jedesmal, wenn der Lampendocht ausgeht, im ganzen Hause herumpoltert, meine Büchsen umwirft, die Arzneien untereinander schüttet, die Thüre auf- und zuwirft, und das besonders, wenn wir es zu lange anstehen lassen, ihm das gewöhnliche jährliche Opfer darzubringen." — „Wie?" rief ich,: „also verlangt auch schon der Arzt Hippokrates, daß man ihm opfere, und wird ernstlich böse, wenn er nicht zur rechten Zeit mit vollständigen Opferschlachtungen bewirthet wird? Ich sollte doch meinen, er könnte zufrieden sein, wenn man ihm das gewöhnliche Todtenopfer brächte, etwas Wassermeth aufgöße, oder einen Blumenkranz um den Kopf legte."

„Laß dir nun erzählen," fing Eukrates wieder an, „was ich vor fünf Jahren gesehen habe, und wofür ich Zeugen aufstellen kann. Es war um die Herbstzeit: ich befand mich auf meinem Gute, wo meine Arbeiter mit der Weinlese beschäftigt waren. Um Mittag verließ ich dieselben, und ging, über irgend einen Gegenstand in Gedanken vertieft, in den nahegelegenen Wald spazieren. Kaum war ich in die dichteren Schatten des Gehölzes gekommen, als ich anfänglich ein Gebell von Hunden vernahm. Ich dachte nicht anders, als mein Sohn Mnason und seine jungen Freunde belustigten in diesem dicken Forst mit der Jagd, wie sie sonst zu thun pflegten. Allein das war es nicht: sondern auf einmal erbebt die Erde; ich höre ein Getöse, als ob es donnerte, und eine fürchterliche, weibliche Gestalt von wenigstens dreihundert Fuß Höhe schreitet gerade auf mich zu. In der linken Hand hielt sie eine Fackel, und in der rechten ein zwanzig Ellen langes Schwert. Ihr Unterleib endigte statt der Füße in zwei ungeheure Drachen, und ihr Angesicht, ihr Blick, sage ich euch, war schauerlich, ganz wie der einer Gorgone: statt des Haupthaares fielen Schlangen lockenförmig herab, und ringelten sich in mannichfaltigen Windungen um Nacken und Schultern. Noch jetzt, seht ihr, fährt mir ein Schauer über die Haut, wenn ich davon

spreche." Mit diesen Worten zeigte er uns, wie alle Haare an seinem Arme vor Schrecken emporstanden.

Jon, Dinomachus, Kleodemus, lauter Männer von gesetztem Alter, sahen ihn unverwandten Blickes und mit halb offenem Munde an, und waren einfältig genug, in der Stille ein Stoßgebet um das andere an den weiblichen Koloß, den riesenmäßigen Popanz von dreihundert Fuß Höhe, zu richten. Da dachte ich bei mir selbst, was das für Leute wären, von welchem die Jugend Unterricht in der Weisheit empfangen soll, und welche der große Haufe anstaunt, während doch nur ihr grauer Kopf und ihr langer Bart sie von kleinen Kindern unterscheidet. Denn im Uebrigen ist es sogar doch leichter, ihnen etwas weiß zu machen, als Diesen.

Endlich rückte Dinomachus mit der Frage heraus: „Wie groß waren denn die Hunde der Göttin, Eukrates?" — „Größer als die indischen Elephanten," versetzte Dieser, „und ebenfalls schwarz, rauhaarig, schmutzig und zottig. Ich blieb bei'm Anblick dieser Erscheinung stehen, und drehte den Stein des Ringes, den ich von dem Araber habe, gegen das Innere meiner Hand. Jetzt stampfte die Hekate mit ihrem Drachenfuße auf dem Boden, und sogleich that sich eine ungeheure Kluft auf, so groß wie der Tartarus. Sie sprang hinein, und in wenigen Augenblicken war Nichts mehr von ihr zu sehen. Nun war ich keck genug, mich über den Abgrund hineinzubücken, indem ich mich an einem nebenstehenden Baume festhielt, um nicht schwindlig zu werden, und kopfüber hinunterzustürzen. Da hatte ich nun die ganze Unterwelt vor mir, den Pyriphlegeton, den (Acherontischen) See, den Cerberus: und selbst die Todten sah ich so deutlich, daß ich Einige von ihnen erkannte. Meinen Vater z. B. sah ich ganz genau: er hatte noch dasselbe Gewand an, in welchem wir ihn begraben hatten." — „Und was treiben denn die Seelen?" fragte Jon. — „Je nun, sie liegen mit ihren Freunden und Anverwandten nach Familien und Stämmen gesondert auf der Asphodilwiese, und unterhalten sich mit einander." — „Nun soll mir noch einmal ein Epikuräer kommen, und dem heiligen Plato und seiner Seelentheorie widersprechen wollen!" rief Jon. — „Aber sage mir, hast du nicht vielleicht den Sokrates oder Plato selbst unter den Todten bemerkt?" — „Den Sokrates glaube ich gesehen zu haben, jedoch nicht mit Gewißheit: ich vermuthe es blos an seiner Glatze und seinem Hängebauche. Allein den Plato habe ich — um meinen guten Freunden die Wahrheit zu sagen — mit Wissen nicht zu Gesichte bekommen. Wie ich mir nun so Alles genau betrachtete, schloß sich allmählig der Schlund, und es erschienen Einige meiner Leute, die mich suchten, unter ihnen dieser Pyrrhias hier. Diese standen bereits neben mir, als sich der Abgrund noch nicht völlig geschlossen hatte. Sprich, Pyrrhias: rede ich die Wahrheit oder nicht?" — „So wahr Jupiter lebt! sagte der Bursche; „ich selbst hörte das Hundegebell aus dem Abgrund herauf, und glaubte ganz deutlich den Schein der Fackel zu sehen." Da mußte ich lachen, wie der Zeuge so freigebig das Hundebell und den Fackelschein uns noch in den Kauf gab.

Allein nun nahm Kleodemus das Wort, und sagte: „Das ist eben nichts Neues: schon manche Andere haben Dasselbe gesehen, und ich selbst hatte nur erst neulich, als ich krank war, eine ganz ähnliche Erscheinung. Antigonus, dieser hier gegenwärtige Arzt, behandelte mich. Es war der siebente Tag; ich lag im Fieber, dessen verzehrende Hitze den höchsten Grad erreicht hatte. Meine Leute hatten sich, deiner Anordnung zu Folge, Antigonus, um mich wo möglich schlafen zu lassen, aus dem Zimmer begeben und die Thüre hinter sich verschlossen. So lag ich ganz allein und wachte noch, als auf einmal ein wunderschöner Jüngling in weißem Gewande vor mein Bette tritt, mich aufstehen heißt, und mich durch eine tiefe Kluft hinunter in die Unterwelt führt, wo ich sogleich auf den ersten Blick den Tantalus, Tityus, Sisyphus und noch vieles Andere ansichtig ward, was ich jetzt nicht aufzählen will. Wie ich an den Gerichtsstuhl kam, wo sich unter Andern auch Aeakus, Charon, die Parcen und die Furien befanden, sah ich einen Mann, der mir wie ein König vorkam, und den ich für Pluto hielt, auf dem Stuhle sitzen, und hörte, wie er die Namen Derer angab, die alsogleich sterben sollten, weil sie bereits den ihnen bestimmten Termin überschritten hätten. Da faßte mich der Jüngling bei der Hand, und stellte mich vor ihn hin. Allein Pluto sprach zürnend zu meinem Führer: „„Sein Faden ist ja noch nicht zu Ende: er soll wieder zurück. Aber Demylus, den Schmied, hole herbei, der schon über seine Spindel hinauslebt.““ Wer war froher als ich? Eilends lief ich herauf, befand mich vom Augenblick an ohne Fieber, und sagte nun meinen Leuten allen voraus, Nachbar Demylus werde nächstens sterben. Wirklich hieß es, er wäre erkrankt, und kurz darauf erscholl die Todtenklage im benachbarten Hause."

„Wer sollte sich hierüber wundern?" fiel Antigonus ein; „habe ich doch einen Menschen gekannt, der zwanzig Tage, nachdem er begraben worden war, wieder in's Leben zurückkehrte. Ich selbst habe ihn vor und nach seinem Tode ärztlich behandelt." — „Wie wäre das möglich," rief ich, „daß der Mensch während ganzer zwanzig Tage nicht in Fäulniß übergegangen, oder, wenn er noch lebte, nicht Hungers gestorben sein sollte? Du müßtest denn nur einen zweiten Epimenedes in der Kur gehabt haben."

Wie wir so sprachen, traten die beiden Söhne des Eukrates, die in der Ringschule gewesen waren, ein. Der Eine von ihnen war schon über das Ephebenalter hinaus, der Andere zählte ungefähr fünfzehn Jahre. Nachdem sie uns begrüßt hatten, setzten sie sich neben den Vater auf das Ruhebette, und mir ward ein Stuhl gebracht. Eukrates, dem der Anblick seiner Söhne eine neue Geschichte in's Gedächtniß gebracht hatte, hub an, indem er seine Hand auf sie legte: „So wahr ich Freude an diesen Beiden erleben will, Tychiades, so wahr ist, was ich dir jetzt erzählen werde. Wie zärtlich ich meine selige Frau, ihre Mutter,

geliebt habe, ist Allen bekannt, und ich habe es durch Alles, was ich nicht nur zu ihren Lebzeiten, sondern auch nach ihrem Tode für sie gethan habe, an den Tag gelegt, indem ich allen ihren Schmuck, und die Kleidungsstücke, an welchen sie am meisten Freude gehabt hatte, mit ihr verbrennen ließ. Es war der siebente Tag nach ihrem Tod, als ich gerade so, wie jetzt, auf diesem Ruhebette lag, und mich in meinem Kummer zu trösten suchte. Ich las nämlich ganz in der Stille für mich hin — Plato's Schrift von der Unsterblichkeit der Seele. Da trat mit Einemmale meine Demäneta herein, wie sie leibte und lebte, und setzte sich neben mich, wo jetzt mein Eukratides sitzt." Mit diesen Worten zeigte er auf seinen jüngern Sohn, der schon bei dem Beginn der Erzählung vor Angst blaß geworden war, und jetzt wie ein erschrecktes Kind zusammenschauerte. „Wie ich sie erblickte, fuhr Eukrates fort, „fiel ich ihr um den Hals und weinte laut. Sie verbot mir aber zu schreien, und beklagte sich, daß ich, da ich doch sonst Alles ihr zu Gefallen gethan, nur einen von ihren goldenen Pantoffeln und nicht Beide mit verbrannt hätte. Er sei hinter den Kleiderschrank gefallen, sagte sie. Deswegen also hatten wir ihn nicht finden können, und daher nur den einen verbrannt. Noch sprachen wir so mit einander, als ein vermaledeiter Kläffer von Schooshund, der unter meinem Bette lag, zu bellen anfing, und meine Gattin verschwand. Der Pantoffel ward hinter dem Schranke richtig gefunden und sofort verbrannt. Nun, Tychiades, bist du noch länger der Meinung, daß so deutliche, fast täglich uns begegnende Erscheinungen keinen Glauben verdienen?"

„Nein bei Gott," versetzte ich, „jetzt behaupte ich sogar, daß man jedem Ungläubigen, der frech genug wäre, die Wahrheit abzuleugnen, den H . . . . . n mit einem goldenen Pantoffel ausklopfen sollte."

Jetzt trat der Pythagoräer Arignotus in's Zimmer mit seinem langen Haare und seinem feierlichen Angesicht: du kennst ihn ja, den heiligen Mann, den hochgepriesenen Weisen. Wie ich den sah, athmete ich wieder frei; der wird, dachte ich, allen diesem Lügenwerk mit Einem Streiche ein Ende machen, und den albernen Wunderkrämern das Maul stopfen. Daher war es mir, als ob der weise Mann mir von meinem guten Glück wie ein Gott aus den Wolken zugeschickt worden wäre. Kleodemus räumte ihm seinen Sitz ein, und als er sich niedergelassen, war seine erste Frage an Eukrates nach seinem Befinden. Auf dessen Erwiederung, daß er sich erleichtert fühle, fuhr er fort: „Ueber welchen philosophischen Gegenstand habt ihr euch unterhalten? ich hörte so etwas im Hereintreten, und vermuthe, daß der Gang eures Gesprächs sehr interessant sein wird." — „Wir waren eben bemüht," versetzte Eukrates, „diesen diamantnen Kopf da (auf mich weisend) zu überzeugen, daß es Geister und Gespenster gäbe, und daß die Seelen der Todten auf der Erde herumwandern, und erscheinen, wem sie wollen." Ich erröthete aus Ehrfurcht vor Arignotus, und schlug die Augen nieder. „Vielleicht," sagte Dieser, „ist die Meinung des Tychiades, daß nur die Seelen Derer, welche eines gewaltsamen Todtes gestorben, umgehen, z. B. die Erhängten, Gelöpften, Gekreuzigten, und Wer sonst noch auf ähnliche Art aus dem Leben gegangen, nicht aber Solche, die eines natürlichen Todes gestorben sind. Wenn er Das behauptet, so hat er gar nicht Unrecht." — „O nein," fiel Dinomachus ein, „er läugnet dergleichen Dinge durchaus, und meint, sie kommen uns eben so wenig zu Gesichte, als sie überhaupt existirten."

„Wie?" fragte Arignotus mit einem herben Blicke auf mich; „Du hältst Nichts der Art für möglich, da doch fast Niemand ist, der nicht schon solche Erscheinungen gehabt hätte?" — „Ihr habt damit meine Rechtfertigung selbst ausgesprochen: weil ich der Einzige bin, der Nichts sieht, so bin ich's auch allein, der Nichts glaubt. Würde ich sehen, so würde ich glauben, so gut als Ihr." — „So höre denn," sagte Arignotus: „wenn du einmal nach Korinth kommst, so frage nach dem Hause des Eutabides; und wenn man es dir am Kraneum zeigen wird, so gehe hinein und sage zum Thürsteher Tibius, du wünschtest die Stelle zu sehen, wo der Pythagoräer Arignotus habe aufgraben lassen, wodurch er den Geist vertrieben, und von Stunde an das Haus wieder bewohnbar gemacht habe."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Eukrates. „Das Haus," versetzte Jener, „war einer schrecklichen Erscheinung wegen lange Zeit nicht zu bewohnen: so oft es Jemand bezog, wurde er von einem furchtbaren Gespenste, das entsetzlichen Spuck anrichtete, so sehr geängstigt, daß er es sogleich wieder verlassen mußte. Am Ende gerieth das Haus in Verfall, und das Dach wurde sehr schadhaft, weil kein Mensch mehr den Muth hatte, die Schwelle zu betreten. Als ich von der Sache hörte, nahm ich meine Bücher zur Hand — ich besitze nämlich mehrere Aegyptische Werke über diesen Gegenstand — und verfügte mich vor Mitternacht in dieses Haus, nachdem mein Wirth, der gehört hatte, daß ich meinem augenscheinlichen Verderben, wie er glaubte, entgegenzugehen gesonnen sei, mir vergeblich abgerathen und beinahe mit Gewalt mich zurückzuhalten versucht hatte. Ganz allein, blos mit einer Lampe versehen, gehe ich hinein, stelle meine Lampe im größten Zimmer des Hauses auf den Boden, lege mich dazu nieder und fange an, still für mich hin zu lesen. Jetzt erscheint der Geist, der vermuthlich glaubte, es mit einem Menschen aus der Menge zu thun zu haben, dem er, wie allen bisherigen, Angst und Schrecken einjagen könne: sein Aussehen war scheußlich, struppigt, schwarz wie die Nacht. Er trat vor mich hin, und suchte auf alle Weise mir beizukommen, und mich außer Fassung zu bringen: bald war er ein Hund, bald ein Stier, bald ein Löwe. Da rückte ich denn mit der schauerlichsten meiner Formeln heraus, rief sie ihm in Aegyptischer Sprache zu, und trieb ihn damit in die äußerste Ecke des finstern Saales, wo er im Boden verschwand. Ich merkte mir den Ort, und

hatte von nun an Ruhe. Des Morgens, als schon Alle mich aufgegeben hatten, und mich, wie die andern Alle, todt zu finden glaubten, gehe ich zur allgemeinen Ueberraschung wohlbehalten heraus, und bringe dem Eubatides die angenehme Nachricht, daß nun sein Haus gesäubert sei, und daß er es hinfort ohne alle Furcht bewohnen könne. Nun hieß ich ihn und viele Andere, die aus Neugierde sich hinzugesellt hatten, mit Karsten und Schaufeln mir an den Ort folgen, wo ich den Geist verschwinden gesehen hätte, um dort nachzugraben. Es geschah, und ungefähr ein Klafter tief fanden wir ein sehr morsches, aber noch in seiner ganzen Gestalt erhaltenes Todtengerippe. Wir nahmen es heraus und begruben es förmlich; und von diesem Augenblicke an hörte das Haus auf, von Gespenstererscheinungen belästigt zu werden."

Als Arignotus, der außerordentliche, von männiglich verehrte Philosoph, so gesprochen hatte, war vollends kein Einziger mehr in der ganzen Gesellschaft, der mich nicht für einen großen Thoren erklärte, wenn ich nicht glauben wollte, was sogar ein Arignotus erzählte. Dessenungeachtet ließ ich mich weder durch das lange Haar, noch auch durch das große Ansehen des Mannes einschüchtern, ihn also anzureden: „Was ist das, Arignotus? Du, noch die einzige Hoffnung der Wahrheit, auch du hast den Kopf voll trüben Dunstes und Hirngespenster? Mein Schatz ist mir zu Kohlen geworden, möchte ich mit dem Sprichwort sagen." — „Nun denn," versetzte er, „wenn du weder mir, noch dem Dinomachus und Kleodemus, ja nicht einmal dem Eukrates glauben willst, wohlan, so nenne mir den Mann, dessen entgegengesetzte Meinung in deinen Augen größeres Gewicht hat." — „Das ist der bewundernswürdige Abderite Demokritus," antwortete ich, ein „Mann, der auf das Lebhafteste überzeugt war, daß es solche Dinge gar nicht geben könne. Dieser hatte sich in ein Grabmahl außerhalb der Thore eingeschlossen, und lebte hier Tag und Nacht, blos mit Abfassung seiner Schriften beschäftigt. Einige junge Leute wollten sich einst einen Spaß mit ihm machen, und ihm Furcht einjagen. Sie hatten sich in schwarze Todtengewänder eingehüllt, und Larven vorgenommen, welche das Aussehen von Leichenschädeln hatten: so vermummt erschienen sie vor ihm und fingen an, in lebhaftem Takte um ihn herum zu tanzen. Er aber ließ sich durch die ganze Komödie so wenig aus der Fassung bringen, daß er sie nicht einmal ansah, sondern ruhig fortschrieb und endlich blos sagte: „Macht einmal den Narrenpossen ein Ende!" So fest stand bei ihm der Glaube, daß die Seelen, wenn sie einmal die Körper verlassen haben, Nichts mehr sind."

„Damit," fiel Eukrates ein, „sagst du weiter nichts, als daß auch Demokritus ein Thor war, wenn er wirklich so dachte. Laßt mich aber jetzt eine Geschichte erzählen, die ich nicht vom Hörensagen weiß, sondern die mir selbst begegnet ist. Bei meinem Aufenthalt in Aegypten, das ich als junger Mensch, nach dem Willen meines Vaters bereiste, um mich auszubilden, bekam ich Lust, stromaufwärts nach Koptos zu schiffen, um die berühmte Memnonssäule zu hören, die Morgens mit dem ersten Sonnenstrahle einen Ton von sich gibt. Wirklich hörte ich sie, aber nicht, wie gewöhnliche Reisende sie hörten, die nur einen unartikulirten Laut vernahmen; sondern gegen mich öffnete Memnon seinen Mund, und ertheilte mir einen förmlichen Orakelspruch in sieben Versen, die ich euch hersagen könnte, wenn sie zur Sache gehörten.

Auf der Rückfahrt gesellte sich zufällig Einer von den Schriftgelehrten aus Memphis zu uns, ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen, der aller Aegyptischen Weisheit kundig war. Er soll 23 Jahre in den unterirdischen Kammern gelebt und dort von der Isis selbst Unterricht in der Zauberkunst empfangen haben." — „Ah! du sprichst von meinem Lehrer Pankrates," fiel Arignotus ein: „nicht wahr, es war ein Mann von priesterlichem Aussehen, mit geschorenem Kopfe, in weiße Linnen gekleidet, die Miene nachdenklich, die Aussprache rein Griechisch, die Statur lang, Stumpfnase, hervorstehende Lippen, dünne Beine —?" — „Ganz recht, es ist derselbe," sagte Eukrates. „Anfänglich wußte ich nicht, was er war. Als ich aber sah, daß der Mann so oft wir Halt machten, Wunder verrichtete, z. B. auf Krokodilen ritt, und mitten unter diesen und andern Ungeheuern herumschwamm, und wie diese ganz demüthig an ihn herankamen und mit den Schwänzen wedelten, da erkannte ich wohl den heiligen Mann in ihm. Es dauerte nicht lange, so gewann ich seine Gunst, und wir wurden so vertraut, daß er mir alle seine Geheimnisse mittheilte. Am Ende überredete er mich, meine ganze Dienerschaft in Memphis zurückzulassen, und ihn ganz allein zu begleiten, weil es uns, wie er sagte, an dienstbaren Geistern nicht fehlen würde. Und so reisten wir denn zusammen.

So oft wir in eine Herberge kamen, nahm der Mann den Schließbengel der Thüre, oder einen Besen, oder eine hölzerne Stampfkeule, behängte sie mit Kleidern, sprach eine Zauberformel darüber, und sogleich war vor Aller Augen ein leibhaftiger Mensch daraus, der hin und her ging, Wasser trug, Lebensmittel einkaufte und zubereitete, kurz in allen Stücken uns auf's Geschickteste bediente. Und wenn wir seiner Dienste nicht weiter bedurften, so machte Jener mit einem andern Spruche auf der Stelle wieder den Besen zum Besen, die Keule zur Keule. Ich hatte mir alle mögliche Mühe gegeben, dieses Geheimniß von ihm zu erlernen; allein vergeblich. Er bewahrte es eifersüchtig, so gefällig er in jeder andern Hinsicht gegen mich war. Eines Tages aber stand ich nahe bei ihm — weil es sehr dunkel im Zimmer war so bemerkte er mich nicht — als er seine Formel aussprach. Sie bestand nur aus drei Sylben, und so konnte ich sie mir genau merken. Er ging hierauf nach dem Markte, nachdem er zuvor der Keule befohlen hatte, was sie thun sollte.

Am folgenden Tage, wo er abermals etwas auf dem

Markte zu schaffen hatte, nehme ich die Keule vor, lege ihr Kleider an, spreche die drei Sylben dazu und befehle ihr nun Wasser zu holen. Sogleich brachte sie einen vollen Eimer. „Gut," sagte ich: „es ist genug. Werde wieder zur Keule!" Das Ding aber will nicht gehorchen, sondern schleppt immerfort Wasser herbei, bis endlich das ganze Haus im Wasser schwamm. In der Verzweiflung, und in der Angst, Pankrates möchte in Zorn gerathen, wenn er zurückkäme — was auch geschah — ergriff ich eine Axt und hieb die Keule entzwei. Jetzt nahm jede Hälfte einen Eimer und trug Wasser, und so hatte ich statt Eines zwei Diener. Endlich kam Pankrates dazu, begriff sogleich, was vorgefallen, und machte die Beiden wieder zu Hölzern, was sie vor der Bezauberung gewesen waren. Mich aber ließ er im Stich, ohne mir zu sagen, wohin er ginge; und von Stunde an sah ich ihn nie wieder." — „Nun also," fragte Dinomachus, „kannst du wohl jetzt noch aus einer Stampfkeule einen Menschen machen?" — „Ja wohl, aus einer halben sogar. Aber ich kann sie nicht wieder in Das verwandeln, was sie zuvor war, wenn sie einmal zur Wasserträgerin geworden ist; und so wäre unvermeidlich, daß sie unser ganzes Haus unter Wasser setzte."

„Wie?" fiel ich endlich ein: „habt ihr es noch nicht satt, einander mit so albernen Wundermährchen zu unterhalten? Wenn ihr euch auch nicht vor euren grauen Haaren schämt, so verschiebt doch wenigstens um dieser jungen Menschen willen ein so ungereimtes Gespräch auf eine andere Zeit. Ersparet ihnen das Unglück, den Kopf voll beängstigenden Unsinnes zu haben, der sie Zeitlebens nicht verläßt, der macht, daß sie bei jedem Geräusche zittern, und sie mit allen möglichen abergläubischen Vorstellungen peinigt."

„Schön, Tychiades," sagte Eukrates: „da erinnerst du mich eben recht, da du von abergläubischen Vorstellungen sprichst, dich zu fragen, was du denn zu den Orakeln sagst, und zu den göttlichen Stimmen, zu den Weissagungen gottbegeisterter Leute, und den prophetischen Worten, welche entweder aus der Tiefe herauf schallen, oder von einer Jungfrau in Versen ausgesprochen werden? Es versteht sich doch wohl, daß auch dieses Alles bei dir keinen Glauben findet? Daß ich einen geweihten Ring, mit dem Bildniß des pythischen Apollo auf dem Steine, besitze, und daß dieser Apollo mit mir spricht, dessen will ich gar nicht erwähnen, damit du nicht meinest, ich rühme mich solcher Wunderdinge aus Eitelkeit. Nur Was ich im Tempel des Amphilochus zu Mallus gehört, wo dieser Halbgott mit mir sprach, als ich vollkommen wach war, und mir in meinen Angelegenheiten guten Rath ertheilte, und Was ich damals selbst gesehen; eben so Was ich in der Folge zu Pergamus erfahren und in Patara vernommen habe, das will ich euch jetzt erzählen. Auf meiner Rückreise aus Aegypten hörte ich unterwegs, daß das Orakel zu Mallus das angesehenste und zuverlässigste sei, und daß es alle Fragen, die man dem Propheten schriftlich vorlegt, recht deutlich und Wort für Wort beantworte. Ich beschloß daher, im Vorbeifahren einen Versuch mit diesem Orakel zu machen, und den Gott über gewisse künftige Dinge zu Rathe zu ziehen."

Wie der Alte so plauderte, merkte ich wohl, daß es bei ihm auf eine langweilige Litanei von Orakelsprüchen abgesehen war. Ich aber fand es nicht sehr angemessen, der Einzige zu sein, der widersprach; zudem fühlte ich wohl, wie unangenehm ihnen die Gegenwart eines Mannes war, der bei allen ihren Lügen den ungläubigen Philosophen spielte. Ich verließ also meinen Mann mitten auf der Fahrt zwischen Aegypten und Mallus, indem ich sagte: „Ich muß jetzt gehen, den Leontichus aufzusuchen, den ich nothwendig zu sprechen habe. Wie es aber scheint, so habt ihr nicht genug an den menschlichen Dingen, sondern nehmt noch die Götter selbst zu Hülfe, damit des Fabelns kein Ende sei." Mit diesen Worten verließ ich sie; und nun mögen sie ihre Freiheit sich wacker zu Nutz gemacht, und mit erlogenen Geschichtchen nach Herzenslust sich bewirthet haben. Von dieser Unterhaltung komme ich nun gerade her, mein lieber Philokles. Mir ist wie Einem, der zu viel neuen Most getrunken, und nun davon aufgebläht, einer tüchtigen Ausleerung bedarf. Ich wollte viel darum geben, wenn ich irgendwo eine Arznei kaufen könnte, die mich Alles, was ich gehört, wieder vergessen machte, damit nicht die Erinnerung daran mir Schaden brächte. Denn beständig glaube ich Zeichen und Wunder, Gespenster und Höllengeister vor Augen zu haben.

Philokles. Ich habe das Nämliche deiner Erzählung zu verdanken, Tychiades. Sagt man doch, daß sich Wuth und Wasserscheue nicht blos bei Denen einstelle, welche von wüthenden Hunden gebissen worden sind, sondern daß, wenn ein gebissener Mensch einen Andern beiße, dieser Biß dieselbe Wirkung habe, wie der des Hundes. Eben so hast du, der bei Eukrates von so vielen Lügen gebissen worden, mir offenbar Etwas von deinem Gifte mitgetheilt: so sehr hast du mir den Kopf mit Geistern angefüllt.

Tychiades. Lassen wir uns das nicht anfechten, Freundchen! Wir haben gegen alle solche Dinge ein kräftiges Gegenmittel, die Wahrheit und unsere gesunde Vernunft. Brauchen wir diese recht, so wird uns keines dieser leeren und nichtigen Hirngespenster beunruhigen.

(Eingesandt.)

Die Worte der Wahrheit.

Von K. Bergmann.

Menschen! Menschen! Ihr Sünder und Narren, der irdischen Welt! wann werdet ihr aufhören, durch Eure La-

ster und Thorheiten Euch das Leben zu verbittern; wann wollet ihr weiser und besser werden? wann werdet ihr das hohe Ziel erreichen, und von der Sündenbahn des schwarzen Lasters weichen? Elende Adamskinder, Euer Name ist Gebrechlichkeit! da schimpft der Protestant den Katholiken und ruft: Thor, dein Glaube ist ein Wahn! und der Katholik antwortet: Du Unglaubiger! dein Glaube taugt nichts! — Der Jude verflucht den Christen, als einen Räuber seines Glückes, und nennt den Heiland der Christen einen gemeinen Zimmermannssohn und falschen Propheten. Der Christ verabscheut den Juden als einen Feind seiner Religion und nennt ihn oft einen Spitzbuben und Betrüger. Die Türken hassen Jeden, der nicht Muhamedaner ist, als einen Ketzer und unglaubigen Verdammten, die nach ihrer Meinung nie ein Mitglied der Seligen im Himmel werden kann. So spottet der Mensch über die Fehler und Schwachheiten seines Nächsten, und vergißt seine eigenen. — Menschen, lernet Euch selbst kennen, ehe Ihr von Andern Uebels redet. Ihr fehlt alle mannigfaltig — Wisset Ihr aber auch, welche unter Euch die größten Schurken sind? Wer Ohren hat zu hören, der höre: Es sind jene scheinheiligen Heuchler, welche man mit dem Namen Pfaffen bezeichnet; — Bösewichte! die wie Wölfe in Schaafskleidern unter Euch wandeln, um Gelegenheit zu finden, Eure Vernunft mit Füßen zu treten, Eure Tugend zu vergiften, und Eure Körper für Rad und Galgen reif zu machen. Diese scheußliche Natternbrut müßt ihr wie die Pest, wie den Teufelsdreck des menschlichen Lebens fliehen und verabscheuen. Denn glaubt es Leute, weil es schon seit vielen Jahrhunderten die Erfahrung gelehrt hat, daß schlechte Pfaffen sich unablässig bemühen, unter Euch die Fackel der Zwietracht anzuzünden, indem sie Euch durch falsche Glaubenslehren anreizen, diejenigen zu hassen, und zu verdammen, die keine Glaubensgenossen ihres Gelichters sind. Ein vernünftiger und rechtschaffener Geistlicher wird Niemanden wegen seiner Religion verdammen; sei er Christ, Heide, Jude, oder Türke; denn die Vernunft lehrt uns, daß Gott nur nach den Werken, aber nicht blos nach dem Glauben den Werth der Menschen bestimmt.

Wenn unsere Hoffnung uns nicht täuscht, und wir Menschen wirklich noch zu einem künftigen Leben bestimmt sind, dann wird in jener Welt, die uns noch unbekannt ist, gewiß Niemand gefragt werden, ob er in der irdischen Welt ein Katholik oder Protestant, Jude oder Türke, Heide oder Methodist gewesen sei, sondern es wird heißen: „Hast Du in der irdischen Welt allezeit wie ein tugendhafter und rechtschaffener Mensch gelebt? und derjenige, welcher diese Frage mit Ja, beantworten darf, den wird ein gerechter Gott nicht verstoßen, sondern dort hinführen, wo die Tugend endlich ihren Lohn findet und vor den Lastern der Erde nicht mehr zu zittern braucht. Kein guter Priester wird seinen Zuhörern solche Grundsätze einprägen, die den Zweck haben. Streit und Uneinigkeit in Glaubenssachen unter unwissenden Menschen zu erregen; sondern er wird seinen Glaubensgenossen solche Grundsätze empfehlen, die es dem Menschen zur Pflicht machen, immer der Tugend zu folgen, jedes Laster zu verabscheuen, und seinen Nächsten, wenn er es verdient, wie sich selbst zu lieben. So wollte es Christus; — so lehrte er; — und wohl denen, die seinem edlen Beispiele nachahmen, und immer einen tugendhaften Lebenswandel führen. Auch Christus kannte die Pfaffen, in ihrer ganzen Blöße; denn er hatte zu oft Gelegenheit gehabt, ihnen in die Karten zu sehen. Wie oft schilderte er sie als Heuchler und Volksbetrüger! und wie sehr wünschte er ihrem Unwesen ein Ziel zu setzen! Hatte er nicht Recht, die jüdischen Pfaffen als die Ausgeburt des Antichristen zu verabscheuen? Ihre Bosheit war die Ursache, daß Christus einen schmählichen Tod am Kreuze erdulden mußte, und die jüdische Nation den besten Bürger und Volkslehrer verlor. —

„Prüfet Alles, und behaltet das Gute!" sprach einst der würdige Apostel Paulus zu seinen Glaubensgenossen! wir sind Menschen, und also auch dem Irrthum unterworfen. Dennoch haben wir die Absicht, Euch durch unsere Lehre tugendhaft und glücklich zu machen, und Eure eigene gesunde Vernunft wird Euch überzeugen, ob wir Euch Wahrheit lehren oder Euch täuschen und betrügen wollen. So suchte also Paulus seine Anhänger zu überzeugen, daß er nicht wie Gott unfehlbar sei, uns die Leute alles ohne Prüfung blind glauben mußten, was er sie im Namen Jesu lehrte. Wie machen es aber viele schlechte Priester oder Pfaffen, jene Finsterlinge, die immer so gern das Licht unter den Scheffel stellen, um im Trüben gut fischen zu können? Diese lichtscheuen Nachteulen verdammen jeden Menschen als einen ungläubigen Ketzer mit Leib und Seele in's Schattenreich, wenn er so vernünftig ist, ihren schändlichen Lügen keinen Glauben beizumessen. —

Also ihr Juden, Christen, Heiden, Türken, Mormonen und andern Religions-Secten, prüfet recht oft Eure geistlichen Seelsorger, ob sich unter ihnen nicht reißende Wölfe und verkappte Pharisäer befinden, die mit ihrer giftigen Schlangenzunge das Volk zu verderben trachten. Diesen Schurken müßt Ihr niemals trauen. Sie sind das Unkraut zwischen dem Weizen, welches jeder gute Gärtner ausraufen und von seinem Boden entfernen muß. Ja, merkt es Euch, und schreibt es tief in Eure Herzen:

Pfaffen sind für diese Welt ein Fluch,
Rauben gern die Wolle frommer Schaafe,
Wären sie nicht wie die Schlangen klug,
So entgingen sie nie ihrer Strafe.
Doch, wo ist ein Pfaff, der nicht durch Lügen
Wüßte dumme Leute zu betrügen? —

Menschen! wenn Ihr die Priesterschaft geprüft habt, dann vergesset auch nicht, Euch selbst zu prüfen, ob Ihr tugendhafte Menschen oder arme Sünder seid, und ist Euer

Gewissen so mit Sünden befleckt, daß Ihr Euch schämen müßt, — dann werdet vernünftig und bessert Euch! —

Erfahrung lehrte mich, zuerst mein Herz zu fragen:
Ob es gefährlich sei, die Wahrheit laut zu sagen.
Da sprach es ohne Scheu: Ach, ja, zu allen Zeiten
Ist es ein schweres Stück, mit Pfaffen sich zu streiten.
Freund, Nichtsdestoweniger mußt Du mit Gott es wagen,
Und würd'st Du auch zum Lohn dafür an's Kreuz geschlagen!

Für die Fackel.

Die Sünderin.

Von C. Backhaus.

„Herr Doctor, sagt, was soll ich thun?
Ich habe Rath von Nöthen;
Der vielen Sünden schwer Gewicht,
Will schier beinah, mich tödten."

Der Doctor untersucht gewandt
Den Fall von Magdalenen
Und als er Alles wohl verstand
Antwortet er der Schönen:

„Zwölf Paternoster betest du
Soll ich dich absolviren;
Zwölf Pillen nimmst du dann nachher
Um dich zu solviren."

„Und dieses erstere Gebot
Wird deinen Geist salviren,
Das and're aber sicher wird
Den kranken Leib kuriren."

Die Dosis ist gewiß doch stark!
Und wer verschrieb sie? Rathe!
Es ist der lange schwarze Mann
Halb Pfaff, halb Homöopathe.

Für die Fackel.

Von einem ungelehrten Fackelleser.

Wollt ihr frei und fröhlich gehn
Durch das kurze Leben hin;
Dürft ihr nicht auf Pfaffen sehn
Sie verderben euren Sinn.

Jeder Pfaffe saget schier:
„Die Welt ist nur ein Jammerthal!"
Glücklich sein nur können wir,
Wenn wir glauben ihrem Schwall!

Und haben sie uns kirre,
Und sind wir resignirt,
Dann machen sie uns wirre;
Wir sind dann Schafe, er Hirt;

Dann werden wir geschoren,
Von unserm frommen Hirt;
Das Fell über die Ohren
Zieht er uns, ganz ungenirt.

Tröstet dann mit jener Welt
Das betrogene Wesen.
Zweck seines Wirkens ist, Geld,
Auch von je her gewesen.

Und wir leben in dem Wahn
Des Glauben; welcher Unheil bringt.
Fürchtend: mit dem Lebenskahn,
Daß uns die Höllenfluth verschlingt.

Darum, wollt ihr fröhlich gehn
Durch das kurze Leben hin;
Dürft ihr nicht auf Pfaffen sehn
Sie verderben euren Sinn.

Brennstoff für die Fackel

von

Theod. Kroschel, St. Louis, Mo.

Nicht glauben! aber prüfen —.

Der Freund einer Fackel liebt helles Licht, weil er wünscht, daß Alles durch helle Beleuchtung zur Erkenntniß gebracht werde.

Es wird sich wohl mancher Freund und Leser der Fackel erinnern, der noch im orthodoxen Glauben erzogen und groß geworden, mit welchen Gefühlen und Empfindungen er die ersten freisinnigen Meinungen und Aeußerungen von aufgeklärten Denkern angehört hat, bis nach vielleicht langen Kämpfen und Zweifeln, durch fleißiges Denken und Prüfen die angewöhnten Vorurtheile und der so sorgfältig angelernte Glauben erst nach und nach schwächer nnd dann endlich besiegt wurde. In diesem Aufsatz, lieber Leser, han-

ster und Thorheiten Euch das Leben zu verbittern; wann wollet ihr weiser und besser werden? wann werdet ihr das hohe Ziel erreichen, und von der Sündenbahn des schwarzen Lasters weichen? Elende Adamskinder, Euer Name ist Gebrechlichkeit! da schimpft der Protestant den Katholiken und ruft: Thor, dein Glaube ist ein Wahn! und der Katholik antwortet: Du Unglaubiger! dein Glaube taugt nichts! — Der Jude verflucht den Christen, als einen Räuber seines Glückes, und nennt den Heiland der Christen einen gemeinen Zimmermannssohn und falschen Propheten. Der Christ verabscheut den Juden als einen Feind seiner Religion und nennt ihn oft einen Spitzbuben und Betrüger. Die Türken hassen Jeden, der nicht Muhamedaner ist, als einen Ketzer und unglaubigen Verdammten, die nach ihrer Meinung nie ein Mitglied der Seligen im Himmel werden kann. So spottet der Mensch über die Fehler und Schwachheiten seines Nächsten, und vergißt seine eigenen. — Menschen, lernet Euch selbst kennen, ehe Ihr von Andern Uebels redet. Ihr fehlt alle mannigfaltig — Wisset Ihr aber auch, welche unter Euch die größten Schurken sind? Wer Ohren hat zu hören, der höre: Es sind jene scheinheiligen Heuchler, welche man mit dem Namen Pfaffen bezeichnet; — Bösewichte! die wie Wölfe in Schaafskleidern unter Euch wandeln, um Gelegenheit zu finden, Eure Vernunft mit Füßen zu treten, Eure Tugend zu vergiften, und Eure Körper für Rad und Galgen reif zu machen. Diese scheußliche Natternbrut müßt ihr wie die Pest, wie den Teufelsdreck des menschlichen Lebens fliehen und verabscheuen. Denn glaubt es Leute, weil es schon seit vielen Jahrhunderten die Erfahrung gelehrt hat, daß schlechte Pfaffen sich unabläßig bemühen, unter Euch die Fackel der Zwietracht anzuzünden, indem sie Euch durch falsche Glaubenslehren anreizen, diejenigen zu hassen, und zu verdammen, die keine Glaubensgenossen ihres Gelichters sind. Ein vernünftiger und rechtschaffener Geistlicher wird Niemanden wegen seiner Religion verdammen; sei er Christ, Heide, Jude, oder Türke; denn die Vernunft lehrt uns, daß Gott nur nach den Werken, aber nicht blos nach dem Glauben den Werth der Menschen bestimmt.

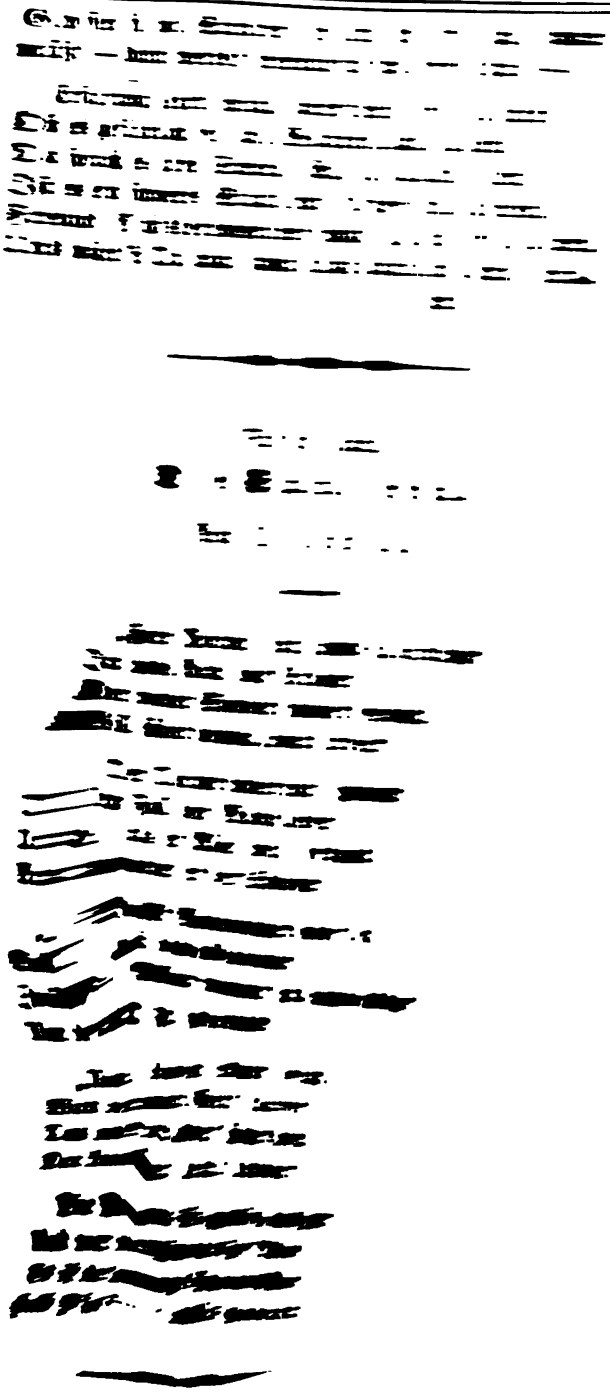
Wenn unsere Hoffnung uns nicht täuscht, und wir Menschen wirklich noch zu einem künftigen Leben bestimmt sind, dann wird in jener Welt, die uns noch unbekannt ist, gewiß Niemand gefragt werden, ob er in der irdischen Welt ein Katholik oder Protestant, Jude oder Türke, Heide oder Methodist gewesen sei, sondern es wird heißen: „Hast Du in der irdischen Welt allezeit wie ein tugendhafter und rechtschaffener Mensch gelebt? und derjenige, welcher diese Frage mit Ja, beantworten darf, den wird ein gerechter Gott nicht verstoßen, sondern dort hinführen, wo die Tugend endlich ihren Lohn findet und vor den Lastern der Erde nicht mehr zu zittern braucht. Kein guter Priester wird seinen Zuhörern solche Grundsätze einprägen, die den Zweck haben. Streit und Uneinigkeit in Glaubenssachen unter unwissenden Menschen zu erregen; sondern er wird seinen Glaubensgenossen solche Grundsätze empfehlen, die es dem Menschen zur Pflicht machen, immer der Tugend zu folgen, jedes Laster zu verabscheuen, und seinen Nächsten, wenn er es verdient, wie sich selbst zu lieben. So wollte es Christus; — so lehrte er; — und wohl denen, die seinem edlen Beispiele nachahmen, und immer einen tugendhaften Lebenswandel führen. Auch Christus kannte die Pfaffen, in ihrer ganzen Blöße; denn er hatte zu oft Gelegenheit gehabt, ihnen in die Karten zu sehen. Wie oft schilderte er sie als Heuchler und Volksbetrüger! und wie sehr wünschte er ihrem Unwesen ein Ziel zu setzen! Hatte er nicht Recht, die jüdischen Pfaffen als die Ausgeburt des Antichristen zu verabscheuen? Ihre Bosheit war die Ursache, daß Christus einen schmählichen Tod am Kreuze erdulden mußte, und die jüdische Nation den besten Bürger und Volkslehrer verlor. —

„Prüfet Alles, und behaltet das Gute!" sprach einst der würdige Apostel Paulus zu seinen Glaubensgenossen: wir sind Menschen, und also auch dem Irrthum unterworfen. Dennoch haben wir die Absicht, Euch durch unsere Lehre tugendhaft und glücklich zu machen, und Eure eigene gesunde Vernunft wird Euch überzeugen, ob wir Euch Wahrheit lehren oder Euch täuschen und betrügen wollen. So suchte also Paulus seine Anhänger zu überzeugen, daß er nicht wie Gott unfehlbar sei, uns die Leute alles ohne Prüfung blind glauben mußten, was er sie im Namen Jesu lehrte. Wie machen es aber viele schlechte Priester oder Pfaffen, jene Finsterlinge, die immer so gern das Licht unter den Scheffel stellen, um im Trüben gut fischen zu können? Diese lichtscheuen Nachteulen verdammen jeden Menschen als einen ungläubigen Ketzer mit Leib und Seele in's Schattenreich, wenn er so vernünftig ist, ihren schändlichen Lügen keinen Glauben beizumessen. —

Also ihr Juden, Christen, Heiden, Türken, Mormonen und andern Religions-Secten, prüfet recht oft Eure geistlichen Seelsorger, ob sich unter ihnen nicht reißende Wölfe und verkappte Pharisäer befinden, die mit ihrer giftigen Schlangenzunge das Volk zu verderben trachten. Schurken müßt Ihr niemals trauen. Sie sind das Unkraut zwischen dem Weizen, welches jeder gute Gärtner ausreutet und von seinem Boden entfernen muß. Ja, merket auf und schreibt es tief in Eure Herzen:

Pfaffen sind für diese Welt ein Fluch,
Rauben gern die frommer Schaa
Wären sie nicht
So entgingen
Doch, wo ist
Wüßte dumm

Menschen!
dann vergesset
genhafte M



. Lebensalter

gung, mitun-
eit, glücklicher
hren Heilversu
eile des mensch-
off und Stickstoff,
ten in Wasser und
eben des Menschen
elehrt, daß bei r i ch-
und Luft die Lebens-
eder zu erzeugen, wenn
eren normale Thätigkeit
, durch Geschwüre oder
unfähig geworden sind.
genug, um als Beweis zu
oren als unheilbar aufgege-
e n d u n g von Wasser und
heit wiedererlangten. Man
ß n u r Anwendung von Wasser
chweren Krankheiten hinreichend
Anwendung bringt den gewünsch-

hier dringend nöthig: Hütet Euch
. denn es handelt sich hier nicht nur
Prinzips, sondern um die E x i s t e n z
en und den Umsatz von Milliarden
Naturarzt hat Gelegenheit gehabt zu
iner, wenn ihre Patienten bestimmt
ein nehmen zu wollen, und alles dage-
uchtlos bleibt, zum Wasser greifen, es
ß Mediciner, von der Zwecklosigkeit ih-
eugt, als ultmo ratio, letzte Hülfe, zum
t nehmen, wie will, oder kann aber Je-
ce von den Grundprinzipien bei Wasser-
das Wasser richtig anwenden? — bleibt
Erfolg aus, tritt vielleicht gar das Gegen-
es dann gewöhnlich: die Körperconstitu-
n, oder auch die Krankheit war nicht für
geeignet, Medicin hätte unfehlbar bessere

Prophet ist unbedingt Jeder, der auf Ver-
er Medicin, oder gar Beides zugleich an-
e Wasser- oder Naturheilkunde gründlich
at, ist f ü r i m m e r fertig mit a l l e r
l e n I n s t r u m e n t e n zum Blut las-
warne ich hier noch vor den Doctoren,
ung ohne Medicin versprechen, aber mit
ten Bademaschinen versehen sind, Kräuter
r thun und Salben zu Einreibungen an-
beutel des Patienten ist hier gewöhnlich
e Heilung dem Zufall überlassen. Der
ckmäßigkeit der Medicin hat sich schon bei

delt es sich am ein ähnliches Thema, denn auch hier heiß es: Glauben und Vorurtheile ablegen und durch strenges Prüfen die Wahrheit kennen zu lernen, um dafür ein stolzes Bewußtsein der Freiheit zu gewinnen.

Wenn ein Vater seinen Sohn so erzogen hat und ihn so viel lernen ließ, daß er später ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden kann, hat er das Mögliche und seine Schuldigkeit gethan, denn was er zu thun und welche Lebensart er zu führen hat um seinen Körper in dem Zustande zu erhalten, in dem er sein Geschäft führen, (Geld machen) und das Erworbene mit Lebenslust genießen kann, das soll oder muß die Erfahrung lehren. — Wenn das Kind Sommerkomplain, Mieseln, Masern, Scharlach, Blattern, Stickhusten oder Crup, und das 5. Lebensjahr glücklich überlebt hat, treten im ersten Viertel, unter günstigen Verhältnissen bis zur Hälfte des Lebensalters, etwaige Krankheiten gewöhnlich akut auf, nach dieser Zeit finden sich chronische Zustände ein, welche nicht selten einen bedeutenden Theil des mühsam erworbenen wieder verschwinden machen, ohne die gewünschte und wohl auch versprochene Gesundheit wieder zu bringen, der Kranke muß zufrieden sein, wenn seine Leiden nur erträglich sind und er nicht beständig im Bett zubringen muß. Dieser Zustand ist aber weder naturgemäß noch unvermeidlich, sondern nur schrecklich traurige Irrthümer in Verbindung mit bequem zu befriedigender Geldsucht sind die Ursache davon.

Der menschliche Körper ist von der Natur nur zu Genuß und Freude construirt und ist zu dem Zweck im Intresse sowohl der Gattung als des Individuums mit dem Erhaltungstrieb versehen, als Werkzeug des Erhaltungstriebes ist der Instinkt zu betrachten, welcher als Wegweiser und Rathgeber bei allen Animalien zu finden ist, und nur von Menschen, ja leider von civilisirten gar nicht beachtet wird, deshalb ist auch kein Thier so krankhaft als der Mensch.

Der Mensch lebt; — was ist das? — Was bedingt das Leben? — die Wissenschaft antwortet: Stoffwechsel und Wärmeerzeugung. Durche welche Kräfte werden diese beiden Lebensbedingungen erzeugt und erhalten? — durch die Lebenskraft; was ist Lebenskraft? — ein ungelöstes Problem. Durch Zerlegung (Anatomie) ist der menschliche Körper bis in die kleinsten Theile, sogar mykroskopisch bekannt, d. h. nur der todte Körper, von dem lebenden Körper ist noch sehr wenig bekannt, das beweisen klar und deutlich genug die verschiedenen Ansichten und Meinungen verschiedener Doctoren am Krankenbett. Wir wissen durch Erfahrung belehrt, daß Stoffwechsel und Wärmeerzeugung Bedingungen des Lebens sind, von der Normalität derselben hängt die Gesundheit ab. Die Normalität zu erhalten oder nöthigenfalls resp. aber möglichen Falls wiederzuerlangen ist Aufgabe der Lebenskraft. Stoffwechsel im menschlichen Körper besteht in Zugang gutes Blut bildungsfähiger Nahrungsstoffe und in Abgang verbrauchter Körpertheilchen. Zum Stoffwechsel und Wärmeerzeugung gehört Einathmen von Luft, zur Normalität d. h. Gesundheit gehört gute Luft. Kommen Stoffe, durch Nahrung oder Einathmen in den Körper, welche nicht in Blut verwandelt (assimilirt) werden können, so werden sie in Folge des Erhaltungstriebes so bald als möglich aus dem Körper geschafft, diese Reinigung geschieht, wenn die Masse der fremden Stoffe nicht zu groß war, unbemerkbar, war die Masse jedoch im Verhältniß zur Lebenskraft zu groß, so erfolgt nach Qualität derselben entweder Krankheit oder Tod.

Es ist hier nöthig sich erst über den Sinn oder Begriff des Wortes Krankheit zu verständigen. Es giebt nur einen Grad Gesundheit, wie auch Wahrheit, d. h. die vollständige, vollkommene, wer nicht vollkommen gesund ist, ist mehr oder weniger, wenn auch noch so wenig, krank, das Feld von der geringsten bis zur Tod bringender Krankheit ist freilich sehr groß, und die Zahl der Krankheits-Namen und Krankheits-Arten ist Legion, dennoch ist eine Verständigung leicht möglich, am zweckmäßigsten und verständlichsten ist es, man theilt sämmtliche Krankheiten in 2 Klassen, nämlich in Heilungs-rankheiten, primaere und in Zerstörungskrankheiten, secundaere. Man wird in Folge der Erklärung dieser beiden Namen dann finden, daß eigentlich nur die letzteren Krankheiten sind und der Irrthum die ersteren auch für Krankheiten zu halten, das größte Unglück für die Menschen ist. Die Lebenskraft schafft, im Intresse der Erhaltung des Individuums, so weit ihre Fähigkeit reicht, alles Fremde aus dem Körper, entweder durch Ausdünstung durch die Haut, durch Auswurf durch Mund oder Nase, oder durch Stuhl oder Urin, ohne unangenehme Empfindung zu erzeugen, das ist die normale Reinigung und wird von Niemanden für eine Krankheit oder auch nur für krankhaft gehalten, ist die Masse der Fremdstoffe aber zu groß für normale Reinigung, dann muß die Lebenskraft zu energischeren Mitteln greifen, um den Feind zu besiegen, das ist zu Fieber, wenn die Fremdstoffe im Blut circuliren, also im ganzen Körper verbrettet sind, oder zu Entzündung wenn sie auf ein Organ concentrirt sind. Wird die Lebenskraft hierbei naturgesetzmäßig unterstützt, unter günstigen Verhältnissen auch nur nicht gestört, so erfolgt die vollständige Reinigung, das ist Gesundheit in kurzer Zeit, ohne irgend welche Nachwehen. Unter günstiden Verhältnissen verstehe ich hier gesunde Wohnung und Nahrung, reine Luft und unverdorbenen Körper. Fieber und Entzündung sind also gar keine Krankheit, sondern ein Heilungsprozeß der Lebenskraft gegen Krankheit.

Was thut nun aber die Medicinwissenschaft wenn man sie zu Hülfe ruft? — das Unvernünftigste was sich denken läßt — sie erklärt diese Heilungsversuche für Krankheiten und unterdrücken sie, bei Fieber vermehrt sie die schon vorhandenen Fremdstoffe so viel, daß die Lebenskraft zu schwach wird ein Fieber zu erzeugen, bei Entzündung vermindert sie das Material, mit dem allein eine Entzündung nur möglich ist, sie nimmt Blut weg bis die Entzündungsfähigkeit

aufgehoben ist und nennt das „heilen" —. Da der Erhaltungstrieb nur mit der Lebenskraft erlischt, so sucht Letztere, wenn sie die Fremdstoffe nicht mehr fortschaffen kann, sie wenigstens unschädlich zu machen, dies geschieht durch Verschleimung und Ablagerung. Hierbei zeigt sich das unangenehme und zugleich unbestimmte Gefühl von nicht gesund und nicht krank sein, die geringste Unregelmäßigkeit, z. B. eine etwas zu große oder zu schwere Mahlzeit, eine Erkältung, oft auch nur eine ungewöhnliche Anstrengung ist die Ursache zu einem Heilungsversuch der Lebenskraft, ist aber selten, auch unter günstigen Verhältnissen und ohne alle Anwendung von Medicin, von Erfolg, oder höchstens nach langer Zeit bei streng naturgesetzlicher Lebensweise. Wird aber Medicin gebraucht, so ist es gewöhnlich mit den Heilungsversuchen vorbei und es erscheinen die secundaeren oder Zerstörungskrankheiten d. h. die eigentlichen und wirklichen Krankheiten, von denen sehr selten Jemand, außer durch den Tod befreit wird.

Die Möglichkeit der Zerstörung tritt dadurch ein, daß verschleimte Massen von Fremdstoffen ihre nächste Umgebung in der Ausübung der zum Leben nöthigen Funktionen hindern und dadurch Anschoppung, Eiterung, Geschwüre oder Verhärtungen entstehen, dies geschieht gewöhnlich zuerst in den Därmen oder der Lunge, später im Magen und der Leber. Die Lebenskraft versucht wohl hier dann und wann noch einen Anlauf zum Kampf gegen den Feind, aber fast immer ohne Erfolg, denn das ganze Wesen der Krankheit ist, durch mangelhafte Unterstützung sämmtlicher Organe in Folge der Belastung derselben mit verschleimten Fremdstoffen, nur noch chronisch und nicht mehr akut, die Folge von Medicinanwendung hier ist Lähmung oder Tod.

Es wird hier gewiß Mancher einwenden: „ich habe diese oder jene Krankheit gehabt und bin doch nach Medizingebrauch gesund geworden" — ich gebe das gern zu, das ist aber das schreckliche Unglück der Menschheit, der Aberglaube an die Medicin — post hoc ergo propter hoc d. h. weil danach also dadurch — Ihr armen Getäuschten und Geblendeten, ihr seid nicht durch Medicin, wohl aber trotz Medicin gesund geworden. Glaubt ihr denn, daß die über alle menschliche Weisheit erhabene Natur, nur ihrem höchstbegabten Geschöpf, dem Menschen, die Selbsthülfe verweigert hätte, während sie jedes Thier damit ausstattete?

Eben so wenig wie Euch ein Pfaffe seinen Gott beweisen kann, kann Euch ein Doctor Medicinae beweisen, daß er weiß was die Natur weiß, oder wohl gar noch mehr. Wenn er wüßte was er zu wissen vorgiebt, würde kein Doctor oder seine Angehörigen an einer Krankheit sterben, wenn er wüßte was er zu wissen vorgiebt, würden Reiche und Fürsten die seine Geldsucht zu befriedigen im Stande sind, nicht an heilbaren Krankheiten sterben, ich sage mit Bedacht „heilbaren," denn war sie unheilbar, so ist wieder nur der Doctor schuld daran, warum ließ er sie unheilbar werden? — es ist doch wohl kaum denkbar, daß Reiche oder Fürsten den Doctor zu spät holen lassen, dagegen im Lebensalter fast immer zu früh.

Es ist wünschenswerth, wegen Beschleunigung, mitunter nöthig, wegen nicht zureichender Fähigkeit, glücklicher Weise aber auch möglich die Lebenskraft in ihren Heilversuchen zu unterstützen. Die Grundbestandtheile des menschlichen Körpers sind: Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, diese 3 Stoffe finden wir am reichlichsten in Wasser und Luft, daher sind Wasser und Luft zum Leben des Menschen unentbehrlich, die Erfahrung hat uns gelehrt, daß bei richtiger Anwendung von Wasser und Luft die Lebenskraft im Stande ist die Gesundheit wieder zu erzeugen, wenn nicht Lebensorgane, z. B. Lunge, deren normale Thätigkeit die Lebenskraft als Hülfe braucht; durch Geschwüre oder Verbildung zu ihren Funktionen unfähig geworden sind. Die Zahl von Kranken ist groß genug, um als Beweis zu dienen, die von Medicin Doctoren als unheilbar aufgegeben, durch richtige Anwendung von Wasser und Luft ihre vollständige Gesundheit wiedererlangten. Man glaube aber nur ja nicht, daß nur Anwendung von Wasser und Luft, namentlich bei schweren Krankheiten hinreichend sei, nur die richtige Anwendung bringt den gewünschten Erfolg.

Die Warnung ist hier dringend nöthig: Hütet Euch vor falschen Propheten, denn es handelt sich hier nicht nur um Beseitigung eines Prinzips, sondern um die Existenz von Millionen Menschen und den Umsatz von Milliarden Dollar. Noch jeder Naturarzt hat Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie Mediziner, wenn ihre Patienten bestimmt erklären, keine Medicin nehmen zu wollen, und alles dagegen Demonstriren fruchtlos bleibt, zum Wasser greifen, es kommt auch vor, daß Mediciner, von der Zwecklosigkeit ihrer Heilmittel überzeugt, als ultmo ratio, letzte Hülfe, zum Wasser ihre Zuflucht nehmen, wie will, oder kann aber Jemand der keine Idee von den Grundprinzipien bei Wasseranwendung hat, das Wasser richtig anwenden? — bleibt dann der gehoffte Erfolg aus, tritt vielleicht gar das Gegentheil ein, so heißt es dann gewöhnlich: die Körperconstitution des Patienten, oder auch die Krankheit war nicht für Wasserbehandlung geeignet, Medicin hätte unfehlbar bessere Dienste gethan. —

Ein falscher Prophet ist unbedingt Jeder, der auf Verlangen, Wasser oder Medicin, oder gar Beides zugleich anwendet. Wer die Wasser- oder Naturheilkunde gründlich kennen gelernt hat, ist für immer fertig mit aller Medicin und allen Instrumenten zum Blut lassen. Schließlich warne ich hier noch vor den Doctoren, welche zwar Heilung ohne Medicin versprechen, aber mit meistens complicirten Badeмaschinen versehen sind, Kräuter u. dgl. in's Wasser thun und Salben zu Einreibungen anwenden, der Geldbeutel des Patienten ist hier gewöhnlich das Ziel und die Heilung dem Zufall überlassen. Der Glaube an die Zweckmäßigkeit der Medicin hat sich schon bei

Vielen in Zweifel verwandelt und wohl mit Recht fragen solche: wenn die Wasser- oder Naturheilkunde so erfolgreich ist, warum ist das nicht mehr bekannt? — Als der Zweifel vor einigen Jahrhunderten den Pfaffen gefährlich zu werden anfing, suchten sie ihn durch Gewaltmaßregel zu unterdrücken, die Greuel der Inquisition sind ja allgemein bekannt, die Pfaffen der Medicin haben eingesehen, daß sie auf dem Wege ihr Ziel so wenig erreichen würden wir Jene und haben deshalb einen andern Weg gewählt; sie suchen das Bekanntwerden zu verhindern und zu unterdrücken — überzeugt Euch nur selbst, welche Bauchgrimmen, Physiognomie ihr bei Eurem Hausdoctor erzeugt, wenn Ihr ihn um Rath über eine Wasserkur ohne Medicinanwendung fragt, mit welcher Bestimmtheit er deren Erfolge bestreiten und wenn dies nicht möglich, doch andern Ursachen zuschreiben wird. Dies ist auch nicht anders möglich — fragt einen Schuhmacher ob es besser ist die Füße zu bekleiden, oder Barfuß zu gehen, die Antwort und die Ursache derselben ist der des Doctors gleich.

Die Gesellschaft.

Von Franz Schmidt.

Ausgerüstet mit der Kraft und dem Triebe, zu erkennen, zu streben, zu schaffen, steht gleichwohl der Mensch nicht vereinzelt da unter all den andern Gebilden des Erdlebens, ist nicht jeder Einzelne auf die eigene Kraft allein angewiesen, nicht dem Zufall äußerer Einflüsse überlassen — sondern noch während du bewußtlos ruhst an der Mutter Busen, bist du umringt schon von Geschöpfen deines Gleichen, die dich lieben, schützen und pflegen. An der Eltern Hand, im Kreise der Geschwister beginnt das Licht der Erkenntniß aufzuleuchten in dir, legst du den Grund zu der — später so reich und immer reicher sich gestaltenden — Welt deiner Vorstellungen, Begriffe, Gedanken; — hier im Schooß der Familie lernst du zuerst — empfangend und erwiedernd — das heilige Gefühl der Hingebung und Liebe, findest das erste Feld zu thätigem Schaffen — im kindlichen Spiele.

Und in weiteren Kreisen gehörst du als Glied zur Gemeinde, hast Theil am Leben des Volkes, das im mannigfachsten Verkehr steht mit den andern Völkern der Erde.

So reiht Glied sich an Glied zum großen Ganzen — der Menschheit. — Und wie herrlich Kräfte und Anlagen sind, mit denen jeder einzelne Mensch zum Dasein erwacht: nur durch die ganze Gesellschaft, nur durch das Leben und den Verkehr in menschlicher Gemeinschaft erhalten sie ihre volle Weihe; nur durch die Gesellschaft und in derselben vermögen sie sich zu entfalten zu herrlicher Blüthe.

Wahrlich, was wärest du, was wäre dein Leben und Sein, lebtest du nicht als Glied im Bunde der Völker und Menschen? Nur in äußerst geringem Grade vermöchte die Kraft des Einzelnen die Welt zu erkennen und die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen, was alleinige Grundlage und umgängliche Bedingung aller menschlichen Entwicklung ist; — der Verlauf eines Menschenlebens, dessen Zusammenhang mit dem Ganzen zerstört, aufgehoben wäre, unterschiede sich kaum von der Lebensweise anderer Thiere. — Erst durch den Verkehr der Menschen unter einander, erst dadurch, daß Jeder für Alle denkt, strebt, schafft, erst durch die Gesammtheit der menschlichen Kräfte ist es möglich, daß das Leben der Menschen gedeihe zur möglichsten Höhe der Wohlfahrt für Alle, für Jeden. — Ja, das Gesellschaftsleben ist es, wodurch stets das lebende Geschlecht Alles dasjenige erbt und zum Genuß erhält, was alle Geschlechter, die vor ihm gelebt, errungen an Gütern, Schönem und Wahrem. Nichts geht verloren, was einmal die Menschheit besessen; und was der Einzelne schafft und thut, es stirbt nicht mit ihm, nein! es lebt fort zum Segen künftiger Geschlechter. — So macht die Gesellschaft selbst, indem sie die Frucht des menschlichen Lebens ewig erhält, den Menschen in Wahrheit unsterblich.

Alles verdankst du der Menschheit! — Das Wort, das du aussprichst, haben Andere vor dir gedacht und gebraucht; der ganze Schatz deiner Sprache, das ganze Reich deiner Gedanken gehört deinem Volke, gehört der Gesellschaft; — durch dein eigenes Werden, Ringen und Streben erwirbst du nichts, als den Mitgenuß an den Schätzen, die Allen gehören.

Die Speise, die dich nährt, hast du nicht selbst dir bereitet; das Kleid, das dich schützet und schmückt, hast du nicht selbst gefertigt, er hat den Stoff dazu nicht selber zugerichtet, hat die Werkzeuge nicht ausgedacht und erschaffen, durch die allein er's vermag, seine Arbeit zu fördern.

Ja, Alles verdankst du der Menschheit! — Und wahrlich, dein eigenes Schaffen und Wirken erschiene als Pflicht, wäre Abtragung heiliger Schuld, hätte nicht die Natur selber den Trieb dir in die Brust gepflanzt, unter Menschen Mensch zu sein, menschlich zu schaffen, menschlich zu leben. — Nicht Gefühl der Pflicht, nein, edler, heiliger Trieb der Natur ist's, der das Kind zum muntern Spiele, den Mann zu ernster Arbeit drängt. — O folge freudig diesem Triebe und du erlangst dadurch ein heiliges Anrecht auf all jene Güter, die das Dasein der Menschen verschönern. — — —

Weil der Mensch bei jeglicher Thätigkeit einen bestimmten Zweck im Auge hat, weil jedes Gebilde seiner Hand eine besondere Bestimmung hat, für die es gemacht und verbraucht wird: so pflegt er auch Zweck und Bestimmung zu suchen im Reich der natürlichen Schöpfung, pflegt zu fragen nach Zweck und Bestimmung des eigenen menschlichen

Daseins. — Die Werke der menschlichen Hand haben den Nutzen zum Zweck; ihre Bestimmung also liegt außer ihnen, liegt darin, daß Andere sie nützen, verbrauchen.

Ganz anders die Gebilde des natürlichen Werdens und Lebens! Oder meinst du etwa, es blühe und dufte die Blume zu dem Zweck, daß des Menschen Aug' und Geruch sich ergötze? Tritt hin auf die Flur und schau, wie die Kräuter alle, ob schön oder unscheinbar, ob dem Menschen nützlich, ob tödtlich, schau, wie Jegliches sich entfaltet, erblüht im üppigen Streben der eignen Säfte; schau, wie sein Lebenslauf endet, wenn seine Zeit erfüllt ist, wenn seine Kräfte verbraucht sind — verbraucht nicht für menschliche Zwecke, sondern im Dienst des eigenen Werdens und Lebens!

Daß der Keim sich entfalte, die Blume erblühe, der Same reife — zu neuem Keime: das allein ist „Bestimmung" der Pflanze, das ist der „Zweck" ihres Daseins. — Das eigene Werden und Leben — sonst nichts! — ist ihr Zweck und Bestimmung. — Daß nebenbei viele Kräuter Thieren und Menschen zur Nahrung und Freude gereichen, das liegt nicht als natürliche Bestimmung in der Pflanze, sondern ist einfache Folge des thierischen Lebens.

Und was von der Pflanze gilt, gilt von den Vögeln des Himmels, von allen Thieren und Allem, was im unendlichen Reich der Natur geworden.

Und die Bestimmung des Menschen? — der Zweck des menschlichen Daseins? — Wahrlich, erhabneren Zweck, schönere Bestimmung vermag selbst die Phantasie des Menschen nicht zu erfassen, als den: daß alle die herrlichen Kräfte und Triebe, welche die schaffende Natur in überreicher Fülle in die Brust des Menschen gelegt, daß sie frei, daß sie ganz sich entfalten und gelangen zu vollem Erblühen!

In solcher Entfaltung des eigenen Wesens, in solcher Entwicklung und Aeußerung aller menschlichen Kräfte — liegt zugleich die schönste Gestaltung des Erdenlebens der Menschen, liegt für jeden Einzelnen der reine und volle Genuß seines Daseins, liegt das, was allein du „Zweck und Bestimmung" des menschlichen Lebens nennen kannst.

Was aber der Pflanze Luft und Licht, was dem Thiere Bewegung und Nahrung, das sind dem Menschen — die gesellschaftlichen Güter!

So wie die Blume vergeht, ohne ihre Lebensaufgabe erfüllt zu haben, wenn du ihrer Wurzel zwar die Nahrung des Bodens läßest, ihr aber Luft und Sonne entziehest: so auch geht der Mensch seines wahrhaft menschlichen Lebens verlustig, wenn du ihm Brod giebst, versagst ihm aber den Vollgenuß des gesellschaftlichen Lebens.

„Der Mensch lebt nicht vom Brod allein!"

Darum, was immer erschaffen wird durch Aller Arbeit; wie unermeßlich die Güter sind, die durch gemeinsame Kraft aus dem Schooße der Menschheit erstehen: ihr unverkümmter Mitgenuß ist dein, ist jedes Einzelnen heiliges Recht, ist die unumgängliche Bedingung eines wahrhaft menschlichen Lebens, ist der einzig genügende Lohn für deine eigene Arbeit.

Dein eigenes Thun und Schaffen — das ist der Einsatz, den du, wie jeder der Brüder, vertrauensvoll niederlegst in die gemeinsame Kasse; und mehr vermagst du, vermag Niemand zu leisten im Dienste der Gesellschaft, als rüstig zu streben, zu wirken mit all der Kraft, die dir inwohnt. — Darum, was auch der Gewinn, was auch der Ertrag sei der gemeinsamen Arbeit: es muß Allen, muß auch dir Antheil werden an ihm! Jeder hat Anspruch auf ihn, der mitgewirkt zu seiner Erwerbung.

Das ist es, wonach die Menschheit ringt, was ihren Zweck, ihre Bestimmung bildet, daß es durch die Gesellschaft und in der Gesellschaft jeglichem Menschen möglich werde, seine Bestimmung zu erreichen in freier Entfaltung, in voller Thätigkeit seiner menschlichen Kräfte, im Vollgenuß der Güter der Erde.

Und wenn die Gesellschaft sich also gestaltet, da wird die Menschheit zum heiligen Bunde von Brüdern, da bildet reiner Lebensgenuß und Liebe zum Bruder den Grund und die Richtschnur des menschlichen Strebens und Schaffens, da erringt der Einklang menschlicher Kräfte die irgend mögliche Erkenntniß und Herrschaft über die Natur und ihre Gesetze, und erhöht in's Unendliche Werth und Schönheit des menschlichen Lebens.

Aber: wenn die Gesellschaft die Einen nur zuläßt zum Mahle des Lebens, die Anderen ausschließt; wenn die gesellschaftlichen Güter weder von Allen erschaffen, noch von Allen genossen werden: da gedeiht nirgends das menschliche Leben zu schöner Entfaltung, da schleppt die ganze Gesellschaft ein sieches, krankes Dasein hin, und Verkümmerung herrscht in Hütten und in Palästen; — entmenschende Leidenschaften verdrängen die natürlichen Gefühle des menschlichen Herzens und Selbstsucht wird zur alleinigen Triebfeder menschlichen Handelns; — da waltet Zwietracht und Haß in Haus, Gemeinde, wie unter den Völkern, das Band der Bruderliebe zerreißt, und anstatt zu sinnen auf Glück und Freiheit der Brüder sinnt der Mensch auf Vernichtung und Knechtung seiner Mitmenschen, und die Hand die Heil und Segen spenden sollte, ist aufgehoben zum Brudermord.

Schau' um dich in der Gesellschaft! — Noch ist Liebe und Brüderlichkeit eingeschlossen in den engen Kreis der Familie; außer ihr herrscht Selbstsucht in Volk und in Staat. — Doch, siehe! — schon wird es den Menschen klar und klarer in immer weiteren Kreisen, daß Selbstsucht und Zwietracht sie treibt in gemeinsames Verderben; — schon lebt das Gefühl der Liebe, lebt Brudersinn mächtig und mächtiger auf, und immer gewaltiger strebt er nach allgemeiner Geltung. — Denn in der Erkenntniß des Uebels da schimmert bereits das Morgenroth eines neuen Tages, im Drange der Völker schon kündet sich an die baldige Neugestaltung des menschlichen geselligen Lebens!

Für die Fackel.

Ueber das religiöse Streben der Prediger.

Von W. Sauter.

Schon häufig hatte ich Gelegenheit, den Redefluß, das Feuer und den Scharfsinn so mancher Prediger zu bewundern, und fast jedesmal drängt sich mir der unangenehme Gedanke auf, daß so viele herrliche Talente, daß so reiche Schätze der Wissenschaft auf die Befeuchtung eines undankbaren Feldes verwendet werden. Welch guten Saamen könnte der menschenfreundliche Prediger auswerfen, dürfte er lehren, was den Menschen auf der Erde glücklich macht — der wahrhaft Glückliche ist stets für den Himmel reif — dürfte er die Fülle seines Herzens auf Behandlung von Gegenständen verwenden, die das Gemeinwohl der menschlichen Gesellschaft befördern; dürfte er aus dem engen Wirkungskreise treten, welchen theils ein altes Herkommen, theils eine engherzige Politik um ihn gezogen. Nur von heiligen Dingen soll auf der Kanzel gesprochen werden, nur Religion soll gelehrt, für das Volk unverständliche Bibelstellen erklärt, und Widersprüche in der Schrift sollen gehoben werden. — Welche Entweihung der Kirche, würde ein Prediger dem Volke Anleitungen geben, über die Erziehung der Kinder, Aufschlüsse über den Bau des Menschen, über das Wirken der Natur! Welch' unerhörte Begebenheit, würde man von der Kanzel herab Begriffe über Regierung, über Gesetze, über wahren Bürgersinn beibringen wollen! Unerhört! der Prediger hat über Leidenschaften, hat über gesellschaftliche Regeln, hat über Empfindungen gesprochen. Religion soll das Thema des Predigers sein; aber kein wissenschaftlicher Gegenstand. Nichts von Naturkunde, nichts von Gesundheitslehre, nichts von der Kunst zu regieren, nichts über den wichtigsten Gegenstand, über die Basis eines goldenen Zeitalters — eine gute Erziehung. — Kann man denn religiös sein, ohne ein guter Bürger, ein guter Vater, Freund, und Bewunderer der Natur zu sein? oder ist der nicht religiöser, der seine Kinder kräftig an Geist und Körper erzieht, der zweckmäßig an dem Wohl des Staates arbeitet? Wohl wurde schon manches kräftige Wort von der Kanzel herab gehört über die Erhaltung der Gesundheit; mit glühenden Farben das Erhabene der Aufopferung für das Gemeinwohl geschildert; grelle Bilder von den Folgen einer schlechten Erziehung entworfen; rührende Beispiele von wohlerzogenen Kindern gegeben; die mächtigen Töne der Orgel vollendeten den Eindruck der wohlgesetzten Rede. Die Zuhörer wurden begeistert. Die Seele ist sich in solchen Momenten des göttlichen Ursprungs bewußt, und in ihr reifen Entschlüsse, ihres göttlichen Ursprunges würdig. Aber wie fangen sie es an, diese guten Vorsätze auszuführen? Mancher klagt über die Entartung seiner Kinder, und hat sie doch so streng erzogen — Mancher sieht die Kräfte des Staates gelähmt, obschon seine Partei gesiegt, für welche er sein Blut verspritzt, sein Gut geopfert hat; Mancher findet zu seinem Erstaunen seine Gesundheit geschwächt, und hat doch Alles gethan, was seinem Körper eine angenehme Empfindung verursacht! — Ich glaube, die Revolution in Frankreich hätte keine solche, die Menschheit schändende, Ungeheuer hervorgebracht, wäre die Zahl derer, in denen der Geist eines Rousseau und Montesquieu fortlebte, nicht so gering gewesen. Diese, vom Bilde einer beglückenden Freiheit beseelt, reizten das Volk zur Abwerfung seiner drückenden Fesseln; aber zu ihrem Schmerz mußten sie sehen, daß das Volk unfähig war, das Ideal der Freiheit zu fassen, da es in seiner entfesselten Wuth das Gute mit dem Schlechten zerstörte. Aber woher sollte das Volk Begriffe über Staatsverfassung hernehmen? Es wußte nicht, daß ein Rousseau gelebt habe, daß er ein goldenes Buch über den Gesellschaftsbund geschrieben, und gesetzt auch, es hätte es gewußt, und Rousseau's Werke gelesen, so würde es sie doch nicht verstanden haben; denn die Sprache der Gelehrten ist nicht die des Volkes. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Römer und Griechen, wo die Weisen öffentlich lehrten, und die Reden eines Cicero und Demosthenes vom Haufen verstanden, die jetzt selbst den Studirenden Nachdenken kosten. Zahlreiche Werke großer Männer sind in Bibliotheken gesammelt. Blos eine kleine Klasse von Menschen kann sie benützen. Daher die große Kluft zwischen den Gelehrten und dem Volke; daher dieses mit den ersten Elementen der Wissenschaft unbekannt, indeß Jene fast alle Gebiete derselben durchwandern. Wie soll also der Handwerker, der Bauer die Deutungen des Lebens richtig kennen lernen, wer soll sie lehren, ihre Pflichten recht zu erfüllen? wer sie mit den schädlichen und heilsamen Kräften der Natur bekannt machen? Soll der Schullehrer es thun? Unmöglich. Der Knabe hat noch keinen Sinn für den Ernst des Lebens. Aus der Schule entlassen lernte er ein Geschäft. Er reift zum Jüngling heran — da kömmt das Laster unter der Maske der Tugend ihn zu verführen; ränkenvolle Männer suchen mit dem Scheine des Wohlwollens ihn für ihre Zwecke zu gebrauchen. Wer soll ihn darauf aufmerksam machen? Er wird in die Kirche verwiesen. Fliehe das Laster! folge der Tugend! ruft man ihm da zu; aber man lehrt ihn kaum die Umrisse der Tugend und des Lasters kennen. Laß dir den geraden Sinn durch glatte und schöne Worte nicht verdrehen! aber man sucht nicht, ihn mit dem geraden Sinn bekannt zu machen. Hat der Prediger seine Pflicht erfüllt, wenn er eine Stunde lang an einem unschuldigen Satze feilt, ihn verstümmelt, zergliedert, dann wieder auf eine beliebige Weise zusammenstellt, und endlich daraus beweiset, daß ein Gott ist, daß der Mensch nur edel sein soll; was doch in jeder Secunde in tausendfachem Echo durch die Schöpfung hallt? Keineswegs. Ein Seelsorger soll für die Seele sorgen. — Die Seele fühlt sich wohl, wenn der Körper ge-

sund; lehret daher, Ihr Prediger, den Bau der menschlichen Maschine; lehret, was dieser Maschine schaden, und was ihr nützen kann. Die Seele fühlt sich wohl, wenn sie mit Reinen und Glücklichen sich verschwistern kann; lehret also, wie man Kinder gut erziehen, wie man ein guter Bürger werden kann; und der gute Mensch wird sich nur von guten Menschen umgeben sehen. — Zwar ist es gerade nicht nothwendig, daß das Volk gelehrt über Dogmen zu sprechen verstehe; aber es soll in jeder Lage des Lebens die richtige Stellung zu nehmen wissen. O, Ihr Prediger, beschäftiget Eure Zuhörer nicht so viel mit abstracten Begriffen! Die Vernunft und die Erkenntniß des Guten macht sittliche Menschen, der Mysticismus gefährliche Schwärmer. Führt Eure Zuhörer auf den Teppich der Natur. Zeigt ihnen, wie herrlich, wie zweckmäßig Alles da eingerichtet. Lehrt sie Blicke in ihren Haushalt werfen. Führet sie durch ihre unermeßliche Räume, führet sie hinauf zum blauen Aether, zum Sternenzelt, hinab in die Schlünde der Erde, macht sie aufmerksam auf die Instincte u. s. w. und eine schönere Religion wird sich daraus entwickeln und eine erhabenere als die Ihr ihnen wirklich gebet.

Lasset die Natur Eure Führerin sein, lehret aus ihrem Buche, und Eure Bemühungen werden mit dem schönsten Erfolge gekrönt sein!

Samuel Ludvigh's letzte Worte.

Mitgetheilt den Lesern der Fackel.

Sonntag, den 31. Januar 1869 fing er an, sich schwach und unwohl zu fühlen und bemerkte: daß seine Reise nach Louisville, (von welcher er am 28. Januar zurückgekehrt war) ihn sehr erschöpft hätte, und daß es wenigstens eine Woche erfordern würde, um sich wieder zu erholen, er ging zu Bett, aber das Schicksal hatte es beschlossen, daß er nicht wieder genesen sollte.

Vom 1. bis 7. Februar hatte er sehr stark von einem Anfall des Asthma's zu leiden und wünschte, daß er lieber sterben möchte, als noch länger so große Schmerzen auszuhalten.

Am 7. Febr. kam der Buchbinder (nach welchem er gesandt hatte, um für ihn zu reisen und zu collectiren) und ertheilte ihm die dazu nöthigen Instruktionen.

Am Freitag den 5. Febr. dictirte er mir Empfehlungsbriefe an seine Abonnenten für den Buchbinder. In einem Brief an Hrn. Frantz in Parkersburg, Va., sagt er: ich bitte Sie, in Zukunft als Agent für meine Fackel und übrigen Werke zu wirken, da ich nicht mehr reisen kann, welches zeigt, daß er schon ein Vorgefühl hatte, daß sein Ende nahe war.

Montag Abend, den 8. Febr. zeigte er mir seine Subscriptions-Liste und gab mir in Betreff seines Geschäfts Instructionen; bemerkte wer bezahlte und wer nicht bezahlt hätte und sagte, daß da bereits so Viele für die Fackel voraus bezahlt hätten, dieselbe im Falle seines Todes dieses Jahr fortgesetzt werden sollte.

Am Dienstag den 9. Febr. dictirte er mir die Namen und Wohnorte der Unterschreiber für verschiedene seiner Werke; bemerkte wer bezahlt und nicht bezahlt hätte, ferner händigte er mir seine gedruckte Namens-Liste derjenigen Abonnenten ein, denen sein letztes Werk der „Priesterspiegel" zugesandt werden sollte, auf welchen sie abonnirten.

Mittwoch den 10. Febr. war er sehr schwach und sprach sehr wenig, er fühlte, daß der Tod sich ihm näherte, aber dennoch sprach er mit merkwürdiger Ruhe und Kaltblütigkeit; fragte seine Frau, ob der Doctor eine Einwendung dagegen hätte, eine Postmortem-Untersuchung nach seinem Tode zu halten, so daß wir versichert sein möchten, daß das Leben entflohen und die wahre Ursache seines Todes uns bekannt werde.

Während er mit Kaltblütigkeit über einen Gegenstand sprach, der von Vielen so sehr gefürchtet wird, wurde die Familie bis zu einem gewissen Grad auf einen Schlag vorbereitet, der leider noch zu bald kam. Doch dachten wir nicht, daß er so geschwind sterben würde, da seine scheinbare Stärke und Thätigkeit ihn in seiner Krankheit nicht verließ. Während seine Frau ihm die Füße rieb, die sehr geschwollen waren, fragte er: wie lange dauert es nach dem Tode, bis die eisige Erstarrung eintritt? Nachdem man ihm es sagte, bemerkte er zu seiner Frau: begrabt mich nicht eher, als bis ihr überzeugt seid, daß ich wirklich todt bin, da ich immer einen Schauder vor Lebendig begraben sein gehabt habe, aber wartet auch mit dem Beerdigen nicht zu lange, da dies anstößig sein würde.

Darauf sagte er: ich hoffe nicht, daß ihr mir meine schwarzen Kleider und die schweren Stiefel anziehen werdet, denn ich denke, ein reines Hemd und Hosen sind für die Würmer genug; aber solltet ihr es dennoch thun [sagte er lächelnd zu seiner Tochter Adorine] laßt die Stiefeln weg und statt derselben zieht mir ein Paar leichte Schuhe an, denn wer weiß es, wie schwierig es ist, den Styx zu überschreiten. (Auf eine griechische Fabel anspielend.)

Da ihr Alle mich nach meinem letzten und schönen Ruheplatze begleiten wollt und wir nur wenig Freunde hier haben, so geht zu dem treuen Heinrich [ein wohlbekannter Miethkutscher, Namens Heinrich Meyer], in dessen Kutschen werdet ihr mir folgen bis zu meinem letzten Ruheplatz in die Welt der Atome.

Indem er am Donnerstag in seinem Zimmer umherblickte, und zwei Gemälde bemerkte, das eine einen Ungar und das andere eine junge österreichische Dame seiner Bekanntschaft in jüngern Jahren darstellend sagte er zu seiner Frau: warum sind diese unbedeutenden Gemälde um mich?

während er nun einschlief, entfernte seine Frau dieselben und ersetzte sie durch das Bild des Fürsten von Schwarzenberg und ein anderes Gemälde, eine ungarische Hochzeit vorstellend, in der Voraussetzung, daß ihm diese besser gefallen würden, da er sein Vaterland so zärtlich liebte. Nach dem Erwachen seines kurzen Schlummers die Veränderung der Bilder bemerkend, lächelte er, und ihnen Küsse zusendend, sagte er: armer Fritz, ich werde dir bald nachfolgen, da meine Augen in Kurzem geschlossen sein werden und niemals wieder auf die, welche ich liebe, noch auf die vielen Bequemlichkeiten, im Zimmer umhersehend, blicken werde; doch habe ich lange gelebt und viel genossen.

Seine Frau fragte ihn dann: ob er nicht auch die Bilder seines Vaters und seiner Mutter sehen wollte? Nein, Mama, entgegnete er, sie sind zu groß und unbequem zum herbeischaffen, das Bild meiner Mutter ist tief in mein Herz eingegraben.

Gegen Abend wurde er wegen meiner Rückkehr aus dem Geschäft besorgt, da mich dasselbe diesen Abend länger wie gewöhnlich aufgehalten hatte. Als ich zurückkam, sagte er: komme mein Sohn Victor, während noch ein Lebensfunken übrig ist, so wünsche ich dir etwas zu dictiren, welches du niederschreiben mußt. Indem er sich jetzt etwas erhob, nahm er zuerst einige Tropfen Catawba-Wein.

Nachdem er sechs Briefe dictirt und unterzeichnet hatte [dieselben waren Geschäftsbriefe an einige seiner Freunde], sagte er zu mir: jetzt an ein wichtigeres Geschäft und fing an einen Umriß seines Lebens in diesem Lande für den „Boston Investigator" zu dictiren. Er hatte es früher im Sinne versucht, in deutscher Sprache, seine Selbstbiographie niederzuschreiben, aber wegen Krankheit und Geschäfte war dieselbe zu lange aufgeschoben worden. Er hatte ungefähr 2 große Bogen davon dictirt, als er sehr schwach und gezwungen wurde, es aufzugeben; und sagte: wir können es vielleicht ein ander Mal fertig machen, aber dazu kam er niemals, und während des letzten Theils der Nacht beobachtete er mit großer Aufmerksamkeit die dahin gehenden Stunden und sagte sie seiner Frau.

Um 4 Uhr des Morgens, während seine Frau am Bett saß und das Haupt ihres sterbenden Gatten an ihrer Schulter ruhte, heulte ein großer Neufundländerhund, der einem Nachbar gehörte mehreremals, worauf er sagte: Mama, was ist das? Ach, welcher feine Instinkt, oder ist es der feine Geruch, den wie wir wissen, die Hunde besitzen, war darüber betroffen und sagte: er riecht vielleicht bereits meine Auflösung in mir.

Zwei oder drei Tage vor dem Freitag hatte er sich geäußert: daß dies sein letzter Tag sein werde und am Morgen dieses Tages rief er seine Kinder und Enkel um sich. Der jüngste Sohn Willie war schläfrig, deshalb sagte er: setzt den kleinen Künstler zu meinen Füßen, dann rief er seinen nächsten Sohn Carlmann küßte ihn u. sagte, als er ihm sein leeres Taschentuch als Andenken gab: hier mein Sohn, ich weiß, du liebst das Geld [das nie eine Leidenschaft deines Vaters war] aber erwerbe es dir auf einem ehrlichen Weg, da Geld eine Nothwendigkeit im Leben ist, doch Tugend und Ehrlichkeit sei dein höchstes Ziel. Hierauf wandte er sich zu mir und sagte: komm mein Victor, laß dich umarmen und küssen für meine theure Cora in Minnesota und für meine theuren Kinder da und alle die theuren Verwandten in Ungarn und Philadelphia (die Verwandten seiner Frau daselbst meinend), ein Lebewohl, an Cousine Amande, sage ihr: ich liebte sie. Seine Frau fragte ihn: ob er einen von seinen Freunden sehen wollte; er wünschte es, doch da es nicht sein kann; Kinder kommt näher an meine Bettstelle, um euch mit meinen sterbenden Worten zu sagen, daß ich kein einziges Wort und keine Zeile bereue, die ich während meines Lebens geschrieben habe, sondern glaube, es ist alles wahr und nun bestätige ich es mit meinen sterbenden Lippen. Dies sagte er, ist alles bei vollkommenem Verstande gesprochen worden, wenn jedoch später ich davon abweichen und ich sollte einen Priester oder Geistlichen verlangen, so beachtet es nicht, sondern betrachtet es als eine Störung oder Abnahme meiner Geisteskräfte und befolgt es nicht. Mama, sagte er zu seiner Frau: erinnerst du dich noch eines Taschentuches meiner Mutter, welches ich dir viele Jahre zurück zeigte. Ja, antwortete sie, ich weiß nicht gleich, wo es ist. In meinem Bücherschrank hinter den Büchern wirst du ein griechisches Jäckchen finden, welches ich trug, als ich in Griechenland reiste, in einem der Aermel wirst du das Taschentuch finden; bring es her, sagte er. Seine Frau brachte es ihm; dies sagte er: hatte meine Mutter um den Hals, als sie im Jahre 1827 starb; reiße es halb entzwei und begrabe die eine Hälfte mit mir und behalte du die andere Hälfte. Mein Leichenwagen sei einfach, ich liebe keine auffallenden schwarzen Federbüsche darauf; der Sarg sei einfach, tragt keinen Flor oder Trauerkleider, dies ist blos äußerlicher Schein, die wahre Trauer liegt im Herzen.

Um mit Seneca zu reden, wenn die Portale offen sind, ich bin bereit zu scheiden in das große, ewige Reich der Natur.

Diese rührende Scene ergriff die Familie so tief, daß wir uns nicht enthalten konnten, zu weinen. O, sagte er: weinet nicht; doch Töchter, wenn ihr euch dessen nicht enthalten könnt, geht in ein anderes Zimmer, denn von eurem Thränen bin ich zu sehr ergriffen, und bin doch so schwach; Knaben ihr solltet nicht weinen, ihr müßt Spartaner sein.

Nach einer kleinen Weile fragte er: ob wir nicht den Doctor rufen sollten, welches geschah. Als der Doctor kam, sagte er zu ihm: da sie mich während meiner ganzen Krankheit behandelt haben, so können Sie mir ungefähr sagen, wie lange ich noch zu lebe.. habe; ich wünsche, meine Familie darauf vorzubereiten, daß sie die Fassung nicht verlieren, wenn dieser Augenblick herannaht; Sie wissen, ich fürchte den Tod nicht, noch die letzten harten Kämpfe. Der

Doctor erwiederte: Ihr Puls ist noch gut und sie werden heute sicherlich nicht sterben. Gut, sagte er: 10 Stunden werden es entscheiden. Nach des Doctors Weggang kehrte sein Appetit zurück und er verlangte ungeduldig nach seinem Frühstück, bemerkend, daß ihm letzte Nacht die Zeit so lang wurde zum Sterben und jetzt währte es ihm zu lange, ehe sein Frühstück komme.

Nachdem er sein Frühstück gegessen hatte, welches aus einem weich gekochten Ei und einer Tasse Kaffee bestand, welcher ihm sehr gut schmeckte, bemerkte er: daß es das erste Mal sei, das der Kaffee ihm so gut seit 6 Monaten geschmeckt habe. - Nach einem kurzen Schlaf (in einer aufrechten Stellung sitzend, der einzige Weg, daß er ruhen konnte, während seiner Krankheit) stand er auf, zog Rock, Socken und Slippers an, setzte sich auf einen Stuhl nieder und sagte: ich denke ein bischen geistige Arbeit wird mir wohl thun. Der Doctor kam wieder und ihn sitzen sehend, versicherte er ihm, daß er besser wäre, gut, sagte er: ich bin selbst geneigt zu glauben, daß eine große Veränderung mit mir vorgegangen ist. Die Rückkehr des Appetits und Neigung für Kaffee, den ich so lange nicht getrunken habe, ist ein Beweis davon. Wenn ich genese, was mir sehr zweifelhaft scheint, werde ich diese letzten Augenblicke meiner Krankheit zum größten Studium meines Lebens machen.

Nachdem ihn der Doctor verlassen, sagte er: ich habe mich scheinbar lächerlich gemacht durch diese Vorbereitungen zum Tode, aber ich habe gehandelt, wie ich gefühlt habe.

Weint nicht mehr, sondern laßt den Lauf der Hausgeschäfte wie gewöhnlich wieder vorangehen, und wenn ich fertig bin, will ichw arten bis die Zeit für mich da ist, zum Scheiden aus diesem Leben in die Atome der Natur. Dann nahm er einen Brief, der auf einem Tischchen lag, von Hrn. Blenker in Philadephia, ein großer Spiritualist; verlangte eine Brille und las den Inhalt der zwei großen Bogen, dies schien ihn zu ermüden und er wünschte wieder zu Bett zu gehen, er setzte sich auf den Rand desselben, unterstützt von seiner Frau und sagte: es ist angenehm zu denken, daß die Geister meiner Mutter und abgeschiedener Freunde mich umschweben; aber ach, es ist n u r eine süße Täuschung. Er verfiel darauf in einen kurzen Schlummer und einer der Nachbarn kam, um ihn zu sehen, aber da er schlief, wollte er ihn nicht aufwecken. Als er an der Bettstelle stand, sprach er laut genug, um gehört zu werden; kommt Kinder, es ist schön zu sterben, Sarah, meine gute Sarah.

Nach einem scheinbar erfrischenden Schlaf verlangte er Kaffee und ein Stück Kuchen. Es war ungefähr um Mittag. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, schlief er wieder eine halbe Stunde und sagte beim Erwachen: gebt mir geschwind einen Bleistift u. Papier, ich fühle Lebensfeuer und schrieb denn die folgenden Zeilen:

Im Falle eines plötzlichen Todes ersuche ich die geehrten Abonnenten, welche noch mit der Zahlung im Rückstande sind, dieselbe meiner Frau bei der nächsten Reise einzuhändigen, damit sie meinen Verbindlichkeiten nachzukommen im Stande ist. Ferner: wenn es nöthig, für meine Familie zu sorgen; denn ich denke, es ist ehrenvoll Geld deshalb zu betteln, aber schimpflich zu betrügen, und jetzt an alle Anhänger meiner Grundsätze ein letztes Lebewohl! Er fragte seine Frau: ob sie es lesen könnte, da sie verneinte, verlangte er seine Brille und verbesserte es; doch sie vermochte es noch nicht, da sie mit der deutschen Schrift nicht vertraut ist; dann sagte er schnell: nimm einen Bleistift, während ich noch Leben und Kräfte habe, ich will es übersetzen, legte es in einen Umschlag u. addressirte es an Hrn. F. Hassaureck, und sagte: nach meinem Tode übergebt es ihm und er wird es in sein Blatt aufnehmen. Nach einer kleinen Pause sagte er: du wirst etwas Geld brauchen, um die Begräbnißkosten zu bestreiten; bring Dinte und Feder, und er schrieb eine Anweisung auf 30 Tage an Hrn. F. Adae und Co. für 30 Doll.; seine Frau war dagegen, sie hoffte, sie brauchten es nicht, er zerriß dann die Note und sagte: du kannst sie selbst ausmachen. Aus Erschöpfung schlief er wieder ein.

Am Abend sagte er: es scheint mir jetzt, daß ich gerade meinen 68. Geburtstag erleben soll; wie romantisch und welche Poesie, an seinem Geburtstag zu sterben! Er beobachtete die Zeit jetzt genau und um Mitternacht versammelte sich die Familie um ihn, er verlangte Punsch, daß wir einen Toast zu seinem Geburtstage ausbrächten; da aber nicht Liqueur genug im Hause war, wurde Wein geholt, er nahm ein Glas, trank auf das Wohl seiner abwesenden Verwandten und Freunde, und wünschte dem guten Hrn. Farciot und dessen Frau auf Kelley's Island (von dem er den Wein kurze Zeit vorher erhalten hatte] langes Leben und Glück.

Am Samstag Morgen, den 13. Febr. als der Doctor kam und sich nach seinem Befinden erkundigte, sagte Papa zu ihm: Doctor, wie ich Ihnen schon zuvor erklärte, fürchte ich den Tod nicht, aber ich würde wünschen, daß es mir gewährt sein möchte, daß der Tod mich schlafend in das unendliche Reich der Atome überführe.

Nachmittags hatte er einen leichten Husten und sagte zu seiner Frau: Mama, dies muß der Vorbote des Todes sein; nein, sagte sie: dies ist blos ein Husten und du bist zu schwach, um den Schleim herauszubringen.

Abends kam Herr Pflüger aus Cincinnati, mit dem er sich frei und kräftig unterhielt. Dieser letzte Versuch zu sprechen, erschöpfte ihn sehr, er wurde schwach und seine Gedanken schweiften umher; manchmal machte er eine Bewegung, als wenn er schreiben wollte und zuweilen fragte er nach seinem Pocketbuch u. Kleidern, und bemerkte: er müsse fort, da der Eisenbahnzug bald abgehen würde; nachdem ihm erklärt wurde, es wäre nicht so, entgegnete er: so will ich mich wieder hinlegen und schlafen.

Die erste Hälfte Samstags Nachts schien er ruhig zu schlafen. Um 1 Uhr am Sonntag Morgen erhob er sich im Bette und sagte: jetzt ist Zeit, daß der Zug abgeht und ich

muß fort, bringt mir meine Hosen. Wir wollten dies nicht thun, aber er bat uns so flehentlich, daß wir seinen Wunsch erfüllten; er zog sie an, ging im Zimmer umher, und nachdem er eine Weile sich gesetzt hatte, wurde er müde, entledigte sich ihrer wieder und setzte sich auf das Bett, von seiner Frau unterstützt.

In kurzer Zeit war er entschlummert; seine Frau weckte und fragte ihn: ob er sich nicht legen wollte, er that es und fiel sogleich in einen ruhigen, ungestörten Schlaf.

Wir beobachteten ihn zwei Stunden, wurden ängstlich und schickten nach dem Doctor. Derselbe meinte, er würde wieder aufwachen, aber dies war sein letzter Schlaf und sein Wunsch, daß der Tod ihn im Schlafe überraschen möchte, war erfüllt worden; dies geschah am Sonntag Vormittag um 9 Uhr, am 14. Febr. 1869.

Dreißig Jahre lang widmete er mit unvergleichlichem Eifer sich einer unpopulären Sache, worin er weder sich selbst noch seine geringen Mittel schonte, um den Menschen die wahre Tugend und geistige Freiheit zu lehren; wäre Geld oder ein Amt sein Bestreben gewesen, er würde es erreicht haben, er konnte durch seine Talente und seinen Fleiß reich u. berühmt werden, aber er wendete sich sein ganzes Leben lang von diesen Verlockungen ab und verbrachte es unter den ungünstigsten, rauhen, undankbarsten und beschwerlichsten Mühseligkeiten und Arbeiten, um die wahren und gerechten Prinzipien der Freiheit und des Fortschritts gegen einen mächtigen und überwältigenden Feind zu befürworten und zu vertheidigen; doch er hat sein Werk brav und wohlgethan, niemals entmuthigt, immer hoffnungsvoll und der Freiheit und des Fortschrittes treu bis an sein Ende.

V. F. Peterson, Schwiegersohn.

An die gütigen Leser der Fackel.

Gestern, den 31. März 1869 habe ich die letzte Pflicht gegen meinen geliebten Mann erfüllt, und seine sterblichen Ueberreste aus dem Leichenhause, worin sie bis jetzt beigesetzt waren, zur Ruhe in das Grab gebracht, welches Hr. Guckenberger die Güte hatte, mir zu überlassen, bis ich selbst eine kleine Lotte kaufen kann. Ich vermag kaum mit Worten meine Dankbarkeit für die Güte des Hrn. Guckenberger auszusprechen und gegen Hrn. Pflüger, durch dessen Theilnahme und aufopfernde Bemühungen ich diese Vergünstigung von Hrn. Guckenberger erhielt. Die Begleiter bestanden bei der Beerdigung aus unserm guten Schriftsetzer Hrn. Chr. Vogler, Hrn. C. Mögling, Hrn. M. Pflüger, früherer Agent der Fackel, meinen Schwiegersohn, Victor Peterson, meiner ältesten Tochter und meinen zwei kleinen Knaben (Carl und Wilhelm) wir betrachteten wieder und zum letzten Male Gesicht und Form, welche seit 6 Wochen in dem Sarge gelegen und welche sich so unverändert erhalten hatte, als wenn das Leben erst entflohen wäre.

Wir weinten und ich legte auf seine Brust einige Hyacinthen; die letzten Blumen, welche er gepflanzt hatte, und welchen eben ihre hübschen Blüthen entsprossen waren, dann mit gebrochenem Herzen und weinenden Augen meiner verwaisten kleinen Knaben und der oben genannten Freunde, waren wir Zeugen der feierlichen Beerdigung, deren wir früher oder später alle unterworfen sein werde; wir standen schweigend da, kein Wort wurde gesprochen, nur unsere Thränen flossen reichlich, die Anwesenden warfen ein wenig Erde auf die Kiste, die den Sarg enthielt; Erde, mit der auch wir uns einst vermischen werden; bekümmert und traurig gingen wir nach Hause, hoffend, daß die Zeit unsern großen Schmerz lindern werde.

Nun habe ich die letzte Pflicht gegen meinen verstorbenen Mann erfüllt, die ich ihm schuldig war, mit dem ich 30 Jahre in Liebe gelebt habe, während mancher Sorgen und Prüfungen suchte ich ihm zu helfen und beizustehen, was in meinen Kräften stand; ich vergesse aber auch unsere Freuden nicht, namentlich die vielen glücklichen Zurückkünfte; eine grausame Nothwendigkeit zwang ihn so oft von uns zu sein. Heimath, theure Heimath, Frau und Kinder, theure Leser, wie Ihr wißt, liebte er so sehr, und welches Vergnügen für ihn und uns würde es gewesen sein, wenn er die Bequemlichkeiten des Zuhauseseins öfterer hätte genießen können. Der schöne einstweilige Ruheplatz meines Mannes ist gerade unter dem wohlbekannten Denkmal des Hrn. Hoffner.

Einen andern Freund, welcher bei der Beerdigung gegenwärtig war, darf ich nicht zu erwähnen vergessen, den jungen Bildhauer, August Mundhenk, welcher an dem traurigen und mir unvergeßlichen Todestage meines theuren Mannes kam und mich um die Erlaubniß fragte, ein Model zu einer Büste nehmen zu dürfen, welche Bitte ich ihm gewährte; fühlend, daß es eine Ehrensteuer gegen den Verstorbenen war und gleichzeitig ein Trost für alle lebenden Verwandten und Freunde.

Jetzt einige Worte der Erwiderung an jenen Mann mit dem großen talentvollen Kopfe, der aber anscheinend ein Herz von Stein hat; dessen kritisirende Worte über das Talent meines Mannes (seit seinem Tode) mir beinahe mein gebrochenes und blutendes Herz so niedergeschmettert hat, daß ich sein möchte, wo mein geliebter Lebensgefährte ruht. Ich möchte ihn fragen: warum hat er die verschiedenen Gelegenheiten zu einer Controverse nicht bei Lebzeiten meines Mannes benutzt?

Dieser bescheidene Märtyrer hatte eine klassische Erziehung (erlauben Sie mir zu sagen); ich habe alle seine Schulzeugnisse und Diploms, welche zeigen, daß er den ersten Rang in den Klassen hatte, als wirklichen Beweis dafür.

Ferner: die großen Reisen in drei Theilen der Erde, meistens in reifern Jahren gemacht, nun sagen Sie mir gebrochenen Wesen, wo sollen wir hervorragendes Talent suchen? — sei es denn zugegeben, daß bei dieser Erziehung, dieser Erfahrung durch Reisen in drei Welttheilen ihm Talent mangelte. Ich sage: kein edleres Herz wurde jemals bei einem sterblichen Menschen gefunden und eben deswegen bin ich so untröstlich.

Meinen Freunde in Dayton, welche mir zuerst beistanden, denen in Louisville, welche die nächsten waren, dann denjenigen in Boston und Baltimore, sage ich hiermit meinen herzlichsten Dank für ihre materielle Hülfe in meiner bedrängten pecuniären Lage.

Sarah Ludvigh.

Ein Cypressenzweig
auf
Samuel Ludvigh's, des Fackler's Grab,
von
Fr. Donner,
Prediger der ersten evangel.-protestantischen Bundes-Gemeinde in Wheeling, W. Va.

Es ist vollbracht! der Staub er war zu Staube,
Und Ruhe fand der Fackler in dem Grab!
Sein Glück war ein erhöhter Sitz im Kerker,
Den ihm das Schicksal zur Belohnung gab.
Der hohe Mensch, Tyrannen will er fesseln,
Und ließ den freien Fackler betteln geh'n,
Ach Ludvigh! diesen Schmerz und diese Schande
Kann nur ein freier, deutscher Mann versteh'n.
Ja! deine Welt sie war kein Götterhimmel,
Dem innersten Gesetze heldentreu;
Trankst du den bittern Kelch der Hochverräther,
Der frommen Schurken und — bliebst deutsch und frei!
O Muse! leih' mir deine Aeolsharfe,
Und schlage selbst die reinsten Töne an,
Der Geist des Fackler's ging ja nicht zu Grabe,
Nein, nein, er geht gelassen seine Bahn!
Schon klingt es laut aus Süden und aus Osten,
Und lauter noch aus Westen und aus Nord:
„Der Fackler lebt in allen deutschen Herzen,
„In allen freien deutschen Männern fort."
Du Todtenurne voll von Staub und Moder,
Du enges Grab mit deinem Bretterssarg,
Der Geist durchweht den engen Raum der Zeiten,
Der sich in unser'm Ludvigh einst verbarg.
In stillem Zeitengange wächst die Eiche,
Und erst Jahrhunderte verehren sie;
Auch dich wird das Geschlecht der Zukunft preisen,
Denn Heil! dein „Ich" hieß: Lebensharmonie.
Die Thorheit, die mit feilen Ketten rasselt,
Und sich in mitternächtlich schwarzer That
Auf deinem Leichnam wie ein Wurm verpestet,
Wird an sich selbst zum schrecklichen Verrath!
Nein Ludvigh! keine feile Bischofsmütze,
Und auch kein faltenreiches Chorgewand
Entstellte dich als Mensch und dennoch lebest
Du mächt'ger als der feile Pfaffenstand!
Wie niedrig flattern seine lahmen Schwingen,
Wie hoch zum Himmel schwebt dein freier Geist,
Die sieben Hügel und die Bibelwunder
Sind's, die der Wahnsinn göttlich schimpfen heißt.
Und du, du schlichter Meister der Gedanken,
Den nicht ein Nachtgespenst in Ketten schlug,
Wie hocherhaben über feige Sklaven,
Wie kühn zum Himmel schwebt dein Seelenflug!
O, ruhet sanft ihr morschen Todtenbeine,
Das Grab giebt euch die längst ersehnte Ruh;
Und säuselnde Olivenblätter flüstern
Des Fackler's Asche: „Friede! Friede!" zu,
Ja, Frieden, Frieden hast du nun gefunden!
D'rum bied'rer, fester, deutscher Mannesgeist,
Wo du auch schwebest, Ehre deinem Ruhme,
Der noch die Nachwelt dich bewundern heißt.

(Prot. Zeitbl.)

Turnerisches.

Dayton, 15. Febr. 1862.

Gut Heil!

Mit Bedauern haben wir in Erfahrung gebracht, daß Herr Samuel Ludvigh, Herausgeber der „Fackel" vom Schlaganfall getroffen, schwer darnieder liegt, und dadurch verhindert ist, augenblicklich seinen Wirkungskreis zu verfolgen.

Männer, die zugleich ein warmes Herz für das allgemeine Wohl des Volkes und die lauterste Liebe für die Wissenschaft haben, sind so selten, daß es immer doppelt schmerzt, wenn wir die Kunde erhalten, daß ein Solcher durch Krankheit gehemmt wird, sein vorgesteckes Ziel zu verfolgen.

Wie fast alle deutschen Männer von Geist, welche hier im neuen Vaterlande für Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen kämpfen, sich selten ohne Existenzsorgen ihrem Beruf widmen können, so ist auch Herr Samuel Ludvigh durch die jetzt eingetretene Krankheit aller Mittel, welche die unbedingte Nothwendigkeit erfordert beraubt.

Es ist deshalb principiell unsere heiligste Pflicht, Kämpen der Turnerei nicht nur zu unterstützen, sondern insbesondere mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften dahin zu wirken, uns dieselben zu erhalten.

Wir richten daher an Euch die dringende Bitte, diesem wackeren Journalisten mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ist nur der gute Wille da, so kann es Euch ja nicht schwer werden, eine Summe Geld entweder durch freiwillige Einzelgaben oder durch Einnahmen von dazu veranstalteten Concerten, Theater u. s. w. zusammen zu bringen.

An Euer Mitgefühl, Eure Bruderliebe und Euer Bestreben für das allgemeine Wohl appelliren wir, laßt uns abermals zeigen, daß wir in den ersten Reihen stehen, wenn es gilt einem Verfechter unserer Principien zu helfen und ihr zu erhalten. Wir setzen festes Vertrauen auf Euer Humanitätsgefühl und bitten Euch, unser Anliegen nicht für mir nichts, Dir nichts, ohne es einer genaueren Prüfung unterzogen zu haben, auf den Tisch zu legen. Handelt! — Wer schnell giebt, giebt doppelt. — Beiträge wollt Ihr gefällig per post money Order an das Central-Committee der Dayton Turngemeinde care of A. Kriegar, Lock Box 236, einsenden. Quittungen der erhaltenen Beiträge werden in der „Zukunft" publicirt.

Mit Gruß und Handschlag

Das Central-Comite der Dayton T.-G.

Val. Schwarzmann,
Jgn. Szabo,
Jac. Renner,
Adal. Kriegar.

N.B. So eben wird uns officiell mitgetheilt, daß Herr Ludvigh bereits gestorben ist. Die einlaufenden Beiträge werden daher der mittellosen Wittwe und den unmündigen Kindern übermacht werden. A. Kriegar, Secr.

Bostoner Turnverein.

Der Wittwe Samuel Ludvigh's.

In der Extra-Versammlung vom 24. Februar d. J. beschloß der Turnverein Boston folgende Resolution der Familie des Sonntag, den 14. d. M. verstorbenen Sam. Ludvigh zu übersenden:

In Samuel Ludvigh verloren die Turner Nord-Amerika's einen kühnen Vorkämpfer und Förderer der frei-religiösen Reformbestrebungen so wie einen warmen Freund der Turnerei; sie ehren ihn als einen der wenigen Männer, welche trotz allen Anfeindungen und Entbehrungen ihrer Ueberzeugung stets treu geblieben und eher Hohn und Spott ertrugen, als ihre Prinzipien dem pekuniären Vortheil zu opfern.

Das Andenken Samuel Ludvigh's als erster Deutscher, welcher den Kampf der Vernunft-Anschauung gegen die pfäffische Verdummungs-Theorie muthig begonnen und ausdauernd bis zur letzten Minute seines schwer bewegten Lebens fortgesetzt, wird und muß allen Gesinnungsgenossen stets als leuchtendes Vorbild dienen.

Diesen Ausdruck seiner Empfindungen ersucht der Boston Turnverein die hinterbliebene Familie als Zeichen seiner Theilnahme anzunehmen.

Im Auftrage des Vereins

Das Komite:

A. Jaworki.
G. H. Flattich.
C. Lewison.

Turnverein Baltimore.

Madame Ludvigh.

In der Generalversammlung vom 10. März hat der sociale demokratische Turnverein von Baltimore folgende Beschlüsse gefaßt:

„In Samuel Ludvigh, der einst auch in Baltimore wirkte und nicht selten seine beredete Stimme in unserer Halle erhob, verloren die Turner Amerika's einen kühnen, unermüdlichen und uneigennützigen Vorkämpfer der Turnerei und der frei-religiösen und frei-politischen Turnerbestrebungen — einen Mann, der trotz aller Anfeindungen und Entbehrungen unerschütterlich seinen Grundsätzen treu blieb und bis zum letztem Athemzuge mit klarem und festem Sinne und warmen und muthigem Herzen für sie stritt."

„Schmerzlich berührt uns auch der Verlust, den die Hinterbliebenen Samuel Ludvigh's durch sein Hinscheiden erlitten und wir ersuchen sie, diesen Ausdruck unserer Empfindung als Zeichen unserer Theilnahme hiezunehmen."

Eine Vorstellung wurde zu Ihrem Besten gegeben, welche $50.00 einbrachte, inliegend finden Sie einen Check für die Summe.

Mit aufrichtiger Theilnahme, im Auftrage des Vereins: J. D. Ronstadt,
Cor. Schriftwart.

Massenversammlung

zu Ehren des verstorbenen Samuel Ludvigh's zu Louisville, Ky.

In einer kürzlichen Massenversammlung in der Turnhalle zu Louisville, Ky., war dieselbe gedrängt voll von freisinnigen und liberalen Deutschen, um das Andenken des verstorbenen Samuel Ludvigh, des Vorkämpfers und fähigen Vertheidigers geistiger Freiheit, würdig zu ehren. Der „Teutonia-Verein" sang ein angenehmes Trauerlied. Professor Hallmann und Herr Gust. Fernitz, Redacteur des „Volksblattes" hielten sehr gediegene Ansprachen. Die Versammlung faßte folgende Beschlüsse:

Beschlossen, daß wir, freigesinnten Deutschen der Stadt Louisville, in Masse versammelt, in dem Tode Samuel Ludvigh's, in Hinblick auf die Sache der geistigen Freiheit, einen fast unersetzbaren Verlust für das Deutschthum der Ver. Staaten erblicken, indem in ihm der erste Vorkämpfer gegen den religiösen Fanatismus, wie gegen die politische Beschränktheit, ein Mann von unwandelbaren Grundsätzen und Prinzipientreue zu Grabe ging.

Beschlossen, daß wir das Andenken des Verstorbenen vermöge seiner hohen und edlen Eigenschaften als Mensch, wie als Gelehrter und Patriot, stets ehren werden und hiermit freundlichst alle freisinnigen Deutschen der Ver. Staaten ersuchen, dazu beizutragen, seinen ruhmvollen Namen einer dankbaren Nachwelt zu übertragen.

Beschlossen, daß uns der große Verlust, den seine Familie, speziell aber seine betagte Wittwe, erlitten, schmerzlich berührt, und daß wir mit derselben herzlich sympathisiren.

Da die Wittwe Ludvigh's mit ihren noch unmündigen Kindern sich in sehr dürftigen Umständen befinden soll, so wurde ein Comite ernannt, um Beiträge für dieselbe zu sammeln.

Dem socialen Turnverein in Indianapolis, sagt die hinterlassene Wittwe Samuel Ludvigh's hiermit ihren herzlichen Dank für die Uebersendung von $8.00, welche durch Vermittlung des Hrn. Hof vom hiesigen Volksblatte ihr eingehändigt wurden.

Die lieben, guten Heiligen.

Von Corvin.

Zu alten Zeiten hieß heilig, wenn

Der Fliegen, der Heuschrecken fraß
Und Jener gar mit seinem heil'gen Hintern
In einem Ameis'nhaufen saß,
Um voller Andacht drin zu überwintern.

Die Protestanten haben die Heiligen abgeschafft und nur die Scheinheiligen behalten; aber der gläubige Katholik betet noch heute vor dem Bilde des Heiligen, in dessen Departement er oder die Bitte gehört, deren Erfüllung er wünscht.

Der Adel steht unter der besondern Protection von St. Georg, St. Moritz und St. Michael; der Patron der Theologen ist seltsamer Weise der ungläubige St. Thomas und der Schutzheilige der Schweine ist St. Antonius; die Jurisdiction über die Juristen hat St. Ivo, über die Aerzte St. Cosmus und St. Damian, über die Jäger St. Hubertus; die Trinker stehen unter dem Schutze St. Martins. So hat auch jedes Gewerbe seinen besondern Heiligen, denen die katholischen Gewerbtreibenden wahrscheinlich ihr Geschäft empfehlen, wenn die vielen Festtage, oder die Wallfahrten zur heiligen Garderobe sie abhalten, selbst dafür zu sorgen.

Auch jede Nation hat ihren besondern Schutzheiligen. Die Portugiesen haben St. Anton, die Spanier St. Jacob, die Franzosen St. Denis, die Engländer St. Georg, die Venetianer St. Marcus, die Russen St. Nicolaus; die Frommen in Preußen beten zu St. Thieleus, dessen Fürbitte als besonders kräftig gerühmt wird; die Deutschen, ach ja so, die haben keinen Nationalheiligen, weil sie nie eine Nation waren. St. Thieleus bitt' für sie!

Auch haben einige Heilige, die mit der Leitung von Nationen und besonderen Ständen nicht zu sehr beschäftigt sind, ihre Muße im Himmel benutzt, einige Uebel der armen Erdenwürmer besonders gründlich zu studiren, und der liebe Gott, der doch nicht Alles selbst thun kann, hat ihnen nach dem Glauben vieler Katholiken erlaubt, ihm hier und da auszuhelfen. St. Aja hat die Rechtswissenschaft studirt und hilft in Prozessen. St. Cyprian beim Zipperlein, St. Florian bei Feuersgefahr, St. Nepomuk gegen Wasserfluth und — Verleumdung, St. Benedikt gegen Gift, St. Hubertus gegen die Hundswuth, St. Petronella im Fieber, St. Rochus gegen die Pest, St. Ulrich gegen Ratten und Mäuse, St. Apollonia gegen Zahnweh, wenn es nicht von Schwangerschaft kommt, denn in diesem Falle muß man sich an St. Margaretha wenden, welche auch bei schweren Geburten hilft. St. Blasius vertreibt das Halsweh, St. Valentin die fallende Sucht, St. Lucia Augenübel, und der Vieharzt im Himmel ist St. Leonhardt. Alle diese Heiligen, verlaßt euch fest darauf, helfen eben so sicher gegen die genannten Uebel, wie St. Thieleus gegen geheimes Gerichtsverfahren und gegen Censur!

Auch die Heiden hatten Heilige, nur waren die ihren durch große Thaten ausgezeichnete Helden, während die der römischen Kirche nur ausgezeichnete Helden im Glauben waren; das ist der ganze Unterschied.

Mancher, der schon von Natur ein Narr war, mag durch Zufall mit unter die Heiligen gerathen sein; aber ein großer Theil der Heiligen ist erst durch die Bibel Narren geworden, und hätte die katholische Kirche das Lesen derselben aus diesem Grunde verboten, dann wäre sie selbst von den Vernünftigen zu entschuldigen, — obgleich es dem Menschen ebenso frei stehen muß, ein Narr zu werden, als einen Narren anzubeten.

Viele der ersten Christen wurden durch das Lesen der Evangelien rein himmeltoll und meinten das Paradies zu erstürmen, wenn sie alle Aussprüche Christi im strengsten Sinne und den Worten nach befolgten. Diese Aussprüche hatten aber die Apostel niedergeschrieben, die bekanntlich keine großen Schriftsteller waren und ihren Meister oft selbst nicht verstanden.

Weil Jesus es für nöthig hielt, vierzig Tage in die Wüste zu gehen, — zu welchem Zwecke, hat er Niemand gesagt — so meinten die Schwärmer nun auch in die Wüste laufen und ihren Leib durch Fasten und allerlei Qualen kasteien zu müssen, denn Christus hatte gesagt: „Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir," und ferner: „Es sind etliche verschnitten aus Mutterleibe von Menschen, etliche aber, die sich selbst verschnitten haben um des Himmels willen. Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben — komm und folge mir nach."

Die Idee von der Verdienstlichkeit, körperliche Martern mit Freudigkeit zu ertragen und sich selbst zu schaffen, kam erst recht zur Geltung, als die während der Verfolgungen unter Diocletian und Decius hingerichteten Christen durch ihre Standhaftigkeit so hohen Ruhm einärnteten. Mögen sich auch die Kirchenschriftsteller nicht immer von Uebertreibung fern gehalten haben, wenn sie die Leidensgeschichte der Märtyrer erzählen, so verdienen sie doch im Allgemeinen Glauben, denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch, der sich in bedeutender geistiger Aufregung befindet, den Schmerz fast gar nicht fühlt, wie mancher alter Krieger bezeugen kann, der es in der Hitze des Kampfgefühls nicht gewahr wurde, daß ihm eine Kugel die Knochen zerschmetterte.

Diese Schwärmerei nahm besonders im 4. Jahrhundert überhand, und das, was Zeno, Bischof von Verona sagte, war ziemlich der allgemeine Glaube: „Der größte Ruhm

der christlichen Tugend ist es, die Natur mit Füßen zu treten!" Diese düstre Ansicht verbreitete übe das ganze Christenthum eine Melancholie, an der wir noch heute zu kauen haben. Die frommen Christen hielten sich nicht für werth, daß sie die Sonne beschien, sie betrachteten sich als wahre Teufelsbraten. Später gestaltete sich zwar, wie wir sehen werden, Alles weit lustiger in der christlichen Kirche, aber da gab Luther den Leuten die Bibel und sie richtete ungefähr wieder dasselbe Unheil an, als zur Zeit, da sie den Christen zuerst bekannt wurde. Beweise dafür finden wir genug in der Geschichte, wie auch in den Predigten und andern geistlichen Schriften aus der Zeit nach der Reformation; besonders reich daran sind die Gesangbücher, in denen sich oft nicht weniger seltsame Verse vorfinden, wie die folgenden, die wörtlich einem alten Breslauer Gesangbuch entnommen sind:

Ich bin ein altes Raben-Aas,
Ein rechter Sünden-Krüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie den Rost den Zwibbel.
J Jesus, nimm mich Hund am Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

Doch kehren wir wieder zu unsern heiligen Weisen zurück, die sich besonders die Wüsteneien in Egypten und Syrien zum Schauplatz ihrer Narrheit ausersehen hatten. Sie strebten alle danach, die Natur mit Füßen zu treten, und es gelang ihnen so vortrefflich, daß uns dabei die Haut schauert. Einer dieser Heiligen lebte 50 Jahre lang in einer unterirdischen Höhle, ohne jemals das freundliche Licht der Sonne wieder zu sehen! Andre ließen sich bei der größten Hitze bis an den Hals in den glühenden Sand graben; noch andre in Pelze einnähen, so daß nur ein Loch zum Athmen frei blieb. Bei der afrikanischen Sonnenhitze eine treffliche Sommerkleidung! aber doch noch erträglicher als der Bournus, den sich ein andrer aus Felsen aushieb und beständig mit sich herumschleppte. Auch ein ungenähter Rock!

Sehr viele behängten sich mit schweren eisernen Ketten und Gewichten; der heilige Eusebius trug beständig zweihundert und sechzig Pfund Eisen an seinem Körper. Einer dieser Narren, Namens Thaleläus, klemmte sich in den Reifen eines Wagenrades und brachte in dieser angenehmen Stellung 10 Jahre zu, worauf er sich, zur Belohnung für seine Ausdauer, in einen engen Käfig zurückzog. Das war in der That ein rarer Vogel!

Einige thaten das Gelübde, jahrelang kein Wort zu reden, Niemand anzusehen oder auf einem Beine umher zu hinken, oder nur Gras zu fressen, und was des Unsinns mehr ist. St. Barnabas hatte sich einen scharfen Stein in den Fuß getreten; er litt die entsetzlichsten Schmerzen, aber er ließ sich den Stein nicht herausziehen. Wieder andre schliefen auf Dornen, ja manche versuchten, gar nicht zu schlafen, und hungern konnten sie wie die Schlangen in unsern Menagerien, oder wie die deutschen Dichter der guten alten Zeit. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Wahnsinnige sehr lange den Hunger ertragen können. Simeon, der Sohn eines egyptischen Hirten, aß nur alle Sonntage und hatte seinen Leib mit einem Stricke so fest zusammen geschnürt, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so entsetzlich stanken, daß es Niemand in seiner Nähe aushalten konnte.

Dieser Simon glaubte immer, sich noch nicht genug zu quälen, und erfand etwas ganz Neues. Er stellte sich nämlich auf die Spitze einer Säule und blieb hier jahrelang stehen. Die erste Säule, die er sich errichtete, war nur vier Ellen hoch, aber je höher sein Wahnsinn stieg, desto höher wurden auch seine Säulen. Als seine Tollheit den Gipfelpunkt erreicht hatte, war seine Säule vierzig Ellen hoch; auf dieser stand er dreißig Jahre! Wie er es eigentlich anfing, nicht hinunterzufallen, wenn ihn der Schlaf überkam, das mag der Himmel wissen! Aber die Pferde schlafen ja auch im Stehen, warum sollte es nicht ein solcher heiliger Esel können. Eine seiner Lieblingsunterhaltung war es, sich beim Gebet bis auf die Erde zu bücken. Er muß einen noch weit geschmeidigeren Rücken gehabt haben als unsre Kammerherren, denn ein Augenzeuge berichtet, daß er bis 1244 Bücklinge gezählt habe, der Heilige aber noch unendlich lange in seiner equilibristischen Uebung fortgefahren sei. Simeon brachte es dahin, daß er vierzig Tage hungern konnte! Als seinem ausgemergelten Körper die Kraft zum Stehen fehlte, ließ er auf seiner Säule einen Pfahl errichten und sich an denselben mit starken Ketten in aufrechter Stellung befestigen.

Diese Säulentollheit fand viele Nachahmer, besonders im warmen Morgenlande; im Abendlande ist nur ein Säulenheiliger bekannt und dieser war aus — Trier! Der damalige Bischof war aber noch nicht so tief in den Geist der christlichen Kirche eingedrungen wie der jetzige hochwürdigste Bischof dieser gottesfürchtigen Stadt, sonst hätte er seinen Säulenheiligen für Geld sehen lassen, anstatt daß er die Säule umwarf und den Narren zum Teufel jagte.

Das anschaulichste Bild von dem Leben dieser „Väter der Wüste" giebt uns folgende Schilderung eines Mannes, der ihr Leben und Treiben einen ganzen Monat lang als Augenzeuge beobachtet hat: „Einige flehen mit gen Himmel gerichteten Augen, mit Seufzen und Winseln, Barmherzigkeit; andere, mit auf den Rücken gebundenen Händen, halten sich in der Angst ihres Gewissens nicht für würdig, den Himmel anzuschauen; andere sitzen auf der Erde, auf Asche, verbergen ihr Gesicht zwischen die Kniee und schlagen ihren Kopf gegen den Boden; andre heulen laut wie beim Tode geliebter Personen; andere machen sich Vorwürfe, nicht Thränen genug vergießen zu können. Ihr Körper ist, wie David sagt, voll Geschwüre und Eiter; sie mischen ihr

Wasser mit Thränen und ihr Brod mit Asche; ihre Haut hängt an den Knochen, vertrocknet wie Gras. Man hört nichts als Wehe! Wehe! Vergebung! Barmherzigkeit! Einige wagen kaum ihre brennende Zunge mit ein Paar Tropfen Wasser zu erfrischen, und kaum haben sie einige Bissen Brod genossen, so werfen sie das Uebrige von sich, im Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Sie denken nichts als Tod, Ewigkeit und Gericht! Sie haben verhärtete Kniee, hohle Augen und Wangen, eine durch Schläge verwundete Brust und speien oft Blut; sie tragen schmutzige Lumpen voll Ungeziefer, gleich Verbrechern in Gefängnissen, oder wie Besessene. Einige beten, sie ja nicht zu beerdigen, sondern hinzuwerfen und verwesen zu lassen, wie das Vieh!" —

Wer von diesen Einsiedlern noch nicht verrückt war, mußte es bei der oben geschilderten Lebensweise fast nothwendig werden. Das Beispiel reizte die Eitelkeit auf, und einer suchte den andern an Strenge und Selbstquälerei zu übertreffen. Da es ihr höchstes Ziel war, die Natur mit Füßen zu treten, so suchten sie natürlich auch den Geschlechtstrieb zu unterdrücken. Der Kampf mit diesem mächtigsten der Triebe kostete aber die allergrößte Mühe. St. Hieronimus (geb. 330 u. gest. 422 n. Chr.) erzählt ganz kalt, daß dieser Kampf mit der Natur Jünglingen und Mädchen Gehirnentzündungen und oft den Wahnsinn zugezogen habe! Die armen Narren, die ihren Leib kasteiten, um den Unzuchtsteufel in sich zu demüthigen, machten dadurch das Uebel nur immer ärger, denn der Teufel, — der überall seine Hand im Spiele hatte — führte ihnen die üppigsten Bilder vor die Phantasie.

Einige bestrichen, um sich den Kampf zu erleichtern, ihre rebellischen Glieder mit Schierlingssaft, andere machten der Sache völlig ein Ende, indem sie die Wurzel des Uebels ausrotteten. Da hört freilich Alles auf und auch die Versuchung. Dies that auch der sonst so vernünftige Kirchenvater Origenes; aber seine That war keineswegs originell, da heidnische Priester der syrischen Göttin Cybele diese Operation sehr häufig mit sich vornahmen. Leontius, ein Priester zu Antiochien, Jakobus, ein syrischer Mönch, und noch viele Andere unter den Priestern und Laien folgten diesem Beispiel, was daraus hervorgeht, daß ein Gesetz gegen diese Kapaunirwuth gegeben werden mußte. Nun Gott sei Dank, vor der Rückkehr dieses Fanatismus sind wir sicher!

Andre, welche sich zu einer solchen Radicalkur nicht entschließen konnten, oder die auch durch ihre Frömmigkeit davon abgehalten wurden, litten Höllenqualen. Den heiligen Pachonius trieb das innerliche Feuer in die Wüste, weil er es hier leichter zu ersticken meinte als in der Welt, wo so viel zweibeiniger Zündstoff umherläuft. Er kämpfte oft mit sich, ob er seinen entsetzlichen Qualen nicht durch den Tod ein Ende machen solle. Einst legte er sich nackt in eine Höhle, welche von Hyänen bewohnt wurde. Diese Bestien beschnopperten ihn, ließen ihn aber ungefressen liegen, wahrscheinlich abgeschreckt durch den Heiligkeitsgeruch.

Einige Tage danach gesellte sich zu dem geplagten Manne ein schönes ethiopisches Mädchen, setzte sich auf seinen Schooß und reizte ihn so sehr, daß er wirklich glaubte — zu thun, was jeder nicht so heilige Mann in seiner Lage unfehlbar gethan haben würde. Als er dies erkannte, merkte er sogleich, was die Glocke geschlagen hatte, und gab dem Mädchen als Honorar eine ungeheure Maulschelle. Und richtig, es war der Teufel in eigner Person, denn Pachons Hand stank von der Berührung ein ganzes Jahr lang so entsetzlich, daß er fast ohnmächtig wurde, wenn er sie der Nase zu nahe brachte.

Aergerlich darüber, daß ihn der Teufel so erwischt hatte, rannte er in der Wüste umher. Er fand eine Aspis, oder kleine Brillenschlange, und setze sie in seiner Wuth gleich einem Blutegel an das Glied, welches sich Origines abschnitt. Aber die Schlange hatte keinen Appetit und wollte nicht anbeißen. Pachon hielt dies für ein Wunder, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er nun Ruhe haben sollte und somit scheint ihn das Teufelsmädel kurirt zu haben.

Mysticismus und Dummheit stecken an wie die Krätze und verbreiten sich wie die Cholera durch die Luft. Die ganze Welt wurde von dieser ascetischen Schwärmerei ergriffen. Ganze Schaaren rannten in die Wüste, so daß die Heiligen sich auf die Füße traten und genöthigt wurden, ungeheure Gemeinschaften, — Klöster zu bilden. St. Pachonius, der eigentliche Stifter derselben, hatte in dem seinigen 1400 Mönche u. führte noch über 7000 andere die Aufsicht. In Egypten waren im 4. Jahrhundert wenigstens 100,000 Mönche und Nonnen, denn daß die leicht aufgeregten Weiber von der Schwärmerei nicht frei blieben, kann man sich denken. Die Wüsten wurden bevölkert wie Städte, und die Schaar der Frommen mußte sich in Städten Wüsteneien schaffen. Die Stadt Oxyrrhinchus hatte mehr Klöster als Wohnhäuser und in ihnen lebten 30,000 Mönche und Nonnen.

Die Heiden mochten spotten so viel sie wollten, um dieses heilige Feuer zu erlöschen; es gelang ihnen nicht, denn die geachtetsten Kirchenlehrer priesen das Mönchs- und Einsiedlerleben über Alles und nannten es den graden Weg in das Paradies. Die heiligsten Bande der Natur wurden zerrissen. Jünglinge verließen ihre Bräute, wie der heilige Alexius, der in der Brautnacht in die Wüste rannte. Ammo las seiner Braut die Briefe des Paulus an die Korinther vor! Die Braut wurde dadurch so begeistert, daß sie mit Ammo in die Wüste lief und hier gemeinschaftlich mit ihm eine elende Hütte bezog, wo sie lebte, — keusch wie eine Henne, die mit einem Hunde zusammen wohnt. Johannes Colybita, der Sohn angesehener Leute in Rom, rannte auch in der Brautnacht davon und in die Wüste. Das unüberwindliche Heimweh trieb ihn zurück in seine Vaterstadt. Hier lebte er 17 Jahre als elender Bettler in einer Hundehütte, die er neben die Wohnung seiner trauernden Eltern gestellt

hatte, denen er sich erst in seiner Todesstunde zu erkennen gab.

Das waren die Früchte der Lehren solcher Männer wie St. Hieronymus, der sagte: „Und wenn sich deine jungen Geschwister an deinen Hals werfen, deine Mutter mit Thränen und zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern den Busen zeigt, der dich ernährt hat, dein Vater sich auf die Thürschwelle legt, stoße sie mit Füßen von dir und eile mit trocknen Augen zur Fahne des Kreuzes." —

Sehr Viele trieb auch die Eitelkeit und der Ehrgeiz zum ascetischen Leben, denn die Einsiedler und Mönche standen in dem höchsten Ansehen. Kamen sie in eine Stadt, so wurden sie im Triumph empfangen, und zogen sie bei einer solchen vorbei, dann strömten Tausende zu ihnen, um sich ihren Rath und ihren Segen zu erbitten.

Die ganze Gegend, in welcher ein besonders toller Einsiedler sein Wesen trieb, hielt sich für beglückt, und man hat Beispiele, daß diese Heiligen von den Bewohnern andrer Landschaften gleichsam wie die wilden Affen in Pechstiefeln gefangen wurden. Salamanius aus Kapersana, einem Dorfe am Euphrat, hatte sich in ein Haus einsperren lassen, welches weder Thüren noch Fenster hatte. Einmal im Jahre öffnete er diesen Käfig, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche ihm herbeigeschleppt wurden, wobei er aber mit Niemand redete. Die Bewohner seines Geburtsortes wollten diese Blume der Heiligkeit in ihrer Mitte haben und entführten den Narren; aber kaum hatten sie ihn einige Tage, als er ihnen wieder von den Bewohnern eines benachbarten Dorfes gestohlen wurde. Alle diese Veränderungen waren nicht im Stande, dem Heiligen ein Wort zu entlocken.

Die Verehrung gegen diese Wüstennarren ging so weit, daß Kaiser Theodosius ihnen sogar seine Söhne Honorius und Arcadius zur Erziehung anvertraute. Es wurde freilich nichts Geschcutes aus ihnen, denn Honorius war förmlich blödsinnig geworden und fand sein größtes Vergnügen daran, das Federvieh zu füttern. Eine recht unschuldige Liebhaberei für einen Kaiser, die aber auch noch viele unsrer Fürsten haben.

Theodosius war überhaupt ein großer Freund der Mönche, und sowohl er, wie auch andre Kaiser, nahmen zu ihnen wie zu Orakeln ihre Zuflucht. Er ahmte den großen Alexander nach, indem er sagte: „Wenn ich nicht Theodosius wäre, so möchte ich ein Mönch sein." Wäre er es doch zum Glücke seines Volkes geworden.

Unter den „Vätern der Wüste" haben manche einen ganz besondern Ruf der Heiligkeit bekommen, theils durch die unerhörten Qualen, welche sie sich selbst auferlegten, theils durch die Wunder, welche ihnen zugeschrieben wurden. Unter den schrecklichen Operationen, die sie mit ihrem Körper vornahmen, litt auch der Geist, und so darf es uns nicht befremden, wenn diese Leute allerlei Erscheinungen und Visionen hatten, die sie für Wirklichkeit nahmen und die nur dazu dienten, ihren zerrütteten Verstand noch mehr zu verwirren. Die Kirchenschriftsteller, welche diese Wunder nacherzählen, waren ernsthafte Männer, und thun dies im festen Glauben an die Wahrheit dessen, was sie berichten. Erst die späteren mag Eigennutz zum absichtlichen Betruge verleitet haben.

Ich würde alle diese Wunder als abgeschmackt übergehen, wenn man an sie nur in jener finstern Zeit geglaubt hätte; allein noch heute schwören darauf Millionen Menschen. Der gemeine Katholik in den echt katholischen Ländern weiß von Gott sehr wenig, er kennt nur seine wunderthätigen Heiligen und den Teufel. Lange wollen wir uns übrigens in dieser halb beklangenswerth, halb lächerlich tollen, heiligen Gesellschaft nicht aufhalten. Wer den ganzen Unsinn der Wunder kennen lernen will, braucht nur eins der Heiligenbücher zu lesen, welche von der Geistlichkeit in den katholischen Ländern empfohlen und verbreitet werden.

Einen besondern Ruf unter den Wüstenheiligen haben erlangt St. Paulus, St. Antonius, St. Pachonius, St. Hilarion und die beiden heiligen Macarius. Die Kämpfe, welche sie mit dem Teufel zu bestehen hatten, können uns nicht wundern, denn sie sahen ihn in jeder befremdlichen Erscheinung, in jedem Affen, in jedem andern Thier, in jedem Weibe, welches ihnen unvermuthet begegnete. Alle Uebel, welche ihr krankhafter Körper- und Seelenzustand mit sich brachte, wurden für Wirkungen des Teufels gehalten. Antonius schlief auf der bloßen Erde und in feuchten Gräbern, und zog sich dadurch sehr natürlich die Gicht zu; er aber bildete sich ein, die Schmerzen, die er empfand, rührten von einem Faustkampf mit dem Teufel her, — weil er vielleicht wirklich häufig Kämpfe mit den starken Affen zu bestehen hatte, die sich im südlichen Egypten aufhielten. Schöne Weiber, welche ihm im Traume erschienen, hielt er für Teufel.

Manche mag auch die Eitelkeit verführt haben, Erscheinungen vorzugeben, um ihr Verdienst in den Augen der Menschen zu erhöhen. Wer vermag es, hier die Grenze zwischen wirklichen Aeußerungen des Wahnsinns und Erdichtung anzugeben? Wie lange ist es denn her, daß die Hexenprozesse aufgehört haben? Mag da auch manche absichtliche Nichtswürdigkeit vorgegangen sein, so kann man doch für gewiß annehmen, daß noch viele der geachtetsten Theologen und Juristen an die Möglichkeit der Teufelserscheinungen und des Umganges mit bösen Geistern glaubten; denn wäre dies nicht der Fall, so müßte man sie für absichtliche Mörder halten. Hexenprozesse fanden noch im vorigen Jahrhundert Statt, und der gemeine Mann glaubt noch an Hexen!

Dem heiligen Antonius werden viele Wunder zugeschrieben. Die Kirchenschriftsteller erzählen, daß ihm die Thiere der Wüste gehorchten wie dressirte Pudel. Gar häufig umgaben sie zudringlich seine Höhle; warteten aber stets, bis er sein Gebet vollendet hatte, dann empfingen sie seinen Segen und zogen mit den christlichsten Gedanken auf Raub

aus. Als er den im 113. Jahr gestorbenen St. Paulus aus dem egyptischen Theben begrub, halfen ihm zwei Löwen das Grab machen. Als sie fertig waren, empfingen sie seinen Segen und zogen, vergnügt wedelnd, tiefer in die Wüste. St. Macarius, der sich zur Unterdrückung des wollüstigen Kitzels mit bloßem Hintern in einen Ameisenhaufen setzte, genoß auch das Vertrauen der wilden Bestien. Einst kam eine Hyäne an seine Thür und pochte bescheiden an. Als der Heilige öffnete, legte sie ihm ein blindes Junges zu Füßen, zugleich aber auch ein Lammfell als Lohn für die Kur. „Du hast es geraubt, ich mag es nicht!" fuhr der Heilige die fromme Hyäne an, welche so bestürzt wurde, daß Thränen ihren Augen entrollten. Dies rührte Macarius, und er sprach freundlich zu ihr: „Willst du kein Lamm mehr rauben, so nehme ich das Fell und heile." Die Hyäne nickt ja, der Heilige heilt. Dieser geht in seine Zelle, jener trollt vergnügt in die Wüste und raubte von nun an keine Lämmer mehr, sondern wahrscheinlich — Schafe.

Das erste Wunder, welches der heilige Hilarion that, klingt nicht so unglaublich. Eine junge Frau, die von ihrem Manne verachtet wurde, weil sie ihm keine Kinder gebar, holte sich Rath bei dem 22jährigen Heiligen. Er betete allein mit ihr und nach 9 Monaten kam sie richtig mit einem kleinen Heiligen nieder. Doch wozu noch mehr dieser Wunder einzeln anführen? — Hier reitet ein Heiliger auf einem Krokodill durch den Nil, dort führt ein andrer einen grimmigen Drachen an einem Bindfaden; hier läßt ein anderer Schnee anbrennen, Eisen schwimmen und Früchte auf Weidenbäumen wachsen; dort benutzt ein Heiliger einen lebendigen Adler als Regenschirm, oder hat den Teufel vor seinen Pflug gespannt, — kurz diese Heiligen machten nicht allein die Menschen, sondern auch die Natur confuse. Und all' dieser Unsinn wurde geglaubt, denn daran zweifelte kein Mensch, daß so heilige Leute die ewigen Naturgesetze ganz nach Willkür verändern und unterbrechen könnten!

Die im Orient entstandene Schwärmerei fand auch in Europa den lebhaftesten Anklang, und besonders wirkten dafür St. Ambrosius, Bischof von Mailand, dem wir den Ambrosianischen Lobgesang, das Te deum laudamus verdanken, und St. Hieronymus, von dem wir schon früher geredet haben. Beide wirkten sowohl durch eigenes Beispiel als durch ihre Schriften. Hieronymus lebte selbst längere Zeit in der syrischen Wüste und schrieb ein Werk, betitelt: „Lob des einsamen Lebens," welches für ein Meisterstück der Beredtsamkeit gilt. Er war 331 zu Strydon in Dalmatien geboren, hielt sich lange Zeit in Rom auf und starb 422 in seinem Kloster zu Bethlehem.

Der Hang zum ascetischen Leben nahm nun schnell in Europa überhand, und Heilige und Klöster wuchsen wie Pilze. Der heilige Martin war der Erste, welcher Klöster in Frankreich anlegte. Er war 316 in Panonien geboren und hatte das Kriegshandwerk ergriffen. Als er einst einem Armen die Hälfte seines Mantels gab, bildete er sich ein, Christi Stimme zu hören, welche ihm zurief: „Was du Andern gethan hast, hast du mir gethan." Dies bewog ihn, sein Regiment zu verlassen und unter die Heiligen zu gehen. Sein Ruf verbreitete sich bald, und er wurde Erzbischof von Tours und ein sehr stolzer Heiliger. Als er vor Kaiser Valentinian erschien, wollte dieser sich nicht von seinem Throne erheben, um St. Martin zu begrüßen. Diesen verdroß solcher Hochmuth, er betete, und — so erzählte die Legende — feurige Flammen schlugen aus dem Thronsessel empor, so daß seine kaiserliche Majestät schnell in die Höhe fahren mußte, wollte sie nicht ihren allerdurchlauchtigsten Hintern verbrennen.

Die Zahl der europäischen Heiligen ist sehr groß, und ich möchte gern ihr ganzes heiliges Leben und alle ihre Wunder erzählen; aber leider habe ich hierzu nicht Zeit und Raum und will mich daher damit begnügen, nur von denjenigen zu reden, die für die Welt als Stifter von Mönchsorden oder als sogenannte Apostel wichtig wurden, und auch dann noch ist die Zahl so groß, daß ich eine Auswahl treffen muß.

St. Benedict ist der Vater der zahlreichen Benedictinermönche. Er wurde 480 in Nursia in Umbrien geboren und starb 543. Die Legende erzählt von ihm merkwürdige Dinge. Schon in Mutterleibe sang er Psalmen, und wenn er als Kind weinte, dann brachten ihm die Engel Bischofsstäbe, Bischofsmützen und Breviere zum Spielen, und machten Musik auf Instrumenten, die erst viele Jahrhunderte später unter den Menschen erfunden wurden. Sein erstes Wunder war, daß er einen zerbrochenen Topf wieder ganz betete! Im Beten besaßen diese Heiligen, wenn wir den Kirchenschriftstellern glauben wollen, eine ordentlich schauerliche Innigkeit und Ausdauer. Einige erhoben sich vor lauter Inbrunst einige Fuß über die Erde und blieben so in der Luft hängen. Ein irländischer Heiliger, Namens Kewden, betete so hartnäckig und lange, daß eine Schwalbe in seine gefalteten Hände Eier legen und auch ausbrüten konnte!

St. Benedict wurde natürlich auch vom Teufel heftig verfolgt, der ihn, als er sich in eine Einöde vergraben hatte, beständig in Gestalt einer Amsel umschwärmte! Als er, — nämlich der Heilige und nicht der Teufel — Abt eines Klosters wurde, verführte der Teufel einen Pfaffen, sieben schöne Mädchen in der Naturuniform im Klostergarten laufen zu lassen, so daß fast alle Mönche des Teufels wurden. Nahe daran waren sie! sie machten Versuche, ihren strengen Abt zu vergiften, die natürlich alle mißlangen; denn bald betete er den Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe, der das vergiftete Brod fort in die Wüste trug.

Benedict stiftete eine große Menge von Klöstern, darunter das berühmte Monte Casino, und gab seinen Mönchen eine Regel, die für einen Heiligen und für seine Zeit sehr vernünftig ist. Seine Mönche sollten arbeiten, aber von Selbstquälerei und dergleichen ist darin nichts vorgeschrieben. Seine Klosterregel wurde bald die Grundlage

aller andern, und die Benedictinerklöster waren die Zufluchtsörter für Künste und Wissenschaften, welche ohne sie vielleicht ganz und gar im rohen Mittelalter von dem Christenthum verschlungen sein würden. Wir mögen also immerhin Alle St. Benedict als einen Heiligen verehren.

Von seiner Klosterregel weicht die des irischen Mönchs Columbanus merklich ab. Dieser wäre würdig, der Patron der österreichischen Korporäle zu sein, denn nach seinem Zuchtbuche regnet es für das geringste Vergehen Dutzende von Hieben. Wer einem Bruder widersprach, ohne hinzuzufügen: „Wenn du dich recht erinnerst, Bruder," erhielt 50 Hiebe, und wer gar allein mit einem Frauenzimmer redete, — 200, wohlgezählt.

Der englische Mönch Winfried, der nachher St. Bonifacius hieß, wird gewöhnlich der Apostel der Deutschen genannt. Er führte die Klöster in Deutschland ein und mit ihnen allen Segen Roms. Die Friesen erwarben sich das Verdienst, ihn nebst 53 Pfaffen todt zu schlagen (am 5. Juni 759). Hätten sie es früher gethan, dann wüßten wir vielleicht nichts von Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen, Wallfahrten, Bilderdienst, Reliquien und dergleichen Dingen, die er in Deutschland heimisch machte.

St. Adalbert, der sogenannte Apostel der Preußen, war Bischof von Prag und ein ganz guter Mann, dem es nur an Verstand fehlte. Was er eigentlich für ein Landsmann war, weiß ich nicht; aber ich vermuthe ein Deutscher, denn er war so demüthig, daß er am Hofe seines Freundes Kaiser Otto's 3. den Hofleuten heimlich die Stiefeln putzte.

Ihn gelüstete sehr nach der Märtyrerkrone, und er schlug allerdings, obwohl aus heiliger Einfalt, den allerkürzesten Weg dazu ein, sie auf das Schleunigste zu erlangen. Er zog mit zwei Gefährten Psalmen singend durch das Land der wilden, heidnischen Preußen. Dies wilde Volk hielt ihn anfangs gar nicht für einen Heiligen, sondern für einen Verrückten und wurde in diesem Glauben noch bestärkt, als Adalbert auf ihre Götterbilder schimpfte, ja sie wohl gar verunehrte und ihnen dafür Kreuz, Hostie, Marienbilder und andern christlichen Hausbedarf anbot. Als die Preußen ihn auslachten, wurde er wild, schimpfte auf die Verstockten, und ehe er es sich versah, steckten ihm 7 heidnische Wurfspieße im heiligen Leibe.

Bruno, einem Benedictiner aus Magdeburg, ging es einige Jahre später nicht besser; die Preußen schlugen ihn nebst 18 seiner Gefährten ebenfalls todt. Wie haben sich die Zeiten geändert! Kommt jetzt St. Thieleus in eine preußische Stadt, dann werden die Glocken geläutet, und der Commandant befiehlt große Parade!

Eben so wichtig als Beförderer des Klosterwesens und als Heiliger, aber bei Weitem wichtiger und bedeutender als Mensch ist der heilige Bernhardt. Luther sagt von ihm: „War je ein wahrer gottesfürchtiger Mönch, so war es Bernhardt, seines Gleichen ich niemals weder gehört noch gelesen habe, und den ich höher halte, denn alle Möuche und Pfaffen des ganzen Erdbodens.

Bernhardt stammt aus einer altadligen burgundischen Familie und wurde 1091 zu Fontaines bei Dijon geboren. Er war ein Schwärmer, aber ein durchaus edler Mensch, dem es wahrer Ernst war, die verdorbenen Geistlichen und die Menschen überhaupt zu bessern. Er quälte seinen Körper auf grauenhafte Weise, indem er mit seinen Mönchen oft nur von Buchenblättern und dem elendesten Gerstenbrode lebte. Genoß er einmal zur Stärkung seines geschwächten Magens etwas Mehlbrei mit Oel und Honig, dann weinte er bitterlich über diese Schwachheit.

Seine Frömmigkeit und sein scharfer Verstand erwarben ihm bald einen bedeutenden Ruf. Als er einst in Mailand einzog, waren ihm Hände und Arme geschwollen von den Küssen, mit denen ihn die zudringlichen Gläubigen überdeckten. Er hätte Erzbischof, ja Papst werden können, er schlug alle Würden aus. Aber als einfacher Bruder von Citeaux übte er den bedeutendsten Einfluß aus. Er schlichtete Streitigkeiten zwischen Päpsten und Königen, zwischen Fürsten und ihren trotzigen Vasallen, und der wildeste Kriegsmann zitterte vor dem gewaltigen Mönch. Weder Kaiser noch Papst wagten es, in Bernhardt's Kloster Citeaux einzureiten, sie gingen demüthig zu Fuß.

Er war die Seele des zweiten der Kreuzzüge, — dieser großartigen Narrheit, die 7 Millionen Menschen das Leben kostete, die aber aus religiösem Eifer von Bernhardt befördert wurde. Selbst über die hartnäckigsten Widersacher siegte seine Beredtsamkeit, wie zum Beispiel über Kaiser Conrad 3., der in Speier seinen Kaisermantel ablegte und den Heiligen auf seinen Schultern durch das Gedränge trug. Seine verführerische Zunge entvölkerte die Städte von Männern, so daß in manchen kaum einer für 7 Weiber zurückblieb, denn „Alles, was die Wand bepißt," nahm das Kreuz.

Der heilige Bernhardt verdient ein eigenes Buch, und ich werde später noch hier und da Manches zu erwähnen haben, was seine Verdienste besser ins Licht setzt. Hier will ich nur noch einige Wunder anführen, welche ihm die Legende zuschreibt, und ohne welche er schwerlich in den Heiligenkalender gekommen wäre, trotz aller seiner Verdienste.

Die Erzählungen von den Siegen über den Teufel, welche er durch die Kraft seines Gebetes errang, sind unzählbar. Sein Gebet war aber auch so innig, daß es Steine erbarmte. Einst machte sich ein Christus vom Kreuze los und stieg herab, um den frommen Beter zu umarmen. Ein steinernes Marienbild ging noch weiter. Es reichte dem Heiligen die Brust, u. dieser trank daraus die reinste Frauenmilch! Als Bernhardt einst in den Dom zu Speier trat, grüßte er das dort befindliche Marienbild: „Sei gegrüßt, o Königin." Wie erstaunten die Anwesenden, als das steinerne Bild plötzlich den Mund öffnete und ausrief: „Wir danken dir schön, unser lieber Bernhardt;" aber noch mehr verwunderten sie sich, als der verdrießliche Heilige die Worte

des Apostels zurückbrummte: „Weiber schweigen in der Versammlung."

Bernhardt starb 1153. Er erschien seinen Mönchen mehrmals verklärt in Himmelsglanz, aber in der Mitte seines Leibes war ein Makel, — weil er die Mutter Jesu niemals als Jungfrau hatte anerkennen wollen.

St. Bernhardt selbst hatte 160 Klöster angelegt, die eine zahlreiche Nachkommenschaft hatten, denn schon 10 Jahre nach des Heiligen Tode gab es 500, und 100 Jahre später gegen 2000 Bernhardiner- oder Cisterzienserklöster. Die Mönche dieses Ordens zeichneten sich lange Zeit vor allen andern durch Arbeitsamkeit und Sittenreinheit aus, so daß Könige und Fürsten in die Gemeinschaft desselben traten.

Den Segen, den diese Mönche und die Benedictiner dem rohen Mittelalter hätten bringen können, vernichteten die nun bald entstehenden Bettelorden, welche knechtische Unterwerfung der Vernunft unter den blindesten Glauben lehrten und damit die zügellosesten Sittenlosigkeit trefflich zu verbinden wußten. Sie verbreiteten eine dicke Finsterniß über die Erde, welche die Päpste und ihre Verbündeten so sehr zu schätzen wußten, daß sie auf das Sorgfältigste bemüht waren, dieselbe bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Die Idee der Bettelorden entsprang in dem Gehirn Johanns Bernardoni, eines verdorbenen Kaufmannssohnes aus Assisi in Umbrien. Er ist bekannt unter dem Namen des heiligen Franz von Assisi, oder des seraphischen Vaters. — Da er zum Kaufmann nichts taugte, so wurde er Soldat, gerieth in Gefangenschaft und verfiel in eine schwere Krankheit. Als er genas, war er — ein Heiliger; das heißt vorläufig nur ein simpler Narr, der sich unter Bettlern und Aussätzigen umhertrieb, ihre Geschwüre küßte, sich mit ihren Lumpen bekleidete und seinen Vater bestahl, um das Gestohlene zum Ausbau einer verfallenen Kirche zu verwenden. Der Bischof von Assisi nahm den Dümmling in Schutz, und bald zog er im Lande umher, bettelnd für den Bau der eben erwähnten Kirche. Die Collecte fiel so reichlich aus, daß er auf den Gedanken gerieth, einen Bettelorden zu stiften. Papst Honorius sagte zwar zu ihm: „Ihr seid ein Einfaltspinsel." aber Papst Innocenz 3., dazu durch einen Traum veranlaßt, bestätigte die von Franz aufgesetzte Mönchsregel, die er doch anfangs eine Regel für Schweine, aber nicht für Menschen genannt hatte.

Anfangs wurde Franz verspottet und verhöhnt, aber in der Zeit von 3 bis 4 Jahren stieg der Ruf seiner Heiligkeit so sehr, daß ihm, wenn er einer Stadt nahte, Geistlichkeit und Volk feierlich entgegen kamen und mit allen Glocken geläutet wurde (1211). Seine Regel verbot es strenge, ein Eigenthum zu haben, und die äußerste Demuth war seinen Mönchen Gesetz. „Die Almosen," sagte Franz, „sind unser Erbe, Almosen unsre Gerechtigkeit, das Betteln unser Zweck und unsere Königswürde! Die Schmach und Verachtung unsere Ehre, und unser Ruhm am Tage des Gerichts."

Er selbst ging mit gutem Beispiel voran, denn er war demüthig wie ein Hund. Je mehr ihn die Gassenjungen verhöhnten, desto lieber war es ihm, und ganz vergnügt wurde er, wenn sie ihn gar mit Schmutz warfen. Aus lauter Demuth ließ er sich oft mit Füßen treten. Wenn er in Assisi umherging und bettelte, so steckte er alles Eßbare, das er erhielt, in einen Topf, und wenn ihn hungerte, so langte er zu und aß von dem seltsamen polnischen Salat. Einst wurde Franz von einem Cardinal zur Tafel geladen. Er ließ alle Gerichte stehen und aß zum Ekel der delicaten Gäste die Abfälle, die er sich gesammelt hatte.

Die Thiere hatte er sehr lieb und nannte sie seine Brüder und Schwestern. Eine Laus, die sich auf seine Kutte verirrt hatte, nahm er bedächtig zwischen die Finger, küßte sie und sagte: „Liebe Schwester Laus, lobe mit mir den Herrn!" dann setzte er sie auf seinen Kopf, woher sie gekommen war. Gar oft predigte er den Gänsen, Enten und Hühnern, und als ihn einst die Schwalben und Sperlinge durch ihr Gezwitscher störten, bat er die „lieben Schwestern" um Ruhe. Einen Bauer, der zwei Lämmer zu Markte trug, fragte er: „Weshalb quälst du so meine Brüder?"

Seinen Körper nannte er „Bruder Esel," und wenn diesen Esel der Hafer stach, dann peinigte er ihn wacker. Er wälzte sich, wie es auch St. Benedict that, nackt auf Dornen, stieg bis an den Hals in gefrorne Teiche oder legte sich in den Schnee, bis jede wollüstige, eselhafte Regung verschwunden war. Einst machte er sich in spaßhafter Laune Weib und Kinder von Schnee und umarmte sie so inbrünstig, bis sie zerschmolzen waren.

Sein Orden mehrte sich außerordentlich schnell, denn schon im Jahr 1216, als er ein Generalcapitel desselben nach Assisi ausschrieb, kamen hier 5000 Franziskaner zusammen, obgleich ein großer Theil davon nur Abgeordnete von Klöstern waren. Ihre Zahl wuchs aber bald wie Sand am Meer. Der Franziskanergeneral bot einst dem Papst Pius 3. 40,000 Franziskaner zum Türkenkriege an und versicherte, daß die geistlichen Verrichtungen darunter nicht leiden sollten. Während der Pest 1348 starben allein in Deutschland 6000 Franziskaner, und man merkte die Verminderung nicht. Die Reformation zerstörte unendlich viele ihrer Klöster, allein noch am Anfang des 18. Jahrhunderts rechnete man die Zahl derselben auf 7000 Mönchs- und 900 Nonnenklöster.

Franz starb 1226, und da er ein Heiliger war, so that er denn natürlich auch eine Menge Wunder, wenigstens erzählten seine Jünger Wunderdinge von ihm. Christi Wunder verschwinden gegen die, welche der heilige Franz that. Einst zog er sich in die Appenninen zurück und hungerte hier 40 Tage lang. Da erschien ihm ein Seraph, der ihm die 5 Wundermahle Christi eindrückte, daß sie bluteten. Von daher hieß Franz auch der seraphische Vater und sein Orden der Seraphinenorden. Die Verehrer dieses Heiligen gingen so weit, daß sie ihn wirklich weit über Christus setzen ihm die tollsten und verrücktesten Wunder zuschrieben.

t

Franzens Nachfolger als Ordensgeneral war der Bruder Elkas, ein schlauer, durchtriebener Patron, der sich die Einfalt Franzens trefflich zu Nutze zu machen wußte. Er und seine Nachfolger verstanden es herrlich, Franzens Ordensregeln auszulegen, und dabei wurden ihre Klöster so reich wie keine anderen.

Die ewigen Feinde und Widersacher der Franziskaner waren die ungefähr um dieselbe Zeit entstehenden Dominikaner, so benannt nach ihrem Stifter, dem heiligen Dominikus. Er hieß Dominikus Guzman und war 1170 in Alt-Castilien geboren. Er wurde zur Bekehrung der Waldenser nach Frankreich geschickt und bekam hier die Idee, einen Mönchsorden zu stiften, dessen Wirksamkeit besonders auf das Volk berechnet sein und der sich mit Predigen und Unterrichtgeben und zu seinem Unterhalt mit dem einträglichen und zu seinem Unterhalt mit dem einträglichen Betteln beschäftigen sollte. Er erhielt vom Papste die Bestätigung, und dieser scheußliche Orden trat in's Leben, dem die Welt die Inquisition und die Censur verdankt!

Die letztere kennt Jedermann, denn ein Jeder hat darunter noch heute zu leiden; aber die Höllenanstalt, die Inquisition, wollen wir später in einem eigenen Kapitel kennen lernen. Dominikus selbst war der Erste, welcher förmliche Ketzerjagden anstellte.

Er wollte seinen Orden mit dem des heiligen Franz vereinigen; aber dieser hatte keine Lust dazu. Beide Orden standen sich anfangs bei; aber bald geriethen sie aus Handwerksneid in die bitterste Feindschaft; auch wollten die gebildeten Dominikaner stets etwas Besseres sein als die Franziskaner, von denen durchaus keine Gelehrsamkeit gefordert wurde. Der Dominikanerorden wuchs schnell, und 1494 gab es 4143 Klöster desselben.

St. Dominikus verdankt die Klosterwelt eine große Erfindung, nämlich neunerlei Stellungen beim Gebet, mit denen man zur Unterhaltung abwechseln konnte, damit die Sache nicht zu langweilig würde. Man konnte beten: stehend, knieend, auf dem Rücken, dem Bauch, den Seiten liegend, die Arme in's Kreuz ausgestreckt, gekrümmt stehend, bald knieend, bald aufspringend. Er selbst betete so inbrünstig, daß er von der Erde verzückt wurde, das heißt einige Fuß hoch von dem Boden in der Luft schwebte. Er starb 1221 zu Bologna. Von seinen überirdischen Thaten, nämlich seinen Wundern, wollen wir schweigen, wir haben genug an seinen irdischen. Fliehen wir aus der Gesellschaft dieses bleichen Henkersknechtes! und wessen Christenthum es erlaubt, der mag ihm aus vollem Herzen einen Fluch nachrufen, ich stimme von ganzer Seele ein!

Ich hoffe, die Leser werden bereits genug haben an dem Unsinn, den ich ihnen von den achtungswerthesten der Heiligen erzählte, und ich will ihre Geduld nicht weiter auf die Probe stellen, da ich ohnehin späterhin noch diesen oder jenen Heiligen erwähnen muß. Wäre ich darauf ausgegangen, die Heiligen und ihre Wunder lächerlich zu machen, dann hätte ich eine ganz andere Auswahl getroffen, dann hätte ich St. Antonius von Padua, welchen der heilige Franz selbst ein „Rindvieh" nannte, und seine Consorten gewiß nicht ausgelassen.

Schließlich will ich nur noch einige heilige Frauen erwähnen; ihre Zahl ist nicht weniger groß als die der männlichen Heiligen, und ihre Schwärmereien und Wunder — sind noch bei Weitem wunderbarer. Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen aus einander zu setzen, weshalb das weibliche Geschlecht weit mehr zur Schwärmerei geneigt ist als das männliche und der Verstand der Weiber leichter überschnappt. Die Erfahrung lehrt es uns täglich.

Von somnambülen Männern habe ich noch nichts gehört, aber dergleichen Mädchen — nicht Frauen — giebt es in großer Menge. Eine große Zahl der heiligen Mädchen waren ganz sicher Somnambülen.

Eine der ältesten Heiligen ist St. Afra. Ihre Mutter hielt ein liederliches Haus in Augsburg und sie war darin eine der Priesterinnen. Der Zufall führte einst den spanischen Bischof Narcissus in dieses Hurenhaus. Er bekehrte die heidnischen Lustdirnen zum Christenthum, und Afra, mit der er sich mehr beschäftigte, machte er zur Heiligen. Sie wurde später als Märtyrin verbrannt.

Die heilige Therese war eine Spanierin aus adliger Familie, geboren 1515 und gestorben 1582. Ihre Verehrer geben ihr die seltsamsten Titel: Arche der Weisheit, himmlische Amazone, Balsamgarten, Orgel- und Cabinets-Secretär des heiligen Geistes u. s. w. Schon als Kind wurde sie von der Schwärmerei ergriffen und wollte nach Afrika laufen, um dort den Märtyrertod zu sterben. Endlich, als sie 17 Jahre alt war, hielten es die Eltern nicht mehr aus und brachten sie in das Karmeliterkloster zu Avila. Sie hatte nun bald Erscheinungen aller Art, und als ihr gar einst eine Hostie aus der Hand des Bischofs von selbst in den Mund flog, da war die Heilige fertig. Sie ward endlich Aebtissin eines eigenen Klosters zu Pastrane und nun konnte sie ihrer Heiligkeit freien Lauf lassen.

Jesus war von der Heiligkeit so entzückt, daß er ihr einst die Hand reichte und sie zu seiner Braut weihte, indem er sagte: „Von nun an bin ich ganz dein und du mein." Einst erschien ihr ein Seraph, der sie mit einem „glühenden Pfeil" einigemal tupfte; aber der Schmerz war so süß, daß sie wünschte, ewig so getupft zu werden. Die Spanier feiern heute dies Fest der Bepfeilung am 27. August.

Ihre Nonnen mußten barfuß gehen und sich die strengste Zucht gefallen lassen. Der blindeste Gehorsam war ihnen Gesetz und die geringste Abweichung davon wurde furchtbar bestraft. Eine Nonne, die über schlechtes Brod eine verdrießliche Miene machte, wurde nackend an die Eselskrippe gebunden und mußte hier 10 Tage lang Hafer und Heu fressen! Dies hatte denn zur Folge, daß jeder ihrer Befehle auf das Pünktlichste befolgt wurde. Eine Nonne fragte sie einst, wer heute die Abendmette singen solle? Die Hei-

lige war verdrießlich und antwortete: „die Katze.“ Die Nonne nahm also die Katze, ging damit an den Altar und zwickte sie in den Schwanz, so daß sie ihre schönsten Lieder von sich gab.

Selbstquälerei war in diesem Kloster an der Tagesordnung. Theresen's Nonnen verbrauchten eine Unmasse Ruthen. Sie schliefen auf Dornen oder im Schnee, tranken aus Spucknäpfen, nahmen todte Mäuse und anderes ekelhaftes Zeug in den Mund, tranken Blut, tauchten ihr Brod in faule Eier und durchstachen sich die Zunge mit Nadeln, wenn sie das Schweigen gebrochen hatten!

Eine höchst merkwürdige Antipathie hatte die heilige Therese gegen behos'te Männer und hätte sie die Macht gehabt, so hätte sie allen die Hosen abgezogen. So weit sie Gewalt hatte, that sie es auch. Die unter ihr stehenden Karmelitermönche mußten die Hosen ablegen und dafür ein kleines Schürzchen tragen von brauner Wolle. Aber sie war nur eine Feindin der Männerhosen, denn ihre Nonnen — mußten Hosen tragen; ob sie selbst es that, darüber haben uns die Karmeliter keine Nachricht hinterlassen.

Sie war auch Schriftstellerin und schrieb Bücher, die manchem armen Mädchen den Kopf verrückten. Als sie gestorben war, erschien sie einer vertrauten Nonne und gestand ihr, daß sie mehr aus Inbrunst der Liebe, als wegen Heftigkeit der Krankheit gestorben sei. Von der Liebe scheint sie mehr verstanden zu haben, als man einer Aebtissin sonst zutraut, denn irgendwo schreibt sie; „Der Teufel ist ein Unglücklicher, der nichts liebt, und die Hölle ein Ort, wo man auch nicht liebt.“ Dieser Gedanke ist eines Dichters würdig!

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Therese lebte die Italienerin Katharina von Cardone. Sie war aus Liebe verrückt, wohnte in einer Höhle und trug ein Kleid von Ginster, mit Dornen und Eisendraht durchflochten. Sie fraß Gras, wie ein Thier, ohne sich der Hände zu bedienen, und einmal fastete sie gar 40 Tage lang. So lebte sie 3 Jahre!

Die heilige Katharina von Genua war in Liebe zu Christus dermaßen entbrannt, daß sie rein toll wurde. Sie glühte wie ein Ofen und oft wälzte sie sich an der Erde und schrie: „O Liebe! Liebe, ich halte es nicht mehr aus!“

Die heilige Passidea, eine Cisterzienser-Nonne aus Siena, quält sich, noch ehe sie in's Kloster ging, ärger als die Väter der Wüste. Sie geißelte sich mit Dornen und wusch dann die Wunden mit Essig, Salz und Pfeffer; sie schlief auf Kirschkernen und Erbsen, trug ein Panzerhemd von 60 Pfund schwere, stieg in gefrierende Teiche, um sich einfrieren zu lassen; ja sie trieb den Unsinn so hoch, daß sie sich, mit dem Kopf unten lange Zeit in den rauchenden Schornstein hängte! Als sie Nonne war, erschien ihr einst Christus und drückte ihr seine fünf Wundenmahle ein. Zwei Nonnen sahen durch das Schlüsselloch, wie Jesus verschwand und wie die Wunden bluteten!

Die heilige Clara war aus Assisi und schwärmte mit dem heiligen Franz. Sie lief zu ihm und bat, daß er sie zur Nonne machen und Söhne und Töchter mit ihr zeugen möchte, — natürlich geistlicher Weise! Ihre Schwester Agnes wurde bald darauf von derselben Schwärmerei ergriffen und die armen Eltern waren ganz unglücklich. Die Verwandten wollten beide Närrinnen mit Gewalt aus dem Kloster holen, aber da wurde — so erzählt die Legende — Agnes plötzlich so schwer, daß 12 Männer sie nicht von der Stelle bringen konnten, und der Oheim, der sein Schwert gezogen hatte, blieb stehen, als höre er Hüons Zauberhorn.

Die heilige Clara lebte sehr strenge. Als Hemde trug sie eine Schweinshaut, oder auch ein Gewebe von Roßhaaren, und aus Demuth küßte sie der schmutzigsten Viehmagd die Füße, welche sie dann erst wusch, als wäre sie erst durch ihren Kuß verunreinigt worden. Als sie starb, fanden sich in ihrem Herzen im Kleinen alle Passionsinstrumente, wie in einem Hechtskopf, und in ihrer Blase drei geheimnißvolle Steinchen, sämmtlich von gleichem Gewichte, aber wovon eins so schwer als alle drei, zwei nicht schwerer als eins und das kleinste davon so schwer als alle drei sind! — St. Clara war die Mutter der weiblichen Franziskaner und ihr verdanken wohl 900 Clarissen-Klöster ihr Entstehen.

Die heilige Katharine von Siena war auch mit Jesus verlobt worden, der ihr einen kostbaren Diamantring an den Finger steckte, welchen aber Niemand sah, als sie allein. Sie pflegte die ekelhaftesten Kranken, wofür sie Jesus mit dem rosinfarbenen Blute aus seiner Seitenwunde tränkte. Seitdem nahm sie von Aschermittwoch bis Himmelfahrt weiter keine Nahrung, sondern lebte blos vom Abendmahl. Christus drückte ihr auch seine 5 Wunden ein. Aber darüber kamen die Dominikaner mit den Franziskanern in einen Streit, der 40 Jahre dauerte und welchen Papst Urban 8. dahin entschied, daß Katharinens Wundermaale nicht geblutet hätten, wie die des heiligen Franz. Auch wurde den Malern befohlen, die Heilige nur mit 5 Strahlen vorzustellen!

Die heilige Agnes ließ der Stadtrichter, weil sie seinen Sohn nicht heirathen wollte, nackend in ein Bordell bringen. Aber plötzlich bekam sie so lange Haare, daß sie sich darin einwickeln konnte wie in einen Mantel, und das ganze lüderliche Haus verwandelte sie in ein Bethaus. Die heilige Paula, die einst ein Jüngling nothzüchtigen wollte, erhielt auf ihr Gebet einen garstigen, langen Bart, vor dem sich der Liebhaber entsetzte und floh. Die heilige Brigitte befreite ein neapolitanisches Mädchen von einem in Gestalt eines Jünglings auf ihr liegenden Teufel! —

Wir wollen die Reihe der Heiligen schließen mit der heiligen Rosa von Lima, einer Dominikanerin, die auf knotigem Holz und auf Glasscherben schlief und als Nachttrunk einen Schoppen Galle trank. Jesus war von ihrer Heiligkeit so erbaut, daß er an einem Palmsonntag als Steinmetzgeselle zu ihr kam und sich mit ihr verlobte, indem er sprach: „Rosa, Schatz meines Lebens, du sollst meine Braut sein.

Maria war mit dabei und gratulirte ihr, indem sie sagte: „Siehe, was für eine große Ehre dir mein Sohn anthut.“ Las sie, so erschien Jesus auf dem Blatte und lächelte sie an; nähte sie, so setzte er sich auf ihr Nähkissen und scherzte mit ihr. Besuchte Jesus eine andere Nonne — denn er hatte gar zu viele Bräute — so war sie vor Eifersucht außer sich, bis er wieder kam. Ihre heilige Schwiegermutter diente ihr 21 Jahre lang als Kammerfrau, und wenn die Frühmette kam, rief sie: „Stehe auf, liebe Tochter, es ist Zeit.“ Das Volk wimmelte von Flöhen, aber kein einziger dieser freigeisterischen Husaren unterstand sich, die Braut Christi zu stechen. — So steht es in der päpstlichen Bulle, welche ihre Heiligsprechung enthält!

Außer diesen Heiligen und noch vielen hundert Anderen, die ich nicht nannte, betet der Katholik noch zu einigen, die niemals lebten und die einer lächerlichen Fabel ihren Ursprung verdanken, wie St. Christopherus, St. Georgius, St. Mauritius mit 6600 Gesellen, die 7 Schläfer, Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen und St. Guinefort von Verona, der ein veritabler — Hund war!

Jeder gute Katholik, der das Vergnügen haben will, nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt zu werden, kann dies erlangen; denn derjenige, der sich die Stelle des Vicegottes auf Erden angemaßt hat, der Papst, macht ihn für 100,000 Gulden zum Heiligen! Wunder finden sich!

Die Christen der ersten Jahrhunderte wußten von Heiligen nichts. Sie verehrten allerdings die sogenannten Märtyrer oder Blutzeugen, welche ihres Glaubens wegen hingerichtet wurden, sie erwähnten derselben bei ihren Versammlungen und stellten sie der Gemeinde als Muster hin; und das war durchaus zu billigen und sehr natürlich. Erst als Konstantin zum Christenthum übertrat und viele der heidnischen Gebräuche in die christliche Kirche übergingen, kam auch der Heiligendienst in Aufnahme. Die Heiden waren es gewohnt, ihren Heroen zu opfern; die christlichen Priester trugen diesen Gebrauch auf die Glaubenshelden über.

Der Heiligendienst mußte als ein Unsinn betrachtet werden, so lange jeder Mensch Gott gleich nahe zu stehen glaubte, und konnte erst Eingang finden, als die Pfaffen entstanden, als sie dem Volke weiß machten, daß sie auf Erden die Mäkler wären zwischen Gott und den übrigen Menschen. Von da war es denn auch nicht weit zu dem unsinnigen Glauben, daß die Heiligen im Himmel gleichsam wie Minister und Kammerherren den Hofstaat Gottes bildeten und daß, wer bei Sr. himmlischen Majestät etwas durchsetzen wolle, nur diese durch Gebete und Opfer zu bestechen brauche.

Aerger konnten die Pfaffen das Heiligste nicht verhöhnen, als durch diesen Heiligendienst, der unvernünftiger und lächerlicher ist als die Anbetung der Sonne oder anderer Naturgegenstände. Nicht weniger vernünftig wäre dieser christliche Götzendienst, aber doch nicht ganz so entwürdigend, wenn die angebeteten Heiligen Männer gewesen wären, wie Christus oder Sokrates; aber was waren diese Heiligen? Von vielen unter ihnen lehrt uns die Geschichte, daß sie die verworfensten, lasterhaftesten Menschen, ja daß sie geradezu Schufte waren. Selbst die besten waren Schwärmer oder Narren. Solche Heilige giebt es noch heut zu Tage in großer Menge, nur daß man sie nicht anbetet, sondern in Tollhäuser sperrt. Carl Julius Weber, einer unserer geistreichsten Schriftsteller, charakterisirt diese Art Heilige derb, aber richtig. „Bei weiblichen Mystikern,“ sagt er, „sitzt der Jammer gewöhnlich auf dem Fleckchen, das man nicht gerne nennt, und bei männlichen hat den Fleck Hudibras getroffen —

So wie ein Wind in Darm gepreßt
Ein — wird, wenn er niederbläf't,
Sobald er aber aufwärts steigt,
Neu Licht und Offenbarung zeugt,“

Der Hysterie und den blinden Hämorrhoiden verdankt die katholische Kirche die meisten ihrer Heiligen, und sie darf sich daher nicht wundern, wenn wir dieselben — als Afterheilige betrachten.

Entstehung der Weltkörper.

Von Hudson Tuttle.

Nebeltheorie. — Geologische Beweise. — Temperaturzunahme. — Der glühende Central-Ocean. — Vulkanische Thätigkeit. — Erdbeben. — Heißes Klima der ersten Zeitalter. — Gestalt der Erde und der Planeten.

Wird in einer Ebene ein perpendiculärer Schacht gebohrt, so finden wir beim Hinabsteigen, daß derselbe zuerst verschiedene Schichten von Thon, Sand und Geröll durchschneidet, welche horizontal laufend auf einander gelagert sind. Ist die Ebene von einem Flusse begrenzt, so lassen sich diese Schichten von Alluvialbildung bis zu 100 und mehr Fuß Tiefe auf Ueberfluthungen beziehen, welche viele Jahrhunderte hindurch stattgehabt, und deren jede einen Niederschlag von Thon, Schlamm oder Sand hinterlassen hat, die durch tributäre Flüsse oft aus weit entfernten Gegenden hergeführt worden waren.

Unterhalb dieser neueren Niederschlagsschichten, welche Reste von Pflanzen- und Thierarten enthalten, die noch heut zu Tage an den Ufern und in der Umgegend des Flusses lebend gefunden werden, welche uns gänzlich unbekannte

pflanzliche wie thierische Formen in sich schließen. Steigen wir noch tiefer hinab, so finden wir noch eigenthümlichere Formen, die an Zahl rasch abnehmen, bis wir endlich bei den primitiven Schiefern, Gneiß- und Quarzlagern anlangen, wo alle Spuren organischen Lebens verschwinden.

Unter diesen Schichten, welche sämmtlich unverkennbare Merkmale ihres Ursprunges durch Absetzung aus dem Wasser darbieten, stoßen wir endlich auf den Granit, dessen Gefüge mit Bestimmtheit darauf hinweist, daß es aus feuriger Esse hervorgegangen. Wie groß auch die Verschiedenheit sein mag, welche die manchfach über einander gelagerten Schichten in weit von einander entlegenen Theilen der Erdkruste in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit aufzuweisen haben, der Granit bildet allenthalben ihre unwandelbare Unterlage. Er stellt die Grundfeste dar, auf welcher alle übrigen Formationen ruhen; er ist jedoch nicht allein das Urgerüste und der allgemein verbreitete Grundstein des Erdbau's, sondern auch — bei genauerer Erwägung — der Stammvater aller Erdkrustenbildungen; wie sehr diese auch durch ihre besonderen Eigenthümlichkeiten von ihm verschieden sein mögen.

Ueber den ganzen Erdumfang ausgegossen trägt der Granit in seiner Zusammensetzung und Krystallisation allenthalben unverkennbare Merkmale und geschichtliche Beweise, daß er aus dem primitiven Gluthmeer hervorgegangen; zerrissen und zerworfen, neuere Schichtbildungen überragend, zu den höchsten Gebirgskämmen sich erhebend, in den Kuppen der Anden wie des Himalaya emporstarrend, verlichtet er mitten durch die Schauer der großartigen Naturscenerien, welche er schafft, von seiner Feuergeburt.

Was liegt unter dem Granit? Bei der Untersuchung dieser Frage müssen uns dieselben Verhältnisse leiten, welche wir bei einem theilweise abgekühlten Lavastrom beobachten. Beim Eindringen in die Tiefe finden wir eine constant und rasch wachsende Wärmezunahme. Diese merkwürdige Thatsache ist längst beobachtet worden, und erschien lange als eines der schwierigsten Probleme der geologischen Wissenschaft. Die Wärmezunahme erweist sich unter verschiedenen Oertlichkeitsverhältnissen nicht als ganz gleich, da die unterliegenden Felsmassen nach ihrer besonderen Beschaffenheit bald bessere, bald schlechtere Leiter darstellen, und variirt von 30 bis über 100 Fuß auf einen Wärmegrad. Das Mittel aller Beobachtungen ist ungefähr 54½ Fuß auf den Grad.

Wäre die Wärmezunahme constant, wie dies von einigen Geologen behauptet wird, so würde sich das Problem in die mathematische Gewißheit auflösen, daß in einer Tiefe von weniger denn 50 Meilen auch die schwierigst-schmelzbaren Körper in Fluß gerathen müßten. Selbst wenn wir Reich's Bestimmung gelten lassen, ja, wenn wir, um noch sicherer zu gehen, 100 Fuß für 1 Grad annehmen wollen, so würde die Dicke der Erdkruste oberhalb des Schmelzpunktes des Felsgesteine doch nur unbedeutend dadurch gewinnen.

Die Wärmezunahme kann jedoch unmöglich constant sein. Angenommen, die Erde oder die Felsgesteine ihrer Kruste besäßen überall gleiche Leitungsfähigkeit für durchgehende Wärme, so muß doch unter allen Verhältnissen die bedeutendste Wärmeausstrahlung nahe der Erdoberfläche stattfinden, besonders wenn diese mit Wasser bedeckt ist. Wenn nahe der letzteren die Wärme um 1 Grad auf 40 Fuß zunimmt, so werden bei weiterem Eindringen mehr als 40 Fuß erforderlich sein, um abermals einen Wärmegrad Zunahme nachzuweisen. Dies Verhältniß müßte sich in gleichem Maße des Vordringens nach dem Mittelpunkte der Erde steigern, bis endlich die Central-Lava erreicht wäre: wir können die Richtigkeit dieses Sachverhältnisses durch einen Versuch im Kleinen nachweisen. Bindet man mehrere Eisenstäbe zusammen und steckt das eine Ende des Fascikels in einen Windofen, das andere in Wasser, so wird man bemerken, daß die Hitze am schnellsten an dem mit dem Wasser verbundenen Ende ausstrahlt, und daß die Hitzezunahme sich im Verhältniß der Abstände um so mehr vermindert, je mehr man sich dem Ofen nähert. Was hier das Eisen nachweist, muß in entsprechender Weise für alle andern Körper Geltung behaupten. Hieraus können wir mit ziemlicher Zuversicht schließen, daß die Erdkruste um ein Namhaftes dicker ist, als gemeinhin angenommen worden. Jedenfalls muß ihre Dicke sehr ungleich sein. Während an manchen Stellen gegen 200 Meilen, dürfte sie an andern, namentlich in der Nähe vulkanischer Spalten, kaum 10 Meilen betragen. Das Mittel derselben könnte allenfalls zu 150 Meilen angenommen werden. Diese so verschiedenen Resultate, welche wir bei Erforschung der Zunahme der Erdwärme nach Innen erhalten, müssen theils auf Rechnung der ungleichen Leitungsfähigkeit verschiedener Gesteinsarten, durchsickernder Wasser und ihrer Ansammlungen gebracht, theils in der weiteren Entfernung oder größeren Nähe der inneren Lavamasse ihre Erklärung finden.

Ist die feste Erdkruste das Ergebniß eines durch Decaden von Millionen Jahren andauernden Abkühlungsprozesses, und war die Erde ursprünglich eine glühende Lavakugel? Welche Beweise stehen uns zu Hand, eine solche Annahme zu bewahrheiten? Die Ergebnisse geologischer Forschung reihen sich zu einer höchst einfachen Schlußfolgerung aneinander. Könnten wir die Eingeweide der Erde durchwühlen oder sie in ihren verborgenen Tiefen wie einen Steinbruch ausbeuten, so wären wir freilich aller Mühe wissenschaftlicher Hypothesen überhoben. Die Gestalt unserer Erde ist übrigens genau dieselbe, welche sie nothwendig erhalten mußte, wenn wir annehmen, daß sie ursprünglich eine flüssige mit ihrer gegenwärtigen Geschwindigkeit im Raume rotirende Masse war. Ihre sphäroide Form steht in genauem Verhältnisse zur Geschwindigkeit ihrer Axendrehung — ein Umstand, der ganz unerklärlich wäre, wollte man nicht einsehen, daß eben der Umschwung um ihre Axe die Poldyplattung hervorgebracht hat, was jedoch wieder nur bei einem gewissen Flüssigkeitszustande möglich war.

Wenn das Innere der Erde noch von einer heißflüssigen Masse erfüllt ist, wie die Wärmezunahme nach Innen zu beweisen scheint, und dieses Feuermeer nur von einer verhältnißmäßig dünnen Kruste umschlossen wird, so müssen nothwendiger Weise hie und da Anzeichen von einem solchen Zustand des Innern auf die Oberfläche gelangen; denn die Kruste ist in unausgesetzter Abkühlung, also Zusammenziehung begriffen. Solche Manifestationen jenes inneren Zustandes sind die Vulkane, die Zugänge zum Feuermeer des Erdinnern. Daß vulkanische Ausbrüche ihre Entstehung nicht örtlich-begrenzten Ursachen verdanken, geht wohl mit Sicherheit aus der Thatsache hervor, daß der Umfang der ausgeworfenen Lavamasse oft auch ein Mehrfaches die Masse des ganzen Gebirgsstocks übertrifft. Man hat längst erkannt, daß die Quelle vulkanischer Thätigkeit, wo auch immer diese zur Aeußerung kommen mag, eine tief-innere sein muß, denn es besteht ein unläugbarer Zusammenhang zwischen weit von einander entlegenen Kräften und ihren Ausbrüchen. Weltumfassende Theorien hat man auf sinnlose und unwissenschaftliche Behauptungen gebaut, die von sich in eitler Selbstgefälligkeit wiegenden Philosophen ausgegangen waren, und gelehrte Gesellschaften haben jenen ihre Sanktion ertheilt, weil Notabilitäten und Autoritäten ihnen das Wort sprachen. Alle jene Annahmen von unterirdischen Gluthströmen und Feuerseen beschränkter Ausdehnung, von der Wirkung alkalischer Basen, von der Kraftäußerung elektrischer Ströme, und noch tausend andere Verirrungen des von einer kranken Phantasie aufgeregten beschränkten Gelehrtengehirns gehören dahin. Weit verbreitete Wirkungen können unmöglich rein örtlich-beschränkten Ursachen zugeschrieben werden.

Das Auftreten vulkanischer Kegel und Krater auf der Linie weitausgedehnter Längespalten, wie an den Hebungsrändern von Gebirgsketten, wo bedeutende Schichtenverwerfungen vorkommen, weist nicht minder auf eine tief-innere Ursache von mehr allgemeiner Natur hin.

Die Andenkette, welche sich vom Polarmeer längs der westlichen Küste des amerikanischen Kontinents in einer Reihe der großartigsten Gebirgskämme mit manchfachen Ausläufern dahinzieht, und in jenen feuersprühenden Kegeln endet, die mit graueuhafter Pracht die eisigen Ufer des antarktischen Kontinents beleuchten, ist das Erzeugniß einer mächtigen Erdspalte, welche sich bis in das Reich des innern Feuers hinabsenkt. Soll die Hypothese von der innern Feuermasse Giltigkeit erlangen, so müssen Vulkane an solchen Spalten lagern; wollten wir mit Fug und Recht jener Hyphothese entgegentreten, so müßten wir wenigstens nachweisen können, daß Vulkane eben so oft isolirt auf dem niederen Flachland vorkommen als unter den erwähnten Verhältnissen: wir dürfen dabei nicht vergessen, daß alle vulkanischen Gebirgsketten, einer bestimmten Richtung (Streichung) angehörend, von gleichem Alter sind, wenn sie sich gleichwohl über beide Hemisphären ausdehnen — eine Thatsache, die sich mit der Annahme localer Ursachen nicht wohl in Uebereinstimmung bringen läßt.

Thätige Vulkane kommen gewöhnlich in der Nähe der See vor. Diese Erscheinung läßt sich zu Gunsten der Annahme einer Centrallava erklären; denn dort, wo das Land sich fortwährend hinter seine ehemalige Küstenlinie zurückzieht, indem der Ocean es abschwemmt, wird das zwischen dem Druck der Erdkruste und der unter ihr liegenden Lava bestehende Gleichgewicht gestört, und längs der Linie solcher Störungen ist das Auftreten von Vulkanen und Erdbeben zu erwarten.

Dieselben mächtigen unterirdischen Wellen, welchen die Spalten ihr Dasein verdanken, haben auch eine Form der Kontinente bestimmt, woraus wir abermals erkennen mögen, wie entfernte Wirkungen durch sympathetische Verhältnisse mit einander in Verbindung stehen.

Die Schlüsse, welche wir bisher auf dem Wege der Induktion gefunden, bestätigen sich durch die Beobachtung. Die ganze Längereihe der Rocky Mountains hindurch sind die Ueberreste erloschener Vulkane deutlich sichtbar. Sie schweigen jetzt gleich jenen der Auvergne in Frankreich; vielleicht auch ruhen sie nur, um Kräfte zu sammeln zu erneuten Anstrengungen. In den Cordilleren und Sierras begegnen wir zahlreichen aktiven Kratern. Der Popocatepetl, Cafiguino und ihre sämmtlichen Genossen auf der ganzen Länge der Andenkette, bilden blos eine Reihe ein und derselben vulkanischen Thätigkeit. Die vier großen mexikanischen Vulkane: Colima, Jorullo, Popocatepetl u. Orizaba stehen auf derselben Spaltlinie. Als der Jerullo im Jahre 1759 zum Ausbruche kam, erhob er sich genau auf der Streichungslinie der drei übrigen.

In derselben Nacht, während welcher der Orizaba in Thätigkeit war, sprühte der 480 Meilen nordwärts gelegene Aconcagua seine Feuerregen und noch 2700 Meilen nördlicher erfolgte der Ausbruch des Cafiguino, welcher 26 Jahre kein Lebenszeichen gegeben hatte, begleitet von einem Erdbeben, welches über eine Area von mehr denn 1000 Meilen gefühlt wurde.

Derartige Erscheinungen bieten wohl genügende Beweiskraft für einen tiefen und weitverbreiteten Sitz der vulkanischen Thätigkeit. Das Erdbeben von Lissabon pflanzte sich unterhalb des atlantischen Oceans fort und wurde in Quebek und an den großen Binnenseen, vom nördlichen Schweden bis zur Südspitze von Afrika und auf Martinique gefühlt, eine Area vielmal größer als ganz Europa. Um Ereignisse von so weiter Tragkraft zu würdigen, müssen, wir auch adäquate Ursachen anerkennen. Wir sehen uns gezwungen zu der Annahme, daß wir auf einer dünnen Kruste stehen, unterhalb welcher noch die primitive Feuermasse fortglüht und langsam verglimmt. Eine dünne, nachgiebige Kruste, welche sich mit der feuerschäumenden Welle des Erdbebens biegt, senkt und erhebt, ausgedehnte Spalten bildend, verbogen und zerklüftet durch die Gewalt in-

merer Mächte, welche hier und dort in vulkanischer Wuth sie durchbrechen. Zweifeln wir nicht mehr: Alles unter uns ist Feuer, das noch nicht erloschene Feuer der neugebornen Welt.

Dies muß wenigstens als höchste Wahrscheinlichkeit zugegeben werden, wenn gleichwohl der Einwurf, daß die Theorie von der ursprünglichen Flüssigkeit der Erde nicht vollständig bewiesen werden kann, zu Recht steht. Sie kann freilich, wie die Dinge jetzt stehen, nicht wie ein mathematisches Problem demonstrirt werden, aber es giebt auch andere Methoden, welche zu korrekten Resultaten führen. Versuchen wir die vereinzelten Glieder der Beweisführung zu einer vollkommenen Kette zu vereinigen. Man hat die Temperaturabnahme, welche durch die allmälige Verminderung der Eccentricität der Erdkreisbahn verursacht murde, als einen ausreichenden Erklärungsgrund für die hohe Temperatur der Urzeit zur Geltung bringen wollen. Zugegeben, daß solche Veränderungeu Temperaturwechsel veranlassen, so könnte letzterer kaum einige Grade betragen ohne den Bestand u. die Ordnung des Planetensystems zu gefährden; dagegen weisen die ungeheuren Urwälder tropischer Pflanzen, welche im Zeitalter der Kohlenformation in den Regionen der jetzigen Pole blühten, wie überhaupt die gesammte Flora und Fauna der Urzeit, auf eine sehr hohe Temperatur jener Gegenden hin. Auch aus dem verschiedenen Gestaltverhältniß von Land und Wasser in der älteren Zeit wollte man das heiße Klima jener Regionen erklären. Wäre alles Land um den Aequator, und alles Wasser an den Polen zusammengedrängt, so würde sich natürlicher Weise ein viel wärmeres Klima ergeben. Die Erhebung arktischen Festlands und besonders seiner Gebirge bedingt ein namhaftes Sinken klimatischer Wärme, während der Charakter der um die Gipfel jener gelagerten Schichten einen vergleichsweise jüngeren Ursprung aufweist. Wollten wir aber auch die möglichst günstige Vertheilung von Land und Wasser annehmen, es würde noch lange nicht ausreichen, um jene Temperaturhöhe erklären zu können, welche bekannter Maaßen, namentlich während der Kohlenperiode in den gegenwärtigen Polarregionen geherrscht haben muß. Es bleiben uns nur mehr zwei Annahmen zu beleuchten übrig: daß eine mehr als torride Temperatur an den Polen geherrscht habe, oder daß dieselben nicht, wie angenommen, stetig geblieben, sondern sich aus ihrer früheren Lage verrückt haben. Im ersten Falle begegnen wir unüberwältigbaren Einwürfen. Ueberschritt die Poltemperatur jene der Tropen, so mußte die damalige torride Zone eine Wüste darstellen, deren Hochofenhitze kein lebendes Wesen hätte aushalten können; es fehlt übrigens jede Grundlage um der Theorie einer so erstaunlichen Temperaturhöhe auch nur einen Augenblick als Stütze zu dienen. Beim Beginne der Kohlenperiode mußte die Erdkruste wenigstens drei Viertheile der gegenwärtigen Dicke erreicht haben: wenn in unserer jetzigen Zeit die vom Innern der Erde ausstrahlende Wärme nicht einmahl hinreicht, ein einen Milliontel-Zoll dickes Eishäutchen zu schmelzen, wie ließe sich da die Annahme einer so ungeheueren Temperaturhöhe rechtfertigen? Nehmen wir anderseits eine Fortbewegung der Pole an, so fällt aller Grund zur Behauptung einer großen Temperaturerhöhung weg, denn mit der Bewegung der Pole rückt auch der Aequator nach dem Punkte ihrer früheren Lage hin. Manche Thatsachen der Gegenwart scheinen auf ein solches Sachverhältniß hinzuweisen. Der Augenschein belehrt uns, daß die Eisbewegungen in den Polarregionen tiefe Spuren stattgehabter Veränderungen an den Felsgesteinen hinterlassen. Haben sich die Pole in der That aus ihrer Stellung verrückt, so muß die Stelle, welche sie früher einnahmen, sowie die Fortschrittslinie ihrer Bewegung deutlich nachweisbar sein. Genaue Nachforschungen, jene Stelle zu bestimmen, sind noch nicht angestellt worden, theils weil die Beschaffenheit des Terrains, auf welchem jene Vorgänge wahrscheinlich statthatten, dem Unternehmen sehr ungünstig ist, theils weil die bisher gemachten Beobachtungen bei ihrer Unbestimmtheit kein genügendes Interesse erregten. Es ist wahrscheinlich, daß die Lage des Nordpoles in der Tertiärperiode sich in der Gegend des Caspischen Meeres befand, und daß er in paraboliſcher Linie nach dem Punkte seiner gegenwärtigen Stellung fortrückte. Würde jene Gegend nebst Thibet und dem nördlichen Indien aufmerksam durchforscht werden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sich Thatsachen zu Tage fördern ließen, welche dieser Frage neues Interesse verleihen und viel mehr Licht über sie verbreiten dürften. Was die nächste Ursache des Polwechsels betrifft, so neigt mathematische Anschauungsweise sich vor Allem der Idee zu, daß sie in einer Schwankung der Erde gelegen, um ein natürlich bestimmtes Gleichgewicht herzustellen, welches anfänglich noch nicht fest bestimmt war. Muthmaßlich könnte man noch die freilich weit weniger wahrscheinliche Kollision mit einem Kometen oder Einwirkungen der Planetarattraktion als erklärende Momente herbeiziehen.

Die Schichten des Erdsphäroids sind nicht allein elliptisch-koncentrisch, sondern die Ungleichheiten der Mondbewegung erweisen auch, daß sie von der Oberfläche nach dem Centrum an Dichtigkeit zunehmen. War die Erde ursprünglich flüssig, so mußte sich dies ja sicher so gestalten, denn die dichteren Theile müssen sich nach dem Mittelpunkte gesenkt haben, die leichteren auf der Oberfläche geblieben sein. Der Druck der überlagernden Massen trägt ebenfalls zu diesem Resultate bei, jedoch nicht in dem Maaße, wie man angenommen. Man hat berechnet, daß, vorausgesetzt die Gravitation übe allein ihren Einfluß im Mittelpunkt der Erde, Stahl auf ein Viertel, Stein auf ein Achtel ihres Volums zusammengepreßt werden müßten. Nach dieser Voraussetzung würde die Erde eine viel zu große Dichtigkeit besitzen, um ihren bekannten Einfluß auf den Mond damit in Uebereinstimmung bringen zu können; veranlaßt uns dies, uns nach einer ausgleichenden Gegenkraft umzusehen, so finden wir eine solche wohl ohne Schwierigkeit in der antagonisti-

schen Ausdehnung, welche durch die innere Erdhitze hervorgebracht wird. Wollten wir uns nicht mit dieser Ansicht begnügen, so bliebe nichts übrig, als die Idee einer kavernösen Struktur der Erde zu adoptiren, oder uns in ähnliche Träumereien der Unwissenheit zu versenken.

Jede auffällige Lagestörung der Erdschichten, jeder Gebirgsgipfel und Abgrund, jede Erhebung oder Senkung von Kontinenten oder Inseln, giebt selbstverständlich Zeugschaft von dem glühenden Zustande, in welchem sich jetzt noch die nach dem Centrum hin gelegenen Erdmassen befinden. Die Zusammensetzung des Felsengerüstes der Erde spricht in klarer, deutlicher Weise dafür, und die Struktur aller Planeten und Himmelskörper, welche genau genug mit dem Teleskop untersucht werden können, erweist sich im Einklang mit unserer Ansicht. Die Planeten, sämmtlich von sphäroider Gestalt, wie sie sich in Folge der Axendrehung einer flüssigen sphärischen Masse ergeben muß, zeigen alle unter dem Teleskope unebene, zerklüftete und gebirgige Oberflächen, das unverkennbare Erzeugniß vulkanischer Einwirkungen auf ihren Krusten.

Der Mond bietet vermöge seiner Nähe die beste Gelegenheit zur Untersuchung. Seine Oberfläche ist von Gebirgsmassen bedeckt, welche sich über weitausgedehnte, hügeliche Ebenen emporthürmen oder von einem gemeinsamen Mittelstocke aus sich in eigenthümlich geformten langen mauerähnlichen Ketten hinziehen. Eine Unzahl von Muldenthälern läßt sich durch die Eigenthümlichkeit der Lichtbrechung erkennen, wenn sie von der Sonne beleuchtet werden. Der deutsche Astronom Schröter schätzte die Höhe der Gebirge auf fünf, die Tiefe der Thäler auf vier Meilen. Ihm erschien die Oberfläche des Mondes im Verhältniß zur Größe desselben viel stärker und manchfaltiger gebrochen als die der Erde. Herschel glaubte entscheidende Beweise von der Existenz von Mondvulkanen erhalten zu haben. Er gewahrte nicht allein Erscheinungen, welche sich nur als vulkanische Feuer deuten ließen, sondern beobachtete auch nach dem Verlöschen solcher Feuer atmosphärische Verdichtungen Nebel und Haufwölkchen an derselben Stelle, welche sich nur als Wirkungen vulkanischer Thätigkeit deuten ließen. Bedenken wir, daß Objekte in der Entfernung des Mondes eine Meile Umfang haben müssen, um durch das beste optische Vergrößerungsmittel sichtbar zu werden, so können wir uns kaum die Gewalt und Ausdehnung solcher Erschütterungen und Ausbrüche versinnlichen, welche ihre Wirkungen uns von der Erde aus erkennbar machen. Jedenfalls müssen sie um Vieles bedeutender gewesen sein, als das schrecklichste aller Erdbeben, welches Menschen je erlebt haben.

Ueberblicken wir noch einmal den Mond mit seiner rauhen, manchfach gebrochenen und zerrissenen Oberfläche, einen Körper mit einer Atmosphäre im höchst verdünnten Zustande, mit nur spärlichem Wasser versehen, welches mit seiner zersetzenden, verwitternden Kraft, allmählig die starren Formen seiner gebrochenen Oberfläche hätte abebenen können, so müssen wir ihn als einen charakteristischen Selbstzeugen seiner Feuergeburt anerkennen.

Die meisten Planeten sind zu weit entfernt, um in Bezug auf ihre physikalische Beschaffenheit untersucht werden zu können. Venus und Mars, unsere nächsten Nachbarn, die einzigen, welche wir in den Bereich unserer Prüfungen und Schlußfolgerungen ziehen können, bestätigen nur, was wir bereits vom Monde erhoben. Ihre Oberfläche stellt mit Tafelland untermischte Bergebenen dar, Augenschein genug, um ihre Entstehung unter gleichartigen Bedingungen anzunehmen.

Selbst die Sonne, soweit wir bis jetzt zu einem Verständniß ihrer physischen Beschaffenheit vorgedrungen, bietet uns einen einschlägigen Zeugschaftsbeweis. Sie besteht aus dem Residuum jener Stoffmasse, aus welcher sich einzelne Zonen losgelöst hatten, die sich zu den das Sonnensystem konstituirenden Planeten ausbildeten, und wenn in Folge der intensiven Centralhitze sie ursprünglich sich im Gaszustande befand, so versteht es sich wohl von selbst, daß eine Masse, wenigstens vierhundertmal größer als das Volum aller bis jetzt bekannten Planeten und aller übrigen unserem Sonnensysteme zugehörigen Körper, für eine viel längere Zeitdauer, über jene hinaus, in welcher sich die von der Urmasse losgetrennten Weltkörper abgekühlt hatten, im glühenden Zustande verharrt haben muß. Zweierlei haben wir hierbei in's Auge zu fassen: zuerst, den ungeheuren Umfang der Sonne, welcher das Gesammtvolum aller ihrer Planeten sammt deren Satelliten nach Galle um mehr als das siebenhundertfache übertrifft, und dann, die außerordentliche Verdichtung der Oberfläche seiner Masse. Nun ist der Zeitraum, welchen wir zwischen der Entstehung des Neptun und jener des Merkur annehmen müssen, für ein endlich-beschränktes Vorstellungsvermögen unerfaßbar groß, und wahrscheinlich war der erste Planet, wenn überhaupt bewohnbar, bereits bewohnt, als der letzte noch einen integrirenden Theil des Centralkörpers ausmachte. Die an der Oberfläche eines so umfangreichen Körpers stattfindende mächtige Attraktion und somit größere Verdichtung seiner Atome mußte eine viel bedeutendere Hitzeentwicklung bedingen, als dies bei den kleineren Planetenkörpern der Fall sein konnte. Die Temperatur der Sonnenoberfläche muß gegenwärtig die des geschmolzenen Eisens um das Tausendfache übertreffen. Auf der Grundlage der Nebularhorie erklärt sich eine so hohe Temperatur als ein nothwendiges Ergebniß zufolge der bereits angeführten Gründe. Wir wollen jener widerstreitenden Hyphothese, welche den Beweis von Nebularursprung unseres Sonnensystems außer Werth zu setzen scheint, alle Berücksichtigung widerfahren lassen, indem wir hiemit sämmtliche Einwände anführen, welche sich gegen dieselbe erheben. Auf alle Fälle hat sie kaum den Werth einer wissenschaftlichen Hypothese, sondern mehr den Charakter einer bloßen Annahme, die man in Er-

manglung anderseitiger Erklärungsweisen nur aus Achtung vor den hohen Fähigkeiten Herschel's, der sie aufstellte und behauptete, gelten ließ.

Zufolge dieser Annahme soll die Sonne ein an sich dunkler Körper, gleich den Planeten, sein, jedoch umgeben, mehrere 100 Meilen oberhalb ihrer Oberfläche, von einer Licht und Hitze producirenden Atmosphäre oder vielmehr Protosphäre. Die Sonnenflecken werden als lokale Trennungen dieser Protosphäre betrachtet, welche den dunkeln Sonnenkörper sichtbar werden lassen. Eine solche Annahme läßt sowohl den die dunkeln Kerne der Flecken umgebenden Halbschatten (penumbra) unerklärt, als sie weder für die so häufig beobachteten Einsenkungen und Untiefen, noch für das fleckige, granulirte Aussehen ihrer Oberfläche eine Deutung zuläßt. Wäre die Hypothese wahr, so müßten die Centralkerne vollkommen dunkel sein; während doch das von ihnen ausströmende Licht, nach Herschel selbst, zweitausendmal das des Mondes übertrifft. Bedenken wir, daß Drummond's Blendlicht auf die Sonnenscheibe projicirt einen schwarzen Fleck erzeugt, so können wir uns vorstellen, wie lichtglänzend diese Flecke sein mögen, trotzdem sie vollkommen schwarz erscheinen. Jene Hypothese trägt sonach nicht allein den beobachteten Erscheinungen keine Rechnung, sondern ist ihrer ganzen Grundlage nach eine reine Vermuthung. Eine lichtproducirende Atmosphäre ist ein Phantasiegebilde, das jedes stützenden wissenschaftlichen Grundes entbehrt. — Nur in Ermanglung jeder andern Theorie mag die Herschel's dazu dienen, die Thatsachen in nothdürftige Verbindung zu bringen. Man glaubte die Nebultheorie mit den beobachteten Thatsachen nicht in Uebereinstimmung bringen zu können, weil das Polariscop nachwies, daß das Sonnenlicht von einem gasartigen Körper und nicht von einem flüssigen oder festen ausstrahlt. Es wird uns gelingen, allen bisher unerklärten Erscheinungen durch seine Anwendung eine eben so einfache wie befriedigende Deutung zu geben.

Wir gehen am besten von der Untersuchung jener Bedingungen aus, welch auf der Sonnenfläche obwalten müssen, vorausgesetzlich sie sei eine glühende Masse. Die Beobachtung des Vorganges bei der Wirkung ähnlicher Ursachen auf der Erde mag uns annäherungsweise zu einem analogen Schlusse führen. Denken wir uns eine Hitze zweitausendmal größer als bei dem Schmelzpunkte des Eisens, und es würde leicht sein, auf die Bedingungen und Zustände zu schließen, welche dann obwalten müßten. Die starrsten Elemente würden in Fluß gerathen und mit einer Lichtstärke glühen ähnlich den Sonnenstrahlen. Die weniger starren Elemente würden verdunsten und eine dichte Atmosphäre um den geschmolzenen Kern bilden, die gasförmigen aber in bedeutende Entfernung fortgetrieben werden. Diese Stoffe würden, je nach ihrem Verdünnungsgrade, mehrere concentrische Atmosphären bilden, alle leuchtend von intensivster Hitze. Uebertragen wir diese analogen Prämissen auf die Sonne: sie wird uns dann als ein im höchsten Hitzemaaß erglühender Kern erscheinen, umgeben von concentrischen Schichten leuchtender Atmosphären.

Die Annahme einer Protosphäre, wie sie Herschel aufstellte, fand ihre Hauptstütze in den durch das Polariscop nachgewiesenen Erscheinungen. Und in der That ließ dieses Instrument das Sonnenlicht seine eigene Geschichte erzählen. Es bewies, daß das Licht der Sonne nicht von einem festen, sondern von einem gasförmigen Körper herstammt. So weit diese Thatsache in Betracht kommt, läßt sie sich mit der einen Theorie so gut wie mit der andern vereinbaren. Die Protosphäre wie die Urnebelatmosphäre würden in identischer Weise Licht erzielen. In beiden Theorien fände die Thatsache Erklärung. Nun fragt sich: welche läßt die vernünftigste Deutung der Sonnenflecken zu? Die Eine geht gar nicht auf die Ursache der Existenz der Protosphäre ein, die Andere geht weit zurück bis zum Uranfange der Dinge. Es ist klar, daß das dem Sonnenkerne zunächst liegende dichtere Stratum, von dampfförmigen Metalloiden gebildet, sich mit den permanenten Gasen nicht vermischen werde, welch letztere, im höchsten Grade der Ausdehnung durch die intensive Hitze, in ungeheure Entfernung zu fliehen streben werden. Im entgegengesetzten Falle müßte nach bekannten Gesetzen sich eine homogene Masse bilden, da permanente Gase sich als Vacua zu einander verhalten. Die untere aus glühenden Dämpfen gebildete Schichte würde beständig in die Höhe steigen, bis sie ihre Verdichtungsgrenze erreicht, von der aus sie wieder sinken würde, um abermals sich zu erheben. Die am meisten gespannte äußerste Umhüllung von der innern Hitze beständig in gleicher Verdünnung erhalten, würde jeder Vermischung widerstreben, und so blieben verschiedene Atmosphären gebildet. — Auch diese Theorie leidet noch immerhin an mangelhafter Beweisführung; jedenfalls aber kann sie auf den Namen einer wissenschaftlichen Hypothese viel eher Anspruch machen, als alle bisher geltenden haltlosen Behauptungen.

Sir John Herschel nimmt bei der Erklärung der Sonnenflecken, seiner Idee von einer Protosphäre zu Liebe, an, daß letztere von Orkanen oder ausgedehnten Luftwirbeln durchbrochen und der dunkle Sonnenkörper durch die solchermaaßen gebildeten Oeffnungen sichtbar werde. Unter der Voraussetzung, der Sonnenkörper bestehe aus einer glühenden, Licht und Wärme ausstrahlenden Masse, ließe sich die Annahme von Sonnenorkanen in einer viel haltbareren Weise begründen, Störungen in den dichteren Unterschichten würden Wirbelwinde auf ihrer Oberfläche erzeugen, die nach bekannten Gesetzen tiefe muldenförmige Einsenkungen hervorbringen müßten, gerade wie wir sie in den Sonnenflecken sehen. Wir wissen, daß das Licht bei seinem Uebertritt aus einem Medium in ein anderes von der Grenzfläche beider bedeutend afficirt wird. Treffen die Strahlen letztere unter einem stumpfen Winkel, so geht ein Theil derselben hindurch, der bei weitem größere Theil derselben aber wird zurückgeworfen. Bietet dagegen die Grenzfläche einen

scharfen Winkel dar, so werden alle Lichtstrahlen gebrochen. Eine solche Fläche findet sich an den starkgeneigten Seitenwänden der Sonneneinsenkungen: alles von ihnen refraktirte Licht muß schwarz erscheinen. Der Uebergang aus der theilweisen Reflektion zur theilweisen Refraktion muß plötzlich stattfinden, sobald ein bestimmter Winkel der Scheitelwandungen erreicht ist, und so muß sich der dunkle Kern scharf abgrenzen. Da die Luftströmung nahe ihrem Rande von sanfterer und mehr gleichmäßiger Bewegung sein muß, als nach der Tiefe zu, so sollte auch der Penumbraschein dort am auffälligsten sein — eine Schlußfolgerung, welche durch Beobachtungen vollkommen bestätigt wird. Man könnte etwa einwenden, daß, wenn die Sonnenflecken durch Wirbelwinde hervorgebracht werden, sie von regelmäßiger Form sein müßten, während sie doch höchst unregelmäßig erscheinen. Wir erkennen diese Folgerung als logisch; aber der Einwurf bezieht sich dann auf beide Theorien; während jedoch die eine derselben jede Antwort hierauf schuldig bleibt, erlaubt die andere eine unschwere Lösung der Streitfrage. Die Flecken werden von uns gesehen durch das höchstverdünnte obere Medium, welches, wenn von Strömungen afficirt, die durch dasselbe gesehenen Objekte bedeutend verzerren muß, und sind auch jene an sich vollkommen kreisrund, so müssen sie unter solchen Bedingungen dennoch unserem Auge unter sehr veränderter Gestalt, verzogen und manchfach gebuchtet erscheinen. Gerade die von uns festgehaltene Theorie bietet für alle, wenn auch ihrer Natur nach noch so verwickelten Erscheinungen an der Sonnenscheibe eine vollkommen befriedigende Erklärung. Die bei Sonnenfinsternissen beobachteten Lichtberge, das gesprenkelte, poröse, streifige Ansehen ihrer Oberfläche u. s. w. lassen sich alle erklären durch die manchfaltige Zurückwerfung und Beugung der Lichtstrahlen, welche durch Strömungen und Bewegungen in der atmosphärischen Hülle der Sonne hervorgebracht werden müssen. Wir brauchen gar kein Gewicht auf die Annahme solarer Orkane zu legen; beachten wir jedoch, daß die Sonnenflecken beinahe immer innerhalb einer Zone auftreten, welche sich auf dreißig Grade jederseits des Aequators erstreckt, eine Region, welche ungefähr unseren Wendekreiszonen entspricht, in denen Wirbelwinde zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, so muß man wenigstens zugeben, daß, Alles zusammengefaßt, unsere Annahme am meisten für sich hat.

Auch wenn wir uns der speciellen Betrachtung der Planeten zuwenden, finden wir, daß die Thatsachen uns auf denselben Weg der Anschauung leiten. Laplace faßte die Ringe des Saturn mit der eigenthümlichen Kraft seines Geistes auf, um sie als Stützpunkte seiner Weltanschauung zu verwenden. Wollte man die Idee einer besonderen Schöpfung oder absichtvollen Urhebung aufrecht erhalten, so dürften wir wohl fragen: Warum hat der Schöpfer gerade dem Saturn Ringe verliehen, der doch, von sechs Monden umkreist, derselben am wenigsten bedurft hätte, während der arme Mars in vollkommener Dunkelheit belassen wurde? Sollte sich eine besondere Absicht in Plan unseres Sonnensystems aussprechen, so müßten doch die Ringe einem mondlosen Planeten beschert worden sein. Doch etwas mehr als sonderbar, daß man nicht so ist! — Es verdient alle Beachtung, daß die Ringe des Saturn gerade da sich befinden, wo sie aus mathematischen Gründen sein müssen. Die Nebulartheorie als wahr vorausgesetzt, dürfen wir keine Ringe erwarten um die kleinen Planeten mit langsamer täglicher Bewegung, sondern nur um große Planeten mit rascher täglicher Umwälzung. Es ist klar, daß ein Ring, losgelöst von einem dichten Kern, in welchem die Centripetal- und Centrifugalkräfte zur Ausgleichung gelangt sind, sich am Ende in einen Planetenkörper umgestalten muß, weil er sonst sein eigenes Gleichgewicht unmöglich behaupten kann. Ebendeßhalb dürfen wir auch solche Gürtelbildungen nicht an der äußeren Grenze des Systems erwarten, denn die dort kreisenden Planeten wurden aus gasförmigem Stoff gebildet. Eben so unwahrscheinlich wäre es, sie in weitem Abstande von irgend einem der Planeten zu finden. Die Ringe des Saturn finden sich eben dort, wo sie die Ansicht von der Nebelweltbildung voraussetzen kann. Einen großen Planeten von gewaltiger Centripetalkraft umgebend stehen sie gerade in solcher Entfernung von demselben ab, in welche auch schon die Theorie die Möglichkeit von Gürtelbildungen verlegen muß: gerade der Zeitperiode entsprechend in der ein sich rasch kondensirender Kern, noch halb gasförmig halb flüssig sich hinlänglich verdichtet hatte, um einem sich loslösenden Gürtel die seiner Form entsprechende Stabilität wie Bewegungsfähigkeit zu verleihen. Nur bei so bedeutender Centrifugalkraft, wie sie dem Saturn eigen, können solche Ringe sich erhalten. Nicht als ein Zufallsereigniß dürfen wir das Vorkommen derselben betrachten: es ist ein naturgesetzliches Ergebniß, in voller Uebereinstimmung mit welchem das Sonnensystem gebildet und erhalten wurde, wie dies aus den Berechnungen Laplace's schlagend hervorgeht nach welchen sich die Rotation des Saturn zu denen seiner Ringe verhält wie 427 zu 438 — eine Differenz, welche vorausfäßlich zu erwarten war. Blicken wir weiter und wir begegnen einer andern übereinstimmenden Thatsache. Zwischen dem Saturn und seinen Ringen schwebt ein dünner Dunstgürtel, der zuweilen wie mit einem Gazeschleier die Oberfläche jenes Planeten verhüllt. Kein anderer Planet bietet eine ähnliche Erscheinung dar; die Ueberlegung eines Augenblicks muß uns überzeugen, daß das Bestehen eines Dunstgürtels nur möglich ist, insoferne er, wie der erwähnte, zwischen zwei Kräften von entgegengesetzter Anziehung schwebend erhalten wird.

In nicht zu mißdeutender Weise sprechen ferner die Asteroiden zu Gunsten der Nebulartheorie. Für die Annahme einer besondern Schöpfungsursache muß die Existenz eines Schwarmes äußerst kleiner Planetenkörper, die sich in höchst unregelmäßiger Weise bewegen, ein unentwirrbares

und bedenkenerregendes Räthsel bleiben. Für die von uns festgehaltene Naturanschauung hingegen steht ihre Existenz in voller und klarer Uebereinstimmung mit allen Voraussetzungen und Folgerungen derselben.

(Für die Fackel.)

Jesuiten-Lied.

Von einem Fackelleser.

Ich armes, schwaches Wesen,
Vom Himmel auserlesen,
Als Jesuitenhirt;
Ich fühle, daß die Erde,
Mit ihrer Ochsenheerde,
Von mir geleitet wird.

Wie dank' ich dir, o Schöpfer,
Daß du mich hast zum Schröpfer,
Des Christenvolk's gemacht;
Dies hätten deine Diebe,
Trotz aller Eigenliebe,
Sich nimmer mehr gedacht.

Wir sind die rechte Knute,
Der Knüttel und die Ruthe,
Für jede Volkshaut;
So sehr man uns verdammte,
Hat mancher Staatsbeamte,
Doch schon auf uns gebaut.

Wir wissen sie zu fassen,
Und zu den Steuerkassen,
Lockt Keiner so wie wir;
Auch sind wir für die Throne,
Die trefflichsten Spione,
Das läßt uns jeder hier.

Die groben Schweizerschlingel,
Zerrissen uns die Klingel,
Einst am alten Klosterthor;
Was thut's, wir werden wandern,
Und schneiden einem Andern
Sie aus dem Eselsohr! —

Ein heilig Leben führen wir,
Ein Leben mit der Nonne,
Die frommen Seelen schnüren wir,
Die ganze Welt durchspüren wir,
Und löschen jede Sonne.

(Für die Fackel.)

Der Mensch und die Welt.

Von C. Bergmann.

Mensch! unglückliches Geschöpf der Erde! was ist der Zweck deines Daseins? —

Siehe: du wirst geboren; — du lebst eine kurze Zeit, und dann mußt du sterben. — Es ist ein schrecklicher Gedanke für den lebensfrohen Jüngling, für die blühende Jungfrau, den Freunden der irdischen Welt ewig zu entsagen, und im Frühlingsalter des Lebens eine Beute des Todes zu werden; — aber der graue Weltweise, der erfahrene Schiffer auf der Bühne des Erdenlebens, er zaget und zittert nicht, wenn seine letzte Stunde schlägt; — denn er kennt die Welt, die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, und ist durch Erfahrung zu der festen Ueberzeugung gelangt: daß alle irdischen Güter der Erde eitel und vergänglich sind.

Wenn sein Gewissen ruhig ist, und keinen Flecken auf die Ehre seines guten Namen wirft, dann eilt er lächelnd dem Grabe entgegen, und ruft freudig aus: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?!" So ruhig und zufrieden indessen ein rechtschaffener Greis der ewigen Vernichtung seiner irdischen Hülle entgegen blickt, so kleinmüthig und verzagt erwartet ein grauer Sünder in der letzten Lebensstunde die Zeit der Wiedervergeltung, wo es heißt: „Gehet hin vor mir, ihr Verfluchten! — Weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!" Zwar hat der allmächtige Schöpfer aller Dinge, keinen Teufel erschaffen, der mit grimmiger Miene seine Krallen in das Fleisch der armen Sünder schlägt, um sie in ein ewiges Feuer, in eine Hölle zu schleppen! — aber dennoch wird seine Weisheit die rechten Mittel kennen, wodurch jeder Sünder nach der Größe seiner Verbrechen auf eine würdigere Art bestraft werden kann. — Wie einst Gott das Richteramt in der zukünftigen Welt führen wird, dies bleibt ein Räthsel, welches selbst kein Pfaffe lösen kann; aber daß ein gütiger Schöpfer kein Tyrann sein wird, und gewiß keine Sünde härter straft, als es die Gerechtigkeit erlaubt, dies dürfen wir mit Gewißheit glauben. — Wollte Gott die Menschen in einem ewigen Feuer peinigen, so müßte der Mensch urtheilen, daß der erhabene Schöpfer eine Freude darin suche, die Menschen grausam zu quälen, und

Elend auf Elend zu häufen. — Aber nein, so wird, so kann Gott nicht handeln!! — er vergilt einem Jeglichen nach seinen Werken, lehrt die heil. Schrift, und wird Alles wohlmachen. — Also nicht mit Grausamkeit, sondern mit strenger Gerechtigkeit wird Gott einst die armen Sünder strafen. Diese ernste Zeit der Buße, woran die meisten Menschen im Leben am wenigsten denken, kommt oft spät, doch immer sicher nach. — Daher ihr Schurken, die ihr euch von der Eitelkeit der Welt verführen laßt, die zehn Gebote zu übertreten, u. euch an euren Mitmenschen versündiget, erinnert euch, daß Alles seine Zeit und sein Ende hat, und auch an euch die Reihe kommt, wo Ihr, wenn es in dieser Welt nicht geschieht, in einer andern Welt für euern Lebenswandel Rechenschaft ablegen müßt, in welcher kein Advokat zu finden ist, der euch von der verdienten Strafe loslügen könnte. — Geld regiert die Welt! aber nicht den Welterschaffer! der läßt sich weder durch Geld, noch durch falsches heuchlerisches Beten, Schreien und Heulen bestechen. — Er vollführt, was er sich vorgesetzt, weil er allweise und unveränderlich ist. — Ewig, ewig, wird es keinem Zweifel unterliegen: daß wenn Gott der erhabene Schöpfer der Welt, alle großen Eigenschaften eines vollkommenen Wesens besitzt, es ferne von ihm ist, — in der irdischen Welt so viel Böses ungestraft, und so viel Gutes unbelohnt zu lassen. — Ja, Gott, der Himmel und Erde, und Alles was darin ist schuf, der sorgt noch in einer künftigen Welt dafür — daß jedem Menschen früh oder spät, Gerechtigkeit, und verdienter Lohn nach seinen Werken zu Theil wird. — Dies ist die trostreiche Hoffnung, der fromme Glaube tugendhafter Christen. Aber ach! wie wenig weiß der Mensch! — wie viele Geheimnisse der Natur und seines Schicksals sind ihm noch verborgen!! — „Bis hierher und nicht weiter!" ruft die Stimme der menschlichen Vernunft, wenn der Mensch auf dem Todtenbette liegend, seinen Geist von sich haucht. — Sonderbares Schicksal des Menschen! — Er lebt, genießt, wird alt, denkt über Zweck seines Daseins nach, und stirbt endlich in der Hoffnung, die Auflösung jenes wichtigen Räthsels nach seinem Tode zu finden. —

Erde, Erde, irdischer Himmel, irdische Hölle, wann wirst Du aufhören eine Schöpferin so vieler eitler Freuden, so schrecklicher Leiden, so furchtbaren Elends, und mannigfaltigen Glücks zu sein? wann wirst Du vollkommener und besser werden? wann wird Dich mehr Weisheit regieren? — Doch du schweigst, und mit Dir alle Pfaffen, die nicht den Wald vor lauter Bäumen sehen. — O, ihr unwissenden Pfaffen, die ihr euch erschöpft in Schilderungen über die Schönheit und Vollkommenheit der irdischen Welt, höret auf mit eurer Unwissenheit ferner die menschliche Vernunft zu besudeln, und der Erfahrung ächter Weltweisen zum Hohne, dem Volke die falsche Idee einzuprägen: „daß diese Welt ein vollkommenes Meisterstück der göttlichen Schöpfung sei. — Wäre es der Allmacht eines weisen Gottes unmöglich eine bessre hervorzubringen, wie die irdische, und die Menschheit dürfte nie eine bessre erwarten, dann würden gewiß manche edle tugendhafte Adamssöhne und (unzählige) Evastöchter, mit Recht Ursache haben, das menschliche Leben als ein Unglück zu betrachten, und den Urheber ihres Daseins einen Verbrecher zu nennen. —

Die irdische Welt hat viele Rosen, aber noch unendlich viel mehr Dornen. — Gute rechtschaffne Menschen werden hier oft mit himmelschreiender Ungerechtigkeit, und Grausamkeit von Tyrannen und Schurken gemißhandelt, die in Wollust und Freuden trotz ihrer Laster leben, und dennoch ungestraft erst im Grabe ihr Sündenleben beschließen. — Es ist zu häufig der Fall, daß auf dieser Erde die Unschuld eine Beute des siegenden Lasters wird, und die schrecklichsten Verbrechen ungestraft ausgeübt werden, als daß es dem aufmerksamen Beobachter einfallen könnte die irdische Welt, und besonders unser Erdenthal ein vollkommenes Meisterstück der göttlichen Schöpfung zu nennen. — Wer die Freiheit hat, dies behaupten zu wollen, der muß mit Blindheit geschlagen sein, und den Affenverstand eines dummen Pfaffen im Gehirne tragen. — Diese irdische Welt ist nur ein trügerisches Gaukelwerk, eine schreckliche Schaubühne der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. — Wie die Schlange durch die Schönheit ihrer bunten Haut, die Augen des unwissenden Kindes betrügt, und plötzlich seine furchtbaren Giftzähne mit grimmiger Wuth bereit hält, um das unschuldige Opfer zu zerfleischen, so tauscht die irdische Welt mit ihren kurzen Freuden alle Menschen die sich ihren Genüssen und Ergötzungen zu leichtsinnig hingeben!!! —

Die Gründe und Beweise dafür lehrt die tägliche Erfahrung. —

Ueber das Trauern um die Verstorbenen.

Von Lucian.

Es dürfte der Mühe nicht unwerth sein, das Benehmen der Leute von gewöhnlichem Schlage, wenn sie über Verstorbene trauern, so wie die vermeintlichen Trostgründe etwas näher zu betrachten, womit man Dieselben aufzurichten bemüht ist. Sie glauben nämlich, durch einen Todesfall sei sowohl ihnen, den Leidtragenden selbst, als auch Denen, um welche sie trauern, ein nicht zu ertragendes Unglück widerfahren; und ohne auch nur im Mindesten darüber im Klaren zu sein, ob denn die Sache wirklich so schlimm und traurig, oder ob nicht im Gegentheile der Tod für Die, welchen er zustößt, etwas Erfreuliches und Vortheilhaftes sei, stellen

sie ihre Trauer an, dem Herkommen und der allgemeinen Sitte zu lieb. Ehe ich übrigens die Art dieser Trauer näher beschreibe, will ich die Vorstellungen angeben, welche sich diese Leute von dem Tode machen; aus denselben wird sich ihr unnützes Thun leicht erklären lassen.

Der große Haufe, Idioten von den Philosophen genannt, folgt in solchen Dingen unbedingt dem Homer, Hesiod und den übrigen Schöpfern der Fabel, und hält ihre Dichtungen für seine Glaubensrichtschnur. Er glaubt sonach an einen tief unter der Erde befindlichen, großen und weiten Raum, Hades genannt: kein Sonnenstrahl dringt in diese Finsterniß, und doch soll er, ich weiß nicht wie, hell genug sein, um Alles, was darin ist, deutlich unterscheiden zu können. Beherrscher dieser Kluft ist Jupiters Bruder, Pluto, welcher (wie mich ein Gewisser, der in der Kenntniß jener Dinge stark ist, belehrt hat) mit diesem Namen deswegen beehrt worden, weil er an Todten reich sei (plutein). Pluto gab nun seinem Reiche und dem Leben in der Unterwelt folgende Einrichtung. Nachdem das Loos ihm die Herrschaft über die Abgeschiedenen zugewiesen hatte, bemächtigte er sich derselben fesselte sie mit unauflöslichen Banden, und gestattete Keinem unter keinerlei Umständen die Rückkehr nach Oben; und davon hat er, in dieser ganzen langen Zeit, nur bei ganz Wenigen, und nur um der allerwichtigsten Ursachen willen, eine Ausnahme gemacht.

Sein Gebiet ist rings von gewaltigen, und schon wegen ihrer bloßen Namen schauerlichen Flüssen umströmt. Sie heißen der Cocytus (Strom des Heulens), der Pyriphlegethon (Flammenstrom) und dergleichen. Vorn liegt der Acherusische See, der die Herankommenden zuerst empfängt, über welchen übrigens ohne des Fährmanns Hülfe schlechterdings nicht zu kommen ist. Denn er ist zu tief, um hindurch zu waten, und zu breit, um hinüber zu schwimmen. Ja, nicht einmal die gestorbenen Vögel sind im Stande, über denselben zu fliegen.

An der diamantnen Pforte des Eingangs steht der mit Wache beauftragte Brudersohn des Todtenkönigs, Aeacus, und neben ihm ein dreiköpfiger, beissiger Hund, der zwar die Hereinkommenden friedfertig und freundlich anblickt, aber bellt und die Zähne fletscht, wenn man zu entwischen sucht.

Das Erste nun, was die Ankömmlinge nach vollendeter Ueberfahrt empfängt, ist ein weiter, mit Asphodelos bewachsener Anger, und die Lethe, eine Quelle, deren, das Gedächtniß zerstörendes, Wasser sie trinken. So erzählten wenigstens in alten Zeiten die Wenigen, welche wieder heraufkamen, Alceste und Protesilaus aus Thessalien, Theseus, des Aegeus Sohn, und Homers Ulysses, unstreitig lauter angesehene und glaubwürdige Zeugen, die übrigens von jener Quelle nicht getrunken haben müssen; denn wie hätten sie sonst Alles so gut behalten können?

Pluto und Proserpina also sind nach diesen Berichten die höchsten Gewalthaber über das ganze Todtenreich. In Ausrichtung ihrer Regierungs-Geschäfte werden sie durch eine Menge von Dienern unterstützt, den Furien, den Strafen, den Schrecken und von Merkur, welcher Letztere jedoch nicht jederzeit zugezogen ist.

Das Richteramt üben die beiden Statthalter und Satrapen Pluto's, die Kreter Minos und Rhadamanthys, Söhne des Jupiter. Diese schicken die Guten und Rechtschaffenen, die ein tugendhaftes Leben geführt haben, sobald eine ziemliche Anzahl derselben beisammen ist, gleichsam als eine Kolonie in das elysische Gefilde, um dort das seligste Leben zu führen.

Sobald ihnen aber ein Schlimmer in die Hände fällt, der wird sogleich den Furien übergeben und an den Ort der Gottlosen abgeführt, wo Jeder nach dem Grade seiner Sündhaftigkeit gestraft wird. Dort giebt es denn keine Gattung von Pein, die sie nicht erdulden müßten; sie werden gefoltert, gebraten, von Geyern zerfleischt, auf einem Rade getrillt, und müssen Felsstücke bergan wälzen. Tantalus steht lechzend dicht an einem See, und befindet sich, der Unglückselige, dennoch in beständiger Gefahr, vor Durst zu verschmachten.

Diejenigen, deren Leben die Mitte zwischen gut und böse hielt, und deren Anzahl sehr groß ist, werden zu körperlosen Schatten, die unter den Händen wie Rauch verschwinden, und wandeln so auf dem Anger umher. Ihre Nahrung sind die Libationen und Opfer, die wir auf ihren Gräbern darbringen: und wenn Einer keinen Verwandten oder Freund auf der Erde zurückgelassen hat, so ist ein Solcher allezeit ein hungriger Bürger dieses Todtenreichs.

Diese Vorstellungen sind es, welche bei den Leuten allgemein im Umlauf sind. Wenn daher einer ihrer Angehörigen gestorben ist, so sind sie sogleich mit einem Obolus bei der Hand, den sie ihm in den Mund stecken, damit er dem Fährmann die Ueberfahrt bezahlen könne. Welches Geld der dort unten kursire, ob der Attische, der Macedonische, oder der Aeginetische Obolus, darnach fragt man nicht: eben so wenig bedenkt man, daß es viel klüger wäre, gar kein Fährgeld bei sich zu haben; denn so würde der Todte, wenn der Fährmann ihn nicht einnähme, zurückgeschickt und könnte wieder in's Leben heraufkommen.

Sobald wird der Leichnam gewaschen, als ob der See dort unten nicht groß genug wäre, um sich darin zu baden: und nachdem sie ihn (weil sich ein übler Geruch einzustellen anfängt) mit den köstlichsten Oelen gesalbt, bekränzen sie ihn mit Blumen, wie sie die Jahreszeit giebt, legen ihm die besten Kleider an (versteht sich damit er unterwegs nicht erfriere und dem Cerberus nicht nackt unter die Augen komme); und so wird er denn ausgestellt.

Jetzt geht das Geheul und Geschrei der Weiber an: Alles weint und zerschlägt sich die Brust, zerrauft sich das Haar, kratzt sich die Wangen blutig: hie und da zerreißt man sich auch das Kleid, und streut sich Staub auf den Kopf: kurz die Lebenden machen eine weit bejammernswür-

digere Figur, als der Todte. Denn während Jene sich nicht selten auf der Erde wälzen, und die Köpfe an den Fußboden anschlagen, liegt Dieser auf's Prächtigste geputzt, und mit Verschwendung bekränzt, auf einem hohen Prunkgestell.

Stellen wir uns nun vor, um das Schauspiel effektvoller zu machen, ein wohlgebildeter Jüngling liege auf dem Trauergerüste, so tritt die Mutter oder der Vater aus dem Haufen der Anverwandten hervor, wirft sich über den Leichnam, und sagt ihm allerlei abgeschmacktes und unnützes Zeug vor, auf welches der Todte selbst wohl am besten würde antworten können, wenn er nur Sprache hätte. Da sagt z. B. der Vater in weinerlichem Tone, und jedes einzelne Wort in die Länge ziehend: „O du mein geliebtestes Kind, so bist du denn von hinnen geschieden, bist vor der Zeit hingerafft worden, und hast mich Unglückseligen allein zurückgelassen, noch ehe du ein Weib genommen und Kinder gezeugt, ehe du Kriegsdienste gethan, ein Landgut bewirthschaftet, und ein höheres Alter erreicht hast! Ach, mein Sohn! So sollst du also keinen lustigen Abend mehr haben, nicht mehr die Freuden der Liebe genießen, nicht mehr im Kreise deiner Kameraden ein Räuschchen trinken!"

Dies und Aehnliches ruft er ihm zu, wähnend, sein Sohn bedürfe dergleichen auch nach dem Tode noch und vermisse es, da er es nicht mehr haben könne, mit Sehnsucht. Doch was sage ich? Haben nicht Viele sogar die Pferde, die Beischläferinnen, ja die Mundschenken ihrer Todten abgeschlachtet, und ihre Kleider und den übrigen Schmuck mit verbrannt oder begraben, als ob sie alles Dieses dort unten noch gebrauchen und genießen könnten?

Uebrigens ist es offenbar, daß der Alte, der so jammert, wie wir eben gehört haben, seine Tragödie nicht um des Sohnes willen anstimmte; denn er weiß wohl, daß der ihn nicht hört, und wenn er ärger, als Stentor, schriee: aber auch um seiner selbst willen nicht; es wäre ja hinlänglich, so Etwas bei sich selbst zu denken; denn kein Mensch braucht sich selbst anzuschreien. Also bleibt nichts übrig, als daß er wegen der Anwesenden diese Faseleien von sich giebt, die um so alberner sind, da er nicht weiß, was eigentlich seinem Sohn widerfahren, und wohin er gegangen ist. Noch weniger hat er darüber nachgedacht, ob denn dieses gegenwärtige Leben wirklich so beschaffen sei, daß es der Mühe werth wäre, über den Ausgang aus demselben, als über ein großes Unglück, sich zu betrüben.

Lassen wir einmal diesen Sohn bei Aeacus und Pluto die Erlaubniß auswirken, ein wenig aus der Mündung des Todtenreichs hervorgucken, und den unnützen Klagen seines Vaters ein Ende machen zu dürfen, so wird er ihm vermuthlich sagen: „Was schreist du so, armer Mensch? Was störst du meine Ruhe? Laß ab, das Haar dir auszuraufen, und das Gesicht dir blutig zu kratzen. Warum schiltst du mich unglücklich und beklagenswerth, da ich doch weit besser daran bin, und weit glücklicher mich fühle als du? Was glaubst du denn, daß mir Schlimmes widerfahren sei? Etwa das, daß ich nicht geworden bin, was du bist, ein alter, runzlichter, gebückter Kahlkopf mit schlotternden Knieen, der durch eine lange Reihe von Olympiaden sich geschleppt, um am Ende vor so vielen Zungen zum Narren zu werden? O Schwachkopf, was glaubst du denn Gutes am Leben zu haben, dessen ich nun verlustig wäre? Oder nennst du mir vielleicht eure Trinkgelage und Schmausereien, eure Kleiderpracht und die Freuden der Liebe, und befürchtest etwa, das Entbehren dieser Dinge werde ich nicht ertragen können? Fällt dir denn nicht ein, daß nicht Dürsten ungleich besser ist als Trinken, nicht Hungern besser als Essen, nicht Frieren angenehmer, als noch so reich an Kleidern sein?"

„Nun denn, weil du mir das nicht zu wissen scheinst, so will ich dich lehren, wie du mich bejammern sollst. Fange nur immer von vorn an: „„O mein armes Kind, so hat es also ein Ende, dein Hungern, dein Dürsten, dein Frieren! Du verlässest mich, Unseliger, um für immer allen Krankheiten zu entgehen, und vor Feinden und Tyrannen sicher zu sein! Nun soll die Liebe dir keinen Verdruß mehr machen, ihre Genüsse dich nicht mehr entkräften und nöthigen, des Tages zwei bis dreimal dich anzufüllen! Und ach, welches Unglück! nicht einmal die Freude sollst du haben, im hohen Alter den Jungen zur Last zu fallen und von ihnen verachtet zu werden!""

„Wie, mein Vater, meinst du nicht, es wäre viel richtiger und lustiger zugleich wenn du so sprächest? Doch vielleicht ist es die Vorstellung unserer dichten Nacht und Finsterniß, was dich ängstigt; du besorgst etwa, ich möchte ersticken in dem engen Verschlusse meines Grabmahls? Dagegen gebe ich dir zu bedenken, daß ich, wenn meine Augen verfault, oder, falls es euch gefallen, mich zu verbrennen, verbrannt sein werden, Licht und Finsterniß schwerlich zu unterscheiden im Stande sein werde."

„Und nun vollends, was soll mir das Geheul helfen, das Schlagen auf die Brust unter Flötentönen, und das unangemessene Klagegeschrei der Weiber? Was der bekränzte Stein auf meinem Grabe? Was glaubt ihr mit dem Weine zu bewirken, womit ihr es begießt? Denkt ihr etwa, er träufle hinab bis zu uns in unser Todtenreich? Und was eure Todtenopfer betrifft, seht ihr denn nicht, daß das Beste davon durch den Rauch entführt wird, und aufwärts in die Lüfte steigt, ohne uns hier unten zu Gute zu kommen? denn was übrig bleibt, ist unnützer Staub; ihr müßtet denn nur glauben, daß wir Asche essen. Pluto's Reich ist nicht so unfruchtbar und öde, und der Asphodil noch nicht so rar bei uns, daß wir nöthig hätten, unsere Lebensmittel von euch zu holen. Kurz, euer Thun und Schwatzen ist von der Art, daß ich, so wahr Tisiphoe lebt, Lust hätte, laut aufzulachen, wenn mich nicht die Linnentücher und wollenen Binden daran hinderten, womit ihr mir die Kinnbacken zusammengeschnürt habt."

Als er dieses geredet, umhüllte der endende Tod ihn.

Nun frage ich wenn einmal ein Todter wieder zu sich

käme, sich aufrichtete und mit obigen Worten zu uns spräche, würden wir ihm nicht Recht geben müssen? Dessen ungeachtet erheben die Thoren ein Jammergeschrei, und lassen sogar noch einen Menschen kommen, der vom Lamentiren Profession macht, und eine Menge alter, kläglicher Historien gesammelt hat. Dieser muß als Vorheuler zu der ganzen närrischen Scene behülflich sein; und in dem Tone, den er angestimmt, schreit Alles Ach und Weh hinter drein.

Dieser ungereimte Brauch der Wehklage ist bei allen Völkern derselbe; in der Art der Bestattung hingegen weichen sie sehr von einander ab: der Grieche verbrennt seine Todten, der Perser begräbt sie, der Indier umgiebt sie mit einem durchsichtigen Gusse, der Scythe frißt sie auf, und der Aegyptier balsamirt sie ein. Dieser Letztere (ich spreche als Augenzeuge) setzt die ausgetrocknete Leiche als Gast zu seinen Mahlzeiten und Trinkgelagen; und oft schon hat der Vater oder Bruder eines Aegyptiers, wenn dieser Geld brauchte, zum Faustpfande werden müssen, und ihm so aus der Noth geholfen.

Die Grabhügel aber, Pyramiden, Denksäulen und Inschriften, die ja doch nur kurze Zeit über dauern, was sind sie mehr als ein unnützes Kinderspiel?

Nicht selten stellt man Kampfspiele zur Ehre der Verstorbenen an, oder hält Lobreden auf ihren Gräbern, als ob man vor den Richtern der Unterwelt die Sache des Todten zu führen hätte, oder zu seinen Gunsten ein Zeugniß ablegen müßte.

Den Beschluß des Ganzen macht das Leichenmahl. Alle Anverwandten sind zugegen, trösten die Eltern des Verstorbenen, nöthigen sie, etwas zu sich zu nehmen, als ob es da viel Nöthigens brauchte bei Leuten, die ein dreitägiges Hungern ganz ausgemergelt hat. Jetzt heißt es: „Wie lange wollen wir noch jammern und wehklagen? Laß sie ruhen, die Manen des Seligen. Und wenn du ja unaufhörlich weinen willst, nun so darfst du eben deswegen der Nahrung dich nicht länger enthalten, um der Macht deines Schmerzens nicht zu unterliegen." Und nun tönen aus Aller Mund die bekannten Homerischen Verse:

Denn auch Niobe selbst, die lockige, dachte der Nahrung.

Und

Nicht mit dem Bauch ja müssen die Danaer Todte betrauern.

Endlich langen die Leidtragenden zu, aber anfänglich noch verschämt und schüchtern, als möchte man sie darum ansehen, daß sie nach dem Tode ihrer Liebsten noch menschlichen Bedürfnissen gehorchen.

Diese und manche andere, noch lächerlichere Thorheiten bieten sich uns bei Beobachtung der Trauergebräuche dar, Thorheiten, die sämmtlich aus dem Wahne entspringen, als ob der Tod das größte aller Uebel sei.

(Für die Fackel.)

Kirchliches Wechselgeschäft.

Von M. Braun.

Handelsleute, wie die Andern,
Seid Ihr Pfaffen all' zusammen,
Schachert mit des Himmels Freuden,
Schachert mit der Hölle Flammen;
Lebet flott von den Prozenten,
Die das Fegefeuer bringt,
Und aus reichen Testamenten,
Euch die gold'ne Quelle springt..

Euer Handel ist ein guter,
Laßt Euch Geld für Wechsel geben,
Die, erst zahlbar nach dem Tode,
Lauten für ein andres Leben,
Doch wie, wenn das Haus da droben,
Eure Noten protestirt?
Wie wenn Jehovah's Compagnie,
Eines Morgens einst fallirt.

Wer wird dann die Wechsel zahlen —
Wer befriedigt all' die Wesen,
Die betrogen zu Euch stürmen,
Ihre Scheine einzulösen?
O, dann müßt Ihr selber zahlen,
Hypothek' sind Eure Hallen,
Hypothek' sind Eeure Wäuste,
Sind dem Bluttermin verfallen.

Die Geschichte.

Von F. Schmidt.

Nie und nirgends in der Natur, in der Welt herrscht Ruhe, Stillstand. Die Welt selber ist ewiges Werden und Wirken, Gestalten und Umgestalten. — Jegliches Ding, das du gewordenn ennst, ist gleichwohl nichts weiter, als ein sichtbarer Ausdruck, eine jeweilige Form, in welcher der Stoff zur Erscheinung tritt, eine Welle im rastlos rinnenden Strome des natürlichen Lebens. — Nichts von allem Gewordenen beharrt auch nur Einen Augenblick ganz so, wie es ist, sondern — entstehend, vergehend — ändert es sich unaufhörlich, ob auch dein Auge die Veränderung nicht wahrnimmt.

Doch in all dieser beständig wechselnden Lebensfluth nimmst du die stete Wiederkehr wahr derselben Gebilde, der nämlichen Formen des Lebens. — Der Saame ist neu, den du streust, und dennoch ziehst du aus ihm eine Blume, eine Frucht, die in ihrer Erscheinung, in all ihren Lebensformen vollkommen jener gleicht, die dir den Saamen gegeben. — Die Biene baut ihre Zellen, bereitet Honig und Wachs, verhält sich zu Weisel und Drohnen heute noch gerade so, wie sie gethan, so lange es Bienen gegeben; es erneuert zwar die Brut sich beständig, aber jede neue Brut treibt es in gleicher Weise.

Du siehst: in der bewußtlosen Natur bleiben die Verhältnisse und Formen, in denen das einzelne Gebilde sich ausübt, immer dieselbe. Wie die Gattung einmal geworden, so bleibt sie, bis sie vergeht, und das Leben der einzelnen Glieder der Gattung bildet immer den nämlichen Kreislauf.

In der ganzen Natur, soweit wir sie kennen, giebt es Eine Gattung nur von Geschöpfen, deren Lebens- und Erscheinungs-Formen im Verlauf der Zeiten beständig sich ändern; es ist die Gattung der mit Bewußtsein begabten Geschöpfte, die Menschheit.

Wie unendlich verschieden ist die Art des menschlichen Lebens in verschiedenen Zeiten!

Was die Menschen einst heilig gehalten und angebetet, das wird einem neuen Geschlecht nutzloser Tand, Gegenstand bloßer Erinnerung.

Gedanken, Ahnungen, welche die Menschen einst gefürchtet, gemieden, verflucht, — begeistern ein neues Geschlecht und werden verwirklicht.

Woran heute noch der Gedanke des Menschen nicht reicht, das ist in Jahrhunderten wieder zur Lebensgewohnheit geworden.

In solchem Sinne hat nur die Menschheit eine Geschichte.

Wohl dem, der es vermag, das geschichtliche Leben der Menschheit zu erkennen nicht allein nach den äußerlichen Erscheinungen und Thatsachen, sondern auch nach den heiligen Gesetzen der Menschennatur, die diesen Thatsachen zu Grunde liegen, und in ihnen zu Tage treten!

Thoren sind es, die meinen, die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes sei nichts, als ein zufälliger Wechsel der Sitten und Gebräuche — Thoren! denn wo, im ganzen Bereich des natürlichen Seins, wo herrscht denn der Zufall? Wo giebt's eine Erscheinung, giebt's ein Werden, das nicht mit Nothwendigkeit sich ergiebt aus dem Verhältniß der Dinge zu einander, und aus den eigenen innern Lebensgesetzen der Dinge? — Ist doch das, was aus dem Saatkorn erwächst, nicht zufällig diese oder jene, sondern nothwendig die ganz bestimmte Pflanze seiner Gattung.

Eingeborner Trieb, inneres Gesetz des Menschen aber ist es — zu erkennen, zu schaffen, zu genießen. Und folgend dem Drang der Natur gestaltet der Mensch — jenen Trieben gemäß — die äußeren Formen des Lebens, sucht in ihnen Lebensbefriedigung, ändert, zerbricht und gestaltet sie neu, wenn sie, seinem Bedürfnisse zuwider, ihm keine Befriedigung bieten. — Der Mensch, die Menschennatur ist das Erste, das Schaffende, das Bedingende; die Lebensform ist das Letzte, Gemachte, Bedingte. —

Immer tiefer dringt der Mensch ein in die Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze; und was er einst in abergläubiger Furcht als „übernatürlich" betrachtet, das wird ihm allmählig bekannt und vertraut als Ursache und Wirkung natürlicher Kräfte. — Je höher die menschliche Einsicht wächst, desto mehr unterwirft sich der Mensch die Riesenkräfte der Natur und macht sie sich dienstbar, daß sie schaffen für ihn, die Güter des Lebens in's Unendliche vermehren, das menschliche Dasein verschönen und seinen Genuß erhöhen. — Es blickt der Mensch zurück — Jahrtausende zurück in das Leben des eigenen Geschlechts. Wie die Menschen damals gedacht, damals gelebt, was sie erkannt, und worin sie geirrt: das fragt und erforscht er, sichtet, was die vergangenen Geschlechter gesäet im Garten der Menschheit, und vertilgt, ob sie auch Jahrtausende fortgewuchert, die tiefsten Wurzeln des Irrthums: — um immer reichere Früchte der Wahrheit zu ernten.

Und hat die Menschheit sich durchgerungen zu einer richtigeren, der Wahrheit näher gelegenen Anschauung der Dinge, des Universums, dann erscheint ihr das eigene menschliche Leben in verändertem Licht, in neuer Bedeutung; — tausend neue Bedürfnisse erfassen das menschliche Fühlen und Sehnen; — es gestaltet sich neu das ganze unendliche Reich der Gedanken; — was sonst dem Menschen herrlich, erhaben geschienen, es sinkt zur Werthlosigkeit herab, und was er vorher verachtet, das bemächtigt sich seines Herzens, — Der Mensch ist anders gewesen! — Und ob die Formen und Einrichtungen seines gesellschaftlichen Lebens ihm Jahrhunderte lang genügt, ob sie Jahrtausende lang gedauert: — nun sind sie zu eng und zu arm geworden für die Fülle des neu Erschaffenen, für den Reichthum des neu Erkannten; — sie lasten erdrückend auf jeglichem Lebenskreise der Menschheit; sie zu erweitern, sie zu erneuern drängen die Einen, sie zu erhalten streben die Andern, sie noch mehr zu verengen trachten gar Viele. — Vergeblich! — Menschliche Willkür ist vollendete Ohnmacht gegenüber der Allmacht natürlicher Ordnung! — Und so wenig die Scholle die Macht besitzt, den Halm unter dem Boden zu halten, wenn einmal sein Streben begonnen nach Luft und nach Licht: so wenig vermögt ihr's, die Völker zu bannen in den Banden, aus denen heraus sie streben! — Und so gewiß die Völker dereinst — nach neuer, besserer Erkenntniß der Wahrheit und reicherer Entfaltung der Menschennatur — so gewiß sie dann die Formen wieder zerbrechen, nach denen heut sie verlangen: so sicher schaffen sie ihrem Verlangen Befriedigung.

Du fragst: ob solch ewiges Ringen und Streben menschliches Glück nicht zerstöre, ob nicht in Ruhe und Stillstand

allein das Leben der Menschen Befriedigung fände? — Wohl, im geschichtlosen Einerlei liegt der Genuß des thierischen Lebens; da wandelt Geschlecht auf Geschlecht die nämlichen Kreise und Geleise. — Der Mensch wird aber zum Menschen und findet menschliches Glück darin allein, daß er dem Drange folgt der eigenen Menschennatur. Im Erstreben, Erschaffen, Genießen immer neuer, höherer Erkenntniß und Freiheit, darin allein beruht die Lebensbefriedigung, das Glück der Menschen.

Schmerzlos freilich und ohne Kampf erfolgt nirgends im Reich der Natur ein Werden, eine Entwicklung. Die lange Reihe von Schmerzen, Aengsten und Kämpfen, in denen das Kind zum Dasein erwacht und zum Manne reift, — zugleich aber auch der volle Genuß des Lebens, den kindlicher Sinn, jugendliche Begeisterung, männliche Kraft finden und ernten: das ist das Spiegelbild vom Lebenslaufe des ganzen Geschlechts, vom Lauf der Geschichte der Menschheit. — Unter Kämpfen und Schmerzen erfolgt die Befreiung aus veralteten Formen, die neue Gestaltung des Lebens, die Erlösung der Völker.

Und wie gewaltig der Widerstand, wie heiß der Kampf: nimmer kann der endliche Sieg zweifelhaft sein; denn unversiegbar rinnt die Quelle begeisterter Kraft im Herzen derer, die für die Natur und ihre heilige Ordnung kämpfen. — Blick' hin auf die lange Reihe der Märtyrer, über deren Leichen hinweg die Völker bis hieher gelangt! — Ob sie den Giftbecher tranken, ob sie am Kreuze starben, ob der Scheiterhaufen sie verzehrt, ob das Schaffot ihr Blut getrunken — wie immer sie geopfert wurden: preise sie glücklich ob ihres begeisterten Strebens und Sterbens!

Aber Wehe jener tiefen Verworfenheit, die aus Selbstsucht, aus Herrschsucht die Geschichte zwingt, auf all ihren Wegen Blut abzusetzen und Leichen! — Weh den entmenschten Gemüthern, die auch um Eine Stunde nur dies schmerzvolle Ringen der Menschheit verlängern! — Weh den Verblendeten, die den Völkern hemmend entgegen sich stellen auf den Bahnen des geschichtlichen Lebens! — Rottet das Menschengeschlecht aus, vertilgt den letzten der Menschen: dann — nur dann — ist die Geschichte zu Ende.

Leben und Denken, Sein und Erkennen sind innigst verbunden, und jede Veränderung, jede Verjüngung des Einen hat zur unausbleiblichen Folge die Umgestaltung des Andern. — Vor dem Aug' des erkennenden Geistes zerstob das heitere Gewühl der olympischen Götter, es schwanden die Wolken, auf denen Jupiter thronte, in der nämlichen Zeit, als das heitere Leben der Griechen erlosch, das mächtige Rom fiel und — die Fesseln griechischer, römischer Sklaven zerbrachen. — Es unterwältigte der Gedanke des Menschen den finstern Gott des Mittelalters, den Zwingherrn in seiner Himmelsburg, und mit ihm sanken die irdischen Burgen, dem offenen Raub entriß die Herrschaft — die betriebsame Arbeit — es schwanden die Fesseln der Leibeigenschaft. Deutlich und immer deutlicher erfaßt das menschliche Erkennen die natürliche Gottheskraft, die allbeseligend waltet und lebt in jeglichem Werden und Sein: — und laut und lauter vernimmst du den Ruf, stark und stärker fühlst du den Drang nach Freiheit, Verbrüderung unter Menschen und Völkern.

Aufklärung des Geistes, Unterwerfung der Materie, Vermehrung der gesellschaftlichen Güter, Verallgemeinerung ihres Genusses: das sind die Aufgaben, an deren Lösung die Menschheit arbeitet rastlos und von Anbeginn. Die Geschichte ist diese Arbeit und jegliches Zeitalter erzählt von den Siegen der Menschheit; denn so will es die natürliche Ordnung, jene Ordnung der Natur, die alle Gewalten überdauert und überwindet, alle Gewalten — der Könige und der Götter!

Teufel und Hölle, Engel und Himmel.

Von J. Weber.

Man wußte sich das Böse in der Welt, das im Gru zum Guten in eben dieser Welt führt, nicht anders zu erklären, als daß man das Uebel personificirte — den Typhon, Satanas und Diabolus (Versucher) und den Teufel erfand, und so glaubte man den anscheinenden Widerspruch mit der Gottheit vollkommen gereimt. Er ist ein uraltes chaldäisches Produkt, das von da zu den Hebräern und Christen gekommen, zu dessen komischem Bilde wahrscheinlich die Satyrn, Faunen und großen Affen der Wüste gesessen haben, wenigstens läßt St. Hieronymus einen solchen Satyr mit einem Einsiedler der Thebaig förmlich dialogiren, St. Augustin predigte in Aethiopien Acephalen, oder Menschen ohne Köpfe (was ja noch heute geschieht), und St. Tertullian versichert gar eine — Seele gesehen zu haben. Wenn die schwarzgalligten Väter und Einsiedler der Wüste in den Affen Teufel sahen, so ist es nicht wunderbarer, als daß Don Quixote Wirthshäuser für Schlösser ansah, und Windmühlen für Riesen. Bergleute nennen in ihrer Bergsprache die Tiefe: Teufe, Erbteufel, Erzteufe, ob unser deutsches Wort Teufel nicht daher kommt, da wir ihn nur in der Tiefe oder Hölle suchen, wie Gott in der Höhe oder im Himmel?

Schon das schöne griechische Wort Eudaemonia [Glückseligkeit] beweiset, daß der Aberglaube Dämonen überall sah — böse und gute: die slavischen Völker nennen das gute Wesen Belibog den weißen, das böse aber Tchernobog den schwarzen Gott, und die Kirchenväter und SS. Theologi bildeten die Lehre vom Teufel, seinen Werken und Wesen nach und nach so aus, daß Millionen Menschen das Leben

dadurch verbittert wurde, wie der Anatome Haller es einem kranken Göttinger Bürger verbitterte: er ging zu dem Todtkranken in seinem Pelz, und fragte ganz professormäßig: „Was muß ich Ihm geben, wenn ich Ihn kriege?" Der arme Kranke heulte und betete aus Angst, denn er sah im pelzigten Haller den leibhaften Teufel. Unser Teufel ist ein Hebräer, folglich auch seine Muttersprache Hebräisch, und kein Wunder der Abscheu vieler Menschen vor allem was hebräisch ist, wenn es auch deutsch spricht. Die heilige Therese definirt den Teufel recht schön — ein Unglücklicher, der nicht weiß, was lieben heißt.

Seitdem lag nun die Gottheit und der Teufel mit einander in ewigem Kriege, sie schlossen förmliche Verträge, wie Molieres Aerzte: Erlaßt mir das Brechmittel, ich erlasse euch den Aderlaß, und der Missionär Charlevoix gesteht sehr naiv auf die noch naivere Frage eines Wilden: „Aber warum schlägt der gute Gott den bösen Teufel nicht todt?" keine Antwort in seinem Katechismus gefunden zu haben. Der Mönch Charlevoix scheint mir sanfter bei dieser Frage geblieben zu sein, als mein protestantischer Katechismuslehrer: dieser stampfte bei meinen Einwürfen gegen den Teufel mit seinem Kamaschenfuße die Erde, schüttelte seine Wolkenperrücke wie Jupiter seine Augenbrauen, und nannte mich ein Teufelskind, das er nicht confirmirt haben wollte (etymologisch war dem auch so.) Manche Gefallene, unschuldiger oft als die aus ihren Kirchstühlen auf die Arme unter der Kanzel gafften (zwei sehe ich noch in Ohnmacht liegen), verdankt ihm ihr protestantisches Auto de fe, das dem leibhaften Pastor Götze meines Vaterländchens der süßeste Geruch war.

Der berüchtigte Mönch Dunstan an König Edmunds Hofe faßte einst mit glühender Zange den Teufel bei der Nase, so daß sein Gebrülle die ganze Gegend erfüllte; weit besser aber faßte ihn der holländische Prediger Becker in seiner bezauberten Welt, der einen Hauptbeweis von der Nichtexistenz des Teufels darin fand, daß er ihn sein langweiliges Buch so ruhig habe schreiben lassen, die hochwürdigen Amtsbrüder aber waren weniger ruhig, und brachten ihn um sein Amt, wie er sie um ihren Amtsknecht bringen wollte. Das Reich des Teufels mußte fortdauern; wer keinen Gott glaubte, fuhr zum Teufel, wer keinen Teufel glaubte, fuhr auch zum Teufel, Alles, was nicht getauft war, fuhr zum Teufel, selbst unschuldige Kinder, die kleinen Himmelserben, hätten Teufelsbrätchen werden müssen, wäre es dem Chrysologus nicht eingefallen, was ihm in diesen Teufelszeiten Ehre macht, den Limbus zu erfinden, wo zwar die Unschuldigen für die Näscherei der ersten Eltern auch büßen mußten, jedoch ohne Schmerzen.

Jedes Laster hatte damals seinen eigenen vorsitzenden Teufel — es gab Zank-, Sauf-, Hof-, Gesinde-, Bau-, Huren-, Hosen-, Eheteufel und Mittagsteufel, der nicht Freßteufel, sondern in der Bibel der heiße Südwind ist. Das seltene Theatrum diabolicum Ffrt. 1575 fol. faßt 24 Teufel in scheußlicheren Figuren, als Chodowiecky solche hätte darstellen können, und die Biographien voll groben Witzes und barschen Tons meist von Dorfpfarrern geschrieben, sind nicht Schlichtengrollisch, daher die Geschichte des Teufels aus dem Engl. Frfrt. 1733. 8. besser ist, obgleich der abenteuerliche Gegenstand, den Milton u. Klopstock auch noch poetisch heiligten, noch heute die Feder eines Mannes von Geist und Witz wohl verdiente. Der Eheteufel spielt die Hauptrolle, bald plagt er Unverheirathete, indem er ihnen die Freuden der Ehe so süß vorstellt, wie Herzkirschen, bald macht er Verehlichten ihren Bund so sauer als Essig. Jeder Mohr konnte in diesen Zeiten die Rolle eines Teufels spielen, nach dem Kirchenrecht geschah jede Mißhandlung eines Geistlichen auf den Rath des Teufels, und um eine sterbende Aebtissin flankirten 4,433,556 Teufel — wie viel nun erst um eine gesunde, junge und schöne? Um jede Schöne schwadroniren noch heute so viele Teufel als es — junge Männer giebt!

Trotz der ungeheuern Menge Teufel fehlen noch zwei, wovon jene Zeiten natürlich nichts wissen konnten, der Buchladenteufel und der zu Bischofsheim im Rhöngebirge: man wallfahrtet da nach dem hohen Kreuzberge zum Andenken einer gefährlichen Ruhr, und diese Prozession heißt da die des Sch . . . Teufels. Und wie viel hatte der Teufel oder die Pfaffheit nicht mit Besessenen zu thun? meist epileptische Kranke, die wir jetzt dem Arzt, und die Betrüger der Polizei empfehlen würden. Jesus jagte die Teufel in die Schweinheerde der Gergesener, was die Eigner dazu mit Recht sagten, verschweigt die Bibel, seitdem glaubten aber seine Jünger, vorzüglich die Hexenpaters, mit dem bloßen Namen Jesus den Teufel bannen zu können, und der ausfahrende Teufel bei Pfeffel muß ein Gergesener gewesen sein —

Erlaube mir nach altem Brauch
In eine fette Sau zu fahren —
Sprach er, und fuhr mit Haut und Haaren
Dem Exorcisten in den Bauch!

Mit dem Lichte neuerer Zeit distinguirten die Hochwürdigen zwischen Obsessi, die den Teufel im Leibe haben, wie der Besessene in Raphaels Transfiguration, zum Contrast mit der Himmelfahrt und bloßen circumsessi, die sich blos als Mittel zum Zweck mißbrauchen ließen, aber der Teufel machte in Quartiersachen so wenig Ausnahme als die Generale der ganzen Republik, verlangte jedoch nur Dach und Fach, folglich konnten ihrer viele in einem Quartier gar wohl liegen. Man pflegte den Teufel mit einem: „Fahre aus! unsauberer Geist!" zu bewillkommen, seit aber einer ausrief: „Soll ich ausfahren, so verschaffen mir Euer Hochwürden erst Equipage," was ein vornehmer Teufel gewesen sein muß, seitdem wurde es etwas stiller, und seit den Anstalten der Rumfordischen Suppe möge viele aus Mattigkeit von selbst abgegangen sein: aber lasset uns immer-

hin wachen, daß die vom Lichte neuerer Zeit exorcisirten Teufel, worunter die Jesuiten gehörten, sich nicht wieder einschleichen in der Maske des Magnetismus und Somnambulismus, und lassen wir es beim Cartesianischen Teufelchen in der Physik, wie beim Armadillo oder Schuppenthierchen in Ostindien, das auch Teufelchen heißt, und dem im Orient so beliebten nach Knoblauch riechenden Harze Assa foetida, d. h. Teufelsdreck!

Der Apostel der Deutschen, St. Bonifacius, der unsere Vorelkern bei der Taufe dem Teufel entsagen ließ, verstand darunter doch nur den heidnischen Gottesdienst, ob es gleich kein großer Geist war. — Wie war es doch möglich, im Taufformular noch vor Kurzem den Täufling zu fragen: „Entsagst du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen? Da der Täufling noch nicht Ja sagen konnte, so sagten es die Gevattern, und daher glaube ich rühren alle Teufelein, die man Gevattern nachsagt. Wie war es möglich, daß der so gescheite Luther auf der Wartburg sein Dintenfaß nach dem Teufel werfen, der eine Maus in seinem Nußsack war, und in einer Schmeißfliege Beelzebub (freilich heißt er Herr der Fliegen) erblicken konnte, wie in Worms so viele Teufel, als Ziegel auf den Dächern, was noch am verzeihlichsten ist? Peter der Große schrieb neben den berühmten Dintenfleck: „Kann sein, aber die Dinte ist neu." Das hielt aber viele Andächtige keineswegs ab, den Fleck auf der Wartburg, ja selbst — ja zu Wittenberg Luthers Abtritt sogar sich zeigen zu lassen, der nicht einmal da Ruhe hatte, daher er auch einst im Zorne rief: „Was von Oben kommt ist von Gott, was von Unten aber, für dich — Teufel!"

Luther und seine Theologen waren es, die den Teufel erst recht schwarz machten: höher hinauf war er, was Aesops Fuchs unter den Thieren, und selten ohne komischen Zusatz thätig, pfiffig, nur Verführer da, wo man sich verführen lassen wollte, und von der Gemeinschaft mit Gott keineswegs ausgeschlossen. Ich finde darinnen einen Beweis, daß die alte Welt ehrlicher und unverdorbener war. In der physikalischen Welt findet man Gott, in der moralischen den Teufel, und ich muß wohl an den Teufel glauben, da ich mit mehren leibhaften Teufeln habe ringen müssen. Die Sacrosancti machten ihn erst zum Ideal der Bosheit, und das Sprüchwort entstand: „Laß den Teufel in die Kirche, so will er auch Messe lesen." Becker, Thomasius, Mied ꝛc. erklärten Alles natürlich, was man sonst dem Teufel zuschrieb, aber die Theologen sagten, dies gäbe gerade ihm die schönste Gelegenheit — im Trüben zu fischen, und Theologen mußten doch den Teufel am besten kennen? Bat nicht ausdrücklich noch ein ehrlicher Dorfpfarrer Klopstock, er möchte doch ums Himmelswillen den gefallenen Engel Abadonna nicht selig werden lassen? Viel, unendlich viel gehörte dazu, bis Blumauer seine Ode an den Teufel schreiben konnte, und der Teufel wenigstens mediatisirt wurde. Jetzt hört man selbst in Bauernschenken singen:

Laß den Teufel brummen,
Er muß doch verstummen.

Louis 14. hielt sich für einen Gott, weil ihn seine Franzen dafür hielten, und fürchtete sich so vor Hölle und Teufel, daß er seine alte Maintenon heirathete; aber stritten sich nicht selbst Gelehrte noch über die bei Jena theils todt, theils übel zugerichtet gefundenen Schatzgräber, ob der Gottseibeiuns Schuld habe oder der Kohlendampf? Im 7jährigen Kriege hingegen, wo der Teufel einem preußischen Vorposten fürchterlich zubkülte auf das Wer da? „Der Teufel!" der wackere Preuße aber: „Steh Teufel oder ich schieße" rief, und einen verkappten Mönch packte, war es schon besser geworden. Friedrich ließ lachend den eingefangenen Teufel in vollem Costüm durch die Truppen defiliren, und sein Kloster mußte zur Strafe schwarze Stifletten liefern. Dieser Vorposten kann es nicht gewesen sein, der über seinen Vortrag mit dem Teufel melancholisch wurde, den aber ein kluger Feldprediger curirte: „Hat er denn seinen Contrakt schriftlich gemacht?" — „Nein! so ist Er frei; da lese Er des Königs Edikt von 1764." Alle Contrakte sind null und nichtig, die nicht schriftlich und auf Stempelpapier gefertigt sind.

Recht sonderbar waren denn doch diese häufig vorkommenden Bündnisse mit dem Teufel, mit Blut unterzeichnet, denn mit Hülfe des Fürsten der Finsterniß, der in der Luft herrschet, glaubte man ein zweites Faust und Luxemburg zu werden, was weniger einsagt als: „übergieb nun dein Kind dem Teufel und es wird des Teufels." — Die alten Chroniken wimmeln von den Schicksalen derer, die im Bunde mit dem Bösen standen, und manche davon können wahr sein, ohne all sein Zuthun; oft lag ein Meuchelmord zu Grunde, und der Meuchelmörder fand Schutz hinter jenem Teufelsglauben, oft mag Elektricität, verdorbene Luft und Kohlendampf im Spiel gewesen sein, und Betrügerei und Schlauköpfen war dadurch ein weites Feld geöffnet. Jetzt sind die Menschen nicht mehr so einfältig, und noch weniger der Teufel, der keine Seelen mehr durch schwer Geld oder niedrige Sklavendienste zu erkaufen braucht; Alles kauft ihm in die Hände von freien Stücken.

Klopstock, vertrauter mit dem Teufel und Jenseits als Milton, und der Franzose, der das gar nicht schlechte Eloge de l'Enfer schrieb, 1759, 2. Vol. 8., wo er beweist, daß wir gerade die vornehmste, schönste und gescheiteste Gesellschaft in der Hölle finden würden, und warme Bäder ohnehin — läßt dem gefallenen Engel Abadonna Erbarmen widerfahren, und die Theologen schrieen: Was? einem Teufel Gnade? am ärgsten aber der Zionswächter Götze, der unsterbliche Don Quixote des Teufels:

Es steht im Testament, es sei alt oder neu,
Daß jeder Götzendienst einst Dienst des Teufels sei,

Warum denn streitet ihr? es bleibet sonder Zweifel,
So lang ein Götze ist, so lang ist auch der Teufel.

In meinem Vaterstädtchen war so gut als zu Hamburg ein Götze, und so sang ich als Knabe:

Die heiligen fünf Wunden dein,
Laß mir rechte Felslöcher sein,
Darein ich flieh' als eine Taub,
Daß mich der hölisch Weih nicht raub!

Heutzutag aber fürchten sich Hans und Michel nicht mehr, und wenn sie auch bei Mährchen der Rockenstube näher zusammenrücken, so glauben sie doch nicht mehr ans Teufelholen oder den Rappen, der um Mitternacht ihren Edelmann aus der Burg holte; der so abergläubische Italiener selbst glaubt nur noch an Diabolini. (Teufelchen.) Hie und da spukt er noch, aber schön adonisirt als roth gekleideter Cavalier, grüner Jäger oder im blauen Mantel der den Pferdefuß bedeckt, schwarz erscheint er nur, wenn die Sachen ins geistliche Departement einschlagen, und am häufigsten noch in abgelegenen Dörfern, wo der Schulmeister das Abendgeläute nur in Gesellschaft des Gevatter Schulz vornimmt, und da kann denn geschehen, daß der Täufling sich in einen schwarzen Hausknter verwandelt, und exorsirt wird, bis die Magd keuchend das eigentliche Kind nachbringt. In solchen Orten war es auch, daß bei Eröffnung der Kirche ein Schwein dem Schulmeister zwischen die Beine fuhr, und solcher laut heulend ausrief: „Adieu, Gevatter Schulz, mich hat er!"

Noch heute hört man bei bedenklichen Fragen: „Das weiß der Teufel!" und der größte Gelehrte dürfte ihn beneiden. — „Das hat der Teufel gethan!" heißt es bei allem, was man nicht selbst gethan oder Andern in die Schuhe nicht gerne schieben will, und wie oft hört man nicht: „Der hat den Teufel im Leibe," und noch öfter: „Das Weib ist ganz des Teufels!" es sind aber doch mehr angewöhnte Complimente. Wenn der Teufel alle Bauten, die er wirklich gebaut haben soll, wirklich baute, so hatten ihn unsere Alten gar nicht übel beschäftigt, aber bekanntlich thaten es die Römer oder die Natur; aber sonderbar bleibt das Sprüchwort: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er," da man dies nicht von Gott sagt, der doch weit öfters gemalt wird. In vieler Hinsicht war es im wilden Mittelalter und später noch für Millionen ein Glück, daß man so fest an den Teufel glaubte, da Mancher weniger an Gott, Tugend und Ehre glaubten, und von Volksbildung gar keine Rede war. Furcht hütet den Wald besser als der Förster.

Jetzt antwortet der einfältige Jörg auf des Schulmeisters einfältige Frage: „Nu! was macht der Teufel?" — „Teufelsdreck." Ob sich gleich derselbe mehr mit Gold und Pulver abgegeben hat, und letzterer mehr für Doktor und Apotheker gehört, bleibt die Antwort immer die natürliche. Britten und Dänen nennen den Teufel recht vertraut the old Nick, den alten Erich, und Spinello muß ihn noch besser gekannt haben, da er ihn so abscheulich schön malte, daß er stets denselben vor sich sahe mit Vorwürfen, und es mag etwas daran sein, denn lange sahe ich einst Rubens Teufel in der Düsseldorfer Gallerie vor meiner Phantasie, und in noch jüngern Jahren schüttelte mich um Mitternacht mit höllischen Träumen der hölische Proteus — ein Buch, das man vor der Jugend verwahren sollte, wie die Aloysia Sigaea. Der alte Satyr St. Gervais fragte in Gesellschaft: „Wollt ihr den Teufel sehen?" holte einen großen Beutel und fragte wieder: „Seht ihr was? Nein —

Sieh', spricht er, sieh' den Teufel hier,
So oft du rein geleert die Börse dir.

Die beste Zeichnung des Teufels und die kürzeste bleibt immer die aus Pirons Feder:

Sein Fell muß dem verbrannten Braten gleichen,
Gehörnet ist sein Haupt;
Die Nase biegt sich wie ein Kommazeichen,
Die Beine glaubt
Mit Herkules' Spinnrocken zu vergleichen,
Schwarz und verstraubt,
Doch um recht lächerlich ihn darzureichen
Wird ihm der Schwanz erlaubt.

Edle Seelen kennen einen Teufel, und eine Hölle ganz unabhängig von den albernen Dogmen einer albernen Dogmatik, und die Hölle ist weder die Hofhaltung Lucifers, noch der Mittelpunkt der Erde, noch das Zuchthaus der Sterblichen. Christus konnte gar wohl von Dämonen sprechen, wie Sokrates von seinem Genius — er war Sprachgebrauch ihrer Zeit, wie jetzt das Wort Geist der Zeit — und wie Naturlehrer von Sternschnuppen fliegenden Drachen, St. Veitstanze auch sprechen. In Amerika heißt ein Baum, dessen reife Früchte mit einem starken Knall aufspringen, und die Körner umherstreuen, Teufelsbaum — wie das Schuppenthierchen in seinem Panzer das formosanische Teufelchen heißt, und der stinkende Iltis Teufelskind. Närrische Teufel, gescheite Teufel und noch mehr dumme Teufel werden nicht aussterben, boshafte und eingefleischte Teufel, leider, eben so wenig. Man thut wohl, ihnen ein Licht anzustecken, so gut als dem heiligen Michael, und wenn hat es mehr arme Teufel gegeben, als in unsern Zeiten? Teufel und Teufeleien sind dunkle Worte, und daher desto bezeichnender bei den vielen Teufeleien, die das Menschengezücht im Dunkeln treibet, so daß es Sprüchwort geworden ist: „Ein Mensch ist des andern Teufel!" ob man gleich sonst dem Teufel schon in heiliger Taufe entsagen mußte, der Teufel selbst verblendet und verführt Niemand, wir müssen selbst teuflischen Gedanken entsagen, teuflischen Anschlägen, teuflischen Mitteln, teuflischen Bosheiten und allen Teufeleien.

In der Regel denkt man sich den Teufel schwarz, und alle Schatzgräber gebrauchen nur schwarze Katzen oder Hahnen, zumalen auf dem Schatz gewöhnlich auch ein schwarzer Pudel liegt. Schon die Alten opferten den Göttern der Unterwelt blos schwarze Thiere — die Neger malen den Teufel weiß, eben nicht zur Ehre der Weißen, eigentlich aber sollte man Old Nick grau malen wegen seines hohen Alters. Indessen wie soll man ihn recht malen? giebt es nicht Teufel, die noch recht jung, und auch recht schön roth und weiß sind? Der Teufel, von dem man behauptet, daß er die schönsten Gesellschaften besuche, versteht sich wohl aufs Costüm, wenn er auch gleich seinen Pferdefuß nicht mehr so bequem verbergen kann, als zur Zeit der glänzenden Steifstiefel; er weiß so gut, als vornehme Reisende das Incognito zu bewahren. — Die martialischen definitiven Bescheide: „Ach zum Teufel!" und „Hol mich der Teufel!" wird sich das Militär so wenig nehmen lassen, als die neuern Sprachen ihre vom Teufel genommenen Redensarten, und Wiener Stubenmädchen sagen noch heute: „Itzt gengens! Se kommen halter a in Himmel, wo die Engel Schwaferl hob'n, Se, Bosheit Se," was ich einst recht gerne hörte. Allen Respekt habe ich vor einem rechten Teufelskerl, der in der Armee Wunder thut, wenn er an rechten Platz kommt, und auch anderwärts, am unrechten Ort aber mußte er schon Spitzruthen laufen, oder kam gar an Galgen, wie Fra Diavolo zu Neapel. In dem feinen Frankreich habe ich schöne und gebildete Damen, so gut als Offiziere, vom Teufelholen sprechen hören, die ich sicher auch geholt hätte, wenn ich auf einige Stündchen den Teufel hätte spielen können, und die Leibfarbe des Beelzebubs war zu meiner Zeit grün und roth!

Böse Geister sind a priori so wenig ein Widerspruch, als böse Menschen, die leider! a posteriori das Sprüchwort erzeugten: „Ein Mensch ist des andern Teufel," und wenn der Teufel zu Jesus Zeiten noch mit Schweinen zufrieden war, so fuhr er im Mittelalter in Pfaffen und Ritter, und zu meiner Zeit mußte er gar einen Kaiserthron haben. Aber wenn die Theologen fragen:

Und wenn er nun der Laster Menge stört,
Ist denn die Welt nicht eines Teufels werth?

antwortete ich: „Meinetwegen!" wenn er einmal mehr gefürchtet wird, als Gott: denn seit man sich so wenig mehr um ihn kümmert, thut er, was er will. — Indessen wollen wir selbst dem Teufel nicht zu viel thun; er könnte für viele fromme Christen Muster sein, der gute Alte hat wenigstens 6000 Jahre auf dem Rücken, weiß daher mehr als alle Professoren, ist nichts weniger als kindisch geworden, und kein heimlicher, sondern ein offener Feind, folglich nicht so schwarz als man ihn malt, vieles wird ihm blos in die Schuhe geschoben, hat er Hörner, so weiß er solche mit mehr Anstand und Geduld zu tragen, als tausend Ehemänner, und alle seine Contrakte hat der Erich noch immer ehrlicher gehalten, als tausend Menschen, die sich noch dazu edel nennen. Mit faulen Gesellen und phlegmatischen Postillons kommt man einmal nicht vom Fleck, wenn man nicht mit tausend Teufeln unter sie fährt, wie der Schmid von Apolda wußte, dem Jesus und Petrus sein schreckliches Fluchen verwiesen —

„Es ging auch wohl mit Gottes Gebot?
„Nein! damit wird kein Eisen roth!"

und sich selbst in der Hölle mit seinem Hammer so gefürchtet machte, daß man ihn zur Himmelspforte ließ, zu der er sich, trotz Petrus, seinen eigenen Schlüssel gemacht hatte — er ging ein, und fluchte blos noch: „Hol mich der Guckuck!"

Die Hölle ist die Residenz des Teufels und der bösen Engel, welche die heiligen Männer so anschaulich auszumalen wußten, als ob sie der liebe Gott schon dahin befördert hätte. Otto, Bischof von Freisingen, untersuchte schon: wie das Feuer mit der Finsterniß der Hölle sich reimen lasse, und klassisch ist der Pater Kochem, der die Heiden, die die Hölle schon im Aetna und Vesuv fanden, um zwei Stufen höher setzt, als die Lutheraner, die noch heute so im Süden Europens sitzen müssen, wo die Erklärung des Schulmeisters in den Mönchsbriefen nicht gelesen worden ist: „Wenn mein Cicero in die Hölle muß, so will ich auch mit." Und selbst Protestanten, setzen sie den guten Sebaldus Nothanker nicht ab, weil er lehrte, die Ewigkeit der Höllenstrafe stehe im Widerspruch mit Gottes Güte? sangen sie nicht in de Kirche:

Wer mag ermessen den Gestank,
Der hier auch wird gefunden?
Der strenge Gift kann manchen krank,
Urplötzlich die Gesunden —
Er ist ein dicker Koth und Feuer,
Durch ihn wird alles Ungeheuer,
Das stinket überwunden.

Im Schwefelloch ist gar kein Licht,
Noch heller Glanz zu finden,
In's Höllenloch scheint d'Sonne nicht,
Man tappet wie die Blinden,
Ein jeder Sünder hat sein Loch
Und bei der Flamme kann er doch
Die Plagen alle sehen.

Aeschylos Eumeniden machten einst schwangere Griechinnen vor Schrecken niederkommen, und so mag manche Höllenpredigt noch größern Jammer gemacht haben. Danken wir Gott für vernünftigere Zeiten! Voltaire pflegte Pater Adam seinen Gästen vorzustellen: „Das ist Vater Adam, jedoch nicht der erste der Menschen," und schon dieser hielt die Hölle blos noch für ein wahrscheinliche Sache; nicht so im katholischen Deutschland, wo bei einer furchtbaren Höllenschilderung, um einem reichen Sterbenden die Hölle recht heiß zu machen, sich eine Kohlenhändlerstochter zu Sr. Hoch-

würden drängte: „O könnten Hochwürden nicht machen, daß der Teufel seine Kohlen bei uns nähme, und mir sagen: „Ob Eichen-, Buchen- od. Fichtenholz gebrannt wird?"

Griechen und Römer hatten ihren Tartarus und Elysium, wie früher schon die Orientalen — die Hebräer Paradies, Abrahams Schooß, Gehenna und Scheol, die Germanen Walhalla und Gimle, Nifelheim und Hela. Der große Prophet Mahomed sagt: „Der Ewige baute über den Abgrund eine Brücke nicht breiter, als die Schärfe eines Schwerts, nach der Auferstehung wandelt der Tapfere leicht über sie hin im Himmel, der Feige aber stürzt hinab in den Schlund des Drachen." Selbst unser Bauer hat seine Hölle zwischen Ofen und Wand, wie der Schneider die seinige für Flecke aller Art. Die Hölle wird stets in unserer Sprache leben: Höllenangst, Höllenhitze, Höllenschmerzen, Höllenstein, Höllenhund, Höllenkerl ꝛc., und die Geschichte Höllenbrand oder Hildebrand nie vergessen. Im Himmel der Christen geht es fast ganz geistig und musikalisch zu — in dem der Moslem ziemlich fleischlich und so auch in dem der Hebräer. Nach dem Talmud wird der große Ochse gebraten, der täglich tausend Berge abweidet, und noch nebenbei die zwei Fische Leviathan, die täglich Fische verzehren drei Meilen lang — zum Nachtisch kommt der Vogel, der einst ein Ei fallen ließ, das 300 Cedern niederschlug und 60 Dörfern überschwemmte!

Man hat oft gestritten: „Wo ist denn eigentlich die Hölle, oder der Himmel, wie die Aepfel auf den Gesimsen braten und die Engel Schwänze haben, wie unsere Alten scherzten? und wie gewöhnlich nichts ausmacht. Bestimmt Verdammniß die Hölle, so ist sie in England; kommt es auf Brennmaterialien und leichtern Eingang an, so ist sie in Italien zu suchen, und kommt es auf die Menge der Teufel, so haben wir sie zu 1000, 100,000 und 10,000,000 Teufel in Deutschland, während sich der Franzose und Italiener mit einem begnügt, was er dann auch mehr sein kann, als der gutmüthigere Deutsche! In den Hundstagen bin ich geneigt, die Hölle in der Sonne zu suchen, und da die Teufel die Erlaubniß haben sollen, die Hölle zu verlassen, so wundert mich nicht, daß es auf unserer schönen Erde — so viele Teufel giebt.

Halten wir uns lieber an die Engel, die wohlthätigen Diener der Gottheit und guter Menschen, diese Himmelsgeister, die Peri der Indier und Perser (ihr Gegensatz die Divs) und Genii der Griechen und Römer, von denen Klopstocks Messias noch mehr zu sagen weiß, als Bibel und Theologen, als ob er mit auf Golgatha gewesen, oder Gabriel ihm alles erzählt hätte zu Hamburg. Halten wir uns an seinem Himmel, und lachen über die Zweifler, die sogar fragen konnten: Aber wo nehmen wir Platz her beim jüngsten Gericht für die Millionen, die gerichtet werden? Süsmilch hat uns hierüber mit seiner gewohnten Gründlichkeit beruhigt — man kann darüber lächeln, aber das jüngste Gericht bleibt wenigstens eine erhabene Idee, erhabener, als alles, was in Homer, Pindar, Virgilius ꝛc. vorkommt! Die Vermenschlichung des himmlischen Hofes mußte Höflinge haben, die sich aber nach der so schönen romantischen Theorie der guten Alten, die der Einbildungskraft wohlthat, mehr um die Menschheit kümmern, als die Höflinge der Erde, Schutzengel sind, und schon Millionen Eltern den Trost gewährten, daß ihr gestorbenes Kind jetzt ein Engelein sei. Rief nicht selbst Nelson hoch erfreut beim Anblick der langgesuchten französischen Flotte: „Morgen bin ich ein Engel oder ein Lord?" Engel sind, wie das freundliche Bild des allgütigen Vaters im Himmel, und wie das elektrische Feuer am Schiffsmast, das die Alten für Kastor und Pollux, St. Helenus und Germanus nahmen und des Sturms lachten. Alle Erscheinungen im neuen Testamente gründen sich auf den Glauben an Engel, und jeder gute Mensch, der seinem nothleidenden Bruder Hülfe leistet, ist ein Engel.

Scotus zählte tausend Millionen Engel, folglich käme auf jedes Erdenkind, wenn der himmlische und der irdische Statistiker richtig rechnet, ein Engel, und doch wissen Tausende meiner Zeit kaum mehr die Erzengel zu nennen, daher ich sie nennen muß — Michael, Raphael, Uriel und Gabriel, der Hauptengel, des Todesengel der Israeliten, der Verkündiger des Heilandes, und der Engel Mahomeds, der nicht nur den Koran eingab, sondern den Propheten so schnell durch alle sieben Himmel führte, daß er den bei seinem Ausfluge umgestoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch von völligem Ausfluß abhalten konnte. Pabst Gregor 7. kannte 9 Chöre Engel, Seraphim, Cherubim, Thronen, Dominationen, Tugenden, Mächte, Fürstenthümer, Erzengel und Engel schlechtweg. Die profanen Franzosen aber nennen gebratene Tauben, die sie der Breite nach durchschneiden, den Flügeltheil Seraphim, den untern aber mit den Füßen Culotte. In den Seraphim wollten Mehre Engelinnen finden, weil sie ihre Flügel vorne so schamhaft zusammenhalten; es dürfte aber doch besser sein, wenn die Engel geschlechtlos blieben; so bleiben sie desto länger Engel.

Die Engel haben sich seltener gemacht, als die Teufel. Die Engel der Braminen sind Lichtstrahlen — die der Moslems Riesen mit 70,000 Köpfen, unsere Maler malen sie als schön geflügelte Jünglinge, kleine dickbackigte Jungens, oder gar als bloße Köpfchen zwischen zwei Flügeln — Merkur hat seine Flügel an den Füßen, was weniger richtig und schön ist. Posaunenengel müssen dickbackigt sein: sonst aber scheinen die Maler mit Unrecht den Engeln, die weder essen noch trinken, die Korpulenz unserer Diener Gottes zu geben, und Dicke verträgt sich noch weniger mit der Schnelligkeit himmlischer Boten, oder besser Botschaften, wodurch das Corps diplomatique die nächsten Ansprüche auf Engelei erhält. Wir haben keine deutliche Vorstellung von Engeln, und es ist gut, es würde uns vielleicht so unglücklich machen, als Affen oder Hunde, wenn sie ihren Abstand vom Menschen deutlich einsähen, und so auch unsere Zierbengel, die das Wort Bengel von Beinahe-Engel ableiten

wollen, wie jener Sprachforscher das Wort Bischof von Beißen und Schaf: die Mädchen mögen immer Engel heißen — es giebt sich.

Wenn die Engel von jeher weniger von sich haben reden machen, als die Teufel, so scheint es damit, wie mit guten und bösen Menschen auch zu stehen: indessen essen und trinken wir mit und in Engeln, und haben Engel, die so süß grüßen, als Gabriel die Maria, aber auch Hayen sind, die auch Meerengel heißen, wie die Erdwurzel Angelika heißt, und die Britten Angli (Angeln oder Engeln, daher Engelländer). Ich sehe auch nicht ein, warum wir selbst alte Damen nicht Engel nennen dürften, da die Engel weit älter sind, und wir wollen sie so nennen, je weniger sie Engelsumgang mehr haben: die Kinder oder kleine Engel könnten es machen, wie la Fontaine's Mauleſel, der stets die Mama Stute rühmte, und vom Vater — Esel nichts wissen wollte.

Wenn ich mir gewisse Menschen zurückdenke, so bin ich geneigt, neben Himmel und Hölle, auch ein Fegefeuer zu glauben. Jener Missionär nahm an, daß die Verdammten stets fragten: Wie viel Uhr? und stets hörten: Die Ewigkeit! Ich halte es lieber mit dem Franzosen: Schon lange ist die Hölle voll, man kommt nicht mehr hinein, glaube, daß wir alle in Himmel kommen, und verlange nicht bis in achten oder 9 Himmel; die grüne Wiese genügt mir schon, aber das wünschte ich, daß wir das Gewissen — die wahre Hölle der Sterblichen — erheben möchten, zumalen die Heiligen so abgenommen haben, zum Range unseres Universal-Heiligen! Ora pro nobis!

Liebe, Glaube, Hoffnung.

Von Samuel Ludvigh.

Geschrieben im Jahr 1841.

Hoffnung! soll man sich denn ewig dir vertrauen,
Die den Menschen oft getäuscht, so oft betrog;
Soll man auf den Himmel seine Wege bauen,
Und dem süßen Wahne, welcher oft belog,
Soll man ihm, ein Kind der steten Hoffnung fröhnen;
Soll man mit des Schicksals Mächten sich versöhnen?

Was bleibt nach zusammenstürzen äuß'rer Welten
— Frägt man sich — der hingesunknen Endlichkeit?
Und die Ideale, die das Herz oft schwellten,
Flüstern süß dem Schwärmer zu, Unendlichkeit.
Ja, unendlich ist der Schmerz wohl dieses Lebens,
Aber nach ersehntem Glück ringt man vergebens.

Uns're Jugendträume, uns're Maiensonnen
Gleichen Seifenblasen in die Luft gehaucht;
Höchste Weisheit wähnt der Jüngling im Entbehren,
Wenn ihn noch nichts quälet, als der Liebe Schmerz;
Wenn die Wirklichkeit sich immer mehr entfaltet,
Scheint die Weisheit in ein Trugbild umgestaltet.

Nach Vollkommenheit u. Wahrheit soll man ringen,
Denken, forschen soll des Menschen Geist;
Aber dieser Drang nach Wahrheit ist es eben,
Der so leicht des Glaubens schönste Saite reißt.
Zweifel, welche in der Nacht des Wahnes schliefen,
Steigen unheilbringend aus des Geistes Tiefen.

Wer allein dasteht auf dieser weiten Erde,
Kalt für Alles, selbst durch keinen Gott beseelt,
Ohne Trost und Hoffnung: höhres Leben werde
Seinem Geiste, wenn die morsche Hülle fällt;
Der ist nur zu Qual und Pein der Welt geboren,
Ihre schönsten Freuden sind für ihn verloren.

Eine Waise irret er auf rauhen Wegen,
Unter Millionen schlägt kein einzig Herz
Seiner Brust mit gleichgefühlter Lieb' entgegen;
Keine Theilnahm' hebt die Freude, senkt den Schmerz;
Immer mehr den innern Stürmen preisgegeben,
Sinkt im Kampf auch immer mehr die Lust zum Leben.

Liebend pocht das junge Herz der Welt engegen,
Und das Ideal verheißt ihm Götterlust;
Hochbegeistert schlägt es auf des Ruhmes Wegen
Und für Freiheit glühet seine trunk'ne Brust;
Doch es flieht die Liebe und was Ruhm gespendet,
Sieht er mit der Freiheit pöbelhaft geschändet. —

Eitles Leben — warum ward der Mensch geschaffen;
Hat er einen Zweck mit jedem andern Thier?
Er, an Stolz ein Gott, an Form verwandt dem Affen.
Sprich denn du, gepries'ner Geist, was soll Er hier?
Frag' nicht! kenne mit Bescheidenheit die Schranken
Der Vernunft! den schwachen Fittig der Gedanken.

Essen — trinken — schlafen — sein Geschlecht vermehren —
Daß man nicht verhung're, einem Stand sich weih'n —
Schätze sammeln — ringen nach Verdienst und Ehren —
Das kann wahrlich eines Schöpfers Plan nicht sein. —
Schöpfer? — „Ohne ihn ist keine Welt zu denken
Einer Gottheit Kraft nur kann die Welten lenken."

Also Gott ist? —! O erhebender Gedanke!
Präge dich doch unauslöschlich in das Herz;
Ueberflügle, Glaube! des Verstandes Schranke,
Führe uns auf deinem Zauber himmelwärts!

Halte Maß in Allem; selbst die trübe Quelle
Deiner Leiden wird zur heitern Spiegelhelle.

Liebe, reine Liebe, Geist der Ideale,
Senke deine Strahlen in mein Herz!
Glaube, träufle du aus deiner Zauberschaale
Trost, Vertrauen, süßen Balsam für den Schmerz;
Hoffnung! magisch Licht in himmelblauen Fernen,
Führ' das Herz empor zu deinen schönen Sternen.

Liebe ist die Sonne dieses dürft'gen Lebens —
Glaube trägt die Leuchte durch das Labyrinth;
Hoffnung, Weisheit sind die Sterne ew'gen Strebens,
Bis der Geist im Geisterall das Sein beginnt:
Laßt uns also hier in diesem Pilgerleben
Stets nach Weisheit, Liebe, Glaube, Hoffnung streben.

Römische Geschichte.

Von Dr. W. Wägner.

Cajus Caligula.

Wie eine giftige Schlangenbrut sich gegenseitig zu vertilgen strebt, so hatte bisher das julische Geschlecht gegen sich selbst mit Gift, Dolch und durch Henkershand gewüthet. Dennoch waren noch Glieder desselben übrig, namentlich ein Enkel des Tiberius, sodann Claudius, des Germanicus Bruder, von geringer Fähigkeit, desgleichen drei Töchter des immer noch verehrten Helden und ein Sohn, der nunmehrige Kaiser Cajus, dem der Soldatenwitz den Scherznamen Caligula gegeben hatte. Das Aeußere des 24jährigen Fürsten war keineswegs einnehmend. Eine schmächtig aufgeschossene Gestalt mit großen Füßen, dünnen Beinen, das Haupt, von spärlichem, struppigem Haar umgeben, und der hohle, stechende Blick konnten nicht für Schönheit gelten. Auch seine Manieren, die Grimassen, zu welchen er oft sein Gesicht verzog, dienten wenig dazu, seine äußere Erscheinung liebenswürdig zu machen. Seine Erziehung war unter den schweren Schicksalen, die seine Familie trafen, vernachlässigt worden. Einige Redefertigkeit, philosophische und historische Bruchstücke waren die wissenschaftlichen Kenntnisse, die man ihm beigebracht hatte. Zu den geistigen Mängeln gesellten sich körperliche Uebel. In der Kindheit litt er an epileptischen Zufällen, die sich später in Folge seiner ausschweifenden Lebensart als momentane ohnmachtähnliche Schwäche und Schlaflosigkeit äußerten. In den vier Jahren, die er bei seinem Großoheim zubrachte, lernte er die Kunst der Verstellung so gründlich, daß ihn derselbe, obgleich er ihn durchschaute, doch vor Andern bevorzugte und ihn mit seinem noch sehr jugendlichen Enkel Tiberius zum Haupterben seines Vermögens einsetzte.

Macro kündigte im Senat den Regierungswechsel an, die Väter genehmigten mit gewohnter Unterthänigkeit; die Volksmenge vernahm die Nachricht mit Freuden. Bald erschien Cajus mit dem Trauerzuge von Misenum. Aus allen Städten strömten ihm die Bürger entgegen und stießen Verwünschungen gegen Tiberius aus; ihn aber, den Sprößling des Germanicus, empfingen sie mit unendlichem Jubel. Zwischen dampfenden Altären, unter dem Jauchzen des Volkes hielt er seinen Einzug in Rom. Berauscht von dem allgemeinen Freudentaumel, erwachte in dem gefeierten Fürsten der Entschluß, dieses Volk recht glücklich zu machen. Er erklärte sich im Senat für dessen Zögling, der von ihm Anleitung und Vorschrift erwarte. Seinem Vorgänger hielt er die Trauerrede und führte dessen Asche unter großem Pomp in die Kaisergruft. Ebenso eifrig segelte er bei stürmischem Wetter nach den Inseln Pandataria, wo er die Ueberreste seines Bruders abholte, um sie gleichfalls in August's Monument zu bringen. Seinen Miterben Tiberius schloß er zwar als unmündig von der Erbschaft aus, aber er adoptirte ihn und ernannte ihn zum Führer der jungen Mannschaft (Princeps juventutis). Mit großer Freigebigkeit theilte er darauf die Legate nach dem Testamente seines Vorgängers aus, ein Geldgeschenk für jeden Krieger und unbemittelten Bürger, an letztere und die Prätorianer noch eine gleiche Gabe aus eignem Vermögen, zusammen über 30 Millionen Thaler nach unserm Gelde. Zugleich erließ er ein Edikt, wodurch die entsetzlichen Majestätsgesetze aufgehoben, die Gefangenen, freilich auch gemeine Verbrecher, in Freiheit gesetzt wurden. Der Jubel der Menge wollte nicht enden, obgleich denkende Männer kopfschüttelnd jene Freigebigkeit für Verschleuderung, diese Befreiung für Willkür erklärten. Aber Cajus wollte überhaupt die finstere Zeit des Tiberius verbannen; die Bürger sollten wieder bei Spielen und Lustbarkeiten alle Lebenssorgen vergessen. Nach einem feierlichen Opfer folgte ein Festmahl für das ganze Volk, dem sich Spiele im Circus, theatralische Vorstellungen und ein Geschenk von 300 Sesterzen für jeden geringen Mann anreiheten. Am folgenden Tage, seinem Geburtsfeste, eröffnete er selbst das Wagenrennen; darauf gab er eine große Thierhetze, wobei 600 Bestien erlegt wurden.

Der dankbare Senat erkannte dem Freudespender neue, ungewöhnliche Ehren zu. Es ward ihm ein goldener Schild geweiht; adelige Jünglinge und Jungfrauen besangen sein Lob; man feierte ihn als den zweiten Gründer der Stadt. Wie aber die Bürgerschaft in dem neuen Wonneleben sich berauschte, so schwelgte er selbst Tag und Nacht an üppiger Tafel und in den Armen unnatürlicher Wollüste, bis ihn

eine gefährliche Krankheit an seine Sterblichkeit mahnte. Die ganze Stadt gerieth darüber in ängstliche Aufregung; aber ebenso groß war die Freude, als er wieder genas.

Sobald der Fürst das Krankenlager verlassen hatte begannen neue Festlichkeiten; doch mischten sich einzelne Wermuthstropfen in den Freudenkelch; denn der junge Tiberius wurde ohne Urtheil und Recht von einem Centurio hingerichtet, und diesem Justizmorde folgten mehrer andere. Dagegen erhielt der Ritterstand aus den vornehmsten und reichsten Bürgern Ergänzung; ferner erschien der Erlaß, daß die Centurial-Comitien wieder in ihre Gerechtsame einzusetzen seien.

Im zweiten Jahre seiner Regierung ließ der Kaiser allmählich die Maske der Verstellung schwinden, da er sah, wie sein Wille, gleich dem eines Gottes, oberste Regel für das Reich der Welt war. Die Rücksichten, welche ihn noch beschränkt hatten, traten zurück; die wilden Leidenschaften, die bisher in seiner Seele geruht, brachen hervor und suchten Befriedigung wider göttliches und menschliches Recht. Zunächst war es seine Lust an Spielen im Circus und im Theater, der er ungeheure Summen opferte.

Am Wagenrennen nahm er selbst Theil; er blieb Tage lang im Circus und selbst in den Pferdeställen unter gemeinen Knechten. Der berühmte Schauspieler Apelles war sein Tischgenoß und unterrichtete ihn in Ballet, Pantomime und Vortrag. Für Dekorationen, Maschinen, mimische Künstler, Tänzer und Tänzerinnen wurden Privatvermögen und öffentliche Gelder verwendet. Gladiatoren kämpften nicht blos paarweise, sondern in ganzen Reihen mit einander. Bald war der Fürst mit dem vergossenen Blute der Sklaven nicht mehr zufrieden; auch Römer trieb er in den Circus unter die Fechterbanden und selbst in den Kampf mit wilden Thieren.

Cajus stand auf schwindelnder Höhe menschlicher Machtvollkommenheit; er kannte keine Beschränkung, alle seine maßlosen Gelüste mußten zur Ausführung kommen. Da trat ihm unerwartet ein Hinderniß entgegen, an das er in seinem Taumel gar nicht gedacht hatte. Der Staatsschatz war nämlich erschöpft; die 130 Millionen, welche Tiberius durch genaue Finanzverwaltung gesammelt, womit er in Zeiten der Noth, in öffentlichen Unglücksfällen großartige Aushülfe geleistet hatte, waren verschleudert, viele Einnahmequellen durch thörichte Freigebigkeit versiegt. Anstatt sich selbst die Schuld beizumessen und durch Sparsamkeit dem Uebel abzuhelfen, ergrimmte der Fürst gegen die Gesammtheit. In seinen Augen war es ein Verbrechen, Vermögen zu besitzen, während er selbst den Druck des Mangels empfand. Dawider gab es Mittel, die er unbedenklich in Anwendung brachte. Er griff zum Mord. Anschläge wurden geschmiedet, Beschuldigungen ersonnen, falsche Zeugen in Menge aufgebracht. Die feilen Richter sprachen ihr Schuldig, und wo kein Grund aufzufinden war, da half der Machtspruch des Tyrannen. Das Geld der Hingerichteten floß in die Kassen, in die er mit gierigen Händen griff. Der Tod seiner Schwester Drusilla, mit der er in verbrecherischer Unzucht gelebt hatte, störte seine Freuden. Er befahl eine allgemeine Landestrauer, er floh den gewohnten Umgang, verließ die Stadt und irrte mit ungeschornem Bart und Haar an Italiens Küsten umher. Nach seiner Rückkehr wurde die Vergötterung der Verstorbenen ausgesprochen und seine Vermählung mit der reichen Lollia Paulina gefeiert.

In seinem regellosen Umherspähen nach Zeitvertreib verfiel der Kaiser auch auf ein gemeinnütziges Werk. Er wollte alle früheren Bauten, namentlich die des Agrippa, überbieten und ließ daher zwei riesenhafte Wasserleitungen erbauen. Berge mußten durchstochen, Thäler mittelst Arcaden überbrückt werden, damit das Wasser aus einer Entfernung von 12 Meilen bis auf die Hügel der Stadt, in Teiche, Bäder und Gärten geführt werden konnte. Unterdessen dauerte das Abschlachten reicher Bürger fort, oft auch ließ er bei Spielen Zuschauer ergreifen und in den Circus zum Kampfe mit wilden Thieren und Gladiatoren stoßen. Als aber deshalb die Menge weniger zahlreich sich einfand, auch bei dem Wagenrennen nicht immer seiner Partei Beifall bezeigte, wünschte er laut, das ganze Volk möchte nur einen Nacken haben, damit er es mit einem Streiche vertilge. Bei solcher Gesinnung war natürlich das Leben jedes Bürgers in beständiger Gefahr. Doch ließ der Tyrann auch das Majestätsgesetz erneuern und stieß heftige Drohungen gegen die Väter aus, die an dem Tode seiner Mutter und Brüder schuldig sein. Im tollen Wechsel ließ er dann wieder Volksfeste und Bewirthungen veranstalten, wozu er das Geld durch Zwangsversteigerungen aufbrachte. Nach seiner Angabe wurden nämlich Sklaven, Pferde und Rennwagen zur Auktion gebracht. Er selbst war mitbietend, und wehe dem reichen Bürger, der nicht zu fabelhaften Preisen abgetriebene Mähren und altes Geräth entstand; so konnte leicht Hab' und Gut und den Kopf obendrein verlieren.

Aus wahnsinnigem Uebermuth, um Xerxes und Alexander zu übertreffen, legte er eine Brückenstraße über den Meerbusen von Bajä mit ungeheuren Kosten an. Er selbst im goldenen Panzer, von Purpur umwallt, weihte mit feierlichem Opfer den Bau. Dann stürmte er hoch zu Roß, gefolgt von kriegerischen Schaaren, unter schallendem Kriegsruf über den Damm bis in die Thore von Puteoli. Am folgenden Morgen zog er im Triumphe zurück und schloß die Faschingsposse mit einem nächtlichen Gelage, während Land und Meer taghell erleuchtet waren. Daher stieß er trunkenen Muthes Freunde und Zechbrüder in's Wasser; doch erhielt er die Kriegsknechte durch Wein und Geldgeschenke bei guter Laune.

Ungeachtet der fortwährenden Hinrichtungen und Erpressungen reichte Italien für die Geldbedürfnisse des Fürsten nicht aus. Er beschloß daher die Provinzen heimzusuchen. Mit großer Heeresmacht, als gelte es, eine Welt zu erobern, zog er nach Gallien. Versteigerungen und An-

wendung des Majestätsgesetzes füllten hier seine Kasse. Er überschritt auch den Rhein, hütete sich aber, in das innere Land vorzudringen, wo die freiheitsstolzen Germanen seiner kindischen Drohungen nicht achteten. Ferner rückte er an den Ocean vor, um Britannien zu bezwingen, Die Flotte war bereit; allein er begnügte sich, auf der Höhe des Meeres ein Opfer zu bringen und dann Muscheln sammeln zu lassen. Nach diesen Thaten ließ er sich Tempel und Altäre erbauen, Opfer schlachten und zeigte sich in Rom bald als Herkules, bald als Apollo, bald auch als Jupiter mit dem Donnerkeil. Da er zugleich seine Erpressungen und Metzeleien fortsetzte und Niemanden, selbst nicht den Schauspieler Apelles, seinen Lustgenossen, schonte, so vereinigten sich mehrere kühne Männer, welche ihr Leben einsetzten, um den Staat von dem Scheusal zu befreien. Cassius Chärea, Tribun einer Cohorte Prätorianer, stand an der Spitze der Verschwörung, an welcher noch andere Hauptleute und viele Senatoren und Ritter Theil nahmen. Während der Feier der palatinischen Spiele, als der Kaiser in einer Seitenhalle des Theaters Schauspielerproben zusah, umringten ihn die Verschwörenen mit gezückten Schwertern. Er erlag ihren Stößen nach schwachem Widerstande, und nach ihm fanden auch seine Gattin Cäsonia und sein noch ganz unmündiges Töchterchen ihren Untergang.

„Der Kaiser todt, ermordet!" So riefen tausend Stimmen in der Stadt und verbreiteten die Nachricht bis in das Lager der Prätorianer. Da waren nun mehrere Cohorten ehrlicher Germanen, die meinten, sie hätten sein Brod gegessen und müßten ihn deswegen beschützen, oder rächen. Sie stürmten sofort nach dem Theater, wo sie Schuldige und Unschuldige todtschlugen, dann nach dem Kaiserpalast, dessen Räume von dem mörderischen Getümmel wiederhallten. Sie zerren daselbst einen kläglich zitternden Menschen aus seinem Verstecke, um ihre Wuth an ihm zu kühlen; wie sie aber den Tiberius Claudius Nero, einen Bruder des Germanicus, in ihm erkennen, begrüßten sie denselben als Imperator und Cäsar und bringen ihn in's Lager. Der arme Mensch bat immer noch mit stotternder Stimme um sein Leben; als er jedoch die Gunst des Augenblicks begriff, ließ er unter das lärmende Kriegsvolk reichlich Geld vertheilen, was, wie gewöhnlich, die Kriegsgurgeln gut stimmte. Der Senat, in dem noch immer alte Erinnerungen lebten, berieth indessen über Erneuerung der republikanischen Verfassung. Er war in feierlicher Sitzung auf dem Capitol versammelt und beschloß im Vertrauen auf die städtischen Cohorten, die Consuln mit der obersten Gewalt zu bekleiden. Er sandte den judäischen Fürsten Herodes an den verachteten Claudius ab, um ihn von seiner Anmaßung abzuhalten. Als aber der verschmitzte Jude die Stimmung der Prätorianer erkannte, ging er vielmehr dem schüchternen Kaiser mit Rath und That an die Hand. Die städtischen Cohorten wurden gewonnen, der Pöbel erkauft; der bedrohte Senat fügte sich in die Umstände, wie er es bisher zu thun gewohnt war.

Claudius.

Claudius war demnach Beherrscher des römischen Weltreichs; denn die Heere in den Provinzen, die, gleich den Prätorianern, mit Geschenken bedacht wurden, zögerten nicht, seine Wahl zu bestätigen. Er ließ die Rädelsführer der Verschwörung gegen seinen Vorgänger hinrichten, im Uebrigen vollkommene Amnestie verkündigen. Ferner befahl er die Statuen und Monumente des Cajus zu beseitigen, während er dagegen das Gedächtniß des Augustus, der Livia, seines Vaters Drusus, seiner Mutter Antonia, sowie besondees das Andenken des Germanicus mit großen Ehren feierte. Zum Schutze seiner Person umgab ihn, wenn er im Senat oder auch bei Gastmählern erschien, ein Gefolge von prätorianischen Hauptleuten, was man mit Berücksichtigung der vorausgegangenen Verschwörung nicht zu seinen Ungunsten auslegte, da er im Umgange wie in seinen Regierungshandlungen bemüht war, die Liebe des Volkes zu verdienen. Was Cajus von Privatpersonen erpreßt hatte, erstattete er reichlich zurück; viele von denselben eingeführte Steuern hob er wieder auf; auch verbrannte er öffentlich die Schriften, auf welche jener Anklage gegründet hatte, namentlich zwei Bücher: „Schwert und Dolch," deren Verfasser Protogenes jetzt der Gerechtigkeit zum Opfer fiel. Besondere Thätigkeit verwandte er auf die Rechtspflege. Er gab Verordnungen gegen Schuldenmachen, Wucher, Erpressungen in den Provinzen, über Erbschaftsangelegenheiten, deren Zweckmäßigkeit anerkannt wurde. Viele Festtage, die einen Stillstand der Gerichte veranlaßten, schaffte er ab. Er selbst saß fast jeden Tag auf dem Forum, wo er über schwierige Rechtshändel entschied. Dabei machte er denn freilich oft bedeutende Mißgriffe, welche ihm die Advokaten schonungslos vorhielten. Ein Sachwalter nannte ihn sogar einen alten Narren, ein anderer warf ihm die Acten in's Gesicht. Man hielt ihn an der Toga fest, wenn er vom Tribunal herunter steigen wollte. Oft entstand Gezänk und Lärm, so daß er nicht wußte, was die Parteien eigentlich vorbrachten. Solches geschah einst bei einer Klage der Bithynier gegen ihren Statthalter. Der Kaiser fragte seinen Diener nach dem Begehren der Leute, und als ihn derselbe mit der unverschämten Lüge abfertigte, sie drückten ihren Dank aus wegen der vortrefflichen Verwaltung des Prätors, that er den Ausspruch, der Mann solle denn sein Amt zum Heil und Frommen der Bithynier noch zwei Jahre fortführen. Bei Ausübung der Censur gerieth er wegen seines schlechten Gedächtnisses in die unglücklichsten Verwechselungen, die man ihm höhnend vorwarf. Ein Bürger, den er als Hagestolzen rügte, führte seine Ehefrau vor; ein anderer, den er für

kinderlos hielt, seine ehelichen Sprößlinge. Nun ertrug er zwar diese Quälereien gewöhnlich mit unerschöpflicher Gutmüthigkeit; doch geschah es auch, daß er in übler Laune einen Sachwalter ohne Umstände in die Tiber werfen ließ.

Claudius hatte, wie aus Vorstehendem erhellt, die besten Absichten, seine Völker glücklich zu machen; aber ihm fehlte dazu die geistige Befähigung und vornehmlich die Kraft eines selbstständigen Willens. Schon als Kind war er von seiner eigenen Mutter wegen seiner Beschränktheit zurückgesetzt und verspottet worden. In späterer Zeit hatten ihn nicht nur Tiberius und Cajus, sondern auch die Höflinge zur Zielscheibe ihres Witzes ausersehen. Dennoch besaß er Eigenschaften, die an sich schätzenswerth sind. Er liebte die Wissenschaften, sprach und schrieb in lateinischer wie in griechischer Sprache. Sein Werk über etruskische Geschichte, ferner ein anderes über die Bürgerkriege enthielten gelehrte Untersuchungen, die von gründlichen Studien zeugten und von andern Historikern benutzt wurden. Er gehörte in die Reihe von gelehrten Forschern, die ganze Bände über einen antiquarischen Quark zu Tage fördern, dabei aber zu Nutz und Frommen der Wissenschaft manche Dunkelheit aufklären, manchen vorborgenen Schacht der historischen Wahrheit erst zugänglich machen. Als Alterthumsforscher, als gelehrter Bibliothekar hätte er vielleicht seine Stelle ehrenvoll ausgefüllt; aber auf dem Kaiserthrone konnte er sich nicht zurecht finden. Daß es ihm an klarem, umfassendem Blicke gebrach, war für ihn ein Unglück, für die beherrschten Völker eine Quelle unsäglichen Jammers.

Der armselige Mann auf dem erhabenen Herrschersitze war von früher Kindheit auf bis zu seiner Erhebung im 50. Lebensjahre gewohnt, seinen Willen dem seiner Umgebung unterzuordnen. Diese Bevormundung blieb ihm Bedürfniß. Er vertraute seinen Günstlingen unbedingt, und wenn ihm dieselben drohende Gefahren vorspiegelten, so verlor er die ruhige Besonnenheit in dem Grade, daß er alle ihre Maßregeln gut hieß, Todesurtheile unterschrieb, ja die Wohlfahrt einzelner Personen wie ganzer Provinzen in ihre Hände legte. Wenn er dann wieder von seinem Schrecken sich erholte, wußte er oft nichts von den Vorgängen und lud die schon hingerichteten Männer und Frauen zur Tafel. Ein anderes Mittel, ihn zu beherrschen, boten seine lasterhaften Neigungen zu Spiel, Trunk und Wollust. Wer ihm darin Vorschub leistete, konnte Alles erlangen, und das verstanden seine Freigelassenen Polybius, der ihm in seinen gelehrten Arbeiten hülfreiche Hand leistete, Narcissus, sein Kabinetsrath, und Pallas, sein Schatzmeister. Mit ihnen eng verbündet war seine Gattin Messalina, ein Weib, von unzüchtigen Leidenschaften entbrannt und nur auf deren Befriedigung bedacht. Sie fröhnte dem Laster auswärts an verrufenen Orten und nicht weniger schamlos im Innern des Palastes, wo Jedermann, außer dem Kaiser, ihren ehrlosen Lebenswandel kannte. Durch ihre und der Freigelassenen Ränke wurde Julia Livilla, eine Tochter des Germanicus, ungehört verurtheilt, ebenso Appius Silanus, ein naher Anverwandter des kaiserlichen Hauses, der ihren Lockungen widerstand. Um diesen Justizmord zu bewirken, erzählte Narcissus, er habe geträumt, Silanus habe den Dolch auf den Kaiser gezückt. Da nun Messalina die gleiche Erscheinung berichtete, war das Bluturtheil fertig. Auf diese und ähnliche Art unterjochten die Bundesgenossen den schwachen Willen des Regenten. Sie verkauften für Geld Bürgerrechte, Feldherrenstellen, Statthalterschaften, Lossprechung der Verbrecher. In ihren Händen waren das Vermögen und die Köpfe der römischen Bürger, wie der Unterthanen in den Provinzen, da der leichtgläubige Kaiser niemals ihre Intriguen durchschaute.

Wider das verderbliche Regiment der Günstlinge erhoben sich viele edle Römer. Sie fanden an dem Statthalter in Dalmatien und seinen Legionen eine Stütze. Als sie aber die Wiederherstellung der Republik verkündeten, fiel das Kriegsvolk von ihnen ab und die Blutrichter begannen ihre Arbeit. Unter den auf der That ergriffenen Männern war Pätus einer der vornehmsten. Seine treue Gattin Arria, die mit ihm das Schwerste dulden wollte, ward zurückgewiesen; dennoch folgte sie dem Schiffe, das ihren Gemahl nach Italien zur Richtstätte führte, in einer Fischerbarke. Sie fand Zutritt in den Kerker und stieß sich hier, um den zagenden Mann zu ermuthigen, das Schwert in die Brust, indem sie, wie Martial sagt, ausrief:

„Pätus, trauter Gemahl, nicht schmerzt die eigene Wunde,
Jene nur macht mir Schmerz, welche du selber dir schlägst."

Wenn Claudius unabhängig und mit Besonnenheit Entwürfe zur Ausführung brachte, so hatte er stets die Wohlfahrt des Staates im Auge, wie bereits oben bemerkt wurde. Er erhob das Ansehen des Senates, wodurch viele löbliche Verfügungen zur Geltung kamen. Um dem häufig eintretenden Getraidemangel abzuhelfen, erleichterte er die Schifffahrt, indem er wegen Versandung des Hafens von Ostia am rechten Tiberarm ein weites Becken ausgraben und großartige Hafendämme im Meere erbauen ließ. Nunmehr konnten die Kornschiffe auch während der stürmischen Winterzeit einlaufen und Sicherheit finden. Ebenso vollendete er die kolossalen Wasserleitungen seiner Vorfahren, deren riesenhafte Bogen eine Höhe von mehr als 100 Fuß erreichten. Um dem Fuciner See Abfluß zu verschaffen, ließ er mit ungeheurem Aufwande einen Kanal durch eine Felsenwand brechen und nach dem Liris führen. Es sollen 30,000 Menschen 11 Jahre lang an dem Werk gearbeitet haben. Als er vollendet war, veranstaltete der Kaiser ein Seegefecht (Naumachie) auf dem Fucinus, das an Pracht und Ausdehnung seines Gleichen nicht hatte. In zwei Flotten getheilt, stürmten 100 Galeeren gegeneinander. Die Mannschaft, die sich Anfangs weigert, kämpft bald, von kriegerischer Wuth entbrannt, auf Tod und Leben. Die

Luft erschallt von Geschrei und Waffenklirren, der See wird roth von Blut, die Zuschauer jauchzen und Claudius freut sich, als ob er der Sieger sei.

Ernstere Kriegsspiele beschäftigten die Legionen an den Reichsgränzen. In Afrika, wo Mauretanien gewonnen wurde, in Asien und am Rhein kämpften sie mit entschiedenem Glück. Der tapfere Aulus Plautius ging über den Ocean nach Britannien. Er bahnte sich den Weg durch Sümpfe und Wälder, in welchen die Eingeborenen lauerten. Er siegte in blutigen Gefechten und drang bis an die Themse vor, fand aber daselbst hartnäckigen Widerstand. Auf die Nachricht von ansehnlichem Verluste machte sich der sonst unbeholfene Kaiser selbst auf den Weg nach dem fernen Kriegsschauplatz. Die Gegenwart der Majestät befeuerte die Legionen; sie erfochten unter den Augen des ängstlich zuschauenden Kriegsherrn einen vollständigen Sieg. Bei diesen Zügen lernten die Römer jene merkwürdigen Druiden-Heiligthümer, die aus steinernen, in concentrischen Kreisen geordneten Pfeilern bestanden, kennen. Ein solches Denkmal, das man Stonehenge nennt, ist noch bei Salisbury erhalten. Es besteht aus vier Kreisen, deren Höhe von außen nach innen zunimmt, so daß der äußere 5, der innere 25 Fuß hoch ist. Der Kaiser zog diese Alterthümer nicht in den Bereich seiner gelehrten Untersuchungen, er verließ vielmehr schon nach 16 Tagen das unwirthbare Land, um in Rom seinen Triumph zu feiern. Man sieht, daß Claudius das Nützliche wollte und selbst für großartige Unternehmungen Sinn hatte; aber es waren doch nur zufällige Eingebungen. Im Innern des Palastes nagte der Wurm des Verderbnisses und goß sein Gift über Stadt und Provinzen aus.

Da schwelgte, ungestört von dem schwachen Gemahl, die buhlerische Messalina, erzwang Geld, Verhaftungen, Hinrichtungen, und wo kein Bluturtheil zu erschleichen war, half das von ihrer Hand gemischte Gift. Als sie aber den Freigelassenen Polybius geopfert hatte, vereinigten sich dessen Genossen Narcissus, Pallas und Andere gegen sie, ohne daß sie deshalb in ihrer Lust sich stören ließ. Der beliebte Pantomime Mnester wohnte, was Claudius freilich nicht ahnete, in ihren Prunkgemächern, dann ein anderer Günstling, der schöne C. Cilius, der sich eine Zeitlang der gefährlichen Sirene erwehrt hatte. Mit ihm feierte sie zuletzt in Abwesenheit des Kaisers ein Vermählungsfest. Da tanzte sie als Bacchantin mit fliegendem Haar, er von Epheu umkränzt, im jauchzenden Chor der Gäste, als plötzlich der Schreckensruf erscholl: „Der Herr kommt! Er weiß, was geschehen ist!“ Die Versammlung zerstreut sich, Jeder flieht, sucht sich zu verbergen, wie er kann. In der That naht Claudius, von Narcissus geleitet und zur Rache aufgehetzt. Auf seinen Befehl werden Cilius und die meisten Theilhaber eingebracht und erwürgt, Messalina aber zur Verantwortung vorgefordert. Vielleicht hätte sie Gnade erlangt; allein der Freigelassene, ihre Ränke fürchtend, ließ sie noch am Abende hinrichten. Als er dem Kaiser am folgenden Tage bei der Mahlzeit ihren Tod meldete, trank dieser einen Becher mehr, um seinen Kummer zu mildern, und fragte dann nicht weiter nach den näheren Umständen.

Daß der an Weiberherrschaft gewöhnte Kaiser nicht ohne eine Frau sein könne, sahen die regierenden Freigelassenen wohl ein; daher schlug Pallas die Agrippina, eine Tochter des Germanicus, vor und erlangte ihre Erhebung um so leichter, als der willenlose Oberhirte des Reichs für die kluge Nichte bereits eingenommen war. Diese Wahl gereichte indessen weder ihm noch dem Reiche zum Heil. Denn wenn auch Agrippina ihr wollüstiges Leben mit dem Deckmantel äußern Anstandes überkleidete, so durchbrach ihr Ehrgeiz, ihre maßlose Herrschsucht alle Schranken des Rechts und der gesetzlichen Ordnung. Gift und Richtbeil räumten weg, was ihr im Wege stand. Sie saß neben dem Kaiser auf eigenem Tribunal, empfing mit ihm fremde Gesandte und Könige und zeigte ihren Uebermuth bei jeder Gelegenheit. Um ihren Einfluß auch für die Zukunft zu sichern, betrieb sie die Erhebung ihres Sohnes erster Ehe, des Domitius Nero, zur Thronfolge. Der gehorsame Gemahl mußte ihn adoptiren, mit seiner Tochter Octavia verloben, seinen eigenen, noch ganz unmündigen Sohn Britannicus zurücksetzen, ja, er ließ es sich gefallen, daß der letztere gänzlich der Stiefmutter übergeben und sogar aus seiner Umgebung entfernt gehalten wurde. Um Nero's willen hob sie die Verbannung des weisen Seneca auf und ernannte auch den tapfern Burrus Afranius zum Präfecten der Prätorianer; jener sollte die Jugend ihres Sohnes überwachen und leiten, dieser die Garde für ihn gewinnen. Nachdem diese Anstalten getroffen waren, mußte noch der alte Monarch aus dem Wege geräumt werden, was ohne besondere Gefahr und Beschwerde ausgeführt werden konnte. Zu dem Kaisermord drängten aber auch noch andere Umstände, die wir im folgenden Abschnitt erörtern.

Nero.

Der herrschsüchtigen Frau waren alle ihre Pläne gelungen, sie stand an der Spitze des Staates in vollem Glanze der Majestät. Indessen gerade als sie die schwindelnde Höhe erstiegen hatte, wurden ihr manche bedenkliche Anzeichen hinterbracht. Der Kaiser hatte bei zufälliger Begegnung seinen Sohn zärtlich umarmt, darauf ohne ihr Vorwissen ein Testament gemacht; der viel geltende Freigelassene Narcissus wagte es, in Gegenwart seines Herrn ihre Vorwürfe und Schmähungen zu erwiedern, ja selbst den Britannicus zur Wahrung seiner Rechte aufzumuntern. Sie sah von ferne die Wetterwolken aufsteigen, welche ihren Untergang im Schooße trugen. Da ergriff sie das äußerste, aber sicherste

Mittel, den Mord. Die berüchtigte Giftmischerin Locusta bereitete auf ihr Verlangen ein Pilzengericht, und als der Kaiser davon genossen hatte, verlor er bald Sprache und Gehör. Um den langen Todeskampf zu endigen, half der Arzt Xenophon mit einer vergifteten Feder nach.

Noch wußte man in der Stadt nichts vom Tode des Kaisers, da trat aus dem Portal des Palastes Domitius, seit seiner Adoption Nero Claudius genannt, ein 17jähriger Jüngling, strahlend von Jugend und Freude im golddurchwirkten Purpur. Die prätorianische Cohorte, welche die Wache hatte, begrüßte ihn als Imporator und begleitete ihn in's Lager, wo er allgemein anerkannt wurde. Der Senat verweigerte eben so wenig, wie die Völker in den Provinzen, die ungesäumte Zustimmung. Geschenke und Feste stellten die Garden und Bürger zufrieden, viel versprechende Reden, die Seneca ausgearbeitet hatte, die Väter; Alles ließ eine segensreiche Zeit hoffen.

Auch Agrippina hoffte eine goldene Zeit für ihre Herrschsucht, einen Lohn für ihre Verbrechen. Gleich Anfangs mußten der angesehene Proconsul Silanus durch Gift und ihr alter Gegner Narcissus im Kerker sterben. Dann mischte sie sich in die Staatsgeschäfte ein, schickte Befehle in die Provinzen, empfing an des Sohnes Seite fremde Gesandte und trug sich mit blutigen Maßregeln, um jeden Widerspruch niederzuschlagen. Ihren Anmaßungen traten die Führer Nero's, der sittlich strenge Burrus und Annäus Seneca, entgegen. Ersterer hatte, als Präfect der Leibwache, die Macht in Händen; letzterer, ein Spanier von Geburt und der stoischen Philosophie ergeben, die Waffen der Klugheit und Erfahrung. Sie bewogen den jungen Fürsten, die Mutter unter schonenden Formen von der Regierung zu entfernen und ihnen das Ruder des Staates zu überlassen. Unter ihrer Leitung erhielt das Reich wieder eine solche Bedeutung, daß Rom das Herz war, von dem die belebende Kraft in alle Glieder des ungeheuern Staatskörpers strömte.

Beide Männer entfalteten vereinigt eine erfolgreiche Thätigkeit, und wenn auch Burrus durch strengen, sittlichen Ernst ehrwürdiger erscheint, als der nachgiebige, reiche Seneca, so wirkte doch dieser zugleich durch seine philosophischen Schriften auf die Nachwelt. Da lesen wir noch jetzt die ewige Wahrheit: „Wollt ihr Gott euch vorstellen, so denkt ihn euch groß und freundlich, in milder Erhabenheit, als einen Freund, der euch stets nahe ist, der nicht verehrt sein will durch blutige Opfer, sondern durch ein reines Herz und tugendhafte Vorsätze. Nicht Tempel von aufgethürmten Steinen will er sich erbaut wissen; in der eigenen Brust soll Jeder ihm einen Altar errichten."

Es war schlimm, daß diese und andere Lehren der Weisheit gerade bei dem keinen Eingang fanden, in dessen Händen das Wohl und Wehe von Millionen lag. Nero hatte leider den Unterricht des stoischen Weisen nur kurze Zeit genossen, als es schon zu spät war. Ein Tanzkünstler und ein Barbier hatten seine frühere Erziehung geleitet und seine Neigungen auf nutzlose Künste gelenkt. Er tanzte, sang, deklamirte, verstand das Wagenlenken, machte schlechte Verse; aber er wußte nicht einmal eine gute Rede aufzusetzen, was damals jedem Schulknaben eingebläut wurde. Dazu kam die schlechte Aufsicht, der Anblick von unzüchtigen und verbrecherischen Scenen im elterlichen Hause und, was das Schlimmste war, die unumschränkte Gewalt, die er in einem Alter erlangte, in welchem ihm noch ein strenger Zuchtmeister hätte zur Seite stehen sollen. Da war es kein Wunder, daß seine Leidenschaften Zaum und Zügel zerrissen und ihm sowie dem Staate zum Verderben gereichten. Seine Gattin, die junge Octavia, verschmähend, entbrannte er leidenschaftlich für die schöne Akte, eine Freigelassene. Als ihn darüber seine Mutter mit weiblicher Heftigkeit ausschalt, nahm er ihrem Günstling Pallas das Schatzmeisteramt. In ihrem Zorne drohte sie ihm mit dem verdrängten Britannicus; aber damit sprach sie dem unglücklichen Prinzen das Todesurtheil. Locusta mußte die ganze Kraft ihrer höllischen Kunst aufbieten, und der Kaisersohn starb beim Mahle fast augenblicklich an dem Trank, den ihm der Adoptivbruder kredenzte.

Ueber diese Gräuelthat wagte Niemand ein Wort zu reden, als Agrippina. Sie schloß sich nunmehr an die verstoßene Octavia an, ward aber selbst auf den Tod angeklagt. Burrus indessen widersetzte sich der Hinrichtung und bestand auf gesetzlichem Verhör. In demselben bewies die Kaiserin ihre Unschuld, wodurch sie denn freilich den Prozeß, nicht aber das Herz des Sohnes gewann. Nero dagegen überließ sich ungescheuter seiner verwilderten Natur. Vermummt zog er Nachts mit den wüsten Genossen durch die Straßen, zerschlug, was er vorfand, mißhandelte ehrsame Bürger, erhielt aber mitunter selbst eine Tracht Prügel. Damit wechselten Schwelgereien und Gelage, bei welchen Anstand, Sitte und Zucht mit Füßen getreten wurden.

Der Staat befand sich während dieser Zeit noch immer durch die Minister wohl behütet. Die Rechtspflege wurde streng, ohne Eingreifen des Fürsten, verwaltet, die Majestätsgesetze blieben abgeschafft, die Steuerpächter standen unter sorgfältiger Controle. Nero soll sogar allgemeine Zoll- und Handelsfreiheit beantragt haben, was freilich von dem Senat als unpraktisch zurückgewiesen werden mußte. Aber

„Der Dämon läßt sein Opfer nicht; er zieht es fort
Unrettbar in des Orcus Tiefe, Schritt für Schritt."

So geschah es mit dem Jüngling im Purpur; er taumelte in tollen Sprüngen dem gähnenden Abgrunde zu. Er hatte der schönen und reichen Poppäa Sabina, der Gattin seines Lustgenossen Otho, seine Neigung zugewendet, die nun auf den Kaiserthron ihre begehrlichen Blicke richtete. Die stolze Frau hoffte von dem Untergange Agrippina's den Ehebund mit dem Fürsten. Die Kaiserin, sagte sie, halte ihn wie einen Knaben am Gängelbande und sinne

doch auf sein Verderben. Nero hatte nicht die Kraft, der Sirene zu widerstehen. Zu Bajä ward das Werk vollbracht; da lockte er die Mutter auf ein künstlich gebautes Schiff, das unter ihren Füßen auseinander ging. Sie entrann schwimmend; aber nachgesandte Mörder vollendeten die That des Entsetzens. Aus dem vergossenen Blute steigen die Eumeniden hervor und schwingen ihre Schlangengeißeln um das Haupt des Thäters. Er eilt, von Angst gefoltert, nach Neapolis, sendet eine Rechtfertigung an den Senat und wagt es endlich, selbst nach Rom zurückzukehren; allein weder die Schmeichelei des Senats, noch der pomphafte Empfang geben ihm die verlorene Ruhe zurück. Er sucht das Geschehene in neuen Zerstreuungen zu vergessen, tritt in einem besonders hergerichteten Circus als Wagenlenker, in Privattheatern als Citherspieler, Schauspieler und Sänger auf, erntet natürlich rauschenden Beifall; dennoch scheint gerade die Hast, mit welcher er alle diese Dinge betrieb, die stets wiederkehrende Erinnerung an die unnatürliche That zu beweisen.

Eine seltsame Grille des Fürsten war es, daß alle Welt sich um des Kaisers Bart bekümmern sollte. Er stiftete deswegen die Juvenalien (Jugendfeste) zum Andenken an seine erste Bartschur. Sie bestanden hauptsächlich in theatralischen Vorstellungen, bei welchen die vornehmsten Männer und Frauen Rollen übernehmen mußten. Im folgenden Jahre führte er die Neronien ein, musische und gymnastische Kämpfe nach Art der olympischen. Nach dem Tode des Burrus wurden die Majestätsgesetze wieder eingeführt, die Meute der Delatoren (Angeber) gegen Verdienste, Reichthum und hohe Geburt losgelassen, Seneca von den Geschäften entfernt, dagegen der verbrecherische Tigellinus, der, gleich seinem Herrn, in alle Laster eingeweiht war, an die Spitze der Garden gestellt. Der Tyrann feierte darauf seine Vermählung mit Poppäa Sabina, in deren Folge die unglückliche Octavia auf grausame Weise sterben mußte. Er selbst sang und spielte jetzt öffentlich, schwelgte und gab dem Pöbel reichlich Brod und Spiele, was ihm fortwährend Gunst verschaffte.

Ein großes Unglück, das die Hauptstadt betraf, störte die allgemeine Fröhlichkeit. Am 19. Juli entstand Feuerlärm; ein Brand war in dem Thale zwischen Palatin und Cälius, am großen Circus, ausgebrochen. Die Flammen ergriffen die hölzernen Schranken und Buden; sie verbreiteten sich nach dem Oelmarkt, wo die aufgehäuften Oelvorräthe dem wüthenden Elemente reichlich Nahrung gaben. Sie verzehrten den Circus, alle Gebäude in den Niederungen, stiegen dann, vom Sturmwind angefacht, zu den Hügeln empor und herunter in die dazwischen liegenden Thäler. Ganz Rom versank in dem Meer von Gluthen, dessen Wogen himmelan schlugen und weithin den Untergang der Beherrscherin der Welt verkündigten. Häuser, Waarenlager, Tempel, stolze Säulenhallen, Basiliken, Statuen, Kunstwerke jeder Art wurden ein Raub der Zerstörung. Als sie den kaiserlichen Palast ergriffen, erschien der Fürst selbst; aber er konnte nicht retten. Er verweilte damals in Antium, und hielt es bei Ausbruch des Brandes nicht der Mühe werth, nach Rom aufzubrechen, weil Feuersbrünste in den engen, winkeligen Straßen und bei den mangelhaften Löschanstalten häufig waren. Erst die furchtbare Ausdehnung des allgemeinen Unglücks rief ihn nach der Hauptstadt. Sechs Tage und Nächte dauerte die Feuersbrunst ohne Unterbrechung, loderte dann, als man schon die Gefahr für bewältigt hielt, zum zweiten Mal auf und verheerte einen Theil der Anlagen auf dem Marsfeld. Es ist bekannt, daß man den Nero selbst in alter und neuer Zeit für den Urheber des Feuers erklärt und sogar behauptet hat, er habe das Feuer schüren, die Löschanstalten hemmen lassen, um als der Gründer einer neuen Stadt gepriesen zu werden. Indessen dürfte er doch nach Erwägung aller Umstände von diesem Vorwurfe frei zu sprechen sein. Man sagt auch, er habe während der grausamen Noth von dem Thurme des Mäcenas herab den Untergang von Ilium declamirt. Es gehörte dazu eine besondere Heldennatur, um unter dem Geschrei und Geheul, dem Krachen der einstürzenden Gebäude, dem Brausen des Sturmes, dem Lodern und Zischen der Flammen eine theatralische Vorstellung zu geben.

Sobald man des Feuers völlig Herr war, ließ der Kaiser für die obdachlose Menge Sorge tragen. Nothhütten wurden in Menge errichtet, die noch erhaltenen öffentlichen Gebäude, die kaiserlichen Gärten, Höfe und Pavillons den abgebrannten Leuten eingeräumt, Lebensmittel zu Land und zu Wasser herbeigeschafft. Dann ging man an den Wiederaufbau nach einem geregelten Plane. Es wurden Belohnungen für Die festgesetzt, welche in bestimmter Zeit ihre Häuser herstellten. Die Regionen oder Quartiere, die Breite der Straßen, die Höhe der Gebäude erhielten ihr vorgeschriebenes Maaß; als Material waren feuerfeste Steine vorgeschrieben. Die Säulenhallen, Basiliken und andere öffentliche Werke bestritt die kaiserliche Kasse.

Am lebhaftesten beschäftigte sich der Kaiser mit der Herrichtung seines Palastes. Das „goldene Haus", wie man es nannte, sollte an Umfang, Pracht und kunstreicher Vollendung alle Bauten der Welt übertreffen; dazu wurden die Hülfsquellen des Reichs aufgeboten. Es erstreckte sich von dem Plane des Palatin bis nördlich zu den esquilinischen Hügeln, umschloß Gärten, Weinberge, Haine, Seen und war mit einer dreifachen Kolonnade in einer Länge von tausend Schritten geschmückt. Als der Wunderbau in seiner goldnen Pracht aufgerichtet stand, war großer Empfang. Die letzten Strahlen der Sonne verschwanden hinter dem Vatican, da erschienen die Gäste in Sänften und Karrossen. Sie treten in die Vorhalle, wo die 120 Fuß hohe Statue des als Sonnengott dargestellten Kaisers von parischem Marmor glänzt. Sie durchwandeln Säle, Triclinien, Korridors, deren Wände und Decken mit Alabaster, Gold und Edelsteinen, mit Statuen und Basreliefs feenhaft verziert

sind. Eine weitere Gallerie ist mit Wohlgerüchen erfüllt, und das sanfte Licht halbverdeckter Lampen beleuchtet das Getäfel von Gold und Marmor und bricht sich vielfarbig in den Facetten der künstlich eingefügten Diamanten. Eine verborgene Thür öffnet sich; man tritt in die Rotunde des Triclinium, wo die süßesten Düfte, die Fülle der Kunst alle Sinne berauschen. Die gewölbte Kuppel gleicht dem Firmament; Sonne, Mond, Sterne, selbst leichtes Gewölk ist in steter Bewegung; auf dem schillernden Getäfel der Wände wechseln Gemälde beständig Farbe und Gegenstände. Wie sich die Gäste staunend in die zauberische Umgebung versenken, tritt er selbst hervor, der Gott der Erde, gleich dem Kitharrhöden Apollon das Haupt mit delphischem Lorbeer umkränzt, in der Hand die goldene Lyra, und singt begeistert:

„Unter dem goldenen Dache, das kunstvoll selbst er vollendet,
Wohnt er, des Reichthums froh und innig geliebt von den Menschen."

Alle diese Wunderwerke mögen wohl dem Besitzer viel Behagen verursacht haben; allein gerade die üppige Verschwendung bei dem Bau machte dem Volke sein Elend sichtbar. Man sprach es laut aus, der Fürst selbst sei der Brandstifter. Man rottete sich zusammen und wagte ihm zu drohen. Um den Haß von sich abzulenken, warf er die Schuld auf die harmlos lebenden Christen. Sie sollten den ungeheuern Frevel begangen haben. Er ließ die Unglücklichen aufgreifen, martern, hinrichten, im Circus mit reißenden Thieren kämpfen, oder, in Felle eingenäht, denselben wehrlos zum Fraße vorwerfen. Indessen wendete er durch solche Grausamkeiten die Erbitterung nicht von sich ab; denn, um Geld für seine Verschwendungen aufzutreiben, führte er ein förmliches Raubsystem ein. Er forderte von reichen Privatleuten wie von Städten Geschenke; wo man sie aber nicht willig darbot, sandte er seine Häscher. In der Stadt und in den Provinzen wurden Tempel geplündert, goldne Statuen für die kaiserliche Münze geraubt. Da kein Recht mehr heilig, kein Haupt mehr sicher war, sucht man voll Verzweiflung Rettung in sich selbst. Angesehene Männer vereinigten sich, den Tyrannen zu ermorden und den allgemein beliebten C. Piso auf den Thron zu erheben. Indessen die Verschwörung ward entdeckt, und die Henkersknechte erhielten Arbeit. Auch der greise Seneca, der vergeblich seine Reichthümer dem Tyrannen überliefert hatte, mußte sterben. Mit der Ruhe des Weltweisen ließ er sich die Adern öffnen und, als das Blut nur langsam floß, in ein heißes Bad bringen. Der Tod seines Erziehers bekümmerte den Kaiser weniger als das Ende seiner geliebten Poppäa, die er wegen eines geringfügigen Widerspruchs mit einem Fußtritte zum Orcus gesandt hatte, um sie bald nachher zur Gattin erheben zu lassen.

Einige Zeit nachher fand auch der unbescholtenste und edelste Mann dieser Zeit, Thrasea Pätus, Eidam der oben genannten Arria, seinen Untergang. Als ächter Jünger der Stoa hatte er seine Thätigkeit dem Staate gewidmet und mehrmals den Senat zu kühnen Entschlüssen, selbst zu Widersprüchen gegen den kaiserlichen Willen mit sich fortgerissen. Mancher Bürger verdankte seiner Einrede das Leben. Heuchlerische Unterwürfigkeit verschmähend, war er später aus der Curie entfernt geblieben; allein auch diese stillschweigende Opposition that ihre Wirkung, denn man fragte in der Stadt und in den Provinzen bei der hündischen Schmeichelei der Väter: „Hat Thrasea mitgestimmt?" Das Alles ward ihm zum Verbrechen gerechnet und, da er auf nutzlose Vertheidigung verzichtete, zum Hochverrath gestempelt. Er empfing den Todesboten in zahlreicher Gesellschaft, wie er gerade über die Beschaffenheit der Seele redete, und bewahrte seine Ruhe bis an's Ende. „Jupiter," sprach er, als man ihm die Adern öffnete, „dir, dem Befreier, weihe ich diese Spende." Um den Eindruck dieses tragischen Ereignisses zu verwischen, feierte Nero gleichzeitig die Belehnung des armenischen Königs Tiridates mit großem Gepränge.

Der kaiserliche Sänger ließ sich durch solche Vorgänge in seinen Kunstbestrebungen nicht irre machen. Er geizte nach dem Ruhme, der erste Künstler der Welt zu sein; darüber bemerkte er nicht, wie sein Freudenpfad jählings zur Tiefe sich neigte. „Nur die Griechen begreifen meine Leistungen," rief er, trunken von dem überschwänglichen Lobe hellenischer Gesandten, und machte sich stracks auf den Weg nach dem gottgeliebten Hellas. Die olympischen, pythischen, isthmischen Spiele mußten gegen die uralte Ordnung in demselben Jahre gefeiert werden, und natürlich blieb er überall der gekrönte Sieger. Die verschwenderischen Feste kosteten aber Geld, und das wurde schonungslos beigetrieben, geraubt und zusammen geplündert.

Während dieser Zeit wüthete des Kaisers Minister, der Freigelassene Helius, mit Verbannung, Mord und Raub gleichmäßig in Rom; bis ihn bedenkliches Murren in allen Schichten der Bevölkerung und selbst im Lager der Garden erkennen ließ, daß hier das Maaß der Geduld überfüllt sei. Nach wiederholter Mahnung erschien endlich der olympische Sieger mit seinen Kränzen und gewahrte bei seinem glänzenden Einzuge die Gährung nicht, die unter dem Jubel des Empfanges fortdauerte und durch Getraidetheuerung noch gesteigert wurde. Nun aber erfolgte Schlag auf Schlag. Julius Vindex, der Statthalter von Gallien, ein kriegerischer, unternehmender Mann, erhob die Fahne des Aufruhrs gegen den Tyrannen und forderte den greisen Feldherrn Sulpicius Galba in Hispanien auf, den Thron zu besteigen. Obgleich er im Kampfe gegen die oberrheinischen Legionen unterlag, gewann die Bewegung doch Fortgang, denn ein Statthalter nach dem andern erklärte sich für Galba, der im Vorrücken die Entscheidung dem Senat übertrug.

Nero hielt Anfangs die Schilderhebung für unbedeutend, als aber ein Schreckensbote nach dem andern eintraf, verlor er alle Besonnenheit. Bald veranstaltete er Rü-

stungen, bald Flucht, bald sann er auf Niedermetzelung des Senats. Er entbietet die Prätorianer zu sich; aber sie verweigern den Gehorsam; die Cohorte am Palast verläßt ihren Posten. Die Schranzen und Diener entfliehen fast alle aus dem goldenen Hause, dessen verödete Räume stille sind, wie die Gräber der Mutter, der Gattin, des Lehrers, der edelsten Männer, die er mit seinen Henkershänden erwürgt hat. Auf den Rath seines Freigelassenen Phaon macht er sich, in einen schlechten Mantel gehüllt, mit einigen Dienern auf den Weg nach dessen Villa. Ein Gewitter überfällt ihn; die Blitze beleuchten den nächtlichen Pfad; der Donner rollt über dem Haupte des von Gott und Menschen verlassenen Tyrannen; dazwischen tönt der Jubel aus dem nahen Lager der Prätorianer, die sich für Galba erklären. Ein Wanderer ruft den eiligen Reitern zu: „Verfolgt ihr den Nero?“ Ein anderer: „Was wißt ihr von Nero Neues?“ Man erreicht das Landhaus; aber der geängstigte Mann wagt nicht durch das Portal einzutreten; er verkriecht sich im nahen Schilf, er trinkt von dem brackigen Wasser des Sumpfes, bis ein Loch in die Mauer gebrochen ist, durch welches er mühsam sich windet, um nicht von der Dienerschaft gesehen zu werden. Der anbrechende Tag bringt neue Schreckniße; denn der Senat hat die Acht über ihn ausgesprochen, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Man hört Rossehufschlag; es sind Reiter, welche ihn aufsuchen, um ihn der Strafe zu überliefern. In diesem Augenblicke ist die Angst eines ganzen Lebens zusammengedrängt und zwingt ihn zum blutigen Entschluß. Er greift verzweifelnd nach dem Dolche, den er mehrmals weggewiesen hat, und führt endlich, von einem Sklaven unterstützt, den tödtlichen Stoß. Mit ihm erlosch das julische Geschlecht, das ruhmvoll, den Frieden bringend, begonnen hatte, und in grauenvoller Tyrannei endigte.

Galba, Otho, Vitellius.

Weder von ihren Ahnen, noch von dem Volk, oder der Staatsbehörde hatten die Julier den goldnen Reif der Herrschaft überkommen, sondern allein durch Politik und Gewalt der Waffen. Daher war auch die Fortdauer der Monarchie durch kein Recht bedingt, die Nachfolge durch kein Gesetz geregelt. Es entschieden darüber lediglich willkürliche Bestimmungen der Erblasser und die zufällige Wahl unbefugter Soldatenhaufen. Dieser recht- und regellose Zustand dauerte zum Schaden des Reichs nach dem Ausgange des julischen Geschlechts fort. Zwar nahm Sulpicius Galba die kaiserliche Würde erst an, nachdem ihn der Senat bestätigt hatte, allein es war nur Form. Seine Legionen, die lusitanischen und die bereits gewonnenen Prätorianer, würden ihn auch ohne Zustimmung der Väter zum Oberhaupt ausgerufen haben. Ohne Widerstand zu finden, hielt der 73jährige Greis seinen Einzug in die Hauptstadt. Er hatte den Willen, die letzte, hinschwindende Kraft seines Alters der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung zu widmen. Deswegen hielt er auf strenge Zucht und Sparsamkeit im Haushalt. Meuterische Cohorten ließ er durch seine Reiter aus einander sprengen und viele niederhauen. Der Präfect der Prätorianer büßte mit seinem Kopfe für Gewaltthaten und verbrecherische Umtriebe. Er kargte mit den Staatsgeldern, wo es galt, durch die üblichen Geschenke das Kriegsvolk, durch Schaugepränge und Spiele den städtischen Pöbel zu gewinnen. Dagegen war er nachsichtig gegen sein Vertrauten, die sich nicht scheuten, in seinem Namen schreiende Ungerechtigkeiten zu begehen. Wohl drang das Murren des Unwillens im Lager und in der Stadt zu seinen Ohren; auch kam Botschaft, die rheinischen Legionen hätten ihren Feldherrn Vitellius zum Kaiser ausgerufen; auf den Fall seines Todes adoptirte er daher den Piso Licinianus, einen jungen Mann von edler Herkunft und unbescholtenen Ruf. Wegen dieser Wahl zürnte Otho, einst der Lotterbube Nero's und Gemahl der Poppäa. Derselbe brachte die Prätorianer auf seine Seite, die auf dem Forum in offenem Aufstande den schwachen Greis sammt seinem Adoptivsohn erschlugen.

Nachdem noch viele Anhänger Galba's ihrem Herrn in den Tod gefolgt waren, zog Salvius Otho, den der knechtische Senat sogleich anerkannte, über Blut und Leichen zum Capitol. Seine ersten Regierungsmaßregeln deuteten auf bessere Bestrebungen, als man ihm zugetraut hatte. Indessen waren die rheinischen Legionen im Anmarsch; er aber begnügt sich, ihnen die vorhandene Macht entgegen zu werfen, ohne die Heere aus andern Provinzen abzuwarten. Der Anfangs günstige Kampf wandte sich bald zu seinem Nachtheil. Unweit von Cremona geschah die entscheidende Schlacht und als er den unglücklichen Ausgang derselben erfuhr, stürzte er sich, des Kampfes und des Lebens müde, in sein Schwert.

A. Vitellius, dessen Vater einst gegen die Parthei rühmlich gefochten hatte, zog in kurzen Tagereisen seinen siegreichen Feldherren nach. Er brauchte viel Zeit, um seinen umfangreichen Bauch zu füttern, und noch mehr, um zu verdauen. Zu Lugdunum (Lyon), Cremona und Bononia hielt er große Rasttage. Da staunte man über seine gewaltigen Thaten an lecker besetzter Tafel, wie er ein Gericht nach dem andern hinunterschlang. Als er aber in Rom eingezogen war und im Kaiserstuhle sich behaglich fühlte, fand er recht Gelegenheit, die Kraft seiner Kinnbacken und die unendliche Fassungskraft seines Magens zu zeigen. Es mußten eigene Küchen erbaut werden, um die Massen, die er verlangte, zuzubereiten. Eine Platte von Fasanen und Pfauengehirn, Flamingozungen, Muränenmilch und ähnlichen Leckerbissen, die er den Schild Minerva's nannte, leerte er mit seinen gleichgearteten Gastfreunden, und zwar

hielt er täglich drei bis vier solcher Hauptmahlzeiten. Auch hatte er die Gefälligkeit, sich bei reichen Leuten zu Gaste zu laden, und er nahm es höchst ungnädig auf, wenn ein solcher Schmaus weniger als 20,000 Thaler kostete. Mit Regierungsgeschäften zerbrach er sich den Kopf nicht, wohl aber machte ihm der tägliche Küchenzettel Sorge und noch mehr die Aufbringung des nöthigen Geldes. Da mußten denn wieder die reichen Leute herhalten, die man am Kopf nahm, wenn sie nicht gutwillig die nöthigen Summen vorschießen wollten.

Die wehrlose Bevölkerung von Rom ertrug geduldig den unersättlichen Fleischklumpen, der das Haupt des Staates repräsentirte, nicht aber die gerüsteten Legionen in den Provinzen. Das Kriegsvolk in Aegypten erklärte sich zuerst für den tapfern Vespasian, der in Palästina mit siegender Gewalt das aufgestandene Volk der Juden bekriegte. Das eigene Heer dieses Feldherrn stimmte bei, und auch die Schaaren, die aus Illyrien und von der Donau herzogen, erhoben seine Banner. Sie warfen die schlecht geführten Heerhaufen des Kaisers überall zurück und marschirten unaufhaltsam nach Rom. Daselbst war Flavius Sabinus, ein Bruder Vespasians, Stadtpräfect und als solcher für letztern thätig. Der kaiserliche Schlemmer, der sich bisher in seiner Thätigkeit für den begehrlichen Bauch nicht hatte stören lassen, versuchte jetzt Unterhandlungen; allein das Kriegsvolk und die Theilhaber an seinen Gastgelagen überfielen die Gegner und erstürmten unter Mord und Plünderung das Capitol, wo Sabinus fiel und Burg und Tempel in Feuer aufgingen. Der Kampf erneuerte sich, als die feindlichen Legionen in die Stadt eindrangen. In allen Straßen wüthete das Gefecht, während der Pöbel, jauchzend wie bei Gladiatorenspielen, zusah. Nach erfochtenem Siege zog man den Schlemmer aus dem Schlupfwinkel, wohin er sich verkrochen hatte, führte ihn am Strick, wie ein Wunderthier, durch die Stadt und gab ihm schließlich den Gnadenstoß. Der Leichnam wurde mit Haken in die Tiber geschleift; aber die Unruhen und Gewaltthaten dauerten noch fort, bis ein Jahr und 22 Tage nach Nero's Tode der neue Herrscher den Thron bestieg. Vespasian konnte nicht sogleich in der Hauptstadt eintreffen; er hatte in Palästina und Aegypten Vieles zu ordnen. An seiner Statt erschien der ägyptische Präfect Mucianus, der mit Schwert und Richtbeil den hartnäckigen Widerstand des Kriegsvolkes und der andern Anhänger des Vitellius niederschlug. Erst als der Kaiser selbst eintraf, hörten Blutgerichte und Verfolgung auf.

(Für die Fackel.)

Die 13 Glaubens-Artikel eines Juden.

Von B. Löwenstein.

1. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß aus Nichts, Nichts erschaffen werden kann und, daß daher die biblische Schöpfungsgeschichte eine Fabel ist, deren Verfasser entweder ein Betrüger oder doch ein betrogener Betrüger gewesen ist.
2. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß, wiewohl alle Gottesvertrauten, resp. Reformatoren von Moses bis Luther dem jeweiligen Zeitgeiste gemäß, sich große Verdienste um die Menschheit erworben, dennoch ihre Lehre jetzt schon zu den überwundenen Standtpunkten gehören sollten und wir auf dem Wege der Vernunft weiter schreiten sollten.
3. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß da die Volksschule eine Anstalt sein sollte, die Jugend zu vernünftigen Menschen heranzubilden und da den Kindern das dort Gelesene oder auswendig Gelernte auseinander gesetzt und erklärt werden muß, damit sie es begreifen und verstehen lernen, daher die Bibel aus den Schulen entfernt werden muß, weil dieselbe, ganz gleich ob den Kindern erläutert oder nicht, schuldig ist.
4. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß der, den Menschen von den Priestern verheißene Himmel nur in uns selbst existiren und durch einen verwerden nünftigen und moralischen Lebenswandel geschaffen kann.
5. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß der, den Menschen von den Priestern eingeimpfte Sektenhaß nur zu ihrer eigenen Erhaltung dienen soll.
6. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß die orthodoxen Religionssysteme aller Sekten, welche, wie jede behauptet, von Gott eingesetzt sein sollen, dieselben, trotz der ihm zugeschriebenen Allmacht nicht Bestand haben werden, sondern dem Andrange der Aufklärung weichen müssen.
7. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß die Pfaffen aus Bösewichten und Narren bestehen und sich die Zahl der Ersteren wie 99, die der Letzteren wie 1 zu 100 verhält.
8. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß es der Aufklärung, sich bei den Völkern Eingang zu verschaffen, in Zukunft eben so leicht werden wird, als es bis jetzt schwer gewesen ist.
9. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß durch den leichteren und schnelleren Verkehr der Völker unter

einander, mit der Zeit ein geistiges Band sie vereinigen, welches verhindern wird, daß durch die Selbstsucht Einzelner, die Massen in religiösen und politischen Fanatismus sich unter einander aufzureiben suchen werden.

10. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß nach dem Sturz der Pfaffen die Throne, deren Stütze sie sind, ebenfalls fallen werden.
11. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß durch den Fortschritt der Civilisation und der mannigfachen Benutzung der Naturkräfte, die Existenz der Menschheit immer mehr erleichtert werden wird.
12. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß der größte Götze der Menschen (der Mammon) von seinem Werthe an der Börse des Lebens verlieren wird und zuletzt bis auf pari sinken, wo dann er nicht höher geschätzt werden wird, als er in Wirklichkeit werth ist.
13. Ich glaube mit aufrichtiger Treue, daß trotz ökumenischen Concil, Synoden, Rabinern u. Hrn. Knaak, das Weltall nicht aus seinem Geleise gebracht werden wird, denn: — sie dreht sich doch!

(Für die Fackel.)

Streifzüge.

Von Sarah Ludvigh.

Mai, Juni, Juli 1869.

Noch durchdrungen von tiefem Schmerz, über den Verlust meines geliebten Mannes, war es dennoch für mich eine unabwendbare Nothwendigkeit, mich auf die Reise zu begeben, um sowohl die Collection für die „Fackel" zu besorgen, wie auch gleichzeitig die vorhandenen Bücher zu verkaufen.

Sie können sich geehrte Leser und Leserinnen kaum eine Vorstellung machen, wie beschwerlich und unangenehm dies für eine Frau ist, ist es doch schon anstrengend und ermüdend für einen Mann. Kömmt man in eine Stadt, wie viel Mal muß man da nicht wiederkommen, um die oder den Gesuchten endlich einmal zu finden, und wie weit wohnen sie oft von einander, ich bin schon von des Morgens früh bis Abends auf den Beinen gewesen, um meine Geschäfte zu besorgen, um dann ermüdend in das Bett zu sinken. Da sagt man oft, das Reisen ist so schön, angenehm und zerstreuend, das mag wohl in gewisser Hinsicht der Fall sein, allein auf mich war es nicht anwendbar.

Während die Natur das Gewand des Frühlings anzulegen im Begriffe stand, reis'te ich voll Trauer im Herzen und Bangen über eine ungewisse Zukunft via L. M. R. R. nach Xenia, im Staate Ohio, ab.

Kurz bevor ich diesen Ort erreichte, brach ein fürchterliches Ungewitter aus, ich dachte, das sind schlechte Vorzeichen, allein es klärte sich wieder auf, ehe ich Xenia erreichte. Ich wendete mich an Hrn. Feurle, der die Güte hatte, für mich zu collectiren, da dies für mich in Folge der schmutzigen Straßen sehr unangenehm gewesen sein würde, er brachte auch mehrere Abonnenten in sein Haus, und ich verkaufte auch einige Bücher. Habe einen sehr angenehmen Abend unter diesen herzensguten Menschen verbracht, die Tochter spielte Piano, mehrere eingeladene Herren begleiteten sie auf der Violine, ausgezeichnete Küche und ein Glas guten Weines würzten diese wahrhaft gemüthliche Abendunterhaltung und stimmten mich wieder hoffnungsvoller für meine Reise.

Von da per Eisenbahn nach Columbus gefahren, und da ich nur 3 Minuten Zeit hatte nnd nach Meadville in Pa. gehen wollte, fragte ich einen Beamten, welches die kürzeste Linie dahin wäre, anstatt mir zu sagen, daß ich an der Junction Gallio, auszusteigen und den andern Zug erwarten sollte, beförderte er mich nach Cleveland, und da dort die Eisenbahnzeit nicht mit der von Columbus übereinstimmt, war ich genöthigt daselbst über Nacht zu bleiben. Ein junger Mann, bei dem ich mich über den dadurch entstandenen Verlust beklagte, erwiederte mir, daß er mich absichtlich nach Cleveland beförderte, um seiner Linie etwas mehr zu verdienen zu geben.

Von hier nach Meadville, Pa., meine Tour fortgesetzt, bei einem Herrn John Greeble, der früher eine Conditorei hatte und jetzt das National-Hotel besitzt, logirt, der, da das Wetter sehr schlecht war, mir auf alle mögliche Weise behülflich war, um das Collectiren zu erleichtern. Er führt ein sehr gutes auf amerikanischen Styl eingerichtetes Hotel, das durch Reinlichkeit, gute Bedienung und in jeder andern Hinsicht die Ansprüche der Reisenden befriedigt. Ich blieb den Sonntag da und durch Hülfe des Agenten verkaufte ich einige Bücher.

Ueber Corry nach Erie abgegangen. Ich mußte in Corry, da ich den Zug verfehlt hatte, bis 1 Nachts warten und kam in der Nacht in Erie zwischen 1 und 2 Uhr daselbst an, fand nur noch ein einziges Hotel offen, verfügte mich dahin, und nachdem ich etwa ½ Stunde im Parlor gewartet hatte, erschien ein junger Mann und fragte nach meinem Begehr, nachdem er gehört hatte, daß ich hier zu bleiben beabsichtigte und keinen andern Platz offen fand, er sagte mir, da weil alles schon so ziemlich übersetzt sei, wenn ich mich mit einem kleinen Zimmer begnügen wollte, könnte er Rath schaffen, ich erhielt ein fein comfortabel eingerichtetes Zimmer und war erstaunt über die Pracht und Eleganz dieses Hotels, daß keiner der östlichen Städte eine Schande gemacht haben würde. Dieses Hotel ist in allen seinen Theilen so

splendid ausgestattet, daß ich ganz erstaunt war, im Westen so eine Entfaltung von Pracht, Schönheit und allen andern Bequemlichkeiten zu finden. Die Halle und Treppen sind ausgezeichnet nach den neuesten modernen Verbesserungen und Moden angelegt und die Zimmer mit einem Geschmack in jeder Hinsicht ausgestattet, der nichts zu wünschen übrig läßt und dieses Hotel in jeder Beziehung ebenbürtig den geschmackvoll ausgestatteten des Ostens gleichstellt. Obwohl es noch viele andere gute Hotels daselbst giebt, war doch keines so überfüllt wie dieses Reed's House.

Erie ist sehr weit und schön ausgelegt und überhaupt ist das deutsche Element hier sehr stark vertreten. Herr Marx wollte mich gern in sein Haus nehmen, allein ich mußte diesmal für seine Güte danken.

Nächsten Morgen bei dem Frühstück hatte ich ein kleines Intermezzo mit zwei Herren, die in meiner Nähe saßen und sich plattdeutsch unterhielten, klagend, daß die Servietten nicht rein und zum Theil noch ganz naß waren, was wirklich der Fall war, ich nahm mir die Freiheit zu fragen, ob sie nicht wüßten, wo der Hr. Dr. Brandes wohne. Ganz erstaunt antworteten sie, daß, da sie selbst hier fremd seien, sie mir keine Auskunft geben könnten, namentlich verwunderten sie sich, daß ich deutsch zu ihnen sprach, sie hielten mich für eine Amerikanerin und bemerkten, daß sie blos zum Vergnügen dieses Land bereisten und baten mich sehr um Entschuldigung wegen des von ihnen geführten Gespräches.

Hr. Brandes wohnte selbst früher hier in diesem Hotel, hat sich aber jetzt ein fashionables Wohnhaus erbaut. Nach kurzem Suchen fand ich ihn, er nahm sogleich meinen Reisesack in seine Hand und begleitete mich nach seiner eleganten Residenz, wo, da bereits 12 Patienten auf ihn warteten, er mich der Fürsorge eines gerade mit einem Buggy anwesenden Herren anvertraute, mit dem Auftrage, mich zu Hrn. Hartleb zu fahren. Auf die Anmeldung dieses Herren, daß eine Dame von Cincinnati da sei, kam Mad. Hartleb heraus und sagte, wie von einer Ahnung ergriffen: Sie sind gewiß Mad. Ludvigh, kommen Sie herein, unser ganzes Haus steht zu Ihrer Verfügung. Ihr Mann war gerade abwesend, kam aber bald und trotzdem, daß er sich den Fuß verrenkt hatte, ließ er sich nicht abhalten, mit mir herumzufahren, um für die „Fackel" zu collectiren, durch seine gütige und aufopfernde Bemühung ist es mir gelungen hier sehr viele Bücher zu verkaufen und auch noch neue Abonnenten zu erhalten. Er ist ein langjähriger Freund und Anhänger meines verstorbenen Mannes und ich kann kaum mit Worten meinen Dank aussprechen, wie diese guten Leute mich so gastfreundschaftlich aufgenommen haben. Auch machte ich da die Bekanntschaft des Architekten Hrn. Carwine, eines feinen, jungen Mannes, der den Garten des Hrn. Hartleb durch Anlegung eines Springbrunnens zu verschönern sucht und der mir antrug, im Fall die „Fackel" unter guter Leitung fortgeführt werden sollte, wäre er nicht abgeneigt, dafür zu reisen.

Nach Dunkirk, N. Y., abgefahren und im Sigel Hause von Peter gute Bewirthung gefunden. Früher war Dunkirk blühend und wachsend, jetzt ist aber ein Stillstand eingetreten. Die Geschäfte gehen jetzt sehr flau; viele Stores sind geschlossen und Häuser plenty zum verrenten, es sind viele Warehäuser am Depot geschlossen und jetzt sieht man keine Canalboote mehr aus- und einladen, alles ist nach Buffalo weggegangen. Es ist dies sehr hart für die arbeitenden Klassen. Manche, die sich vielleicht mit der Zeit ein Häuschen erworben hatten, sind jetzt außer Arbeit und da sie ihr Eigenthum nicht verkaufen können, auch gezwungen hier zu bleiben. Man schreibt dies den Fisk und Vanderbilt's Streitigkeiten zu. Hr. Koch, ein Getraidehändler in Dunkirk, der ein Actionär für die Propaganda ist, wünschte auch noch den Priesterspiegel zu haben. Der Agent der „Fackel" Hrn. J. v. Günter hatte die Freundlichkeit mir in Allem hülfreich an die Hand zu gehen.

Buffalo war die nächste Station. Es war für die vorgeschrittene Jahreszeit außerordentlich kalt entlang dem Ufer des Sees, die Reisenden waren genöthigt, ihre Winterkleider hervorzusuchen, um sich gegen das frostige Wetter zu schützen. Buffalo ist schon eine ziemlich große Stadt mit bedeutenden deutschen Geschäften aller Art, deutschen Theatern, deutschen Zeitungen, Turnverein und einigen großen Brauereien, doch wird auch hier über schlechte Zeiten geklagt. Bei Hrn. Grüner, den ich schon von früher kannte, freundliche Aufnahme gefunden. Vor etwa 5 Jahren logirte ich in seinem Hotel und pflegte meine kranke Bella, deshalb war ich sehr erfreut, ihn und seine Familie gesund und wohl anzutreffen. Hr. Grüner, der ein ausgezeichneter Maler ist, beabsichtigt nach Europa zu gehen, und von da sich die Kräfte zu verschaffen, um sich ganz der Kunst auf dem Gebiete der Fresko- und Glasmalerei zu widmen, er wird wahrscheinlich sein Hotel ganz aufgeben; bevor er abreis'te tractirte er noch ein splendides Souper und die Liedertafel erheiterte noch die fröhliche Stimmung durch Vorträge einiger ausgewählten und gut ausgeführten Gesangsstücke. Einer von den Theilnehmern der Buchhandlung Gebr. Besser u. Comp. hatten die Güte, mir einen ganzen Tag zu meinen Gunsten in Besorgung meiner Geschäfte dort zu widmen; auch war er so gefällig, mich bei dem Redakteur der dortigen deutschen Zeitung einzuführen, und versprach auch sonst mir in Allem beizustehen. Er führte mich in sein Haus ein und stellte mich seiner Frau vor und da seine liebe Gemahlin kurz zuvor mit einem muntern Knaben ihn beschenkt hatte, und er ein eifriger und standhafter Anhänger meines verstorbenen Mannes war, hatte er ihm zu Ehren denselben „Ludvigh" getauft.

Hr. Brach, ein warmer Freund meines Mannes kam zu mir in Gesellschaft eines Hrn. Löwenstein und da das Portrait meines verstorbenen Mannes, was er besitzt, ihm nicht recht ähnlich ist, so werde ich ihm ein anderes schicken, das ihm ähnlicher aussieht; er sandte kurz vor dem Tod

Ludvigh's 5 Doll., daß er sich photographiren lasse, welches zeigt, daß er ein sehr anhänglicher Freund meines Mannes war.

Nachdem ich die Collection besorgt und auch Bücher verkauft hatte, setzte ich meine Tour weiter fort.

Ich ließ meinen Koffer in Buffalo und ging nach Niagara Falls und Mr. Nielsen, Importeur von Weinen, war so gütig die Collection für Toronto und Hamilton zu besorgen, indem er glaubte, mir dadurch unnöthige Kosten zu ersparen. Ich habe dort auch einige Bücher verkauft. Hr. Behr, der neulich erst von einer Vergnügungsreise von Europa zurückkehrte, kaufte Bücher von mir und seine Tochter, Mad. Groll, zeigte mir unter andern bemerkenswerthen Gegenständen, einige sehr schöne Gemälde, die Hr. B e h r von Rom mitgebracht hatte. Von da besuchte ich Hrn. Brock's, ein Landsmann meines Mannes, der ein Buch „Reden und Vorlesungen" mit dem Bemerken kaufte, daß, wenn es das letzte Exemplar wäre, er es nicht unter 50 Doll. hergeben würde. Seine freundliche Einladung zum Mittagsmahl habe ich ausgeschlagen, um seine Frau nicht unvorbereitet zu überraschen, ich zog es vor, die herrlichen Naturwunder, mit denen die Gegend so verschwenderisch von Mutter Natur gesegnet ist, zu bewundern. Ging nach Goat Island, und die kleinen „Sister Island's", die früher ohne Verbindung waren, sind jetzt durch Brücken mit Goat Island verbunden. Von diesen Inseln ging ich zurück und begab mich auf die neuerbaute Hängebrücke, von wo aus ich eine prachtvolle Aussicht auf die Niagara Fälle hatte. Ich ging blos bis in die Mitte der Brücke, um die Fälle zu sehen.

Zurück nach Hrn. Brock's gegangen und bei ihm und in Gesellschaft seiner Frau und lieblichen Tochter kurze Zeit verweilt und eine gute Tasse Kaffee genossen. Wieder zurück nach Buffalo gereis't.

Nach Rochester weitergereis't, nahe am Depot findet man bei Hrn. Böhm ein gutes deutsches Haus und freundliche Bedienung. In Rochester ist das deutsche Element stark vertreten. Hrn. und Mad. Böhm haben alles Mögliche gethan, um mir meinen Aufenthalt daselbst so angenehm wie möglich zu machen, und sage ich diesen guten Leuten hiermit nochmals meinen innigsten Dank. Mad. Böhm führte mich in die in der Nähe der Stadt gelegene Kunstgärtnerei (nursery), welche eine der schönsten und bestangelegten in den Ver. Staaten ist, ich hatte das besondere Vergnügen, die gerade jetzt zufällig blühende Century Plant (hundertjährige Blume), die blos einmal in 100 Jahren blüht, zu sehen, es kostet 50 Cents Eintritt, um dieses Wunder in Augenschein zu nehmen. Nicht weit davon ist ein sehr schöner Cemetery, die anziehenden Wässerfälle sind auch der Mühe werth, sich dieselben anzusehen. Sehenswerth ist auch der herrlich gebaute Aqueduct, der über den Genessee River führt. Die Turner bauen eine Halle daselbst und es scheint, daß die Geschäfte da im Allgemeinen besser zu sein scheinen, wie anderswo, die Israeliten entwickeln hier bedeutenden Unternehmungsgeist. Von da erhielt ich eine Empfehlung von den Turnern an Hrn. Häberle in Syracuse, mit dem Bemerken, daß ich wahrscheinlich gerade recht zu einer Versammlung des Turnvereins kommen würde. Hr. Heerdt, der Agent der „Fackel" und Hr. Weber, ein Turner haben sich alle Mühe gegeben, um mir behülflich zu sein. Trotzdem die Turner schon eine geräumige Halle haben, bauen sie doch noch eine weit größere und prachtvollere. Durch Mad. Böhm hatte ich auch die Ehre, Hrn. Dulon und seiner Familie vorgestellt zu werden, wo ich sehr freundlich aufgenommen worden bin; er und seine Tochter sind in der Turnschule als Lehrer angestellt und habe mich bei diesen guten Leuten recht heimisch gefühlt. Bin leider durch Geschäfte verhindert worden, meine Aufwartung bei Ihrer Tochter und Gen. Sigel in Morosino bei New York zu machen, weshalb ich hier noch nachträglich recht sehr um Entschuldigung bitte.

Bei Ankunft in Syracuse erhielt ich von Hrn. Häberle den Bescheid, daß keine Versammlung stattfinde, überhaupt schien mir Hrn. Häberle sehr beschäftigt mit der Einrichtung seiner neuen prachtvollen Brauerei, um mir viel Aufmerksamkeit zu schenken und mir weiter behülflich zu sein. Er wies mich an Hrn. Dr. Evers, traf ihn etwas unwohl, weshalb er das Haus nicht verlassen u. mir behülflich sein konnte.

Ging zu einem Conditor in der Hoffnung mir in Etwas behülflich zu sein, allein da er gerade sehr beschäftigt war, wieß er mich an Dr. Bausinger zurück.

Besuchte Hrn. Dr. Bausinger, der eine schöne große Apotheke hat, fand ihn aber nicht zu Hause. Es war gerade regnerisches Wetter und da ich in der Stadt unbekannt war, so war es mir sehr erwünscht, daß der Dr. endlich so gütig war, mich an Hrn. Myer's zu weisen, in dessen Hause ich sehr gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Er war ein intimer Freund meines verstorbenen Mannes, hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, abonnirte sofort auf die „Fackel" und kaufte mehrere Bücher. Sie brachten mir gleich Ungar. Muscat-Wein, da ihr Mann ein Ungar war, sagten sie: trinken Sie diesen Wein gewiß am liebsten. Ich kann nicht umhin, auf ihren kleinen Sohn, der ein geborenes musikalisches Genie ist, aufmerksam zu machen. Dieser kleine Künstler hat sich aus einer Cigarren-Box selbst eine kleine Geige verfertigt, blos mit dem Zusammenleimen konnte er ohne Hülfe eines Schreiners nicht gut fertig werden, er spielt die schwersten Stücke, ohne Unterricht erhalten zu haben. Es wäre Schade, wenn dieses Talent nicht ausgebildet würde, deshalb beabsichtigen seine Eltern ihm in der Musik Unterricht ertheilen zu lassen.

Hr. Myers erzählte seinen Gästen ganz begeistert, wie er Hrn. Ludvigh vor 17 Jahren zurück in Chicago kennen gelernt hätte. Er wohnte damals bei einem Hrn. Bartlett und erfuhr, daß eine arme Familie, die beinahe dem Hungertode nahe war, von allen Mitteln entblößt, um sich nur

das Nothwendigste anzuschaffen, dringend der Hülfe bedürfe. Er gab dieser armen Familie 5 Doll., um sich damit Holz zu kaufen, da es gerade herbstliches kaltes Wetter war und bemühte sich, auch noch Lebensmittel für sie zu besorgen. Unterwegs traf er einen deutschen Geistlichen, welchem er die elende Lage dieser armen Familie vorstellte u um Hülfe anging, allein auf die Frage desselben, zu welcher Gemeinde gehört er, erwiederte Hr. Myers, das hat damit nichts zu thun und wendete sich empört über die Gefühllosigkeit dieses Pfaffen weg. Gerade diesen Abend kam Hr. Ludvigh in Chicago an und von Hrn. Bartlett über diesen niederträchtigen Act des entmenschten Pfaffen unterrichtet, hielt er eine so ergreifende und rührende Rede an die Versammelten, daß sie zu Thränen gerührt wurden und eine Sammlung veranstalteten, die $60 eintrug. Hr. Ludvigh, dem dieser Betrag eingehändigt wurde, überwies ihn sofort zum Besten dieser hülfsbedürftigen Familie und von daher datirt sich die hohe Achtung und Freundschaft des Hrn. Myers gegen meinen Mann. Während meines Aufenthaltes in Syracuse fand in Folge der schlechten Beschaffenheit einer über den Kanal führenden Brücke ein schreckliches Unglück statt, indem eine Feuerspritze mit zwei schönen werthvollen Pferden bespannt, durchbrachen und dieselben dabei umkamen.

Merkwürdig um Syracuse sind noch die in Nähe befindlichen Salzquellen, zu welchen Hrn. Myers mich führen wollte, allein ich wurde durch Geschäfte daran verhindert.

Es war gut, daß ich mich einen Tag daselbst länger verweilte, indem die mir in Rochester angekündigte Turnversammlung doch stattfand, Hr. Myers führte mich ein und ich verkaufte mehrere Bücher. Hr. Häberle entschuldigte sich sehr, daß er mich anfänglich nicht so empfangen und unterstützt hätte, wie ich wohl annehmen konnte, zu erwarten, wenn Jemand fremd und unbekannt in eine Stadt kommt. Er versprach Alles zu meinen ferneren Gunsten zu thun; da er befürchtet, daß auch das Temperenz-Gesetz in New York eingeführt werden könnte, und er nicht lange zurück eine Brauerei gebaut, wodurch er bedeutenden Verlust haben würde, so kann man es ihm nicht verargen, wenn ihm dies im Kopfe herum geht und ihm viele Sorgen für die Zukunft macht.

Meine Tour per Eisenbahn nach Albany fortgesetzt. Albany ist prachtvoll gelegen. Ich wendete mich an den Turnverein und verkaufte mehrere Bücher. Von Hrn. Hinkel's Brauerei, dessen Bruder in Europa ist, hat man eine der schönsten Aussichten über Stadt und Umgegend. Gegen Osten hin bilden, die sich erhebenden Berge ein malerisches Panorama, und mit Entzücken verweilt das Auge auf der ganzen Umgebung. Nicht mit Unrecht vergleicht man die romantischen Ufer des Hudson mit dem Rhein, nur daß hier auf den Hügeln keine zerfallenen Burgen sich erheben, verknüpft mit abenteuerlichen Sagen untergegangener Geschlechter. In Schreiber's Hotel, wo ich abstieg, hatte sich zufälliger Weise auch Hr. Heinzen von Boston einlogirt. Mad. Schreiber, die sehr ängstlich mit der Zubereitung der Speisen war, um später nicht darüber kritisirt zu werden, hatte das Unglück, ihren Ring zu verlieren, schon früher hatte sie ihren Trauring verloren, und später diesen jetzt verlornen als ein Present erhalten, dafür hatte sie blos den Trost, daß Hr. Heinzen beim Fortgehen bemerkte, daß er keinen bessern Tisch uud Logis in Amerika wie hier gefunden habe. Bei Schreibers habe ich mich gerade wie zu Hause gefühlt. Mad. Schreiber hat entschiedenes Talent für die Bühne und spielt die schwersten Rollen im Liebhabertheater, sie besitzt eine prachtvolle Garderobe die sie sich selbst gemacht hat und die von großem Geschmack zeigt. Hrn Schindler traf ich im besten Wohlsein, er hat die Lebensmunterkeit und das Aussehen eines jungen Mannes. Mad. Böhm beauftragte mich, bei Hrn. Sauter vorzusprechen, traf ihn zwar, da er aber zu sehr beschäftigt war, konnte ich ihn nur flüchtig sprechen.

Auf einem Dampfer bei herrlichem Wetter nach dem romantisch am Hudsonflusse gelegenen Troy gefahren, wo gerade die Bekränzung der Gräber gefallener Soldaten stattfand. Einen Ausflug von da nach Lansing zu Professor Philippi, eines sehr gebildeten Mannes gemacht, der das Unglück hat, daß seine Frau sehr leidend ist, was mich sehr betrübt hat, ich will hoffen und wünschen, daß ihr Zustand sich bald bessere. Die Umgegend ist sehr romantisch und pittoresk. Die schönste Aussicht hat man von einem Hügel, der von den Katholiken zur Anlegung eines Institutes benutzt werden soll. Schade, daß so vieles Geld zu Verdummungs-Anstalten der Menschheit verwendet wird, anstatt sie aufzuklären und der Menschlichkeit immer näher zu bringen. Ein Abonnent in Troy, Hr. Hilke war so freundlich die Collection und den Verkauf der Bücher zu besorgen, er hat ein ausgezeichnetes gutes Kosthaus, nahm mich gastfreundlich auf und weigerte sich, irgend eine Vergütung dafür anzunehmen.

Zurück per Eisenbahn nach Albany und von da über Kinderhook nach Springfield, Mass., gefahren.

In Springfield im U. St. Hotel bei einem Leser der „Fackel" logirt, dessen Frau zu meinem Leidwesen krank war, sie wurde von ihrer Schwester gepflegt und im Hauswesen unterstützt, er hatte sich den Fuß verrenkt und konnte nicht mit mir behufs Collection der „Fackel" herumgen, deshalb ließ ich die Quittungen da und reis'te nach Boston. Wurde bei Hrn. Menzel in der Sommerstraße außerordentlich gut aufgenommen. Kam Samstags an und Sonntags war großes Schützenfest in Cambridge, Hr. und Mad. Menzel und ich fuhren hinaus und amüsirten uns ausgezeichnet, Abends war brilliante Beleuchtung und Feuerwerk; in diesem schön gelegenen Vergnügungsort befindet sich ein prachtvoller Tanzsaal mit gewichstem Boden, das Fest war stark besucht; in Folge des starken Andranges und der Masse von Leuten, auf die man sich nicht so vorbereitet hatte, da man nicht so

viele erwartet hatte, kann es nicht befremden, daß hier und da nicht Alles so genau den Wünschen der Theilnehmer entsprach.

Zwischen Cambridge und Boston habe ich die berühmte Charter Oak gesehen, wo Washington seine berühmte Kriegsproklamation gegen England erließ, daselbst ist auch ein berühmtes College, die Stadt hat geschmackvolle Häuser, breite Straßen mit prächtigen Schattenbäumen bepflanzt. Die prachtvolle Straßenbeleuchtung in Boston machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Auf dem Commons (einem in dem Geschäftstheile von Boston gelegenen Parke) befindet sich der von einem Gitter umgebene uralte Baum, der schon zur Zeit der Revolution ein ehrwürdiges Alter hatte; voriges Jahr wurde er durch den Blitz theilweise beschädigt, und dadurch einiger Aeste beraubt, auf dem Commons befindet sich auch der City-Garden. Sonderbarer Weise ist auf dem Commons trotz des Verbots des Rauchens darauf für Herren ein Platz, der sogenannte Smoking Circle reservirt, wo sie ihre Leidenschaft ohne Belästigung ausüben dürfen. Auf Bunkershill war ich nicht, habe es aber in der Entfernung gesehen. Hrn. Nolte nahm sich theilnahmsvoll meiner an, und collectirte für mich und suchte Bücher zu verkaufen, er lud mich nach Roxbury ein, wo immer ein Haus schöner wie das andere ist und trotzdem, daß seine Frau noch krank und schwach war, kam sie doch mir zu Liebe zum Souper herunter. Nicht zu vergessen, da habe ich noch eine kleine Anekdote von seinen kleinen Knaben zu erwähnen. Seine kleine aber ältere Schwester machte ihm dem Vorwurf, daß er zu viel mit seinem Munde spreche, worauf er erwiederte: wie kann ich denn ohne Mund sprechen? Meinen besten Dank hiermit nochmals an diese gütigen, humanen Leute, die Erinnerung an die vergnügt durchlebten Stunden werden lange in meinem Gedächtniß mit Wohlgefallen fortdauern.

Von dem eigentlichen Friedensfeste habe ich nichts gesehen, da ich, obwohl eingeladen zu bleiben, in Folge meiner Geschäftsreise behindert war, noch länger zu verweilen, doch habe ich das Gebäude gesehen und vernommen, daß die erste Probe unter Hrn. Sarran's Leitung allgemein befriedigt hat, ich bedauere nur, daß ich Hrn. Sarran, der mit den Vorbereitungen zu diesem Feste zu sehr beschäftigt war, nicht sprechen konnte.

Durch Hrn. Menzel wurde ich mehreremals in den Turnverein eingeführt und habe viele Bücher verkauft.

Ich kann nicht von Boston scheiden, ohne des wirklich edlen und humanen Benehmen Seitens des dortigen Turnvereins gegen mich zu gedenken; kaum erfuhr der Turnverein, daß ich angekommen sei, so erschienen drei Herren, Nolte, Teuthorn und Lewison und boten mir die Gastfreundschaft des Turnvereins an, sie wollten mir in Allem behülflich sein, was in ihren Kräften stände, allein Hrn. Menzel war so edel und gutherzig, mir während meines hiesigen Aufenthaltes sein Haus und seine Gastfreundschaft unentgeldlich zu gewähren, und hat alles Mögliche gethan, mir nicht nur den Aufenthalt daselbst so angenehm wie möglich zu machen, sondern begleitete mich auch noch an das Depot, um mir eine Freikarte zu verschaffen, doch da dies nicht möglich war, sind mir doch durch seine aufopfernden Bemühungen 2 Doll. für die Fahrt nach Providence erspart worden. Während meines Aufenthaltes in Boston war ich zwei Tage krank, und Hr. und Mad. Menzel waren so gütig, mich nicht nur jeden Tag mit kräftiger Suppe und Wein zu versorgen, sondern besorgten auch meine Wäsche, ohne etwas Weiteres als meinen einfachen Dank dafür anzunehmen, immer bemerkend, daß es doch so beschwerlich für eine Frau sei, zu reisen. Boston hat sehr viele ausgezeichnete Gebäude, die Oddfellows-Halle, die Kunstgallerie ꝛc., alle diese und andere Sehenswürdigkeiten konnte ich aus Mangel an Zeit nicht besichtigen. Zu bedauern ist nur, daß am 1. Juli das Liqueur-Gesetz in Kraft getreten ist, das sogar das Ausschenken von Wein und Bier verbietet. Man beschuldigt und nicht mit Unrecht anderwärts die Yankees, daß von da aus alle die schlechten „ism" ausgehen, wie früher der Knownothingism, Temperenzism ꝛc. Die Deutschen sind ein gemüthliches Volk, das einst wie unsere alten deutschen Vorfahren, die das römische Reich durch ihre Tapferkeit zum Fall brachten, jetzt zwar nicht mehr mit den Waffen in der Hand erobern, doch durch ihre Intelligenz und Cultur sich überall in der Welt Bahn brechen und Einfluß gewinnen und dieser Nation, die einen so bedeutenden Einfluß in jeder Hinsicht hier zum Wohle der Amerikaner ausgeübt hat, die ihnen anstatt des verderblichen Branntwein, Wein und Bier gereicht hat, wollen einige heuchlerische Temperenz-Fanatiker verwehren, nach des Tages Last und Mühe sich an einem Glas Bier oder Wein zu laben und zu stärken. Doch die Folgen für die republikanische Partei werden nicht ausbleiben, sondert sie diese Wölfe in Schafspelzen nicht aus, überhaupt säubert sie sich nicht von den unreinen Elementen, so wird sie gar bald ausfinden, trotz ihres schönen Aushängeschildes, daß die Deutschen in Massachussets wieder unter die sie beschützenden Flügel der demokratischen Partei eilen u. den Temperenzlern ein donnerndes bis hieher und nicht weiter zurufen werden, die ihnen doch nicht verwehrt, mäßig zu trinken. Seit der Einführung des Lagerbiers, das von den Amerikanern jetzt auch so gern getrunken wird, haben sich die Verbrechen mehr noch als durch die Mucker und Temperenzler vermindert, denn so viehisch betrunken wie durch Whisky sieht man jetzt selten, sogar unter Englischen noch Fälle und zugleich ist Bier nicht nur ein erfrischendes, sondern auch stärkendes und nährendes Getränk, u. ist, da es weniger, mäßig genossen, berauschend ist als Spirituosen, auch weniger bei den Individuen, von denen es genossen wird, zu Verbrechen disponirend.

Und jetzt kann ich mir auch erklären, warum Hr. Häberle, der sich eine ganz neue Brauerei in Syracuse, im Staate New York gebaut hat, gerechte Besorgnisse hegt, da

man auch in New York dieses Gesetz einzuführen beabsichtigt, im Fall es durchgehen sollte, dies ihm ein großer Verlust sein würde und kann ich es ihm nicht verdenken, wenn er bei meiner Ankunft nicht in der rosigsten Laune war.

Trotz regnerischen Wetters war Boston am Tage meiner Abreise mit Fremden überfüllt.

Stattete dem „Investigator" in Boston vor meinem Weggang noch einen Besuch ab, da jedoch Hr. Siebern, der mit Ludvigh besser bekannt war als der andere gegenwärtige Herr, so hatte ich nur eine flüchtige Unterredung mit der Zusicherung jedoch, daß sie Alles, was nur möglich sei, zu meinen Gunsten thun würden.

Hr. Mendum vom Boston „Investigator" sagte zu mir, daß Hr. Hoffner, der in Cumminsville in meiner Nähe wohnt, und ein freisinniger Mann sei, da er den „Investigator" auch hält, im Widerspruch mit seinen Grundsätzen 60,000 Doll. zum Bau einer Unitarierkirche unterzeichnet habe. Was hätte mit diesem Gelde auf freisinnigem Gebiete nicht Alles bewirkt werden können?

Von Boston fuhr ich nach Providence und machte zufällig unterwegs die Bekanntschaft eines Providencer Turners, der, da er hörte, daß ich früher in St. Paul wohnte, sich angelegentlich nach seinen dortigen Verwandten erkundigte, er versprach, Abends in der Turnhalle zu sein, ich sah ihn jedoch nicht wieder. Die Turner kauften etliche Bücher für ihre Bibliothek. Gern hätte der Agent mich in seinem Hause aufgenommen, allein es fehlte dem guten Manne an Raum, nichts desto weniger erkenne ich seinen Vorschlag dankend an.

In Hartford per Dampf angekommen. Diese Stadt macht einen sehr angenehmen Eindruck schon von Außen auf den Reisenden. Nicht weit vom Depot befindet sich ein herrlicher Park. Hartfort ist die Insurance-City. Hier befinden sich viele Versicherungs-Gesellschaften. Die Aetna-Gesellschaft hat im Sinn, ein neues großes Gebäude aufführen zu lassen. Zuerst bei Hrn. Werner vorgesprochen, und da er nicht zu Hause war, die Bekanntschaft eines seiner Söhne gemacht, der Midshipman (Seekadet) ist und unter Farragut seine berühmte Tour mitgemacht hat, er ist erst kürzlich von der See gekommen. In Afrika hatte er sich sehr viele Merkwürdigkeiten und Produkte dieses Landes als Geschenk für seine Eltern gekauft, war aber genöthigt, da die Kadetten von dem großen Schiffe auf ein kleineres behufs Rückkehr nach Amerika gebracht wurden, und da ihnen nur ein bestimmtes Quantum von Gepäck erlaubt war, mußten sie sich zum größten Leidwesen von diesen Gegenständen trennen und sie über Bord werfen.

Zu meiner Verwunderung erkannte mich Hr. Werner sogleich und bemerkte, daß er mich schon kannte, als ich kaum ein paar Jahre verheirathet war. Im Gegensatz zu diesem seit so langer Zeit wieder erkannt werden, bemerkte ich, daß in Buffalo ein Hrn. Arnold, ein früher sehr begeisterter Socialist, der mich schon seit Jahren von Baltimore her kannte, erst auf die Andeutung des Wirthes, daß ich Mad. Ludvigh sei, sich meiner wieder erinnerte mit der Aeußerung, daß keine Spur von mir von früher her übrig geblieben sei, um mich sogleich wieder zu erkennen.

Während meiner Anwesenheit in Hartfort logirte ich bei Hrn. König, eines sehr gebildeten Mannes, er hat eine Farm und kleine Wirthschaft, und der Umgang mit diesen feingebildeten Leuten, die mich so zuvorkommend aufnahmen und behandelten, hat mir sehr wohlgethan. Es befindet sich in Hartfort ein Athenäum mit Dickson's Bibliothek, Museum, Bildergallerie ꝛc., daß von dem Vermächtniß eines reichen Amerikaners gegründet worden ist. Der Bibliothekar ist angewiesen, auch deutsche Bücher zu kaufen. Da er nicht selbst da war, ließ ich einige Bücher zur Ansicht zusicht zurück, empfing jedoch den Bescheid, daß sie keinen Gebrauch dafür hätten. Vielleicht hat ihn der Inhalt der Bücher als zu freisinnig nicht angesprochen. Beim Herausgehen traf ich eine Frau, die mir sagte, ich sollte mich nicht so abfertigen lassen, der zweite Bibliothekar sei unten, sie wolle mich zu ihm führen, allein auch nach Rücksprache mit diesem Herrn empfing ich die kalte Antwort: I don't want them.

Besuchte Colt's Faktory, und erfuhr, daß Frau Colt ganz allein eine schöne Kirche hier erbaut habe. Möchte es doch auch genug freisinnige mit irdischen Glücksgütern gesegnete Menschen geben, die anstatt wie diese Frau zu einer der Menschheit entbehrlichen Anstalt für ein zur Bildung und Aufklärung des Volkes dienendes Institut, z. B. zur einer Turnhalle ihr überflüssiges Vermögen verwendeten.

In Hartfort wohnen sehr viele reiche aristokratische Leute, deren stolzer Sinn sich auch darin zeigt, daß bei einer Vorlesung von Dickens über allgemeine interessirende Gegenstände, das Eintritts-Ticket 3 Doll. kostete, um weniger Bemittelte von dem Besuche der Vorlesung abzuhalten, damit die allerhöchste Geldaristokratie nicht genöthigt war mit dem armen Plebs in einer Halle zusammensitzen zu müssen. Schöne Zustände in einer Republik, es fehlt diesen Herrschaften blos noch Ordenszeichen und Adel, um sich noch mehr aufzublasen.

Weiter nach New Haven, der Elm City abgereis't, wo sich das prachtvolle Yale Colleg befindet. Alle Straßen sind mit Schattenbäumen bepflanzt, manche sogar mit einer doppelten Reihe, wo die College-Gebäulichkeiten sich befinden ist immerwährend Schatten, so daß sich die Leute hier über zu viel Schatten beklagen. Die Stadt hat beträchtliche Fabriken in Schuhen, Hüten, Baumwollwaaren, beschäftigt mehrere Tausend Arbeiter und liegt reizend an einer Bay. Hatte die Ehre den Präsidenten des Turnvereins vorgestellt zu werden und zu sprechen, da ich nicht warten konnte und wollte, bis eine Versammlung berufen werden konnte, so versprach er mir, sein Möglichstes zu meinen Gunsten zu thun.

Hr. Carver Schmidt behandelte mich sehr zuvorkom-

mend und freundlich, er ist Actionär für die Propaganda und will versuchen, Bücher an die Turner zu verkaufen.

Bridgeport war mein nächstes Ziel. Kaum angekommen und über die Straße gegangen, fiel mir eine Weinhandlung mit der Firma Schmidt in die Augen. Ich fragte: kennen Sie keinen Abonnenten der „Fackel" hier und war schon im Begriffe weiter zu gehen, als es mir einfiel, daß ein Abonnent dieses Namens hier wohne, was durch Nachsehen in meinem Buche bestätigt wurde. Hr. Schmidt war darüber ganz erfreut und da er eifriger Anhänger der „Fackel" ist, so mußte sein Kutscher gleich anspannen und mich bei den Abonnenten herum fahren; Nachmittags wollte er mich selbst begleiten, da er augenblicklich sehr beschäftigt sei, vorher führte er mich bei seiner Frau ein. Ich war an Hrn. Eberhard empfohlen und sollte während meines Hierseins bei ihm logiren. Als ich mit Hrn. Schmidt zu Hrn. Eberhard kam, wollte dieser mich nicht fortlassen und sagte, wir haben Sie schon lange erwartet und uns darauf eingerichtet, allein Hr. Schmidt sagte: erst bleiben Sie bei uns und essen mit uns und versuchen meinen Wein. Hr. Schmidt ist ein sehr lebenslustiger, fideler Mann mit einer zahlreichen Familie. Anfangs schien es mir, als wäre seine Frau durch meine Ankunft nicht angenehm überrascht, allein sie entschuldigte sich, daß ihr Mann ihr manchmal ganz unerwartet Gäste zuführe, was sie in Verlegenheit setze, da es ihr ganz unverhofft komme. Mad. Ludvigh essen Sie was wir gerade haben, Fisch und Salat und trinken Sie Wein, und Du Frau, mache ein freundliches Gesicht gegen Mad. Ludvigh sagte Hr. Schmidt. Es hat mir sehr gut bei diesen fidelen zuvorkommenden Leuten gefallen. Um Hrn. Eberhard und seine Frau nicht böse zu machen, mußte ich auch die Gastfreundschaft seines Hauses annehmen, ich muß sagen, hier haben sie sich förmlich um mich gestritten, um mir ihre Gastfreundschaft zu bezeigen.

Die nächste Station ist New York. Hr. Schmidt begleitete mich zum Boote, und zufällig traf ich auch den wohlproportionirten Zwerg Major Nott in einer kleinen Kutsche mit Ponies bespannt vor mir hertraben, der gleichfalls nach New York fuhr. Wir hatten eine herrliche Fahrt.

Meine erste Eindrücke von New York haben mich nicht sehr zu Gunsten der großen Stadt gestimmt. Welch' ein Contrast zwischen den reinlichen, schattigen Straßen der New England Straßen und den schmutzigen in dem östlichen Theile (East River) der Stadt, wo man landet. Man glaubt gar nicht, daß man sich in der Nähe einer großen Weltstadt befindet, schmutzige Straßen mit Menschen, welche zu diesem Zustande passen, betrunkene Männer und Weiber, die im Gesichte aussehen, als hätten sie gerade eine Schlägerei gehabt, mit schmutzigen Bündeln auf dem Rücken, oder auf dergleichen hingestreckt. Die Straßen so versperrt mit ausgelegten Waaren, daß man kaum gehen kann, dabei ein unerträglicher Geruch; dies ist das Bild, welches ich in New York am East River gefunden habe.

Meinen Koffer nach der Duane Straße an Hütte expedirt und mit meiner Reisetasche in der Hand zu Fuße in die Stadt dahin gegangen, um mir einige Bücher herauszunehmen und damit in die Turnhalle zu gehen; fand eine frühere Freundin in der Nähe der Turnhalle, wohin ich meinen Koffer brachte.

Ich habe zuerst in der Chatam-Straße in New York schlechte Erfahrungen in Betreff der Restaurationen machen müssen. Da ich hungrig und matt war, trat ich in eine Restauration und bestellte eine Tasse Thee mit Eierkuchen. Als ich den Thee versuchte, war ich genöthigt, ihn wieder hinzustellen, denn ich war nicht im Stande, ihn zu trinken, er hatte einen sehr unangenehmen Fischgeschmack, der wahrscheinlich davon herrührte, daß die Geschirre nicht ordentlich ausgespült worden waren. Aber auch mit dem Eierkuchen war ich angeführt, verbrannt, in der Mitte gerade blos wie Mehl und Wasser, war es mir unmöglich auch nur einen Bissen hinunter zu bringen und anstatt gekräftigt und erquickt, verließ ich das Haus so hungrig und durstig wie ich eintrat und hatte das Vergnügen, dafür über 60 Cts. zu bezahlen.

Nach dem Souper ging ich in die Turnhalle, wo ich Hrn. Metzner traf, der mich sehr freundlich empfing und mich allen Herren vorstellte und angelegentlich empfahl. Sie nahmen mir gleich 20 Exempl. der freien Schriften ab und versprachen, auch noch mehr unter den Mitgliedern zu verkaufen. Des andern Tages hatte die Turngemeinde die Güte, mir einen Wagen zur Verfügung zu stellen, um damit meine Collectionen und Besuche bequemer verrichten zu können. Hr. März, der Schatzmeister der Turner, der ein photographisches Atelier hat, zahlte mir den Betrag der Bücher sofort und erwies mir überhaupt alle nur möglichen Gefälligkeiten, ebenso händigte er mir das Geld ein, welches die Mitglieder des Turnvereins für mich zu sammeln die Güte hatten.

Hr. Metzner hat sich namentlich recht sehr für mich aufgeopfert, er ist einer der eifrigsten Turner und hat mir alle nur möglichen Dienste geleistet, um meine Geschäfte hier zu erleichtern und den Aufenthalt sehr angenehm zu machen.

Hr. Lexow hat mich freundlich in seiner Office empfangen und mich an Hrn. Kapp empfohlen, der so gefällig sein will, bei den Turnern dahin zu wirken, daß die vorhandenen Stereotypenplatten freisinniger Werke meines verstorbenen Mannes von denselben angekauft werden. Da mir die Turnvereine von allen Seiten so viel Gutes erwiesen und mich unterstützt haben, so möchte ich wünschen, daß, wenn Jemand Nutzen daraus ziehen könnte oder sollte, dies den Turnern zu gute kommen möchte.

Hr. Dav. Decker von der Firma Gebr. Decker, Pianofortefabrikant an 14. Str. hat mich sogleich nach dem Bekannt werden meiner Ankunft in sein Haus zuvorkommend eingeladen, während meines Aufenthaltes in New York bei

ihm zu logiren, was ich freundlichst dankend angenommen habe.

Diese Herren haben sich sehr emporgearbeitet und liefern prächtige Instrumente, die starken Abgang haben. Sie sind in Folge der immer zunehmenden Nachfrage nach ihren Instrumenten genöthigt worden, bedeutende Verbesserungen an ihren Fabrik- und Lager-Gebäuden vorzunehmen. Da es jetzt in New York fashionabel ist, daß die Geschäftshäuser und Waarenlager, wenn man Käufer anlocken will, mit einer Marmorfront versehen sein müssen, so wollen Gebr. Decker für ihren Store 30,000 Doll. ausgeben, um ihm in Front die gewünschte Marmorfagade zu verschaffen.

An der 35. Straße, wo sich ihre Fabrik befindet, wurde es eben der starken Nachfrage nach Piano's nöthig, bedeutende Verbesserungen und Neubauten vorzunehmen, welchen Platz sie nebst mehreren Lotten unlängst gekauft haben.

Gleichfalls hatte ich das Vergnügen, die Bekanntschaft der neuvermählten Gemahlin Hrn. Decker's zu machen, eine sehr gebildete Dame, die früher Gouvernante war.

Da Hr. Sigel fortwährend abwesend war, der jetzt reisender Agent einer Versicherungs-Gesellschaft im Staate New York ist, so hatte ich nicht das Vergnügen, mit ihm zu sprechen zu können, ich hatte Empfehlungen von seinem Schwiegervater, Hrn. Dulon an ihn und bedauerte sehr, ihn nicht getroffen zu haben.

Da ich noch Geschäfte in dem Nachbarstaate New Jersey zu besorgen hatte, so machte ich einen Abstecher dahin. Namentlich ist die Stadt Newark mir immer recht angenehm in der Erinnerung und würde ich dieselbe jeder andern für meinen Wohnort vorziehen, da ich schon vor 20 Jahren hier gewohnt und noch viele alte Bekannte und Freunde habe. Bei Jersey City hat man jetzt angefangen, die Meadow Lanes, die früher ganz überschwemmt waren, trocken zu leüen. Zum Theil sind dieselben schon entwässert und wird mit der Trockenlegung immer noch fortgefahren, so daß sie angesiedelt und für die Cultur gewonnen werden können.

Newark hat schöne breite Straßen, viele Kirchen und bedeutende Fabriken.

Hr. Turner Werner, ein edler, theilnehmender Mann, der sehr gern freisinnige Schriften unterstützt, hat eine große Anzahl von gediegenen Werken und führte mich Abends im Turnverein ein, wo ich mehrere Bücher verkaufte.

Einige Abonnenten, die ich nicht finden konnte, weil sie vielleicht von dort weggezogen sind, habe ich leider verloren; doch die Herren Gsant, Dölge, Schnuffner und Dr. Greiner haben mich für diesen Verlust entschädigt, indem jeder derselben die Humanität hatte, mir 5 Doll. für diesen Jahrgang der „Fackel" zu bezahlen, was ich um so mehr mit innigem Danke anerkenne, da man solchen edlen Menschenfreunden nicht oft begegnet.

Wie ich dort ankam, suchte ich sogleich eine Frau Ginal auf, an die ich empfohlen war, sie war aber nach Europa gereis't, um einige Jahre dort zu bleiben. Es war spät und ich dachte, wo gehst du jetzt wohl hin. Da erinnerte ich mich einer Familie Burnet in der Clintonstraße, wo ich vor 20 Jahren zurück neben ihrem Hause auch gewohnt habe.

Ich nahm ein Adreßbuch zur Hand und hatte die Freude, ihren Namen und Wohnort darin zu finden und bald war ich bei ihnen. Sie nahmen mich sehr gastfreundschaftlich auf und ich hatte viel Vergnügen in dieser Familie.

Hr. Bierbrauer Schalk in Newark sagte mir, daß Hr. Ludvigh ihm Bücher zugeschickt habe, mit welchen er nicht wisse, was er damit anfangen solle, während er doch als Actionär der Propaganda für freie Schriften in der Liste meines verstorbenen Mannes eingetragen ist, folglich sich auch unterzeichnet haben muß. Ueberhaupt schien er gerade während meiner Anwesenheit sehr beschäftigt zu sein, um dieser Sache und mir mehr Aufmerksamkeit widmen zu können, zudem war ich sehr ermüdet, um mich länger zu verweilen, und verfügte mich in mein Absteigequartier, um einige Erfrischungen zu mir zu nehmen und mich wieder etwas zu erholen.

Ein Hr. Weber, der joviale Wirth der Turnhalle, beklagte sich über schlechte Beförderung der „Fackel" von Seiten der Postbeamten. Die „Fackel" wird hier regelmäßig expedirt und ist die Ursache des Nichtempfangs oder verspäteter Ankunft derselben lediglich der Nachlässigkeit der Postbehörden zuzuschreiben. Auch die Turner in Albany klagten darüber, daß die „Fackel" nicht angekommen sei. Da dort kein Agent für dieselbe ist, so hatten die bei der Post Angestellten das ganze Packet Fackeln liegen gelassen, ohne dasselbe, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, an den Adressanten zu befördern, oder die Austragung der „Fackel" zu besorgen. Ich fand das ganze Packet noch unerö̈ffnet auf der Post liegen.

Mit Hrn. Heine habe ich eine Unterredung gehabt, und bedauerte er sehr, daß er Hrn. Ludvigh, mit dem er in einem Alter steht, nicht früher, wie mit ihm verabredet, zu seinem Geburtstage gratulirt hat. Unter Weinen theilte er mir mit, wie schmerzlich ihm die Nachricht von dem Tode meines Mannes, den er aus den Zeitungen ersehen hatte, berührt habe; er bat mich sehr freundlich, seine Familie zu besuchen und länger zu verweilen, allein da ich nicht viel Zeit übrig hatte, mußte ich leider, obwohl wir schon 20 Jahre mit einander bekannt sind, darauf verzichten und konnte nur in der letzten Stunde vor meiner Abreise noch einen flüchtigen Besuch abstatten. Sie baten recht innigst, baldigst wieder zu kommen und länger bei ihnen zu bleiben.

Nach Orange habe ich von hier aus einen kleinen Ausflug gemacht, und Hrn. Dolke auf Prospecthill besucht, der die Gefälligkeit hatte, mir einige Bücher abzukaufen. Der Turngemeinde in Orange bin ich zu Dank verpflichtet für die zu meinen Gunsten veranstaltete Collecte, deren Betrag sie nach New York eingesandt hatten.

Wieder zurück nach Newark gereis't und in Begleitung des Fräul. Burnet auf der Morrisbahn nach New York zu-

rückgefahren. Sie hat in New York ein Geschäft in künstlichen Haararbeiten, im Winter verfertigt sie aber auch sehr geschmackvolle Pelzarbeiten.

Während wir in Morris auf den Zug warteten, erzählte uns ein Herr, daß die Leute darum vor einiger Zeit durch einen sehr übeln Geruch belästigt worden seien und fanden bei näherer Untersuchung, daß dieser beinahe unerträgliche Geruch von einer Masse von Kälbern und anderm Vieh herrührte, daß elendiglich dadurch umkommen mußte, daß man diese Thiere massenhaft in die Karren hingestopft hatte, ohne ihnen Wasser und Nahrung zu reichen, oder vielleicht nicht hinlänglich genug. Der Transport kam von Westen und war nach New York bestimmt. Man sollte gar nicht glauben, daß es noch Menschen geben könnte, die solche arme Geschöpfe so zu Tode martern könnten. Solche unhumane Behandlung der Thiere sollte streng bestraft werden.

In der Nähe von Hoboken führt durch Bergen Point ein großer Tunnel, der ¼ Meilen lang, und obgleich es nicht lange dauert, denselben zu passiren, ist man doch trotz der im Wagen brennenden Lampen die nur wenig Licht verbreiten, beinahe in vollständige Dunkelheit gehüllt, da die Wagen außerdem auch noch mit Rauch von der Locomotive gefüllt werden.

Nach unserer Ankunft trafen wir das Uebereinkommen, daß wir uns ein Rendezvous in einer Apotheke neben der „Herald-Office" geben wollten, wo wir uns an ausgezeichnetem Mineralwasser gelabt und erfrischt haben. Sie hatte erst einige Geschäfte in der untern Stadt zu besorgen und ich arbeitete mich inzwischen durch das Gedränge in Nassau-Straße durch, um Hrn. Sigel nochmals aufzusuchen, den ich aber da nicht fand, da die Office der Gesellschaft jetzt in der Bowery sich befindet, allein auch dort suchte ich ihn vergebens, da er auf Reisen war, und somit mußte ich auf seine Bekanntschaft verzichten.

An der Stelle des alten niedergebrannten Barnum'schen Museum's erhebt sich das prachtvolle mit weißer Marmorfronte verzierte Gebäude des „Heralds," nebendran ist das noch weit schönere, mit herrlichen weißen Marmorstatuen aufgeführte Gebäude einer Insurance-Compagnie.

Fräulein Burnet und ich hatten uns verabredet, daß wir zusammen den Central-Park, der Stolz New York's, besuchen wollten. Sie dürfen die Empire City nicht verlassen, wo es des Sehenswerthen und Merkwürdigen zu viel giebt, um Alles mit Muße zu beschauen, ohne wenigstens diesen großen, schönen Park gesehen zu haben. Vorher stärkten wir uns erst durch ein gutes Mittagsessen bei Jones und bestiegen dann einen 8. Avenue-Straßeneisenbahnwagen, der uns in kurzer Zeit dahin brachte. Dieser Park ist der schönste, größte und bestangelegte in den Ver. Staaten. Schattige Alleen wechseln ab mit lieblichen, kleinen Seen mit Kähnen versehen, die recht verlockend zu einer anmuthigen Wasserpartie einladen. Auf einer derselben befindet sich eine schwarze venetianische Gondel, die zur Erinnerung an die berühmte Lagunenstadt hier einen Platz gefunden hat, von der die Dichterin so schön singt:

„O, du Venedig, Wunderblüthe,
Entsprossen aus dem Freiheitsdrang,
Der starke Seelen so durchglühte,
Das re das Element bezwang.
Dich trägt wie eine Wunderblume,
An ihrer Brust die Meeresfee,
Schmückt Dich zu ihrem eignen Ruhme,
Mit allen Schätzen ihrer See."

Doch der Glanz und die Macht des alten Venedigs sind längst erloschen; Napoleon ließ der Republik im Jahre 1797 auf dem St. Marcus-Platze ihr Aufhören verkünden.

Nach dieser kleinen Abschweifung bemerke ich noch, daß ich eine ähnliche Gondel schon vor einigen Jahren auf Greenwood's Cemetery, der einer der prachtvollsten Ruhestätte der Todten ist, gesehen habe. Diese reizenden Seen sind von den mannigfaltigsten Wasservögeln belebt, die sich munter in ihrem Elemente herumtummeln, unter denen sich besonders die herrlichen Schwäne mit ihrem schneeweißen Gefieder, ein Geschenk der Stadt Hamburg, auszeichnen. Mit Entzücken verweilt das Auge auf diesen schönen, stolzen Vögeln, mit ihren langen Hälsen, wie sie so majestätisch durch das Wasser ziehen. Da der Park eine so weite Ausdehnung hat, stehen für die Bequemlichkeit des Publikums Wagen bereit, in denen man, ohne überfüllt zu sein, wie in den Straßeneisenbahnwagen — es werden nur 12 Personen aufgenommen — für den billigen Preis von 25 Cents 7 Meilen weit fahren kann. Ich konnte deshalb vom Wagen aus nicht Alles so genau sehen, wie ich wohl gewünscht hätte, allein ich habe doch des Reizenden genug erblickt, um zu sagen, daß der Eindruck davon ein großartiger und bleibender ist. Abwechselnd bemerkt man auch Cascaden, Gebäude in verschiedenen Baustylen errichtet, dazwischen trifft man auch Hirsche, Rehe und andere Thiere, die sich hier ihres Lebens in diesem herrlichen Eden freuen. Vor Kurzem sind auch noch europäische Sperlinge importirt und in den Park versetzt worden, um die Raupen und andere schädlichen Insekten zu vertilgen, sie haben sich aber meistentheils von hier weg und nach New Jersey begeben, das sie vorzuziehen scheinen. Mit der Zeit werden sie, wenn sie sich stark vermehrt haben, aber auch eine Plage für die Gärtner und Farmer werden, obwohl ihr Nutzen in Vertilgung schädlicher Insekten nicht zu verkennen ist. Zuweilen finden auch freie Concerte in diesem zauberisch geschaffenen Paradiese statt.

Abends hatte Hr. Decker die Güte, mich in Begleitung seiner Familie in den Garten des Hrn. Thomas zu führen, wo ich einen herrlichen Ohrengenuß gehabt habe, obwohl es mir schien, daß verhältnißmäßig zu viel Blechinstrumente

mitwirkten. Hr. Lewy, der ausgezeichnete Clarnetbläser, der bereits sein 68. Erscheinen machte, spielt vortrefflich.

Nächsten Morgen fuhr ich direct nach Philadelphia. Ging zu Hrn. Thomas, um zu sehen, ob ich die Sterotype-Platten verkaufen könnte, allein er schien nicht geneigt, darauf einzugehen, er sagte mir, daß das Geld gegenwärtig so rar sei.

Ich traf den Sprecher der Turngemeinde, welcher mir sagte, den Abend in die Halle zu kommen, allein da ich zu spät kam und sie eine Spezial-Sitzung hatten, so führten mich einige Herren inzwischen in das in ihrer Halle befindliche Liebhabertheater, wo mir die Zeit recht angenehm verstrich, da die Rollen gut eingeübt und gespielt wurden. Indeß waren die Herren mit ihrer Sitzung zu Ende, ich wurde eingeführt und sie nahmen einige Bücher in Commission, mit dem Bemerken, ich sollte während meiner Anwesenheit daselbst immer wieder vorkommen, um das Resultat ihrer Bemühungen abzuwarten, zwei Exemplare behielten sie für ihren Verein selbst.

Hr. Goll wird die Gefälligkeit haben, den Verkauf der Bücher freundlichst zu besorgen.

Da es mich nach so langer Abwesenheit von Hause drängt, meine Familie zu sehen, so will ich, ohne unterwegs weiter Geschäfte zu machen nach meiner Heimath.

Wie schon bemerkt, kann ich nicht umhin, wiederholt hierdurch meinen innigsten Dank nicht nur an die geehrten Hrn. Turner, die mich überall so zuvorkommend und human unterstützten, sondern auch an alle andern Gesinnungsgenossen meines verstorbenen Mannes, die mir überall auf meiner östlichen Tour so theilnehmend entgegen kamen, hiermit auszudrücken.

Ich gedenke in Kurzem meine westliche Tour zu unternehmen und sage Ihnen hiermit ein herzliches Lebewohl.

Sarah Ludwigh.

Die Leidenschaft.

Von L. Weber.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft,
Oft spricht Vernunft, weit öfter Leidenschaft —
So sind sie seit sechstausend Jahren.

Der Mensch ist kein vernünftiges, sondern eigentlich ein leidenschaftliches Thier, das hoffentlich einst zur Vernunft gelangen wird. Leidenschaften und Triebe bestimmen ihn, und machen ihn thätig, Verstand und Wille sind meist leidend. Was wir Triebe, Neigungen, Leidenschaften nennen, selbst Grundsätze, sind unsere Herren, denen wir gehorchen, wie der Pudel seinem Herrn, ob er gleich vielleicht auch glaubt mit Freiheit hinter ihm herzulaufen oder sich wunder groß dünkt, wenn er voran läuft, oder revieret. Erst wenn die Leidenschaft ausgetobt hat, wagt sich die Vernunft hervor, gerade wie der kleine Belferer, der den vorübergehenden Bullenbeißer anbelfert und verfolgt, sobald aber dieser stehen bleibt, so drückt sich das belfernde kleine Ding, den Schwanz zwischen den Beinen, wieder hinter die Hausthüre. Plato nennt unsere Triebe Flügel der Seele, und ein geflügelter Geist wie leicht verfliegt sich der? Jedermann hat seinen Haupt- oder Leibfehler, der seine guten Eigenschaften umwindet, wie die Winde stachellose Pflanzen umrankt, und wollen wir diesen Fehler auch ausrotten, so fangen wir gerne bei der Spitze, nicht an der Wurzel an, und so bleibt es denn beim Alten.

Wir sind so frei, als möglich, wenn wir es so weit bringen, unsere Triebe durch die Vernunft zu zügeln, oder die dunkeln Vorstellungen der Leidenschaft durch die deutlicheren der Vernunft aufzuklären, dieses sei Tugend, jenes Lasters, dieses moralische Vollkommenheit, jenes moralische Unvollkommenheit. Wir sind mehr Herr über unsere Vorstellung, als über unsere Gefühle und Leidenschaften, und das Warum? oder den letzten Grund weiß ich so wenig, als warum ein Gesunder mehr besitzt als ein Kranker, warum wir Morgens leichter denken als Abends, und nüchtern besser als bei vollem Ranzen — es ist Erfahrung. Selbst die kalten Juristen lassen bei Zornigen, Betrunkenen, Verliebten, Nachtwandlern 2c. die Milderungsgründe eintreten, welche Wahnsinnigen zu gut kommen, den Schadenersatz ausgenommen, der ja auch geleistet werden muß, wenn ein Thier einen Schaden angerichtet hat. Vernunftsgründe wären das beste moralische Abführungsmittel, aber Arznei ist widrig einzunehmen.

Das Gesetz der Sittlichkeit besteht aus lauter Verneinungen und Entsagungen, die Unsittlichkeit aus lauter Verheißungen, folglich ist es kein Wunder, wenn die Kinder dieser Welt kaum mit dem Gemüthe dem Gesetze Gottes dienen, aber mit dem Fleische dem Gesetze der Sünde, wie St. Paulus sagt. „Sie versüßen," sagt Epiktet, „ihren Trank mit dem Geschenke der Bienen, verbittern aber durch Laster ihre Vernunft, das Geschenk der Götter." Mit dem Appetit der Vernunft, den die ältern Philosophen dem Appetit der Sinne, der uns mit dem Thiere gemein ist, entgegensetzten, steht es bedenklich —

Niemand wird ohne Fehler geboren, und der ist der Beste,
Der die wenigsten zeigt.

Tugend kommt von Taugen, bedeutet eine moralische Stärke des Willens in Befolgung unserer Pflicht, und das Gegentheil ist das Laster; in der Mitte liegen die Un-

tugenden oder moralischen Schwächen, Aristoteles schon setzte die Tugend in die Mitte zwischen zwei fehlerhaften Extremen — zuviel und zuwenig, die Stoa aber verlangte gar „völlige Unterdrückung aller Leidenschaften," und empfiehlt sich dadurch wenig, wenn es richtig ist, daß Mangel aller Leidenschaften, daß untrüglichste Zeichen eines dummen Jungen ist. Die Leidenschaften sind und bleiben Grafen, und der Vernunft geht es wie ihren Hofmeistern, wenn sie sich gleich Messieurs les Gouverneurs nennen lassen.

Die Gelehrten haben viel gestritten: „Ob Neigungen uns angeboren werden?" Ja und nein, wie man will. Die entfernten Anlagen bringen wir mit, denn sie sind körperlich, aus diesen entstehen nähere Dispositionen, daraus Neigungen, Leidenschaften und Begierden, die nach der Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen stärker oder schwächer wirken. Die Hauptneigung, aus der dann wieder Nebenneigung, wie Aeste dem Baum entsprossen, liegt in uns, aber äußere Eindrücke, Temperament, Lebenslage und Verhältnisse, Erziehung 2c. entwickeln und modificiren sie ins Unendliche, und Gewohnheit verstärkt sie noch — die Gewohnheit wird zur andern Natur. Bedeutender ist der Streit unter den Leidenschaften selbst — was der Eine Vorsicht nennt, nennt der Andere Furcht, was dem Einen Grausamkeit scheint, scheint dem Andern Gerechtigkeit, was Jenem Verschwendung heißt, heißt Diesem ehrenvoller Aufwand, und was Diesem Stolz ist, ist Jenem blos Anstand und Würde — Gewohnheit herrscht über uns, wie die Meinung.

Nicht minder haben sich schon die griechischen Philosophen herumgebalgt: „Ob Tugend gelehrt und gelernt werden könne, oder ein Geschenk des Himmels sei?" Nach der besten Lehrerin, der Erfahrung, ist Tugend ein Mischmasch von Natur und Freiheit, von Anlagen und erworbenen Fertigkeiten; ein Dummkopf wird sich schwerlich durch Klugheit auszeichnen, ein Schwächling schwerlich durch Muth, der Weichherzige wird mildthätiger sein als der Hartherzige, der Kränkliche geduldiger als der Gesunde, und das Phlegma ist wie gemacht für Kuttentugenden, deren Ausübung den Jammer eines Sanguinikers macht. „Nirgends ist Sicherheit," ruft St. Bernhardus, „weder im Himmel, noch im Paradiese, noch weniger auf Erden; die Engel fielen, Adam fiel, Judas fiel selbst in der Schule des Heilands," und daher halte ich ein gesundes Alter für unsere schönste Lebensperiode — die Leidenschaften sind zur Ruhe gebracht, und wir übersetzen die Worte der Bibel: „Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang" nicht wie Luther, sondern „Furcht der Menschen!" Es ist nicht anders! wir gleichen Alle mehr oder weniger Voltaire's Memnon, und die vier so trefflichen Mütter haben einmal das Unglück, vier ungerathene Kinder zu sehen; die Sicherheit erzeugt Gefahr, die Vertraulichkeit Geringschätzung, das Glück Stolz und die Wahrheit Haß und Verfolgung. Es ist einmal so! das Gute soll durch das Böse schattirt, und die Tugend durch Contrast mit dem Laster schöner erscheinen. „Tugend macht glücklich, Laster unglücklich," bleibt ein wahres Wort; leider aber ist das letztere noch wahrer, als das erstere, Tugend macht oft unglücklich — und Schurkerei bindet die Menschen noch weit stärker an einander, als Tugend, so meint der Mönch von Libanon. Wer keinen Unterschied macht zwischen Tugend und Laster, vor dem dürft ihr euern Beutel in Acht nehmen, und eure silbernen Löffel zählen, ehe er euch verläßt!

Es ist traurig, daß Fehler und böse Neigungen der Eltern wie Physiognomien forterben auf Kinder, die wahre Erbsünde, die heimgesucht wird oft bis ins dritte und vierte Glied, wenn nicht Erziehung dazwischen tritt. Es ist die Gebrechlichkeit der Menschennatur, über die bereits der Apostel jammert: „Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen vermag ich nicht." Pater Malebranche der Alles in Gott sah, sah auch in unsern Ideen und Neigungen die Eindrücke des Schöpfers, und überließ der schwachen Menschheit blos die unselige Möglichkeit, das Böse zu thun, und diese Gebrechlichkeit ist dann auch das böse Princip, das uns blauen Dunst vormacht, und von dem geschrieben stehet: „Es ist kein Unterschied, wir sind allzumal Sünder, und Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer;"

Du hüllest dich in deine Tugend ein?
Das nenn' ich — leicht gekleidet sein.

Nun die Tugend ist ja weiblichen Geschlechts? Der alte Pythagoras bezeigt sich hierbei sehr galant, wenn er sagt: „Die Tugend ist weiblichen Geschlechts, damit wir sie desto liebenswürdiger finden sollen."

Die sinnliche Begierde oder Verabscheuung zwingt die Vernunft, sich blos leidend zu verhalten (patos) und störet, mit den Neuern zu sprechen, unsere Freiheit, daher sie schon Cicero gerne Störung des Geistes nennet. Die Ungeduld der Begierde, die allzugroße Lebhaftigkeit der Ideen, das wallende Blut und die verworrenen Begriffe verleiten uns, Dinge zu sagen und zu thun, die nicht zur Sache gehören; wir vergessen die Schicklichkeit des Orts, der Zeit und der Umstände, Alles, nur nicht den Gegenstand unserer Leidenschaft, der für uns nur ein Splitter ist, während alle Welt den Balken erblickt, und bei kaltem Blute den blinden Centauren lächerlich findet; denn im Zustande der Leidenschaft sind wir blind, halb Mensch, halb Thier, oft ganz Thier. Leidenschaft ist in der moralischen Welt, was in der physischen die Bewegung, und Mutter Natur scheint mit unserer moralischen Freiheit ihren gnädigen Spaß zu treiben — Leidenschaft unterdrückt die Vernunft — setzt auf den Flügeln der Phantasie über alle Schranken hinweg, und erst am Ziele gehen die Augen auf, wie im Rausch der Liebe. Lebhafte Menschen halten in diesem Zustande Monologe wie Schauspieler, die ihre Rollen studiren, oder Wahnsinnige, und Leidenschaft gleicht dem Gaul, auf dem ein lateinischer Reiter sitzt; „Wohin? Wonaus? — Wo der Gaul hin will;"

Vergebens sucht ihr einen Verliebten aus seiner Leidenschaft herauszureden; Liebe wohnt nicht in den Ohren, sondern im Herzen, und weß das Herz voll ist, da geht der Mund über, der von Nichts zu sprechen weiß, wie von der Geliebten, wie der Ehrgeizige und Eitle von Plänen und erzeigter Ehre — der Zornige von Beleidigung und Rache. Harpagon, dessen Scheune in Flammen steht, hält sogar die zu Hülfe Eilenden ab, und will zuvor das Korn messen; der Zorn wünscht dem ganzen Menschengeschlecht nur einen Hals, die Liebe nur ein Herz und der Hochmuth und Stolz zwei niedergebeugte Kniee. Leidenschaft trübt unser Urtheil; die Wahrheit bleibt seitwärts — „wir haben ein Gesetz, und nach diesem muß er sterben," rief der Haß der Juden — „lassen wir ihn, so glauben sie an ihn, und die Römer nehmen das Land," sagte die Furcht und die Vaterliebe Davids sprach über den liederlichen Absalon, „fahret säuberlich mit dem Sohne Absalon." Was man auch sagen mag, die Leidenschaft läßt Alles zu einem Ohr hinein, zum andern wieder herausgehen, wie galante Weiber die Liebhaber durch Vorder- und Hinterthüren; denn Leidenschaft ist beim Geschlecht weit heftiger, ihre Lebhaftigkeit, Eingezogenheit, Entfernung von Geschäften richtet ihren Geist stets auf einen Punkt, und vermag die Engel Klopstocks umzuwandeln in die Teufel Miltons. Saß je ein Mann auf dem delphischen Dreifuß? nur Pythien vermögen sich so hinaufzuschrauben, daß sie schäumen, rasen und orakeln (somnambulisiren).

Napoleon erwiederte auf den Vorwurf, daß seine Regierungsmaximen das Volk verschlechtern, hohnlächelnd: Sie wissen also nicht, daß man die Menschen weit leichter durch ihre Laster beherrscht, als durch ihre Tugenden? Gute Menschen glauben kaum an solcher Maximen Dasein, und der wackere Franzmann, der bei dem Gerüchte, daß Moreau nach der Oberherrschaft strebe, rief: „Nein, er glaubt an die Tugend," für seine Person auch nicht, mag aber gleich mir Erfahrungen gemacht haben, daß das Laster die Zukunft der Gegenwart opfert, und Schurken genug leben, die das Laster gleichsam in's System gebracht haben, und zu Dingen nur lächeln, wovon der Redliche kaum Begriff hat, und wo er erstaunt über die Aalglätte, die eiserne Stirne, die Scheinheiligkeit, die Kunst, sich weiß zu brennen, wo er die Kälte des vollendeten Schurken anstarret. In diesem Punkte machte ich zehnjährige Erfahrungen, und räumte endlich ermattet das undankbare Feld — meine letzte schriftliche Aeußerung auf die unverschämtesten, aber recht durchdachten Lügen war:

Zoilus, wer dich als lasterhaft nennt, der spricht eine Lüge, Lasterhaft scheinst du mir nicht, sondern ein Laster zu sein!

Unsere Lieblingsneigungen verlassen uns nur mit dem letzten Athemzuge: mit brechender Zunge sagt noch der Hofmann: „Könnte ich Ihnen doch da Oben etwas Angenehmes erzeigen," und wäre im Stande, wenn er nach Unten kommt, selbst den Teufel mit Mon cher! anzureden, und Damen bestellen noch ihren Sarganzug, zupfen ihren Bettanzug zurecht und bestellen noch etwas Roth aufzulegen, damit man sich nicht zu sehr entsetze. Minister Pombal zeichnete nach seinem Sturze nichts als Paläste, Festungen, Magazine, die er hatte bauen wollen, und König Friedrich Wilhelm I., da er den Korporalstock nicht mehr schwingen konnte, erquickte seine Lebensgeister wenigstens durch den Blick seiner Potsdamer vom Krankenbette aus, ordnete sein Leichenbegängniß, bei dem sein Leibregiment feuern sollte, und setzte heftig hinzu: „Aber gebt Acht, ob die Hunde nicht plakkern werden!"

Napoleon befestigte sein petit empire Elba gegen die Seeräuber, da er lange genug den Landräuber gemacht und Schätze gesammelt hatte, eroberte die kleinen umherliegenden Inselchen, las Zeitungen und Broschüren, wo er manche neue Ansichten gewann; aber zu spät, und kaum war ein Jahr vorüber, so bekam er neue Lust nach seinem grand empire, das ihn aber nur in eine noch größere Einsamkeit stürzte auf dem kahlen Felsen von St. Helena. Ob er da sich änderte? Seine Biographen sind seine Lobredner; um das erste Gesetz der Geschichte bekümmerte er sich selbst nur wenig: also wissen wir nichts. Indessen, das menschliche Leben hat zwei Hauptperioden — Verlangen und Ekel — der größte Sauerkrautliebhaber läßt solches abtragen, wenn er satt ist — das Alter liebt Ruhe — aber es giebt auch Alte, die oft noch gerade im Alter die schmutzigsten Leidenschaften haben, und Weiß und Weise sind zweierlei. Wir sollten nicht sagen: der Mensch kann was er will!

Es giebt Menschen, die in den größten Affekt gerathen können, wenn Schlag 12 die Suppe nicht auf dem Tische steht — oder die Magd nicht auf der Stelle versteht, was sie zwischen den Zähnen murmeln — und nichts beweist die armselige Subordination der stolzen Vernunft besser als das gewöhnliche Heilmittel — die Zeit, da, wo die Vernunft mit einem wartet, ich will euch! (Stelle aus Virgil, womit er den Winden droht, und sie fortjagt.) darein fahren sollte. Manche wollen Gewalt brauchen und stürzen gleich Mentor den verliebten Telemaque zur Abkühlung in's Meer — aber gewöhnliche Mentors sind keine Minerven. David's Harfenstückchen, das man bei diesem großen Hauskreuz so gut gebrauchen könnte, ist verloren gegangen, und es bleibt höchstens Ulysses Mastbaumstückchen, d. h. indem er seine Leute bei dem Sang der Sirenen an den Mastbaum band, übrig, um [das Principiis obsta auszuüben, und das hat seine Schwierigkeiten. Die Extreme berühren sich, Vergnügen wird zum Schmerz, Freiheit zur Zügellosigkeit, Größe zur Sklaverei, Wissenschaft zur Zweifelsucht, Genie selbst zur Narrheit, wenn die Tugend sich in ein Schauf verwandelt, und nicht wie eine Minerva der Alten dasteht, heiter, sanft, edel, aber mit Helm, Schild nnd Speer. Hüte dich vor dem ersten Schritt zum Laster! ist bald gesagt, aber welches ist

der erste Schritt? Der geschickteste Schulmeister wird antworten müssen: „Das kann man so eigentlich nicht wissen."

Aber was wären wir wieder ohne Leidenschaften? Sie sind das wahre Lebensprincip, ohne welches nie etwas Großes geschehen ist; sie erhöhen die Thätigkeit und die Phantasie bis zur Begeisterung, wie zu komischen Monologen und Zerstreuungen — sie sind geborne Demosthene und Ciceronе — die Winde, die das Schifflein des Lebens zum vorgesetzten Ziele leiten, wenn auch nicht selten an Felsen scheitern machen; sie erfanden die Sprache sogar, daher alle Ursprachen voll Figuren und poetischer Bilder — sie erfanden so viel Wissenschaft und Kunst als der Zufall nur immer — der Orient ist das Vaterland der heißesten Leidenschaften und Schwärmereien, und daher auch das Vaterland unserer Religion, Wissenschaften, Künste und Erfindungen. Leidenschaften sind die Pferde am Wagen des Lebens, aber wir fahren nur gut wenn der Fuhrmann Vernunft die Zügel lenkt. Leidenschaft ist der Strom, Vernunft das Ufer, aber verdammt holländisch flach — man muß es machen, wie die Holländer, tüchtige Dämme aufführen. Die Wahrheit ist heilig, daher selten — Irrthum scheint uns weniger unglücklich zu machen. Zwischen zwei Spiegeln, deren einer uns schön, der andere häßlich zeigt, welchen werden wir wählen? Die Jugend ist daher so glücklich, die in Täuschungen lebt — Irrthum ist eine wohlthätige Fee, die uns selbst im Alter nicht verläßt — selbst den Tod denken wir uns noch entfernt, wenn er schon an die Thüre geklopft hat!

Die Vernunft kann einen Plan entwerfen, aber die Ausführung bewirkt nur die Leidenschaft; die gemäßigte Partie pflegt nur aufzuwarten, wenn das Schifflein glücklich durch den Sturm ans Land gebracht ist; dann will auch sie geholfen haben. „Der Person Freund, der Sache Feind," ist bald gesagt, aber in der Ausübung schwer; Erasmus hätte die Reformation nie dahin gebracht, wohin sie Luthers Feuereifer brachte, der das corpus juris canonici selbst ins Feuer und das Wappen des Papstes mit Dreck warf, so wie wir viele Wappen im politischen Zeitalter mit dieser Farbe aufgefrischt gesehen haben. Stark und kräftig Wollen ist Charakter großer Geister, und selbst blos ausgezeichneter Männer. Die großen Thaten der Alten scheinen mir weit mehr auf Leidenschaften und dem heiligen Enthusiasmus der Völker zu beruhen als auf Tugend, wovon ihre Philosophen schwatzen, wie viele Thaten unserer Zeit auf den bloßen Liedchen Ca ira, der Marseillaise und den God save the king. Das Mädchen von Orleans begeisterte die Franzosen Karls 7., wie die Freiheit und Gleichheit die Neufranken; Friedrichs Größe begeisterte seine Preußen, wie die Franzosen Napoleons; Deutsche aber begeisterte Haß gegen den blutigen Tyrannen, ohne welchen sie sich schwerlich vereint hätten, und diesen Haß nannte der egoistische Despot ein — Fieber. Die Leidenschaften sind stets die Wagehälse in der religiösen, politischen und moralischen Welt gewesen, ohne welche wir nicht weiter gekommen wären — ohne Leidenschaft denken die meisten lieber an Ruhe und an sich, als an das Wohl und Wehe Anderer — Enthusiasten aber müssen ihre Hörner zuvor gebrochen und abgestoßen haben, ehe sie weise werden, das heißt klüger oder Egoisten.

Mangel an Phantasie, Mangel an scharfen und lebhaften Sinnen bewahren Viele vor Leidenschaft, die denn das Ansehen von Mäßigung und weiser Selbstbeherrschung haben, im Grunde aber geborene Alte sind. Mit den 50, Manche schon mit 40 Jahren, fangen wir an alt zu werden, und werden nie mehr als wir bereits sind, zum Beweise, daß Leidenschaft, die um diese Zeit abnimmt, der moralische Hebel ist. Leidenschaften gleichen den Saiten, die verschieden sind; die Eigenliebe spielt ihr Instrument so gut als möglich, und aus der Verschiedenheit geht dennoch Harmonie hervor. Die Philosophen betrachteten meist den Menschen, wenn ihre eignen Leidenschaften schon in die Ruhe eingegangen waren, aus dunklen Rückerinnerungen, und die meisten waren wohl ohne Leidenschaften von Bedeutung, oder wie in Lagen, wo solche erwachen, mit andern zusammenstoßen, und dann das Teufelsspiel treiben konnten, das Leidenschaft gegen Leidenschaft zu treiben pflegt. Im Sturme der Seele, oder unmittelbar darauf, wenn Ebbe und Fluth wieder eingetreten, scheint mir der Mensch noch wenig betrachtet worden zu sein, um die Natur auf der That zu erwischen; denn die Philosophen sind viel zu bequem und zu furchtsam, um sich wie jener Sturmmaler mitten im Sturme an den Mast festbinden zu lassen, der unter Flüchen und Gebeten der Matrosen ausrief: „O! wie schön! wie schön!" Die meisten Philosophen haben nicht einmal das Meer gesehen vom Festlande aus, und von den über Leidenschaft predigenden Theologen mag ich gar nicht sprechen, die dem gelehrten Staarmätzchen gleichen; „Spitzbube! Spitzbube! ruft es den Vorübergehenden — ich — ich gut Staarmätzchen!"

Im Sturme der Leidenschaft zeigt sich der Mensch allein ganz, wie er ist, und das Fräulein, von einer Französin erzogen, ruft schwerlich, wenn es auf das Füßchen getreten wird: Helas! oder Mon Dieu! sondern: „Ach Gott!" und vielleicht noch etwas Anderes, so wie der gnädige Herr, dem der Diener eine Schüssel über sein Kleid schüttet, schwerlich rufen wird: „O Schuft, o Dummkopf!" wohl aber, Donnerwetter! oder Sakermentskerl! Gar viel, was wir in der Geschichte bewundern und groß nennen, ist Werk der Leidenschaft, und die Schreckensmänner unserer Zeit entschuldigen ihre Greuel mit der Frage: Wenn im Sturm der Pilot sein Schiff glücklich in Hafen gesteuert hat, wer mag bei heiterm Himmel sein Manöver bekritteln? Entschuldigte man nicht General Ney's Verrath an Nation und König mit 25jährigem Dienst, und einer viertelstündigen Aufwallung?

Leidenschaften können selbst als Aerzte gebraucht werden; Lessing behauptete, sein Hazardspiel verschaffe ihm eine

heilsame innere Bewegung — Leidenschaft belebte die Körperkraft des sterbenden Muley*) in der Schlacht so gut, als die Kraft der nervenschwachen Dame beim Ball, und Weickardt heilte den gelähmten Arm einer Schönen, indem er sich stellte, als wollte er einen frevelhaften Griff machen; die Schöne stieß ihn von sich mit dem gelähmten Arm wie mit dem ungelähmten. Verjagt man nicht durch den Wind und ein bischen Klappern selbst freche Spatzen von den Kirschbäumen? Scheidemantel hat in einem Buche, „die Leidenschaften als Heilmittel betrachtet," 1787, ist aber mit seinen Betrachtungen eines so interessanten Gegenstandes allzu sparsam, oder allzu praktisch gewesen.

Ohne Leidenschaft gäbe es nicht die Hälfte von Lächerlichkeiten, und wohl uns, wenn sie uns blos lächerlich und nicht auch verhaßt und verachtet machen; wohl uns, wenn blos Pharisäer wie zu Judas sprechen: „Was geht uns das an, da siehe du zu!" Laster führen zu Verbrechen — und das Verbrechen selbst kann zur Leidenschaft werden. Lastervolle Menschen sind in der Regel stets auf ihrer Hut und haben Augen wie Fliegen; Energie ist ihr Erbtheil, während Arglosigkeit, Schwäche und Liebe zur Ruhe den Redlichen leicht in das Garn des Schufts führt; denn Wachsamkeit ist die Tugend des Lasters. Wer so weit ist, sich weder um die Achtung Anderer noch seiner selbst zu kümmern, und völlig demoralisirt ist, bekommt eine gewisse Bitterkeit des Charakters, seine Blutmasse etwas Fieberartiges; während er von Außen lächelt, fürchtet er den Rückblick in sein eigenes Inneres — ohne Nachdenken überläßt er sich zuletzt seinem Hang, und Verbrechen sind ihm Bedürfniß. Robespierre suchte die Garantie seiner Verbrechen zuletzt wirklich in neuen — Furcht und Schrecken vor ihm war ihm schmeichelhaft, Haß war ihm, was Andern Liebe, und so würgte er wie eine wilde Bestie ohne allen Hunger aus reinem Durste nach Blut. In einer ähnlichen Gemüthslage mag sich wohl häufig ein noch weit merkwürdigerer Mann befunden haben, aber Madame Stael scheint mir doch zu weit zu gehen, wenn sie ihn Robespierre a cheval nennt?

Leidenschaften machen leider den Menschen andern Menschen gefährlicher als die Elemente, und vollendete Schurken sind wirklich gefährlicher als Erdbeben und Orkane, Feuersbrunst und Wasserfluth, und der Säckelmeister Judas ist gegen sie nur ein unbesonnener Knabe; wäre er Bösewicht gewesen, wie Andere mit den schönsten schwarzen Haaren, so hätte der Rothkopf gewiß — sich nicht selbst gehängt. Es wäre möglich, daß ihn der Handel gereut hätte; denn 30 Silberlinge waren doch wahrlich eine schöne Summe, selbst für jene Zeiten; wahrscheinlicher ist daher, daß er glaubte, der große verhandelte Prophet würde sich schon selbst aus der Schlinge zu ziehen wissen — der Gesellschaftssäckel, den er führte, war ohnehin nie in glänzendem Zustande — und so wäre geholfen — die verhaßten Hebräer geprellt gewesen und Judas als Muster schlauer Prellerei dagestanden, vor der sich selbst das moderne Israel nicht zu schämen gehabt hätte.

Große Verbrechen sind wahre Paroxismen der Vernunft, wie die auffallende Körperstärke in hitzigen Fiebern, Zorn und Wuth — aber eine gewisse scheinbare Leidenschaftslosigkeit, die gerade ein recht festes Anklammern an Grundsätze des Teufels ist, ist die leibhafte Furie der Hölle. Wohl dem, der mich nicht ganz fasset! Der Schurke par excellence ist kalt wie Eis, geschmeidig wie ein Damenhandschuh, glatt wie ein Aal, der einem aber den Arm entzwei schlagen kann; wachsam wie der Hahn, geduldig wie ein Verliebter, besonnen wie ein falscher Spieler, stets lächelnd wie ein Höfling, aber mit dem Kusse des Judas mischet er schon sein Gift, listige Verleumdungen bereiten ihm den Weg zu Meisterschlägen — und ist der rechte Zeitpunkt gekommen, so zieht er den Dolch, oder stürzet über sein Opfer, wie der im Gebüsche lauernde Tiger, oder die Schlange. Der Schurke gleicht jener Uhr mit der Inschrift: „Aeußerlich ruhig, innerlich bewegt — alle Martern der C. C. C.*) sind für einen solchen Schandfleck der Menschheit zu geringe. — Wohl dem! der da glaubt, ich übertreibe — es ist ein Beweis, daß er so glücklich war, solche Leidenschaftslosigkeit, und solche Schurken nie in seiner Nähe zu sehen!

Natürliche vollkommene Apathie ist Zeichen der Dummheit; die Apathie der Stoiker war Ziererei oder Ueberspannung; aber die wahre mühsam erworbene Apathie ist ein echter Herkules, der sich auf dem Berg Oeta verbrannt, um sich aller Schlacken zu entledigen, und Göttern gleich zu werden. Man kann das edle Roß, das immer andern voraus will, gewöhnen, mit andern gleichen Tritt zu halten, wenn es auch schäumet, brauset und tanzet; der Esel aber, weit entfernt, andern voraus zu wollen, bleibt lieber zurück, kommt zu spät, ist aber dennoch ruhig und zufrieden. Die kleine Art stürzt nach und nach eine Rieseneiche, nie aber vermag die sorgsamste Pflege den Dornenstrauch zur Eiche machen. Es ist recht gut, daß wir zu Zeiten unsere Vergänglichkeit und unser Nichts vergessen, wer würde sich da noch dem geringsten Unternehmen unterziehen mögen? Alle würden rufen: „In's Bett! In's Bett!" oder: „In's

*) In der Schlacht, worin die vom König Sebastian geführte portugiesische Armee auf der afrikanischen Küste von Fez unterging, führte der Sultan von Maracco, Muley, sterbend und in einer Senfte getragen, seine Truppen. Die Portugiesen machten den Angriff, in der Meinung, das Heer ihrer Feinde sei durch die Krankheit des Sultans ohne Anführer; so wie der Kampf begann, erlangte jedoch derselbe plötzlich seine Kraft wieder und starb dann unmittelbar nach dem Siege.

*) Der Carolina (des Criminalgesetzbuches, welches unter Karl 5. Deutschland gegeben wurde und dessen barbarische Strafen und Folterungen wenigstens bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts allgemein galten.) C. C. C. ist Abkürzung von Caroli Caesaris Carolina (die Carolina Kaiser Carls.)

Kloster! In's Kloster!" Apathie taugt nicht in die Welt, und der Mensch ist gerade tugendhaft, wenn er ganz Mensch ist — naturae convenienter, die Haupttugend aber Mäßigung der Begierden (Sophrosine, gesunder Sinn, eigentlich fehlt uns ein gutes Wort für jenes schöne griechische); denn Leidenschaften sind und bleiben Krankheiten der Seele, gefährlicher als die Krankheiten des Körpers. Nur wenn der Mensch den Weg der Natur verläßt, geht er zum Laster über, und Laster macht den Großen und Reichen so gut unglücklich als den Kleinen und Armen; daher nennt auch der gemeine Sprachgebrauch recht richtig den höchsten Lasterhaften einen Unmenschen.

Götter! welch' dunkle Nacht umfängt die Herzen der Menschen!
Tereus galt in dem Volk als er seine Schandthat vollbrachte
Noch als fromm, und erlangt des Verbrechens Lob von den Andern.

Stolz, Geiz und Wollust mit ihren tausendfachen Modificationen machen die drei Grundleidenschaften, welche unsere heiligen Bücher Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben nennen; sie bilden die Basis des Weltkindes, das in Sünden todt nie in das Himmelreich eingeht. Das Fleisch widersteht dem Geiste — das Fleisch ist schwach und der Teufel versucht uns — und gerade am meisten, wenn ein Verbot oder eine Schwierigkeit den Reiz erhöht. Philipp verschloß den Niederländern Lissabon, wo sie bisher ihre Kolonialwaaren geholt hatten — nun holten sie solche aus erster Hand. Der Mensch weiß, was ihm gut ist; aber dahingerissen vom Sturm der Leidenschaft strebt er nach dem Unerreichbaren und verschleudert die Gaben der Möglichkeit. Weit umher bietet des Abends Kühle der Mücke den schönsten Spielraum in ihrem ephemeren Dasein, aber umsonst, sie verbrennt sich lieber am Lichte. Die alten Holzschnitte unserer Katechismen, welche die zehn Gebote vorstellen, stellen eitel Scenen vor, wie die Gebote übertreten werden, und auch nicht eine, wo man sich ihnen fügte!

Die Neueren haben Leidenschaften und Affekte von einander getrennt, und mit Recht; denn sie sind wesentlich verschieden: jene sind Begierden und Verabscheuungen, diese bloße Gefühle höhern Grades; diese gehören mehr dem innern Sinne an, jene mehr der Sinnlichkeit. Der Affekt wird durch die Dauer geschwächt, wie der Zorn und die Furcht; Leidenschaft aber hat einen bestimmten dauernden Zweck, den sie durchaus zu erreichen sucht; ja selbst bei Erreichung desselben verstärket sie sich noch, wie wir bei der Liebe, dem Geize und der Ehrsucht sehen. Abwesenheit vermag einen schwachen Affekt zu heilen, verstärkt aber eine bereits in Leidenschaft übergegangene Neigung, wie der Wind ein Licht ausbläs't, ein Feuer aber nur zu höhern Flammen anbläs't. Einmal, Keinmal, gilt nicht von der Leidenschaft; hat sie einmal A gesagt, so sagt sie auch B, und nach Befinden das ganze Alphabet bis zum Z, wo sie wohl aufhören muß; wer einmal genascht hat, naschet hundertmal — der Appetit kömmt beim Essen — wer einmal regiert, oder eigentlich geherrscht hat, will fortherrschen und wenn man ihn auch auf Elba oder Helena einsperrt — der Stein, ins Wasser geworfen, macht anfangs nur einen kleinen Kreis, aber der Kreis macht neue und größere, und gerade so steht es mit der kleinsten Erschütterung in der Seele. Die Macht der Gewohnheit zeigt sich auch hier unwillkürlich, wie bei Dr. Clifford zu London, dem man nachsagte, daß er in eigner Krankheit nach dem Puls gegriffen, und dann ein Goldstück aus der Tasche genommen und in die andere gesteckt habe. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht, oder — voll ist, wie die Mädchen am besten wissen — wer einmal gestohlen hat, stiehlt gerne wieder, und mehr noch, aus dem Dupe wird der Fripon, und geht's am Ende — zum Galgen, so ist Einmal gewiß nicht Keinmal!

Affekte wirken wie mächtige Gewässer, die den Damm durchbrechen, und sich dann verlaufen; Leidenschaften aber wie gewaltige Ströme, die sich nur desto tiefer in ihr Bett eingraben. Affekte sind Aufbrausen der Empfindungen, die offen und ehrlich zu Werke gehen, während Leidenschaft gerne versteckt und hinterlistig handelt. Der Affekt ist ein vorübergehender Fieberparoxismus; die Leidenschaft aber ein kaltes schleichendes Fieber, das den moralischen Tod nach sich zieht. Beide hindern übrigens den ruhigen Gang der Vernunft und fließen ineinander, daher auch wir sie nicht trennen werden; beide sind krankhafte Zustände der Seele, daher wir sie Suchten nennen, was von Siechen hergenommen ist, und haben ihren geregelten Gang, gleich der Natur, und daher ist jede Beobachtung interessant, wenn sie in puncto, puncti geschieht, was schon selten ist. Das Kapitel Leidenschaft halte ich für das interessanteste und allerpraktischste in der ganzen Anthropologie, und ich glaube die Bescheidenheit nicht zu verletzen, wenn ich auch meine nun folgenden Kapitel der Leidenschaften dafür halte, und wünsche, daß meine Leser mit mir einverstanden sein möchten.

Freude und Schmerz, die beiden Elemente aller Gefühle, gehen leicht über in die Affekte des übertriebenen Selbstgefühles, der Liebe und des Hasses, der Ehre und der Eitelkeit, des Eigennutzes und des Geizes ꝛc. und aus Affekten werden Leidenschaften. Die reinen Gefühle der Wahrheit, Schönheit, der Mitfreude und des Mitleids, des moralischen Gefühls ꝛc. selbst können unrichtige Wendung nehmen, wie wir bei gelehrten Streitigkeiten sehen, bei Religionsschwärmern, bei mitleidigen Weibern, und bei den sogenannten Wahrheitstölpeln, die mit der Thür in's Haus fallen, und, aller Höflichkeit vergessend, deutsche Michel geworden sind. Nicht minder oft verirret sich das Schönheitsgefühl — seinen weiblichen Frosch liebt der männliche, jener scheint ihm schön wie Diana zu sein — und am allerhäufigsten das rüstigste aller Gefühle, das Gefühl des Lächerlichen — von der Freude und dem Frohsinn bis zur Ausgelassen-

heit und beleidigenden Spott. Es gereicht zur Ehre der Menschennatur, daß wir mit den geselligen Leidenschaften sympathisiren, vor ungeselligen und selbstischen aber zurückschrecken; selbst mit der Freude sympathisiren wir mehr als mit Kummer und Traurigkeit, wenn wir aufrichtig sein, und nicht aus Wohlstand und Artigkeit zu sympathisiren scheinen, und sprechen wollen: Es thut mir Leid.

Ein Affekt kann durch einen andern gedämpft und das Gleichgewicht der Seele wieder hergestellt werden, und diese Kraft liegt oft in der Kraft des Lächerlichen. — Den heftigsten Zorn, die bangste Furcht, die tiefste Traurigkeit hat schon öfters ein witziger Einfall oder Scherz zerstreut; denn Affekte entstehen gar oft aus wahren Kleinigkeiten; warum sollten Kleinigkeiten nicht auch wieder zu beruhigen vermögen? Nicht alle haben die Abstractions-Kraft der Philosophen; nicht alle sind so glücklich, daß ihnen eine weise Erziehung das Principiis obsta erleichterte, und da ist dann das Lächerliche ein Lebensbalsam, wie Wein, Weib und Gesang. Die alte schöne Fabel des Krantor, der den Reichthum, die Wollust, die Gesundheit und die Tugend in den olympischen Spielen wettkämpfen läßt — die Wollust siegt über Reichthum, weil man letzteren ja nur um ersterer willen sucht, die Gesundheit über die Wollust, weil ohne sie Reichthümer und Wollüste nicht genossen werden können, zuletzt erhält die Tugend die Siegespalme, weil jene drei uns nur unglücklich machen würden ohne Tugend — diese göttliche Fabel ist noch heute für Leidenschaft, was Harmonie für den Tauben!

In jeder Leidenschaft spielt die Einbildungskraft den Meister über die Sinne, gerade wie beim Wahnsinn, und wir sind Phantasten und Geisterseher. Unglückliche Liebe — plötzlicher Glückswechsel, Vermögensverlust, Schrecken — unerwartetes Benehmen eines verächtlichen, schwachen Wichtes, dem man sich hingab und ihm vertraute — haben schon manchen, der nichts weniger als Schwächling war, in Melancholie und Wahnsinn gestürzt; Melancholie, die im Schooße der Freundschaft vielleicht in kurzer Zeit geheilt worden wäre, geht in Wahnsinn über, wenn die krankhaften Reize noch durch neue unerwartete Inhumanitäten verstärkt, statt Hülfe, wohl gar Vorwürfe gemacht, und Anstalten zu Entfernung des Unglücklichen getroffen werden in fremde Hände. Nie schmerzte wohl Cäsar etwas mehr, als da, wo er zu Brutus die wenigen Worte sagen mußte: Auch du, Sohn? In Irrenhäusern findet man vergleichungsweise nur wenige Irre, aus der Klasse derer, die mehr den Verstand als die Imagination üben, nur selten Naturforscher und Mathematiker, Juristen und Aerzte, desto mehr aber Dichter, Künstler und Mystiker!

Leidenschaften und Affekte verhalten sich zum homuncio, wie Athener und Spartaner in Hinsicht jenes Alten im Theater; jene verweigerten ihm einen Sitz, und diese standen ehrfurchtsvoll auf, worüber die Athener klatschten, und der Greis ausrief: „Die Athener wissen, was recht ist, und die Spartaner üben es aus.“ Man bekennt sich noch hie und da zu gewissen Fehlern, aber der Leibfehler wird verschleiert, so wie man gewissem Vergnügen gerne den Schein von Pflichten sogar giebt: man zieht in die Stadt lediglich um der Kinder Erziehung willen, aufs Land um der Unschuld willen, ins Bad um eines Kranken willen ꝛc., eigentlich aber weil man selbst gerne in der Stadt, auf dem Lande, oder im Bade wäre — manche gehen schlafen, um Holz und Licht zu sparen, oder gar ins Kaffee- oder Wirthshaus, so ökonomisch sind sie geworden. Wir verschleiern Lieblingsfehler schlauer Weise, was manche vielleicht aus Swifts herrlicher Thierbeichte gelernt haben mögen, was aber der Fall bei Landgraf Philipp von Hessen nicht gewesen sein kann, der an Herzog Christoph von Württemberg von seinen jungen Burschen (so nennt er seinen Prinzen, den er ihm zum Tochtermann zudachte) schrieb: „Es ist zwar ein störrischer, zorniger Kopf, ein Trinker, Spieler und Nachtschwärmer, aber sonst ein recht frommer, treuer, guter junger Mensch.“ — Zwischen Vater und Sohn hieß es Nachsicht geben wir uns, und verlangen sie auch von einander und so wollen wir es auch halten, und den Mantel christlicher Liebe überbreiten, wenn wir uns auch gleich nicht enthalten können, zuvor ein bischen — drunter zu gucken.

Es scheint, die Verschleierung, welche Modesitte neuer Zeit ist, hat Schuld, daß wir noch heute keine rechte Pathognomik haben, trotz aller Versuche; allgemeine Merkmale zwar bekannt, aber die hundertfachen Schattirungen, die Temperament, Alter, Geschlecht, Stand, Vermögen u. s. w. machen. In früher Jugend herrschen Ungebundenheit, Freiheit, Faulheit, Nascherei — später treten Liebe, Eitelkeit, Wißgebierde ꝛc. an die Stelle — den Mann quälen Ehrgeiz, Zorn, Rache, den Alten Egoismus, Geiz, Aerger ꝛc., die alle ihre Naturstrafe hinter sich drein führen. Der Lustsucht folgt Ekel, Krankheit, Unvermögen, dem Ehrgeiz und Zorn, Knechtschaft und Unruhe, dem Geize Armuth mitten im Ueberfluß — dem Egoismus Haß oder Gleichgültigkeit Anderer, den Eiteln, Feigen und Weichling straft wenigstens die Geißel des Satyrs. Jene Verschleierung oder höfische Verstellungskunst ist einmal Folge der höheren Verfeinerung und eine nothwendige Eigenschaft des Gebildeten, der in der Welt und Gesellschaft fortkommen will; aber wie wäre es, wenn wir das Vergnügen des Theaters, das unsre Voreltern nicht kannten, oder nur im Rohen, und das ohnehin zunächst auf Erregung angenehmer, trauriger und gemischter Empfindungen abzielet, durch einen neuen Zweig geistigen Vergnügens erhöhten, durch richtige anschauliche Darstellung der vollen Wahrheit? — eine förmliche Leidenschaftsdeutung wäre das wahre Fensterchen in der Brust, das Momus vielleicht auch meinte. Maler haben schon viel geleistet, aber Dichter und Schauspieler können mehr leisten, als Meißel und Pinsel zu leisten vermag.

Die Weisheit gedeihet nur auf dem Boden der Selbstkenntniß, und nur der Weise kennt sich selbst. Ruhe des

Gemüths ist die Tochter der Weisheit; aber wo diese finden, wenn die Mutter noch nicht gefunden ist? Man kennt den Menschen, wenn man sich selbst kennt — der schwerste Schritt, weil Selbstsucht sich quer in den Weg stellt — der zweite Schritt, die Menschen kennen zu lernen, ist leicht, sobald man unter ihnen und mit ihnen lebt — und im Spiegel Andrer lernt man doch auch sich selbst besser kennen, als vor dem eigenen Spiegel. Die Menschen — gleichen sich alle, unter Pharaonen wie unter Alexandern, unter Cäsarn wie unter Carln uud Napoleonen, unter dem Nord- und Südpol, wie unter der Linie, in Wien wie zu Paris, und in la Trappe wie im Serail — allerwärts Menschen — homunciones (Menschlein.) Und worauf läuft die hochberühmte Menschenkenntniß, die man uns so sehr anempfiehlt, und deren sich gar oft diejenigen am meisten rühmen, die sie am wenigsten besitzen, worauf läuft sie hinaus, und was ist sie? Die richtigste Definition, beinahe so erhaben, als die Hobbes vom Lasterhaften giebt: Ein böser Mann ist ein starker Knabe, dürfte nach vielfachen Täuschungen und Gefahren, die man erleben mußte, leider sein: Unglaube an Tugend und Redlichkeit! Die Stoiker kannten nur eine Tugend, und nur ein Laster, die sich wie Gesundheit und Krankheit verhalten; aber schon die Dichter der Griechen sprechen: Gut nur auf eine Art, Schlecht auf tausend Arten!

Allerwärts klagt der Mensch Natur und Schicksal an, und sein Schicksal ist doch in der Regel nur Nachklang seines Charakters, seiner Leidenschaften, Fehler und Schwächen. Wer im Frühjahr nicht säet, kann im Sommer nicht ernten, im Herbst und Winter nicht genießen, und wie wir richten, so werden wir gerichtet, und wie wir geben, wird uns gegeben, spricht unser christlicher Sokrates. Die Leidenschaften sind gerade in uns, was der Pöbel im Staate ist; gewinnt er die Oberhand, so besticht er alle Sinne und alle Seelenkräfte, welche Bürger sind; die höhern Stände müssen ihm dienen, und zuletzt guillotinirt er Alles, was sich nicht fügen will, und selbst den König, oder den Verstand: sie sind die Riesen, die Jupiters Thron stürmen, und die eigentlichen Sünden von der Original- oder Erbsünde an bis zu den Todsünden und verzeihbaren, Unterlassungs- u. Begehungssünden, den vorsätzlichen und unvorsätzlichen, fleischlichen, und geistigen, groben und subtilen Sünden, bis zur Sünde gegen den heiligen Geist, an die Friedrich nicht zu glauben schien, weil er das Buch darüber seinem Verfasser wieder zurückgab: „Was soll ich mit Seiner Sünde gegen den heiligen Geist?"

Lang ist das Sündenregister der schwarzen Herren, die stets fein zu distinguiren wußten; sie machen aber Alles dadurch wieder gut, daß sie vom Wege des Lasters und der Tugend, des Lichtes und der Finsterniß sprechen, solchen zeigen, und Pecatum von Pecus (Sünde und Vieh) ableiten. Das Pecus, Mensch genannt, würde sich auch in der That zu seinem eigenen Jammer viel zu sehr vermehren, wenn es nicht Mutter Natur durch seine Leidenschaften, Thorheiten und Sünden gegen Uebervölkerung schützte. Niemand spreche, daß er von Gott versucht werde; jeder wird versucht, wenn er von eigner Lust gereizt und gelockt wird; darnach wenn die Lust empfangen hat, gebärt sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebärt sie den Tod! Man kann die alten 7 Todsünden füglich mit den alten 7 freien Künsten vergleichen — ja sie sind noch freiere Künste — die Hoffart mit der Astronomie, den Geiz mit der Arithmetik, die Unkeuschheit mit der Musik, die Völlerei mit der Rhetorik, den Zorn mit der Dialektik, den Neid mit der Grammatik und die Trägheit mit der Geometrie. Jedes Gleichniß hinkt.

Der Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit ist die wahre Wiedergeburt, die den natürlichen Menschen umwandelt in den geistigen (nicht geistlichen), und das Gegengift der Leidenschaft ist die Mäßigung, die auch unter den vier Cardinal-Tugenden der weisen Alten glänzt, ihre Mäßigkeit neben der Seelenstärke, Klugheit und Gerechtigkeit. Und was sagen unsre heiligen Bücher? „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert? darum fget aus den alten Sauerteig, und lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit." — Es ist sonderbar, daß jene Cardinal-Tugenden der Alten alle weiblichen Geschlechts sind, selbst das Wort Virtus (wie auch in der Sprache der Deutschen), das ein humoristischer Schulmann seinen Schülern erklärte: Vir Mann, tus thu's — dafür ist aber auch das Wort Versuchung weiblichen Geschlechts, und männlich das Wort Sieg.

Theologen und Juristen fordern von dem Menschen in abstracto offenbar mehr, als der Mensch in concreto zu leisten vermag, gerade wegen seiner Versuchungen, und die Theologen hätten es um so weniger thun sollen, da sie die Leidenschaften — Versuchungen des Teufels genannt, und damit vielleicht mehr Vernünftiges gesagt haben, als man von ihnen gewohnt ist. Das Merseburger Bier ist dann am besten, wenn es recht weit verführt worden ist, und so auch gewisse Weine; und das wahre Glück des Lebens beginnt erst da, wo die Versuchungen aufhören oder schwächer werden. Die Philosophen gingen stets billiger zu Werke, und hatten Gehör, wenn die Leidenschaft ruft: Wärest du hier, du dächtest anders! Freiheit — Tugend — Gott —

Dem Menschen ist aller Werth geraubt
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt!

Hier wollen wir noch Salomon's drei Worte zählen: Alles ist eitel! Schönheit und Verstand, Reichthum und Sinnesgenuß, Ruhm und Macht, die Majestät der Könige und Völker, Städte und Staaten endigen sie nicht alle mit hic jacet? Und sie begruben ihn. Ninive, Memphis und Babylon, Athen, Corinth, Carthago und Rom liegen unter

Ruinen, und von einem Trier, das 1250 Jahre vor Rom erbaut sein soll, will ohnehin niemand mehr was wissen. Das einst so herrlich und froh blühende Vorderasien hat mehr Städte-Gräber, als Dörfer, mehr Räuber, als Inwohner; Lucanus, der uns erzählt, daß man schon zu Cäsars Zeit vergebens nach den Trümmern des weltberühmten Troja forschte: Auch die Trümmern verschwanden — und nun das kurze Menschenleben?

Ach, alles, alles währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr!
Dann legt man sich zu seinen Vätern nieder,
Und kommt nimmer, nimmer wieder!

(Für die Fackel.)

Irrthum ist die Quelle von vielen Uebeln.

Aus den Papieren von S. Ludwigh.

Der Zweck des Lebens ist: glücklich sein. Die Welt ist so schön, so reich an Freuden. Aber es giebt so viele Menschen, die blind sind für die Schönheiten der Welt, und anstatt die Freuden der Welt zu genießen, machen sie dieselbe zum Jammerthal. Anstatt das Leben sich zu versüßen, verbittert es sich der Mensch meist selbst. Der vernünftige Mensch hat wenige Bedürfnisse, der unvernünftige ist mit Nichts zufrieden. Anstatt das Glück in sich selbst zu suchen, suchen es die Meisten außer sich und je mehr sie sich zu Sklaven der Außerdinge und einer oft sehr verkehrten Meinung Anderer machen, desto elender sind sie. „Gesundheit, Nahrung, Kleidung und Obdach" sind Hauptbedingnisse, um glücklich zu sein; indeß Wissenschaft, Kunst, Freundschaft und Liebe zu den höheren Genüssen des Lebens eines gebildeten Menschen beitragen. Wohl giebt es Krankheiten, die sich vererben, und solche, die den Menschen ohne Verschulden befallen; allein an den meisten Krankheiten trägt der Mensch selbst die Schuld, durch Unvorsichtigkeit, durch Unmäßigkeit, durch Verschwendung der Lebenskräfte, oder durch widernatürliches Kasteien. Jeder Mensch sollte seine körperliche Beschaffenheit kennen, sollte wissen, was ihm schadet, und Das sorgfältig vermeiden. Thätigkeit und Bewegung, einfache und kräftige Speisen, frische Luft nnd frisches Wasser, sind Haupterfordernisse der Gesundheit und Nichts trägt mehr zur Verlängerung des Lebens bei, als ein steter Wechsel zwischen körperlicher und geistiger Beschäftigung, die nie bis zur Erschöpfung getrieben werden darf, um nicht nachtheilig zu wirken.

Betreff der Speisen und der Getränke hört man so oft den Menschen sagen: Dies sei gesund, Jenes ungesund; Dieses liebe ich, Jenes liebe ich nicht. Der Geschmack ist verschieden und darüber zu streiten wäre Thorheit; was aber die Speisen selbst betrifft, in Bezug auf Gesundheit, so muß ich behaupten, daß ein gesunder Magen nicht ängstlich zu sein braucht, so lange er nicht mit unverdaulichen Stoffen zu sehr überladen wird.

Der Mensch wird mit Leidenschaften geboren, welche ihm Das sind, was dem Schiffe der Wind. Ohne Leidenschaften wäre der Mensch ein Automat, und doch sind es Leidenschaften zugleich, welche ihn, wenn sie nicht durch die Vernunft geleitet werden, oft namenlos unglücklich machen oder vernichten, wie der Sturm das Schiff auf offener See.

Die Hauptrolle im Leben des Menschen spielen wohl Liebe und Ehrgeiz. Liebesbeseligt und Ehrgeiz ist der Sporn zu mancher edlen und großen That. Die Liebe zwischen beiden Geschlechtern ist nie ganz rein von Sinnlichkeit und je weniger sie von dieser bedingt wird, desto reiner, desto dauernder ist sie. Hoffnungslose Liebe hat schon viele Jünglinge und Männer, viele Mädchen und Frauen unglücklich gemacht. Dem Liebenden oder vielmehr dem Verliebten, erscheint der geliebte Gegenstand als Ideal, das alles Vollkommen in sich vereinigt; ihm ist er fixe Idee und Mangel an Gegenliebe hat schon eben so oft zu Selbstmord geführt, als befriedigter Genuß zum Grab der Liebe, wenn diese vorherrschend sinnlich war, ohne Harmonie des Geistes, ohne Harmonie des Charakters. Die meisten Ehen sind in solchen Fällen die eigentlichen Gräber der Liebe, jener Ehen gar nicht zu gedenken, die größtentheils aus Convenienz und niedrigem Interesse geschlossen werden.

Eine glückliche Ehe ist der Himmel auf Erden; eine unglückliche kömmt dem Fegefeuer gleich, in dem die arme Seele durch Erlösung Hoffnung auf den Himmel hat. Der irrthümliche Begriff über Liebe, Ehe und eheliche Pflichten ist eine ersprießliche Quelle des menschlichen Elends. Eifersucht ist der wahre Ehestandsteufel, der durch die Perspective des Egoismus und der Einbildung überall Höllenbilder sieht, die mit Angst erfüllen und in's Unglück führen. Was an Liebe und Pflicht mangelt, das kann kein Sakrament, kein Contract verleihen und da die Erfahrung lehrt, daß dem aufgelös'ten Contract höchst selten ein zweiter glücklicher Contract folgt, so mag es wohl die katholische Kirche ersprießlich gefunden haben, die Ehe zum Sakramente zu machen und dadurch die unglückliche Ehe zur permanenten Hölle, mit der Gnade der Trennung der armen Seelen a mensa und a toro. Da das dauernde Glück der Menschen überhaupt zu den Seltenheiten des Lebens gehört, so darf man sich denn auch nicht wundern, daß es der glücklichen Ehen so wenige giebt; denn Irrthümer über den Begriff des Glückes sind auch in der Ehe gar zu oft die Ursache von vielen Uebeln.

Ehrgeiz und edler Stolz sind Tugenden, welche das Feld der Kunst und der Wissenschaft pflegen und mit neuen

Erfindungen bereichern; welche der Freiheit die Bahn brechen, die Bande der Knechtschaft zerbrechen und zu großen, zu edlen Thaten begeistern; doch der irrige Begriff von Ehre, der Hochmuth, die Ehrfurcht haben die innigsten Bande der Freiheit zertrümmert, haben die Freiheit in Staub getreten, die Völker in Knechtschaft gebracht und die Erde mit Blut gedüngt, ohne dem Ehrsüchtigen sein eigenes Glück als Lohn zu sichern. Alexander war eine Geisel der Völker und seiner selbst; er war mit seinem Schicksal, trotz aller Eroberungen eben so wenig zufrieden, als der Despot, der ihn entthront hat. Ihre Seelen waren ihrer Sphäre nicht angemessen.

Gewöhnliche Menschen beneiden oft das Schicksal der Fürsten, und wie wenige derselben kann man glücklich nennen! Ihr beschränkter Geist, ihr Mangel an Energie steht nicht im Einklang mit den Grenzen ihrer Sphäre und so unglücklich sie selbst sind, so unglücklich machen sie auch ihre Völker; indeß ehrsüchtige, zu feurige Monarchen, ohne geregelte Vernunft, ohne Edelmuth und Zartgefühl des Herzens, zur Geißel der Welt werden. Der Mensch kann nie glücklich sein, wenn seine Wünsche sich nicht den Verhältnissen accommodiren. Die Macht des Fürsten hat keinen Werth, wenn er sie nicht zu gebrauchen versteht. Ein Weiser auf dem Throne müßte der Glücklichste der Sterblichen sein. Die grobe Ambition, welche blos nach Ruhm und Ansehen strebt, führt zu Unglück, wenn sie ihr Ziel nicht erreicht. Die edle Ambition, die ihr Glück im Glücke Anderer findet, die aus Liebe zu einer Sache, zu einem Princip begeistert, wird auch dann nicht unglücklich machen, wenn weder Ruhm, noch Ansehen sie lohnt; ja, sie erhebt sich selbst über Verkennung, Schmähung, Täuschung, Hintansetzung, über Ketten und Verbannung, verhängt durch Bosheit oder Neid, durch Schlechtigkeit oder durch Irrthum, nicht durch die Sache, das Princip, für das sie gekämpft. Edle Menschen, die in Verhältnisse gesetzt sind, viele Andere glücklich machen zu können, sind dadurch auch selbst am glücklichsten.

Irdische Größe, Rang und Reichthum haben nur für den einen Werth, der sie für eigenes Glück anzuwenden versteht: Vielen sind sie eine gefährliche Waffe, die sie selbst am tiefsten verwundet. Reichthümer in den Händen des Geizhalses, in den Händen des Verschwenders lassen Jenen darben und verfügen über Diesen Krankheit, Langeweile, Ueberdruß, indeß sie in den Händen des vernünftigen und edlen Menschen, d. h. des Weisen, das Mittel sind, sich selbst und Andere glücklich zu machen. Das Geld ist blos der Repräsentant des Glückes; sein innerer Gehalt liegt in der Kunst, es benutzen zu können, ohne sich und Andern zu schaden.

Das Vergnügen ist ein Gut und es gehört zur Wesenheit des Menschen, es zu lieben, es zu suchen; doch wird es zum Uebel, wenn so genossen, daß es Reue und Krankheit nach sich zieht, und es wird zum Fluch, wenn es Andere unglücklich und elend macht.

So wie es der Zweck des Lebens ist: „glücklich zu sein," soll auch jede gesetzliche Autorität dahin abzielen, das Glück der Menschen zu fördern, und sie in ihren Rechten — welche auf wechselseitigen Pflichten beruhen — zu schützen. Kein Sterblicher erhält von der Natur das Recht Andere zu unterjochen, Andern zu befehlen. Der Regent kann vernünftigerweise nur darum souverain sein, um die Regierten glücklich zu machen; so wie ein Volk nur dann der Souverainetät sich würdig zeigt, wenn es die Rechte Aller respectirt: ist das nicht der Fall, so verdient es eher den Namen einer Räuberhorde als den eines freien Volkes, eben so wie der Monarch zum Räuberhauptmann herabsinkt, wenn er seine Gewalt zur Unterdrückung, zur Aussaugung seines Volkes mißbraucht.

Der Nutzen Aller, ist zugleich der Betrag zum Glücke Aller. Nützlich sein, heißt tugendhaft sein; denn wer sich und Andern nützt, der macht sich und Andere glücklich. Was diesem Ariome entgegen ist, das ist Irrthum, und Irrthum ist die Quelle des Uebels.

Selbst die Religion hat nur in so ferne einen Werth, als sie Liebe nicht nur lehrt, sondern auch übt: sie nicht allein gegen ihre Genossen, ihre Gemeindemitglieder, sondern gegen alle Menschen übt, das heißt in so ferne sie das Glück der Menschen fördert.

Die Vernunft lehrt uns, daß das Vergnügen nur ein momentanes Gut ist, welches sich oft in ein Uebel verwandelt, so wie aus dem momentanen Uebel oft ein Gut entspringt; sie lehrt uns die Gegenstände in ihrem wahren Lichte kennen; sie macht uns bekannt mit Ursachen und mit Folgen; sie sagt uns, was wir thun und lassen sollen, ohne der Stimme der Leidenschaft blind zu gehorchen, und sie verlangt vom Menschen, daß er Chimären und Vorurtheilen entsage, welche das größte Hinderniß sind für Glückseligkeit auf Erden. Nicht Götter verhängen das Uebel über die Menschen, sie schaffen das Uebel sich selbst.

„Unwissenheit nnd Furcht machen Sklaverei; Vernunft und Erfahrung machen frei." Und wenn man in allen Verhältnissen des Lebens stets so handelt, um sich nicht selbst verachten zu müssen, so hat man in sich selbst einen reichen Born des Glückes, den Nichts von Außen zerstört und der nur dann gänzlich versiegt, wenn der Tod Schmerz und Lust ein Ende macht.

(Für die Fackel.)

Ueber die Wichtigkeit der Naturwissenschaften für den Fortschritt.

Von Aug. Wagner.

Schon oft und von verschiedenen Seiten ist den Freunden des Fortschritts auf religiösem Gebiete der Vorwurf gemacht worden, daß ihre Absicht blos dahin gehe, das bestehende religiöse Gebäude niederzureißen, ohne an dessen Stelle etwas anderes setzen oder aufführen zu können, und Manche, die sich nicht von dem religiösen Unsinn gänzlich losmachen konnten, fragten, was nun?

Um diesen Einwurf möglichst zu begegnen, und zugleich den Anhängern des Fortschritts und der Aufklärung, soweit das nach dem jetzigen Standpunkte der Naturwissenschaften möglich ist, eine sichere Grundlage anstatt der Religion zu geben, damit sie nicht etwa in ihrer letzten Stunde sich wieder bekehren, soll im Nachfolgenden dieser Gegenstand auseinander gesetzt werden.

Obwohl es sehr viele Freisinnige giebt, die sich von dem religiösen Humbug losgesagt haben, so trifft man doch aber auch noch genug, welche sagen, es muß doch etwas Höheres geben, die den Glauben an einen Gott noch nicht aufgegeben haben, die behaupten, daß, da jedes Werk seinen Meister habe, so müsse auch das Weltall einen Schöpfer haben. Dies soll später durch die Naturwissenschaften widerlegt werden. Betrachten wir z. B. die sogenannten Wilden, oder Naturvölker, so finden wir, daß wie ihre Bildungsstufe war und ist, so war und ist auch ihre Religionsansicht. Anfänglich sahen diese Völker in jedem Naturereigniß, in dem Blitz, Donner, Sturm, Erdbeben ꝛc. eine übernatürliche Macht, da sie die Ursachen davon aus Mangel des Verständniß der geheimnißvollen Naturkräfte nicht begreifen konnten und vergötterten sie deshalb; so wie sie nach und nach auf einen höheren Grad der Bildung und Erkenntniß der Naturkräfte anlangten, wie sie anfingen, einzusehen, daß die Götter damit nichts zu thun hatten, kamen sie zuletzt auf die Idee dies einem geistigen Wesen, einem Gott zuzuschreiben, doch was ist damit gewonnen. Fragen wir z. B. einen Wilden, wenn wir ihm eine Uhr zeigen, was diese in Bewegung setzt und er wird antworten: ein Geist, fragt einmal unsere neueren Theologen, was das Weltall bewegt und sie werden erwidern: ein Geist, ein Wesen, wovon sich ein Mensch keinen Begriff machen kann. Es würde viel besser sein, wenn die Mehrheit der Menschen ohne einen eingebildeten Gott nicht fertig werden kann, die Sonne anzubeten, wie dies schon in früheren Zeiten von manchen Völkern geschehen ist, denn was wäre die Erde ohne die leuchtenden, wärmenden und belebenden Strahlen der Sonne? Es gab auch einmal eine Zeit, wo die Menschen glaubten, daß die Sonne sich um die Erde bewege, warum glauben sie es jetzt nicht mehr? Das Volk sieht aus dem Kalender, daß die vorhergesagten Finsternisse pünktlich eintreffen und deshalb glauben sie daran, trotzdem die Bibel anders lehrt. Wäre das Volk mit den Naturwissenschaften so bekannt, wie es sein sollte, (wozu in neueren Zeiten durch volksthümliche, leichtverständliche Bücher der Grund gelegt und die Bahn gebrochen worden ist), so würden im Laufe der Zeit gar bald die Religionen verschwinden und an deren Stelle die allein richtige und wahre, so zu sagen, die Naturreligion treten, die sich allen Menschen auf der ganzen Erde offenbart und nicht blos einigen besondern Nationen, nur Schade, daß sie noch so wenig begriffen wird, und das ist eben, warum die Menschen ohne einen Gott nicht fertig werden können.

Unter den Wissenschaften, die uns mit dem Weltall, der Erde und den Naturkräften bekannt machen, sind es besonders die Astronomie, Geologie, Physik und Chemie u. a., durch deren Studium die Menschen einen tiefern Blick in die geheimnißvolle Natur gewonnen haben, namentlich ist es die Chemie, die uns lehrt, wie die Naturkräfte wirken, aus was die Stoffe bestehen und wie sie zusammengesetzt sind. Sie ist eine der wichtigsten von allen Naturwissenschaften, die uns zum Theil jetzt schon lehrt, wie viele Körper zusammengesetzt sind und künstlich nachgemacht werden können, sie wird einst noch Alles aufklären, was jetzt noch dunkel scheint. Sie wird den Religionen den letzten Stoß versetzen und sie verdrängen, indem sie zeigen wird, daß die Grundstoffe in Folge natürlicher Anziehung durch die ihnen innewohnende negative und positive Elektricität unter Einfluß des Lichtes und der Wärme zum Theil bei Anwesenheit von Wasser (Auflösung) alle die verschiedenen und mannigfaltigen Gebilde auf dieser Erden entstanden oder geschaffen worden sind. Sie zeigt, wie die Naturkräfte nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen wirken und sich äußern, wie durch verschiedene Bildungen und Verwandlungen Alles ohne einen Gott entstehen konnte. Erschreckt und zittert ihr Pfaffen, die ihr jetzt ein gemüthliches und leichtes Leben habt, die ihr die Menschen in der Dummheit und Unwissenheit in eurem eigenen Interesse erhaltet, einst wird die geheimnißvolle Chemie Licht verbreiten, deren Fortschritt ihr nicht mehr aufzuhalten vermögt, und eurem Schlaraffenleben ein Ende machen, die Menschheit wird sich selbst das Himmelreich auf dieser Erde verschaffen, das ihr jetzt selbst genießt, indeß ihr die armen betrogenen Menschen auf ein besseres Dasein jenseits vertröstet.

Die Chemie ist vergleichungsweise eine neue Wissenschaft, indem sie erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als wirkliche Wissenschaft auftrat, die vorhergehenden Ansichten z. B. in Betreff des Phlogiston (nach welchem die Metalle Verbindungen der Kalke, Erden oder Säuren mit P. waren, während jetzt umgekehrt das Oxyd Verbindung

des Metalls mit Sauerstoff ist), waren unrichtig, jetzt aber wird durch Versuche (Experimente), Instrumente, Wagen 2c. wie bei einer mathematischen Aufgabe die Richtigkeit ihrer Lehrsätze bewiesen. Unter Chemie versteht man im Allgemeinen die Zer- und Zusammensetzung (Analyse und Synthese) aller organischen und unorganischen Verbindungen u. Körper, wobei eine wesentliche Veränderung in Form, Farbe und Eigenschaften derselben vorgeht, z. B. weißes Queckſilber und gelber Schwefel wird rother Zinnober, schwarze Holzkohle und gelber Schwefel weißer Schwefelkohlenstoff. Ein Körper, der nicht weiter zerlegt werden kann, wird ein Grundstoff (Element) genannt, von denen bis jetzt ungefähr 60 bekannt sind. Die Begeisterung für Chemie nimmt täglich zu und erwirbt ihr neue Anhänger; sie gewinnt immer mehr an Bedeutung für eine gründliche und klare Auffassung der übrigen Naturwissenschaften, sowie an Einfluß auf Handel und Industrie. In technischer Beziehung ist sie nicht minder wichtig als Physik und Mechanik, aber von noch viel größerer Bedeutung als diese für Physiologie der Pflanzen und Thiere, für Ackerbau, Medicin, das ganze gewerbliche Leben 2c. Wenn der Chemiker gewisse Körper, welche der gegenseitigen chemischen Einwirkung fähig sind, unter angemessenen Umständen mit einander in Berührung bringt, damit die Einwirkung erfolgen und die derselben ausgesetzten Stoffe nach den Gesetzen der chem. Verwandtschaft zu neuen Körpern sich umwandeln können, so besorgt der Chemiker in der That nur das Mechanische, das übrige verrichtet die Natur. Was diese im Großen und Allgemeinen bewirkt, das sucht er, die Kräfte der Natur erborgend, im Kleinen und im Einzelnen nachzuahmen. Durch chem. Prozesse kann er nicht nur solche Verbindungen von Stoffen herstellen, welche natürlich vorkommen sondern auch eine sehr große Zahl solcher, welche die schöpferische Kraft der Natur noch nie von selbst gebildet hat, welche wenigstens bis jetzt in der Natur nicht angetroffen worden sind; er kann ebenso einfache oder zusammengesetzte Stoffe isoliren, welche die Natur stets in Vereinigung mit andern bietet. Gerade darin liegt die große Wichtigkeit der Chemie für Industrie, Medicin 2c., welche noch erhöht wird, daß oft auch solche Verbindungen, die natürlich allerdings gefunden werden, durch die Chemie in weit größeren Mengen und mit weit geringeren Kosten dargestellt werden. Ein Beispiel dieser Art bietet das Ultramarin, welches ein sehr theurer Farbestoff war, so lange man sich mit den geringen, im Lasurstein natürlich vorkommenden Mengen begnügen mußte, dagegen jetzt auf künstlichem Wege in ungeheuern Quantitäten sehr wohlfeil dargestellt wird.

Sauerstoff oder Oxygen (von einem griech. Worte, daß Säurebilder bezeichnet) das wichtigste und zugleich am meisten verbreitete unter den bekannten chem. Elementen, findet sich mit seinem vierfachen Volumen Stickstoff vermischt in der Luft, welche diesem Bestandtheile ihre Eigenschaft verdankt, das Athmen und Verbrennen zu unterhalten. Es bildet mit Wasserstoff zusammen das Wasser, ist ein Bestandtheil aller Erden, Alkalien und Metalloxyde der meisten Salze, kurz bei weitem der meisten die feste Masse der Erde bildenden Körper und kommt auch in verschiedener Menge in fast allen thierischen und pflanzlichen Körpern vor. Im reinen Zustande erhält man ihn durch Erhitzen solcher Metalloxyde, welche in der Hitze ihren Sauerstoff ganz oder zum Theil abgeben; z. B. Queckſilberoxyd, Mennige und Braunstein. Auch mehrere Salze sehr sauerstoffreicher Säuren geben beim Erhitzen reinen Sauerstoff, z. B. chlorsaures Kali, chroms. Bleioxyd, salpeters. Kali 2c. Viele sauerstoffhaltige Körper, welche für sich nicht zersetzbar sind, geben jedoch in Berührung mit oxydirbaren Stoffen ihren Sauerstoff ganz oder zum Theil an diese ab, und hierauf beruhen größtentheils die technischen und chemischen Anwendungen der Salpetersäure, des Kupferoxyds 2c. In reiner Gestalt ist der Sauerstoff ein permanentes farb- und geruchloses Gas (und auch geschmacklos, ganz und gar nicht sauer) etwas schwerer als Luft und daran erkennbar, daß jede Verbrennung in ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und großem Glanze vor sich geht. Glimmender Schwamm verbrennt im Sauerstoff mit lebhaftem Lichte, Stahl verbrennt darin unter glänzendem Funkensprühen, Phosphor verbrennt mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Mit den meisten andern Metallen verbindet er sich direct, zum Theil schon bei gewöhnlicher Temperatur, wohin auch theilweise das Anlaufen und Rosten der Metalle gehört, zum Theil erst bei gewissem Wärmegrade. In vielen Fällen geschieht diese Verbindung so lebhaft, daß sich dabei Licht und Hitze entwickelt, und dann nennt man sie Verbrennung. Die Producte solcher Verbindung nennt man Oxyde, die je nach ihren Eigenschaften Säuren, Alkalien, Erden und Metalloxyde sein können.

Auf organische Körper wirkt der Sauerstoff wegen seiner starken Verwandtschaft mehr oder weniger zerstörend, besonders wenn sie dem Kreise des Lebens entnommen sind. Die Prozesse des Bleichens, der allmähligen Zerstörung an der Luft und des Verwesens beruhen darauf. Das Athmen der Menschen und Thiere ist ein Oxydationsprozeß, eine Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft. Mit jedem Athemzug wird der Luft etwas Sauerstoff entzogen, der in den Lungen durch die zarten Gefäßwände hindurch sich mit kohlen- und wasserstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes verbindet, woher es kommt, daß die ausgeathmete Luft Kohlensäure und Wasserdampf enthält. Dadurch wird eine gewisse Menge Wärme entbunden, und das Athmen ist in Bezug auf unsern Körper ein Erwärmungsprozeß. Der reine Sauerstoffgas ist als Verdünnung des Sauerstoffs zu betrachten. Die Luft, die durch die seit Jahrtausenden in derselben athmenden Menschen und Thiere nach und nach ihres Sauerstoffs beraubt und durch die ausgeathmete Kohlensäure reicher geworden sein sollte, zeigt dennoch überall dieselbe Zusammensetzung, die sie früher hatte.

Die Pflanzen sind es, welche die durch Athmen verdorbene Luft wieder verbessern. Die Pflanzen absorbiren die Kohlensäure im Sonnenlichte aus der Luft und verwenden die Kohlensäure derselben zur Bildung ihrer Organe, während der Sauerstoff zum größten Theile wieder in die Luft zurückgeht. Der Sauerstoff ist elektronegativ und durch seine Entdeckung wurde die irrige Ansicht des vorigen Jahrhunderts in Betreff des Phlogiston vernichtet. Früher hielt man die Metalle für Verbindungen der Metalloxyde mit einem unbekannten Stoffe, Phlogiston, aber Lavoisier zeigte, daß bei der Oxydation und Verbrennung vielmehr eine Gewichtszunahme stattfinde. Der Sauerstoff bildet 8—9 alles Wassers auf der Erde. Die Luft enthält 1—5 davon. Bei gänzlicher Abwesenheit desselben müßte alles Leben aufhören. Die Erde würde eine unfruchtbare Wildniß werden, und alles Wachsthum aufhören. Wir verdanken ihm unsere künstliche Wärme bei der Verbrennung von Holz, Kohlen 2c.

Seine Wirkung auf die Metalle erzeugt die Elektricität, wie bei der Voltaischen Batterie, unsere Quellen der Beleuchtung verdanken wir ihm, er ist nothwendig beinahe in jeder Beziehung zu unserm Sein, Glück und Bequemlichkeit. Die Funktion des Sauerstoffs in der Natur ist das eines belebenden Principes. Es zerstört nach und nach Felsen, und verwandelt das unfruchtbare Land in fruchtbares. Durch seinen Einfluß auf die organischen Theile der Pflanzen keimen, blühen und bringen sie Saamen. Jedes Blatt ist gleichsam eine Lunge des Baumes, wodurch sie athmen und existiren.

Der Sauerstoff ist unsichtbar und nur durch das Gewicht und andere Eigenschaften (Oxydation) für unsern Sinn wahrnehmbar. Es ist an Gas, d. h. ein feiner, unsichtbarer Körper, sogenannt von den alten Alchemisten, was in Neuhochdeutsch Geist bedeutet. Davon rühren auch die Namen, Wein- und Salpetergeist 2c. her.

Prof. Liebig bemerkt darüber: Seit der Sauerstoff entdeckt worden ist, hat die gebildete Welt eine Revolution in Sitten und Gebräuchen durchgemacht. Die Bestandtheile der Luft, der Erdkruste, des Wassers und ihr Einfluß auf die Pflanzen und Thiere war damit verbunden. Der bessere Betrieb von unzähligen Handwerken und Fabriken, die lukrative Gewinnung der Metalle von Erzen ist in naher Verbindung damit. Sogar das Gedeihen der Völker steht damit in Verbindung und die bessere Lage eines Jedweden ist verhältnißmäßig dadurch vermehrt worden.

Der Sauerstoff ist, wie schon erwähnt, ein unsichtbares, allgegenwärtiges, zerstörendes Gas, welches das Feuer unterhält und alle Theile in Asche verwandeln würde. Aber das Pflanzenreich ist das Mittel durch welche diese oxydirende zerstörende Wirkung aufgehalten wird. Die Blätter saugen die Kohlensäure ein, zersetzen dieselbe im Sonnenlichte und geben Sauerstoff an die Luft ab, wodurch der Sauerstoff der Luft immer gleich erhalten wird. Durch den Sauerstoff wird die organische verwesende Materie in seine ursprünglichen Atome zurückgeführt; durch den Einfluß des Lichtes aber dem organischen Leben wieder zugeführt. Wenn der Sauerstoff zerstört, sie bauen auf; wenn er zersetzt und auflöst, sie führen auf, wenn er im Herbst die Blätter entfärbt (oxydirt) im Frühling bildet das Licht der Sonne wieder den frischen grünen Schmuck der Bäume und Gewächse.

Wenn der Sauerstoff alles oxydirt, zerstört, zersetzt und verbrennt, so treten ihm die Sonnenstrahlen als mächtige Gegner entgegen. Sie vereinigen die getrennten Elemente, entwickeln neue Formen anstatt der Verwesung, und Leben und Auferstehung entspringt aus dem todtgeglaubten Stoffen, denn der Todt ist nur ein Uebergang in die Natur, ein Formwechsel.

Der Sauerstoff ist der universelle Erhalter des Lebens. Wenn ein Thier in einen Raum eingeschlossen wird, und keine frische Luft erhält, so muß es aus Mangel an Sauerstoff sterben. Die Lungen der höheren Geschöpfte, die Spiraculæ der Insekten, und die Kiemen der Fische, sind alle zur Aufnahme des Sauerst. entweder aus der Luft oder dem Wasser eingerichtet. Und obgleich der Sauerst. 3—4tel der Thiere und Menschen und 4—5tel der Pflanzen, 8—9tel des Wassers und 1—3tel der übrigen Theile der Erde ausmacht, ist es doch nur ein unsichtbares Gas, kein Mensch hat es jemals gesehen, es ist das wahre Princip des Geistes in der Natur.

Die Physik lehrt über die Elektricität, daß gleichartige E. sich abstößt, ungleichartige E. sich anziehen. Der Kürze wegen bezeichnet man die negative E. mit — , die positive E. mit plus. Seit Erfindung der Voltaischen Säule und Galvan. Batterie hat die Chemie die wichtigsten Entdeckungen gemacht. H. Davy erkannte, daß der Wirkung des electrischen Stromes keine chemische Verbindung, so fest und unlöslich ihre Bestandtheile erscheinen mochten, widerstehen konnte u. es lag die Vermuthung nahe, daß die Kraft, welche die chemischen Verbindungen bewirkt, keine andere als die electrische sei und dies wurde glänzend bestätigt. Bringt man z. B. Salz, (salzsaures Natron) im Bereich der Batterie, so wird sich am negativen Pole derselben die Salzsäure (ist folglich positiv electr.) und am positiven Pole das Natron (folglich negativ electr.) ausscheiden, ferner wird die Salzsäure wieder in Chlor- und Wasserstoff zerlegt, das Natron selbst ist eine Verbindung von Natrium (ein weißes Metall) und Sauerstoff.

Das Wasser wird in positiven Sauerstoff und negativen Wasserstoff zersetzt. Und so wurden alle Verbindungen zerlegt. Konnten sie nicht weiter zertheilt werden, so wurde der Stoff ein Element genannt. Ebenso können sie wieder zusammengesetzt werden. Sauerstoff und Wasserstoff, von ersteren 8 Theile oder 1 Kubikeinheit, von letzterem 1 Theil oder 2 Kubikeinheiten (da er ganz leicht ist) durch welche der electr. Funken streicht, wird Wasser. Ueberhaupt verbinden sich die Gase nur in Kubikeinheiten und wahrscheinlich auch feste Körper, wenn sie in die Gasform versetzt werden

könnten. Das gelblich grüne Chlor und der Wasserstoff verbinden sich im Sonnenlichte durch die electr. Strahlen der Sonne zu Salzsäure. Das Licht der Sonne hat nebenbei bemerkt, dreierlei Strahlen, wärmende (im rothen), leuchtende (im gelben) und electrische (chemische, aktinische) im blauen Lichte des Spectroms. Daßdie Verbindungen zerlegt werden, hat darin seinen Grund, daß die ungleichartigen Electricitäten sich anziehen, wodurch die Verbindung aufgehoben wird, und weil die Theile der chem. Verbindungen natürlich entweder negativ oder positiv electrisch sind, so müssen diese Verbindungen sich zersetzen, und zwar ist der am positiven Pole sich zeigende Stoff negativ, und der am negativen auftretende positiv. Seit dieser Zeit (von der Erfindung der Voltaischen Säule, und Galvan. Batterie) hat die Chemie so ungeheure Fortschritte gemacht. Und nicht nur, daß z. B. Wasser dadurch, daß der Chemiker dessen Bestandtheile zusammenbringt, gebildet wird, es erzeugt sich auch natürlich und zwar immer in den oben angegebenen Verhältnissen, z. B. bei der Chlorbereitung. Bringt man Salzsäure (Chlor- und Wasserstoff) und Braunstein (Manganüberoxyd, ein Element, daß mehr Sauerstoff zur Oxydation hat, als nöthig ist, deshalb heißt es auch Ueberoxyd) zusammen, so bildet sich aus dem überflüssigen Sauerstoff mit dem Wasserstoff, Wasser, Chlor wird frei und entweicht, und die nicht zersetzte Salzsäure bildet salzsaures Mangan (Manganchlorür). Und so wird Wasser noch bei vielen andern chem. Operationen gebildet und alles Wasser auf dieser Erde ist meist durch die Electricität gebildet worden, denn so wie der electr. Funke (der aus negativer und positiver Electricität besteht), wie oben bezeigt, Wasser bildete, indem er die getrennten Gase dazu vereinigte, so hat auch einst die Electricität alles Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff, die als Gase ursprünglich vorhanden waren, geschaffen. Der Blitz, indem er durch die Luft (welche hauptsächlich aus Stickstoff und Sauerstoff besteht) fährt, vereinigt diese beiden Gase, so weit er sie berührt, zu Salpersäure, die mit dem Regen niederfällt. Es muß hier noch bemerkt werden, daß die meisten Stoffe sich jetzt nicht mehr als Grundstoffe (Elemente) rein in der Natur finden, sondern gewöhnlich mit Sauerstoff (Oxyde) mit Schwefel (Sulfide) ꝛc. verbunden, die Kunst und Wissenschaft stellt sie als chem. Elemente dar, manche, wie z. B. das Kalium, Natrium, müssen nur unter Kohlenwasserstoffverbindungen (Naphta) aufbewahrt werden, da sie sonst sofort Sauerstoff aus der Luft oder dem Wasser ꝛc. anziehen und sich in Natron und Kali verwandeln würden, in Wasser geworfen nehmen diese unter Zischen unter Funkensprühen Sauerstoff auf und Natron und Kalilauge muß wieder gegen die Luft geschützt werden, indem sie sonst daraus Kohlensäure anziehen und sich in Pottasche und Soda verwandeln (kohlens. Kali und Natron). Es folgt aus dem Obengesagten, daß die Elemente einst auf dieser Erde in Folge der chem. Anziehung (durch die den Stoffen eigene Electricität bewirkt) sich zu neuen Verbindungen gebildet haben. Wir finden in der ganzen Natur, daß wenn nur die Bedingungen, die Stoffe da sind, die Gebilde sich selbst erzeugen und erzeugt haben. Nimmt man z. B. Salpersäure und löst darin Pottasche bis zu Sättigung auf und läßt die Flüssigkeit bis zur Krystallisation eindampfen, so erhält man salpetersaures Kali (Salpeter), der auch natürlich gefunden, ebenso wie Eisenvitriol ꝛc. Die Form, der Krystall, hat sich also selbst (nach gewissen Naturgesetzen) gebildet, wenn die dazu nöthigen Bedingungen vorhanden sind. Die Pflanzen sind Formen, Gestalten wie die Krystalle, man rechnet sie unter die organischen Wesen. Ihre männlichen und weiblichen Blüthen, die positiv und negativ electr. sind, ziehen sich gegenseitig an, befruchten sich (Vereinigung der Electricitäten) und indem sie Saamen zeugen, in welchem die jungen Pflänzchen als Embryos liegen, pflanzen sie sich fort. In dem Saamen liegt der erste Nahrungsstoff für die junge Pflanze, bis sie selbst Wurzeln schlagen, sich ernähren und zum Lichte gelangen kann. Ohne männliche nnd weibliche Blüthen wäre keine Fortpflanzung. Hermaphroditen haben keine Zeugungskraft. Blos Infusionsthierchen sollen sich durch Theilung fortpflanzen. Die Pflanzen treiben höhere Chemie, die organische, sie sind so zu sagen chem. Apparate zum Wohle der Thierwelt, denn ohne diese müßte letztere untergehen. Obwohl in der organ. Chemie noch lange nicht wie in der unorgan. (Mineralreich) solche Fortschritte gemacht worden sind, wie zu wünschen wäre, so ist doch schon Bedeutendes auch darin geleistet worden.

Die organischen Verbindungen bestehen hauptsächlich aus Oxygen, Hydrogen, Nitrogen, Carbon und nebenbei Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk, Kieselsäure ꝛc. diese bilden die Hauptmasse der chem. Zusammensetzungen der Pflanzen- und Thierwelt.

Die organ. Gebilde sind beinahe unendlich u. vermehren sich schnell. Es ist interessant, daß von nur wenigen Elementen, solch' eine Menge Substanzen, mit so ungeheuren Verschiedenheiten der Eigenschaften entstehen; nichts derartiges wird in der unorgan. Chemie gefunden. Während Pottasche 2 Atome, Kohlensäure 3 und Ammoniak 4 enthalten, besteht Zucker aus 34, Stearin aus 236 und Albumen aus beinahe 900, daher kömmt es, daß wie eine complicirte Maschine leicht in Unordnung kommt, diese Zusammensetzungen nicht sehr beständig sind, und je zusammengesetzter sie sind, desto leichter werden sie durch geringe Ursachen in ihrer Affinität gehört.

Indeß Kohlenstoff die größte Cohäsion von allen Elementen zeigt, ist Hydrogen gerade entgegengesetzt durch die Beweglichkeit seiner Atome, und während Oxygen die größte Anziehungskraft von allen Elementen hat, ist Nitrogen das wahre Bild der Unthätigkeit und Indifferenze.

Natürlich ändern sich die Eigenschaften der organ. Verbindungen bei verschiedener Zusammensetzung. Werden dem Alkohol die Elemente eines Atoms Wassers entzogen,

so entsteht Aether, verliert er Wasserstoff (Hydrogen) so bekommt man Aldehyd (sogenannt das dem Alkohol Wasser entzogen wurde, derselbe wird nicht direct in Essigsäure zersetzt, sondern erst in Aldehyd), nimmt er noch Oxygen auf so erhält man Essigsäure, die Verhältnisse des Kohlenstoffs (Carbon) bleiben aber immer unverändert.

Organ. Substanzen sind in Folge ihrer complicirten Zusammensetzung viel unbeständiger und leichter der Zersetzung wie unorgan. unterworfen, die Widerstandskraft der verbundenen Atome nimmt ab, wie die Zahl der vereinigten Atome zunimmt. Merkwürdig ist, daß alle organischen Stoffe, welche wichtige Functionen erfüllen, das Gehirn, die Nerven, das Blut, die eine so vielfache Zusammensetzung haben, von den kleinsten Ursachen leicht disorganisirt werden.

Die organ. Verbindungen werden durch die Hitze das Licht, die Electricität, chem. Affinität (Verwandtschaft) sogar durch mechanische Wirkungen zersetzt, sie zerfallene nicht in getrennte und isolirte [einzelne] Elemente, sondern bilden mehr einfachere Compositionen. 1 Atom Zucker spaltet sich leicht in 2 Atome Alkohol, 4 Atome Kohlensäure und 2 Atome Wasser. Wird ein organ. Körper einer großen Hitze ausgesetzt, so vereinigen sich seine Bestandtheile mit Oxygen und bilden gasartige Verbindungen, und wird er vollständig, zersetzt, so bleibt der unflüchtige Kohlenstoff zurück.

Die organ. Substanzen, welche die Pflanzen erzeugen, geben zum Theil als Nahrung in die Thierwelt über und bilden ihre Körper, doch sind die Thiere und Menschen nicht im Stande, diese selbst zu erzeigen, sie verzehren und verwandeln sie blos in höhere chem. Verbindungen.

Die Chemiker können einen organ. Körper in einen andern überführen, oder sie vereinigen bereits organisirtes Material in Compositionen, welche ganz verschiedene Eigenschaften der ursprünglich dazu verwendeten Bestandtheile haben.

Stärke kann in Zucker, und Zucker in Alkohol ꝛc. und Ameisensäure, wie auch in Zucker- [Oxal-] säure [die sich natürlich im Sauerklee an Kalk gebunden findet], durch Einwirkung von Salpersäure, welche Oxygen an den Zucker unter Entweichung von Stickstoff abgiebt und wobei der Zucker höher oxydirt und in Oxalsäure verwandelt wird, künstlich gebildet werden, auch viele ätherische Oele werden künstlich erzeugt. Man hat gewöhnlich angenommen, daß die Verwandlungen der organ. Produkte in andere Alles sei, was die Chemie bewirken könne, und daß sie dabei aufhören müsse, während sie in der unorganischen Chemie sowohl zer- und zusammensetzt, könne sie in der organischen Chemie blos zerlegen, zerstören, aber nicht wieder aufbauen. Blos die Lebenskraft könne die höhern und zusammengesetzteren Produkte vereinigen und erzeugen. Dies ist für die Vergangenheit richtig, jetzt jedoch nicht mehr wahr und gültig.

Es ist bekannt, daß die Chemiker früher schon einige niedrige organische Produkte erzeugten. Eines der ersten und merkwürdigsten der künstlichen organischen Erzeugnisse war die Darstellung von Urea [im Körper der Menschen und Thiere gefunden] durch Wöhler, — der auch zuerst im Jahre 1827 das erst vor mehreren Jahren mehr allgemein bekannt gewordene und in den technischen Gewerben, wie auch zu Schmuckgegenständen verarbeitende und sonst Verwendung findende Aluminium [ein Metall im Thon enthaltend und sehr schwierig darzustellen] entdeckte; allein man sagte von diesen und ähnlichen Erzeugnissen, daß es keine vollständigen organischen Synthesen wären, weil Cyanogen [aus Kohlen- und Stickstoff bestehend und von Gay-Lussac 1814 als Radical [zusammengesetzte Base] erstes zusammengesetztes Element entdeckt, viel Aufsehen erregte, — und Ammoniak [aus Wasser- und Stickstoff bestehend], welche man dazu brauchte, organische Verbindungen seien, welche der Chemiker nicht direkt bilden könne, da sie nur im Bereich des Lebens vorkämen. Dieser Einwand hat jedoch seine Kraft verloren und ist nicht gültig. Der Chemiker in seinem Laboratorium kann zusammengesetzte höhere organische Produkte schaffen, er beginnt mit den einfachen Elementen und scheint dabei die Natur selbst übertroffen zu haben. Kohlensäure, Ammoniak, Wasser in Verbindung mit unorgan. Theilen als Kali, Kalk ꝛc. sind die Anfangspunkte der organ. Construktion; die Pflanze selbst kann nicht einmal mit den Urelementen beginnen, sondern sie muß erst Oxygen und Carbon zu Kohlensäure, Nitrogen und Hydrogen zu Ammoniak, Oxygen und Hydrogen zu Wasser verbunden in sich aufnehmen und assimilieren zu organ. Produkten ebensowenig kann sie Kali ꝛc. allein gleichsam verdauen, sondern dieselben müssen erst mit Säuren vereinigt ihr in einem aufgelösten Zustande durch die Wurzeln zugeführt werden. Einen unerwarteten und merkwürdigen Fortschritt hat in organische Synthese Bertholet gemacht. Derselbe widmete sich der Erzeugung organ. Produkte durch Vereinigung ihrer Elemente mittelst der chemischen Kraft allein. Er sagt darüber: Zum Anfangspunkt habe ich die einfachen Elemente, Oxygen, Hydrogen, Nitrogen und Carbon vor mir, und daraus habe ich organ. Verbindungen, erster, zweiter u. dritter Klasse gebildet, die ersteren ähnlich u. die letzteren identisch mit den Produkten in lebenden Wesen selbst enthaltend. Die Verbindungen, die ich durch bloße chem. Methoden zuerst erzeugt, sind die Kohlenwasserstoff-Compositionen [Hydrocarbons] die fundamentalen [binären] Zusammensetzungen der organischen Chemie. Als Mittel um alle diese Theile von den Elementen zu erzeugen, nimmt man Kohlenoxyd, [eine reine mineralische Substanz] und durch den gleichzeitigen Einfluß der Zeit und der gewöhnlichen Affinität mit Hülfe von Druck und Gegenwart eines Alkali erhalten wir das erste organ. Produkt [Ameisensäure], welche sich natürlich bei den Ameisen findet. Diese Säure mit einer mineralischen Base — Grundlage — verbunden, bildet ein Formate — ameisens. Salz —; und, indem dies durch die Hitze zersetzt wird, wird das Carbon des Kohlenoxyds ge-

zwungen, sich mit dem Hydrogen des Wassers im nascenten — entstehenden — Zustande zu Hydrocarbons zu verbinden.

So wird Sumpfgas, Oxygen 2, Hydrogen 4; Oelgas, Carbon 4, Hydrogen 4 und Propylene, Carbon 6, Hydrogen 6 gebildet. Dies ist der erste Schritt der Synthese. Die so gebildeten Hydrocarbonate werden die Anfangspunkte für die Synthese der Alkohole. Mit Sumpfgas und Oxygen wird methylic alcohol erzeugt; mit Oelgas und Wasser, gewöhnlicher Alkohol gebildet; diese einmal durch die chem. Affinität gebildet, andere Compositionen werden leichter. Bertholet im Verein mit de Luca, hat das Hydroncarbonat Propylene in Glycerin, ein dem Fett ähnlicher Stoff erzeugt und hat auch weiter noch das Glycerin in Zucker verwandelt.

Eine jede chem. Verbindung hat gewöhnlich eine Base und eine Säure, dies ist in der unorgan. Chemie längst bekannt. Allein, daß dies auch in den höhern Verbindungen der Fall war, wußte man früher nicht. So z. B. wissen die Chemiker jetzt durch Analyse genau, woraus Zucker, Stärke, Fett, Eiweiß ꝛc. besteht, ohne viele dieser Produkte wie unorgan. künstlich darstellen zu können. Von dem Wintergrünöl, das eine Pflanze enthält, kannte man seinen Gehalt an Hydrogen, Oxygen u. Carbon genau und doch vermochte man es nicht nachzumachen, woher kam dies? Ganz einfach daher, daß die Atome erst andere Verbindungen, eine Base und Säure bilden müssen, ehe sie künstlich gemacht werden können. Wollte man z. B. die Elemente von gewöhnlichem Salz, Chlor, Wasserstoff, Natrium und Oxygen zusammenbringen, so würde sich doch kein Salz bilden. Chlor nnd Wasserstoff muß erst zu Salzsäure, Natrium und Oxygen zu Natron, — die Base, Grundlage — vereinigt werden, worauf durch Auflösen und Krystallisation sich sofort Salz bildet. So ist dies auch mit dem Wintergrünöl der Fall. Bringt man Salicylsäure — in den Weiden natürlich enthalten und davon extrahirt — mit Methyloxyd — Base, Holzspiritus — zusammen, so bildet sich künstlich das Wintergrünöl u. enthält genau die Atome von Hydrogen, Oxygen und Carbon wie es durch die Analyse gefunden wurde. Und so bestehen auch alle höheren und höchsten chem. Produkte, sogar Blut Eiweiß ꝛc. aus einer Base und Säure, denn die Gesetze der Natur sind gleich für alle Verbindungen, nur daß es noch nicht gelungen ist, alle diese Basen und Säuren einzeln darzustellen. So ist z. B. Fett, eine Verbindung von Fettsäure mit Glycolloxyd — Base — bringt man anstatt dieses eine Alkali in Auflösung damit in Berührung, so entsteht Seife und wird umgekehrt Schwefelsäure zu Fetten zugesetzt, so entstehet die Stearinsäure, — die davon gemachten Kerzen sind bekannt — und das Glycolloxyd wird ausgeschieden, und während dies geschieht durch Aufnahme eines Atoms Hydrogen in das bekannte Glycerin verwandelt.

Wie deshalb in den unorgan. Verbindungen die Grundlage eine Base und diese mit einer Säure zu einem Salze verbunden ist, so ist es auch mit dem chem. Compositionen in den Pflanzenprodukten und indem man diese vergleicht, schließt man daraus, daß dies auch in den höchsten Verbindungen in den thierischen und menschlichen Körpern der Fall sein müsse, und obwohl dieselben schon analysirt, aber bis jetzt nicht nachgemacht werden konnten, so ist doch gar kein Zweifel, daß dies dereinst noch geschehen wird, sobald man nur die in ihnen enthaltenen Säuren und Basen vereinzelt dargestellt haben wird, die zusammengebracht, das fragliche Produkt bilden, wie dies bei einem früheren Beispiele gezeigt worden ist. Und solche Beispiele giebt es bis jetzt schon sehr viele, weshalb man mit bestimmter Gewißheit annehmen kann, daß die Wissenschaft dies beweisen kann und wird. Die Ursache, warum die organ. Verbindungen bis jetzt nicht im Vergleiche mit den unorgan. so erzeugt werden konnten, wie erstere, ist, daß man letztere nicht so durch die Galv. Batterie zersetzen und ihre Bestandtheile bestimmen kann, dies geschieht auf einem sehr schwierigen Wege, indem theils Reagentien — chem. Stoffe, welche eine Veränderung in einer chem. Verbindung hervorbringen — theils andere sehr sinnreiche Methoden angewandt werden, um ihre Atome zu bestimmen. Würden sie im Bereiche der Galv. Batterie so zersetzt werden können wie die unorgan. Produkte, so würden schon bedeutendere Fortschritte gemacht und ihre Zusammensetzungen schon längst alle künstlich dargestellt worden sein. Doch dies wird noch geschehen und nicht einmal die Lebenskraft hält die Wissenschaft mehr auf, die sonst wie angenommen, nur höhere Verbindungen schaffen konnte; die Chemie hat dieses Hinderniß überwunden, indem sie eben Produkte erzeugt, die im Bereiche des Lebens vorkommen und alle noch künstlich erzeugen wird.

Religionsfreiheit in Spanien.

Endlich hat auch Spanien Religionsfreiheit erhalten, aber nicht auf einmal, wie Viele geneigt sind zu glauben, durch eine plötzliche Reaktion gegen die pfäffische Bigotrie. Im Jahre 1841 wurden die Criminalstrafen gegen die Ketzerei aufgehoben, 1854 wurde die politische Entrechtung der Ketzer abgeschafft, 1855 ging ein Antrag in den Cortes, welcher die Gewissens- und Religionsfreiheit für Fremde sowohl wie für eingeborene Spanier bezweckte und sie der katholischen Staatsreligion gleichstellte, mit nur vier Stimmen verloren. Die Nation war augenscheinlich reif für diese Umgestaltung, was auch in der Duldung aller Confessionen bei der Masse des Volkes gesehen wird.

Eine neuliche Correspondenz der Londoner Times sagt darüber:

„Es ist eine Thatsache, daß in Madrid und vielen Städten Catalonien's und Andalusien's evangelischer Gottesdienst gehalten wird, und viele aus dem Volke wohnen demselben nicht blos aus Neugierde, wenn sie nicht ein wirkliches Interesse daran haben, bei, sondern ihre Gemeindemitglieder erhalten täglich neuen Zuwachs, hauptsächlich unter der ungebildeten Menge, von welcher so unversöhnliche Feindschaft dagegen befürchtet wurde.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Protestanten in Spanien noch lange Zeit in der Nothwendigkeit sein werden, daß ihnen jetzt durch das Gesetz bewilligte Recht der freien Religionsausübung, mit Klugheit und Vorsicht auszuüben. Die Spanier sind ein leicht reizbares Volk, und die Mehrheit derselben, namentlich die Weiber und niedern Klassen in den Landesdistricten stehen unter der Controlle der Priester und deren Einfluß.

Auch die Priester selbst haben schon lange den Einflüssen des Fortschritts nachgeben müssen. Im Jahre 1690 betrug die Geistlichkeit, einschließlich der Mönche und Nonnen 168,000 bei einer Bevölkerung von nur 7 Millionen, indeß 1861, als die Bevölkerung sich über 16 Millionen belief, die Geistlichkeit zu 43,000 reducirt worden war. Die Vermehrung der Schulen und besonders in letzterer Zeit die Verbreitung der Bibel und anderer Schriften sind sehr ermuthigend und erfreulich für jeden Protestanten, der Spanien in dieser Hinsicht Fortschrittte zu machen wünscht.

(Eingesandt.)

Eine Abhandlung über das Pfaffengeschlecht.

Von C. Bergmann.

Welcher Glaube ist, nach dem Grundsatze der Pfaffen, der einzig richtige? Der blinde Glaube.

Warum ist es ihr ewiges Bestreben, das Volk im Aberglauben und Unwissenheit zurückzuführen, und überall statt Licht, Finsterniß zu verbreiten?

Weil sie aus langjähriger Erfahrung wissen, daß sich im Trüben gut fischen läßt, und ein Thor leichter betrogen wird, als ein Kluger.

Wie heißt der Prophet, welcher den Bel zu Babel zerstörte? Daniel.

Welche Entdeckung machte Daniel, als er die Beschaffenheit des Götzen untersuchte?

Daß dieser Bel ein verderbliches Werkzeug der Pfaffen war, welches jene benutzten, um das Volk auf die unverschämteste Art zu betrügen.

Wem machte Daniel diese Entdeckung zuerst bekannt? Dem König.

Und was befahl der König, wie er sich überzeugt hatte, das Daniel ihn nicht täuschte?

Er befahl, die ganze Pfaffenbande hängen zu lassen. Und was wurde auch glücklich in Ausführung gebracht, zum Heil des ganzen Volkes?

Die Hinrichtung jener Schurken.

Welche Finsterlinge sollten sich billiger Weise an dem schmählichen Tod ihrer alten Vorweser ein warnendes Beispiel nehmen?

Die jetzigen Pfaffen.

Was ist aber unglücklicher Weise nicht der Fall?

Daß sie es sich sehr zu Herzen nehmen.

Was ist noch immer ihr eifriges Bestreben, welches sie unermüdet fortsetzen?

Das Volk in die alten Zeiten der Unwissenheit, des Aberglaubens und religiösen Wahnsinns zurückzuführen, u. die Macht der Pfaffen wieder auf den ehemaligen Standpunkt zu erheben, wo Kaiser und Könige nach ihrer Pfeife tanzen mußten.

Was muß aber jeder Menschenfreund gegenwärtig für ein großes Glück halten?

Daß die Macht der Pfaffen endlich gedemüthigt worden ist.

Und was ist auch die Pflicht jedes rechtschaffenen und edeldenkenden Philosophen, als ein Freund der Aufklärung, nach Möglichkeit zu verhindern?

Daß die Pfaffen wieder aufs Neue die Beherrscher der Welt werden.

Durch welches Mittel läßt sich dieser Zweck erreichen?

Wenn sich jeder Philosoph eifrig bemüht, das Volk aufzuklären, und ihm reine und deutliche Begriffe von der Religion beizubringen sucht; damit die Wurzeln des Aberglaubens, und alle Irrthümer in Glaubenssachen gänzlich aus den Köpfen der Leute vertilgt werden.

Wer eiferte einst mit großem Erfolg gegen die alten Pharisäer und Schriftgelehrten?

Jesus Christus.

Welcher andere große Reformator folgte in neuerer Zeit seinem Beispiele gegen so genannte christliche Pfaffen?

Doctor Martin Luther.

Was war allein die Absicht dieser beiden großen Männer?

Das Volk aus den räuberischen Krallen der habsüchtigen Pfaffen zu erretten, und alle Irrthümer, Mißbräuche in Religionssachen, welche dem allgemeinen Besten des Volkes schadeten, gänzlich abzuschaffen.

Was ist aber gewöhnlich der Lohn aller Verdienste?

Undank.

Wo machte der Heiland diese traurige Erfahrung?

Am Kreuz.

Wo erfuhr auch Johann Huß die Wahrheit eines vielbewährten Sprichworts?

Auf dem Scheiterhaufen.

In welcher Stadt erfuhr auch Martin Luther, wie gefährlich es ist, den Zorn boshafter Pfaffen auf sich zu laden?

In Worms.

Wie äußerte sich Luther, als er Befehl erhielt, in Worms zu erscheinen, um sich gegen seine Feinde und Widersacher zu vertheidigen?

„Und wenn auch in Worms so viele Pfaffen sind, wie Ziegel auf den Dächern, so geh ich doch hinein!"

Was wollte Luther durch diese Worte zu verstehen geben?

Daß er die Pfaffen nicht fürchte.

Als aber jene saubern Vögel ihm nach dem Leben trachteten, wer wurde da sein Retter in der Gefahr?

Der Churfürst von Sachsen.

Wie aber Luthers Feinde ihren Mordplan vereitelt sahen, wodurch suchten sie da seiner Ehre zu schaden?

Durch schändliche Verläumdungen.

Und was ist noch heutigen Tags die Folge jener niederträchtigen Verläumdungen, welche die ergrimmten Pfaffen gegen Luthern ausgestreut haben?

Daß der große Reformator und Pfaffenbändiger von so vielen getäuschten Christen verkannt wird; obgleich es ihm alle christlichen Völker zu verdanken haben, daß sie jetzt aus der Knechtschaft und Sklaverei des harten Pfaffenjochs erlöst sind.

Giebt es noch jetzt Menschen, die von schlechten Pfaffen verketzert werden?

Ja! — es giebt deren noch jetzt eine große Anzahl.

Was ist noch jetzt die traurige Folge für jeden edeldenkenden und vernünftigen Prediger, wenn er es wagt, seiner Gemeinde die heil. Schrift auf eine würdige Art, der Wahrheit gemäß zu erklären, und reine Moral zu lehren, die von allem Aberglauben und finsterm Pietismus abgesondert ist?

Daß er von niederträchtigen Pfaffen als ein Ketzer und Freigeist verschrieen wird.

Worin besteht der Unterschied zwischen Priester und Pfaffen?

Es giebt unter allen Ständen von Menschen gute und schlechte. — Man findet daher auch unter dem geistlichen Stande bisweilen Priester, die den Strick nicht werth sind, womit sie aufgehangen werden dürften; und solche geistliche Schurken nennt man — Pfaffen. Anstatt daß diese Schurken nach dem edlen Beispiele Jesu Christi und anderer großen Männer sich bestreben sollten, die Aufklärung des Volks zu befördern, und den Aberglauben zu vertilgen, so wie auch, ihrer Pflicht und Schuldigkeit gemäß, die Leute zum Frieden und zur Einigkeit untereinander zu ermahnen, thun sie gerade das Gegentheil und geben sich die größte Mühe, das Volk, das ihrer Obhut anvertraut ist, in Streit und Uneinigkeit zu verwickeln, und es in den tiefsten Aberglauben und die schimpflichste Unwissenheit zurückzuführen, um jene goldenen Schreckenszeiten wieder erneuen zu können, wo blutige Religionskriege und schreckliche Inquisitions-Gerichte Millionen Menschenleben hinrafften. — „Der Zweck heiligt das Mittel!!!" — ist ihr Wahlspruch. Und um ihren fürchterlichen Zweck zu erreichen, mißbrauchen sie gewöhnlich die Religion zum Werkzeug ihrer schändlichen Absichten. — Das sind die Pfaffen. Durch welche Worte drückte einst Christus seinen Unwillen über die Bosheit der jüdischen Pfaffen aus?

„Wehe euch, ihr Heuchler und Schriftgelehrten, ihr kreuziget eure Propheten die das Volk vernünftig belehren, und von den Ketten des Aberglaubens befreien wollen."

So sprach der Heiland zu den jüdischen Pfaffen; und da Christus, dieser edle Wahrheitsfreund, dadurch jedem rechtschaffenem Philosophen einen Beweis lieferte, daß es keine Sünde ist, einer Heerde Pfaffen die Wahrheit zu sagen, was wird daher auch jedem Philosophen erlaubt sein, den sogenannten christlichen Pfaffen hören zu lassen?

Die Wahrheit.

Wen brachte aber seine edle Wahrheitsliebe an's Kreuz?

Jesum Christum.

Betrachte es, o Mensch! wie Gottes Sonne den Frommen wie den Bösewicht bescheint.

Wie oft durch Sieg gekrönt in stolzer Wonne das Laster triumphirt, — die Tugend weint.

Edle Wahrheit, hülflos und verlassen, mußt du fliehen vor Feinden, die dich hassen.

Will ein Mensch sich deiner Liebe weihen, so hört man gleich die Pfaffen „Rache!" schreien.

Redlichkeit! ach, wo bist du geblieben?

Eigennutz hat dich hinweg getrieben.

Aufrichtigkeit, wo bist du hingegangen?

Ach! auch du bist in dem Lügennetz gefangen.

Frömmigkeit, wo bist du zu erfragen?

Dich auch muß die Menschheit sehr beklagen!

Pfaffen selbst, mußt du in ihren Mienen oft Werkzeug zum Betruge dienen.

Menschenliebe, wo bist du zu finden?

Weine Menschheit über ihr Verschwinden.

Wo wird dich dein Richter suchen müssen? Dich zu finden, sündiges Gewissen? Wann erwachst du aus dem tiefen Schlafe, um zu schaudern vor der harten Strafe?

Ach, verstockt schläfst du in bösen Herzen, und die Tugend leidet große Schmerzen.

Ehrlichkeit, wo bist du hingekommen?

Dich haben Schurken in Arrest genommen.

Es ist ein Unglück! doch was nützt das Klagen?

Geduld, Geduld, lehrt Alles leicht ertragen.

Wann wird die gold'ne Zeit des Friedens kommen? Wo zum Heil der tugendhaften Frommen die Tugend und das Laster sich versöhnen, und allen Zank und Streit sich abgewöhnen?

Mensch! dieser Wunsch erfüllt sich nie im Leben, so lange wie die Pfaffen sich bestreben, die Menschheit stets in

Laster zu erhalten und ihren Sinn für Tugend zu erkalten Denn wahren Frieden kannst du nur genießen — an jenem Ort, wo Thränen nicht mehr fließen. Der Erdenschmerz verstummt, die Klagen schweigen, und Thränenweiden ihre Blätter neigen; dort Erdensohn! im stillen kühlen Grabe, wird dir zu Theil des Himmels höchste Gabe.

Jesus Christus, erhabener Stifter des Christenthums! — du edelstes Muster menschlicher Tugend und Seelengröße, dir konnte nur die Nachwelt für deine großen unendlichen Verdienste um die Menschheit den Dank geben, welchen du verdientest im Leben. Dein edler heldenmüthiger Tugendeifer mißfiel den jüdischen Pfaffen: Pharisäer und Schriftgelehrte genannt. Du suchtest das Volk aufzuklären, zu veredeln und glücklich zu machen. Dein tiefer Blick in's menschliche Herz erforschte bald, weß Geistes Kinder jene Pharisäer waren. Da empörte sich dein edles Herz mit gerechtem Unwillen über jene verruchte Heuchlerzunft; und mit Eifer und Nachdruck redetest du gegen ihre scheinheilige Bosheit und rügtest ihre Lasterhaftigkeit bei jeder Gelegenheit, um das Volk vor diesen schrecklichen Wölfen in Schafskleidern zu warnen. Dies brachte aber die ganze Heerde der Pharisäer gegen dich in Harnisch. Glühende Rache kochte in ihrem Busen. Da wurdest du edler Tugendfreund auf die schändlichste Art von ihnen verfolgt und verläumdet, bis sie es endlich so weit gebracht hatten, daß das Volk, welches du beglücken wolltest, deinen Tod verlangte, und so geschah es, daß du — durch die Bosheit der Pfaffen einen schmachvollen Tod am Kreuze erleiden mußtest!!

Welches Lob dürfen wir auch dem kühnen heldenmüthigen Reformator Doctor Martin Luther ertheilen?

Dieser rechtschaffene Mann, weit entfernt, mit den Wölfen zu heulen, und zu edeldenkend, um sein Glück bei den Pfaffen zu suchen, bemühete sich im Gegentheil, nach dem Muster des Heilandes, das Volk aufzuklären, und ihm die tückische Bosheit und schändlichen Betrügereien der Pfaffen zu schildern, welches auch wirklich so gute Folgen hatte, daß noch jetzt ganz Europa ihn als seinen einzigen Erretter aus der Knechtschaft des Pfaffenjoches verehren und segnen darf.

Aber was war auch sein Schicksal, als die Pfaffen über ihn kamen, wie einst die Philister über Simson?

Auch er hatte oft Ursache mit seinem Vorgänger Johann Huß in die Worte auszubrechen: „O, über die heilige Einfalt!“ Auch er wurde verläumdet von schlechten Pfaffen, und das unwissende Volk, für dessen Wohl er sein Leben so oft in Gefahr gesetzt hatte, verkannte dennoch gar oft seine edlen Absichten, und verdammte ihn mit fanatischer Wuth nach dem Wunsche der ruchlosen Pfaffen.

Doch dies ist der Welt Lauf, und der Lohn der Verdienste.

Jetzt Völker! möget ihr urtheilen was die Menschheit von dem Geschlecht der Pfaffen zu erwarten hat, und wenn ihr es vernünftig überleget, so werdet ihr gewiß auf die glückliche Idee gerathen: —

Daß Derjenige, welcher den Pfaffen zu sehr traut,
Sein Glück auf leichtem Sande baut.

Glauben und Denken.

Einer der größten Glaubenshelden der Deutschen, der Erfinder der sogenannten Reformation, Martin Luther, sagt in seiner Auslegung des ersten Buches Moses, daß der Glaube allmächtig sei — dem Gläubigen sind alle Dinge möglich!

„Denn,“ sagt erwähnter Ermönch, „der Glaube machet aus dem, das nicht ist, daß es sei, und aus den Dingen, so unmöglich sind, machet er alles möglich.“

Dieser Luther ist lächerlicherweise noch immer eine Autorität in sogen. protestantischen Glaubenssachen; er ist der Cyklop, der den Katholicismus mit seiner ledernen Kritik todtschlagen wollte! Was Wunder, daß der Protestantismus selbst keine Kritik vertragen kann, wenn er in Glaubensangelegenheiten eben so blödsinnig auftritt wie der Katholicismus.

Wenn die exacten Wissenschaften, wenn der gesunde Menschenverstand zehntausendmal den Lutheranern nachweist, daß Stiefelwichse schwarz ist, so ist sie doch, kraft der Allmacht des Glaubens, weiß oder himmelblau. Der Rothwein, den die Christen bei ihrem Abendmahl trinken, ist, wenn ihn auch Jedermann sofort am Geschmack als einen gewöhnlichen Krätzer erkennen sollte, trotzdem das Blut Christi. Obgleich die Originalmanuscripte der Bibel nirgends vorhanden sind, so schwört doch Luther Stein und Bein, daß die biblischen Schriften nicht allein von den Männern geschrieben sind, deren Namen sie ertragen, sondern auch, daß unser Herrgott sie persönlich ihren Verfassern eingeblasen habe!

Wenn durch die Geologie auf das Unzweifelhafteste nachgewiesen wird, daß das Menschengeschlecht wenigstens ein Alter von 90,000 Jahren aufzuweisen hat, oder daß zu gleicher Zeit mit der sogen. Alluvialschichte menschliches Leben erst entstand, daß um jene Zeit zuerst die Bedingungen vorhanden waren, unter welchem menschliche Organismen sich bilden konnten, und den allgemeinen Naturgesetzen gemäß sich bilden mußten — so kommen trotzdem die Glaubensritter und geben ein Affidavit ab, daß sie beweisen können, die Welt sei vor 6000 Jahren erschaffen und Adam der erste Mensch gewesen.

Nach der jüdischen Auslegung wäre Adam etwas spä-

ter, nämlich nach 5615 Jahren, aus einem Erdenkloß gefirt worden; nach der christlich-griechischen, welche die Berechnung der Septuaginta (der siebenzig Dollmetscher) annimmt, vor 7362 Jahren; also differiren diese Gläubigen, die Alles so genau wissen wollen, bei diesem Cardinalpunkt schon um 1747 Jahre! Die vier Species der Gläubigen sind aber eine ganz andere Sorte von Rechnen als des seligen Adam Ries. In einem reellen Geschäft würde man sie nicht zu Buchhaltern gebrauchen können, eher vielleicht in irgend einem schwindelhaften Bankgeschäft; denn bei ihnen ist drei vier und drei eins, je nachdem es ihnen gerade paßt, wie z. B. in der Dreieinigkeitslehre.

Die ältesten ägyptischen Grabmalereien, von denen Specimen noch vorhanden sind, beweisen ferner, trotz der jüdischen und christlich-griechischen Auslegungen, auf das Handgreiflichste, daß Aegypten schon 50000 Jahre vor Christo ein geordneter und civilisirter Staat gewesen. Das verschlägt aber den Gläubigen nichts. Adam ist und bleibt doch durch die Allmacht des Glaubens der erste Mensch.

Es giebt heutigen Tages, Dank der unermüdlichen Regsamkeit der Forscher, Thatsachen, welche auf eine ebenso einfache wie schlagende Weise die mosaische Mythe vom Alter der Welt in die Pfanne hauen. So weiß man z. B. aus bestimmten Beobachtungen, wie viele Jahre nöthig sind, um auf den Guanoinseln eine Schicht des bekannten Düngers entstehen zu lassen; addirt man nun das Alter der sämmtlichen Schichten so kommen über 12,000 Jahre heraus!

Ferner ist schon längst historisch nachgewiesen, daß die Mesopotamische oder Noah'sche Fluth fast gleichzeitig mit ähnlichen Ereignissen in den Niederungen von China, um 2300 Jahre vor Christo, stattgefunden; daß aber schon 2500 vor Christo, also vor dieser Fluth, Babylon die Hauptstadt eines mächtigen auf einer bedeutenden Kulturstufe stehenden Reiches war, daß in dieser vorsündfluthlichen Epoche ägyptische Handelsschiffe zu wiederholtenmalen an der Mündung des Euphrat und Tigris erschienen waren und Babylon nach der Fluth mit neuem Glanze wieder hergestellt wurde.

Weiter! eine Menge bis auf uns gekommene Dokumente, Antiquitäten, Baudenkmäler, Inschriften u. s. w. beweisen, daß der älteste Oblisk von Heliopolis im 23. Jahrhundert vor Christo, also kurze Zeit vor der Noah'schen Sündfluth, errichtet wurde, und daß die ganze Geschichte der Israeliten, von Noah bis Mosis, in die Periode der egyptischen Hyksoskönige, also in einem Zeitraum von etwa 500 Jahren fällt.

Da nun nur drei Paare in der Arche gerettet wurden, so müßten in genannter Zeit alle Racenunterschiede der Menschheit sich gebildet haben! und die Neger z. B. bereits entstanden sein, wenn nicht etwa Adam und Eva von vornherein schwarz gewesen sind. Daß das Klima auf die Körperbildung, Hautfarbe u. s. w. einen bedeutenden Einfluß ausübt, wird nicht geläugnet, aber nun ist das Klima von Vorderasien und Aegypten nicht so verschieden, daß es solche Racen-Unterschiede in so kurzer Zeit hätte hervorbringen können.

Als Abraham um 367 nach der Alles ersäufenden Sündfluth nach Aegypten kam, fand er dort einen vollkommen geordneten Staat, Fürsten, Höfe und Höflinge; Künste und Wissenschaften, Ackerbau und Gewerbe blühten, kurz alle Anzeichen waren vorhanden, daß die dortige Menschheit von einer älteren Zeit, als die Sündfluth, datirte, daß etwas mehr als 367 Jahren verflossen sein mußten, bevor sie auf einer solchen Stufe der Kultur angelangt sein konnten.

In einem Zeitraum von kaum 400 Jahren müssen also für die Gläubigen durch drei Paare die sämmtlichen Welttheile, inclusive Amerika, bevölkert worden sein. Nehmen wir die heutige Populationsstatistik zur Hand und untersuchen dann, ob irgendwo auch nur annäherungsweise eine solche kaninchenmäßige Vermehrung vorkommt. Betrachten wir die Skala, nach welcher z. B. sehr zahlreiche fürstliche Familien der Gegenwart, deren Stammbaum noch weiter zurückweist als 400 Jahre, sich vermehrt haben, und man wird zugeben müssen, daß es wahrer Wahnsinn ist, zu behaupten, daß sechs Menschen sich in einer so kurzen Zeit eine solche Masse Nachkommen sollten erzeugt haben, daß die ganze Erdenrunde damit bevölkert werden könnte. Existirte eine solche Zunahme in der Wirklichkeit, dann würde man z.B. in Deutschland vor lauter Krautjunkern, Barönchen u. anderem edelem Ungeziefer nicht mehr spucken können. Dero von Itzenplitz, von Riedesel, von Manteufel von Vincke u. s. w. würden allein schon sich dergestalt vermehrt haben, daß kein Fuß breit Land mehr übrig bliebe für Schulze, Müller, Meier und andere biedere bürgerliche Nachkommen Noahs.

Doch dem Gläubigen sind, wie gesagt, alle Dinge möglich. Was ist aber diese Allmacht des Glaubens anders, als die Allmacht der Phantasie? Was weiter, als die „nassen Traumgestalten" einer verwilderten Einbildungskraft?

Der Glaube beschäftigt sich eigentlich nur mit Wundern, mit dem Unglaublichen, Mysteriösen, Unverständlichen. Deshalb ist das Wissen und Glauben einander diametral entgegengesetzt. Das Wissen kann nie glauben, im hergebrachten Sinne des Worts, und der Glaube darf sich nie auf das Wissen einlassen; thut er das, dann ist er verloren, dann hört er auf Glaube zu sein. Jeder solcher Glaube ist Köhlerglaube; wer einmal Etwas glaubt, wofür er sich nicht Rechenschaft, keine stichhaltigen Gründe anzugeben vermag, der muß consequenterweise alles Mögliche glauben; denn: „Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?" (1. Moses 18. 14.)

Der Glaube bindet sich an keine Gesetze der Natur. Die Quellen der Wärme z. B. sind für ihn nicht die Sonne, die Electricität, die chemischen und mechanischen Prozesse, sondern ein unbegreifliches und nebelhaftes Etwas, von dem er positiv so wenig weiß, wie Eva von Crinolinen gewußt hat.

Der vulgäre Glaube ist der despotischste aller Despoten; er unterscheidet sich angeblich von diesen dadurch, „daß er nicht derer Dinge ist, die man sieht, sondern derer, die man nicht siehet."

Indessen ist doch dafür Sorge getragen, daß man ihn nicht allein zu sehen und zu hören, sondern auch zu fühlen bekommt.

Dies zeigt sich am Besten in Italien, wo die Bevölkerung sich bereits weit mehr emancipirt hat von dem religiösen Humbug, als in manchen sogenannten protestantischen Ländern, wie dies schon früher in unsern Artikeln über den Verfall des Papstthumes in Italien nachgewiesen wurde.

(Eingesandt.)

Das ökumenische Concil.

Von einem Fackelleser.

Durch die Reformation schon hat das Papstthum viel von seinem Einfluß und seiner Gewalt verloren, mit dem fortschreitenden Geiste der Menschheit noch mehr, am meisten aber in der neueren und neuesten Zeit, seit Napoleon 1. den Papst als Gefangenen von Rom nach Frankreich abführen und den Kirchenstaat zu einer Republik errichtete. Zwar versuchte der wieder eingesetzte Papst und seine Nachfolger durch Herstellung von Klöstern, Wiedereinsetzung der Jesuiten ꝛc. auf alle mögliche Weise den Glanz und die Macht des päpstlichen Stuhles wieder zu heben, allein die alte Gewalt desselben war nicht wieder in seiner früheren Glorie herzustellen. In der neuesten Zeit, seit Italien frei ist, hat die Gewalt der päpstlichen Hierarchie noch mehr abgenommen nnd fristet sein Dasein in Rom nur noch durch Hülfe französischer Bajonette. Trotz dem, daß es in den letzten Zügen zu liegen scheint, erhebt es sein Haupt nochmals und ladet die ganze Christenheit zur Beschickung eines in Rom am 8. Dez. dieses Jahres abzuhaltenden Concils ein. Erfreulich ist aber zugleich zu hören, daß von allen Fortschrittsfreunden eine Versammlung nach Neapel ausgeschrieben worden ist, als eine Demonstration gegen das ökumenische Concil, um zu zeigen, daß das Volk jetzt nicht mehr wie in frühern Zeiten geneigt ist, sich dem Ausspruch des einzelnen unfehlbaren Papstes zu unterwerfen. Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, auf die früheren Concils einen Rückblick zu werfen.

Die Protestanten haben zur Zeit der Reformation ein freies National-Concil oder eine allgemeine Kirchenversammlung oft verlangt, konnten aber in der Versammlung von Trient, die vom Papst geleitet wurde und ihre Geschäfte mit der Verdammung der evangelischen Lehre begann, kein Concil erblicken, wie sie es selbst begehrt. Die Päpste haben die Oberhoheit der allgemeinen Kirche niemals anerkannt und gingen aus dem letzten Kampfe thatsächlich als Sieger hervor. Die letzte, von Karl 5. dem Papste Paul 3. endlich abgezwungene Kirchenversammlung war die von Trient, 1545—63, aus Anlaß der deutschen Reformation.

Auf dieser Versammlung wurde nicht blos die katholische Lehre gegenüber dem Protestantismus endgültig festgestellt, sondern der Papst und die Pfaffen behielten auch das letzte Wort auf das Bestätigungs- und Auslegungs-Recht der Concilienbeschlüsse. Doch besteht in der katholischen Kirche zwischen dem curialistischen und dem episkopulistischen System ein noch immer nicht ausgeglichener Streit.

Nach dem erstern hat der Papst auch der allgemeinen Synode gegenüber, die nur als sein Beirath erscheint, vermöge seiner Unfehlbarkeit die volle kirchliche Souveränität; nach dem letztern ist er unfehlbar nur sofern er als Präsident des Concils dessen Beschlüsse in Sachen des Glaubens und der Sitten verkündigt, und seine Bestätigung dieser Beschlüsse macht dieselben nicht erst gültig, sondern beurkundet nur, daß sie formell auf gesetzliche Weise gefaßt sei. Uebrigens ist seit dem Trientiner Concil kein neues wieder gehalten worden, und das neue Dogma über die unbefleckte Empfängniß der Maria ward nicht nach einem Concilienbeschluß, sondern nur nach Anhörung einer Rathsversammlung speciell dazu eingeladener Kirchenfürsten von Pius 9. verkündigt und von der katholischen Kirche allgemein angenommen.

Seit dem Trientiner Concil hat das Papstthum sich gegen Einberufung neuer Synoden fortwährend gesträubt.

Als ökumenische, die ganze christliche Welt vertretende Concilien erkennt die katholische Kirche nebstdem angeblich von den Aposteln zu Jerusalem gehaltenen, folgende 18 an:

1) Das erste zu Niceä, 325, wo die Lehre vom Sohne Gottes gegen Arius festgesetzt wurde; 2) das erste Concil zu Konstantinopel, 381, unter Theodosius dem Großen, welches die Lehre vom heil. Geiste bestimmte; 3) das erste ephesinische, 431, unter Theodosius dem Jüngern, welches, gegen den Nestorianismus gehalten, Satzungen über die Gottheit Christi und über Maria gab; 4) das zu Chalcedon, 450, unter Kaiser Marcian, auf welchem das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo gegen den Abt Eutyches und die Monophysiten, (welche nur eine Mensch gewordene göttliche Natur in der Person Christi annahmen) seine näheren Bestimmungen erhielt; 5) das zweite zu Konstantinopel, 553, unter Justinian über die chalcedonische Synode, über Origenes und die Kapitel; 6) das dritte zu Konstantinopel, 681, unter Kaiser Konstantin 5., Pogonatus, gehalten zur Verdammung der Monotheleten, (welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte,

aber wegen der Einheit der Person die Einheit des Wollens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß sein menschliches Wollen und Thun im göttlichen untergegangen, von diesem gleichsam verschlungen gewesen sei); 7) das zweite zu Nicäa, 787, unter der Kaiserin Irene und ihrem Sohn Konstantin, gehalten zu Gunsten des Bilderdienstes, wogegen Karl der Große, die Synode zu Frankfurt, 794, hielt; 8) das vierte zu Konstantinopel, 849, unter Kaiser Basilius und Adrian 2.; 9) das erste lateranensische zu Rom, 1122, unter Heinrich 5., berufen durch Calixtus 1., veranlaßt durch den Investiturstreit, dem das Calixtinische Concil ein Ende machte; 10) das zweite lateranensische, 1139, unter Konrad 2. und Innocenz 2.; 11) das dritte lateranensische, 1179, unter Friedrich 1., berufen von Alexander 3.; 12] das vierte lateranensische, 1215, unter Friedrich 2. und Innocenz 3., wo unter andern die Lehre von der Transsubstantation [Verwandlung des Weines und Brodes in den Leib Christi] ihre kirchliche Bestätigung erhielt; 13] die erste lyoner — ökumenische — Synode, 1245, unter Friedrich 2. und Innocenz 4.; 14] die zweite lyoner — ökumenische — Synode, 1275, unter Rudolph 1. und Gregor 10.; 15] die Synode zu Vienne, 1311, unter Heinrich 7. und Clemens 5.; 16] das Concil zu Konstanz von 1414—18, die größte aller Kirchenversammlungen, welche den Grundsatz, daß ein allgemeines Concil über dem Papst sei, erneute, das Schisma beilegte, 1415 Huß 1416 Hieronymus verdammte; 17] das zu Basel von 1431—49, das eine Reformation in der Verfassung und Zucht der Kirche bezweckte, dessen Autorität aber von der katholischen Kirche von der Zeit an, wo die Versammlung durch den Papst aufgelöst ward, nicht anerkannt wird; 18] das Tridentinische von 1545—63, unter Karl 5. und Ferdinand 1. von Paul 3. berufen.

Hoffen wir, daß das diesjährige entweder nicht stattfinden, oder das letzte sein werde, und daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo der Papst gestürzt, dessen Vorgänger die Menschheit so lange in geistigen Fesseln gehalten haben. Möge es bald so weit kommen, daß in der nächsten Generation, wenn Reisende nach Rom kommen, sagen können, hier hat dieser die freie Geistesentwicklung beschränkende Götze einst gehaust. Doch es regt und rührt sich überall. Es sind nicht mehr die Zeiten des Bannes und Interdiktes, noch die eines Hildebrand und Gregor 10., wo gekrönte Häupter sich vor dem Papste demüthigen mußten. Sogar viele Katholiken sind gegen eine Beschickung des Concils, wo der ohnmächtige Versuch gemacht werden soll, die immer mehr sinkende Macht der bestürzten Pfaffen zu unterstützen und aufrecht zu erhalten.

Der Katholicismus will wenigstens in den katholischen Ländern seine mittelalterliche Macht wieder herzustellen suchen, er will neue Pläne schmieden zur Unterwerfung und sich zu dem großen Kampfe rüsten, der zwischen der Reaction und dem Fortschritt bevorsteht. Er erkennt, daß er theoretisch überwunden ist, allein gerade deshalb will er die Praxis nicht aufgeben, sondern rüstet sich zum Streite auf Leben und Tod.

Ins finstere Mittelalter wollen jene Eulen zurück, die das Licht der Aufklärung in die nachtgewöhnten Augen beißt. Darum wollen sie das, selbst unter ihren Gläubigen erwachende geistige Bedürfniß mit neuem Unsinn füttern. Was auch das Resultat des Concils sein mag, Concessionen kann der Katholicismus nicht machen, sonst ist er verloren, er kann daher nicht vorwärts, sondern nur rückwärts gehen, und nur neue Insulte gegen den gesunden Menschenverstand und die Bildung hervorbringen.

Man will den Massen Stoff zum Grübeln geben, und deßhalb will man alten scholastischen Schund wieder aufwärmen, und theologische Streitigkeiten aufs Tapet bringen, die schon längst vergessen sind, oder nur noch unter Lachen gedacht werden.

Der Verfall des Glaubens.

Die Menschheit hat die Kinderschuhe ausgezogen, sie ist aus dem Zeitalter der Romantik, aus der verschwommenen Gefühlsduselei und dem unstrebsamen Träumen herausgetreten und in das Stadium des Realen und Natürlichen gelangt. Die Religion ist nicht allein vernichtet durch den Aufschwung der Wissenschaft, nein, sie ist in den absolutesten Widerspruch zu der natürlichen Welt und dem Leben und Streben der Menschen gerathen. Die Religion vergangener Jahrhunderte ist nicht länger mit einer Zeit vereinbar, deren Richtung eine ganz andere geworden ist. Und lebt die Religion auch noch im Glauben von Tausenden fort und wird sie auch noch von Tausenden ausgeübt, so hat sie doch die Praxis gegen sich und dies ist die nothwendige Bedingung ihres Untergangs. Die Befreiung der Menschheit ist nicht mehr so fern, seitdem der Drang der äußeren Verhältnisse nicht mehr den religiösen Drang in sich trägt, sondern demselben gerade entgegengesetzt ist.

Was verkündet das Christenthum als seinen Zweck? Es will die Abtödtung des Fleisches, das Entsagen von allem Irdischen und ein kopfhängerisches, gottseliges Erdenwallen, das nur eine Vorbereitung für die zu erlangende himmlische Existenz sein soll. Die Erde ist dem Christenthum ein Jammerthal, und sich von ihr immer mehr zu entfernen und immer mehr dem Himmel zuzuwenden, wird als Verdienst angerechnet. Der Mensch ist dem Christenthum ein unwürdiger Sünder, schon seine Geburt ist Sünde, und Sünde soll Alles sein, was ihn umgiebt und was er anrührt. Das Irdische und Fleischliche wird zum Fluch gestempelt,

vor dem man sich nur durch fortwährendes Vergeistigen und Verhimmeln retten kann. Der Lehre des Christenthums nach wäre das der beste Mensch, der gar keinen Körper hätte, oder wenigstens nur aus einem Skelette bestünde. Daß diese Lehre der Unnatur mit dem menschlichen Wesen und den menschlichen Verhältnissen früher oder später in den eclatantesten Widerspruch gerathen mußte, bedarf keines Beweises. Das Christenthum selbst fühlte diese Gefahr, die nothwendig herannahen mußte, und darum empfahl und befahl es das Kasteien und Kreuzigen des Fleisches, es empfahl und verordnete gewisse Gelübde, wie die der Armuth, der Keuschheit, der Demuth und des Gehorsams, es befahl Fasten und Beten, Wallfahrten und Opfer; allein doch war es nicht im Stande, die Gefahr abzuwenden, doch wurde sich der Mensch immer mehr seiner Menschlichkeit und des qualvollen Widerspruches bewußt, in den ihn das Christenthum zur Entfremdung von allem Natürlichen und Guten gedrängt hatte, doch begann die Richtung der Zeit eine immer mehr irdische und reale zu werden, der Gefühlsdusel verschwand, die christliche Romantik verschwand vor der unbeugsamen Wirklichkeit und es begann der Verfall des Glaubens, mit ihm aber das Erwachen des gesunden Menschenverstandes und das Streben nach Rückkehr zur Sittlichkeit und Natürlichkeit.

Und was ist die Richtung der Gegenwart? Ist ihr Streben das schattenartige Seufzen, das sich von dem Irdischen abwendet und die blutig kasteiten abgemagerten Hände nach dem überirdischen Himmel ausstreckt, dessen Erreichung sein einziger Wunsch, sein einziges Ziel ist? Gewiß nicht! Das Streben der Gegenwart ist vor Allem ein materielles, es ringt nach sichtbaren Genüssen, und statt sich ganz dem Himmel zu widmen, gehen seit den letzten Jahrhunderten alle menschlichen Kämpfe nur darauf hinaus, es sich besser und wohnlicher auf der Erde einzurichten.

Das Christenthum ist zur leeren inhaltslosen Form geworden, und selbst seine Bekenner sind nur Christen im Wort und in der Form, da das Wesen gar nicht mehr ausführbar ist. Wo sind heut zu Tage jene wahren christlichen Heiligen, die sich mit dem entblößten Allerwerthesten in einen Ameisenhaufen setzen, oder sich nackt im Schnee herumwälzen, oder Tage lang auf einer Säule stehen, oder in Höhlen wohnen, um das sündige Fleisch genügend zu kasteien? Der allerfrömmste Christ würde sich heut zu Tage für ein derartiges Manövre bedanken und lieber auf einige Jahre himmlischer Seligkeit, als auf seinen irdischen Comfort verzichten. Es würde sich heut zu Tage Keiner finden, der nicht verrückt und Christ genug wäre, um sich wie weiland jene alten christlichen Heiligen mit halbem Körper in den Boden eingraben zu lassen, Heuschrecken zu fressen oder sich einen Stachelgürtel um den Leib zu binden. Selbst die christlichen Pfäfflein thun nichts weniger, als fasten und entsagen. Diese Zeiten des Träumens und Schwärmens sind vorüber. Mit ihnen verschwand aber auch der einzige Halt, der einer so unnatürlichen und widersinnigen Lehre, wie dem Christenthum, zur Stütze dienen konnte.

Nicht mit Unrecht befürchtet das Christenthum das Herannahen des Anti-Christs: das Zeitalter selbst ist antichristlich geworden. Nicht allein, daß jetzt Keiner mehr heilig gesprochen wird, nein, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, die Telegraphen und Maschinen, kurz alle die Resultate der Naturwissenschaft, das Lichten des Urwalds und das Hervorzaubern neuer Städte und Staaten zeigt gewiß nicht den Vorsatz der damit beschäftigten Menschheit an, sich der Erde immer mehr zu entwöhnen und dafür dem Himmel immer näher zu kommen. Nein, das Streben der Zeit ist gerade der Gegensatz des christlichen Strebens, es ist materiell, vorwärts drängend, irdisch, natürlich, revolutionär und trachtet nach Glück und Wohlergehen vor dem Grabe, während das christliche Streben verhimmelt, versenzt, unnatürlich, überirdisch und demüthig ist, und auf der Erde nur Leiden will, um sich jenseits in der faden Gesellschaft körperloser Seraphine durch die Ewigkeit zu langweilen. Die Zeit selbst ist also gegen das Christenthum. Der Glaube ist veraltet und hätte sich längst nicht mehr halten können, wenn ihn nicht das Geld oder die Bajonette gestützt hätten. Aber auch diese Trabanten werden noch überwunden werden und so kehrt die Menschheit nach Jahrtausende langer Irrfahrt durch das Luftreich des Wahns und der Einbildung endlich auf die Erde und zur Menschlichkeit zurück.

Das ist der Gang der Entwickelung. Das Unnatürliche und Unsittliche fällt vor der zur endlichen Geltung gelangenden Natürlichkeit und Unsittlichkeit. Und mit dem Fall des Unnatürlichen und Unsittlichen fallen auch die Kirchen und die Klöster mit ihren Bonzen und Pfaffen und dem langen Gefolge all der Leiden und Schlechtigkeiten, all' der Unmenschlichkeit und Thorheit, deren Mutter die Kirche ist.

Katholische Glaubensregeln.

(Aus den Werken der berüchtigsten Jesuiten zusammengestellt für die „Fackel."

1] Wer sich für eine schlechte That bezahlen läßt, muß das Geld zurückgeben, wenn er sie nicht vollbringt; im andern Falle kann er es füglich behalten.

Pater Molina.

2] Nimmt ein Richter ein Geschenk an, so muß er es zurückgeben, wenn das Urtheil, wegen dessen er es empfangen, gerecht ist; ist das Urtheil ungerecht, so hat er das Geld dafür verdient und kann es mit Recht beanspruchen.

Aus dem Werk: „praktische Theologie."

3] Eine Frau darf ihrem Manne stehlen, was sie zur Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse braucht.

Abhandlung über allgem. Moraltheologie.

4] Wenn Jemand schwören will, ohne verpflichtet zu sein, seinem Eid nachzukommen, so braucht er nur die Worte des Schwures zu verdrehen, indem z. B. statt juro, ich schwöre, sagt: uro, ich brenne. Eine solche Verdrehung kann als Zufall gelten und ist daher eine leicht verzeihliche Sünde. Pater Samhep.

5] Man kann getrost schwören, etwas nicht gethan zu haben, was man gleichwohl gethan hat, wenn man nur bei sich denkt: ich schwöre, es nicht gethan zu haben an dem und dem Tage, oder vor meiner Geburt, oder etwas Aehnliches. Dieses Verfahren ist nicht nur bequem, sondern auch gerechtfertigt, wenn es sich um Ehre, guten Namen oder Hab' und Gut handelt. Pater Samhep.

6] Ein Kaufmann, dem man zu wenig für seine Waare bietet, kann sich eines falschen Gewichtes bedienen und mit gutem Gewissen vor Gericht schwören, er habe es nicht gethan, indem er bei sich denkt: nicht zum Schaden des Käufers. Pater Gobart.

7] Wenn du Jemand tödtest in Selbstvertheidigung darfst du dreist vor dem Richter schwören, du habest es nicht gethan, im Gedanken zusetzend: nicht ungerechter Weise.

Pater Gobart.

8] Ein heimlich begangenes Verbrechen darf man läugnen, während man sagt, man habe es nicht begangen, setze man nur für sich hinzu: nicht öffentlich.

Pater Stop.

9] Ein Sohn, welcher im Zorne seinen Vater todtschlägt, darf sich dieses Todschlags freuen um der Erbschaft willen, die ihm zufällt, denn der Mord war nicht überlegt und hat einen guten, wenigstens keinen bestimmt schlechten Zweck, nämlich die Erwerbung der Erbschaft.

Pater Gobart.

10] Christliche und katholische Kinder dürfen ihre eigenen Väter der Ketzerei anklagen, wenn sie auch wissen, daß dieselben deswegen verbrannt oder sonst getödtet werden.

Etienne Facundep.

11] Kinder dürfen ihren Eltern nicht nur die Nahrung vorenthalten, sondern dieselben ohne weiteres tödten, wenn die Eltern sie zum Abfall vom Glauben zwingen wollen.

Derselbe.

12] Wenn Jemand durch ein ungerechtes Urtheil geschädigt wird, darf er zur Abhülfe den Richter tödten, der das Urtheil erlassen hat. Derselbe.

13] Darf ein Sohn seinen geächteten Vater tödten? Wenn der Vater der Menschheit schädlich ist, sicher.

J. de Dicastillo.

14] Im Allgemeinen kann man einen Menschen umbringen um den Werth eines Thalers.

Escobar, P. Taberna.

15) Die Frage, ob man sich, wenn angegriffen, vertheidigen darf bis zum Morde des Angreifers, ist zu bejahen, sofern der Mord ohne Aufsehen geschehen kann; das Recht einer derartigen Vertheidigung steht nicht nur Privatpersonen so gut wie andern; sondern auch dem Untergebenen gegen seinen Obern, dem Sohne gegen seinen Vater, einem Geistlichen oder Mönche gegen den Laien und umgekehrt, ohne irgend einen Unterschied.

P. Franciscus Amicus.

16) Es ist erlaubt zu tödten in Selbstvertheidigung, gleichviel wer der Angreifer ist: der Sohn mag seinen Vater umbringen, die Frau ihren Mann, der Diener seinen Herrn; das Beichtkind seinen Pater, der Soldat seinen General, der Untergebene seinen Vorgesetzten, der Angeklagte seinen Richter, der Schüler seinen Lehrer, der Unterthan seinen Fürsten. P. Jean Apor.

17) Ganz gewiß ist es erlaubt, einen Dieb zu tödten, um der Erhaltung der zum Leben nöthigen Güter wegen, weil mit ihrem Verluste das Leben selbst gefährdet wird. Wenn die gefährdeten Sachen nicht unbedingt zum Leben nothwendig sind, ist der Fall zweifelhaft.

Abbe Moullet.

18) Ein Mensch, den der Papst verdammt hat, darf niedergestoßen werden, wo man ihn findet.

P. Larroix.

19) Die Priester dürfen die Laien tödten, um in den Besitz ihrer Güter zu kommen. P. Molina.

20) Jeder hat das Recht, den zu tödten, dessen Zeugniß seinem guten Namen nachtheilig oder seinem Leben gefährlich ist. P. Larroix.

21) Der Vater kann seine Tochter, der Mann seine Frau ermorden, wenn er sie über dem Ehebruche ertappt; ja er kann einen Sohn, einen Diener oder selbst einen Fremden mit dem Morde beauftragen. Derselbe.

22) In jedem Falle, wo ein Mensch das Recht hat, einen andern zu ermorden, kann ein dritter dies für ihn thun, vorausgesetzt, er thut es aus Freundschaft.

P. Busenbaum.

23) So gut wie man das Recht hat, seinen Gegner körperlich zu tödten, kann man ihn auch moralisch vernichten, indem man ihm Verbrechen nachsagt, die er nicht begangen hat. P. Guimenes.

24) Die Lehre der Jesuiten ist ganz allein aus ihren Büchern zu schöpfen, nicht aus ihren Predigten.

P. Gretser.

25) Die Jesuiten ändern sich nicht; wie sie zuerst waren, sind sie noch heute; an einem Orte verjagt, arbeiten sie an einem andern um so thätiger, denn Ruhe kennen sie nicht.

Constitution des Ordens.

Ein Abschiedswort an die geehrten Leser der „Fackel."

Ich bin überzeugt, daß diese Ueberschrift von den Lesern der „Fackel" nicht mit Ueberraschung gelesen werden wird. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Worte, die ich heute zu Ihnen zu sprechen habe, gar Manchen derselben ebenso schmerzlich berühren werden, als es mich ergreift, den Freunden meines verstorbenen Mannes, Nah und Fern, der im Dienste der Freiheit so manchen harten Kampf gekämpft, ein Lebewohl zuzurufen.

Aber ich bin blos eine Frau, die nicht wie ein Mann den Strapazen und Gefahren eines so undankbaren Feldes gewachsen ist, daß blos manchmal durch einen heitern Sonnenstrahl wohlthätig erwärmt und erleuchtet wird, ich habe aber noch andere Pflichten zu erfüllen, ich muß die Erziehung meiner noch minderjährigen Kinder leiten und überwachen, die, wenn ich immer für „Fackel" oder doch einen großen Theil des Jahres auf Reisen behufs Collektion für dieselbe und Bücher verkaufen sein sollte, zu sehr der mütterlichen Obhut beraubt sein würden; Geschäftsreisen sind nebenbei gesagt, für eine Frau viel beschwerlicher und unangenehmer wie für einen Mann; ich muß suchen, mir eine mehr sichere, bequemere Existenz zu gründen, um nicht den Wechselfällen eines ungewissen Schicksals unterworfen zu sein.

Ein und zwanzig Jahre hat mein geliebter verstorbener Mann muthig im Dienste des Fortschritts und der religiösen Aufklärung ausgehalten und das bittere Loos derjenigen ertragen, die den harten undankbaren Dienst der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit dem bequemen und gewinnreichen Dienst der Heuchelei und des Unrechts vorzuziehen den Muth haben.

Natürlich kann ich mich nicht zu diesem Rückschritt entschließen, ohne noch ein letztes herzliches Wort an die vielen warmen und wackeren Freunde meines verstorbenen Mannes, (trotzdem er auch so viele bittere und unversöhnliche Feinde hatte), die er unter seine Anhänger zählte, zu richten.

Zögernd und mit Schmerz scheidet man von der geliebten Heimath, von seinem Mutterlande, von der Stätte, die einem theuer geworden ist, so geht es auch mir, man kann es mir nicht verdenken, wenn ich mit Wehmuth und Trauer im Herzen auf der Schwelle des Blattes verweile, daß mein verstorbener Mann groß gezogen, dem er Jahrlang alle seine Zeit, seinen Fleiß, seine Sorgfalt gewidmet hat, und mit dessen Bestehen er so viele Jahre gleichsam verwachsen war.

Die „Fackel" hat, obwohl sie im Anfang blos klein, unbedeutend und uneinflußreich war, und mit vielen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten von Seiten der Pfaffen und des Fanatismus zu kämpfen hatte, sich emporgearbeitet, im Verlauf der Zeit hat sie wie eine Sonne vom Mexikanischen Golf bis in die kalten Regionen des Lake Superior, von Florida bis in die Schneegefilde Minnesota's, vom Atlantischen bis an das Stille Meer geleuchtet, überall Licht und Aufklärung unter dem Volke verbreitend, den Pfaffen und Muckern ein Dorn im Auge.

Ueberall hat sie, obwohl dünn gesät, was allerdings noch zu bedauern ist, Leser und theilnehmende Freunde.

Mit Stolz kann ich behaupten, daß die „Fackel" sich trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten eine Bahn gebrochen hat, die sich ihr im Anfang und Verlaufe ihres Bestehens entgegen thürmten, trotz Aberglaube, Fanatismus und Geld hat die „Fackel" das Feld behauptet.

Die Grundsätze, welche die „Fackel" bisher verfochten hat, beruhen auf unwandelbar r Ueberzeugung und werden stets die Principien freier Männer und des Fortschritts sein.

An Euch, Ihr alten, bewährten Kämpfer des Fortschritts, der religiösen Aufklärung und der Freiheit ergeht der Ruf, das Banner des Fortschritts nicht sinken zu lassen, werdet nicht muthlos und verzweifelt nicht an der Menschheit, alle Reformatoren und Freunde der Menschheit waren einst in der Minderzahl, wie z. B. Luther ꝛc., deshalb schaart Euch zusammen, die Ihr über die Union zerstreut wohnt zu einem dichten Phalanx und gebt nie und nimmer die Grundsätze auf, die Eurem Herzen so theuer geworden sind; denn die Wahrheit siegt und muß endlich siegen, wie das Licht, ihr Bild, laßt Euch nicht durch das materielle Streben dieser Welt abhalten, in der Sache des Fortschritts und der Aufklärung lau zu werden, sondern steht ein für Eure Grundsätze, gerade wie Eure Gegner auch, die uns in ihrem Eifer für ihre Sache oft beschämen.

Ich scheide mit dem Bewußtsein, theure Freunde, daß mein Mann ehrlich gestrebt und nur das Beste für die Menschheit gewollt hat. Niemand kann sagen, daß er von seinen Grundsätzen abgewichen ist, er hat gethan, was in seinen Kräften stand. Und wenn sein Wirken nicht ganz fruchtlos war, wenn der Saame, den er zu säen bemüht war, bisweilen auf fruchtbares Erdreich gefallen ist, wenn das Streben der „Fackel" auf dem Gebiete der Religion so Manchen die Augen geöffnet und Licht verbreitet hat, wenn den Klauen des Pfaffenthums so manche Seele entrissen worden ist, wenn dem wahren Menschenthum so mancher Mensch erhalten wurde, so war dies freudige Bewußtsein sein schönster Lohn, den er empfunden hat.

Mein verstorbener Mann hätte durch seine Talente eine ganz andere Laufbahn haben und eine höhere Stellung einnehmen können, allein er verschmähte es, widmete sich unermüdlich der Aufklärung des Volkes, er hätte ebenso wohlhabend werden können, wie seine früheren Mitarbeiter auf diesem Felde, die um schnöden Gewinnes willen dies undankbare Gebiet der Aufklärung des Volkes verließen, um bequem mit dem Strome und der Mehrheit fahrend, sich eine unabhängige Existenz und Wohlstand verschafften, aber er verzweifelte nie und wurde nicht muthlos auf der einmal betretenen Bahn, obwohl dies in pecuniärer Hinsicht nicht sein Vortheil war.

Ich hatte die Absicht, schon mit der vorigen Nummer

zu schließen, allein der Wunsch meines verstorbenen Mannes, daß dieselbe, namentlich da schon zum Theil dafür collectirt war, dieses Jahr fortgesetzt werden sollte, bewogen mich, sie auch noch weiter erscheinen zu lassen, allein in meinen ungünstigen pecuniären Umständen sehe ich mich veranlaßt, namtlich da ich noch viele rückständige Schulden zu tilgen hatte, um mir weitere unnöthige Kosten zu ersparen, die beiden noch zu erscheinenden Nummern in eine zu vereinigen, um sowohl dem Wunsche meines verstorbenen Mannes zu entsprechen, als auch gegenüber den geehrten Abonnenten, die zum Theil bereits im Voraus bezahlt haben, gerecht zu werden, was hiermit geschieht.

Da die „Fackel" jetzt ein sicheres Fundament hat, so wäre es zu wünschen, wenn die Freunde des Fortschritts und der Aufklärung sich vereinigen würden, um ihr Fortbestehen zu sichern, was entweder dadurch geschehen kann, daß sie bleibende Abonnenten zu sein versprechen, oder indem sie einen Actienantheil daran nehmen, zur Freude ihrer Gegner sollte sie nicht erlöschen.

Allen Freunden, Unterstützern und Lesern der „Fackel", welche von meinem verstorbenen Manne seit 21 Jahren trotz aller Hindernisse erschienen und fortbestanden hat, den Lesern auf den Prairien des Westens, im sonnigen Süden, in den Alleghany- und Rocky-Mountain-Gebirgen, an den Gestaden des Atlantischen wie des Stillen Meeres, an den Seen des Nordens wie in den Thälern des Mississippi u. Missouri, in den Schneegefilder Minnesota's, wie an den Golf von Mexiko dieses lange, letzte und herzliche Lebewohl.

Sarah Ludvigh.

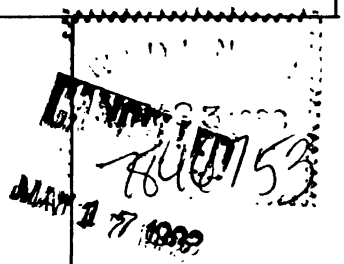
An die geehrte Turnvereine und Leser der „Fackel" im Osten.

Ich kann nicht umhin, hiermit meiner innigsten und herzlichsten Dank sowohl an die geehrten Abonnenten, während meiner östlichen Tour, als auch und namentlich an die Turn-Vereine im Osten auszusprechen, die mich nicht sowohl unterstützten, den Verkauf von meinen Büchern erleichterten, sondern auch in jeder Hinsicht mir das Unangenehme auf meiner Reise, so weit es in ihren Kräften stand, zu erleichtern und angenehmer zu machen suchten, da eine solche Reise namentlich für eine Dame mit viel mehr Unannehmlichkeiten wie für einen Mann verknüpft ist.

Indem ich dies vollständig anerkenne und zum herzlichsten Dank verpflichtet bin, wird die Erinnerung daran noch lange freudig in mir bleiben.

Sarah Ludvigh.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.



3 2044 103 237 350